Princeton University Library
32101 064054800

Digitized by Google

ANNEX LIB

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dreißigster Jahrgang.

1836.

30 I

1–47.

> Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
> Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
> Dann werden selbst der Apollonia
> Eifrigste Priester euch nicht verkennen.
>
> Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1836.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Mailied, von A. Peters. 105.
Resultate, von E. v. Feuchtersleben. 106. 109. 113.
Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren, von Freiligrath. 108.
Lätitia. 111.
Nachts, von L. Seeger. 114.
Ungarische Gedichte, von L. Steinacker. 118.
Gedichte von Valentin Baur. 119. 122. 125.
Blumengruß, von L. Seeger. 123.
Beim Brunnengraben, von A. Stöber. 128.
Gedichte von A. Stöber. 130.

Räthsel.

Obstbaum. 110. — Der Professor und die Wissenschaft. 116. — Gott und die Schöpfung. 122. — Der Kopf. 128.

Erzählungen.

Simplicissimus. 105—110.
Florentinische Nächte, von H. Heine. 2te Nacht. 114—125.

Reisen.

Sierra Leone. 106. 107. 108. — 111.
Briefe von den griechischen Inseln, von Dr. L. Roß. 129. 130.

Naturwissenschaftliches.

Betrachtungen über Europas Urzeit. 120—125.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Altengland und der französische Gesandte. 105.
Spindlers Boa Constrictor. 109.
Eine Session des Pariser Criminalgerichts, von G. B. Depping. 110—116.
Niederländische Chroniken, von A. Reumont. 112. 113.
Rede, gehalten am Schillersfest. 117.
Entdeckungsreisen im Vaterland. 126. 127. 128.
Die Pariser Katakomben. 126—129.

Korrespondenz.

Brüssel. 105. 106. 107. 108. 109. 110. — 120. 121. 122. — Berlin. 107. 108. 109. 110. — 112. — 123. 124. 125. 126. — Lyon. 111. 121. 113. — London. 114. 115. 116. — 128. 129. — Florenz. 118. — Paris. 119. 120. 121. — 130. — Frankfurt. 125. 126. 127. 128.

Kunst-Blatt.

Nro. 35.

Berlin. — Der Pariser Salon 1836. (Forts.) — Malerei. — Ausstellungen. — Denkmäler. — Akademien und Vereine.

(RECAP)
0902
653
834640
Digitized by Google

Nro. 36.

Berlin. (Forts.) — Der Pariser Salon. (Forts.) — Akademien und Vereine. — Lithographien. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 37.

Altdeutsche Baukunst. 1) Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen, bearbeitet und herausgegeben von Dr. L. Puttrich. — Der Pariser Salon. (Forts.) — Nachträgliche Berichtigung. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 38.

Lithographie. 1) Die vorzüglichsten Gemälde der königl. Galerie in Dresden, nach den Originalien auf Stein gezeichnet. Herausg. von Franz Hanfstängl. — 2) Sammlung von Lithographien nach den vorzüglichsten Gemälden der königl. Galerie zu Dresden. — 3) Berliner Lithographien. — Neue Kupferwerke. 1) H. W. Eberhards landschaftliche Studien in radirten Blättern. — 2) Prag im 19ten Jahrhundert, eine Auswahl der schönsten Ansichten, nach der Natur gez. von W. Morstadt, gest. von F. Geißler. — 3) Panorama der Gegend von Baden, gez. von Mayer, gest. von Salathé. — 4) Panorama von Stuttgart, gez. und gest. von Martens. — 5) Dresdens Museen, ihre Kunstschätze, Merkwürdigkeiten und Seltenheiten, herausgegeben von Hilscher. — Altdeutsche Baukunst. 2) Die Architektur des Mittelalters in Regensburg, herausgeg. von Popp. — Der Pariser Salon. (Forts.) — Kunstgeschichte. A Review of the lives and works of some of the most eminent painters, with remarks on the opinions and statements of former writers, by C. J. Nieuwenhuys. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Medaillenkunde. — Versteigerung. — Persönliches. — Nekrolog.

Nro. 39.

Bruchstück einer alten Baurechnung von der Akropolis. — Kunstgeschichte. A Review etc. (Schluß.) — Literatur.

Nro. 40.

Kunstgeschichte. Geschichte der königl. Kupferstichsammlung in Kopenhagen, herausgeg. von C. v. Rumohr und Thiele. — Bruchstück einer alten Baurechnung von der Akropolis. (Schluß.)

Nro. 41.

Nordamerikanische Kunstgeschichte. — Kunstgeschichte. Geschichte der k. Kupferstichsammlung in Kopenhagen &c. (Schluß.) — Versteigerungen. — Ausstellungen.

Nro. 42.

Bericht von der Akropolis. — Ueber Lebensende und Testament des Benvenuto Cellini. — Lithographie. Scenen aus dem Leben eines jungen Geistlichen. Lithographirt in 12 Blättern und herausgeg. von Helvig. — Ausstellungen. — Persönliches. — Nekrolog. — Literatur.

Nro. 43.

Die Kunstausstellung in Halberstadt. — Berlin. — Akademien und Vereine. — Sammlungen. — Denkmäler.

Literatur-Blatt.

Nro. 45.

Philosophie. Die höchsten Angelegenheiten der Seele, nach dem Gesetze des Fortschritts betrachtet von Ritgen. — Ueber das Wesen und die Entstehung des Erkennens und über das hemmende Naturprincip, von Demselben. — Die geistige Natur des Menschen, von Dr. Groos. — Musik-Literatur. Zwölf deutsche Volkslieder mit Melodien &c., von F. Silcher. — Ausländische Volksmelodien, mit deutschem, zum Theil aus dem Englischen &c. übertragenen Text, von Demselben.

Nro. 46.

Englische See- und Kriegsschilderungen. 1) Tom Cringle's Schiffstagebuch oder Abenteuer eines Offiziers der engl. Marine, von Wilson. Aus dem Englischen von A. Schäfer. — 2) Der Seeoffizier. Roman von Captain Marryat. Aus dem Engl. von C. Richard. — 3) Das Leben eines Seemanns, von Capt. Fr. Chamier. Nach der 2ten Aufl. des Engl. von Jürgens.

Nro. 47.

Schillers Album. — Englische See- und Kriegsschilderungen. 4) Bilder aus dem Kriegsleben, von M. Sherer. Aus dem Engl. von R. Lindau. — Vermischte Schriften. J. G. Seume's sämmtliche Werke, herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Dr. Wagner.

Nro. 48.

Jean Pauliana. Wahrheit aus Jean Pauls Leben. — Briefwechsel zwischen H. Voß und Jean Paul, herausgeg. von A. Voß. — Jean Pauls Biographie, von Spazier.

Nro. 49.

Jean Pauliana. (Schluß.) — Altnordische Literatur. 1) Snorri Sturluson's Weltkreis, übersetzt und erläutert von Dr. F. Wachter. — 2) Heimskringla oder Sagen der Könige Norwegens von Snorre, dem Sohne Sturlas. Aus dem Isländischen von Dr. Mohnike. — Französische Literatur. Histoire de la littérature allemande etc., par A. Peschier.

Nro. 50.

Dramatische Literatur. 1) Schillers sämmtliche Werke. 2) Altdeutsche Schauspiele. Ihrer Schönheit wegen für die Bühne unserer Zeit bearbeitet von K. Halling. — 3) Drei Trauerspiele von S. Weise.

Nro. 51.

Dramatische Literatur. 4) Des Aristophanes Werke, übersetzt von J. G. Droysen. — 5) Hannibal. Tragödie von Grabbe. — 6) Aschenbrödel. Dramatisches Mährchen, von Demselben.

Nro. 52.

Dramatische Literatur. 6) Aschenbrödel. (Schluß.) — 7) Sophokles Antigone. Metrisch übersetzt von K. Wex. — 8) Seneca's Tragödien. Metrisch übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen von Dr. Sommer.

Nro. 53.

Neuestes Werk über Rußland. Die kais. russ. Kriegsmacht im Jahr 1835 oder meine Reise nach St. Petersburg. Von dem General-Lieutenant Grafen von Bismark.

Nro. 54.

Neuestes Werk über Rußland. (Schluß.) — Dramatische Literatur. 9) Zumala-Carregui oder der Tod des Helden. Trauerspiel in fünf Aufzügen von S. F. L. G.

Nro. 55.

Kriminal-Justiz. 1) Medicinisch-psychologisches Gutachten über die Verurtheilung des Lieutenants E. de la Roncière vor den Assisen in Paris, von Matthäi. — 2) Merkwürdiger Proceß des E. de la Roncière. Nach den authentischen gerichtlichen Verhandlungen und Beweisschriften.

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gedichte von L. Seeger. 80. 82. 84.
Altschwedische Balladen. 87. 88. 89. 91.
Gedichte von Ernst von Feuchtersleben. 94 — 99.
Lieder des Sturms. 97.

Räthsel.

Die Leidenschaft. 80. — Schwefelquelle. Punsch. 86. — Der blaue Nebel. 98. — Gott. 103.

Logogriph.

Made. Monade. Limonade. 92.

Erzählungen.

Florentinische Nächte. von H. Heine. 83 — 92.
Bilder aus dem Seeleben in Mährchen und Sagen, von Freiherrn von Sternberg. Das Mährchen von der verliebten Auster. 93 — 98.

Reisen.

Amerikanische Skizzen. 79. 80. — 89 — 93.
Sierra Leone. 102 — 104.

Naturgeschichtliches.

Aragos physikalische Instruktionen zu einer Reise um die Welt. — 79 — 81.
Beobachtungen an einigen Thierarten in Hinsicht auf geistige Fähigkeiten, von Gutsmuths. 95. 96.
Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte, von Dr. Nürnberger. 99 — 104.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Scenen aus dem spanischen Bürgerkrieg. 81. 82.
Niederländische Chroniken, von A. Reumont. 85. 86.
Einige Bemerkungen über neuromantische Sprache in Deutschland und Frankreich. 97.
Die Pariser Künstler. 98 — 101.

Korrespondenz.

Lausanne. 79. 80. 81. 82. — Florenz. 81. 83. 84. — 98. 99. 100. — Paris. 83. 84. 85. — 92. 93. — 95. 96. 97. — 103. 104. — London. 86. 87. 88. — 94. 95. 96. — Dresden. 88. 89. 90. — Lyon. 90. 91. 92. — Stuttgart. 100. 101. 102. 103.

Kunst-Blatt.

Nro. 27.

Splitter und Späne. — Archäologie. Description des antiques et objets d'art qui composent le cabinet de feu Mr. le Chev. E. Durand, par J. de Witte. — Medaillenkunde. — Alterthümer. — Bauwerke. — Kunstschriften und Kupferwerke. — Malerei. — Sammlungen.

Nro. 28.

Splitter und Späne. (Schluß.) — Mailand. — Sculptur. — Bauwerke.

Nro. 29.

Michel Angelos Kreuzabnahme. — Bauwerke. — Ausstellungen. — Versteigerung. — Vereine. — Statistik der Kunst.

Nro. 30.

Kunstgeschichte. Hanns Holbein der Jüngere in seinem Verhältniß zum deutschen Formschnittwesen, von C. Fr. v. Rumohr. — Michel Angelos Kreuzabnahme. (Schluß.)

Digitized by Google

Statistik der Kunst. — Persönliches. — Kupferwerke. — Denkmäler. — Literatur.

Nro. 31.

Kunstgeschichte. Hanns Holbein der Jüngere ꝛc. (Forts.)

Nro. 32.

Der Pariser Salon. — Kunstgeschichte. Hanns Holbein der Jüngere ꝛc. (Schluß.) — Nachrichten vom Monat März. Preisaufgaben. — Literatur.

Nro. 33.

Der Pariser Salon. (Forts.) — Nachrichten vom Monat März. Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 34.

Ueber den Antheil Raffaels an der Krönung der Madonna von Monteluce, jezt in der vaticanischen Galerie. — Der Pariser Salon. (Forts.) — Neue Kupferstiche. Tizians Tochter, gem. von Tizian, gest. von J. Caspar. — Nachrichten vom Monat März. Bildnerei. — Malerei. — Medaillenkunde.

Literatur-Blatt.

Nro. 34.

Historische Romane. 49) Die Prinzessin oder die Beguine. Roman von Lady Morgan. Aus dem Englischen von Dr. Helling. — 50) Das Haus Düsterweg, von W. Alexis. — 51) Der Diplomat. Novelle von L. Storch. — 52) Der Karrikaturist, von Demselben. — 53) 1812. Ein historischer Roman von L. Rellstab. — 54) Bilder aus dem Kriegsleben von 1813, 1814 und 1815, von Freimund Ohnesorgen. — 55) Die Familie Wallborf. Historischer Roman aus den Jahren 1813—1815, von Meerfels. — 56) Napoleon Hannibal Scipio Meyer. Historische Novelle von Th. v. Kobbe. — Politik. König und Freiheit. Ein Sendschreiben wider die falschen Propheten unserer Zeit.

Nro. 35.

Historische Romane. 57) Neueste englische Romane. Deutsch von Dr. Bärmann. — 58) Die Blume von Granada, von Reichenbach. — 59) Historische Novellen von Caroline Lessing. — 60) Dornenkranz der Religionsverfolgung, von Borck. — 61) Der Corregidor, von Massaloup. — 62) Der Premierminister. Geschichtliches Lebensbild von Belani. — 63) Romantische Erzählungen aus Portugals Geschichte, von Demselben. — 64) Salvador, der Guerillaführer. Eine Erzählung von Don Telesforo de Trueba. Aus dem Engl. übersezt von Dr. Friedenberg. — 65) Die Guerillas, von dem Grafen von Locmaria. Aus dem Französischen von W. A. Lindau. — 66) Des Kriegers Feierabende, von Heusinger.

Nro. 36.

Historische Romane. 67) Lebensbilder aus beiden Hemisphären, vom Verf. des Legitimen ꝛc. — 68) Transatlantische Reiseskizzen und Christophorus Bärenhäuter, von Demselben. — 69) Der Virey und die Aristokraten, oder Mexiko im Jahr 1812, von Demselben. — 70) Der Chevalier. Ein Roman von Th. Mügge. — Zeitgeschichte. Oesterreich im Jahre 1835 und die Zeichen der Zeit in Deutschland, von Dr. Groß-Hoffinger.

Nro. 37.

Herr Börne und der deutsche Patriotismus.

Nro. 38.

Schriften über Gesundbrunnen und Mineralbäder. 1) A Guide to all the watering and sea bathing places.

Nro. 39.

Schriften über Gesundbrunnen und Mineralbäder. 1) A Guide to all the watering and sea bathing places. (Schluß.) — 2) Essay on the natural history, origin, composition and medical effects of mineral and thermal springs, by Meredith Gairdner. — 3) A Treatise on the composition and medical properties of the mineral waters of Buxton, Matlock etc., by Scudamore. — 4) Balneographisches statistisch-historisches Hand- und Wörterbuch ꝛc., von L. Freiherrn von Zedlitz. — 5) Physikalisch-medicinische Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europas, von E. Osann. — 6) Praktische Uebersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands, nach eigenen Erfahrungen von Dr. Hufeland. — 7) Eigenthümliche Heilkraft verschiedener Mineralwasser. Aus ärztlichen Erfahrungen dargestellt von J. Ritter von Vering. — 8) Der ärztliche Wegweiser nach den vorzüglichsten Heilquellen und Gesundbrunnen des österreichischen Kaiserstaates, von Dr. Fleckles.

Nro. 40.

Schriften über Gesundbrunnen und Mineralbäder. 9) Ueber Bäder und Brunnenkuren ꝛc., von Dr. Heyfelder. — 10) Imnau und seine Heilquellen, von Demselben. — 11) Ueber die Wirkungen und den Gebrauch der Bäder ꝛc., von Sachse. — 12) Die Seebäder auf Norderney ꝛc., von Dr. Richter. — 13) Karlsbad und seine Mineralquellen ꝛc., von Dr. Ryba. — 14) Die Bäder zu Gastein, von Dr. Eble. — 15) Das Thal und Warmbad Gastein ꝛc., von Dr. Muchar. — 16) Wiesbaden und seine Heilquellen, von Dr. Peez.

Nro. 41.

Philosophie. Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie von J. F. Herbart. — Darstellung der Metaphysik von E. Reinhold. — Forschungen der Vernunft von F. E. Pfnor. — Die Wissenschaft der Metaphysik im Grundrisse, von Dr. Fischer. — Die Freiheit des menschlichen Willens, von Demselben. — Von der Freiheit des Willens, von J. E. Passavant. — Wissenschaft, Kunst und Religion ꝛc., von W. Schröter. — Schriften über Gesundbrunnen und Mineralbäder. 17) Aachens heiße Quellen, von Dr. Zitterland. — 18) Mittheilungen über die Wirkungen und Anwendung der Soolbäder ꝛc., von Dr. Möller. — 19) Die Heilquellen am Unterharze, von F. Hoffmann. — 20) Beschreibung des Gesundbrunnens zu Teinach, von Dr. Müller. — 21) Canstatts Mineralquellen und Bäder, von Dr. Tritschler. — 22) Brunnendiätik ꝛc., von Dr. Ammon.

Nro. 42.

Philosophie. Philosophische Schriften und Aufsäze von Franz Baader. — Vorhalle zur speculativen Lehre Franz Baaders, von Dr. Hoffmann. — Andeutungen über Mathematik und ihr Verhältniß zu einander, von G. Maltz. — Organon der Philosophie vom menschlichen Geiste, von F. Ch. Weise. — Die Verklärung des Weltalls oder die Bestimmung des Menschen, von Dr. Rauch. — Die Lehre von den lezten Dingen. Eine wissenschaftliche Kritik von Dr. Richter. — Ehrenrettung des schändlich ermordeten und verläumdeten Naturforschers Schweigger.

Nro. 43.

Philosophie. Die Naturlehre der Seele, für Gebildete dargestellt von Dr. Fr. Fischer. — Bücherkunde. 1) Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu Wien, vom Edlen von Mosel. — 2) Essai statistique sur les bibliothèques de Vienne, par A. Balbi.

Nro. 44.

Philosophie. Der Dichter ein Seher ꝛc., von Dr. Steinbeck. — Blätter aus Prevorst, mitgetheilt von dem Herausgeber der Seherin von Prevorst. — Dichtkunst. Schweizerischer Merkur. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von mehreren schweizerischen Schriftstellern.

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Weissagung des Chiliasten, von G. Schwab. 1.
Gedichte von C. Reinhold. 5 — 11.
Einer Mutter, von Kurz. 10.
Mond und Seele, von Seeger. 17.
Winter, von C. Reinhold. 23.

Räthsel.

Die Jahreszeiten. 2. — Trichter. 8. — Die Liebenswürdigkeit. 20. — Räthsel. 26.

Charade.

Stockfisch. 14.

Erzählung.

Des Flüchtlings Schicksal. 2 — 26.

Reisen.

Antwerpen, von A. Reumont. 15 — 18.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Der Missionär in Genf. 1 — 4.
Das Ausrufen in den Straßen von Paris. 6 — 9.
Die englischen Clubbs und Daniel O'Connell und Sir Francis Burdett. 10 — 13.
Erinnerung an Grafen Platen. 14.
Der Neujahrstag in Paris. 19 — 24.
Der Engländer in Darmstadt. 26.

Korrespondenz.

Paris. 1. 2. — 9. 10. 11. — 13. 14. 15. 16. — 25. 26. Prag. 3. 4. 5. 6. — London. 5. 6. 7. 8. — 17. 18. 19. — Wien. 7. — Mainz. 12. — Berlin. 18. 19. 20. 24. — Dresden. 22. 23. 24.

Kunst-Blatt.

Nro. 1.

Zur Geschichte der Bildschnitzerei in Deutschland, vom Herausgeber. — Kunstausstellung in München. (Forts. von Nro. 100 d. v. J.) — Galerien. — Metallguß. — Ausgrabungen. — Persönliches.

Nro. 2.

Zur Geschichte der Bildschnitzerei in Deutschland. (Forts.) — Ausstellung. — Kunstverein.

Nro. 3.

Zur Geschichte der Bildschnitzerei in Deutschland. (Forts.) — Kunstausstellung in München. (Forts.) — Ausstellung. — Denkmäler. — Bauwerke. — Alterthümer.

Nro. 4.

Zur Geschichte der Bildschnitzerei in Deutschland. (Schluß.) — Ausgrabungen. — Sculptur. — Medaillenkunde. — Kupferwerke. — Bauwerke.

Nro. 5.

Kunstausstellung in München. (Forts.) — Nekrolog. — Literatur. — Bauwerke.

Nro. 6.

Kunstgeschichte. Beiträge zur neuern Kunstgeschichte von Ernst Förster. — Kunstausstellung in München. (Forts.) — Gemäldesammlung. — Denkmäler.

Nro. 7.

Archäologie. Le Antichità della Sicilia. Esposte ed illustrate per Domenico Lo Faso Pietrasanta, Duca di Serra di falco. — Kunstgeschichte. Beiträge zur neuern Kunstgeschichte von Ernst Förster. (Schluß.) — Persönliches.

Nro. 8.

Kunstgeschichte. Andrea del Sarto, von Alfr. Reumont. — Archäologie. Le Antichità della Sicilia. Esposte ed illustrate per Domenico Lo Faso Pietrasanta, Duca di Serra di falco. (Schluß.) — Medaillenkunde. — Versteigerungen.

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Die junge Literatur.

Nro. 2.

Die junge Literatur. (Forts.)

Nro. 3.

Die junge Literatur. (Forts.)

Nro. 4.

Die junge Literatur. (Forts.)

Nro. 5.

Die junge Literatur. (Schluß.)

Nro. 6.

Reisen in Amerika. 1) Die zweite Entdeckungsreise des Cap. John Roß nach den Gegenden des Nordpols und sein Aufenthalt daselbst während der Jahre 1829 bis 1833. Aus dem Englischen von Becker und Sporschil. Mit einer Karte, zwei Ansichten und dem Porträt des Verfassers.

Nro. 7.

Reisen in Amerika. 1) Die zweite Entdeckungsreise des Cap. John Roß nach den Gegenden des Nordpols und sein Aufenthalt daselbst während der Jahre 1829 bis 1833. Aus dem Englischen von Becker und Sporschil. (Schluß.) — 2) Ed. Pöppig's Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome, während der Jahre 1827—1832. Zwei Quartbände, nebst einem Atlas von 16 Blättern in Royalfolio und einer Reisekarte.

Nro. 8.

Reisen in Amerika. 2) Ed. Pöppig's Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome, während der Jahre 1827—1832. (Forts.)

Nro. 9.

Reisen in Amerika. 2) Ed. Pöppig's Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome, während der Jahre 1827—1832. (Schluß.) — 3) Washington Irving, die Wanderung in die Prairien. Aus dem Englischen von H. Roberts. — 4) Dasselbe Werk. Aus dem Englischen. — 5) Amerikanisches Magazin, herausgegeben von Karl Neidhard. — Geschichte. Geschichte der Zigeuner. Ihre Herkunft, Natur und Art, von Dr. Tetzner.

Nro. 10.

Reisen in Amerika. 6) Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. Sechste Lieferung. Briefe in die Heimath, geschrieben zwischen Oktober 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexiko. — Ueber das lezte Werk Victor Hugos: Angelo, Tyran de Padoue. Drame en 3 journées.

Nro. 11.

Ueber das lezte Werk Victor Hugos: Angelo, Tyran de Padoue. Drame en 3 journées. (Schluß.)

№ 1.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 1. Januar 1836.

> Sollte selbst das Jahr 1836 ohne merkliche Veränderung vorbeistreichen, so wäre freilich ein Hauptfehler in meinem System, und man müßte eine Ueberlegung anstellen, wo er stecke?
>
> Joh. Albr. Bengel.

Die Weissagung des Chiliasten.

1 7 4 0.

Tiefstill ist's in der nächt'gen Stube,
Wo nur das Herz des Forschers schlägt,
Wie in der öden Eisengrube
Des Bergmanns Hammer nur sich regt.
Zum Stumpf gebrannt nickt schon die Kerze,
Sie leuchtet schwach der dunkeln Schrift,
Da wo sein Geist im Wort von Erze
Der Offenbarung Räthsel trifft.

Vergangenheit ruht ausgebeutet
In der Geschichte hellem Schatz,
Allein die Zukunft, ungedeutet,
Liegt schwer im Finstern, Satz an Satz.
Vergebens bohren sich die Blicke
In ihre Dämmerschichten ein:
Nicht klarer werden die Geschicke —
Und jezt erlischt der Kerze Schein.

Doch, wie der äußre Schimmer schwindet,
Tritt seiner Seele Licht hervor;
Sein Aug', am Lampentag erblindet,
Geht auf; es wacht sein innres Ohr.
Wie Feuer schau'n beseelte Lettern
Mit wunderbarem Sinn auf ihn;
Fernher Gerichtsposaunen schmettern,
Die Wände seiner Kammer fliehn.

Nicht weiß er, ist es Süd, ist's Norden,
Ist's West, ist's Ost, wohin er schaut;
Nur, daß die Welt ist zeitig worden,
Nur, daß der Gottesmorgen graut.
Nicht bloß das Schlechte schießt in Aehren,
Das Gute selbst ist erntereif,
Ein Engel hält, ihn zu belehren,
Das Buch ihm vor und spricht: „begreif!“

Da sieht er Zeit, die weithin ackert,
Er sieht der Erde breite Saat;
Wie von Vulkanenglut beflackert,
Glänzt Volk um Volk, und That um That.
Bald hat die Nacht das Licht verschlungen,
Bald quillt's empor aus ihrem Schooß;
Und von Verständniß jäh durchdrungen,
Wird auch des Sehers Zunge los:

„Ruh' ist's umher, die Völker schleichen,
Doch diese Ruhe währt nicht lang;
Bald gibt die Weltuhr ihre Zeichen,
Die jezt noch stöhnt in leisem Gang.

Im Schooß der Erde nur ist Brausen,
Und unter Hefe gährt der Wein;
Bald springt sein heller Strahl mit Sausen
Hoch in des Zornes Kelch hinein."

„Dort flammt's — o Stätte der Empörung!
Bist du Jerusalem, bist Rom?
Es bricht die Gährung, die Zerstörung
Aus dir mit ihrem Lavastrom!
Die Kronen von den Herrscherwarten
Und die Gesetze schwemmt er fort;
Verwandelt euch, ihr Länderkarten,
Umstalte dich, gewohntes Wort!"

„Und ein Jahrhundert, wechseltrunken,
Erwacht; vom Sturze dröhnt die Luft.
Dich sucht mein Blick — du liegst versunken,
Uraltes Reich, tief in der Gruft.
Dem Schutt entsteigt ein bleicher Schemen,
Die Zauberzahl benennt ihn mir:
Er steht erhöht auf Diademen,
Und „Gallus Cäsar" schimmerts hier."

„Und Boten über Boten fliegen,
Sie theilen Schreckenskunden mit;
In wilder Fieberzuckung liegen
Die Länder unter Hufetritt.
Es geht vorüber; tiefe Stille;
Vergessner Sturm, vergessne Noth.
Dem Fleisch geschieht, wie vor, sein Wille,
Der Fromme nur ißt Thränenbrod."

„Und doch ist seine Hoffnung Wahrheit,
Und Gottes Reich kommt doch herbei;
Bald wird aus Ahnungsdunkel Klarheit,
Und Frühling aus der Wüstenei.
Der Schnee umhüllt mit kalter Binde
Die schlummernde, begrabne Zeit,
Doch aus der eisgeborstnen Rinde
Blinkt hier und dort das grüne Kleid."

„Thauwetter weht, die Winde jagen,
Das Thier ist aus dem Abgrund los,
Es tobet Kampf, die Völker zagen
Bei Harmageddons Schlachtentos.
Getrost, die Schlange wird gebändigt;
Erschienen ist das große Jahr,
Das erst mit tausend Jahren endigt,
Eins wie das andre sonnenklar."

„Welch sanftes Licht bescheint die Matten!
Wie unabsehbar blüht das Feld!
Was Heiden je gesungen hatten
Von alter, goldner Zeit der Welt,
Von seligen Vergangenheiten,
Von einem Gottesfriedenstraum:
Das lag im Reich der Künftigkeiten
Und leiblich jezt erfüllt's den Raum!"

„Welch sanftes Licht scheint in den Seelen!
Der Hirte Gottes weidet sie!
Da hört man keine Treiber schmälen,
Kein Seufzer steigt zum Himmel nie!
Wohl gibt es Fürsten, Unterthanen,
Doch Alle sind sie Brüder nur,
Die Geister gehn in ihren Bahnen
Wie sichre Stern' auf goldner Spur." —

So sang der Greis mit Sehermuthe,
Der aus dem offnen Buch ihm quoll;
Fern, fern glaubt' er die Scythenruthe,
Die Gog und Magog binden soll.
Das Jahr, den Enkeln zubeschieden,
Stand vor ihm knospend, rosengleich.
Er selbst ging ein zu Jesu Frieden
In's mehr als tausendjähr'ge Reich.

Gustav Schwab.

Der Millionär in Genf.

Erster Brief.

„Es fragt sich nur, ist's Wahrheit, ist's Erfindung?" werden die Leser am Ende dieser Geschichte fragen. Denn es ist so viel Lächerliches, Unglaubliches und Trauriges daran, daß man schier Mühe hat, sie für etwas Anderes zu halten, als für einen Schwank. Ich erwidere darauf dem Leser: die Geschichte ist durchaus wahr, wenn ihr gleich keine Wahrheit zum Grund liegt. Monate lang beschäftigte sie in verschiedenem Sinn die Einwohner der Stadt, wo vielleicht auf diesem Erdenrund am meisten Nüchternheit, finanzieller und spekulativer Scharfblick, Zweifelsucht und ähnliche Geschäftstugenden herrschen. Der Fédéral, Genfs vorzüglichstes und halboffizielles Tagblatt bestätigte sie ernstlich in bester Form, wiewohl es den Redaktoren so leicht gewesen wäre, der Sache durch kurze Nachfrage an rechter Stelle wenigstens besser auf den Grund zu kommen. Was Wunder, wenn sie der Korrespondent des Morgenblatts (Nr. 99. 100. 1835) auch berichtete, wie sie in den besten Familien der Stadt erzählt wurde? Er gab ja bloß, was an Ort und Stelle alle Welt sagte, versicherte, wiederholte und kommentirte, nur Jeder mit einigen neuen, oft anziehenden Zusätzen, die er an der Quelle geschöpft haben wollte. Ja, sagen

wir es gerade heraus, ganz Bestimmtes wissen wir in diesem Augenblick noch nicht über diese unbegreifliche Geschichte, und Alles, was wir darüber geben, ist nur dringende Vermuthung, große Wahrscheinlichkeit, aber durchaus keine Gewißheit.

In der Rhonestraße, zwischen der Fusterie und dem Molard, steht ein stattliches Haus, in dessen zweitem Stockwerk die durch ihre trefflichen Arbeiten wohlbekannten Uhrmacher Vacheron und Constantin ihre Magazine und Werkstätten haben. In einer solchen sizt an seinem Tischchen mit Schraubstock ein unscheinbarer, aber in seiner Kunst gar geschickter Mann, seines Zeichens ein Repasseur, d. h. mit andern Worten ein Korrektor, der das Blanc — die im Jura und anderwärts unfein gearbeiteten Uhrenstücke — aufmerksam durchgeht, feilt und aneinander paßt. So auch J., so heißt unser Repasseur. Schon seit mehreren Jahren hatte er sich dem Methodismus ergeben, verkehrte viel mit dessen Gründer und ersten Ausbeuter in Genf, vertiefte sich in dessen Mystik, ohne jedoch so lukrative Folgen davon zu verspüren, als jener schöne und schönredende Häuptling.

In dieser Association will J. die Bekanntschaft eines reichen, bejahrten Engländers gemacht haben, den er in mehreren Unterredungen von dem Welt- und Geldsinn zur „allein Gott gefälligen Kirche“ bekehrte, und der ihm im frommen Entzücken darüber versprach, seiner einmal im Testamente zu gedenken. So erzählte nämlich J., der hier immer allein spricht. Wer hätte auch an der Wahrheit der Sache zweifeln können und mögen? J. war zwar etwas überspannt und in seine methodistische Richtung vertieft, übrigens aber ein Muster von Ordnung und Redlichkeit, ein Frommer im guten Sinne des Worts. Jahr aus, Jahr ein arbeitete er an gewohnter Stätte mit Fleiß, Geschicklichkeit und Pünktlichkeit, so daß ihn die Herren des Hauses äußerst werth hielten und ihm Alles anvertrauten. Sein Leben war übrigens sehr einfach; er lebte mit den Seinigen ganz eingeschränkt und bescheiden, wie Arbeiter seiner Art, die für ihre Kinder etwas zurücklegen wollen. Einen Sohn schickte er vor einigen Jahren in den Jura, um das Blanc der Uhrmacherei recht praktisch zu erlernen, und eine Tochter wurde zu einer Schneidermamsell in die Lehre gegeben. So wuchsen Beide heran, während der Vater den ganzen Tag am Schraubstock feilte und polirte, und dabei seinen Lieblingsgedanken nachhing, die Mutter aber fein bürgerlich nähte, kochte und in ihre Kirche ging. Es war unmöglich, einen friedlichern, stillern und glücklichern Haushalt zu sehen, denn die Leutchen waren fromm, einfach, zufrieden mit ihrem kleinen Leben.

So aber sollte es nicht bleiben. Niemand weiß, was in J's. Innerm seit ungefähr sechs Monaten eine Veränderung hervorbrachte. Das Versprechen des reichen Engländers wurde, so scheint es, in seiner Erinnerung immer stärker, hervortretender, und gewann endlich als fixe Idee die Oberhand über Alles. Von der fernen Möglichkeit, einmal von dem steinreichen Engländer mit einer bedeutenden Summe bedacht zu werden — denn bedeutend mußte sie seyn, weil die Engländer nach Vieler Meinung alle entsetzlich reich und großmüthig sind — ging J. zur Wahrscheinlichkeit der Sache über, die ihm immer wahrscheinlicher wurde, und sich endlich, gespenstartig und kolossal von Umfang, in seinem Gehirn zur höchsten Wahrscheinlichkeit gestaltete. Diese aber verwandelte sich sogleich in unumstößliche Gewißheit, als Briefe aus England ankamen, die in eben diesem Sinn sprachen.

Eines Tags kam er um Mittag nach Haus, und da er seine kleine, kränkliche Frau eben am kleinen, aber reinlichen Herd fand, im Begriff, die Suppe abzuschäumen, so sagte er zu ihr: „Jenny, Du kannst Deinen Kochlöffel nun aus der Hand legen und künftig eine Magd halten.“ — „Bist Du klug? wovon? wir haben ja knapp nur für uns genug, Karl kostet auch noch immer, und Jeannette ist in dem Alter, sich zu verheirathen; im Gegentheil, wir müssen uns noch mehr einschränken, um ihr eine kleine Ausstattung zu verschaffen. Das Mädchen ist zwar brav und arbeitsam, aber nicht einmal hübsch.“ — „Laß seyn, laß seyn, Madame J.; der Herr hat für Alles gesorgt; ich sage Dir, schaffe eine Magd an.“ — „Nun, was hast Du denn? Du siehst ja ganz strahlend (rayonnant de joie) aus.“ — „Du weißt doch, Frau J., was ich Dir so oft von Lord Williams sagte. Du lachtest mich immer aus damit, nun aber zeigt sich's: ich hatte doch recht. Stelle Dir vor, heute habe ich zwei Briefe von London erhalten, aus denen sich klar ergibt, daß Lord Williams in Gott verstorben ist und mich, mit Uebergehung seiner Verwandten, zum alleinigen Erben eingesezt hat. Man schreibt mir, die Erbschaft betrage zwischen fünf und sechs Millionen Franken; die Verwandten wollten zwar das Testament umstoßen, deßwegen solle ich aber ganz ruhig seyn; jedoch werde ich wohl thun, bis auf Weiteres Niemanden in Genf Genaues über die Angelegenheit zu sagen.“ — „Aber, Herr J., bist Du denn gescheit? ich glaube, in Deinem Kopf ist's nicht richtig! Iß nicht von der Suppe, ich will Dir einen Topf kühlender Tisane kochen.“ — „Die mögen Sie selbst trinken, Madame J. Wenn Sie mir nicht glauben wollen, so lesen Sie diese Briefe selbst; kann etwas klarer seyn?“ — Madame J. nahm und las sie; schweigend und langsam legte sie sie wieder zusammen, besah aufmerksam Siegel und Poststempel, dann sagte sie nicht ohne Bewegung: „J., ich will Dir einen guten Rath geben: sage keinem Menschen ein Wort davon, nicht einmal unsern Kindern; es ist ja noch immer

Zeit genug, wenn einmal das viele Geld da ist. Fahren wir in unserem einfachen und stillen Leben fort, ändern wir nichts daran — dies wird Gott am besten gefallen, und er wird uns in unserm Reichthum vor Hoffahrt und Thorheit behüten.“ J. versprach dies auch, freilich ungern, hielt aber schon nach einigen Tagen seine Zusage nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Eisenbahnprojekte.

Wenn Frankreich jezt nicht bald in allen Richtungen von Eisenbahnen durchschnitten wird, so ist es wahrlich nicht die Schuld der Journale; denn es vergeht kein Tag, ohne daß sie von den Projekten sprechen, die jezt verhandelt werden, und die Paris mit den Hauptstädten des französischen Reichs oder der benachbarten Länder in Verbindung setzen sollen. Geschähe nur die Hälfte von all dem Versprochenen oder Angekündigten, so könnte Frankreich sich glücklich schäzen. Vor der Hand geschieht noch nichts, und die Eisenbahn zu St. Etienne ist seit zwei Jahren die einzige im Reiche. Aber wahrscheinlich wird bald viel angefangen werden, denn die Kapitalistenvereine regen sich sehr; sie haben Wetteifer, und wollen bald die Vortheile ihrer Projekte ernten; folglich ist es Zeit für sie, auszusäen. Am eifrigsten zeigen sie sich bei dem Projekte einer Eisenbahn von Paris nach Havre. Zwei verschiedene Gesellschaften haben sich erboten, für's Erste bis Rouen die Eisenbahn anzulegen und sie dann nach Havre zu verlängern. Die eine will die Landstraße über Gisors dazu nehmen, die andere längs der Seine gehen, über Poissy, Mantes und Louviers. Kein französischer Seehafen ist jezt blühender und wichtiger, als Havre; mit jedem Jahre erhöht sich sein Flor, und obschon auch Marseille in den lezten Jahren außerordentlich gewonnen hat, so kann sein Handel, der sich besonders mit der Levante abgibt, doch mit dem Havreschen nicht vergleichen, der Nordamerika und das nördliche Europa zum Ziele hat, und je höher die Bedeutung der vereinigten Freistaaten Nordamerika's steigt, desto bedeutender wird auch die Regsamkeit des Handelsstandes zu Havre werden. Dieser Hafen wird das direkte Verbindungsmittel zwischen Paris und den großen Seestädten jenseits des atlantischen Meeres. Er strebt dahin, das für Frankreich zu werden, was Liverpool für England bereits geworden ist. Es muß daher der Hauptstadt sowohl, als diesem Seehafen, so wie dem ganzen Staate viel daran liegen, daß der Transport zwischen beiden so sehr als möglich erleichtert und beschleunigt werde. Bereits ist die Anlegung der Eisenbahn gesezlich beschlossen, und es kommt nur noch darauf an, welchem von den beiden Projekten der Vorzug gegeben werden soll. Wahrscheinlich wird dasjenige, welches die Eisenbahn über Poissy und Louviers führt, ausgeführt werden; denn schon macht man den Parisern Hoffnung, daß sie im künftigen Jahre den Anfang dieses Wegs bis St. Germain werden anlegen sehen. Zu gleicher Zeit wird das alte Schloß zu St. Germain, welches früher zu einer Kaserne diente, jezt zu einem Staatsgefängnisse umgeschaffen, so daß die Pariser auf sehr schnellem Wege zur Einsperrung kommen können. St. Germain liegt auf einer Anhöhe; die Eisenbahn soll aber nur bis zum Fuße des Hügels gehen. Vielleicht erfindet man dann eine Maschine, um die Wagen bis oben hinauf zu winden; denn sonst würde man eben so lange brauchen, die Anhöhe hinaufzukommen, als die fünf Lieues von Paris bis zum Fuße der Anhöhe von St. Germain zurückzulegen. Um die Sache schneller zu betreiben, gedenkt man die Truppen dabei zu beschäftigen. Auf diese Art könnte dann die fünf Lieues lange Strecke vielleicht in einem Jahre vollendet werden, sonst aber schwerlich. Statt nun aber die Eisenbahn außerhalb Paris anzufangen, will man sie in der Stadt selbst beginnen lassen, und hat schon hinter der Magdalenenkirche, wo neuerdings neue Straßen entstanden sind, den Ort bezeichnet, von wo sie ausgehen soll. Natürlich muß sie alsdann die Vorstadt St. Honoré durchschneiden, um außerhalb der Stadt in die Landstraße nach St. Germain einzufallen; und da nun auf jener Landstraße der Weg höher liegt, als der Boden in der Gegend der Magdalenenkirche, so wird die Eisenbahn in Paris sehr hoch beginnen müssen, um mit dem Wege auswärts auf gleicher Höhe zu bleiben. Diese Nothwendigkeit hat den Eigenthümern der Häuser in der Vorstadt St. Honoré Schrecken eingejagt. Man will also, sagen sie, die Bahn über unsere Häuser, oder in der Höhe der obern Stockwerke derselben wegführen! Man will uns Aussicht und Tageslicht benehmen, und dagegen unsere hohen Stockwerke mit dem Rauche der Maschinen anfüllen! Und welcher Miethsmann wird es bei uns aushalten können, wenn beständig über seinem Kopfe ein Rollen wie das des Donners ertönt, oder vor seinem Fenster ein Wagen nach dem andern, in eine Dampfwolke gehüllt, mit der Schnelligkeit eines abgeschossenen Pfeiles vorbeischießt! Unsere Miethsleute werden schleunig aufpacken und sich in andere Stadtreviere begeben, wo dergleichen Gepolter und Ungemach nicht stattfindet. Mithin haben die Eigenthümer der Häuser in der Vorstadt sich beeilt, eine Bitt- und Klageschrift an die Regierung aufzusetzen, damit der projektirte Greuel von ihnen abgewendet werde. Dagegen bitten wieder Andere, welche in dieser Vorstadt große, leere und unbewohnte Räume besitzen, man möchte die Bahn über ihre Grundstücke führen, damit sie doch einigen Nutzen daraus ziehen könnten. Ich glaube, man wird Mühe haben, die Bahn innerhalb Paris anzulegen. Indessen beseitigt man mit großem Kostenaufwand hier sehr schnell die größten Schwierigkeiten. Die Stadt oder die Handelskompagnien kaufen den Besitzern ihr Eigenthum ab, reißen ein, werfen das Vorhandene über den Haufen, und ehe man sich's versieht, steht etwas Neues an der Stelle des Vorigen. Vor einigen Jahren hat man einen Kanal durch die ganze Temple-Vorstadt gezogen: ich sollte meinen, es sey nicht viel schwieriger, eine Eisenbahn durch eine andere Vorstadt zu ziehen. An Einsprüchen wird es freilich nicht fehlen; wie denn auch gegen die vielen Omnibus, welche die Gassen befahren, von vielen Einwohnern bei der Polizei Klage geführt wird, weil dadurch für die Fußgänger die Gassen gefährlicher werden. Da jedoch der Nutzen der Omnibus allzu einleuchtend ist, so wird insofern keine Rücksicht darauf genommen, als man den vorhandenen Omnibus das Fahren nicht verbietet, aber die Einführung von neuen wird jezt in den lebhaftesten Stadtrevieren nur schwer gestattet, und man weißt ihnen wenig befahrene Straßen an.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 2. Januar 1836.

Es gibt, und lacht auch Land und Himmel,
Ist auch der Baum von Segen schwer,
Kein Paradies auf Erden mehr.

Dryden.

Des Flüchtlings Schicksal.

Eine Erzählung.

Nicht weit entfernt von dem schönen Spiegel des Lago Maggiore, dessen Ufer mit den reizenden Gefilden des Südens umkränzt sind, am Fuße der Gletscher, die, wild über einander gethürmt, der Monte Rosa vorgeschoben hat, und nahe den rauhen Klippen des Mergozzolo, liegt in dieser gigantischen Umgebung und in friedlicher Traulichkeit ein Thal, wenig gekannt, wenig besucht, durch die Unwegsamkeit seiner Gebirge fast geschieden von der übrigen Welt und eben darum mit einem wundersamen Zauber begabt. Steil und malerisch fallen die Seitenwände der Hügel, die als Vorgrund der ungeheuren Bergkolosse dasselbe umfassen, nach der Ebene ab, mit Kastanien-, Zitronen- und Olivenwäldern bedeckt, von den schönsten Gruppen der mächtigsten Nußbäume beschattet, durch deren mannichfaltiges Grün hindurch nur spärlich die Aussicht auf die höheren Alpgelände und die schneebedeckten Spitzen des Urgebirges gestattet ist. In seiner ganzen Länge zieht sich ein schmaler, tiefer Wasserkessel hin, der bei seiner Durchsichtigkeit die liebliche Umgebung reizender im Bilde wiedergibt; in der Mitte des Sees erhebt sich auf einer kleinen Insel eine Häusermasse, deren Erbauung in die erste Zeit der Christenheit fällt, längs den Ufern aber, an den Bergen hinan, zeigt sich in den schönsten Zusammenstellungen und Lagen eine zahllose Menge Dörfer, Städtchen, Villen, Kirchen und einzelne freundliche Hütten. Mehrere kleinere und größere Thäler münden in das Thal von Orta und geben dem harmlosen Völkchen, das diesen stillen Erdenwinkel bewohnt, einen lebhaften Verkehr; aber nur in den Ebenen finden sich Straßen, die mit leichten Wagen befahren werden können; sobald es die Höhen hinan geht, müssen Maulthiere oder die eigenen Füße den Reisenden weiter bringen, und nur auf Saumrossen kann die köstliche Butter, die rings auf den Alpen bereitet wird, über die Gebirge weg nach dem Po gebracht werden, um von dort zu Schiffe nach allen Inseln des griechischen Archipelagus und bis in das schwarze Meer zu gelangen.

Obwohl in der Nähe des ewigen Eises, gibt dennoch die Stellung der Gebirge, die jeden Nordwind abhält, und Italiens Nachbarschaft dem Ländchen ein Klima, mild und frühlingsartig, und läßt in der Tiefe die Erzeugnisse des Südens und der gemäßigten Zone gleich vorzüglich gedeihen. Dieser Umstand, vereint mit einer einfachen, stillen Lebensweise, angenehmer und nicht zu harter Beschäftigung, mag auch zu der ungemeinen Schönheit der dortigen Weiber und Mädchen beitragen, die selten irgendwo in einem solchen Grade gefunden wird.

Im Einklang mit der Natur, die sie umgibt, blühen und grünen sie in eigenthümlicher Liebenswürdigkeit, keiner bedeutenden Pflege bedürftig, bringen zierliche Früchte, ohne daß die Anstrengung sichtbar wird, und sind mit wenigen Ausnahmen ein liebliches Bild paradiesischer Unschuld.

Früher unter einem milden geistlichen Scepter, der fast nur dem Namen nach über die Riviera von Orta herrschte, jezt den König von Sardinien als Souverän anerkennend, der in diesem entlegenen Theile seines Gebietes nicht viel zu suchen weiß, seit beinahe tausend Jahren ein einziges Mal nur durch fremde Truppen heimgesucht, alle Bedürfnisse des Lebens in ungemeiner Vollkommenheit besitzend und dadurch unabhängig gemacht von den äußern Umgebungen, wie sollte da das Ländchen nicht der Sitz eines freien, patriarchalischen Geistes seyn?

Da aber der Ort, wo Menschen und Thiere ohne Arg, die Natur ohne Tücke war, nicht mehr auf Erden gefunden wird, so hat auch dieser kleine Theil derselben, so hübsch und anmuthig er ist, doch keine Vollkommenheit aufzuweisen, und wohl ist das gut. Denn welch ein Gedränge von Menschen würde sonst nach diesem Eldorado entstehen? Wie würde besonders das schöne Geschlecht dahin eilen, das an dem Paradiese vor Allem die Eigenschaft der ewigen Schönheit und Jugend schäzt, wenn die Damen hoffen könnten, an den Ufern des Sees von Orta den Gürtel der Liebesgöttin zu finden, nach welchem alle so lüstern sind, den sie so emsig suchen und der oft nur darum ihren Blicken entgeht, weil sie ihn allzukünstlich gewoben wähnen, weil der einfach zauberische Schmuck von ihnen verbannt wird.

Der männliche Theil der Bewohner von Orta gleicht im Allgemeinen dem weiblichen weder an Schönheit noch Tugend. Frühe schon ziehen alle, die nicht unmittelbar mit der Bebauung des Landes oder der Alpenwirthschaft zu thun haben, in die Welt, als Kellner, Schornsteinfeger, oder Pastetenbäcker. Nach einigen Jahren Umherstreifens kehren sie freilich wieder, denn Alle tragen mehr oder weniger das Bild ihres schönen Vaterlandes im Herzen; aber die meisten sind verwildert, bringen die Gebrechen und Laster der Außenwelt mit sich, und die ruhige, abgeschiedene Stille ihrer Heimath ist ihnen so unerträglich geworden, daß sie, selbst wenn Familienbande sie an dieselbe fesseln, wenn auch wirklich das Heimweh sie von Zeit zu Zeit wieder dahin zurück bringt, dieselbe einige Monate jährlich verlassen müssen.

Eine andere Ursache zu öftern Mißbräuchen und unangenehmen Vorfällen findet sich in der Lage der Gegend selbst, die, unzugänglich, mit den Vorzügen des freiesten Gebirgslebens ausgestattet, einen ganz eigenen Zufluchtsort für Verfolgte jeder Art bietet. Nicht nur politische Flüchtlinge, die beinahe in jedem Zeitraum der Geschichte sich finden, dürfen in der Riviera d'Orta Sicherheit und Schutz hoffen; sondern auch Gesindel der gefährlichsten Art, Verbrecher, die aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen, in diesem einsamen Winkel der Erde keinen Häscher und keinen Richter zu fürchten haben, Schmuggler, die für ihr bedenkliches Gewerbe in den Schluchten und Höhlen dieser Gegend willkommene Zufluchtsorte finden, treiben da ihr Wesen ganz ungestört, bringen den ruhigen Einwohnern Schreck und Gefahr, sind den seltenen Reisenden üble Gefährten und bilden eine für sich bestehende schlimme Korporation.

Aber nicht nur die Menschen entheiligen dieses Asyl der Ruhe, auch die Natur ist nicht so ganz ohne gefährlichen Hinterhalt, wie man es an schönen, wolkenlosen Tagen glauben sollte. Auf den Gipfeln der umliegenden Hochgebirge sammeln sich oft Dünste, die, von ihnen festgehalten, sich in wenigen Minuten zu heftigen Ungewittern gestalten und sich mit furchtbarer Wuth in die Thäler ergießen. Durch diese braust dann entfesselt der Sturm, dem die Tiefe ihrer Einschnitte eine doppelte Gewalt gibt; die größten Bäume mit ihren Wurzeln aus der Erde hebend, den leicht gebauten Häusern ihre Dächer entführend, peitscht er die glänzenden Wellen des Sees zu Schaum, und troz dessen geringer Breite sind diese plötzlich entstehenden Orkane so gefährlich, daß das Wasser alle Jahre eine bedeutende Anzahl von Opfern in seiner Tiefe begräbt. In solchen Fällen treten dann die beiden Wildbäche, die Agogna und der Pellino, die sonst friedlich von den Bergen hernieder strömen, Mühlen und Sägen treiben und harmlos in den See ausfließen, aus ihren Ufern, rauschen mit wildem Getöse durch fremdes Gebiet, reißen nebst Steinen und Felsblöcken Alles mit sich fort, was in ihrem Wege steht, und verheeren oft in wenigen Stunden mehr, als Hunderte fleißiger Menschenhände in den nächsten Monaten herstellen können.

Bei einem solchen Aufruhre der Natur war es, als auf den Höhen, die das Strouathal umschließen, das ebenfalls in die Riviera von Orta ausgeht, zwischen Felsen und wildem Gestrüpp sich ein junger, dem Ansehen nach todtmüder Mann durchwand, überall ängstlich nach einem Fußpfade, oder einem schützenden Dache umschauend. Heulend fuhr der Wind durch die Wipfel der hundertjährigen Bäume, und bog die schlankeren Stämme bis zur Erde herunter, wild schoß die Stroua den Abhang des Thals hinab, und drängte donnernd das Geschiebe weiter, das ihre Wellen bei frühern Malen zusammengebracht hatten; mit furchtbarem Lärm hallte der Donner zwischen den Gebirgen wider, Bliz auf Bliz erleuchtete bei der hereinbrechenden Dunkelheit Sekunden lang die grauenvolle Scene, und die senkrecht herabschießende Flamme, der schnell folgende Knall bewiesen

zuweilen die Nähe des Unwetters. Rauschend entstürzte ein heftiger Platzregen den dicht auf der Erde ruhenden Wolken, machte das von der Hitze gedörrte Gras schlüpfrig und jeden Schritt auf dem Abhange gefährlich. Lange hatte der Wanderer mit den Elementen gekämpft, ohne bedeutende Fortschritte gemacht zu haben; da glitschte plötzlich sein müder Fuß, der Ast, an welchem sich seine Hand hielt, brach, und unaufhaltsam stürzte er hinunter, dem Wildbache zu, in dessen Wellen ihm ein schneller Tod entgegen schaute. Sein leztes Bewußtseyn war das Gefühl seines Untergangs, dann umfing tiefe Ohnmacht seine Sinne; doch mußte sein Verhängniß noch nicht erfüllt seyn, denn ein wohlthätiger Strauch breitete ihm schützend seine Aeste entgegen und umfing mitleidig den Unglücklichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Millionär in Genf.

(Fortsetzung)

Zuerst wurden unter dem Versprechen, es nicht weiter zu sagen, einige methodistische Brüder in's Geheimniß gezogen, die sich gleich dahin erklärten, J. dürfe den im Testament übergangenen Verwandten keine Vergleichs- und Entschädigungssumme anbieten. „Denn der Herr habe in seiner Gnade ihm das Ganze gegeben, damit er einen guten Gebrauch davon mache, besonders für die arme Kirche.“ Auch der Madame J. drückte es das Herz ab, und nach der nächsten Meditation vertraute sie die Sache der Frau B. und den Demoiselles F. beim Nachhausegehen. Dies war Abends sieben Uhr. Vor Schlafengehen wußte es schon ein guter Theil der methodistischen Gemeine, und am folgenden Morgen alle übrigen. Man bestürmte J. und seine Frau mit Fragen, und gerade ihre Zurückhaltung bestärkte Jedermann in der Sache und machte sie noch glaublicher, so daß bald der ganze methodistische du haut das wunderliche Ereigniß als eine Schickung Gottes auslegte, um seine Getreuen zu belohnen und besonders der armen Kirche aufzuhelfen; denn es war ganz gewiß, daß J. seiner Bourg-de-four-Gemeine ein eigenes Oratorium bauen lassen werde, wenigstens eben so stattlich wie das auf Beauregard. Die Sache war ganz gewiß, und Niemand dachte an weitere Erkundigung über etwas, das J., der einfache, fromme, redliche, immer zuverlässige J. gesagt hatte.

Eine Zeit lang behielt die brave Familie ihre Einfachheit und schlichte Art bei. Frau J. nahm keine Magd an; nach wie vor besorgte sie die kleine Küche, trug ihre vorigen Kleider, den Tuchmantel, das gescheitelte Haar, den modesten schwarzen Hut, das dunkle Kleid von geringem Stoff; nach wie vor wurde kein Holz für die Küche angeschafft, sondern wöchentlich beim Nachbar Schreiner Stücke Holz und Hobelspäne geholt, noch immer ging sie mit dem Henkelkorb auf den Markt, noch immer wurde nur Donnerstag und Sonntag Fleisch gegessen. J. ging nach wie vor an seine Arbeit, und wiewohl ihn die Herren Vacheron und Constantin mit mehr Auszeichnung behandelten, so sagte er ihnen und seinen Mitarbeitern doch nichts, und sie waren zu diskret, um zu fragen. Nicht selten kamen Leute, besonders Fremde dahin, bloß um den merkwürdigen Repasseur-Millionär an seinem Etabli arbeiten zu sehen. Nur manchmal wandelte ihn die Lust nach einem bescheidenen Char de coté an, er kämpfte sie jedoch nieder, eingedenk des guten Raths seiner Frau.

So aber sollte es auf die Länge nicht bleiben. Zuerst kam Mamsell Jeannette einmal Abends von der Arbeit nach Haus und ließ sich folgendermaßen vernehmen, indem sie den kleinen Strohhut und den gedruckten Shawl an den Nagel hing: „Was ist denn das für ein Gerede, Mama, von dem ungeheuren Geld, das der Vater in England geerbt haben soll? Schon manche Leute haben es mich versichert und heute wieder Mamsell Ferraud?“ — „Der Vater wird es Dir schon sagen, wenn's Zeit ist, beruhige Dich bis dahin, Jeannette.“ — „Es ist also wirklich wahr? Nun begreife ich Alles.“ — „Was begreifst Du denn?“ — „O Mama, seit einiger Zeit ist Mamsell gar höflich gegen mich, sie gibt mir keine harten, unhöflichen Worte mehr, sie lobt sogar meine Arbeit und läßt mich weggehen, wenn ich nur will; die andern Mädchen spotten auch nicht mehr über mich, daß ich keinen guten Freund habe, sie sind viel artiger und — und —“ — „Und?“ — „Monsieur Frédéric hat mich schon dreimal an der Thüre des Magazins erwartet und mich dann nach Hause begleitet; er sagte mir dabei viel schöne Sachen und versicherte —“ — „Wer ist denn der Mr. Frédéric?“ — „Sie kennen Mr. Frédéric nicht, Mama? ist das möglich! Mr. Frédéric ist der Musiklehrer, der Sporen trägt und immer kerzengerade zu Pferde sizt, wie eine Drahtpuppe; aber er ist ein Bischen dumm und gefällt mir nicht recht; lieber wäre mir schon Mr. Jules, der Sohn des Barons N. Er geht wohl zehnmal des Tags am Fenster vorbei, wo ich sitze, zieht den Hut ab und grüßt mich höflichst. Sie haben mir immer gesagt, Mama, ich sey nicht hübsch, und müsse dies durch Tugend, Ordnung, Fleiß und Geschicklichkeit zu ersetzen suchen; Mr. Jules aber sagte mir heute noch beim Herausgehen aus dem Magazin, ich sey reizend wie Hebe, und meine Augen haben ihn bezaubert. Sagen Sie mir doch, Mama, wer ist denn die Mademoiselle Hebe, und wo wohnt sie?“ — „Ich

weiß schon, was den Herrn Jules an Dir bezaubert hat, Deine kleinen Augen gewiß nicht. Ich bitte Dich, Jeanette, sey vernünftig und gieb nichts auf die Reden dieser jungen Herrn. Wenn Gott will, daß Du reich werden sollst, so kannst Du ganz andere Männer haben, als süßliche Gecken oder Hungerleider." — „Aber, Mama, wie lange soll ich noch warten? Bedenken Sie doch, daß ich schon achtzehn Jahre alt bin. Könnte ich einstweilen nicht von meinem Spargeld einen andern Hut kaufen, durchbrochene Strümpfe und hübsche Pariser Schuhe?" — Hut, Strümpfe und Schuhe wurden gekauft, und noch manches Andere, woran die Mädchen hängen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Neue Bauten. Der Obelisk von Luxor.

Der Omnibus oder Stadtdiligencen sind jezt täglich über hundert im Gange, und man kann denken, daß sie den Lärm auf der Gasse bedeutend vermehrt haben. Dagegen haben sie auch den Werth der Wohnungen in entlegenen Stadttheilen erhöht, indem es jezt den Bewohnern möglich ist, für einige Sous sich in's Innere der Stadt, oder nach einem andern entlegenen Stadtreviere führen zu lassen. Die Omnibus-Unternehmungen sind daher auch bedeutende Anstalten geworden, wovon einige über fünfzig Pferde unterhalten und den Inhabern der Aktien einen beträchtlichen Gewinn abwerfen. Jezt scheint auch die Baulust, welche vor einigen Jahren so bittere Erfahrungen machte, und im Schuldgefängnisse Zeit zum Bereuen hatte, wieder aufzuwachen, und für's folgende Jahr sind bereits einige Vorschläge genehmigt worden. Das Gehölz zu Romainville, in einer angenehmen Lage vor der Stadt, wo man am Ende des März 1814 focht, so daß manche Bäume von den Kugeln der Russen beschädigt wurden, ist in den lezten Jahren großentheils verschwunden, und an dessen Stelle sind eine Menge Landhäuser, oder vielmehr Landhäuschen entstanden; der Krämer in der St. Denis- oder in der St. Martinsstraße, der doch auch im Sommer will sagen können, er gehe auf's Land, kann jezt leicht einen Landsitz bekommen, ohne dafür ein Beträchtliches auszugeben. Nun will die Stadtbehörde endlich auch an die Verschönerung des großen und leeren Concorde- oder Revolutionsplatzes zwischen dem Tuileriengarten und den Champs-élysées gehen. Bekanntlich soll mitten auf diesem Platze der Obelisk von Luxor aufgerichtet werden, und man wartet nur noch auf die Ankunft des ungeheuern Granitblocks aus Bretagne, welcher dem Obelisk zur Grundlage dienen soll. Damit diese Grundlage mit dem aus Einem Steine bestehenden Obelisken übereinstimme, hat man auch nur Einen Stein zu dem Würfel nehmen wollen, worauf er zu stehen kommen soll. Dieser ungeheure Stein soll nun bei hohem Wasserstande die Seine hinaufgeschifft werden, wie man mit dem Obelisk selbst verfahren ist. Ein Arbeiter hat ein neues Verfahren erfunden, denselben zu glätten, wodurch über die Hälfte der gewöhnlichen Kosten erspart wird. Einige Künstler und Stadtbeamte haben geglaubt, man müsse noch weiter in der Verschönerung gehen, und den Obelisken mitten in einem großen Wasserbecken aufstellen. Nun hat freilich Pabst Klemens XI. auch den Einfall gehabt, einen egyptischen Obelisken zu Rom mitten in einem Springbrunnen aufzustellen, nämlich auf dem Platze Santa Maria della Retonda; allein andere Obelisken in Rom stehen doch nicht so, und in jener Stadt geschieht Manches, was eben keine Nachahmung verdient. Hat man doch ungeheure Kreuze auf den Obelisken errichtet! In Hinsicht des Pariser Obelisken hat man mir folgende Anekdote erzählt. Es war längst der Wunsch der französischen Regierung gewesen, einen der Obelisken von Luxor zu besitzen. Als Champollion in Egypten war und bei dem Vizekönige gut angeschrieben stand, ließ er diesen einmal merken, wie angenehm es der französischen Regierung seyn würde, wenn er ihr einen der zu nichts taugenden Monolithen zum Geschenke machte. „Das wollte ich herzlich gern," erwiderte der Pascha, „ich habe sie aber beide den Engländern versprochen." — „O, die Engländer sind eine sehr große Nation," erwiderte Champollion; „ihr solltet Ew. Hoheit die beiden ungleich größern Obelisken von Karnak zum Geschenk machen; dies würde ein der Erhabenheit des Königs von England angemesseneres Geschenk seyn." — „Da haben Sie vollkommen Recht," erwiderte der Vizekönig, sogleich in den Vorschlag eingehend; „so möge denn Frankreich den einen Obelisken von Luxor wegnehmen, den Engländern will ich die Karnakschen Obelisken schenken." — Die französische Regierung ließ also jenen Obelisken wegnehmen; die Engländer mußten aber die Karnakschen Monolithen wohl liegen lassen; denn wie hätten sie diese ungeheuern Steine wegschaffen können!

Dg.

Räthsel.

Es ist ein alter und großer Altar,
Der, eh' ein Tempel sich wölbte, war;
Die dienenden Priester, an Werk und Gesicht
Ungleich, doch Freunde vom himmlischen Licht;
Der erste bringt Blumen und Lämmer nur dar,
Der andre die Güter vom reiferen Jahr,
Der dritte die süßesten, geistigsten Gaben,
Doch weder den Gott, noch den Priester zu laben.

Frei liegen die Gaben auf jenem Altar,
Die Priester, sie bieten dem Nächsten sie dar,
Der, ihrer Freigebigkeit eingedenk,
Hinkommt, sich zu freu'n an des Gottes Geschenk.
Und haben die Gaben die Armen erfreut,
Wie sie der Altar überreichlich anbeut,
So deckt ihn, gehorsam dem großen Buche
Des Schicksals, der vierte mit reinlichem Tuche.

Und wenn der erste das Tuch abdeckt,
So werden die Blumen auch wieder entdeckt,
So liegen die Lämmer in wolliger Schaar
Schon wieder bereit auf dem großen Altar;
Der andre, der dritte, sie stellen sich ein,
Denn lässig will keiner im Dienste doch seyn. —
Wie dort sie gedient und geschieden mit Schmerzen,
So dienen sie auch in den menschlichen Herzen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 3.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 4. Januar 1836.

Look how thy servants do attend on thee!
— Wilt thou hunt?
Thy hounds shall make the welkin answer them,
And fetch shrill echoes from the hollow earth.
Shakespeare.

Der Millionär in Genf.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit war das Reformationsjubiläum in Genf. Wiewohl nun J. als eifriger Methodist keinen Antheil an dem Fest nehmen wollte, weil es von der Genfer Geistlichkeit ausging, so konnte er seinem Sohn Karl doch nicht versagen, von La Croix nach Genf zu kommen und da die vielbesprochenen Festlichkeiten mit anzusehen. Karl war nun seit drei Jahren abwesend gewesen, und bei seiner Rückkehr fanden alle Grisetten der Rues-basses und von Carouge, er sey bedeutend gewachsen und ein schmucker Gesell geworden; seiner Schwester glich er wenigstens nicht. Auch ihm konnte des Vaters Glück nicht lange verborgen bleiben, und er erfuhr es, als er zum ersten Mal im Café Belair mit alten Kameraden Billard spielte. Er fragte Mutter und Schwester darum, und Beide erwiderten: ja, ja, es ist gewiß, denn der Vater sagt's und man hat's ihm von London geschrieben.

Der Sohn hatte mehr Einfluß auf J. als Mutter und Tochter zusammen genommen, und diesen verwendete er dazu, den Vater zu bereden, daß er doch nun Anstalten mache, seinen neuen Glücksverhältnissen gemäß zu leben. Zu Lezterem hatte ja J. gleich Anfangs Lust gehabt, wäre nur nicht das Abrathen seiner Frau gewesen. Jezt ging er, aller methodistischen Demuth und Bescheidenheit ungeachtet, darauf ein. Zuerst wußte ihm Karl seine vom Jura her mitgebrachte Jagdlust zu kommuniziren; von dem baar daliegenden Gelde einer kurz vorher gemachten kleinen Familienerbschaft wurde eine Doppelflinte mit Zubehör, später auch ein scheinbarer Jagdhund gekauft, und da es mit den Jagden im Kanton Genf eine ganz besondere Bewandtniß hat, so blieb ihm dabei volle Zeit, über seine Lage und die gute Verwendung der ererbten Millionen nachzudenken. Der geneigte Leser möge wissen, daß unser kleiner Kanton, wo alles Grundeigenthum so sehr getheilt ist, keine eigentliche Waldung hat, weßwegen er auch seinen Holzbedarf aus Frankreich, dem Kanton Waad, aus Wallis und Savoyen bezieht. Nur so ein Bischen Gehölz und Gestrüppe ist hier und da, alles Uebrige ist flaches, offenes Land, Ackerboden, Gärten, Weinberge u. s. w. Dies hindert jedoch keineswegs, daß die Republik viele Hundert Jagdliebhaber mit Hunden aufzuweisen hat, welche in der rechten Jahreszeit alle Wochen, besonders Sonnabends und Sonntags gewappnet mit ihrer Meute ausziehen, gewöhnlich aber des Abends sehr ermüdet und immer in der Dunkelheit wieder nach Haus kommen, ohne einen Schuß gethan zu haben, denn es kommt in unserem Freistaat höchstens ein Eichkätzchen auf zehn Jäger und

auf siebzig ein Hase. Anderes Wildpret gibt es aber nicht, man müßte denn Sperlinge, Rothkehlchen und dergleichen dazu zählen wollen. Im waldreichen, rauhen Jura ist dies ganz anders, ja es kommen da jährlich im Winter Wölfe und Bären vor, wie Adler und Geier; darum hatte Karl in La Croix Lust an der ergiebigen Jagd finden können. Kaum hatten die Genfer bemerkt, daß der reiche J. sich gern mit Jagd belustige, so wußten sie auch schon, wie ihm beizukommen sey. Er wurde rechts und links zu Jagdpartien eingeladen, fetirt, in Berührung mit vornehmen Leuten gebracht, denen es besonders um Bekanntschaft mit dem lieben Manne zu thun war.

Schon seit einem Monat, ehe noch J. auf das Weidwerk zog und unter die Leute kam, ja schon einige Tage, nachdem seine englische Erbschaft in der Stadt verlautet, hatte er an Briefporto ein Erkleckliches zu bezahlen, denn es kamen täglich Sendschreiben an ihn, mit oder ohne Beilagen. J., der fünf-und-vierzig Jahre alt geworden war, ohne von freundlichen Verwandten etwas zu wissen, bekam nun von allen Seiten Zuschriften von Vettern, Muhmen und Basen, die ihn ihrer alten Anhänglichkeit und Liebe, so wie ihrer freudigen Theilnahme an seinem lang verdienten Glück versicherten, um auf diese Prämissen die Bitte um eine Gabe oder Unterstützung gründen zu können. Da gab es Kinder aus der Taufe zu heben, Mädchen auszustatten, Buben und Mädchen in die Lehre zu thun oder reisen zu lassen. Andere hatten durch Betrug böser Leute, durch Feuersbrunst, Wetterschaden, Bankerot oder Diebstahl gelitten, und waren fest überzeugt, daß der liebe Verwandte diesem Allen bald abhelfen werde. Die Poeten quälten sich mit Oden, Meditationen und dergleichen; manche schillerten in's Fromme, in's Malan'sche, Empeyta'sche oder Gaußen'sche, in Andern waren nach alter Art Tropen aus der griechischen und römischen Mythologie angebracht, was jedoch Madame J. als echte Methodistin sehr übel nahm, denn sie wollte durchaus nicht mit der Leucothea, „die sie gar nicht kenne und nie gesehen habe,“ verglichen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

Zwei bis drei Stunden mochten seit jenem Vorfalle dahingegangen seyn. Das Gewitter hatte sich verzogen, glänzendes Sternenlicht goß einen unsichern Schimmer auf die erfrischte Erde; ein lieblicher Duft, der besonders im Gehölze nach erquickendem Regen sich zu verbreiten pflegt, durchzog balsamisch die Lüfte, und eine lautlose Stille, eine tiefe, nächtliche Ruhe war der zerstörenden Aufregung gefolgt. Da zeigte sich von fern her und immer näher und näher ein seltsames, aber ergötzliches Schauspiel. Ueber den Bergrücken her kamen wandelnde Feuer, in langem Zuge hinauf und herab sich wendend, je nachdem die Gestaltung des Berges dieses erforderte, und die sonderbaren Formen boten dem erstaunten Auge den erhabensten Anblick mitten durch die stillen Schatten der Nacht. Jetzt schallte ein reiner, vielstimmiger Gesang in der weichen Mundart jenes Landes herüber, tönte in einzelnen Lauten als Echo von den Felsen her, und stieg und sank, so oft die beweglichen Flammen sich frei zeigten oder von einem Vorsprung momentan verborgen wurden. Die Phantasie des Dichters hätte das ganze Schauspiel für einen nächtlichen Tanz stiller Geister angesehen; der Naturforscher würde dasselbe den geheimen Entwicklungen der Naturkräfte zugeschrieben haben; dem unbefangenen Zuschauer aber mußte das fröhliche Lachen, das zuweilen sich hören ließ, oder ein lautes Wort, von weiblicher Stimme gesprochen, den klaren Beweis liefern, daß weder überirdische Geister, noch schwefliche Dünste hier im Spiel seyen.

In der That war es eine große Anzahl Weiber und Mädchen, Bewohnerinnen des Strounathales und der umgebenden Alpgelände, die, beladen mit Erd- und Baumfrüchten, mit Eiern, Butter und Federvieh, nach der Sitte ihres Landes bei nächtlicher Weile, Jede zusammengedrehte brennende Hanfstengel als Fackel in der Hand, nach Omegna, Orta, Miassino, Bissone und andern Ortschaften ihre Waare bringen, um sie dort zu den allergeringsten Preisen loszuschlagen, was indessen nicht hindert, daß sie eben so lustig und wohlgemuth bei brennender Sonnenhitze den Weg nach Hause einschlagen, als sie denselben mit ihren leuchtenden Hanfbündeln gekommen sind. Die Wanderinnen hatten jetzt auf ihrem schmalen, oft gefahrvollen Fußsteige die Anhöhe herunter das Ufer des Baches erreicht, der noch immer sein angeschwollenes Gewässer mit rasender Wuth über das steinige Bett wälzte. Nur auf den Weg achtend, dessen Unebenheit die größte Vorsicht gebot, waren die Meisten schon an dem Strauche vorübergezogen, ohne den verunglückten Mann zu bemerken, welchen dessen Aeste zurückhielten. Jetzt schritt ein junges Mädchen heran, dessen reizend idealische Kleidung, wie sie in jener Gegend getragen wird, die Schönheit ihres Wuchses erhöhte, der sogar von der Last, die sie auf dem Kopfe und an den Armen trug, nichts von seiner zierlichen Leichtigkeit verlor. Zwei Schritte nur von dem Verunglückten entfernt, stand sie plötzlich still, und indem sie sich nach einer ältlichen Frau zurück wandte, die hinter

ihr ging, bat sie dieselbe, ihr den Korb vom Kopfe heben zu helfen, in welchem etwas in Unordnung gerathen war. Dies geschah, aber indem der Korb auf den einzigen ebenen Raum gestellt wurde und die hübsche kleine Trägerin sich darüber hinbog, fuhr sie mit dem lauten Schrei: „Jesus Maria!“ zurück. „Heiliger Julius von Orta, hilf uns! seht nur, Mutter Anna, da hängt ein Mensch, todt, vom Bliz erschlagen vielleicht, in den dornigen Aesten; wenn er sich losreißt, so stürzt er in den Strom hinab.“

Während die Kleine so sprach, hatte sie ihre Körbe so gut es gehen wollte, bei Seite geschoben und war mühsam die wenigen Schritte zu dem Scheintodten herunter gestiegen. Die Alte hatte ihre Last ebenfalls abgesezt und schaute neugierig nach der Stelle hin, wo bei dem Schimmer der Fackeln in der That der Körper sichtbar war, aber die hinten nachdrängenden Weiber, ungeduldig über den Aufenthalt an einem Orte, wo auf beiden Seiten der Abhang zu steil war, als daß man ohne Gefahr hätte ausweichen können, schrien und lärmten mit der ganzen Raschheit des italienischen Bluts; die Einen verlangten die Körbe aus dem Wege geräumt, damit sie die Gefährtinnen wieder ereilen könnten, Andere meinten, der Daliegende sey wohl einer der Schmuggler, die Gott verdammen möge, und den eben eine rächende Gottheit durch Feuer vom Himmel gerichtet habe. Wenige nur und die Jüngsten der Gesellschaft standen theilnehmend am Rande des Abgrunds, schauten den Bemühungen der beiden Frauen zu, ohne ihnen jedoch zu helfen, und gingen nur langsam, oft zurückblickend, den Uebrigen nach, die sich zum Weitergehen Raum gemacht hatten.

Mittlerweile war es Theresen unter Anna's Beistande gelungen, den Gegenstand ihrer Sorge vorsichtig aus den stachligen Banden seines rettenden Freundes zu lösen, und ihn mit vereinter Kraft die Höhe hinan auf den Fußsteig zu schleppen. „Kind, Kind,“ sprach während dieses Geschäftes die Alte, „ich weiß eigentlich gar nicht, wie ich dazu komme, einen fremden, verdächtigen Mann mitten in der Nacht, die ohnehin keines Menschen Freund ist, aus dem Teufelsloche herauszuziehen. Weißt Du nicht mehr, wie es Johannen und der Frau des Hirten Joseph erging, als sie oben im Gebirge einen verwundeten Menschen fanden und ihn verbanden? wie da eine Rotte Bösewichter, zu denen er gehörte, sich über sie herstürzte, und sie nur mit genauer Noth ihren Klauen entkamen? Und mein schöner Kohl, meine herrlichen Kirschen, meine fetten Hühner! Ich komme nun schon nicht nach Omegna, ehe Jedermann sich versehen hat, und kann dann meine Waare um das halbe Geld losschlagen, oder mit der schweren Last wieder heimkehren.“

Das junge Mädchen hatte indessen stillschweigend den Ohnmächtigen beschaut, ihm die Hand auf das schwach klopfende Herz gelegt, seine schwarzen, von Regen und Blut triefenden Haare, die wild über das Gesicht herunterhingen, zur Seite gestrichen, so gut es ging, gereinigt und mit ihrem Tuche eine Wunde, die ein spitzer Stein ihm an der Stirne geschlagen haben mochte, verbunden. Mit lebhafter Entschlossenheit erwiderte sie jezt der redseligen Matrone: „Mutter Anna, wie mögt Ihr doch so seltsam reden! Seht nur den armen Menschen an, so jung, so schön, schaut die edeln Züge, die selbst der Todeskrampf nicht hat entstellen können, die feine Kleidung — nein, nein, der sucht seines Gleichen nicht unter dem Gelichter, das Ihr meint.“ — „Ei, sind doch schon viele junge und hübsche Bursche in schlimme Gesellschaft gerathen, und die Kleidung kann ja auch gestohlen seyn,“ brummte Anna; „besser wäre es in jedem Fall, wir ließen den Menschen hier liegen und zögen unsers Wegs.“ — „Wie!“ rief Therese, „hier sollte er hülflos liegen, von dem ersten Maulthiere unter die Füße getreten, von Räubern vielleicht bestohlen und mißhandelt? Haltet Ihr es, wie Ihr wollt, Mutter, aber ich bleibe hier, bis eine mitleidige Seele mir hilft ihn in unsere Hütte bringen, oder bis er, sich erholend, mir dahin folgen kann.“ — „Nun, nun, Therese, ereifre dich nicht. Wenn du durchaus deinem Kopfe folgen willst, so soll man nicht sagen, ich habe dich an der schlimmsten Stelle des Strounathales mit einem jungen, hübschen Menschen allein gelassen. Du bist ein gutes Mädchen, aber ein unbesonnenes Ding; eine so hübsche Dirne muß auf ihren Ruf Acht haben, besonders wenn sie verlobt ist. Anselm würde ein finsteres Gesicht machen, wenn er heimkäme und solche Geschichten von seiner Braut hören müßte. Ohnehin traut er dir nicht recht, und hat wohl Ursache, ein Bischen eifersüchtig zu seyn. Doch ich vergesse im Leben nicht, wie du mich lezten Winter in meiner schweren Krankheit besucht und gepflegt hast, wie du mitten durch Sturm und Regen zu der alten Anna gekommen bist, während die andern Mädchen lustig beisammen saßen. Du hast mich damals nicht verlassen, ich verlasse dich jezt auch nicht.“ Die aufgeworfene trotzige Lippe des schönen Mädchens, der spöttische Zug, der sich über ihr Gesicht gezogen hatte, als die geschwätzige Alte des Bräutigams und der Ursachen seiner Eifersucht gedachte, verschwand plötzlich bei ihren lezten Worten und wandelte sich in das gutmüthige Lächeln eines arglosen Kindes. Sie drückte lebhaft ihrer alten Freundin Hand, und Beide mühten sich jezt, den schwachen Lebensfunken, der in dem Verwundeten noch sichtbar war, wieder anzufachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, December.

Kunstreiter. Das deutsche Lustspiel.

Die Winterlustbarkeiten unserer Stadt haben mit der sonst gebräuchlichen Katharinenredoute — welche unser Theaterdirektor Stöger wieder in's Leben zu rufen versuchte — ziemlich flau begonnen. Die Prager halten sehr auf gewisse Zeiteintheilungen, aber so gefüllt die Redouten im vorigen Karneval waren, so leer war die jezige. — Die Kunstreiter-Gesellschaft von Alexander Guerra, die hier eben keine sehr brillanten Geschäfte macht, gab ein Wettrennen im Baumgarten, welches aber gleichfalls nur wenige Zuschauer anlockte. Eine hochtragische Vorstellung derselben im Theater: „Die Eroberung von Ipsara,“ große Pantomime mit Tänzen, Tableaux und Gefechten, in fünf Abtheilungen, erregte Gelächter und Mißfallen. Die Gesellschaft ist für das Vergnügen des Publikums fast zu zahlreich, da es doch zu viele Scholaren mit ansehen muß, und in dem Verzeichniß der Mitglieder, welches wir auf dem ersten Anschlagzettel ganz vollständig erhielten, lasen wir nicht allein grazióse und furióse Tänzerinnen, männliche und weibliche Voltigeurs, Springer, indianische Künstler, mehrere Herkulesse u. s. w., nebst zehn Reitknechten und fünfzig Pferden, sondern auch Stallmeister, Reitmeister, Balletmeister und endlich einen Sekretär; zum völligen Ueberfluß aber auch Orchesterdirektor, Illuminateur, Stickerin, Sattler, Garderobier und Garderobière, Schuster, Schneider und eine Damenschneiderin. Von allen diesen Gehülfen der höhern Reitkunst haben sich der Illuminateur und der Orchesterdirektor am wenigsten Ruhm erworben. Unter den jüngern Reitkünstlern sind einige wirklich sehr brave Mitglieder; vor Allen zeichnen sich Horatius Filipuzzi und Georg Cochi durch Kühnheit und Gewandtheit aus, und die beiden Gladiatoren Cajetan Ciniselli und Anton Brand sind wahrhaft bewundernswerth. Unter den Damen ist Madame Elise Guerra, geb. Schier, eine recht hübsche Frau, leistet aber so wenig, als ihre Kunstgenossinnen, viel Erhebliches.

Unsere Bühne brachte in der lezten Zeit manche Novitäten, einmal: „Die Einfalt vom Lande,“ Lustspiel (?) von Töpfer. Es thut uns bei der jezigen Armuth unsers Lustspiels wahrlich immer leid, wenn einer der Wenigen, welche der gesunkenen Bühne noch ein wenig unter die Arme greifen, und, wenn nicht Vollendetes, doch Genießbares zu liefern pflegen, ein mouvement retragrade macht, und leider ist dies bei Töpfers neuesten Werken, besonders bei dieser „Einfalt,“ in hohem Grade der Fall. Seit Kozebue's Tode hat sich das Bühnenwesen so verändert, daß seine Erzeugnisse anfangen, uns fremdartig und in der Form veraltet vorzukommen. Von allen seinen Nachfolgern im Gebiete des Lustspiels — denn von diesem kann allein die Rede seyn, wenn man Kozebue's als einer Potenz erwähnt — ist es allein der dramatische Großhändler Raupach, der, ihm am Geiste weit überlegen, mehr für die Kunst zu wirken vermöchte, wenn er sich nur zu einiger Sorgfalt und Feile entschließen könnte. Nächst ihm lieferten Holbein und Töpfer wenigstens bühnengerechte Stücke, und Blum und Kettel, Hell und Lebrun verpflanzten überrheinische Produkte an die Ufer der Spree, Elbe und Ocker, von wo sie ausgingen in alle Weltgegenden, wo deutsche Komödie gespielt wird. Zu gleicher Zeit wurde in Wien eine Uebersezungsfabrik eröffnet, als deren Vorsteher Castelli auftrat, und unter und mit ihm, das Dictionnaire de Poche zur Seite, arbeiteten rüstig die Herrn von Kurländer, Koch und Lembert, von denen sich auch nicht einer nur durch besondere Kenntniß der fremden oder Gewalt über die eigene Sprache auszeichnete. Grillparzer sandte selten ein dramatisches Werk in die Welt, dann war es aber auch immer von Werth, und als Diktator der Wiener Bühne schrieb Deinhardstein seinen „Hans Sachs“ und „Garrick in Bristol“ für Löwe's herrliches Talent, dem das erste Stück (nächst einer sehr bühnengerechten Form) verdankt, daß es mit seiner schwachen Charakteristik, mit dem gänzlichen Mangel an zeitgemäßem Kostüme in Sitten und Benehmen den Eingang auf alle Bühnen von Deutschland fand. Das zweite, dem die metrische Sprache mehr schadet als nüzt, konnte Löwe nur den leicht erregbaren Wienern genießbar machen; denn anderswo, selbst wo er die Titelrolle gab, gefiel der Darsteller, doch das Lustspiel mißfiel, und schwand schnell wieder von allen Repertorien, die es aufgenommen hatten. Der Verfasser, dem es doch frei steht, als Theaterdichter und Vizedirektor der Hofbühne Stücke zu schreiben und aufführen, ja als Censor der dramatischen Kritiken sie loben zu lassen, scheint gleichwohl einzusehen, daß er seinen leicht erworbenen Dichterruhm am besten zu bewahren vermag, wenn er vom Schauplaz abtritt, ehe spätere Werke den guten Eindruck der frühern ganz verwischen. Ein paar furchtbare Nebenbuhler fanden die Translatoren an Bauernfeld und Römer, welche die Miene annahmen, den Deutschen ein Original-Lustspiel zu erfinden, eigentlich aber nur bewiesen, daß der deutsche Schriftsteller Alles kann, was er will, sogar eben so seicht und oberflächlich schreiben, wie die Franzosen, nur — nicht so geistreich und pikant. Bauernfeld ist übrigens eine der merkwürdigsten Erscheinungen unter den dramatischen Schriftstellern aller Zeiten und Länder. Wir verlangen gewöhnlich vom Lustspiel Charaktere, Situationen und Handlung, und, wo möglich, Neuheit und Originalität. Von allen diesen Elementen finden wir jedoch nicht Eines in seinen Lustspielen. Die Figuren, die er uns vorführt, kennen wir längst aus Kozebue, Töpfer, Holbein und Frau von Weissenthurn, ja sogar aus Clauren; dazu kommt noch, daß er nicht selten menschliche Nullen, die jene höchstens als Episoden, gleichsam als Folie der interessanteren Gestalten zu bringen wagten, als Hauptpersonen aufstellt. Die Situationen sind kaum so zu nennen, und wenn man die Handlung am Schlusse eines Akts, und sey es auch der lezte, revidirt, so reduzirt sich selbe auf — Nichts, und gleichwohl gehören seine Stücke, obwohl sie nichts besizen, als einen leichten und gefälligen, wenn gleich nur schwach mit Wiz ausgestatteten Dialog und das Salonleben der Mittelklassen, unter die erfreulichsten unserer dramatischen Kunstperiode, und vertreiben ein paar Stündchen nicht unangenehm die Zeit, wenn sie gut und rasch gespielt werden. Das ist nun freilich bei der Wiener Hofbühne der Fall, welche sich, seit der vorige Intendant die Schröder und Rettich entlassen, fast ganz auf das Lustspiel beschränkt und beschränken muß, und diesem Umstande verdankt Bauernfeld eine Art von Vogue in Deutschland, die seine Stücke auf die meisten Bühnen führt, wo sie sich aber nicht sehr lange halten dürften. So wenig ich früher die Herrn Bauernfeld und Töpfer hätte vergleichen mögen, da dem Leztern doch einige eigene Schöpfungskraft nicht abzuleugnen ist, so muß ich doch offen gestehen, jene „Einfalt“ kommt mir ganz so flach wie ein Bauernfeldsches Lustspiel vor, nur minder anständig in der Ausführung, da sie ein paar Scenen enthält, die auf der untersten Linie der Posse stehen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 5. Januar 1836.

— Sie wird mit süßer Harmonie
Und vieler seltnen Lieblichkeit ihn reizen,
Und Oeffnung stürmen durch die festen Thore,
Die jezt verschlossen sind.

Shakespeare.
Perikles.

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsezung.)

Lange blieben die geringen Mittel, die den einsamen Frauen zu Gebote standen, erfolglos, und schon gab die erfahrene Matrone den Ausspruch, daß für den Tod kein Kraut gewachsen sey; schon flossen über Theresens Wangen einige zarte Perlen tiefen Mitgefühls, das doch wohl von der Schönheit des sterbenden jungen Mannes gedoppelt in Anspruch genommen werden mochte, als der Fall eben dieser warmen Tropfen auf das blasse Gesicht einen tiefen Seufzer, und bald hernach das Aufschlagen von ein paar kohlschwarzen Augen zur Folge hatte, deren brennendes Feuer nur durch die vorhergegangene Ohnmacht gemildert war. Der erste Blick fiel auf Frau Anna, die eben beschäftigt war, mit Wasser, das die leichtfüßige Therese aus dem Bache geholt hatte, ihm Stirn und Schläfe zu waschen. Ein zweiter Seufzer und das Schließen der Augen war die Folge dieses momentanen Auflebens, und schon fürchteten die großmüthigen Pflegerinnen einen bedenklichen Rückfall, als der Unbekannte, mühsam seinen Kopf wendend, forschend nach der Gegend sah, von woher ein leises Schluchzen sein Ohr erreichte. Als er hier Theresens reizendes Gesicht ihm unter Thränen entgegenlächeln sah, glaubte er wahrscheinlich einen Engel zu sehen, wenigstens zog über seine ernsten Züge etwas, das einer wehmüthigen Freude glich, und nach kurzer Zeit drängte sich die Frage: wo bin ich? wer bist du, schönes Geschöpf? kaum hörbar über seine Lippen.

Nach einer halben Stunde hatte der Verwundete seine Besonnenheit und hinlängliche Kraft wieder erlangt, um mit Hülfe seiner Beistände sich aufzurichten und an einen Baum zu lehnen. Mehreres aber zu thun, nach ihrem Vorschlage sich zusammenzuraffen und die halbe Stunde Wegs bis zu des alten Ruffo Wohnung zurückzulegen, vermochte er nicht, denn außer der Wunde am Kopfe hatte er von seinem Fall auch einen gelähmten Fuß davon getragen. Bei dieser Entdeckung stieg die Verlegenheit. Frau Anna schlug es rund ab, Theresen bei dem Verwundeten allein zurück zu lassen und daheim Hülfe zu holen; denn sie hatte mit Unmuth und Sorge die Anziehungskraft bemerkt, die der Fremde auf das lebhafte, leichtsinnige Mädchen ausgeübt. Glücklicherweise zog eben ein bekannter Maulthiertreiber die Straße, der sogleich bereit war, für ein kleines Trinkgeld den Verwundeten auf einem seiner Thiere nach dem bezeichneten Gehöfte zu bringen, und bald war nun Alles auf dem Wege in die schützende Heimath, Anna's Kohl und Hühner nicht zu vergessen.

Nach einem Zeitraume von vier Wochen treten wir in die bescheidene Wohnung, die den Verirrten seit jener verhängnißvollen Nacht gastfreundlich beherbergte. Das Haus des alten Russo, Theresens Vater, war unter den umliegenden Gebäuden allerdings das stattlichste und wohlgebauteste, ohne darum den mindesten Anspruch auf Pracht oder nur auf große Bequemlichkeit machen zu können. Wem indessen ländliche Einfachheit und Reinlichkeit genügen, der findet gewiß das Laubdach von Reben, die Gruppe mächtiger Nußbäume, die den einen Theil des Hauses beschatten und in deren Schutze eine frische Quelle aus einfacher Röhre strömt, den kleinen, mit Gemüse bepflanzten Garten, dessen Rand mit blühenden Rosenhecken eingefaßt ist, die reinliche, mit dem großen Kamin und den tannenen, weiß gescheuerten Bänken und Tischen geschmückte Stube, die helle Küche mit dem lodernden Feuer und dem siedenden Kessel, die meist der Aufenthaltsort der Familie ist, er findet, sage ich, das Alles gewiß recht anmuthig und mehr als hinlänglich zu einem stillen Lebensglück. Freundlicher noch als das übrige Gebäude erscheint das Oberstübchen, das, unter dem Dache erbaut, die Aussicht durch das ganze Thal bot und die schroffste Wildheit mit der mildesten Anmuth ganz nahe vereinte.

In diesem Zimmer, dessen einziges Geräthe ein reinliches Bett ohne Vorhänge, einige Strohstühle und ein Tisch waren, an dessen niedrigen Fenstern aber die Aeste zweier Wallnußbäume im leichten Winde spielten und ihre Schatten an den weißen Wänden auf und nieder senkten, saß in schwermüthiger Stellung der Fremde, den verlezten Fuß noch schonend auf eine Bank gebettet und den Kopf, dessen fast zugeharschte Wunde Theresens schönstes seidenes Halstuch umschlang, auf die Hand gelehnt. Vor ihm stand das Mädchen, in dem Bestreben, ihn zu erheitern, Alles erschöpfend, was ihr an Mutterwitz und leichter, kindlicher Anmuth eigen war; Fähigkeiten, die sie nicht gewohnt war, sieglos an Undankbare zu verschwenden, und die doch diesmal nur geringen Eindruck auf einen Menschen zu machen schienen, der zu den Verkehrtesten gehörte, die sie je gekannt und der eben darum immer auf's Neue ihre kleine Koketterie rege machte. Wenn auch die Güte ihres Herzens hinreichend gewesen wäre, ohne ein leises eigenes Interesse einem Unglücklichen beizustehen, so steigerte doch ohne Zweifel das Wohlgefallen, das sie an dem schönen Fremdling fand, und das Verlangen, seinen Ernst, seine Abgeschlossenheit zu überwinden und in seinem Herzen Wünsche zu erregen, die sie nicht zu erfüllen entschlossen war, diesmal ihre Bemühungen, und leicht wird in solchem Falle bei Gebildeten und Ungebildeten die Grenze überschritten, die zarte Weiblichkeit gezeichnet hat.

„Therese! laß doch die Possen!“ sprach ein Mann, der, in einem Winkel des Zimmers sitzend, hölzerne Löffel schnizte, und den wir als des Mädchens Vater erkennen. „Du siehst ja, daß der Herr keinen Gefallen daran findet; geh' hinunter an deine Arbeit und laß die Leute in Frieden. Von Allem, was du hättest thun sollen, ist ja noch nichts geschehen und —“ — „Ei,“ rief die Kleine und stampfte ungeduldig mit dem Fuße, „er soll aber Gefallen an Scherz und Lachen bekommen! Wißt Ihr denn nicht,“ fuhr sie gegen den Fremden fort, „daß Mutter Anna spricht: Ihr müßt froh werden, um gesund zu seyn? und habt Ihr Euch nicht immer gut bei ihrem Rathe befunden? So lange Ihr den schwarzen Gedanken nicht den Abschied gebt, die so finster sind, als das Teufelsloch, in welchem wir Euch fanden, so lange Ihr so grämisch da sizt,“ hier ahmte sie seine Stellung komisch nach, „und nicht mit mir singt und tanzt, so lange ist auch die Kur nicht vollendet. Auch bildet Ihr Euch wohl nur ein, daß Ihr nicht lustig seyn könnt, Ihr müßt es einmal ernstlich probiren!“ Bei diesen Worten ergriff sie eine daliegende kleine Trommel und flog, indem sie dieselbe über ihrem Kopfe schwang, mit einer so zierlichen Leichtigkeit einigemale im Zimmer umher, daß es schien, als trügen sie Zephyre auf ihren Schwingen. Dann ließ sie sich kniend auf die Bank nieder, auf der des Kranken Fuß ruhte, schüttelte die schwarzen Locken von der weißen Stirn und den glühenden Wangen zurück und schaute ihm dabei von unten her so gutmüthig und zugleich so schelmisch in's Gesicht, daß seine trübe Stimmung nicht völlig widerhalten konnte. Er streichelte ihr freundlich über die glänzende Scheitel, und etwas, das einem Lächeln gleich kam, strich über die schönen, kummervollen Züge.

„Verzeiht dem tollen Mädchen, Herr,“ sprach der Alte. „Seht, sie war immer so; was Ernst war im Leben, ließ sie bei Seite liegen, oder es mußte sich in Fröhlichkeit verwandeln; sie meint es aber doch gut.“ — „Das weiß ich,“ erwiderte der Gast, „und es bedarf darum keiner Verzeihung. Sey nur ruhig, gutes Kind,“ fuhr er fort, und sein reiner, volltönender Tenor gewann einen Laut von Zärtlichkeit; „die einen Menschen erhält die Freude, die andern der Schmerz, du aber darfst dir keck sagen, daß ich ohne dich gar nicht mehr da wäre; denn es bedurfte deines mitleidigen Herzens, um einen Unbekannten mit eigener Gefahr zu retten, ihn zu hegen, zu pflegen, wie du es gethan hast. Doch wo bleibt wohl Anna? Sie hat mir versprochen, für mein Weiterkommen zu sorgen und mir Nachricht zu bringen. — Ah, da seyd Ihr, Mutter,“ unterbrach er sich, als die Thüre sich öffnete und die Matrone erschien. „Nun, wie steht's? Habt Ihr einen sichern Führer für mich gefunden? Habt Ihr mit ihm abgeredet? O sprecht!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Millionär in Genf.

(Fortsetzung)

An industriellen und merkantilischen Projekten fehlte es ebenfalls nicht. Einer sprach von einer zwischen hier, Chamouni und dem Montblancgipfel anzulegenden Eisenbahn, vom Chamounithal an bis hinauf durch einen Tunnel unter den Gletschern weg, mit fortschaffender, aufziehender Mechanik, wodurch es leicht seyn werde, Morgens nach dem Frühstück von Genf wegzufahren, Mittags auf der Montblanc-Calotte zu seyn und Abends zum Theater wieder in Genf einzutreffen. Andere sprachen von dem ungeheuren Gewinnst, den große Seidenfabriken und chemische Bleichen mit durch eine Art Brennspiegel koncentrirtem Sonnenschein, ferner Dampfboote auf der Arve und Rhone abwerfen würden. Am augenscheinlichsten und verführerischsten war der Vorschlag zu einer großen Mädchenerziehungsanstalt, wo die erwünschte Gleichförmigkeit in der Lehrart durch ganz ungefährliche Dampflehrer erzielt würde; ja die Lektionen könnten sogar von dem Direktor oder seiner Frau aus ihrem Schlafzimmer geleitet werden; derselbe Erziehungsdampf diene um Mittag der Küche und Abends der Konversation, ja wenn die haute pression bei der Hauptmaschine angewendet werde, so könnten sogar Feste, Deklamationen, Examina, Preisvertheilungen und dergleichen damit fournirt werden. Bei dem ehemaligen großen und sogar blutigen Haß der Waadländer gegen die Methodisten war unserem J. einmal die Fatalität begegnet, vom einem Grobian durchgeprügelt und in einen Graben geworfen zu werden. Dieser Grobian schrieb jezt an ihn, bat um Verzeihung und fügte dieser Bitte eine andere bei, nämlich um einiges Geld, weil es eines J's. würdig sey, nach dem Evangelium feurige Kohlen auf des Feindes Haupt zu sammeln.

Unter den vielen Anträgen waren die meisten auf Ankäufe von Campagnen und Landgütern gerichtet, und diese Art von Offerten sagte unserem J. am meisten zu. Ein Herr R. hatte vor einigen Jahren eine kleine Campagna für vierzigtausend Franken gekauft und bot sie jezt unserm reichen Erben für dreimalhunderttausend an, ein wahrer „Spottpreis“ wegen der großen Veränderungen und Verbesserungen, die er da vorgenommen haben wollte. Diese bestehen in einem hinzugefügten Taubenhaus und in Anlegung eines Karpfentümpfels (carpière). Es fanden sich sogleich Freunde, die J. riethen, diese gute Gelegenheit ja nicht von der Hand zu weisen, und er ging wirklich auf den Kauf ein, ohne weiter Jemanden um Rath zu fragen, stellte auch als Abschlagszahlung ein Billet auf hunderttausend Franken aus, in sechs Monaten zahlbar. Diese Zeit ist noch nicht um. Hätte aber J. gleich eine Abschlagszahlung machen wollen, so würde es ihm nicht an baarem Gelde gefehlt haben, denn unter den zahllosen Anträgen und Vorschlägen waren auch Anerbietungen, ihm ganz nach seiner Bequemlichkeit bedeutende Summen vorzuschießen. Die auf's Geld versessenen, engherzigen, vorsichtigen und bedenklichen Leute in Genf waren in Beziehung auf den glücklichen Millionär voll leichten, festen, weitherzigen Vertrauens. J. lehnte aber alle solche Anträge freundlich und etwas vornehm ab, weil ein guter Theil seiner Gelder nach den neuesten, aus London erhaltenen Nachrichten in einigen Monaten in Goldstangen hier ankommen werde.

In dieser Zeit kam Madame J. einmal in das Haus, wo ich wohne, um einige kleine, freigewordene Zimmer zu besehen; sie fand aber den Preis zu hoch und die Möbeln zu kostbar, „da die Betten zwei Matratzen hätten.“ Ganz anders dachte ihr Mann, der auch von nun an Alles trieb, ohne vorher mit ihr darüber zu Rath zu gehen, wie er sonst that.

Bald gelang es den Freunden, J. augenscheinlich zu machen — denn die Eßlust kommt im Essen — jene kleine Campagna könne ihm doch unmöglich auf die Länge genügen, ein Mann von sechs Millionen könne zwar wohl so ein kleines pied à terre bei der Stadt haben, für seinen gewöhnlichen Aufenthalt aber brauche er ein — Schloß; dies sehr wohlfeil zu erwerben, sey jezt eine treffliche Gelegenheit, der Herr Graf G. wolle Prangins verkaufen. Dabei wurde viel gesprochen von der herrlichen Jagd bei dem Schloß und von dessen Memorabilien, z. B. daß Voltaire oft von Fernay auf Besuch dahin gekommen und wegen einer sehr schönen Köchin gern und lang in der Küche verweilt habe; daß es vor zwanzig Jahren die Kaiserin Josephine und hierauf Joseph Napoleon besessen habe.

Nächstens mehr von dieser denkwürdigen Geschichte, welche sich dann vielleicht weiter aufgeklärt haben wird.

(Schluß des ersten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, December.

(Fortsetzung.)

Theater. Die böhmischen Zeitschriften.

Die wichtigste Neuigkeit, wenigstens weil mit ihr ein neues poetisches Talent der Heimath debütirte, war: „Hostimir,“ romantisches Schauspiel in fünf Akten, von Uffo Horn. Unsere dramatischen Dichter scheinen sich in einem ganz eigenthümlichen Patriotismus die Hand darauf gegeben zu haben, den Stoff für ihre Schauspiele nur aus den ältesten Zeiten des Vaterlandes zu schöpfen, unbekümmert, ob sie sich zu dieser Behandlung eignen oder nicht. Ein Fürst, der aus leidiger Habsucht den Ackerbau vernachlässigt und nur Bergbau treibt, bis Brodmangel im Lande eintritt, ein klagendes Volk, das umsonst Schuz und Trost bei seinem

Herzog sucht, bis ein Ritter, mit übernatürlichen Kräften und Wissen ausgerüstet, mit Hülfe seiner gehorsamen Dämonen alle Schachten in einer Nacht verschüttet, dafür zum Tode verurtheilt wird, und sich durch einen Sprung auf einem bezauberten Rosse über die Burgmauer von einem hohen Berge herab und über die ganze Breite des Moldaustroms rettet, ist ein recht dankbarer Vorwurf für den erzählenden Dichter; auch hat Professor Müller denselben einmal zu einem Cyklus von vier Romanzen benuzt, deren erste recht wohl gelungen ist; aber dem dramatischen Dichter bietet der Stoff so wenig Brauchbares dar, daß man diese Wahl der Jugend des Dichters nur insofern vergeben kann, als es ihm gelungen ist, zwar nicht ein klassisches Werk zu schaffen, das sich den ersten Schöpfungen dieses Genres an die Seite stellen will, doch seinen Beruf zum dramatischen Dichter zu beweisen, da wohl der ernste Beobachter vielerlei Mängel, doch auch nicht allein echt dramatische, sondern auch mehr bühnengerechte Form auffinden wird, als man von einem ersten Versuch zu erwarten berechtigt ist; welch leztere er selbst mitunter dort festzuhalten verstand, wo sich ihm das epische Element der Chronik am drohendsten entgegenstellte. Oder sollte vielleicht dieser Stoff die Aufgabe eines ältern Freundes seyn, welcher das dramatische Talent des Jünglings durch einen kaum zu besiegenden Gegenstand prüfen wollte? In diesem Falle hat der junge Dichter eine sehr gute Censur zu erwarten, denn er hat in der That eine Fülle von Poesie, ein so schönes, kräftiges Gemüth in so einfach anspruchsloser Form an den Tag gelegt, daß man ihm, wie der so schwach unterstüzten deutschen dramatischen Literatur zu diesem Debüt Glück wünschen muß. Die Aufführung war im Ganzen ziemlich gut zu nennen, wenn gleich Manches noch hätte viel besser seyn können; die Aufnahme kann den jungen Dichter nur zu neuen Versuchen ermuthigen. Dieser erste fand in den ersten Akten ein streng prüfendes Publikum, kälter und schroffer, als es in Prag gewöhnlich ist, das sich erst im dritten Aufzuge zu erwärmen anfing, und dann so lebhaft wurde, daß die beiden Hauptpersonen wiederholt, und der Verfasser dreimal stürmisch hervorgerufen wurde. Möge uns Horn recht bald wieder eine dramatische Gabe darbieten, und die Erfahrungen benüzen, die er hier gemacht hat, und die ihn vorsichtiger in der Wahl des Stoffes machen dürften. Minder freundlich fand er die heimische Kritik, und die „Bohemia“ verkehrt den gewöhnlichen Entschuldigungsgrund — die Jugend — sogar in einen Anklagepunkt.

„Zu ebener Erde und erster Stock.“ Posse von Nestroy, macht viel Glück, nicht eben, daß sie sehr gut oder sehr wizig wäre, im Gegentheil herrscht das Larmoyante unangenehm über den Humor; aber unsere Landsleute sind gute Oekonomen, und da hier das Theater horizontal getheilt ist, Parterre eine halbverhungerte Kleiderhändlerfamilie, im ersten Stock ein Nabob wohnt, bis sich durch Unglücks- und Glücksfälle das Blatt wendet, jene hinauf und dieser herunterzieht, so sieht man für einfaches Entrée eine doppelte Komödie, die denn auch stets überfüllt ist. „Die Vorleserin,“ nach Bayard von C. W. Koch, war eine Erscheinung, die schon durch ihre gewöhnliche, vom Uebersezer schwach verkleidete lascive Tendenz den gallischen Ursprung verräth, doch auch einige sehr wirksame Momente enthält, und wenn sie — was aber hier nicht der Fall war — in allen Theilen vortrefflich gespielt wird, ziemliches Glück machen kann. Noch weniger sprach „Folgen einer Mißheirath“ an, das auch eine der schwächsten von allen Piecen ist, die seit den lezten Jahren von der Seine zu uns herüber getragen wurden. Eine neue Oper von Marliani: „der Bravo,“ ist sehr gut gegeben worden, doch fehlt es ihr durchaus an Charakter und Originalität; sie fand nur einen sehr vorübergehenden Beifall, und dürfte bald wieder vom Repertoire verschwinden. „Haß und Liebe,“ von Koch — der sich mit Uebersezungen begnügen sollte — nach Zschokke's Erzählung: „Tautchen Rosmarin,“ bearbeitet, ist ein ganz verfehltes Produkt. Selbst Grammerstätters Bearbeitung desselben Stoffes: „der verkehrte Roman,“ ist noch besser gerathen.

Da die periodischen Schriften doch in der Regel als ein Thermometer der literarischen Produktion — doch bei uns wenigstens nicht der wissenschaftlichen Bildung — im Allgemeinen anzusehen sind, so habe ich mir fast ein Gewissen daraus zu machen, daß ich Ihnen noch keinen Bericht über dieselben abgestattet habe (der freilich nicht sehr reich und mannichfaltig ausfallen wird), und ich will noch heute meinen Fehler verbessern. Seit die deutsche „Zeitschrift“ der Gesellschaft des Nationalmuseums sich aus einer Monatschrift erst in eine Quartalschrift umwandelte, dann in freie Hefte überging, und endlich ganz aus dem Buchhandel verschwand, besizen wir außer acht bis neun böhmischen Zeitschriften — deren Beurtheilung ich mir, wie den Zustand der böhmischen Literatur im Allgemeinen, für einen spätern Bericht verspare — an deutschen periodischen Schriften nur die politische Zeitung, die mit derselben verbundene Bohemia, die Mittheilungen für Gewerbe und Handel, von dem Verein zur Ermunterung des Gewerbgeistes in Böhmen herausgegeben (wovon schon sieben erschienen sind, die viel praktisch Nüzliches enthalten), und ein kompletes Nachdruckblatt „Erinnerungen,“ von K. Reynold gegründet, welcher vor Kurzem gestorben, die Redaktion also in andere Hände übergegangen ist. Wer dieses leichte Geschäft gegenwärtig übernommen, weiß ich nicht, es dürfte auch Ihren Lesern ganz gleichgültig seyn, da von dieser Zeitschrift gewiß kein Exemplar die Grenze überschreitet. Die Prager Zeitung (Verlag von Gottlieb Haase Söhne) erscheint in der Form der preußischen Staats- und Wiener Hofzeitung, in groß Folio und drei Spalten, die sie aber — wie alle österreichischen Zeitungen — meist mit Artikeln ausländischer politischer Blätter füllt, was sie jedoch ehrlich eingesteht und am Schlusse jedesmal die Quelle anführt. Ihre Originalartikel bestehen bloß aus Lokalnotizen aus Prag und Böhmen: Beförderungen und Ehrenbezeugungen, Schul- und Kirchen-Inaugurationen, Berichte des böhmischen Museums, der gelehrten und ökonomischen Gesellschaft, der wohlthätigen Anstalten, nebst der Aufzählung milder Gaben, Warnungstafeln u. s. w. Diese Gegenstände werden mitunter sehr ausführlich abgehandelt, und so füllten z. B. die Berichte über die Feier des Geburtsfestes Kaiser Franz I. in Prag und den böhmischen Kreisen im Jahr 1835 sechzehn Spalten, die Uebersicht der edeln Handlungen zur Beförderung des Schulwesens im Jahr 1835 vierzehn Spalten. Die Tendenz der Zeitung ist übrigens größtentheils historisch, und die wenigen raisonnirenden Aufsäze, die sie bringt, sind meistens aus dem österreichischen Beobachter entlehnt, der seit einiger Zeit selbst die grellsten Ansichten der englischen und französischen Opposition seinen Lesern vorlegt, so daß ich mich oft über die Liberalität der Prager Censur verwunderte, bevor ich das Oe. Beob. am Schlusse gelesen hatte. Zweimal in der Woche liefert die Zeitung nichtpolitische Nachrichten, sowohl aus dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, als noch mehr Nachrichten von Elementarereignissen, Mord- und Unglücksgeschichten u. s. w.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 6. Januar 1836.

Wo um des Doms Portal sich Epheu dehnt,
Weilt die Melancholie im Vollmondschein,
An Grabmaltrümmer sinnend hingelehnt.

Matthisson.

Gedichte von C. Reinhold.

Das Münster.

O seht den alten Riesenbaum!
Er ist versteint in langem Traum;
Die Wurzeln schlug er ein in Grüfte,
Am Gipfel spielen Himmelslüfte.

Oft kommt es mir in tiefer Nacht,
Ob er nicht endlich auf sich macht,
Und wird in stiller Würde schreiten
Hinüber zu den alten Zeiten?

Musik.

Als vor viel tausend Jahren
Noch keine Menschen waren,
Da machten nur die Sterne
Musik in heil'ger Ferne.

Seit auch dem Menschenleben
Musik nun ist gegeben —
O wär' doch auch hienieden
Der lichte Sternenfrieden!

Bei einer alten Kirche.

Die Kirche steht verlassen,
Die Glocken Niemand weckt.
Ein Sarg steht sie, vom blassen
Mondleichentuch bedeckt.

Dort athmen darf kein Leben,
Kein Vogel irrt dorthin,
Kein Windhauch darf dort beben —
So Viele schlafen drin.

Der Tod sizt an der Thüre,
Als Fährmann still bereit,
Daß er sein Schiff hinführe
In's Meer der Ewigkeit.

Der alte Abt.

Dort in den Klostertrümmern geht
Der alte Abt herum.
Sein langer Bart im Winde weht,
Der Rücken ward ihm krumm.

Nicht mit den Augen sieht er mehr,
Er tappt nur mit dem Stab.
Was sucht er doch? was wandert er? —
Er zählt die Gräber ab.

Doch wie er zählt und wie er späht —
Eins fehlt ihm immer noch.
Dann schüttelt er das Haupt und geht,
Kommt morgen wieder doch.

Die eigne Ruhstatt find't er nicht,
Quält sich allnächtlich ab.
Wenn endlich ganz der Bau zerbricht —
Das ist des Treuen Grab.

Bei einer Kapelle.

Ein Lichtlein seh' ich flimmern
Um der Kapelle Dach.
Eine Stimme hör' ich wimmern
Von drunten Weh und Ach!

Sie dürfen nicht zusammen,
Die sich geliebt so lang,
Ach! mit verbotenen Flammen,
Mit sünd'ger Schwüre Klang.

Getrennt, verflucht, begraben,
Verdammt zu ew'ger Reu', —
Und doch noch immer nicht haben
Vergessen sie der Treu'!

Was flammst du, zorn'ge Seele?
Was klagst du, gebrochenes Herz?
Als ob euch noch vermähle
Der tiefe, der ewige Schmerz?

Die euch im Leben verboten,
Menschen und glücklich zu seyn,
Die Kirche, sie trennt noch die Todten,
Die strenge Mutter von Stein.

Die Zigeunerin.

Das Kind im Korb, Zigeunerweib,
Wohin willst wandern? Stehen bleib'
Und sage mir wahr und sage mir's recht:
Blieb treu mein Buhle, der Müllerknecht?

„Soll ich, schönes Mädchen, dir sagen wahr,
Gieb mir eine Locke von deinem Haar!
Mein Haar war braun, wie dein's, o schau!
Ueber Nacht macht's, ach! der Kummer grau.“

Sprich nicht von Kummer, du wandernd Weib!
Den buhlenden Lüften gehört dein Leib.
Es fährt mit den Winden kein treues Herz.
O sprich, gieb Trost dem Liebesschmerz.

„Wer wandert, der geht von Freud' in Leid,
Er hat keinen Frieden, die Heimath ist weit.
Gieb mir vom Finger den Ring von Gold,
So sag' ich dir, ob dir dein Buhle noch hold.“

Laß mir den Ring an meiner Hand,
Der scheidenden Liebe geheiligtes Pfand!
Was blickst du so streng? was zerrst du so wild?
Geh! laß mich in Frieden, du schauerlich Bild!

„Nicht laß ich dich los, da du erst mich gefragt,
Ich sage dir, was ich nur Isis gesagt.
Doch küsse mir erst mein Kind auf den Mund,
Das arme Würmchen, o küss' es gesund!“

Und willst du mich lassen, so thu' ich's geschwind!
— „Nun wohl! so hast du geküßt sein Kind!
Dich hat er verlassen. Mir brach er das Herz.
Nun wandr' ich nach Sahara heimathwärts.“

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

„Lieber Herr, Ihr seht erhizt aus,“ erwiderte die Matrone, welche bei langer Erfahrung eine Art Kunde in der einfachen Arzneiwissenschaft erworben hatte; „wie wollt Ihr von Abreise reden, ehe Ihr genesen seyd?“ — „Das versteht Ihr nicht, liebe Anna!“ rief der Fremde; „ich muß fort, und wenn auch die Folge meiner Reise ein neuer Unfall seyn sollte; hier kann ich nicht bleiben, darum krönt Eure Freundschaft damit, daß Ihr für einen treuen Menschen sorgt, der mich über das Gebirge nach der Schweiz geleite.“ — „Ja, ja,“ sagte Frau Anna, den Kopf wiegend, „einen treuen Menschen — das ist eben das Schwierige bei der Sache. Wo diesen jezt finden? Ich bin,“ fuhr sie fort und wendete sich an Russo, „zu Alessandro gelaufen, aber dessen beiden Söhne sind nach Ameno mit einem Transport Butter gegangen; auch der alte Kamillo ist nicht zu Hause, und die übrigen, denen man vertrauen könnte, sind fern von der Heimath.“ — „Nun, wenn ich keinen Führer bekomme, so gehe ich allein,“ sprach finster der Fremde, und achtete, in tiefes Nachdenken versunken, nur wenig auf die Vorstellungen des alten Russo, der ihm theilnehmend näher getreten war. Therese hatte unterdessen am Fenster gestanden und in lebhaftem Verdruß die Blüthen einer schönen Calla zerstört, die sie bis jezt mit der größten Sorgfalt gepflegt hatte, weil der Fremdling die Blumen liebte. „Spart Eure Worte, laßt ihn doch, Anna!“ rief sie jezt heftig, indem sie sich halb herumwandte; „seine Seidewaaren harren seiner, die Messe von Frankfurt, sein Vortheil ruft ihm, was kümmert es sein hartes Gemüth, ob wir hier in Angst um den Undankbaren vergehen?“

Die scheltenden Worte des Vaters, die mißbilligenden Blicke der alten Freundin unterbrachen die Rede des leidenschaftlichen Mädchens, aber der Fremde, der wohl tief in das aufgeregte Gemüth geschaut haben mochte, beseitigte jeden Vorwurf, indem er, der Kleinen widerstrebende Hand fassend und festhaltend, freundlich lächelnd rief: „Laßt sie nur schmähen, ihr guten Leute! je schärfer die Zunge, je geneigter das Herz!“ und sich zu ihr wendend: „glaubt denn wirklich Therese, ich könne meine Retterin und die Freunde, die mir ein gütiges Geschick verliehen hat, um eiteln Gewinns willen beleidigen, indem ich gegen ihren Rath handle? oder ich begehre aus kindischem Eigensinn diese Freistätte zu verlassen, wo ich der Theilnahme guter Menschen genoß? — Ernst, wie mein Schicksal, sind meine Gründe, es handelt sich um Leben und Ehre, ich bin hier nicht in Sicherheit!“ Das Lächeln in seinem Antlitz hatte bei diesen bedenklichen Worten wieder einem trüben Kummer Platz gemacht, über die Gesichter der beiden Alten strich Unruhe und Bestürzung, und Theresens gesenkte Augenlieder ließen die Perlen, die sich mit sehr verschiedenen Gefühlen unter ihnen gesammelt hatten, auf die Hand fallen, die noch immer leise drückend die ihrige hielt.

In diesem Momente allgemeiner Rührung ward die hölzerne Treppe herauf ein lauter Schrei gehört, die Thüre wurde ungestüm aufgerissen, ein schwarzer Krauskopf, aus dem ein paar runde, aber höchst lebendige Augen scharf hervorblickten, bog sich zu der Spalte herein, sichtlich von der Stellung der gegenwärtigen Personen und ihrer großen Aufregung überrascht. Dem Kopfe schob sich eine kräftige, zusammengedrängte Gestalt nach, deren größte Schönheit in dem außerordentlich muskulösen Bau bestand und „Anselm“ tönte es jezt im Chor aus der beiden Alten und Theresens Munde, die halb verlegen und halb unmuthig sich zur Seite stellte, und dadurch dem Ankommenden den Anblick des Fremden frei gab.

So wie Anselms Auge die Züge desselben aufgefaßt hatte, verlor sein Blick die seltsame Wildheit, die er bei dem ersten Anblick ausdrückte. Erst zeigte sich ein grenzenloses Erstaunen, dann eine Freude, wie sie so ungemessen nur in der Seele des heftigen Italieners entstehen kann. Hinzustürzen, vor dem Fremden in die Knie sinken, seine Hand fassen und sprachlos küssend mit heissen Thränen benetzen, war das Werk einer Sekunde. „Herr Graf! o edelster der Menschen! mein Retter, mein Beschützer! Gott, welches Glück, Sie endlich einmal wieder zu sehen!“ Diese Ausrufungen rangen sich in Zwischenräumen von den Lippen des Wonneberauschten los. Dann aber folgten schneller die Fragen: „Um Gotteswillen, gnädiger Herr, wie finde ich Sie hier wieder in diesem unbekannten Erdenwinkel, Sie, den ich im höchsten Glanze verließ? und Sie sind krank? Sie sind verwundet? — Was ist hier vorgefallen?“ rief er, indem er aufspringend die Anwesenden fragend anschaute, welche seinen raschen Erkundigungen bestürzt und schweigend zuhorchten. Ueberhaupt hatte seit Anselms Eintritt die allgemeine Stimmung sich stark verändert. Frau Anna und Theresens Vater, als sie vernahmen, welch einen hohen Gast sie bewirthet und fast als ihres gleichen behandelt hatten, erschracken und quälten ihr Gedächtniß, um darin aufzufinden, was sie Unziemliches gethan und gesagt haben mochten; zugleich erschien ihnen der Stand des Fremden, mit dessen Verhehlung zusammengehalten, bedenklich, und sie begannen, seinem Trübsinn, seinen Aeußerungen einen ganz andern Sinn beizulegen. Bei Theresen hingegen mochten wohl mancherlei Empfindungen den schmollend aufgeworfenen Mund, den Ausdruck des Auges, der zwischen Verdruß und Freude, zwischen Enttäuschung und Hoffnung schwebte, die höhere Glut der sanftgewölbten Wangen, und doch das leise, fast unmerkliche Hinneigen zu dem alten Freunde hervorgebracht haben. Der Fremde aber, der in den ersten Augenblicken Anselm wahrscheinlich nicht wiedererkannte, schien sehr freudig bewegt, sobald er das frohe, treuherzige Gesicht in die Reihe seiner Erinnerungen gebracht hatte, und es war sichtbar, wie die Gewißheit, nun einen tüchtigen, rührigen Menschen zur Seite und einen dankbaren Freund zum Rathgeber zu haben, die Schwermuth milderte, die Theresen bis jezt manchen Verdruß gemacht, und zugleich eine geheime Anziehungskraft auf sie geübt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Sittenverderbniß und Geckerei.

Ein schauderhafter, ohne Angabe der Einzelnheiten nicht verständlicher und in seinen Einzelnheiten zur Mittheilung in diesen Blättern nicht geeigneter Beweis, wie tief, von den höchsten bis zu den niedrigsten Ständen, die moralische Verderbniß in London reicht, wurde kurz vor dem Schluße der lezten Parlamentssizung zur Kenntniß des Unterhauses gebracht. Die gesezgebende Versammlung war entweder von der gebieterischen Nothwendigkeit strenger Maßregeln nicht überzeugt, oder ermüdet von der ungewöhnlich langen Dauer ihres Beisammenseyns, kurz, sie ließ den Antrag, der, gestüzt auf jenen Vorfall, kräftiges Einschreiten verlangte, fallen. Der öffentliche Tadel dieses Verfahrens blieb, wenn auch auf das damalige Unterhaus, doch nicht ohne Einfluß auf Männer, die in London stets Gefühl für Recht, Sinn für bürgerliches Wohl und eine offene und volle Hand zu Beförderung alles Guten haben. Wenige

Tage reichten hin, einen Verein in's Leben zu rufen, dessen Mitglieder sich gegenseitig verpflichteten, die Höhlen der Verführung zu zerstören, ohne Ansehen der Person und ohne Rücksicht auf Kosten diejenigen zu verfolgen, die, wie hoch sie auch in der Rangliste des Staates stehen mögen, durch Selbstentwürdigung auf jede Schonung verzichten und der allgemeinen Verachtung anheimfallen, den reuigen Verirrten eine Zuflucht zu öffnen, und namentlich die Kinder weiblichen Geschlechts vor dem Gifte der Zerstörung, dem physischen und moralischen Tode zu sichern. Es konnte nicht fehlen, daß namentlich bei der ersten Zusammenkunft eine scharfe und strenge Kritik diejenigen Mitglieder des Unterhauses traf, die dem betreffenden Antrage sich entgegengestellt hatten. Ueber Keinen aber wurde eine beizendere Lauge gegossen, als über einen jungen Lord, den offenbar nicht sein Verdienst unter die Gesetzgeber gebracht, sondern das Ansehen und der Grundbesitz seines Vaters eingeschmuggelt hatte. Vorlaute junge Leute, wie häufig sie auch heutzutage überall seyn mögen, sind überall und in jedem Stande eine widerwärtige, unangenehme Erscheinung. Es unterliegt indessen keinem Zweifel, daß, in England wenigstens, die naseweisen Jungen von Adel viel unausstehlicher sind, als die hoffährtigen Söhne reicher Kaufleute. Die Ursache liegt vielleicht unter anderm darin, daß der Adel an und für sich wohl in keinem Lande anmaßender ist, als in England, daß er nirgends reicher und nirgends durch seinen Reichthum höher gestellt ist, als hier, wo ja Jedermann nur just den Werth seines Geldbeutels hat, daß man mehr Bildung von dem Hoch-, als von dem Niedrigstehenden erwartet, und daß eine getäuschte Erwartung dieser Art unwillkührlich zu Tadel auffordert, wohl auch zu Tadel berechtigt. Jener junge Lord gehörte indessen nicht bloß zu den Unwissenden und folglich Anmaßenden, sondern gleichzeitig zu den Zierbengeln seines Standes, und wäre das Benehmen dieser Menschen nicht so ungeheuer lächerlich, man könnte sich darüber zu Tode ärgern. Der Mucken, durch welche sie sich auszuzeichnen suchen, sind Legion. Dahin gehört das allerliebste Bestreben, möglichst undeutlich zu sprechen, und die elegante Wuth, dasselbe Wort heute anders als gestern, und morgen anders als heute zu pronunciren. Daher hatte Bulwer vollkommen recht, wenn er in seinem England und die Engländer sagte, daß man in der fashionabeln Welt keineswegs mit Sicherheit wissen könne, ob nicht James von heute Jemes von morgen seyn werde, und für diejenigen meiner Landsleute, die in Bezug auf die englische Aussprache sich lieber an die Mode der eleganten Londoner Cirkel, als an den gedruckten Walker zu halten wünschen, schiebe ich die Bemerkung ein, daß, während ich Gegenwärtiges schreibe — eine längere Garantie nehme ich nicht auf mich — in jenen Cirkeln pride nicht mehr wie „preid," und night nicht mehr wie „neiht," sondern pride wie prehd und night wie neht ausgesprochen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prag, December.

(Fortsetzung.)

Die böhmischen Zeitschriften.

Der Anhang der Prager Zeitung — welcher vielleicht noch mehr als die politische Zeitung und die nichtpolitischen Nachrichten gelesen wird — bringt die Angekommenen und Abgegangenen sehr schnell, die Todtenliste, die Getreidepreise und den Cours der Staatspapiere, das wöchentliche Repertoire des Theaters und mitunter lange Anzeigen, die eigentlich in's Intelligenzblatt gehören, welches nebst dem Amtsblatt gewöhnlich drei bis vier, oft auch bis sechs und sieben Bogen ausmacht, so daß jeder Abonnent der Zeitung des Jahrs im Durchschnitt 1400 bis 1500 Bogen in groß Folio erhält. Die Redaktion begnügt sich mit dem Bestreben, die Neuigkeiten so schnell zu liefern, als ihr dieselben diese oder jene Zeitung bringt, und da es ihr meist gelingt, der preußischen Staatszeitung, insbesondere mit den spanischen, portugiesischen, französischen und englischen Nachrichten für ihre Leser zuvorzukommen, so sind diese recht zufrieden mit ihr, und es wird gerade nicht mehr über sie geschimpft, als man überall über die Lokalblätter schimpft, ja, sie erfreut sich einer großen Anzahl von Lesern, die keine andere Zeitung lesen.

Die Bohemia, eigentlich das einzige literarische Blatt Prags (in demselben Verlage), welches sein Entstehen der Liberalität unsers Landeschefs verdankt, ist auch nur zum Theil Original, was jedoch der Verlagshandlung nicht zugerechnet werden kann, und Sie werden meinen Worten kaum Glauben beimessen, wenn ich Ihnen sage, daß jene ein sehr ansehnliches Honorar zahlt, und doch, wenn sie ihren Lesern etwas Interessantes liefern will, zum leidigen Nachdruck ihre Zuflucht nehmen muß. Ein trauriger Beweis von belletristischer Unfruchtbarkeit des sonst so reichen böhmischen Bodens. Die Originalerzählungen des heurigen Jahres waren: der Stern der Südsee, von Dr. Draexler-Manfred, die letzte Nacht eines Spielers, von S. W. Schießler, und die Reise nach Rom, von W. Marsano. Leider war keine derselben geeignet, den Haß gegen die Nachdrucker mehr aufzuregen. Die Wahl der Erzählungen, welche ausländischen Zeitschriften und Almanachen entlehnt sind, ist meist gut, nur hie und da werden etwas zu lange Stücke aufgenommen. Die Zahl der metrischen Mittheilungen ist, Gottlob! in diesem Jahre — mit Ausnahme der Festgedichte auf die Geburtsfeier Kaiser Franz I. und der Elegien auf dessen Tod — nicht sehr groß. Das erfreulichste unter denselben ist Uffo Horns Aufruf an die Frauen Böhmens, womit er die Aufforderung der Mad. Margarethe Binder zu Beiträgen für Schillers Denkmal begleitete. Die Mosaik ist ein stehender Artikel, eine Olla potrida, wie sie jezt jede Zeitschrift bringen muß, wenn sie sich das „Gros" der Leser befreundet erhalten will, und immer noch besser als das Weltpanorama der „Theaterzeitung." Die Charaden, Logogriphen, Räthsel u. s. w. haben einen für das große Publikum sehr schönen Fehler: sie sind so leicht, daß der Geübte sie gewöhnlich erräth, ehe er sie zu Ende gelesen, und auch der mindest Gewandte sich an denselben um leichten Preis zum Oedipus aufschwingen kann. Die lezte, und für alle Bewohner Prags, die kein eigenes Urtheil haben und doch gerne das Theater besprechen, interessanteste Seite enthält einen stehenden Artikel: „Theater und geselliges Leben," welcher zwar noch nie ein Wort über das gesellige Leben sprach, und nichts mehr und nichts weniger ist, als eine ganz gewöhnliche Theaterchronik. Der Berichterstatter unterzeichnet sich zwar nur manchmal A. M., doch ist es immer derselbe, alleinig privilegirte Referent, wenn gleich die außerordentlich abweichenden Ansichten, die bei verschiedenen Gegenständen an das Licht treten, mehrere sich ablösende Referenten vermuthen lassen dürften.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 6.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 7. Januar 1836.

— Der Verkäufer und Käufer Lärm
Ringsum! Horch, wie sie preisen die Waare mit lautem Ruf!

Platen.

Das Ausrufen in den Strassen von Paris.

Wenn jedes Jahrhundert uns die Chronik seiner Stadt- und Hausgebräuche überliefert hätte, würden wir heutzutage wenig Mühe haben, die für uns dunkel gewordenen Anspielungen auf Landessitte und Landessprache zu verstehen, welche wir in den ältern Schauspielen und Romanen antreffen. Aber die vornehmen Schriftsteller unseres Jahrhunderts halten diese Kleinigkeiten und Nebensachen ihres Nachforschens für unwerth. Nehmen wir einmal an, daß bei dem Wechsel, dem alle irdischen und menschlichen Dinge unterworfen sind, das laute Ausrufen auf den Straßen ganz abgeschafft würde — eine für die heutige allgemeine Ruhe vielleicht wünschenswerthe Verbesserung — wie sollten sich unsere Nachkommen einen Begriff davon machen? Es möge einmal Jemand, der diese Sitte kennen zu lernen wünscht, auf ein Jahr nach Paris kommen und die nomadisirenden Kaufleute aus vollem Halse ihre Waaren ausschreien hören, wie sie Einem in unmenschlichen Tönen die Ohren zerreißen, wie die unverständlichen Ankündigungen ihrer täglichen Handelsartikel die erprobteste Geduld ermüden; fürwahr, wenn er auch schon Aehnliches in Wien oder anderswo gehört hat, diese egyptische Plage in Paris wird ihn in Staunen setzen.

So lange ich in Paris lebe, ist es mir mitunter in den Sinn gekommen, diesen lärmenden Aufenthalt für mehrere Monate mit einem ruhigen, stillen Landsitz zu vertauschen, und ich muß gestehen, daß mir dann keine Stunde des Tags so viel Ueberraschungen und Genüsse bereitete, als der Morgen, wenigstens in den ersten Tagen meiner Zurückgezogenheit. Der Sonnenaufgang an einem freien Firmamente, welches vor Kurzem noch die Dächer von tausend Häusern meinen Augen verdeckten, jene ländliche Ruhe, kaum von dem schwachen Gemurmel aus den Feldern und Wäldern her unterbrochen, gleichsam nur um anzudeuten, daß diese Ruhe nicht die starre Ruhe der Einöde sey — Alles das war mir wieder neu, ungewöhnlich und brachte mich auf ganz andere Gedanken; ich war erstaunt über diese schweigsamen Umgebungen, bevor ich darüber entzückt wurde; es war mir, als ob ich einen meiner Sinne verloren und die andern dadurch doppelte Kraft bekommen hätten. Der rasche, schleunige Uebergang von einer unruhigen Geschäftigkeit, von einem betriebsamen, stürmischen Leben zu einer vollkommenen Seelen- und Körperruhe und zur Betrachtung einer friedlichen Natur mochte vielleicht nicht die einzige Ursache dieses Eindrucks seyn; ich bin nicht abgeneigt, eine andere, gemeinere und rein physische Quelle dieser Erscheinung anzunehmen, nämlich die Abwesenheit der vielen Schreier in Paris, und das plötzliche Verstummen jenes ewigen, unablässigen Ausrufens, welches täglich mit der Morgenröthe in den noch leeren Straßen der Hauptstadt

erwacht, dieselben Anfangs allein erfüllt, sich später mit dem allgemeinen Tumult vermählt und sich endlich unter das ewige Getrampel der Pferde, das Rollen der Wagen und das unaufhörliche Geräusch der Füße, Hände und Zungen verliert.

Unter den charakteristischen Merkmalen der Hauptstadt ist diese Sitte des öffentlichen Ausrufens sicher eines der hervorstechendsten, wenn auch keines der liebenswürdigsten; von Morgen bis Abend hört man hier nichts als ein Chaos von tausend und aber tausend disharmonischen Stimmen, welche alle Stufen der Tonleiter hinauf und hinabsteigen, mit den tiefsten und höchsten Noten abwechseln und aus den hüpfendsten, fröhlichsten Rouladen in das schleppendste, kläglichste Rezitativ übergehen; brummende männliche Baßstimmen, durchdringende weibliche Diskantstimmen und kreischende Kinderstimmen, welche durch die verschlossensten Thüren und dichtesten Fenster dringen und den friedlichen Bürgersmann in seinem Alkoven aufwecken, um die Litaneien ganzer Schwärme von ambulirenden Verkäufern anzuhören. Diese Proletarier, Scythen und Beduinen des Kaufmannstandes sind unverschämt genug, den Schlaf des gnädigen Kaufherrn zu unterbrechen und als ungebetene Gäste an seine Thür zu pochen.

Wenn hohes Alterthum immer adelsfähig gemacht hätte, so würde so leicht kein Stand dieser bescheidenen Bürgerklasse den Vorrang abgewonnen haben; denn sie stammt wahrscheinlich schon aus den Zeiten der alten berühmten Pariser Hansa. Die öffentlichen Ausrufer kamen ohne Zweifel mit der berüchtigten Lutetia selbst zum Vorschein; sie thaten den ersten Kinderschrei, den diese geschwätzige und lärmende Stadt in ihrer Wiege ausstieß. Das Mittelalter war das goldene Zeitalter der „Ausschreiereien;“ obschon sie heutiges Tages eine bei weitem größere Ausdehnung, als sich mit dem Wohl unseres Trommelfells verträgt, gewonnen haben, so sind sie doch weniger zahlreich und mannichfaltig, als unter dem guten Könige Ludwig IX.; der Fortschritt der Civilisation hat mehr als einen Handelszweig, der ehemals den herumwandernden Ausschreiern überlassen war, in den Bereich der ansäßigen und patentirten Kaufleute hineingezogen.

Ein alter französischer Dichter aus dem dreizehnten Jahrhundert erzählt, auf welche Art und Weise die Landbewohner ihre Lebensmittel in der Stadt verkauften, indem sie nämlich nichts Besseres zu thun wußten, als bis spät in die Nacht hinein auf den Straßen von Paris herumzubrüllen. Mit Tagesanbruch fange man schon an zu schreien: Seignor, qu'or vous alez baigner et estuver sans delaier. (Gnädiger Herr, kommt doch ohne Verzug in's Bad und in die Schwitzstube.) Es gibt so viel Lebensmittel zu verkaufen, fügt derselbe Dichter hinzu, daß ich nicht umhin kann, mein Geld auszugeben, aber selbst wenn ich auch ein groß Vermögen hätte und ich nur jedem Kaufmann einen Gegenstand seiner Waare abkaufen wollte, so würde ich doch bald das Ende meiner Habe erleben. — Der langgedehnte Ruf: des harengs frais verkündete damals den Anfang der vierzigtägigen Fasten; wenn aber dann die glücklichen Osterkage herbeikamen, schrie man fröhlich singend oisons, pigeons, chair salée und chair fraiche in allen Straßen aus. Der gute fromage de Champaigne und de Brie, die warmen Kuchen, die Fische aus dem Teich von Bondy, die Milchwecken (les échaudés) und die später unter der Regierung Ludwigs XIV. so beliebten Eisenkuchen (oublies), der gute Wein zu 32, 16, 12 und 8 Heller lockten damals von allen Seiten die Käufer herbei. Aber diese einladende, freundliche Aufforderung der Tausende von öffentlichen Ausrufern erstarb unter dem eintönigen und unermüdlichen Wehklagen, welches Einem wohl etwas abforderte, aber nichts anbot, außer Ave Marias und Paternosters. „Du pain, du pain aux frères de Saint-Jacques, aux frères mineurs, aux frères de Saint-Augustin, aux frères à Sacs, aux prisonniers, aux écoliers, aux Filles-Dieu, aux Sachettes!“ Mit den zerlumpten Chorschülern und Bettelorden ist auch diese Trauerklage aus den Straßen von Paris verschwunden. Die Rifodés, die Narquois, die Marcandiers, die Mioches und die übrigen scheußlichen Bewohner aus allen Provinzen des Königreichs Argot, wovon Viktor Hugo in seiner Notre-Dame uns ein so anschauliches und lebhaftes Bild gegeben, haben gleichfalls aufgehört, an den Straßenecken der Hauptstadt zu betteln, zu quémander, wie es in damaliger Sprache hieß; jedoch haben sich die mit den gegenwärtigen Sitten im Einklang stehenden Ausrufe noch zahlreich genug bis in's neunzehnte Jahrhundert fortgepflanzt, und ohne einen einzigen Tag zu schweigen und zu rasten, sich durch alle dazwischenliegenden Zeiten siegreich hindurchgeschlagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

Nach einer Stunde geheimer Unterredung mit dem Fremden trat Anselm in das Wohnzimmer der Familie, wo unterdessen Frau Anna Theresen in einer Ecke leise ihre Ansicht über ihr Benehmen und die guten Räthe mittheilte, die von den Alten so gerne gegeben und von den Jungen so selten befolgt werden, deren sie aber das Mädchen besonders in Hinsicht ihres Verhältnisses zu Anselm bedürftig glaubte. Sobald der junge Mann erschien, drängte man sich um ihn, selbst Theresens

launenhafte Sprödigkeit fand sich von ihrer Neugierde überwunden, und sie erwiderte ziemlich freundlich ihres Bräutigams Umarmung, der ihr mit einem sonderbaren Lächeln in die Augen blickte.

„Was ich Euch sagen kann und darf," erwiderte er auf die Menge Fragen, mit denen er bestürmt wurde, „will ich Euch unverweilt mittheilen, überzeugt, daß Ihr schweigen werdet, wenn Ihr hört, daß es um die Sicherheit des edeln Mannes zu thun ist, der vor einem Jahre, als ich mich verleiten ließ, die Uhren nach Brescia zu tragen, mir das Leben rettete. Ja, das ist der vornehme Graf, welcher, als die Spionen mich bereits ergriffen hatten, um mich in's Gefängniß zu führen, wo man mich entkleidet, die Uhren ohne Zweifel in meinen Stiefeln gefunden und dann kurzen Prozeß mit mir gemacht hätte, sich durch mein ehrliches Gesicht und mein jugendliches Aussehen rühren ließ, mich für seinen Diener erklärte, mich mit nach Hause nahm, dort verborgen hielt und dann vermittelst seines Ansehens mir die Möglichkeit verschafft hat, wieder in die Heimath zu gelangen. Damals besaß er ein unermeßliches Vermögen, eine Menge angesehener Verwandte, noch mehr Freunde, man sagte auch, er habe eine schöne, liebenswerthe, reiche Braut; jezt ist er ein Flüchtling, verfolgt von Feinden, alles dessen beraubt, was früher sein Eigenthum war, und an mir ist es, ihm zu vergelten, was er so barmherzig an einem Unbekannten gethan hat." — „Aber wie heißt er?" fragte Frau Anna, „was hat er gethan?" der Vater, und „wo ist seine Braut? ist er verheirathet?" Therese, auf deren Gemüth die erhaltenen Nachrichten einen für den Verlobten sehr günstigen Eindruck gemacht hatten. „Sein Name, Base Anna," erwiderte der Gefragte lächelnd, „ist äußerst schwer auszusprechen, und ich zweifle, ob Ihr es könnt, wenn schon Eure Zunge nicht unter die schwachen gehören mag. Gethan hat er nichts, Schwiegervater, als dem Kaiser Napoleon und dem Pabste ein Schnippchen geschlagen, und seine Braut ist ihm davon gelaufen, Therese, meine Liebe! Sieh dich nur vor, daß du nicht etwa glaubst, er wolle sie hier wieder finden." Kaum waren die lezten Worte über seine Lippen gegangen, als eine schallende Ohrfeige auf seine Backe fiel, die so wohl konditionirt war, daß man ihr nicht angemerkt hätte, von welch zarter Hand sie gegeben worden sey. Ein „abscheulicher Spitzbube," aus Frau Annas Munde geleitete sie, und Vater Ruffo wendete sich verdrießlich ab.

„Seyd mir nicht böse, Schwiegervater, Mutter Anna!" sagte Anselm, indem er sich die wohlgetroffene Stelle rieb, deren Schlag verdient zu haben er sich wohl bewußt war; glaubt mir, es ist besser, Ihr wißt einstweilen nicht mehr, als Noth thut, um Hand zu der Rettung des edeln Herrn zu bieten, dessen Geschick Euch, sobald er in Sicherheit ist, bekannt werden soll. Der Weg dazu muß aber heute noch gesucht werden, denn ich habe einen Vogel pfeifen hören. Als ich in die lezte Nachtherberge zu Varallo trat, fielen mir mehrere verdächtige Menschen in's Auge, die ganz verkleideten Häschern glichen. Da ich mit solchem Gesindel nicht gern zu thun habe, und mich bei ihrem Anblick allezeit eine üble Rückerinnerung befällt, so bat ich den Wirth, mir einen Winkel anzuweisen, wo ich ungestört seyn könne. Er führte mich in einen kleinen Verschlag neben der Stube, wo ich unbemerkt Alles sehen und hören konnte, was vorging, da sich in der Wand einige große Astlöcher fanden. Meine Erscheinung, so unbedeutend sie war, schien die Neugierde der Spione erregt zu haben; sie befragten den Wirth eifrig nach mir, welcher indessen, mich kennend, genügenden Aufschluß zu geben vermochte. Bald nachher vernahm ich einen großen Lärm im Hofe, und sah durch das kleine Fenster mehrere Reiter auf Maulthieren, von denen Einer, ein großer, stattlicher Mann, abstieg und in's Haus trat. Gleich darauf hörte ich, wie die Bursche im Gastzimmer sich erhoben und ehrerbietig grüßten, ich sah, wie sie mit entblößtem Haupte um den Angekommenen herstanden, dessen Haltung schon den vornehmen Mann bezeichnete. Zwar vernahm ich den Zusammenhang des Gespräches nicht, aber einzelne Worte überzeugten mich, daß ein unglücklicher Flüchtling gesucht werde, dessen Verderben, würde er gefunden, gewiß sey. Das bestätigte auch der Wirth, als er mir das Abendbrod brachte. „Die haben wieder einmal eine Menschenjagd vor," sagte er, „die verfluchten Spitzbuben! und der vorbin hier war, hat ihnen Nachricht gebracht, wo das Wild zu finden sey. Schon viele Tage wird in der Gegend umhergestreift, und alle Gebirgspässe nach der Schweiz sind besezt; es muß etwas Wichtiges seyn, was sie fangen wollen; wehe dem Armen, der in diese Hände fällt!"

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, December.

(Beschluß.)

Böhmische Zeitschriften. Kunst und Industrie.

A. M. scheint ein wissenschaftlich gebildeter Mann zu seyn, der im Schauspiel manchmal ein recht gutes ästhetisches Urtheil zu Tage fördert, doch fehlt es ihm mitunter an Einsicht in das feinere Lustspiel, an Kenntniß der Formen des höhern Conversationstones, und wenn er sich des Ausdrucks „Salon" bedient, so klingt das fast wie ungeheure Ironie. Der größte Uebelstand bei seinen Kritiken ist aber ein gänzlicher Mangel an Unparteilichkeit, ja eine wahre Protektionswuth für talentlose Individuen. Am schlimmsten geht es ihm jedoch mit der Oper, deren innerstes Wesen, wie die Technik derselben ihm ganz fremd zu seyn scheint,

so daß er z. B. das Duett zwischen Bertram und Raimbaut in „Robert der Teufel“ für ein ganz unnützes, komisch seyn sollendes Duett erklärt und den Leztern für einen Spaßmacher hält. Der achte Jahrgang der Bohemia (1835) brachte mit der ersten Nummer eine neue Erweiterung des Blattes, nämlich einen Telegraph von Prag, welcher in seiner Ankündigung zusagte, sich über Wohlthätigkeitsanstalten, Verschönerungen, öffentliche Vergnügungen, neue Erfindungen und vorzügliche Leistungen im Gebiete der Kunst, der Gewerbe, des Luxus und der Mode auszusprechen, und, in jedem Fache nur das Neueste und Beste berührend, als treuer Wegweiser in Prag zu zeigen, wie das gesellige Leben täglich reger sich entfaltet, und eine fortlaufende Chronik zu bilden. Von dem Versprochenen hat er Vieles historisch und summarisch eingehalten, zum Theil aber Anfangs auch manchen Skandal geliefert, und daher ist es kein Wunder, wenn seine Existenz die Abnehmer der Bohemia um mehrere Hundert vermehrte.

Daß übrigens die Zahl der periodischen oder der literarischen Produktionen überhaupt nicht zugleich einen Maßstab für die wissenschaftliche, artistische oder industrielle Bildung des Landes abgeben könne, und der Zustand jener bei uns durch eine mehr intensive, als nach außen wirkende Richtung des Nationalgeistes zu erklären sey, beweist schon der Umstand, daß Böhmen die erste deutsche Hochschule (1348) besaß, welcher selbst die Wiener erst nach siebzehn Jahren folgte, und wenn man auch von Böhmens goldener Zeit unter Karl IV. absehen und der Geschichte des Landes in unser Jahrhundert nachfolgen will, so erhielt Prag bereits 1805 ein polytechnisches Institut, 1810 ein Conservatorium der Musik – das erste außerhalb Italien – welche beide selbst in der Residenz des Kaiserreiches erst später errichtet wurden, und schon seit 1828 gaben die Erzeugnisse böhmischer Industrie in öffentlichen Ausstellungen einen Ueberblick der gesammten Produktionen des Landes sowohl, als des Zustandes seiner Fabriken und Manufakturen, welche Institution erst heuer nach einem Befehl des verewigten Kaiser Franz – welcher während seiner lezten Anwesenheit in Prag eine derlei Ausstellung gesehen, die auf den Wunsch des Monarchen in der kürzesten Zeit gleichsam aus dem Stegreif zu Stande gebracht wurde – in Wien in's Leben getreten ist. Unsere Lehranstalten im Fache der bildenden Kunst sind so eben um eine vermehrt worden. Der wackere Landschaftmaler und Zeichner, Thomas Hölzel, hat nämlich die Bewilligung erhalten, eine Zeichnungsschule für das Landschaftfach zu begründen, welche am 15ten Oktober dieses Jahrs eröffnet wurde. Der Unterricht besteht im Zeichnen mit Feder und Crayon nach zweckmäßigen Originalen und nach der Natur, und geht später auf Aquarell- und Oelmalerei über. Im Winter werden theoretische Vorträge über Landschaftmalerei gehalten, und die gelungensten Kopien von guten Oelgemälden werden der Ausstellung der Akademie angereiht werden. – Der Professor der Chemie an der Prager Universität, Dr. Pleischl, hat in dem Wasser der Karlsbader Quellen nicht allein das Jod in abgesonderten Krystallen, sondern noch einen andern Bestandtheil, das Brom, aufgefunden. – Das erste russische Dampfbad in Böhmen ist zu Zwickau im Bunzlauer Kreise seit dem Juli eröffnet worden.

London, December.

(Fortsetzung.)

Sittenverderbniß und Geckerei.

Eine weitere und durch und durch vornehme Eigenthümlichkeit jener Narren besteht darin, daß sie sich noch bei weitem unwissender stellen, als sie wirklich sind. Wie eine hochgeborne englische Dame über und über erröthen würde, wenn man sie um die Ingredienzien eines Plumpuddings und um ihre Entscheidung befragte, ob ein solcher echt englischer Rosinenkloß zwölf oder vierundzwanzig Stunden kochen müsse, nicht etwa, weil sie das nicht weiß, sondern weil man so unartig ist, vorauszusezen, daß sie es wisse: eben so würde ein hochgeborner Fashionabel sich schämen, in guter, d. h. in Gesellschaft von Seinesgleichen, zu bekennen, daß er darüber im Klaren sey, ob das Tuch seines Rockes aus Wolle oder aus Haaren bereitet worden, und ob die Wolle auf Schafen oder auf Dornhecken wachse. Ganz natürlich, wie kann es anständig seyn, das zu wissen, was jeder Bauer und jeder Krämer weiß und wissen muß, zwei Stände, die allerdings in den Augen jedes Vernünftigen höchst ehrenwerth, einem Fashionabel aber dergestalt ein horror – ein horreur – sind, daß er selbst die Gemeinschaft des Wissens für einen Schmutzfleck achten würde. Um hier nicht der Uebertreibung beschuldigt zu werden, führe ich folgende Thatsache an. In einem eleganten Cirkel wurden – ich weiß nicht bei welcher Veranlassung – grüne Erbsen erwähnt. „Was ist das?“ nahm ein junger Edler sich die Mühe zu fragen. – „Nun, God bless me!“ rief ein alter Landjunker, „Sie werden doch wissen, was grüne Erbsen sind? Haben Sie denn nie grüne Erbsen gegessen?“ – Die ganze Gesellschaft lachte, nicht über die Frage und die affektirte Unwissenheit des Jungen, sondern über die unmodische Derbheit des alten Junkers. „Gegessen!“ versezte Jener; „nein, nein, doch entsinne ich mich eben, daß ich einmal vor Jahren eine gesehen habe.“ – Zu dieser Klasse „ungefiederter Zweifüßer“ gehörte denn auch jener junge Lord. Seinen Einwand gegen den fraglichen Antrag hatte er auf die Versicherung gestüzt, daß der erwähnte Vorfall im Geiste der Zeit geschildert worden sey, der Zeit, die sich in nichts als Extremen gefalle, und daß die Sittenverderbniß um Vieles weniger grell sey, als die Farben, mit welchen geehrte Redner sie gemalt. – „Der edle Lord wird sich eines Andern überzeugen,“ hatte einer dieser Redner eingeworfen, „wenn er an einem beliebigen Sonntage von neun bis eilf Uhr Abends die commercial-road auf und nieder gehen will.“ – „Die commercial-road?“ hatte der Lord verwundert gefragt; „in welchem Theile der Welt ist denn die commercial-road?“ – Ein Plan von London wies ihm auf der Stelle nach, daß die commercial-road eine der bedeutendsten Straßen der Hauptstadt ist, und als der Lord dessenungeachtet versicherte, daß er sie jezt zum ersten Male nennen höre, bedurfte es der ganzen Impertinenz eines Irländers, dem Hause zu sagen, daß der edle Lord, wenn nicht den Namen der Straße, doch die Straße selbst vollkommen gut kenne. Es bedarf in der That, um die Nothwendigkeit, jenem Uebel zu steuern, in ihrer ganzen furchtbaren Größe zu begreifen, nichts weiter, als den angerathenen zweistündigen Besuch einer der volkreichsten Straßen und ein langsames, der Beschauung gewidmetes Auf- und Abgehen. Wenn aber hier das gewordene Laster mit Ekel und Abscheu erfüllt, so macht der Anblick des werdenden Lasters in vielen Gegenden Londons und zu allen Tageszeiten das Herz bluten. Nichts, glaube ich, kann und muß das Gemüth des Menschenfreundes tiefer und schmerzlicher erschüttern, als der hülflose, vernachlässigte, dem Verderben entgegen reifende Zustand von Hunderten und Tausenden von Kindern, die ihm hier Stunden lang begegnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 7.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 8. Januar 1836.

Julia. — Hindre nicht mein Gehn! Ich will
Geduldig seyn als wie ein sanfter Strom,
Ein Spaß nur sey mir jeder harte Tritt!

Shakespeare.
Die beiden Veroneser.

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

„So sprach der Mann und erregte meine Theilnahme mit dem Verfolgten; als eine Stunde später meine Zimmernachbarn aufbrachen, gedachte ich mit Bedauern dessen, der jezt vielleicht vergeblich, bei finsterer Nacht, ohne Führer, über unwegsame Pfade und schroffe Klippen, an Waldströmen und Abgründen hin zu entfliehen versuchen werde; aber wohl stellte ich mir nicht vor, daß es mein lieber, gnädiger Herr, mein Wohlthäter sey, mit dem ich das lebhafte Mitleid empfand. Diese Erzählung beweist euch aber, daß keine Zeit zu verlieren steht, soll der edle Herr den sichern Boden noch erreichen. Durch die gewöhnlichen Pfade ist es schon nicht mehr möglich; dort sind gewiß Lauscher und Häscher aufgestellt. Weit eher wird es durch die finstern Schluchten des Mergozzolo nach dem Nibigebirge gelingen, wo die Wege nur den Eingebornen bekannt sind und wo dann die Gotthardsstraße mit einigen Schritten zu erreichen ist. Aber dazu muß man durch das ganze bewohnte Thal von Orta, man muß über den See, und das bleibt bei der größten Vorsicht gefährlich.“

Therese hatte, ihren Zorn vergessend, mit der höchsten Aufmerksamkeit zugehorcht; jezt trat sie nahe an Anselm und sagte traulich: „Wäre es nicht am gerathensten, wenn du den Grafen zu der schönen Frau von Borgomanero brächtest, die schon so oft unglücklichen, schuldlosen Flüchtlingen eine Freistätte gegeben hat? Dort könnte er ruhig abwarten, bis das Suchen den Verfolgern entleidet wäre und man ohne Gefahr nach der Schweiz entkommen könnte.“ — „Ei sieh da, Therese, mein Liebchen!“ versezte freundlich der junge Mann, indem er das Mädchen umfaßte und die Hand liebkosend streichelte, die ihn vorher so keck an die Pantoffelherrschaft gemahnt hatte, „bist du wieder gut? Ja, Kind, wenn die kleine Hand da nicht so hübsch wäre, ich würde ihren Schlag nicht so geduldig ertragen. Was deinen Vorschlag betrifft, so ist er gar nicht übel, aber dieser Ausweg muß der allerlezte seyn, denn der Graf hat wichtige Ursachen, die ihn vorwärts treiben, und wünscht, daß der Versuch zu schneller Flucht unverzüglich geschehe.“

„Darf ich nicht mit, lieber Anselm?“ flüsterte mit halblauten Tönen, in deren Schüchternheit schon das Bewußtseyn der seltsamen Bitte lag, das Mädchen und schmiegte sich so schmeichelnd an den Jüngling, sah ihm so süß in's Auge, als sie wohl selten oder nie gethan haben mochte. „Du?“ rief Anselm überrascht und

blickte zweifelnd an der schlanken, zarten Gestalt herunter, deren Lieblichkeit selbst in diesem kritischen Momente ihre zauberhafte Wirkung nicht verfehlte. „Glaube mir,“ sprach sie mit großer Lebendigkeit, „meine Gegenwart wird Eure Reise um Vieles gefahrloser machen! Jedermann kennt mich als die Tochter des alten Ruffo, alle wissen, daß ich einen Bräutigam habe, der sein Handwerk in fremden Landen treibt, und der Graf kann unter dem Namen unsers Vetters Jeronimo mitgehen. Ich bin unerschrocken und gewandt, äffe mit lustigen Worten die unwillkommenen Späher, und manchmal schon hat ein geschmeidiges Weib bei solchen Gelegenheiten vollbracht, was dem Manne unmöglich geworden wäre.“ — „Was dich auch zu deiner Forderung bewegen mag,“ erwiderte Anselm mit ernstem Gesicht, als er nachdenklich sich über die Stirne gestrichen hatte, „ich sehe ein, daß du Recht hast. Du sollst uns begleiten, mache nur, daß du ein Körbchen mit Waaren bereit hältst, so wie ich meinerseits für den Grafen und mich etwas zurecht machen werde, das uns in den Augen der Laurer unverdächtig erscheinen läßt. Mit dem Schlage der zehnten Stunde müssen wir unterwegs seyn, damit die aufgehende Sonne uns schon auf dem See eingeschifft finde.“

Hier unterbrachen Anna's Bedenklichkeiten, die über des Mädchens Vorhaben und ihre vermessene Forderung gewaltig den Kopf schüttelte, des jungen Mannes eifrige Rede. Auch der Vater machte ernstliche Einwürfe und wollte sein Kind nicht solcher Gefahr blosstellen; aber Beide wurden durch Anselms Beredsamkeit und durch die Ruhe, mit welcher Therese zur Stelle ihre Vorbereitungen zu machen begann, ohne auf die Vorstellungen ihrer Verwandten Rücksicht zu nehmen, völlig aus dem Felde geschlagen. „Laßt mich gewähren, Schwiegervater!“ rief der Erstere; „ich bürge mit meinem Leben für Theresens Sicherheit, selbst im schlimmsten Falle würde ihr nichts widerfahren, da ihr Geschlecht sie schüzt, und keiner in unserm Lande es ungestraft wagen dürfte, auch nur den Finger eines Weibes zu berühren. Baut darauf, ich bringe sie Euch unversehrt wieder, und wenn wir gleich nachher Hochzeit machen, so hat die Verläumdung meiner Frau nichts nachzureden. Was dann Theresens Gesinnung betrifft, in so fern mir dieselbe zweifelhaft erscheinen könnte, so bin ich des Grafen allzu sicher, als daß ich der Sache nicht ruhig zusehen dürfte.“ Damit hatte er sich schelmisch lächelnd nach der Ecke gewendet, wo das Mädchen ihr Wesen trieb, das ihm jezt unmuthig den Rücken kehrte, und die Thüre hart zuwerfend, das Zimmer verließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Ausrufen in den Strassen von Paris.

(Fortsetzung.)

Ich werde es nie vergessen, als ich am Morgen des ersten Tages nach meiner Ankunft in Paris erwachte und jene tausend verschiedenen Tonarten hörte, welche die Aufmerksamkeit durch ihre erkünstelte Absonderheit fesseln und oft dem eintönigen Brummen eines Wahnsinnigen gleichen, auf den Hörer aber zum ersten Mal einen Eindruck hervorbringen, den der geborene Pariser, welchen diese befremdenden Stimmen von Kindheit an in den Schlaf lullen, sich gar nicht träumen läßt. Manche dieser Schreier donnern das ganze Jahr hindurch, und ermangeln selten, den Aufgang der Sonne zu begrüßen, sey es nun, daß dieses Gestirn an einem klaren Junihimmel erglänzt, sich in graue Novembernebel oder in die kalten, röthlichen Januardüfte einhüllt. So trifft hier zu jeder Zeit der Ruf: à l'eau unser Ohr, und zwar zur Stunde, wenn die Portiers mit verschlafenen Augen die Hausthüren öffnen. Fast alle Pariser Wasserträger sind Kinder der Auvergner Gebirge und haben eine tiefe, rauhe Tenorstimme. Dann kommt der Dintenverkäufer, welcher seinen Karren unter unserm Fenster vorüberrollt und seinen Kunden de la bonne encre, première qualité anzeigt. Diesem folgt das Heer der Trödler und Altekleiderhändler mit dem ewigen Refrain: Vieux habits, vieux galons! welcher an die spöttischen Strophen des unsterblichen französischen Nationaldichters Béranger erinnert, und uns unwillkührlich so viele alte, zierlich gewandte Kleider und königliche Livreen in's Gedächtniß ruft, woran man oft nichts als die Treffen gewechselt hat. Die Marchands d'habits sind meistens Hebräer, und ihr verdächtiger Tenor hat oft viel Aehnlichkeit mit dem Miauen eines alten Katers. Ein wenig weiter stimmt der Marchand de peaux de lapins sein trauriges Lied an; ihm folgt auf dem Fuße ein Mann mit scharlachrother Weste und viereckiger Mütze, der den Ruhm seiner französischen Glanzwichse verkündet und das ausländische Fabrikat seines Nebenbuhlers Hunt, jenes mächtigen Demokraten und berühmten Wichsverkäufers jenseits der Meerenge, schlecht macht. Weiterhin verkündet einem der Ruf: A ramoner les cheminées! die Nähe des kleinen Savoyarden, jenes armen Auswanderers, der einst ebenso arm wieder in sein Vaterland zurückkehren wird, welches er nie verlassen hätte, wenn nur Brod und Geld dort zu verdienen wäre. Jene kindliche Stimme wird sofort von der eines mächtigen Kerls mit breitem Rücken und eisernem Magen überschrien; es ist die eines Kohlenträgers, der mit einer Stentorstimme brüllt; der Ton, welchen er hervorstößt, rollt bis an's Ende der Straße in einer einzigen, gedehnten,

langausgehaltenen Note, die gar kein Ende nehmen zu wollen scheint: Ch-a-r-b-o-ns-de-t-e-r-r-e! Man meint, er könne unmöglich seinen herkulischen Athem weiter ausdehnen und die Höhlen seiner Lunge noch ferner ausleeren; aber man irrt sich, wenn man glaubt, er werde mit einem vollen Tone aufhören; wenn er seine unermeßliche Sylbe vollendet hat, läßt er seine Note auf eine so brutale Weise in die Oktave übergehen, daß man in Versuchung gerathen möchte, zu glauben, seine höllische Kehle sey zerplazt. Während man diesen noch schreien hört, kommt ein elender Glaser mit seinem Glaskasten daher; er sezt den Leuten die zerbrochenen Fensterscheiben ein und verkündet das auf folgende Art: mit einer ernsten und tiefen Stimme ruft er: Voilà le marchand, und schließt mit einem gellenden, kreischenden Ton: vitrier. Jene Glocke kündet uns einen Verkäufer von allerlei Wirthschaftsgeräthen an. Da seine Boutike eine Art von Bazar ist, meint er wahrscheinlich, daß die Ankündigung derselben sich nach dieser Mannichfaltigkeit richten müsse; er ruft daher mit sanfter Stimme: tasses, glaces; mit gerührter Stimme: épingles, aiguilliers; mit steigender Bewegung: assiettes, fourchettes; mit wüthendem Tone endlich: casseroles, paravents, soufflets! Auf den Gipfel seiner Leidenschaft gelangt, hält er einen Augenblick inne, um Athem zu holen und sich umzusehen, ob nicht irgend ein Kunde an's Fenster oder vor die Hausthüre gekommen ist; dann fängt er von vorne wieder an. Bald kommt ein Anderer in seine Fußstapfen, welcher in einem sauersüßen Tone schreit: A raccommoder les fayences; diesen löst ein Besenverkäufer mit seinem Achetez des balais! ab, und hintendrein kommt ein dritter, heiserer Schreier, welcher in einem unverständlichen Rothwälsch etwas noch Unverständlicheres ausruft. — Jenes trockene, fortdauernde Geräusch macht der Marchand de baguettes, der seine langen Weidenruthen wider einander schlägt und von Zeit zu Zeit dazwischen ruft: Battez vos canapés, vos habits, vos f...... Ehemals vollendete der arme Teufel seine Phrase auf eine wohltönende Weise, aber an einem Unglückstage, da er sich in die Nähe der Halle gewagt hatte, geriethen die bekannten Damen dieses Orts, welche rücksichtlich des Artikels über die dem schönen Geschlecht gebührende Achtung sehr feinfühlend und empfindlich sind, in Feuer und Aufruhr, als sie diesen unverschämten Rathgeber der Männer hörten, und belohnten den kühnen Ausrufer mit einer dem Gegenstand durchaus angemessenen Lektion. Seit jener Zeit bleibt ihm die verhängnißvolle Sylbe immer in der Kehle stecken, so weit er auch vom Theater, wo diese Katastrophe ihm begegnete, entfernt seyn mag. Am meisten hat mich diesen Sommer eine Weiberstimme erschreckt, welche, wenn ich nicht irre, Wallnüsse ausschrie. Ihr Ruf glich dem Angstgeschrei eines auf der See Verunglückten, welcher sich in den obersten Mastkorb des Schiffes geflüchtet, und nun plötzlich seine lezte Hoffnung von der erbarmungslosen Welle verschlingen sieht; der Schrei durchdrang das innerste Mark.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, December. *

Der große Tod. Aussichten. Geistiges Nervenfieber. Wiener-Sinn. Graf Fürstenberg. Deinhardstein. Saphir. Lembert.

Das Jahr 1835 vollendet im Scheiden sein ernstes, um nicht zu sagen, grauenhaftes Werk. Sein erster Frühlingsblick goß giftigen Thau in unser öffentliches Leben, sein erster Sonnenstrahl brach sich in den aufrichtigen Thränen um den besten Mann, der je auf einem Throne saß, um Franz, den Unvergeßlichen; sein erster Frost riß tausend Gräber auf, wie für Opfer um den edeln Todten. Ein allgemeines Nervenfieber wüthet noch immer im lebensfrohen Wien, zumal in seiner Jugend. Das Josephs-Hospital ist überfüllt. Dieser große Tod, kein Sohn der Cholera, sondern der physisch und moralisch überreizten Gegenwart, verschont kein Haus, keine Hütte, keinen Pallast, weder Reichthum, noch Armuth, auch kein Alter, wenn er schon am liebsten in junge Herzen greift. In manchen bedeutenden Familien herrscht unaussprechlicher Jammer. — Ein merkwürdiges Jahr! der Schlußstein guter alter Zeit. Was wird die neue bringen? So fragen sich die Nationen mit einem Blicke, der Sehnsucht nach allgemeiner Ruhe ausspricht, nach allgemeinem Frieden. Ich glaube an unverbrüchlichen Frieden. Noch lebt Friedrich Wilhelm, und Kaiser Ferdinand theilt die Gesinnung seines verewigten Vaters. Die Bildung Europa's hat eine Stufe erreicht, von wo herab das Auge der Menschheit mit Indignation auf jede rohe Kraftäußerung sieht; stehende Heere werden bald nur noch Garnisonen seyn. — Man spricht hier allgemein von einer Reorganisaton der Militärverfassung im Sinn der preußischen, von einer Kapitulationszeit auf drei Jahre. Dienstpflichtigkeit Aller ist bei uns eben so undenkbar, als unnöthig; was für einen Staat von dreizehn Millionen als moralische Nothwendigkeit erscheinen mag, wäre für einen von vier-und-dreißig ein großes Uebel, abgesehen selbst von dem früher Gesagten, das alle Heere überflüssig macht. Allgemeiner Wohlstand, Kredit, Kunst und Wissenschaft sind die schärfsten Waffen gegen jede Anfeindung. Metternich, der konsequente Friedensfürst, ist nicht bloß dem Titel nach Protektor der Künste, sondern in der That; sein Scharfblick kennt die Heilquellen für die allgemeine Erkrankung. Die geistige Ueberspannung des sogenannten jungen Deutschlands, dieser momentane Ueberreiz ist mehr lächerlich, als schrecklich; kalte Waschungen sind dafür das Beste. Aehnliche Abgeschmacktheit spukt auch hier in manchen Köpfen, die, zu schwach zum Erzeugen, zum reinen künstlerischen Baue, der Unnatur sich hingeben und im Schutte wühlen. — Genug hievon; wir werden ja sehen, was da werden wird. Ich lenke ein und komme zu den Erscheinungen von heute. Der

* Von einem andern Berichterstatter, als der in Nr. 307 u. 8, 1835, enthaltene Brief.

leichte Sinn des Wieners ist nicht leicht zu trüben. Eine Promenade Sonntags zur Mittagszeit auf dem Walle gibt davon Zeugniß: eine Redoute im Freien. Welcher Luxus, welche Eleganz, welcher Geschmack! Dasselbe in allen fünf, immer vollen Theatern, besonders in der **Burg**. Die Direktion bietet aber auch Alles auf, den Wünschen der haute volée, wie des großen Publikums nachzukommen. Der oberste Direktor, Landgraf von **Fürstenberg**, durch geläuterten Kunstsinn, wie durch seine Menschenfreundlichkeit gleich ausgezeichnet und geliebt, unterstüzt durch **Deinhardstein**, trägt unablässige Sorge für dieses schöne Kunstinstitut; das Engagement der Mad. **Rettich** (Gley) ist ein neuer Beweis. Hier kann ich nicht umhin, mit einem Seitenblicke alle die öffentlichen und geheimen Anfeindungen in Kritiken und Korrespondenzen gegen einen der ersten vaterländischen Dichter, **Deinhardstein**, nur mit einem Worte zu züchtigen: **Neid!** Daß diesen geist- und gemüthreichen Schriftsteller, nach seinen vielen, eben so redlichen, als wichtigen Bestrebungen für Oesterreichs Kunst und Literatur, daß den Dichter des Hans Sachs, den unermüdet thätigen Redakteur der berühmten Jahrbücher, sein Kaiser erkannt und geehrt, daß er einen ausgezeichneten Rang bekleidet, und selbst geschmückt von fremden Fürsten einhergeht, nach einer langen Reihe von in Arbeit und Kunst verlebten Jahren — dies verzeiht ihm der gemeine Neid unsers literarischen Pöbels nun und nimmermehr. Jedes neue gute Buch, jeder gute Vers ist ihnen ein Dorn im Auge und Anlaß zu dummer Gehässigkeit, zu Anfeindung im gröbsten Style solcher Proletairs. — Es bestätigt sich nicht, daß die k. k. Wiener Zeitung Theaterberichte liefern werde; in der That bieten die belletristischen Blätter, vor allen die Theaterzeitung, fünfmal die Woche erscheinend, Raum genug für den kleinen Geschmackskrieg. **Saphir** hat sich nun öffentlich als Hauptmitarbeiter dieses ausgebreiteten und beliebten Blattes erklärt; es steht demnach zu erwarten, daß er den thätigsten Antheil nehmen werde; den witzigen Streifzügen dieses seltenen Kopfes gegen Pedanterie und literarische Vornehmthuerei folgt das Publikum gern, und mit Recht. Der verdienstvolle Literat **Lembert** gibt vom ersten Januar ein Journal heraus, das, unter dem Titel „der Wiener Telegraph," besonders zur Kontrole der auswärtigen Blätter in Bezug auf Oesterreichs Kunst- und Lebensverhältnisse operiren soll.

London, December.

(Fortsetzung.)

Sittenverderbniß unter den Kindern. Beispiel früher Entschlossenheit.

In St. Giles, in Whitechapel und in den entlegenern Theilen von Westminster sieht man zu jeder Tagesstunde und oft bis spät in die Nacht diese unglücklichen Sprossen, von dem schlauen, lauernden, jungen Taschendiebe an bis herab auf den kleinen, zerlumpten Buben, sie Alle ohne Schuhe und ohne Strümpfe, kaum mit Fetzen ihre Blöße deckend, und doch in aller Freudigkeit der Kindheit scherzend und spielend, tanzend und rennend, fast nur der Gewißheit zurennend, auf die Tretmühle zu kommen und in Botany-Bay zu sterben. Und fragt man, wer die Väter dieser mitleidswerthen Geschöpfe sind? Meist Handarbeiter und arme Taglöhner. Es ist wahr, die Väter sind arm, um so schmerzlicher ist die andere Wahrheit, daß sie den größten Theil ihres mühsam verdienten Lohns vertrinken. Ohne Aufsicht und ohne Brod werden die Kinder ihrem Geschick überlassen. Die Väter sind während des Tags bei ihrer Arbeit, den Abend verbringen sie in den Schnapsläden, und nur ausnahmsweise kommen sie nicht ganz betrunken nach Hause. Die Mütter treiben sich des Tags auf den Straßen umher, bettelnd, höckend, jeden Erwerbszweig ergreifend; des Abends gesellen sie sich zu ihren Männern in die Branntweinpalläste, und oft sind sie es, die auf dem Heimwege von ihren taumelnden Männern gehalten und gestützt werden müssen. Unter solcher Zucht und solchem Vorbilde wachsen die Kinder auf, die glücklichsten diejenigen, die so lange daheim bleiben dürfen, bis die Eltern ihnen sagen, daß sie nun alt genug sind, ihren eigenen Lebensbedarf zu verdienen, sey es durch Arbeit oder Stehlen. Die Zahl dieser Beglückten ist verhältnißmäßig gering. Die meisten haben kaum das zweite oder dritte Jahr vollendet, so werden sie jeden Morgen aus dem Hause gestoßen, und können, ohne die Gewißheit, blutig geschlagen zu werden, keinen Abend dahin zurückkehren, wenn es ihnen nicht gelungen ist, mittelst Bettelns oder Stehlens sich selbst zu ernähren und eine bestimmte Summe Geld zu erübrigen. Die Folgen sind leicht zu errathen. Den Mädchen öffnet sich die Bahn der Verderbniß, und sie bevölkern die Straßen, bis der Tod sie wegräumt. Die Knaben versinken tiefer und tiefer in den Pfuhl des Lasters und bevölkern die Gefängnisse, und die Bemühungen der philanthropischen Gesellschaften zu Besserung der Verbrecher gleichen der Sorgfalt des Gärtners, der das Unkraut glatt vom Boden schneidet, aber weder die Wurzeln, noch den ausgefallenen Samen zerstört.

Selten, sehr selten sind die Ausnahmen von dieser Regel unter den Kindern, welchen die Vorsehung solche Eltern und solche Erziehung gibt. Es ist doppelt schmerzlich, dem Fluche menschlicher Organisation und staatsbürgerlicher Einrichtungen, der die Sünden der Eltern an den Kindern heimsucht, bisweilen selbst solche Kinder verfallen zu sehen, in deren Brust eine gütige Natur des Menschen edelste Gefühle gelegt hat. Zwei Beweise davon, beide in ihrem Inhalte sich ähnlich, hat allein die Geschichte der lezten Tage geliefert, und es kann keinen Zweifel leiden, daß Knaben von so edler Kühnheit und von so seltener Geistesgegenwart, wenn zu Bessern gebildet, wahrscheinlich ein Schmuck des Landes werden würden, das sie, sich selbst und dem Strome der Verführung überlassen, noch wahrscheinlicher eines Tages verbannen oder hängen würde. Es geschah bei einbrechendem Abend, daß ein siebenjähriger Knabe sich in einem am Ufer der Themse liegenden Boote schaukelte. Beim Versuche, nach einem andern überzuspringen, gleitete er aus und stürzte in die Fluth. Niemand hatte seinen Hülferuf gehört, als ein in einiger Entfernung ein Netz ausbessernder Knabe, kaum zehn Jahre alt, und nur wenig größer und stärker, als der Verunglückte. Aber schnell sprang er von seinem steinernen Sitze, warf im Laufe sein Jäckchen und sein Hemd ab, rief entferntern Fischern, herbeizukommen, und schwamm bereits, als jene sich näherten, der Stelle zu. Eben tauchte der Verunglückte auf, und den Schwimmenden erblickend, faßte er nach ihm mit der lezten Kraft der Verzweiflung. Schnell besonnen stieß jener ihn zurück, und während der dem Stoße folgenden Betäubung faßte er ihn beim Haar und schwamm mit ihm an's Ufer, wo die inzwischen herbeigekommenen Fischer Zeugen der raschen Entschlossenheit gewesen waren, und nun den jungen Helden seemännisch begrüßten. Ob ein anderer, auf seine Zukunft einwirkender Lohn ihm zu Theil werden wird, steht dahin.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 9. Januar 1836.

Qui frappe l'air, bon Dieu! de ces lugubres cris?
Est ce donc pour veiller qu'on se couche à Paris?
Boileau.

Das Ausrufen in den Strassen von Paris.

(Fortsetzung.)

Gehen wir hier über die Quais, Brücken oder Boulevards, so ruft uns der vor seine Bank hingekniete Stiefelputzer in die Ohren: Messieurs, faites cirer vos bottes! Der Straßenjuwelier bietet uns im Vorbeigehen mit salbungsreicher Emphase seine Edelsteine zu fünf Sous, seine Rubine, Smaragden und Topase für zehn Sous an; ein Marchand de cannes bestürmt uns hartnäckig, ihm einen eleganten Spazierstock von Elfenbein, oder Eisenholz abzukaufen; fünf Schritte weiter muthet uns ein Anderer zu, eine seidene Quaste für den Spazierstock einzuhandeln; endlich kommt die Frau, welche das Papier Weynen verkauft, geschmückt mit dem glänzenden Wachstaffethut, blautuchenem Mieder und rothem Rocke, und ruft mit freundlicher Stimme: Voyez, messieurs, le cahier de papier à lettres, 2 sous! la boite de pains-à-cacheter transparens, 10 sous!

Nicht zufrieden damit, uns auf Spazier- und andern Gängen zu ärgern und zu peinigen, verfolgen uns die Pariser Ausrufer bis an die Treppe oder auf den Hof des Hauses, welches wir bewohnen; ja sie schlagen sogar öfter in unserer Hausflur ihr Quartier auf. A repasser les ciseaux, les couteaux meckert der Scheerenschleifer in's Haus hinein, und zwar mit einer eben so kratzenden Stimme, als das Schnarren des Stahls auf seinem Schleifsteine; dann schallt in jedes Stockwerk der Ruf des Kupferschmieds und Kesselflickers hinauf, und die Köchinnen bringen die schadhaften Kasserolen, Pfannen und ihre ganze Familie von lärmenden Küchengeschirren herunter, welche der unsaubere Koboldsgeist in den Provinzen Frankreichs mitunter zu Ehren gewisser heimkehrender ehrenwerther Deputirten mißbraucht. Früher war ein solches Charivari nur bei Stadt- und Familienangelegenheiten in der Provinz üblich, z. B. wenn eine reiche, häßliche, bejahrte Wittwe einen armen, schönen, jungen Mann zu zweiter Ehe nahm. In neuesten Zeiten hat der industrielle Geist unsers Jahrhunderts diese Sitte zu seinem Vortheil ausgebeutet; die karlistischen und republikanischen Kupferschmiede, welche sahen, daß bei solchen Gelegenheiten viel Küchengeschirr abgenutzt wurde, haben ihr Möglichstes gethan, das Charivari als eine provinzielle Meinungsäußerung bei wichtigen Staatsfragen einzuführen. Ihre Collegen der Hauptstadt sind ohne Zweifel nicht abgeneigt, diesen dem Handel so günstigen Brauch aus der Provinz nach der Hauptstadt zu verpflanzen; jedoch ist es unwahrscheinlich, daß die Interessen dieser ehrenwerthen Bürgersleute den entgegengesetzten Wünschen der zahlreichen Pariser Gastronomen vorgehen sollten, welch Letztere darüber ganz in Harnisch

gerathen sind, daß die heiligen Gefäße ihres Gottesdienstes zum Dienste eines fremden Götzen mißbraucht werden.

In den kleinen Städten Norddeutschlands, wo man überhaupt so wenig von den Pariser Leiden und Freuden weiß, kennt man auch die Plagen des gräßlichen Ausschreiens in den Straßen nicht. So besorgte in meiner Vaterstadt ein einziger Ausrufer die Bekanntmachung aller Waaren und Lebensmittel, welche auf den Markt gebracht wurden. Er war von Jedermann gern gesehen und gehört; er half so mancher Hausfrau aus der Verlegenheit und erfreute Vielen das Herz. Meine gute Tante ließ jedesmal das Strickzeug ruhen, der kupfernasige Apotheker an der Marktecke öffnete das Fenster und der Herr Senator, der mit den Händen auf dem Rücken nach dem Rathskeller ging, hielt den Schritt an, um auf die Worte des Ausrufers zu horchen. Wie Vielen dagegen reizen die Pariser Ausschreier das Nervensystem auf den höchsten Grad, wie manchen Dichter entreißen sie seiner Traumwelt, wie manchen Kaufmann stören sie bei seiner Regeldetri! Doch der Mensch verfluche diese seine Quälgeister nicht! — sie sind die Vorsehung des Volks; jene rauhen Töne sind die Lust des fleißigen Arbeiters, wenn sie ihm um die Frühstückzeit la soupe et les pommes de terre toutes chaudes verkünden, wenn am Pont Saint-Michel oder unter der Siegessäule auf dem Place du Chatelet seine Restaurans unter freiem Himmel zu ihm kommen, sofern es nur einigermaßen die Witterung gestattet. Um seine Brust am Morgen zu erwärmen, dampft gegenwärtig der Kaffee mit Milch, à trois sous la tasse, unter den Schoppen der Halle; die ambulirenden Boutiken à trois sous et demi, à cinq sous et demi, à treize sous et demi bieten ihm ohne Unterlaß eine Menge von kleinen, unentbehrlichen Gegenständen, welche er ehemals von den hausirenden Kaufleuten erwarten mußte. Die moderne Civilisation fängt endlich an, einige Brosamen für den Armen von ihrer reichbesezten Tafel fallen zu lassen; das ist der erste annähernde Schritt zu jener glücklichen Zeit, wo sie Allen Alles seyn wird, wofern anders die Vervollkommnungsfähigkeit unseres Geschlechts dieses Resultat jemals zu erreichen vermag.

Außer der oben angeführten Menge von so ziemlich stereotyp gewordenen Ausrufen, lassen sich vielleicht noch zahlreichere vernehmen, welche je nach der Jahreszeit abwechseln und, den Zugvögeln ähnlich, nur während einiger Monate laut werden. Jede Jahreszeit bringt die ihrigen mit sich. Einige kommen mit den ersten Blumen zum Vorschein. Diese klingen süß und freundlich in unsere Ohren und scheinen nach den Wohlgerüchen des Frühlings zu duften. Die Blumenmädchen bieten ihre Sträuße an: Fleurissez-vous, mesdames! — Tout ça de muguet pour un sou! — Les beaux bouquets de violettes! — So oft ich diesen Ruf am Pont-neuf oder auf den Boulevards höre, empfinde ich eine geheime Freude, denn ich weiß nun sicher, daß der Himmel blau, die Luft rein und die Schwalben wieder da sind. Diesen angenehmen Stimmen folgen bald andere: Cerises de Montmorency! — Fraise et Framboise! — Pêches et abricots! — de la bonne Angleterre! — welche alle Genüsse anderer Art verheißen. — In den heißen Sommertagen, wenn die Menge in den Champs-Elysées oder auf den Boulevards auf und ab wogt, hört sie oft nicht ungern den bekannten Refrain des Marchand de coco: A la fraiche, qui veut boire? — Die beaux chasselas à la livre, die cerneaux, und der noch häufigere Ruf: noix vertes cassées kehren mit dem sich zu Ende neigenden Jahre wieder. Der traurige Winter und die Kälte ermangeln nicht, den marrons de Lyon und den mottes à brûler (Lohkäse) auf dem Fuße nachzufolgen.

Kurz, wie gesagt, an allen Orten und in jedem Augenblick hört man das Rufen in den Straßen; geht man Abends in's Schauspiel, war es schon vor einem da; im Parterre oder in der Loge spricht es unsere Börse in Gestalt eines alten Weibes an, welches Blumensträuße oder schöne Apfelsinen verkauft, oder wird zum Manne, der uns auf die Füße tritt und über die Bänke klettert, um unserm Nachbar die Abendblätter, den Vert-vert zu verkaufen oder eine Lorgnette auf den Abend zu vermiethen.

(Der Beschluß folgt.)

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

Die zehnte Stunde hatte bereits verklungen, als das Kleeblatt die schützende Hütte verließ. Leise, mit fast unhörbarem Tritt schwebte Therese voran, in ihrem Sonntagstaate, mit rothem Rock, schwarzem Mieder, weißer Schürze, den blumengeschmückten Hut am Arm, und auf dem Kopfe, dessen Flechten in reicher Fülle über Schultern und Rücken hingen, einen leichten Korb mit mancherlei Früchten gefüllt. Rasch eilte sie vorwärts auf dem wohlbekannten Fußsteige, ohne diesmal nach gewohnter Weise lockende Blicke auf ihre Begleiter zu werfen, oder in launiger Unterredung ihren Witz zu zeigen. Dicht hinter ihr, den ungeübten Bergsteiger verrathend, ging der Graf mit oft unsicherm Fuß und an gefährlichen Stellen von Anselm gewarnt und geleitet. Nur in einzelnen Momenten vermochte die Graziengestalt seiner Vorgängerin und die Zierlichkeit ihrer Bewegungen ein bewunderndes Gefühl in ihm zu erregen, und geschah es, so glich dasselbe dem Gewitterstrahle, dem schnell

eine tiefere Dunkelheit folgt. Sein Geschick, der Schmerz eines selbst verschuldeten Verlustes und trübe Ahnungen der Zukunft lasteten drückender auf ihm, als die geschnitzte hölzerne Waare, womit der vorsichtige Anselm seinen Rücken beschwert hatte. Dieser endlich, einen saubern, mit glänzendem Linnen belegten Tragekorb an den Schultern, der mit selbstgebackenen appetitlichen Pastetchen und weißen Brödchen gefüllt war, die einen höchst anmuthigen Duft verbreiteten, übertraf seine beiden Gefährten beinahe noch an Schweigsamkeit und trübem Nachdenken. Sein Vorhaben lag ihm drückend auf dem Herzen, ohne daß er dabei an sich selbst gedacht hätte, und sein sonst so froher Muth, seine rasche Entschlossenheit fand sich durch Theresens heutiges Benehmen gebrochen, das diesmal aus einer ernsteren Ursache als bloßer Koketterie herzurühren schien. Kurz vor dem Aufbruche hatte er einige bittere Worte des Vorwurfes zu ihr gesprochen. Statt dadurch, wie sonst gewöhnlich war, ihre Laune aufzuwecken, hatte seine bebende Stimme, seine Rührung, die bei ihm eine seltene Erscheinung war, und der eindringliche Inhalt seiner Rede sie ebenfalls erschüttert; sie war in Thränen ausgebrochen, hatte die Hand über die weinenden Augen gelegt und, sich von ihm wendend, schmerzlich gerufen: „Du thust mir Unrecht, gewiß, jezt thust du mir Unrecht! Laß nur den Grafen gerettet werden, dann sollst du sehen, daß ich deine Liebe zu schätzen weiß.“ Des Mädchens gereizter Zustand, ihre Aeußerung, das Bewußtseyn, daß derselben etwas Seltsames zum Grunde liegen müsse, schlug den armen Jungen nieder und tödtete jeden Funken seines gewöhnlichen Frohsinns, ehe er seinem Munde entschlüpfen konnte.

Da wir aber keineswegs verpflichtet sind, diese trübsinnige Gesellschaft während ihres fünf Stunden langen Weges zu begleiten, so ist es uns erlaubt, indessen die Ereignisse zu erzählen, die durch ihre Folgen unsere drei Freunde bei finsterer Nacht, in mühsamer Wanderung durch das wilde Strounathal führten.

Graf Odoardo Giabelli gehörte einer der ersten Familien Brescias an, und genoß, was so selten mehr in Italien gefunden wird, nebst dem Vortheil eines uralten Adels, der in fürstlichen Häusern seinen Ursprung sucht, alle diejenigen, welche positive Glücksgüter zu geben vermögen. In dem Besitze eigenen Reichthums, hatte er noch große Hoffnung zu bedeutenden Erbschaften, vorzüglich gedachte sein Oheim väterlicher Seite, ihm, als dem einzigen Erben seines Namens, sein ganzes unermeßliches Vermögen zu hinterlassen, in so fern Odoardo, oder Eduard, wie wir ihn lieber nennen wollen, die Bedingungen erfüllen würde, die er zu machen für gut fand. Frühe schon durch den Tod seiner Eltern beraubt, war der verwaiste Knabe von dem alten Grafen Giabelli erzogen worden, und zwar sorgsamer und umsichtiger, als dies unter jungen italienischen Edelleuten der Fall ist. Von den ersten Jugendjahren an unter der Aufsicht eines verständigen Lehrers, brachte er später einige Jahre auf auswärtigen Universitäten zu, und erlangte einen Grad von Bildung, der nicht nur in seinem Lande, sondern überall als ausgezeichnet hätte gelten können. Mit den mannichfaltigsten Kenntnissen ausgestattet, erfahren in allen ritterlichen Künsten, mit einer edeln Gestalt, mit anziehenden Gesichtszügen, mit Augen begabt, aus denen das eigenthümliche Feuer des Italieners und zugleich eine freundliche Gutmüthigkeit leuchtete, die Farbe unentweihter Gesundheit auf den Wangen, die Heiterkeit eines reinen Sinnes auf der Stirne — wie sollte nicht ein solcher Phönix in jeder weiblichen Brust Wohlgefallen, ja selbst eine innigere Empfindung erregt haben? Die Zeichen des Eindruckes, den der junge Mann auf seine schönen Landsmänninnen machte, waren indessen so entschieden, daß der alte Graf nothwendig fand, seinen Neffen eines Tages in sein Zimmer zu berufen.

„Ich bin zufrieden mit dir, mein Freund,“ sprach der Alte; „du bist nicht als ein Wüstling, nicht als ein Geck, sondern als ein brauchbarer, sittlicher Jüngling heimgekehrt. Ich habe Vaterstelle an dir vertreten, habe seit langen Jahren die Hoffnung meines Alters auf dich gesezt, und brauche wohl nicht zu sagen, daß deine Ausbildung mich glücklich macht. Auch habe ich mir vorgenommen, dir in diesen Tagen einen Beweis meiner Gesinnung zu geben, indem ich mein Testament niederlege und dich, mit Uebergehung aller übrigen Verwandten, zu meinem alleinigen Erben einsetze. Dafür aber mußte ich erst noch Rücksprache mit dir halten, weil eine einzige, aber unerläßliche Bedingung an diesen Akt geknüpft ist. Du weißt, wie zärtlich ich meine Schwester geliebt habe, und wie ihr Tod mich fast von allen Freuden dieses Lebens geschieden hat. Dir ist ebenfalls nicht unbekannt, daß ich meine väterliche Liebe zwischen dir und ihrem einzigen Kinde theilte, und wirst es begreiflich finden, daß ich sehnlich wünsche, die beiden Gegenstände meiner Sorge zu vereinigen, und indem ich mein Vermögen dem Stammhalter unsers Hauses übergebe, die geliebte Nichte dasselbe mitgenießen zu lassen. Camilla Morosini ist ohnehin eine Partie, welche von den ersten Häusern unsers Landes nachgesucht werden dürfte; von großer Schönheit, ungemeinen Geistesgaben, edlem Sinn, ist sie ein so ausgezeichnetes weibliches Wesen, daß sie nicht fürchten darf, sich irgendwo zurückgewiesen zu sehen, und im Gegentheil zu besorgen steht, sie möchte dem Bewerber weggehascht werden; ich kann wohl voraussetzen, daß ich dir durch ihren Besitz ein weit unschätzbareres Geschenk mache, als durch meine ganze Habe.“

Der Oheim hätte wahrscheinlich noch weit länger sprechen können, ohne Gefahr zu laufen, von dem Neffen unterbrochen zu werden, denn dieser fühlte durchaus kein Verlangen nach dem Gute, welches der alte Herr in so hohem Preise hielt. Der menschliche Geist ist so wunderbar und verkehrt gebildet, oder vielmehr, der eigene freie Wille hat für ihn einen so unermeßlichen Werth, daß, was ihm aufgedrungen, was ihm ohne die Mühe des Erwerbens angeboten wird, und wäre es das Vorzüglichste, das Gelungenste, wäre es das, was unter andern Umständen das höchste Ziel seines Strebens seyn würde, plötzlich jeden Werth in seinen Augen verliert, und selbst seine größte Abneigung erregt. Ist aber dies im Allgemeinen der Fall, so mußte es hier um so eher geschehen, da der junge Mann unter die Unabhängigsten seines Geschlechts gehörte, und wie ein Jeder, dem die Liebe nicht bloß ein Genuß der Sinne, die Ehe nicht nur ein Akt der Convenienz ist, diese beiden Dinge in dem Allerheiligenschimmer erblickte, der keine Entweihung durch Menschenhand zuläßt. Ueberdies gehörte Camilla Morosini zu den unangenehmsten Erinnerungen seiner Vergangenheit. Als einziges, verzärteltes Kind ihrer Mutter war sie mit all den Unarten, Launen und Unverträglichkeiten solcher Geschöpfe ausgerüstet. Der fröhliche Knabe, der lieber mit seinen Geschlechts- und Altersgenossen in heiterer Freiheit gespielt hätte, mußte zu der kleinen Prinzessin Geboten stehen, mußte Folge leisten, wenn man ihn rief, und durfte nicht etwa nach Art der Kinder sein eigenes Vergnügen mit besorgen; er sollte ganz nur dem Willen seiner Gespielin leben, sich von ihr necken, beherrschen, zu jedem Einfalle gebrauchen lassen, und geschah dies nicht, so erhob das Mädchen ein Geschrei, und richtig wurde Eduard jedesmal für die Unbilden bestraft, die an ihm begangen worden waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Beschluß.)

Frühe Entschlossenheit.

Wenige Tage später ereignete sich Folgendes. Ein Knabe von vierzehn Jahren, der mit seinem ältern Bruder baden gegangen, hatte bei dieser Gelegenheit seinen Tod gefunden. Bei der Leichenschau trat ein sechzehnjähriger Bursche als Zeuge auf. Er erzählte – und Andere bestätigten die Angabe – er habe den Verunglückten nur wenige Minuten, nachdem er gesunken, aus dem Wasser geholt, er sey aber troz dieses kurzen Verzugs nicht mehr zu beleben gewesen. Der Zeuge nannte sich auf Befragen Kapitän Fifer. Sehr natürlich begehrte der Coroner zu wissen, mit welchem Rechte er sich einen Titel beilege, der weder zu seinem Alter, noch zu seiner übrigen Aeußerlichkeit passe, und ohne Zögern erwiderte der Bursche, man habe ihm in der Nachbarschaft diesen Titel verliehen, weil er so glücklich gewesen sey, zwei Menschen aus dem Wasser zu retten und drei herauszuholen, zu deren Rettung er zu spät gekommen. Einige Anwesenden bewahrheiteten dies, und der Coroner lobte nicht bloß den braven Jungen wegen dessen, was er früher und was er neuerdings gethan, sondern sagte ihm auch, wenn es ihm je wieder beschieden seyn sollte, der Retter eines Menschenlebens zu werden, solle er sich unmittelbar an ihn wenden, und dann von seiner Seite gewiß alles Mögliche geschehen, ihm zu einer der von der Royal-Humane-Society für solche Fälle ausgesezten Belohnungen zu verhelfen. Der Bursche dankte, und hatte eben seine abgebrochene Erzählung wieder aufgenommen, als Jemand die Nachricht überbrachte, daß vor wenigen Augenblicken ein Mann in's Wasser gefallen sey. „Ich werde gleich wieder hier seyn," rief der Bursche, schleuderte seine Jacke von sich, und während die Versammelten sich noch gegenseitig verwundert ansahen, stand er bereits am Ufer. In größter Eile folgten der Coroner, die Geschwornen, alle Anwesenden. Es war zehn Uhr Abends, Alles dunkel, und der Strom gerade in dieser Gegend höchst gefährlich. Also rief man dem Burschen zu, sich nicht tollkühn in den Fluß zu werfen, sondern die Ankunft weiterer Hülfe zu erwarten. Aber Fifer wartete nicht, und als die Rufenden mit Lichtern und Fackeln herbeikamen, sahen sie ihn einen Mann und ein Kind an das Ufer ziehen, die Beide durch sofort angewendete Mittel in's Leben zurückgebracht wurden. Der Mann war betrunken gewesen und hatte, das Kind auf der Schulter, den Weg verfehlt. Sobald die Geschwornen wieder in ihrem Sizungszimmer waren, trat Fifer ein, seine ganze Kleidung noch triefend, und sagte sehr ruhig: „Nun, mein Herr, da bin ich; statt Eines Lebens habe ich zwei gerettet; darf ich jezt um das versprochene Zeugniß bitten?" – Es versteht sich, daß ihm solches unverzüglich ausgefertigt wurde. Ich zweifle nicht, daß er die Belohnung erhalten hat. Verdient aber so kühne Entschlossenheit nicht einen dauerndern Lohn?

W. S.

Auflösung des Räthsels in Nr. 2:
Die Jahreszeiten.

Räthsel.

Nach Catone Lucchese.

Nicht essen will ich, gebt mir nur zu trinken,
Denn darum bin ich einzig auf der Welt;
Mir ist fast aller Wein, der wächst, verfallen,
Und unter's Faß, da bin ich recht gestellt.

Mehr als ein Heer Studenten kann ich schlucken,
Und nimmer füll' ich meinen weiten Bauch;
Und erst aus ihm in meine glatte Kehle
Sinkt ein der Wein, so ist's bei mir der Brauch.

Und wie ich ihn in Masse von mir gebe,
Scheut Niemand ihn: süß ist er und gesund,
Hab' ich nur selbst nicht sauer ihn empfangen;
In euerm Dienste steht mein Doppelmund.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 9.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 11. Januar 1836.

Erringen will der Mensch, er will nicht sicher seyn.

Goethe.

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

Man machte in Rücksicht auf Eduards Geschlecht Forderungen von Nachgiebigkeit und Höflichkeit, von denen er keinen Begriff hatte; kein Tag verging, an dem er nicht Camillens wegen gescholten worden wäre, und die Schmerzensthränen, die seine Kindheit vergossen hatte, und die im Andenken des erwachsenen Menschen schwerer wiegen, als die Millionen Seufzer seines nachherigen Lebens, kamen einzig nur von dieser Quelle her. Stelle man sich nun selbst vor, welche Bilder der allerwidrigsten Art in Eduards Herzen bei Erwähnung seiner Base unter solchen Beziehungen auftauchten; wie gleichsam mit einem Zauberschlage seine durch eben dasselbe Wesen verkümmerte Jugendzeit vor seinen Blicken stand! Er hatte Camillen seit ihrem zehnten Jahre zwar nicht wieder gesehen; ihre Mutter war gestorben, sie wurde nach Verona in eine Erziehungsanstalt gebracht, und er hatte später ebenfalls die Vaterstadt verlassen; aber wie konnte aus dem eigenwilligen, boshaften, launenvollen Dinge, dessen zum trotzigen Weinen verzogener Mund, dessen von Zorn entstellte Züge er noch jezt als Popanz vor sich sah, jemals etwas Leidliches geworden seyn? Und wenn auch ein Wunder geschehen wäre, mußte er sich eine Frau geben lassen, die nicht sein Herz gewählt hatte?

Was wir hier anführen, zog freilich in weit größerer Schnelligkeit, als wir es deutlich denken konnten, durch des jungen Grafen Seele; aber dennoch dauerte das Stillschweigen lange genug, um den Oheim zu belehren, daß sein Vorschlag nicht so unbedingt Eingang finden würde. Auch mochte der Ausdruck in Eduards Physiognomie ihn befürchten lassen, der Widerstand könnte entscheidend genug seyn, um einen unheilbaren Riß durch alle Verhältnisse zu machen. Deßhalb lenkte er klug ein, ließ den Neffen gar nicht zum Worte kommen, sondern meinte, es sey noch Zeit genug, von all diesen Dingen zu sprechen, wenn Eduard von der Reise zurückgekommen sey, die er vorhabe; Camilla sey zum heirathen wirklich noch zu jung, und es werde sich Alles leicht finden, wenn er bei seiner Zurückkunft die Base anwesend fände und sich von ihren Vorzügen überzeugen könnte. Einstweilen habe er ihm nur den Plan, an welchem sein ganzes Herz, jede Hoffnung seiner Zukunft hänge, mittheilen wollen, damit er sich vor Verbindungen wahre, die demselben entgegen seyn möchten.

Die lezten Worte hinderten Eduard, den bestimmten und unverzüglichen Ausspruch zu thun, daß das beabsichtigte Verhältniß ein unmögliches sey. Er liebte seinen Oheim so sehr, als er ihn achtete, er fühlte wohl,

wie angenehm der Gedanke ihm seyn müsse, die Kinder, denen er Vater gewesen war, zu vereinigen; er hörte ihn davon als von seinem höchsten Verlangen sprechen, und die Zunge blieb ihm gebunden. Nicht daß er eine Minute lang anderes Sinnes geworden wäre, aber er scheute sich, so ganz ohne Vorbereitung die lezte Freude des edeln Greises zu vernichten; mit dem leichten Sinn der Jugend gedachte er der mannichfachen Zufälle, die während seiner Reisejahre zwischen ihn und den verhaßten Plan treten konnten, hoffte, die Cousine werde unterdessen einen Gegenstand finden, der ihre Reize besser zu schätzen wisse, und so ließ er die Sache dahin gestellt, wie denn der alte Herr derselben ebenfalls nicht mehr erwähnte.

So manche wahrscheinliche Erwartung dieses Lebens wird getäuscht, und so geschah es auch hier. Die Zeit der schönen Freiheit, des frohen, unbeengten Lebensgenusses rauschte vorüber, und Eduard kehrte in die Heimath zurück, ohne daß die Base sich verheirathet oder verliebt, ohne daß der Oheim seine Ansicht geändert, oder sich irgend ein Hinderniß seinem Vorhaben entgegengestellt hätte. Das Wundersamste war dabei, daß der junge Giabelli, der mit dem Vorsatze abgereist war, sein Herz an die erste beste Schöne zu verlieren, die ihm auf seinem Wege begegnen würde, in vollem Besitze desselben zurückkam. Das hinderte indessen nicht, daß er sich mit dem größten Widerwillen Camillen vorstellen ließ, daß die öffentliche Stimme, die nicht genug von ihrer Schönheit, ihrer Anmuth sprechen konnte, ohne Eindruck auf ihn blieb; ja sogar, als er sich selbst überzeugen mußte, wie sie allerdings ein Mädchen sey, dessen Liebe den anspruchsvollsten Mann beglücken könne, als er keine Spur der Unarten mehr sah, die das Kind ehemals entstellten, so schien es ihm doch unmöglich, die Abneigung zu bezwingen, die er vor der aufgedrungenen Braut empfand; und man nenne diesen Eigensinn ja nicht unnatürlich; er findet sich in geringeren und stärkeren Schattirungen häufiger als man denkt.

Anders stand es jedoch mit dem schuldlosen Gegenstande dieses Hasses. Sie, die keine üble Rückerinnerung von dem Gefährten ihrer Kindheit entfernte, die, dem weiblichen Geschlechte angehörend, weit eher als der Mann sich fremdem Willen zu unterziehen vermochte, hatte mit mädchenhaftem Vergnügen sich das schöne Bild des Jünglings gedacht, den man ihr als ihren künftigen Gemahl nannte. So konnte seine glänzende Erscheinung den Eindruck nicht verfehlen, den sie zu machen geeignet war. Unter den Männern, die sie gesehen hatte, kam keiner auch nur von Weitem ihm gleich, und seine Bildung, die schönen Eigenschaften seiner Seele vollendeten, was sein äußerer Anblick begonnen hatte. Durch die Bemühung einer weisen Erzieherin den Verkehrtheiten entnommen, mit denen man ihre schöne Natur umhüllt hatte, durch ihre Hülfe zu der Vollendung gelangt, die das edle Weib bezeichnet, war Camilla vollkommen im Stande, Eduards Werth zu erkennen; aber es geschah zu ihrem Unglück, denn sie konnte sich nicht lange verhehlen, daß ihre zarte Neigung nicht erwidert werde. Sie gehörte weder zu den Personen, die sich aufdringen, noch zu denen, die sich aufdringen lassen; dennoch fühlte sie zu überzeugend, daß Eduards Liebe und seine Nähe hinfort das höchste Glück ihres Lebens sey, und zugleich, daß sie selbst nicht unter diejenigen Güter gehöre, die leicht verworfen werden, als daß sie nicht einige leise Versuche hätte machen sollen, sein Herz zu gewinnen. Wie echt weiblich aber auch diese Annäherung geschah, so galt sie doch Eduarden als eine Entschuldigung seines Widerwillens, als eine unzarte Zudringlichkeit, und troß der geheimen Stimme, die ihn zuweilen zur Gerechtigkeit gegen das liebliche und gute Geschöpf aufrufen wollte, zwang er sich, Camillas ganzes Betragen in falschem Lichte, und jede ihrer Handlungen, jedes ihrer Worte als so viele Belege für seine erkünstelte Abneigung anzusehen. Sein Benehmen gegen sie war spottend, höhnisch, kalt höflich, und um ihr keinen Zweifel über seine Gesinnung zu lassen, knüpfte er mit einer der galantesten Damen der Stadt ein Verhältniß an, bei welchem sein Herz gar nicht, seine Eitelkeit aber wohl einigermaßen beschäftigt war. Diese Intrigue, wobei von dem weiblichen Theil alle Oeffentlichkeit beobachtet wurde, deren es bedurfte, um der ganzen Stadt zu verkünden, daß der gepriesene Graf Giabelli in den Fesseln der schönen Signora Antonia liege, gab dem Oheim gerechte Veranlassung, mit Eduard ernstlich zu sprechen, ihm seine Schwäche gegen eine Frau vorzuwerfen, die weit entfernt war, unter die Unbescholtenen zu gehören, und ihn an die Erfüllung jener Bedingung zu mahnen, unter welcher er einzig die großen, ihm zugedachten Güter erhalten könne. Eduards Erwiderung war entschieden und furchtlos. Er versicherte den alten Grafen, daß ihm nur an seiner Liebe, nicht aber an seinem Reichthume gelegen sey, bat ihn, mit dem lezteren ganz nach seinem Gutbefinden zu schalten und ihm nur seine väterliche Zuneigung nicht wegen einer Weigerung zu entziehen, die seine Ehre ihm gebiete. Er könne nach seiner Ueberzeugung keine Frau heirathen, die er nicht liebe, nie lieben werde, und die an seiner Seite unfehlbar unglücklich werden müsse. Darum solle keine Rücksicht in der Welt ihn je zu dieser Verbindung bewegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Ausrufen in den Strassen von Paris.

(Beschluß.)

Und wie lange ist es denn her, daß das Ausrufen der politischen Blätter in den Straßen der Hauptstadt verstummte? Die Crieurs publics stimmten gewöhnlich Sonntags ihr Conzert in den verschiedenen Stadttheilen an, so daß man selbst an diesem Tage, wo die meisten der übrigen Ausrufer rasteten, keinen ruhigen Augenblick hatte; besonders mögen der Polizeipräfekt und die Sergeans de ville oft diesen Tag verwünscht haben. Unter der Regierung Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. hatten diese politischen Ausrufer ein eigenes Privilegium und bildeten sonach gleichsam einen eigenen Stand, was auch die Medaille, die sie im Knopfloch trugen, andeutete; sie verkauften die königlichen Edikte in der Stadt. Diese königlich privilegirten Schreier, welche die Regierungsordonnanzen und die superbes discours du roi feil bieten, tragen seit Kurzem auch ein offizielles Zeichen, und die plebejischen, unprivilegirten Ausrufer sind wie unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. verschwunden. Sie scheinen jedoch in der alten Stadt der Ligue, der Fronde und der beiden lezten Revolutionen das Bürgerrecht erworben zu haben, und ihr Ruf ließ sich in allen stürmischen Perioden der französischen Geschichte vernehmen, gleich dem Seevogel, welcher auf Sturm deutet, oder gleich dem Hahne, welcher die Morgenröthe verkündigt. Vor dem Gesetze über die Crieurs publics bemerkte man unter den Ausrufern, welche im Dienste der Republikaner standen, die Träger mit dem breiten, dreifarbigen Hut und mit der blauen, von rothen Schnüren eingefaßten Blouse, welche in ernstem Tone ihr Journal auf folgende Weise ausriefen: Le populaire, journal rédigé dans l'intérêt du peuple français par M. Cabet, député. Unmittelbar hinter den Ausrufern des Populaire gingen die des Bon sens einher, an ihren rothen Blousen kenntlich, welche ihnen von Seiten eines ministeriellen Deputirten das barsche Epithet von „Satansemissären" zugezogen. Beim Ausgang aus den Passagen, auf den Boulevards und in den volkreichsten Straßen schrie man damals außerdem noch das Supplement zur Tribüne und andere revolutionäre Druckschriften aus. Heute sind nur noch die größeren Abendjournale, wie der Messager und die Gazette de France, aus dem Schiffbruch des politischen Ausschreiens übrig geblieben; die Straßenliteratur der Polizei und des Ministeriums erfreut sich dagegen nach wie vor eines hohen Wohlseyns. In der Woche schreien Männer und Weiber fürchterliche Mordgeschichten aus: Voilà, Messieurs et Mesdames, ce qui vient de paraître: tous les détails de l'horrible attentat, qui a été commis dans la Rue Richelieu sur la personne de .... le voilà pour 1 sou! Jeden Sonntag durchrufen klagende Stimmen meine Straße: le journal d'aujourd'hui, gleichsam um das Publikum über die Beschaffenheit der Waare in Ungewißheit zu lassen: das sind die Träger des Sens commun und des Dimanche, ministerieller Sonntagsblätter. Die Ausrufer der Bons sens mit ihren rothen Blousen haben zwar aufgehört, ihre Stimmen zu üben und unsere Ohren zu belästigen, erscheinen aber dafür desto häufiger unsern Augen, wenn sie schweigsam über die Straße gehen und an die Hausthüren klopfen, um die geistige Nahrung anzubieten.

Somit hätten wir denn versucht, den Lesern dieser Blätter die Art und Weise des frühern und gegenwärtigen Ausrufens in den Straßen von Paris anzudeuten; wie sich dieselbe morgen gestalten werde, vermag Niemand in der Welt anzugeben; denn dieser seinem Grunde nach unwandelbare Gegenstand ist doch ewig zahllosen Wechselfällen unterworfen. Ich zweifle sehr, ob es mir gelungen, einige Züge aus diesem verworrenen Bilde lebhaft und klar vor dem Auge des Lesers zu fixiren. Ich habe einmal ein kleines Winkeltheater gesehen, wo man in einer Farce die Ausrufer in den italienischen Städten auf der Bühne vorzustellen suchte; aber die Schauspieler richteten unter sich einen solchen Wirrwarr an, daß die einem Jeden zugetheilte Rolle durchaus verloren ging. Mit besserm Erfolg hat man in der Stummen von Portici die malerischen Gruppen und eine Uebersicht des neapolitanischen Jahrmarktes wiedergegeben; aber die ganze Macht der musikalischen und theatralischen Kunst vermochte doch nicht eine richtige Idee von jener reichen disharmonischen Ernte, wie sie in der Wirklichkeit gehalten wird, vor die Seele zu führen. Dramatisch ist das Interesse allerdings, welches sich an die Mannichfaltigkeit des öffentlichen Ausschreiens knüpft; doch möchte es vielleicht auch Manchen wünschenswerth scheinen, daß in unsern Tagen einige Gesetzgeber diesen Gegenstand in ernsthafte Erwägung zögen, und der Deputirtenkammer ein Gesetz für die öffentliche Straßenruhe vorlegten, welches allen jenen peripathetischen Verkäufern anbeföhle, ihre Waaren durch selbstgewählte Embleme oder Schriftzüge anzukündigen. Wie es indeß auch kommen mag, sey es, daß das öffentliche Ausrufen in den Straßen einzelne Beschränkungen erleiden, oder sogar ganz verboten werden sollte, so glaube ich dennoch fest, daß die Pariser diese Sitte ihren spätesten Urenkeln überliefern werden, wie sie dieselbe von ihren ersten Ahnen überkommen haben; an dem Tage, wo die Ausrufer in den Straßen der Hauptstadt verstummen, kann man ein de profundis für die Riesenstadt anstimmen lassen; Paris wird dann in seinem Grabe schlummern, wie Theben und Babylon.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die Theaterfoyers. Volksdichter.

Neulich hielt die philotechnische Gesellschaft eine öffentliche Sizung. Der alte Bouilly trat wieder auf, obschon er in einer vorigen Sizung gleichsam Abschied vom Publikum genommen hatte. Da jener Abschied in Versen abgefaßt war, so hatte vielleicht nur der Dichter, nicht aber der Prosaiker Antheil daran; dieser kann also noch auftreten, ohne deßhalb sein gegebenes Wort zu brechen. Er las diesmal ein Bruchstück aus den Denkwürdigkeiten seines Lebens vor, die er in mehreren Bänden herauszugeben gedenkt. Dieses Bruchstück enthielt eine Schilderung des Foyer des Théâtre français vor dreißig Jahren. In den großen Pariser Theatern gibt es einen doppelten Foyer, nämlich einen für das Publikum und einen privaten für die Schauspieler. Der öffentliche Foyer ist ein großer und schön verzierter Saal, der stets das Stockwerk über dem Haupteingange des Theaters einnimmt, und gewöhnlich ungefähr eben so lang ist, als die Façade. In diesem Foyer geht das Publikum zwischen den Aufzügen spazieren; Freunde und Bekannte suchen sich da, und Rendezvous verschiedener Art werden in demselben gegeben. Mehrmals sind auch Duelle in demselben verabredet worden. Der Opernfoyer dient noch zu politischen Unterhaltungen, und manchmal sind hier Thatsachen und Neuigkeiten in Umlauf gesezt worden, welche die Regierung oder eine Partei im Staate verbreitet haben wollte, daher auch die Tageblätter zuweilen die am vorigen Abend im Opernfoyer von bedeutenden Beamten, Banquiers u. s. w. hingeworfenen Aeußerungen mittheilen. In den andern Theatern hat der Foyer diese Wichtigkeit nicht, und auch der Opernfoyer wird in politischer Hinsicht nur dann bedeutend, wenn wichtige Staats- oder Ministerveränderungen in und außer Frankreich auf dem Tapete sind, und Politiker und Spekulanten von einer Stunde zur andern auf große Nachrichten harren. Eine andere Bestimmung hat der Schauspielerfoyer, welcher sich am entgegengesezten Ende des Hauses, nämlich hinter der Bühne befindet, und zur Vereinigung der Schauspieler und der dramatischen Dichter dient, welche freien Zutritt im ganzen Hause haben. Von diesen Foyers ist hauptsächlich derjenige des Théâtre français zu bemerken; denn weil hier die Schauspieler und Schauspielerinnen gebildet sind, und die Theaterdichter zu den Hauptschriftstellern der Nation gehören, so bietet der Foyer des Théâtre français eine sehr angenehme Gesellschaft dar, und gleicht einem der glänzenden Salons, welche die Hauptstadt Frankreichs in ziemlicher Menge und Mannichfaltigkeit aufweist, und die für den Fremden, wie für den Einheimischen so vielen Reiz darbieten. Aber vor dreißig Jahren war der Foyer des Théâtre français noch weit glänzender, als jezt; wenigstens behauptet Bouilly so, und in der That lebten damals noch einige der reizenden Schauspielerinnen, deren sich die sogenannten Habitués jenes Theaters mit Entzücken erinnern. Bouilly, welcher in seinen Beschreibungen und Erzählungen leicht in den Superlativ übergeht, und überhaupt gegen die Schauspielerinnen stets in seinen Schriften sich sehr galant geäußert hat, führt keine dieser Schauspielerinnen des Théâtre français an, ohne ihr das Prädikat liebenswürdig, reizend, geistreich oder schön beizulegen. Sogar die muthwillige Bourgoin, welche in ihren Bonmots eben nicht den züchtigsten Ton hatte, wird von ihm zu einer höchst wizigen Person vom besten Tone umgestempelt. Einem alten Herrn, welcher ihr überall nachlief, sogar bis in's Heiligthum des Schauspielerfoyers, und der einmal mit vorgehaltenem Hute an der Thüre dieses Foyers stehen blieb, um sie zu begaffen, warf sie ein Fünffrankenstück in den Hut, wobei sie mitleidig sagte: „Geht, Alter! das ist Alles, was ich für Euch thun kann!“ Der Mann warf wüthend das Geldstück auf den Boden, lief davon und ließ sich nie wieder im Foyer blicken. Von eben dieser Bourgoin erzählte Bouilly eine Anekdote, welche zur Zeit, als die Sache vorfiel, die Pariser einige Abende lang belustigte. Nur verschwieg Bouilly den Namen der dabei betheiligten Person. Die Bourgoin wohnte nämlich neben der Marschallin Soult, welche seit Kurzem Herzogin von Dalmatien hieß. Einmal entfloh der Herzogin ein Lieblingsvogel, und die Kaze der Dlle. Bourgoin war so unhöflich, über den verirrten Vogel herzufallen und ihn aufzufressen. Die Frau Herzogin wurde tief betrübt und aufgebracht zu gleicher Zeit, und schrieb an die Schauspielerin in der ersten Gemüthswallung ein nicht sehr höfliches Billet, um sich über die Verwegenheit ihrer Kaze zu beklagen. Dieses Billet unterschrieb sie mit „Elisabeth von Dalmatien.“ Die Bourgoin antwortete sogleich mit folgendem Billet: „Meine Kleine! wenn man einen Vogel hat, der einem recht lieb ist, so muß man ihn hübsch im Bauer festhalten, sonst frißt ihn die Nachbarskaze. Nehmen Sie diese Lehre mit eben der Gewogenheit auf, womit ich sie Ihnen gebe. Iphigenia von Aulis, Tochter des Königs der Könige.“ Dieses Billet lief sogleich in zahlreichen Abschriften umher; eine derselben soll auch Napoleon in die Hände gefallen seyn und er herzlich darüber gelacht haben, obschon es ihm sonst höchlich mißfiel, wenn man den eben von ihm geschaffenen Adel verspottete. Diese Bourgoin ist vor einem Jahre gestorben. Die reizende Emilie Contat, die Bouilly mit Recht als eine der schönsten, vortrefflichsten und geistreichsten Schauspielerinnen schildert, war ihr schon lange vorangegangen. Auch die damals so beliebten und gerühmten Schauspieler Talma, Saint-Fal, Saint-Prix, Baptiste sind todt; einige Schauspielerinnen, als Vanhove, Devienne, haben reiche Partien gemacht, und genießen, fern vom Theater, eines ruhigen Lebens. Nur die Dlle. Mars ist noch, wie vor dreißig Jahren, stets auf der Bühne, stets vollkommen in ihrem Spiele, stets beim Publikum außerordentlich beliebt. Auch die dramatischen Schriftsteller, welche damals für die Bühne des Théâtre français arbeiteten, als Collin d'Harleville, Picard, Andrieux, sind nicht mehr, und Bouilly hat sie überlebt. — Für die erwähnte öffentliche Sizung der philotechnischen Gesellschaft hatte Pongerville eine poetische Epistel an einen Tischler zu Compiegne, Namens Durand, eingeschickt, womit es folgende Bewandtniß hat. In einem Lande wie Frankreich, wo die Jugend mit Boileau's und Racine's Versen aufwächst, und wo so viel gedichtet wird, kann es nicht fehlen, daß der Dichtergeist auch zuweilen Leute anregt, die sonst wenig Bildung erhalten haben. Sie wissen klassische Verse auswendig, und dies ist hinreichend, um sie zu poetischen Versuchen zu reizen. So trifft es sich denn auch jezt, daß mehrere Handwerker in den Landstädten als Dichter aufgetreten sind und sich einigen Ruf erworben haben. In Marseille ist es ein Glaser, Namens Daumier, in Toulouse oder Montpellier ein Müller, in Gascogne ein Perrückenmacher und in Compiegne ein Tischler. Lezterer ist wenigstens der Zweite in seiner Art; denn aus dem vorigen Jahrhundert sind die Lieder oder sogenannten Chevilles des Meisters Adam aus Nevers bekannt. Eines seiner Lieder: Aussitôt que la lumière etc., ist sogar in ganz Frankreich populär geworden, wie auch die dazu gesezte Melodie.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 12. Januar 1836.

Gaudentes sodalibus et lare certo
Et ludis.
Horat.

Die englischen Clubs und Daniel O'Connell und Sir Francis Burdett.

Im Winter ist London leer, wie die vornehme Welt behauptet, und dies vermindert natürlich die Beiträge zur chronique scandaleuse. An politischen Neuigkeiten ist ebenfalls ganz ungewöhnlicher Mangel; hätte nicht England einen neuen Gesandten über Constantinopel nach Petersburg geschickt, hätte nicht der amerikanische Botschafter am französischen Hofe Paris verlassen, müßten nicht die Fragen besprochen werden, ob zwischen Amerika und Frankreich ein Geld- und Etikettenkrieg ausbrechen, ob im Fall eines solchen Ausbruchs Rußland sich mit Amerika verbinden, und ob England klug seyn und neutral bleiben, oder seinen Vortheil verkennen und mit drein schlagen werde, wahrhaftig, manche Zeitungsschreiber dürften in der Verlegenheit, womit die mächtigen Spalten zu füllen, während der November- und Decembernebel auf gut englisch ihre Existenz beschlossen haben. In gleiche Versuchung könnten, jener interessanten Gesprächsstoffe ungeachtet, ein paar Hundert oder Tausend Clubisten gerathen seyn, ohne O'Connell und Sir Francis Burdett. Wer diese beiden Männer sind, wissen die Leser besser, als was ein englischer Club ist. Daß das englische Wort club — oder Klubb, wie Campe will, der es mit Recht als ein ursprünglich deutsches vindicirt — eine geschlossene Gesellschaft bedeutet, die an einem bestimmten Orte, zu bestimmten Zeiten und zu bestimmten Zwecken zusammenkommt, weiß am Ende Jeder. Daß diese Zwecke eben so gut Tabakrauchen und Kartenspielen, als Beförderung der Künste und Wissenschaften, und Besprechung öffentlicher Angelegenheiten seyn können, leuchtet ein, aber auch, daß Clubs zum leztern Zwecke nicht überall existiren, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht überall erlaubt sind, z. B. in Deutschland, wo sie, wenn mir recht ist, durch ein Reichsgesetz vom Jahr 1793 auf das Nachdrücklichste — bei Staupenschlag und Kettenstrafe — verboten wurden. Der loyale Deutsche braucht daher wenigstens nicht zu wissen, daß das Vaterland der politischen Clubs England ist, daß sie von da zur Zeit der französischen Revolution in Frankreich eingeführt und daselbst Anfangs als constitutionsmäßig anerkannt, später jedoch in Folge der falschen Richtung, die sie genommen, zuerst durch die Constitution von 1795 mißbilligt wurden, und daß sie vor dieser Zeit aus Frankreich nach Deutschland gekommen waren. Nun, in England bestehen sie noch, und obgleich neben ihnen eine Menge Clubs aufgeschossen sind, deren Hauptzweck kein politischer ist, so ist es doch fast unmöglich, daß in England, diesem Lande des politischen Lebens, eine

Männergesellschaft ohne alles politische Gepräge bestehen sollte. Ein Beisatz von Politik findet sich daher überall, wie denn vor Kurzem selbst in zwei, rein den Wissenschaften gewidmeten Vereinen der Einfluß politischer Ansichten sich beim Ballotemant über vorgeschlagene Mitglieder unverkennbar geäußert hat.

Wenn es nun aber in jeder englischen Stadt, nach Verhältniß ihrer Größe, bald mehr, bald weniger Vereine der mannichfaltigsten Tendenzen gibt, so ist klar, daß in dem zur Bevölkerung eines Reichs angewachsenen London ihrer unzählige sind. Hier finden sich Vereine aller Gattungen zu beliebiger Auswahl, von den Clubs der höchsten Stände, bis herab auf die Clubs der Gassenkehrer, der Bettler und der Diebe. Wer Verlangen fühlt, sich unter die vornehmste männliche Welt zu mischen, braucht nur reich, aber ganz besonders reich zu seyn, um bei Crockfords — in dem Höllenhause der St. Jamesstraße — Zutritt zu erhalten, und die vornehme männliche Welt, nach deren Umgange ihn gelüstet, wird ihn sogleich in der ersten Nacht auf die liebenswürdigste und herablassendste Weise von seinem Golde befreien. Kommt er den folgenden Tag wieder mit neu gefüllter Börse, so ist er dasselbe gerne gesehene und freundlich bewillkommte Mitglied. Sobald aber entweder sein Wille oder die Fähigkeit, ein Mehreres an den vornehmen Umgang zu setzen, in ihm aufhört, kann er ruhig kommen und gehen; Niemand thut, als ob man ihn kenne, und begegnet er einem der geehrten Mitglieder, sey es wo es sey, so braucht er dasselbe nur zu grüßen, um mit der edelsten Unverschämtheit das gethan zu sehen, was man im Englischen to cut one nennt, wofür mir wenigstens kein entsprechender und erschöpfender deutscher Ausdruck bekannt ist, und was soviel heißt als: Jemand nicht kennen wollen. — Wer das Glück oder das Unglück hat, Schriftsteller zu seyn, sucht meist um die Aufnahme im Athenäum nach. Erhält er sie und ist es seine Absicht, die Bekanntschaft anderer Schriftsteller zu machen, so liegt die Erreichung in seiner Hand; hat er sich aber aufnehmen lassen, um dadurch seine literarischen Interessen zu fördern, so ist es möglich, daß er sich getäuscht sieht. Die Witzlinge aller Stände, mit denen er zusammentrifft, sind sämmtlich viel zu sehr mit ihren eigenen Verdiensten beschäftigt, als daß sie denen eines Nebenbuhlers einen Augenblick der Beachtung schenken könnten.

Wer nachzuweisen vermag, daß er im Auslande eine Strecke von mindestens eintausend Meilen durchreist hat, der ist für den Club der Reisenden, the Travellers, wahlfähig, und da es in England wenige Gentlemen gibt, die nicht eine Continentalreise versucht haben, so trifft er daselbst eine Menge Touristen, die zwar von den malerischen Schönheiten ihres Vaterlandes keine Sylbe, dagegen von den unzugänglichsten Theilen der Erdkugel mit der größten Ausführlichkeit zu sprechen wissen. Will er hier zuhören, so wird es ihm nie an Unterhaltung fehlen. Will er aber selbst erzählen und Zuhörer haben, so muß er von dem Privilegium der Reisenden eben so freien Gebrauch machen wie die übrigen Mitglieder, sonst wendet sich Alles von den einfachen Thatsachen, die er erlebt hat, zu den fabelhaften Wundern, die Andere erlebt haben wollen. Wer einen Marstall voll Rennpferde, und folglich den Wunsch hegt, sein Vermögen in unglaublicher Hast durchzubringen, der muß schlechterdings Mitglied des Jockeyclubs werden. Da lehrt man ihn in wenigen Stunden die schwere Kunst der Kennerschaft auf die angenehmste Weise von der Welt und rein scientivisch. — Ein braver Offizier, der von seinem dankbaren Vaterlande die Erlaubniß erhalten hat, von seinem halben Solde anständig zu leben und zu sterben, findet stets im united Service — im vereinigten Dienste — Aufnahme, und während hier junge Stabsoffiziere, die den Pulverdampf nur beim Exerziren gekostet haben, in allen Delikatessen der Jahreszeit schwelgen, kann er, von ihnen unbelästigt, Jahr aus, Jahr ein für eine Kleinigkeit ein einfaches mutton-chop nebst noch einfacherer Zukost genießen. — Ist Jemand ein Dichter, der mit Glück schlechte Schauspiele geschrieben, oder ein Kritiker, der seinen Namen in den Tagesblättern furchtbar gemacht, oder ein Sänger mit dem Gehalte eines Ministers, oder ein gleich gut bezahlter Schauspieler, oder ein freigebiger Beschützer der Künste und Wissenschaften — kein Mitglied des Garrick wird Bedenken tragen, seinem Namen eine weiße Kugel zu geben. Und ist er ein Advokat ohne Prozesse, ein Sachwalter ohne Clienten, ein Kaufmann ohne Geschäfte, ein Künstler ohne Aufträge, ein Arzt ohne Patienten, ein Apotheker ohne Kunden, ein Bücherfabrikant ohne Talent, der Inhaber einer kleinen Sinecure und großer Eitelkeit, oder überhaupt einer, der etwas Geld zu verthun und etwas Namen zu verlieren hat, so heißen ihn die Mitglieder des Clarenceclubs willkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

Die feste Sprache des jungen Mannes, seine ruhige Verzichtleistung auf die Erbschaft ließen dem Oheim nichts zu hoffen und steigerten somit das tief erbitterte Gefühl, mit dem er die liebe Aussicht in seine Zukunft an einem unbegreiflichen Eigenwillen scheitern sah. Es

gab eine heftige Scene, deren Resultat der Ausspruch war: wenn Eduard sich nicht binnen vierzehn Tagen eines Bessern besinne, so solle er das Haus verlassen, sich eine eigene Einrichtung schaffen und auf nichts von dem mehr rechnen, was dem alten Grafen gehöre. Viel zu stolz, sich zweimal die Thüre weisen zu lassen, und doch aus Schonung für den Oheim einen vollständigen Bruch mit ihm vermeidend, beschloß Giabelli, die zwei festgesetzten Wochen noch im Hause zu bleiben, aber in dieser Zeit alle Anstalten zu treffen, um dasselbe nach Verlauf derselben verlassen, und mit so wenig Aufsehen als möglich in sein Eigenthum ziehen zu können. Man denke, was bei all diesen Vorfällen, von denen keiner verborgen blieb, die feinfühlende und liebende Camilla leiden mußte, die sich, troz aller Gegenvorstellungen, schonungslos angeboten und schonungslos verworfen sah. Ihr weiblicher Instinkt mußte ihr sagen, daß, wenn es irgend einen Weg gegeben hätte, auf welchem sie den heimlichen Wunsch ihres Herzens hätte erreichen können, es mindestens der eingeschlagene nicht sey; ihr Verstand aber sah ein, daß jezt Alles verloren sey, was ohne die geschehenen Schritte Zeit und eigener Werth für sie vielleicht gethan haben würden, und ihre edle Seele ließ sie wünschen, dem Manne, den sie liebte, nicht, obwohl schuldlos, zum Nachtheil zu leben, und wenn sie seine Neigung nicht gewinnen konnte, doch ein achtendes, freundliches Andenken in seiner Brust zu begründen. Viel Phantasie, eine ziemlich romantische Einbildungskraft und die Mittel zur Ausführung eines seltsamen Planes, die der Oheim kürzlich in einem Anfall von Großmuth gegen seine so unverdient zurückgesezte Nichte in ihre Hände gelegt hatte, vereinten sich mit diesem großmüthigen Verlangen und halfen ein Unternehmen entwerfen und ausbilden, das freilich unter die ungewöhnlichen gehörte.

Eduards Geburtsfest fiel in den Zeitraum, den sein Oheim ihm zu nochmaligem Bedenken festgesezt hatte. Dieser Tag war immer, selbst während seiner Abwesenheit, gefeiert worden, und Graf Giabelli mochte schon aus Klugheit in diesem Augenblick keinen Unterschied machen; im Gegentheil nahm er sich vor, dem Neffen seine Liebe noch deutlicher und rührender als sonst zu zeigen, vielleicht in der leisen Hoffnung, ihn von seinem Troze zurückzubringen. Die Idee war gut, die Ausführung aber nicht ganz auf den Charakter des Betreffenden berechnet. Statt jeder Anspielung auf seinen Wunsch auszuweichen, hatte er nicht nur von Camillen gefordert, daß sie bei dem Frühstück gegenwärtig sey, sondern hatte ihr auch geboten, die Geschenke, welche er selbst dem Neffen reichlich zudachte, mit einem Erinnerungszeichen aus ihren eigenen kunstreichen Händen zu vermehren. Wahrscheinlich hätte Camilla diesen Befehl unbeachtet gelassen, wäre nicht die Ausführung ihres Vorhabens so weit vorgerückt gewesen, daß sie glaubte, ohne Gefahr falscher Beurtheilung, ohne ein eigenes beschämendes Gefühl, den sehnsuchtsvollen Wunsch ihres Herzens erfüllen, und dem still Geliebten ein sichtbares Andenken an diejenige zurücklassen zu dürfen, die im Begriffe stand, sich für ihn zu opfern. Mit einer unbeschreiblichen Empfindung der Liebe, des Schmerzens, der wehmüthigen Freude, Eduards Wohlthäterin seyn zu dürfen und sich, ihm selbst zum Troze, eine Stelle in seinem Herzen zu erwerben, unter den schwärmerischen Träumereien, denen sich bei solchen Umständen die liebende weibliche Seele nur zu leicht überläßt, wirkte sie von himmelblauer Seide das glänzende Geräthe. Mitten auf der zierlichen Brieftasche senkte eine Cypresse ihre trauernden Zweige über eine Urne, auf welche das Wort: Freundschaft, mit goldenen Buchstaben gestickt war.

Als an dem festlichen Tage Graf Eduard seine Zimmer verließ, und die mit Blumen geschmückten Gallerien des Pallastes, die in reicher Livree prangende Dienerschaft ihm in die Augen fiel, als unter der Thüre des Saals sein Oheim ihm liebevoll entgegentrat, ihn umarmte und mit Thränen ihm lange Jahre des Glückes wünschte, da fühlte er sich durch eine Aufmerksamkeit, die er bei der waltenden Stimmung gar nicht erwarten konnte, so ergriffen, daß sein überwallendes Herz leicht zu mildern Gesinnungen hätte gebracht werden können, wäre ihm nicht durch des Fräuleins zu dieser Tageszeit ungewöhnliche Anwesenheit die ganze Sache als eine absichtliche vorgekommen. Was in warmer, dankbarer Liebe seiner Brust zu entströmen im Begriffe stand, stockte plötzlich bei dieser Vorstellung; kalt begrüßte er Camilla, fast gleichgültig wendete er sich zu dem Tische, wo sein Oheim Alles zusammengebracht hatte, was das Herz und die Sinne eines jungen Mannes erfreuen konnte. Hätte er des Fräuleins schüchterne Haltung, ihre zarte Zurückgezogenheit beobachtet, die allein schon jeden Verdacht vorsetzlicher Ausdringlichkeit beseitigen mußte; hätte er den Eindruck gesehen, den auf ihrem schönen, sanft erblaßten Gesichte die Geringschätzung hervorbrachte, mit welcher er die Brieftasche ohne Frage bei Seite schob und sie keines nähern Anschauens würdigte, hätte er gesehen, wie nach dem ersten Schmerz, mit welchem ihre Züge gleichsam überflogen wurden, eine sanfte Ergebung, das Bewußtseyn einer stillen Würde und eines festen Entschlusses aufstieg, vielleicht, ja wahrscheinlich hätte er seine feindlichen Gefühle mit einer schönern Regung vertauscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einer Mutter.

Ein Veilchen, noch beträuft von Thau,
Das Lieblingskind der jungen Au,
Das du zu deiner Lust gepflückt,
Mit ihm das Zimmer ausgeschmückt,
Es welkt wohl mitten in dem Strauß,
Man trägt bedauernd es hinaus:
Doch füllt noch Stundenlang hernach
Sein Düften lieblich das Gemach.

So von der Blume süß und lind,
Von deinem abgeschiednen Kind,
Soll dir der Liebe frischer Duft,
Der nicht verdumpfet in der Gruft,
Lebendig, ob auch ungesehen,
Beständig mild um's Herze wehen. Kurz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Der Schlosserkrieg.

Der Tischler zu Compiegne hat in seiner Stadt und der Umgegend auch schon einigen Ruf, und will jezt mit einer gedruckten Sammlung seiner Gedichte vor ein grösseres Publikum treten. Seine Freunde haben sich nun an den Akademiker Pongerville gewendet, damit dieser den dichtenden Tischler beim Publikum einführe. Dies hat Pongerville auch gethan, aber auf eine sonderbare Weise; statt nämlich seine dichterische Epistel an die Leser zu richten, wendet er sich an den Dichter, stellt diesem die Unannehmlichkeiten der Laufbahn eines Poeten vor, schildert ihm alle Widerwärtigkeiten, denen sich ein vor dem großen Publikum auftretender Dichter aussezt, die herben Kritiken, die Gleichgültigkeit der Mitwelt, den wandelbaren Geschmack der Lesewelt, die Eifersucht und den Neid der andern Dichter, den Zwist der literarischen Parteien u. s. w. Er räth ihm also, doch lieber den Hobel wieder in die Hand zu nehmen und die Feder niederzulegen, statt sich einer Beschäftigung zu widmen, die ihm keinen sichern Unterhalt und einen noch unsichern Ruf verschaffen kann. Ich zweifle, ob diese Epistel wirklich vor der Ausgabe der dichterischen Ergüsse des Tischlermeisters gedruckt werden wird; denn wahrscheinlich wird der Meister den gegebenen Rath nicht befolgen, sondern sich vom Taumel des Dichterruhms fortreißen lassen, wenn ihn nicht weise Freunde hübsch in der Werkstatt zurückhalten und ihm den Hobel wieder in die Hand geben, mit welchem er mehr gewinnen kann, als mit seinen dichterischen Ausbrüchen. Zwei Handwerker erregen jezt in Paris einiges Aufsehen, aber nicht als Dichter, sondern als Schlosser und Mechaniker. Der eine heißt Huret, königlicher Mechanikus, und der andere Fichet, Schlosser und Mechaniker kurzweg. Ersterer will Koffer mit einem Schlosse verfertigt haben, die Niemand aufmachen kann, als wer das Geheimniß besizt. Dagegen ist Fichet aufgetreten und hat sich anheischig gemacht, alle Schlösser des Meister Huret, ohne sich lange zu bedenken und Stunden lang zu forschen, aufzuschließen. Jeder hat seine Angelegenheit dem Publikum in einem gedruckten Anschlagzettel kund gethan. Huret hat auf eben diesem Wege replizirt und Fichet hat duplizirt. Ich weiß nicht, wie viele Anschlagbogen die beiden Streiter bereits haben erscheinen lassen; denn so wie der eine antwortet, läßt auch der andere die Replik erscheinen. In einem der lezten Anschlagzettel vor dem Laden des Meisters Fichet steht gedruckt, daß er, Fichet, bereits acht Schlösser seines Gegners aufgeschlossen, obschon Huret, königlicher Mechanikus, sich gerühmt habe, Niemand könne, ohne sein, Hurets, Zuthun die künstlichen Schlösser aufschließen. Dagegen habe er, Fichet, ein Schloß erfunden, das ihm Huret sicher nicht aufschließen werde. Ja er sey seiner Sache so gewiß, daß er sich erbiete, demjenigen, der sein Geheimniß entdecke, eine Summe von 10,000 Franken zu zahlen. Auch sey er erbötig, mit seinem Gegner einen Wettstreit einzugehen; Jeder solle an einem bestimmten Orte und im Beiseyn von Schiedsrichtern seine verschlossenen Koffer aufstellen, und wer des Andern Koffer aufschließe, solle als Sieger anerkannt werden. Da Huret eine Viertelmeile von Fichet entfernt wohnt, so bin ich nicht zu dessen Laden gelaufen, und weiß also nicht, ob Huret den Wettstreit angenommen hat; wahrscheinlich hat er ihn nicht angenommen; denn ich habe seitdem einen Anschlagzettel gesehen, worin es heißt, weil einer der Gegner sich in Injurien ausgelassen, habe ihn der andere verklagt, und man erwarte nun die Entscheidung des Polizeigerichts. Es ist möglich, daß die beiden Schlosser es mit ihrem Streite durch die Anschlagzettel recht ernstlich meinen; allein in Paris geht die Charlatanerie so weit, daß die echten Pariser bei dergleichen Dingen stets viel Mißtrauen hegen, weil sie aus Erfahrung wissen, was manchmal dahinter steckt. So war einmal ein ähnlicher Streit durch Anschlagzettel zwischen zwei Krämern, deren jeder die echte Waare zu besizen und zu verkaufen behauptete. Der Streit dauerte beinahe ein halbes Jahr, und weil damals gerade nichts Wichtigeres die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigte, so waren die Augen des Publikums auf diesen Streit gerichtet. Zulezt sah man mit Erstaunen die Tochter des einen Krämers den Sohn des andern heirathen, und es kam heraus, daß Beide heimlich in recht gutem Einverständnisse gelebt, und den Streit bloß deßhalb angefangen hatten, um sich und ihre Waare beim Publikum bekannt zu machen. Die beiden Schlosser scheinen übrigens Beide sehr geschickte Arbeiter zu seyn, und man sieht in ihren Laden sehr künstlich gearbeitete Sachen liegen. Auch ist es den Parisern keineswegs gleichgültig, zu erfahren, wer gute Schlösser verfertigt; denn da die Schlauheit der Diebe hier sehr weit geht, und jedes Haus stark bewohnt ist, so daß man nicht einmal die Mitbewohner eines Hauses kennt, so sucht sich auch Jeder, der viel zu verschließen hat, mit guten und sogar künstlichen Schlössern zu versehen, um sein Geld, seine Kleinodien und Wechsel sicher zu stellen. Man spart daher keine Kosten, um die Gauner abzuhalten, und in der That ist dazu manchmal ein sehr künstlich eingerichtetes Schloß erforderlich. Man weiß ja, wie sie sich durch treulose Diener oder andere Personen Abdrücke von gewöhnlichen Schlüsseln zu verschaffen wissen, wie sie sich unter allerlei Verkleidungen und Vorwänden in die Gemächer begüterter Personen einschleichen, um eine genaue Kenntniß von der Einrichtung und Beschaffenheit des Zimmers zu bekommen, und wie sie dann einen günstigen Augenblick abwarten, manchmal nach den heimlichen Winken der Dienstboten. Solche Gauner üben ihre Spizbubenstreiche kompagnienweise aus, haben auch ihre Hehler und Zufluchtsörter, wo sie schwer zu entdecken sind, und entgehen daher oft der Aufmerksamkeit der Polizei. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 11.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 13. Januar 1836.

Alle Viere, mehr und minder,
Necken wie die hübschen Kinder.
Goethe.

Gedichte von C. Reinhold.

Tageszeiten.

Morgen.

Hier von dem Felsen, den Duft und Morgennebel umströmen,
Seh' ich vergnügt, wie die Welt spät sich dem Schlummer entreißt.
Hebt sich die Sonne nun endlich? Ach, eine schönere Sonne
Strahlt schon die ganze Nacht mir in der liebenden Brust.

Mittag.

Heiß ist's draußen, und drinnen im Busen ist es noch heißer.
O mich jaget noch todt brennend Verlangen nach ihr.
Doch, wie ein sprudelnder Quell, süßmurmelnd, wundersam labend,
Strömt mir ihr ferner Gesang lindernd in's durstige Herz.

Nachmittag.

Amor, wärest du Thürmer, daß mir nach jeder Minute,
Sitz' ich am Arbeitstisch, schlüg' eine Stunde die Uhr!
Alle verlornen Minuten fügt' ich in die Stunden beim Liebchen,
Daß keine Glocke zuletzt dürfte mehr schlagen für uns.

Abend.

Bleich ist im Osten der Mond, glutsprühend im Westen die Sonne;
Freundlich dazwischen ruht Hesperus rührendes Bild.
So verbindest auch du zwei Welten – die flammende Wonne
Und den sterbenden Gram – Liebe, du freundlicher Stern.

Nacht.

Aufgethan ist das Reich der Geister, es weht in den Klüften,
Ueber die Felsen stürzt schäumend der schimmernde Bach.
Aus dem beengten Busen hat fort sich gestohlen die Liebe,
Und von den Sternen herab winkt sie mir schauerlich süß.

Morgendämmerung.

Es wogt die heil'ge Waldesnacht
Und sehnt sich nach des Lichtes Pracht.
Mit Thau besprengt sind ihre Rosen,
Der Sonnenstrahlen liebstes Kosen.
Das Bächlein über Nacht auch schwoll
Von Sehnsuchtsthränen übervoll;
Und halb im Traum noch übernächtig
Stürzt es sich auf das Mühlrad mächtig,
Füllt Wies' und Thal in Jugendgluth
Mit üpp'ger Liebesüberfluth,

Und Alles labt sich an den schnellen,
Den kühlen, waldgebornen Wellen.
So von dem Schwätzer wird, o Nacht,
Dein tief Geheimniß ausgebracht;
Er sagt es Thieren, Pflanzen, Steinen,
Und Menschen, die sich weise meinen.
Und die verschlafen doch die Zeit,
Wenn sich dein Schoß dem Lichte weiht —
Wenn es, ein wollustvoller Buhle,
Dich niederzieht vom Sternenstuhle,
Daß eine Perlenfluth bethaut
Das Angesicht der keuschen Braut,
In tausend trunknen Vogelstimmen
Die bittern Seufzer ihr verschwimmen,
Und süßer Duft und Segenschwall
Aufathmet, woget überall;
Bis aus den lichtdurchbrochnen Gründen'
Die Mährchenkinder vor sich winden,
Des Lichtes Kinder und der Nacht:
Die hebt der Wind auf Schwingen sacht,
Und legt sie Abends, müd vom Fliegen,
In reine Dichterseelenwiegen.

Sonntagmorgen.

Am frühen Sonntagmorgen,
Da geh' ich gern hinaus,
Und alle engen Sorgen
Laß' ich im engen Haus.

Der Wind in Klüften kauert,
Traut sich nicht in die Welt;
Ein Wehen Gottes schauert
Durch's volle Aehrenfeld.

Und so durch's Herz, von Leiden
Und Freuden schwellend, geht
In lieblichem Bescheiden
Ein flüsterndes Gebet.

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

Der alte Giabelli fand sich natürlich durch das schroffe Benehmen, durch die unerklärliche Gleichgültigkeit seines Neffen um so mehr beleidigt, als er eine ganz entgegengesezte Wirkung hervorzubringen gehofft hatte. Verlegen und jeder angenehmen Täuschung entnommen, stand man sich gegenüber und mühte sich lange vergeblich, ein leidliches Gespräch einzuleiten, bis es endlich dem Fräulein gelang, die abgebrochene Unterhaltung auf Eduards Reisen zu lenken und sie mit freundlicher Unbefangenheit da fest zu halten, wo sich das meiste Interesse zeigte. Sie hatte ihre peinlichen Regungen glücklich bekämpft, hatte die Fassung gewonnen, die ein unwiderruflicher Entschluß jedem Menschen, vorzüglich aber den Frauen gibt, und die schmerzliche Scheu, das befangene Wesen, das sie bisher stets in Gegenwart ihres Vetters beherrscht hatte, war einem edeln Selbstvertrauen gewichen. Diese Stimmung goß einen unnachahmlichen Zauber über Camillens ohnehin holdseliges Wesen und ließ sie zum ersten Mal in Eduards Augen interessant erscheinen. Ohne daß er es sich selbst gestehen mochte, wendete er seine Blicke mit Wohlgefallen auf sie, horchte er auf die Bemerkungen, die so verständig und ungezwungen über ihre Lippen flossen, und sein Herz dankte es ihr, daß dieses peinliche Beisammenseyn durch ihr Dazwischentreten einen Theil seiner drückenden Schwere verlor. Wie sehr aber auch des Fräuleins Betragen diese günstige Veränderung seiner Ansicht rechtfertigte, so glauben wir doch, daß dieselbe nicht entstanden wäre, wenn nicht etwas in ihrem Betragen ihn hätte ahnen lassen, sie habe sich, auf welche Weise es auch sey, dem Einflusse entzogen, den er bis jezt auf sie ausgeübt hatte. Wie dem aber auch seyn mochte, Camilla war von dem Vorfalle mit der Brieftasche und seiner Eiseskälte bei ihrem Anblick viel zu sehr erregt worden, und hielt ihre Blicke zu fest auf ihre nächste Zukunft gerichtet, als daß ihr die leichte Schattirung in Giabelli's Gefühl hätte bemerkbar seyn sollen, und die Erzählung ihres Kammermädchens, wie durch Donna Antonia's Diener des jungen Grafen Zimmer mit den köstlichsten Pflanzen geschmückt worden seyen, der Gedanke, wie ganz anders als das verschmähte Geschenk diese Zeichen einer verwerflichen Leidenschaft aufgenommen werden würden, gab ihr nach der Rückkehr in ihre Gemächer alle die Entschiedenheit, die ihr etwa noch fehlen mochte.

Während der Morgenstunden hatte Fräulein Camilla, statt sich an der Toilette zu beschäftigen, eine Reihe ernster Angelegenheiten bei verschlossenen Thüren zu besorgen. Agathe, ihre vertrauteste Dienerin, brachte einen ältlichen, ländlich aussehenden Mann zu ihr, mit dem sie eine lange Unterredung hielt und welcher eben so still und geheim wieder entlassen wurde, als er gekommen war. Dann kleidete sie sich flüchtig an, ohne sogar den Spiegel zu berathen; aber vielleicht war es eben diese bewußtlose Nachlässigkeit ihres Anzugs, das einfache Herabsinken ihrer nur von einem blauen Bande gehaltenen kastanienbraunen Locken, der Anstrich von leiser Wehmuth, der auf ihrem Gesichte lag und sich im feuchten Glanze der dunkelblauen Augen verrieth, was mehr als je die Huldigungen der Männerwelt zu ihr hinzog, und auch Eduards Blicke häufig auf ihr festhielt. Sie aber

beachtete weder die Einen noch die Andern, ihre Seele war tiefen Gedanken hingegeben; dabei schien sie sich mit mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit um ihren Oheim zu bemühen, und nur der ungemeine Anstand, mit dem sie die Hauswirthin machte, zeigte einige Verbindung zwischen ihr und der Außenwelt.

Bei dem Ball, welcher der Mahlzeit folgte und zu dem Alles geladen war, was durch Jugend und Schönheit Anspruch auf dieses Vergnügen machen konnte, entzog sich Camilla so viel möglich den Bewerbungen der Tänzer und widmete sich der Unterhaltung nicht tanzender Damen. Da dünkte es Graf Eduard, die Schicklichkeit erfordere durchaus, daß er von seiner Base einen Tanz erbitte; er überzeugte sich, daß man ihn mit Recht des Mangels an seiner Lebensart beschuldigen könnte, unterließe er diese Pflicht der Höflichkeit, und indem er den leichten, grazienhaften Gang betrachtete, mit welchem sie so eben durch den Saal schwebte, brachte die Neugierde, wie sie wohl sein Verlangen aufnehmen, ob sie ohne Weigerung ihm entsprechen und ob, ihm so nahe, von seinem Arm umschlungen, die ruhige Kälte nicht schmelzen werde, mit der sie ihn den ganzen Tag angeschaut hatte, ihn zu schneller Ausführung seines Vorhabens, das gestern noch kaum in ihm entstanden wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die englischen Clubs und Daniel O'Connell und Sir Francis Burdett.

(Fortsetzung.)

Auf diese Art läuft der Clubkatalog eine lange Reihe durch, und jeder Stand und jeder Geschmack kann sich darin aussuchen, was ihm behagt. Von den genannten Clubs hat keiner einen politischen Zweck; doch werden in jedem nebenbei Staatsaffairen verhandelt. Das Wesen der innern Einrichtung ist in allen ziemlich gleich, die Verschiedenheit liegt nur in der Form, in dem Glanze oder der Einfachheit. Als vor einigen Jahren Crockfords niedergebrannt und wieder aufgebaut worden war, erregte die Pracht des Ameublements und der ganzen Einrichtung selbst in London Aufsehen. Alles strömte hinzu, das Herrliche zu schauen, und einige Prediger nahmen sich sogar die Freiheit, von der Kanzel herab auf die Sittenverderbniß der Damen zu zürnen, die einen Ort besuchten, wo Wohlstand und häuslicher Frieden begraben werden. Es hat nichts geholfen, denn eben jezt ist ein neues Clubhaus fertig worden, dessen Ausschmückung nicht weniger als fünf-und-zwanzigtausend Pfund Sterling gekostet hat, und Alles strömt wieder hinzu, das Herrliche zu schauen, und allgemein ist die Versicherung, daß Crockfords sich dagegen verstecken müsse. Das Wesen der Einrichtung besteht überall gleich darin, daß ein Clubmitglied in London wohnen kann ohne eigentliche Wohnung; sein ganzes Bedürfniß außerhalb des Clubhauses beschränkt sich auf eine Schlafstelle. Hat er diese, so ist er vollkommen versorgt, denn alles Uebrige bietet ihm das Clubhaus, Speise und Trank, Lese- und Schreibmaterial, Langeweile und Unterhaltung. Ich weiß nicht, ob Deutschland ähnliche Institute besizt; mir ist nur in den Kaffeehäusern der französischen Seestädte etwas Aehnliches vorgekommen. Da bringen auch viele Menschen ihr ganzes wachendes Daseyn zu, befriedigen daselbst alle Bedürfnisse, empfangen Briefe und schreiben Briefe, und gehen bloß nach Hause, wenn die Nacht an's Schlafen mahnt.

Das englische Clubleben hat unstreitig seine großen Annehmlichkeiten: Auswahl des Umgangs, jedes Comfort einer gut eingerichteten Hauswirthschaft, das Beste von Allem, was in dem armen Menschen die Seele an den Leib, oder den Leib an die Seele knüpft, und dieses Beste zu den billigsten Preisen. Wer außerhalb London wohnt und nur auf einzelne Tage zur Stadt kommt, vermeidet, sobald er Mitglied eines Clubs ist, die theuern Rechnungen der englischen Wirthshäuser, weiß, wo er seine Freunde trifft, und findet in dem Club das, was in der Regel für jeden Engländer unschätzbaren Werth hat — seine Häuslichkeit. Dagegen fehlen dem Clubleben auch die Schattenseiten nicht. In allen diesen Häusern herrscht eine gewisse Art Luxus, bald mehr; bald weniger, doch immer im Verhältniß größer, als der Einzelne ihn sich zu verschaffen vermöchte, und deßhalb für Alle gleich nachtheilig. Luxus entnervt und erregt ein kränkelndes Verlangen, und seine verheerenden Wirkungen, die allerdings noch andere Ursachen als die Clubhäuser haben, durchzucken alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, die höchsten, wie die niedrigsten. Der einzelne Mann, der mit geringen Kosten in einem glänzenden Pallaste alle Freuden und Vergnügungen des Lebens genießt, weiß recht gut, daß er in dieser Beziehung durch Verheirathen sich nicht verbessert. Er weiß recht gut, daß, wenn er in den Augen der Welt sich nur einigermaßen den Namen eines guten Ehemanns verdienen will, er der Fülle seiner jetzigen Unabhängigkeit entsagen muß; folglich bleibt er unverheirathet. Und der Verheirathete, wohin flüchtet er von den Sorgen und Beschwerlichkeiten seines Hausstandes? wohin anders, als in seinen Club? In der schwelgerischen Pracht, die ihn hier umgibt, vergißt er die Armuth und das Elend zu Hause, er vergißt es, er ist glücklich, denn er findet freundliche Genossen und gefällige Diener; aber seine Gattin weint, seine Kinder weinen, und oft

erkennt er erst zu spät die Irrgewinde, in denen er sich und sein Glück verloren.

Unter den Clubs rein politischer Tendenz steht „Brookes's“ in Bezug auf die Respektabilität seiner Mitglieder unstreitig auf der höchsten Stufe. Die Zahl derselben beläuft sich auf drei- bis vierhundert, und ich glaube behaupten zu dürfen, daß England, besonders in der neuern Zeit, nur wenig berühmte Männer besessen hat, die nicht Mitglieder von Brookes's gewesen sind. In diesem politischen Cirkel ist es damit nicht abgethan, daß die Tageblätter und Flugschriften aller Farben regelmäßig auf die Tafel gelegt und von den Anwesenden besprochen werden. Eine Partei im Staate, für welche die Mehrheit von Brookes's ist, besizt in dieser Mehrheit eine mächtige Stütze, wie denn überhaupt eine politische, dort sich geltend machende Ansicht mit vollem Rechte für ein Zeichen der Zeit und für die Meinung der einflußreichsten Männer des Königreichs gelten darf. Die gegenwärtig vorherrschende Richtung geht auf Fortsetzung der Reformen, und schon hieraus folgt, daß die Whigpartei jezt die mächtigere ist. Ihr gehören sämmtliche Staatsminister an, und sämmtliche Staatsminister sind auch Mitglieder von Brookes's. Weil aber eben die gewichtigsten Männer Englands sich zu diesem Vereine zählen, und die politisch einflußreichsten Männer fast durchgängig Sitze im Parlamente haben, so kann das Recht der Mitgliedschaft sich nicht auf solche beschränken, die stets in London wohnen, sondern wird auch denen zu Theil, die nur abwechselnd London besuchen und anderwärts ansäßig sind. Daher ist Brookes's während der Parlamentssitzungen am vollzähligsten, und es findet deßhalb das organische Gesetz statt, daß Verfügungen und Entscheidungen, welche das Interesse des Ganzen berühren, bloß zur Zeit des versammelten Parlaments gefaßt werden dürfen. Die laufenden Geschäfte besorgt ein Comité; dieses hat, seiner Bestimmung nach, mit Lösung der die Allgemeinheit betreffenden Fragen nichts zu thun, und obgleich es Regel ist, auch diese durch einen Ausschuß zu erledigen, so wird doch solcher jedesmal speziell zu Erörterung der vorliegenden Frage gewählt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Lacenaire.

Es gelingt der Polizei von Zeit zu Zeit, ein Räubernest aufzustöbern und ein Dutzend Gauner mit Einemmale aufzufangen, was dann fast immer wieder die Entdeckung von Hehlern und von Kramladen zur Folge hat, wo mit gestohlenem Gute gehandelt wird. Fast zu Anfang jeden Winters machen die Tageblätter dergleichen Entdeckungen bekannt, und der Polizei ist es auch nicht unlieb, daß die Oberbehörden erfahren, daß sie ihre Schuldigkeit thut. Der furchtbarste Räuber der lezten Zeit war wohl jener Lacenaire, dessen ganze Verruchtheit aus seinem Kriminalprozesse und aus den Aussagen einiger Personen, welche mit ihm in seinem Gefängnisse zu Bicêtre verkehrt haben, klar geworden. Dieser Mann hat nämlich eine gewisse Erziehung und Bildung erhalten, und drückt sich im Gespräche wie ein nachdenkender und mit den menschlichen Pflichten wohlbekannter Mann aus. Er wäre vermuthlich ein ausgezeichneter Staatsbürger geworden, wenn er ein regelmäßiges Leben hätte führen können; allein seine heillosen, ungezügelten Leidenschaften stürzten ihn in ein wildes Leben, welches ihm den Ueberfluß an Geld zu einem unentbehrlichen Bedürfnisse machte. Um nun dazu zu gelangen, hat er, wie er selbst sagt, der menschlichen Gesellschaft den Krieg erklärt, das heißt, er hat gesucht, gewaltsam in den Besiz desjenigen zu kommen, was ihm abging und was die Andern in Menge besaßen. Wohl wußte er, welch schreckliche Folgen das Nichtgelingen seines Plans nach sich ziehe; er hatte sich aber darauf gefaßt gemacht, und seinen Kopf bei diesem abscheulichen Wagnisse auf's Spiel gesezt. So suchte er sich denn unter dem Abschaume der menschlichen Gesellschaft einige Bösewichter aus, um sie zu seinen Zwecken zu benuzen, und beging mit ihnen Mord und Raub, und zwar auf die kaltblütigste Art, ohne Furcht und ohne Reue, als eine Spekulation, die er ausführte, um sich zu bereichern, und die ihn entweder zu einem begüterten Manne machen, oder auf's Blutgerüste führen mußte. Sein besonderes Augenmerk hatte er auf die Kassendiener der Bank und der großen Handelshäuser gerichtet; da diese Leute in allerlei Häuser gehen müssen, um den Werth von Wechseln und Geldverschreibungen zu erheben, und sich oft mit schweren Geldsäcken herumschleppen, so suchte er sie durch seine Gehülfen in irgend ein Zimmer zu locken, das er zu dem Zwecke gemiethet hatte, um sie da zu ermorden, oder wenigstens auszuplündern. Wie viele Morde dieser Mensch auf seinem Gewissen hat, ist nicht leicht auszumitteln. Glücklicherweise hat er nicht lange Zeit gehabt, sein schreckliches System zu befolgen. Er wurde entdeckt, als die Polizei den Urhebern eines an einer alten Frau und ihrem Sohne begangenen Mordes nachspürte. Man zog ihn vor Gericht, und hier wurde er vor einigen Wochen zum Tode verurtheilt. Er hat von dem Urtheil an den Kassationshof appellirt; bestätigt dieses den Urtheilsspruch, wie es zu vermuthen steht, so wird dem Leben dieses erklärten Feindes der menschlichen Gesellschaft ein baldiges Ende bevorstehen. Leute, welche stets über ihre Zeitgenossen unzufrieden sind, haben aus dem Beispiele dieses systematischen Bösewichtes den Schluß gezogen, daß es mit der jezigen Zeit schlecht aussehe, indem man aus Mangel an sittlichen Grundsäzen und religiösem Gefühl die Habsucht so weit treibe, daß man gegen seine Mitmenschen kaltblütig als Feind auftrete. Leider hat es aber zu allen Zeiten solch entschiedene Bösewichter gegeben, wenn sie auch nicht ihre Grundsäze so deutlich aussprachen, als Lacenaire. Cartouche und Mandrin hatten ebenfalls der menschlichen Gesellschaft einen ewigen Krieg erklärt, um sich auf Kosten derselben zu bereichern.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 12.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 14. Januar 1836.

Ach leider, ach! bestürmen dieses Herz
Der Liebe Schmerzen, das Gefühl der Reue!
Goethe.

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

Das Fräulein stuzte allerdings bei der unerwarteten Aufforderung, und ihre holden Züge drückten ihre Ueberraschung aus; bald aber hatte sie, ihres Vetters Annäherung derjenigen Ursache zuschreibend, die ihr als die einzig mögliche erschien, sich wieder gefaßt, und reichte ihm ziemlich unbefangen die Hand. Alles trat zurück, als das schöne Paar sich der Reihe der Tänzer anschloß, und huldigte stillschweigend dadurch den selten vereinten Vorzügen. Das Orchester, als wolle es ein Gleiches thun, spielte einen jener feierlich langsamen Walzer, welche die Seele zauberisch einwiegen in sanftgehaltenen, zart in einander fließenden Tönen. Graf Eduard umfaßte die schlanke Gestalt, die sich kaum fühlbar auf seinen Arm lehnte, und sie tanzte so leicht, so ätherisch dahin, daß man ihre Fußspitzen den Boden nicht berühren sah. In dieser Lage, schon bewegt durch das, was an diesem Tage ihm selbst fast unbewußt in seinem Herzen vorgegangen war, hätte der junge Mann einen fühllosen Stein in der Brust tragen müssen, wenn nicht mancherlei sonderbare Regungen ihn durchdrungen hätten: das schöne Mädchen, bei dem er mit Gewißheit eine innige Neigung für ihn voraussetzen zu können geglaubt, das er bitter gekränkt, mit schroffer Grausamkeit zurückgewiesen zu haben sich bewußt war, das er heute in so ganz verändertem Lichte gesehen, so nah an seiner Brust dahinfliegend, daß ihr säuselnder Athem ihn berührte; ihr liebreizender Mund, wie es ihm schien, in einem schmerzhaften Gefühle krampfhaft verschlossen, das Auge mit der langen, seidenen Wimper bedeckt, die Wange sich immer lieblicher röthend, vielleicht durch den Gedanken, der so eben heimlich und schüchtern ihre Seele durchflog — in Wahrheit, er fand sich selbst diesen Abend so umgewandelt, daß er sich ein Räthsel war. Wohl mochte dieses Bewußtseyn und die Empfindung, die in ihm entstanden war, gegen seinen Willen in seinen Bewegungen fühlbar werden, wenigstens glauben wir versichert zu seyn, daß das schnellere Heben von Camillens Busen, die Unruhe, die in ihren Zügen sichtbar wurde, von einem leisen, fast unmerklichen Drucke herrührte, der von Eduards umschließenden Armen ausging. — Da war plötzlich der Tanz geendigt und ein lautes Bravo, ein noch lauteres Vivat erhob die Anmuth des Paares. Jezt schlug das Fräulein zum ersten Male gegen ihren Tänzer die Augen auf, und in diesem einzigen Blicke lag eine solche Welt von Ideen, von Gefühlen, von stillen Vorwürfen und nur halb bezwungener, heißer Liebe, mit einem Wort, ein solcher Zauber, daß Eduard wie festgebannt blieb

und beinahe das Zurückführen seiner Dame außer Acht gelassen hätte.

Als er diese Pflicht etwas verstört erfüllt hatte und im Begriffe stand, sich in den Kreis der Männer zurückzubegeben, fühlte er sich zärtlich umschlungen und blickte umschauend in das ehrwürdige Antlitz seines Oheims, dessen Züge von Freude verklärt schienen. Ohne jedoch ein Wort zu äußern, führte er ihn einigemal im Saale auf und nieder, gleichgültige Gegenstände mit ihm besprechend. Wie durch Zufall aber gerieth er in die Gegend, wo Camilla ihren Platz gewählt hatte; sie war jedoch nicht mehr da. Der alte Herr, in seinem Vorsatze gestört, seine beiden Kinder noch einmal zusammen tanzen zu sehen, schaute ringsum, ob er die Vermißte nicht irgendwo erblicken könne; Graf Eduard aber that deßgleichen, denn seine Eitelkeit mochte es nicht vertragen, daß sie so schnell sich von ihrer innern Bewegung erholt haben sollte; die alten und die jungen Augen spähten indessen vergeblich, das Fräulein war nicht mehr in dem Saale. Eduard verließ des Onkels Arm, es trieb ihn ein Etwas, das er Neugierde nannte, durch die Nebenzimmer, durch die Gänge, auf die Terrasse, in den Garten, aber was er suchte, fand sich nicht. Jezt, indem er wieder den Hausraum betrat, hörte er den Oheim nach Camilla fragen, er stand still und horchte. „Die junge Gräfin hat sich in ihre Zimmer begeben," war die Antwort des Dieners, „sie fühlte sich unwohl und trug mir auf, sie bei dem Herrn Grafen zu entschuldigen." Jezt war die Eigenliebe und auch das bessere Gefühl befriedigt, das sich in der Brust des Horchers regte. Das Entfernen von der rauschenden Freude, das Aufsuchen stiller Einsamkeit bewies, daß des Fräuleins Herz wirklich ergriffen gewesen, daß sie es nicht über sich vermocht hatte, länger gleichgültige Beziehungen zu ertragen. Was ihn gestern noch geärgert haben würde, das zog ihn jezt an und beschäftigte seine Phantasie. Zwar kehrte er zu dem Feste zurück, aber er tanzte nicht mehr, und sobald der lezte Gast verschwunden war, suchte auch er sein Gemach auf. Indem er an dem Wohnzimmer vorüber schritt, stieg das Verlangen in ihm auf, die ihm dargebrachten Geschenke noch einmal zu betrachten; er trat zu dem geschmückten Tische, seine Blicke flogen umher: die blaue Brieftasche war verschwunden. Er leuchtete unter den Tisch, in alle Ecken des Zimmers; er schob und warf Alles durcheinander, was erst noch in so schöner Ordnung dagelegen hatte, aber sie fand sich nicht. Entwendet war sie nicht, denn viel kostbarere Sachen lagen unberührt da. Camilla selbst mußte sie also zurückgenommen haben mit dem bittern Bewußtseyn seiner Unart, seiner alle Lebensart verleugnenden Unhöflichkeit. Dieser Umstand war ihm höchst unangenehm, ja er konnte sich so gar nicht zufrieden geben, daß der Schlaf seine Augen floh, und als endlich ein leichter Morgenschlummer ihm diese zudrückte, so führte der Gott des Traumes ihn zu den Füßen des beleidigten Mädchens, das freundlich verzeihend auf ihn herunter lächelte.

Es war spät, als Graf Eduard erwachte. Die Bilder der vergangenen Nacht und des entschwundenen Traumes traten vor seine Seele, und mit ihnen der Entschluß, sich bei Camilla melden zu lassen, seine aus übler Laune herrührende Ungezogenheit zu gestehen, und um Verzeihung und Rückgabe des vermißten Kleinodes zu bitten. Schnell ließ er sich ankleiden, warf, aus seinem Schlafzimmer tretend, nur einen flüchtigen Blick auf Donna Antonia's Blumenflor und eilte zu seinem Schreibepulte, aus welchem er seinem Kammerdiener etwas zu geben hatte. — Da lag zwischen Papieren, und von ihnen halb verdeckt, die blaue Brieftasche, deren goldene Sterne noch eben so mild schimmerten, wie am gestrigen Morgen. Hastig ergriff er sie, wandte sie um, und siehe da, das Wort „Freundschaft" hatte sich in „Vergessenheit" umgewandelt! Bestürzt glaubte er erst von einem hämischen Traume geneckt zu seyn, er rieb sich die Stirne, er betrachtete die veränderte Gabe von allen Seiten, aber die Sache blieb dieselbe. Schnell vorbeifliegende Schritte auf der Galerie vor seinem Zimmer, das heftige Durcheinanderreden verschiedener Stimmen, eine Unruhe, die aus allen Theilen des Hauses herüberzudringen schien, entriß ihn seinem betroffenen Nachsinnen. Er öffnete die Thüre, sich nach der Ursache der Bewegung zu erkundigen, da tönte ihm von allen Lippen eine verworrene Antwort entgegen, von welcher er nur den oft wiederholten Namen der Gräfin Camilla unterschied. „Was ist mit ihr?" rief er, rasch unter die verstörten Gesichter tretend. „Sie wird vermißt," erwiderte man, „schon sind der ganze Pallast und die Gärten durchsucht worden, aber sie ist nirgends zu finden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die englischen Clubs und Daniel O'Connell und Sir Francis Burdett.

(Fortsetzung.)

Unter den Mitgliedern von Brookes's befinden sich auch die beiden obengenannten Männer, der Irländer Daniel O'Connell und der Engländer Sir Francis Burdett. Wenn man Alle, die in England Partei nehmen, unter die zwei Hauptklassen der Tories und Whigs rangiren will, so leidet es keinen Zweifel, daß

O'Connell und Burdett bisher einer und derselben politischen Zunft angehörten; denn obgleich beide Kasten wesentliche Unterabtheilungen haben, und O'Connells und Burdetts Ansichten sich bisweilen schnurgerade entgegenstanden, so schienen sie doch in der Hauptsache übereinzustimmen. Um so größer war das allgemeine Erstaunen, als plötzlich Burdett öffentlich und entschieden gegen O'Connell auftrat, und zwar mit nichts Geringerem, als mit dem an Brookes's gerichteten Gesuche, O'Connell auszustoßen. Eine solche Erscheinung, ein so offenbarer Wechsel der Gesinnung in dem berühmten Parlamentsgliede für Westminster wäre zu jeder Zeit aufgefallen und besprochen worden. Beim Mangel an städtischem Skandal und politischen Neuigkeiten im gegenwärtigen Augenblick wurde aber Burdetts Uebertritt zur Torypartei, wofür jenes Gesuch als Beweis galt, ausschließend Gegenstand der Unterhaltung. O'Connell und Burdett waren und sind noch in allen Gesellschaften stehender Gesprächsartikel, manche Feuerseite wäre eine stumme, wenn dieses Kapitel fehlte, und an der Börse, wie bei den Gastmählern, von den die Eröffnung der Theater Erwartenden, wie von den Spaziergängern in Hydepark, von Vornehmen und Geringen, von Damen und Herren hört man vorzugsweise die Fragen diskutiren: was wird Brookes's thun? wird er Burdetts Gesuche willfahren oder nicht? und was werden die Wähler von Westminster thun? Es versteht sich von selbst, daß die von der Dürre bedrängten Zeitungsschreiber sich hastig an den vollen Brunnen legten.

Die Anklagepunkte, worauf Burdett seinen Antrag stützte, waren die kürzlich von O'Connell zu Manchester, Newcastle, Edinburgh, Glasgow, Dublin gehaltenen stürmischen Predigten über die Reform des Oberhauses, seine rücksichtslosen Ausfälle gegen die Häupter der hohen Aristokratie, die Art und Weise, wie er namentlich über den Herzog von Wellington seine Galle und die Lauge seines plumpen Witzes ausgegossen, endlich der bekannte zweideutige Handel mit Raphael wegen der Parlamentsstelle für Carlow. Er sagt in seinem Schreiben unter Anderm: „In Thomas Paines Schriften findet sich die Bemerkung: Alles, was die Natur des Menschen entwürdige, werfe einen Schatten auf den Charakter des Menschen, und jeder Einzelne empfange einen Theil der Wunde, welche dem Ganzen geschlagen werde. Mich dünkt, das ist eine gesunde, moralische Lehre, wenn angewendet auf die Beziehungen Einzelner zur Gesellschaft im Allgemeinen, aber von noch weit größerm Gewichte, wenn angewendet auf jene kleinen, abgesonderten Vereine, die man Clubs nennt, und ganz besonders dann, wenn diese Clubs politische sind. Durch die Aufnahme in solche Vereine werden die Aufgenommenen, gleich der Freibürgerschaft unserer sächsischen Vorfahren, zum Bunde wechselseitig guten Betragens gegen einander verpflichtet. Sie unterwerfen sich freiwillig der Entscheidung des Clubs, und weil sie in ihm ein Tribunal erkennen, von welchem es keine Berufung gibt, wird die gesammte Körperschaft dem Publikum für das gesittete Betragen ihrer Mitglieder verantwortlich. Aus diesem Grunde fordere ich jezt den Club auf, sein Urtheil zu sprechen über das Betragen Daniel O'Connells, eines seiner Mitglieder.... Ich weiß nicht, was Andere beim Lesen der Berichte über seine neuesten Thaten empfunden haben. In mir erregten sie einen hohen Grad von Abscheu, aber auch ein tiefes und schmerzliches Gefühl von Demüthigung und Scham, weil ich, als Mitglied des Clubs, dem Verdachte ausgesezt seyn mußte, der Theilnehmer oder wenigstens der ruhige Zuschauer und der friedliche Dulder solchen Benehmens zu seyn; mit Einem Worte, ich fühlte lebhaft meinen Theil an der Wunde.... Blicke ich im Raume einer nur kurzen Vergangenheit auf früheres Thun und Treiben Daniel O'Connells zurück, sey es, daß er einen weinerlichen Brief an einen verleumdeten Freund schreibt, oder daß er ein schwülstiges Sendschreiben an die schlechten und blutigen Whigs erläßt, oder daß er die Sassenagh verhöhnt — ein Wort, welches im Irländischen den Feind, in seiner Sprache den Engländer bedeutet — oder daß, wenn er die Engländer gewinnen, verblenden will, er sie wegen ihrer Biederkeit, wegen ihrer Großmuth, wegen ihrer Gerechtigkeitsliebe preist, oder sey es, daß er an der Spitze eines bethörten Haufens bramarbasirt, oder vor einem römisch-katholischen Pfaffen in die Knie sinkt — ich kann mich nicht von der Ueberzeugung trennen, daß es dem Charakter unsers Clubs schlechterdings obliegt, die Last eines solchen Mitgliedes abzuwerfen.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, December.

Kunstverein. Zerrmann. Bauten. Eisenbahn.

Gegen Ende jedes Jahres pflegt in unserm Kunstvereine eine Generalversammlung statt zu finden, worin über die Leistungen des Vereins im Gebiete der Literatur und Kunst, so wie über die innern Verhältnisse desselben den Mitgliedern eine Uebersicht gegeben, und zugleich eine Anzahl neuer Vorsteher gewählt wird. Diese Versammlung gewährte auch diesmal jedem Mitgliede die frohe Ueberzeugung, daß das herrliche Institut in einer stets zunehmenden Blüthe sich befindet. Die Rückweisung auf die zahlreichen, und mitunter sehr großen Kunstausstellungen rief bei uns sehr angenehme Erinnerungen zurück, eben so auch die Aufzählung der meist gediegenen Vorträge aus dem weiten

Gebiete der Kunst und des Wissens. Der Bericht über die finanziellen Verhältnisse des Vereins gab uns die frohe Aussicht, daß der Verein bald die Mittel besitzen werde, aus sich selbst eine ausgedehntere Sammlung von Kunstgegenständen zu gründen und dieselbe in seinem Lokal aufzustellen, wozu bereits ein löblicher Anfang gemacht ist.

Im Augenblicke gibt Jerrmann einen Cyklus von Gastdarstellungen auf unserer Bühne. Wir hatten denselben seit zehn Jahren hier nicht gesehen. Es ist unglaublich, wie sehr sich dieses Künstlers Talent seit dieser Zeit entwickelt hat. Merkwürdig ist die Vielseitigkeit dieses Schauspielers, eben so seine seltene Routine und die Beherrschung seiner Mittel. Jerrmann ist jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung unter den jezigen Mimen. Wir sahen von ihm, neben deutschen Rollen, mehrere zusammenhängende Scenen aus den klassischen Werken des Corneille und Racine in französischer Sprache. Bekanntlich hat Jerrmanns Spiel im französischen Drama selbst in Frankreich Anerkennung gefunden. — In Folge einer, unserer Stadt eben nicht willkommenen Neuerung wird das hiesige Provinzial-Kreisgericht getheilt, und die eine Hälfte nach Alzey (Provinz Rheinhessen) verlegt. Wir verlieren durch diese neue Anordnung sehr Vieles. Es ist bekannt, daß dieser Gegenstand diesmal bei den Landständen in Darmstadt verhandelt worden ist. Die Sache ist eigentlich eine Proposition der Regierung, die es insofern wohl meinte, als dadurch den weit von hier entfernten Provinzial-Ortschaften eine Erleichterung zu Theil wird, indem sie nun nicht mehr nöthig haben, wegen ihrer Prozesse sich so weit von ihrem Wohnorte zu entfernen. Auch ist es wahr, daß die Geschäfte beim hiesigen Kreisgerichte seit einigen Jahren sich ungemein vermehrten, so zwar, daß ohne eine zweite Sektion dieses Gerichts die Arbeiten unmöglich hätten abgethan werden können. In so weit mußte eine Veränderung eintreten; allein wie sie nun eintritt, kostet sie das Land 15,000 fl. jährlich, ein Umstand, woraus sich erklären läßt, warum diese Regierungsproposition so vielen Widerspruch selbst bei der gegenwärtigen ministeriellen Kammer finden konnte, so zwar, daß die Sache nur mit einer sehr geringen Majorität durchging. — Im kommenden Jahre werden bei uns einige Neubauten von Bedeutung aufgeführt werden, vor Allem die Fruchthalle. Nichts ist wünschenswerther für unsere Stadt, als eine neue Fruchthalle. Der Fruchthandel in Mainz ist der wesentlichste Gegenstand unsers Handels und Wohlstandes; es ist Pflicht, daß wir für diesen alles Mögliche thun. Es war seither ein Jammer, zu sehen, wie die armen Leute, die ihre Früchte auf unsern Markt führen, allen Stürmen der Witterung preisgegeben waren, indem sie auf öffentlicher Straße mit ihrer Waare sich aufhalten mußten, aus Mangel eines passenden Raumes zur Aufnahme der Früchte, der Käufer und Verkäufer. Diesem Mißstande soll eine großartige Fruchthalle abhelfen.

Ein Projekt zur Gründung einer Eisenbahn zwischen hier und Frankfurt ist hier in Umlauf, und schon die Anregung dieser wichtigen Sache hat allgemeine Freude gemacht. Der Verkehr zwischen Mainz und Frankfurt ist seit einigen Jahren, wo sich unser Handel so sehr gehoben hat, äußerst lebhaft, und er wird noch bedeutender werden, wenn nächstens, was gewiß ist, Frankfurt dem großen Zollverbande beitritt. Unter diesen Umständen ist es nöthig, daß wir in die allernächste Verbindung mit unserer reichen Nachbarin treten, und der Vortheil für unsere Stadt wird unberechenbar seyn, wenn wir, nach Anlegung der Eisenbahn, nicht mehr 7 Stunden, sondern nur 55 Minuten von Frankfurt entfernt sind. An den Mitteln und Fonds zu dieser Unternehmung kann es nicht fehlen; denn die Kapitalisten Frankfurts werden nicht säumen, sich an einem Projekte zu betheiligen, das nicht nur ihrer Vaterstadt eine Wohlthat bringen muß, sondern auch ihrem Gelde schöne Zinsen tragen wird, weil die günstigen Resultate dieser Unternehmung fast mit Zuversicht vorausbestimmt werden können. Wie man nun vernimmt, soll unsere Staatsregierung geneigt seyn, diese Eisenbahn von dem linken Mainufer zu Sachsenhausen an bis zur Rheinspize bei Mainz laufen zu lassen, den allernächsten und besten Weg, den man dazu einschlagen könnte. Wir Mainzer wünschen im Interesse unsers Handels, daß dieses Projekt bald Wahrheit werden möchte, um so mehr, da diese Bahn der erste Anfang zu einer nähern Verbindung mit dem nördlichen Deutschland seyn könnte; denn zuversichtlich wird dieses Unternehmen, wenn es gelingt, nach Norden hin schnell Nacheiferung finden. — Die diesmalige große musikalische Akademie am ersten Weihnachtsabend, welche jährlich von unserm würdigen Hofkapellmeister Ganz veranstaltet wird, gewährte einige schöne Genüsse, obwohl für das hohe Fest die Wahl der einzelnen Musikstücke nicht eben glücklich war: Arien von Bellini und Donizetti, Ouvertüren von Ries und Auber u. s. w. Darin mag auch die Ursache liegen, warum das Theater so wenig besucht war. Der Gesammtgenuß war indessen ein großartiger, und wir verziehen es am Ende dem Programm, daß keine ernste heilige Musik vorkam. Ist ja Musik überhaupt die Sprache der Engel.

Erklärung.

Ein vor kurzer Zeit in diesen Blättern (Nr. 7) abgedruckter Korrespondenzartikel enthält eine doppelzüngige Stelle, welche, hinter dem Anschein einer natürlichen Aeußerung, für den Wissenden eine gehässige Insinuation verbirgt, indem sie einen ehrenwerthen Mann in eine Genossenschaft bringt, mit welcher er weder nach seinem Charakter, noch nach seinen Schriften das Mindeste zu schaffen hat. — Wir erklären hiemit, daß zur Zeit, als der fragliche Artikel in die Presse kam, das der neuesten Zeit angehörende literarische Faktum, welches eben jener Stelle den Doppelsinn gibt, uns durchaus unbekannt war. Wir wissen nicht, ob der Korrespondent leztern Umstand voraussezte und auf diese Weise durch unsere Blätter eine Verleumdung verbreiten wollte. Hielt er uns für unterrichtet, glaubte er, daß seine Anspielung, gleichgültig oder gar wohlgefällig von uns aufgenommen, unsere Censur, das heißt die Censur der Redaktion, passiren würde, so verkannte er uns und den Charakter dieser Blätter auf's Gröblichste. Wir dürfen zwar voraussetzen, daß das große Publikum uns besser kennt, aber jene Aeußerung ist so perfid, daß wir das Bedürfniß gefühlt haben, zu unserer Rechtfertigung vor Jedermann, diese Erklärung zu geben.

Die Redaktion des Mbl.

Beilage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 15. Januar 1836.

— Deine Flüche,
Wie überladne Büchsen, prallen rückwärts,
Und wenden ihre Stärke wider dich.

Shakespeare.
Heinrich VI.

Die englischen Clubs und Daniel O'Connell und Sir Francis Burdett.

(Beschluß.)

Es war vorauszusehen, daß O'Connell die Antwort nicht schuldig bleiben würde, aber mit einer Klugheit und Umsicht, die vielleicht Niemand, und ganz gewiß Burdett nicht erwartete, kleidete er dieselbe keineswegs in ein Schreiben an Brookes's, sondern in das, gleichfalls allgemein bekannte Schreiben an „das Volk von Irland.“ Die Wendung, mit welcher er darin dem Angriffe begegnet, wird selbst von seinen Feinden für einen Meisterstreich der Schlangenlist erklärt. Er kündigt darin seinen Vorsatz an, wenn nicht anders der unglückliche Gentleman von seinen Freunden bald in sichern Gewahrsam gebracht werde, die Wähler von Westminster auf einen so zweideutigen Repräsentanten ernstlich aufmerksam machen zu wollen; allermittelst wolle er sich nach einem Vorrath hübscher Worte umsehen. „Alles, was meiner Feder entfällt, soll nach Zibeth riechen; ich werde die politische Fehde mit eau de rose fortsetzen. Wer niederträchtige Lügen verbreitet, soll künftig bloß ein Verfälscher heißen; wer seine Grundsätze, seine Partei und sein Vaterland verräth, soll bloß den Namen eines thörichten, verirrten Gentleman bekommen, und wer nur eine Tugend und tausend Fehler besitzt und die eine Tugend aufgibt und keinen seiner Fehler ablegt, der soll — ich weiß im Augenblick nicht, was der künftig seyn soll, doch hoffe ich für ihn einen parfümirten Ausdruck zu entdecken, so süß und duftend, daß selbst die zerrütteten Nerven des physisch und moralisch Ungesundesten, aller veralteten Roués von St. James dadurch nicht beleidigt werden sollen. Was mich betrifft, so dienen alle diese Ausfälle nur dazu, mich zu erneuerten, zu verdoppelten Anstrengungen zu stärken u. s. w.“

Burdetts Schreiben hatte die Frage veranlaßt: was wird Brookes's thun? O'Connells Schreiben regte die Frage an: was werden die Wähler von Westminster thun? Sie haben ihn seitdem bekanntlich zur Rede gestellt, und er hat sich bereitwillig erklärt, seinen Sitz zu verlassen, sobald ihm nachgewiesen werde, daß die Mehrheit dies verlange. — Schwerlich wird diese Nachweisung ausbleiben, wenn die Wähler von Westminster glauben, was man sonst allgemein glaubt, daß den reichen Mann der Hochmuth und in ihm das Verlangen nach der Pairswürde beschlichen, und die Königin sein öffentliches Lossagen von den Whigs und sein öffentliches Auftreten gegen den Erzfeind O'Connell als Kaufpreis gefordert habe. Mehr jedoch, als in der Gunst der Königin zu stehen, bedarf es nicht, um, in London wenigstens, die Gunst des Volkes zu verlieren. Warum die Frage,

was Brookes's thun wird, noch unentschieden ist, erhellt aus dem oben erwähnten, in diesem Club bestehenden organischen Gesetze, daß Verfügungen und Entscheidungen, welche das Interesse des Ganzen berühren, bloß zur Zeit des versammelten Parlaments gefaßt werden dürfen. Das Parlament sizt gegenwärtig nicht, es tritt erst wieder im nächsten Februar zusammen; bis dahin also muß die Erwartung der politischen, die Neugier der unpolitischen und die Sehnsucht der wettenden Clubs unbefriedigt bleiben. Darf man indessen der Consequenz von Brookes's und den Vermuthungen einiger seiner umsichtigsten Mitglieder vertrauen, so hat Burdett von der Entscheidung mehr zu fürchten, als zu hoffen. Es ist erst ein Jahr, seit Lord Alvanley, ebenfalls Mitglied von Brookes's, auf den Grund mündlich von O'Connell ihm zugefügter Beleidung und verweigerter Satisfaktion dessen Verweisung aus dem Club beantragte, der Ausschuß jedoch sich deßhalb verneinend aussprach, weil O'Connell kein, einen solchen Antrag rechtfertigendes Statut verlezt habe. Dasselbe ist bei Burdetts Gesuch der Fall. Ist daher der Club consequent, so kann er keine andere als eine abschlägige Antwort ertheilen. Man sagt indessen, Burdett sey von einer noch schlimmern Entscheidung bedroht: O'Connell werde, weil Burdett sein an den Club gerichtetes Gesuch nicht beim Club angebracht, sondern durch den Druck veröffentlicht, und solches Verfahren statutenmäßig mit Ausschließung bestraft wird, auf Vollziehung dieses Gesetzes bestehen. Geschieht dies und muß Burdett gleichzeitig den Parlamentssitz für Westminster räumen, so ist sein politisches Ansehen verloren, so kann keine Pairswürde ihm diesen Verlust, keine Gunst der Königin ihm das ersetzen, worauf er seither mit Recht stolz war, so hat er O'Connell einen glänzenden Triumph, und der Whigpartie, statt der Niederlage, die er ihr zufügen wollte, einen Sieg gewonnen, der wohlfeil erkauft seyn würde.

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

Ueberrascht, betäubt, war Eduard einen Augenblick stehen geblieben, das Unerhörte, Unglaubliche in sich aufzunehmen suchend. Dann schritt er schnell die Gänge entlang, die zu seines Oheims Gemächern führten, öffnete hastig und fand den Greis in gebeugter Stellung auf dem Kanape sitzend, ein beschriebenes Blatt vor sich auf dem Tische, in welches er fassungslos hineinstarrte. Des Neffen Erscheinung entriß ihn seinem Hinbrüten. Er wandte das Gesicht ihm zu, auf welchem die unverkennbarsten Spuren des tiefsten Schmerzes lagen und zwischen dessen Falten kaum geweinte Thränen langsam herabrollten. Gleichsam als bedürfe er eines stützenden Stabes, reichte er die Hand nach ihm hin, als aber Eduard mit den Zeichen der innigsten Theilnahme sich neben ihn sezte, überwältigte ihn die heftige Empfindung, er legte den Kopf auf des jungen Mannes Schulter und schluchzte laut.

„Um Gotteswillen, lieber Oheim, was ist begegnet?“ fragte Eduard mit bebender Stimme; und was geschehen seyn müsse, stand in so schreckhaften Bildern zugleich mit der Frage vor seiner Seele, daß jeder fernere Laut ihm versagte und er wortlos den alten Mann anstarrte. Dieser rang gewaltsam nach einiger Fassung, dann richtete er sich auf, wies auf den Brief hin und sprach in abgebrochenen Worten: „Das undankbare Mädchen! Gestern Abend noch glaubte ich mich endlich der Erfüllung meines innigsten Wunsches nahe. Ich hatte gesehen, daß Camilla's Liebreiz nicht ganz ohne Wirkung auf dich geblieben war, daß du einzusehen schienst, welch eine Perle ich dir zugedacht hatte, und ihrer Neigung für dich glaubte ich mich sicher. Die ganze Nacht gab ich mich freundlichen Träumen hin, und das erste Wort, das heute mein Ohr erreicht, ist eine Schreckensbotschaft: denn sie ist fort, verschwunden, sie und Agathe, wahrscheinlich schon vom Balle weg, und dieser Brief, den sie an mich zurückgelassen hat, sagt mir: ihre Maßregeln seyen so genommen, daß Nachforschungen uns nicht zum Ziele führen werden. Ich sollte ihr gram seyn und vermag es nicht, denn ich liebte sie, wie meine Seele.“ — „Aber wie war das möglich? wie konnte es ausgeführt werden?“ rief der junge Graf, indem er mit eiligen Schritten und in großer Unruhe das Zimmer durchlief; „ohne männlichen Beistand konnte das nicht geschehen, sollte das Fräulein — ich habe zwar nie etwas der Art bemerkt,“ schob er erröthend zwischen ein, „ein heimliches Einverständniß ....“ — „Gott bewahre!“ erwiderte mit Heftigkeit der Alte, „gewiß nicht! auch sagt dies der Brief ganz deutlich.“ Hier ergriff er das daliegende, mit feinen, zierlichen Zügen beschriebene Blatt und las dem horchenden Neffen den Erguß eines tieffühlenden Herzens in Liebe und Dank, eine Anerkennung dessen, was der Oheim mit Vorliebe für die Waise gethan. Dann aber wurde die Unmöglichkeit erwähnt, dem Willen desselben in Absicht auf die projektirte Heirath zu entsprechen. Nicht daß irgend ein anderer Plan von ihrer Seite sich mit diesem gekreuzt hätte, aber sie sey fest entschlossen, sich niemals ehelich zu verbinden, und weil sie sich überzeugt habe, daß der Oheim seinen Wunsch nicht aufgeben würde, weil sie sich nicht fähig fühle, die Bitten und Vorwürfe des verehrten Mannes zu tragen, so ergreife sie den einzigen, sich ihr darbietenden Ausweg und rette sich in eine stille Einsamkeit, wo sie sich

stets der Wohlthaten ihres väterlichen Freundes mit unbegrenzter Dankbarkeit erinnern und täglich für sein Glück zum Himmel beten werde. „Sie haben,“ so endigte sie, „Ihr Vermögen demjenigen Ihrer Pflegekinder bestimmt, das Ihrer Anordnung keine Hindernisse in den Weg legen würde. Graf Eduard bleibt bei Ihnen, er wird die Freude und der Trost Ihres Alters seyn und Ihnen in seiner Gattin einen reichen Ersatz für die arme Camilla zuführen. Es ist billig, daß darum ihm Alles zukomme, was zu den sichtbaren Zeichen Ihrer Liebe gehört und Sie uns Beiden bestimmt hatten. Meine wenigen Bedürfnisse deckt das Kapital, das, von meinen Eltern herrührend, durch Ihr Vertrauen in sicheren Papieren in meiner Verwahrung liegt. Darum sorgen Sie nicht für mich. Ich bin in guten und treuen Händen und werde einst, wenn der Himmel meine Wünsche segnet, und Graf Eduard in einer glücklichen Ehe sein Glück auf Erden gefunden hat, Ihnen durch meine Vergangenheit beweisen, daß ich würdig war, Ihre Nichte zu seyn.“

„Es muß dir wie mir,“ sprach der alte Graf nach einem Minuten langen Schweigen, „aus diesem Papiere klar werden, daß kein Liebeshandel, überhaupt keine an sich tadelnswerthe Ursache das arme Mädchen in die weite Welt getrieben hat. Grillen sind es, Einbildungen ihrer Phantasie, falsche Ideen von Seelengröße, von großherziger Entsagung, die in ihrem überspannten Gemüthe von der sonst ganz braven Erzieherin zu sehr genährt wurden. Der Himmel weiß, was sie sich für Gründe ersonnen hat, die nach ihrer Ansicht ein Opfer von ihr forderten, das ihr gewiß recht schwer ward; denn nicht umsonst war sie in der jüngsten Zeit so zerstört, hatte so oft roth geweinte Augen. Und gestern noch — erst jezt fällt es mir auf, wie sie, ehe der Ball begann, sich an meinen Hals hing, mir die Hand drückte — ja wahrlich, das war der Abschied, und er mag ihrem weichen Herzen viel gekostet haben!“ — „Vor Allem,“ rief Graf Eduard und trat hastig auf den Oheim zu, „müssen Anstalten getroffen werden, die Entflohene zu suchen. Habt Ihr keine Spuren, keinen Fingerzeig hinsichtlich des Wegs, den sie genommen haben kann? Sie muß Hülfe gehabt haben; habt Ihr keine Vermuthung über die Personen, die dabei thätig gewesen sind?“ — „Keine! Sie pflog mit Niemanden vertrauten Umgang, lebte eingezogener und stiller, als es sich mit ihrem Stande vertragen wollte, und hatte auch in der Ferne keine andere Verbindung, als mit ihrer Erzieherin. Von den Domestiken war sicherlich keiner im Interesse; die Bestürzung war so allgemein, der Schmerz so unverstellt, daß ich Keinen aus unserm Hause im Verdacht haben kann. Das Einzige, was vielleicht eine Weisung geben könnte, ist der Umstand, daß gestern Nachmittag ein unbekannter Landmann sich lange in ihrem Zimmer aufgehalten hat. Ob dieser im Laufe der Nacht dann wieder sichtbar war, weiß Niemand, da die Unruhe des Festes jedes heimliche Unternehmen begünstigte. Ach! sie ist für mich verloren! Von jeher war bei aller Sanftmuth die Festigkeit ihres Sinnes unerschütterlich, und sie wird sich zu sichern gewußt haben.“

„Oheim, ich bringe sie Euch wieder, oder ich heiße nicht Giabelli!“ rief Eduard, und faßte fest des Greises Hand. „Das Räthsel muß gelöst werden, und wenn es so ist, wie ich jezt ahne — dann, Oheim, vertraut mir ruhig das Heil Eurer und ihrer Zukunft!“ — Mit diesen Worten stürmte er fort. Rastlos waren den ganzen Tag seine Nachforschungen über die Erscheinung des verdächtigen Mannes, aber Wenige hatten ihn gesehen, und diese wenigen, in der Gegend des Giabellischen Pallastes Wohnenden hatten ihn als einen gleichgültigen Menschen betrachtet, der irgend einen Verkehr in jener Wohnung gehabt. Ohne einen Aufschluß erhalten zu haben, der ihn leiten konnte, brach er noch denselben Abend mit mehreren Dienern auf, vertheilte diese auf verschiedenen Wegen, und zog Wochen lang gleich einem irrenden Ritter unermüdet im Lande umher, ohne mehr als täuschende Wahrscheinlichkeiten zu erhalten. So ungern er nach Hause zurückkehrte, ehe er dem Oheim sein gegebenes Wort gelöst hatte, so mußte dies doch endlich geschehen, da jede Hoffnung des Wiederfindens schwand. Aber nicht der frohsinnige, lebenslustige Mann erschien in Brescia's Mauern wieder; die vergangenen Wochen hatten nicht nur Falten der Sorge auf seine Züge, sondern den tiefen Ernst des Grams in sein Herz gedrückt. Die Umwandlung, die der lezte Tag von Camilla's Leben in der Heimath begonnen hatte, war durch ihre Flucht und die Ursache derselben, die er zu durchschauen glaubte, vollendet worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Criminalprozesse. Die Akademie der Wissenschaften.

Das Jahr endigt hier, wie es begonnen, mit Lustbarkeiten und politischen Criminalprozessen, mit großen Projekten für Eisenbahnen und mit einigen Duzenden von pittoresken und nicht pittoresken, heftweise erscheinenden Schriften aller Art. Die Pairskammer hat sich noch immer nicht aus ihren verwickelten und langweiligen Empörungsprozessen herausgewunden, und obschon sie zulezt für gut befunden, den berüchtigten Procès-monstre, den sie Anfangs für untheilbar ausgegeben hatte, in mehrere kleine abzutheilen, und obschon manche Beschuldigte sich aus dem Staube gemacht haben, so ist sie doch in diesem Jahre damit nicht zu Ende gekommen, und wird noch ein anderes Jahr dazu verwenden müssen. Glücklicherweise ist der Audienzsaal im Luxemburger Pallaste, der nur einige Wochen dienen sollte, solider gebaut, als man

beabsichtigt hatte, und er wird nicht allein zu diesem Criminalprozesse, sondern auch noch zu dem Fieschischen dienen können. Das Publikum hat aber des Verhörens und Richtens genug, und nimmt an diesen ernsthaften Verhandlungen nur beiläufig Antheil. Es thut sich gütlich in der Ruhe, worin es lebt, und worin es sich sobald nicht wird stören lassen. Von den altadelichen oder Hoffamilien, welche nach der Julirevolution ausgewandert waren und sich in der Schweiz, in Savoyen oder in Belgien niedergelassen, in der Hoffnung, die neue Ordnung der Dinge werde nicht lange dauern, kehren jezt manche, aus Ungeduld über das lange Ausbleiben der erwarteten Veränderung, wieder nach Frankreich zurück, und manche haben sich ganz leise und unvermerkt wieder in ihre Hotels geschlichen. Auch waren reiche russische Familien angekommen, um nach langer Entbehrung das glänzende Leben in den großen Pariser Gesellschaften mitzumachen. Sie hatten, wie es scheint, keine ausdrückliche Erlaubniß dazu; allein sie wußten, daß man ihnen bei ihrer Reise in das konstitutionelle Frankreich durch die Finger sehen würde. Die berüchtigten Aufsäze im Journal des Débats über die kaiserliche Rede zu Warschau sind aber ein Donnerschlag für sie gewesen; von dem Augenblicke des Erscheinens dieser Aufsäze haben sie vor Furcht gezittert, und sie sind, wie durch einen Flintenschuß verscheuchte Vögel, in verschiedenen Richtungen davon geflogen. St. Marc-Girardin trägt aber gar kein Bedenken, sich für den Verfasser jener Aufsäze auszugeben, und hat sie sogar besonders abdrucken und vertheilen lassen. Dies ändert die Sache keineswegs, und eben, weil St. Marc-Girardin so gut mit den Ministern steht, haben jene Aufsäze große Bedeutung. Die Minister aber sagen: das Journal des Débats ist keineswegs unser Journal; es vertheidigt manchmal unsere Sache, wenn unsere Schritte mit seinen Ansichten übereinstimmen, aber zuweilen spricht es auch anders als wir, weil es seine Unabhängigkeit behalten will. In Paris kann man sich indessen kaum überreden, daß ein Journal, welches den Ministern das Wort spricht, nicht auch von denselben besoldet werde; so etwas ist fast unerhört. Unterdessen hat derselbe St. Marc-Girardin seine Vorträge als Professor begonnen; auch die Professoren des Collège de France haben, nachdem sie ein Jahr geruht, ihre neuen Lehrsäle eröffnet, die man hatte bauen müssen, weil die ältern zu klein geworden waren; wie denn überall jezt die Nothwendigkeit eintritt, die Hörsäle für akademische Vorlesungen zu vergrößern, so stark ist der Andrang der Zuhörer und Wißbegierigen. Diese Vergrößerungen und neuen Bauten sind sehr kostspielig, aber lieber bewilligen die Deputirten Gelder zum Vergrößern der Hörsäle, als zum Aufbauen neuer Kasernen und Arsenale. In Hinsicht der Naturwissenschaften ist die Akademie der Wissenschaften, wiewohl sie seit zehn oder fünfzehn Jahren so viele berühmte Männer verloren hat, noch immer der Brennpunkt und die Triebfeder alles wissenschaftlichen Forschens in Frankreich, und es gibt wenig auswärtige Gelehrte, welche nicht nach dem Beifalle dieser gelehrten Versammlung trachten und ihr die von ihnen gemachten Entdeckungen mittheilen. Sie ist nicht allein der Anzahl ihrer Mitglieder wegen und in Hinsicht des großen Umfanges ihrer Forschungen, sondern auch wegen der Wichtigkeit der von ihr ausgehenden Entscheidungen die erste Akademie Frankreichs; der Grundsaz der Oeffentlichkeit der Verhandlungen wird von ihr besser als von irgend einer andern Akademie befolgt; Fremde und Einheimische können den Sizungen beiwohnen, die Zeitungen statten regelmäßig Berichte über die Verhandlungen ab, so daß Alles, sogar die kleinen Streitigkeiten, welche zuweilen unter den Gelehrten vorfallen, veröffentlicht werden. Die Akademie hat bedeutende Preise zu ertheilen, und sie hat die gute Gewohnheit angenommen, auch die Berichte der Kommissionen über die Preiskonkurse drucken zu lassen, was die andern Akademien nicht thun, indem sie sich damit begnügen, ihr Endurtheil über den Konkurs bekannt zu machen, ohne dasselbe irgend zu rechtfertigen. Das Publikum muß es ihnen auf's Wort glauben, daß dieser oder jener die beste Preisschrift eingereicht hat; warum aber ein Konkurrent dieser Ehre nicht gewürdigt worden ist, bleibt dem Publikum zu errathen. Diese Berichte der Akademie der Wissenschaften, wie überhaupt alles öffentlich von ihr Verhandelte, sind sehr lehrreich. So findet man in den gedruckten Bogen, welche während der lezten öffentlichen Sizung ausgetheilt wurden, den Bericht einer Kommission über diejenigen Schriften, deren Verfasser sich um den Monthyonschen Preis wegen einer Erfindung, um ungesunden Gewerben oder Beschäftigungen ihren Nachtheil für die Gesundheit zu benehmen, beworben haben. Die Kommission verwundert sich, daß sich nicht mehr Personen um den ziemlich beträchtlichen Preis bewerben; sie glaubt, es rühre daher, weil der Zweck dieses Preises noch nicht hinlänglich bekannt sey. Sie weist darauf hin, wie wichtig es sey, bei Gewerben, wo sich ungesunde Dünste entwickeln, oder wo ein der Lunge beschwerlicher Staub entsteht, diesen Nachtheil zu heben. In der That sieht man noch beständig am Ausgange von Paris den aus den Brüchen des Montmartre gezogenen Gyps mit Kolben höchst mühsam zerschlagen, so daß die Arbeiter sich mitten in einer Wolke befinden und den schädlichen Staub einathmen müssen. Erst neulich hat Jemand den Einfall gehabt, in einiger Entfernung von Paris eine Mühle zum Zermalmen des Gypses anzulegen; ein Einfall, den man schon seit einem Jahrhundert hätte haben sollen, und der auf dem Montmartre noch nicht nachgeahmt wird. Die Kommission wünscht auch, daß die Menschenfreunde ihr Augenmerk auf das Arbeiten der Kinder in engen, ungesunden Werkstätten richten, und die bedauernswerthe Lage solcher Kinder, deren sieches Aussehen hinlänglich von den Folgen ihrer Arbeit zeugt, zu verbessern suchen möchten. Da nun in eben erwähnter Hinsicht keine gute Schrift eingekommen ist, so hat die Akademie zwar den Zweck des wohlthätigen Stifters nicht erreichen können, jedoch hat sie dem Obersten Amoros, dessen gymnastische Anstalt Lärm genug gemacht hat, einen Preis von 5000 Fr. wegen der in seiner Anstalt gebräuchlichen Werkzeuge und Vorrichtungen ertheilt.

(Die Fortsezung folgt.)

Aufforderung.

Zur Zeit der vorjährigen Leipziger Ostermesse ist ein der Redaktion von Herr Dr. Fr. Mayer in Erlangen mitgetheiltes Manuscript: die bleiche Braut, eine Erzählung, von der Buchhandlung an den genannten Herrn zurückgeschickt worden, aber nicht an den Ort seiner Bestimmung gelangt. Auf die Vermuthung, daß mit der Adresse eine Verwechslung vorgegangen seyn möchte, haben wir uns bereits an mehreren Orten nach dem Paket erkundigt, aber vergeblich. Wir fordern nun alle unsere Mitarbeiter und die mit unserer Verlagshandlung in Verbindung stehenden Buchhandlungen auf, wenn ihnen das fragliche Manuscript zugekommen seyn sollte, dasselbe gefälligst wieder an uns gelangen zu lassen.

Die Redaktion des Morgenblatts.

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 14.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 16. Januar 1836.

— Die Erinn'rung ist süß; mit vollendeten Seelen zu leben,
Ist der Andenkenden Ruh'.

Herder.

Erinnerung an August Grafen von Platen-Hallermünd.

Am 5ten December 1835 starb in Syrakus der gefeierte Dichter August Graf von Platen, entfernt von seinem Vaterland, seinen Freunden, sich von diesen vernachlässigt und vergessen wähnend, und unwillkührlich an das Catonische: ingrata patria, ne ossa mea quidem habeto, erinnernd. Diese Nachricht brachte in mir, als ich sie las, ein um so schmerzlicheres Gefühl hervor, als August Graf Platen zu meinen Jugendfreunden gehörte und mir in der Periode seiner ersten dichterischen Entwicklung, die mit dem Kampfe Deutschlands gegen die französische Zwingherrschaft zusammenfällt (woran uns Beiden, im vaterländischen Heere dienend, thätigen Antheil zu nehmen vergönnt war), Beweise inniger Freundschaft und sympathisirenden Gefühls gab, die, öfters in poetisches Gewand gekleidet, mir stets ein liebes Andenken an den theuren, geist- und talentvollen Jugendfreund geblieben sind, auch dann noch, als sein scheues Zurückziehen von der Gesellschaft vielen seiner Freunde den Umgang mit ihm unmöglich machte, jezt aber, nach dem Tode des später so hochgefeierten, früh verblichenen Dichters, mir um so unschätzbarere, theurere Reliquien des Verewigten sind. Eine solche ist das nachfolgende Gedicht, dessen Veranlassung und begleitende Umstände kurz folgende sind:

Im Frühjahr 1815, als der zweite französische Feldzug begann, befanden wir uns Beide bei der bayerischen Armee, jedoch in so ferne getrennt, daß, während Platen, damals kaum neunzehn Jahre alt, mit seinem Regimente über Heidelberg und Mannheim ohngefähr acht Tage früher über den Rhein ging, ich mit dem damaligen Feldmarschall Barclay de Tolli'schen kais. russischen Hauptquartier, wo ich mich als Adjutant des in diesem Hauptquartiere commandirten königl. bayerischen Generals Grafen v. Oetting befand, später über Darmstadt und Oggersheim den Rhein passirte, und wir somit, wie es im Kriege zu gehen pflegt, längere Zeit von einander nichts erfuhren.

In jener Periode, wenige Tage vor der Schlacht von Waterloo, schrieb mir Platen am 15ten Juni 1815 von Neckarau aus, auf einen von mir erhaltenen Brief antwortend, diese poetische Epistel, deren Original ich noch als Kleinod unter meinen Papieren aufhebe.

Nach Platens Tod möge dieses Gedicht, wenn auch nur für den Freund bestimmt, der Oeffentlichkeit angehören, interessant für die Bildungs- und Entwicklungsgeschichte des gefeierten Dichters, und von mir als eine

Blume auf den Grabhügel des unvergeßlichen Jugendfreundes gestreut.

München, den 1sten Januar 1836.

Dr. Nathanael v. Schlichtegroll.

*

Neckarau, am 15ten Juni 1815.

Zu Zeugen ruf' ich unsre deutsche Muse,
Mir zeugt der Musengott, das Licht der Welt:
Schon lange hätt' ich Deinem lieben Gruße
Auch meine Grüße liebend beigesellt;
Allein wohin sollt' ich die Grüße wenden,
Da Deinen Aufenthalt zu späh'n mir nicht gelingt?
Wohin die kleine Taube senden,
Die Dir den Brief an ihrem Halse bringt?
Noch spricht kein Zeitungsblatt von Deinen Thaten,
Wie käm' ich also auf des Freundes Spur?
Mir hat kein Genius, wo Du warst, verrathen,
Und wo Du jezt bist, ich errath' es nur.
Ich wähne Dich in jenem Sitz der Pieriden
Der bergumschloss'nen, malerischen Stadt,
Wo jezt den sinnig milden Frieden
Der Waffen Rauschen unterbrochen hat;
Wo man den Bacchus und des Bacchus Hörner
Durch ein ihm heilig Wunderfaß verehrt,
Wo einst Brentano und der tolle Werner
Des Unsinns Poesie gelehrt;
Wo Mancher sich verirrt in ihre Scheinsysteme,
Verlockt durch trügerischen Glanz;
Wo jezt zwei Kaiserdiademe
Mehr schimmern als Herrn Werners Dichterkranz.

Dort wähn' ich Dich und folge meinem ahnenden Gefühle,
Und neide Dir den Vorzug nur allein,
Zugleich in einem städtischen Gewühle
Und einer ländlichen Natur zu seyn.

Nimm meinen Dank für Deine Freundesworte,
Nimm meinen Dank für Deinen lieben Brief;
Wohl Dir, daß Dein Geschick auch Dich an diese Orte,
Und in das kriegerische Leben rief. —
Wir Alle ziehen gegen den Tyrannen,
Den alle Welt für ihren Feind erkennt,
Ihn in ein festeres Asyl zu bannen:
Sein Grab allein ist unser Friedensmonument.
Er ist kein jugendlicher Philippide,
Nicht, wie der zwölfte Karl, ein schwärmerischer Held,
Kein Gustav Adolph, der für Recht und Freiheit glühte,
Kein Friedrich, der geweint auf einem Leichenfeld.
Er ist kein Cäsar, der mit edelm Glanze
Von großen Tugenden den Ehrgeiz überdeckt,
(So wie er mit dem Lorbeerkranze
Der Locken Mangel königlich versteckt);
Er ist ein Feind der Grazien und Musen,
Ein finstrer, schlauer, heimlicher Tyrann,
Der, eines Nero Herz im Busen,
Durch List und Gold die halbe Welt gewann.
Wohl uns! denn seine Zeit geht nun zu Ende,
Sein blutig Sternbild fällt,
Und unser Arm, als ein Vitruv, vollende
Den Friedensbogen über diese Welt! —

Noch weiß ich nicht, wann wir hinübergehen,
Hinüber über jenen alten Rhein,
Um das entwürdigte Geschlecht zu sehen,
Und Zeuge ihres Sklavenjochs zu seyn.
Ich sehne mich nach jenem Schlachtgebrause,
Und selbst der Tod erscheint mir seraphschön;
Ich sehne mich aus dieser kalten Pause
Nach jenem donnerheißen Sturmgedröhn,
Wo Schlag auf Schlag und Blitz auf Blitze fallen,
Das Herz sich zwischen Tod und Leben dehnt,
Und endlich das: Victoria! von Allen
Wie eine himmlische Musik ertönt!
Wohl mir! wenn dann von diesem Lebenstage
Der Parze strenge Hand mich trennt,
Und dann ein Freund mit stiller Klage
Des Todten Namen seinen Freunden nennt.

Verzeih' mir nur die vielen läst'gen Worte,
Es riß mich fort mit herrschender Gewalt,
Bis wo an jener dunkeln Pforte
Das lezte aller Worte schallt. —
Jezt bin ich wieder ganz bei Dir zurücke,
An Deiner Brust, vom Phantasus befreit,
Und frage Dich nach Deinem Lebensglücke,
Und wünsche Dir Zufriedenheit. —
Und bist Du wirklich an dem Neckar drüben,
Und hält mich ab kein andrer Machtbefehl,
So eil' ich zu Dir, wenn Du mir's geschrieben,
Ich komme dann, Nathanael! —
Doch sollt' es sich auch also nicht begeben,
Daß ich Dich sehe noch vor diesem großen Streit,
So möge Dich ein Genius umschweben
In solcher blut'gen Kriegeszeit.
Doch selbst im rauhen, rohen Kriege schwöre
Noch zu den Musen, Freund, mit sittig-heiterm Sinn,
Und immer denke Deines Plato Lehre:
Θυε ταις χαρισιν.

Platen.

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

Unsere Leserinnen dürfen nicht denken, daß die Eitelkeit, wegen welcher wir schon früher den jungen Mann verklagten, auch bei diesem Urtheil im Spiele gewesen sey. Diesmal mischte sich eine ganz andere, ernstere Regung ein, und ließ ihn Gefühle richtig erkennen, die er so unerwartet und seltsam in dem Momente zu theilen begonnen hatte, wo sie unfruchtbar seyn sollten. Ein in der Jugend eingesogenes und mithin tief gewurzeltes Vorurtheil, das Widerstreben, mit welchem in der Regel jeder Zwang, jede Ueberredung aufgenommen wird, und der Eigensinn des vom Schicksal verzogenen Menschenkindes hatten die naturgemäßen Regungen unterdrückt, die außerdem den Grafen unfehlbar zu dem liebenswürdigen, ihm so nahe stehenden Wesen gezogen haben würden. Ein Bischen leichter Freiheitssinn, eine gute Dosis Ueberzeugung von seinen eigenen Vorzügen kamen hinzu und verstärkten den Nebel, der verschleiernd vor seinen Augen hing. So konnte es geschehen, daß seine bessere Einsicht verhüllt, sein offener Sinn für alles Edle eine Zeitlang bethört wurde und er in einem ungenügenden, von keinem festen Bande umschlungenen Verhältnisse die Befriedigung seines Herzens gesucht hatte. Aber der Augenblick mußte kommen, der seine Täuschung zerstörte, und wir haben bereits gezeigt, wie und wo dies geschah. Von der Minute an, in welcher zuerst seine Theilnahme an Camilla erregt ward, wo er sie in ihrem wahren Lichte erblickte, war er auch im Stande, ihre Handlungen und deren Beweggründe richtig zu beurtheilen. Als der Oheim ihn mit dem Inhalt ihres Briefs bekannt gemacht, als er diesen und die übrigen Umstände, die nur er wußte, zusammenhielt, da ward es ihm klar, daß in der That, wie der alte Graf muthmaßte, Großmuth jeden ihrer Schritte geleitet hatte. Daß sie ihn liebte, war ihm gewiß; daß sein Benehmen, dem er jezt gern büßend die härtesten Worte beigelegt hätte, ihr Herz schrecklich zerrissen, ihren Stolz empfindlich beleidigt haben mußte, davon war er nur zu sehr überzeugt. Und dennoch hatte sie Vaterland, Heimath, Freunde, Reichthum, jede frohe Hoffnung, jeden Kranz des Lebens verlassen und dahingegeben, um seinem freien Willen keine Fesseln anlegen, um ihn nicht seines Erbtheils berauben zu lassen. Welche Stärke und welche Wahrheit mußte das Gefühl haben, das ein schwaches Weib zu solchem Handeln trieb; welcher Zartsinn und welche feste Entschlossenheit zugleich mußte in dieser edeln Seele liegen, und wie hätte diese den Glücklichen beseligen können, dessen Eigenthum sie geworden! Die Reue aber hat scharfe Stacheln, besonders wenn man sich gestehen muß, daß man muthwillig das schönste Glück von sich geworfen habe, und man dasselbe erst erkennt, wenn es unwiederbringlich verloren ist.

Graf Eduards Ankunft zu Hause war trübe und schwer. Der Anblick seines Oheims, den er durch seine eigene Schuld der höchsten Freude seines Alters beraubt hatte und der ihm jezt in finsterem Schweigen seine Hand bot, mehrte seinen eigenen Schmerz und die Qual der Selbstvorwürfe, in deren Gesellschaft er sich in den innersten Theil seines Gemachs verschloß.

Mehr als ein Jahr hatte sich langsam und unerfreulich dahin geschleppt, nur von neuen Bemühungen, neuen Reisen zu Auffindung Camilla's unterbrochen, und Eduards einziger Trost war des Oheims Liebe, die dieser ihm um so herzlicher zuwandte, je mehr er sich überzeugen mußte, daß der junge Mann aus eigenem Interesse seinen Schmerz theile, ja daß er sich so unglücklich fühle, als habe der Tod ihm die Geliebte seiner Seele geraubt. Da kam aus dem Orient, wo er sich seit zwei Jahren aufgehalten hatte, ein junger Edelmann zurück, der, schon während seiner frühen Jugend in dem Hause Giabelli bekannt, sich demselben durch verwandtschaftliche Bande noch inniger einzuverleiben gehofft, und eine heftige Leidenschaft für die junge und schöne Morosini empfindend, es gewagt hatte, bei dem Oheim um sie anzuhalten. Obwohl Name und Vermögen den Marchese Spinosa zu diesem Antrage berechtigten, und er sich schmeicheln zu können glaubte, daß das Fräulein ihm nicht abgeneigt sey, so erhielt er dennoch von dem Grafen eine abschlägige Antwort, mit der offenen Erklärung, daß er seine Nichte für den Grafen Eduard bestimmt habe. Heftig, wie ein Italiener es nur seyn kann, vermochte Spinosa die Zerstörung seiner Wünsche nicht gelassen zu ertragen, und noch weniger konnte er in dem Lande bleiben, wo der Gegenstand derselben lebte. Er wanderte aus, trieb sich in Syrien, Egypten, Griechenland und dem Archipelagus umher, fand nirgends Ersatz für das unerfüllte Verlangen, und kehrte endlich, durch eine unwiderstehliche Sehnsucht gezogen, nach Hause zurück, wo seine erste Frage Camilla's Schicksal betraf. Natürlicherweise hatte das plötzliche Verschwinden der jungen Gräfin Anlaß zu einer Menge verworrener Sagen gegeben, die theils sehr widersinnig waren, theils aber auch ganz nahe an die Wahrheit streiften. Ein wunderliches Gemisch solcher Nachrichten wurde jezt auch dem Marchese aufgetischt, der nur zu geneigt war, aus demselben das Gift zu saugen, das seinen Nebenbuhler verurtheilte, und ihn als einen fühllosen, hämischen Taugenichts erscheinen ließ. Ohnehin hatte er den Menschen, welcher das Glück erreichen sollte, das er sich vergeblich wünschte, in glühender Seele gehaßt, und oftmals Rache und Verderben über ihn beschlossen. Jezt

war durch seine Schuld die, welche er liebte, einem dunkeln, ungekannten Schicksal übergeben worden, und er glaubte sich berechtigt, ihn darüber unverzüglich zur Verantwortung zu ziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Die Akademie der Wissenschaften. Chaptal.

Es kommt darauf an, ob diese Vorrichtungen von Amoros erfunden, oder bloß nachgeahmt sind; im lezten Falle wäre die Akademie doch etwas zu freigebig gewesen. Aber wahrscheinlich hat sie geglaubt, einen Fremden (Amoros ist ein Spanier) belohnen zu müssen, dem man das Verdienst nicht absprechen kann, daß er die gymnastischen Uebungen in Frankreich eingeführt hat. Durch seine unermüdliche Thätigkeit ist es gekommen, daß diese Uebungen nicht allein beim Kriegsheere, sondern auch in den Erziehungsanstalten eingeführt worden sind, und jezt findet man fast keine große Erziehungsanstalt in Paris, sowohl für Knaben, als für Mädchen, die nicht ihren Saal für gymnastische Uebungen hat. Den Preis im mechanischen Fache hat die Akademie dem Obersten Raucourt für seinen Phoromètre oder Gewichtmesser zuerkannt; nach dem Berichte der dazu ernannten Kommission ist dieses Instrument besser, als alle bisher gebrauchten, und wird auch schon in mehreren öffentlichen Anstalten benuzt. Dadurch wird also Regniers Dynamomètre, welcher früher für das beste Mittel galt, starke Gewichte zu wägen, ganz beseitigt. Der arme Regnier! Es ist gut, daß der Mann todt ist; denn das Beiseitesezen seines Dynamomètres, welches seinen Ruf begründet hatte, und auf den er stolz seyn konnte, würde ihn außerordentlich gekränkt haben. So geht es aber mit den Fortschritten der mechanischen Wissenschaft. Eine Erfindung wird von einer bessern verdrängt, und man erkennt erst dann die Fehler der ältern, wenn eine bessere aufkommt. Der Preis für die wichtigste astronomische Entdeckung kann hauptsächlich nur von den Vorstehern der öffentlichen Sternwarten errungen werden, und da die Vorsteher der Pariser Sternwarte alle oder doch fast alle Mitglieder der Akademie sind, folglich nicht concurriren können, so ist nicht zu verwundern, daß dieser Preis bald in dieser, bald in jener Weltgegend errungen wird. Diesmal wurde er zweien wahrlich nicht benachbarten Astronomen, nämlich dem Direktor der Sternwarte in Neuholland, Dunlop, und dem Direktor der Breslauer Sternwarte, Boguslawski, zuerkannt; Ersterer hat zwei und der Andere einen neuen Kometen entdeckt. Das Aufsuchen der Kometen ist sehr stark im Gange bei den Astronomen, und die kleinen Journale spaßen zuweilen, wenn sie nichts Besseres unter den Händen haben, über die Dénicheurs des comètes. Nach dem Vorlesen der ertheilten Preise und der neuen Preisaufgaben hielt Charles Dupin, welcher den Vorsiz hatte, eine Rede über einige Fortschritte der mathematischen Wissenschaften seit 1830. Ch. Dupin versteht es vortrefflich, die gelehrten Sachen in einem Glanzpunkte zusammenzufassen. Besonders rühmte er den Einfluß der mathematischen Wissenschaften auf die Verbesserung der Landkarten, auf den Weg- und Brückenbau. Die große Landkarte Frankreichs soll nicht so sehr ihrer Ausdehnung und des schönen Stiches halber, als wegen ihrer großen Genauigkeit ein Meisterstück werden. Flourens, der Sekretär der Akademie, verlas darauf eine lange Lobrede auf den Grafen Chaptal, einen der durch die Revolution emporgekommenen Männer, dem Frankreich Vieles verdankt; und der sich auf eine so praktische Art seinen Mitbürgern nüzlich erwiesen hat, daß sie sein Andenken stets in Ehren halten sollten; und dennoch ist das Ende seines Lebens durch Kummer verbittert worden, den man durch ein öffentliches Zeugniß von Theilnahme hätte lindern können, und nicht gelindert hat. Als praktischer Chemiker hat er unendlich viel für die Verbesserung des Nationalgewerbfleißes gewirkt; sein stetes Augenmerk ging dahin, die Industrie zu Hervorbringung desjenigen anzufeuern, was man sonst mit großen Kosten aus der Fremde bezog. In dieser Hinsicht war Chaptal ein so wichtiger Mann für Napoleon während des langen Kriegs wider England und während der Continentalsperre. Das Fabriziren des Salpeters hat durch ihn, Berthollet und Monge einen ganz besondern Schwung in den Revolutionskriegen bekommen. Durch ihn ist die schöne türkische Rothfärberei in Frankreich einheimisch geworden, und der Runkelrübenzucker zuerst verfertigt worden. Eben so wurde das Fabriziren des Alauns ein Zweig des französischen Gewerbfleißes. Seine „auf den Ackerbau angewandte Chemie“ hat nicht allein Frankreich, sondern ganz Europa über die vorzunehmenden Verbesserungen und Fortschritte belehrt. Als Minister des Innern während der Revolution hat er sich noch viele andere Verdienste um sein Vaterland erworben. Er war es zuerst, der genaue Statistiken der Departements Frankreichs zu entwerfen befahl, und als Muster die ersten anfertigen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 8:
Der Trichter.

Charade.

(Homonymisch.)

1.

Ein Stamm und ein Stab und ein dummer Gesell;

2.

Ein Gewinn, ein Erreger der flüchtigen Well',
Ein glänzendes Pärchen am Himmel dazu.

1. 2.

Sie binde zusammen, so hast du im Nu
Den Widerspruch
In der Köchin Buch,
Ein hölzernes Eisen
Von fasten und speisen;
Und der dumme Gesell
Ist auch noch zur Stell';
Erst war er nur dumm,
Nun ist er auch stumm.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 18. Januar 1830.

Es ist, als ob, seitdem im sechzehnten Jahrhundert der Welthandel sich von hier fortzog, der Gang der Zeit gestockt hätte. Das Alte scheint, wie in einem Pompeji des Mittelalters, verschüttet und geschützt und jezt erst wieder aufgedeckt zu seyn. Es ist aber nicht das Malerische der Ruinen oder der Enge, sondern ein heiteres, fröhliches Bild.

Schnaase.

Antwerpen.

Von Alfred Reumont.

Von der imponirenden Höhe der Imperiale einer der gewaltigen Diligencen von Van Ghend und Cie, sah ich an einem heitern, sonnenhellen Septembermorgen auf die reinlichen Straßen Mechelns hinab. Der Zeiger der colossalen Uhr an dem Thurm der Cathedrale wies eben auf acht, als ich vorbeifuhr. Bald lag Belgiens altberühmter Metropolitansitz hinter mir, und um mich her dehnte sich die weite, unabsehbare Ebene aus, welche sich nach den Ufern der Schelde hin erstreckt. Alles lachte und blühte mit dem frischesten, saftigsten Grün, überall Getreidefelder, Gärten, fette Wiesen, durch welche die breite, ganz flache, vortrefflich chaussirte Straße hinzog, auf welcher der Wagen, groß und mit Menschen gefüllt und dabei schwer bepackt, und doch nur von drei Pferden gezogen, leicht und sanft dahinrollte. Wie gedenkt man dabei mancher deutschen Heerstraßen, auf denen die Barrieren ein Luxusartikel sind und wo die an den Seiten aufgeschichteten Steinhaufen bloß da sind, um den in jeder halben Minute vom harten Sitz emporgeschnellten Reisenden um so mehr empfinden zu lassen, daß es doch gut wäre, wenn man für den Wegbau etwas thun wollte. Bei Waelhem führt eine Brücke über die Nethe; andere geleiten über langsam dahinfließende Gewässer und Gräben, die das Land, in welchem der unausgesezt angestrengte menschliche Fleiß die Hindernisse eines ursprünglich etwas sandigen Bodens vollkommen zu meistern gewußt hat, nach allen Richtungen bewässern. Die Dörfer, durch welche man kommt, namentlich das ansehnliche Contich, überraschen durch ihre wohnlichen, nicht selten schönen und eleganten Häuser, durch die große Reinlichkeit, welche man überall antrifft. Das ganze Land umher scheint ein Garten, in welchem einzelne freundliche Anlagen sich wie Boskette herausstellen. Große Regsamkeit herrschte überall: mehrere Telegraphen, auf hohen hölzernen Gerüsten manövrirend, Eigenthum Antwerpner Handelshäuser, zeigen, wie man hier die Zeit nach Minuten berechnet, und unterhalten eine immerwährende Verbindung mit der Hauptstadt; über ein halbes Dutzend Eilwagen, verschiedenen Unternehmern gehörend, rollten in der Richtung von Brüssel an uns vorüber, alle bis hoch hinauf voll Menschen; eine Menge Equipagen fuhren hin und her. Belgien, namentlich die meistens ganz flachen Provinzen Flandern, Antwerpen und Brabant, ist das wahre Land der Diligencen: ohne Regierungsmonopol, sind sie Privatleuten und Gesellschaften in Entreprise gegeben, und einer sucht es dem andern zuvorzuthun. Daher kommt es, daß man namentlich von Brüssel aus fast zu jeder Stunde des Tags Gelegenheit zur Weiterbeförderung hat, daß die Wagen

großentheils vortrefflich und die Preise sehr billig sind. Für fünf Francs fährt man von Antwerpen nach Gent, für vier von Gent nach Brüssel, welche beiden Städte neun französische Poststunden von einander entfernt liegen; für acht Francs von Brüssel nach Lüttich, ein Weg von neunzehn Stunden. Und dabei kann man Gepäck mitnehmen so viel man will, und die Posterpedition wägt nicht die Hutschachteln der Reisenden, wie es in Deutschland hie und da Mode geworden. Freilich ist man bei den belgischen Posten oft nicht ganz so accurat, was dagegen in Deutschland die glänzende Seite genannt werden muß, und bei der Wohlfeilheit des Preises trifft man nicht immer die feinste Gesellschaft, womit es übrigens auch anderwärts nicht selten Noth hat.

Schon bevor man Berchem, das lezte Dorf auf dieser Seite, erreicht, sieht man den schlanken Thurm des Antwerpner Doms, welcher sich mit seinem colossalen Kreuze in die Luft erhebt. Vor der Kirche von Berchem steht das Monument des Grafen Merode, welcher hier im Jahr 1830 bei einem Scharmützel mit den holländischen Truppen fiel. — Nun verkündet Alles die Nähe einer großen Stadt: die Wohnungen zu beiden Seiten der Straße mehren sich, Landhäuser sind von hübschen Gärten umgeben, Thürme steigen aus der grünen Niederung empor, und man erreicht endlich, mit Bedauern, daß die angenehme Fahrt schon zu Ende ist, den Grenzstein des Antwerpner Stadtgebiets, auf welchem eine Hand an die Sage erinnert, durch welche der Name erklärt wird. Ein ungeschlachter Riese hauste einst auf den noch wüsten Ufern der Schelde und sezte die Wanderer auf seiner Barke über. Waren sie aber zu arm, das schwere Fährgeld zu zahlen, welches er von ihnen für den Dienst einforderte, so stiegen die Unglückseligen nur mit einer Hand an's jenseitige Ufer. Da kam der tapfere Brabon in's Land, welcher der nachbarlichen Provinz Brabant ihren Namen gab; er ließ sich, ein neuer Theseus, mit dem Ungethüm in einen Kampf ein. Diesem erging's wie den armen Reisenden, welche er mißhandelt hatte, und seine in den Fluß geschleuderte rechte Hand verlieh der nachmaligen Stadt die Benennung. — Zwischen drohenden Wällen und ausgedehnten Vorwerken hindurchfahrend, gelangt man an das Thor, über welchem man noch, eine Reliquie vergangener Tage, das spanische Wappen mit dem Non plus ultra erblickt. Nun ist man in den schönen Straßen der Stadt.

Antwerpen ist eine Handelsstadt, aber keine Handelsstadt wie Livorno oder Triest, wo Magazine und frisch übertünchte Häuser Alles sind, was man sieht, Kaufleute und Mäkler Alles, worauf man stößt, Geschrei von Lastträgern, und interessante Dialoge über den Curs Alles, was man auf Straßen und in Cafés vernimmt. Nein, hier hat die Gegenwart mit all ihrer Regsamkeit nicht vermocht, das Mittelalter zu verdrängen: hier ist noch die hanseatische Handelswelt, hier kann man noch an die Zeit glauben und von den Tagen träumen, wo die Schätze Asiens aus den halb fabelhaften Ländern, welche Marco Polo besuchte und beschrieb, hieher den langen Weg durch das südöstliche Europa nahmen, als Aleppo und Damascus nur Mittelplätze zwischen Iran, Bagdad und Constantinopel waren; als Salonichi, Brussa, Trapezunt und Caffa Webereien und Wollentücher aus Flandern und Frankreich gegen die Goldgewebe Cairo's und der Khalifenstadt, die Perlen und Edelsteine Indiens, die Seidenzeuge Kleinasiens, das Pelzwerk der Küsten des schwarzen Meers eintauschten, als die Peruzzi, Strozzi und Medici die Rothschilds von Europa waren. Hier ist das Alte friedlich mit dem Neuen gepaart, und keines thut der Schönheit des andern Eintrag: die Place de Meir, breit und von ansehnlichen, zum Theil prächtigen modernen Gebäuden umgeben, ist einer neuen Hauptstadt würdig, während in ihrer Nähe die Börse in ihren, von zahlreichen, mannichfach und phantastisch verzierten Säulen umgebenen Hallen, über denen eine Reihe von Gemächern ruht, das sechzehnte Säculum beherbergt. Vier Eingangsthüren führen in das Innere des regelmäßigen Gebäudes, welches andern ähnlichen zum Muster diente. Manche Straßen sind eng und winkelig, wie in den italienischen oder den alten deutschen Reichsstädten, so daß es bisweilen scheint, als wolle man dem Sonnenlicht den Zugang wehren, wie im Bechergäßchen zu Köln oder im Borgo degli Albizzi zu Florenz; da heben sechs bis sieben Stockwerke hohe Häuser Giebel neben Giebel empor, auf beiden Seiten eine Art Treppenlinie bis zu der vielfach gestalteten Spitze bietend; da trifft man niedrige Fenster und kleine runde, mit Blei eingefaßte Glasscheiben; da liest man über den Thüren bescheidene Aushängeschilder in der alten Landessprache, welche von dem stolzen Französischen immer mehr gedrängt wird, ohne sich verdrängen zu lassen. Hier scheint das wohlhabige Spießbürgerleben, das engumgrenzte, aber tüchtige Philisterthum des Niederländers, dessen tiefe Wurzeln keine Revolution in Politik und Gesellschaft ganz auszurotten im Stande war, so recht zu Hause zu seyn, und in einer lezten Wagenburg auch den Stürmen des neunzehnten Jahrhunderts noch lange Troß bieten zu wollen, während Brüssel seinen Charakter als brabantische Stadt aufgegeben hat, und unter den Augen seines majestätischen Rathhauses und seines ernsten Doms von St. Gudula leichtfertig mit dem Franzosenthum und ausländischer Art und Sitte kokettirt. Und zu diesem ausgeprägt eigenthümlichen Wesen paßt denn auch vortrefflich das Glockenspiel, welches jede Viertelstunde vom Thurme von Notre-Dame ertönt, mit dessen aus sechzig Stimmen und Stimmchen bestehenden Geläute der

Wind oft ein loses Spiel treibt, und den hoch über der Stadt schwimmenden und verhallenden Tönen eine Abwechselung und Modulation ertheilt, welche die Melodie selbst ihnen zuweilen verweigert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

Eduard Giabelli gehörte zwar keineswegs zu den Männern, welche in einem Duell nur eine ganz alltägliche Sache sehen und sich es zur Ehre rechnen, bei jeder unbedeutenden Veranlassung schlagfertig zu seyn. Im Gegentheil erschien seinem rechtlichen Sinn und seinem edeln Herzen diese Sitte, sich selbst auf Gefahr zweier Leben hin Genugthuung zu schaffen, verwerflich, und er hatte es stets vermieden, einen entstandenen Streit auf solche Weise zu schlichten. Als aber Spinosa's Ausforderung in den allerbeleidigendsten Ausdrücken, und mit allem ausgerüstet, was den friedfertigsten Menschen zu reizen vermochte, ihm übergeben wurde, als er sich beschuldigt sah, daß er eigennützig und mit tückischer Schlauheit den Untergang eines liebenswürdigen, schuldlosen Wesens herbeigeführt habe und nun in dem Raube schwelge, den er erobert — als er diese Behauptung mit nur zu vieler Wahrscheinlichkeit durchgeführt und sich mit dem Titel des niederträchtigsten Feiglings bedroht sah, wenn er sich nicht, die Pistole in der Hand, von dieser Anklage zu reinigen bereit sey, da scheiterte jeder Grundsatz, jede berechnende Klugheit, und im brausendsten Unwillen, mit dem Entschlusse, zu vernichten oder vernichtet zu werden, fand er sich zu der festgesezten Stunde auf einem einsamen, unweit der Stadt gelegenen Platze ein.

Diese Stimmung änderte sich indessen, als er seinem Gegner gegenüber stand und seine jugendlich schöne Gestalt in's Auge faßte. Diesen Mann hatte er als Knabe geliebt und vorgezogen, sie hatten gemeinsam die schönste Zeit des Lebens durchlaufen; er wußte, daß sein Vater, ein würdiger Greis, den einzigen Sohn schmerzlich vermißt, daß er ihm mit namenlosem Verlangen entgegengesehen hatte; und diesen Menschen sollte er nun in frevelhaftem Spiele zerstören, sollte den Fluch des kinderlosen Vaters, das Cainszeichen auf seine Stirne laden und dieses mit sich führen sein Lebenlang? Und wenn er sich an Spinosa's Stelle dachte, konnte er ihm seinen Groll, seine Wuth verargen? Er hatte ja in der That die Blüthe, nach welcher dieser mit aller Leidenschaftlichkeit seines Landes und Alters strebte, muthwillig zerrissen und weggeworfen! Und er sollte bei seinem Recht des ersten Schusses dieses Leben gefährden? Mit nichten!

Graf Eduard Giabelli hatte, absichtlich fehlend, seine Pistole losgedrückt. Spinosa, ohne Giabelli's Schonung berücksichtigen zu wollen, schlug auf dessen Brust an, brannte los, und der Schuß streifte leicht den Arm unsers Helden. Jezt traten die Sekundanten zusammen und erklärten, daß der beiderseitigen Ehre durch Eduards Wunde genug geschehen sey. Dieser zeigte sich ebenfalls geneigt, die Hand zur Versöhnung zu bieten; Spinosa aber schrie mit zornbebender Stimme, mit vor Wuth funkelnden Augen: „Wie, so kindisch sollte eine Sache enden, die auf Leben und Tod gemeint ist? Dieser Mensch, der mit kaltblütiger Grausamkeit das lieblichste aller Geschöpfe zu Grunde gerichtet hat, sollte ohne Strafe bleiben? Nein, meine Herren, Einer von uns nur verläßt lebend diese Stelle. Auf, Giabelli! an Ihnen ist es, zu schießen! Treffen Sie besser, wenn das böse Gewissen es Ihnen zuläßt!" — Auch jezt noch wollte Graf Eduard schonen, und richtete die Mündung seiner Waffe wieder an seinem Feinde vorüber; aber — wer möchte sagen, daß in solchen Augenblicken der Zufall walte? daß nicht viel eher ein dunkles Verhängniß herrsche? — In dem entscheidenden Augenblicke machte Spinosa eine fast unmerkliche Bewegung, und die Kugel traf seine Seite. Blutend stürzte er zusammen, und ging nach wenigen Sekunden zu völliger Bewußtlosigkeit über.

Es ist nicht unsere Sache, solche Auftritte zu zeichnen. Darum eilen wir auch schweigend über die erste Bestürzung, über die vergeblichen Bemühungen, den Verwundeten zur Besinnung zu bringen, und Giabelli's dumpfe Verzweiflung hinweg, die ihm nicht erlaubte, an sich und seine Sicherheit zu denken.

Wir finden den Unglücklichen in einem, zwei Stunden von der Stadt gelegenen Wirthshause wieder, wo einer der Sekundanten den mehr als halb Verwirrten unter Aufsicht hält, während der andere dem alten Grafen Kunde von dem traurigen Ereignisse gegeben hat. Wir sehen den gebeugten Greis in finsterer Nacht mit dem nöthigen Gepäcke und einem treuen Diener anlangen und mit jammervollem Herzen den lezten, zu Grunde gegangenen Ueberrest seines Familienglücks betrachten. Die Morgenröthe hatte ihre rosigen Strahlen kaum im Osten zu entfalten begonnen, als Eduard, von seinem Oheim mit den nothwendigsten Bedürfnissen, mit Briefen nach Deutschland und Wechseln, auf einen andern Namen gestellt, versehen, von ihm unter den schmerzlichsten Empfindungen gesegnet, schon weit von seinen heimathlichen Fluren entfernt war. Der alte Mann hatte das Gefühl der Selbsterhaltung aufzurufen gesucht. „Du weißt," hatte er ihm gesagt, „daß die Familie Spinosa nicht ermangeln wird, Allem aufzubieten, um ihre Rache zu befriedigen, und daß du im schlimmsten Falle, wenn der junge Marchese wirklich sterben sollte, vielleicht in Europa nicht mehr sicher bist. Zwar wäre der alte

Alessandro wohl zu edel zu solcher Verfolgung, aber der wilde General, der seinen Neffen vergöttert, der würde nicht ruhen, bis er dich erreicht, dich der Härte des Gesetzes und mich einem verzweiflungsvollen Ende preisgegeben hätte." Diese und ähnliche Vorstellungen hatten aber nur geringen Eindruck auf den armen Eduard gemacht, dessen ohnehin schon zur Schwermuth gestimmte Seele durch das Bewußtseyn eines, wenn auch willenlosen Mordes, ganz niedergedrückt war. In dumpfer Betäubung hatte er von seinem Oheim Abschied genommen und sich seitdem der Leitung seines wohlunterrichteten Bedienten überlassen, ohne sich um den Weg zu kümmern, den dieser einschlug. Aber an den Ufern des Ticino angelangt und im Begriffe, sich auf dem Lago maggiore einzuschiffen, stürzte der Bediente unglücklicherweise mit dem Pferde und ward bedeutend genug verlezt, um einem wochenlangen Krankenlager entgegen zu sehen. Um seinen Herrn bekümmert, beschwor er ihn, seinen Weg unter der Begleitung eines Führers fortzusetzen, und dieser Unfall hatte den Grafen so weit seinem peinlichen Hinbrüten entrissen, daß noch einmal in ihm der Instinkt des Lebens, und mit diesem das Bewußtseyn erwachte, daß Caspars Rath befolgt werden müsse. Bei der frisch erregten Geistesthätigkeit drängte sich ihm der Gedanke auf, wie unvorsichtig es wäre, auf gebahnter Straße muthmaßlichen Verfolgungen entrinnen zu wollen, und indem er die Landkarten befragte, um eine veränderte Reiseroute zu bestimmen, fiel ihm die Nähe des Ortathales auf, und alle die Schilderungen, welche Anselm von den patriarchalischen Sitten und der Gutmüthigkeit der Einwohner gemacht hatte, standen anziehend vor seiner Erinnerung. Er war sogleich entschlossen, durch dieses wenig besuchte Land seinen Weg nach der Schweiz zu nehmen, und trat mit einem kundigen Führer denselben an. Bald aber fand er Ursache, dem mitgenommenen Begleiter nicht zu trauen, und zu besorgen, daß er zu jedem Verrath fähig sey. Darum ließ er ihn am Fuße der Berge und entwich ihm mit Zurücklassung seines Gepäckes, suchte nun ohne Führer, so gut es gehen wollte, auf Fußpfaden zwischen die Gebirgsmassen zu dringen, und gelangte nach unsäglichen Mühseligkeiten in das Stronathal, wo er, ohne den sichtlichen Beistand einer höhern Hand, dem gewissen Tode nicht entgangen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Chaptal. Die geographische Gesellschaft.

Unter Chaptals Ministerium wurden der Manufakturrath, der Akerbaurath und der Handelsrath errichtet, die Gewerbeschule angelegt, das Gewerbeconservatorium zu Paris angeordnet, und der Pflanzengarten besser gestaltet; kurz, eine Menge nützlicher Einrichtungen sind auf seinen Befehl oder durch seinen Antrieb entstanden, und die Nachwelt zieht den Nutzen aus seinen Anlagen. Während der Restauration konnte er dem Staate hauptsächlich nur als Mitglied der Pairskammer nützlich seyn. Hier stattete er manche Berichte über Dinge ab, die ihm geläufig waren. Sein Lobredner rühmt es ihm nach, daß er als Pair nur von den Sachen gesprochen habe, die er genau kannte. Wahrscheinlich gibt es andere Pairs, die auch wohl über Dinge sprechen, wovon sie wenig verstehen, oder womit sie sich wenigstens niemals abgegeben haben. Die Pairskammer konnte aber einen so thätigen Geist, wie Chaptal, nicht hinreichend beschäftigen. Seine Neigung trieb ihn stets, Versuche zur Verbesserung des chemischen Verfahrens bei den Gewerben anzustellen. Dies hatte ihn bewogen, zu Clichy neben Paris eine Fabrik von chemischen Produkten anzulegen. Sein Zweck war, dieselbe durch seinen Sohn leiten zu lassen, und sie ihm hernach zu übergeben. Wenn irgend ein Mann fähig war, eine solche Fabrik auf eine für ihn und die Theilnehmer vortheilhafte Art zu führen, so war es gewiß Chaptal; seine großen chemischen Kenntnisse flößten allgemeines Zutrauen ein, und es fanden sich Kapitalisten genug, um Aktien zu diesem Unternehmen anzukaufen. Und dennoch schlug die Spekulation fehl, und die allgemeine Erwartung wurde gänzlich getäuscht; die Fabrik mußte ihre Zahlungen einstellen, die Aktieninhaber kamen um ihr Geld, und Chaptal hatte den Kummer, sein Wort nicht halten zu können. Es kann seyn, daß ungünstige Umstände, die kein Kaufmann und kein Fabrikant vorhersehen kann, den Fall des Unternehmens bewirkt haben; andernseits ist es aber auch möglich, daß Chaptal ein vortrefflicher Chemiker, ein ganz vorzüglicher Minister des Innern, und dabei ein schlechter Spekulant seyn mochte. Nicht Allen ist Alles von der Natur gegeben, und zuweilen bringt es im Fabriziren ein mittelmäßiger Kopf, der nie einen Schritt wagt, ehe er des Gelingens so ziemlich sicher ist, viel weiter, als der Gelehrteste, der die Sachen von einem hohen Gesichtspunkte übersieht, und darüber die geringen Umstände vernachlässigt, welche der Sache zuweilen den Ausschlag geben.

Vor Kurzem hielt die geographische Gesellschaft eine öffentliche Sitzung. Es waren einige merkwürdige Reisende zugegen. Besonders richteten sich die Augen der Zuhörer auf die beiden englischen Seefahrer Roß und Basil Hall, die das Weltmeer so ziemlich um- und durchschifft haben. Ersterem wurde das Diplom als Mitglied der Gesellschaft überreicht. Seine lezte Reisebeschreibung ist hier einmal im Original abgedruckt und zweimal übersezt worden; dennoch findet sie das Pariser Publikum nicht sehr anziehend. Aber der Mann hat so viel ausgestanden, hat so viele Beharrlichkeit und Unerschrockenheit gezeigt, daß er unter die berühmten Seefahrer gerechnet zu werden verdient. Jaubert, Verfasser der Beschreibung einer Reise in Armenien und Persien, hatte den Vorsitz. Ihm hat die geographische Gesellschaft die Uebersetzung Edrisis übertragen, so wie ein anderer Orientalist, Reynaud, für dieselbe Gesellschaft angefangen hat, Abulfeda zu übersetzen. Es wurde aber in dieser Sitzung darüber geklagt, daß nur Ein Codex des Edrisi in Paris vorhanden, und häufig unleserlich und undeutlich sey, so daß die Uebersetzung nur langsam vorrücke.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 19. Januar 1836.

— Those runagates!
Means he not us?

Shakespeare.
Cymbeline.

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

Die herrlichen Spitzen des Monte Rosa glänzten bereits im Lichte der Frühsonne, als unsere Wanderer eine der Barken bestiegen, die in großer Anzahl an allen Landungsplätzen des Ortasees zu finden sind. Noch hüllte zwar die Morgendämmerung diesen und seine Umgebungen in Schatten; noch hatte das Leben des Tags die Fittiche der Nacht nicht abgeschüttelt, und nur hin und wieder öffnete ein Schiffer oder Fischer träge den Fensterladen und bot gähnend einen guten Morgen; aber Anselm seufzte dennoch heimlich über die Verspätung, die des Grafen kranker Fuß veranlaßt hatte, und fand sich in der Hoffnung getäuscht, vor Anbruch des Tages unbegleitet und unbeachtet einen Theil der Wasserstraße zurückzulegen. Es hatten sich gleich ihnen zwei Reisende am Ufer eingefunden, welche an der Ueberfahrt Theil zu nehmen begehrten, als sie den Schiffer den Nachen rüsten sahen, und Anselm durfte, ohne sich verdächtig zu machen, nicht durch Geldanerbietungen sich dieser unwillkommenen Geleitschaft entheben. Den Grafen in den Hintergrund des Fahrzeuges drängend, sezte er sich mit Theresen vor ihn hin und schob das Gepäcke zwischen sich und die übrigen Leute, so gewissermaßen einen Wall gegen den Feind bildend.

Eine halbe Viertelstunde war in tiefem Schweigen hingegangen, nur durch den taktmäßigen Ruderschlag unterbrochen, der die ruhigen Fluthen leicht theilte. Jezt aber begann der hellere Tag sein schönes Licht auch in die Tiefe des Thales zu senken, freundliche Strahlen beleuchteten die felsigen Höhen, schwebten auf einzelnen Wiesenstreifen, hoben hie und da Gruppen von Kastanien und Nußbäumen aus den sie umringenden Schatten hervor und blinkten über die rothen Dächer der höher gelegenen Landhäuser hin. Immer reizender entschleierte sich die himmlisch schöne Gegend, immer feierlicher gestaltete sich das Erwachen der Natur, und Graf Eduard fühlte ihre Anziehungskraft und die Wirkung des friedlich heitern Morgens auf seine Seele so wohlthätig, daß er eine leise Unterredung mit Anselm begann, welcher, ein erfahrner Cicerone, ihm die Namen und Merkwürdigkeiten der umliegenden Orte nannte.

Während der treue Begleiter das Auge des, aus seinem Dumpfsinn erwachten Reisenden bald auf Miasino und Ormeno, bald auf die Insel von Orta, bald auf die Städtchen Omegna und Ameno leitete, bald wieder mit dem bezeichnenden Finger nach den Weilern Piscone, Agrano und Bassola wies, deren Dächer so eben von der Morgensonne erglänzten, waren die unberufenen

Gefährten in ein tiefes und wie es schien wichtiges Gespräch gerathen. Lange hatte ihr lebhafter, aber leiser Verkehr Niemanden aufmerksam gemacht, aber als sie, durch Anselms lautes Schwatzen dreister geworden, sich unbeachtet glaubten, ließ Therese, die am wenigsten beschäftigt war, keines ihrer Worte mehr unbehorcht. „Sey kein Narr!“ sprach der Eine zum Andern halblaut, „es ist ja keine Gefahr dabei. Sagte ich dir nicht, daß das vollkommenste Recht auf Seite derjenigen sey, die das verscheuchte Wild suchen? Der Mann, welchem sie nachspähen, ist ein Mörder, der nicht entkommen darf, soll er nicht neues Unheil anrichten, und mithin ist es ein um so verdienstlicheres Werk, uns anzuschließen, da wir mit dem Füllen unserer leeren Geldbörsen zugleich eine christliche, Gott wohlgefällige That verrichten, für die uns der Pfarrer von Gravellona gern einen jährigen Ablaß ertheilt.“ — „Du redest, wie du's verstehst,“ erwiderte der Andere, „und man sieht wohl, daß du keine Gelegenheit gehabt hast, diese Gebirge und ihre Bewohner kennen zu lernen. Hier ist es nicht wie in unserer Gegend, wo überall Hand geboten wird, wenn man verdächtige Personen aufsucht. Als ob die Händel mit der Polizei dem Fremdling das Bürgerrecht ertheilten, so bestreben sich Alle hier, ihm gefällig zu seyn, und Jeder, der sich in der christlichen Welt um seiner Sünden willen nicht mehr behaglich findet, wird sich in dieser niemals vergeblich nach Schutz und Hülfe umsehen. Diese Männer, die der Ost und West, der Nord und Süd zusammengeweht zu haben scheint, die alle Sprachen der Erde reden, und außer ihrem Vaterlande recht wohl wissen, wie sie sich zu benehmen haben, sind ein unbändiges Volk, sobald sie ihre Heimath betreten. Stolz auf die Freiheit, die ihrem Boden die Angewöhnung eher als das Gesetz zugesteht, würden sie dieser in keinem Falle zu nahe treten lassen. Der Unschuldige wie der Verbrecher findet hier eine Zuflucht, was denn die vielen heimlichen Pfade, die Höhlen und Bergplätze in dem Gebirg noch begünstigen, und wenn es uns und deinen Helfershelfern auch gelänge, uns des Gesuchten zu bemächtigen, so würde die ganze Bevölkerung gegen uns auftreten, sogar die Weiber und Kinder würden ihre Rechte vertheidigen und uns den Spott zum Schaden lassen. Nein, nein, in dem Thale von Orta und seinen Schluchten muß man keine Gefangene machen wollen!“

Der Eifer, mit welchem diese Worte gesprochen wurden, hatte zuletzt den Redenden ganz die gewöhnlichen Klugheitsregeln aus den Augen setzen und vergessen lassen, daß noch andere Ohren ihn hören konnten, als die dazu Eingeweihten, und wie dies unter gemeinen Menschen oftmals geht, glaubte der Andere seine Antwort eben so laut geben zu müssen. „Glaubst du denn wirklich, man sey in dieser Sache so ganz unbesonnen zu Werke gegangen?“ fragte er zürnend. „Gescheitere als du und ich haben dabei gehandelt und ihr Möglichstes gethan, daß sie nicht mißlinge. Den Geist der Bewohner kennt man sehr gut und hat ihn berechnet; denn nicht in volkreichen Städten, nicht da, wo Menschen sind, will man den Beklagten fangen, sondern es sind überall Leute zerstreut, die jeden Fremden beachten und schnell Nachricht bei der geringsten Vermuthung geben sollen, damit der Thäter an unbewohnter Stelle geräuschlos aufgehoben und weggebracht werde. Der lange Herr, der so emsig bemüht ist, die Spur des Entflohenen aufzusuchen, hat mich noch gestern versichert, jede Straße sey bewacht, jeder Ausgang besezt, und....“ Bei diesen Worten streifte des unbedachten Redners Auge forschend die hinter ihm sitzende Gruppe, auf die ein Zeichen seines Gefährten ihn aufmerksam gemacht hatte. Therese war freilich klug genug gewesen, durch keinen Laut, keine Geberde das Gespräch zu unterbrechen, das so anziehend für sie zu werden begann; allein ihr Schweigen selbst machte ihn aufmerksam, er bemerkte ihren sonderbar aufgeregten Blick, hörte einige Worte der Redenden, die ihm über des Mädchens Benehmen Aufschluß gaben, und zulezt ward der Wunsch, mehr zu vernehmen, so stark, daß er unwillkührlich zu sprechen aufhörte. Geleitet durch den weiblichen Instinkt, hatte Therese zwar augenblicklich die entstandene Stille durch Fragen unterbrochen, und Anselm, ihre Absicht begreifend, antwortete ihr laut und weitschweifig, aber ihrem unbefangenen Wesen zum Trotze, verloren die beiden Reisenden ihre mißtrauische Verlegenheit nicht, betrachteten von Zeit zu Zeit ihre Gefährten mit forschendem Auge und sezten die Unterredung nur leise fort, die zu erlauschen den andern so wichtig war. Weit entfernt aber, sich durch diese sichtliche Veränderung irre machen zu lassen, schwazte Therese heiter fort, trieb Possen, in welche sie sogar die Schiffer verflocht, gab sich ihnen ungesucht als Anselms Braut kund, kurz, sie plauderte und scherzte so anmuthig, daß sich allmählich lautes Lachen im Schiffe verbreitete, und selbst die beiden verdächtigen Personen, jeden argen Gedanken verlierend, harmlos einstimmten. Schon war es dem besonnenen Mädchen gelungen, einige Fragen von ihnen beantwortet zu sehen, schon wußte sie, daß man ebenfalls in Omegna auszusteigen gedenke, und wollte nun wichtigere Erkundigungen beginnen, als ein lautes „Hallo! Schiffer, wartet, wartet!“ über den See her tönte, und ein bemannter Nachen, der vom Ufer abfuhr, Anselm einen unwillkommenen Aufenthalt vermuthen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Antwerpen.

(Fortsetzung.)

Mit der Gattung der Architektur scheinen auch die Funktionen des Cultus innig verschwistert. Der katholische Kirchendienst, welcher sich hier mit all seinem Gepränge erhalten hat, bedarf der alterthümlichen Umgebung, um sich in seiner ganzen Feierlichkeit zu zeigen: so wird er ernst und erhaben, so wirkt er mächtig auf unsere Einbildungskraft, so gewinnt Manches Sinn, Bedeutung und Schönheit, was in den meisten unserer modernen Kirchen, diesen halbheidnischen Zwittergeschöpfen, zur leeren, nichtssagenden Form wird. Wenn beim Nachmittagsdienste das lezte, dämmernde Licht des Tages durch die hohen Kirchenfenster fällt, tausende von Wachskerzen vor den zahlreichen Heiligenbildern und Altären brennen und die Gestalten der Gemälde in unsichern Umrissen erscheinen lassen, die massiven Pfeiler riesige Schatten werfen, Weihrauchduft die kühnen Wölbungen halb verhüllt, dann muß man die tiefen Klänge der Orgel hören, welche die Worte der Litanei begleitet, und der Prozession beiwohnen, welche, ein großes, reichgekleidetes Madonnenbild tragend, durch die langen Gänge dahinzieht, Priester in schweren, prächtigen Gewändern und unter dem Baldachin einherschreitend, weißgekleidete Chorknaben, die silbernen Weihrauchfässer schwenkend, zahlreiche Gläubige, Fackeln tragend, welche Wände und Altäre, Bildsäulen und kniende Andächtige mit einem schwankenden rothen Scheine beleuchten.

Es erregt eine eigenthümliche Empfindung, in dem vorzugsweise alterthümlichen, aber so gut erhaltenen, als reinlichen Theile von Antwerpen umherzuwandern, und ich pries in der Stille jene alten wackern Baumeister und braven Bürger, welche diese Mauern so tüchtig errichtet, diese Häuser so wohnlich gemacht und so solid ausgestattet, daß noch die Jeztwelt sich so behaglich darin fühlt, daß es ihr nicht eingefallen ist, die himmelanstrebenden Giebel herunterzuwerfen, die steinernen Zierrathen, Blumen, Engel und anmuthigen Rosetten weghauen zu lassen, und an die Stelle unsere modernen charakterlosen Wohnungen hinzusetzen, welche eine Säule vom Erechtheion und ein Fenster von Sir Christopher Wren, ein Carnieß vom Cronaca und eine Treppe vom San Gallo geborgt haben, zum Ueberfluß die Leuchte des Demosthenes auf's Dach stellen, und die zum Straßensperren dienenden, kolossalen Eisenringe der Florentiner Palläste nicht vergessen, und sich dann auf dies Hachis ihres aus Osten und Westen zusammengebettelten Reichthums was zu gute thun, während sie manche „im modernen Styl“ ausgeschmückte Stadt zu einer schreiend bunten Musterkarte machen. Nun wohl, ihr armen und verhöhnten Geschmacklosen, die ihr vor manchen Wunderwerken unserer Tage zwar ohne Bewunderung, wohl aber mit Verwunderung gestanden, geht zu euerm Trost nach Flandern und Brabant, tretet vor das Rathhaus in Löwen, vor das alte Haus der Schifferzunft am Quai aux herbes zu Gent, ja selbst — lacht nur nicht — vor die ehemalige Fleischhalle Antwerpens, die mit ihren Eckthürmchen und ihrer ungewöhnlichen Bauart, ihren breiten Fenstern und dem Muttergottesbilde über dem Eingange eine so ganz sonderbare Figur macht. Am liebsten aber sucht die Cathedrale auf, deren wunderschönen Thurm ihr von vielen Orten aus über alle übrigen Gebäude hinwegragen sehen könnt, am besten aber von dem freien Platz vor dem Haupteingang, oder von der mit Bäumen bepflanzten Place verte, wo ihr das von vielen Capellen umgebene rechte Seitenschiff der prächtigsten Kirche der Niederlande vor euch erblickt.

Vielleicht können nur Straßburg, Freiburg und St. Stephan in Wien mit diesem Meisterwerke einer kühnen und phantasiereichen Architektur wetteifern. Zu einer Höhe von 466 Fuß erhebt sich der Thurm, an welchem über hundert Jahre lang gearbeitet wurde, der so leicht und schlank, von so musterhaften Verhältnissen, mit seinen Bogenfenstern und Doppelgalerien, seinen durchbrochenen Steinmetzarbeiten und hundertfältig verzierten Spitzsäulen dasteht, daß man kaum begreift, wie alles das zu dieser schwindelerregenden Höhe hinaufgezaubert worden ist. Tritt man nun durch das große marmorne Portal, welches, von einem breiten, in zwei Abtheilungen geschiedenen gothischen Fenster überragt, in der Mitte durch ein riesiges Cruzifix bezeichnet ist, in das Innere, so mehrt sich noch das Erstaunen über das ehrwürdige Gebäude, die Kühnheit der Wölbung des Mittelschiffs, die gewaltigen Pfeiler, die Majestät des Chores und der Kuppel. Hier feiert neben der Architektur auch die Malerkunst ihren Triumph: kein Kirchenbild der spätern niederländischen Schule übertrifft die Kreuzabnahme von Rubens in der Zeichnung und Farbengebung, in der Gruppirung und Wahrheit, im edeln Ausdruck des Schmerzes und einem sich kundgebenden innigen Gefühl und Schönheitssinn. Als Seitenstück dazu sieht man Christus, wie er an's Kreuz geschlagen wird — eine mächtige und großartige Composition, vortrefflich gezeichnet und mit großer Virtuosität gemalt, aber für mein Gefühl zu grell und gräßlich, und in den Gestalten der Kriegsknechte und Henker eine bis zum Uebermaß getriebene Natürlichkeit, welche hier jede selbst relative Schönheit ausschließt und verletzend wirkt. Viel lieber wende ich mich zu der anmuthigen, und an Figuren wie an Farbenzauber reichen Himmelfahrt der Jungfrau, welche den Hochaltar schmückt, und in der freilich nicht so strenge Detailzeichnung und weniger Aufwand

von anatomischer Kenntniß ist, die mich, auch bei den Niederländern, immer an die verfehlte Richtung mahnen, welche die Schwesterkünste der Malerei und Sculptur in Italien zu Buonaroti's Zeit nahmen, und z. B. manche Werke des Bandinell so unerquicklich machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Geographische Notizen. Die kleinen Schwarzen.

Der Sekretär der Gesellschaft sprach auch noch in seinem Berichte von einer Ausgabe des Ruisbroeck (im Altfranzösischen Rubruquis genannt), des Plan Carpinos und anderer Reisenden des Mittelalters, von welchen ein nach England geschickter junger Gelehrte, Francisque Michel, Abschriften genommen und der Gesellschaft mitgebracht hat; dann von dem Vorhaben eines Reisenden in Tunis, Namens Haurögger, wenn ich nicht irre, welcher ganz Afrika von Norden nach Süden zu durchreisen gedenkt, indeß die Engländer denselben Welttheil von Süden nach Norden durchreisen wollen. Es wäre hübsch, wenn die beiden Partien zu gleicher Zeit abreisten und im Mittelpunkte zusammenkämen. Auch wurden noch mehrere Reisebeschreibungen, geographische Werke und Landkarten, besonders die neulich in's Französische übersezte Ritter'sche Erdkunde gerühmt, wie auch das wissenschaftliche Streben auswärtiger geographischer Gesellschaften, vorzüglich der Berliner und Londoner, und ihr schönes Einverständniß mit der Pariser. Hinsichtlich einer von Berthelot angefertigten Karte der kanarischen Inseln, die man in einer frühern Sizung sehr gelobt hatte, die aber in der Akademie der Wissenschaften zu heftigen Debatten Anlaß gegeben hat, wurde diesmal eingestanden, der Verfasser habe sich allzusehr auf alte fehlerhafte Tracés verlassen; jedoch wurde hinzugefügt, dies benehme seinen naturhistorischen Forschungen über die kanarischen Inseln keineswegs ihren Werth. Dann wurde über die alte Geographie eben dieser Inseln, sonst Hesperiden genannt, eine gelehrte, aber nicht sehr anziehende Abhandlung verlesen. Höchst interessant war dagegen ein Bruchstück einer Reisebeschreibung, welches der Schiffskapitän Lafond selbst vorlas. Es betraf seine Beobachtungen in Hinsicht einer sonderbaren Menschenrace, welche die Bergwälder auf den philippinischen Inseln bewohnt, und die er petits noirs, die kleinen Schwarzen, nennt. Es sind Neger mit dicken Köpfen, nicht sehr aufgedunsenen Lippen, halb wolligem Haare, und so kleiner Statur, daß die Weiber nicht einmal die Höhe von vier Pariser Fuß erreichen. Die Männer sind einige Zoll höher. Sie führen ein völlig wildes Leben, und nähren sich meistens nur von der Jagd. Die Schilderung des ersten Zusammentreffens des französischen Schiffskapitäns mit diesen Schwarzen war angenehm zu hören. Er schlief in seinem Zelte am Ufer, als er durch ein sonderbares Gerede aufgeweckt wurde, und nun neben dem Feuer vor dem Zelte zwei kleine schwarze Wesen wahrnahm, die, als er sich aufrichtete, wie Rehe in die benachbarten Gebüsche davonflohen, aber nach einiger Zeit langsam und sehr furchtsam wieder herbeischlichen. Lafond hatte sich unterdessen an's Feuer gesezt und eine Cigarre angezündet. Er winkte ihnen, näher zu treten; sie blieben eine Viertelstunde lang im Anschauen dieser weißen Gestalt versunken, wagten es dann, näher zu treten, und faßten allmählich Zutrauen zu ihm. Er schenkte ihnen Cigarren, die sie auch zu rauchen anfingen; dagegen holten sie ihm süße Pataten, und rösteten sie am Feuer für ihn und für sich. Es war ein Mann und ein Weib. Am folgenden Morgen erschienen sie wieder mit mehreren Landsleuten; sie hatten große Bogen und Köcher mit Pfeilen. Lafond wollte einem dieser kleinen Schwarzen den Bogen abnehmen, um ihn zu besehen; der Schwarze aber riß ihn wieder zu sich; dagegen reichte der kleine Mann von der vorigen Nacht seinen eigenen Bogen zum Besehen dar, ward jedoch unruhig, als Lafond auch die Pfeile aus dem Köcher nahm; es zeigte sich nun, was man ihn schon lange vorher versichert hatte, daß die Spize der Pfeile vergiftet war. Wie andere schwache Völker, nehmen diese kleinen Schwarzen zu vergifteten Waffen ihre Zuflucht, um desto leichter wilde Thiere und die Menschen, die sie als ihre Feinde behandeln, zu überwinden oder abzuhalten. Ein spanischer Augustinermönch hatte es dahin gebracht, mehrere Familien dieser kleinen Waldmenschen in ein Dorf zu versammeln, sie zum Ackerbau anzuhalten und ihnen ein wenig Religion beizubringen. Schon besaßen sie Pflanzungen von süßen Pataten, Reis und Tabak. Da aber die spanische Regierung das Monopol des Tabaks sich angeeignet hatte, so rissen die Beamten den armen Waldmenschen die Tabakspflanzen aus. Hierüber auf's Aeußerste erbittert, flohen die Schwarzen in ihre Wälder zurück und verfielen in ihr voriges wildes Leben. Dies ist eine der saubern Früchte des europäischen Colonialwesens. Diese Schwarzen scheinen auf allen philippinischen Inseln und auf noch andern Inseln desselben Meeres einheimisch zu seyn; vermuthlich ist es ihrer schwachen Leibesbeschaffenheit zuzuschreiben, daß sie von stärkern Völkern verdrängt und genöthigt worden sind, sich in die Wälder zu flüchten und dort von der Jagd zu leben. Hätte ein Europäer vor einigen Jahrhunderten diese kleinen Schwarzen angetroffen, so würde er sie gewiß für Waldteufel ausgegeben haben. Die Sage von Berg- und Waldzwergen mag also wohl auf dem Daseyn solcher kleinen Menschenracen beruhen, die vielleicht ehemals in mehreren Waldgegenden vorhanden, aber nach und nach durch Krieg, Hungersnoth und Krankheit aufgerieben worden sind. Wo kommt aber die kleine schwarze Race auf den Philippinen her? Eine Abart der afrikanischen Neger scheint sie nicht zu seyn; denn außer der kleinen Statur hat sie mehrere Kennzeichen, wodurch sie sich von den Negerstämmen Afrika's unterscheidet. Man müßte also voraussezen, sie sey auf den Inseln des indischen Meeres einheimisch. Vielleicht kann ihre Sprache einigen Aufschluß über ihren Ursprung geben. Wenn ich recht gehört habe, so sagte Lafond, ihre Sprache habe mit dem Tagalischen, einer alten Sprache jenes Archipelagus, viele Gemeinschaft. Dies wäre dann ein Beweis mehr, daß die kleinen Schwarzen Urbewohner der Philippinen sind, wo sie jezt nur noch unzugängliche Bergwälder inne haben. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 20. Januar 1836.

Kaum wird je ein großer Künstler bei langer Wirksamkeit dem Schicksal entgehen, schon auf die Entartung seiner Richtung hinzudeuten; wenn aber die Entartung bei Rubens früher eintrat, als gewöhnlich, und wenn die natürliche Leichtigkeit seines Pinsels ihn zu Manchem verführte, was seiner spätern Generation zusagen wird, so darf uns das nicht hindern, ihn in seinen reinern Leistungen zu verstehen. Freilich kann man dies kaum an anderem Orte, als hier in Antwerpen.

Schnaase.

Antwerpen.

(Fortsetzung.)

Die zahlreichen Kapellen und Altäre, großentheils auf Kosten der verschiedenen Innungen der Künstler und Handwerker gestiftet, welche die Cathedrale ihrer Stadt mit demselben frommen Eifer schmückten, wie die zu Florenz in Ghiberti's, Donatello's und Verrocchio's Tagen die Außenseite der Collegiatkirche von Or=san=Michele — wobei indeß manche der Vorsteher und Aeltesten die Eitelkeit nicht verleugnen konnten, sich selber auf den Bildern porträtiren zu lassen — haben einen Schatz von Gemälden aufzuweisen, unter denen sich Meisterwerke finden, und wo man den Namen Franz Floris, Porbus, M. de Vos, Corcie, Otto Venius, Anton van Dyck, Bernhard van Orley u. m. a. begegnet. Gleich vor der Kirche sieht man das auf dem Ambos verfertigte Brunnengitter von dem bekannten, in Romanen und Schauspielen gefeierten Quentin Messys, dessen Grabstein sich unten an der Thurmmauer findet, und welchen „connubialis amor de mulcibre fecit Apellem," wie Anton Solario aus einem Klempner gleichfalls ein Maler wurde.

Der Name Peter Paul Rubens und die Erinnerung an ihn kommen hier dem Wanderer fast bei jedem Schritt entgegen. Da liegt in der Rue de Venus, die man auch wohl Rue de Rubens nennt, seine Wohnung, welche er mit so vieler Sorgfalt einrichtete und mit den zahlreichen, in Italien und andern Ländern auf seinen vielen und ergiebigen Reisen erworbenen Kunstschätzen und eigenen Studien und Arbeiten schmückte, dem Antwerpner eben so sehr ein Gegenstand der Verehrung, wie Dürers Haus den Nürnbergern. In der schönen Kirche des heil. Jakob, welche nur dem Dome nachsteht, sieht man hinter dem Chor die Grabkapelle seiner Familie, in deren Mitte sein eigener Grabstein, mit einer langen lateinischen Inschrift, welche seines Ruhms, seiner Handlungen und Würden gedenkt, dabei ein anmuthiges, von ihm selbst gemaltes Bild, die das göttliche Kind auf dem Schoße haltende Madonna, umgeben von vielen Figuren, unter denen man den Künstler als Sanct Georg und mehrere Glieder seiner Familie, Isabella Brant und Helena Forman und die reizende Lunden erblickt, deren Bildniß unter dem ihm sehr uneigentlich gehörenden Namen des Chapeau de paille weltberühmt ist. Die Jesuitenkirche (zu Sanct Carl Borromäus) wurde großentheils nach seinem Plan erbaut; geschmacklos und überladen, erinnert sie lebhaft an den verdorbenen Styl der Italiener des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, wenn gleich ein großer Theil der Fehler nicht auf Rubens Rechnung gesezt werden darf. Verschiedene Kirchen besitzen Werke von ihm und seinen besten Schülern, worüber man sich in Descamps Buche die

genügendste Auskunft holen kann, wenn auch seit der Zeit, wo dieser schrieb (1769), Vieles sich geändert, Manches den Platz gewechselt hat. Niemand wird indessen auf das Kunsturtheil und den Geschmack des Verfassers der Reise durch Flandern und Brabant sich verlassen, welcher kauderwälsche Dinge zu Tage bringt, und den Superlativ des seiner Ansicht nach Schlechten mit „erbärmlich und gothisch" zu bezeichnen pflegt.

Eine besonders bedeutende Rolle spielen Rubens Bilder im Museum, wo sein Stuhl aufbewahrt wird und ein großes, aber sehr mittelmäßiges und manierirtes Gemälde von Van Bree, dem jetzigen Direktor der Anstalt, welcher in seiner anstoßenden Wohnung drei Zimmer mit seinen eigenen Arbeiten gefüllt hat, seinen Tod darstellt. Es sind nicht weniger als siebzehn ausgeführte Werke und Skizzen von ihm vorhanden, wo er sich denn so ziemlich in seinen verschiedenen Nüancen zeigt. Bei aller Achtung und Anerkennung dieses reichen und glänzenden Talents kann man doch nicht umhin, zu finden, daß manche seiner Werke gegen Geschmack und Schönheitsinn zugleich sündigen. Es scheint bisweilen, als reize ihn das Gräßliche, das Entsetzliche, einen Wettstreit mit den an's Unglaubliche streifenden Martergeschichten zu wagen: er spielt gleichsam damit, er ermüdet nicht, es in seinen Formen, seinem Ausdruck, seiner Sprache der Qual zu belauschen, ihm gewissermaßen immer neue Seiten abzugewinnen. So kommt es, daß seine lebhafte Phantasie ihn auf die seltsamsten Abwege und über die Grenze des Schicklichen und Darstellbaren hinaus geführt, daß er Gegenstände gewählt hat, welche eigentlich gar nicht in's Gebiet der Kunst gehören, daß nicht wenige Bilder durch recht zur Schau getragene Greuel und ein Gepränge widerlicher Grausamkeit abstoßen, wobei diese Wirkung noch erhöht wird durch die große Kunst und Kenntniß, womit dies Alles gemalt ist. Wer kann die Marter des heil. Livinus im Museum zu Brüssel ohne Ekel ansehen? Wen verlezt nicht die hier befindliche Kreuzigung, wo der Heiland zwischen den beiden Schächern abgebildet ist, deren einer in seiner Verzweiflung und Todesqual den Fuß von dem ihn durchbohrenden Nagel losgerissen hat und in seiner gräßlichen Verzerrung das Haar sträuben macht? Ein anderes Bild, der im Schoße des ewigen Vaters liegende todte Erlöser, ist unedel, ohne Anstand und Würde; der Körper livid und blutig, die Lage ungraziös, die unschönen Engel eher alles andere, als himmlische Boten. Wie ganz anders faßten ein Francia, ein Frate und del Sarto diesen rührenden Gegenstand auf. Daneben findet man auch wieder Schönes, zum Theil Vortreffliches. Das Gemälde, auf welchem der heil. Franziscus, dem Tode nahe, das Abendmahl empfängt, hat einzelne gute Theile, namentlich sind die den Sterbenden umgebenden Mönche voll Ausdruck und Charakter. Warum aber drücken Miene und geballte Faust des Einen unter ihnen einen solchen Ingrimm aus? Daß Franziscus unbekleidet ist, erinnert an Domenichino's Communion des heil. Hieronymus. Dies Bild, 1619 für Mynheer Jaspers Charles gemalt (wie Rubens Quittung über die dafür erhaltenen 750 Gulden ausweist), war ehemals in der Franziscanerkirche. Die Porträts des Bürgermeisters Nicolas Rockox und seiner Ehefrau, welche die Flügelthüren zu dem Gemälde bildeten, worauf Christus den ungläubigen Jünger die Hand in seine Wunden legen heißt, geben ein abermaliges Zeugniß von Rubens Vortrefflichkeit als Bildnißmaler.

(Der Beschluß folgt.)

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

Froh der zu erwartenden größeren Belohnung, legten die Schiffer die Ruder hin, wickelten das ohnehin schwach geblähte Segel vollends zusammen und schauten nach dem Kahne, der, kräftig getrieben, die Umrisse derjenigen schon deutlich erkennen ließ, die er führte. „Ich habe dieses Schiff für mich und meine Begleiter gemiethet," sprach Anselm, sich erhebend; „schon sind zwei Personen mehr eingestiegen, als ich dachte, und ich habe es aus Gefälligkeit geschehen lassen, allein ich werde nicht zugeben, daß Ihr jene Leute noch aufnehmt. Jede Minute des Harrens ist mir kostbar, unser Fahrzeug ist zu einer schnellen Reise mehr als genug angefüllt, und wir kämen gewiß nicht zur rechten Stunde nach Omegna, wollten wir Jene erwarten, die vielleicht hier oder da ausgesezt seyn möchten. Rollt also das Segel wieder auf und nehmt die Ruder zur Hand." — „Ihr müßt wohl noch nicht oft auf dem See von Orta gefahren seyn," antwortete der eine der Schiffer, während seine Hand, mit dem Stecheisen bewaffnet, dem näher rückenden Nachen an die Seite zu kommen suchte, „da Ihr so Unbilliges von uns fordert. Unser Schiff steht jedem zu Gebote, der es begehrt, und sobald es nicht überladen wird, hat keiner das Recht, einzureden." — Ueberzeugt, daß in der That jedes fernere Wort überflüssig sey, und höchst verdrießlich darüber, daß er den Wunsch verrathen hatte, dessen Mißlingen die zwei fremden Gesichter mit einem höhnischen Lächeln überzog, hatte Anselm seinen Platz wieder eingenommen und bemühte sich, eine kalte Gleichgültigkeit auf sein Gesicht zu bringen, während die Schiffe sich vollends Bord an Bord gelegt hatten.

Ein reges Leben begann nun; fünf Männer sprangen über die Planken, ihr Gepäcke wurde hereingeworfen, und bis dieses geordnet war und die Leute sich so gesezt

hatten, daß das Fahrzeug aus seinem schwankenden Zustande kam, vermochten unsere besorgten Reisenden nicht zu unterscheiden, wer wohl die neuen Gefährten seyn möchten. Jezt aber — die Felleisen waren in die Mitte geschoben worden, die Gesellschaft hatte sich, möglichst das Gleichgewicht bewahrend, zu beiden Seiten niedergelassen und das Schiff tanzte, troz seiner vermehrten Last, lustig auf dem glatten See dahin: jezt konnten Beobachtungen angestellt werden, und Anselm ließ sein forschendes Auge über die Ankömmlinge hingleiten. Die Viere, welche die eine Bank inne hatten, waren ihrer Sprache nach Bewohner des Ortasees oder seiner Umgebung, und ihre Kleidung wie ihr Benehmen zeigte, daß sie zu der Klasse jener Auswanderer gehörten, die nach Umständen zuweilen in die Heimath kommen, um diese und die Ihrigen zu besuchen. Lautes Lachen, heiterer Scherz tönte durch die ganze Reihe; man sah, wie die Nähe der heimischen Gefilde auf die Zurückkehrenden wirkte, wie liebe Erinnerungen und der schönsten Hoffnung leitende Gestirne ihnen zuwinkten. Zwei von ihnen, ein Schneider und ein Handlungsdiener, waren ihren Aeußerungen zufolge in Frankreich gewesen; der Dritte hatte sich als Zuckerbäcker in Petersburg aufgehalten und der Vierte als Koch in Valladolid. Feurig und lebhaft, wie alle Italiener, war ihnen beim Anblick der lieben Berge das Herz aufgegangen, ein Jeder fühlte sein Gemüth bewegt, und Alle schwazten bunt durch einander von demjenigen, was sie in Vergangenheit oder Zukunft am meisten berührte.

„Ach!“ sprach der Schneider, ein flinker, angenehmer Bursche mit etwas prahlend französischem Ton, „in Lyon lernt man das vornehme Leben erst recht von Grund aus kennen; ich bin erster Geselle in der Fabrique d'habits des Herrn Perrot, und habe da alle Tage mit den ersten Einwohnern der Stadt und mit Herzogen, Grafen und Marschällen verkehrt. Zu Fuße geht unser Eins nicht, Gott bewahre! in einer demi fortune fährt man von Haus zu Haus, und wenn die Großen dieser Erde oft Stunden lang antichambriren müssen, so sind wir dagegen gewiß, auf der Stelle vorgelassen zu werden. Und dazu das große Leben, das uns erst um sechs Uhr zur Mahlzeit ruft und ein déjeûner à la fourchette um Mittag auf den Tisch stellt, ja sogar erlaubt, alle Sonntage in's Schauspiel oder an öffentliche Orte zu gehen. Und dennoch,“ sezte er hinzu, indem er mit den kleinen, pechschwarzen Augen rings um sich schaute, „dennoch findet man nirgends die Heimath wieder. Ich habe nur noch die Mutter zu Hause und eine Schwester; aber wenn ich noch acht Stunden von Orta entfernt bin, so zieht es mich heimwärts, als wartete meiner jedes Glück der Erde.“ — Auf den Pastetenbäcker warteten zu Hause Frau und Kinder, auf den Commis eine Braut; sie besprachen mit Gefühl die bevorstehenden Freuden des Wiedersehens, sie erhoben begeistert die Reize dieses Erdwinkels, den sie Vaterland nannten, über Alles, was sie in der weiten Welt gesehen. „Was Frau und Kinder! was Klima und Gegend!“ sagte endlich der Koch, dessen Natur etwas von der Schweigsamkeit der Spanier bekommen zu haben schien; „die Freiheit ist es, die diesem Winkel seine Vorzüge gibt, die Alles in diesem schönen Lande noch schöner macht. Hier haust der Mensch auf den hohen Alpen, in den tiefen Thälern, wie er will, ohne Clerus und Inquisition; hier gebietet kein Herr und gehorcht kein Sklave!“ — „Ja,“ erwiderte der Commis, „der Senhor hat Recht; unsere Verborgenheit ist es, die nicht mit Gold, nicht mit Ruhm bezahlt werden kann. Sie schüzt vor den Unbilden dieser Zeit, und läßt uns die Heimath mit unbesorgtem Sinn wieder betreten. Darum wollen wir die stille Gegend vor aller fremden Einmischung bewahren, an unsern Rechten festhalten, und Tod sey Jedem geschworen, der diesen zu nahe tritt, oder gar sie verletzen will.“

Kein Ton dieser Unterredung, die übrigens laut und sorglos genug geführt wurde, war Anselm entgangen, und er fand sich überzeugt, daß er von dem einen Theile der Gesellschaft weit eher Unterstützung, als Nachtheil erwarten durfte. Weniger befriedigend war das Ergebniß, als er die gegenüber stehende Bank musterte. Eine lange, hagere Gestalt hatte sich hier zwischen die beiden frühern Reisegefährten gesezt, gleichsam dadurch beweisend, daß er mit diesen einerlei Sinnes sey. Freundlich und zufrieden drehte er sein, auf endlosem Halse ruhendes, mit dreieckigem Hute und steifem Zopf geziertes Haupt bald auf die eine, bald auf die andere Seite, je nachdem die Worte ihm von dem einen oder andern Begleiter zugeflüstert wurden. Immer belebter wurde das gegenseitige Gespräch, immer freundlicher die Züge der beiden jungen Männer, und auf dem Antlitz des Neuangekommenen ruhte sichtlich ein: Herr Gott, dich loben wir! Theresens kluger Sinn wußte diese Hieroglyphen nur zu gut zu deuten. Sie vermuthete, der früher behorchten Unterredung nach, die beiden jungen Männer haben, als Spione von der Polizei gebraucht, in dem Langen, Hagern einen Diener derselben erkannt, und dem Grafen drohe die dringendste Gefahr. Unsichtbar zu seyn, bis zum Momente der Ausschiffung unsichtbar zu bleiben, erschien ihr für ihn mithin durchaus nothwendig, und man denke sich ihren Schreck, als sie den Schneider Anselm laut fragen hörte: „Welch einen schweigsamen Patron habt Ihr da hinten, Freund? Ist es ein verkleideter Engländer, und führt Ihr ihn mit Euch, damit er in der lustigen Bewegung und in der Gesellschaft des schönen Mädchens hier seinen Spleen vergesse?“ (Die Fortsetzung folgt.)

Mond und Seele.

Wie der Mond am Himmelsrunde
Keinen Augenblick mag stehn,
Und in jeder Abendstunde
Neue Züge gibt zu sehn,
So muß auch in stetem Schwunge
Sich die Dichterseele drehn,
Denn sie treibt, die ewig junge,
Ein unendlich frisches Wehn.

Doch des Mondes kleinste Regung
Spiegelt schon sein Angesicht,
Und aus jeder Schwungbewegung
Auch ein neu Gemälde bricht:
Selten kann zum Bilde klären
Seele, was die Regung spricht:
Nicht die schönsten Phasen kehren
Stets heraus sich im Gedicht.

L. Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Coventgarden und Drurylane.

Das Drurylane-Theater hat seit seiner lezten Wiedereröffnung im Oktober mit seinem klassischen Nebenbuhler, dem etwas später neu eröffneten Coventgarden-Theater, einen lebensgefährlichen Wettkampf zu bestehen, und noch ist der Ausgang unentschieden. Es ist bekannt, daß beide Theater, obgleich sie den Beinamen der königlichen führen, und die Akteurs und Aktricen sich die Diener Sr. Majestät nennen, durchaus Privateigenthum sind, von den Eigenthümern verpachtet und von den Pächtern als Spekulation behandelt werden. Der Contrakt des lezten Unternehmers von Coventgarden lief in jezigem Jahre mit der gewöhnlichen Schlußzeit der Season ab; er blieb unerneuert, und es fand um die Stelle so wenig Bewerbung statt, daß es längere Zeit zweifelhaft blieb, ob das Theater für den Winter geöffnet werden würde. Nur kurz vor dem ersten Oktober — dem hiezu herkömmlich bestimmten Tage — kam zwischen den Besizern des Theaters und einem gewissen Osbaldiston ein Contract zu Stande, und deßhalb ging diesmal der erste Oktober an dem Coventgarden-Theater ohne Vorstellung vorüber. Niemand hatte dagegen weniger einzuwenden, als der Inhaber von Drurylane, ebenfalls ein neuer Spekulant, Namens Bunn. Seine Freude wurde jedoch durch die Ankündigung der ersten Vorstellung in Coventgarden für den neunzehnten Oktober bedeutend herabgestimmt. Die engagirten Namen, wie die eines Kemble und einer Miß Taylor, zeugten für Osbaldistons Wunsch, dem Nebenbuhler würdig entgegen zu treten; ein fernerer Beweis dafür war die Ankündigung Shakespeare'scher Stücke, namentlich Hamlets und Macbeths, und Bunn war weit entfernt, es einen Zufall zu nennen, daß die Wahl gerade solche Stücke getroffen hatte, die abwechselnd jeden Abend in Drurylane gespielt wurden. Den gefährlichsten Schlag aber drohte seiner bis dahin glänzenden Einnahme die, gleich einem Blize aus blauem Aether ihn treffende Nachricht der von Osbaldiston vorgenommenen ansehnlichen Preisverminderung. Bisher waren die Preise in Drurylane und Coventgarden völlig gleich: ein Plaz in den Logen des ersten und zweiten Ranges sieben Schillinge sechs Pence, halber Preis (von neun Uhr an) vier Schillinge; ein Parterreplaz drei Schillinge sechs Pence, halber Preis zwei Schillinge; ein Plaz auf der untern Galerie zwei, auf der obern einen Schilling. Durch die Osbaldistonsche Reduktion sollte man nun für respektive vier und zwei Schillinge in den Logen, für zwei und einen Schilling im Parterre, und, ohne weitere Gestattung des sogenannten halben Preises, für einen Schilling auf der untern und für sechs Pence auf der obern Galerie sizen dürfen. Dabei erklärte der kühne Spekulant, was bisher vielseitig, jedoch nie von einem Theaterpächter behauptet worden war, daß, wenn das Publikum die Neuerung unterstüzen wolle, sie auf die Güte der Leistungen keinen Einfluß äußern, und er sich in den Stand gesezt sehen werde, keinem Rival nachzustehen. Bunn blieb die Antwort nicht schuldig: er versicherte, ein so tief erniedrigter Eintrittspreis könne die Kosten einer Regie nicht decken, welche die Gunst eines so hochansehnlichen Publikums sich zu erhalten wünsche, dergleichen er das Glück gehabt, in den Mauern von Drurylane versammelt zu sehen, und er könne daher, statt dem Osbaldistonschen Beispiele zu folgen, seinen hohen Gönnern höchstens versprechen, die seitherigen Preise nicht zu erhöhen. So begann der Wettkampf. Man sollte meinen, die Theatergänger müßten in unserer zwar geldreichen, aber auch geldverzehrenden Zeit einstimmig der Meinung gewesen seyn, wenn die Vorstellungen in Coventgarden mit denen in Drurylane gleichen Schritt hielten, sey es bei weitem vernünftiger, wenig, als viel zu bezahlen. Dies stimmt aber nicht ganz zu dem Ideengange der Londoner. In ihren Augen streitet für das Theure die Vermuthung des Guten, für das Wohlfeile die Vermuthung des Schlechten, und wer es einigermaßen möglich machen kann, bedient sich des Theuern und läßt das Wohlfeile unversucht. Dazu kommt, daß es in London viele Menschen gibt, denen es gleich gilt, ob sie sieben oder vier Schillinge für ein Theaterbillet bezahlen, die aber schon bei dem Gedanken der Möglichkeit schaudern, für vier Schillinge neben Jemand sizen zu müssen, der nicht im Stande gewesen wäre, auf seine Abendunterhaltung sieben Schillinge zu wenden. Für solchen Schreck sind besonders die Nerven des hohen Adels und der reichen Kaufmannsfrauen empfänglich, und es gereichte mir vor Kurzem zu einer Art demagogischer Freude, den Zorn wahrzunehmen, der einige recht hübsche Gesichter bei der furchtbaren Kunde überflog, daß Laporte die Absicht hege, bei nächster Eröffnung der italienischen Oper — dieses seither nur den Reichen und Wohlhabenden zugänglichen Genusses — Osbaldistons Beispiele zu folgen und eine bedeutende Preisermäßigung vorzunehmen. Echt charakteristisch bedauerte man da nicht, daß die Güte der Vorstellungen sich wahrscheinlich im Verhältniß vermindern werde, nein, sondern nur, daß es dann um die gute Gesellschaft gethan sey und man auf den Besuch der italienischen Oper verzichten müsse, um nicht etwa mit einem Shopkeeper oder dessen Frau in Berührung zu kommen. „Aber das sind ja auch ehrliche Leute, die sich allenfalls zu benehmen wissen,“ wagte ich einzuwerfen. Man gestand das zu, aber einen Shopkeeper oder dessen Frau zu Logennachbarn zu haben, nein, lieber, versicherten die Damen, wollten sie nie wieder eine italienische Oper hören.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 18.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 21. Januar 1836.

Es ist entschieden, nun ist's gut, und schnell
Bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen.
Schiller.

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

Sehr natürlich zog des fröhlichen Mannes Scherz, nachdem er bei dem muntern Theile der Anwesenden ein schallendes Gelächter erregt hatte, Aller Blicke nach dem einsamen Reisenden hin, dessen Aussehen gar nicht zu seiner jetzigen Lage und Umgebung zu passen schien. Vergebens suchte Anselm durch eine treffende Antwort die allgemeine Achtsamkeit auf sich zu ziehen; immer neugieriger schaute manch unberufenes Auge nach dem Hintertheil des Schiffes, wo der Graf, aus seinem Hinbrüten aufgeschreckt, durch sein Erröthen die Lungen der Lacher erschütterte. „Laßt mir doch den Jungen in Frieden," sagte jezt Therese halb leise, indem sie sich traulich zu dem Schneider wandte, „und macht mir ihn nicht wieder wirr im Kopfe. Es ist mein Vetter, der lange in Italien gelebt und dort ein Mädchen liebgewonnen hat, das weit über seinem Stande war. Die Verwandten der Geliebten widersezten sich, der Gram tödtete die Leztere, und seitdem ist er immer traurig, ja oft ganz verwirrt. Mein Anselm hat ihn heimgeholt, er ist seit ein paar Tagen im Thale, und wir versuchen Alles, ihn sein Unglück ertragen zu lehren, aber ich fürchte, wir bringen ihn nicht mehr zurecht." Immer horchender, immer neugieriger neigte, während Therese sprach, das Gesicht des Zunächstsitzenden sich ihr zu und seine drei Gefährten beugten sich vor, so weit sie konnten. Liebesunglück und Liebesschmerz ist überall anziehend, wo nicht eigentlich rohe Menschen zu Gericht sitzen; darum schauten sie Alle bedauernd auf den jungen Mann, der, seine Rolle schnell begreifend, finsterer noch und stiller in das Wasser schaute, anscheinend um gar nichts als um seinen Schmerz bekümmert, von dessen Daseyn ein paar Seufzer zeugten, die wohl ohnehin sich über die stummen Lippen drängen mochten. „Der arme Bursche!" — „Wer ihm doch helfen könnte!" — „Ja, man sieht ihm wohl an, daß es ihm tief im Herzen sizt!" so flog es jezt bedauernd von dem Munde, der erst noch zum Lachen bereit war; beklagendes Kopfschütteln und theilnehmendes, scheues Hinstarren nach dem Unglücklichen zeigte Theresen, daß ihr Zweck eines Theils erreicht und der Graf zum unantastbaren Gute für ihre Landsleute geworden sey.

Während auf der einen Seite sich Alles so friedlich gestaltete, sah es indessen auf der andern weit schlimmer und verdächtiger aus. Schon bei der ersten Rede des Pseudofranzosen hatte sich der durchdringende Blick des langen Ankömmlings nach dem besprochenen Gegenstande lauernd hingewendet; nicht lange, so redeten die zwei ihm zur Seite Sitzenden noch eifriger in ihn hinein, er

horchte mit angestrengter Aufmerksamkeit, indem sein Kopf wie eine Windmühle sich hin und her drehte, und während die Einwohner des Thales mit Achtung vor dem Unglück auf den schweigenden Jüngling sahen, wurde sein Auge, indem es sich auf den Leztern heftete, immer tückischer, und gewann zulezt einen solchen Anstrich von Schadenfreude, daß Anselm ihn nicht länger mißverstehen konnte. „Fällt Euch etwas dort im Schiffe auf?“ fragte er endlich mit finsterem Gesicht. „O nichts in der Welt,“ war die Antwort, „nur das Ungewisse macht neugierig; was hingegen entschieden ist, läßt den Menschen ruhig.“ — „Warum schaut Ihr denn so oft und so seltsam meinen armen Verwandten an? Wenn Euch in seinem Geschick noch etwas dunkel erscheint, so sprecht nur, ich bin der Mann dazu, Alles aufzuhellen.“ — „Nicht doch,“ erwiderte der Zopfträger mit hohlem, unheimlichem Lachen, „in dem Schicksale Eures armen Verwandten ist mir nichts mehr räthselhaft, dafür hat Eure schöne Braut schon gesorgt, und was etwa noch fehlen möchte, das ergänzen meine eigenen Gedanken.“

Bei diesen Worten, deren wahren Sinn weder Anselm noch seine Begleiter mißkennen konnten, änderte sich mit Einemmale die ganze Scene. Der Graf, welcher wohl sah, daß der Polizeidiener ihn erkannt hatte, hielt es nicht mehr der Mühe werth, sich zu verbergen, ganz nach Art jener Gemüther, die zwar das Mögliche thun, sich irgend einer Gefahr zu entziehen, aber ihr muthig entgegen gehen, ist sie eingebrochen. Statt also, wie bisher, das Gesicht nach der Tiefe zu wenden und seines ländlichen Freundes Rücken als Schild zu gebrauchen, sezte er sich aufrecht, wich keinem Blicke mehr aus, und jede seiner Geberden zeigte seine Entschlossenheit. Therese aber, welche die Wichtigkeit des Augenblicks und vielleicht die Nothwendigkeit raschen Handelns mächtig fühlte, warf ihr forschendes Auge bald auf den Grafen, bald auf ihren Bräutigam, bald streifte sie, Furcht oder Hoffnung sich holend, an den Gesichtern der Anwesenden hin. Anselms Empfindungen in dem Augenblick, der ihm so deutlich bewies, wie nur ein schnelles und bestimmtes Einschreiten den Grafen retten könne, lassen sich kaum beschreiben. Wichtige Dinge, Vorfälle, an denen gleichsam Tod und Leben hängt, bringen aber auch meist eine Festigkeit und Entschiedenheit des Willens hervor, der den Menschen schnell erkennen läßt, was gethan werden soll. Daß der Graf Alles zu fürchten habe, sobald er dahin komme, wo die heimlichen Diener der Polizei sehr wahrscheinlich seiner harrten, sah er leicht ein, und sein eifrigstes Bestreben mußte also dahin gehen, jeden bewohnten Ort, und vor allen Omegna zu vermeiden. Daß er auf die Hülfe seiner Landsleute rechnen könne, durfte er glauben, ohne daß sie es gesagt hatten; das bewiesen ihm schon ihre halb errathenden Blicke, ihre Mienen und das sehr verständliche Geberdenspiel, mit dem sie nach der Bank gegenüber schielten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Antwerpen.

(Beschluß.)

Das Museum, das reichste im Lande, in einem ehemaligen Kloster gebildet, von einem hübschen, mit interessanten Denkmalen gezierten Garten umgeben, enthält viele andere bemerkenswerthe Gegenstände. Da ist das berühmte, einst in Notre-Dame befindliche und für die Summe von 300 Gulden von der Zunft der Zimmerleute bestellte Gemälde des Quentin Messys, wohl das kostbarste, welches wir von diesem besitzen, aus einem Mittelbilde und zwei Flügeln bestehend, Christi Grablegung, des Täufers abgeschlagenes Haupt vor Herodes, und die Marter des Evangelisten Johannes darstellend; Peter Breughels des Alten Kreuztragung mit einer Unzahl kleiner Figuren; der Engelsturz von Franz Floris, barock und lächerlich, statt erhaben und schrecklich zu seyn, im Colorit an den ältern Bronzino erinnernd; die Pharisäer vor Christus, von Martin de Vos; mehreres Verdienstliche und wacker Gezeichnete von Otto Venius; fünf schöne Bilder von Van Dyck, darunter die Kreuzigung mit der Inschrift: „Ne patris sui manibus terra gravis esset hoc saxum cruci advolvebat et huic loco donabat Antonius van Dyk,“ und ein Porträt des 1641 gestorbenen spanischen Gesandten Cäsar Alexander Scaglia, mit der Wappendevise: Quiescendo sapimus. Vereinzelt findet sich unter allen diesen Niederländern der bekannte Tizian des Hauses Pesaro in Venedig, Pabst Alexander VI., dem Apostel Petrus den Bischof von Paphos empfehlend, welchen er zum Befehlshaber über seine zum Kreuzzug gegen die Türken bestimmten Galeeren ernannt hat, im Jahr 1823 vom König Wilhelm der Stadt zum Geschenke gemacht.

Was ich hier und in andern belgischen Städten von neuen Bildern sah, erweckte in mir eben keine sehr glänzende Idee von dem gegenwärtigen Zustande der Kunst. Das Meiste erinnert allzusehr an die verschiedenen französischen Schulen, namentlich die vielen Werke des schon genannten van Bree, welcher sich in allen Gattungen versucht hat und welchem Talent und Geschick als Porträtmaler nicht abzusprechen ist. Seine große neue Arbeit: „Lasset die Kinder zu mir kommen,“ ist kalt, steif und förmlich; seine zahlreichen Genrebilder und kleinere historische Darstellungen sind elegant, aber geziert. Mehr Eigenthümliches hat sein Bruder Philipp,

von dem ich in Gent neapolitanische Fischer und Fischermädchen, und im Museum zu Brüssel ein Gemälde sah, welches römische Landmädchen und einen Sauhirten an einem Brunnen in der Campagna darstellt. Die Composition zeugte von Talent, die Köpfe erinnerten mich etwas an Leopold Robert, dessen scharfmarkirte Individualität sie freilich nicht erreichten; das Colorit war aber das sonderbarste, das ich je gesehen: Alles roth und in's Röthliche spielend, selbst der Staub, den die Schweinheerde aufwühlt. Einen solchen Farbeneffekt macht denn doch die italienische Sonne nicht, bei aller Glut ihrer Tinten. Das einzige, wirklich großartige Gemälde, welches mir zu Gesichte kam, war eine Scene aus der Brüsseler Revolution, von Gustav Wappers. Hier zeigt sich ein bedeutendes Talent, bisweilen noch etwas unruhig und regellos, aber voll Charakter und auf eigenen Füßen stehend. Die große, schwierige Composition der Verwirrung nach dem eben beendigten Kampfe ist mit Kraft und Kühnheit durchgeführt und auch in den Episoden sehr gut erzählt. Welche Ausstellungen man auch hie und da zu machen haben mag, das Bild verdient die allgemeine Aufmerksamkeit, die es in so hohem Grade erregt hat.

Aber wollt ihr nun, nachdem ihr etwa noch im Vorbeigehen den grotesken Calvarienberg neben der schönen, doch zu sehr von Farben strotzenden Dominikanerkirche, mit seinen buntbemalten Statuen und den armen Seelen im Fegefeuer, besucht habt, auch etwas vom heutigen Treiben sehen, so laßt uns das vor nicht gar langer Zeit beendigte Theater in Augenschein nehmen, wo ihr unter den an der Außenseite angebrachten Büsten der Heroen dramatischer Poesie und Musik mehr denn einen deutschen Landsmann finden werdet; folgt mir nach den beliebtesten Spaziergängen, dem botanischen Garten, dem Park, nach dem Hafen und den Docks, wo das vom Bunde der Hanse im sechzehnten Jahrhundert errichtete Gebäude des Oesterlings liegt, und nach den ungeheuern Entrepots mit ihren riesigen Kellergewölben, welche unter der niederländischen Regierung erbaut wurden. Hier wollen wir lustwandeln, unter den Bäumen am Ufer des majestätischen Stromes, wo einst Alexander Farnese und Marlborough standen, und den eben das nach London bestimmte Dampfboot hinabsteuert; im Hafen ein Mastenwald, um uns hin und her rennende Matrosen und Lastträger, flink einherschreitende Mädchen und Frauen, meist von ziemlich robustem Körperbau, mit der so gutlassenden, schwarzseidnen Faille, die entweder den Kopf bedeckt, oder bloß wie ein großer Shawl um die Schultern getragen wird, und der feinen, weißen Haube, die mit einer Art von Flügel zu beiden Seiten bis auf den Nacken hinabgeht; dort eine Linie neuer Wohnungen, Schenken und Kaffeehäuser, die eben nicht zu den fashionabelsten gehören mögen, weiter hin das Königsthor, mit einer Bildsäule des Flußgottes verziert. Der Blick schweift über Wasserfläche und ebenes Land, kein Hügel, bloß Häusergruppen und Bäume unterbrechen die langgezogenen, horizontalen Linien. Sonst mochte es hier wohl viel lebhafter seyn: leider aber ist Antwerpens Handel nur noch ein Schatten dessen, was er vor einigen Jahren war. Die Revolution von 1830 hat ihn fast eben so zerstört, wie Gérards Bomben die unter dem eisernen Alva erbaute Citadelle, und Chassé's Feuer am 27sten Oktober gedachten Jahres die Entrepots von St. Michel verwüstete. Wie nachtheilig die gegenwärtigen ungünstigen Verhältnisse auf die ganze Stadt wirken müssen, braucht kaum bemerkt zu werden. Da fluthet die gewaltige Schelde vorbei, beinahe die Verhältnisse eines Stromes überschreitend, auf ihrem rechten Ufer die Stadt mit ihren vielen Thürmen und hohen Gebäuden sich lang hinstreckend, dort die berühmte Citadelle, von deren Belagerung und Zustand nach der Uebergabe Raffets originelle Skizzen und zahlreiche Lithographien an den Fenstern der Bilderläden alle Details geben, jenseits die Tête de Flandre und die sumpfigen Polders; aber keine schwerbeladenen Schiffe verkehren mehr, Produkte belgischen Gewerbfleißes und Schätze Asiens führend, mit Sumatra und Java.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Raupachs Trauerspiel Themisto.

Raupach hat uns zu Weihnachten mit einem neuen altgriechischen Trauerspiele mit Chören beschenkt. Themisto ist der Name dieser Tragödie, welche aus der Athamas- und Inofabel durch Versetzung der Motive hervorgegangen ist, und außer dem Gewande auch noch so ziemlich den Charakter der Antike an sich trägt. Ein neues Trauerspiel, und noch dazu eines aus dieser alten Zeit, ist jezt etwas so Seltenes, daß es sich wohl lohnt, es näher in Augenschein zu nehmen. Das Stück ist übrigens älter, als die Aufführung, und, nur durch zufällige Umstände früher zurückgelegt, gerade vor dem Weihnachtsmarkt auf die Bühne gerathen. Möglich, daß es dieser Ungunst in der Placirung die minder günstige Aufnahme verdankt, denn wer, wenn die Weihnachtslichter brennen, und hinter dem Wachsdampf das Geheimniß, entweder der Welterlösung, oder auch nur der unschuldig erwartenden Freude, vordämmert, ist für die fremden Kämpfe aus der antiken Heroenwelt gestimmt! — König Athamas kehrt siegreich in sein Haus zurück. Ihn empfängt seine zweite Gattin Themisto, mit der er vierzehn Jahre glücklich gelebt, nachdem er seine erste Gattin Ino, weil sie sich dem neuen Bacchusdienste ergeben, verstoßen müssen. Scenen des häuslichen Glückes füllen den ersten Theil des ersten Aktes; denn Themisto ist ein eben so treffliches Weib und gute Mutter ihres eigenen Sohnes Lamios, als liebreiche Pflegemutter ihres Stiefsohns Learchos.

des Erstgebornen von der verstoßenen Ino. Der König erkennt das an, und erfreut sich, beide trefflich erzogenen Söhne zu prüfen. Nur die Anlagen des ältern deuten den künftigen Herrscher und Krieger an, in dem jüngern, sanftern Gemüthes, erkennt er einen Mann des Friedens und der Gerechtigkeit, mit dieser Vertheilung der Güter der Himmlischen zwischen beiden Kindern wohl zufrieden. Themisto aber ist es nicht. Athamas Worte zu Lamios: „Du wardst zum Helden nicht geboren!“ stacheln in der Mutter Busen, und die vernünftige Zurede eines treuen Dieners, daß dies ja auch nicht nöthig sey, und sie mit dem sanften Sinn des edeln Knaben zufrieden seyn dürfe, indem er ja doch nicht König werde, geben diesem Stachel nur giftige Kraft. Von diesem Momente an wird die sonst vernünftige Frau von der einen Idee ergriffen und beherrscht, daß ihr Kind König werden müsse. Dagegen spricht nun Alles: erstens das Herkommen, welches dem Erstgebornen den Thron in der Regel gewährt. Dieses Herkommen kann allerdings durch die Wahl des Vaters geändert werden; aber der Vater will nicht, und hat die bündigsten Gründe dafür; denn einmal ist gar kein Anlaß da, weßhalb er den Zweitgebornen vorziehen soll, und es ist bedenklich, ein geheiligtes Herkommen um einer Grille willen zu ändern; dann aber ist gerade der Erstgeborne mit allen Keimen künftigen Herrschertalentes vollauf, und von Allen anerkannt, ausgestattet, während der Zweitgeborne nichts von diesen Talenten, und auch nicht einmal die geringste Lust zu herrschen besizt. Lamios liebt vielmehr den Bruder, und freut sich, unter ihm zu dienen und in seiner Abwesenheit für ihn zu verwalten. Den ältern liebt das Volk und erwartet von ihm eine glückliche Regierung. Es ist unter dem ganzen Hofstaat von Orchomenos nicht einmal ein einziger Hofmann, welcher für Lamios intriguirte, oder auch nur ein Wort zu seinen Gunsten redete. Alles das weiß Themisto. Ihrem grillenhaften Gelüste, den eigenen Sohn zum König zu machen, steht also entgegen Alles, was Gesez und Vernunft aufbieten können, die alte Sitte, die feste Entscheidung des Vaters, der Wille des Volkes, die Beliebtheit des rechtmäßigen Thronfolgers und die eigene Unlust ihres friedfertigen Sohnes. Ja, ihr wird klar gemacht, daß im allerglücklichsten Falle, wenn Athamas sich anders besänne und Lamios auch, und Lezterer König würde, der übergangene Bruder an der Spize der rüstigen Jugend und unter der Zustimmung des Volks seine gesezlichen Ansprüche geltend machen würde, daß Lamios unterliegen müßte und Brudermord vorauszusehen wäre.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Januar.

(Fortsezung.)

Drurylane und Coventgarden. Othello.

Bei dieser Eigenthümlichkeit gibt es sich von selbst, daß die hohen Preise des Drurylane-Theaters dasselbe vorzugsweise fashionabel, die niedrigen Preise des Coventgarden-Theaters dasselbe in den Augen der Fashionabeln vorzugsweise gemein machten. Es wäre von Bunn eine unverzeihliche Kurzsichtigkeit gewesen, wenn er diesen Erfolg nicht auf den ersten Blick vorausgesehen hätte. Warum erschrack er nun aber über das Osbaldistonsche Manöver? weil es das ganze Jahr über und besonders in der Zeit vom Oktober bis Februar in London bei weitem mehr sogenannte gemeine, als fashionable Theatergänger gibt, und es jedem Spekulanten am Monatsschlusse lieber ist, einen aus den Taschen der Erstern kommenden Ueberschuß, als ein fashionables Defizit zu finden. Inzwischen kam dem Bestürzten Zweierlei zu gut, eine negative und eine positive Hülfe. Er stellte den Mitgliedern seiner Gesellschaft vor, daß, bevor das Publikum sich von all den Vorzügen überzeugen werde, welche Drurylane vor Coventgarden habe, die dortige Neuerung vielleicht einigen ungünstigen Einfluß auf seine Einnahme, und dadurch auf seine Zahlungsfähigkeit äußern könne, und fragte an, ob sie bereit wären, solchen Falls ein Drittel ihrer Gehalte bis auf bessere Zeiten in seinen Händen zu lassen; die in der Klemme befindlichen Mitglieder sagten ja. Die positive Hülfe kam ihm aus den Händen der Königin und ihres Toryanhanges; in Folge besonderer und zugleich recht sonderbarer Verwendung abonnirte die Königin auf einige Logen. Sie sprach die Ansicht aus, daß Bunn reelle Unterstüzung verdiene, und alle Hofleute, die in der Königin das Haupt der Tories erkennen und verehren, säumten nicht, den Wink zu verstehen. Das stählte die Kraft zum Wettkampfe, und obgleich, wie gesagt, der Ausgang noch unentschieden ist, so kann doch nicht geleugnet werden, daß Drurylane das Aeußerste thut, Coventgarden den Vorrang abzugewinnen. Ich sah dort in der neuesten Zeit Othello und eine neue englische Oper. Ich habe mehrere Desdemona's, auch in Deutschland, gesehen, und immer wollte es mich bedünken, daß der mächtige Effekt, dessen diese Rolle fähig ist, ihnen mißlinge, weil sie sich sichtbar bestrebten, ihn noch mächtiger zu machen. Das war bei der Yates nicht der Fall. Sie hatte den Geist der Rolle vollkommen richtig begriffen, und löste ihre Aufgabe mit bezaubernder Zartheit und Grazie. Sie gab das Herrliche des Gedichts und das Rührende ihrer Lage in seiner ganzen erschütternden Kraft, aber sie ging darin nie zu weit, vergaß nie die reine Einfachheit und die zarte Weiblichkeit, die meines Erachtens die Hauptzüge dieses, zu Shakespeare's glücklichsten Schöpfungen gehörenden Charakters sind. Es war das erste Mal, daß sie in dieser Rolle auftrat, und der Versuch hat ihren hohen Künstlerruf noch bedeutend höher gestellt. Das Verdienst der Mitspielenden muß indessen auch in Anschlag kommen, und namentlich darf Emilie (Miß Tree) nicht vergessen werden. Ich habe diese Rolle immer nur von Schauspielerinnen des dritten oder vierten Ranges, und nur von solchen geben sehen, die kaum an den Besiz einstiger Reize erinnerten. Miß Tree rangirt weder mit diesen, noch mit jenen, und doch ist die Emilie eine ihrer trefflichsten Leistungen. Es ist wirklich unbegreiflich, daß die Schauspielerinnen so selten begreifen, wie belohnend es ist, eine Rolle zu haben, die insgemein für eine untergeordnete gilt. Das zeigte sich hier: welchen Eindruck machten die berühmten Worte: the Moor's abused, wie die Tree dieselben sprach, und welche Bedeutung wußte sie in ihren Antheil an der lezten Scene zu legen! Es wird keine deutsche Künstlerin gereuen, ein Gleiches zu versuchen. Macready hat den Othello schon öfters gespielt; doch wollen Sachverständige behaupten, nie mit solchem Eclat, wie dieses Jahr. Es soll ihm namentlich gelungen seyn, einige neue Effekte hervorzubringen. Der lezte Auftritt war etwas anders als gewöhnlich geordnet: das Bett mit Vorhängen, deren Zuziehen es dem Auge entzog, stand in einem Alkoven am Ende des Zimmers, und hinter diesen Vorhängen wurde der Mord verübt; das Auftreten des Mohren, nachdem das Gräßliche geschehen, war ein glücklicher Gedanke und von unglaublicher Wirkung.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 22. Januar 1836.

Was soll euch Wahrheit? Dumpfen Wahn
Packt ihr an allen Zipfeln an.
Vermummter Plutus, Maskenheld,
Schlag' dieses Volk mir aus dem Feld.

Goethe.

Der Neujahrstag in Paris.

Es gibt vielleicht kein Vorurtheil, welches nicht seinen Ursprung in einem Moralprinzip hätte und nicht den Keim einer Lehre für die Menschheit in sich schlöße. Ein solches ist das Vorurtheil oder, wenn man lieber will, die Sitte des „Glückwünschens zum neuen Jahr.“ Der erste Tag des Jahrs ist hier in Paris die Geißel derer, welche besitzen, und die Ostern Aller, welche wenig oder nichts haben; es gibt nicht leicht im ganzen Jahre einen Tag, an dem die Ungleichheit der Stände und die Contraste jeder Art auf eine beleidigendere Weise an's Licht treten. Wie viel Geschenke macht man wider Willen, und wie viele empfängt man mit getäuschter Erwartung! wie viele Leute, die keine Geschenke geben, entblößen dadurch den schlechten Zustand ihrer Vermögensumstände und die verzweifelte Lage ihrer Angelegenheiten! Man richtet sich zu Grunde, ohne Jemand zu bereichern; man macht sich gegenseitige Besuche, ohne sich zu sehen; man umarmt sich, ohne in Friede und Freundschaft zu leben; man spendet einander Glückwünsche, welche man im Grund des Herzens wieder zurücknimmt. Man läuft, man steigt Treppe auf, Treppe ab, man schenkt, man quält sich; und Alles das geschieht nicht etwa, um einem brüderlichen oder christlichen Hange nachzugeben, sondern um einem lächerlichen, heidnischen Brauche nachzukommen.

Das ist die Schattenseite des Vorurtheils; aber unter einem andern Gesichtspunkt betrachtet, gewinnt die Frage ein wichtigeres und patriarchalischeres Ansehen. Es ist ein Tag, an dem man übereingekommen ist, den Kreis des Lebens von Neuem wieder anzufangen; es ist die Null der Gradabtheilung der Kreisperipherie; es ist der Ausgangspunkt einer regelmäßig wiederkehrenden Revolution, die Epoche, wo man sein Inventarium aufsezt, der große Tag, an dem man sich Rechenschaft ablegt über die Handlungen eines ganzen Jahres, und an dem man neue Vorräthe für die neu zu beginnende Reise sammelt. Man ist dahin übereingekommen, daß man während dieser vier-und-zwanzig Stunden sich anmerkt, um wie viel man älter oder größer geworden, und sich kürzlich wiederholt, was man gelernt oder erworben hat; eine Lektion, welche freilich in den meisten Fällen nur eine vorübergehende Reue und ein unfruchtbares Bedauern, selten einen dauernden Entschluß für die Folgezeit hervorruft.

Auf der Oberfläche gesehen, ist hier der Neujahrstag ein schöner, angenehmer Tag; wenn man aber den ihn verdeckenden Schleier lüftet, erscheint er in einem sehr nachtheiligen Lichte. Ueberall sieht man die Menschen dem unwiderstehlichen Bedürfniß des Herzens, Gutes zu thun, dem Bedürfniß, welches wir Tugend nennen,

Ehre erweisen und doch wieder von der Tugend nichts bewahren, als die äußere Schale, und von ihr nichts retten, als den äußern Schein. Aber mit der Tugend ist es, wie mit dem Glück; die Vorstellung allein schon thut wohl; man träumt von ihr, wenn man sie selbst nicht besitzen, man bewundert sie, wenn man sie nicht genießen, man sieht sie gerne, selbst wenn man sie nicht begreifen kann; man vergöttert den Schein derselben, wenn man nicht im Stande ist, die Wirklichkeit derselben zu empfinden. Der erste Tag des Jahrs ist hier in hohem Grade der Tag des Scheins; aber an keinem andern Tage des Jahres hat Paris eine so wunderbare Miene, als am Neujahrstage; da bewegt und regt sich das tausendfältige Gewürme der Hauptstadt in allen Tiefen und Höhen und kriecht in den verschiedensten Gestalten und Formen auf der Oberfläche herum. An diesem Tage bescheert in Paris der heilige Christ; den Kindern bringt er Spielsachen, den Bettlern gewährt er eine reichliche Ernte und den vornehmen Leuten spendet er den Tand der Glückwünsche, welche von den vertrockneten Herzen mancher Gönner wie Gewässer vom dürren Sande aufgesogen werden.

Es war gegen Mittag, als ich, um mich gegen die bestürmenden Neujahrswünsche zu retten, aus meinem Hause auf die Straße trat und meinen gewöhnlichen Weg nach der Rue Vivienne einschlug. Es kam mir heute Alles ungemein festlich vor; die Höckerweiber hatten ihre Orangen besonders nett und zierlich geordnet und sich selbst sonntäglich geputzt; die gebrannten Mandeln und die überzuckerten Figuren in den bescheidenen Buden auf dem Vorsprung des Pont-neuf glitzerten, von der Sonne beschienen, und vor ihnen drängten sich schaarenweise allerliebste kleine Kinder und Bonnen, daß es eine Freude war, und der bronzene, galante Henri IV. viel heiterer als gewöhnlich von seinem hohen Pferde herablächelte. Eine lange Reihe mit Wachslichtern, Nüssen und allerhand Zuckerwerk behangener Tannenbäume gab diesem Kindermarkte ein gar freundliches Ansehen; am Ende derselben, hinter dem Laube versteckt und an die Brustwehr der Brücke gelehnt, saß ein Bettler, blind, verkrüppelt und garstig anzusehen; er hatte den Kopf entblößt, vor ihm stand sein Hut und über seiner Brust hing eine Tafel, auf der ein Neujahrswunsch für die Vorübergehenden und die Bitte um ein Almosen geschrieben stand. Ich warf rasch ein Zweisoustück in seinen Hut und eilte weiter, so rasch es eben die auf dem Brückenwege auf und ab fluthende Volksmenge gestattete. Als ich nach dem Platze von Saint-Germain-l'Auxerrois einbog, fuhr gerade der Staatswagen des Barons v. D. an mir vorüber; vom Sitze des Kutschers hingen goldene Fransen herunter, die Röcke der hintenaufstehenden Lakaien waren mit reichlichen Borten besetzt und drinnen im Wagen saß, nachlässig zurückgelehnt, ein wohlbeleibter Herr, der ein rothes Band im Knopfloch trug. An dem Wagenschlag sah man einen ausgebreiteten Hermelinmantel abgebildet, welcher wie mit Kaffeebohnen besäet schien, und wenn mich nicht das rasche Vorüberfahren getäuscht hat, glaube ich in den vier Feldern des Wappens einen Bankzettel, einen Pfauenschweif, den Fronton der Pariser Börse und den Londoner Courszettel erkannt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

„Bringt mich und meine zwei Gefährten nach jenem Punkt des Ufers hin!“ sagte Anselm nach einem augenblicklichen Schweigen zu den Schiffern, indem er mit dem Finger nach dem Ufer wies, wo zufällig gegenüber eine ganz unbewohnte Gegend war. „Hm,“ erwiderte der eine der Angeredeten, „das klingt ja ganz anders als früher. Da konnte man nicht schnell genug nach Omegna kommen, um die Waare zu verkaufen, da hieß es Omegna und nichts als Omegna! Wie geht es denn zu, mein Freund, daß Ihr so schnell Euern Sinn geändert habt?“ — „Das kann Euch gleichgültig seyn,“ sagte Anselm mit Festigkeit; „genug, Ihr setzt uns an jenem Orte ohne Widerrede aus, sonst bin ich der Mann, Euch zu meinem Willen zu zwingen. Wahrlich, nicht auf dem See von Orta wird man dem freien Sinn einen Zaum anlegen!“ — „Nach Omegna sind wir gedungen,“ versetzte der Schiffer mit dem ganzen Eigensinn solcher Leute, „nach Omegna fahren wir, und Ihr mögt dann selbst sehen, wie Ihr Euch zurecht findet. Ohnehin gehen alle unsere Passagiere ebenfalls nach Omegna, und es würde uns allzulange aufhalten, wollten wir jezt dem Ufer zu.“ — „Ja, ja,“ brummte der lange Hagere, „wir Alle gehen nach Omegna und sind die Mehrzahl, also bleibt es dabei. Nur zu, Schiffer, die unter uns, welche kein gutes Gewissen haben, werden ja schon ohne ihr Zuthun dort ein Obdach finden.“ Bei diesen Worten, die deutlich verriethen, daß des Grafen Verderben beschlossen sey, fand Anselm unnöthig, sich länger zu mäßigen. Alles an Alles setzend, nahm er kaltblütig eine geladene Pistole aus dem Busen, hielt sie dem Schiffer vor und sagte langsam: „Entweder Ihr führt uns ohne weitere Gegenrede dahin, wo ich Euch zeigte, oder ich brenne die Waffe auf Euch los und bin meines Schusses gewiß.“

Schon vor Anbeginn des Streites hatte sich auf der Seite der Einwohner ein dumpfes Murmeln hören lassen. Vergeblich hatten die Begleiter des Polizeidieners, den

Ausgang wohl ahnend, ihn von jeder Einmischung zurück zu halten gesucht; vergeblich strebte dieser, jezt sein Ansehen geltend zu machen, Anselms Landsleute, durch dessen Beginnen und Theresens schnelle Mittheilung sattsam unterrichtet, mischten sich in den Wortwechsel, befahlen, ohne Zögern Anselms Verlangen Folge zu leisten, ließen die Waffen sehen, die Jeder zur Sicherheit der Reise bei sich trug, und erklärten denjenigen als einen Mann des Todes, der sich ihnen zu widersetzen wage. Todtenblaß, aber den festen Entschluß in den bebenden Zügen, saß Therese da, und der Graf hatte sich, sobald er die Gefahr erkannte, muthig mit gezogenem Dolch seinem Freunde zur Seite gestellt. Der Polizeidiener aber, dessen vorlaute Worte den ganzen Sturm herauf beschworen hatten, sah zu spät den Nachtheil ein, den er seiner eigenen Sache damit gebracht, und merkte, wie richtig die Besorgnisse seiner beiden Gefährten gewesen. Ein einziger Blick auf seine Gegner überzeugte ihn von ihrer Uebermacht, und indem er leise seine Schwazhaftigkeit verwünschte, überließ er sich fortan einem störrischen Schweigen und hinderte es nicht, als die Schiffer, ihren Weg nach der bezeichneten Stelle nehmend, dort landeten. Rasch entsprang Anselm dem Kahn, der Graf folgte und bot Theresen die Hand, deren zitternde Knie die zartere Weiblichkeit verriethen. Während dieses geschah, hatten die vier Einheimischen ein leises, aber lebhaftes Gespräch mit einander geführt; jezt stieg zuerst der Schneider an's Land, ihm folgten die andern drei. „Nein!" rief der Erstere, indem er fröhlich Anselms und des Grafen Hände schüttelte, „nein, wir lassen Euch in dieser Lage nicht allein ziehen. Dieser Mann ist kein Bösewicht, das verbürgen uns seine Züge; er soll die Freiheit unseres Landes genießen und diesem fremden Stoßvogel nicht anheimfallen. Mögen immer unsere Familien länger warten; wir achten dessen nicht, wo es gilt, ein gutes Werk zu vollbringen. Allons, Ihr Herrn, hinter diese Gebüsche, damit vom Schiffe her nicht gesehen werde, welchen Weg wir einschlagen."

*

Der Morgen war schon ziemlich vorgerückt und die Sonne brannte drückend heiß, als unsere Wanderer, zum ersten Male den weiten Weg und des Grafen kranken Fuß beachtend, vom raschen Hinansteigen in dem Schatten einiger dunkeln Kastanienbäume ausruhten. Hier nun wurden, so weit dies nöthig schien, den schützenden Begleitern die nähern Umstände von Giabelli's Flucht und Verfolgungsgeschichte erzählt und ihnen die Größe und Dringlichkeit der Gefahr an's Herz gelegt, wobei Alle mit fröhlichem Muthe sich verpflichteten, den Flüchtling eher nicht zu verlassen, als bis er auf schweizerischer Erde in Sicherheit sey. Troz dieser Zusage aber und ungeachtet des glücklichen Entweichens von dem Schiffe, konnte keiner der Betheiligten den echten, innern Muth gewinnen, der ihnen sonst in den Stürmen des Lebens selten gebrach. Der Graf, ohnehin ernst und finster, seitdem des Herzens Bewußtseyn ihm verlezt war, schaute mit bangem Sinn den nächsten Ereignissen entgegen, besorgt um seines eigenen Schicksals willen, aber noch beängstigter um die Zukunft der guten Menschen, die sich theilnehmend seinem Daseyn beigesellt hatten. Anselm, dessen dankbares Herz gerne um jeden Preis das Glück seines Wohlthäters erkauft hätte, fand sich von einer seltsamen Unruhe gequält, welche sich der muntere Bursche nicht erklären konnte. Theresens muthwillige Keckheit aber war verschwunden; keine Spur mehr von dem neckenden Sinn, von der fröhlichen Leichtfertigkeit, welche Alle, die ihr nahe standen, bald belustigte, bald ärgerte. Ernst waren ihre Züge, mild ihre Worte, abgemessen ihre Bewegungen, und fast schien es, als walte auch über sie jenes bange Ahnungsvermögen, das so oft in weiblichen Gemüthern vorherrschend ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Beschluß.)

Die neue Oper: die Belagerung von Rochelle.

Eine andere Verbesserung bestand darin, daß Emilie, sobald sie den Todesstoß empfangen, von der Bühne entfernt wird, und daß Othello am Fuße des Bettes todt niedersinkt. Ueberhaupt bewies das Ganze, daß man sich große Mühe gegeben. Die Matadors der Gesellschaft waren auf den Brettern, Vandenhoff als Jago, Warde als Brabantio, Cooper als Cassio, und es dürfte keineswegs zu viel gesagt seyn, daß Othello wohl selten eine gediegenere Vorstellung erlebt und einen tiefern Eindruck gemacht hat. Auch war das volle Haus mit seinem Beifalle nichts weniger als karg, und wenn dieses Resultat den Beweis liefert, daß der Sinn des Publikums keineswegs, wie oft behauptet wird, für Shakespeare'sche Stücke erstorben ist, wenn sie gut gegeben werden, so war es zugleich ein Beleg für die Trefflichkeit der Opposition. Bunn hätte dem Othello vielleicht kaum die Hälfte dieser Sorgfalt zugewendet, ohne die herabgesezten Preise in Coventgarden, die Schauspieler hätten vielleicht kaum halb so gut gespielt, ohne den Wunsch, das zurückgehaltene Drittel ihrer Gage sich zu sichern. — Die erwähnte Oper heißt: die Belagerung von Rochelle, und könnte eine neue Periode in der Geschichte der englischen Musik eröffnen. Sie ist von Balfe, einem Irländer, der sich mehrere Jahre in Italien aufgehalten hat, und erst seit Kurzem nach England zurückgekehrt ist. Einige Blätter, die jedoch bei mir in keinem großen Credit der Glaubwürdigkeit stehen, erzählen von ihm, er habe sich auf dem Continente durch mehrere Compositionen einen Ruf erworben. Gut für ihn, wenn es wahr ist, und hoffentlich keine Schande für mich, daß ich nichts davon weiß. Genug, für England ist er in seiner Belagerung von Rochelle eine völlig neue

Erscheinung. Der Styl dieser seiner Composition gehört der neuern italienischen Schule an, ahmt indessen die Manier keines Componisten, weder eines lebenden, noch eines todten, sklavisch nach. Sie ist durch und durch gefällig, in mehreren Stellen sogar anregend, und je ärmer England an eingebornen Tonsetzern ist, um so willkommener muß es dieses junge Talent heißen. London wenigstens geht darin mit einem guten Beispiele vor. Die Fabel ist freilich, wie meistens, lahm und die Verse erbärmlich; England hat noch weniger Operndichter, als Deutschland. Sollte das Ganze seinen Weg nach Deutschland finden, so wünsche ich der Ballade im zweiten Akte, when I beheld the anchor weighed, eine anständige Uebersetzung und einen, wo möglich, noch bessern Sänger, als das Original ihn in einem gewissen Phillips besaß. Die Engländer waren davon so sehr entzückt, daß die Ballade wiederholt werden mußte. Dasselbe war mit einem der Chöre der Fall, und dies ist deßhalb merkwürdig, weil der Refrain heißt: vive le Roi. Am Schlusse der Oper wurde der Componist gerufen. Seine Bescheidenheit ließ etwas auf sich warten, aber er kam, verbeugte sich zu wiederholten Malen, und als der Sturm des Händeklatschens schwieg und alle Ohren begierig waren, die Worte zu vernehmen, die anscheinend in seinem geöffneten Munde lagen, da schloß er den Mund und sagte nichts. Das kann nirgends mehr auffallen, als in England, wo in der Regel Jeder, der reden kann, ein Redner ist. Unbemerkt darf ich endlich nicht lassen, daß die Belagerung von Rochelle in der englischen Operngeschichte als erster Versuch dasteht, eine Oper dans les règles zu geben, und der Versuch ist gelungen.

W. S.

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Raupachs Trauerspiel Themisto.

Alle diese Gründe, die mit der logischen Schärfe und Deutlichkeit eines Raupach in der Aktenfolge entwickelt werden, können Themisto nicht bewegen. Für sich hat sie nichts als den Scheingrund, daß das Haus des Athamas durch Learchos Thronfolge der schamlosen Ino und ihrem Bacchusdienste geöffnet würde, und mit diesem Trugbild, daß der Bacchantin Sohn nicht ihrem keuschgebornen vorgezogen werde, sich berauschend, quält die unmütterliche Mutter durch vier Akte den kranken Vater, den armen Sohn, das Volk und das Publikum mit den immer wiederkehrenden Bitten, den Lamios zum König zu ernennen. Athamas ist krank, weil er, am Oeta vorüberziehend, sich von der im Bacchantenzuge vorüberrauschenden Ino überrumpeln ließ, aus dem dargebotenen Becher auf seines Sohnes Wohl zu trinken, darauf aber entsezt, dem Gotte fluchend, den Becher fortgeschleudert hat. Er ist todtkrank und rast; aber er bleibt troz der Raserei ein so vernünftiger Mann, der Gattin den unvernünftigen Wunsch durchaus zu versagen. Sie hingegen, durch nichts als sich selbst zu der rasenden Unvernunft heraufgeschraubt, ergreift zulezt, da Menschen und Götter keine Hülfe senden, das Opfermesser, stürzt in die Schlafkammer der Kinder und ersticht — aus Verwechselung den eigenen Sohn statt des andern. Sie soll in die Wüste zu den wilden Thieren verstoßen werden, erklärt aber, daß die Erynnien ihr nichts anhaben könnten, da ihr Schmerz so fürchterlich sey, daß er der Qualen der Erynnien lache, und ersticht sich.

Wenn es eine Aufgabe der mythischen oder historischen Tragödie ist, zu den grellen Thaten, wie sie uns die Sage überliefert, menschliche Motive zu suchen, eine Rechtfertigung im Gefühl für das Unnatürliche in der That, so hat der Dichter hier dem gerade entgegen gehandelt. Hier ist von keinem Conflict großartiger Mächte die Rede. Diese Mutterliebe ist ein Wahnsinn der Unvernunft. Vierzehn Jahre ist Themisto ein gutes Weib und eine gute Mutter gewesen, sie hat vollauf Zeit gehabt, zu erwägen, daß ihr Sohn nicht König werden wird, und es fällt ihr erst ein, daran zu denken, als ein Diener gelegentlich das Wort fallen läßt: er wird ja doch nicht König! Da, ohne alle Uebergänge, ohne Motivirung fährt die Tarantel in sie, und sie wird das capriciöseste Weib, das nur für ein Lustspiel erfunden werden könnte. Man begreift nicht, woher diese Dämonen in sie fahren; fast verlangt der gesunde Menschenverstand, um sich das zu motiviren, etwas Müllnerschen Schicksalsspuk, eine dämonische Erbsünde. Wenn sie statt des Athamas aus dem Becher der Bacchantin getrunken hätte, es wäre allenfalls erklärlicher geworden, indem nebenbei die Raserei des Königs gar nicht absolut nothwendig erscheint. Ja, wenn der Dichter nur die Charaktere umgedreht hätte, und Learchos der sanfte, Lamios der heroische Jüngling wäre, so wäre mit Einemmale das Vernunftprinzip auf Seiten der Mutter gegen das legitime auf Seiten des Vaters, und es gäbe einen wirklichen tragischen Conflict, von dem jezt auch keine Spur zu finden; denn auch nicht ein Zuschauer bleibt nur einen Augenblick schwankend, für wen sich sein Gefühl erklären muß. So hat der Dichter, statt dem Widerwärtigen, das von selbst in der Fabel liegt, mildernde Seiten abzugewinnen, es noch mit seiner Logik herausgekehrt. Die Handlung wirkt ermüdend und empörend, während in der klaren Vernunft, die sich auf der andern Seite überall herausstellt, gar kein Trostgrund zu suchen ist. Dazu hat nun Raupach Chöre eingeführt, welche die Zwischenakte füllen; der Vorhang fällt deßhalb nicht. Es sind Männer und Frauen von Orchomenos, welche die Gefühle singen, die allenfalls das Publikum bei der Handlung haben könnte. Aber unserm Publikum ist es lieber, sich das selbst zu denken, statt es sich vorsingen zu lassen. Raupach nennt dies einen Versuch, die griechischen Chöre bei uns einzuführen. Wenn es aber Versuch ist — und mich dünkt, Schiller hat ihn in der Braut von Messina schon auf andere glücklichere Weise gewagt, und ist doch damit verunglückt — so ist dieser Versuch total fehlgeschlagen. Unser Publikum will sich in den Zwischenakten erholen, oder seinen Gedanken nachhängen. Es kam das unpassende Arrangement der Choristen und Choristinnen hinzu, die, ganz abgesondert von der Handlung, wenn die dramatis personae abgehen, hervortretend, und wieder abziehend, wenn sie auftreten, ihre Litanei anheben, in ihren Bewegungen nichts weniger als antik, durch die musikalische Begleitung der Mehrzahl der Zuhörer, welche kein Textbuch vor sich hatten, unverständlich, so daß auch diese beschwichtigen sollenden Chöre zum Gegentheil ausschlugen. Man ging hinaus in die Conditorei, während der Dichter sein Bestes, begleitet von einem berühmten Componisten, auftischen wollte. So anerkennenswerth es ist, wenn ein Dichter sich über die Zerrissenheit und die Drangsale der Zeit erhebt, und uns in der höchsten Sphäre der dramatischen Kunst, in der Tragödie, zu luftigern Höhen führen will, so sollten wir doch allmählich zur Ueberzeugung gekommen seyn, daß die griechische antike Welt ein für sich abgeschlossener, vollendeter Cyklus ist, aus der die moderne Kunst wohl ewige Lehren, aber nicht Nahrungsstoff schöpfen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 20.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 23. Januar 1836.

Adalbert. — Laß mich dich retten! komm!
Ernst. — Ich wurzle hier.
Adalbert. — Komm, zaudre nicht! Die Rettung ist gewiß.

Uhland.

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

„Willst du nicht,“ so sprach jezt Therese leise flüsternd, indem sie sich zu dem Bräutigam neigte, „den Berg umgehen, und statt den Grafen durch die unsichern Schluchten zu geleiten, ihn zu dem Hause der guten Frau bringen, die dem Flüchtigen bis auf bessere Zeiten gewiß Schutz und Aufenthalt nicht versagen würde?“ — Einen Augenblick versank Anselm in Nachdenken. „Nein,“ sagte er dann eben so leise, „Alles wohl überlegt, kann ich diesen Ausweg nicht einschlagen. Zwar glaube ich, daß der Graf dort wohl aufgehoben wäre und deine Gönnerin ihn nicht verrathen würde; aber dahin ohne Gefahr zu gelangen, ist jezt nicht möglich. Ich kenne das Haus; es liegt zwar mitten im Gebüsche, allein die Straße für die Saumrosse nach Belgirata führt ganz in der Nähe vorüber, und ehe wir dahin kommen könnten, müßten wir dreimal die Fußsteige durch das Gebirge durchkreuzen. Glaubst du nicht, daß auf allen diesen Punkten unsere Feinde wachsam sind? Nein, nein, auf diesem Pfade, der keinem Fremden bekannt ist, müssen wir über die Grenze zu kommen suchen, und sollte auch das nicht gelingen, unser Leben theuer verkaufen.“

Nach kurzer Rast sezten sie deßhalb, so schnell es gehen wollte, ihren Weg fort, den Grafen in der Mitte, Anselm als Führer; schweigend erstiegen sie eine Anhöhe nach der andern, klommen an Felsen empor, gingen durch die Bette der Wildwasser, die jezt trocken lagen, und wenn die Schwierigkeiten des Pfades sich häuften, wenn dieser oft fast spurlos verschwand, dann zeigte den Wanderern ein einziger Blick, daß Waldung und Gesträuche sie hinlänglich schüzten und die Wildniß ihnen eine Sicherheit bot, die eine bequemere Straße ihnen gewiß versagt hätte. Zwei Stunden lang waren sie so fortgeschritten, bald über Abhänge hinan, bald in tiefe Gründe hinunter, als der Graf, der seit geraumer Zeit den kranken Fuß mühsam über das rauhe Gestein geschleppt hatte, sich ermattet an einen Baum lehnte und erklärte, er vermöge es nicht, weiter zu gehen, wenn das ersehnte Nachtquartier noch ferne sey. Der Wunsch, sich bald außer aller Gefahr zu befinden, habe ihn verleitet, sich übermäßige Kräfte zuzutrauen, die Besorgniß, seine großmüthigen Begleiter durch Zögerung in Verlegenheit zu bringen, habe seinen sinkenden Muth gesteigert, jezt aber müsse er bitten, ihn dem Schicksal zu überlassen, dem er nicht mehr entrinnen könne. „Um Gottes willen, sprecht nicht so, gnädiger Herr!“ rief Anselm lauter, als er sich bis jezt zu reden getraut hatte, und sprang rasch zu dem Grafen hin; „Ihr

könnt, Ihr dürft nicht hier bleiben. Ich bitte Euch, rafft Euch zusammen, nur noch zwei Stunden lang; stützt Euch auf mich, nur noch eine Stunde haltet aus, dann seyd Ihr in Sicherheit, denn dahin verläuft sich kein Spürhund." — „Unmöglich, lieber Freund, unmöglich," sagte Giabelli, indem er mit wehmüthigem Ernst auf seinen Fuß zeigte; „glaube mir, ich kämpfte, so lange ich es vermochte, gegen mein Ungemach, aber ich kann nicht mehr auftreten, und vielleicht würde selbst eine ruhige Nacht mich nicht zum Weitergehen tüchtig machen." Finster starrte Anselm den Fuß an, der, hart geschwollen, allerdings nicht geeignet schien, noch länger über unwegsame Gebirge zu schreiten; verlegen schob er seine Mütze hin und her, kraute sich hinter den Ohren und sagte endlich: „Ich hätte gewünscht, Sie möchten heute noch ein Haus erreichen, dessen Lage Ihnen diese Nacht Verborgenheit und morgen ein sicheres Weiterkommen auf Maulthieren geboten haben würde, aber ich sehe wohl, daß es nicht seyn kann. Wir müssen also das Nachtlager in einer Hütte suchen, die unweit ziemlich versteckt liegt, denn von Hierbleiben ist keine Rede, und sollte ich Sie auf meinen Schultern weiterschleppen. Darum lehnen Sie sich auf meinen Arm und schlingen Sie Ihre andere Hand Freund Giulio um den Hals, damit die paar hundert Schritte, die wir noch zu gehen haben, so schnell als möglich zurückgelegt werden. Den kommenden Morgen flechten wir dann eine Bahre und tragen Sie so bis zu jenem Ort, der Ihnen Sicherheit verheißt." — Gesagt, gethan; der Schneider und Anselm umfaßten den Grafen fest, und während die Uebrigen langsam folgten, trugen sie ihn mehr, als sie ihn gehen ließen, über die schroffen Unebenheiten ihres pfadlosen Weges hinab und hinauf; nach einer peinlichen Viertelstunde gelangten sie vor die Thür eines Gebäudes, das, obschon es auf der Höhe des Mergozzolo lag, wegen der Bäume und Felsstücke, die es umschatteten, kein Uneingeweihter gefunden hätte.

Das kleine Haus war unverschlossen. Ein Raum, in welchen bei herbstlicher Zeit die Kühe gebracht wurden, die jezt auf der Alpe weideten, grenzte dicht an ein viereckiges Behältniß, das den Namen Zimmer schwerlich verdiente, und zwar überall die Spuren der Bewohnung, aber auch eines höchst einfachen Zustandes bot. In der Ecke brannte auf einem Herde, aus mehreren übereinander gebauten Steinen gemacht, ein Feuer, dessen Rauch durch eine Oeffnung oben im Dache einen Ausweg fand, und in dem an der Flamme hängenden Kessel kochte das Abendmahl des einsamen Bewohners, in Kartoffeln bestehend; einige schadhafte Schüsseln von Holz und Zinn, eine Streu längs der einen Wand, an der andern verschiedene Laden mit den Geräthschaften zum Melken, Buttern und Käsemachen, ein paar hölzerne Schemel und einige ärmliche Kleidungsstücke machten den übrigen Theil des Hausrathes aus. Fast zugleich mit den ermüdeten Pilgern trat der Alphirt ein, der hier seine Wirthschaft trieb, und ehe er dem Erstaunen Worte geben konnte, das über die unerwarteten Gäste aus seinen Augen sprach, nahm Anselm ihn bei Seite und hielt bei dem wohlbekannten Mann Nachfrage über Alles, was ihm zu wissen noth that. „Schon gut, schon gut," sagte dieser, nachdem das heimliche Gespräch ziemlich lange gedauert hatte, „ich weiß nun genug von der Sache und freue mich, diesen Spürhunden den Braten aus den Zähnen rücken zu können. Hieher ist Niemand gekommen, denn über diesen einsamen Fleck Erde geht keine Straße; sollte aber etwas sich die nächste Nacht sehen lassen, so verlaßt Euch auf mich, ich werde mich schon zu nehmen wissen. Morgen früh hole ich dann mein eigenes Maulthier, das wird den Herrn so schnell in Sicherheit bringen, daß ich für ihn gar nicht besorgt bin. Laßt uns nun an die Bewirthung unserer Gäste denken." Bei diesen Worten hatte sich der Hirt, der wohl klingende Münze zu Belebung seiner Thätigkeit empfangen haben mochte, schon dem Feuer genähert, das bald unter seinen Händen lustig aufflackerte; dann goß er Wasser in einen Kessel, brachte aus einer Art von Keller frische Kartoffeln und warf sie hinein, machte aus einigen Holzstäben und einem alten Brett einen ganz leidlichen Tisch, auf den er frische Butter, altes schwarzes Brod und einen selbstgemachten Käse legte, und nachdem er die siedenden, bereits aufgesprungenen Knollen mit Kennermiene geprüft und sie dann in etlichen Tellerscherben aufgetragen hatte, lud er freundlich die Gesellschaft zum Essen ein, was sich auch die Mehrzahl derselben nicht wiederholen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Neujahrstag in Paris.

(Fortsetzung.)

Was ist denn das für ein armer Teufel, welcher durch den Hof des Louvre rennt, in seinem schwarzen Fracke mit den Zähnen klappert, in seiner weißen Cravatte fast erstickt, und über das schlechte Wetter, den Neujahrstag und die vielen Fuhrwerke flucht, die den ehrlichen Fußgänger alle Augenblicke mit Lebensgefahr und Schmutz bedrohen? Aus seiner rechten Rocktasche sieht eine Polichinellfigur mit grinsendem Gesicht heraus, und aus der linken Seitentasche hängen zwei Rosabandschleifen bis auf die Knöchel herunter, die offenbar andeuten, daß er Bonbons eingekauft hat. Wir dürfen daher keck die Vermuthung wagen, daß es ein braver Angestellter ist, der sich bei seinem Obern heute ein Neujahrsgeschenk

von 50 Franken geholt, diese aber sofort wieder auf den Ankauf von Zuckerwerk und Spielsachen verwandt hat.

Der Platz vor dem Ausgang auf der Nordseite des Louvre war ganz mit eleganten Equipagen bedeckt; die Anzahl derselben war so bedeutend, daß zwei Munizipalgardisten zu Pferde vollauf zu thun hatten, um Ordnung in ihre Reihen zu bringen, weil sie die anliegenden Straßen zu sperren drohten. Die Besitzer und Besitzerinnen dieser Equipagen waren alle in der Rue du Coq Saint-Honoré abgestiegen, um in den prächtigen Sälen der Herrn Alphonse Giroux und Comp. ihre Neujahrseinkäufe zu machen. An der Eingangsthüre des Magazins standen zwei Munizipalgardisten zu Fuß, zur Zeit der Eröffnung des Ladens dahingestellt, um Kundschaft anzulocken, gegenwärtig aber durch den großen Andrang der Kauflustigen nothwendig geworden. Herr Giroux veranstaltet nämlich jedes Jahr eine eigene Neujahrsausstellung, und sein Lager von allen möglichen, dahin einschlagenden Gegenständen ist das besuchteste von ganz Paris. Während der lezten drei Wochen des Jahrs gibt sich die fashionable Welt ihre Rendezvous bei Giroux; in diese Säle eilt dann Alles, was der Faubourg Saint-Germain und die Chaussée d'Antin Ausgezeichnetes und Vornehmes in sich schließen. Auf dem Hausflur wimmelte es von weißen und schwarzen, bordirten und unbordirten Bedienten; ich hatte Mühe, mich durch diese müssige Schaar durchzudrängen, um in den Entresol zu gelangen. Ich war erstaunt über den zahlreichen Besuch, welcher seine Pracht und seinen Reichthum hier zur Schau trug und mit behaglicher Muße in diesen Sälen auf und ab ging. Noch mehr überraschte mich die Menge, Schönheit und Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche sich hier dem Auge des Kauflustigen darboten. Dieses Magazin ist ein wahrhafter Bazar, worin man Kunstgegenstände aller Art, tausenderlei Merkwürdigkeiten, Möbeln, Gemälde, Spielsachen, Bücher, kurz Alles findet, was Paris Schönes und Graziöses aufzuweisen hat, was ein geläuterter Geschmack und eine bescheidene Einbildung nur wünschen mögen. Unter den Möbeln gefielen mir besonders die Bücherschränke mit gewundenen Säulen, welche mit allerliebsten Sachen von Bronze und allerlei Artigkeiten von Porzellan geschmückt waren. Auch bemerkte ich äußerst elegant eingerichtete Schreibtische, auf denen kostbare Schreibkästchen, Dintenfässer, Kalenderrahmen, wohlriechendes Siegellack, Oblaten mit Devisen und andere Gegenstände zum Ausschmücken eines Büreau's aufgestellt waren. Hübsche Arbeitstische für Damen waren in reicher Auswahl vorhanden, und auch mit allerlei niedlichen Zugaben besezt; viele kostbare Thee- und Putztische mit eingelegter Arbeit verdienten alle Beachtung des schönen Geschlechts. Auf einem dieser Tische stand ein sehr theures Theegeschirr, welches ein Commis Baou-Fan benannte, und für eine ganz kürzlich aus Japan entlehnte Neuigkeit ausgab. Viel gekauft wurden dieses Jahr die kleinen bronzenen oder porzellanenen Leuchter à la Pompadour, deren man sich hier beim Schlafengehn bedient, ferner die hübschen Paniers de Java und die Tyroler Tischteppiche. Die Kunstsachen waren diesmal bei Giroux in einem eigenen Saale ausgestellt, welcher ganz im Geschmack der sogenannten Renaissance verziert und im Charakter jener Epoche möblirt war. Man konnte daselbst eine in der That ganz hübsche Auswahl von Gemälden treffen; ich habe dort ganze Cartons voll Zeichnungen und Skizzen gesehen, die zum Theil von sehr bekannten neueren französischen Künstlern herrührten.

Die Kinderspielsachen machten gerade nicht den unbedeutendsten und uninteressantesten Theil dieses reichen Lagers aus; dieselben waren in so reichlichem Vorrath ausgestellt, daß sie jedem Kinde den Kopf verdrehen konnten. Welches kleine Mädchen wünschte sich nicht gerne eine Puppe, die sprechen kann? Und eine solche war hier zu haben; aber was konnte man dort nicht alles haben? Eine Windmühle, die durch einen natürlichen Wasserfall in Bewegung gesezt wurde, ein ganzes Turnier, eine ganze Seiltänzerfamilie, kleine Theater mit denselben Dekorationen, wie erwachsene Leute sie in der großen Oper sehen, eine Schachtel mit den „drei Grazien des Jahrhunderts," der Taglioni, Elsler und Noblet. Aber ich würde nicht fertig werden, wollte ich dem Leser alle die Kisten und Kasten, Schachteln und Büchsen aufführen und die darin enthaltenen artigen Sachen Stück für Stück beschreiben. Ich kann versichern, daß ich nie hübschere Spielsachen gesehen, als die Menge jener kleinen pittoresken Häuser, Alpenhütten, Schlösser und Brücken, welche man nach Belieben auseinander nehmen und wieder zusammensetzen kann; kurz und gut, man findet um diese Zeit bei Giroux Alles beisammen, was sich zu Neujahrsgeschenken für Groß und Klein eignet.

Das schöne, glänzende Paris ist gegenwärtig viel schöner und glänzender, als gewöhnlich. Wohin wir auch die Blicke wenden mögen, überall stoßen wir auf eine Menge Sachen, welche rücksichtlich der Pracht und des guten Geschmacks unter einander wetteifern und vor unsern verblendeten Augen ausgebreitet sind, um uns schwache Sterbliche in Versuchung zu führen. Das Palais-royal hat heute sein allerbestes, allerkostbarstes Feierkleid angezogen; Gold und Edelsteine rollen in Masse darauf herum. Die verschiedenen Arkaden waren vollgepfropft von Leuten, welche den seltenen Anzug bewunderten oder den reichen Besitzer nach dem Preise so vieler Herrlichkeiten fragten. Ueberall begegneten mir Leute mit eiligen Schritten, welche theils die Kälte, theils aber auch die Furcht vor unmäßigen Ausgaben veranlassen mochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Weihnachtsmarkt.

Weihnachten behauptet bei uns sein altes Recht als Volksfest, wenn auch die Fortschritte in Physik und Chemie die Wunder, welche ein paar Wachskerzen auf die gläubige Kinderwelt sonst ausübten, verdrängten, und vor dem Glanz der Gasflammen in den strahlenden Kunstläden die bescheidenen Lichter der bürgerlichen Industrie in den Weihnachtsbuden matt wurden. Man hält mit Recht fest an dem einzigen und zugleich poetischen Volksfeste, welches sich von selbst gemacht hat, nachdem so viele Versuche, künstliche zu fabriziren, gescheitert sind. Noch immer ist der Weihnachtsmarkt der Tummelplatz der gesündern Berliner Lustbarkeit, und wimmelt vom Augenblick an, wo die Lichter angezündet werden, von bewegten, frohen Gesichtern. Er ist nicht allein das Ergötzen der Kinderwelt, sondern auch der ärmern, dienstthuenden Classen. Eine Herrschaft, welche ihren Domestiken den Gang nach dem Markte Abends verweigern wollte, übte eine unerhörte Tyrannei. Die kleine Betriebsamkeit sezt ihre ganze Hoffnung auf diese Eine Ernte, und ihre Bitten zum Himmel sind nur auf klares Frostwetter für die Woche vor dem Christfest gerichtet. Es mag noch so kalt seyn, die Verkäufer und Verkäuferinnen, in Pelze gehüllt, mit Kohlenbecken zu den Füßen, trotzen dem Froste. Hier hat einmal die Poesie im Verkehr den Sieg über die Industrie davongetragen; denn wie klar ließe sich beweisen, daß dieser Markt auf offener Straße, bei Nachtzeit und in der ungünstigsten Jahreszeit unnütz ist, daß Verkäufer und Käufer bequemer in den Kaufläden der warmen Häuser ihre nöthige Waare holen und absetzen könnten; aber das Volk will den Weihnachtsmarkt, und er bleibt nach wie vor in hölzernen Buden auf der alten breiten Straße, nur daß von Jahr zu Jahr neue Abzweigungen und neue Budenpassen aufwachsen. Mit solcher Pietät hält die Bürgerklasse daran, daß sie ihre Weihnachtsbedürfnisse in den alten flimmernden Buden kaufen, obgleich oft nur ein paar Schritte dahinter in den großen Läden dieselben Sachen zum Fabrikpreise wohlfeiler zu haben sind. Man muß dem Weihnachten seinen Verdienst gönnen, heißt es, und man tadelt die Reichern, welche ihre größern Einkäufe mit merkantilischer Berechnung bei den Kaufleuten und Fabrikanten bewerkstelligen. Nur regnigtes Wetter ist der Verderb des Weihnachtsmarktes; dann jammert die halbe Stadt, nicht sowohl um das gestörte Vergnügen, als um die armen Leute, die um ihren Verdienst kommen.

Die Ausstellungen gehören nothwendig zu dem Feste. Sie haben ihren ursprünglichen Charakter durchaus geändert, und aus den uralten „Krippelvorstellungen“ heiliger Gegenstände sind sie durch hunderterlei Variationen zu etwas geworden, was auf theatralischen Kunstwerth Anspruch machen will. Damit sieht es freilich noch schwach aus, und höchstens befriedigt einmal eine schön gemalte Landschaft mit Lichteffekt die billigen Ansprüche. Indessen ist es ganz gut, daß ihnen die Mechanik so viel Hindernisse in den Weg legt, um etwas zu werden, was sie nicht werden sollen. Die Ausstellungen von Kraftmehlfiguren, in denen man bekannte Persönlichkeiten wieder fand, und durch die der Conditor Teichmann das Publikum lange Jahre hindurch ergözte, waren weit angemessener. Diesmal vermißte man sie. Ob die Zeitumstände auch hier ihre censorische Strenge ausgeübt haben? Vortrefflich wußten einige Kunstgärtner die Produkte ihrer Treibhäuser zu grünen Zaubersälen umzuschaffen. Am erfindungsreichsten bleiben jedoch immer die Brüder Gropius, die in ihrem Diorama jede Gelegenheit nutzen, um das Zeitinteresse zu personifiziren. Diesmal stellten sie in mehreren Bildern das Lager von Kalisch dar. An den Gemälden war kein großer Zauber, wie es der Gegenstand auch wohl mit sich bringt, aber die Art der Aufstellung und der mysteriöse Zugang verfehlten die Wirkung nicht. Der Andrang war und ist noch so groß, daß man stundenlang warten muß, und nur Schritt für Schritt zu den unterirdischen Wundern gelangt. Dafür entschädigt am Eingang ein ungeheurer Riesenkopf, der, in einen Käfig eingeschlossen, durch sein phlegmatisches Mienenspiel Jung und Alt ergözt. So etwas erinnert an die alten Faschingsscherze, die auch noch heute um diese Zeit, geschickt gebraucht, von Effekt wären.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 14:

S t o c k f i s c h.

Räthsel.

Ein Kleid ist's, welches der Geist anzieht,
Ist aber nicht Maske, noch Schminke,
Und wer es sich gegenüber sieht,
Ihn lockend mit freundlichem Winke,
Der ist dem Schwarme der Sorgen entrückt,
Ja schon auf der Erde zum Himmel entzückt.

Es ist kein prangendes, eitles Gewand,
Gefertigt von künstlichen Schneidern,
Ein Kleid, das Mode noch nie erfand,
Troz ihrem Wuste von Kleidern.
Und dennoch, o Wunder! gefällt es so sehr,
Wie flattern die lustigen Bänder umher!

Wie blendet es Manche mit seinem Glanz,
Mit seinen so schönen Gestalten,
Mit seinem Rauschen im flüchtigen Tanz,
Mit seinen verborgenen Falten,
Mit seiner reinen umgebenden Luft,
Mit seinen Blumen und ihrem Duft!

Oft ahmt auch der Körper es nach dies Gewand
Des Geistes in Farb' und Gestalten,
Und wem abginge der rechte Verstand,
Der könnte für jenes ihn halten;
Doch ist er nur Mantel zu jenem Kleid,
Hält Farb' und Form nicht, es thut mir leid.

Drum wird auch über dem Geistesgewand
Gar leicht sein Mantel vergessen,
Und Jungfrau'n hab' ich und Frauen gekannt,
Die haben sie beide besessen;
Die trugen sie in und außer dem Haus,
Und zogen am Abende nimmer sie aus.

Das Kleid besizet magnetische Kraft,
Nicht wie des Mantels nur flüchtig,
Fest hält sie, was mächtig sie an sich gerafft,
Doch mit Anmuth meist und so züchtig!
Ein Mancher betrog sich im eitelen Wahn,
Er trag' es; o Freundin, du hast es an.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 21.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, den 25. Januar 1836.

— Meae
Stultitiam patiuntur opes; tibi parvula res est.
Horat:

Der Neujahrstag in Paris.

(Fortsetzung.)

Man durchgehe einmal die besuchtesten Straßen und Passagen, man trete in mehrere Kaufläden und betrachte die Gesichter jener Käufer, welche nichts auswählen und nichts ansehen, aber die Börse hervorholen, zahlen und dabei trübselige Falten ziehen, dann vom Bijoutier zum Pastetenbäcker, vom Fächerladen in ein Magasin de nouveautés, vom Buchhändler zum Waffenschmied rennen; man beobachte einmal jene Menge von Leuten, welche sich Complimente von gleicher Aufrichtigkeit, und Geschenke von gleichem Werthe machen, welche an einander vorübereilen, sich umarmen, sich grüßen, sich in unendliche Ausgaben stürzen — und sage dann, wer von diesen Allen ist zufrieden? wer hat noch einen Sou übrig, wenn er Abends um acht Uhr nach Hause kommt? Ich will's euch gleich sagen: die Kinder und Bedienten sind allein herzlich froh und zufrieden; denn sie allein empfangen und geben nichts. Man kann sich nicht leicht eine Vorstellung davon machen, was an diesem einen Tage in Paris an Räucherkerzen, Edelsteinen und nichtssagenden Redensarten verbraucht und umgesezt wird; es ist unglaublich, wie oft man sich hier während dieser vier-und-zwanzig Stunden lächerlich macht und hartherzig, geizig oder verschwenderisch zeigt. Die Verlegenheit eines Jeden um die Wahl der Gegenstände seiner Freigebigkeit ist in der Regel eben so komisch, als das Endresultat dieser langen, alljährlichen Wehen; und die Classifikation der Weihnachts- und Neujahrsgeschenke in den verschiedenen Ständen der hiesigen Gesellschaft würde an und für sich schon ein interessantes Sittengemälde liefern.

Eine Ausgabe lastet an diesem Tage hier auf Allen, nämlich die Ausgabe für und von Visitenkarten, welche je nach dem Rang und Stand des Ausgebers verschieden und charakteristisch sind. Die Karten der Dandys sind in englischer Schrift, die der hohen Finanz in deutschen oder sogenannten gothischen Lettern, die der Literatur in romanischen oder sogenannten vorgothischen Charakteren, wie sie im dreizehnten Jahrhundert üblich, gestochen. Die Karten der Schauspieler und Künstler schmücken verschiedene Attribute, wie Masken, Trompeten, Meißel, Pinsel; die Visitenkarten der Damen duften nach Moschus und sind mit zierlichem Goldrand versehen; die gewöhnlichen Bürgersleute haben einfache gravirte oder lithographirte Karten, welche am Neujahrstage hier wie Schneeflocken in die Häuser fallen. Wer mit einer Familie näher bekannt ist, kommt nicht leicht mit der bequemen Abgabe einer einfachen Visitenkarte davon,

sondern muß anständigerweise in eigener Person seine Aufwartung machen. Ich möchte in Paris wahrhaftig kein Familienvater seyn. Ich nehme einen in der Gesellschaft ziemlich hochgestellten Mann an, welcher den Ton der vornehmen Welt mitmachen will, eine hübsche, junge Frau, Kinder, Bediente und Equipage hat, kurz ein Haus macht, und fürwahr, es schaudert mich, wenn ich bedenke, was ihn dieser verdammte Neujahrstag kostet, der zwar auch nicht länger ist, wie jeder andere Tag des Jahrs, aber dafür desto drückender und düsterer, weil jede Stunde der Zeiger sechzigmal die Ausgabe eines Napoleon anzeigt.

Zuerst kommen die Einkäufe für seine Frau: Edelsteine, Geschmeide, Diamanten, immer Diamanten, Schmuckkästchen, Riechfläschchen, Stirnbänder, kleine, hübsche, mit Smaragden und Rubinen ausgelegte englische Kämme; dann folgen die Geschenke für seinen kleinen Sohn und die Spielsachen für seine jüngste Tochter: eine Henne, die Eier legt, ein Hahn, der kräht, eine Amme, die ihren Säugling stillt, ein Seiltänzer, der nach vollständigem Orchester tanzt; wenn schon größere Kinder da sind, müssen noch kostspieligere Dinge gekauft werden: echte Vorstecknadeln, goldene Repetiruhren, gehäkelte Geldbörsen, durch welche die neuen Goldstücke hindurchblinken. Und was gibt erst die Frau Gemahlin aus? Beim Juwelier kauft sie den kostbarsten Ring für ihren Mann, bei ihrem Modehändler wählt sie für ihre Schwester, ihre Tante oder ihre Freundin ein Dutzend mit Brüsseler Spitzen besezter Schnupf- oder Halstücher aus. Wenn sie von da nach Hause zurückkehrt, winken ihr schon ihr Arbeitstisch und ihre Commoden mit der ganzen Last von galanten Gaben entgegen, welche die Freunde des Hauses ihr anbieten, und die in allerlei kleinen, niedlichen, überflüssigen Möbeln, Flacons, Porzellanvasen, Nadelkissen, Dintenfässern u. s. w. bestehen. Aber die Ankunft dieser artigen Kleinigkeiten war nichts Unerwartetes; schon mehrere Monate hindurch waren die Finger guter Freundinnen mit diesen Stickereien und Körbchen beschäftigt. Solche Geschenke durchkreuzen sich hier an diesem Tage zu Tausenden; in der Regel kennt man sie schon im Voraus, und es begegnet einem hier nicht, wie in Deutschland, daß man ganz unvermuthet ein paar allerliebste Pantoffeln geschenkt erhält, deren Daseyn dem Empfänger stets ein Geheimniß geblieben war. Wie viel mögen ferner die jungen Leute daran wenden, um ihren Müttern und Schwestern elegante Möbeln oder Fächer aus den Zeiten der Regentschaft zu kaufen? Die väterliche Kasse kann sich glücklich schätzen, wenn sie nicht mehr als ein oder zwei Bankbillette hergeben muß, die gegen chinesische Theegeschirre, englische Keepsake's oder hübsche Aquarelle umgewechselt werden. Wie viele hundert Franken mögen endlich die Bonbonsaustheiler in allen Klassen der Gesellschaft an diesem einzigen Tage ausgeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

Während man den Hunger stillte und Alle, unsere drei Freunde ausgenommen, so laut scherzten und lachten, als die Besorgniß, von außen gehört zu werden, ihnen verstattete, holte der geschäftige Wirth mehrere Bündel Heu und Stroh, machte dieses auf beiden Seiten der Stube zurecht und breitete dahin, wo der Graf liegen sollte, eine wollene Decke, das Beste und Schönste, was er zu bieten hatte. Müdigkeit und die Aussicht, vor Tage wieder ihre Straße zu ziehen, brachten Alles bald auf das einfache Lager, und auch Anselm, nachdem er Giabelli möglichst bequem gebettet hatte, bereitete sich, seine Welle Stroh einzunehmen. Da näherte sich ihm Therese und bot ihm die Hand zur guten Nacht. Seit dem gestrigen Auftritte hatten die Verlobten kein trauliches Wort mit einander gesprochen. Zu dem eigenthümlichen, trotzigen Stolz, der von jeher ein Hauptzug in des Mädchens Charakter gewesen war, hatte sich jezt noch ein seltsames Gemisch von Zerfallenheit mit sich selbst und Bewußtseyn einer Schuld gesellt, deren Daseyn sie sich kaum leise gestehen mochte. Auch hatte Anselm zum ersten Male in seinem Leben bei dem gestrigen Vorfalle in den Launen seiner schönen Braut, deren Ausbrüche sonst sein munterer Sinn gerne litt, eine ernstere Ursache gesehen. Zum ersten Mal war seinem unbefangenen Herzen der Argwohn nahe getreten, er hatte seitdem Theresens Benehmen mit den Augen des Verdachtes beobachtet, und obschon er noch immer das Leben für Giabelli dahin gegeben hätte, den er als vollkommen schuldlos erkennen mußte, so hatte sich vielleicht eben darum eine größere Bitterkeit gegen das Mädchen in seiner Brust festgesezt. Daß Therese ihm ganz gegen ihre Gewohnheit diesmal einen Schritt entgegenkam, daß sie ihm zuerst die gute Nacht und mit dieser eine Hand bot, welche er sonst nur halb mit Gewalt hatte nehmen und liebkosen dürfen, das vermochte kaum die Empfindung zu mildern, welcher wir ihn anklagen müssen. Frostig empfing er die weiße Hand, die er so oft in süßem Liebeswahnsinn roth geküßt hatte, fast unhörbar tönte die Erwiderung von seinen Lippen, und statt, wie ehemals, seine Augen bewundernd auf der zarten Gestalt ruhen zu lassen, schaute er grollend nach der gegenüberstehenden Wand hin. Erstaunt blickte

Therese, die den leisesten Schritt von ihrer Seite als hinreichende Entschädigung für alles Vergangene angesehen hatte, einige Sekunden auf ihren Bräutigam, und es mochte vielleicht der Wunsch, ihre innern Gefühle nicht verrathen zu haben, in ihrem Herzen entstehen; aber viel zu wenig gewohnt, nach andern Gesetzen zu handeln, als nach den selbstgegebenen, jede Zurücksetzung als unerträglich achtend, ließ sie ihrem Uebermuth den Lauf, rasch zog sie die Hand hinweg, wendete sich um und verschwand hinter dem Verschlage, wo ein Lager ihrer wartete, ohne ein einziges Mal sich umzuschauen. Der Zurückgebliebene aber, dessen Unmuth eben noch jeden Versöhnungsversuch vereitelt hatte, sah sich kaum allein gelassen und außer Stande, sich mit der Geliebten in ein besseres Verhältniß zu bringen, als er vergaß, daß er zum Schmollen so ziemlich gerechte Ursache gehabt hatte, und den entflohenen Augenblick mit seiner wiederkehrenden Liebesseligkeit zurückwünschend, lehnte er trauernd an der hölzernen Wand, die ihn von Theresen schied. Lassen wir ihn jezt des Mädchens Athemzüge belauschen und alle Seltsamkeiten einer Leidenschaft treiben, die, wie keine andere, in ihren Symptomen sich widerspricht, und wünschen wir denjenigen eine freundliche Ruhe, die sie bereits genießen und ihrer so sehr bedürftig sind.

Der erste Schimmer der Dämmerung war noch nicht in Osten entglommen, als Anselm schon munter die Anstalten zur Weiterreise betrieb, die schlummernden Gefährten aufrief, den Hirten weckte, diesen zum Herbeibringen des Maulthiers mahnte, und mit des Schneiders Hülfe aus dem Rest des Nachtmahls ein leidliches Frühstück zuwege brachte. Wer mit des jungen Paares innerm Leben nicht bekannt war, dem wäre wahrscheinlich nichts in dem gegenseitigen Benehmen aufgefallen; aber wir ahnen wohl, daß der fröhliche Bursche unter seiner erhöhten Regsamkeit das Uebermaß des Gefühls verbirgt, das in der vergangenen Nacht beinahe seinen männlichen Sinn überwältigt hätte, und in Theresens geflissentlichem Vermeiden jedes Zusammentreffens, in ihren lauten, fröhlichen Reden, die unwillkührlich ein Ton der Milde und Rührung unterbrach, dürfen wir wohl fühlen, wie einzelne Empfindungen ihrer Seele mit dem angewöhnten kecken Uebermuthe kämpften.

Das Frühstück war genossen, die Reisegesellschaft hatte sich zum Abzuge gerüstet. Schon war der Graf mit Hülfe seiner Begleiter mühsam aus der Hütte getreten und hatte sich, sein Maulthier erwartend, auf ein Felsenstück gesezt, als Anselm, der den Hausherrn aufgesucht hatte, verstört herzukam und berichtete, wie das Thier sich in der Nacht losgerissen habe und vermuthlich auf entferntere Triften gezogen sey. „Unser Wirth," fügte er hinzu, „in halber Verzweiflung über dies unerwartete Mißgeschick, ist zu seinem Nachbar gelaufen, der aber eine halbe Stunde weit wohnt, und hofft, dessen eigenes Thier mitzubringen." — Ein Jeder fand sich von diesem Vorfalle unangenehm betroffen, denn Alle wußten, wie eine einzige Viertelstunde Aufenthalt gefährlich werden könne. Was war indessen zu thun? Nichts, als sich einem Verhängnisse zu fügen, das der Graf allmählich als ein unvermeidliches anzusehen begann. Theils brummend, theils in schweigender Mißstimmung hatten seine Gefährten ringsum in bunter Unordnung sich gesezt, gespannt jedem fernen Geräusche horchend, das den Zurückkehrenden anzeigen konnte; nur der fröhliche Giulio ließ sich nicht irre machen. „Ei was!" sagte er, „laßt nun auch das Schlimmste geschehen, laßt unsern wackern Wirth ohne das Thier heimkommen, was ist es denn? Wir befolgen Anselms Rath, bauen einen Stuhl und tragen den Grafen über den Kamm des Gebirgs." — „Ihr habt recht und beschämt meinen Kleinmuth," erwiderte Anselm; „damit aber die kostbare Zeit nicht unnütz verloren gehe, wollen wir sogleich zum Werke schreiten, und auf jeden Fall einige tüchtige Stangen zusammenfügen."

Während lebendige Thätigkeit die muntern Gesellen in dem nahen Gebüsche festhielt, wo sie Aeste abschnitten und festbanden, während bei diesem Geschäft die Zeit unvermerkt an ihnen vorüber strich, hatte sich Minute an Minute gereiht, und diese waren allmählig zu einer Stunde angewachsen. Schon lange hatte sich die Nacht von den höheren Kuppen entfernt, einzelne ferne Schneegebirge hatten sich in den Rosenschimmer des Morgens gekleidet; die Bergpflanzen öffneten ihre duftenden Kelche, die erwachenden Stimmen der Waldbewohner schallten anmuthig durch die tiefe Stille der Nacht und die Tageshelle hob einen Vorhang nach dem andern hinweg. Zufällig hatte Giabelli seinen Sitz auf einem Punkte genommen, der all den Zauber jener Gegend in seiner ganzen Schönheit entfaltete; er vergaß einige Momente lang seine Unbehülflichkeit und das Schicksal, das ihn wahrscheinlich erwartete; er heftete trunken sein Auge auf Gottes herrliche Welt, von welcher zu seinen Füßen ein verhüllendes Nebelgebild nach dem andern wegsank. Hier lag in seiner ruhigen Abgeschiedenheit, hell und klar, von zahllosen Städten, Landhäusern und Dörfern bekränzt, der See von Orta, dessen Spiegel sich in lieblicher Krümmung längs der grünen Höhen zog, die sich mit ihrer ganzen Schönheit in seinen Wellen abbildeten. Dort nach Norden hin lag, dem Auge völlig erkennbar, der Lago maggiore mit seinen freundlichen Ufern, und wenn der Blick nach Osten die Nebel berührt hatte, die um den Komer- und Luganersee streiften, tauchte er sich in die Unermeßlichkeit der lombardischen Ebene. Ueberall, im Himmel und auf Erden, walteten die zarten Tinten des frühen, unentweihten Morgens,

sie spielten in den Thauperlen der Pflanzen, und in dem leichten Gewölke, das dort an den Grenzen des Gesichtskreises zog, sie glänzten von dem wundersamen Monte Rosa und seinen Spitzen herüber, die der Sonne erste Strahlen so eben begrüßten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Beschluß.)

Neue Kunstwerke. Prof. Levezow. Die Wasserkur.

Der Zufall bringt mit dieser poetischen Weihnachtszeit auch mehrere echt künstlerische Produktionen in Zusammenhang. Es erscheinen nachgerade von den Lieblingsbildern der lezten Ausstellung die trefflichsten Lithographien, die eben so lieblich und ansprechend sind, als sie die Kunst des Steindrucks, die in Verruf oder wirklich in Verfall zu kommen schien, wieder durch ihren echten Kunstwerth erheben. Bei der Masse von Fabrikarbeiten, die der Stahlstich, die Lithographie und der Holzschnitt allerwärts an's Licht fördern und die Märkte damit überschwemmen, ist es eine Lust, zu sehen, wie hier die wahre Kunst sich auf heiterer Höhe muthig und schaffend erhält. So ziert die lithographirte Kirchgängerin nach dem anmuthigen Bilde von Blanc (von dem auch jezt in der Brockhausischen Urania ein kleines Conterfei erschien) alle Kunstläden, und dringt in die Privathäuser. Ihr folgt ein wahres Meisterwerk im Steindruck: die beiden Leonoren nach Sohns Bilde dieses Namens. Unter den Skizzen, die der hiesige Kunstverein für seine Mitglieder stechen läßt, zeichnet sich diesmal ein trefflicher Kupferstich der Steinbrückschen Madonna mit dem Kinde, vom Kupferstecher Eichens, aus, ein Geschenk, das allein schon den jährlichen Beitrag zum Vereine aufwiegt. Eine ganz besonders gelungene Produktion in diesem Felde ist jedoch der größere Kupferstich von Caspar nach dem trefflichen Bilde aus der venetianischen Schule, welches das Museum jüngst erworben hat, und dem der Name Lavinia, Titians Tochter, gegeben ist, mit welchem Rechte, ist gleichgültig, da das Bild ein Schaz ist und Titians Pinsel keine Unehre macht. Caspar, ein Schüler Longhi's, hat durch diesen Stich die Erwartungen, zu welchen sein Talent längst berechtigte, auf's Glänzendste gerechtfertigt. Es ist ein Werk, das allein schon seinen Namen unter den ersten Kupferstechern auf die Nachwelt bringen wird, und erfreulich zugleich ist es, die allgemeine Anerkennung für ein Kunstwerk zu sehen, welches so wenig der Mode fröhnt. So dürfte auch die Furcht allmählich beseitigt werden, daß die echte Kunst des Kupferstichs über den Schöpfungen der Lithographie oder des Holzstichs zu Grunde gehen müsse. Diese werden in anderer Weise immer ihren industriellen Werth behalten, während die Fabrikarbeiten im Stahlstich auf den ersten Augenblick der Kupferstechkunst wirklich gefährlich zu werden drohten.

In dem Professor Levezow, einem der Mitdirektoren des Museums, ist ein sehr gelehrter Kenner des Alterthums gestorben, der aber zu den Gelehrten der ältern Schule gehörte, welchen über dem Anhäufen der Schäze die Kraft verging, sich wieder aus ihnen herauszuarbeiten. Ueber die Wiederbesezung seiner Stelle, eine der wenigen gewünschten Sinecuren unserer Stadt, ist noch nichts entschieden. Auch dürfte sie vielleicht getheilt werden. Als Competenten werden Dr. Friedrich Förster, Dr. Gerhard und Dr. Panofka genannt, leztere Beide als gelehrte und rüstige Archäologen aus Rom und Paris, obgleich beide geborne Schlesier, bekannt. Beide haben sich in ihrem Fache so hervorgethan, daß die Wahrscheinlichkeit für sie spricht, indessen sind wir in neuerer Zeit gewöhnt, bei Ernennungen zu Aemtern gerade die übergangen zu sehen, auf welche die öffentliche Aufmerksamkeit gerichtet war, so daß auch Levezows Stelle nicht unmöglicherweise einem ganz ungenannten und unerwarteten Competenten zu Theil wird. Seine Lehrerstelle bei der Akademie der Künste hat Dr. Schöll, als Kunstkritiker und Dichter rühmlich bekannt, einstweilen erhalten.

Die Wasserkur des Doktor Weigersheim hat neulich zu einem belustigenden Kampfe in den Zeitungen Anlaß gegeben. Bei uns herrscht noch die nicht besonders lobenswerthe Sitte, daß Aerzte für glückliche Kuren sich von ihren Patienten öffentlich Dank sagen lassen. Unbekannteren Anfängern mag eine dergleichen Zeitungsannonce dann und wann von Vortheil seyn; ernst gebildeten Aerzten wird sie immer unangenehm seyn, weil die Vorstellung des Charlatanismus sich daran knüpft, und die große Mehrzahl der Berliner Aerzte gehört Gott sey Dank dieser Klasse nicht an. Unter der Ueberschrift: der Wahrheit die Ehre, dankt ein Herr Leitner im Intelligenzblatt und beiden politischen Zeitungen dem Doktor Weigersheim für die Rettung seiner Frau, die allein durch die Wasserkur gelungen sey, nachdem die Mittel anderer Aerzte fruchtlos geblieben. Eine Woche darauf widerruft derselbe Leitner, in denselben Blättern, unter derselben Ueberschrift seine Annonce. Er erklärt, daß er sie nicht geschrieben, nicht für sein Geld einrücken lassen, und daß sie nicht wahr sey. Nur seine Frau habe sich überreden lassen, diese von fremder Hand ihr vorgelegte Danksagung zu unterschreiben. Uebrigens habe der vorige Arzt, dem ihre Behandlung anvertraut gewesen, pflichtmäßig gehandelt, seine Mittel haben gut angeschlagen, und diesem, nicht aber der spätern Wasserkur, die gar nicht günstig gewirkt, sey er zu Dank verpflichtet. — Ungefähr eine Woche später erscheint abermals unter derselben Ueberschrift, von demselben Leitner, in denselben Blättern ein Widerruf dieser Revocirung der ersten Danksagung. Allerdings sey er, nächst Gott, für die Rettung seiner Frau nur dem Doktor Weigersheim und dessen Wasserkur Dank schuldig, nicht aber seinem frühern Arzte, und es rühre jener Widerruf nicht eigentlich von ihm her, denn er habe nur, gedrängt von diesem frühern Arzte, etwas gedankenlos unterschrieben, was dieser ihm vorgelegt. Diese allerlezte Erklärung gebe er mit voller Besinnung und mit gutem Bedacht ab. — Man wundert sich, daß kein Spaßvogel diesen Revocirungsclimax noch weiter fortsezt. Der angegriffene „andere" Arzt, einer unserer achtungswerthesten Mediziner, hat seine Entgegnung auf den persönlichen Angriff gegen seine Ehre in einer wissenschaftlichen Zeitschrift angekündigt, indem ihm die Aufnahme derselben in der Zeitung verweigert worden. Solche Blicke hinter den Vorhang wären nicht geeignet, den Respekt vor dem Mysterium unserer hippokratischen Zunft zu erhalten, wenn sie nicht zu den Seltenheiten gehörten. Das Siegel zu ehrenwerther Namen ist indeß auf diesen Vorhang gedrückt — der Name Hein allein genügte — als daß das Publikum solche Fehden anders wie als kleine Intermezzo's ansehen sollte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 26. Januar 1836.

Northumberland. — So zappelt das Kaninchen in dem Netz.
York. — So triumphiren Räuber mit der Beute,
So gibt der Redliche sich übermeistert.

Shakespeare.
Heinrich VI.

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsezung.)

„Und diese Welt soll ich vielleicht nimmer wiedersehen?“ sprach jezt der Graf dumpf vor sich hin, indem er sein Gesicht verhüllte; „soll dieses helle Licht, dieses freundliche Leben verlassen, um zwischen finstern Mauern diesen wirren, wüsten Traum meines Daseyns zu enden? Wohl schien es mir zuweilen leicht, ja wünschenswerth, ein Leben nicht länger fortzusetzen, dem ich selbst seinen schönsten Genius, die treue Liebe, in unbegreiflichem Irrwahn geraubt hatte, aber nun ich die Herrlichkeit vor mir ausgebreitet sehe, möchte ich an den Busen der Natur sinken und rufen: nur nicht von dir weg, Mutter!“

Krampfhaft zuckte Therese zusammen, als die gewichtigen Worte ihr sagten, daß wirklich eine lang gehegte Liebe es sey, welche dem Manne vor ihr jene Schwermuth, jene glühende Farbe der Seele gegeben habe, die selten den Weg zu dem weiblichen Herzen verfehlt. Aber Theresens Begierde zu gefallen war schon in der lezten Nacht durch ernstliche Besorgnisse gedämpft worden, darum hatte sie auch jezt Kraft genug gewonnen, keine ihrer innern Bewegungen zu verrathen. Beide wurden durch Anselms Stimme aus ihrem trüben Nachdenken gezogen, der athemlos zu ihnen kam. „Herr,“ rief er, „uns ist das Aergste widerfahren! Nicht nur kehrte unser Wirth ohne des Nachbars Maulthier zurück, sondern dieser muß, schon von Allem unterrichtet, aus dem Begehren Verdacht geschöpft, schlaue Fragen gestellt, und während der Hirt schnell heimkam, sehr wahrscheinlich unsern Feinden Alles gemeldet haben. Glücklicherweise weiß er nicht, wohin das Thier bestimmt war, und wir haben jedenfalls eine Stunde Vorsprung, die wir nach Möglichkeit benutzen wollen. He da, ihr Jungen, frisch an die Arbeit, laßt uns anfassen!“ Eilig brachten nun die Männer den leicht gefügten Stuhl herbei, banden tüchtige Stangen zum Tragen an und halfen dem Grafen zurecht sitzen. Anselm, der Alphirt und zwei von den Uebrigen hoben den Sessel empor und flogen mit ihrer Last so leicht über die Gebirgsebene, daß Therese mit den beiden Andern kaum folgen konnte. Als sie indessen an den entgegengesezten Abhang gelangten, mußten die Fliehenden unwillkührlich ihre Schritte mäßigen, und bald wurde die Reise so schwierig, daß man nur mit großer Vorsicht weiter kam. Der Alpensteig, ohnehin nur dem geübten Auge fortwährend sichtbar, ward mit jeder Minute steiler und unwegsamer; von spitzem Gestein und wilden Stachelpflanzen, von hervorragenden Felsstücken oft gehemmt, konnten selten zwei Träger neben einander gehen, der Stuhl schwankte, troz aller Anstrengung, hin und her, und hing oft mit der einen Seite über tiefen

Abgründen, während die Männer sich längs der Klippenwand drängten, die auf der andern Seite senkrecht in die Höhe stieg. Ungeachtet der stets wachsenden Hindernisse und der perlenden Tropfen, die jeder Stirne entfielen, verlor dennoch Keiner Muth und Ausdauer; Alle hatte der Graf mit seinem edeln, stillen, einfachen Wesen gewonnen, Alle rührte seine Ergebung und die Geduld, mit welcher er sein Ungemach trug.

Man hatte nun die Waldung erreicht, jenseits welcher Anselm ein Saumroß für Giabelli zu miethen hoffte, und von den dichten Bäumen eng umhüllt, wagten sie es zum ersten Mal, ihre Last abzusetzen. Wohlgefällig lauschten sie Giabelli's freundlichen Reden, als plötzlich ein durchdringendes Pfeifen seitwärts erscholl, das nach einer kleinen Pause weiterhin beantwortet wurde. Alle wußten, daß diese Töne nur Feindseliges bringen konnten, ein Jeder sah ein, wie nur die schnellste Flucht vielleicht Rettung geben könne, und ein Dutzend Hände griffen gleichzeitig nach dem Stuhle, der so eilig, als es die Umstände zuließen, davon getragen wurde. Schon hatte der rasche Lauf unsere Reisenden an den Saum des Waldes gebracht, schon erhob sich von ferne das rothe Dach der ersehnten Wohnung, und ein Blick hinterwärts zeigte ihnen die Verfolger so weit zurück, daß sie hoffen durften, die Freistatt zu erreichen, wo ihnen jede Unterstützung gewiß war; da traten auf dem Wege, den sie gehen mußten, einige dunkle Gestalten zwischen den Bäumen hervor, befehligt von einem großen Mann zu Pferde, die mit lautem Geschrei auf den Grafen und seine Begleiter eindrangen. Weit entfernt, sich von der drohenden Gefahr muthlos machen zu lassen, berechneten die Lezteren schnell, daß nur ein rascher Angriff ihnen die Möglichkeit einer fernern Flucht verschaffen könne, sezten deßhalb den Grafen seitwärts nieder und stürzten gemeinsam auf diejenigen los, die ihnen den Weg verlegen zu wollen schienen. Der unvorhergesehene Angriff brachte die Feinde in Unordnung, und bald neigte sich der Sieg unzweifelhaft auf die Seite unserer Freunde. Aber während des Kampfes waren die von hinten herbeieilenden Männer, bestürzt über das Geschick ihrer Gefährten, näher gekommen.

„Nur den Grafen Giabelli begehren wir, liefert uns diesen aus," riefen sie, „und geht dann ungehindert, wohin ihr wollt!" Aber der Streit selber und der leichte Sieg hatte die Angerufenen über die Anzahl ihrer Gegner geblendet; die Sache des unglücklichen Grafen begeisterte sie, und ohne zu überlegen, stürmten sie noch wilder und ungestümer als vorher dem zweiten Haufen zu. Hier war ihnen das Glück indessen weniger günstig, denn die Angreifenden wurden mit festem Fuße empfangen und zurückgeworfen, und jezt galt es, Mann gegen Mann zu fechten. Obgleich Anselm fast das Unmögliche leistete, obgleich seine Verbündeten ihm an Muth beinahe gleich kamen, so war doch die Uebermacht zu bedeutend. Im Anfang dieser blutigen Auftritte hatte der Graf bereits seine Vertheidiger um die nöthige Ruhe beschworen, und als er sah, daß der zweite Trupp seiner Feinde sich nahte, bot er alle seine Kräfte auf, um die Stelle des Gefechtes zu erreichen. Obgleich aber Therese ihm Hülfe leistete und ein Stab die andere Hand unterstüzte, konnte er doch nur so langsam gehen, daß Alles entschieden war, ehe er es zu hindern vermochte. „Haltet, haltet ein!" rief der edle Mann, so laut er vermochte, ohne daß seine Stimme durch den allgemeinen Lärm hörbar geworden wäre; „um Gotteswillen, laßt allen Streit! Ich bin Giabelli," sezte er hinzu, als er Anselm in tiefem Handgemenge sah, „ihr fordert meine Auslieferung, hier bin ich, nehmt mich fest, aber entlaßt meine Freunde — Gott — zu spät!" Bei diesen Worten brachen die Knie des Grafen, der die lezten hundert Schritte fast mit der Schnelligkeit eines Gesunden zurückgelegt hatte, aber als er Anselm unter den Händen seiner erbitterten Gegner zusammensinken sah, die Gewalt seiner Schmerzen doppelt empfand. Indessen war er jezt schon nahe genug, um erkannt zu werden, und zehn Hände waren bereit, den Verfolgten zu mehrerer Sicherheit festzuhalten. In wenigen Minuten hatte sich Alles verwandelt. Giabelli's Begleiter waren großentheils außer Stande, den Kampf fortzusetzen. Die Feinde aber, über die Gefangennehmung des Grafen hoch erfreut, dachten nicht daran, denselben zu verlängern. Anselm lag bewußtlos, die Uebrigen sahen mit finsterm Gesichte und wortlosem Schmerz zu, wie der große Mann, den man General nannte, Giabelli mit höhnischem Stolze willkommen hieß. Der verlassene Stuhl ward zurückgebracht, der Gefangene hinein gesezt, vier der Ueberwinder hoben ihn auf, die Andern folgten, und in wenigen Minuten blieben auf der Wahlstatt nur die Besiegten zurück.

Schon hatte die Sonne mehr als die Hälfte ihrer Bahn vollendet, als Anselm aus der Betäubung, in welche ein Schlag auf seinen Kopf ihn versezt hatte, zur Besinnung kam. Langsam hob er seine Augen und wollte in halber Bewußtlosigkeit sich aufrichten, allein die Wunde über seiner Stirne drückte ihn wieder zurück. Jezt schien es ihm, als hänge ein Engel über seinem Haupte, er sah in die Tiefe zweier schwarzen Sterne, sanft gewölbte Rosenwangen und dunkle Haarflechten tanzten vor seinem irren Sinn, ja er glaubte sogar, den Laut einer holden Stimme aus weiter Ferne zu vernehmen, und schloß die Augen wieder, um fortzuträumen. Da fielen aber zwei Tropfen, heiß und schwer, auf sein Angesicht, diesen ersten folgten mehrere, eine zarte Wange berührte die seinige, und das Band körperlicher Ohnmacht schwand unter solchem Zauber.

„Therese, bist du es?“ rief der Erwachende und zog mit dem gesunden Arme das weinende Mädchen dichter an sein Herz. „Seh ich recht? du bist bei mir geblieben und deine Thränen fließen um mich?“ Zum ersten Mal sehen wir jezt Therese in den weiblichen Weichmuth versunken, der dem schönen Geschlechte eine so ungemeine Gewalt gibt, und wir müssen mit ihrem Freunde bekennen, daß er ihr weit besser steht, als kühne Selbstständigkeit. Schluchzend schmiegte sie sich an Anselm und flüsterte: „Du warst ja verwundet, vielleicht zum Tode, wie hätte ich dich da verlassen sollen?“ — „Ich dachte,“ versezte Jener, „ich fürchtete —“ aber ehe er mit sich selbst einig geworden war, ob es rathsam sey, seine Besorgniß zu gestehen, hatte ein gutartiges Schmollen Theresens weinendes Gesicht verschönert, und sie erwiderte hastig, indem sie die kleine Hand auf ihres Bräutigams Mund legte: „Laß jezt alle Possen! Ich bin mit dir verlobt, wie du weißt, und habe verheißen, alles Schlimme mit dir zu tragen. Daß ich hier geblieben und bereit bin, dir Alles zu leisten, was ich vermag, soll dich befriedigen und von deinen Grillen heilen. Also kein Wort mehr darüber!“ Anselm schaute das Mädchen durchdringend an; dann aber mochten ihre Rede und die nicht zu leugnende Thatsache den Rest seines eifersüchtigen Gefühls zerstört haben. Er zog versöhnt und verzeihend das liebliche Gesicht zu sich hin, und es ward ein Kuß gegeben und empfangen, wie ihm keiner seiner Vorgänger an Innigkeit gleichkommen mochte. Kaum aber war die eine Herzensangelegenheit des braven Burschen beseitigt, so trat die andere in ihr volles Recht zurück, und Giabelli's verzweiflungsvolle Lage ließ ihn das Glück seiner Liebe nur eine Minute lang genießen. Seine Unglücksgefährten hatten sich jezt jammernd und fluchend um ihn her versammelt, und von allen Lippen floß der Unmuth über des Grafen Verfolger und das Mitleid mit dessen Zustande. Selbst Therese, die unterdessen Anselms Stirne und Arm verbunden hatte, konnte ihrem Mitgefühl nicht gebieten, und in die Augen des Leztern traten ein paar schimmernde Zeugen seiner Theilnahme. „Wir dürfen es nicht bei bloßem Bedauern bewenden lassen, so lange Hülfe noch möglich ist,“ sagte dieser endlich, indem er sich einige Mal über das Gesicht fuhr. „Zwar bin ich so hart getroffen, daß ich einstweilen außer Thätigkeit bleiben muß; allein die Mehrzahl von euch, meine Freunde, ist fähig, dem Grafen beizustehen, und auch du, Therese, bist unversehrt. Es spukt Mancherlei in meinem Gehirne, das ich ordnen will; geleitet mich nach jenem Hause, wo mir Beistand gewiß ist, und dort will ich euch mittheilen, was zur Rettung unsers Freundes dienen kann.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Neujahrstag in Paris.

(Fortsezung.)

Die Mittelklasse in Paris hat jedoch diesen Schein von Prunk ganz abgelegt; in einem ehrlichen Bürgershause bietet der Neujahrstag nur eine passende Gelegenheit, sich mit dem Unentbehrlichsten zu beschenken, wie z. B. mit Hüten, Mänteln, Handschuhen, Westen und Shawls; wenn aber der Familienvater Sergeant in seiner Compagnie der Nationalgarde ist und außerdem noch Ritter des Ehrenkreuzes, so erwartet ihn beim Mittagessen eine angenehme Ueberraschung; an der Stelle seines gewöhnlichen geschliffenen Glases findet er ein anderes, feineres und kostbareres, worin der Stern der Braven, nebst einer Menge anderer, mehr oder minder kriegerischer Attribute eingeschliffen ist. Der kleine Angestellte kauft eingewickelte Orangen, Bonbons, Blumen und Früchte von Zucker, Napoleons und Maieur's in Chocolate, welche er unter seine und seines Nachbars Kinder vertheilt. Die alten Pensionärs schenken der Tochter ihrer Hauswirthin eine Ueberraschungsdose, aus welcher beim Oeffnen ein kleiner Teufel in Katzenfell herausspringt, und die Studenten klettern in allen Mansarden herum, um die Grisetten mit verzuckerten bittern Mandeln zu traktiren.

Ja, am Neujahrstag hat hier jeder Fremde und Einheimische einen harten Stand; ich würde nicht fertig werden, wenn ich alles Geld und Gold aufzählen wollte, das man hier den Portiers, den weiblichen und männlichen, den großen und kleinen Bedienten, den Kutschern und Lakaien an diesem Tage geben muß. Am frühen Morgen bestürmen Einem zwanzig, dreißig Commissionäre das Haus und bringen eine kleine Gabe, die man natürlich zehnfach bezahlen muß; der Postbote kommt mit einem neuen Wandkalender, den er doch auch nicht umsonst hergeben kann; kurz, alle jene Leute, welche nichts haben, und sich gerne gegen diejenigen verschwören, die besitzen, quälen Einen hier am ersten Tage des neuen Jahres bis zur Verzweiflung. Ich bin doch ein Junggeselle, habe weder ein eigenes Haus, noch eigene Möbeln; aber ich konnte kein Mittel ausfindig machen, diesen Ausgaben zu entgehen. Ich flüchtete mich in mein Lesekabinet in der Rue Vivienne; aber beim Hineingehen erinnerte mich sofort eine, sonst das ganze Jahr über nicht dastehende Sparbüchse, daß ich einen kleinen Beitrag steuern müsse, wenn ich ferner noch wie früher mich zu den Ersten zählen wolle, welche die Abendjournale zu lesen bekommen. Von da ging ich zu meinem Restaurant, wo mir der Kellner, bevor er mir die Suppe servirte, eine Düte voll verdorbener Rosinen und Mandeln überreichte, für welche delikate

Aufmerksamkeit ich mich doch auch erkenntlich zeigen mußte. Im Kaffeehause endlich sah ich's dem Garçon an der Nasenspitze an, daß er es mir sehr verübeln würde, wenn ich ihm heute, wie gewöhnlich, nur zwei Sous für seine Bedienung zukommen ließe.

Mit diesen Geschenken, wie wir sie aufgezählt haben, betrinkt sich nun hier Jedermann, kauft spanische Renten ein, holt sich die Gicht, geröstete Kartoffeln oder Orangen. Am Abend machte ich noch einen Gang in die Rue des Lombards, wo die schönsten Zuckerbäckerläden sind, die heute ihren reichsten Vorrath ausgestellt hatten; da standen große Körbe und ganze Gefäße voll überzuckerter Früchte aller Art; die feinern, künstlichern Sachen lagen in schöngeschliffenen, krystallenen Schalen, und in die verschiedenartigsten, neckischsten Bilder hatte man den Zucker geformt; hier bemerkte man einen bunten Blumentopf mit einem Strauß von Nelken und Rosen, dort stand ein Robert Macaire von Chocolate und neben ihm der petit malpropre, wie ihn die Franzosen euphemistisch nennen, und was wir nicht füglich in's Deutsche übersetzen können. Von menschlichen Figuren bemerkte man sonst noch vorzugsweise Schweizerinnen, Genien, Amorinen und Engelchen, und aus dem Thierreich waren besonders die Bologneser Hündchen, Katzen, Tauben und anderes hübsches Geflügel zum künstlerischen Vorwurf in Zucker ausgewählt; Alles ist so niedlich ausgeführt, als es sich nur irgend mit dem widerstrebenden Material zu Stande bringen läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Das Geburtsfest des Königs.

Die vorlezten Tage des verflossenen Jahres schmückte bei uns ein Fest, dessen wohlthuender Glanz gewiß in der Erinnerung lange freundlich fortleben wird. Am 27sten December hatte König Anton sein achtzigstes Lebensjahr vollendet. Lange zuvor schon hatte der allgemeine Wunsch der Einwohner Dresdens und der Umgegend sich immer lauter dafür ausgesprochen, daß dieser, nur von wenigen Sterblichen erreichte Tag Veranlassung werden möchte, dem väterlichen Regenten Sachsens die innigste Liebe und Dankbarkeit öffentlich zu bezeigen. Die obrigkeitlichen Behörden, hievon benachrichtigt, säumten um so weniger, diesem Wunsche auf zweckmäßige Weise Genüge zu leisten, da sie den Trieb dazu ebenfalls in sich fühlten. So wurde denn der 27ste December schon früh um fünf Uhr mit Kanonendonner und Glockenläuten in der Stadt und Umgegend begrüßt. Um neun Uhr begab sich ein Zug von achtzig festlich gekleideten Jungfrauen, nebst einer Deputation vom Rathe und der Communrepräsentantschaft, dem die Innungen der Künstler und Handwerker mit ihren verschiedenen Fahnen und Abzeichen, Erziehungsinstitute u. s. w., so wie eine Menge anderer freiwilligen Theilnehmer sich anschlossen, im Geleit von einem Corps Communalgarde und deren Musikchore, nach dem königlichen Palaste. Nach einer durch Geist und Gemüth sich empfehlenden Rede des verdienstvollen Bürgermeisters Hübler an den die Deputationen im Thronsaale empfangenden König, überreichte derselbe ihm im Namen der Stadt ein in Gold ausgeprägtes Exemplar der zum Gedächtniß des erfreulichen Tages bestimmten Denkmünze mit sehr ähnlichem Porträt des Königs und der Umschrift: „Anton, König von Sachsen. Sein Wirken unser Wohl.“ Auf ihrem Revers zeigt sich ein geflügelter Genius, in seiner Rechten die Constitution vom 4ten September 1831, und in der Linken ein Blumenfüllhorn haltend. Der tiefgerührte König sprach seinen Dank aus, und verlieh dabei dem Bürgermeister das Kreuz des Civilverdienstordens. Die Anführerin der Jungfrauen recitirte ein die Glückwünsche der leztern eröffnendes Sonnett, und überreichte zugleich ein die Gefühle der Stadt an diesem Festtage mit Wärme darlegendes Gedicht. Das Militär und die Communalgarde theilten den allgemeinen Enthusiasmus. Der mitregierende Prinz Friedrich August und der Prinz Johann führten gegen Mittag, Ersterer das Militär, Lezterer die Communalgarde von der Elbbrücke aus Neustadt herüber dem Schlosse zu. König Anton trat auf den Altan, ihre freudevollen, durch die überaus zahlreiche Volksumgebung lebhaft unterstüzten Zurufe und Begrüßungen mit dem hinreißendsten Wohlwollen erwidernd. Allenthalben gab es Mittags und Abends Vereine zur Feier des höchstwillkommenen Festes, eines Volksfestes in der sinnvollsten und wahrhaftesten Bedeutung; allenthalben erscholl aus den Häusern die frische, freudige Liebe zu dem Gefeierten in Liedern und Trinksprüchen. Damit aber auch die Dürftigkeit von der Theilnahme an dem frohen Festleben sich nicht ausgeschlossen fühle, waren die Armen der Stadt auf Gasthöfe und Speisehäuser hingewiesen, wo Essen und Wein ihnen gespendet wurde. Ohne alle Aufforderung war am Abend die Stadt glänzend beleuchtet. Wenn auch wegen des eingetretenen starken Windes die Lichter im Freien sich nicht überall vollkommen entwickeln konnten, so ließ sich doch der Geschmack der Anordnung, besonders in den von der Commune veranstalteten Dekorationen auf den öffentlichen Plätzen, nicht verkennen. Vorzüglichen Beifall erhielt der in der Mitte des alten Markts auf einer Säule, welche an die auf dem Vendomeplaz zu Paris erinnerte, angebrachte geflügelte Genius, in jeder Hand einen Blumenkranz haltend. Seine Beleuchtung geschah aus den Fenstern im dritten Stockwerke des Rathhauses mittelst eines großen Hohlspiegels, bald in rothem, bald in blauem Feuer, und gewährte, zumal im rothen Lichte, einen überaus angenehmen Anblick. Ausgezeichnet waren auch die Beleuchtungsanstalten in der neuen Antonstadt, die ihre Gefühle noch durch ein gedrucktes Gedicht geäußert hatte. Recht anmuthig erschienen ferner auf dem Schloßplaze unfern der Elbbrücke zwei große Gasflammen, aus sehr vielen kleinen in eine pyramidalische Form zusammenfließend. Der Plaz wurde davon hell wie am Tage. Diese Beleuchtung hatte auch noch den großen Vorzug vor allen andern Arten, daß sie troz dem, gerade dort wehenden heftigen Winde sich fortwährend zu behaupten wußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 27. Januar 1836.

Le doux système!
Les canons même
De sucre sont faits.
Belles sculptures,
Riches peintures
Ornent les buffets.

Béranger.

Der Neujahrstag in Paris.

(Fortsetzung.)

Ich nahm meinen Rückweg über einen Theil der Boulevards; die Straßenlaternen warfen ihren ärmlichen Schein auf das feuchte Pflaster; die Seitenwege aber erhellte außerdem noch die flackernde Gasflamme vor und hinter den großen Fenstern der Kaufläden. Mehr Kutschen als gewöhnlich rasselten an Einem vorüber, und geschäftige Leute verwünschten die Volksmenge auf den Nebenwegen, weil sie das schnelle Fortkommen unmöglich machte. Auf dem Boulevard Montmartre bog ich in die Passage des Panoramas, um über den Börsenplatz nach der Rue Vivienne zu gelangen. Am besuchtesten waren die Papierläden, welche Herr Susse an den beiden erstgenannten Orten etablirt hat. Sehr viele französische Künstler schicken ihre Skizzen, Aquarell- und Pastellgemälde hieher, wo diese Werke ausgestellt werden und zahlreiche Käufer finden. Besonders anziehend und unterhaltend ist die in jenen beiden Läden befindliche Sammlung der Chargen von Danton. Die Carrikaturen dieses bekannten Gypszerrbildners sind in der That mit Talent und Laune ausgeführt. Danton ist, so viel ich weiß, der Erste, welcher mit dem Bossirbein seine beißenden Hyperbeln dargestellt hat; er greift in seinen originellen Chargen nicht, wie Hogarth, die Sitten der gegenwärtigen Bildung an, um sie durch komische Auffassung zu geißeln und zu bessern, sondern er wählt, wie es ihm gerade einfällt, die Riesen derselben heraus, welche unter seiner Hand zu Zwergen zusammenschrumpfen. Die berühmtesten Componisten, Schauspieler und Schriftsteller der Gegenwart erscheinen hier in grotesken Masken, und jedem derselben hat der Künstler ein unterscheidendes Kennzeichen gegeben, das entweder seinen Stand oder seinen Charakter andeutet. Auf den ersten Blick erkennen wir Paganini, um ihn herum gruppirt sind Lablache, Santini, Ivanoff, Rubini, Tamburini, Levasseur, Nourrit; die unvergleichlichen Comiker Bouffé, Vernet, Odry, Frederic Lemaitre, Serres, Achard, Alcide Tousez durften natürlich nicht fehlen. Jener dicke, schwerfällig einherwatschelnde Mann, dessen obere Kinnlade einen ihrer Zähne verloren hat, ist der berühmte und beliebte Literat Balzac, welcher, troß dem, daß er sich sein langes, schönes Haar hat abschneiden lassen, doch der Ruthe des Spötters anheimgefallen ist; der Verfasser „der Elennshaut" ist zu Fuß, sein Kopf ist zur Hälfte geschoren, und unter seinem Arme trägt er jenen kostbaren Spazierstock, dessen Preis hundert Louisdor beträgt und dessen Andenken gewiß nur mit dem Namen seines berühmten Besitzers untergehen wird. Aus diesem leztern Grunde hat ihm der Künstler auch wohl die Ehre der Apotheose in einem

besondern Monument ertheilen zu müssen geglaubt. Nicht weit von der eben beschriebenen Gruppe sehen wir jenen literarhistorischen Spazierstock, geschmückt mit dem Hut und den langen Haaren Balzacs, dessen Porträt, mit einem Strahlenglanze umgeben, auf dieser prächtigen Trophäe incrustirt ist, an welcher von allen Seiten neugierige Liebhaber vermittelst Seilen und Strickleitern hinaufklettern, um ihre Pracht und Schönheit sorgfältig zu prüfen und zu bewundern. Man denke nicht etwa, daß die Originaltypen dieser burlesken Abbildungen sich über eine solche Behandlung ärgern; haben doch Viele es sich als eine besondere Gunst ausgebeten, in diesem interessanten Museum berühmter Zeitgenossen zu figuriren. Die gefeierte Malibran hat unter andern mit der größten Zuvorkommenheit ihren Kopf dem französischen Zerrbildner preisgegeben. Nicht zufrieden mit der Ernte, welche er auf französischem Grund und Boden eingesammelt hat, ist Danton zweimal über die Meerenge gereist, um jenseits derselben neue Sujets für seine reiche Sammlung zu suchen. Von seiner ersten Reise hat er die Lords Wellington und Brougham mitgebracht; Samuel Rothschild schwimmt mit wahrem Entzücken auf seinem Goldhaufen herum, und Talleyrand ist unverkennbar. Während seines lezten Ausflugs nach der englischen Hauptstadt hat er den oberlehnsherrlichen, verächtlichen Ton der stolzen Aristokratie sehr glücklich in den Manieren des Herzogs von Cumberland und des Herzogs von Glocester angedeutet; der Contrast wird um so schlagender, indem man neben diesen beiden Eminenzen den heftig gestikulirenden irländischen Agitator, und den englischen Volksredner Cobbet sieht.

Außer diesen Danton'schen Gypschargen bieten die Läden des Herrn Susse noch eine sehr reiche Auswahl von Gegenständen dar, welche zu Neujahrsgeschenken nicht passender seyn könnten. Die feinsten Kartonnagearbeiten mit Stickereien, zarte, bedruckte Holzsachen, als: Toiletten-, Zucker- und Tabakskästchen, die zierlichsten Korbgeflechte, die feinsten Lederwaaren, als: elegante Brieftaschen, Nähetuis für Damen, Schreibmappen, die wohlriechendsten Papiere der feinsten Gattung mit dem Namen oder Wappen des Käufers, die er in Gold darauf drucken lassen kann, parfümirtes Sigellack, Oblaten mit allerlei hübschen Devisen, schöne Visitenkarten, auf denen gewandte Künstler charmante Aquarelle gezeichnet haben, niedliche Eisengußsachen, Platinafeuerzeuge der mannichfaltigsten Art, neue Lichtschirme mit Figuren, Landschaften und verschiedenen Costümen, reiche Albums, Farbenkasten, Malergestelle, Gebetbücher, in Gold und Sammt eingebunden; was will man mehr?

In der Passage des Panoramas, dem Laden des Herrn Susse gegenüber, wohnt der berühmte Zuckerbäcker Merivillier. Sein Lager strahlte in prachtvoller Beleuchtung, und die darin aufgestapelten Zuckerschätze machten die Freude der Kinder und die Unterhaltung der fashionablen Herumschlenderer aus, welche bei solchen Gelegenheiten die herrlichste Augenweide haben. Man kann in der That nichts Ingenióseres sehen, als diese Schaustellung, wo die Bonbons zu den zierlichsten Geschenken umgeschaffen werden, wo man seinem jüngsten Mühmchen die Chocolate in tausenderlei Formen überreichen und bald als ein Schmuckkästchen oder ein Nadelkissen, bald als eine Damenuhr oder eine Klingelschnur anbieten kann. Und für die Buben kann man unter einem ganzen Arsenal von Säbeln, Kanonen und Pistolen wählen. Ich habe ganze Theetische mit vollständigem Service, ganze Körbe voll Pflaumen, Pfirsichen und andern edlern Obstarten in Zucker oder Chokolate gesehen. Als eine Seltenheit glaube ich die Bonbons anführen zu müssen, worauf englische Gedichte, mit französischer Uebersetzung daneben, geschrieben waren; besonders empfehlenswerth sind die gebrannten Mandeln des Herrn Merivillier, welche den würzigen Geschmack des Kaffee's haben.

(Der Beschluß folgt.)

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

In ganz verschiedener Stimmung hatte indessen der siegreiche Trupp seinen Weg fortgesezt. Zufrieden, den längst Gesuchten endlich gefunden, froh, die große Belohnung verdient zu haben, die Spinosa verheißen hatte, zog er jubelnd die gebahnte Straße über den Mergozzolo abwärts. Die ersten Personen der Gesellschaft nahmen jedoch an dem freudigen Lärm wenig Theil, ja sie schienen denselben nicht einmal zu hören. Der General, die befriedigte Rache im Herzen, den Sieg über den Todfeind in den hohnlächelnden Zügen, ritt dicht neben dem Gefangenen hin, und in seinem Gesichte lag der Triumph, diesem endlich vergelten zu können, was sein Liebling, nach seinem Urtheil, schuldlos gelitten hatte. Bei Giabelli hingegen war der Zeitpunkt eingetreten, wo der edle Mensch nach dem nutzlosen Kampfe gegen sein Geschick sich der harten Nothwendigkeit mit ruhigem Schweigen zu unterwerfen strebt. Eine gleichgültige Kälte, eine stille Entschlossenheit sprach aus seinem Auge; er schien weder die funkelnden Blicke seines Gegners, noch die Rohheit seiner übrigen Begleiter zu bemerken, seine Seele hatte sich von dem entscheidenden Momente an sichtlich in sich selbst zurückgezogen, und nur in seiner scharf eingekniffenen Oberlippe hätte der Menschenkenner den Schmerz um seine aufgeopferten Freunde lesen können.

Der Weg bis zu dem Abhange des Berges wurde zurückgelegt, ohne daß man sonderlich der schwarzen

Wolken geachtet hätte, die, von der Schwüle des Tages an dem nahen Gebirgsstock zusammengezogen, wie eine Mauer sich an ihm ausbreiteten. Jezt aber brachte ein leichter Luftzug das Gewitter näher, und es entwickelte sich nun mit einer Schnelligkeit und Gewalt, wie sie nur auf den Bergen und in den angrenzenden Thälern gefunden wird. Ehe man in der Nähe ein bedeutendes Wehen verspürte, brauste fernher ein Sturm durch die Lüfte, vor dessen Macht die Erde in dumpfer Stille zu erzittern schien. Die Stöße des Orkans waren erst leise, dann immer lauter und hörbarer, mit einem Knarren und Stöhnen verbunden, welchem das ungeübte Ohr staunend horchte. Scheu und verzagt blickten die Wenigen, denen diese Natur nicht fremd war, den Himmel an, indessen die Uebrigen nichts zu besorgen, und Spinosa wie Giabelli die Umgebungen nicht zu beachten schienen. Jezt aber ward die Atmosphäre drückender, der Horizont dunkelte furchtbar schnell, wüthend brach der Sturm los, tobte schauerlich in den Klüften, heulte laut über den Grat des Gebirges, und indem er in die Tiefe der Waldung drang, wurde seine Gewalt in schrecklichem Kampfe an den schlanken Bäumen offenbar, die sich stöhnend vor ihm beugten. Blitz auf Blitz erleuchtete jezt den unebenen Pfad, Knall auf Knall fuhr schmetternd durch die bewegten Lüfte und in einzelnen schweren Tropfen begannen die dichten Wolken sich zu entladen. Da wagten die Furchtsamsten unter den Wächtern, dem General das Aufsuchen eines Zufluchtsortes anzurathen, und als dieser schweigend fortritt, verloren sie sich unbemerkt in dem Gebüsch, ihr kostbares Leben zu dem schirmenden Dache eines Hauses rettend, das fernher durch die Bäume blickte. Die einzelnen Wassertropfen mehrten sich unterdessen zu gewaltigen Strömen, und wenige Minuten nur waren hingegangen, als von jeder Höhe die Waldbäche herab rauschten und die Schrecklichkeit der, in nächtliches Dunkel gehüllten Scene wunderbar vermehrten.

„Ihr habt ein schlimmes Wetter zu eurer Reise," so sprach ein unvermerkt hinzugekommener Wanderer, als eben die Träger verdrießlich und ermüdet ihre Last einige Augenblicke niedersezten. Einzelne Seitenblicke, nach dem Sprechenden gewendet, zeigten einen schlicht aussehenden Landmann aus der Gebirgsgegend, der die angeborne Gemüthlichkeit nicht zu verleugnen schien, denn troz des schweigenden Unmuthes, mit dem die Erkundigung beantwortet ward, unterließ er nicht, sein Bedauern über die üble Lage an den Tag zu legen. „Ich kenne die Gewitter in dieser Gegend wie mich selbst," fügte er hinzu; „vor Mitternacht dürfen wir nichts Gutes erwarten, und im besten Falle werden die Gießbäche noch viele Stunden lang jedem Unkundigen den Tod drohen. Ich bin ein einzelner Mensch, und weiß, wo ich den Fuß hinsetzen soll; aber Gott soll mich bewahren, bei der einbrechenden Finsterniß länger fortzuwandern." — Zum ersten Male schien nun auch der Anführer des Trupps eine Ahnung persönlicher Gefahr zu bekommen. Neben dem Pferde, dessen Zügel er um den Arm geschlungen hatte, ging er auf den neuen Ankömmling zu. „Die nächste Wohnung ist noch weit," sagte er; „wo wäre denn auf diesem unwirthbaren Berge ein Unterkommen für diese Nacht, gesezt, ich fände mich geneigt, ein solches zu suchen?" — „Ei ja doch," versezte der Gefragte, „auf diesem Wege freilich, da ist das nächste Haus ein paar Stunden weit; aber wenn Ihr nur einen kleinen Seitensprung von ein paar hundert Schritten macht, so steht da eine geräumige Sennhütte mit einem festen Dache, wo ein Bund Stroh für die Nacht zu finden ist. Ich suche dort Herberge, und wenn Ihr wollt, so zeige ich den Weg." — Einige Sekunden stand der General in tiefem Sinnen; er hätte so gerne den Gefangenen ganz in seiner Macht gehabt, und das war nur außer diesem Gebiete möglich, aber das Murren seiner Begleiter hatte sein Ohr erreicht, so wie das Stürmen und Toben des Gewitters, sein Auge tauchte sich in die ringsum waltende Finsterniß, und langsam ging er mit seinem Gefolge dem sichern Schritt des Bauern nach, der bald auf die erfreulichen Lichter in der verheißenen Wohnung weisen konnte.

Als die ersten Bedürfnisse befriedigt, die entbehrlichsten Kleidungsstücke um das Feuer gehängt waren, und man sich selbst bei diesem nach Möglichkeit getrocknet hatte, wurde man bald gewahr, daß außer Dach und Fach hier wenig Bequemlichkeit zu erwarten sey. Wie in den meisten dieser Alphütten fand sich auch in dieser nur ein einziger, für Menschen bewohnbarer Raum, und der Eigenthümer konnte für die Nachtruhe nichts bieten, als einige Bund Stroh. Außerdem hatte der Mann früher schon mehreren Landbewohnern die Einkehr gestattet, die, zum Theil bereits schlafend, an den Wänden lagen, und meinte, als Spinosa seine Unzufriedenheit hierüber nicht bergen konnte: man würde einem Hunde bei solchem Wetter die Thüre nicht verschließen; ja, so viel Hülfsbedürftige diese Nacht noch kommen könnten, sie müßten alle Platz finden.

Sehr oft wird im Leben aus der Noth eine Tugend gemacht, und so geschah es auch hier; denn wie verdrießlich Jeder sich fühlen mochte, so kam man doch allmählich in eine ruhige Ordnung. Giabelli hatte keinen Theil an seiner Umgebung genommen, er war durch die Ereignisse des Tages erschöpft, und froh, unter dem Anschein von Schlaf Stille und Abgeschiedenheit zu finden. Ohne ein Wort zu verlieren, legte er sich in die Ecke neben die frühern Ankömmlinge; die Häscher lagerten sich auf die andere Seite, und nur der General blieb, das dürftige Bett verschmähend, beim Feuer

sitzen. Schon zeigten die Athemzüge der Umherliegenden die Nähe des Schlafes, und nur der Perpendikel einer großen hölzernen Uhr unterbrach die lautlose Stille; da fühlte der Graf seine Hand ergriffen und leise gedrückt, und bevor er sich nach dem Thäter umsehen konnte, säuselte es gleich dem kaum entstandenen Gedanken in sein Ohr: „Wenn Sie morgen sich einem Landhause nähern, hinter welchem ein großer Park sich den Berg hinanzieht, und wo dicht an der Wohnung ein gewaltiger Springbrunnen unter einem großen Platanengewölbe Schatten und Kühlung verbreitet, so suchen Sie einen Vorwand, abzusteigen. Halten Sie sich dann fertig, jede Hülfe zu benutzen, die Ihnen geboten wird.“ — Giabelli horchte noch einige Minuten, in der Erwartung, Mehreres zu vernehmen; aber Alles schien gleich einem Traumbilde versunken, und als er sich umwandte und seine Nachbarn in tiefem Schlummer unbeweglich liegen sah, hätte er fast an der Wirklichkeit des Vorfalls gezweifelt, wenn die Erinnerung daran nicht gar zu lebhaft gewesen wäre. Mit Einemmale hatten sich jedoch seine Empfindungen erhöht. Statt der Apathie, die ihn den ganzen Tag beherrscht hatte, regte der Gedanke, freundliche Wesen geschäftig um sich zu wissen, seine Hoffnung auf, und beinahe gegen seinen Willen malte er sich Möglichkeiten, die er dann sogleich als Geburten eines fieberhaften Zustandes wieder verwarf. Eine Stunde mochte er so im Streite mit sich selbst zugebracht haben, als Pferdegetrappel und Lärm vor dem Hause ihn seinem Hinbrüten entriß. Der General sprang auf und öffnete das Fenster; der Regen hatte nachgelassen, und nur einzelne Windstöße zeigten, daß der Sturm noch nicht völlig entschlafen sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Fortsetzung.)

Das Geburtsfest des Königs.

Was die erwähnten Festmahle betrifft, so beschränkten sich solche nicht allein auf Dresdens Bewohner und die Inländer überhaupt, von denen aus dem ganzen Umkreise des Königreichs ein großer Zusammenfluß stattfand. Als Abends der König, nebst Familie und dem ganzen Hofe, in Stadt und Vorstädten herumfuhr, um die Beleuchtung in Augenschein zu nehmen, hatte im Hotel de France auf der Wilsdruffer Gasse ein zahlreicher Verein hier anwesender Britten die Zeit abgepaßt, wo der Gefeierte dort vorbeikommen würde, und war, wie solches geschah, die Treppe herunter und auf die Straße geeilt, um, während ein Musikchor die Melodie des God save the king spielte, ein mächtiges Lebehoch, unter Champagnergläserklang und dem Schwenken von Hüten und Taschentüchern, ihm zu widmen. Des Königs Wagen hielt lange vor dem geschmackvoll illuminirten Hause, an dem die erleuchteten Wappen Sachsens und Großbritanniens, mit dem darunter flammenden Spruche: God save the king! prangten. Ueberall, wo der königliche Wagen sich zeigte, scholl ihm ein lautes, volles Vivat entgegen. Noch ist zu bemerken, daß schon früh um sechs Uhr bei Fackelschein von der Gemeine zu Friedrichstadt der Grund zum Fußgestell einer Büste des Königs in Bronze gelegt worden war, deren Fertigung, dem Vernehmen nach, Professor Rietschel übernommen hat. Von Leipzig aus, wo ebenfalls eine besondere, wohlgeordnete Feier des merkwürdigen Tages die lebendigste Theilnahme gefunden, erschien eine Deputation, die Glückwünsche der Stadt darzubringen. Unter mehreren Einzelnen, die, Jeder in seiner Weise und nach seiner Ansicht, den besondern Antheil an dem Tage auszusprechen sich bemühten, war auch ein hiesiger Bäckermeister. Er überreichte einen Honigkuchen von vier Ellen Länge, worauf das Schloß Wensenstein, ein ländlicher Lieblingsaufenthalt des verehrten Königs, abgebildet war. Aber der Eine Tag reichte um so weniger aus für die ihm darzulegenden Liebesbeweise, da ohnehin die Kräfte des ehrwürdigen Greises, der allein drei volle Stunden dem Herumfahren bei der Illumination geopfert hatte, auf mannichfache Art in Anspruch genommen wurden. Besonders hatten noch die Landleute der Umgegend gewünscht, ihm auf ähnliche Weise, wie es von Seiten der Stadt geschehen war, ihre Verehrung und Liebe bezeigen zu dürfen. Dieser Wunsch ging am folgenden Tage in Erfüllung. Achtzig Landmädchen in neuen, je acht Personen fassenden, größtentheils offenen Korbwagen, geleitet von reitenden jungen Landleuten und einem Wagen voll achtzigjähriger Greise, erschienen unter Anführung des Amtslandrichters Winkler am Mittage, und fanden im Schlosse beim Könige dieselbe Aufnahme, wie die städtischen Glückwünschenden am Tage zuvor. Der Umstand, daß die ländlichen, zum Theil recht reizenden Jungfrauen meistens keine fremdartigen Anzüge angelegt, sondern sich der ihnen eigenthümlichen Feiertracht bedient hatten, und daß die jungen Leute durch ihre Geschicklichkeit im Reiten sich größtentheils hervorthaten, machte einen besonders angenehmen Eindruck auf die in den Straßen, welche der wohlgeordnete Zug berührte, zahlreich versammelten Zuschauer. Der König unterhielt sich vorzüglich lange mit dem ältesten Mann, einem Greise von 89 Jahren. Für die Abends in dem benachbarten Dorfe Räcknitz den Glückwünschenden veranstaltete Festfeier, wobei die frohe Jugend es am Tanze natürlich nicht fehlen ließ, war mit Wein und Backwerk aus dem hiesigen Schlosse gesorgt worden. Ein kunstfertiger Goldarbeiter, Namens Klöver, hat unstreitig eine recht glückliche Spekulation in Herstellung von Ringen mit dem Porträt des Königs zum Andenken des Festtages gemacht. Eben so ist aus der benachbarten Eisenfabrik zu Burgk die gegossene Büste des Königs Anton hervorgegangen, und in den Kunsthandlungen sein Brustbild in Papier-Relief zu haben. Zur Erinnerung an den, dem gütigen Vater des Vaterlandes und den dankbaren Bewohnern Sachsens gleiche Ehre bringenden Tag, hat der der ehrenvollsten Popularität genießende König sein im vorigen Jahre vom Professor Rösler gefertigtes und ausgestelltes, wohlgetroffenes Bildniß erkauft und damit der Stadt Dresden ein Geschenk gemacht. Das wohlwollende Vaterherz des königlichen Greises sprach sich auf das Klarste aus in den Empfindungen, die er über den allgemeinen Enthusiasmus im hiesigen Tagblatte und der Leipziger Zeitung in kurzen, schmucklosen Worten höchst einnehmend darlegte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 24.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 28. Januar 1836.

Sieh, wir wissen Rath zu schaffen,
Haben Muth und haben Glück.
Goethe.
Claudine von Villa bella.

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

„Ein Bote für Sie, der einen Brief abzugeben hat," sprach jezt der Eigenthümer des Hauses, indem er ein Papier durch das Fenster reichte. „Ein Bote für mich!" erwiderte der General; „wie hat der mich in diesem Neste gefunden?" — „Ich war auf dem Wege in's Gebirge," lautete die Antwort von draußen, „und wollte Euer Gnaden dort aufsuchen, da begegnete mir unweit von diesem Hause ein Bauer, der mir sagte, er habe Ihnen bei dem Unwetter hier einen Zufluchtsort gezeigt." Mittlerweile hatte der General den Brief aufgerissen, bei dem Scheine des Feuers gelesen und brummte in halben Worten vor sich hin. „Der Ueberbringer überall aufsuchen — dieses Blatt in Euer Gnaden Hände — Ihr Herr Schwager — diesen Abend herkommen — durchaus sprechen — wichtige Angelegenheit — auf der Stelle dem Boten folgen. — Hm," indem er das Papier hin und her wandte, „meines Bedienten Hand ist es allerdings, und den Schwager muß ein wichtiges Ereigniß mir nachführen, aber meinen Gefangenen verlassen —" Spinosa ging nachdenkend auf und nieder, schaute mit mißtrauischem Blick über die Schlafenden hin, aber endlich siegte doch die Nothwendigkeit, seinen Verwandten zu sehen, und die Vorstellung, daß der kranke Giabelli bis nach Omegna hinlänglich bewacht sey. Nachdem er den Boten noch einmal umständlich befragt und mit einem der Häscher lange heimlich gesprochen hatte, hörte der Graf das Pferd vorführen und bald nachher seinen Todfeind wegreiten. Daß bei diesem Vorfalle, den er in Uebereinstimmung mit demjenigen glauben mußte, was ihm selbst so eben begegnet war, sein Herz hoffnungsvoll zu klopfen begann, daß er mit Verlangen der kommenden Morgenröthe entgegen schaute, wird wohl Jeder begreifen, der auch schon die Stunden des Unglücks getragen und den ersten Schimmer eines freundlicheren Sterns gesehen hat.

Noch war die Sonne nicht weit am östlichen Himmel emporgestiegen, als Graf Giabelli, von seinen Begleitern umgeben, die einsame Bergstraße zwischen Gebüsch und einzelnen Wiesenstücken hinunter ritt. Troz seinem schmerzenden Fuße, saß er wohlgemuth auf dem für ihn geliehenen Maulthier, die Gegend, seine nächste Umgebung und jeden Anschein von Hülfe scharf beachtend, und entschlossen, die Leztere zu ergreifen, oder ein Daseyn theuer zu verkaufen, das wenig Werth mehr für ihn hatte. Schon zeigten einzelne Häuser zwischen den Bäumen eine bewohntere Landschaft, und Giabelli warf emsig seine Blicke hin und her, ohne die bezeichnete Wohnung erschauen zu können. Jezt aber, als sie auf die lezte Anhöhe über dem Thale von Orta gelangten — ja, da mußte

der verheißene Garten seyn! Lieblich rauschte ein friedlicher Bach über reinlichen Kies hinunter, hie und da über Felsblöcke in einfache Marmorbecken plätschernd, und von dem mannichfaltigsten Gebüsch bald enge umschlossen, bald mit seinen Wellen eine offene Umgebung und angenehme Blumenpartien bewässernd. Hier winkte ein lauschiges Plätzchen einsam zwischen Trauerweiden; dort sah das Dach einer Hütte gastlich hervor, und überall schien die Pracht der Natur von der Kunst weise benuzt. Jezt — es rauschte wie ein Wasserfall, dort, wo die Platanen sich in einem düstern Gewölbe begegneten, sprühte ein großer Theil des Baches mit gewaltigem Brausen über die Wipfel der Bäume empor; der helle Wasserstrahl benezte im Zurückfallen die dichten Zweige und tröpfelte einzeln von diesen ab in ein weites Becken. Gleich unten an dieser schönen Stelle hob sich in italischschöner Bauart die Mauer des Hauses, an dessen Vorderseite eine breite Terrasse die bezauberndste Ansicht des ganzen Sees und seiner Umgebungen gestattete.

Schon lange hatte sich der Graf gegen seine Begleitung über zunehmendes Unwohlseyn beklagt; als er nun das Haus erreichte, erklärte er, ohne einige Ruhe nicht mehr weiter reiten zu können, und sein Aussehen unterstüzte hinlänglich dieses Vorgeben. Ungewiß sahen die Wächter sich unter einander und dann die Wohnung an; allein es wäre unter den waltenden Umständen eine wirkliche Grausamkeit gewesen, das Ansuchen abzuweisen, auch zeugten die überall verschlossenen Fensterladen, daß hier keine Herrschaft vorhanden sey. Ein einziges lebendes Wesen war zu sehen, und zwar in ganz seltsamer Lage. Mitten auf der breiten Terrasse saß vor einem, mit reichlichem Frühstück beladenen Tische ein ganz junger Bursche, der es sich allem Anscheine nach trefflich schmecken ließ. Als die Ankömmlinge stille hielten, hatte der friedliche Esser sich umgewendet und war langsam näher getreten; dem Grafen dünkte es, als habe er dies Gesicht schon irgendwo gesehen, aber sein Erinnerungsvermögen wußte es nicht zu ordnen.

„Seyd Ihr ganz allein hier, junger Herr?“ fragte einer der Polizeidiener; „Ihr befindet Euch wirklich in keiner üblen Gesellschaft.“ — „Ei, ich bin der Sohn des Verwalters,“ erwiderte der Angeredete mit bäurischem Bückling, „und muß da oben ganz allein mit einer alten Magd hausen; da hätte ich wohl unrecht, wenn ich die Langeweile nicht mit der Gottesgabe zu vertreiben suchte. Wollen die Herrn zulangen? Ich rechne mir's zur Ehre, und es soll gleich mehr besorgt werden.“ — „Deinem Verlangen könnte man entsprechen, mein Sohn,“ sagte der Mann lächelnd; „dieser Herr ist unwohl, bedarf des Rastens, und ein schmackhaftes Frühstück verschmähen weder ich noch meine Gefährten.“ Bei diesen Worten war er dem Tische nahe getreten und musterte den saftigen Rinderbraten, die Schinkenschnitten nebst den beiden Weinflaschen, die auch nicht von der schlechten Sorte zu seyn schienen. „Wenn der Herr da nicht ganz gesund ist,“ sagte der junge Mensch, „so sollte er auch nicht da draußen in dem Luftzuge sitzen. Hier am Hause auf der Bank ist ein besserer Platz für ihn und ich hole ihm dann ein eigenes Tischchen zum Essen. Kommt, edler Herr, Ihr seyd übel zu Fuße, stüzt Euch auf mich!“

Bei den ersten Lauten, die der hübsche Junge gesprochen, hatte Giabelli die verkleidete Therese erkannt. Man denke, ob er sich von jezt an mit hoffnungsvollem Vertrauen ihrer Leitung überließ, und ob er gerne die Stelle einnahm, der seine Freundin ihn zuführte. Die Uebrigen hatten sich indessen um die Mahlzeit versammelt, zu welcher Therese sogleich die nöthigen Stühle und Tischgeräthe herbeiholte, und bald waren Alle in das Geschäft des Essens so vertieft, als Leute nur immer seyn konnten, die vier-und-zwanzig Stunden gefastet hatten. „Schade nur,“ sagte der aufwartende Jüngling, „daß diese zwei Flaschen die lezten des bessern Weines sind; doch wäre es möglich, daß noch, während ihr hier seyd, der frische Vorrath mir den Berg herauf gesendet würde. Ich erwarte den Boten mit jedem Augenblick, und unterdessen will ich euch für den Durst solchen holen, der freilich an Werth diesem nicht an die Seite gestellt werden darf.“ Kaum war Therese in's Haus geschlüpft, so hörte man aus dem Gebüsch am Berge eine Stimme, die, halb rufend, halb singend nach Herrn Julius verlangte. „Kommt hieher und helft mir die Kiste hinauf tragen, oder ich lasse sie fallen, daß der edle Wein in Strömen hinunter läuft.“ — „Das mögen alle Heiligen verhüten!“ rief einer der Männer; „komm, Matheo, wir wollen dem Schurken seine Kiste hieher bringen helfen und dann gleich den Zehnten davon nehmen.“ Noch hatte er nicht ausgesprochen, als er schon sammt seinem Gehülfen hinter den Bäumen verschwunden war; allein kaum konnten sie den Gegenstand ihrer Sorge erreicht haben, so hörte man Lärm und Geschrei wie von streitenden Menschen, und bald erschallte der Hülferuf: „Marko! Andrea! hieher!“ so durchdringend, daß die Gerufenen keinen Augenblick säumten, den Weg längs dem Berg hinunter zu eilen. Als sie den Rücken gewendet hatten, sprang Therese aus dem Hause, trat dicht neben den Grafen, und dieser sah zu seinem Erstaunen unter ihrem Druck die Wand sich öffnen, die neben der Säule, an welcher er saß, scheinbar von Stein sich erhob, und noch hatte sie die Worte: geschwind, gnädiger Herr, rettet Euch! nicht ausgesprochen, als Giabelli, den kranken Fuß vergessend, verschwunden war und die Wand hinter ihm sich schloß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Neujahrstag in Paris.

(Beschluß.)

Wir können unmöglich die Passage des Panoramas verlassen, ohne den neuen Fächerladen des Hauses Duvelleroy zu erwähnen. Die Fächer sind besonders seit einem Jahre hier wieder in Aufnahme gekommen; die vornehme und schöne Welt zeigt sich heutzutage auf den Bällen und im Theater nie anders, als mit diesem leichten Handwerkszeuge bewaffnet. Wer aus eigener Erfahrung weiß, wie die Französinnen mit dem Spiel ihres Fächers ein verschämtes Erröthen oder ein halb unterbrochenes Gähnen so graziös zu verbergen wissen, wie sie Einem durch die Bewegungen des Fächers zu verstehen geben, daß man lästig sey und sich entfernen möge; wer ferner gesehen hat, wie sie in den Falten ihres Fächers einen Liebesbrief so gewandt aufzufangen und zu verstecken wissen, wie sorglos sie ihrem Liebhaber ein kleines Billet mit dem Fächer zuwerfen, um die Stunde des Rendezvous zu bestimmen, der wird begreifen, warum in den Augen jeder Pariserin der Fächer eines der kostbarsten und unentbehrlichsten Möbeln ist. Die reichste Auswahl von Fächern findet man nun in dem Laden des Herrn Duvelleroy. Die Perlmutter, das Elfenbein, die Knochen, das Schildpatt, das Horn, die Eselshaut, die Cypresse, das Ebenholz, der Pflaumen-, Citronen-, Elsbeerbaum, kurz alle inländischen und ausländischen Holzarten sind hier in die mannichfaltigsten und delikatesten Fächerformen umgeschaffen worden; und wie reich sind die Zeichnungen dieser niedlichen Möbeln, und mit wie herrlichen Zierrathen sind sie ausgelegt! In dem Magazin des Herrn Duvelleroy kann man wahrlich geschichtliche Studien über Moden und Sitten verschiedener Zeiträume anstellen; man trifft daselbst nichts als Fächer, und zwar Fächer aus allen Zeiten. Die aus der Zeit Heinrichs IV. konnte man leicht an den Zeichnungen in Rubens'schem Genre erkennen; auf denen, die unter der glänzenden Epoche Ludwigs XIV. üblich waren, sieht man die Wunder von Versailles abgebildet; die Fächer, welche unter der Regierung Ludwigs XVI. getragen wurden, stellen die Luftschifffahrten Montgolfiers dar, und es wimmelt darauf von Ballons aller Größe und Form. Selbst während der Schreckensperiode der französischen Revolution haben die Französinnen sich dieses Schmuckes nicht beraubt; ich habe einige Fächer aus jener Zeit bei Duvelleroy gesehen; die damaligen republikanischen Celebritäten in ihrem nachlässigen, aber oft malerischen Costüm waren darauf abgebildet. — Gegenwärtig fabrizirt Paris für zwei Millionen Fächer; Frankreich allein braucht davon für 150,000 Franken; England, Deutschland und Rußland zusammen nehmen etwa nur für 20 — 25,000; der bedeutendste Absatz dieses Handelszweiges geht nach Spanien, Portugal und Italien; auch macht Frankreich in diesem Artikel nicht unbedeutende Geschäfte mit Amerika; besonders werden Fächer nach den dortigen spanischen und portugiesischen Colonien verkauft. In Paris gibt es gegen zehn mehr oder minder bedeutende Handelshäuser, welche sich mit der Fabrikation der Fächer beschäftigen. Die meisten derselben verkaufen die Fächer nur en gros; drei davon liefern diesen Handelsartikel auch den hiesigen Parfümeurs und andern Magazinen, welche die Fächer in Detail nebst hundert andern Gegenständen verkaufen. Das Haus Duvelleroy hat im Laufe des lezten Sommers zwei Fächerniederlagen gegründet, in der Rue de la Paix und in der Passage des Panoramas, welche den Besuch jedes Fremden in vieler Rücksicht verdienen. Verlassen wir aber jezt diesen von den mannichfachsten Herrlichkeiten strahlenden Durchgang.

Durch das Gewühl der Rue Vivienne hindurch stieg ich den Perron hinab in den Garten des Palais-royal. In den Arkaden war, wie gewöhnlich, jeder Laden herrlich erleuchtet, und indem ich mich langsam mit dem Strome die Galerie Valois hinuntertragen ließ, dachte ich, wie immer, das Palais-royal gleiche einem verzauberten Schlosse. Die untern Gemächer strahlten in der prächtigsten Beleuchtung, durch die Fenster drang bald ein verführerisch-mährchenhafter Schimmer, bald ein betäubender Sinnenreiz; der Occident vermählte seine Schätze mit den Spezereien des Orients, jeder Laden ist das Boudoir einer Sultanin geworden. Da sitzen sie, die Feenköniginnen des Handels, an ihren mit Mahagoni ausgelegten Zahltischen, mit ihrem elfenbeinernen Teint und ihren redseligen Lippen. Sie ordnen und verkaufen den Schmuck, den fleißige Zwerge in düstern Fabriken hämmern, zu Anderer Freude und Putz; sie sitzen da in blendender Helle, und lächeln jedesmal, wenn ihre Augen der Bewunderung begegnen, welche die Schaar der Vorübergehenden ihren vergänglichen Reizen zollt. Das weibliche Herz ist hier und auch anderswo wie eine Treibhauspflanze, welche nur auf dem Mistbeete der öffentlichen Huldigung Blüthen und Blätter treibt.

Als ich durch den düstern, schweigsamen Hof des Louvre ging, um über den Pont des Arts mich nach meiner Wohnung zu begeben, dachte ich bei mir: Paris ist doch am Ende eine unglückliche Stadt, die nichts weiter als die Gabe besizt, so artig zu seyn, wie ein Kind, so launenhaft und wetterwendisch, wie eine Coquette, so leichtfertig und oberflächlich, wie ein Marquis aus der Zeit der Regentschaft, so verschwenderisch, wie der einzige Sohn einer reichen Familie, so kalt und berechnend, wie ihre Bankiers, so sinnlich und irdisch,

wie ihre Rentiers. Unglückliche Stadt, armes Paris, wo man für Geld schreibt und denkt, wo man sich belustigt und Bälle veranstaltet, um den Armen einige Sous zuzuwenden, wo man sich schlägt, um zu beweisen, daß man Recht gehabt hat, zu lügen und zu verleumden, wo man Processe führt, um Hab und Gut zu verlieren und einen verderblichen Groll zu befriedigen, wo man über eine Verrätherei wie über eine vortheilhafte Sache lächelt, wo man sich an Niemand anschließt und Jedermann in seine Arme einschließt, wo die Freundschaft eben so selten ist, als die Redlichkeit, und wo man seinem Körper Gewalt anthut, um eine Minute zu leben, wäre es auch die Minute, welcher der Tod auf dem Fuße nachfolgt. Geh, altes Paris, morgen setze dich in Bewegung und durchsuche deine Taschen, wirf das Geld zum Fenster hinaus, doch so, daß kein Vorübergehender es aufraffen kann. Gieb denen, welche zu viel haben, vergiß den unwissenden Pöbel, der an der Ecke deiner Paläste verhungert, bespritze ihn mit Koth, auf daß er die Lust verliere, schöne Sonntagskleider zu tragen, und theile Geschenke aus unter seine Töchter, um die Lumpen seiner Söhne offenbarer zu machen. Und dann stemme die Hände in die Seiten und rufe: „das ist allerliebst! so ist es recht! das amüsirt mich!“ Dieser Strudel von Nichtigkeiten, von Qualen, von trügerischen Freuden, von nutzlosen Ungerechtigkeiten, von thörichten Vergnügungen wirbelt und dreht sich immer fort und fort bis an die Grenze des Daseyns, wo die gütige Hand der Natur dich einem dauernderen und reelleren Zustande zurückgibt.

Indeß, gute Stadt Paris, laß es dir gesagt seyn, es wird nicht so gar viel Wasser die Seine hinabfließen, bevor du über alle diese Dinge in dich gehen mußt. Das ist mein Neujahrswunsch; mache, daß deine geistreiche Bevölkerung ihn genehmige!

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Beschluß.)

Tiedge. Lutheraner und Calvinisten. Affenkomödie.

Nicht lange vor des Königs Geburtstag hatte eine Privatfeier ähnlicher Art stattgefunden, welche insofern ebenfalls für das große Publikum gehört, da ein in ganz Deutschland rühmlich genannter Dichtergreis ihr Gegenstand war. Am Morgen des 13ten Decembers, des drei-und-achtzigsten Geburtstages des Canonicus Tiedge, erschien der seit einiger Zeit sich hier aufhaltende, neuerlich auch als Dramatiker mit Beifall begrüßte Schriftsteller, Herr von Maltitz, in Tiedge's Wohnung, demselben ein Paketchen unter dessen Adresse, angeblich aus der Altmark, des Greisen Geburtsgegend, überreichend. Dieser fühlte sich sehr freundlich überrascht durch den Inhalt, einer auf jenen Tag ausgeprägten Denkmünze in Silber. Ihr Avers bietet des Dichters Brustbild im Profil und der Revers ein Flügelroß mit der Umschrift dar: „Erhabenheit sein Flug, Licht und Recht sein Streben.“ Die Medaille ist mit vielem Geschmack gefertigt, und auch in Bronzeexemplaren vorhanden. Bekanntlich hat die vor mehreren Jahren hier verstorbene, ehrwürdige Gräfin Elise von der Recke durch ihr Testament die Einrichtung getroffen, daß Tiedge, der treue Gefährte ihrer lezten Lebensperiode, nach ihrem Ableben den Rest seiner Tage in derselben gemächlichen und erfreulichen Weise zubringen kann, wie es bis dahin in ihrem Hause geschehen war. Die zartfühlende Gönnerin wünschte, es möchten nach ihrem Scheiden wenigstens die übrigen Verhältnisse ganz unverändert für ihren vieljährigen Freund fortdauern. Und so sieht denn Tiedge noch immer den größten Theil derselben Freunde und Bekannten um sich, welche vormals in den Soiréen der Frau von der Recke zu erscheinen pflegten. Die jugendlichen Mitglieder derselben hatten für den Festabend ein kleines Lustspiel einstudirt, dessen Aufführung dem greisen Helden des Tages große Freude machte. Da den ganzen Tag die männlichen und weiblichen Glückwünschungsbesuche nicht aufgehört hatten, so zeugt es gewiß von einer recht kräftigen Natur des Hochbejahrten, daß weder eine Ermattung ihm anzumerken war, noch auch später die ungemeine Anstrengung nachtheilige Folgen auf seine Gesundheit äußerte.

Obgleich in Sachsen kein vom Staate ausgehender Verein der Lutheraner und Calvinisten stattfindet, so scheinen doch die frühern Scheidewände zwischen diesen beiden, im Wesentlichen sich ganz nahe stehenden Confessionen sich immer mehr verlieren zu wollen. Schon seit einiger Zeit gab es keinen Anstoß, wenn lutherische Prediger die Kanzel der reformirten Kirche betraten. Man darf es aber gewiß als einen nicht unwichtigen Vorschritt in einer sehr wünschenswerthen Sache betrachten, daß die Vorsteher der hiesigen, zwar kleinen, aber höchst achtbaren Gemeine der Reformirten bei Besetzung einer Predigerstelle auf einen in der lutherischen Kirche ordinirten jungen Theologen Rücksicht nahmen, obschon unter den Mitbewerbern um die Stelle auch mehrere wackere reformirte Kandidaten waren. Uebrigens schmückt den gewählten Prediger Kohlschütter der Ruf ganz vorzüglicher Auszeichnung, sowohl in Ansehung des Herzens, als des Geistes und der Kenntnisse, so daß er dem allgemein geschätzten Prediger Girardet würdig zur Seite tritt.

Zur Freude aller Gebildeten tönt der Gesang der großen Künstlerin Heinefetter noch immer auf unserer Bühne und in öffentlichen Conzerten des Hotels de Saxe u. s. w. Neben dem vielbesuchten Theater scheint diesen Winter noch ein Marionettentheater zu gedeihen. Dazu ist vor Kurzem aus Wien ein Affen- und Hundeschauspiel angelangt, das die Erschütterung des Zwerchfells unmöglich verfehlen kann, wenn seine vierfüßigen Virtuosen die Verheißungen der Anschlagzettel auch nur einigermaßen erfüllen. Wer an den Toiletten reizender Damen seine Studien bereits absolvirt hat, den verlangt sicher zu wissen, wie eine Aeffin die schwere Aufgabe, eine Laïs am Putztische vorzustellen, zu lösen versteht, und wer Gelegenheit gehabt hat, menschlichen Affen bei glänzenden Gastmahlen Gesellschaft zu leisten, dem darf man gewiß den Wunsch verzeihen, zu sehen, ob die wirklichen Affen sich in ähnlichen Situationen nicht noch ungleich kurzweiliger geberden. — Seit dem lezten Tage des verflossenen Jahres hat unser Winter, der bis dahin sehr schmuzige Wäsche zu tragen pflegte, ein überaus köstliches schwanenweißes Feierkleid angelegt, und schon verkündigen die Schellen der Schlitten, daß sie wahrscheinlich ihrem, zwei ganze Winter hindurch verschlafenen Berufe diesmal desto thätiger obliegen werden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 25.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 29. Januar 1836.

Der Wind ist scharf, o wär' er lau!
Es schlummert der Schnee, o wär' es Thau!
O wäre die Erde grün!

Platen.

Winter.

Die Seele matt, und krank der Leib,
Am trüben Tag kein Zeitvertreib,
Die lange Nacht auf ödem Pfühl,
Kein Vogelsang, kein froh Gefühl,
Der Himmel grau, die Welt verschneit —
Das ist die böse Winterzeit.

Der Wein wohl in der Flasche blinkt,
Und Stund' an Stunde weiter hinkt,
Die Lust kommt nicht, die Lust bleibt aus,
Der Würfel Fallen macht mir Graus.
Kein freundlich Antlitz weit und breit —
O weiche, schlimme Winterzeit!

Ihr bleichen Geister, bleibet fort!
Was steigt ihr aus dem Nebel dort?
Was schüttelt ihr das lange Haar?
Mahnt ihr, wie schön der Sommer war,
Und wie wir uns im Herbst entzweit?
Ach! Reue bringt die Winterzeit.

Die Raben fliegen auf vom Moor,
Sie krächzen mir ihr Schlaflied vor.
Und will ich dichten, bleicher Spuk!
Und will ich denken, eh'rner Druck!
Und beten vollends nicht gedeiht;
Schlaf selbst ist Tod zur Winterzeit.

Die Glocke ruft zur Kirche wohl,
Dazwischen pfeift der Sturmwind hohl.
Der bittre Frost nur Thränen treibt,
Die Seele selbst erfroren bleibt.
Die Todten trägt man ohn' Geleit —
Die Lieb' ist dürr zur Winterzeit.

Sagt, ob es Nacht nun oder Tag,
Da keine Sonne scheinen mag?
Sagt, ob ich todt, ob lebend bin,
Da hoffnungslos hinhängt mein Sinn?
Sagt, ob ein Schlaf mich bald befreit
Ganz von der Winterlebenszeit?

E. Reinhold.

Des Flüchtlings Schicksal.

(Fortsetzung.)

Wenige Sekunden hatten zu diesem Auftritte hingereicht; der Graf war kaum unsichtbar geworden und Therese in's Haus zurück geeilt, als die Häscher brummend die Anhöhe wieder emporstiegen. Sowie ihre Blicke auf die leere Terrasse fielen und sie in stummem Schrecken nirgend eine Spur von dem Gefangenen sahen, stieg ihr Zorn mit dem Gefühl ihrer Verantwortlichkeit, und mit wuthentflammten Augen, mit Flüchen und Verwünschungen fielen sie über Theresen her, die, als sey nichts vorgegangen, aus der Thüre trat. „Wo ist der Gefangene?" schrien sie; „das ist eine abgekartete Geschichte; darum mußten wir weggelockt, durch ein Blendwerk geäfft werden!" Und nun drohte man Theresen mit persönlicher Mißhandlung, mit der Rache des Generals, wenn sie den Entflohenen nicht wieder zur Stelle schaffe. Indem aber diese die mitgebrachten Weinflaschen unbefangen hinsezte, fragte sie mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens, ob denn der Vermißte ein Uebelthäter gewesen sey? versicherte, ihm dieses nicht angesehen zu haben und überhaupt nicht begreifen zu können, wie der Kranke, am Fuße Gelähmte, sich habe weit entfernen können. „Uebrigens," sezte sie hinzu, „könnt ihr Haus und Garten durchsuchen; vor übler Behandlung und euerm General fürchte ich mich nicht, denn ihr werdet wohl bedenken, welcher Verantwortung ihr euch bloß stellen müßtet, würde meine Sicherheit gefährdet." Ohne ihr zu antworten, stürmte der Haufe an ihr vorbei in die Wohnung, durchsuchte bis zum Abend fruchtlos diese, den Park und die angrenzende Waldung und ging spät erst schimpfend und tobend nach Omegna hinunter.

*

Als Graf Eduard sich durch die schnell verschlossene Oeffnung in tiefe Finsterniß gebracht sah, war sein erstes Geschäft, den neuen Aufenthalt, so gut möglich, auszukundschaften. Vorsichtig ließ er sich da nieder, wo er eben stand, und fühlte sich bald auf einer schmalen Treppe, die, überall mit dichten Teppichen belegt, kein Geräusch nach Außen dringen ließ. Langsam stieg er nun weiter und gelangte auf ebenen Boden, wo sein Schritt eben so unhörbar fortgleitete. Indem er sich an den Wänden festhielt, war das Erste, was er fand, ein wohleingerichtetes Ruhebett, und da dieses seine jetzigen Bedürfnisse vollkommen zu befriedigen versprach, so warf er sich in behaglicher Sicherheit auf dasselbe hin. Wohl hörte er von ferne das Schreien und Toben seiner Quäler, wohl klopfte ihm das Herz zuweilen bei dem Gedanken an eine Entdeckung, aber seine Lebensgeister waren zu sehr in Anspruch genommen worden, er war zu ermattet, als daß er dem Gebote der Nothwendigkeit länger hätte widerstehen können; die Natur hob ihn über Angst und Sorge hinweg und ein sanfter Schlaf schloß seine müden Augen.

Am späten Abend erwachend, mußte er erst alle Umstände seiner lezten Vergangenheit zurückrufen, um sein Besinnungsvermögen zu ordnen. Durch die Gewöhnung der Dunkelheit vermochten seine Blicke jezt weit eher die Umgebung zu erkennen, die ein leiser Schimmer in der einen Ecke spärlich beleuchtete. Er befand sich in einem Zimmer, das außer dem Licht Alles enthielt, was an Eleganz und Bequemlichkeit angenehm seyn konnte: ein Bett auf der einen, ein Kanapee auf der andern Seite, Stühle, Tische, der Fußboden mit weichen Teppichen belegt. Dort aber, woher der Lichtstrahl drang, plätscherte es leise und angenehm, und Giabelli, von immer wachsender Neugier getrieben, ging dem Geräusche nach. Es kam durch die Spalte einer kleinen, nur angelehnten Thür, und indem der Graf diese öffnete, sah er bei der Helle, die ein von Tannenzweigen verhängtes, kaum bemerkbares Fensterchen gewährte, einen viereckigen Platz, ganz mit Steintafeln besezt, in welchem aus einer Röhre Wasser in das unter ihr stehende Marmorbecken strömte. Rings an den Wänden grünten und dufteten die schönsten südlichen Pflanzen in seltener Vollkommenheit, dem Brunnen gegenüber war ein Feuerherd, und an der andern Seite stand ein Tisch mit Früchten, Brod, kalten Speisen und Wein besezt. Vergeblich aber suchte Giabelli's forschendes Auge nach einem Ausgang aus diesem verborgenen Aufenthalt. Daß der Genius desselben den Tod des Gefangenen aus Hunger und Durst, oder aus Mangel an irgend einer Bequemlichkeit nicht wolle, schien indessen klar, auch fühlte dieser, troz seiner räthselhaften Lage, nach dem erquickenden Schlaf einen lebhaften Appetit, und es wurde also von den Speisen etwas in das Zimmer zurückgetragen und genossen.

„Dem Himmel und allen Heiligen sey es gedankt, daß Ihr wieder so friedlich Eure Mahlzeit haltet!" sagte eine freundliche Stimme, und als der Graf sich überrascht umwandte, sah er Theresen, die lächelnd unter der Thüre stand. Man stelle sich vor, ob er seiner Retterin dankte, ob er sich theilnehmend nach Anselm und seinen übrigen Begleitern erkundigte, ob Frage und Antwort sich rasch begegneten. Therese erzählte, daß der ganze Plan von ihrem Bräutigam gebildet, und wäre dieser nicht gelungen, ein zweiter versucht worden wäre; daß er selbst hart und vielleicht auf lange, aber nicht gefährlich darnieder liege und von den übrigen Männern keiner bedeutend verlezt worden sey. „Wenn wir aber auch," fuhr sie fort, „zu Eurer Rettung thätig gewesen sind, so wären wir doch ohne Hülfe der Gebieterin dieses

Hauses nicht zum Ziele gelangt: so bald diese gestern durch mich von Eurer Gefahr benachrichtigt wurde, war sie nicht nur bereit, diesen Aufenthalt, der von einem frühern Besitzer erbaut worden ist, Euch einzuräumen, sie bot nicht nur Alles auf, um unsern Plan vor dem Mißlingen zu schützen, sondern sie schmückte selbst diese Wohnung mit Blumen, mit Allem, was sie Euch angenehm machen konnte."

Während dieser Erzählung, die wir gedrängt wiedergeben, hatte Therese ihr gewohntes Amt verwaltet, den kranken Fuß verbunden, und aus der Commode das Leinenzeug gezogen, das der Graf gebrauchen konnte. Dabei ermahnte sie ihn, sich so stille als möglich zu halten, da wahrscheinlich das Haus beobachtet und durchsucht werden dürfte, sagte ihm, daß die Eigenthümerin diese Nacht zurückkehre, und nachdem sie hinzugefügt hatte, daß sie selbst von Anselms Krankenbett herkommen wolle, um ihn zu besorgen, nahm sie freundlichen Abschied. Wenn aber Giabelli sich durch Alles erfreut fühlte, was die beispiellose Treue und Ergebenheit seiner Freunde für ihn gethan hatte, so machte nicht minder die Veränderung in Theresens Betragen auf sein Gemüth einen sehr günstigen Eindruck. An die Stelle der sichtlichen Hinneigung, des befangenen Wesens, der häufigen Ansprüche, der leisen Koketterie war ein Benehmen getreten, welches das Mädchen ehrte. Liebevoller Ernst und eine ungesuchte Zurückhaltung belebten Theresens Züge und Handlungen, und man sah, daß sie, wenn schon durch mancherlei Irrgänge, die wahre Lage der Dinge erkannt und sich, wie solche Menschen meist zu thun pflegen, rasch entschlossen hatte, die Bahn ihrer Pflicht nicht mehr zu verlassen. Mancher Mann an Giabelli's Statt hätte vielleicht ungern das veränderte Gefühl eines Herzens gesehen, das für ein Interesse flüchtiger Momente sattsame Anziehungskraft besaß, aber unser Held hatte des Lebens harte Wirklichkeit zu tief empfunden und über dem größten Irrthum seiner Vergangenheit zu viel gelitten, als daß es ihm aus leidiger Gefallsucht, von welcher selbst bessere Männer selten ganz frei sind, hätte Spaß machen sollen, die Braut seines Freundes und Retters mit heimlicher Neigung gegen sich erfüllt zu sehen. Darum gingen nach Theresens Abschiede die einsamen Abendstunden weit leichter und schneller dahin, als man hätte denken sollen, und das Laternchen, das sein unschädliches Licht nur auf den vor ihm liegenden Punkt warf, wie der gefüllte Bücherschrank in der Mauer, blieben für diesmal unbenutzt. Freundliche Constellationen schienen in diesem Augenblicke der Erheiterung seines Geistes ihm künftiges Heil zu verkünden; so nahe der Grenze, konnte nach einigen Wochen sein Entkommen über dieselbe nicht fehlschlagen, und Anselm begleitete ihn. Wenn seine Ehrensache beigelegt war, kam er mit diesem wieder, und blieb auf immer in dem reizenden Lande, wohin er auch seinen Oheim zu ziehen hoffte. Ja, wer konnte wissen, ob es nicht Anselms Geschicklichkeit und Giabelli's Liebe gelang, Camillen und mit ihr jedes Erdenglück aufzufinden.

Auf dem schönen Wege wachen Traumes war er sehr weit gekommen, als ein lautes Geräusch ihn seiner freundlichen Ideenwelt entriß. Pferdegetrappel, Menschenstimmen vor dem Hause, ein eifriges Hin- und Herlaufen ließen ihn einige Minuten bang aufhorchen, aber dieser Lärm war allzu friedlich, als daß er ihn lange beängstigen konnte, und die verheißene Rückkehr der Frau vom Hause stand mit Einemmale, nebst seiner Verpflichtung gegen sie, vor seiner Erinnerung. Seltsam war es, daß, je weniger er sich bisher mit ihrem Bilde beschäftigt hatte, jetzt seine Phantasie desto mehr mit ihr zu thun bekam. Sie hatte sich freundlich seiner angenommen, eines ganz Unbekannten, in einem fremden Lande, das verdiente allerdings seinen Dank; aber er hätte sich die Frau, die ihn so sehr verpflichtet hatte, gern in bestimmter Form denken mögen, und wenn er sich bemühte, ihr diese zu geben, so stand immer eine ganz alte Dame vor ihm, deren Anblick zwar nicht seine Erkenntlichkeit, aber doch seine Einbildungskraft schnell abkühlte. Dennoch erregte jede Bewegung im Hause seine Aufmerksamkeit, mit unwillkührlicher Anstrengung horchte er auf jeden Fußtritt, jeden menschlichen Laut, und es schien ihm sogar ein paar Mal, als höre er über sich einen leisen, schwebenden Gang. Als er spät gegen Morgen erst entschlief, vereinten sich die Gebilde seines Kopfes und Herzens, und ein verkörperter Engel entzog ihn im Traume jeder Gefahr.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Der große Bücherbrand.

Selten vergeht ein Winter, ohne daß eine Feuersbrunst irgend eine bedeutende Anstalt zerstört. Der Häuserbrand ist in Paris wenig zu fürchten; denn da die Häuser alle aus Stein gebaut werden, so können sie nicht leicht abbrennen; nur im Innern der Häuser bricht oft eine Feuersbrunst aus, und zerstört das bewegliche Eigenthum eines Miethsmannes, welches denn freilich zuweilen eben so viel werth ist, als ein Haus in einer kleinen Stadt. Dergleichen Feuersbrünste fallen so häufig vor, daß man ihrer kaum in den Zeitungen erwähnt, wofern die Verunglückten nicht einen besondern Anspruch auf allgemeine Theilnahme machen können. Aber anders verhält es sich, wenn eine Anstalt abbrennt, in welcher viele Menschen Beschäftigung und

Unterhalt fanden. So geschah es im vorigen Monat, daß eine große Niederlage von Druckschriften abbrannte, deren Werth auf zwei bis drei Millionen angeschlagen wird. Der französische Buchhandel wird bekanntlich anders geführt, als der deutsche. Die Pariser Buchhändler versenden ihre Novitäten nicht an alle ihre Korrespondenten, sondern behalten fast die ganze Auflage im Laden, bis Bestellungen darauf einkommen, oder ausdrücklich eine Partie in Commission verlangt wird. Die bedeutenden Buchhändler haben daher große Magazine nöthig, die sie im Innern der Stadt, wo die Wohnungen sehr theuer sind, selten in oder neben ihren Häusern haben; sie sind genöthigt, in weit entlegenen Revieren dergleichen zu miethen, und die Aufbewahrung der Drucksachen wird somit zuweilen sehr kostspielig. Manchen Buchhändlern war es daher sehr erwünscht, daß eine spekulirende Compagnie es vor einiger Zeit übernahm, ihre Verlagswerke aufzuheben, sie nach Maßgabe des Absatzes zu verabfolgen, zu heften oder einzubinden, und somit die Verleger gegen eine billige Commissionsgebühr aller Sorge zu überheben. Diese Compagnie hatte das Erdgeschoß eines großen Gebäudes in der Rue du Pot-de-fer dazu gemiethet, wo ehemals die große und schöne Buchdruckerei der Gebrüder Mame und hernach die Stereotypendruckerei der Wittwe Dabo gewesen war, und wo es demnach sehr große Räume gab, die in den gewöhnlichen Pariser Gebäuden etwas Seltenes sind. Man war aber bei dieser Spekulation mit der Leichtfertigkeit zu Werke gegangen, welche die Pariser Unternehmungen bezeichnet. Die Werkstätten, worin man arbeitete, waren aus Holz erbaut, und kein Gewölbe schützte die große Niederlage von weißem und bedrucktem Papier. Auch war gar keine Vorkehrung gegen Feuersgefahr getroffen. Als daher in einer der Werkstätten aufgehängtes Papier mit dem Ofenfeuer in Berührung kam, loderte es schnell auf; von da ging das Feuer eben so schnell in die andern Werkstätten und dann bald in die Magazine über, wo dann in kurzer Zeit ein so furchtbares Feuermeer entstand, daß an kein Retten der Anstalt mehr zu denken war, und man bloß dafür sorgen konnte, die umstehenden Gebäude zu schützen. An Löschanstalten fehlt es in Paris nicht; jedes Stadtrevier hat seine Pompierskaserne, wo die Löschsoldaten immer mit ihren Spritzen und Leitern bereit stehen; allein an Wasser ist oft Mangel; so war es auch diesmal. Die Polizei hat schon vor vielen Jahren den Befehl erlassen, daß die Wasserträger, welche mit Wassertonnen in Paris herumfahren, und meistentheils solch eine Tonne durch ein Pferd ziehen lassen, am Abend alle ihre Tonnen voll Wasser auf großen Plätzen zusammenstellen müssen, damit, wenn in der Nacht Feuer ausbricht, man sogleich die Tonnen herbeischaffen könne. Eben diese Wasserträger sind verpflichtet, beim ersten Rufe sogleich zu erscheinen und Wasser herbeizuführen, wofür sie denn von der Polizei bezahlt werden. Auch diesmal waren mehr als hundert solcher Tonnen in Bewegung, und überall, wo nur Wasser zu haben war, an den Springbrunnen, in den Wasserbehältern der Theater, Paläste, Badehäuser u. s. w., wurde geschöpft, und eine ungeheure Menge Wassers verwendet, um die umstehenden Gebäude zu retten, was auch gelang; aber die dichte Papiermasse brannte beinahe acht Tage lang fort, und sogar auf dem St. Sulpizplatz vor dem Seminar, wo man den Schutt hinbrachte, glühte der Brand noch unter der Asche und dem Schutte. Man hatte nur wenige Ballen Papier retten können. Der Verlust ist entsetzlich; ganze noch nicht erschienene Auflagen kostbarer Werke sind eingeäschert worden. Von einigen Werken sind die Exemplare verschwunden, die noch von der Auflage übrig waren, daher die Preise der im Umlauf befindlichen Exemplare bereits erhöht worden sind. Manche Buchhändler haben ihren Wohlstand und einige ihr ganzes Vermögen, das in ihren Verlagswerken bestand, eingebüßt. Einige haben bereits angekündigt, sie werden die vernichteten Ausgaben nicht wieder herstellen; dagegen haben andere nur eine Frist von einigen Wochen verlangt, um ihren Subscribenten die zerstörten Exemplare zu ersetzen. Auch weiß man sich in Paris schnell zu helfen, wenn unvermuthet ein Unglück die Leute überfällt. Schon in den folgenden Tagen, als die Feuersbrunst kaum noch gelöscht war, hatten die Buchhändler unter dem Vorsitze des Maire ein Comité gebildet, um zu milden Beiträgen aufzufordern; kleine Theater gaben Vorstellungen zum Besten der Verunglückten, und Werkstätten wurden schnell eingerichtet, um die Buchbinderei der großen Anstalt fortzusetzen; denn in dieser Jahrszeit hat die Pariser Buchbinderei gerade am meisten zu thun, besonders wegen des Neujahrstags, der großen Absatzepoche für Bücher und andere beliebte Waaren. Am wenigsten zu bedauern sind, wenn man den von den Buchhändlern erlittenen materiellen Schaden nicht mit in Anschlag bringt, die neuen Auflagen längst bekannter und vielmals aufgelegter Werke, mit welchen der Büchermarkt überschwemmt werden sollte. Es herrscht ein so blinder Eifer bei den Pariser Buchhändlern, daß sie ohne Unterlaß Walter Scotts Romane und eine Menge anderer Schriftsteller wieder auflegen, ohne zu bedenken, wo alle diese zu Tausenden abgedruckten Bücher unterkommen sollen. Schon ist eine so ungeheure Menge von Exemplaren vorhanden, daß man bereits auf große Mittel gedacht hat, um ihrer mit Einemmale los zu werden. Seitdem Emile de Girardin den Einfall gehabt hat, seine Verlagswerke vermittelst einer Lotterie auszuspielen, haben wohl zehn andere Verleger dies Beispiel nachgeahmt, und in gegenwärtigem Augenblicke sind eine Menge von Ankündigungen mit Lotterieprojekten für die Käufer von Büchern oder Zeitschriften in Umlauf. Die großartigste, aber auch die unverschämteste ist wohl diejenige, welche eine Lotterie von 260,000 Franken den Subscribenten auf gewisse Werke anbietet, und zwar so, daß sie Aussicht auf Gewinnste von baarem Gelde, von Büchersammlungen und von allerlei Waaren bekommen sollen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 20:

Die Liebenswürdigkeit.

Räthsel.

Ein rundes Stück mit dem kleinen Fleck,
Der möchte getroffen seyn;
Mag Mancher daneben auch schießen keck,
Trifft Mancher doch mitten hinein.

Dies Räthsel wäre ja kinderleicht,
Wenn wirklich die Scheib' es wär';
Doch weil ein Schuß es nicht erreicht,
So ist es bis jetzt noch schwer.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 26.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 30. Januar 1836.

Damit das Stück gerundet sey,
Schließt eine Hochzeit oder zwei.

Garrick.
Epilog.

Des Flüchtlings Schicksal.

(Beschluß.)

Acht Tage waren seit jenem Abend einförmig dahin gegangen. Täglich hatte Therese ihren Besuch abgestattet, aber der Fuß war, trotz der sorgsamen Pflege, nicht besser geworden. Auf diese einzige Stunde beschränkte sich Giabelli's Zusammenleben mit der Außenwelt, und so wenig er sich sonst der menschlichen Gesellschaft bedürftig geglaubt hatte, so mächtig fühlte er jezt den Trieb nach Mittheilung.

Eines Tages hörte er außer seinem Zimmer vernehmlich seufzen. Was konnte dies seyn? sollte seine muthwillige Freundin ihn necken wollen? — „Therese, bist du es?“ rief er, „komm doch herein, ich warte deiner!“ — „Nicht Therese, ich bins!“ antwortete eine sonore Stimme, und unter die sich öffnende Thüre trat eine weiße Gestalt, deren Umrisse aber Giabelli bei dem schwachen Schimmer des Lichts kaum zu erkennen vermochte. „Therese wird wohl heute nicht mehr kommen und ich will an ihrer Stelle den leidenden Fuß verbinden.“

Die Erscheinung der Unbekannten, ihre Worte, ihre Stimme wären an sich schon überraschend genug gewesen, um dem Grafen die Fähigkeit zu einer passenden Antwort zu rauben, aber diese ward ihm vollends unmöglich, als die Fremde sich, trotz ihrer sichtlichen Scheu, schnell in Bereitschaft sezte, ihren Entschluß auszuführen. Ehe Giabelli es hindern konnte, hatte sie zu seinen Füßen Platz genommen und, die schmerzhafte Stelle enthüllend, die lindernden Umschläge aufgelegt. Eine neue Welt schien sich dem Grafen zu öffnen, ein frisches Leben ihm aufzugehen, und indem er vergeblich strebte, seinen Aeußerungen und Fragen Zusammenhang zu leihen, ruhte sein Auge so eifrig forschend, als die Dunkelheit es erlaubte, auf seinem unbekannten Wundarzt. Das Lämpchen erhellte zwar, auf den Boden gestellt, nur den Fuß des Grafen, aber troß des düstern Scheines und der tiefen Verhüllung, hatte dieser die Anmuth der vor ihm knienden Figur erkannt. Zart und voll gebaut, mußte sie auch jugendlich seyn; die edle Biegung des Kopfes ließ den Schnee ihres Nackens sehen, warm und fein spielten die weißen Hände auf der entzündeten Wunde, und der Graf meinte noch nie eine Erleichterung empfunden zu haben, wie jezt magisch aus den feinen Fingerspitzen zu ihm herüber drang. Aber das Gesicht war unter einem dichten Schleier verborgen, und über die fest verschlossenen Lippen kam kein Laut mehr. — Geheimniß — das ist der böse Zauber, der schon so manches Menschenkind bethörte, dem selbst die Weisesten und Besten selten widerstehen können, und das auch jezt in Eduards liebendem Herzen eine Theilnahme erregte, die er in ruhigen Momenten

kaum zu entschuldigen vermocht haben würde: die unsichtbare Frau des Hauses, ihre Theilnahme an dem Verfolgten, die Seufzer, die er deutlich gehört zu haben sich bewußt war, und jezt dieses holde Wesen, dessen Verborgenheit es doppelt reizend machte.... Aber schon war es den sichtlich zitternden Händen gelungen, den lezten Knoten zu schürzen, und noch sann er vergebens in schmerzlicher Spannung auf ein paar schickliche Worte, welche die holde Erscheinung vielleicht festhalten könnten, da ließ sich ein verworrenes Getöse von Menschen und Thieren vor dem Hause hören, und die Unbekannte richtete erstaunt ihren Kopf empor, stand dann eilig auf, und war schon außerhalb der Zimmerthüre, ohne daß der Graf eine Bewegung gewagt hätte. Da drang der Lärm durch Hausflur und Treppe näher und näher; Giabelli hatte sich aufgerafft, war aber kaum in die Mitte des Gemaches gelangt, als er schallende Stimmen und Fußtritte dicht über sich vernahm und die Dame mit allen Zeichen höchster Bestürzung unter die Thüre zurückkehrte, wo sie in horchender Angst stehen blieb.

Das Unbegreifliche, Unerhörte war geschehen, der sicherste Versteck des ganzen Landes verrathen. Hörbar ward oben die Schrankthüre aufgerissen, der Schieber des Fußbodens geöffnet, die Kommenden drängten sich die enge Treppe herab und drückten und schoben jezt an der Wand, welche in die Küche führte. Mit steigender Bangigkeit hatte die Unbekannte gelauscht, wie man auf etwas horcht, das man nicht fassen kann; ihre Brust hob sich gewaltsam, ihr Herz klopfte hörbar, die kleinen Hände falteten sich bebend. Jezt aber flog sie zurück, verschloß die Thüre, eilte rasch an die Stufen, welche in's Freie führten, öffnete mit einem Druck den Ausgang, und indem sie des Grafen Hand ergriff, bedeutete sie ihm, sich da hinaus zu retten. Doch schon hatte indessen der verborgene Eingang sich gefunden und die Zwischenthüre sich aufgethan. In dem hellen Glanze einer Menge Lichter konnte das geblendete Auge zwar nichts erkennen, aber wohl zeigte es sich, daß es zur Flucht zu spät sey.

Feste Entschlossenheit trat, wie meist in der Stunde der Noth, an die Stelle zaghaften Kleinmuths. Während Giabelli der Gefahr unerschrocken in's Antlitz sah, hatte die Dame den einen Arm schützend vor ihn gelegt und streckte den andern den Kommenden entgegen. „Ehe ihr ihn ergreift, müßt ihr mich tödten, so wahr mir Gott helfe!" rief sie mit starker, reiner Stimme, und durch ihre gewaltsame Bewegung fiel der verhüllende Schleier über die Schultern herunter. Es hatte zu dieser Scene nur weniger Sekunden bedurft, eine einzige reichte hin, dieselbe völlig umzugestalten. In jugendlicher Schönheit, von dem höchsten Enthusiasmus beseelt, stand mit ausgebreiteten Armen das liebliche Geschöpf da, aber an ihrer Seite kniete jezt, alles Uebrige vergessend, Graf Eduard, hielt die holde Gestalt umschlungen, und seine zitternden Lippen hauchten leise mit der hingebendsten Liebe: „Camilla, meine Camilla!"

Mit dem Laute inniger Ueberraschung hatte sich Therese an der andern Seite des Fräuleins niedergeworfen und bedeckte ihre niederhängende Hand mit Küssen und Thränen, wahrscheinlich die lezten Zeugen einer Verirrung, die auf immer von ihr abgeschworen worden, als sie den sterbenden Bräutigam vor sich sah. Hinter ihr stand Anselm, den Kopf mit einem Tuche umwunden, aber den Schimmer der heitersten Freude in den dunkeln Augen. Auch er war weit entfernt gewesen, die Entwicklung zu ahnen, die seinem Glück einen solchen Zusatz gab und der Rettung seines Gönners die Krone aufsezte. Wahrhaft trunken aber von nie empfundener Seligkeit, sah man jezt den alten Giabelli herbeieilen, die Kinder seiner Liebe und seines Schmerzens mit einem Male in seine Arme schließen und so die Herzen an einander legen, die fortan in Freude und Leid übereinstimmend schlagen sollten. In froher Hoffnung hatte er zwar Brescia verlassen, da Spinosa's Herstellung keinem Zweifel mehr unterlag und der edle Vater desselben jede fernere Verfolgung des Flüchtlings niedergeschlagen hatte. Seines Neffen Fußstapfen folgend, war er nach dem Ticino gelangt, wo der genesene Diener sich so eben anschickte, seinem Herrn zu folgen. Hier hatte der Zufall den Oheim mit des Generals jüngsten Schritten bekannt gemacht, er war schnell nach Omegna gereist, wo dieser sich noch immer aufhielt, hatte den ergrimmten Feind durch die Erzählung des Vorgefallenen theils geärgert, theils entwaffnet, und als er die nähere Geschichte der lezten Tage vernahm und hörte, daß Graf Eduard entkommen sey, beschloß er, sich an Anselm zu wenden, überzeugt, daß er von ihm den Aufenthalt des Verschwundenen erfahren werde. Daß dies geschah und welchen Erfolg es hatte, geht aus dem früher Gesagten hervor, aber die kühnste Erwartung hätte den alten Herrn nicht bis zu der Wirklichkeit begeistern können, die ihm nun entgegen getreten war.

*

Der Leser wird mir wohl gerne die Mühe erlassen, nach dieser Schlußscene noch weitläufige Erklärungen zu geben. Doch sey es mir erlaubt, denselben zu dem Feste zu geleiten, das zwei glücklichen Paaren auf immer den Besitz des höchsten Erdenglücks, einer stillen, anspruchslosen, freundlichen Häuslichkeit sichert. Dem Glanz der Hoheit entsagend, haben Giabelli und Camilla nebst dem Oheim das schöne Landhaus am See von Orta zum beständigen Aufenthalt gewählt und führen dort in traulicher Abgeschiedenheit ein harmloses, fröhliches Daseyn, wie es jedem Biedermann in dieser argen Zeit zu gönnen wäre. Zugleich mit ihnen sind auch Anselm und Therese

zu dem Segen des Ehestandes eingeweiht worden, und Alle, die an Graf Eduards Befreiung Theil genommen hatten, waren frohe Zeugen der Verbindung. Vor wie nach bleiben der Graf und Anselm durch ein Gefühl gegenseitigen Dankes und herzlicher Zuneigung verknüpft, das wohl mit dem Worte Freundschaft bezeichnet zu werden verdiente.

Dicht an Omegna's Mauern, und von Giabelli's Villa nur durch einen Abhang geschieden, haben Anselm und seine Frau den eigenen Wohnsitz aufgeschlagen, und die Versicherung dürfte nicht ganz unnöthig seyn, daß die rasche Therese, wenn sie es auch zuweilen an dem angelobten Gehorsam gegen den Eheherrn fehlen läßt, doch die Liebe zu ihm nicht unter die entbehrlichen Geräthschaften zu setzen scheint. Der Trupp hübscher Kinder beider Ehen wird zusammen erzogen, und wir rathen jedem Reisenden, der erschöpft von Omegna her die steile Bergstraße hinan steigt und von ferne schon das sanfte Rauschen des emporstrebenden Wassers hört, in der gastfreien Wohnung einzutreten, die jedem ehrbaren Fremdling offen steht.

Der Engländer in Darmstadt.

Es ist eine wahre Schande für die Engländer, daß sie, unsere Stammgenossen, deutsche Sitten und Gebräuche häufig nicht viel besser auffassen, als die leichtfertigen Franzosen. Der Marquis und der Froschesser haben längst aufgehört, in den Augen der Engländer Typen der französischen Nationalität zu seyn; aber dulness und stupidity sind nur noch zu häufig die Lieblingsausdrücke der Touristen, wenn sie sich über deutsche Zustände auslassen, und von unsern „republikanischen" Burschen wissen sie Geschichten zu erzählen, daß man meint, es sey von den Fuchsindianern die Rede. Eines der abgeschmacktesten Bücher in dieser Beziehung ist das vor uns liegende: My Note Book, by J. Macgregor, Esq. Wir geben daraus zur Belustigung eine kleine Probe.

* * *

Wir fuhren über die ehrwürdige steinerne Mainbrücke in das schmutzige Judennest Sachsenhausen. Gruppen österreichischer Soldaten, gleich Riesenkindern in Flanellwindeln und schwarzen Strümpfen, lehnten faul am Brückengeländer oder in den Fenstern einer gewaltigen Kaserne, dereinst des Palastes deutscher Ritterschaft. Wir betraten bald das Gebiet des Großherzogs von Hessen-Darmstadt, der, ein guter, behaglicher Regent, den Ertrag seiner Zölle an das politische Oberhaupt von Norddeutschland verpachtet hat, und preussische, nicht hessische Zollbeamte erhoben die Gebühren. Diese und die Polizei waren gegen mich ziemlich artig, nicht so gegen Joseph, den französischen Bedienten; der arme Bursche hat, seit er den Fuß auf deutschen Boden gesezt, kaum einen freundlichen Blick bekommen, und zwar nur, weil er ein Franzose ist, und er konnte sich, besonders in Preußen, gehörig überzeugen, wie sehr sein Land, und was ihm angehört, in Deutschland verabscheut ist. In Darmstadt erfuhr ich, vor vier Uhr des andern Morgen gehe keine Post nach Heidelberg. Ich hatte somit sieben Stunden bei schönem Sonnenschein in dieser neu aussehenden, steifen, langweiligen Stadt zuzubringen. Die grasbewachsenen Straßen sind gerade, die Häuser zierlich, weiß, ziemlich gleich groß, und der neue Palast, wo der junge Großherzog und seine schöne Herzogin wohnen, gleicht einer großen, respektabeln Kaserne. Die kleinen deutschen Hauptstädte sind sprichwörtlich langweilig und dumm, und in Darmstadt sagte man mir in einem kleinen Buchladen, wo ich eine agronomische Karte des Herzogthums kaufte, die Leute seyen steif, schweigsam, und wenn sie den Mund aufthun, so drehe sich das Gespräch immer und ewig darum, was ihre Herrn und Götter, der alte und der junge Herzog und die junge Herzogin, gesagt und gethan, gekauft und getragen.

Der Aufenthalt an solch tödtlich langweiligem Ort wäre verdrießlich gewesen ohne einen sehr guten Gasthof, die Traube auf dem großen Platz; dieser nahm mich nach einem angenehmen, aber ermüdenden Gang durch die Umgegend bis hinaus an den Saum des mythologischen Odenwalds wieder auf; ich hatte unterwegs auch in zwei, drei Bauerhäuser geblickt und mich nach der Lebensweise der Bewohner erkundigt. — Ich wollte ein Fuhrwerk miethen, das mich in Einem Zuge nach Heidelberg schaffte. Der Kellner brachte vier oder fünf Männer, und diese versprachen, mich in einer ihrer Kaleschen nach Heidelberg zu bringen, wenn ich irgendwo unterwegs übernachten wollte. Ich berechnete, daß mich dies länger aufhalten würde, als wenn ich auf den Eilwagen wartete. Die einfältigen, langsamen, aber ehrlichen Bursche konnten nicht begreifen, warum ich auf ein paar Stunden Zeit so viel Werth legte, und schienen so darauf versessen, mich fortzuschaffen, daß sie drei, vier Stunden stehen blieben und mir Plane vormachten; immer hieß es aber, es gehe nicht an, wenn ich nicht wenigstens unterwegs vier Stunden liegen bleiben wolle, und dies sey doch gewiß kein Abhaltungsgrund, denn die Fahrt gehe so nur desto leichter vor sich. Der wahre Umstand war, daß sie sich unterwegs keine frischen Pferde verschaffen konnten; derselbe Gaul, mit dem ich aus Darmstadt fuhr, hätte mich bis Heidelberg ziehen müssen, und dies ist viel zu weit, als daß ein deutsches Pferd den Weg zurücklegen könnte, ohne dazwischen ein paar Stunden zu fressen und zu

ruhen. Die Leute müssen mich für nicht viel weniger denn einen Gotteslästerer angesehen haben, als ich ihnen sagte: „Ich beklage mich nicht über eure Forderung, und euer Großherzog könnte mich vielleicht zwingen, mich von euch fortschaffen zu lassen; fiele aber er und alle Großherzoge und Großherzoginnen, welche je in Hessen regierten, vor mir auf die Kniee und bäten mich, zu fahren, wie ihr es verlangt, und so viel Zeit dazu zu brauchen, ich thäte es nicht, wenn es mir nicht behagte; glaubt also sicher, daß ich hier bleiben will, bis der Eilwagen abgeht.“ Dies wirkte; sie waren sichtbar verlezt, denn sie meinten, ihr Monarch müsse in jedem Winkel der Erde so gut bekannt und so hoch geachtet seyn, als in seinem petit-grand Herzogthum. Man überließ es mir fortan, zu reisen, wie ich wollte, und ich erwähne diesen Fall, dergleichen mir auf meinen Reisen in Deutschland viele vorgekommen, als einen Beweis, um wie viel weniger man in diesem Lande die Zeit achtet, als in Ländern, wie England, die Vereinigten Staaten und selbst Frankreich; auch läßt sich wohl behaupten, daß in diesen kleinen Staaten die allgemeinen Begriffe vom regierenden Fürsten überall dieselben sind.

Nach sechsstündiger Fahrt befand ich mich auf der heiligen Brücke von Heidelberg, mit seiner erhabenen, malerischen Scenerie am klaren Neckar, mit seinen unvergleichlichen Schloßtrümmern und dem fröhlichen Gesang der republikanischen Burschen.

Nicht selten trifft man in Deutschland, bald in Wäldern herumschlenderud, ein andermal an den Wirthstischen, einen Trupp junger Leute mit tüchtigen Schrammen im Gesicht. Diese Helden haben ihren Muth mit Schwertern erprobt, und sie sagen, „nach ihrem Brauche gelte es für unehrenhaft, nachzugeben, bis ein Hieb von bestimmter Länge und Tiefe das Gesicht zerrissen habe, meist auf der Wange zwischen Aug und Ohr.“ Vier auf diese Weise gezeichnete Personen saßen uns voriges Jahr in Ehrenbreitstein bei Tisch gegenüber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Schwindelgeist im Buchhandel.

Dieses Unternehmen wird als eine Aufmunterung für den Handel und die Gewerbe angekündigt, indem jezt der Buchhandel ganz darnieder liege, und man demselben nothwendig aufhelfen müsse. Da nämlich die Magazine voll von Büchern seyen, so gebe es kein besseres Mittel, dieselben zu leeren, als die Bücher auszuspielen; die Subscribenten hätten dabei den Vortheil, daß sie sich für wenige Franken eine beträchtliche Bibliothek verschaffen könnten. Um auch den Studenten und andern Personen nüzlich zu seyn, habe man die Vorkehrung getroffen, daß Jeder, welcher eine Bibliothek von einigen hundert oder einigen tausend Franken gewinne, einen Theil derselben nach seinem Bedürfnisse oder Geschmacke zusammensezen könne. Dabei werden einige Gelehrte angeführt, als Charles Nodier (welcher leider seinen Namen überall hergibt), Balanche, Mennechet u. A., welche die Auswahl der Bücher besorgen sollen. Die Herausgeber einer Theaterzeitung haben ebenfalls eine Lotterie für neue Abonnenten veranstaltet; aber hier sollen die Gewinnste nicht in Büchern, noch in Geld, sondern in Theaterlogen für das ganze Jahr bestehen. Der Unfug mit diesen Lotterien, die doch meistens nur eine Prellerei sind, und schwerlich jemals zu Stande kommen, hat bereits die Aufmerksamkeit der Regierung und der Handelskammer erregt, und wahrscheinlich wird in der gegenwärtigen Session der beiden gesezgebenden Kammern ein Gesez zur Abschaffung dieser verderblichen Spekulationen in Vorschlag gebracht werden. Da die Staatslotterien mit Anfang des Jahres 1836 aufhörten, so wäre das Gesez so gut als nichtig, wenn einzelne Spekulanten und zum Theil Betrüger dasjenige fortsezten, was man als dem Volke verderblich aufheben wollte. Es ist zu bedauern, daß sich dieser schlechte Spekulationsgeist des Buchhandels bemächtigt hat, und angesehene Buchhändler seufzen mit Recht über die häßliche Gewinnsucht, welche mehrere ihrer Collegen beseelt, und den ganzen Buchhändlerstand gewissermaßen verdächtig macht. Denn, sagt das Publikum, wenn dieser Stand zu betrügerischen Lotterien seine Zuflucht nimmt, um sich wieder aufzuhelfen, so muß er sich in einem sehr elenden Zustande befinden. Das Schlimme ist, daß manche Buchhändler, welche sich fern von den Lotterien halten, doch nicht die Charlatanerie der prunkenden, mit ungeheuern Buchstaben in den Zeitungen abgedruckten Ankündigungen verschmähen, die sie außerordentlich viel Geld kosten, und nur zu deutlich zeigen, wie begierig sie darauf ausgehen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihre Verlagswerke zu lenken. Das Beispiel des Einen zwingt die Andern, ein Gleiches zu thun, damit sie nicht zurückbleiben. Man veranstaltet Auflagen von mehreren tausend Exemplaren, läßt kostbare Vignetten von englischen Künstlern stechen, und die Bücher auf schönem Velinpapier auf's Eleganteste drucken, gibt dann einige tausend Franken für riesenhafte Ankündigungen aus, und wenn nun der Erfolg den Erwartungen nicht entspricht, so geht das Handelshaus unter, weil es unvermögend ist, die ungeheuern Ausgaben zu decken. Es ist, als ob ein Schwindelgeist sich dieses Handelszweigs bemächtigt hätte. Nun ist freilich ein außerordentlicher Wohlstand in Frankreich, und seit dreißig Jahren ist vielleicht kein so **reicher** Zeitpunkt in der Geschichte der Hauptstadt gewesen, als jezt; man druckt aber auch so blindlings darauf los, als ob des Reichthums kein Ende wäre, und als ob das Publikum keinen andern Genuß kennte, als kostbar gedruckte Bücher zu lesen und zu besizen. Allerdings liest und kauft man viel; die Reichern haben jedoch so viele andere Bedürfnisse und Genüsse, daß nur ein geringer Theil der jährlichen Ausgaben auf Bücher fällt; und noch dazu druckt man alle beliebten neuen Schriften im Auslande nach, so daß die Pariser Verleger nur wenig an's Ausland abzusezen hoffen können. Es ist gut, daß der Frieden fortdauert; denn die erste Kriegserklärung würde dem Abzug der großen, immer schwellenden Bücherfluth plözlich zum Schrecken der Verleger einen Damm sezen.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 25:

Räthsel.

Beilage: Monatsregister Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 27.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 1. Februar 1836.

> Es dehnte mit allmächt'gem Streben
> Die enge Brust ein kreisend All,
> Herauszutreten in das Leben,
> In That und Wort, in Bild und Schall.
>
> Schiller.

Die Ideale, ein Morgentraum.

Hinaus in's weite Leben
  Will all mein Sinnen ziehn;
  Die Flügel muß mir geben
  Der Morgenröthe Glühn.
  Es fliegen Wolkenvögel,
  Der Tag holt aus zum Lauf,
  Ich spanne meine Segel
  Zu weiter Schiffahrt auf.

Wohin es gilt zu wandern,
  Die Kunde mir gebricht,
  Und wollt' ich bei den Andern
  Auch bleiben, könnt' ich nicht.
  Goldfunkelnde Gestalten
  Fliehn rauschend vor mir hin,
  Ein zaubermächtig Walten
  Muß ihnen nach mich ziehn.

Ich muß sie kennen, schauen
  Gewandlos, wie sie sind,
  Die auf den Blumenauen
  Begegnet einst dem Kind.
  Und ziehn sie mich von dannen,
  Nicht fragend, ob ich will —
  Ich kann sie übermannen,
  Daß sie mir halten still.

Ich kenne die Geberde,
  Sah' oft sie, wie ein Dieb,
  Wenn früh den Schlaf die Erde
  Sich aus den Augen rieb,
  So oft die Sonnenstreifen
  Hinflogen über's Land,
  Sah ich sie luftig schweifen
  Im Grün, am Blumenrand.

Ich muß, ich muß euch fassen,
  Mich brennet heiße Gluth,
  Ihr dürft mir nicht erblassen,
  Verschwimmen in der Fluth;
  Und säh' ich euch versunken
  Hinab am Himmelsbach,
  Ich stürzte feuertrunken
  Den Sonnenflammen nach.

Mit starken Armen zög' ich
  Euch aus dem rothen See,
  Und wunderkräftig flög' ich
  Hin durch die stille Höh';

Und seyd ihr dann noch spröde,
Und wehrt mir alle Gunst,
Dann brauch' ich, nimmer blöde,
Den Zauber meiner Kunst.

Ein Eiland fern im weiten,
Randlosen Ocean
Seh' ich vor mir sich breiten,
Da land' ich mit euch an:
Dort seyd ihr mein, gefangen,
Ich bau' ein Blumenhaus,
Kein Sehnen, kein Verlangen
Zieht dort euch mehr hinaus.

Dort schlürf' ich euer Leben
Begierig in mich ein,
Wie Sonne von den Reben
Muß eingesogen seyn.
Hinwelken könnt ihr nimmer,
So blüh' ich, euch in mir,
In ew'gem Frühlingsschimmer,
In alterloser Zier.

Es leuchtet hehre Fülle
Aus mir im Feuerwort;
Und wenn nun ganz die Hülle,
Die staubige, verdorrt,
Wenn sich aus sich muß weben
Ein leichtes Geisterhaus,
Dann bricht ein Wunderleben
In tausend Funken aus.

So kehr' ich umgeboren
Zur kranken Welt zurück,
Mir ewig unverloren
Bleibt des Geschauten Glück.
Laßt euch mit Freundeswinken
Zu meinem Eiland ziehn!
Wollt ihr mein Leben trinken?
In Liedern ström' ich's hin.

Ludwig Seeger.

Zwei Theaterdichter.

Von August Lewald.

I.

Mit freundlichem Scheine übergießen die letzten Sonnenstrahlen die Höhen Preßburgs; die Donau rauscht majestätisch an ihnen vorüber und empfängt wie im Fluge das wandelnde Bild der merkwürdigen Stadt, die das seltene Schicksal hat, halb ungarisch, halb deutsch zu seyn. Ein stattliches, luftiges, von Bäumen umgebenes Gebäude liegt vor uns; Stille erfüllt es, und doch scheint es schon auf den ersten Blick bewohnt. Ein Wanderer, schlecht gekleidet, krank, mit hochaufathmender Brust, strengt seine letzten Kräfte an, dies Asyl zu erreichen. Es sind seine letzten; hier wünscht er zu sterben. Er fühlt, daß dieser Bau aus Sehnen, Bein und Muskeln nicht länger zusammenzuhalten vermag; daß diese Brust, die einst so glühend alles Hohe und Schöne empfand, nicht einmal mehr den nöthigen Athem beherbergen kann, der zum dürftigsten Leben erforderlich ist; daß das sonst so glühend strömende Blut nun langsamer, in dicken Tropfen, zum Herzen perlt, daß dieses selbst gebrochen ist und gern stille stehen möchte. Der Unglückliche will keine Hülfe, keinen erkräftigenden Stoß, der den Mechanismus für eine kurze Dauer noch in Bewegung erhält, er will sterben, denn er hofft nichts mehr von der Erde. Nur Linderung seiner Schmerzen sucht er; er will eine künstlich bereitete Wärme dem Frost entgegensetzen, der so unbarmherzig seine schlotternden Gebeine zusammenschlägt; er will einen milden Trank für seinen verzehrenden Durst, und endlich — er will nicht auf der Landstraße sterben! Ist das zu viel verlangt von der Gesellschaft, welcher er angehörte und gegen die er nichts verbrochen hat? Sein schwankender Fuß ist nicht im Stande, die fünfzig Schritte bis zu dem Gebäude ohne Unterbrechung zurückzulegen; er setzt sich auf einen Stein am Wege und bedeckt mit den zitternden Händen das Gesicht. Es scheint, daß ein Traum durch sein Inneres zieht, er lächelt, er mag wohl denken seiner Jugend, einer holden Schönen, er träumt von einem Traume, aber sein Lächeln verzieht sich zur Bitterkeit; er war nur zum Unglück geboren! Er seufzt, steht auf und schwankt weiter; jetzt hat er das Thor des Gebäudes erreicht und den Klingelzug ergriffen.

Ein ernster Mann in schwarzer Ordenstracht öffnet und führt ihn ein. Der arme, kranke Pilger ist im letzten Hafen angelangt: dies ist das Hospiz der barmherzigen Brüder, hier soll er Pflege und ein Grab erhalten.

Wie wohl es ihm wird, als er die todesmüden Glieder zwischen dem glatten, weißen, duftenden Linnen, das milde Hände von ihrem Ueberflusse hieher gespendet, auf dem weichen, warmen Lager dehnen und strecken kann, als die langentbehrte, erquickende Nahrung über seine bleichen Lippen gleitet, als der erste ruhige Schlummer ihn beseligend umfängt. Er träumt, aber kein ängstigender Traum ist dies, er bringt ihm die wenigen Lichtpunkte seines Daseyns vor das innere Auge, er sieht noch einmal im raschen Sturze die karge Seligkeit vorüberschweben, die ihm zu Theil ward; das Leben will sich so mit ihm abfinden, daß seine Klage

nicht zu laut werde über Vernachlässigung und Vergessenwerden; denn er hatte Ansprüche zu machen so gut wie Einer, aber sie wurden nicht erfüllt. Jezt ward ihm ein Traum dafür.

Der Arme, den wir hier schlummern sehen, wurde in dem heitern Wien, das an allen Lebensgenüssen und Freuden so reich ist, geboren. Er erlernte Sprachen und gewann sich Kenntnisse mancherlei Art, er hatte ein für das Schöne empfängliches Gemüth, vor Allem aber war es die Schauspielkunst, die ihn anzog. Ein reicher Kaufmann in einer Provinzstadt, der Wohlgefallen an dem jungen Mann hatte, nahm ihn zu sich und schenkte ihm sein Vertrauen; aber nicht lange währte diese Herrlichkeit, ein Bankerott raubte dem Kaufmann sein Vermögen und stürzte unsern Schläfer von der Höhe seines Glücks und seiner Hoffnung. Er sah sich mit einem Male seiner Stelle, seines Schutzes beraubt, aber noch war er nicht unglücklich. Er konnte hoffen und träumen. Ein schönes, verständiges Weib, Polin von Geburt, die in seinem Wohnorte als Schauspielerin ein glänzendes Leben führte, nahm sich seiner an, und er glaubte — daß sie ihn liebe. Diese Täuschung war der Gipfel seines Lebens; was ihn auch Widerwärtiges betraf, der Gedanke, von ihr geliebt zu seyn, erfüllte ihn mit Seligkeit; was galt ihm Glück und Reichthum zu jener Zeit? er wollte nicht mehr, als er hatte. Fror er im Winter in seinen Sommerkleidern, so erwärmte ihn der Gedanke, daß sie ihn um sich duldete, hungerte er Tage lang, so sättigte ihn das Gefühl, Abends nach dem Theater einige Minuten um die Angebetete seyn zu dürfen, denn mehr war es nicht damit; der Beglückte, im gewöhnlichen Sinne, war nicht er, und doch war er gewiß der Glücklichere. Diese Neigung führte ihn zuerst auf die Bahn des Schriftstellers; er dichtete Sonette und schrieb Theaterkritiken.

Das Leben machte jedoch seine Rechte geltend; es will mehr als das Glück der Liebe; man kann Tagelang hungern, am Ende aber unterliegt man den rohesten Anforderungen. Um nun den Hunger stillen zu können und ein Obdach für die Nacht zu haben, mußte zu einer Thätigkeit gegriffen werden. Unser Träumer wurde Correktor. Jezt erst fühlte er den Druck seiner Lage; nichts essen, aber auch nichts Anderes thun, als sich in Gedanken mit ihr beschäftigen, das vermochte ihn in seinem glücklichen Wahne zu erhalten, er sey ein freier Mann und des Gegenstandes seiner Liebe vollkommen würdig; jezt — in der untergeordneten Sphäre, ein Knecht bei Knechten, geschoren und geplackt, gezwungen, seine Aufmerksamkeit fremdartigen Dingen zu leihen, dies verstimmte ihn zuerst, und obgleich seine innerliche Gutmüthigkeit, das schöne Eigenthum des gebornen Wieners, unverändert blieb, so nahm sein Charakter doch eine Schärfe an, die ihn nicht zierte und ihm Feinde machte, welche ihr Neid und Mißgunst, und Unzufriedenheit mit dem Unvermögen, sich in eine günstigere Stellung zu heben, unterlegten. Als nun auch noch die lezte Stütze brach, die ihn in seinem Kummer aufrecht erhalten, als die Schauspielerin, für die er wahrhaft glühte, die Stadt verließ, da ward es ihm unmöglich, länger Correkturen zu lesen, und er beschloß, den Tisch zu verlassen, an dem er den Tag über angebannt saß, und den feuchten Winkel, den ihm Freunde eingeräumt hatten, um sein Bett dort aufzuschlagen, und er verließ das mittelmäßige Theater, das er mit bitterm Hohne verfolgte, obgleich es ihm doch so werth war, und den traulichen Kreis des Abends, der ihn schäzte und liebte, und er nahm sich vor, einen ernsten Schritt, einen Gang mit dem Schicksal zu wagen. Mit seinem Ränzel beladen, zog er an einem schönen Morgen aus den Thoren. Es war wenig Wäsche darin, aber einige Lustspiele, die er ganz im Stillen neben seinen Correkturen ausgearbeitet hatte. Es mochten manche Druckfehler deßwegen stehen geblieben seyn!

Jeder wird freudig bewegt, wenn er nach einiger Abwesenheit von Wien endlich dahin zurückkehrt und die Nadel des Stephanthurms am Horizont emporschießen sieht, wenn alle hohen und prächtigen Gebäude mit ihren Thürmen und Kuppeln noch lange unter demselben bleiben. Es ist dies der erste freudige Gruß, den der ehrwürdige Coloß so gastlich dem Fremden, so traut dem Einheimischen entgegenwinkt; man fühlt es, die große, glänzende, geräuschvolle Stadt sey eine deutsche Stätte, eine liebe Heimath. Welch anderes Gefühl ergreift uns, wenn wir uns Paris und London nähern! auch dort winken Notre-Dame und Westminster, aber keinen so erfreulichen Gruß wie St. Stephans Pyramide. Welch ein Gefühl regt sich nun aber erst in der Brust eines Wieners, der sie Jahrelang nicht erblickte und sich stets heiß darnach sehnte! Ich glaube wohl, daß unserm Schläfer damals die Augen überflossen.

Seine Lustspiele machten sich Bahn. Sie wurden sogar auf dem Burgtheater von k. k. Hofschauspielern aufgeführt; wer in Theatersachen bewandert ist, weiß ohnehin, was das sagen will, und für Andere wäre es unerfreulich, hier zu erzählen, welche Wege zu machen sind, welche Gunst zu erwerben, welche Vorsicht anzuwenden, welche Stufenleiter von Angst und Hoffnung durchzumachen ist, und welch ein Grad von Selbstverleugnung dazu gehört, um unbekannt und fremd solch ein Ziel zu erringen. Unserm Schläfer war es gelungen, und da er nichts Einschmeichelndes auf den ersten Blick besaß, und außer seinem Talente keine Empfehlung aufweisen konnte, so darf angenommen werden, daß dieses von hinlänglichem Gewichte gewesen seyn mag, um den Bühnenlenkern

Achtung einzuflößen. Der Erfolg, den die Stücke bei der Darstellung hatten, war kein glänzender; es lagen ihnen zu einfache Elemente zum Grunde, die Handlung war natürlich, der Dialog gefeilt, aber nicht gespizt, das Ganze war zwar verständig, aber man weiß ja wohl, daß das nicht allein die Keime des Gefallens für unser heutiges Theaterpublikum in sich trägt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Das neue Jahr. Englische Preßfreiheit.

Wer, in London lebend, mit allen Sinnen ausgestattet ist, dem kann der Jahreswechsel unmöglich entgehen. Er sieht das ausgehangene fette Fleisch, die abgeschlachteten Truthühnerheerden und eine größere Zahl Betrunkener, er hört die zur Nachtzeit die Straßen durchziehenden Musikbanden und die aus den Theatern in Entzücken über die geschauten Pantomimen heimjauchzende Jugend, er riecht, wo er sey und wohin er gehe, das mundwässernde Duften der vor gewaltigen Kohlfeuern schmorenden Rinderbraten, er schmeckt, sey er zu Gaste geladen, oder dinire er im bescheidensten Speisehause, den reich gewürzten Plumpudding, und er fühlt schneller als zu anderer Zeit seine Börse leer werden. Die Neujahrsgratulanten benachrichtigen zuvörderst mittelst sauber gedruckter Zettel, daß es betrügerisches Volk gebe, welches an ihrer Statt die milden Gaben einsammle, bitten, auf die Abzeichen zu achten, die ihrem Stande eigen, und stürmen, sobald das neue Jahr erwacht, durch Klopfen und Klingeln diejenigen aus dem Schlafe, die, weil sie wachend das alte Jahr entlassen haben, den ersten Mittag des neuen schlummernd begrüßen. Alles erinnert an den Jahreswechsel, und es ist ein ominöses Jahr, in das wir eingetreten. Daß es sich zu den Schaltjahren zählt, hat am Ende wenig zu bedeuten. Dieser Rechnungsfehler wiederholt sich zu oft in regelmäßiger Folge, um nicht zur Unbedeutendheit herabzusinken; aber welches sonderbare Band von Zahlen in der Zahl 1836 — 1–8–3–6! Die zwei ersten Zahlen geben die Summe der zwei lezten, die zwei lezten natürlich die Summe der zwei ersten. Die zwei lezten wie die zwei ersten machen zusammen 9. Alle vier zusammengezählt machen 18, und zählt man 1 zu 8, so hat man wieder 9. Multiplizirt man die Jahreszahl mit 9, so ergibt sich die Summe 16,524, und zählt man diese Zahlen zusammen, so hat man wieder 18. Dividirt man die Jahreszahl mit 4 — und das ist das Zeichen des Schaltjahrs — so findet sich der Quotient 459, und zählt man diese Zahlen zusammen, so hat man abermals 18. Das Jahr ist das 9te Schaltjahr des 19ten Jahrhunderts. Dies ist ein zu merkwürdiges Zahlenergebniß, als daß es in dieser Welt von Zahlen nichts bedeuten, nicht auf ein ergebnißreiches Jahr hindeuten sollte. Und dann die alte Prophezeiung! Bei dem jezigen Friedenszustande und bei der über das ganze, schlagfertige Europa herrschenden Kriegsscheu müßten freilich die gesäeten Drachenzähne wunderbar schnell aufgehen, wenn der Prophet zu Ehren kommen sollte; aber ein Wassertropfen macht ein Kriegsschiff sinken, sagt der Engländer, und, Alles, was geschieht, geschieht in einem Augenblicke, sagt der Deutsche.

In England, wo die unbeschränkteste Freiheit der Presse zu den Staatsgrundgesetzen gehört, dürfte nur ein kleiner Bruchtheil der Nation die Schale für die gefülltere erklären, in welcher die Uebel dieser Freiheit den Wohlthaten derselben gegenüber abgewogen werden; denn daß im Gefolge der freien Presse sich Uebel befinden, muß ihr eifrigster Verfechter zugeben, andernseits wird und muß aber auch der Gewandteste ihrer Gegner ihr Wohlthaten zugestehen. In welcher Sphäre jener Bruchtheil der englischen Nation sich bewegt, der auf Befragen für Einschränkung der Presse stimmen würde, ist nicht schwer zu errathen. Es sind Leute, welche die Presse fürchten, weil sie nicht reinen Gewissens sind, und da es dergleichen Individuen in allen Ständen gibt, wird der Bruchtheil aus allen Ständen zusammengelesen werden müssen. Anders in Deutschland: dort gehört die Censur, jezt wohl ohne Ausnahme, zu den Grundgesetzen der conföderirten Staaten. Nur Macht ist im Stande, eine solche Schranke gegen Umsturz zu sichern, und da Intelligenz die wirksamste, wenn nicht die einzig dauernde Macht ist, so rechtfertigt dies den Schluß, daß die in Deutschland gegen die Freiheit der Presse zum Gesetz erhobenen Maßregeln von der Intelligenz für nöthig erachtet und deßhalb angeordnet worden sind. Sollte das Ausland in dieser Ansicht irren, so kann Deutschland ihm wenigstens nicht den Vorwurf der Grobheit machen. Es liegt aber auf der andern Seite in der Natur des Menschen, Fremde nach sich zu beurtheilen, seinen Gefühlszustand zum Maßstab des Gefühlszustandes Anderer zu machen, die Einrichtungen fremder Staaten neben die seines Geburts- und Wohnortes zu stellen, und bisweilen zwar das Fremde dem Eigenen, öfter jedoch das Eigene dem Fremden vorzuziehen. Wie der Engländer ein Cosmopolit seyn muß, der in Bezug auf die beschränkte deutsche Presse, anstatt auszurufen: God bless me! sich bescheiden äußert: well, well, das mag für Deutschland angehen, für Altengland würde das nimmer passen! so muß es auch ein allseitig gebildeter Deutscher seyn, der nicht kopfschüttelnd von der englischen Preßlicenz spricht. Und warum? weil der Engländer sein Gefühl dem Deutschen, und der Deutsche das seinige dem Engländer in die Brust schiebt. Den Deutschen durchrieselt ein loyaler Schauder, wenn er die frevelhaften Ausfälle liest, welche die englischen Blätter Tag für Tag gegen den König, gegen die Königin, gegen viele Mitglieder der königlichen Familie sich erlauben, wenn er hört, daß ein O'Connell in öffentlicher Versammlung den leiblichen Bruder des Herrschers einen mächtig großen Lügner genannt, und mehrere Zeitschriftler das nicht bloß wiederholt, sondern sogar den Ausdruck gebilligt haben, und wenn er dann nirgends erwähnt findet, daß O'Connell in's Zuchthaus gekommen sey. Jeder deutsche Unterbeamte ergrimmt, wenn er erfährt, daß ein englischer Staatsminister von einem Pöbelhaufen verfolgt und mit Koth geworfen, daß weder Polizei, noch Militär requirirt worden ist, die Schuldigen zu Haft und Strafe zu bringen, und daß am folgenden Tage einige wohlbekannte Zeitungsschreiber mit gleicher Straflosigkeit gedruckten Schmuz in den geworfenen gemischt. Wohl uns, heißt es dann, daß die Censur wenigstens den Anstand wahrt, daß, im Fall sie ja einmal schlummert, die Censur das Censirte, d. h. den Verfasser, eben so wenig deckt, wie in Kriegszeiten die Flagge die Ladung, und daß wir rechtsbegründete Injurienklagen haben. Nun, diesen leztern Schuz gewährt die englische Gesezgebung auch; auch sie kennt das Capitel von den Injurienklagen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 28.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 2. Februar 1836.

Ich schlafe nicht, ich seh', ich hör', ich spreche,
Ich rieche Weihrauch, fühle feines Zeug;
Bei meiner Seele, ja, ich bin ein Lord,
Kein Kesselflicker, bin nicht Christoph Schlau!

Shakespeare.
Vorspiel zu der gezähmten Keiferin.

Der Millionär in Genf.

Zweiter Brief.

Ich bin auch diesmal noch nicht im Stande, die merkwürdige Geschichte ganz aufzuklären, immerhin aber, die Erzählung bis zu der eigentlichen Catastrophe zu führen. Ich sagte am Schluß des vorigen Briefs (Nr. 1—4 d. J.), man habe unserm reichen Uhrmacher vorgeschlagen, das schöne Gut Prangins an sich zu bringen, und nehme hier den Faden der Erzählung wieder auf.

Junot ging auf die Sache ein, und ein guter Freund des Grafen G. holte ihn in seinem Wagen nach Prangins ab. Dieser Graf G. war in frühern Zeiten Vorleser oder Vorschneider — ich will die Wahl haben, denn ich konnte es nie genau erfahren — bei Ludwig XVIII., heirathete, da es eben nicht brillant um seine Finanzen stand, eine häßliche und bissige, aber ziemlich reiche Dame aus dem Faubourg St. Germain, kroch zu Kreuz und ward ihr gehorsamster Diener. Dieser Ehe entsproßte eine einzige Tochter, Namens Eugenie, jezt ungefähr drei-und-zwanzig Jahre alt. Vor ungefähr acht Jahren kam die Familie in's Land, kaufte das Schloß Prangins, fand aber bald, daß es vieler und großer Reparaturen bedürfe, da es unter den Napoleoniden sehr vernachlässigt worden war, darum wünschte sie, es wieder zu verkaufen.

Die Familie war gegen den Genfer Uhrmacher gar artig, sagte ihm viel Schönes über seine liebenswürdige Familie, wünschte deren Bekanntschaft zu machen u. s. w. Zwischen dem fromage und der poire des mit Wein wohlbesezten Tisches wurde der Schloßkauf auf's Tapet gebracht und auch bald für 700,000 Franken und 10,000 Franken Schlüsselgeld für die Frau Gräfin abgeschlossen. Die erste Zahlung war auf zwei Monate anberaumt, bis dahin sollte der Graf im Besitz des Schlosses bleiben. Er und seine Gemahlin hatten aber den Plan, wo möglich gar nicht da auszuziehen, denn Mr. Junot est si bon, meinte die Gräfin einmal über das andere. Wie? dachte sie, wenn's ginge, Eugenien mit dem jungen Junot zu verheirathen? freilich eine arge Mißheirath! was thut dies aber heutzutage, wenn nur Geld, viel Geld da ist? Fräulein Eugenien wurde der Plan mitgetheilt, sie verzog Anfangs das Mäulchen, am Ende aber war sie es zufrieden, da ihr die Mutter von dem unausbleiblichen Hotel in Paris, von der Loge in der italienischen Oper, von einer Equipage und vom jungen Vetter Alfred gesprochen hatte.

Um Alles gut einzufädeln, wurde beschlossen, die Familie Junot auf einige Tage mit wenigen vertrauten Freunden aus Genf nach Prangins einzuladen. Jagdpartien, Spaziergänge, Musik und des Abends besonders Eugeniens Harfe, Piano und Gesang sollten mit einander

abwechseln. Als die Einladung in der kleinen Repasseurwohnung ankam, schüttelte Madame Junot gewaltig den Kopf, sah ihren Mann wiederholt an, wagte es aber doch nicht, eine abschlägliche Antwort zu geben. Indessen war sie doch troz allem Zureden Jeannettens und Carls nicht dahin zu bringen, ihr gewöhnliches, einfaches Sonntagscostüm zu verändern. Jeannette freute sich am meisten auf die Partie, und sie wußte wohl warum.

An einem schönen Septembermorgen kam der gräfliche Wagen vor Junot's Wohnung und die Viere stiegen ein; Vater Junot und Carl mit ihren Flinten, Jagdtaschen und großer Weidzurüstung; der Jagdhund lief nebenher und sah unter Allen am verständigsten aus. Madame Junot wagte sich in dem schönen Wagen nicht anzulegen, um das herrliche Zeug nicht zu verderben; ihr war überhaupt fatal zu Muthe. Als sie in die Nähe Nyons kamen, war sie nicht wenig erstaunt, die Leute so in Putz, so zahlreich auf ihrem Weg und so ausgezeichnet höflich gegen sie zu sehen. Junot aber schmunzelte ihr zu, sie werde nun bald in der Gegend la Châtelaine heißen, und die Leute drängen sich nur herbei, um die neue Herrschaft zu sehen; er habe sich dies schon längst so gedacht. Madame Junot schlug von nun an die Augen zu Boden und erhob sie nicht eher wieder, als bis sie bei Nyon an eine Ehrenpforte kamen, die des Städtchens Einwohner Junot zu Ehren errichtet, auch mit bunten Bändern und analogen Inschriften geschmückt hatten.

Alle diese Festlichkeiten werden begreiflich, wenn man bedenkt, daß Prangins nahe bey Nyon, und der Besitzer dieses Schlosses in vieler Beziehung für die Stadtbewohner angenehm, ja sogar von Wichtigkeit ist, besonders wenn er sich freigebig zeigt, große Weinfässer in seinem Keller hält und an Sonn- und Festtagen damit nicht kargt. So war es den Nyonern nicht zu verdenken, daß sie aus grünen Reisern für den neuen Schloßherrn eine Ehrenpforte gebaut hatten, die mit vielfachen Bändern, Gold- und Silberflittern, ja sogar mit Inschriften in waadländischem Lapidarstyl geschmückt war. In der Nähe waren provisorisch schon hübsche Weinfässer aufgefahren, denn nach Landesbrauch versteht es sich von selbst, daß der Ehrenpförtner über die angethane Aufmerksamkeit wenig Worte verliert, ja die Leute selbst, wie manche große Potentaten, gar nicht zum Sprechen kommen läßt, dagegen aber gleich zur Hauptsache übergeht, nämlich zu der Bitte, ein Glas Wein mit ihm zu leeren. So geschah es auch hier, und da Junot gegen einen seiner Begleiter äußerte, er habe nicht genug Geld bei sich, um die lieben Leute nach Wunsch zu regaliren, so trat bald darauf ein angesehener Gastwirth aus Nyon respektvoll zu dem neuen Schloßherrn und offerirte creditirend seine Dienste. Sie wurden angenommen und den Leuten an Speise und Trank ein Erkleckliches ausgesezt, wobei sie bis an den folgenden Morgen ausgehalten haben sollen.

Indessen kamen Junots auf Schloß Prangins an. Man muß es den Franzosen, und besonders den französischen Frauen höhern Standes, lassen, sie haben ein großes Talent, schnell und mit Leichtigkeit Jedermann à son aise zu setzen. So war es auch hier. Die Gräfin und Eugenie empfingen Madame Junot und Jeannetten, als kennten sie sie längst, es war an ihnen kein Zwang zu bemerken, und es dauerte nicht lange, so war alles Beengende gefallen. Die Mädchen — die junge Gräfin und die Schneidermamsell — hüpften Arm in Arm, Madame Junot aber saß behaglich neben der ahnenreichen Gräfin auf dem Gobelinsofa. Die Männer waren gleich nach dem Frühstück auf die Jagd gegangen. Später kam, wie zufällig, der junge Baron von Genf zu Pferd an und blieb auf der Schloßterrasse unter den herrlichen Kastanienbäumen bei den jungen Frauenzimmern. Eugenie ward bald, angeblich in häuslichen Sorgen, für einen Augenblick abgerufen, und troz ihrer Liebenswürdigkeit, vermißten sie Jeannette und der Baron nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwei Theaterdichter.

(Fortsetzung.)

Diese Erfolge, so gering sie auch an und für sich seyn mochten, waren jedoch hinreichend, unsern Schläfer anzufeuern, dessen Genügsamkeit leicht zu befriedigen war. Sie war so groß, daß er sogar davon zu träumen anfing, ein deutscher Theaterdichter werden zu wollen; ein deutscher Theaterdichter! und doch wurde selbst diese bescheidene Genügsamkeit auf das Bitterste getäuscht, denn das Verhungern lag doch wohl außer der Berechnung? Er machte sich auf, um in einer der anmuthigsten Provinzstädte der österreichischen Monarchie eine Anstellung als Theatersekretär anzunehmen. Der gutmüthige Thor! dort hoffte er seine Kenntnisse von den Coulissen erweitern zu können und dabei Muße, Stoff und Gelegenheit zu neuen Stücken zu finden. Allein seine Studien waren nicht ergiebig. Bald gab er wieder seine Stelle auf, die ihn nicht befriedigte, und wandte sich mit den Lustspielen, die er während der Zeit verfertigt hatte, zum zweiten Male nach Wien. Er fühlte sich stärker als in seinen ersten Versuchen, und erwartete daher Ermunterung durch zuvorkommende Aufnahme. Er konnte sich auf das Vorhergegangene berufen,

und durfte nicht zweifeln, daß ihm Alles gelingen würde. Und was war dieses Alles? — Ein Nichts! so wenig! — daß ein paar Stücke, die sicherlich nicht ganz schlecht waren, aufgeführt würden, wie so manches Andere, das wirklich schlecht ist. Aber das ist schwerer, als man denken sollte. Das Wohlwollen, das ihn so wunderbar bei seinem ersten Erscheinen empfangen hatte, war durch nichts mehr hervorzurufen. Durchkreuzten sich hier die Interessen? war er einem Andern im Wege? hatte er durch eine Aeußerung Mißfallen erregt? wer kann das wissen! Genug, er wurde abgewiesen. Dies brach aber noch nicht seinen Muth. Das Wiener Burgtheater ist Gottlob nicht das einzige in Deutschland. Er sezte sich hin und schrieb Briefe; zuerst an Freunde und Bekannte, die er von seinem großen Glücke benachrichtigte, daß es ihm gelungen sey, einige Lustspiele zu schreiben, die sogar im Wiener Burgtheater mit Beifall gegeben worden seyen, und daß er, dadurch aufgemuntert, zu schreiben fortfahren wolle, und so hoffe, dem deutschen Theater nach und nach brauchbare Originalstücke liefern zu können, über deren Mangel jezt große Klage geführt werde. Dann schrieb er an alle Direktoren und Intendanten, und bot seine Lustspiele zum Verkaufe aus. Aber Niemand wollte den Versuch wagen. Was liegt den Bühnen auch daran, ob ein Originalstück mehr da ist? warum die Mühe des Einstudirens und das Honorar an zweifelhaften Erfolg setzen? warum sich durch Hindernisse einen Weg bahnen, wenn die ausgefahrene Straße zur Seite läuft? Unser Schläfer hatte nicht eine einzige Antwort auf alle seine Briefe aufzuweisen.

Doch halt! weit weg von Wien, weit weg von Oesterreichs Grenzen, an der fernen Nordsee, scheint unserem Schläfer, den wir jezt Dichter nennen wollen, ein günstiger Stern aufzugehen. Eines seiner längst eingesandten Stücke wird aus dem Wust weggelegter von Freundes Hand hervorgesucht und von Freundes Wort empfohlen. Der frische Dialog, der originelle Gang der Handlung überraschen; man begreift nicht, wie man das bei der ersten Durchsicht nicht wahrgenommen habe, man findet, daß sogar dankbare Rollen in das Gewebe verflochten sind, Rollen, die der Mühe lohnen, Rollen, nach denen Direktoren und Regisseurs mit beiden Händen zu langen pflegen, und solch ein Stück zurückzulegen! es ist unbegreiflich! Doch die Wahrheit war, man hatte es, wie so vieles Andere, nicht gelesen. — „Wer kann Alles lesen!“ ist der ewige Refrain, und doch werden keine fünfzig Stücke einem Theater im Jahre eingesandt; aber jede Woche ein Stück zu durchfliegen — welche Riesenaufgabe!

Daß das Stück glänzende Rollen hatte, gereichte ihm zum Unglück. Es waren Rollen, welche die Mächtigen reizten; man denke hier nicht an politische Tendenzen; das Lustspiel war in Oesterreich entstanden und ausgeführt. Es ist hier nur von den Machthabern in der Theaterwelt die Rede, die im Stande sind, sich jedes Unrecht zu erlauben, auf Kosten des Publikums, der Künstler und der Kunst. So wurden denn auch diese Rollen mit einer vehementen Gier für gute Prise erklärt und eben so gespielt. Sie paßten nicht im Geringsten für die, welche sich ihrer zwar bemächtigt, aber nicht bemeistert hatten; das Publikum blieb kalt, man wunderte sich und wollte den Beifall erzwingen; das Publikum sah verdrossen den übertriebenen Bestrebungen zu; man übertrieb noch mehr, man schrie, statt laut zu reden, man sprudelte, statt leicht zu schwatzen, man raffte, statt zu greifen, man erdrückte, statt zu umarmen, man miaute, krähte, krächzte, man zerarbeitete sich ganz jämmerlich — doch wer kennte das nicht? das Publikum wurde unwillig und zischte — und das Stück fiel durch. Des Dichters Brust im fernen Oesterreich blieb zwar verschont von dem Kummer dieses Unfalls, allein sein Beutel blieb es auch vom Honorar.

Es ist eine anerkannte Erfahrung, daß Stücke, von denen sich die Matadore einer Bühne viel versprechen, bei der Aufführung den Unwillen des Publikums erregen, und andere, deren betrübtes Schicksal eben jene Matadore mit Bestimmtheit voraussehen zu können glauben, sich den vollständigsten Beifall erringen. Dieses scheinbare Räthsel ist leicht zu lösen: es liegt nur in der Besetzung. Ein Stück, von dessen Wirksamkeit man viel hofft, wird gewöhnlich unter die Matadore vertheilt: alte, wackere Männer mit Schlotterbäuchen, ohne Gebiß und Haare, voll Dünkel und Manier, und die sorgen dann schon dafür, daß der Aberglaube keine Nahrung findet und die Prophezeiung aus dem Sattel gehoben werde; allein ein Stück, von dem man annimmt, daß es durchfallen müsse, erhält gewöhnlich in der Besetzung sein volles Recht. Da wird ein junger, strebender Mann, den man nicht leiden kann, mit der Rolle bedacht, die ihm gebührt, andere fleißige, anspruchslose Leute stehen ihm zur Seite, greifen willig ein, und Alles bemüht sich, so gut es kann, den Kahn über dem Wasser zu halten; und siehe da! er wird getragen und schwimmt wohlbehalten in den Hafen der allgemeinen Gunst. Dann heißt es gewöhnlich: was das Publikum doch für verkehrten Geschmack hat! wer erklärt uns den Eigensinn? und die hochmögenden Herrn bedenken nicht, daß das Publikum eine gute Darstellung sehen will, und daß ein altmodisches, übertriebenes Theaterspiel ihm die Natur, die es verlangt, nie ersetzen kann. So kam es auch, daß unseres armen Dichters gutes Lustspiel in jener Stadt, am fernen Gestade der Nordsee, Fiasco machte. Ich brauche hier nicht zu versichern, welchen Verdruß dies dem wohlmeinenden Freunde verursachte, wenn ich

ihn gleich hier schildern könnte, als ob ich ihn selbst empfunden hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Der englische Injurienproceß.

Es ist wahr, durch ganz England stehen die Injurienklagen in übelm Geruche, und wer es einigermaßen vermeiden kann, läßt sie unangestellt; der König und die königliche Familie nehmen nie zu ihnen ihre Zuflucht, weil sie über die Schmähungen der Presse sich erhaben fühlen; ein Minister, der für angethanen Schimpf vor einem Gerichtshofe Genugthuung forderte, würde sich ungeheuer lächerlich machen, und wem der Ruf eines Gentleman lieb ist, der darf nicht ein Geschwornengericht, der muß einen ehrlichen Zweikampf zum Schiedsrichter zwischen sich und seinem Beleidiger wählen. Das Alles aber verändert kein Komma des bestehenden Gesetzes. Allerdings weiß es nichts von dem läppischen, in Deutschland üblichen Erkenntnisse auf Abbitte und Ehrenerklärung, aber gewaltig, weit tiefer als dort greift es in den Geldbeutel des Beleidigers — an vielen Menschen das zarteste Fleckchen — und spricht die Buße nicht, wie dort, der Kasse des Richters, sondern bei weitem vernünftiger dem Beleidigten zu. Adolph Müllner, der Dichter der Schuld, würde als reicherer, und Heinrich Brockhaus, der Verleger des Conversationslexicons, als ärmerer Mann gestorben seyn, wenn die fünf Injurienklagen, mit welchen Ersterer Letzterm das Leben vergällt und seiner Zeit das Publikum weidlich unterhalten, anstatt vor dem Leipziger Stadtgerichte, auf englischer Erde ausgefochten worden wären. Sieger in allen, welche Genugthuung gewann Müllner aus den rechtskräftigen Urtheilen? Abbitten, die er nicht in Empfang nahm, Ehrenerklärungen, die Brockhaus nicht leistete, Geldbußen im Gesammtbetrage von fünf-und-dreißig Thalern sächsisch, die der Gerichtskasse zufielen, einen Kostenersatz von dreißig und einigen Thalern und einen eigenen, unersetzten, jene Summe um das Doppelte übersteigenden Aufwand. Welch ganz anderes Resultat die fünf Injurienklagen in England gehabt haben würden, läßt sich ungefähr aus dem Ergebnisse eines ähnlichen Rechtshandels abnehmen, der vor Kurzem die Aufmerksamkeit der literarischen Welt in London beschäftigte, und dessen Ausgang ein vollgültiger Beweis seyn dürfte, daß man zwar in England schreiben und drucken darf, was man will, jedoch nicht ohne Gefahr vor der Strafe des Gesetzes beleidigen und verhöhnen kann, wen man will, daß Mißbrauch der Preßfreiheit, wenn die Strenge des Gesetzes dawider aufgerufen wird, seine schmerzhafte Zurechtweisung erfährt, und daß mithin diejenigen Unrecht haben, die in der englischen Preßfreiheit ein constitutionelles Ungebührniß erblicken.

Die betreffende Injurienklage wurde angestellt von Alaric Attila Watts, Eigenthümer und Herausgeber des Literary-Souvenir, eines der vielen, Jahr aus, Jahr ein lange vor der Verfallzeit erscheinenden Taschenbücher, gegen die Herren Fraser und Moyes, Eigenthümer, Verleger und Drucker von Fraser's Magazine, einem der ebenfalls in überfluthender Zahl monatlich ausgegebenen Journale. Watts gründete dieselbe auf zwei, sein Taschenbuch und seine Person besprechende Aufsätze, von denen der erste im Novemberheft 1834 und der andere im Junihefte 1835 steht, und forderte Entschädigung, erstens für den Nachtheil, der ihm in Bezug auf den Absatz seines Buchs aus dem ersten, und zweitens für die Kränkung, die seinem guten Namen aus dem zweiten jener Aufsätze erwachsen sey. Den zuerst genannten leitet die Fiction einer freundschaftlichen Zusammenkunft mehrerer Mitarbeiter an Frasers Magazin ein; das Gespräch kommt auf die Taschenbücher, zwei der Anwesenden behaupten, es sey Alles rubbish, Schofel. Andere widersprechen, Jene übernehmen es, mittelst Auszügen und kurzer Kritiken den Beweis ihrer Behauptung zu führen, verlassen das Zimmer, kehren bald mit dem Verheißenen zurück, kommen in ihrer Kritik auch auf das Literary-Souvenir, äußern, nachdem sie das Werkchen im Allgemeinen verspottet, die Haupteigenthümlichkeit desselben seyen die geistreichen Uebersetzungen aus fremden Sprachen, namentlich aus dem Polnischen, und theilen mehrere lächerliche Proben mit. — „Wären diese Auszüge,“ bemerkte des Klägers Anwalt, der in Englands juristischer Welt hochstehende Attorney-General, Sir Frederick Pollock, „wären sie wirklich Auszüge aus dem Souvenir, und hätte der Verfasser des verletzenden Artikels sie nach Gutdünken mit seinem kritischen Messer zerlegt, so hätte am Ende Niemand füglich etwas dagegen einwenden können, am wenigsten würde ich es gethan haben. Gewiß möchte ich der Letzte seyn, der politische oder literarische Kritik zu beschränken wünscht. Oeffentliche Männer mögen durch ihr öffentliches Verhalten ihren Charakter rechtfertigen. Die Kritik muß frei seyn, doch soll weder ein offener, noch ein heimlicher Feind unter dem Mantel der Kritik eines Andern Eigenthum oder Charakter beeinträchtigen dürfen.“ — Nun wies derselbe nach, daß von allen jenen angeblichen Auszügen keine Sylbe im Souvenir stehe, folgerte hieraus, daß dem lügenhaften Angeben und der Erdichtung von Proben keine andere Absicht unterliegen könne, als die, den Werth des Buchs und dadurch dessen Absatz zu schmälern, erinnerte, daß diese Tendenz sich um so deutlicher herausstelle, je sorgsamer man sich gehütet, dem Publikum nicht durch gar zu albernes Zeug den gespielten Betrug zu verrathen, indem allerdings wohl ein aufmerksamer, nicht aber ein gewöhnlicher Leser im Stande sey, die Fälschung zu erkennen, zeigte, daß wirklich manche Journalisten dem betreffenden Magazine nachgeschrieben und durch die Fälschung sich haben täuschen lassen, bewies, daß in Folge der als Proben gegebenen Auszüge mehrere früher auf das Buch gemachten Bestellungen zurückgenommen worden seyen, berechnete, daß der dem Kläger hieraus erwachsene Schaden bei einem Taschenbuche von Bedeutung sey, dessen Verlag ihm einen Aufwand von gegen dreitausend Pfund Sterling verursacht habe, und stützte hierauf den ersten Theil seines Entschädigungsgesuchs. „Man wird vielleicht einwenden,“ fuhr der Sachwalter fort, „daß ja der ganze Aufsatz nur Kritik und keinen einzigen Ausfall gegen die Person des Klägers enthalte, mit andern Worten, daß die Verklagten den Rath des Lord Ellenborough befolgt haben, immerhin das Werk, aber nicht die Person des Verfassers zu zerfleischen. Nun, im Junihefte haben sie den Rath außer Acht gelassen. Da findet sich eine Karrikatur von der Person des Klägers, ihn darstellend, wie er, ein Gemälde unter jedem Arme und Vorsicht in jedem Zuge, die Treppe hinabfliegt, und darunter steht mit großen Buchstaben geschrieben: „Alaric Attila Watts, Herausgeber des Literary-Souvenir.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 29.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 3. Februar 1836.

Es war es dir bescheeret,
Du lebtest kummervoll,
Du hast dich aufgezehret,
Recht wie ein Dichter soll.
Uhland.

Zwei Theaterdichter.

(Fortsetzung.)

Dem armen Dichter ging es nun immer schlechter. Er wußte nicht, wovon er leben sollte; er versuchte es, seinen Witz in eine Bonbonniere zu bannen, und gab unter der, in der feinern Gesellschaft angenommenen französischen Benennung Rebus eine artige Sammlung solcher Scherze heraus. Wer nimmt aber wohl aus der Hand des Bettlers Süßigkeiten an? Hätte irgend ein bekannter Elegant der Schriftstellerwelt diese Sammlung der schönen Welt dargeboten, hätte irgend ein reicher Verleger, im Vertrauen darauf, eine glänzende Ausstattung hinzugefügt, man würde sie nicht verschmäht haben.

Der arme Dichter war nun dem tiefsten Elende preisgegeben. Die Buchhändler wollten Stücke nicht drucken, die nicht schon durch die Aufführung vortheilhaft bekannt geworden waren, und die Theater, die jeden Abend ihre Pforten öffneten und ihre Scenen beleuchteten, stießen ihn von sich, den Armen, und zeigten es ihm unverholen, daß sie seiner nicht bedürfen. So pilgerte er denn unbekannt — ein Bettler — in seinem Vaterlande umher. Er nannte sich selbst Theaterdichter, um seine frühere Leidenschaft zu verspotten. Ach! er wußte nicht, welchen Spott er damit auf unsere stolzen Nationaltheater wälzte! Er war ein gutes Gemüth! —

Ich weiß nicht zu sagen, woher er an jenem Abende kam, als er in dem Kloster der Barmherzigen zu Preßburg Aufnahme gefunden. Vielleicht kam er bettelnd von Ungarn her; vielleicht auch hatte er eben erst Wien verlassen und wollte eine weitere Wanderschaft antreten. Er hat sie wirklich angetreten, denn er ist in dem Kloster gestorben. Die frommen Brüder haben ihn geäzt und christlich begraben. Ihnen sey Dank dafür! — In seinem Ränzel fand man die Lustspiele, womit die frommen Männer nichts anzufangen wußten, auch Bruchstücke von neuen. Es verlohnte sich der Mühe, daß irgend ein schreibseliger Autor von größerm Glück und geringerm Talent diese Reste in dem Kloster aufzustöbern suchte.

Des Unglücklichen Namen hier zu nennen, mag unnöthig erscheinen; Niemand kennt ihn und ich werde ihn nicht bekannter machen können; doch der Vollständigkeit wegen geschehe es. Er hieß Carl Eduard Grammerstötter. —

Wie zum Hohne setzte ihm eine Bühne ein Denkmal durch die mißlungene Aufführung eines seiner Stücke. Es war dies das Theater in der Königsstadt zu Berlin. Man wußte kaum, wie es dazu gekommen; der Dichter hatte sich aber früher das Honorar verbeten, weil er mittlerweile zufällig gestorben war.

II.

Mein zweites Bild enthüllt größern Farbenreichthum, bei tieferm Schmerz. Der Theaterdichter, den es zeigt, trug einen hohen Namen, er war Graf, von alter Familie, und von den Musen begünstigter, als der Erstere, aber dennoch unglücklicher. Als Knabe soll er still gewesen seyn und hatte die klaren Augen mehr in sich hineingekehrt, als auf die Dinge draußen in der Welt. Das Dichtergemüth spiegelte aber Menschen und Begebenheiten so wunderbar wieder, daß er Alles in seinem Innern zu erschauen wähnte. Obgleich so geheimnißvoll in sich gekehrt, verlebt solch ein geborner Dichter doch eine fröhliche Jugend. Die Verse schossen empor, wie die poetischen Gedanken es wollten; denn wo der innerliche Born der Poesie quillt, macht die äußere Form nie verlegen. Sie wird gefunden wie im Traum; und was ist Dichten anders, als Träumen der seligsten Art?

Als der junge Dichter und Graf in's Leben trat, zeigten sich ihm zwei lockende Bahnen zu Ehre und Ruhm, zu Siegen mit einem Worte. Er besann sich nicht lange und wählte Beide. Als Dichter hatte er das Theater im Auge, der Graf mußte die Uniform anziehen. So geschah es denn, daß um das Jahr 1822 ein junger Lieutenant noch wenig Lorbeern gesammelt, aber schon manches Theaterstück geschrieben hatte, dabei zeigte der Friede auch eine so reizende Perspektive auf ruhige und gedeihliche Jahre, daß auf mehr Stücke als Schlachten die gewisse Rechnung vorläufig gemacht werden konnte.

Die Theater kümmerten sich um die Stücke nicht, und das war Unrecht von ihnen; daß sie sie nicht gaben, daran hatten sie aber recht. Die Stücke waren zu poetisch für die Theater; wir wollen hier Künstler und Publikum damit bezeichnen. Allein der Dichter hätte ihre Aufmerksamkeit erregen sollen. Solch ein Samenkorn mußte in das Erdreich fallen, das Lessing, Schiller und Goethe bebaut hatten, und das so lange schon keine edle Frucht mehr getragen. Gewiß, ihr Leute, der Mann hätte euch Rollen geschrieben, woran ihr so gut die Stärke eurer Lungen erproben könntet, als an euern beliebtesten Coulissenreißern; er hätte dir, sanft flötende Nachtigall, die zartesten, weichsten Verse auf die Zunge gelegt, damit du, im süßesten Schmerze wimmernd, dabei vergehen könntest; er hätte für dich Anstand, pomphafte, prahlende, strahlende Würde, für dich Bosheit, schleichende, kriechende, schwarzgelbe Niederträchtigkeit, für dich Komik, grelle, schillernde, possenhafte Lustigkeit geschaffen; kurz, für Jeden, was Jeder will; warum erzogt ihr ihn euch nicht? Ha! wie sie lüstern werden! Doch bemüht euch nicht, ihr beklagenswerthen Histrionen, der Dichter ist unterdessen gestorben. Wollt ihr mir aber nicht auf's Wort glauben, so lest seine Werke.

Jetzt genügt ihm freilich das engste Gehäus; so lang er aber lebte, wollte er sich's gern bequem machen, und der Rock eines Lieutenants ist ein gar enges Kleid. Der günstige Zeitpunkt erschien; die Thronbesteigung eines kunstliebenden Monarchen, von dessen Regierung Alles, was der Kunst angehörte, sich goldene Tage versprach, rief eine so begeistert rauschende Ode aus der Brust unsers Dichters hervor, daß der junge Fürst von diesem Klange seltsam sich ergriffen fühlte. Der Lieutenant wurde der Suite zugetheilt und der Dichter durfte jetzt die Flügel freier bewegen. Und er regte sie nach Kräften. Zuerst zog er in die Nähe eines hochverehrten Lehrers, dem er sich ganz zuwendete; dann schuf er immer fort und fort und wurde nicht müde daran, aber Schmerz begann nun an seinem Herzen zu nagen. Er fühlte, daß die Nation sich nicht um ihn kümmerte; seine Theaterspiele, die bestimmt waren, die Menge zu erfreuen, lagen um ihn her, gedruckt, schwarz auf weiß, traurige Leichen, verwelkte Blätter. Wo sind die Künstler, die Zauberer, die sie zum Leben erwecken? Herbei die Schminke, streicht, Musikanten, klingelt zum Anfang! Macht Alles schlecht, verhunzt das Gedicht, nur laßt's tönen, schreiten, leben! Trauriges Loos! Niemand hilft von denen, die allein helfen können. Da sollte Hülfe werden; zwar nur ein Schimmer von Trost, und dennoch willkommen für den Augenblick.

(Der Beschluß folgt.)

Der Millionär in Genf.

(Fortsetzung.)

Um fünf Uhr kehrten die Jäger unter lautem Hundegebell auf das Schloß zurück. Eine Menge Hirsche, sogar weiße Damhirsche, unzählige Rehböcke, Hasen und Füchse, ja selbst einen gewaltigen Eber hätten sie schießen können, wenn ihnen dergleichen vorgekommen wären. So aber beschränkte sich diesmal die Jagd auf Geringeres, jedoch versicherte der Graf wiederholt, er habe in der Ferne mehrere Thiere gesehen. Bei Tisch vergaß man bald unter heiterm Gespräch, guten Speisen und Weinen das Jagdungemach. Carl war neben Eugenien gesetzt worden, und sie war so liebenswürdig gegen den guten, jungen Menschen, daß auch er angenehmere Formen und Manieren annahm, als gewöhnlich. Wie ward ihm gar, als sie am Abend Piano spielte und dazu sang, ja hernach ihre lieblichen Finger zwischen den Harfensaiten lustwandeln ließ. Die Gräfin und Eugenie hatten ihren Zweck vollständig erreicht; Carl konnte es schon am Abend des ersten Tages nicht bergen, daß ihn Eugenie ganz gefesselt habe. Madame Junot warnte ihn zwar einige Mal in verstohlenen Augenblicken; dies

half aber nichts, zumal Papa Junot in seinem unwandelbaren Lächeln fortfuhr und damit Alles zu beherrschen schien, in der That aber nichts beherrschte, sondern Alles mit sich machen ließ, weßwegen die gräfliche Familie stets seine Herzensgüte pries und dabei klug auf den segensreichen Einfluß der Gemeine anspielte, der Junots angehören. Der frommen Frau gingen diese Andeutungen wie Honigseim ein und gewannen auch sie immer mehr. Jeannette war nach einer andern Seite hin beschäftigt, denn sie neigte sich entschieden zu dem Baron hinüber.

Im Lauf des folgenden Tags wurde vollends gewoben, was am ersten so gut gesponnen worden war. Die Gräfin Mutter rückte zuerst mit der Heirathsidee zwischen Eugenien und Carl gegen Madame Junot heraus. Diese aber erschrack doch darüber und verwies alle Entscheidung um so mehr an ihren Mann, da bei dem Antrag einige Worte von Hinabsteigen und Standesverschiedenheit gefallen waren, was man aber übersehen wolle, um die sichtliche Neigung der jungen Leute für einander nicht zu stören. Junot zeigte auch hier wieder seine schlaffe, weichmüthige Art, denn troß des Abrathens seiner verständigen Frau, ging er gleich auf die gräfliche Proposition ein, ja er zeigte sich dadurch geehrt. Als später die Rede auf das Etablissement seines Sohnes kam, sezte er diesem gleich eine Million Franken aus. Carl war natürlich hocherfreut über diese großartige Richtung seines Geschicks. Eugenie machte einige gräfliche Standesbemerkungen und sezte sich sogleich in Besitz der Superiorität über ihren künftigen Mann, welche alle französische Damen in ihren Häusern haben und üben, vielleicht zum großen Glück der französischen Männer. Die Hochzeit sollte in drei Monaten seyn. Da sich die Gräfin sehr für den jungen, galanten Baron interessirte und verwendete, so brachte sie es bei Junot leicht dahin, daß er seine Einwilligung zu Jeannettens Verbindung mit diesem gab und ihr eine Mitgift von viermalhunderttausend Franken zusagte.

Bis zur Hochzeit sollte bei Junots Alles beim Alten bleiben, darauf allein bestand die Mutter, wiewohl der Graf und der Baron mit Vorstellungen dagegen bei ihr einkamen, denen auch Jeannette und Carl bittend beipflichteten. Madame Junot war aber darin unwandelbar, und man mußte nachgeben. Es folgten nun einige pathetische Familienscenen, die von gräflicher Seite ganz in altfranzösischem Hofstyl gehalten wurden, natürlicher aber von Junot und seiner Familie. Die Mutter schien sich am Ende in Alles ergeben zu haben, doch wurde sie nie mehr recht heiter.

Noch am Abend des glücklichen Tags äußerte der Graf, daß er durch unerwartet ausgebliebene Zahlungen seiner Pächter in Frankreich in augenblickliche Geldverlegenheit gebracht sey. Gleich war Junot mit dem Erbieten da, ihm abschläglich auf den Kaufpreis von Prangins schon in vierzehn Tagen fünfzigtausend Franken zu zahlen. Dergleichen Gefälligkeiten erhöhten die gute Laune und Stimmung, denn die Gräflichen sahen dadurch voraus, welch gefälligen, allzeit bereiten Verwandten sie an Junot haben würden. Und da dieser Abends beim Glühpunsch vor dem Zurückfahren nach Genf abermals auf die Jagd bei Prangins zu sprechen kam, die ihm sehr am Herzen lag, so bat ihn der Graf für nächsten Dienstag über acht Tage zu einer großen Jagd, wozu er alle benachbarten Gutsbesitzer aus Waad, Genf und dem Departement de l'Ain einladen, und ihnen zugleich die verabredete Doppelheirath bekannt machen wollte.

Diese Jagdperspektive nebst dem Uebrigen machte Junot und Carln so glücklich, daß sie beim Nachhausefahren die düstere Stimmung der Mutter nicht bemerkten, die wie eine methodistische Cassandra im Wagen saß und manchmal eine Thräne aus dem Auge drückte, jedoch nur heimlich, denn sie wollte die Freude der Ihrigen nicht stören. Von dem Ehrenbogen bei Nyon stand noch Einiges, und sah im Mondschein mit den schlapp herunterhängenden Bändern und Blumen gar traurig aus.

Am folgenden Tag ging Junot in Genf wieder an seine gewöhnliche Uhrenrepassage, und sprach nach wie vor mit seinen Cameraden und Freunden; es war keine auffallende Veränderung an ihm zu sehen, der indessen so weit über ihre Sphäre emporgestiegen war. Indessen wollten Kunstverständige doch bemerken, er arbeite nicht mehr so genau, nicht mit derselben Ruhe, Sicherheit und Beharrlichkeit, wie sonst. Da Carl nicht mehr nach St. Croix zurückkehren sollte, so war er auch in den Ateliers der Herrn Vacheron und Constantin eingetreten.

Madame Junot kochte wieder am kleinen Herd, am kleinen Feuer ihr kleines Mahl, und dabei schien ihre vorige Heiterkeit zurückzukehren. Jeannette dagegen ging nur höchst ungern zu Mamsel Marchand, und sie hätte es gewiß nicht gethan, wäre die Mutter nicht so entschieden dafür gewesen. „Schäme dich der Arbeit nicht, Jeannette! Du sollst bleiben, wie du bist, bis zu deiner Verheirathung, mit der es ja so noch gute Zeit hat.“ Ein hartes Wort für das Mädchen, dessen Aufmerksamkeit, Fleiß und Geschick Mamsell Marchand nicht mehr zu loben fand, wie ehemals.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Beschluß.)

Der englische Injurienproceß.

Der beigegebene Artikel ist allerdings stark genug, und zur Charakterisirung desselben theilen wir nur folgende Stelle mit: „Watts ist gegenwärtig als erster Krankenwärter in einem Spitale schwindsüchtiger Tageblätter angestellt, die nur

athmen, um zu sterben. Er ist keineswegs ohne Talent; seine Gedichte auf Kinder, die an der Cholik sterben, sind recht leidlich, und mit nicht unbedeutendem Geschick weiß er läppische Kinderpossen auf eine Art zusammenzustellen, daß sie gedruckt sich ganz hübsch ausnehmen. Was übrigens ihn betrifft, so ist er ein-und-vierzig Jahre alt, ungewaschenen Ansehens, von nicht besondern Grundsätzen, aber von trefflich abgekauten Nägeln und von ganz vorzüglicher Anlage zum Verleumden. Es gibt keinen Menschen, dem er je eine Verbindlichkeit schuldig gewesen ist, von Wordsworth bis auf Byron, von Scott bis auf Southey, von Landseer bis auf Wilkie, keinen, der je aus Barmherzigkeit ihn gefüttert, und keinen, der aus gleichem Erbarmen seinen literarischen Ruf unterstützt, den er nicht auf seine armselige Manier pasquillirt hätte. Das thut uns leid um seinetwillen; so etwas nimmt ein schiefes Ende. Wäre es für den guten Mann nicht besser gewesen, er hätte weder verleumdet, noch geklatscht, weder boshaft pasquillirt, noch schändlichen Skandal geschrieben, und wäre ruhig, wie wir, durch die Welt gegangen? Nun, vielleicht bessert er sich noch." — Unfähig, gedruckte und in Kupfer gestochene Beweise abzuleugnen, berührte der Anwalt der Verklagten in seiner Antwort den zweiten, die Karrikatur und die beigegebene Erläuterung betreffenden Klagepunkt nur ganz flüchtig, und begnügte sich mit der Versicherung, daß ein so großer und geistreicher Mann wie Herr Watts über solche Kleinigkeiten sich um so eher hätte wegsetzen sollen, da er nicht bloß als ein öffentlicher Mann eine Art öffentliches Eigenthum sey und sich folglich nicht beklagen könne, wenn nächst seinen Werken zugleich seiner Person einige Aufmerksamkeit erwiesen werde, sondern auch seit Jahren die gröbsten Ausfälle gegen Frasers Magazin gemacht, und daher wohl eine kleine Vergeltung habe erwarten müssen. Sehr ausführlich verbreitete er sich dagegen über den ersten Klagepunkt. Er führte an, daß das Literary Souvenir in dem fraglichen Aufsatze nicht schlechter weggekommen sey, als alle übrigen Taschenbücher, daß es mithin nicht die Haupttendenz des Aufsatzes gewesen seyn könne, den Herausgeber jenes Taschenbuchs in seinem Eigenthume zu beeinträchtigen, und daß dieser nicht empfindlicher hätte seyn sollen, als Miß Landen und Miß Sheridan, die Beide, was sie betroffen, ruhig hingenommen. Er bemerkte sodann, daß, da die Einleitung das Ganze als Fiction darstelle, unmöglich irgend Jemand dadurch habe irregeleitet werden können. Nachdem auf solche Art mehrere Stunden lang der Injurienstreit durchgesprochen, eine Menge Zeugen abgehört, eine Menge Papiere vorgelesen und dann sämmtliche Verhandlungen von dem vorsitzenden Richter, Lord Denman, in eine gedrängte Rede zusammengestellt worden waren, entfernten sich die Geschwornen und kehrten nach fünfzehn Minuten mit der Entscheidung zurück, daß die Verklagten von dem ersten Theile der Klage zu entbinden und loszuzählen, dagegen für die im zweiten Theil wider sie ausgeführte Beschwerde Klägern eine Entschädigung von 150 Pf. Sterl. zu leisten, und sämmtliche gerichtliche und außergerichtliche Kosten zu erstatten schuldig seyen. Abgesehen von der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit des Spruchs, dürfte man wohl in Deutschland ziemlich allgemein übereinstimmen, daß der Herausgeber einer Zeitschrift durch eine Geldbuße von mehr als tausend preußischen Thalern und durch einen gleich hohen Kostenbetrag — denn die englische Justiz ist verzweifelt theuer — gar nicht zu sanft bestraft ist. Um indessen noch einen Schritt weiter zu gehen und den Widersachern der englischen Preßfreiheit zu beweisen, daß man nicht einmal so grob wie Fraser und Moyes zu seyn braucht, um in einem Injurienprocesse schuldig befunden und von einer ansehnlichen Geldstrafe heimgesucht zu werden, zum Beweise also, daß, um in dem preßfreien England nicht in unangenehme Anfechtung zu fallen, man mit der Preßfreiheit sehr säuberlich umgehen muß, will ich eines andern Processes erwähnen, welcher vier Tage nach dem erwähnten verhandelt wurde, wobei Herr Alaric Attila Watts die unbequemere und unprofitablere Rolle des Verklagten spielte, und welcher unter den Zeitungsschreibern eben so viel Sensation erregte, wie das abgehandelte in der literarischen Republik. Der Fall war folgender.

Auf den Grund eines in der von Watts herausgegebenen United Service Gazette and Naval and Military Chronicle vom 8ten August 1835 befindlichen Artikels forderte ein gewisser Henry Dundas Perrott für die ihm darin zugefügte Ehrenkränkung angemessenes Schmerzengeld. Der Lieutenant war im fraglichen Artikel als ein sehr zweideutiges Subjekt bezeichnet, es war ihm vorgeworfen, er habe sich durch unwürdige Mittel von Sir Edward Codrington eine Pension zu verschaffen gewußt, und sich gegen arme Matrosen schändlicher Erpressungen schuldig gemacht. Nach dem englischen Processe kann ein Injuriant nur dann strafbar erachtet werden, wenn er außer Stand ist, die Wahrheit der der fraglichen Ehrenkränkung unterliegenden Thatsachen zu beweisen. Fühlt daher Jemand an seiner Ehre sich verlezt, dem sein Bewußtseyn gleichzeitig sagt, daß dem Beleidiger die Beweismittel nicht fehlen dürften, und will er dessenungeachtet gegen ihn auftreten, so muß er ihn nicht injuriarum, sondern criminell belangen, welchen Falls nichts darauf ankommt, ob die Thatsache wahr oder falsch ist, sondern es sich lediglich darum handelt, ob die Geschwornen in der Art der Erwähnung eine Ehrenverletzung finden oder nicht. In vorliegendem Falle konnte demnach Watts nur von dem Beweise der Wahrheit der angeführten Thatsachen Freisprechung hoffen, und dies suchte er durch eine ziemliche Zahl von Zeugen zu bewirken. Es gelang ihm auch bis auf einen einzigen Umstand. Er hatte gedruckt, der Exlieutenant Perrott habe sich der Schändlichkeit schuldig gemacht, Geld von armen Matrosen durch die Versicherung zu erpressen, daß er im Stande sey, sie vor gewaltsamer Anwerbung zu schützen. Nun wies er zwar vollständig nach, wie Perrott vor mehreren Jahren wegen einer solchen Sache in Haft und Untersuchung gekommen und zu zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt worden sey; allein es stellte sich heraus, daß der Spruch später wegen nachgewiesenen Irrthums von dem Court of King's Bench cassirt, Lieutenant Perrott unschuldig befunden und ihm für Alles, was er durch die Untersuchung verloren, Ersatz geleistet worden sey. Die Geschwornen entschieden daher, daß Watts, in so weit er die Wahrheit der dem Kläger beigemessenen ehrenrührigen Handlungen nachgewiesen, von jeder Vergütung zu befreien sey, dagegen für die als unwahr befundene Beschuldigung Klägern mit dreißig Pfund Sterling zu entschädigen und sämmtliche Kosten zu bezahlen habe. Die Kosten beliefen sich auf mehr als das Doppelte der Strafe, und welcher deutsche Zeitungsschreiber wird nun wohl, nach solchem Vorgange, sich nach der englischen Preßfreiheit sehnen, wenn er dafür die Höhe der englischen Strafgelder und der englischen Gerichtskosten, kurz die Strenge des englischen Injurienprocesses über sich nehmen müßte? Und wer kann nach solchen Vorgängen ferner noch behaupten, daß die englische Preßfreiheit ein constitutionelles Ungebührniß sey?

W. S.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 30.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, den 4. Februar 1836.

Groß, edel, würdig, königlich ist Timon.
Ach, ist das Gold hin, das dies Lob erkauft,
Ist auch der Hauch hin, der dies Lob ertheilt.
Freßfreunde, Fastenfeind'! Ein Wölkchen Winterschauer,
Weg ist der Mückenschwarm!

Shakespeare.

Der Millionär in Genf.

(Beschluß.)

So kam der große Jagdtag heran, bis auf ein Kleines eine wahre Nibelungenfête, eine der glänzendsten und ergiebigsten, die seit dem leidigen Aufhören der Feudalzeiten in hiesiger Gegend gegeben worden sind, vielleicht nur denen nachzustellen, welche die alten Herren von Burgund hier in der Nähe des Königssitzes Schloß Vuflens und unter Ermunterung der männlichen und jagdlustigen Königin Bertha gegeben haben, und von denen nur noch dunkle Sagen im Waadlande umgehen. In jenen glücklichen Jagdzeiten gab es noch eine Menge Bären, Elenthiere, Wölfe, Luchse, Wildschweine und Edelhirsche in diesen Wäldern, und der glückliche Bauer hatte zwar viel Lebensgefahr, aber wenig Mühe, sie für der Herren Vergnügen zusammenzutreiben. Seit acht Tagen hatte der Graf im Jura und in Wallis mit bedeutenden Kosten jagen und treiben lassen, um ein halb Dutzend Hasen zu fangen. Seine Bemühung war auch nicht ohne Erfolg geblieben, denn als sich nun bei Prangins zwanzig Herren mit ihren Dienern und Hunden von früh acht Uhr bis Abends fünf müde und matt gejagt hatten, fand sich ein wirkliches Jagdergebniß von sechs Hasen und zwei Eichkätzchen. Die eingeladenen Gutsnachbarn, welche bereits Junots Acquisition von Prangins kannten, bemühten sich, Jeder auf seine Art, ihm ihre freundnachbarlichen Gesinnungen auszusprechen und darzuthun, um des vielvermögenden Nachbar. Millionärs Wohlwollen und Freundschaft zu gewinnen. Jeder hatte zwar dabei seine eigenen Ideen und Pläne, die aber bei den Meisten auf Eins hinausliefen. Beim Nachtisch wurde dem neuen Gutsherrn, den Einige — um selbst nicht gar zu tief herabzusteigen — immer Monsieur de Junot nannten, als Jagdtribut zwei Hasen überreicht, wiewohl sie nicht von dem klassischen Jagdboden von Prangins stammten, sondern mit den andern weiter hergekommen waren. Abends war Soirée, wobei Carl als Bräutigam der jungen Gräfin vorgestellt, dabei aber wohlgefällig bemerkt wurde, es seyen bereits beim ***schen Hofe die nöthigen Schritte geschehen, um dem jungen, talentvollen Mann Rang, Titel und Wappen zu verschaffen.

Hier ist das Perihelium der Junot'schen Cometenbahn, der Culminationspunkt von des Mannes Größe und Wichtigkeit.

Die Pachtgelder hatten noch immer nicht aus Frankreich bei dem Grafen eintreffen können, und da er in zwei Tagen Zahlungen zu machen hatte, so nahm er Junot bei Seite und erinnerte ihn an sein neuliches Versprechen der fünfzigtausend Franken. Dabei schlug er ihm vor, es

sey wohl das Einfachste, wenn er ihm eine Anweisung auf seinen Bankier gebe. „Allerdings könnte ich dies," antwortete Junot, „aber da ich morgen viel baares Geld bekomme, so will ich Ihnen lieber den kleinen Betrag in einem Faß nach Prangins führen lassen." Das Ungewöhnliche dieser Procedur fiel zwar dem Grafen auf, doch ließ er es dabei bewenden. Später bemerkte einer der Genfer Gäste, Herr von Junot habe doch seine Campagne bei Genf mit dreimalhunderttausend Franken viel zu theuer gekauft, da sie kaum fünfzigtausend werth sey. Junot antwortete aber sogleich darauf mit glänzenden Augen: „Allerdings ist sie theuer, sehr theuer, aber doch spottwohlfeil, und ich hätte sie um keinen Preis weggelassen, denn sie enthält drei ganz einzige Dinge, nämlich die schönste Kutsche von Europa, ein gelehrtes Schwein und einen unvergleichlichen Hund." Gleich darauf brach er in ein unbändiges, krampfhaftes Lachen aus, und diesem folgte langes Schweigen. Es lag nun fast am Tage, Junot war irre!

Der sich nun Allen schnell aufdrängende Gedanke war natürlich: wie, wenn Alles so Wunderbare und Unbegreifliche in der lediglich von Junot ausgehenden, mit nichts belegten Erbschaftsgeschichte, nur ein großer, langer Irrthum des Erzählers wäre? Darüber schauderte Carl, und Eugenie entzog ihm ihre Hand. Der Graf und die Gräfin sahen einander verblüfft an, die meisten Gäste aber, die mehr oder wenig neidisch gewesen waren über Junots unsinniges Glück und des Grafen günstigen Verkauf von Prangins, konnten ein boshaftes Lachen nicht unterdrücken. Die Gräfin verließ bald darauf mit Eugenien das Zimmer, ein Gast empfahl sich nach dem andern, der Graf begleitete sie hinaus und erschien nicht wieder. An seiner Stelle kamen die Bedienten und fingen mit höhnischen Gesichtern an, die Kerzen auszulöschen und die Lampen wegzutragen. Da hatte Carl schnell den guten Gedanken, selbst in den Stall zu springen und das Pferd an den kleinen Char zu spannen, auf dem sie gekommen waren. Dann drängte er seinen, in dem nur von einem Licht erhellten Salon scheinbar in Nachsinnen versunkenen Vater zum Einsitzen; Niemand leuchtete ihnen, Niemand half ihnen, und nur mit Mühe fand Carl in der Dunkelheit das Hofthor.

Am folgenden Tag war Junot in Genf schon so krank, daß der Arzt allen Zutritt zu ihm verbieten mußte. In diesem Augenblick ist er noch unpäßlich. Bei seiner Erbschaft bleibt er aber noch immer steif und fest, als auf einer fixen Idee, dem Angelpunkt seines ganzen Denkens; ja er erwartet täglich die Geldkisten und Fässer. Nun endlich that man, was unbegreiflicherweise nicht früher geschah, man erkundigte sich bei allen hiesigen Wechslern, ob ihnen von Junots Geldangelegenheit in England oder Frankreich etwas bekannt sey; ähnliche Nachforschungen stellten hiesige bedeutende Häuser in Paris und London an. Da zeigte sich's, denn Alle antworteten: sie wissen nicht das Geringste davon.

Wie wird das Ding nun enden? werden die Geldfässer und Kisten ankommen, oder werden sie ausbleiben? Diese Frage ist noch nicht ganz entschieden, wird aber höchst wahrscheinlich mit dem grellen Mißton einer absoluten Negative zur Entscheidung kommen. Alle Betheiligten sind auch darauf gefaßt, und es läßt sich denken, welch fatale Scenen, Verlegenheiten und Situationen daraus für sie hervorgehen. Am ärgerlichsten sind die Verkäufer von Häusern, Landgütern und Schlössern, denn Notarien und Prokuratoren halten sich wegen ihrer Forderungen für die aufgesezten Contrakte an sie, die doch keinen Heller empfangen. Die Schaar der von Junot abgewiesenen Spekulanten lacht jezt laut auf, wiewohl die Sache einen tiefen, traurigen Grund hat. Besonders müssen Carl am Schraubstock und Jeannette bei Mamsel Marchand viel leiden.

Ueber das Ganze schwebt jedoch noch ein dichtes Dunkel, und bei der Neigung vieler Leute zum sogenannten Mystifiziren oder Anführen, bin ich nicht abgeneigt, denen zu glauben, welche behaupten: einer oder mehrere von Junots Bekannten, die seine eben nicht starke Beurtheilungskraft und seine Hoffnung auf die Erbschaft in England kannten, haben durch eine Reihe von London und Paris aus an ihn gesendeter Briefe und Zusicherungen diese fire Idee bei ihm erzeugt und erhalten, so daß sie sich bald seines ganzen Wesens bemächtigte. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Menschen bekannt würden, damit sie die öffentliche Verachtung treffe, wenn sie auch das Gesetz nicht erreichen kann. Dr. Chr. M.

Zwei Theaterdichter.

(Beschluß.)

Es war ein schöner Abend, er muß dem Dichter ganz besonders schön gewesen seyn. Draußen sangen die Vögel und die weichen Winde strichen durch duftende Zweige. Es war Frühling. Die lustigen Höhen um Erlangen waren öde und still. Was trieb die Studenten und Lehrer, die Bürger und Frauen, die Jünglinge und Mädchen so früh in das Thor? warum verließen sie heute so schnell die freien, kühlen Abendlüfte und den frischen Trunk aus dem Felsenkeller, und munteres, lautes Geschwätz und lustigen Gesang? Doch selbst Wirth und Kellner schauen den Gästen nicht trübselig nach, sondern auch sie binden die Werktagsschürzen ab und ziehen ganz festtäglich zur Stadt. Seitwärts im Hofgarten liegt ein altes Gebäude, unansehnlich von außen, von innen mit alterthümlicher

Pracht reich versehen; das wird heute wieder einmal geöffnet. Finster sieht es im Innern aus, und die langen, hohen Gänge und Hallen sind hie und da nur spärlich mit dünnen Talglichtern erhellt. Trotz dieses trüben Apparates, bereitet sich dennoch ein Fest, und hieher ziehen die Studenten und Bürger, um demselben beizuwohnen. Eine kleine Gesellschaft mittelmäßiger Schauspieler hat sich darüber hergemacht, ein Drama des Dichters aufzuführen. Sie haben fleißig gelernt, ihre besten Gewänder angezogen, und spielen wahrlich so gut sie können. Es ist ein altes Spiel, dessen wunderliebliche Weise in vielen Liedern bereits erklungen ist. Die Sage von Romeo und Julie scheint sich darin zu spiegeln; hier heißen die Liebenden Aucassin und Nicolette. Der Dichter entfaltet vor uns einen reizenden Wechsel der Scene, bald sehen wir uns als Zuschauer der Handlung in dem romantischen Gehege von Toulouse, wo die Lieder der Troubadours erklangen, bald wieder an der nahen Küste des nördlichen Afrika am fabelhaften Hofe eines maurischen Fürsten. Der Charakter der Scenen wechselt eben so, bald sind sie rührend, bald kriegerisch, bald heiter; es fehlt nichts, um das schöne, poetische Spiel zu beleben, nur wenig, um es zu einem sogenannten beliebten Effektstücke zu machen. Die herrlichsten Verse ergießen sich darüber hin; man hört, daß hier ein mächtiger Dichter schuf; welch reicher Born von Bildern, Sprüchen, Reimen! Trimeter und Tetrameter wechseln mit den kunstvoll verschlungenen Versen, die den Troubadours nachgebildet sind; das zarte Lai und Virelai erklingt vor unserm Ohr. Und wie die Jugend das Gedicht empfängt! wie sie jauchzt bei jedem kühnen Schwunge, den der Dichter nimmt! Der Beifall hat kein Ende! Und wie die wackern Bürgersleute mit fortgerissen werden, wie sie sich freuen! sie verstehen Alles so gut wie Einer, sie begreifen, daß dies ein Theaterstück sey von einem Dichter. Und die Schauspieler selbst empfinden es; nichts von Coulissenreißerei, sie dämpfen den Ton ihrer Stimme. sie zähmen ihre Kraft, sie lassen den rhythmischen Tonfall der Verse hören, sie scheinen begeistert.

Ja wohl war es ein schöner Abend, und noch mehr, es war ein seltener. Der Vorhang fällt zum lezten Mal und eine augenblickliche Stille tritt ein; da plötzlich wird ein Name gerufen, viele verworrene Stimmen wiederholen ihn; man glaubt anfänglich, es sey die Liebhaberin oder der Held, die Beide es wohl verdient haben, gerufen zu werden; man freut sich und lächelt, daß auch hier die Gebräuche der großen Städte nachgeahmt werden sollen, wo jeder Theaterabend seinen leichten Kranz dem Alltäglichen zuwirft. Allein hier ist nicht davon die Rede; das Ungewöhnliche begibt sich: man ruft den Dichter, und statt der Entschuldigung kalter Prüderie: der Dichter sey nicht gegenwärtig oder habe schon das Haus verlassen, erscheint er wirklich, begeistert, hingerissen von der Freude, einmal auf eine Versammlung seiner Mitbürger gewirkt zu haben, den Bann gebrochen zu sehen, der ihn dazu verdammte, nie zu erfahren, welche Empfindungen er in der Brust des einsamen Lesers erweckte. Der Vorhang geht langsam, feierlich in die Höhe; es wird wieder die lezte Dekoration des Stückes sichtbar, aber statt der bunten, geschmückten Mimen erblickt man die bleiche, ruhige Gestalt eines Jünglings, der vortritt zu den Lampen und nachzusinnen scheint. Einem rauschenden Beifallsrufe folgt die tiefste Stille, und nun schallen vom Schauplatze her leise, sanftbetonte Worte, die, anfänglich unverständlich, bald an Klang und Gehalt wachsen, und keinen der Anwesenden mehr in Zweifel lassen, daß der Dichter seinen Dank dem Publikum improvisire. Die Ueberraschung fesselt Zungen und Hände; lauschend stehen Meister und Handlanger in den Coulissen; die Schauspielerin wischt horchend die Schminke von den Wangen, und der Alte bleibt mit abgenommener Perrücke und rückgewandtem Kopfe an der Garderobethüre, um das Ende zu erwarten, dem ein dreimaliges Vivat folgt.

Dies war gewiß ein glänzendes Debüt eines Theaterdichters, wie es nur selten wohl in unserer kalten, unpoetischen Zeit sich findet. Die Blätter bemächtigten sich der Neuigkeit und trugen sie fort in die weite Welt, und es war als gewiß anzunehmen, daß die Direktionen der Bühnen sich nun herzudrängen würden, um den Dichter in ihr Interesse zu ziehen, und vor allen Dingen sich das Drama zu verschaffen, das solche Wirkung hervorgebracht hatte; denn mochte man auch noch so viel von dem Beifalle auf Rechnung des persönlichen Wohlwollens und des Ortes der Darstellung zu setzen geneigt seyn, so blieb doch genug übrig, um einen schönen Kranz für das Verdienst zu flechten.

Armer Dichter! so groß deine Wonne war, so tief war der Schmerz deiner Enttäuschung! Niemand von Allen, die es anging, nahmen sich deiner an; die Stücke hätten eben so gut auf Sand geschrieben seyn können; einige Freunde entzückten die flüchtigen Charaktere, dann waren sie für Alle verschwunden, als ob der Wind sie verweht hätte.

Der Dichter war nicht zu stolz, seinem tiefen Schmerze darüber Worte zu geben; weil aber sich Bitterkeit hineinmischte, nannte man diese Ergießungen Stolz. Und immer bitterer und trüber klangen die Worte, und er zog fort über die Alpen, einem mildern Himmel zu, wo, umschwebt von einem Leben, das seinen Dichterträumen ähnlicher sah, er den Gram seiner Brust zu beschwichtigen glaubte. Und er ward hier beschwichtigt.

Am südlichsten Gestade Europa's trat ein Unbekannter in ein elendes Wirthshaus. Das Fieber

schüttelt seinen Körper, und die braunen, wildblickenden Menschen nehmen ihn mitleidig auf und räumen ihm ein schlechtes Lager ein. Das Fieber wächst und sonderbare Phantasien erfüllen den Kranken. Er singt in einer fremden, rauhen Sprache, die Jene nicht verstehen, die voll Theilnahme um sein Lager gruppirt sind. Es tönt so kräftig und dann wieder milder, er weint und zerpflückt ein Lorbeerreis, das ein Kind spielend auf seine Decke gelegt hatte. Die armen Leute, die nichts haben, als den Saft der wilden Orangen, die ihre Hütte umwuchern, eilen in die nahe Stadt, um den deutschen Consul herbeizurufen, weil sie sich wohl denken, der blonde, bleiche Mann, der die fremden, rauhen Worte spricht, müsse seiner Nation angehören. Wie der Consul in der Hütte erscheint, waren es die lezten Augenblicke des Kranken; er träumte noch einmal von der Anerkennung, die ihm im Vaterlande geworden, als er auf einem kleinen Winkeltheater von armen Comödianten sich dargestellt sah. Dann verschied er.

Die Nation baut ihm kein Mausoläum. Günstigere Recensionen, wie es in Deutschland üblich, wird sein Tod vielleicht nun hervorrufen; er weiß nichts mehr davon; mit dem erhebenden Bewußtseyn jenes einzigen Triumphes und dem rührenden Gedanken an die alte Mutter, ist er bei Syrakus gestorben. — Dieser Dichter, wenn ihn die Leser noch nicht errathen haben sollten, war August Graf Platen-Hallermund. —

Ich könnte euch auch die Geschichte Heinrichs von Kleist hier erzählen, auch des noch lebenden Fouqué, der Schauspiele für Preußen gedichtet hat, die in Berlin nie zur Darstellung kamen, und der Dichter Grabbe und Immermann und vieler Anderer, deren Namen nie bekannt geworden ist, aber das wären zu traurige Geschichten; begnügen wir uns für jezt mit dem Schicksal dieser beiden deutschen Theaterdichter; doch laßt euch dadurch nicht abschrecken, ihr Andern! Blickt her! Die Theater, die Raupach, Angely und die Birch-Pfeifer beschäftigen, lassen euch auch gewiß nicht verhungern; seyd nur hübsch wie Jene, und ihr werdet sicher gedeihen! Es anders hier sagen zu wollen, wäre häßliche Verleumdung. Und das ist der Humor davon! — Große Gedanken lassen sich freilich nicht daran knüpfen, aber doch manch nützliche Betrachtung darüber anstellen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Der europäische Congreß.

In der Mitte Decembers hat der sogenannte Congrès européen seine Sizungen geendigt, nachdem er einen Monat lang gedauert hatte, freilich mit manchen Pausen, gerade wie es ein politischer Congreß zu machen pflegt. Das Europäische dieses Congresses lag eigentlich nur in dem Titel desselben, es sey denn, daß manche von demselben abgehandelten Sachen für ganz Europa allgemeines Interesse hatten; aber auch die gesammte Menschheit konnte Antheil daran nehmen, und in diesem Sinne hätte er ein Humanitätscongreß heißen können. Was nun die Anwesenden betrifft, so waren sie nicht weiter hergekommen, als aus den verschiedenen Revieren der Stadt Paris, und kein fremdes Land hatte Repräsentanten geschickt; höchstens war aus dieser oder jener Provinzstadt Frankreichs ein Gelehrter angekommen, um Theil an den Verhandlungen zu nehmen. Der Umstand, daß die Gelehrtenversammlung in einem großen Saale des Rathhauses stattfand, zeugt dafür, daß die Regierung das Streben des Gelehrtencongresses eher befördert, als gehemmt hatte. Auch gingen die Verhandlungen auf die friedlichste und ruhigste Weise von statten. Die Mitglieder des sogenannten Institut historique, welches den Congreß eingeleitet hatte, saßen an einem etwas erhöhten Plaze des Saals, und in dem übrigen Theil ungefähr hundert Zuschauer, meistens junge Leute, welche aus- und eingingen. Man hatte eine Menge Einlaßkarten vertheilt und die gelehrten Gesellschaften von Paris eingeladen; von den Akademikern war aber kaum Jemand zu erblicken; die Herren hatten es wahrscheinlich unter ihrer Würde gehalten, sich um eines solchen Zweckes willen außer Hause zu bemühen. In der That hatten die meisten Verhandlungen nicht viel auf sich, obschon die Aufgaben zum Theil die wichtigsten Angelegenheiten der Wissenschaft und der bürgerlichen Gesellschaft berührten. Unter den Redenden waren zu viele junge Gelehrte, welche der Sache nicht reiflich genug nachgedacht hatten, und daher eine Menge unüberlegter und gewagter Behauptungen aufstellten, deren Belege sie schuldig blieben. Michaud, der Verfasser der Geschichte der Kreuzzüge, hielt die Eröffnungsrede, nahm aber nicht weiter an den Verhandlungen Theil, und in den folgenden Sizungen hatte ein Herr Buchez, Verfasser einer Geschichte der französischen Revolution, den Vorsiz. Mehrere Redner zogen dicke Manuscripte hervor und lasen sie ab; wenn ihr Vortrag schleppend und langweilig, und der Inhalt selbst von keinem besondern Interesse war, so liefen die Zuhörer duzendweise davon, und nur die Mitglieder des Institut historique und einige unerschrockenen oder müßigen Zuschauer hatten den Muth, bis an's Ende auszuhalten. Mehrere Aufgaben schienen nur deßwegen gestellt worden zu seyn, weil Jemand eine geschriebene Abhandlung darüber fertig liegen und sich mit derselben gemeldet hatte. Am flinksten gingen die mündlichen Verhandlungen von statten, wo denn ein junger Redner auf den andern folgte, seinen Vorgänger widerlegte und seinen eigenen Saz durchführte. Bei diesen Improvisationen kamen manche sonderbare Dinge zum Vorschein, die, wenn sie mit Geist und Feuer vorgetragen wurden, den lebhaften Beifall des Auditoriums nach sich zogen; indessen wurde zuweilen derjenige, welcher den vorigen Redner widerlegte, eben so lebhaft beklatscht, und wahrscheinlich wären die Zuhörer verlegen gewesen, wenn man am Ende ihnen ein Urtheil über die Sache abgefordert hätte. So hörte ich in einer Sizung Casimir Broussais, den Sohn des berühmten Arztes, welcher mit den Blutegeln so furchtbar operirt, einen recht guten Vortrag über die Phrenologie halten. Der gelehrte Redner erkannte zwar Dr. Gall als Stifter dieser neuen Wissenschaft an, führte aber nichtsdestoweniger die Geschichte derselben bis in ein hohes Alterthum zurück; er sprach mit vieler Geläufigkeit und Zierlichkeit; seine Rede dauerte über eine Stunde, ohne daß den Zuhörern die Zeit lang wurde.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 5. Februar 1836.

> Wohl fand dein Geist, was nie beginnt und endet,
> Doch fand er's im Predigtbuch der Frommen.
>
> Platen.

Ueber die Bruchstücke eines Lehrgedichts von Fr. Rückert,

im deutschen Musenalmanach 1836, und Schenks Charitas 1836.

In Zeiten literarischer Verwirrung, wo der stille Strom der Erkenntniß von anmaßenden, halbgebildeten Schriftstellern tausendfach getrübt wird, ist für junge, strebende Gemüther nirgends ein festerer Halt zu finden, als in denjenigen Werken eines durchgebildeten Mannes, die von demselben nicht auf äußerlichen Antrieb, sondern rein einem innern Drange zu Folge hervorgebracht worden sind, und die wir somit als die wahren und echten Früchte eines freien Geistes ansehen müssen. Bei den durch äußere Umstände verursachten Schriften, so gut und nützlich sie seyn mögen, können wir uns doch des Verdachtes nicht erwehren, daß es sich hier mehr um den Vortheil einer Person oder einer Verbindung, als um die Wahrheit der Sache handle; die lezteren, ohne Nebenabsichten entstandenen dagegen erlangen und verdienen hinsichtlich des lautern Sinnes unser vollkommenstes Vertrauen. — Wie wir den Menschen kennen, so werden diese auch einzig auf edle Gemüther eine segensreiche Wirkung hervorbringen; denn das Höhere ist nicht etwas, wozu man getrieben werden kann, gewaltsame, schulmeisterliche Ermahnungen sind hier nichts nütze, aber die von der Sache selbst begeisterten Worte des geistig Reifen locken den Jüngling zum Glauben, und immer freundlicher zu der freien, aber einzig würdigen und dauernden Verbindung der Liebe hinan. Wenn das Bessere und Höhere jeder Art in den Tagen einer weitverbreiteten, geistigen und sittlichen Mißbildung wieder mehr Anhänger und Verehrer erhalten soll, so kann es nur durch solche freie, in diesem bestimmten Sinn geniale Werke der Philosophie und Poesie geschehen.

Mit Lust bewillkommen wir als eine höchst erfreuliche Erscheinung dieser Art, die für strebende Jünglinge eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung und Erhebung werden wird, Rückerts neues Lehrgedicht, von welchem wir im deutschen Musenalmanach und der Charitas von Schenk Fragmente erhalten haben, aus denen wir schon vollkommen auf die Bedeutung und den Werth des Ganzen schließen können. Wir versuchen, durch möglichst klare Entwicklung des Geistes und Sinnes, wie er uns aus den genannten Bruchstücken entgegengekommen ist, dieses wichtige Werk der Lesewelt, die zu den nothwendigen Unterscheidungen und Zusammenstellungen nicht immer Zeit und Lust hat, deutlicher und faßlicher zu machen.

> Ein indischer Brahman, geboren auf der Flur,
> Der nichts gelesen, als den Weda der Natur,
>
> Hat viel gesehn, gedacht, noch mehr geahnt, gefühlt,
> Und mit Betrachtungen die Leidenschaft gekühlt;

Spricht bald, was klar ihm ward, bald um sich's klar zu machen,
Von ihn angebunden halb, halb nicht angebunden Sachen.

Er hat die Eigenheit, nur Einzelnes zu sehn,
Doch alles Einzelne als Ganzes zu verstehn.

Woran er immer nur sieht schimmern einen Glanz,
Wird ein Betkügelchen an seinem Rosenkranz.

In diesen Eingangsstrophen, mit welchen die Bruchstücke im Musenalmanach beginnen, wird zugleich Inhalt und Form des ganzen Gedichts bezeichnet; es besteht dasselbe nämlich aus einzelnen Betrachtungen über alle wichtigen Lebensverhältnisse, von welchen Betrachtungen jede für sich wieder ein poetisches Ganzes bildet, so daß sich uns das ganze Werk als eine Reihe kleiner didaktischer Gedichte in Erzählungs- und Spruchform darstellt.

Der Brahmane kündigt sich gleich Anfangs als einen Frommweisen an, in welchem sich nach mannichfaltigen Welterfahrungen die Liebe zu Reinheit und Heiligung immer bestimmter entwickelt hat. Dieser Sinn für himmlische Dinge ist in ihm durchaus echt, nicht Theorie und Ceremonie, sondern inniges Gefühl, auch nicht blinder Zug, sondern klare Einsicht, nicht bloßer Glaube, sondern gläubige Erkenntniß. Deßwegen geht bei ihm die Verherrlichung himmlischer Vollkommenheit Hand in Hand mit dem Preis des Geistes, im Gegensatz zur Natur, und mit dem Preis des bewußten Handelns, im Gegensatz zum unbewußten, blindnothwendigen. Wo die beiden lezteren, wie hier, mit Wärme und Liebe hervorgehoben sind, ist die Himmelsliebe stets wahr und rein, als eine, die als lebendige Blüthe aus innerer Erfahrung und bestimmtem Verständniß aufgewachsen ist.

In solcher Weise, mit Freiheit und Bewußtseyn gehegt, spricht sich denn Heiligkeit und höchste Sittlichkeit in unserm Brahmanen immer liebenswürdig aus, ruhig, warm und anspruchlos, ganz im Gegensatz zu den frommen Eiferern, die das Heilige durch ungeschicktes und abgeschmacktes Anpreisen nicht selten lächerlich machen. In dieser, im besten Sinne poetischen Darlegung schauen wir das Heilige als himmlischlebendige Schönheit, die uns, auch den lieblichsten irdischen Erscheinungen gegenüber, als das einzig Höchste entgegenleuchtet. Wenn in unserer Zeit etwas erweckend und erbauend wirken kann, so sind es diese Worte eines frommen und weisen Dichters, der uns durch Einsicht und poetischen Zauber zugleich gründlich und köstlich zu dem Höchsten hinführt.

Wir machen hier aufmerksam auf die erste Betrachtung in der Charitas, wo der Segen des Gebets ausgesprochen wird, und auf mehrere ähnliche Stellen in beiden Bruchstücken, bei deren Lesung es wie stiller, heiliger Sonntagsfrieden über unsere Seele kommt.

Aus der Haupteigenschaft der auf Erkenntniß gebauten Sittlichkeit, daß sie nämlich frei ist, entspringt ein Vorzug, den wir besonders betrachten wollen. Wenn der sittliche Pedant sich fast immer rohstreng und hochmüthig äußert, so trägt bei dem Freisittlichen alles den Stempel der Milde und der Bescheidenheit, und wenn namentlich der fromme Pedant nur durch Verwerfung der Welt seinem blinden Respekt vor dem Himmlischen genugzuthun glaubt, so versteht der Weise, der durch die Welt, durch Lesung des „Vedas der Natur" zur Sittlichkeit aufgestiegen ist, indem er sich frei fühlt, auch das Schöne der Welt zu erkennen, und die irdischen Bilder so zu fassen, daß sie verklärt den Himmel erfüllen und zieren. Der Brahmane drückt diese Aufgabe des Lebens in folgenden herrlichen Zeilen aus:

Ring' an, den Himmel mit der Erde auszugleichen,
Wer das errungen hat, der trägt das Siegeszeichen.

'S ist keine Kunst, die Welt roh untern Fuß zu treten,
So zarte Blumen blühn auf diesen Gartenbeeten.

Es ist auch keine Kunst, den Himmel für die Schwachen
Einladend, und dem Troz die Hölle heiß zu machen.

Den Himmel zieh' herab, die Erd' empor mit Brunst,
Nur das, der Rede werth, ist Erdenhimmelskunst.

Die Würdigung und Benutzung des Irdischen ist aber hier freilich ganz etwas Anderes, als was in unserer Zeit sinnlich-poetische Gemüther unter dem Ausdruck „Emancipation des Fleisches" als Erweiterung und Verbesserung des Christenthums angerathen haben, welches eigentlich nur so viel als eine Freilassung gemeiner Sinnlichkeit bedeutet, und in dieser Weise nur von jeder Ahnung eines Höheren entbehrenden Menschen vorgeschlagen werden konnte; die Würdigung der Erde ist hier ein sittlich-gerechtes und liebevolles Auffassen irdischer Erscheinungen, nicht um des blinden Genusses willen, sondern um diese Erscheinungen selbst in die ätherische Region des Geistes zu retten, und so einem mächtigen innern Ruf zu genügen, der den Tüchtigen treibt, aus der Mannichfaltigkeit irdischer Dinge, statt fromm die Hände in den Schooß zu legen, sich ein Reich zu schaffen, das ihm unverlierbar angehören, und die Verbindung mit Gott selbst nicht hindern, sondern befördern wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Firsternhimmel.

Nach den neuesten Entdeckungen von John William Herschel, South, Bessel und andern.

Dargestellt
von
Dr. Nürnberger.

Ich eröffne meine Darstellung der bewundernswürdigen Entdeckungen, welche die lezte Zeit am Firstern-

Digitized by Google

Himmel gemacht, durch die gar nicht zu kühne Behauptung, daß ohne Astronomie, als Andeuterin kosmischer Zwecke im Universum, und ohne Geschichte, als höhere Interpretation der Ereignisse, gar keine reine und wahrhaft standhafte Religiosität möglich sey. Die Geschichte lehrt das Leben richtig in's Auge fassen, es nicht zu niedrig, aber auch nicht zu hoch anschlagen, lehrt es anwenden und mit der Zukunft combiniren. Die Astronomie erweckt, wenn dieses Leben nach tausend vergeblichen Bestrebungen, tausend schmerzlichen Täuschungen schaal und langweilig zu werden anfängt, eine innigere Sehnsucht nach jener Zukunft. „Sic petitur coelum!“ und der Fixsternhimmel in seiner neuesten Gestalt wird uns unter diesem Gesichtspunkte noch reizender erscheinen.

Die bisherige Ansicht vom Universum beschränkte sich ziemlich darauf, die Fixsterne als Sonnen, nach Analogie unserer Sonne, zu betrachten, und denselben, gleich dieser, ein Gefolge von Planeten, Monden und Kometen beizulegen. Man glaubte, daß sich die Natur durch Darstellung dieser erhabenen Form erschöpft habe, ohne zu ermessen, daß sie eben so einfach in ihren Mitteln als zusammengesezt in den Zwecken ist, die sie durch diese wenigen Mittel erreicht, und man ahnete, befangen in dieser Idee, kaum die Möglichkeit anderer wunderbarer Gestaltungen des innern Ausbaues der Himmel. Erst seit der außerordentlichen Vervollkommnung, welche die Fernröhren besonders durch Herschel* und unsern, der Wissenschaft zu früh entrissenen Frauenhofer erfahren haben, ist es gelungen, tief genug in die unermeßlichen Fernen des Universums einzudringen, um darüber Aufschlüsse zu erlangen; und um den Ueberblick noch zu erweitern, hat man sich sogar nicht mehr mit den Beobachtungen in unserer Zone begnügt, sondern lediglich in der Absicht, die Beobachtungen des Fixsternhimmels zu vermehren, Reisen nach der südlichen Zone angetreten, wo ein heiterer Himmel die Sterne in größerer Klarheit, Pracht und Fülle zeigt. So beobachtet Herschel, der Sohn, eben der, welchem wir einen großen Theil der hier vorzutragenden Entdeckungen verdanken, jezt mit den vortrefflichsten Instrumenten auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und, nach seinen Versicherungen, gibt es, selbst abgesehen von der dortigen größeren Durchsichtigkeit der Luft, in unsern Breiten nichts, was mit der Herrlichkeit der dort zu Gesicht kommenden Sterne der ersten vier Größen längs der Milchstraße und des nördlichen Saumes dieses Himmelsgürtels zu vergleichen wäre. Vom Sirius bis zu α des Centaurus leuchtet daselbst gleichsam eine ganze Flamme glänzender Gegenstände, und von dieser Region an bis zu α des Adlers bietet die Milchstraße sogar dem unbewaffneten Auge ein so außerordentliches Schauspiel dar, daß keine Beschreibung ein hinreichendes Bild davon zu geben vermag. Dieser herrliche Gürtel ist dort nicht etwa ein einziger breiter, fast einförmiger Lichtstreifen, sondern er zeigt sich in unregelmäßigen Massen, gleich ungeheuren, dicht zusammengedrängten Sternklumpen, und an den minder dichten Stellen seltsam gestreift mit dunkeln, spaltenähnlichen Rissen, die ganz das Ansehen schwarzer Wolkenmassen haben. Durch das Fernrohr betrachtet, löst sich diese Erscheinung in unzählbare Sterngruppen von den mannichfaltigsten Formen auf, eine immer schöner als die andere; und man erblickt eine Menge kugelförmiger Massen von Sternen, so üppig, so groß, so zahlreich, daß die nördliche Halbkugel nichts damit Vergleichbares enthält. Bei genauerer Erwägung dieses auffallenden Contrastes zwischen dem nördlichen und südlichen Theile der Milchstraße drängt sich dem Beobachter unwiderstehlich der Gedanke auf, daß wir denjenigen Sternen, welche in der südlichen Halbkugel

* Es ist den Lesern vielleicht angenehm, hier gelegentlich einige vergleichende Notizen über die optische Thätigkeit dieser beiden großen Männer zu finden. Herschel verfertigte im Jahr 1774 sein erstes Spiegeltelescop von 5 Fuß Focallänge (welche man, bis auf einen geringen Unterschied, den wir hier noch übersehen, der ganzen Röhrenlänge des Instruments gleich setzen kann). Angefeuert durch den überaus günstigen Erfolg dieses ersten Versuches, vollendete er dann bis zu seinem Tode (1822) gegen fünfhundert solche Instrumente, allmählich bis zur Länge von 20, 25 und 30 Fuß; ja sein im Jahr 1789 zu Stande gebrachtes, sogenanntes „Riesentelescop“ hat 40 Fuß Focallänge und einen Spiegel von 50 Zoll Oeffnung. Dasselbe gewährte eine 7000fache Vergrößerung, kam aber bald außer Gebrauch, weil der große Spiegel matt wurde. Am vortrefflichsten bewährte sich von diesen vielen Instrumenten ein 20füßiges, welches sich zugleich sehr bequem behandeln läßt, und noch jezt vom Sohne des großen Herschel, John Herschel, vorzugsweise gern benuzt wird. Man nennt diese Spiegeltelescope übrigens auch oft Reflectoren, weil das Bild des beobachteten Gegenstandes bei denselben durch Zurückwerfung (Reflection) der Lichtstrahlen vermittelst eines großen Metallspiegels hervorgebracht wird. Der wackere deutsche Optiker Frauenhofer dagegen gab den von ihm verfertigten Refractoren (Fernröhren mit Glaslinsen, bei denen die Vergrößerung durch Brechung, Refraction, der Lichtstrahlen bewirkt wird) den Vorzug vor jenen Reflectoren, weil, nach seiner Ueberzeugung, die Metallspiegel mehr Licht absorbiren, als die Glaslinsen. Sein größter Refractor ist derjenige, den er für die Sternwarte zu Dorpat angefertigt hat, und der auch der „Riesenrefractor“ heißt; er hat über 13 Fuß Länge und 9 Zoll Oeffnung (Apertur) der Objectivlinse; derselbe verträgt eine 800fache Vergrößerung. Was die nach einem noch größern Maßstabe bestellten Refractoren für die neue kaiserliche Sternwarte zu Petersburg, von der in unsern Blättern öfters die Rede gewesen ist, leisten werden, steht zu erwarten. — Herschel stimmt übrigens Frauenhofers Ansichten vom angeblichen Vorzuge der Refractoren vor den Reflectoren keineswegs bei, „et adhuc sub judice lis est.“

der Erde zu Gesicht kommen, näher sind, oder mit andern Worten, daß unser Sonnensystem excentrisch in der Himmelskugel liegt, welche uns anscheinend umgibt, und sich näher an demjenigen reichern und glänzendern Theile der Innerfläche dieser Kugel befindet, wo sich die Sternbilder des Kreuzes und Centaurus zeigen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsezung.)

Der europäische Congreß.

Als Broussais geendigt und den Beifall des Auditoriums eingeerntet hatte, trat ein Mann auf, dessen Namen ich nicht erfahren konnte; er widerlegte Cas. Broussais Saz für Saz, so daß von dem aufgestellten System weder Stumpf, noch Stiel übrig blieb, behauptete, die Phrenologie sey keine Wissenschaft, ihre Grundsäze halten keinen Stich, und das ganze Lehrgebäude sey auf nichtigem Boden aufgerichtet. Auch dieser Mann sprach recht gut, und man konnte nicht umhin, auch ihm Beifall zu zollen, wiewohl er das eben aufgestellte Gebäude so unbarmherzig niedergerissen hatte. Nun trat C. Broussais wieder auf, um sein Lieblingsthema zu vertheidigen; es wollte aber doch nicht recht gelingen; wenigstens ging das Vertheidigen der Festung nicht so flink von statten, als das Aufrichten und Niederreißen, wie denn überhaupt die defensive Stellung nie so vortheilhaft ist, als die offensive, nach der Bemerkung gelehrter Taktiker. — Eine eigentliche Entscheidung fand bei keiner der Verhandlungen des Congrès européen statt; wenn des Vorlesens oder Debattirens genug zu seyn schien, oder wenn Keiner mehr gehört zu werden verlangte, so erklärte der Vorsizende die Verhandlung geschlossen, und ging zu einer andern über. So auch diesmal bei der Phrenologie. Die arme Wissenschaft, nachdem sie eben so geschickt aufgestellt, als niedergerissen worden war, blieb, wie man sagt in suspenso, und ich fragte mich beim Herausgehen: gibt es eine Phrenologie, oder gibt es keine? es war aber Niemand da, der mich aus meinem Zweifel hätte reißen können. Eine interessante Abhandlung habe ich leider verfehlt; sie betraf die Frage, ob, nach dem sonderbaren Ausdrucke eines St. Simonisten, la loi doit être athée, das heißt, ob sich der Gesezgeber zu einer besondern positiven Religion bekennen müsse oder nicht. Hierüber soll der bekannte Gelehrte Matter aus Straßburg, der jezt Generalinspektor der Universität ist, einen sehr guten Vortrag gehalten haben, und zwar, wie man mich versichert hat, in verneinendem Sinne rücksichtlich der Behauptung des St. Simonisten. An einem andern Tage drehte sich das Gespräch um die Escualdunocs, das heißt die Basken, ferner um den Einfluß des sogenannten Romanischen auf die südliche Literatur. Ein Herr de Montglave, der Sekretär des Institut historique, sprach sehr geläufig über diesen Gegenstand, und stellte eine Menge von Säzen auf, die ich gern mit bündigen Beweisen hätte belegen hören. So behauptete er, zwischen der Verfassung der Bearner und der Basken im Mittelalter sey der Unterschied gewesen, daß in den Volksversammlungen der leztern kein Adel und keine Geistlichkeit das Stimmrecht gehabt habe, und zwar aus dem Grunde, weil die Basken fast keinen Adel gekannt, und die Geistlichkeit Anfangs, nach dem Einfalle der Westgothen, arianisch, mithin dem herrschenden Glauben entgegengesezt gewesen sey, und daher keine Popularität habe erlangen können. Nach Montglave trat ein Herr Lafond auf, welcher mit seinem südlichen Accente etwas spizig den Redner widerlegte, worauf sich dann wiederum ein Anderer erhob und jenen gegen Lafond vertheidigte. Dieser aber wollte das lezte Wort haben, und lief wieder zum Rednertische. Einigen Zuhörern ging indessen die Geduld aus, und sie riefen assez! assez! Das Recht des Ungeduldigwerdens läßt sich kein Franzose nehmen, wo er sich auch befinden mag. Dann erschien ein Redner, um die Meinung zu äußern, man gebe sich in dieser Diskussion zu viel mit persönlichen Rücksichten ab, und verliere darüber den Hauptgegenstand aus den Augen. Die Zuhörer gaben ihm Recht, und man ging nun zu etwas Anderm über, das heißt, Jemand trat mit einem furchtbar dicken Hefte auf, dessen Anblick eine Menge von Anwesenden in die Flucht jagte. Ich glaube, es betraf die Geschichte der Civilisation, oder etwas Aehnliches, worüber man Tage und Wochen lang reden könnte, ohne zu Ende zu kommen. Ich hielt mich nicht für verbunden, wie die Mitglieder des Institut historique auf ihren Stühlen, bis an's Ende unbeweglich auszuhalten, und folgte dem Strome. Bei alle dem, sagte ich beim Ueberdenken der Montglaveschen Rede, sind die Basken doch ein uraltes Volk, und ihre Sprache eine wunderbare Erscheinung; hat sie doch nichts mit den umgebenden Sprachen gemein, und einen gelehrten Forscher, W. v. Humboldt, veranlaßt, ihren Ursprung in Asien aufzusuchen. Welche Sprache Europa's kann sich einer so hohen Abkunft rühmen! welche von ihnen hat die Gelehrten in so großes Erstaunen gesezt und sie zu so gelehrten Forschungen, Ahnungen und Vermuthungen verleitet! Da fiel mir bei meiner Rückkunft nach Hause eines der lezten Hefte der Zeitschrift la France littéraire in die Hände, worin ein Herr Pierquin, ein Universitätsmitglied, eben so unbarmherzig die Bewunderung der Gelehrten lächerlich macht, als jener ungenannte Redner im Congrès européen die Broussaische Geschichte der Phrenologie umgestoßen hatte. Pierquin behauptet nämlich, von alle dem, was Larramendi und einige andere baskische Schriftsteller über das Alterthum der Sprache ihres Landes und über die Schönheit und Vollkommenheit derselben gefaselt, sey kein Wort wahr; eben so sehr müsse man die unnüze Mühe bedauern, die sich W. von Humboldt gegeben habe, um diese vorgeblich so alte Sprache aus Asien herzuleiten; die baskische Sprache sey im Mittelalter, nach dem Einfalle der barbarischen Völker in Spanien, entstanden, sie habe von allen die Basken umgebenden Völkern etwas entlehnt, sie sey immer unvollkommen und arm geblieben, wie Leute, die nichts Eigenes haben; deßhalb fehle es ihr an Gedichten und Geschichten, und an Allem, was eine Literatur ausmacht; denn von den vielen gerühmten Geistesprodukten dieser Sprache sey nichts vorhanden, als ihre ellenlangen Wörter und ihre zwei- und zwanzig Conjugationen der Zeitwörter.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 6. Februar 1836.

De ces astres brillants, son plus sublime ouvrage,
Dieu seul connait le nombre et la distance et l'âge.
Lamartine.

Der Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Werfen wir nun hiernächst, um unserm Gegenstande in seiner eigentlichen Ordnung näher zu kommen, zuerst überhaupt einen Blick nach dem gestirnten Himmel, so bemerken wir sogleich, daß die Sterne in ihrer scheinbaren Größe sehr verschieden sind. Einige derselben zeigen sich uns unmittelbar nach dem Untergange der Sonne in einem so überstrahlenden Glanze, daß man mit Gewißheit auf ihre bedeutendere Größe und Nähe schließen möchte; andere erscheinen kleiner und matter, und unzählbare andere endlich werden nur erst durch Fernröhre sichtbar. Man kann daraus im Allgemeinen allerdings auf eine wirkliche Verschiedenheit der Größen und Entfernungen schließen; bestimmte Angaben über diese Verschiedenheit gestattet uns aber, wie weiter unten ausführlicher gezeigt werden wird, der heutige Zustand der Astronomie noch nicht, und sie beschränkt sich vielmehr in dieser Rücksicht darauf, die Fixsterne nach Maßgabe des Glanzes ihrer Erscheinung in sechzehn Classen einzutheilen, von denen die Sterne der sechs ersten Classen noch mit bloßem Auge sichtbar sind, während die übrigen zehn Classen nur solche Sterne begreifen, die in immer abnehmender scheinbarer Größe, bei vielleicht zunehmender Entfernung, nur durch das Fernrohr zu Gesicht kommen.

Auf den Grund dieser Eintheilung und Beschränkung hat man nun Berechnungen derjenigen ganzen Anzahl von Fixsternen versucht, welche an der, unsere Erde umgebenden scheinbaren Himmelskugel überhaupt wahrnehmbar vorhanden seyn dürften. Die Einbildungskraft erschrickt vor dem Resultate dieser, wenn gleich immer nur noch sehr oberflächlichen Abschätzung. Herschel, der Vater, berichtet uns, daß er in der Gegend der Keule des Orion, in einem Himmelsstreifen von nur 15 Grad Länge und 2 Grad Breite, über 50,000 Sterne, welche er alle noch deutlich erkennen konnte, durch das Feld seines Telescops gehen sah. Nun enthält die Oberfläche einer Kugel bekanntlich 41,252 Quadratgrade, und jener Streifen nimmt also nur den 1375sten Theil der Himmelskugelfläche ein, woraus schon folgen würde, daß diese ganze Fläche gegen 70 Millionen uns noch wahrnehmbarer Sterne enthielte, vorausgesezt, daß dieselben überall nur eben so dicht bei einander ständen.

Allein sie sind in vielen Regionen des Himmels noch bei weitem dichter zusammengedrängt. Schon ein älterer Astronom, Huyghens, zählte in einem, dem Felde seines noch sehr unvollkommenen Fernrohrs entsprechenden Raume des schönen Sternbildes Orion über 2000 Sterne, und Herschel sah am 22sten August 1792

in 41 Zeitminuten gegen 300,000 Sterne der Milchstraße durch das Feld seines, weiter oben erwähnten 20füßigen Reflectors ziehen. Nimmt man nach diesen ganz unzweifelhaften Beobachtungen an, daß jede Quadratsecunde der scheinbaren Himmelskugel Einen Stern enthält, so steigt die Menge der an der ganzen Himmelskugel für uns überhaupt zur Erscheinung kommenden Fixsterne auf die ungeheure Zahl von 934,626 Millionen. Dies ist das Resultat der Schätzung und Berechnung; unser Nachdenken erweitert diese Zahl zur Unendlichkeit, aber die menschliche Einbildungskraft, welche lezterm Begriffe erliegt, findet in jener Schätzung wenigstens ein allgemeines Maß, bei dem sie vorläufig stehen bleiben zu können glaubt.

Unter diesen zahllosen Sternen nun nehmen die sogenannten Doppelsterne, als diejenigen, über deren bewunderungswürdige Natur die neuere Astronomie eben das meiste Licht verbreitet hat, einen ausgezeichneten Rang ein. Man bezeichnet mit diesem Namen der Doppelsterne überhaupt zwei oder mehrere Fixsterne, welche, im Widerspruche mit dem oben angedeuteten allgemeinen Vertheilungsgesetze der Gestirne, an der scheinbaren Himmelskugel so ganz außerordentlich nahe bei einander erscheinen, daß man schlechterdings noch besondere Gründe für diese ungewöhnliche Zusammendrängung annehmen muß. So finden sich z. B., um unter unzähligen Beispielen nur Eins hervorzuheben, in dem bekannten Sternbilde der Plejaden 44 dergleichen so ganz übermäßig dicht zusammengedrängte Sterne, daß man, mit Zugrundlegung des sonstigen Vertheilungsgesetzes, nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung viele Billionen gegen Eins wetten kann, es seyen besondere Gründe für diese auffallende Nähe vorhanden. Die Untersuchung hat, wie wir gleich im Voraus bemerken müssen, auch bereits darüber entschieden, daß zwischen diesen Doppelsternen ein eigenthümlicher physischer Bezug als Grund jener außerordentlichen Nähe besteht, und ihre Duplicität also eine nothwendige physische * ist.

Wie bedeutend die Anzahl dieser Doppelsterne, worunter wir hier zunächst nur Verbindungen von zwei Sternen, also Sternenpaare verstehen wollen, im Verhältnisse zu den übrigen einfachen Sternen des Himmels sey, geht aus einem Ueberschlage des Dorpater Astronomen Struve hervor. Es waren darnach * im Jahre 1825 fast 3000 Doppelsterne bekannt, und diese Kenntniß stellte sich als das Resultat der Untersuchung von 120,000 Fixsternen dar, so daß also im Mittel auf 40 Sterne etwa 1 Doppelstern käme. Seit jener Zeit ist der Katalog solcher Doppelsterne schon bis gegen 6000 Nummern angewachsen, und je größer ihre Zahl wird, desto mehr wächst die Wahrscheinlichkeit ihres physischen Bezugs zu einander, wenn ein solcher Bezug auch nicht durch sogleich vorzutragende, unmittelbare Beobachtungen bereits außer allen Zweifel gesezt wäre.

Höchst merkwürdig ist dabei noch der eigenthümliche Umstand, daß allermeistens der eine Stern eines solchen Sternpaares (Doppelsterns) gegen den andern sehr klein ist, und die physische Abhängigkeit eines solchen kleineren Sterns von dem ihm durch so außerordentliche Nähe verbundenen größeren Stern scheint auch dadurch mit angekündigt zu werden. Man wird sich, nach diesem Allem, leicht vorstellen können, daß es das Band der Attraction sey, welches die beiden Körper eines Doppelsterns verbindet, und daß der kleinere Stern einer Umlaufsbewegung um den größeren unterworfen ist. Ehe wir uns aber hierüber ausführlicher verbreiten, müssen wir noch der, allen Fixsternen zukommenden eigenen Bewegung erwähnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Man muß davon die viel seltenern Fälle bloßer optischer Duplicität unterscheiden. Zwei Sterne könnten nämlich z. B. in sehr verschiedenen Weiten von uns hinter einander, aber dergestalt fast in einer geraden Linie mit der Erde stehen, daß sie sich einander beinahe deckten, und also auch dicht bei einander erschienen, ohne es gleichwohl im Mindesten wirklich zu seyn. Wir werden gleich finden, wodurch sich dergleichen bloß optische Doppelsterne von den eigentlichen physischen Doppelsternen unterscheiden lassen.

* Vergl. Struve's gelehrte Schrift: Ueber Doppelsterne. Dorpat. 1827. 4.

Ueber die Bruchstücke eines Lehrgedichts von Rückert.

(Fortsetzung.)

Dieser Trieb, alles Werthe und Merkwürdige der Erde sich denkend und fühlend anzueignen, spricht sich bei dem Brahmanen in folgenden Zeilen aus:

Ich blicke stets umher, was ich noch ohne Schaden
Der innern Einheit kann in meine Kreise laden —

wo zugleich mit dem materiellen Reichthum auch die geistige Einheit bedacht ist; und ferner in den Schlußstrophen des Berichts vom König, der sich aus den Büchern seines Landes einen faßlichen Auszug machen ließ.

Ob ihm dies Heil gelang? Wenn er's nicht ganz vollbracht,
So war's nur, weil er selbst den Auszug nicht gemacht.

Das aber ist gewiß, daß aus dem Bücherwust
Du machen für dein Heil solch einen Auszug mußt.

Wir betrachten nun den eines solchen Strebens sich bewußten Brahmanen in der Behandlung irdischer Dinge,

und beginnen mit seinem Verhältnisse zur Natur. Hier zeigt er den reinsten Sinn für ihre holden und herrlichen Erscheinungen, und weiß ihre eigenthümlichen Schönheiten sowohl an und für sich fein zu beobachten und zu genießen, als auch zu Symbolen wichtiger und lieblicher Gedanken zu benutzen. Wir weisen auf das köstliche Bild von dem Mond und den Wolken hin, das einen Gedanken enthält, der zum Trost des Mondes und zur Warnung der Wolken immer wieder ausgesprochen werden muß. Wie aber dem Brahmanen geziemt, so ist er nie in die Natur verloren; er unterscheidet sie, wie schon oben bemerkt, vom Geiste auf das Bestimmteste, und hält sie immer nur als Bildungsmittel, Symbol und Zierde des Geistes fest.

Gehen wir weiter und betrachten wir ihn in Bezug auf Welt und Leben, so tritt uns zuerst ein erfreulicher Sinn für kluges Handeln auch in geringeren Dingen entgegen, welchen er denn in einzelnen Lehren, zuweilen etwas holzschnittartig, aber immer treuherzig und gemüthlich ausspricht. Er gehört nicht zu den Halbweisen, welche die Klugheit des Lebens verachten, macht aber auch nicht zu viel aus ihr, und stellt sie immer als bescheidenes, niedrig Gutes dar.

Mit Ernst und Wärme legt er dagegen das rechte Benehmen in wichtigen Dingen, die von dauerndem geistigem Nutzen oder Schaden seyn können, an's Herz, und weist immer wieder auf die bestimmten Tugenden hin, welche die Hauptgüter der Freundschaft und Liebe, und die Hauptverhältnisse der Menschen, unter sich und zu Gott, zum Besten zu wenden vermögen. Dies thut er in mannichfaltiger Weise. Er spricht seine Gedanken hierüber aus in bloßen Sentenzen, wo er oft alte Wahrheiten neugedacht und neuempfunden wieder vorführt.

Durch diese Wiedergeburt alter Wahrheiten erinnert er an eine Hauptaufgabe der Neueren, sich nämlich durch unbefangenes, echtes Nachdenken mit den Alten in ein lebendiges Verhältniß zu setzen. Sind diese alten Wahrheiten noch dazu so mit neuen gemischt, wie hier, so machen sie durch den vereinigten Reiz der Traulichkeit des Bekannten und der Frische des Jungen einen ganz angenehmen Eindruck auf den Leser.

Sodann sucht er ausgesprochene Wahrheiten durch weitere, mannichfaltige Vergleichungen immer anschaulicher zu machen, und wirkt dadurch das schönste Behagen stufenweise sich klärender Einsicht in uns. Der Gedanke steht zuletzt wie ein ringsum mit Fackeln beleuchtetes Bild vor dem Geiste.

Endlich führt er Gedanken und Lehren in lebendigen Geschichten vor, und bringt dadurch zu dem poetischen Schmuck der Vergleichungen noch episches, idyllisches Leben in das Lehrgedicht, zu recht wohlthätiger Abwechslung.

Wollten wir nun die Grundansicht des Brahmanen von der wahren Benutzung des Lebens, wie sie sich aus all den Darstellungen ergibt, kurz aussprechen, so könnte das etwa folgendermaßen geschehen.

Alles Schöne und Würdige der Erde muß, so viel es dem Einzelnen gegönnt ist, aufgefaßt und organisch mit dem Geiste verbunden werden, das niedere Gute mit den niederern, das höhere und höchste mit den höhern und höchsten Tugenden geübt und gepflegt werden, und der Mensch so von Klugheit, Gerechtigkeit, Entsagung durch Großmuth, Liebe, Gnade zu der Demuth vor Gott aufsteigen, welche Demuth allen vorhergehenden Tugenden erst den Stempel aufdrückt, der sie heiligt und in Gottes Augen selbst zu etwas macht.

Daß in einem Manne, der die Welt so anzuschauen und zu behandeln gelernt hat, sich die zwei Haupteigenschaften eines Weisen, Heiterkeit und Milde, selbst vorzüglich entwickeln mußten, wird wohl Jeder nicht anders erwarten. Diese beiden begeistern ihn auch zu den schönsten Strophen. Die milde Seligkeit der Versöhnung gießt sich durch unsere Brust, wenn er von sich sagt:

Ich freue jeden Tag dem Abend mich entgegen,
Und jede Nacht im Traum mich auf den Morgensegen.

Ich freue still mich mit ungestümer Lust,
Nicht ungeduldig ist die Freud' in meiner Brust.

Ich freu' mich auf die Stund' und auf den Augenblick,
Auf groß und kleines, mein und Anderer Geschick.

Vom Herbst den Winter durch freu' ich dem Lenz mich zu,
Und aus dem Sommer durch den Herbst zur Winterruh.

Ich freu' mich durch des Jahrs und durch des Lebens Zeit,
Und aus der Zeit hinaus mich in die Ewigkeit.

Aber der im Anschaun des Himmels Lebende wird von den Mißbildern der Welt doch auch wieder beunruhigt und belästigt, und so spricht sich denn sein tiefes Gefühl von den Mängeln der Erde, und seine liebe- und einsichtsvolle Milde zugleich aus in der Betrachtung:

Die Seligkeit ist nicht, nur selig selbst zu seyn,
Die Seligkeit ist nicht allein und nicht zu zwein;

Die Seligkeit ist nicht zu Vielen, nur zu Allen;
Mir kann nur Seligkeit der ganzen Welt gefallen.

Wer selig wär' und müßt' unselig Andre wissen,
Die eigne Seligkeit wär' ihm dadurch entrissen.

Und die Vergessenheit kann Seligkeit nicht seyn,
Vielmehr das Wissen ist die Seligkeit allein.

Drum kann die Seligkeit auf Erden nicht bestehn,
Weil hier die Seligen so viel Unsel'ge sehn.

Und der Gedanke nur gibt Seligkeit auf Erden,
Daß die Unseligen auch selig sollen werden.

Wer dieses weiß, der trägt mit Eifer bei sein Theil
Zum allgemeinen wie zum eignen Seelenheil.

Gott aber weiß den Weg zu aller Heil allein;
Drum ist nur selig Gott, in ihm nur kannst du's seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Der europäische Congreß.

Zum Schlusse gibt Pierquin eine Tabelle, worin für jeden Buchstaben des baskischen Alphabets die von andern Sprachen, besonders der französischen und spanischen, entlehnten Wörter zusammengerechnet werden, woraus sich dann ergibt, daß von einigen tausend Worten weit über die Hälfte sich in den benachbarten Sprachen vorfindet. Da steht also nun die so gepriesene baskische Sprache eben so beschämt und entblößt da, als die Phrenologie im Rathhause, an dem Tage, als ein Ungenannter sie in den Händen ihres Vertheidigers C. Broussais alles ihres Schmuckes beraubte. — In einer der Sitzungen des Congrès européen war eine gedruckte Abhandlung eines Herrn Victor Courtet über eine der im Programme angeführten Aufgaben an die Anwesenden vertheilt werden, nämlich über die physiologische Eintheilung des Menschengeschlechts in Arten und Racen. Anstatt seine Meinungen auf der Rednerbühne vorzutragen, zu entwickeln und zu vertheidigen, hat dieser Victor Courtet es vorgezogen, sie drucken zu lassen, entweder weil es ihm darum zu thun war, ein größeres Publikum zu gewinnen, oder weil ihm vor dem Erscheinen eines Ungenannten bange war, der ihm, wie dem Vertheidiger der Phrenologie, sein Lieblingsgebäude hätte mit einem Male über den Haufen werfen können. Das von V. Courtet aufgerichtete Kartenhäuschen besteht nun aus folgenden Sätzen: Beim menschlichen Geschlechte ist eine augenscheinliche Abstufung in den physiologischen charakteristischen Kennzeichen der Racen vorhanden, und diese Abstufung zieht eine ähnliche Abstufung der geistigen Fähigkeiten nach sich. Eben dadurch, daß die Racen verschiedenartig organisirt sind, entsteht eine Verschiedenheit in ihrer intellektuellen Beschaffenheit, und folglich in ihrem von der Vorsehung verhängten Geschick. Ueberall, wo verschiedene Racen mit einander in Berührung kommen, übte die eine auf die andere diejenige Oberherrschaft aus, welche ihr wegen ihrer geistigen Vorzüge rechtmäßig zusteht. Daher kommt es, daß gewisse Völker stets in der Unterwürfigkeit leben, und gewissermaßen sich mit Ruhe in dieses unterwürfige Verhältniß ergeben. Man hat diese Erscheinung dem Einflusse des Klima's zugeschrieben, was aber nicht seyn kann. Wäre z. B. der heiße Himmelsstrich Schuld an der Sklaverei der asiatischen Völker, so könnte man fragen, warum die Araber ein unabhängiges Leben führen? Eben so, fährt V. Courtet fort, könnte man fragen, warum in Siberien das Volk weniger auf seine Freiheit hält, als in Polen? warum die Russen mit einem Joche zufrieden sind, welches den Franzosen unerträglich vorkommen würde? Die Erscheinung von Herren und Sklaven bei den Alten beruht also einzig auf der Verschiedenheit der Racen und ihrer geistigen Fähigkeiten. Bei den Römern, wie bei den heutigen Russen, waren die Sklaven und Leibeigenen eine organisch andere Race, als die kriegerische und nomadische Horde, welche sie beherrschte; eben so bei den Egyptern, deren verschiedene Racen noch sehr deutlich auf den alten Denkmälern erkannt werden. Aus alle diesem schließt der Verfasser, daß man mit gutem Grunde die vom Institut historique aufgeworfene Frage, ob die physiologischen Verschiedenheiten der Völker in direktem Verhältnisse stehen mit der Verschiedenheit der gesellschaftlichen Zustände derselben, bejahen könne. In Rußland, Ungarn und in andern Ländern, wo die Leibeigenschaft in ihrer ganzen Strenge besteht, ist sie eine Folge der Siege eines Eroberers, welcher die ihm an geistiger Organisation nachstehenden Racen unterworfen hat. Vermittelst dieser Theorie glaubt der Verfasser manche bisher fast unbegreifliche Erscheinungen erklären zu können. Tröstlich ist diese Theorie keineswegs; denn wenn die in der Sklaverei sich befindenden Völker geistig schwächer organisirt sind, als ihre Herren, so ist keine Aussicht, daß sie je zu einem bessern Zustande sich werden emporschwingen können, sie müßten sich denn etwa mit geistig überlegenen Racen vermischen und dadurch ihre eigene Organisation verbessern. Vielleicht erscheint auch für dieses Lehrgebäude ein rüstiger Kämpfer, welcher dasselbe mit einem derben Hauche wegbläst. — Aus dem ersten Congrès européen hat man bereits gesehen, wie leicht das pro und contra eines zweifelhaften Satzes behauptet werden kann. Er hat freilich zu keinen wichtigen Aufschlüssen geführt; allein Manches ist doch weitläufig erörtert und unter verschiedenen Gesichtspunkten dargestellt und betrachtet worden, und man hat, wie oben bemerkt, ziemlich viel Gegenstände berührt, welche in mittelbarem Bezuge auf die Angelegenheiten der Menschheit stehen. Als Uebungen für junge Redner wären dergleichen Congresse zu empfehlen; auch für die Gelehrten haben sie das Gute, daß sie ihnen die Kehrseite der Dinge zeigen, ihnen die Augen öffnen über die Täuschungen ihrer Lieblingsideen, und sie zwingen, entweder ihr so mühsam aufgerichtetes Gebäude als unhaltbar zu verlassen, oder es mit bessern Stützen, als zuvor, aufrecht zu halten.

Dg.

Räthsel.

Wie heißt der Pabst: er ist kein heil'ger Vater,
Und selten wohl ein Priester oder Pater;
Doch ist sein Urtheil mit Unfehlbarkeit
Gestempelt und gelesen weit und breit.

Sein Spruch ist rasch, sein Witz nicht immer witzig,
Sein Scepter ist gefiedert, scharf und spitzig;
Und Mancher hat sein Leben drau verhaucht,
Wenn er in Gift und Galle war getaucht.

Oft hat er wirklich seltsame Marotten,
Man hört ihn, was er nicht versteht, verspotten.
Er äußert manchen sonderbaren Wunsch:
Aus meinen Nüssen träuf' er gerne Punsch!

Der Gegenpäbste hat er freilich Viele,
Sie treffen, gleich ihm, öfters weit vom Ziele;
Des rechten Glaubens wird gar leicht beraubt,
Wer ungeprüft an seinen Ausspruch glaubt.

Ich selbst, schon halb verdammt von solchem Richter,
Bin doch am Leben noch als Räthseldichter:
Denn über ihm steht ein Concilium,
Und das bist du, mein sinnig Publikum!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 33.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 8. Februar 1836.

— Dir ist's gelungen,
Den Punkt zu schau'n, wo Mensch und Gott sich scheidet,
Und was in ird'sche Worte du gekleidet,
Das ward vom Himmel aus dir vorgesungen.
Platen.

Ueber die Bruchstücke eines Lehrgedichts von Fr. Rückert.

(Beschluß.)

Wir wüßten in der That keine Dichtung zu nennen, in welcher einerseits dem Leser die geistigen Mittel, über die Wirklichkeit Herr zu werden, so bestimmt an die Hand gegeben, anderseits aber doch die Punkte, über die hinaus hier nichts mehr versöhnt werden kann, wieder so genau bezeichnet wären; und da wir die Erkenntniß dessen, was auf der Erde versöhnt werden kann, und was, hier unsühnbar, dem Himmel aufbehalten werden muß, für eine Hauptaufgabe besonders unserer Zeit ansehen, so möchten wir die Betrachtungen des Brahmanen allen denen zum vorzüglichen Studium anempfehlen, die so glücklich sind, nach dieser Erkenntniß eine bestimmte Sehnsucht zu empfinden.

Fragt man uns nun, ob wir gegen diese Dichtungen nicht auch Einiges einzuwenden hätten, so erwiedern wir hierauf Folgendes. Jedes Menschenwerk ist unvollkommen; es gibt aber eine geistige Kraft, durch welche das Unvollkommene stets wieder versöhnt werden kann, und diese ist — freie Bescheidenheit. Ein Satz, der, sofern er auf allgemeine Gültigkeit Anspruch machen würde, unwahr genannt werden müßte, erscheint uns als wahr und richtig, wenn er in bestimmtem Sinn nur auf einen bestimmten Fall zu passen sich bescheidet. Diese freie und bewußte Bescheidenheit leuchtet aber aus allen Betrachtungen des Brahmanen heraus, und so sind wir immer genöthigt, ihm in dem bestimmten Sinn seiner Aussprüche Recht zu geben.

Wenn er z. B. sagt:

Der Menschenrede werth ist nicht, was Menschen thaten —

so könnte man sich gegen eine solche Ansicht des menschlichen Thuns auflehnen wollen. Wir müssen ihm aber doch wieder zugestehen, daß der Geist, von der unendlichen Größe Gottes durchdrungen, zu einem solchen Gedanken mit vollstem Rechte gebracht werden könne.

Zu einem andern Wort erlauben wir uns aber eine modificirende Anmerkung zu machen. Er sagt:

Nichts zu bewundern, ist alsdann der Weisheit Ende.

Nun ist es gewiß, daß das irdische Bewundern in der Periode, die der Brahmane im Sinne hat, aufhören wird, aber nur in so fern, als es sich zu einem freien und bewußten verklärt. Gott und seine Werke werden auch im Himmel wunderbar und staunenswerth seyn, und ohne Bewunderung wäre uns ein vorzügliches Mittel, mit Gott in ein lebendiginniges Verhältniß zu treten, entzogen; wie denn überhaupt der Himmel nicht darin

besteht, daß im Geiste alle Seelenbewegungen aufhören, sondern daß der Geist die verklärten Gefühle benüzt zu der innigsten Gemeinschaft mit Gott. Wir stimmen also nur in so fern für ein Ende der Bewunderung, als man unter derselben die dunkle, irdische versteht.

Ueberblicken wir zum Schluß noch einmal den Reichthum dieses Werks an Poesie und Weisheit, und denken wir dann an das, was uns in jüngster Zeit die Gesellschaft der „Emancipation des Fleisches“ als das Höchste und Beste hat anpreisen wollen, so fühlen wir recht lebendig, wie niedrig doch ihr Standpunkt, wie gemein ihre Liebe, wie armselig ihr geistiger Gehalt ist. Diese Schriftsteller haben bisher fast nur gelernt, niedere Sinnlichkeit, kindischen Leichtsinn und knabenhafte Keckheit poetisch zu finden, und erklären das Höhere nun für poesielos, weil sie es nicht zu fühlen, und für sinnlos, weil sie es nicht zu fassen vermögen. Aber hier steht ein Dichter und Weiser, der das, was über den Horizont jener poetischen Materialisten geht, zugleich dichterischschön und geistigklar vor unsere Seele zaubert. — Wir erwarten mit Verlangen die Zeit, da der Verfasser ähnliche Mittheilungen der Lesewelt zukommen lassen wird, noch mehr aber freuen wir uns darauf, die zerstreuten Bruchstücke einmal als ein Ganzes zu erblicken, welches aber hier wohl nur in dem Sinne herzustellen seyn wird, als man auch sonst nacheinander entstandene kleinere Gedichte zu einem geistigen Ganzen zusammenstellen kann. Die gegliederte Gestalt eines Lehrgedichts, in welchem ein einzelner bestimmter Gedanke in all seinen Wendungen verfolgt und erschöpfend dargelegt ist, kann und soll es auch nicht mehr erhalten. Es bleibt immer ein Schatz von Perlen und Blumen der Weisheit und Poesie, hat aber damit auch in der Form seine eigenen Vorzüge und Annehmlichkeiten.

Wird dieses didaktische Werk im Lauf der Zeit noch unterstüzt von Dichtungen, in welchen das Hohe und Heilige in seiner lebendigen Erscheinung episch und dramatisch gefaßt und dargestellt erscheint, so ist bestimmt zu hoffen, daß auch die Dichtkunst gründlich und siegend das Ihrige zur Würdigung und Verehrung des Göttlichen beitragen wird, was im Grunde ihr höchster Zweck, ihre lezte Aufgabe ist, die sie aber freilich nur in ihrer eigensten Weise lösen darf.

M. Meyr.

Der Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Die neueste Astronomie hat auf eine ganz unzweifelhafte Art dargethan, daß der Name Fixsterne, in so ferne damit vollkommene Unveränderlichkeit der einmal eingenommenen Stelle am Firmament bezeichnet werden soll, diesen Himmelskörpern nur uneigentlich zukomme, und daß vielmehr alle diese sogenannten „Fixsterne“ einer wirklichen eigenen Bewegung unterworfen sind.* Schon Herschel, der Vater, hatte bei seinen außerordentlich genauen Beobachtungen des Fixsternhimmels Erscheinungen gefunden, welche unverkennbar auf eine solche Eigenbewegung der Fixsterne hindeuten. Allein er hatte, gefesselt vom Vorurtheile der gänzlichen Unbeweglichkeit dieser Gestirne, vorgezogen, unserer Sonne mit ihrem ganzen Planetengefolge eine fortschreitende Bewegung im Himmelsraume beizulegen, um daraus jene Ortsveränderung der Fixsterne als optische Folge der Ortsveränderung unseres eigenen Systems abzuleiten. Nun ist lezteres, mit seiner Sonne, einer solchen progressiven Bewegung im Himmelsraume zwar ganz unzweifelhaft auch unterworfen: die Sonne rotirt bekanntlich um ihre Axe und muß sich also schon deßwegen gleichzeitig vorwärts bewegen und dabei ihre Planeten nach sich ziehen; allein eine genauere Betrachtung der Umstände zeigte bald, daß die Ortsveränderungen der Fixsterne daraus nimmermehr abgeleitet werden konnten. Es ist vielmehr gegenwärtig bis zur Evidenz erwiesen, daß alle diese Sterne, nach Analogie unserer Sonne, ohne Ausnahme in einer wirklichen, eigenen progressiven Bewegung begriffen sind.

Diese Bewegung theilen nun die Doppelsterne dergestalt, daß sich der scheinbar größere Stern im Himmelsraume progressiv bewegt und dabei den kleineren, angeführtermaßen durch das Band der Attraction mit ihm vereinigten, hinter sich herzieht, während der leztere den ersteren zugleich umkreist. Man stelle sich den ganzen Vorgang unter dem sehr sinnlichen Bilde einer Scheibe vor, deren Mittelpunkt der große Stern einnimmt, und welche, während der kleinere auf ihrem Rande umläuft, selbst mit beiden Sternen vorwärts getragen wird. Dies Gleichniß macht die ganze Sache vollkommen anschaulich. Bei Doppelsternen von scheinbar gleicher oder fast gleicher Größe aber hat nicht sowohl eine kreisende Bewegung des einen um den andern, als vielmehr beider um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt des ganzen Systems desselben Doppelgestirns Statt, womit sich jedoch wiederum die, allen Fixsternen gemeinschaftliche, fortschreitende Bewegung im Himmelsraum verbindet. Nicht aber sind es bloß Verbindungen von

* Im kürzlich erschienenen fünften Bande der Memoiren der Londoner astronomischen Gesellschaft findet sich über diesen interessanten Gegenstand eine lehrreiche Arbeit von Baily, die all das gelehrte Detail darüber enthält, welches sich für die Enge und den Plan unserer Blätter nicht eignet.

zwei Sternen, aus welchen die Attraction solchergestalt ein System formt, sondern die neuesten Beobachtungen haben vielmehr dergleichen Systeme auch von drei, vier und noch mehreren Sternen gezeigt, und höchst wahrscheinlich gehen diese Verbindungen durch alle möglichen Zahlen, und die dichten Sternhaufen, welche wir in so vielen Himmelsgegenden finden, sind nichts, als ähnliche Sternsysteme, wo sich unzählbare Sonnen um eine einzige Centralsonne höherer Ordnung bewegen.

Die Beharrlichkeit unserer Astronomen ist aber solchen doppelten und mehrfachen Gestirnen sogar in der Bahnbewegung um den Centralkörper gefolgt, und es steht jezt durch Beobachtung fest, daß die Sternsatelliten um ihren Centralstern, gleichwie die Planeten unsers Systems um die Sonne, Ellipsen beschreiben, in deren einem Brennpunkte jener Centralstern liegt.* Nun ist bekannt, daß die elliptische Bewegung der Planeten um die Sonne eine nothwendige Folge des Newtonschen Attractionsgesetzes ist, welchem zu Folge die Attraction im direkten Verhältniß der Massen und im verkehrten des Quadrats der Entfernung wirkt; und man kann umgekehrt mit vollkommener geometrischer Schärfe beweisen, daß, wenn ein Himmelskörper um einen andern eine elliptische ** Bahn beschreibt, dies nur in Folge dieses Newtonschen Attractionsgesetzes geschehen könne.

Alle die zahlreichen Beobachtungen der Doppelsterne, welche genau mit einer für die Bewegung des Sternsatelliten um den Centralstern angenommenen elliptischen Bahn übereinstimmen, sind nach diesen Sätzen also eben so viel unzweifelhafte Beweise, daß das oben angeführte Newtonsche Attractionsgesetz sich nicht etwa bloß auf unser Planetensystem, für welches er es entdeckte und durch die erhabenste Analysis bewies, einschränkt, sondern daß sich dasselbe auch über die Systeme des Fixsternhimmels, an welchem Sonnen um Centralsonnen kreisen, erstreckt, kurz, daß es ein allgemeines Himmelsgesetz ist, welches durch das gesammte Universum herrscht.

Wir dürfen die Leser auf diese Veranlassung daran erinnern, daß die ersten Ideen dieses Himmelgesetzes bei Newton um das Jahr 1666 entstanden, als ihn eine zu Cambridge, seinem damaligen Aufenthaltsort, grassirende pestartige Krankheit genöthigt hatte, in ländliche Einsamkeit zu flüchten. Ein kleiner Rechenfehler, den er damals beging, verhinderte die augenblickliche Entdeckung, genau wie es, ein halbes Jahrhundert früher, unserm Kepler bei Verfolgung seiner sogenannten dritten Regel ergangen war. Erst zehn Jahr später (März 1676) ward der britische Weltweise durch einen Zufall veranlaßt, jene Rechnung nochmals vorzunehmen, welche, mit größerer Genauigkeit geführt, nunmehr das so lange und sehnsüchtig gesuchte Resultat alsbald ergab. „Als Newton," erzählt Littrow in seiner kürzlich erschienenen ausführlichen Geschichte der Entdeckung des Gravitationsgesetzes (Wien, 1835), „im Verlaufe jener Berechnung die so lang, so eifrig gesuchte Wahrheit aus der Nacht, die ihn bisher umgeben hatte, immer näher treten, immer heller hervorleuchten sah; als er sich endlich schon in der gewissen Vorahnung seines Glücks befand, da ergriff ihn ein Beben aller seiner Nerven, der Griffel fiel aus seiner zitternden Hand, und ein eben zu ihm hereintretender Freund mußte die Rechnung in seinem Namen vollenden." — Warum, setzen wir hinzu, ist ihm nicht gewährt gewesen, die endlose Ausdehnung seines Gesetzes von Himmel zu Himmel, durch das ganze Universum, wie wir dieselbe jezt eben dargethan haben, auch noch zu finden.

Ehe wir weiter gehen, können wir also die bewundernswürdigen neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel nunmehr mit den Worten resumiren, daß der Ausbau des Universums sich nicht auf Sonnen mit einem Planetengefolge beschränkt, sondern Systeme höherer Ordnung darbietet, wo sich Sternsatelliten in elliptischen Bahnen um Centralsterne bewegen, und daß das Newton'sche Himmelsgesetz sowohl jene planetarische Bewegung, als diese Umläufe von Sonnen um höhere Sonnen regelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Coburg, Januar.

Die portugiesische Gesandtschaft.

Zwei Städte, die ziemlich weit von einander entfernt, ziemlich verschiedener Natur sind und sich früher wenig um einander bekümmerten, sind in neuester Zeit unerwartet in Berührung getreten. Lissabon hat gegen 300,000 Einwohner. Quais, Palläste, Kuppeln und Dome, die sich im atlantischen Meere spiegeln, ist amphitheatralisch auf Bergen gebaut, und gewährt dem Seefahrer, der sich seiner Küste aus entfernten Ländern oder Welttheilen nähert, einen großartigen, entzückenden Anblick. Schon im Januar beginnt

* Der Erste, welcher eine solche Bahnbestimmung des Satelliten eines Doppelgestirns versuchte, ist der französische Mathematiker Savary (vergl. die Connaissance des tems für 1830), und nach ihm hat unser Encke, in dem Berliner astronomischen Jahrbuche für 1832, einen zweiten solchen Versuch mit gleichem glücklichen Erfolge gemacht.

** Der Satz gilt, wie der Genauigkeit wegen bemerkt werden muß, nicht für die Ellipse allein, sondern für sämmtliche Kegelschnitte, und die Aufgaben: aus der Natur der gegebenen krummen Linie das Gesetz der Kraft, oder umgekehrt, aus dem gegebenen Gesetze der Kraft die Natur der krummen Linie zu finden, werden mit dem Namen der Aufgabe der Centralkräfte und der verkehrten Aufgabe der Centralkräfte belegt. Wer hätte sich früher damit zu schmeicheln gewagt, diese schon so erhabene Theorie sogar noch auf die Fixsterne ausgedehnt zu sehen!

der Frühling von Lissabon, und klärt einen Himmel auf, der nach dem von Valencia der reinste, tiefste und schönste in Europa ist; angenehme Weste säuseln um diese Zeit mit frischem, warmem Meeresathem, und spielen mit den Wimpeln und Flaggen von hundert Schiffen. Alles das läßt sich von Coburg nicht behaupten. Im Januar beginnt zwar in Coburg auch das neue Jahr, wie in Lissabon, aber der Frühling noch nicht völlig; es wehen dann zuweilen noch recht scharfe Lüfte von West und Ost, die keine Verwandtschaft mit dem warmen Athemzug der afrikanischen Meere verrathen, und statt der Wimpel von hundert Schiffen lassen wir es mit dem Drehen der Windfahnen auf unsern Dächern und Thürmen bewenden. Aber dagegen ist unser Boden auch fester als der, worauf das schöne Lissabon sich gelagert hat, und brach noch niemals unter uns ein. Wer sich am 1sten November 1755 in Coburg befand, war so sicher, nicht von der bebenden Erde oder dem erschrockenen Meere verschlungen zu werden, als unser heutiges Geschlecht, und hätte zu jener Zeit ein päbstlicher Nuntius sich an unserm Hofe befunden, was nicht der Fall war, er würde nicht nöthig gehabt haben, seinen Bericht nach Rom so zu datiren, wie der damalige Nuntius in Portugal, der an seinen Hof schrieb: dall' luogo dove fù Lisabona. Unsere Erde ist getreuer, und trägt geduldiger die Menschen mit ihren wenigen Tugenden und vielen Fehlern. Unser Himmel ist nicht so mild als der, welcher über Lissabon lacht, aber unsere Herzen sind milder, unsere Gemüther friedlicher, als die unserer Brüder am Tajo, und vielleicht ist in unserm Coburg, so lange es steht, noch nicht so viel geweint worden, als dort in einem Jahrzehent unter dem lachenden Himmel. Hier bekriegten sich nicht zwei königliche Brüder auf Tod und Leben, sondern zwei fürstliche, zusammen großgezogen, lieben sich zärtlich; hier wüthete kein Bürgerkrieg mit Feuer und Schwert, mit Dolch und Gift, aber ganz in der Stille gedeiht hier unter dem Schutz einer milden Regierung das Bürgerglück. Kurz, es würde auch so leicht Keinem eingefallen seyn, eine Parallele zwischen beiden ehrenwerthen Hauptstädten zu ziehen, wenn ein Ereigniß unserer Tage, welches das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt, nicht unwillkührlich dazu verleitete, nämlich die Heirathsangelegenheit der Königin Donna Maria da Gloria und eines Prinzen aus unserm alten herzoglichen Regentenhause. In der That, so lange die Itz ihre kleinen Wellen, die noch bescheidener sind, als jene der Ilm, und auch weniger unsterbliche Lieder belauscht, an unsern Mauern vorüberführt, mag es noch nicht geschehen seyn, daß Coburg das Ziel einer außerordentlichen Gesandtschaft vom fernen lusitanischen Boden war. Eine siebzehnjährige, blühende Königin sendet ihre Boten nach einem Gemahl aus, der jung, schön, wie sie, sey, um in ihm das Glück zu finden, das selbst ein Thron nicht ohne Liebe gewährt: gewiß ein reizendes Bild in seiner Vollkommenheit, aber auf Erden ist nichts vollkommen, und auch in dieses mischen sich dunkle Schatten. Leise und schweigsam zieht das Antlitz des erbleichten Jünglings, der seine Blüthe, seine Liebe, seine Hoffnungen, sein feuriges Herz auch dahin trug, und mit kaum benetzten Lippen aus dem Becher der Seligkeit in seine Gruft hinabsteigen mußte, durch das schöne Gemälde. Noch leuchtet auf dem Meere der phosphorische Streif der Schiffsbahn, die er segelte, und auf welcher er nie wieder zurückkehren wird. Doch uns kann ein Schicksal, wie das des jungen Napoleoniden, nur zum Mitgefühl, nicht zu finstern Gedanken bewegen. Was dem Einen nicht bestimmt war, erntet der Andere, und übel wäre es, wenn wir eine schöne, hoffnungsreiche Bahn verließen, weil früher ein Pilger darauf ausglitt. Das Gerücht von der nahen Ankunft des portugiesischen Braut- oder Bräutigamwerbers gewann zu Ende Oktobers immer mehr Bestand, und schon wurden die Summen genannt, welche bei zwei hiesigen Handlungshäusern von London aus für ihn angewiesen worden seyen. Sie betrugen einige siebzigtausend Gulden, eine Summe, mit der man hier schon einige Wochen leben kann, selbst wenn man aus dem Lande kommt, das einst die Minen von Golkonda beherrschte. Hierüber war man einig; weniger über die Namen der Ambassadeurs. Wie kann man Comte de Lavradio und Chevalier de Vasconcellos heißen? Aber die Herren, welche zu Anfang Novembers wirklich ankamen, hießen nun einmal so, und wir konnten sie wenigstens aus Rücksicht auf ihren hohen Rang nicht füglich so germanisiren, wie wir dieses im Laufe der Zeit mit einem Sprößling des stolzesten Volkes der Erde, der zufällig in unserer Nähe lebt, glücklich bewerkstelligt haben. Der Schultheiß einer benachbarten Dorfgemeine heißt Mannegotter; ich war einmal zugegen, wie er bei einem gerichtlichen Akt seinen Namen zu unterzeichnen hatte, den er in einer endlosen Reihe zollanger Buchstaben hinmalte. Als er fertig war und ich das Blatt betrachtete, glaubte ich meinen Augen kaum: da stand deutlich, doch mit zitternder Hand geschrieben: Leon de Manugattares. „Mannegotter," sagte ich, „Er ist wohl nicht recht bei Sinnen?" Aber er war es, und ich erfuhr aus seinem und seiner Begleiter Munde, er sey der Abkömmling eines Spaniers, der vor langer Zeit während eines Krieges, wahrscheinlich des dreißigjährigen, in ihrem Dorfe zurückgeblieben.

Die Portugiesen waren also hier und — was man uns nicht verdenken wird — das Stadtgespräch. Wie das so geht, wurden auch von ihnen allerlei seltsame Dinge gefabelt. So hieß es, die Fremden sprechen nur portugiesisch und brauchen einen Dolmetscher; Jagd und Spiel seyen unbekannte Dinge für sie, die man ihnen nicht anbieten könne. Aber was denn nun mit Herrschaften solcher Qualität, denen man doch Lustbarkeiten bereiten mußte, während mehrerer Wochen oder Monate beginnen? Unser Hoftheater ist gut, aber tagtäglich kann doch nicht Oper oder Ballet seyn; unser Herzog liebt die Jagd, wozu sich hier, namentlich gerade in jetziger Zeit, die beste Gelegenheit bietet, der Portugiese nicht; unsere abendlichen Hofcirkel, die sich in den Gemächern der regierenden Frau Herzogin versammeln, sind so bewegt und geistig belebt, als nur irgend ein Hofcirkel seyn kann, aber wie amüsirt man in denselben einen Fremdling, der einen Dolmetscher zur Unterhaltung braucht, und pour comble du malheur nicht einmal eine Karte anrühren mag? Diese und ähnliche Fragen hörte man in den ersten Tagen nach der Gesandten Ankunft öfters in den von dem Hof entfernteren Gesellschaftskreisen; ich brauche aber kaum zu versichern, daß von allen jenen Gerüchten auch nicht Eines sich bestätigte. — Der Aeltere der Gesandten war ein Mann von etwa 58 bis 60 Jahren, mehr kleiner, als großer Gestalt, zeigte ein kluges, freundliches, dunkelgefärbtes Antlitz, hatte schwarzes Haar und trug — mein Herz fühlte sich ihm plötzlich verwandt — eine Brille. Der Andere, Attaché de l'ambassade de sa majesté très-fidèle, wie die Visitenkarte ihn bezeichnete, ein Abkömmling aus dem historisch berühmten Hause der Vasconcellos, war ein leichter, beweglicher Jüngling von höchstens 20 Jahren; ich erfuhr später, daß er erst 17 zähle, aber die portugiesische Jugend mag etwas schneller reifen, als die unsrige.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 34.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 9. Februar 1836.

L'impudente! appeler un jargon le langage
Fondé sur la raison et sur le bel usage!

Molière.
Les femmes savantes.

Mistreß Trollope in Paris.

Mistreß Trollope scheint mit ihren Schilderungen die Runde in der civilisirten Welt machen zu wollen. Vor Kurzem ist von ihr erschienen: Paris and the Parisians in 1835, 2 vol. Nachdem sie über die Nordamerikaner so viel Schlimmes gesagt, daß sie ernstlich böse geworden sind, nachdem sie uns dergestalt gelobt, daß wir herzlich darüber gelacht haben, ist ihr Urtheil über Frankreich, oder vielmehr Paris und seine Bewohner weit weniger extravagant. Freilich bewegt sie sich hier auf gebahnter Straße, auf einem Schauplatz, wo man sich, durch tausend Beschreibungen aufgeklärt, optisch nicht mehr leicht täuschen kann. Sie bespricht die öffentlichen Verhältnisse im Sinn einer toryistischen Dame, welche dadurch, daß sie sich von der Weisheit und Festigkeit der jetzigen Regierung durch Anschauung überzeugte, von einer ziemlichen Portion Carlismus, wenigstens für den Augenblick, geheilt worden ist; das Buch liest sich ganz angenehm, und man gewöhnt sich bald an ihre weibische Angst vor Emeuten und an das aristokratische Naserümpfen, mit dem sie bei jeder Gelegenheit die Bemerkung wiederholt, die einzige sichtbare Folge der Julirevolution, neben der „völlig unheraldischen" dreifarbigen Fahne, sey, daß sich die eigentlichen Leute in den Tuilerien, im Louvre und überall die Vermischung mit dem „schmierigen" Pöbel gefallen lassen müssen. Wir theilen zur Charakterisirung des Werks einige Auszüge mit.

* * *

Moderner Jargon.

Es kommt mir vor, als ob sich Frankreich gegenwärtig bedeutende Freiheiten mit seiner Sprache herausnähme. Doch um solchen Gegenstand ernstlich zu besprechen, braucht es einen eingebornen Kritiker, und dazu einen gelehrten. Ich kann daher nur entfernt und fragend darauf anspielen, als auf einen Punkt, wo mir die Neuerung sichtbar und hörbar thätig zu seyn scheint. Ich weiß, man kann sagen, jedes weitere Wort, sey es nun selbstgemacht oder entlehnt, bereichere die Sprache, und so ist es auch. Aber die graziöse Glätte, die vollendete Eleganz der Sprache Frankreichs, wie sie sich in den Schriften seines Augustischen Zeitalters festgestellt hat, leistet wohl reichlichen Ersatz für den Mangel an Reichthum, der ihr hin und wieder zum Vorwurf gemacht worden ist. Ihr dadurch mehr Kraft geben wollen, daß man sie plump machte, hieße ein feuriges Rennpferd gegen einen Zuggaul vertauschen. Niemand sollte sich kritisch über Subtilitäten eines Idioms auslassen, das nicht seine Muttersprache ist. Indessen gibt es hier Worte und Phrasen, welche vollkommen der Beurtheilung eines Fremden unterliegen, und die mir auffallen,

entweder weil man sie so gar oft hört, oder weil sie mit ungewöhnlichem Nachdruck ausgesprochen werden.

„Les jeunes gens de Paris," scheint mir ein Ausdruck der Art. Uebersezt man ihn, so heißt er nicht mehr und nicht weniger als: die jungen Leute in Paris; und man sollte meinen, damit sey nichts Gewichtigeres gesagt als mit: die jungen Leute in London, oder irgend einer andern Hauptstadt. Aber man höre es in Paris — Gott sey bei uns! da tönt es wie ein Donnerschlag. Es klingt aber nicht nur laut, hochtrabend; man fühlt, es ist etwas Ehrfurchtgebietendes hinter der Phrase, ja etwas Mysteriöses. Es ist, als sollte sie feierlich die Macht, die Autorität, die Bildung, ja die Weisheit der ganzen Nation in sich begreifen. — La jeune France ist eine weitere kabbalistische Sprachformel der Art, wobei sich, scheint es, Jedermann etwas Großes, Furchtbares, Vulkanisches, Erhabenes denken soll. Für jezt, gestehe ich, wirken diese beiden Phrasen, wenn sie, wie immer, mit einer Art mystischer Emphasis ausgesprochen werden, als läge mehr darin, als der Laut besagt, ordentlich lähmend auf mich. Ich fühle, daß ich ihre volle Bedeutung nicht fasse, und doch scheue ich mich, zu fragen, aus Besorgniß, die Erklärung möchte noch unverständlicher oder beunruhigender seyn, als die Worte selbst. Ich hoffe indessen in Kurzem aufgeklärter oder weniger ängstlich zu werden.

Außer diesen und einigen andern Phrasen habe ich ein ganz neues Wort kennen lernen, das erst ganz neuerlich in die Sprache muß eingeführt worden seyn; wenigstens steht es nicht in den Wörterbüchern, und ich denke daher, es ist eine der glücklichen Erfindungen, wie sie von Zeit zu Zeit neue Kraftelemente in die Ausdrucksweise bringen. Ich kann nicht sagen, wie es in früherer Zeit von der Akademie wäre aufgenommen worden; es scheint mir aber ausnehmend viel auszudrücken, und dürfte gegenwärtig wohl ohne Anstand auch in unsere Sprache aufgenommen werden. Dieses neugeborne Wort heißt Rococo und scheint mir vom jungen, neuerungslustigen Geschlecht auf Alles angewendet zu werden, was den Stempel des Geschmacks, der Grundsäze oder der Gefühlsweise der vergangenen Zeit trägt. Der Theil der französischen Bevölkerung, auf welchen das Beiwort Rococo in dieser Weise angewendet wird, umfaßt somit alle Spielarten des Altväterischen, vom zierlichen Liebhaber von Tressenkleidern und diamantenen Degenquasten bis zum hochherzigen, achtungswerthen Legitimisten, der seinen rechtmäßigen König desto mehr liebt, weil es nicht mehr in seiner Macht steht, ihm seine Liebe zu lohnen. So lautet die Erklärung des Begriffs Rococo im Munde eines Doktrinärs; spricht aber ein Republikaner das Wort aus, so begreift es bei ihm auch alle Abstufungen ordnungsmäßigen Gehorsams selbst gegen die bestehende Macht, ja Alles, was man sonst mit Gesez oder Glauben wesentlich verbunden achten mag.

Noch gibt es ein Beiwort, das auch so stark im Brauch scheint, daß es gleicherweise auf die Ehre, ein fashionables zu seyn, Anspruch machen kann. Es ist indessen ein gutes, altanerkanntes Wort, höchst ausdrucksvoll und im jezigen Augenblick ganz ungemein nuzbar: nämlich décousu; mit diesem Beiwort scheint gegenwärtig von den Besonnenen Alles bezeichnet zu werden, was nach dem ausschweifenden Unsinn der neuen literarischen Schule, und nach den Meinungssezten schmeckt, welche den Geist der jungen Leute, die in Paris fashionablerweise von Philosophie sprechen, so lose umflattern.

Wäre die ganze Bevölkerung in zwei große Gruppen zu theilen, so könnten sie schwerlich besser bezeichnet werden, als mit den zwei Benennungen: die Décousus und die Rococo. Ich habe bereits bemerkt, wer Alles die Rocococlasse bildet; was die Classe décousu betrifft, so umfaßt sie sämmtliche Autoren der ultraromantischen Schule, seyen es Novellisten, Dramatiker oder Poeten, alle Schattirungen der Republikaner von den offenen Lobrednern des geistreichen Robespierre bis zu den feineren Schülern Lamennais, die meisten Schulbuben und alle Fischweiber von Paris.

Der Fixsternhimmel.

(Fortsezung.)

Es scheint vielleicht vermessen, selbst gestüzt auf so erhabene Wahrheiten, in die Absichten eindringen zu wollen, die die Vorsehung mit dieser Abweichung von dem uns bisher Bekannten, welches das Höchste des Schöpfungsplanes zu seyn schien, hätte verbinden können, und doch fühlen wir uns dazu versucht. Zum Theile nämlich sind aus den bisher beobachteten Bahnstücken der Sternsatelliten und den darauf verwendeten Zeiten die ganzen Umlaufszeiten dieser Sonnen um Sonnen bereits bekannt, und finden sich darnach oft von sehr bedeutender Dauer. So ist die Umlaufszeit des Sterns 61 im Schwan auf 452 Jahre, des Sterns γ in der Jungfrau auf 513 Jahre berechnet u. s. w.; und höchst wahrscheinlich wird es einer vervollkommneten Astronomie durch Messung noch kleinerer Winkelbewegungen einstmals gelingen, Umläufe von viel längerer Dauer auszumitteln. Da aber ein solcher Umlauf des Sternsatelliten um den Centralstern, gleichwie der Umlauf eines Planeten um die Sonne, die dortige Dauer des Jahres bestimmt, wovon alle Lebenseinrichtungen der Bewohner des betreffenden Weltkörpers abhängig sind, so

läßt sich aus einer Verlängerung dieser Jahresdauer auf eine Vermannichfaltigung der Lebensformen schließen. Zur Bestätigung dieser Hypothese, daß es höchst wahrscheinlich Sternsatelliten mit außerordentlich langen Umlaufsperioden gebe, dient der Umstand, daß unter den heut bekannten Doppelgestirnen, deren Zahl doch schon über 6000 angewachsen ist, bis jezt gleichwohl nur 12 aufgefunden worden sind, deren Umlaufsbewegung schnell genug ist, um darauf ein Bahnbestimmung zu begründen. Man ersieht aber hieraus zugleich, wie unendlich viel einer künftigen Astronomie noch zu thun bleibt, und daß man Unrecht hat, zu glauben, diese erhabene Wissenschaft habe, der gethanen Riesenschritte ohnerachtet, bereits den Culminationspunkt erreicht. Es wird einst eine Astronomie geben, welche sich zu der heutigen verhält wie diese zur Ptolemäischen, abgesehen von den factischen Irrthümern der lezteren. Die wichtigste Aufgabe einer solchen vervollkommneten Astronomie aber wird die Bestimmung der absoluten Entfernung dieser Doppelsterne im Besonderen, gleichwie der Firsterne im Allgemeinen von der Erde bleiben, worüber wir oben nur eine Andeutung gegeben haben und worauf wir hier noch einmal ausführlicher zurückkommen müssen.

In der That wissen wir in dieser Beziehung mit Bestimmtheit eigentlich noch weiter nichts, als daß der nächste aller Firsterne, wofür man, nur seines besonders glänzenden Aussehens wegen, und also auch ohne weitere triftige Gründe, gewöhnlich den Sirius anzunehmen pflegt, wahrscheinlich nicht weniger als vier Billionen Meilen, oder 20,000 Sonnenweiten von uns entfernt ist; aber ob weiter? und wie viel weiter? bleibt bei dem heutigen Zustande der Astronomie noch vollkommen unentschieden. Die Fernröhren können uns darüber nichts lehren, indem selbst die scheinbar größten Firsterne, wenn wir sie durch dieselben betrachten, sämmtlich nur als gleich untheilbare Punkte, und zwar desto kleiner und reiner erscheinen, je vortrefflicher die Instrumente sind.* Von Wahrnehmung wirklicher Verschiedenheiten in den Größen der Firsterne durch unsere jetzigen Fernröhren, und darauf etwa zu bauenden Schlüssen über entsprechende Verschiedenheit der Entfernungen, und Ableitung einer absoluten Entfernung der Firsterne, kann also für den Augenblick noch gar nicht die Rede seyn. Der größere oder mindere Glanz dieser Himmelskörper, ihre scheinbare bedeutendere oder geringere Größe, wie sie sich dem ununterstüzten, bloßen Auge darstellt, könnten lediglich auf ihre verschiedene Lichtstärke bezogen werden; wie viel Einfluß die Entfernung darauf haben dürfte, wissen wir, wie gesagt, durchaus nicht. Welche Basis sollten wir auch Behufs der Messung so ungeheurer Entfernungen anwenden? Der ganze Durchmesser der Erde, welcher noch zur Bestimmung der Horizontalparallaxe und Entfernung des Mondes, der Sonne, der Planeten als Grundlinie ausreicht, faßt nur 1720 Meilen, und ist also noch nicht der 2000millionste Theil der Entfernung des nächsten Firsterns, wenn wir diese Entfernung, wie oben, auch nur zu vier Billionen Meilen annehmen. Selbst der Durchmesser der ganzen Erdbahn, welchen die Astronomen zur Messung der Entfernung der Firsterne anzuwenden versucht haben, indem sie heute von einem Endpunkte desselben, und nach sechs Monaten, wenn die Erde ihren halben Umlauf vollendet hat, vom andern Endpunkte aus beobachteten, faßt, seiner Länge von 40 Millionen Meilen ungeachtet, nur den hunderttausendsten Theil der Firsternweite von muthmaßlichen vier Billionen Meilen, und verschwindet also dagegen. Es ergeht uns bei Anwendung dieser, für Bestimmung so ungeheurer Weiten viel zu kleinen Basis so, als wenn wir z. B. einen entfernten Kirchthurm aus den verschiedenen Fenstern unsers Hauses betrachten: derselbe scheint immer gleich gerade vor uns zu liegen, weil die Entfernung von einem Fenster zum andern gegen die Entfernung des Thurms kein für unsere Sinne wahrnehmbares Verhältniß hat. Ehe also unsere Winkelmeßinstrumente nicht zu einer solchen Vollkommenheit erhoben sind, um in einem Dreiecke, dessen Basis mindestens hunderttausendmal kleiner ist, als die Schenkel, noch die Abweichung der Winkel an dieser Basis von rechten Winkeln anzugeben, dürfen wir nicht hoffen, auf diesem Wege über die wahre Entfernung der Firsterne von der Erde aufgeklärt zu werden. Vielleicht erfindet der sinnende Menschengeist indeß noch andere Methoden; wir wünschen es wenigstens.

Wenn aber solchergestalt eine Bestimmung der absoluten Entfernung der Doppelsterne von der Erde bis jezt noch nicht hat gelingen können, so sind wir dagegen durch unmittelbare Beobachtung über eine andere merkwürdige Besonderheit dieser wunderbaren Himmelskörper belehrt worden: wir meinen die Verschiedenheit der Farbe der beiden Sterne eines solchen Sternenpaars. Die einfachen Sterne des Himmels glänzen sämmtlich mit weißlichem, in das Gelbliche oder Röthliche spielenden Lichte, wenigstens in der nördlichen Hemisphäre. In der südlichen Hemisphäre will der englische Astronom Dunlop, welcher im Jahr 1828 auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung beobachtete,

---

* Man sollte daher auch den immer zweideutigen Ausdruck: „Größe der Firsterne,“ bei dessen Anwendung ich auch nur dem Sprachgebrauche folge, lieber ganz vermeiden, und bei Classificirung dieser Gestirne bloß von ihrem Glanze, oder ihrer Lichtstärke sprechen. Der stärkere oder schwächere Eindruck, den sie auf unser Auge machen, ist der alleinige Grund, auf den wir unser Vorurtheil über ihre verschiedene Größe stüzen.

einfache bläuliche Sterne bemerkt haben. Herschels jetzige Anwesenheit auf demselben Punkte wird darüber entscheiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Coburg, Januar.

(Fortsetzung.)

Die portugiesische Gesandtschaft.

Der junge Prinz, dem eigentlich die Ambassade galt, und seine Eltern, welche bekanntlich in Wien residiren, waren durch eine Staffette sogleich von der Ankunft der Fremden unterrichtet und an den hiesigen Hof eingeladen worden; man erwartete sie täglich. In der Zwischenzeit machte der Gesandte mehrere Partien nach einem zwei Meilen entfernten Jagdschlosse, wo er Theil an einigen Jagden nahm, die der Herzog dort gab, und wobei der junge Vasconcellos auf den ersten Schuß einen Fuchs erlegte. Die Herren erschienen übrigens jeden Abend im Theater, und hier fand sich erwünschte Gelegenheit, sie in der Nähe zu sehen und ihre Bekanntschaft zu machen. Die Grundlosigkeit jenes Stadtgeredes hatte wohl Jedem bereits längst eingeleuchtet. Dennoch war ich überrascht, wie schön, wie fließend sie das Französische redeten, mit einem Accent, der das Ohr schmeichelnd und seltsam berührte. Der Graf Lavradio ist der leutseligste und sanfteste Mann, der bald hier alle Herzen gewann; eine ungezwungene Freundlichkeit, in der That Ausdruck ächter Humanität, belebt sein Antliz und seine Unterhaltung, welche immer interessant ist, und in die verschiedenartigsten Gegenstände mit gleicher Kenntniß und gleicher Tiefe eingeht. Da ich später noch öfter in seine Nähe kam, habe ich mit Erstaunen die Mannichfaltigkeit des Wissens dieses Diplomaten wahrgenommen. Die classische Literatur, die moderne aller Völker und namentlich auch die unsrige waren ihm so bekannt, daß er mich über meine Unwissenheit öfter erröthen machte. Der Chevalier, Neffe des Herzogs von Palmella und selbst Sohn eines Herzogs, zeigte sich weniger als Verehrer der Wissenschaften, als der Damen, was auch seinem Alter ganz angemessen war. Er hatte gegen Männer ein gewisses air dégagé, und wartete, bis man ihm entgegenkam, ein Umstand, der ihm hier von Manchem übelgenommen ward, aber bei einiger Ansprache war er liebenswürdig, fast herzlich; ohne Weiteres ließ er freilich denjenigen stehen, mit dem er eben sprach, wenn eine Dame sich seinem Kreise näherte. Dann erhöhte sich seine Lebhaftigkeit um das Doppelte und wurde wahrhaft südlich. Augen und Züge strahlten von, ich will nicht sagen, Geist, aber Seele, und man sah, daß er sich mit großem Behagen unterhielt. Gunst weckt Gunst, und wer behaupten wollte, daß unsere Damen dem kleinen, dunkeln Ausländer gram gewesen wären, würde gewaltig irren. Er war nicht schön nach unsern Begriffen, vielleicht nach portugiesischen; doch seine Gestalt war regelmäßig, sein Antliz jugendlich und von langem, glattem, tiefschwarzem Haar beschattet; sein zärtliches Auge glühte wie eine Lissabonische Nacht, die das Geflüster der Serenaden unter weißen Marmorbalkonen belebt, und noch eine Schönheit besaß er die er gern zeigte und womit er ein wenig kokettirte, dies waren seine hübschen Hände. Wer aber denkt sich bei einem spanischen oder portugiesischen Granden nicht auch zugleich einen Mantel, der ihm von der Schulter herabwallt, kurz etwas von dem majestätischen Costüm, welches ohne Zweifel das schönste aller Zeiten und aller Völker war? Unser junger Don Carlos aber trug sich wie wir, nur mit dem Unterschied, daß unsere Kleider von dem geschicktesten Coburger, und die seinigen von dem geschicktesten Londoner Schneider gefertigt waren. Die Elegants von Coburg lassen zuweilen in Gotha arbeiten, die petits maitres von Lissabon fast immer in London.

Nicht lange, so traf Herzog Ferdinand von Wien hier ein. Es war eben Soirée bei der Herzogin, als die Kunde von seiner Ankunft laut ward. Mehrere Herren, die den Dienst hatten, unter ihnen ich, verließen die Gesellschaft, um ihn zu empfangen. Seit der lezten Anwesenheit des Prinzen, Bruders Seiner Durchlaucht des regierenden Herzogs, mit seiner Familie mochte beinahe ein Lustrum vergangen seyn. Damals waren seine Söhne noch Knaben, und in meiner Erinnerung lebten sie bis jezt als solche. Ich war daher nicht wenig erstaunt, in dem Gewühl auf der Treppe zwei hohe, schlanke Jünglinge in englischen Reiseoberröcken zu erblicken, mit frischen, blühenden Gesichtern, deren Züge ich vielleicht in anderer Umgebung nicht wieder erkannt hätte. Freudig wurden die ersehnten Gäste von unserm Herzog und seinen Prinzen begrüßt und nach ihren Zimmern begleitet, wo sie versprachen, obgleich ermüdet von der Reise — sie kamen heute von Nürnberg — sich doch noch in den Gemächern der Herzogin zu zeigen. Diese Kunde brachte ich dahin, und erregte dadurch nicht wenig Erwartung und Spannung. Das Spiel, welches so eben beginnen sollte, unterblieb, und in den Zügen des Grafen Lavradio war einige diplomatische Unruhe zu entdecken. Er konnte nicht, wie es Don Carlos de Vasconcellos that, mich in eine Ecke nehmen und fragen, wie sein künftiger König aussehe, wie groß er sey, ob er einen Schnurrbart trage, und Aehnliches mehr. Zum zweiten Male, seit ich auf diesen Parkets wandle, glaubte ich hier das Wehen eines historischen Momentes zu empfinden. Mochten die versammelten Damen noch so wenig davon ahnen, es half nichts, sie waren in diesem Augenblick Statistinnen in einem geschichtlichen Drama. Portugals Genius schwebte unsichtbar über die Bühne und schüttelte seine blutigen Locken. Zum Glück sah ihn Niemand als ich, und das Rauschen seiner Fittige ward von dem Geklapper der Theetassen ganz ordnungsmäßig übertönt. Ein Hof hätte viel zu thun, wenn er sich um solche Geister, überhaupt um Geister bekümmern wollte. Endlich öffneten sich die Flügelthüren, man vernahm vom Corridor her jugendliche Stimmen und rasche Schritte. Es erschienen der Herzog, sein Bruder und die vier jungen Prinzen. Ich ließ, während sie eintraten, meine Beute, das Antliz des Gesandten, nicht aus den Augen, und hatte das Vergnügen, die höchste Spannung darin zu lesen. Er kannte seine Königin, und wußte, wie der Bräutigam aussehen müsse, um ihr zu gefallen; er kannte die Camarilla des Ajudapallastes und die Intriguen der Höflinge, die Stimmung von Lissabon und die feindlichen Parteien eines Volkes, das so eben erst vom Kampfe todesmüde ausruht, den Dolch noch in der zuckenden Faust, und noch just so viel Kraft in den Nerven, um bei der ersten Veranlassung den unversöhnlichen Kampf wieder von Neuem zu beginnen; wie wichtig mußte ihm der erste Anblick dessen seyn, den er auf den Thron seines Vaterlandes führen sollte! Ich muß gestehen, daß ich im Innern mit zagte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 35.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 10. Februar 1836.

2. Bürger. — Wenn man die Sache recht bedenkt, ist Cäsarn
Groß Unrecht widerfahren. —
3. Bürger. Meint ihr, Bürger?
Ich fürcht', ein Schlimmrer kommt an seine Stelle.
Shakespeare.

Napoleons Uebersicht der Kriege Cäsars.

So eben hat Marchand, Napoleons Kammerdiener, eine Uebersicht der Kriege Cäsars* herausgegeben, die ihm von Napoleon auf St. Helena diktirt worden war und sich bisher in den Händen des General Bertrand befand. Sie ist in ähnlicher Weise verfaßt, wie die Uebersichten der Kriege Turennes und Friedrichs II., die sich in den von Montholon herausgegebenen Memoiren befinden. Ueber die Authenticität der Schrift kann kein Zweifel obwalten. Napoleon geht die Feldzüge und Operationen, wie sie in den Commentarien enthalten sind, Schritt vor Schritt durch, und hebt überall die taktischen Hauptpunkte hervor; mit dem Texte geht er aber dabei etwas cavalièrement um, auf eine Weise, daß sich deutsche Philologen wundern werden. Am Interessantesten sind seine Aeußerungen über Cäsars Politik, wegen der sich aufdrängenden Vergleichung mit seinem eigenen Geschick und seinen eigenen Schritten, und die Parallelen zwischen alter und neuer Kriegskunst, die, obgleich sie just nichts Neues geben, sich durch große Schärfe und Anschaulichkeit auszeichnen. Wir halten uns in den folgenden Auszügen an diese zwei Punkte.

* Eine Uebersetzung erscheint in der J. B. Metzler'schen Buchhandlung zu Stuttgart.

Cäsars Tod.

Cäsar soll während der Schlacht bei Munda in Spanien gegen die Söhne des Pompejus (i. J. 45 vor Christus) im Begriff gewesen seyn, sich selbst das Leben zu nehmen. Dieser Entschluß wäre von den verderblichsten Folgen für seine Partie gewesen; sie wäre geschlagen worden wie Brutus und Cassius bei Philippi. Darf denn ein Beamter, ein Parteiführer die Seinigen freiwillig im Stiche lassen? Kann ein solcher Entschluß Tugend, Muth, Seelenstärke heißen? ist nicht der Tod das Ende aller Uebel, aller Widerwärtigkeiten, aller Schmerzen, aller Mühen, und das Leben in die Schanze schlagen, ist das nicht die gemeine Tugend jedes Soldaten? Soll man, darf man sich selbst das Leben nehmen? Ja, heißt es, wenn man keine Hoffnung mehr hat. Aber wann und wie kann einer ohne Hoffnung seyn auf einer beweglichen Schaubühne, wo der natürliche oder gewaltsame Tod eines einzigen Menschen auf einmal der Sache eine andere Gestalt und Wendung gibt? . . .

Cäsar herrschte als lebenslänglicher Diktator über die ganze römische Welt; nur ein Scheinbild von Senat stand ihm zur Seite: nach den Proscriptionen des Marius und Sylla, nach der Verletzung der Gesetze durch Pompejus, nach fünfjährigem Bürgerkrieg konnte dem nicht anders seyn. Unter solchen Umständen konnten jene

berathenden Körperschaften nicht mehr regieren; an Cäsars Person knüpfte sich die Bürgschaft der Oberherrlichkeit Roms über die Welt, in ihr fanden die Bürger aller Parteien Schutz; seine Gewalt war somit eine rechtmäßige.

Den feigen, unpolitischen Mord zu rechtfertigen, haben die Verschworenen und ihre Anhänger nachher behauptet, Cäsar habe sich zum König aufwerfen wollen; eine offenbar abgeschmackte, verleumderische Behauptung, die sich indessen von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzt hat und heutzutage für eine historische Wahrheit gilt. Hätte es Cäsar mit dem Geschlecht zu thun gehabt, das Numa, Tullius und die Tarquine erlebt, so hätte er zu Befestigung seiner Gewalt, und um den schwankenden Zuständen der Republik ein Ende zu machen, zu Regierungsformen greifen mögen, die man noch hochachtete, an die man noch gewöhnt war; nun lebte er aber unter einem Volke, das seit fünfhundert Jahren keine andern Autoritäten kannte als Consuln, Diktatoren, Tribunen; die Königswürde war in tiefe Verachtung gesunken, die sella curulis stand über dem Throne. Auf welchen Thron hätte Cäsar sich niederlassen können? auf den der Könige von Rom, deren Gewalt so weit reichte als der Stadtbann? auf den der barbarischen Könige Asiens, die von Römern, von Fabricius, Paulus Aemilius, Scipio, Metellus, Clodius u. s. w. gedemüthigt worden? das wäre doch eine wunderliche Staatsweisheit gewesen! Wie, Cäsar sollte Stabilität, Größe, Achtung bei einer Krone suchen, wie sie Philipp, Perseus, Attalus, Mithridates, Pharnaces, Ptolemäus getragen, welche die Bürger hinter den Triumphwagen ihrer Sieger hatten schleppen sehen? Das ist allzu abgeschmackt. Die Römer waren gewöhnt, die Könige in den Vorzimmern ihrer Magistrate zu sehen.

Cäsar hielt immer, bis zum lezten Augenblick seines Lebens, an den populären Formen; er verfügte nichts, außer durch einen Erlaß des Senats, die Magistrate wurden vom Volk gewählt, und wenn er sich in der Wirklichkeit die oberste Gewalt anmaßte, so hatte er doch alle republikanischen Formen bestehen lassen; er ging aus ohne Leibwache, wie ein gewöhnlicher Bürger, in seinem Hause war kein Prunk .... Was für Beweise bringen seine Ankläger vor? Sie erzählen ein paar Geschichten, die Allem nach nicht wahr oder falsch aufgefaßt sind; denn Cicero, Florus, Vellejus wissen nichts davon; aber auch angenommen, sie seyen wahr, so beweisen sie nichts. Hätte es Cäsar seiner Autorität förderlich geachtet, daß er sich auf einen Thron sezte, so hätte er ihn bestiegen unter dem Zuruf seines Heers und des Senats, bevor er die Faction des Pompejus darin aufgenommen. Nicht dadurch, daß er sich auf dem Spaziergang von einem Betrunkenen als König begrüßen ließ, daß er die Sibylle sagen ließ, nur ein König könne die Parther besiegen, daß er sich bei den Lupercalien ein Diadem überreichen ließ, konnte er sein Ziel zu erreichen hoffen. Er hätte seine Legionen glauben gemacht, ihr Ruhm, ihr Wohlstand hänge an einer neuen Regierungsform, wodurch seine Familie gegen die Factionen der Toga gesichert würde; er hätte den Senat erklären lassen, man müsse durch Erhebung eines Alleinherrschers auf den Thron die Gesetze gegen die siegreiche Soldateska, das Eigenthum vor der Habgier der alten Soldaten sicherstellen; er schlug aber den entgegengesezten Weg ein: er war Sieger, regierte aber nur als Consul, Diktator oder Tribun; weit entfernt also, die alten Formen der Republik in Mißachtung zu bringen, bestätigte er sie vielmehr. Weit später noch, und als die republikanischen Geschlechter durch die Proscriptionen und die Kriege der Triumvirn völlig aufgerieben waren, kam es sogar August nie in den Sinn, einen Thron zu errichten; eben so wenig hatten nach ihm Tiberius, Nero solchen Gedanken, weil es dem Oberhaupt eines großes Staates nicht einfallen konnte, sich mit einer verhaßten, verachteten Würde zu bekleiden. Wäre die Königskrone August und seinen Nachfolgern von Nutzen gewesen, so hätten sie sie sich aufgesezt; aber Cäsar, der ganz Römer, der ein Mann des Volks war, und in seinen Reden und Schriften den Zauber des römischen Volks immer so pomphaft spielen ließ, hätte es nur mit Widerstreben gethan.

Was man also Cäsarn Schuld gibt, das konnte er nicht wünschen, er hat es nicht gewünscht, er hat es nicht gethan, er hat gerade das Gegentheil gethan: im Begriff, nach dem Euphrat aufzubrechen und sich in einen schwierigen Krieg zu verwickeln, hätte er doch gewiß nicht fünfhundertjährige Staatsformen zertrümmert und neue eingeführt. Wer hätte in Abwesenheit des Königs in Rom regieren sollen? Ein Regent! ein Statthalter! ein Vicekönig! während die Stadt gewohnt war, sich von einem Consul, einem Prätor, einem Senat regiert zu sehen.

Cäsars Ermordung war bei Brutus die Frucht eines durch seine Erziehung in den griechischen Schulen eingesogenen Vorurtheils; er warf ihn zusammen mit jenen obscuren Tyrannen der peloponnesischen Städte, welche, unterstüzt von einer Handvoll Ränkemacher, sich die oberste Gewalt in der Stadt anmaßten: er wollte nicht einsehen, daß Cäsars Gewalt eine rechtmäßige war, weil sie eine nothwendige, eine schützende war, weil sie das Interesse Roms in seinem ganzen Umfang wahrte, weil sie aus der öffentlichen Meinung und dem Volkswillen floß. Cäsar fiel, und an seine Stelle traten Antonius, Octavius, Tiberius, Nero, und nach diesem haben sich sechshundert Jahre lang alle menschlichen Combinationen erschöpft; aber darunter war weder die Republik noch das Königthum, zum sichern Beweis, daß weder die eine, noch das andere mehr zum Gang der

Geschichte und für die Zeit paßte. Cäsar wollte nicht König werden, weil er es nicht wollen konnte; er konnte es nicht wollen aus demselben Grunde, weßhalb sechshundert Jahre lang keiner seiner Nachfolger es wollte. Es wäre wohl eine wunderliche Staatsklugheit gewesen, die sella curulis der Eroberer der Welt mit dem wurmstichigen, verachteten Throne der Besiegten zu vertauschen.

Der Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Der Centralstern eines Doppelgestirns zeigt meistens die nämliche weißliche, in das Röthliche oder Gelbliche spielende Farbe, wogegen der Satellit unverkennbar blau oder blaugrün erscheint. Dies ist wenigstens die Regel; seltener kommen Fälle vor, wo der Centralstern weiß oder gelb, und der Satellit roth, oder jener orange, und dieser grün gefunden wird. Viele Astronomen haben gemeint, diese Erscheinung sey eine bloße optische Täuschung; allein neuere, entscheidende Beobachtungen lassen über die Realität dieses höchst merkwürdigen Farbenunterschieds schlechterdings keine weiteren Zweifel zu, und es scheint uns daher, daß der Grund in einer allgemeinen qualitativen Verschiedenheit zwischen den Centralsternen und den zugehörigen bloßen Sternsatelliten gesucht werden müsse. Wahrscheinlich befinden sich jene, nach Analogie des Verhältnisses zwischen unserer Sonne und den zugehörigen Planeten, bereits auf einer andern Stufe „sternlicher" (man gestatte uns die Bildung dieses neuen Wortes für einen neuen Begriff) Ausbildung oder Vollkommenheit, als die bloßen Satelliten, und dieser Charakter kündigt sich in der größern Reinheit und Intensität ihres weißern Lichtes an. Diese Art der Erklärung ist auch eigentlich nur ein anderer oder erweiterter Ausdruck für die Schlüsse, welche schon der ältere Herschel aus ähnlichen Beobachtungen zog. Nach ihm sind selbst die verschiedenen Massen, welche große Räume des Himmels erfüllen, und die man als „Himmelsnebel-Massen" bezeichnet (wir werden unten noch ausführlicher darauf zurückkommen), auf sehr mannichfaltigen Stufen der Entwickelung begriffen. In manchen dieser Massen erkennt auch das stärkste Fernrohr durchaus noch keine bestimmte Organisation; höchstens werden hellere oder dunklere Stellen darin wahrgenommen. Andere solche Nebel dagegen sind schon schärfer begrenzt, lichtreicher, und verrathen eine Neigung, sich zur Kugelgestalt, zu wirklichen Weltkörpern zusammenballen zu wollen; man nimmt ganz deutlich einen oder mehrere Kerne wahr, um welche sich die Himmelsmasse in immer bestimmtern Formen ansezt. Herschel zieht daraus mit Recht den Schluß, daß der Akt der Weltenschöpfung keineswegs ein geschlossener sey, und daß vielmehr die freie Thätigkeit des Universums eben in der fortgehenden Vereinigung der den Raum erfüllenden Weltelemente zu neuen wirklichen Sonnen- und Planetengebilden bestehe, welche sich demgemäß auf einer durch die Zeit bedingten, nothwendig verschiedenen Organisationsstufe befinden müssen. Diese Idee ist mir immer so erhaben und des Weltenschöpfers so würdig vorgekommen, daß mich dünkt, man brauche sie nur zu hören, um von ihrer Richtigkeit durchdrungen zu seyn; und es erscheint also nur consequent, in weiterer Ausdehnung derselben anzunehmen, daß es auch schon weiter vorgerückte Himmelsgebilde gebe, an welche die Zeit und die schaffende Natur gleichsam die lezte Hand zu legen habe, und daß die Sternsatelliten, wenn gleich an und für sich schon Formationen höherer, als bloß planetarischer Ordnung, im Vergleich zu ihren Centralsternen dahin gehören.

Was nun die nähere Beschaffenheit jener großen Himmelsnebel-Massen betrifft, deren wir oben vorläufig mit dem Versprechen erwähnten, ausführlicher darauf zurückzukommen, und um deren genauere Beobachtung sich in der neuesten Zeit ganz besonders der jüngere Herschel verdient gemacht hat, so muß man zunächst zwei wesentlich verschiedene Arten derselben unterscheiden. Die einen sind die sogenannten auflösbaren Nebel, d. h. solche Massen, welche sich zwar in schwächern Fernröhren nur als unbestimmte Lichtschimmer oder Lichtwolken darstellen, von stärkern Instrumenten aber in, wenn wir so sagen dürfen, Conglomerate unzählbarer kleiner, sehr dicht gedrängter Sterne aufgelöst werden. Solche Sternanhäufungen belegt die neuere Astronomie mit dem Namen der Sterngruppen, und sie erscheinen, unter dem Gesichtspunkte unserer obigen Theorie, als solche Formationen, wo die Zusammenschichtung von Weltkörpern aus Weltenstoffen schon weiter vorgeschritten, oder bis auf einen gewissen Grad vollendet ist. Anders verhält es sich dagegen mit der zweiten Art dieser Nebel, denen schon Herschel der Vater den Namen der milchigen Nebel beigelegt hat. Sie werden auch durch unsere allerstärksten Instrumente nicht in bestimmte Gebilde aufgelöst, und enthalten dergleichen wahrscheinlich auch noch gar nicht, sondern sind ganz eigentlich nur solche, auf der untersten Stufe der Organisation stehende dichtere Zusammendrängungen von Weltelementen, Welturanfängen, wie wir dergleichen schon oben erwähnt haben. Es finden sich ganze große Regionen des Himmels, oft von mehreren Quadratgraden, welche völlig von solchen Nebelmassen erfüllt sind; dergleichen Nebelgebiete, oder Nebelfelder, haben meistens ein schuppen- oder flockenartiges Ansehen, wodurch sie einige

Aehnlichkeit mit unsern sogenannten Lämmerwolken erhalten. Man kann annehmen, daß nahe an 200 Quadratgrade des Himmels mit diesen Nebelfeldern bedeckt sind; und da die ganze Himmelskugel, wie wir oben gesehen haben, beiläufig 40,000 Quadratgrade enthält, so wäre dies also fast der 200ste Theil derselben. — Die Einbildungskraft erliegt der Idee eines fortgehenden Weltenschöpfungsacts in so ungeheuren Ausdehnungen.

Die eben von uns versuchte Eintheilung der Himmelsnebelmassen in zwei große Hauptarten läßt übrigens, nach Maßgabe der mehr oder minder vorgeschrittenen Ausbildung dieser Massen, noch eine Menge von Unterabtheilungen zu, wie eine solche fernere Specifizirung von der neuesten Astronomie auch wirklich angewendet worden ist, um jeder Species einen immer bestimmteren Charakter zu sichern. Im Allgemeinen aber besteht der Gegensatz, wie wir gezeigt haben, doch nur darin, daß die stufenweise Verdichtung der Nebel entweder noch eine bloß schaffende Natur oder bereits eine formbildende Thätigkeit der Materie ankündigt;* und Alles bezieht sich auf fortgehende Weltenbildung, obwohl durch Zeiträume bedingt, welche für unser eingeschränktes Begriffsvermögen den Umfang von Ewigkeiten haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ganz derselben Ansicht ist der Wiener Astronom Littrow in einer, über diesen Gegenstand eben an das Licht tretenden besondern Abhandlung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Coburg, Januar.

(Beschluß.)

Die portugiesische Gesandtschaft.

Portugal mit seinen politischen Schrecknissen, mit dem Tod hinter jedem Rosengebüsch, Schlingen und Verrath im Dunkel seiner Orangenhaine, und dieser muntere, arglose, freundliche Jüngling, mit dem blonden Haar, auf der blühenden Wange noch den Kuß der zärtlichen Mutter, die den Jüngling zagend aus ihren Armen entließ, aus ihren stillen und sichern Gemächern im Innern der Kaiserstadt, aus ihren schönen ungarischen Schlössern! Was opfert nicht eine Mutter für die Hoheit des Sohnes! Es ist so süß, das Diadem der Könige in seinen Locken zu sehen, und ein Jüngling gehört ja der Welt, dem Leben mit seinen Kämpfen und Gefahren, und die Engel werden ihn beschützen! — Die Vorstellungen nahmen beinahe den ganzen Abend weg. Graf Lavradio unterhielt sich freundlich mit dem künftigen Gemahl seiner Königin, und Vasconcellos, mit ihm in gleichem Alter, aber schon bei weitem mehr Weltmann, schien schnell mit ihm vertraut werden zu wollen. Trotz seiner Jugend mag der Portugiese das Leben schon von vielen Seiten gekostet haben, und jene zarte Jünglingsunschuld, welche den Prinzen umfließt, wie das Aroma die Blume, mag nur in Deutschland unter günstigen Verhältnissen gefunden werden.

Seitdem nun war Graf Lavradio täglich bei Hofe, und die Gelegenheit, sich gegenseitig kennen zu lernen, fehlte nicht. Von dem Fest, das er am 1sten December, als dem Tage der Thronbesteigung des Hauses Braganza, in dem Lokal des hiesigen Casino gab, mögen Andere weitläufiger erzählen; hier nur so viel, daß es nach unserm Maßstabe äußerst glänzend war, sehr viel gekostet hat — den Gesandten vielleicht das Doppelte von dem, was es einen Privatmann gekostet haben würde — unendlich vorher besprochen wurde, die Stadt in zwei Parteien zerriß, wie Lissabon, in Eingeladene und nicht Eingeladene, und, nachdem es genossen war, schnell vergessen wurde. Die Krone des Hauses Braganza, durch ein Rosenband mit unserm Fürstenhute verbunden, war das geschmackvolle Symbol, welches den Tanzsaal schmückte. Dieser und die großen, ihn begrenzenden Zimmer, deren Wände nicht besser und nicht schlechter sind, als in der Regel die Lokale ähnlicher Gesellschaften, waren mit weißem Musselin überkleidet und mit scharlachenen Draperien geziert, einer Hausfrau gleich, über deren gemüthliches Küchenkleid eine Robe geworfen wird, um sie an den Hof zu führen. Bald nachher verließ uns der Chevalier de Vasconcellos, um als Courier nach Lissabon zu reisen; er wird jedoch in diesem Monat zurückerwartet. Es ist unglaublich, was der arme Jüngling während seines hiesigen Aufenthalts gefroren hat. Er kannte noch keine Kälte, und hatte noch niemals Schnee gesehen. Mit Beiden konnten wir ihm hier aus der ersten Hand dienen, und da die Kälte ungewöhnlich früh und streng war, werden diese Südländer einen guten Begriff von unserm nordischen Klima mit sich nehmen. Graf Lavradio geht täglich spazieren; in einen großen Pelz geknöpft, wandelt er die große Straße nach unserm Belem oder Bembosta, hier Ketschendorf genannt; ringsum Schnee und Eis, ein Leichentuch über der Natur, und dabei Luftzüge, so scharf und schneidend, wie sie unter dem 65sten Grade die Finnen erquicken mögen, und mitten darin dieser Sonnengewöhnte, von ihrer Gluth Gebräunte. „Herr Graf,“ sagte ich ihm eines Tags auf einem solchen Spaziergang, „unser Himmel und unser Klima müssen Ihnen entsetzlich vorkommen!“ — „Keineswegs,“ antwortete er, sich schüttelnd, „schön vielmehr, des Contrastes wegen, mein Herr, des Contrastes wegen.“ — Eine durchaus verschiedene Erscheinung bieten die vier jungen Prinzen dar, wenn sie auf raschen Rossen daher gesprengt kommen. Schöne deutsche Jünglinge, voll Kraft und Gewandtheit, mit hellem, freundlichem Auge und blühenden Wangen, deren Rosen der scharfe Luftzug und die stürmische Bewegung mit noch frischerem Purpur bedeckt. Wie gern erzählte ich der lesenden Welt von der Schönheit unserer Herzogssöhne, ihrer vortrefflichen Erziehung, ihren Kenntnissen und Talenten, am liebsten aber von der freundlichen Anmuth ihres Wesens, dem getreuen Ausdruck eines wohlwollenden, menschenliebenden Herzens; aber für die, welche sie kennen, bedarf es dessen nicht, und das entferntere Publikum möchte einem Kammerjunker in diesem Punkt nicht recht trauen. Gewiß wird die Zukunft lehren, daß das günstigste Bild von dem Erbprinzen Ernst und seinem Bruder Albert nicht geschmeichelt ist. — Wenn uns die Fremden verlassen und der Hof nach Gotha geht, wird es in unserm guten Coburg schnell wieder still werden. Der Tajo, der alte, ernste Spanier, der Prächtige, der mit der ganzen Majestät eines Castilianers langsam in das Meer fluthet, welches ihn sehnsüchtig aufnimmt, hat eine kleine, niedliche Cousine bekommen, die Itz genannt. Ich glaube aber nicht, daß er viel Notiz von ihr nehmen wird.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 36.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 11. Februar 1836.

— Da kommen
Viele stolze Gesellen von allen Seiten und Enden,
Lütke der Kranich, und Markart der Häher, und alle die Besten.

Reineke Fuchs.

Mistress Trollope in Paris.

Die antithetische Soirée.

Wir brachten den Abend bei einer Dame zu, die sich viel damit zu schaffen macht, mich le Paris d'aujourd'hui, wie sie es nennt, kennen zu lehren. „Chère dame,“ rief sie, als ich eintrat, „ich habe diesen Abend eine Société délicieuse für Sie zusammengebracht.“ Sie war mir im Vorzimmer entgegengekommen, faßte mich unter dem Arm und führte mich in den Salon. Die Gesellschaft, meistens Männer, war bereits sehr zahlreich. Sie sah sich nach einem Platz für uns auf einem Sopha um, sezte sich neben mich und sagte: „Ich will Ihnen Jedermann vorstellen, den Sie kennen zu lernen wünschen; doch bevor ich einen bringe, muß ich Ihnen erklären, wer sie alle sind.“ Ich drückte ihr meinen Dank aus, und sie begann.

„Der große Mann dort ist ein mächtiger Republikaner und einer der achtbarsten, die von der Clique noch übrig sind. Unter den gens comme il faut ist es mit dieser Partei so ziemlich vorbei. Sein Vater gehört ihr übrigens auch an, und ist, glaube ich, heftiger noch als er selbst. Der Himmel mag wissen, was sie Alles anfingen! Sie sind aber Beide Deputirte, und stärben sie morgen, Vater oder Sohn, so begleitete sie gewaltig viel Volk nach Père-la-Chaise; nicht zu gedenken, daß man ganz nothwendig müßte Truppen ausrücken lassen: c'est toujours quelque chose, n'est ce pas? Ich weiß, sie sind Ihnen alle verhaßt, und die Wahrheit zu sagen, mir auch; mais, chère amie, qu'est-ce que cela fait? Ich dachte, Sie werden sie gerne sehen wollen: sie machen sich nachgerade sehr selten in den Salons.“ — Ich versicherte sie, sie habe vollkommen Recht, und nichts im ganzen Jardin des plantes könnte mich mehr amusiren. „Ah ça,“ fuhr sie lachend fort; „voilà ce que c'est d'être raisonnable! — Doch sehen Sie den hübschen Jungen an, der dort am Kamin lehnt. Er ist einer von den fidèles sans tache. Ist er nicht allerliebst? Ich habe ihn bei allen meinen Partien, und sogar die Ministersweiber erklären ihn für liebenswürdig im höchsten Grad.“ — „Und der kleine, seltsame Mann im schwarzen Kleide?“ fragte ich; „welch ein Contrast!“ — „N'est ce pas? Gruppiren sie sich nicht gut? Das ist es just, was ich liebe, und es amusirt Jedermann; übrigens kann ich Sie versichern, es ist eine merkwürdige Person: es ist M., der berühmte Atheist. Er schreibt für die — aber das Institut will nichts von ihm wissen. Indessen wird ausnehmend viel von ihm gesprochen, und was will man mehr? — Weiter sind da zwei Pairs, beides Personen von großer Distinction: dort steht Herr v. —, der, wie Sie wissen, König Philipps rechte Hand ist,

und der Herr, der sich just hinter ihm sezt, ist der gute alte Herzog von —, der lange im Exil mit Ludwig XVIII. lebte. — Der Mann dicht an Ihrem Ellbogen, der mit der blauen Dame spricht, ist der Graf v. P. — ein exemplarischer Katholik, der Karl X. bei allen Prozessionen begleitete. Der arme Mann wurde bei der lezten Revolution halb verrückt, es heißt aber, er werde nächste Woche bei König Philipp speisen; gar zu gerne möchte ich ihn fragen, ob es wahr ist, ich scheue mich aber, ich fürchte, er müßte Ja antworten, und das wäre doch eine Verlegenheit! — Ach! im Vorbeigehen, der Mann, den Sie da ansehen, ist ein Pair, der sich dem Prozeß entzogen. — Nun, habe ich nicht das Unmögliche für Sie gethan?"

Ich dankte ihr aufrichtig, und da ich wußte, daß ich mich bei ihr nicht besser empfehlen konnte, als wenn ich zeigte, wie sehr mich ihre Menagerie interessirte, so fragte ich nach dem Namen einer Dame, welche sich am entgegengesezten Ende des Zimmers in höchst eifrigem Gespräch befand. — „Ach, das ist eine Person, die ich nur meine Dame de l'empire nenne. Ihr Mann war eine von Napoleons Creaturen, und Josephine bekam es nicht satt, sie zu ihrer Belustigung sprechen zu hören; ihre Sprache, ihr Accent sind impayables." — „Und das hübsche Weib in der Ecke?" — „Ah! ein liebenswürdiges Wesen! Es ist Madame V., eine Tochter des berühmten Vicomte v. —, der, wie Sie wissen, der Sache des Königs so innig ergeben ist. Sie hat aber kürzlich einen der jetzigen Minister geheirathet, aus purer Neigung; und dies ist, beiläufig gesagt, eine Neuerung, die in Frankreich unverzeihlicher ist, als die Einführung einer neuen Dynastie. Mais c'est égal, sie sind wieder alle gute Freunde. Und nun sagen Sie mir, wen ich Ihnen vorstellen soll?"

Ich wählte die Heldin der Inclinationsheirath, und sie war nicht nur eines der lieblichsten Geschöpfe, die ich je sah, sondern auch so lebhaft, verständig und angenehm, daß ich nicht leicht eine Stunde vergnügter verbracht habe, als mit ihr. Die ganze heterogene Gesellschaft schien sich in der vollkommensten Harmonie durcheinander zu bewegen; den einzigen kalten Blick, dem ich begegnete, warf der Herr, den ich als „König Philipps rechte Hand" bezeichnen hören, dem großen republikanischen Abgeordneten zu, dem meine Freundin ein so ehrenvolles Leichenbegängniß prophezeiht. Die Dame de l'empire war im lebhaftesten Verkehr mit einem der Pairs sans tache, und ich sah die Finger des exemplarischen Katholiken, der nächstens mit Louis Philipp speisen soll, in der Tabaksdose des berühmten Atheisten. Jezt besann ich mich, daß ich auf einer der Soirées antithétiques war, die so stark in der Mode sind.

Der Fixsternhimmel.

(Fortsetzung.)

Gleichwohl kann man, bei näherer Verfolgung dieses Gegenstandes, die unendliche Mannichfaltigkeit der Gebilde und ihrer Formen nicht genug bewundern, welche der Fixsternhimmel, nachdem ihn unsere Telescope immer mehr und mehr durchdringen, den erstaunten Blicken darbietet. So bezeichnet der französische Astronom Messier unter Nr. 27 seines, diesen Beobachtungen besonders gewidmeten Catalogs, eine solche Nebelmasse, welche Herschel, der Sohn, jezt näher untersucht und darin eine der wunderbarsten Erscheinungen des Himmels erkannt hat. Es ist dies ein elliptischer Nebel, welcher aber aus zwei sehr verschiedenen Nebelgattungen zusammengesezt ist, die beide vollkommen symmetrisch unter einander vertheilt sind. Die große Axe dieser Ellipse faßt gegen acht Minuten. Die mittlere Region dieser sehr schönen Nebelmasse ist ausgezeichnet hell und findet sich von einem dunkleren Nebel, in Gestalt eines Ellipsoids (d. h. eines Körpers, welcher durch Umdrehung einer Ellipse um eine ihrer Axen, hier die große, entsteht) eingefaßt. Das Licht beider Nebel ist „unauflösbar," wie wir diesen Ausdruck oben von solchen Himmelsnebeln gebraucht haben, welche sich auch durch unsere stärksten Instrumente nicht in Sterne auflösen lassen. Indeß unterscheidet man vier Sternchen der zwölften bis fünfzehnten Größe darin, die aber wahrscheinlich nur durch die Masse hindurch schimmern. Der ungemein symmetrische Bau des Ganzen macht dasselbe aber höchst merkwürdig. Ferner erwähnt Nr. 2 desselben Messierschen Catalogs einer sehr schönen, großen, runden Sterngruppe, in welcher die Sterne sämmtlich von der zwölften bis vierzehnten Größe alle gleich weit von einander abzustehen und gegen den Mittelpunkt nicht dichter zusammengedrängt zu seyn scheinen, als die sphärische Form des Ganzen bloß nach optischen Gesetzen fordert. Die Mitte der Gruppe ist sehr hell und beinahe flammend, und gleicht einem Haufen von Goldsand.

Wir haben dieses Gebild des Fixsternhimmels besonders hervorgehoben, da es zu den, wenn auch unter unzähligen Modificationen der Form vorkommenden Centralsystemen zu gehören scheint, wo sich Sonnen und Sonnen auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt beziehen, welcher entweder durch einen Weltkörper noch höherer Ordnung, oder, wie hier, durch ein, dessen Stelle vertretendes Etwas erfüllt wird, dessen eigentliche Natur durch unsere Telescope noch nicht hat enträthselt werden können. Wie dem nun aber sey, so folgt doch daraus wenigstens, daß die Weltkörper, welche das Universum erfüllen, nicht bloß der Zahl, sondern auch der Beschaffenheit

nach unendlich sind, und daß unser Begriffsvermögen gewiß kaum noch eine Ahnung von diesem stufenweisen Fortschreiten zum Ideal der Form besitzt. Denn als das allgemeinste Hauptresultat der neuen Entdeckungen am Fixsternhimmel darf unzweifelhaft die dadurch erlangte Gewißheit betrachtet werden, daß es im Universum Systeme viel höherer Ordnung, als die Zusammenstellung eines Gefolges von Planeten und Nebenplaneten zu einem Centralkörper gibt, wie unser System ein Beispiel davon darbietet, und daß sich Sonnen mit einem Gefolge untergeordneter Sonnen und Gestirne von noch unerforschter Beschaffenheit darin vorfinden, auf welche sich ganze Systeme eben so, wie die einzelnen Planeten auf unsere Sonne beziehen.

Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne noch des größten, merkwürdigsten und geheimnißvollsten aller lichteren Nebel Erwähnung zu thun, welcher bei ϑ des Orion steht und schon um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts von dem holländischen Astronomen Huygens * beobachtet, beschrieben und abgebildet wurde. Dieser Nebel ist nachher fast für alle beobachtenden Astronomen ein Gegenstand der Bewunderung gewesen, und wir besitzen fernere Beschreibungen desselben von Derham, Godin, Mairan, Picard, Legentil, Messier, und in der neuesten Zeit von Schröter und Herschel, dem Sohne, welche sich, unterstützt durch ihre vortrefflichen Instrumente, ganz besonders verdient um seine nähere Zergliederung gemacht haben. Letzterer hat in den von uns eben citirten Memoiren der Londoner astronomischen Gesellschaft eine detaillirte Abbildung dieses Nebels gegeben, welche an Genauigkeit alle früheren Versuche weit hinter sich läßt: man muß die wunderbare Erscheinung durch die allergrößten und stärksten Instrumente am Himmel selbst beobachtet haben, um das ganze Verdienst der Herschelschen Zeichnung zu würdigen. Dieser Nebelfleck steht unter dem mittelsten der gleich in die Augen fallenden drei Sterne im Gürtel des Orion, welche auch den Namen des Jakobstabes führen; und er ist durch die Schönheit seines Anblicks, die Eigenthümlichkeit seiner Gestalt, die Abwechslung seiner Beleuchtung und die Unerklärbarkeit seiner ganzen Natur gleich ausgezeichnet und gleich geeignet, einen augenscheinlichen Beweis von der Richtigkeit der Behauptungen zu geben, die wir oben über die Unendlichkeit und Unergründlichkeit der Formen des Universums aufgestellt haben. Ein Theil dieses Nebels ist ungemein hell, ein anderer wiederum blaß und matter schimmernd, und noch ein anderer ganz dunkel, bis zur tiefsten Schwärze. Jener hellere Theil erglänzt aber nicht sowohl in einem stetigen Lichte, sondern scheint vielmehr in gleichsam elektrischen, von Zeit zu Zeit energischeren Strahlen aufzulodern. * Zwischen den dunklern und hellern Stellen bemerkt man keinerlei Mitteltinten; sie sind, ohne Uebergangsstufen, scharf von einander abgeschnitten. Die in diesem Nebelflecke, selbst in den hellern Theilen, stehenden Fixsterne zeichnen sich sämmtlich durch einen ganz besondern Glanz aus, und ihre Stellung scheint einen eigenthümlichen Bezug zum Nebel anzukündigen; zu Seiten dieses merkwürdigen Himmelskörpers dagegen finden sich viele, in einem düstern, dunstigen Lichte schimmernde, für sich wieder mit kleinern Nebeln umgebene Fixsterne. Der ganze übrige Himmel bietet vielleicht kaum eine zweite Erscheinung dar, welche auch nur als Analogie zu einem Schlusse über die Natur dieser ganz besondern Schöpfung führen könnte.

(Der Beschluß folgt.)

* Diese Beschreibung, welche als die erste ausgezeichnete eines Himmelnebelflecks schon eine besondere Erwähnung verdient, findet sich in seinen Werken: Hugenii opera III. S. 530. Sie mag von denen eingesehen werden, welche die Fortschritte der neuesten Astronomie durch Vergleichung mit den Aufsätzen des jüngeren Herschel über diesen Gegenstand in den Transact. of the astron. Soc. kennen lernen wollen.

* Ich halte mich bei dieser Beschreibung weniger an die ältere Huygensche, als an die neuere Littrowsche Darstellung, gleichwie an Herschels und meine eigenen Beobachtungen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Neujahrsindustrie.

Ein Jahreswechsel geht hier nimmer ohne große und anhaltende Bewegung vorbei; es ist, als ob Paris mit jedem neuen Jahre in einen Fieberparoxismus fiele, der erst dann nachläßt, wenn man die ersten Tage des neuen Jahres hinter sich hat. Für den Neujahrstag arbeiten Künste und Gewerbe schon sechs Monate im Voraus; für ihn werden Kaufläden und Magazine mit neuen Luxusartikeln versehen, und oft von oben bis unten angefüllt. Er ist hauptsächlich deßhalb wichtig, weil die Reichen genöthigt sind, bedeutende Summen in Umlauf zu setzen. Ein Neujahrstag sieht also dem andern ähnlich, und wenn auch die Waaren und Luxusartikel ein anderes Ansehen haben, als im vorigen Jahre, so ist der Absatz doch immer gleich bedeutend und der Tag gleich geräuschvoll. Am meisten haben die Zuckerbäcker und Conditoren zu thun, da sich fast Jedermann bei ihnen mit Bonbons, feinern oder gewöhnlichen, versieht. Obschon man glauben sollte, die Kunst habe längst in diesem Fache alle möglichen Formen und Combinationen erschöpft, so haben die Magazine, besonders in der Lombardstraße, wo die Hauptconditoren wohnen, doch immer viele neuen Sachen, welche an Schönheit die der vorigen Jahre übertreffen. Einige dieser Zuckerbäcker haben einen unglaublichen Absatz, und versenden ihre Waaren in alle Welttheile, sogar bis nach Neuholland. Aber man muß die Ausstellung in ihren Magazinen sehen, um sich einen Begriff von ihrem Erfindungsgeiste und der unendlichen Mannichfaltigkeit ihrer Produkte machen zu können. Sie beschäftigen eine Menge von jungen Frauenzimmern, welche in diesen Häusern Jahr aus

Jahr ein besoldet werden, und deren zarte Hände erforderlich sind, um die feinern Leckereien einzuwickeln oder zu gestalten, um die Vignetten zu illuminiren, zuzuschneiden, oder die Devisen einzulegen u. s. w. Nach den Zuckerbäckern oder neben ihnen sind die mit kleinen Luxusartikeln handelnden Krämer an diesem Tage besonders geschäftig; denn sie verschaffen den Reichen die vielen niedlichen Arbeiten in feinen Holzarten, in Elfenbein, Bronze, Silber u. s. w., die man in den Gemächern der üppigen Welt in Menge antrifft, und die sich vortrefflich zu Geschenken eignen. Diese überflüssigen Kleinigkeiten sind theuer; allein an Geld fehlt es in dem begüterten Paris nicht, und die schöne Arbeit will auch belohnt seyn. Eine Hauptrolle spielt das bemalte Porzellan mit erhabener Arbeit, für welche der Modegeschmack sich bestimmt ausgesprochen hat, so wie für die Formen aus dem vorigen Jahrhundert, die nun die lezte Neuigkeit geworden sind. Die Porzellanmagazine stecken voll von diesen kostbaren Arbeiten; unter der Regierung Ludwigs XV. konnten sie nicht geschmackloser seyn, als jezt; allein gerade dieses Geschmacklose stempelt sie zu Modeartikeln; es ist schade um die an denselben verschwendete Kunst. Der Absaz von Spielsachen, einheimischen und deutschen, versteht sich am Neujahrstage von selbst, indem er in Frankreich für die Kinder das Hauptfest im Jahre ist; auch sind um diese Zeit die kleinern Theater, und besonders die beiden Jugendtheater, mit Kindern angefüllt. Nicht minder beträchtlich ist der Absaz an Kinderschriften, welche von einigen Buchhändlern beinahe fabrikmäßig producirt werden. Aber auch der höhere Buchhandel hat sich am neuen Jahre eines ziemlich beträchtlichen Absazes zu erfreuen, indem kostbare Bücher ebenfalls zu den Dingen gehören, welche die reiche Welt zu Geschenken braucht. Die Vorliebe für Almanache ist nicht so groß, als in Deutschland, und obschon mehrere Versuche gemacht worden sind, englische und deutsche Almanache auf französischen Boden zu verpflanzen, so gedeiht dieser Zweig des Buchhandels eben nicht besonders, und nur diejenigen Taschenbücher werden beachtet, welche die Verleger mit den schönen englischen Kupferstichen verziert haben. Es ist jezt ein besonderer Industriezweig der englischen Verleger, daß sie, nachdem sie für den Bedarf in England gesorgt haben, die Stahlplatten nach Frankreich verkaufen, oder sich mit einem französischen Verleger wegen der Lieferung von einem oder mehreren tausend Abdrücken vereinbaren. Die hohen Preise, welche sich die geschicktern englischen Kupferstecher für ihre Arbeiten zahlen lassen, werden also jezt gewissermaßen von England und Frankreich gemeinschaftlich bezahlt. Einige Künstler Englands haben sich sogar in Frankreich niedergelassen, wo sie stets auf Beschäftigung rechnen können; allein die geschicktesten bleiben doch in ihrem Vaterlande. Das neue Jahr hatte diesmal das Besondere, daß es der königlichen Lotterie ein Ende machte, und daß am ersten Tage alle Lotteriebüreaux geschlossen wurden, um nie wieder eröffnet zu werden, wenigstens als solche. Es ist eine seltene Erscheinung, daß eine Anstalt vom Staate sechzig Jahre, und vielleicht noch länger, zu einem Monopol erhoben und als eine Staatsanstalt betrieben, dann aber als verderblich und unmoralisch verlassen und verbannt wird, und zwar, weil die öffentliche Meinung sich bestimmt und fest gegen sie ausspricht. Solch einen Sieg trägt die öffentliche Meinung nicht oft davon. Den privilegirten Spielhäusern in Paris muß jezt bange werden, denn sie haben noch weniger Recht zum Daseyn, als die Staatslotterie, und sind noch weit verderblicher. Die Lotterie aufheben und die furchtbare Roulette bestehen lassen, wäre ein Unsinn, zumal man beständig Beispiele vom Ruin der Spieler und von ihrer Verzweiflung hat. Auch das Lotteriespiel hat manche Personen zu Grunde gerichtet, und manche Dienstboten zu Dieben gemacht; allein es verschlang doch nicht, wie die Roulette, in einem Abend das ganze Vermögen eines Menschen, oder die ihm anvertraute Habe. Freilich bestehen die Spielhäuser nur in Paris, wogegen die Lotterie sogar die Dorfbewohner aufsuchte und ihnen den Sparpfennig wegzunehmen suchte. Aber auch Paris darf solche unmoralische Anstalten, wie die Spielhäuser sind, nicht länger dulden, und da man den Muth gehabt hat, die Staatslotterie abzuschaffen, obschon sie Millionen einbrachte, so wird man hoffentlich bald einen Schritt weiter gehen und die Spielhäuser eben so wenig schonen, wiewohl auch diese einträglich für die Stadtkasse sind. – Ein neues witziges Vaudeville gehört zu den unerläßlichen Attributen des neuen Jahres in Paris; so blieb auch diesmal die maliziöse Uebersicht der Thorheiten des vorigen Jahres nicht aus. Paris dans la comète, heißt die heurige Persiflage. Obgleich nun die Pariser ernsthafter geworden sind und sich nicht so sehr mit Tändeleien abgeben, wie ehemals, so findet ein witziger Vaudevillist doch immer noch Stoff genug, um Personen und Tagesbegebenheiten durchzuhecheln. Erstlich mußte der durch sein Projekt der Omnibus-Restaurans berüchtigte Vicomte Botherel herhalten. Der Mann hat noch immer nicht das Vertrauen auf die Unterstüzung des Publikums verloren, und harrt mit Ungeduld auf die Aktionärs, die seine Omnibus-Restaurans in Bewegung sezen sollen. In dem Neujahrsvaudeville tritt er zur Hälfte als Koch, zur Hälfte als Cavalier gekleidet auf und hält ein Schwefelhölzchen, wobei er vergebens nach Feuer sucht, um seine Kochöfen anzuzünden; denn bekanntlich sind seine prächtigen Küchen längst fertig, und er ist bereit, sogleich anzufangen; es fehlt nur an Geld, um das Kochen, Sieden und Braten zu beginnen und die Wagen mit den Speisen in ganz Paris umherzusenden. Dann treten die beiden Schlossermeister Fichet und Huret auf, welche in Anschlagzetteln um die Vortrefflichkeit ihrer Vorlegeschlösser streiten, und sich wechselseitig rühmen, die Geheimnisse ihres Gegners ohne langes Nachdenken errathen zu haben. Fichet besonders rühmt sich einer unerreichbaren Geschicklichkeit; in seinem lezten Anschlagzettel führt er gegen zwanzig Beispiele an, wie er die ihm vorgelegten, von verschiedenen Meistern in Paris verfertigten Schlösser in so und so viel Minuten aufgeschlossen habe. In dem Vaudeville wird den beiden Meistern zur Aufgabe gestellt, das Schloß des Odeontheaters aufzuschließen, eine witzige Anspielung auf die lange Ruhe dieses Theaters, das nur bei besondern Gelegenheiten gebraucht wird, und in welchem sich bisher keine Truppe hat halten können, weil es von dem volkreichsten und begütertsten Reviere von Paris zu weit abliegt. Auch die Lotterien der Buchhändler hat der Vaudevilledichter nicht vergessen, unter den Thorheiten des vorigen Jahres dramatisch aufzuführen. Da sie indessen fortdauern, so werden sie vielleicht auch noch Stoff zu dem Vaudeville des folgenden Neujahrs liefern können. Wahrscheinlich wird dem Unfuge aber bald ein Ende gemacht werden, da bereits die Handelskammer und andere zu Rathe gezogenen Behörden ihre Meinung in dieser Hinsicht ausgesprochen haben. Was für komische Gestalten und Zustände das Jahr 1836 den Parisern vorführen wird, steht noch zu erwarten. Da aber bisher kein Jahr ermangelt hat, seinen Tribut abzutragen, so können sie sicher seyn, daß auch das gegenwärtige Jahr den Vaudevilledichtern den Stoff zu einer satirischen Revue nicht vorenthalten wird.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 37.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 12. Februar 1836.

— Da ward Newtons Bau
Mir ein Gebäude der Unsterblichkeit,
Mit Erden, Welten, Sonnen aufgeführt
In aller Himmel Wüsten.

Herder.

Der Fixsternhimmel.

(Beschluß.)

Ganz besonders merkwürdig ist die große, völlig finstere Stelle mitten in dem hellsten Felde. In dieser schlundartig erscheinenden Finsterniß sah der bekannte fleißige und sorgsame Himmelsobservator Schröter, dem wir so viele Aufklärungen über die Topographie des Himmels verdanken,* öfters ein feines Sternchen schimmern; zuweilen bemerkte er einen eigenthümlichen pyramidalischen Lichtschein, und einmal sogar eine große Lichtkugel darin; alle diese Erscheinungen waren indeß nicht dauernd. Welch ungeheure Vorgänge, fragt man sich mit Recht, müssen in diesem Himmelskörper stattfinden, wenn sie sich unserm Auge, trotz der Unermeßlichkeit der Entfernung, noch so bedeutend darstellen? Von diesen Veränderungen zeugt auch der Umstand, daß man in dem Trapez, welches durch die vier hellen Sterne gebildet wird, von denen eben ϑ des Orions, dessen wir oben erwähnten, einen ausmacht, vor einigen Jahren einen neuen, vorher gewiß noch nicht da gewesenen, sondern erst entstandenen Stern entdeckt hat.

Die eben beschriebene dunkle Stelle des Nebels im Orion ist aber, wiewohl der ganze Körper, zu dem sie gehört, am Himmel seines Gleichen nicht zu haben scheint, an und für sich keineswegs die einzige ihrer Art; es gibt im Gegentheile mehrere dergleichen dunkle Himmelsstellen, die sich durch ihren, wenigstens scheinbaren gänzlichen Lichtmangel auszeichnen. So stellt sich z. B. eine solche Stelle im Scorpion dar, welche sich über vier Grade erstreckt, und worin gar kein Stern gefunden wird. Dafür zeigt sich am westlichen Rande dieser sternlosen Region eine helle Sterngruppe, eine der gedrängtesten, welche der ganze Himmel enthält, und welche zu dem Schlusse verleitet, daß sich alle Sterne jenes leeren Raumes, vielleicht einer überwiegenden Anziehungskraft folgend, in diese Gruppe gezogen und zu einem einzigen Systeme vereinigt haben. Aber welche entgegengesetzten Kräfte haben nun das Zusammenstürzen dieses ganzen Systems in einen einzigen Körper verhindert, und vielmehr eine Centralbewegung um irgend

* Schröter, zulezt Oberamtmann zu Lilienthal, einem Dorfe im Herzogthume Bremen, darf als einer der fleißigsten Himmelsbeobachter der neueren Zeit betrachtet werden. Seine verschiedenen, alle durch gleiche Gründlichkeit ausgezeichneten Schriften über Himmelstopographie füllen gegen zwanzig Bände. Er hatte mit unsäglicher Mühe und Aufopferung auf seinem Dörfchen ein Observatorium erbauen lassen, welches mit den vortrefflichsten Instrumenten versehen war. Napoleons Franzosen, diese modernen Vandalen, brannten dasselbe 1813 nieder. Wenige Jahre nachher (1816) starb der dadurch tiefgebeugte Mann.

eine solche Masse von vorherrschender Gravitation hervorgebracht? Dies ist eine Frage, die in eine Kategorie mit der nach dem ursprünglichen Impulse gehört, welchen unsere Erde und jeder der übrigen Planeten unseres Systems erhalten haben muß, damit aus dem bloßen Falle gegen die Sonne eine elliptische Bewegung um dieselbe entstehen konnte; und die Beantwortung dieser Frage, welche für unser jetziges Begriffsvermögen absolut unmöglich scheint, muß daher einer einstigen höheren geistigen Entwicklung des Menschen vorbehalten bleiben. Man sieht aber aus der bloßen Anregung dieses und ähnlicher Zweifel, worauf wir eben deßwegen gern eingehen, wie viel Objecte der Forschung dem Zustande einer höheren Intelligenz noch aufbewahrt bleiben, und daß der von uns eben erwiesenen Unendlichkeit der Welten, der Zahl und Form nach, auch eine Unendlichkeit der geistigen Bestrebungen entspreche.

Wenn übrigens die nähere Art der Entstehung dieser verschiedenen Weltkörper aus den im Universum verbreiteten Schöpfungsstoffen oder unmittelbar aus den Dunst- und Nebelmassen, die wir eben beschrieben haben,* vom menschlichen Verstande noch nicht vollkommen begriffen werden kann, so bleibt doch wenigstens über das Factum einer solchen Entstehung kaum ein Zweifel. Kein einziger Himmelskörper, kein Planet unseres Systems sogar zeigt sich, wie die neueste Astronomie ebenfalls lehrt, ganz frei von einem Reste dieser Dunsthülle, und wir müssen die Atmosphäre der verschiedenen Gestirne als das Residuum jener Schöpfungs- oder Bildungsmaterie betrachten, aus welcher die centrale Zusammenballung des Kerns, d. h. der eigentlichen Planeten- oder Sternkugel erfolgt ist. Dieses Vorhandenseyn einer Atmosphäre bei allen Weltkörpern kündigt, wie namentlich Littrow bemerkt, mit großer Bestimmtheit den Zweck der Bewohnbarkeit oder Bewohntheit jener Schöpfungen an. Die Dunsthüllen, aus welchen die planetarischen Kerne entstanden sind und ihre primitive Bildung gezogen haben, dienen diesen nun unter der modificirten Gestalt der Atmosphären zur Fristung ihrer eigenen, gleichwie der Existenz ihrer Bewohner, und wir haben ein Recht, dasjenige, was wir in dieser Rücksicht auf der Erde beobachten, deren Fortbestehen durch den umhüllenden Dunstkreis bedingt ist, analog auf alle andern Welten auszudehnen. Die Atmosphären der Gestirne, in der immer abnehmenden spezifischen Dichte ihrer Schichten, bilden, wenn wir so sagen dürfen, das Medium der Verbindung dieser Gestirne mit dem Aether, welcher die supplementare Erfüllung des Universums ausmacht und aus dem die Himmelskörper angeführtermaßen als ein Niederschlag erscheinen, dessen zartesten Bestandtheil die, dem Aether zunächst verwandte, in der Höhe immer feiner werdende Luft abgibt. Diese Schlüsse sind übrigens gar nicht zu kühn, sondern stellen sich vielmehr als eine unmittelbare Consequenz der neuesten Beobachtungen über die Bildung der Weltkörper aus den Nebelmassen des Himmels und ihre fortdauernde Umgebung durch Dunsthüllen dar.

Nächst den Himmelsnebelmassen, deren nähere Betrachtung uns auf diese Digression geführt hat, müssen wir endlich auch nochmals auf die oben ebenfalls nur allgemein erwähnten Sternhaufen zurückkommen, welche mit jenen Massen vielleicht noch die nächste Verwandtschaft haben. Diese Sternhaufen sind sowohl ihrer Gestalt, als ihrer Größe und ihrem Glanze nach sehr verschieden; aber als die am häufigsten vorkommende geben unsere neueren Beobachter die regelmäßig kugelförmige an. In diesen kugelförmigen Sterngruppen sind zahllose leuchtende Gestirne auf einem kreisförmigen Flächenraume so ausgetheilt, daß sie gegen die Mitte hin immer gedrängter erscheinen; ja, diese Zusammendrängung um den Mittelpunkt geht gewöhnlich so weit, daß dieses Centrum selbst nur noch als ein Lichtzusammenfluß erscheint, in welchem einzelne Sterne weiter nicht zu erkennen sind. Daß die Sterne in dergleichen Sternhaufen einander nicht bloß scheinbar, sondern verhältnißmäßig auch wirklich sehr nahe stehen, daran kann kaum gezweifelt werden. Herschel selbst sagt: „Hier haben sich also viele Sterne um einen anziehenden Mittelpunkt, unter dem man sich am liebsten ein Gestirn von größerer Masse denken mag, vereinigt, und bilden so ein eigenthümliches Sonnensystem.“ Um die Entfernung solcher Sternsysteme von der Erde zu schätzen, bieten sich mehrere Methoden dar, welche aber, wie wir vorläufig auch schon angedeutet haben, sämmtlich von Vermuthungen ausgehen. Am passendsten fand Herschel noch folgenden Schluß. Gesetzt, ein Beobachter wisse aus Erfahrung und Schätzung, daß sein bloßes Auge noch Fixsterne erblickt, denen die (relative) Entfernung von 12 Siriusweiten beigemessen wird, und er besitze ein Fernrohr, welches z. B. 60 mal tiefer in den Raum eindringt, als sein bloßes Auge. Löst nun dieses Fernrohr ein Sternsystem, welches dem bloßen Auge nur noch als ein allgemeiner Lichtschimmer erscheint, eben in Sterne auf, so hat man ein Recht, anzunehmen, daß gedachtes System 12 mal 60, d. h. 720 Siriusweiten von der Erde entfernt ist, eine Entfernung, welche, wenn man das vergleicht, was wir oben von dem wahrscheinlichen Abstande des Sirius gesagt haben, freilich so ungeheuer erscheint, daß die menschliche Einbildungskraft davor erschrickt. Es sind aber Gründe vorhanden, den meisten Sterngruppen wenigstens diese Entfernung, und sehr vielen eine noch unverhältnißmäßig weitere beizulegen; und die Leser haben auf diese Weise schließlich noch den Begriff von der „Raum durchdringenden Kraft der Fernröhren“ und der Anwendung erhalten, welche man

davon auf Schätzung der himmlischen Entfernungen gemacht hat.

Dies wäre also eine möglichst treue, wenn gleich, um nicht durch zu langen Vortrag zu ermüden, immer noch sehr gedrängte Darstellung aller wichtigeren Entdeckungen der neuesten Astronomie über den Bau und die Ausschmückung des Fixsternhimmels; und ich weiß dieselbe nicht bedeutsamer als durch Young's schöne Worte zu schließen:

— — — the glorious Architect,
In this His universal Temple, hung
With Lustres, with innumerable Ligths,
That shed Religion on the Soul; at once
The Temple and the Preacher! O how loud
It calls Devotion!
Devotion, Daugther of Astronomy!
An undevout Astronomer is mad!

Mistress Trollope in Paris.

Weiber und Mädchen in England und in Frankreich.

Vergangene Nacht waren wir auf einem Ball, oder vielmehr auf einer soirée dansante, denn im Frühling gibt es keine Bälle, wenn man auch vom Abend bis an den Morgen tanzt. Es waren mehrere englische Herrn zugegen, welche zur großen Belustigung eines Theils der Gesellschaft nur junge Frauenzimmer zum Tanze aufzogen. Ihnen mag dies ganz natürlich vorkommen; hier zu Land ist es das unnatürlichste Ding von der Welt.

Wer ein Neuling in der französischen Gesellschaft ist, findet sicher nichts so auffallend, als die verschiedene Stellung der Unverheiratheten in den englischen drawing-rooms und in den französischen Salons. Das Hübscheste für das Auge, die gesuchtesten Tänzerinnen sind bei uns die jungen Mädchen. Prangend in Jugendblüthe, graziös, munter wie junge Rehe bei jedem Schritte einer Bewegung, die vor allen vorzugsweise der Jugend zukommt, die Eleganz der eigenen Toilette durch eine Liebenswürdigkeit überstrahlend, welche die Augen von der Musterung des Putzes abzieht, erscheinen sie, trotz Diamanten und Blonden der verheiratheten Schönheit und der hochgebornen Grazie, als die Hauptpersonen im Ballsaale. Aber in Frankreich ist dem ganz anders, und sonderbar genug findet man in beiden Ländern als Grund der Verfahrungsweise die nationelle Rücksicht auf die Sittlichkeit angegeben. Betritt man einen französischen Ballsaal — statt daß man da den jüngsten, liebenswürdigsten Theil der Gesellschaft auf den am meisten in die Augen fallenden Plätzen, von den lebendigsten Männern umgeben, mit der raffinirtesten Eleganz gekleidet sieht, muß man sich nach der Jugend ganz im Hintergrund umsehen, und da sitzt sie, nüchtern, bescheiden aufgeputzt, und fast ganz im Schatten hinter den voller aufgeblühten Reizen ihrer verheiratheten Freundinnen. Bedenkt man, um wie viel ein Mädchen mit achtzehn Jahren hübscher ist, als sie möglicherweise ein Dutzend Jahre später seyn kann, so ist es wahrhaftig zu verwundern, wie streng die Mode ihren Eigenwillen durchsetzen konnte, indem sie ein für allemal die geringere Schönheit zur höhern erhob. All der hohe, verführerische Reiz, wie er immer und überall einer eleganten Französin zugeschrieben wurde, kommt ihr durchaus und ausschließlich erst dann zu, wenn sie eine Frau geworden ist. Ein junges, parfaitement bien erzogenes Mädchen sieht — parfaitement bien erzogen aus; aber man muß gestehen, sie sieht zugleich aus, als ob ihr ihre Gouvernante — und zwar eine scharfe — über die Schulter blickte. Gekleidet ist sie natürlich auf's Allersorgfältigste, Anständigste; ihr Corset läßt das Kleid nicht ein Fältchen werfen, und ihr Friseur gestattet auch nicht einem Härchen, sich der Richtung zu entziehen, die seine steife Zucht ihm angewiesen. Will man aber die höchste Vollkommenheit graziöser Toilette kennen lernen, jene unübertreffliche Agacerie des Kostüms, wie sie die Französin von allen Weibern der Welt unterscheidet, so muß man sich von Mademoiselle zu Madame wenden. Schon der Laut der Stimme ist verschieden. Es ist, als ob beim französischen Mädchen Herz und Seele schliefen, oder doch schlummerten, bis der Akt der Trauung sie weckt. So lange Mademoiselle spricht, hat der Ton, oder vielmehr der Klang der Stimme etwas Eintöniges, Dumpfes, Uninteressantes; öffnet aber Madame den Mund, so tönt uns sicher all der Reiz entgegen, den Manier, Tonfall, Accent der Rede verleihen. In England dagegen ist von allen, jugendlicher Liebenswürdigkeit eigenthümlichen Reizen, nach meinem Gefühl, keiner auffallender, als der ungezwungene, frische, natürliche, süße, muntere Laut einer Mädchenstimme; köstlich wie der Gesang der Lerche, die sich in der Morgenfrische aufschwingt, die Sonne zu grüßen; ungedämpft, ungezügelt von der Besorgniß, ihr Sirenenzauber möchte zu früh zu Tage kommen. Sogar beim Tanze selbst, dem eigentlichen Schauplatz, wo jugendliche Grazie sich zeigen kann, ziehen die jungen französischen Mädchen mit ihren gut eingelernten Schritten den Kürzern gegen die ungezwungenen, sorglosen, verführerischen Bewegungen der verheiratheten Weiber.

Ein junger, mir wohlbekannter Engländer, der, so viel er sich auch in französischer Gesellschaft umgesehen, in die Geheimnisse weiblicher Erziehung nicht eingeweiht war, erzählte mir einmal ein Erlebniß, das hieher einschlägt, wenn es gleich mit unserm Ball nichts zu schaffen hat. Er war von einer französischen Familie sehr

freundlich aufgenommen worden, hatte zu wiederholten Malen bei ihr gespeist, und betrachtete sich selbst vollkommen als Hausfreund. Das einzige Kind war eine Tochter, hübsch, aber kalt, schweigsam, abstoßend im Betragen, fast linkisch, und völlig uninteressant. Alle Versuche des Engländers, sie in das Gespräch zu ziehen, waren gescheitert, und so oft er auch in ihrer Gesellschaft gewesen war, glaubte er kaum, daß sie ihn als Bekannten betrachte. Er reiste nach England zurück, kam aber nach Verfluß einiger Monate wieder nach Paris. Während er eines Tages im Louvre ein Gemälde aufmerksam betrachtete, ward er nicht wenig überrascht, da ihn auf einmal ein sehr schönes Weib anredete, auf's Freundlichste, Herzlichste eine Menge Fragen an ihn machte, sich angelegentlich nach seinem Befinden erkundigte, ihn dringend einlud, sie zu besuchen, und am Ende rief: „Mais c'est un siècle depuis que je vous n'ai vu.“ Mein Freund starrte sie mit Blicken der Bewunderung und Ueberraschung an. Er besann sich nachgerade, sie schon gesehen zu haben, erinnerte sich aber nicht, wann und wo. Sie bemerkte seine Verlegenheit und lächelte. „Vous m'avez oubliée donc?“ sagte sie. „Je m'apelle Eyle de P— mais je suis mariée.“ — Doch zurück zu unserm Ball.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, Januar.

Erste Aufführung des Wallenstein.

Bei Durchsicht der nachgelassenen Manuscripte Goethe's fand sich unter andern ein interessantes Blatt von Schillers Hand über die erste Aufführung des Wallenstein am 20sten April 1799. Die Art, wie Schiller mit einem gewissen liebevollen Enthusiasmus in die Leistungen der Schauspieler eingeht, wie er nur das Verdienstliche hervorhebt, und für das Mangelhafte kein Organ zu haben scheint, versezt uns in eine glückliche Zeit, welcher diejenigen sich mit Freuden erinnern werden, die daran Theil hatten. Zudem sind diese Notizen auch in anderer Hinsicht von Interesse, und ich trage daher um so weniger Bedenken, sie mitzutheilen, als einige noch unter uns lebende achtbare Schauspieler jener bedeutenden Epoche darin die ehrendste Anerkennung finden.

Den 30sten Januar 1836.

F. P. Eckermann.

In der gefühlvollen Darstellung unsers Graff erschien die dunkle, tiefe, mystische Natur des Helden vorzüglich glücklich; was er sprach, war empfunden und kam aus dem Innersten; seine pathetische Recitation des Monologs, seine ahnungsvollen Worte in der Scene mit der Gräfin Terzky, als er den unglücklichen Entschluß faßt, so wie die Erzählung des Traums riß alle Zuhörer mit sich fort; nur daß er zuweilen, von seinem Gefühl hingezogen, eine zu große Weichheit in den Ausdruck legte, der dem männlichen Geist des Helden nicht ganz entsprach.

Vohs, als Max Piccolomini, war die Freude des Publikums, und er verdiente es zu seyn. Immer blieb er im Geist seiner Rolle, und das feinste, zarteste Gefühl wußte er am glücklichsten auszudrücken. Der Auftritt, wo er Wallenstein von der unglücklichen That zurückzubringen bemüht ist, war sein Triumph, und die Thränen der Zuschauer bezeugten die eindringende Wahrheit seines Vortrags.

Thekla von Friedland wurde durch Mlle. Jagemann zart und voll Anmuth dargestellt. Eine edle Simplicität bezeichnete ihr Spiel und ihre Sprache, und Beides wußte sie, wo es nöthig war, auch zu einer tragischen Würde zu erheben. Ein Lied, welches Thekla singt, gab dieser vorzüglichen Sängerin Gelegenheit, das Publikum auch durch dieses Talent zu entzücken.

Madame Teller, welche die Weimarsche Bühne vor Kurzem betreten, führte die wichtige Rolle der Gräfin Terzky mit der sorgfältigsten Genauigkeit aus; durch ihren präcisen und belebten Vortrag in der entscheidenden Scene mit Wallenstein, wo Alles von der Beredsamkeit der Gräfin Terzky abhängt, erwarb sie sich ein entschiedenes Verdienst um das ganze Stück.

Becker stellte uns den kaiserlichen Abgesandten im Lager mit Anstand und Würde dar, und glücklich wußte er die Klippe des Lächerlichen zu vermeiden, dem diese Höflingsfigur, unter dem Hohn einer übermüthigen, stolzen Soldateska, leicht ausgesezt war.

Malkolmi als Buttler, Leißring als Graf Terzky, Kordemann als Illo, Mlle. Malkolmi als Herzogin von Friedland, Beck als Astrolog, Genast als Isolani drückten den Sinn ihrer Rolle glücklich aus, und bewiesen durch die Leichtigkeit, womit sie die Aufgabe einer rhythmischen Sprache zu lösen wußten, daß ein allgemeinerer Gebrauch des Sylbenmaßes auf der Bühne recht wohl statt finden könnte.

Hunnius, als schwedischer Geschäftsträger, stellte in seiner Person den einfachen, schlichten und rechtlichen Krieger, den bedenklichen, vorsichtigen Negociateur, den religiösen, bibelkundigen Protestanten, den mißtrauischen, zugleich aber kühnen und sich selbst fühlenden Schweden überaus treffend und glücklich dar.

Auch die ganz kleine Rolle des General Tiefenbach beim Gastmahl, welches Terzky gibt, wurde von Haiden zu großer Ergözung des Publikums ausgeführt.

Um die theatralische Anordnung der ganzen, so verwickelten Repräsentation hatte sich Schall, dem sie aufgegeben war, ein großes Verdienst erworben, und der Fleiß, den er auf seine eigene beträchtliche Rolle, die des Octavio Piccolomini, wandte, hinderte ihn nicht, seine Aufmerksamkeit auf das Ganze zu wenden.

Die Direktion sparte keinen Aufwand, durch Dekoration und Kleidung den Sinn und Geist des Gedichts würdig auszuführen, und die Aufgabe, den barbarischen Geschmack jener Zeit, welcher dargestellt werden mußte, dem Auge gefällig zu behandeln und eine schickliche Mitte zwischen dem Abgeschmackten und dem Edlen zu treffen, so viel als möglich seyn wollte, zu lösen.

Das Publikum ehrte das Werk des Dichters und die Bemühung der Schauspieler durch eine fortgesezte wachsende Aufmerksamkeit; es zeigte Interesse und Rührung. Das Stück wurde am nächsten Spieltag wiederholt, und die größere Bekanntschaft der Zuschauer mit dem Werk hat dem Eindruck desselben nichts geschadet.

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 38.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 13. Februar 1836.

Die dunkle Ferne sandte leise
Die Sehnsucht, ihre Schwester, mir,
Und rasch verfolgt' ich meine Reise
Den Berg hinan, hinab, zu ihr!
Nic. Lenau.

An Justinus Kerner.

Ein Traum.

I.

Die Sonne war im Untersinken,
Ringsum schon Alles still und todt,
Da sah ich noch den Gletscher winken,
Der strahlte hell im Abendroth.

Scheu bargen ihre schönen Blüthen
In Nacht die Alpenblumen leis,
Als höher auf die Wangen glühten
Dem stolzen königlichen Greis.

„Komm, Fremdling, komm mich anzuschauen,
Komm zu mir auf mein Felsenschloß,
Ich zeige dir, wie Riesen bauen,
Und lehre dich, was klein, was groß.

Wirst du zu meinem Gipfel steigen,
Bring' ich dem Himmelszelt dich nah,
Will deinem Auge Wunder zeigen,
Wie noch kein Sterblicher sie sah.“

Die Mahnung hatte mich ergriffen,
Ließ mir im Thale keine Ruh;
Beim Mondesschein, auf Felsenriffen
Schritt ich dem starren Gletscher zu.

Der flücht'gen Gemse zu vergleichen
War meine Phantasie im Flug,
Als dem Gebirg, dem geisterbleichen,
Ich nahte auf dem frühen Zug.

Ich sah im feuchten Morgengrauen,
Aus dunkelblauem Himmelsgrund,
Die goldnen Sterne niederthauen
Gleich Edelsteinen, farbenbunt.

Den hocherglühten Alpenrosen
Erneuten sie der Liebe Schwur,
Und lauschten gern dem wilden Kosen
Der kräftigen Gebirgsnatur.

Der Gletscher auch, der mir gewinket,
Aus seinem Schlafe jäh erwacht;
Von seinem Haupte niedersinket
Der schwarze Schleier flücht'ger Nacht.

Es traf der Sonne erster Bote
Sein rauhes Felsenangesicht,
Er folgte still dem Machtgebote,
Und in dem Thale ward es Licht.

Wie hat mir nun das Herz geschlagen,
Als plötzlich, wie zum Greifen nah,
Ich den gewalt'gen Gipfel ragen
Vor mir hoch in die Wolken sah!

Fort über dunkle Gletscherschründe
Schritt ich nach dem ersehnten Ziel,
Mir bangte nicht, wenn in die Gründe
Die donnernde Lawine fiel.

Ich zog durch Eis und Schneegeflimmer
Zu Berge wohl den langen Tag,
Vor mir das Riesenhaupt noch immer
In räthselhafter Nähe lag.

Stets finstrer ward und dunkelblauer
Des Himmels ernstes Angesicht,
Der Alpensturm, stets wilder, rauher,
Der aus den tiefen Schluchten bricht.

Schon kam auf rosenfarbnen Schwingen
Der Abendsonne goldner Strahl,
Und mahnte mich, zurückzudringen
Bei Zeiten in das stille Thal.

In den gewalt'gen Eisesmassen
Ich irrte hülflos und allein,
Nie fühlet' ich mich so verlassen,
Als dort im trüben Dämmerschein.

Der rauhe Sturm hat mir durchfrostet
Des Herzens innerstes Geblüt,
Mir war, als wäre eingerostet
In tiefster Seele das Gemüth.

Mit kaltem Schauer war gedrungen
Ein finstrer Geist in meine Brust,
Die Lieder waren drin verklungen,
Getäuscht die Hoffnung, todt die Lust.

Es drohte wohl aus tausend Spalten
Mir starr entgegen kalter Tod,
Im Hintergrund sah ich den Alten,
Der spottete noch meiner Noth.

Da trat auf meinen schlimmen Wegen,
Mit des Gebirges kräft'gem Gruß,
Ein wackrer Senne mir entgegen,
Zu leiten meinen schwanken Fuß.

Auf einem heimlich sichern Pfade
Hat aus des Gletschers wildem Graus
Mich bald der kräftige Nomade
Geleitet in sein gastlich Haus.

Dort wärmt' ich die erstarrten Glieder
An eines Feuers heller Gluth,
Auch in die Seele kehrte wieder
Der Frohsinn und der gute Muth.

II.

Am Friedhof sah ich ein Leiche
Versenken in das frische Grab;
Ich zog zum ernsten Geisterreiche
Mit ihrer Seele still hinab.

In einem Meer von wilden Träumen
Die schauerliche Fahrt begann,
Nach fernen, grenzenlosen Räumen
Führt mich die nie betretne Bahn.

Ich sah in dichten Caravanen
Sich durch das ungeheure Nichts
Die Geister der Verstorbnen bahnen
Den Weg zum Urquell alles Lichts.

So irren heimathlose Waisen
Am Bettelstabe durch das Land,
Wie hier die Seelen in den Kreisen,
In die das Schicksal sie gebannt;

Ich sah, gestürzt von ihren Thronen,
Durch aller Herren Herrn, den Tod,
In mattem Blinken ihrer Kronen
Sich Kön'ge winden durch die Noth.

Und ihnen nach mit moos'gen Bärten,
Getreu noch in der Todesnacht,
Die Krieger, im Gesicht die Fährten
Der leztdurchkämpften blut'gen Schlacht.

Vor meinem Aug' vorüberschwebten,
In einem langen, ernsten Zug,
Die Seelen Aller, die da lebten,
Im schauerlichen Geisterflug.

Manch theuren Freund erkannt' ich wieder
An dem verhängnißvollen Ort,
Sie sahen alle traurig nieder
Auf mich, und eilten schweigend fort.

Doch als die Eltern auch, die lieben,
Mit kummervollem, trüben Blick
Vorübereilten und nicht blieben,
Da eilte klagend ich zurück.

Ein tiefer, grenzenloser Jammer
Erfaßte das gepreßte Herz,
Es will zerreißen seine Kammer
Der nie gefühlte, bittre Schmerz. —

Als ich, erwachend aus dem Schlummer,
Dich, Freund, an meinem Bette fand,
Und noch umfangen von dem Kummer,
Dir grüßend reichte meine Hand,

Da hat dein Blick mich still gemahnet
An jenen Sennen, der mit Macht
Mir auf dem Gletscher hat gebahnet
Den Weg durch die Gebirgesnacht.

Vergessen hab' ich nicht das Feuer,
Das wärmend meinen Frost durchdrang;
Das war dein Herz, du Vielgetreuer,
Und deiner Leier ernster Klang! —

Mistress Trollope in Paris.

(Fortsetzung.)

Als ich die verheiratheten Weiber eine nach der andern zum Tanze auffordern sah, bis am Ende kein einziger tanzfähiger Mann mehr da war, so wurde ich ernstlich ärgerlich; denn troß der Aushülfe meiner unwissenden Landsleute, war zum wenigsten noch ein halbes Dutzend französischer Mädchen unversagt. Sie sahen indessen bei weitem nicht so verdrießlich aus, als englische Mädchen, wenn ihnen gleiches Mißgeschick begegnet; sie waren daran gewöhnt, wie die armen Aale, und auch die Männer waren gewöhnt, ihnen die Qual aufzuerlegen, mit den hübschen Füßchen den Takt zu treten und die glücklichen Verehlichten in Paaren — jedoch keine Ehepaare — vor ihren Augen vorüberschweben zu sehen, während sie sich so von Herzen gern mit ihnen im Wirbel gedreht hätten. Als am Ende sämmtliche verheirathete Damen, alte wie junge, gehörig versehen waren, erhoben sich verschiedene gesezte, ganz respektabel aussehende Herrn aus Winkeln und Sophaecken, boten den jungen Harrenden die Hand und wurden mit bescheidenem, dankbarem Lächeln empfangen.

Alte Weiber, wie ich, die an die Wände des Ballsaals verwiesen sind, schöpfen Trost und Zeitvertreib aus verschiedenen Quellen. Einmal genießen sie der Unterhaltung, wie sie sie bekommen können; ferner ist ja eine ganze Arena hüpfender Füße für ihre Kritik und Bewunderung aufgethan. Einen weitern, oft sehr substantiellen Trost gewährt das Souper; aber noch gibt es eine weitere Unterhaltung, und wollten dies Alle zugeben, so möchte der jüngere Theil der civilisirten Welt wünschen, daß alte Damen Scheuleder trügen: ich meine, wenn man so gemüthlich zusehen kann, wie um einen herum ein halb Dutzend Paare im verstohlenen, hier so gewandt, dort so unbehülflich betriebenen Verkehr begriffen sind.

Obgleich nun anständige alte Damen sich besonders werden angelegen seyn lassen, so zuzusehen, daß man ihr Zusehen nicht bemerkt, so können sie doch in England in allen solchen Fällen ohne ein Gefühl von Verlegenheit um sich schauen, ohne das Bewußtseyn, daß sie besser überall anders wären, als Zeugen dessen, was vor ihren Augen vorgeht. Sie haben, wenigstens ist dies bei mir der Fall, die sehr tröstliche Ueberzeugung, daß die Schöne darauf aus ist, nicht ihr Glück zu verscherzen, sondern es zu machen. Aber auch in diesem Punkte ist es völlig anders in Frankreich. Sieht man in England ein Frauenzimmer alle Phasen der Tändelei durchmachen, von der aufmunternden Erwiderung des: wie befinden Sie sich? bis dahin, wo sie in süßem Bewußtseyn die Augen an den Boden heftet, und der Kopf sanft sich neigt, damit das Ohr die berauschenden Züge von parfait amour schlürfen könne — sieht man dergleichen in England, und wäre auch das Frauenzimmer über achtzehn, so ist man überzeugt, daß sie unverheirathet ist; hier aber in Frankreich, ohne Aergerniß, ohne einen Schatten von Aergerniß sey es gesagt, weiß man eben so gewiß, daß sie verheirathet ist. Sie mag eine Wittwe seyn, sie mag in der Herzensunschuld tändeln, weil es einmal Mode ist; ist sie aber ein junges Frauenzimmer, das sich erst heirathen soll, so darf sie es nicht thun.

Ich war in diese Betrachtungen versunken, als eine ältliche Dame von meiner Bekanntschaft, die aus irgend einem, nicht leicht zu errathenden Grunde nicht mehr walzt, durch das Zimmer herüber kam und sich neben mich sezte. „A quoi pensez vous, Madame Trollope?“ sagte sie; „vous avez l'air de méditer.“ — „Ja, ich denke nach,“ erwiderte ich, „und zwar über die Stellung unverheiratheter Frauenzimmer in Frankreich.“ — „Unverheiratheter Frauenzimmer?“ sagte sie; dergleichen finden Sie fast keine in Frankreich.“ — „Sind nicht die jungen Damen dort, welche eben mit ihrer Quadrille fertig geworden, unverheirathet?“ — „Ah! aber wer wird sie unverheirathete Frauenzimmer nennen? Elles sont des demoiselles.“ — „Wohl, ihnen gelten meine Betrachtungen.“ — „Nun?“ — „Nun, es kommt mir vor, als ob der Ball, die Musik, die Huldigungen der Herren nicht ihnen gälten.“ — „Allerdings nicht; es liefe allen unsern Begriffen von Schicklichkeit zuwider, wenn dem so wäre.“— „Die jungen Weiber, scheint es, geben ganz den Ton in der Gesellschaft an?“ — „Ja doch! wie könnten sie dies aber, wenn man bei Gelegenheiten, wo die Leute zusammenkommen, sie übersähe, und statt ihrer junge Mädchen vorzöge, welche noch gar keine feste Stellung haben?“ — „Nun, bei einem Walzer oder einer Quadrille vorgezogen zu werden, darin besteht doch gewiß nicht die Bedeutung, die wir hier Beide meinen.“ — „Allerdings nicht, aber jenes ist eine nothwendige Folge von lezterer. — Unsere Weiber heirathen früh, sobald ihre Erziehung vollendet ist, und bevor man sie in die Welt hat treten und ihre Freuden kosten lassen. Statt daß es ihnen jezt besser ergeht, als

irgend Weibern in der Welt, wäre ihr Schicksal triste zum Erbarmen, wenn sie deßhalb, weil sie verheirathet sind, von Vergnügungen ausgeschlossen wären, die ihrem Alter und dem Nationalcharakter so wohl anstehen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Dramatische Statistik des Jahrs 1835.

Bekanntlich berechnet man in Paris am Ende jedes Jahres die Summe der auf allen Theatern gespielten Stücke. Diesmal war die Arbeit desto schwieriger, je mehr die Anzahl der Theater gewachsen ist. Auf den größern Bühnen lassen sich die neuen Stücke bald aufzählen; wer führt aber Buch über alle die kleinen, auf den Winkelbühnen erscheinenden Stücke, deren die Theaterkritiken kaum Meldung thun? Indessen scheint es doch einige gewissenhafte Leute in Paris zu geben, welche jede dramatische Neuigkeit, die über die Bühne geht, gleichviel, in welchem Reviere der Stadt, genau aufzeichnen, und diese versichern nun, es seyen im Jahr 1835 auf den sämmtlichen Bühnen der Hauptstadt, großen und kleinen, 221 neue Stücke gespielt worden. Die Sache scheint kaum glaublich; wenn man indessen weiß, daß täglich zwanzig Bühnendirektionen mit einander wetteifern, das Publikum anzuziehen, und daß dies nur mittelst vieler Neuigkeiten gelingt, wofern nicht ein ganz auffallender Succeß ein Stück lange auf der Bühne hält, so findet man die Sache schon begreiflicher; und wenn man vollends erfährt, daß beinahe drei Viertel dieser Stücke aus Vaudevilles bestehen, die von einem, zwei oder drei Schriftstellern in zweimal vier-und-zwanzig Stunden gedichtet werden, nur einen kurzen Aufzug haben, und so schnell gespielt werden, daß deren vier nöthig sind, um einen Theaterabend auszufüllen, so klärt sich die Sache völlig auf. Paris ist also auch im letzten Jahr die erste Stadt der Welt in Hinsicht der Verfertigung dramatischer Stücke geblieben, und sicher gibt es kein Land, so groß es auch seyn mag, das so viel geliefert hat, als diese einzige Stadt. Natürlich ist es mit der Menge nicht gethan, und wenn das viele Neue nicht auch gut ist, so ist es gleichviel, ob die Produktion beträchtlich war oder nicht. Sicher waren die neuaufgeführten 159 Vaudevilles keine Meisterstücke, und auch unter den andern Stücken hatte sich viel Mittelmäßiges eingeschlichen. Manches davon ist auch sogleich nach der Geburt gestorben und kaum einen Abend alt geworden. Das Publikum tobt und pfeift nicht mehr so unbändig bei schlechten Stücken, wie ehemals, dagegen rächt es sich auf andere Weise an den Direktionen, die ihm langweilige oder abgeschmackte Stücke gebracht haben; es bleibt nämlich bei den folgenden Vorstellungen aus, was denn freilich für die Dichter sowohl, als für die Unternehmer ein eben so starker Fingerzeig ist, als wenn das Publikum sogleich bei der ersten Darstellung seine Mißbilligung durch Poltern zu erkennen gegeben hätte. Um dem allzutobenden Tadel des Publikums zuvorzukommen, brauchen die Dichter und Direktoren den politischen Kniff, daß sie bei den ersten Vorstellungen den Troß der berüchtigten Claqueurs verdoppeln oder gar verdreifachen, wie man die Gendarmerie verstärkt, um die Unzufriedenen im Zaum zu halten. Diese Claqueurs sind handfeste Leute, welche sich zuweilen im Gewissen für verbunden halten, über diejenigen herzufallen, welche ein neues Stück schlecht finden und ihre Meinung nicht verhehlen, so daß dem Falle eines Stückes durch die Faust der Claqueurs, die redlich ihren Sold verdienen wollen, ungefähr wie die italienischen Banditti, vorgebeugt wird. Diese Kerls nun läßt das Publikum, wenn sie's nicht allzutoll machen, nach Belieben schalten; aber, wie gesagt, mißfällt ihm das Stück, so bleibt es aus, und somit gewinnt die Direktion und der Dichter dadurch nichts weiter, als einen sanften Tod des Stückes, anstatt eines plötzlichen und gewaltsamen. Ueber die Hälfte der 221 dramatischen Stücke des vorigen Jahrs kann als verlorne Mühe betrachtet werden, indem wenig oder nichts davon übrig geblieben ist, oder was beinahe auf eins hinausläuft, indem die Stücke unbeachtet sich fortschleichen, bis die Direktion es für nöthig erachtet, sie bei Seite zu lassen. Zu den 221 Stücken sollen sich 185 Dichter bekannt haben, wahrscheinlich aber nicht eben so viel verschiedene Dichter, denn sonst müßte man in Paris ein furchtbares Corps von Theaterdichtern voraussetzen. Nun gibt es deren freilich gewaltig viele; aber Manche haben im vorigen Jahre nichts geliefert, auch weiß man, daß die besonders thätigen ein halbes oder gar ein ganzes Dutzend neue Stücke im Laufe des Jahres zu liefern pflegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 32:
Ein Recensent.

Räthsel.

Manch Ding, das klar in die Sinne fällt,
Gelang mir, vor dir zu verstecken.
Heut sollen auch Geister der irdischen Welt
Mit scheinbarer Maske dich necken.
Denn eh' ich den Schleier von ihnen geknüpft,
Sind schon sie behende dem Boden entschlüpft.

Sie steigen sichtbar und unsichtbar
Zu schwer erklimmbare Höhen,
Doch ihre gebildete Kriegerschaar
Ist grau, schwarz, weiß auch zu sehen,
Verbirgt sich selten dem menschlichen Blick,
Und fließt auch ein auf der Menschen Geschick.

Ja, wenn sie sich auch vor den Menschen versteckt,
So blinken doch golden die Waffen,
Vor denen manch' eherne Waffe sich streckt,
Ihr Gold wird der Geiz nicht erraffen;
Es treibt ihn selbst von den Kisten fort,
Die sonst ihm waren sein liebster Ort.

Die Kriegerschaaren verkünden sich auch
Mit schweren und lauten Geschützen,
Der schallendste Lärm ist ihr Kriegesbrauch,
Wenn blendend die Waffen erblitzen,
Und beider Heere vereinigter Muth
Ermordet sie Beide mit grimmiger Wuth.

Dann steigen die Geister ganz leise herab
Von ihren bestiegenen Höhen,
Doch sieht man noch über der Krieger Grab
Den schönen Triumphbogen stehen.
Und eh' ich den Schleier von ihnen geknüpft,
Sind schon sie hinein in den Boden geschlüpft.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 39.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 15. Februar 1836.

Fluellen. — By Cheshu! he will maintain his argument as well as any military man in the 'orld, in the disciplines of the pristine wars of the Romans.

Shakespeare.
King Henri V.

Napoleons Uebersicht der Kriege Cäsars.

Alte und neue Kriegskunst.

Im fünften gallischen Feldzug (i. J. 54 vor Christus) stand Cäsars Unterfeldherr, Quintus Cicero, mit einer Legion im Hennegau im Lager. Da ward er plötzlich vom Ambiorix, der eben die Legion des Sabinus im Lüttichischen aufgerieben hatte, mit einem starken Heere überfallen. Die Gallier stürmten zu wiederholtenmalen das Lager, wurden aber immer zurückgeschlagen, da schlossen sie es mit einer fünf Lieues im Umkreis messenden Contravallation ein, und begannen die Belagerung ganz nach römischer Weise. Endlich gelangte die Kunde davon zu Cäsarn, der zu Rheims lag; er zog mit 8000 Mann herbei; da hoben die Gallier die Belagerung auf und gingen ihm 60,000 Mann stark entgegen. Cäsar verschanzte sich und ließ sich in seinem Lager von ihnen necken; endlich aber fiel er zu allen Thoren aus, schlug die Gallier in die Flucht und vereinigte sich mit Cicero (Comment. de bello gall. L. V. c. 39—45). — Cicero hatte ein verschanztes Lager, in dem er seit vierzehn Tagen stand, über einen Monat mit 5000 Mann gegen ein zehnmal stärkeres Herr vertheidigt; wäre etwas der Art heutzutage möglich?

Unsere Soldaten haben so kräftige Arme als die alten Römer, unser Schanzzeug ist dasselbe, wir haben eine Kraft weiter, das Pulver. Wir können somit in so kurzer Zeit wie sie und eben so gut Gräben graben, Wälle aufwerfen, Holz fällen, Thürme bauen; aber die jetzigen Offensivwaffen wirken ungleich kräftiger und ganz anders, als die der Alten.

Die Römer verdanken die lange Reihe ihrer Siege der Sitte, von der sie niemals abgingen, jeden Abend ein verschanztes Lager anzulegen, niemals eine Schlacht zu liefern, ohne ein befestigtes Lager im Rücken, wohin man sich zurückziehen konnte, wo man Vorräthe, Gepäck und Verwundete unterbrachte. Das Wesen der damaligen Waffen brachte es mit sich, daß sie in diesen Lagern gegen den Ueberfall nicht nur eines gleich starken, sondern eines überlegenen Heeres gedeckt waren; es stand ihnen frei, ob sie sich schlagen oder eine günstige Gelegenheit abwarten wollten.

Marius wird von einem ungeheuern Schwarm von Cimbern und Teutonen angefallen; er schließt sich in sein Lager ein, bleibt darin, bis sich eines Tags eine günstige Gelegenheit bietet, dann rückt er aus und der Sieg geht vor ihm her. Cäsar kommt dem Lager des Cicero nahe, die Gallier lassen diesen fahren und ziehen ihm entgegen; ihrer sind siebenmal mehr. In wenigen Stunden hat Cäsar Position genommen, sein Lager

verschanzt, läßt sich geduldig die Neckereien eines Feindes gefallen, mit dem er sich noch nicht schlagen will; aber nicht lange, so zeigt sich gute Gelegenheit, er fällt aus zu allen Thoren, die Gallier sind geschlagen.

Warum ist nun eine so weise, an großen Erfolgen so fruchtbare Regel von den Feldherrn der neuern Zeit ganz aufgegeben? Weil das Wesen der Offensivwaffen ein ganz anderes geworden ist. Die vornehmsten Waffen der Alten waren die Handwaffen; mit seinem kurzen Schwerte hat der Legionssoldat die Welt besiegt, mit der macedonischen Pike hat Alexander Asien erobert. Die Hauptwaffe der heutigen Heere ist die Wurfwaffe, die Flinte, die Waffe, die weit über allen menschlichen Erfindungen der Art steht; keine Defensivwaffe irgend einer Art vermag dagegen zu schützen. Mit diesem furchtbaren Werkzeug kann ein Soldat in einer Viertelstunde sechzig Mann verwunden oder tödten; an Patronen kann es nie fehlen, wiegen sie doch bloß sechs Quent; die Kugel fliegt fünfhundert Toisen weit, sie ist gefährlich auf hundert-und-zwanzig, höchst mörderisch auf neunzig Toisen.

Damit, daß die Alten Schwert oder Pike als Hauptwaffen hatten, war ihre gewöhnliche Stellung die tiefe Schlachtordnung. Die Legion und die Phalanx mochten angegriffen werden, von welcher Seite sie wollten, von der Fronte, in der rechten oder in der linken Flanke, überall boten sie die Spitze ohne irgend einen Nachtheil; sie konnten sich auf beschränktem Raume lagern, um mit Befestigung des Umfangs weniger Mühe zu haben, und das Lager vom kleinstmöglichen Detachement bewachen zu lassen. Ein consularisches Heer sammt den leichten Truppen und den Hülfsvölkern, 24,000 Mann zu Fuß, 1800 Pferden, im Ganzen etwa 30,000 Mann stark, lagerte in einem Viereck von 330 Toisen Seite, 1344 Toisen im Umfang, 21 Mann auf die Toise. Jeder Mann trug drei Schanzpfähle, also kamen 63 Pfähle auf die laufende Toise. Der Flächeninhalt des Lagers war 11,000 Quadrattoisen. Rechnet man bei der Schanzarbeit nur zwei Drittheile der Mannschaft, das heißt vierzehn Arbeiter auf die Toise, so war, wenn Jeder nur dreißig Minuten arbeitete, das Lager befestigt und gehörig gedeckt. — Damit, daß die Hauptwaffe der Neuern die Wurfwaffe ist, muß ihre gewöhnliche Stellung die breite Schlachtordnung seyn, weil sie nur bei dieser alle ihre Wurfmaschinen spielen lassen können. Da diese Waffen sehr weit reichen, so liegt der Hauptvortheil bei den Neuern in der Stellung, die man nimmt: wenn sie das feindliche Heer beherrschen, bestreichen, überflügeln, so thun ihre Waffen desto mehr Wirkung. Ein neueres Heer darf sich also nicht überflügeln, umringen, einschließen lassen; sein Lager muß eine so lange Front haben als seine Schlachtlinie selbst. Nähme es einen viereckigen Raum ein, mit einer Front, wobei es nicht gehörig deployiren könnte, so würde es von einem gleich starken Heere umringt und wäre dem vollen Feuer seiner Wurfmaschinen ausgesetzt, die convergirend auf allen Punkten seines Lagers träfen, während es einem so furchtbaren Feuer nur mit einem kleinen Theil des seinigen antworten könnte. In solcher Stellung würde es, trotz seiner Verschanzungen, von einem gleich starken, ja von einem schwächern Heere geneckt. Das neuere Lager kann nur vom Heere selbst vertheidigt, und wenn dieses abgezogen ist, von keinem bloßen Detachement bewacht werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mistress Trollope in Paris.

(Fortsetzung.)

„Hat aber," fragte ich, „die Sitte, junge, so früh und unwiderruflich gefesselte Weiber zum ersten Mal in die Gesellschaft, und Männern unter die Augen zu bringen, die sie, ihrer Pflicht gemäß, bereits nicht mehr zu liebenswürdig finden dürfen — hat diese Sitte nichts Gefährliches?" — „O nein! ist ein junges Weib gut gesinnt, so wird weder ein Walzer noch eine Quadrille sie vom rechten Wege abführen. Thäten sie dies, so wäre es wahrhaftig Pflicht aller Gesetzgeber auf der Welt, das Tanzen auf ewig zu verbieten." — „Nicht doch, nein, nein," sagte ich ernst; „so meine ich es nicht, ich versichere Sie, im Gegentheil: ich bin überzeugt, der Tanz ist kein eingebildetes, er ist ein wahres, natürliches Vergnügen, die Neigung dazu ist uns eingeboren, und stände es in meiner Macht, so müßte er, statt verboten, noch viel allgemeiner und häufiger werden; junge Leute sollten mir nie zusammenkommen, ohne daß sie tanzen dürften, wenn sie Lust dazu bekämen."

„Wohl," sagte die Französin, „wenn man nun einerseits tanzen, andernseits verheirathete Weiber vor der Gefahr behüten soll, welche, wie Sie zu glauben scheinen, für dieselben daraus entspringt, auf welche Weise wollten Sie Beides vereinigen?" — „Es schmeckte zu sehr nach nationellem Vorurtheil, wollte ich erwidern, unser Verfahren in diesem Punkte scheine mir das richtige." — „Es ist dies aber wirklich Ihre Ansicht?" — „Offen gesagt, ja." — „Wollten Sie wohl die Güte haben, mir deutlich zu machen, worin eigentlich der Unterschied zwischen England und Frankreich in diesem Punkte besteht?" — „Der einzige Unterschied zwischen uns, dem ich das Wort reden möchte, ist der, daß wir der Ansicht sind, ein Vergnügen, welches junge Leute unter Umständen zusammenbringt, wie sie wohl am leichtesten galante, schmeichelhafte Aeußerungen von

männlicher, freundliches Entgegenkommen von weiblicher Seite veranlassen, schicke sich besser für den unverheiratheten, als für den verheiratheten Theil der Gesellschaft." — „Da ist es bei uns allerdings gerade umgekehrt," erwiderte die Freundin, „wenigstens was junge Damen betrifft. Die müssige, nichtssagende Galanterie, zu welcher der Tanz auffordert, an ein junges Mädchen richten, dies erschiene bei uns als ein Eingriff in die Sphäre scheuer, zarter Zurückhaltung, in die sie verwiesen ist. Ein junges Mädchen soll in die Ehe treten, bevor ihre Leidenschaften erwacht sind, bevor ihre Einbildungskraft durch die Stimme der Galanterie aufgeregt ist." — „Ist sie nun aber verheirathet, halten Sie es dann für erwünschter, daß dieses geschehe?" — „Erwünscht ist es sicher nicht, aber es ist unendlich weniger gefährlich. Wenn ein Mädchen kurz verheirathet ist, so sind ihre Gefühle, ihre Gedanken, ihre Einbildungskraft ganz mit ihrem Manne beschäftigt. Die Art, wie sie erzogen worden, bürgt dafür, und später steht es ganz beim Manne, ob er ihr junges Herz dauernd an sich fesseln will. Thut er es, so wird ein Walzer oder eine Quadrille ihn nicht darum bringen. In keinem Lande haben die Ehemänner sich so wenig über ihre Weiber zu beklagen, als in Frankreich; denn nirgends in der Welt hängt es so ganz von den Männern ab, auf welchem Fuß sie mit den Weibern stehen. — Ihren Romanen und den seltsamen Processen nach, welche durch die Zeitungen zu aller Welt Kunde kommen, ist es bei Ihnen gerade umgekehrt. Intriguen vor der Ehe, frühe Liebesbande, die zerreissen, ehe es zum Heirathen kommt, und in der Ehe wieder angeknüpft werden — solche Geschichten hören und lesen wir, und wir kommen dadurch wahrhaftig nicht in Versuchung, Ihr System, als ein besseres, gegen das unsrige einzutauschen." — „Gerade daß die Fälle, von denen Sie sprechen, so notorisch sind, beweist, wie selten sie vorkommen. Solche ärgerliche Geschichten würden, als Erzählung oder als Proceß, das Publikum nur wenig interessiren, kämen nicht gerade auffallende, vom gemeinen Lebensgange abweichende Umstände darin vor." — „Ohne Zweifel; Sie werden aber auch zugeben, daß dergleichen scandalöse, schändliche Geschichten, so selten sie in England seyn mögen, in Frankreich doch noch seltener sind?" — „Vorfälle der Art," erwiderte ich, „machen hier vielleicht kein so großes Aufsehen." — „Weil sie häufiger sind, wollen Sie sagen; meinen Sie nicht so?" und sie lächelte bitter. — „Gewiß, so meinte ich es nicht," erwiderte ich; „und es ist auch weder ein ersprießliches, noch ein angenehmes Geschäft, zu untersuchen, auf welcher Seite des Kanals sich am meisten Tugend findet. Indessen möchte man vielleicht beiderseits gewinnen, wenn jedes Land in seine Erziehung das aufnähme, was bei der Weise des andern am lobenswerthesten ist." — „Ich zweifle nicht daran," sagte sie, „und da wir einmal unsere Moden so freundschaftlich austauschen, wer weiß? so erleben wir es vielleicht noch, daß Ihre jungen Damen etwas mehr unter Schloß und Riegel gehalten werden, während sich ihre Eltern nach einer passenden Partie für sie umsehen, statt das verdrießliche Geschäft ihnen selbst zu überlassen; dagegen mögen unsere jungen Weiber von ihren kleinen Koketterien lassen und ein wenig früher als jezt mères respectables werden. Am Ende werden es ja doch alle."

Bei diesen Worten begann wiederum ein Walzer, und ein Dutzend Paare schwebten an uns vorüber. Einer der Tänzer war ein junger Mann von sehr gutem Aussehen, mit schwarzblauem Backenbart und Schnurrbart, thurmhoch und, seinem ganzen Wesen und Geberden nach, mit sich selbst höchlich zufrieden; seine danseuse paßte nach Alter und Aussehen vollkommen zu ihrem Gemahl, der, wenige Schritte von uns, seine gichtischen Beine unter den Stuhl zog, um das Paar vorbeizulassen. Meine Nachbarin und ich sahen einander an, als sie vorbeikamen; wir lachten Beide.

„Gestehen Sie," sagte sie, „dies ist ein Fall, wo sich eine verheirathete Dame ohne Besorgniß ihrer Tanzlust hingeben kann." — „Das weiß ich nicht so gewiß," erwiderte ich; „ist auch keine Sünde an ihr zu rügen, so möchte sie doch schwerlich vom Vorwurf der Thorheit freizusprechen seyn. Aber der prächtige Herr, der auf sie niederblickt, als wollte er den Abstand zwischen ihnen messen, was konnte ihn vermögen, die Ehre nachzusuchen, ihre ehrwürdige Taille umschlingen zu dürfen?" — „Nichts leichter, als dies zu erklären: das kleine hübsche Mädchen, mit den sauber von der Stirne aufgezogenen Haaren, das dort in der Ecke sizt, ist ihre Tochter, ihre einzige Tochter, und bekommt eine hübsche Mitgift. Jezt verstehen Sie wohl? — Und sagen Sie, sollte seine Spekulation fehlschlagen, ist es da nicht besser, die treffliche Dame hat mit ihrem von der Zeit gestählten Herzen den ganzen Strom von Redensarten aufgefangen, wodurch er sich liebenswürdig zu machen sucht, als wenn das zarte junge Mädchen selbst sie hätte anhören müssen?" — „Und solche Liebeswerberei, wobei Mama die Stellvertreterin spielt, bis das junge Frauenzimmer das Patent bekommt, die Sprache der Liebe in eigener Person anhören zu dürfen, wollten Sie uns ernstlich zur Nachahmung empfehlen? Liebe Freundin, so trefflich das Verfahren seyn mag, wir werden es nun und nimmermehr bei uns einführen können. Ich denke wohl, die jungen Frauenzimmer würden gerade so rufen, wie man hier zu Lande thut, wenn man einem erklären will, warum man von englischer Sitte nichts annehmen könne: „ce n'est pas dans nos moeurs!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsezung.)

Dramatische Statistik des Jahrs 1835.

Gesezt, nur hundert Dichter hätten die 221 neuen Stücke geliefert, so wäre dies noch eine sehr hübsche Anzahl, und es bewiese, daß die Dichterzunft in Paris nicht sobald aussterben wird. Sie ist aber auch unentbehrlich, um die zwanzig Theater aufrecht zu halten, die Provinzialtheater nicht gerechnet, die sich ebenfalls alle mit Pariser Theaterstücken versehen, und wenn diese eingingen, gar keine Nahrung mehr bekämen. — Die große Oper, die zu unbehülflich ist, um sich leicht bewegen zu können, hat im vorigen Jahre nur ein einziges großes und neues Stück, „die Jüdin," von Halevy, gegeben; in diesem Jahre wird sie höchstens Meyerbeers „Bartholomäusnacht" oder die „Pariser Bluthochzeit" auf die Bühne bringen. Erhält diese aber so großen Beifall, wie Robert le diable von demselben Verfasser, das heißt, wird sie 140mal aufgeführt, so braucht der Direktor auch für keine andere Neuigkeit zu sorgen. Außer einer großen Oper sind auf derselben Bühne noch zwei neue Ballette, Brezilia und L'ile des pirates, gegeben worden, lezteres häufiger, als ersteres, von dem man nicht viel gesprochen hat. Viel thätiger ist die komische Oper gewesen, die freilich nicht dieselbe Pracht auf ihre neuen Stücke zu verwenden hat, und auch manche Operetten in einem Aufzuge gibt. Sie hat neun Stücke hervorgebracht, wovon ein einziges von Auber, le cheval de bronze, Aufsehen erregt hat. In diesem Jahre wird mit dem Auftreten der Sängerin Damoreau auf dieser Bühne eine neue Epoche beginnen. Die Tonsezer werden sich bemühen, Bravourrollen für diese Künstlerin zu sezen, und die komische Oper wird wahrscheinlich der großen Oper nachstreben, vielleicht auf Kosten des komischen Elements, welches die Operettenbühne nie aus den Augen verlieren sollte. Die italienische Oper braucht sich nach Neuigkeiten nicht sehr umzusehen; von ihr verlangt man nur, daß sie das bereits Bekannte vortrefflich aufführe, und wenn sie von Zeit zu Zeit etwas ganz Neues gibt, so wird dies als eine Artigkeit von Seiten der Direktion gegen ihre Abonnenten angesehen. Auch ist sie bisher mit den für sie besonders gesezten Opern nicht sehr glücklich gewesen. Ja, wenn noch Rossini sich bewegen ließe, für sie etwas zu schreiben! Er aber sorgt nur dafür, daß seine ältern Opern gut dargestellt werden. Im vorigen Jahre, als seine „Belagerung von Korinth" in einer neuen, zwar nicht vermehrten, sondern im Gegentheil verminderten und verbesserten Auflage auf die Bühne der großen Oper gebracht wurde, erscholl in allen Tageblättern der allgemein ausgesprochene Wunsch: O Rossini! beschenke uns mit einer ganz neuen Oper! Man hat aber bisher nicht vernommen, daß der Meister sich anschicke, diesem Wunsche zu willfahren. Das Théâtre français hat im vorigen Jahre zehn neue Stücke hervorgebracht, und dies kann man wahrlich eine große Fruchtbarkeit nennen. Aber von diesen zehn Stücken sind nur zwei mit großem Beifall aufgenommen worden, de Vigny's Chatterton und Cas. Delavigne's Don Juan d'Autriche. So sehr V. Hugo's Angelo, Tyran de Padoue, auch besprochen worden ist, so kann man doch eben nicht sagen, daß das Publikum das Stück günstig aufgenommen habe. Es ist darin eine zu sichtbare Vorliebe zum Gräßlichen und eine zu starke Anwendung materieller Mittel, um Effekt zu machen, bemerklich. Victor Hugo ist bisher ein weit besserer Lyriker als Tragiker gewesen, und man kann jezt schon mit ziemlicher Zuversicht behaupten, daß die dramatische Dichtkunst sein eigentlicher Beruf nicht ist. Auch Delavigne's Don Juan d'Autriche ist kein vollkommenes Stück; das Publikum vermißt erstlich darin die herrliche Versifikation, welche die andern Stücke desselben Dichters so harmonisch macht; zweitens sind alle Personen in dem neuen Stücke so geistreich, daß darin kaum eine über der andern steht. Aber eben mit der geistreichen Sprache hilft sich in Paris der Dichter oft durch; durch diesen Vorzug haben sich manche Scribe'sche Stücke auf der Bühne erhalten. Uebrigens erkennt man es an Cas. Delavigne als besonderes Verdienst, daß er durchgängig elegant bleibt, nie Uebertreibung und schlechten Geschmack sich zu Schulden kommen läßt, sich nach den Ideen des Publikums ganz geschickt zu fügen weiß, und frühzeitig genug die alten französischen Theaterregeln verlassen hat, ohne jedoch in die Abgeschmacktheiten zu verfallen, in welchen sich die neuere dramatische Schule in Frankreich gefällt. Ein reger Wetteifer hat die drei Theater, Vaudeville, Variétés und Palais-royal, beseelt; jedes hat nämlich 26 (ersteres sogar 27) Vaudevilles hervorgebracht; hinter ihnen ist das Gymnase dramatique, das eigentliche Scribesche Theater, zurückgeblieben, da es nur 16 Novitäten im Laufe des Jahres geliefert hat; aber freilich haben einige wenige dieser 16 Stücke besondern Beifall erhalten, und daher oft aufgeführt werden müssen. Dahin gehören besonders la fille de l'avare und Pauvre Jacques. Dann kommen die drei Melodramentheater der Boulevards, nämlich Gaieté, Porte St. Martin und Ambigu comique, welche die Reihe der stockfinstern, blutigen Theatergemälde mit mehreren neuen, als la victime du corridor, la tache de sang, la Nonne sanglante, la Berline de l'émigré, Glenarvon, Ango de Dieppe, la Dame de Laval, vermehrt haben. Dazwischen haben diese drei Theater mehrere lustige Vaudevilles gegeben, besonders das Ambigu comique, das in Allem 19 Stücke geliefert hat; freilich hat sein Nebenbuhler, das Gaietétheater, das Unglück gehabt, abzubrennen, und daher nur gegen Ende des Jahres in dem neugebauten Saale mit frischen Stücken sich zeigen können. In gegenwärtigem Jahre wird es wahrscheinlich gegen das Ambigu nicht zurückbleiben. Der gewöhnliche Versorger der Porte St. Martin, Alex. Dumas, hat im lezten Jahre nichts geliefert, eine um so auffallendere Erscheinung, da er einzig von seinen Geistesprodukten lebt und dabei starken Aufwand macht. Dafür hatte er aber zwei neue Stücke in petto, und vor Gericht ist bewiesen worden, daß es seine Schuld nicht ist, wenn man sie im Jahr 1835 nicht aufführen konnte. Das Ganze ist ein Beitrag zur Sittengeschichte der beliebten Modeschriftsteller in Paris, oder wenigstens einiger derselben, und mag also hier stehen, da die Sache bereits öffentlich vor Gericht verhandelt worden ist. Alex. Dumas hat nämlich im vorigen Jahre die Lust angewandelt, einmal einen Abstecher nach Italien zu machen, vermuthlich, um etwas Abwechslung in seine Lustbarkeiten zu bringen. Da aber Geld zum Reisen nöthig ist, und der Dichter nie Ueberfluß daran hat, so hatte er mit einem Verleger die Uebereinkunft getroffen, daß dieser ihm 6500 Franken auf zwei zu liefernde dramatische Stücke vorstrecken sollte, wovon eines dem Titel nach angegeben wurde.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 40.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 16. Februar 1836.

Da war's auf heimischem Gefild,
An aller Ströme Borden,
Geworden warm und frühlingsmild
Bis hoch hinauf zum Norden;
Zur eignen Blüthe schön gedieh
Die Wunderblume Poesie.

Rückert.

St. Gudula und die Judentreppen zu Brüssel.

Wenn man in Brüssel die Rue de la Montagne hinaufgegangen ist und nun in der breiten Rue de la Cathedrale steht, sieht man vor sich die Façade der Hauptkirche, welche dem Erzengel Michael und der heiligen Gudula gewidmet ist, gewöhnlich aber nur nach lezterer benannt wird. Schwerfälliger als z. B. der Antwerpner Dom, die Blume der niederländischen Kirchenarchitektur, ist dieser große Bau, welcher auf einer Plattform liegt, zu der von vorne her eine in der Mitte durch ein Eisengitter gesperrte breite Treppenreihe führt; die beiden hohen und viereckigen, nicht ausgebauten, oben mit Galerien umgebenen Thürme, auf denen gegenwärtig die schwarz-roth-gelben Fahnen Brabants flattern, werden durch das großartige Portal verbunden, das oben in ein Spitzthürmchen ausläuft. Drei Thore, welche die gothische Baukunst durch ihren unerschöpflichen Reichthum von Details in durchbrochener Steinarbeit und Reliefs verziert hat, führen auf dieser Vorderseite in das Innere; über dem mittlern derselben öffnet sich ein breites Spitzbogenfenster, und darüber ist die Uhr unter einer Bogenlinie angebracht, welche auf die bezeichnete Weise endigt. Drei Fensterreihen übereinander vermindern in etwas die schwere Masse der Thürme. So ähnelt die Façade jener von Notre-Dame zu Paris, die sich aber wieder in den Verhältnissen unterscheidet. Nach der Länge des Plain de St. Gudula, zu dem man auf der rechten Seite, die Montagne du Parc herabsteigend, naht, zieht sich nun, von einer niedrigen Mauer eingefaßt, das ehrwürdige Gebäude mit seinen das Chor umgebenden Kapellen, welche das römische Kreuz der Anlage verstecken.

Der Hügel, auf welchem die Kirche steht, wurde einst der Molenberg oder Mühlenberg genannt, wahrscheinlich nach jenen Windmühlen, welche auch in unsern Tagen ein unerläßlicher Bestandtheil niederländischer Landschaft sind. Dort erhob sich eine kleine, dem Erzengel Michael geweihte Kapelle, welche Lambert I., Graf von Löwen und Brüssel, wieder aufbauen ließ, und in die man im Jahr 1048 die Gebeine der heiligen Gudula brachte, welche der nachmals hier errichteten Kirche ihren Namen gab. Gudula wurde gegen das Jahr 650 auf dem Schlosse Ham bei Morzelle im Lande Alost geboren, und war eine Tochter des Grafen Witger und Amalbergens, und Nichte des fränkischen Hausmeiers Pipin von Landen. Ihre Jugend verlebte sie im Kloster Nivelles, dessen Aebtissin ihre Verwandte Gertrud war, deren Gebeine noch in der dortigen alten Stiftskirche ruhen, wo man einst auch Pipins Grab sah. Nach Gertruds Tode kehrte sie in das väterliche Haus zurück, wo sie aber ein einsames und zurückgezogenes Leben zu führen

fortfuhr, gegen sich selbst strenge, gegen Andere gütig und nachsichtig. Oft, erzählt die Sage, verbrachte sie ganze Nächte betend in der Kapelle des Heilands, welche gegenwärtig die Pfarrkirche von Morzelle ist. Einst an einem dunkeln Winterabende wollte der Teufel den Kirchgang hindern und löschte das Licht in der kleinen Leuchte aus, welche die Magd trug, aber die Heilige zündete es durch ein kurzes Gebet wieder an. Diesen Vorfall stellt ein Gemälde von Coreis in der Kirche zu Brüssel, dem Altar des heil. Sacraments gegenüber, dar, auf welchem der Teufel das Licht durch einen Handschlag verlöschen macht. Auch erzählt die Legende, daß die Heilige, von einem ungestümen Liebhaber verfolgt, zu einer Säule flüchtete, welche sich öffnete, um ihr Schutz zu bieten. Einfach, bescheiden und gütig, wurde sie die Mutter der Dürftigen genannt. Ihnen war ihr reiches Erbtheil gewidmet. Sie trug Nahrung zu denen, welche hungerten, pflegte die Kranken, tröstete die Gefangenen. In ihrer Nähe gab es keine Unglücklichen mehr. Wie das Auge der Vorsehung, verbreitete sie überall in einem Kreise der Liebe wohlthuende Strahlen. Unter ihren Händen schienen ihre Reichthümer sich zum Almosenspenden zu mehren. Nach einem so edeln und heiligen Leben schied Gudula aus dieser Welt, im Schlosse zu Ham, am 8ten Januar 712. Während man ihre sterblichen Reste nach der Kirche von Morzelle brachte, fing, so berichtet die Legende, mitten im Winter ein Baum auf's Neue zu blühen an, und nachdem der Leichnam in der Kapelle des Erlösers zur Ruhe gebracht worden, sah man denselben Baum, nachdem er seine frühere Stelle verlassen, vor der Pforte des heiligen Ortes stehen. Nach manchen Schicksalen und Veränderungen im Lauf der Zeiten wurde der heilige Körper im Jahr 978 nach Brüssel gebracht, auf Veranstaltung Carls von Frankreich, Herzogs von Lothringen, welcher in dieser Stadt wohnte. Wo die Gebeine endlich niedergelegt wurden, ist schon oben erzählt worden.

Es war, der Chronik gemäß, im Jahre 1220, als der Bau der Kirche St. Gudula begonnen ward. Ein neuer Geist war eingedrungen in das Leben der Völker, hatte sich verschwistert mit den schönsten und heiligsten Gefühlen, eine neue Morgenröthe war aufgegangen. Wie in Italien und Deutschland, hatte auch in den Niederlanden der religiöse Enthusiasmus, welcher sein Zenith in den Kreuzzügen erreicht, die Kunstliebe angefacht: überall entstanden Bauten, vor deren unerreichbarer Schönheit noch die späte Nachwelt staunt. Die Bürger, von Nationalstolz und Frömmigkeit zugleich angefeuert, gaben gerne zur Ausschmückung ihrer Städte den Ueberfluß her, mit welchem die Thätigkeit und Blüthe des Handels und der Gewerbe sie gesegnet; aus bescheidenen und anspruchlosen Arbeitern und Steinmetzen bildeten sich Künstler, welche, von einem heiligen Eifer erfüllt, die Bilder und Träume der kühnsten Phantasie in ihren wunderbaren Werken verkörperten. In jenen glücklichen Tagen wurde auch zu St. Gudula der Grundstein gelegt, und etwa 60 Jahre später ward der Bau zu seinem gegenwärtigen Grade von Vollendung gebracht. Der Handwerker, der vom Ertrage seines Fleißes leben mußte, arbeitete um geringen Lohn, der Bemittelte steuerte reichlich bei; waren die Säckel leer, so veranstaltete man kirchliche Umzüge, und Geld floß wiederum in Fülle herbei. Ein Gutsbesitzer gab hundert Maß Getreide für die Begünstigung, daß die Gebeine der heiligen Gudula über seine Grundstücke getragen wurden; ein Anderer erließ seinen Unterthanen fünf Jahre Frohndienste. Alle nahmen Theil — wer einen Wald besaß, lieferte Holz, wer Pferde hatte, lieh sie zum Ziehen der Lasten; Männer und Frauen brachten freudig ihre Kleinode dar, um das schönste Kleinod der Stadt bald in vollem Glanze vollendet zu sehen. Und noch prangt die Kirche in ihrer Größe, und sah ruhige und stürmische Zeiten vorübergehen, sah unter Philipp dem Guten in ihren Räumen die erste, unter Carl V. die glänzendste Versammlung der Ritter des goldnen Vließes, wurde von den bilderstürmenden Geusen verheert und war Zeuge, wie am 20sten August 1695 ein großer Theil der Stadt, und dabei mehrere der seltensten Kunstwerke unter den Bomben des Herzogs von Villeroy aufloderten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleons Uebersicht der Kriege Cäsars.

(Fortsetzung.)

Weder das Heer des Miltiades bei Marathon, noch das Alexanders bei Arbela, noch das Cäsars bei Pharsalus könnten gegen ein neueres, gleich starkes Heer das Feld halten. Da dieses eine ausgedehnte Schlachtordnung hat, würde es das griechische oder römische Heer beiderseits überflügeln; seine Schützen richteten von der Front und von beiden Flanken zumal große Verheerungen an; denn die Leichtbewaffneten des alten Heers, wenn sie sähen, daß sie mit Pfeilen und Schleudern nichts ausrichten, ließen ab und flüchteten sich hinter die Schwerbewaffneten, und diese drängen nun mit Schwert oder Pike im Sturmschritt vor, um mit den Schützen handgemein zu werden; aber im Abstand von 120 Toisen werden sie von drei Seiten von einem Linienfeuer empfangen, das die tapfern, unerschrockenen Legionen dergestalt in Unordnung brächte und schwächte, daß sie jetzt dem Angriff von ein paar Bataillonen, die in

geschlossenen Gliedern mit gefälltem Bajonet auf sie anrückten, nicht mehr widerständen. Befände sich auf dem Schlachtfeld ein Gehölz, ein Berg, wie will sich die Legion oder die Phalanx gegen den Schwarm von Schützen halten, die sich dort aufgestellt? Auch im Blachfelde gibt es Dörfer, Höfe, Häuser, Gottesäcker, Mauern, Gräben, Hecken, und ist nichts dergleichen vorhanden, so braucht es keinen großen Aufwand von Genie, um Hindernisse zu schaffen und die Legion oder die Phalanx unter einem mörderischen Feuer aufzuhalten und zu vernichten. Gar nicht zu gedenken der 60, 80 Feuerschlünde, die das Geschütz der neuern Heere ausmachen; sie beschießen die Legionen oder Phalangen von links nach rechts, von rechts nach links, von der Front nach hinten, und schleudern auf fünfhundert Toisen den Tod in die Glieder. Die Soldaten Alexanders und Cäsars, die Freiheitshelden Athens und Roms fliehen in Unordnung und überlassen das Schlachtfeld den mit Jupiters Blitzen bewaffneten Halbgöttern. Wenn die Römer fast beständig von den Parthern geschlagen wurden, so kam dies nur daher, daß die Parther durchaus mit einem Geschosse bewaffnet waren, das wirksamer war, als das der Leichtbewaffneten des römischen Heers, so daß die Schilde der Legionen nicht davor schützten.

Ein consularisches Heer, das in seinem Lager stände, würde von einem gleich starken neuern Heere in die Flucht geschlagen, ohne Sturm, ohne daß man zu den blanken Waffen griffe; man brauchte nicht die Gräben auszufüllen, nicht den Wall zu ersteigen; rings umgeben vom angreifenden Heere, eingeschlossen, vom Feuer bestrichen, würde das Lager der Zielpunkt aller Schüsse, aller Flintenkugeln, aller Geschützkugeln; Brand, Tod und Verheerung öffneten die Thore und würfen die Schanzen nieder. Ein neueres Heer, in einem römischen Lager aufgestellt, könnte allerdings Anfangs sein ganzes Geschütz spielen lassen; wäre dieses aber auch so stark, als das des Belagerers, so würde es zu Schanden geschossen und bald zum Schweigen gebracht. Das Fußvolk könnte nur zum Theil seine Gewehre brauchen, es schösse auf weit kürzerer Linie und richtete bei weitem nicht den Schaden an, den es erlitte. Feuer vom Centrum gegen den Umkreis ist null, Feuer vom Umkreis gegen das Centrum ist unwiderstehlich.

Eine neuere Armee von gleicher Stärke wie ein consularisches Heer hätte 26 Bataillone zu 840 Mann, zusammen 21,840 Mann Fußvolk; 42 Escadrons, 5040 Mann; 98 Stücke Geschütz, bedient von 2500 Mann. Da die neuere Schlachtordnung ausgedehnter ist, so braucht es eine größere Masse Reiterei, um die Flügel zu decken, die Front rein zu halten. In drei Gliedern, das erste gleich den zwei andern zusammen, in Schlachtordnung aufgestellt, hätte dieses Heer eine Front von 1500 Toisen auf 500 Toisen Tiefe; das Lager hätte 4500 Toisen im Umfang, dreimal mehr, als das consularische Heer; es kämen am Umfang nur sieben Mann auf die Toise, aber 25 Quadrattoisen auf den Mann; ein solches Lager zu bewachen, brauchte es das ganze Heer. Schwerlich findet sich eine so bedeutende Strecke, die nicht innerhalb Kanonenschußweite von einer Höhe beherrscht würde: brächte das belagernde Heer den größten Theil seines Geschützes auf diesem Angriffspunkt zusammen, so wären die Feldschanzen des Lagers bald zerstört. Aus allen diesen Gründen haben die neuern Feldherrn das System der verschanzten Lager aufgegeben, und an seine Stelle ist das System der gut gewählten **natürlichen Positionen** getreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Diebsgeschichten.

Es sind mehrere Monate, daß ich von einer ungewöhnlich großen Zahl damals schnell nach einander verübter Juwelendiebstähle sprach, und namentlich einen auszeichnete, der mit besonders merkwürdiger Verwegenheit an dem Eigenthume einer spanischen Gräfin begangen worden war. Nicht bloß der auf sieben- bis achttausend Pfund Sterling angegebene Werth des entwendeten Schmucks, sondern auch das Interesse der Firma Hall und Compagnie, in deren Verwahrung sich derselbe befunden, hatten die Aussetzung eines ansehnliches Preises auf die Entdeckung des Diebes zur Folge, und es mußte daher um so mehr überraschen, daß Monate vergingen und keine Spur der Verbrecher sich zeigte, da kurz vorher auf unerklärliche Art eine bedeutende Summe Geld, theils in Banknoten, theils in Gold, aus dem Zollhause gestohlen, auch hier dem Entdecker eine hohe Belohnung versprochen worden war, und einer der obern Polizeioffiziere seine Ueberzeugung ausgesprochen hatte, daß ein und dieselbe Hand beide Diebstähle begangen habe. Ohne ausführlich zu sagen, worauf er diese Ansicht stützte, ließ er sich doch merken, ein Hauptgrund sey der Umstand, daß die Kiste mit dem Diamantenschmuck, ehe sie in den Hallschen Speicher geschafft worden, im Zollhause gestanden, und sein Verdacht treffe zwei Männer, von denen wenigstens einer sowohl von ihrem Inhalte, als von ihrer Wegschaffung vollständige Kenntniß gehabt. Da es nirgends an Menschen fehlt, welche sich die Fähigkeit zutrauen, Alles in der Welt, von den Gefahren einer Nordpolexpedition bis auf die Heimlichkeiten einer Räuberbande, besser zu wissen und besser zu beurtheilen, als andere minder begabte Sterbliche, so verfiel auch der Scharfsinn des guten Lea, wie jener Offizier heißt, mannichfaltigen Spöttereien kluger Leute, und man warnte männiglich, sich vor Lea's durchdringendem Geiste in Acht zu nehmen. Das muß, wenn nicht überall, so doch in England, jeder öffentliche Beamte, wenn er durch Anrufung des ihn allerdings schützenden Gesetzes sich nicht lächerlich machen will, ruhig über sich ergehen lassen, und das that

auch Lea. Inzwischen schien es, als könne er selbst nur vom Zufall die Rechtfertigung seiner Hypothese erwarten. Sobald er sich überzeugt, daß die beiden erwähnten Männer, Namens Sullivan und Jourdan, an der im Zollhause verübten Räuberei Theil gehabt, war es ihm nach vieler Mühe gelungen, den Ort ihres Aufenthalts in der Nähe von London auszukundschaften. Gleichzeitig mochten aber auch die beiden Herren seine ihnen unangenehme Beflissenheit nach der Ehre ihrer Bekanntschaft wahrgenommen oder sonst in Erfahrung gebracht haben, denn als er sich in ihrer Wohnung unangemeldet einfand, hörte er, daß beide vor wenigen Stunden ausgezogen seyen, und Niemand konnte oder wollte ihm sagen, wohin. Das hingegen sagte man ihm, daß Jeder, außer einem namhaften Vorrathe an Kleidern, einen schweren Mantelsack und einen schweren Koffer mit fortgenommen, ein Umstand, der Lea noch mehr bestärkte, indem seine Nachrichten von einer Wohlhabenheit der beiden Herren durchaus nichts wußten. In der Hoffnung nun, der Auszug werde zu plötzlich stattgefunden haben, um Zeit zu diesfallsiger Benachrichtigung an Freunde und Bekannte zu lassen, stellte Lea in der Nähe des Hauses einen Späher an, die Aus- und Eingehenden zu beobachten. Nach einigen Tagen erschien ein Mann, in welchem der Späher Sullivans Bruder zu erkennen glaubte, obgleich derselbe, seiner Profession nach ein Dieb, jezt mit den äußern Attributen eines Schuhmachers versehen war. Er ging in das Haus, verweilte jedoch nur kurze Zeit und nahm hierauf den Weg nach London; der Späher folgte, und folgte ihm bis zu einer stattlichen Taverne, wo Jener eintrat. Schnell erhielt Lea die nöthige Kunde, eilte ohne Verzug in die Taverne, beschrieb den Pseudoschuhmacher, fragte, was er hier gethan, und erfuhr, daß er zwei Herren, die seit Kurzem im ersten Stocke wohnten, Maß zu Stiefeln und Schuhen genommen. Die Bemerkung der Wirthin, die beiden Fremden seyen Kaufleute, konnte den Polizeimann nicht irren. Er wußte bereits, daß Mußje Sullivan in der Tracht eines Quasi-crispin mit seinem Bruder zu verkehren, und was auch sonst ihre Unterhaltung betreffen mochte, beim Dazwischenkommen eines Dritten augenblicklich den Fußbekleider zu spielen pflegte. In manchem andern Lande würde demnach der Diener der öffentlichen Sicherheit in das erste Stockwerk gestiegen, bei den angeblichen Kaufleuten eingetreten und, wenn er sie auch nur einigermaßen für die ausgeflogenen Zeisige erkannt, die Verhaftung derselben ihm von keiner Behörde, vielleicht von keinem Mitbürger verargt worden seyn. Nicht so in England, wo die persönliche Freiheit ein heilig geachtetes Gut, die Machtvollkommenheit der Polizei keine willkührliche, und der Grundsatz, daß jeder Engländer in seinem Hause eine Burg bewohne, bloß durch einen ausdrücklichen Befehl der Volksvertreter zu erschüttern ist. Hätte daher Lea diese Schranken übertreten, mit oder ohne Gewalt sich eingeführt und Hand an die Verdächtigen gelegt, keine Jury würde diese verdammt haben, hätten sie ihn kopfüber die Treppe hinabgestürzt, und kein Engländer ihnen seinen Beistand verweigert haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Literarische Processe.

Harel, der Direktor des Porte St. Martintheaters, war als Vermittler dem Vertrage beigetreten, und hatte versprochen, die beiden Stücke vor dem 15ten December vorigen Jahres aufzuführen; sollte um diese Zeit der Verleger der beiden Stücke durch den Absaz der Exemplare nicht entschädigt seyn, so machte sich Harel verbindlich, durch Auszahlung der Dichtergebühren die Entschädigung zu ergänzen. Nach diesem bündigen Vertrage zahlte der Verleger die verlangte Summe, der Dichter reiste ab, und Harel erwartete die beiden Stücke, die auf der Reise in Italien geschrieben werden sollten. Glücklich für ihn war es, daß unterdessen Jemand den guten Einfall hatte, die zehn oder zwölf Beduinen nach Paris zu bringen, welche in Erwartung der Dumasschen Stücke im Stande waren, durch ihre gewaltigen Sprünge und Kunststücke das Publikum des Porte St. Martintheaters zu ergötzen. Unterdessen rückte der 15te December heran, und zum Schrecken des bezahlenden Verlegers war nicht allein kein neues Dumassches Stück aufgeführt worden, sondern es war nicht einmal bewiesen, daß sie wirklich geschrieben seyen. Er hielt es also nach Ablauf des bestimmten Termins für das Kürzeste, den Vermittler des Vertrags vor Gericht zu belangen, weil dieser für Dumas gut gesagt. Harel führte zu seiner Entschuldigung an, daß Dumas in Italien verschiedene Abenteuer und Widerwärtigkeiten gehabt habe, die ihn abgehalten, sein Versprechen zu erfüllen; so habe er einmal beinahe Schiffbruch im mittelländischen Meere gelitten; ein ander Mal habe er viele Mühe gehabt, sich aus den Händen der päbstlichen Soldaten loszumachen, die ihn, ich weiß nicht warum, verhaften wollten. Ein Stück habe er bereits vor einiger Zeit eingesandt, aber hernach gebeten, man möge es noch nicht aufführen, indem er den lezten Aufzug ganz umarbeiten wolle. Das zweite Stück scheint wirklich erst im Kopfe des Dichters vorhanden zu seyn. Das Gericht hat sich Zeit genommen, um sein Urtheil in der Sache auszusprechen. Unmöglich kann es dem Verleger ungünstig seyn; denn was kann der Mann dafür, daß der herumirrende Dichter Abenteuer gehabt hat? Er hat sein Geld hergegeben und verlangt etwas dafür, was ihm die Summe wieder einbringt. Es ist zu bedauern, daß der Dichtername Dumas so oft vor Gericht ausgesprochen wird; schon vor einigen Jahren, als Gaillardet ihn und Harel anklagte, sie haben ihn um seinen Antheil an dem Stücke la Tour de Nesle gebracht, wurde seiner auf zweideutige Weise erwähnt, und obschon sich aus den dramatischen Versuchen, die Gaillardet allein gewagt, ergeben hat, daß es ihm an Bühnengewandtheit und Darstellungsgabe fehlt, und daß die Mithülfe Dumas ihm sehr nützlich gewesen, so war es nichtsbestoweniger ausgemacht, daß sie den armen Jüngling aus der Provinz, von dem die erste Anlage des Stückes herrührte, hatten in's Dunkel schieben wollen. Das Gericht verordnete damals, Gaillardets Name, oder eigentlich die drei Sternchen, welche statt des Namens standen, sollen auf dem Anschlagzettel vor Dumas gesezt werden. Man nannte dies den Streit um die drei Sternchen, und in der That kam es bei dem ganzen Processe darauf an, ob die drei Sternchen zuerst oder zulezt angegeben werden sollten. Gaillardet hat seitdem noch Vieles über diesen armseligen Streit in den Zeitblättern geschrieben; besser wäre es aber gewesen, wenn er durch gute dramatische Arbeiten bewiesen hätte, daß er im Stande sey, Dumas Hülfe zu entbehren.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 41.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 17. Februar 1836.

> Man sucht heutzutage, wie die Parther, die Handentscheidung zu vermeiden und den Feind, so viel als möglich, mit Wurfwaffen aus der Ferne zu Grunde zu harcelliren; die Natur des Kriegs kann auch bei uns keine andere seyn.
>
> Seume.

Napoleons Uebersicht der Kriege Cäsars.

(Fortsetzung.)

Das römische Lager wurde ohne Rücksicht auf die Lokalität angelegt: jede war gut für Heere, deren Stärke in den blanken Waffen bestand; es brauchte weder militärischen Blick, noch Genie, um sich gut zu lagern; jezt dagegen ist die Wahl der Positionen, die Weise, wie man sie, mit Benützung des jedesmaligen Terrains, nimmt und die verschiedenen Waffengattungen vertheilt, eine Kunst und ein wesentlicher Theil des Feldherrngenies. Der Taktik der neuern Heere liegen zwei Principien zu Grund: einmal, sie müssen eine Front haben, wobei sie alle ihre Wurfgeschosse mit Vortheil spielen lassen können; zweitens, sie müssen unbedingt den Vortheil, Positionen zu behaupten, welche die feindlichen Linien beherrschen und bestreichen, dem Vortheil vorziehen, durch einen Graben, eine Brustwehr, oder Feldschanzen irgend einer Art gedeckt zu seyn. Nach dem Wesen der Waffen richten sich Gliederung der Heere, Kriegsschauplatz, Märsche, Stellungen, Lagerung, Schlachtordnung, Grundriß und Profil der festen Plätze, und somit ist das Kriegssystem der Alten und das der Neuern durchgängig im Widerspruch. Die Waffen der Alten brachten die tiefe, die der Neuern die breite Schlachtordnung mit sich; jene, hochaufgebaute feste Plätze mit Thürmen und hohen Mauern, diese, Plätze dem Boden gleich, mit Glacis von Erde, die das Mauerwerk maskiren; jene, beschränkte Lager, in denen Menschen, Thiere und Vorräthe wie in einer Stadt zusammengedrängt waren, diese, ausgebreitete Stellungen.

Wenn man jezt zu einem General sagte: du sollst, wie Cicero, 5000 Mann unter dir haben, du sollst 16 Stücke Geschütz, 5000 Stück Schanzzeug, 5000 Erdsäcke bekommen; du stehst einem Wald gegenüber auf gewöhnlichem Terrain; in vierzehn Tagen wirst du von einem 60,000 Mann starken Heere mit 120 Kanonen angegriffen; du bekommst erst achtzig bis sechs-und-achtzig Stunden nach dem Angriff Hülfe: was für Werke hat er nach den Regeln der Kunst anzulegen, nach welchem Grundriß, mit welchen Profilen? Besizt die Ingenieurkunst geheime Mittel, solches Problem zu lösen? . . .

In der Schlacht von Pharsalus verlor Cäsar 200 Mann, in der von Thapsus 50, in der von Munda 1000, während seine Feinde dabei ihre Heere verloren. Aehnliche Ergebnisse sehen wir bei allen Schlachten der Alten, bei neuern Heeren ist solches ohne Beispiel; allerdings ist auch hier der Verlust an Todten und Verwundeten hier stärker, dort geringer, aber nur im Verhältniß von eins zu drei; den Hauptunterschied zwischen den Verlusten des Siegers und des Besiegten

machen die Gefangenen; auch dies fließt nothwendig aus dem Wesen der Waffen. Die Wurfgeschosse der Alten richteten im Allgemeinen wenig Schaden an, die Heere wurden alsbald mit blanken Waffen handgemein; damit verlor der Besiegte natürlich viele Leute, der Sieger sehr wenige. Es war eine Menge von Zweikämpfen, wobei die Geschlagenen, sobald sie den Rücken kehrten, den tödtlichen Streich erhielten. Werden die neuern Heere eigentlich handgemein, so geschieht es nur am Ende der Action, und nachdem schon viel Blut vergossen worden; drei Viertheile des Tags ist keiner Sieger, keiner geschlagen, und der durch die Feuerwaffen verursachte Verlust ist auf beiden Seiten so ziemlich gleich groß. Bei Reitereigefechten kommt heutzutage etwas Aehnliches vor wie bei den alten Heeren: der Verlust des Besiegten ist ungleich größer, als der des Siegers, weil die Schwadron, die ausreißt, verfolgt und niedergehauen wird, und somit weit mehr Schaden leidet, als zufügt. — Man nimmt gewöhnlich an, die Kriege der Alten seyen blutiger gewesen, als die jetzigen; ist dem wirklich so? Die heutigen Heere schlagen sich jeden Tag, weil Kanonen und Gewehre weithin reichen; Avantgarden, Vorposten feuern auf einander und lassen oft beiderseits vier-, fünfhundert Mann auf dem Platz. Bei den Alten waren die Gefechte seltener und nicht so blutig. In den heutigen Schlachten ist der Verlust beider Heere, der sich hinsichtlich der Todten und Verwundeten beiderseits ungefähr gleich stellt, zusammen stärker, als der Verlust in den alten Schlachten, der nur auf die Seite des geschlagenen Heeres fiel.

Da sich die alten Heere mit blanken Waffen schlugen, so mußten sie aus geübteren Leuten bestehen: es waren lauter Zweikämpfe. Ein aus tüchtigern Leuten und ältern Soldaten bestehendes Heer war nothwendig ganz im Vortheil. So sagte in Afrika ein Centurio der zehnten Legion zu Scipio: „Gieb mir zehn meiner Kameraden, die mit mir gefangen sind, laß uns mit einer deiner Cohorten fechten, und du sollst sehen, wer wir sind.“ Der Centurio hatte Recht; wenn jezt ein Soldat so spräche, so wäre er nur ein Prahlhans.

Die Oberfeldherrn der alten Heere waren nicht so ausgesezt, wie die der neuern. Die Geschosse fingen sie mit den Schilden auf; die Pfeile, die Schleudersteine, alle ihre Wurfmaschinen waren durchaus nicht mörderisch; mancher Schild fing gegen zweihundert Geschosse auf. Heutzutage muß der Oberfeldherr Tag für Tag in den Bereich des groben Geschützes, oft auf Kartätschenschußweite, und in jeder Schlacht auf Flintenschußweite, um zu recognosciren, selbst zuzusehen und anzuordnen: das Gesicht reicht nicht so weit, daß sich die Feldherrn außer dem Bereich der Kugeln halten könnten.

St. Gudula und die Judentreppen zu Brüssel.

(Fortsetzung.)

Wenn auch der gothische Baustyl im Innern der Kirche nicht in seiner ganzen Reinheit anzutreffen ist, so muß man doch gestehen, daß sie eine großartige Wirkung macht. Der Pomp des katholischen Cultus umgibt hier den Eintretenden. Durch die bunten Fensterscheiben fällt das Tageslicht gemäßigt in die gewaltigen Räume. Eine kunstreich gearbeitete Kanzel, in überreichem Schmuck prangende Altäre, Mausoleen und Denkmale zieren das Gotteshaus. Da sieht man den in ritterlicher Rüstung auf seinem Grabstein ruhenden Erzherzog Ernst, dessen Devise: Soli Deo gloria, nicht vergessen ist, da steht das durch einen schlummernden Löwen von Erz bezeichnete Grabmal der Herzoge von Brabant, welches Erzherzog Albert im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zum Andenken der frühern Beherrscher des Landes errichtete, und das, einer Sage nach, die Asche Philipps des Guten, Herzogs von Burgund, umschließt. Der Erzherzog selbst und seine Gemahlin Isabella, welche in den Jahren 1621 und 1633 zu Brüssel verschieden, schlummerten lange Jahre in der Sacramentskapelle, wo auch Prinz Carl von Lothringen, Gouverneur der österreichischen Niederlande, 1780 beerdigt ward. An ihn, mit dessen Leben auch die ruhigen Tage Brabants endeten, erinnert auf fast komische Weise die große Marmorstatue des Herkules, ein Werk Delvaux's, welche man unten an der Treppe im alten Pallaste sieht, wo man zur Bibliothek geht: um die Keule des Heros sind die verschiedenen Ordensbänder geschlungen, welche der Prinz zu tragen pflegte.

Mehr prächtig, als geschmackvoll ist die Kapelle Unsrer lieben Frauen, ein Bau des siebzehnten Jahrhunderts: gemalte Fenster schmücken sie, wie die Sacramentskapelle und das Chor, wo man des Floris von Figuren wimmelndes Glasgemälde des jüngsten Gerichts, und die vortrefflichen Arbeiten derselben Gattung von van Diepenbreck sieht. Das berühmte Rubens'sche Gemälde: Christus, welcher dem Apostel Petrus die Schlüssel übergibt, für das Grabmonument des Kanzlers D'Amant bestimmt, schmückte ehemals den Hochaltar der Kapelle des heil. Sacraments, und wurde während der französischen Herrschaft von der Geistlichkeit selbst, wie es heißt, aus Geldnoth verkauft, worauf es erst nach Frankreich, dann nach England, und endlich nach Brüssel zurück, in den Besitz des Prinzen von Oranien kam. St. Gudula hat damit ihren schönsten Schmuck verloren. Die vielbesuchte und verehrte Kapelle, von welcher so eben die Rede war, im Jahr 1539 in ihrer gegenwärtigen Gestalt erbaut, mit herrlichen

Fenstergemälden von Rogier van der Weyde, und reichen Zierrathen ausgestattet, so wie eine Reihe von Bildern von van Helmont, Eykens, van der Heyden, Kerckx und van Orley, die man in den Seitenschiffen der Kirche sieht, erinnern an ein Ereigniß, welches in der lezten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ganz Brüssel in Bewegung sezte und als grausiges Beispiel des Glaubenshasses und der Barbarei in den Annalen jener Zeit dasteht. Es ist die Geschichte von den mißhandelten und wunderbar geretteten Hostien und der daraus entsprungenen Judenverfolgung. Wir wollen sie vernehmen, wie die Chroniken von Brüssel sie berichten.

Die Juden waren in dieser Stadt in einem Viertel zusammengedrängt, welches, wie es im Mittelalter meist zu geschehen pflegte, von den übrigen Bewohnern nur betreten wurde, wenn sie Hohn oder Verfolgungssucht an diesen Unglücklichen auslassen wollten. Man nannte es die Judentreppen, weil die Mehrzahl der diesen Zufluchtsort ausmachenden Gäßchen Treppen waren und noch jezt sind, angebracht auf dem Abhange der Hügel, welche den Boden, auf dem die Stadt liegt, so ungleich machen. Solcher Art waren die Straßen von Trois-Têtes, wo man noch ein altes Haus sieht, in welchem die Bekenner des mosaischen Glaubens ihre Zusammenkünfte hielten; die Straße von Villa Hermosa, das Gäßchen von Notre-Dame, der Durchgang Saint Roch, die Straßen Ter-Arken, Isabelle u. m. a., durch enge, schmuzige Winkel bis zum Kantersteen sich erstreckend. Die Synagoge lag da, wo gegenwärtig die Kapelle von Salazar sich erhebt.

Es war im Jahr 1369, als ein reicher Israelite von Enghien, Namens Jonathas, welcher den Christenglauben und die Christen verabscheute, nach Brüssel kam, wo er einen armen Juden, Johann von Löwen gehe ßen, der sich vor Kurzem zum Christenthum bekehrt, aufsuchte und ihm ein arges Vorhaben eröffnete. Johann wohnte in einer kleinen Straße, welche nach dem Prozesse die Rue des Sols genannt wurde, weil der von Enghien ihm einen Sack voll Pariser Sols gab, ihn zu der bösen That anzuregen. Er war arm, und aus Noth, nicht aus Ueberzeugung, zur Kirche Jesu übergetreten. Freudig empfing er den Sack, welchen Jonathas ihm mit den Worten reichte: „Dies ist das Handgeld für ein bedeutendes Geschäft.“ — „Für welch Geschäft?“ fragte Johann. „Du sollst mir einen Dienst leisten,“ erwiderte der reiche Jude, „aber er ist nicht ohne Gefahr.“ — „Ihr wisset, Messire,“ antwortet der Andere, „daß ich zu Euren Diensten stehe, und daß ich für eine Frau mit acht Kindern zu sorgen habe.“ — „Ich weiß es,“ versezte Jonathas, „und dennoch komme ich zu dir, obgleich du verleugnet hast den Glauben unsers Vaters Abraham und das Gesetz Mose.“ — Es lag etwas Bitteres in der Art und Weise, womit der Jude diesen Vorwurf aussprach, und in dem Blick, womit er ihn begleitete. — „Ich that's,“ erwiderte Johann von Löwen, „aus Noth und aus Furcht; aber glaubt mir, Messire, in meinem Herzen bin ich noch ein Kind Israels.“ — „Wohl denn,“ sprach der reiche Jude, „so ist's denn, wie ich gehofft hatte. Der Gott Jakobs möge uns aufrichten und unsere Feinde erniedrigen! Höre denn, mein Bruder (er legte absichtlich Nachdruck auf das Wort, was Johann wohlgefällig zu bemerken schien), vernimm, was mich zu dir führt. Ich bedarf einiger Hostien, die von den Priestern der Christen geweiht worden sind.“

Erbleichend blickte der Andere zu ihm auf. „Und zu welchem Zweck, Messire? Was denkt Ihr damit zu thun?“ — „Ich will ihre Kraft erproben.“ — „Aber Ihr wisset, daß die geweihte Hostie der Gott der Christen selbst wird, und nur Priesters Hand sie berühren darf.“ — „Wenn du sie nicht anzurühren wagst, kannst du sie nicht sammt dem Gefäße nehmen, das sie enthält?“ — „Das ist Kirchenraub, und diesen bestrafen grause Pein und Tod.“ — „Aber du sollst auch großen Lohn ernten.“ — Johann von Löwen schien einige Augenblicke lang zu überlegen. Falten überzogen seine Stirne, er ging einige Schritte auf und ab, und sagte dann: „Was gebt Ihr mir?“ — „Du willigst ein?“ fragte Jonathas, ein triumphirendes Lächeln mit Mühe unterdrückend. „Fünfzehn Goldschafe sind dein.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsezung.)

Diebsgeschichten.

Weil das jeder Mensch in England weiß, so fällt es keinem ein, anders zu handeln, und Lea traf demnach Maßregeln, sich der verdächtigen Personen auf offener Straße zu bemächtigen. Ein sonderbarer Zug des freiheitliebenden englischen Charakters, daß der kurze, bunt bemalte Stab des Constable im Hause nichts, vor dem Hause Alles gilt: Wer da sich widersezt, ist des Aufruhrs schuldig und wird demgemäß bestraft. Die Taverngäste ließen nur bis zum nächsten Morgen auf sich warten, und nachdem ihre Personen festgenommen waren, nahm Lea auch Alles in Beschlag, was sich in ihren Zimmern vorfand. Das reichte vollkommen aus, den Verdacht der Theilnahme am Diebstahl im Zollhause zu rechtfertigen, bot aber nicht das Geringste, woraus eine Theilnahme an dem Einbruche im Hallschen Speicher hätte gefolgert werden können. Lea gestand selbst sein Befremden, ohne deßhalb einem Glauben zu entsagen, der, wie er versicherte, sich ihm in demselben Augenblicke aufgedrungen, wo es ihm kein Zweifel geblieben, daß Jourdan und Sullivan die Zollhausdiebe seyen. Troz aller Sorgfalt, mit welcher erst die Papiere und Effekten der Gefangenen und dann ihre verschiedenen Wohnungen durchsucht

wurden, fand sich nichts, den Verdacht zu begründen. Da erschien plötzlich, während die Verhafteten bis zu den nächsten Assisen in Verwahrung saßen, an einem schönen Morgen der Eigenthümer der erwähnten Taverne vor dem Polizeirichter des Distrikts und meldete Folgendes. „Es mußte mir und meiner Frau auffallen,“ sagte er ungefähr, „daß schnell nach Jourdans und Sullivans Verhaftung des Erstern Frau und des Leztern Bruder bei uns einsprachen und die Zimmer zu sehen wünschten, in welchen Jene gewohnt, und daß, nachdem ich sie ihnen gezeigt, mehrere Tage hinter einander Fremde von ganz stattlichem Aeußern bald zwei-, bald vierspännig, bald mit viel, bald mit wenig Gepäck bei uns vorfuhren und Quartier verlangten. Wir logiren in der Regel nicht, haben nur unsere Kunden, die, wenn sie zur Stadt kommen, bei uns absteigen, und fanden durch die an den beiden angeblichen Kaufleuten gemachte Erfahrung uns zu weitern Aufnahmen so wenig bewogen, daß wir die Fremden insgesammt abwiesen. Gestern kehrte Herr Hanson aus Reading bei uns ein, ein Herr, den wir seit Jahren kennen, und der um keinen Preis anderswo einkehren möchte. Sein Gepäck wurde auf das Zimmer gebracht, in welchem Jourdan geschlafen hat, und ehe er ausging, befahl er, Abends einzuheizen. Sobald Herr Hanson nach Hause kam, legte er sich zu Bette, und nicht lange darauf sah er in der Mitte des Feuers etwas so prächtig funkeln, daß er aufstand, das Feuer auseinander störte, und was fand er? hier, diese drei goldenen, mit Perlen besezten Vorstecknadeln. Die Perlen sind unversehrt, aber das Gold ist zum Theil geschmolzen. Heute Morgen zeigte er mir den Fund. Wir untersuchten nun gemeinschaftlich die verlöschten Kohlen und die durchgefallene Asche, und was fanden wir? hier, diese sieben großen Brillanten, diese vier Duzend kleine Diamanten und diese sieben Smaragde.“ — Nachdem der Richter die genannten Juwelen besichtigt und die Angabe richtig befunden, fragte er den Wirth, auf welche Art er glaube, daß diese werthvollen, obgleich sehr beschädigten Gegenstände in das Feuer gekommen? — „Darüber kann nicht füglich ein Zweifel seyn,“ versezte Jener; „Jourdan — denn wer sonst? — hat sie unter dem unnüzen Zeuge versteckt, welches während der Sommermonate in den Kamin geworfen zu werden pflegt; gestern wurde seit dem Frühlinge das erste Feuer darin angezündet, und nachdem die Aufwärterin das gethan, hat sie, wie gewöhnlich, das unnüze Zeug auf die Kohlen und so die Diamanten in's Feuer geworfen.“ — „Aber, Lea,“ wendete sich die Magistratsperson an den inzwischen herbeigekommenen, von Freude glühenden Polizeimann, „sollten Sie, der Sie die personifizirte Aufmerksamkeit sind, bei Untersuchung des Zimmrs sich das Kamin haben entgehen lassen?“ — „Keineswegs,“ antwortete der Gefragte; „ich entsinne mich vollkommen, das weiß und rothe, zierlich ausgeschnittene Papier, welches über dem Rost des Kamins hing, aufgehoben und den darunter aufgespeicherten Vorrath von Visitenkarten, Briefumschlägen, Papierschnizeln und Toilettenabfällen genau durchstöbert, jedoch weder etwas Brauchbares, noch Werthvolles bemerkt zu haben. Wollen Sie aber wohl den Wirth fragen, seit wie lange das Kamin nicht gefegt worden ist?“ — Auf die Antwort, daß es mehrere Monate her sey, sagte Lea dem Richter etwas heimlich in's Ohr, entfernte sich und kam bald nachher mit dem größten Theil des geraubten Diamantenschmucks zurück. Ein das Kamin hinaufgesendeter Schornsteinfeger hatte in ziemlicher Höhe einen halb verbrannten Beutel und in diesem das übrige Eigenthum der spanischen Gräfin gefunden. Daß Jourdan und Sullivan ihn daselbst verwahrt, scheint so wenig einem Zweifel zu unterliegen, daß, im Fall Beide den Erwerb desselben auf andere Art, als mittelst Einbruchs nicht zu erweisen vermögen, die Geschwornen sie des Leztern wahrscheinlich schuldig finden werden.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Februar.

(Beschluß.)

S c r i b e.

Ein ander Mal wurde Dumas von einem Verleger verklagt, weil er seine Stücke dem Sammler seiner Schriften verkauft habe, da doch er, der Verleger einzelner Stücke, ein Eigenthumsrecht darauf erworben habe. Wahrscheinlich hat der Dichter diesen Kläger befriedigt; denn seine Schriften sind seitdem in einer Sammlung mit einer Vorrede des gern lobenden Charles Nodier herausgekommen; da Dumas aber wahrscheinlich noch viel schreiben wird, so kann die Sammlung nicht lange vollständig bleiben. — Dies wäre also das Hauptresultat der dramatischen Arbeiten der Pariser Dichter während des lezten Jahres. Scribe hat sich in demselben nicht so thätig gezeigt, wie ehemals; aber schon seit einigen Jahren nimmt seine Thätigkeit ab, was ihm auch Niemand übelnehmen wird; wer die dramatischen Stücke zu hunderten zählt, und außer dem Trauerspiel und dem Melodram alle Gattungen des Schauspiels mit solchem Beifall behandelt hat, wie er, kann sich füglich das Leben bequem machen. Auch ist er jezt Akademiker, und nach einer alten Erfahrung in Paris werden die Dichter schläfrig, wenn sie einmal auf einem der berüchtigten vierzig Sessel der Académie française sizen. Indessen wird Scribe, der die Gesellschaft, das Leben auf dem Lande (versteht sich auf dem Lande um Paris) und die Theater liebt, sich wohl wenig auf seinen akademischen Sessel niedersezen. Für ihn ist das dramatische Schaffen und Treiben ein Bedürfniß, und gleichsam zur andern Natur geworden. Wenn er liest, wenn er nachdenkt, wenn er sich mit geistreichen Leuten unterhält, so sammelt er unaufhörlich Stoff und Motive zu neuen Dichtungen; er mag mit diesem Sammeln jezt größere Mühe haben, als sonst, da seine Phantasie noch frisch und jugendlich war. Bücher und Gespräche müssen jezt nachhelfen, wo sonst die eigene Einbildungskraft hinreichte; daher das scheinbar langsamere Hervorbringen neuer Stücke, das vermuthlich in seinem Aelterwerden und im Erschöpfen seiner Phantasie, nicht aber in Trägheit seinen Grund hat. Wäre Scribe sehr empfindlich über die Theaterkritiken in den Tageblättern, so hätte er längst aufgehört zu dichten; schon Jahre lang schreibt J. Janin Feuilletons gegen ihn im Journal des Débats, und andere Theaterkritiker ahmen Janins Ton nach; was aber Scribe trösten kann, ist, daß Janin zuweilen Dichter lobt, die sicher Scribe's Talent nicht haben, und es ist allgemein bekannt, daß J. Janin eine Abneigung gegen alle Vaudevilles affektirt, und sich in der Aeußerung dieser Abneigung gefällt. Uebrigens ist im Laufe des vorigen Jahrs kein neuer Theaterdichter aufgetreten, welcher Scribe's Vaudevillethron umzustürzen drohte, und wahrscheinlich werden in diesem Jahre, wie im vorigen, das Gymnase dramatique, die große und die komische Oper auf ihn rechnen, die Tonsezer werden nur von ihm einen Operntext zu haben wünschen, und auch das Théâtre français wird gern jedes neue Stück annehmen, das Scribe für dasselbe dichten will. Seine Schauspielsammlung wird sicher am Ende die Ifflandsche und die Kozebuesche an Umfang weit überwiegen.

Dg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 42.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 18. Februar 1836.

> Nirgends ist der Winter so lang, nirgends hat er eine garstige, nirgends aber auch eine so muntere Miene: der Koth ist das alte Lebenselement dieser Stadt.
>
> Mercier.

Die Freuden und Leiden des Winters in Paris.

Die Eintheilung und Benennung der vier Jahreszeiten rührt wahrscheinlich von einem unwissenden oder bequemen Astronomen her; man sollte sie abschaffen. Wer kann mir denn ein Land angeben, dessen Clima, wie die Zahlungstermine des Miethzinses, in vier Theile getheilt ist? Wo in aller Welt gibt's einen Winter, in dem es drei Monate anhaltend schneit, friert und nebelt? Hat man je einen dreimonatlichen Frühling erlebt, der vom ersten bis zum lezten Tage seiner Dauer sich mit Rosen und Schleedornblüthen bekränzt? Sind endlich je ein Sommer und ein Herbst vorgekommen, welche sich abwechselnd in die Herrschaft über die Atmosphäre theilen, ohne Eingriffe in ihre gegenseitigen Rechte zu machen? Dieß sey im Vorbeigehen gegen die Vorurtheile derjenigen bemerkt, welche glauben, daß Gott in seiner Weisheit sich habe nach dem Kalender richten wollen, und daß der niedrige Stand der Sonne im Winter, und ihre Höhe während des Sommers nach den Grundsätzen der allgemeinen Stufenfolge der Jahre angeordnet sey. Vier Jahreszeiten kommen nirgends vor. Drei zählt man am Spitzberg und am Tollensee, zwei in Afrika. Paris hat weder Frühling noch Sommer, aber als Schadenersatz dafür einen endlosen Winter, worin der Herbst so ziemlich mit aufgeht.

Wir würden unsern Lesern eine unvollkommene, unrichtige Vorstellung von dem Winter in Paris geben, wenn wir sie nicht mit der Länge der hiesigen Wintertage und mit den Gewohnheiten, welche ihre kurze Dauer unter den Bewohnern der Hauptstadt in's Leben ruft, bekannt machen wollten. Nach unsern Beobachtungen, die wir als Sittenrichter und Sittenmaler angestellt haben, fangen Winters die Nächte zu Paris im Durchschnitt gegen Abend um vier Uhr an und gehen erst um sieben Uhr Morgens wieder zu Ende, wobei natürlich die Tage nicht mitgerechnet sind, an denen die Lampe in den Werkstätten nicht ausgelöscht wird. Acht oder neun Stunden des Tags sind daher den Geschäften gewidmet, fünfzehn nehmen die Glücklichen für ihre Feste und ihren Schlaf in Anspruch, und eine gleiche Stundenzahl kommt den Armen, den Leidenden, den Philosophen, den Arbeitern, den Spitzbuben, den Mördern, kurz allen denen zu Gute, welche für die Reichen schaffen, auf ihre Vergnügungen spekuliren und auf ihre Börse oder ihr Leben lauern. Die Vornehmen und Reichen stehen um zehn Uhr von ihrem Lager auf, in manchen Fällen auch früher, wenn sie nämlich eine schlechte Erziehung genossen haben oder krank sind. Vormals machte das Duell eine Ausnahme von dieser süßen Gewohnheit; heutzutage schlagen

sich nur noch die Vaudevillesheldeen bei Tagesanbruch; die Heroen des Boulevard de Gand schießen sich erst nach dem zweiten Frühstück um drei Uhr Nachmittags.

Man frühstückt hier um eilf Uhr; die Zeit zwischen dem Frühstück und Mittagessen füllt man je nach seiner Muße oder Beschäftigung aus, wofern man nicht im Taglohn arbeitet oder sich an einen Baumeister verdungen hat. Nach dem Mittagessen, welches gewöhnlich um fünf Uhr eingenommen wird, hören die Geschäfte auf, und man eilt in die Kaffeehäuser oder in's Schauspiel. In den lezten Jahren der Restauration kam die Sitte des Nachtessens nach Beendigung des Schauspiels wieder in Aufnahme; unter der gegenwärtigen Regierung aber hört man wenig oder gar nichts mehr von glänzenden Soupers; sie sind zur Tradition geworden, und die Pariser legen sich nach dem Schauspiel zu Bett, ohne an's Soupiren zu denken.

Während der lezten fünfzig Jahre hat die Sitte des Aufstehens und Schlafengehens in Paris vielfach gewechselt und allmählich eine ganz neue Gestalt angenommen; der Bürgersmann hat dabei Vortheil und Nachtheil gehabt. Vor 1789 war die neunte Stunde Abends der feststehende Augenblick des Schlafengehens, um acht Uhr wurden die Läden zugemacht, und das Nachtleben hatte überhaupt noch keinen solchen Umfang erreicht, wie heutzutage. Die Kaffeehäuser und Theater löschten schon um zehn Uhr ihre Lichter aus. Die Revolution änderte die häusliche und öffentliche Lebensweise der Franzosen; die politischen Diskussionen, die Zusammenkünfte in den Kaffeehäusern nach den Kammersitzungen, die oft ganze Nächte hindurch dauernden Volksversammlungen in den Clubs, die nicht selten erst nach Mitternacht gefällten Urtheilssprüche gegen die Angeklagten, die nächtlichen Verhaftungen und Haussuchungen raubten dem Pariser Bürgersmann seine schönsten Ruhestunden, und von der Zeit an hat er nie wieder so süß und fest geschlafen, als ehemals. Den Schaden hat er dabei gehabt; dafür hat er aber auch jezt den Vortheil, daß er später aufsteht. Der kleinste Pariser Kleinkrämer ist erst um neun Uhr recht auf den Beinen und im Stande, mit einiger Geistesklarheit auf die Nachfrage seiner Kunden zu antworten; er gönnt seinen Commis gerne das Vergnügen, den ersten Hahnenschrei zu hören und den Sonnenaufgang zu sehen.

(Die Fortsezung folgt.)

St. Gudula und die Judentreppen zu Brüssel.

(Beschluß.)

Ein Goldschaf war eine in Frankreich unter dem Könige Johann geprägte Münze, welche man so nannte, weil das Lamm Sanct Johanns des Täufers darauf abgebildet war. In unsern Tagen würde sie ungefähr zwanzig Franken gelten, damals aber überstieg ihr Werth das Zehnfache. „Fünfzehn Goldschafe! Das ist zu wenig für die Gefahr," sagte Johann von Löwen. — „Zu wenig, sagst du? bist du vielleicht reich geworden?" — „Nein, Messire; aber ich wage mein Leben und kann meine Kinder zu Waisen machen." — „So gebe ich dir zwanzig." Johann erwiderte nichts, sondern ging im Zimmer umher und sagte dann: „Ich kann nicht." — „Du bist Christ in deinem Herzen," bemerkte Jonathas. „Ich gebe dir zwei-und-zwanzig ganz neue Stücke." Aber der Jude von Löwen hielt sich immerfort bei seinem: Ich kann nicht. Jonathas bot höher und höher. Er war bereits auf vierzig gekommen, ohne jenen zum Entschluß bringen zu können. „Wie viel verlangst du denn?" fragte er endlich ungeduldig. Johann blieb stehen, zählte an den Fingern und sagte dann leise: „Ich will sechzig Goldstücke, oder ich unternehme nichts." — „Sechzig! du spottest meiner," fuhr der von Enghien heraus. „Guten Abend, ich suche einen andern Bruder, der vernünftiger ist." — „Geht nur," sagte der Arme. Und Jonathas ging. Aber nach fünf Minuten kehrte er zurück. — „Wenigstens," sprach er, „wirst du mich nicht verrathen. Dafür lasse ich dir den Sack mit Sols." — „Seyd unbesorgt." — „Willst du fünf-und-vierzig Goldschafe?" — „Nein, sechzig oder nichts." — „Nun wohl, fünfzig, das ist eine hübsche, runde Summe." — „Ich sage Euch nein, Messire." Jonathas verließ unwillig das Haus, kehrte aber bald zum zweiten Male zurück. „Ich versichere dich, Johann, es thut mir leid, einem Andern diese Summe zu verdienen zu geben. Du weißt, daß ich dich immer geliebt habe. Ich will noch zwei Goldstücke für deine Frau zulegen." — „Ich bitte Euch, Messire, laßt mich in Ruhe. Ihr wollt mich verderben." — „Was aber gibst du mir für meine sechzig Schafe?" — „Was ich finde." — „Erlaß wenigstens fünfe." — „Nicht eines." — „Nun denn, wenn's so seyn muß. Aber du erhältst das Geld erst, wenn du mir die Hostien bringst. Ich lege die Summe in die Hände des Rabbiners nieder." — Die Beiden begaben sich nun zu einem alten israelitischen Priester, dem das Geld hingezählt ward, wobei Johann von Löwen so genau Acht gab, daß es Jonathas unmöglich war, irgend ein beschnittenes Goldstück darunter zu pfuschen, wie sie damals meist aus den Händen der Juden hervorgingen.

Dies trug sich am 1sten October 1369 zu. Am 4ten desselben Monats, während einer stockfinstern Nacht, ging Johann von Löwen, nachdem er seine Vorkehrungen getroffen, mit einer Leiter und einer Blendlaterne versehen, zur Sanct Catharinen Kapelle, welche er seit seiner vorgeblichen Bekehrung zu besuchen pflegte. Alles in der

Nachbarschaft schlief; er stieß eines der kleinen Fenster auf, stieg hinein, erbrach das Tabernakel und nahm das Ciborium, in welchem sich fünfzehn kleine Hostien nebst einer großen befanden. Diese brachte er eilig dem Jonathas, erhielt seine sechzig Goldstücke, und verließ Brüssel vor Tagesanbruch.

Der Jude von Enghien, welcher nun seine Wünsche erfüllt sah, kehrte auf der Stelle nach seinem Wohnorte zurück, und nachdem er Familie und Freunde um sich versammelt, begannen sie die entsetzlichsten Schmähungen und Verwünschungen gegen den Gott der Christen auszustoßen, und mit dem geweihten Brode sündhaften Muthwillen zu treiben. Dies erste Verbrechen wurde bald bestraft: denn kurze Zeit darauf wurde Jonathas, da er sich allein in seinem Garten befand, durch unbekannte Mörder ums Leben gebracht. Sein Sohn verließ erschrocken das Land. Die Wittwe, in Angst gesezt, wagte die Hostien nicht ferner in ihrem Hause zu behalten, ging nach Brüssel und übergab sie den dortigen Israeliten. Diese versammelten sich am 12ten April des Jahrs 1370, wo die Stadt den Charfreitag in stiller Feier beging, in ihrer Synagoge, und warfen die Hostien auf einen Tisch, um welchen sie saßen. Bald vernahm man nichts als Lästerungen und Fluchworte, und Einige, welche ihre Wuth nicht zu zügeln vermochten, stießen mit ihren Dolchen hinein, indem sie sagten, sie wollten Jesum Christum zum zweiten Male tödten. Da kam Gottes Zorn über sie. Bluttropfen befleckten die Missethäter, die Lampen zerbrachen, ein Schwindel ergriff die Anwesenden, die Einen, deren Gewissen geschreckt war, bekehrten sich und ließen sich taufen, Andere in ihrem Entsetzen entfernten sich aus Brüssel. Die Meisten aber, fürchtend, ohne gerührt zu seyn, beschlossen bloß, sich von dem Wunder zu befreien. Da sie sich dem Tische nicht mehr zu nähern wagten, ließen sie eine Frau Namens Catharine kommen, welche, wie Johann von Löwen, Christin geworden war, ohne indeß den Umgang mit ihren frühern Glaubensgenossen deßhalb aufzugeben. Sie boten ihr zwanzig Goldstücke, wenn sie die Hostien auflesen und zu der Judengemeine nach Cöln tragen wollte. Catharine nahm den Vorschlag an, aber zu sehr Christin, um zu einer neuen Heiligthumsschändung die Hand zu bieten, entdeckte sie Alles ihrem Beichtvater, Peter van den Heede, Pfarrer von Notre-Dame de la Chapelle.

Der alte Priester, über das Verbrechen schaudernd, nahm in Empfang, was die Frau brachte, und ging sich zu berathen mit Johann v. Woluwe, Rector von Sanct Nicolas, Michael von Backers, Vice-Pleban von St. Gudula, und Johann von Isscha, Archidiaconus von Cambray. Sie entwarfen einen Bericht über den Vorfall, den sie an Wenzeslaus, Herzog von Brabant, und seine Gemahlin Johanna richteten. Ein großer Rath ward versammelt, zu welchem man mehrere Domherrn von St. Gudula und die berühmtesten Gottesgelahrten berief. Die That war so entsetzlich, daß alle in Brüssel anwesenden Juden verhaftet wurden; man sperrte sie in das große, mit Thürmen versehene Gefängniß, das sich über der Steen-Poort erhob, im Jahr 1014 gebaut worden war und 1760 niedergerissen wurde. Der Proceß ward bald begonnen, eine Menge Zeugen wurden verhört, und nachdem man, wie es heißt, die Gotteslästerer, drei an der Zahl, überwiesen hatte, ob sie gleich bis an's Ende leugneten, wurden sie, von einer unzähligen Volksmenge begleitet, welche sie mit Beschimpfungen überhäufte und mit Koth warf, auf einem Karren durch die Stadt geführt, und, nachdem die Henker sie mit glühenden Zangen gezwickt, lebendig verbrannt, auf der Wollenwiese zwischen dem Thor von Hall und dem von Namür, wo sich später der 1807 abgetragene dicke Thurm befand, welcher zum Richtplatze für fremde Missethäter diente. Einige Schritte vom Scheiterhaufen entfernt, pflanzte man zur Erinnerung an diesen Vorfall einen Baum, dessen Stamm abstarb, der aber nah am Boden drei starke Aeste trieb, gleichsam als Anspielung auf die drei Juden. Diesen Baum sah man noch vor nicht langer Zeit im Garten des Herzogs von Aremberg.

Das grausame Urtheil wurde am 22sten Mai 1370, am Vorabend des Himmelfahrtfestes, vollzogen. Die Kinder der Unglücklichen, welche man gezwungen, dem entsetzlichen Schauspiel beizuwohnen, wurden getauft und in christliche Schulen geschickt, ihre Güter wurden eingezogen und drei grausige Köpfe vor dem Versammlungshause aufgepflanzt, was der Rue des Trois-Têtes ihren Namen gegeben. Sodann verbannte man alle Juden aus dem Lande. — Von den geretteten Hostien wurden die große und zwei kleine der Kirche St. Gudula übergeben, die übrigen blieben zu Notre-Dame de la Chapelle. Leztere sind nicht mehr vorhanden, wohl aber die erstern, welche man in ein reiches Gefäß einschloß, das mit sieben der Goldstücke verziert wurde, welche Catharine erhalten hatte. Ein Fest unter dem Namen des Saint Sacrement de Miracle ward zur Erinnerung eingesezt: dies ist der Ursprung der großen Brüsseler Kirmeß, welche am Sonntag nach dem 15ten Juli gefeiert wird.

Als im Jahr 1579 die Geusen Brüssels Kirchen plünderten, wurden die Hostien in dem sie umschließenden goldenen Kreuze am 6ten Juni durch einen Chorherrn in Sicherheit gebracht, und blieben lange Zeit verborgen in einem Balken im Zimmer eines Hauses in der jetzigen Rue des Fripiers, von wo sie am 6ten Juli 1585 mit großer Feierlichkeit und unter ungeheurem Zulauf des Volkes zu der vorigen Stelle zurückgebracht wurden. Ein Stück von dem Balken sieht man in St. Gudula, an der Wand zwischen der Sacramentskapelle

und jener der h. Maria Magdalena. Auch im Jahr 1794 wurden sie von Neuem in Sicherheit gebracht. Noch in unsern Tagen wecken sie die Erinnerung an die an Greueln überreiche Zeit, deren in der vorstehenden Geschichte gedacht worden ist. Alfr. Reumont.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Februar.

Eine Somnambüle.

Wir haben jezt in unserer Nähe einen sehr interessanten Fall von Starrsucht, der viele Personen zum Nachdenken und auf andere Meinung gebracht hat, die früher dergleichen Erscheinungen verlachten. Diese Seherin von Preverst ist keine reife und erwachsene Person, sondern ein hübsches, dreizehnjähriges Bauermädchen im Dorf Virieu (Departement Isère). In ihrem achten Jahr war sie somnambul, hatte Tag und Nacht die Augen zu, manchmal zugebunden, ging aber doch zu allen Nachbarn, lief in allen Winkeln mit Sicherheit herum, kroch mit großer Geschicklichkeit in alle Ecken, und holte Sachen da hervor, wenn sie auch noch so gut versteckt waren. Gerade am ersten Januar vorigen Jahrs wurde sie krank und mußte das Bett hüten, das sie seitdem noch nicht verlassen hat. Seit dieser Zeit litt sie an schrecklichen Zufällen von Starrsucht, in denen sie durchaus auf gewöhnlichem Weg nichts hörte und sah; sie antwortete aber allen denen, die gegen ihre Fingerspitzen sprachen. War der Anfall vorüber, so verfiel sie in eine so gänzliche Auflösung, daß man sie für todt hätte halten können, und in diesem Zustand hatte sie gar keine Empfindung. Während der Anfälle gab sie Jedem, auch ganz fremden Personen klare, bestimmte, genaue Antworten auf alle Fragen, die sie auf die angegebene Weise an sie richteten. Wollte Jemand Nachrichten von einem lange entfernten Freund oder Verwandten, so antwortete das Mädchen sogleich, und alle ihre Angaben erhielten in der Folge die genaueste Bestätigung. Einige Personen haben sie auch über die Hölle, das Paradies, über Diebstähle, andere wieder über Politik und dergleichen gefragt, das Mädchen antwortete ihnen aber nicht, sondern blieb stumm. Im natürlichen Zustand kann sie Gedrucktes gut lesen, nicht aber Geschriebenes. Hielt man ihr aber in ihren kataleptischen Zufällen selbst sehr undeutlich Geschriebenes vor, so legte sie die Fingerspitzen auf die Zeilen und las es dann ohne Anstand. Wenn Geistliche und andere unterrichtete Männer sie lateinisch anredeten, was sie im wachen Zustande nicht verstand, so antwortete sie ihnen zwar nicht in dieser Sprache, bat sie aber, ihr das Gesagte zu übersetzen. Oft machte man Versuche, sie zu täuschen und unrichtig zu übersetzen; sie merkte es aber sogleich und ruhte nicht eher, als bis die Uebersetzung ganz genau und richtig war. Mehrmals hat man sie um die Bedeutung griechischer Worte gefragt, und immer bestimmte, richtige Antwort von ihr erhalten. Die Antworten dieses Mädchens sind manchmal so geistreich, überraschend und außerordentlich, daß von allen Gegenden Leute herbeikommen, um sich bei der Kranken zu berathen, oder nur um sie zu bewundern. So haben sie auch viele Aerzte aus der Nachbarschaft, von hier, Vienne, la Tour-du-Pin, Echelles und Chambery besucht und beobachtet; keiner aber hat es gewagt, sie medizinisch zu behandeln. Erst neuerdings hat ein Homöopath damit einen Versuch gemacht. Seit dem ersten Januar dieses Jahrs, also gerade ein Jahr nach des Mädchens Erkrankung, haben sich die Anfälle der Starrsucht vermindert, sind erst kürzer geworden und haben dann ganz aufgehört. Da das Mädchen aber seit so langer Zeit das Bett nicht verließ, so hat sie den Gebrauch ihrer Beine fast ganz verloren.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Februar.

(Beschluß.)

Stadtgeklatsche.

In dieser bereits zur Gewißheit gesteigerten Voraussetzung, und da Einbruch in England mit dem Strange bestraft, und man in England gehangen wird, auch wenn man das Verbrechen nicht eingestanden hat, wird vielfach die Hoffnung gehegt, daß die beiden Verbrecher, sobald sie ihr Leben verloren sehen, auch zu andern, namentlich Juwelendiebstählen sich bekennen, und somit das geheimnißvolle Dunkel aufklären werden, welches in Bezug der leztern bisher statt gefunden hat. Merkwürdig genug sollen Sullivan und Jourdan nun alle Juwelen gestohlen haben, die in London seit Menschengedenken abhanden gekommen sind, denn London beweist sich bisweilen so kleinstädtisch, daß es Mühe kostet, die große Stadt zu erkennen. An Stadtgeklatsche fehlt es hier so wenig, als in Krähwinkel, und in diesem Augenblick werden zwei Tagesbegebenheiten besprochen, die aus dem Embryo, in welchem sie zur Zeit liegen, sich vielleicht recht interessant entwickeln. Bis dahin theile ich die einfachen Thatsachen mit. Erstens, merkwürdige Briefe am unrechten Orte: ein Trödler, Namens Jackson, ersteht in einer von der Regierung angeordneten Auktion alter Materialien eine eiserne Kiste ohne Schlüssel für fünfzehn Pfund Sterling. Ein Schmid schlägt dem Trödler die Kiste auf, und darin findet sich ein niedliches Mahagonikästchen und ein feiner silberner Schlüssel. Der Schlüssel öffnet das Kästchen, und darin finden sich einige weißatlaßne Beutel, und in den Beuteln findet sich eine große Zahl Briefe, Briefe von Georg IV. an eine berühmte Marquise, Briefe von der Marquise an ihn und Briefe von mehreren andern, noch heute bei Hofe geltenden Personen. Der erschrockene Auktionator nimmt dem Ersteher das Versprechen ab, die Korrespondenz wenigstens zwei Tage geheim zu halten, und übersendet dem Herzoge von Wellington geflügelte Botschaft. Und im Fluge sendet der Herzog zum Trödler, fordert im Namen des Königs Auslieferung der Kiste sammt Inhalt, empfängt Beides, und entschädigt den dummen Trödler mit der verhältnißmäßigen Lumperei von fünfzig Pfund. — Zweitens, ein Kinderraub. Vor einem der Spitäler für Wöchnerinnen hält ein Wagen. Ein schwarzer Diener meldet der Aufseherin, seine Herrin wünsche eine Amme zu haben; eine Person der Art erscheint sogleich am Wagen, eine der beiden darin sizenden Damen fragt sie Einiges, und verlangt, mit den Antworten zufrieden, das Kind zu sehen, das sie nähre, um durch dessen Beschaffenheit sich noch besser zu überzeugen, ob die Amme alle erforderlichen Qualitäten besize. Die arme Frau holt und überreicht das Kind, ein schönes, gesundes, sorgsam eingewickeltes Kind. Die Dame lobt es, hätschelt es und bittet, ihr die Liste der Subscribenten zu bringen, durch deren Beiträge die Anstalt besteht. Dies geschieht; noch sorgsamer eingehüllt gibt die Dame das Kind zurück; dann schließt sich die Wagenthüre, der Diener springt auf und im Galopp jagen die Pferde davon. Erstaunt blickt die arme Frau dem Wagen nach, und welcher Schreck, als sie auf ihr Kind blickt! — Ein häßliches, braunes, wollhaariges Kind liegt ihr im Arme. W. S.

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 43.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, den 19. Februar 1836.

Von dieser Zeit Parteiungen hoff' ich nichts;
Doch wann ich darf ausruhen, wie Goethe ruht,
Dann sey'n mir auch spätreife Kränze
Auf den versinkenden Sarg geworfen.

Platen.

Beim Tode des Grafen Platen.

(Geb. 24sten October 1796, gestorben 5ten December 1835.)

Todt, Du Gesangsheld? heimischem Boden fern
Auf fremdem Eiland, ehe gealtert Du?
Nein, bittrer Täuschung Traumgesichte
Halten beängstigend mich umfangen. —

Rückwärts erschau' ich einen beglückten Mond:
Er triefet reich von goldenem Traubensaft,
Ein Dichterherz brach, längst gealtert,
Während ein größres das Licht begrüßte.

Kriegsfahnen ziehn Dich über den deutschen Rhein
Von steifem Hofzwang unter der Schlachten Lärm,
Die jenes Cäsars aufgeraffte,
Blutige Kränze verwelken ließen.

Einsam verstrich Dir Jugend und Lenz, indeß
Tiefsinn'ger Weisheit Quelle sich Dir ergoß,
Das Weltgeheimniß, reine Schönheit,
Deinem begierigen Geiste lösend.

Du forschtest unablässig dem Schönen nach,
Mag Griechenland, mag locken der Wunder-Ost,
Mag Wirklichkeit es bieten oder
Wundergeschichte des Heimathlandes.

Wie blüh'nder Frühling Rosen umherzustreun
Niemals ermüdet, lachten in Heiterkeit
Wohllaut und Schönheit Deines Lebens
Leuchtende Sterne zur Erde nieder.

Wo irgend Unkunst Kronen des Ruhms erschlich,
Daß starr die Mitwelt gaffte hinauf zu ihr,
In scheuer Demuth ihrer Hoffarth
Kniee verbeugend und Nacken krümmend,

Da rissest rasch Du weg den papiernen Ruhm,
Den Schleier hobst Du; aber es lohnte Dir
Mit Schmach und Hohn der freigemachte
Götzenverlierende Götzendiener.

Des Nordens Wirrwar bannte mit gift'gem Haß
Zum ew'gen Frühling welscher Gefilde Dich;
Prachtreicher Vorwelt Trümmerhaufen
Boten dem lechzenden Geist Erquickung.

Wie Nachtigallen klagte das süße Lied
Aus grüner Lorbeern kühlendem Schatten laut:
Das Vaterland ist leicht verlassen,
Wiedergewonnen ein zweites niemals.

Du lebtest, rastlos wechselnd den Aufenthalt,
Des Apennins grünlockiges Haupt beschritt
Nordwärts und südwärts Deine Eile,
Drängte auf schäumende Meeresflut Dich.

Siciliens Eiland schenkte dem Aeschylos,
Der seiner Heimath Pöbelgeschrei entwich,
Des Grabes Freistatt, schenkte Deinen
Müden Gebeinen ersehnte Ruhe.

Zu Deinem Grabmal schreitet im Rosenkranz
Der Dichter Iran's, Feuer im trunknen Aug',
Im Herzen Sehnsuchtqual der Liebe,
Aber es lächeln die bleichen Lippen.

Mit grünem Oelzweig, welchen Minerven's Baum
Auf hoher Burg darreichte, gekränzt, erscheint
Am Grabe Aristophanes, der
Lachend beweinte des Vaterlands Fall.

Der Mythenzeit ehrwürdiger Priester, der
Auf Fabelirrweg deutend umhergeschweift,
Trägt späten Nachruhms frischen Kranz in
Silbernen Locken zu Deinem Grabe.

Genügsamen Frohsinn, Liebe des Hirtenvolks,
Die Pracht der Hauptstadt, ländliche Stille sang
Einst Theokrit; lorbeerumkränzt steht
Neben dem Grabe des fremden Freunds er.

Octavian's Ruhm, glühenden Feindeshaß,
Der Liebe sanfteinschmeichelndes Feuer goß
In reine, wohllautsvolle Lieder
Ueber die lauschende Welt Horaz aus;

Er naht der Gruft. Es nahet mit ihm Petrark,
Dem Liebesglut aufzehrende Marter war:
Er glühte; — doch keusch wie des Mondes
Silberne Gondel im blauen Nachtmeer.

Glorreich umsteht Dein Grab der geprief'ne Reihn,
Wirft frische Lorbeerkränze des Ruhmes Dir,
Sechsfachen Ruhms Dir auf den Hügel,
Und es beginnt der Begeistrung Chorus:

„Sehnsücht'ger Heimath seligem Strande wallt
Der Liebe Wunsch zu; Thränen verströmt das Aug'
An deiner Ruhstatt schlichtem Hügel,
Thränen der Liebe und sanftern Wehmuth."

„Aus Weltverwirrung, Toben der Leidenschaft
Steigt Deines Nachruhms siegender Glanz empor:
Wie aus des Oceans Orkanen
Leuchtend die leuchtende Sonne auftaucht."

Sey meiner Brust nachtrauerndes Weihelied
Des Ruhmes Herold! Sey es das Morgenroth,
Das Rosen ausstreut vor Apollons
Strahlenergießendem Sonnenwagen!

C. Gödecke.

Die Freuden und Leiden des Winters in Paris.

(Fortsetzung.)

In dem Normalzustande von Paris — und der Winter ist ein solcher Normalzustand — stehen die Leute aus allen freien Ständen zwischen acht und zehn Uhr auf. Wann der Arbeiter im Winter unter seiner Bettdecke hervorkriecht, läßt sich schwer ausmitteln, da es während dieser Jahreszeit keine bestimmte Stunde dafür gibt; sein Nachtlager dagegen sucht er regelmäßig um neun Uhr des Abends auf. Die Frachtfuhrleute, die Holzablader, die Kohlen- und Mehlträger gehören in die Kategorie der Arbeiter, welche am frühesten aufstehen; daher wird man auch Abends keinem Floßknecht oder Sackträger der Halle in den Straßen der Hauptstadt begegnen, und die Annalen der Gerichtspflege legen Zeugniß dafür ab, daß sie nie bei nächtlichen Unruhen betheiligt waren. Dasselbe Lob kann man den Maurern, Brunnenfegern, Dachdeckern und Glasern nicht geben, die später Feierabend machen und sich bisweilen in unangenehme Händel verwickeln lassen; um aber der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich bemerken, daß sie sowohl Winters als Sommers mit Tagesanbruch auf den Beinen sind. Wer diese Leute studiren will, muß sich nach dem Grèveplatz begeben, wo sie ihren Sammelplatz haben, wenn sie ohne Arbeit sind und Beschäftigung suchen. Wenn die Sonne sich am Himmel zeigt, fangen die Commissionäre, welche an jeder Straßenecke stehen, ihre Amtsverrichtungen an, die sie leider mit dem Tage einstellen und dadurch während der schlechten Jahreszeit ihren Vortheil wenig wahrnehmen und den Leuten, welche ihre Dienste während der Nacht in Anspruch zu nehmen hätten, durchaus zu keiner Zeit einen Gefallen erweisen. Sie sollten Abends spät auf ihren Posten bleiben und jedesmal eine Laterne zur Verfügung der Vorübergehenden bereit haben; es nimmt mich Wunder, daß noch kein Pariser auf diese Industrie verfallen ist, welche ohnstreitig viel einzutragen verspricht. Allerdings müßten sich diese Leute dann sehr spät zu Bett legen, und um sich spät niederzulegen und frühe wieder aufzustehen, dazu ist ein starker Wille erforderlich, den man nicht Jedem zumuthen kann. Sind doch Friedrich der Große und Napoleon nur so berühmt geworden, weil sie von den vier-und-zwanzig Stunden des Tags und der Nacht nicht mehr als fünfe verschliefen. Zwischen sieben und acht Uhr im Winter gehen die Nähterinnen, Stickerinnen und andere Arbeiterinnen über die Boulevards und den Pont-neuf; wir rathen dem Fremden, welcher ohne Zeitverlust das leichtfertige Völkchen der Pariser Grisetten mustern will, sich an einen der beiden angegebenen Punkte zu postiren. Späterhin

wird der Wirrwarr der Arbeiter, welche sich in die Straßen von Paris ergießen, zu groß, und wenn erst noch die hinzukommen, welche aufstehen, um gar nicht zu arbeiten, ist es unmöglich, die einzelnen Stände zu unterscheiden.

Der Winter übt hier in Paris, wie überall, einen besondern Einfluß auf die öffentlichen Feste und Lustbarkeiten aus. Eine der gewöhnlichsten Winterbelustigungen sind die Bälle, welche je nach den einzelnen Stadtheilen, nach den Sitten und mehr noch nach den Vermögensumständen verschieden sind. Die gewöhnlichen Bürgersleute veranstalten in der Regel Privatbälle bei sich zu Hause, auf denen es ganz ehrsam und ordentlich hergeht; schade nur, daß sie zu viel kleinstädtische Bestandtheile in sich aufgenommen haben, wodurch man leicht in's Gerede der Leute kommt. Es wimmelt daselbst von Familienmüttern und Bräutigams; man glaubt in einer kleinen Stadt Deutschlands zu seyn. Die spekulative Ehe hat dort ihre Netze ausgespannt und tritt einem mitten im Walzer auf die Hühneraugen. Jede Mutter, welche heirathsfähige Töchter hat, ist auf diesen Bällen ein verkleideter Notar. Jeder Junggeselle, welcher seiner Tänzerin den Handschuh aufhebt oder einige Lobeserhebungen über die geschmackvolle Wahl ihres Anzugs macht, gibt dem jungen Mädchen Hoffnung und der Mutter Bürgschaft für ernstliche Absichten. Wenn man in diesen bürgerlichen Assembleen eine und dieselbe Person dreimal zum Tanz auffordert, ist man schon so gut als kirchlich mit ihr proklamirt. Aber wie soll man es in Paris anders machen, um die jungen Leute mit einander zu verheirathen? Die bürgerlichen Bälle bieten dazu die natürlichste Gelegenheit. Die Kirche ist kein gemeinsames Band mehr; die verliebten Stelldichein nach der Messe hinter dem sechsten Pfeiler in der Nähe der Kapelle haben aufgehört, aus dem einfachen Grunde, weil man nicht mehr in die Kirche geht; kaum hält man es noch der Mühe werth, die Ehe von dem Priester einsegnen zu lassen. Die Familienmütter gehen daher mit ihren ehrbaren erwachsenen Töchtern auf Privatbälle und verrichten so eine heilige Handlung, denn nichts ist bekanntlich heiliger als die Ehe.

Die Beamten, die Nationalgarde und die Artisten — eine weitschweifige Bezeichnung, welche die Handwerker der verschiedensten Gewerbe und die eigentlichen Künstler umfaßt — geben Winters gewöhnlich Subscriptionsbälle, welche oft unangenehme Auftritte wegen Verwaltung des Budgets veranlassen. Jeder Subscribent muß nämlich zu Anfang des Winters für Beleuchtung, Musik und Erfrischungen einen bestimmten Beitrag geben, wodurch, wie es auf dem Zettel heißt, sämmtliche Kosten für die Dauer des Karnevals gedeckt seyn sollen. Ereignet es sich aber nun, daß die Decke des Saales zusammenbricht, daß die Mauer einen Riß bekommt, oder daß man dreimal so viel Kuchen und Backwerk ißt, als man Anfangs übereingekommen war, so muß man gleich fünfzig Franken Nachschuß zahlen, was Murren und Wortwechsel zur Folge hat. Vor 1830 waren diese Subscriptionsbälle in Paris origineller, weil jede der verschiedenen Zünfte solche veranstaltete, wo man dann entweder lauter Maurer, Tischler oder Grobschmiede antraf. Ein umfassenderer Verein, als die Zunftgenossenschaft, die Nationalgarde, hat die verschiedenen Handwerker von Paris in ein Ganzes verschmolzen, und die allgemeine Bürgerfahne hat das einzelne Zunftbanner verdrängt. Der Schneider tanzt gegenwärtig neben dem Tischler, der Grobschmied neben dem Ziegelstreicher.

Seit einigen Wintern haben mehrere hiesige bekannte Künstler angefangen, während der Karnevalszeit aus ihrer Werkstätte einen Tanzsaal zu machen. Wir sollten zwar einen richtigern Ausdruck für diese Neuerung wählen; denn zwischen den vier, mit alten Waffenrüstungen, ausgestopften Haifischen, antiken Lampen und indianischen Streitäxten geschmückten Wänden jener Künstlerwerkstätten tanzt man nicht, sondern man kommt dort zusammen, um zusammenzukommen, um zu schwatzen, zu trinken, ja sogar um zu rauchen. Camille Roqueplan hat das erste Beispiel dieser Künstler-Raouts gegeben, welche gegenwärtig sehr beliebt und wegen ihrer originellen Ausgelassenheit bekannt sind.

Die hohe Finanz und die Bank geht auf die Bälle in der großen Oper und in den Tuilerien; der Faubourg Saint-Germain begnügt sich mit seinen eigenen Bällen und den Erinnerungen an die geschichtlichen Feste, welche die Herzogin von Berry vor 1830 im Pavillon Marsan gab. Das Volk in Paris — ein eben so zweideutiger Ausdruck, als Artist, besonders seitdem es souverän geworden ist — hat im Grunde keine andern Winterlustbarkeiten, als die öffentlichen Maskenbälle, und freut sich nur am Fastnachtsdienstag, wenn das Karneval im Sterben liegt, und am Aschermittwoch, wenn es todt ist. Wir wollen von diesen Volksbelustigungen und öffentlichen Maskenbällen nächstens in unserer Beschreibung des Pariser Karnevals sprechen.

Der Winter ist in Paris die Jahreszeit der Soiréen, wovon man in Deutschland sich nicht selten einen falschen Begriff macht. In den Pariser Soiréen sind nicht sowohl feine Sitte, gute Lebensart und geistreiche Unterhaltung, als kalte Langeweile, glänzende Pracht, fade Arroganz und nichtssagendes Geflüster zu Hause. Man besucht hier die Salons aus politischen Gründen; man will ein neues Buch schreiben, man möchte gerne sein Glück machen oder an einer Handlungsunternehmung Theil haben: in diesen Fällen geht man in die bekanntesten Soiréen der Hauptstadt und wirft seine Angelhacken aus.

Selbst die Soiréen, welche der Hof gibt, sind nicht frei von diesem industriellen Spekuliren; der Hof hat auch Freunde und Popularität nothwendig. Unter der jetzigen Dynastie wird das Bürgerthum in einzelnen Nüancen zu den Hoffesten eingeladen, und wenige politische Misanthropen können der Versuchung widerstehen, in seidnen Strümpfen die blanken Marmortreppen der Tuilerien hinaufzusteigen und in den königlichen Prunkzimmern auf seinen Gobelins herumzutreten, zumal da sie auf jenen Teppichen mit Gesandten, Prinzen, Marschällen, Königinnen, Thronerben und einem Könige in gleicher Linie stehen. Vielleicht hat mancher Deputirte für ein Glas Eis von Tortoni dem Budget hunderttausend Franken mehr bewilligt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Cholera.

Wenn auch weniger anziehend, doch allgemein ergreifender war, was wegen der diesmal von Süden her drohenden Cholera bei uns vorging. Alle Maßregeln für ihren Empfang waren getroffen, unsere Stadt war im Innern der Häuser und Höfe, wie auf den Straßen so viel wie möglich gereinigt, wiewohl unser Präfekt durch einen fast lächerlichen Stylfehler in seinem Erlaß an die Maires des Departements vom 10ten August gesagt hatte: L'expérience tristement acquise de 1832 a prouvé, Mr. le maire, que cette maladie augmente ses ravages en proportion des mesures prises pour la combattre. Wenn dem so wäre, warum dann Vorsichtsmaßregeln anempfehlen? und wie den Leuten die beim Herannahen dieser Krankheit so nöthige Ruhe einflößen? Beruhigender für Viele war das, was Dr. Trolliet, einer unserer vorzüglichsten und geistreichsten Aerzte, darüber öffentlich aussprach, und was auch für andere Gegenden, als Lyon, aus gleichen Gründen Interesse haben dürfte, da die Cholerafrage noch für geraume Zeit europäisch bleiben zu wollen scheint. „Ich gehöre zu den Aerzten — sagt Dr. Trolliet — die der Meinung sind, unsere Stadt werde nicht von der Cholera heimgesucht werden. Meine Ansicht beruht nicht auf Systemen, von denen eines nach dem andern über den Haufen fällt, sondern auf allgemeinen und zahlreichen Thatsachen und Beobachtungen. Nur in großen Ebenen, nur in der Nähe des Meeres hat die Cholera gewüthet, aber die mit hohen Gebirgen bedeckten Gegenden blieben immer frei davon. So durchlief die Krankheit die Niederungen und Ebenen des südlichen Asiens, Egyptens und der Uferländer des kaspischen Meers, dann die Ebenen des nördlichen Europa's, des nördlichen und westlichen Frankreichs, die Gegenden nahe am Meer, England, das eine fast flache Insel, und Spanien, das eine Halbinsel ist; unaufgehalten ging sie über den Ocean und verbreitete sich auf den großen Ebenen und Flußgebieten Nordamerika's. Ueberall wurde die Krankheit durch hohe Gebirge in ihrem Lauf aufgehalten, oder nach einer andern Richtung getrieben. Als der General Hastings in Indien eine Armee von achtzehntausend Mann befehligte, verlor er in der Ebene die Hälfte seiner Leute, mit der andern erreichte er die Höhen, und sogleich erlosch die Cholera gänzlich. Als sie in Egypten wüthete, verbreitete sie sich doch nicht bis in das gebirgige Abyssinien. In Europa herrschte sie furchtbar in der Moldau und Wallachei, ging aber nicht über den Balkan, und alle südlich von diesem Gebirg liegenden Länder blieben frei von der Krankheit. Ihr Wüthen begann von Neuem in den ungarischen Ebenen, südlich aber stand sie an den julischen Alpen still, die sich an die tyrolischen schließen. Die Cholera kam in das an der ungarischen Grenze tief liegende und vielfach von der Donau umspülte Wien, ging aber nicht höher hinauf, weder nach Steyermark, Salzburg und Tyrol, noch nach Böhmen, auch nicht in die Donauhochebene und nach Mitteldeutschland. In Frankreich entwickelte sie sich nur in den westlichen und nördlichen, ganz gebirgsfreien Ebenen, erhob sich dann zwar schwach zu dem Hügelland, ging aber nicht weiter, als an die niedere Bergkette, die Verbindung der Vogesen mit der Auvergne. Die Stadt Laon liegt zum Theil auf einer Anhöhe, die ganz isolirt in einer morastigen Ebene steht; in dem obern Stadttheil ist kein einziger Cholerakranker gewesen, im untern Theil hingegen war die Krankheit sehr heftig. Von Italien ergriff sie nur die dicht am Meer liegenden Theile, und verbreitete sich nicht einmal in die westliche, von Tyroler- und Schweizergebirgen beherrschte Lombardie, wiewohl das Land eine große, feuchte Ebene ist; im östlichen Italien hat sie bisher nur das ungesund in den Lagunen liegende Venedig ergriffen, nicht aber das von den Alpen und dem Apennin geschützte Land, ja, wenn sie später in Italien vordringt, so wird dies gewiß nicht über die Gebirge geschehen, sondern nur längs der Küsten. Nach allen Beobachtungen brach die Krankheit immer zuerst und am heftigsten in den untern und feuchten Theilen der Städte aus. Da nun Lyon auf einem Plateau liegt und auf allen Seiten von Gebirgen umgeben ist, so glaube ich nicht, daß die Cholera dahin dringen wird. Im Osten liegen die savoyischen Alpen, die höchsten Gebirge Europa's, im Norden weit hingedehnt die Berge der Schweiz, des Bugey, des Jura und der Vogesen, im Westen die Kette der burgundischen Berge, die sich südlich an die des Forez und der Auvergne anschließen. Demnach liegt Lyon in einer der gebirgigsten Gegenden der Erde.“ Des Mannes Ansicht hat sich bewährt, und als die Cholera nach Valence kam und die cottischen und griechischen Alpen immer höher werden sah, die Luft immer reiner und dünner fühlte, bedachte sie sich einen Augenblick, und statt über die Isère zu gehen, kehrte sie um und ging wieder den Ebenen und dem Meere zu, diese mystérieux Boa des airs, wie sie Accurse Alix, ein provençalischer Dichter, nennt:

Mystérieux Boa des airs,
De ses noeuds il ceint les murailles,
Son venin brûle les entrailles,
Et des milliers de funérailles
Pavoisent les chemins de deuil,

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 44.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 20. Februar 1836.

— Tous jurants
Contre la course et la gelée,
Tous à-peu-près aussi riants,
Tous avec mêmes agréments,
Air transi, voix-rauque, altérée,
Oeil larmoyant, face empourpée.
Gresset.

Die Freuden und Leiden des Winters in Paris.

(Fortsetzung.)

Seit mehreren Jahren haben die Soiréen des Herrn Dupin einigen Ruf, besonders in der Journalistenwelt. Die Blätter der Tierspartie unterhalten uns viel über diese glänzenden Zirkel, welche sich von den Soirées der Aristokratie wenig unterscheiden mögen. Es treffen sich hier die entgegengesetztesten Meinungen, und die Versammlung hat weder Haltung noch Charakter. Man spricht über die Angelegenheiten des Tags, über die Politik im Großen, über die Zukunft der Völker, aber Alles dieses ist wenig mehr, als eine gemüthliche Plauderei, und die Staatsgeheimnisse sind daselbst viel weniger im Umlauf, als die köstlichen Eissorten von Desmares. Die bedeutendsten Deputirten, die Herrn Odillon Barrot, Mauguin, Lamartine, die Minister, die Prinzen des Hauses und ausgezeichnete Männer fremder Nationen besuchen indessen die Abenzirkel des Kammerpräsidenten, welche in so fern für einen Deutschen allerdings Interesse haben.

Nach den Bällen und Soiréen sind zu erwähnen die Theater, welche während der Winterzeit ein durchaus vom Sommer verschiedenes Aussehen haben. Im Winter halten die Theaterdirektoren ihre Ernte, welche während der Sommer- und Herbstmonate wenig ergiebig ist, oft gänzlich mißräth und nicht einmal die Bestellungskosten wieder einträgt. Der reichliche Segen der unfreundlichen Jahreszeit stellt sonach das nöthige Gleich- oder Uebergewicht für alle Pariser Theater her, sie müßten denn den ganzen Winter hindurch schlechte Stücke von schlechten Schauspielern zur Aufführung bringen lassen. Es wäre schwer zu bestimmen, welches von den Pariser Theatern verhältnißmäßig am meisten gewinnt, da alle gedrängt voll sind und jeden Abend einen langen Schweif an ihrer Eingangsthür haben; jedoch gibt es für die einzelnen Theater gewisse Tage, wo der Zulauf weniger stark ist, als an andern Abenden, wo eine gute Einnahme nie fehlt. Der Freitag wird in der großen Oper jedesmal mit drei rothen Kreuzen angestrichen, welche soviel als 6000 Franken Einnahme bedeuten, wofür aber auch derselbe bei den andern Theatern mit drei schwarzen Kreuzen bezeichnet ist.

Theater, Soiréen und Bälle aller Art — das sind die Freuden, welche der Winter in Paris den Fremden und Einheimischen in reichem, ungestrichenem Maße bietet; vergessen wir darüber nicht die Leiden, welche ihm schaarenweise auf dem Fuße nachfolgen und sich fast in alle Klassen der Gesellschaft einnisten. In welchem

erbärmlichem Zustande ist nicht Paris selbst während dieser Jahreszeit! Kaum reicht der Sommer hin, die vom Winter veranlaßten Verheerungen in den Straßen der Hauptstadt wieder gut zu machen. Ist denn etwa zu Paris der Schnee in den Hundstagen noch nicht geschmolzen, und führt denn die Seine um die Zeit der Weinlese noch Treibeis vom vorigen Jahre? Nichts weniger, aber das Pflaster, welches der geschmolzene Schnee aufgelockert hat, ist dadurch uneben und holprig geworden, und man spürt die Folgen davon den ganzen Sommer über. An der Außenseite der Häuser bleibt von der ewigen Nässe des Winters eine schimmlige Masse zurück, welche die Sonne niemals überwältigt; die Wände behalten die Feuchtigkeit der Februarnebel das ganze Jahr hindurch, welcher Umstand mir nicht mehr wunderbar erscheint, seitdem ich in einem Blatte folgende Statistik der physischen Constitution von Paris gelesen habe. Im Verlauf des Jahrs rechnet man 57 Tage, wo es warm ist, 58, wo es friert, 12, wo es schneit, 180, wo es nebelt und 140 wo es regnet. Diese Berechnung würde unrichtig seyn, die Totalsumme würde über die 365 Tage des Jahrs hinausgehen, wenn man nicht nach meteorologischen Tagen rechnen wollte, indem es oft an einem einmal regnet, zweimal schneit und dreimal stürmt, woraus man denn einen Regentag, zwei schneeige und drei stürmische Tage macht. Nach diesen Wetterbeobachtungen machen sich Regen und Nebel die Herrschaft über die Atmosphäre der französischen Hauptstadt streitig. Lezterer trägt den Sieg davon. An manchen Tagen des laufenden Monats Februar war Paris in so dichten Nebel eingehüllt, daß man nicht von einem Ufer der Seine zum andern hinübersehen konnte. Den ganzen Tag über verdunstet dieser Nebel nicht, in den tiefen Straßen herrscht ewige Nacht, und die Fiaker, welche diesen Umstand wenig berücksichtigen, sind alsdann den armen Fußgängern sehr gefährlich; denn selbst das Geräusch der Pferde und Wagen durchdringt nur undeutlich diese dichte, dumpfe Hülle. Die Kuppeln der öffentlichen Gebäude und die Kirchthürme verbergen ihre Formen hinter einem undurchsichtigen Nebelschleier, und die Luft, ihrer Elasticität beraubt, stumpft den Geruchssinn völlig ab. Zu dem düstergrauen Tageslicht, zu der faden Luft und dem nassen Pflaster gesellt sich nun noch ein feiner, prikelnder Regen fast wie Pfefferstaub; kein Wunder, wenn einem dieser giftige Dunst Augenschmerz, Nervenabspannung und Müdigkeit verursacht. Diesem traurigen Winterwetter haben die Pariser auch wohl ihren blassen Teint zuzuschreiben.

Obschon das neuere Paris keine von Blut triefenden Schlachthäuser und verpestenden Fabriken mehr in seinem Innern hat, obschon das Regen- und Spülwasser in zahlreiche unterirdische Kanäle abläuft und die Kirchhöfe, Lohgerbereien und Trockenplätze vor die Stadt hinaus verbannt sind, so ist doch Paris während des Winters immer noch ein trauriger Aufenthalt. Wenn es regnet, verwandeln sich die Straßen in kleine Seen, wenn es friert, läuft man Gefahr, den Hals zu brechen, wenn es nebelt, wird man bestohlen, wenn es aufthaut, schwitzen die Wände eine unsaubere Feuchtigkeit aus, und in den Zimmern sammelt man den meisten Krankheitsstoff ein. Beim Herannahen der unfreundlichen Jahreszeit wandern die unvernünftigen Thiere in wärmere Gegenden aus oder bauen sich in hohlen Baumstämmen ein schützendes Nest von Moos und Blättern, welches die Kälte abhält. Dem Pariser fehlt dieser leitende Instinkt; er sieht sich für keine Jahreszeit vor, welcher Leichtsinn ihm im Frühling und Sommer so hingeht, sich aber im Spätherbst und Winter bitter rächt. Erst wenn die Novembernächte die Schiefer auf den Dächern mit glitzerndem Reif bekleiden, fängt er an, die Nothwendigkeit von Holz und Steinkohlen einzusehen. In keiner Sache ist der Pariser knickiger, als in dem Ankauf von Brennmaterial, welches doch am Ende im Winter so nothwendig ist, als das tägliche Brod; er friert lieber einen ganzen Monat, als daß er dreißig Franken für eine halbe Klafter Holz ausgeben sollte, und spart diese Summe doch nur, um sie in einer Nacht auf einem Maskenballe durchzubringen.

Der Winter verleiht einigen öffentlichen Promenaden in Paris eine besondere Physiognomie, welcher man ausschließlich nur um diese Zeit begegnet. Dahin gehört vor allen Dingen der Tuileriengarten, und in diesem wiederum nur ein kleiner Theil, welchen das Hufeisen der Terrasse an der Rue Rivoli bildet, und den man hier allgemein la petite provence nennt, weil er eine von der Wintersonne begünstigte Lage hat. Schöne, herrliche Sonne, welche so selten in diesen Monaten über den Dächern von Paris aufgeht! sie spielt hier mit den niedlichen Kleinen, hüllt die altersschwachen Greise in ihren Strahlenmantel ein und verschafft den Ammen, Lakaien und Bonnen müssige Augenblicke; denn die Kinder laufen und springen, die Alten lesen die Zeitungen, und sie haben somit Zeit und Gelegenheit, ohne Haß und Groll von ihren Herrschaften zu plaudern. Von Stunde zu Stunde füllt sich die Petite Provence mit neuen Ansiedlern; die Bänke und Strohstühle besetzen sich mit Gicht, Husten, Schnupfen, Flechten und Beinbrüchen, welche gleichsam ein Sonnenbad nehmen. Es gibt Augenblicke, wo man sich nach Spanien versezt glaubt, dem Vaterlande der Trägheit und der Feueranbeter. Um zwei Uhr ist die Versammlung vollständig; alle Mitglieder derselben kennen sich unter einander. Sie besteht aus mehreren hundert kleinen Rentiers, welche nur unter sich leben und ihre gegenseitigen Krankheiten, so wie ihre

Gesinnungen schon seit lange kennen; dazu rechne man noch gegen hundert allerliebste kleine Mädchen, eben so viele unnütze Buben und ein Schock hübsche und häßliche Bonnen, so hat man die wichtigsten Bestandtheile dieser Assemblee. Im Monat März ist dieser Fleck des Tuileriengartens ein Hospital, eine Schule und eine Spinnstube zugleich. Minder originell als der Tuileriengarten erscheint Winters der Garten des Palais-royal. Hier gewinnt Alles ein mehr plebejisches Aussehen; die Bonnen sind hübscher, die kleinen Kinder machen mehr Lärm, die Greise scheinen noch rüstiger, ja sogar die Sperlinge sind weniger scheu, als im Tuileriengarten. Der Besuch ist auch keineswegs so zahlreich; man sagt allgemein, die Sonne scheine in der Petite Provence drei Grad wärmer, als im Palais-royal; ich weiß es nicht. Seit dem neuen Anbau an die Pairskammer, und seitdem man nicht mehr im Garten des Luxembourg rauchen darf, ist dieser Spaziergang öde und leer; Sonntags höchstens bemerkt man daselbst einige spärliche Gestalten, welche so blaugefroren sind, wie die marmornen Statuen, und auf Strohstühlen unter Bäumen sitzen, deren Zweige so roth wie gekochte Hummerschalen aussehen.

(Der Beschluß folgt.)

Woher nahm Goethe den Stoff zu „Hermann und Dorothea?“

Man war bisher fast allgemein der Meinung, daß der Anblick der Flüchtlinge, welche in den Kriegsjahren 1794 und 1795 sich und ihre Habe vor den plündernden Horden der französischen Heere vom linken auf das rechte Rheinufer zu retten suchten, Goethe'n den Gedanken zu der reizenden Dichtung „Hermann und Dorothea“ eingegeben habe. Es unterliegt indessen wohl keinem Zweifel, daß der große Dichter mehrere, wenn nicht die Hauptzüge aus alten, im Jahr 1732 erschienenen Beschreibungen entlehnt hat, wie die damals aus dem Erzbisthum Salzburg vertriebenen 17,000 Protestanten in mehreren Städten Deutschlands, besonders zu Gera in Sachsen, empfangen wurden. In einer dieser Beschreibungen, welche den Titel führt: „Ausführliche Historie derer Emigranten, oder vertriebenen Lutheraner aus dem Erzbisthum Salzburg. Leipzig, 1732,“ ist im zweiten Theil von Seite 53 an wörtlich Folgendes zu lesen:

„Noch ein Exempel muß ich anführen, was zu Altmühl in dem Oettingischen vorgegangen ist, und das die Emigranten zu Gera erzählet haben. Ein feiner und vermögender Bürger daselbst hatte einen Sohn, welchen er oftmals ermahnet, zu heirathen, aber ihn niemals dazu bewegen können. Als die Emigranten durch dieses Städtchen reisen, siehet er unter ihnen eine Person, die ihm von Herzen wohlgefällt. Dannenhero fasset er den Schluß bei sich, dieselbe zu heirathen, wo es angehen wolle. Aus der Absicht erkundiget er sich bei denen übrigen, wie ihre Familie und Aufführung beschaffen sey. Diese berichten ihm, daß sie von redlichen Eltern geboren wäre und sich allezeit wohlverhalten hätte. Um der Religion willen aber wäre sie von denenselben geschieden und hätte sie zurücke gelassen. Hierauf gehet er zu seinem Vater und vermeldet ihm, daß er nunmehro seinen Vermahnungen folgen und sich in den Ehestand begeben wolle. Er habe sich eine Person erlesen, die seinen Augen gefalle, wenn er ihm erlauben wolle, dieselbe zur Ehe zu nehmen. Der Vater verlangt zu wissen, wer sie sey, und wie sie heiße. Er erzählet ihm, es sey eine Salzburgerin, und wo er ihm diese nicht geben werde, wolle er niemals heirathen. Hierüber erschrickt der Vater und bemühet sich, ihm solches auszureden. Er läßt derowegen auch einige von seinen Freunden und einen Prediger rufen. Alle wenden allen Fleiß an, den Sohn auf andere Gedanken zu bringen. Aber alles war vergeblich. Daher der Priester endlich meinet, es könne Gott seine sonderbare Fügung dabei haben, daß es sowohl dem Sohne, als der Emigrantin zum Besten gereiche. Hierauf geben alle ihre Einwilligung darzu, und stellen es dem Sohne in seinen Gefallen. Dieser gehet sogleich zu seiner Salzburgerin und fragt sie: wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr, ganz wohl. Er versetzet weiter: ob sie wohl bei seinem Vater dienen wolle? Sie saget: gar gerne; wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleißig zu dienen. Hierauf erzählet sie ihm alle ihre Künste: daß sie das Vieh füttern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen und andere Hausarbeit verrichten könne. Er nimmt sie also mit sich und stellet sie vor seinen Vater. Dieser fragt das Mädchen: ob ihr denn sein Sohn gefalle, und sie ihn heirathen wolle? Weil sie nun nichts von der Sache wußte, so meinte sie, man pflegte sie zu veriren. Drum sagte sie: Ei, man solle sie nur nicht foppen. Der Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlanget, und wenn er sie haben wolle, werde sie ihm treu dienen und ihr Brod wohl erwerben. Doch der Vater beharret darauf, und der Sohn zeiget auch nach ihr sein ernstliches Verlangen. Hierauf erklärt sie sich also: Wenn es denn Ernst seyn soll, so bin ich es gar wohl zufrieden, und will ihn halten, wie mein Auge im Kopfe. Der Sohn reichet ihr darauf ein Ehepfand, damit sie sein ernstliches Bezeigen daraus ersehen möge. Sie aber sagte zu ihm: sie müsse ihm doch wohl auch einen Mahlschatz

geben. Unterdessen greift sie in den Busen, und überreicht ihm ein Beutelchen, in welchem sich 200 Stück Dukaten befanden."

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Cholera.

Wären wir dazu gestimmt gewesen, so hätte uns der Streit unserer Homöopathen und Allopathen über die Abwendung, Behandlung und Heilung der Cholera belustigen können, denn es kam dabei wirklich viel Komisches vor. Sie wissen aus meinen frühern Mittheilungen für's Morgenblatt, daß die Homöopathie unter Desguidis Flagge hier in Lyon Anker geworfen hat. Nun schrieb im August Jemand aus Marseille Wunder über die dortigen homöopathischen Kuren der Cholera, und fügte hinzu: Eh, mon cher ami, si vous etiez assez malheureux pour avoir le choléra dans votre ville, n'appellez qu'un médecin homoeopathe, car l'ancienne médecine n'offre aucun moyen de guérison, ici tous les docteurs de bonne foi en sont convenus, ils n'ont pu guérir que des cholérines. Als Schutzmittel gegen die Krankheit wurden Kügelchen von Veratrum, täglich vier bis fünf, angerathen, und überdies der homöopathische Dr. Jal, den der Minister Guizot zum Studium der Cholera nach Marseille geschickt hatte, vor allen Aerzten hochgepriesen. Sie können denken, wie diese etwas schwülstigen Aeußerungen von den hiesigen Aerzten aufgenommen wurden. Ein anonymer Allopath trat zuerst mit kaustischen Bemerkungen gegen sie auf, wiewohl er zugab, daß die Diskussion und verdammende Entscheidung über die Homöopathie bei der medizinischen Akademie in Paris étroite, mesquine und sans élévation gewesen sey und bei den Sprechern die lächerlichste Unkenntniß des Gegenstandes beweise. Ihm replizirte der homöopathische Dr. Rapou, der sich hauptsächlich auf die außerordentlichen Erfolge seiner Heilmethode in Marseille berief, wo die Doktoren Jal und Perrussel, und in Toulon, wo Dr. Daniel mehr als vier Fünftel ihrer Cholerakranken geheilt haben. Die Homöopathie finde daher in jenen Gegenden, wie in Lyon, immer mehr Anhänger, und werde bald allgemein werden u. s. w. Darauf erwidert der allopathische Anonymus: „Eine Menge Kuren bewiesen nichts, denn alle Sektirer, Systematiker, Empiriker und Marktschreier haben deren auch, und wohl noch mehrere aufzuweisen. Wenn das Heilmittel Leroys nicht mehreren Personen geholfen hätte, würde es zu so großem Ruf gekommen seyn? Tödtet der medizinirende Scharfrichter Alle, die ihn um Rath fragen? Selbst Joseph, der Lyoner Hexenmeister, der ein Jahr lang in einer Vorstadt täglich sieben- bis achthundert Personen anzog — würde man sich so um ihn gerissen haben, wenn ihm nicht mehrere Kuren gelungen wären? Wer hat sich mehrerer Kuren gerühmt, als der Magnetismus, die Talismans, Amulette und Skapulire? ja sogar die ex voto können sich mit Recht mancher Kuren rühmen. Darum aber ist doch Leroys Vomipurgirmittel aus der Mode gekommen, Joseph ist von der Polizei fortgejagt worden, und der Magnetismus gibt kaum noch einige Lebenszeichen; an Amulette und Talismane glaubt aber Niemand mehr." — Die Cholera hat aber bei uns auch einiges Erfreuliche zur Folge gehabt. Zuerst im Anfang Augusts das Drängen der Aerzte, Wundärzte, Pharmaceuten und ihrer Eleven im Hôtel-Dieu, um zur Unterstützung Marseilles dahin geschickt zu werden. Von den Vielen wurden aber nur zwölf gewählt, denen sich noch eben so viel Freiwillige anschlossen. An ihrer Spitze standen die Doktoren Monfalcon, Levrat, Fraisse, Boyron und Ramadier. Sie baten in Marseille nicht eher um ihre Entlassung, als bis keine Cholerakranke mehr dort waren. Der Präfekt hat ihnen ein sehr schmeichelhaftes Zeugniß gegeben. Die meisten wurden selbst von der Krankheit ergriffen, doch waren sie nicht so unglücklich, wie die Pariser Aerzte, die bald nach ihrer Ankunft in Marseille an dem Uebel starben. Die Lyoner medizinische Colonie hat in den Häusern mehr als fünfhundert Cholerakranke aller Grade behandelt; ich habe mich aber bisher umsonst bemüht, gewiß zu erfahren, wie viel ihnen davon gestorben sind, denn die Angaben widersprechen sich bedeutend. Auch in die Dörfer und kleinen Städte der Umgegend eilten sie Hülfe bringend. Es waren große Summen, zulezt an 100,000 Fr., für den Fall unterzeichnet, daß sich die Krankheit bis hieher verbreitet hätte, besonders um den vielen Armen und Bedürftigen in unserer Arbeitsklasse zu helfen. Es war auch stark die Rede davon, daß sich hier in diesem Fall ein Verein von Mädchen zur Pflege kranker Frauen bilden würde, wie in Pézénas (Hérault), wo zehn Töchter aus guten Häusern zu diesem Zweck zusammentraten. Sie wollten mit den edeln Hospitaliterschwestern wetteifern. In St. Thibéry war die Cholera schon ausgebrochen, kaum aber erschienen die Mädchen aus Pézénas dort, so kehrte Muth und Vertrauen in die Gemüther zurück, und schon nach einigen Tagen hatte dies so günstig gewirkt, daß kein neuer Cholerafall mehr vorkam, und so die Krankheit weder homöopathisch, noch allopathisch, sondern auf moralischem Wege vertrieben wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 32:

Die Dünste.

Räthsel.

Vier kommen zusammen und Einer entsteht,
Der, während die Viere doch bleiben, vergeht.
Von ihnen ist jede so schön und so roth,
Nur springe sie nimmer, sonst macht sie dir Noth.

Er aber, der Liebe zu flüchtiges Kind,
Stirbt, kaum noch geboren, so schnell wie der Wind;
Doch, wollen die Vier nur, so lebt er auch schnell,
Macht Aeuglein euch klar, und euch, Herzen, so hell.

Dies Räthsel errathe, mein liebliches Kind;
Wenn drob du erröthest, so hast du's geschwind,
Und wenn du mich liebtest, so thäte dein Mund
Wohl ohne zu sprechen, die Lösung mir kund.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 22. Februar 1836.

Ariel. — Ich will mich den Befehlen fügen, Herr,
Und ferner zierlich spuken.

Shakespeare.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Vom Freiherrn v. Sternberg.

Klabauterman.

Zur Zeit, als die nordischen Städte unter sich einen Bund schlossen, die Sicherheit der Meere zu gewinnen und der immer mehr zunehmenden Dreistigkeit der Seeräuber Einhalt zu thun, lebte auf der Insel Rügen ein alter Schiffer, von dem die Sage ging, daß er während eines langen, abenteuerlichen Lebens große Schätze gesammelt habe, die er aber sorgfältig verborgen hielt, so daß seine drei Söhne fast in Dürftigkeit aufwuchsen. Von diesen drei Söhnen zog er den jüngsten, der Ruthwer hieß, sichtlich den andern vor. Als er nun auf dem Todbette lag, ließ er sie vor sich kommen, und indem er sich anschickte, das Erbe zu vertheilen, sprach er zu ihnen Folgendes: „Meine Söhne, daß ihr es nur wißt, ich bin nicht so arm, als ihr vermuthet; theils sind meine Dienste, die ich großen Herrn erwiesen, reichlich belohnt worden, theils hat auch mein eigener Fleiß gute Früchte getragen, die ich jedoch mit bester Vorsicht geheim gehalten, weil mir bekannt ist, mit welcher Gier sowohl die äußern Feinde, Neid, Bosheit und Verfolgung, als auch die innern Feinde, Trägheit und Uebermuth, den Besitzern großer Schätze nachstellen. Deßhalb erzog ich euch in Armuth, Fleiß und Ordnung; jezt, da ihr sämmtlich eure männlichen Jahre erreicht habt, soll euer Besitzthum, das ihr nicht mehr mißbrauchen werdet, richtig euch abgeliefert werden.“

Mit diesen Worten ließ er die zwei ältesten Söhne zwei schwere Kisten herbeibringen, die bis oben mit Kostbarkeiten gefüllt waren, deren Glanz die armen Schiffersöhne, die sich auf wenig mehr als ein paar zerrissene Netze gefaßt gemacht hatten, nicht wenig blendete. Sie nahmen die Kisten in Empfang, und der Vater rief jezt den dritten Sohn, der in einiger Entfernung stehen geblieben, herbei. „Für dich, Ruthwer,“ sprach er, „habe ich das Schifflein bestimmt, welches du im Hafen finden wirst.“ Der Jüngling vernahm diese Worte mit nicht geringem Schrecken; er hatte heimlich bei sich die Erwartung gehegt, daß ihm die Vorliebe des Vaters vielleicht das Doppelte von den Schätzen, welche die Brüder bekamen, zutheilen werde, und jezt erhielt er nichts, als ein altes, leckes Boot, das im Hafen schon seit Jahren faulte und von dem man, wenn die morschen Bretter und verrosteten Nägel verkauft wurden, kaum so viel lösen konnte, als ein neuer Sonntaganzug kostete. Ruthwer bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen und

weinte bittere Thränen; denn obgleich er nicht sehr an Schätzen und Reichthümern hing, so schnitt ihm doch die Härte und Ungerechtigkeit des Vaters tief in's Herz. Der Alte errieth seine Gedanken, und nachdem er die beiden Andern hatte hinausgehen lassen, sprach er nochmals zu ihm: „Mein Sohn, du thust Unrecht, das alte Schifflein gering zu achten; denn so wie du es da siehst, hat es schon meinem Vater gedient, ich habe durch seine Hülfe Glück und Reichthümer erworben, und so wird es auch dir Heil und Segen bringen. Vernimm nämlich, daß seit uralten Zeiten ein Geist in unserer Familie einheimisch ist, der Klabauterman heißt, und der immerdar von Vater auf Sohn geerbt ist, und den ich hiemit auch dir vererbe. Sein Aufenthaltsort ist jenes Schifflein. In einer verborgenen Kammer, tief im Raume steht eine kleine Kiste von Blei, an die ist er gebannt; hüte dich wohl, dieses Heiligthum zu verletzen und laß es auch keinen Menschen sehen. Das Schifflein selbst vertausche mit keinem größern und bessern, es sey denn, daß der Geist selbst dir anzeigt, daß er nunmehr eine andere Wohnung beziehen will. Nimm dich in Acht, etwas Böses zu thun, und vor allen Dingen geschehe nicht die kleinste Ungerechtigkeit auf dem Boden, wo Klabauterman herrscht; bleibe überhaupt treu, redlich und strebe nicht nach zu großen Schätzen, dann wird dir das Schifflein, so elend es aussieht, hundertfachen Segen bringen, und Klabautermann wird dein bester Freund bleiben.“

Ruthwers Thränen waren schon beim Anfang der seltsamen Eröffnung des Alten versiegt; er konnte vor Erstaunen nicht zu sich selbst kommen, und lange Zeit erschienen ihm die wunderbaren Dinge, die er hörte, nur wie ein Traum. „Mein Sohn,“ schloß der Alte seine Rede, „damit du nicht an der Wahrheit meiner Rede zweifelst, zugleich damit der Vertrag zwischen dir und dem Geiste ordentlich besiegelt werde, so strecke hiemit deine Hand aus und empfange Klabautermans Zusicherung; er ist unter uns zugegen, obgleich dein Auge ihn nicht sieht.“ — Ruthwer gehorchte und fühlte alsbald in seine warme Rechte eine kleine, feuchte, kalte Hand sich schmiegen, die sich ihm nach einem leisen Druck wieder entzog. Nicht lange darauf starb der Vater.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Freuden und Leiden des Winters in Paris.

(Beschluß.)

Ja, man friert hier Winters in Paris, und zwar tüchtig; wollt ihr einen Beweis für unsere Behauptung, so begleitet uns schließlich noch in die öffentlichen Wärmeanstalten. Zwei strenge, hinter einander folgende Winter, wo die Armen und Unglücklichen wie Mücken dahinstarben, weil eine Kälte von zehn Grad sie ohne kräftige Nahrung, ohne warmes Getränk, ohne Feuer und Bett überraschte, hat diese Wärmeanstalten in's Leben gerufen. Das sind nämlich große Säle mit Bänken und Haken, woran man die von Regen und Schnee triefenden Kleider aufhängt; Arme, Arbeiter oder wer sonst gerade vorübergeht und friert, haben freien Zutritt in diese Säle, welche einem Künstler und Sittenmaler die pittoreskesten Scenen darbieten. Die einen spüren Hunger und Kälte, die Andern drückt bloß die Kälte, Viele haben nur Hunger, noch Andere treibt endlich die Faulheit hieher. Welchen Stoff für den Beobachter der Sitten und Menschen! Seht jene Lumpensammler mit den weißen, stachlichten Bärten und buschigen Augenbrauen; ein ehernes, unbändiges Volk, in den Kriegen der französischen Republik und des Kaiserreichs gehärtet und wilde Leidenschaften im Busen nährend. Bei Tage sammeln sie die Lumpen und den Schmutz der Hauptstadt in ihre Körbe; dann weicht ihnen höflich aus, Nachts aber schließt eure Fenster, laßt die Vorhänge herunter und sprecht leise; jene Männer der Mitternacht, jene Diogenes hören, sehen, kennen euch, und sie wissen euch ohne die Laterne ihres Schutzheiligen zu finden, wenn sie euch je einen Besuch abstatten wollen, was Gott verhüten möge!

Und wenn nun die Flamme im Ofen knistert und kracht und den glühenden eisernen Cylinder erzittern macht, wenn die Gehirnfasern sich ausdehnen wie die Luft, in welche das Ofenrohr hinaufsteigt, ist kein Pinsel, keine Feder im Stande, jenen Sturm wiederzugeben, in welchem das Jammerlied des Blinden, das winselnde Gebet des Krüppels, die Drehorgel der Leierfrau mit sechs Kindern, das barsche Räsonnement des Lumpensammlers, das Geplärre des Säuglings und die Flüche des betrunkenen Bettlers sich zu einem disharmonischen Ganzen verschmelzen, durch welches man das Geknister des Ofens, wie das Heulen des Windes durch den Wellenschlag des empörten Meeres hindurch hört.

Wollen wir noch länger in dem Fahrwasser der Pariser Leiden herumrudern? Sie sind so zahlreich wie die Sandkörner der Wüste, und ich würde in der That ein schlechter Führer seyn. Wenn der kleine Blaumantel am Pont-au-Change noch lebte, würde ich mir von ihm Auskunft über diesen Gegenstand erbitten; seine Nachweisungen dürften vollständiger ausfallen, als die, welche der Seinepräfekt und die Maires der zwölf Stadttheile geben. Jeden Morgen um neun Uhr stellte sich der kleine Blaumantel in bloßem Kopfe am Pont-au-Change auf; denn dorthin kamen alle seine Freunde aus der Rue

Saint-Jacques, aus der Rue Mouffetard, aus dem Faubourg Saint-Marceau, von Bercy, Vincennes und andern umliegenden Ortschaften. Alle waren arm und hatten Hunger; Jeder reichte seinen hölzernen Teller hin, welchen der kleine Blaumantel sofort mit Fleischbrühe füllte, deren balsamischer Duft Gott wohlgefällig gen Himmel stieg. Alle sammelten sich um diesen Wohlthäter, welcher die Greise seine Kinder nannte, den Müttern ihre Sorge erleichterte, und nie eher vom Platze wich, bis der Lezte gesättigt war. Zwei oder dreimal Winters vertheilte der kleine Blaumantel Schüsseln, hölzerne oder zinnerne Löffel und andere Geräthschaften unter seine Freunde, denen er außerdem noch oft Geschenke in's Haus trug. Und diesen Mann kannte Keiner, Niemand wußte seine Wohnung noch seinen Namen, bis auf den heutigen Tag kann Niemand mit Bestimmtheit sagen, woher er gekommen und wohin er gegangen ist. Als ihm der König das Ehrenkreuz geben wollte, mußte er es nach dem Pont-au-Change schicken, und die Bedienten trafen gerade damit ein, als der Blaumantel seine leeren Kessel forttragen ließ.

Aber welcher Statistiker hätte den Muth, ein Verzeichniß von den Mitteln aufzusetzen, welche hier die Armuth erfindet, um sich gegen den rauhen Winter zu schützen, wenn sie sich nicht aus Verzweiflung in die Seine stürzt? Ein gewichtiger Zeuge dafür ist das Mißverhältniß zwischen der Anzahl der Scheine, welche das Pariser Leihhaus im Winter ausgibt, und der Anzahl von Scheinen, welche während dem andern Monate des Jahrs ausgegeben werden. Es sprechen ferner dafür die Selbstmorde, welche Winters ungleich häufiger vorkommen, die Mordthaten, womit die Pariser Journale uns täglich unterhalten, die Diebstähle und nächtlichen Einbrüche, wovon man jezt gar nicht mehr spricht, die vielen öffentlichen Versteigerungen endlich auf dem Platze du Chatelet und die von der Polizei in Beschlag genommenen Möbeln, welche daselbst aufgestapelt sind, fast so hoch, als die auf dem Platze befindliche Siegessäule, die dort gleichsam errichtet scheint, um als öffentlicher Armuthsmesser zu dienen.

Vor mehreren Jahren berichteten die öffentlichen Blätter folgenden Vorfall. Während des Winters, als die Cholera in Paris wüthete, wurde der Polizei gemeldet, daß aus dem Zimmer einer an jener Krankheit gestorbenen Frau sich ein pestilenzialischer Geruch verbreite; die Gerichtsdiener wurden dahin abgeordnet, entdeckten aber nicht sogleich die Ursache dieser Ausdünstung. Nach langem, vergeblichen Suchen gewahrte man in dem obern Theile der Wand einen Verschlag, den man nur mit einer Leiter erreichen konnte, welche die unglückliche Bewohnerin wahrscheinlich kurz vor ihrem Tode verbraunt hatte. Die Polizei schaffte eine andere Leiter herbei, stieg hinauf und fand in dem Verschlag — eine ganze Sammlung von Hunden! Obschon der Vorrath ein wenig zusammengeschmolzen war, so zeigten doch die Ueberbleibsel deutlich genug, zu welchem Gebrauch diese Thiere bestimmt gewesen. Nachdem sie erdrosselt, wie Mumien umwickelt und am Feuer im Kamin gedörrt waren, hatte sie die Frau als Holzscheite gebraucht, und kochte und wärmte sich mit Hunden. Wer weiß, ob sie vielleicht nicht gar noch zu anderm Gebrauch verwandt worden!

So habe ich nun den Leser von den Pariser Nebeln unterhalten, durch welche nur von Zeit zu Zeit ein freundlicher Sonnenstrahl hindurchblickt; ich habe von der Hauptstadt der Welt und von der Hauptstadt der Hölle gesprochen; ich habe von glänzenden Soiréen und von Verschlägen erzählt, worin man die Hunde aufbewahrt, um damit Feuer anzumachen und Suppe davon zu kochen; ich habe, so denke ich, einen Theil der Pariser Winterfreuden und Leiden beschrieben.

Mein Himmel.

Ich lag im Grünen,
Schaute zum klaren
Himmelsgewölbe
Ueber mir auf.

Geschaut hätt' ich gerne
Hinein in den Himmel,
Ruhe zu suchen
Für Erdenweh.

Weiter und weiter
Drangen die Blicke,
Unendlichkeit schloß mir
Die Augen zu.

Und als ich sie öffne,
Beugt die Geliebte
Ueber den Träumer
Sich lächelnd hin.

Ich sah in die lieben,
Die seligen Augen,
Ich sah in den Himmel
Mitten hinein.

Hermann Schmidlin.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

Der Karneval.

Lassen Sie mich zu Athem kommen von dem tollen Geräusch des Karnevals in dieser Stadt. Ich habe einen

Winter in Italien gelebt, ich kenne das trunkene Gewoge des Faschings in Venedig, ich habe mich von den süßen Confetti der Mailänder, von den berauschenden Bonbons der Florentiner, von dem Maskentumult der Neapolitaner ergötzen lassen; aber ich habe solche Lustigkeit, solche Tanzmanie, solche Schwelgerei nirgends gefunden, wie hier. Ich habe alle Bälle von Belang besucht. Die Feste in den Salons sehen sich wohl alle ähnlich: derselbe feine Ton, dieselbe Eleganz, dieselben Formen und Anordnungen; aber nirgends der Frohsinn, die unvergleichliche Fröhlichkeit, der durch und durch heitere Sinn, welcher sonst Jeden belebt, der Wiens Luft athmet. Bei Hof sind in diesem Karneval keine Bälle, noch dauert das Trauerjahr für den hingeschiedenen Kaiser Franz; aber desto glänzender sind die Karnevalsfeste in den Hotels der Minister, der auswärtigen Botschafter und Gesandten, der haute volée und der reichen Banquiers und Kaufleute. Zu den Bällen, welche in den Cirkeln der Noblesse den höchsten Geschmack athmeten, gehört unstreitig der Ball im Gesandtschaftspalais des russischen Botschafters. Die lebendigen Blumen verzauberten das ganze Schloß in einen Frühlingstempel; schon die Treppe glich einem Treibhause, der Salon war ein wahrhafter Feenpark, die Beleuchtung so blendend, daß die Wiener erzählten, die Damen seyen mit Parasols herumspaziert, und nun erst der Glanz der Diamanten! Der Hofjuwelier, der die Damen, der Reihe nach, in der Vorhalle aus den Wagen steigen sah, versicherte, von den nur im Fluge bemerkten Schätzen könne man recht gut eine Eisenbahn bis Paris bauen. Der Schmuck der Fürstin Esterhazi soll allein eine halbe Million werth seyn. Aehnliche Pracht fand ich auch bei einigen Bällen der Noblesse, deren Familien-Chefs von ungarischer oder böhmischer Abkunft sind. Es lebt außer London in Wien ganz sicher der reichste Adel. Beim Anblicke dieses Luxus wird dem Fremden ganz wunderlich; aber kein beängstigendes Gefühl bemächtigt sich desselben, weil in Wien nicht, wie in London, neben dem höchsten Reichthum die niedrigste Armuth zu finden ist. Hier sieht man fast nur wohlhabende Leute; in den Straßen der Stadt, auf den öffentlichen Promenaden vermeint man lauter Millionärs zu begegnen. Daß bei so übergroßem Wohlstande auf den Gesellschafts- und Familienbällen, den Bällen in den öffentlichen Sälen, dort, wo Lanner und Strauß an der Spitze stehen, verhältnißmäßig eben so viel Luxus und Pracht herrscht, ist nicht nöthig, zu versichern; der Wiener ist ein Lebemann, Vergnügen und Lust ist sein einziges Ziel. Um Ihnen einen Begriff zu geben, was auf den einfachsten Bällen zum Sperl oder zur goldenen Birne consumirt wird, schreibe ich Ihnen die Angaben der beiden Gastwirthe Scherzer und Stipperger von zwei ihrer sogenannten Fortunabällen hier ab. Zum Sperl. Am 27sten Januar 1090 Personen: 500 Becher Olio, 250 Fasanen, 220 Kapaunen, 110 Rephühner, 1010 Becher Eis, 500 Bouteillen Champagner, 1200 Bouteillen ungarischer und österreichischer Wein, 300 Tassen Kaffee, 150 Gläser Punsch, 300 Teller Confekt. Zur goldenen Birne. Am 27sten Januar 1230 Personen: 650 Becher Olio, 320 Fasanen, 100 Kapaunen, 100 Poulards, 200 Ragouts, 1560 Becher Eis, 400 Bouteillen Champagner, 80 Bouteillen Rheinwein, 15 Bouteillen Mosler, 1000 Bouteillen ungarischer und österreichischer Wein, 360 Tassen Kaffee, 300 Gläser Punsch, 500 Teller Confekt. Dies ist die Angabe von zwei öffentlichen Orten, derselben gibt es aber in Wien sehr viele. An einem, in Domayers Casino in Hietzing, das zwar etwas entlegen, aber unstreitig das grandioseste Etablissement dieser Art ist, fanden drei Floraballe statt, ganz gewiß die elegantesten Tanzunterhaltungen, welche je einem gemischten Publikum geboten wurden. Kein Fürst vermag bei einem Familienfeste eine höhere Pracht zu entwickeln. Domayers Casino in Hietzing ist eine Stunde von Wien entfernt, und es muß Alles zu Wagen hinkommen. Der große Platz vor seinem Hause ist daher von mehr denn 500 Equipagen, Fiakerwagen und Gesellschaftskarossen umringt. Noch um sieben Uhr des Morgens sieht man hier die zierlichsten Cotillons tanzen. Strauß ist auch hier der Orpheus, der Alles mit seiner Musik elektrisirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Taubstummenanstalt.

Ich habe neulich unsere Taubstummenanstalt im Faubourg St. Just wieder besucht, und fand, daß sie sich wesentlich verbessert hat. Die Zöglinge wohnen hier nach dem Geschlechte in zwei geschiedenen Gebäuden, die getrennt genug sind, um alle unpassenden Communikationen zu verhindern, und doch nicht zu fern, um nicht eine einzige Oberleitung zu haben. Ich wurde mit dem freundlichsten Wohlwollen empfangen und herumgeführt. Es zeigt sich überall eine sinnreiche Verbindung alles dessen, was zum körperlichen und materiellen Wohl der jungen Leute dienen kann, mit den Anstalten, die das Gemüth erheben und veredeln. Das gesunde, fröhliche Aussehen, die kräftige und gute Haltung der Zöglinge beweisen jene Sorgfalt am besten. An den Mauern stehen Sittensprüche und Inschriften, wodurch die jungen Gemüther an die Gegenwart Gottes und die Bemühungen derer erinnert werden, die für sie durch Liebe und Sorgfalt eine zweite Vorsehung sind. Anderwärts hängen eine Menge Kupferstiche, die ihr Nachdenken und ihre Kenntnisse durch Wiederholung üben, ihre Gedanken erheben und ihre Seele verschönern können. Mir begegneten nur frohe, glückliche, seelenvolle Gesichter, was mich an Montesquieu's wahres Wort erinnerte: „Es ist etwas Wunderbares um die christliche Religion! sie scheint keinen andern Zweck zu haben, als die Seligkeit in einem andern Leben, aber sie macht unser Glück schon hienieden.“ Peinlich war es mir, den edeln David Comberry nicht mehr hier zu finden, den Gründer dieser Anstalt, der so voll Geist und Liebe für sein Fach war, und die Unterrichtsmethode des Abbé de l'Epée wesentlich verbessert hat. Ihm ist in unserer Anstalt sein Zögling, der Abbé Plasson, gefolgt. Er hat ganz den Eifer und man kann sagen die Begeisterung, wie sein würdiger Lehrer. Vor Kurzem hat er in seinem Haus eine Anstalt für Buchbinderei und Tischlerei gegründet, um darin den jungen Taubstummen für ihre Zukunft ein Unterhaltsmittel an die Hand zu geben. An den jährlichen Prüfungen nimmt man hier so viel Theil, wie die Pariser an ihrer größern und mehr in die Augen fallenden Anstalt. Rührend war neulich die erste Communion einiger männlichen und weiblichen Zöglinge, und wie sie bei der stillen Zeichenrede ihres Direktors, des Abbé Plasson, immer mehr ergriffen wurden, und am Ende in der St. Justkirche nichts gehört ward, als das Weinen dieser Kinder. Einige Wochen später war die Prüfung der Zöglinge mit ihren Feierlichkeiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 46.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 23. Februar 1836.

Zwar des Leidens ganze Bürde riß mich oft schon halb zu Boden,
Doch ich hab' es immer wieder, wenn ich mich besann, ertragen.

Platen.

Ghaselen.

Von Ludwig Seeger.

1.

Getrübte Freude.

Kaum geboren ist der Frühling, wird mein Herz um ihn beengt,
Daß so bald die frischen Wangen ihm der heiße Süd versengt.
Kaum nach langen Trennungsnächten lacht der Tag des Wiedersehns,
Dräut der Abschied, der gespenstisch zwischen Brust und Brust sich drängt.
Auf des Weines Schaume tanzt der Scherze lust'ge Elfenschaar,
Aber tief im Grund des Kelches manche böse Grille hängt.
Kühle nach des Tages Schwüle webt um's Haupt der Abendschein:
Mir ist wohl, doch ach! mein Auge kaum die Thräne niederzwängt.
Wird mir nie die schöne Beute? naht die sel'ge Stunde nie,
Wo sich endlich Eine reine Lust in meinem Netze fängt?
Wonne, laß einmal mir deine Stirne leuchten unumwölkt,
Du, nach der ich allwärts jage unermüdlich angestrengt!
Trittst du niemals aus dem Göttersaal im lichten Purpurkleid,
Das hinunterwallt von keinem schwarzen Trauersaum verlängt?
Oder sehnen deine Götter selbst nach Erdenfreude sich,
Jener, die wie heiße Liebe unter Küsse Bisse mengt?

2.

Mein Herz, und weißt du noch nach so viel Tagen,
Wie du gelauscht in träumendem Behagen,
Als dir Frühmette läutete die Liebe? —
Wie milde Stern' am Morgenhimmel ragen,
So funkelten mir noch der Kindheit Bilder;
Aufschauernd horcht' ich, mehr und mehr mit Zagen,
Je stärker mir der Klang die Sinn' umrauschte;
Es spielte mir um's Ohr, wie Wellenschlagen,
Wenn unterm Wasser tief das Haupt geborgen.
Im Dome war's, wo knieend Beter lagen,
Ich selbst, in brünst'ger Andacht hingeworfen,
Nur scheue Blicke durft' ich seitwärts wagen,
Wo Sie die heil'gen Stufen flehend küßte.
Was wir gefleht, ich kann es nimmer sagen;
Lust, Athem war Gebeteshauch geworden.
Doch plötzlich rasselt dumpf des Sturmes Wagen;
Des Domes Scheiben klirren, Kreuze stöhnen,
Kobolde steigen aus den Wänden, jagen
In tollen Sprüngen durch die heil'gen Räume,
Auf rothen Qualmes Fittigen getragen.

Ich schrie mich wach, da war der Spuk zerstoben:
Todstill — kein Laut — nur tief versunknes Klagen —
Ich stand allein — auch Sie spurlos verschwunden!
Wie lang ich stand, muß ich noch heut mich fragen,
Und weiß es nicht. Ein Glöcklein hallte wieder
Vom Thurm: — der Liebe Vesper hat geschlagen!

3.

Erleichterung.

Wälz' es weg, das Felsgewicht,
Laß hinein des Tages Licht
In des Busens finstre Höhle.
Schmerz ist wohl ein Bösewicht,
Der, um heimlich fortzubrüten,
Sich in feigem Argwohn dicht
Gegen Licht und Luft vermauert.
Doch du mußt mit Zuversicht
Ihn heraus den Störr'gen treiben,
Daß er rede, wie es Pflicht,
Vor dem Frohsinn, seinem Richter,
Wühlt' ihm auch die grimmste Gicht,
Weil er muß den Mund erschließen,
In dem fahlen Angesicht;
Sprechen soll er, thu' nicht eher,
Bis es dir gelingt, Verzicht;
Dring' in ihn, bis er sich selber
Tiefbeschämt sein Urtheil spricht,
Und hinstirbt, im Lied zu leben.
Wenn der Sturm dein Schiff zerbricht,
Das dir trägt die liebsten Freuden,
Tief der Gram in's Herz dir sticht,
Daß sie ewig dir verloren,
Wirft an's Ufer im Gedicht
Er dir der Versunknen Leichen;
Der Vergänglichkeit Gericht
Sind sie durch den Kranz entrücket,
Der um's Haupt sich ihnen flicht.
Und wenn nun in Liebesdüften
Eingewurzt sie ruhn, gebricht
Dir hinfort auch nicht die Ruhe:
Denn einmal Gesagtes ficht
Frauenherzen an nicht länger,
Und auch Dichterherzen nicht.

4.

Die Kleine.

Kind, du hast dein schönes Leben schon so lang im Tand verflittert,
Lebtest still in deiner Träume goldnen Schlössern eingegittert,
Küßtest deine schöne Mutter, hingst dem Vater an dem Arme,
Sahst an ihm hinauf mit Schmollen, wenn er deinen Putz zerknittert.
Kam es dir wohl nie zu Sinne, wenn du deine Puppe kostest,
Dies sey weggeworfne Liebe, heiße schnöd die Zeit zersplittert?
Merktest du der Mutter stilles Grämen, wenn zu lang der Vater
Säumt, und, kommt er nun, wie seinem Munde sie entgegenzittert?
Einmal sah ich's doch, du standest vor den Küssenden betroffen,
Wie sorgenlosen Laufs ein Rehlein plötzlich stutzt, auflauscht und wittert.

Bilder aus dem Seeleben
in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Klabauterman.

Wie Ruthwer sein Erbe in Empfang nimmt, und wie die fremden Schiffer seiner spotten.

Als der Vater beerdigt war und die beiden ältesten Brüder ihr Besitzthum in Sicherheit gebracht hatten, begab sich Ruthwer mit trübseligem Muthe an die Bucht, wo das Schiff vor Anker lag. Mitten unter der stattlichen Anzahl bunt bewimpelter, lustig prangender Kameraden stand es allein und verlassen; der Bugspriet neigte sich zum Wasser, Mast und Stangen waren schadhaft und das Segel hing trübselig und matt herab wie ein müdes Augenlied über einem schläfrigen Auge. Das Deck war mit wenigen morschen Brettern gedeckt. Nicht leicht hatte man ein elenderes Schifflein gesehen. Die Schiffer standen umher und spotteten seiner. „Ei!“ riefen sie, „was soll ein so schwindsüchtiges Mägdlein auf dem Meere? Es taugt nicht zum kecken Liebesspiel, weder den gewaltigen Kuß der Wellen, noch den Seufzerhauch des Windes kann es vertragen; gebt dem Dinge ein gutes Maß Seewasser zu schlucken, schlagt ihm die hohlen Seiten ein und stoßt ihm das Herz ab, daß es zu Grunde gehe!“

Ruthwer ging trotz dieser Spottreden an Bord seines Schiffleins. So wie er es betrat, ging ein leises Klopfen durch den Raum, gleichsam wie ein freudiges Menschenherz in der Brust klopft: es war Klabautermans Gruß. Ruthwer hatte ein paar tüchtige Gesellen mitgenommen, und auf den Rath eines ihm wohlgesinnten Schiffsbaumeisters ging er daran, die nöthigen Ausbesserungen vorzunehmen. Kaum hatte er und die Seinigen die Hand angelegt, als auch das Werk zum Verwundern schnell gedieh; das Segel hob sich wieder, die neuen Stangen und Seile klappten und zuckten wie frische, wanderlustige Glieder. Der alte Schiffsbaumeister wiegte wohlgefällig das Haupt und sagte zum jungen Ruthwer: „Seht nur, wie Euer Schifflein sich jugendlich aufputzt und flügge wird, gleichsam als wolle es neu aus dem Neste fliegen; macht ihm

bald das Vergnügen." Dieses war auch Ruthwers Wunsch, er konnte die Stunde nicht erwarten, wo er zum ersten Mal mit seinem Eigenthum eine Fahrt unternehmen würde, so sehr beseelte jezt Muth seine Brust.

Die Gelegenheit blieb nicht lange aus. Die verbündeten Städte rüsteten gerade eine Anzahl Schiffe aus gegen die Vitalierbrüder. Dieses waren äußerst freche Seeräuber, die sich die Herrschaft über die nordischen Meere angemaßt hatten und vielfache Greuel verübten. Es wurde Jemand gesucht, der den Schiffen der Städte den Weg zeigen könnte bis zu den geheimen Schlupfwinkeln der Räuber. Zu diesem Unternehmen gehörte wegen der Gefahr, die damit verbunden, ein kühner, geschickter Führer, der mit seinem kleinen, leichten, schnellsegelnden Fahrzeuge die bösen Klippen der finnischen Küsten leicht zu umschiffen verstand. Die Belohnung war nicht karg zugemessen, dennoch fand sich Niemand, der dem Rufe Folge leistete; Ruthwer übernahm es, und rüstete sich auch alsbald zur Fahrt. Die Schätze der reichen Handelsherrn lockten ihn nicht so sehr, als der Ruhm, etwas zu vollbringen, wobei die kühnsten Schiffer mit ihren guten Fahrzeugen feige zurückblieben. Er kümmerte sich auch nicht um ihren erneuten Spott.

Die Fahrt hatte tausendmal mehr Gefahren, als man hätte glauben können. Der Sturm ereilte die Schiffe der Städte an der finnischen Küste und trieb sie auseinander; ohne Ruthwers Führung wären unfehlbar viele untergegangen, so aber gelangten sie dennoch zu ihrem Ziele. Ein unvorhergesehener Ueberfall machte die Räuber bestürzt und muthlos, die Städter nahmen ihnen mehrere Schiffe weg, sie landeten sogar und machten große Beute, zugleich wurden einige deutsche Herrn, die hier in schmählicher Gefangenschaft gehalten wurden, befreit. Ruthwer leitete den Zug eben so klug und glücklich wieder heim, und Jedermann war über den Muth und die Geschicklichkeit des jungen Schiffmanns erstaunt. Als er zu Hause angelangt, erschienen Abgesandte, die ihm einen größern, als den bedungenen Preis einhändigten, und ihn zugleich zum Dienst des Städtebundes anwarben. Die Schiffer spotteten jezt nicht mehr über das Schifflein, und Ruthwer selbst hatte jezt die Ueberzeugung von Klabautermans mächtigem Schutze. Er faßte den Entschluß, sich dessen immer würdig zu erhalten.

Wie Ruthwers Glück und Reichthum den Neid der Schiffer erweckt und wie sie ihm nach dem Leben stehen.

Mehrere glückliche Fahrten und Unternehmungen wie die vorige brachten Ruthwer bald so viele Schätze ein, als jeder einzelne Erbtheil seiner Brüder ausmachte. Jezt sah er ein, wie der Vater ihn vor den andern begünstigt hatte, dennoch blieb er treu und gut gegen Jedermann; auch brachte er das Erworbene wohl unter, so daß er bald ein neues Fahrzeug kaufen und bemannen konnte, das er ebenfalls den Städtern in Dienst gab. Er selbst blieb auf seinem Schifflein, und wollte es nicht früher verlassen, bis ihm der Geist das Zeichen hiezu geben würde.

Unter den Schiffern in Helgoland gab es einen, der früher im Dienst des Städtebundes gewesen, jezt aber von Ruthwer aus seiner Stelle verdrängt worden war; er zeigte darum Haß und Neid, und da er seine bösen Plane nicht auf offenem Wege in's Werk setzen mochte, that er sich zusammen mit einem Gesellen, dessen Seele eben so voll Tücke und Bosheit war. Diese Beiden faßten den Entschluß, Ruthwer zu ermorden; sie wollten sich in sein Vertrauen einschleichen, unter ihm Dienste nehmen, und ihn so während der Fahrt bei Seite schaffen. Ruthwer, der nichts Böses argwohnte, nahm sie an Bord. Kaum hatte ihr Fuß dasselbe betreten, als sich ein unruhiges Pochen vernehmen ließ, das, je weiter die Reise, desto stärker wurde. Es war nicht das leise Klopfen, das wie eine freundliche, bittende Stimme klang, und das Ruthwer oft in stillen Nächten, wo er einsam wachte, mit Freude vernommen hatte, es waren heftige, drohende Laute, die, wie die Pulsschläge eines Fieberkranken, den ganzen Leib des Schiffleins durchschütterten. Dabei wurde die Mannschaft unruhig und zaghaft, Keiner mochte mehr seinen Dienst ordentlich verrichten, die gute Ordnung wich, indem mit jedem Tage die Verwirrung und Gefahr stieg. Ruthwer war hierüber nicht wenig bekümmert; er fühlte wohl, daß es die zürnende Stimme des Geistes war, doch sann er vergeblich nach, wodurch er ihn könne beleidigt haben. Er rief endlich die Mannschaft zusammen, und während ein fürchterlicher Sturm im Nahen und das gespenstische Toben ärger als jemals war, ermahnte er sie, einzugestehen, ob irgend Jemand unter ihnen etwas Unrechtes begangen habe, oder noch zu begehen im Sinne trage. Alle schwiegen, da stürzten endlich jene Beiden hervor und bekannten ihr schändliches Vorhaben. Ihr Ansehen war wild, und Wahnsinn lag in ihren Blicken. Ruthwer wollte ihnen Verzeihung angedeihen lassen; allein das Schiffvolk rottete sich zusammen und bestand auf ihrem Tod, widrigenfalls das Schiff und die ganze Mannschaft umkommen würde. Die Verbrecher wurden in's Meer gestürzt. Kaum hatten die Wellen sie verschlungen, als sogleich das Pochen aufhörte und Ruhe und Ordnung auf das Schiff zurückkehrten.

Seit dieser Zeit ward Ruthwer von seinen Genossen gefürchtet; es wagte fürder Niemand, ihm ein Leides zuzufügen oder auch nur einen losen Possen zu spielen. Selbst Böses von ihm zu sprechen auf dem Grund und Boden, auf dem er herrschte, getraute sich Niemand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Februar.

(Fortsetzung.)

Rede des Präfekten über Frankreichs Gegenwart.

In anderer Beziehung anziehend war die Preisvertheilung in der Zeichnungs- und Kunstschule, wo der Präfekt eine Rede an die jungen Leute hielt, aus der wir Einiges ausheben, was für Frankreichs Industrie-, Kunst- und Lebenszustände ganz bezeichnend ist, und in Deutschland nicht ohne Interesse, aber auch hie und da nicht ohne Lächeln gelesen werden wird. „Betrachtet man den Gang unsers Jahrhunderts, seine riesenhaften Ereignisse und die langen Erschütterungen des Bodens unter unsern Füßen, so entsteht die Frage: welche Stelle die schönen Künste in einer so bewegten Zeit haben einnehmen können? In dem Maß, wie sich die Civilisation bei uns ausbreitet und vervollkommt, scheinen die Künste von ihrem Glanz zu verlieren. Damit will ich keineswegs unsern Ruhm in neuerer Zeit verkleinern oder unsern großen Ruf leugnen, ich würde dafür keinen Widerhall bei meinen Zuhörern finden; aber man sehe nur! Des Dichters Lyra schweigt, unsere Kirchen sehen kein belebendes Bild entstehen, der Marmor verewigt keinen unserer großen Männer mehr, sondern wird zu Kleinigkeiten benuzt. Wen darf man darüber anklagen? Niemanden; wir dürfen auch nicht ungerecht gegen unsere Zeit seyn. Vergessen wir für einen Augenblick die berühmten Männer, denen die Meisterwerke an diesen Wänden ihre Entstehung verdanken; werfen wir einen Schleier auf die unsterblichen Seiten der Geschichte, die von dem Genie sprechen, das sie hervorbrachte, von den Sitten, wodurch sie aufgemuntert wurden, und von der geistreichen Bewunderung, die den Künstlern so große und erhabene Belohnungen zugestand. Wenden wir vielmehr unsere Blicke auf die Früchte von zwanzig Friedensjahren, denn nie hat die Menschheit ein ähnliches Schauspiel gesehen. Wohl war unser Frankreich gar schön, als es ganz Europa Geseze vorschrieb, als seine Heere in allen Hauptstädten lagerten, und als der Mann auf dem Thron nur ein Dekret zu erlassen brauchte, um die Gestalt ganzer Reiche zu verändern und Völker unter ein neues Joch zu bringen. Wo war aber damals Gedeihen im Innern? Ungeheure Arbeiten zähmten die Alpen und bedeckten Paris mit Denkmälern. Aber unsern Provinzen fehlte es an Verbindungswegen unter einander; auf den unternommenen, aber wieder verlassenen Kanälen wuchs dickes Schilf, und der Herr des Kaiserthums mußte seinen Hofleuten befehlen, seidene Kleider zu tragen, um die sterbende Industrie zu erhalten, die durch die Beharrlichkeit dreier Jahrhunderte in unsern Mauern gegründet worden war. Wie ist das jezt ganz anders! Ueberall Leben und Bewegung, überall Kenntnisse, Nacheiferung und Concurrenz. Wer in allen Theilen unserer Stadt die tausend und aber tausend Laute der Industrie hört, wer die Tausende gewerbfleißiger Arme sich bewegen und regen sieht, wer unsere Bevölkerung beobachtet, wie sie voll Thätigkeit hin und wieder rennt, sich müht und nur Einem Gedanken, nur Einer Stimme gehorcht, der muß glauben, eine eigene, nur der Arbeit und ihren Fortschritten lebende Welt zu sehen. Der Luxus ist wie ein unersättlicher Trieb in alle Stände gedrungen, ja er spricht lauter, als die Bedürfnisse selbst. An die Stelle des Glücksrades ist noch etwas Schnelleres und Veränderlicheres getreten, denn heutzutage sezt das Glück seinen Fuß auf einen leichten, dünnen, launigen Ballon, und beim geringsten Hauch hebt es seine Günstlinge mit sich in die Höhe oder stürzt sie hinab. Jeder eilt und drängt sich; die Gegenwart wird gierig verschlungen, die Zukunft aber bleibt ein Räthsel. So ist unser Leben gesellig, glühend, voll Begierde, energisch, voll Ansprüche, aber auch vielleicht voll Verrechnungen. Ihm gehört jedoch die Welt. So müssen es die Künste, so muß es selbst das Genie auffassen und begreifen.“

(Der Beschluß folgt.)

Wien, Februar.

(Fortsetzung.)

Karneval. Neue Theaterstücke.

Der Karneval in Wien ist ganz gewiß unter den tausend bunten, lebendigen, üppigen, prächtigen Bildern, die sich hier bewegen, eines der interessantesten, besonders für den Fremden. Wer die Elite der höhern Stände, den Culminationspunkt des Reichthums, den Born der Freuden kennen lernen will, versäume nicht, den Fasching in Wien zuzubringen. Schade, daß der Wiener so wenig Geschmack an maskirten Bällen findet, und nur am Fastnachtdienstag der ergözlichen Mummerei seine Aufmerksamkeit zuwendet, an den übrigen Karnevalstagen aber die herrlichen, großartigen Redoutensäle kaum besuchen mag.

Doch nicht nur die Bälle, auch die Theater werden im Karneval hier sehr besucht. Das neue Drama „Griseldis“ von Friedrich Halen (Freiherrn von Münch-Bellinghausen) macht fortwährend Glück. Hinsichtlich des Kassenertrags versichert man, daß dieses Stück noch die Einnahme von Grillparzers „Traum ein Leben“ übersteige. Man ist hier begierig, was die auswärtigen Blätter darüber sprechen werden. In Berlin soll es zuerst an die Reihe kommen. Sollte es in Stuttgart gegeben werden, so bitte ich Ihre Leserinnen aufmerksam zu machen, daß der Dichter so grausam ist, alle Gefühle auf die Folter zu spannen, daß er dem Herzen die spanischen Stiefeln anzieht, das Mitleid auf die Leiter zerrt, den kältesten Zuschauerinnen die Daumschrauben anlegt, aber daß er eine Sprache spricht, wie Keiner, und am Schlusse den Frauen eine Genugthuung gibt, wie gewiß nicht Eine erwartet. Im Kärnthnerthortheater ist endlich „Sylphide,“ das berühmte Pariser Ballet der Taglioni, gegeben worden. Die Erwartungen waren sehr gespannt, die Journale hatten Wunder verkündet, man sah — und fand sich getäuscht. Mag es in dem Umstande liegen, daß wir keine Taglioni für die Sylphide besizen, oder darin, daß man ein wahrhaftes Feenballet zu sehen vermeinte, und nur etwas Gewöhnliches hinnehmen mußte, gleichviel! der Eindruck war nicht sehr günstig, und die großen Kosten, welche der Theaterpächter Duport zu bestreiten hatte, werden wohl kaum zu erreichen seyn. Man vernimmt, daß die Direktion, was den Aufwand betrifft, gegen die Vorstellung in Paris nicht zurückgeblieben sey. Demois. Dupuis, die Wiener Sylphide, reiste mit einem Herrn Stöckl, Mitglied des Ballets, nach Paris, um das große Werk an der Quelle zu studiren und Dekorationen, Kostüme und Maschinen kopiren zu lassen, auch die neue Erfindung von künstlichem Fluge durch die Luft, ohne Schnüre, ohne Draht, ohne Wolkenwagen, in natura zu überbringen; nichts mangelte — aber das Ballet gefiel doch nicht.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 47.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 24. Februar 1836.

Nichts wird mehr angestaunt als die Fortschritte der Astronomie; man ist aber darin so weit gekommen, weil es so leicht ist, weil die Geseze so sehr simpel sind. Man kann Durchgänge der Venus voraussagen, aber nicht, ob heute in Petersburg die Sonne scheinen wird.

Lichtenberg.

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1836.

Dargestellt

von

Dr. Nürnberger.

Ich habe den Lesern schon seit geraumer Zeit zu Anfang eines jeden Jahrs eine Beschreibung der wichtigsten Himmelsbegebenheiten dargeboten, welche im betreffenden Jahr zu erwarten standen, und trete auch diesmal wieder damit hervor. Auf Erden geht's jezt ohnedies fast unerträglich prosaisch zu: man legt die doch gar zu magern irdischen Zeitungen mit Verdruß aus den Händen, und so will ich's noch einmal mit der Himmelszeitung versuchen. Sie hat ohnedies Mancherlei vor jenen voraus: ich stehe namentlich mit Hab und Gut für das pünktliche Eintreffen meiner Vorhersagungen, und das wird mir kein irdischer Zeitungsschreiber nachthun. Von den andern Bedenklichkeiten seiner Prophezeiungen abstrahire ich dabei noch ganz, wogegen kein Mensch gegen die Freimüthigkeit meiner astronomischen Conjecturen irgend etwas einzuwenden findet. So würde ich z. B. nimmermehr von der Armseligkeit irgend einer irdischen Maßregel mit dem dreisten Tadel sprechen, den ich über einen berüchtigten Himmelsgast, nämlich den Halley'schen Kometen ausschütte, welcher durch die Unscheinbarkeit seiner diesmaligen Erscheinung allgemeinen Unwillen erregt hat, und die Flucht zu seiner Sonnenferne mit dem Beginne dieses Jahrs fortsezt,* um erst nach 75 bis 76 Jahren zu uns zurückzukehren. Ich würde ihm auch gar nicht die Ehre einer besondern weitern Erwähnung erzeigen, wenn ich nicht so eben benachrichtigt würde, daß unser berühmter Königsberger Astronom Bessel in Begriffe steht, ein eigenes Werkchen über seine Beobachtungen dieses Kometen erscheinen zu lassen, worin namentlich eines außerordentlich

* Wir werden so eben benachrichtigt, daß der Halley'sche Komet auf der Sternwarte zu Mailand noch in den lezten Tagen des December, also nach dem Durchgange durch sein Perihelium, wieder beobachtet worden ist. Er erschien aber nur etwa so lichtstark, als bei seiner Annäherung zur Erde im September. Am 30sten December stand er im Scorpion unfern vom Antares, und in der folgenden Nacht wurde sein Ort in gerader Aufsteigung und südlicher Abweichung genau bestimmt. Diese Beobachtung ist wenigstens für die Theorie des merkwürdigen Gestirns wichtig. Auch zu Genf wurde der Komet durch den Adjunct der dortigen Sternwarte, Müller, in der Nacht zum 1sten Januar, und zwar ganz genau an der Stelle aufgefunden, wohin ihn die Rechnung des Direktors dieser Sternwarte, Professors Gartier, versezt. Er war aber äußerst lichtschwach. In München und Breslau endlich sind am 7ten und 15ten Januar auch Beobachtungen des Kometen geglückt.

merkwürdigen Umstandes Erwähnung gethan wird, den ich nicht schnell genug zur Kenntniß der Leser bringen kann, und dazu also gleich die Gelegenheit dieser Himmelszeitung benutze. Bessel beobachtete nämlich eine sichtbare Ausströmung an diesem Kometen, welche vom 2ten October an in Form eines Kegels, dessen Spitze im Mittelpunkte desselben lag, von ihm ausging und sich, Anfangs 12 bis 15 Secunden, später aber über 40 Secunden weit verfolgen ließ. Dieser Kegel lag ziemlich in der Richtung der Sonne, machte aber Schwingungen um diese Richtung, genau wie ein Pendel; zu einer solchen Schwingung brauchte er 2 Tage 7 Stunden, und die Ausweichung auf jeder Seite war bedeutend. Die Ebene dieser Schwingungen war die Bahnebene des Kometen selbst. Aus dieser Beobachtung nun, der ersten, welche in dieser Art an einem Kometen jemals gemacht worden ist, zieht der Königsberger Astronom die wichtigsten Schlüsse über die Natur der Kräfte, die auf den Kometen wirken; und wir erwarten nur die oben angekündigte Schrift, um ihre gelehrten Resultate sogleich in die allgemein faßlichste Sprache zu übersetzen. Unterdeß mag der Komet selbst seine weite Himmelsreise ungestört fortsetzen.

Den eigentlichen Reigen der astronomischen Erscheinungen des begonnenen Jahrs eröffnete eine Opposition der Juno, welche am 1sten Januar in den Mittagsstunden Statt gefunden hat. Die Leser erinnern sich nämlich, daß in der unermeßlichen Aetherkluft, welche den Mars vom Jupiter trennt, und welche in gerader Richtung von dem einen dieser beiden Planeten zum andern über 70 Millionen Meilen Ausdehnung hat, vier kleinere, erst in neuern Zeiten entdeckte Weltkörper kreisen, welche die Namen Ceres, Juno, Pallas, Vesta führen. Da dieselben weiter von der Sonne entfernt sind, als die Erde, so schließen ihre Bahnen die Bahn der lezteren um die Sonne ein, und es muß sich demnach von Zeit zu Zeit ereignen, daß der eine oder der andere von ihnen so zu stehen kommt, daß sich die Erde eben zwischen ihm und der Sonne befindet: dies heißt nun eine Opposition des betreffenden Planeten, und der Umstand hat, wie gesagt, gerade am 1sten Januar für die Juno Statt gefunden. Dergleichen Oppositionen sind für die beobachtende Astronomie sehr wichtig, weil leztere dadurch ein Mittel erhält, den wahren, von der Sonne, als dem Mittel- oder eigentlichen Regelpunkte der planetarischen Bewegung aus gesehenen Ort des betreffenden Planeten unmittelbar zu haben, indem, bei der angegebenen Stellung der Erde, das Fernrohr des irdischen Astronomen offenbar nach dem nämlichen Längenpunkte gerichtet seyn muß, wie das Instrument eines in der Sonne vorausgesezten Beobachters des Planeten. Auf eine einzige solche Beobachtung in der Opposition läßt sich also die Berechnung des ganzen Laufes dieses Planeten begründen, und diese Beobachtung ist demnach nicht eine bloße astronomische Ergötzlichkeit, wofür man sie oft ausgeben hört. — Schon Tags darauf, Morgens wenige Minuten vor 5 Uhr trat eine solche Opposition auch für Jupiter ein, d. h. um das oben Gesagte nochmals in den Ausdrücken zu wiederholen, deren sich die astronomische Kunstsprache dafür bedient, die geocentrische Länge des Jupiter ist in diesem Augenblicke der heliocentrischen gleich; und eine alsdann auf der Erde angestellte Beobachtung desselben vertritt die Stelle einer von der Sonne aus unmittelbar gemachten. Da sich aber, wie angeführt, alle planetarische Bewegung auf die Sonne als Regel- oder Lenkpunkt bezieht, so ist die Bestimmung eines heliocentrischen Orts ein Mittel, die über diese Bewegung in den Ephemeriden geführte Rechnung unmittelbar zu controliren und die dabei zu Grunde liegenden Data (Elemente des Planetenlaufs) zu corrigiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben, im Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Klabauterman.

Klabauterman zeigt an, daß er eine neue Wohnung beziehen will.

Ruthwer hatte jezt eine Menge Schätze gesammelt, und diese Besitzthümer machten ihm so viel Freude, daß er darauf dachte, immer mehr zu erlangen. Er ließ jezt ein prächtiges Schiff bauen, mit Allem ausgerüstet, was nur für eine zahlreiche Mannschaft und zu trefflicher Leitung erforderlich war. Als dieses Schiff fertig im Hafen lag, gedachte er es einem jungen, geübten Seefahrer anzuvertrauen, den er kürzlich kennen gelernt hatte und der Fife hieß. Fife beneidete, wie die übrigen Schiffer, Ruthwers Glück, doch ließ er sich nichts merken und verschloß seine bösen Pläne sorgfältig in sich. Als Ruthwer mit ihm noch wegen des Schiffes unterhandelte, ward ihm eines Morgens angezeigt, daß im alten Schifflein die Fenster der Cajüte zerbrochen, das Hauptsegel zerrissen gefunden worden, und daß das Steuer einen großen Spalt bekommen habe; der Bootsmann, der dieses meldete, gab den Rath, Wachen aufzustellen, denn er meinte, daß böswillige Hände die Schmach verübt hätten; allein troz der Wachen, fand man wiederum bald darauf den ausgebesserten Theil von Neuem beschädigt. Jezt gedachte Ruthwer der Worte seines Vaters,

und es wurde ihm deutlich, daß der Schiffsgeist nunmehr die alte Wohnung verlassen und eine neue beziehen wolle. Er entschloß sich daher, das neuerbaute Schiff selbst in Besitz zu nehmen. Fife erhielt ein anderes, mit welchem Tausch er jedoch nicht zufrieden war.

Die Mannschaft des Schiffleins sezte jezt einen Tag fest, an dem sie feierlichst ausziehen wollte. Der Bootsmann hielt eine Rede, in welcher er dem alten Schiffe für seine gute Dienstleistung dankte und es in Frieden entließ; ein Matrose, der im Namen des Schiffes sprach, erwiderte den Dank und versicherte, daß das Schiff vollkommen mit seiner Mannschaft zufrieden sey, die es gut durch Sturm und Wellen geleitet habe. Darauf, wie die Seele vom Körper scheidet, wurde jezt die Seele des Schiffs, der Compaß, verhängt mit Trauerflor, vom Schiffsherrn selbst hinweggetragen. Die Matrosen wanderten aus, indem sie ein Lied sangen, und jeder sein Päckchen unter dem Arme, dem Schifflein eine selige Ruhe wünschte. Mancher im Zuge wischte sich eine Thräne aus dem Auge, denn er hatte auf den Brettern, die er nun für immer verließ, sein erstes Probestück vollführt; auf dem obersten Seile hatte der schlanke Knabe sich über dem Taumel der empörten Wellen gewiegt, ohne vom Schwindel hinabgerissen zu werden. Ein anderer Geselle zeigte Blutflecken auf dem Boden; es war sein Herzblut, das er vergossen hatte, als es einst an den Küsten des obersten Nordens zum Gefecht gekommen war. So hatte dieser mit Blut, jener mit Thränen den lieben Boden getauft, von dem sie jezt schieden. Sie wollten es nicht hören, wenn der Baumeister zuerst das Beil ansezte, um dem Schifflein den Gnadenstoß zu geben und es in seine ursprünglichen Bestandtheile wieder aufzulösen, sie wollten es nicht sehen, wenn ihm die Nägel ausgezogen wurden und das schöne Segel wie ein hochzeitlich Gewand vom Leibe gestreift; sie wollten nicht dabei seyn, wenn nun die lezten, unbrauchbaren Reste in's Meer versanken.

Aber als sich jezt mit Axt und Säge die Zerstörer auf dem Schifflein einfanden, da geschah das Wunder, daß ihre scharfen Beile ausglitten und kein Nagel, keine Spange von ihrem Platze wich, so heftig sich die Arbeiter auch anstrengen mochten. Das Schiff wollte noch nicht zerstört seyn: vielleicht war noch etwas vom Eigenthum des Kapitäns oder der Mannschaft zurückgeblieben. Ruthwer ging selbst nochmals an Bord, doch troz seines eifrigen Suchens fand er lange nichts, bis er endlich tief im Raume auf eine kleine, wohlverwahrte Kammer stieß. Jezt fielen ihm die Worte seines Vaters ein; vorsichtig öffnete er den Behälter und hob eine kleine, bleierne Kiste fast in Gestalt eines Kindersargs heraus, die er, ohne sie die Mannschaft sehen zu lassen, in's neue Schiff hinüber trug. Kaum war sie dort angelangt, als die Seiten des alten Schiffs wie von selbst zusammenfielen und die Arbeiter ein leichtes Werk hatten.

Wie Ruthwer auf bösen Rath hört.

Ruthwer wußte jezt gar wohl, daß ihm Niemand widerstehen könne, daß er das Glück an seinem Bord gefesselt halte; diese Ueberzeugung machte, daß er übermüthig wurde und auf seine Macht trozte, indem er die kecksten, gewagtesten Streiche unternahm. Immerdar ging er unbeschädigt aus großen Gefahren. Statt wie sein Vater sich mit mäßigem Gut zu begnügen, hatte bald unmäßige Goldgier ihn erfaßt. Er war nicht mehr zufrieden, der reichste und angesehenste Schiffsherr auf der Insel zu seyn, es trieb ihn der Stolz, sich von der Verbindung mit den Städtern loszusagen und eigene Unternehmungen zu beginnen.

Diese Gesinnung des stolzen Ruthwer benuzten die Vitalier, ihn auf ihre Seite herüberzulocken. Er widerstand Anfangs mit edlem Muthe. „Soll ich die Friedlichen, Schutzlosen berauben, ungerechte Schätze an mich bringen?“ sagte er zu den Abgesandten; „solches fordert nicht von mir.“ — Aber die Seeräuber ließen sich so leicht nicht abschrecken; sie nahmen den tückischen, gleisnerischen Fife in ihren Sold, und dieser, der Ruthwers Vertrauen besaß, benuzte jeden Augenblick, ihn zum Bösen zu überreden. „Du bist reich und angesehen,“ sagte er oft; „aber du könntest deine Macht noch viel höher treiben; anstatt von diesen übermüthigen und eiteln Städtern Befehle anzunehmen, kannst du selbst ihnen Gesetze vorschreiben, und deinen Namen zu der Zahl jener kühnen Beherrscher der Meere fügen, deren Thaten noch jezt das Schrecken und die Lust der späten Nachkommen sind. Trittst du in den Bund mit jenen stolzen Männern, so werden sie dich zu ihrem Häuptling aufnehmen, und du wirst bewundernswürdige Thaten vollführen, unendliche Schätze sammeln.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Beschluß.)

Theater. Zeitschriften.

Glücklicher sind die Vorstadttheater: Sie geben elende Possen, aber der Zuspruch ist immer gleich bedeutend. Da gibt man im Theater an der Wien ein Stück: „die Ballnacht,“ eine Misere, welche schon vor dreißig und mehreren Jahren das Auspochen verdient hätte; in diesem Karneval macht sie Glück; eben so gibt das Leopoldstädter Theater eine Piece von einem Herrn Reiberstorfer (Deutschland, kennst du ihn?). Das Unding heißt der „Wasserfall;“ ja wohl ein Wasserfall! nie ist etwas Wässerigeres auf den Brettern

gewesen; das gutmüthige Publikum sieht das Ding an, und applaudirt sogar den aus allen Anekdotenlesen zusammengestoppelten Späßen; endlich gibt die Josephstädter Bühne eine Frazze: „der goldgelockte Marl,“ von einem Herrn Playl. Selbstcomiker und Selbstdichter, das heißt, er mag für sich selbst ein Comiker und für sich selbst ein Dichter seyn, nur für keine vernünftigen Menschen; das Publikum duldet auch diese Nichtswürdigkeit. Gewiß ist der Karneval hieran schuld, denn sonst müßten Dichter wie Reiberstorfer und Playl von den Brettern, welche die Welt bedeuten, weggepfiffen werden.

Und unsere Zeitungen? diese sind fromm und duldsam. Saphir gibt sich mit den Bettelschriftstellern nicht ab, und die Andern reden entweder in den Wind, oder so windig, daß Niemand darauf achtet. Bei dem Namen Saphir fällt mir ein, daß ich in der lezten „Europa von Lewald“ einen Verweis erhalten habe, weil ich gesagt, daß Saphirs kritische Feder sehr beachtet und die Wiener Theaterzeitung das gelesenste Blatt in Oesterreich sey. Ich bin weder ein Agent des Herrn Saphir, noch der Wiener Theaterzeitung, aber die Wahrheit kann ich berichten, und von dieser kann sich auch Herr Lewald jeden Augenblick überzeugen. Saphirs Aufsäze und Kritiken gehören zur Lieblingslektüre nicht nur der Wiener, sondern aller Lesefreunde der ganzen Monarchie und vielleicht eines großen Theils im Auslande. Er besizt zwar viele Widersacher und Feinde, besonders an denjenigen, welchen er schon einmal scharf zu Leibe gegangen; aber selbst diese Widersacher, sie lesen Alles, was Saphir schreibt, sie schmähen, und greifen doch sogleich wieder nach einem neuen Aufsaze, den er geschrieben. — Wir haben wieder eine neue Zeitschrift: der Telegraph; Redakteur ist Herr Lembert. Es sind erst einige Blätter erschienen. Noch läßt sich davon nichts sagen, die Theilnahme an diesem Journal scheint noch sehr gering zu seyn. Es ist ein Blatt, wie wir schon drei oder vier ganz ähnliche besizen, nur bis jezt viel matter und schläfriger; aber es kann noch werden! Die Wiener, welche über Alles Bonmots wissen, sagen, diese Zeitung sey krank und leide an der „Leserdürre.“ Ein „österreichisches Morgenblatt“ sollte in's Leben treten, ein Herr Oesterlein, den Niemand kennt, nannte sich als Redakteur; nun ist Alles wieder still davon. Aber wozu braucht Oesterreich ein Morgenblatt? Der Buchdrucker Eurich in Linz gibt ein österreichisches Bürgerblatt heraus; darin druckt er wöchentlich fünfmal dem Morgenblatt wörtlich nach, und liefert also ein „österreichisches Morgenblatt,“ bestens ausstaffirt mit allerlei anderm Nachdruck, selbst aus Wiener Zeitschriften.

Lyon, Februar.

(Beschluß.)

Kunst und Industrie.

„Etwas Aehnliches geschah in Frankreich im fünfzehnten Jahrhundert, als große Entdeckungen der Erde eine andere Gestalt gegeben hatten. Eine innere Gährung bewegte dumpf die Geister, man stürzte sich auf die noch neuen, unbetretenen Wege, man ergriff alle Systeme, man forschte in allen Geheimnissen der Wissenschaft und des Gedankens. In jener Zeit begannen die bildenden Künste ihre prachtvolle Herrschaft; Alles wurde in ihre Sprache übergetragen, Alles entlehnte ihre Formen, kleidete sich in sie und durchdrang sich mit ihrem Wohlgeruch. Damals hatte man es aber auch noch nicht versucht, die Künstler durch Kategorien wie in einen engen Raum einzuschließen. Der gewöhnliche Steinhauer machte ein Kunstwerk, wenn er fromm das Leben eines Heiligen oder das Drama der Passion in das große, runde Fenster des Portals einsezte. Der Schlosserlehrling stellte sein Meisterstück aus, um in die Zahl der Meister aufgenommen zu werden, und dies Meisterstück mußte den Stempel der Kunst tragen. Die sorgfältig gearbeiteten Hausgeräthe, an denen die Sculptur so liebliche Bildungen darstellte, waren wirkliche Kunstwerke, denn sie gingen aus der Einbildungskraft eines Künstlers hervor. Die Gold-, Silber- und Seidestoffe bildeten so reiche Falten und Reflexe, und paßten so gut zu den mit großem Fleiß ciselirten Waffen, zu dem Email, den kostbaren geschnittenen Steinen in den magisch von glasgemalten Fenstern erleuchteten Kirchen und Pallästen. Alles dies waren Radien desselben Heiligenscheins der Kunst, es waren herrliche Strahlen aus demselben Lichtherd. Als König Franz I. seine Regierung zieren und verherrlichen wollte, berief er nicht nur Leonardo da Vinci, sondern auch Benvenuto Cellini an seinen Hof, den Maler des heil. Abendmahls und den Goldschmid von Florenz. — Einige von Ihnen, Zöglinge der Kunst, sollen die Quellen des Wohlstands und Gedeihens unserer Stadt Lyon vermehren, sie sollen unsern Fabriken neuen Impuls geben. Bemühen Sie sich eifrig, sie in den Regeln des guten Geschmacks zu erhalten. Glauben Sie ja nicht, unsere Seidenfabrikation könne nichts durch Künstler gewinnen; denn es ist ein großer Irrthum, eine gewöhnliche, grobe Routine habe allein zu entscheiden über die Mannichfaltigkeit der Zeichnung, der Harmonie der Farben und über die vielen zarten Uebergänge in Farbe und Gewebe, die den Lyoner Stoffen so viel Werth geben und sie über alle andern stellen. Um zu dieser Höhe und Auszeichnung zu gelangen, genügen nicht bloß geübte Hände, es braucht auch Kunstgefühl, Kunstgeschmack. Wenn einmal Alles beruhigt bei uns ist, werden Ihre Werke bleiben, wenn sie den Stempel des Edlen, Reinen und Schönen in der Kunst haben. Inmitten unserer politischen Aufregung, die ewige Stürme über das Vaterland zu verbreiten scheinen, fühlt man das Bedürfniß nach bessern Tagen, den lebendigen Wunsch, auf die Zukunft rechnen zu können; man sucht einen neutralen Boden, auf dem wir unsere widerstreitenden Meinungen, Aufregungen und Leidenschaften, wie unsere Sorgen ablegen können.“

In näherer Beziehung auf die französische bildende Kunst stand die Rede des Maire von Lyon. Er sagte unter andern: „Alle ausgezeichneten Regierungen haben von jeher Künste und Künstler ermuntert und unterstüzt; es war daher unserer Regierung — die unter allen die aufgeklärteste und liberalste ist — ganz würdig, durch eine Menge neuer Kunstarbeiten allen Zweigen der bildenden Kunst einen neuen Anstoß zu geben. Der Einfluß unserer Regierung auf die Kunst wird bald seine herrlichen Folgen zeigen. Zahlreiche Kunstausstellungen folgen auf einander und tragen schon gute Früchte. Der vaterländischen Kunst ist eine neue Straße geöffnet, denn die französische Schule, in welcher in frühern Jahren so ungleichartige und entgegengesezte Elemente mit einander kämpften, scheint sich jezt von den frühern, zu engen, zu methodischen und akademischen Hemmungen des Unterrichts loszumachen, und doch die Verirrungen des Genies in der Erfindung zu vermeiden, wovon diese einige Zeit bedroht und fortgerissen schien.“

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 48.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 25. Februar 1836.

— Für eure Unthat haben
Die Mächte, zögernd, nicht vergessend, jezt
Die See, den Strand, ja alle Kreaturen
Empöret gegen euern Frieden.

Shakespeare.
Der Sturm.

Bilder aus dem Seeleben
in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Klabauterman.

Solche Reden wurde Fise nicht müde, zu wiederholen, bis endlich Ruthwer auf sie hörte; die frommen Gefühle der Mässigung und des Gehorsams für die väterlichen Ermahnungen wichen gänzlich aus seiner Seele; er trat in den Bund der Seeräuber, doch blieben die Unterhandlungen geheim, und die Städter hielten daher Ruthwer noch für einen ihren Wohlgesinnten. Er unterzeichnete einen Vertrag, nach welchem ihm ein reiches Kaufmannsschiff mit Waaren beladen anvertraut wurde, um es nach dem Ort seiner Bestimmung zu führen. Wie das Schiff sich den gefährlichen Küsten näherte, ließ es Ruthwer, nach der schon festgesezten Uebereinkunft mit den Räubern, diesen in die Hände fallen. Sein Antheil an der Beute war groß, das Schiff selbst nahmen die Vitalier, damit Ruthwers schlimmer Verrath für's Erste noch unentdeckt bliebe. Allein der Kaufherr, der sein ganzes Besitzthum verloren, sein Vertrauen auf das Böslichste getäuscht sah, fand Mittel und Wege, den Städtern das Vorgefallene zu melden. Jezt ward über Ruthwers Haupt der Bann ausgesprochen, sein Leben und sein Gut für frei erklärt. Ruthwer spottete dessen. Fise schloß sich jezt ihm immer enger an.

Ruthwers Name ward nach Verlauf einiger Jahren der Schrecken der Meere. Niemand wagte es, dem kühnen und glücklichen Räuber sich entgegenzustellen; er herrschte ungehindert. Weder Feuer noch Wasser konnten seinem Schiffe etwas anhaben. Der tückische Fise, der Ruthwer nur aus dem Grunde zum Bösen verleitet hatte, um sich selbst die Herrschaft anzumaßen, faßte jezt, da er seinen Zweck nicht erreicht sah, den giftigsten Haß gegen den Genossen. Er sann Tag und Nacht darauf, wie er ihn verderben könne, und endlich fiel ihm hiezu ein Mittel ein.

Klabauterman läßt seine warnende Stimme hören.

Mit Ruthwers Reichthümern und seinem Ansehen schlich sich auch Mißtrauen und Argwohn in sein Gemüth. Weil er wußte, daß ihm das Leben gesichert war auf seinem Schiffe, verließ er es nur selten, obgleich er keine ruhige Stunde mehr darauf hatte, so unablässig verfolgte ihn die warnende Stimme Klabautermans seit seiner ersten schlimmen That. Schon mit den Ballen und Kisten, die von dem geplünderten Kaufmannsschiff an Bord gebracht wurden, ereignete sich das Seltsame, daß man am Morgen einen Theil zertrümmert, einen andern in's Meer geworfen fand. Klabauterman zeigte an, daß er

kein unrechtes Gut auf seinem Gebiet litt, Ruthwer mußte seinen Raub an's Land in Sicherheit bringen. In der Nacht begann jezt wieder das unruhige Gepoche, und jedesmal, wenn eine neue Raubfahrt unternommen wurde, schlug es an die Seiten des Schiffes mit einer solchen Gewalt, als wenn es sie zertrümmern wolle. Oft wenn Ruthwer mit Fife und andern wilden Gesellen in der Kajüte beim Branntwein saß, ging es mit schweren Schritten die Stiege hinauf und hinab und warf im untern Raum die großen Lastgewichte und Steine durcheinander. Die Matrosen, wenn sie nach fernen Wahrzeichen ausschauten, erhielten Sand und Wasser in die Augen gesprizt, auch den Steuermann neckte es auf mannichfache Weise. In stürmischen Nächten wirbelten an den Masten blaue und gelbe Flammen empor, die wie Flaggen im Winde wehten und andern Schiffen ein Entsetzen einflößten; nicht selten stiegen dann aus dem Meere eine Menge großer, schwarzer Spinnen herauf, die über's Deck liefen und sich an Tauwerk und Segel hingen, auch fanden die Matrosen in der Nacht oft fürchterliche, mißgestaltete Thiere in ihren Hängematten neben sich liegen, die alsbald wieder in's Meer hinab verschwanden.

Troz dieser bösen Zeichen geschah dem Schiffe und der Mannschaft dennoch kein Unglück; aber die alten, frömmern Leute, die es früher mit Ruthwer gehalten, sagten sich allmählich aus seinem Dienste los, es drängten sich immer mehr wilde, freche Bursche hinzu, die Muth genug hatten, es mit dem Spuk auf dem Schiffe aufzunehmen. In der ganzen umliegenden Küstengegend ward jezt Ruthwers Schiff der Schrecken Aller; wo es sich zeigte, flohen selbst die kühnsten Segler furchtsam in die Weite. Am Strande in der niedern Hütte erzählte der greise Fischer seinen Enkeln von dem wilden Jäger der Meere, von Ruthwer und seinen Schaaren, und von dem Zauberschiff, das in stürmischen Nächten mit flammenden Wimpeln seine verruchte Straße zieht. Die jungen Bursche legten dann die Hände in die zitternde Rechte des Alten und gelobten, Gott zu lieben und immerdar Recht zu thun.

Als wieder eine große Unternehmung im Werke war und Ruthwer sich dazu rüstete, trat Fife zu ihm und sprach: „Mein Wunsch ist nun erreicht, Ruthwer, du bist jezt der Schrecken deiner Nachbarn, der Ruhm deiner Genossen und der Beherrscher der Meere. Durch dich sind die geächteten Seeräuber zu Glanz und Ruhm gelangt; dennoch trübt den Schimmer deiner Größe ein geringfügiger Umstand, den du, wenn du nur willst, alsobald beseitigen kannst.“ — „Sprich, worin besteht dieser Umstand?“ fragte Ruthwer. „Auf deinem Schiffe,“ erwiderte Fife, „geht es nicht immer zu, wie es sollte, die Leute murren und behaupten, du seyest ein böser Zauberer und deine ganze Kraft bestehe in einem Talisman, der auf deinem Schiffe verborgen liege. Wenn dieser nicht wäre, meinen sie, wäre dein Muth und deine Geschicklichkeit nicht größer, als die des kleinsten Kajütenjungen.“ Ruthwer hörte diese Worte mit Zorn, er war berauscht, und im trunkenen Muthe und Unwillen verrieth er an den schlauen Fife das Geheimniß mit der bleiernen Kiste. Fife benuzte es sogleich und redete ihm zu, die Kiste in's Meer zu werfen. „Zeige diesen Elenden,“ sezte er mit listigem Tone hinzu, „die dich für muthlos und ungeschickt halten, daß du an keinen Talisman gebunden bist; wirf die Kiste vor den Augen der ganzen Mannschaft in's Meer und reinige dich so von dem Verdacht schändlicher Zauberei.“

Ruthwer hörte diese Rede gleichgültig an, allein im Innern erschrak er über ihren Sinn. Es war ihm, troz seiner Wildheit, noch nicht eingefallen, den Geist geradezu beleidigen zu wollen, und jezt sollte er sogar das Heiligthum desselben mit verbrecherischen Händen anfassen und in die Wellen schleudern? Er wies jedes Ansinnen der Art standhaft zurück, doch dem böswilligen Fife war es schon recht, das Geheimniß mit der Kiste ihm entlockt zu haben, er verdoppelte jezt seine Anstrengungen, um an's Ziel zu gelangen, und Ruthwer entdeckte ihm nach und nach alle Umstände, die mit dem Geiste zusammenhingen.

In einer Nacht, als Beide wieder bei der Flasche zusammensaßen, wuchs der Spuk auf dem Schiff zum allertollsten Tumulte an; das Deck und die Seiten hallten wieder von donnernden Schlägen, rund um's Schiff zischte und brauste es in tausend fremden Stimmen durcheinander, und die flammenden Wimpel streckten sich immer länger wie feurige Zungen in die Nacht hinaus. Das Schiffvolk murrte laut. Diesen Augenblick benuzte Fife, Ruthwern zuzureden, die Kiste in's Meer zu werfen. Dieser säumte auch nicht lange, in wilder Aufregung und im Wunsch, sich einmal von aller Plage befreit zu sehen, stürzte er in den untern Raum, wo die geheimnißvolle Kammer sich befand; er schloß sie auf und faßte die Kiste unter den Arm. Wie er mit ihr die Treppe hinaufwankte, ertönte plözlich eine zarte Stimme, die da rief: „Ruthwer, ich verlasse dich!“ Kaum waren diese Worte verklungen, als Ruthwer leise umkehrte, die Kiste wieder an ihren Platz legte und die ganze Nacht über sich vor Jedermann verschloß.

(Der Beschluß folgt.)

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1836.

(Fortsezung.)

In der Nacht vom 11ten zum 12ten Januar stand, gleich nach Mitternacht, Saturn nicht weit von dem

eben aufgehenden Monde; interessanter für die Leser wird aber eine Zusammenkunft des Merkur und Uranus seyn, welche am 1sten Februar, Abends um die sechste Stunde am Westhimmel beobachtet werden kann. Merkur ist bekanntlich der nächste, nur etwa acht Millionen Meilen von der Sonne entfernte Planet, Uranus aber, wenigstens so weit unsere jezigen astronomischen Kenntnisse reichen, der fernste, lezte, über 400 Millionen Meilen von ihr abstehende; und es ist also in der That merkwürdig, beide scheinbar so nahe bei einander zu finden, obgleich der leztere aus einer so viel grösseren Entfernung zu uns herüberleuchtet. Beide scheinen an der Innerfläche der uns umgebenden, eingebildeten Himmelshohlkugel, in deren Mittelpunkte wir uns dünken, gleich weit von uns abzustehen, weil dem Auge alle Mittel des Urtheils über die respektive wirkliche Entfernung gebrechen. Wir sehen, indem wir uns im Centrum dieser vermeinten Himmelskugel wähnen, jedes Gestirn in der Richtung eines, von unserm Augensterne dahin gedachten Radius, wissen aber für den Augenblick nicht, in welchem näheren oder ferneren Punkte des gedachten Radius das Gestirn wirklich liegt, so daß wir diese Sterne als Endpunkte der Radien selbst betrachten und durch einen Bogen eines und desselben größten Kreises verbinden. Diese Idee ist, beiläufig gesagt, das ganze Geheimniß der sogenannten sphärischen Astronomie.

Am 16ten März, Abends ¼ auf neun Uhr, steht die Vesta, deren wir schon oben erwähnt haben, mit der Sonne in Opposition. Wir kommen dabei nochmals auf die vier kleinen Weltkörperchen, zu denen sie gehört, zurück, um in Bezug auf dieselben zu bemerken, daß sie die kleinsten Gestirne sind, welche die Astronomie bis jezt kennt. Der scheinbare Durchmesser keines derselben übersteigt, nach Herschel dem Aeltern, Eine Sekunde, und Vesta z. B. würde darnach an Volumen 25,000mal kleiner seyn, als unsere Erde; ja selbst aus unserm Monde würde man noch über 500 der Vesta gleiche Kugeln bilden können. Auf diesem Planetchen könnte ein Reisender, der täglich nur sechs Meilen machte, in vierzehn Tagen seine Antipoden besuchen, und in einem Monate die sogenannte Reise um die Welt beendigen. Aehnliches gilt von den drei andern, oben gleichfalls namhaft gemachten „Planetoiden,“ mit welchem Namen man diese Gestirnchen, im Gegensatze der ältern Planeten unsers Systems, belegt, und es wäre daher, wie einige Astronomen meinen, wohl möglich, daß sich noch mehrere solche kleine, oder noch kleinere „Asteroiden“ (eine Benennung, die man ihnen auch wohl beilegt) in jener Region vorfänden, welche aber unter dem zahllosen Heere der Fixsterne noch lange übersehen werden dürften. Außer diesem Größenunterschiede zeichnen sich die Planetoiden von den Planeten aber auch noch durch die große Excentricität und Neigung ihrer Bahnen aus. Jene beträgt bei der Juno und Pallas den vierten, und bei der Vesta fast den fünften Theil der mittlern Entfernung von der Sonne; diese aber geht bei der Pallas fast auf 35 Grad, während die ältern Planeten nie den Thierkreis verlassen, worunter man bekanntlich eine, der Ekliptik parallele, zu jeder Seite derselben zehn Grad breite Zone versteht. Alles kündigt demnach eine wesentliche Verschiedenheit zwischen den Planetoiden und Planeten an, und unsere Sternkundigen haben daher auch angenommen, daß dieselben Trümmer eines größern, durch irgend eine gewaltige Himmelsrevolution geborstenen Planeten seyen, welche dadurch so regelwidrig umher geschleudert worden.* Vielleicht gelingt es fortgesezten Forschungen, uns noch hierüber aufzuklären, und man sieht daraus wenigstens, daß, so viel auch schon geschehen ist, einer künftigen Astronomie noch sehr viel zu thun bleibt.

Am 19ten April, Abends bald nach neun Uhr, wird Venus einen schönen Anblick gewähren, indem sie alsdann dem Monde, welcher eben nur sichelförmig ist, und ihr Licht deßhalb wenig beeinträchtigt, westlich zur Seite steht. Venus zeigt sich in solcher Mondnähe oft sehr prachtvoll, und wir machen die Leser hierauf ganz besonders aufmerksam. Dieser herrliche Planet ist das funkelndste aller Gestirne, und man muß annehmen, daß seine Oberfläche zur Reflektion des Sonnenlichts ganz besonders geeignet sey, wovon einige Astronomen den Grund in seinen vielen hohen Bergen, und daher zu vermuthenden, wahrscheinlich weißen Felsen suchen. Die, wenigstens wünschenswerthe, noch weitere Vervollkommnung unserer Fernröhren muß über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Hypothese entscheiden. Am 22sten desselben Monats (April), Morgens kurz vor drei Uhr, kommt Saturn mit der Sonne in Opposition, eine Erscheinung, über welche wir uns, im Allgemeinen, nun schon hinreichend ausgesprochen haben.

Der 15te Mai ist in astronomischer Hinsicht der merkwürdigste Tag des begonnenen Jahrs, indem an demselben, Nachmittags von drei bis etwa halb sechs Uhr eine große Sonnenfinsterniß eintritt, welche in Amerika, England, einem Theil von Norddeutschland, Polen rc. central- und ringförmig, d. h. so erscheint, daß die Mittelpunkte von Sonne und Mond über einander liegen,

* Der jüngere Herschel nennt indessen diese Hypothese der deutschen Sternkundigen einen „astronomischen Traum.“ Und man kommt der Wahrheit vielleicht auch wirklich näher, wenn man annimmt, daß die Planetoiden noch auf einer tiefern Stufe planetarischer Formation stehen, und nicht sowohl Trümmer eines ältern Planeten, als Anfänge von neuen sind.

der scheinbare Durchmesser des lezteren Gestirns aber kleiner als der der Sonne ist, dergestalt, daß der dunkle Mond ganz in die Sonnenscheibe tritt und noch einen hellen Ring um sich her unbedeckt läßt. * Das darnach zu erwartende Schauspiel einer, wenn auch nicht totalen, doch sehr großen, d. h. einen bedeutenden Theil der Sonne einnehmenden Finsterniß ist merkwürdig genug. In Berlin z. B. wird im Augenblicke der größten Verfinsterung nur eine Sichel der Sonne, welche etwa ihren zwölften Theil beträgt, sichtbar bleiben.

(Die Fortsezung folgt.)

* Die Erscheinung einer solchen centralen, totalen oder ringförmigen Sonnenfinsterniß für einen bestimmten Punkt der Erde ist ein sehr seltenes Ereigniß. Ludwig XV. von Frankreich hatte im Jahre 1770 zu wissen verlangt, ob und wann in der nächsten Zeit bedeutende Sonnenfinsternisse für Paris stattfinden würden, und ein gewisser du Vaucel unterzog sich der Rechnung. Er fand, daß bis zum Jahr 1900 zwar 59 zu Paris sichtbare Sonnenfinsternisse eintreten, keine einzige davon aber total, und nur Eine ringförmig seyn werde, nämlich die vom 9ten Oktober 1847 (Lalande Astronomie, II., 444). Ein Punkt der Erde kann nämlich den Mond gerade vor der Sonne und die Finsterniß daher central sehen, indeß ein anderer Punkt, wegen der bedeutenden Parallaxe des ersteren Gestirns, dasselbe ganz oder theilweise außerhalb der Sonne erblickt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar,

Unglück und Verbrechen.

Mit einigen bösen Geschichten hat das Jahr hier begonnen; Nebel, Schnee, Glatteis, trügerischer Frost und Gift waren die Hebel zu Unfällen, die noch schmerzlich in höhern und niedern Kreisen vibriren. Unsers Prinzen Karl tragische Begebenheit im Winternebel der nächtlichen lithauischen Haide ist auch in ihren Details durch die Zeitungen bekannt geworden. Zur Wiederherstellung der nicht tödtlich Getroffenen hat man gegründete Aussicht. Es war übrigens von dreien Schlitten der mittlere, welcher über die Brücke stürzte, wie behauptet wird, weil das allerdings daran befindliche Geländer morsch gewesen; der Prinz fuhr auf dem ersten. — Auf dem großen Wasserspiegel zwischen den Vergnügungsorten Stralow und Treptow, der auch im Winter, wenn die Spree zugefroren, zu einem Saal der Lust wird, verunglückten an einer schwachen Stelle mehrere junge Männer. Ob hier ein Geländer schüzen sollen, oder geschüzt hatte und voreilig weggenommen war, wird verschieden angegeben. Der Lehrer einer namhaften Schulanstalt, ein junger Mann, sank rettungslos; sein Freund, Lehrer an derselben Anstalt, der ihm freiwillig nachsprang, um einen Versuch zu seiner Rettung zu machen, wurde nur mit Mühe herausgezogen. Auch durch das plözlich eingetretene Glatteis sind viele namhafte Unfälle verursacht worden, und die Zeitungen voll gebrochener Beine und Arme. Im Ganzen ist übrigens unsere Gegend von dem prophezeiten harten Winter eben so milde berührt worden, als er südlich und nördlich hart getroffen hat. — Der Sohn eines unserer ausgezeichnetsten Pädagogen, des allgemein geachteten Direktors Disterweg, ein hoffnungsvoller Knabe, erkrankte plözlich im heitern Spielen mit den Weihnachtsgeschenken, und starb bald darauf unter fürchterlichen Krämpfen — vergiftet! Er hatte mit einem Stück Kuchen den kleinen Theil eines Stücks Farbe hinuntergeschluckt. Der Fall hat, außer dem Schmerzlichen an sich, hinsichtlich ähnlicher möglicher Fälle, eine große Bestürzung in den Familien hervorgebracht. Nächst den Eltern ist der sehr unschuldige Verkäufer der Waare zu bedauern, der seine Farben, wie die meisten Händler mit diesen Artikeln, aus Nürnberg bezogen hatte. Die Untersuchung, die ihn trifft, ist nicht das Schlimme, aber wohl die auch entschuldbare Furcht besorgter Mütter, die nun lieber bei jedem Andern, als bei ihm Spielsachen einkaufen.

In diesen Unfällen ist indessen zu wenig Wunderbares; deßhalb hatte man sich in den Kreisen der rerum novarum cupidi eine bessere Geschichte mit tragischeren Motiven zurecht gemacht. In der Louisenstadt lebt in einem Keller ein Mann, dem die Prophetengabe verliehen ist. Er legt Karten, oder ersieht aus den Lineamenten der Hand die Zukunft. Für zwei und einen halben Silbergroschen erfahren Köchinnen, Stubenmädchen und Zofen das Loos, das ihnen bevorsteht. Aber seine Kundschaft soll auch bis zu den Gräfinnen steigen, und zu gewissen Dämmerstunden Equipage an Equipage vor der Hausthüre halten. Die Polizei hat sich darein gelegt, da sie aber keinen Unfug entdeckt, und der arme Mann erklärt, er wisse nicht, was er thun solle, wenn ihm die Leute nun einmal die Zweigroschenstücke und respective harten Thaler in's Haus tragen, so hat man die Sache gehen lassen. Zu ihm kommt ein Dienstmädchen und befragt ihn nach ihrem Schicksale. „Du hast dein Kind umgebracht und wirst hingerichtet werden,“ ist sein erstes Wort. Sie läuft bestürzt fort zu ihrer Herrschaft, fällt ihr zu Füßen, bekennt, daß sie ihr Kind ermordet, und liefert sich selbst dem Gerichte aus. Neulich war der Tag, wo sie hingerichtet werden sollte. Alt und Jung strömt hinaus, um nicht allein nichts zu finden, sondern auch keinen Anlaß zu dem Gerüchte von der Hinrichtung. Die Begebenheit ist ein großer Moment in unserer Volkschronik. An der Geschichte ist nur das wahr, daß sie ihr Kind umgebracht und es freiwillig ihrer Herrschaft bekannt hat, ohne daß ich deßhalb die Prophetengabe des Mannes, und daß er der Magd, wenn sie zu ihm gekommen, auf den ersten Blick in's Gesicht gesagt haben würde, was er gesagt haben soll, im Geringsten bezweifeln will. Die Umstände der That sind aber schon an sich so tragisch, daß nicht erst ein Prophet dazu gehört, um ihr die romantische Beimischung zu geben. Die Unglückliche hat ihr siebenjähriges Kind bei sich, um erst dieses, dann, so heißt es, sich selbst umzubringen. Beim Tagesgrauen ergreift sie das Holzbeil, und ihr Kind lebt nicht mehr. Eben will sie sich selbst mit einem Messer tödten, als es an die Thüre pocht. Dieser gleichgültige Umstand hält sie an der Schwelle der Ewigkeit zurück. Es ist eine Nachbarin, die sie um — ihr Holzbeil bittet. „Sie haben ja selbst eines.“ — „Mein Mann hat es mitgenommen.“ — „Meines habe ich verlegt,“ hat sie den Muth, zu antworten, und von dem Augenblicke an auch den, noch ferner zu leben, oder wenigstens den verloren, durch ihre eigene Hand sich den Tod zu geben. Aber die Last der Schuld drückt sie zu schwer, und nach einiger Zeit erfolgt die Selbstdenunciation. Ob dieser Umstand eine Milderung der Strafe im Wege der Gnade herbeiführen dürfte, steht dahin.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 26. Februar 1836.

— Nur noch die Venus
Laß mich betrachten. Eben geht sie auf;
Wie eine Sonne glänzt sie in dem Osten. —
— Ja, sie ist jezt in ihrer Erdennäh'
Und wirkt herab mit allen ihren Stärken.

Schiller.

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1836.

(Fortsetzung.)

Gerade so groß zeigte sich die Sonnenfinsterniß vom 24sten Juli 1706 zu Paris, wo der geringe freie Theil der Sonne, wie sich eine damalige Beschreibung ausdrückt, „était d'une pâleur effrayante et lugubre.“ Gleichwohl aber unterschied man die Gegenstände bei diesem blassen und ärmlichen Lichte so genau, wie am hellsten Tage. Bei **totalen** Sonnenfinsternissen aber ist die Dunkelheit vollkommen. Bei einer solchen Finsterniß am 21sten August 1560 zu Coimbra war die Finsterniß tiefer, auffallender und empfindlicher, als in der Nacht selbst, und die Vögel stürzten vor Schreck darüber aus der Luft auf die Erde herab. Zu Greifswald in Pommern wurde am 23sten September 1699 eine Sonnenfinsterniß beobachtet, bei welcher nur ein ganz geringer Theil der Sonnenscheibe ($^1/_{180}$) unbedeckt blieb; die Finsterniß war dabei so groß, daß man weder lesen noch schreiben konnte, und daß vier Gestirne: Merkur, Venus, Regulus und die Aehre der Jungfrau am Himmel gesehen wurden. Bei der totalen Sonnenfinsterniß zu Paris am 22sten Mai 1724 dauerte die gänzliche Verfinsterung über zwei Minuten; man erblickte Venus und Merkur am Himmel, weiter aber keine Sterne, der Wolken wegen. Das erste Streifchen der Sonnenscheibe aber, welches vom Monde wieder verlassen wurde, verbreitete einen blitzähnlichen Glanz, der alle Dunkelheit auf einmal zu zerstreuen schien. Der Barometer variirte nicht, der Thermometer sank ein wenig, aber es dürfte schwer seyn, zu entscheiden, ob die Bedeckung der Sonne daran Schuld war. Da leztere Beobachtung keine Schwierigkeiten darbietet, und die Entscheidung der Frage: ob bei einer Sonnenfinsterniß, wie es nicht ganz unwahrscheinlich ist, ein Sinken der Lufttemperatur eintritt, gleichwohl Interesse hat, so laden wir alle, mit Thermometern versehenen Leser ein, bei dieser am 15ten Mai stattfindenden Sonnenfinsterniß genau auf den Stand ihrer Instrumente zu achten.

Am 19ten Mai, Abends gegen acht Uhr, stehen die beiden schönsten Gestirne, **Venus und Jupiter**, am **Westhimmel ziemlich nahe zusammen**, und werden, unter begünstigenden Witterungsverhältnissen, einen herrlichen Anblick gewähren. Jupiter glänzt in einem gelblichen, Venus in dem bekannten funkelnden weißen Lichte. Obgleich leztere der Erde an Volumen ziemlich gleich kommt, die Jupiterkugel aber die Erdkugel daran fast 1500 mal übertrifft, so werden sich beide Planeten an **scheinbarer Größe** doch ziemlich gleich kommen, was von der fast 16mal größern Entfernung des Jupiter herrührt. Diesen Entfernungsunterschied bemerkt aber, wie wir darauf schon oben aufmerksam gemacht haben,

das Auge des Beobachters nicht: für dasselbe scheinen beide Gestirne, wie alle übrigen, gleich weit von uns abzustehen und sich an der innern Hohlfläche der scheinbaren Himmelshalbkugel zu befinden, welche sich über unserm Haupte wölbt. Von unserm Auge, als eingebildetem Mittelpunkte dieser Kugel, beschreiben wir in der Einbildung (größte) Kreise an derselben, und bestimmen den Abstand (Winkelabstand) der Gestirne von einander durch den Bogen eines solchen größten Kreises, der zwischen sie fällt, ohne dabei auf ihre wirkliche (lineare) Entfernung im Weltenraume Rücksicht zu nehmen, da es uns für den Augenblick bloß auf jene erstere sphärische Bestimmung ankommt.

Am 5ten Juni hat Venus ihren höchsten Glanz erreicht. Wenn dieser Planet nämlich als Abendstern nach Sonnenuntergang sichtbar wird, so nähert er sich der Erde und nimmt an Lichtgestalt ab. Ohngefähr 15 Grad von der Sonne hat er seinen größten Winkelabstand von ihr erreicht und zeigt der Erde nur die Hälfte seiner, der Sonne zugewendeten erleuchteten Halbkugel, genau wie der Mond im ersten oder lezten Viertel. Hiernach nimmt seine Lichtgestalt zwar immer mehr ab, sein Glanz für uns aber zu, indem er sich bis zur untern Conjunctur immer mehr der Erde nähert, wobei sich zugleich sein Winkelabstand von der Sonne wieder vermindert. Hat lezterer bis auf 40° abgenommen, so tritt dann der hier in Rede stehende Umstand des stärksten Glanzes der Venus ein, indem dieser offenbar von den drei Bedingungen: der Größe des uns zu Gesicht kommenden erleuchteten Theiles dieses Planeten, seiner Nähe und des Winkelabstandes von der Sonne zugleich abhängt.* Es erfolgt diese Phase am Westhimmel etwa 70 Tage vor der untern Conjunction, und obgleich der Durchmesser der Venus alsdann kaum vierzig Secunden beträgt und uns von ihrer erleuchteten Halbkugel höchstens der vierte Theil zu Gesicht kommt, so ist, nach Lamberts photometrischen Versuchen, ihr Glanz alsdann doch dem Scheine einer, aus der Entfernung von nur 250 Fuß gesehenen Kerze gleich, und sie überstrahlt, mit Ausnahme des Mondes, alle andern Gestirne. Dieselbe Phase wiederholt sich für diesen Planeten als Morgenstern, und es gibt überhaupt mehrere Stellungen von Venus zur Erde und Sonne, wo sie so glänzt, daß man sie am hellen Tage mit bloßen Augen sieht. Noch im Jahre 1716 und 1750, wo diese Erscheinung zu London und Paris ganz besonders auffallend beobachtet wurde, nahm sie der Pöbel für ein Wunder. Ich habe nun gezeigt, auf welchen ganz natürlichen Gründen sie beruht.

* Die strenge analytische Auflösung dieses Problems: die Stellung der Venus in Bezug auf Erde und Sonne zu finden, in der sie uns das meiste Licht zusendet, gehört in die Lehre vom Kleinsten und Größten. Mit gewohnter Klarheit behandelt dasselbe Lalande, nach Halley, am Schlusse des ersten Bandes seiner Astronomie, wohin wir tiefer forschende Leser verweisen.

Am 2ten Juli erreicht die Erde in der Ellipse ihrer Bahn, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht, den fernsten Punkt (das Aphelium) von lezterer, und ihre Bewegung ist dann am langsamsten. Da sich dieser Umstand gerade ereignet, während die nördliche Halbkugel Sommer und die südliche ihren Winter hat, so genießen wir Bewohner der ersteren dadurch den Vorzug vor der lezteren, daß unser (astronomischer) Frühling und Sommer acht Tage länger dauert, als unser Herbst und Winter, während auf der südlichen Halbkugel das Gegentheil Statt findet.* Die Leser werden zwar einwenden, daß wir uns hiernach in unserm Sommer dafür auch etwas weiter von der Sonne entfernt finden, allein die Wirkung der Sonnenstrahlen hängt besonders von dem Winkel ab, unter dem sie auf unsere Atmosphäre fallen, und darin ändert jener ohnedies geringe Entfernungsunterschied nichts.

(Der Beschluß folgt.)

* Die Erde durchläuft die eine Hälfte ihrer elliptischen Bahn, vom einen Endpunkte der kleinen Axe bis zum andern, vom 29sten März bis zum 1sten October in 186 Tagen, 13 Stunden, und die andere vom 1sten October bis 29sten März in 178 Tagen, 17 Stunden. Da nun der Frühling und Sommer der nördlichen Halbkugel in jene erstere Zeit, und ihr Herbst und Winter dagegen in diese leztere fällt, so dauert die sogenannte gute Jahreszeit bei uns acht Tage länger. Die Ursache dieser ungleichen Geschwindigkeit der Erde in den beiden Hälften ihrer durch die kleine Axe getrennten Bahn ist die, daß die Sonne mit ihrer anziehenden und beschleunigenden Kraft nicht im Mittelpunkte (Durchschnittspunkte) der großen und kleinen Axe, sondern im einen Brennpunkte der elleptischen Bahn der Erde liegt. — Vom einen Endpunkte der großen Axe bis zum andern kommt die Erde so schnell, als vom lezteren zum ersteren, weil da gleiche Ursachen auf beiden Seiten gleich wirken. — Ich habe gerade diesen Zweifel oft hören müssen; ein Bischen Zeichnung macht aber die Sache sonnenklar.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Klabauterman.

(Beschluß.)

Wie Ruthwer dennoch sich bethören läßt und Klabauterman das Schiff verläßt.

Von dieser Stunde an änderte Ruthwer sein wüstes Leben; er zog nicht mehr auf den Raub aus, er brachte kein unrechtes Gut mehr zusammen und entließ aus seinem Dienst die wildesten und ruchlosesten Bursche. So tief hatte Klabautermans Warnung in sein böses Herz

geschnitten. Von der Zeit an wurden auch die Beunruhigungen auf dem Schiffe geringer, allein sie hörten nicht ganz auf, die Warnungszeichen ließen sich noch immer hören. Ruthwer wollte sich nunmehr von aller Gemeinschaft mit den Räubern lossagen, allein er hatte nicht mehr den Muth dazu, besonders gestattete er dem bösen Fife immer wieder Rechte auf sein Vertrauen, und dieser wußte dies trefflich zu nutzen.

Ein Jahr war vergangen, indeß Ruthwer friedlich gelebt und keine der räuberischen Unternehmungen mitgemacht hatte; Fife stellte ihm vor, daß solches sein Ansehen bei der Genossenschaft zerstören müsse und daß sie ihn seiner Stelle entsetzen würde. Ruthwer dachte an die Lehren seines Vaters, sich an geringem Gut genügen zu lassen, allein die Goldgier und der Ehrgeiz waren schon zu mächtig in ihm geworden, als daß sie sich hätten unterdrücken lassen können; er fing bald wieder sein früheres Leben an, und von Neuem ließ Klabauterman seine ernstlicheren Ermahnungen hören. Dies verdroß Ruthwer, und in seinen finstern Stunden verwünschte er jezt den Geist. Er dachte ernstlich daran, sich von ihm zu befreien, der Gedanke schien ihm willkommen, sein Glück oder Unglück sich selbst zu verdanken, und Fife bestärkte ihn in dieser Gesinnung. So stieg er denn in der Stille nochmals hinab, und mit Fifes Hülfe, während die ganze übrige Mannschaft ruhte oder auf ihren Posten beschäftigt war, trug er die Lade herauf. Diesmal ließ sich keine Stimme hören, in der Kiste schien es wie ausgestorben. Beide Männer traten schweigend an den Bord: die Nacht war ruhig, glänzend spiegelten sich die Sterne in der dunkeln Fluth. Ruthwer wendete sich ab und Fife stieß mit einem Fußtritt die Kiste in's Meer. So wie die Wellen darüber zusammenstoßen, ging ein Ton über die schweigenden Gewässer, wie ein tiefer, lang ausgehaltener Schmerzensruf, aus menschlicher Brust ausgestoßen. Die Mannschaft lief eilend und erschreckt zusammen, jeder, auch der wildeste Genosse fühlte unbewußt Rührung und Schmerz. Einer fragte den andern, welches Unglück geschehen, aber Keiner wußte etwas darauf zu erwidern.

Schicksal des Schiffes, nachdem Klabauterman es verlassen.

Die Matrosen waren nicht wenig verwundert, als jezt das Toben und der Spuk auf dem Schiffe gänzlich ein Ende hatte. Sie theilten sich darüber ihre Freude mit; allein der Unterbootsmann, ein kluger und erfahrner Mann, schüttelte das Haupt. Er merkte bald, daß es mit dem Schiffe jezt anders stehe: die Bretter wollten nicht mehr haften, das Segel riß, das Tauwerk wurde schadhaft, und troß aller Sorge und Arbeit fanden sich immer wieder böse Stellen und Lücken im Raume. Die Matrosen, die sich an ein müßiges Leben gewöhnt hatten, murrten jezt, da sie unaufhörlich beschäftigt seyn mußten. In mehreren Jahren war nicht so viel gebessert worden, als nun in einer Woche. Dazu rannte, troß der Sorgfalt des Steuermanns, das Schiff gleich in den ersten Tagen so heftig an eine verborgene Klippe, daß ein tüchtiger Leck in's Unterdeck gerissen wurde, und kaum schnell genug das eindringende Wasser fortgeschafft werden konnte.

Doch dieses war nicht das schlimmste Mißgeschick; unter der Mannschaft brach Uneinigkeit und Troß aus. Kaum merkte Fife, daß er jezt ungestraft Ruthwer anfallen könne, als er mit einigen Verbündeten eines Tages ihn gefangen nehmen und in den untern Raum in ein elendes Gefängniß werfen ließ. Aber die Herrschaft, die er hiedurch auf dem Schiffe erreichte, nahm bald ein Ende: ein Theil der Matrosen, die Ruthwers Partei anhingen, vergalten ihm seine eigene böse That und brachten ihn um's Leben; vergeblich suchten seine Genossen ihn zu rächen. Mord und Blutvergießen herrschte jezt auf dem Schiffe, alle Ordnung war gelöst, Jeder wollte befehlen und Keiner gehorchen. In dieser Verwirrung brachen noch wüthende Stürme los auf dem Meere, das Schiff verlor seine sichere Küstenstraße und ward in die offene See hinausgetrieben. Im Andrang der tobenden Wellen brachen die Masten, die Segel zerrissen, und als nach dieser fürchterlichen Nacht die Sonne aufging, trieb ein elendes Wrack auf der weiten Wasserwüste umher, ohne Rettung, ohne Hülfe, in wenig Stunden vielleicht auch von den Wellen verschlungen, die einzigen Ueberreste von dem stolzen Seeräuberschiffe, dem Schrecken der Meere.

Ein Theil der Mannschaft hatte sich in den Boten retten wollen, doch vor den Augen der Andern waren diese umgeschlagen. Ruthwer saß mit wenigen Genossen allein auf den Trümmern seiner Herrschaft und seiner Schätze; er stüzte das Haupt in die Hand und sah mit einem Blicke der Verzweiflung der Sonne entgegen, die das Ende seiner Tage beleuchten sollte. Seit Klabauterman das Schiff verlassen hatte, war der Unglückliche in tiefe Schwermuth versenkt; kein froher Augenblick war ihm mehr erschienen, und er sehnte sich nach dem Tode; doch dieser zögerte zu erscheinen. Zwölf Tage trieb das Wrack auf den Wellen, die Lebensmittel waren aufgezehrt, der wüthendste Hunger und alle Schrecken des unglücklichsten Schiffbruchs fielen die Armen an, da endlich zeigte sich in der Ferne ein Segel: neue Hoffnung, es kommt näher, schon werden die Bote ausgesezt, doch in dem Augenblick, als zöge sie eine tückische Macht in die Tiefe, versinken die morschen Trümmer, und Ruthwer und seine Genossen sind in der Tiefe begraben. Keine menschliche Hand sollte die retten, die der zürnende Geist aufgegeben hatte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Karneval.

Kaum war die Karnevalszeit erschienen, so hörte man auch überall von Bällen und andern Lustbarkeiten reden. Der Hof, die Minister, die Gesandten, die Hauptbeamten, die reichen einheimischen und fremden Familien, Alles tanzt oder ordnet festlichen Tanz an, um Freunde und Bekannte zu vergnügen, und für denjenigen, welchem keiner von all diesen vielen Vereinen zugänglich seyn sollte, oder der an denselben noch nicht genug hätte, oder sich daselbst zu genirt dünkte, stehen die vielen Theaterbälle offen, die noch besondere Vorzüge haben. Die Hofbälle sind ihres Glanzes und ihrer Ungezwungenheit halber bekannt; da sie für keine Privilegirten gehalten werden, sondern allen gebildeten Klassen zugänglich sind, wiewohl jezt mit mehr Auswahl bei den Einladungen verfahren wird, als in den ersten Jahren der jezigen Regierung, so werden sie auch immer stark und gerne besucht, und meistens findet sich hier beisammen, was Paris an merkwürdigen Personen besizt. Freilich bilden die von der Regierung Abhängenden die Mehrzahl, aber auch manche unabhängige berühmte Männer trifft man hier an. Natürlich hält sich der alte Hofadel noch immer ein wenig entfernt von diesem Glanzpunkte; indessen nimmt doch die Zahl der Ueberläufer und Abtrünnigen mit jedem Jahre zu, und die Schmollenden werden es zulezt doch müde, so lange und so vergeblich eine unzufriedene Miene zu zeigen. In den ersten Jahren konnten sie allerdings hoffen, das Ding werde nicht lange dauern, und irgend eine günstige Wendung des Schicksals werde sie Alle wieder in ihre vorige glänzende und vortheilhafte Stellung zurückversetzen; aber jezt neigt sich schon das sechste Jahr zu Ende, ohne daß irgend ein Anschein zu einer Umwälzung nach ihrem Sinne vorhanden ist. Manche sind schon aus der Fremde in ihre Heimath zurückgekehrt; von da bis in die Tuilerien ist freilich ein härterer Weg zurückzulegen; allein das Beispiel Einiger wird Andere verleiten, dem Schmollen ein Ende zu machen, und für Söhne und Töchter wenigstens vortheilhafte Aussichten zu suchen. Auch kommt ihnen die Regierung einige Schritte entgegen und sucht ihnen die Demüthigung zu ersparen. Indessen hat auch die Vorstadt St. Germain, deren Hotels von dergleichen Unzufriedenen voll stecken, ihre besondern Bälle, an denen nur alt-royalistisch Gesinnte Theil nehmen, oder sie zeigen sich auf den Bällen der Gesandten nordischer Mächte, bei denen alte Titel und Namen eine ganz besondere Empfehlung sind. Ein Tageblatt behauptet, auf den Bällen des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten erscheine der Adel in größerer Menge, als bei Hofe, weil er sich hier schon zeigen könne, ohne seine alt-royalistischen Gesinnungen verdächtig zu machen. Weit lebhafter, als auf diesen Bällen ist es bei dem Balle des jugendlichen Ministers Thiers hergegangen, dessen großes Hotel an diesem Abend noch zu klein war, weßhalb eine Galerie im Garten hatte angelegt werden müssen, die mit Blumen und Vorhängen schön ausgeschmückt wurde. Die Zeitungen haben dieses Fest, welches mit dem, das Casimir Perier in demselben Hotel gab, verglichen werden kann, umständlich besprochen, und zwar die ministeriellen Blätter mit lauten Lobsprüchen auf den Hauswirth und seine Familie, und die Künstler, die er berufen hatte, um das Fest zu verschönern; Oppositionsblätter haben dagegen feindselige Bemerkungen gemacht, besonders über die große Pracht eines solchen Ministerfestes, das sie zu 20,000 Franken anschlagen (die Blumen allein zu 6000). (Die Fortsezung folgt.)

Berlin, Februar.

(Fortsezung.)

Spontini und Rellstab. Petition der dramatischen Dichter.

Unter den übrigen publiken Streitigkeiten, auf deren Ausgang man gespannt ist, ruht die zwischen dem Direktor Cerf und dem Publikum noch immer. Auf eine sehr harte Weise hat sich die auch publik gewordene zwischen den Herren Spontini und Rellstab zu Ungunsten des leztern entschieden. Rellstab hatte bekanntlich dem Generalmusikdirektor die diesem zuerkannte Injurienstrafe erlassen, wogegen dieser, nicht zufrieden mit der Rellstab zuerkannten sechswöchentlichen Gefängnißstrafe, ein Aggravationsgesuch einreichte. In zweiter Instanz ist nun, wie verlautet, Rellstabs Strafe auf vier Monate Gefängniß verschärft worden. Mag Lezterer auch unbesonnen und unziemlich Spontini angegriffen haben, so bleibt es doch immer nur ein Streit, den lediglich zufällige Umstände über den gewöhnlich kritisch literarischen hinaus in ein anderes Licht stellen können, und eine viermonatliche Gefängnißstrafe, wenn auch durch den Buchstaben der Geseze begründet, muß in der allgemeinen Meinung als eine außerordentliche Härte erscheinen. Jedenfalls kann Spontini durch sein Aggravationsgesuch, das allein dieses Resultat hervorgebracht, in der öffentlichen Meinung, um die es ihm doch zu thun ist, nicht gewinnen; denn Jemandens Ehre wird nicht durch die lange Dauer der Strafe des Beleidigers, sondern symbolisch dadurch, so weit dies geht, hergestellt, daß der Richter überhaupt erklärt, daß er eine Strafe verdient hat. In unserer Proceßpraxis ist es ein seltener Fall, daß ein Mann aus den gebildeten Ständen, sobald sein Gegner im Injurienprocesse verurtheilt ist, noch mit dem Maße der Strafe mäkelt; und wenn er auf Verschärfung anträgt, schreitet dies aus den Schranken der Ehrengeseze, und wird nur einem kleinlichen Rachegefühl zugeschrieben, das dem deutschen Charakter fremd ist. Dieser Zug befremdet um so mehr, als Spontini noch eben durch seine uneigennüzige Thätigkeit, womit er als Comitémitglied zu Wahrung der Rechte der dramatischen Dichter und Componisten bei dem Entwurf einer Petition an den Bundestag mitgewirkt, Ansprüche auf Dankbarkeit und Achtung sich erworben hatte. Diese Angelegenheit ist übrigens jezt im besten Gange. Nachdem die Beistimmung der Betheiligten von allen Seiten in Deutschland eingegangen, ist die Petition den Behörden hierorts übergeben, um sie an den hohen Bundestag auf gesandtschaftlichem Wege gelangen zu lassen. Wenn die jezt Lebenden auch noch keine unmittelbaren Früchte davon ziehen (einer der hauptsächlich Betheiligten dabei, Louis Angely, ist schon gestorben), so ist doch damit ein Schritt geschehen, um ein Unrecht zu constatiren, welches in civilisirten Staaten nur darum so lange geduldet werden konnte, weil es noch nicht zur öffentlichen Kenntniß gekommen war. Da die Angelegenheit der deutschen Buchhändler und die Bestimmung dessen, was geistiges Eigenthum ist, und welche Rechte demselben zustehen sollen, überdies jezt zur Berathung vorliegen, so darf auch erwartet werden, daß das deutsche Theater und sein Verhältniß zu den geistigen Arbeitern dafür gesezlich regulirt werden wird. Zu sanguinischen Hoffnungen, zum Beispiel auf Einführung der Tantieme, wird sich übrigens billigerweise Niemand hingeben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 50.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 27. Februar 1836.

— Mille turbans aux brillantes couleurs,
Sous l'azur d'un beau ciel mosaïque animée,
De leur aspect magique éblouissent l'armée.
Les musulmans ravis contemplent sans effroi
Ces soldats d'Occident, enfans d'une autre loi.

Méry et Barthélemy.

Der erste Mai in Algier. *

Der Namenstag des Königs wird bekanntlich in Frankreich, wie in den übrigen Ländern, mit Paraden, Illuminationen und Volksbelustigungen gefeiert. Ich sah das Philippsfest in den drei Städten, wo es am sehenswürdigsten ist. Zu Paris bewunderte ich den militärischen Pomp, der sich kaum irgendwo imposanter zeigen kann. Ein herrliches Schauspiel gewährte zu Marseille der gepuzte Mastenwald des Hafens mit seinen bunten Wimpeln und Flaggen, welche stolz die Nationalfarben aller Völker der bekannten Welt unter dem Himmel der Provence entfalteten. Ein Jahr darauf war ich am ersten Mai zu Algier und sah das interessante Fest, welches Graf Drouet d'Erlon den Mauren und Beduinen zu Ehren seines Königs gab. Wenn das kriegerische Gemälde in der barbarischen Hauptstadt weniger großartig war, als in der Hauptstadt der civilisirten Welt, wenn der geschmückte Hafen Algiers sich mit dem Riesenhafen von Marseille nicht messen konnte, so hatten dagegen die dortigen Volksbelustigungen für den Europäer etwas so Neues und Interessantes, daß dieses Fest wohl allein schon die Mühe einer Reise von 170 Stunden über das Mittelmeer lohnte.

* Von unsrem bisherigen Korrespondenten in Marseille, M. Wagner.

Der April des Jahrs 1835 war in Algier nicht schön. Gewitter, Stürme und Regengüsse dauerten die Hälfte dieses Monats. An den wolkenlosen Tagen war die Sonne schon so brennend und unerträglich, wie sonst im Juni, und der lezte April endete mit Bliz und Donner, wie der erste angefangen. Dieses schaurige Wetter hinderte indessen die Beduinen und Kabylen nicht, in Schaaren von den Höhen des Atlas zu steigen, um dem Namensfeste ihres Sultans beizuwohnen, von dem sie wohl nicht einmal den Namen kennen. Der Morgen des ersten Mai war trübe, doch ohne Regen; die Sonne durchbrach aber noch vor Mittag das Gewölke, und bald lachte der afrikanische Himmel in seinem tiefblauen Glanze ohne Nebeldunst. Die Hitze war nicht übermäßig, Vögel in allen Farben zwitscherten in den Kronen der Dattelpalmen; die Araber schrieben diese plötzliche Veränderung des Wetters den christlichen Zauberkünsten zu.

Um acht Uhr Morgens begann auf der kleinen Ebene zwischen Algier und Mustapha die militärische Parade. Der greise Gouverneur, umgeben von seinem Generalstabe, ließ die Truppen defiliren. Voran ritten die drei schönen Eskadrons der Spahis auf feurigen Rossen im glänzendsten türkischen Costüm, die wohl als Reitercorps ihres Gleichen in der Welt nicht haben; hinter ihnen kamen die stattlichen Chasseurs d'Afrique, eines der schönsten französischen Cavallerieregimenter. Diesen folgten

die verschiedenen Infanteriecorps, die Artillerie, die Zuaven, die Fremdenlegion ꝛc. Es dauerte fast eine Stunde, bis diese Truppenmasse vorübergezogen war. Der Eindruck war groß, das Schmettern der kriegerischen Instrumente, der Kanonendonner, die wehenden Fahnen, und über der Saat der Bajonette, die in der Sonne blizten, die auf den Hügeln lagernden weißen Gruppen der Beduinen, die Neger, die Mauren, diese fremdartigen Gestalten inmitten der fremdartigsten Natur — wahrlich, es war eines der außerordentlichsten Bilder, deren ich mich von meinem Aufenthalte in Afrika erinnere. Als die Parade vorbei war, kehrten die Truppen in ihre Kasernen zurück, wo sie mit Wein und Braten bewirthet wurden. Die Stabsoffiziere stellten sich in einen Kreis um den Gouverneur und plauderten zusammen, bis das Wettrennen begann. Im glänzenden Haufen fiel mir besonders ein bleicher Mann auf in reichem türkischen Costüm. Es war der Obrist Marey, welcher die Spahis commandirt, und in der Ebene weit unumschränktere Gewalt hat, als der Gouverneur selbst. Vor sechs Jahren war Marey noch Capitän, jezt hat man ihm das wichtigste Commando anvertraut; aber sein thätiger Geist scheint wohl noch höher zu streben. Er ist immer düster und nachdenkend, spricht selten und geht zu keinem Gelage.

Um zehn Uhr Vormittags hatte das Pferderennen auf der Ebene von Mustapha statt. Dies ist bei jedem Volksfeste das beliebteste Spektakel, der leider nur allzu schnell vorüber ist. Die bedeutendsten Rennen, die ich früher in Frankreich, Italien und Deutschland gesehen, hielten keinen Vergleich mit dem in Algier aus. Hier standen außer den schönsten englischen, andalusischen und sicilianischen Rossen zwei-und-zwanzig eingeborene Araber und Barberpferde zum Wettlaufe bereit. Mehrere angesehene arabische Scheiks gaben entweder aus Habsucht oder aus Nationaleitelkeit, um die fremden Renner zu beschämen, ihre Lieblingsrosse her, die von den edelsten Racen Arabiens abstammen. Es waren mehrere Tribünen errichtet, welche der Gouverneur und die höchsten Beamten, dann auch viele vornehme Mauren, Kuloglis, befreundete arabische Stammhäuptlinge und europäische Damen eingenommen hatten. Ein Trompetenstoß gab das Zeichen zum Rennen. Die Reiter waren keine stattlichen Jokeis, sondern meistens Eingeborene in kurzen Jacken und weiten Hosen, die nur bis an die Knie reichten. Die Bahn maß ohngefähr Dreiviertel deutsche Meilen im Umkreise, und man konnte dieselbe auf eine sehr weite Strecke übersehen. Bei dem ersten Anlaufe schien es, als ob die Araber alle im Vortheile wären, aber schon in der Mitte der Bahn übereilte ein hoher, brauner Engländer aus dem Marstalle des jungen Herzogs von Rovigo alle übrigen. Der Preis wurde ihm nur noch von einem arabischen Schimmel, der fast nur seine halbe Größe hatte, bestritten, doch Rovigo's Engländer siegte zulezt; indessen traf der Schimmel, der dem Kaid von Bussarick gehörte, fast zugleich am Ziele ein.

(Der Beschluß folgt.)

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1836.

(Beschluß.)

Am 23sten Juli Abends um 10 Uhr, 12 Minuten, 36 Secunden (mittlerer Berliner Zeit) bedeckt der Mond den Stern 7 δ im Scorpion. Wir würden dieser Erscheinung der Bedeckung eines Fixsterns durch den Mond, da sie sehr häufig Statt hat, nicht besonders erwähnen, wenn ihre genauere Beobachtung nicht mit der so höchst interessanten Frage: ob der Mond eine Atmosphäre hat? in Verbindung stände. Ist Lezteres nämlich der Fall, so müssen die Fixsterne, wenn sich der Mondrand ihnen nähert, schon einige Lichtabnahme zeigen, bevor sie derselbe ganz erreicht, indem sie alsdann bereits in die Mondatmosphäre eintreten. In der That aber hat man in mehreren Fällen eine solche vorherige Lichtschwächung der Fixsterne, welche eben vom Mondrande erreicht werden sollten, bemerkt, * und wenn man damit des fleißigen Mondbeobachters Schröter ganz zuverlässige Angaben über die Wirkungen einer Dämmerung bei Erscheinungen bald nach dem Neumonde ** in Verbindung bringt, so läßt sich am Daseyn einer Mondatmosphäre gar nicht länger zweifeln. Nur ist gedachte Mondatmosphäre nach diesen höchst genauen Beobachtungen weniger dicht, als die irdische Atmosphäre, und ihre Höhe bis dahin, wo sie überhaupt noch Licht zu brechen und zu reflektiren im Stande ist, darf kaum auf 8000 Fuß angeschlagen werden, während die Höhe der irdischen Atmosphäre bis zu derselben Grenze, nach der Theorie der Dämmerung, fast 10 Meilen beträgt.

Am 14ten August, Vormittags 11½ Uhr, gelangt Pallas, und am 8ten September früh um 2 Uhr 10 Minuten Ceres zur Opposition mit der Sonne, und es kommen also, da wir oben schon Oppositionen von Juno und Vesta angeführt haben, in diesem Jahre sämmtliche vier Planetoiden in diese Stellung. — Uranus befindet sich am 25sten August, Abends 8 Uhr 19 Minuten, in seiner Opposition und steht die ganze Nacht am Himmel. Er verleiht demselben aber keine große Zierde, da er, mit bloßen Augen gesehen, vollkommen einem Fixsterne sechster Größe gleicht, und von

* Einige solche, höchst merkwürdige Beobachtungen erzählt der große Mondbeobachter Schröter in den selenotopograph. Fragmenten. I., §. 1066, 1072 ꝛc.

** Selenotopograph. Fragmente. II., 960.

den älteren Astronomen Flamsteed und Tobias Mayer auch immer dafür gehalten worden ist, bis Herschel im Jahr 1781 seine Bewegung und damit seine planetarische Natur, bald nachher auch das Daseyn von sechs Trabanten bei diesem Planeten entdeckte. Der Umstand indeß, daß jene älteren Astronomen die Himmelsörter des solchergestalt für einen Fixstern gehaltenen Planeten angemerkt hatten, und daß man, nach Herschels Entdeckung, die Identität des neuen Planeten mit dem vermeinten Fixsterne ermittelte, erlaubten glücklicherweise, die Elemente seiner Bahn und seine Umlaufszeit, welche man darnach zu 81 Jahren und 9 Tagen ermittelte, unerwartet schnell zu bestimmen. Es war dies auch ein Triumph der rechnenden Astronomie, und die genaue Uebereinstimmung der in den Tafeln voraus bestimmten Oerter dieses so kürzlich entdeckten Planeten mit den wirklichen Oertern am Himmel, muß noch täglich Ehrfurcht vor dieser erhabenen Wissenschaft erregen.

Venus ist nach dem Durchgange durch den Punkt der untern Conjunction, wo sie eben zwischen Sonne und Erde steht und der lezteren am nächsten kommt, in der ersten Hälfte des August Morgenstern geworden, und erreicht unter den oben entwickelten Bedingungen wiederum ihren höchsten Glanz; sie geht dann etwa anderthalb Stunden nach Mitternacht auf und glänzt bis zum Erbleichen im Schimmer der Morgendämmerung. Unter begünstigenden Umständen, wie wir deren oben erwähnt haben, sieht man den schönen Planeten in diesem Maximum seines Glanzes auch nach Sonnenaufgang mit bloßem Auge.

Am 19ten September, Morgens kurz vor 5 Uhr, steht Venus mit dem Jupiter ziemlich nahe zusammen, und beide Gestirne zieren dann den Osthimmel eben so, wie am 19ten Mai den Westhimmel.

Am 26sten September erhält der Fixstern Mira im Wallfische sein kleinstes Licht. Die Leser erinnern sich nämlich aus den früheren Nummern dieser Himmelszeitung, daß mehrere Fixsterne einem ganz eigenthümlichen Lichtwechsel unterworfen sind, und daß sich besonders der eben erwähnte Stern dadurch auszeichnet, welchen man eben deßwegen auch den wunderbaren des Wallfisches (Mira ceti) genannt hat. Dieser Stern erscheint in regelmäßigen Perioden, deren Dauer der Astronom Wurm auf 332 Tage angibt, erst mit bedeutendem Glanze, dann in abnehmendem Lichte und endlich ganz unscheinbar, worauf sein voller Glanz immer und ziemlich eben so regelmäßig zurückkehrt, von welcher wunderbaren Erscheinung man den Grund in einer Axendrehung und ungleichen Lichtstärke beider Hemisphären des Sterns gesucht hat. Die nähere Aufklärung dieses Umstandes bleibt aber auch eine der Aufgaben einer künftigen Astronomie.

Am 12ten December, Morgens gegen 7 Uhr, zeigen sich Venus und Saturn sehr nahe beisammen am Morgenhimmel, und diese Zusammenkunft beschließt den Cyklus der merkwürdigsten Himmelserscheinungen des Jahres 1836. Für das folgende Jahr 1837 kann ich den Lesern dagegen vorläufig schon das Schauspiel zweier totalen Mondsinsternisse zusichern.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Zeitschriften.

In der journalistischen Literatur hat die Theilung des bisher verbundenen Freimüthigen und Berliner Conversationsblattes zu verdrießlichen Auseinandersetzungen Anlaß gegeben. Der Buchhändler Schlesinger, als Verleger und Eigenthümer des ältern Journals, war durch den mit dem frühern Eigenthümer und Herausgeber des Freimüthigen, Dr. Kuhn, abgeschlossenen Kaufcontrakt verpflichtet, das Blatt fortzusetzen, so lange es 700 Abonnenten zählte, und nach Kuhns Tode dessen Wittwe eine Pension von 200 Thalern zu zahlen. Das Blatt hatte aber schon bei Kuhns Lebzeiten nur gegen 500 Abonnenten, von denen in Folge der ungünstigen Zeit noch an 100 abgingen. Schlesinger wollte, daß, wenn er das Blatt fortsezte, die Wittwe sich eine Reduktion ihrer Pension um die Hälfte, bis es wieder jene Abonnentenzahl erreicht haben würde, gefallen lasse. Diese wollte sich dazu nicht verstehen, und in Folge dessen hat Schlesinger jezt derselben den Freimüthigen zu eigener Verfügung zurückgegeben, und das von ihm selbst gegründete Berliner Conversationsblatt wieder aufgenommen. Die Ansichten über dies Verfahren können, wie es in der Natur der Sache liegt, sehr verschieden seyn. Vom Standpunkte des Rechtes aus ist Schlesingers Handlungsweise gerechtfertigt; die Principien der Billigkeit sind schwankend, gewiß aber ist, daß es kein Gesez gibt, einen reichen Mann zu zwingen, daß er billig handle. Ob er nicht auch klug gehandelt, indem er billig war, ist eine andere Frage, die aber wieder von jener paralysirt wird, ob die Doktorin Kuhn nicht auch klug und billig gehandelt, wenn sie sich einstweilen mit der Hälfte der Pension begnügt hätte? Der Freimüthige wird jezt in alter Form von einem jungen Literaten, Genzel, der bisher beim Gesellschafter thätig war, das Conversationsblatt von Marggraf, einem Mitarbeiter der früher verbundenen Blätter, redigirt. Jener bestrebt sich, einen populären Ton anzunehmen, was, wenn man die ältern Kreise, in denen er unter der Kozebueschen und Kuhnschen Leitung zu Hause war, bedenkt, und die der vorige Redakteur, Dr. Häring, nur theilweise bedacht hatte, angemessen scheint. Ein achtbarer und bemittelter Buchhändler hat den Verlag übernommen und zahlt der Wittwe Kuhn die stipulirte Pension. Es ist dem Journale daher schon aus Pietätsgründen der beste Fortgang zu wünschen. Das Conversationsblatt hat sich eine mehr literarisch conversationelle Thätigkeit zum Ziel gesezt, erscheint nur dreimal wöchentlich, und die ersten Lieferungen geben Zeugniß von einer tüchtigen Redaktion. Beide Blätter können in dieser gesonderten Richtung gut neben einander bestehen.

Auch mit der Redaktion der Staatszeitung ist eine Veränderung vorgegangen. Der wissenschaftliche Theil, dessen

Leitung bisher fast dem Zufall überlassen war, und durch diesen beinahe in die Hände einer Nüance des jungen Deutschlands gespielt worden wäre, ist dem durch seine Kunstkritiken bekannten Gruppe übertragen worden. Gruppe ist ein Schriftsteller, der keiner literarischen Coterie angehört, eine Eigenschaft, die bei der wissenschaftlichen Leitung eines politischen Blattes, dessen Stellung jede literarische Parteiergreifung verbietet, nothwendig ist; jedenfalls gehört für ein Blatt von dieser Bedeutung ein Redakteur, der, genannt oder nicht genannt, die Verantwortung trägt. In die Staatszeitung hatten sich bisher Artikel eingeschlichen, über deren Aufnahme das Publikum erstaunte, und während die unbedeutendsten Versuche von Anfängern angezeigt wurden, wurden die bedeutendsten, aus Preußen hervorgegangenen und auf Preußen bezüglichen Werke oft mit Stillschweigen übergangen. — Im Allgemeinen stehen Gesetze zu erwarten über die Befähigung zur Redaktion von Zeitungen und Journalen, und was von den Principien verlautet, wäre nur zu billigen. Professor Zumpt gibt in dem Rellstabschen Berlin und Athen Nachrichten von seiner Reise nach Griechenland, reine Thatsachen mit unbefangenem Blicke, die als autoptische Dokumente die Zeitungsnachrichten von dem verwahrlosten Zustande des unglücklichen Landes ergänzen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Karneval. Conzerte. Mad. Damoreau.

Nun hat, sagen die Oppositionsblätter, ein Minister nur ein Einkommen von 80,000 Fr. Gibt er also vier solche Feste im Jahre, so geht sein ganzer Gehalt darauf; womit wird dann der sonstige ungeheure Aufwand bestritten? etwa mit geheimen Fonds, welche hie und da und unter verschiedenen Vorwänden aus der Staatskasse geschöpft werden? Man setzt hier nämlich voraus, daß die Kosten eines Ministerballs von dem Ministergehalte bestritten werden; warum sollte aber Thiers nicht aus eigenen Mitteln solch ein Fest geben können, da er sich durch Finanzoperationen bereichert und dazu eine reiche Frau geheirathet? Er könnte viele solcher Feste geben, ohne darüber zu verarmen. Die Opernbälle haben unter der Leitung des jetzigen Operndirektors Duponchel das lebhafte und glänzende Ansehen behalten, das ihnen Dr. Veron zu geben verstanden hatte. Es werden auf diesen Bällen Lotterien gezogen, deren Preise in Shawls und Schmuck bestehen, den die Damen sogleich, wie der Anschlagzettel verheißt, mit nach Hause nehmen können, und zwar zum angenehmen Erstaunen des Ehemanns, welcher an seiner Frau einen Brillantenschmuck sieht, ohne daß es seine Ehre oder seinen Beutel etwas anderes kostet, als den Eintrittspreis der Oper. Das Beispiel der vornehmthuenden großen Oper hat die andern Theater angesteckt, und mehrere suchen, wiewohl im Kleinen, mit derselben an Verheißungen und prunkenden Ankündigungen zu wetteifern. Ungefähr zehn Theater geben Bälle, ohne jedoch deßhalb ihre theatralischen Darstellungen zu unterbrechen. Alle diese Bälle werden bis zur Mitte Februars fortgesetzt, die Hof- und Ministerbälle aber während des Criminalprocesses Fieschi's und seiner Mitschuldigen unterbrochen werden. Auch einige Conzerte hat man bereits diesen Winter gegeben; eigentlich fehlt es daran zu keiner Jahrszeit, jedoch sind sie natürlich im Winter häufiger. Der norwegische Violinspieler Ole Bull hat einiges Aufsehen erregt, was in einer an Virtuosen auf der Geige so reichen Stadt viel sagen will; er ist mehrmals aufgetreten, und wenn er auch eben kein zweiter Paganini ist, wie lobende Ankündigungen versichert haben, so hat er doch durch seine außerordentliche Fertigkeit in Erstaunen gesetzt. Die andern Künstler, die sich haben hören lassen, waren meistens Pariser, und schon bekannt. Auch einige Wunderkinder ließen mitunter, wie denn Paris überhaupt das Vergnügen hat, deren alle Jahre wenigstens eines zu sehen und zu hören. Leider erfährt man selten, was aus ihnen in der Folge wird. Eine Tagesbegebenheit für die Pariser war das Auftreten der Madame Damoreau auf der Bühne der komischen Oper. Ich habe bereits erwähnt, zu welch hohem Preise die Direktion dieses Theaters, welches in seinem jetzigen Zustande eben nicht sehr vermögend ist, die von der großen Oper abgetretene vortreffliche Sängerin engagirt hat. Natürlich muß das Publikum diesen Preis zahlen. Man hatte ihr daher einen äußerst lärmenden Einzug auf die neue Bühne vorbereitet, und bei ihrem ersten Erscheinen benahm sich das Publikum, oder wenigstens ein Theil desselben, so toll, als ob es nie eine ähnliche Sängerin gehört hätte. Wahrscheinlich rührte der Lärm nicht so sehr von den zahlenden, als von den bezahlten Zuschauern, den berüchtigten Claqueurs, her.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 44:
Der Kuß.

Räthsel.

Wie heißt die Feder, vor deren Drucke
Verschlossene Herzen aufspringen,
Die stumme Zauberin, deren Spuke
Die menschlichen Sprachen gelingen;
Die Bettlerin, welche den Einlaß begehrt
Sogar an der himmlischen Pforte,
Der Cherub, der Paradiese dir wehrt,
Doch mit keinem Schwerte, noch Worte?

Sie weiß zu schmeicheln und weiß zu locken,
Und auch freundschaftlich zu warnen,
Doch schlimme Suppen auch einzubrocken,
Und gräßlich den Feind zu umgarnen.
Sie hat nicht Auge, noch Angesicht,
Doch in ihren magischen Zügen
Verkennt der Weise die Weisheit nicht,
Ob sie auch den Thoren betrügen.

Sie waffnet sich oft mit eisernen Stangen
Und Dolchen, so zart sie auch scheine,
Doch darf dir wahrlich durchaus nicht bangen
Vor Stangen und Dolch, die ich meine;
Sie trifft in die Ferne sogar das Ziel,
Das der Geist ihr weise gesteckt hat,
Auch weiß ich, daß sie mit Tönen im Spiel
Oft Andacht und Liebe geweckt hat.

Sie läuft, wenn erst sie sich wohl geäbet,
Gar flüchtig auf eigener Straße,
Und hat sie auch Manchen zum Tode betrübet,
So dient sie doch Vielen zum Spaße.
Wenn jezt ich noch sage, daß nicht nur drohn,
Auch rauben sie könne, ja morden:
Ist dann mein Räthsel für euch nicht schon
Allzu handgreiflich geworden?

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 51.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 29. Februar 1836.

— Mutter Erde, du bist zur Wittwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebst du in langsamer Zeit.

Hölderlin.

Ghaselen von Ludwig Seeger.

Mutter Erde.

Altmütterchen blickt lächelnd, doch verstört
Aus blöden Augen, wie vom Schlaf beschwert:
Wie rührst du mich, erloschene Gestalt,
Von Gram und Alter in ein Kind verkehrt!
Wie warst du prächtig einst und hochgeehrt,
Als du im Blüthenschmuck einhergewallt,
Und uns die königliche Gunst gewährt,
Zu schaun dein Antlitz, frühlingsmild verklärt.
Wie bald ist deiner Schönheit Ruhm verhallt!
Die Flammenkerze, tief herabgezehrt,
Ist spärlich nur vom Lebensöl ernährt,
Und spüret heimlich tödtende Gewalt.
Einst, wie es blitzhell aus der Wolke fährt,
Hat Frühlingsschmerz im Herzen dir gegährt;
Du warst es, der des Westes Seufzer galt,
Der Sonnengott, von deinem Reiz bethört,
Hat all sein Goldgeschmeid auf dich entleert,
Gab dir den Lichtpallast zum Aufenthalt,
Und hat aus Bronnen, tausendfach geröhrt,
Dir Lichter, Farben, Duft und Glast bescheert.
Wie bist du nun so trüb, verarmt und kalt!
Hast ausgelitten längst und ausbegehrt —
Dir selbst ein Traum! Von frost'gem Hauch versehrt,
Kaum trägt dich noch der Glieder schwacher Halt;
Die Anmuth der Geberden ist verheert:
Wenn jezt dein Auge, wie rückschauend, zährt,
Gellt drauf ein Lachen, das wie Wahnsinn hallt.
Einst mit der Schönheit Waffen stolz bewehrt —
Ein dürrer Strauch nun bist du, abgebeert
Und fahl, in dem kein Vogellaut mehr schallt.
O, wie viel Lieder hast du einst gelehrt!
Auch ich hab' deiner Sänger Zahl gemehrt;
Und bist du jezt auch hingewelkt und alt,
Nicht sey's gesagt, daß du des Liebs entbehrt,
Da du, ein greises Kind, auch so mir werth,
Entschläfst, von weißer Linnen Glanz umwallt!

Mitgefühl.

Immer hört' ich es sonst mit Entzücken,
Ließ durch Nichts den Glauben mir verrücken,
Der vor meiner Seele leuchtend stand:
Schmerzen, die Ein Menschenherz bedrücken,
Müßten durch der Menschheit großes Herz,
Ja durch Gottes Adern selber zücken.
Nur getrübt vom Erdenstaube, sehn
Menschenaugen oft im All noch Lücken;
Ueberbaut, verknüpft, erschienen mir
Alle von des Mitgefühles Brücken.

Doch von Gaffern einen Leidenden
Sah umschwärmt ich jüngst, als wie von Mücken,
Sahe den und den, sich's recht genau
Zu besehn, auf ihn sich niederbücken.
„Ei, wie müßte, meinten sie, gemalt
Solch ein rührend Stück das Zimmer schmücken!“
Meinen Glauben traf's wie böser Thau:
Will es ihm zu blühn nicht wieder glücken?
Pflege sein, mein Herz, laß nicht so kalt
Deiner Blumen schönste dir zerpflücken;
Fühl' es tief: das ew'ge Ganze kann
Nimmer doch in Trümmer sich zerstücken.
Sieh, es ist ein schöner Riesenleib:
Kann ein Glied dem Schmerze sich entrücken,
Fröhlich sich geberden, krümmt gequält
Sich ein andres in des Krampfes Tücken?

Ermunterung.

Steig auf von deiner Scholle, wo du angeklebt, zum Licht;
Laß hinter dir den Boden, wie die Blume strebt zum Licht:
Horch, wie aus Tiefen, glanzdurchzückt, sie an die Lüfte ruft:
„Zieht mich hinauf, ob Leben mir, ob Tod ihr gebt, zum Licht!“
Weil Tausend schon zurückgestürzt, erblindet, zagt dein Muth?
Gewagt, gewonnen! keiner drang noch, der gebebt, zum Licht.
Schlag auf die Wimpern, wasche dir die trüben Augen hell,
Bis du der Nacht, die dich gezeugt, gesäugt, entschwebt zum Licht.
Aufschwinge, rühre, ringe dich empor mit Haupt und Hand:
Schau, wie dein Mitwurm unter dir, der Maulwurf, gräbt zum Licht;
Mit Kraft entrafft er sich der Haft und schafft zum Hügel auf
Den Pfad, hinan, wo Lebenshauch ihn frisch umwebt, zum Licht.
Wirf ab, was niederzieht, spann aus die Schwingen, und du bist,
Bevor sich hebt der Hügel dir, schon aufgelebt zum Licht.

Der erste Mai in Algier.

(Beschluß.)

Der junge Graf Bertrand, Lieutenant der Chasseurs, welcher auf seinem gelblichten arabischen Hengste in eigener Person mitritt, gewann den dritten Preis. Im Allgemeinen zeigten sich die englischen und arabischen Pferde einander so ziemlich gleich, alle andern Racen aber blieben eine gute Strecke hinter ihnen. Als das große Pferderennen vorüber und die Preise ausgetheilt waren, ritt der junge Graf Bertrand noch einmal mit zwei französischen Offizieren. Sie hatten bedeutende Wetten gemacht, aber der Sieg war nicht lange zweifelhaft. Der junge Graf, ein schöner, hoher, athletischer Jüngling, den man schon seines Vaters wegen überall liebt, erreichte das Ziel fast eine halbe Minute vor den Andern. Der englische Braune des Herzogs von Rovigo, der den ersten Preis für das Hauptrennen erhielt, hatte die Bahn in 7¾ Minuten zurückgelegt.

Nachmittags hatten die Volksspiele statt. Die Tänze der Neger, welche unter einer lärmenden Tamburinmusik die lustigsten Bocksprünge machten, ergözten mich sehr, auch das einheimische Volk schien ein besonderes Vergnügen dabei zu empfinden. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß die Tanzenden, obwohl sie öfters Liebespaare darstellten, bloß Männer waren, denn die muhamedanischen Frauen dürfen nie öffentlich tanzen. Der Tanz der Araber, welcher dem der Schwarzen folgte, war langsamer und mehr melancholischer Natur; die Musik bestand aus einer Sackpfeife und einigen maurischen Trommeln. Als die Tänze der Eingebornen vorüber waren, strömte das Volk dem Hafen zu. Dort standen acht Gondeln, jede mit vier Matrosen bemannt und mit den Wimpeln der Nationen geschmückt, denen jene angehörten. Auf ein gegebenes Signal stießen sie vom Ufer ab. Sie hatten eine Strecke von einigen hundert Ellen längs dem Kai hinabzurudern. Die Kraftanstrengungen der muskulösen Seeleute, um sich gegenseitig zu überholen, waren außerordentlich. Die Spanier kamen zuerst am Ziele an, schwangten mit unendlichem Jauchzen ihre Fahnen in der Luft und erhielten die erste Prämie.

Dieser Scene folgte eine andere von noch ergötzlicherer Art. Es war dies ein Turnier auf dem Wasser. Auf zwei großen Schaluppen waren hölzerne Gerüste angebracht, auf deren jedem ein Kämpfer mit einem großen Schilde und einem Knittel stand, womit er in dem Augenblicke, wo die beiden Schaluppen in entgegengesezter Richtung an einander vorbeigerudert wurden, den Gegner durch Stöße, Hiebe und Drängen mit dem Schild in das Wasser zu werfen suchte. Die Kämpfenden waren bloß Eingeborene, sowohl Araber und Kabylen, als Neger, deren es eine nicht unbedeutende Zahl in Algier gibt. Der Jubel und das Gelächter der auf den Kais zusammengedrängten Volksmassen war unbeschreiblich, wenn manchmal ein recht derber Gladiator unter lautem Geplätscher in das Meer stürzte und sofort von den bereitstehenden Barken aufgefischt wurde. Die Zuschauer ermunterten die Kämpfer durch Beifallklatschen und Zurufen in ihren verschiedenen Sprachen. Unter den Kämpfern zeichnete sich besonders ein breitschultriger Schwarzer aus, dessen sehnigen Armen seine Gegner auf die Länge nicht zu widerstehen vermochten. So oft der schwarze Gladiator einen oder den andern kräftigen Feind in das schmutzige Hafenwasser gestoßen hatte, brach er, seine Schakalzähne fletschernd, in ein wieherndes Gelächter aus. Doch auch er fand endlich seinen Meister. Ein riesiger Kabyle, der zwar keine so breiten Schultern, aber wohl noch größere Muskelkraft besaß, stürzte ihn nach

einem verzweifelten Kampfe kopfüber in das Meer. Dem Fall des starken Negers folgte kein Gelächter, denn Alle hatten ihm den ersten Preis gewünscht, und als derselbe an das Land stieg, umringte ihn das Volk mit Jubel; ein Matrose nahm ihm die rothe Mütze vom Kopfe und sammelte für ihn bei den Umstehenden kleine Münze. In wenigen Minuten war diese mit Kupfergeld gefüllt, und im Triumphe ward jener von seinen schwarzen Brüdern nach der nächsten Schnapsbude geführt. Der gigantische Atlasbewohner blieb indessen Sieger bis an's Ende, und fünf Gegner, die nach der Niederlage des Schwarzen es noch mit ihm aufnehmen wollten, purzelten nach wenigen Stößen auf possierliche Weise kopfüber in das schmutzige Seewasser, zur großen Ergötzlichkeit des Pöbels.

Der merkwürdige Tag schloß mit einem gewöhnlichen Feuerwerk am Meeresufer in der Nähe des ehemaligen Gartens des Deys, der jezt das große Militärspital umfaßt. Der Eindruck, welchen die feurigen Erscheinungen auf die Eingebornen hervorbrachten, war nicht gering, und es that mir nur leid, daß ich so wenig von dem verstehen konnte, was die Beduinen darüber in ihren mäkernden Tönen glossirten. Der große Platz war erleuchtet; eine bedeutende Volksmasse stand dort vor dem ehemaligen Pallaste der Deys, welcher jezt eine Kaserne ist, und man hörte das Jauchzen der betrunkenen Soldaten aus den Galerien und Sälen des nämlichen Gebäudes schallen, wo früher nur das Röcheln der durch die Chiaus Erdrosselten, oder das rebellische Geschrei der Janitscharen bei den gewöhnlichen Aufständen die Stille eines Sklavenvolks unterbrach. — Ermüdet von dem Geschrei der betrunkenen Pöbelmasse, wanderte ich an dem schönen Abende des ersten Maitages vor das Thor Bab-el-Und. Unter mir rauschte das Meer, dessen Wogenbrandung, troz der Windstille, heftig gegen das Sandufer schlug; über mir zogen sich terrassenförmig die alten Deygärten hinauf, mit ihren Citronen-, Granaten- und Paradiesfeigenbäumen, deren aromatische Laubgipfel über den hölzernen Barracken des Militärspitals hervorragten. Der Mond beleuchtete, matt wie die Lampe eines Todtenhauses, jene Wohnungen des menschlichen Elends, und es war mir lieb, daß ich vor dem Wogengestöhne das Wimmern der Kranken und Leidenden aus den Barracken nicht hören konnte. Dicht neben dem Garten des Dey stehen, von riesenhaften Aloen umgeben, die drei Kirchhöfe. Hier schlafen friedlich in derselben Wohnung die Verehrer Jehovahs, Allahs und des Gottes der Christen. Die Mauer, welche sie umsäumt, trennt nur ihre Grabsteine, aber die Gebeine der verschiedenen Religionsbekenner ruhen unten versöhnt beisammen. Die Mohamedaner und die Juden dieses Welttheils übergeben ihre Todten mit Weinen und Jammern der Erde, wie wir; sie bezeichnen, gleich uns, die Ruhestätten ihrer Väter mit Marmorsteinen und Inschriften, endlich schmücken auch sie ihre Gräber mit Cypressen, und weinen in der ersten Trauerzeit oft Tage und Nächte lang an den Stellen, welche die Reste ihrer Lieben bergen. Jede Nacht kann man auf beiden Friedhöfen Trauernde an den Grabsteinen lehnen sehen. Die magische Tracht, die bleichen Züge dieser im geisterhaften Mondlichte weinenden Gestalten durchbebte mich immer seltsam, wenn ich sie von außen oft lange starr wie sie selbst betrachtete. Wir wissen, daß wir uns zusammen zur Ruhe legen in dem Schooße unserer gemeinschaftlichen Mutter, und doch wird es uns so schwer, uns im Leben als Brüder zu betrachten! O du Sonne, dein friedlich Licht bescheint hier oben eine Welt des ewigen Haders! und jene Turteltauben dort, die sich um ein paar Samenkörner hacken, sind unsere Sinnbilder der Sanftmuth!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Die komische Oper. Scribe's Aufnahme in die Akademie.

Man hatte ein neues Stück für dieses Auftreten der Mad. Damoreau vorbereitet, nämlich Acteon, wozu Niemand besser hätte berufen werden können, als die Beiden, gleich Fertigen, gleich Geistreichen, Scribe und Auber. Beide wissen, was den Leuten gefällt und wie man sie bedienen muß. Das Stück hatte nur einen Aufzug; auch lag dem Dichter und dem Tonkünstler nur daran, der Sängerin, da sie nun einmal gefeiert werden sollte, Gelegenheit an die Hand zu geben, ihr Talent als Sängerin und Schauspielerin auf's Vortheilhafteste zu zeigen. Die echten Kenner werden aber lieber sehen, wenn sie die besten Rollen in den ältern Stücken der komischen Oper übernimmt und die Boyeldieuschen oder Mehulschen Operetten wieder vornimmt, wofern diese dem alles Alte hassenden, oder wenigstens das Neue vorziehenden Publikum nicht schon zu veraltet sind. Die Zeitungen überhäufen die Damoreau mit Lob, bedauern aber zugleich, daß sie nicht besser umgeben sey. Allerdings ist es mit einer vortreflichen Sängerin nicht gethan, und wenn erst die ganze Truppe zu ihr hinaufgezogen werden soll, weil sie für dieselbe zu hoch steht, so ist es schlecht mit dem Schauspiel bestellt. Jezt kann aber eine komische Oper in Paris nur mit Mühe bestehen. Die große Oper hat von ihrem alten und langweiligen Ernste nachgelassen, sich also der Operette genähert, und die Vaudevilletheater haben sich bestrebt, kleine Operettentheater zu werden. Somit hat die komische Oper keine scharf bezeichneten Grenzen, kein besonderes Genre mehr; ihr jeziges Streben bringt sie der großen Oper näher. Meyerbeer soll jezt ein Stück für sie sezen; er wird sicher keine sogenannte Comédie à ariettes schreiben, sondern eine tüchtige Oper, ein Stück, das allenfalls auch auf die Bühne der großen Oper gebracht werden könnte. Vielleicht fließen einmal komische und große Oper zusammen, und geben dann wechselsweise Komisches und Großes. Einige Tage nach dem Auftreten der Damoreau feierte auch ihr Dichter, Scribe, seinen Einzug, nicht in's Theater, sondern in die Académie française, und hier war es so voll, und das Publikum so freigebig mit seinem

Beifalle, als in der komischen Oper. Scribe hatte man noch nie öffentlich reden hören; daher wohl der starke Andrang. Man wollte den Mann sehen, dessen Stücke man hundertmal gesehen und auf fünf bis sechs Theatern angetroffen hat. Wer in der lezten Zeit Reisen gemacht, ist ihnen überall in Frankreich, wie im Auslande begegnet. Die jezige Welt kennt wohl keine Theaterstücke so gut, als die Scribe'schen, seine Person aber war noch unbekannt; denn so wohlhabend er auch ist, so drängt er sich doch nirgends hervor, und begnügt sich damit, ein reicher Gutsbesizer zu seyn, ohne auch noch eine öffentliche Rolle spielen zu wollen. Seine Rede, so wie die Gegenrede oder Antwort Villemains sind in den Tageblättern gegeben worden, und haben beim Lesen eben so viel Vergnügen gemacht, wie beim Anhören. Akademische Reden sind oft sehr langweilige Stücke, mit entsezlichen Lobhudeleien von beiden Seiten, und alle so ziemlich in eine und dieselbe Form gegossen. Scribe und Villemain sind aber viel zu geistreich, als daß sie sich von dem alten Gängelbande hätten leiten lassen. Scribe hat für gut befunden, die Chanson oder das französische Lied zu loben, als wahren, echten Ausdruck der Zeit, und dagegen das Theater zurückzusezen; das Sonderbare dabei ist, daß Scribe allen seinen Ruhm dem Theater verdankt, und sich mit der Chanson wenig abgegeben hat; denn die epigrammatischen Liederchen in seinen vielen Vaudevilles sind keine eigentlichen Chansons. Hätte die Académie française den berühmten Liederdichter Beranger als Mitglied aufgenommen, und hätte dieser dann als Antrittsrede eine Rechtfertigung der Chanson unternommen, so würde man dies ganz passend gefunden haben; daß aber Scribe, der Theaterdichter, der dramatischen Dichtkunst die Abspiegelung des Zeitgeistes abspricht, ist auffallend. Da aber ein geistreicher Mann jedes Thema gut vertheidigen kann, so schien Scribe's Rede höchst unterhaltend, und als nun Villemain das Theater gegen Scribe in Schuz nahm und zeigte, wie sogar die Scribe'schen Stücke das Gepräge des Zeitgeistes oder der Zeitumstände tragen, unter denen sie gedichtet worden, so sagten die Zuhörer, wie Heinrich IV., als er bei einem Processe beide Partien ihre Sache gut hatte vertheidigen hören: „Bei Gott! der Erste hat Recht, und der Zweite hat nicht Unrecht.“ Dieser Wettstreit hat dem Publikum sehr gefallen, wie denn überhaupt jeder mit Geist und Wiz geführte Wortstreit die Pariser belustigt, wenigstens einen oder zwei Tage. In Paris verwischt aber schnell ein Eindruck den andern. Am Donnerstag, den 28sten Januar, belustigte man sich an dem wizigen Streite, oder vielmehr an der Wechselrede zwischen Scribe und Villemain, und zwei Tage darauf trat der berüchtigte Fieschi vor das Pairsgericht, und derselbe Redner Villemain, welcher der dramatischen Dichtkunst das Wort gesprochen hatte, saß unter den Pairs und richtete über den weltberüchtigten Mörder. Vierzehn Tage vorher war der ebenfalls berüchtigte Mörder Lacenaire hingerichtet worden, nachdem ihn alle die Fassung und Geistesgegenwart, die ihm leider bei seinen Verbrechen so wohl zu statten gekommen war, verlassen hatte. Er war vor lauter Angst von Sinnen gekommen. Den Zutritt der Geistlichen, die ihm der Polizeipräfekt angeboten, hatte er aber beharrlich ausgeschlagen, mit den Worten: „Ich weiß Alles, was diese Herren mir sagen können!“ Dg.

Berlin, Februar.

(Beschluß.)

Neue literarische Erscheinungen.

Herr von Raumers Werk über England, als die bedeutendste neue literarische Erscheinung, hat in diesem Augenblicke den meisten Anspruch auf Aufmerksamkeit. Es reflektirt so sehr von England auf Preußen zurück, daß man zweifelhaft bleiben kann, ob es mehr um Englands willen, oder für Preußen geschrieben ist. So wird es denn auch hier besser verstanden, als auswärts, wo diese beredte Würdigung unsers Reformationsprincips ungern vernommen werden, oder müßig erscheinen dürfte. Der Verfasser aber weiß, daß nichts müßig und nichts unzeitig gesagt ist, wenn wir auf unsere nächsten Verhältnisse blicken. Das angekündigte Werk desselben über Maria Stuart, nach wichtigen, in den englischen Staatsarchiven gemachten Entdeckungen, wird erwartet; deßgleichen eines von Dr. Waagen über die in den englischen Privatsammlungen enthaltenen Kunstwerke. Noch fehlt uns jede zusammenhängende Nachricht über diese in den Hallen der englischen Squires seit Jahrhunderten verborgenen Schäze, und Waagen hat seine Reise hauptsächlich in der Absicht und auf Staatskosten gemacht, sie in ihrem Versteck zu suchen. W. Alexis hat seine Balladen und Gedichte gesammelt und in einem kleinen Bändchen hier bei Dümmler herausgegeben. Doch ist es nur eine, und sehr revidirte Auswahl, wobei vorzüglich auf die durch Löwe, Reißiger u. a. Musiker bereits componirten Lieder Rücksicht genommen ist. Auch ist eine neue, ziemlich freie Uebersezung des Aristophanes von Droysen hier erschienen, die sich durch glückliche Uebertragung der Wortspiele und den freien Geist der Laune, der darin waltet, gut liest. Ob die philologischen Kritiker eben so zufriedengestellt seyn werden, steht dahin. Eine merkwürdige Gedichtsammlung kommt Ihrem Korrespondenten, im Augenblick, wo er den Brief schließen will, zur Hand. Zwar steht auf dem Titel, sie sey als Manuscript gedruckt, das Manuscript ist aber in so vielen Händen, und der edle Dichter ist bereits darüber in einer hiesigen Zeitung angesungen worden, daß wir es nur für eine Form der Bescheidenheit nehmen, und ohne indiscret zu seyn, darüber sprechen zu dürfen meinen. Ein Staatsmann in hohen Ehren und Jahren, der bereits sein Jubiläum gefeiert hat, gibt die Gedichte seiner ersten Liebe heraus, einen Kranz von 162 Sonetten, welche 1788 anheben und erst 1835 mit dem Tode der Geliebten schließen. Wenn es schon merkwürdig ist, daß ein Siebziger, und Excellenz, seiner Jünglingspoesien sich ohne Reue erinnert und sie publicirt, so ist der Umstand noch weit auffallender, daß diese Gedichte aus dem vorigen Jahrhundert, abgesehen von der Stellung und jener Merkwürdigkeit, durch sich selbst einen hohen dichterischen Werth haben, und eben so durch innige Zartheit der Empfindung, als durch Klarheit und klassische Vollendung der Form sich auszeichnen. Fast ein halbes Jahrhundert hindurch für Alle ein Geheimniß bis auf die zwei, denen sie gelten, sind sie jezt den Kindern und Enkeln der Gefeierten gewidmet. Den Enkeln wird die Großmutter als die Blüthe alles Liebreizes und geistigen Adels vorgeführt, und ein Hauch der Verklärung athmet über diesen Gedichten, die weniger von einer leidenschaftlichen Phantasie, als vom hellen Bewußtseyn ihres Werthes diktirt scheinen, daß man glauben kann, die Macht der Jahre habe über eine solche Schönheit und eine solche Psyche keine Gewalt geübt. Ist doch auch der Umstand selten, daß der glückliche Dichter diese erste Geliebte als Gattin heimführte, seltener aber noch der, daß er eilf Jahre sie geliebt und neun Jahre um ihre Gunst geworben, und die Liebe, statt zu erkalten, inniger wurde, wie mit der Erwartung, so mit dem Besiz.

Auflösung des Räthsels in Nr. 50:
Die Hand.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 22 u. Monatsreg. Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 52.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 1. März 1836.

Age, te procellae,
Crede veloci!
Horat:

Der Schiffer an den Sturm.

Singe, Sturmwind, mir ein Lied,
Trotziger Geselle,
Während rasch mein Fahrzeug flieht
Die empörte Welle.

Stimme mit der Riesenhand
Höher deine Saiten,
Daß wir bald zum Heimathland
Durch die Wogen gleiten.

Rufe deiner wilden Braut,
Mit das Lied zu pfeifen,
Laß sie helfen, überlaut
In die Harfe greifen.

Singe mir aus alter Zeit
Eine ernste Kunde,
Von den Schiffen, die zerstreut
Liegen auf dem Grunde.

Lieder des Sturmes.

I.

Das Sklavenschiff.

Einst zog ich daher
Aus südlichem Land;
Auf offenem Meer
Ein Sklavenschiff fand.

Geballet zum Knäul
Von Negern die Schaar
Zerrauft mit Geheul
Das wolligte Haar.

Für Hunger und Pest
Das dumpfe Verdeck
Willkommenes Nest,
Der Hölle Versteck!

Rings lauschte der Tod,
Mein wackrer Kumpan,
Sah lüstern die Noth
Im Schiffe mit an.

Die Mutter vom Kind,
Vom Gatten das Weib,
Er trennt sie geschwind,
Die Seele vom Leib.

Es hat mich erbarmt
Des Negervolks Schmerz,
Er hat mir erwarmt
Mein frostiges Herz.

Ich fuhr mit Gewalt
In Raaen und Mast.
Mein Schrecken hat kalt
Das Schiffsvolk erfaßt.

Das Steuer zerbrach,
Das Takelwerk riß,
Die Reue ward wach,
Der Schiffbruch gewiß.

Ich bohrte zur Stund'
Am felsigen Riff
Im Zorne zu Grund
Das ächzende Schiff.

So brach ich mit Macht
Die Ketten entzwei,
Zum Tag ward die Nacht,
Die Sklaven sind frei!

II.

Das Auto da fé.

Ich flog nach Madrid,
Zum glühenden Thron
Ein Brandopfer tritt
Der Inquisition.

Das Pfaffengeschmeis
Den Holzstoß umringt,
Und gleißender Weis'
Laut Sterblieder singt.

Gedankenlos hallt
Das Glockenspiel drein,
Und höher schon wallt
Der flammende Schein.

Vom Land, aus der Stadt
Ein wogendes Meer
Von Menschen sich hat
Gezogen hieher.

Am Martern die Lust
Zur Feuerqual lenkt
Den Blick, aus der Brust
Das Mitleid verdrängt.

Ich that einen Hauch:
Es endete schnell,
Verhüllet in Rauch,
Der Arme Gesell. —

Mit eisiger Ruh,
Vom hohen Altan
Don Philipp sah zu,
Der finstere Mann.

Da schwoll mir der Zorn,
Ich nahm mir sogleich
Den König auf's Korn,
Don Philipp ward bleich.

Ich schauderte kalt
Dem Sünder durch's Haar,
Er ahnte wohl bald
Der Flotte Gefahr.

Armada mit Stolz
Der König sie nennt,
Kein besseres Holz
Die Wogen durchrennt.

Vom Auto da fé
Ich stürmte hinaus,
Fort, fort auf die See,
Durch Nebel und Graus.

Armada fürwahr
Die stattliche Braut
Des Oceans war:
Ich hab' sie getraut.

Ich selber ihr sang
Ein hochzeitlich Lied;
Die Braut sich gar bang
Dem Freier entzieht.

Dann rauschte mein Spiel
Zum wogenden Tanz,
Der Jungfrau entfiel
Der bräutliche Kranz.

Der Freiersmann flog
Ihr rasch an den Mund,
Die Sträubende zog
Er nieder zum Grund. —

Da hab' ich einmal
Von Herzen gestürmt,
Und hoch ohne Zahl
Mir Berge gethürmt.

Der Amerikaner in England.

Die Amerikaner sind nicht unempfindlich gegen die herben Kritiken, welche seit einer Reihe von Jahren Engländer, Deutsche und Franzosen über ihre Zustände ausgegossen haben; sie fangen an, sich zu vertheidigen und Gleiches mit Gleichem zu vergelten. So liegt, eben erst erschienen, vor uns: „The American in England, by the author of „a Year in Spain.“ 2 vol. London, 1836.“ Dieser Amerikaner, ein ganz verständiger Mann, dem es nicht an Humor fehlt, sucht nicht sowohl sein Vaterland von den Fehlern, Schwächen und Lächerlichkeiten, die, wie er meint, der Neid der alten Welt ihm aufgebürdet, zu reinigen, er recriminirt vielmehr im Großen, und der Refrain der Nutzanwendungen, zu welchen ihn seine Schilderungen führen, lautet: in Amerika tabula rasa, unbeschränkte Concurrenz, Glück und Wohlstand Aller, die arbeiten wollen, in England der Alp der historischen Ueberlieferung, Macht und Reichthum in den Händen Weniger, Elend und Noth das Loos der Meisten. Er erkennt übrigens an, daß England und Amerika nur verschiedene Ausgaben eines und desselben Werkes sind; „die amerikanische,“ sagt er, „ist einfach, nützlich, dem Geist des Jahrhunderts mehr angepaßt; bei der englischen ist zwar der Druck im Ganzen schlecht und verwischt, sie ist aber unterhaltend wegen der vielen alten Wappen und bunten Bilder, die sich darin finden.“ John Bull hat sich lange genug über den Yankee lustig gemacht, hören wir auch einmal diesen.

* * *

Amerikanische und englische Schiffe und Schiffskapitäns.

Nichts fällt wohl einem Amerikaner, der sich den europäischen Küsten nähert, mehr auf, als der Unterschied zwischen den Küstenschiffen, die er hier antrifft, und denen, die er zu Hause verlassen. Mit Staunen und Lachen sieht er auf die unförmlichen, unbeholfenen Kutter, Kitzen und Galeoten, mit ihren häufig gethanten und bemalten Segeln, auf ihre schwerfälligen, plumpen Bewegungen, gegenüber der Leichtigkeit und Behendigkeit seiner heimischen Fahrzeuge. Er gedenkt der stolzen, majestätischen Schaluppe mit ihrem mächtigen weißen Hauptsegel, so groß, als das eines Fahrzeugs ersten Rangs, der flinken Fischerschmake, die leicht, wie eine Pelamide, auf der wogenden See tanzt; vor Allem aber taucht in seiner Erinnerung das Pilotenfahrzeug auf, dem er sein leztes Lebewohl anvertraut; sein niedriger Rumpf mit der graziösen Schwingung, die für die wahre Schönheitslinie gelten könnte, die leichten Masten, die weißen, spitz zulaufenden, mit wundervoller Genauigkeit zugerichteten Segel, die unübertreffliche Leichtigkeit und Schnelle, die Gewandtheit und Zierlichkeit jeder Bewegung — all dies macht unser Pilotenschiff zur Venus der Meere. Es verhält sich zu derselben Klasse von Fahrzeugen in England wie der Delphin zum formlosen Rochen und dem aufgedunsenen Krötenfisch, wie eine unserer flatternden Spaziergängerinnen in Brodway zum ausgewanderten Bauerweib daneben, mit unendlichen Hüften, abstehenden Ellbogen, hohem Deck, gespreizten Schritten und eisenbeschlagenen Hufen; es ist unter den Schiffen just, was die Taglioni unter den Weibern. . . .

Die Vergleichung zwischen den hier befindlichen amerikanischen Kapitäns und den gröbern einheimischen Schiffern drängte sich von selbst auf. Jene waren gut gekleidete, anständig aussehende Leute, die brittischen Kapitäns dagegen plump, grob, rauh von Sprache, nicht selten in runden Jacken, fast insgesammt mit rothen, ausgeschlagenen Nasen und entzündeten Augen. Unter diesen Umständen könnte man indessen in Versuchung kommen, leztere für die besten Seeleute, für die echten Seeteufel zu halten, weil jene viel zu viel vom Gentleman an sich haben. Aber weit gefehlt, man könnte sich nicht gröblicher irren. Man greife unter den Amerikanern denjenigen heraus, der am meisten einem Gentleman gleich sieht, unter den Britten den, der am meisten Seemännisches hat, man lasse sie zusammen auslaufen nach irgend einem fernen Winkel der Welt, und der Amerikaner überflügelt den andern um zwanzig Procent zum wenigsten; er kommt wohl gar zurück — und die Voraussetzung ist keineswegs abgeschmackt, denn dergleichen kommt sehr oft vor — bevor der andere am Ort der Bestimmung anlangt. Woher dieser Unterschied? daher, weil der Amerikaner einen Ruf zu erwerben, oder einen zu erhalten, weil er etwas zu gewinnen oder zu verlieren hat. Das edle Schiff, auf dem er steht, ist in den meisten Fällen theilweise oder ganz sein Eigenthum, und seine Zeit hat Werth für ihn. Er plackt sich nicht um eine Lumperei; er müht sich, um sich eine unabhängige Stellung und ein comfortables Heimwesen für den Abend seines Lebens zu sichern. In nichts tritt einem die Verschiedenheit der englischen und der amerikanischen Verfassung auffallender vor Augen, als eben in der äußern Erscheinung und dem Charakter dieser Klasse von Menschen. Durch die eigenthümliche Regierungsform in England, dadurch, daß der ungeheuer angewachsene Reichthum unter wenige Hände vertheilt ist, in denen sich seit Jahrhunderten die gesetzgebende Gewalt befindet und natürlich und nothwendig in ihrem Interesse ausgeübt wird, haben sich hier Zustände gebildet, in deren Folge nothwendig der eine säet und

der andere erntet, der Arme sich im Schweiße seines Angesichts abmüht, der Reiche genießt und schwelgt. Daraus fließen Gleichgültigkeit, schlechte Wirthschaft, Kriecherei und Mangel an Selbstgefühl unter den niedrigern Ständen. In Amerika dagegen, wo der Arbeiter in Wahrheit seines Lohns werth ist, gibt es nichts, was dem Eifer des Einzelnen, sich emporzuschwingen, einen Zügel anlegen oder Schranken setzen könnte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Februar.

Gutenbergs Denkmal.

Ein von unserm verdienstvollen vaterländischen Geschichtsforscher, Präsident Schaab, in der jüngsten Versammlung der Freunde der Literatur und Kunst gehaltener Vortrag dient uns als Leitfaden bei Darstellung dessen, was seit dreißig Jahren bis heute für Gutenbergs Monument in Mainz geschehen ist.

Schon im Jahr 1804 trat zu Mainz eine Gesellschaft von vierzig wackern Männern, unter dem Vorsitze des Präfekten Jeanbon Saint-André, zur Beförderung der Künste und Wissenschaften im Departement vom Donnersberg zusammen. Die erste Sitzung eröffnete der Präsident am 12ten Germinal XII (6ten April) mit einer Rede, worin er unter andern sagt: „Der Tag wird kommen, wo Gutenbergs Andenken wird gerächt, wo das Versehen wird gut gemacht und alle Weisen Europa's sich es zur heiligen Pflicht machen werden, einen Stein auf sein Grab zu tragen, um ihm ein einfaches, aber erhabenes Monument zu errichten, worauf sein Name mit unauslöschbaren Zügen stehen wird. Man wird einsehen, daß, wenn, wie ich glaube, die Neuern die Alten übertreffen, es Gutenberg allein ist, dem wir es schuldig sind.“ Schon in der ersten Sitzung wurde beschlossen: „daß eine goldene Medaille im Werth von 250 Franken, mit dem Brustbilde Gutenbergs, auf seine beste Lobrede ausgesezt, seinem Andenken in Mainz ein Monument errichtet, und ganz Europa durch einen Aufruf zur Theilnahme eingeladen werden solle.“ Dieser Beschluß wurde dem Minister des Innern zugeschickt, in dessen Genehmigung wir lesen: „dieses Monument muß entsprechen der Größe der Erfindung eines Mannes, den man unter die Wohlthäter der Menschheit zählen kann, und dem erhabenen Charakter des großen Volkes, in dessen Mitte es errichtet werden soll.“ Noch im nämlichen Jahre (1804) kam Napoleon, als er kaum Kaiser geworden war, in den lezten Tagen des Monats September nach Mainz. Auf die Verwendung des von ihm sehr geachteten Präfekten bestimmte er zwei Millionen Franken zur Verschönerung der Stadt Mainz, und erließ daselbst im kaiserlichen Pallast (das ehemalige deutsche Haus, jetziges großherzogliches Palais) am 9ten Vendemiaire XIII (1sten Oktober) ein in den Annalen der Stadt Mainz ewig merkwürdiges Dekret, wodurch mit Hinwegräumen vieler Häuser und Gebäulichkeiten der schöne Gutenbergsplatz, so wie eine ganz neue Straße begründet wurde, und überhaupt das Alignement der Häuser das jetzige freundliche Ansehen erhielt, das der ganzen Stadt eine so wesentliche Zierde verleiht. Jene Straße, die jetzige Ludwigsstraße, hieß Rue Napoléon. Die Idee und das Princip der Errichtung eines dem Andenken Gutenbergs zu widmenden Monuments stand demnach schon damals fest; nur der Krieg und die eingetretenen Verhältnisse der Zeit verhinderten die Ausführung. Zwanzig Jahre blieb die Sache ruhen, bis unsere gelehrten Mitbürger Lehne und Schaab sie wieder in Anregung brachten. Auf des Erstern Vorschlag ließ die Casinogesellschaft ihrem neu eingerichteten Hause seinen ursprünglichen Namen: Hof zum Gutenberg, wieder geben, der nun in goldener Lapidarschrift über dem Hauptthor als Inschrift steht. Dieselbe Gesellschaft ließ am 24sten Oktober 1824 einen Denkstein zu Ehren Gutenbergs in die Hofmauer einsetzen. Aus der bei dieser Veranlassung von Schaab gehaltenen Rede theilen wir Folgendes mit: „Gutenberg kann zwar des Marmors entbehren, allein die Ehre der Nachwelt erfordert, daß ihm auch dieser Beweis des öffentlichen Dankes gebracht und diese Schuld getilgt werde. Ein Denkmal, von der ganzen civilisirten Welt errichtet, würde unserm Zeitalter Ehre machen. Die Errichtung eines solchen Werkes ist gewiß eine deutsche Nationalangelegenheit; die Weltgeschichte soll der deutschen Nation nicht vorwerfen können, weniger Gefühl für Dankbarkeit, als die Völker des Alterthums besessen zu haben: in den Denkmälern feiert dankbar die Gegenwart das Andenken der Verdienste ihrer Wohlthäter und der Vergangenheit. An der Achtung, welche Nationen ihren großen Männern öffentlich erweisen, erkennt man die Stufe ihrer Civilisation. Goldenes Mainz! keine Stadt der Welt hat für die gesammte Menschheit ein größeres Verdienst. In Mainz sollte auch Gutenbergs größtes Monument sich den Augen der Menschen zeigen.“ Seit dieser Zeit wurde der 24ste Oktober alljährig im Hofe zum Gutenberg festlich begangen. Am 24sten Oktober 1827 wurde durch vereintes Wirken des Kunstvereins und der Casinogesellschaft das von unserm talentvollen Bildhauer Joseph Scholl gefertigte Standbild Gutenbergs im Hause, das seinen Namen trägt und von ihm bewohnt wurde, aufgestellt. Das Erscheinen des großen Werkes Schaabs: „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, 3 Bände, bei Kupferberg,“ frischte das Pflichtgefühl auf, bis in der Generalversammlung des Kunstvereins am 18ten November 1830, als unser Bildner Scholl ein von ihm kunstreich in Gyps gefertigtes Modell eines Monuments Gutenbergs vorlegte, der damalige Präsident dieser Gesellschaft, Professor Braun, Veranlassung nahm, den Antrag zur Ernennung einer Commission zu stellen, deren Aufgabe es sey, die Mittel und Wege zu prüfen, welche zur Erreichung des Zweckes führen könnten. Diese Commission wurde ernannt und ihr mehrere Mitglieder des Gemeinderaths zugesellt; ihre Constituirung erfolgte bereits am 9ten December 1831. Man kam überein, daß die Errichtung dieses Denkmals auf eine Subscription im Großherzogthum Hessen und auswärts zu gründen sey, zu welchem Ende die ministerielle Ermächtigung nachgesucht und ertheilt wurde. Sofort wurden die Listen im Inland in Umlauf gesezt, und eine Einladung „an Europa's Edle und Gebildete“ in 5000 Exemplaren in deutscher, französischer und englischer Sprache in die Welt geschickt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 53.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 2. März 1836.

York. — Dieß ist der Tag zum Zweikampf anberaumt,
Und Kläger und Beklagter stehn bereit,
Geruht Eur Hoheit das Gefecht zu sehn.
Heinrich. — In Gottes Namen, richtet Alles ein,
Hier laßt sie's enden, und schütze Gott das Recht!

Shakespeare.
Heinrich VI.

Niederländische Chroniken.

Nacherzählt von Alfred Reumont.

Das lezte Gottesgericht in Flandern.

Zur Zeit, als Herzog Philipp der Gute, aus dem Hause Valois, über Burgund und Flandern herrschte, tödtete ein Bürger von Tournay, Mahüot Cocquiel, einen andern, Namens Philipp du Gardin. Ob er gleich hoffte, daß es verschwiegen bleiben werde, verließ er doch die Stadt und begab sich nach Valenciennes. Es traf sich, daß einige Zeit nachher der Flüchtling unvorsichtigerweise sich schmähende Worte gegen einen Verwandten des Erschlagenen, Jacotin Plouvier, erlaubte; dieser aber nannte ihn einen Mörder und erbot sich, indem er seinen Handschuh hinwarf, seine Aussage im Zweikampf gutzumachen. Die Herausforderung wurde angenommen. Man stellte beide Betheiligte unter gerichtliche Aufsicht, und hierauf ward, am Sonnabend den 3ten August des Jahrs 1454, von der Bretele * herab verkündigt, daß Jacotin Plouvier mit Mahüot Cocquiel auf Tod und Leben kämpfen werde, fünfzehn Tage nach der Ansage, um seine Beschuldigung zu erweisen. Beide wurden nun aus dem Stadtgefängnisse geholt, wo sie bis dahin eingeschlossen gewesen, und man wies Jedem ein abgesondertes Gefängniß und zwei Sergeanten als Wache an. Am fünfzehnten Tage sodann stellten sie sich vor den Magistrat, ein Jeder von seinem Breton oder Fechtmeister begleitet, welche die Stadt ihnen auf eigene Kosten beigesellt, um sie im Kampf mit dem Stock zu unterweisen; einer derselben war aus dem Hennegau, aus Holland der andere. In Gesellschaft der Genannten und ihrer Sachwalter forderten sie Kleid und Waffen, den städtischen Gesetzen gemäß, die ihnen am Tage des Zweikampfes dienen sollten und welche man ihnen auch versprach. Nachdem sie nun in ihr Gefängniß zurückgekehrt waren, nahm man vom Marktplatz einen Stein weg, mit welchem man schon vor Alters die Stelle der Fehde zu bezeichnen pflegte und den man deßhalb den Stein des Feldes nannte. Diesen trug man in den Hof von St. Denis, wo man zu gleicher Zeit die Schranken aufzurichten begann.

Der Tag der Entscheidung war endlich da. Eine Menge Herrn und unzähliges Volk liefen herzu, Zeugen des Schauspiels zu seyn. Der Herzog Philipp und sein Sohn, der Herzog von Charolais, begaben sich nach Valenciennes; Lezterer kehrte in dem Hotel d'Anchin ein, sein Vater in der Wohnung des Prevost, Messire Melchior du Gardin, von welchem eine alte Zeichnung in der Chronik Henri d'Oultreman's, welche sich in der Mazarinschen Bibliothek zu Paris befindet, eine Abbildung gibt. Von beiden Häusern aus konnte man, da sie auf dem Markte gelegen waren, dem Kampf zuschauen.

* Tribüne auf einem öffentlichen Platze.

Um neun Uhr vor Mittag erschienen die beiden Betheiligten. Sie trugen eine Kleidung von schwarzem Leder, vom Halse bis zu den Füßen aus einem Stück bestehend und eng anliegend; ihr Kopf war unbedeckt und geschoren, die Füße nackt, die Nägel kurz geschnitten; Jeder trug in der Hand eine Banderole mit dem Gegenstand seiner Andacht. Die Bretons hielten ihre Schilde und Stäbe: die Schilde waren von Weidendiele, mit Schaffell überzogen, etwa drei Fuß lang, mit einem silbernen Kreuz und Heiligenbildern. Die Stöcke waren von Mispelholz, drei Fuß lang, an beiden Seiten zugespizt, mit einer Handhabe versehen. Jacotin, der Herausforderer, trat aus der Kapelle der Halle hervor, wo er sich angekleidet hatte, grüßte zuerst, machte mehrmals das Zeichen des Kreuzes, und sezte sich sodann auf einen mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen Stuhl. Ihm folgte Mahûot und sezte sich auf der Seite des Glockenthurms; er kniete nieder und küßte den Boden. Der Magistrat, welcher sich innerhalb der äußern Umzäunung befand, trat nun ein und ließ die Beiden auf das heilige Evangelium beschwören, daß ihre Sache gerecht sey. Hierauf rieb man ihre Kleidung mit Oel und Fett ein, damit sie einander nicht fest zu halten vermöchten; da bemerkte man, daß auf Jacotin das Fett schmolz, auf des andern Leib aber nicht, obgleich die Sonne heiß brannte. Man brachte sodann Specereien in zwei silbernen Gefäßen, und nachdem die Träger davon gekostet, aßen beide Kämpfer davon; gleichfalls holte man Asche in zwei Schalen und rieb ihnen, nachdem man sie versucht, die Hände damit, auf daß sie die Stöcke gut zu handhaben im Stande wären. Nun ergriffen sie Stock und Schild, indem sie, als Uneble, leztern mit der Spitze in die Höhe hielten. Messire Olivier de la Marche, welcher in seinen Memoiren von diesem Zweikampf redet, bei welchem er zugegen war, bemerkt, daß dies die allgemeine Sitte sey, und nur der Edelmann seinen Schild mit der Spitze nach unten tragen dürfe. Nachdem man so weit gekommen war, verlas der Magistrat einen Befehl, welcher es Jedem bei Todesstrafe untersagte, während des Kampfes zu schreien, oder dem einen oder andern von Beiden Zeichen zu geben. Der Prevost der Stadt, mit Zustimmung der Pairs und Schöffen, warf dann den Handschuh hin, welcher bei der Herausforderung gedient hatte, und rief dreimal: Thut eure Pflicht! Nach dem dritten Ruf schritten die Kämpfenden auf einander zu; Mahûot schaufelte mit seinem Schilde Sand auf, um ihn dem Andern in die Augen zu werfen, und versezte diesem zu gleicher Zeit einen Hieb auf den Kopf; Jacotin empfing ihn nicht besser und warf ihn beim ersten Angriff zu Boden, aber gleich war er wieder auf den Füßen.

Der Herzog von Burgund befand sich, wie gesagt, im Hause Messire Melchior du Gardins, und sah dem Kampfe durch ein hölzernes Gitter zu, welches eine Art von Erker im ersten Stockwerke, unter dem über der breiten Eingangsthüre ein Heiligenbild angebracht war, rings umgab. Er selbst war bloß Zuschauer und ließ den Magistrat ungehindert gewähren. — Nach mehreren Gängen und vielen Hieben verloren Beide zu gleicher Zeit ihre Stöcke; Jacotin, der behendere, warf sich nun mit solcher Heftigkeit auf seinen Gegner, daß er ihn von Neuem zu Boden schlug, ihm eine Menge Sandes in's Gesicht warf und ihn auf die entsetzlichste Weise mit den Zähnen zerfleischte, indem er ihm zurief, er solle sein Verbrechen bekennen. Da dies mehr denn eine halbe Stunde währte, ließ der Herzog den Magistrat zu sich in's Haus bescheiden und fragte, ob es nicht möglich sey, Mahûots Leben zu retten. Aber er erhielt zur Antwort: dies könne nicht geschehen, ohne die Privilegien und Gebräuche der Stadt zu verletzen. Endlich brachte Jacotin es dahin, daß sein Feind mit dem Gesichte auf dem Boden zu liegen kam: der Unselige stieß ein grauenvolles Geschrei aus und machte verzweifelte Anstrengungen, um sich wieder zu erheben; aber der andere blendete ihn durch vielen Sand und verstümmelte ihn auf eine so gräßliche Weise, daß die Hand beim Niederschreiben ihren Dienst versagt.

Da schrie Mahûot um Erbarmen, erkannte sich für besiegt und gestand den Mord, welchen er begangen und bis dahin hartnäckig geleugnet hatte. Hierauf erhob er mit lezter Kraftanstrengung seine Stimme, so daß Philipp ihn vernehmen konnte. „Mein Herr von Burgund,“ rief er, „ich habe euch bei eurem Zuge gegen Gent so treu gedient, ich flehe euch nun um Mitleid an: um Gotteswillen, rettet mir das Leben!“ — In Wahrheit, diese Worte und das blutige Schauspiel rührten die Herzen des Fürsten und aller Umstehenden, so daß der Herzog von Neuem den Magistrat fragte, ob keine Möglichkeit sey, ihm das Leben zu retten, oder zum mindesten ein Begräbniß in geweihter Erde zu erlangen. Darauf antwortete man ihm, weder das Eine noch das Andere könne zugestanden werden, und man bitte ihn unterthänigst, dem Gesetze seinen ungestörten Gang zu lassen. Jacotin nahm unterdessen einen der am Boden liegenden Stäbe und versezte dem Hingestreckten damit einen schweren Hieb auf den Kopf, worauf er ihn, da er kein Lebenszeichen mehr von sich gab, aus den Schranken wegschleppte. Nach einer guten Stunde kam Mahûot wieder zu sich, trank ein paar Gläser Wein, beichtete einem Carmelitermönch, vergab Jacotin seinen Tod und wurde zum Galgen geführt, während der Sieger nach der Kirche Notre-Dame la grande ging, um der heiligen Jungfrau zu danken.

Ehe der Herzog von Burgund die Wohnung Messire Melchior du Gardin's verließ, legte er einen Eid ab, daß er diesen entsetzlichen Gebrauch abschaffen werde. Er hielt Wort. Das Gottesgericht, von welchem wir eben berichtet, war das lezte in den Niederlanden.

Der Amerikaner in England.

(Fortsetzung.)

Southwark im Mondschein.

Der Mond war voll, troz dem vermochte er den dicken Qualm in der Luft nicht zu durchdringen; es war, als hinge ein Gaslicht in großem Maßstab oder ein schlechtbeleuchteter Ballon über unsern Häuptern. Wir fuhren durch Deptford, die Häuserreihen zu beiden Seiten brachen nicht mehr ab, und wir langten endlich, unter immer wachsendem Volksgetümmel, im Flecken Southwark an und auf einem großen Kreuzwege, wo viele Hauptstraßen aus Surry, Sussex und Kent zusammenlaufen, und der nach einem alten Wirthshause Elephant und Thurm heißt. Wer beschreibt den Tumult, den betäubenden Lärm, das ungeheure Wogen und Drängen in verschiedenen, entgegengesezten Richtungen, den Wirrwarr, der sich zum Verwundern am Ende doch in Ordnung aufzulösen schien! Ich war betäubt, verwirrt, beklommen beim Anblick so ungeheurer Massen meiner Mitmenschen, mit denen mich kein Band des Mitgefühls verknüpfte. Blendendes Licht, aus Laden und von Laternenpfosten strömend, kam der gebundenen Kraft des Mondes zu Hülfe, unendliches Leben war in der Scene, aber nichts, was dem Gefühl wohl thut.

Die schwarzen Massen der Wohnhäuser sahen eng, düster, trübselig aus. Sie waren aus Backsteinen, ohne Fenstergesimse von Marmor oder anderm farbigen Stein, unbemalt, ohne die muntere Zierde der Fensterladen. Sie waren fest verschlossen; nirgends eine Spur von der Munterkeit und dem häuslichen Comfort, wie man sie bei uns trifft. Alle Laden standen offen; bei manchen war die ganze Front weg, und da sah man keine armseligen, flackernden Lichter wie bei uns, sondern die Gasflammen sprühten empor wie Fackeln. Die Artikel waren an der Straßenseite vollkommen zur Schau gestellt: Kleider, Lebensmittel, Töpfergeschirr, Eisenwaaren, was nur der Mensch bedarf. Die Apotheken mit ihren bunten Gläsern gossen, wie bei uns, die Regenbogenfarben ihrer widrigen Mixturen auf die Straße. Verkäufer wohlfeiler Waaren hatten sie nebst den angeschriebenen Preisen an ihren Fenstern ausgelegt. Die Fleischer hatten Ochsenfleisch, Schweinefleisch, Würste und ungeheure, plumpe, fast ganze Schafe ausgehängt, wobei oft am untern Theil der Preis zu lesen war, auf daß die Armen abnehmen könnten, ob der Taglohn, den sie errungen, zu einem Braten reiche, oder ob sie sich nach einer ihren Mitteln angemesseneren Kost beim Nachbar Kartoffelhändler umzusehen hätten, oder ob sie in der Verzweiflung, wie gar viele der Elendesten zu thun schienen, der schmeichelnden Einladung in den prächtigen Branntweinpallast an der Ecke folgen sollten.

Es war dies das glänzendste Gebäude in der ganzen Umgebung, mit ein wenig architektonischer Eleganz, und nahm sich bei der Schmucklosigkeit und dem düstern Ansehen der Häuser umher desto besser aus. In einer reich verzierten Lampe brannte eine schöne Gasflamme als einladender, nach verschiedenen Seiten sichtbarer Pharus. Die Fenster bestanden aus kostbarem Spiegelglas, auf ihnen las man in leuchtenden Buchstaben: Gin at threepence, generous vines, hot spiced, und die Thüre war mit bemalten, buntfarbigen Scheiben ausgesezt, Rosetten, Trauben, muntere Devisen vorstellend. Die Kunst, welche sich einst nur zum Schmuck der Tempel hergab und in gothische Fenster das Leben von Heiligen und Märtyrern idealisirend bannte, gehört hier nicht mehr der Religion allein an; sie dient dazu, den Armen und Verdorbenen in noch größeres Elend, zu noch verworfeneren Lastern zu locken. Der Contrast zwischen der Pracht dieses Tempels des Elends und dem verblichenen, zerlumpten Ansehen seiner Verehrer gab eine wunderliche Nuzanwendung an die Hand. Man sah hier versinnlicht, wie Ursache und Wirkung zusammenhängen, und es war, als sollte ihr Schicksal lustig dargestellt und verspottet werden. Und doch gingen sie hinein, Männer und Weiber, und leztere nicht minder zahlreich, als erstere, ja manche mit Kindern an der Hand, oder gar die hülflosen Kleinen am vergifteten Busen.

Ich kenne nichts Ergözlicheres, als sich mit einem Male bei Nacht in ein volkreiches Quartier einer großen Stadt versezt zu sehen. Lebendig tauchen in meiner Erinnerung die Eindrücke auf, die ich in Paris, Madrid, Brüssel, Mailand, im muntern, lebendigen Neapel erhielt, als ich sie zum ersten Mal betrat. Die niedrigen Stände in ihrer muntern Laune, in ihrem drolligten, beweglichen Regen und Treiben, bieten dort dem Beobachter die anziehendsten Momente dar; hier aber gab es an jenen Klassen nichts Ergözliches, nicht einmal etwas Malerisches zu beobachten. Alle schienen nur darauf aus, den Hunger, das Bedürfniß der Völlerei, oder gemeine, brutale Leidenschaften zu befriedigen; von Lustbarkeit war sichtbar nirgends die Rede.

Statt des Klimperns der Guitarre, statt der Serenade, statt des musikalischen Rufs der Kastanienweiber, Limonadenverkäufer und Wasserträger, hörte man hier nur rauhe, kreischende Töne, und dazu Worte, schlecht ausgesprochen, durch die Nase gezogen, oder in einem unverständlichen, übelklingenden Jargon, in dem ich meine Muttersprache nicht wieder erkannte. Statt der Lieblingsarien von Mozart oder Rossini, von geschickten Musikanten ausgespielt, statt der wizigen Reden des sentenzenreichen Polichinell, hörte man hier nur die näselnde Litanei

plärrender Marktschreier, wie sie den Pöbel einluden, sich an den Darstellungen der neuesten Fälle von Verführung, Mord, Selbstentleibung und Hinrichtung in der Camera obscura zu erlustigen. Ich bin gewiß, manchem vorurtheilsfreien Engländer ist, wenn er aus dem Ausland wieder nach Hause kam, dieser Contrast in dem ganzen Wesen der niedrigen Volksklassen aufgefallen, wie mir.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Februar.

(Beschluß.)

Gutenbergs Denkmal.

Die Commission war unterdessen, nach längerer Berathung, übereingekommen, das Monument solle in einem kolossalen ehernen Standbild, nach dem bis jezt in Straßburg sich befindenden, für Gutenbergs authentisches Porträt geltenden Gemälde, bestehen, und auf der schönen, noch unbebauten Stelle, gerade dem Schauspielhaus gegenüber, aufgestellt werden. Man war so glücklich, durch Vermittelung unsers Landsmannes Heuß, der zur Ausbildung seines ungewöhnlichen Malertalents sich in Rom aufhielt, den von der Welt mit so viel Recht bewunderten Thorwaldsen zu gewinnen, und zwar auf eine Art, die den großen Künstler auf's Höchste ehrt. Schon im September 1835 wurde eine Zeichnung des Monuments vorgelegt, vom Bildner Bissen, einem Dänen und Schüler Thorwaldsens, nach dem bereits von Thorwaldsen gemachten kleinen Modell verfertigt. Diese schöne Zeichnung erweckte allgemein das Gefühl der Bewunderung eines Werks, in dem sich Würde und Einfachheit mit den edelsten Formen vereinigen. Gleiche Anerkennung fand das von Thorwaldsen gedachte und auf der Vorderseite des Piedestals in der Zeichnung ausgeführte Basrelief, wo Gutenberg sizend, vor sich die Presse, dem ihm gegenüberstehenden wißbegierigen, sich über den Arbeitstisch lehnenden Fust oder Schöffer einen mobilen Buchstaben freudig als seine Erfindung darreicht. Berichtet wurde ferner, daß Thorwaldsen noch ein anderes Basrelief in Arbeit habe, worauf der Nutzen der Presse durch Vertheilung der Druckwerke, besonders der Bibel, an das Volk dargestellt werde, so daß beide Basreliefs Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst versinnlichen. Die Kosten der Ausführung eines dieser Basreliefs hat der Kunstverein in Frankfurt übernommen, und läßt dasselbe in diesem Augenblick durch einen Frankfurter Künstler in Guß ausführen. Nachdem nun die Modellirung dieses Monuments durch den ersten Bildhauer der Welt sichergestellt war, mußte man auch an eine würdige Ausführung desselben in Guß denken, und man wählte hiezu den berühmten Bronzirer Crozatier in Paris, aus dessen Atelier die vorzüglichsten Denkmäler Frankreichs, und zulezt noch das so sehr gelungene kolossale Standbild Napoleons, welches die Vendômesäule ziert, hervorgegangen war. Auch dieser Künstler fühlte sich durch den Antrag geehrt und nahm ihn mit Freuden an, so zwar, daß er für seine Arbeit auf jedes Honorar verzichtet und nur den Ersaz seiner eigenen Auslagen begehrt, welche in einer Summe von 24 — 25,000 Franken bestehen. Durch die Großmuth dieser achtungswürdigen Künstler war man sofort in den Stand gesezt, ein Denkmal, dessen Kosten man anfänglich wenigstens auf 30,000 fl. geschäzt hatte, jezt mit 17 — 18,000 fl. auszuführen. Dieser vortheilhafte Stand der Dinge hat denn auch die Stadt Mainz veranlaßt, die bestimmte Zusicherung zu geben, daß das Monument werde ausgeführt werden, zu welchem Ende sie die Garantie der noch fehlenden Summe übernommen hat, für den Fall, daß keine weitern auswärtigen Beiträge mehr eingehen sollten, was indessen nicht zu erwarten ist, indem bis jezt viele Einzelne und Körperschaften noch damit zurückhielten, weil sie an der wirklichen Ausführung zweifelten. Wir sehen jezt der Nachricht von der Vollendung des Gusses entgegen, und man macht hier bereits Vorbereitungen zum Fundament. Die feierliche Inauguration des Denkmals, welche wohl im Monat August oder September dieses Jahrs erfolgen dürfte, wird Veranlassung zu Festlichkeiten geben, die mehrere Tage dauern, und wobei sich ohne Zweifel eine große Anzahl Gelehrter, Künstler und Buchhändler einfinden werden. Schon jezt trifft die Liedertafel, die durch ihr Wirken allein an dreitausend Gulden zu den Kosten dieses Monuments beigetragen hat, Vorkehrungen, um diesen denkwürdigen Moment mit einem großen Sänger- und Musikfest zu feiern, zu welchem Ende ausgezeichnete Dichter und Tonsezer Produktionen liefern werden. Es dürfte nicht uninteressant seyn, den gegenwärtigen Stand sämmtlicher Beiträge zu den Kosten des Denkmals zu erfahren, weßhalb wir denselben hier mittheilen.

Die Stadt Mainz lieferte . .	8684	fl.	14	kr.
Das Großherzogthum Hessen .	1196	„	57	„
Das übrige Deutschland . . .	4749	„	59	„
Frankreich	850	„	58	„
England	50	„	—	„
Rußland	17	„	30	„
Belgien	14	„	—	„
Ungarn	9	„	55	„
Schweiz	8	„	15	„
Totalsumme	15,561	fl.	36	kr.

Unter den Beiträgen von Gesellschaften und Anstalten sind diejenigen der Liedertafel und des Theaters in Mainz die stärksten; unter denen der Regenten der des Königs der Franzosen, welcher für sich 1700 Franken hatte einsenden lassen. Das reiche England figurirt nur mit 50 fl., und diese rühren von einem in Bristol wohnenden Deutschen her, der eine Mainzerin zur Frau hatte. Unter den Privaten kam der stärkste Beitrag (500 fl.) unterm 16ten April 1835 vom Buchhändler Carl Christoph Tauchnitz aus Leipzig ein. Schließlich bemerken wir, daß wegen der Inschriften mehrere deutsche Universitäten um ihre Ansichten ersucht wurden, daß es uns aber doch, bei einer so wichtigen Angelegenheit, nicht unzweckmäßig erscheint, den Wunsch hier zu äußern, es möchten auch von Seiten anderer kenntnißreicher Männer Ansichten und Entwürfe hiezu eingeschickt werden. Schaab meint, auf der vordern Seite dürfe keine andere Inschrift, als der Name Gutenbergs in großer Lapidarschrift erscheinen; für die Rückseite schlägt er folgende Inscription vor:

MONVMENTVM
Inventoris artis typographicae
Johannis Gensfleisch, dicti Gutenberg
Benefactoris totius orbis
erectum
Sumptibus Europae universalis
Anno jubilaei inventionis
Seculi typograhici quinti
MDCCCXXXVI.
Die festi St. Johannis Baptistae.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 54.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 3. März 1836.

Good company! with them shall Proteus go:
And, in good time — now will we break with him.

Shakespeare.
Two gentlemen of Verona.

Altersungleichheit.

Eine Erzählung von A. T. Beer.

Ein heißer Sommertag war vorüber, goldene Lichter färbten das grüne Weinlaub und die Traube, die noch hart und ohne Süßigkeit an der Rebe hing, von der Sonne ihre Reife erwartend. Das Hinwegneigen des Tages von der Erde ist ein Augenblick, den kaum Jemand ganz gleichgültig zu beobachten im Stande ist: wie die Sonne hinabsteigt, um die Erde in Ruhe die Segnungen, die sie ihr gespendet, verarbeiten zu lassen, wie ihre erweckende Gluth sich nach und nach in sanfte Kühlung auflöst, und es der Nacht überläßt, der Blumen Düfte aus ihren durchwärmten Kelchen zu lösen und die labenden Thautropfen dahin zu streuen, wo gewelkte Keime ihrer begehren; wie auch der Menschengeist die Ruhe der Natur durch die weitgeöffneten Pforten einziehen läßt, und die Stimmen verhallen, während das Rauschen der Gewässer hörbar wird, wie endlich sich Alles der Traumwelt zuneigt, erwacht in der Brust ein Gefühl von Sehnsucht und Vertrauen, von vergangenen Schmerzen und Drängen nach künftigem Glücke, das hinter jener goldenen Wand von Abendroth zu wohnen scheint. Die heitere, mit Hügeln durchschnittene Ebene, auf die wir unsere Blicke wenden, war nur noch wie von schnellen Lichtblitzen erhellt; hin und wieder tauchte ein großes Bouket alter Eichen aus den Feldern auf, die der Abendwind als ein lauer Hauch bestrich. In der Ferne, wo die Hügel höher wurden und sich hin und wieder öffneten, verkündete ein mächtiger Strom sein Daseyn durch lichte Silberstreifen.

Mitten in dieser gesegneten Landschaft lag das alte gräfliche Schloß Frundsberg auf einer Anhöhe, mit den klosterartigen drei Giebeln und der steinernen Treppe, die zu dem Eingang an der Seite des Gebäudes führte. Neben dem Eingang bezeichneten zwei grobgehauene Steine die Namen des Erbauers und seiner Ehehälfte. Die nach dem Garten gerichtete Façade des Schlosses war etwas modernisirt, obgleich die drei Giebel auch hier den Geschmack des Mittelalters verriethen; aber eine große Treppe leitete von dem Wohnzimmer hinab in den Garten, und Clematis und Aristolochia rankten sich an ihr empor. Gegenüber an dem das Schloß umgebenden Canal standen die Palme, die Aloe, die Myrthe und der Oleander und mischten ihre Blüthen. Eine eiserne Brücke führte hinüber in die sorgfältig gehaltenen Wege, die sich in die weiteren Spaziergänge verloren. Nur diese Kiesgänge verriethen den Garten; im Uebrigen hatte man nur das Unterholz zwischen den kolossalen Bäumen weggeräumt und eine grünsammtene Matte an ihren Wurzeln gedeihen lassen. Das Terrain fügte sich allen

diesen geschmackvollen Anordnungen auf das Trefflichste, bald gab es einen Punkt, der die Aussicht in fernere Gegenden gewährte, bald freute man sich eines heimlichen Fleckchens, wo die verschlungenen Zweige, vom Winde sanft bewegt, sich zu einem Laubdach wölbten. Dem Hause gerade gegenüber stand eine mächtige Linde, die ihre Aeste bis tief an die Erde senkte und eine Gartenbank in ihrer Halle barg.

In der Einsamkeit dieser Lindenhalle saß die alte Gräfin Frundsberg in Trauerkleidern, neben ihr ein jüngerer, etwa vierzigjähriger Mann, der mit seinem Stocke Buchstaben in den Sand malte. Auf der weißen, vom Alter verschonten Stirne der Dame ruhte tiefes Nachdenken. Als nach und nach Alles in Schweigen versunken war, der Mond silbern am Himmel schwamm, nicht einmal mehr das Lied der Dorfknaben die Ruhe unterbrach, wendete sie sich zu ihrem Begleiter und sprach: „Lieber Herr Rath, Sie verstehen meine Angst nicht. Mein Sohn hält es doch hier nicht mehr aus, und ich sollte ihn daher mit vollkommener Ruhe der Sorge meiner vortrefflichen, liebenswürdigen Freundin anvertrauen, die ihm mit ihrem gebildeten Geiste und Herzen alle Schönheiten von Italien doppelt anschaulich machen wird. Und doch klopft mir das Herz bei dem Gedanken an eine zweijährige Trennung, als wär's eine Sache auf Tod und Leben. Die Söhne halten doch einmal nicht bei den Müttern aus; ich sollte eigentlich gar nichts dagegen einzuwenden haben.“ Der Rath erwiderte: „Auch ich, gnädige Frau, sehe nicht das Mindeste zu bedenken dabei, und wenn Ihnen die Wahrscheinlichkeit, daß sich ein Verhältniß zwischen dem Herrn Grafen und dem Fräulein anspinnen könnte, nicht unangenehm ist, so halte ich es für das größte Glück, das ihm begegnen kann, in solcher Gesellschaft eine solche Reise zu machen. Das Fräulein ist übrigens eine gute Partie, von alter Familie und eine liebenswürdige Dame.“ — „Ja, ein liebes Kind,“ fiel die Gräfin ein, „als Schwester und als Tochter, was man sich wünschen kann.“ — „Was mir sonderbar scheint,“ sagte der Rath, „ist, daß sie nicht mehr „Ravage“ unter den jungen Leuten anrichtet, denn sie ist hübsch, gut, hat Welt, Verstand — und doch wüßte ich keinen jungen Mann, der ihretwegen schon Lust gehabt hätte, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen.“ — „Ich muß Ihnen gestehen,“ nahm die Gräfin rasch das Wort, „daß ich die jungen Damen nicht liebe, die Passionen inspiriren; meine künftige Schwiegertochter braucht weder die Stadt- noch die Kreisschönheit zu seyn, wenn sie nur meinen Kurt beglückt. Uebrigens habe ich keine vernünftige Einwendung zu machen, und so nehme er denn meinen Segen mit auf den Weg. Sorgen Sie, mein bester Rath, nur für Geld; sobald er zurückkommt, will ich ihm den Plan mittheilen.“

Indem trat ein junger Mann in Jagdkleidung aus der Saalthüre, die auf die Gartentreppe führte. Im Mondschein ließ sich eine elegante Gestalt in modischem Jagdkleide erkennen; sein Gesicht war nach dem Himmel gerichtet, den er betrachtete. Er bemerkte die Mutter und den Vormund vor den herabhängenden Zweigen der Linde nicht und trat langsam an den Rand des Treppengeländers. Ein tiefer Seufzer schwellte seine Brust; doch war es kein Seufzer des Schmerzes, sondern einer der aufquellenden Jugendlust. — Nach einiger Zeit wachte er aus seinen Mondscheinträumen auf und gewahrte die Mutter und den Vormund; in zwei Sätzen war er die Treppe hinab und stand begrüßend vor ihnen.

„Setze dich zu uns, lieber Kurt,“ sagte die Gräfin zärtlich, „du einzig mir Gebliebener! Soll ich dich nun auch ziehen lassen?“ Kurt sah sie fragend an; sie fuhr fort: „Du bist nun über zwanzig Jahre alt und hältst es bei deiner alten Mutter kaum mehr aus.“ Darauf machte sie ihn mit der Natur des Anerbietens ihrer Freundin bekannt. Kurt gab sein Entzücken durch Worte und durch die leuchtenden Blicke seiner schönen Augen genugsam kund. Die Mutter sagte: „Es ist doch etwas Schönes um diese Genußfähigkeit der Jugend, und am Alter ist mir nichts drückend, als daß man verlernt, sich zu freuen; denn hinter jeder bevorstehenden Freude steht der Argwohn, ob sie auch rein seyn werde. Genieße der Gegenwart, mein Kurt; ich bin glücklich durch das Mitgefühl.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Amerikaner in England.

(Fortsetzung.)

Da ich auf der Decke unserer Stage-coach nicht vorwärts sah, konnte ich mich nicht genug wundern, daß wir bei der Schnelligkeit unserer Fahrt mit keinem der zahllosen Fahrzeuge zusammenstießen, die sich in allen Richtungen kreuzten. Der Raum zum Vorbeikommen schien auf den Zoll berechnet, jeden Augenblick schien es krachen zu müssen, und im nächsten sahen wir uns wieder außer Gefahr. Noch nie hatte ich mit solcher Genauigkeit fahren sehen. Was mir an den Fuhrwerken, den unsrigen gegenüber, besonders auffiel, war ihre unendlich größere Mannichfaltigkeit: da waren schwere Carossen und Halbchaisen mit schmucken Kutschern, Einspänner, mit tüchtigen Hengsten bespannt, in denen tagmüde Bürger zu den Comforts ihrer Landhäuser zurückfuhren, und nicht zu gedenken der Hunde- und Eselkarren, sah man ganz niedrige Duodezfuhrwerke mit

kleinen Kleppern, von alten Weibern geführt. Die Omnibus sahen den unsrigen ganz gleich; aber die Fiaker waren plump, schmutzig und zerrissen, und Kutscher und Pferde gleich armselig. Sie standen in gewaltigem Contrast mit derselben Gattung von Fuhrwerken in meiner Heimath, und legten recht augenfällig Zeugniß ab für die hier zu Lande herrschende ungleiche Vertheilung der Güter und die gedrückte Lage des dritten Standes. Bei uns sind die Fiaker fast durchgängig saubere, elegante Fuhrwerke mit hübschen Pferden, von den bescheidenen Equipagen der Reichen kaum zu unterscheiden. Bei uns sind der Leute gar viele, welche zwar keine eigenen Pferde halten können, aber doch bemittelt genug sind, um gelegentlich sich eines Wagens zu bedienen. Wer hier zu Lande kein eigen Fuhrwerk hält, muß in elenden, schmutzigen Kaleschen spazieren fahren, die in jeder Beziehung armseliger sind, als die schlechtesten, welche man zu New-York oder Philadelphia bei einem Negerleichenbegängniß figuriren sieht.

Broadway und Regentsstraße.

Ich befand mich in Regentsstraße und beobachtete in dem ringsum herrschenden Glanze nur zu Vieles, was einen, der für die Herabwürdigung der Menschheit ein Gefühl hat, empören konnte. Kräftige Männer, zum Theil noch dazu ganz gut gekleidet, boten Jedermann lederne Riemen unten an die Beinkleider an, oder junge Hunde, die sie unter dem Arm trugen; halbnackte Bursche fegten die Straße an den Kreuzwegen und bettelten um Geld zu Brod, mit der Versicherung, sie gehen vor Hunger und Frost zu Grunde. Dort ging ein Mann in rothem Rock mit Epauletten, auf dem Kopf einen dreieckigen Hut mit einem Federbusch wie ein Feldmarschall; auf dem Rücken und vorne hingen ihm Bretter mit gedruckten Zetteln folgenden Inhalts: „Gentlemen sollten ihre Bedienten anhalten, sich Browns Stiefelwichse zu bedienen.“ Weiterhin waren zwei andere, von Kopf bis zu Fuß in Ein weites Gewand von grünem Mohr gehüllt; es hatte lang herabfallende Ermel und lief nach oben in eine hohe Thurmspitze aus, gleich einer papiernen Narrenkappe, wie polternde Pädagogen sie zur Kinderzucht brauchen. Für die Gesichter des jämmerlichen Paars war eine einzige Oeffnung gelassen, und da guckten sie heraus, ohne Gefühl für die Schmach ihrer Geschlechts und ihre eigene, und hoben hoch hinauf Ankündigungen — einer neuen Behandlung der Krätze. Eine Strecke weiter sah ich einen Mann von edlem Ansehen, eine Schärpe um den Leib; er hinkte ein wenig und hatte ganz das Ansehen eines alten Soldaten. Ich dachte mir in ihm einen würdigen Gefährten Wellingtons auf dem Schlachtfeld von Waterloo: er trug einen Zettel, worauf man zu wissen that, wo die Statue von Lord Dudleys Lieblingsneufundländer Badhaw zu sehen sey. Ein Mann, und noch dazu ein edles Exemplar der Menschheit, in seinen alten Tagen dazu verurtheilt, eine Ankündigung, betreffend den Hund eines Edelmanns, umherzuschleppen! Dies heißt nicht nur der Menschenwürde Hohn sprechen, es heißt dem Willen des Schöpfers Gewalt anthun, und ich fühlte mich dabei nicht nur empört, daß es so niederträchtige Schurken geben soll, die nicht lieber Hungers sterben, als in ihre eigene Schmach willigen; es regte sich in mir auch ein tugendhafter Grimm gegen den ganzen gesellschaftlichen Zustand eines Landes, wo in einer langen Reihe von Jahren das in die Hände Weniger gelegte, im Interesse dieser Wenigen und zur Unterdrückung der Masse ausgeübte Privilegium, über das Gemeingut gesetzlich zu verfügen, die einen so toll und unverhältnißmäßig erhoben und damit die andern so tief hinabgedrückt hat.

Ich wandte mich zu erfreulichern Gegenständen, zu der großartigen Pracht der Straße. Da wurde mir nun recht klar, wie abgeschmackt es sey, den New-Yorker Broadway oder irgend eine Straße in Amerika mit Regentsstreet zu vergleichen. Unsere durchsichtige Luft, der wolkenlose, tiefblaue Himmel, das herrliche, freie, tropische Sonnenlicht, das Alles mit Farbe, Glanz und Leben übergießt, gibt uns allerdings einen Vortheil, dessen London und England gleicherweise und auf ewig entbehren. Auch wenn es sich bloß vom unermeßlichen Wogen und Treiben handelt, kann sich Broadway, schon wegen seiner ungeheuern Länge und weil er so ziemlich der einzige Sammelpunkt einer großen Stadt ist, mit Regentstreet und irgend einer mir bekannten Straße messen; aber in allem Uebrigen kann von Vergleichung nicht die Rede seyn. In Broadway sind die Häuser nach Bauart und Höhe höchst ungleich: jedes ist ein Republikaner, ist unabhängig, auf seine eigene Weise aufgewachsen. Die Kirchen und öffentlichen Gebäude in Broadway sind vielleicht in besserem Style, als in Regentstreet; dies will freilich am Ende nicht viel sagen. Bei uns hängt man am klassischen Geschmack und hält sich an bewährte Muster, während der hiesige Geschmack alle, auch die widersprechendsten Formen der Schönheit vermischt, um etwas Originelles, Ausschweifendes hervorzubringen, etwas, was noch nicht da war und schwerlich Nachahmung finden wird. An beiden Orten ist das Unwesen der Omnibus und der Ueberfluß an Staub gleich groß, im Lärm aber sind wir erstaunlich voraus, weil unser Pflaster aus runden Kieseln besteht. Hier sieht man neben den schwerfälligen, kostbaren, luxuriösen Privatequipagen schmutzige Kaleschen und Fiaker; bei uns sind die Fuhrwerke im Allgemeinen leichter, geschmackvoller und gleichförmiger. Ob es in Regentstreet oder in Broadway die schönsten Pferde gibt, konnte ich

nicht entscheiden. Die fashionable Welt war eben nicht in der Stadt, und so hatte wohl in dieser Beziehung New-York den Vorzug. Die englischen Pferde sind indessen weit besser dressirt und gehalten. Alles hielt sich auf's Gewissenhafteste links, und wer eine Peitsche in der Hand hatte, schien die Achtung vor Gesetz und Herkommen in dieser Beziehung sich tief eingeprägt zu haben. Man sieht nichts von Unfällen, nichts von scheuen Pferden. Ich habe zusammen über ein Jahr in England zugebracht, und erinnere mich keines Unfalls, während ich von Broadway her gewöhnt war, es als etwas Alltägliches anzusehen, daß ein Pferd mit seinem Reiter durchgeht, ein heller Hauf von Straßenjungen, Negern und Irländern hinterher, oder daß ein leichter Wagen auf drei Rädern dahintanzt, Orangenverkäufer über den Haufen wirft und alte Weiber überfährt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Lamennais und die Geistlichkeit.

Da hat endlich die höhere Geistlichkeit Frankreichs etwas gewagt, was in jetziger Zeit nicht ohne Wichtigkeit ist. Mehrere Erzbischöfe und Bischöfe haben sich nämlich vereinigt, eine Art von geistlicher Censur und Rüge der Lamennaisschen Schriften zu unterzeichnen. Da jedoch in diesen Schriften des Bretagner Abbé so Manches vorkommt, was die Geistlichkeit gar nicht angeht, so hat sie sich klüglich darauf beschränkt, gewisse Sätze aus denselben herauszuziehen und dieselben als kirchliche Irrthümer darzustellen. Anfangs sollten dieser Sätze 63 ausgezogen werden; hernach ließ man einige fahren und blieb bei der Zahl 58 stehen. Diese also sind als verderblich, ketzerisch, unkirchlich von den Unterzeichnern verdammt worden, und, wie es in der Vorrede heißt, auch der römische Stuhl mißbilligt dieselben. An der Spitze dieser freiwilligen Censoren steht nach eben jener Vorrede der Erzbischof von Toulouse, der das Ganze eingeleitet zu haben scheint. Ich wüßte nicht, daß in dem jetzigen Jahrhundert von Seiten der höhern Geistlichkeit ein ähnlicher Schritt geschehen wäre. Eigentliche Autorität hat er zwar nicht; denn da die Bischöfe keine Versammlung oder Synode halten, so kann der bekannt gemachte Verketzerungsakt auch nicht als ein von der gesammten Geistlichkeit herrührender Schritt betrachtet werden, wie denn auch wirklich nur einige Bischöfe, nicht aber alle das Urtheil oder die Meinung unterzeichnet haben. Es fragt sich jedoch: wie sind sie zu dieser Handlung gekommen, und wer hat sie beauftragt, über einen niedrigen Geistlichen ein Urtheil abzugeben, welches ihnen Niemand abgefordert hat? Haben die Herren etwa geglaubt, es seyen noch die Zeiten Ludwigs XIV., als ganz Frankreich durch den Streit über die aus Jansenius Schriften gezogenen Sätze in Gährung gerieth? als die Jesuiten jeden Geistlichen, sogar die armen Nonnen zwangen, das Verdammungsurtheil wider diese Sätze zu unterschreiben, bei Strafe harter Verfolgung? Wären sie in diesem Irrthume befangen gewesen, so hätte sie der Erfolg bald eines Bessern belehrt; denn die Verdammung der Lamennaisschen Sätze hat so wenig Aufsehen erregt, daß die Schrift kaum dem Namen nach bekannt ist, und nur einige für Geistliche geschriebenen Tageblätter derselben erwähnt haben. Eine Streitigkeit über geistliche Meinungen vermag die Gemüther in Frankreich nicht mehr aufzuregen. Ja, wenn es noch Politik oder eine Angelegenheit wegen materieller Interessen wäre! Man kann eigentlich nicht behaupten, daß in Frankreich kein religiöser Sinn mehr sey; nach dem Absatze der Schriften der großen Kanzelredner Fenelon, Bossuet, Massillon zu schließen, von denen beständig neue Auflagen erscheinen, so wie auch von biblischen Schriften, sind in den lezten Jahren die religiösen Gefühle, die man nun nicht mehr zu heucheln braucht, wie zur Zeit der Restauration, wieder erwacht, und auch der Gottesdienst wird stark besucht. Aber theologische Streitigkeiten haben, wie gesagt, aufgehört, das Publikum zu beschäftigen, und daher kümmert sich auch Niemand um die öffentliche Rüge der Lamennaisschen Glaubenssätze. Er selbst wird sich wahrscheinlich das Urtheil seiner Mitbrüder nicht sehr zu Gemüthe führen; und wenn ihm daran gelegen wäre, viel Aufsehen zu erregen, so möchte der Schritt der Bischöfe ihm wohl nicht unlieb seyn. Ich glaube aber, er hat bereits so viel Lob und Tadel erhalten, als er hoffen oder erwarten konnte. Von einem Theile Europa's ist er als ein Verfechter der Freiheit der Völker, von einem andern als ein verwegener Angreifer des Bestehenden dargestellt worden. Jezt scheinen alle Parteien ihn in Ruhe lassen zu wollen, und er bringt seine Zeit meistens an einem einsamen Orte in seinem Vaterlande, der Bretagne, zu. Indessen möchte ich nicht gut dafür stehen, daß er nicht einmal unvermuthet wieder Worte eines (in seiner Art) Gläubigen hören läßt; überhaupt kann man nicht wissen, was alles im Kopfe dieses genialen Mannes gährt, und was noch daraus hervorgehen wird. Von der katholischen Geistlichkeit hat er sich schon allzusehr getrennt, als daß er zu der Reform derselben noch beitragen könnte; diese Reform, wozu er der rechte Mann gewesen wäre, muß also von einem Andern erwartet werden. So wie die französische Geistlichkeit jezt besteht, kann sie nicht lange fortdauern, wenn sie nicht allen Einfluß auf ihre Gemeine verlieren will. Ihr ist das Streben und Fortschreiten in den bürgerlichen Einrichtungen, in der Literatur, in der Wissenschaft fremd. Sie wird nur in den Seminarien unterrichtet und dürftig gebildet; denn die von der Regierung errichteten theologischen Lehrstühle dienen fast zu nichts, indem die Lehrer keine Zuhörer haben. Wie wenig Kunstgeschmack die Geistlichkeit selbst in dem gebildeten Paris besizt, sieht man an der Vernachlässigung der alten Kirchen und der darin noch vorhandenen Kunstgegenstände, am rohen Kirchengesange und an der ärmlichen Verzierung der Kirchen; es ist gut, daß die neuen Kirchen unter obrigkeitlicher Aufsicht von guten Künstlern erbaut und verziert werden; denn überließe man dies der Geistlichkeit, so würde wahrscheinlich wenig Gutes herauskommen. Nur der Pfarrer der St. Rochuskirche, ein junger, feingebildeter Geistlicher, hat seine Kirche mit schönen Kunstgegenständen versehen und auch die Musik zum Gottesdienste herbeigezogen, was seine Collegen als etwas gar zu Weltliches verschmähen. Solch ein Pfarrer, wie der der St. Rochuskirche, hat einen bedeutenden Posten, wie es denn überhaupt einige Pfarreien in Paris gibt, die mehr eintragen, als die besten Bisthümer in Frankreich; jedoch gibt es nur wenige Pfarrer, welche ihr bedeutendes Einkommen auf die Verschönerung ihrer Pfarrkirchen verwenden, oder ihren Nachfolgern irgend eine nützliche Anstalt hinterlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 55.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 4. März 1836.

> O dieu vivant! daß ein Paar unsrer Sprossen,
> Pfropfreiser, in den wilden Stamm gesezt,
> So plözlich in die Wolken konnten schießen,
> Um ihre Impfer nun zu übersehen!
>
> Shakespeare.
> Heinrich V.

Der Amerikaner in England.

(Fortsezung.)

Hinsichtlich der Straßenbevölkerung fällt, was die äußere Erscheinung betrifft, die Vergleichung zu Gunsten Londons aus. Die Leute sahen gesünder aus, die Muskeln erschienen derber, die Gesichter frischer. Freilich befand ich mich im reichen Quartier von Westminster, wo sich die ärmern, schmutzigern Klassen der Hauptstadt nur gelegentlich und sparsam zeigen. Ein Unterschied war mir aber sehr auffallend: die Bewegung, welche bei uns die ganze Gesellschaft durchdringt, erzeugt einen unaufhörlichen Kreislauf von unten nach oben, und umgekehrt; bei uns stoßen Verdienst und Fleiß auf keine, von Stolz und Vorurtheil errichtete Schranken, sie sehen sich durch keine Gesetzgebung gefesselt, welche das Interesse weniger Müssiger wahrt und die Millionen Fleißiger feindselig behandelt; angestrengte Thätigkeit irgend einer Art ist somit ihres Lohnes gewiß, und erhebt fortwährend zu Wohlstand und Ansehen Leute, welche ursprünglich in Armuth und Niedrigkeit lebten; der Träge, Verdorbene dagegen wird durch die Achtung, die sich seine Väter durch ihre guten Werke für sich erworben, nicht nur nicht gehoben, sondern im Gegentheil durch den Contrast herabgesezt und sinkt in der abwärts gehenden Strömung immer tiefer, bis er sich mit der Hefe mischt. Durch diesen Kreislauf in der Gesellschaft werden nun in den großen, schnell anwachsenden Gemeinen der Republik die Racen so vermengt, daß die physischen Unterschiede, wie man sie in Ländern bemerkt, wo die Stände abgegrenzt, die Kasten fest umschrieben sind, sich in gewissem Grade verwischen.

In London sind die Racen deutlich zu unterscheiden. Man brauchte nicht auf den Schnitt des Rocks oder die Beschaffenheit der Beinkleider zu achten, um sogleich zu entscheiden, wer der Bramine, wer der Paria war. Den Gentleman erkannte man leicht an seinem höhern Wuchs, der Wohlgenährtheit, dem stolzen Tritt, der Haltung, die etwas Aufrechtes, Zuversichtliches, Selbstzufriedenes hatte, und, setze ich hinzu, etwas, was den meisten gebornen Amerikanern eigen ist, etwas Unabhängiges, Republikanisches, Freies, Edles. Ganz anders sah der Krämer aus, so viel er sich Mühe gab, zu erscheinen wie jener, denn es ist bei ihm nur Nachahmung. An ihm war eine Mischung von Hochmuth und Unterwürfigkeit, eine unstete Haltung, gleich gefaßt auf die Berührung mit Niedrigen, wie mit Großen, eine Miene, welche Uebermuth und Verachtung aussprechen und gleich wieder zu beifälligem Lächeln und dem Ausdruck kriechender Unterwürfigkeit sich verziehen kann. Bei den niedrigern Volksklassen trug die physische Constitution der Individuen

das Gepräge des jedesmaligen Berufes und Gewerbes. Durch das Vererben des Handwerks von Vater auf Sohn in einer langen Reihe von Generationen haben sich eigenthümliche Glieder und Muskeln gebildet. Nur der völlige Mangel an geistiger und sittlicher Bildung bei Menschenklassen, welche nichts damit anzufangen wüßten, weil sie einzig für die eigene Leibesnothdurft und für den Nutzen und Genuß der herrschenden Klasse arbeiten, erklärt den Mangel der Stirne, des Hauptschmucks in dem nach Gottes Ebenbild geschaffenen Antlitz, das selbst beim Wilden, der von Bevormundung und Fesseln nichts weiß und ohne Kastenunterschied durch die Wildniß schweift, stets den Stempel seines Ursprungs trägt. Mund und Kinnbacken dagegen verriethen häufig die Kraft des Bullenbeißers zum Zerreißen und Kauen der sauer erworbenen Nahrung. Hier war der Hals, dort waren Schultern, Arme, Hände unnatürlich entwickelt. Eine durch viele Generationen vererbte sitzende Lebensweise offenbarte sich bei Einigen durch possierlich kurze, kleine Beine. Es war grausam, über eine, nicht sowohl durch die Schuld, als durch das Unglück der Väter erzeugte, künstliche Mißbildung zu lachen, es war aber nicht leicht, ernsthaft dabei zu bleiben. Muß nicht die Natur am Ende müde werden, Beine zu machen, welche Menschen, die gar nicht dazu bestimmt sind, sie zu brauchen, nur unnöthigerweise Nahrung entziehen? gerade wie sie längst dem eiteln Bestreben entsagt hat, die spanischen Pudel mit Schwänzen zu versehen, damit ihre wunderlichen Herrn sie abschneiden.

Die Weiber, die ich sah, waren fast alle wohlgenährt und hübsch, und ihre Gesichtsfarbe gut, trotz der unreinen Luft. Allerdings waren die Gesichter fast sämmtlich schmutzig, darüber wunderte ich mich aber nicht mehr, als ich, zu Hause angekommen, mein eigenes Gesicht so fand. Ich hatte zu verschiedenen Malen Gegenstände, welche mir in's Gesicht flogen, abgewischt: jezt sah ich, es waren Rußtheilchen aus den Kaminen und Oefen des mächtigen Babels gewesen, und mein Spiegel zeigte mir auf der linken Wange einen gar hübsch gezeichneten kohlschwarzen Backenbart, und auf der andern Seite einen derben Schnurrbart. Doch zurück von meinem Gesicht zu der angenehmern Betrachtung der weiblichen Gesichter. Sie waren fast alle voll Ausdruck und viele sehr schön. Sie saßen überdem im Allgemeinen auf schön gebauten Hälsen, oft auf wahren Schwanenhälsen, und diese auf sehr hübschen Busen. Doch von hier an fiel das Resultat weniger befriedigend aus: die untern Körpertheile erschienen fast durchgängig schlecht gebaut; der obere Theil war zu groß im Verhältniß zum untern. Die Füße waren meistens schwer und platt, und man sah ihnen sowohl die von Natur nicht glückliche Bildung, als auch das schlechte Schuhsystem an; auch waren sie oft ungleich, als gehörten sie nicht zusammen. Zuweilen waren beide nach derselben Seite gerichtet, der rechte Fuß z. B. auswärts, der linke einwärts. Mehr als einmal mußte ich dabei an einen tüchtigen Zweidecker denken, der sich bei scharfem Winde unter doppelt eingereffften Marssegeln überlehnt. Bei solchem Bau muß der Gang der Weiber schwer, unbeholfen, schlurfend seyn. Gerade umgekehrt verhält es sich mit der Bildung der Französinnen, Italienerinnen, besonders aber der Spanierinnen; daher kommt es, daß diese mit so ungemeiner Grazie dahinschreiten, daher die Poesie in den Bewegungen einer Sevillanerin oder Gaditanerin. — Im Allgemeinen waren die Weiber nicht gut gekleidet; Mangel an Geschmack und Unbekanntschaft mit dem Effekt der Farben gaben sich vielfach zu erkennen. Allerdings waren wohl nur wenige Damen auf der Straße zu sehen; es scheint nicht Mode zu seyn, daß sie sich daselbst zeigen, noch weniger, daß sie aus dem Fenster sehen. Ganz besonders fiel mir die ungemeine Verschiedenheit in der Körperlänge der Weiber auf, die ungeheure Größe mancher und die gleich merkwürdige Kleinheit anderer; kamen sie zufällig neben einander zu stehen, so war der Effekt seltsam im höchsten Grade. Ich konnte mir dies nur durch die Voraussetzung erklären, daß die großen frisch vom Land kamen, wahrscheinlich aus Yorkshire, während die Kleinen ohne Zweifel eine durch das, viele Generationen lang in London geführte Leben geschwundene, verkrüppelte Race waren.

Abgesehen vom Mangel an Eleganz bei den Weibern, nahm sich im Ganzen die Straßenbevölkerung besser aus, als bei uns. Sie war malerischer, die Trachten mannichfaltiger; man sah mehr vortheilhafte Gesichter, Alles verrieth mehr Gesundheit und Lebenskraft. Hier war einem der Anblick des safrangelben Volks aus dem Süden oder aus den neu urbar gemachten Marschländern an unsern westlichen Strömen völlig erspart, wo wie aller der Mitteltinten zwischen schwarz und weiß, wie die verschiedenen Kreuzungen mit der Race Hams sie erzeugen. Da waren keine Mulatten mit Gesichtern, wie Milch und Melasse unter einander gerührt, keine Neger, schwarz, grün oder blau, die einen mit ihren zerlumpten Plaids aus dem Wege jagen. Hier machte der Arme mit unterwürfiger Miene dem Gutgekleideten Platz; das Bewußtseyn seiner Stellung schien sich bei ihm von Vater auf Sohn vererbt zu haben.

Altersungleichheit.

(Fortsetzung.)

Nach ein paar Tagen brachten Frau Cornelie von Steinach und ihre achtzehnjährige Tochter Gerhardine

Leben in das alte, stille Schloß. Sie hatten nur wenige Meilen von dem benachbarten Landsitze zu fahren gehabt und wollten sich jezt der alten Dame Entscheidung in Betreff ihres Sohnes holen. Frau von Steinach war ungefähr vierzig Jahre alt, aber noch sehr hübsch, noch jugendlich, obgleich man in der Nähe eine und die andere Falte auf ihrer Stirn entdecken konnte; indeß die Leichtigkeit ihrer Gestalt und ihrer Bewegungen ließ dies schnell vergessen. Mit der mütterlichen Freundlichkeit, die ihr eigen war, gewann sie sich sogleich den guten Willen Aller. Sie schien den Ansprüchen der Jugend entsagt zu haben, und die Sorgfalt ihrer sehr geschmackvollen Toilette war so mit der Schicklichkeit verschmolzen, daß man nur eben mit Behaglichkeit sah, es sey Alles, wie es seyn solle. Gerhardine, ihre Tochter, hatte immer etwas Zerknittertes oder Schiefes an ihrem Anzuge, was ihrem hübschen Gesichte übel stand. Sie war ungelenkig, halb knabenhaft, in andern Augenblicken aber wieder echt weiblich. Ihre hellblauen Augen erschienen im ersten Augenblicke kalt, wie große, helle Augen es leicht können, aber in der Lebhaftigkeit konnten sie von Gefühl erglänzen, bis sie wieder das Kleid der Zurückhaltung anlegte, das oft steif ihre schönsten Regungen bedeckte. Taille und Glieder waren fein, aber selten graziös; es war ihr offenbar einerlei, wie sie ging, stand und saß, während ihre Mutter eine gewisse Anständigkeit nie verließ. Der Unterschied in der äußern Erscheinung zwischen Beiden war nur natürlich aus dem ihrer Charaktere hervorgegangen. Frau v. Steinach war immer sanft, immer freundlich, mild in ihrem Urtheil, zuvorkommend aus reiner Herzensgüte, im Gespräch lebhaft, witzig, enthusiastisch. Gerhardine war sehr gut, aber oft von Launen geplagt, fast gelehrt und doch zu Zeiten die gewöhnlichsten Dinge nicht wissend, gewöhnlich sehr schweigsam, schroff in ihrem Urtheile aus Begeisterung für die Tugend, Andern selten einen Fehler verzeihend, sich selbst nie.

Schloß Frundsberg hatte den Kreis, den seine Mauern jezt umfingen, schon oft in sich gefaßt. Zuerst betrat es Frau von Steinach, als sie sich eben verheirathet hatte und ihren ersten nachbarlichen Besuch dort machte. Damals war die Gräfin eben von einem schweren Wochenbette genesen, welchem Kurt sein Daseyn verdankte. Fünf blühende Kinder hatte sie in längeren Zwischenräumen ihrem Manne vorher schon geboren, aber Alle wurden frühe vom Tode dahingerafft. Ein Kummer, wie dieser, hatte tiefe Furchen auf dem Gesichte der armen Mutter zurückgelassen; sie erschien damals schon fast eben so alt, wie jezt. Cornelie hingegen war die Freude der ganzen Nachbarschaft; schön, lebhaft, jung und gut, hatte sie eine Schlinge um jedes Herz zu werfen. Sie nahm die Gräfin gleich durch die Liebkosungen, die sie ihrem Säugling mit Gefühl und Heiterkeit spendete, für sich ein, und es war ein hübscher Anblick, wie die junge, nymphenhafte Gestalt den schönen Knaben auf dem Arme trug, ihn bald sein eigenes liebliches Gesichtchen im Spiegel anlachen ließ, bald es in ihren hellen Locken vergrub. „O, liebe Gräfin!“ sagte sie mit aller Sehnsucht einer jungen, erst wenige Monate verheiratheten Frau, „o, wäre er mein!“ — Die Gräfin vertröstete lächelnd auf die Zukunft.

Es hingen prächtige Gemälde auf Schloß Frundsberg; eines stellte der heil. Catharina mystische Verlobung mit dem Christkinde vor; es war von großer Schönheit, und je mehr der kleine Kurt heranwuchs, je mehr entfaltete sich seine Aehnlichkeit mit dem heiligen Kinde. Frau von Steinach besuchte die Nachbarn, so oft es die Entfernung von ihres Mannes Gut erlaubte, denn ihr Herz hatte sich nun einmal an den kleinen Kurt gehängt, um so inniger vielleicht, da für sie noch immer keine Aussicht auf eigene Kinder vorhanden war. Einst kniete sie vor der Mutter des Knaben, die ihn auf dem Schoße hielt und mit ihren Ringen spielen ließ, und als der Kleine einen derselben lächelnd an Corneliens Finger steckte, sagte die Gräfin: „Da haben wir ja die lebendige Verkörperung unsers Bildes; denn wahrhaftig, Sie gleichen der heil. Catharina eben so sehr, wie Kurt dem Jesuskinde.“ — Cornelie herzte den Knaben und sagte: „Du kleiner Bräutigam, hätte ich nur ein Bräutchen für dich!“

Und es verging kein Jahr, so wiegte sie ein Töchterlein auf ihrem Schoße, das sie im Scherze immer Kurts Bräutchen nannte, bis später die ernstere Gräfin sie bat, den Scherz nicht weiter fortzutreiben, indem man nie berechnen könne, welchen Eindruck dergleichen auf unschuldige Kinderseelen machen werde. Die kleine Gerhardine nahm nun zwar einen großen Theil der Zärtlichkeit ihrer lieblichen Mutter in Anspruch, doch blieb gar viel davon dem Zuerstgeliebten, bis Beide heranwuchsen und bei Kurt die Flegeljahre eintraten, was seine Gönnerin ein wenig von ihm entfernte. — Gerhardinen folgte nach einem Zwischenraum von neun Jahren noch eine Schwester, die aber der Vater nur eben küssen konnte, ehe er seine Augen auf immer schloß. Ein Jahr darauf folgte dem Herrn v. Steinach auch Kurts Vater in's Grab, und gleicher Schmerz schloß die beiden Wittwen nun noch fester an einander.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Karneval. Theater. Conzerte.

Längst schon rauscht der Karneval auf seinem blendenden Triumphwagen, im goldenen Flitterkleide, mit Strauß-

und Sturzfedern, Marabouts, Glöckchen und Schellen, Kastagnetten und Pritschen, Fledermäusen und Domino's und seinen sonstigen Utensilien und persönlichen Stereotypen unter uns herum. Bei allen Anstrengungen aber, um wieder als der Alte zu erscheinen, merkt man ihm alle Jahre besser an, daß er vielmehr der Veraltete ist. Die meisten seiner gewohnten Schnurren und Witze sind so abgetragen und unscheinbar geworden, wie die Tressenkleider und Perrücken seiner Doktoren, und an neuer auf die, doch beinahe unendlichen Thorheiten der Zeit gegründeter Zufuhr mangelt es fast gänzlich. Arlekin ist zwar noch immer ein Taugenichts, aber kein kurzweiliger mehr, wie vormals. Die übrigen Masken gleichen in der Regel ebenfalls eher ausgestopften Verstorbenen, als treuen Repräsentanten vielgestaltiger, ewig lebendiger Jugendlust. Die endlose Schaar der, zum Theil recht prachtvollen Domino's führt in ihrer hölzernen Thatenlosigkeit die ennuyante Rolle der Leidtragenden noch am glücklichsten durch. Oeffentliche und Privatmaskenbälle bieten zum Theil glänzend illuminirte Pfennigmagazine dieser Art in reicher Fülle dar. Nur selten leuchten aus der schwerfälligen Masse kleine Geistesfünkchen wie winzige Johanniswürmchen hervor. Uebrigens verlangt gleichwohl das Herkommen während des Winters nicht nur gewöhnliche Bälle, sondern auch Redouten, und so fehlt es denn auch diesmal hier keineswegs daran. Nach übereinstimmenden Nachrichten hält sich aber auch anderwärts der Karnevalsstand ziemlich tief unter dem Gefrierpunkte. — Vom Theater und den Conzertsälen aus hat diesen Winter Signora Heinefetter das hinreißendste Machtwort ausgesprochen. Leider aber trat sie am 8ten dieses Monats in Spohrs „Jessonda," die sie bereits wiederholt durch ihren köstlichen Gesang neubelebt hatte, zum lezten Male hier auf. Um so tröstlicher ist uns das Bleiben der im vorigen Jahre gewonnenen Schauspielerin, Fräulein Bauer. Die Künstlerinnen sind selten, die in einem so hohen Grade, wie diese, Natur und Kunst zu verschmelzen und beide so wechselseitig zu adeln wissen. Manche Neuigkeit ergözte mehr oder weniger das im Ganzen, hier, wie überall, nach Neuem begierige Publikum. Ich behalte mir vor, am Schlusse des Winters der zum ersten Male aufgeführten Stücke besonders zu gedenken. An Conzerten vom ersten Range litt Dresden seither keinen Mangel. Mehreren einheimischen ausgezeichneten Virtuosen schlossen sich auch auswärtige, unter andern eine berühmte englische Harfenspielerin und ein sehr geschickter Künstler auf der Mandoline an. Eine gleiche Notabilität auf dem Fortepiano war Clara Wieck aus Leipzig. Obschon aber die Conzertgeber in der Regel, besonders durch Zuziehung anderer Kunsttalente, wozu neuerlich auch deklamatorische Leistungen von anerkannten Meistern in diesem Fache gehören, Alles thun, um sich des Beifalls möglichst zu versichern, solcher auch nur höchst selten nicht in der erwarteten Stärke eintrifft, so läßt sich doch schwerlich leugnen, daß ganz vorzügliche Reizmittel dazu gehören, wenn der Zudrang so groß werden soll, wie er sonst fast jedem ausgezeichneten Conzerte zu Theil wurde. Die Hauptursache mag wohl in der Uebersättigung durch dergleichen Delikatessen liegen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Februar.

(Fortsezung.)

Kirchliches. Plan zu einer neuen Bibliothek.

Es ist als eine Ausnahme gerühmt worden, daß der lezte Pfarrer der St. Rochuskirche nicht allein seiner Kirche eine bedeutende Summe hinterlassen, sondern auch ein Vermächtniß zu Gunsten der künftigen Geistlichkeit an derselben Kirche gestiftet hat. Eine Bibliothek besizt keine Kirche in Paris, selbst die Notre-Dame-Kirche nicht mehr, und die Erzbischöfe seit der Revolution haben nicht dafür gesorgt, die alte zu ersetzen. Der jetzige Erzbischof wird um so weniger dafür sorgen, da man seine eigene Bibliothek geplündert und seinen Pallast zerstört hat. Eben so wenig besteht irgend eine Pfarrschule. Nur die Kathedralkirche hat eine sogenannte Maitrise, das heißt, eine Anstalt zum Unterrichte der Chorkinder; jedoch scheint die Musik, welche sonst einen wesentlichen Theil des Unterrichts ausmachte, darin vernachlässigt zu werden, weßhalb auch nicht mehr, wie ehemals, junge Tonkünstler aus dieser Schule hervorgehen. Es ist schlimm, daß sich der jetzige Erzbischof stets so sehr mit Politik abgegeben und sich dadurch den Haß des Volks zugezogen hat, weßhalb es ihm jezt nicht mehr wohl möglich ist, viel Gutes zu stiften. Die protestantische Gemeine in Paris hat neulich ihren deutschen Pfarrer Göpp verloren, einen Mann, welcher seine Amtspflichten mit strenger Redlichkeit erfüllte, und seinem deutschen Ursprunge völlig treu blieb. Man hat von ihm mehrere deutsche Gedichte, meistens erbaulichen Inhalts; auch versammelte er gern Deutsche um sich, und im Winter stand seine Wohnung an einem bestimmten Abend jeder Woche seinen Landsleuten offen. Da die beiden protestantischen Kirchen, wie auch die protestantisch-englische Kirche auf dem rechten Seineufer liegen, das linke Ufer aber bisher keine Kirche dieses Glaubens hatte, so soll nun eine seit der Revolution leer stehende katholische Kirche, nämlich die des ehemaligen Klosters Panthemont, die seitdem zu einem Militärmagazine gebraucht wurde, in der Grenellestraße, den protestantischen Glaubensgenossen eingeräumt werden. Natürlich geht so etwas nicht ohne Einsprache der erzkatholischen und der legitimistischen Tageblätter vor sich; allein sie können doch nicht leugnen, daß die Protestanten, welche das südliche Paris bewohnen, bisher ohne Kirche waren, und eine halbe Meile gehen oder fahren mußten, um eine anzutreffen, und da nun jene Panthemontskirche nur zum Aufbewahren von Heu und Stroh diente, so war nichts zweckmäßiger, als daß man ihnen dieses Gebäude abtrat. Das ehemalige daran stoßende Kloster dient noch zu einer Kavalleriekaserne, und aus dem Garten sind Straßen mit einem in der Mitte liegenden großen viereckigen Platze geworden. Es ist ein Plan von dem Architekten Visconti entworfen, um auf diesem leeren Platze einen großen Pallast zu errichten, in welchen die königliche Bibliothek, welcher der Raum in dem jetzigen alten Gebäude neben dem Palais-royal zu enge wird, verlegt werden könnte. Sollte dieser Plan je zur Ausführung kommen, so würde Paris ein Bibliothekgebäude besitzen, wie vielleicht keine Stadt Europa's. Natürlich sind in diesem Plane alle Bedürfnisse und Bedingungen einer gut angelegten Bibliothek berücksichtigt, worüber der Baumeister die Bibliothekare oft zu Rathe gezogen hatte. Allein der Architekt des Königs, welcher auch gern ein großes Denkmal errichten möchte, sucht es dahin zu bringen, daß die Bibliothek in die noch zu erbauende Galerie zwischen dem Louvre und den Tuilerien verlegt werde. Da aber zur Ausführung des einen und des andern Planes eine Summe von vielen Millionen erforderlich, also die Zustimmung der Kammern nothwendig ist, so bleibt vor der Hand Alles beim Alten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 56.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 5. März 1836.

Sich machen unterm Himmelsbogen
Die Stürme durch Zerstörung Raum.
Rückert.

Lieder des Sturms.

III.

Nordpol.

Am Nordpol jagt' ich einst
Des Eismeers starre Berge,
Den Wallfischfängern schlug
Ich draus krystallne Särge.

War eine wahre Lust,
Die Riesen zu zerstören,
Bei ihrem jähen Sturz
Dem Donnern zuzuhören.

Ich trieb ein tolles Spiel
Mit eifersücht'gen Wogen,
Die die Giganten schnell
Zu sich hinunter zogen.

Am Ufer eine Reih'
Von überhängigen Felsen
Macht lüstern mich sogleich
Nach ihren schlanken Hälsen.

Ich brach sie spielend ab,
Am Ufer zu zerschellen
Mit der gewalt'gen Wucht
Die eiserstarrten Wellen.

Schon wollt' ich weiter ziehn
Von jenen rauhen Klippen,
Da sah ich einen Troß
Von lebenden Gerippen.

Die Mannschaft eines Schiffs,
Das sich hier festgefahren,
Gefangen in dem Eis
Seit manchen bangen Jahren.

Sie sahen Hungertod,
Gewissen, vor der Thüre,
Hilft ihnen kein Gebet
Und keine rauhen Schwüre.

Ich ward zum ersten Mal
Begrüßt mit keinem Fluche
Wie sonst, wenn ich die Herrn
Auf hoher See besuche.

Zum ersten Male hallt
Die öde Küste wieder,
Die ich von Eis befreit,
Vom Ton der Jubellieder.

Das hat mein Herz erfreut,
Ich zähmte meine Wellen,
Und schenkte gute Fahrt
Den rudernden Gesellen.

IV.

Sahara.

Des Nordpols rauher Frost
Hat mir das Mark durchzogen,
Ich bin in einem Nu
Nach Afrika geflogen.

Die Brandung höher schlug
Ich auf an Nubiens Küste,
Und hob mein Wolkenhaupt
Ueber der großen Wüste.

Die alte Sahara schlief.
Es zogen Caravanen
Zu des Propheten Grab
Die trügerischen Bahnen.

Sie ritten ernst dahin
In dicht gedrängten Schaaren,
Auf friedlichem Kameel,
Auf wilden Dromedaren.

Voran ein tapfrer Scheik
Auf hohem Berberrosse
Gebietet ernsten Blicks
Dem buntgemischten Trosse.

Fürwahr ein edel Roß!
Wohl werth, daß wir begännen
Auf Leben oder Tod
Ein vielgewagtes Rennen.

Ich schüttelte mein Haupt,
Die Pilger aufzuschrecken,
Und aus dem langen Traum
Die Wüste zu erwecken.

Am fernen Himmelsrand,
Mit Quell und frischem Grase,
Gleich einem Hafen winkt
Die rettende Oase.

Sezt dorten euer Ziel,
Dahin mögt ihr euch retten,
Sonst hält euch Sahara fest
Mit glühendheißen Ketten.

Im Flug begann ich nun
Den allertollsten Reigen,
Und ließ den heißen Sand
Zu hohen Wirbeln steigen.

Bald war der lange Zug
Verhüllt in dichtem Staube,
Die Caravane fiel
Der Wüste Brand zum Raube.

Der Scheik allein entflieht
Auf seinem flücht'gen Pferde,
Ein herrlich Thier, zu gut
Für diese schlechte Erde.

Der Renner wäre wohl
Für meine Wolkenrosse
Auf fernem Himmelszug
Ein würdiger Genosse.

Durch weite Nüstern jagt
Still, gleich des Vogels Fluge,
Des Athems heißer Dampf
In langgehaltnem Zuge.

In seinen Adern rennt
Geschmolzner Stahl in Gluten,
Und tausend Leben ihm
Das wilde Herz durchfluten.

Der Wiederriß so scharf,
Wie eines Schwertes Kanten,
Der Hufe reines Horn
So hart wie Diamanten.

Der Muskeln schönes Spiel
Wetteifert mit dem Willen,
Des Reiters wilde Hast
Durch schnellen Lauf zu stillen.

Die seidnen Mähnen ihm
Das leichte Haupt umwallen:
So fand ich nie zuvor
An einem Roß Gefallen!

In rasend schneller Flucht
Jagt' ich den edlen Schimmel —
Ich hezte schneller nie
Kometen durch den Himmel.

Es glüht' sein Augenstern,
Und wie bei den Kometen,
Fern hin in Silberglanz
Des Schweifes Haare wehten.

Ein Tiger rauscht vorbei
Nach flüchtiger Gazelle,
Ich deckte beide zu
Mit heißer Sandeswelle.

Der Scheik auf seinem Roß
Ist mir davon geflogen,
In der Oase Grün
Ist siegend er gezogen.

Ich aber stürmte fort,
Fort durch die heiße Wüste,
Mit lautem Donnerwort
Den kecken Reiter grüßte.

Altersungleichheit.

(Fortsetzung.)

Kurt ward in eine Erziehungsanstalt gegeben, da seine Mutter, trotz ihrer leidenschaftlichen Zärtlichkeit für ihn, doch die Ueberzeugung hegte, daß eine Frau keinen Mann erziehen könne, eben so wenig als ein Mann eine Frau. Cornelie verlor ihn nun aus den Augen; nur manchmal, wenn sie nach dem Christuskinde sah, sagte sie: „Ach! warum müssen solche Engel älter werden!" Sie war indessen vollauf mit der Erziehung ihrer eigenen Kinder beschäftigt. Gerhardine machte ihr manchen Kummer, obgleich sie ihre, sich früh entwickelnden, vortrefflichen Eigenschaften nicht verkannte. Aber nach Art vieler Töchter, deren Mütter überwiegend anmuthig und gesprächig sind, blieb Gerhardine schweigsam und war oft unverbindlich, und es half nichts, sie deßhalb zu schelten, denn sie verstand gar nicht, was man damit meinte. Wenn die Mutter ihr sagte: „Sieh, ich bin freundlich und zuvorkommend gegen alle Menschen, sey du es doch auch; es wird dir bittere Erfahrungen kosten, wenn du Jedermann zurückstößt," erwiderte sie: „Was soll ich aber thun? mir ist nicht anders zu Muthe." Kurz, es blieb wie es war, und Gerhardine ward, wie wir sie oben beschrieben haben.

Kurt kam nach beendigter Studienzeit und wohlbestandener Prüfung nach Frundsberg zurück, um vor einer etwaigen Anstellung noch einmal auf längere Zeit der Mutter ganz zu leben. Als er nach mehrjähriger Abwesenheit von Hause zum ersten Mal Frau v. Steinach besuchte, war die wohlwollende Frau ganz überrascht von des Jünglings Wohlgestalt, wie von seinem feinen nordischen Wesen und dem tiefen Ausdruck seines blühenden Gesichtes. Vielleicht ward auch ein früher gehegter Wunsch in Betreff ihrer Gerhardine in ihrem Herzen wieder rege; kurz, sie faßte den Entschluß, sich Kurt zum Begleiter auf ihrer projektirten Reise nach Italien zu erbitten, und war, wie schon erwähnt, jetzt in Frundsberg erschienen, um sich der Gräfin Antwort zu holen.

Kurt war den Damen bis an den Wagen entgegen gegangen und führte Frau v. Steinach in den Empfangsaal. Nach den ersten Begrüßungen sagte diese zur Gräfin: „Wie mich dieser Saal doch jedesmal, wenn ich hereintrete, so eigenthümlich anspricht, mit seiner seltsamen Galerie in der halben Höhe, auf welche die Thüren aller Fremdenzimmer führen. Es gefällt mir, daß es unmöglich ist, hier ein Wort zu sprechen, oder eine Bewegung zu machen, wobei man nicht von einer der Thüren da oben beobachtet werden könnte. Mir scheint, dies Bewußtseyn muß besser machen, veredeln; denn wir fürchten doch einmal die strengen Menschen mehr, als den immer gütigen Gott." Die Gräfin erwiderte: „Mein seliger Mann hatte seine Freude an diesem Saale; er hat ihn selbst von einem italienischen Architekten bauen lassen. Vor Zeiten war es gar schön, wenn unsere Kinder oben herumspielten und mit ihren Engelsköpfchen durch die Säulen der Galerie auf uns heruntersahen. Jetzt erinnert sie mich oft an die Vergangenheit. — Sie nehmen mir ja Kurt auch weg, Cornelie," sezte sie nach kurzer Pause weicher hinzu. „Nehme ich ihn?" rief Cornelie freudig aus, „wirklich? Geben Sie ihn mir? — liebe Gräfin, wie gut ist das von ihnen! — Und Sie, Kurt, gehen Sie gern mit? Gerhardine, freust du dich denn?" Ein hohes Roth der Freude flog über Gerhardinens Wangen, deutlich und beredt der Mutter Frage beantwortend. Kurt bemerkte es und mit doppelter Lebhaftigkeit sagte er der Frau v. Steinach Alles, was die Jugend, die nach Italien soll, eben sagt. — Dann wurden alle näheren Einrichtungen verabredet und der Tag der Abreise auf heute über vierzehn Tage festgesezt.

Gerhardinens offenbare Theilnahme hatte Kurt sehr erfreut, denn er empfand ein lebhaftes Interesse an dieser Gespielin seiner Jugend, die freilich mehrere Jahre ihm entfremdet hatten, doch nur, um sie ihm in schönerer, jungfräulicher Gestalt wieder zu zeigen. Er näherte sich ihr oft an diesem Abend und fand sie sehr interessant, obgleich nicht gerade das, was er sich bisher bei dem Ausdruck „liebenswürdig" gedacht hatte: selten ein Einstimmen in Gefühle, die entweder mit witzigem Spott, oder mit kaltem Schweigen abgefertigt wurden; auf seine enthusiastischen Ausbrüche schöner Erwartungen und Freuden, meist nüchterne, prosaische Antworten. Doch konnte er sie, ihrer ersten freudigen Aufwallung wegen, unmöglich für gefühllos, und der ungewöhnlichen Verstand verrathenden Bemerkungen wegen eben so wenig für geistlos halten. Er war, wie die Engländer sagen, „at a loss."

Der Abschied von der geliebten Mutter war von Kurts Seite, und der von der neunjährigen Tochter von Seiten der Frau v. Steinach überstanden. Kurt hatte alle Lehren der Mutter und des Vormunds in Betreff jählinger Abkühlung, leichtfertiger Frauenzimmer, eines genauen reichlichen Briefwechsels und einer weisen Sparsamkeit, mit einem Gemisch von Ungeduld und kindlicher Devotion angehört, und in zwei zweisitzigen Kaleschen saßen vier glückliche Leute, Gerhardine mit ihrer Mutter und Kurt mit Lenchen, der Damen hübschem, sittsamen Kammermädchen, der er zwar nicht im Entferntesten den Hof machte, von der er aber mancherlei erfuhr, was ihn gar sehr und mehr noch als bisher für Mutter und Tochter einnahm, denn das Lob der Dienstleute ist oft das unzweideutigste, was einem Menschen gegeben werden kann, erstens weil man sich diesen gewöhnlich am unverholensten zeigt, zweitens weil die Dienstboten nur durch

große Leutseligkeit und Güte zu Gunsten ihrer Herrschaft gestimmt werden können und sehr leicht zu ihren Feinden werden. — Manchmal wurden aber auch die Plätze vertauscht, und Kurt fuhr mit Cornelien, und als nach und nach die Vertraulichkeit wuchs, ward ihm auch der Platz neben Gerhardinen nicht immer vorenthalten, und die Mutter nahm Lenchen zu sich in den Wagen und ein Buch in die Hand. Bei schönem Wetter sezte sich Kurt auch wohl an die Stelle des Bedienten auf den Bock, während beide Damen hinter ihm im Wagen saßen, und alle drei freuten sich gemeinschaftlich der reizenden Gegenden.

Es war im August, als die Reisenden den Rhein hinauf fuhren, und die ganze Fahrt durch Deutschland schien ihnen ein reizendes Vorspiel dessen zu seyn, was ihrer in Italien wartete. Gerhardine war eine enthusiastische Deutsche und meinte oft, Schöneres könnte Italien gar nicht bieten, als diese mild durchwürzte Luft, diese Fülle, diesen Segen auf allen Wegen, diese laubreichen Thäler voll heller Wohnhäuser, diese wie zur Augenlust in einander geschobenen Rheinberge; „und dazu“ sagte sie, „der eigene Reiz, daß alle Bewohner dieses Paradieses die Sprache unseres Herzens sprechen, daß wir uns mit ihnen verständigen können, daß uns durch sie das Land erst beseelt erscheint. O nein, Mutter, schöner wird es in Italien nicht!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Plan einer neuen Bibliothek. Neue Kirchen.

Der Minister des Innern hat eine Commission aus Pairs, Deputirten und Kunstverständigen ernannt, welche ihr Gutachten über die Verlegung der Bibliothek abgeben soll, ehe die Sache den Kammern vorgelegt wird. Der Plan, die Bücher, Alterthümer und Kupferstichsammlungen in der anzulegenden Galerie zwischen dem Louvre und den Tuilerien zu vereinigen, hat dem Anscheine nach große Vortheile. Das große Louvregebäude bekäme dadurch einen bestimmten Zweck. Gemälde, Bücher und Alterthümer jeder Art wären dann in einem ungeheuern Gebäude beisammen, und man könnte von einer Sammlung zur andern übergehen. Dazu kommt, daß das Louvre ungefähr mitten in der Stadt, also von jedem Revier nicht allzu entfernt liegt. Allein im Verlaufe von vierzig Jahren ist der Platz zwischen dem Louvre und den Tuilerien zweimal ein Schlachtfeld gewesen, zweimal ist von dort aus der Tuilerienpallast erstürmt worden; das lezte Mal wurde sogar das Louvregebäude von allen Seiten beschossen, so daß man für die Gemäldegalerie und für die alten Statuen nicht wenig besorgt war. Wer bürgt nun dafür, daß nicht in der Folge ein ähnlicher gewaltsamer Auftritt erfolgt? Wären nun alle Geistesschäze auf diesem Punkte aufgehäuft, so könnten sie Gefahr laufen, mit einem Male alle vernichtet zu werden. Ferner hätte der Künstler, welcher die Mittelgalerie zwischen dem Louvre und den Tuilerien errichten soll, die äußere Schönheit und Pracht hauptsächlich zu berücksichtigen, und müßte dieser Rücksicht die innere Bequemlichkeit in der Vertheilung aufopfern; außerdem ist eine lange Galerie eben nicht die zweckmäßigste Form für eine Bibliothek, wo man vom Mittelpunkte, als dem Size der Conservatoren aus leicht zu allen Theilen der Anstalt muß gelangen können. Hoffentlich werden alle diese Umstände von der Commission berücksichtigt werden, und sie bestimmen, sich für ein freiliegendes Gebäude zu entscheiden; dann würde zu untersuchen seyn, ob der Viscontische Plan auch der angemessendste sey; schöner könnte er schwerlich ausfallen. — Mit dem Baue der neuen Kirchen geht es langsam. Der eigentliche Bau ist zwar vollendet; allein da man jezt Malereien an den Kirchenwänden und Decken anbringen will, so verzögert dies die Vollendung der Gebäude ganze Jahre lang. So steht schon seit einigen Jahren in der Vorstadt Montmartre die Kirche Notre-Dame de Lorette fertig, bis auf die Gemälde. Eine andere Kirche, Notre-Dame de bonne nouvelle, haben die Künstler glücklicherweise vollendet, da hier nur einzelne Figuren zu malen waren; aber ich weiß nicht, wie viele Jahre hingehen werden, ehe die große Magdalenenkirche wird gebraucht werden können; denn ich glaube nicht, daß die Malereien bereits angefangen sind. La Roche war Anfangs dazu bestimmt, dieses große Werk auszuführen; seitdem aber sollen andere Künstler sich stark geregt und es bewirkt haben, daß noch keine eigentliche Entscheidung von Seiten des Ministers erfolgt ist. Thiers ist im Allgemeinen den jungen Künstlern zugethan, vermuthlich, weil er denkt, sie hängen weniger an alten, herkömmlichen Formen, und deßhalb bekommen sie ziemlich leicht Aufträge zu Arbeiten; aber sie stechen gern einander aus, und so geschieht es zuweilen, daß Keiner zum Ziele gelangt, das sie Alle erreichen wollen. Auch findet er, daß des Griechischen und Römischen vor der Hand in Paris genug ist, wie denn wirklich die beiden großen neuen Gebäude, die Börse und die Magdalenenkirche, rein griechische Tempel sind; Thiers soll zu einem Künstler, dem ein Basrelief oder eine sonstige Bildhauerei übertragen war, gesagt haben: „Wenn Sie mir etwas Griechisches machen, so zerschlage ich es.“ Die Künstler meinen, dies sey ein hartes Wort, und verrathe Mangel an gutem und reinem Geschmacke. Es läßt sich jedoch von Seiten eines jungen, aufwallenden Ministers begreifen, dem das ewige Nachahmen und Nachbeten so vieler Künstler ohne Genie und Originalität zuwider ist, und der endlich einmal für das viele Geld, das die Regierung für Kunstsachen ausgibt, etwas Originelles sehen will.

Dg.

Räthsel.

Auf einem Bau, des Meisters schönstem Werke,
Erhebt sich schlank, in wohl bemeßner Stärke,
Ein Säulenschaft, fest, doch nicht unbewegt,
Der frei des Baus erhabne Krone trägt.

Die Säule wird in sanft geschwungnen Bogen —
Doch stürzt sie nimmer — hin- und hergezogen,
Indeß sich auf ihr, abgemessen, stet,
Das Kapitäl in sichrer Angel dreht.

Es tönt aus ihr ein wundervolles Klingen,
Und die von Gott gespannten Saiten schwingen,
Wie Memnons Stein ertönt am Sonnenstrahl,
Beim raschen Hauch des Willens allzumal.

C. B.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 57.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 7. März 1836.

Man verdamme mich nicht, weil hier einige Handlungen, theils des Verfassers, theils seiner Zeitgenossen erzählt sind, woran man ein böses Beispiel nehmen könnte. Vielmehr glaube ich, daß es nützlich sey, wenn jeder sobald als möglich sowohl mit den menschlichen Lastern als mit der menschlichen Tugend bekannt wird.

Der ital. Herausgeber des
Benven. Cellini.

Züge aus den Reisen und Abenteuern des Bonaccorso Pitti, in den Jahren 1375 bis 1396.

Mitgetheilt von C. Fr. v. Rumohr.

Erster Artikel.

Seit dem zwölften Jahrhundert verbreiteten sich unzählige Italiener über alle Gegenden dieses Welttheils und der Levante; unter dem generellen Namen Lombarden * suchten sie durch Handelschaft, Wucher, Spiel und Hofgunst ihr Glück. Von diesen Wanderern haben einzelne ihre Abenteuer aufgezeichnet, gleich unserm Bonaccorso. Was gerade ihm die Auszeichnung einer sorgfältigen Ausgabe verdient hat, Beziehung auf allgemeinere Weltbegebenheiten, ist indeß minder wichtig, als die Offenheit seiner Selbstbekenntnisse, welche das Leben und Treiben jener eigenthümlichen Abenteurer höchst anschaulich machen. Die nachstehenden Auszüge sind entlehnt aus dem Abdrucke: Cronica di Buonaccorso Pitti, con annotazioni etc. In Firenze, 1720. 4to.

* * *

Ich Bonaccorso, des Neri Sohn, will von den Reisen erzählen, die ich nach dem Tode meines Vaters angestellt. Er starb im Jahr 1374, den fünf-und-zwanzigsten April; Gott habe ihn selig! — —

Im Jahr 1375, weil ich jung und rathlos war und in der weiten Welt mein Glück versuchen wollte, gesellte ich mich zum Matteo Tinghi, einem Handelsmanne und großen Spieler. Wir zogen nach Genua, darauf nach Pavia und zurück nach Genua, und weiter auf Nizza und Avignon. Als wir dort die Osterfeier begingen, wurden wir festgenommen und in das Gefängniß des päbstlichen Marschalks eingesperrt. Nach acht Tagen verhörte man uns und gab uns Schuld, daß wir Kundschafter seyen des florentinischen Gemeinwesens. Auch zeigte man einen Brief an den Matteo vor, den sein Bruder von Florenz her ihm geschrieben; es ward darin gemeldet, daß Bologna auf Anstiften und mit Hülfe der Florentiner sich aufgelehnt habe. Obwohl nun beim Verhöre unsere Unschuld sonnenklar an den Tag kam, begehrten sie dennoch von uns dreitausend Gulden als Bürgschaft für das Versprechen, daß nicht ohne Vergunst des Marschalken wir Avignon verlassen wollen. Matteo fand einen Bürgen. Allein als wir frei waren und Matteo, welcher der Welt Lauf kannte, die Gefahr erwog, in welche der Krieg unserer Landsleute gegen die jenseitigen Städte und Ortschaften des Pabstes uns

* Vielleicht kamen die ersten aus den lombardischen Städten zur Zeit ihrer Macht und Blüthe im zwölften Jahrhundert. — Noch hat das Wort Lombard von daher sich im Gebrauch erhalten.

versezte, beschloß er, sich zu entfernen, den Kaufleuten aber, die für ihn Bürgschaft geleistet, falls zum Erlag man sie anhalten sollte, ihren Schaden künftig zu ersetzen. Wir entfernten uns also und eilten nach Florenz zurück; und bald nach unserer Heimkehr langten aus Avignon Briefe an, die meldeten, wie der Pabst alle Florentiner festgesezt und ihnen ihre Bücher und Waaren hatte nehmen lassen. Im ganzen Abendlande geschah ihnen das Gleiche nach dem Urtheil und Ausspruch des Pabstes Gregor. Doch gabs der florentinische Staat deßhalb nicht auf, den Clerikern jener Zeit heftig den Krieg zu machen.

Im folgenden Jahre, 1376, wollte Matteo nach Reussen* gehen und daß ich ihn begleiten sollte. Er sandte mich voran mit dem Bescheid, daß in Venedig oder Padua ich auf ihn warten möge, einen Monat nach meiner Abreise werde er mich einholen. Ich ging, ein wenig mich umzusehen, nach Padua, Vicenza und Verona, und kehrte darauf zurück nach Padua, und von dort begab ich mich nach Venedig. Matteo, der indeß angelangt war, kaufte für tausend Dukaten Saffran auf. Damit gingen wir zur See nach Signia in Sclavonien und zu Lande weiter nach Agram und Ofen, wo Matteo seinen Saffran mit einem Vortheil von tausend Dukaten verkaufte. Weil ich nun am Fieber krank lag und zugleich an zwei großen Schwären, ließ Matteo mich in Ofen allein zurück im Hause des Michele Marucci, dem er zwölf Dukaten übergab, damit, falls ich genesen sollte, nach Florenz heimzureisen; was der sonst für mich ausgeben werde, wolle er bei seiner Zurückkunft ihm erstatten. Er zog ab, und ich blieb zurück und litt gar viel aus Mangel an guter Pflege. Mein Bett war ein Strohsack, der in einer heizbaren Stube lag; kein Arzt besuchte mich, auch war in dem Hause kein Weibsbild; ein Knecht besorgte die Küche und bediente den besagten Maruccio und zwei andere Kaufleute, die bei ihm wohnten. Ich war dem Tode nah und lag wohl sechs Wochen in jener Stube, als in St. Martins Nacht ein Haufe deutscher Gesellen mit Pfeifern in einen großen Saal einzog, der vor meiner Stube war, darin Musik und Tanz zu halten. Ich lag auf meinem Sacke, statt der Bettücher einen Fetzen; zur Decke diente mein nicht mehr gar reinlicher Pelz. Da steckten einige von denen, die im Saale ihr Wesen hatten, den Kopf durch die Thüre und kamen, als sie mich gesehen, herein, thaten mit Gewalt mir den Pelz an und zogen mich in den Saal, indem sie sprachen: entweder kommst du davon, oder du stirbst und quälst dich nicht länger. Und in der That rissen sie mich, so viel ich wehklagen und flehen mochte, wohl eine Stunde lang in dem Saale umher und ließen nicht eher von mir ab, als bis für Müdigkeit ich hinfiel. Da trugen sie mich auf meinen Strohsack und warfen Alle ihre gefütterten Ueberkleider auf mich hin.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Der Abdruck hat: Prussia. Allein die Richtung der Reise, die Zeitumstände, die Aehnlichkeit des Pr. mit dem R. in der Currentschrift gestatten mir, anzunehmen, daß der Herausgeber hier falsch gelesen habe.

Altersungleichheit.

(Fortsetzung.)

Kurt freute sich über Gerhardinens patriotische Vorliebe, die er theilte, doch entgegnete er: „So wenig ich es bestreiten möchte, daß eine andere Frau schöner seyn könne, als meine Mutter, die ich doch unter allen Frauen am meisten liebe, eben so wenig möchte ich Italien den Ruhm rauben, Deutschland verdunkeln zu können.“ — „Gutes Kind,“ sagte Cornelie, und reichte ihm die Hand, die er ehrerbietig küßte.

So fuhren sie langsam den Rhein entlang, auf dem damals noch keine Dampfschiffe den Verkehr vervielfältigten, und kamen endlich in die Schweiz. Der Anfang der Reise war herrlich und in Freuden gegangen, denn die schöne Natur hatte alle Herzen zur Harmonie gestimmt. Bald aber ging es mit Kurt und Gerhardine nicht mehr ganz so gut; sie war eine zu arge Wortklauberin, angelte jeden falschgebrauchten Ausdruck mit dem scharfen Haken ihres Witzes und machte Kurt oft recht ungeduldig. Cornelie aber trat immer versöhnend zwischen Beide und wußte einen eigentlichen Zwist zu hindern.

In der Schweiz schlossen sich zwei junge Engländer an sie an, die mehrere Tage desselben Weges gingen; der eine war „Capitain of the horseguards,“ mit einem hübschen Schnurrbarte und einem edlen englischen Gesichte, der andere sein jüngerer uninteressanter Bruder, der sehr über die Mühseligkeiten der Reise seufzte. Die Bekanntschaft ward dadurch gemacht, daß Gerhardinens Pferd auf einer der Tagereisen sich den Fuß so vertrat, daß an kein Weitergehen desselben zu denken war. Der Kapitän war schnell bereit, sein Roß mit dem Damensattel bepacken zu lassen und den Weg zu Fuß zu machen, was Kurt ohnehin schon that. Engländer können auch höflich gegen Damen seyn, wenn auch nicht auf französische Weise; gilt es aber, einer Dame einen wirklichen Dienst zu erweisen, wird man sie selten zurückstehen sehen. Der Kapitän hatte Lord Byron gekannt, trug sogar die Haare nach dessen Manier auf der blassen Stirne. Nichts interessirte Gerhardine mehr, als Alles, was auf diesen Dichter Bezug hatte; sie vergaß sogar die Gegend, als der Kapitän Einzelnheiten aus seinem Leben zu erzählen anfing. Kurt ärgerte dies; er sah nur das angelegentliche Gespräch, sah nur, wie

Gerhardine sich vom Sattel herunter, gleichsam von seinen Worten angezogen, zum Engländer neigte, wie er an ihre Seite gefesselt schien, und konnte nicht begreifen, wie Cornelie diese plötzliche Vertraulichkeit mit einem ganz Fremden so ruhig ansehen konnte. Er nahte sich Gerhardinens Pferde, um die Unterhaltung zu unterbrechen.

„Sehen Sie sich doch ein wenig um, mein Fräulein," sagte er, „die Gegend ist so schön!" — „Was heißt denn so schön?" erwiderte Gerhardine in ihrer gewöhnlichen schroffen Art; „wie schön? Ich hasse jedes so, ohne wie. O, ich bitte Sie," sagte sie, sich zum Engländer wendend, „fahren Sie fort." — Sie hatte Kurt nicht kränken wollen, aber sie that es, wie natürlich. Er ging zu Cornelie, die ihm freundlich zulächelte. Jezt donnerte die Reuß unter der Teufelsbrücke herab. Gerhardine hielt plötzlich ihr Pferd an und rief, sich zu den Ihrigen zurückwendend: „O, schön!" — Kurt antwortete nicht; die Mutter stimmte ihr bei, und der Zug bewegte sich weiter. „Ich hätte nicht geglaubt," sagte darauf Kurt übellaunisch zu Cornelie, „daß das Fräulein etwas aus ihrer Conversation herausreißen könnte, die sie wunderbar interessirt." — „Gerhardine wird von allen ihren Affekten absorbirt," sagte Cornelie, „und Sie sehen, daß ich mich ganz gut in diese Launen des Augenblicks finde; thun Sie's auch."

Aber Kurt war für den ganzen Abend verstimmt; er wollte es zwar durch eine scherzhafte Neckerei verbergen, die ihm aber Gerhardine scharf zurückgab. Den andern Tag wollten sie nach Meyringen; Kurt erklärte, über die Furka und Grimsel gehen zu wollen, indeß die Damen und die beiden Engländer den nähern Weg über Urnen einschlugen, der dennoch lang und beschwerlich genug war, besonders da Abends ein starker Gewitterregen sie vor ihrem Einzug in Meyringen ganz durchnäßte. Sie wechselten die Kleider und gingen in das Speisezimmer, wo der Kapitän und sein Bruder sie schon erwarteten und ihnen ankündigten, daß sie sich die Freiheit genommen hätten, ihnen Plätze aufzuheben. Cornelie bat, deren drei zu nehmen, weil ihr Begleiter gewiß auch bald ankommen würde, was sogleich geschah. Die Engländer sezten sich darauf den Damen gegenüber; neben Frau von Steinach stand ein Stuhl für Kurt leer. Eben präsentirte der Kapitän Gerhardinen eine Schüssel mit Forellen, als Cornelie gegen die Thüre sah und Kurt darin erblickte, der einen grimmigen Blick auf die Gesellschaft warf und wieder hinausging. Sie mußte ihn gehen lassen, obgleich ihr seine Verstimmung sehr unangenehm war. Den andern Morgen um sechs Uhr stand sie auf und schrieb ihm in einem Zettelchen, daß sie den schönen Morgen benutzen wolle, um den Reichenbach zu besehen, jezt gleich mit Gerhardinen aufbrechen werde, und hoffe, er werde sie bald einholen. Sie gingen. Kaum eine Viertelstunde vor dem Orte hörten sie rasche Männertritte hinter sich; aber es war nicht Kurt, sondern die Engländer, die höflich grüßend fragten, wohin die Damen so früh schon gingen. Auf die Antwort: zum Reichenbach, baten sie, die Damen begleiten zu dürfen, was natürlich nicht abgeschlagen werden konnte. Sie gingen langsam vorwärts, um Kurt Zeit zum Nachkommen zu geben, aber er kam nicht. Endlich erreichten sie den prächtigen Fall, den der Regen des vorigen Abends noch stärker angeschwellt hatte. Sie genossen das Schauspiel mit Muße, und machten sich erst um neun Uhr wieder auf den Rückweg, ohne daß Kurt gekommen wäre. Als der Kapitän eben Gerhardinen die Hand reichte, um ihr über einen Bach zu helfen, kam er im Sturmschritt und sehr erhizt an. Cornelie rief ihm entgegen: „Mein Gott! Kurt, wo bleiben Sie so lange? Der Wasserfall ist wunderschön; aber ich versichere Sie, daß mir Ihr Ausbleiben ordentlich den Genuß verbittert hat." — „Sie müssen ihn auch sehen!" sagte Gerhardine eifrig; „gehen Sie nur schnell hinauf."

Kurt dankte ihr mit einem etwas spöttischen Lächeln und sagte zu Frau v. Steinach, indem er ihr dankbar die Hand küßte: „Ich habe Ihren Zettel eben erst bekommen, und bin spornstreichs hergelaufen, weil ich Sie ohne Begleiter glaubte; aber ich sehe nun, daß ich meinen Weg ohne Gefahr für Sie weiter fortsetzen kann," und mit diesen Worten entfernte er sich.

Den Weg zum Brienzersee legten sie in einem kleinen Landwagen, worin für alle drei Platz war, zurück. Kurt nannte die Engländer unterwegs nicht, aber er konnte sich nicht enthalten, etwas von alten Freunden, die man für jeden Ankömmling bei Seite setze, einfließen zu lassen. Cornelie machte einen Scherz daraus, aber Gerhardine schwieg beleidigt. — Am Ufer des Sees trafen sie die beiden Engländer, welche die Damen wieder unbefangen fragten, wohin ihr Weg sie führe, und um die Erlaubniß baten, sie nach dem Gießbache begleiten zu dürfen. Natürlich verschwendete der Kapitän wieder alle seine Aufmerksamkeit an Gerhardine, die ihn ungemein zu interessiren schien, während Kurt sich ausschließlich mit Cornelie beschäftigte, und der jüngere Engländer nachlässig und an nichts denkend hinterherschlenderte.

Den andern Tag trennte man sich von den beiden Fremden; aber ihre Gegenwart blieb nicht ohne Folgen für Gerhardine und Kurt; sie war Lezterm ein Stein des Anstoßes gewesen, gab Anlaß zu Neckereien, die weit entfernt waren, immer sanft und gutmüthig zu bleiben, und so geringfügig die Veranlassung auch war, so entstand doch durch sie eine gewisse Entfremdung zwischen den beiden jungen Leuten, die Cornelie mit aller Anmuth und Sorgfalt nicht wieder zu entfernen vermochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

(Beschluß.)

Winters Abschied. Eisenbahn. Vorlesung. Mondnachrichten. Denkmal für König Anton.

Das toujours perdrix! ist ein heimlicher Seufzer, der diesen Winter auch im eigentlichsten Sinne an mancher Tafel vorgekommen seyn mag, wo ihn vermuthlich das Lächeln der Trostlosigkeit schlecht verkleidete. Der trockene, warme Sommer hatte einen ungeheuern Ueberfluß an dieser geflügelten Waare, so wie an den langohrigen, lebendigen Symbolen der Furchtsamkeit jeziger, kalter Jahreszeit zurückgelassen. Freilich aber werden nur allzubald dieselben seufzenden Feinzüngler, mit einem verdrießlichen Blicke auf die neuergrünende Erde, den Klageruf von sich geben: Les perdrix s'en vont; que nous veulent les violettes et les narcisses? Am Abend des 7ten dieses brach der alte Winter seine über den Elbstrom geschlagene Eisbrücke bereits wieder ab. Doch schwärmten bald darauf wieder seine weißen Sternblumen so stark in der Luft, daß man nicht im Klaren war, ob er vielleicht gar eine zweite, oder vielmehr dritte Schlittenbahn anlegen möchte. Gar manches reizende Fichû mochte allerdings von dem Wunsche darnach um so mehr bewegt werden, da die ersten beiden Schlittenbahnen von sehr kurzem Bestande waren; allein die in der Luft schimmernden Sterne ihrer Hoffnung verwandelten sich nur allzuschnell in plumpe Regentropfen, so daß die bereits wieder ganz weiß geschmückte Erde im Nu abermals um das kaum erhaltene neue Kleid kam. — Auch der Rutschberg beim Teiche des großen Gartens wird diesmal schwerlich die Kosten der Einrichtung decken. Das ganze Genre von nordischem Vergnügen scheint überhaupt in der öffentlichen Gunst immer mehr zurückzukommen.

Desto ungeduldiger zeigt sich Alles in Hinsicht der Leipzig-Dresdener Eisenbahn. Ein vor Kurzem im Calberla'schen Saale aufgestelltes Modell derselben war zwar allerdings als solches gar nicht unwillkommen, aber das Begehren ist in der Realität schon zu weit vorgerückt. Bildnisse und Gleichnisse wollen nicht mehr recht anziehen. Man will sich selbst auf der Bahn fahren sehen, und das lieber heute, als morgen. Es soll auch, wie es heißt, nicht nur der zwischen Wurzen und Leipzig schon vor mehreren Monaten angefangene Bau sehr beeilt werden, sondern auch der hiesige nächstens kräftigst beginnen. — Von öffentlichen, gewöhnlich durch das Tageblatt bekannt gemachten Vorlesungen im Lokal des Naturalienkabinets hat diesen Winter bis jezt erst eine stattgefunden, und zwar durch den Hofrath Reichenbach am 6ten dieses Monats. Sie betraf neue zoologische Acquisitionen, welche so reichlich ausgefallen waren, daß ihre Aufstellung zu beiden Seiten des Redestuhls kaum Plaz genug gefunden hatte. Fast alle Weltgegenden hatten, zum Theil wahrhafte Seltenheiten, contribuirt. Vorzüglich war die Ornithologie dabei bedacht. An vielen der ausgestopften Thierexemplare sah man das in früherer Zeit ziemlich sinnlos betriebene Geschäft des Ausstopfens mit solcher Rücksicht auf die Eigenheiten des Thiers im Leben und mit eigentlicher Kunst bewirkt, daß man in der That das Leben selbst vor sich zu haben glaubte. Der Hörsaal war sehr besucht; auch wohnten die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses dem interessanten Vortrage bei.

Die bekannte Broschüre: „John Herschels neueste Entdeckungen, den Mond und seine Bewohner betreffend," machte hier ungemeine Sensation. Bei Wundern, wie sie darin verkündet werden, ließ sich wohl auch allenfalls an die Möglichkeit glauben, daß aus dem fremden Weltkörper, in dem unser Auge schon so einheimisch geworden, vielleicht nächstens einige Gentlemen eine Lustpartie nach der Erde unternehmen könnten, was freilich mehr wäre, als wir ihnen zu erwidern vermöchten, weil uns die Fledermausflügel fehlen, welche ihnen zu statten kommen. Die mit der Sternkunde sowohl, als der Construction der Ferngläser näher Vertrauten wußten allerdings, was sie von der Sache zu halten hatten. Eine ansehnliche Zahl recht gebildeter Anderer aber, obschon sie den Zweifeln nicht völlig entsagten, gingen doch allmählich zu der Partie der Gläubigen über. Die umständliche Beschreibung der neuen Gläser und Vorrichtungen streute ihnen Sand in die Augen. Die Enthusiasten für die neuen Entdeckungen erklärten bereits laut, daß die besten alten Fernröhre nun nichts mehr taugten, seitdem die neuen Gläser solch eine preiswürdige Revolution hervorgebracht hätten. Merkwürdiger noch ist vielleicht der Umstand, daß sogar, nachdem die Täuschung vor Augen liegt, die Nachfragen nach dem Buche und die Bestellungen darauf ziemlich stark fortdauern.

Daß es zur Sprache gekommen war, der Feier des 81sten Geburtsfestes König Antons durch Nachbildung der auf dem alten Markte aufgestellt gewesenen hölzernen Säule in Stein ein dauerndes Denkmal zu errichten, das haben die Zeitungen schon besprochen. Der Wunsch der Aufrichtung eines sichtbaren Zeichens dieses wahrhaften Volksfreudentages ist keineswegs erloschen, nur scheint die allgemeine Meinung sich zu theilen, und die größere Stimmenzahl irgend einem andern neuzuerfindenden, angemessenen Kunstwerke sich zuzuneigen. Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, so ist auch hiebei die Aeußerung laut geworden, daß die zu einem Denkmale bestimmte Summe der Stiftung irgend eines mit dem königlichen Namen in Verbindung zu setzenden mildthätigen Instituts gewidmet werden möchte. So achtungswerth aber auch der ihr zum Grunde liegende menschenfreundliche Sinn an sich sich darstellt, so würde man doch, wenn solchem in ähnlichen Fällen immer ausschließend gehuldigt werden sollte, der Kunst, welche wahrlich in einer so gebildeten Zeit weit mehr Unterstüzung verdiente, als ihr oft leider zu Gute kommen kann, eines ihrer wesentlichsten Beförderungsmittel entziehen. Daher wäre es vielleicht, wenn sonst hinreichende Fonds sich vorfänden, im gegenwärtigen Falle nicht unangemessen, zuerst einen Preis auf die Erfindung des würdigsten und angemessensten Kunstwerks dieser Art auszusetzen, und dann nach der durch Sachkundige getroffenen Auswahl unter den eingegangenen Zeichnungen die Ausführung der gewählten dem geeignetsten vaterländischen Künstler zu übertragen. — Daß man sich mehrfach bestrebte, das 70ste Geburtsfest des Oberhofpredigers Dr. Ammon zu schmücken, haben öffentliche Blätter ebenfalls bereits verkündigt. Das Verdienst des Gefeierten ist zu groß und anerkannt, als daß nicht jeder Gebildete diesem Feste seine frommen Wünsche hätte anschließen sollen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 58.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 8. März 1836.

Les passions de la jeunesse ne sont guères plus opposés au salut que la tiedeur des vieilles gens.

La Rochefoucault.

Altersungleichheit.

(Fortsetzung.)

Als sie über den Simplon kamen, begegneten sie einem Herrn von Uechtritz, einem alten Bekannten und Anbeter der Frau v. Steinach. Zwar blieb er nicht ihr Reisegefährte, indessen fanden sie sich in allen bedeutenden Städten wieder. Von Verona schrieb Kurt Folgendes an seine Mutter: „Du meinst, daß wir jungen Leute recht mit einander herumschwärmen und es Frau v. Steinach manchmal zu arg machen. Nein, im Gegentheil, sie ist die Jugendlichste von uns, sie ist es, die mit unermüdeter Lebendigkeit uns zur Anschauung alles Schönen auffordert, die des Morgens am frühesten wach, des Abends am spätesten zur Ruhe ist. Ich glaube wirklich, daß die gereifte Ausbildung des Lebenssommers manche Vorzüge vor dem Frühling des Lebens hat, für welche die Pfirsichhaut einer jugendlichen Wange und der Nymphenwuchs der eben aufgeblühten Schönheit durchaus nicht immer entschädigen können. Wenn ich mir Mutter und Tochter manchmal neben einander betrachte, so muß ich mir gestehen, daß ich im Grunde jene anziehender finde, als diese, denn Jugendform macht nicht allein den Liebreiz aus; mir gefällt jenes Gepräge eines wohlgeordneten Geistes und Gemüthes, das auf der Mutter ruht, jenes mütterlich schwermüthige Lächeln, das die Welt und ihre Schmerzen kennt, auf dem zuweilen noch so jugendlich frischen Gesichte, von dem es mir unmöglich wäre, zu sagen, von welchem Theile die Jahre einen Reiz hinweggestreift haben. Gerhardine hat noch so sonderbar ungelenke Bewegungen, magere Arme, nicht immer weiße Hände. An Frau Cornelie ist jede Form schön gerundet, die blauen Adern schimmern sanft durch ihre schneeweißen Hände, jede Bewegung ist von den Grazien gemäßigt, nirgends eckig und ungeschickt, und die Stelle des Jugendmuthes und der reizenden, mädchenhaften Unschuld nimmt selbstbewußte Würde und Sitte ein. Und hat schon das Aeußere des gereifteren Alters dem der Jugend so viel entgegenzusetzen, wie ist es da erst mit dem Innern! Ich weiß nicht recht, wie ich mich dir verständlich machen soll; aber das Ideal solcher gereifteren und doch noch unaussprechlich anziehenden Frauen ist Goethes Prinzessin Leonore; eine Achtzehnjährige könnte so nicht sprechen, so nicht empfinden. Und wie Vieles kann man einer erfahrenen Frau, die den Ansprüchen der Jugend entsagt hat, sagen, was man nie mit einer jüngeren bereden könnte; wie weiß sie das Vertrauen in seinem innersten Verstecke aufzusuchen. Und verhält sich's nicht eben so mit dem Unterschied der Bildung? Die unverheirathete Tochter hat gewiß mehr frisch aus der Schule geschöpfte Einsicht,

weiß mehr Jahrszahlen, Successionsfolgen und grammatikalische Regeln; aber erst wenn die Blüthen der Literatur an der Frau vorübergegangen sind und sich ihr durch das Leben erklärt haben, wenn der Umgang mit klugen Männern sie gereift und für die feineren Genüsse des veredelten Geschmacks empfindlich gemacht hat, dann erst erzeugen die Resultate der Erziehung und Lektüre, vereint mit der Lebenserfahrung, die wahre, anziehende weibliche Bildung, welche den Geist erquickt und das Herz fesselt. Vielleicht ist es die Nothwendigkeit, sich auf einen kleineren Raum zu beschränken, was bei den Frauen so oft eine innere Harmonie erzeugt, wie sie bei uns Männern nie gefunden wird, und die nur da stattfinden kann, wo Herz und Verstand immer gleichen Schritt gehalten haben. Bei uns ist der leztere immer vorherrschend, oder die Leidenschaft. — Bei Frau Cornelie habe ich noch nie bemerkt, daß sie irgend einen Gegenstand anders als mit den Augen der gesunden Vernunft und des geläuterten Gefühls in schönster Vereinigung angesehen hätte. Keine falsche Größe täuscht sie, kein glänzender Sophismus hintergeht sie. Wir verkürzen uns oft unsere Abende durch Vorlesen oder durch Erzählen dieser oder jener Geschichte. Gerhardinens romantisches Interesse ist immer auf der Seite der großen Opfer für Menschenwohl, Freiheit und erhabene Ideen; Cornelie prüft scharf, ob der Zweck auch des Opfers werth sey, ob kein falsches Gefühl den Handelnden geleitet ꝛc. Nie habe ich eine Frau gesehen, die ein größeres Gewicht auf das Urtheil der Welt in den Dingen des gewöhnlichen Lebens gelegt und mit großartigerer Verachtung auf dieses herabzusehen vermocht hätte, wo es mit höheren Pflichten in Widerstreit gerieth. — Gerhardine denkt zwar in dieser Beziehung auch großartig, legt aber überhaupt, dünkt mich, zu wenig Gewicht auf alle Aeußerlichkeiten. Mit jener habe ich oft Gespräche geführt, die mich in einen Zustand so reiner Tugendliebe und Weltverachtung versezten, daß ich ohne Betrübniß von dem Leben und von dem, was man weltliche Ehre nennt, Abschied hätte nehmen, und dabei ohne alle Frömmelei ein Hallelujah hätte singen können. Wohl weiß ich, meine Mutter, daß du mir von früher Kindheit an dieselben Lehren gegeben hast, aber jezt erst hat — ich weiß nicht warum — das Erdreich in mir einen Grad der Empfänglichkeit gewonnen, der jedes aufgenommene Samenkorn sogleich tiefe Wurzeln schlagen läßt.

„Uebrigens wird meinen Damen überall, wo wir hinkommen, unverholene Bewunderung gezollt, und der Mutter nicht weniger als der Tochter. Du kannst dir aber auch kaum vorstellen, wie Frau Cornelie im schwarzseidenen Reisekleide, mit dem tief in's Gesicht gehenden Häubchen unter dem hellgrünen seidenen Hute hübsch aussieht, und wie Gerhardine mit ihren hellen, fließenden Locken und ihren himmelblauen Augen die guten braunen Italiener in den dritten Himmel versezt. Ich stolzire zwischen Beiden einher und errege den Neid von ganz Verona. — Ende dieses Monats reisen wir ab; adressire deine nächsten Briefe an Torlonia in Rom.“

Einige Wochen später erhielt Kurt eine Antwort von der Gräfin Frundsberg, worin diese unter anderm Folgendes schreibt: „Deine Apologie des Alters hat mich ergözt und zum Theil wirklich erfreut, insofern es naturgemäß ist, und das ist es in deinem Alter, sich an edle Frauen anzuschließen; denn die Zeit, wo du der Stamm seyn wirst, um welchen die blühende Pflanze sich rankt, die ist noch nicht gekommen. Noch bist du selbst die Ranke, du suchst und greifst nach Allem, was dir emporhelfen, dich kräftigen, veredeln und zum Manne machen soll. Es wird eine Zeit kommen, in der du den Brief, den du mir über un certain age und Jugend schreibst, nur mit Lächeln ansehen wirst; es wird die Zeit seyn, in welcher deine Gefühle erwachen und dich zu der Einsicht führen werden, daß es eine noch innigere Verbindung gibt, als die zwischen Mutter und Kind, die einzige, die du bisher aus Erfahrung gekannt hast, und jezt in der Entfernung von mir mit der lieben Steinach fortzusetzen dich gedrungen fühlst. — Uebrigens hat für mich die Jugend einen Reiz, der jedem andern Alter abgeht; denn du, mein Kurt, mein Alles, bist noch jung, und ich kann dir das Entzücken nicht beschreiben, mit dem ich die Elastizität deiner Bewegungen, diesen Ueberfluß der Kräfte, der sich oft in Seufzern aus den Lippen drängt, ja selbst die tugendhafte Schroffheit der Jugend an dir beobachte. Im Alter wird man schlaffer gegen Alles; man verlernt sogar in schwächlicher Duldsamkeit in manchen Fällen die Tugend vom Laster zu unterscheiden; man sieht alle Zwischenglieder der beiden Extreme, und es geht damit wie mit dem Apollokopf, der so allmählich zum ekelhaften Froschkopf wird, daß man zulezt nicht mehr weiß, welchen von beiden man sieht. Darin ist die Jugend ganz anders: sie hat einen reinen Instinkt für Gutes und Böses und läßt sich nicht bestechen. Obgleich ich es aus eigener Erfahrung nicht weiß, bin ich doch nicht abgeneigt, zu glauben, was mancher gescheite Freund mir gesagt hat, daß nämlich das gefährliche Alter einer Frau die Jahre zwischen fünf-und-dreißig und vierzig seyen. Dann ist ihr Verstand erwacht, sie reflektirt selbst, sie erkühnt sich wohl gar, die Pflichtgebote prüfend zu untersuchen, darüber zu grübeln, sie nach eigenem Gutdünken zu deuten und sich ihre eigene Moral, ihre eigene Religion zu bilden, während die glücklichere Jugend gläubig an den Lehren und Geboten hängt, wie sie der gewissenhafte Lehrer ihnen eingeprägt hat. Es ist recht schlimm, daß wir älteren Personen immer mit uns selbst unterhandeln wollen; erst wenn alle Illusion des

Lebens geschwunden ist, kehren wir zur Einfalt der Kindheit zurück, und wundern uns, daß am Ende Unwissenheit und Weisheit sich an demselben Ziele zusammenfinden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus den Reisen und Abenteuern des Bonaccorso Pitti, in den Jahren 1375 bis 1396.

(Fortsetzung.)

Die ganze Nacht hindurch tanzten sie fort und zechten; ich aber zitterte und fiel zuletzt in einen heftigen Schweiß, gegen Morgen drangen sie Alle in meine Stube, nahmen ihre Kleider wieder und legten auch mir gewaltsam die meinigen an, worauf ich mit ihnen trinken mußte, was ich gern that. Nachdem sie abgezogen waren, ruhte ich eine Stunde lang und ging sodann aus in die Wohnung des Bartolomeo Baldi, eines Florentiners, welcher in Ofen des Königs Münzmeister war. Er empfing mich mit vieler Liebe und behielt mich zum Essen. Und nach Tische spielten wir im Brette, worin ich vier Gulden von ihm gewann, gegen fünf-und-fünfzig venezianische Pfennige, die, Alles in Allem, mir noch übrig waren. Darauf kamen einige Juden und andere Deutsche, die häufig mit gedachtem Bartolomeo zu spielen pflegten. Sie fingen an, und ich mit ihnen; und brachte ich an jenem Tage zwanzig Goldgulden heim. Des andern Tags kam ich wieder und gewann deren vierzig. Und so gings wohl vierzehn Tage fort, bis mit meinen fünf-und-fünfzig Pfennigen ich etwa zwölfhundert Gulden gewonnen hatte. Und weil der Marucci mir stets in den Ohren lag, daß ich nicht mehr spielen, sondern Pferde kaufen und heimkehren möge, wo denn bis Signia er mir Gesellschaft leisten wolle, hielt ich mich an seinen Rath, kaufte sechs gute Pferde und nahm einen Pagen und vier Knechte in Dienst. In Signia angekommen, verkaufte mir der Marucci fünf von seinen eigenen Pferden. Ich miethete darauf ein Schiff und belud es mit den Pferden. Auf dem Wege nach Venedig brachte ich bei Sturm und widrigem Winde vier-und-zwanzig Tage zu; auch verrenkte sich eines der besten Pferde beim Ausladen. Ich ging darauf nach Padua und schenkte dort ein Pferd an Georg Bagnesi, der Frau Catherinen zur Ehe hatte, Tochter des Niccolo Maleghonelle, unsere Base. Sie hauseten in Padua. Die Reise nach Florenz machte ich über Modena, des Bologneser Krieges willen; wobei denn in den modenesischen Bergen ein gutes Pferd mir Schaden nahm, das ich zu Pontremoli zurückließ. So kam ich mit acht Pferden an, von denen ich sechs verkaufte, und alles daraus gelöste Geld verlor ich im Spiele. Und wahrlich blieb mir nach sechs Monaten durch Spielverlust und andere nöthigen Ausgaben nicht mehr, als hundert Gulden und zwei Pferde. In diesem Stande der Sachen hatte ich ein Auge auf eine Frau, die Frau Gemma hieß, die Gattin des Jacopo Chaviccíuoli und Tochter des Giovanni Tedaldini. Nun geschah es, daß ich auf dem Wege nach einem Kloster vor dem Thore Pinti von einigen Verwandten dieser Frau angerufen und zu einem Vesperbrode eingeladen ward. Ich nahm es an. Und fand ich dort Gelegenheit, obwohl in Gegenwart anderer Frauen, ihr unbehorcht zu sagen: „Ich bin ganz der Eure und wünsche, Euch empfohlen zu seyn." — „Und," fragte sie darauf, „wenn du der Meine bist, würdest du meinem Gebote gehorchen?" — Ich sagte: „Versuchet es und befehlet." — Sie antwortete und sprach: „So gehe denn mir zu lieb nach Rom."

Ich ging nach Hause, und schon am andern Tage saß ich auf und reiste ab, ich und ein einziger Diener, ohne im Hause zu sagen, wohin ich mich begebe. Ich zog auf Siena, von da über Perugia, Todi, Spoleto, Terni, Narni gen Orti, wo die Mannschaft des florentinischen Bundes gelagert war, welche dazumal Rom bekriegte. Und führte mich Herr Bindo Buondelmonti mit seiner Schaar, auf meine Bitte, bei Nacht gen Rom und beförderte mich in das Haus eines Römers, der heimlich sein Freund war. Hier verweilte ich einige Tage. Und jener Römer, er war Cola Ciencio genannt, erwirkte mir einen Freipaß auf acht Tage, und als ich wieder abreiste, ließ er mich an einen Ort bringen, welcher denen Orsini gehörte. Von da kehrte ich nach Orti zurück und zog auf dem vorigen Wege weiter nach Florenz. Mit dem Aufenthalte in Rom brachte ich auf dieser Reise einen Monat zu. Nach meiner Rückkehr ließ ich der besagten Frau durch ein Weibsbild melden, daß ich ihr gehorcht habe, mit den Umständen. Sie antwortete, daß sie mich nicht für so thöricht gehalten, um eines fröhlichen, scherzhaften Wortes willen mich in solche Gefahr zu begeben.

Als man im Jahr 1378 mit Pabst Gregor den Frieden geschlossen hatte, entstanden zu Florenz Unruhen und wurden viele Häuser vom kleinen Volke geplündert und angezündet. Sie jagten die Obrigkeit aus dem Stadthause; Herr Luigi Guicciardini war Gonfalonier, an dessen Stelle sie einen gewissen Michele di Lando sezten. Dieser verstand sich nach wenig Tagen mit den Zünften, den Ghibellinen und denen, welche durch gesetzmäßige Abmachung von den öffentlichen Aemtern ausgeschlossen waren, nahm darauf dem niedern Volke die Herrschaft mit Gewalt.

Damals stand ich selbst auf dem Platze vor dem Stadthause unter den Waffen; und da von den Zünften viel Leute dahin zurückkamen, die den Pöbel hatten verjagen helfen, schrie ein Steinmetz aus vollem Halse:

schlagt drein, nieder mit ihnen! Und Niemand schrie mit ihm. Da nun ich ihm zur Seite stand, sagte ich ihm, daß er schweigen solle, gleich den Uebrigen. Statt der Antwort gab er mir einen Degenstich in die Brust. Ich war schnell bei der Hand und verwundete ihn mit einem Speere, und stach ihn durch sein Koller, daß er todt hinfiel. Viele, die gesehen, daß er den Streit angefangen, sagten, daß ich wohl gethan, mich zu wehren; und war davon dazumal nicht weiter die Rede.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Das neue Theater St. James.

Etwas Neues, und nur Neues, ist so durchaus das Feldgeschrei der Gegenwart, daß es nicht Wunder nehmen könnte, wenn nächstens Niemand mehr in einem alten Hause, sodann Niemand mehr in einer alten Stadt, und endlich Niemand mehr in der alten Welt wohnen möchte. London steht zwar noch auf demselben Flecke, wo es vor hundert und mehr Jahren gestanden hat; allein viele Flecke, auf denen es damals nicht stand, bilden jezt den Mittelpunkt der Stadt. Und immer weiter und weiter greift es mit seinen Polypenarmen um sich. Während indessen neue Häuserreihen aus der Erde empor zu wachsen scheinen, reißt fast jeder Tag eine alte Straße ein; Nomaden ähnlich wechselt das Volk seine Wohnsitze, verläßt den alten Herd, um in der Entfernung einiger Meilen sich einen neuen zu bauen, und drängt die Grenzen der Stadt nach allen Seiten, besonders nach Westen hinaus. Darüber läßt sich viel und Interessantes sagen. Interessanter jedoch hat mir eine Ausnahme von dieser Regel, ein Stehenbleiben in der allgemeinen Bewegung so lange gedünkt, bis jezt auch diese Ausnahme in die Regel, das lange stehen Gebliebene in den Wirbel der Bewegung gefallen ist: es ist nämlich ein neues Theater entstanden, und seitdem kann sich jeder Londoner nicht genug wundern, daß es ihm möglich gewesen ist, seit vielen Jahren immer nur in die alten Theater zu gehen. Diese Verwunderung hat die natürliche Folge, daß gegenwärtig Alles nach dem neuen Theater drängt, und dies berechtigt wenigstens zu der Annahme, daß die Errichtung eines neuen Theaters eine gute Spekulation gewesen ist. Man behauptete, das neue Haus sey das eleganteste in ganz England. Aber viel Geschrei und wenig Wolle, sagt ein deutsches, much ado about nothing, sagt gleichbedeutend ein englisches Sprichwort, und beide Sprichwörter muß man in London stets im Gedächtnisse haben, so oft von etwas Neuem die Rede ist. Die Aufschneiderei kennt dann in der Regel keine Grenzen, und ist ein unbegreiflicher Auswuchs des im Allgemeinen musterhaft soliden englischen Charakters. Mit gerechtem Mißtrauen nahm ich daher am Abend der ersten Vorstellung in St. James meinen Weg nach der Königsstraße, denn bewährte sich auch nur die Hälfte dessen, was ich bereits Rühmliches von der Einrichtung des Hauses gelesen, so war das ein gutes Theil mehr, als meine seitherige Erfahrung mich erwarten ließ. Eine volle Viertelstunde vor dem Oeffnen des Theaters gelangte ich in dessen Nähe; doch näher war nicht mehr zu kommen. Während eine dreiund vierfache Wagenreihe die Fahrstraße sperrte, sperrten Hunderte von zusammengedrückten Menschen den Zugang zu den allerdings noch geschlossenen Thüren. Ich glaube, man kann eher einen Fels, als eine englische Volksmasse durchbrechen, und wird man eingeschichtet und hat im Geringsten etwas Greifbares in der Tasche, so hängt, ob man es behalten soll, lediglich von dem Ungefähr der Nachbarschaft ab. Die Polizei ist freilich auf dem Platze und thut auch ihre Schuldigkeit, denn von fünf zu fünf Minuten pflegt der zur Aufmerksamkeit anregende, obschon für das Corps der Anwesenden nicht besonders schmeichelhafte Ruf zu erschallen: gentlemen, take care of your pockets! meine Herren, die Taschen in Acht genommen! und diese Mahnung geht von den auf und ab wandelnden Polizeidienern aus. Abgesehen jedoch, daß der Beraubte bei der Fingerfertigkeit der Londoner Taschendiebe seinen Verlust oft erst bemerkt, wenn der Besitzer seines Eigenthums damit längst in Sicherheit ist, die dichtgedrängte Masse macht es den völlig unbewaffneten und bloß auf die Bedeutung ihrer Röcke und auf die Kraft ihrer Fäuste angewiesenen Polizeidienern vielmals unmöglich, vermittelnd einzuschreiten und wirksam zuzugreifen. Es ist also gerathen, hinter den Wogen des Gedrängs zurückzubleiben, zumal unter denen, die den schnellern Eintritt am rücksichtslosesten erkämpfen, in der Regel die Zahl derer die kleinste ist, welche Logen- und Parterrebillets lösen. Das bewährte sich mir auch im St. James-Theater: nachdem ich ungequetscht durch die Thüren gegangen war, fand ich das Haus zwar nicht leer, aber auch keineswegs über die Gebühr gefüllt. Mein Mißtrauen gegen die Wahrhaftigkeit vorausgehender Anzeigen war aber diesmal ein unbegründetes, denn ich finde das Innere des St. James-Theaters außerordentlich nett und geschmackvoll. Der Saal nähert sich ganz leicht, fast unmerklich, der Form eines Hufeisens, und die vorherrschende Farbe des Anstrichs ist ein zartes Weiß, das man hier — ich weiß nicht weßhalb, doch sicher nicht wegen seiner makellosen Reinheit — französisches Weiß nennt. Ein Blumengewinde, reich und erhaben in Gold gearbeitet, umschließt den ersten Logenrang, auf Englisch dress circle, der Putzcirkel, eine rein englische Marotte, die selbst in den kleinern Theatern mit unbeugsamer, lächerlicher Strenge behauptet wird. Ich kann vielleicht durch ein erläuterndes Beispiel einigen hieher reisenden Landsleuten nützen, und schalte es daher ein. Vor wenigen Tagen besuchte ich eines jener kleinern Theater, das der bekannten Madame Vestris gehörende Olympic-Theatre. Als ich mich dem dress-circle näherte, schallte mir die laute Stimme eines Mannes entgegen, der zwar englisch, aber deutsches Englisch sprach, ein Idiom, welches ein Deutscher an und für sich und außerdem deßhalb besser als ein Engländer versteht, weil der Engländer es in der Regel nicht verstehen will. Ich hörte, daß der Mann wegen ungebührlich verweigerten Einlasses zankte, vernahm aber keine Antwort, und sobald ich des Zankenden ansichtig wurde, sah ich ihn dem Logenschließer vordemonstriren, der, gleich als ob ihn das gar nichts angehe, ganz gemächlich mit übergeschlagenem Beine an einem Tisch lehnte und, die Bleifeder in der Hand, auf seiner Logenliste die noch freien Plätze notirte, da ohne besonderes Bezahlen für das Vorbehalten eines bestimmten Platzes ein Logenbillet nicht zu einem solchen, sondern zu jedem freien Platze in der ganzen Logenreihe berechtigt, weßhalb der Schließer eine Liste führt, die ihm sagt, theils, welche Plätze und auf wessen Namen sie vorbehalten sind, theils welche von den unvorbehaltenen er noch zu vergeben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 59.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 9. März 1836.

O möcht' ich in diesen
Großen Nöthen geschwind was glücklich Neues ersinnen!
Laßt uns Alles bedenken, und helfe, was helfen kann, denn hier
Gilt es den Hals!

Reineke Fuchs.

Züge aus den Reisen und Abenteuern des Bonaccorso Pitti, in den Jahren 1375 bis 1396.

(Fortsetzung.)

Ich ging nach Hause, als ich aber sah, daß täglich viele Guelfen, und eben von den besten, aus Florenz verbannt wurden, wollte ich nicht bleiben. Ich begab mich also nach Pisa und kehrte im Hause des Matteo dello Scielto ein, der dahin verwiesen war. Nachdem ich dort einige Monate verweilt hatte, hörten wir, daß viele große Bürger der guelfischen Partei zu Florenz einen Aufstand erregen werden mit Hülfe einer Anzahl Verbannter, die von Siena herbeikommen sollten; der Anführer der lezten war Herr Luca von Panzano, weßhalb denn auch von Pisa etwa zweihundert Mann aufbrachen. Mit diesem Haufen zog ich, und kamen wir Nachts, wie's verabredet war, an das Thor S. Piero Gattolini. Und sollte Herr Luca mit seinem Haufen vor Tagesanbruch in S. Miniato a Monte eingetroffen seyn und, sobald es hell geworden, in der Kirche die Sturmglocke ziehen lassen; und war die Abrede, daß auf dieses Zeichen die Verbündeten in Florenz hervorbrechen und das Thor S. Giorgio uns öffnen werden. Wir suchten zu erkunden, ob Herr Luca bei St. Miniato angelangt sey. Er war aber nicht dort, weil drinnen die Verschwörung man entdeckt und bereits Herrn Gregor Tornaquinci und Andere festgenommen hatte, die aussagten, daß Herr Luca mit seinen Genossen über S. Maria della Pianeta heranrücke. Der Stadthauptmann zog ihnen entgegen mit vielem Volke zu Fuß und wohl sechzig Pferden; und nachdem er auf Herrn Luca und dessen Haufen gestoßen war, schlug er ihn in die Flucht und nahm ihrer sieben gefangen. Wir Andern hatten von alle dem nichts erfahren, und glaubten nur den Tag verfehlt zu haben. Wir zogen uns gegen Pazolatico zurück und bargen uns, in kleine Haufen vertheilt, in den Landhäusern unserer Freunde. Giovanni dello Scielto und Bernardo, des Lippo Sohn, mit etwa sechsen zu Pferd und zwölfen zu Fuß, unter denen auch ich war, gingen in das Haus der Giovanni Corbizi zu Pazolatico, wo man uns aufnahm. Gegen Mittag kamen dort einige Bürger an, die aus Florenz entflohen waren, aus Furcht, gefangen und gemartert zu werden, und meldeten uns, wie Herr Gregor und viele Andere gefangen seyen und die ganze Stadt unter den Waffen stehe. Wir indeß beharrten noch immer fest auf dem Gedanken, daß wir um eine Nacht zu frühe angelangt wären, und hofften wir, daß Herr Luca die nächste mit seinen Leuten eintreffen werde, in welcher Meinung ich ein Pferd bestieg und

mit zwei Begleitern, beide zu Fuß, nach S. Maria della Pianeta mich begab, um Kundschaft einzuholen. Als ich nun unterwegs war, traf ich eine Stunde nach Sonnenuntergang auf den Stadthauptmann mit jenen sieben, die er gefangen mit sich führte. Ich hielt sie für Leute des Herrn Luca, begab mich daher voll Freuden in ihre Mitte. Doch umzingelten sie mich alsobald und riefen, die Spitzen ihrer Lanzen gegen mich gerichtet: wer seyd ihr? Da bemerkte ich zuerst, daß ich in schlimmer Lage war, antwortete doch mit Keckheit: wir sind Freunde. Ein Trabant, der zu Pferd war, machte sich voran und fragte mich: wer bist du? Ich sprach: ich bin Bonaccorso. Er befahl darauf den Fußknechten, daß sie mich sollen ziehen lassen, ich sey von den ihren. Und weil ich mitten unter sie gerathen und der Weg eng und schlecht war, fiel mir's unmöglich, zurückzuweichen, zog ich daher voran bis dahin, wo der Stadthauptmann mit seinen Reitern war. Der hielt an und fragte mich: wer bist du? Ich antwortete keck: Bonaccorso Pitti; der Trabant, der vorne ist, hat mich erkannt. Er fragte darauf: was machst du hier zu dieser Stunde, und so bewaffnet? denn ich war im Harnisch und trug einen Speer in der Hand und meine Begleiter die Lanzen auf der Schulter. Ich antwortete: habe Feinde, die mir nachstellen, und verließ Florenz bei Thorschluß, nach S. Chasciano zu reiten, und habe diesen Weg eingeschlagen, um ihren Nachstellungen zu entgehen; und um so lieber, als ich wußte, daß ihr desselben Weges gezogen waret. Er antwortete: ich glaube dir; doch könntest du einer von denen seyn, die ich suche, darum kehre jedenfalls mit mir nach Florenz zurück. Ich sagte: das bin ich zufrieden, und wendete mein Pferd um. Da fragte er noch einmal nach meinem Namen und forschte von Neuem mich aus; ich aber sagte ihm stets ohne Anstoß dasselbe. Da sprach er: und doch scheint es mir hart, daß ich dich zurückzukehren nöthige; dich aber gehen zu lassen, scheint mir auch bedenklich. Ich antwortete frischweg: Herr Stadthauptmann, lasset euch um meinetwillen nichts kümmern, denn ich gehe recht gern mit euch zurück. Da sprach er schnell: so gehe mit Gott! Ich verließ ihn demnach und zog voran; und sobald ich heraus war aus dem Haufen, schlug ich einen andern Weg ein und suchte meine Gefährten auf und meldete ihnen, was mir begegnet war. Wir beschlossen, den Tag zu erwarten, und zogen darauf ab. Ich führte sie auf Seitenwegen nach Sorbigliano, und kamen wir zuerst auf Mezola, wo Herr Zanobi uns zum Essen behielt. Darauf brachte ich sie über die sieneser Grenze in Sicherheit, verließ sie und kehrte nach Pisa zurück, in steter Gefahr, gefangen zu werden, weil alle Straßen besezt waren. Und scheint es mir bemerkenswerth, daß nicht eher ich Furcht empfand, als nachdem ich schon in Sicherheit war, das ist, auf pisanischem Boden, wo denn die nachkommende Furcht und die erduldeten Beschwerden mich so müde machten, daß in Pontadera ich zwei Tage blieb, mich auszuruhen. Und zu Pisa hörte ich nach der Hand, daß Herrn Gregor und den sieben Gefangenen man das Haupt abgeschlagen, auch nach mir und vielen Andern gesucht und uns mit dem Banne belegt hatte.

(Schluß des ersten Artikels.)

Altersungleichheit.

(Fortsetzung.)

Der Rest des Winters und ein Theil des Frühlings vergingen, ohne daß eine merkliche Veränderung in dem Verhältniß der drei Reisenden eingetreten wäre; nur ihre geselligen Beziehungen hatten sich sehr zu ihrem Vortheile umgestaltet. Da sie sich vor der Hand Rom zu ihrem Standquartier gewählt hatten, so ward der kleine Kreis von Fremden, die sich dort zusammenfanden, immer vertraulicher und eingelebter. Durch einen besondern Glücksfall hatte Frau v. Steinach eine Villa gefunden, wie sie sich die blühendste Phantasie nicht schöner ausmalen konnte. Sie lag vor der Porta *—*. Von Außen sah das Gebäude mehr phantastisch, als schön aus; da der Eingang sich an der Südseite befand, war es hier fast ohne Fenster; ein Thurm und mehrere Flügel schienen wie durch blindes Ungefähr aneinander gerathen. Aber im Innern befand sich ein großer Hofraum, voll reizender Annehmlichkeiten, auf den die Fenster aller Gemächer gingen. Die eine schmalere Seite eines länglichen Vierecks war abgerundet und durch einen schönen Säulengang eingefaßt, an dessen marmornem Fußboden das klare Wasser eines Behältnisses plätscherte, das durch einen immer rauschenden Springbrunnen in Bewegung erhalten wurde, und die Luft in dem ganzen Raume, der von den drei Seiten durch hohe Gebäude eingeschlossen war, stets kühl und erquickend erhielt. Die Wände des Gebäudes, die sich in der Wasserfläche des Marmorbeckens spiegelten, waren durch die an sich elegante Bauart, so wie durch alterthümliche Statuen und Vasen mit Aloestauden höchst zierlich und malerisch. Am Ende des in's Wohnhaus führenden Säulenganges ging eine breite, steinerne Treppe auf das flache Dach des einen Flügels, auf welchem sich ein fliegender Garten mit vielen duftenden Blumen befand. Eine Veranda, von den schönsten Lianen, Passifloren, Alströmerien, Bignonien u. s. w. überrankt, verlängerte einen kühlen, hohen Gartensalon, diesen gleichsam in den Garten hineinziehend, dessen mit bunten Blumen besäter Boden einem köstlichen Teppich glich, während rings an den

Seiten höhere Gewächse sich an dem schlanken Gitterwerk hinanzogen und von oben herab ihre Laubgewinde und Blumenglocken in den Lüften schwanken und sich im lauen Winde wiegen ließen. Hin und wieder öffnete sich das Laub und ließ den Blick auf die unaussprechlich poetische Ebene von Rom schweifen, manchmal auf einer Gruppe schwankender Pinienwipfel, oder auf einem in Epheu gehüllten Thurme ruhen, um sich wieder in den violettgoldenen Farbenduft der Campagna zu tauchen, und durch dieses Duftbad erfrischt, zu den näheren, materielleren Gegenständen zurückzukehren. Der Brunnen flüsterte leise aus der Tiefe, die Blumen wiegten ihre Häupter und schienen sinnend dem Gemurmel zu horchen; wie ein Schleier von Wohlgerüchen lag der berauschende Nachtduft auf den Stauden, und geisterhaft glänzten die Statuen im Mondschein, der nur hin und wieder von den schwankenden Schatten der Laubgewinde unterbrochen ward. So war die Veranda der Villa Adolphi gewiß der schönste Fleck in Rom, vielleicht in Italien.

Nach und nach wurden die Wohnzimmer mit hübschen Gemälden geschmückt, die sich die Damen und Kurt anschafften. Dieser hatte namentlich eines gekauft, das ihn besonders anzog: ein grauer Regenhimmel wird von einem Sonnenstrahl durchbrochen, der auf ein alterthümliches Schloß mit drei Giebeln fällt, welches nicht auf einem steilen Felsen, sondern auf einem niedrigen, sich nur eben über die Fläche erhebenden Hügel steht, wie man sie in Belgien häufig findet. Die Sonne lockt einen jugendlichen Ritter und eine Dame im Sommer des Lebens zu einem Gange in's Freie, und Beide schreiten ehrbar und anständig der Zugbrücke zu, die in den Garten führt. Dieser ist terrassenförmig angelegt, von dem frischesten Grün; Wasserpartien unterbrechen den Smaragd, und weiße Marmorstatuen spiegeln sich in den Wellen. Ein beschnittener Laubgang, durch den kein Sonnenstrahl fällt, ist wahrscheinlich das Ziel der beiden Lustwandelnden. Kurt fand in diesem übrig gebliebenen Bilde einer längst in Staub und Vergessenheit verfallenen Häuslichkeit etwas Rührendes, das ihn zu manchen Betrachtungen und Träumereien einlud.

Einst sagte er zu Cornelie: „Ich möchte wohl das Verhältniß kennen, in welchem die Originale dieser beiden Figuren zu einander standen, denn es ist gewiß eine Scene aus dem wirklichen Leben.“ — „Mutter und Sohn ohne Zweifel,“ war die Antwort. — „Gewiß scheint mir das nicht,“ bemerkte er; „die Frau ist zu jung, und sehen Sie nur, wie zärtlich er sich zu ihr neigt. Auch geht er auf der rechten Seite, was ein Sohn in jenen Zeiten schwerlich gethan haben würde.“ — „Dann ist es vielleicht,“ fiel Jene ein, „irgend ein junger Abenteurer, der die ältere Frau geheirathet hat, um sich in den Besitz des schönen Schlosses zu setzen.“ „Kann seyn; aber eben, daß ich das nie mit Bestimmtheit werde erfahren können, verleiht dem an sich schönen Bilde in meinen Augen etwas besonders Anziehendes.“

Herr v. Uechtritz fand sich auch hier wieder ein, und wußte manche Stunde durch sein angenehmes, belehrendes Gespräch zu verschönen; er versah Gerhardine, die mit Eifer römische Geschichte studirte, mit den dazu passenden Büchern, er wußte interessante Gemälde anzugeben und durch seine Erklärungen noch interessanter zu machen. Bald schien es Kurt, als ob, trotz der Verschiedenheit der Jahre, Gerhardine anfangs Eindruck auf ihn zu machen; aber die Gleichmäßigkeit von Uechtritz's Betragen, seine gehaltene Freundlichkeit zerstörte diesen Glauben. Er ward nach und nach allen Dreien ein angenehmer Hausfreund.

Eines Abends hatte ein Regenwetter den kleinen Kreis in das Haus gedrängt, nur die Gartenthür nach der Veranda war offen gelassen, und die lieblichsten Düfte strömten von draußen in's Gemach. „Was braucht man doch mehr in der Welt,“ sagte Frau v. Steinach, „als was wir hier um uns haben? Und warum kann man sein Leben nicht so selig und unschuldig verträumen, wie wir es hier thun?“ — „Weil ihrer nicht vier beisammen sind,“ erwiderte Uechtritz lächelnd, „ohne daß der Teufel sich Mühe gibt, als fünfter einzudringen.“ — „Sie sollten nicht lachen,“ meinte Gerhardine, „wenn Sie solch ein schrecklich Wort sagen, denn ein Scherz über einen so ernsten Gegenstand kann leicht der Geleitsbrief seyn, der ihm Thor und Thür öffnet.“ — „Etwas,“ sagte Kurt, auf Corneliens erste Frage antwortend, „liegt doch in dieser Luft, wodurch das ruhige Träumen, der Genuß des dolce far niente gestört wird, etwas Anregendes, was sich früher in ernsten Heldenthaten Luft machte und jezt in Liebesintriguen, die das Lebensziel der meisten Italiener sind.“ — „Die Liebeleien der Italiener,“ entgegnete Uechtritz, „sind so arg nicht; Sie können in Wien, London, Paris und andern Orten vollkommen denselben Grad von Immoralität finden, und mit weit mehr wirklicher Verderbtheit; denn die Italiener sündigen mit einer gewissen Unschuld und Offenheit, während die Andern ihr Unrecht durch Heucheleien und Lügen aller Art vergrößern.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Das neue Theater von St. James. Parlamentsöffnung.

Die Lage meines Landsmannes, mit einer Dame an jedem Arme, war zu offenbar eine hülfsbedürftige, als daß ich meine Vermittelung hätte zurückhalten können; also fragte

ich ihm auf deutsch nach seiner Beschwerde, und erfuhr in schneller Antwort, daß der Logenschließer sich weigere, ihnen die Pläze anzuweisen, für deren Sicherung sie doch einen Extraschilling bezahlt. „Und warum verweigert er Ihnen den Eintritt?“ fragte ich. — „Der Kerl murmelt etwas von einem dress-hat, was der Henker verstehen mag,“ war die Antwort. Ein Blick auf die Kopfbedeckung der beiden Damen genügte mir zur Aufklärung. Ich bemerkte der ältern, daß ihr Hut, obgleich wegen Höhe und Federschmuck den hinter ihr Sizenden wahrscheinlich unangenehm, doch wegen des ihm beiwohnenden Charakters eines dress-hat zulassungsfähig sey, und daß auch aus diesem Grunde kein an der Aussicht Beeinträchtigter ihr das Abnehmen von Rechtswegen ansinnen könne. ich bemerkte der jüngern, daß ihr Hut, obgleich ein allerliebstes bonnet, das Niemand die Aussicht auf die Bühne benehme, doch wegen der ihm abgehenden Eigenthümlichkeit eines dress-hat schon vor dem Eintritte in die Loge abgenommen werden müsse, und versicherte meinen, ob dieser Erklärung staunend und zweifelnd den Kopf schüttelnden Landsmann, daß er sich auf deren Richtigkeit verlassen könne. Der Beweis folgte ohne ein einziges, dem Logenschließer gegönntes Wort, denn so wie die junge Dame nur das Hutband zu lösen anfing, sezte jener sich in Bewegung, und so wie der Hut in ihrer Hand war, öffnete er die Loge. — Nun aber aus dem Olympic-Theatre schnell nach St. James zurück. Die Felder der Frontlogen des ersten Ranges zeigen, eingefaßt in vergoldete Rahmen der zierlichsten Arbeit, ganz allerliebste Zeichnungen, wenn nicht von Watteau selbst, doch in seiner Manier, und diese dunkel gefärbten Skizzen heben sich aus ihrem lichten Grunde eben so scharf, als lieblich hervor. Zarte goldene Verzierungen, untermischt mit schönen Medaillons schmücken die Vorderseite des zweiten Ranges und der Galerie. Das Proscenium, muschelförmig gleich dem in Coventgarden, ist in Abtheilungen gemalt, Amoretten und Grazien darstellend, wie sie in heiterm Tanze mit einander scherzen und tändeln. Zwei schlanke, cannelirte korinthische Säulen auf Fußgestellen von nachgeahmtem Marmor erhöhen die Schönheit der Bühnenlogen, und eine Reihe sanftgewölbter Bogen, bestimmt, das Dach zu tragen, und von Caryatiden gestüzt, läuft um den obern Theil des Hauses. Ueber alles dies gießt der Kronleuchter mit Beihülfe der Girandolen, welche die erste Logenreihe umgeben, eine Fluth von Licht. Das Ganze ist durchaus in der heitern und glänzenden Manier gehalten, welche zur Zeit Ludwigs XIV. Mode war, eine Zeit, die, mag man von ihr denken und urtheilen, was man will, für solche Dinge immer ein Muster bleibt. Und wie ist es, wenn der Vorhang aufgeht und das Spiel beginnt, um die zwei Hauptfragen bei einem Theater, um das Sehen und Hören bestellt? — So ausgezeichnet gut, daß das St. James-Theater auch in dieser Hinsicht allen Theatern Londons — Drurylane und Haymarket nicht ausgenommen, jenes in akustischer Hinsicht das schlechteste, dieses bisher das beste — den Preis unstreitig abgewonnen hat. Zu solchem Resultate gelangt, gestand ich mir, daß es zu viel gefordert wäre, den Vorzug auch in den Vorstellungen zu erwarten.

Den Anfang machte der Prolog; ich käme in Versuchung, zu Bestimmung des Verhältnisses, in welchem die Prologe der Shakespeare'schen Zeit zu denen der Gegenwart stehen, Ihnen denselben mitzutheilen, wenn seine Abgeschmacktheit auch nur einigermaßen ergözlich wäre. Nun kam die Reihe an eine neue Originaloper, auf dem Zettel a new original operatic burletta genannt, Agnes Sorel; von Seiten des Dichters ein elendes Machwerk, worin Carl VII. und Dunois als Nebenbuhler einander überlisten. Nur unbedeutend entschädigt für all diese Misere die Musik, deren Schöpferin eine junge Dame ist, Namens G. A. à Beckett. Aus begreiflichen Gründen wird von ihrem Talente in gewissen Coterien ungeheuer viel Wesens gemacht, während Andere, die zu jenen Cirkeln bloß ausnahmsweise Zutritt haben, meinen, wenn Agnes Sorel das erschöpfende Resultat langer und kostspieliger, in Italien gepflogener Studien seyn sollte, so dürfte der Aufwand für die Brühe den für den Braten übersteigen. Aber man kann nicht wissen, was Fleiß und Ehrgeiz einer jungen Dame noch erringen, und diese beiden Eigenschaften muß die Beckett besizen, denn ohne Fleiß läßt sich keine Oper componiren, ohne Ehrgeiz keine auf die Bretter bringen.

Wie im Februar 1835, so ist auch im Februar 1836 das englische Parlament zu neuer Berathung, zu neuer Gesezgebung, zu neuen Kämpfen zusammengetreten. Aber London war vor und bei Eröffnung des Parlaments in diesem Jahre ein leicht gekräuselter Landsee, im vorigen ein vom Sturm gepeitschtes Meer. Doch würde es ein gewaltiger Fehlschluß seyn, aus dem geringern Grade von Aufregung einen geringern Grad von Theilnahme an den bevorstehenden Sizungen, und hieraus einen Mangel an interessanten Verhandlungsgegenständen zu folgern. Selten vielleicht sind die Erwartungen höher gespannt, selten wichtigere Interessen Vorwurf derselben gewesen. Schon der einzige Umstand, daß in der Person des mächtigen O'Connell ein fein geschliffenes Schwert die Häupter der Pairs bedroht, daß er aber- und abermals versprochen hat, eine Reform des Oberhauses in Antrag zu bringen, daß er unter der Reform des Oberhauses die Erwählung seiner Mitglieder vom Volke und damit den Untergang des angebornen Pairsvorrechtes versteht, daß dieser Plan Anklang und Beifall im Volke um so mehr gefunden, je gesünder die Logik erscheint, daß, wie der Sohn eines Schneiders nicht verstehen müsse, Kleider zu machen, bloß, weil sein Vater es verstanden, so auch der Sohn eines Gesezgebers nicht folgerecht zum Gesezgeber befähigt seyn müsse, bloß, weil sein Vater es — vielleicht — gewesen, schon dieser einzige Umstand greift so tief in die Staatsverfassung, daß er keinen Engländer gleichgültig lassen kann, und die Folgen, die O'Connells durchgegangener Antrag nach sich ziehen würde, sind so ungeheuer, daß zwar kein menschlicher Verstand sie zu berechnen, wohl aber jeder das Unausbleibliche ihres Einflusses auf ganz Europa abzusehen vermag. Zu erörtern, ob das Gelingen von O'Connells Plan im Gebiete der Wahrscheinlichkeit liege, gehört nicht in diese Blätter; dagegen kann man hier Auskunft erwarten, wie es um die zum größten Theile eingeäscherten Parlamentshäuser und mit den Planen zu ihrer Wiederherstellung steht. Mit den alten Parlamentshäusern verhält es sich zur Zeit noch gerade so, wie an dem Tage, an welchem ich mich über ihre unwürdige Beschränktheit und übrige Miserabilität beschwerte, denn obgleich ein großer Aufwand von Kunst und Geld in beiden Häusern einem halben oder ganzen Duzend Mitglieder annehmlichere Pläze verschafft hat, so sind doch — ich gebe zu, aus Nothwendigkeit — die bedrängten Zuhörer unbedacht geblieben und müssen fortwährend, nachdem sie die engen Treppen sich hinauf gewunden, in den noch engeren Galerien sich einpfählen lassen. Allein nur Geduld, und gibt es auch selbst in dem mit einem Nez von Eisenbahnen überzogenen England Dinge, die langsam gehen, die Dampfmaschine der Oeffentlichkeit treibt sie doch vorwärts.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 60.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 10. März 1836.

— Hac mente laborem
Sese ferre, senes ut in otia tuta recedant,
Aiunt, cum sibi sint congesta cibaria.
Horat:

Der Amerikaner in England.

Die Londoner Bürger auf dem Lande.

Nordwärts von London auf einer Anhöhe liegt das Städtchen Islington, dicht an London stoßend. Es scheint fast ganz von in Ruhestand versetzten Handelsleuten bewohnt, unter welcher Benennung man hier zu Lande so ziemlich Jedermann begreift, der unter der Würde des Gentlemans steht, das heißt des Mannes, der ohne Beschäftigung von seinen Mitteln, von der Errungenschaft seiner Väter lebt. Unter den Geschäftsleuten in England herrscht ziemlich allgemein der Brauch, der in Amerika Nachahmung verdiente, daß sie, sobald sie sich ein gewisses Einkommen gesichert haben, ihr Besitzthum zu Gelde machen, dieses sicher, zu mäßigen Zinsen anlegen, und sich auf das Land oder in eine Vorstadt zurückziehen, wo sie sich ein Gärtchen verschaffen können und hier nun den Abend ihrer Tage in Ruhe verleben. Ihre Häuser sind sehr gleichförmig gebaut, äußerlich unscheinbar, unbemalt, innen recht hübsch und bequem eingerichtet, an den Fenstern schöne Vorhänge und Jalousien, damit die Vorübergehenden nicht hineinsehen können, oder zum selben Zweck, noch geschmackvoller, blühende Gewächse nebst Bauern mit Lerchen und Kanarienvögeln.

Manche dieser der Ruhe pflegenden Bürger halten schwerfällige Fuhrwerke, mit mächtigen Wappen bemalt. Man sieht hier keine Wagen mit einfachen Chiffern, und der Glanz und die Größe der Wappenschilde steht im umgekehrten Verhältniß mit dem wirklichen Range des Besitzers. Wer hier zu Lande reich geworden ist, läßt es eines seiner ersten Geschäfte seyn, sich von einem Heraldiker, gegen gutes Geld, ein hübsches Wappen fertigen zu lassen. In einem Punkt sind sie indessen vernünftiger als wir: sie schaffen sich nie einen Wagen an, bevor ihr Vermögen es ihnen gestattet. Jeder bemißt seine Ausgaben streng nach seinen Mitteln; wenn sich der Aufwand für zwei Pferde damit nicht verträgt, so begnügt er sich mit einer ungeheuern Kutsche, von Einem Pferd gezogen, vor welcher auf unserm rauhen Pflaster zwei Pferde allen Respekt hätten. Hin und wieder sieht man bejahrte Hengste, welche in jüngern Tagen ihre ungeduldigen Herrn im Nu auf die Schauplätze des Handels und Wandels gezogen haben, gemächlich dahinschleichen, in seltsamem Contrast mit dem raschen Fluge der jungen Handelsleute, häufig wohl gar ihrer Söhne, welche so eifrig darauf aus scheinen, Zeit zu gewinnen, als jene, sie loszuwerden. Ja diejenigen, welche das ersehnte Ziel ihrer Wünsche erreicht haben, scheinen weit unglücklicher, als die, welche erst darnach jagen. Der in Ruhestand versetzte Handelsmann ist allzeit

bereit, sein gleich williges, durch lange Uebung mit der Laune seines Herrn vertrautes Roß anzuhalten, um mit einem, auf dem die Zeit gleich schwer lastet, vom Handel und den Stocks zu schwatzen. Andere treiben sich an den Ecken oder vor ihren Thüren herum, sprechen hie und da ein Wort oder gar nicht, und sehen langweilig und neidisch in das Getriebe der thätigen Bevölkerung. Wahrhaftig, man kann sich schwerlich Leute denken, die weniger mit sich anzufangen wissen. Die Zurückgezogenheit, der Wohlstand, nach dem sie in den frühern Jahren eines thätigen Lebens seufzten, hat sie unglücklich gemacht, indem er sie um ihre Beschäftigung brachte.

Der Morgen mit seinen frischen physischen und moralischen Eindrücken, wie das Frühstück und die Zeitungen sie gewähren, welche zum billigen Preise von einem Schilling wöchentlich von Haus zu Haus wandern, ist wohl der Abschnitt in ihrem Leben, wo die Langeweile sie am wenigsten plagt und sie dem negativen Etwas, das man Glück nennen mag, noch am nächsten kommen. Aber schrecklich lang muß ihnen die Zeit bis zum Mittagessen und dem Braten werden: sie lungern herum, machen einen Ausgang, vielleicht instinktmäßig in das Gewühl der City, oder sehen bei schlechtem Wetter gedankenlos aus dem Fenster. Dem Essen folgt eine zweite schlimme Pause, bis die frühe Theestunde zu rechter Zeit der überhandnehmenden Schläfrigkeit vorbeugt. Das Whist gibt endlich dem Tag den Gnadenstoß; er endet, wie er begonnen, im ewigen Kampfe mit der Zeit.

Von Familienverkehr war in Islington nie und nirgends eine Spur zu entdecken: da rasselten keine Wagen, da donnerten keine Thürklopfer, da schlugen keine Thüren, da summste kein Durcheinander von Stimmen, da kreischte keine muntere Geige. Der ganze musikalische Genuß weit und breit bestand darin, daß hin und wieder mit Affen herumziehende Savoyarden auf Handorgeln Rule Britannia, God save the king oder Yankee Doodle kläglich ableierten. Zuweilen wurde da der patriotische Busen eines gichtischen Junggesellen oder einer eingeschrumpften alten Jungfer von den Lauten bewegt, welche im Stande sind, in der abgestorbensten englischen Brust die Flamme des Enthusiasmus zu entzünden; an dieser oder jener Seite der Straße that sich dann ein Fenster auf und eine geschwollene oder eine ausgemergelte Hand streckte sich heraus und warf dem eifrigen Leierer einen Penny herab.

Doch man hätte wohl Unrecht, zu behaupten, das ganze Jahr verfließe diesen Leuten in ewiger, freudloser Gleichförmigkeit. Eine Ausnahme macht einmal der jährliche Besuch des Theaters, um König und Königin zu sehen, wo dann ein ungeheures, vom Parterre bis zur Galerie mit wimmelnden Massen gefülltes Haus das seltsame Schauspiel darbietet, daß zwei Leute dem Spiel zusehen und alle andern sie ansehen. An diesem Tage, mehr als je, äußert sich das Gefühl der Loyalität, das in jeder englischen Brust lebt, ein Gefühl, das sich als Liebe, als Verehrung eines Individuums ausspricht, und doch, wenn auch unbewußt, nichts ist, als ein Concentriren des Patriotismus, glühende Vaterliebe, die sich an den Mann hängt, der die Souveränität des Landes repräsentirt, der gleichsam das personificirte England ist. Wenn der Engländer mit Entzücken dem erhabenen „God save the king" horcht, so ist es nicht Anhänglichkeit an einen Schwelger, wie Georg IV., was ihn durchzuckt und zu den Wolken hebt, nein, der Gedanke an England, an seine Größe und seine Triumphe entzündet das Feuer in seinem Busen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Altersungleichheit.

(Fortsetzung.)

Gerhardine war in den Garten gegangen, denn der Regen hatte nachgelassen und tausend Düfte durchwogten die Luft. Still sinnend sah sie auf die Campagna hinab. „An den Grenzen des nördlichen Deutschlands," sagte Cornelie, „hört für die Deutschen die Immoralität des geselligen Lebens auf." — „Ja, aber auf Kosten der Grazien," bemerkte Uechtritz. „Sehen Sie nur die mecklenburgischen, pommerschen und holsteinschen Mädchen an. In ihren enggeschnürten Leibchen und wohlgeglätteten Kleidern, mit ihren glattgekämmten Haaren gehen sie fein jüngferlich auf der Promenade einher und schlagen immer die Augen nieder. Die Wonne, einen Schmetterling im raschen Laufe zu verfolgen, einer schönen Blume wegen auf die feuchte Wiese zu laufen, die Locken vom kühlen Abendwind durchwehen zu lassen, oder auch nur in Gegenwart eines Mannes über einen guten Spaß laut zu lachen, ist ihnen völlig unbekannt. Daraus entstehen denn begreiflicherweise recht pflichttreue, pedantische Hausfrauen, die ihre Kinder täglich waschen und im Stricken unterrichten, ihre Bildung aber, ihren Geist, mit dem sie viele Menschen erfreuen könnten, für sich allein behalten. Darum gehört es auch zu den großen Seltenheiten, daß sich Jemand um die Gunst einer Frau bewirbt; eine Dame, die das vier-und-zwanzigste Jahr überschritten hat, ist hors de question. In England fängt sie mit dem dreißigsten erst an zu blühen und endet spät, sehr spät, wenn aller Reiz unzweifelhaft verloren ist, und abgesehen von der Moralität, scheint mir die leztere Lebensansicht die richtigere zu seyn." — „Das mag seyn, lieber

Uechtritz," nahm Kurt das Wort, „wenn Liebe des Lebens Zweck ist. Wenn sie aber nur ein sanfter Strahl ist, der den Frühling des Menschen verschönern und ihm in den Tempel der Häuslichkeit hineinleuchten soll, dann möchte es doch wohl besser seyn, wenn mit dem Eintritt in die Ehe auch das frühere Lebensdrama geschlossen wird, und die Frau nun ganz und ungetheilt ihrem Manne lebt." — „Gewiß," sagte Frau v. Steinach, „so sollte es seyn, und ich glaube, Herr v. Uechtritz, Sie thun den Engländern Unrecht, wenigstens darf das Gesagte wohl nur auf das Leben der vornehmen Stände bezogen werden." — „Das will ich gern einräumen," versezte Uechtritz; „aber, meine Gnädigste, wenn Graf Frundsbergs Behauptung wirklich eine Lebensregel würde, dann ginge ja uns Armen der beste Theil verloren. Denn eine Frau wird wirklich erst in dem Alter liebenswürdig, wo sie sich in Norddeutschland in die Kinderstube vergräbt. Sehen Sie, in Europa und im ganzen Occident, wo die Frauen unverschleiert gehen, sind sie gewissermaßen Gemeingut, und es ist ihre Pflicht, sich bewundern zu lassen, bis Niemand mehr daran denkt." — Cornelie lächelte. „Lachen Sie nur," fuhr Uechtritz eifrig fort; „aber mich verdrießt es, wenn eine Frau, die mit allem Recht noch als gefeierte Schönheit auftreten könnte, sich ein kleines Mützchen tief in's Gesicht sezt und vor der Zeit allen Ansprüchen entsagt, oder mit andern Worten, die Rechte aller derjenigen beeinträchtigt, welche Sinn für Schönheit und Anmuth haben."

Cornelie ward ein wenig roth und beschäftigte sich damit, eine Lilie in einer hohen Vase voll schöner Blumen zu ordnen, und schien nicht zu bemerken, daß Kurt sie mit aufmerksamen Blicken betrachtete und jede ihrer Bewegungen bei dem anmuthigen Geschäfte verfolgte. Als Herr v. Uechtritz gleich darauf zu Gerhardine in den Garten ging, sagte Kurt: „Er ist ein gescheiter Mensch." — „Ja," fiel Cornelie ein, „aber er schwazt doch manchmal recht in den Tag hinein." — „Diesmal hatte er doch vollkommen Recht!" rief Kurt lebhaft. „Sie halten sich viel zu sehr wie ein altes Mütterchen, denn wahrlich, Sie sind doch noch eine ganz junge Frau." — „Und Sie sind ein Kind!" sagte Cornelie, in deren Eifer, die Blumen immer noch schöner zu gruppiren, eine leichte Verlegenheit nicht zu verkennen war. Um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, fuhr sie fort: „Sehen Sie nur diese schöne Farbenmischung! Ich liebe die Blumensträuße ordentlich mit einer Art von Zärtlichkeit. Gepflückt und im schönen Gefäße aneinander gereiht, stehen die Blumen zu ihren Schwestern im Garten in demselben Verhältniß, wie geschmückte junge Mädchen im schön erleuchteten Ballsaal, mit der Magie des Putzes und dem Bewußtseyn, sich so auf's Beste darzustellen, zu denselben Mädchen im Hauskleide. Freilich spricht man viel vom besondern Reiz der Schönheit im Morgenanzug; mir aber ist noch jede im vollen Abendcostüm hübscher erschienen." — „Als Bouket betrachtet," sagte Kurt, „sind die schöngepuzten Damen im Ballsaal gewiß der reizendere Anblick, während die Schönheit der einzelnen Blume doch oft mehr in's Auge fallen und beachtet werden möchte, wenn sie allein zwischen grünen Blättern im Garten prangt. Aber wenn Sie den Putz so vortheilhaft finden, warum zeigen Sie sich denn nie anders, als im einfachsten Anzuge?" — „You always string the same chord, my dear," sagte Cornelie halb ärgerlich, und folgte Uechtritz in den Garten.

Bald war auch Kurt draußen und ging gleich wieder zu ihr. „Sie sehen," sagte er ihr leise, „daß Sie keine geringere Anziehungskraft für mich haben, als Gerhardine für Herrn v. Uechtritz." — „Passender wäre es umgekehrt," lachte Cornelie; aber sie war verlegen, es stieg ein gewisses Bewußtseyn in ihr auf, das seit Jahren geschlummert hatte; das Bewußtseyn, zu gefallen; denn ein wenig eher als der Empfindende merkt diejenige, für die empfunden wird, dergleichen immer. Und wem? Einem jungen Manne, der in wenigen Tagen erst ein-und-zwanzig Jahre alt und mündig werden sollte. Sie schämte sich, daß ein solcher Gedanke sie nur einen Augenblick beschäftigen konnte, und bald hatte sie sich wieder in den liebenswürdigen Ton ihres gewöhnlichen Gesprächs hineingefunden. Aber Kurt fand den seinigen nicht wieder. Sonderbar! Die offenbare Anerkennung der Thatsache, daß Cornelie noch immer eine sehr anmuthige Frau war, aus dem Munde eines Dritten, hatte sein dunkles Gefühl dieser Wahrheit plötzlich zum klaren Bewußtseyn erhoben, und er fühlte sich gedrungen, sie mit einer Art Neugierde zu beobachten, wie Einer, der, bisher in Blindheit befangen, nun plötzlich erst sehen kann, was um ihn her vorgeht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Februar.

Akademische Preise.

Neulich sprach ich Ihnen von Cholera, Wohlthätigkeit und Kunst, heute will ich Sie von unsern Akademien, ihren Sitzungen, Leistungen und Preisen, und von unserer Literatur unterhalten.

Die Akademie der Wissenschaften gab in unserer Webe- und Geldstadt wieder ein Lebenszeichen von sich, was natürlich Alle freut, die nicht Fabrikanten oder Negozianten sind, denn dergleichen ist bei uns immer ein aufheiternder und wärmender Lichtstrahl in der Dämmerung unsers Gewerbs- und Erwerbslebens. Die Akademie ertheilte den eingekommenen Schriften die ausgesezten Preise, verschob andere und

fügte neue hinzu. Der Professor Anot in Bordeaux erhielt für seine Abhandlung über das beste Unterrichts- und Erziehungssystem in constitutionellen Monarchien den ersten Preis, bestehend in einer goldenen Medaille, 600 Fr. an Werth. Allerdings eine sonderbare, nicht leicht zu fassende Aufgabe, von der ich später noch einmal sprechen werde. So viel ich von der noch nicht gedruckten Abhandlung Anots weiß, ist sie durchaus nicht für das bisher für Erziehung und Unterricht in Frankreich angenommene System, sondern nähert sich sehr dem preußischen. Auch für die beste Lobschrift auf unsern um die Seidenweberei so hochverdienten Jacquard war ein ähnlicher Preis ausgesezt worden, wurde aber nicht ertheilt, sondern für 1836 erneuert, weil keine ganz würdige Abhandlung eingekommen war. M. Bonafous hat einen gleichen Preis gestiftet für eine gute Uebersezung der Virgilschen Georgica, versehen mit den besten Anmerkungen und Commentarien über die Ackerbauwissenschaft, so daß jungen Leuten neben dem Studium der lateinischen Sprache auch Mittel an die Hand gegeben werden, sich genaue Kenntnisse über diese so wichtige und nüzliche, aber doch bisher in der Erziehung so vernachlässigte Wissenschaft zu erwerben. Virgil bebaute bekanntlich bis in's zwanzigste Jahr selbst seine Ländereien, dann erhob er durch den Reiz der schönsten Poesie die einfachsten Einzelnheiten des Landlebens, mit Allem, was Hesiod, Xenophon, Aratus, Varro, Cato der Censor und andere frühere Landbaukundige darüber gesagt hatten. Unglücklicherweise haben die meisten Uebersezer und Commentatoren Virgils nur den Dichter in ihm gesehen, sie hielten sich nur an die Sprache, ihre Schönheiten und Schwierigkeiten. Alle sind ganz leicht über die Ackerbaukunde und über die Fortschritte weggeschlüpft, die sie seit Virgil gemacht hat, so daß die beste Gelegenheit, die Elemente der wichtigsten Kunst zu studiren, bis jezt ungenüzt für die jungen Leute vorübergegangen ist. Diesem Uebelstand soll nach des Preisstifters Meinung durch obige Arbeit abgeholfen werden. — In einer der lezten Sizungen der Linnéschen Gesellschaft wurden italienisch die lezten Nachrichten über den unglücklichen Bertero vorgelesen. Dieser berühmte Botaniker, den eine glühende Liebe für die Wissenschaft trieb, bereiste und untersuchte botanisch Südamerika und die Inseln des großen Oceans, von wo er kostbare Sammlungen an seine Freunde in Europa sendete. Den 4ten November reiste er von Otahaiti nach Chili auf einer Goelette zurück, die auf Ulietea, einer der Gesellschaftsinseln, anhalten sollte. Von dieser Insel schrieb Bertero noch an einen seiner Freunde auf Otahaiti. Dies war sein lezter Brief, denn seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. Sein Schiff ist weder in einem chilischen Hafen, noch irgend anderswo angekommen, und wahrscheinlich in einem Schiffbruch auf der Ueberfahrt untergegangen. Man hat vielfache Erkundigungen eingezogen, aber weder in England, noch in Amerika und auf den Inseln des großen Oceans hat man etwas erfahren können. Jede Auskunft über Bertero's Schicksal würde von der Linnéschen Gesellschaft in Lyon, deren Korrespondent er war, sehr dankbar aufgenommen werden.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Februar.

(Fortsezung.)

Plan für die neuen Parlamentshäuser.

Im Oktober 1834 brannten die Parlamentshäuser ab, und einer der ersten Anträge, welchen die Minister den vier Monate nachher versammelten Volksvertretern machten, betraf deren Neubau. Aus der Mitte des Ober- und Unterhauses wurde eine Commission niedergesezt, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, und nachdem gleichzeitig festgestellt worden war, daß die künftigen Gebäude auf der Stelle der jezigen errichtet werden sollten, eröffnete die Commission einen Concurs von Architekten und warf vier Preise aus, einen von fünfzehnhundert und drei Nebenpreise, jeden von fünfhundert Pfund Sterling. Eine Frist von sechs Monaten wurde zu Einreichung der Plane und Anschläge anberaumt, und obgleich eine Menge Menschen behaupteten, daß damit den Bewerbern genügende Zeit gegeben sey, so traten doch schnell mehrere Baukünstler in langen öffentlichen Deductionen mit der Behauptung des Gegentheils auf, meinten, die Commission habe durch diese einzige Bestimmung ihren Mangel an Bauverstand verrathen, forderten eine Verlängerung der Frist auf ein, zwei oder drei Jahre, und versicherten, wenn die Commission auf dem gefaßten Entschlusse beharren sollte, werden entweder gar keine Plane, oder nur Sudeleien einkommen. Anstatt keiner Plane sind indessen deren sieben-und-neunzig mit nicht weniger als vierzehnhundert Zeichnungen eingegangen, und wenn Namen Bürgschaft leisten können, so ist anzunehmen, daß auch der zweite Theil der Vorherverkündigung, die Sudeleien betreffend, sich nicht erfüllt hat. Es ist schwer, aus einer solchen Masse eine richtige Wahl zu treffen, aber fast noch schwerer, durch die Berühmtheit eines Namens sich nicht bestechen zu lassen, und da die Mitglieder der Commission in der öffentlichen Achtung hoch genug standen, um den Verdacht unwürdigen Einflusses auf ihr Urtheil nicht fürchten zu müssen, handelten sie sehr klug, sich auch der Möglichkeit einer Einflüsterung zu entziehen, welcher der ehrlichste und unparteiischste Mensch unwillkührlich Gehör leiht. Damit sie also gar nicht wissen sollten, welch berühmten oder unberühmten Mannes Arbeit ihnen zur Beurtheilung vorlag, mußte jeder eingereichte Plan mit einer Zahl und einem Zeichen versehen und von einem versiegelten Zettel begleitet seyn, auf dessen Umschlag dieselbe Zahl und dasselbe Zeichen standen, während der Zettel selbst den Namen des Künstlers enthielt. Jeder Fälschung noch sorgsamer vorzubeugen, mußten die Plane an den Sekretär der Commission, die Zettel an Lord Duncannon eingesendet werden. Die Baucommission hat nun ihre schwierige Aufgabe gelöst und in ihrem, dem Könige vor Kurzem erstatteten und von diesem sofort genehmigten Vortrage alle vier Preise vertheilt. Der hübsche Hauptpreis ist Charles Barry und die drei Nebenpreise sind den Herren Buckler, Hamilton und Railton zugefallen. In einer etwas stürmischen Versammlung haben die sich verlezt fühlenden Baukünstler den Beschluß gefaßt, die Regierung um öffentliche Schaustellung sämmtlicher eingegangenen Plane und Zeichnungen zu bitten. Kann die Regierung ein zu diesem Zwecke hinreichend geräumiges Gebäude missen, so dürfte die Bitte um so eher erfüllt werden, je zuvorkommender die Commissäre, deren Entscheidung — merkwürdig genug — eine unbedingt einstimmige gewesen ist, selbst die Bitte unterstüzt haben. Wie aber der Präsident jener Versammlung die ausgesprochene Absicht zu erreichen gedenkt, das Publikum zum Richter zu machen — das Publikum, dieses vielköpfige, vielsinnige, wetterwendische Conglomerat ungenannter und unbekannter Einzelnheiten — das ist mehr, als ich zu sagen weiß.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 61.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 11. März 1836.

Nie warst du, nie zu einem Sieg der Schönheit
Gerüsteter als eben jezt. Mich selbst
Hast du umstrahlt wie eine Lichterscheinung,
Als du vorhin ins Zimmer tratest.

Schiller.
Maria Stuart.

Altersungleichheit.

(Fortsezung.)

Gerhardine beschäftigte sich seit einiger Zeit sehr angelegentlich mit der Musik, und hatte einen Lehrer angenommen, um den Generalbaß zu lernen und die schöne Kunst von Grund aus zu studiren, wie sie sich denn überhaupt mehr zu der wissenschaftlichen Gründlichkeit der Männer, als zum anmuthigen „Effleuriren" der Weiber hinneigte. — Kurt und Cornelie waren daher oft genöthigt, ihre Wanderungen durch das alte und neue Rom allein anzutreten, und die Kluft, die sich schon zwischen den beiden jungen Leuten geöffnet hatte, ward immer weiter, während die den Jahren und Verhältnissen nach natürliche Entfernung zwischen Kurt und Cornelie immer mehr schwand.

Es war ein Ball beim Herzog von Torlonia, und auch unsere Deutschen waren dazu geladen. Als sich die Damen in Kurts Gegenwart über ihre Toilette beriethen, ward Frau v. Steinach von ihm und ihrer Tochter mit Bitten bestürmt, bei dieser Gelegenheit auch einmal im vollen Putz zu erscheinen. „Kinder," sagte sie, „wie könnt ihr doch nur so thöricht seyn! Das Bischen Jugend, was mir noch geblieben ist, kann wirklich nur mit einem passenden Anzuge bestehen, und es wäre lächerlich, wenn ich mich wie ein Mädchen kleiden wollte." — „Das verlangen wir auch nicht," sagte Gerhardine, „aber denke dir ein Mittelding aus, Mutter, und zeige uns einmal, wie hübsch du noch seyn kannst." Cornelie ließ sich erbitten und versprach, sich so schön wie möglich zu machen.

Am Ballabende war Kurt früh hingegangen, um dem Eintritt der Damen beizuwohnen und sich an dem Eindruck zu ergötzen, den sie nach seiner Meinung auf die Versammlung machen mußten. Endlich trat Frau v. Steinach mit ihrer Tochter in's Zimmer, und er fand sich in seinen Erwartungen in Betreff der Zuschauer keineswegs getäuscht. Cornelie trug ein weißes seidenes Moiréklein mit langen Ermeln, die am Unterarm eng anschlossen, und die Büste, wie der volle, runde Hals ließen keinen der Reize vermissen, womit sie die Blüthezeit des Lebens geschmückt hatte. Auf dem Kopfe trug sie ein kleines, himmelblaues Barret mit zwei langen Federn, und prächtige Turquoisen schmückten den Hals und umschlossen die Gelenke der zierlichen Hand. — Gerhardine trug ein Kleid von rosenrothem Krepp, und auf dem Kopfe einen Kranz von weißen Camelien, über dem sich ein diamantener Schmetterling leicht wiegte, daß sie wie ein Bild erschien, auf dem Psyche sich der lieblichsten Mädchenform entschwingt. Kurt ließ die Augen lange auf beiden ruhen und dachte: „Sie hatte

doch Recht mit den Blumen im Garten und dem in der Vase geordneten Strauß. Hier erst zeigt sich ihre Schönheit in Vergleich mit den Andern."

Bald flog Gerhardine leicht wie eine Elfe durch den Saal, und wie sie die Königin der Tanzenden war, so sammelte Cornelie alle geistreichen Männer und anmuthigen Frauen um sich, und war bald der unverkennbare Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Kurt tanzte im Anfang viel, und war ganz und gar mit Gerhardine und ihrer gemeinschaftlichen jugendlichen Lust beschäftigt. Gerhardine war sehr heiter und ward es immer mehr und nahm Kurts Aufmerksamkeiten mit einer Freude auf, die ihrem Ausdruck eine unendlich verschönernde Heiterkeit mittheilte. Aber die Tänze folgten sich so rasch, und sie war in den kurzen Pausen so umlagert, daß an keine Unterhaltung mehr zu denken war, weßhalb Kurt sie nach einiger Zeit verließ, um Cornelie aufzusuchen. Er fand sie, etwas von der übrigen Gesellschaft entfernt, in angelegentlichem Gespräch mit Uechtritz. Als Kurt sich nahte, zog dieser sich zurück, und ihre Wangen waren hoch gefärbt, ihre Blicke suchten den Boden; sie erschien ihm in diesem Augenblicke so unbeschreiblich schön, daß er, in ihren Anblick verloren, die Tochter bald vergaß. Sie reichte ihm den Arm mit den Worten: „Mir ist so beklommen, lassen Sie uns einmal um den Garten gehen."

Kurt begleitete sie mit einem Gefühle, als solle jetzt erst das Fest für ihn beginnen. Es konnte ihm nicht entgehen, daß sie innerlich bewegt war; sie sprach wenig, und dies Wenige mit fast zitternder Stimme. „Ist Ihnen irgend etwas Unangenehmes begegnet, Frau Cornelie?" fragte er theilnehmend. „O nein!" sagte sie, „nichts, was mich schmerzen könnte; aber dennoch will ich Ihnen nicht verhehlen, daß — aber ich werde Sie vom Tanzen abhalten." — „Nein, nein!" fiel er rasch ein, „mir geht der Genuß eines stillen Ganges weit über das erhitzende Getümmel im Tanzsaal." — „Sie sind ein junger Philosoph," sagte Cornelie. — „Nicht so ganz," entgegnete er; „mir ist eigen zu Muthe, meine theure Freundin, und ich kann es mir nicht ganz klar machen, was in mir vorgeht. Aber auch Sie scheinen mir bewegt und wollten mir, glaube ich, etwas vertrauen."

Sie kamen in ein dunkles Gebüsch, das nur vom fernen Schimmer vieler Lampen erleuchtet war; eine Bank lud zum Sitzen ein. „Setzen wir uns," sagte Cornelie, „die Nacht ist so lau und einladend. — Und nun sagen Sie mir offen, was Ihr Herz beschwert." — „Erst," versetzte Kurt, „erzählen Sie mir, was Herr von Uechtritz mit Ihnen gesprochen hat." — „Nein," das ist sein Geheimniß." — „Ich errathe es — — Er liebt Sie —" Cornelie schwieg. „Und Sie?" fragte Kurt nach einer Pause. — „Ich bin vierzig Jahr alt, mein junger Freund, und alle Gedanken der Art kommen mir nur lächerlich vor." — „Ach," sagte Kurt, „Sie sind eine seltsame Frau mit Ihren vierzig Jahren. Sehen Sie, wie Sie jetzt da sitzen, weiß und schön vor dem Hintergrunde des dunkeln Laubes, erschienen Sie mir so jugendlich, so weit anziehender, als Alles, was ich je von jungen Mädchen gesehen habe, daß es mir unmöglich ist, an Ihre vierzig Jahre zu glauben, kaum an dreißig. Und wissen Sie, woher das kommt?" fuhr er lebhafter fort. „Das kommt aus Ihrer Seele, die freundlich und gütig nie ein Gefühl der Bitterkeit oder des Zornes gekannt hat, die alle Menschen mit jugendlicher Liebe umfaßt, und daher auch keinen Ausdruck, als den der Reinheit und der Anmuth in Ihrem Gesichte ausbilden kann. O Cornelie, wäre Gerhardine so gut und so milde, wie Sie, ich könnte recht glücklich werden!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Amerikaner in England.

(Fortsetzung.)

An solchen Tagen nun überläßt sich unser zur Ruhe gelangter Bürger einem Enthusiasmus, der mit seinem ganzen täglichen Lebenslauf den größten Contrast bildet. In einem Lande, wo Kasten und Stände den Leuten mehr zu denken geben und auf ihr Betragen größern Einfluß äußern, als irgendwo, fühlt er sich zu ungewohnter Würde und Selbstachtung erhoben, da er mit einem wirklichen, lebendigen König vor der Bühne sitzen, da er diesem gegenüber sich gleichsam dem Gefühle der Gleichheit überlassen darf, das zwar in ihm durch Gewohnheit erstickt, aber einmal das mächtigste in der Brust des Mannes ist. Hier wartet seiner ferner ein entzückender Genuß, ein Genuß, wie man sich keinen wunderlicheren denken kann, nämlich der Anblick einer Königin, die eine Tasse Thee trinkt, gerade wie ein anderer Mensch auch.

Dies ist des Bürgers Jubelfest, sein großer Festtag im Jahr, um den er die lange Reihe einförmiger Tage und noch einförmigerer Nächte in Geduld trägt. Sie gingen zu Grunde vor Apathie — und oft mag dies wirklich der Fall seyn — wären nicht die ewige Angst, beraubt und ermordet zu werden, und die jede Nacht gegen solchen Fall zu ergreifenden Vorsichtsmaßregeln ein beständiges Reizmittel für sie: da müssen die Thüren mit Bolzen und Ketten gesperrt, da müssen die Fensterschellen besichtigt werden, ob sie sich auch hören lassen, wenn ein Dieb einbrechen wollte, da muß dafür gesorgt werden, daß die Rassel neben dem Bette in Bereitschaft

liege, damit man im Nothfall schnell an's Fenster springen und die Wache auf die Beine bringen könne. Solch eine Lebensweise muß nothwendig wunderliche, im höchsten Grade excentrische Charaktere erzeugen, und der Dramatiker fände hier gewiß die seltsamsten, mannichfaltigsten Subjekte zu studiren. Häufig ist Krankheit des Körpers wie des Geistes die Folge davon; die Hypochondrie tritt auf in allen ihren Spielarten, und nun werden Pillen und Tränke zu Tausenden verschluckt, wozu man hier zu Lande überhaupt große Neigung hat, bis am Ende die Furcht vor dem Tode sie zum Selbstmord treibt.

Von allen Volksklassen in England sind wohl diese der Ruhe pflegenden Bürger diejenigen, welche durch Auswanderung nach Amerika am meisten gewinnen könnten. Der Mann, der zu Islington in Verborgenheit und auf geringem Fuße lebt, könnte sich an den herrlichen Ufern des Hudson mit Glanz und allen Lebensgenüssen umgeben. Dort, in gesundem Klima, fern von allen schädlichen Ausdünstungen, in prachtvoller, großartiger Landschaft, bekäme er für fünftausend Pfund ein Gut von drei, vierhundert Acres, das ihm, einigermaßen gut bewirthschaftet, sechs bis acht Procent vom Kaufschilling abwärfe. Richtete er sein Augenmerk auf einen der tausend noch unbebauten Flecke auf und ab am herrlichen Strome, so könnte er sich aus Marmor oder Granit, dicht am Flusse gebrochen, ein Landhaus nach seinem Geschmacke bauen. Statt für seine Nachkommen zu pflanzen, könnte er das Dickicht von Eichen, Sycamoren, Locusten, Ahorn, Schirlings- und Wallnußbäumen, welche die Hand der Natur geschmackvoll verstreut, ausschlagen und nach seinem Kopfe modeln, und sich nach Herzenslust dem so echt englischen Geschmack am Gartenbau hingeben. Oder wenn der schöpferische Trieb sich in ihm nicht regte, so stände ihm ein sofort bewohnbares Gut, mit einem bequemen Wohnhaus und schon sehr verbesserten Feldern, welches das oben erwähnte Interesse ertrüge, zu sechs bis sieben tausend Pfund zu Gebot. Hier lebte er nun so abgeschlossen, als in London selbst. Fände er Geschmack an Stocks, so wäre er, und hätte er hundert Meilen zu machen, in acht Stunden zu New-York in Wallstreet, und zöge doppelt so viel Interesse aus seinem Geld, als in London, und hätte größere Sicherheit, die Sicherheit einer zahlenden Regierung und unerschöpfter Hülfsquellen. Er hätte beständig die Times einen Monat alt und dürfte nach Herzenslust auf den Radicalismus schelten, der hier nicht mehr sein Eigenthum bedrohte oder ihn mit dem Prospekt auf Umwälzungen ängstigte. Hier wäre ihm ferner das jedem Engländer vom Mittelschlag so theure Privilegium auf ewig unbenommen, über Alles, was ihm vor Augen kommt, zu schimpfen, das Land, in dem er lebt, herunterzumachen, und das festgeankerte Eiland, dem er den Rücken gekehrt, hoch zu preisen. Immerhin dürfte er sich die beleidigendsten Vergleiche erlauben, dürfte über die Unsicherheit eines Landes klagen, das keine Nationalschuld hat, die es zusammenhält, keine Taxen, keinen ungeheuern Aufwand für den König, des Königs Brüder und zahllose Pensionärs, „was Alles, seht ihr wohl, im Lande verzehrt wird, wodurch das Geld in Umlauf kommt und die Handwerker zu thun bekommen." Unsere durchsichtige Luft, unser tiefblauer Himmel, unsere unermeßlichen Aussichten, wo die herrlich aufsteigenden Gebirge, so weit entfernt sie liegen, so klar zu sehen sind, daß man meint, man könne sie mit der Hand erreichen — er dürfte alle dem fluchen und sich nach seinen heimischen Nebeln und Regen sehnen. Hier käme er freilich auch um sein Unterwürfigkeitsgefühl, seine theuren Klassen- und Kastenunterschiede, um die Lust, die es dem Paria gewährt, wenn er den Staub leckt, den eben ein Bramine mit seinem Fußtritt begnadigt, wenn er den hohen Adel anstaunen, wenn er in einem Comité oder bei einer Viehschau einmal Sir John oder gar Mylord gerade in's Gesicht sehen darf, kurz um all die vielfachen Genüsse der Hungerleiderei und Fuchsschwänzerei.

Was für Aussichten hätten aber seine Kinder? Sie wüchsen auf in einem Lande, wo der Thätigkeit und dem Talent ein schrankenloses Feld aufgethan ist. So könnte er hundert Kinder versorgen, so gut wie eines, ob es gleich hier keine Stelle, kein Amt zu erbetteln, keine Gunst nachzusuchen gibt, als die man sich selbst erringt. Vermöchte sich auch der Vater an die benachbarten Gentlemen von gleichem Vermögen nicht anzuschließen, weil sie an Leute, die über ihnen stehen, nicht gewöhnt sind und sklavische Gemeinheit ihnen verhaßt ist, mit den Kindern wäre es anders. Schickte er sie aus dem Hause, schlösse er sie von seiner eigenen Gesellschaft aus, so wüchsen sie auf in Unabhängigkeit, in männlicher Gesinnung und Selbstachtung. Sie lernten gut englisch sprechen, edel denken und darnach handeln, und träten endlich in's Leben ein mit einem Gefühl von Selbstständigkeit, wobei man für sich keine Auszeichnung verlangt, aber auch von Unterwürfigkeit nichts weiß, mit dem stolzen Gefühl der Gleichheit, mit republikanischer Einfachheit des Betragens: Eigenschaften, die in England nur Einer Klasse zukommen, und zwar der höchsten.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Die neue Fremdenbill.

Das Nähere des getrübten Bauplans ist noch nicht öffentlich bekannt worden. Auch dürfte das kaum früher

geschehen, als derselbe nebst Kostenanschlag zum Behuf der Geldbewilligung dem Unterhause vorgelegt werden wird. Da indessen bereits in einer der ersten Sitzungen dieser Gegenstand in Anregung gekommen ist, so braucht die öffentliche Neugier sich nur noch kurze Zeit zu gedulden, und ist erst das Geld angewiesen, dann arbeiten Maurer und Zimmerleute, Schlosser und Tischler, Bildhauer und Maler in keinem Lande so rasch und so willig, wie in England. Deßhalb nur Geduld, wer über den Zustand der jetzigen Parlamentshäuser klagt. Aber in einem Lande, wie England, wo die ganze Atmosphäre dergestalt mit Politik geschwängert ist, daß man, gern oder ungern, sie bei jedem Athemzuge einschlürft, macht das Interesse an den Parlamentsverhandlungen selbst den gegenwärtigen Mangel an Bequemlichkeit minder fühlbar und oft ganz vergessen. Auch nimmt Alles, was in den Bezirk der Gesetzgebung gehört, unverzüglich eine politische Farbe an, und so geschieht es oft, daß die Zuhörer der Parlamentsdebatten von politischen Diskussionen überrascht werden, wo der vorliegende Gegenstand solche gar nicht erwarten ließ. Das war unter andern vor wenigen Tagen der Fall, und ich erwähne die Veranlassung, weil Jeder, der zum Behuf einer Reise nach England mit seiner Zeit und seiner Kasse zu Rathe geht, sie mit Vergnügen hören wird. Lord John Russell bat um Erlaubniß, einen, die Registrirung der Ausländer betreffenden Gesetzentwurf einzubringen — moved for leave to bring in a bill for the registration of aliens — und was auf manchem Landtage als rein polizeiliches Thema würde verhandelt worden seyn, bekam hier sofort ein politisches Gepräge. Das in Betreff aller nach England kommenden Ausländer gegenwärtig geltende Gesetz verordnet, daß jeder binnen acht Tagen nach seiner Ankunft auf dem Fremdenbüreau — dem sogenannten alien-office — in Person erscheinen, daselbst Namen, Stand, Geschäft und Geburtsland, so wie den Ort, wo, und die Zeit, wann er den englischen Boden betreten, und wo er sich aufzuhalten gedenkt, genau angeben, dann die ihm demgemäß ausgefertigte Bescheinigung — certificate of residence — dafern er in England bleibt, halbjährlich, binnen acht Tagen nach dem ersten Januar und binnen acht Tagen nach dem ersten Juli, mit Anzeige seines jedesmaligen Wohnortes, bei Vermeidung einer Geldbuße von fünfzig Pfund Sterling oder sechsmonatlichen Gefängnisses, an den Staatssekretär einsenden, oder, dafern er England verläßt, die fragliche Bescheinigung auf das alien-office zurückbringen, daselbst den Hafen, in welchem er sich einschiffen will, namhaft machen, und hierauf im dasigen Zollhause zum Rückempfange seines in's Land gebrachten, im alien-office niedergelegten Passes sich melden soll. Es springt demnach in die Augen, daß, wer ohne Paß in England angekommen ist, bei seiner Abreise keinen zurückerhalten kann. Dies ist jedoch der einzige Nachtheil, den er davon hat, wenn er ohne Paß landet, denn obgleich jeder Schiffskapitän, bevor er die Gestade des Continents zur Ueberfahrt nach England verläßt, alle an Bord gekommenen Passagiere, deren Sprache nicht den eingebornen Engländer bekundet, um Abgabe ihrer Pässe ersuchen, und diejenigen, die mit dergleichen nicht versehen sind, zurückweisen oder eventuell mit Gewalt an's Land setzen soll, so hat doch ein Kapitän beim Lichten der Anker und in den folgenden Stunden bei weitem wichtigere Dinge zu thun, als nach den Pässen seiner Gäste zu fragen, und entledigt sich daher dieser Obliegenheit in der Regel erst, wenn er nahe an Englands Küste die Frachtbeträge einfordert, sich mit einem Achselzucken begnügend, im Fall der Befragte zwar Geld, aber keinen Paß hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, Februar.

(Fortsetzung.)

Constitutionelle Erziehung.

Bei der Preisvertheilung im Collège royal war es mir erfreulich, aus dem Mund des Rektors Bemerkungen und Grundsätze über Erziehung und Unterricht zu hören, die, wenn sie streng und ernst in ganz Frankreich befolgt würden, gewiß eine Generation hervorbrächten, auf die andere Völker mit weniger Bedauern sehen würden, als auf die heutigen, häufig durch Egoismus und Materialismus in ihrem Innern zerrissenen Franzosen. Er sagte unter andern: „Beständig, dauernd und wandellos sind die ersten Grundlagen der Erziehung, denn sie ruhen auf dem Heiligsten, was der Mensch hat, auf Religion und Moral. Nur am Unterricht kann geändert werden, nur er erhält Erweiterungen, die aus Bedürfniß und Erfahrung hervorgehen. Wenn aber die Universität das Unterrichtssystem verbessern will, und zwar eher mit kluger Langsamkeit, als mit unkluger Schnelligkeit, so wird sie nicht vergessen, daß unmittelbar neben den Vortheilen neuer Verbesserungen die Gefahren der Neuerungen stehen. Indem sie mit Besonnenheit und Maß fortschreitet, wird sie sich nicht scheuen, weit hinter den abenteuerlichen und leichtsinnigen Menschen zurückzubleiben, die ohne bestimmte Ansichten, ohne genau ausgesprochenen Zweck und ohne leitende Grundsätze nur immer nach Vervollkommnung schreien, weil dabei wenigstens das Bestehende umgeworfen und zerstört wird, ohne an die Erbauung von etwas Besserem zu denken, hinter den lächerlichen Neuerern in der Literatur, hinter den Zweiflern in der Religion, den Cynikern in der Moral und den Demagogen in der Politik."

Es haben sich neuerdings Stimmen gegen obige Preisaufgabe der Akademie über das beste Unterrichts- und Erziehungssystem in constitutionellen Monarchien erhoben, und von der akademischen Aufgabe ist man zu der natürlichen Frage übergegangen: besteht denn ein wesentlicher Unterschied zwischen einer guten Erziehung in diesem oder jenem gebildeten Staat, zwischen der Erziehung in einer Republik, einer nicht constitutionellen Monarchie und einer constitutionellen? Wir glauben nicht. Denken Sie sich nur einen würdigen, tugendhaften und unterrichteten, sein Vaterland liebenden und achtenden Mann, einen von den Charakteren, welche die Menschheit ehren und trösten, denken Sie sich einen Rollin, einen Hospital, einen Stein oder einen W. Humboldt, einen Canning ꝛc., unter welcher civilisirten Regierung Sie wollen, und er wird überall ein trefflicher Staatsmann oder Lehrer seyn. Wodurch unterscheidet sich doch unser jetziges Unterrichts- und Erziehungssystem wesentlich von dem unter dem Kaiserthum und der Restauration? Was damals Verdienst in Frankreich war, ist es jezt ein Fehler, oder umgekehrt? Die ausgezeichneten Männer, die jezt an der Spitze unserer Regierung stehen, sind in dem Pulverdampf und unter dem Despotismus der Kaiserzeit gebildet und erzogen worden. Frankreichs größte Männer neuerer Zeit gehören dieser Periode an. An unserer Ostgrenze liegt Genf, eine kleine Republik, die im fünfzehnten Jahrhundert sehr ausgezeichnete Männer hatte, die Kenntnisse mit Thätigkeit verbanden und heldenmüthig zum Tod gingen; dieselbe Republik hat auch in diesem Augenblick treffliche Männer. Diese wären also bei uns in Frankreich, in der constitutionellen Monarchie, nicht zu gebrauchen? En France, malheureusement, nous croyons tout faire avec des mots pompeux et allongés de six pieds, sagte neulich bei dieser Gelegenheit ein geistreicher, vorurtheilsfreier Franzose.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 62.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 12. März 1836.

— Habet hos numeratque poëtas.
Horat:

Sonette an deutsche Dichter.

Ludwig Uhland.

Im Mohne lag ein Knabe schlummernd nieder
Und schaute, eingewiegt in buntes Träumen,
Mit lichtem Blick zu goldner Sage Räumen,
Woher er trug den Keim der schönsten Lieder.
Sie flogen fort mit leuchtendem Gefieder,
Wie farb'ge Vögel in belaubten Bäumen,
Bis, abgewandt von seinen Wunderträumen,
Er für die Heimath kämpfte treu und bieder.
Da lockten dumpfe, wundervolle Laute,
Wie Klänge ferner, ferner Kirchenglocken,
Den Meister heim, daß er den Münster schaute.
Anbetend sank er nieder, fast erschrocken,
Weil ihm von dort, wo klar der Himmel blaute,
Viel grüne Kränze sanken auf die Locken.

Justinus Kerner.

Die leichten, flücht'gen Schatten dieses Lebens,
Die tiefe Sehnsucht, die uns angeboren,
Das Land zurücke wünscht, das wir verloren,
Und Trost in Lenzgeburten sucht vergebens;
Der Erde Rund voll wunderbaren Webens
Hast darzustellen du dir auserkoren,
Bis du gestanden vor den festen Thoren,
Die uns verhüllen einen Quell des Bebens.
Dir schlägt das Herz voll unerschöpfter Güte,
Das keinen Feind, geschweige Freund verlezte,
Dahingerafft von kochendem Geblüte;
Und doch, so oft ich mich zu dir versezte,
Empfand ich, wie des Lebens schönste Blüthe
Doch eine bittre Thräne noch benezte.

Karl Mayer.

(In ein Exemplar seiner Lieder.)

Das Große kann im Kleinen sich entfalten,
Ein edler Sinn in einem Laut sich weisen;
Zwar wird die Menge nicht sogleich ihn preisen,
Doch, wenn sie erst erglüht, auch nicht erkalten.
Mich grüßten freundlich diese Lenzgestalten;
Wenn auch die Berge rings sich übereisen,
Ich fühlte doch den sanften Hauch, den leisen,
Und ließ den Frühling gerne bei mir walten.
So möge dieser Winter noch entweichen;
Es wird im Lenz ein schnellrer Puls erwachen,
Da heute noch die Stunden langsam schleichen.

Was fruchten alle bunten Siebensachen!
Ich möchte gern die Hand dem Freunde reichen,
Vor Freude weinen und vor Freude lachen.

Friedrich Rückert.

Du kämpftest in geharnischten Sonetten,
Als uns die Franken drohten zu bezwingen,
Und mit des Lustspiels schwertergleichem Klingen
Zerbrachst du noch den Rest französ'scher Ketten.
Man suchte sich im weichen Ost zu betten,
„Doch soll der Ost einmal zum Westen dringen,"
„Wer ist der Mann, ihn ganz heranzubringen,"
Wenn du verschmähst, den echten Geist zu retten?
Du hast, verstimmt durch laue Zeitgenossen,
Die selten nur den Schimmer von dem Wahren
Absondern mögen, tadelnd dich ergossen:
Doch ist den Besten das nicht widerfahren?
Man hängt bewundernd kurze Zeit an Possen
Und schätzt das Schöne noch nach tausend Jahren.

Karl Gödeke.

Altersungleichheit.

(Fortsetzung.)

„Thun Sie Gerhardinen nicht Unrecht, Kurt," sagte Cornelie, „denn sie besitzt Eigenschaften, die ich verehre, ohne sie nachahmen zu können; und ich sage dies mit Stolz, als einen Tribut, den ich der Wahrheit schuldig bin. Daß ihr Beide euch durchaus nicht vertragen könnt, kann ich mir nicht anders erklären, als durch „incompatibilité d'humeur"; aber ich hoffe noch, es wird sich geben, wenn ihr älter und vernünftiger werdet." — „O Frau Cornelie!" rief Kurt, „mit dem Aelterwerden! Was soll das Alter nicht Alles gut machen, und macht doch in Wahrheit so Vieles schlimm! Ob wohl der liebe Gott auch so genau abwägt, wann dieser und jene in Besitz ihres irdischen Leibes gekommen sind, um die ewige Sympathie der Seelen darnach zu bestimmen? Liebe Cornelie, ich glaube es nicht, ich glaube, er billigt es, daß Menschen sich unwiderstehlich zu einander gezogen fühlen, wenn sie auch zu verschiedenen Zeiten geboren sind." — „Kurt," sagte Cornelie ernst, „woher dieser aufgeregte Ton?" — „O Cornelie," flüsterte er und verbarg sein Gesicht in ihren Schooß, „ich weiß es nicht." Sie richtete ihn sanft auf und sagte: „Sie sind erhitzt, theurer Freund, und wir wollen noch einen Augenblick ruhig auf und ab gehen."

Er ging still, aber mit klopfendem Herzen neben ihr. „Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll", sagte sie, „aber ich will mit Ihnen sprechen. — Sie sind jung und unschuldig, und wissen eine Aufwallung, die in Ihrem Alter natürlich ist, nicht von einem ernsteren, tieferen Eindrucke zu unterscheiden; aber es ist Ihre Pflicht, solche Eindrücke zu bekämpfen und sich durch eigene Anstrengung wieder in das Gleichgewicht zu bringen, das Ihnen verloren gegangen ist. — Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich ganz Milde, ganz Nachsicht bin, ich habe kein Mitleid mit Thorheit oder Tändelei!" Sie sagte dies im strengen Tone, und Kurt schwieg; auch waren sie wieder vor die Saalthüre gelangt, wo Gerhardine jetzt mit einer Verstimmung in den Mienen sichtbar ward, die ihr die Hälfte ihrer Reize raubte. — Es ward nichts Bedeutendes mehr gesprochen, und man ging nach Hause.

Kurt zwang sich, kein Wort entschlüpfen zu lassen, das Corneliens Tadel auf sich ziehen konnte, und es ging Alles gut; aber Cornelie! — auf sie hatte das Gespräch dieser Nacht einen tieferen Eindruck gemacht, als sie sich es gestehen mochte. Zwar sagte sie sich wiederholt: „wie thöricht! wie unbegreiflich!" aber sie konnte ihre Gedanken nicht vom Gegenstande trennen. Sie war vierzig Jahre alt, doch ihre Gefühle lebten noch in ihrer ganzen Frische, da sie nie abgenutzt worden waren; sie war mit ihrem Manne glücklich gewesen, weil sie keinen andern liebte, aber es war ein ruhiges Glück, ohne lebhaftes Gefühl; nie war ein anderer Mann zu offenkundig mit seiner Verehrung vor sie getreten, weil sie einen, in ihrem Charakter begründeten Ausdruck der Reinheit in ihren Zügen hatte, dem Niemand wagte, zu nahe zu treten. Seitdem sie Wittwe war, hatte es sich just noch nicht getroffen, daß irgend ein Mann ihrer Bekanntschaft Eindruck auf sie gemacht hätte, und nun im vierzigsten Jahre erfaßte sie plötzlich eine Bangigkeit, ein unwillkührliches Zittern und Zusammenzucken, das sie beängstigte und ihr die Unbefangenheit benahm. — Uechtritz kam nach wie vor, und mit ihm hatte sie bald den vorigen vertraulichen Ton wieder gefunden; er schien ihr nicht zu grollen und so gern wie je in ihrer Gesellschaft zu seyn. — Der Sommer rückte indessen vor, und man war genöthigt, wegen der unerträglichen Hitze die Nacht zum Tage zu machen. Diese Lebensweise war an sich nicht geeignet, einmal erregte Gefühle zu beruhigen, und sie hatte auf ein junges, enthusiastisches Gemüth einen Einfluß, der einem erfahreneren, aber deßhalb der Versuchung nicht weniger zugänglichen nicht minder gefährlich war.

*

Wir übergehen einige Monate und finden Kurt und Cornelie in einer Lorbeerlaube wieder. Er saß zu ihren Füßen, ein Buch in der Hand, das er jetzt auf ihre Knie stützte. „Süßes Weib," sagte er, „wie selig bin ich jetzt, seitdem ich mich von dir geliebt weiß! Sagte ich dir's nicht immer, Liebende sind von gleichem Alter?

Gestehe mir's, fällt dir der Unterschied der Jahre je ein, wenn du mit mir zusammen bist?" — „O nein," sagte sie, „mir ist im Gegentheil, als ständest du in jeder Beziehung hoch über mir, fast auch an Jahren; und doch weiß ich, daß es Täuschung ist, daß die Welt immer nur mit verdammenden Blicken auf unsere Liebe sehen würde, wenn sie sie erführe. Manchmal bin ich bis zum Himmel entzückt, und manchmal wieder tief betrübt. Was soll daraus werden?" — „Wie kannst du so fragen?" rief Kurt. „Mein Weib sollst du werden; die ganze Welt soll es erfahren, daß du eine beispiellose, unvergängliche Liebe einzuflößen verstanden hast." — „Kurt," seufzte sie, „sprich nicht so; es wäre schrecklich, wenn ich dein junges Glück so morden könnte." Kurt erschöpfte sich in Betheurungen, in Bitten, in Gründen; er schlang seine Arme um sie, ohne daß sie es hinderte; sie schwamm in Thränen, und sagte endlich mit erstickter Stimme: „Willst du dich an eine Person binden, die in wenigen Jahren eine alte Frau seyn wird?" Kurt rief: „Meine Gefühle sind unabhängig von Zeit und Raum, sie sind nicht durch deine Schönheit bedingt; aber auch abgesehen davon, hielte ich eine Berechnung: in so und so viel Jahren werden wir nicht mehr zu einander passen, für einen Frevel an dir und an dem Lebensglücke. Wer steht mir für die Dauer dieser Spanne Zeit? vielleicht liege ich im Grabe, während du noch schön und blühend zurückbleibst, um mich zu beweinen. Und heirathete ich ein Mädchen von achtzehn Jahren, so hätte ich vielleicht in wenigen Jahren eine verblühte Frau." In dieser Weise erschöpfte Kurt seine Beredsamkeit und erhielt endlich unter Liebkosungen das ihn hochbeglückende Jawort. Erst spät trennten sie sich, Beide gleich stürmisch bewegt.

Nach einigen Stunden unruhigen Schlummers erwartete Cornelie Gerhardinen vergebens beim Frühstück; sie ging endlich in ihr Zimmer und sah sie mit roth geweinten Augen am Fenster stehen. „Was ist dir?" fragte sie zärtlich. — „Nichts, was mich persönlich betrifft, Mutter, aber es ist mir etwas geschehen, was mich sehr betrübt. Der Abend war so schön und die Mücken so unleidlich, daß es mir unmöglich war, zu schlafen. Daher stand ich auf und rief Lenchen, diese war aber nicht in ihrem Zimmer. Der Mond schien so hell durch die Fenster, daß es mir leicht ward, meine Kleider zu finden; ich ging durch den Salon auf das Dach unseres Hauses, da hörte ich unten im Garten leise flüstern. Neugierig ging ich die Treppe hinunter, bis ich mich in den schattigen Gängen des Gartens befand. Da hörte ich Kurt mit dringenden Liebesworten, ich schäme mich noch, wenn ich daran denke, zu Jemand sprechen, der leise schluchzte. Jezt konnte ich mir Lenchens Abwesenheit erklären, und flog die Treppe hinauf. Aber die ganze Sache," sagte sie, indem sie sich der Mutter weinend in die Arme warf, „hat mich sehr gekränkt." — „Warum denn, liebes Kind?" sagte Cornelie, die kaum im Stande war, ein Wort hervorzubringen; ein glühendes Roth übergoß ihr Gesicht und Hals. — „O!" weinte Gerhardine, „ich hatte Kurt immer für einen reinen, sittlichen Menschen gehalten, und auch Lenchen immer für so ehrbar und gut, und nun diese Frechheit! in unserm Garten!" — Sie konnte ihre Thränen nicht hemmen. Cornelie wußte durchaus nicht, was sie anfangen sollte; ihr die Wahrheit zu sagen, war in diesem Augenblick unmöglich. „Ich will Lenchen rufen," sagte Gerhardine endlich; „sie muß fort, Mutter!" — Cornelie trat ihr heftig in den Weg. „Du gehst nicht von der Stelle!" rief sie. Gerhardine sah sie betroffen an. „Das sind Sachen, die nicht mit Eclat abgemacht werden müssen," fuhr jene fort. — „Mutter," sagte Gerhardine stolz, „hoffen Sie nicht, daß ich mich von der Person länger werden bedienen lassen; ich habe mich schon heute allein angezogen." — „Du hast ihr doch nichts gesagt?" rief Frau v. Steinach erschrocken. — „Ich schämte mich," antwortete Gerhardine. Indem rief eine wohlbekannte Stimme zum Fenster herauf: „Frau Cornelie, Fräulein Gerhardine!" — „Wir kommen," antwortete Erstere; und Gerhardinen die Augen trocknend und die Haare aus dem Gesicht streifend, zog sie sie mit sich hinunter, so die peinliche Unterredung endend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Februar.

(Fortsetzung.)

Provinzial-Literatur.

Zu diesen pompösen Modeworten gehört jezt die Verdammung alles dessen, was unter frühern Regierungen, besonders unter der Restauration geschah, um die allerdings verdienstlichen Bemühungen der jezigen Regierung um Erziehung und Unterricht noch mehr hervorzuheben. Möchten doch diese Leute bedenken, was der geist- und gemüthreiche Silvio Pellico in seinem Werk über die menschlichen Pflichten sagt: „Wenn wir vergangene Jahrhunderte oder die Reste der Barbarei betrachten, die sie uns hinterlassen haben, wenn wir über viele Uebel unserer Zeit seufzen, und sie für Folgen der Leidenschaften und Irrthümer vergangener Jahrhunderte halten, so mögen wir doch unsere Voreltern nicht vorschnell verdammen. Machen wir es uns zur Pflicht, menschlich und duldsam über sie zu urtheilen. Sie unternahmen Manches, was wir freilich jezt beklagen, aber es fragt sich: fanden sie nicht ihre Rechtfertigung in der Nothwendigkeit, in unvermeidlichen Täuschungen, über die wir in so weiter Entfernung nicht richtig urtheilen können? Sie riefen fremde Völker und Mächte zu Hülfe, woraus ihnen hernach große Nachtheile erwuchsen, wahrscheinlich aber schien ihnen dies nothwendig und keines Vorwurfs würdig. Sie bildeten Institutionen und politische Anstalten, die uns jezt nicht gefallen; es fragt sich aber, ob sie nicht trefflich für ihre Zeit paßten, und ob sie nicht das Beste

waren, was ihnen die menschliche Weisheit für die damaligen Elemente des bürgerlichen Lebens anrieth? Aller Tadel, alle Kritik muß hell und billig seyn, nicht aber grausam gegen die Voreltern, nicht verleumdend, nicht vornehm absprechend und ohne Achtung für die, welche nicht aus ihren Gräbern aufstehen und erwidernd den Tadlern sagen können: Hört, warum wir so handelten!" Nur wenige französische Geschichtschreiber und Politiker sprechen und handeln nach diesen Grundsätzen; wie Cuvier aus einzelnen Knochen vorsiluvianischer Thiere ihre ganzen Gerippe construirte, so meinen sie aus einem Ueberbleibsel der Vorzeit ihre Gestalt, ihr Wollen, Leben, Denken und Fühlen errathen zu können.

Ich komme nun auf unsere Literatur. Spotten Sie nicht, daß außer Paris, dem großen Maelstrom, der Alles in sich aufnimmt, noch eine andere französische Stadt Anspruch auf eine eigene Literatur macht. Es ist doch so. In den großen Städten Frankreichs, in Lyon, Bordeaux, Toulouse, Orleans und selbst in dem handeltreibenden Marseille, fühlt man schon seit geraumer Zeit das Unwürdige, was in dieser, erst seit Ludwig XIV. recht aufgekommenen geistigen Hörigkeit und Unterwürfigkeit des Landes unter seine Hauptstadt liegt, und man bemüht sich, das Gängelband immer lockerer zu machen und endlich ganz abzustreifen. Dahin arbeiten die vielen Revuen, die in den ansehnlichen Städten und Provinzen erscheinen. Manche gehen freilich wieder unter, die meisten aber erhalten sich und nähren den heimathlichen Sinn der Einwohner durch gute Aufsätze und Gedichte, die dem Boden angehören und oft in Geschichte oder Tradition ihre Wurzeln haben. So erhielt vor Kurzem auch die kleine Stadt Gap am Fuß der cottischen Alpen eine eigene Revue, und sie ist lange nicht die geringste. Deutschland, dessen geistige Entwickelung und Bedeutung großentheils aus seiner Theilung in kleine und größere Provinzen, aus ihrer Unabhängigkeit von einander und von einer anmaßenden Hauptstadt hervorgegangen ist, Deutschland kann nicht ohne große Theilnahme und Freude das ähnliche Streben in den französischen Provinzen bemerken, so ungern es auch die französische Regierung aus politischen Gründen sieht, so sehr ihre Organe dergleichen Bemühen auf alle mögliche Weise als höchst unbedeutend darzustellen, ja selbst lächerlich zu machen bemüht sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Die neue Fremdenbill.

Bemerke ich noch, daß alle vor dem alien-office stattfindenden Verhandlungen und selbst die ausgefertigten Certifikate nicht den geringsten Geldaufwand verursachen, und daß jeder Ausländer, weß Namens und Standes er auch sey, mit gleicher, allen englischen Behörden vorzugsweise eigenen Artigkeit behandelt wird, so sollte ich meinen, daß Keiner gerechten Grund hätte, über die Härte und Vexation der angeführten gesetzlichen Bestimmungen zu klagen, und bekenne daher, daß, sobald ich vom Einbringen eines neuen Fremdengesetzes hörte, ich nicht Milderung, sondern Schärfung der bestehenden Maßregeln im Anzuge glaubte. Nie habe ich mich angenehmer getäuscht gesehen; ich erwartete ein schlimmes Zeichen einer bösen Zeit, und erfuhr, daß die böse Zeit auch ihre guten Zeichen habe. Lord John Russel erklärte nämlich, die Tendenz des vorzulegenden Gesetzentwurfs gehe dahin, das gegenwärtige Gesetz und das demgemäß bestehende alien-office aufzuheben. Weil es indessen immer wünschenswerth und sogar wegen der von Zeit zu Zeit vorzunehmenden Volkszählung nothwendig bleibe, den Numerus der in England anwesenden Ausländer zu kennen, so solle zwar jeder derselben auch künftig gehalten seyn, bald nach seiner Ankunft seinen Namen, sein Geburtsland und den Ort anzugeben, wo er sich aufzuhalten gedenke, und solle ihm hierüber eine Bescheinigung mit der Bitte ausgestellt werden, solche bei seinem Weggange von England zurückzuhändigen, es solle aber das Geschäft der Einregistrirung nicht einer besondern Behörde angehören, sondern einer Abtheilung seines Departements überwiesen werden, auch keinerlei Strafe den Uebertreter des neuen Gesetzes treffen. Anstatt dem freisinnigen Minister, wie ich es in meinem Herzen that, für so liberale Maßregeln zu danken, erhoben sich schnell nach einander fünf oder sechs Deputirte: sein neuer Gesetzentwurf sey eine Halbheit, ein gesetzliches Gespenst, die Ehre Britanniens verpflichte ihn, das alte Gesetz aufzuheben und gar kein neues an dessen Stelle treten zu lassen, somit zu und von Englands Küsten unbedingt freien Ein- und Ausgang gewährend und so den Völkern Europa's ein Beispiel gebend. An solche und ähnliche Aeußerungen knüpften sich in rascher Folge eine Menge höchst interessanter politischer Betrachtungen, und was, wie gesagt, auf manchem Landtage als polizeiliches Thema würde verhandelt worden seyn, bekam hier sofort ein politisches Gepräge, umfaßte hier Süd und West, Nord und Ost. Die schlagendsten Belege wurden vorgebracht, daß gerade in den Ländern, wo die Fremden der strengsten Aufsicht unterworfen sind, die Aufsicht sich am häufigsten ungenügend erweise, und die Bemerkung, daß das ganze System des Paßwesens ein mangelhaftes, seinem Zwecke nicht entsprechendes sey, wurde nicht bloß durch das Eingeständniß hoher französischer Polizeibeamten, wie in der Regel diejenigen, die Uebles im Sinne führen, die richtigsten Papiere besäßen, sondern auch durch mehrere dahin einschlagenden Beispiele der neuesten Zeit sattsam begründet.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 56:

Der Hals.

Räthsel.

Ich bin, gerunzelt, silbergrau,
Der Dienstmann einer hohen Frau;
Auf abenteuerlichem Ritt
In's Weite nimmt sie stets mich mit.

Wenn auch beim Wechsel in der Welt
Ein Schatten mir die Stirn' entstellt,
Gewärtig blick' ich stets auf sie
Und zeig' ihr meinen Rücken nie.

Die guten Dienste dankt sie mir,
Ich hab' es längst verbrieft von ihr,
Daß meine silberne Liverey
Ein Hauptschmuck ihres Hofhalts sey.

Wie sich's gebührt von Knecht zu Herrn,
Bleib' ich ihr immer höflich fern:
So lang schon sieht sie mein Gesicht,
Doch was es birgt, das weiß sie nicht.

C. B.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 63.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 14. März 1836.

— Männer! wilde Thiere!
Die ihr die Flammen eurer schnöden Wuth
Im Purpurquell aus euern Adern löscht!
Shakespeare.

Züge aus den Reisen und Abenteuern des Bonaccorso Pitti, in den Jahren 1375 bis 1396.

Mitgetheilt von C. Fr. v. Rumohr.

Zweiter Artikel.

Im Jahr 1380, im Monat April, ereignete sich Folgendes. Matteo del Ricco Corbizzi, ein Freund derer, welche damals zu Florenz das Regiment führten, hatte zu Pisa überall, in Häusern und auf Plätzen, uns Ausgewanderte hart geschmäht. Ein Tages nun geschah es, daß er auch mir grobe Worte gab, worauf ich erwiderte: wenn er nicht aufhören wolle, den vertriebenen Bürgern Unarten zu sagen, so werde man ihm wohl noch das Hemde blutig machen. Er ward nur um so heftiger und verdoppelte seine Schmähungen. Ich ließ ihn stehen und gab dem Giulio del Citerna den Auftrag, ihm zu sagen, daß, seiner Begegnung auszuweichen, ich künftig nirgendwo kommen, noch weilen werde, wo er sich aufhalte, noch überhaupt mit ihm sprechen. Allein wenn er doch nicht aufhören wolle, gegen mich Reden zu führen, die meiner Ehre zu nahe kommen, so werde ich mein Mißfallen ihm nicht durch Worte, sondern durch Thätlichkeiten bezeigen. Er gab zur Antwort: „Geh', sag' dem Bonaccorso, daß aus seinen Worten und Drohungen ich mir nichts mache, daß ich aber nicht ruhen werde, bis ich bewirkt habe, daß weder ihm, noch den übrigen Verbannten länger verstattet sey, in Pisa sich aufzuhalten.“ Wenige Tage nach diesem Vorfall, als eben mit dem Matteo dello Scielto ich zu Nacht gespeist hatte und nach Tische um Sonnenuntergang wir in die Stadt hinausgingen, begegneten wir jenem Matteo del Ricco; und begann Matteo dello Scielto mit ihm zu reden, weil sie mit einander Geschäfte trieben. Ich ließ sie stehen und trat, in Erwartung, daß der eine Matteo den andern verlassen werde, zum Niccolo di Betto Bardi. Nicht lang nachher verließ Matteo del Ricco den andern Matteo und trat zu Charoccio Charocci; und während er, von Geschäften redend, mit ihm herankam, blieb er da, wo ich war, stehen und sagte laut, damit ich's hören möge: „Charocci, ich gehe morgen nach Florenz und werde dem, der in Worten mir gedroht, dort böse Händel anrichten.“ Wohl verstand ich, daß er auf mich ziele und auf meine Brüder, die zu Florenz geblieben waren, griff ihm deßhalb an die Brust und warf ihn hin und her, indem ich rief: „was habe ich mit dir zu schaffen!“ Da gab ihm Niccolo, doch ohne meinen Willen, einen Schlag auf den Kopf, daß er vor mir hinfiel. Während des Lärmens, der gleich sich erhob, stand ich wie betäubt, und hätten die Häscher, die hinzukamen, mich gefangen,

wäre nicht der Vanni Bonconti ihnen in den Weg getreten, der zugleich mir zurief, daß ich davon gehen solle. Ich eilte zu Herrn Gualterotto Lanfranchi und Niccolo mit mir. Ich sagte dem, was geschehen war, er aber sprach: „fürchte dich nicht, ich werde dich an einen sichern Ort bringen.“ Dieselbe Nacht starb der Verwundete. Drei Tage blieb ich bei Herrn Gualterotto und einen Tag im Hause eines seiner Neffen, wohin er uns brachte, weil Herr Piero Gambacorti * ihm gesagt hatte, daß ihm wohl bekannt sey, wo wir uns aufhalten, er aber ernstlich damit umgehe, uns verhaften zu lassen. Den fünften Tag nach jenem Vorfall speiste Charoccio bei Herrn Piero, mit dem er sehr vertraut war. Und während der Tafel beklagte sich Herr Piero und sprach: „Wenn ich nicht angeben kann, wer die That begangen hat, so wird die Regierung zu Florenz glauben, daß ich sie billige und zugebe, daß ihre Kaufleute in Pisa erschlagen werden.“ Charoccio entwortete: „Herr Piero, glaubet mir zuversichtlich, daß es ein bloßer Zufall gewesen ist, und daß der Erschlagene sein Unglück selbst herbeigezogen hat. Denn während ich mit ihm, von unsern Geschäften redend, die Straße entlang schlenderte, blieb Matteo vor dem Bonaccorso stehen, brach unser Gespräch rund ab und sagte, und jene thaten darauf, wie schon gemeldet. Nach der Hand aber habe ich gehört, daß Bonaccorso schon einige Tage früher mit ihm in Wortwechsel gerathen war, und daß Matteo ihm das und das zur Antwort gegeben. Und ferner habe ich gehört, daß Matteo die vertriebenen Florentiner so geschmäht und vielfältig verunglimpft hat, daß, wenn er nicht gegangen, oder vielmehr ihm geschehen wäre, was ihm geschehen ist, viel Uebles auch von den Andern ihn dürfte betroffen haben.“ Herr Gualterotto, der ebenfalls bei Herrn Piero speiste, war bei dieser Unterredung gegenwärtig. Herr Piero erwiderte: „Charoccio, da nimmst du mir einen Stein vom Herzen; und ist es mir jezt recht lieb, daß man die Beiden nicht gefunden, und würde ich's gern sehen, wenn sie von hier sich entfernten, wenn sie noch hier sind, wie ich's glaube. Und weiß Herr Gualterotto recht wohl, ob sie schon fort, oder noch hier im Orte sind.“ Er rief alsdann einen seiner Amtsboten herbei und sagte ihm: „Geh' und laß die Wachen einziehen, die an den Thoren der Stadt angestellt sind, um die und die zu greifen.“ Herr Gualterotto aber kam in unser Versteck und sprach: „Ihr seyd nun sicher;“ und er sagte uns den Grund. Desselben Abends gingen wir in sein Haus zurück, und Tags darauf stiegen wir zu Pferde und er mit uns, wo er uns dann zum Mittagessen nach Sta Maria in Chastello führte. Ich ging nach Lucca und Genua. Dort fing ich an zu spielen; und mit einigen vierzig Gulden, die mein waren, gewann ich in Zeit eines Monats ungefähr fünfzehnhundert. Das war 1380 im Junius.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Dieser war damals zu Pisa im Besitze einer beinahe fürstlichen Macht.

Altersungleichheit.

(Fortsetzung.)

Kurt und Herr v. Uechtritz saßen beim Frühstück. Als jener Gehardinens verweinte Augen bemerkte, die sie durchaus nicht zu ihm aufzuschlagen wagte, sah er Cornelie fragend an. Diese schüttelte unvermerkt mit dem Kopfe. — Einer der gewöhnlichen Ausflüge um Rom ward an demselben Tage vorgenommen. Uechtritz war mit Gerhardinen, Kurt natürlich mit Cornelien beschäftigt. „Wie lange ist Ihr Herr Vater todt?“ fragte Uechtritz das Fräulein, als er eine Strecke mit ihr voraus war. „Neun Jahre,“ erwiderte sie; „aber ich kann ihn mir noch gut vorstellen. Er war schon recht alt und die Mutter sah beinahe aus wie sein Kind.“ — „Nun, immer besser, als wenn er wie das ihrige ausgesehen hätte,“ sagte Herr v. Uechtritz. „Haben Sie nie geglaubt, einen Stiefvater zu bekommen?“ fuhr er fort. Sie sah ihn an, als suche sie eine Bedeutung hinter seinen Worten. „Ach nein,“ sagte er fein lächelnd, „ich bin es nicht. Aber wenn sich's einmal so träfe und Sie fühlten sich nicht mehr glücklich im eigenen Hause, kommen Sie dann zu mir. Ich bin zwar schon vierzig Jahre alt, aber ich biete Ihnen Herz und Hand.“ Gerhardine sah ihn mit stockendem Athem an. „Wie kommen Sie auf so wunderbare Reden?“ fragte sie. „Ich weiß es selbst nicht,“ sagte er. „Doch ich will jezt nicht weiter in Sie dringen. Ueberlegen Sie sich, was ich Ihnen sagte, und wenn die Zeit kommt, denken Sie an mich.“

Cornelie hatte indeß Kurt den ganzen unglücklichen Auftritt mit Gerhardinen erzählt. Er erröthete bei dem Gedanken, diesem Mädchen gegenüber in einen niedrigen Verdacht zu kommen, und drang in Cornelien, ihr das ganze Geheimniß zu entdecken. Diese erklärte, es sey ihr gänzlich unmöglich, ihrer Tochter eine solche Entdeckung zu machen, und Kurt unterzog sich der Sache mit jubelndem Herzen. — Kaum waren sie in die Villa zurück und Jeder in sein Zimmer gegangen, als Kurt an Gerhardinens Thüre klopfte. Sie empfing ihn mit Staunen und fragte kalt, was zu seinen Diensten stehe. „Mein theures Fräulein,“ sagte er, ich komme zu Ihnen, um mich von einem unwürdigen Verdacht zu reinigen, den Sie auf mich geworfen haben.“ — „O mein Gott!“ rief sie, und hielt beide Hände vor das Gesicht.

„Ist es möglich, daß die Mutter Ihnen sagen konnte —“ — „Ja,“ unterbrach er sie, „sie hat es mir gesagt, und allerdings ist mein Herz beschäftigt, und mein ganzes Daseyn habe ich einem liebenswerthen Wesen gewidmet. Ja, liebe Gerhardine,“ sagte er, indem er ihre Hand ergriff, „ich wünsche Ihnen viel näher zu treten; ich wünsche der Freund und der Rathgeber Ihres künftigen Lebens seyn zu dürfen.“

Gerhardine hatte während dieser Rede ihre ganze Fassung verloren, sie zitterte so heftig, daß sie sich in die Ecke des Sophas zurücklegen mußte. Er drückte ihre Hand freundlich, bat sie, sich zu fassen und sprach: „Ihre Mutter hat endlich eingewilligt, die Meine zu werden.“ Bei diesen Worten riß sich Gerhardine von ihm los und sah ihn starr an. „Wiederholen Sie's!“ sagte sie endlich. „Ich will Ihr Vater werden, liebe Gerhardine,“ sagte er, mit tiefem Erröthen den Doppelsinn seiner Worte bemerkend, „Ihr und Ihrer Schwester Vater.“ — „Ich bitte Sie, gehen Sie! gehen Sie!“ rief Gerhardine, „lassen Sie mich allein!“ — „Gehen Sie, gehen Sie!“ sagte sie noch einmal, als er zögerte. Und er verließ verlezt das Zimmer, das sie rasch hinter ihm zuriegelte. Sie bewachte seine Schritte, so lange man sie hören konnte; dann entwand sich ein Schrei des tiefsten Jammers ihrer Brust, und einer Verzweifelnden gleich, stürzte sie am nächsten Stuhl auf die Knie. Aber nur einen Augenblick dauerte dieser Ausbruch eines natürlichen Schmerzes, der durch mehr als eine Ursache angeregt worden war. Eine davon war der Inhalt ihrer stillen Träume während der lezten Monate gewesen, aber die Ungelenkigkeit ihres Charakters trug die Schuld, wenn sie ein zu warmes, zu zärtliches Gefühl unter einer schroffen Hülle verbarg, die wahrscheinlich ihr ein Herz entfremdet hatte, das sich ihr Anfangs gern erschlossen haben würde. Eine andere Quelle ihres Schmerzes kam von ihrer Mutter; es gibt nichts Traurigeres, als Jemand, den wir von ganzer Seele lieben, sich herabwürdigen zu sehen; es ist ein Gefühl so bitterer Art, daß wir selbst uns in solchen Augenblicken gedemüthigt, ja gesunken erscheinen; und herabgewürdigt hatte sich Cornelie in den Augen ihrer Tochter durch das weichliche Hingeben an eine Neigung, die nach menschlichen Begriffen nie zum Guten führen konnte. Gerhardine sah in diesem Augenblick sich selbst um alle ihre Hoffnungen betrogen, Cornelie in einer Art von Rausch, dem ein trauriges Erwachen folgen mußte, und Kurt — den lebensfrohen, von Hoffnung blitzenden Jüngling, der noch alle Ansprüche an eine schöne Zukunft zu machen hatte, den Liebe noch so beseeligen, der durch Liebe noch so glücklich machen konnte, Kurt von dem Gipfel seines Lebensglückes herabgestürzt, und das Alles durch ihre eigene Mutter! Ernstes, langes Nachdenken folgte diesen Minuten. Gerhardine überlegte, was sie zu thun habe. Einen Augenblick wollte sie zu ihrer Mutter gehen, sie auf ihren Knien beschwören, den Jüngling nicht an ihr Loos, deren Blüthen schon verwelkt waren, zu ketten; aber der Gedanke, wie viel sie selbst zu gewinnen hätte, wenn Cornelie ihren Bitten nachgäbe, hielt sie davon ab. Sie sah sich also von dieser Seite die Hände gebunden; nur Eins war sie fest entschlossen: nicht in dem Hause des neuen Stiefvaters zu bleiben. Noch wußte sie aber nicht, wie dieser Entschluß ausgeführt werden sollte; sie hoffte nur, das Glück, welches ihr in den wichtigern Angelegenheiten ihres Herzens so unhold war, werde ihr in geringfügigern Umständen günstiger seyn. Sie nahm sich demnächst vor, ihre ganze Kraft zusammen zu nehmen, um der Mutter freundlich zu begegnen, und das Mißverständniß dieses Morgens, durch welches sie dieselbe so bitter gekränkt hatte, in Vergessenheit zu bringen.

Mit diesen guten Vorsätzen bewaffnet und ihre Toilette ordnend, ging sie in den Gartensaal hinab. Cornelie war dort; eine lange Umarmung und ein Strom von Thränen mußte hier, wie gewöhnlich bei Damen, alle Gefühle des Herzens verdolmetschen. Kurt trat herein, als seine Braut und deren Tochter einander noch am Herzen lagen; er schloß sie Beide an das seinige, und war in diesem Augenblicke ganz glücklich. Sein Benehmen an diesem verhängnißvollen Abend machte auf Gerhardine einen starken Eindruck. Das Volkssprichwort sagt: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; so hatte sich auch bei Kurt mit dem neuen Verhältniß, das er antreten sollte, eine gewisse Würde eingefunden, als hätte er im Voraus allen Spöttereien der Welt eine Schranke setzen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beschluß.)

Die neue Fremdenbill.

Das Parlamentsmitglied Roebuck theilte eine selbst gemachte Erfahrung mit. „Als ich,“ sagte er, „vor Kurzem in Frankreich reiste, war ich neugierig, zu sehen, ob die Polizeibehörden meinem Passe oder meinem Worte mehr Glauben schenken würden. So oft daher die amtliche Frage an mich erging, wer ich sey? nannte ich mich bald Don Carlos, bald Don Miguel, bald Fieschi. Meistens lachten die offiziellen Frager mir in's Gesicht; mehrere Male sahen sie mich ganz ernsthaft und erstaunt an; sobald sie aber in meinen Paß geblickt hatten, sagten mir die Einen, wie die Andern, ich sey Monsieur Roebuck, und nicht der, den ich mich genannt. Aber mein Paß ist falsch, pflegte ich zu erwidern; ich muß doch am besten wissen, wer ich bin, und Sie haben sehr Unrecht, einer mündlichen Versicherung

weniger zu glauben, als geschriebenen Worten. – Was war der Erfolg? Man glaubte nirgends mir, überall meinem Passe, und ließ mich aller Orten frei passiren. Dabei gaben mir mehrere Polizeimänner zu, meine Persönlichkeit sey ihnen eben so unbekannt, wie die des Don Carlos, des Don Miguel oder des Höllenmaschinisten. Gesezt demnach, ich wäre wirklich einer dieser drei gewesen und hätte den Einfall gehabt, als Monsieur Roebuck zu reisen, würde ich minder unangefochten durchgekommen seyn? Gewiß nicht. Wie also entspricht das Paßwesen seinem Zwecke? Oder meint man, daß, wenn Fürsten, wie Don Carlos und Don Miguel, eines falschen Passes benöthigt sind, sie dergleichen Papiere nicht zu Duzenden bekommen können? Und Fieschi müßte in Paris nicht einen einzigen Freund haben, wenn es ihm zum Entkommen bloß an einem Passe mit einem falschen Namen fehlen konnte." – Da nicht eine einzige Stimme dem bestehenden Gesez das Wort redete, so wurde Erlaubniß zu Einbringung des Gesezentwurfs gegeben, the question having been put, leave was given to bring in the bill. Mit Gewißheit läßt sich nun voraussehen, nicht bloß, daß die Bill durchgehen, sondern daß auch das Haus alle Bestimmungen derselben dem Ausländer so leicht als möglich machen wird. Denn obgleich allerdings die Forderungen an den Minister, die ankommenden Fremden gar keiner Beschränkung, nicht einmal dem Ansinnen zu unterwerfen, ihre Namen zu nennen, sich wiederholen werden, so ist diese Liberalität doch offenbar zu liberal. Abgesehen, daß die humansten Ursachen von der Welt den Wunsch der Regierung rechtfertigen, ein Mittel in Händen zu haben, die Namen derer kennen zu lernen, die berechtigt sind, ihren Schuz anzurufen, und denen sie verpflichtet ist, diesen Schuz zu gewähren, wie viel tausend Fälle lassen sich denken und müssen sich ereignen, in denen es für Privaten von der äußersten Nothwendigkeit ist, über den Aufenthaltsort eingewanderter Ausländer Nachricht oder mindestens einige Nachweisung erlangen zu können. Diesem Bedürfnisse genügen in andern Ländern die Polizeilisten; in England gibt es dergleichen nicht. Hörte also hier die Einregistrirung auf, so würde damit ein Vortheil vernichtet, für welchen, weil er jedem Ausländer zu Gute kommt, auch jeder die unbedeutende Mühe übernehmen kann, sich bei seiner Ankunft zu melden und seine Abreise anzuzeigen. In welchem Verhältnisse steht diese Mühe zu den Plackereien, denen der Engländer in vielen Staaten des Continents gesezlich unterworfen ist! Auch kann darüber schon im Voraus kein Zweifel seyn, daß die künftige Einregistrirungsbehörde Nachfragen mit derselben Schnelle und Bereitwilligkeit beantworten wird, durch welche das jezige alien-office manche Polizeibehörde in Schatten stellt. Wer also Lust, Mittel und Zeit zu einer Reise nach England hat, kann billigerweise vom Antritte derselben sich dadurch nicht abhalten lassen, daß das neue Gesez es seinem Willen anheimgeben wird, ihm zu genügen oder nicht.

W. S.

Lyon, Februar.

(Fortsezung.)

Provinzial-Literatur.

Lyon war eine der ersten Städte, die ihre Zeitschrift hatten, aber mehrere Unternehmungen dieser Art sind bald wieder eingegangen. Die Revue du Lyonnais hat sie seit einigen Monaten ersezt und ist bereits bis zu ihrer sechsten Lieferung gediehen, so daß sie wenigstens Einen Band aufweisen kann. Es ist zu hoffen, daß sie sich halten wird, denn es arbeiten unsere talentvollsten jungen Schriftsteller daran, und die Aufsäze sind gut gewählt, denn sie beziehen sich in Geschichte und Ueberlieferung auf den heimathlichen Boden, oder sie enthalten Beschreibungen seiner merkwürdigen Stellen. Es ist erfreulich, daß Männer jedes Alters und aller politischen Färbung daran arbeiten, und daß besonders Leztere begreifen, was bei uns in Frankreich so Wenige fassen: Verschiedenheit in politischen Meinungen soll und darf Uebereinstimmung in Ansichten der Wissenschaft, Literatur und Kunst, so wie des Lebens nicht ausschließen. Es ist wahrhaft Zeit, daß Lyon einmal ein gutes und unabhängiges Organ in Literatur und Kunst hat, es ist Zeit, daß sich Alle dazu vereinigen und die Hände bieten, damit es nicht in Frankreich heiße: in Lyon versteht man nur zu weben und zu rechnen, Höheres und Schöneres muß man aber nicht da suchen. Es wäre wahrhaftig eine Schande. Toulouse hat seine literarischen und scientifischen Zusammenkünfte, seine akademischen Concurse, sein schönes Museum, das täglich an werthvollen Erwerbungen reicher wird, es hat seine Industrieausstellung, seine großen Conzerte, an denen vierhundert Musiker Theil nehmen, seine alten jeux floraux, diese schönen Anklänge an die Poesie der Provence, wo zu den Füßen Isaurens, der douice mie, der talentvollste Dichter gekrönt wird, es hat auch seine Revue du midi, an der Poeten, Künstler, Philosophen und Geschichtschreiber arbeiten. Bordeaux, Montesquieu's Vaterstadt, hat gleichfalls seine Revue, die Gironde; Rouen hat seine Revue, ja die kleine provençalische Stadt Apt (Vaucluse-Departement) hat ihre Revue; das Bourbonnois errichtet seiner Geschichte, seinen Sitten, den Trümmern seiner Vorzeit ein würdiges Denkmal, und die Lyoner, die Seconds de France, wie sie de Thou nannte, haben kaum seit acht Monaten eine gut redigirte, lebensfähige Zeitschrift, denn die frühern Versuche dieser Art waren alle schwach und unreif. Unbegreiflich ist es, daß unsere seit 1826 bestehende Akademie keinen Theil daran nimmt. Man weiß nicht recht, geschieht es aus angeborner Unthätigkeit, aus Parteisinn oder aus einem gewissen akademischen Dünkel. Ich hebe aus dieser Revue das Fragment eines Aufsazes von Mademoiselle Jane Dubuisson aus, der mich sehr angezogen hat.

„In unserm Landhaus hinter der Croix-Rousse, wo ich bei meiner Großmutter lebte und von ihr verzogen wurde, war ein großer Salon mit hölzernen, gefirnißten und oben vergoldeten Pilastern, zwischen denen ein schweres Seidenzeug ausgespannt war, das ehemals carmoisinroth gewesen seyn mochte, zu meiner Zeit aber schon stark in's Schwarze spielte. Den Plafond hatte ein Vanloo aus der Provinz gemalt, und es saßen da auf schweren, schwülstigen Wolken stämmige und wohlbeleibte Nymphen um eine Venus herum, die in noch körperlichern Verhältnissen gehalten war. Dieses Deckengemälde erhielt sein Licht von drei Glasthüren, die auf die Terrasse führten. Zwischen den Fenstern standen mehrere Tischchen mit vergoldeten Rehfüßen, nicht weit davon eine Console mit Marmorplatte, an der zierlich ausgeschnizte und gleichfalls vergoldete Guirlanden herumhingen. Auf einer dieser Reliquien aus der Zeit Ludwigs XIII. stand, ich weiß nicht warum, unter einem Glasgehäuse ein Admiral Tourville aus Sèvres'schem Biscuit. Ein Admiral in großem Costüm, mit Haarbeutel und Manschetten, die herkömmliche Pergamentrolle in seiner Rechten und die Linke stolz auf sein in einer dicken Bandschleife verschwindendes Degengefäß stüzend; das Ganze war an den Rändern reich mit kupfernen Lilien geschmückt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 15. März 1836.

O schlimm, daß Liebe so sich kreuzen soll!
Dies muß ich denken, und so ruf' ich: Weh!

Shakespeare.
Die beiden Veroneser.

Altersungleichheit.

(Fortsetzung.)

Alle näheren Einrichtungen wurden nun gemeinschaftlich verabredet. Cornelie sagte, sie wolle auf keinen Fall darein willigen, in der Rolle einer alten Braut aufzutreten. Es ward beschlossen, ihre jüngste Tochter, Leontine, sogleich aus Deutschland kommen zu lassen; zugleich mit ihr sollte die Einwilligung von Kurts Mutter eintreffen, und dann erst die vollzogene Verbindung erklärt werden. Der einzige Mitwisser des Geheimnisses sollte Uechtritz seyn, den man den andern Tag schon zum Vertrauten machen wollte. Alle diese in gewöhnlichen Verhältnissen so süßen Einzelheiten waren Dolchstiche in Gerhardinens wundes Gemüth; eine derselben traf auch Kurt schmerzlich: es war der Punkt hinsichtlich der Einwilligung seiner Mutter. Er zweifelte nicht, sie zu bekommen, denn er kannte ihren ergebenen Sinn, ihren heißen Wunsch, ihn glücklich zu sehen; aber mitten in dem Rausche seiner Liebe fühlte er, was das Jawort ihr kosten würde.

Er fühlte ganz richtig, denn zur angemessenen Zeit kam Leontine und ein Brief der alten Gräfin, der gerade so abgefaßt war, wie Kurt ihn sich gedacht hatte, ohne Klage, ohne Vorwurf; aber die Art, wie sie auf das eigene Glück verzichten zu wollen sich bereit erklärte, wenn sie nur das des Sohnes damit erkaufen könnte, wie sie auch Cornelie segnend in ihr Haus aufzunehmen versprach, und nur wünschte, daß der Himmel sich nie von ihrem Kurt abwenden möchte, ließ ahnen, wie viel sie gebetet und geweint haben mochte, ehe sie ihrem Herzen eine solche Antwort abzwang.

Leontine war ein liebliches Kind, entzückt, die Mutter, die Schwester und den neuen Vater zu sehen. Cornelie mochte fühlen, wie unstatthaft ihre Verheirathung Gerhardinen erscheinen könnte, denn sie äußerte den Wunsch, mit Kurt allein einen Ausflug von acht Tagen in der Umgegend zu machen, und kam nach dieser Frist als Gräfin Frundsberg zurück. Gerhardine war ihr dankbar für diese Maßregel; auch nachdem das junge Ehepaar zurückgekommen war, blieb sie so viel wie thunlich in ihrem Zimmer, entweder mit ihrer Schwester, oder in ernsteren Angelegenheiten mit sich selbst beschäftigt.

Es ist nicht leicht, sich die Gefühle eines jungen Mädchens zu denken, die den Gegenstand ihrer jugendlichen Liebe plötzlich in den Mann ihrer Mutter verwandelt sieht. Am leichtesten zu beseitigen war dabei ein gewisser Hochmuth, der sich dagegen sträubte, denjenigen, welcher — wie jeder junge Mann einem jungen Mädchen gegenüber — der Aufmerksame, sich um Gunst Bewerbende war, sich als eine Respektsperson gegenüber gestellt zu

sehen, weniger aber die Vorstellung, daß unter gewissen Umständen, ja nur bei einiger Begünstigung von ihrer Seite, er in diesem Augenblicke wahrscheinlich ihr Bräutigam seyn würde. Gewiß läßt sich kaum eine schmerzenreichere Lage, eine ununterbrochenere Reihe von Kränkungen denken, als die Gerhardinens. Die einzige Linderung ihrer Qual lag noch in dem Benehmen der Beiden, die sie verursachten; denn es war unmöglich, sich das Haupt einer Familie würdevoller, stolzer und doch leutseliger, liebender und doch bestimmter vorzustellen, als Kurt es war. Auch wachte er mit Ernst und Eifer über Gerhardinens Glück und Lebensannehmlichkeit, über Leontinens Erziehung und Unterricht, und wußte den Mangel an Bestimmtheit, welcher der Mutter als Fehler zugeschrieben werden konnte, durch Ernst und Umsicht zu ersetzen. Es mangelte dieser Häuslichkeit, um glücklich zu seyn, nichts als ein richtiges Verhältniß der Jahre derjenigen, die sie begründet hatten. Aber wo hätte wohl auf der weiten Erde ein Mangel gefunden werden können, der unersetzlicher gewesen wäre? Cornelie war die Hingebung und Liebenswürdigkeit selbst, ein Kind an Willenlosigkeit, Harmlosigkeit und Güte. Dennoch ward Gerhardinen das Verhältniß ihrer Eltern in keiner Art erträglicher. Ihre Gesundheit fing an zu leiden, ihre Spöttereien waren verstummt; sie ließ die Leute richtig oder falsch sprechen, wie es ihnen beliebte, und es war ein Jammer, wie das schöne Mädchen sichtbar verwelkte.

In dieser Zeit, es war ein Jahr nach Corneliens Verheirathung, fand sich ein Freund, der beschloß, irgend etwas für sie zu thun. Es war Uechtritz. Der übrige Theil der Familie war eines Tags ausgegangen, Gerhardine allein war zu Hause geblieben. Da traf er sie in einer Stunde, wo er auf ein ungestörtes Gespräch hoffen durfte. Nach kurzem Zögern sagte er ihr, wie er eine Veränderung an ihr bemerkt habe, die Allen, welche sie liebten, höchst schmerzlich seyn müsse. Gerhardine sah ihn traurig an. Er fragte darauf, ob sie ihn ihrer Freundschaft würdig genug halte, um volles Vertrauen in ihn zu setzen; daß er dieses durch seine Anhänglichkeit verdiene, könne er ihr beweisen, wenn er es wagen dürfte, sie an ein Gespräch zu erinnern, das sie einst in glücklicheren Zeiten auf einem Spaziergange geführt. Er sey noch eben so bereit, wie damals, ihr in seinem Hause und seinem Herzen ein Asyl gegen alle Widerwärtigkeiten zu bieten, die aus ihren äußern Verhältnissen entsprungen.

Es folgte eine lange Pause. Uechtritz sah, daß Gerhardine sich auf eine Antwort vorzubereiten trachtete, und überließ sie sich selbst. Endlich sagte sie: „Mein lieber, bewährter Freund — mein Entschluß ist gefaßt: ich will Ihnen Alles sagen, was auf meinem Herzen lastet, und dann wird es erst an der Zeit seyn, über das Künftige zu sprechen.“ — „Sagen Sie mir nichts,“ erwiderte er, „denn ich weiß Alles; ich bin seit mehr als einem Jahre ein müßiger, aber kein untheilnehmender Zuschauer Ihrer Kämpfe gewesen; nur ihrer Eltern befangenem Auge konnten diese so ganz entgehen. Aber — ich frage Sie, Gerhardine! was wäre dabei Besseres zu thun, als daß Sie sich in meinen Schutz begeben? Sie sehen, ich biete Ihnen meine Hand nicht wie ein Blinder an, der nicht weiß, wohin er geht. Ich weiß Alles, und dennoch sage ich Ihnen mit vertrauendem Herzen: Seyen Sie die Meine! Ich könnte keine Frau bekommen, die meiner Individualität besser zusagte, als Sie mit Ihrem klaren Verstande, mit einem Gewissen, das jeden Schatten des Bösen scheut und doch sich nie weigert, der Gefahr in's Antlitz zu schauen, mit Ihrem durchaus reinen und wahren Herzen. Die Gefühle, die jezt dessen Ruhe trüben, sind vorüberziehende Stürme, hinter denen der blaue Himmel klar und durchsichtig thront. Sie täuschen mich nicht und auch ich will Sie nicht täuschen; es ist nicht Leidenschaft, was mich zu diesem Schritte führt, sondern das tiefste Erkennen Ihres innern Werthes. Es gab eine Zeit, wo ich Ihre Mutter auch viel liebenswürdiger fand, als Sie, aber die Art, wie meine Erklärung von ihr aufgenommen wurde, wie Ihr jetziger Vater gleich zum Vertrauten derselben gemacht wurde, hat mich sogleich über die Unfruchtbarkeit jeder Hoffnung von dieser Seite belehrt. — Ich bitte Sie, Gerhardine, entscheiden Sie jezt mein Schicksal, ohne Menschenfurcht und Rücksichten; ich bleibe auf jeden Fall Ihr treuer Freund.“ Gerhardine war sehr weich geworden. Ohne sich weiter zu besinnen, gab sie Uechtritz die Hand und sagte: „Ich fühle die Wahrheit Ihrer Worte so sehr, als man von irgend etwas überzeugt seyn kann, und — ich bin die Ihre.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus den Reisen und Abenteuern des Bonaccorso Pitti, in den Jahren 1375 bis 1396.

(Fortsetzung.)

Auf dem Wege nach Frankreich kamen wir, Bernardo, des Lippo Sohn und ich, gen Rimini und borgten fünfzig Gulden von Giovanni di Masino von Antella, welcher dort verweilte, worauf wir ohne Aufenthalt nach Avignon zogen und von da nach Tarascon, um Herrn Stoldo Altoviti und Herrn Tommaso Soderini aufzuwarten, die ebenfalls aus Florenz verwiesen waren. Als wir sie verließen, begaben wir uns nach Paris, wo wir nicht

lang verweilten, weil Bernardo di Cino mir den Auftrag gab, mit dem Herzoge von Brabant zu spielen, der zu Brüssel Turniere und große Festlichkeiten ausrichtete und dabei an Tanz und Spiel es nicht fehlen ließ. Dort verlor ich in wenig Tagen zweitausend Goldfranken, welche Bernardo di Cino auf halben Gewinn mir vorgeschossen hatte: Alles durch meinen Vorwitz; denn ich sezte dreihundert Gulden und mehr auf einen Wurf mit zwei Würfeln. Es verleitete mich der große Gewinn bei hohem Einsatz, obwohl es gegen die Regel ist. Als nun am lezten dieser Unglücksabende ich schon fünfhundert Gulden vom Herzog geborgt hatte, doch mich besann, daß zu Hause nur noch fünfhundert fünfzig vorräthig, und daher das Spiel aufgab, erhoben sich auch der Herzog und die übrigen Herrn und gingen wir in den Saal, wo viel Herrn und Damen beim Tanze waren. Und als ich hier dem Tanze fröhlich zusah, kam eine schöne Jungfrau von etwa vierzehn Jahren, die Tochter eines großen Edelmanns, auf mich zu und sprach: „Komm zum Tanze, Lombarde; schlag dir aus dem Sinne, daß du verloren, denn Gott wird dir schon beistehen.“ Und so nahm sie mich bei der Hand. Ich folgte ihr, und als ich wieder an meine Stelle kam, rief mich der Herzog und fragte mich: „Wie viel hast du heute Abend verloren?“ Ich antwortete: „Den Ueberrest der zweitausend Gulden, die nach Brüssel ich mitgebracht.“ Er sprach darauf: „Ich glaube es wohl; und hätte ich selbst gleich viel verloren, so könnte und wüßte ich dazu kein so fröhlich Gesicht zu machen, als du.“ Am nächsten Morgen legte ich fünfhundert Gulden in einen Geldbeutel und brachte sie dem Herzog mit den Worten: „gebt mir Urlaub, denn ich will anderswo ein besser Glück suchen.“ Er antwortete: „Wenn Du bleiben magst, so versuche es mit diesen fünfhundert Gulden, ob das Glück sich wenden und deinen Schaden dir ersetzen wolle. Und wenn du sie dennoch verlieren solltest, magst du sie mir ein andermal wiedergeben, wann du dazu im Stande bist.“ Ich dankte ihm und sagte, daß ich in England Geschäfte habe und für jezt nicht weiter spielen wolle. Da sprach er: „Nimm diese fünfhundert Gulden mit dir fort und erstatte sie mir nächstes Jahr, wann du zurückkommst und deinen Verlust wieder einholst.“ Darauf ließ er seinen Kanzler herbeirufen und befahl ihm, mir einen Brief auszufertigen, worin zu stehen kam, daß ich des Herzogs besonderer guter Diener sey. Von Brüssel begab ich mich nach England, um in Auftrag des Bernardo di Cino wegen der Auslösung des Jean de Bretagne zu unterhandeln. Als nun des Herzogen von Lancaster, der jenen gefangen hielt, lezte Willensmeinung ich erkundet hatte, kehrte ich nach Paris zurück und berichtete dem Bernardo Alles, so zu Brüssel und nachher in England ich ausgerichtet hatte. Nach meinem großen Verluste in Brüssel verweilte ich im Jahr 1381 zu Paris in ziemlichem Geldmangel, weil von jenen zweitausend verlornen Gulden ich dem Bernardo di Cino ein Viertheil zu erstatten hatte. Ich gab ihm jene fünfhundert Gulden, das Darlehen des Herzogs von Brabant. Im Februar genannten Jahrs (d. i. im folgenden 1382) kehrte ich nach Brüssel zurück mit etwa zweihundert Gulden, die von Verschiedenen ich aufgeborgt; und am Orte lieh ich noch dreihundert andere von Bernardo aus Verazzano. Und während ich mit dem Herzog und andern Herrn beim Spiele war, erhielt ich Briefe aus Florenz, die berichteten, daß man die Ausgewanderten wiederum zugelassen habe.

— — Ich verließ Florenz im Oktober 1394 und nahm meinen Bruder Ludwig mit mir bis Asti, wohin ich in Auftrag der Regierung mich begab, um alldort mit dem Sire de Coucy Verabredungen zu treffen. Mit dem Bescheid sandte ich meinen Bruder Ludwig, den ich zu diesem Zwecke mitgenommen hatte, nach Florenz zurück. Der gedachte Sire de Coucy behielt mich in Asti bei sich bis zum 22sten November; er wollte mich an den Herzog von Orleans, den Bruder des Königs, mit einer geheimen Botschaft abfertigen, die an gedachtem 22sten November er mir eröffnete und zugleich das Beglaubigungsschreiben mir zustellte. Es war etwa acht Tage zuvor an den Herzog nach Paris, wo er sich aufhielt, aus Savona eine andere Botschaft abgesandt, welche ganz das Gegentheil der meinigen war, und wenn diese lezte früher angekommen wäre, so würde, wer sie sandte, zum Nachtheil der Ehre des Herzogs von ihm erlangt haben, was er begehrte; weßhalb denn ich so viel Eile machte, daß, von Asti den 22sten November abgegangen, ich schon am St. Adreasabend in Paris eintraf. Es sind ungefähr 450 Miglien. Die beiden lezten Tage ritt ich von Chanceaux nach Troyes in Champagne in einem Tage, es sind 34 Lieues, etwa zu drei Miglien die Lieue, und von Troyes in einem Tage nach Paris, 34 Lieues, etwa zu 2½ Miglien die Lieue. Auf diesem Wege ritt ich viele Pferde zu Grund, welche der Herzog mir vergütete.

Im April des Jahrs 1395 ging der besagte Herzog mit denen von Berry, Burgund und Bourbon, nebst vielen andern Herrn nach Avignon, um mit Pabst Benedict (XIII.) einen Vergleich zu unterhandeln. Ich begleitete meinen Herrn, den Herzog von Orleans. Und einen Monat vor meiner Abreise machte ich folgenden Handel. Vom Herzog von Burgund sollte ich für drei Pferde, die er von mir angekauft, sechshundert Goldfranken empfangen; zu Florenz hatten sie mich zweihundert fünfzig Gulden gekostet. Nun traf ich einen, der mit Burgunderweinen handelte, und kaufte von ihm für tausend Franken hundert-und-zehn Fässer Wein von dem Maße, das sie dort cuves nennen. Von gedachter

Summe gab ich ihm vierhundert baar und für die übrigen sechshundert den Schuldschein des Herzogs von Burgund. Ich ließ den Wein in zwei Kellern unterbringen. Man wollte mir dafür nicht mehr als fünfhundert Franken geben; ich ließ sie gehen und befahl dem Massajo (seinem Handlungsdiener, der verschiedentlich in den hier ausgelassenen Abschnitten in Erwähnung kommt), daß er nicht unter tausend Franken den Wein losschlagen solle. Als wir nun auf der Reise mit dem Herzog in's Burgund gekommen waren, erfroren daselbst Ausgang Aprils sämmtliche Rebstöcke, weßhalb ich ungesäumt dem Massajo zuschrieb, daß er von jenem Weine nicht ein Stück verkaufen solle. Und geschah es, daß ich bei meiner Rückkehr nach Paris hundert Fässer für vierzehn Franken das Faß verkaufte, so daß ich vierhundert Goldfranken gewann und zehn Fässer zu eigenem Gebrauch erübrigte. Auf diese Weise kam ich bei zweien der mißlichsten Waaren, Pferden und Weinen, sehr gut aus der Sache... Auf die Reise nach Avignon zurückzukommen. Zuletzt gab Benedict nicht mündlich, sondern in öffentlicher Versammlung durch Andere den französischen Prinzen zur Antwort: daß er sich selbst für den rechtmäßigen Pabst halte, und von dem, was er vor seiner Wahl geschworen, sich losspreche, und so thun dürfe, und daß, mit Ausnahme seiner Abdankung, er bereit sey, durch jedes andere Mittel die Eintracht und Einheit der Kirche herbeizuführen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Februar.

(Fortsetzung.)

J o a ch i m.

„An der Wand, den Fenstern gegenüber, war ein altes englisches Clavier mit zwei Griffbrettern aufgestellt, daneben eine spanische Wand von echt chinesischem Papier. Vor dem großen, mit reichem, vergoldeten Laubwerk eingefaßten Spiegel stand eine ungeheure Stockuhr, der ich von Herzen gram war, weil sie für meine Vergnügungsstunden immer zu spät ging. Rechts und links standen Figuren aus Sèvres-Porzellan, die Fruchtkörbe auf dem Kopf trugen, oder Urnen unter dem Arm hielten, in die jährlich Vergißmeinnicht gesät oder gepflanzt wurden. In den Winkeln rechts und links vom Kamin standen zwei fein lackirte Eckschränke, und darauf alles Geräthe zum Thee, aus trefflichem japanischem Porzellan. In die zwei andern Ecken des Salons waren mit Rosenholz eingelegte Spieltische verwiesen, und ich schreibe jezt auf einem. Der Salon hatte zwei Thüren, eine ging in das Zimmer meiner Großmutter und die andere in's Vorhaus. Zwischen beiden stand eine Reihe Stühle mit hohen, geraden Lehnen und ein ungeheures Kanapé, das wie der Tambourmajor der Stuhlcompagnie aussah. An den Wänden hingen vier Familienporträts, vor denen ich mich immer gefürchtet habe, so steif, ernst und verzerrt sahen sie aus. Dadurch paßten sie aber sehr gut zu den Figuren des Gobelinteppichs, der einmal ein theures, schönes Stück gewesen seyn soll... Nach Gesetz, Sitte und Herkommen durfte Niemand, selbst Verwandte und Freunde nicht, in diesen Salon treten, ohne sorgfältig angezogen zu seyn. Die Großmutter selbst erschien darin nicht ohne Schminke und weiße Handschuhe; wir Kinder aber durften nur hinein, wenn wir uns recht gut aufgeführt hatten und wenn uns Großmama zur Belohnung Stücke aus dem Grandison vorlas. Nach dieser örtlichen Vorbereitung komme ich endlich zur Geschichte selbst. Am Ende des Juni oder Anfangs Juli 1815 kamen zwei Offiziere mit einem Einquartirungsbillet bei uns an. Sie sprachen zuerst mit der Großmutter besonders und übergaben ihr ein Papier; hierauf wurden sie gleich in die Zimmer meiner Tante geführt, nicht in die gewöhnlich für die Militäreinquartirung bestimmte Stube. Warum diese Auszeichnung? Dies erfuhren wir nicht. Man sagte uns, die beiden Offiziere heißen Maceroni und seyen die Söhne eines genauen Freundes des Großvaters, darum müßten sie auch von uns Allen mit Auszeichnung behandelt werden. Darin ging sie uns selbst mit gutem Beispiel voran, besonders hinsichtlich des jüngsten Offiziers, der Joachim genannt wurde. Ihre Gefälligkeit für ihn ging so weit, daß, als er einige Tage in seinem Zimmer unpäßlich war, sie ihm sagen ließ, er könne im Negligé in den Salon kommen. Wir Mädchen hatten ihn sehr lieb und brachten ihm alle Tage die schönsten Blumen unsers Gartens, indem wir durch das Fenster in sein Zimmer stiegen, wobei er uns mit der ihm eigenen freundlichen Anmuth half. So fanden wir ihn alle Morgen in einem Schlafrock von gesticktem Perkal, mit Seide gefüttert. Ich denke noch immer an seine herrlich gestickten Pantoffeln, und besonders an seinen niedlichen, wohlgeformten Fuß. Er trug auch eine kleine Mütze mit Arabesken von Gold und Perlen ein Bischen schief auf seinen reichen, schwarzen, gelockten Haaren, die seinem Gesicht etwas ganz Sonderbares, Fremdartiges gaben. Auf seinen Putz verwendete er große, fast kleinliche Sorgfalt. Dazu hatte er ein sehr reiches Necessaire, in dem wir eine Menge Dinge und Werkzeuge sahen, deren Gebrauch wir gar nicht kannten, wiewohl wir durch die Großmutter mit allen englischen Hülfsmitteln der Toilette wohl vertraut waren. Zuerst kleidete er sich an zum Frühstück, schloß sich hierauf ein, um zu schreiben, oder ging unter den alten Bäumen der Terrasse auf und ab; zum Diner kam er wieder in ganz anderer Kleidung, und diese änderte er noch einmal für den Thee. Eines Abends — ich weiß es noch wie heute — saßen wir eben heiter um den Theetisch, da trat François, unser alter Bedienter, blaß und erschrocken ein und berichtete, eine Abtheilung Nationalgarde stehe vor der großen Hofthüre und verlange Einlaß, um das Haus zu untersuchen. Bei diesen Worten sprangen die beiden Offiziere rasch auf, Joachim nahm eine kleine Pistole aus der Brusttasche seines Kleides und Maceroni zog einen langen Dolch hervor; sie wollten zum Fenster hinaus auf die Terrasse springen, aber die Großmutter hielt sie zurück. „Um Zeit zu gewinnen, wird die Wache zum Pförtchen hereingelassen,“ sagte sie ruhig und besonnen zu François; „ich will sie hier empfangen.“ So wie er aber den Rücken gewendet hatte, ergriff sie Joachim bei der Hand, führte ihn schnell in ihr Schlafzimmer, versteckte ihn da in einem kleinen Toilettengemach, schloß es hinter ihm ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. Als sie wieder in das Zimmer kam, fand sie Maceroni bleich und wortlos. „Beschäftigen Sie sich ganz kaltblütig mit dem Thee,“ sagte sie zu ihm, „ich will die Leute hier empfangen.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 16. März 1836.

Das ist ein gefährlicher Schuß aus einer alten Büchse, den die Unzufriedenheit eines armen Einzelnen gegen einen großen Herrn thun kann.

Shakespeare.
Heinrich V.

Züge aus den Reisen und Abenteuern des Bonaccorso Pitti, in den Jahren 1375 bis 1396.

(Beschluß.)

Wiederum in Paris angelangt, ging der Herzog von Orleans eines Tags nach dem Abendessen mit mir in das Haus eines der Stallmeister des Königs, wo viele Herrn zu Nacht gespeist hatten. Wir fanden sie beim Spiele, und der Herzog sezte sich hinzu und befahl mir, vierhundert Gulden, die für ihn und mich selbst ich mitgebracht, auf den Tisch zu legen. Da es nun an mir war, die Würfel zu schütteln, hielt ich gegen den Vicomte de Montleu, der ein entschlossener Spieler war und großer Herr, der wohl 30,000 Franken einzunehmen hatte. Unfrieden anzustiften, mußte es geschehen, daß in zwölf Würfen ich jedesmal gewann, und zwar von ihm, weßhalb denn, vom Weine erhizt und wild vom Spiele, er mir zurief: „Ah, du lombardischer Betrüger, was hast du vor? willst du stets gewinnen?“ und solcher Reden mehr. Ich antwortete: „Herr, mäßigt Eure Reden um des Herzogs willen.“ Ich sezte darauf noch einmal und gewann, worauf er voll Wuth noch andere Unarten hervorbrachte, und damit schloß, daß er sagte: „Ich lüge nicht.“ Rasch fiel ich ein: „Ja, ja, Ihr thut's, Sire.“ Da streckte er die Hand aus und griff nach der Mütze auf meinem Kopfe und wollte nach mir schlagen. Ich trat zurück und sprach: „Ich bin nicht der Mann, mich schlagen zu lassen, wenn ich Waffen zur Hand habe;“ und bei diesen Worten legte ich die Hand auf einen Degen, den ich zur Seite trug. Da rief er mit Heftigkeit: „Noch hat Niemand mich Lügen gestraft; das sollst du mit dem Leben bezahlen!“ Da sagte der Herzog mir leise, ich solle gehen, in seinem Zimmer ihn erwarten und ihn machen lassen. Ich ging; und als ich ein paar hundert Schritte von jenem Hause entfernt war und Jemand mir nachlaufen hörte, wendete ich mich um und sah im Lichte der Fackeln einiger Hofleute, die gerade vorbeizogen, daß ein Bastard des besagten Vicomte, ein bloßes Schwert in der Hand, mir nachgelaufen kam. Ich zog meinen Degen und sagte ihm: „Bastard, stecke dein Schwert ein, geh' zurück und sag' deinem Vater, du habst mich nicht mehr gefunden.“ Er sah sich um, und weil er wahrnahm, daß von den Seinigen Niemand ihm gefolgt war, hielt er zu seinem Besten sich an meinen Rath, steckte sein Schwert ein und kehrte um. Dieses mein Verhalten ward von den Vorübergehenden, die es gesehen, weiter erzählt, und ich deßhalb sehr gelobt, weil der Bastard nur achtzehn Jahre alt und von Person schwächlich war, ich demnach gar leicht ihm hätte schaden können.

Ich begab mich in's Kabinet des Herzogs, und bald darauf kam er selbst; er war sehr aufgeregt und sagte mir kein Wort. Und nach einer Weile sagte er zu einem seiner Stallmeister: „Geh' in's Haus des Vicomte und melde ihm von mir, daß vor Schlafengehen ich wissen wolle, ob das, darum ich ihn gebeten, er zu vollbringen gesinnt sey." Der Stallmeister brachte zur Antwort: er, der Vicomte, sey noch immer desselben Sinnes, als vorhin. Da sprach der Herzog zu mir: „Gehe nicht aus diesem Hause, es sey denn in meiner Begleitung; ihm zum Trotze werde ich dich beschützen und ihn in Schande bringen." Morgens darauf stiegen wir zu Pferde und begaben uns zum Könige, der aber ausgegangen war; doch trafen wir ihn in einer Abtei, wo er zum Mittagessen abgesessen hatte. Hier sprach der Herzog mit dem Könige und sagte ihm Alles, so Abends vorher sich zugetragen, und bat, daß ihm erlaubt seyn möge, seine Diener, deren einer ich sey, gegen Gewaltthat zu beschützen. Der König antwortete: „Der Vicomte hat übel gethan und gesprochen, und konnte Bonaccorso nicht umhin, ihm in Worten zu begegnen." Er rief darauf die Herzoge von Berry und Bourbon heran und sagte ihnen mit zornigem Ausdruck: „Schickt nach dem Vicomte und meldet ihm, daß ich befehle, er solle diesen Saal nicht eher verlassen, als bis er gethan, was in dieser Streitigkeit mit dem Bonaccorso nach meines Bruders Willen geschehen soll." Der Vicomte kam herbei, wo denn in Gegenwart des Königs und der Uebrigen der Herzog von Berry ihm sagte, was der König befohlen; worauf der Vicomte, sich gegen den Herzog von Orleans wendend, die Worte sprach: „Gnädiger Herr, es schmerzt mich, daß für einen Lombarden Ihr Partei nehmt gegen mich, der ich Euer Blutsverwandter und getreuer Diener bin; und war es unnöthig, an den König Euch zu wenden, weil Euer Befehl genügte, dem zu gehorchen ich stets gewillt bin. Und wenn gestern nicht alsobald ich nachgegeben, so geschah es, weil ich zweifelte, ob Ihr im Ernst spráchet. Allein jezt, da ich sehe, daß es Eure wahre Meinung ist, bin ich bereit, dem Bonaccorso die Lüge zu verzeihen, die gestern in Eurer Gegenwart er mir geboten." Der Herzog sprach: „Ihr habt den Streit angefangen und in meiner Gegenwart dem Bonaccorso solche Worte gesagt, daß, wenn er dazu geschwiegen hätte, ich ihn für weniger als gut würde halten müssen."

Als nun die Sache auf diesem Punkte stand, machte ich dem Herzoge von Berry, der gegenwärtig war und von Anbeginn alles Gesagte und Geschehene vernommen hatte, ein Zeichen meiner pflichtschuldigen Unterwerfung. Und sagte da gedachter von Berry: „Der König unser Herr hat von dem Wortwechsel Kenntniß genommen, in welchen Ihr gestern mit dem Vicomte gerathen seyd, und ist damit schlecht zufrieden. Und in Wahrheit, Bonaccorso, war es von Eurer Seite verwegen, einen so großen Herrn Lügen zu strafen; denn er ist unser Verwandter und von solchem Range, daß außer den königlichen Lilien wohl Niemand gern mit ihm sich in Streit begeben möchte. Allein weil der König gnädig ist und nicht zulassen will, daß diese Sache vorangehe, und befiehlt, daß der Vicomte Euch vergebe und daß Ihr wiederum Freunde werdet, wie vorhin, so habt Ihr, Bonaccorso, den Vicomte um Verzeihung zu bitten." Ich sagte darauf, zum Vicomte hingewendet: „Gnädiger Herr, verzeiht mir, wenn ich gesagt, oder gethan habe, was Euch mißfällig ist." Er antwortete: „Weil es denn dem Könige so gefällt und meinem gnädigen Herrn, seinem Bruder, so würde ich dir verzeihen, auch wenn du mir in's Gesicht geschnitten hättest; und so verzeihe ich dir und bitte dich selbst um Verzeihung und will ferner dein guter Freund seyn."

Als wir nach Paris zurückgekehrt waren, erbat ich zum Nachtessen in meine Wohnung den Herzog von Orleans und den von Bourbon. Sie kamen und brachten den Sire de Coucy mit ihnen und den besagten Vicomte und viele andere Barone und Ritter. Sie wurden in Haupt- und Beischüsseln so wohl bedient, daß vor dem Könige und andern Herrn davon viel Rühmens war zu meiner Ehre. Dieses Nachtessen kostete mich zweihundert Gulden. In einem einzigen Stücke hatte ich sie nicht zufrieden gestellt; und war es, weil an jenem Abend, da schön und groß gespielt wurde, ich nicht hatte mitspielen wollen. Indeß vertrat mich Bernardo di Cino de' Nobili, der einer der gefälligsten und großartigsten Spieler war, den die Welt gesehen.

1396 im Winter nach Florenz zurück ꝛc.

Altersungleichheit.

(Fortsetzung.)

Als Kurt und Cornelie nach Hause kamen, bat Uechtritz Ersteren um ein Gespräch unter vier Augen, und hielt um Gerhardinen an. — Die freudigste Einwilligung der Eltern krönte seine edlen Wünsche, und — wir müssen es sagen — von dem Augenblick seiner Verlobung an war er so verliebt in seine junge Braut, als es sich irgend mit der Würde eines Mannes über vierzig Jahren vertrug. Abends sagte Cornelie zu Kurt: „Ich muß gestehen, daß dies mich vollkommen überrascht, und nie hätte ich geglaubt, den Grund von Gerhardinens Schwermuth in einer Leidenschaft für Uechtritz zu finden, wie sich's nun ausgewiesen hat. Nun, Gott sey gedankt, daß es so ist; ein eigen Mädchen war sie immer, und

in einen jungen Mann hätte sie sich, glaube ich, nie verlieben können." So war denn Alles abgemacht und mit der Hochzeit wurde nur so lange gezögert, bis die Auszahlung von Gerhardinens Vermögen regulirt war. Gleich nach der Hochzeit reiste das junge Paar nach Deutschland ab.

War es reine Liebe zu den hesperischen Gefilden, oder vielmehr die Scheu, sich den Verwandten vorzustellen, was Kurt und seine Frau abhielt, Uechtritz sogleich zu folgen — gleichviel, sie zogen es vor, noch länger im schönen Italien zu weilen. — Leontine entwickelte sich hier auf das Angenehmste; sie war ganz der Gegensatz ihrer Schwester, voll Leben und Freundlichkeit, jetzt noch eine kindliche Grazie, mit den schönsten Talenten begabt, die unter der vereinten Pflege ihrer Eltern sich mit jedem Tage schöner ausbildeten. Kurt vermißte durch ihre Nähe kaum den Mangel an eigenen Kindern.

Ihr Aufenthalt in Italien hatte sich nun zu einer vierjährigen Abwesenheit von der Heimath ausgedehnt, und wer weiß, wie sehr er sich noch verlängert hätte, wenn nicht dringende Briefe von Kurts früherem Vormunde denselben zurückberufen hätten, da der alten Gräfin Gesundheit durchaus der Pflege ihrer Kinder bedürftig war. Augenblicklich wurden die Anstalten zur Abreise getroffen, und eben als die Hitze in Italien unerträglich zu werden anfing, die deutsche Temperatur hingegen einigen Ersatz für die italienische bieten konnte, zog Kurt wieder in sein Schloß ein.

Er fand die Mutter sehr schwach, aber sehr gütig und herzlich gegen ihn und seine Frau; in der That war in diesem Augenblicke der äußere Unterschied zwischen Kurt und Cornelie gar nicht auffallend; er war zwar erst vier-und-zwanzig Jahre alt, aber man mochte ihm wohl acht-und-zwanzig geben, so kräftig war sein Bau, so gebräunt sein Antlitz. Die Heiterkeit der Jugend war durch einen Ernst ersezt, der an seinem Glücke zweifeln lassen konnte, aber in Wahrheit nichts bedeutete, als sein Bestreben, sich der Gefährtin seines Lebens so viel wie möglich gleichzustellen. Cornelie hingegen schien in diesen vier Jahren jünger geworden zu seyn. Wie viel das Glück allein beiträgt, ein Gesicht zu verjüngen, kann Jeder bemerkt haben, der Gelegenheit hatte, dieselbe Physiognomie in den Stunden des Jammers und in denen der Freude zu beobachten. Außerdem nahm sie alle Künste der Toilette zu Hülfe; was bei Andern unerlaubte Eitelkeit gewesen wäre, war bei ihr nur ein pflichtmäßiger Wunsch, ihrem geliebten Manne an Jahren gleich zu erscheinen und sich seine Zärtlichkeit zu erhalten. Aber auch in diesem Bestreben verließ sie der gute Geschmack nie, und ihre schöne, noch vollkommen jugendliche Gestalt kam ihr dabei zu Hülfe. Wenn man sie mit Kurt Arm in Arm gehen sah, hätte man in geringer Entfernung meinen sollen, ein Ehepaar von ganz angemessenen Jahren zu erblicken.

Einst saßen sie Beide an dem Bette der alten Gräfin, die viel von vergangenen Zeiten sprach. „Weißt du, Cornelie," sagte sie unter andern, „daß hier der Ort ist, wo du Kurt zuerst gesehen hast?" Kaum hatte sie das unbedachte Wort gesagt, als sie beschämt schwieg, und das Uebel dadurch noch ärger machte. „O ja," sagte Cornelie erröthend, „ich weiß es wohl; er lag damals als ein Neugeborner in meinen Armen." — „Es war ein Vorzeichen einer spätern, schönern Zeit," sagte Kurt mit edlem Eifer, als wolle er die kleine Kränkung, die in der Erinnerung lag, schnell vergessen machen; „es war ein Vorzeichen der schönern Zeit, da ich wieder, ein Neugeborner an Glück, in deinen Armen lag." Cornelie sah ihm dankbar, mit voller Liebe in das Auge und sprach: „O Kurt, alles Glück hast du mir großmüthig geschenkt und die Opfer auf deine Seite genommen; es vergeht keine Stunde des Tages, in der ich dies nicht lebhaft fühle, und meine Liebe zu dir steigert sich zu einer Art anbetender Verehrung." Ein solches Wort war hinreichend, um die alte Gräfin das Mißverhältniß in der Ehe ihres Sohnes vergessen zu machen, und sie fuhr halb scherzend fort: „Cornelie, ich glaube wirklich, eure Ehe war vorher im Himmel beschlossen. Erinnerst du dich der Aehnlichkeit, die wir immer zwischen dem Bilde dort und Kurt und dir fanden, und wie er dir einst im Spiele den Ring reichte, den er dir später im Ernst gegeben hat?" Aber Kurt runzelte bei dieser Frage die Stirne; er liebte dergleichen Anspielungen nicht, und jede Vindication seiner Ehe schien ihm eine Anklage gegen dieselbe zu enthalten. Er unterbrach daher das gutmüthige Geplauder der beiden Frauen durch einen fremden Gegenstand und brachte sie zum Schweigen.

Nach einigen Monaten starb die alte Gräfin, vollkommen über das Schicksal ihres Lieblings zufriedengestellt, und die Eheleute lebten still, aber heiter auf Frundsberg fort. Kurt bewirthschaftete seine Güter mit Eifer und Einsicht; Cornelie ging in Allem auf seine Ideen ein und machte ihm Manches, was leicht verdrießlich und schwierig hätte seyn können, durch Freundlichkeit und gute Laune, die sie bei weitem in höherem Maße als er besaß, angenehm und leicht.

So waren sechs Jahre vergangen. — Wie ein schöner Herbst den Bäumen noch tief in's Jahr hinein den Schmuck ihrer Blätter lassen kann, bis ein rauher Novembersturm den Winter in seiner Nacktheit einführt, so ging es auch mit Cornelien; der Sturm kam spät, aber er blieb nicht aus. — Wir sehen die Helden dieser Erzählung jezt sechs Jahre später im Schlosse Frundsberg an einem rauhen Sommertage am Kaminfeuer sitzen, das Kurt hatte anzünden lassen. — „Aber, liebes

Kind!“ sagte sie mit blauen Lippen und vor Kälte zitternd, „welch ein Einfall, in dieser Jahrszeit Feuer machen zu lassen!“ — „Mich friert,“ sagte er düster, sich die Haare aus der glühenden Stirne streichend. Sie schwieg. Nach einer Pause fuhr er fort: „Willst du heute Nachmittag mit mir ausfahren? Ich habe einem Bauer ein Gütchen abgekauft, welches einen ärgerlichen Winkel in meine neue Besitzung machte, die du noch gar nicht kennst.“ — „Mit Vergnügen, lieber Kurt,“ erwiderte sie, und die Stunde der Fahrt ward festgesezt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Februar.

(Beschluß.)

J o a ch i m.

Schon hörten wir die Schritte der Wache im Vorsaal, da ging die Großmutter selbst hin und machte die Salonthüre auf. „Wie? sind Sie es, Herr Rivat?“ sagte sie zu dem Offiziere, der die Leute commandirte und in dem sie den Sohn ihres Notars erkannte; „was verschafft mir das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen?“ — „Wir suchen einen Flüchtling, und haben schon alle Landhäuser in dieser Gegend durchspäht; bei Ihnen, gnädige Frau, ist's nur ein Geschäft der Form wegen.“ — „So will ich Sie denn selbst herumführen.“ — Dabei nahm sie ein Wachslicht, ging vor ihnen her und öffnete die Thüre. — „Dies ist die Wohnung meiner Tochter, gehen Sie hinein.“ Dabei ließ sie die Leute zuerst in Joachims Schlafzimmer treten, so daß sie durch ihre eigenen Schatten den Schein des Lichts von den Möbeln abhielten, denn ohne diese Vorsicht hätten sie wahrscheinlich Gegenstände gesehen, die nicht zum Puz einer Frau gehören. So führte sie sie nach einander in alle Zimmer des Hauses und endlich in den Salon zurück. Maceroni stand schnell auf, die Großmutter aber sagte zu ihm: „Bleiben Sie doch!“ Dabei wendete sie sich mit den Worten zu Herrn Rivat: „Ich stelle Ihnen den Sohn eines alten Freundes vor, Kapitän des 21sten Linienregiments; durch einen glücklichen Zufall habe ich ihn zur Einquartirung bei mir erhalten.“ Als sie bemerkte, daß einige Soldaten die Thüre ihres Zimmers mit einiger Aufmerksamkeit betrachteten, sagte sie schnell zu dem Offizier: „Ihnen zu Gefallen will ich wohl für einen Augenblick von meiner englischen Sitte abgehen und Ihnen mein Schlafzimmer öffnen, damit Sie sich rühmen können, Ihr Amt mit aller Genauigkeit versehen zu haben. Sehen Sie!“ und dabei ging sie hinein und stellte sich breit vor die kleine Tapetenthüre ihres Toilettengemachs, „sehen Sie! Sind Sie nun ganz überzeugt, daß Ihr Flüchtling nicht bei mir ist?“ — „Wir waren es schon vorher, gnädige Frau,“ war die Antwort; „aber die Ordre —“ — „Allerdings, Sie hatten ganz recht; also gute Nacht, meine Herren!“ — So verließ uns die Wache wieder und man hörte ihre Schritte bald im Hof verklingen. Wir kleinen Mädchen waren ganz stumm vor Erstaunen und Furcht bei dem Anblick der Soldaten und ihrer blanken Waffen. Ehe die Großmutter Joachim befreite, sprach sie uns ernstlich zu und empfahl uns die größte Verschwiegenheit; dann ging sie in ihr Zimmer, öffnete die kleine Thüre und führte ihn heraus. Bei seinem Eintreten in den Salon sahen wir, wie er der Großmutter die Hand küßte, und dabei mit großer Rührung und einem unaussprechlichen Ausdruck seiner schönen Augen zu ihr sagte: „Sie sind meine Retterin!“ Am folgenden Abend bestiegen die beiden Offiziere die Diligence. Die Großmutter gab ihnen einen Brief an Madame Bertier in Toulon mit, die dort jezt noch das Hôtel de Malte hält. In dem Briefe stand, welch großen Dienst die Großmutter von ihr erwartete; sie rechnete auch nicht umsonst darauf. Die Polizei hatte doch Wind von Joachims Aufenthalt in Lyon bekommen und ließ in jenem Hotel eine Haussuchung anstellen. Madame Bertier war gerade krank, schnell mußte er sich zwischen die Matrazen ihres Bettes legen, und so entkam er glücklich allen Nachforschungen. Da aber das Hotel immer noch von der Polizei nicht aus dem Auge gelassen wurde, zumal Madame Bertiers Meinungen bekannt waren, so war man keinen Augenblick vor einer neuen Untersuchung sicher; sie beschloß also, den Flüchtling zu entfernen. Zu diesem Zweck ließ sie ihn Frauenzimmerkleider anlegen und den Kopf in einen Schleier hüllen; so sezte sie sich neben ihn und ließ sich von ihrem Sohn in einer Kalesche langsam, wie zur Spazierfahrt, zum italienischen Thore hinausführen. Als sie bei Lavalette ankamen, verließen sie den Wagen und gelangten auf Umwegen und einsamen Pfaden nach Plaisance, einem Landgut, das damals dem General Allemand gehörte. Hier vertraute sie Joachim dem Gärtner, einem alten Soldaten, an, und dieser versprach, Leib und Leben für ihn zu lassen. Er hielt auch Wort; aber Maceroni, der treue Begleiter Joachims, rieth diesem, Frankreich zu verlassen. Da ihm dies flüchtige, unsichere Leben zuwider war, so willigte er ein und beschloß, nach Neapel zurückzukehren. Auch die Ueberfahrt machte ihm Madame Bertier möglich. Traurig und blutig war die Folge dieser Reise, denn J o a ch i m M u r a t wurde am 13ten Oktober bei Pizzo erschossen. — Mehrfache Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit dieser Geschichte hat die Gefangennehmung der Herzogin von Berry in der Vendée, worüber ihr berüchtigter Verräther, Simon Deuy, vor einiger Zeit hier eine Schrift herausgegeben hat. Schon aus dem Motto: Adsum qui feci, geht deutlich hervor, daß Deuy sie nicht herausgibt, um sich zu vertheidigen, sondern um sich vielmehr seiner Handlung zu rühmen. Ich würde Ihnen Auszüge daraus mittheilen, wenn ich nicht voraussezen müßte, daß sich die politische Presse der Notizen schon längst bemächtigt hat.

Unter den Vorgängern der Revue du Lyonnais, die sich nicht halten konnten, war auch das Athénée, allerdings eine gute, anziehende und mannichfaltige Zeitschrift. Sie hatte den neuen und bessern Geist der Zeit begriffen, der die Nothwendigkeit erkennt, in Frankreich auf literarische und scientifische Studien zurückzukommen. Darum war alle Politik, ihre Ramifikationen, Andeutungen und Anspielungen von dem Athénée ausgeschlossen, darum hielt es sich aber auch nicht, denn wir sind in Frankreich lange noch nicht auf den Punkt gekommen, wie Sie in Deutschland, wo eine literarische Zeitschrift, die sich achtet, alle Politik ausschließen muß, wenn sie von den Vernünftigen geschäzt und gelesen werden will. Ein ander Mal von unsern hiesigen Poeten.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 66.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 17. März 1836.

God dam! moi, j'aime les Anglais:
Ils ont un si bon caractère!
Comme ils sont polis, et surtout
Que leurs plaisirs sont de bon goût!

Béranger.

Der Amerikaner in England.

Hydepark.

Hydepark hat als öffentlicher Spaziergang lediglich nichts Anziehendes, er steht St. James- und Regentspark weit nach, ist aber einmal fashionabler als beide. Es war nicht die lebhafte Saison, und ich erinnerte mich noch wohl des Ausspruchs der Kammerjungfern, die mit mir von Gravesend in der Diligence gefahren, es sey durchaus Niemand in der Stadt. Troz dem wogte in den Alleen ein ungeheures Gedränge wohlgekleideter Leute, und Tausende hübscher Equipagen fuhren in parallelen Reihen dahin. Auch fehlte es nicht an gut berittenen Reitern, gleich gut berittene Grooms hinter ihnen, und an Schaaren von Elegans aus der City, allem nach Schreiber und Ladenjünglinge, die sich auf unglücklichen Miethkleppern abarbeiteten. Ich gedachte ähnlicher Scenen zu Madrid, Neapel, Mailand, Lima, Havana, und da fiel mir der gewaltige Unterschied auf, den der Nationalcharakter hervorbringt. An allen jenen Orten scheint die Gesellschaft sich zu kennen, sie scheint voll Leben und Regsamkeit und mit dem Entschluß, sich zu belustigen, zusammengekommen zu seyn. Man nickt einander zu, man winkt sich mit Fächer oder Fingern, man wirft sich im Vorübergehen einen heitern Blick oder ein freundliches Wort des Grußes zu: wenn ich mir all dies zurückrief, standen die Freuden des „Paseo" recht lebendig vor mir. Hydepark dagegen, obgleich ich nie prächtigere Equipagen, Livreen und Pferde gesehen, war, wenn man den Spaziergängern in die Gesichter sah, ein höchst trübseliger Ort. Es war, als sey die Menge hiehergekommen, nicht um der Lust nachzugehen, sondern um ihren Verdruß zur Schau zu tragen. Keiner schien den andern zu kennen, nirgends sah man muntere Grüße des raschen Erkennens austauschen.

Es mag dies zum Theil von der ungeheuren Größe der Stadt herrühren, die sich hieher entladet, noch mehr aber vom herrschenden Mangel an Geselligkeit, von den Klassenunterschieden und den mancherlei Schattirungen von Respektabilität, deren so viele sind, als der Individuen, die darauf Anspruch machen. Manche mochten Tags zuvor in den Galerien der Bank stolz darauf gewesen seyn, einander Freunde zu nennen; hier aber, erfahren in allen hier üblichen Künsten des Ignorirens, wofür England der klassische Boden ist, blickten sie gewandt abseits, wenn ein Bekannter auf sie zukam, dessen Wiedererkennen sie ruiniren konnte, oder sahen ihm mit nichtssagendem, unbefangenem Blicke in's Gesicht. Die vornehmste Ursache dieses trübseligen, steifen Wesens an einem Vergnügungsorte mag aber am Ende im

tiefsinnigen, beschaulichen Charakter unseres Volksstamms zu suchen seyn; und dies äußert sich in gleicher Weise bei ähnlichen Gelegenheiten auch in Amerika. Uns fehlt das überströmende Feuer, der mächtige Drang zur Lust, wie sie manchen andern Völkern eigen sind. Wir sind ernst, feierlich, nachdenklich, sogar im Schoße unserer Zerstreuungen, wir bringen sogar auf die Schauplätze der Lust den Tiefsinn, die melancholische Stimmung mit, die in unserm geistigen Charakter so auffallend vorherrschen.

Die Waterloobrücke.

Die Waterloobrücke ist ein edles, herrliches Monument. Ueber der Fahrbahn erheben sich zu beiden Seiten hübsche Seitenpfade, von denen man den Fluß und seine Ufer übersieht; an jedem Pfeiler stehen Gaslampen nach klassischem Muster, und an den Enden befinden sich zwei zierliche Häuschen in dorischem Styl für die Brückenwächter. Die Fußgänger gehen, ehe sie auf die Brücke kommen, durch einen zierlichen eisernen Triller, der mit einem im Häuschen befindlichen, vor den Wächtern verschlossenen Uhrwerk in Verbindung steht. Die Uhr zeigt genau an, wie viel Personen passirt sind, und die Compagnie wird dadurch vor Veruntreuungen der Wächter in Ablieferung der Einnahme geschützt. Dies ist gewiß höchst sinnreich; es ist ein Denkmal menschlicher Erfindungskraft und menschlicher Gemeinheit zumal, und gibt Stoff zum Nachdenken über die Verworfenheit der niedern Volksklassen in England. Warum kann man dem Mann, der den Schlüssel zur Uhr hat, trauen und dem niedrigern Bedienten nicht? Wahrscheinlich, weil er gehörig bezahlt ist und somit pflichtgetreu und ehrlich seyn kann, ohne Hungers zu sterben, während für den Andern die Armuth zur ewigen Versuchung wird. Die Armuth, die Unzulänglichkeit der Mittel zum bequemen Lebensunterhalt, das Mißverhältniß zwischen der Arbeit und ihrem gerechten Lohn, dies sind die Quellen der in diesem Lande herrschenden Verdorbenheit, die durch Gewohnheit, Beispiel, und dadurch, daß sich bei der weiten Verbreitung des Uebels keiner mehr schämt, am Ende systematisch wurde. In keinem Lande hat mechanischer Scharfsinn größere Triumphe gefeiert, als bei uns; aber eine Vorrichtung, wie jene, wäre dort zu allerlezt erfunden worden, und ich glaube nicht, daß sich in Amerika ein Eingeborner fände, der sich der Schmach unterzöge, Pfennigeinnehmer bei einer solchen Rechenmaschine zu seyn, und damit seine Unehrlichkeit selbst einzugestehen.

Altersungleichheit.

(Fortsetzung.)

Das Wetter schien sich aufzuhellen und der Wagen rollte im Sonnenschein davon. Der Weg war reizend; man kam dem Rhein immer näher, Kurt war entzückt, Cornelie wäre es gern auch gewesen, aber sie fror. Nicht weit vom Ziele ihrer Fahrt hemmte ein unangenehmes Ereigniß deren Fortsetzung: ein Rad brach, da sie aber glücklicherweise in der Nähe einer Schmiede waren, konnte der Schaden schnell verbessert werden. Kurt schlug Cornelien vor, zu Fuß weiter zu gehen, wenn ihr die Entfernung einer kleinen Stunde nicht zu weit wäre. Es war bei ihr ein Grundsatz, von dem sie nie abwich, keinen Weg, den ihr Mann ihr vorschlug, über ihre Kräfte zu finden; daher willigte sie sogleich ein. Sie waren aber kaum eine halbe Stunde gegangen, als ein Gewitter am Himmel aufzog. Kurt trieb zur Eile an, und sie ging, so schnell sie konnte. Nach einer Viertelstunde goß der kalte Regen in Strömen herab, und Cornelie sah sich endlich gezwungen, zu gestehen, daß sie nicht weiter könne; doch er konnte sie damit trösten, daß sie nun dem Ziele ihrer Wanderschaft ganz nahe seyen. Mit triefenden Gewändern traten sie in das nette, reinliche Haus, wo der Bauer, der Kurt schon kannte, ihnen freundlich entgegenkam. Die Hausfrau kam auch heran und rief: „Ach Gott, welche Ehre für unser geringes Dach! wenn wir nur dem Herrn Grafen trockene Kleider anbieten dürften; und die Frau Mutter! lieber Himmel, die Frau Mutter sind wohl gar krank!“ Kurt blickte düster auf Cornelie, die erschöpft in einen Stuhl gesunken war, und in diesem Augenblick, durchnäßt, mit triefendem Haar und unordentlichen Kleidern, in der That eher für seine Großmutter, als für seine Frau gehalten werden konnte. „Willst du etwas haben, liebes Kind?“ sagte er, sichtbar verstimmt: denn die schreckliche Wahrheit, an eine alte Frau gekettet zu seyn, lag auf Einmal klar vor ihm. Sie bat, mit der Hausfrau in das anstoßende Zimmer gehen zu dürfen, und ließ Kurt mit dem Bauer allein. In diesem Augenblick öffnete sich die Hausthüre, und ein junges Mädchen, den Sonntagsrock wie einen Regenschirm über den Kopf gezogen, trat flink und lachend in's Zimmer.

„Ei, Vater, da bin ich schön naß geworden!“ rief sie, und schüttelte, der Winke des Vaters nicht achtend, die Flechten ihres langen Haares aus, daß die Tropfen im Kreise herumflogen. Kurt stand ein wenig verborgen am Fenster und betrachtete das liebliche Mädchen mit Vergnügen. Jezt erst bemerkte sie ihn, und im Augenblick war ihr ganzes Wesen in ein linkisches Anständigthun verwandelt, durch welches er indessen durchzublicken wußte.

Sie schlich sich verschämt aus dem Zimmer und kam nach kurzer Zeit im netten, trockenen Anzuge wieder. Kurt hatte indeß dem Bauer sein Wagenabenteuer erzählt und das Fernere wegen der Kaufbedingungen mit ihm verabredet. Aennchen, so hieß die Tochter, sezte sich in eine Ecke und spann, und gewisse Theile von ihres Vaters Reden begleitete sie mit tiefen Seufzern, die Kurt zulezt nicht umhin konnte, zu bemerken. „Was ist's denn, mein Kind?" sagte er. „Ach," erwiderte sie, und fuhr sich mit dem Schürzenzipfel über die Augen, „es ist mir so hart, daß wir nun nicht mehr hier wohnen sollen, wo der Vater und die Mutter sich geheirathet haben und wo ich geboren bin." — „Und warum sollst du hier nicht bleiben können," sagte Kurt, „wenn dein Vater mein Pächter werden will?" — „Herr Graf," fiel dieser ein, „das war mein erster Vorschlag an den Herrn Amtmann; aber der meinte, dieser Hof müßte mit der Pachtung von R. vereinigt werden, und es könne keine Rede davon seyn. Nun, ich fand mich drein, aber ungern, besonders wegen der Anna da, die mir, glaube ich, seitdem gar nicht mehr gut ist." Er klopfte ihr bei diesen Worten auf die rothen Wangen, und sie sah ihn freundlich an. „Wenn Ihr es wollt," sagte Kurt schnell und bestimmt, „so werden wir einig und Ihr bleibt hier. Ich könnte ja dem hübschen Kinde kein so großes Herzeleid zufügen." Er reichte ihr die Hand, die sie feurig an ihre vollen Lippen drückte. Der Wagen kam nun, und auch Cornelie trat mit wieder getrocknetem Anzuge ein. Aber der Eindruck war einmal gemacht und nicht mehr zu verwischen.

Bald nach dieser Begebenheit kam Leontine von einem Besuch bei ihrer Schwester nach Frundsberg zurück. Sie war jezt neunzehn Jahr alt, im Aeußern das Ebenbild der Mutter in ihrer schönsten Zeit, in ihrem Innern gerade so viel mehr ausgebildet, als die neuere Zeit es ihre Töchter werden läßt; aber noch war es keinem Manne gelungen, Eindruck auf ihr Herz zu machen. Mancher hatte ihre Hand begehrt; ihre Antwort war immer: wo könnte ich glücklicher seyn, als im elterlichen Hause? Zum Glück war sie ein reiches Mädchen, und reiche Mädchen werden nie von ihren Eltern so zum Heirathen gedrängt, wie arme, denen die Jugendblüthe allein zu einem Manne verhelfen soll. Auch wäre es sowohl Kurt wie Cornelien im Grunde sehr schmerzlich gewesen, sie zu verlieren, denn Beide fühlten lebhaft die Annehmlichkeit ihres Umgangs. Sie hing an ihren Eltern mit einer leidenschaftlichen Zärtlichkeit, die nie, wie bei Gerhardinen, durch irgend ein Begegniß gestört worden war. Keine Frau schien ihr in so hohem Maße die Eigenschaften eines echt weiblichen Charakters zu besitzen, wie ihre Mutter, und kein Bild ihrer Phantasie war ihr hoch genug, um es mit ihrem Stiefvater zu vergleichen. In den lezten zwei Jahren erst, als ihre Mutter anfing, sich sehr zu verändern, fiel ihr das Mißverhältniß in den Jahren ihrer Eltern auf; aber da sie ihren Vater immer gleich aufmerksam und liebend, ihre Mutter immer gleich bereit gesehen hatte, seine Wünsche zu erfüllen, war es ihr nicht eingefallen, daß dieser Unterschied auf ihre innern Verhältnisse einen störenden Einfluß haben könnte. Einst kam eine Bekannte aus der Nachbarschaft, die seit mehreren Jahren in der Ferne gewesen war, nach Frundsberg, um die Besitzer zu besuchen. Es war eine junge, kokette Frau. Sie sah immer mit einer schwermüthigen, bedauernden Miene auf Kurt, suchte immer das Gespräch auf Sympathie und dergleichen zu lenken, es wo möglich aber so einzurichten, daß die Gräfin dabei nicht zugegen war. Endlich flüsterte sie einer andern Dame, so laut, daß Leontine es hören konnte, zu: „Armer, armer Mensch! wer ihm helfen könnte!" Die andere Dame sagte verwundert: „Was fehlt ihm?" — „Eine junge Frau," erwiderte sie. Leontine sah gar wohl, daß die Dame, troz der Unzartheit ihres Benehmens, vollkommen Recht habe, und sie sah es nicht an diesem Tage allein. Es war zur Gewohnheit geworden, daß sie in jedem Jahre ein paar Monate zu Gerhardinen ging, in deren Familienkreis ihre Erscheinung immer ein Fest war. Eben, wie gesagt, kam sie von einem solchen Besuche zurück, und sie mußte sich gestehen, daß eine Veränderung vorgefallen war. Kurt fuhr oft aus Träumereien auf, seufzte, ward theilnahmlos, ja er konnte sogar ihrer Mutter mit einiger Härte antworten. Cornelie hingegen war unterwürfiger und nachgiebiger als je.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Meyerbeers Hugenotten. Die Kunstausstellung.

Zwei merkwürdige Tage für den Kunstgenuß! Am lezten Februar die erste Aufführung der neuen Meyerbeerschen Oper: „die Hugenotten." und am 1sten März die Eröffnung des sogenannten Salons im Louvre, das heißt, der diesjährigen Gemäldeausstellung; am Abend die entzückende Musik, von der es jedoch noch nicht entschieden ist, ob sie neben, vor oder hinter die des Robert le diable gestellt werden muß, und am folgenden Morgen die ungeheure Menge von Kunstgegenständen, welche durch tausend Künstler, meistens im Laufe eines Jahres, verfertigt worden sind. Eine Oper, wie „die Hugenotten," hätte man vor fünfzig Jahren in ganz Frankreich, ich möchte sagen, im ganzen katholischen und vielleicht auch protestantischen Europa nicht darstellen können, und noch jezt würde ein solcher Gegenstand in einigen Ländern die Gemüther erhizen und erbittern, statt zu ergözen. In Paris aber sind die religiösen Streitigkeiten jezt längst beseitigt, und das gebildete Publikum betrachtet

den alten Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus nur noch vom historischen Standpunkte. Es verabscheut die Greuel der Bluthochzeit, und verdammt zu gleicher Zeit den wilden Fanatismus der Hugenotten. Beide Parteien, die Ligue, wie die Hugenotten, haben Frankreich unglücklich gemacht, und aus dem schrecklichen Kampfe derselben ist kein anderer Nutzen hervorgegangen, als die Ueberzeugung der Nachwelt, daß es die größte aller Thorheiten ist, sich wegen theologischer Dinge die Hälse zu brechen und das Land zu verheeren. Zur Zeit Ludwigs XIV. hätte eine solche dramatische Darstellung den alten Streit wieder anfachen und einen Theil der Zuschauer gegen den andern bewaffnen können. Das jetzige Parterre und die Logen verhalten sich bei der Darstellung so ruhig, als ob der trojanische Krieg dargestellt würde, und beurtheilen nur Spiel und Gesang. Uebrigens posaunen schon alle Zeitungen die Herrlichkeiten der neuen Oper aus, und ich kann vor der Hand auf sie hinweisen. Nur sey es mir erlaubt, auf die Gewandtheit des Dichters Scribe aufmerksam zu machen, welcher aus der traurigsten Begebenheit ein gefälliges Schauspiel gemacht hat. Er ist wohl der einzige Dichter in Paris, der so etwas vermag, und so sehr ihn auch J. Janin in den Feuilletons des Journal des Débats verunglimpft, so ist doch schon der Umstand, daß alle großen Tonkünstler nur nach Scribe'schen Texten arbeiten wollen, und daß die Operndirektoren nur von seinen Dichtungen großen Erfolg hoffen, ein Beweis, daß sein ungemeines Talent im Dramatisiren allgemein anerkannt wird, und er der beliebteste Dichter von großen und kleinen Singstücken ist; denn auch das Gymnase dramatique fährt fort, auf ihn zu rechnen, wenn es neuer Vaudevilles bedarf. Wie am Abend „die Hugenotten" die Liebhaber der Oper ergötzen, so unterhält am Tage die Kunstausstellung eine noch weit größere Menge von Zuschauern; denn die Oper ist theuer und die Kunstausstellung unentgeltlich. Man hat in den Zeitungen die Zahl der ausgestellten Kunstgegenstände Anfangs um mehr als ein Drittel übertrieben; denn sie beläuft sich nicht auf 3500, wie man versichert hatte, sondern nur auf 2100, ist also geringer, als die des vorigen Jahres. Nun ist freilich eine weit größere Menge eingesendet worden; die aus Künstlern bestehende Jury, welche sich über die Aufnahme der eingereichten Stücke auszusprechen hatte, ist aber diesmal strenger wie sonst gewesen, und hat manche Stücke verworfen, weil sie ihr schlecht gemalt schienen, oder einen widerlichen Gegenstand darstellten. Die in der heutigen Literatur vorherrschende Sucht, das Gräßliche und Abscheuerregende zu schildern, scheint auch manche junge Künstler befallen zu haben; sie haben ein sonst achtungswerthes Talent an der Darstellung von Gegenständen verschwendet, die man nicht ohne Ekel betrachten kann. In Paris besonders hat die feingebildete Welt ein Zartgefühl, welches durch alles sich zum Gräßlichen Hinneigende leicht beleidigt wird. Um nun dieses Zartgefühl zu schonen, ist die Kunstjury, welche das Einreißen des schlechten Geschmacks in die junge Kunstschule bemerkte, mit unerbittlicher Strenge verfahren, und hat das Abscheuliche verworfen. So z. B. hatte einer mit ziemlich großer Kunst ein Gemälde verfertigt, das eine vom Mondschein beleuchtete Straße von Paris darstellt. Ein Chiffonier durchwühlt mit seinem Hakenstock den Kehricht, und unter demselben entdeckt er einen nackten Leichnam. Es kann seyn, daß die dargestellte Thatsache sich einmal gerade so zugetragen hat, wie sie hier von einem, wahrscheinlich noch jungen Künstler geschildert wird. Die Jury ist aber der Meinung gewesen, dies sey kein Gegenstand für die Kunst, und es sey eine Beleidigung des Anstandes, so etwas im Louvre auszustellen, wobei sie natürlich auf die an das Gemälde verwendete Kunst gar keine Rücksicht genommen hat. Wohl mag sie in dieser Abschätzung der eingereichten Kunstgegenstände einige Mal zu weit gegangen seyn und eine unnöthige Strenge gezeigt haben. Leute, welche mit Vergnügen Theaterstücke, wie Angelo, Angot, Lucrèce Borgia u. a. ansehen, lassen sich vielleicht durch Ekel erregende Gemälde nicht so leicht abschrecken. Auch soll diese Strenge der Künstlerjury Paul Laroche und seinen Schwiegervater Horace Vernet bewogen haben, sich aus der Jury zu entfernen. Ersterer stellt gerne tragische und sogar schreckliche Gegenstände dar (man denke nur an seinen Cromwell, wie er den Sarg des enthaupteten Carls I. öffnet, und an seine Johanna Gray neben dem Scharfrichter mit dem Beil), und er mag gedacht haben: noch einen Schritt weiter, und meine Collegen, die Kunstrichter, verdammen auch meine Stücke und meinen Kunstgeschmack. Horace Vernet hat nun zwar diese Neigung nicht; allein vermuthlich billigt er die Ansicht und die Grundsätze seines Eidams. Uebrigens ist er einer derjenigen, welche zu der jetzigen Kunstausstellung am meisten beigetragen. Er soll scherzend gesagt haben, er habe zu derselben dreihundert Quadratschuh bemalter Leinwand geliefert; in der That befinden sich in der Ausstellung mehrere überaus große Gemälde von ihm, die er theils in Italien, theils in Frankreich verfertigt hat, und bekanntlich ist er einer der flinksten Maler, die es gibt; man könnte ihn den Fa Presto der gegenwärtigen Zeit nennen. Was dieser Kunstausstellung, die im Allgemeinen eine Menge mittelmäßiger Arbeiten darbietet, einen besondern Charakter gibt, sind mehrere beträchtliche Geschichtgemälde, welche vom Könige für die historische Galerie zu Versailles bestellt worden sind. Noch immer ist diese Galerie unvollendet, und der Zeitpunkt der Eröffnung derselben unbestimmt. An ältern Gemälden wird die Versailler Galerie gewiß einen wahren Schatz enthalten; denn, wie man sagt, befand sich auf den Speichern und in den Magazinen des Louvre ein äußerst bedeutender Vorrath von alten Gemälden, welche man des Aufstellens neben den großen Meisterwerken nicht werth geachtet hatte, zumal es an Platz dazu gebrach, die aber nichtsdestoweniger einer andern Galerie zur Zierde gereichen würden. Alle diese aufgespeicherten Gemälde, wofern sie nur irgend historische Bedeutung für Frankreich haben, werden nun an's Tageslicht gezogen, gereinigt, wieder hergestellt und nach Versailles geschickt. Da diese Sendungen bereits über ein Jahr lang dauern, so schließt man daraus, daß die Versailler Galerie beinahe eben so beträchtlich werden wird, als die des Louvre in Paris, in welcher jezt der Platz zu mangeln anfängt. Diese leztere lange Galerie ist in diesem Augenblicke ganz mit den Werken der diesjährigen Kunstausstellung angefüllt, und so geht es jezt alljährlich. Mehr als tausend Künstler, wovon manche freilich diesen Namen nur halb verdienen, haben Arbeiten geliefert, von den fünfzehn Schuh hohen Gemälden an bis zu kleinen lithographischen Blättern. So streng die Jury in Hinsicht des Gräßlichen gewesen ist, so nachsichtig war sie in Betreff des Langweiligen; denn dahin gehören sicher die vielen gemalten Gesichter, welche unabsehbare Reihen bilden, vor denen man gleichgültig vorübergeht. Aber die Künstler halten viel darauf, daß dergleichen Aushängeschilder ihrer Kunst im Louvre seyen, und den porträtirten Herren und Damen ist es außerordentlich lieb, dort zu prangen. Sie bedenken aber wohl nicht, wie unbedeutend sie dem vorüberziehenden Haufen erscheinen, wofern die Kunst ihren Zügen nicht einen besondern Stempel aufgedrückt hat.

Dy.

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 18. März 1836.

On est quelquefois moins malheureux d'être trompé par ce qu'on aime, que d'en être détrompé.

Larochefoucauld.

Altersungleichheit.

(Fortsetzung.)

Gegen Leontine war Kurt die Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit selbst; es konnte ihr sogar nicht entgehen, daß er manchmal mit Blicken der Bewunderung an ihr hing, die ihr das Blut zum Herzen trieben. Dann sprang er auf, machte einen langen Ritt in's Weite und kam erst spät nach Hause. Cornelie duldete die öfteren und verlängerten Abwesenheiten ohne Murren; sie sagte manchmal mit schmerzlichem Lächeln: „Es ist mir lieb, daß er eine Zerstreuung außer dem Hause findet; mir ist oft bange, daß ihm bei seiner alten Frau die Zeit lang wird." — „O Mutter!" rief Leontine dann, „ich bin noch jünger als der Vater, und doch nirgends lieber als bei dir."

Der Winter verging und der nächste Sommer brachte Gerhardinen, ihren Mann und ihre zwei Kinder nach Frundsberg. Im Anfang ihrer Anwesenheit war Kurt mehr zu Hause; aber allmählich ging er seinen alten Gewohnheiten wieder nach, und Gerhardine, welche mehrere Kleinigkeiten auf eine unangenehme Art besorgt gemacht hatten, schüttelte den Kopf. Nach kurzem Aufenthalt war es ihr kein Geheimniß mehr, daß bei ihrem Stiefvater die Reue über ein unauflöslich geknüpftes Verhältniß, bei ihrer Mutter der Schmerz eingezogen sey. Sie theilte Uechtritz ihren Verdacht mit, der durch ein Achselzucken bewies, wie gegründet er denselben fand. Seine Geschäfte riefen ihn indessen wieder nach Hause, während Gerhardine mit ihren Kindern noch länger bei der Mutter verweilen wollte. Als er abreiste, begleitete sie ihn bis zu dem Dorfe, in welchem Kurt einst den ersten Blick in sein Herz gethan hatte. Während die Pferde getränkt wurden, gingen sie spazieren. Schon längere Zeit vermuthete sie, daß hier das Ziel der Ausflüge ihres Stiefvaters sey. Als sie an einem niedlichen Bauerhause vorübergingen, sah ein junges Mädchen aus dem Fenster. Gerhardine blickte ihrem Gemahl in's Gesicht; seine Verlegenheit und die Aeußerungen, die sie ihm abnöthigte, bestätigten ihren Verdacht nur zu gut, und ihre Gemüthsbewegung hatte sich noch nicht gelegt, als sie in den Hof von Frundsberg wieder einfuhr.

Nachdem sie ihrer Mutter guten Tag gesagt und gehört hatte, daß Kurt in seinem Zimmer sey, ging sie zu ihm hinauf und klopfte an seine Thür. Trotz seinem freundlichen Willkommen blieb sie doch lange zögernd an der Thür stehen, bis er selbst sie bei der Hand nahm und an den Sopha führte. Als sie noch immer stumm blieb und gedankenlos zum Fenster hinausstarrte, das sich auf die blühendste Landschaft öffnete, sagte er: „Meine Tochter ist wohl nur hergekommen, um die Aussicht

aus meinem Studirzimmer zu bewundern?" — „O Vater!" rief sie aus, „ganz andere, beinahe feindselige Absichten führten mich in dein Kabinet, und jezt, da ich darin bin, fühle ich mich ordentlich abgeneigt, die Ruhe dieses freundlichen Winkels zu stören. Ich bin sehr böse auf dich." Kurt sah sie fragend an; aber eine Röthe des schlimmen Bewußtseyns schoß in seine Wangen. „Darf ich Alles aussprechen, was mir auf dem Herzen liegt?" fragte Gerhardine. „Alles," antwortete Kurt. „Ich wüßte nichts, was ich aus deinem Munde nicht gern hörte." — „Ich denke in jene Zeit zurück," fuhr Gerhardine fort, „als eine Neigung, die stärker als die Vernunft war, dich zu meiner Mutter zog. Ich habe damals viel für euch Beide gelitten; ich war einen Augenblick sogar auf dem Punkt, meine Mutter fußfällig zu bitten, diese Ehe nie zu schließen. Rücksichten, die ich jezt tadle, hielten mich damals davon ab. Wenn ich dir ganz die Folgen dieses Entschlusses vor die Augen geführt hätte, wenn ich dir gesagt hätte: Kurt, Sie werden noch fünf bis sechs Jahre glücklich seyn; dann wird aber eine Zeit kommen, wo Sie Ihre Frau vernachlässigen und kränken werden — —" Kurt schlug die Augen beschämt zu Boden, die den stolzen Blick der ihrigen nicht ertragen konnten. „Kurt, Vater! — was würdest du mir damals geantwortet haben?" — „O Gerhardine!" rief er mit gepreßter Stimme und drückte ihre beiden Hände in die seinigen, „was willst du damit sagen? — befreie mich von dieser Qual!" — „Daß ich Uebles von dir weiß," erwiderte sie mit strömenden Thränen.

Kurts Knie wankten; er sezte sich auf einen Stuhl, legte das Gesicht in beide Hände und überließ sich einen Augenblick der Verwirrung und dem Schmerz. „Ich bin ein unglücklicher Mensch," sagte er endlich. „Ja wohl bist du das," sprach Gerhardine sanft, und legte die Hände auf sein Haupt. „O!" sagte er, von ihrer Milde zu noch größerem Vertrauen hingerissen, „sie hätte mich nicht heirathen sollen, sie hätte Mitleid und Achtung vor meiner Jugend haben sollen. Ich habe viel gekämpft und viel gelitten! Gerhardine! ich bin dreißig Jahre, sie ist fünfzig!"

„Ich bin überzeugt," entgegnete Gerhardine etwas kalt, „wenn du dies der Mutter recht zu bedenken gäbest, so würde sie nicht länger auf einer Vereinigung bestehen, die dein Unglück macht." — „O nein!" rief Kurt lebhaft, „davon darf nicht die Rede seyn! Sie gehört nicht zu den Charakteren, die ein Ereigniß dieser Art ertragen könnten. Du wärest in ähnlicher Lage dazu fähig, Gerhardine, aber sie nicht. Und ist sie auch nicht mehr jung und schön, so ist sie doch eines der besten, edelsten Wesen, das ich kenne, und wenn mir nur die Wahl zwischen ihrem Unglück oder meinem bleibt, so werde ich mich nie besinnen. Nein, nein! von der Seite ist nichts zu hoffen!"

Gerhardine war durch diese, mit dem Ausdruck der Wahrheit gesprochenen Worte gerührt und reichte Kurt die Hand. Dieser fuhr fort: „Mutter und Sohn, wenn sie Beide gut geartet sind, werden sich immer verstehen, weil es nie eine Zeit gegeben hat, in der sie sich als auf einer Stufe stehend betrachten konnten, und ein ähnliches Verhältniß kann ich mir in manchen andern Beziehungen denken. Aber bei Mann und Frau ist der Fall ein ganz anderer; sie sollen durchaus dieselben Interessen theilen, sollen Hand in Hand vorwärts schreiten, sollen eine Zukunft haben, es soll bei dem einen nicht ein nothgedrungener Stillstand eintreten, wo der andere noch mit unverminderter Lebhaftigkeit an Allem Theil nehmen möchte, was das Leben bietet. Ist Krankheit die Ursache einer solchen Störung, so ist diese leicht zu ertragen, nicht nur weil in dem Gesunden das Mitleid angeregt wird und ihm die nothwendigen, gleichsam unmittelbar aus höherer Hand ihm auferlegten Opfer als eine, von der Liebe selbst gebotene und innig mit ihr verwebte Pflicht erscheinen läßt, sondern auch weil ihm in der noch so schweren Erfüllung dieser Pflicht die Hoffnung als holde Trösterin zur Seite steht, und ihn auf bessere Zeiten hinweist, in welchen, nach überstandenen Leiden, Alles wieder in's vorige Geleis kommt, der gleiche Gang zum gleichen Ziele mit erneuter Lust und Liebe wieder betreten werden soll. Aber welche Hoffnung bleibt, wenn Alter diese Krankheit ist?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Amerikaner in England.

Drurylane und Coventgarden.

Lange bevor wir Drurylane erreichten, wurden wir von Gesindel beiderlei Geschlechts angefallen; sie liefen, den Theaterzettel schwingend, neben der Kutsche her und klopften an die Fenster, um für den Zettel zwei Pence zu lösen, die natürlich nicht reiner Profit waren. Ein anderer Pfennigangler machte den Kutschenschlag auf, als wir am Portal vorfuhren, das in edlem Style gebaut, aber vom Rauche ganz geschwärzt ist. Die Straße war abscheulich schmutzig, die Nase begegnete nach allen Seiten übeln Gerüchen, und Haufen schmutzigen Gesindels, sogleich als Diebe und verworfene Weiber kenntlich, schwärmten nach Beute umher.

Das Haus schien nicht mit fashionablem Volk gefüllt, und kaum hie und da bemerkte man eine Figur von Distinction. Die Weiber waren übrigens im Allgemeinen gut gekleidet im französischen Geschmack, mit Ausnahme des Haars; dieses ließ jede nach ihrer Laune,

meistens aber höchst nachlässig am Kopfe hängen; die Nachlässigkeit war natürlich eine studirte. An persönlichen Reizen war indessen durchaus kein Mangel; ja, ich meinte nie und nirgends so viele gutgebildete Gesichter beisammen gesehen zu haben; ich überzeugte mich, und ich fand dies später durchaus bestätigt, daß sich unter allen Weibern, die ich je gesehen, die Engländerinnen am besten in einem Schauspielhause ausnehmen. Ich bewunderte die graziöse Bildung der Büste, den schön gebauten Hals, den frischen Teint, die Fülle und herrliche Färbung des Haars; der ganze Umriß des Kopfs und das Ensemble der Züge war, wenn auch nicht elegant und fein, doch äußerst ausdrucksvoll.

Man gab „our Neighbour's Wife," eine Reihe gemeiner Intriguen, die im Handelsstande der Hauptstadt spielen; der vornehmste Theil der Zuhörerschaft gehörte wohl eben dieser Klasse an, und so konnten sie denn, unter der Decke des Incognito, wie die ungeheure Größe Londons sie überbreitet, über ihre eigene Carricatur lachen, ohne fürchten zu müssen, daß es herauskam. Die Schauspieler waren so ziemlich wie bei uns, das heißt, recht plump und gemein, himmelweit entfernt von der Grazie, dem Anstand und der Naturwahrheit, wie man sie auf französischen und italienischen Bühnen findet. Ich sah nie etwas, was so alle Illusion zerstören muß, als wie hier Schauspieler, welche man der Handlung nach nicht sehen sollte, sich vor diejenigen, denen sie auszuweichen hatten, gerade hinstellten, oder wie sie ganz laut sprachen, was man sich als bei Seite gesprochen denken mußte. Der lauteste von allen war ein beliebter Spaßmacher, den gar Niemand sehen sollte, als die Zuschauer. Von Anfang bis zum Ende wimmelte das Stück von gemeinen, plumpen, hergebrachten Bühnenspäßen, von abscheulichen Wortspielen und unanständigen Zweideutigkeiten. Hie und da packte ein breitschultriger Comödiant eines der Weibsbilder; sie wehrte sich zum Schein eine Weile, hörte aber bald auf, die Spröde zu spielen, und nun gaben sie sich eine Ladung von Küssen, die durch das Haus schallten, wie Pistolenschüsse. Diese verliebten Heldenthaten wurden jedesmal mit dem rauschendsten Beifall begleitet, und das ganze Haus dröhnte von Entzücken vom Parterre bis zur Galerie. Die Zweideutigkeiten machten nur scheinbar kein so großes Glück: von Seiten der Männer erfolgte dabei immer stürmischer Beifall, von Seiten der ältern Weiber ein halb unterdrücktes Kichern, und die Blicke der jüngern Frauenzimmer suchten albern verlegen den Boden, was den Cavalieren an ihrer Seite großen Spaß zu machen schien. Man sah wohl, die Damen verstanden den Spaß, und zwar so weit, daß sie gern dazu gelacht hätten, wäre dies nicht unschicklich gewesen. Ich dachte dabei an andere Weiber, die ich kenne, und wie sie sich in solcher Verlegenheit benommen hätten: ich sah ihren vollkommen freien, unbefangenen Blick, ihre würdevolle Gleichgültigkeit, ihre stolze Ruhe, wie echtes Gefühl weiblicher Zurückhaltung und guter Geschmack sie gebieten.*

Einen andern Abend brachten wir in Coventgarden zu. Zuerst wurde die Oper Gustav aus dem Französischen gegeben. Decorationen und Costüme waren so glänzend, daß man bei lebendiger Einbildungskraft die Pariser Académie royale und San Carlo nur wenig vermißte. Das Spiel war sehr gut, der Gesang nicht ganz so, und die an sich hübsche Musik in der Ausführung garstig englisirt. Die Figurantinnen, deren eine Unzahl war, bildeten den schönsten Weiberflor, den ich je auf der Bühne gesehen, zum wenigsten, was Kopf und Brust betrifft: lauter reizende Gesichter, statt mit Schminke und Ziegelmehl, mit den Rosen der Gesundheit, mit dem Scharlach der Natur gefärbt. Leider saßen die gedrungenen Figuren auf schlechten Beinen und Füßen. In der Scala, in San Carlo oder in der Pariser Oper hatte ich oft den Effekt bewundert, wenn das ganze Balletcorps beim Takte einer reizenden Musik hereingeschwebt kommt und Körper und Glieder in entzückender Harmonie sich hin und herbewegen. In meinem Leben habe ich nichts Burleskeres gesehen, als diesen Auftritt bei der Gelegenheit, von der ich hier spreche: der Trupp kam, buhlerisches Lächeln auf den Gesichtern, hereingetrippelt, und mit einem Anstrich von erzwungener Salbung beugten sie sich, neigten sie sich außer dem Takt, als wären sie erst auf dem einen, dann auf dem andern Beine lahm. Ihre Unbeholfenheit noch in helleres Licht zu setzen, befanden sich mehrere fremde Tänzerinnen, Celeste an der Spitze, im Balletcorps, und der Abstich war wirklich gar zu auffallend. — Ich fand später, daß ein hübscher weiblicher Fuß in England Gegenstand oft wahrhaft enthusiastischer Bewunderung ist, und dies erklärt sich wohl gerade daraus, daß sich dergleichen hier so selten findet. Jedes Theater muß diesem Geschmacke huldigen und wo möglich für ein Paar hübsche Füße in der Truppe sorgen; Madame Vestris stand in England in dieser Hinsicht lange einzig da.

Während der Oper machte mir ein Zug von trockenem englischen Humor ungemein viel Spaß. Der erste Sänger spann in einer der Hauptpassagen seine Stimme in einen endlosen Faden aus, und hatte eben den Gipfelpunkt seiner Capacität erreicht, da ließ ein Kerl auf der obersten Galerie einen tiefen, kläglichen Ton hören. Der Effekt war unwiderstehlich komisch. Ich hatte eine Weile nicht recht gewußt, sollte ich mich von Bewunderung hinreißen lassen oder nicht, da wurde mir beim Geheul des Kerls auf einmal deutlich, daß es

* Der Verfasser meint hier natürlich die Amerikanerinnen.

nicht ganz richtig gesungen war. Bei aller Rohheit und Brutalität wäre es ihm wohl schwerlich möglich gewesen, einen Triller von Rubini's Stimme auf diese Weise zu accompagniren. Meines Wissens unterbricht kein Hund eine wahrhaft schöne Musik, aber oft habe ich sie den Anfänger auf der Flöte accompagniren oder mit der Drehorgel in die Wette heulen hören. Das Erhabene und das Lächerliche liegen bei dieser Gattung von Musik gar nahe beisammen: ob etwas trefflich gesungen ist, das weiß man allerdings immer zu sagen, es gibt aber eine Art von untergeordneter Virtuosität, welche Leute, die nicht eigentlich kritisch, sondern nur nach ihren Eindrücken dewundern, nicht selten in Verlegenheit bringt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Februar.

Madame Lätitia. Schillers Statue. Berichtigung.

Die Eröffnung des Karnevals, der hier nur die lezten acht Tage gefeiert wird, fiel auf den Jahrestag der Krönung des Pabstes und den Tag der Beerdigung der Mutter Napoleons. Sie wünschte mit allen ihr gebührenden Ehren begraben zu werden, und hatte dazu eine starke Summe in ihrem Testament bestimmt; aber aus mehreren Rücksichten ließ sich ihr Wunsch nicht in Ausführung bringen, und ihr Leichnam, welcher nach der neuen Methode, durch Arsenikeinspritzung, ohne daß der Körper geöffnet wird, einbalsamirt wurde, ruht nun in dem Passionistinnen-Kloster in Corneto, das ihr Bruder, der Kardinal Fesch, im Jahr 1814 stiftete, und welches das einzige dieses Ordens für Nonnen ist. Dort wurde ihr eine fürstliche Beisetzung zu Theil, und später soll sie nach Ajaccio gebracht werden, wo sie zu ruhen wünschte. Die Familie Bonaparte verliert in ihr ihren eigentlichen Stützpunkt, da ihr alle Glieder derselben die größte Achtung bewiesen. Der jetzige Senior der Familie, Kardinal Fesch, wird sie schwerlich ersetzen, da er sich bloß mit seiner großen Bildergalerie beschäftigt und sich längst von allen andern Geschäften zurückgezogen hat. Er wird dereinst den Seinen ein bedeutendes Vermögen hinterlassen. — Von namhaften Personen, die sich gegenwärtig hier aufhalten, sind Don Miguel und die Marschälle Marmont und Bourmont die bekanntesten. Ersterer lebt hier sehr eingezogen und bekommt allmählich eine gewisse Popularität. Sein Aeußeres ist keineswegs so, wie man es in den Zeitungen beschrieben, und sein ganzes Betragen hier beweist hinlänglich, daß die umlaufenden Gerüchte über ihn, wenn nicht ganz erfunden, doch gewiß sehr übertrieben sind. Er besizt kein Vermögen, und schon dies beweist Charakterstärke, daß er alle Pensionen standhaft ausschlug, und das Wenige, was er hat, treulich mit seinen Anhängern, die ihm gefolgt sind, theilt. Bourmont scheint sich besser aus den Welthändeln zurückgezogen zu haben, da er bedeutende Ländereien ankauft und sich hier ganz ansiedeln will. Sonst halten sich nur sehr wenige bekannte Männer der carlistischen Partei hier auf. — Der hiesige Kunstverein hat seine diesjährige Ausstellung eröffnet; sie bietet aber wenig Vorzügliches dar, wenn man einige Bilder deutscher Künstler ausnimmt. — Schillers Statue von Thorwaldsen naht sich der Vollendung, und damit wächst hier auch das Interesse dafür, denn täglich finden sich Einheimische und Fremde in seinem Atelier ein, um das große Werk zu sehen. Wir enthalten uns, vor der Zeit darüber mehr zu sagen, als wie man im Allgemeinen hier davon denkt. Man hält dies Kunstwerk für eines der großartigsten und schönsten Werke, welche die plastische Kunst seit langer Zeit hier hervorgebracht hat. Die einfache, erhabene Stellung des Dichters ist imposant; Schiller ist dargestellt, wie er nachdenkend den einen Fuß vorsezt, in der Linken ein Buch, während die Rechte den Mantel aufwärts gegen die Brust hält; das Haupt ist mit Lorbeern gekrönt, der Ausdruck des Gesichts, welches nach der bekannten Büste unsers Danneckers modelirt ist, zeigt uns, wie der Dichter unter der Fülle seiner Gedanken die schönsten hervorsucht. Beim Anschauen des Bildes, wie es da steht, weiß man nicht, ob man mehr den Dichter, oder den Bildhauer bewundern und lieben soll, der den Sinn unsers großen Landsmanns und damit den Ruhm deutscher Poesie so zu verherrlichen gewußt hat. Thorwaldsen selbst scheint mit der Arbeit zufrieden zu seyn, und selten hat er wohl eine öffentliche Arbeit mit größerer Freude übernommen. Es haben sich mehrere Deutsche hier vereinigt, um Beiträge für das Monument zu sammeln, und die deutschen Diplomaten sind hierin mit einem löblichen Beispiel vorangegangen. Auch die Deutschen in Neapel haben den Wunsch geäußert, sich in dieser Hinsicht den hiesigen Deutschen anschließen zu dürfen. Außer diesem Monument ist der Künstler noch beschäftigt, die Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian von Bayern zu vollenden, die in München gegossen und aufgestellt werden soll. Hier sehen wir auf einem schweren Pferde echt deutscher Abkunft den selbstbewußten, strengen und gerechten Herrscher im Harnisch sitzen, ganz, wie uns die Geschichte seinen Charakter aufbewahrt. Der allgemein verehrte Mann, welcher in seinem Alter noch solche Werke mit Jugendfeuer schafft, ist als erster Künstler hier und zugleich als Rathgeber und Unterstützer junger Künstler, denen er Aufträge gibt oder ihre Schöpfungen abkauft, allgemein beliebt, und seine Abreise nach seinem Vaterlande wird für Viele ein herber Verlust seyn. Zugleich kann ich Ihnen anzeigen, daß er auf der Reise nach Dänemark die bedeutendsten Städte Deutschlands besuchen wird. Unter seinen neuesten Arbeiten sind die neun Musen, in Medaillonform, und die vier Jahrszeiten besonders anziehend, wie dies mit allen seinen Basreliefs der Fall ist. — Erlauben Sie mir hier eine kleine Berichtigung: Herr Knapp, Architekt aus Stuttgart, der hier als praktischer Künstler mehrere Werke ausgeführt und ein schönes Haus im Corso gebaut hat, ist gegenwärtig beschäftigt, ein Hospital für protestantische Christen auf dem Capitol zu bauen. Durch die Bemühungen des preußischen Ministers Bunsen wurde ein Gebäude sammt Platz auf dem tarpeischen Felsen angekauft und Knapp übergeben, um es auszubauen. Die Allgemeine Zeitung berichtet aus Kassel, Herr Engelbrecht führe dieses Gebäude auf, welches Gerücht aus einem Mißverständniß entstanden zu seyn scheint, da er bloß unter der Leitung von Knapp einen Theil der Aufsicht bei dem Bau des Hospitals übernommen hat, selbst aber durch jene Anzeige unangenehm überrascht ward, da er auf keinen Fall sich fremdes Verdienst aneignen will. Knapp hat zugleich in einem Nebengebäude einen schönen Saal für das archäologische Institut eingerichtet, welches mit seinem Eingang und innern Decorationen sehr schön ausgefallen ist und alles Lob verdient. Das Institut selbst gewinnt immer mehr an Bedeutung, und macht dem Fleiß einiger Deutschen, die es stifteten, die größte Ehre.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 68.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 19. März 1836.

— Ist wohl ausgekämpfet
Der Streit im Aeußern zwar,
Der Geist führt ungedämpfet
Noch Schlachten immerdar;
Er kann noch nicht es lassen,
Den, der uns trat, zu hassen.
Rückert.

Epistel an meinen Freund J. Xylander,

geschrieben in der Rheinpfalz im November 1815, auf dem Rückmarsche aus Frankreich,

von August Grafen von Platen. *

Liberi sensi in semplici parole.
Tasso.

Schon unsre deutschen Haine
Betrat des Pilgers Fuß,
Ich gab dem alten Rheine
Den lezten Abschiedsgruß;
Jemehr jedoch die Reise
Sich naht den heim'schen Au'n,
Verlang' ich mehr im Kreise
Der Freunde mich zu schaun:
Sehn' ich mich deinem Busen,
Der frühern, süßen Ruh',
Den Studien, den Musen,
Und lieben Wesen zu.

Als unterm fremden Volke
Ich einsam klagend saß,
Und jede ferne Wolke
Mit feuchten Blicken maß:
Da konntest du genügen,
O Hoffnung, der Vernunft,
Ich dachte mit Vergnügen
Der schönen Wiederkunft;
Doch jezt, da schon die Fluthen
Des Rhenus hinter mir,
Erneuen sich die Gluten
Verdoppelter Begier.
Es eilt dem Schritt von ferne
Das Herz voran in Hast:
So pflückt der Knabe gerne
Unreife Frucht vom Ast,
So binden Mädchen, lange,
Dem Bräutigam, voraus,
Zum künftigen Empfange,
Schon einen Blumenstrauß. —

* Wir glauben, uns die Leser dieser Blätter und alle Freunde und Verehrer des zu früh verblichenen Dichters, des Grafen v. Platen, zu verbinden, indem wir nachfolgende Epistel veröffentlichen, welche wir von einem Jugendfreunde desselben, dem als Schriftsteller rühmlich bekannten bayerischen Hauptmann von Xylander erhalten haben, und dieselbe dürfte um so mehr Interesse erwecken, als, wie auch der Nekrolog in der Allgemeinen Zeitung berührt hat, aus der Epoche, in welche das Jahr 1815 fällt, bis jetzt von dem Verstorbenen nur wenig bekannt geworden ist.

Freund, unser deutscher Krieger
Hat gern aus jenem Land
Der fränkischen Betrüger
Die Schritte weggewandt;
Denn Mangel an dem Lichte
Der heil'gen Religion,
Und Dummheit sind die Früchte
Von jener Greulgeschichte
Nach dem gestürzten Thron;
Und Wortgepräng, Inzeste,
Ein schamentwöhnter Blick —
Sieh hier die goldnen Reste,
Und das versprochne Glück
Für alle Völkerschaaren
Von jener untheilbaren,
Zertheilten Republik.
Charakterloses Wesen,
Verrath und Heuchelei,
Das sind die Traubenlesen
Von eines Irokesen
Verruchter Tyrannei.
Doch weg von dieser Stelle,
Und von der Welschen Schmach!
Es decke Lethe's Welle,
Was dieses Volk verbrach;
Nicht wir sind dessen Richter,
Ein And'rer hält Gericht:
Zu preisen liebt der Dichter,
Zu schelten liebt er nicht. *

Als unser Heer im Lenze
Zum Völkerkriege zog,
Und schon die Lorbeerkränze
Und die Triumphe wog,
Als gegen Bonaparte
Ein Jeder kühnt entbrannt,
Den Prüfungstag erharrte,
Die Waffen in der Hand:
Da träumten wir von Schlachten,
Vom Tode nur und Streit,
Weil wir zu kämpfen dachten
Mit der Vermessenheit,
Mit blutig Aufgebrachten,
Zu Allem gleichbereit;
Von der Verzweiflung Söhnen
Zu fordern unser Recht,
Mit Löwen, mit Hyänen
Im äußersten Gefecht.
Doch anders ist's geworden,
Doch leichter ward der Sieg,
Und eine Schlacht im Norden
Begann und schloß den Krieg.
Es war die britt'sche Klinge,
Die, mit gewalt'gem Schlag,
Die tausend Eisenringe
Der Sklavenkette brach.
Zwar flossen blut'ge Ströme;
Doch der Tyrann entfloh,
Und beide Diademe
Ließ er zu Waterloo.
Den Siegern unterthänig,
Erhob zum alten Thron
Den alten, wahren König
Die gallische Nation.
Da mußten sie bekennen,
Zum Trotz dem eitlen Stolz,
Daß vor den tapfern Brennen
Die fränk'sche Stärke schmolz.
Es schritt der edle Britte,
Ihr erster Feind von je,
Durch ihrer Hauptstadt Mitt
Zu ihrem größten Weh;
Und was sie glücklich raubten,
Was sie gesichert glaubten,
Verschwand vor ihrem Blick;
Die göttlichen Gestalten,
Sie kehrten zu den alten
Behausungen zurück:
Laokoon, der Fechter,
Die himmlischen Geschlechter,
Die schöngeformte Schaar;
Die Halle wurde ledig,
Die Rosse von Venedig
Verließen sie sogar.
So ward — nur kurz beneidet —
Erzählt der Freund Aesop,
Die Krähe schnell entkleidet
Von fremder Federn Lob.
So ist den deutschen Degen
Der Franken falsche Brut,
Der Franken Stolz erlegen
Dem deutschen Heldenmuth.

Auch jene Thaten alle
Gehören uns, wir sahn,
Was wir im gleichen Falle
Unzweifelhaft gethan.

* Daß der Dichter hier dennoch gescholten hat, erklärt sich, wenn man des Zeitpunkts gedenkt, in welchem er schrieb, und daß er so eben aus Feindesland zurückkehrte. Wie er in reifern Jahren, bei ruhiger Ueberlegung über denselben Gegenstand dachte, zeigen viele seiner spätern Gedichte, z. B. das an Karl den Zehnten.

Wir hätten, wie die Britten,
Und wie der Preußen Schwert,
Für unsre lieben Hütten,
Für unsern heimschen Herd
Auch löwenkühn gestritten,
Der großen Väter werth.
Drum ist die Siegerkrone
Auch unserm Königssohne,
Auch uns gebühret sie;
Und so vereinigt Alle
Die große Friedenshalle
In heil'ger Sympathie.

(Der Beschluß folgt.)

Altersungleichheit.

(Fortsetzung.)

Gerhardine brach in Thränen aus. „Ich sehe," sagte sie, „daß hier nichts helfen kann, als meiner armen Mutter Tod. Aber ich darf dich nicht so ganz ohne Warnung und ohne Vorwurf einen Weg betreten lassen, der dich spät oder früh zur Reue führen wird. Die Schuld zwischen euch ist gleich getheilt. Die Mutter war freilich älter und sollte die Ruhigere, Ueberlegende gewesen seyn; aber du magst sie mit deiner stürmischen Leidenschaft um diese Ueberlegung gebracht haben, die euch Beiden zum Heil gedient haben würde. Ich bin es überzeugt, sie hat dir die Zeit, die jezt eingetreten ist, oft vorher ausgemalt; aber du hast von ewiger Liebe gesprochen, auch wohl nur einen Augenblick des Glückes und dann — Tod begehrt." — „Beides ist wahr," sagte Kurt; „aber sich den Gegenstand seiner Liebe alt und verwelkt zu denken, dahin reicht keine menschliche Einbildungskraft." — „Einbildungskraft gehört auch dazu gar nicht," erwiderte Gerhardine, „sondern gesunde Vernunft. Du warst kein Kind, als du so zu meiner Mutter sprachst, sondern ein reichbegabter junger Mann. Wisse nun zu tragen, was du dir selbst gewählt hast. Wenn ich mir deine Physiognomie bei manchen unserer früheren Gespräche in's Gedächtniß zurückrufe, so hätte ich mir gedacht, du würdest mehr Seelenstärke besitzen und die Freude der Entsagung zu würdigen verstehen. Es ist die höchste dieses Lebens, diejenige, welche die Bürgschaft eines künftigen Daseyns am entschiedensten in sich faßt. Laß das Brüten über eine Sache, die du nicht ändern kannst; du hast zu wenig zu thun, wenigstens keine Geschäfte, die deinen Geist anregen. Nimm Staatsdienste; bei deinem Range, deinem Vermögen und deinen Geisteskräften kannst du eine glänzende Laufbahn machen, und magst vielleicht meiner armen Mutter noch einmal mit bittern Thränen die Augen zudrücken. Lebe jezt wohl; ich überlasse dich deinen eigenen Gedanken und dem Schutze des Allmächtigen." Kurt ließ sie nicht gehen, ohne vorher einen heißen Kuß auf jede ihrer Hände gedrückt zu haben, und blieb tief nachsinnend, aber zum ersten Male mit leichterem Herzen zurück.

Es gestaltete sich jezt Alles freundlicher auf Schloß Frundsberg; nur ward Corneliens Gesundheit mit jedem Tage schlechter. Es war rührend, wie Kurt sie pflegte, wie er jedem ihrer Wünsche zuvorzukommen suchte, und mancher dankende Blick von Gerhardinen fiel wohlthuend in sein Herz. Kurt bewarb sich um ein Amt, welches ihm mit Freuden gegeben wurde, und Gerhardinens Vorhersagungen trafen ein: er fand schon in den zwei ersten Jahren Gelegenheit, die Regierung von seiner großen Brauchbarkeit zu überzeugen. Die Zeit, die seine Geschäfte ihm übrig ließen, brachte er am Krankenbette seiner Frau zu, in deren Pflege er sich mit Leontine theilte. Das Schicksal schien gütig das beste Mittel ergriffen zu haben, ihn mit sich zu versöhnen: der kranken Frau konnte er Alles seyn, was ihr Herz von ihm begehrte, und ihre lezten Lebensjahre waren durch seine Liebe verschönert.

Leontine weigerte sich noch immer zu heirathen, obgleich sie schon ein-und-zwanzig Jahre zählte. Das Verhältniß des Stiefvaters und dieser jüngern Tochter hatte indessen in den rührenden Tagen am Krankenbette der Mutter einen Grad von Innigkeit erlangt, dem nichts gleich kam. Endlich trat der Augenblick ein, der es trennen zu wollen schien. Cornelie starb mit einem Herzen voll Dank und Segnungen für Mann und Kinder. Kurt reichte der weinenden Gerhardine über der Todten die Hand und sagte ihr: „Dir dankt sie das Glück ihrer lezten Jahre!"

Man besprach sich jezt über Leontinens Zukunft, und sowohl Kurts früherer Vormund, der eine Stimme in den Familienangelegenheiten behalten hatte, als Uechtritz und seine Frau fanden es angemessen, daß Leontine ihren Wohnsitz bei ihrer Schwester aufschlage. Kurt fand sich mit stummem Schmerz in das Unvermeidliche. Gerhardine machte ihre Schwester mit dem Beschlusse des Familienraths bekannt. Sie erklärte sich nicht, und Niemand zweifelte an ihrer Einwilligung. Sie war gegen Abend allein zu der Leiche ihrer Mutter gegangen und kehrte nachdenklich durch den großen Saal zurück, als Kurt eben in einer andern Richtung durchging. Sie ging auf ihn zu. „Vater," sagte sie, „du willst mich nicht bei dir behalten?" Er sah sie schmerzlich an. „Darf ich denn?" fragte er. Sie aber warf sich ungestüm an seine Brust und rief: „Ich lasse nicht von dir, wenn du mich behalten willst!" — „O, Leontine!"

rief er, „wie beseligst du mich!“ und drückte sie entzückt an sich.

Sie ging geradewegs in das Zimmer ihrer Schwester und erklärte ihre Absicht, bei ihrem Vater zu bleiben. Uechtritz war gegenwärtig, und sowohl von seiner, als von Gerhardinens Seite fand sie hartnäckigen Widerstand. Besonders Leztere war unerschöpflich in rührenden Bitten und ernsten Vorstellungen; sie kannte ihren Stiefvater und hatte eine geheime Ahnung, was daraus entstehen würde. Aber Leontine, sonst sanft und nachgiebig, war diesmal fest, ja sogar eigensinnig, und berief sich zulezt auf ihre Mündigkeit und ihre vollkommene Freiheit, zu thun und zu lassen, was ihr beliebe. So mußten sich Alle darein finden, und es ward bestimmt, eine alte Tante zu bewegen, Kurts Hauswesen zu leiten. Gerhardine blieb nur so lange in Frundsberg, bis die alte Stiftsdame angekommen war, und nahm dann mit schwerem Herzen von ihrer Schwester Abschied.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Februar.

(Beschluß.)

Der Karneval.

Obgleich wir diesen Winter nicht so viele Fremde hier sahen, als die leztverflossenen Jahre, so ist der Karneval doch sehr lebhaft ausgefallen, ohne daß von der großen Noth und dem Geldmangel, worüber so viel geklagt wurde, irgend eine Spur zu sehen war. Die Originalität der Römer zeigte sich dieses Mal wieder recht in ihrem vollen Glanz; alle hergebrachten Fastnachtspossen wurden mit dem ihnen eigenen satirischen Wize zur Ergözung der Menge in reichlichem Maße aufgetischt. Der sonst so ernst scheinende Römer ist in diesen Tagen kaum wieder zu erkennen, kein Spaß wird übel gedeutet, und die Entschuldigung, e Carnevalo, macht Alles wieder gut. Der gemeine Mann erscheint als Signore Conte, er copirt den vornehmen Herrn in seinem ganzen Wesen, und er und der Diener, der ihm folgt, spielen in der Regel ihre Rolle vortrefflich. Die Doktoren und Apotheker mit ihren Schülern und Gehülfen sagen den Damen manches Schöne und Pikante. Die Improvisatoren besingen die Schönen in Versen. Hunderte von Pulcinells, Arlekins und Pantalons erfüllen die Luft mit ihrem Geschrei, und unzählige Grisetten und andere Masken foppen Bekannte und Unbekannte. Dieses wahrhafte Nationalfest wird durch den allgemein herrschenden Sinn für Anstand in den Augen des Fremden sehr hoch gestellt. So lustig und laut Alles ist, so fallen doch nirgends Unannehmlichkeiten vor. Niemand läßt sich eine Unschicklichkeit irgend einer Art zu Schulden kommen, und ohne Polizei endet zur bestimmten Stunde das Fest, welches so manche frohe Erinnerung bei der weiblichen Jugend zurückläßt, die in diesen Tagen mehr Freiheit hat, und sich unter der Maske manchen Spaß erlauben darf. — Die Feste der vornehmen Welt sind hier, wie überall, nur zu oft eintönig und langweilig. Die Bälle waren indessen nicht so zahlreich, als andere Jahre. Der Prinz Borghese war krank, Torlonia baut in seinem Pallast, und nur der Botschafter von Oesterreich, Graf Lüzow, gab einige brillante Feten. Die vier anwesenden englischen Junggesellen gaben einen sogenannten Bachelorball, wo aber die vornehmen Römerinnen nicht erschienen. Die Prinzessin von Dänemark, die hier unter dem Namen Madame Gothen lebt, gab einen Ball in Costüm, der an Pracht alle übertraf. Die vier volksthümlichen Maskenbälle, Festini, im Theater Aliberti waren sehr lebhaft und für den Beobachter interessanter, als alle Hofbälle. Während der Dauer des Karnevals waren vier große und eben so viele kleine Theater offen und alle gedrängt voll. Die Regierung hatte zu Oper und Ballet die Summe von 7000 Scudi zugeschossen, welche, wenn man bedenkt, daß die Saison nicht volle zwei Monate dauert, nicht unbedeutend zu nennen ist. Im Theater Apollo sang die Schütz mit ungetheiltem Beifall; sie hatte die Ehre, am Abend nach der Vorstellung zu ihrem Benefiz, nachdem sie wiederholt gerufen und Kränze und Gedichte in großer Zahl, sowohl auf die Bühne, als auf die Zuschauer geworfen worden, im Triumph mit Fackeln nach ihrer Wohnung begleitet zu werden. Im Theater Valle sang die Toldi mit vielem Beifall; die Leistungen des übrigen Personals waren in beiden Theatern schwach. In Aliberti wurde Cincinnatus gegeben, und hier spielten, außer Menschen und Pferden, auch Ochsen, Hühner und andere Hausthiere Hauptrollen. In Pallacorda war wiederum Meo Patacca, nach dem bekannten Volksgedichte, auf den Brettern. Auch wurde des verstorbenen Künstlers Pinelli Apotheose aufgeführt. Obgleich die Anlage des Stücks ziemlich gut genannt werden kann, fand es doch nicht den Beifall, den man hätte erwarten sollen, da das Lieblingsthema der Römer, ihr Lob und Preis auf Unkosten der nordischen Nationen, nach allen Weisen durchgeführt war.

Auflösung des Räthsels in Nr. 63:
Der Mond.

Charade.

(Zweisylbig.)

Erstes hat in seinem Reich
Allzu viele Knechte,
Anderes, dem Leben gleich,
Pflichten auch und Rechte.

Erstes ist ein Kriegsgeschrei,
Aber nur im Andern,
Heißet wohl auch nebenbei
Einen König wandern;

Andres läßt, nachdem man's treibt,
Laufen, tönen, fliegen,
Hilft den Feind, der Freund noch bleibt,
Allen Ernsts besiegen.

Ganzes führet an zur Schlacht
Kön'ge, Herrn und Bauern,
Doch kein Feldgeschüz erkracht,
Fallen keine Mauern:

Ohne Schwert führt sich der Streit,
Meistens nur durch Hände,
Und des Ersten Mattigkeit
Ist des Ganzen Ende.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 69.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 21. März 1836.

Du, deutsche Nation, voll Freiheit, Ehr' und Tugend,
Nimm an dies kleine Buch, die Früchte meiner Jugend,
Bis daß ich höher steig'.

Martin Opitz.

Platens Epistel an J. Xylander.

(Beschluß.)

Nach mehr als zwanzig Jahren,
Die rauh und blutig waren,
Erscheint die schön're Zeit,
Ersteht der Themis Wage,
Erscheinen Friedenstage,
Und Tage der Einigkeit!
Irene, die wir lieben,
Die unsre Kraft gewann,
War allzu lang vertrieben
Durch jenen Tamerlan.
Was auch der Krieg verderbe,
Sie heilt es, fromm und klug,
Die Künste, die Gewerbe
Begleiten sie im Zug.
O Frieden, süßer Frieden,
Der Länder schönste Zier,
Was gleichet dir hienieden?
Was gleicht im Himmel dir?
Lang weihten dir Arkader
Allein den schönen Zoll:
Du heilst der Menschen Hader,
Du stillst der Völker Groll.
Mein bester Freund, o möchte
Er, ungetrübt und rein,
Des alten Teut's Geschlechte
Stets gegenwärtig seyn!
O möchten diese Lande,
Die nur vereinigt blühn,
Nie mehr, zur eignen Schande,
Sich wechselseitig fliehn!
Nach lang verschiednen Bahnen
Kam jetzt die große Zeit,
In welcher zum Germanen
Sich der Germane reiht.
O laßt sie, deutsche Brüder,
Doch unnütz nicht vergehn!
Sie möchte nimmer wieder
So glücklich auferstehn!
Der Zukunft denkt mit Beben
So mancher Patriot:
Mög' Eintracht uns umschweben,
So wie der Friedensgott!
Denkt der Liktoren Stäbe:
Sie seyen uns Symbol,
Und jeder Deutsche lebe
Dem allgemeinen Wohl.
Ihr habt mit euerm Blute
Das Vaterland befreit,

Ihr wart mit Spartermuthe
Zu sterben kühn bereit;
Zu leben für das Gute,
Erheischt die jetz'ge Zeit.
Vergeßt auf ew'ge Tage
Den alten, bösen Groll,
Aus dem so manche Plage,
So manche Schande quoll.
Ihr thatet mächt'ge Dinge,
Errangt so manchen Kranz,
Zerschlugt so manche Klinge:
Der größte Sieg gelinge
Zum Wohl des Vaterlands.
Das Volk der stolzen Elbe,
Das Volk am grünen Rhein,
O sprecht, ist's nicht dasselbe,
Und darf's geschieden seyn?
Der Austrier, der Bayer,
Und Wittekinds Geschlecht,
Begeh' des Sieges Feier,
Der unsre Schmach gerächt;
Ja, daß ihr nie erkaltet,
An Herz und Sinnen stumpf,
O feiert und erhaltet
Den Leipziger Triumph!
Mit siegesstolzem Zweige
Schmückt eurer Städte Thor,
Der Freiheit Flamme steige
Von Jahr zu Jahr empor!
Und ehrt die heil'gen Manen
Von jeglichem Germanen,
Der muthig kämpfend starb,
Der sich, die Hand am Schwerte,
Für seine Vatererde
Das Märtyrthum erwarb.
Rühmt nicht Athenä's Hallen,
Und rühmt nicht Rom vor allen,
Weil's große Dinge sah:
Wir sahn in unsern Zeiten
Auch manchen Kodrus streiten
Und manchen Skävola.
Mit schwermuthsvoller Miene
Bestreut der Wandrer still
Mit dunkelm Rosmarine
Dein Grab, o Brutus-Schill.
Auch deine Ruhestätte
Am Eichenbaum betrete
Das deutsche Volk mit Dank,
Du, der, als Raub der Eos,
Ein schönerer Tyrtäos,
Gleich Phöbus Schwane sank.
Wenn auch der Schmach entbunden,
Denkt noch entströmter Noth,
Mahnt euch an Wrede's Wunden,
An Braunschweigs Opfertod.

Und nicht umsonst vergossen
Ward dieser Edeln Blut,
Der Freiheit Blumen sprossen
Aus ihrem Heldenmuth.
Die Eintracht, lang begraben,
Aus unserm Volk verbannt,
Soll wieder Tempel haben
In Hermanns Vaterland.
Gehst du im Wanderschritte
Durch Deutschland weit und breit,
Stets triffst du gleiche Sitte
Mit gleicher Redlichkeit.
Spricht nicht verwandte Töne
Treuherzig jeder Mund?
Eint nicht Thuiskons Söhne
Der große deutsche Bund?

O Freund! der an der Ehre
Des Vaterlands verzagt,
Benenne nicht Schimäre,
Was meine Muse sagt;
Und glaube, daß dem Norden
Sich unser Süden paart:
Denn nichts ist wirklich worden,
Woran verzweifelt ward.
Und seyen's auch Schimären,
Was hier der Dichter hofft,
Laß du den Traum gewähren,
Ein Traum erfüllt sich oft.
Und wenn's auch ewig säumet,
Was Dichters Mund verspricht,
Es wünscht, wer fühlend träumet,
Des Denkers Wachen nicht. —

Mag, was da will, uns nahen,
Treff' uns ein hartes Loos,
Die Tage, die wir sahen,
Sind unvergeßlich groß!
Es wird, wenn die Annalen
Ihm diese Schlachten malen,
Der Jüngling spät'ster Zeit
Bewundrungsthränen zahlen
Der deutschen Herrlichkeit:
Als, gleich verwachs'nen Ranken,
Der mächt'ge Bund sich wob,
Als die Tyrannen sanken,
Als sich das Volk erhob!!
Er liest gerührt nicht weiter,
Er ruft in heil'ger Gluth:

Wer weckt die alten Streiter?
Wer weckt den alten Muth? — —

So bracht' ich durch die Reime,
Die mir Apoll verlieh,
Des Patrioten Träume
Vor deine Phantasie.
Doch lassen wir das Dringen
In die verborgne Zeit:
Die Tage werden bringen,
Was ihnen Gott verleiht.
Jezt laß uns unser Denken,
All unsres Hoffens Zoll
Der schönen Stunde schenken,
Die uns vereinen soll.
Bald steigt der Tag vom Meere,
Wo ich mit freud'gem Geist
Zu jener Mauer kehre,
Die wohl auch dich umkreist.
Dort hoff' ich dich zu finden,
Wo sich, zum Schreck des Gau's,
Der Isar Wasser winden
Um ihres Königs Haus.
Die langen Winterstunden,
Bis sich der Lenz erneut,
Sey'n wir beglückt verbunden
Durch die Geselligkeit.

Altersungleichheit.

(Fortsezung.)

Die nächsten Monate, die wegen der Trauer in größter Eingezogenheit verlebt wurden, dienten dazu, eine Leidenschaft zu entwickeln, deren Vorboten längst schon gedroht hatten. Denn nichts macht das Herz empfänglicher für Liebe, als ein großer Schmerz, und es möchte schwerlich ein Todtenbett geben, an dem nicht ein Liebesverhältniß gleich einem grünen Keim aus dem dunkeln Erdenstaub hervorsprießt, wenn unter den dabei gegenwärtigen und interessirten Personen die Möglichkeit dazu vorhanden ist. Und was ist natürlicher, als daß das Herz, welches durch grauenerregende oder wehmuthsvolle Bilder aufgeschreckt wird, sich an die süßeren Empfindungen der Erde festklammert, und in dem Augenblick, wo ihm ein Herz geraubt wird, ein anderes zu erwerben sucht? Man begreift oft die Möglichkeit kaum, wie in solchen Augenblicken die Liebe Nahrung finden kann; aber die Liebe ist eine gar ernste Sache, die eben so wohl unter Thränen, als beim Lächeln gedeiht. Kurt und Leontine waren sich jedes der Gefühle des Andern bewußt, aber nur so, wie man einen Schmerz im Schlummer fühlt, ohne ein deutliches Erkennen.

Der Vormund war oft der Vierte in der kleinen Gesellschaft. Er, die Tante und Leontine warteten eines Abends mit dem Thee lange auf Kurt; endlich erschien dieser in einem Zustande so düsterer Schwermuth, daß er Allen auffallen mußte. „Was ist Ihnen widerfahren?“ fragte der Rath theilnehmend. — „Es ist nur eine Amtsgeschichte,“ sagte Kurt, „die mich so lange aufgehalten und sehr bewegt hat.“ — „Dürfen wir sie wissen?“ fragte der Rath. — „Es ist ein Selbstmord,“ erwiderte Kurt, „und die ganze Geschichte, die voranging, hat einen Eindruck auf mich gemacht, den Sie begreifen werden, wenn ich sie erzähle.“ Der Fall war folgender. Ein junger Gewerbsmann, der eine weit ältere Frau geheirathet hatte, verliebte sich in die junge, nach dem Tode der Mutter in sein Haus gekommene Stieftochter, und diese erwiderte seine Gefühle. Er wandte sich, um Dispens zu erhalten, zuerst an seinen Prediger, sodann an die besten Advokaten, endlich an den König als summus episcopus selbst, erhielt aber überall den trostlosen Bescheid, sein Verlangen sey ein Ding der Unmöglichkeit. Sein Trübsinn nahm täglich zu; er entschloß sich, zu reisen und zuzusehen, ob es vielleicht in irgend einem andern Lande möglich wäre, ihrem Bunde eine gesetzliche Anerkennung zu verschaffen; aber überall war die Antwort dieselbe. So erreichte er M. in der trübsten Stimmung. Hier erzählte er wieder seine traurige Mähr, fast schon an Hülfe verzweifelnd, als ihn ein ältlicher, wohlaussehender Mann, der ihm aufmerksam zugehört hatte, versicherte, sein Fall sey durchaus nicht hoffnungslos, und wenn er am andern Morgen zu ihm kommen wolle, könnten sie die Sache näher und mit Muße besprechen. Nach einer unruhigen Nacht ging Hansen, so hieß der Unglückliche, zu diesem Herrn, der sich ihm nun als Geistlicher zu erkennen gab und ihm erklärte, daß ein Religionswechsel die frühere Ehe null und nichtig machen und ihn sogleich an das Ziel seiner Wünsche führen würde. Der arme Hansen fühlte, daß sein ganzes irdisches Glück um diesen Preis zu theuer erkauft wäre. Er kaufte eine Pistole, ging vor das Thor und erschoß sich.

Als Kurt mit seiner Erzählung fertig war, verließ er, seiner Bewegung nicht länger Herr, langsam und bleich das Zimmer. Der Rath und das alte Fräulein moralisirten noch lange über die Geschichte, Leontine aber hörte nichts davon; sie saß stumm und in sich gekehrt da, und fühlte die tiefe Uebereinstimmung derselben mit ihrer eigenen. Kurt erschien diesen Abend nicht wieder. Als sie ihn am andern Morgen allein in der Bibliothek traf, konnte sie sich einiger Verwirrung nicht erwehren, die er zu theilen schien. Endlich faßte er sich, trat zu ihr und sagte: „Leontine, was meinst du zu Hansens Geschichte?“ — „O! sie ist sehr traurig!“ war

ihre Antwort. — „Nicht trauriger, als die unsrige,“ fügte Kurt mit gepreßter Stimme hinzu, und schloß sie in seine Arme, wo sie lange weinend lag. „Wo ist der Ausweg aus diesem Labyrinthe?“ schluchzte Leontine; „ich weiß keinen, als den Tod.“ — „Wenn er kommt,“ sagte Kurt, und seine Augen glänzten in Thränen, „so soll er willkommen seyn. Aber ihn rufen, Leontine — nie!“ Leontine riß sich los und rief: „Sprich nie mehr davon!“

Indeß hatte Kurt, trotz diesem strengen Bescheide, viel gewonnen, indem er überhaupt von seiner Liebe sprechen durfte; es gab Zeiten, wo er sich diese Schwäche zum bittern Vorwurf machte, aber gewöhnlich wußte er die Stimme des Gewissens zu übertäuben, und unmerklich gelang es ihm, Leontine dem Abgrund immer näher zu bringen, vor dem sie zurückschrak, und dem sie doch die Arme sehnsüchtig entgegenstreckte. Alle die aufreibenden Kämpfe, die Rasereien der Liebe und der Verzweiflung, die ihr und Kurts Herz bewegten, lassen sich nicht beschreiben, ohne einen Schleier zu lüften, der nie berührt werden sollte. Dem Rath, einem treuen Freunde des Hauses, entging dies Alles nicht; es bekümmerte seine Seele tief, aber er sagte sich, daß hier mehr zu thun sey, als zu jammern, und wußte keinen bessern Ausweg, als an Gerhardine zu schreiben und sie zu bitten, für ihren und Uechtritzens Besuch irgend einen Vorwand zu ersinnen; auch verhehlte er ihr nicht die Veranlassung seiner Bitte. — Vom Suchen eines Vorwands wollte Gerhardine nichts wissen, aber sie und ihr Mann waren schnell bereit, nach Frundsberg zu eilen, wo ihr Besuch sehr unerwartet und nicht sehr willkommen war. Denn Kurt und Leontine ahneten nichts Gutes von dieser Ankunft, und erriethen ohne Mühe den ganzen Zusammenhang.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Der Karneval. Lord Seymour.

Der wilde Fasching mit seinen Maskeraden und seinen hundert öffentlichen und Privatbällen hat endlich ausgetobt. Es gehört jugendlicher Muth und jugendliche Kraft dazu, um alle die Lustbarkeiten mitzumachen, welche Paris von Neujahr an bis zu den sogenannten jours gras den Tanzlustigen bietet. Anderswo wird am Fasching viel gezecht und geschmaust; in Paris besteht das Hauptelement im Tanze und in dem damit verbundenen glänzenden Schmucke der Damen. Der Hof hielt es nicht für schicklich, während des Fieschischen Criminalprozesses Feste zu geben; dieses Beispiel ahmten auch die hohen Beamten nach. Dagegen wurden die Theaterbälle, so wie andere öffentlichen Bälle stark besucht, und Soirées dansantes gab es eine Menge in allen Stadtrevieren. Zwar haben die Opernbälle nicht so viel Lärm gemacht, wie unter Dr. Verons Leitung; aber sie wurden nichtsdestoweniger stark besucht, und wahrscheinlich hat die Oper mit ihrer sogenannten Lotterie degli allegri gute Geschäfte gemacht. Auch andere Theater haben dieses Jahr wieder, nach dem Beispiel der Oper, den Besuchern ihrer Bälle allerlei verlockt. Sehr lustig und bunt soll es auf den Bällen des Tanzmusik-Entrepreneurs Musard hergegangen seyn, der am Fasching seinen Conzertsaal in einen Ballsaal verwandelt hatte. Die Zeitungen haben von einigen Bällen in großen Häusern gesprochen, welche durch glänzende Maskenaufzüge sich ausgezeichnet haben. Der Faschingsdienstag ist in Paris der eigentliche Belustigungstag für das Volk. Diesmal wurde die Lustbarkeit durch schöne Witterung begünstigt. Auf den Boulevards wogte daher von Mittag bis zum Abend eine gedrängte Menschenmasse auf und ab, besonders in den beiden Seitenalleen. Die Fenster der Häuser waren mit Neugierigen angefüllt, und in der Mitte fuhren in zwei unendlichen Reihen Kutschen aller Art, Miethkutschen, Kabriolets und prächtige Equipagen mit Bedienten in stattlicher Livree, und dazwischen Maskenaufzüge in Wagen, zu Pferd und zu Fuß. Einige dieser Aufzüge hatten an ihrer Spitze ein halbes Dutzend Trompeter oder Jagdhornbläser zu Pferd. Die Franconische Bereitertruppe veranstaltet jährlich solch einen Aufzug, welcher nie ermangelt, den Beifall der Volksmenge zu erhalten. Auch ein Fremder, Lord Seymour, hält seit mehreren Jahren einen ähnlichen Aufzug, und gibt dafür eine beträchtliche Summe aus; denn außer dem Zuge von maskirten Leuten auf einem großen Wagen und zu Pferd, die er bezahlt, läßt er Blumen und Confekt unter das Volk austheilen; er selbst erscheint dabei nicht, oder verbirgt sich unter den vielen Reitern des Gefolges. Dieser Lord Seymour hat sich eine gewisse Popularität erworben, und das Volk weiß eine Menge Züge von diesem Sonderling zu erzählen. Der Pöbel nennt ihn Lord Larsouille, was man nicht anders als mit Lord Schweinigel übersetzen kann, weil er, seines unermeßlichen Reichthums ungeachtet, stets sehr schmutzig und schlecht gekleidet seyn und auch ganz gemein leben soll. Man behauptet, er boxe gern, und habe manchen Kerl aus dem Volke, der ihm eine Sache unrecht gemacht, oder sich nicht gut gegen ihn betragen, mit seiner derben Faust zurechtgewiesen. Vor Einigen soll er wahre Hochachtung bekommen haben, seitdem sie ihm tapfere Gegenwehr geleistet. Was ihm aber besonders die Gunst des Volks erworben hat, ist, daß er an den Vergnügungen desselben Theil nimmt. Die Courtille in der Templevorstadt ist ein Ort voll von Schenken und Kneipen, in denen sich der Pöbel am Faschingdienstage und in der darauf folgenden Nacht zu belustigen pflegt. Hier soll sich denn am Mittwoch Morgen Lord Seymour einfinden und eine beträchtliche Geldsumme in kleiner Münze austheilen, die den Leuten um so erwünschter kommt, da durch die Schlemmerei der Nacht die Münze in ihrer Tasche selten geworden ist. Bei den Reichen ist Lord Seymour als ein großer Pferdeliebhaber und als der Besitzer schöner Reitpferde bekannt. Auf den jährlichen Wettrennen zeichnen sich seine Renner daher auch immer aus, und er kann in dieser Hinsicht dem reichen Pferdeliebhaber Schickler die Wage halten, welcher seine Kutschenpferde so elegant ausstaffirt, daß neulich, wie die Modenberichte ausgesagt haben, die Damen eine Kopfzier von Schicklers Pferden geborgt haben. Worin sie eigentlich bestand, kann ich nicht genau sagen; es war, wenn ich mich recht besinne, von einer Rosette auf der Stirne die Rede. Nun können die Pferde auch dreist eine neue Mode von den Damen borgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 70.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 22. März 1836.

Du weiter Ost, wo allgemach
Des deutschen Volkes Well' erstirbt!
Denis.

Reise nach Ungarn und Siebenbürgen.

Erster Abschnitt.

Wer in der Mitte des Oktobers eine Reise nach Ungarn antritt, den müssen nothwendige Geschäfte dazu bestimmen; zu einer Lustreise wäre solche Jahreszeit, wenn einen der Winter schon vor Antritt derselben ernstlich begrüßt, übel gewählt. Aber die frohe Hoffnung, das mir so lieb gewordene Ungarn wieder einmal, und zwar in ziemlicher Ausdehnung zu durchreisen, ließ mich unvermeidliche Mühseligkeiten übersehen und auf die Gefahren, welche am Ende nicht ganz ausbleiben konnten, nicht achten.

Ich überschritt bei Zuckmantel die österreichische Grenze. Die rauhe Gebirgsgegend war in das weiße Gewand des Winters gekleidet und bot einen mildromantischen Anblick. Der Weg von hier bis auf die sogenannte Kaiserstraße, welche von Troppau nach Wien führt, ist zu allen Jahreszeiten schlecht, jezt aber von der Art, daß ich mit vier Pferden vor dem Wagen kaum durchkam. — Oesterreichisch Schlesien hat einen eigenthümlichen Charakter, die Natur sowohl, als die Menschen. Das Land, eine schmale Zunge von fast zwanzig Meilen Länge und vier Meilen größter Breite, ist ein fortwährender Gebirgszug, welcher die Sudeten mit den Karpathen verbindet. Die Einwohner haben den ausgeprägten Charakter echter Gebirgsbewohner und eben so auch deren kräftige Natur. Der Boden war sorgsam angebaut: Flachsbau, Spinnen und Weben gehören zu den Hauptbeschäftigungen. Nachdem ich mich mit Mühe und Gefahr durch die halsbrechenden Wege gewunden und endlich die Kaiserstraße erreicht hatte, war mir, wie einem Züchtlinge seyn mag, dessen Strafzeit zu Ende ist. Um so entzückender ist aber dann das Gefühl, wenn man auf dem Berge von Sternberg die Ebene, welche sich unter demselben ausbreitet, überschaut. Mit zwei Städten, Sternberg und Olmütz, mit unzähligen Dörfern übersät und mit einer Fruchtbarkeit begabt, wie wenige Landstrecken Deutschlands, bietet sie das herrlichste Bild, in dessen Anschauen man versinkt. Ich erblickte von hier herab die fernen Gebirge, welche Mähren von Ungarn scheiden. Meine Phantasie flog meinen Blicken voraus, denn ich wähnte mich schon jenseits derselben in dem Lande, dessen Naturreichthum es zu einem der schönsten von Europa macht. — Rasch ging es den Berg hinab und in das betriebsame Sternberg hinein. Hier bot sich mir sogleich ein geistiger Genuß im Anschlagzettel eines reisenden Tanzlehrers. Sein Inhalt war folgender: „Auf Ihren gütigen Zuspruch nicht verzagend, empfiehlt sich der Gnade des hiesigen Publikums Dero ergebenster Diener Zettelmann, Tanzlehrer.“

Von den halbwilden Bewohnern der amerikanischen Prairien bekommt man ein treues Bild in Olmütz an den Treibern der Ochsenheerden, welche alle Wochen hieher auf den Markt gebracht werden: die Haare wild um das Gesicht hängend, dieses durch die Striemen des Schmutzes wie tattowirt, die Kleidung bloß in übergeworfenen Fetzen bestehend; ihre Lagerstätte die bloße Erde, und ihre liebsten Elemente Branntwein und Koth. Haben sie ihre Heerden abgeliefert, so kehren sie in ihre Heimath, die Bukowina, zurück, und obgleich sie nicht gerade schlecht besoldet werden, so ersparen sie doch nichts, weil ihnen der Branntwein eine starke Ausgabe verursacht. Von Olmütz an findet man nur noch selten einen Deutschen, denn die ganze Bevölkerung besteht aus Slowaken. Ihre Mundart weicht wenig von der böhmischen ab, auch sind die Sitten dieser beiden slavischen Volksstämme genau verwandt. Der Reichthum des Landes gibt den Menschen Kraft und Selbstständigkeit, was man besonders von den Hannaken rühmen kann. Diese Bewohner des Landstrichs, welcher die Hanna heißt, und sich von Littau westlich von Olmütz bis über Prerau im Südosten erstreckt, sind meistentheils wohlhabend, was sehr merklich in ihrer Wohnung und Bekleidung sichtbar wird.

Bei Skalitz betritt man ungarischen Boden. Diese Stadt hat viel Alterthümliches, obgleich sie an sich nichts weniger als schön ist. Ein alter Brauch hat sich hier aus den Zeiten erhalten, wo die Türken das Land mehrere Male überschwemmten und verwüsteten. Es ruft nämlich der Thurmwächter jede Stunde, bei Tage und bei Nacht, nach allen vier Himmelsgegenden aus: „Gelobt sey der Herr Jesus Christ!“ und rührt dabei eine dumpfklingende Trommel. Beim Eintritt in Ungarn unterliegt man, wenn man aus den österreichischen Erbstaaten kommt, der nämlichen Untersuchung, wie wenn man in dieselben vom Auslande eintritt. Strenger ist die Untersuchung, wenn man aus Ungarn nach Oesterreich kommt, als im umgekehrten Falle, denn es unterliegen die nach Ungarn eingehenden Waaren und mauthbaren Gegenstände nur einer geringen Abgabe und einem unbedeutenden österreichischen Ausgangszolle, wogegen die von dorther nach Oesterreich gebrachten ganz denselben Zollsatz zu entrichten haben, wie die vom Auslande. — Vorwärts ging es nun nach Tirnau. Auf den Höhen von Jablonitz genießt man einer herrlichen Aussicht über eine große Strecke des reichen Ungarlandes. Unangenehm wird aber das froh gestimmte Gefühl verletzt, wenn man an der Straße alle Augenblicke gefallene Pferde liegen sieht. Der Umstand, daß der ungarische Bauer, der in hiesiger Gegend fast nur Slowak ist, sehr schlechte Pferde hat, und diese auf der Reise über alle Vorstellung vernachlässigt, mißhandelt und anstrengt, und dazu noch der geringe Werth dieser Thiere machen, daß man es wenig achtet, wenn sie auch auf der Straße fallen. Man läßt sie liegen, rückt sie höchstens so weit von der Straße, daß diese frei wird, sucht sich fortzuhelfen, so gut es geht, und ersetzt im nächsten Orte den Verlust für wenige Gulden. Tirnau ist eine schöne, ja, so wenig sie groß zu nennen, eine imponirende Stadt durch Thürme und Kirchen und viele schöne Häuser. Im Ganzen herrscht hier ziemliches Leben, auch fühlt man sich in den guten Gasthöfen recht comfortabel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Altersungleichheit.

(Fortsetzung.)

Ein paar Tage ließ Gerhardine ihrer Schwester Ruhe, und beschränkte sich darauf, sie genau zu beobachten, was sie bald genug zu der festen Ueberzeugung brachte, daß nicht Alles war, wie es seyn sollte. Endlich entfernte ein Geschäft den Grafen vom Hause; Leontine war unpäßlich und verließ ihr Zimmer nicht, die Tante, der Rath und Uechtritz hielten unten Haus, Gerhardine blieb bei ihrer Schwester. Sie sprachen viel von alten Zeiten, und auch auf Herzensangelegenheiten wußte Gerhardine das Gespräch zu lenken. „Hast du nie einen Mann geliebt?“ fragte sie Leontinen. Diese konnte nicht lügen und sprach leise: „einen.“ — „Was man so lieben nennt,“ sagte Gerhardine, „und was nichts mit Achtung, Verehrung und den im Grunde beseligendsten Gefühlen zu thun hat, da kann ich auch von mir nur sagen — einen, und dieser war nicht Uechtritz.“ — „O wer denn?“ rief Leontine lebhaft; denn sie war in einer der Epochen, die in jedem Menschenleben vorkommen, wo nichts Interesse hat, als die Liebe. „Nun, ich will ihn dir nennen,“ sagte die Schwester: „es war Kurt Frundsberg, unser Stiefvater.“

Leontine sah sie lange an. „Du sagst nicht die Wahrheit,“ sagte sie dann leise, „du willst mich versuchen, willst mich durch Vertrauen zahm machen.“ — „Und was könnte ich denn von dir erfahren wollen,“ unterbrach sie jene, „was mir mehr sagen könnte, als dieses Mißtrauen?“ Leontine war verwirrt. Nach einer Weile faßte sie sich und sagte ruhig: „Bitte, erzähle mir deine Geschichte.“ — „Die ist kurz,“ war die Antwort. „Ich liebte Kurt vom ersten Augenblick an, da ich ihn sah; aber gerade das Bewußtseyn dieser Neigung machte mich, die ich ein störrisches, eigensinniges Mädchen war, so unleidlich ihm gegenüber, daß ich ihm nach kurzer Zeit recht

zuwider wurde. Nachdem wir längere Zeit in Rom gewesen waren, schien er sich in Bezug auf mich zu ändern. Er ward sehr freundlich, nahm Theil an Allem, was mich anging, und erweckte unbewußt in mir die Hoffnung, es könne noch Alles gehen, wie ich mir's in Stunden des heißen Gebetes erflehte. Ein Mißverständniß zwischen uns brachte ihn dazu, mich auf meinem Zimmer zu besuchen und eine Erklärung zu geben, die ich bei den ersten Worten zu meinen Gunsten deutete. Als er ausgesprochen hatte, sah ich, daß die Mutter der Gegenstand seiner Liebe war. Erlaß mir die Beschreibung meiner Gefühle in jener Zeit; ich habe mir meine damalige Erbitterung gegen die Mutter nie verzeihen können. Uechtritz hat mich aus dieser schrecklichen Lage gerettet, indem er mich, den Zustand meiner Seele kennend, zu seiner Frau machte." — „Und du konntest —" rief Leontine. „Und warum nicht?" unterbrach sie Gerhardine mit Würde. „Ich betrog Niemanden, und in solchen Fällen gibt es nur Ein Rettungsmittel — Entfernung!" — „O wer's ertragen könnte!" sprach jene vor sich hin. „Komm mir nicht mit solchen Redensarten!" fuhr die Schwester fort; „was heißt denn „„nicht ertragen können""? daß der Schmerz der Seele so groß ist, daß der Körper ihm unterliegt, ist das Schlimmste, was geschehen kann, und was ist das gegen das weit größere Uebel, Gewissen und Würde zu opfern! Leontine!" rief sie, sie zärtlich in ihre Arme fassend, „ich weiß es, du stehst in einer drohenden Gefahr. Traue deiner Schwester; komm mit mir!"

Leontine schüttelte den Kopf. „Ach!" seufzte sie, „ich wußte es wohl, daß du gekommen seyst, um mein Glück zu stören. Auch er sagte es gleich." — „Und du erlaubst ihm, dir so etwas zu sagen?" rief Gerhardine; „also ihr sprecht offen untereinander von dem schändlichen Gefühl, das Euch verbindet?" — „Schändlich?" rief Leontine. „Ja schändlich," wiederholte Gerhardine. „Trotz allen Sätzen, die ihr euch darüber aufgestellt und eingeredet haben mögt, schändlich ist eine solche Verbindung, von Gott und Menschen geächtet!" Sie sah den vernichtenden Eindruck ihrer Worte auf Leontine. „Nicht du, mein Kind!" fuhr sie fort, indem sie abermals zärtlich ihre Arme um sie schlang, „du bist gut und wirst es einsehen, daß dich ein böser Zauber befängt. O reiße dich heraus! Wende einen Theil dieser Nacht zu einer ernsten Berathung mit dir selbst an; ich lasse dich allein — lebe wohl!" Sie küßte die Schwester, die in einem Zustande gänzlicher Erschöpfung in die Kissen ihres Sophas zurücksank und zu sterben wünschte.

Den andern Morgen ging sie gleich zu Gerhardine. Uechtritz war bei ihr, mit untergeschlagenen Armen im Zimmer auf und abgehend. Als sie zurückgehen wollte, lud er sie ein, hereinzutreten. Sie sah erschreckt bald ihn, bald Gerhardine an, die selbst am ganzen Körper zitterte. „Sprich mit ihr!" sagte er hart zu seiner Frau, und setzte seinen ominösen Gang fort. — „Meine liebe Leontine," nahm diese das Wort, „du wirst begreifen, daß ich, da ich kein Geheimniß vor Uechtritz habe, ihm auch unser Gespräch von gestern Abend mittheilen mußte." Leontine nickte stumm mit dem Kopfe. „O meine liebe Schwester," fuhr sie fort und drückte ihr in stummer Angst die Hand, „er nimmt die Sache viel strenger, als ich."

Uechtritz war neben ihnen stehen geblieben, nachdem er die Thüre verriegelt hatte, und fiel seiner Frau in die Rede: „Aus keinem andern Grunde, als weil ich sie klarer durchschaue, und deßhalb fühle ich mich auch berufen und verpflichtet, dir meine Ansicht unverholen mitzutheilen, denn jede Schonung würde mir in solcher Sache als unwürdige und sündhafte Flauheit erscheinen. Zudem hast du deinen Vater so früh verloren, und derjenige, der seine Stelle hätte ersetzen sollen, hat das so schlecht gethan, daß ich mich durch mein Herz und durch unsere nahe Verwandtschaft berechtigt halte, väterlich zu dir zu reden. Erst aber sage mir genau und ohne Umschweif, wie es mit euch steht?" Leontine konnte sich nicht enthalten, diese Frage zu beantworten. „Wir lieben uns," sagte sie, „und wissen's gegenseitig." — „Ihr liebt euch!" rief Uechtritz, vor Zorn erröthend. „Herr Gott! muß ich ein solches Geständniß von der Schwester meiner Frau hören? Ihr liebt euch! Weißt du auch, was du damit sagst? Ein verächtlicher Sinnentaumel hat euch Beide ergriffen, weil ihr euch demselben ohne Widerstand hingegeben habt, weil euch das erste Erwachen dieser Lust gekitzelt hat, und nun sprichst du von Liebe! Nicht zu solchen Zwecken hat deine sterbende Mutter dich ruhig unter dem Schutze ihres Mannes gelassen; die gute, gewissenhafte Frau hat sich gesträubt, ihren Mann zu heirathen, weil sie fürchtete, durch eine Unangemessenheit des Alters sein Glück zu gefährden; aber ihre Tochter geht mit ganz andern Gedanken um: sie weiß, daß hier von keiner ehrbaren, würdigen Verbindung die Rede seyn kann, daß alle ehrwürdigen Gesetze sie verbieten; aber sie duldet, daß ihrer seligen Mutter Mann ihr Liebeserklärungen macht! wo ist denn die Waffe einer Frau, die einmal gesagt hat, daß sie wieder liebt? Gott sey gedankt, daß wir noch zu rechter Zeit gekommen sind! aber du sollst auch fort von hier," setzte er, mit dem Fuß stampfend, hinzu, „fort von dem Verführer!"

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris Februar.

(Fortsezung.)

Lord Seymour. Karnevalspossen auf den Theatern.

Ich habe schon einmal erwähnt, daß Schickler eine ganz besondere Achtung, oder wenn man lieber will, Sorgfalt für seine Pferde hegt, daß ihre Ställe schönen Gemächern gleichen, und daß die Neugierigen in Paris sich mit Einlaßkarten versehen, um die Herrlichkeiten der Schicklerschen Pferdewohnungen zu besichtigen. Ich weiß nicht, ob Lord Seymour die Pferdeliebhaberei auch so weit treibt. Ferner nimmt Lord Seymour an mehreren industriellen Unternehmungen in Paris Antheil; so sollen die neuen Omnibus, oder sogenannten Josephines, welche von dem St. Sulpiceplaze alle Viertelstunden abfahren, einen großen Kreis in der Hauptstadt durchlaufen und an demselben Plaze ihre Fahrt beenden, von diesem Engländer allein unterhalten werden. Aus all diesem geht hervor, daß der Mann, seiner Sonderbarkeiten ungeachtet, doch ein sehr nüzlicher Bewohner der Hauptstadt ist und viel Geld in Umlauf sezt. Solche Leute aber sind dem Volke die liebsten Fremden. – Das Theater der Porte St. Martin hatte seine Beduinen und ihre halsbrechenden Sprünge den Ballbesuchern als Intermezzo versprochen; die Beduinen wollten aber nicht auftreten, weil sie behaupteten, man sey dem mit ihnen eingegangenen Vertrage nicht getreu geblieben. Es kam zu einem Processe zwischen ihnen und der Theaterdirektion, und an einem Morgen hatte man das Vergnügen, sie umsonst im Justizpallaste in ihren weißen Kutten umherwandeln zu sehen. Auch unter sich sollen diese Wüstenbewohner mehrere sehr heftige Streitigkeiten gehabt haben, welche den Anwesenden nicht geringen Schrecken verursachten. Das Civilgericht entschied gegen ihre Klage: sie sollten bis zum Ende dieses Monats auf der Bühne des Porte St. Martintheaters auftreten; wahrscheinlich fand sich diese Clausel in ihrem Contracte. Seitdem springen sie vermuthlich nicht mit frohem Herzen, und sehnen sich wohl nach der afrikanischen Wüste zurück, wo kein christlicher Cadi sie zwingt, wider ihren Willen gefährliche Sprünge zu machen. Da sie jedoch einmal in Europa sich zum Springen hergegeben haben, so wollen sie auch noch London besuchen und für Geld ihre Kunststücke zeigen. – Zu den Karnevalsbelustigungen gehören auch die Possen der kleinen Theater, welche zum Theil eigens für diese Abende gedichtet werden. Das Théâtre français begnügt sich damit, Molière's Lustspiele auf's Prunkendste aufzuführen, nämlich mit den feierlichen Aufzügen, Chören, Tänzen und dergleichen, wie zu der Zeit, da diese Stücke vor dem glänzenden Hofe des prachtliebenden Ludwigs XIV. aufgeführt wurden. Dieses kostbare Zubehör pflegt man in den andern Jahrszeiten wegzulassen, außer bei Benefizvorstellungen, denen man besondere Feierlichkeit beilegen will. Das kleine Palais-royal-Theater, das mehrere neue Possen monatlich aufführt, hatte auch nicht ermangelt, für den Fasching eine solche vorzubereiten. Sie hieß: „der Karneval im vierten Stockwerke zu Venedig.“ Ein anderes kleines Theater, das kaum ein Vierteljahr alt ist, nämlich das St. Antoinetheater, gab le bonnet de police, von Théaulon und Dartois, ebenfalls eine Posse, welche schon über zwanzig Vorstellungen auf dieser kleinen Bühne erlebt hat. Der Inhalt ist dieser. Ein reicher Pächter hat vor seinem Hinscheiden seiner jüngsten Tochter einen Unbekannten zum Freier empfohlen, der ihm einst im Kriege das Leben gerettet, und dem er seine Monturmüze (im Französischen bonnet de police) als Unterpfand seiner künftigen Erkenntlichkeit übergeben. Die beiden Schwestern erwarten nun schon seit einigen Jahren den Freier mit der Soldatenmüze, statt dessen ein junger Mann im Dorfe sich als Liebhaber meldet; diesen liebt die jüngste Schwester wirklich, aus Achtung gegen den väterlichen Willen aber will sie ihm noch keine Hoffnung geben. Unterdessen rücken Truppen in die Gegend ein. Ein lustiger Kamerad, der immer mehr Frohsinn als Geld besizt, findet die junge Pächterin allerliebst und macht ihr den Hof, wird aber sehr kalt empfangen. Während des Gesprächs zieht er eine Tuchmüze aus der Tasche und sezt sie auf den Kopf. Die junge Pächterin erkennt die Soldatenmüze ihres Vaters, theilt ihrer Schwester ihre Entdeckung mit, und nun wetteifern die beiden Schwestern in freundlicher Bewirthung des lustigen Kameraden. Wohnung, Wäsche, Geld, Bewirthung, kurz Alles, was einen fröhlichen Krieger entzücken kann, wird ihm angeboten und beinahe aufgedrungen. Der glückliche Soldat kann gar nicht begreifen, woher der plözliche Wechsel seines Schicksals rührt, und meint, es sey Zeit, Nuzen aus diesem Umstande zu ziehen. Zwar hat er bemerkt, daß die beiden Mädchen seine Soldatenmüze mit Rührung angesehen haben, findet aber an derselben, er mag sie wenden und drehen, wie er will, gar nichts Sonderliches. Sie ist ja beschaffen, wie alle Müzen in seinem Regimente. Der Liebhaber hat bereits von seiner Geliebten die Geschichte der verhängnißvollen Müze erfahren, und weiß, daß ihn dieselbe um sein Mädchen bringen soll. Er beschließt also, Alles anzuwenden, um zu dem Besize der wichtigen Kopfbedeckung zu gelangen. Er macht sich an den lustigen Kameraden und tritt mit ihm in Unterhandlung wegen der Müze. Jener begreift gar nicht, wie Jedermann in seine Müze vernarrt ist, und meint, es müsse doch wohl etwas dahinter steken. Er will sie also nicht wohlfeil hergeben; da ihm aber zulezt 10,000 Franken geboten werden, so kann er dem Zauber solch einer Summe unmöglich widerstehen, und gibt die Müze mit beiden Händen weg, wobei er bedenkt, daß ihm die 10,000 Franken bei seiner Verlobung mit der liebenswürdigen Pächterin wohl zu statten kommen werden. Der Andere ist aber kaum im Besize der Zaubermüze, als er zu seiner Geliebten eilt und sich als den Inhaber derselben ankündigt; die Verlobung wird besprochen und festgesezt. Wie erstaunt nun der lustige Kumpan, als er von seiner vermeintlichen Braut kalt empfangen, kurz abgefertigt und beinahe zur Thüre hinausgewiesen wird! Er glaubt nicht anders, als alle Leute seyen närrisch geworden. Endlich klärt sich, auch für ihn, das Räthsel auf. Nicht ihm, sondern einem seitdem umgekommenen Krieger war die Müze von dem Pächter übergeben worden; nur zufällig war er zu dem Besiz derselben gelangt, und er wußte nicht, welchen Werth sie für den wahren Besizer gehabt hatte, oder hätte haben können. Dieser Schwank wird recht gut gegeben, und er belustigt die Zuschauer sehr. Bei den ersten Vorstellungen auf dieser neuen Bühne wurde als Prolog „die Versuchung des heil. Antonius“ gespielt. Auch die große Oper gibt eine „Versuchung,“ aber im großen Styl und mit Callotscher Laune. Im Prolog des St. Antoinetheaters ist der Heilige und das ihn begleitende Schwein bloß deßwegen da, weil die Vorstadt, an deren Eingang das Theater steht, nach diesem Heiligen benannt wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 71.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, den 23. März 1836.

Romeo. — O, du willst wieder von Verbannung sprechen!
Lorenzo. — Ich will dir eine Wehr dagegen leihn,
Der Trübsal süße Milch, Philosophie,
Um dich zu trösten.

Shakespeare.

Altersungleichheit.

(Beschluß.)

„Hör' auf, hör' auf!“ schluchzte Leontine, „ich kann deine harten Worte nicht länger ertragen!“ — „Du bist wohl an süßere, schmeichelndere Worte gewöhnt, armes Kind,“ fuhr Uechtritz ruhiger fort, „und kennst die Stimme der Wahrheit nicht mehr. Aber ich kann dir nicht helfen, bis du mir eingestehst, daß deine Liebe ein Frevel ist.“ — „Ach ja, ich fühl' es tief, daß du Recht hast, aber wie soll ich den Gedanken und den Wünschen den Weg zu meinem Herzen versperren?“ — „Ich habe einmal in einem alten Buche gelesen,“ sagte Uechtritz in milderem Tone: „„du kannst den Vögeln nicht verwehren, über deinem Haupte zu flattern, aber du kannst sie hindern, ihr Nest in deinen Haaren zu bauen.““ Aber mit eurer Leserei von Romanen und verliebten Poesien, da laßt ihr den leichtsinnigen Gedanken den Eingang in das bethörte Herz offen. Leontine, du sollst mir versprechen, ein ganzes Jahr lang den Byron nicht anzurühren, und diesen und jenen nicht, wie sie alle heißen mögen. Solche Bücher verweichlichen nur das Herz und bestricken die Sinne. Da lest ihr euch hinein in einen Zauberkreis von Lieben und nicht Erlangen, von Sehnsucht und Leidenschaft, bis ihr zuletzt, wie der Zauberlehrling, nicht mehr wißt, was ihr mit den Gewässern anfangen sollt, die euch über dem Kopf zusammenschlagen. — Die Gedanken, die dem Guten in den Weg treten, mußt du auswerfen, und wenn's dir auch sauer wird. Denke, du wärst mit Ketten an diese Erde gebunden und müßtest dich mit aller Gewalt zum Himmel hinaufarbeiten; das läßt sich nicht mit Schmachten und Weinen vollbringen, sondern nur mit Kraft, mit Selbstüberwindung. Gott hat dir freien Willen gegeben, aber dies ist etwas anderes als Eigenwillen, und wenn du ihn zu eigensüchtigen Zwecken gebrauchst, so hemmst und vernichtest du seine Freiheit. Fasse dir ein Herz und schüre den Zorn gegen dich selber an, sage dir: So will's Gott, so will ich's selbst! „„Nur die Zähne zusammengebissen wider die Gedanken,““ und der Sieg kann dir nicht entgehen.“ Plötzlich setzte er, ganz sanft sich zu Leontinen wendend, hinzu: „Nicht wahr, Leontine, du gehst mit uns?“ — „Ja, ja!“ antwortete sie weich und von Thränen ermattet. „Gott sey gedankt!“ rief Uechtritz und drückte sie an sein Herz. „Und du, Gerhardine,“ sprach er ganz begeistert und doch mild gestimmt, „laß sie keinen Augenblick allein. Denn Einsamkeit ist dir ein Gift, Leontine, nach dem sich dein Herz immer sehnen wird; aber

gewähr es ihm nicht, was dazu treibt, ist nichts Gutes. Nimm Theil an deiner Schwester Hauswesen, an ihrer Kindererziehung, an Gesang und Tanz, wenn du's erst wieder magst, und an was du willst; nur überlaß dich nicht deinen einsamen Phantasien und Träumereien. Ich lasse euch jezt allein, ihr Lieben; klagt und weint zusammen, ich habe noch mit einem Andern zu reden." — „O keine Heftigkeit!" rief Leontine, „sey sanft und gut mit ihm!" — „Hab keine Sorge," erwiderte Uechtritz, „mein Zorn hat sich jezt ganz abgekühlt, nachdem du uns wiedergegeben bist. Ich will ihn schonend vorbereiten, und hoffe, er wird nicht verstockter seyn, als du." Uechtritz ging. Ob er auch Kurt eine so donnernde Strafpredigt gehalten hat, wie Leontinen, ist Niemanden bekannt geworden, was sie sprachen, blieb vielmehr ein Geheimniß zwischen ihnen Beiden. — Den andern Morgen waren zwei Reisewagen in Bereitschaft, um Frundsberg seine schönste Zierde zu entführen. Es fand kein Abschied unter vier Augen zwischen Kurt und Leontine Statt, weil Uechtritz ihn durchaus nicht gestatten wollte. Mit Gerhardinen aber hatte Kurt noch eine lange Unterredung, in der er ihr mit rührenden Worten die Schwester empfahl, sie selbst aber seine zweifache Retterin nannte. „Ich wußte es wohl," sagte ihm Gerhardine, „daß es bei Seelen eurer Art nur eines starken Ruckes bedurfte, um euch auf den Weg der Pflicht zurückzubringen." Sie fuhren dahin.

Kurt ward einflußreich und mächtig, nach wenigen Jahren sogar Minister des Staats, in dem er lebte, aber nie ein glücklicher Mann.

Reise nach Ungarn und Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

Ich sprach von den ungarischen Bauern. Ihre Lage erscheint dem Ausländer viel härter und drückender, als sie in der That ist. Die Frohn (Robot), mit welcher sie belastet sind, beschränkt allerdings ihre Freiheit und die Anwendung ihres Fleißes auf die eigene Oekonomie. Beurtheilt der in der Civilisation etwas höher stehende Deutsche dieses Verhältniß aus seinem Gesichtspunkte, so hat es allerdings etwas Sklavisches und Herabwürdigendes. Anders aber fällt das Urtheil aus, wenn wir genauer mit der Lage bekannt, uns völlig in dieselbe hinein denken und alle Verhältnisse gegen einander abwiegen. Dabei muß man zu allererst bedenken, daß diese Bauern ihre Besitzungen als belastete Grundstücke übernommen und deßhalb sehr wohlfeil erworben haben; dann muß man nicht außer Acht lassen, daß jeder Mensch, den seine geistige Ausbildung noch nicht zur Volljährigkeit reif macht, sich allezeit besser unter der Vormundschaft befindet, und endlich darf man den Nationalcharakter dieses Volks nicht vergessen. Dieser spricht sich bei allen slavischen Stämmen geradezu für den Feudalismus aus. Ausnahmen mögen immerhin vorkommen, aber es können alle die Individuen dieser Nation, welche durch höhere geistige Ausbildung jenen Charakter verleugnen und sich einen ehrenvolleren erworben haben, die noch bestehende Regel nicht umstoßen. — Es ist bekannt und anerkannt, daß die Bauern aller slavischen Stämme gar nicht geneigt sind, ihr Frohnverhältniß zu ihren Grundherrn zu ändern oder abzulösen, und daß sie von den hiezu vorhandenen Verordnungen nur in seltenen Fällen Gebrauch machen. Eine plötzliche Befreiung davon müßte auch unendlich mehr Unheil als Segen stiften, weil diese Menschen mit ihrem frei gewordenen Willen mancherlei wunderliche und unglückliche Sprünge machen würden. Wer mich hier des Servilismus bezüchtigen wollte, bewiese, daß er den Nationalcharakter dieses Volks so wenig kennt, wie das, was bereits im fraglichen Punkt versucht worden ist. Troß der Unterthänigkeit der ungarischen slowakischen Bauern, haben sie dennoch eine innige Anhänglichkeit an ihre Grundherrn. Wo es anders ist, da hat nur übertriebene Härte und wahrer Despotismus das Volk aufsätzig gemacht.

Je weiter man auf einer Reise in Ungarn in das Land eindringt, desto mehr tritt das Orientalische desselben hervor. Die Brunnen auf freiem Felde, welche nicht allein für das auf den Pusten weidende Vieh, sondern auch für den Wanderer und für die Zugthiere der Reisenden eine Wohlthat sind, die mit Oel gesalbten Haare des Volks, die Gastfreundschaft gegen den Fremden, alles dies und noch mehr dergleichen ist im Occident nicht zu Hause. Diese orientalischen Anklänge, verbunden mit der Gemüthlichkeit und Unbefangenheit des ungarischen Volks, geben dem hiesigen Leben viel Poesie.

Wenn man auf den gesegneten Fluren Ungarns dahin reist, so fühlt man inniges Bedauern, daß sie nicht mit mehr Fleiß bebaut und zu einer höhern Nutzung gebracht werden. Wem die hier obwaltenden Verhältnisse entgehen, der beschuldigt ohne Weiteres das Volk der Trägheit; aber er urtheilt einseitig und lieblos. Bei der Schwierigkeit des Absatzes der Produkte und dem daraus folgenden geringen Werth derselben, fehlt es dem Landbauer am Reize, zumal die Produktion, wegen der theuren menschlichen Arbeit, mit bedeutenden Kosten verbunden ist. Ueberdies gewöhnt sich der Mensch nur allzu leicht an Gemächlichkeit und Trägheit, wenn es ihm

nicht schwer wird, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, was in Ungarn der Fall ist.

Ich eile über Gran hinaus nach Pest, und sage auch über diese Stadt nur wenig, da ich schon früher in diesen Blättern davon gesprochen. Einen höchst interessanten Anblick bietet diese Hauptstadt Ungarns zur Zeit ihrer vier Jahrmärkte, die man unbedenklich zu den größten und berühmtesten Messen zählen kann. Aber auch außer dieser Zeit fehlt es nicht an Leben und Unterhaltung in Pest. Viel wird hier die Wiener Lebensweise und Sitte nachgeahmt, was sich besonders in den Kaffeehäusern und an andern öffentlichen Orten bemerklich macht. Großartig ist die Menge von neuen Bauten, welche alle Jahr aufgeführt werden, und wodurch sich die Stadt nach allen Seiten erweitert und verschönert. Sonst war es Sitte, meistentheils nur ein Stockwerk auf ebener Erde zu bauen; jezt führt man deren drei und mehr über einander auf, und da die Häuser im großen Style gebaut werden, so gibt ihnen dies eine bedeutende Höhe. Jener Brauch ist orientalisch, und Völker, welche auf einer niedern Stufe der Civilisation stehen, sind mit einfachen Wohnungen zufrieden; man mochte aber auch wegen der nicht seltenen Erdbeben nicht gern hohe Häuser bauen. Jezt scheint man diese weniger zu fürchten, auch waren seit langer Zeit keine vorgekommen, bis sie sich im vorigen Jahre im nordöstlichen Theile von Ungarn wieder drohend ankündigten. Durch ganz Ungarn findet man auf dem Lande und in den kleinen Städten eine Vorliebe für die Bauart mit einem Corridor längs der ganzen Vorderseite des Hauses. Es scheint fast, als sey diese aus dem Bedürfnisse entsprungen, trocken vor die Hausthüre treten zu können, weil der fette Boden überall, wenn er nur ein wenig naß wird, sogleich Koth erzeugt. — An den Häusern findet man vor allen Fenstern eiserne Gitter, was sich zuweilen selbst auf die Wohnungen der ärmern Klassen erstreckt. Man kann hieraus auf frühere große Unsicherheit des Eigenthums schließen. In mehreren herrschaftlichen Schlössern, hier Kastelle genannt, fand ich diese eisernen Gitter sogar doppelt, d. h. einmal vor den Fenstern des ummauerten Corridors, und dann noch vor denen der Zimmer. Auf diese Art konnte man sich in solchen Kastellen gegen einen Ueberfall wie in einer kleinen Festung vertheidigen. Jezt hat man solches nicht mehr nöthig, und man lebt in Ungarn so sicher und ruhig, wie in Deutschland. Ich werde im Verfolg meiner Mittheilungen Gelegenheit haben, hierauf zurückzukommen. — Wenn man in Pest an den Kais der Donau hingeht und hinüber nach dem alten Ofen schaut, so erwehrt man sich des Gedankens nicht, daß diese alte Matrone der Kraft und den Reizen der gegenüber aufgestellten Schönen unterliegen müsse. Man könnte jene für die abgelebte Mutter der hier jugendlich aufblühenden Tochter halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Maßregeln gegen Papierhandel und politische Zeitungen. Eisenbahn. Neue Bauten.

Als vor mehreren Jahren an der hiesigen Börse sehr stark in spanischen Papieren speculirt wurde, gab das Unglück vieler Individuen den frommen Wunsch ein, daß von Gesezes wegen der Privatmann verhindert werde, sich zu ruiniren. Man sprach damals von jüdischen Mäklern, welche das Land durchzögen und dem Bauer und Handwerker spanische Obligationen ausdrängten, die von den Unkundigen um so bereitwilliger gekauft wurden, als die Anlockung, daß sie fast einen doppelten Zinssaz trugen, damals keine trügerische war. Andere meinten zwar, es sey außer der Sphäre der Geseze, Jemand zu hindern, wenn er sich selbst ruiniren wolle; auch sey gerade unter der betheiligten Klasse so viel Pfiffigkeit, daß die, welche, oft furchtsam und argwöhnisch in den solidesten Contractverhältnissen, so gewagt in die Ferne speculirten, die derben Schläge für ihre Gewinnsucht vollkommen verdienten, und das Mitleid am unrechten Orte sey. Wenn jezt jene Spielwuth und diese Gefahr ganz vorüber sind, und Niemand, der nicht in die Lotterie sezen will, von den hohen Zinsen mehr verlockt werden kann, indem die Spanier bekanntlich gar keine zahlen, so dürfen wir die in diesem Augenblick emanirten Verordnungen, welche den Handel mit den gedachten Papieren erschweren, als Symbole einer wohlthätigen Wachsamkeit auf vergangene Leidenszustände dankbar anerkennen. Unsere Geseze ermangelten allerdings noch der billigen Bestimmung, wornach die sogenannten Zeitkäufe für nicht mehr als Wetten angesehen werden dürfen, und eine Klage nur dann zulässig ist, wenn die Erforbernisse einer Wette, also auch baare Einlage, erfolgt sind. Damit ist zugleich ein Edikt gegen die sogenannten Pfuschmäkler verbunden, deren ausgebreiteter Geschäftsbetrieb bei Zuchthausstrafe verboten wird. — Daß die Einbringung französischer Zeitungen durch unerschwingliche Postgebühren so gut wie untersagt ist, hat, wie Viele auch es bedauern, gewiß seinen billigen Grund in Rücksicht auf die Unzuverlässigkeit und Unbedeutendheit der französischen Blätter seit den lezten Preßgesezen. Vor diesen durften alle Pariser Blätter hier frei circuliren. Aehnliche Rücksichten mögen das Verbot der englischen Journale motivirt haben, denn es kann Niemand daran gelegen seyn, die übrigten Nachrichten unserer Zeitungen über England (namentlich der Spikerschen, die in ihren Prophezeiungen das Maß des Unglaublichen und Albernen überschreitet) noch vermehrt zu sehen durch die Sprachverwirrung der englischen Parteiblätter. In der That geben die englischen Blätter jezt schon seit Jahren das Aergerniß, daß sie, wie auch unsere bewährtesten Politiker von jeder neuen Maßregel des englischen Ministeriums den absoluten Untergang Englands prophezeien, Tag für Tag durch die einfache That darthun, daß England nicht untergeht, noch untergehen wird, auch wenn die Reformen sich verdoppeln und verdreifachen. Auch sind die englischen Zeitungen so überaus theuer, daß es schon aus finanziellen Gründen

billig ist, die Privaten von ihrem Ankauf abzuhalten; zumal jezt, wo die Aktien der Potsdamer Eisenbahn bereits ein Viertelhundert über Pari stehen, und man doch noch nicht weiß, ob die Mittel, sie auszuführen, da seyn werden. Nach den neuesten Nachrichten soll übrigens diese im Laufe des Sommers angefangen und vollendet, mit dieser Concession aber ein Schlußpunkt gemacht und dem fernern Schwindel nicht nachgegeben werden. Für den Augenblick ist die Ausführung durch einen Streit gehemmt, der sich zwischen den Actionärs und den Entrepreneurs über die lebenslängliche Dauer der Belohnung für die Verdienste der leztern entsponnen hat, und höhern Orts erst seine Erledigung erwartet. Dem Vernehmen nach soll für diese preußische Eisenbahn, welche sich von der Potsdamer Chaussee entfernen wird, ein neues Thor zwischen dem bisherigen Potsdamer und Hallischen gebrochen werden. Zu bedauern wäre, wenn die auf diesem Wege geleitete Bahn den lezten Rest eines märkischen Urwaldes, von dem jezt nur noch ein bescheidenes Eichenhölzchen übrig ist, vernichtete. Dieses Wäldchen, der Upstall genannt, hatte für den Botaniker den Werth, daß es die ganze brandenburgische Flora in seiner kleinen Ummarkung enthielt, und würde für alle Bewohner der Residenz noch mehr Werth gewonnen haben, wenn man es bei Zeiten geschont und bei dem großen Verschönerungsplan für die Umgegend Berlins berücksichtigt hätte. Auch fehlt es für diesen Sommer nicht an großen Bauplanen, die von Privaten unternommen werden. Einer der schönsten öffentlichen Gärten, das sogenannte Kämpersche Etablissement mit prachtvollen alten Bäumen, wird der Industrie zum Opfer fallen, indem man eine neue Straße, welche den Thiergarten mit der Potsdamer Chaussee verbinden soll, anlegen will. Erfreulich ist bei diesen Vergrößerungs- und Verschönerungsplanen wenigstens, daß man bei den Anlagen und Bauten den ländlichen Charakter nicht ganz aus dem Auge verliert, und so viel Bäume und, wenn auch umgitterten, Rasen stehen läßt, als thunlich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Beschluß.)

Karnevalsbälle. Fieschi.

Die Versuchung besteht darin, daß sich allerlei Schauspieler und Schauspielerinnen darstellen, um die nach dem heil. Antonius benannte Straße und Vorstadt zu ergötzen; eine Versuchung, welcher natürlich der heil. Antonius nicht widerstehen kann; denn sonst wäre das Theater nicht da, dessen Patron er nun nolens volens seyn muß. Bis jezt widerstehen auch die Bewohner der St. Antoinestraße und Vorstadt der ihnen bereiteten Versuchung nicht, und besuchen das neue Theater sehr fleißig. Aber jezt muß der Unternehmer dafür sorgen, daß die Zuschauer stark versucht werden, denn sonst bleiben sie aus und das Antoniustheater wird zur Wüste. Wahrscheinlich hat dieses neue Theater am Fasching ebenfalls Bälle gegeben und das Antoniusrevier durch Tanzen versucht. Vormals, das heißt vor zehn oder zwölf Jahren, waren nur die Opernbälle und besondern Ballunternehmungen, als Ermitage, Vauxhall, Prado, Salon de Mars, Salon de Flora, im Gange. Jezt aber gibt es wenige Theater, die nicht auch Bälle geben, und sogar die sonst geschlossenen Theatersäle, bei denen keine Truppe vorhanden ist, werden in dieser Zeit aufgeschlossen, um die Ballustigen aufzunehmen. Da es in Paris selten an schneidenden Contrasten fehlt, so bot der diesjährige Fasching die seltsame Vereinigung der ausgelassenen Fröhlichkeit und des ernsten, traurigen Criminalprocesses Fieschi's und seiner Mitschuldigen dar; diese drei Menschen wurden gerade in den Faschingstagen zum Tode verurtheilt, und als die tanzende Welt sich dem allgemeinen Taumel überließ, mußten sich dieselben zu ihrer lezten Stunde vorbereiten. Fieschi's Name wurde sogar bei den Faschinggelagen häufig genannt, wie denn der sonderbare Charakter dieses Bösewichts einen tiefen Eindruck auf die Gemüther gemacht hat. Es liegt nun einmal in der menschlichen Natur, daß sie auch mit den strafbarsten Menschen einiges Mitleiden hat, wenn diese einige gute Eigenschaften verrathen; daß nun Fieschi dergleichen Eigenschaften besaß, ist aus den Zeugnissen mehrerer achtbaren Männer klar geworden. Ueber Alles, was er gesagt und gethan, und über seine Hinrichtung haben die Tageblätter so umständliche Berichte geliefert, daß es ganz unnütz seyn würde, hierüber noch ferner zu sprechen. Nur muß ich erwähnen, daß nicht allein das Volk, sondern auch viele Leute aus den höhern Ständen sich zu dem Richtplatze gedrängt haben, obschon die Zeitungen im Voraus solch eine Neugierde als einen Beweis von Gefühllosigkeit gerügt hatten. Sogar viele Damen sollen hingefahren seyn. Obschon man sonst dieses traurige Schauspiel dem Pöbel überläßt, und sich kein angesehener Mann bei solch einer Gelegenheit möchte sehen lassen, so kann doch diesmal die allgemeine Neugierde sich damit entschuldigen, daß man einen so außerordentlichen Verbrecher, wie Fieschi war, wenigstens einmal sehen wollte; denn vielmehr um ihn zu sehen, als um Zeuge seiner Hinrichtung zu werden, hatten sich Manche nach der Barriere St. Jacques begeben, und auf dem Wege dahin war es beinahe so voll, als auf dem Richtplatze. Sein Bildniß ist mehrmals lithographirt in den Bilderladen anzutreffen, und nun wird man bald sein, nach dem aufbewahrten Kopfe abgemodeltes Porträt haben; überhaupt sind jezt die abgemodelten Gesichter in vielen Kaufläden von Paris zu haben. Man hat beträchtliche Sammlungen derselben, und kann sich sowohl mit den Abdrücken der Gesichter großer Mörder, als mit denjenigen berühmter Staatsmänner, Schriftsteller und Künstler umgeben. In Hinsicht der Mitschuldigen Fieschi's wäre es dem Publikum, wenigstens dem humanen Theil desselben, nicht unlieb gewesen, wenn man ihr Todesurtheil in eine geringere Strafe verwandelt hätte, und man verdenkt es den eben ausgetretenen Ministern, daß sie dem Könige diesen Rath nicht gegeben haben. Bei der Gelegenheit ist denn auch die wichtige Frage hinsichtlich der Zweckmäßigkeit der Abschaffung der Todesstrafe wieder aufgenommen worden, und die Gesellschaft für christliche Moral hat sogar einen Preis darüber ausgesezt. Der Zeitpunkt ist aber vielleicht nicht gut gewählt, und gerade bei Fieschi's großem Verbrechen haben sich manche Personen nicht überzeugen können, daß es eine andere Strafe für solch eine Missethat geben könne, als die Hinrichtung. Wahrscheinlich wird dieser Gegenstand noch lange erörtert werden; jedoch läßt sich voraussehen, daß bei zunehmender Humanität die Todesstrafe in Frankreich und England zulezt wird abgeschafft werden. Als warnendes Beispiel scheint sie wenigstens nicht zu wirken.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 72.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 24. März 1836.

Denkt nicht, ihr seyd in deutschen Grenzen
Von Teufels-, Narren- und Todtentänzen;
Ein heitres Fest erwartet euch.

Goethe.

Der Pariser Karneval.

Da der heilige Ambrosius, der fromme Bischof von Mailand, seiner christlichen Heerde eine Gnade verleihen wollte, deren Erinnerung noch lange, lange Zeit den dankbaren Gemüthern seiner Beichtkinder gegenwärtig bliebe, wußte er nichts Besseres zu erdenken, als die gewöhnliche Dauer des Karnevals noch um drei Tage zu verlängern. Sobald daher die Mailänder unter dem weiten Schiff ihrer herrlichen Cathedrale demüthigst die geweihte Asche empfangen haben, heben sie schnell den Kopf in die Höhe, wischen den leisen Anflug von Staub sich von der Stirn, und die ausgelassenste Freude und der tollste Jubel entfalten das flatternde Banner eines neuen Festes von einem Ende der Stadt zum andern. Diese lezte Zeit der öffentlichen Belustigungen heißt il carnavalone, der große Karneval, der Karneval καθ' ἐξοχὴν, gleichwie cappellone einen ungeheuer weiten Hut bedeutet.

Der Pariser Karneval hat den italienischen Karneval vom Throne gestoßen; wenn ihm Jemand seine Geschichte oder Biographie abverlangt, kann er Kunde geben, wie er eines Abends vor Eröffnung des Maskenballs dem Todesröcheln eines Prinzen zusah, den ein Dolchstoß so eben zu Boden geworfen hatte, und der mitten unter Masken im Foyer eines Theaters seinen Geist aufgab; er kann noch hinzufügen, daß eines Tags sein verzehrender Hauch über die Wohnung eines Kirchenfürsten wehte, und man das Gebäude zusammenstürzen sah, ohne daß es dem lustigen Gefolge, welches über seine Trümmer dahinschritt, den mindesten Aufenthalt verursachte. Und weiter kann er erklären, wie das Uebermaß seiner gegenwärtigen Vergnügungen, die Raserei und die krampfhaften Zuckungen seiner Lust Niemanden überraschen dürfen; denn was muß er nicht Alles vergessen und in Vergessenheit bringen! Eine Staatsumwälzung, welche, einem schrecklichen Erdbeben vergleichbar, drei Tage lang anhielt und die Riesenstadt mit Trümmern und Leichen bedeckte, eine Seuche, welche zweimal mit ihrem schwarzblauen Finger die Hauptstadt Frankreichs zeichnete und den zehnten Theil der Einwohnerschaft dahinraffte, die Emeute und die Bürgerkriege, welche mit der Büchse auf der Schulter und mit dem Dolch in der Faust den Vorübergehenden an jeder Straßenecke auflauerten, eine Handelskrise, welche die öffentliche und Privatwohlfahrt bis in ihren Grundvesten erschütterte — das sind die Leiden, worüber der Karneval eine ganze Bevölkerung trösten muß. Laßt daher diese Bevölkerung in vollen Zügen ihre weite Schale leeren, verdenkt ihr nicht jenes lärmende Treiben, worin sie ihre Ruhe findet, verkürzet ihr nicht die Augenblicke jenes tobenden Schreiens, welches ihre Bekümmernisse in den Lethestrom versenkt;

beeilt euch nicht so sehr, sie an ihre mühevollen Beschwerden wieder zu erinnern, lasset sie hüpfen und springen nach Lust und Belieben, während ihre Herrn und Meister sich ja auch für die Mühe des Regierens schadlos halten. Ahmen wir das Beispiel des heiligen Ambrosius nach und gönnen wir dem Karneval lange und glückliche Tage!

In der moralischen wie in der materiellen Welt gibt es ein Prinzip, dem nichts entrinnen kann. Dasselbe heißt: der Widerstand gleicht dem Anstoß. Nach allen gewaltigen Aufregungen fühlen die Völker das Bedürfniß, die Totalsumme ihrer Leiden zu ziehen und eine Gegenrechnung von Freuden aufzusetzen. Die Bälle für die unglücklichen Opfer der ersten französischen Revolution fingen noch am Fuße der bluttriefenden Schaffotte an; um Theilnehmer derselben zu seyn, mußte man den Todtenschein seiner nächsten Anverwandten vorzeigen. Während der grausamen Leiden der Schreckensherrschaft wurde das Nest bereitet, aus dem die wüste Brut des Direktoriums hervorkroch; Paris, vor Kurzem noch schreckenbleich, wurde auf einmal liederlich roth. Ist doch der Marcusplatz zu Venedig das Vaterland der Masken, und ganz in der Nähe sind die Bleidächer, das schrecklichste aller Gefängnisse, und die Seufzerbrücke, über welche kein Sterblicher je den Fuß wieder zurück sezte, wenn er sie einmal überschritten hatte.

Unter dem Kaiserthum erloschen allmählig die Anfangs noch beibehaltenen Ueberlieferungen des Pariser Karnevals. Das Direktorium hatte folgende Charaktermasken in's Daseyn gerufen: den Muscadin, den Zierbengel von so grotesker Uebertreibung, Madame Angot und ihren Sohn Jeannot, jenes emporgekommene Glückspaar von so liebenswürdiger Albernheit, den Jocrisse, jenen so geistreich-dummen Einfaltspinsel, den Malin und die Poissarde, jene in so hohem Grade populär gewordenen Typen, und den Pierrot, den französischen Hanswurst und unverschämten Possenreißer. Die italienische Komödie hatte auch ihren Tribut zu den Personnagen des Pariser Karnevals geliefert: den Polichinelle, den hochgebornen Herrn von Bologna, den Pantalon, den vornehmen Patrizier von Venedig, den Gilles, jenen pfiffigen Bedienten, und den Arlekin, jenen sanften, schlanken Jüngling aus Bergamo. Dem ancien régime hatte man den Marquis als eine aufbewahrte Münze entlehnt; die Gestalten der früheren Maskeraden, der Wilde, die Narrheit, der Türke, der Schornsteinfeger, der Seebär, die artige Fanchon und der pathetisch-ernste Spanier vervollständigen endlich die Theogonie des Karnevals.

Jede von diesen Personnagen hatte ihr eigenes Costüm und ihre eigene Redeweise. Sogar die Witzworte wurden nach unveränderlichen, feststehenden Regeln vorgebracht; während der vier lezten Tage vor den Fasten mußten die Vorübergehenden sich ganz geduldig gefallen lassen, daß man ihnen den Rücken mit Kreide und Puder weiß machte oder das Gesicht mit Brei einseifte. Die Masken hatten, wie heutzutage, ihre Niederlage in der Rue Saint-Honoré und auf den Boulevards, wohin sie der laute Jubel der Straßenjugend begleitete; der Maskenball in der großen Oper begann um Mitternacht seinen monotonen, langweiligen Umzug zu halten, wozu zwölf Violinisten in rosenfarbenen Dominos den einschläfernden Takt spielten; das Volk tanzte den Monaco und das Fricassée auf der Courtille; der Boeuf-gras durchzog mit einem Gefolge von Wilden und römischen Consuln zwei-und-siebenzig Stunden lang die Straßen von Paris. Alles das war ein für alle Mal bestimmt und symmetrisch geordnet. Der Pariser Karneval wurde seither nach unwandelbaren Gesetzen begangen. In diesem engen, beschränkten Kreise zehrte aber diese Lustbarkeit von Jahr zu Jahr ab; es war ein Jammer, mit anzusehen, denn damals gab es noch geistreiche Masken. In den Salons und Soiréen tanzte man mit ekelhafter Ziererei, bei Hofe gab man einige glänzende, kostspielige und traurige mythologische Feste; wahrhaftig, man beging den Karneval, wie man eine nothwendige Handlung verrichtet, er war beinahe wie das Fasten, ein vorgeschriebener Brauch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise nach Ungarn und Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

Durch eine öde Landstrecke muß man sich winden, wenn man nunmehr Pest verläßt und nach Niederungarn reist. Hunderte von neben einander gelegten Wegen, unter denen der Reisende den ihm am besten scheinenden aussuchen kann, zeugen nicht allein von der Erbärmlichkeit der Straße, sondern auch von dem geringen Werthe des Bodens. Von einer so lebhaften und großen Stadt, wie Pest, in die fruchtbarsten Distrikte des Landes, von wo der Reichthum der Natur in Strömen nach ihr fließt, nicht einmal eine gebaute Straße! Das findet man unbegreiflich, und doch ist die Sache leicht zu erklären. Ein in der Kultur noch etwas zurückstehendes Volk kennt die mancherlei Bequemlichkeiten und Reize der höheren Civilisation noch nicht genug, um sehr nach denselben zu verlangen. Kunststraßen sind eine Frucht höherer Kultur, und mit ihr kommen sie von selbst. Auch in Ungarn, und besonders im obern Theile des Landes, hat man jedoch deren zu bauen

angefangen, und mit der Zeit werden sie sich auch in Niederungarn finden. Hier ist aber die Sache nicht leicht, denn es fehlt in vielen Distrikten an Material, und man wird selbiges aus weiter Ferne herbeischaffen müssen. Möglich wird es seyn, aber erst muß das Bedürfniß noch dringender hervortreten. Wenn die Bevölkerung sich verdichtet, Handel und Gewerbe mehr aufblühen, dann wird man alle Schwierigkeiten besiegen. Man thut allerdings schon jezt Vieles für Verbesserung der Straßen, aber die Last, welche damit dem Lande erwächst, steht außer Verhältniß mit dem Erfolge. Die Bauern, welche überhaupt bei Tragung aller öffentlichen Lasten hier überall den Vorzug haben, müssen auch die Straßen bessern. Dies ist in vielen Ländern auch nicht anders, und es würde sie nicht zu Grunde richten, wenn mehr Ordnung dabei stattfände. Wie es aber dabei hergeht, sah ich auf der Straße von Neuhäusel nach Gran. Hier traf ich mehr denn hundert Wagen mit Sandfuhre zum Straßenbau beschäftigt. Alle waren mit zwei Pferden bespannt, und es hätte etwas Tüchtiges geleistet werden können. Aber wie war es bestellt? Jeder hatte auf seinem Wagen einen Korb, der fünf bis sechs Kubikfuß fassen mochte, und in diesen war der Sand geladen; zudem hatten ihn die Meisten nicht einmal voll. Die Entfernung, aus welcher sie den Sand herbeiholten, betrug über eine halbe Meile, und sie fuhren des Tags dreimal. Wenn daher hundert Wagen sechs Tage gefahren waren, und jeder auf's allerhöchste bei dreimaliger Fuhr zu 15 Cubikfuß anzuschlagen war, so hatten sie 9000 Cubikfuß Sand auf die Straße geschafft. Diese war sechs Klafter, d. i. 36 Fuß breit. Sollte daher der Sand auch nur einen Fuß hoch geschüttet werden, so rückten sie in einer Woche um 250 Fuß vor, und mußten daher an einer Meile von 24,000 Fuß 96 Wochen bauen. Auf solche Art ist es denn nicht möglich, daß alle Straßen in guten Zustand gesezt und darin erhalten werden können; denn es müßten alle Bauern in Ungarn fortwährend sich mit nichts, als mit Straßenfuhren beschäftigen. An wem liegt aber die Schuld? Auf diese Frage lasse ich einen Gastwirth antworten. Er sagte trocken: „Unsere Stuhlrichter, denen diese Sache zunächst obliegt, sind Stubenadvokaten, die kaum wissen, wie eine Diele in ihrem Zimmer gerade gelegt werden kann, und von ländlichen Verhältnissen keine Vorstellung haben. Sie kümmern sich überdies auch wenig um die Sache, und überlassen es einem Ortsrichter, oder sonst einem unerfahrnen Mann. So werden denn die Kräfte des Landes nutzlos vergeudet, der Bauer wird unnöthig und über die Gebühr belastet, und dabei kommen wir im Bessern nicht vorwärts.“ Aehnliche Urtheile hörte ich noch oft. Man spricht sich überhaupt in Ungarn in hohem Grade freimüthig aus, und dies thun ganz besonders die Bürger in den Städten. Was hilft dies aber alles, wenn dessenungeachtet noch solche Mißbräuche stattfinden dürfen? In diesem Lande neutralisirt immer eine Freiheit die andere; wie der gemeine Mann rücksichtslos und frei sein Urtheil aussprechen darf, so steht es dem Beamten seinerseits zu, nach eigenem Gutdünken frei zu verfahren, und ist er dabei auch an gewisse Formen gebunden, so lassen sich diese leicht umgehen, oder nach Bequemlichkeit zustutzen. Dies ist jedoch nicht mißzuverstehen: das Gesetz waltet über Beiden, und macht sie am Ende verantwortlich. Nur geht dies nicht so rasch und unerbittlich, wie in manchen andern Ländern.

Dieser Gegenstand bringt mich auf die ungarische Freiheit im Allgemeinen. Die meisten Fremden, welche dieses Land bereist und ihre Ansichten darüber ausgesprochen haben, können in derselben nicht das Palladium finden, welches der Ungar darin zu besitzen glaubt. Selbst der sonst so scharfsinnig auffassende und genau beobachtende Otto von Pirch stellt diese Freiheit mehr als ein Phantom, denn als eine Wirklichkeit dar, aber nur, weil er, wie die Meisten, den Volkscharakter und die Landesverhältnisse nicht genug beachtete. Der Ungar will selbstständig, und wenigstens in seiner Einbildung sein eigener, unbeschränkter Herr seyn, und wenn er dies auch nur formell ist, so übersieht er leicht, wo man es ihm materiell streitig macht. Der Deutsche hängt am Realen, und wo dieses nur im Mindesten beeinträchtigt ist, da genügt ihm keine Form mehr. Daher kommt es auch, daß fremde Institutionen in Deutschland keinen rechten Anklang finden, und daß man, sind sie eingeführt, gar nicht recht begreifen kann, warum sie das Ideal, welches man sich dabei dachte, so wenig erreichen. Hiezu kommt dann noch, daß dem Deutschen seine Ruhe allzu lieb ist, und daß Alles, was diese und die gepriesene Gemüthlichkeit stört, seinem Begriffe von Freiheit zuwider ist. — Von diesen Sätzen läßt sich manche Anwendung machen. Hier ist nicht der Ort, dies weiter zu verfolgen.

Das Reisen durch Ungarn wird dem Deutschen dadurch erleichtert, daß in vielen Gegenden des Landes die Landwirthe entweder Nationaldeutsche sind, oder wenigstens deutsch sprechen. Dies ist freilich mitunter etwas verdorben. So theilte mir unter andern einer mit, es sey vergangene Nacht in seinem Hause ein Mord geschehen, wodurch er mich denn nicht wenig erschreckte. Als jedoch die Sache zur nähern Erklärung kam, fand sich, daß ihm ein Kind gestorben war.

Auf meinem schlechten, sandigen Wege, welcher sich in vielfachen Krümmungen über die Haide zog, hatte ich Zeit gehabt, mich mit allerlei Betrachtungen zu beschäftigen, wie aus Vorstehendem ersichtlich. Endlich kam ich wieder auf eine gebaute Straße, die mich jedoch

mitunter jenen Haideweg vermissen ließ. Unzähliges Fuhrwerk, welches Landeserzeugnisse auf den Markt nach Pest führte, bedeckte die Straße. Glücklicherweise war seit mehreren Tagen harter Frost eingetreten, und ich konnte mich daher über die vielen Wagen nur freuen, weil ein jeder das Gleis bessern half. Viele Unterhaltung gewährten mir die Menschen, welche mit diesem Fuhrwerk daher zogen: Magyaren und Slowaken, Wallachen und Juden, Viele von gemischten Stämmen; fast Alle erschienen so charakteristisch, daß man sie sogleich erkannte. Ihre Tracht war mir zum Theil neu, weil ich sonst nur wenige Individuen dieser Art in Pest gesehen hatte. So wild und mitunter schmutzig sie indeß aussahen, so versicherte mich doch mein Begleiter, dies seyen immer noch Cavaliere gegen diejenigen, welche wir im tiefern Ungarn und in Siebenbürgen sehen würden. Er hatte nicht Unrecht, wie ich mich später überzeugte. Bei Czeglid vereinigen sich mehrere aus Niederungarn und Siebenbürgen kommende Straßen, und ungeheuer ist die Masse der Producte, welche man aus diesen Landestheilen auf den Pester Markt bringt. Sie ziehen meist karavanenweise, und es folgen einander nicht selten 40 — 50 Wagen in einem Zuge, jeder mit 5 — 7 Pferden bespannt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Schulreformen. Mahmud und das Kriegsspiel. Professor Hoffmann. Die Staatsbürgerin.

Unter vielen Mißvergnügten ist es erfreulich, auch einmal von Vergnügten zu hören. Unserer Schuljugend steht, dem Vernehmen nach, eine bedeutende Revolution bevor, und ein stiller Jubel liest sich auf den Gesichtern derer, für welche die Ferien noch Feste sind, und welche für das Jahr keine bessere Eintheilung wissen, als die Michaelis-, Weihnacht-, Ostern-, Pfingst- und, ihre Saturnalien, die kleinen und großen Hundstagsferien. Ein Doktor Loringer hat nämlich in einer Schrift bewiesen, daß unsere Jugend zu viel lernt, und durch die vielen Schulstunden und häuslichen Arbeiten der körperlichen Gesundheit Abbruch geschieht. Andere haben ihn zwar widerlegt, beweisend, daß unsere Knaben gesund genug sind, und noch Andere sind der Meinung, daß sie noch lange nicht genug lernen, und im Verhältniß zu unsern fleißigen Vätern und Großvätern zurückbleiben; auch soll die Schrift bei den Behörden, denen die Oberaufsicht über den Unterricht speciell obliegt, keine günstige Aufnahme gefunden haben; allein sie hat bei andern hohen Behörden angesprochen, und das Zuvielwissen kann, wenn man auch von der Gesundheit abstrahirt, eine bedenkliche Sache werden, die nicht unter allen Bürgern überhand nehmen darf. Einstweilen verlautet, daß man aus dem gewöhnlichen Schulunterricht die Nachmittagsstunden ganz zu streichen beabsichtigt, daß dafür aber der Unterricht Vormittags um sieben Uhr anfangen und erst um zwölf Uhr schließen soll. Wenn die Schuljugend unbedenklich für diese Reform seyn dürfte, steht doch eine conservative Opposition von Seiten der Eltern zu erwarten, denen nicht überall daran gelegen ist, ihre Kinder den halben Tag im Hause zu haben.

Wie vortheilhaft anderseits Kenntnisse werden können, beweißt das Exempel eines unserer Offiziere vom Generalstabe, den der Zufall und eine Urlaubsreise nach Constantinopel verschlagen haben. Er spielt mit, oder in Gegenwart einiger Türken das jüngst erfundene Kriegsspiel, und Sultan Mahmud wird so begierig, nach dem, was er davon hört, es kennen zu lernen, daß abseiten der hohen Pforte eine Requisition an den preußischen Gesandten ergeht, seine Regierung zu veranlassen, einen Offizier nach Stambul zu schicken, welcher das interessante Spiel dem Großherrn und seinen Feldhauptleuten beibringen könne. Hinzugefügt ist der Wunsch, es möge der Regierung gefallen, denselben „langen Bey,“ der jezt in Constantinopel sey und sich in der Kunst geschickt bewiesen, damit zu beauftragen. Dem Wunsche ist gewillfahrt, der Offizier hat verlängerten Urlaub erhalten und lehrt jezt den Großsultan Krieg spielen. Wenn die Politik der europäischen Großmächte nichts dawider hat, dürften wir nächstens in unserer Garde einen Militär mit türkischen Ehrenzeichen erblicken.

Die Universität hat einen ihrer ausgezeichnetsten Lehrer verloren. Der Mineralog, Professor Hoffmann, Sohn des bekannten Statistikers, Staatsrath Hoffmann, starb in der Blüthe seiner Jahre an einem Brustübel. Sein wissenschaftlicher Ruf war schon begründet, seine Wirksamkeit als Docent war noch bedeutender, und die Lebendigkeit seines Vortrags lockte auch Zuhörer, die sonst Hoffmanns Wissenschaft fern standen, in seine Collegien. Mehrere Werke, zu denen er lange Vorstudien gemacht, sind mit ihm untergegangen, z. B. eines über Italien, ein Land, das von Geognosten noch so wenig behandelt wurde. Hoffmann hatte vier Jahre dort verweilt, und nicht die Steine allein studirt, indem seine Eigenschaften auch im geselligen Umgange sich geltend machten. — Von merkwürdigen Todesfällen wird, um der Streitfragen willen, welche daraus hervorgingen, noch ein anderer besprochen. Ein Geistlicher, berufen an das Sterbelager der Wirthin eines öffentlichen Hauses, soll, auf den Wunsch des Mannes derselben, ihr den Tod leicht machen. Allein der Geistliche hält es zuvörderst für Pflicht, ein Bekenntniß der Reue von ihr zu fordern, und das Gelöbniß, ihrem Gewerbe zu entsagen, falls sie leben bleibe. Die Sterbende findet sich indessen durch diese Zumuthung gekränkt, und wie ein Fieschi sich seiner Vaterlandsliebe rühmt, entgegnet sie ihm zornig, sie habe ihre Steuern und Abgaben bei Heller und Pfennig bezahlt, und sey daher eine eben so gute Bürgerin und Unterthanin, als er, die er zu kränken nicht das Recht habe. Der Geistliche, der gemeint, zu einer bußfertigen Sünderin, und nicht zu einer gerechtfertigten Staatsbürgerin gerufen zu seyn, hielt es darnach für seines Amtes, zu gehen. Doch der ergrimmte Ehemann pocht noch heftiger auf Gesetz und Recht, und droht, lezteres gegen den Injurianten vor den hohen Behörden sich zu verschaffen. Die Staatsbürgerin ist ohne den Trost der Kirche gestorben, ihr Mann hat die angedrohte Klage geführt, man bezweifelt indessen billig, daß der Geistliche seinerseits gesezlich zu einer Reue darüber genöthigt werden könne, daß er von der Sterbenden diese forderte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 25. März 1836.

Te saxa loquuntur.

In Schillers Album. *

Nun kommen sie aus aller Welt,
Die leichten Dichterboten.
Von wannen flattert nicht ein Blatt
In's Buch des großen Todten?

Und wer jezt durch die Sierren schweift
Und wählt sich zum Gesandten
Ein Lied, der hüllt es ein in Flor
Vom Sarge des Infanten.

Und wer durch Frankreich zieht, der tritt
Zu Dom Remy's Altare,
Und sendet einen Kranz vom Baum
Des Mädchens der Loire.

Und wer in Welschland jezo weilt,
Schickt Lorbeern von Messina,
Und einen frisch gehau'nen Span
Vom Hause des Verrina.

Der Böhme meldet einen Gruß
Von Friedlands kühnen Rotten.
In England schrieb' ich mit dem Blut
Der Königin der Schotten;

Und in dem Land Helvetien
Stieg' ich zu Berg und schriebe
Vom Grütli es zum Todtenfest,
Wie ich den Todten liebe.

Ich bin nicht, wo der Rhein entspringt
Im hohen Land des Schächen;
Ich wohne tief, wo lässig er
Verrinnt in sand'gen Flächen.

Denn dieses sind am Ocean
Die abgefallnen Lande;
Geflattert hat die Aufruhrfahn'
Auf diesem Nebelstrande.

Und dieses ist der Pfeilebund,
Und dies sind die Provinzen;
In diesen Städten schaarten sich
Die Geusen um den Prinzen.

Noch spricht aus Steinen jener Geist,
Der da manch Herz zerfressen;
Ich hab' heut' Nacht bei Sturmeswehn
Vor Alba's Thür gesessen.

Ich wandelte durch Thore, die
Dem Spanier sich verschlossen;
Ich stand vor Thurm und Mauerwerk,
Vom Herzog einst beschossen.

* Als zu ausgedehnt durch ein anderes Blatt vom Verfasser ersezt.

Wie hier vordem ein Volk gekämpft,
Und wie ein Fürst gesündigt,
Das hat in eh'rne Tafeln Er
Gegraben und verkündigt.

Von dieser Mauerringe Trotz
Zeugt Er mit mächt'gen Lauten;
Sie wissen es, sie danken's ihm,
Dem Todten die Ergrauten.

Und jeder Stein aus Thorgewölb',
Aus Mauern und aus Stiegen,
Ließ' freudig sich in's Fundament
Von Schiller's Male fügen.

Der Kitt ist fest, der Weg ist weit. —
Mein Lied will sie vertreten:
Es ruh' im Mal, ein Mauerstein
Von den abtrünn'gen Städten!

Ferdinand Freiligrath.

Reise nach Ungarn und Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

Mein erstes Nachtquartier von Pest aus war in Pilis (Pilisch) bestimmt. Ich reiste erst um Mittag ab und es verlängerte sich daher meine Fahrt bis in die Nacht hinein. Dies verschaffte mir ein romantisches Schauspiel, ein buntes, phantastisches Bild von Niederungarn. Der Himmel war bedeckt, und dicht an der Erde lagerte ein weißgrauer Nebel. Wenn nun die Karavanen daher zogen und sich aus dem Nebel in viel größern, als natürlichen Umrissen entwickelten, so hatte ich allemal ein gigantisches Heer vor mir, welches mich zwar das erstemal ein wenig erschreckte, nachher aber auf's Trefflichste unterhielt. Zwischendurch kam ich dann an nächtlichen Bivouaks vorüber, wo mehrere hellodernde Feuer die darum gelagerten Gestalten wie Geister der Unterwelt erscheinen ließen. — Mit den Wagenkolonnen wechselnd, bedeckten große Heerden von Ochsen und Schweinen die Straße. Diese werden auf ihrer ganzen Reise bis Pest und auch wohl bis Wien in keinem Stalle untergebracht, sondern lagern stets im Freien. Im Sommer benuzt man gewöhnlich die Nacht zum Treiben. Im Spätherbste aber, in welchem ich eben reiste, bivouakiren sie Nachts, gleich den Fuhrwerken. Mehrere Heerden defilirten den Abend, von welchem ich spreche, an mir vorüber. Als die erste aufmarschirte und sich die Ochsen mit ihren, mehrere Fuß langen Hörnern aus dem Nebel herauswanden, da wurde mir doch unheimlich, zumal mir die Erzählungen von den Ochsentreibern vorschwebten, denen man nicht allzugroße Ehrlichkeit nachrühmt, und die bei Gelegenheit gar gerne eine kleine Freibeuterei üben. Nicht minder phantastisch nahmen sich die Schweine aus, wenn die kugelrunden, kurzbeinigen Gestalten aus der Dunkelheit hervorpurzelten. Von den Treibern derselben hat man eine noch ungünstigere Meinung, als von den Ochsentreibern. Ihre Stöcke, mit scharfen eisernen Haken beschlagen, ähnlich denen, welche die Förster in Deutschland zum Holzauszeichnen brauchen, blinkten aus der Dunkelheit hervor. Mein Wagen wand sich langsam im tiefem Sande fort, und ich wäre ihrem Angriffe völlig preisgegeben gewesen, wenn sie einen solchen beabsichtigt hätten. Aber auf meiner ganzen Reise ist mir nichts der Art begegnet, so daß ich die Erzählungen vieler Reisenden von dergleichen Gefahren für übertrieben halte.

Endlich langte ich in Pilis an. Es ist dies ein stattliches Dorf mit zwei schönen Schlössern. Das eine derselben ist Eigenthum des Grafen B..., welcher jezt in Pest als Criminalverbrecher sizt. Es ist derselbe, welcher seinen Vater vom Balkon herab erschoß, seinen Hofrichter ermordete und seine Gemahlin grausam mißhandelte und verwundete. Es scheint ein Fluch auf dieser Familie zu ruhen, denn auch der erschossene Vater hatte seinem Vater das Leben geraubt. Dieser Fluch lastet, wie man erzählt, auf der Familie, seit ein Urahn, welcher General war, im Kriege unerhörte Grausamkeiten verübte. Die Familie soll aus Schottland stammen. — Als ich in der Nähe des Schlosses ankam, hatte sich der Himmel ein wenig aufgeheitert und der Mond war hervorgetreten. Er beschien die weißen Mauern und das schwarze Dach, und nicht weit von demselben warfen die Gebüsche des Gartens unsichere Schatten. Der Wind wehte dazwischen, so daß die Bäume knarrten und die Gebüsche seufzten. Mir war, als sehe ich den verbrecherischen Sohn gleich einem Unholde auf dem Balkon umhergehen, als hörte ich unten den getroffenen Vater im Todeskampf röcheln. Während ich hinsah, traten aus den Gebüschen zwei finstere Gestalten, sie wandelten still durch den Garten und verloren sich hinter dem Schlosse. Ohne Zweifel waren es Hausgenossen, mir aber erschienen sie wie Abgesandte der Vehme, welche den Frevler zur Rechenschaft ziehen wollten. — Wie Schade ist es um dies schöne Plätzchen! Denn Pilis liegt wie eine Oase, ringsum von Haiden und Sandländereien umgürtet. Dabei ist es so reizend und lieblich, und es mögen im Frühlinge Chöre von Nachtigallen ihre Stimmen hören lassen, unbekümmert um die Bosheit der Menschen und um die umherirrenden Geister der Erschlagenen. Die Natur schüttet ihr Füllhorn hier reichlich aus, denn ich sah überall Ueberfluß von ihren Gaben.

Zwischen Pilis und Alberti fing ich an zu begreifen, was meine Pester Freunde hatten sagen wollen,

als sie mir wegen meiner Reise ihre Besorgnisse aussprachen. Diese entsetzlichen Wege sind es, weßhalb man eine Reise nach Siebenbürgen so bedenklich findet, und selbst von Pest aus als etwas Großes betrachtet, obgleich die Entfernung bis an die Grenze nicht viel über vierzig Meilen beträgt. — Wer im Frühjahr und Herbste, wo die Wege durchnäßt sind, hier nicht reisen muß, bleibt gewiß zu Hause.

Bis gegen die Theis hin findet man in hiesiger Gegend eine Menge deutscher Colonien. An Werkeltagen ist es schwer, den Deutschen von dem Ungarn zu unterscheiden, weil er ganz dessen Bekleidung angenommen hat, und auch eine Ehre darein sezt, immer ungarisch zu sprechen. An Sonntagen aber, und ein solcher war es, als ich von Pilis nach Szolnock fuhr, erkennt man ihn leichter, weil da in seiner Tracht noch manches Deutsche hervorleuchtet. Verräth indessen das Aeußere nicht sogleich den Deutschen, so erkennt man ihn an seinen Manieren und an seinem beweglicheren Wesen, denn in die Grandezza des Magyaren kommt er nur schwer und nie vollkommen hinein.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Pariser Karneval.

(Fortsezung.)

Während der fünfzehn Jahre der Restauration gelang es dem Karneval nicht, seine frühere Gerechtsame wieder zu erobern; selbst in dem Augenblicke, als die französische Bank und Industrie dem Umlauf des Geldes eine so bedeutende Ausdehnung verschafften, schlummerte der Pariser Karneval. Die Masse machte den Versuch, einige Karrikaturmasken in Aufnahme zu bringen; einzelne Russen, Deutsche und Engländer zeigten sich auf den Boulevards, wo sie die Menge mit höhnendem Spotte verfolgte; das war eine kleinliche, nicht einmal spaßhafte Rache. Während dieses ganzen Zeitraums hielt der Karneval ausschließlich an seinem öffentlichen Programme fest; von der vornehmen Welt, welche damals glänzende und prächtige Feste gab, war er verbannt; jedoch pochte er ohne Ueberdruß an alle Salonthüren der hohen und höchsten Stände an. Die Herzogin von Berry willigte darein, dem ungebetenen, zudringlichen Gaste die Prunkzimmer des Pavillon Marsan in den Tuilerien zu öffnen, aber er wurde nur mit dem historischen Costüme zugelassen. Armer Karneval! Herr Duponchel, der jezige Direktor der großen Oper, damals offizieller Zeichner bei Hofe, hatte ihn sehr reich und prächtig ausgestattet; armer Karneval! er trug eine goldene Kette um den Hals und einen gestickten Sammtmantel über der Schulter; er war adelig geworden und in den Ritterstand erhoben, aber er war auch nicht mehr wieder zu erkennen, eine so steife, schmollende, tölpische, linkische und langweilige Miene hatte er angenommen. O wie dieser schwere, von Gold und Stickerei strozende Plunder ihn verunstaltete, wie dieser kostbare Firlefanz ihm schlecht stand und ihm die Kehle zuschnürte! Dafür hat er sich aber auch schön gerächt.

Seit dem Winter 1831 sezte er sich in Bewegung und durchstürmte Paris ganz außer sich vor Freude, buntscheckig und bemalt, ausgelassen lustig, trunken, mit Lumpen und Schminke bedeckt. Am Tage ließ er sich auf elenden Karren und Fuhrwerken, mit Postpferden bespannt, herumkutschiren; in der Nacht bewaffneten sich seine Diener mit flammenden Pechfackeln. Am Tage sezte sein Lärm und Getöse selbst den friedfertigen Boeufgras in Erstaunen, welcher seit so langer Zeit daran gewöhnt war, in ruhigem, gemessenem Schritt seinen Weg durch die Stadt zurückzulegen und den Großen des Reichs seinen Besuch abzustatten, nach der Weise: où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? Nachts ließ sich der Karneval die Theater öffnen, nahm Besitz davon, pflanzte darin die Fahne der souveränen Volksherrschaft auf und schaltete und waltete, wie er wollte; er verstärkte das Orchester, verdoppelte die Anzahl der Kronleuchter, forderte mit ungestümem Gebrüll seine Lieblingsarien, und naturalisirte daselbst seine zügellosen, mimisch-brutalen Tänze; Alles ward übertrieben, Geberden und Worte, alle Gegenvorstellungen blieben fruchtlos; es war ein allgemeiner Taumel, ein universeller Wahnsinn; er kannte keine Schranken, keine Rücksichten mehr; die Rennbahn stand offen, die Woge fluthete herein und füllte den ganzen Raum bis oben an.

Seit länger als sechs Wochen hat die Pariser die Tarantel gestochen. Man kann sich nicht leicht eine Vorstellung davon machen, welch unermeßlichen Zulauf dieses Jahr die Karnevalsbelustigungen haben. Aber wie kann es anders seyn? Memnon that bekanntlich einstens das feste Gelübde, vernünftig werden zu wollen, dem Wein, dem Spiel, den Weibern und allen Teufelsgelüsten für immer zu entsagen; aber an demselben Tage berauschte er sich, verliebte sich in ein hübsches Mädchen, das ihm eine Nase drehte, und verlor in einer Balgerei, welche wegen des Spiels anging, sein rechtes Auge. Diese Geschichte Memnons ist nicht bloß die Geschichte einer zahlreichen Klasse von ehrlichen Leuten, sie ist auch zuweilen die ganzer Völker. Die Nationen, wie die Individuen, entwerfen zu gewissen Zeiten die schönsten Plane von der Welt; sie fassen sehr ernstliche, lobenswerthe Vorsätze, und dann kommen hinterdrein die Menschen und die Umstände, vielleicht auch Gott, welche einen Strich durch die Rechnung machen; lebt wohl, ihr glänzenden

Träume von Glück und Tugend! fahrt hin, ihr chimärischen Seifenblasen von Herrlichkeit und Pracht! So kehrt man dem vorgesteckten Ziele den Rücken, und schlägt gewöhnlich den gerade entgegengesezten Weg ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beschluß.)

Revolution auf dem Hoftheater. Raupachs Prinz und Bäuerin.

Wie jüngst auf dem Königsstädtischen, hat sich lezthin auf dem königlichen Hoftheater eine kleine Revolution ereignet, die in den theatralischen Kreisen viel Gerede veranlaßt. Auch dürfte sie von mehr Wirkung als jene seyn, wenn eine beliebte Actrice ernstlich darauf bestände, wie sie jezt den Schein annimmt, das Berliner Theater zu verlassen. Mit dem historischen Hergange der großen Streitigkeit will ich Ihre Leser nicht belästigen. Das Factum ist, daß zwei junge Damen gerüstet hinter den Coulissen standen, um Beide an demselben Abend, in derselben Rolle, vor demselben Publikum aufzutreten; Beide unterstüzt von künstlerischer Gluth, Anmuth, Aufforderungen und Zusagen, die eine außerdem durch mehrjährigen Ruf, Gunst des Publikums, die andere durch das Gewicht und die volle Theilnahme ihrer hochberühmten Mutter begünstigt. Beide erfüllt von dem vollen Bewußtseyn ihrer Berechtigung, will keine weichen. Doch ist es nicht zum Aeraßten gekommen. Es gibt welche, die behaupten (sunt qui dicunt), das Gescheiteste und Interessanteste wäre gewesen, die Direction hätte den Streit, den sie veranlaßt, dem Publikum zu schlichten überlassen, und beide junge Damen zu gleicher Zeit vortreten lassen. Jenes hätte alsdann der einen oder der andern die Rolle für den Abend zugetheilt, da sich nicht erwarten läßt, daß es dieselbe Rolle doppelt hätte gesprochen und gespielt sehen wollen. Aus dem tragischen Falle wäre ein noch nie gesehenes Lustspiel geworden; aber es kam anders. Die jüngere, durch die Autorität ihrer Mutter gestüzte, wurde zum Spiel gelassen, die andere Künstlerin wurde, heftig erkrankt, nach Hause gebracht. So geschah es denn, daß sie in einem nächst darauf angesezten neuen Lustspiele von Raupach nicht spielen konnte, und die Aufführung desselben unterbleiben mußte. Das Publikum nahm die Krankheit für fingirt, und stürmte, wüthete und tobte, das Erscheinen des Fräulein von Hagn fordernd. Daß sie in der That im heftigsten Fieber, von den Aerzten nervös behandelt, danieder lag, wurde, wie oft es auch die vertretenden Regisseurs versicherten, nicht geglaubt. Für diesen Abend war ihre Partie verloren, und die von der Kränkung und plözlichen Ungunst tief Erschütterte hat im ersten lichten Augenblicke ihren Abschied gefordert. Indessen hat sich die Sache anders herausgestellt, und man weiß, daß wirklich beide Damen, Fräulein Stich und Fräulein Hagn, im Rechte waren, und der Conflict lediglich von Mißverständnissen und der Unbestimmtheit der Zusagen von Seiten der Direction herrührt. So nahe grenzen Trauerspiel und Lustspiel in den Motiven und Katastrophen an einander.

Das Stück, welches nicht zur Aufführung kam, heißt der Narr seiner Freiheit, und wir wissen um jenes Damenstreites willen noch nicht, was Raupach unter diesem Narren gemeint hat. Ein neues Trauerspiel von ihm: „Prinz und Bäuerin,“ ist ohne Erfolg geblieben. Die Schuld theilt sich zwischen dem Autor, der Darstellung und dem scenischen Arrangement. Ein Prinz liebt eine junge Bäuerin, die er sich selbst auferzog, auf die unschuldigste Weise. Er will sie nicht verderben, sondern, als ihm sein Schwager, der Herzog, die Mittel dazu eröffnet, sie heirathen. Dies geschieht in der Stille. Des Herzogs, eines Wüstlings, Plan dabei ist, den Schwager durch diese Mesalliance um die Erbfolge seiner reichen Feudalgüter zu bringen; aber daneben verliebt er sich auch selbst in die schöne Bäuerin, und will den Prinzen zugleich entehren. Er verlockt ihn in einer seiner Orgien, einer Sirene zu folgen. Ein aufgestellter Klopffechter, der Chevalier, zum Gatten der Sirene für den Abend ikrufen, muß den berauschten Jüngling angreifen und im Zweikampf verwunden. Diese Verwundung hindert ihn, zu der argwöhnischen, heftigen jungen Gattin zu eilen, wie er versprach. Sie, ungeduldig, durch trügerische und wahre Nachrichten aufgeregt, schreibt ihm, sie will selbst kommen. Er, zornig, verweist ihr dies heftig, und droht mit einem Bruch, wenn sie durch solchen Ungestüm „die Ehre eines Prinzen“ auf's Spiel seze. Die Heftige, Einsame sieht darin schon einen Bruch ihres Glückes und vergiftet sich. Der Prinz, überselig durch die Güte seines langwürdigen Vaters, der, von dem verwundeten Sohne den ganzen Hergang erfahrend, ihm vergibt und mit ihm auf's Land eilt, um die Gattin seines Sohnes an's Herz zu drücken, findet eine Sterbende. Zur Todten kommt, in nächtlicher Stille, eines süßen Rendezvous gewiß, der Herzog. Er faßt statt einer warmen, eine eiskalte Hand. Entsezen, Wahnsinn ergreift ihn. Der Prinz, der ihn betrifft, will den Mörder seines Glücks erschießen; aber der Vater hält ihn zurück: der Frevler trage den Richter schon in sich, und — der Hochverräther werde, der Geist sage es ihm, auf dem Schaffot seine Strafe finden. Dies das äußere Skelett eines Drama's, das in der kalten Form der Goethe'schen natürlichen Tochter gehalten ist. Einige, die es im Manuscript lasen, behaupten, es sey eine der zartesten Dichtungen, die aus Raupachs Feder geflossen. Dann scheiterte es zum Theil an der rohen, ungeschickten Darstellung, aber außerdem an den Verhältnissen, denen der ihnen unterworfene Dichter sich fügen mußte. Die Geschichte spielt nicht im weiten Blauen, sondern in Frankreich, am französischen Hofe vor der Revolution; sie ist fast buchstäblich einer Memoirengeschichte entnommen, und soll dem Prinzen von Lamballes begegnet seyn. Der Herzog ist Philipp Egalité; er präparirt mit seinen Creaturen die Umwälzung, und das ganze Stück ist ein Vorspiel zur französischen Revolution. Dies durfte aber weder gesagt, noch angedeutet werden. Im Gegentheil mußte, um den Gedanken abzulenken, das altspanische Costüm gewählt werden. Dies paßte nicht zur Sprache, nicht zur Scenerie. Das Publikum wußte nicht, woran es war, ob die zusammengepreßten Weltereignisse oder die Personalgeschichte die Hauptsache war. Wo man überall Zurückhaltung sah, konnte man nicht befriedigt werden. Und doch hat das Stück meisterhafte und ergreifende Scenen, die aber in jener angedeuteten Halbheit untergingen. — In der musikalischen Welt macht der Strohfiedler Gusikow außerordentliches Glück. Er ist wohl einer der Künstler, die durch Parteien gehoben und deren Ruf mit allen Mitteln forcirt werden soll; wo aber dabei ein wirkliches Talent in die Höhe kommt, läßt sich dagegen nichts einwenden; es ist jedenfalls besser, als wenn durch Parteianstrengung ein Talent niedergetreten werden soll. Auf der andern Seite gewinnt der Faust des verewigten Prinzen Radziwill durch erneute Darstellungen der Singakademie immer mehr theilnehmende Bewunderung.

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 74.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 26. März 1836.

Scheintugend tritt entfesselt in die Bahn,
Es hüpft die Lust auf ruheloser Zehe,
Umkichert all die Buhler, die ihr nahn;
Ringsum Gesang, Getriller, Summen, Brüllen,
Guitarrenzirren, tausendfältig Schrillen.

Byron.
Beppo.

Der Pariser Karneval.

(Fortsetzung.)

Ist es Frankreich seit der Julirevolution anders ergangen? Welch träumerische Hoffnungen hat das französische Volk im Taumel der „großen Woche" gehegt! welch neue Aera von Freiheit und Ruhm, von politischen und socialen Verbesserungen schien ihm anzubrechen! Die Freiheit haben ihm die Einschüchterungsgesetze beschnitten; rücksichtlich des Ruhms hat es sich mit den Londoner Protokollen, der Botschaft des Präsidenten Jackson und dem zweideutigen Siege bei Maskara begnügen müssen; über politische Reformen ist bloß viel geschrieben und geschrien worden, und sociale Verbesserungen ist man im Begriff, nach Pondichery zu deportiren. Was ist denn nun aber die hervorstechendste Thatsache dieser neuen Epoche in Frankreich? Ich will es verrathen: die verhältnißmäßig bessere Einrichtung und gesteigerte Lustigkeit des Karnevals. Wir sind weit entfernt, als mürrische Sittlichkeitssalbader gegen die Pariser Tanzwuth und Maskeradenleidenschaft zu eifern, nur können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die große Nation seit den drei Tagen sich vielleicht einzig und allein durch diesen sonderbaren Vorzug auszeichnet und uns deßhalb an die Geschichte des weisen Memnon erinnert.

Die während des Karnevals herrschende Fröhlichkeit dient natürlich den Optimisten zum Text für die Behauptung, daß ein voller Wind die Segel der öffentlichen Wohlfahrt schwelle; denn nach diesen Leuten ist die Statistik der Maskenbälle der zuverlässigste Messer des allgemeinen Wohlbefindens. Für uns liegt die Ursache dieser übersprudelnden Freude vielmehr in dem Bedürfniß, welches die Menge fühlt, sich zu betäuben und zu vergessen. Kann man es der Masse übel nehmen, wenn sie für eine gewisse moralische Enttäuschung Schadenersatz sucht und das peinliche Mißbehagen, welches politische Entmuthigung hervorruft, auf Augenblicke erstickt? Nicht weil es ihnen wohl ist, sondern weil sie eine Last auf dem Herzen haben, verabschieden die Pariser um diese Jahreszeit den überlegenden Verstand und stürzen sich in dieses Pêle-mêle von bizarren Figuren, in dieses schwirrende Babel, dessen Sprache und Formen einer andern Welt angehören. Die Pariser genießen den Karneval, wie die Türken das Opium; sie verlangen von seiner betäubenden Kraft einen kurzen, aber angenehmen Sinnenrausch, der sie in die süßen Träumereien der morgenländischen Trunkenheit versezt.

Zur Stunde, wo ich diese Zeilen schreibe, herrscht der Karneval in Paris als uneingeschränkter Gewalthaber. Er will auch Schöpfer seyn, wofern er nicht jenen Tanz, dessen Mimik die üppigen Wendungen des Fandango und die naive Munterkeit der ältern französischen Tänze weit

hinter sich läßt, der Hölle abgelernt hat. Weg mit dem kalten Menuet! weg mit der dummen Gavotte! weg mit der schläfrigen Quadrille! weg mit dem schwerfälligen Contretanz! Platz, Platz für den Karneval! der hat sein eigenes Drama: Völlerei und Liederlichkeit sind seine Balletmeister und seine Festordner. Der Lieblingstanz des Pariser Karnevals ist der Chahu, eine Art Pantomime, welche leider auf den Maskenbällen in Unanständigkeiten ausartet. Ich gestehe offen, an und für sich finde ich diesen Tanz nicht unanständig. Ist etwa unser Walzer anständig? ist der Saltarello anständig? Diese Tänze sind um so gefährlicher, da sie mehr voraussetzen, als sie ausdrücken. Der Chahu sezt nichts voraus; er gibt Alles durch pantomimische Zeichen in seiner Weise zu verstehen. Wenn er von allen fremdartigen Zuthaten rein erhalten wird, ist er lieblich mit anzusehen und wird vielleicht später einmal zum Volkstanz der Franzosen, wenigstens der Pariser, erhoben werden. Das Lebhafte, Muthwillige, Graziöse, Zärtliche, kurz, die tausenderlei Abwechslungen, welche Mann und Frau dabei entwickeln, indem sie bald gegen einander antanzen, wie wenn sie sich umarmen wollten, und dann nahe bei einander inne halten, ohne sich zu berühren — denn die Sergens de Ville stehen hinter ihnen — das Alles läßt sich nicht beschreiben und wird nur derjenige graziös finden, der es mit eigenen Augen angesehen hat.

Um ungestörter zu seyn, hat der moderne Karneval sein historisches, klassisches Kostüm in den Winkel geworfen; was er braucht, das sind die Lumpen der neuern Romantik. Der Plunder Robert Macaires und seines Freundes Bertrand ist sein Staatskleid; das blutige Mezgerhemd, die Blouse des Frachtfuhrmanns, der Kittel des Hanswursts, kurz, alle Livreen des Elends und des Abhubs der Menschheit machen seine gegenwärtige Garderobe aus.

Seht jene endlose Reihe von Wagen, welche heute am Faschingdienstag über die Boulevards fahren und vom herrlichsten Sonnenschein begünstigt sind; seht jene schamlosen Weibsbilder mit glühenden Wangen, mit der rosa- oder schwarzseidnen Maske auf der frechen Stirne; seht jene Männer, welche meistens eine Verkleidung gewählt haben, die ihrer Rohheit den freiesten Spielraum gestattet; seht dort die Massen von Wein und Liqueur, jene unter der Last ihrer Bürde krachenden Fuhrwerke; das ist der Pariser Karneval im Jahr 1836.

Dieser Maskenzug hat in der That etwas Gigantisches, was die Uebertreibungen Miltons, die ungeregelte Phantasie Shakespeares, die fatalistische Weltansicht Byrons, und besonders die phantastischen Träumereien unseres Hoffmann vor die Seele ruft. Seht doch, wie der Karneval in einer Galoppade die ganze Länge der Pariser Boulevards, über eine Stunde weit, dahinstürmt; ist das nicht ein teuflischer Reigen? dreht und wendet das sich nicht wie ein wahnsinniger, verzückter Derwisch? Bald läßt er sich von dem lustigen Ton der Waldhörner in heitere Stimmung setzen, bald entfesselt er sich wie ein angebundener Kettenhund unter lautem Geheul und Gebrüll, bald stößt er schneidende Mißtöne aus, bald singt er harmonische Lieder. Und dieser Karneval, dessen Anblick zurückstößt oder anzieht, Ekel erregt oder bezaubert, dessen Miene erheitert oder betäubt, prunkt mit Ehrentiteln und ist vornehmen Standes, so wie geschichtlichen Ursprungs. Wenn ich dem Leser sagen sollte, welche Namen alle jene grotesken Verkleidungen bergen, so müßte ich mit meiner Feder alle diejenigen aufrufen, welche Frau von Genlis die Blüthe des französischen Adels nannte. Außerdem aber besteht der Maskenzug aus Dienstmägden, Küchenjungen, Lakaien, Choristinnen und Tänzerinnen, aus vielen Handlungsdienern und wenigen verrückten Engländern (Société des Pur-Sang), aus zahlreichen Studenten, Grisetten und aus sehr vielen jungen, hübschen Mädchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise nach Ungarn und Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

In Szolnock ist man an den Ufern der Theis. Dieser Strom gleicht der Marne in Frankreich, sowohl in seinem langsamen Lauf, als in seinen nächsten Umgebungen. Er ist für die Ebene die größte Wohlthat, denn auf ihm werden ihr die Produkte des Gebirges, Holz und Steine, zugeführt, an denen sie so entschiedenen Mangel leidet, und auf ihm schifft sie ihren Ueberfluß an Getreide und andern landwirthschaftlichen Erzeugnissen ein, führt sie auf diesem Strome hinab und alsdann die Donau hinauf nach Oberungarn und Oesterreich. Die Breite der Theis ist bei Szolnock nicht beträchtlich und ohngefähr der Moldau bei Prag gleich. Die Schifffahrt auf ihr ist sicher, weil sie eine beträchtliche Tiefe hat. Szolnock bekommt durch die Schifffahrt einiges Leben; jedoch ist der Ort nicht wohlhabend zu nennen. Man kann diese Stadt als den Scheidepunkt zwischen dem ober- und niederungarischen Leben und Wesen betrachten. Bis hieher trifft man ein Gemisch von Magyaren-, Slaven- und Deutschthum. Von nun an bis hinab nach Debreczyn und Großwardein behauptet der Ungar das Feld, der Slowak weicht ihm ganz, und nur der Deutsche findet sich hie und da in Colonien zerstreut. Diese sind aber mitunter zu sehr volkreichen und wohlhabenden Ortschaften angewachsen. Der Weg von Szolnock aus führt eine Strecke längs der Theis hin, die man jedoch wegen ihrer bedeutenden Krümmungen oftmals verliert. Die auf ihr heranschwimmenden Schiffe sind fast die einzige Unterbrechung der hier beginnenden tödtenden Einförmigkeit; denn die

ungeheure Ebene, welche wie ein starr gewordener Ocean sich ausbreitet, beginnt hier und dehnt sich im Norden bis an's Marragebirge bei Erlau, im Osten bis nahe an die Grenzpfeiler von Siebenbürgen, und im Süden bis über die Marosch hinauf. So bildet sie denn eine Fläche von mehreren hundert Quadratmeilen. Nur in Polen findet man, wenn man in Europa den Vergleich sucht, etwas Aehnliches.

Da, wo die Straße sich scheidet und links nach Debreczyn, rechts aber nach Großwardein führt, steht ein Wirthshaus, in welchem ich die mir ganz neue Scene eines hochauflodernden Feuers in einem Pferdestalle sah. Später wurde mir solches etwas ganz Gewöhnliches. In Deutschland würde man glauben, dies müsse unvermeidlich eine Feuersbrunst zur Folge haben. Hier sieht der Wirth gar nicht darnach, weil es in der kalten Jahreszeit so ziemlich alle Nächte vorkommt. Der Nomade und der Naturmensch sind mit dem Feuer so vertraut, daß sie mit ihm, so zu sagen, in der innigsten Freundschaft leben. Man wird sich indessen darüber, daß solche Feuer keinen Schaden anrichten, weniger wundern, wenn man hört, daß auf den Stallungen nicht, wie bei uns, Böden von Brettern oder Holz gelegt sind, sondern daß das Gebäude bis in den First hinauf leer ist, folglich die Flamme keinen Gegenstand erreicht, wo sie zünden könnte. Zudem lagern die Menschen umher und halten sie stets in Schranken.

Eine Hauptfigur in dem Gemälde von Ungarn bildet der Zigeuner. Ich fand ihn jedoch in der eben genannten Gegend seltener, als in Oberungarn. Da er in diesem Lande einheimisch ist, so hat er auch hier sein volles Hauswesen, welches jedoch in hohem Grade einfach ist. Die Wohnungen dieser Menschen sind bloße Hütten, zuweilen nur aus Baumzweigen zusammengefügt. Mitunter graben sie sich auch, wie Hamster, in die Erde und bedecken ihre Höhlen nur oben mit Stroh und Rasen. Wie bekannt, ist ihr Hauptgewerbe das Schmieden von Eisen. Da sie jedoch nicht das volle Bürgerrecht haben, so dürfen sie auch kein Gewerbe in voller Ausdehnung treiben. So z. B. erstreckt sich ihre Schmiedarbeit nur auf Kleinigkeiten, als Ketten, Nägel u. dergl. Sie besitzen aber eine solche Geschicklichkeit, daß sie alle diese Sachen mit einer gewissen Eleganz darstellen und ihnen auch eine besondere Feinheit geben. — Die gerühmten Schönheiten unter ihnen sind sehr dünn gesäet, und man findet sie unter den Männern häufiger, als unter den Frauen, bei diesen aber nur unter den Mädchen, denn wenn sie älter werden, bieten sie meistentheils wahre Muster von Häßlichkeit. Von den Wahrsagerinnen dieses Volks wird man häufig belästigt, und ehe man es sich versieht, haben sie die Hand erhascht und verkünden einem daraus die Zukunft.

Die Wege, welche ich nun fand, waren, weil der Frost sie gehärtet und die vielen Wagen sie geglättet hatten, schön und förmlich polirt, gleich einer Eisenbahn. Darauf ging es denn rasch vorwärts, was um so leichter war, als zwischen Szolnock und Großwardein, auf einer Strecke von nahe an 20 Meilen, nicht die mindeste Erhöhung vorkommt. Das Land ist, nach seinem innern Gehalt, eines der reichsten, welche man finden kann, und überbietet darin bei weitem noch die reichen Marschen in Niederdeutschland, weil es noch ganz unerschöpft da liegt. Denn wenn auch einzelne Strecken angebaut werden, so beträgt dies immer kaum den vierten Theil des Ganzen, und sie bleiben, wenn man mit dem Anbaue weiter rückt, immer wieder auf lange Zeit zur Viehweide liegen. Als Landwirth wässerte mir der Mund bei der Vorstellung, was sich aus solchen Landstrecken machen ließe, wenn man sie nach Deutschland versetzen könnte. — Längs der Straße von Szolnock nach Mezo-Thur sieht man in gewissen Entfernungen rechts und links ländliche Gehöfte, die im Herbste von einer Menge von Getreide- und Heuschobern (Tristen genannt) umgeben sind, und wodurch sie, obgleich meist nur aus einem kleinen Wohnhause und einigen Stallungen bestehend, an Umfang gewinnen. Man nennt sie Salaschen (von Salasch, ein Gebäude). Sie unterbrechen die tödtende Einförmigkeit der Gegend ein wenig; da jedoch um die Zeit, da ich hier reiste (Anfang Novembers), deren Besitzer noch nicht eingezogen waren, so steigerten sie eher noch die Vorstellung von einer schauerlichen Einöde, weil nirgends ein lebendes Wesen um dieselben sichtbar war. Im Sommer nämlich haben die ungarischen kleinern Landwirthe ihr Vieh auf den großen Hutweiden (Pusten oder Haiden), wo es bleibt, bis der Winter völlig eintritt, was hier in Niederungarn selten vor Weihnachten der Fall ist. Sobald dies aber geschieht, zieht das Vieh von der Weide in die Salaschen, um das hier gesammelte und aufbewahrte Futter zu verzehren. Die Besitzer ziehen mit ihm ein und bleiben den größten Theil des Winters, der hier selten länger als drei Monate dauert. Wenn alsdann im Frühjahr die Saat bestellt ist, wandert das Vieh, Pferde mit eingeschlossen, auf die Weide, und die Salaschen stehen leer bis zur Ernte. Ist diese vorüber, so tritt dasselbe bis zum Winter ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Februar.

Karneval. Theater.

Die Eisvergnügungen auf der Moldau, das Schlittschuhlaufen, wie das Fahren auf den Stuhlschlitten wurden von der muntern Jugend in diesem Jahr zwar häufig, doch nur mit großen Intervallen genossen, da die Witterung den ganzen Winter hindurch sehr wechselnd war. Oft sah man

noch des Abends lange Fackelzüge auf der Eisdecke dahin gleiten und sich in die mannichfaltigsten Gruppen vertheilen, aber während der Nacht erhob sich ein lauer Wind, der den Schnee auf dem Flusse schmolz und die ganze Fläche mit dunkelm Naß erfüllte. — Der Karneval war heuer belebter, als seit Jahren — die Redouten des vorigen Jahrs ausgenommen, wo sie ihre Auferstehung recht glänzend feierten — besonders in den Mittelklassen, da mehrere Trauerfälle in den ersten Familien des Landes den adeligen Tanzbelustigungen in den lezten Wochen großen Abbruch thaten. Juristen, Mediziner, Offiziere und Kadetten gaben ihre eigenen Bälle für die elegante Welt, während die Schüzen und andere Corporationen die Bürgerwelt versammelten. Auf den erstern fand sich nicht allein der ganze Adel ein, sondern er nahm auch vollen Theil an dem Tanzvergnügen, und die jungen Damen aus den vornehmsten Häusern reichten ohne Ahnenprobe jedem Tänzer ihre Hand, der sich eine Tour von ihnen erbat. Der Adel gewinnt dadurch nicht allein an Popularität, sondern auch an Vergnügen und Abwechselung im Vergnügen. Da die öffentlichen, oder besser halböffentlichen Bälle schon in den ersten Wochen begannen, so nahm ihre Zahl in den lezten ab; dafür trat die Legion der Hausbälle, Picknicks, Soirée's und Thés dansans ein, und es verging im vollen Sinne des Wortes, den Freitag ausgenommen, kein Abend, an dem nicht — oft in zwanzig bis dreißig Häusern — getanzt worden wäre. Die Redouten begannen erst gegen Ende Januars und waren gleichwohl sparsam besucht. Nur die dritte und die Mardi=gras=Redoute waren belebt, und zeichneten sich durch Eleganz der Gesellschaft und große Maskenzahl aus. — An Mord= und Unglücksgeschichten war der Winter sehr reich. Ein Artillerist ermordete seinen Oheim, einen Zwergengreis in Diensten des Erzbischofs, weil dieser eine bedeutende Summe Geldes erspart hatte, ein Zweiter den Privatdiener des Hauptmanns, um die Kasse zu berauben; Beide wurden sogleich entdeckt, eingezogen und erwarten ihre Strafe. Ein Perrückenmacher schnitt seiner Schönen, deren Treue er beargwohnte, den Hals ab und erschoß sich sogleich. Ein betrunkenes altes Weib trug ein Kind auf's Eis und warf es in eine offene Stelle. Eine Gesellschaft, welche von einem Balle, der in dem Saale des Jesuitengartens nächst der Moldau abgehalten wurde, in Stuhlschlitten über das Eis heimkehren wollte, stürzte in's Wasser, wurde indessen wieder herausgezogen. — Den Reigen fremder Künstler eröffnete die Harfenvirtuosin, Madame Friedrichs, geb. von Holst — erste Harfenspielerin von London, wie der Zettel sagte — die in zwei Conzerten zwar eine ehrenvolle Aufnahme fand, doch keinen Enthusiasmus des Beifalls erregte. Mehr Glück machte der ausgezeichnete Violoncellist Merk, besonders in seinem ersten Conzerte; die Wahl der Musikstücke im zweiten sprach minder an. — Als Neujahrsgabe brachte unsere Theaterdirection am Sylvesterabend vier dramatische Sprichwörter von Sydow, die ziemlich lauten Beifall fanden; doch — der Segen kam von oben. Ein Epilog zur Feier des Neujahrsfestes glich so ziemlich den gewöhnlichen Neujahrswünschen der Marqueurs, Kellner und Billeteurs, und es sollte die Direction diese, einer Kunstanstalt so wenig würdige Gewohnheit, welche unter dem Triumvirat eingeführt wurde, billig wieder eingehen lassen. „Bürgerlich und romantisch," Lustspiel von Bauernfeld, ist unstreitig die schwächste der Arbeiten dieses fleißigen Theaterdichters, da er das Voltaire'sche: „Il n'y a de mauvais genre, hors le genre ennuyeux," ganz vergessen zu haben scheint. Die Personen sind so fade und charakterlos, wie gewöhnlich, doch noch weniger pikant, der technische Bau besonders im lezten Acte dilettantenhaft, und die Summe des Verdienstes ist abermals ein hübscher Dialog, wenn gleich nicht so brillant, als in den frühern Stücken dieses Verfassers, und einige drollige Momente; doch hat es theils dem theilweise guten Spiel, theils der Erbärmlichkeit aller Novitäten, die ihm vorangingen, eine ziemlich günstige Aufnahme von dem kleinen Publikum zu danken, das sich einfand. Bei der zweiten Vorstellung war jedoch das Haus ganz leer. Das Benefizstück des Herrn Ernst: „Jung und Alt, oder: die bestellte Ueberraschung im Volksgarten," ist ein Kind seiner Muse, und wie die Schauspieler in der Regel aus 20 Stücken, worin sie oder Andere beklatscht worden sind, das 21ste zusammenwürfeln, hat auch Ernst aus verschiedenen Momenten und Elementen des Breznerschen Räuschchens, des guten Tons und der Einfalt vom Lande von Töpfer, Bauernfelds leztem Abenteuer, Engels Lorenz Stark u. s. w. eine Mosaik zusammengestellt, die sogar belustigen könnte, wenn der Dialog minder platt und wizlos wäre. Bellini's „Pirat" ist wieder aufgeführt worden, sprach aber nur theilweise an. Dagegen ist Mozarts „Hochzeit des Figaro" nach jahrelanger Ruhe wieder auf das Repertoire gekommen, und hat die lebhafteste Theilnahme erregt. Da Paesiello's lezter Protector seit 15 Jahren auf St. Helena den ewigen Schlummer schläft, so waren wir sehr überrascht, auch seine Molinara wieder auf das Repertoire eingeführt zu sehen, doch liegt sie zu sehr jenseits des Geschmacks unserer Zeit, als daß sie, troz der vortrefflichen Besezung der Hauptrolle durch Dem. Luzer, im Ganzen hätte bedeutende Theilnahme erregen können. Eine der schwächsten ältern Possen: „Tarokerl, oder: Scüs, Mond und Pagat," ist, mit allerhand neuen Zuthaten verunziert, wieder auf unsere Scene eingezaubert, Gottlob aber nach zweimaliger Erscheinung in's Meer der Vergessenheit untergetaucht. Der berühmte Raymund ist hier und hat bisher in zwei von seinen Stücken gespielt, nämlich: den Fortunatus Wurzel im „Mädchen aus der Feenwelt," und Florian im „Diamant des Geisterkönigs." Seine Weise ist von Allem, was wir bisher in der Posse sahen, so verschieden, daß unser Publikum im ersten Acte des ersten Stückes sich nicht zurecht finden konnte; aber schon im zweiten hatte er Alles für sich gewonnen, und erregte Bewunderung und Beifallssturm, wie keiner seiner Vorgänger; vorzüglich ergriff er durch seine tragische Kraft in der Scene nach der Erscheinung des hohen Alters und in der herrlichen Scene des Aschenmannes. Dem. Heinefetter ist hier angekommen und wird wieder einige Gastrollen geben.

Auflösung der Charade in Nr. 68:
Schachspiel.

Räthsel für alle fünf Sinne.

Nr. 6.

Wohl sehen kann ich es, wirfst es du
Mir mit den Händen von Ferne zu.
Und kann man es hören, wird's nicht so fein,
Vielleicht aber nur um so herzlicher seyn.
„Sprich! haben die Nasen auch etwas davon?"
Ja freilich! es bringt sie in Collision.
„Und kann man es schmecken?" mir hat es geschmeckt,
Nachdem seine Süßigkeit erst ich entdeckt;
„Und fühlen?" Ja, fühlen bis tief in's Herz,
Dort wird oft zu bitterem Ernst sein Scherz.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 75.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 28. März 1836.

Nur in einem gesegneten Land können Alle bequem und fast Alle von Adel seyn.

Segur.

Reise nach Ungarn und Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

In Mezo-Thur sah ich ein Begräbniß von Calvinern. Ein von fern her schallendes, schreiendes Singen machte mich darauf aufmerksam. Im Geschwindschritt liefen eine Menge Knaben, welche das Hauptsängerchor bildeten, vor der Bahre her, hinter dieser folgte die Leichenbegleitung, welche ziemlich zahlreich war und unregelmäßig durcheinander lief. Schnell war der Sarg im Grabe, und obgleich der Begräbnißplatz mehrere hundert Schritte vom Orte lag, so dauerte die ganze Ceremonie keine Viertelstunde. Diese Religionspartei ist in Niederungarn ziemlich zahlreich und genießt im Allgemeinen des besten Rufs. Besonders soll das Schul- und Erziehungswesen in guter Ordnung seyn. Wenigstens die Männer können fast alle lesen und schreiben. Man ziehe doch hierin einmal eine Parallele zwischen dem in der Kultur zurückstehenden Ungarn und dem hochcivilisirten Frankreich. Ich spreche hier nicht etwa von den in Ungarn angesessenen Deutschen, sondern von Magyaren.

Die Geschäfte führten mich über Déva-Wania. Dieser Ort ist ein Marktflecken und liegt in einer Ebene, welche noch vor fünfzig Jahren zum großen Theil ein Sumpf war. Noch sind nicht volle zwei Decennien verflossen, seit noch alle Jahre die Straße durch den Ort so voll Wasser und Koth war, daß man sie im Frühjahr und Herbst nur mit Gefahr zu versinken passiren konnte. Jetzt wird sie von Jahr zu Jahr trockener, und wenn auch hiezu die letzten beiden merkwürdig trockenen Sommer beigetragen haben könnten, so liegt es nicht hierin allein, denn es zeigte sich diese Abtrocknung auch schon in den früheren Jahren, die doch, wie bekannt, zu den nassen gehörten. Auffallend bestätigt findet man hiedurch in hiesiger Gegend den Umstand, daß sich die südöstlichen Länder von Europa immer mehr erheben. Die sprechenden Beweise, daß hier Alles Sumpf war, liefert das viele Rohr, welches jetzt noch auf vielen Stellen des trockenen Landes wächst, aber, wie man mich versicherte, von Jahr zu Jahr in seinem Wuchse kürzer wird.

Der Flecken Wania steht nicht im günstigsten Rufe. Es soll sich hier eine Population zusammen gefunden haben, welche man anderwärts, d. h. außerhalb Ungarn, nicht dulden, oder doch polizeilich streng beaufsichtigen würde. Es befindet sich hier eine calvinische und eine katholische Kirche. Die erstere Confession soll bedeutend stärker seyn, als die leztere. An Juden fehlt es auch nicht, so wie nirgends in Ungarn, denn sie lieben in

ihrer Art das Element der Freiheit. Charakteristisch ist die Bevölkerung darin, daß ein großer Theil derselben aus Edelleuten besteht. Hier kann man einen anschaulichen Begriff von einem ungarischen Edelmanne der untersten Klasse bekommen: zerlumpt, mit wildem Gesicht, voller Schmutz und dabei dennoch meistens ein gewisses air noble. Ein großer Theil dient als Dienstboten; die einen kleinen Besitz haben, stehen schon in einer höhern Rangordnung. Alle aber haben die Privilegien und Auszeichnungen, welche dem ungarischen Adel überhaupt gebühren. Dieser bildet eine Stufenleiter, welche alle Stände der Gesellschaft durchläuft, und sie geht vom Fürsten herab zum Bettler. Ein reicher ungarischer Magnat und ein Edelmann in Wania — welche Kluft! — Jene zählen sich kaum zu den wohlhabenden, wenn sie hundert tausend Gulden Conv. Münze (70,000 Thaler preußisch Cour.) jährliche Einkünfte haben, während diese neben ihrer Kost nicht mehr als fünfzehn bis zwanzig Gulden beziehen. — Die Prachtliebe und der Aufwand der ungarischen Cavaliere ist bekannt und fast sprichwörtlich geworden.

Ich muß noch einmal auf das Quantum der Arbeit zurückkommen, welches der Magyar leistet, und will einmal auf das Minimum, das eines Fröhners, zurückgehen. Ein Gärtner, welcher in B. Gartenanlagen zu machen hatte, und welchem zu dem Ende dreißig ungarische Fröhner beigegeben waren, versicherte mich, daß er sich anheischig mache, mit sechs fleißigen Deutschen mehr zu leisten, als mit jenen dreißigen. Aber auch der freie ungarische Arbeiter übernimmt sich eben so wenig. Schon in seinem ganzen Wesen liegt etwas Ruhiges und eben deßhalb auch Langsames. Aber die Landesverhältnisse machen ihm einmal seinen Unterhalt überaus leicht, und er braucht täglich nur einige Stunden zu arbeiten, um vollauf zu haben. Vergliche man ihn mit einem englischen Arbeiter und stellte man ihren Taglohn mit den Brodpreisen zusammen, so würde sich ergeben, daß in Ungarn, bei anscheinend niedrigem Taglohne (12—15 kr. C. M.) ein Arbeiter dennoch in einer Stunde über dreimal so viel Brod verdient, als in England. Es wäre eine statistische Aufgabe, zu bestimmen, was schlimmer für ein Land sey, wenn die Arbeit in zu hohem Werthe steht im Vergleich zu den Lebensbedürfnissen, oder umgekehrt? In Ungarn findet das Erste, in England das Zweite statt. Ich für meinen Theil würde mich immer noch für das Erste erklären; denn führt es gleich manche Unbequemlichkeit mit sich, so hat es doch den großen Vortheil, daß das Elend des Volks in keiner Art so ausgedehnt wird, als beim Zweiten. — Doch ich breche ab, den weitern Verlauf meiner Reise auf einen zweiten Brief versparend.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Der Pariser Karneval.

(Fortsetzung.)

Während der fünf lezten Jahre hat der Pariser Karneval stets an Umfang und Einfluß gewonnen; nichts hat ihm widerstehen können, er hat beinahe die Etikette der Pariser Salons aufgehoben, die keuschesten, züchtigsten Blicke haben ihn betrachten wollen, wenigstens durch's Schlüsselloch. Der diesjährige Karneval war von allen der glänzendste; am Fastnachtdienstag war er auf eine schwindelnde Höhe gelangt, so daß ihm Hören und Sehen verging. So große Volksmassen hatte der Boeuf-gras in keinem andern Jahre angetroffen; er wurde jeden Augenblick von seinen Begleitern, einer Schaar Indianer und Chinesen, angehalten, während die ihm vorausgehenden Opferpriester, in weißen Kleidern und bis an die Knie mit Koth bespritzt, ihm einen Weg durch die Menge bahnen mußten, worüber der kleine Amor auf seinem Rücken sich höchlichst freute. So viel Vierspänner, Equipagen, Fiaker, Cabriolets und Karren sind vielleicht noch nie über die Boulevards an einem Tag gefahren, so viel Schimpfreden, Witze, Zoten, Orangen und Bonbons hat es schwerlich je in Paris geregnet, so überfüllt hat man die Kaffeehäuser, Restaurans und Kneipen vor den Barrieren wohl lange nicht gesehen. Ein ministerielles Blatt berichtet, der Polizeipräfekt habe für diese Nacht die Erlaubniß zu 182 öffentlichen und zu 847 Privatbällen gegeben, und überall war es gedrängt voll; denn wenn der Karneval seine Nachtfackeln anzündet und die Pantomime seiner vielgeliebten Tänze beginnt, sind die Pariser bei der Hand. In seiner höchsten Glorie erscheint der nächtliche Karneval in den Theatern, und unter diesen wiederum vorzugsweise in den Variétés, die übrigen Theater waren von jeher nur vorübergehende Lustlager für denselben; der Saal der Variétés ist sein eigentliches Stamm- und Lustschloß, hier gehorcht Alles seinen Launen. Ich bitte den Leser, mich diese Nacht hindurch zu begleiten; wir haben Vielerlei zu sehen, aber, wenn uns nicht vor Müdigkeit die Augen zufallen oder die Beine den Dienst versagen, setzen wir unsere Wanderung bis zum hellen Morgen fort. Frisch an's Werk! betrachten wir ohne Scheu jenen Höllenspuk des Pariser Karnevals. Zunächst auf den Boulevard Montmartre in die Variétés.

Es ist Mitternacht. Mit dem Glockenschlage zwölf öffnet das Theater der Variétés seine drei Eingangsthüren und läßt die herbeiströmende Masse von Polichinells, Türken und Dominos herein. Das Parterre ist unter den Tannenbohlen verschwunden, welche es mit der Bühne gleich hoch gemacht haben. In diesem, von zwanzig Kronleuchtern erhellten und von dem Widerschein

der mit Scharlach ausgeschlagenen Logen gerötheten Saal beginnt der Tanz, das große Tohû-Wabohû des Balls. Die Damen, welche den Bällen der Variétés den Reiz ihrer Gegenwart leihen, zeichnen sich besonders durch die Meisterschaft aus, womit sie den Lieblingstanz des Pariser Karnevals ausführen. Unanständigkeit ist hier keine seltene Sünde; troß des Gerichtsdieners, jenes Freudenstörers in dunkelgrauem Ueberrocke, troß der Wachsamkeit des Sergeant de Ville mit dem unheimlichen Dreimaster, wagt der größte Theil der Ballgäste jenen gefährlichen, oben benannten Tanz, und so kommt es, daß Herrn und Damen, Schäfer und Schäferinnen, Robert Macaire's und barmherzige Schwestern, Katzen und Elephanten, Männlein und Fräulein, mit einem Worte, die Hälfte der Assemblee den Rest der Nacht im Saal Saint-Martin zubringen, um am andern Morgen vor dem Zuchtpolizeigerichte Rechenschaft abzulegen. Schade, daß der Richter nicht selbst auf dem Balle gegenwärtig war, sondern in seinem langweiligen Bette gelegen hat; er würde die Angeschuldigten ohne Weiteres freisprechen. Der Tanzsaal ist eine wahre Hölle; der Fußboden kocht, die Wände schwitzen, die Kronleuchter drehen sich im Kreise herum; aus jeder rothausgeschlagenen, prächtig geschmückten Loge sieht ein Teufels- oder Frauengesicht heraus. Die Violinen sind schon längst zerschlagen und man tritt mit Füßen darauf herum, wie man es mit den Musikanten selbst gemacht haben würde, wenn sie an ihrem Posten geblieben wären; aber es ist zwei Uhr vorbei, und zu ihrem Glück haben sie sich fortgemacht. Nichts von Geigen und Flageolets mehr; nichts als eine türkische Trommel und eine Art Wilder sind noch da, welch Letzterer auf die Trommel wie auf einen Feind einhaut. Unter diesem Gebrause und Gedonner tanzen tausend wüthende Männer und Weiber mit Gekreisch und abenteuerlichen Geberden im Saale eine Runde, welche, wie die Ewigkeit, weder Anfang, noch Ende hat.

Brechen wir schnell auf. — Cocher! à l'Odéon! Die Bälle im Odéon, werden Sie finden, haben in vieler Hinsicht große Aehnlichkeit mit denen der Variété's; wir sind aber doch im Allgemeinen hier besser daran. Sehen Sie, wir können hier nach Mitternacht noch gebackene Fische essen. Von Zeit zu Zeit fällt etwas Schweres in den Saal mitten unter die tanzenden Paare. Achten wir nicht darauf; man muß den Spaßvögeln der Galerie ihre Freude nicht verderben; überdies ist es nicht des Aufhebens werth; wollten wir es näher untersuchen, würden wir einen abgeschnittenen Menschenfuß finden, den ein angehender Schüler Aeskulaps diesen Morgen aus dem Amphitheater der École de médecine mit fortgenommen und zu obigem Gebrauche bestimmt hat. Muskeln, Finger und andere blutende Theile des menschlichen Körpers fliegen uns den ganzen Abend vor der Nase vorbei; machen wir uns fort, vielleicht wird man bald einen ganzen Cadaver in den Saal schleppen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lied aus Frankreich.

Vom Grafen v. Platen.*

(Oktober 1815.)

Milde Fluren, milde Fluren
Seh ich dort und hier;
Aber ach! bei Niemand Spuren
Eines Sinn's dafür.

Traute Hütten, traute Hütten
Find' ich hier und dort;
Doch die Unschuld alter Sitten
Floh seit Langem fort.

Gotteshäuser, Gotteshäuser,
Treff' ich, goth'scher Pracht;
Doch kein Frommer und kein Weiser
Preist drin Gottes Macht.

Städt' und Flecken, Städt' und Flecken
Find' ich hier genug;
Aber können Mauern decken
Vor Verrath und Trug?

Schöne Worte, schöne Worte
Hör' ich um mich her;
Doch die Lippe spricht die Worte,
Und das Herz ist leer.

Süße Weine, süße Weine
Beut mir manches Haus;
Aber ach, der Flaschen keine
Trinkst du mit mir aus!

* s. Nr. 68.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Eröffnung der Season und der italienischen Oper.

Um dieselbe Zahl von Wochen, um welche das Parlament in diesem Jahre früher als im vorigen zusammengetreten ist, hat folgerecht die Londoner Season früher begonnen, ein in den gegenwärtigen Tagen allgemeiner Begehrlichkeit Vielen sehr willkommenes Ereigniß. Früher haben die

Krämer ihre Laden – doch nein, dergleichen gibt es in den eleganten Straßen nicht mehr, ich hätte sagen sollen, ihre Verkaufshallen, ausgeschmückt. Das hat den Handwerkern und Tagarbeitern frühen Verdienst, den Krämern frühe Einnahme gebracht. Früher sind hinter den Fenstern die unbändig großen Anschläge verschwunden, des Inhalts, daß entweder das ganze Haus, oder Zimmer darin, bald mit, bald ohne Möbeln, zu vermiethen sind, und natürlich hat das den Seckel der Hauseigner früher gefüllt. Früher hat Laporte seine italienische Oper zusammengetrommelt und sie am 5ten März eröffnet, und da die lezte Season für ihn – wider alles Erwarten, das seinige vielleicht ausgenommen – den gewöhnlichen Erfolg der Insolvenz gehabt, so ist bei seinen Gläubigern wenigstens die Hoffnung, ausnahmsweise von ihm befriedigt zu werden, früher erwacht. Tag für Tag schloß Laporte sein Bülletin in den öffentlichen Blättern und an allen Orten, wo nicht das kategorische Gebot zu lesen ist: stick no bills, mit dem Beisatze: in Betracht der ungewöhnlich starken Nachfrage nach Logen und Sperrsitzen bittet Herr Laporte die vorjährigen Abonnenten angelegentlich um unverzögerte Antwort, indem die bedeutende Zahl der diesfalls an ihn ergangenen Gesuche es schlechterdings nothwendig macht, über die noch freien Plätze sofort zu verfügen. Nichts als Wind! Statt bestürmt zu werden, war Laporte der Stürmer, und der Mangel an glänzenden Namen auf seinen Ankündigungen war nicht geeignet, die Erwartung hoch zu spannen. Man ist in London so sehr gewöhnt, beim jedesmaligen Wiedereröffnen eines Theaters eine neue Einrichtung im Innern, einen neuen Vorhang, wenigstens frische Malerei oder irgend eine neue Zierrath zu finden, daß daraus Verwöhnung geworden ist, und da das ausschließend sogenannte Königstheater von dergleichen Neuigkeiten an jenem ersten Abend nichts zeigte, so war dies die erste Täuschung der verwöhnten Gäste. Auch sprach sich solche unverholen in einem leisen Pochen aus, ein Mißfallszeichen, welches die mit der Ursache Unbekannten um so mehr überraschen mußte, weil selbiges nicht bloß überhaupt in diesem Hause selten gehört wird, sondern auch vor dem nicht über die bestimmte Zeit verzögerten Aufziehen des Vorhangs als rein muthwillig erschien. Die Vorstellung wurde mit Bellini's Straniera eröffnet. Vom Personal waren neu Fräulein Colleoni-Corti und Signor Cartagenova, beide angeblich vom Mailänder Theater. Die Signora hat unstreitig in der besten Schule italienischer Sänger gelernt; ihre Stimme ist ein hoher Sopran; er ist zwar nicht stark und rein genug, sie hatte aber Momente, welche der Pasta keine Schande gemacht haben würden. Es läßt sich indessen, obgleich ihr Debüt im Ganzen nicht verfehlt zu nennen ist, doch kaum erwarten, daß sie den Besuchern der italienischen Oper für die Dauer als Primadonna genügen wird. Sie haben ja für ihr schweres Geld viel Besseres gehabt, und es liegt nicht im Zeitgeiste, seine Ansprüche herabzusetzen, und Gutes eben so theuer wie minder Gutes öfter als einmal zu bezahlen. Signor Cartagenova steht zwar dem vorjährigen Tamburini in jeder Hinsicht nach, das Publikum hatte indessen vor der Hand, wenn auch nicht in der Mehrzahl, doch ohne Opposition die Artigkeit, ihn und Signora Colleoni zu rufen, was natürlich bestens und mit angemessenem Danke acceptirt wurde. Signor Winter, der nach dreijähriger Abwesenheit wieder das erste Mal auftrat, leistete weder mehr, noch weniger, als er früher gespendet, und die Dame Seguin, so wie Signor Giubilei sind alte, rühmliche Bekannte. Ein sonderbarer Einfall war es, in den Zwischenacten die Ouvertüre zu Rossini's Wilhelm Tell zu geben. Die Anwesenden nahmen jedoch den Einfall und die Ausführung so günstig auf, daß sie wiederholt werden mußte. Zu wünschen wäre, daß Laporte durch den glücklichen Erfolg seines sonderbaren Gedankens zu dem vernünftigen Entschlusse käme, den ganzen Wilhelm Tell in Scene zu setzen. Er gehört gewiß zu den besten Sachen, die Rossini geschrieben, und wird das Ausland es glauben, daß er in England noch keine Vorstellung erlebt hat? – In Gemäßheit eines alterthümlichen Gebrauchs pflegt jedesmal am ersten Abend der Wiedereröffnung des Königstheaters nach dem Schlusse der Oper das schöne: God save the king, gesungen zu werden. Sonderbar genug ist es auch in der Ordnung, dieses herrliche Lied nirgends schlechter singen zu hören, als gerade in dem vorzugsweise der edeln Sangkunst gewidmeten Hause. Wer in Coventgarden oder Drurylane Zeuge von der Begeisterung war, welche das Haus durchbebt, wenn die Schauspieler und Schauspielerinnen, elegant gekleidet, das Lied anstimmen und dann der größere Theil der Anwesenden, stehend und unbedeckten Hauptes, sie begleitet, der wird Mühe haben, in des Königs Theater die königliche Melodie und die loyalen Engländer wieder zu erkennen. Kommt dies daher, weil die Sänger auf den Brettern Italiener sind, deren Kehlen die englischen Worte verabscheuen? oder weil die Engländer ihre Nationalhymne weniger lieben, wenn Italiener sie singen? Schwerlich, denn wer God save the king von den Lippen der Catalani gehört hat, der muß gefühlt haben, daß auch eine Italienerin englische Worte zu singen vermag, und wer gesehen, wie die Engländer mit schwerem Golde sich die Wonne dieses Gesanges erkauft, der kann sie einer kleinlichen Eifersucht nicht beschuldigen. Die Wahrheit ist aber, daß im Hause der Mode eine, der Himmel mag wissen wie entstandene Mode es zum Gesetz gemacht hat, für die Sänger, das God save the king zu verhunzen, für die Zuhörer, es theilnahmlos verhunzen zu lassen. Das Abschaffen des ehrwürdigen Herkommens wäre unter diesen Umständen wünschenswerth; daran ist aber nicht zu denken, denn es gibt Dinge in England, wie von hoher, so von geringer Bedeutung, die nur ein Umsturz aller Dinge zu ändern vermöchte, und was auch Continentalblätter von der Nähe eines solchen Umsturzes faseln mögen, wer England und die Engländer kennt, nicht, wie sie auf dem Continente, sondern wie sie auf ihrer Insel sich zeigen, kann die schlagendsten Beweise von der Nothwendigkeit und der Nähe einer Revolution nur faselnde Träume oder absichtliche Erdichtungen nennen. – Der Straniera folgte ein neues einactiges Ballet, le rossignol, arrangirt von Deshayes und in Musik gesezt von Nadaud, also jenseits des Canals geboren: ein ganz niedliches Kind. Die Haupttänzer waren ebenfalls neu. Für Deutschland dürften sie es nur von der männlichen Seite, in der Person des aus Lissabon herbeigeholten Coulon seyn. Mademoiselle St. Romain hat, wenn mir recht ist, in Berlin Glück gemacht. Sie gefiel auch hier, doch wahrscheinlich den Engländern aus einem andern Grunde, als den Berlinern. Die Tänzerin muß hier zugleich Schauspielerin seyn, und die St. Romain tanzt nicht nur und ist nicht nur hübsch, sondern sie spielt auch gut und ist klug und gewandt. Man ist allgemein der Meinung, daß, wenn Laporte nicht eine tüchtige Reserve geworben hat und diese auch wirklich einrückt, die diesjährige Season von der italienischen Oper ihren Glanz nicht erwarten darf.

W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 29. März 1836.

Der schöne Frühling schon begunnt',
Es war im halben Merzen,
Da seufzet' ich von Seelengrund,
Der Brand schlug mir vom Herzen.
Fridrich von Spee.

Frühlingslieder von Julius Mosen.

Heraus!

Was ist das für ein Ahnen
So heimlich süß in mir?
Was ist das für ein Mahnen:
Heraus! heraus mit dir!
Du Träumer, aus der Wintergruft
Heraus! heraus zur Frühlingsluft!
Heraus!

Der rothe Finke picket
An's Fenster wunderlich,
Und blickt mich an und nicket,
Als grüßt' er freundlich mich
Und rief': du finstres Menschenkind,
Heraus zum frischen Morgenwind!
Heraus!

Sahst du mein Hirtenknäblein,
Den Lenz? du kleiner Wicht!
Zerbrich mit deinem Schnäblein
Mir nur das Fenster nicht!
Trieb er schon aus dem Weidenhaus
Die Silberschäfchen klein und kraus
Heraus?

Du meinst: die Fischlein springen
Am warmen Uferrand,
Wir wollten aber singen
So frei durch's ganze Land,
Durch grünen Zaun und Blüthenbusch,
Durch Wälder und durch Auen, husch!
Hinaus?

Ade, mein Frühlingsbote!
Laß mich, laß mich allein!
Grämt' ich mich auch zu Tode,
Bei dir könnt' ich nicht seyn,
Denn deine Flügel fehlen mir;
Wie gerne flög' ich doch mit dir
Hinaus!

Drei Zauberstimmen.

Zu dreienmalen in der Luft
Tönt ein seltsames Klingen;
Davor muß selbst die tiefste Gruft
Mit rechtem Schauer springen.

Die Lerche singt zum ersten Mal,
In Nebelgrau verborgen,
Sie weckt den ersten Sonnenstrahl
Zum ersten Frühlingsmorgen.

Dann ruft die Wachtel: ich bin da!
Heraus, ihr Apfelblüthen!
Wie heiß ist es in Afrika,
Ach, in dem fernen Süden!

Dann aber und zum dritten Mal,
Was ist das für ein Flöten?
Ist mir es doch, als wollt' zumal
Mich dieses Vöglein tödten!

Die schönste Blume muß im Thal,
Die Rose muß ersprießen,
Die Zauberin, die Nachtigall
Im Mondschein zu begrüßen.

Ach, solch dreifacher Zauberbann
Muß alle Welt bestricken!
Ich seh' die Welt, sie sieht mich an,
Wir Beide mit feuchten Blicken.

Der Baumeister.

Der Lenz mit stillem Wehen,
Der Lenz hat über Nacht
In Thälern und auf Höhen
Sein Zauberschloß gemacht;
Drinn muß die Sonne tausendfältig scheinen,
Die kann es gut mit allen Wesen meinen!

Wohin mit allem Keimen?
Der Vöglein munterm Chor?
Das webt in allen Räumen
Und strömt und quillt hervor,
Die Schmetterlinge mit den bunten Schwingen,
Die Blümlein gar mit ihren goldnen Ringen!

Was muß das Bächlein plaudern?
Das hat im Thal zu thun!
Kein Blättchen darf mehr zaudern,
Das darf nun nirgends ruhn!
Wie soll ich nun in meinen jungen Tagen
Die Erde und den ganzen Himmel tragen?

Ammerngesang.

Welch ein wonniges Träumen
Schwebet auf Wald und Flur!
Rings in duftigen Räumen
Wirkt die milde Natur.

Alles webet und strebet
Zart zu süßem Verein;
Ach, was liebet und lebet,
Läßt mich ewig allein!

Horch! ein Vögelein singet:
„Wie, wie hab' ich dich lieb!"
Singet wieder, das klinget:
„Wie, wie hab' ich dich lieb!"

Heiße Thränen, die rinnen; —
Kleiner, fröhlicher Dieb,
Du im Walde da drinnen,
Hast du mich immer noch lieb?

Der Pariser Karneval.

(Fortsetzung.)

Treffliche Eltern, die ihr euern einzigen Sohn bis zum Alter von 17 oder 18 Jahren in Kattun, Sammt oder Seide auferzogen und dann nach Paris entlassen habt, um dort die Rechte, die Medizin oder sonst etwas zu studiren, was steht euch nicht Alles jezt bevor! Eine Zeitlang läßt der Liebling eures Herzens nichts von sich hören, bald darauf meldet euch ein Schreiben, daß der liebe Sohn, nachdem er seine Vorlesungen — im Estaminet regelmäßig besucht, das Antlitz der Gesellschaft hat ändern wollen und als Verschworner gegen den Staat eingesperrt worden ist. Und ihr dürft noch von Glück sagen, beste Eltern, wenn euch statt jenes Trauerbriefs nur die Gazette des Tribunaux in die Hände fällt, worin zu lesen steht, daß der Herr Sohn vor dem Pariser Zuchtpolizeigericht gestanden: 1) weil er den Tanz Chahu oder seinen Zwillingsbruder, den Tanz Cancan getanzt; 2) weil er von seinen, ihm als Mensch und als Student zustehenden Rechten Gebrauch machend, mit den Waffen der Natur dem Sergeant de Ville Widerstand geleistet hat, der als Wächter der öffentlichen Moral bestellt ist. Die Jugend ist und bleibt das Alter der Irrungen und Irrthümer. Mit welcher Offenheit der junge Mensch dem Richter erklärt, er glaube, man könne auf den Pariser Maskenbällen gar kein attentat à la pudeur begehen, weil die Ballgäste schon lange dahin übereingekommen, in ihrer Gesellschaft alles Scham= und Sittlichkeitsgefühl abzulegen, welches sie ohnehin nie besessen. Das Gericht zerstört diese Illusion und verurtheilt den Angeklagten zu einer zehntägigen Gefängnißstrafe.

Doch setzen wir unsern Weg fort. Wir haben keine Zeit mehr, in die Opera Comique zu gehen, welche seit zwei Jahren auch angefangen hat, Maskenbälle zu geben, wo es sittsamer hergeht, als an den beiden Orten, die wir eben besucht haben. Treten wir einen Augenblick in den Ballsaal des Theater du Palais=royal. Dieses kleine Theater ist in seinen Karnevalsbelustigungen ehrsamer,

als in seinen Stücken; aber sich zu verkleiden, um dann ordentlich und decent sich zu betragen, und das ganze Jahr hindurch Zweideutigkeiten vorzubringen, um während des Karnevals zu tanzen, wie jede ehrliche Bürgersfrau tanzt, scheint mir höchst verkehrt. Bei Músard kommen wir gerade zur rechten Zeit. Sehen Sie, der Ball ist im vollsten Schwange; hundert Musikanten bilden das Orchester, man tanzt eben zum Beschluß des Festes den Contretanz der Chaises cassées. Hören Sie das schreckliche Gekrach! fünfzig Stühle brechen auf einmal zusammen; Peitschenknall, Pistolen und Schwärmer, Alles vereint sich zu einer wilden Harmonie, woran die vornehme und gesittete Welt Theil nimmt; denn die lange Reihe von eleganten Equipagen, welche wir draußen vor der Eingangsthür halten sehen, bürgt uns dafür, daß die Aristokratie und hohe Finanz aus der Chaussee d'Antin, natürlich vermummt und incognito, diesen Saturnalien beiwohnt. Ich weiß nicht, haben wir noch Zeit, den glänzendsten Ball des Karnevals, nämlich den der großen Oper zu sehen. Tummeln wir uns! Wir kommen am Théâtre français vorbei, welches still und verlassen dasteht. Das Théâtre français gibt keine Maskenbälle, das Theater der Madame Sacqui gleichfalls nicht; man sieht, die klassischen Theater wissen sich zu achten.

Wir sind im Foyer der großen Oper. Voriges Jahr waren hier die seltensten und kostbarsten Dinge zur Schau ausgelegt: Gemälde von den ersten französischen Künstlern, kostbare goldene Armspangen, Pleyelsche Flügel, indianische Caschemirs, vollständige Theeservice im neuesten englisch-chinesischen Geschmack u. s. f. „Alles dies gehört Ihnen, meine Herrn und Damen; nur hereinspaziert, verehrliches Publikum!“ so sprach voriges Jahr Herr Veron, damaliger Generalpächter der Kunst, den Vergnügungen der Pariser Reiz und Mannichfaltigkeit zu verleihen. Um Mitternacht öffnete die große Oper ihre Schranken, und indem man ein Eintrittsbillet an der Kasse nahm, erhielt man deren zwei: eines, welches man bezahlte, ein anderes, welches einen bezahlt machte; für das eine sah man den Mazurka, Bolero, Fandango, Saltarello und alle möglichen Nationaltänze fremder Völker, mit dem andern konnte man das schönste Theeservice, ein Gemälde von Johannot oder einen Pleyelschen Flügel zum Eigenthum erhalten; für die zehn Franken Eintrittsgeld sah man die Taglioni und die beiden Elsner tanzen, und für nichts konnte man vielleicht den feuergrünen Caschemirshawl gewinnen. Herr Veron versprach seinen Gästen nicht bloß Vergnügen, sondern auch Schätze; man brauchte zu dem Behuf nur dieselbe Nummer in der Hand zu haben, welche auf der Bühne aus der Urne gezogen ward; denn mitten auf der Scene befand sich die Lotterie, wo die kostbaren Gegenstände des Foyer durch eine Reihe von Ziffern dargestellt waren, welches man Tombola nannte.

Dieses Jahr wollte Herr Duponchel zur Unterhaltung seiner Ballgäste die Künste des Cirque olympique nach der großen Oper kommen lassen; der Minister des Innern fand aber diese Lockspeise zu plebejisch für den hohen Besuch der großen Oper, und der Director mußte ein anderes Anziehungsmittel ersinnen. Wie Sie sehen, hat er den Foyer in ein Wohlthätigkeitsbureau umgewandelt, wo die hübschesten Tänzerinnen als barmherzige Schwestern angestellt sind, und den Eintretenden ein Almosen für die Pariser Armen abfordern. Wer kann diesen verführerischen Ladenmädchen hinter ihren reichgarnirten Ausständen widerstehen? Ein schelmischer Blick lockt Manchem hier, wie dem Regenten, das Almosen zweimal aus der Tasche. Als nämlich eine schöne Almosensammlerin in der Kirche St. Roch dem Regenten ihren Teller hinhielt, warf derselbe einen Louisd'or hin, indem er sagte: „Für Ihre schönen Augen, Fräulein!“ Die Almosensammlerin verneigte sich höflich und dankbar, hielt aber auf's Neue ihren Teller hin, indem sie dem Regenten erwiderte: „Jetzt auch etwas für die Armen, gnädiger Herr!“ Der Fürst holte einen zweiten Louisd'or aus der Börse und warf ihn auf den Teller. Diese Geschichte hat Duponchel oder ein Anderer allen seinen Tänzerinnen erzählt; wenn man ihnen ein ähnliches Compliment sagt, während man ihnen zwei Pakete Allegri abkauft, bieten sie sofort noch zwei andere Pakete zum Vortheil der Armen an, welche man natürlich auch unterstützen muß.

Die Lotterie degli allegri ist eine ziemlich vernünftige Unterhaltung. Man kauft nämlich im Foyer ein Paket von zwanzig Billets zu fünf Sous das Stück und entfaltet diese eins nach dem andern. Die Nieten hat man scherzweise allegri genannt; auf den Treffern steht der Gegenstand aufgezeichnet, den man gewonnen hat und den man sogleich entgegennehmen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, März.

Fasching. Eisenbahnen. Lehne. Weinversteigerungen.

Unsere diesjährige Faschingszeit ging ziemlich still vorüber wegen der Landestrauer über die kürzlich verstorbene Großherzogin; Harlekin war so träge, als hätte er Blei in den Gliedern, er schlich sich verstohlen durch die Straßen, als fürchte er das Auge der Polizei. Unser Bürgermeister zeigte dabei Takt, indem er sich an das Schicklichkeitsgefühl seiner Mainzer wandte und nicht mit dem Androhen einer Strafe kam für denjenigen, der auf öffentlicher Straße bei der allgemeinen Trauer den Narren spielen würde. War aber Harlekin von der Straße verwiesen, so flüchtete er sich mit um so größerm Erfolge in das Theater; die drei Maskeraden waren glänzender, als je. Sinnreiche Mummenschanzen

erregten Aufsehen. Scenen und Spiele aus dem öffentlichen Leben gingen unter Freude und Frohsinn an uns vorüber, und der entnervte Humor des Volkslebens kräftigte sich auf Momente wieder. Ginge nur etwas davon mit hinüber in das entmaskte Leben! Auch wir haben auf unsern Redouten die Episode der Verloosung; diese gibt ihnen viel Reiz und zieht auch wohl theilweise die Menge herbei. Jedem Eintretenden wird zu seiner Karte ein Loos unentgeltlich beigegeben, mit welchem er einen der achtzig Preise gewinnen kann; die Gegenstände sind freilich nicht von sehr hohem Werthe; wem die Göttin am holdesten lächelt, der bekommt eine alabasterne Pendeluhr. Auch Thalia trug während des Karnevals eine Maske, sie spendete nichts als Possen: das Gespenst auf der Wiener Bastei, Graf Schelle, Hampelmanniaden u. dergl.

Einen merkwürdig raschen Fortgang nimmt die Angelegenheit unserer Eisenbahn von hier nach Frankfurt. Kaum hätte man dies Anfangs glauben sollen, zumal sich in der ersten Zeit viele gewichtige Stimmen gegen das Project erhoben und meinten, die Bahn müsse ein Ruin für unsern Handel werden. Unstreitig hat unsere Handelskammer das Verdienst, den Leuten die Augen geöffnet, und dadurch, daß sie sich selbst bei dieser Sache stark betheiligte, die Menge angefeuert zu haben. Als die Liste zur Unterzeichnung der Actien aufgelegt wurde, waren diese so rasch vergriffen und die nöthige Summe so schnell zu Handen, daß unendlich Viele, die sich betheiligen wollten und nur etwas saumselig waren, die Liste bereits geschlossen fanden, und das Comité, wollte es diese Leute befriedigen, mußte eine Supplementärliste auflegen, worin man für den Fall unterzeichnete, wenn etwa noch mehr Geld nöthig würde, als approximativ veranschlagt ist. Wirklich soll jezt mit der Bahn nach Frankfurt eine Seitenbahn nach Wiesbaden, vielleicht auch eine nach Darmstadt in Verbindung gesezt werden, und insofern könnte man sehr leicht in den Fall kommen, von dem zuvorkommenden Geldanerbieten unserer Kapitalisten Gebrauch zu machen. Obgleich es nun im Zwecke der hiesigen Unternehmung liegt, daß die Bahn kein Gegenstand der Börsenspeculation werde, so werden doch schon jezt, wo die Unternehmung kaum erst im Werden ist, die Actien mit 10 pCt. Nutzen verkauft, und man hegt die Hoffnung, dieselben noch weit höher steigern zu können. Bei der ungeheuern Concurrenz zwischen hier und Frankfurt ist zwar eine günstige Dividende gewiß; aber man weiß auch, welchen Wechselfällen die Sache der Eisenbahnen noch ausgesezt ist, und in dieser Beziehung wäre es weit besser, es betheiligten sich Viele mit kleinen Summen, als daß Wenige ihr ganzes oder halbes Vermögen daran sezten, in der Hoffnung, mit den Actien Handel zu treiben.

In unserer Nähe, unweit Alzey, ist ein Steinkohlenlager entdeckt worden. Diese Entdeckung kann für uns von unberechenbarem Vortheil seyn, wenigstens aber gibt sie die Aussicht, daß wir im Winter, bei stehendem Rheine, nicht mehr um den ohnehin so theuern, oft sogar fehlenden Brennstoff verlegen seyn dürfen, auch daß wir nicht mehr von Saarbrücken her mit schwerem und mühseligem Transport die Steinkohlen kommen lassen müssen. In lezterer Beziehung ist noch zu bemerken, daß, wenn unsere Entdeckung einen guten Fortgang nimmt, die Idee einer Eisenbahn von hier nach Saarbrücken in sich zerfällt, da sich diese Eisenbahn nur durch den Steinkohlentransport rentirt hätte. Die Kohlen von Alzey scheinen von vorzüglicher Qualität zu seyn. Was die Ausdehnung der Kohlenlager betrifft, so ist man hier der Meinung, daß sie sehr bedeutend sey, ja sogar, daß vielleicht die Stadt Alzey ganz auf solchen Lagern ruhe. Die nächste Zukunft wird darüber weitere Auskunft geben.

Der Gesundheitszustand von Mainz und der Umgegend war in den lezten Monaten keineswegs der vorzüglichste. Die Hauptschuld davon trägt wohl der diesjährige launenhafte Winter, die schnellste Abwechselung zwischen rauher und gelinder Witterung, zwischen trockener und feuchter Atmosphäre, zwischen hohem und niederm Stande des Barometers. Dreimal mußte in diesem Winter die Rheinbrücke abgeführt werden, weil man befürchtete, der Rhein könnte über Nacht eine Eisfläche bilden; als man aber Morgens an den Rhein kam, war alles Eis verschwunden, und den Tag darauf sah man die Dampfböte ankommen. Nicht minder nachtheilig wirkte dieser merkwürdige Winter auf Handel und Verkehr; in lezterer Beziehung mag auch der Beitritt Frankfurts zum großen Zollverbande, der uns eben keine Rosen bringt, wohl zu beachten seyn.

Mainz betrauert im Augenblicke den Verlust eines Mannes, der eine Zierde für diese Stadt war, des als Philosoph und Geschichtsforscher auch im Auslande rühmlich bekannten Professors Lehne. Wer den Einfluß dieses interessanten Mannes auf unsere vaterstädtischen wissenschaftlichen und Kunstinstitute zu würdigen weiß, wird die allgemeine Trauer begreifen. Das Leichenbegängniß war ganz den Verdiensten des Hingeschiedenen angemessen; es war eine Wallfahrt fast unserer ganzen Bevölkerung nach der Stätte des Friedens, wo die Ueberreste des Mannes ruhen sollen, der im Leben das Wohl Aller wie ein echter Bürger im Auge hatte. Sein Andenken wird so wenig in unsern Herzen, wie sein Name in der Literaturgeschichte erlöschen. Seine Familie gibt jezt, auf allgemeinen Wunsch, dessen zahlreich hinterlassenen Schriften heftweise auf Subscription heraus. Dieses literarische Erbtheil unsers Mitbürgers eröffnet uns, außer einer interessanten Ausbeute wissenschaftlicher und poetischer Productionen, eine reiche Fundgrube für vaterstädtische Geschichte; denn es ist bekannt, daß der patriotische Lehne einen großen Theil seiner Zeit dem Studium der Quellen und Denkmäler der alterthümlichen Geschichte unserer Stadt und Umgegend gewidmet hat.

Merkwürdig sind die großen Weinauctionen, die im Augenblick hier und in der Umgegend stattfinden. In den lezten Tagen des Monat März werden durch die Commissionshandlung Strecker und Reinper theils in Mainz, theils im Rheingau gegen achthundert Stück der ausgesuchtesten Weine von den besten Jahrgängen und Lagen versteigert, und es ist zu erwarten, daß noch weitere Versteigerungen nachfolgen, denn die Fülle des in Rheinhessen und in dem Rheingau lagernden Weins ist ungeheuer. Bei dem jezt zu Stande gekommenen Anschluß von Frankfurt, Nassau und Baden an den deutschen Zollverein ist zu erwarten, daß die Rheingauer Weine zu guten Preisen an die bereits angekommenen zahlreichen Käufer werden versteigert werden; für die Pfälzerweine werden die Aussichten weniger günstig seyn. Man hält indessen diese Versteigerungen im Allgemeinen für kein günstiges Phänomen. Die Leute trauen der Weinspeculation nicht mehr, und scheinen baares Geld nöthig zu haben, vielleicht, um dasselbe für Eisenbahnen zu verwenden, von welchen Unternehmungen unsere Gegend wie von einer Krankheit angesteckt ist. Es ist aber eine traurige Erscheinung, eine an sich solide Speculation mit einer andern vertauschen zu sehen, die bis jezt nur luftige Aussichten gewährt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 77.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 30. März 1836.

Auf! zur Jagd nach stolzem Wilde
Ladet dieser Tag uns ein!
Heute sollen die Gefilde
Hoher Siege Zeugen seyn.

v. Wildungen.

Eine Jagdpartie bei Algier.

Einige Meilen von Algier, auf dem Abhange eines jener blühenden Hügel, welche die malerische Bucht der alten Piratenstadt umsäumen, wohnt in einem bescheidenen weißen Häuschen ein reicher, schon ziemlich bejahrter Britte, der vor ein paar Jahren aus bloßer Neugierde nach Algier kam, an des Landes schöner Natur Gefallen fand und ein hübsches maurisches Landgut kaufte, wo er mit Jagd und Gartenbau sich die Zeit vertreibt. Dieser sonderbare Mann, dessen Bekanntschaft ich bei einer großen Eberjagd in der Ebene von Metidschad machte, lud mich eines Tags zum Abendessen ein. Ich fand bei ihm zu meinem großen Vergnügen ein halb Dutzend meiner damaligen Jagdgefährten wieder. Es waren Männer von vier verschiedenen Nationen, eben so eifrige Jäger als Zecher, die nach dem Knall der Büchse keinen angenehmern Klang kannten, als den der gefüllten Becher. Die Unterhaltung ward in französischer Sprache geführt, die nur dem Landsmanne unseres Wirths, einem brittischen Schiffskapitän, Mühe machte, den Andern aber beredt vom Munde floß. Das Gespräch drehte sich nicht immer bloß um Hunde und Fuchsprellen, sondern ging, nachdem dieser Lieblingspunkt abgehandelt war, mit all der Lebhaftigkeit, welche der edle Constantiawein den Zungen verlieh, auf die anziehendsten Gegenstände über, wobei ich die Unterhaltungsgabe, sonst eben keine hervorstechende Eigenschaft der Engländer, und den unversiegbaren Humor unseres großnasigen brittischen Hauswirths nicht genug bewundern konnte. Die Zeit ging an der reichbesezten Tafel, wo es an Puddings und Wildpret nicht fehlte, so rasch und angenehm dahin, daß ich nicht ohne Bedauern die einbrechende Dämmerung bemerkte, welche mich an meinen weiten Heimweg mahnte. Ich wollte eben mit dem Stuhle rücken, als die Thüre sich öffnete und zwei Männer, mit Flinten auf den Schultern, hereintraten, in deren einem ich sogleich einen französischen Stabsoffizier erkannte, der an jener Eberjagd Theil genommen hatte. Der andere war eine interessante Jünglingsgestalt, kräftigen Wuchses, über sechs Fuß hoch, in welchem man uns den Sohn eines berühmten Generals vorstellte. Die späten Gäste wurden von unserm Engländer herzlich bewillkommt. „Nun, das heißt Wort gehalten, mein alter Kriegskamerad!“ rief er, indem er dem Aeltern ungestüm um den Hals fiel, und dann dem jungen Grafen herzlich die Hand schüttelte. „Schon lange wartet hier die Schnepfenpastete auf euch. Zuvor aber müßt ihr uns auf ein Glas echten Capweins Bescheid thun, den mir mein guter Landsmann hier frisch vom grünen Vorgebirge gebracht hat.“ Man stieß an auf das Wohl aller wackern Waidmänner, und jezt erfuhr ich erst, daß man zu einer

verabredeten Jagdpartie auf den folgenden Morgen zusammengekommen war. Ich selbst wagte nicht, mich davon auszuschließen, aus Furcht, alle diese vom Weine erhitzten Jäger, die keinen Profanen in ihrer Mitte dulden, mir auf den Hals zu laden.

Gegen zehn Uhr wurde zu Bette gegangen. Morgens halb drei Uhr stand unser Hauswirth schon in völliger Jagdrüstung vor unserm Lager. „Hollah!" donnerte er, „es ist Zeit, ihr Schläfer, die Schaluppe erwartet uns." Meine Gefährten eilten, sich anzukleiden, ich folgte ohne weitere Fragen ihrem Beispiele, ergriff die vor meinem Bette hängende Doppelbüchse und stürmte mit dem wilden Trupp hinaus dem Meere zu. Dort lag die Schaluppe des englischen Schiffskapitäns für uns bereit. Vier seiner Matrosen handhabten die Ruder und zwei Beduinen saßen mit ihren mächtig langen Flinten am Hintertheile des Fahrzeugs. Eine Jagdpartie auf dem Wasser! — ohne Hunde! — ich wußte nicht, was ich von der Sache denken sollte, und erst, als das Schiff schon weit von dem Ufer weg war, klärte mir einer der Franzosen die Sache auf. Ohnweit des Lagers maison carrée befinden sich, da wo die Haratsch in das Meer sich stürzt, mehrere große Sümpfe. Dorthin kamen fast alle Tage ein paar gewaltige Raubvögel, die Anfangs gar keine Furcht bei der Annäherung von Menschen äußerten, später aber, durch mehrere auf sie gerichtete Schüsse scheu gemacht, sich bei dem geringsten Geräusche entfernten und am Ende ganz ausblieben. Unser Engländer und jener französische Offizier hatten diese Riesenvögel, welche sie für eine noch unbekannte Adlergattung hielten, lange schon auf dem Korn. Da sie immer ihren Flug nach der nämlichen Richtung genommen hatten, so wurden einige Araber aus dem Stamme der Ben-Jaat beauftragt, ihre Spuren aufzusuchen. Diesen gelang es auch, den Horst der gefiederten Räuber zu entdecken, und sie brachten die glückliche Kunde nach maison carrée, wo sich unser Waidmannsklubb sogleich entschlossen hatte, das edle Wild zu verfolgen, das ihnen ein Jagdvergnügen ganz neuer Art versprach.

Wir durchschnitten die Mitte der Bucht und steuerten dem südöstlich von Algier liegenden Cap Temendfuse zu; das Fort de l'eau und maison blanche blieben zu unserer Rechten liegen. Zu Lande hätte der Weg über acht Stunden betragen, in unserer Schaluppe legten wir denselben in zwei zurück. Die Fahrt auf dem Spiegel der ruhigen See war köstlich, und ein herrliches Schauspiel gewährte uns die auftauchende Sonne, welche das blühende Meergestade Afrikas, die amphitheatralische Corsarenstadt und ihr Kaiserfort mit ihren Rubinflammen beleuchtete.

Bei unserer Landung erwarteten uns noch einige Eingeborene mit ihren Eseln, die wir bestiegen, während jene uns als Eskorte über einen, mit wildem Gestrüppe und Buschwerk bedeckten Strich dienten. Die Ruhe meiner Gefährten, die sich der Führung dieser Wilden so blindlings anvertrauten, fiel mir auf. Konnten die fanatischen Barbaren, zu jeder Zeit nach Christenblute dürstend, uns nicht den Schlachtmessern ihres Stammes überliefern? Später erfuhr ich, daß man einige der Ihrigen als Geißeln auf maison carrée zurückbehalten hatte; eine Vorsichtsmaßregel, welche die französischen Offiziere bei ihren Ausflügen in das Innere selten versäumen.

Die Gegend, in welcher wir uns befanden, war eine einsame Wildniß, wo man außer einigen Seevögeln kein lebendes Geschöpf erblickte. In geringer Entfernung zu unserer Rechten standen die Ruinen einer römischen Stadt. Sie bilden einen röthlichen Trümmerhaufen von ziemlichem Umfang; man hält sie für die Ueberreste des alten Rustonium. Unsere Führer machten am Fuße eines Felsen Halt, der allein kahl inmitten einer blühenden Umgebung steht. Auf allen Hügeln umher wuchsen niedrige Pflanzen und wilde Fruchtbäume, während aus jenem nackten Steingerippe nichts als einige traurige Tannen sproßten. Auf dem Gipfel des Felsen, dessen Abhang nach der Meeresseite fast senkrecht war, befand sich nach der Aussage der Beduinen das Nest jener Raubvögel. Bei der Unmöglichkeit, denselben mit Flinte und Hirschfänger zu erklimmen, postirten wir uns rings am Fuße desselben, während ein riesiger Araber das Wagestück unternahm, diese steile Wand mit einem Knittel zu erklimmen und die Adler aus ihrem Horste aufzujagen.

Unsere Augen folgten dem kühnen Wilden, welcher, den nackten Fuß in jede Spalte setzend, die schwere Keule in den Zähnen, endlich sicher den obersten Rand erreichte. Dort ruhte er einige Augenblicke aus, machte uns dann mit der Hand ein Zeichen, daß wir Acht geben sollten, und verschwand hinter der Rundung des Gipfels. Wir unten standen schußfertig, lange harrten wir in höchster Spannung der Erscheinung der aufgescheuchten Adler. Nach einigen Minuten endlich ertönte ein fürchterliches Gekreisch, mit dem sich die brüllenden Laute unsers Beduinen mischten, der mit dem gefiederten Horstbewohner in Kampf gerathen war. Wir blieben stumm vor Spannung und Schrecken, da schoß endlich schnell, wie ein nach dem Himmel abgedrückter Pfeil, ein mächtiger Vogel in die Luft und stieg in raschen Kreisen den Wolken zu. Flugs krachte ihm das Pelotonfeuer der überraschten Jäger nach, allein von allen diesen geschickten Schützen, welche sich oft rühmten, die Fledermaus im Fluge nicht zu fehlen, hatte kein einziger sein Ziel erreicht. In ungeheurer Höhe zeigte sich noch als ein schwarzer Punkt die kostbare Beute. Auf den Araber, der das furchtbare

Wagestück versucht hatte, fielen jezt alle Vorwürfe. Der arme Teufel wollte das Adlerweibchen in der Bruthitze beschleichen und mit seinem Knittel erschlagen. Der Versuch war unglücklich ausgefallen, und der Beduine trug die blutigen Spuren der Krallen seines wüthenden Gegners an Gesicht und Händen. Dessen ohngeachtet mußte der Unglückliche noch die Flüche der erbosten Waidmänner hinnehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Pariser Karneval.

(Beschluß.)

Treten wir jezt in das Innere des Saals, der in der herrlichsten Beleuchtung strahlt; der Fußboden ist mit den Ueberbleibseln der zerrissenen Allegri bedeckt, und auf diesem Fußboden bewegen sich in einförmiger Promenade düstere Dominos, schwarze Leibröcke und Wachsflecken auf diesen schwarzen Leibröcken; hie und da hört man einmal eine Schäkerei, welche geistreich seyn soll und doch kaum abgeschmackt zu nennen ist, und im Ganzen herrscht eine Fröhlichkeit, welche eben so kalt und noch kälter ist, als die Erfrischungen, welche man im Foyer reicht. Das ist der Maskenball der großen Oper, wo, wie Sie sehen, nicht getanzt wird und man nur im Domino oder maskirt erscheinen darf, weil man sonst die Gesellschaft von einigen Tausend duftenden Stutzern und lächerlichen Spröden stören würde.

Schon graut der Tag, der Morgen des Aschermittwoch bricht an; eilen wir auf den Boulevard du Temple und warten wir die Masken ab, welche während der Nacht den Faubourg du Temple und die Höhen von Belleville erstiegen haben. Wir wollen das Heruntersteigen von der Courtille mit ansehen, worüber man im Auslande sich so wunderliche Ideen macht, und wornach man die Prahlsucht der Pariser recht ermessen kann, welche in Ermanglung der Boxereien und Stiergefechte von den Bällen der Courtille mit echt spanischer Uebertreibung und altenglischem Hochmuth sprechen. Die Courtille, muß ich Ihnen bemerken, ist übrigens kein Tanzplatz, noch ein Theater, sondern ganz einfach eine von den hundert Kneipen vor den Pariser Barrieren, unter denen die des Vater Desnoyers obenan steht. Dieser in der That sehr große Restaurant, welcher indeß dennoch nicht, wie sein Schild sagt, 3000 Couverts faßt, ist Sonntags der Tummelplatz der arbeitenden Klassen; er heißt alsdann Desnoyers kurzweg, wie die Gourmands in Paris bloß Very und Vefour sagen; an dem lezten Tage des Karnevals wird Vater Desnoyers die Courtille, die berüchtigte Courtille. Aus Vorsicht und um Platz zu gewinnen, werden dann die tausend Couverts weggenommen, und man tanzt und springt dort, wo man vorigen Sonntag Hasenpfeffer von Caninchen gegessen hat und noch ißt, aber tanzend und stehend. Nach einer durchschwärmten Nacht steigen die Masken am Morgen von der Courtille herunter und die Pariser steigen die Höhe von Belleville hinan, um die descente de la Courtille durch die Lorgnette zu sehen.

Die Herunterkommenden sind alle toll und voll und ergötzen sich an den allerschlechtesten Späßen. Mir scheint indeß dies Schauspiel nichts weniger als originell; ich meinte einen umgestürzten Thespiskarren zu sehen, welcher aber nicht auf dem Pflaster der Stadt Minervens, sondern in der allerschwärzesten Jauche Lutetiens umgeworfen hat. Die Gäste der Courtille sind beim Hinuntersteigen etwas weniger als Menschen und etwas mehr als Thiere; sie sind Pariser nach dem Faschingsdienstag. Erstaunlich und unglaublich ist es, welche Kraft der Lunge die Pariser bei dieser Gelegenheit bewähren. Nachdem sie den ganzen Tag vorher getobt und geschrien, die Vorübergehenden mit schlechten Späßen geneckt, allen Frauen Grobheiten gesagt, die jungen Mädchen schamroth gemacht, die kleinen Kinder mit ihren garstigen Lumpen geängstigt und die Greise unter den Rädern ihrer Fuhrwerke zu zermalmen gedroht haben; nachdem sie in jeder Schenke eingesprochen, getrunken, geraucht, gebrüllt und eine ganze lange Winternacht von zwölf Stunden auf einem Balle in einer Hölle zugebracht haben, wo Satan selber schwitzen würde, sind die Pariser noch im Stande, eine steile Anhöhe hinanzuklimmen und auf dem Glatteise des Februars am Morgen wieder unter groben Flüchen und Späßen hinunterzusteigen, ohne daß ihnen die Gurgel plazt. So etwas können aber auch nur die gebornen Pariser, welche die Nationalorgien auf der Courtille ausschließlich durch ihre Gegenwart verschönern. Auf den übrigen Maskenbällen der Hauptstadt bemerkt man jedes Jahr viele Fremde; bei den Bacchanalien der Courtille führt aber der Pariser allein den Vorsitz. Er ist der Schöpfer, Inhaber, Meister, Sänger und Dichter dieses Festes. Der Catéchisme poissard ist sein Werk, und dieser Catechismus begreift das Heruntersteigen von der Courtille in sich, welche das schreckbare Sinnbild und das Grabgeleite des Pariser Karnevals ist.

Mein Unternehmen ist zu Ende; ich habe jezt nichts weiter zu thun, als meine Kleider und Schuhe zu säubern. Wenn vielleicht ein deutscher Leser, von meiner Beschreibung des Pariser Karnevals verlockt, künftiges Jahr in meine Fußstapfen treten und die Gegenden kennen lernen will, die ich so eben ausgebeutet habe, so komme er zu mir. Ich mache mich anheischig, ihm mein ganz ausführliches Karnevalsjournal zu zeigen und

ihm die Reiseroute vorzuzeichnen. Komme immerhin, deutscher Landsmann, in Zukunft kannst du dich mir ohne Besorgniß nähern. Ich habe Quarantäne gehalten, bevor ich die Erde der Salons, der guten Sitten und des Anstands wieder berührte, und dreimal sind meine Lebensgrundsätze mit dem Wasser der christlichen Moral gereinigt worden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Conzerte.

Nun, da die öffentlichen Bälle aufgehört haben (Privatbälle werden immer noch gegeben, wiewohl nicht so häufig, als im Fasching), nehmen Theater und Conzerte Abends das Publikum in Anspruch, und daher erachten mehrere Bühnendirectionen den Zeitpunkt für günstig, um wichtige neue Stücke zu geben oder vorzubereiten. Daß Meyerbeers längst erwartete Oper endlich, nicht als Bluthochzeit, sondern unter dem bescheidenern Titel: die Hugenotten, aufgeführt worden, ist bekannt. Ich behalte mir vor, darüber weitläufiger zu berichten, wenn sich das öffentliche Urtheil berichtigt und festgestellt haben wird. Die Criminalprocesse wegen Hochverrath und Aufruhr sind ja nun Gottlob beendigt; die Politik geht ihren alten Gang fort, und hat in gegenwärtigem Augenblicke nichts, was die Gemüther heftig bewegen könnte, zumal man in eine behagliche Ruhe versunken ist, aus welcher sich das Publikum nicht so leicht wird herausreißen lassen. Dies ist also für Literatur und Kunst der günstigste Zeitpunkt. Daher sind denn auch Schriftsteller, besonders Theaterdichter, und Künstler rege, um mit ihren neuen Producten aufzutreten. Der öffentlichen Conzerte gibt es wöchentlich mehrere. Deutsche Namen glänzen auf den Ankündigungen der sich produzirenden Virtuosen. Eine Dlle. Diez, welche ganz allein nach Paris gekommen seyn soll, um sich nach Kalkbrenners Leitung auf dem Fortepiano auszubilden, hat in kleinen Conzerten wegen ihres eleganten Spiels Beifall erhalten; noch mehr aber Thalberg, der, wenn ich nicht irre, ein Schüler des genialen Ungarn List oder Liszt ist. Dieser junge Mann bringt eine bisher unbekannte Wirkung auf dem Flügel hervor; er weiß nämlich durch ein geschicktes, verlängertes Anschlagen die Töne anzuhalten, wie auf der Orgel oder der Geige. Alles Neue aber überrascht, entzückt die Zuhörer, daher dieser Künstler großes Aufsehen erregt. Sein Meister Liszt ist diesen Winter abwesend; er soll sich in der Schweiz aufhalten; vielleicht geht er dort seinen Träumereien nach, die ihn immer mehr und mehr zu überwältigen scheinen. Die Musikliebhaber klagen, seine lezten Compositionen seyen so verworren, daß man kaum daraus klug werde. Eines dieser Stücke ist ohne Takt, und vorne steht, es müsse mit einem innigen Gefühl von Langeweile gespielt werden. Da sich die Spieler nicht herausfinden können, so tritt das Gefühl der Ungeduld noch eher ein, als das der Langeweile. Ein Herr Batta aus Belgien läßt sich auf dem Violoncell hören, und außerdem treten noch einige fremde und einheimische Virtuosen auf, aber meistens nur in den Foyers der Theater und in den Sälen der Instrumentenmacher; denn große Theaterconzerte zu geben, ist ein zu kostspieliges Unternehmen für Virtuosen, die nicht, wie Paganini oder Moscheles, bestimmt auf ein großes Auditorium rechnen können. In den kleinen Sälen ist natürlich die Einnahme auch nicht sehr beträchtlich, und wer eine weite Reise unternommen hat, um sich hier zu produziren, schlägt oft kaum seine Reisekosten heraus. Man muß also den fremden Virtuosen rathen, in ihrem Vaterlande zu bleiben, bis ihr Ruf in's Ausland gedrungen ist, wofern sie nicht den Zweck haben, sich in Paris auszubilden, und hier ein Beispiel zu nehmen, statt eines zu geben. Man hatte es als einen Fortschritt des musikalischen Geschmacks der Pariser angesehen, als vor einem Jahr ein stehendes abendliches Conzert unter dem Namen Gymnase musical errichtet wurde; hier werden sich alle Abend, sagte man, die Pariser an guter Musik ergötzen und sich allmählich den musikalischen Genuß angewöhnen. Wer weiß, ob sie zulezt nicht so musikalisch werden, wie die Deutschen und die Italiener! Ueberhaupt hegt man hier immer die besten Hoffnungen bei der Errichtung jeder nützlichen Anstalt, und die Tageblätter versprechen ihr im Voraus den schönsten Erfolg; allein dieser bleibt oft ganz aus. Anfangs schien das Gymnase musical einigen Fortgang zu haben, aber bald merkten die Unternehmer, daß die Einnahme gar nicht mit den Ausgaben im Verhältnisse stehe, und sie konnten nicht mehr fort. Die Abendconzerte haben daher bereits aufhören müssen. Um solch eine Musikanstalt aufrecht halten zu können, müßte man erstlich die Haupttonkünstler von Paris an sich ziehen; diese sind aber großentheils an den Operntheatern angestellt und bekommen dort einen beträchtlichen Gehalt; dann müßte die Anstalt ein zahlreiches, wohl eingeübtes Orchester haben, eine verständige Auswahl von guten Stücken treffen und jede Darstellung so reizend machen, daß die Pariser darüber die theatralischen Vorstellungen vergäßen. Nichts von all diesem leistete das Gymnase musical; der Eintritt war so theuer, wie bei den meisten Theatern, und doch gab die Anstalt nur wenig Vorzügliches. Einige einheimische und fremde Virtuosen ließen sich zwar hören, aber sie besaßen kein außerordentliches Talent. Dagegen hat Musard mit seinen Ouvertüren und seiner Tanzmusik es dahin gebracht, daß sein Saal jeden Abend ziemlich voll ist. Freilich nimmt er nur ein geringes Eintrittsgeld, und läßt die Leute in seinem großen Saale um das Orchester herumspazieren und conversiren, so viel sie wollen. Dieser Mann gewinnt und das Gymnase musical mit seinem höhern Zwecke, den es aber nicht erreichen konnte, verlor und mußte aufhören. Das Fehlschlagen dieser Unternehmung wird Andere abschrecken, etwas Aehnliches zu unternehmen. An das Volk, das heißt an die Nichtkenner, darf eine solche Anstalt nicht denken, diese hat Musard schon in Anspruch genommen und ergözt sie jeden Abend mit einigen Ouvertüren und Tanzstücken. Auch müßte das Conzert nicht täglich, sondern nur zwei- oder dreimal in der Woche stattfinden, vortreffliche Musik aufführen, ältere und neuere, bekannte und unbekannte. Man würde es den Unternehmern nicht verargen, wenn sie dabei auf gefällige Compositionen Rücksicht nähmen, um ein größeres Publikum zu bekommen; jedoch sollte das Gediegene, Vortreffliche stets vorherrschen. Ferner sollte die Anstalt den Virtuosen stets zugänglich seyn, welche in Solostücken ihre Fertigkeit auf irgend einem Instrumente zeigen wollen. Auf ein sehr zahlreiches Publikum darf aber eine solche Anstalt nie rechnen; denn die meisten Leute werden die Theater vorziehen, wo sie außer der Musik auch noch Auge und Geist ergötzen können.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 78.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 31. März 1836.

Deine Dichter, Natur, trauern und weinen leicht,
Die Beglückten, wie Kinder,
Die zu zärtlich die Mutter hält.
Hölderlin.

Gedichte von Adolph Stöber.

Der Feldbrunnen beim Dörflein Sablon, bei Metz.

Vertrocknet lagen weit und breit
Die Felder da seit langer Zeit,
Kein Bächlein floß dazwischen,
Die Saaten auf dem Ackerland,
Das Angergras im dürren Sand,
Die Sträuche zu erfrischen.

Und ob sie gruben dort und hier,
Sie fanden rings im Feldrevier
Nicht eine Segensquelle.
Da schlug einmal zur guten Stund
Der Blitz hier in den tiefsten Grund,
Der traf die rechte Stelle.

Aufsprang ein heller Wasserstrahl,
Ein Brünnlein sah man gleich zuthal
In reichen Güssen rinnen;
Die Saaten läßt es frisch erblühn
Und rieselt durch der Auen Grün
In tausend vollen Rinnen.

Jüngsthin traf auch ein solcher Schlag
Mein Herz, das lange dürre lag,
Gedrückt vom heißen Leben;
Vom Durste war ich hingerafft:
Wer wird mir frische Jugendkraft
Und Muth und Frieden geben?

Da traf in's Herz, wie Blitzesschein,
Der Schlag des Leidens tief hinein,
Und aus den offnen Wunden
Entsprang des Glaubens heil'ger Quell,
Der ließ vom langen Dürsten schnell
Die Seele mir gesunden.

O Leiden, himmelher gesandt,
Du hast mir, Strahl aus Gottes Hand!
Den Quell des Heils erschlossen:
Durch alle Adern, frisch und reich,
Hat Kraft und Friedensfülle gleich
Sich in mein Herz ergossen.

Beim frischgefallenen Schnee.

Eingeschneit ist Weg und Steg,
Ueber Straß' und Feld hinweg
Liegt der Teppich ausgespreitet,
Und im weichen, weißen Grund
Gibt durch tiefe Spur sich kund
Alles, was darüber gleitet.

Jeder flücht'ge Menschentritt,
Der nur leis vorüber schritt,
Drückt hinein der Füße Zeichen;
Treulich gräbt sich ein die Spur,
Wenn im Fluge Vöglein nur
Mit den Schwingen drüber streichen.

Heil'ge Wahrheit, wann wird sich
Um die Seelen feierlich
Dein lichtweißer Teppich legen,
Daß darauf sich präge klar,
Wie im Herzen unsichtbar
Die Gedanken sich bewegen?

Im Walde nach dem Blätterfall.

Von aller eiteln Weltbegier
In tiefer Sammlung mich zu heilen,
Wo könnt' ich besser, als bei dir,
Entlaubter, ernster Wald, verweilen?

Jüngst standet ihr so rauschend froh,
Ihr Bäume, rings in bunter Gruppe,
Im grün=gelb=rothen Domino,
Gleich einem lust'gen Maskentruppe.

Nun seyd ihr müd der eiteln Pracht,
Es hat der Ernst euch aufgerüttelt,
Und eure weltlich=bunte Tracht
Habt ihr entsagend abgeschüttelt.

Wir üben heut ein gleiches Thun,
So lasset uns die Hände falten
Und in uns selbst einkehrend nun
Zusammen Aschermittwoch halten.

Das Münster im lezten Abendroth.

Verdunkelt stehn die Dächer schon
In tiefem Schatten ganz;
Doch glüht noch um die Münsterkron'
Ein abendrother Glanz.

Wie stehst du, niedre, kleine Welt,
Von aller Hoffnung bloß,
Wenn deines Lebens Sonne fällt,
So licht= und freudenlos!

Sieh her, wie frommer Christenmuth
Zum Sterben ist bereit:
In seinen lezten Zügen ruht
Noch Himmelsheiterkeit!

Sommersturm.

Die Wirbelwinde fahren auf
Und fegen auf Wegen und Stegen,
Und wühlen im Erntesegen
Und werfen Körner aus zuhauf.

Der Bliz durchschneidet das Gewölk
Mit seiner blanken Säge,
Drauf rollen Donnerschläge,
Wie dumpfeinstürzendes Gebälk.

O Menschenherz, was zitterst du?
Derweil der Sturm verwüstet,
Natur, die Mutter, rüstet
Euch tausendfachen Segen zu.

Sie sä't mit vollen Händen aus:
Viel tausend Keim' und Kerne
Verstreut sie in die Ferne
Im Staub und Windeswirbelgraus.

Auf nacktem Fels, auf niederm Dach,
Auf längstverlass'ner Straße,
Da grünt es bald von Grase,
Buschwerk und Halmen tausendfach.

In enge Zäune will Natur
Nicht ihre Fülle schließen;
Nein, allwärts soll es sprießen,
Wo eine Handvoll Erde nur.

So ist es um den Sturm der Zeit!
Und ob er tost und rüttelt
Und alle Vesten schüttelt,
Er bringt doch Segen weit und breit!

Er führt, im Wirbel des Gefechts,
Aus hochgehäuften Speichern,
Die Armen zu bereichern,
Die Saat der Wahrheit und des Rechts.

Was zittert ihr und schirmt und wehrt?
Des Zeitensturmes Lenker,
Der ew'ge Segenschenker
Vertausendfältigt, was verheert.

Laßt ab von euerm Drohn und Flehn!
Ihr mögt es doch nicht dämpfen:
Bald wird, nach diesen Kämpfen,
Die neue Zeit in Blüthe stehn!

Eine Jagdpartie bei Algier.

(Beschluß.)

Inzwischen irrte der Riesenvogel noch immer über dem Felsen in der hohen Luftregion, und zu ihm gesellte sich bald auch das Männchen, das von dem Meere her mit seinem Raube geflogen kam. Beide umkreisten unter durchdringendem Geschrei ihren alten Horst, blieben jedoch außer Schußweite. Zweimal legte der Engländer seine Büchse an, ohne jedoch loszudrücken, denn

als erfahrener Jäger kannte er die Unmöglichkeit zu gut, die Vögel in so ungeheurer Entfernung zu erreichen, und durch einen Fehlschuß wollte er sich nicht dem Gelächter seiner Freunde bloßgeben. Indessen erbot sich ein junger Kabyle, die Adler zu schießen, wenn man ihm einen halben Duero (2 Franken 60 Centimes) geben wolle. Die Franzosen lachten, gaben ihm das Geld und versprachen ihm das Doppelte, wenn er sein Versprechen halten würde. Der junge Gebirgsbewohner, der sich außer seinem auffallend hellen Teint namentlich durch ein paar große, stiere Augen auszeichnete, in welchen ein seltsames Feuer blizte, faßte seine lange Flinte mit den Zähnen und kletterte gleich einer wilden Katze die steile Steinwand hinan. Das Geschrei der Vögel wurde doppelt stark, als er sich dem Gipfel näherte, es war, als machten sie sich fertig, ihren Horst zu vertheidigen. Der Kabyle sezte den Kolben seiner langen Flinte an den Backen und stand so in schußfertiger Stellung mehrere Minuten lang so unbeweglich, wie der alte Baumstamm an seiner Seite. „Ist er verrückt?“ murmelte der Engländer unten, „ich wette fünfzig Guineen, er fehlt!“ Keiner von uns getraute sich, auf das Angebot einzugehen. Die Raubvögel schwirrten immer schreiend in senkrechter Richtung über dem Felsen und beschrieben stets den nämlichen Kreis. Das feuersprühende Auge des Kabylen schien den Flug derselben abzumessen, seine Haltung ward immer starrer; endlich drückte er los und der Erfolg rechtfertigte sein keckes Versprechen: einer der Vögel stürzte aus der unermeßlichen Höhe todt auf den Felsen herab.

Bravo! Jauli, bravo! tönte jezt unser allgemeiner Beifall, in welchen selbst der Engländer mit einstimmte. In wenigen Minuten war der verwegene Steiger wieder bei uns und legte seine Beute nebst den zwei braungefleckten Eiern des Nestes zu unsern Füßen nieder. Wir betrachteten voll Neugierde den Vogel. Es war aber kein Adler, sondern ein vorzüglich großes Exemplar des bekannten großen Geiers (vultur cinereus), der auch im südlichen Europa bisweilen geschossen wird. Die Kugel des Kabylen, dessen lange Flinte wohl ein gutes Stück weiter reichen mochte, als unsere Doppelbüchsen, war dem Geier durch die rechte Brustseite gedrungen. Erwägt man die ungeheure Entfernung, die senkrechte Richtung und den raschen Flug des Vogels, endlich die unbequeme Stellung des Schützen am Rande eines Abgrunds, so konnte man das scharfe Auge und die feste Hand des jungen Wilden nicht genug bewundern. „Es war ein Meisterschuß,“ gestand der Engländer mit einem stillen Seufzer, „er hätte Robin Hood alle Ehre gemacht.“

Man hatte nun nichts mehr hier zu thun, und wir schifften uns ziemlich mißvergnügt wieder ein, da ein Jeder seine Flinte nur einmal, und zwar vergebens, abgefeuert hatte. Unterwegs geriethen die beiden Franzosen und der Engländer hart an einander: Jeder wollte sich den getödteten Geier aneignen. Jene hätten ihn gerne für das zoologische Kabinet in Montpellier gewonnen, der Engländer ihn für seine eigene Sammlung von ausgestopften Vögeln behalten. Jede Partei suchte ihre Ansprüche geltend zu machen. Der Engländer gab für sich an, er habe die Jagd veranstaltet und die Beduinen zur Aufsuchung des Geierhorstes besoldet. Die Franzosen wandten ein, sie haben demjenigen, dessen Geschicklichkeit der Engländer Anfangs bezweifelt, das Schußgeld im Voraus bezahlt. Der Streit ward hitzig und dauerte zur größten Belustigung der übrigen Gesellschaft fast bis zu unserer Landung. Am Ende ward unter Vermittlung eines alten französischen Offiziers, der eine Campagnebekanntschaft des Engländers vom spanischen Kriege her war, der lange Streit dahin entschieden, daß Lezterer den Geier behalten, dagegen den Franzosen einen der ausgestopften Flamingos aus seiner Sammlung geben solle. Zu den Proceßkosten, d. h. zur Bezahlung der Abendzeche, wurden beide Parteien gemeinschaftlich verurtheilt. Der spanische Pflanzer, der eine Schenke unweit Kuba hielt und den Engländer fast auf allen seinen Jagdausflügen begleitete, bot den Salon seines Bretterpallastes zum Abendschmause an, und schwazte uns während der ganzen Wasserfahrt von seinem herrlichen Weine vor. Wir fanden in seiner Schenke ein Dutzend Offiziere der Garnison von Kuba, die alle den Britten kannten, und sich ohne Umstände bei uns zu Gaste luden. Inzwischen wollte lange keine rechte Fröhlichkeit auftauchen, und wir Alle, namentlich der Engländer, schnitten saure Gesichter, als wir das erste Glas geleert hatten. Lezterer fragte unsern Spanier, aus welcher Quelle er seinen Wein beziehe, den dieser für echten Xeres ausgab. Auf dessen Betheuerung, daß er denselben von den besten Weinhandlungen seines Vaterlandes habe, erwiderte Jener lachend: er könne sich zwar keiner andalusischen Abkunft rühmen, dagegen seyen ihm die besten Weinhändler dieses schönen Landes trefflich bekannt, und dies wolle er mit einem Fäßchen echten Xeres Pajarete beweisen, welches, in dem Keller seines Landhauses begraben, sich längst schon nach seiner Auferstehung sehne. Des Engländers Vorschlag erhielt allgemeinen Beifall, nur der Wirth machte nicht die freundlichste Miene dazu. Als aber das Fäßchen herbeigebracht und sein köstlicher Inhalt von Jedem gekostet worden war, mußte Jener selbst eingestehen, daß in des Britten Trank etwas mehr von dem altspanischen Geiste brause, als in seinem sauern Aepfelwein. Das Feuer des edeln Nektars machte sich auch nur zu bald in der ganzen Gesellschaft fühlbar. Gegen dieses lärmende Gelage stach seltsam der stille Kreis der Beduinen

ab, die draußen auf dem Vorplatze, die Beine gekreuzt, auf dem Boden saßen und in tiefem Schweigen ihr frugales Mahl verzehrten. Tausend unterhaltende Jagd-, Kriegs- und Reiseabenteuer würzten, heiter erzählt, das Schwarzwildpret und die köstliche Schildkrötensuppe, aber des eigentlichen Tageshelden, der, zufrieden mit seinem gewonnenen Duero, draußen in einer Ecke gekauert lag, wurde auch nicht mit einer Sylbe gedacht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Noth. Nina Lassave.

Die italienische Oper wird noch den ganzen März hindurch die besten Stücke der neuern italienischen Tonsetzer geben, ehe sie ihre Wintersaison beschließt, und dazwischen treten Sonntags die vortrefflichen Conzerte des Musikconservatoriums, welche Haydns, Mozarts und Beethovens Symphonien meisterhaft aufführen, und auch einigen Virtuosen Gelegenheit an die Hand geben, sich in Solostücken hören zu lassen. Außerdem werden noch einige Quartett- und Quintettconzerte für die Liebhaber abonnementsweise gegeben. Zum Besten der Armen sind diesen Winter auch einige Conzerte gegeben worden, besonders in den Stadtrevieren, wo das Elend am größten ist. Alle milden Beiträge, so wie auch die an den öffentlichen Belustigungsorten erhobene Steuer reichen nicht hin, der großen Noth abzuhelfen, und indeß Tausende von Familien im Ueberfluß und in Ueppigkeit leben und sich keinen Genuß zu versagen brauchen, ist dagegen in einigen von Tagelöhnern bewohnten Vorstädten eine furchtbare Menge von Nothleidenden zusammengehäuft, auf deren Bedürfnisse zu Anfang des Winters die Maires der verschiedenen Abtheilungen der Stadt und die Wohlthätigkeitsbureaux durch öffentliche Aufforderungen das Publikum aufmerksam machen. Dann folgen Collecten, Bälle, Conzerte, Lotterien und Märkte von allerlei Luxuswaaren zum Besten der Armen. Hätte Paris nur seine einheimischen Armen zu ernähren und zu versorgen, so könnte es ihrem Mangel noch abhelfen; allein nicht bloß aus der Umgegend, sondern aus dem ganzen Reiche, und sogar aus der Fremde strömen Dürftige herbei, und verkümmern oft mitten in dem Gewühle von Menschen, denen sie nicht bekannt sind, und auf deren Mildthätigkeit sie nicht mehr Anspruch haben, als tausend andere Nothleidende. Tritt nun ein langer Winter ein, wie der gegenwärtige, so steigt das Elend bald auf den höchsten Grad. Dazu kommt noch, daß durch die lezte Revolution manche Familien, welche einzig von der Gnade des vorigen Hofes lebten, sich nicht eingebildet hatten, dieser Hof könne je aus Frankreich vertrieben werden, und daher zur Zeit des Ueberflusses nicht an's Sparen gedacht hatten, ganz ohne Aussicht sind, seitdem der Gnadenquell für sie versiegt ist. Glücklich sind noch diejenigen unter ihnen, welche sich irgend ein Talent erworben haben, um sich zu ernähren. So sieht man wohlerzogene Mädchen, welche Unterricht in der Musik geben, oder schöne Zeichnungen, Stickereien oder gewirkte Arbeit verkaufen, um sich und ihre Eltern zu ernähren. Man gab neulich ein kleines Subscriptionsconzert zum Besten eines solchen Mädchens, welches seit einigen Jahren eine große Fertigkeit im Blumenzeichnen erworben hatte, und ihre Eltern damit erhielt. Das Mädchen war aber in eine schwere Krankheit verfallen, und aus Verzweiflung, nun mit ihrer Familie ganz hülflos zu seyn, beinahe wahnsinnig geworden. Der Ertrag belief sich, weit über die Erwartung, auf 1500 Franken. Natürlich hilft in solchen Fällen die legitimistische Partei eifriger, als wenn es gewöhnliche Nothdürftige gilt. Jene Geldsumme zog die Familie aus der Noth, das Mädchen ward wieder gesund, und kann jezt wieder mit ihrem Talente sich durchhelfen. Solcher Fälle gibt es eine Menge in Paris; sie gelangen aber selten zur Kenntniß des großen Publikums, da ein gewisser Stolz solche herabgekommenen Familien hindert, ihre Noth kund zu thun. Ganz anders hat die berüchtigte Nina Lassave, über deren Verlassenheit Fieschi in seinen lezten Tagen jammerte, ihrer bevorstehenden Noth vorgebeugt. Das Publikum hatte Antheil an dem Schicksale dieses Mädchens genommen, obschon Nina durch nichts, nicht einmal durch ein gefälliges Aeußere, welches auf die Menge selten seine Wirkung verfehlt, Anspruch auf Theilnahme machen konnte. Vielleicht dachte das Publikum: das Mädchen ist durch die Schuld ihrer Mutter in die Schlingen des Bösewichts gerathen; er hat sie verführt und mit seinen satanischen Künsten umstrickt. In einer andern Lage, unter besserer Leitung wäre sie vielleicht ein tugendhaftes Mädchen geblieben. Und dann zeigt doch die Anhänglichkeit, die sie dem Verbrecher noch in den lezten Stunden bewies, daß sie dem Manne, der sie in's Unglück gestürzt hat, treu bleibt, und daß sein tiefer Sturz ihre Zuneigung nicht aufhebt. Manche Personen hatten sich zu den gerichtlichen Verhandlungen des Pairshofes hinzugedrängt, bloß um Nina Lassave zu sehen, und manche Damen bedauerten, daß die Ausschließung des weiblichen Geschlechts sie verhinderte, diese Person zu sehen. Auf diese Neugierde hat denn sogleich Jemand spekulirt, und bekanntlich ist Nina Lassave auf einige Monate in einem Kaffeehause des Börsenplatzes mit einem beträchtlichen Gehalte als Comptoirdame engagirt worden; das Mädchen hat keinen Anstand genommen, einige Tage nach der Hinrichtung ihres Verführers und Liebhabers in vollem Schmucke auf dem Comptoirsitze des glänzenden Kaffeesaales ihre Stelle einzunehmen, und sich von der herbeieilenden Menge der Neugierigen und Müßigen begaffen zu lassen. Damit dieses Begaffen aber nicht unfruchtbar sey, ist der Kaffeewirth so klug, den Leuten beim Eintritt in seinen Saal einen Frank abzunehmen, sie mögen nun etwas bei ihm verzehren oder nicht. Hier will man Alle, welche sich auf irgend eine Weise berühmt gemacht, oder zum Gegenstande des Tagesgesprächs geworden sind, persönlich kennen, und für ein berüchtigtes Frauenzimmer ist das Comptoir eines Kaffeehauses längst schon der gewöhnliche Ort, um sich für Geld zu zeigen. Das Auftreten der Nina Lassave fällt daher nur insofern hier auf, als es so kurz nach der Hinrichtung Fieschi's geschehen ist. Nach Ablauf der bedungenen Frist soll sie nach London bestellt seyn. Dort ist man noch neugieriger, als in Paris; dort wird sie gewiß mit größerm Nutzen als hier zur Schau gestellt werden. Wer weiß, ob nicht irgend ein englischer Sonderling sich ihrer annimmt und sie beschüzt, wie die Engländer dieß zweideutige Verhältniß ausdrücken.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 74:

Der Kuß.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 26 u. Monatsregister März.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 79.

Morgenblatt
für gebildete Stände.

Freitag, den 1. April 1836.

Das sind vom Rhein die Truppen, deren Zelt
Sich siegreich an Ohios Bord gestellt;
Sie äußern, Kriegern gleich an fremdem Strand,
Vertraut vom schönen, fernen Vaterland.

Anast. Grün.

Amerikanische Skizzen.

Vor Kurzem hat ein Engländer ein Buch über Amerika herausgegeben, das sich von den meisten in England erschienenen Beschreibungen dieses Landes auffallend unterscheidet: die englischen Reisenden gefallen sich gewöhnlich darin, dem emancipirten Tochterland so viel möglich Schlimmes nachzusagen, das vorliegende Tagebuch scheint dagegen ausdrücklich geschrieben, um all die umlaufenden Geschichten von lächerlicher, nationaler Selbstgefälligkeit, von weiblicher Prüderie und männlichem, eiskaltem Egoismus Lügen zu strafen. Der Verfasser, ein bekannter Schauspieler, ist auf allen Bühnen der Union, vom Niagara bis New-Orleans, mit großem Beifall aufgetreten; es läßt sich schwer bestimmen, in wie fern dies sein Urtheil bestochen hat. Das Buch enthält übrigens Manches, woraus man fast schließen sollte, es sey mehr zur schuldigen Dankbarkeit für Amerika, als für die alte Welt geschrieben. Es heißt: Impressions of America, during the years 1833—1835, by Tyrone Power Esq. II. Vol. London, 1836. Wir heben einige Bilder aus, die im Stande sind, für sich Effekt zu machen.

* * *

Auswanderer.

Das Bivouak. — Den Tag nach meiner Ankunft in New-York traf ich zufällig auf ein Bivouak schweizerischer Auswanderer, das mich in hohem Grade interessirte und belustigte.

Ich war früh aufgestanden, um zu baden, und ging über die Batterie; eben beleuchtete die aufgehende Sonne den schönsten Hafen der Welt, da stieß ich auf die Marken eines kleinen, echt teutonischen Lagers. Die Umwallung bestand aus mancherlei Hausrath: drei oder vier altväterische Spinnräder, Butterfässer, ein paar plumpe Stühle, ein großer Kasten, ferner einige kleine, schwere Karren, die noch nicht auf die Räder gesezt waren. Die Gesellschaft bildete ein Greis von ehrwürdigem Ansehen, der Patriarch der Familie, vier-und-siebenzig Jahre alt, wie er mir sagte; sechs Männer, seine Söhne und Enkel, sieben lebhafte Jungen und ohngefähr eben so viele Mädchen, die Urenkel, das Weib des Patriarchen, fast so alt als er, aber mit einer durchdringend kreischenden Stimme, und so beweglich als ein neunzehnjähriges Mädchen, endlich vier andere Weiber, die Frauen der ältesten Söhne.

Als ich herbei kam, war das ganze Lager in voller Thätigkeit. Die Großmutter und ein paar der jüngern Weiber hatten vollauf zu thun, die jüngern Gesellschaftsglieder

erst einzufangen und sofort zu waschen; leztere schienen bereits zu merken, daß sie in einem Lande waren, wo ein Jeder an sich denkt, oder wenigstens meint, er thue es, was auf Eins hinauskommt; denn sie sträubten sich auf's Aeußerste gegen das salzige Wasser ohne Seife, womit sie die Urgroßmutter reichlichst bediente. Allermittelst hatten sich einige erwachsenere Jungen über die Linien hinausgemacht und sammelten unter den Bäumen gefallene Aeste, Blätter u. s. w., um das bereits lodernde Feuer zu unterhalten, an dem eines der Weiber saß und Allem nach das Frühstück bereitete. Einige Männer schliefen noch fest, andere lehnten gemächlich am Karren und rauchten ihre Pfeife, indeß der Jüngste unter den Erwachsenen, offenbar der beau garçon der Gesellschaft, sorgfältig seine Toilette machte; den sechs Zoll im Gevierte messenden Spiegel hielt ihm dabei ein junges, nicht übles Mädchen vor; sie kniete vor dem Adonis, sichtbar in Bewunderung verloren, und harrte geduldig, bis er mit seinem Anzug fertig war, um sich sofort an den ihrigen zu machen.

Eine so neue, so unerwartete Scene hemmte meine Schritte; lange betrachtete ich die Gruppe, die hier in Mitten einer geschäftigen Bevölkerung an den Ufern des Hudsons lagerte, ganz so, wie einst der Beschreibung nach ihre Väter zu Cäsars Zeit der Rhone und der Donau nachzogen. Ueber das Ganze breitete sich ein Hauch argloser Sicherheit, die dem Muth und der Einfalt dieser Fremden, und der Gastlichkeit und Moralität ihres neuen Vaterlandes gleich große Ehre machte; denn ich kenne keine europäische Hauptstadt, wo ein solcher Menschentrupp im Freien und unbewacht sich hätte lagern und eine Sommernacht zubringen können, ohne belästigt, wenn nicht gar beraubt zu werden.

Ich erfuhr, die Familie sey Tags zuvor Nachmittags in einem französischen Fahrzeug gelandet; da sie somit nicht, wie diese Leute gewohnt sind, unmittelbar nach dem Ort ihrer Bestimmung aufbrechen konnten, hatten sie flink und in bester Ordnung ihr Lager für die Nacht geschlagen und rüsteten sich jezt zu ihrem Marsch in die Wildniß. Dieser Anblick, an sich merkwürdig genug, war auch höchst bezeichnend für das Land und die Zeit: so kommen Tag für Tag in der guten Jahreszeit Menschenzüge an; alle nördlichern Völker Europas liefern hieher die unternehmendsten ihrer Kinder, um in diesem Lande der Wunder die Bevölkerung zu mehren und zu kräftigen.

Etwa drei Stunden nachher, da ich eben im Hotel beim Frühstück saß, sah ich die ganze Familie en route am Stadthaus vorbeiziehen. Sie hatten jezt einen ihrer schwerfälligen Karren hergerichtet und ein tüchtiges Pferd mit plumpem Geschirr davorgespannt; auf dem Fuhrwerk war all ihre zeitliche Habe hoch aufgepackt. Die Männer, die Pfeifen in der Hand, vier Mann hoch, gingen keken Schritts voran, dann kam der Wagen, ringsumher und hintendrein die Weiber und Kinder; ein paar der kleinsten streckten zwischen dem Plunder auf dem Karren die Köpfe hervor. Die alte Frau trug jezt einen Käfigt von Weiden mit einem Goldfinken, wohl ein zu Haus aufgezogener Liebling, dessen einfacher Gesang noch oft die Erinnerung an das Father-land wecken wird, wenn einmal der Trupp bescheidener Abenteurer eine, wie ich sicher glaube, gesegnete Stätte gefunden, dort im fernen Westen, an einem wilden Strome; denn dorthin wollten sie, dorthin traten sie so, wie ich sie beschrieben, fröhlich die Reise von ein paar tausend Meilen an. Und dies sind gerade die Leute, welche bei solchem Lebenswechsel am ehesten gewinnen; sie können sicher darauf rechnen, nachdem sie sich eine Zeitlang Entbehrungen auferlegt, aus denen sie sich wenig machen, nachdem sie tüchtig die Hände gerührt, ihre Kinder mit den Bequemlichkeiten des Lebens umgeben, ihren Wohlstand jährlich wachsen zu sehen. Ueberfluß tritt jezt an die Stelle des Mangels, und sie dürfen, selbst für ihre Kindeskinder, nicht mehr mit banger Besorgniß in die Zukunft blicken, denn ganze Geschlechter müssen erstehen und vergehen, bevor Unternehmungsgeist und redlicher Fleiß sich hier beengt fühlen.

Aragos physikalische Instruktionen zu einer Reise um die Welt.

Zu Ende des verflossenen Jahrs hat Arago für das zu einer wissenschaftlichen Reise um die Welt bestimmte französische Schiff la Bonite den physikalischen und astronomischen Theil der Instruktionen entworfen. Es ist merkwürdig, mit welcher Gewandtheit er überall den Offizieren für die von ihnen anzustellenden Beobachtungen den wahren Gesichtspunkt vor das Auge rückt. Die Arbeit kann aber auch für eine eben so klare, als gründliche Abhandlung über den gegenwärtigen Stand unserer physikalischen Kenntnisse und ihre Lücken gelten. Fast Alles erscheint ganz allgemein faßlich, und wir glauben von vielen unserer Leser Dank zu verdienen, wenn wir diejenigen Abschnitte mittheilen, zu deren Verständniß man weder in Mathematik noch Physik tief eingeweiht zu seyn braucht. In Darstellungen der Art sind überhaupt die Franzosen Meister, und wir dürfen uns nicht schämen, sie in klarer, geschmackvoller Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände zum Muster zu nehmen. Dagegen kann schwerlich etwas Vernünftiges dabei herauskommen, wenn sich der Deutsche mit der modernen französischen Poesie, diesem eigentlichen Opiumrausch eines nüchternen Kopfs, anders als kritisch befaßt.

In der so verwickelten Wissenschaft der Meteorologie muß man sich bescheiden, Beobachtungen anzustellen, welche für den Augenblick zu keinem auffallenden Resultate führen können; denn die Aufgabe dabei ist, unsern Nachkommen Vergleichungspunkte zu liefern, an denen es uns selbst gebricht; wir müssen ihnen die Mittel schaffen zur Lösung einer Menge wichtiger Fragen, an welche wir uns gar nicht wagen können, weil die Vorzeit weder das Barometer noch das Thermometer kannte.

Eine Hauptfrage, deren Lösung auf diese Weise der Nachwelt verbleibt, ist diese: Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Temperatur der Erde einst eine weit bedeutendere war, als jezt, daß sie sich allmählich auf den jetzigen Stand verringert hat: ist nun die Erde noch fortwährend in diesem Abkühlungsproceß begriffen, oder hat sie in dieser Beziehung einen Stillstand erreicht? Diese Frage scheint einfach dann entschieden werden zu können, wenn man die in zwei, weit auseinander liegenden Zeitpunkten beobachteten mittleren Temperaturen desselben Orts direkt mit einander vergleichen kann. Betrachtet man aber den Einfluß örtlicher Umstände, bedenkt man, in welchem Grade die Nachbarschaft eines Sees, eines Walds, eines kahlen oder bewachsenen Bergs, einer sandigen oder berasten Ebene auf die Temperatur einwirken können, so sieht man leicht ein, daß es mit bloßen thermometrischen Angaben nicht gethan ist, daß man sich dabei auch davon zu vergewissern hat, ob der Landstrich, in dem man beobachtet, ja die umgebenden Länder, in ihrer physischen Beschaffenheit und in ihrem Anbau keine zu bedeutende Veränderung erlitten haben. Damit verwickelt sich aber nothwendig die Frage ungemein: zu bestimmten, charakteristischen, vergleichbaren Zahlen kommen damit schwankende Bestimmungen, welche den streng wissenschaftlichen Geist fortwährend im Zweifel erhalten.

Gibt es nun kein Mittel, diese Schwierigkeit zu umgehen? Allerdings, und zwar ein einfaches: man darf nur die Temperatur auf hoher See, sehr weit von den Continenten beobachten. Wählt man dazu die Striche um den Aequator, so braucht es dazu, wegen der Gleichförmigkeit der Temperatur in diesen Breiten, keine jahrelangen Beobachtungen, es reicht vollkommen aus, wenn man auf zwei- oder dreimaliger Fahrt über die Linie die Maxima der Temperatur beobachtet. Nach den Angaben einer Menge von Seefahrern sind im atlantischen Meer die Extreme dieser Temperatur $21\frac{1}{2}$ und $23°$ R. Auch angenommen, daß die Gradeintheilung oft nicht ganz richtig ist, so sieht man doch leicht ein, daß man sich mit einem guten Instrument bei einmaliger Beobachtung des Temperaturmaximums des atlantischen Oceans unter den Tropen nicht wohl um mehr als einen Grad irren kann, und man wird darauf zählen können, daß das Mittel aus vier besondern Beobachtungen bis auf einen kleinen Bruchtheil eines Grades sich gleich bleibt. Auf diese Weise erhält man also leicht, und so unabhängig als möglich von örtlichen Einflüssen, ein Resultat, das mit den Endursachen der Erwärmung und Erkältung, wovon die Temperaturen auf der Erde abhängen, im genauesten Rapport steht, und es ist dies somit eine meteorologische Urkunde, die immer ein Jahrhundert dem andern überliefern sollte.

Ein unter den Meteorologen vielfach bestrittener Punkt ist der, ob sich verschiedene Länder hinsichtlich der Wärmeanziehung verschieden gegen die Sonnenstrahlen verhalten? Die Einen berufen sich auf in der Nähe des nördlichen Polarkreises angestellte Beobachtungen, nach denen sich das auffallende Resultat zu ergeben schiene, daß die Sonne in den hohen Breiten stärker erwärmt, als in den niedrigen. Andere widersprechen, oder behaupten doch, die Sache sey nicht erwiesen; die Beobachtungen unter den Tropen, von denen man dabei ausging, scheinen ihnen nicht zahlreich genug, auch nicht unter günstigen Umständen angestellt. Die Offiziere der Bonite werden also hierauf ihr Augenmerk zu richten haben. Sie brauchen dazu zwei Thermometer, deren Kugeln einerseits die Sonnenstrahlen ungleich anziehen, andernseits dem erkältenden Einfluß der Luftströmungen nicht zu sehr ausgesezt sind. Beide Bedingungen erfüllt man hinreichend, wenn man zwei gewöhnliche, ganz gleiche Thermometer nimmt und die Kugel des einen mit weißer Wolle, die des andern gleich stark mit schwarzer Wolle umwickelt. Sezt man die beiden Instrumente neben einander der Sonne aus, so zeigen sie nie denselben Grad an: das schwarze Thermometer steigt bedeutend höher. Es kommt also darauf an, auszumitteln, ob der Unterschied zwischen beiden Ständen unter dem Aequator kleiner ist, als an Cap Horn. Es versteht sich, daß vergleichende Beobachtungen der Art bei gleich hohem Sonnenstand und bei möglichst heiterem Himmel angestellt werden müssen. Bei unbedeutendem Unterschied in der Sonnenhöhe werden sich indessen die Beobachtungen immerhin berechnen lassen, wenn man unter den verschiedenen Breiten Sorge getragen hat, von Sonnenaufgang bis um Mittag, und von Mittag bis zu Sonnenuntergang das Verhältniß anzumerken, in welchem der Unterschied zwischen beiden Instrumenten in der ersten Periode zugenommen, in der zweiten abgenommen hat. — Eine Beobachtung, welche der mit dem schwarzen und weißen Barometer ziemlich analog wäre, bestände darin, daß man das Maximum der Temperatur ermittelte, welche die Sonne unter den Tropen einem trockenen Boden mitzutheilen vermag. Im Jahr 1826 stieg zu Paris im August bei heiterem Himmel ein horizontal gelegtes, an der Kugel nur eine

halbe Linie hoch mit sehr feiner Dammerde bestreutes Thermometer auf 44° R.; dasselbe Instrument mit einer Linie Flußsand bedeckt, zeigte nur 36° R.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, März.

Napoleonische Reminiscenzen.

Nach sechs-und-zwanzig Jahren sah ich die Fürstin von Montfort zum ersten Mal wieder in einem Conzert von Liszt, mehrere Wochen, bevor sie hier an schwerem Brustleiden verschied. Ich sah auch ihre Leiche zurück nach der Heimath führen, und freute mich, daß sie nicht hier blieb, sondern dort ihr Grab findet, wo die Verblichene nach Verdienst geehrt ist. Sie erweitert jenseits den Kreis der Familie, von der einst hienieden so viel die Rede war. Wenn es Napoleon, Josephine, Eugen, Napoleon II., Lätitia noch nicht wissen, so wird ihnen Catharina von Würtemberg sagen, daß jezt für Deutschland ganz andere Zeiten gekommen sind, als die sie sahen und ahnten. Kaum wird es der Schöpfer des Rheinbundes glauben. — Dagegen eine Scene aus Coppet, dieser klassischen Stelle unsers Waadlandes. Ich entnehme sie einer vor Kurzem erschienenen Schrift. „Es war im Monat März 1800. Ungeheure Kriegsrüstungen wurden überall gemacht, besonders fragte man sich: wozu ist die große Armee bestimmt, die sich bei Dijon zusammenzieht? Berthier führte das Obercommando darüber. Gerade dies gab viel zu denken, denn bisher hatte ihn der erste Consul nur als Chef des Generalstabs gebraucht, man wußte, dazu taugte er trefflich, aber zum Commando einer Armee? Wie dem aber auch seyn mochte, so war man doch in Frankreich zufrieden, denn ein von Bonaparte angeordneter Feldzug war damals ein Sieg. Ueberall herrschte große, viel Geld in Umlauf sezende Thätigkeit; Kaufleute und Lieferanten liefen hin und her, kauften und verkauften wieder, die Arbeiter arbeiteten, Offiziere und Soldaten hatten Liebschaften, Weiber und Mädchen lachten und weinten. Damals war Carnot Kriegsminister. Bonaparte kannte seine Leute, und wußte Jeden auf seine rechte Stelle zu sezen. Aber Carnot war nur Kriegsminister für Paris; denn neben Bonaparte stand der Staatsrath Petiet, ein talentvoller Mann, und versah da die Stelle des Kriegsministers während des Feldzugs, der nun nach irgend einer Gegend hin beginnen sollte. Petiet war aber auch in Gesellschaft sehr angenehm durch seinen vielseitig gebildeten Geist und seine anmuthigen Formen. Er reiste Ende Mai's von Paris zum Hauptquartier ab, wobei er durch die Schweiz ging. Als er in Genf ankam, erinnerte er sich, daß in der Nähe dieser Stadt zwei Personen lebten, mit denen er freundlich verbunden war, und die er sehr gern wiedergesehen hätte, der Minister Necker und Frau von Staël, die damals zwei-und-dreißig Jahr alt, aber noch sehr anmuthig war. Beide wohnten damals in Coppet. Man empfing Petiet mit ausnehmender Freude. Neckers Gesundheit schien schon im Abnehmen, denn der Tod seiner Frau war ihm ein schrecklicher Schlag gewesen, und seitdem hatte er sich nicht mehr erholt. Madame Staël fühlte diesen Verlust allerdings auch schmerzlich, sie war aber dadurch etwas getröstet, daß sie ihren Vater von nun an ungehinderter lieben konnte, als ehemals, wo die große und lange Gestalt der Madame Necker zwischen sie trat, wie eine Schneesäule; es war, so lange sie lebte, immer etwas Kaltes, Fremdes und Peinliches in der Familie, deren Glieder sich immer nur in gegenseitiger Bewunderung ergossen. Madame Necker hatte auch großen Einfluß auf ihren Mann; man hat sogar manchmal behauptet, Necker habe ihr seine Macht zu danken gehabt. So viel ist gewiß, sogleich nach ihrem Tod rief Necker seine geistreiche Tochter zu sich, und that mit Sorgfalt, selbst mit Galanterie Alles, um ihr den Aufenthalt bei ihm angenehm zu machen. Petiet fuhr so früh von Genf weg, daß er nach Coppet kam, als man da zum ersten Frühstück ging. „Gleich beim Eintritt in's Schloß," so erzählt er, „überraschte es mich, wie treu Necker sein Haus nach ehemaliger Art erhalten hatte. So waren da eine Menge alter, fast gebrechlicher Kammerdiener, tauber, mißleidiger Haushofmeister, die der gütige Herr noch aus seinen Ministerzeiten beibehalten hatte, weil er keinen alten Diener fortschicken wollte, und die nun in Coppet noch immer mit bordirten Röcken, mit Degen und Haarbeuteln herumgingen." Nach Tisch drückte Frau von Staël dem Gast ihre Verwunderung über die Unternehmung des ersten Consuls aus; zwar bewunderte sie ihn immer noch, aber diese Bewunderung hatte etwas Bitteres, und darum fragte sie: „Aber was können Sie hoffen? Was heißt die Unternehmung anders, als mit der Stirne gerade gegen unzugängliche Eiswälle rennen?" — „Sie verzweifeln also an General Bonaparte?" — „Keineswegs! aber ich verzweifle an Ihren Soldaten, an Ihren Pferden und besonders an Ihrer Artillerie; wie soll dies Alles über den großen St. Bernhard kommen?" — „Und Hannibal, Frau Baronin?" — „Ja, Hannibal, Hannibal, der hatte keine Kanonen bei sich, das ist die Schwierigkeit." — „Nun, wollen Sie wetten, wir kommen mit allen unsern Kanonen hinüber?" — Necker lächelte und sah seine Tochter an, deren schöne Augen in der Aufregung des Gesprächs blizten. „Ja, ich wette," war ihre Antwort; „aber was?" — „Ich wette, Madame, ich schicke Ihnen in Zeit eines Monats, von heute, Musik aus Mailand direkt, unter der Bedingung, daß Sie sie mir bei meiner Rückkehr singen." — „Eingeschlagen, aber ich singe sie Ihnen auf jeden Fall, nicht in Folge der Wette, denn diese verlieren Sie gewiß." — Noch denselben Abend eilte Petiet dem ersten Consul nach. Vierzehn Tage darauf erhielt Frau von Staël wirklich eine dicke Rolle Musik. Sie kam von Petiet, denn man war über den St. Bernhard gegangen, und die Schlacht bei Marengo hatte für den Ruhm des ersten Consuls entschieden."

Bei Bonaparte's Uebergang über den St. Bernhard, der, wenn man die Oertlichkeit kennt, viel zu sehr gerühmt worden ist, muß man doch nicht vergessen, daß die Römer immerwährend mit ihren Legionen und ihren schweren Kriegsmaschinen in einer Zeit hinübergingen, wo die Wege lange noch nicht so gangbar waren; es ist ferner zu bedenken, daß Bonaparte im Mai über den Berg ging, wo dessen übelste Stellen von Liddes bis hinauf voll tiefen, festen Schnees liegen, der alle Unebenheiten und Abgründe ausfüllt, und es den Schlitten leicht macht, mit den größten Lasten darüber hinzugleiten, wenn nur Kräfte genug da sind, die Schlitten zu ziehen; daran fehlte es aber nicht, denn Tausende von Soldaten mußten Bahn machen und andere Tausende an den Kanonenschlitten ziehen und schieben. Nach Bonaparte ging auch der österreichische General Bubna mit seiner Armee über den St. Bernhard, konnte aber keine Artillerie mit sich führen, weil sein Uebergang in einer Jahrszeit geschah, wo kein tiefer, fester Schnee mehr half.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 80.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 2. April 1836.

Die Vermannichfaltigung eines jeden einzelnen Versuchs ist die eigentliche Pflicht eines Naturforschers; es ist gerade die umgekehrte Pflicht eines Schriftstellers, der unterhalten will: dieser wird Langeweile erregen, wenn er nichts zu denken übrig läßt, dieser muß rastlos arbeiten, als wenn er seinen Nachfolgern nichts zu thun übrig lassen wollte.

Goethe.

Aragos physikalische Instruktionen zu einer Reise um die Welt.

(Fortsetzung.)

Die bisher beschriebenen Versuche geben, unter übrigens ganz gleichen Umständen, einen Maßstab für die Durchsichtigkeit der Luft an die Hand. Diese Durchsichtigkeit läßt sich aber noch auf gewissermaßen umgekehrtem, gleich interessantem Wege bestimmen, nämlich mittelst Beobachtung der nächtlichen Wärmeausstrahlung. Man weiß nämlich seit einem halben Jahrhundert, daß ein bei heiterem Himmel auf das Gras einer Wiese gelegtes Thermometer 4½, 5, ja über 6° weniger zeigt, als ein ganz gleiches, in einer gewissen Höhe über dem Boden in der Luft hängendes; aber erst seit wenigen Jahren ist man auf den Grund dieser Erscheinung gekommen: erst im Jahr 1817 hat der Engländer Wells durch eine Reihe bedeutender, auf tausenderlei Weise abgeänderter Versuche dargethan, daß diese Temperaturverschiedenheit vom geringen Wärmestrahlungsvermögen der ungetrübten Luft* herrührt, das heißt daher, daß bei hellem Himmel die Körper am Erdboden ungehindert ihre Wärme gegen den Raum ausstrahlen können. Ein zwischen feste Körper irgend einer Art und den Himmel gesezter Schirm verhindert die Erkältung jener, weil er ihre Wärmestrahlung gegen die kalten Räume des Firmaments hemmt. Die Wolken nun wirken ganz auf gleiche Weise: sie versehen den Dienst eines Schirms. Nennen wir aber Wolke allen und jeden Dunst, der viel oder wenig Sonnenstrahlen auf ihrem Weg von oben nach unten, und viel oder wenig Wärmestrahlen auf ihrem Weg vom Boden gegen den Himmelsraum auffängt, so wird Niemand behaupten, daß die Atmosphäre je ganz frei davon sey; kurz, der Unterschied liegt nur im mehr und weniger. Für diese Unterschiede nun, so klein sie seyn mögen, kann das Verhältniß, in welchem sich feste Körper bei Nacht abkühlen, einen Maßstab abgeben, und dabei ist wohl zu merken, daß die auf solche Weise gemessene Durchsichtigkeit der Luft die mittlere Durchsichtigkeit des ganzen Firmaments darstellt, nicht etwa bloß die eines umschriebenen Flecks, in welchem dieses oder jenes Gestirn gestanden.

Es leuchtet ein, daß man zu diesen Versuchen diejenigen Körper wählen muß, welche sich durch die Ausstrahlung am stärksten erkälten. Ein Körper der Art ist nach den Wells'schen Versuchen der Schwanenflaum.

* Die ganze Theorie der Wärmestrahlung und Thaubildung ist im Jahrgang 1828 dieser Blätter (Mai und Juni, Nr. 117 ꝛc.) gemeinfaßlich entwickelt.

Man stellt ein Thermometer, dessen Kugel mit dergleichen Flaum umwickelt ist, an einen Ort, wo man so ziemlich den ganzen Horizont übersieht, auf einen Tisch von bemaltem Holz mit dünnen Füßen. Ein zweites Thermometer mit freier Kugel hängt man in der Luft in einiger Entfernung vom Boden auf; durch einen Schirm schützt man es vor aller Ausstrahlung gegen den Raum. Wells hat in England unter diesen Umständen Verschiedenheiten zwischen beiden Thermometern von 6° und mehr beobachtet. Es wäre nun gewiß höchst auffallend, wenn man unter den Tropen, wo die Luft so ausnehmend rein seyn soll, beständig geringere Resultate erhielte. Aeußerst wünschenswerth wäre es, wenn diese Versuche auf einem sehr hohen Berge, wie dem Mowna-Roa oder Mowna-Kaah auf den Sandwichsinseln, wiederholt werden könnten.

Die Temperatur der Luftschichten nimmt bekanntlich von unten nach oben ab. Die einzige Ausnahme von dieser Regel findet Nachts bei heiterer, windstiller Luft statt; in diesem Falle nimmt umgekehrt bis zu einer gewissen Höhe die Wärme aufwärts zu; in diesem Falle kann, nach Pictets Versuchen, der diese Anomalie entdeckt, ein sechs Fuß über dem Boden in der Luft hängendes Thermometer die ganze Nacht $1\frac{1}{2}$ — $2\frac{1}{3}$° weniger zeigen, als ein gleichfalls in der Luft, aber 45—60 Fuß höher aufgehängtes. Erinnert man sich des oben Gesagten, daß feste Körper an der Erdoberfläche vermittelst der Wärmeausstrahlung bei heiterem Himmel eine merkbar niedrigere Temperatur annehmen, als die sie umgebende Luft, so wird man anzunehmen geneigt seyn, daß diese Luft in der Länge und mittelst Berührung an dieser Erkältung Theil nimmt, und desto mehr, je näher sie sich am Boden befindet. Man sieht, hiemit erklärt sich der interessante, vom Genfer Physiker beobachtete Umstand ganz gut; die französischen Seefahrer können aber in dieser Beziehung einen strengen Beweis herstellen, wenn sie Pictets Versuch auf hoher See wiederholen, wenn sie bei klarer, stiller Luft Nachts ein auf dem Verdeck stehendes und ein oben am Mast aufgehängtes Thermometer vergleichen. Die oberste Schichte des Meers unterliegt allerdings dem Einfluß der nächtlichen Strahlung so gut als Eiderdun, Wolle, Gras u. dergl.; sobald aber ihre Temperatur fällt, sinkt die Schichte nieder, weil sie damit specifisch dichter geworden ist, als die unterliegenden Wasserschichten. So außerordentliche lokale Erkältung, wie sie Wells an gewissen, auf der Erdoberfläche liegenden Körpern beobachtete, läßt sich demnach in diesem Falle nicht erwarten, so wenig als die regelwidrige Erkältung der untersten Luft, die eine Folge jenes Umstandes zu seyn scheint. Allem nach findet also die Zunahme der Lufttemperatur nach oben, wie man sie auf dem Lande Nachts bei heiterem Wetter beobachtet, auf offener See nicht statt, und das Thermometer auf dem Verdeck und das am Mast geben ohne Zweifel denselben Grad an. Der unmittelbare Versuch behält aber deßhalb doch seine ganze Wichtigkeit: in den Augen des vorsichtigen Physikers ist ein ungeheurer Unterschied zwischen einem auf eine Vermuthung und einem auf eine Beobachtung gegründeten Schluß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Auswanderer.

Die Pariserin. — Ich fuhr in der Postkutsche über die Alleghanis nach Pittsburg. Bergan ging ich auf der schlechten Straße gewöhnlich voraus, und traf da häufig wandernde Colonisten, welche mit all ihrer Habe in das große Thal im Westen zogen. Ich wechselte in der Regel ein paar Worte mit ihnen: die Meisten waren kleine Pächter und Handwerker aus den nördlichen Staaten, welche, der Spur von Freunden und Nachbarn folgend, bestimmten Niederlassungen zuzogen; ein paar Familienhäupter aber versicherten mich, sie sehen sich erst um und wissen noch nicht, wo sie Hütten bauen sollen. So holte ich einmal auch ein altes Paar mit einem einspännigen Fuhrwerk ein. Die Leute fielen mir auf, als ich der Felsplatte nahte, wo sie Halt gemacht hatten, um zu verschnauben. Das Weib war ein kleines Wesen, in einem altmodischen, geblümten Kleid, mit engen Ermeln bis an die Ellbogen, am Vorderarm schwarze Handschuhe von verblichener Seide, auf dem Kopf eine kleine, knappe Haube von derselben Farbe. Sie trug kleine, kupferne Schnallen auf den Schuhen, einen Stock, wie sie die Läufer tragen, in einer Hand, und am andern Arm einen kleinen Korb, in dem eine scheckigte Katze lauerte, mit der sie sich angelegentlich unterhielt, und zwar, wie mir schien, in gebrochenem Französisch und Englisch. Der Mann war der Größe nach ein wahrer Enakssohn, etwas gebückt vom Alter, aber von soldatischem Ansehen. Sein weißes Haar war rückwärts gekämmt und in eine dicke Ruthe gebunden; er trug einen langen Rock, der, war er anders für ihn gemacht, Zeugniß ablegte, daß der Mann bedeutend vom Fleisch gefallen, denn er hing ihm ganz lose um den Leib; den breitrandigen Hut hatte er leichtfertig auf einer Seite sitzen, und er stützte sich auf einen tüchtigen Knittel.

Ich grüßte das seltsame Paar; die Frau beehrte mich mit einem äußerst graziösen Knicks, während der hagere Alte mir mit ganz fremdem Accent guten Tag

bot. Ich streichelte die Katze im Korb mit französischen Schmeichelworten, da machte sich das Entzücken der Gebieterin in einem Strome von ciel und mon Dieu und quel plaisir Luft; und ich weiß nicht, wie lange sie so fortgemacht hätte, wäre nicht der lange Mari zum Entsatz herbeigerückt. Das Pferd hatte ausgeruht, der Kutscher war bereit, weiter zu fahren, die alte Pariserin, denn das mußte sie seyn, sollte nun wieder unter die Leinwanddecke des Wagens kriechen; ich hatte die Ehre, ihr und ihrer Katze dabei behülflich zu seyn, und sie warf dabei mit der graziösen Volubilität einer gut erzogenen Französin, denn dies war sie ohne Zweifel, Danksagungen und Entschuldigungen untereinander.

„Mein armes Weibchen!“ sagte der alte Riese, als ich nach dem zwanzigsten Adieu ihn einholte, denn er war allermittelst vorausgegangen; „das ist ein wahrer Glückstag für sie, daß ein Herr sie in ihrer Sprache angeredet und sie einmal wieder sprechen konnte. — Sind Sie ein Franzose?“ sezte er hinzu. „Nein,“ sagte ich lächelnd; „aber Sie sind es wohl, dem geschickt angebrachten Complimente nach.“ — „Nein;“ erwiderte der Alte, „ich bin ein Biscayer, erzogen zum Schiffszimmermann, jeweilig aber Hauszimmermann.“ — „Sie sprechen aber englisch, wie ein Eingeborner; wie kommt dies?“ — „Ich bin seit vierzig Jahren in diesem guten Lande und habe mich besser in die Sprache gefunden, als mein armes Weibchen, obgleich sie gut erzogen ist, und ich nichts kann und nichts weiß.“ — „Madame ist also keine Spanierin?“ — „Nein, sie ist aus Paris, und seltsam genug, dies ist so ziemlich Alles, was sie mir je von sich gesagt hat. — Im Winter 1792 sah ich mein armes Weibchen zum erstenmal. Ich hatte ein paar Meilen von Havre die Nacht zugebracht und ging just von der Herberge weg, da kam ein kleiner Junge zu mir und bat, ich möchte ihn mit mir zur Stadt gehen lassen. Ein Wort gab das andere, da kam's heraus, daß mein neuer Freund keinen Paß hatte, aber dafür Geld, und gerne aus Frankreich entkommen wäre, gleichviel wohin. Er war in großem Jammer, schrie und heulte, sagte, er habe alle die Seinigen verloren, und bat mich, ihn nicht zu verlassen. — Es wäre eine weitläuftige Geschichte, wollte ich erzählen, was es für eine Noth war. bis ich ihn mit mir an Bord hatte; aber, Herr, der kleine Junge ist jezt in dem Wagen dort, und Sie haben ihm eben hineingeholfen.“ — „Ihre Frau!“ rief ich mit angenommener Ueberraschung, in Wahrheit aber mit reger Theilnahme; „wann entdeckte sie Ihnen aber Ihr Geschlecht?“ — „Nun, als wir einmal auf der See waren, brauchte es keine große Entdeckung: ihre Zaghaftigkeit verrieth sie, ich behielt aber das Geheimniß für mich, bis wir in Philadelphia waren, und da heiratheten wir einander, und wir haben seitdem unten im dortigen Staate ganz ruhig gelebt, bis vor Kurzem.“ — „Und was konnte Sie, mein Freund, in Ihrem Alter vermögen, über das Gebirge zu gehen?“ — „Je nun, Arbeit gab es nicht viel bei uns dort, und ich erfuhr, um Pittsburg werde gewaltig viel gebaut; das ist Ein Grund, aber die Hauptsache ist, daß sich unsere Politik in Pennsylvanien in der neuesten Zeit gar sehr geändert hat. In einer Schlägerei vor den Schranken unsers Rathhauses bei der lezten Wahl wurde ich niedergeworfen und mit Füßen getreten; ich brach einen Arm und wurde überhaupt übel zugerichtet, und mein armes Weib entsezte sich so sehr über dem Bischen Rumor, daß sie mir keine Ruhe ließ, bis wir uns auf und davon machten, und da sind wir denn nun auf dem Marsch.“

Wir gingen neben einander her, bis sein Wagen weit zurück war und die Postkutsche nachkam. Wir sprachen lange über Politik, und mein Freund, obgleich ein echter Amerikaner und Republikaner, erklärte sich gegen the removal of the deposits, das allgemeine Schiboleth des Tages. Er sagte: „Es ist ein gutes Land und ein gutes Volk, ich bin Bürger, habe vierzig Jahre hier gelebt und hoffe hier zu sterben.“ — Ich wünschte, sein Wunsch möchte recht spät in Erfüllung gehen, schüttelte dem alten Ehrenmann die Hand und sagte ihm Lebewohl auf ewig. — Es ist dies ein kleines Kapitel aus dem Roman des wirklichen Lebens, das mir an einem Flecke vor Augen kam, wo ich solches Abenteuer zulezt erwartet, in einem Passe der Alleghanis.

Tod im Lichte.

In weiß und grauen Mänteln fliegen
Nachtschmetterlinge mir um's Licht,
Sie sehn es wie zum Gruß sich wiegen,
Und widerstehn der Lockung nicht.

Sie kommen von der Nacht Gestaden,
Wo sie der Durst nach Licht verzehrt: —
Einmal im Strahlenmeer zu baden,
Ist wohl des Flammentodes werth!

L. Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, März.

(Fortsezung.)

Die römischen Alterthümer.

Zu den gesunkenen Größen in unserer Nähe gehören auch die immer mehr verschwindenden Spuren der römischen Städte und anderer Niederlassungen in unserm Kanton und in der Schweiz überhaupt. Zwar ist das früher Bestandene und Aufgefundene in mehreren Werken beschrieben, und dies kann man ein Glück nennen, denn ein guter Theil dieser

Digitized by Google

für uns kostbaren Ueberreste ist seitdem verschwunden, und andere sind bei dem geringen Sinn der Einwohner für alte vaterländische Geschichte, Alterthümer und bildende Kunst so verdorben oder verstümmelt worden, daß man sie jezt kaum noch erkennen kann. So haben Unwissenheit, Nachläßigkeit und Habsucht thätig zusammengewirkt, um dem Lande in dieser Beziehung unendlich und unersezlich zu schaden, was freilich nur wenige Waadländer begreifen, da ja ihre Felder, Weinberge, Häuser und sonstige Besizungen noch in gutem Zustande sind. Wenn sich hie und da noch einige antike Denkmäler im Lande vorfinden und nicht ganz zerstört sind, so verdanken wir es nur der Sorge, die einige Munizipalbehörden darauf verwendet haben, um diese Gegenstände vor dem Wetter, vor Zerstörung oder Verschleuderung zu schüzen. Dies läßt sich, wenigstens in der neuern Zeit, von den städtischen Behörden zu Avenches, Payerne, Moudon, Yverdun, Orbe, Nyon, Lausanne, Vevey, St. Saphorin, Lavaux, Villeneuve und Ollon, also von den Orten rühmen, die in der Römerzeit am meisten Bedeutung hatten. Auch einzelne Gutsbesizer trugen helfend dazu bei. So wurden gefundene Inschriften, Säulen, Altäre, Capitelle, Cornischen und andere Stücke nicht mehr auf's Gerathewohl verschleudert oder zu Bausteinen verwendet, sondern man hob sie im Stadthaus, an den Kirchenmauern, in Schlössern und Landhäusern sorgsam auf. Was aber hat die Landesregierung in dieser Beziehung gethan? Sehr wenig. Das erste lebhafte Interesse zeigte 1804 unsere Gesellschaft der Nacheiferung. Mit einiger Mühe erhielt sie auch von der Regierung ein Lokal neben der Stelle und den Spuren des römischen Amphitheaters zu Avenches, wo die Gesellschaft mehrere Marmorstücke mit Inschriften und Basreliefs und andere Alterthümer aufstellen ließ, die auch jezt noch oft aus dem Boden gegraben werden, wo einst das alte Aventicum, diese blühende Hauptstadt der Helvetier, stand; auch bei uns nunc seges ubi Troia fuit. In demselben Jahr that jene Gesellschaft ein Gleiches mit den Alterthümern, die in den Gehölzen von Vaux und Vidy (dem alten Lausonium am See) ausgegraben worden waren. Alle diese Gegenstände sind jezt in dem Kantonalmuseum zu Lausanne. Endlich, 1822, dachte die Regierung auf dringenden Antrag des Großraths daran, der Sache mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Es wurden zwei Conservatoren der Kantonalsalterthümer, freilich ohne allen Gehalt, angestellt, es fanden sich aber unterrichtete und sachkundige Männer dazu, die das Geschäft gern unternahmen, der eine in Lausanne, der andere in Avenches; durch ihre Stellung wurde es ihnen leicht, die ihnen angewiesenen Distrikte zu übersehen; sie wurden den Communalbehörden empfohlen, und bald erließen sie antiquarische Circularbriefe an alle Orte. Dies hatte auch gleich günstigen Erfolg, denn das hier errichtete Kantonalmuseum erhielt bald mehr oder weniger bedeutende, größtentheils wohl erhaltene Alterthümer, die im Lande gefunden worden waren; die meisten Sachen wurden von unterrichteten Kunstfreunden oder von Landleuten hergeschenkt, die sie selbst gefunden oder ausgegraben hatten. Manches erkauften die Conservatoren. In Avenches sorgte der Magistrat für die Erhaltung der hohen Marmorsäule, die dort le Cigognier heißt, weil ehemals Störche darauf nisteten, eines Mosaikfußbodens und einiger andern Alterthümer, die nicht wohl fortgebracht werden können. Das Uebrige wurde bei dem Amphitheater in dem Museum Aventicinum aufgestellt, wo nun mehrere Mosaikstücke, Inschriften, Basreliefs, Marmorfriese und Cornischen, irdene und metallene Gefäße, Münzen u. s. w. zu sehen sind. Aehnliche Sammlungen bestehen schon seit lange in mehreren alten Städten Frankreichs, in Autun, Lyon, Nismes, Arles u. s. w., und man fühlt da ihre ganze Wichtigkeit für die Aufklärung der Landesgeschichte in dunkler Zeit. Ueberdies haben mehrere Privatpersonen in Waad geringere Sammlungen von Münzen und andern Antiquaglien. Bei all diesen Anstalten wird doch noch viel Alterthümliches im Lande gefunden, das der Aufmerksamkeit und den Nachforschungen der Conservatoren entgeht. Manches wird zerstört, zu Bausteinen gebraucht, oder zerschlagen, oder um ein Geringes, gewöhnlich nur um den Metallwerth, an Ausländer verkauft, besonders an Engländer, die auf alles Alterthümliche Jagd machen. Aller Vernachläßigungen und Verluste ungeachtet wäre es doch jezt schon der Mühe werth, einen Nachtrag zu dem Recueil d'antiquités d'Avenches von Schmidt und Ritter (1760 — 1788) zu schreiben, ein Buch, das jezt schon ziemlich selten geworden ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Räthsel.

Ein wildes Pferd
Und ein Reiter darauf
Durchfliegen die Erd'
In beschleunigtem Lauf;
Als trügen es Flügel
Im Fluge nach vorn,
So spottet's der Zügel,
So freut es der Sporn.

Den kräftigsten Mann
Oft warf es herab,
Eh er sich besann,
In's schaurige Grab.
Wenn über die Klüfte
Im herrischen Flug
Durch stürmische Lüfte
Den Schwachen es trug.

Den Renner besteigt
Auch das schwache Geschlecht
Nicht selten, und zeigt
Sich dem Rosse nicht schlecht;
Doch rennt es mit Vielen,
In gräßlichem Hohn,
Vorbei an den Zielen,
Zum Tode davon.

Wie trug es mit Hohn,
Mit grausamem Scherz
Napoleon,
Den Reiter von Erz,
In wildem Trabe
Zur Moskowa,
Und hin zum Grabe
Nach Helena!

Nur wer es im Flug
Zu halten versteht
Mit kräftigem Zug,
Daß fest es steht,
Dem wird's im Gefechte
Den Sieg verleihn,
Der soll mir der echte
Stallmeister seyn!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 81.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 4. April 1836.

Was doch für Thaten, grausam, schlächtermäßig,
Verkleidet, meuterisch und unnatürlich,
Die tödtliche Entzweiung täglich zeugt!

Shakespeare.
Heinrich VI.

Scenen aus dem spanischen Bürgerkriege.

Ein junger Engländer, Namens Henningsen, trat aus ritterlicher Begeisterung in das Heer des spanischen Prätendenten und machte die Züge in Navarra und in den baskischen Provinzen mit, bis zum Tode Zumalacarreguis, zu dem er jene romantische Zuneigung gefaßt, die er „des Soldaten erste Liebe nennt, welche, einmal verwittwet, keine Stelle mehr im Herzen findet.“ Er zog sich sofort zurück, in der Ueberzeugung, daß der Krieg, den Zumalacarregui troß aller Anstrengung in seiner lezten Zeit nicht hatte menschlicher machen können, unter seinen Nachfolgern immer barbarischer werden müsse. Er hat so eben in London die Beschreibung seiner Abenteuer herausgegeben: A twelvemonth's Campaign with Zumalacarregui during the war in Navarre and the Basque Provinces of Spain, by C. F. Henningsen. London, 1836. Diese Schrift enthält den ersten umständlichen, den Charakter der Wahrheit an sich tragenden Bericht über den spanischen Bürgerkrieg, seinen Ursprung, Zweck und Fortgang bis zum Tode des Oberfeldherrn, und ist in historischer, politischer und strategischer Hinsicht gleich interessant. Dieser Kampf, der im neunzehnten Jahrhundert vor den Augen Europas mit all der Barbarei der finstersten Jahrhunderte geführt wird, bietet Auftritte dar, wie sie die Phantasie des blutdürstigsten Romanschreibers nicht wilder und entsetzlicher malen könnte. Wir haben indessen im Folgenden keineswegs das Gräßlichste ausgehoben, sondern dasjenige, was uns Menschen und Verhältnisse am Kürzesten und Treffendsten zu bezeichnen schien.

* * *

In einem Dorfe, just auf der Grenze von Navarra, lag eine kleine Besatzung von Christinischen Urbanos, (Leute, vor Kurzem aus den Reihen einer Nationalgarde im Süden hiehergeschickt); sie erhoben schwere Contributionen von den Klöstern und erlaubten sich hin und wieder blutige Exekutionen unter dem Landvolk des Strichs, den Zumalacarregui als sein eigentliches Gebiet betrachtete. Die Bauern baten ihn dringend um Befreiung von dieser Last; dazu brauchte es keiner starken Ueberredung, aber die feindlichen Colonnen schwärmten umher, Zumalacarregui hatte zur Zeit nur wenig Mannschaft bei sich, und das Unternehmen hätte wenigstens verschoben werden müssen, ohne den Eifer eines alten Schmugglers, Namens Ximenes, der, nebst einem kräftigen Jungen, seinem Sohn, sich erbot, eine Abtheilung auf einem sichern Nebenwege hin zu führen. Als man sich dem Dorfe näherte, erfuhr man, die Urbanos haben sich in der Kirche verschanzt, Ximenes aber

machte die Entdeckung, daß ihr Anführer sein ältester Sohn war. Die Kirchenthüren wurden mit den mitgebrachten Vierpfündern eingeschossen; unsere Freiwilligen stürmten in die Kirche, erwischten aber nur einen oder zwei von den Feinden; die Uebrigen hatten sich in den Kirchthurm zurückgezogen, die Treppe abgebrochen und Alles tüchtig verrammelt. Da sie sich hartnäckig weigerten, sich zu ergeben, und es zu viel Zeit gekostet hätte, den massiven alten Thurm zu unterminiren — ohne Zweifel hätte uns eine Christinische Colonne dabei verscheucht — so beschloß man, unten Feuer anzulegen. Holz, Werg, Ziegenschläuche voll Branntwein und anderer Brennstoff wurde im Innern der Kirche unten am Thurm zusammengeschleppt. Die Belagerten hofften sicher auf Entsatz vor Tages Anbruch und machten sich daher laut über die Carlisten lustig; sie riefen: „Bergdiebe, Pfaffenkinder, Rebellen! ihr werdet euch bald wieder in eure Berge machen, die Colonnen rücken vor!“

Die Nacht brach an. Hin und wieder hörte man das Geschrei von solchen, welche sich in Winkel des Gebäudes geflüchtet hatten, wo sie jetzt von den Flammen erreicht wurden, so wie das Geheul der Weiber und Kinder. Es war zwar Befehl ertheilt, nur auf Männer Feuer zu geben, aber die dunkeln Gestalten, die vor dem Lichte herumhuschten, um einen Augenblick außerhalb des dicken Rauchs Athem zu schöpfen, ließen sich oft unmöglich unterscheiden. Man schlug ihnen zu wiederholten Malen vor, sie sollen Weiber und Kinder heraus lassen, aber sie wollten nicht. Die Glocken waren alle herabgestürzt, und jeden Augenblick gingen Patronenpakete los. Gegen Morgen hörte man die Weiber mit schwacher Stimme rufen: viva el Rey! und der Commandant des Thurms fragte, ob man ihnen Quartier geben wolle. Man antwortete ihm: „Nein, die Männer haben keines zu hoffen.“ Er erkundigte sich dann, ob Zumalacarregui selbst sie belagert, und wo er sey? Der General war eben angekommen; höchst unvorsichtig ging er um die Kirchenecke hinum und rief: „Aqui estoy! hier bin ich!“ Der Commandant sagte nun, sie können die Hitze und den Rauch nicht länger aushalten, und fragte, ob ihnen die Tröstungen der Religion zu Theil werden sollen, bevor sie den Tod erlitten. Zumalacarregui erwiderte, dies haben die Carlisten noch nie versagt, aber auf Gnade sollen sie sich keine Hoffnung machen. Der Commandant erklärte nun, sie ergeben sich. Wie aber Männer, die so verzweifelten Widerstand geleistet und das Leben verwirkt hatten, die Gelegenheit vorbeilassen konnten, den Carlistischen Anführer zu erschießen, da er doch nicht mehr als fünfzig Yards von ihnen stand und sie abwärts schießen konnten, wo man so viel besser zielt und die Kugel weit gerader fliegt, als in horizontaler Richtung — das habe ich nie begriffen, zumal sie später mehrere Male Feuer gaben.

(Der Beschluß folgt.)

Aragos physikalische Instruktionen zu einer Reise um die Welt.

(Fortsetzung.)

Regen. — Nach den Beschreibungen, welche die Seefahrer von den Regengüssen entwerfen, welche auf der Fahrt durch die Wendecirkel auf ihre Fahrzeuge fielen, sollte man fast glauben, es regne zur See weit stärker, als auf dem Lande. Dieser Punkt ist aber bis jetzt reine Vermuthung, denn selten hat man sich die Mühe gegeben, genaue Messungen anzustellen, und diese sind doch gar nicht schwierig. Die Bonite wird mit den gehörigen Instrumenten versehen werden, und die Beobachtungen werden an Interesse sehr gewinnen, wenn man dabei zugleich die Temperatur des Regens und die Höhe ermittelt, aus der er herabfällt. Die Höhe der Regenwolken läßt sich nur während eines Gewitters bestimmen: man multiplicirt die Zahl der Secunden, welche zwischen Blitz und Donner verstreichen, mit 1037 franz. Fuß, welche Strecke der Schall in einer Secunde zurücklegt, und erhält damit die große Seite eines rechtwinkligen Dreiecks, dessen vertikale Seite der gesuchten Höhe entspricht. Diese Höhe nun läßt sich berechnen, indem man mittelst eines Reflexionsinstruments den Winkel schätzt, welcher die vom Auge des Beobachters an den Punkt des Gewölks, wo der Blitz sich zeigte, gezogene Linie mit dem Horizont bildet. Nehmen wir einmal an, es falle Regen, der sich kälter zeigt, als die Wolken nach ihrer Höhe und dem bekannten Verhältniß der Abnahme der Lufttemperatur seyn sollten, so sieht man leicht ein, von welchem Belang dieses Resultat für die Meteorologie wäre. Nehmen wir andernseits an, während eines Hagels (denn es hagelt zur See) ergebe sich auf dem beschriebenen Wege der Beobachtung, daß die Körner sich in einer Region gebildet haben, wo die Lufttemperatur über dem Gefrierpunkt steht, so hat man die Wissenschaft mit einem wichtigen Faktum bereichert, das eine künftige Hageltheorie in Betracht ziehen muß.

Es gibt außerordentliche Erscheinungen, worüber der Wissenschaft wenige Beobachtungen vorliegen, weil die Leute, welche sie gesehen, nicht gerne davon sprechen, um nicht für vorschnell und leichtgläubig zu gelten. Hieher gehören manche Regen innerhalb der Wendecirkel. Unter den Tropen regnet es zuweilen aus dem heitersten Himmel, beim klarsten Himmelsblau. Die

Tropfen fallen nicht sehr dicht, sind aber von bedeutenderem Umfang, als die größten bei Gewittern in unsern Climaten. Das Faktum unterliegt keinem Zweifel; die Gewährsmänner sind Humboldt, der es im Binnenland, und Kapitän Beechey, der es auf offener See beobachtet; aber die Umstände, welche einen so außerordentlichen Wasserniederschlag bedingen, sind uns nicht bekannt. In Europa sieht man zuweilen bei kaltem, vollkommen heiterem Wetter um Mittag kleine Eiskrystalle langsam niederfallen und durch die Feuchtigkeit, welche sie auf ihrem Wege zum Gefrieren bringen, an Umfang immer zunehmen. Sollte nicht diese Zusammenstellung auf die gewünschte Erklärung führen? Waren nicht die großen Tropfen in den höchsten Regionen der Luft Anfangs ganz kleine, ausnehmend kalte Eistheilchen, tiefer unten, durch Anhäufung von außen, große Eisstücke, noch weiter unten endlich geschmolzenes Eis oder Wasser? Es wäre vorzüglich darauf zu achten, ob sich nicht, während jener sonderbaren Regen, in der Himmelsgegend, wo sie fallen, Spuren eines Hofs um die Sonne bemerken lassen. Wäre dem so, wenn auch noch so unbedeutend, so unterläge dabei das Vorhandenseyn von Eiskrystallen in der obern Luftregion keinem Zweifel mehr. In hohen Breiten nämlich, z. B. um Cap Horn, zeigen sich häufig Sonne und Mond von einem oder zwei leuchtenden Kreisen umgeben, Höfe, Halos genannt. Der Halbmesser des kleinen Kreises beträgt etwa 22°, der des größern 46°. Erstere Dimension entspricht nun so ziemlich der geringsten Abweichung, welche das Licht beim Durchgang durch ein Eisprisma von 60° erleidet; die zweite erhält man durch zwei Prismen von 60 oder durch eines von 90°. Nun haben aber die Eiskrystalle in der Luft gemeiniglich Winkel von 60° und 90°, und man leitet daher wohl mit Recht die Höfe von der Brechung der Lichtstrahlen an jenen in der Luft wirbelnden Eistheilchen ab.

Magnetismus. — Die von Biot und Gay Lussac auf Veranlassung der Akademie der Wissenschaften angestellten Luftfahrten hatten großentheils die Lösung der wichtigen Frage zur Aufgabe, ob die magnetische Kraft, welche an der Erdoberfläche die Nadel gegen Norden zieht, sich an Stärke vollkommen gleich bleibt, man mag sich so hoch in der Luft erheben, als man will? Die Beobachtungen der beiden Akademiker, die von Humboldt auf Gebirgen angestellten und die noch ältern Saussures schienen sämmtlich auszusagen, daß in den größten Höhen, zu denen sich der Mensch zu erheben vermag, die Abnahme der magnetischen Kraft noch ganz unmerkbar sey. Diesem ist nun aber in der neuesten Zeit widersprochen worden. Man hat darauf hingewiesen, daß bei Gay Lussacs Reise z. B. das Thermometer, das am Boden bei der Auffahrt auf 24½° über Null stand, in der hohen Luftregion, wo der Beobachter seine Nadel zum zweiten Mal schwingen ließ, auf 7° unter Null gesunken war; nun weiß man aber gegenwärtig ganz bestimmt, daß am selben Orte, unter Einfluß derselben Kraft dieselbe Nadel desto schneller schwingt, je niedriger ihre Temperatur ist. Man hätte daher, wollte man die Beobachtungen im Ballon mit denen am Erdboden vergleichen, je nach dem Stande des Thermometers von der Kraft, welche die Beobachtungen in der Höhe anzeigten, eine gewisse Summe in Abzug bringen sollen. Bei Vernachlässigung dieser Correction schien die Nadel in der Höhe und unten gleich stark angezogen zu werden; es fand also, trotz des Augenscheins, wirkliche Verringerung der Kraft statt. Diese Schwächung des Magnetismus mit der Höhe scheint auch aus den im Jahr 1829 von Kupffer auf dem Elbruz im Kaukasus angestellten Versuchen hervorzugehen. Hier wurde der Einfluß der Temperatur genau in Rechnung genommen, verschiedene Umstände machen aber das Resultat doch noch zweifelhaft. Die Vergleichung der magnetischen Kraft am Fuße und auf dem Gipfel eines hohen Berges ist daher den Offizieren der Bonite dringend zu empfehlen. Ein sehr geeigneter Ort dazu wäre wohl der Mowna-Roa auf den Sandwichsinseln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Februar.

Der Karneval. Italienischer Gesang.

Durch den Tod der Königin von Neapel ging der an sich hier stille Karneval dieses Jahr noch ruhiger als gewöhnlich vorüber, da der Hof und der neapolitanische Gesandte durch diese Trauer veranlaßt waren, den öffentlichen Aufzügen der lezten Tage nicht ferner beizuwohnen. Kurz, wie die Freude dieses Mal dauerte, waren alle Theater jeden Abend überfüllt, obwohl die Oper in der Pergola zu Anfang sich sehr jämmerlich hinschleppte. Die Taddolini riß endlich den verlegenen Impresario aus der Noth, füllte ihm seine Kasse, und stellte das schon unwillige Publikum gänzlich zufrieden. Der Italiener ist seiner Natur nach sehr genügsam; im Beginn des Karnevals war vom ganzen Personal kaum eine einzige Person erträglich, im Verfolg wird nichts verändert, man spielt und singt im Ganzen eben so gründlich schlecht, als früher, nur die Taddolini zieht durch ihre kräftige Stimme, durch eine im Ganzen gefühlvolle Darstellung die abhanden gekommene Aufmerksamkeit des Publikums wieder auf sich, reißt hin und macht alle mittelmäßige oder erbärmliche Umgebung vergessen. Man gibt sich hier in Italien nicht die Mühe, hat auch nicht die Prätention, ein Ganzes hören zu wollen; für die Langeweile, welche eine schlecht vorgetragene Arie etwa machen könnte, entschädigt sich Jeder durch ein Gespräch mit seinem Nachbar, und wendet höchstens die Augen wieder auf die Bühne, wenn zu entsetzlich detonirt wird, oder das Auftreten der Primadonna eine geziemende Stille gebietet. Die Menge der italienischen Sopranstimmen unterscheidet sich im Allgemeinen

nur durch ein größeres oder geringeres Stimmenquantum; in Weise des Vortrags, in Auffassung der Rollen, in Actien und Darstellung hat der Unterschied, welcher ehemals in der Musik dieses Landes verschiedene Schulen bezeichnete, längst, und namentlich seit Rossini, zu existiren aufgehört. An Kraft und Umfang der Stimme kommt die Taddolini der Ungher nicht bei, an Frische steht sie ihr wenigstens nicht nach, im Spiel übertrifft sie in dem, was ihrer Individualität zusagt, dieselbe nicht wenig. Das sogenannte Sichwegsingen, das, abstrahirend von dem Sinn der Worte, durch die bloße Melodie getragen, in bewußtloser Begeisterung sich selbst kaum mehr vernimmt und versteht, ist, wie das Improvisiren, immer nur eine Eigenthümlichkeit italienischer Naturen gewesen, jezt aber so selten geworden, daß es den meisten Italienern selber höchstens noch aus einzelnen Anklängen der vom gemeinen Volk betonten Lieder kenntlich und erinnerlich seyn dürfte. Die Taddolini nun ist von den Opernsängerinnen Italiens, so viel ich weiß, die Einzige, welche etwas von dieser begeisterten Naturmusik in den Kunstvortrag der Bühne hinübernimmt, und statt des stets bewußten, aber von keinem Lebensquell erwärmten Vortrags anderer Frauen, ein weniger von ihrem Gegenstand, als von der Musik hingerissenes Gemüth zeigt. Es ist unendlich wohlthuend, statt der bis zum Ueberdruß sich wiederholenden, monotonen Art des Vortrags und des Spiels einmal wieder die eigentliche Frische einer italienischen Naturstimme zu vernehmen, die ihres Feuers wegen freilich nicht alle Scalen, namentlich nicht die hinaufgehenden Triller in größter Reinheit vernehmen läßt, dafür aber, vielleicht taktfester als die gefeiertsten Namen, durch ein geniales Hineingreifen in die vorliegende Aufgabe, aus ihrem eigenen Gemüth die Charaktere sich wieder zu erschaffen weiß. Man fand sich denn auch hier in ihre Eigenthümlichkeit sehr bald hinein; der allgemeinste Beifall, der ihr zu Theil ward, zeigt, daß auch der Italiener, schwierig, und man kann sagen, bornirt, wie er in Bezug auf Vortrag in der Musik allmählich geworden ist, Alles vergißt, was die akademischen Stimmen ihm als System erscheinen ließen, wenn eine an sich schöne Stimme, ein gefühlvoller Vortrag und eine sinnige, an passenden Stellen feurige, aber nicht nach den gewöhnlichen Typen übertriebene Darstellung sich zusammenfinden. Es ist möglich, daß Rollen, wie die Sonambula von Bellini, diesem eigenthümlichen Talent der Taddolini besonders zusagen, und daß auch sie, gezwungen, in den größern Opern der neuern italienischen Musik ihr Feuer zu unterdrücken, bald jenen physiognomielosen Sängerinnen sich beigesellt, die jezt Italien, und von hier aus die Hauptstädte Europa's überschwemmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lausanne, März.

(Fortsetzung.)

Augusta Rauracorum.

Nach Avenches ist Augst, das alte Augusta Rauracorum zwischen Basel und Rheinfelden, einer der in der Römerherrschaft bedeutendsten Punkte der Schweiz. Diese ganze Gegend ist reich an kriegerischen Erinnerungen. Hier stemmten und schlugen sich Teutonen, mit Helvetern gemischt, dann Römer, Sueven, Hunnen, Franken, Vandalen, Allemannen und alle Horden Germaniens, hierauf die Armagnacs unter der Anführung des Dauphin Ludwig, die Oesterreicher 1499, ferner Schweden und Franzosen, Allirte und endlich Schweizerconföderirte 1833 selbst, Basel-Stadt gegen Basel-Landschaft. Aus allen diesen Zeiten sind noch Trümmer oder Spuren vorhanden: von den Römern Stadtmauern, eine Wasserleitung, ein Amphitheater, Säulenschäfte; von Attila Ruinen, die noch schwarz vom Rauch der zerstörenden Flammen sind; von den Armagnacs das Hospital St. Jacob; von den Kaiserlichen das Knochenhaus von Dornach; von Heinrich II. die Thürme der Cathedrale; vom Concil und von Pabst Pius II. die Erinnerung an die alte Universität; aus der Feudalzeit unzählige Schlösser und Burgen; vom Verrath zeugen noch die Ruinen von Landskron, und den neuesten Parteihaß in der Schweiz sprechen die noch rauchenden Gräber von Muttenz aus. Das alte römische Raurica steht zwei Stunden von Basel, den Rhein hinauf. Es war die Hauptstadt eines kleinen, aber tapfern gallischen Völkchens, mitten in einem dichten Wald, der ihm zum Schuz und Bollwerk, wie zum Tempel diente; später verbrannten die Einwohner selbst ihre Stadt, denn sie wollten den vermeintlich undankbaren Boden verlassen, bauten sie aber im Jahr 58 vor Christus wieder auf. Ihre glänzendste Zeit war unter August. Da sie am äußersten Ende des römischen Reichs lag, so schickte er eine Militärcolonie unter Marcus Plancus hin, der schon Lyon erbaut hatte. Von nun an wurde Raurica immer größer und bedeutender. Bald schmückten Tempel, Aquädukte und Säulen die neue Stadt; Mauern und Citadellen vertheidigten sie gegen die Germanen und Rhätier; nach allen Seiten hin wurden Straßen angelegt, um die neue Stadt mit den benachbarten Städten Vindonissa (Windisch), Solodurum (Solothurn), Argentuaria (Arzheim) in Verbindung zu sezen. Mit den Göttern Roms kam auch der römische Luxus und Sittenverderb nach Raurica, um so mehr, da die Stadt einerlei Rechte mit den Provinzialstädten in Italien genoß. Wie gar viele gallische Städte ihrem Namen den des regierenden Kaisers beifügten, so hieß die Stadt von nun an Augusta Rauracorum. Mehrere Kaiser kamen hieher auf ihren Zügen nach Germanien, und im fünften Jahrhundert wüthete hier Attila mit seinen Hunnen. Nach ihm stand aber die Hauptstadt der Rauraker nicht länger, denn vor seinem Anblick sanken die Städte wie Feldblumen unter dem Sturm. Augusta wurde zerstört, und Vieles von seinen Trümmern diente zur Erweiterung Basels. Dreizehn Jahrhunderte sind seitdem über die Ruinen dieser Stadt hingezogen, und noch steht Manches von ihr, das an ehemaligen Glanz erinnert. Ihren bedeutenden Umfang bezeichnen noch Trümmer von Stadtmauern; außerdem sind hier noch Reste eines Tempels, freilich nur ein Steinhaufen, um den nur einige Säulen von weißem Marmor liegen. Unweit davon zeigen sich Steinplatten, zu einem Aquädukt gehörend, der sich gegen Liestall hinzieht. Unter allen Gebäuden ist das Theater am besten erhalten. Es liegt auf einem Hügel mitten in einer Gruppe von Fichten, in der Stadt selbst, und war geräumig genug, um mehr als zwölftausend Menschen zu fassen. Es ist nur ein kleiner Theil davon ausgegraben; dabei sind eine Menge interessante Dinge gefunden worden, z. B. Münzen von allen Metallen und allen Größen, kleine, wohl erhaltene Penaten und viele Werkzeuge und Verzierungen. Oestlicher und auf der Anhöhe zeigen sich noch Spuren einer Citadelle. Jenseits des Rheins und auf den zwei kleinen, der Stadt gegenüber liegenden Inseln sind noch Trümmer von Thürmen und Festungswerken sichtbar; wahrscheinlich schlugen die Römer hier eine Brücke, als sich ihr Reich mehr nördlich an die Donau und den Neckar ausdehnte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 82.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 5. April 1836.

Ich glaube, daß man die Sternschnuppen viel zu sehr vernachläßigt hat. Es wäre möglich, daß dies ein Naturprozeß von großer Wichtigkeit wäre. Manche Lichterscheinungen, die man am Himmel gesehen hat, könnten Sternschnuppenprodukte seyn, so wie die Milchstraße ein Produkt von Fixsternen. Die praktischen Astronomen, die so häufig wachen, können füglich noch auf andere Dinge aufpassen, vorzüglich auf alle Lichterscheinungen.

Lichtenberg.

Aragos physikalische Instruktionen zu einer Reise um die Welt.

(Fortsetzung.)

Sternschnuppen. — Seit man hie und da auf den Gedanken gekommen ist, die Sternschnuppen genauer zu beobachten, hat sich herausgestellt, in welch hohem Grade diese so lange fast übersehenen Erscheinungen, diese angeblichen atmosphärischen Meteore, diese sogenannten Verpuffungen von inflammabler Luft, Aufmerksamkeit verdienen. Durch die an denselben beobachteten Parallaxen wurden sie schon bedeutend weiter in den Raum hinausgerückt, als nach den bisher angenommenen Theorien hinsichtlich der merkbaren Grenzen unserer Atmosphäre anzunehmen war. Als man darauf achtete, nach welcher Richtung sich die Sternschnuppen gewöhnlich bewegen, erhielt man einen weitern Beweis, daß sie, wenn sie sich auch in unserer Atmosphäre entzünden, nicht in ihr entstehen, daß sie von außen hereinkommen: die gewöhnliche Richtung der Sternschnuppen erscheint nämlich der Bewegung der Erde in ihrer Bahn gerade entgegengesetzt.

Es wäre wünschenswerth, daß dieser Satz durch eine große Masse von Beobachtungen bestätigt würde. An Bord der Bonite sollten also auf der ganzen Reise von den wachhabenden Offizieren die Erscheinung jeder Sternschnuppe, ihre Höhe über dem Horizont, vor Allem aber die Richtung, in der sie sich bewegen, aufgezeichnet werden. Indem man die Bewegung dieser Meteore über die vornehmsten Sterne der Sternbilder, die sie durchlaufen, beobachtet, lassen sich die bezeichneten Fragen mit Einem Blicke lösen. Um unsere jungen Landsleute dazu zu ermuthigen, brauchen wir sie nur darauf aufmerksam zu machen, wie höchst interessant es wäre, wenn sich von Phänomenen, wie die Sternschnuppen, deren Veränderlichkeit sprichwörtlich geworden, der Beweis herleiten ließe, daß unsere Erde ein Planet ist. Man sieht nämlich für jezt nicht ab, wie man die in Amerika in der Nacht vom 12ten auf den 13ten November 1833 beobachtete ungeheure Menge von Feuermeteoren anders erklären kann, als durch die Annahme, daß außer den großen Planeten (Ceres, Pallas, Juno und Vesta dazu gerechnet) Milliarden kleiner Körper um die Sonne kreisen, die uns erst dann sichtbar werden, wenn sie in unsere Atmosphäre eindringen und sich daselbst entzünden, daß diese Asteroiden sich in Gruppen bewegen, daß es indessen vereinzelte gibt, und die fleißige Beobachtung der Sternschnuppen wird immer das einzige Mittel bleiben, uns über diese merkwürdigen Erscheinungen Aufklärung zu geben.

In jener Novembernacht des Jahrs 1833 fielen die Meteore so dicht, daß man sie nicht hätte zählen können;

nach mäßigem Anschlag waren ihrer Hunderttausende. Man beobachtete sie längs der Ostküste Amerikas vom merikanischen Meerbusen bis nach Halifax, von neun Uhr Abends bis Sonnenaufgang, ja an manchen Orten am hellen Tag, um acht Uhr Morgens. Alle diese Meteore gingen vom nämlichen Punkte des Himmels beim Stern γ im Sternbild des Löwen aus, und zwar wohlgemerkt, dieser Stern mochte, in Folge der täglichen Umdrehung der Himmelskugel, stehen wo er wollte. Dies ist doch gewiß höchst seltsam! — Dieser Feuerregen fand, wie gesagt, vom 12ten auf den 13ten November statt. Im Jahr 1799 wurde ein ähnlicher Feuerregen in Amerika von Humboldt, in Grönland von den mährischen Brüdern, in Deutschland von mehreren Personen beobachtet, und zwar in der Nacht vom 11ten auf den 12ten November. Am 13ten November 1831 beobachtete man auf der französischen Brigg le Loiret bei Carthagena an der spanischen Küste eine Menge von Sternschnuppen und sehr großen Feuermeteoren. Im Jahr 1832 sah man in Europa eine ähnliche Erscheinung, nur nicht so bedeutend wie 1799 und 1833, und zwar wieder in der Nacht vom 12ten auf den 13ten November. Auch im vorigen Jahr (1834), da man um die Mitte Novembers der Wiedererscheinung harrte, sind in der Nacht vom 12ten auf den 13ten November deutliche Spuren des Phänomens beobachtet worden. — Diese merkwürdige Uebereinstimmung der Daten scheint darauf hinzuweisen, daß es eine aus Millionen kleiner Körper bestehende Zone gibt, deren Bahnen die Ebene der Ekliptik in der Nähe des Punktes berühren, wo sich die Erde jedes Jahr zwischen dem 11ten und 13ten November befindet. Damit scheint sich uns eine ganz neue planetarische Welt aufzuthun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem spanischen Bürgerkriege.

(Beschluß.)

Als man Leitern an das Kirchendach gelegt, und nun Freiwillige hinaufstiegen, um ihre Waffen in Empfang zu nehmen, erschossen sie einen Soldaten und verwundeten einen Offizier; diejenigen, welche Feuer gegeben, wurden auf der Stelle mit dem Bajonet niedergestoßen, und einer, der sich auf einem schmalen Rande vertheidigte und von einem Freiwilligen einen Stich in die Brust bekam, stürzte den ganzen Thurm kopfüber zu unsern Füßen herab; die Uebrigen leisteten keinen Widerstand. Drei Weiber, worunter eine Carlistische Gefangene, und vier Kinder waren umgekommen, von der Besatzung selbst über dreißig, theils durch Rauch und Feuer, theils durch die Schüsse der Belagerer. Die Ueberlebenden waren vom Rauche so geschwärzt, daß sie wirklich furchtbar aussahen, als sie mit großer Mühe über das Kirchendach herabgeschafft waren, das, obgleich der Thurm zehn bis zwölf Stunden brannte, nie Feuer gefangen hatte. Der Kapitän und sein Lieutenant wurden vor den General gebracht, und dieser fragte sie, ob die Besatzung durchaus nach ihren Befehlen gehandelt. Der Kapitän stockte, aber der Lieutenant, ein Exschulmeister, erwiderte keck: „Ja, sie handelten nach unsern Befehlen.“ Ersterer war ein kurzer, aber äußerst kräftiger Mann, etwa vierunddreißig Jahre alt; er trug blaue Beinkleider und eine Zamarra. Vom Rauch waren seine Augslieder aufgeschwollen und sein Gesicht geschwärzt. Dies war der Sohn des alten Ximenes; er erschien im Ganzen als ein kühner, entschlossener Bursche. Der Schulmeister, auch ein Mann unter Mittelgröße, hatte ein offenes, einnehmendes Gesicht, und bewies in jeder Beziehung männliche Standhaftigkeit, während der Kapitän hie und da sich schwach zeigte, was ich nach seiner tapfern Vertheidigung, denn dies war sie gewiß, nicht erwartet hätte.

„Habt ihr etwas zu eurer Vertheidigung zu sagen?“ fragte der General. Der Lieutenant erwiderte: er bitte weder um Gnade, noch glaube er, daß man ihm Pardon geben werde. Indessen möchten sie leicht etwas Schlimmeres thun, als ihm das Leben schenken: er sey weder für die Königin, noch für Don Carlos eingenommen; wo der Zufall ihn hingeführt, der Partie habe er gedient, wie man gesehen: wolle man es mit ihm versuchen und ihn leben lassen, so gedenke er dem Könige zu dienen als Soldat, solle er erschossen werden, als Soldat zu sterben. „Und Ihr?“ fragte Zumalacarregui den Kapitän. — „Ich ergab mich nur,“ erwiderte Lorenzo Ximenes, „weil man mir Quartier versprochen; sonst hätte ich mich länger gehalten. Wie ich mich gewehrt, könnt Ihr wohl denken, daß ich lieber im Thurm umgekommen wäre, hätte ich nicht ausdrücklich so verstanden.“ — „Es ist nicht wahr!“ unterbrach ihn der General hastig; „mit wem sprach ich?“ — „Mit mir,“ antwortete der Lieutenant. — „Und sagtet Ihr dem Commandanten, ich habe Euch Quartier geboten?“ — „Nein, ich sagte ihm, Ihr habet uns das Leben abgesprochen, und wir wären Beide dort umgekommen, aber der Rauch wurde unerträglich; das ist die Wahrheit, sonst hättet Ihr mich jezt nicht hier.“ Der General gab einen Wink, sie abzuführen. „Denkt an meinen Vater, an meinen Bruder,“ sagte jezt Lorenzo in flehendem Tone; „habe ich übel gethan, so haben sie dem Könige treu gedient.“ Das Weinerliche dieser Bitte machte keinen guten Eindruck der kühnen, freien Haltung seines Mitgefangenen gegenüber. „Wäre Euer Vater und Euer Bruder gefangen worden,“ sagte der General, „Euer Verrath hätte ihre Treue nicht gedeckt.“ Der Schulmeister hatte

eine Papiercigarre in der Hand, denn die Spanier rauchen beständig und zu jeder Zeit, und sah sich nach Feuer um. Da nahm der General seine eigene Cigarre aus dem Mund und reichte sie ihm, die seinige damit anzuzünden; er neigte sich achtungsvoll, als er sie zurückgab. „Bedenkt, was ich gesagt, General!“ rief er, als sie abgeführt wurden. Zumalacarregui war sichtbar sehr für ihn eingenommen; er sah ihm mit seinem eigenthümlichen scharfen, durchdringenden Blicke nach und murmelte etwas vor sich hin, wovon man nur die Worte verstand: „Schade um den Burschen!“

Henningsen hatte in der Nacht die Wache bei den Gefangenen. Vor der Thüre meldete sich der Vater des Christinischen Hauptmanns, der alte Ximenes, der eifrigste Carlist. Der Verfasser fährt fort: „Als ich hörte, Ximenes sey da, überlief mich unwillkührlich ein Schauder, und wir wollten uns sämmtlich entfernen, aber die Gefangenen baten uns, zu bleiben. Ein Vater sagt zum lezten Male diesseits des Grabes einem Sohne Lebewohl, der allerdings anderer Ansicht und nach seinen politischen Grundsätzen ein Verbrecher war; aber die Bande des Bluts und der Elternliebe verknüpfen ihn mit ihm, und er kämpft vergeblich, diese Gefühle zu zügeln — ein herzzerreißender Auftritt! Ximenes hatte sein Vermögen, hatte die Bequemlichkeit, die Unabhängigkeit seines Alters seiner Pflicht zum Opfer gebracht, und nun mußte er seinen ältesten, einst geliebtesten Sohn zum Tode verurtheilt sehen, mit dem Bewußtseyn, das Seinige dazu beigetragen zu haben, so Schreckliches über ihn zu verhängen. Er war Anfangs entschlossen, sich auf eine Zusammenkunft nicht einzulassen, er hatte aber den Bitten des Sohns, gegen den jezt aller Groll begraben war, nicht widerstehen können. Ximenes, den ich vorher und nachher ganz gut gekannt, ist zwar schon sehr bejahrt, aber noch gesund und kräftig, klein von Wuchs, mit scharfen Zügen und grauem Haar; aber nie will ich sein Gesicht vergessen, wie er in das Zimmer trat, wie der Sohn sich ihm zu Füßen warf, und nun dem alten Mann die Thränen in die grauen Augen stürzten und über die verwitterten Wangen rollten. Flugs lagen sie einander in den Armen, traten in den Alkoven und sprachen ernst miteinander, jedoch, soviel ich unwillkührlich vernahm, nicht von der Möglichkeit der Rettung, bis zulezt: als da der Vater Abschied nahm, hörten wir deutlich, wie der Sohn fragte: „Also keine Hoffnung?“ — „*Pide usted a Dios!* Da mußt du Gott bitten!“ erwiderte der alte Mann und ging. Als er fort war, sandten wir unser Nachtessen zum größern Theil den Gefangenen, welche zwar ihre Rationen bekamen, sie aber nur auf Soldatenmanier zubereitet erhalten konnten. Wir sprachen viel mit ihnen: der Kapitän erschien nach jener Unterredung weit ruhiger, und der Lieutenant behielt ganz seine Kaltblütigkeit. Einen oder zwei Tage darauf wurden die Gefangenen, nachdem ihnen vom Auditor der Prozeß gemacht worden, erschossen.

Den alten Ximenes sah ich seitdem oft. Er dient uns fortwährend mit dem alten Eifer und hat manchen gefährlichen Zug mitgemacht; er hat sich aber sichtbar verändert, und auf seiner Stirne lagert beständig eine düstere Wolke. Ich hörte, Lorenzo habe ihm früher eine starke Summe geboten, um ihn zu gewinnen; dies erfuhr Zumalacarregui durch die Einverständnisse, die er im Schoße der andern Partei unterhielt, und machte Ximenes Vorwürfe, daß er ihn nicht von der Sache unterrichtet. Dieser Umstand soll ihn vom Versuch abgeschreckt haben, seines Sohns Begnadigung zu erbitten. Es liegt nichts daran, ob dem so ist oder nicht, denn es stand nicht in Zumalacarreguis Macht, ihm das Leben zu schenken.

Die folgende Anekdote ist so charakteristisch für Zumalacarregui und das ganze Drama, das gegenwärtig in Spanien spielt, daß wir sie mittheilen, obgleich wohl schwerlich eine Stelle im Buche einen peinlichern Eindruck macht.

Der Graf Via Manuel, ein spanischer Grande, der einen hohen Rang im Heere der Königin bekleidete, fiel am Ende eines der blutigen Gefechte in den Wäldern von Navarra in Zumalacarregui's Hände. Das freie, offene Wesen dieses Edelmanns bestärkte Zumalacarregui in der guten Meinung, die das Benehmen desselben im Felde in ihm erregt. Der carlistische General hatte Tags zuvor einen Lieblingsoffizier aus seinem Stab, und überdies ein paar Freiwillige verloren. Er schrieb an Rodil und machte ihm den Vorschlag, den Granden gegen jene Gefangenen auszuwechseln; allermittelst lud er Via Manuel ein, täglich an seiner Tafel im Hauptquartier zu speisen, ließ ihn mit sich ausreiten, kurz, behandelte ihn völlig wie einen befreundeten Gast. So verging eine Woche; sie saßen am Essen zu Lecumberri, da erhielt Zumalacarregui Rodils Antwort; sie bestand bloß in folgenden Worten: „Die ergriffenen Rebellen haben bereits den Tod erlitten.“ Damit war dem Gefangenen sein Urtheil gesprochen. Zumalacarregui reichte ihm das Blatt so kaltblütig, wie er es ohne Zweifel hingenommen hätte, wäre es sein eigenes Todesurtheil gewesen. Via Manuel wechselte die Farbe. Sein Wirth versicherte ihn in höflichen, aber bestimmten Worten, wie sehr er bedauere, sich einer so traurigen Pflicht entledigen zu müssen, und kündigte ihm an, er dürfe bis Sonnenaufgang mit seinem Beichtvater zubringen. Diese Nachricht traf den unglücklichen Granden, dessen Leben so lange verschont worden war, wie ein Donnerschlag. Zumalacarregui ließ sich erbitten, die Hinrichtung aufzuschieben und einen Boten mit einem Begnadigungsgesuch an den König zu schicken. Er kam zurück mit der Antwort, wenn Soldaten und Offiziere

niedrigern Rangs, die man mit den Waffen in der Hand ergriffen, hingerichtet worden, so könne ein spanischer Grande unmöglich begnadigt werden. Via Manuel wurde zu Lecumberri erschossen, starb aber nicht so schön, als sein Benehmen Anfangs es erwarten ließ; ohne Zweifel hatte die plötzliche Vernichtung der so lange genährten Hoffnung seine Kraft gebrochen. — Noch muß ich hiebei eines merkwürdigen Beispiels von Ergebenheit Erwähnung thun. Kurz nach seinem Tode desertirte zu uns ein Sergeant — dies war er seiner Aussage und seiner Auszeichnung nach — und wurde einer Guidencompagnie zugetheilt; bald darauf überfiel und verwundete er eine Schildwache und verschwand. Wie wir ein paar Monate später von andern Ausreißern erfuhren, war es ein Diener Via Manuels gewesen, der sich auf diese Weise mit seinem Herrn in Verbindung setzen wollte, aber einen Tag zu spät kam; als er sich von seiner Hinrichtung überzeugt, machte er sich bei der nächsten Gelegenheit mit der Nachricht und einigen Reliquien seines Herrn, die er von den zum Erschießen commandirten Soldaten gekauft, wieder davon.

Mittags.

Hoch im Aethermeere schwimmt die Sonne,
Uebersatt erglänzt die Welt vor Wonne,
Halb die Augen zugeschlossen,
Ruhe athmend, flaumig hingegossen.

Wald und Lüfte halten an ihr Rauschen,
Sinken still in sich hinein, zu lauschen;
Blumen wagen kaum zu düften,
Blaue Wölkchen stehn vertieft in Lüften.

Wer vermag die Wollust nachzuträumen,
Die des Erdgeists Adern mag durchschäumen,
Wenn in trunkner Mittagsschwüle
Leis er webt der Leben bunt Gewühle?

L. Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, März.

(Beschluß.)

Bergsturz an der Dent du Midi.

Wenn die Römer noch im Waadland hausten, so ginge es wahrscheinlich mit Manchem schneller bei uns. So haben wir hier in Lausanne z. B. den Flon, einen bösartigen Wildbach, der durch den nordöstlichen Theil der Stadt fließt und schädliche Dünste aushaucht. Seit dreißig Jahren war die Rede davon, dem Uebelstand durch Ueberwölbung des Bachs abzuhelfen, aber immer geschah es nicht. Endlich drohte die Cholera vom Süden her, die Gefahr eines solchen Miasma für die Stadt war sehr bedenklich, und nun kam schnell an freiwilligen Beiträgen der Einwohner genug zusammen, um diese Ueberwölbung vorzunehmen. So hat denn auch hier, wie an so vielen andern Orten, die Cho lerafurcht ihr Gutes gehabt, und die nützliche Arbeit schreitet thätig fort. Leider läßt sich nicht jeder drohenden Gefahr so leicht abhelfen. Im sechsten Jahrhundert (562) verschüttete die Dent du Midi (9880' hoch in Niederwallis zwischen Martigny und St. Maurice) die kleine, von den Römern erbaute und von ihnen besezte Stadt Epaunum am östlichen Fuß dieses Bergs, am linken Rhoneufer. Seitdem vergingen fast dreizehn Jahrhunderte ohne weitern Unfall, als in den lezten Tagen des vorigen Augusts an dem westlichen Ufer der Rhone eine sonderbare und immer zunehmende Störung bemerkt wurde. Der Strom schwoll schnell immer mehr an, trat mit Ungestüm aus seinem Bett, gerade unserm Mineralbad Lavey gegenüber, das an dem rechten oder östlichen Rhoneufer liegt, und dessen Quelle bekanntlich im Rhonebett selbst entdeckt und eingefaßt wurde. Bald kamen Ströme von dickem Schlamm mit grobem Sand, zerbrochenen Baumstämmen und Felsstücken, denn ehe sie sich einen Weg herunter bahnen konnten, hatten sie die Wälder und Felsen zerstört, die ihnen im Wege standen. Durch diese Strömungen ward die Rhone aus ihrem Ufer gedrängt. Einige Tage lang war alle Verbindung zwischen Martigny und St. Maurice unterbrochen. Diese kalte, schlammige Lava floß auch mit solcher Heftigkeit, daß es lange vergeblich war, in der Eile einen kleinen Weg in der Nähe der Landstraße zu errichten, denn er wurde weggerissen, wie man ein Stück fertig hatte. Im Anfang wußte man nicht, wo diese beängstigende Erscheinung herkam, und erst später fanden kühne Felsenkletterer den Grund. Auf der Südostseite der mächtigen Dent du Midi, welche hier bekanntlich mit der gegenüber liegenden Dent de Morcles ein Thor bildet, durch das die Rhone nach Norden, dem Genfersee zuströmt, hatte sich ganz oben ein mächtiges Stück losgerissen, war in großen und kleinen Brocken auf den Salanfegletscher gestürzt, aus dem die Sallenche fließt und unten den schönen Wasserfall der Pissevache bildet, und hatte einen Theil des Gletschers mit sich fortgerissen. Diese Masse von Felsen- und Eisblöcken sezte sich endlich in einem Schlund fest, der zwischen den Weiden des Gehöls Mves liegt, und das Wasser sickerte in die thonhaltigen Kalkfelsen, die dort den Boden und die Abhänge bilden. Als sich endlich das Wasser im Innern genug angehäuft hatte und stark genug geworden war, zerbrach es die zurückhaltenden Felsen, und kam in dem ungeheuern Schlamm-, Sand-, Felsen- und Eisstrom heran, der auch Bäume ausriß und mit sich führte; er ergoß sich endlich in die Rhone und brachte sie schnell zum Austreten. Als die Strömung etwas an Heftigkeit nachgelassen hatte, ward man ruhiger und errichtete einen Fußweg von Leitern und darauf gelegten Brettern, die immer schnell weggenommen wurden, wenn sich eine neue Strömung ankündigte. Zu diesem Zweck standen über St. Maurice hinauf Vorposten mit Lärmkanonen. Die Gefahr ist aber noch lange nicht vorüber, und es droht selbst jezt, wo der Schnee zu schmelzen anfängt, ein neuer Einsturz der wahrscheinlich vom Wasser schon unterminirten Felsen; auch läßt sich noch viel von dem gebrochenen und zerrissenen Gletscher fürchten, denn von ihm steht noch eine mehr als hundert Fuß hohe Eiswand. Unser trefflicher Salinendirector Charpentier, nicht bloß ein ausgezeichneter Geolog, sondern auch ein kühner Bergsteiger, hat den Felsenbruch so nahe als möglich gesehen und untersucht, ist dann auf den gebrochenen Gletscher und auf die untergrabenen Felsen gegangen, um das Ereigniß ganz zu fassen. Hierauf hat ihn unsere Regierung zu einer Conferenz mit Walliser Kunstverständigen nach St. Maurice geschickt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 83.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 6. April 1836.

Manch Marmorbild in Gras und Rosensträuchen
Versenkt, gleich unbegrab'nen Kriegerleichen!
Wie vom erklomm'nen Wall, weht vom Altane
Das grüne Moos als Sieg's- und Friedensfahne!

Anast. Grün.

Florentinische Nächte,

von H. Heine.

Erste Nacht.

Im Vorzimmer fand Maximilian den Arzt, wie er eben seine schwarzen Handschuhe anzog. „Ich bin sehr pressirt,“ rief ihm dieser hastig entgegen. „Signora Maria hat den ganzen Tag nicht geschlafen, und nur in diesem Augenblick ist sie ein wenig eingeschlummert. Ich brauche Ihnen nicht zu empfehlen, sie durch kein Geräusch zu wecken; und wenn sie erwacht, darf sie bei Leibe nicht reden. Sie muß ruhig liegen, darf sich nicht rühren, nicht im Mindesten bewegen, darf nicht reden, und nur geistige Bewegung ist ihr heilsam. Bitte, erzählen Sie ihr wieder allerlei närrische Geschichten, so daß sie ruhig zuhören muß.“ — „Seyn Sie unbesorgt, Doktor,“ erwiderte Maximilian mit einem wehmüthigen Lächeln. „Ich habe mich schon ganz zum Schwätzer ausgebildet und lasse sie nicht zu Worte kommen. Und ich will ihr schon genug phantastisches Zeug erzählen, so viel Sie nur begehren. — — Aber wie lange wird sie noch leben können?“ — „Ich bin sehr pressirt,“ antwortete der Arzt und entwischte.

Die schwarze Debora, feinhörig, wie sie ist, hatte schon am Tritte den Ankommenden erkannt und öffnete ihm leise die Thüre. Auf seinen Wink verließ sie eben so leise das Gemach, und Maximilian befand sich allein bei seiner Freundin Maria. Nur dämmernd war das Zimmer von einer einzigen Lampe erhellt. Diese warf dann und wann halb furchtsame, halb neugierige Lichter über das Antlitz der kranken Frau, welche, ganz angekleidet, in weißem Musselin, auf einem grünseidenen Sopha hingestreckt lag und ruhig schlief.

Schweigend, mit verschränkten Armen, stand Maximilian einige Zeit vor der Schlafenden und betrachtete die schönen Glieder, die das leichte Gewand mehr offenbarte, als verhüllte, und jedesmal, wenn die Lampe einen Lichtstreif über das blasse Antlitz warf, erbebte sein Herz. „Um Gott!“ sprach er leise vor sich hin, „was ist das! Welche Erinnerung wird in mir wach! Ja, jezt weiß ich's. Dieses weiße Bild auf dem grünen Grunde, ja, jezt . . .“

In diesem Augenblick erwachte die Kranke, und wie aus der Tiefe eines Traums hervorschauend, blickten auf den Freund die sanften, dunkelblauen Augen, fragend, bittend. — „An was dachten Sie eben, Maximilian?“ sprach sie mit jener schauerlich weichen Stimme, wie sie bei Lungenkranken gefunden wird, und worin wir zugleich das Lallen eines Kindes, das Zwitschern eines Vogels

und das Geröchel eines Sterbenden zu vernehmen glauben. „An was dachten Sie eben, Maximilian?“ wiederholte sie nochmals und hob sich so hastig in die Höhe, daß die langen Locken wie aufgeschreckte Goldschlangen ihr Haupt umringelten. „Ach!“ sagte Maximilian, indem er sie sanft wieder auf's Sopha niederdrückte, „bleiben Sie ruhig liegen, sprechen Sie nicht, ich will Ihnen Alles sagen, Alles, was ich denke, was ich empfinde, ja was ich nicht einmal selber weiß! — In der That,“ fuhr er fort, „ich weiß nicht genau, was ich eben dachte und fühlte. Bilder aus der Kindheit zogen mir dämmernd durch den Sinn, ich dachte an das Schloß meiner Mutter, an den wüsten Garten dort, an die schöne Marmorstatue, die im grünen Grase lag . . . . Ich habe „das Schloß meiner Mutter“ genannt, aber ich bitte Sie, bei Leibe, denken Sie sich darunter nichts Prächtiges und Herrliches! An diese Benennung habe ich mich nun einmal gewöhnt; mein Vater legte immer einen ganz besondern Ausdruck auf die Worte: „das Schloß!“ und er lächelte dabei immer so eigenthümlich. Die Bedeutung dieses Lächelns begriff ich erst später, als ich, ein etwa zwölfjähriges Bübchen, mit meiner Mutter nach dem Schlosse reiste. Es war meine erste Reise. Wir fuhren den ganzen Tag durch einen dicken Wald, dessen dunkle Schauer mir immer unvergeßlich bleiben, und erst gegen Abend hielten wir still vor einer langen Querstange, die uns von einer großen Wiese trennte. Wir mußten fast eine halbe Stunde warten, ehe aus der nahegelegenen Lehmhütte der Junge kam, der die Sperre wegschob und uns einließ. Ich sage „der Junge,“ weil die alte Marthe ihren vierzigjährigen Neffen noch immer den Jungen nannte; dieser hatte, um die gnädige Herrschaft würdig zu empfangen, das alte Livreekleid seines verstorbenen Oheims angezogen, und da er es vorher ein Bischen ausstäuben mußte, ließ er uns so lange warten. Hätte man ihm Zeit gelassen, würde er auch Strümpfe angezogen haben; die langen, nackten, rothen Beine stachen aber nicht sehr ab von dem grellen Scharlachrock. Ob er darunter eine Hose trug, weiß ich nicht mehr. Unser Bedienter, der Johann, der ebenfalls die Benennung „Schloß“ oft vernommen, machte ein sehr verwundertes Gesicht, als der Junge uns zu dem kleinen, gebrochenen Gebäude führte, wo der selige Herr gewohnt. Er ward aber schier bestürzt, als meine Mutter ihm befahl, die Betten hineinzubringen. Wie konnte er ahnen, daß auf dem „Schlosse“ keine Betten befindlich! und die Ordre meiner Mutter, daß er Bettzeug für uns mitnehmen solle, hatte er entweder ganz überhört, oder als überflüssige Mühe unbeachtet gelassen. Das kleine Haus, das, nur eine Etage hoch, in seinen besten Zeiten höchstens fünf bewohnbare Zimmer enthalten, war ein kummervolles Bild der Vergänglichkeit. Zerschlagene Möbeln, zerfetzte Tapeten, keine einzige Fensterscheibe ganz verschont, hie und da der Fußboden aufgerissen, überall die häßlichen Spuren der übermüthigsten Soldatenwirthschaft. „Die Einquartirung hat sich immer bei uns sehr amüsirt,“ sagte der Junge mit einem blödsinnigen Lächeln. Die Mutter aber winkte, daß wir sie allein lassen möchten, und während der Junge mit Johann sich beschäftigte, ging ich den Garten besehen. Dieser bot ebenfalls den trostlosesten Anblick der Zerstörniß. Die großen Bäume waren zum Theil verstümmelt, zum Theil niedergebrochen, und höhnische Wucherpflanzen erhoben sich über die gefallenen Stämme. Hie und da, an den aufgeschossenen Taxusbüschen, konnte man die ehemaligen Wege erkennen. Hie und da standen auch Statuen, denen meistens die Köpfe, wenigstens die Nasen fehlten. Ich erinnere mich einer Diana, deren untere Hälfte von dunklem Epheu auf's Lächerlichste umwachsen war, so wie ich mich auch einer Göttin des Ueberflusses erinnere, aus deren Füllhorn lauter mißduftendes Unkraut hervorblühte. Nur eine Statue war, Gott weiß wie, von der Bosheit der Menschen und der Zeit verschont geblieben; von ihrem Postamente freilich hatte man sie herabgestürzt in's hohe Gras, aber da lag sie unverstümmelt, die marmorne Göttin, mit den rein-schönen Gesichtszügen und mit dem edlen Busen, der, wie eine griechische Offenbarung, aus dem hohen Grase hervorglänzte. Ich erschrak fast, als ich sie sah; dieses Bild flößte mir eine sonderbar schwüle Scheu ein, und eine geheime Blödigkeit ließ mich nicht lange bei seinem holden Anblick verweilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aragos physikalische Instruktionen zu einer Reise um die Welt.

(Fortsetzung.)

Meeresströmungen. — Im Weltmeer bemerkt man eine Menge Strömungen. Die am Bord der segelnden Schiffe angestellten astronomischen Beobachtungen dienen dazu, ihre Richtung und Geschwindigkeit zu bestimmen. Es ist aber nicht weniger interessant, zu erfahren, woher sie kommen, in welchem Striche sie entspringen. Zur Lösung dieser Frage kann das Thermometer führen. Niemand stellt es heutzutage in Abrede, daß der Golfstrom, über den schon Franklin, Humboldt und Andere umfassende Beobachtungen angestellt, die aus den Tropen kommende Strömung ist, welche, nachdem sie sich in den Meerbusen von Mexiko

hineingebogen und durch die Meerenge von Bahama gegangen, von Süd gegen Nord in gewissem Abstand von der Küste der Vereinigten Staaten streicht und dabei, als ein Strom warmen Wassers, einen mehr oder weniger bedeutenden Theil der Temperatur, die er unter den Tropen hatte, beibehält. Diese Strömung spaltet sich nun: der eine Arm mäßigt, der Annahme nach, das Klima Irlands, der orkadischen und schetländischen Inseln und Norwegens; der andere beugt sich allmählig um und läuft rückwärts von Nord nach Süd durch das atlantische Meer, in einigem Abstand von den Küsten Spaniens und Portugals. Nach sehr langem Umweg fließen somit seine Gewässer wiederum mit dem Aequinoktialstrom zusammen, von dem sie ausgegangen.

Längs der Küste Amerika's sind nach und nach Richtung, Breite und Temperatur des Golfstroms so genau bestimmt worden, daß man ohne Charlatanerie ein Buch unter dem Titel: Thermometrical Navigation für die Schiffe, welche jene Striche befahren, schreiben konnte. Der rückläufige Arm dagegen ist bei weitem nicht so gut bekannt. Der Ueberschuß der Temperatur in ihm ist, wenn er in die Parallele von Gibraltar kommt, so gut wie verschwunden, und nur mittelst Durchschnitten aus einer großen Menge von Beobachtungen kann man hoffen, denselben genau zu ermitteln. Die Offiziere der Bonite werden viel zur Lösung dieser Aufgabe beitragen, wenn sie vom Meridian von Cadix bis zu dem der westlichsten Canarie von halbe Stunde zu halbe Stunde die Temperatur des Oceans genau, bis auf einen zehntels Grad, beobachten.

Bisher war von einem warmen Wasserstrom die Rede; unsere Seefahrer werden dagegen längs der Küsten von Chili und Peru einen kalten Wasserstrom antreffen. Diese Strömung geht, von der Parallele von Chiloe an, rasch von Süd nach Nord und führt bis unter die Parallele des weißen Vorgebirgs die kalten Gewässer der Striche um den Südpol. Humboldt hat zum ersten Mal auf die Temperatur desselben aufmerksam gemacht. Seitdem ist er vielfältig beobachtet worden, und die Bonite wird Gelegenheit haben, durch zahlreiche Messungen der Temperatur des Meeres unsere Kenntnisse in dieser Beziehung zu bereichern. — Major Rennel hat äußerst genau die Strömung beschrieben, welche von der südöstlichen Küste Afrika's aus an der Agullasbank hinstreicht. Die Temperatur ist nach John Davy in der Strömung um 3 — 4° R. höher, als in den benachbarten Meeren. Dies verdient desto mehr Aufmerksamkeit, als man darin die nächste Ursache der Dunsthülle, die bei herrschendem Südostwind immer auf dem Tafelberg am Cap der guten Hoffnung lagert, des sogenannten Tischtuchs, gesucht hat.

Jonathan Williams fand, daß das Wasser über Untiefen kälter ist, als in offener See. Humboldt und John Davy bestätigten die Beobachtung des Amerikaners. Humphry Davy leitete das interessante Phänomen nicht daher, daß tiefere, kalte Strömungen an den Seiten der Bank herauf und auf ihre Oberfläche gleiten, sondern von der Wärmestrahlung. Durch die Strahlung müssen, besonders bei heiterer Luft, die obersten Schichten des Meers sich ohne Zweifel bedeutend erkälten; aber mit Ausnahme der Gegenden um die Pole, wo die Temperatur der See so ziemlich auf 0 steht, hat die Erkältung einer Schichte immer eine Vermehrung ihrer Dichtigkeit und damit das Sinken derselben zur Folge. In einer grundlosen See nun sinken jene Schichten sehr tief unter die Fläche und können die Temperatur derselben nur sehr wenig modifiziren; wirken aber dieselben Ursachen bei einer Untiefe, so häufen sich die erkalteten Schichten an und ihr Einfluß kann am Ende sehr merkbar werden. Wie dem sey, man sieht leicht ein, wie viel der Nautik daran gelegen seyn muß, daß man über das von Jonathan Williams behauptete Faktum, dem mehrere neuere Beobachtungen zu widersprechen scheinen, in's Reine komme, und wie willkommen den Meteorologen vergleichende Messungen der Temperatur der obersten Meeresschichten auf offener See und über Untiefen seyn müßten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Memoiren. Mad. Lebrün. Bouilly.

Nachdem die in der neuern Geschichte berühmten Personen ihre Memoiren haben erscheinen lassen, oder nachdem man in ihrem Namen Memoiren fabrizirt hat, treten auch die minder berühmten mit Denkwürdigkeiten ihres Lebens und ihrer Zeit auf. So erschienen nach dem Tode des Schauspielers Fleury Memoiren, die er oder irgend ein Schriftsteller in seinem Namen geschrieben hat. Die 82jährige Malerin, Madame Lebrün, hat auch Manches aus ihrem Künstlerleben zu erzählen gehabt, und bereits zwei Bände von Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit drucken lassen. Damals war sie schön, geistreich, porträtirte vortrefflich, und wurde daher in der vornehmen Welt sehr gesucht. Die Frau hat mehrere Länder bereist, mit manchen Fürsten und andern Großen Verbindungen gehabt, ist von manchen Liebhabern der Kunst hochgefeiert worden, und weiß daher Bescheid in der großen Welt. Sie ist dabei so gutmüthig, daß sie Niemanden etwas zu Leide thun möchte, und daher nichts als Gutes von den Leuten meldet, welche sie in ihren Memoiren aufführt. Darin weicht sie von den meisten neuern Schriftstellern ähnlicher Art ab, die sich eben durch das

Böse, das sie von den Menschen berichten, charakterisiren. Die Kaiserin Catharina II., welche von der Herzogin von Abrantes neulich so übel behandelt worden ist, erscheint in Mad. Lebrüns Schilderungen als die liebenswürdigste Fürstin, die sich denken läßt. Hat die Malerin stets so porträtirt, wie sie mit der Feder schildert, hat sie immer die darzustellenden Personen so vortheilhaft hervorgehoben, so ist es kein Wunder, daß so viele Männer und Frauen von ihrer Hand gemalt seyn wollten. Fast eben so gutmüthig ist der bekannte Theaterdichter Bouilly in seinen „Recapitulations,“ die auch Erinnerungen seines thätigen Lebens sind. Bouilly stellt nicht allein Andere, sondern auch sich selbst in ein vortheilhaftes Licht, und fast jedes Kapitel ist eine kleine Lobrede auf sein Handeln und Denken. Er erzählt, wie er in der Schule durch einige auffallende Züge die Achtung seiner Lehrer erworben, wie er als Advokat seinen ersten Proceß gewonnen, wie er als Theaterdichter mit seinem ersten Versuche, „Peter der Große,“ wozu Gretry die Musik gesezt, den größten Beifall erhalten, wie er die Liebe der Tochter jenes berühmten Tonkünstlers gewonnen, wie gütig er von der Königin Marie Antoinette aufgenommen worden, und wie er Neckers Anerbieten einer bedeutenden Stelle ausgeschlagen, um seine Unabhängigkeit zu behalten, worauf er mit Recht stolz ist, weßhalb er auch mehrmals derselben Erwähnung thut. Die ganz unabhängig lebenden Schriftsteller sind zwar in Frankreich und England nicht selten, aber doch auch nicht sehr häufig. Ein beliebter Schriftsteller bedarf einer guten Dosis Weltweisheit, um sich durch keine besoldete Stelle fesseln zu lassen. Nun hatte Bouilly freilich von Haus aus sein Einkommen gesichert und gewann viel durch Theaterstücke, die bekanntlich in Frankreich für den Dichter sehr einträglich sind, wenn sie Beifall erhalten. Die meisten unabhängig lebenden Schriftsteller findet man daher auch gerade unter den Theaterdichtern. Auch ließ sich Bouilly durch die Liebenswürdigkeit Marie Antoinette's nicht verblenden, erkannte gar wohl die Schwächen und Mißbräuche der damaligen Regierung, und sah mit Freuden, wie er versichert, eine neue Ordnung der Dinge eintreten, welche allen Ständen Gleichheit bürgerlicher Rechte zusicherte. Er war nicht der Einzige, der, ungeachtet seiner Anhänglichkeit an die königliche Familie, den Umsturz der alten Gesezgebung billigte. Gretry dachte wie der Theaterdichter, und obschon er die Kammermusik der Königin zu leiten hatte, so ging er doch mit Freuden an die Composition der Musik zu der Operette Wilhelm Tell, worin sich damals die allgemeine Gesinnung der Nation aussprach, und besuchte die Schweiz, bloß um sich zu diesem Werke zu begeistern, das heißt, er ging auf die Berge zu den Hirten, nicht aber zu den patrizischen Räthen in den Städten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Florenz, Februar.

(Fortsetzung.)

Deutsche Musik. Die Pelzet.

Es gereicht Florenz zur Ehre, zuerst praktisch etwas für die Belebung eines bessern musikalischen Geistes gethan, und das diesem Zweck ausschließlich gewidmete Unternehmen des Herrn Loewe aus Leipzig unterstüzt zu haben. Ihm mußte bei einem längern Aufenthalt in dieser Stadt das gänzliche Verkennen deutscher Musik besonders aufgefallen, und dadurch der Wunsch rege geworden seyn, durch ein allmählich sich eröffnendes Verständniß deutscher Meisterwerke der arg darnieder liegenden Instrumentalmusik wieder aufzuhelfen. Es war sein Streben, den Dilettanten der hiesigen Societa filarmonica dies dringende Bedürfniß klar zu machen; der Erfolg hat gelehrt, wie sehr ihm dies gelungen. Durch sein Bemühen werden nun von dieser Gesellschaft in ihren Conzerten, die sie von Zeit zu Zeit zu geben pflegt, untermischt mit neuer italienischer Musik, auch Symphonien, Ouvertüren u. s. w. von Beethoven, Weber, Reisiger und Andern ausgeführt, und dies mit einer Präcision, wie man dies in Italien nirgends in ähnlicher Weise, und besser nur zu Paris und in Berlin unter Spontini's Direction zu hören gewohnt ist. Man sieht hier einmal auf eigentlich deutsche, geziemende Weise dirigiren, ohne jenes Lärmen und Hantiren, wodurch sonst jeder italienische Kapellmeister, auch der unbedeutendste, sich geltend zu machen sucht; und da auch die Instrumente vorher gestimmt sind, fällt jene Unverschämtheit weg, zu welcher sonst jeder Einzelne im italienischen Orchester durch Proviren seines Instruments sich berechtigt glaubt. Man kann nun freilich in Wahrheit nicht sagen, daß das hiesige Publikum schon mehr von solch deutscher Musik, als von Rossinischen und Bellinischen Sachen ergriffen werde, sie verfehlt aber neben jenen einmal national beliebten Werken nie ihre Wirkung, und wird mit einer andächtigen Stille gehört, welche man sonst nur für die feierlichsten Momente des katholischen Ritus sich aufzusparen scheint. Der Florentiner sieht in diesem Unternehmen zunächst bloß den Gewinn und Nutzen, welchen die Instrumentalmusik daraus ziehen wird; der bedeutendere Erfolg für die richtigere Würdigung und für das bessere Verstehen höherer deutscher Meisterwerke kann der Natur der Sache nach hier nur sehr allmählich erreicht werden.

Im Theater Alfieri hat während dieser Saison die Pelzet eine ganze Reihe von Rollen der verschiedensten Art gegeben, so daß man ihr hier sehr gefeiertes Talent völlig würdigen konnte. Das Publikum dürfte sie jezt für die erste tragische Schauspielerin Italiens halten; denkende Schauspieler selbst und gebildete Florentiner stellen dagegen die Internari höher. Wenn man nach diesem Urtheil, und nach dem, was ich früher einmal über die Internari mitgetheilt habe, sich von der Pelzet vielleicht nur eine geringe Vorstellung machen sollte, hätte man deßwegen Unrecht, weil Beide eigentlich in keiner Weise verglichen werden können. Die Pelzet, im Besitz alles dessen, was der Internari abgeht, verbindet mit einer volltönenden, durchaus ungebrochenen Stimme jene unverwüstliche, in gesteigerten Momenten unerschöpfliche, heftige Leidenschaftlichkeit, worin sie wohl nur an der Demoiselle Georges ihres Gleichen findet. Im vollsten Bewußtseyn ihrer materiellen Kraft hat sie nicht, wie die Internari, nöthig, mit ihren Mitteln hauszuhalten; ja wenn sie wollte, könnte sie es nicht, weil mehr, als der Gegenstand, das Uebermaß ihrer Kraft sie fortreißt. Dies führt nothwendig mit sich, daß die Pelzet offenbar weniger als die Internari auf den Titel einer sogenannten denkenden Künstlerin Anspruch machen kann, und daß man von ihrem Talente nichts weniger als vollendete, ruhig durchgeführte Darstellungen höhern Styls sich versprechen darf.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 7. April 1836.

Von bebender Wimper tropft der Nacht Zähre mir,
Indeß den ersehnten Tag verheißt Hahnenruf:
Wach auf o betrübte Seele!

Verstimmung.

Umzuspringen
Mit gelehrt- und ernsten Dingen,
Hatt' ich nun schon viele Wochen
Mürbe mir den Kopf zerbrochen,
Konnt' es nie auf's Grüne bringen.

Eingeschrumpft,
Tief in altem Quark verdumpft,
Magre Bücherkost zum Schmause,
Saß ich finster in der Klause,
Sinn und Augen abgestumpft.

Fern entschwunden
Waren all die schönen Kunden
Aus der Dichtung ros'gem Lande,
Schleppen mußt' ich tief im Sande
Mich mit nacktem Fuß voll Wunden.

Selbst in Träumen
Kroch ich um in finstern Räumen,
Wandelt' unter Steingerölle,
Wo es eisig tropft', als quölle
Feuchtes Nachtthaugift von Bäumen.

Mit den Händen
Griff an faulen Kerkerwänden
Ich herum mich, Thore suchend,
Auf die Moderhöhle fluchend,
Schaudernd dacht' ich's: hier zu enden!

In den Ohren
Klang mir, wie fernher beschworen,
Stromesrauschen, Windsbewegen,
Morgendlich halbwaches Regen,
Lauter jezt, dann leis verloren.

Und zumal
Horch! ein Schlag, wie Wetterstrahl!
Weit gespalten sind die Mauern,
Und durchhaucht von Morgenschauern
Liegt vor mir ein blühend Thal.

Sonne schaut
Flammend drein, wie's wogt und braut,
Hat sich siegreich aufgeschwungen:
Frisch vom Schlaf emporgesprungen,
War ein Lied mein erster Laut.

L. Seeger.

Florentinische Nächte.

(Fortsetzung.)

Als ich wieder zu meiner Mutter kam, stand sie am Fenster, verloren in Gedanken, das Haupt gestützt auf ihrem rechten Arm, und die Thränen flossen ihr unaufhörlich über die Wangen. So hatte ich sie noch nie weinen sehen. Sie umarmte mich mit hastiger Zärtlichkeit und bat mich um Verzeihung, daß ich, durch Johanns Nachlässigkeit, kein ordentliches Bette bekommen werde. „Die alte Marthe," sagte sie, „ist schwer krank und kann dir, liebes Kind, ihr Bett nicht abtreten. Johann soll dir aber die Kissen aus dem Wagen so zurecht legen, daß du darauf schlafen kannst, und er mag dir auch seinen Mantel zur Decke geben. Ich selber schlafe hier auf Stroh; es ist das Schlafzimmer meines seligen Vaters; es sah sonst hier viel besser aus. Laß mich allein!" Und die Thränen schossen ihr noch heftiger aus den Augen.

War es nun das ungewohnte Lager, oder das aufgeregte Herz, es ließ mich nicht schlafen. Der Mondschein drang so unmittelbar durch die zerbrochenen Fensterscheiben, und es war mir, als wolle es mich hinauslocken in die helle Sommernacht. Ich mochte mich rechts oder links wenden auf meinem Lager, ich mochte die Augen schließen oder ungeduldig wieder öffnen, immer mußte ich an die schöne Marmorstatue denken, die ich im Grase liegen sehen. Ich konnte mir die Blödigkeit nicht erklären, die mich bei ihrem Anblick erfaßt hatte, ich ward verdrießlich ob dieses kindischen Gefühls, und „morgen," sagte ich leise zu mir selber, „morgen küssen wir dich, du schönes Marmorgesicht, wir küssen dich eben auf die schönen Mundwinkel, wo die Lippen in ein so holdseliges Grübchen zusammenschmelzen!" Eine Ungeduld, wie ich sie noch nie gefühlt, rieselte dabei durch alle meine Glieder, ich konnte dem wunderbaren Drange nicht länger gebieten, und endlich sprang ich auf mit keckem Muthe und sprach: „Was gilt's, ich küsse dich noch heute, du liebes Bildniß!" Leise, damit die Mutter meine Tritte nicht höre, verließ ich das Haus, was um so leichter, da das Portal zwar noch mit einem großen Wappenschild, aber mit keinen Thüren mehr versehen war, und hastig arbeitete ich mich durch das Laubwerk des wüsten Gartens. Auch kein Laut regte sich, und Alles ruhte, stumm und ernst, im stillen Mondschein. Die Schatten der Bäume waren wie angenagelt auf der Erde. Im grünen Grase lag die schöne Göttin ebenfalls regungslos, aber kein steinerner Tod, sondern nur ein stiller Schlaf schien ihre lieblichen Glieder gefesselt zu halten, und als ich ihr nahte, fürchtete ich schier, daß ich sie durch das geringste Geräusch aus ihrem Schlummer erwecken könnte. Ich hielt den Athem zurück, als ich mich über sie hinbeugte, um die schönen Gesichtszüge zu betrachten; eine schauerliche Beängstigung stieß mich von ihr ab, eine knabenhafte Lüsternheit zog mich wieder zu ihr hin, mein Herz pochte, als wollte ich eine Mordthat begehen, und endlich küßte ich die schöne Göttin mit einer Inbrunst, mit einer Zärtlichkeit, mit einer Verzweiflung, wie ich nie mehr geküßt habe in diesem Leben. Auch nie habe ich diese grauenhaft-süße Empfindung vergessen können, die meine Seele durchfluthete, als die beseligende Kälte jener Marmorlippen meinen Mund berührte.... Und sehen Sie, Maria, als ich eben vor Ihnen stand, und ich Sie in Ihrem weißen Musselinkleide auf dem grünen Sopha liegen sah, da mahnte mich Ihr Anblick an das weiße Marmorbild im grünen Grase. Hätten Sie länger geschlafen, meine Lippen würden nicht widerstanden haben."

„Max! Max!" schrie das Weib aus der Tiefe ihrer Seele. „Entsetzlich! Sie wissen, daß ein Kuß von Ihrem Munde—" — „O, schweigen Sie nur, ich weiß, das wäre für Sie etwas Entsetzliches! Sehen Sie mich nur nicht so flehend an. Ich mißdeute nicht Ihre Empfindungen, obgleich die lezten Gründe derselben mir verborgen bleiben. Ich habe nie meinen Mund auf Ihre Lippen drücken dürfen ...."

Aber Maria ließ ihn nicht ausreden, sie hatte seine Hand erfaßt, bedeckte diese Hand mit den heftigsten Küssen und sagte dann lächelnd: „Bitte, bitte, erzählen Sie mir noch mehr von Ihren Liebschaften. Wie lange liebten Sie die marmorne Schöne, die Sie im Schloßgarten Ihrer Mutter geküßt?" — „Wir reisten den andern Tag ab," antwortete Maximilian, „und ich habe das holde Bildniß nie wiedergesehen. Aber fast vier Jahre beschäftigte es mein Herz. Eine wunderbare Leidenschaft für marmorne Statuen hat sich seitdem in meiner Seele entwickelt, und noch diesen Morgen empfand ich ihre hinreißende Gewalt. Ich kam aus der Laurenziana, der Bibliothek der Medizäer, und gerieth, ich weiß nicht mehr wie, in die Kapelle, wo jenes prachtvollste Geschlecht Italiens sich eine Schlafstelle von Edelsteinen gebaut hat und ruhig schlummert. Eine ganze Stunde blieb ich dort versunken in dem Anblick eines marmornen Frauenbilds, dessen gewaltiger Leibesbau von der kühnen Kraft ihres Schöpfers zeugt, während doch die ganze Gestalt von einer ätherischen Süßigkeit umflossen ist, die man bei jenem Meister eben nicht zu suchen pflegt. In diesen Marmor ist das ganze Traumreich gebannt, mit allen seinen stillen Seligkeiten, eine zärtliche Ruhe wohnt in diesen schönen Gliedern, ein besänftigendes Mondlicht scheint durch ihre Adern zu rinnen — es ist die Nacht des Michel Angelo Buonarotti. O, wie gerne möchte ich schlafen des ewigen Schlafes in den Armen dieser Nacht!

(Die Fortsetzung folgt.)

Aragos physikalische Instruktionen zu einer Reise um die Welt.

(Beschluß.)

Höhe der Wogen. — Die jungen Offiziere vom Generalstab der Bonite werden sich sehr wundern, wenn wir ihnen sagen, daß keiner ihrer Vorgänger befriedigend die folgenden Fragen gelöst hat: wie hoch können die Wogen bei einem Sturm werden? welches ist ihre größte Breite? wie schnell rücken sie fort? — Was die Höhe betrifft, so hat man sich gewöhnlich mit einer Schätzung begnügt. Wie sehr man sich aber dabei irren kann, wie stark die Einbildungskraft dabei spielt, geht daraus hervor, daß manche Seefahrer als größte Höhe der Wogen 15 Fuß, andere, gleich respektable, 100 Fuß angeben. Aber die Wissenschaft verlangt heutzutage nicht plumpe Schätzungen, sondern wirkliche Messungen. Diese sind allerdings sehr schwierig; indessen scheinen die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich, und jedenfalls ist die Frage zu interessant, als daß man sich dabei eine Mühe dürfte verdrießen lassen.

Man denke sich die Meereswogen unbeweglich, versteinert; was thäte man auf einem am Fuße einer der Wogen gleichfalls feststehenden Schiffe, wenn man ihre wahre Höhe messen, wenn man den vertikalen Abstand zwischen Boden und Spitze angeben sollte? Der Beobachter stiege langsam am Mast hinauf und hielte an, sobald die von seinem Auge aus gezogene horizontale Gesichtslinie die Spitze der fraglichen Woge zu erreichen schiene; die vertikale Höhe des Auges über der Wasserlinie des voraussetzlich unten in der Mulde liegenden Schiffes wäre die gesuchte Höhe. Dieselbe Operation hat man nun während des Sturms bei allem Schwanken und Durcheinander zu versuchen.

So lang auf einem ruhenden Schiff der Beobachter seinen Platz nicht verändert, bleibt sein Auge in derselben, leicht zu ermittelnden Höhe über dem Meere. Aber auf einem, von den Wogen gepeitschten Fahrzeug neigen sich beim Stampfen und Schlingern die Masten bald hier, bald dorthin. Die Höhe jedes Punktes an ihnen, z. B. des Mastkorbs, verändert sich jeden Augenblick, und der Offizier, der darin steht, kann nicht wissen, wie hoch er im Moment der Beobachtung senkrecht über dem Meere ist, wenn nicht eine zweite Person auf dem Verdecke gleichzeitig die Bewegungen des Masts beobachtet. Gelingt es einem, auf diese Weise den Unterschied zwischen der Schiefe des Masts und der Vertikallinie etwa bis auf einen Schuh auszugleichen, so scheint uns die Aufgabe vollständig gelöst, besonders wenn man zur Beobachtung die Momente wählt, wo sich das Schiff ungefähr in seiner natürlichen Lage befindet; dies ist aber gerade unten in der Mulde der Woge der Fall. Um nun zu bestimmen, ob die den Kamm einer Woge streifende Gesichtslinie horizontal ist, bedient man sich des sogenannten Depressions-Sectors (deep sector), in dem man mittelst eines Spiegels die Spitzen zweier Wogen, der vor und der hinter dem Beobachter aufsteigenden, zugleich sieht. Einfacher wäre die Operation, und in manchen Fällen das Ergebniß genau genug, wenn man nur, sogar mit bloßem Auge, auszumachen suchte, wie hoch man am Mast hinauf kann, ohne je, wenn das Schiff unten in der Mulde ist, eine andere Woge zu sehen, als die nächste, welche kommt oder geht. In dieser Form wäre Jedermann dem Geschäfte gewachsen, und die Beobachtung könnte daher auch bei den heftigsten Stürmen angestellt werden, das heißt unter Umständen, wo die Anwendung von Reflexionsinstrumenten mit Schwierigkeiten verknüpft wäre, und wohl auch nur ein Matrose es wagen dürfte, den Mast zu erklettern.

Erhebung der Küste von Chili. — Im November 1822 wurde in Folge des Erdbebens, das in Chili die Städte Valparaiso, Quillota u. s. w. zerstörte, ein großer Theil des Landes 3—5 Fuß über sein altes Niveau emporgehoben. Die Erdbeben von 1834 waren, so scheint es, noch heftiger, als das von 1822. Es wäre also von Wichtigkeit, zu untersuchen, ob sie nicht auch das ganze Land plötzlich emporgehoben haben. An einer Küste, wo das Meer in Folge der Fluth nie über 3—6 Fuß steigt, müssen eine Menge Marken, Ladeplätze, Austerbänke, andere an den Felsen klebende Schaalthiere, vorhanden seyn, vermöge welcher die Frage von der Emporhebung des Landes leicht zu lösen ist. Man hätte dabei auch Vancouvers, Malaspinas u. aa. hydrographische Karten zu Rathe zu ziehen, denn es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß die Hebungen mit der Küste aufhören und der Meeresboden keinen Theil daran genommen hat. — Die plötzlichen wie die allmählichen Hebungen des Bodens scheinen in der künftigen Geschichte der Erde eine so wichtige Rolle spielen zu wollen, daß die Offiziere der Bonite sich besonders werden angelegen seyn lassen, alle neuern Erscheinungen der Art, die zu ihrer Kenntniß kommen, aufzuzeichnen, und dabei namentlich die Küste von Peru nicht zu vergessen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Memoiren. Madame Talma.

Eine mit dem Theater noch näher als Bouilly verwandte Person, die Wittwe des berühmten Talma, hat ebenfalls ihre Erinnerungen aufgesezt und drucken lassen. Eigentlich sind es keine Memoiren, sondern der Band besteht aus verschiedenen Stücken, als: Betrachtungen über die Schauspielkunst, Nachrichten vom Theaterleben der Verfasserin, Anekdoten über Talma, Briefe an ihn von Ducis,

dem Theaterdichter. Voran geht eine biographische Notiz über die Verfasserin, von Villenave. Sie ist die Tochter des Schauspielers Vanhove, der auf dem Théâtre français zu den bessern tragischen Schauspielern gehörte, ehe Talma ihnen zeigte, wie man spielen, und sogar wie man sich kleiden müsse; denn davon ließen sich, wie es scheint, diese Herren wenig träumen. Schon in ihrem vierzehnten Jahre trat sie in den Kinderrollen auf, erhielt großen Beifall, ward in ihrem fünfzehnten Jahre unter die Societaires des Theaters aufgenommen, und mußte von nun an die Rollen der Liebhaberinnen und jungen Frauen spielen. Sie gesteht, daß sie Anfangs wenig Fortschritte machte, weil sie den Geist der Rollen noch nicht begriff. Als sie einmal eine Rolle nach dem gewöhnlichen Schlendrian gespielt und wenig Beifall erhalten hatte, berief Dlle. Contat sie zu sich, gestand ihr offenherzig, sie sey mit der Art, wie das junge Mädchen die Rolle gegeben, gar nicht zufrieden gewesen; es müsse ganz anders werden, wenn sie eine ausgezeichnete Schauspielerin werden wolle. Die Contat spielte ihr die Rolle vor; das Mädchen erstaunte über die Feinheit, womit die geübte Schauspielerin eine Rolle aufgefaßt hatte, welche der Anfängerin wenig Dankbares zu enthalten schien; sie nahm sich das Spiel der Contat zum Muster, und da einige Tage darauf dasselbe Stück wieder gegeben wurde, spielte sie ihre Rolle ganz anders, und diesmal blieb ihr der Beifall des Publikums nicht aus. Dabei erzählt sie folgende Anekdote. Der berühmte Préville gab einer jungen Person Unterricht, welche sich der Schauspielkunst widmen wollte. Sie war schön, gefällig, hatte ein treffliches Sprachorgan und eine gute Aussprache; man hoffte also, mit Hülfe eines so ausgezeichneten Lehrers, wie Préville, sie zu einer guten Schauspielerin auszubilden. Préville hatte ihr die Rolle Ariadnes einzustudiren gegeben. Um sie für dieselbe zu begeistern, schilderte er ihr die unglückliche Lage einer von ihrem Liebhaber verlassenen und vergessenen Prinzessin. „Nun, Mademoiselle,“ fuhr er fort, „überlassen Sie sich ganz Ihrer Rührung; Gefühl und Seele sind hier unentbehrlich. Sprechen Sie, ich horche auf Ihre Worte.“ Das Mädchen sagte die Rolle wie eine Schülerin her, ohne das mindeste Gefühl. Préville ward ungeduldig. „Wie, Mademoiselle, Sie bleiben in einer so rührenden Lage kalt? Sehen Sie, ich weine, indem ich diese Verse hersage, ich bin innig gerührt. Um Gotteswillen! begeistern Sie sich! weinen und schluchzen Sie doch! O, ich merke schon, Sie empfinden gar nichts. Lassen wir einen Augenblick Ariadne bei Seite und sprechen von Ihrem eigenen Schicksal. Nicht wahr, Sie gedenken sich einst zu verheirathen?“ – „Ja wohl.“ – „Nun gut; gesezt aber, der Bräutigam, den Sie gewählt hätten, ließe Sie im Stiche und verschwände. Nun, aufrichtig gesprochen, was würden Sie da thun?“ – „Herr Préville, ich würde einen Andern nehmen.“ – „Einen Andern nehmen? Mademoiselle, diese Unterrichtsstunde ist die lezte; denken Sie nicht daran, je Tragödie oder Comödie zu spielen. Als Schauspielerin werden Sie nie weiter kommen; davon können Sie versichert seyn. Legen Sie sich auf den Handel, oder auf's Nähen, kurz auf was Sie wollen. Hiemit Gott befohlen!“

(Der Beschluß folgt.)

Florenz, Februar.

(Beschluß.)

Die Schauspielerin Pelzet.

Wenn in den Darstellungen der Pelzet die widrige italienische Manier dennoch ihren Platz gefunden hat und findet, so rührt dies daher, daß ohne die gewöhnlichen Drucker, und ohne jenen, eine Octave über die Natur hinaufgestimmten Ton mit übrigem Zubehör keine Gnade für sie vom Publikum zu hoffen ist. Hat doch Talma selbst, bei dem höchsten Genie für darstellende Kunst, und in Paris, nie gewagt, die hergebrachte Bahn ganz zu verlassen. Der aufmerksame, vergleichende Beobachter aber wird in dem reichen Talent der Pelzet einen Inhalt von freilich ungebildeter, aber echt südlicher Naturkraft finden, die an jedem Abend, absichtslos vielleicht und deßhalb regelloser, die vorgeschriebenen, enggezogenen Conventionen eines sogenannten klassischen „Postamento“ durchbricht, und sich selbst vertrauend, momentan wenigstens, eine neue Bahn betritt. Es gibt in dieser Beziehung nichts Charakteristischeres unter ihren Darstellungen, als den Monolog zu Ende des ersten Acts in der Gismonda von Silvio Pellico, in welchem sie in einer Strophe sich die erste Liebe zurückruft, und später ihrem stolzen Herzen die Elendigkeit vorwirft, einen Mann zu lieben, der ihr eine Andere vorzog. Sie weiß in die Worte: oh palpiti d'un tempo suavissimi, puri, alti! (o süßeste, reine, hohe Empfindungen jener Zeit!) eine Gluth und eine Reinheit der Empfindung zu legen, welche, in Italien in der Wirklichkeit und in der Poesie vielleicht schon seit und mit Dante abgestorben, hiesigen Deutschen nur aus jenen Worten der Iphigenia in der Darstellung der Crelinger erinnerlich waren: „O Sonne, leihe mir die schönsten Strahlen und lege sie zum Dank vor Jovis Thron, denn ich bin arm und stumm!“ – Dann preßt sie in die Worte: cor mio codardo, e a stento le lacrime alla sua morte reprimi? un' altra amò: l'abborriro in eterno! (elendes Herz, und du unterdrückst die Thränen kaum bei der Nachricht von seinem Tode? eine Andere liebte er: ewig werd' ich ihn verabscheun!) so viel Wuth gegen sich selbst, eine so willenlose Trauer über die unerwartete Todesnachricht, nach einer kleinen Pause weibliche Eifersucht, und dann plötzlich sich bildenden, entschiedensten Abscheu zusammen, daß dieses in weniger als einer Minute an uns vorübergehende Bild mannichfachster Leidenschaften mehr werth seyn dürfte, als die ganze fünfactige Tragödie dieses modernen Euripides. Wenn man hierin tadeln wollte, daß sie mit geballter Faust zu wiederholten Malen sich an die Brust schlägt (bei cor mio codardo), und bei dem abborriro in eterno mit dem rechten Arm von der Höhe des Kopfes mit entschiedenster Bewegung nach unten herabfährt, würde man vergessen, daß man hier mit einer entfesselten italienischen Natur zu thun hat, in der alle Uebergänge sich schneller, und deßwegen häufig nach außen zu heftiger vermitteln, und daß man im Grunde weiter nichts gewahrt, als was jede Comödie von Goldoni uns zeigt, indem er den Knoten des Stücks nicht aus den Charakteren der Personen, sondern aus willkührlich scheinenden, aber in der Natur des hiesigen Volks begründeten Uebergängen sich lösen läßt. – Daß eine Schauspielerin dieses Schlags für die Comödie nicht besonders geschaffen ist, wird man nach dem Obigen vermuthen können. Alle Aufgaben dieser Art löst sie offenbar mit weniger Geschick, als die berechnende Internari, welche auch Verse etwas besser recitirt, als die Pelzet, die, wo sie nicht hingerissen ist, die Jamben monoton vorträgt, und namentlich gegen das Ende jedes Verses auf unangenehme Weise die Sylben zu dehnen pflegt. Bis jezt stört ihre schon volle Gestalt freilich noch wenig, es ist aber zu fürchten, daß sie dies früher, als die auch hier arg mißhandelte mimische Kunst es wünschen darf, veranlassen wird, das Theater zu verlassen, zumal da ihr, namentlich im obern Theil merkwürdig, ja für eine Italienerin auf seltene Weise ausdrucksloser Kopf ihr dies anrathen könnte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 85.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 8. April 1836.

What hempen home-spuns have we swagging here?
What, a play towards? I'll be an auditor.
Shakespeare.

Niederländische Chroniken.

Nacherzählt von Alfred Reumont.

Der tolle Donnerstag.

Im Gebiete der alten Stadt Dendermonde, als deren Herrscher uns schon vor Carls des Großen Zeit ein Graf Haimon genannt wird, welcher eine Tochter des Königs der Tungrer zur Gemahlin hatte, findet sich nicht weit von den Ortschaften Vasserode und Mösele eine halb verfallene Kapelle, Hoogh Kastele geheißen. Ihre Lage auf einem Hügel, woher wahrscheinlich auch der Name stammt, gewährt die Aussicht auf einen großen Theil des fruchtbaren Flanderns, auf die Ebene, welche die Schelde zwischen Gent und Antwerpen durchströmt.

Das Volk von Flandern und Brabant ist jederzeit aufgeweckt und guter Dinge gewesen, hat immer fröhliche Zusammenkünfte geliebt, und ist, Frömmigkeit mit Lebensgenuß verbindend, bis auf unsere Tage gerne in feierlichen Processionen nach Kirchen und Wallfahrtorten gezogen — nach dem Caudenberg zu Brüssel, um schöne Kinder zu erzielen, nach St. Hubert in den Ardennen, um sich vor den Wirkungen des Hundsbisses zu schützen, nach Tournai, um die Befreiung von der Pest zu feiern, nach Aerschot, um die Verkündigung durch ein junges Mädchen und einen Chorknaben darstellen zu sehen. Dabei wurde denn jedesmal die Gelegenheit benuzt, nach Hersagung der üblichen Gebete und Verrichtung der vorgeschriebenen Ceremonien sich einen guten Tag zu machen und den Abend mit lustigen Gesängen und tollen Streichen zu beschließen, nachdem der Morgen mit Paternoster und Litanei begonnen worden war. Diese Contraste waren nicht schärfer, als die Vermengung des Heiligen mit dem Profanen bei den religiösen Feierlichkeiten selbst. An die italienische Sitte erinnernd, von der noch jezt die Charfreitagsprozession zu Prato in Toscana, mit römischen Rittern und Kriegern, mittelalterlichen Büßer- und Geißleraufzügen, Fackelträgern und lebensgroßen Bildsäulen des Heilands und der Madonna, als ein ziemlich vereinzeltes Beispiel zeugt, gab es in den südlichen Niederlanden kirchliche Festzüge, wobei Drachen, Wallfische und Riesen neben Kaiser Carl und seinen Paladinen auftraten, der tapfere Ritter Don Quixote mit seiner Dulcinea und Sancho Pansa sich im Gefolge einer Schaar von Teufeln befand, und die heil. Magdalena auf einem mit Laub bedeckten Wagen einherzog, von Simson und Goliath begleitet, während der böse Geist sich vergebens bemühte, sie zu fangen. So war in diesem Lande Auge und Sinn an das Barocke und Abenteuerliche und an die lächerlichsten Gegensätze so gewöhnt, daß Auftritte, welche man in unsern nüchternen

Tagen kaum für glaublich halten möchte, in jenen Zeiten als unerläßliche Episoden betrachtet wurden, und regelmäßig als Erholungen nach den ernsten, im Kriegsleben, oder in Gewerbthätigkeit oder bei der Feldarbeit zugebrachten Tagen wiederkehrten.

Auf dem Platze vor dem Kirchlein von Hoogh Kastele trugen sich denn doch am Donnerstage nach Pfingsten die komischsten Auftritte zu. Es verlohnt wohl die Mühe, daß wir uns hinbegeben, um die sonderbare Feierlichkeit mit anzusehen. Tausende strömen aus den benachbarten Ortschaften herbei, meist Landleute, doch auch manche Städter; kein bekümmert Gesicht ist unter ihnen zu entdecken. Ist es das Fest, welches sie so plötzlich Sorge und Noth vergessen gemacht hat, oder belohnt die gesegnete Ernte in so reichem Maße ihre Mühe, daß die Möglichkeit eines Mißwachses ihnen niemals in den Sinn zu kommen scheint? Hört den Jubel, der da tausendstimmig die Luft erfüllt!

Ein Leiterwagen, bis hoch hinauf mit Mist und Laub bedeckt, wurde von vier abgemagerten Mähren, dem Auswurf des Pferdegeschlechts der ganzen Gegend, mühsam den Hügel hinaufgeschleppt. Auf ihm saß triumphirend eine Bauerfrau, die größte und stärkste, die man hatte finden können, und die sich nicht hatte weigern dürfen, den Ehrenplatz einzunehmen; in grelle Farben gekleidet und mit einer gewaltigen weißen Haube angethan, blickte sie so gravitätisch als möglich auf ihre Begleiter, welche den Wagen umringten. Kaum war sie oben angelangt und stieg ab, um sich in die Kapelle zu begeben, so erhob sich auf allen Seiten Geschrei, Heulen, Pfeifen; alle menschlichen und thierischen Töne schienen ein Conzert anzustimmen, ihren Einzug zu bewillkommen. In der Kapelle stand ein hoher Stuhl, auf den sie sich mit vieler Würde sezte. „Freunde und Lieben,“ begann sie nun, sobald das Getöse und Gepolter derer, die in und vor dem Kirchlein sich befanden, sich ein wenig gelegt hatte, „im Namen meiner Vorgängerin in der Regierung danke ich euch für die Treue, welche ihr zwölf Monate hindurch bewiesen, für den Eifer, welchen ihr an den Tag gelegt, für die gute Verwaltung und Ordnung, zu der ihr mitgeholfen habt. Der Tag der Vertheilung der Reichswürden ist wieder erschienen. Die, welche während des vergangenen Jahrs redlich ihre Pflichten erfüllt, sind heute in Gnaden entlassen; jezt gilt es, mit eurem Beistande und aus eurer Mitte ihre Nachfolger zu wählen. Andres, mein Rath und Kanzler, kündigt die Aemter an, und das Volk entscheide, welche am würdigsten sind, sie zu bekleiden.“ — „Es lebe die Greite und ihr Regiment!“ erscholl drinnen und von außen her aus dem Munde aller Anwesenden. Ein alter Bauer, bei dem das schalkhafte Auge und die derbrothe Wange das ergraute Haar schienen Lügen strafen zu wollen, und der an diesem Tage die oberste Stelle in der Verwaltung bekleidete, trat hervor. „Der Aemter sind viele, redete er mit lauter Stimme, die Pflichten sind schwer. Wollt ihr, getreues Volk, ohne Neid und Eifersucht diejenigen nennen, welche die würdigsten und fähigsten sind, welche durch ihr vergangenes Leben und Wirken am meisten zu dem Vertrauen berechtigen, daß sie ihren Obliegenheiten nachkommen werden?“ — „Ja, das wollen wir!“ riefen Alle. — „Nun wohl, so verlasse ich mich denn auf euer Urtheil. In einem gutgeordneten Staat, wie der unsrige ist, kommt es vor allem darauf an, die redliche Verwaltung des Schatzes zu sichern. Wen haltet ihr für würdig, zum Schatzmeister ernannt zu werden?“ Ein dumpfes Gemurmel währte etwa eine Minute lang, dann riefen viele Stimmen auf einmal: „den Niklas, den Niklas von Lokeren!“ Und es entstand ein Hin- und Herzerren, und ein ziemlich verblüffter Landmann wurde in die Kapelle geschoben. „Was sind seine Ansprüche und Verdienste?“ fragte der Kanzler. „Er erbte von einem alten Oheim eine hübsche Summe, und statt von seinem Seigneur einen größern Acker dafür zu erwerben, verthat er es in einigen Wochen mit schlimmen Freunden, so daß er nun so wenig hat wie zuvor.“ — „Du wirst ein trefflicher Verwalter seyn, lege den Eid ab in die Hand deiner Gebieterin.“ Der neue Säckelmeister mochte thun und sich sträuben, wie er wollte, er mußte sich doch am Ende fügen und selber mitlachen, als lauter Jubel und Gelächter, und die Töne schlechtgestimmter Instrumente seine feierliche Installirung begrüßten.

(Der Beschluß folgt.)

Florentinische Nächte.

(Fortsetzung.)

„Gemalte Frauenbilder,“ fuhr Maximilian nach einer Pause fort, „haben mich immer minder heftig interessirt, als marmorne Statuen. Nur einmal ergriff mich ein Gemälde. Es war eine himmlische Madonna, die ich in einer Kirche zu Cöln am Rhein sah. Ich wurde damals ein sehr eifriger Kirchengänger.“

„Und es interessirten Sie immer nur gemeißelte oder gemalte Frauen?“ kicherte Maria. — „Nein, ich habe auch todte Frauen geliebt,“ antwortete Maximilian, über dessen Gesicht sich wieder ein großer Ernst verbreitete. Er bemerkte nicht, daß bei diesen Worten Maria erschreckend zusammenfuhr, und ruhig sprach er weiter: „Ja, es ist höchst sonderbar, daß ich mich einst in ein Mädchen verliebte, nachdem sie schon seit sieben Jahren

verstorben war. Als ich die kleine Very kennen lernte, gefiel sie mir ganz außerordentlich gut. Drei Tage lang beschäftigte ich mich mit dieser jungen Person, und fand das höchste Ergötzen an Allem, was sie that und sprach, an allen Aeußerungen ihres reizend wunderlichen Wesens, jedoch ohne daß mein Gemüth dabei in überzärtliche Bewegung gerieth. Auch wurde ich einige Monate darauf nicht allzutief ergriffen, als ich die Nachricht empfing, daß sie, in Folge eines Nervenfiebers, plötzlich gestorben sey. Ich vergaß sie ganz gründlich, und ich bin überzeugt, daß ich jahrelang auch nicht ein einziges Mal an sie gedacht habe. Ganze sieben Jahre waren seitdem verstrichen, und ich befand mich in Potsdam, um in ungestörter Einsamkeit den schönen Sommer zu genießen. Ich kam dort mit keinem einzigen Menschen in Berührung, und mein ganzer Umgang beschränkte sich auf die Statuen, die sich im Garten von Sanssouci befinden. Da geschah es eines Tages, daß mir Gesichtszüge und eine seltsam liebenswürdige Art des Sprechens und Bewegens in's Gedächtniß trat, ohne daß ich mich dessen entsinnen konnte, welcher Person dergleichen angehörten. Nichts ist quälender, als solches Herumstöbern in alten Erinnerungen, und ich war deßhalb wie freudig überrascht, als ich nach einigen Tagen mich auf einmal der kleinen Very erinnerte, und jezt merkte, daß es ihr liebes, vergessenes Bild war, was mir so beunruhigend vorgeschwebt hatte. Ja, ich freute mich dieser Entdeckung wie Einer, der seinen intimsten Freund ganz unerwartet wiedergefunden; die verblichenen Farben belebten sich allmählich, und endlich stand die süße, kleine Person wieder leibhaftig vor mir, lächelnd, schmollend, witzig, und schöner noch, als jemals. Von nun an wollte mich dieses holde Bild nimmermehr verlassen, es füllte meine ganze Seele, wo ich ging und stand, stand und ging es an meiner Seite, sprach mit mir, lachte mit mir, jedoch harmlos und ohne große Zärtlichkeit. Ich aber wurde täglich mehr und mehr bezaubert von diesem Bilde, das täglich mehr und mehr Realität für mich gewann. Es ist leicht, Geister zu beschwören, doch ist es schwer, sie wieder zurückzuschicken in ihr dunkles Nichts; sie sehen uns dann so flehend an, unser eigenes Herz leiht ihnen so mächtige Fürbitte. . . . Ich konnte mich nicht mehr losreißen, und ich verliebte mich in die kleine Very, nachdem sie schon seit sieben Jahren verstorben. So lebte ich sechs Monate in Potsdam, ganz versunken in dieser Liebe. Ich hütete mich noch sorgfältiger, als vorher, vor jeder Berührung mit der Außenwelt, und wenn irgend Jemand auf der Straße etwas nahe an mir vorbeistreifte, empfand ich die mißbehaglichste Beklemmung. Ich hegte vor allen Begegnissen eine tiefe Scheu, wie solche vielleicht die nachtwandelnden Geister der Todten empfinden; denn diese, wie man sagt, wenn sie einem lebenden Menschen begegnen, erschrecken eben so sehr, wie der Lebende erschrickt, wenn er einem Gespenste begegnet. Zufällig kam damals ein Reisender durch Potsdam, dem ich nicht ausweichen konnte, nämlich mein Bruder. Bei seinem Anblick und bei seinen Erzählungen von den lezten Vorfällen der Tagesgeschichte, erwachte ich wie aus einem tiefen Traume, und zusammenschreckend fühlte ich plötzlich, in welcher grauenhaften Einsamkeit ich so lange für mich hingelebt. Ich hatte in diesem Zustande nicht einmal den Wechsel der Jahreszeiten gemerkt, und mit Verwunderung betrachtete ich jezt die Bäume, die, längst entblättert, mit herbstlichem Reife bedeckt standen. Ich verließ alsbald Potsdam und die kleine Very, und in einer andern Stadt, wo mich wichtige Geschäfte erwarteten, wurde ich, durch sehr eckige Verhältnisse und Beziehungen, sehr bald wieder in die rohe Wirklichkeit hineingequält."

„Lieber Himmel!" fuhr Maximilian fort, indem ein schmerzliches Lächeln um seine Oberlippe zuckte; „lieber Himmel! die lebendigen Weiber, mit denen ich damals in unabweisliche Berührungen kam, wie haben sie mich gequält, zärtlich gequält mit ihrem Schmollen, Eifersüchteln und beständigem in Athem halten! Auf wie vielen Bällen mußte ich mit ihnen herumtraben, in wie viele Klatschereien mußte ich mich mischen! Welche rastlose Eitelkeit, welche Freude an der Lüge, welche küssende Verrätherei, welche giftige Blumen! Jene Damen wußten mir alle Lust und Liebe zu verleiden, und ich wurde auf einige Zeit ein Weiberfeind, der das ganze Geschlecht verdammte. Es erging mir fast wie dem französischen Offiziere, der im russischen Feldzuge sich nur mit Mühe aus den Eisgruben der Berezina gerettet hatte, aber seitdem gegen alles Gefrorene eine solche Antipathie bekommen, daß er jezt sogar die süßesten und angenehmsten Eissorten von Tortoni mit Abscheu von sich wieß. Ja, die Erinnerung an die Berezina der Liebe, die ich damals passirte, verleidete mir einige Zeit sogar die köstlichsten Damen, Frauen wie Engel, Mädchen wie Vanillensorbet."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Memoiren. Madame Talma.

Zu der Zeit, als Dlle. Vanhove auf der Bühne glänzte, und zwar in ihrer Schönheit, wovon das wahrscheinlich

getreue, dem Titel des Buchs gegenüberstehende Porträt zeugt, fing Talma an, das Publikum durch sein originelles Spiel in Erstaunen zu setzen. Er verliebte sich in die junge Schauspielerin. Beide waren verheirathet, sie an einen Tanzmeister, er an eine etwas bejahrte Frau, welche ihm ein bedeutendes Vermögen zugebracht hatte. Und dazu kam, daß sich auch der furchtbare Robespierre einfallen ließ, in die junge Schauspielerin verliebt zu werden, so daß, bei ihrer Weigerung, ihn zu erhören, sie oder Talma, oder Beide Gefahr liefen, die Hintansetzung des abscheulichen Dictators mit ihrem Kopfe zu büßen. Ein Schneider, der ihm einmal das Maß zu einer neuen Kleidung nahm und die Ueberröcke à la Talma rühmte, hatte einen so schrecklichen Ausruf aus dem Munde Robespierres vernommen, daß er ganz entsezt von dannen gestohen und gleich zu Talma gelaufen war, um ihm zu rathen, auf seiner Hut zu seyn. Danton und Tallien hatten sich aber der Dlle. Vanhove angenommen. Zwar fiel Danton, aber Tallien war so glücklich, kurze Zeit nachher Robespierre's Sturz zu bewirken; dadurch wurde, nebst so vielen Andern, auch Talma gerettet. Er scheint sich später von seiner ersten Frau getrennt zu haben, und die zweite (ob Wittwe oder geschieden, wird nicht gesagt) heirathete er im Jahr 1802. Sie blieb noch einige Jahre auf der Bühne, und reiste mit ihm im damaligen großen französischen Reiche, um Gastrollen zu geben. Sie mußte auch ihren Mann nach Erfurt begleiten, um vor dem „Parterre von Königen" zu spielen, welches Napoleon Talma versprochen hatte. Aber hier scheint sie die Gunst des großmächtigen Gebieters verscherzt zu haben; wodurch, weiß man nicht. Vielleicht hatte sie nicht nach seinem Wunsche gespielt. Sie hatte nun auch auf der Bühne des Théâtre français oder hinter den Koulissen unangenehme Auftritte, und hielt es für rathsam, da sie fünf-und-zwanzig Jahre lang gedient hatte und also Anspruch auf eine Pension machen konnte, sich zurückzuziehen, was auch geschah. Eine Benefizvorstellung wurde ihr später bewilligt; sie hatte das Eigene, daß die Schauspielerin dazu ein von ihr verfertigtes Stück: „Welche von den Dreien?" wählte. Dieses Lustspiel scheint nur dies einzige Mal aufgeführt worden zu seyn, muß also wohl dem Publikum nicht besonders gefallen haben; ich glaube nicht, daß es gedruckt worden ist, weßhalb sich kein Urtheil darüber fällen läßt. Auch von seiner zweiten Frau scheint sich Talma getrennt zu haben, denn sie heirathete in der Folge den Grafen Chalot, wie eine ihrer Mitschauspielerinnen, die Dlle. Devienne, einen reichen Gutsbesizer, Namens Gevaudan, geheirathet hat, und jezt einen Theil des Jahrs in einem schönen Schlosse mit einem Einkommen von etwa 50,000 Franken zubringt. Was dem Charakter der Gräfin Chalot Ehre macht, ist, daß sie von ihrem ehemaligen Manne Talma, von dem sie sich wohl wegen seines außerordentlichen Hanges zur Verschwendung trennte, stets mit vieler Achtung, ja sogar mit Ehrfurcht spricht. Was sie von ihm sagt, gibt ein ziemlich deutliches Bild von diesem sonderbaren Künstler. Gewöhnlich war er in tiefes Nachdenken versunken und schien vor sich hinzubrüten; eine gewöhnliche Unterhaltung war nicht vermögend, ihn aus diesem Tiefsinne herauszureißen; dazu gehörte eine anstrengende Beschäftigung oder ein sehr lebhaftes Gespräch. Ueberhaupt lag in seinem Wesen etwas Ungeselliges, als ob er in einem Winkel der Welt erzogen worden wäre, und dennoch hatte er stets in Paris oder in London gelebt. Im Verschwenden und Schuldenmachen glich er aber den Leuten aus der elegantesten Welt. Seine Wittwe meint, er habe sich die englischen Schauspieler, die, wenn sie einmal einen großen Ruf haben, einen fürstlichen Aufwand machen, zum Muster genommen. Wahrscheinlich lag aber dieser Hang zur Pracht in ihm, und leider gesellte sich eine große Gleichgültigkeit gegen Ordnung und Oekonomie dazu, weßhalb es auch in seinem Hause sonderbar aussah. Unter der großen Zahl seiner Freunde fanden sich viele Künstler und Dichter. Einmal blieb einer derselben so spät in der Nacht bei ihm, daß an kein Nachhausegehen mehr zu denken war und Talma vorschlug, ihn zu beherbergen. Allein in der so fürstlich eingerichteten Wohnung Talma's fehlte es an einem Bette. Schnell wurde aus dem Tische und dem Tischtuche ein Bett à la romaine, wie die Verfasserin sich ausdrückt, gemacht, und damit mußte sich der Freund begnügen. Einige Ordnung hielt Talma allerdings; er schrieb nämlich in ein großes Handlungsbuch die Schulden, die er machte, dachte aber nicht daran, sie zu bezahlen. Er hielt stets offene Tafel; wer kam, konnte sich an den Tisch sezen und speisen, so daß sein Haus einem Gasthause ähnlich sah. Es ward ihm oft doch zu geräuschvoll in seinem eigenen Hause, und dann zog er sich in die Küche zurück und sezte sich an's Feuer, ohne sich um alle die Gäste zu bekümmern, die auf seine Rechnung sich gütlich bei ihm thaten. Leider gesellte sich noch die Baulust zu seiner Freigebigkeit; Maurer und Zimmerleute hatten beständig Beschäftigung bei ihm, und sein Landhaus erhielt stets ein neues Ansehen. Als Kemble, der berühmte englische Schauspieler, welcher Talma in London so gut aufgenommen hatte, nach Paris kommen wollte, meinte Talma, er könne den ersten Schauspieler Englands nicht prachtvoll genug bewirthen. Leider hatte er sein Haus in der Victoirestraße (nachmals das Bonaparte'sche Hotel und jezt die Wohnung Coste's, des Eigenthümers des Journals le Temps) bereits veräußert; er hatte nur noch eine geräumige Miethwohnung, aber diese sollte zum Empfange des fremden Künstlers auf's Herrlichste eingerichtet werden, mit zwei Salons, und zwar einem à la romaine: denn Talma wollte seinen italienischen Geschmack überall anbringen, wie er denn überhaupt die Sitten und Gebräuche der Alten, besonders der Römer, anhaltend studirte. Dann sollte eine Gemäldegalerie angelegt, das Gesimse der Säle vergoldet werden u. s. w. Sogleich wurden Maurermeister geholt, um die Wände einzuschlagen und große Säle zu machen, so sehr sich auch seine Frau gegen diese Revolution sträubte. Es wären zwei Monate erforderlich gewesen, um die Wohnung nach dem Plane Talma's umzuschaffen. Als man acht Tage lang gearbeitet hatte, langte Kemble an; nun mußte man in der Eile den Schutt wegbringen und die Mauern so gut wiederherstellen, als es möglich war, um doch wenigstens einige Wohnzimmer zu haben. Man kann denken, welchen Verdruß solche Wirthschaft einer ordnungsliebenden Hausfrau verursachen mußte. Zulezt kam noch häufige Untreue Talma's dazu, welcher, wie die Frau verlauten läßt, ein homme à bonnes fortunes wurde, so zerstreut sein Geist auch sonst war und so sehr er häufig an Nervenschwäche litt. Bei all dem, schließt sie, war er ein genialer Mann, und wenn er gefehlt hat, so sind seine Schwächen durch seinen Ruhm verwischt worden. Heißt das nicht eine vortreffliche Frau, und muß Talma nicht ein überwiegendes Talent gehabt haben, um von seiner Wittwe solch wohlwollendes Urtheil zu erhalten?

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 86.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 9. April 1836.

That fancy monger seems to have the quotidian of love upon him.

Shakespeare.
As you like it.

Florentinische Nächte.

(Fortsetzung.)

„Ich bitte Sie," rief Maria, „schmähen Sie nicht die Weiber. Das sind abgedroschene Redensarten der Männer. Am Ende, um glücklich zu seyn, bedürft ihr dennoch der Weiber." — „O," seufzte Maximilian, „das ist freilich wahr. Aber die Weiber haben leider nur eine einzige Art, wie sie uns glücklich machen können, während sie uns auf dreißigtausend Arten unglücklich zu machen wissen." — „Theurer Freund," erwiderte Maria, indem sie ein leises Lächeln verbiß, „ich spreche von dem Einklange zweier gleichgestimmten Seelen. Haben Sie dieses Glück nie empfunden? — Aber ich sehe eine ungewöhnliche Röthe über Ihre Wangen ziehen. — Sprechen Sie — Max?" — „Es ist wahr, Maria, ich fühle mich fast knabenhaft befangen, da ich Ihnen die glückliche Liebe gestehen soll, die mich einst unendlich beseligt hat. Diese Erinnerung ist mir noch nicht verloren, und in ihren kühlen Schatten flüchtet sich noch oft meine Seele, wenn der brennende Staub und die Tageshitze des Lebens unerträglich wird. Ich bin aber nicht im Stande, Ihnen von dieser Geliebten einen richtigen Begriff zu geben. Sie war so ätherischer Natur, daß sie sich mir nur im Traume offenbaren konnte. Ich denke, Maria, Sie hegen kein banales Vorurtheil gegen Träume; diese nächtlichen Erscheinungen haben wahrlich eben so viel Realität, wie jene roheren Gebilde des Tages, die wir mit Händen antasten können und woran wir uns nicht selten beschmutzen. Ja, es war im Traume, wo ich sie sah, jenes holde Wesen, das mich am meisten auf dieser Welt beglückt hat. Ueber ihre Aeußerlichkeit weiß ich wenig zu sagen. Ich bin nicht im Stande, die Form ihrer Gesichtszüge ganz genau anzugeben. Es war ein Gesicht, das ich nie vorher gesehen und das ich nachher nie wieder im Leben erblickte. So viel erinnere ich mich, es war nicht weiß und rosig, sondern ganz einfarbig, ein sanftangeröthetes Blaßgelb, und durchsichtig wie Krystall. Die Reize dieses Gesichts bestanden weder im strengen Schönheitsmaß, noch in der interessanten Beweglichkeit, sein Charakter bestand vielmehr in einer bezaubernden, entzückenden, fast erschreckenden Wahrhaftigkeit. Es war ein Gesicht voll bewußter Liebe und religiöser Güte, es war mehr eine Seele, als ein Gesicht, und deßhalb habe ich die äußere Form mir nie ganz vergegenwärtigen können. Die Augen waren sanft, wie Blumen, die Lippen etwas bleich, aber anmuthig gewölbt. Sie trug ein seidenes Peignoir von kornblauer Farbe, aber hierin bestand auch ihre ganze Bekleidung; Hals und Füße waren nackt, und durch das weiche, dünne Gewand lauschte manchmal, wie verstohlen, die schlanke Zartheit der

Glieder. Die Worte, die wir mit einander gesprochen, kann ich mir ebenfalls nicht mehr verdeutlichen; so viel weiß ich, daß wir uns verlobten, und daß wir heiter und glücklich, offenherzig und traulich, wie Bräutigam und Braut, ja fast wie Bruder und Schwester mit einander kosten. Manchmal aber sprachen wir gar nicht mehr und sahen einander an, Aug' in Auge, und in diesem beseligenden Anschauen verharrten wir ganze Ewigkeiten. — Wodurch ich erwacht bin, kann ich ebenfalls nicht sagen, aber ich schwelgte noch lange Zeit in dem Nachgefühle dieses Liebesglücks. Ich war lange wie getränkt von unerhörten Wonnen, die schmachtende Tiefe meines Herzens war wie gefüllt mit Seligkeit, eine mir unbekannte Freude schien über alle meine Empfindungen ausgegossen, und ich blieb froh und heiter, obgleich ich die Geliebte in meinen Träumen niemals wieder sah. Aber hatte ich nicht in ihrem Anblick ganze Ewigkeiten genossen? Auch kannte sie mich zu gut, um nicht zu wissen, daß ich keine Wiederholungen liebe."

„Wahrhaftig!" rief Maria, „Sie sind ein homme à bonne fortune. — Aber sagen Sie mir, war Mademoiselle Laurenza eine Marmorstatue oder ein Gemälde? eine Todte oder ein Traum?" — „Vielleicht Alles dieses zusammen," antwortete Maximilian sehr ernsthaft. — „Ich konnte mir's vorstellen, theurer Freund, daß diese Geliebte von sehr zweifelhaftem Fleische seyn mußte. Und wann werden Sie mir diese Geschichte erzählen?" — „Morgen. Sie ist lang und ich bin heute müde. Ich komme aus der Oper und habe noch zu viel Musik in den Ohren." — „Sie gehen jezt oft in die Oper, und ich glaube, Max, Sie gehen dorthin mehr, um zu sehen, als um zu hören."

„Sie irren sich nicht, Maria, ich gehe wirklich in die Oper, um die Gesichter der schönen Italienerinnen zu betrachten. Freilich, sie sind schon außerhalb dem Theater schön genug, und ein Geschichtsforscher könnte an der Idealität ihrer Züge sehr leicht den Einfluß der bildenden Künste auf die Leiblichkeit des italienischen Volks nachweisen. Die Natur hat hier von den Künstlern das Kapital zurückgenommen, das sie ihnen einst geliehen, und siehe! es hat sich auf's Entzückendste verzinst. Die Natur, welche einst den Künstlern ihre Modelle lieferte, sie kopirt heute ihrerseits die Meisterwerke, die dadurch entstanden. Der Sinn für das Schöne hat das ganze Volk durchdrungen, und, wie einst das Fleisch auf den Geist, so wirkt jezt der Geist auf das Fleisch. Und nicht fruchtlos ist die Andacht vor jenen schönen Madonnen, den lieblichen Altarbildern, die sich dem Gemüthe des Bräutigams einprägen, während die Braut einen schönen Heiligen im brünstigen Sinne trägt. Durch solche Wahlverwandtschaft ist hier ein Menschengeschlecht entstanden, das noch schöner ist, als der holde Boden, worauf es blüht, und der sonnige Himmel, der es wie ein goldener Rahmen umstrahlt. Die Männer interessiren mich nie viel, wenn sie nicht entweder gemalt oder gemeißelt sind, und Ihnen, Maria, überlasse ich allen möglichen Enthusiasmus in Betreff jener schönen, geschmeidigen Italiener, die so wildschwarze Backenbärte und so kühnedle Nasen und so sanftkluge Augen haben. Man sagt, die Lombarden seyen die schönsten Männer. Ich habe nie darüber Untersuchungen angestellt; nur über die Lombardinnen habe ich ernsthaft nachgedacht, und diese, das habe ich wohl gemerkt, sind wirklich so schön, wie der Ruhm meldet. Aber auch schon im Mittelalter müssen sie ziemlich schön gewesen seyn. Sagt man doch von Franz I., daß das Gerücht von der Schönheit der Mailänderinnen ein heimlicher Antrieb gewesen, der ihn zu seinem italienischen Feldzuge bewogen habe; der ritterliche König war gewiß neugierig, ob seine geistlichen Mühmchen, die Sippschaft seines Taufpathen, so hübsch seyen, wie er rühmen hörte. — Armer Schelm, zu Pavia mußte er für diese Neugier sehr theuer büßen!

(Die Fortsezung folgt.)

Niederländische Chroniken.

(Beschluß.)

„Wer soll nun mein Beisitzer und Stellvertreter im Rathe werden?" fragte von Neuem der Kanzler. „Der Dick! der Dick!" rief das Volk. — „Was hat er gethan, um die gute Meinung zu rechtfertigen?" — „Er hat seinen Nachbarn gerathen, die Dender auszutrocknen, weil sie beim starken Regen im März die Wiesen unter Wasser gesezt hat." — „Heil uns! einen Klügeren können wir nicht finden. Her mit ihm!" Und die nämliche Ceremonie fand statt, und Heibo! und Juchhe, und Hoch der Rathsherr! möge Sanct Michael ihn beschützen!" erscholl von Neuem. — „Wer soll die Aufsicht über den herrschaftlichen Marstall führen?" — „Baast von Bugenhout! Er kaufte neulich eine Mähre um fünfzig Sols, und da er am folgenden Tage fand, daß sie hinkte, war er froh, sie um zehn wieder los zu werden." — „Vortrefflich, und wer soll Jägermeister werden?" — „Hier, der Gero!" riefen viele Stimmen; „er wollte einen Hasen fangen und stürzte in einen mit Schlamm gefüllten Graben, wo er hätte ersticken müssen, wären seine Begleiter ihm nicht zu Hülfe geeilt." — „Auch der ist fähig. Wen aber sollen wir zum Reichsboten nehmen?" — „Simon von Mespelar! Er mußte nach Lobbeke gehen, und nahm den Weg über Aelst, weil er glaubte, da komme er nicht an die Dender." — „Das geht ja nach

Wunsch! Unsere neue Verwaltung wird gewiß eben so segenreich werden, wie die des lezten Jahres war. Glücklich das Land, das von so weisen Leuten regiert wird!"

So wurden nun der Reihe nach noch verschiedene Aemter ausgerufen, und jedesmal fand das Volk einen in seiner Mitte, den es für passend erachtete. Da erscholl zulezt der Ruf: „Wer soll der Ehre theilhaft werden, den Staatswagen zu lenken, auf welchem unsere hohe Gebieterin vom Reichstage nach Hause fahren wird?" — „Der Wilm von Baesrode!" — „Ist er der geschickteste Fuhrmann unter euch?" — „Ja wohl, vor zwei Monaten führte er einen Wagen mit Töpferwaaren nach Appels und warf auf ebenem Felde um, so daß von der ganzen Bescheerung kein Stück heil blieb." — „Wo habt ihr den Glücklichen?" — „Wo steckt der Wilm?" riefen Viele auf einmal. „Da bringt man ihn," antworteten Andere, die ferner standen, während draußen ein lauter Jubel sich erhob und bald darauf ein paar stämmige Bursche den in seinem Mißgeschick noch Verlachten herbeitrugen, welcher nicht hatte erscheinen wollen, und den man, Arm und Beine mit gewaltigen Banden von Stroh gefesselt, im Triumph herbeischleppte, die gewöhnliche Strafe derjenigen, welche, irgend einer Ungeschicklichkeit oder eines Unrechts sich bewußt, heimlich die Versammlung meiden wollten, was ihnen aber, da sie in jedem Nachbar einen Späher hatten, selten gelang.

Als nun die Stellen zur allgemeinen Zufriedenheit besezt waren, wurden die Staatsdomänen und Einkünfte in Pacht gegeben. Erst wurde der Fischfang auf dem Hügel von Hoogh Kastele ausgeboten, dann die Jagd auf Heuschrecken, das Goldsammeln unter der Spreu, die Vogtei eingegangener Klöster, der Handel in den verschlossenen Kaufhallen zu Gent während der Messe von Turhout, die Getreideernte auf der Schelde, die Steinbrüche und Bergwerke auf dem sandigen Flußufer. Kaum waren diese den Meistbietenden überlassen worden, so erklärte die gebietende Greite, nach einer Danksagung an ihre getreuen Unterthanen und Ermahnung zu gleich gutem Lebenswandel in der Zukunft, die Sitzung für beendigt, die Kapelle wurde geräumt, und auf dem Hügel, unter Gottes freiem Himmel, lagerten die Fröhlichen sich auf den grünen Rasen, und es begann ein tüchtiges Schmausen und Zechen, wobei man die neuen Würdenträger hoch leben ließ. Erst gegen Abend trennte man sich und zog in einzelnen Haufen den verschiedenen Ortschaften zu, indem Jeder, so gut es gehen wollte, seine Wohnung zu erreichen suchte.

Fragen wir nun bei den Chronikschreibern nach, was zu dieser sonderbaren, aber einer tiefern Bedeutung gewiß nicht entbehrenden Sitte Veranlassung geben konnte, so finden wir nur eine sehr ungenügende Auskunft, die uns über den eigentlichen Charakter derselben gar nichts mittheilt. Unter der schwachen Regierung eines der frühern Grafen von Flandern wurde das ganze Land von verabschiedeten Kriegsleuten und fremden Wegelagerern so geängstigt und unsicher gemacht, daß die Einwohner lange Zeit hindurch es kaum wagten, ihre Dorfschaften zu verlassen, wodurch fast aller Verkehr gehemmt ward, die Aecker brach liegen blieben und allgemeines Elend einriß. Als nun ruhigere Zeiten kamen, zogen eines Morgens die Bewohner von Möseke, noch immer zaghaft, hinaus in großer Menge auf den mehrgenannten Hügel, von dessen Spitze sie weit umher blicken konnten, und hier gesellten sich zu ihnen auch Viele aus den benachbarten Orten; sie begrüßten einander und reichten sich die Hände, und Jeder wünschte dem andern Glück zur wiedererlangten Ruhe. Da soll es nun beschlossen worden seyn, zur Erinnerung an diesen frohen Tag alljährlich eine Zusammenkunft zu halten und sich wenigstens auf einige Stunden in heiterer Gemeinschaft und nachbarlicher Eintracht aller Sorgen zu entschlagen und alle kleinen Zwiste zu vergessen. So, heißt es, entstand das Fest des tollen Donnerstags.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Eisenbahnen.

Seit der bösen, kaum ein Jahrzehent zurückliegenden Zeit toller Speculationswuth, wo in London Alles zu Markte getragen wurde, was möglicher oder denkbarer Weise von menschlicher List zur Grundlage einer Hoffnung auf Gelderwerb gemacht werden konnte, von den Actienvereinen zum Betrieb der südamerikanischen Goldbergwerke bis zu dem Actienvereine zu Einsammlung der auf den Straßen niederfallenden Stecknadeln, hat nichts die kaufmännischen Interessen Englands lebhafter beschäftigt, als die seit Kurzem furchtbar gesteigerte Begier, Eisenbahnen, man kann nicht sagen, zu bauen, sondern zu projectiren. Furchtbar waren die Folgen jener tollen Wuth, denn Tausende englischer Familien datiren von ihr noch heute die Zerrüttung ihres Wohlstandes, den gänzlichen Verlust ihres Besitzthums. Furchtbar müssen diese Folgen sich erneuern, wenn nicht bald ruhigeres Blut den kühnen Eisenbahnprojecten auf den Grund sieht, oder selbst die Hemmungen unbeachtet bleiben sollten, welche das gegenwärtig versammelte Parlament ihrer Ausführung entgegenzustellen sucht. Was für ein dicht gewebtes Netz von Eisenbahnen England zu überziehen droht, kann schon daraus abgenommen werden, daß neben den vielen, bereits vollendeten, und den noch mehreren im Bau begriffenen das Parlament bereits für sieben-und-fünfzig andere um seine Genehmigung gebeten worden ist, und welches Kapitalvermögen bei diesen Unternehmungen auf dem Spiele steht, läßt sich zum Theil aus den, die Gesammtsumme von 28.224.000 Pf. Sterl. betragenden Anschlägen erkennen; zum Theil, sage ich, denn wie in der Regel überall beim

geringsten Hausbau der Kostenbedarf den Kostenanschlag übersteigt, so berechnen aus leicht begreiflichen Gründen die Eisenbahnprojectisten den muthmaßlichen Aufwand lieber zu niedrig, als zu hoch, und es dürfte daher jene Summe sich wohl um ein Viertel erhöhen lassen. Fragt man nach den Ursachen, welche diese Masse von Eisenbahnplanen in's Daseyn gerufen haben, so klingt die Antwort sehr vernünftig. Es ist die Nützlichkeit der Eisenbahnen, läßt man sich sagen, es ist ihre Einträglichkeit, es ist das im Lande überfließende Kapital, es ist die Unmöglichkeit, dieses Kapital sicherer und zu höhern Zinsen anzulegen. Das klingt um so vernünftiger, je wahrer es sich herausstellt. Als Mittel der Communication genießen die Eisenbahnen in Betreff ihres Nutzens und ihrer Bequemlichkeit einen so wohl begründeten und unleugbaren Ruf, daß, wer nicht geradezu ausgelacht werden will, diesen ersten Punkt zugeben muß. Haben nun diese Art Wege, obgleich sie bis jezt nur auf verhältnißmäßig kurzen Strecken einzelne Städte mit einander verbinden, so bedeutende Vortheile erzeugt, so erscheinen die colossalen Folgen unberechenbar, welche dem Verkehr erwachsen müssen, wenn große Vereinigungslinien das ganze Königreich durchkreuzen, und man mit einer Schnelligkeit von wenigstens zwanzig englischen Meilen in einer Stunde – es gibt Berechnungen von sechzig, achtzig, ja hundert Meilen auf die Stunde – sich von einem Ende Englands nach dem andern versetzen kann. Es ist indessen *möglich*, daß der Anschein trügt und das Resultat ein unerwartet ungünstiges seyn wird. Mit wenig Gefahr, für einen Dummkopf erklärt zu werden, läßt sich aber vollends ein Bedenken gegen den Punkt der absoluten Einträglichkeit äußern. Hier handelt es sich um Thatsachen, um Zahlen, und der Zweifler kann Beides für sich anführen. Große Erwartungen wurden von dem Ertrage einer in Derbyshire 1825, unter dem Namen Cromford und High-Peak-railway, angefangenen und 1829 befahrenen Eisenbahn gehegt. Ihr Hauptzweck war, den Cromford- und den Peakwaldcanal zum Behuf der Fortschaffung von Mineralien mit einander zu verbinden, indem eine Wasser-communication durch lokale Schwierigkeiten verhindert wurde. Die Länge des Wegs betrug dreiunddreißig Meilen und der Bau kostete 180.000 Pf. Sterl. Aber der Erfolg ist, troz der durch die Canäle gebotenen Vortheile, weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben. Die Berechnung des abzuwerfenden Nutzens hat sich falsch erwiesen, und die Unternehmer haben ihr Geld verloren. So wahr das inzwischen auch ist, es ist nicht minder wahr, daß glänzende gegentheilige Resultate vorliegen. Das früheste Eisenbahnproject von bedeutendem Umfange und zum Zwecke größern Handelsverkehrs betraf die Straße von Stockton nach Darlington. Der Bau begann im Jahr 1822 und wurde im September 1825 vollendet, mit einem Kostenaufwande von ungefähr 200.000 Pfund Sterling. Auf Gewinn von Passagieren hatte man nicht besonders gerechnet, indem vor Eröffnung der Bahn eine dreimal die Woche zwischen beiden Orten gehende Kutsche sich kaum erhalten konnte. Aber schon, als die Wagen noch von Pferden gezogen wurden, fingen die Reisenden an, sich zu mehren, und seit Einrichtung der Dampfwagen beläuft sich ihre tägliche Zahl auf 150 bis 200. Außer einer bedeutenden Quantität Kalksteinen und andern Gegenständen werden täglich über 1500 Tonnen Kohlen verführt, und wiewohl der Kostenabzug ansehnlich ist, trägt doch das Kapital richtige sieben Procent. Dieses Unternehmen ist noch in einer andern Hinsicht merkwürdig und von hohem Interesse: unbezweifelt dankt die berühmte Eisenbahn von Liverpool nach Manchester ihm ihr Entstehen. Leztere wurde 1826 angefangen, 1830 vollendet und kostete über 1.200.000 Pfund Sterling, obgleich die Entfernung nur gegen dreißig Meilen beträgt, die man, mit Einschluß eines Verweilens von einigen Minuten auf der Hälfte des Wegs zu Newton, in 85 bis 90 Minuten zurücklegt. Hier war es, wo mit einem ungeheuern Aufwande die ersten Dampfschnellwagen eingeführt wurden. Wie vortheilhaft und bequem diese für Manchester und Liverpool sich bewährten, geht daraus hervor, daß die Zahl der Reisenden zwischen beiden Städten schon im ersten Jahre sich verdreifachte und seitdem jährlich gestiegen ist. Sie belief sich nämlich im Jahr 1832 auf 356.945, im Jahr 1833 auf 386.492 und im Jahr 1834 auf 437.802. Troz der enormen Bau- und Unterhaltungskosten beziehen die Actieninhaber eine jährliche Dividende von wenigstens neun Procent, ein gewiß angenehmer Zinsfuß in einem Lande, wo ganz mittelmäßige Hypotheken kaum vier vom hundert jährliche Zinsen und gute nur zwei und ein halb tragen. Daß indessen auch eine bei weitem minder bereiste Eisenbahn sich gut verzinsen kann, davon liefert die seit 1831 zwischen Leicester und Swannington bestehende ein Beispiel. Auf ihr fahren wöchentlich nicht mehr als vierhundert Personen; allein der Vertrieb an Kohlen und Kalkstein ist so bedeutend, daß die auf den Bau verwendeten 135.000 Pf. Sterl. ganz vortrefflich rentiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des *Räthsels* in Nr. 80:

Die Leidenschaft.

Räthsel für alle fünf Sinne.

Nr. 7.

Siehst du, wie die Mutter mit kräftigem Stoß
Es treibet aus ihrem befruchteten Schooß?
Hörst du, wie es lispelt, und sprudelt und rauscht,
Und seine beweglichen Glieder vertauscht?
Riechst du aus der mächtigsten Küche den Dunst,
Ein Pröbchen für dich von der Köchin Gunst?
Nun schlürfe das warme Gebräu nur hinein,
Ob auch dem verwöhnten *Geschmacke* zur Pein,
Und hege dabei den verzeihlichen Wunsch:
Ach! wär' es doch nur eine Schüssel voll Punsch!
Und *fühle* sein Heil in der leidenden Brust,
Und fühle von ihm dich umfangen mit Lust.

Nr. 8.

Auge, dich labe sein goldener Schwall,
Ohr, dich erquicke sein klingender Fall,
Wenn es, geschöpfet von freundlicher Hand,
Stürzt in den Becher und steigt an den Rand!
Schlürfe, du *Nase*, den herrlichen Duft!
Mahnt er dich nicht an italische Luft?
Koste, du *Gaumen*, die köstliche Kost,
Süßer als Honig und stärker als Most;
Fühle, du *Hand*, um den Becher, die Gluth,
Fühle, du *Herz*, die begeisternde Fluth!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 11. April 1836.

> Gemeinsame Erinnerungen und Gefühle liegen aller Poesie zum Grunde; sie begründen auch die Haupteintheilung der Poesie in epische und lyrische; ja, die Geschichte der Poesie enthält nichts anderes, als die Ausbildung und schließliche Verschmelzung dieser beiden poetischen Elemente.
>
> Geijer.

Altschwedische Balladen.

Indem wir uns anschicken, einige der altschwedischen Balladen mitzutheilen, welche Mohnike nächstens in deutscher Uebertragung bekannt machen wird, * scheint es uns nothwendig, den Lesern den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem sie die seltsame Form dieser scandinavischen Dichtungen anzusehen haben. Wir entnehmen die folgenden Bemerkungen der Abhandlung des schwedischen Dichters Geijer über den sogenannten Kehrreim. Die Kehrreime sind eine dem Volksliede des Nordens, wenn man auch Schottland dazu rechnet, ganz eigenthümliche Form, und sie machen dem ausländischen Aesthetiker und Liebhaber nicht wenig zu schaffen, da das Verstehen derselben oft mit so eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden ist, daß Schweden, Dänen und Norweger selbst sie nicht selten ganz verschieden deuten.

Die alten scandinavischen Lieder stehen gerade auf dem Uebergangspunkte zwischen der epischen und lyrischen Periode. Zu der erstern gehören sie noch wegen ihrer erzählenden Natur, und dadurch, daß für alle noch eine gemeinsame nationelle Form gilt. Dagegen sondern sie sich schon durch ihren Stoff: ihr Kreis ist nicht mehr der rein epische, der der Götter- und Heldensagen, sondern das Menschenleben im Allgemeinen mit seinen Schicksalen, Leiden und Freuden. Das Wunderbare, das in den Resten aus dem epischen Zeitalter keck, so zu sagen körperlich auftritt, zieht sich hier mehr in die Tiefe zurück. Doch ruht auch diese Gesangswelt, wie das wirkliche Leben, auf einem dunkeln, wunderbaren Grunde; überdies werfen noch einzelne Gestalten aus der Riesenwelt der alten Sage ihre Schatten in diese neuern, lichtern Räume, einzelne Erinnerungen von frühern Heldengeschlechtern, mit Inbegriff der eddischen Mythen, klingen herüber; aber Alles dies hat seine ursprüngliche Bedeutung verloren, bewegt sich wie in einem neuen, fremden Elemente, und dieses ist eben das lyrische Element, das sich nun in der Poesie zu äußern beginnt. Alle diese Lieder ruhen auf lyrischem Grunde, sie verrathen fast alle eine besondere poetische Intention, die man im epischen Alter noch vergeblich sucht. Jedes offenbart für sich eine eigene Gemüthsverfassung, welcher die Erzählung nur zum Schleier oder Ausdruck dient. Das Gefühl hat zwar seine eigene Sprache noch nicht gefunden, den lyrischen Flug noch nicht gelernt, wählt aber unter allen Erinnerungen diejenigen, welche mit ihm am meisten übereinstimmen, belebt sie, spricht sich in der einfachen

* Altschwedische Balladen, Mährchen und Schwänke, sammt einigen dänischen Volksliedern, übersezt von G. Mohnike. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

Erzählung selbst aus, hiedurch befriedigt, ohne Kunst, ohne Ansprüche, und läßt seine Sage wandern, bis sie, von neuen Lippen aufgefangen, Dolmetscherin für denselben Zweck wird. Diese einfachen Gesangeslaute schweben herum, das Eigenthum keines Einzelnen, sondern Aller, von Mund zu Mund, von Herzen zu Herzen, Stimmen gemeinsamer Sorgen, Hoffnungen, Erinnerungen, fremder und doch Jedem naher, uralter und doch ewig neuer Erinnerungen; denn das menschliche Herz, dessen Geschichte diese Lieder in wechselnden Bildern darstellen, bleibt sich zu allen Zeiten gleich. Diese lyrische Natur des erzählenden Liedes tritt nun aber ausdrücklich in einer besondern Eigenthümlichkeit der meisten ältern scandinavischen Lieder hervor: im Kehrreim.

Diese charakteristische Form ist ihrem Inhalt nach eine dreifache. Der Kehrreim ruft 1) in's Gedächtniß entweder die Hauptperson, die Hauptbegebenheit oder einen der Hauptumstände der Erzählung; 2) bezeichnet er bloß im Allgemeinen eine poetische Gemüthsstimmung, meist bloß durch Sinnbilder. Namentlich ist hier der blühende Sommer ein Bild des innern Sommers geworden, der klingend in der Seele aufgeht und die Phantasie zu Blüthen treibt. Er wird entweder ausdrücklich genannt oder nur eines seiner Attribute, wie: „Nun stehet der Wald in der Blüthe,“ „im Rosenwald“ u. s. w. Man muß sich nicht daran stoßen, daß diese kurzen, wiederkehrenden Sätze in keinem scheinbaren Zusammenhang mit dem Inhalt der Lieder stehen; sie sind, wie gesagt, bloß Ausdrücke einer poetischen Gemüthsstimmung im Allgemeinen, ein: „auch ich war in Arkadien,“ einfältig, wie mit rührender Unschicklichkeit angedeutet in Wiederholung der allgemeinsten, am nächsten zur Hand liegenden Bilder. In diese Kategorie gehören aber auch einzelne Gegenstände, die in der Phantasie des Volks einmal poetische Bedeutung erhalten haben, besonders der Lindenbaum. Er kommt nicht nur in Kehrreimen, sondern auch in Zauberliedern sehr oft vor; das Volk betrachtet den Baum mit heiliger Scheu und glaubt, daß sich Elfen, Kobolde, Lindwürmer besonders gern unter ihm aufhalten. 3) Endlich drückt der Kehrreim häufig nicht nur eine allgemeine poetische Stimmung aus, sondern eine bestimmte, welche im Liede herrscht. In dieser Beziehung ist der Kehrreim zuweilen auch ironisch. — Man sieht leicht, daß in diesen drei Arten des Kehrreims die lyrische Natur sich immer mehr und in regelmäßigem Fortschreiten ausspricht, und von der lezten Art bis zur eigentlichen Lyrik ist nur ein Schritt. Die folgenden Balladen geben Beispiele dieser drei Spielarten einer so eigenthümlichen Form.

Herr Ulf und Frau Silberlind.

Herr Ulf er war ein Rittersmann,
Er freite eine Maid in fremdem Land.
So kennen wir Ulf.

Herr Ulf er war ein Ritterkind,
Er freite sich Jungfrau Silberlind.
So kennen wir Ulf.

Sie lebten zusammen in's achte Jahr,
Drei kleine Kinder sie ihm gebar.

Da kommt der Tod nach Worby hin,
Und nimmt von dannen Frau Silberlind.

Herr Ulf blieb nach in Müh' und Sorg',
So freiet er Jungfrau Stineborg.

Sie waren zusammen in's achte Jahr,
Drei kleine Kinder sie ihm gebar.

Frau Stineborgs Kinder gingen zum Spiel,
Frau Silberlinds Kinder weineten viel.

Das kleinste Kind es weinte so schwer,
Daß es weckte die Mutter in der schwarzen Erd'.

Frau Silberlind sprach zu den Engelschaaren:
„Hab' ich Erlaubniß zur Erde zu fahren?“

„„Wohl hast du Erlaubniß zur Erde zu gehn,
Doch kehre zurück, eh' die Hähne krähn.““

Sie klopft an die Thür mit den Fingern klein:
„Steht auf, liebe Kinder, und laßt mich ein!

„Auf Stroh und Reisern ja liegt ihr hier!“
„„Kein anderes Lager haben wir.““

„Wie seyd ihr Kinder so schmutzig und schwarz?“
„„Es wusch uns Keiner, seitdem du starbst.““

Frau Stineborg stand auf und zog sich an.
„Ich will dir etwas sagen, o höre mich an:

„Ich ließ zurück viel Wiesen und Feld,
Und hungerig gehn meine Kinder zu Bett.

„Viel Ochsen ließ ich und Kühe dazu,
Nun gehen meine Kinder ohne Strümpf' und Schuh.

„Ich ließ auch zurück der Polster viel,
Nun liegen meine Kinder auf Stroh und Stiel.

„Wärst meinen Kindern du hold und gut,
Gott Vater in dem Himmel verlieh dir einen Stuhl.“

„„Ich bin gewesen eine Stiefmutter schlecht,
Hinfort will ich seyn eine Mutter recht.““

Nie fuhr zum Himmel eine schön're Schaar,
Als Silberlind mit ihren Kindern war.
So kennen wir Ulf.

Florentinische Nächte.

(Fortsetzung.)

„Wie schön sind sie erst, diese Italierinnen, wenn die Musik ihre Gesichter beleuchtet! Ich sage beleuchtet, denn die Wirkung der Musik, die ich in der Oper auf den Gesichtern der schönen Frauen bemerke, gleicht ganz jenen Licht- und Schatteneffekten, die uns in Erstaunen setzen, wenn wir Statuen in der Nacht bei Fackelschein betrachten. Diese Marmorbilder offenbaren uns dann mit erschreckender Wahrheit ihren innewohnenden Geist und ihre schauerlichen, stummen Geheimnisse. In derselben Weise gibt sich uns auch das ganze Leben der schönen Italierinnen kund, wenn wir sie in der Oper sehen; die wechselnden Melodien wecken alsdann in ihrer Seele eine Reihe von Gefühlen, Erinnerungen, Wünschen und Aergernissen, die sich alle Augenblicke in den Bewegungen ihrer Züge, in ihrem Erröthen, in ihrem Erbleichen, und gar in ihren Augen aussprechen. Wer zu lesen versteht, kann alsdann auf ihren schönen Gesichtern sehr viel süße und interessante Dinge lesen, Geschichten, die so merkwürdig wie die Novellen des Boccaccio, Gefühle, die so zart wie die Sonette des Petrarca, Launen, die so abenteuerlich wie die Ottaverime des Ariosto, manchmal auch furchtbare Verrätherei und erhabene Bosheit, die so poetisch wie die Hölle des großen Dante. O! da ist es der Mühe werth, hinaufzuschauen nach den Logen. Wenn nur die Männer unterdessen ihre Begeisterung nicht mit so fürchterlichem Lärm aussprächen! Dieses allzutolle Geräusch in einem italienischen Theater wird mir manchmal lästig. Aber die Musik ist die Seele dieser Menschen, ihr Leben, ihre Nationalsache. In andern Ländern gibt es gewiß Musiker, die den größten italienischen Renommeen gleich stehen, aber es gibt dort kein musikalisches Volk. Die Musik wird hier in Italien nicht durch Individuen repräsentirt, sondern sie offenbart sich in der ganzen Bevölkerung, die Musik ist Volk geworden. Bei uns im Norden ist es ganz anders; da ist die Musik nur Mensch geworden und heißt Mozart oder Meyerbeer; und obendrein, wenn man das Beste, das solche nordische Genien uns bieten, genau untersucht, so findet sich darin italienischer Sonnenschein und Orangenduft, und viel eher als unserem Deutschland, gehören sie dem schönen Italien, der Heimath der Musik. Ja, Italien wird immer die Heimath der Musik seyn, wenn auch seine großen Maestri frühe in's Grab steigen oder verstummen, wenn auch Bellini stirbt und Rossini schweigt.“

„Wahrlich,“ bemerkte Maria, „Rossini behauptet ein sehr strenges Stillschweigen. Wenn ich nicht irre, schweigt er schon seit zehn Jahren.“ — „Das ist vielleicht ein Witz von ihm,“ antwortete Maximilian. „Er hat zeigen wollen, daß der Name „Schwan von Pesaro,“ den man ihm ertheilt, ganz unpassend sey. Die Schwäne singen am Ende ihres Lebens, Rossini aber hat in der Mitte des Lebens zu singen aufgehört. Und ich glaube, er hat wohl daran gethan, und eben dadurch gezeigt, daß er ein Genie ist. Ein Künstler, welcher nur Talent hat, behält bis an sein Lebensende den Trieb, dieses Talent auszuüben; der Ehrgeiz stachelt ihn, er fühlt, daß er sich beständig vervollkommnet, und es drängt ihn, das Höchste zu erstreben. Der Genius aber hat das Höchste bereits geleistet, er ist zufrieden, er verachtet die Welt und den kleinen Ehrgeiz, und geht nach Hause, nach Strafford am Avon, wie William Shakespeare, oder promenirt sich lachend und witzelnd auf dem Boulevard des Italiens zu Paris, wie Joachim Rossini. Hat der Genius keine ganz schlechte Leibesconstitution, so lebt er in solcher Weise noch eine gute Weile fort, nachdem er seine Meisterwerke geliefert, oder, wie man sich auszudrücken pflegt, nachdem er seine Mission erfüllt hat. Es ist ein Vorurtheil, wenn man meint, das Genie müsse früh sterben; ich glaube, man hat das dreißigste bis zum vier-und-dreißigsten Jahre als die gefährliche Zeit für die Genies bezeichnet. Wie oft habe ich den armen Bellini damit geneckt, und ihm aus Scherz prophezeit, daß er, in seiner Eigenschaft als Genie, bald sterben müsse, indem er das gefährliche Alter erreiche. Sonderbar! trotz des scherzenden Tons ängstigte er sich doch ob dieser Prophezeiung, er nannte mich seinen Jattatore und machte immer das Jattatorezeichen.... Er wollte so gerne leben bleiben, er hatte eine fast leidenschaftliche Abneigung gegen den Tod, er wollte nichts vom Sterben hören, er fürchtete sich davor, wie ein Kind, das sich fürchtet, im Dunkeln zu schlafen.... Er war ein gutes, liebes Kind, manchmal etwas unartig, aber dann brauchte man ihm nur mit seinem baldigen Tode zu drohen, und er ward dann gleich kleinlaut und bittend, und machte mit den zwei erhobenen Fingern das Jattatorezeichen.... Armer Bellini!“

„Sie haben ihn also persönlich gekannt? War er hübsch?“ — „Er war nicht häßlich. Sie sehen, auch wir Männer können nicht bejahend antworten, wenn man uns über Jemand von unserm Geschlechte eine solche Frage vorlegt. Es war eine hochaufgeschossene, schlanke Gestalt, die sich zierlich, ich möchte sagen kokett bewegte; immer à quatre épingles; ein regelmäßiges Gesicht, länglich, blaßrosig; hellblondes, fast goldiges Haar, in dünnen Löckchen frisirt; hohe, sehr hohe, edle Stirne, gerade Nase, bleiche, blaue Augen, schöngemessener Mund, rundes Kinn. Seine Züge hatten etwas vages, charakterloses, etwas wie Milch, und in diesem

Milchgesichte quirlte manchmal süßsäuerlich ein Ausdruck von Schmerz. Dieser Ausdruck von Schmerz ersezte in Bellini's Gesicht den mangelnden Geist; aber es war ein Schmerz ohne Tiefe; er flimmerte poesielos in den Augen, er zuckte leidenschaftslos um die Lippen des Mannes. Diesen flachen, matten Schmerz schien der junge Maestro in seiner ganzen Gestalt veranschaulichen zu wollen. So schwärmerisch wehmüthig waren seine Haare frisirt, die Kleider saßen ihm so schmachtend an dem zarten Leibe, er trug sein spanisches Röhrchen so idyllisch, daß er mich immer an die jungen Schäfer erinnerte, die wir in unsern Schäferspielen mit bebänderten Stäben und hellfarbig seidenen Jäckchen und Höschen minaudiren sehen. Und sein Gang war so jungfräulich, so elegisch, so ätherisch! Der ganze Mensch sah aus wie ein Seufzer en escarpins. Er hat bei den Frauen vielen Beifall gefunden, aber ich zweifle, ob er irgendwo eine starke Leidenschaft geweckt hat. Für mich selber hatte seine Erscheinung immer etwas spaßhaft Ungenießbares, dessen Grund wohl zunächst in seinem Französischsprechen zu finden war."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsezung.)

Eisenbahnen.

Ein weiteres Beispiel liefert die Eisenbahn zwischen Leeds und Selby. Diese ist neuerlich mit einem Aufwande von 550,000 Pf. Sterl. in einer Strecke von zwanzig Meilen vorzugsweise für Reisende gebaut worden, und die Abrechnung des ersten Jahrs hat eine Dividende von fünf Procent geliefert. Wäre also Aehnliches bei allen fertigen Eisenbahnen der Fall, und müßte gleiches Resultat allen im Bau begriffenen oder projectirten zu Theil werden, so könnte man nicht leugnen, daß in England kein Kapital sich nuzbarer anlegen lasse. Hiernächst ist es auch allerdings unbestreitbare Thatsache, daß England einen ungeheuern Ueberfluß an Kapitalvermögen besizt, denn nicht genug, daß die in diesem neuen Zweige der Speculation bereits gewagten Summen einen Unternehmungsgeist und einen Reichthum bekunden, wie ersterer keiner Zeit und lezterer keinem Lande je in höherm Grade angehört haben dürften, das Ganze tritt noch colossaler hervor, wenn man bedenkt, was erwiesen vorliegt, daß mehr als zwei Drittel der auf die fertigen Eisenbahnen verwendeten, so wie der auf die im Bau begriffenen zu verwendenden Kapitalien aus einem einzigen Winkel Englands, aus dem Süden von Lancashire kommen, daß die Schäze Londons in diesen Canal bis vor Kurzem gar nicht geflossen sind, und daß alle übrigen, starke Summen erfordernden Zweige der Industrie, anstatt im südlichen Lancashire unter jenem Geldabzuge zu sinken, sich vielmehr gehoben haben. Schon vor zwanzig Jahren bemerkte Sir James Macintosh in seinem in Indien geschriebenen Tagebuche, daß, wie gigantisch auch die Bauwerke in Egypten und Indien seyen, doch die von Großbritannien, zusammengenommen, sie an Größe und Kostspieligkeit weit übertreffen. War die Bemerkung damals richtig, so haben die inzwischen aufgekommenen Eisenbahnen sie nur bestätigt.

So vernünftig die Beantwortung der Frage nach den Ursachen klingt, welche gegenwärtig England mit einer solchen, Millionen auf Millionen verschlingenden Fluth von Eisenbahnprojecten überschwemmt haben, so muß doch schon die Art und Weise, wie viele derselben zu Tage gefördert werden, einen Verdacht gegen alle erwecken, den Argwohn unterliegender Schwindelei und betrügerischer Absicht. Um hievon einen Begriff zu geben, will ich von den verschiedenen Wegen, welche zur Kenntniß des Parlaments gekommen und deren Irrgewinde sorgsam verfolgt worden sind, nur einen abzeichnen. Ein Sachwalter, dem es auf mannichfaltige Art gelungen ist, sich mit Kapitalisten bekannt zu machen und ihr Vertrauen zu gewinnen, sagt ihnen von einem herrlichen Plane, ihr Geld nuzbar anzulegen. Für solche Reden haben Kapitalisten, je reicher sie sind, desto offenere Ohren. Der Vorschlag betrifft eine Eisenbahn. Zu der Zusammenkunft, bei welcher das Nähere besprochen werden soll, erbittet sich der Sachwalter die Gegenwart mehrerer geschickter Ingenieurs. Diese, gelockt von den Namen der reichen Kapitalisten, die ihnen als Unternehmer genannt werden, finden sich willig ein. Der Sachwalter gibt eine ungefähre Linie an, und ersucht die Ingenieurs, Plane und Kostenanschläge einzureichen. Der beste Plan soll befolgt und sein Urheber mit der Ausführung beauftragt werden. Die Plane gehen ein, der Sachwalter lernt aus ihnen, was er vorher nicht wußte, findet aber an jedem etwas zu tadeln, verwirft sie daher alle, und benuzt seine wohlfeil oder vielmehr umsonst erlangte Kenntniß, um mit Beihülfe eines andern Ingenieurs diejenige Linie zu bestimmen, die, wie der Ausdruck ist, den Wünschen, Zwecken und Mitteln der Gesellschaft am besten entspricht. Er ist der Sekretär, Alles geht daher durch seine Hände, und während er die Eingabe an das Parlament vorbereitet, bringt er die Actien bereits auf den Markt, um sie über pari zu treiben, denn darin besteht der Vortheil seiner Constituenten und in den hohen Procenten, die er sich ausbedungen, der seinige. Nichts leichter, als dieses in die Höhe treiben. Einige Mäkler erhalten den Auftrag, Actien der Gesellschaft zu jedem Preise zu kaufen, und andere Mäkler erhalten den Auftrag, Actien der Gesellschaft nicht unter so und so viel über pari zu verkaufen. So macht sich der Cours und so wird er an der Börse notirt, ehe vielleicht eine einzige Actie wirklich abgesezt ist. Um keinen Verdacht gegen die Solidität des Geschäfts zu erwecken, begnügt sich der Sachwalter Anfangs mit einem Kleinen über pari; aber Tag für Tag wird das Manöver steigend wiederholt; der steigende Cours erregt Aufmerksamkeit, erweckt Verlangen nach Theilnahme am Gewinn; der wirkliche Verkauf findet statt, und in Kurzem werden die Actien Handelsartikel, wobei zulezt nur diejenigen verlieren, in deren Besiz sie sind, wenn der Plan für unausführbar erklärt wird. Wie vor einigen Jahren, auch auf dem Continente, der Handel mit Staatspapieren zu reinem Hazardspiele ausartete, so ist das jezt an der Londoner Börse mit den Eisenbahnactien der Fall. Die Qualität des betreffenden Unternehmens kommt bei den Spielenden wenig in Betracht. Wer heute bloß in der Absicht kauft, um morgen oder übermorgen mit Vortheil zu verkaufen, was kümmert es den, ob der Gegenstand des bezweckten Gewinns im Monde oder in der Sonne liegt? Ja, oft, je toller und unsinniger, desto besser.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 88.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 12. April 1836.

I shall never more thee in French, unless it be to laugh at me.
Shakespeare.
Henry V.

Florentinische Nächte.

(Fortsetzung.)

„Obgleich Bellini schon mehrere Jahre in Frankreich gelebt, sprach er doch das Französische so schlecht, wie es vielleicht kaum in England gesprochen werden kann. Ich sollte dieses Sprechen nicht mit dem Beiwort „schlecht“ bezeichnen; schlecht ist hier viel zu gut. Man muß „entsetzlich“ sagen, „blutschänderisch,“ „weltuntergangsmäßig.“ Ja, wenn man mit ihm in Gesellschaft war und er die armen französischen Worte wie ein Henker radebrach und unerschütterlich seine kolossalen Coqs-à-l'âne auskramte, so meinte man manchmal, die Welt müsse mit einem Donnergekrache untergehen. — Eine Leichenstille herrschte dann im ganzen Saale; Todesschreck malte sich auf allen Gesichtern, mit Kreidefarbe oder mit Zinnober; die Frauen wußten nicht, ob sie in Ohnmacht fallen, oder entfliehen sollten, die Männer sahen bestürzt nach ihren Beinkleidern, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich dergleichen trugen; und was das Furchtbarste war, dieser Schreck erregte zu gleicher Zeit eine konvulsive Lachlust, die sich kaum verbeißen ließ. Wenn man daher mit Bellini in Gesellschaft war, mußte seine Nähe immer eine gewisse Angst einflößen, die durch einen grauenhaften Reiz zugleich abstoßend und anziehend war. Manchmal waren seine unwillkührlichen Calembourgs bloß belustigender Art, und in ihrer possierlichen Abgeschmacktheit erinnerten sie an das Schloß seines Landsmannes, des Prinzen von Pallagonien, welches Goethe in seiner italienischen Reise als ein Museum von barocken Verzerrtheiten und ungereimt zusammengekoppelten Mißgestalten schildert. Da Bellini bei solchen Gelegenheiten immer etwas ganz Harmloses und ganz Ernsthaftes gesagt zu haben glaubte, so bildete sein Gesicht mit seinem Worte eben den allertollsten Contrast. Das, was mir an seinem Gesichte mißfallen konnte, trat dann um so schneidender hervor. Das, was mir da mißfiel, war aber nicht von der Art, daß es just als ein Mangel bezeichnet werden könnte, und am wenigsten mag es wohl den Damen ebenfalls unerfreusam gewesen seyn. Bellinis Gesicht, wie seine ganze Erscheinung hatte jene physische Frische, jene Fleischblüthe, jene Rosenfarbe, die auf mich einen unangenehmen Eindruck macht, auf mich, der ich vielmehr das Todtenhafte und das Marmorne liebe. Erst späterhin, als ich Bellini schon lange kannte, empfand ich für ihn innige Neigung. Diese entstand namentlich, als ich bemerkte, daß sein Charakter durchaus edel und gut war. Seine Seele ist gewiß rein und unbefleckt geblieben von allen häßlichen Lebensberührungen. Auch fehlte ihm nicht die harmlose Gutmüthigkeit, das Kindliche, das wir bei genialen Menschen nie vermissen,

wenn sie auch dergleichen nicht für Jedermann zur Schau tragen."

„Ja, ich erinnere mich," fuhr Maximilian fort, indem er sich auf den Sessel niederließ, an dessen Lehne er sich bis jezt aufrecht gestüzt hatte, „ich erinnere mich eines Augenblicks, wo mir Bellini in einem so liebenswürdigen Lichte erschien, daß ich ihn mit Vergnügen betrachtete und mir vornahm, ihn näher kennen zu lernen. Aber es war leider der lezte Augenblick, wo ich ihn in diesem Leben sehen sollte. Dieses war eines Abends, als wir im Hause einer großen Dame, die den kleinsten Fuß in Paris hat, mit einander gespeist und sehr heiter geworden, und am Fortepiano die süßesten Melodien erklangen. — Ich sehe ihn noch immer, den guten Bellini, wie er endlich, erschöpft von den vielen tollen Bellinismen, die er geschwazt, sich auf einen Sessel niederließ. — Dieser Sessel war sehr niedrig, fast wie ein Bänkchen, so daß Bellini dadurch gleichsam zu den Füßen einer schönen Dame zu sitzen kam, die sich, ihm gegenüber, auf ein Sopha hingestreckt hatte und mit süßer Schadenfreude auf ihn hinabsah, während er sich abarbeitete, sie mit einigen französischen Redensarten zu unterhalten, und er immer in die Nothwendigkeit gerieth, das, was er eben gesagt hatte, in seinem sicilianischen Jargon zu commentiren, um zu beweisen, daß es keine Sottise, sondern im Gegentheil die feinste Schmeichelei gewesen sey. Ich glaube, daß die schöne Dame auf Bellinis Redensarten gar nicht viel hinhörte; sie hatte ihm sein spanisches Röhrchen, womit er seiner schwachen Rhetorik manchmal zu Hülfe kommen wollte, aus den Händen genommen, und bediente sich dessen, um den zierlichen Lockenbau an den beiden Schläfen des jungen Maestro ganz ruhig zu zerstören. Diesem muthwilligen Geschäfte galt wohl jenes Lächeln, das ihrem Gesichte einen Ausdruck gab, wie ich ihn nie auf einem lebenden Menschenantlitz gesehen. Nie kommt mir dieses Gesicht aus dem Gedächtnisse! Es war eines jener Gesichter, die mehr dem Traumreich der Poesie, als der rohen Wirklichkeit des Lebens zu gehören scheinen: Conturen die an Da Vinci erinnern, jenes edle Oval mit den naiven Wangengrübchen und dem sentimental spitz zulaufenden Kinn der lombardischen Schule; die Färbung mehr römisch-sanft, matter Perlenglanz, vornehme Blässe, Morbidezza. Kurz, es war ein Gesicht, wie es nur auf irgend einem altitalienischen Porträt gefunden wird, das etwa eine von jenen großen Damen vorstellt, worin die italienischen Künstler des sechzehnten Jahrhunderts verliebt waren, wenn sie ihre Meisterwerke schufen, woran die Dichter jener Zeit dachten, wenn sie sich unsterblich sangen, und wornach die deutschen und französischen Kriegshelden Verlangen trugen, wenn sie sich das Schwert umgürteten und thatensüchtig über die Alpen stürzten. — Ja, ja, so ein Gesicht war es, worauf ein Lächeln der süßesten Schadenfreude und des vornehmsten Muthwillens spielte, während die schöne Dame mit der Spitze des spanischen Rohrs den blonden Lockenbau des guten Bellini zerstörte. In diesem Augenblick schien mir Bellini wie berührt von einem Zauberstäbchen, wie umgewandelt zu einer durchaus befreundeten Erscheinung, und er wurde meinem Herzen auf einmal verwandt. Sein Gesicht erglänzte im Widerschein jenes Lächelns, es war vielleicht der blühendste Moment seines Lebens. — Ich werde ihn nie vergessen. — Vierzehn Tage nachher las ich in der Zeitung, daß Italien einen seiner rühmlichsten Söhne verloren!"

„Sonderbar! zu gleicher Zeit wurde auch der Tod Paganinis angezeigt. An diesem Todesfall zweifelte ich keinen Augenblick, da der alte, fahle Paganini immer wie ein Sterbender aussah; doch der Tod des jungen, rosigen Bellini kam mir unglaublich vor. Und doch war die Nachricht vom Tode des Ersteren nur ein Zeitungsirrthum; Paganini befindet sich frisch und gesund zu Genua, und Bellini liegt im Grabe zu Paris!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Altschwedische Balladen.

Herr Tideman und klein Rosa.

Rosa lilla sie sprach zum Bruder gekehrt:
Unterm Thore —
„Was hast du auf dem Ting heute Neues gehört?"
So spät zur Zeit eines Abends.

„„Nichts anders hab' ich heut auf dem Ting gehört
Unterm Thore —
Als daß Tideman nicht mehr hier auf Erden verkehrt.""
So spät zur Zeit eines Abends.

Rosa lilla fiel nieder zur Erde sofort,
Und lange sprach sie auch kein einzig Wort.

„Und Schwester, du liebe, ach! klage nicht so hart:
Er ist noch nicht todt und liegt nicht auf der Bahr."

„„Gereichte mir's zur Ehre und nicht zur Scham,
Ich reis'te auf der Stelle zum kranken Bräutigam.""

„Es gereicht dir zur Ehre und nicht zur Scham,
Daß du auf der Stelle willst zum kranken Bräutigam."

Rosa lilla sie sattelt nun ihr graues Roß,
So reitet sie von dannen zu Herrn Tidemans Schloß.

Rosa lilla reitet zu Herrn Tidemans Haus,
Herrn Tidemans Mutter sieht zum Fenster hinaus:

„Eine Jungfrau hält auf dem Hofe da,
Die schönste Jungfrau, die jemals ich sah.

„Ihr Roß es steht auf Schuhen von Gold,
Die Jungfrau glänzt wie in der Sonne das Gold.“

„„Das ist Rosa lilla, die Liebste mein —
Und, herzliebste Mutter, empfanget sie fein.““

„Mit nichten will ich sie empfangen fein;
Der mag sie fein empfangen, der sie nennt sein.“

Rosa lilla herein in die Thüre ging;
Herr Tideman sie gar freundlich empfing.

Herr Tideman er klopft auf die Polster blau:
„Gefällt es Rosa lilla, zu ruhen hierauf?“

„„Ich bin nicht müd' und ich bin nicht matt;
Doch ein wenig zu ruhen, das geht wohl an.““

Herr Tideman sprach zu dem Diener so:
„Du bringe mir hieher die Goldschreine zwo.“

Herr Tideman nimmt die Goldkrone roth:
„Und diese sollst du tragen stets nach meinem Tod.“

Herr Tideman nimmt der Goldringe vier;
Die Diamanten schienen so klar herfür.

Herr Tideman darauf den Goldgurt nimmt;
Da wurde Herrn Tidemans Mutter ergrimmt.

„Herr Tideman, Herr Tideman, o schenke nicht so:
O denk' doch auch an deine Schwestern, die zwo.“

„„Meine Schwestern sie haben die Eltern noch,
Doch Rosa lilla Keinen, der mit ihr spricht ein Wort.

„„Meine Schwestern sie haben noch Acker und Flur,
Doch Rosa lilla Kummer zum Erbe nur.““

Nun drückt er Rosa lilla in seinen Arm;
Herr Tideman er starb in Rosa lilla's Arm.

Rosa lilla bestieg ihren Traber alsbald,
So reitet sie in Eile durch den Zwanzigmeilenwald.

Für Herrn Tideman gingen die Glocken im Osten;
Unterm Thore —
Für Rosa lilla gingen die Glocken im Westen.
So spät zur Zeit eines Abends.

Herr Olof.

Herr Olof er sattelt sein graues Roß,
So reitet er hin zu der Meerfrau Schloß.
Doch die Linde wächst gut! — Doch die Linde wächst gut! —

Herr Olof er ritt, doch der Goldsattel schwamm,
Herr Olof er sinkt in der Meerfrau Arm.
Doch die Linde wächst gut! — Doch die Linde wächst gut!

Und wie er nun kam zu der Meerfrau Thor,
So stehet die Meerfrau draußen davor.

„Willkommen! Willkommen! jung Olof mein! —
Schon funfzehn Jahre hab' ich geharret dein.

„Doch wo bist du erzeugt, und wo bist du geboren?
Und wo hast du dir deine Hofkleider erworben?“

„„Am Kaiserhof da bin ich erzeugt und geboren,
Und da hab' ich mir meine Hofkleider erworben.

Und da hab' ich meinen Vater und Mutter,
Und da hab' ich die Schwester und da hab' ich den Bruder.

Und da hab' ich Acker und Auen und Hain,
Und da steht auch gemacht schon das Brautbett mein.

Und da hab' ich auch mein Bräutlein still,
Mit der ich leben und sterben will.““

„Und höre, Ritter Olof, komm zu mir herein!
Trink' aus meiner Silberkann' den klarsten Wein!“

„Wo bist du nun erzeugt, und wo bist du geboren?
Und wo hast du nun dir dein Hofkleid erworben?“

„„Ja, hier bin ich erzeugt und hier bin ich geboren,
Und hier hab' ich mir mein Hofkleid erworben.““

„Wo hast du nun Vater und wo hast du Mutter?
Und wo hast du die Schwester, und wo hast du den Bruder?“

„„Nein, hier hab' ich Vater, und hier hab' ich Mutter,
Und hier hab' ich Schwester, und hier hab' ich Bruder.““

„Wo hast du nun Acker und Auen und Hain? —
Und wo steht nun gebreitet das Brautbett dein?

„Und wo hast du nun dein Bräutlein still,
Mit welcher du leben und sterben willst?“

„„Hier hab' ich meinen Acker und Auen und Hain,
Und hier hab' ich auch mein Brautbett fein.

„„Und hier hab' ich auch mein Bräutlein still,
Mit der ich leben und sterben will.““
Doch die Linde wächst gut! — Doch die Linde wächst gut!

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

König Anton. Reform öffentlicher Anstalten.

Von unserm Königsgreise ist die beabsichtigte Verwandlung der zu seinem leztvergangenen Geburtsfeste auf hiesigem alten Markte errichteten Festsäule in ein steinernes Denkmal, unter liebevoller Anerkennung der Absicht und der Bemerkung abgelehnt worden, daß die Liebe und Zuneigung Sachsens für ihn und sein Haus das einzige und schönste Monument sey, auf welches er hohen Werth lege.

Der Staatsminister von Carlowitz hat das vom Könige an ihn dieserhalb erlassene Schreiben durch den Bürgermeister Hübler im Dresdener Anzeiger zur öffentlichen Kenntniß bringen lassen. – Sehr zu rühmen ist die Sorgfalt, mit der man sich bemüht, unsere Sammlungen, wie die Bibliothek, das Naturalienkabinet, die Gemälde-, Antiken-, Gypsabguß-, Kupferstich- und Porcellan-Collectionen u. s. w., ungeachtet der sehr beschränkten Mittel zu Unterhaltung derselben, zu erweitern und durch veränderte Einrichtungen zweckmäßiger und gemeinnütziger zu machen. Besonders hat unter andern das vormals unter dem Namen der Rüstkammer bekannte historische Museum durch die lehrreiche und geschmackvolle Anordnung des Herrn von Quandt ungemein gewonnen. Von vorzüglichem Nutzen sind auch die zu Erleichterung des allgemeinen Gebrauchs der so ausgezeichneten hiesigen Bibliothek (die ihre schöne Bestimmung durch die außen angebrachten goldenen Buchstaben: Usui publico patens, der Wissenschaft und Kunst so freundlich ausspricht) getroffenen neuen Maßregeln. Obschon alljährlich gegen Anfang des Herbstes die Einforderung aller ausgeliehenen Bücher durch das Tageblatt erfolgte und Jedermann, ohne Ausnahme, den festgesetzten Termin der Einlieferung pünktlich einhalten sollte, hatten sich doch theils, in Folge persönlicher Autorität, allmählich immer mehr Exemtionen eingeschlichen, theils mochte die ungemeine Humanität, mit der man zu verfahren pflegte, manche minder humane Inhaber in ihrer Renitenz gegen die Einlieferung bestärkt haben. So war denn nach mehreren Werken auf der Bibliothek zuweilen viele Jahre fruchtlos Nachfrage geschehen. Sie wollten durchaus nicht eingehen; ein Umstand, der allerdings zu den gerechtesten Klagen Anderer Anlaß gab, welche die fehlenden Bücher zu benutzen wünschten. Nunmehr ist, nachdem mit der nöthig gewordenen Strenge die Rückgabe aller ausgeliehenen Bücher bewirkt worden war, die Einrichtung getroffen, daß jedes nach Hause verlangte Buch gegen besonderes Empfangsbekenntniß, aber nur auf einen Monat abgereicht wird. Nach Verlauf desselben wird sogleich darnach geschickt; im Fall der Inhaber dessen länger benöthigt ist, hat er um Prolongation der Frist nachzusuchen. Abgesehen davon, daß hiedurch allerdings die Arbeiten des Bibliothekpersonals, das ohnehin sehr oft, bei aller möglichen Anstrengung, außer Stande ist, den zahlreichen Anfragen Genüge zu leisten, sich sehr vermehren, kann diese Vorkehrung dem Zwecke des Instituts nur förderlich seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, März.

(Beschluß.)

Eisenbahnen.

Das oben Gesagte beweist ein ganz frisches Project, von welchem sich die Speculanten glänzende Vortheile versprechen, und welches kürzlich folgendes ist. Eine von Dover nach London zu bauende Eisenbahn soll hier durch den – allerdings noch nicht fertigen – Themse-Tunnel in gerader Richtung nach Birmingham, Manchester, Carlisle und Glasgow laufen, und gleichzeitig Dover mit Calais verbinden. Der trennende Canal ist eine Kleinigkeit. Der Vorschlag geht wörtlich dahin, die Kreidefelsen von Dover niederzubrechen und damit mehrere Meilen in die See hinaus einen Damm zu bilden, gleichen Bau von Calais aus zu beginnen und beide Dämme einander bis auf die Entfernung von zehn Meilen zu nähern, diese lezte Verbindung aber entweder durch einen Tunnel, oder durch eine Kettenbrücke zu bewirken. Das ist indessen noch nicht Alles. Von Carlisle soll eine Seitenbahn nach Portpatrick gehen. Die dortige Gebirgsküste, so wie das auf den Copelandinseln in großer Masse vorhandene Steinmaterial machen es außerordentlich leicht, den irländischen Canal bis auf ungefähr sieben Meilen auszufüllen, und diese Strecke soll dann ebenfalls mittelst einer Kettenbrücke oder eines Tunnels passirt werden. Ist das Alles? – Nein. Die Eisenbahn soll von hier nach der Bucht von Donegal und von Calais auf Seitenlinien nach dem baltischen und mittelländischen Meere, ja, bis nach Indien und Canton sich fortsetzen. Es thut dem Urheber des Plans leid, in der Bucht von Donegal die Bahn abbrechen und den weitern Transport von Gütern und Reisenden Dampfbööten überlassen zu müssen. Aber nur Geduld. „Ich erlaube mir," sagt er, „den Umstand anzudeuten, daß die Tiefe des atlantischen Oceans zwischen der westlichen Küste von Irland und der Küste von Neufoundland im Durchschnitte nicht über fünf-und-dreißig Faden und die Entfernung nur ein paar hundert Seemeilen beträgt. Allerdings macht die Mangelhaftigkeit unserer Kenntniß von der Natur dieses Meers es vor der Hand unmöglich, hierauf weiter zu fußen; allein künftige Jahre werden die Seichtigkeit des Oceans zwischen der genannten Insel und dem Continente Amerika's gebührend zu benutzen wissen." Damit die Leser nicht etwa diesen Plan für meine Erfindung halten, nenne ich ihnen den Urheber: er heißt Henry Fairbairn. Und daß der Mann wirklich nicht verrückt ist, dürfte sich aus dem Schluß ergeben: „Meine Berechnung kann hie und da kleine Unrichtigkeiten enthalten; aber die allgemeine Richtigkeit des Grundsatzes wiegt solche vollkommen auf, und die große Theilnahme, deren mein Project in seiner weitesten Ausdehnung sich bereits zu erfreuen hat, sichert mir und der Welt die unverzögerte Ausführung." – Um die volle Größe der Gefahr zu begreifen, womit das unsinnige Speculiren in Eisenbahnen das öffentliche Wohl bedroht, braucht man nur Zweierlei zu wissen, einmal, wie verhaßt in England alle, die Freiheit des Verkehrs beengenden Fesseln sind, und zweitens, daß dessenungeachtet das Parlament sich entschlossen hat, hier hemmend einzuschreiten. Fast einhellig ist der Beschluß durchgegangen, jede von der Verfassung erlaubte Maßregel zu Abwendung der traurigen Folgen zu ergreifen, welche nothwendig entstehen müssen, wenn nach der von den Gesezgebern ertheilten Genehmigung und nach dem Beginn der Arbeiten die zum Grund gelegten Berechnungen sich als falsch erweisen, oder die Unterzeichner von Actien außer Stand seyn sollten, die eingerufenen Beiträge zu entrichten. Um daher auf der einen Seite Unternehmungen nicht zu entmuthigen, die, wenn richtig geleitet, wohlthätig für das Ganze wirken müssen, und um auf der andern Seite den Charakter derselben zu retten und nicht ein unermeßliches Nationalvermögen einer momentanen Aufregung zur Beute fallen zu sehen, sind sämmtliche Gesuche einer bisher ungewöhnlich strengen Erörterung unterworfen worden. Mehr kann und darf das Parlament nicht thun. Eine deutsche Regierung kann mit Hoffnung auf Erfolg ihren Unterthanen das Speculiren in auswärtigen Fonds verbieten; aber schon der Versuch der englischen Regierung, den Handel mit Eisenbahnactien auf solche zu beschränken, denen genehmigte Plane zum Grunde liegen, würde für ein Zeichen gelten, daß die Minister abzudanken wünschen. Vom Börsencurse ist der Beweis zu erwarten, ob die ausgesprochene Warnung oder die angeregte Spielwuth der stärkere Theil ist. Schlimm genug, daß selbst erstern Falls die Crisis nur weniger unheilbringend enden kann. W. T.

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 13. April 1836.

Da stiegen die Holländer ans Land und brachten meinen Vätern das Feuerwasser; sie tranken davon, bis es ihnen war, als ob Himmel und Erde zusammenstößen, und glaubten thöricht den großen Geist gefunden zu haben. Da verloren sie ihr Eigenthum und wurden Fuß für Fuß weggetrieben vom Strande, und ich, der ich ein Häuptling bin und ein Sagamore, ich habe nie die Sonne schimmern sehen als durch die Zweige der Bäume, und habe nie die Gräber meiner Väter besucht.

Cooper.
Der lezte Mohican.

Amerikanische Skizzen.

Die Eingebornen.

Ich ging vor dem Frühstück an den Niagarafall. Der Morgen war frisch, für die Jahrszeit kalt, und nach allen Seiten schwebten herrliche Regenbogen über dem finstern Schlunde, in den sich der Fluß stürzt. Kein lebendiges Wesen störte die feierliche Einsamkeit, da auf einmal gewahrte ich ein indianisches Weib, das an einem Baum lehnte. Da manche Tuscaroras ein paar Worte englisch verstehen, so rief ich ihr zu: „Good morning!“ Sie erwiderte meinen Gruß, indem sie ruhig den Kopf neigte und die Finger an die Lippen legte; zugleich wandte sie sich ein wenig ab, als wollte sie fernerem Verkehr ausweichen. Aber die Neugier siegte bei mir über die Höflichkeit, und ich trat näher. Zu ihren Füßen lag auf dem Boden zusammengekauert ein Indier, Kopf und Schultern in seine Decke gehüllt. Die Augen des Weibes waren ruhig auf die regungslose Masse geheftet; auf der andern Seite des Baums saß ein sehr hübscher Junge, acht bis neun Jahre alt, und dieser hob auch nicht Einmal den Kopf, um sich nach dem Fremdling umzusehen. Beim Jungen lag ein halb verhungerter Spürhund, eine rothhaarige, zottige Bestie, mit einem durchdringenden, kalten, indianischen Blick, und scheinbar so unbekümmert als der versuchteste Krieger im Stamm: er wedelte weder freundlich forschend mit dem Schwanz, wie ein gutgearteter europäischer Hund gethan hätte, noch brummte er und wies feindselig die Zähne, oder schlich mit eingezogenem Schwanz argwöhnisch um den Fremden her, wie man häufig schlecht gezogene weiße Köter thun sieht; nein, der Hund des rothen Mannes benahm sich, wie es seiner Race und dem Stamme ziemte, dem er dienstbar war; ich glaube nicht, daß er das Auge auch nur Einmal aufschlug, um mich zu betrachten, oder er that es wenigstens mit solcher Vorsicht, daß ich es nicht bemerkte.

Am Baum lehnte eine lange Büchse, und über der Mündung hing ein scharlachrothes Wehrgehenk und eine mit weißen und blauen Perlen reich verzierte Weidtasche; ferner an einem Riemen eine lederne Scheide, aus der eine blanke, breite Messerklinge ein paar Zoll weit hervorsah. Es war dies sichtbar die Rüstung des schlafenden Manns, und das Trio, das so geduldig seinen Schlummer bewachte, war sein Weib, sein Kind und sein Hund. Ich betrachtete eine Zeitlang die wilde Gruppe, und die Umgebung konnte wirklich nicht besser dazu passen: der Rasenhügel, auf dem die Familie lagerte, die reiche Laubkrone des Butternußbaums, der sie beschattete, oben die bewaldeten Höhen, daneben der im tiefen Bette strömende Fluß, tiefe Stille ringsum, noch auffallender durch das ferne Tosen des Catarakts, das hin und wieder

herüberscholl wie rollender Donner, dann wieder zu einem sanften, klagenden, völlig harmonischen Gemurmel erstarb, indeß weit hinten seine leichten, von der Morgensonne versilberten Dunstwolken sich sanft hoben und senkten. Schon oft habe ich den vergeblichen Wunsch gehegt, Maler zu seyn, aber nie so sehr als damals.

Nach einer langen Pause wagte ich es, das Weib noch einmal anzureden; ich wies auf den zusammengekauerten Schläfer und fragte: „Der Mann — er krank?“ Die Squaw blickte mich mit ihren schönen Augen an; sie hatte mich verstanden; sie nickte ein paar Mal und sprach leise mit wohlklingender Stimme: „Mann krank — zu viel Whisky — das schlecht macht.“ Damit senkte sie wieder den Kopf und heftete die Augen auf den regungslosen Körper zu ihren Füßen; der kleine Junge und der Hund hatten allermittelst auch nicht durch die kleinste Bewegung zu erkennen gegeben, daß sie vom Fremden irgend Notiz nahmen, und ich ging meines Wegs weiter.

Einige Tage darauf traf ich meine Familie von Tuscarorasindiern wiederum im Dorfe Tonnewanta. Der Mann war jezt wach, aber wieder halb betrunken; er war ein recht hübscher Bursche, hatte aber den grassen, brutalen Blick, der habituellen Säufern eigen ist. Er unterhielt sich vor dem Thor der Schenke mit ein paar Negern und hatte nur den Jungen und den Hund bei sich. Ich sah mich nach meiner Dame vom Stamme um, und dort, fünfzig Schritte weiter unten, kauerte sie auf ihren Fersen an der Wand, mutterseelenallein. Ein rascher, verstohlener Blick des Jungen sagte mir, daß er mich erkannt; er sprach ein paar Worte zu seinem Vater, dieser wandte sofort den Kopf nach mir um, gab ein kurzes „Ugh!“ von sich und nahm sogleich wieder seine starre Haltung an, die sich gegenüber dem sorglosen Wesen und den lustigen Grimassen seiner schwarzen Bekannten gar seltsam ausnahm. Ich ging nun auf die einsame Squaw zu, in der Hoffnung, die Bekanntschaft zu erneuern; aber sie heftete ihre Augen auf ein Halsband, mit dem sie in so ernstem Spiel vertieft war, als eine Andächtige mit ihrem Rosenkranz, und würdigte mich keines Blicks. Das Kanalboot langte an, und ich mußte von meinen Tuscaroras scheiden. Tuscarora! was für ein Prachtname für einen Roman!

Zu Washington, in der sogenannten National-Exhibition sah ich eine Sammlung von Porträts ausgezeichneter Eingebornen, Freund wie Feind. Es ist zu wünschen, daß die Regierung diesem Gegenstande fortwährend ihre Aufmerksamkeit schenkt, denn noch wenige Jahre, und dies ist vielleicht das einzige Andenken an den rothen Mann in diesem Lande. Man läßt damit diesen wilden Kriegern und Gesetzgebern gleichsam poetische Gerechtigkeit widerfahren, und ihre Bilder stößen einen Antheil an ihrem Schicksale ein, den man ihnen selbst vielleicht versagte, wenigstens, wenn man nach den ekelhaften, tief gesunkenen Trunkenbolden urtheilt, die mir vorgekommen. In jener Galerie aber sehen sie ganz wacker aus, die unzähmbaren Söhne des Urwalds, die Herrn von See und Strom, manche wahrhaft schön in ihrer so ganz ritterlichen Tracht; Andere tragen leider ein groteskes, halb amerikanisches, halb indianisches Kostüm, das ganz schlecht kleidet, wenn man daneben den Creek mit buntem Turban und Stickerei sieht, oder den Winnebago mit Federbusch und Malerei, der, unter einem Baum auf seine Büchse gelehnt und regungslos dem nahenden Tritt seines Feindes oder seiner Beute lauschend, als ein Wesen erscheint, das nicht dazu gemacht ist, eine Kette zu tragen oder einen über sich anzuerkennen. Einige Häuptlinge sind in der vollen Uniform der amerikanischen Armee gemalt; man erkennt sie aber auf den ersten Blick, wenn gleich Red-Jacket, der große Krieger und Redner, und ein paar Andere in ihren Zügen auffallend an die französisch-provencalische Noblesse erinnern; der Gesammtausdruck ist aber fast bei allen derselbe, höchst bezeichnend für ihr ganzes Wesen, kalt, verschlagen, grausam; es stieß mir kaum Ein Gesicht auf, von dem man Erbarmen oder Mitgefühl hätte erwarten mögen, natürlich die Weiber ausgenommen, deren man dort einige sieht. Gibt es viele dergleichen in den Stämmen, so wäre es ein Werk der Galanterie, die Zahl ihrer Porträts zu mehren: denn diese Gesichter sind recht hübsch, der Ausdruck durchaus weiblich, sanft, mit den lieblichsten Taubenaugen von der Welt.

Florentinische Nächte.

(Fortsetzung.)

„Lieben Sie Paganini?“ fragte Maria. „Dieser Mann,“ antwortete Maximilian, „ist eine Zierde seines Vaterlandes und verdient gewiß die ausgezeichnetste Erwähnung, wenn man von den musikalischen Notabilitäten Italiens sprechen will.“ — „Ich habe ihn nie gesehen,“ bemerkte Maria, „aber, dem Rufe nach, soll sein Aeußeres den Schönheitssinn nicht befriedigen. Ich habe Porträte von ihm gesehen —“

„Die alle nicht ähnlich sind,“ fiel ihr Maximilian in die Rede; „sie verhäßlichen oder verschönern ihn, nie geben sie seinen wirklichen Charakter. Ich glaube, es ist nur einem einzigen Menschen gelungen, die wahre Physiognomie Paganinis auf's Papier zu bringen; es ist ein tauber Maler, Namens Lyser, der in seiner geistreichen Tollheit mit wenigen Kreidestrichen den Kopf Paganinis so gut getroffen hat, daß man ob der Wahrheit der Zeichnung zugleich lacht und erschrickt. „Der Teufel hat mir die Hand geführt,“ sagte mir der taube Maler, geheimnißvoll kichernd und gutmüthig ironisch mit dem Kopfe nickend, wie er bei seinen genialen Eulenspiegeleien zu thun pflegte. Dieser Maler war immer

ein wunderlicher Kautz; trotz seiner Taubheit liebte er enthusiastisch die Musik, und er soll es verstanden haben, wenn er sich nahe genug am Orchester befand, den Musikern die Musik auf dem Gesichte zu lesen und an ihren Fingerbewegungen die mehr oder minder gelungene Exekution zu beurtheilen; auch schrieb er die Opernkritiken in einem schätzbaren Journale zu Hamburg. Was ist eigentlich da zu verwundern? In der sichtbaren Signatur des Spiels konnte der taube Maler die Töne sehen. Gibt es doch Menschen, denen die Töne selber nur unsichtbare Signaturen sind, worin sie Farben und Gestalten hören." — „Ein solcher Mensch sind Sie!" rief Maria.

„Es ist mir leid, daß ich die kleine Zeichnung von Lyser nicht mehr besitze, sie würde Ihnen vielleicht von Paganinis Aeußerem einen Begriff verleihen. Nur in grellschwarzen, flüchtigen Strichen konnten jene fabelhaften Züge erfaßt werden, die mehr dem schweflichten Schattenreich, als der sonnigen Lebenswelt zu gehören scheinen. „Wahrhaftig, der Teufel hat mir die Hand geführt," betheuerte mir der taube Maler, als wir zu Hamburg vor dem Alsterpavillon standen, an dem Tage, wo Paganini dort sein erstes Conzert gab. „Ja, mein Freund," fuhr er fort, „es ist wahr, was die ganze Welt behauptet, daß er sich dem Teufel verschrieben hat, Leib und Seele, um der beste Violinist zu werden, um Millionen zu erfiedeln, und zunächst, um von der verdammten Galeere loszukommen, wo er schon viele Jahre geschmachtet. Denn sehen Sie, Freund, als er zu Lucca Kapellmeister war, verliebte er sich in eine Theaterprinzessin, ward eifersüchtig auf irgend einen kleinen Abbate, erstach auf gut italienisch seine ungetreue Amata, kam auf die Galeere zu Genua und, wie gesagt, verschrieb sich endlich dem Teufel, um loszukommen, um der beste Violinspieler zu werden, und um Jedem von uns diesen Abend eine Brandschatzung von zwei Thalern auferlegen zu können. — Aber, sehen Sie! Alle guten Geister loben Gott! Sehen Sie, dort in der Allee kommt er selber mit seinem zweideutigen Famulo!"

In der That, es war Paganini selber, den ich alsbald zu Gesicht bekam. Er trug einen dunkelgrauen Oberrock, der ihm bis zu den Füßen reichte, wodurch seine Gestalt sehr hoch zu seyn schien. Das lange, schwarze Haar fiel in verzerrten Locken auf seine Schultern herab und bildete wie einen dunkeln Rahmen um das blasse, leichenartige Gesicht, worauf Kummer, Genie und Hölle ihre unverwüstlichen Zeichen eingegraben hatten. Neben ihm tänzelte eine niedrige, behagliche Figur, putzig prosaisch: rosig verrunzeltes Gesicht, hellgraues Röckchen mit Stahlknöpfen, unausstehlich freundlich nach allen Seiten hingrüßend, mitunter aber voll besorglicher Scheu nach der düstern Gestalt hinaufschielend, die ihm ernst und nachdenklich zur Seite wandelte. Man glaubte das Bild von Retzsch zu sehen, wo Faust mit Wagner vor den Thoren von Leipzig spazieren geht. Der taube Maler commentirte mir aber die beiden Gestalten in seiner tollen Weise, und machte mich besonders aufmerksam auf den gemessenen, breiten Gang des Paganini. „Ist es nicht," sagte er, „als trüge er noch immer die eiserne Querstange zwischen den Beinen? Er hat sich nun einmal auf immer diesen Gang angewöhnt. Sehen Sie auch, wie verächtlich ironisch er auf seinen Begleiter manchmal hinabschaut, wenn dieser ihm mit seinen prosaischen Fragen lästig wird; er kann ihn aber nicht entbehren, ein blutiger Contract bindet ihn an diesen Diener, der eben kein Anderer ist, als Satan. Das unwissende Volk meint freilich, dieser Begleiter sey der Comödien- und Anekdotenschreiber Georg Harris aus Hannover, den Paganini auf Reisen mitgenommen habe, um die Geldgeschäfte bei seinen Conzerten zu verwalten. Das Volk weiß nicht, daß der Teufel dem Herrn Georg Harris bloß seine Gestalt abgeborgt hat, und daß die arme Seele dieses armen Menschen unterdessen, neben anderm Lumpenkram, in einem Kasten zu Hannover so lange eingesperrt sitzt, bis der Teufel ihr wieder ihre Fleischenveloppe zurückgibt, und er vielleicht seinen Meister Paganini in einer würdigern Gestalt, nämlich als schwarzer Pudel, durch die Welt begleiten wird."

(Die Fortsetzung folgt.)

Altschwedische Balladen.

Herr Apelbrand und klein Lena.

Herr Apelbrand reitet auf Lena lilla's Hof,
  O wär' ich doch jung wie eine Lilie! —
Klein Lena sie stehet draußen davor.
  Wohl denkst du daran, Jungfrau Lena.

Und höre, kleine Lena, was ich sage dir:
  O wär' ich doch jung wie eine Lilie! —
„Meine Ehr' und meine Treue die geb' ich dir."
  Wohl denkst du daran, Jungfrau Lena.

„„Deine Ehr' und deine Treue behalte du,
Sie acht' ich wie den Staub unter meinem Schuh.""

Herzog Apelbrand schwenkte sein graues Roß,
Im Zorn ritt er weg von klein Lena's Hof.

Und Lena daheim sechs Jahre sitzt:
„Ob Herr Apelbrand wohl noch zornig ist!"

Eines Sonntags Morgen sollt' es geschehn,
Daß Lena lilla wollte zur Kirche gehn.

Und wie sie nun kam in den Rosenhain,
Da stößt sie auf Herrn Apelbrands Hündelein.

„Weil hier ist Herrn Apelbrands Hündelein,
Ruht Herr Apelbrand auch wohl hier im Rosenhain!"

Und wie sie ein wenig weiter kam,
Da stieß sie auch selbst auf Herrn Apelbrand.

„Und höre, klein Lena, was ich sage dir:
Meine Ehr' und meine Treue die geb' ich dir."

„„Deine Ehr' und deine Treue behalte du,
Sie acht' ich wie den Staub unter meinem Schuh.""

Er zog klein Lena an der goldgelben Lock',
Er band sie so fest an den Sattelknopf.

Herzog Apelbrand ritt und klein Lena lief,
Den schönen Leib sie sich gar elend zerstieß.

Und nirgends war ein Stein so klein,
Der ein Stücklein nicht riß aus klein Lena's Bein.

„Und lieber Herzog Apelbrand, ein wenig haltet an,
So daß ich mein Testament noch machen kann:

„Meiner Mutter geb' ich mein Seidentuch roth;
Sie leidet für mich viel Jammer und Noth.

„Meinem Vater geb' ich meinen Traber jung,
Drauf soll er reiten bei dem Leichenzug.

„Und schöner Goldschreine wohl hab' ich zwei,
Und die will ich geben meinen Schwestern klein."

Und kaum war gesprochen das lezte Wort,
O wär' ich doch jung wie eine Lilie! —
So flog ihre Seele zum Himmelsport.
Wohl denkst du daran, Jungfrau Lena.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

(Fortsezung.)

Todesfälle. Geognostische Frage. Theater.

Obgleich man keineswegs rühmen kann, daß der bildenden Kunst in jeziger Zeit und namentlich der Geschichtsmalerei von Seiten der Wohlhabenheit durch Ankauf ein bedeutender Vorschub geschehe, ermüdet doch in den Werkstätten hiesiger Künstler die Thätigkeit auch für historische Darstellung nicht. So arbeitet eben der Director Hartmann an einem recht ansprechenden kleinen Oelgemälde, die bekannte biblische Geschichte von Bileam und dessen Esel darstellend. Während der Seher dem Thiere die Voreiligkeit, als Dilettant da etwas sehen zu wollen, wo der Mann von Profession sogar durchaus nichts sieht, durch heftige Schläge abzugewöhnen sucht, wirft sich der Esel auf seine Knie und beschwört ihn bei seiner seitherigen Diensttreue und Ehrlichkeit, den mit einem Schwerte bewaffneten Engel zu respectiren, welcher ihm den Weg vertritt. Unter andern sind die zwei den erzürnten Reiter begleitenden Knaben mit besonderer Anmuth ausgestattet. Ein wahrer Gewinn für die Kunst ist Steinla's Entschluß, die auf hiesiger Gemäldegalerie befindliche Madonna von Holbein in Kupfer zu stechen. Den Professor Rösler beschäftigt das Brustbild unserer hochgefeierten Bühnenkünstlerin Bauer. Nach der Anlage zu schließen, könnte es wohl eine seiner gelungensten Leistungen in diesem Fache, und sonach bei dem Eifer, mit welchem neuerlich die Lithographie sich jedes dergleichen Porträts für ihre Zwecke zu bemächtigen strebt, bald ein recht gesuchtes Blatt für die hiesigen Kunsthandlungen werden.

Nicht allein für die zahlreichen Gebildeten, welche sich des Umgangs des vor Kurzem hier verstorbenen, vormaligen preußischen Oberlieutenants Wäber erfreuten und in seiner überaus geschmackvoll eingerichteten, ganz nahe bei der Stadt gelegenen Gartenbesizung gleichsam einheimisch waren, sondern auch im Allgemeinen ist sein frühzeitiger Tod ein betrübendes Ereigniß. Aus dem schlesischen Gebirge stammend, hatte er sich mit seiner Familie hieher gewendet und die durch ihn erkaufte, überaus reizende Besizung seiner Gattin zu Ehren Elisensruhe genannt. Aus dem Geschmack und Glanze der Umgebung zu schließen, gehörte der gastfreie Mann von etwas über vierzig Jahren zu den reichsten hiesigen Privatpersonen. Den empfindlichsten Verlust haben aber die Freunde der Pflanzenkunde an ihm erlitten. Mit ungemeinen Kosten schaffte er fortdauernd die schönsten und seltensten Blumen und Sträucher aus allen Weltgegenden an, und die hiesigen öffentlichen Gewächsausstellungen erhielten gemeiniglich ihren höchsten Glanz aus seinen musterhaft angelegten und unterhaltenen Gewächshäusern. Die von ihm auf leztere verwendeten Summen sollen überaus bedeutend gewesen seyn. — Ein zweiter Todesfall wirkte um so empfindlicher, weil er ganz unerwartet eintrat, und einen so hochgestellten, als kenntniß- und umsichtsreichen, allgemeiner Achtung genießenden Mann, den Minister des Cultus, Dr. Müller, traf.

Zu einer gründlichen Erörterung der für die Geognosie nicht unwichtigen Frage: ob der Granit des rechten Elbufers in Sachsen jünger oder älter sey, als die Kreide? ist bereits Einleitung getroffen. Ein Theil der zu dieser Untersuchung erforderlichen Kosten soll durch bereits untergebrachte Actien zu einem Thaler gedeckt seyn. Doch wünscht man eine recht baldige Vermehrung der Theilnahme, um die Arbeiten im nahe bevorstehenden Frühlinge mit voller Kraft beginnen zu können.

Unter mehreren Gastspielern auf unserm Theater fand besonders auch das bekannte Tänzerpaar Purzpichler vorzüglichen Applaus. Mit der größten Auszeichnung wurde in den lezten Wochen das neue Schauspiel, „der Landwirth," von der Verfasserin des Lustspiels: „Lüge und Wahrheit," aufgenommen und bereits mehrere Mal bei überfülltem Hause wiederholt. Gewiß wird von allen Sachkundigen die Schwierigkeit anerkannt, zu einer Zeit, wo die Forderungen der so mannichfach gestalteten und gearteten Zuschauermasse, welche unter der einfachen Benennung des Publikums begriffen ist, an das vom Theater aus sich darbietende Drama beinahe aus lauter unvereinbaren Widersprüchen bestehen, mit einem neuen Schauspiele die allgemeine Zufriedenheit zu gewinnen. Die Schwierigkeit wächst noch ungemein, wenn das Stück ohne den Namen des Autors auf dem Anschlagzettel zu erscheinen wagt. Schon auf diesem empfangen Kopfschütteln und Achselzucken das verdächtige Geschöpf, das ohne alle Protection in eine fremde Welt hinausgestoßen worden, die man vielleicht selbst ohne Bedenken eine ganz verkehrte Welt nennen würde, fühlte man nicht, daß ein Theil der Verkehrtheit auf die eigenen Schultern zurückfallen müßte. Die Neugier füllt indessen das Schauspielhaus an, aber in den immer lauter werdenden Seufzern der unzufriedenen Versammlung liegt schon ziemlich klar der Keim des Verdammungsurtheils über die unbekannte Dichtung.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 90.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, den 14. April 1836.

> Es lehrt der Dichter,
> Gelenkt hab' Orpheus Bäume, Felsen, Fluthen,
> Weil nichts so stöckisch, hart und voll von Wuth,
> Das nicht Musik auf eine Zeit verwandelt.
>
> Shakespeare.

Florentinische Nächte.

(Fortsetzung.)

War mir Paganini, als ich ihn am hellen Mittage unter den grünen Bäumen des Hamburger Jungfernstiegs einherwandeln sah, schon hinlänglich fabelhaft und abenteuerlich erschienen, wie mußte mich erst des Abends im Conzerte seine schauerlich-bizarre Erscheinung überraschen. Das Hamburger Comödienhaus war der Schauplatz dieses Conzerts, und das kunstliebende Publikum hatte sich schon frühe und in solcher Anzahl eingefunden, daß ich kaum noch ein Plätzchen für mich am Orchester erkämpfte. Obgleich es Posttag war, erblickte ich doch in den ersten Ranglogen die ganze gebildete Handelswelt, einen ganzen Olymp von Bankiers und sonstigen Millionären, die Götter des Kaffes und des Zuckers, nebst deren dicken Ehegöttinnen, Junonen vom Wantram und Aphroditen vom Dreckwall. Auch herrschte eine religiöse Stille im ganzen Saal: jedes Auge war nach der Bühne gerichtet, jedes Ohr rüstete sich zum Hören. Mein Nachbar, ein alter Pelzmakler, nahm seine schmutzige Baumwolle aus den Ohren, um bald die kostbaren Töne, die zwei Thaler Entreegeld kosteten, besser einsaugen zu können. Endlich aber, auf der Bühne, kam eine dunkle Gestalt zum Vorschein, die der Unterwelt entstiegen zu seyn schien. Das war Paganini in seiner schwarzen Galla: der schwarze Frack und die schwarze Weste von einem entsetzlichen Zuschnitt, wie er vielleicht am Hofe Proserpinens von der höllischen Etikette vorgeschrieben ist, die schwarzen Hosen ängstlich schlotternd um die dünnen Beine. Die langen Arme schienen noch verlängert, indem er in der einen Hand die Violine, und in der andern den Bogen gesenkt hielt und damit fast die Erde berührte, als er vor dem Publikum seine unerhörten Verbeugungen auskramte. In den eckigen Krümmungen seines Leibes lag eine schauerliche Hölzernheit und zugleich etwas närrisch Thierisches, daß uns bei diesen Verbeugungen eine sonderbare Lachlust anwandeln mußte; aber sein Gesicht, das durch die grelle Orchesterbeleuchtung noch leichenartig weißer erschien, hatte alsdann so etwas Flehendes, so etwas blödsinnig Demüthiges, daß ein grauenhaftes Mitleid unsere Lachlust niederdrückte. Hat er diese Complimente einem Automaten abgelernt, oder einem Hunde? Ist dieser bittende Blick der eines Todtkranken, oder lauert dahinter der Spott eines schlauen Geizhalses? Ist das ein Lebender, der im Verscheiden begriffen ist und der das Publikum in der Kunstarena wie ein sterbender Fechter mit seinen Zuckungen ergötzen soll? Oder ist es ein Todter, der aus dem Grabe gestiegen, ein Vampyr mit der

Violine, der uns, wo nicht das Blut aus dem Herzen, doch auf jeden Fall das Geld aus den Taschen saugt?

Solche Fragen kreuzten sich in unseren Köpfen, während Paganini seine unaufhörlichen Complimente schnitt; aber alle dergleichen Gedanken mußten stracks verstummen, als der wunderbare Meister seine Violine an's Kinn setzte und zu spielen begann. Was mich betrifft, so kennen Sie ja mein musikalisches zweites Gesicht, meine Begabniß, bei jedem Tone, den ich erklingen höre, auch die adäquate Klangfigur zu sehen, und so kam es, daß mir Paganini mit jedem Striche des Bogens auch sichtbare Gestalten und Situationen vor die Augen brachte, daß er mir in tönender Bilderschrift allerlei grelle Geschichten erzählte, daß er vor mir gleichsam ein farbiges Schattenspiel hingaukeln ließ, worin er selber immer mit seinem Violinspiel als die Hauptperson agirte. Schon mit seinem ersten Bogenstrich hatten sich die Coulissen um ihn her verändert; er stand mit seinem Musikpult plötzlich in einem heitern Zimmer, welches lustig unordentlich decorirt, mit verschnörkelten Möbeln im Pompadourgeschmack: überall kleine Spiegel, vergoldete Amoretten, chinesisches Porzellan, ein allerliebstes Chaos von Bändern, Blumenguirlanden, weißen Handschuhen, zerrissenen Blonden, falschen Perlen, Diademen von Goldblech und sonstigem Götterflitterkram, wie man dergleichen im Studirzimmer einer Primadonna zu finden pflegt. Paganinis Aeußeres hatte sich ebenfalls, und zwar auf's Allervortheilhafteste, verändert: er trug kurze Beinkleider von lillafarbigem Atlas, eine silbergestickte weiße Weste, einen Rock von hellblauem Sammt mit goldumsponnenen Knöpfen, und die sorgsam in kleinen Löckchen frisirten Haare umspielten sein Gesicht, das ganz jung und rosig blühete und von süßer Zärtlichkeit erglänzte, wenn er nach dem hübschen Dämchen hinäugelte, das neben ihm am Notenpult stand, während er Violine spielte.

In der That, an seiner Seite erblickte ich ein hübsches, junges Geschöpf, altmodisch gekleidet, der weiße Atlas ausgebauscht unterhalb den Hüften, die Taille um so reizender schmal, die gepuderten Haare hoch auffrisirt, das hübsche, runde Gesicht um so freier hervorglänzend mit seinen blitzenden Augen, mit seinen geschminkten Wänglein, Schönpflästerchen und impertinent süßem Näschen. In der Hand trug sie eine weiße Papierrolle, und sowohl nach ihren Lippenbewegungen, als nach dem kokettirenden Hin- und Herwiegen ihres Oberleibchens zu schließen, schien sie zu singen; aber vernehmlich ward mir kein einziger ihrer Triller, und nur aus dem Violinspiel, womit der junge Paganini das holde Kind begleitete, errieth ich, was sie sang und was er selber während ihres Singens in der Seele fühlte. O, das waren Melodien, wie die Nachtigall sie flötet in der Abenddämmerung, wenn der Duft der Rose ihr das ahnende Frühlingsherz mit Sehnsucht berauscht! O, das war eine schmelzende, wollüstig hinschmachtende Seligkeit! Das waren Töne, die sich küßten, dann schmollend einander flohen, und endlich wieder lachend sich umschlangen und eins wurden und in trunkener Einheit dahin starben! Ja, die Töne trieben ein heiteres Spiel, wie Schmetterlinge, wenn einer dem andern neckend ausweicht, sich hinter eine Blume verbirgt, endlich erhascht wird, und dann mit dem andern, leichtsinnig beglückt, im goldenen Sonnenlichte hinaufflattert. Aber eine Spinne, eine schwarze Spinne kann solchen verliebten Schmetterlingen einmal plötzlich ein tragisches Schicksal bereiten. Ahnte dergleichen das junge Herz? Ein wehmüthig seufzender Ton, wie Vorgefühl eines heranschleichenden Unglücks, glitt leise durch die entzückendsten Melodien, die aus Paganinis Violine hervorstrahlten. — Seine Augen wurden feucht. Anbetend kniet er nieder vor seiner Amata. — Aber ach! indem er sich beugt, um ihre Füße zu küssen, erblickt er unter dem Bette einen kleinen Abbate! Ich weiß nicht, was er gegen den armen Menschen haben mochte, aber der Genueser wurde blaß, wie der Tod; er erfaßt den Kleinen mit wüthenden Händen, gibt ihm diverse Ohrfeigen, so wie auch eine beträchtliche Anzahl Fußtritte, schmeißt ihn gar zur Thür hinaus, zieht alsdann ein langes Stilet aus der Tasche und stößt es in die Brust der jungen Schönen. —

In diesem Augenblick aber erscholl von allen Seiten: Bravo! Bravo! Hamburgs begeisterte Männer und Frauen zollten ihren rauschendsten Beifall dem großen Künstler, welcher eben die erste Abtheilung seines Conzerts beendigt hatte und sich mit noch mehr Ecken und Krümmungen, als vorher, verbeugte. Auf seinem Gesichte, wollte mich bedünken, winselte ebenfalls eine noch flehsamere Demuth, als vorher. In seinen Augen starrte eine grauenhafte Aengstlichkeit, wie die eines armen Sünders. „Göttlich!“ rief mein Nachbar, der Pelzmakler, indem er sich in den Ohren kratzte, „dieses Stück war allein schon zwei Thaler werth.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Skizzen.

Neu-Orleans.

Seit dem Tage meiner Landung am neuen Continent hatte ich nie den Namen Neu-Orleans nennen hören, ohne daß man sich über das rasche Aufblühen der Stadt, ihre seltsame Lage, ihre bunte Bevölkerung ausließ und an ihren gegenwärtigen Wohlstand Betrachtungen über ihre einstige Größe knüpfte; kurz, über ihr Wohlergehen in politischer und commerzieller Hinsicht war nur Eine

Stimme; dagegen ist kein Ausdruck schlimm genug, um die Begriffe zu bezeichnen, welche man im Norden in physischer und moralischer Hinsicht von dieser Stadt hegt. Ich fand aber diese Vorstellungen in hohem Grade übertrieben, und es rührt dies wohl zum Theil daher, daß immer der eine ohne weitere Untersuchung dem andern nachspricht, zum Theil daher, daß sich der Mensch hier zum wenigsten so rasch verändert, als die Stadt selbst, ihr Wohlstand und ihre Bevölkerung zunimmt; die Veränderungen kommen hier, wie Duncans Boten, „hageldicht.“

Der originellste, interessanteste Punkt für den Fremden ist der Damm (Levee), das künstliche Flußufer, das etwa hundert Meilen oberhalb Neu-Orleans beginnt, längs des Flusses, den es bändigt, herläuft, sich in einem Bogen um die Stadt schwingt und hier einen etwa sieben Meilen langen, volkreichen Quai bildet. Drei Meilen weit liegen am Damm Reihen von Kauffahrteischiffen aus jedem Winkel der handeltreibenden Welt, und dicht daran können Fahrzeuge vom größten Tonnengehalt, wenn sie einmal beigelegt haben, ein- und ausladen, ohne sich von der Stelle zu rühren. Längs dieser ganzen Linie läuft unter dem Damm, aber ein paar hundert Schritte rückwärts, eine Reihe von Magazinen, Baumwollenpressen und Schuppen, durch erträglich gepflasterte Seitenwege verbunden; und nirgends ist solches nothwendiger, denn der mittlere Raum, die sogenannte Straße, ist, wenn es geregnet hat, ein förmlicher Sumpf, in dem Züge von Hunderten leichter Schleifen, mit vier tüchtigen Maulthieren bespannt und mit dem Hauptstapelartikel, Baumwolle, beladen, sich durcharbeiten oder stecken bleiben. An beiden Enden der Schiffsreihen, besonders aber südlich, liegen zahllose Dampfboote von allen Größen, und daneben ganze Flotten jener rohen Flöße und Archen, wie sie die Ansiedler an den hundert Gewässern im fernen Westen bauen und, beladen mit ihren Landesprodukten, hieher führen, wo sie nach langen Tagen sichern Hafen und Markt finden. Es ist nicht zu vergessen, daß manche dieser primitiven Fahrzeuge dreitausend Meilen weit herkommen. Kaum ist die Ladung an's Land gebracht, so werden sie zerlegt; die Mannschaft kehrt am Bord der Dampfschiffe nach Hause, und das nächste Jahr kommen sie wieder mit einem Schiff und einer Fracht, die beide jezt noch in Feld und Wald in vollem Safte stehen. Diese weitgereisten Barken waren mir unendlich anziehend: sie erzählten mir von den Menschen, welche ohne die Wasser, an denen sie hausen, so unbekannt und so roh wären, als der Indier, dessen Gebiet sie dem wilden Thier oder dem noch wildern Jäger abgerungen, auf daß es seinen Segen ausschütte und Millionen, die ihn einst genießen, zur Heimath werde.

Der Damm bietet zu dieser Jahrszeit (Winter und Frühjahr) ein äußerst lebendiges Schauspiel dar. Im Quartier, wo die großen Dampfboote aus dem Westen liegen, hört in den eigentlichen Arbeitsmonaten das Laden und Ausladen fast gar nie auf. Bei Nacht bezeichnen Feuer die Stellen, wo es am emsigsten hergeht, und die Waarenhäuser längs der Linie sind häufig von unten bis oben hinaus beleuchtet; Schwärme von Arbeitern, Matrosen, Bootsführern, Kärrnern schreien, befehlen, fluchen in allen Sprachweisen dieser gemischten Bevölkerung, und daneben, in abgemessenen Pausen, schallt der wilde Chor der in Rotten arbeitenden Sklaven herüber, die, wenn ja unglücklich, die lustigsten Unglücklichen in der Welt sind. Nichts gibt wohl dem Fremden einen bessern Begriff vom ungeheuren Umfang des Handels, der hier im Zeitraum weniger Monate getrieben wird, als dieser unaufhörliche Lärm zu einer Zeit, wo die übrige Stadt im Schlummer liegt, und wenn er zwischen den vielen tausend Baumwollenballen, welche gegenwärtig Meilen weit den Damm bedecken, dahinwandelt, so zweifelt er nicht mehr, wenn er hört, daß sich hier der Wohlstand in allen Händen mit einer Schnelligkeit vermehrt, die an's Wunderbare grenzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, März.

Die Poesie und die Jugend.

Das vorige Mal habe ich es versucht, Ihren Lesern einen Begriff vom Zustande unserer ernstern Literatur zu geben; heute wende ich mich zu dem heitern Land der Dichtung und Kunst. Heiter? dies läßt sich gewiß nicht von unserer heutigen Poesie in Frankreich sagen, und eben so wenig von den wenigen Männern und Frauen, die sich in Lyon mit ihr beschäftigen. Nie brachte eine Zeit so viele Gedichte, als die unsere, und nie gab es weniger Dichter. Schon seit einigen Jahren rufen strenge Kritiker mit Bossuet aus: La poésie se meurt! Ja, man könnte glauben, die Dichtkunst sey schon mausetodt bei uns, wenn sie nicht dann und wann noch ihre Stimme hören ließe, und zwar eine recht schöne. Leider aber hat sie nur Einen Ton, Eine Farbe: überall Unzufriedenheit mit der Welt, Leiden, Schmerz, Wehmuth, Melancholie, Sehnsucht nach dem Tod, Rühmen des Selbstmords. Dies ist ein trauriges Zeichen der Zeit: die französische Jugend steckt entweder in plumpen Illusionen, oder im schmuzigen Laster. Gar oft führt die Täuschung der Illusion zu lezterm. Es ist traurig, zu sehen, wie viele talentvolle und geistreiche junge Leute den Kampf im Leben scheuen, ihn kaum versuchen, sondern, da ihr Ehrgeiz sich getäuscht sieht, gleich ermüdet, hoffnungslos hinsinken. In ihrer frühern Jugend glaubten sie an die Zukunft, an Gott, an die Tugend, an das Höhere im Leben; ergriffen und

berauscht von diesen Gefühlen, stürzen sie sich in's Leben und brennen vor Begier, nützlich zu seyn. Anstatt den ruhigen, ich möchte sagen chemischen Gang des Schicksals zu erwarten, drängen sie es, ja sie fordern es heraus; sie wollen Alles thun und nichts den Umständen überlassen, die gewöhnlich mehr thun, als der Mensch. So verzehren sie in einem Augenblick den Schaz eines ganzen Lebens. Die Welt wird ihnen nun unausstehlich, sie schimpfen auf das Leben und enden häufig mit Selbstmord, oder wenn sie nicht dazu schreiten, fallen sie in ein anderes Extrem: sie zweifeln nun an Allem, sie nehmen das Leben für einen Schwank, spotten über ihren frühern Glauben, ihre ehemaligen Hoffnungen, und nach einer zu stürmisch begonnenen Laufbahn flüchten sie sich in die Indolenz. So verzichten sie denn auf ihr Menschthum und legen hohnlachend die Hände in den Schooß, zu feig und zu abgestumpft, um mit dem Leben zu kämpfen um des Lebens schönsten Preis, um ein edles, erhebendes Bewußtseyn. Dies sind unsere heutigen jungen Franzosen, dieses Fieber verbrennt und verzehrt sie; in ihnen geht oft ein Schaz guter Absichten unter, den sie aber thörichterweise verschwenden. Sie verzehren ihren schönen Muth ohne Vortheil und Zweck, ja schon bei leichten Lebensprüfungen stoßen sie einen Schrei der Trostlosigkeit und der Verzweiflung aus. Und dies sind die Söhne der Männer, die trefflich in Schlachten kämpften, denen die Eroberung und Unterwerfung Europa's ein Leichtes schien! Woher kommt diese sonderbare Erscheinung, die Erscheinung muthloser Franzosen? Gerade daher, weil die Richtung ihres Lebens nach außen aufgehört hat, weil sie lediglich auf sich selbst und nur auf die Ergebnisse eines ruhigen, besonnenen Lebens gewiesen sind. Außerdem herrscht ein Uebel, ein großes, schwer zu heilendes Uebel, das viele denkende Franzosen selbst eingestehen: die Gesellschaft ist entsittlicht. Die Literatur, die Dichtkunst zeigen dies am besten. Sie stellen die Unsterblichkeit als etwas Mögliches dar, die Leidenschaft hingegen als etwas Erhabenes. Besonders seit drei Jahren sind diese Grundsäze oft laut und ohne Scheu ausgesprochen worden. Ehre den wenigen Männern, die sich bis jezt dagegen aufgelehnt und ausgesprochen haben, um so mehr Ehre, da in Frankreich dermalen Muth dazu gehört.

(Die Fortsezung folgt.)

Dresden, März.

(Beschluß.)

Theater.

Das Erste im Parterre, wie in den meisten Logen, nicht eines gewissen Schauspielhauses, sondern aller Schauspielhäuser Deutschlands, pflegt in solchen Fällen, wie verabredet, ein bitterer Vorwurf gegen die Bühnenverwaltung zu seyn. Abermals, heißt es, ein Stück, dessen Verfasser sich unstreitig genannt hätte, sagte ihm sein böses Gewissen nicht den kläglichen Fall des Machwerks voraus. Ist dies richtig, so wird man auch eingestehen, daß die nach dem lezten Bogenstriche des Orchesters beim Aufgehen des Vorhangs eintretende Stille gar sehr an die Augenblicke erinnert, die einer öffentlichen Hinrichtung unmittelbar vorangehen. Der einzige Unterschied stellt sich vielleicht heraus, daß bei lezterer Gelegenheit doch noch einzelne mitleidige Gemüther nach dem in der Ferne vielleicht aufflatternden weißen Begnadigungstuche sehnsüchtig sich umschauen, was bei der im Schauspielhause erwarteten Execution gänzlich wegfällt. Vielmehr würde der Eintritt eines Pardons, als eines gewaltigen Dementi's für unsere Gabe der Weissagung, unserm Egoismus kein angenehmes Gefühl zuführen. Erhielte ausnahmsweise ein dergleichen namenloses Stück nicht nur solchen Pardon, sondern allgemeinen Beifall, so gehörte dies zu den eigentlichen Seltenheiten. Unter diesen Umständen wäre auch, bei dem fühlbaren Mangel an gefallenden neuen Schauspielen, das allgemeine Verlangen nach einem zweiten Producte desselben Geistes allerdings sehr natürlich; allein eben so selten erkennt man einem solchen zweiten Stücke den Rang des ersten zu. Gleichwohl ist dies bereits mit vier Stücken dieser Verfasserin geschehen, ja man erkennt sogar jedesmal in ihrer neueren Dichtung die vorzüglichere. Ihr vorleztes Stück hieß der „Oheim" und erwarb sich den ungetheiltesten Beifall. Dem Landwirthe ist er beinahe noch in höherem Grade zu Theil geworden. Man könnte daher wohl auf den Gedanken gerathen, daß die einnehmende Persönlichkeit der als Verfasserin bezeichneten, geistvollen jungen Dame, ihre erhabene Stellung und die allgemeine Zuneigung gegen den verehrten Stamm, dem sie entsproß, bei Aufführung ihres ersten anonymen Schauspiels auf heimlichem Wege in's Publikum gebracht worden und Einfluß auf die günstige Wirkung ihres Schauspiels gehabt habe; allein lezteres war keineswegs zuerst auf der hiesigen Bühne erschienen. Im Auslande — wenn ich nicht irre, besonders auf dem Theater zu Berlin — wo jene Rücksichten ganz wegfielen, hatte es sich den empfehlenden Ruf erworben. Besonders ergözen die zur Gattung des feineren Lustspiels sich hinneigenden Stücke der Verfasserin durch die einfache, klare, ungeschminkte Natur, durch die Anmuth ihres stets geregelten und doch nie gezierten Ganges, durch eine, die so reine, als wohlwollende Seele nie verläugnende Heiterkeit, die dem Komischen nur dann den Zutritt gestattet, wenn es sich dem Maße des Anstandes in jeder Beziehung unterwirft, und besonders auch durch fortdauernde Spannung der Erwartung und nicht selten eine sehr freudig überraschende Lösung recht natürlich angelegter Verschlingungen. Obschon diese Stücke insgesammt recht fleißig wiederholt werden, sprechen sie doch immer von Neuem dergestalt an, daß das Haus gewöhnlich nicht zureicht, die nach ihnen Verlangenden zu fassen. Möge der edeln Dichterin die zu solchen Schöpfungen nöthige heitere Stimmung immer getreu bleiben! Dann darf man wohl auch hoffen, daß sie, bei diesen glänzenden Erfolgen, ferner ein so schönes und seltenes Talent einer Kunst nicht entziehen werde, deren ungemeine Schwierigkeiten durch die zahllosen verfehlten Versuche Anderer darin am besten in's Licht treten.

Die Bälle vermindern sich wie gewöhnlich in dem Grade der Zunahme des Tageslichts und der Wärme der Jahrszeit. Sehenswürdigkeiten, wie die Menagerie der Frau van Aken, die ihre Winterquartiere hier gehalten, künden an, daß ihres Bleibens nicht lange mehr bei uns seyn werde. Der Wiener Heinrich Schreier mit seinem Affen- und Hundetheater hat ebenfalls schon seine für den erhaltenen zahlreichen Besuch von Dank überfließende Seele im Dresdener Anzeiger rührend ausgeschüttet, nachdem er kurz zuvor in demselben Blatte die Humanität seiner Educationsmethode gegen die ebenfalls darin verlauteten Vorwürfe der Thierquälerei zu vertheidigen gesucht hatte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 91.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 15. April 1836.

Ich will deinen Tod mit meinem Leben sühnen,
Mit dem Leben sühnen, mit der weißen Brust!

v. Goethe.
Russische Volkslieder.

Altschwedische Balladen.

Herr Peter und Malfred.

Es wohnte eine Frau weit südlich von der Oe,
Sie hatte eine Tochter, die Malfred hieß.
Die See, sie keimt niemals.

Es freiete um sie manch schöner Junggesell;
Es freite auch um sie Herr Peter aus England.
Die See, sie keimt niemals.

Sie lebten zusammen eilf volle Jahr,
Eilf kleine Kinder sie dort ihm gebar.

„Und, lieber Herr Peter, o reiset nicht von hier:
Das zwölfte eurer Kinder das trag' ich bei mir.

„Als ich Jungfrau noch war, die Seherin sprach:
Das zwölfte deiner Kinder wird dich bringen in's Grab.“

„„Die Seherin, welche so sprach zu dir,
Auf dem Scheiterhaufen soll sie brennen dafür.““

Und wie Herr Peter war mitten auf der See,
Da hörte er im Haine die Glocken gehn.

„Und Schiffer, du lieber, o steure an's Land,
Ich will dir auch geben mein rothes, goldnes Band.“

„„Es ist so schwer, zu steuern an's Land;
Ein mächtiger Sturmwind wehet vom Strand.““

Und wie er nun kommt vor des Schwiegervaters Thor,
So steht sein Schwiegervater draußen davor.

„Guten Tag, guten Tag, lieber Schwiegervater mein!
Wie steht es zu Hause mit Malfred mein?“

„„Mit Malfred steht es so gut es kann;
Sie spinnt Goldzwirn und schlägt Goldband.““

Herr Peter hinauf die Steintreppe geht,
Und draußen vor ihm seine Schwiegermutter steht:

„Guten Fried, guten Tag, lieb Schwiegermutter mein,
Wie steht es zu Hause mit Malfred mein?“

„„Gott weiß es am besten, was Malfred macht:
Sie ist schon gestorben und liegt auf der Bahr.““

Herr Peter fällt nieder zur Erde sofort;
Da lag er drei Stunden und sprach kein Wort.

Herr Peter er geht in die Stub' hinein:
Gar bitterlich weinten die eilf Kindelein.

„O Kindlein, ihr lieben, o weint nicht so stark;
Ihr sollt ja nicht haben eine Stiefmutter hart.“

Herr Peter schloß auf so Kisten als Schrein,
Das rothe Gold gab er den Kindlein sein.

Auf den Fuß sezt Herr Peter das Degengefäß,
Und die Spitze die stößt er sich tief in's Herz.

Und ehe die Sonne am Morgen ging auf,
Da waren drei Leichen in Herrn Peters Haus.

Die eine war Herr Peter, die andre sein Gemahl,
Die dritte die ält'ste Tochter, sie starb vor Qual.
Die See, sie keimt niemals.

Amerikanische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Im Norden hört man viel von der nächtlichen Unsicherheit in Neu-Orleans erzählen; mir selbst ist aber niemals etwas begegnet. In einer Stadt, wie diese, wo so viele Fremde zusammenströmen, finden sich ohne Zweifel, so gut wie in allen großen Städten, Menschen der schlimmsten Art, aber sicher nicht mehr. Die Straßen sind nach Einbruch der Nacht so ruhig, als ich je in einer Stadt gesehen, die ein Drittheil der Bevölkerung von Neu-Orleans hat. Die Schauspielhäuser könnten, so weit meine Erfahrung reicht, Städten, die auf weit größere Verfeinerung Anspruch machen, als Muster dienen. Es ist wahr, ein Streit bei erhizten Köpfen endet nur zu oft mit einem Schuß oder einem Stich mit dem allzeitfertigen Dolche; aber beide Partien sind darauf gleich gefaßt, und der Fremde hat nichts zu thun, als öffentliche Orte der gemeinern Art zu meiden, und ist er in einem großen Gasthof, seine Thüre zu schließen, eine Vorsicht, die in Cheltenham oder Spaa, bei gleich großem Zusammenfluß von Menschen, gleich rathsam wäre; an leztern Orten sind die Diebe freilich feinere, besser gekleidete Leute und kauen keinen Tabak. Der Merkwürdigkeit wegen mag aber der Fremde immerhin einmal die zahlreichen Spielhäuser besuchen, die Bälle, maskirt oder nicht, die jede Nacht für Weiße oder Quadrons oder Beide zusammen gehalten werden, er mag die gemeinen Schenken besuchen, oder selbst einen Blick in das Schenkzimmer des ersten Hotels werfen, dessen Comptoir ein Halbkreis von vierzig Fuß ist, vor dem man aber zehn Stunden im Tage Queue bildet, und wo, heißt es, allein für gebrannte Wasser täglich über dreihundert Dollars eingenommen werden. Urtheilt er dann freilich bloß nach dem, was er an solchen Orten sieht, so wird er natürlich über den sittlichen Zustand von Neu-Orleans nichts weniger als ein günstiges Urtheil fällen. Es ist aber nicht zu vergessen, daß sich dort nur Fremde umtreiben, was man hier die transient population nennt, zu gegenwärtiger Jahrszeit zum wenigsten 40,000 Menschen, die größtentheils hier kein anderes Obdach haben, als die Schenke und die Schlafkammer, die sie mit einem Dutzend zufälliger Genossen theilen. Diese Menschenmasse besteht aus Leuten aus allen Winkeln der Union: da ist der nüchterne Yankee, der sich auf dem Pfade zum Glück vorsichtig dahinschmiegt; der lustige Virginier, der sich nach einem neuen Unterkommen im reichen Mississippilande oder in Alabama umsieht; der schnell reich gewordene Pflanzer aus Louisiana, mit tüchtiger Baarschaft, der mit seinem Kaufmann abgerechnet und die beschlossene Vermehrung seines Sklavenstandes in Ausführung gebracht hat, und nun seines Feiertags auf seine Weise froh werden will; die halb civilisirten Grenzansiedler von den Ufern des Gazoo oder den Prairien von Texas, die mit den ersten Produkten, welche sie dem Sumpf oder dem Wald abgerungen, hieherkommen, um Neu-Orleans zu sehen, Verbindungen anzuknüpfen und sich Credit zu weitern Unternehmungen zu verschaffen.

Troz dieser großen Mannichfaltigkeit, ist es nicht schwer, die verschiedenen Klassen zu unterscheiden, wenn man die Leute in ihrem Heimwesen gesehen und sich ihre charakteristischen Merkmale eingeprägt hat, die auffallend genug hervortreten. Den langsamen, lauernden, verschlossenen Yankee mit den dünnen, eingepreßten Lippen, der galligten Gesichtsfarbe und den bangen Zügen, erkennt man unter Hunderten, wie er vorsichtig von Platz zu Platz streicht, jede Gruppe mustert und gleichsam Augen und Ohren überall hat. — Der Virginier ist hoch gewachsen, aber schmal und biegsam, von leichter Haltung, offenem Gesicht, aus dem Sorglosigkeit und gute Laune sprechen; er spricht schnell und flucht laut, er ist offen und einnehmend in seinen Manieren, und wenn man ihn hört, so gibt es kein besser Land als Old Dominion, und keinen bessern Mann, als den Sprößling desselben. — Der Landbauer aus Kentuky, dessen ausgeprägte Persönlichkeit allen Staaten längs des Mississippi gemeinsam ist, und der, neben dem Buck-eye vom Ohio, am Ende den Ansiedlern an jenen tausend Strömen seinen Stempel aufdrücken wird, ist von derbern Umrissen, von plumperem Gepräge, wie es dem Schanzgräber zukommt, der jenen unermeßlichen Strich des Continents für die Nachwelt zurichtet. Sein einziger Lohn in der Gegenwart ist der Besitz roher Unabhängigkeit, und das Bewußtseyn seines wachsenden Wohlstandes, auf dessen Mehrung er aus allen Kräften unausgesezt hinarbeitet, seine Erholung findet er hie und da in einer derben Ausschweifung. Er ist untersezt von Gestalt und auffallend gut gebaut, rein von Gesichtsfarbe, obgleich gebräunt von Sonne und Wetter; seine Manieren sind bäurisch, aber nicht roh, und man sieht auf den ersten Blick, er hat so viel Selbstbeherrschung, daß kein Wechsel, keine Laune des Geschicks ihm etwas anhaben kann. Er ist munter, gesellig und ein scharfer Beobachter, und so gewinnt oder

verliert man sein Vertrauen schnell, je nachdem sein erster Eindruck ist. Er verspricht viel, ist aber immer bereit, noch mehr zu halten; gegen Leute, die er liebt und achtet, ist er sehr freundlich, aber ungestüm, grob und schwer zu behandeln, wenn er Jemanden nicht leiden kann; er ist aber dabei rascher Verfeinerung fähig und hat ein scharfes Auge für seinen Vortheil. — Der Creole aus Louisiana bildet eine weitere gesonderte Klasse, die einem hier aufstößt; er mischt sich aber selten unter die bisher aufgeführten. In seinem ganzen Thun und Wesen ist ihm noch immer der Stempel der belle France aufgedrückt; man verwechselt ihn nie, denn er zeigt, je nach seiner Individualität, alle moralischen Spielarten des Mutterstamms, von den liebenswürdigen Manieren und der geselligen Bonhommie des gebildeten Franzosen bis zu der hochfahrenden Brusquerie und dem schwadronirenden Ton des Rennomisten im Estaminet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Florentinische Nächte.

(Fortsetzung.)

Als Paganini auf's Neue zu spielen begann, ward es mir düster vor den Augen. Die Töne verwandelten sich nicht in helle Formen und Farben; die Gestalt des Meisters verhüllte sich vielmehr in finstere Schatten, aus deren Dunkel seine Musik mit den schneidendsten Jammertönen hervorklagte. Nur manchmal, wenn eine kleine Lampe, die über ihm hing, ihr kümmerliches Licht auf ihn warf, erblickte ich sein erbleichtes Antlitz, worauf aber die Jugend noch immer nicht erloschen war. Sonderbar war sein Anzug, gespalten in zwei Farben, wovon die eine gelb und die andere roth. An den Füßen lasteten ihm schwere Ketten. Hinter ihm bewegte sich ein Gesicht, dessen Physiognomie auf eine lustige Bocksnatur hindeutete, und lange, haarige Hände, die, wie es schien, dazu gehörten, sah ich zuweilen hülfreich in die Saiten der Violine greifen, worauf Paganini spielte. Sie führten ihm wohl auch manchmal die Hand, womit er den Bogen hielt, und ein meckerndes Beifallachen accompagnirte dann die Töne, die immer schmerzlicher und blutender aus der Violine hervorquollen. Das waren Töne gleich dem Gesang der gefallenen Engel, die mit den Töchtern der Erde gebuhlt hatten, und, aus dem Reiche der Seligen verwiesen, mit schamglühenden Gesichtern in die Unterwelt hinabstiegen. Das waren Töne, in deren finsteren Untiefen weder Trost, noch Hoffnung glimmte. Zuweilen, wenn in die melodischen Qualnisse dieses Spiels das obligate Bockslachen hineinmeckerte, erblickte ich auch im Hintergrunde eine Menge kleiner Weibsbilder, die boshaft lustig mit den häßlichen Köpfen nickten, und mit den gekreuzten Fingern, in neckender Schadenfreude, ihre Rübchen schabten. Aus der Violine drengen alsdann Angstlaute und ein entsetzliches Seufzen und ein Schluchzen, wie man es noch nie gehört auf Erden, und wie man es vielleicht nie wieder auf Erden hören wird, es sey denn im Thale Josaphat, wenn die kolossalen Posaunen des Gerichts erklingen, und die nackten Leichen aus ihren Gräbern hervorkriechen und ihres Schicksals harren. . . . Aber der gequälte Violinist that plötzlich einen Strich, einen so wahnsinnig verzweifelten Strich, daß seine Ketten rasselnd entzweisprangen und sein unheimlicher Gehülfe, mitsammt den verhöhnenden Unholden, verschwanden. — In diesem Augenblicke sagte mein Nachbar, der Pelzmakler: „Schade, schade! eine Saite ist ihm gesprungen; das kommt von dem beständigen Pizzicati!"

War wirklich eine Saite auf der Violine gesprungen? Ich weiß nicht. Ich bemerkte nur die Transfiguration der Töne, und da schien mir Paganini und seine Umgebung plötzlich wieder ganz verändert. Jenen konnte ich kaum wieder erkennen in der braunen Mönchstracht, die ihn mehr versteckte, als bekleidete. Das verwilderte Antlitz halb verhüllt von der Kaputze, einen Strick um die Hüfte, barfüßig, eine einsam trotzige Gestalt, stand Paganini auf einem felsigen Vorsprung am Meere und spielte Violine. Es war, wie mich dünkte, die Zeit der Dämmerung, das Abendroth überfloß die weiten Meeresfluthen, die immer röther sich färbten und immer feierlicher rauschten, im geheimnißvollsten Einklang mit den Tönen der Violine. Je röther aber das Meer wurde, desto fahler erbleichte der Himmel, und als endlich die wogenden Wasser wie lauter scharlachgrelles Blut aussahen, da ward droben der Himmel ganz gespenstisch hell, ganz leichenweiß, und groß und drohend traten daraus hervor die Sterne — und diese Sterne waren schwarz, schwarz wie glänzende Steinkohlen. Aber die Töne der Violine wurden immer stürmischer und kecker, in den Augen des entsetzlichen Spielmanns funkelte eine so spöttische Zerstörungslust, und seine dünnen Lippen bewegten sich so grauenhaft hastig, daß es aussah, als murmelte er uralt verruchte Zaubersprüche, womit man den Sturm beschwört und jene bösen Geister entfesselt, die in den Abgründen des Meers gefangen liegen. Manchmal, wenn er den nackten Arm aus dem weiten Mönchsermel lang, mager hervorstreckend, mit dem Fiedelbogen in den Lüften fegte: dann erschien er erst recht wie ein Hexenmeister, der mit dem Zauberstab den Elementen gebietet, und es heulte dann wie wahnsinnig in der Meerestiefe, und die entsezten Blutwellen sprangen dann so gewaltig in die Höhe, daß sie fast die bleiche Himmelsdecke und die schwarzen Sterne mit ihrem rothen Schaume bespritzten. Das heulte, das kreischte, das

krachte, als ob die Welt in Trümmer zusammenbrechen wollte, und der Mönch strich immer hartnäckiger seine Violine. Er wollte durch die Gewalt seines rasenden Willens die sieben Siegel brechen, womit Salomon die eisernen Töpfe versiegelt, nachdem er darin die überwundenen Dämonen verschlossen. Jene Töpfe hat der weise König in's Meer versenkt, und eben die Stimmen der darin verschlossenen Geister glaubte ich zu vernehmen, während Paganini's Violine ihre zornigsten Baßtöne grollte. Aber endlich glaubte ich gar wie Jubel der Befreiung zu vernehmen, und aus den rothen Blutwellen sah ich hervortauchen die Häupter der entfesselten Dämonen: Ungethüme von fabelhafter Häßlichkeit, Krokodille mit Fledermausflügeln, Schlangen mit Hirschgeweihen, Affen, bemüzt mit Trichtermuscheln, Seehunde mit patriarchalisch langen Bärten, Weibergesichter mit Brüsten an der Stelle der Wangen, grüne Kameelsköpfe, Zwittergeschöpfe von unbegreiflicher Zusammensetzung, alle mit kaltklugen Augen hinglotzend und mit langen Floßtatzen hingreifend nach dem fiedelnden Mönche. . . . Diesem aber, in dem wilden Beschwörungseifer, fiel die Kapuze zurück, und die lockigen Haare, im Winde dahinflatternd, umringelten sein Haupt wie schwarze Schlangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, März.

(Fortsetzung.)

P o e t e n.

An jenem Uebel leiden die meisten Gedichte in einer Sammlung, die unser Lyoner Dichter Edouard l'Hôte unter dem Namen Primevères herausgegeben hat. Seine eigenen sind bei weitem das Beste durch Zartheit, Reinheit, schöne Sprache und Versbildung, besonders da, wo er Erinnerungen aus seiner Jugend ausspricht, die ihm über Alles gehen. Doch auch er leidet an Schwermuth:

J'avais fui la mélancolie:
„Muse, avais-je dit, à demain!
„Un jour, un seul jour je t'oublie!“
Mais la pauvre fille en chemin
Comme une amante délaissée
Qui nous poursuit d'un pied jaloux
A mes côtés s'était glissée:
Blond jeune homme à quoi songez vous?

Aber der junge Dichter gehört durch seinen reinen, dem Himmel zugewandten Sinn zu den wenigen Ausnahmen, wie Edouard Turquety(?), de Laprade, Elie Raymond, Ernest Falconnet ꝛc., die Alle zwar mit weniger Talent, aber in gleichem Sinn gedichtet haben, wie Lamartine. An Ed. Brugnot haben wir auch vor Kurzem einen talentvollen Dichter verloren; er starb in seinem schönsten Mannesalter an einem Lungenübel. Kurz vor seinem Tode sagte er selbst:

Pauvre, obscur, sans destin, dans la foule perdu,
Avec le flot vulgaire atome repandu,
Ainsi que tout mortel qui parmi nous chemine,
J'ai cueilli, j'ai porté ma couronne d'épine;
Voilà tout!.. Et celui qui mesure le temps
A dit un jour: Assez!.. assez vécu!.. à trente ans.

Als Lamartine in Syrien seine Tochter verloren hatte, glaubten wir, er werde darüber eine schöne Elegie dichten. Dem war aber nicht so; denn das Gedicht Désespoir, welches seine orientalische Reise darüber enthält, ist Lamartine's nicht würdig, die Franzosen selbst finden es pâle et froid. Dafür dichtete Brugnot einige Stanzen auf des Mädchens Tod, die durch tiefes Gefühl und schönen Ausdruck weit über den Lamartine'schen stehen. Er las sie in Montculot, Lamartine's Schloß, vor, und Frau Lamartine zerfloß darüber in Thränen. Wir können hier nur zwei Strophen daraus mittheilen:

Sous sa main quelquefois sa harpe frémissante
Frisonnait et jetait une voix gémissante,
Une sinistre plainte, écho de l'avenir!
Vierge, encore à la vie un sourire d'ivresse,
Encore un chant au monde; hâtez-vous le temps presse . . .
Joie innocente, il faut finir!

Il faut que ces regards où respirait une ame
Éteignent lentement leurs longs rayons de flamme,
Que ce front virginal soit blanc comme un linceuil;
Que la morne pâleur sur ces lèvres descende,
Que sur ces traits divins la mort livide étende
Les voiles glacés du cercueil.

In unserer Nähe hat eine Dame vor einigen Jahren ein poetisches Plagiat oder eigentlich eine poetische Usurpation begangen, die erst neuerdings entdeckt worden ist. Bei Pons (Charente infer.) lebt ein liebenswürdiges Mädchen, Angelica Gordon, die ein schönes Talent für die religiöse Dichtkunst hat, was ohne einen Verein von Umständen nie an den Tag gekommen wäre, denn sie fühlte echt weiblich eine große Abneigung gegen die Publicität. Aber das Unglück brach über ihre unvermögende Familie herein, ihrer bejahrten Mutter brannte eine Scheune mit dem Ertrag der lezten Ernte ab, gerade in dem Augenblick, wo ihre ältere Schwester gefährlich darniederlag. Da dachte sie in der Noth an ihre Gedichte, über die ihr Sachverständige früher viel Ermunterndes gesagt hatten. Sie hoffte damit etwas zu gewinnen, und schickte also einen Theil an zwei Pariser Literaten, um ihre Meinung darüber zu hören, und ob es der Mühe werth sey, sie im Druck erscheinen zu lassen? Die Antwort blieb sehr lange aus, und als sie endlich ankam, fand Angelica vier Exemplare von Essais poétiques d'une jeune solitaire. Die Herren hatten sich ohne Weiteres über ihre Gedichte hergemacht, Einiges verändert und sie dann unter obigem Titel zu ihrem eigenen Vortheil herausgegeben. Sie fragten sogar bei der Verfasserin an, ob sie vielleicht noch einige Exemplare haben wolle? Sie schwieg; bald darauf, als die Gedichte bedeutendes Aufsehen machten, wurde eine Demoiselle Théoduline Perriclot in unserer Nähe als die junge Einsame, als Verfasserin jener Gedichte genannt; sie erhielt darüber sogar akademische Lobsprüche von hier und von Besançon, die sie nicht ablehnte, sondern bescheiden annahm. Jezt hat endlich Angelica jene frühern Gedichte in ihrer vorigen Gestalt mit andern, unter ihrem Namen und unter dem Titel: Elégies chrétiennes herausgegeben, und Mamsell Théoduline steht in fatalem Lichte da.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 16. April 1836.

This is no mortal business, nor no sound
That the earth owes. I hear it now above me.

Shakespeare.
The Tempest.

Florentinische Nächte.

(Fortsetzung.)

Diese Erscheinung war so sinneverwirrend, daß ich, um nicht wahnwitzig zu werden, die Ohren mir zuhielt und die Augen schloß. Da war nun der Spuk verschwunden, und als ich wieder aufblickte, sah ich den armen Genueser in seiner gewöhnlichen Gestalt seine gewöhnlichen Complimente schneiden, während das Publikum auf's Entzückteste applaudirte.

„Das ist also das berühmte Spiel auf der G-Saite," bemerkte mein Nachbar; „ich spiele selber die Violine und weiß, was es heißt, dieses Instrument so zu bemeistern!" Zum Glück war die Pause nicht groß, sonst hätte mich der musikalische Pelzkenner gewiß in ein langes Kunstgespräch eingemufft. Paganini setzte wieder ruhig seine Violine an's Kinn, und mit dem ersten Strich seines Bogens begann auch wieder die wunderbare Transfiguration der Töne. Nur gestalteten sie sich nicht mehr so grellfarbig und leiblich bestimmt. Diese Töne entfalteten sich ruhig, majestätisch wogend und anschwellend, wie die eines Orgelchorals in einem Dome; und Alles umher hatte sich immer weiter und höher ausgedehnt zu einem kolossalen Raume, wie nicht das körperliche Auge, sondern nur das Auge des Geistes ihn fassen kann. In der Mitte dieses Raumes schwebte eine leuchtende Kugel, worauf riesengroß und stolzerhaben ein Mann stand, der die Violine spielte. Diese Kugel, war sie die Sonne? Ich weiß nicht, aber in den Zügen des Mannes erkannte ich Paganini, nur idealisch verschönert, himmlisch verklärt, versöhnungsvoll lächelnd. Sein Leib blühte in kräftigster Männlichkeit, ein hellblaues Gewand umschloß die veredelten Glieder, um seine Schultern wallte, in glänzenden Locken, das schwarze Haar; und wie er da fest und sicher stand, ein erhabenes Götterbild, und die Violine strich, da war es, als ob die ganze Schöpfung seinen Tönen gehorchte. Es war der Mensch-Planet, um den sich das Weltall bewegte, mit gemessener Feierlichkeit und in seligen Rhythmen erklingend. Diese großen Lichter, die, so ruhig glänzend, um ihn herschwebten, waren es die Sterne des Himmels, und jene tönende Harmonie, die aus ihren Bewegungen entstand, war es der Sphärengesang, wovon Dichter und Propheten so viel Verzückendes berichtet haben? Zuweilen, wenn ich angestrengt weit hinausschaute in die dämmernde Ferne, da glaubte ich lauter weiße, wallende Gewänder zu sehen, worin kolossale Pilgrime vermummt einherwandelten, mit weißen Stäben in den Händen, und sonderbar! die goldenen Knöpfe jener Stäbe waren eben jene großen Lichter, die ich für Sterne gehalten hatte. Diese Pilgrime zogen in weiter Kreisbahn

um den großen Spielmann umher, von den Tönen seiner Violine erglänzten immer heller die goldenen Knöpfe ihrer Stäbe, und die Choräle, die von ihren Lippen erschollen, und die ich für Sphärengesang halten konnte, waren eigentlich nur das verhallende Echo jener Violintöne. Eine unnennbare heilige Inbrunst wohnte in diesen Klängen, die manchmal kaum hörbar erzitterten, wie geheimnißvolles Flüstern auf dem Wasser, dann wieder süßschauerlich anschwollen, wie Waldhorntöne im Mondschein, und dann endlich mit ungezügeltem Jubel dahinbrausten, als griffen tausend Barden in die Saiten ihrer Harfen und erhüben ihre Stimmen zu einem Siegeslied. Das waren Klänge, die nie das Ohr hört, sondern nur das Herz träumen kann, wenn es Nachts am Herzen der Geliebten ruht. Vielleicht auch begreift sie das Herz am hellen, lichten Tage, wenn es sich jauchzend versenkt in die Schönheitslinien und Ovalen eines griechischen Kunstwerks.

„Oder wenn man eine Bouteille Champagner zu viel getrunken hat!“ ließ sich plötzlich eine lachende Stimme vernehmen, die unsern Erzähler wie aus einem Traume weckte. Als er sich umdrehte, erblickte er den Doktor, der, in Begleitung der schwarzen Debora, ganz leise in's Zimmer getreten war, um sich zu erkundigen, wie seine Medizin auf die Kranke gewirkt habe.

„Dieser Schlaf gefällt mir nicht,“ sprach der Doktor, indem er nach dem Sopha zeigte. Maximilian, welcher, versunken in den Phantasmen seiner eigenen Rede, gar nicht gemerkt hatte, daß Maria schon lange eingeschlafen war, biß sich verdrießlich in die Lippen. „Dieser Schlaf,“ fuhr der Doktor fort, „verleiht ihrem Antlitz schon ganz den Charakter des Todes. Sieht es nicht schon aus, wie jene weißen Masken, jene Gypsabgüsse, worin wir die Züge der Verstorbenen zu bewahren suchen?“ — „Ich möchte wohl,“ flüsterte ihm Maximilian in's Ohr, „von dem Gesichte unserer Freundin einen solchen Abguß aufbewahren. Sie wird auch als Leiche noch sehr schön seyn.“ — „Ich rathe Ihnen nicht dazu,“ entgegnete der Doktor. „Solche Masken verleiden uns die Erinnerung an unsere Lieben. Wir glauben, in diesem Gypse sey noch etwas von ihrem Leben enthalten, und was wir darin aufbewahrt haben, ist doch ganz eigentlich der Tod selbst. Regelmäßig schöne Züge bekommen hier etwas grauenhaft Starres, Verhöhnendes, Fatales, wodurch sie uns mehr erschrecken, als erfreuen. Wahre Carrikaturen aber sind die Gypsabgüsse von Gesichtern, deren Reiz mehr von geistiger Art war, deren Züge weniger regelmäßig, als interessant gewesen; denn sobald die Grazien des Lebens darin erloschen sind, werden die wirklichen Abweichungen von den idealen Schönheitslinien nicht mehr durch geistige Reize ausgeglichen. Gemeinsam ist aber allen diesen Gypsgesichtern ein gewisser räthselhafter Zug, der uns bei längerer Betrachtung auf's Unleidlichste die Seele durchfröstelt; sie sehen alle aus wie Menschen, die im Begriffe sind, einen schweren Gang zu gehen.“ — „Wohin?“ fragte Maximilian, als der Doktor seinen Arm ergriff und ihn aus dem Zimmer fortführte.

(Beschluß der ersten Nacht.)

Amerikanische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Wie wird es werden, wenn alle diese Klassen sich vollkommen verschmelzen? und dies muß dereinst geschehen, ungerechnet eine noch fremdartigere Beimischung, die so unausbleiblich ist, als der Lauf der Zeit, an die aber keine der gedachten Klassen ohne Schauder denken mag; * die Verschmelzung hat bereits begonnen, sie ist in rascher Zunahme begriffen, und ein Sinken der Baumwollenpreise, wodurch die Sklavenarbeit an Werth verlöre, müßte sie in rein geometrischer Progression beschleunigen. Die Zeit ist am Ende der sicherste Emancipator; zum Beweis sehe man nicht hieher, sondern zurück auf die alten Staaten. Wann siegte dort die Philanthropie? just als das Interesse mit ihren Geboten zusammenfiel: ja, in dem Augenblick wurde der Sklave zum Lohnarbeiter gemacht, da er als Leibeigener ferner nicht mehr nutzbar war; und dieser Tag wird auch hier kommen, so gewiß als die Sonne über Louisiana scheint, und das untere Mississippithal wird dann ein freies, kühnes Geschlecht füllen, entsprossen dem Boden, der Jahr für Jahr fruchtbarer und weniger ungesund wird, bis es mit den Thälern des Ganges und des Nils wetteifert, wo nicht im Glanz der Künste, so doch in dauernderen Gütern, Unterricht, Intelligenz, Freiheit; denn nur mit solcher Grundlage kann Demokratie bestehen; entwickelten sie sich dereinst nicht mehr gleichen Schritts mit der Bevölkerung, so müßte das ganze Gebäude unbegreiflich schnell in wilder Anarchie zusammenstürzen, bis es ein kühner Geist sofort nach neuem Plane wieder aufbaute.

Höchst unterhaltend ist ein Gang früh Morgens über den großen Markt auf dem Damm; mit Einem Blick übersieht man hier das bunte Völkergemälde dieser Stadt besser als irgendwo. Da sieht man den spanischen Creolen in Mantel und Kapuze, wie er, den halb nackten Sklaven hinter sich, mit gravitätischer Miene, mit langsamen, bedächtigen Worten seine frugalen Einkäufe macht. Dort kommt, häufig Halt machend und nach beiden Seiten kreuzend, eine bewegliche Tochter Frankreichs herbeigesegelt; ihre Marktsklavin führt einen kleinen, phantastisch à la hussarde gekleideten Jungen; mit diesen schnattert sie in einem fort und unterbricht sich nur, wenn sie

* Der Verfasser meint die Vermischung mit den Farbigen.

vorübergehende Bekannte zu grüßen oder ferner stehenden zu winken und zuzulächeln hat. Weiterhin sieht man Haufen von Matrosen aller Art, drei, vier Mann hoch, einherwackeln und um Gemüse und Früchte feilschen, daneben Köche, Proviantmeister und all ihre schmierigen Untergebenen. Hier ist Jack aus Altengland, mit dem freien, kecken Blick, dort der saubere, sonntäglich aussehende, gut gekleidete Seemann von Marseille, mit den großen goldenen Ohrringen, die unter der Krempe seines hohen, spiegelblanken Huts hervorschimmern. Daneben sieht man ein paar kleine, zart gegliederte, schwarzbraune Bursche mit unheimlichen, unruhigen Blicken sich vorbeidrücken; der eine trägt ein rothes Hemd und einen breitrandigen Panamahut, der andere eine weiße Blouse mit einer scharlachrothen wollenen Binde um die Hüften, eine Monteromütze, nackte Beine und Pantoffeln von weißer Leinwand. Auf hoher See möchte man die Bursche leicht für Piraten halten; hier aber weiß man, daß sie einem der vielen Schooner aus Havannah und den verschiedenen Häfen am mexikanischen Meerbusen angehören, die hier liegen; ihr Gewerbe mag ganz ehrbar seyn, aber so viel ist gewiß, ihr Bau scheint auf nichts weniger berechnet, als auf das Laden eines Schiffs.

Außen um die Gebäude herum streicht allermittelst ein Trupp von zwanzig, dreißig Indiern, in dem malerischen, unsaubern Putz, den sie so gerne zur Schau tragen; die Männer sind halb oder ganz betrunken, und hin und wieder greift einer mit seinen schmutzigen Fingern einem Negermädchen in den Korb und gurgelt dazu eine Frage, wird aber mit Einer Sylbe oder einem zornigen, verächtlichen Blick abgefertigt, der einem ordentlich wehe thut, wenn man denkt, daß ein Geschöpf mit menschlicher Gestalt so tief gesunken seyn soll, ihn zu verdienen. Die Squaws sieht man nie in jenem ekelhaften Zustande; sie schleichen umher mit einer Ladung Zündhölzer auf dem Rücken, oder wenn sie ihre Waare an den Mann gebracht, sitzen sie auf ihren Fersen, beten ihren Rosenkranz oder fahren mit den Fingern durch ihr dickes, schwarzes Haar, das schön wäre, wenn es rein gehalten würde, oder putzen sich sonst auf's Vortheilhafteste heraus; denn sie sind zwar im Allgemeinen häßlich wie die Sünde, aber so kokett und gefallsüchtig, als irgend eine Schöne in May-fair, und die Wahrheit zu sagen, scheinen sie auch auf unsere Matrosen keinen geringen Eindruck zu machen, denn ihrer zwei oder drei sieht man gewöhnlich um die jüngste unter den Eingebornen herumstreichen.

Dieser Markt auf dem Damm ist mit Fleisch, Fischen, Geflügel, mit Früchten und Gemüsen so reichlich versehen, als irgend einer. Im Februar sah man hier Erbsen, Lattich, Bohnen verschiedener Art, Kohl, Sellerie, Ananas, Bananen, Orangen, Limen, Citronen, süße Kartoffeln und noch manche Eßwaaren, die ich gar nicht kannte. Das Ochsenfleisch steht dem im Norden nach, obgleich das Vieh, am Ohio und in Kentuky, die herrlichste Weide von der Welt hat; es leidet aber durch Vernachlässigung und schlechtes Futter auf dem Transport von tausend oder zwölfhundert Meilen in vollgepfropften Dampfbooten. Das creolische Hammelfleisch kommt dem besten im Lande gleich. Der Artiste hat nur mit dem einen Ungemach zu kämpfen, daß er das Fleisch nicht so lange aufheben kann, bis es gehörig zart wird; so ist einmal das Clima: die Zersetzung folgt dem Tod auf dem Fuß, und der Mensch wird hier zu Lande begraben und der Hammel verzehrt, bevor sie kalt geworden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Kunstausstellung.

Jede Kunstausstellung ist hier ein wichtiger Zeitpunkt für Künstler und Kunstliebhaber, und da nun jährlich in den Monaten März und April die großen Säle des Louvrepallastes den Producten der lebenden Maler, Zeichner, Kupferstecher und Bildhauer geöffnet werden, so hat in diesen beiden Monaten die Kunst den Vorsitz; das Publikum strömt zum Louvre, alle Tageblätter haben kritische Artikel, und das Tagesgespräch dreht sich hauptsächlich um die Kunstausstellung, die Jeder muß gesehen haben, um mitsprechen zu können. Natürlich haben die Familien und Freunde der tausend ausstellenden Künstler noch ein besonderes Interesse, nämlich zu erfahren, welchen Eindruck die Werke ihrer Verwandten und Freunde gemacht haben, zumal von diesem Eindrucke manchmal das künftige Schicksal junger Künstler abhängt. Der angehenden Künstler wandeln hier Hunderte, ja Tausende umher; da in den Landstädten Frankreichs wenig Mittel und Muster vorhanden sind, um sich zum Künstler zu bilden, so begeben sich Alle, welche Kunsttrieb in sich spüren, nach Paris, theils auf Kosten ihrer Familien, theils mit Unterstützung der Munizipalbehörden, welche manchmal vielversprechende Anlagen eines jungen Mannes auf diese Art aufmuntern. Wie wenige aber von allen diesen Jünglingen, wenn sie einige Jahre in Paris zugebracht und das Technische ihres Faches erlernt haben, entsprechen der Erwartung ihrer Eltern und Gönner, und sogar ihrer eigenen! wie wenige kommen wirklich empor, und wie viele bleiben, auch mit einem eben nicht zu verachtenden Talente, in der Dunkelheit und führen ein kümmerliches Leben! Wie manche müssen es bereuen, eine Laufbahn angetreten zu haben, die sie nun als freudenlos und unfruchtbar anerkennen! Nun gibt es freilich manche Aussichten für sie, auch wenn sie nicht als Maler von großem Rufe auftreten können; viele geben Unterricht im Zeichnen, andere machen Skizzen für Kunsthändler, oder Muster für Fabrikanten, andere leben vom Porträtzeichnen und Malen; da ihrer aber so viele sind, so bleibt dennoch mancher unversorgt. Die Ausstellung ist nun für Alle ein mit Bangigkeit erwarteter Zeitpunkt; einigen soll sie Ruhm, andern Vortheil bringen, noch andere erwarten Beides zugleich. Da hängen nun über 2000 Gemälde und Skizzen, und es stehen da über hundert Bildhauerstücke, zum Theil von der Regierung oder von Privatleuten bestellt, großentheils aber noch anzubringen. Dieses

an den Mann Bringen hängt nun aber von der Wirkung ab, welche die ausgestellten Stücke auf die Menge der täglich hinzuströmenden Zuschauer machen, und von den Journalkritiken, welche die öffentliche Meinung aussprechen, oder derselben eine Richtung geben. Von der Regierung wird erwartet, daß sie die Künstler so viel als möglich aufmuntere, das heißt, daß sie ihnen recht viel und theuer abkaufe und große Bestellungen mache. Dies thut sie auch; es ist aber nicht möglich, selbst mit den ungeheuern Summen, worüber sie verfügen kann, alle Künstler zu befriedigen, daher denn stets viele mißvergnügt von dannen gehen. Zwar hat sie auch Ordensbänder und Ehrenmedaillen bereit, um ohne Kosten manchen Ehrgeizigen zu befriedigen; aber auch dieses reicht noch nicht hin, und es wird immer gemurrt, die Regierung thue nicht genug für die Kunst. Unter der Regierung wird hier aber eine doppelte Behörde verstanden, nämlich das Ministerium, welches nur über die ihm von den gesetzgebenden Kammern zur Aufmunterung der Künste bewilligten Gelder verfügen kann, und dann die königliche Familie, welche, theils aus den Geldern der Civilliste, theils aus ihrem beträchtlichen Privatvermögen, bedeutende Summen auf Gemälde und andere Kunstwerke verwenden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Lyon, März.

(Beschluß.)

Alterthümer.

Unsere Kunstschulen für Architektur, Malerei und Kupferstecherkunst schreiten wacker fort und haben, Dank sey es den Professoren Bonnefond, Chenavard und Vibert, tüchtige Schüler gezogen, besonders in der Kupferstecherkunst. Diese schöne Entwickelung der Kunst, unterstützt durch die Blüthe unsers Handels, läßt uns hoffen, daß Lyon künftig hinsichtlich der Kunst eine bedeutende und glänzende Rolle unter Frankreichs Städten spielen wird. Der Augenblick ist nicht fern mehr, wo Lyon seine guten Kupferstecher haben wird, wie es schon seine guten Literaten, Maler und Architekten aufzuweisen hat. Wenn einmal die Kupferstecherkunst und Lithographie hier mehr zu Kräften gekommen sind und Ausgezeichnetes liefern, was gewiß in einigen Jahren der Fall seyn wird, müssen wir Alle zusammentreten, Künstler, Alterthumsforscher, Historiker und Dichter, um für unser Lyonnais ein Werk zu gründen, gleich dem über das Bourbonnais, so wie Taylors und Cailleux Werk über Frankreich im Allgemeinen; aber nicht früher, als bis wir selbst tüchtige Kupfer- und Stahlstecher und Lithographen haben, denn eine Beschreibung des Lyonnais, wozu die Kupfer in Paris gestochen wären, hätte für Viele etwas Widriges.

Für die Erhaltung unserer alten Monumente hegt man lange nicht Sorgfalt genug. So wurden vor Kurzem in der St. Johanniskirche, unserer Cathedrale, alle Kapellen unter nichtigem Vorwand eingerissen, worin Gräber unserer alten Erzbischöfe waren. Warum dies? Die Regierung hat ja unlängst wieder erklärt und auch bewiesen, daß sie die Zerstörung alter, ehrwürdiger Gebäude in Frankreich nicht wolle. Sie hat zur Erhaltung der alten Kirchen in Belley und Brou Unterstützung geschickt, warum bitten wir sie nicht um ein Gleiches für unsere Hauptkirchen St. Jean und St. Nizier? Da es unmöglich ist, heutzutage dergleichen zu bauen, so ist es wohl der Mühe werth, daß man an ihre Erhaltung denkt und sie vertheidigt gegen die verständigen Leute, die sie weiß anzustreichen wünschten. Möchten wir doch endlich bewundern und bewahren lernen, was wir Achtungswerthes und Vollendetes in der Kunst haben. Wir können sagen, diese beiden Kirchen St. Jean und St. Nizier schlagen eine herrliche Seite der Geschichte, Dichtung und Kunst auf: auf ihrer Stirne steht ein volles Symbol, ein ganzer Glaube, eine ganze Zeit geschrieben, großes Blätterwerk von Ideen, die alle von Einem Stiel ausgehen und sich verbreiten, bewundernswürdige Heldengedichte, von den Völkern des Mittelalters der Zukunft überliefert als ein Zeichen und Denkmal ihrer Sitten und ihres Glaubens. Wie elend steht dagegen die vielgerühmte Magdalenenkirche in Paris da! Was soll die Zukunft aus diesem Bauwerk Anderes von uns erfahren, als daß wir Steine poliren und an einander fügen konnten? Unsere Denkmale verkünden die Hand des Arbeiters, jene alten Kirchen aber die Idee des Künstlers. Seht die herrlichen Bauwerke des Mittelalters, die das Schöne, Zarte, Feste und Grandiose so bewunderswürdig vereinigen, und sagt dann, ob die heutige Kunst und die heutigen Künstler, die wir so rühmen, Aehnliches bauen könnten? Sagt, ob die verständigen Leute von 1836, diese so steinreichen, aber egoistischen, positiven, in die gröbste Prosa des Lebens versunkenen Menschen, ihr Vermögen, ihre Zeit und ihr Talent dazu verwenden würden, Cathedralen, Münster und Klöster zu bauen, wie die zu Straßburg, Lyon, Rheims, Albi, Moissac, Narbonne und andere? O nein, sie machen es viel klüger, sie bauen viereckige Häuser mit engen Fenstern aus Backsteinen, um sie zu vermiethen, denn diese Häuser bringen ihrem Eigenthümer ein hübsches Geld ein, und der Architekt hat auch seinen guten Vortheil davon.

Auflösung der Räthsel in Nr. 86:
Schwefelquelle. Punsch.

Logogriph.

(Zu fünfzig Wörtern.)

Es nimmt von einem Boden sich die Speise,
Der es auf ganz geheimnißvolle Weise
Erzeuget, wenn er nicht, zuvor verzehrt,
Ein edles Thier mit seinem Fett genährt.

Nun schiebt ihm zwischen Kopf und Hals zwei Glieder,
So wird es ein lebendig Wesen wieder,
Ist nur die Zeit für seinen Schlaf erst um,
Ein unsichtbares Individuum.

Ihr könnt es suchen, aber nur im Innern
Der schaffenden Natur, und euch erinnern,
Wie Leibnitz, Goethe redeten davon
Zu euch herab von ihrem hohen Thron.

Nun setzt ihm auf den Kopf zwei neue Glieder,
So gießt es Trost in trockne Kehlen nieder,
Ein herber Saft, verwässert und versüßt,
Den ihr vom Punsch doch unterscheiden müßt.

Und, wie ich mich gerade recht besinne,
Hat ein brasilischer Graf den Namen inne,
Den dieser Saft auch führt; ich gäbe gern
Als Ehrentitel ihn den süßen Herrn.

Nehmt nun daraus Leib, Oel, Mais, Nabel, Damen,
Moïna, Leda, Milde, Dom und Ahnen,
Land, Adel, Dämon, Ilm, Nomade, Nil,
Mond, Mode, Linde, Lade, Lied, Emil u. s. w.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 93.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 18. April 1836.

— Den Erzähler umwimmelt es, Jung und Alt,
Stehend, sitzend, zur Erde gelagert; — oft
Unterbrechen die Hörer mit muthigem Ruf den Mann.

Platen.

Bilder aus dem Seeleben,
in Mährchen und Sagen.
Vom Freiherrn v. Sternberg.

Das Mährchen von der verliebten Auster.

Auf den Treppenabsätzen des Hafendammes zu Bastia hatte sich eine kleine Zahl Bursche und Mädchen versammelt. Die Sonne warf ihre morgendlichen Strahlen auf's Meer, in der Stadt läuteten die Sonntagsglocken, und fernher tönte das dumpfe Geräusch der Wagen und Ausrufer herüber. Eine Sonntagsstille auf dem Meere hat immer etwas Feierliches. Die geschmückten Schiffe stehen so ruhig da, hin und wieder aus einer Kajüte tönt ein frommer Gesang hervor, zuweilen schlägt eine einzelne verspätete Welle mit dumpfem Klange an die Wand des Dammes, an der die müssigen Matrosen lehnen und plaudern; weit hinaus blizt das sonnenbeglänzte Meer, ungescheut spielen die Fische, und die Vögel wiegen sich auf den schweren Ankerketten. Das ist die Sonntagsstille im Hafen.

Die kleine Gesellschaft auf den Treppenabsätzen sizt behaglich da und schaut in die Weite hinaus, da erhebt Casimir, ein langer, schwerfälliger Bursche, mit rothem Haar und träumerischem, bleichem Gesichte seine Hand und zeigt auf ein Boot, das langsam angerudert kommt. Ein hübsches, gepuztes Mädchen sizt darin, sie landet an der Treppe, die Bursche heben sie heraus, sie grüßt freundlich und wird nicht weit davon von einem ältlichen Mann empfangen und in die Stadt geführt. Kaum ist sie fort, so lästert man über sie in dem kleinen Kreise. „Seht doch,“ ruft Etienne, „wie sich der Dorfkessel blank gescheuert hat! geht sie nicht wie eine Prinzessin daher?“ — „Schäme dich!“ sagte Marion, „du kannst es nicht vergessen, daß sie dir einen Korb gegeben hat und den alten, reichen Müller aus San Bonifaz heirathet.“ — „Ja wohl!“ lachte Pierre, „du hättest nur gar zu gerne für deinen Theil das Fett von der Suppe geschöpft!“ Die Mädchen lachten. „Wenn du damit,“ entgegnete Etienne finster, „ihr Gold meinst, so hast du Unrecht, bei meiner Ehre! sehr Unrecht; ich habe wahrlich nicht Lust, von dem alten Nixengold meinen Theil zu nehmen, das der Urgroßvater in die Familie gebracht.“ Susanne, ein hübsches, blondes Mädchen, fragte neugierig: „Was ist's mit dem Nixengold, Etienne?“ — „Eigentlich kein Nixengold,“ antwortete dieser, „sondern Teufelsgold.“ — „Sag die Sache lieber gerade heraus!“ sprach der kleine Tobby; „es ist das Gold einer alten, verliebten Auster, von dem die kleine Tesi noch jezt zehrt.“ — „Puh!“ rief Pierre, indem er beide Backen aufblies und starre Augen machte, „wer spricht von solchen Dingen so unverschämt laut?“

Es trat jezt eine allgemeine Stille ein, und Viele dachten darüber nach, wie es doch zugehen möchte, daß man von einer Auster Geld erbte. Susanne schüttelte zuerst den Kopf. „Ich habe nicht gehört," sagte sie mit bescheidener, aber fester Stimme, „daß Austern verliebt seyn können, eben so wenig, daß sie Geld verschenken; es wird wohl ein Nix gewesen seyn; von solchen Geschöpfen pflegte mir meine Großmutter allerdings sonderbare Dinge zu erzählen." — „Nein," schrie Tobby heftig, „es war kein Nix, sondern eine Auster! haltet ihr mich für so dumm, daß ich diese Beiden nicht unterscheiden kann? Es war eine gute, natürliche Auster, wie ihr sie alle Tage hier auf dem Markte sehen könnt, die sich in die Braut des Meisters Jacques bis zum Sterben verliebte und sie ihm auch entführte." — „O wie abscheulich, wie ganz abscheulich!" rief Pierre und lachte aus vollem Halse; „hat man jemals dergleichen gehört?" — „Stille!" riefen die Mädchen. „Ich glaube," sagte Tobby leise, „wenn man Tesi recht genau betrachtet, so findet man an ihr noch einige Aehnlichkeit mit einer Auster; ich für meinen Theil habe etwas der Art bemerkt." — „Ich auch," meinte Etienne; „wahrlich, sie duftet immer nach Seewasser, und ich hätte Lust, wie es die Leckermäuler mit der Auster thun, eine halbe Citrone auf ihr Haupt auszupressen, ehe ich mich entschließen könnte, sie zu küssen." — „Nein," sagte Susanne, „ich esse nie Austern, weder mit noch ohne Citronen; obgleich mein Vater die schmutzigen Muscheln oft zu Hunderten aus dem Meere fischt, rühre ich dennoch keine an." Die Mädchen lachten, und die Bursche besprachen sich leise mit einander, nur Etiennes Stimme tönte laut hervor, der da rief: „Ich will verflucht seyn, wenn ich jemals in die Verwandtschaft trete!"

„Am Ende," sagte Marion, „muß doch die Geschichte erzählt werden, denn wir wollen sie alle gern hören." — „Ja, das wollen wir!" rief der Kreis der Mädchen, und Alle rückten näher zusammen. „Aber wer versteht sie zu erzählen?" fragte Etienne mit wichtiger Miene; „Tobby kann seines Vaters schadhafte Netze ausbessern und auch den Hut Sonntags auf's linke Ohr setzen, wenn er seinem Mädchen gefallen will, allein er wird nimmermehr verstehen, die Geschichte von der verliebten Auster zu erzählen." Die kleine blonde Susanne wurde roth, Tobby spielte mit der schweren Ankerkette, die neben ihm in's Wasser hinabhing: Tobby und Susanne liebten sich. „Casimir, Casimir!" riefen Alle; „Casimir muß erzählen." Der lange, rothhaarige Bursche, der sich gleich nach der Anstrengung, die es ihn gekostet, um auf das Boot mit der geputzten Tesi zu zeigen, wieder der Länge nach auf die Stufen niedergestreckt hatte, lüftete jezt den Hut mit dem rothen Granatbüschel, den er gegen die Sonne über Nase und Augen gezogen, und murmelte einige Worte. „Man sieht, er ist wieder in seiner Seehundslaune," sagte Pierre; „gewiß grübelt er nach, wie viel Centner Fett in einem Wallfischbauche Platz finden." — „Man muß ihm etwas Seewasser zu trinken geben," rief Tobby und stand auf der untersten Stufe, die hohle Hand zum Schöpfen niedertauchend. Marion verhinderte es. „O!" rief sie zärtlich, „Casimir ist der beste, gefälligste Bursche auf der ganzen Insel, Casimir ist ein trefflicher Erzähler, er packt euch alle in den Sack, wenn er nur will, und er wird wollen. Seht nur, er richtet sich schon in die Höhe; macht ihm Platz, daß er in den Schatten kommt! Man muß die Leute nur zu bitten verstehen." — „Still, er fängt an zu erzählen!" Und wirklich erzählte Casimir wie folgt.

„Es war einmal —" — „Nein, nein!" rief Etienne, „das geht nicht. Mein Großoheim pflegte immer seine Geschichten mit dem „es war einmal" anzufangen, und ich weiß, wie verwünscht langweilig ihn die Leute deßhalb fanden; also einen andern Anfang, lieber Seehund!" — Casimir strich sich die rothen Flammen etwas unwillig aus dem Gesichte. „Nun gut," sagte er nach einer kleinen Pause. „Zur Zeit, als die Leute hier in Bastia noch spitzige Bärte, faltige Halskrausen und kleine spanische Mäntel trugen — ist's euch so recht?" — „O zum Teufel!" rief Tobby, „auf solche Weise wird die gute Tesi noch lange auf ihre Auster warten müssen. Ich glaube in der That, ich werde die Sache kürzer machen. Hört nur. Ihr kennt doch den Hutfelsen? Seht ihr gerade hinaus, dort im hellen Sonnenspiegel des ruhigen Meeres das schwarze Pünktchen? es steht da wie ein dunkles Fleckchen auf dem weißen Hals einer hübschen Dirne. Seht, wenn ihr an diesen Stein hinanrudert bei tiefer Wasserstille, wie heute zum Beispiel, und ihr biegt euch aus dem Boote hinaus, vorsichtig auf die Schattenseite, dann erblickt ihr tief unten im Grunde des klaren Wassers ein gläsernes Haus, durch dessen Dach ihr durchsehen könnt. Und wenn ihr dann lange und angestrengt hinabseht, so werdet ihr im Hause ein wundersames, hübsches Mädchen gewahr; die sizt unten traurig, und senkt ihr Köpfchen, daß die blonden Locken niederfallen, und auf ihrem Schooße, mit ihren weichen Armen hält sie eine mächtig große Auster, ja, eine Auster!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Skizzen.

(Fortsetzung.)

An den Markt stößt die Place d'Armes, ein großes Viereck, mit einem von Schranken umgebenen Raum in der Mitte. Dies ist der gewöhnliche Sammelplatz der Indier, und hier kann man immer ein paar interessante

Gruppen beobachten. Besonders unterhaltend ist es, sie ihre Toilette machen zu sehen: die einen sind eifrig mit der Jagd in den Haaren beschäftigt, andere rühren rothe oder weiße Schminke an zum Bemalen von Nase, Wange oder Auge, nach Geschmack oder Sitte. Ich konnte nie recht dahinter kommen, ob sie sich bei diesen Malereien ganz nach eigener Laune richten, sie nach Gefallen anbringen oder weglassen, oder ob dabei ein strenger Brauch waltet, ob sie eine traditionelle, historische Bedeutung haben. So viel ist gewiß, eine kleine Schöne vom Stamme der Choctaws, mit der ich mehrere Tage lang mittelst der Augensprache ein Einverständniß unterhalten, appellirte eines Morgens an meinen Geschmack mittelst eines reizenden Bleiweißstrichs über jedem ihrer schönen Augen; Tags darauf machte sie einen Angriff auf mein Herz hinter einem karmoisinrothen Halbmond hervor, und am dritten machte sie mir den Garaus durch eine volle Ladung von ihren dicken Wangen, einerseits mit einer feuerrothen, andernseits mit einer pechschwarzen Kugel. Die Tracht dieses Volks, wenn sie die ewige schmutzige Decke (Blanket) abgelegt haben, ist sehr in die Augen fallend, zuweilen sogar sehr wohl kleidend und gefällig; buntfarbige Stoffe, Fransen, Stifte, Perlen, Straußen-, Papagaien-, Adlerfedern bilden das rohe Material, das der dem zweiten Geschlecht eigene Geschmack und die der Squaw angebornen Putzsucht verarbeiten.

Ich sah einmal auf dem Flusse eine gewaltige viereckige Arche, mit einem hohen Pfahl, an dem eine weiße Flagge wehte. Ich hoffte schon, es werde das Mississippitheater seyn, das, wie ich wußte, alljährlich den Strom herab nach Neu-Orleans kommt; es war aber nur das Magazin eines hausirenden Yankeekrämers. — Jene schwimmende Schaubühne, nach der ich mich fortwährend erkundige und die ich immer noch anzutreffen hoffe, ist wohl eine der seltsamsten, originellsten Spekulationen auf diesen Wassern. Es ist ein Unternehmen des ältern Chapman, der mehrere Jahre in Coventgarden spielte, und wird noch von ihm geleitet. Er läßt an einem Orte hoch oben am Mississippi oder einem der Nebenströme ein zu seinem Zweck dienliches Gebäude auf einem Floß aufstellen. Bei guter Zeit im Herbst stößt er ab mit Garderobe, Dekorationen, kurz der vollen Einrichtung. Bei jedem Dorf, bei jeder bedeutenden Pflanzung hißt er seine Flagge auf und bläst die Trompete, und Wenige wohl, die gerne einmal eine Vorstellung sehen, lassen die Arche an ihrer Thüre vorbeischwimmen; sie wissen es wohl, sie kommt erst nächstes Jahr wieder, denn so leicht sich der dramatische Tempel abwärts bewegt, stromaufwärts geht er nimmermehr. Zuweilen bestellt ein großes Dampfboot aus Louisville mit tausend Seelen an Bord, während es Brennholz einnimmt, eine Vorstellung, und die Einnahme muß dann sehr bedeutend seyn. Das corps dramatique besteht hauptsächlich aus Gliedern seiner eigenen Familie, welche troz Alligators und gelbem Fieber trefflich gedeiht. In Neu-Orleans angelangt, wird das Theater geräumt und als Brennholz verkauft; Prinzipal und Truppe kehren in einem Dampfboot zurück und bauen ein neues mit Verbesserungen, wie sie die gewonnene Erfahrung räthlich macht. Chapman hat diese Reise seit drei, vier Jahren gemacht, und zwar, wie mich Leute versichern, die diese Wassertruppe gesehen, mit bedeutendem Vortheil. Ich denke wohl, er macht so fort, bis er sich ein Vermögen erworben hat und dann seiner Descendenz die Souveränität über das Mississippigebiet überläßt.

(Da hier von amerikanischer Dramatik die Rede war, erzählen wir einen Auftritt, den unser reisender Schauspieler zu Pittsburg erlebte, wo er, jedoch auf festem Lande, Gastrollen gab.)

Der lezte Abend, an dem ich zu Pittsburg auftrat, wurde merkwürdig durch die joviale Stimmung einiger Hauptmitglieder des corps dramatique, das zufällig diesmal ein corps diplomatique war. Man gab den „irischen Ambassadeur," und ich mußte hören, mein vornehmster College, Se. Excellenz, der Minister seiner katholischen Majestät, sey allerdings angelangt, aber in einer Verfassung, in welcher er sich außer Stande befand, der vorhabenden Conferenz beizuwohnen, und zwar in Folge des unvorsichtigen Gebrauchs von Cocktail-Schnaps, der ihm, wie mich Se. Excellenz selbst mit Thränen in den Augen versicherte, als ein souveränes Mittel gegen ein Nervenübel, an dem er litt, verordnet war. Man entschuldigte sich, daß der spanische Minister wegen plötzlichen Unwohlseyns nicht erscheinen könne, und nahm die Nachsicht des Publikums für einen Attaché in Anspruch, der es über sich genommen, die Instruktionen des abwesenden Diplomaten vom Blatt zu lesen. Als dieser Punkt bereinigt war, spielten wir unbefangen fort bis zu dem Punkt, wo Se. königliche Hoheit der Großherzog in Person aufzutreten hatte; da zeigte es sich, daß der Fürst, war es nun Sympathie oder ein minder sentimentaler Grund, gleichfalls königlich benebelt war. Er machte indessen seinen Rang geltend, bemächtigte sich eines Stuhls und sah sich durch diese Unterstützung in Stand gesezt, bei der Conferenz auszuhalten. Man glaubt nicht, mit welcher Milde und Nachsicht das republikanische Publikum es ansah, wie tief hier Fürstenwürde gesunken war. Meinten sie, es sey nicht aus dem Charakter gefallen, wenn ein germanischer Fürst und der Besitzer eines Kellers voll Rheinwein nicht ganz nüchtern erscheine, oder freuten sie sich, daß ihre Kinder bei dieser Gelegenheit einen Abscheu vor dem Königthum fassen konnten? ich weiß es nicht: Se. Hoheit hatten glücklicherweise nur wenig von ihrem Mißfallen zu leiden,

und unsere Negociation ward, wenn auch etwas lahm, zum erwünschten Schluß gebracht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Zustand der Kunst. Das Versailler Museum.

Da die Kunstausstellung jährlich so viele hundert Kunstwerke darbietet, so haben die Journale schon die Frage aufgeworfen, wo man all diese Sachen zulezt unterbringen solle, in der Voraussezung, daß die Regierung mit den jährlichen Ankäufen fortfahre, wie bisher, da bereits die königlichen Schlösser mit Gemälden angefüllt seyen. Der Minister des Innern kann freilich den Kirchen, Präfekturhotels, Museen und Bildergalerien in den Departementsstädten noch lange Gemälde und Bildhauerstücke zusenden, ehe dort Fülle herrscht; man fürchtet aber, daß, je mehr man ankauft, desto mehr verfertigt und zum Verkaufe ausgeboten werde, und daß zulezt die Hülfsmittel der Regierung nicht mehr hinreichen, um den bei den Künstlern erregten Erwartungen zu entsprechen. Diesmal freilich haben sich die Geschichtsmaler und Bildhauer weniger zu beklagen, als sonst; denn nach dem weitumfassenden Plane, welchen Ludwig Philipp für sein historisches Museum zu Versailles entworfen hat, dessen Vollendung nicht so nahe bevorsteht, als man gehofft hatte, sind eine Menge von Gemälden und Büsten nöthig, um die Reihe der in chronologischer Ordnung dargestellten Begebenheiten und Personen zu vervollständigen. Was der diesjährigen Kunstausstellung daher ein besonderes Ansehen gibt, sind die vielen, für das Versailler Museum bestimmten geschichtlichen Darstellungen. So lobenswerth der Plan dieses Museums ist, und so sehr er auch dazu beiträgt, die seit einiger Zeit vernachlässigte Geschichtsmalerei wieder in Aufnahme zu bringen, so haben die ausgestellten Kunstsachen doch bereits zu einigem nicht ungegründeten Tadel Anlaß gegeben. Unter den bestellten Gemälden finden sich nämlich manche, welche unbedeutende Gefechte darstellen. In diesen Gefechten kann sich ein Feldherr oder ein Regiment ausgezeichnet haben; auch mögen dieselben zur Zeit, als sie vorfielen, sehr besprochen worden seyn; da sie aber keine wichtigen Folgen gehabt haben, so sind sie aus dem Gedächtnisse der Menschen verwischt, und es scheint daher ganz überflüssig, das Talent der Künstler in Anspruch zu nehmen, um sie der Nachwelt darzustellen. Wo wird man in dem, übrigens sehr großen Schlosse zu Versailles Raum genug zu der historischen Galerie finden, wenn alle Gefechte in großen Gemälden dargestellt werden sollen! Bloß drei Schlachtgemälde von Horace Vernet, die der behende Künstler in Zeit von zwei Monaten verfertigt haben soll, nehmen in der Länge einen Raum von 50 — 60 Schuh ein. Solcher großen Gemälde nun werden gewiß über hundert hinkommen, dann müssen noch die vielen kleinern Gemälde, die Hunderte von Porträts u. s. w. aufgestellt werden; welche ungeheure Galerie wird dazu nöthig seyn! In Hinsicht der Porträts wird ein anderer Tadel laut. Der König will, daß alle historisch merkwürdigen Personen der lezten Jahrhunderte hier ihren Plaz einnehmen. Nun hat man aber von manchen Personen keine andern Abbildungen, als Kupferstiche, welche oft ein Gesicht sehr ungetreu darstellen; dennoch hat man nach solchen Kupferstichen manche Porträts gemalt. Diese müssen daher oft die Physiognomie der Personen ganz verfehlen. Das Porträtsammeln ist übrigens eine Liebhaberei des jezigen Königs; er besizt eine schöne Sammlung historischer gemalter Porträts, nicht allein in seiner Bildergalerie des Palais-royal, sondern auch in der des Schlosses Eu, und seine Sammlung von in Kupfer gestochenen Porträts ist vielleicht die reichste auf dem Festlande. Es ist ein eigener Katalog darüber gedruckt, der vom Könige selbst, vermuthlich vor seiner Thronbesteigung, abgefaßt seyn soll. Die Porträtsammlung im Versailler Museum wird nun in historischer Hinsicht nicht minder merkwürdig seyn. Dabei hat die Anlegung dieser Galerie das Gute, daß eine Menge guter Gemälde, welche man nicht für vorzüglich genug gehalten hatte, um sie in der schon sehr angefüllten Louvregalerie aufzuhängen, jezt aus der Dunkelheit hervorkommen. Schon das Restauriren so vieler alten Gemälde beschäftigt seit einigen Jahren manche Künstler. Der Minister des Innern, die Stadt Paris oder ihr Munizipalrath lassen ebenfalls malen und machen Bestellungen von Bildhauerei. Die Kupferstecherkunst und die Lithographie werden hinlänglich vom Kunsthandel begünstigt, und ihre Produkte finden, wenn sie gut sind, Absaz in der ganzen gebildeten Welt. Es ist also eine günstige Zeit für die Kunst, denn sie wird aufgemuntert, belohnt und läßt ihre echten Schüler nicht darben; aber vielleicht eben deßwegen legen sich so Viele auf dieses Fach und hoffen darin ihr Glück zu machen. Daß sich Manche getäuscht finden und von der Kunst nicht leben können, daran ist weder die Regierung, noch das Publikum schuld, es sey denn etwa, daß es manchen Reichen noch an Kunstgeschmack fehlt, und sie irgend einen materiellen Genuß dem feinern, ein schönes Kunstwerk zu besizen, vorziehen. Indessen zweifle ich, ob es in irgend einem andern Lande hierin besser steht, als in Frankreich. Auch kann man nicht sagen, daß die Kunst nur einseitig behandelt werde; denn wenn die Regierung jezt Schlachten und Geschichtsgemälde bestellt, so werden dagegen mehrere große Künstler mit Kirchenmalereien beschäftigt, und die elegante Welt zieht die Genregemälde vor und bezahlt sie manchmal sehr reichlich. Auch legen mehrere reiche Kaufleute, wie Rothschild, Schickler u. A., Gemäldegalerien an, in welchen eine Menge von Kunstwerken der neuern Schule ihren Plaz finden werden. Unter so bewandten Umständen sollte die Kunst von außerordentlichem Eifer beseelt werden und lauter Meisterwerke hervorbringen. Leider sind die Meisterwerke zu allen Zeiten selten gewesen; einige hat die jezige Ausstellung zwar aufzuweisen, aber die Schaar der Stümper und Sudler ist überwiegend; sie ersticken bei der Ausstellung beinahe die guten Stücke. Deßhalb ist es auch eine ermüdende Arbeit, die zweitausend Kunstwerke mit Aufmerksamkeit durchzugehen und das Gute herauszulesen. Und wie viele mittelmäßige und schlechte Stücke sind überdieß zurückgewiesen worden! Was sollen die armen Leute, welche alles dieses schlechte Zeug hervorgebracht haben, nun anfangen? Glücklicherweise befinden sich manche darunter, welche aus bloßer Liebhaberei die Kunst betreiben, und denen andere Erwerbsmittel zu Gebote stehen. Die Andern werden sich durchhelfen müssen, so gut sie können. Schlechte Maler sezen zuweilen ihre Werke so gut ab, als schlechte Schriftsteller; denn das Schlechte und Falsche wird nicht von Allen als solches anerkannt, und von Einigen sogar für gut gehalten. Dieß ist freilich für die Kunst kein Gewinn; allein die Leute finden ihre Nahrung dabei, und weiter bezwecken sie ja auch nicht.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 94.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 19. April 1836.

Vergessenheit! o wie ein glücklich Segel,
Bin ich vom Ufer los!

Hölderlin.

Gedichte von Ernst v. Feuchtersleben.*

Lied vom Vergessen.

Selig, wer den Lebensgluthen
Aus dem Lethe Kühlung trinkt,
Selig, wer in seinen Fluthen
Für die Ewigkeit versinkt!

Manche Quelle rauscht hienieden,
Klar und trübe, kalt und heiß:
Doch nur Eine sprudelt Frieden,
Frieden, der nichts will, noch weiß.

Laß mich dies Nepenthe nippen,
Reich' mir, Hades, den Pokal!
Muthig, lustgewohnte Lippen,
Saugt euch an zum lezten Mal!

Holde Schöne! süßes Wesen!
Nur die Stunde ist gewiß;
Wenn der Freund dir lieb gewesen,
So vergiß ihn, o vergiß!

Mit verwandelten Geberden
Kosen wir vielleicht, mein Kind,
Wenn kein Waller mehr auf Erden
Weiß, daß wir gewesen sind.

Melancholie.

1. Morgens.

Der Morgen weht mit zarten Lüften,
Und spielt mit Gras und Blatt' und Blüth',
Und haucht aus tausend süßen Düften
Erinnerung in mein Gemüth.

Wie bald verweht des Lebens Morgen!
Kein Frühling macht uns wieder jung;
Was bleibt uns, zwischen Pein und Sorgen,
Als du — als du — Erinnerung?

Momente kommen, gut und herzlich,
Und man vergißt das schlimme Jahr;
Ach, man gedenkt, entzückend-schmerzlich,
Der Stunden, da man glücklich war!

Das Leben ist ein Kranz von Blüthen,
Tief zwischen Dornen eingewebt;
Nur die erringen, die sich mühten,
Nur wer geweint hat, hat gelebt.

* Aus den nächstens in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Gedichten von Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

2. Abends.

Einer schwanken Wiege Schaukeln,
Bald darauf ein schmaler Schrein,
Jezt der Morgenträume Gaukeln,
Jezt des Abends fahler Schein.

Stetes Werden, stetes Schwinden,
Alldurchschallendes Warum!
Stetes Trennen und Verbinden —
Frägst du, Thor? Natur bleibt stumm.

Tausend Millionen Lichter,
Und die Nacht bleibt Finsterniß;
Tausend Weise, tausend Dichter —
Und das Unglück nur gewiß.

„Frisch! des Kummers dich entledigt!
Sanfte Ruhe! heit're That!“
Ach, es ist so leicht gepredigt,
Wenn man nichts erfahren hat;

Nicht erfahren, daß von Schmerzen
Selbst das Herz des Weltalls bricht,
Daß für edle Menschenherzen
Du nur Trost hast: falsch Gedicht!

Nach altdeutscher Weise.

1.

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man, was man am liebsten hat,
Muß meiden;
Wiewohl nichts in dem Lauf der Welt
Dem Herzen, ach! so sauer fällt,
Als Scheiden! ja Scheiden!

So dir geschenkt ein Knösplein was,
So thu' es in ein Wasserglas, —
Doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl noch die Nacht darauf;
Das wisse! ja wisse!

Und hat dir Gott ein Lieb bescheert,
Und hältst du sie recht innig werth,
Die Deine —
Es werden wohl sechs Bretter seyn,
Da legst du sie, wie bald! hinein;
Dann weine! ja weine!

Nur mußt du mich auch recht verstehn,
Ja, recht verstehn!
Wenn Menschen auseinandergehn,
So sagen sie: auf Wiedersehn!
Ja Wiedersehn!

2.

Nach Frankreich bin ich gangen,
In Welschland war ich auch;
Sie haben Sitten allerlei,
Manch wunderlichen Brauch;
Sie haben dies, sie haben das —
Es fehlt doch was;
Nur weiß ich nicht,
Was ihnen eigentlich gebricht:
Die Rede will nicht recht heraus,
Der Blick geht nicht vom Herzen aus,
Es ist nicht wie bei uns zu Haus!

Nach Deutschland bin ich kommen
Zurück nach manchem Jahr;
O wär' ich lieber blieben heim!
Ich war ein rechter Narr.
Und sucht wo Einer, was ihm fehlt
In weiter Welt —
Glaubt sicherlich
Er ist und bleibt ein Narr wie ich;
Er hat's daheim, und geht hinaus,
Und kommt er heim, so ruft er aus:
Zu Haus nur ist man recht zu Haus!

* * *

Was einen Guten glückselig macht,
Es findet sich überall, bei Tag und Nacht.

Bilder aus dem Seeleben
in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Das Mährchen von der verliebten Auster.

„Ach!“ riefen die Mädchen, indem sie tief Athem schöpften, „das ist sehr wunderbar!“ — „Nun gut,“ sagte Casimir, „jezt kannst du auch zu Ende erzählen. Du bist auf eine so ungeschickte Weise gerade in die Geschichte hineingeplumpt, daß meine spitzigen Bärte und spanischen Mäntel jezt völlig unnütz sind.“ — „Aber, lieber Casimir,“ bat Marion, „wir wissen ja immer noch nicht, wie die Urgroßmutter der armen Tesi in den Meergrund gerieth.“ — „Freilich,“ riefen alle Mädchen, „wir wissen ja eigentlich noch gar nichts.“

„Vor ein paar hundert Jahren,“ nahm Casimir wieder das Wort, „lebte hier in Bastia ein armer Fischer, der sich damit mühsamen Unterhalt erwarb, daß er an den gefährlichsten Stellen nach Korallen fischte und wenig genug fand. Statt dessen fielen ihm viele von den Dingen in die Hand, die man heutzutage so gierig verschlingt, die

man aber damals durchaus nicht schätzte. Benedict warf eine große Menge der schönsten Austern über Bord oder ließ sie in seinem kleinen Hofraum elend verkümmern. Manches Leckermaul unserer lieben Stadt würde seufzen, wenn er die Mahlzeiten sehen könnte, die damals verloren gingen; aber es sollte nicht lange so bleiben.

Es reiste gerade damals ein Wundermann herum, der auf offenem Markte Steine, Eisen, glühende Kohlen und flüssiges Blei verschluckte. Diese Delikatessen seiner Tafel vermehrte er einsmals zufällig durch ein paar jener Muscheln, die Benedict täglich aus dem Meere fischte. Die harte Schale sprang knisternd entzwei unter seinen mörderischen Zähnen, und das weiche Innere berührte die Zunge. Obgleich diese durch Küchenkünste eben nicht verwöhnt war, so fühlte sie dennoch dunkel einen gewissen feinen Wohlgeschmack, und brachte sofort diese Entdeckung unter die Leute. Anfangs wurde der Eisenfresser ausgelacht, allein er ließ sich nicht abschrecken. Er machte jezt vorsichtig die Schale auf, zeigte den Inhalt umher und forderte, wie es in der Ballade heißt, „Rittersmann oder Knapp" auf, sich mit dem fremden Dinge näher bekannt zu machen. Aber Jedermann graute vor dem kleinen, grauen Molluskenleib, der im weichen Atlasbettchen der Muschel zusammengekrümmt lag. „Eßt nicht!" riefen die Pfaffen, „es ist ein Stückchen eingewickelter Erbsünde vom Paradiese her!" — „Eßt nicht!" schrien Andere, „es ist des Teufels Zunge! —" — „Eßt nicht!" riefen die Weiber, „es sind ungeborne Kinderherzen, die böse Zauberer in diese Kapseln eingeschlossen haben!" — „Nein!" riefen Andere, „es ist das Auge des heiligen Johannes, der um der Welt Sünde weint; wer es verschluckt, kann mit dem Magen sehen." Wieder Andere behaupteten, es sey ein Stück der wunderthätigen Fischleber, mit der Tobias die Blinden heilte. So riefen sie durcheinander, aber Keiner hatte den Muth, die Auster zu verschlucken, und der Eisenfresser stand vergeblich mit der offenen Schale auf dem Markte da. Endlich rief der schlaue Benedict, der sich herbeigeschlichen hatte: „Es ist das Ohrläppchen der heiligen Veronica; wer es verschluckt, wird wieder jung und verliebt!"

Und kaum waren diese Worte ausgesprochen, als sogleich der Haufe der alten Weiber in Bewegung gerieth. Aus ihrer Mitte brach eine hervor, die sich mit ihren Krücken Platz machte, und geradeswegs, wie ein kecker Soldat auf den Feind, auf die Auster losmarschirte. Ihre Augen funkelten, man sah ihr an, daß sie Muth genug besaß, den Teufel selbst mit Haut und Haar zu verschlucken. Sie ergriff die Auster und leerte sie wie einen Becher Weins auf ihre vorgestreckte Zunge aus. Ein allgemeines Geschrei des Beifalls und der Bewunderung erfüllte die Luft; Weiber, Männer und Kinder drängten sich um die Alte, ganz Bastia gerieth in Bewegung, da die erste Auster verschluckt worden war. Nach und nach fanden sich jezt welche ein, die das Wagestück nachzumachen Lust zeigten; endlich kamen auch die fetten Söhne des heiligen Augustin herbei, sprachen den Segen über die neue Meerfrucht und verschlangen sie dann wohlgefällig und zu ganzen Hunderten. Bald aß die ganze Welt Austern.

Die Folge hievon war, daß Benedict ein reicher Mann wurde. Er gab seine Korallen auf und fischte jezt Austern. Hiebei begegnete ihm jedoch ein seltsames Abenteuer. In Benedicts Seele lag leider zu viel Gier und zu wenig Bescheidenheit; er hätte sich sollen mit den Schätzen begnügen, die er schon erworben, allein er strebte ungebührlich nach mehr, und fiel dadurch in eine böse Schlinge, aus der er sich nicht wieder herauswinden konnte.

Eines Abends, da er länger als gewöhnlich auf seinem Felsen saß und krazte und schabte, hörte er plötzlich neben sich eine Stimme erschallen, die ihm völlig fremd war, und die sehr hohl und abenteuerlich klang. Sie sprach die Worte: „Nichtswürdiger Schabewurm, so wagst du es, alle Tage wiederzukommen und meine Kinder und Unterthanen zur Schlachtbank zu führen! Warte, mein Zorn erreicht dich jezt, und keine Stunde weiter sollst du leben!" — Benedict wußte nicht, wie ihm geschah; er fühlte in der Dämmerung etwas nach ihm schnappen, und preßte sich daher ängstlich an die Felsenwand. Da sah er im trüben Gewässer eine ungeheure Auster dicht an ihn heranschwimmen und vor ihm stille halten. Aus ihren halbgeöffneten Schalen tönten dumpf die Worte hervor, die ihn eben so heftig erschreckt hatten: sie gab sich die Mühe, noch einmal ihren weiten Rachen zu öffnen und dieselbe entsetzliche Drohung zu wiederholen, indem sie sich zugleich anschickte, Ernst zu machen. Benedict schrie zu allen Heiligen, allein keiner sprang ihm bei, und er wäre in seiner Noth untergegangen, wenn sich nicht die Auster selbst plötzlich eines Bessern besonnen hätte. Sie nahm, so gut es gehen wollte, eine kleine freundliche Miene an und sprach: „Du hast eine hübsche Tochter, Alter; ich weiß es. Sie kommt öfters mit dir und sammelt meine gefangenen Unterthanen in einen großen Korb, den sie dann auf ihrem schönen Nacken nach Hause trägt. So geizig bist du, daß du, troz deines auf meine Kosten erworbenen Vermögens, nicht einmal einen Esel halten magst, sondern lieber dein eigenes Fleisch und Bein befrachtest. Ich will dem elenden Schicksal dieser Armen ein Ende machen und sie zu meinem Weibe erheben. Versprich, daß du sie mir auslieferst, und du sollst nicht allein mit dem Leben frei ausgehen, sondern sogar reich belohnt werden."

Benedict fühlte sein Blut sich empören bei diesem unverschämten Anerbieten des Ungethüms, er nahm seinen Muth zusammen und schrie so laut, daß man es hier im Hafen hätte hören können, er wolle sein Kind lieber in die Hölle, als einer Auster in den Rachen schieben. „Nun gut,“ entgegnete diese und sperrte ihre beiden Schalen weit auf, indem sie sich zugleich einen Stoß auf Benedict zu gab; „so komm, daß ich dich verschlinge!“ Welch ein verzweifelter Augenblick! — Benedict wurde schwach, und ein schwacher Vater läßt schon mit sich handeln: er gab endlich sein Wort, die Tochter auszuliefern. Die Auster schwamm nach dieser Zusage, gleichsam wie beruhigt, während einer kleinen Pause am Felsen hin und wieder und verzehrte ein paar Seespinnen, die gerade vorübergerudert kamen, dann sprach sie weiter: „Unser Geschäft ist abgemacht, der Pakt geschlossen, wehe dir, wenn du nicht Wort hältst! Am Tage des heiligen Benedict komme ich, meine Braut heimzuführen.“ Hiemit klappte sie zu und schwamm fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Ausstellung der Plane zum Ausbau der Parlamentshäuser.

Länger, als die schau-, lob- und tadelsüchtige Menge es hoffte, hat die Ausstellung der Plane zum Wiederaufbau der Parlamentshäuser sich verzögert. Das Lokal war längst ausgemittelt und eingerichtet; mit rühmlicher Bereitwilligkeit hatte die Regierung fünf große Zimmer im obern Stockwerk der neuen, noch nicht vollendeten Nationalgalerie zu jenem Zwecke überlassen, und das Versprechen, daß auch die Plane und Zeichnungen der vier glücklichen Bewerber zum Behuf der Vergleichung dahin abgegeben werden sollten, war zu unbedingt ertheilt worden, als daß man von dieser Seite eine Verzögerung befürchten konnte. Gleichwohl trat sie von dieser Seite ein: es hieß, die mit Ausführung des Baues beauftragte Commission könne die fraglichen Plane „zur Zeit“ nicht entbehren, aber am Ende zerriß der Geduldsfaden der Architekten, und auf flogen die Thüren, doch mehrere Tage lang lediglich zu Gunsten der Mitglieder des Ober- und Unterhauses und deren Freunden und Verwandten beiderlei Geschlechts. Daß die Ausstellung seitdem Hunderten und Tausenden zum Sammelplatze gedient hat und noch dient, versteht sich von selbst bei der kalten und nassen Witterung des März und April. Der Raum ist ein angenehmer lounging-place, kürzer a lounge, d. h. eine Kannengießerstube. Für einen Schilling hat man geheizte Zimmer, bequeme Sitze, den Anblick vieler hübschen Leute, Gelegenheit, seine Freunde anderswo als im eigenen Hause zu sehen, und bei gänzlich ermangelndem Gesprächsstoffe Veranlassung, von den Dingen zu sprechen, die zwar Gegenstand der Ausstellung, von denen aber nur ein altfränkischer Mensch gestehen darf, daß sie die Ursache seines Kommens und des erlegten Schillings sind. Unter den Zeichnungen, welche die Wände der fünf erwähnten Zimmer bedecken, befinden sich mehrere, die eben so schön, als sinnreich sind, und für den Geschmack der englischen Baukünstler ein recht vortheilhaftes Zeugniß ablegen. Freilich fehlt es auch keineswegs an grellen Gegensätzen, so grell, daß ein Witzjäger auf sie mit Recht zwei Zeilen aus Peter Pindars satirischer Schilderung der Ehe anwendete:

— — like to Jeremiah's figs,
The good are very good, the bad not fit to give the pigs.

Ueber jeder Reihe, jedem Complex von Zeichnungen ist der Name des Urhebers angeschrieben, ausgenommen, wo selbiger dienlich erachtet hat, ihn zu unterdrücken, und es ist erfreulich, daß diese bescheidene Verschwiegenheit fast durchaus mit dem Verdienste Hand in Hand geht. Es muß Anfangs auffallen, daß in der Gesammtheit der Risse mehr, und jeden einzeln genommen, weniger Mannichfaltigkeit stattfindet, als bei der von der Commission ausgegangenen Vorschrift, daß der in England so genannte Elisabethsche Baustyl gewählt werden solle, zu erwarten war. Allein dies erklärt sich, wenn man bedenkt, daß dieser Styl, der bedeutenden Vorliebe ungeachtet, mit welcher fast ganz England ihm anhängt, rein in der Luft schwebt, daß der Künstler, der ihn anzuwenden wünscht, keine einzige Autorität zur Norm nehmen kann, und mithin Jeder daraus macht, was er eben will, insofern es nur ungefähr Elisabethisch aussieht. Während daher der Eine geglaubt hat, er brauche nur den römischen Baustyl zu barbarisiren, um das Rechte zu treffen, meinten Andere, Elisabethisch und Gothisch sey ein und derselbe Geschmack, und so sind mehrere Zeichnungen zu Tage gefördert worden, die zwar ganz hübsch aussehen, doch, genauer betrachtet, weiter nichts sind, als eine Zusammenstellung willkührlich und ohne Zusammenhang ersonnener Formen, zu dem Zwecke, einen gegebenen Raum damit zu überbauen. Der Hauptverstoß ist daher wohl weniger den Künstlern, als der Commission beizumessen, die einen Baustyl forderte, der eigentlich keiner ist, und schon um deßwillen keiner seyn kann, weil zu Elisabeths Zeit die Baukunst in einer Art Uebergangsperiode sich befand: der gothische Styl war abgekommen und der italienische, den später Inigo Jones in seiner vollen Schönheit enthüllte, noch höchst unvollkommen bekannt. Wahrscheinlich nennen aus diesem Grunde einige englische Architekten jenen je ne sais quoi Styl einen gemischt-gothischen, und wer demnach von dem, was sie darunter verstehen, sich einen deutlichen Begriff machen kann, der vermag auch ungefähr abzunehmen, welches Wunderwerk der Baukunst in den neuen Parlamentshäusern zu erwarten ist, wofern der gebilligte Bauplan ebenfalls in gemischt-gothischem Style gehalten seyn sollte. Darüber herrscht aber noch ein merkwürdiges Dunkel, doppelt merkwürdig in diesem Lande der Oeffentlichkeit. Schämt sich etwa die Commission, das Nähere ihres gefundenen und vom Publikum theuer genug bezahlten Urtheils kund zu thun? Ich brauche kaum zu sagen, wie sehr dieser Gegenstand die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt. Die Presse hat sie angeregt und erhält sie wach, denn obgleich Menschlichkeiten überall vorfallen, so werden sie doch nirgends rücksichtsloser verfolgt und härter gezüchtigt, als in dem Lande unbeschränkter Oeffentlichkeit. Sobald in dieser Sache etwas Neues bekannt wird, werde ich eilen, es mitzutheilen, überzeugt, daß das an Allem theilnehmende Deutschland auch für den Bau der englischen Parlamentshäuser sich interessirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 95.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 20. April 1836.

— Let cavillers deny
That brutes have reason!
Somerville.

Beobachtungen an einigen Thierarten in Hinsicht auf geistige Fähigkeiten.

Von Gutsmuths.

Kein Strich an dem Folgenden ist Erdichtung, Alles reine Beobachtung. Ich liebe die Thierwelt und möchte dem unbedachtsamen, so verbreiteten Wahn die Spitze geboten sehen, der die unendlich lange Reihe der Geschöpfe als eine Aufstellung zahlloser Maschinen betrachtet, die zwar körperlich belebt, aber ohne geistige Kräfte seyen und nur vom Instinkte getrieben werden, wie der Dampfwagen vom Dampfe. Ich möchte, daß man sich nicht fortwährend mit bloßen, häufig nur ab- und nachgeschriebenen Naturbeschreibungen begnügte, welche die Aeußerlichkeiten des Thiers zählen und messen, und deren Zahl, zumal für Schulen, Legion ist, sondern auch möglichst einginge in Beobachtung und Erforschung der thierischen Seelenkräfte. Würde die Jugend mehr und mehr bekannt gemacht mit der psychischen Seite der Geschöpfe, so möchte sich jener Wahn mehr und mehr aus den Köpfen des Volks verlieren und eine edlere Vorstellung von der Thierwelt verbreiten. Verwunderlich und befremdend bleibt es mir übrigens, daß geistliche Oberbehörden des Schulwesens, so viel mir bekannt, noch nie die Abfassung eines Schulkatechismus über die Pflichten des Menschen gegen die Thierwelt, und dessen förmliche Einführung in Schulen zur Sprache gebracht, und daß die übrigens oft überthätige Polizeigewalt für Thierschonnung noch so wenig thätig gewesen ist; und doch tritt schon die mosaische Gesetzgebung als ein recht kräftiges Beispiel für beide auf. Doch genug, ich lasse hier einige meiner Beobachtungen folgen, mit dem Wunsche, daß unterrichtete Landbewohner, die am meisten Gelegenheit haben, Thiere zu beobachten, ihre Bemerkungen fleißig bekannt machen möchten.

Das Reh. — In einem mir befreundeten Hause befand sich ein zahmes weibliches Reh. Sehr jung gefangen, war es zur völligen Größe herangewachsen und lustige Freundin des braven Pudels, der sich häufig mit ihm herumhezte, ohne ihm je etwas Leides zu thun. Ein Vergnügen war es, die gesellschaftliche Lustigkeit beider zu beobachten. Einst war Theegesellschaft im Hause. Wir saßen im Kreise umher in gemischter Versammlung. Unter den Frauen befand sich auch die Schwester der Frau des Hauses, die jedoch nicht zu den Hausgenossen gehörte, sondern nur zum Besuche gekommen war. Auf einmal erschien das Reh vom Hof her im Hausflur vor der offen stehenden Thür des Gesellschaftzimmers und schaute anhaltend in die Versammlung hinein. Die Hausfrau lockte ihm; sogleich stieg das schöne, reinliche Thier die drei Stufen herauf und trat

in den Kreis der Gesellschaft vor seine Herrin, die am Theetische saß. Diese nahm ein Stück Zucker aus der Schale und reichte es ihm; das Thier ergriff und verzehrte den Zucker sogleich. Gleich darauf bat die Hausfrau ihre in der Nähe sitzende Schwester, dem Reh auch ein Stück zu reichen; diese that es, aber das Thier beroch es nur und nahm es nicht an, so oft sie es ihm auch vorhielt. Jetzt sprach die Hausfrau zur Schwester: „Lege das Stück wieder in die Schale und merke dir dessen Gestalt und Ort; ich thue dasselbe.“ Es geschah. Nun holte die Hausfrau nach einigen Minute selbst dasselbe Stück aus der Schale und bot es dem Reh an. Vergebens! es verschmähte dasselbe, nach augenblicklichem Beriechen, auch in der Hand seiner Herrin. Darauf nahm sie ein frisches Stück, und ohne Anstoß wurde dieses von dem Reh angenommen und verzehrt. Zu bewundern war schon die Vorsicht des Thiers, indem es den Zucker aus der Hand einer Person nicht annahm, die nicht zu den Hausgenossen gehörte; noch mehr der Umstand, daß die gewiß äußerst geringen Geruchstheilchen von der fremden Hand, welche das Stück nur sehr spitzfingerich vorgehalten hatte, von dem Reh sogleich wahrgenommen und auch dann noch erkannt wurden, nachdem das Stück schon eine Weile in der Schale gelegen hatte und dann durch die Hand der Hausfrau gegangen war. Das Thier ließ sich durchaus nicht täuschen.

Der Hund. — Es ist eine bekannte Sache, daß manche Thiere, namentlich der Hund, eine Menge Wörter der menschlichen Sprache verstehen lernen, wenn man sie ihnen oft vorsagt und sie folglich darauf abrichtet. Von diesem Einüben ist hier nicht die Rede, vielmehr von ihrer Fähigkeit, Sprachbegriffe zu verstehen, die ihnen gar nicht absichtlich vorgesprochen und dadurch eingeübt worden sind, sondern die sie nur im Umgange mit Menschen gelegentlich gelernt haben können. Hievon einige Beispiele.

Ich ging mit S., dem Sohne des obigen Hauses, in ein Lustwäldchen. Wir saßen auf einem der steinernen Sitze des großen Rundplatzes; Kartouche war bei uns. Bald verließen wir diesen harten Sitz und streckten uns nieder auf die sammtene Rasendecke in der Mitte. Unsere Hüte waren auf dem Steine zurückgeblieben. Bald wurde mir der Sonnenstrahl lästig; ich wünschte den meinigen. S. sprach ganz gleichgültig: „Kartouche, hole den Hut.“ Dieser brachte im Nu nicht den meinen, sondern den des S. „Kartouche,“ sprach dieser, „den meine ich nicht; hole Herrn G—s Hut.“ So sprach er ganz ruhig ausgestreckt, ohne den Hund nur anzusehen oder nach dem Sitze zu schauen, sprach's wie zu einem Bedienten. Schnell trug der Hund den gebrachten Hut wieder an seine Stelle und im Nu war der meinige da. — Unnöthig ist's, noch ein Wort hierüber zu sagen. Es liegt am Tage, daß der Hund die ganz ungesuchten Worte des S. verstand, ohne daß dieser zu den Hüten, die uns entfernt im Rücken lagen, hinüber gewiesen hätte. Grammatisch verstehen konnte er freilich die Worte nicht, das können viele Menschen nicht; aber den Sinn der ausgesprochenen Begriffe: „den meine ich nicht ꝛc.“ faßte er ohne alle Abrichtung so gut wie ein Mensch.

Ein andermal sollte des Pudels Verständniß auf die Probe gestellt werden. Die Pantoffeln eines Hausgenossen, die gewöhnlich hinter dem Ofen standen, waren schon einige Zeit früher, als wir noch mit dem Hund draußen im Hofe waren, auf das Klavier gelegt worden, wo sie ihm völlig unsichtbar seyn mußten und sonst niemals lagen. Als wir aus dem Hofe in's Zimmer gingen, folgte uns der Hund. Wir saßen am Schreibtische, Kartouche lag ruhig am Boden. Nach einer halben Stunde sprach S.: „Kartouche, bring mir L's Pantoffeln.“ Schnell fuhr der Hund hinter den Ofen, um sie zu holen, und das hätte jeder ein wenig abgerichtete Hund gethan. Da er sie an der gewöhnlichen Stelle nicht fand, schoß er in alle Winkel des Zimmers, um sie zu suchen. Vergebens! Jetzt wandte er sich an seinen Herrn, brummte leise und sein Schwanzstummel wedelte munter: er meldete damit, die Pantoffeln seyen nicht da. S., welcher schreibend am Tische saß, so daß ihm das Klavier entfernt und im Rücken war, sprach, ohne sich umzudrehen und nach dem Klavier zu sehen, ganz gleichgültig, ruhig, wie zu einem Menschen: „Die Pantoffeln liegen auf dem Klavier.“ Ohne alles Zaudern wandte sich der Hund dahin, richtete sich auf und brachte die Pantoffeln. — Ist das auch bloßer Instinkt, den Viele dem Thier allein zugestehen? Wahrlich, dann wäre es auch bloßer Instinkt des Bedienten, wenn ich ihm sage: trage dieses Buch in's Nebenzimmer, und er thäte es. —

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,
in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Das Mährchen von der verliebten Auster.

Im Nachhausegehen brach Benedict, trotz seiner Trauer und des gehabten Schreckens, in ein lautes Gelächter aus. Die ganze überstandene Brautwerbung kam ihm doch zu toll und lustig vor. „Du Geck von einer Auster!“ rief er einmal über's andere, „du Spitzbube von einer Muschel! — Seh mir doch Einer den verliebten Meerschlamm an! — Ist das Ganze doch kaum ein nicht fertig gewordenes Stückchen Schöpfung zu nennen, und

hat schon so überirdisch feine Gesinnungen und Gefühle! — Liegt das Ding selbst doch so unaufgeputzt, verwirrt und liederlich in seiner Schale, und will nun doch meinen Haushalt tadeln! — Warte, du unreifer Bursche, werde erst etwas Ordentliches, Spinne, Wurm oder Fisch, ehe du daran denkst, ein Weib zu nehmen. Der Schelm ist dazu noch ohne Arme und ohne Mund, womit will er denn in seinem Liebesrausch umarmen und küssen?" — „Aber Benedict!" rief er dazwischen ernsthaft, „wie willst du denn deinen Schwiegersohn empfangen? — O ganz gehorsamer Diener, Herr Schlabberleib, werde ich sagen, Herr Seewassertrinker! Ergebenster Knecht, Herr Muschelmaul, wie befinden Sie sich? wie viel Spinnen begehren Euer Gnaden zum Frühstück? was macht Ihre Frau Muhme, die Seekröte, und Ihre Vettern, die kleinen Krabben?" So sprang Benedict leichtsinnig auf offener Landstraße hin, und wurde nicht müde, seine eigenen Späße zu wiederholen, so daß die Vorübergehenden ihn für verrückt hielten und ihm scheu aus dem Wege wichen. Er kam noch lachend und singend nach Hause, wo die kleine Tesi mit dem Abendbrod auf ihn wartete.

Von Tesi will ich nichts weiter sagen, als daß sie ein schönes Mädchen war, das ist ganz genug. Da weiß man nun schon, daß sie viele lose Vögel zu Liebhabern und einen gesezten, anständigen Burschen zum Bräutigam hatte. Hübsche Mädchen werden immer mit dergleichen geplagt: es ist Gott zu klagen.

„Wie schlecht erzählt Casimir!" rief Susanne, indem sie sich von Tobby's umfangendem Arm losmachte.

„Tesi's Bräutigam," fuhr der Erzähler fort, „war der kleine Meister Jacques, ein sauberer Bursche mit kinderblondem Haar, das ihm in zwei dicken Zöpfen um's Haupt gebunden, und mit einer großen, hochrothen Bandschleife hinten aufgeknüpft war. In seinem Sonntagsputze trug er weite, rothe Hosen, unten am Knie mit handbreiten Spitzen, und ein kaffeebraunes Jäckchen mit gelben Püffchen. Meister Jacques war ganz der Mann, um einem jungen Mädchen warm zu machen, recht sehr warm. Er war der niedlichste Korse, den man jemals gesehen, und selbst in Paris fand man keinen so hübschen Burschen.

Benedict verschwieg ihm wohlweislich das Abenteuer mit der Auster, und Meister Jacques und Tesi lebten wie im Himmel, bis der Tag des heiligen Benedictus heran kam. Ein fataler Tag! — Früh Morgens erhob sich Benedict von seinem Lager mit der Miene eines Mannes, mit dem man sich einen schlechten Spaß erlaubt hat. Jezt fiel ihm die Brautwerbung mit Centnergewicht auf's Herz, und als die schöne Tesi ihm den Morgengruß brachte, murmelte er einige Worte, die den andern wie Unsinn klangen, die aber dennoch einen Sinn hatten. Er beschloß, an diesem Tage sich und seine ganze Familie eingeschlossen zu halten, damit es Keinem einfallen möchte, einen Spaziergang am Meer zu unternehmen. Die Morgenstunden vergingen, es ward Mittag, und Benedict änderte jezt seine Gedanken. Er machte oft heimlich das Fenster auf und sah die Gasse hinauf, ob nicht ein bewußtes fatales Ding angewackelt, angeschwommen oder angerutscht komme; aber immer schlug er das Fenster wieder verdrießlich zu. Endlich verlor er alle Geduld und schalt sich selbst einen alten Narren, indem er bei sich sprach: „Es wird Niemand kommen, guter Benedict; was auf dem Lande ist, bleibt auf dem Lande, was im Meere, wird es deinetwegen nicht verlassen."

Da kommt auf einmal ein prächtiger Zug die Straße herauf. Voraus ein Trompeter, der auf einer langen, wunderlichen Trompete bläst, so heftig, daß ihm die Backen platzen wollen, hinter ihm auf weißen Pferden sechs stolze Reiter, in wasserblaue Seide gekleidet und mit weißen Federbüschen geziert, dann zwölf Pagen in glänzendem Roth, die gleich schlanken Korallenstäben aussahen; sie tragen eine kostbare Sänfte in Form einer Muschel, in deren Silberpolstern ein kleines, zusammengekrümmtes, in gelbgrauen Atlas gekleidetes Männchen liegt, an dem nur zwei schwarze Augen und ein dünner, weißlicher Bart zu sehen sind. Als er sich emporrichtet und seine kleinen Glieder auseinander wirrt, heben ihn die Pagen heraus bis dicht vor die Schwelle von Benedicts Wohnung. Die Menge hatte sich davor versammelt, und es ging schnell das Gerücht herum, ein fremder vornehmer Herr sey angekommen, um Tesi zu freien. Alle waren über dieses große Glück erstaunt, und ihr Erstaunen wuchs noch, als die schlanken rothen Pagen Dinge austheilten, die ganz wie die schönsten echten Perlen aussahen, und es am Ende auch wirklich waren. In Bastia geschieht nicht alle Tage dergleichen, darum konnten sich die guten Leute vor Freude nicht fassen und griffen nach den gelbgrauen Rockschößen des kleinen Prinzen, um sie zu küssen, gerade als er zur Thür von seines Schwiegervaters Wohnung hineinwackelte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Der Erzbischof und das Pantheon.

Zu Anfang der Fasten ließ der Erzbischof von Paris sich wieder schmollend vernehmen. Er benuzte nämlich den Hirtenbrief, den er jährlich um diese Zeit an die Geistlichkeit richtet, dazu, um seinen Unmuth über einen Gegenstand auszulassen, den man wahrlich in einem Hirtenbriefe nicht gesucht hätte. Bei Erwähnung des Kreuzes als Symbol des christlichen Glaubens beklagte er sich bitter darüber, daß man das materielle Kreuz, welches sonst auf der vormaligen Genovefenkirche, jezt Pantheon, errichtet war, herabgenommen und statt dessen eine allegorische Figur aufgestellt habe.

welche Frankreich bedeuten soll. Mit dieser Sache verhält es sich so. Die ehemaligen Mönche oder Canonici, wie sie hießen, des Genovefenklosters waren im vorigen Jahrhundert recht froh, als man mehrere Millionen darauf verwendete, ihnen statt ihrer alten, verfallenen Kirche eine prächtige, ja die schönste Kirche von Paris zu bauen, und sie mochten wohl im Voraus auf dieses Meisterwerk des Baumeisters Soufflot stolz seyn. Man konnte damals die Pracht dieses Gebäudes nicht genug rühmen, und erwartete mit Ungeduld die Zeit, wo man anfangen würde, den Gottesdienst darin zu feiern. Als aber die neue Genovefenkirche kaum fertig dastand, mit ihrer stolzen Kuppel, die man weit und breit erblickt, fiel die Revolution ein; das Genovefenkloster wurde wie die andern aufgehoben und die Kirche zu einer Grabstätte großer Männer umgeschaffen. Das Innere blieb leer, und nur die unterirdischen Gewölbe nahmen einige Leichname berühmter Männer auf. Unter dem Kaiserthum wurde diese Bestimmung beibehalten, und viele Senatoren, Generale und Staatsräthe in den Gewölben beigesezt. Während der Restauration ließ es sich die hohe Geistlichkeit, besonders der Erzbischof von Paris, sehr angelegen seyn, Voltaire's und Rousseau's Gebeine in eine dunkle Gruft zu verbergen und die Kirche wieder zum Gottesdienste zu bekommen, was sie Beides glücklich durchsezte. Die Julirevolution vernichtete nun aber wieder das Werk der Geistlichkeit, und abermals sollte das Pantheon zur Grabstätte großer Männer dienen. Bis jezt ist aber keiner darin beigesezt worden, und das schöne Gebäude steht leer und dient zu nichts. Das große Kreuz, welches die Geistlichkeit zuvor auf die Kuppelspize hatte sezen lassen, war sogleich nach der lezten Revolution herabgenommen worden, und vor einiger Zeit hat der Minister des Innern, welcher damals noch Thiers war, bloß zum Versuche das Modell einer allegorischen Figur daselbst aufrichten lassen. Da seit sechzig Jahren das Pantheon keine Kirche mehr ist, so sieht man nicht ein, warum sich der Erzbischof gegen eine Bildsäule ereifert, welche mit der jezigen Bestimmung des Gebäudes übereinstimmt. Vielleicht sollte der heftige Ausfall des Erzbischofs mehr dem Pantheon, als der allegorischen Bildsäule gelten. Was nüzt es aber, dergleichen Klagen an die Geistlichkeit zu richten, welche nichts dabei thun kann, oder gar an das Publikum, dem vermuthlich diese Klagen eigentlich zu Ohren kommen sollen! Diese Spannung zwischen dem Erzbischof, der ersten geistlichen Obrigkeit in Paris, und der weltlichen dauert nun schon seit beinahe sechs Jahren. Graf von Quelen hat freilich Ursache, über die Julirevolution, das Pariser Volk und die jezige Regierung mißvergnügt zu seyn. Man hat ihm arg mitgespielt; sein Hotel hat man geplündert und von Grund aus zerstört, seine Einkünfte geschmälert und sein Ansehen vermindert.

(Die Fortsezung folgt.)

London, April.

(Fortsezung.)

Die Municipalverfassung der City.

Es ist — wenigstens was England betrifft — nicht zu leugnen, daß die Menschen während der lezten fünf bis zehn Jahre gar viel von ihrer frühern Gutmüthigkeit verloren haben. Da kam zuerst die Reform des Parlaments, und eine Menge reicher und begüterter Menschen verloren in Folge derselben das auf ihrem Reichthum und ihrer Ansäßigkeit haftende Recht, Parlamentsmitglieder zu seyn; warum? weil die Menschen aufgehört hatten, so gutmüthig zu seyn, wie ihre Väter, die in jenen Eigenschaften die Erfordernisse eines Gesezgebers sahen. Dann fiel es im vorigen Jahre dem Parlamente ein, die Munizipalbehörden zu reformiren; warum? weil die Menschen nicht mehr grobe Mißbräuche dulden und mit impertinenter Neugier wissen wollten, wie ihr Gemeindevermögen verwaltet und das Geld verwendet werde, welches sie mit Murren bezahlten, obgleich ihre Vorfahren es bei weitem länger ohne Murren bezahlt hatten. Sobald dieser Vorwiz einmal den Charakter des Zeitgeistes angenommen, griff er riesenhaft um sich, durchblätterte alle Rechnungen, die bis dahin, um justificirt zu seyn, keiner Justification bedurften, und wurde allen denen ein Kreuz, die unter dem Systeme der Gutmüthigkeit angestellt worden waren und sich mit ihm vertraut gemacht hatten. Aus Gründen, deren Besprechung hier zu weit führen würde, blieb die Municipalverfassung der City, dieses vom Lord Mayor beherrschten Londoner Königreichs, vom Sturme der Reform verschont, nicht jedoch, ohne daß ein starker Luftzug den Staub des alten Gebäudes aufwirbelte und das Gebälke recht verdächtig zu flüstern anfing. Die lezte Zählung hatte ausgewiesen, daß die unter des Lord Mayors unmittelbarer Herrschaft stehende Volksmasse sich nicht über 130,000 Köpfe belief, und da dünkte es nun den Leuten plözlich unverantwortlich, daß der Regent eines solchen Häufchens, von allen übrigen Administrationsausgaben ganz abgesehen, eine Civilliste von 26,000 Pf. Sterl. beziehen solle. Wahrscheinlich hat schon Napoleon seiner Zeit von einem solchen Einkommen gehört, und deßhalb einen reichen englischen Lord gefragt, ob er Lord Mayor gewesen sey, eine Frage, durch welche sich der große Kaiser in den Augen von John Bull eine bedauerliche Blöße gegeben hat. Die Steuerpflichtigen, und unter diesen natürlich am lautesten diejenigen, die am wenigsten steuerten, murmelten lauter und lauter von einer Petition an das Parlament. Dies drang zu den Ohren des hohen Gemeinderaths — court of common council — der höchsten und folglich am ernsthaftesten betheiligten Citybehörde. Die Aldermen, wie die meisten Mitglieder derselben heißen, fühlten sich alarmirt. Aber was ist denn ein Alderman? Vor wenigen Tagen ist hier eine Schrift erschienen, unter dem Titel: The Tin Trumpet, or Heads and Tales, for the wise and waggish; to which are added poetical selections, (die blecherne Trompete, oder Kapitel und Erzählungen, zu Nuzen und Frommen der Klugen und der Schälke, nebst einem Anhange ausgewählter Poesien) von dem verstorbenen Paul Chatfield und herausgegeben von Jefferson Saunders, in zwei Bänden, ein Werk, von welchem kaum zu vermuthen steht, daß es den Deutschen in einer vollständigen Uebersezung zugänglich gemacht werden wird. Hier heißt es denn: Alderman. — A ventri-potential citizen, into whose mediterranean mouth good dings are perpetually flowing, although none come out. His shoulders, like some of the civic streets, are „widened at the expense of the corporation.“ He resembles Wolsey: not in ranking himself with princes, but in being a man „of an unbounded stomach.“ A tooth is the only wise thing in his head, and he has nothing particularly good about him except his digestion, which is an indispensable quality, since he is destined to become great by gormandizing, to masticate his way to the Mansion-house, and thus, like a mouse in a cheese, to provide for himself a large dwelling, by continually eating. His talent is in his jaws; and like a miller, the more he grinds the more he gets. From the quantity he devours, it might be supposed that he had two stomachs, like a cow, were it not manifest that he is no ruminating animal.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 96.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 21. April 1836.

Ich bin es, todt gewähnt, im Meer begraben!

Shakespeare.
Pericles.

Bilder aus dem Seeleben in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Das Mährchen von der verliebten Auster.

Jezt wußte der arme Benedict, wie viel die Glocke geschlagen hatte; er nahm schnell seine Tochter bei Seite, entdeckte ihr den eingegangenen Handel, ohne die eigentliche Natur des Bräutigams zu nennen, und schloß mit der Bemerkung, er könne nicht anders als sein Wort halten und sie ausliefern. Da rang Tesi die schönen Hände hoch über dem Kopfe, so daß die braunen Haarflechten wie ein paar dunkle Felsenbäche in den weißen Nacken hinabstürzten. „O Vater, Vater!“ rief sie, „was habt Ihr gethan? Euer Kind verkauft, Euer Fleisch und Blut verhandelt! Nun, so sagt mir doch wenigstens, wer ist mein Bräutigam, wo kommt er her, weß Landes Kind, und wann hat er um mich geworben?“

Benedict hatte wenig Lust, auf diese Fragen zu antworten. „Albernes Mädchen,“ sagte er, „siehst du nicht, daß ich trefflich gewählt habe? ist's dir noch nicht genug, daß dein Liebster der reichste Mann auf der Insel ist? Du wirst mit ihm ein Götterleben führen, und jeder Wunsch wird dir gewährt seyn.“ — „Ach, aber Jacques!“ rief Tesi. — „O, der Flachskopf, die Rothhose! laß ihn laufen; in meinem Leben hätte ich nicht zugegeben, daß das matte Gesicht dich als Frau heimführt.“

So sprach Benedict zu seiner Tochter. Mittlerweile waren der Prinz und sein Gefolge sehr ungeduldig; aber noch ehe es völlig Nacht geworden war, hoben die rothen Pagen die kleine zitternde Tesi in die zweite große, für sie bestimmte Muschel, und der ganze Zug ging in lautem Gebrause davon. Viele Leute liefen ihm bis an's Thor nach, Benedict jedoch ging in seine Kammer, um über sein Kind zu weinen, Andere sagen aber, um die Säcke mit Perlen zu zählen, die er dort hingestellt fand, und die ihn zum reichsten Mann in ganz Bastia machten. Gewiß ist's, daß Benedict sich bald tröstete; wer aber keinen Trost fand, war Meister Jacques, den man um seine Braut betrogen hatte.

Da der alte Sünder immerdar ein hartnäckiges Schweigen beobachtete, so wußte Jacques nicht, wo er die Verlorene suchen sollte. Es gingen darüber vier Jahre hin, ohne daß er nur die geringste Spur entdeckte, bis er einst, der Himmel weiß wodurch veranlaßt, auf den Einfall kam, mit einem Boote hinauszurudern bis zu dem schwarzen Steine dort, der damals noch nicht so hoch aus der Fluth hervorragte. Als er ganz nahe daran war, ließ er ermüdet die Ruder sinken und schaute vor sich hin, ohne zu wissen, was er that, in die Tiefe hinab.

Plötzlich sah er, und das Blut erstarrte darüber dem armen Burschen in den Adern, zwei Augen, die unverwandt ihn aus der Tiefe hervor anblickten. Er wurde fast sinnlos vor Freude, es waren die Augen seiner Tesi, ja, es waren in der That die Augen seiner Tesi. — Sie saß dort unten, gerade so, wie Tobby es beschrieben hat, und wie man sie jezt noch sehen soll, in einem gläsernen Hause, ganz allein auf dem Meeresgrund.

Jacques bedachte sich nicht lange, er sprang kopfüber aus dem Boot in's Wasser und stand, ohne daß er sagen konnte, wie es zuging, in wenig Augenblicken vor Tesi, die ihn von Kopf bis zu Fuß betrachtete. Er hatte immer noch seine blonden Haarzöpfe, seine große, hochrothe Bandschleife am Hinterhaupt, seine rothen Sonntagshosen und sein kaffeebraunes Jäckchen. So stand er auf dem Meeresgrunde in dem gläsernen Häuschen und wollte eben sein Willkommen rufen, als die arme Tesi, zum Tode erbleicht, ihm Schweigen zuwinkte. Jezt erst sieht Jacques, daß das ungeheure graue Ding, das auf ihrem Schoße liegt, eine Auster ist, und rund um Tesi's Füße drei, vier ähnliche Austern. Tesi legt leise die Muschel nieder, nimmt ihn bei der Hand und verbirgt ihn in einem Verstecke. Als Beide sich darin befinden, spricht sie: „Armer Jacques, was für ein Einfall! wie bist du hergekommen? Aber sprich, was machen sie dort in der Oberwelt? wie gehts meinem lieben, bösen Vater? was machen die Muhmen und Freunde in der Stadt? Ach, ich sterbe an meinen Thränen!“ Damit lag sie an seinem Halse und weinte wie ein Kind. Aber wenn Jacques antworten wollte, hielt sie ihm den Mund zu, indem sie rief: „Nein, ein andermal! Wenn mein Mann erwachte und dich hier erblickte, wäre es um dein Leben geschehen. Es ist ein verzauberter Prinz; eilf Monde im Jahr muß er in Gestalt einer häßlichen Auster verbringen, im lezten Monde jedoch erhält er seine Menschengestalt wieder, die freilich auch nicht die schönste ist. Harre geduldig hier aus, wir haben nur ein paar Tage bis zu unserer Verwandlung zu überstehen, dann werde ich dich vor meinen Mann bringen und ihm sagen, daß du mein Bruder bist.“

„Was das für dumme Geschichten sind!“ brummte Jacques und zupfte sich die rothe Bandschleife am Hinterhaupte zurecht. „Und die kleinen Austern, Tesi, die um deine Füße herumlagen? — wo kommen die her?“ Tesi wurde roth bis über die Ohren. „O pfui!“ rief Jacques und stampfte mit dem Fuße, daß das ganze gläserne Haus dröhnte, „du bist immer ein Muster von einem Mädchen gewesen, und nun —“ — „Sieh sie nur in ihrer wahren Gestalt!“ sagte Tesi bittend und wollte ihn umarmen, aber er wandte sich ab. Meister Jacques war in der allerschlechtesten Laune von der Welt. Sie konnte nichts Klügeres thun, als ihn in seinem Versteck allein lassen. Hier sah er nun durch eine kleine Spalte, wie sie die jungen Austern eine nach der andern vom Boden nahm, mit frischem Seewasser tränkte und mit kleinem Gewürme aller Art speiste. Er hätte bersten mögen vor Ingrimm. Endlich kam der Tag der Verwandlung, und als Jacques an einem Morgen in seinem Versteck erwachte, sah er vor sich —

„Tesi!“ rief Etienne. — „Allerdings,“ entgegnete der Erzähler langsam; „allein nicht sie allein.“ — „Gott sey Dank, sie allein!“ rief Etienne heftiger. „Seht ihr denn nicht das arme Kind, das schon lange Zeit hinter euch steht?“

Die Mädchen waren so vertieft in die Angelegenheiten der fabelhaften Urgroßmutter, daß sie die lebende Tesi durchaus nicht bemerkt hatten. Jezt begrüßten sie sie, und fragten verwundert, was ihr geschehen, denn das Mädchen weinte heftig. Marion zog sie zu sich nieder, Susanne schlang den Arm um sie und Beide baten auf das Zärtlichste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen an einigen Thierarten in Hinsicht auf geistige Fähigkeiten.

(Beschluß.)

Ich kann noch ein zweites, eben so klares Beispiel vom Verstehen des Wortsbegriffs ohne vorherige Abrichtung anführen. Ich besaß ein recht munteres und kluges Mopshündchen, welches eine Menge gewöhnlicher und seltenerer Hundekünste verstand; doch das Alles war bloße Abrichtung, und mit solcher habe ich hier nichts zu schaffen. Sehr gern legte der Hund sich weich, daher nahm er am liebsten seinen Platz auf dem Sopha. Das war aber keineswegs im Sinne meiner Frau, die ihn mehrmals herabwies, und bei deren Erscheinen er in der Folge eiligst von selbst den Ruheplatz verließ, was er nicht that, wenn ich selbst ihn in seiner Ecke antraf. Als ich einst in's Zimmer trat und der Hund daselbst lag, indeß meine Frau sich im Nebenzimmer befand, beschloß ich, eine Probe mit seinem Verstande zu machen. Ich ging, ruhig, wie gewöhnlich, an die halboffene Thür des Nebenzimmers und sagte hinein: „denke nur, der Hund liegt doch wieder auf dem Sopha.“ Mit Fleiß gebrauchte ich dabei nicht den Namen des Thiers; Hund und Sopha waren mir im Rücken, ich hatte vermieden, mich nach ihm umzusehen, und meine Worte wurden nicht lauter gesprochen, als gewöhnlich. Erst dann sah ich mich um, als ich hörte, daß er sich in seinem Lager rührte; da sah ich, wie sich Azor kriechend, mit eingezogenem Schwanze

hinabschlich und sich so still als möglich unter sein bisheriges Lager auf den Boden legte. — Das war nicht Folge einer Abrichtung. Es konnte nicht anders seyn, er mußte meine Worte verstanden haben und fühlen, daß er Verbotenes gethan. — Ist das angeborner Trieb? unmöglich! — Nur das ist Instinkt, was in des Körpers Bedürfnissen wurzelt, was zur Befriedigung derselben treibt. Wenn die Biene ihre Werkstätte aufschlägt, der Zugvogel in ferne Gefilde segelt, alle Thiere ihre Begattungszeit ohne Kalender wissen u. s. w., dann folgen sie Naturgesetzen, die in des Körpers Bedürfnissen begründet sind.

Die Kuh. — Auf den klugen Hund folge unmittelbar der dumme Ochs. — Die Rinderheerde war am Abend eingetrieben, und unser Antheil an derselben schon im Stalle, bis auf ein Stück, welches sich verspätet hatte und erst ankam, als die Hofthüre bereits geschlossen war. Die Kuh brummte mehrmals; allein Niemand war zur Hand, ihr die Thür zu öffnen. Noch stand sie einige Minuten ruhig, dann aber ging sie von der Hofthür ab, umwanderte das Haus und den Garten, wohl 150 Schritte weit. Dort fand sie am entgegengesezten Ende des Besitzthums die Hinterthüre des Gartens offen und kam so durch den Garten und den daran stoßenden Hinterhof in den Haushof und Stall zu ihren Gefährten. Konnte es angeborner Instinkt seyn, der das Thier leitete? unmöglich. Nur in ganz seltenem Falle wird diese Thür zum Hinauslassen des Viehs gebraucht. Offenbar ist es, daß sich das Thier dennoch derselben erinnerte, daß es beschloß, auf einem Umwege von fast 200 Schritten und durch mancherlei Wendungen des Wegs zum Stalle zu gehen; daß es sich, ungeachtet es den Weg dahin nie in dieser Richtung gegangen war, dennoch richtig orientirte. Offenbar lag Erinnerung, Ueberlegung, Entschließung zum Grunde.

Das Pferd. — Das Pferd gehört ohne Zweifel zu unsern edelsten und klügsten Thieren, ungeachtet es mit einer sehr armen Thiersprache begabt, ja fast stumm ist. Da in der Regel nur Menschen, welchen psychologische Probleme fern liegen, zunächst mit demselben umgehen, so sind Beobachtungen über diese Thiergattung gerade nicht häufig. Aus eigener Erfahrung ist Folgendes. — Ich ritt einst drei Meilen weit zum Besuche auf's Land. Da ich den gewöhnlichen Fahrweg nicht sonderlich fand und er zugleich ein starker Umweg war, so bog ich von ihm ab in einen Weg, der nur durch einige Erntefuhren bezeichnet war. Ich verfolgte ihn wohl zwei Stunden und gelangte an seinem Ende, das ich der Kürze willen mit A bezeichne, wieder in den gewöhnlichen Fahrweg. Erst Abends bei angehender Dämmerung trat ich meinen Rückweg an, und bald ward es so dunkel, daß man die Hand nicht mehr vor dem Gesicht sah; doch ging es rasch fort. Nach Verlauf längerer Zeit bog das Thier plötzlich aus der Straße seitwärts ab. Ich begriff nicht sogleich, was das bedeuten solle; ja als ich es wieder in die Bahn wendete, zeigte es Widersetzlichkeit. Da ich indeß darauf bestand, leistete es Gehorsam und ging die Straße fort; allein kaum hatte es zwanzig Schritt zurückgelegt, so wandte es sich plötzlich um und ging rückwärts. Jezt merkte ich, was es wollte. Es war auf dem Rückwege wieder bei A am Ende des obigen Ackerwegs angekommen und wollte diesen wieder zurückgehen. Jezt ließ ich ihm ganz seinen Willen, und es brachte mich auf jener Seitenspur, von der das beste Auge im Dunkeln auch nicht das Geringste bemerken konnte, in meine Vaterstadt zurück. — War dies Instinkt? — Nimmermehr! Wie regte sich hier in dem guten Thiere die Erinnerung an den Weg, den es am Morgen gemacht, wie verständig und klar bis zur Untrüglichkeit hatte es den Endpunkt A aufgefaßt und beschlossen, denselben Weg rückwärts zu machen, wie zeigte es seinen Eigenwillen, diesen Vorsatz auszuführen! —

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beschluß.)

Das Budget des Lord Mayors.

Alderman, von dem angelsächsischen Aeldorman, Aeltester, hieß in England ehemals der Vorsteher einer jeden Genossenschaft, und heißt jezt der Beisitzer des unter einem Mayor — in London Lord Mayor — stehenden Municipalrathes. Daß die Aldermen, ihren Lord Mayor an der Spitze, von dem Geschrei nach Reform beunruhigt wurden, ist begreiflich, und sey es nun, daß der Berliner Raumer die in seine neuesten Briefe aus England eingeschaltete Abhandlung über das aristokratische Wort: Concession, den guten Aldermen vor seiner Abreise vorgelesen hat, oder haben selbst die bauchmächtigen Aldermen vorher gewußt, was Raumer ihnen hätte sagen können, sie wählten, um den drohenden Sturm zu beschwören, aus ihrer Mitte einen Ausschuß, die Gemeinde-Einkünfte- und Ausgaben im Allgemeinen und den durch den Lord Mayor verursachten jährlichen Aufwand insbesondere zu untersuchen. Wie verständig diese Maßregel sey, zeigte sogleich die Beruhigung der aus dem Gutmüthigkeitsschlummer erwachten Gemüther. Keine Petition! hieß es in der zum Behuf der Besprechung derselben gehaltenen Versammlung; auch ohne Vermittelung des Parlaments wird uns Abhülfe werden; erwarten wir sie von der Behörde, die wir und unsere Väter eingesezt. Die Commission rechtfertigte auch das Vertrauen. Sorgfältig sammelte sie das Nöthige, verarbeitete es schnell zu einem Ganzen und legte schon im September den Bericht ab, der unverzüglich gedruckt und den Collegen mitgetheilt wurde. Die Commission hatte ihren Auftrag erfüllt; nun war es an den Committenten, durch Bekanntmachung und Erörterung des Berichts die Frage festzustellen, welche ungebührliche Ausgaben seither stattgefunden, und welche Verminderung derselben künftig stattfinden solle? Die guten Bürger

erwarteten dieses Resultat mit wahrhaft englischer Geduld von einem Monate zum andern, und je ruhiger sie warteten, um so ruhiger ließ der Gemeinderath die Sache auf sich beruhen. Doch selbst englische Geduld hat ihre Grenzen; man fing wieder an zu murren, von Versammlungen und Petitionen zu sprechen. Da rührten sich endlich die Aldermen, und sie hatten vielleicht in Raumers, von Mistreß Austins gewandter Feder in's Englische übertragenen Briefen gelesen, wie der Mensch in derartigen Klemmen sich benehmen solle. „Wer Theil am öffentlichen Wesen hat, sagt Raumer — ich übersetze die Uebersetzung — möge seinen Verstand auf das Aeußerste anstrengen und seine Vorurtheile bei Seite legen, auf daß er sehe, wo es gut ist, Concessionen zu machen oder sie zu verweigern.“ Also nahm der Gemeinderath in den lezten Tagen des März den vor einem halben Jahre gedruckten Bericht vor, und während die City auf den Ausgang der Debatten nicht wenig gespannt ist, interessirt es wohl, zu erfahren, was die City für die Ehre bezahlt, in der Person des Lord Mayors einen Kaufmann zum Herrscher zu haben. Seine Amtswohnung ist bekanntlich das sogenannte Mansion-house, welches vor etwa hundert Jahren für ihn erbaut wurde. Die jährlichen Zinsen der Kaufsumme von Grund und Boden betragen 954 Pfund Sterling, und die des auf den Bau verwendeten Kapitals 5522. Die jährlichen Zinsen für die ursprüngliche Anschaffung des Silberzeugs, der Bibliothek, der Staatsbarke und der Staatskarosse erreichen die Summe von 1144 Pf. Sterl., und außerdem werden jährlich berechnet: für Reparatur des Hauses, Beleuchtung und Ameublement 2129, an Grundzins und Abgaben 692, für in Stand Haltung der Staatsbarke 455, für die der Staatskarosse 115, für Wagenremise und Stallung 62 Pfund Sterling. Ferner kostet die jährliche Ausschmückung von Guildhall zur Feier des Lord-Mayors-Tages in der der Bürgerschaft zur Last fallenden Hälfte 264 Pfund, und der dem Lord Mayor baar zukommende Gehalt beträgt die schöne, obgleich nicht runde Summe von 7904 Pfund, einem Schilling und drei Pence. Das ist aber noch nicht Alles. Der Lord Mayor hat eine Art Hofstaat, welcher, wie natürlich, aus dem großen Beutel seiner treuen Bürgerschaft besoldet wird, einen Kaplan, einen Schwertträger, einen Keulenträger, Beides eine Nachahmung der römischen Lictoren und ihnen gar nicht unähnlich, zwei Marschälle, zwei Trompeter, einen Mundschenk, einige Kammerdiener, einen Vorschneider, einen Wirthschafter, einen Kutscher, einen Vorreiter und ein kleines Heer anderer dienstthuenden Geister, deren sämmtliche Ehrensolde — denn es ist noch überdies eine Ehre, den Lord Mayor zu bedienen — den totalen Kostenaufwand für den Citybeherrscher zu der reinen Summe von 25,034 Pfund Sterling, sieben Schillingen und einem Penny bringen. Es scheint unbezweifelt, daß mit Ausnahme derer, die im eigenen Interesse sich betheiligt fühlen, die Allgemeinheit dies Regiment zu theuer findet, und es ist daher durchaus nicht unglaublich, daß dem alten Institute des Lord-Mayorthums eine bedeutende Veränderung bevorsteht. Dies verdient aber schon deßhalb Beachtung, weil jenes Institut allerdings recht eigentlich eine Eigenthümlichkeit Londons ist.

W. S.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Der Erzbischof. Die Mitfasten.

Nächst der Familie Karls X. ist kein Mensch so hart behandelt worden, wie der Erzbischof von Paris. Er hat kein Haus mehr; man weiß nicht, wo das erzbischöfliche Haus steht; der Mann wohnt, glaube ich, in einem Kloster, und ist nimmer sicher, ob man nicht einmal wieder seine Wohnung bestürmt und Alles darin verheert. Daß er selbst Schuld an der Abneigung der Pariser gegen ihn sey, und daß, wenn er nicht Karl X. in einer feierlichen Rede, und so zu sagen im Namen der Kirche aufgemuntert hätte, die Staatsverfassung umzustoßen, man ihm wahrscheinlich kein Haar gekrümmt haben würde, gesteht er sich selbst wohl nicht ein. Ein echt duldsamer Hirte seiner Gemeine würde die ihm angethane Unbilde vergessen und sich in die jezige Lage der Dinge, die er doch nicht ändern kann, gefügt haben. Statt dessen sucht der grollende Mann jede Gelegenheit auf, seinem Unmuth Luft zu machen. Ist es nicht etwas kleinlich, ein Fastenmandement dazu zu benuzen, um sich gegen die Errichtung einer Bildsäule an einem Orte zu ereifern, der keine kirchliche Bestimmung mehr hat, der also eben so wenig ihn ferner angeht, als die vielen ehemaligen geistlichen Gebäude, welche seit der ersten Revolution zu weltlichen Zwecken verwendet worden sind? Eines dieser Gebäude, die St. Benoitkirche, ist jezt das Pantheontheater; warum schreibt der Erzbischof nicht auch ein Mandement über diese Verwandlung, die in seinen Augen noch weit schlimmer seyn muß, als die Vertauschung des Kreuzes gegen die allegorische Figur Frankreichs? Vielleicht ist es auch dem lezten tadelnden Mandement des Erzbischofs zuzuschreiben, daß die Polizei in diesen Fasten die Theaterbälle nicht so strenge verbot, als im vorigen Jahre, und am Tage der Mitfasten waren alle Theater, welche den Karneval hindurch die Tanzwelt aufgenommen hatten, auch wieder in Ballsäle verwandelt. Die auf diesen Tag folgende Nacht war eine völlige Ballnacht, und die Masken hatten sich am Tage wieder in ziemlich großer Menge gezeigt. Die Wäscher und Wäscherinnen, eine bedeutende Zunft in und um Paris, hielten an diesem Tage ihre gewöhnlichen feierlichen Aufzüge, denen dann, zufolge des Gebrauchs, Gastmahl und Tanz in den Schenken außerhalb Paris folgten. Für die Wasserträger, auch eine ziemlich zahlreiche Zunft, ist der Tag der Mitfasten ebenfalls ein Festtag; ich glaube aber nicht, daß sie dabei mehr Aufwand machen, als daß sie ihre Hüte und ihre Pferde mit seidenen Bändern schmücken und vielleicht in den Schenken sich etwas gütlich thun. Die Wäscher sind an diesem Tage weit geräuschvoller und prunkender. Jedes große Waschboot auf der Seine wird auf's Festlichste ausgeschmückt, und unter den daselbst arbeitenden Wäscherinnen eine Königin durch's Loos gewählt. Diese hält dann mit ihrem Hofstaate einen feierlichen Aufzug, und die Gelage dauern einen ganzen, auch wohl zwei Tage. Man möchte gern erfahren, wie alt diese Feierlichkeit am Tage der Mitfasten und welches die Veranlassung dazu gewesen ist; darüber weiß man aber nichts. — Unterdessen hat die große, ich möchte sagen, die ungeheure Meyerbeersche Oper les Huguenots guten Fortgang; sie ist bereits über ein duzendmal gegeben worden, und wird wahrscheinlich einige Monate lang ohne Unterbrechung auf der Bühne bleiben. Ein Theaterkritiker bemerkt, die Meyerbeerschen Opern, wie überhaupt alle vortrefflichen Stücke, gefallen desto mehr, je öfter sie wiederholt werden, weil Zeit dazu gehöre, den Reichthum von schönen Stellen ganz zu erkennen und zu genießen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 97.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 22. April 1836.

Der Sturm, ein wackrer Rosseknecht
Sein munteres Liedel singend,
Daß sich die Heerde tummle recht,
Des Blitzes Geißel schwingend —

Lenau.

Lieder des Sturmes.

V.

Sirokko.

Es brannten heiße Mittagsgluthen
Der Provencalen üppig Land. —
Ueber des Mittelmeeres Fluthen
Kam als Sirokko ich gerannt.

In buntgemischtem, dichten Trosse
Trieb ich dahin in schwerem Flug,
Die abgehezten Wolkenrosse
Noch müde von dem Wüstenzug.

Da trat am Ufer, schön gelegen,
Vergoldet von der Sonne Glanz,
Ein Dörflein meinem Blick entgegen,
Umspielt von munterm Wogentanz.

Auf dem Gebirg sich rings zerstreuten
Die Dorfbewohner klein und groß,
Des Oelbaums Segen auszubeuten,
Der jüngst entreift der Erde Schoß.

Ich schüttelte auf meinen Wegen
Indessen an der Meeresbucht,
Zu einem schweren, goldnen Regen
Der Pomeranzen saft'ge Frucht.

Ob dem Getändel wohl verdrossen,
Sich hochauf bäumt ein Wolkenpferd —
Es jagt voran weit den Genossen,
Ein Blitz aus seinen Augen fährt.

Der zündet eines Strohdachs Halme,
Des Rauches schwarze Säule schwingt
Sich himmelwärts in dichtem Qualme,
Und Niemand ist, der Hülfe bringt.

Mir träumte schon von einem Feste —
Zum kräft'gen Stoße halt' ich aus —
Weh! dem verdorrten Fischerneste! —
Da hört' ich's wimmern in dem Haus.

Von einem Säugling war's die Stimme,
Die klagend durch die Flamme tönt.
Da ließ ich nach in meinem Grimme,
War mit dem Dorfe schnell versöhnt.

Dich muß ich retten, arm Gewürme,
Erhalten für des Lebens Schmerz —
Die unversöhnlichsten der Stürme,
Die spar' ich auf noch für dein Herz.

Und bist du träumend groß geworden,
Schleich' ich als Lieb' in dein Gemüth,
Dann will ich deinen Frieden morden,
Tob' mich in deiner Seele müd! —

Rasch in den Kirchenthurm gefahren!
Die Feuerglocken laut ich schwang,
Mir helfen wacker meine Schaaren,
Die Berge rings durchtönt es bang.

So hat kein Küster noch die Glocken
Geschwungen in dem stillen Thal,
Das Landvolk dränget sich erschrocken
Zur Brandesstätte hin zumal.

Gefüllte Wassereimer fliegen
Durch bunte Reihn von Hand zu Hand,
Und als ich sah das Wasser siegen,
Da zog ich weiter durch das Land.

Noch blickt' ich auf den Säugling nieder,
Der lächelt seine Mutter an.
Mein Kind, wir finden uns schon wieder
Auf deines Lebens Dornenbahn.

Bilder aus dem Seeleben,
in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Das Mährchen von der verliebten Auster.

„Ach! läge ich doch auf dem Meeresgrund,“ seufzte Tesi, „wo meine bezauberte Urgroßmutter lebt; mir wäre besser, als hier oben bei den grausamen Menschen und in dieser verkehrten Welt.“ — „Sieh doch die Auster an!“ sagte Tobby leise, indem er Etienne anstieß, der sich jedoch verdrießlich bei Seite wandte. „Was macht denn dein Bräutigam, Tesi?“ fragte Marion. — „Wir sind geschiedene Leute,“ antwortete das Mädchen unter Thränen. „Heute, als ich ihn zum ersten Mal sah, gab sein Alter, seine Häßlichkeit und sein widriges Wesen mir plötzlich den Muth, dem Vater zu erklären, daß ich eher in's Meer springen wolle, als den Müller heirathen. So springe in's Meer, sagte der Vater im Zorne, damit meine Augen dich nie wieder sehen. Vater, sagte ich, lebt wohl! Und somit faßte ich seine Hand, drückte einen heißen Kuß auf sie, rannte aus der Müllerwohnung fort, immer weiter, bis ich hieher gekommen bin. Nun will ich mein Wort halten. Ich will von den Menschen und der ganzen übrigen Welt nichts mehr, ich will zu meiner lieben Urgroßmutter in's gläserne Haus. Sie hat sich auch einem häßlichen Unthier vermählen müssen, das im Grunde nur wenig schlimmer war, als mein alter Müller; sie wird Mitleid mit mir haben und mich bei sich aufnehmen. — Wer will mich im Boote hinüberbringen bis zum schwarzen Steine?“

Sie sprach diese Worte, indem sie sich erhob und frei und kühn auf die oberste Stufe stellte. Ihr schönes Auge, eben noch mit Thränen gefüllt, blickte jezt glänzend und fast wild umher. Die jungen Bursche sahen sich an und schwiegen.

„Tesi!“ riefen die Mädchen und umschlossen die Knie der Stehenden, „du wirst doch nicht toll und einfältig seyn?“ — „Ich will toll und einfältig seyn!“ entgegnete sie, indem eine dunkle Röthe ihr Antlitz übergoß. „Ist nicht heute der Tag des heiligen Benedict? haben sie heute vor zweihundert Jahren nicht meine Urgroßmutter in's Meer verstoßen in ihrem Brautstaat? Wohl, auch ich bin als Braut geputzt, auch mir haben sie all mein Liebes genommen, auch ich will jezt in's Meer hinab! Ist denn Keiner so mitleidig und bringt mich hinüber?“

Etienne ging leise und ohne ein Wort zu sprechen hinab, indem er das Boot von seiner Kette löste und dann selbst hineinsprang. „Der da?“ sagte Tesi, indem sie verächtlich und roth vor Zorn auf den Jüngling wies; „ich wollte, ein Besserer und einer, den ich weniger haßte, erwiese mir den Dienst. Doch gleichviel!“ Sie neigte sich noch einmal herum, küßte die ihr am nächsten sitzenden Mädchen und sprang dann rasch von der untersten Stufe in's Boot.

Etienne ruderte fort. Schweigend blickten sich die Zurückbleibenden an. Casimir schien noch immer mitten in seinem Mährchen zu stecken, denn er strich sich die rothen Haare aus der Stirn und sah mit träumerischen Augen auf das Boot, das, sich auf der spiegelhellen Fluth leise und fast furchtsam bewegend, immer weiter vom Ufer sich entfernte. „Was ist denn das?“ fragte er endlich mit zögernder Stimme. „Das will ich dir sagen,“ rief Tobby, „es ist eine verliebte Auster, die in's Wasser zurückkehrt, von wo sie gekommen. Ist denn dabei so etwas Wunderbares? Erzähle nur deine Geschichte weiter.“ — „Spotte nicht!“ rief Susanne und hob den Finger drohend in die Höhe. „Etienne ist ganz der Bursche dazu, um die Arme in's Wasser springen zu lassen, und sie — ach! in ihren Augen lag etwas, das gar deutlich anzeigte, wie sehr Ernst es ihr mit dem Vorsatz war.“ — „Ich bemerke,“ sagte Marion, „daß Beide so weit wie möglich von einander im Boote sitzen, und daß sie vermeiden, einander auch nur flüchtig anzusehen.“

Tobby sprang auf, und die Hand über's Auge gegen den blendenden Sonnenglanz haltend, rief er: „Wer wettet mit mir, daß Beide in einer halben Stunde heimkehren, und daß sie dann ganz nahe bei einander sitzen, so nahe, daß Einer nothgedrungen den Arm um den Nacken des Andern legen und Einer den Andern in's Auge fassen muß?“ — „Wenn das geschieht,“ riefen Marion und Susanne lebhaft, „so soll Tobby von mir ein schönes, neues Band — und von mir einen Blumenstrauß

auf den Hut bekommen." — „Und wenn es nicht geschieht," bemerkte Tobby, „so will ich mich niemals mehr vor euern Augen sehen lassen." — „Hörst du, Susanne?" lachte Pierre, „nimm nur Abschied von dem tollen Jungen, du wirst ihn auf diese Weise bald verlieren, denn Etienne und Tesi sind zu erbitterte Feinde, als daß sie sich jemals versöhnen könnten." — „Ach!" rief Marion, „das Boot ist nicht mehr zu sehen, jezt weiß man in der That nicht, was sie mit einander ausmachen. Und unterdessen könnte Casimir seine Geschichte beendigen." — „Der Teufel mag hier das Ende zufügen!" brummte Casimir. „Ich finde, daß wir auf eine recht einfältige Weise in unserer Erzählung gestört worden sind. Wo blieben wir, Marion?" — „Deine lezten Worte," antwortete diese, „waren: als Jacques eines Morgens erwachte, sah er vor sich —"

„Ganz recht. Da sah er vor sich das reichste fürstliche Landhaus mit den herrlichsten Gärten, den schönsten Gebäuden und den kostbarsten Verzierungen geschmückt, die man sich nur denken mag. Sein Auge ward geblendet von all dem Glanz, und er mußte sich eine Weile besinnen, ob er wache oder im Traume liege. In ganz Bastia und in der Umgegend hatte er nie von einem solchen Pallast sprechen hören, auch wurde es ihm jezt deutlich, daß er sich auf einer Insel befinde, denn rund umher sah man das Meer im Sonnenglanze funkeln und ganz bedeckt mit zierlichen Booten von allen Formen."

(Die Fortsezung folgt.)

Einige Bemerkungen über neuromantische Sprache in Deutschland und Frankreich.

In Deutschland und in Frankreich zugleich offenbart sich ein Bestreben, das, obschon aus ganz verschiedenen Quellen entspringend, und einen ganz verschiedenen Lauf nehmend, dennoch einem Ziele sich nähert: der Verjüngung der Sprache. Jedesmal aber, wenn, dem Phönix gleich, das alte Wort mit jugendkräftigen Schwingen sich schmückt, ist dies das Zeichen eines neuen Aufschwungs der Geister, der mehr mit der Erweiterung der wahren Bildung zu schaffen hat, als mit einer andern Triebfeder unserer vielbewegten Zeit, deren Wirkungen zu würdigen wir Andern überlassen.

Ueber dem Rhein drüben fühlen viele begabte, und sehr viele untergeordnete Geister, wie wenig ihre glatte, in schuppiger Schlangenhaut glänzende, spitzige, aber zugleich auch streng abgeschlossene, in stets sich wiederholenden Bildern versteinerte Sprache zu ihnen mehr paßt. Sie wollen nicht fürder gemahnt seyn an die steifen Lorbeerkränze auf gepuderten Lockenperrücken, und der byzantinische Glanz der Kaiserzeit ist ihnen eben so fremd geworden; daher das Streben nach neuen Formen, in denen die neuen Gedanken sich regen und bewegen mögen. Bis jezt aber ist es nur noch ein Streben, und noch fern von jedem Ziel, so verschieden auch die Pfade sind, auf denen der junge Schmetterling aus der Puppe zu kriechen trachtet, um seine Schwingen endlich zu entfalten. Die zwei Pole dieses Strebens bilden Balzac und die Marquise du Deffant (G. Sand). Der Erstere wagte den Versuch, in seinen Contes drolatiques zu den Quellen der alten Sprache hinabzusteigen, und wenn er, um den rechten Ton zu treffen, auch in der Leichtfertigkeit nicht hinter der „Perle von Valois" zurückbleiben mochte, so war seine Absicht dennoch immerhin nach etwas Höherem gerichtet, als nach der Befriedigung irgend einer übermüthigen Laune; die Andere hingegen strebt nach ganz Neuem und Unerhörtem, und wäre unter dem männlichen Namen und unter der männlichen Hülle die Tochter Eva's noch so gut vermummt, sie wäre erkennbar an dem Erbtheil der Schlange, der geläufigen Zunge, die bei keinem Anstoß, den Wahrheit, Wahrscheinlichkeit, gesunder Sinn, Zucht und Sitte ihren phantastischen Sprüngen entgegenstellen mögen, auch nur einen Augenblick zaudert; die tabakrauchende, in Männerkleidung einherwandelnde, und dabei doch stets zierliche Frau ist, wie in ihrer äußern Erscheinung, so auch in ihren Schriften, welche zu einem wahrhaften und großen Fortschritt führen könnten, wenn ihnen ein klarer und geordneter Geist innewohnte.

Wir Deutsche haben vor unsern überrheinischen Nachbarn unter andern auch das voraus, daß wir eine Sprache besitzen, welche sich aus sich selbst heraus und fortbildet, ohne daß es dazu eines gewaltsamen Anlaufes bedürfte; noch mehr, sie weist jede Gewalt unerbittlich von sich, gleich der starken, starren Eiche, die sich nicht am Spalier ziehen läßt. Das haben die empfunden und empfinden es noch, welche mit täppischer Zuversicht nach dem reichen Hort griffen, während ein sicherer Erfolg die belohnt, welche mit sorgsamer Hand wählen und wägen, und in besonnener Kühnheit nur das wagen, was wirklich eines Wagnisses werth ist. Der Umschwung der deutschen Sprache, der sich jezt nach einer bestimmten Richtung hin offenbart, knüpft sich bereits an die jugendlichsten Erinnerungen des Jahrhunderts. Nach den wilden Kriegsjahren kamen mit ihren struppigen Kehrbesen die Sprachreiniger vom Fach, und verhießen, allen fremden Kehricht hinauszufegen, und alle aufgedrungenen Laute dahin zurückzujagen, von wannen sie gekommen; doch mehr Nutzen schafften hierin diejenigen, welche Gedanken besaßen, die sie auszusprechen hatten. Und unter diesen hat vielleicht Keiner so bedeutend gewirkt, als der Eine, dem sammt all seiner vaterländischen Begeisterung

nichts weniger am Herzen lag, als die Sprachreinigkeit, man müßte denn seinen Haß gegen die Endung us für ein Zeichen seines „Enthusiasm“ nehmen, und so ihn als dem „Purism“ zugethan erklären.

In Norddeutschland stehen, in Hinsicht der Sprache, zwei Parteien immer noch streng sich gegenüber: der Schulfuchs und der Deutschthümler, und diejenigen, welche beiden nicht angehören, wagen meist nicht, die Grenze zu überschreiten, die sie abgesteckt gefunden, da sie ihre Laufbahn antraten. Ob aber unter solchen Umständen von dorther das verheißene Heil kommen könne, wagen wir zu bezweifeln, so daß wir sogar der festen Ueberzeugung sind, keiner der bestellten Bewahrer des Sprachschatzes werde, insofern er nicht nur berufen, sondern auch erkoren ist, seine Meinung nach dem Normalzeiger einer akademischen Uhr richten. Das rheinische Land, Franken und Schwaben waren von jeher der Herd einer naturgemäßen Sprachentwickelung, und von jeher waren Dichter und Geschichtschreiber berufen, den Hort zu mehren, indem sie ihn bewahrten. Also ist dem noch, und während die Franzosen noch immer im Finstern nach einem Ausweg tappen, haben wir schon den Weg gefunden, das Ziel im Auge. Mögen dies endlich auch diejenigen erkennen, welche in dem ernsten Streben hochbegabter Geister nur die Sprünge wilden Eigensinns zu erblicken wähnen!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Meyerbeers Hugenotten. Die Ex-Simonisten.

Es scheint bis jezt nicht, daß die „Hugenotten“ sich eines so fortgesezten Beifalls werden zu erfreuen haben, wie Robert le diable. Damen mit zarten Nerven werden von dem vielen Geräusch und der pompösen Musik des neuen Stückes so betäubt, daß sie es nicht mehr hören wollen. Nun sind allerdings nicht alle Zuhörer von so zarter Beschaffenheit; dennoch finden Viele es ermüdend, eine aus fünf Aufzügen bestehende große Oper, welche beinahe vier Stunden dauert und so viel Schönes enthält, mit gespannter Aufmerksamkeit anzuhören. Manche große, fünfactige Stücke der Pariser Oper werden zulezt in dreiactige verkleinert, um die Zuhörer zu schonen; vielleicht steht dieses Schicksal auch den „Hugenotten“ bevor. Bereits hat die Ouvertüre und ein großes Singstück weggelassen werden müssen. Wenn Meyerbeer einmal an's Componiren geht, so strömen ihm die Gedanken in Fülle zu, und der Mann wird nervenschwach. Das Publikum, das seine Geistesprodukte genießt, weiß nicht, was dieser Strom von harmonischen Gedanken den Tonsezer, der sie hervorbrachte, gekostet hat. — Als neues Vergnügen, oder als Vergnügen unter neuem Namen hat Jemand in dieser Fastenzeit ein Mezzo-giorno angekündigt, das heißt, eine musikalische und poetische Belustigung, welche mitten am Tage, aber nur Sonntags, stattfinden soll; das Poetische dabei soll in den Extemporisationen des bekannten Pradel bestehen. Da der Speculant aber einen sehr kleinen Saal zu diesem Mezzo-giorno genommen hat, so scheint er dadurch zu beweisen, daß er auf kein großes Publikum rechnet. Und wenn man bedenkt, daß die Pariser das eigens für sie errichtete Gymnase musical haben eingehen lassen, ohne das Geringste zu thun, um es aufrecht zu halten, so kann man den Speculanten nicht anders als loben, daß er den Versuch klein anfängt. Es wird immer noch Zeit seyn, einen größern Saal zu nehmen, falls der andere die Zuhörer nicht mehr fassen könnte. Wo sollen aber die Pariser Zeit genug hernehmen, um allen ihnen gebotenen Lustbarkeiten beizuwohnen? Zwanzig Schauspiele nehmen sie Abends in Beschlag, am Tage sowohl, als am Abend werden häufig Conzerte gegeben, und nun sollen sie auch noch die ganze Mitte des Sonntags extemporiren und musiciren hören! Freilich gibt es hier Leute, welche so glücklich sind, ihre ganze Zeit zu ihrer Verfügung zu haben, und denen des Vergnügens nie zu viel wird. Diese werden denn vielleicht um Mittag extemporiren hören und Abends einem Opernballett zusehen, oder einige Vaudevilles verschlingen, oder sich an einem Melodram entsezen, wie z. B. an den „sieben Söhnen Lara's,“ einer bekannten spanischen Sage, welche ein Dichter in Paris zu einem so schrecklichen Schauspiel zugerichtet hat, daß den Zuschauern dabei die Haare zu Berge stehen. Das dramatische Fach hat etwas so Anziehendes in Paris, daß sich sogar einige St. Simonisten, oder vielmehr Ex-Simonisten davon haben verführen lassen. So hat Duverrier ein großes Schauspiel: „das Steinkohlenbergwerk,“ aufführen lassen, und Charton, ein anderer Ex-Simonist, recensirt die Theaterstücke im Temps. Beide haben noch in ihrer neuen Laufbahn, der eine als Dichter, der andere als Recensent, einen St. Simonistischen Anstrich. Andere haben sich in andere Fächer geworfen, und Niemand von der neuen Sekte ist bloßer St. Simonist geblieben. Die Sache hat ein frühes Ende genommen, ein früheres, als man hätte vermuthen sollen. Aus dem, was die ehemaligen Anhänger St. Simons jezt leisten, sieht man, daß diese Sekte eine Menge von tauglichen Subjekten in Anspruch genommen hatte; man begreift aber nicht recht, wie so manche gute Köpfe sich unter die Fahne des Père Enfantin hatten stellen können, der wahrlich mehr dazu geeignet war, bei den Parisern Lachen zu erregen, als den Sektengeist bei ihnen anzufachen. Glücklicherweise dauert die Uebertreibung selten lange in Paris, und wenn Jemand einmal in's Lächerliche fällt, so ist es hier aus mit ihm. Einige Damen gibt es zwar noch, welche es dem Père Enfantin Dank wissen, daß er ihr Geschlecht einige Stufen höher stellen wollte, und das Aufsuchen der Femme libre zur Aufgabe des St. Simonismus gemacht hat. Da ist z. B. eine Madame Poriat, welche mehrere öffentliche Vorträge gehalten hat, um, wie sie sagt, die Rechte ihres Geschlechts zurückzufordern und in Schuz zu nehmen. Diese Rechte sollen darin bestehen, daß die Damen zu allen öffentlichen Funktionen, welche die Männer sich angeeignet haben, befähigt werden. Die Frau ist von der Gerechtigkeit ihrer Forderungen innig überzeugt; dies sieht man an der Lebhaftigkeit ihrer Vorträge. Sie ist aber leider nicht mehr schön und jung genug, um junge Ritter anzufeuern, in die Schranken zu treten und für ihre Sache eine Lanze zu brechen. Die eifrige Vertheidigerin der Rechte ihres Geschlechts predigt in den Wind, und die Sachen bleiben beim Alten. Auch haben im Grunde die Damen sich nirgends weniger über die ihnen zuertheilten Rechte zu beklagen, als hier in Paris, dem eigentlichen Size ihrer Herrschaft.

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 23. April 1836.

— Verborum vetus interit aetas,
Et juvenum ritu florent modo nata vigentque.
Horat:

Die Pariser Künstler.

Die Geschichte der Wörter gleicht sehr der Geschichte der Menschen. Die Wörter sind, wenn man mir anders den Vergleich gestatten will, ein großes Volk, welches das Land, Wörterbuch, auch Dictionnär und Lexicon genannt, bewohnt. Das Land selbst hat einen ziemlichen Umfang; es erstreckt sich vom Berge A bis zur Grenze Z und ist auf allen Seiten vom Reich der Ziffern eingeschlossen. Die Wörter werden geboren, leben, verheirathen sich und sterben. Sie haben, gleichwie alle andern Staatsbürger, ihre öffentliche Ruhe und Sicherheit, ihre Last und ihre Freiheit, ihre Rechte und ihre Pflichten. Die einen sind Grafen und Barone, die andern Spießbürger und Plebejer. Jene machen viel Lärm bei ihrem Eintritt in die Welt, diese, verschämt und dunkeln Ursprungs, verbinden sich unter einander ohne Tauf- und Geburtsscheine, wahre Findelkinder des Wörterbuchs. Die großen Herrn sind die Substantive; denn was ist ein Adjektiv? ein Bedienter, ein Leibeigener, der vom Wink des Herrn abhängt, eine Null, die bloß hinter einer Zahl Werth hat. Das Substantiv dagegen, der Aristokrat der Sprache, der grammatische Adlige, befiehlt, und seinen Befehlen wird gehorsamt; es hat seine Läufer und sein Gefolge, das untergebene Pronomen muß vorausgehen, hinterdrein kommt das vielgetreue Verbum und diesem folgt das dumme Adverbium, jener Taubstumme der Phrase, der, wie ein Berliner Eckensteher, immer bereit ist, mit gekreuzten Armen sich an die erste beste Mauer lehnt und auf Bestellung wartet.

Revolutionen, heftige Erschütterungen und Erdstöße in der Linguistik haben die verschiedenen Existenzen öfters durcheinander geworfen und von ihren Plätzen gerückt, theils von unten nach oben, theils von oben nach unten. Man hat erlebt, daß bürgerliche Adjektive sich stolz in den Stand der Substantive erhoben haben, besonders in Frankreich. Man hat aber auch erlebt, daß Substantive Anfangs sich zum demüthigen Mittelstande des Adjektivs erniedrigt haben, dann sogar noch tiefer zum brutalen Stande des Adverbiums herabgesunken sind: die lezte Stufe der Erniedrigung, wovon sich ein Wort nie wieder erholt. Das Loos der Wörter ruht in der Hand dessen, der Aller Schicksale leitet. Aber die Wörter sind immer wie die Menschen; wenn sie einmal in die Höhe gekommen sind, erscheinen sie tyrannisch, anmaßend, legen alle Scham und Zurückhaltung ab, dringen sich überall auf, spielen den großen Herrn und unumschränkten Machthaber, bis die Welle, welche sie zum Gipfel emportrug, sie wieder in den untersten Tiefen des gelehrten ABCbuchs begräbt.

Der Despot des Tags ist gegenwärtig in Paris das Wort artiste, „Künstler." Niemals hatte ein König von

Gottes Gnaden so viel Unterthanen, nie hat eine Hetäre mehr Alcibiade gezählt. Haarschneider, Vaudevilleschreiber, Glaser, Garköche, Theateraktionäre, Hühneraugenausschneider, Kellner, Deputirte, Stiefelputzer, Modehändlerinnen, Contremarkenhändler, der gelehrte Hund Munito, der kluge Elephant, die fechtenden Flöhe, die kämpfenden Maikäfer, die Thiere und Menschen bei Franconi — alle Welt will Künstler seyn. Und ich habe noch lange nicht Alle aufgezählt, es gibt hier noch viele andere Künstler; z. B. der türkische Gesandte ist ein Künstler, weil er in die große Oper geht; Vidocq ist ein Künstler, weil er vor zwei Jahren eine sympathetische Dinte auf die Industrieausstellung geliefert hat; der reiche Deputirte Monsieur Paturle, welcher Leopold Roberts Fischer für 13,000 Franken gekauft hat, ist ein Künstler, der Marschal Soult wegen seiner schönen Gemäldegalerie von spanischen Meistern, ist ein Künstler; Alle, welche die Schwelle von Victor Hugo's Wohnung betreten, sind Künstler. Die Kunst ist hier zu Lande beinahe ein Kultus, eine neue Religion, welche gerade zur rechten Zeit kommt, da die alten Götter davongehen. Selbst das Geld, diese Allmacht unserer Gegenwart, ist gezwungen, eine andere Macht als Nebenbuhlerin anzuerkennen: die Pariser Bankiers wollen auch Künstler seyn. In der ganzen Chaussee d'Antin und Rue Laffitte wohnt kein reicher Finanzmann, der, wäre er auch taub, blind und stockdumm, nicht einen schönen Flügel, eine kleine Gemäldesammlung und eine geschmackvolle Bibliothek besitzt.

So wie diese Mode jezt einmal hier im Zuge ist, zweifle ich keinen Augenblick, daß nicht am Ende noch alle Franzosen Künstler werden; man braucht nur alle diejenigen dafür zu erklären, welche den jährlichen Salon besuchen, dadurch kann man binnen sechs Stunden 30,000 Menschen zu Künstlern creiren; denn so viel Zuschauer drängten sich dieses Jahr am Eröffnungstage des Salons in den weiten, geräumigen Galerien des Louvre. Ehemals waren die Künstler selten, heutzutage sind sie sehr zahlreich, wenigstens dem Namen nach, die einen mit Renten, welche sie ernähren, mit Buchhändlern, von denen sie bezahlt, mit Zeitungsschreibern, von denen sie regalirt werden: das ist die Byron'sche Literatur, oder die Schule der Tilburys und Cabriolets; die Andern haben Schulden, zerrissene Röcke, aus denen der Ellenbogen hervorguckt, und etwas vernachlässigte Hände: das ist die geniale Gattung. Der Unterschied beider besteht aber lediglich nur in der Form. Vormals mußte man Märtyrer seyn, um die Künstlerpalme zu verdienen, man mußte Leib und Seele willig zum Opfer bringen, um jenen schönen Namen zu erringen, man mußte im Gefängniß sterben, wie Tasso, im Hospital den Hungertod erleiden, wie Camoëns, eine Steuereinnehmerstelle annehmen, wie Hamann, und den Muth haben, keinen Zopf zu tragen, wie Jean Paul; man mußte mit Callot Vaterland, Vermögen, Adel und andere unwesentliche Dinge vergessen können, um in Italien zu studiren, mit Hoffmann den Sonntagsrock verkaufen und Journalartikel schreiben, um den Hunger einer nach Brod schreienden Familie zu beschwichtigen, oder wie Vernet sich an den Mast binden lassen, um den Seesturm nach der Natur zu malen. Aber damals gab es noch keine Kunstvereine, keine Kunstgönner, keine Akademien; das Genie war frei und unabhängig und erhielt von Niemand die Bestellung einer Begeisterung in fünf Akten oder von 40 Fuß Länge und 18 Fuß Breite. Heutiges Tags paßt das Wort für Alles und für Alle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben
in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Das Mährchen von der verliebten Auster.

Meister Jacques war ein Mann, der sich nicht aus der Fassung bringen ließ; er that nicht mehr, als daß er im nächsten Wasserspiegel eines klaren Marmorbeckens seinen Anzug musterte, die blonden Haarzöpfe in Ordnung brachte und sich dann anschickte, vor dem Prinzen und der Prinzessin, die diesen kostbaren Pallast bewohnten, zu erscheinen. Wie erschrak er, als ihm aus den goldenen Pforten seine Tesi entgegentrat, an der Hand eines kleinen Mannes, der Jacques durchaus nicht gefallen wollte. Dennoch begrüßte man sich ziemlich freundlich, und der Austerprinz lud seinen vermeintlichen Schwager ein, längere Zeit zum Besuche in seinen Staaten zuzubringen. Jacques hütete sich wohl, sein wahres Verhältniß zu der ungetreuen Tesi zu verrathen.

Im Austerstaate ging es nun auf die allerglänzendste Weise her. Ein Fest drängte das andere, und manche waren so belustigender und seltsamer Art, daß schwerlich der Gedanke dazu einem Ceremonienmeister oder Hofmarschall an unsern Höfen gekommen wäre. In den Gesellschaften gab es sehr kokette Austern, die es ordentlich darauf abgesehen zu haben schienen, Meister Jacques seiner Tesi ungetreu zu machen, allein der gute Bursche hatte nur einen Fehler, und dieser bestand darin, daß er seiner Liebsten treu war; selbst die größten Schönheiten des Austerstaates vermochten nichts über ihn.

Als die Zeit der Verzauberung wiederum nahe war und Jacques sich zur Abreise rüsten sollte, nahm er eines

Abends Tesi an der Hand und führte sie in ein entlegenes Gemach, und als sie allein waren, küßten sie sich zärtlich und vergossen dabei die bittersten Thränen. „Liebes Herz,“ sagte Jacques mit zitternder Stimme, „obgleich du hier eine Königin geworden, ich aber meiner Mutter ärmster Sohn geblieben bin, so sey doch so gut und liebe mich noch ferner und folge mir, und sey meine Hausfrau, aber in der schönen Gotteswelt!“ Tesi verbarg ihr Haupt an seinem Halse; sie antwortete nicht, sondern öffnete nur eine Seitenthür des Gemachs, und herein traten drei hübsche Fräulein, die sich zärtlich an die Mutter schmiegten. „Sieh!“ rief Tesi, „soll ich diese verlassen?“ — „Aber bin ich dir nicht lieber?“ fragte Jacques und sah mit seinen treuherzigen blauen Augen sie an; „und dein Vater, Tesi, und die gute Stadt Bastia?“ — „Hoffe nur,“ sagte sie leise, „vielleicht ist es mir möglich, heimlich zu euch an's Land zu kommen; doch ganz bei euch bleiben? — ach! das fordere nicht!“ — Sie schloß ihn hiemit nochmals in ihre Arme, indem sie ihn zur Abreise drängte.

Auf dem Meere bewegte sich eine herrliche Flotte schöngeputzter Gondeln; der Austerprinz wollte sich's nicht nehmen lassen, seinem Gaste noch das Geleit zu geben. Bei Musik und Fackelschein bestieg man die Boote, und das alte Meer trug vielleicht nie ein so lustiges Völkchen, als jezt, auf seinem Rücken. Zwölf Kammerherrn in größtem Putz, jeder in seiner besondern Gondel, umgaben Jacques Fahrzeug. Tesi hatte ihm vertraut, daß mit den ersten Strahlen der Morgensonne die Verwandlung vor sich gehen würde, aber schon ergraute der Horizont im Osten und noch immer sah man in der Ferne die erleuchteten Palläste der Insel ragen, noch immer flimmerten tausend Lichter um ihn her. In schwermüthigen Gedanken vertieft, sezte er sich am Rande seiner Gondel nieder und hatte bald Alles um sich her vergessen. Plötzlich ward er durch einen harten Stoß, gleichsam als landete die Gondel, aus seinen Träumen geweckt. Wie erschrak er, als er rings umher das Meer leer und öde, sich selbst aber auf dem schwarzen Felsen sitzen sah. Die Höflinge waren verschwunden, statt ihrer trieben zwölf festgeschlossene Austerschalen an die Klippen hinan und sezten sich fest. Da rieb sich Jacques die Augen, und die Sonne schien ihm gerade in's Gesichte, und er mußte dreimal niesen, auf seiner einsamen Felsenspitze sitzend, und rund umher hörte er aus den Wellen leise Prosit! rufen. Und das Mährchen ist zu Ende.

„Siehst du noch nicht das Boot?“ fragte Marion leise die kleine Susanne. — „Ja,“ entgegnete diese, „ich meine es zu sehen, und den armen Jacques allein im Boote.“ — „Närrin!“ rief Pierre, „wer spricht von Jacques? Aber wahrlich, Casimir hat ihn da auf dem Felsen sitzen lassen, und wir wissen nicht, wie er wieder nach Bastia kam.“ — „Wie wird er heimgekommen seyn?“ rief Casimir; „gewiß auf sehr gewöhnlichem Wege. Man muß in einem Mährchen nicht Alles erschöpfen wollen. Es sey nur gesagt, daß Jacques niemals mehr Austern aß, denn er pflegte immer zu behaupten, daß er dieselben unscheinbaren Wesen einst als sehr wohlgekleidete Fräulein und hochachtbare Herrn kennen gelernt habe, und immer noch in einer gewissen zarten Beziehung zu ihnen stehe. Damit meinte der gute Junge seine Tesi, die wirklich ihr gegebenes Wort hielt und ihn oft in nächtlicher Stille besuchte. Benedict hatte zur Strafe ein unglückliches Ende, und Jacques, als er sein leztes Stündchen nahen fühlte, soll einen prophetischen Segen ausgesprochen haben, des Inhalts, daß, wenn einer von Tesi's oder seinen Nachkommen sich in Gefahr, Noth oder Kummer befinde, er nur zum schwarzen Steine hinauszurudern brauche, um Trost und Hülfe zu finden.“ — „Ja,“ rief Susanne, „das hab' ich auch gehört, und mit diesem Segen soll es seine völlige Richtigkeit haben. — Aber, Tobby, bist du von Sinnen? weßhalb reißt du das schöne Band und deinen Blumenstrauß vom Hute?“

Tobby hatte die höchste Brustwehr des Dammes erklettert, und wies statt aller Antwort nur vor sich hinaus auf das Meer. Alle erhoben sich von ihren Sitzen und erblickten jezt das Boot, wie es hinter einem der Schiffe hervorruderte. Etienne und Tesi hielten sich eng umschlossen, ihre Blicke ruhten in einander und ihre Lippen fanden sich öfters zum Kusse. „Wie elend und schülerhaft sie rudern!“ brummte Casimir; „lauter halbe und matte Schläge! Wenn ich das alte Meer wäre, ich würfe ihnen, ehe sie's dächten, das Boot über'm Kopf zusammen. Ich habe so recht verliebte Wesen nie leiden können. Hat der Bursche nicht noch eben von Seewassergeruch und Austerähnlichkeit, und sie vom in's Wasser Springen gesprochen, und nun küssen sie sich, als wäre es nie anders gewesen!“

„Das ist der Segen der Urgroßmutter!“ riefen die Mädchen. — „Das ist er auch!“ fügten Etienne und Tesi hinzu, die jezt an das Land sprangen. — „Als wir an dem schwarzen Steine anlangten,“ sagte Tesi, „wurde es uns plötzlich ganz deutlich, wie wir uns so lange innig und treu geliebt, wie nur eigene Thorheit und Zwang der Eltern uns fern gehalten.“ — „Und meine Thorheit war die größere!“ rief Etienne; „wie konnte ich nur glauben, daß du den alten Müller wirklich liebtest?“ — „Nein, die meinige war die größere,“ sprach Tesi; „ich hätte es nicht übel nehmen sollen, daß du mich einmal im Unmuth die Austerprinzessin genannt hast.“ — „Der verliebten Auster die Ehre!“ schrie Tobby und schwenkte seinen Hut, „sie hat mir ein neues Band und einen Blumenstrauß verschafft.“ — „Und mir ein

Weib!“ rief Etienne, indem er seine Schöne umarmte. Die Mittagsglocke läutete auf den Schiffen und die Burschen und Mädchen brachen auf.

(Schluß des Mährchens von der verliebten Auster.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, April.

Platen und die Italiener.

. . . . A' generosi
Giusta di glorie dispensiera è morte.

Von allen Deutschen, die in neuester Zeit in Italien gereist sind, ist vielleicht Keiner so allgemein gekannt und geachtet gewesen, als Graf Platen. Es war daher natürlich, daß die Nachricht von seinem Tode bei den gebildetsten Männern dieser Stadt die innigste und offenste Theilnahme erregte. Platen hatte sich zu verschiedenen Malen längere Zeit in Toskana, und namentlich wieder im vergangenen Winter $18^{34}/_{35}$ mehrere Monate in Florenz aufgehalten. Ein fast zehnjähriger Aufenthalt in Italien, eine durch nichts getrübte und stets offen ausgesprochene Liebe für Alles, was Vergangenheit und Gegenwart in diesem Lande Großes, Edles und Schönes erzeugt haben, genaue Bekanntschaft mit der italienischen Literatur und Sprache, Studien endlich, die in den lezten Tagen seines Lebens fast ausschließlich der Geschichte dieses Volkes gewidmet waren, mußten ihm hier alle Edelgesinnten befreunden. Die anspruchslose Persönlichkeit Platens gab seiner ausgezeichneten klassischen Bildung und seinem poetischen Talent einen um so höhern Werth, je weniger vornehmere Leute hier Verdienste dieser Art aufweisen können, die überall jezt bei den Italienern Seltenheiten zu werden anfangen. Die Folge mußte das schönste Wechselverhältniß seyn: Achtung, Wohlwollen und offenes Entgegenkommen von Seiten der Italiener, von Seiten Platens troz aller Reizbarkeit, die seine lezten Jahre trübte, Unbefangenheit und eine stets wachsende Begeisterung für den „heißgeliebten Süden.“ Allen Groll und Haß ließ der Dichter mit den Alpen hinter sich, und deßhalb reihen sich, wie einst die Griechen zu Missolunghi um die Leiche Lord Byrons, jezt die Italiener mit ähnlichen Gefühlen um den Sarg Platens. Was Beide auch gegen ihr Vaterland irgend in unbilligem Haß gesündigt haben mögen, Griechenland hat bei Lord Byron nur das Gedächtniß für empfangene Wohlthaten, Italien hat bei Platen nur das Andenken an ein der italienischen Ehre, man darf sagen, fast ausschließlich gewidmetes Leben zu bewahren. Es war natürlich, daß die Italiener nach dem Tode Goethe's Platen am liebsten als einen jener historischen Vermittler zweier Nationen ansahen, und sich selbst am treuesten in seinen Dichtungen dargestellt glaubten. Schwerlich wird es einen Patrioten geben, der nicht jene Verse:

Nur selten finden auf des Enkels Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

oder den härtesten Tadel der folgenden:

Im Flammenblick nur, oder im edlen Bau
Des schönen, freiheitklagenden Angesichts
Zeigt Rom sich noch, am Scheideweg noch,
Aber es folgte dem Wink der Wollust!

gern sich gefallen ließe, um nur den Gedanken sich zu bewahren, daß die Orangenhaine von Sorrent jenen romantischen Oedipus entstehen sahen, daß der Aufenthalt in Venedig der deutschen Literatur jene schönsten Sonette schenkte, daß der Golf von Neapel die Bilder zu dem lieblichsten Mährchen der Abassiden hergab. So sehr, als der romantische Oedipus in der organischen Gliederung, in der concretiren Vereinigung der antiken Form mit dem modernen Inhalt, kurz in dem, was der Italiener Styl heißt, die verhängnißvolle Gabel übertrifft, stehen auch die ersten italienischen Gedichte bis auf das ebengenannte Mährchen seinen frühern lyrischen Gedichten voran. Man bezeichnet hier die Periode von seiner ersten Reise nach Italien bis etwa in das Jahr 1832 als die glücklichste seiner poetischen Leistungen, und erkennt als Vorläufer einer andern Epoche die Ligue von Cambray und die einfache Darstellung des Hofes der neapolitanischen Johanna. Unter den lyrischen Gedichten seiner spätesten Zeit hebt man auch hier namentlich seine Polenlieder und das Lied auf den Tod des lezten deutschen Kaisers hervor, das hoffentlich in seinem Nachlaß der deutschen Literatur erhalten wird. Die heftigen Angriffe auf manche Zeitbegebenheiten und die epigrammatischen Distichen auf einzelne mißverstandene Recensionen seiner spätern Werke bezeichnen offenbar schon die krankhafte Reizbarkeit eines heftig angegriffenen Gemüths. Von dem, was der Dichter in den einleitenden Versen zu seinem Mährchen „als schamloser Hunde Biß, den er zu dulden habe,“ bezeichnet, hat man hier nie die mindeste Notiz genommen. Man kannte Platen, und das genügte dem Italiener, der, wie wenig ihn auch sonst in der Gegenwart auszeichnen mag, doch nie gemein und kleinlich ist in der Beurtheilung Anderer, am wenigsten je ein anerkanntes Verdienst in den Staub zu ziehen sich herabläßt. Was man aber an deutschen Beurtheilern Platenscher Werke schlechterdings nicht verstehen konnte, war einerseits, daß man den edlen Stolz, die antike Offenheit in Bezug auf eigenes Verdienst als Eitelkeit auslegen, und dann bisweilen offener, häufiger versteckt den Tadel aussprechen konnte, als ob solche Schöpfungen, in sich nicht poetisch, bloß durch zierliche Form ausgezeichnet wären. Was das Erste betrifft, sah kein Verständiger hier in diesem Selbstgefühl Platens etwas Anderes, als das jedem bedeutenden Geist inwohnende Bewußtseyn errungener Würde, das nie in Bezug auf die Idee der Kunst, wohl aber im Verhältniß zu andern Mitkämpfern seinen eigenen Plaz kennt. Weder Dante, noch Pindar, kein einziger wahrer Dichter ist ohne diesen Stolz zu denken; ohne ihn würde er aufhören, er selbst zu seyn.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Logogriphs in Nr. 92:
Made. Monade. Limonade.

Räthsel.

Es ist ein farbiger, dunkler Dunst,
Ihn zu durchschauen ist eine Kunst,
Ihn zu errathen ist keine Kunst;
Aufsteigt er und führt euch hinter's Licht,
Doch sehen kann man die Farbe nicht,
Nur hören, von der mein Räthsel spricht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 99.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 25. April 1836.

— Heil dem Feuer!
Heil dem seltnen Abenteuer!
Goethe.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.*

Von

Dr. Nürnberger.

Wir haben zu Anfang unserer Darstellung der merkwürdigsten Himmelsbegebenheiten des laufenden Jahrs in Nr. 52 u. ff. dieser Blätter, der großen physischen Veränderungen Erwähnung gethan, welche sich mit dem Halley'schen Kometen seit seiner Wiederauffindung in der Mitte des verwichenen Januars zugetragen haben, und erfahren darüber noch manches Bemerkenswerthe. Am 17ten und 20sten des gedachten Monats zeigte er sich in seiner frühern Gestalt; aber schon zwei Tage später, am 22sten, war er plötzlich so unscheinbar geworden, daß er nur mit der größten Mühe aufgefunden und beobachtet werden konnte. Um so mehr mußte es überraschen, ihn am folgenden Morgen auf Einmal im Glanze eines Fixsterns ohne alle Nebelhülle zu erblicken, so daß er selbst dem bloßen Auge sichtbar war. Fünf Tage darauf, am 27sten, hatte er sich zu einem hellen, fast ganz runden, im scheinbaren Durchmesser gegen fünf Minuten haltenden Nebelfleck ausgebreitet, durch dessen Mitte etwas Kernähnliches hindurch schimmerte. Leider befand sich dieser merkwürdige Himmelskörper zur Zeit jener so schnellen und so sonderbaren Veränderungen in einer Entfernung von mehr als dreißig Millionen Meilen von der Erde, was die Beobachtungen sehr beeinträchtigte; wäre es aber, wie viele Astronomen jezt annehmen, gewiß, daß das Kometenlicht nur reflektirtes Sonnenlicht ist, und daß der größere oder mindere Glanz desselben von der Durchsichtigkeit oder Trübung der Kometenatmosphäre abhängt, so könnte man sich die Schnelligkeit und Intensität des Aufheiterungs- und Trübungsprocesses in der leztern gar nicht gewaltig genug vorstellen.

Unterdeß ist der Komet durch den Breslauer Astronomen Boguslawski noch am 13ten März in der Wasserschlange, südlich vom Becher, beobachtet worden; er zeigte einen schwachen Lichtpunkt in der Mitte. Das Wichtigste für die rechnende Astronomie ist der Umstand, daß er die vorgeschriebene Bahn genau verfolgt. Dagegen steht er an Pracht des Ansehens seinen frühern Erscheinungen unendlich nach. Wir lesen in einem öffentlichen Blatte, daß die Erscheinung dieses Kometen im Jahre 1312*

---

* Vergl. den vorlezten dieser Berichte in Nr. 305 u. ff. des vorigen Jahrgangs unserer Blätter.

* Ich muß jedoch bemerken, daß hier entweder ein Druckfehler oder eine Verwechslung mit einem andern Kometen obwaltet. Der Halley'sche Komet, von 75—76jähriger Umlaufszeit, wurde 1305, 1380, 1456, 1531, 1607, 1682,

von dem zu jener Zeit lebenden Ricobald von Ferrara folgendergestalt beschrieben wird. „1312, am 11ten Februar, dem ersten Sonntage in den Fasten, erschien ein sogenannter Komet, künftiger Uebel Vorbote. Er hatte einen Schweif, oder vielmehr Haar an seinem obern Theile, welches täglich um etwas wuchs, bis es eine Ruthe und länger war. In der heiligen Woche aber nahm es wunderbar zu, nach Art einer sehr langen Flamme, so daß es am ersten Tage 25 Ellen, am zweiten Tage gegen 100, und am dritten Tage gar gegen 200 Ellen lang ward. Nachher erschien der Komet nicht weiter bei Nacht, sondern in den acht Tagen nach dem Mittwoch vor Ostern, und zwar neben der Sonne, mit einem Schweife von einer bis zu zwei Ellen, und ward selbst nicht vom Sonnenlichte verdunkelt.“ — Wie unbedeutend sich unser diesmaliger Komet dagegen ausgenommen hat, so werden wir doch nochmals auf denselben zurückkommen müssen, da die Bekanntmachung der sorgfältigsten Beobachtungen des Königsberger Astronomen Bessel über ihn erwartet wird, durch welche ein ganz neues Licht über die Natur der Kometen verbreitet werden dürfte, und deren Mittheilung wir unsern Lesern schuldig sind.

Eine andere höchst interessante Untersuchung, welche die Himmelsbeobachter jezt beschäftigt, bezieht sich auf die Sternschnuppen und Feuerkugeln, Meteore, welche wohl die meisten Leser aus eigener Erfahrung kennen, und über deren eigentliche Natur gleichwohl noch immer nichts entschieden ist, indem ihnen einige Naturforscher einen kosmischen, andere einen tellurischen Ursprung beilegen. Der bestimmte Umstand aber, um welchen es sich rücksichtlich ihrer jezt ganz besonders handelt, und den man auch in der That nicht genug hervorheben kann, ist das, seit einer Reihe von Jahren beobachtete außerordentlich häufige Vorkommen derselben gerade in der Mitte des Novembers, und zwar mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß der Berliner Astronom Enke durch die so oft eingetroffene Wiederkehr desselben Phänomens genau zur selben Zeit bewogen worden ist, die Vermuthung auszusprechen, die Erde treffe dann, auf ihrem jährlichen Umlaufe um die Sonne, eine Gegend im Himmelsraume an, welche mit der zur Bildung dieser Meteore geeigneten Materie ganz besonders erfüllt sey. Wir müssen aber zunächst von den Vorgängen selbst sprechen.* Am 12ten November 1799 in den Frühstunden wurde gleichzeitig zu Cumana (durch Bonpland), zu Portobello, Guiana, Bahama, Rain in Labrador, Lichtenau in Grönland und Itterstädt bei Weimar das Fallen einer unzählbaren Menge von Sternschnuppen und Feuerkugeln aus solchen Höhen beobachtet, daß, bei der Entfernung dieser Standpunkte, die verticale Erhebung auf mindestens 400 Meilen angeschlagen werden muß. Die gesammelten Berichte über das, was an diesen verschiedenen Orten durch unzählige Personen davon gesehen wurde, stimmen so genau zusammen, daß an der Identität des Wahrgenommenen gar nicht gezweifelt werden kann. Nach v. Humboldt, der in seiner Reisebeschreibung (deutsche Uebersetzung, II., 278 ff.) dieses wunderbaren Phänomens ausführlich erwähnt, folgten sich vier Stunden lang Tausende von Sternschnuppen und Feuerkugeln. Sie nahmen ihre Richtung von Nord nach Süd, und erfüllten am Himmel einen Raum, welcher sich gerade von Osten aus an jeder Seite dreißig Grad weit erstreckte; sie stiegen ost-nord-östlich und östlich über den Horizont herauf, beschrieben ungleich große Bogen und gingen im Süden herab; einige erreichten bis 40° Höhe über dem Horizonte.

(Die Fortsetzung folgt.)

1759 beobachtet, und kann also im Jahr 1512, wie oben behauptet wird, nicht erschienen seyn. — Als Beitrag zur Kometographie überhaupt aber ist die Notiz immer wichtig.

* Bei Mittheilung der Instruktionen Arago's für die Bonite (Nr. 79 ꝛc.) ist bereits dieser Erscheinungen im Allgemeinen Erwähnung gethan. Dies konnte uns indessen nicht abhalten, die folgende umständlichere Uebersicht der Phänomene mitzutheilen. A. d. Red.

Die Pariser Künstler.

(Fortsetzung.)

Man hat von den guten Künstlern der alten Zeit oft gesagt, sie seyen gläubig gewesen, Raphael z. B. habe vom Glauben begeistert seyn müssen, als er aus dem Porträt seiner Geliebten das der Jungfrau Maria machte. Aber die Kunst selbst ist ein Glaube, der wahre Künstler ist der Priester und Dolmetscher jener ewigen Religion, welche sich von allen andern unterscheidet, denn sie schafft und bringt hervor. Deßhalb ist auch Gott der erste Künstler, denn er hat diese Welt geschaffen, und was ist die Welt für ein Meisterstück! Welche Harmonie, welch schönes Verhältniß herrscht in jenem großen Drama, dessen erste Schauspieler die Sonne, die Erde und der Ocean sind! Und um diese ersten Rollen herum, wie wimmelts da von stummen Personen, Choristen und untergeordneten Gehülfen! Wo könnte man reichere Decorationen finden, wo ein volltönenderes Orchester hören, als den Donner? Der Vorhang ist aufgezogen: die Sonne macht dem Ocean den Besitz der Erde streitig, jener blumengeschmückten Braut, ihrer Jugendgespielin und Freundin. Ihr gegenseitiger Streit wird die ganze Natur umwälzen. Der Mond, der heimliche Vertraute der Sonne, dient ihr, so lange sie abwesend ist, nach besten Kräften, aber vergebens. Der erste Akt endigt mit der Sündfluth, der Ocean ist

Sieger; aber der Regenbogen am Himmel erscheint und verspricht der überschwemmten Gattin Hülfe und Beistand. Im zweiten Akt flieht der Ocean, so rasch ihn seine Beine tragen wollen, vor dem Feuer seiner Feindin und tritt hinter die Coulissen; dabei ist die Handlung seitdem stehen geblieben, troz dem Verrath der Menschen, welche dem Besiegten nach allen Kräften beispringen, welche diese arme Erde in allen Richtungen aufwühlen, aushöhlen, durchgraben und zu Kanälen durchstechen. Napoleon war der undankbarste Verehrer der Sonne, er wollte durchaus mit dem Ocean ein enges Bündniß schließen und ihn mit aller Gewalt in seine Hauptstadt bis zu den Höhen des Montmartre leiten. Dabei ist es jedoch geblieben; im zweiten Akt der Weltschöpfung ist der Ocean erlegen und sein Riesenfreund Napoleon hat ihm seine ursprüngliche Herrschaft nicht wieder zurückgeben können. Wir wollen abwarten, was im dritten und lezten Akt sich zutragen wird. Wenn aber Gott Künstler ist, so ist der Künstler wiederum auch ein Gott, weil die Kunst Leben, Seele und Schöpfung ist. Gott ist der Schutzheilige der Künstler, wie der heilige Egidius der Schutzpatron der Goldschmiede und der heilige Georg der Beschützer der Krieger. Was muß das aber für eine mächtige Zunft seyn, welche Gott zum Schutzheiligen hat! von welch echtem Schrot und Korn muß man da seyn, um unter einem solchen Banner zu fechten! Der Visirstab ist hochgerückt für die Stirnen, welche sich darunter messen lassen. Der Name Künstler kommt nicht bloß den Dichtern, Malern, Bildhauern, Architekten, Kupferstechern, Lithographen, Schauspielern und Schauspielerinnen, Tänzern und Tänzerinnen zu; er gebührt allen denen, deren Geist schöpferische Kraft bewiesen hat. Mag man nun immerhin König, Tischler, Professor, Maurer, Geheimer Rath oder Salzdirector seyn, wenn man jenen Antheil von der göttlichen Kraft besizt, wenn man jene Geistesfähigkeit entwickelt, welche findet und befruchtet, so ist man Künstler. Mag man dagegen Mitglied von tausend Kunstvereinen und Akademien, königlicher Hofbaurath, gekrönter Dichter oder Zeitungsschreiber seyn, wenn man nachahmt, nachbildet, wenn man nichts Neues schafft, ist man auch kein Künstler. Cornelianer, Ingresisten, Maler in Düsseldorf, Anhänger von Delacroix, ihr lasset euch umsonst Bart und Haare lang wachsen, umsonst wandelt ihr wie bleiche Schattenbilder des Hungers herum, tragt Kleider, wie sonst kein ehrlicher Mann, und habt Farbe an allen Fingern; alle mögliche Fahrlässigkeit, alles nur erdenkliche geniale Négligé, alle langen Haare der Welt thun nichts dazu; ihr werdet eben so wenig Künstler seyn, wie der Pariser Nationalgardist, der seine Bandeliere puzt und in den Soldatenrock sklavisch verliebt ist.

Man betrachte nur einmal in Paris alle jene jungen Leute, welche wunderliche Röcke tragen, wie Wegelagerer aussehen, mittelalterlich sprechen und bei den Thürmen von Notre-Dame schwören; welche ihre Individualität aufopfern und ihren ganzen Ruhm darein setzen, nachzuahmen, zu copiren, hintendreinzukommen, indem sie den Meister beim Zipfel seines Rockschoßes festhalten; soll man alle diese jungen Leute Künstler nennen? Aber was wird dann aus der Originalität, jener wesentlichen Bedingung für den Künstler? Seht sie nur an: sie sind Alle nach demselben Muster zugeschnitten, sie haben Alle dieselbe Haltung, denselben Zweck, dieselbe Sprache, dieselben, wie Hundeohren über die Backen herunterhängenden Haare. Indem sie Alle, wie eine Viehheerde, sich auf einem und demselben Wege treiben lassen und einander in die Fußstapfen treten, beweisen sie nicht bloß die Macht des Ersten, welcher sie führt, sondern noch obendrein die Schwäche derer, welche ihm folgen.

Die gewöhnliche Manie der jungen Künstler ist hier, wie an andern Orten, außerhalb ihrer Zeit mit andern Ideen und andern Sitten leben zu wollen, welche Thorheit sie von der übrigen Welt absondert, ihnen einen fremdartigen und seltsamen Anstrich gibt und die Acht der Gesellschaft über sie verhängt; sie sind wahrhaftige moderne Zigeuner, und gleichen sehr den ehemaligen flotten Burschen der deutschen Universitäten. Gleich diesen haben sie eine eigene Sprache, ein Werkstatt-Rothwelsch, welches für die übrigen Sterblichen unverständlich ist. Dieses Rothwelsch besteht meistens darin, daß man die lezte Sylbe eines Worts durch eine willkührlich ersonnene Endung vertauscht, welche man dann gemeinsam allen Wörtern anhängt. Statt épicier z. B. sagen sie épicemar, statt artiste nach derselben Bildungsregel artismar. Wie die Griechen und Römer jeden Fremden Barbar nannten, wie die deutschen Studenten noch heutzutage Jeden, der nicht immatrikulirt ist, Philister schimpfen, so nennen die jungen, angehenden Künstler in Paris Jeden, der kein Bürgerrecht unter ihnen erlangt hat, bourgeois, neuerdings auch wohl épicier. Die größte Beleidigung, die sie sich zufügen können, ist, sich rococo, pair de France, empire, perruque, comme il faut oder académie zu schimpfen. Académie ist der unterste Grad von bourgeois. Mag es stürmen, schneien oder regnen, nie verzeihen sie den Regenschirm. Was sie besonders unterscheidet, ist der Abscheu vor allen Gemächlichkeiten des Lebens, vor dem Comfortable. Alle Eleganz ist bei ihnen in die Acht erklärt; der reine Hemdkragen ist abgeschafft und kann nie wieder eingeführt werden; Handschuhe sind Chimären, von der Seife sagen sie, was Brutus von der Tugend sagte: leerer Wortschall! Sie verkaufen ihren neuen Frack, um für den Ertrag einen alten, wurmstichigen Lehnstuhl einzuhandeln, und essen

nicht zu Mittag, um für das Geld einen zerbrochenen, bemalten Porzelanteller zu kaufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Resultate.

Ich nähre mit verschwiegner Lust
Die liebsten Kinder meiner Brust:
Die süßen Schmerzgefühle;
Am Morgen sammle ich sie ein,
Sie werden mir willkommen seyn
Einst in des Abends Kühle.

„Ist doch — rufen sie vermessen —
Nichts im Werke, nichts gethan!“
Und das Große reift indessen
Still heran.
Es erscheint nun; Niemand sieht es,
Niemand hört es im Geschrei:
Mit bescheidner Trauer zieht es
Still vorbei.

v. Feuchtersleben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, April.

(Fortsetzung.)

Platen. Deutsche Philosophie.

In Bezug auf den andern Tadel muß ich bemerken, daß der Italiener; von Haus mehr für klassische Form empfänglich, sich nie in die ironischen Zustände einer improvisirenden Romantik (von Platen einmal „als empor sich schraubende Ohnmacht, die den begeisterten Schwärmer sogar spielen will,“ bezeichnet) hineinfand, ja im Gegentheil stets in der Scheu Platens vor dem heiligen Geist der Poesie, „der die Aufgabe tief lag, ja tief, wie die Perle des Tauchers,“ eine echt deutsche Dichterweihe erkannte. Man begriff nicht, was in den, vom Dichter selbst verhältnißmäßig hochgehaltenen Abassiden solche Verschmelzung von Wahrheit und Dichtung, mit dem Hintergrund neapolitanischer Naturschönheiten, eingefaßt in die Musik schönster Verse, noch irgend an Erfindung zu wünschen übrig ließe. Wer durch äußere Beglaubigung überzeugt seyn wollte, wie bei Platen mit dem Gedanken selber jedes Versmaß durch innern Organismus entstanden war, mußte ihn seine Gedichte recitiren hören, oder sein Entzücken gesehen haben, wenn die Poesie pindarischer Versrhythmen ihn hinriß. — Es ist eigen, daß der einzige neuere Dichter, der an Vollendung der Form und Eigenthümlichkeit der Gedanken mit Platen zu vergleichen ist, daß der Graf Giacomo Leopardi in ähnlichem Tadel von seinen Landsleuten mißverstanden ward. Wohlwollende Freunde haben in seinen Canti namentlich die politische Seite hervorgehoben, und die dadurch entstehende Poesie einer absoluten Verzweiflung als das Höchste und Eigenthümlichste derselben erkennen wollen; wie auch Wohlmeinende Platens höchsten Schwung in dem „Grabe von Busento“ und im „Pilgrim von St. Just“ bewunderten, und Lieder dieser Art ihm anempfahlen. Dabei wird denn freilich die unendliche, auf den ersten Blick sich allerdings weniger verrathende Vollendung jener kleinen Gedichte Leopardi's, welche Musik der Ruhe, wenn man so sagen darf, und Versöhnung athmen, gänzlich übersehen; wie auch Platen, bloß in der angegebenen Weise der zwei kleinen Lieder fortdichtend, nie jenen männlich gesunden Ton angestimmt hätte, zu welchem seine Muse vorzugsweise berufen war. In der lezten Zeit dachte Platen fast ausschließlich an prosaische Darstellungen aus der venetianischen Geschichte, für die er mit gründlichen Vorarbeiten beschäftigt war. Ganz durch diesen großartigen Stoff angezogen, ging er weniger als je mit größern poetischen Leistungen um, so daß bei dem kränklichen Zustande, in welchem er sich fast fortwährend befand, jene verheißene „große That in Worten“ immer weniger ausführbar ward. Die Veränderung, welche in den lezten Jahren mit ihm vorgegangen, fiel allen seinen hiesigen Freunden auf; man betrachtete ihn wirklich als einen Sterbenden, und nur die Wenigsten hatten Hoffnung, ihn bei seinem Scheiden aus dem Süden Italiens rückkehren zu sehen. Wenn Einer, war Platen berechtigt, von sich zu sagen:

> Der Kunst gelobt' ich ganz ein ganzes Leben,
> Und wenn ich sterbe, sterb' ich für das Schöne.

Und Niemand wird sicherer als er bei der Nachwelt auf eine Anerkennung rechnen können, die er selbst in jenen Versen sich verspricht:

> Es werden Spät're meinen Geist in Eden
> Beschwören und entschuldigen und sagen:
> Er dachte groß, wie konnt' er kleinlich reden?

Unzufrieden mit Deutschlands Gegenwart, wie er war, ward ihm der Wunsch gewährt, nicht gerade an der Pyramide des Cestius, aber an einem Orte zu sterben, welcher dem für griechische Natur und griechische Kunst begeisterten Dichter der geweihteste in ganz Italien seyn mußte.

Die früher erschienenen Uebersezungen von Tennemanns Handbuch der Geschichte der Philosophie, von de Wette's und Blasche's theologisch-philosophischen Werken scheinen keine ähnlichen Versuche weiter nach sich zu ziehen. Sie entstanden zu Mailand, das Italien so ziemlich allein mit Uebersezungen und Umarbeitungen dieser Art versieht, durch nähere oder entferntere Theilnahme Romagnosi's. Da dieser aber schwerlich eine tiefere Einsicht der neuesten deutschen Philosophie sich verschafft hatte, war es natürlich, daß sein Einfluß, bestimmend wie er für das gebildete Italien gewesen ist und noch fortwährend bleibt, auf das Studium tieferer deutscher Werke nichts weniger als günstig einwirken konnte. Die wenigen Italiener, welche das Bedürfniß gründlicher philosophischer Studien fühlen, gehen doch über Vico und Romagnosi nicht hinaus, ja die wenigsten gelangen dahin, Beide in ihrer Gesammtheit aufzufassen und zu verstehen. Bei dem Tode Romagnosi's hat sich dies und damit zugleich das merkwürdig geringe Talent der Italiener für philosophische Aufgaben überhaupt von Neuem herausgestellt. Romagnosi zählt in Oberitalien, namentlich in der Lombardei, unter den jüngern Leuten Viele, welche sich seine Schüler nennen, und jezt nach dem Abscheiden ihres Lehrers dessen philosophisches System, wenn es so zu nennen ist, auf faßlichere Weise zu reproduciren bemüht sind. Unter allen Darstellungen dieser Art war nun nicht Eine aufzufinden, die nicht noch unsystematischer, und deßwegen unverständlicher gewesen wäre, als Romagnosi selber, dessen Verstehen doch am Ende nur einer Nation schwer fallen kann, welche nie eine eigentliche Schule wahrhaft speculativer Denker gehabt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 100.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 26. April 1836.

Ich hab' mein Sach auf Nichts gestellt.
Juchhe!
Drum ist's so wohl mir in der Welt.
Goethe.

Die Pariser Künstler.

(Fortsetzung.)

Der Egoismus erklingt bei den jungen Künstlern in der Regel nur, wenn man die Saite ihres Talents berührt. Sonst sind Uneigennützigkeit, Bruderliebe, Gleichheitssinn, jene Tugenden der Kinder und der Armen, auch ihre Tugenden. Sie theilen mit einander ihr weniges Silber und Kupfer; ihr Gold würden sie vielleicht für sich allein behalten, zum Glück haben sie keines. Ich glaube, Béranger hat an sie gedacht, als er den philosophischen Refrain seines Liedes, les Gueux betitelt, dichtete:

Les gueux, les gueux
Sont des gens heureux,
Qui s'aiment entr'eux,
Vivent les gueux!

Die Armuth ist ihr güldenes Kalb; sie sind stolz darauf, sie gefallen sich darin, sie beten sie an. Frei quand même, lustig, ohne Qual und Sorgen stehen sie in dem Alter der Flegeljahre, wo man singt aus voller Brust, und das Glück selbst mit vollen Händen nicht hereinläßt, wenn es an die Stubenthüre klopft. Glückseliges Alter, wo man von dem materiellen Wohlergehen im Leben noch nichts begreift, wo man den Faust mitsammt Goethe verflucht, der seine Seele zum Vortheil seines Körpers an den Teufel verschreibt. Ohne sich gerade viel um die Tagspolitik zu bekümmern, sind doch die Künstler gerade diejenigen, welche am tiefsten und bittersten alle Leute hassen, die ihre Ueberzeugung gewechselt, ihre Partei gegen Glücksgüter verrathen und sich zu feilen Söldlingen irdischen Wohllebens und thierischer Genüsse gestempelt haben. Den Hauptaufwand bestreitet bei ihnen die Phantasie; sie sind so reich daran! Sie wiederholen täglich das biblische Wunder, verwandeln den Wein zu zehn Sous in den edelsten Burgunder, und sind im Stande, sich in reinem Quellwasser zu berauschen. Was liegt ihnen an den königlichen Schätzen, an der prächtigen Mittagstafel bei einem hohen Gönner, an den Hotels von Rothschild und andern Bankiers, ihnen, die Besseres erträumen, als allen jenen Tand, ihnen, welchen der Schein der Sonne viel goldener dünkt, als alle Kostbarkeiten der Welt, ihnen, dem wandernden, unbeständigen Völkchen, welches das Weltall bewohnt, wie einen unermeßlichen Pallast, das an Allem, was auf der Erde ist, Genuß hat, an einem Strohhalme, der in der Luft fliegt, an einem Vogel, der von Ast zu Ast flattert, an einer Lerche, die ihr Morgenlied singt, an einem Strahl, der aus eines Mädchens schwarzem Auge leuchtet! Sie

wollen daher nichts von der sammtweichen Luft des Wohllebens, von einem ruhigen, stets gleichmäßig und sicher dahinfließenden Daseyn wissen. Nein, sie wollen kein beständiges Ofenfeuer und keinen ewigen Sonnenschein; sie verlangen Hitze und Kälte, Nässe und Dürre. Bald wollen sie reich, bald arm, heute Wähler, morgen Lumpensammler seyn; sie wollen mit dem Rade sich bald nach unten, bald nach oben drehen, jezt durch den Schmutz, jezt durch Blumen waten. Alles, was sie hier oder dort fesseln könnte, ekelt sie an. Pfui über die zarten Bande der Ehe, über die schwärmerischen Regungen der Liebe! Pfui über Alles, was den Reiz des gewöhnlichen Lebens ausmacht! Das Familienleben ist ihnen ein Greuel; die Besten unter ihnen rühmen sich, Bastarde zu seyn; Andere, nicht weniger aufgeklärt, taufen sich um. Wenn sie von ihren Taufpathen die Namen Jean, Jules, Eduard erhalten haben, nennen sie sich Jehan, Giulio, Edward, und aus einer Cigarre machen sie Kautabak. Der Tabak ist das Kraut, welches sie am höchsten in der Welt achten; aber es muß der feingeschnittene französische Tabak seyn, der sogenannte Kaporal; sie sehen uns Deutsche mit verächtlichem Achselzucken an, wenn wir Varinas oder Portorico rauchen; wer ihnen türkische Blätter anböte, müßte sich mit ihnen schlagen. Deutsche und türkische Pfeifen mit langen Weichselröhren und schönen Kern- oder Bernsteinspitzen verachten sie ebenfalls, ihre Liebhaberei sind kleine, kurze, mit Tabaksaft schwarzgetränkte holländische Thonpfeifen. Glückliches Künstlergeschlecht! wer seine hiesigen Sprößlinge beobachtet hat, glaubt an die fünf Sous des ewigen Juden und an den Zehrpfennig der Knappen Rolands. Der Reiche ist das Wesen, welches sie am meisten bemitleiden; nach dem Reichen kommt der Familienvater, dieser hat den nächsten Anspruch an ihre Barmherzigkeit.

Um diese abgesonderte Klasse der Pariser Gesellschaft kennen zu lernen, muß man sie, wie wir, bei ihren Arbeiten und Vergnügungen gesehen haben. Ihre Fröhlichkeit ist voll Geist und Witz, aber etwas derb, wie der Witz Falstaffs, oft auch im Geschmack der Damen der Halle; er bleibt für Jeden unverständlich, der nicht in die Geheimnisse ihres Baldienstes eingeweiht ist. Ich werde noch lange an einen Ball denken, den ein recht talentvoller Künstler diesen Winter während der Fastnachtszeit veranstaltete und zu dem ich durch Vermittlung eines Freundes vom Festgeber eingeladen war. Es war ein Maskenball. Mädchen und Frauen verschönerten das Fest nicht durch ihre Gegenwart. Ueber der Eingangsthür las man in großen Buchstaben: Jei on n'entre pas sans pipe, chique ou cigare. Tabaksdampf war die respirable Luft des Zimmers geworden. In dem Tanzsaal stand ein altes Fortepiano, nach dem getanzt wurde, von der Zimmerdecke hing statt des Kronleuchters ein Todtenkopf herunter, in dessen Augenhöhlen zwei Talglichter brannten; der Rest des Ameublements bestand aus etwa zwanzig Kirchen- und Wirthshausstühlen und aus einem großen antiken Tisch von schwarzem Eichenholz, worauf Stahl, Schwamm, Zündhölzer, Feuerzeuge, Tabak, Thee und andere Bedürfnisse zerstreut herumlagen. Verschiedene Arten von geräuchertem Fleisch, Schinken, Würste, kurz ein reicher Vorrath von Charcüterie war in einem anstoßenden Zimmer aufgestapelt, und wenn Jemand Hunger hatte, hieß man ihn in die Salle du buffet gehen. Das schon erwähnte Piano, eine Trommel, ein Jagdhorn, eine Klarinette, eine Querpfeife, zwei Trompeten und alle Stimmen der Gehenden und Kommenden bildeten das Orchester. Darnach beurtheile man die Harmonie.

(Der Beschluß folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

In der Nacht vom 12ten auf den 13ten November 1832 wurde wiederum am Unterrhein, in der Schweiz und vielen andern, sehr entfernten Orten eine zahllose Menge dieser Meteore beobachtet. Zu Sheffield zählte ein Beobachter in dieser Nacht binnen fünf Minuten gegen 50 Sternschnuppen; zu Düsseldorf wurden von 4 bis 7 Uhr Morgens 267 Sternschnuppen, und darunter gegen 50 erster Größe wahrgenommen; ja, zu Sudsha, im russischen Gouvernement Kursk, verbreitete die Unzahl der fallenden Sternschnuppen und Feuerkugeln einen den ganzen Horizont umgebenden Lichtschein. Die Bahn der meisten dieser Meteore bildete spitze Winkel mit dem Horizont, keine bewegte sich demselben parallel; die Erscheinung ward an vielen Orten die ganze Nacht hindurch gesehen.

Die Merkwürdigkeit dieses meteorischen Phänomens wächst aber noch ausnehmend durch einen dritten, wiederum genau im nämlichen Zeitpunkte, nämlich in der Nacht vom 12ten auf den 13ten November 1833, eingetretenen Fall. Der Vorgang war uns anfänglich nur unvollständig aus den Mittheilungen eines deutschen Astronomen bekannt geworden; seitdem aber hat Denison Olmstedt, Professor der Mathematik und Physik am Yale-Kollege zu New-Haven, die darüber vorhandenen Beobachtungen mit großem Fleiße gesammelt und mit umsichtiger Kritik geprüft, und es ergibt sich aus seiner Darstellung, welche auch in Poggendorfs bekannte Annalen übergegangen ist, daß das Phänomen in einem großen Theile von Nordamerika, von Schiffern im

merikanischen Meerbusen, auf Cuba, Jamaika, kurz auf einer Erdfläche beobachtet wurde, welche weit über 100,000 Quadratmeilen umfaßt. Es fielen daselbst in dieser Nacht, besonders aus der durch das Sternbild des Löwen bezeichneten Himmelsgegend unzählbare Sternschnuppen und Feuerkugeln; und ein Beobachter zu Boston hat etwa am zehnten Theile des Himmels, den er besonders in das Auge faßte, in kaum 15 Minuten 650 solche Meteore wahrgenommen, was also für den ganzen Himmel in dieser einen Viertelstunde 7000 Feuerkugeln, und auf die ganze sechsstündige Dauer der Erscheinung eine wahrhaft ungeheure Summe geben würde. Wunderbarerweise findet sich der Hauptpunkt der Erscheinung am Himmel genau in der Richtung, welche die Erde damals in ihrer Bahn hatte; und gerade dieser Umstand hat den Astronomen Enke in seiner oben von uns angeführten Vermuthung bestätigt.

Das Bekanntwerden dieses Berichts, welches vielleicht zu spät erfolgte, um eine neue Beobachtung gleich im folgenden Jahr 1834 zu veranlassen, gab indeß doch dem Londoner Astronomen Bailey Gelegenheit, den jezt am Cap beobachtenden Sohn des berühmten Herschel, Sir John Herschel, einzuladen, diesem Gegenstande um die Mitte Novembers 1835 seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken. Herschels Schreiben ist nun gegenwärtig eingegangen, und ich setze dasselbe, wie es mir mitgetheilt worden, hieher, da es im Allgemeinen wiederum eine Bestätigung der Enke'schen Hypothese enthält. Am 12ten und 13ten November sah Herschel keine Sternschnuppe. In der Nacht auf den 14ten hatte er zugleich seinen Assistenten Stone mit der Beobachtung beauftragt. „Dieselbe begann," fährt nun das Schreiben fort, „um 0^h Sternzeit, und bis 4 Uhr 8 M. sahen wir keine Sternschnuppe. Um 4 Uhr 18 M. 19 Sec. Sternzeit rief Stone plötzlich aus: „Da geht die größte, die ich je gesehen." Sie fiel gegen Westen. Um 4 Uhr 42 M. 59 Sec. rief Stone schon wieder, er sehe eine große Feuerkugel; sie fiel gegen Norden, jedoch nicht vertikal, sondern etwas östlich, und erschien so groß wie Jupiter. Um 4 Uhr 46 M. 59 Sec. noch eine große, östlich vom Jupiter, und noch schiefer fallend. Um 4 Uhr 53 M. 59 Sec. schrak ich förmlich vom Telescop zurück, so groß war der Glanz einer abermaligen Sternschnuppe, welche gegen Südwest und wiederum schief fiel. Sie ließ einen schmalen, lebhaften und unverkennbar gekrümmten Schweif hinter sich, der 20 Secunden dauerte und genau beobachtet werden konnte. Dieses Meteor war so groß wie Venus, wenn sie hier am glänzendsten ist." * Herschel sezt, was wiederum die Beschränkung auf einen bestimmten Zeitpunkt, und also auf einen bestimmten Fleck in der Erdbahn anzudeuten scheint, hinzu, daß er in den folgenden Nächten weiter keine Sternschnuppen gesehen habe, und schon aus diesem Grunde seine Aufmerksamkeit auf diesen sonderbaren Vorgang im bevorstehenden nächsten November verdoppeln werde. Hiezu lade ich denn auch die Leser ein. Der Umstand ist von der größten Wichtigkeit, und kann der Frage über den kosmischen oder tellurischen Ursprung der Feuermeteore, d. h., ob sich dieselben im Weltenraume oder bloß in der irdischen Atmosphäre erzeugen, vielleicht eine andere Wendung geben, wenn man nicht vielmehr annehmen will, daß sowohl der Himmelsäther als die Erdenluft zu Concretionen wie Sternschnuppen u. dgl., befähigt sind. Hinsichtlich der irdischen Atmosphäre kann darüber wohl kaum ein Zweifel bestehen; und was den Himmelsäther betrifft, so ist derselbe vom allgemeinen Schöpfungsstoffe durchdrungen, was die Möglichkeit der Formation solcher kleinern Gebilde gleich bedingt. Unter allen Umständen werde ich seiner Zeit auf diesen interessanten Gegenstand zurückkommen.

* Der Briefsteller bemerkt auf diese Veranlassung, daß Venus unter dem reineren Caphimmel einen so starken Schatten wirft, daß Baumblätter, kurz die kleinsten Gegenstände darin erkennbar sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

Conzerte.

Die Abonnementsconzerte der königlichen Hofkapelle sind zu Ende. Sie brachten uns viel des Schönen, wenn schon fast ausschließend neuere Musik, die nicht über Haydn hinaufreicht, also nichts des Alten, und so bleibt ein Concert historique, wie man sie in Paris zuweilen gibt, ein stehendes Verlangen der Musikfreunde, dessen Erfüllung freilich bedeutende Schwierigkeiten im Wege stehen mögen. Von alter Kirchenmusik hören wir, seit der Erbauung der katholischen Kirche, in der Charwoche am Mittwoch, Gründonnerstag und Charfreitag Nachmittags die „Lamentationen" mit deutschem Texte. Es sind einstimmige, höchst einfache Gesänge, sich stets wiederholende Säze von fünf Noten, choralmäßig getragene, von einem sanften Orgelregister begleitete Töne. Ihrer Construction nach erfordern sie unerläßlich die reinste Intonation, die deutlichste Aussprache, Vermeidung jeder Verzierung durch Vorschläge und Mordenten, jedes theatralischen Affekts. Hiernach kann man den Geschmack der Vortragenden messen. Auf der Bühne gibt der Sänger seine Person, in der Kirche muß die Individualität zurücktreten; die christliche Gemeine singt hier auch in dem einzelnen, von ihr erwählten Organ; jeder persönliche Affekt tödtet unser Gefühl. Das große Publikum darf man jedoch hierüber nicht fragen; dieses liebt und lobt oft gerade das Geschmacklose, wenn es sich nur recht derb faßlich pronunzirt. Ueberhaupt kann man dieses große Individuum im

den höhern, reinern Regionen der Kunst kennen lernen. Es hat schon entsezlich viel genossen, kann aber das Beste nicht unterscheiden. Darum hält es gern auf einen, zwei, höchstens drei Namen von gutem Klange. Da entsteht ihm denn eine Ahnung von dem Maße, der Stufenfolge des Schönen; da glaubt es sicher zu gehen, läßt all seinen Respekt los, und ist gegen seine Kunsthelden so verschwenderisch im Lob, als es gegen seine Sündenböcke unerschöpflich im Tadel ist.

Den Charfreitagabend feiert der Kirchengesangsverein durch Gesang und Rede in der Hospitalkirche. Die eindringende Gewalt des vierstimmigen Choralgesangs bewährte sich diesmal auf eine recht erhebende Weise. Auch das weltberühmte „Miserere“ von Allegri wurde mit deutschem Texte gegeben, vielleicht in derselben Stunde, in welcher es in Rom in der Sixtinischen Kapelle gesungen wird. Wer es nie gehört hat, macht sich gewiß ein Bild davon, dem das Werk selbst nicht entspricht; er denkt an etwas, wie Händelsche Chöre, und es ist ein choralartiger Wechselgesang, wenig figurirt, vier- und dreistimmig, ohne alle Begleitung, weil die päpstliche Kapelle keine Instrumente kennt. Allerdings mag derjenige, dem eine Vergleichung von hier und dort vergönnt ist, die Uebersezung aus Süden nach Norden wohl empfinden; doch mag auch an der Geburtsstätte dieser unsterblichen Gesänge des Störenden viel vorkommen, da, wie auch neuestens Menzel in seiner Reise nach Italien anführt, das sich zudrängende Publikum, ausschließend Fremde, also größtentheils Engländer, während der heiligen Trauergesänge sich um die Pläze streitet, im Dampfe den Athem verliert, Damen ohnmächtig weggetragen werden 2c. Daß doch das Schöne auf Erden so selten mit ungestörtem Sinn, in gemüthlicher Isolirung genossen werden kann!

Zur Charakterisirung unserer Winterconzerte will ich noch beibringen, daß wir fünf Symphonien und eine Ouvertüre von Beethoven, zwei Symphonien von Mozart, eine von Haydn, drei Ouvertüren von dem originellen Mendelssohn, darunter eine wiederholt, eine von C. M. Weber aus Oberon, Vieles vom Kapellmeister Lindpaintner, darunter die Fest-Ouvertüre, zum Musikfest in Hall 1835 componirt, zu hören bekamen. Unser Molique, der in Paris verdiente Anerkennung gefunden, spielte drei Violinconzerte. Seine treffliche Schule, sein vorleuchtendes Beispiel bewähren sich an manchem jungen Talente. Kürzlich machte ihm das Spiel eines Sohnes von Häser, seines Zöglings, Ehre. Unsere Instrumental- und Gesangsvirtuosen thaten ihr Bestes; ihre Namen sind in der musikalischen und Theaterwelt bekannt, auch wohl ihre Leistungen, da sie jährlich Kunstreisen machen. Mehrere kunstreiche Gäste brachten Abwechslung und Maßstäbe zur Vergleichung. Jüngere Talente bilden sich erfreulich und hoffnungsvoll nach. Von zwei Söhnen des beliebten Flötenspielers Krüger, Beide noch im Knabenalter, zeigt der Eine bedeutende Fertigkeit auf dem Fortepiano, der Andere auf der Harfe, und ihr Vortrag hat schon eine Haltung, wie man sie sonst von solcher Jugend nicht erwartete. Sie konnten sich schon in den beiden Museen und im öffentlichen Conzert hören lassen. Die Kunstbildung und Virtuosität rückt im Verlaufe der Zeit immer weiter gegen die zarten Jahre hinab. — Zwei Schwestern Mutschlechner erquicken das Ohr mit Stimmen vom herrlichsten Metall und einer dem Ton eingebornen Seele. Ihre künstlerische Weiterbildung möge nur nicht, statt Sicherheit, Gewandtheit und Geschmack zur reinen Natur hinzuzubringen, den unschäzbaren Fonds von Material in Zierrathen und Schnörkeln verbauen. Ein Finale aus Achilles und eines aus Graf Armand wurden durch Mitwirkung des Liederkranzes bei den Chören verstärkt. Die Producirung des ersten Akts von „Cosi fan tutte“ ließ bedauern, daß ein fast unerträglicher Text, dem wohl durch keine Dichtergabe zu helfen seyn möchte, die Aufführung des Mozartschen Meisterwerks unthunlich macht.

(Die Fortsezung folgt.)

Florenz, April.

(Beschluß.)

Deutsche Literatur in Italien.

Wie wenig auch in anderer Beziehung von einer sogenannten europäischen Literatur in Italien bis jezt die Rede seyn kann, lehren die Urtheile, welche neulich bei der Uebersezung des Goethe'schen Faust von Scalvini zum Vorschein kamen. Nach der ausgezeichnet gelungenen Uebersezung einiger Tragödien Schillers von Maffei ist dies das erste größere Unternehmen dieser Art; denn die Uebertragung der Lehrjahre Wilhelm Meisters in Einem Band war nicht geeignet, Goethe auf würdige Weise bei der italienischen Nation einzuführen. Maffei hat durch seine Uebersezung der Schillerschen Tragödien den deutschen Dichter wirklich italienisirt, und seinerseits männlich dazu beigetragen, die große Mauer von Vorurtheilen über die deutsche Nation zu zerstören, welche, aufgeworfen durch den Strom mehrerer Jahrhunderte, durch die neuesten Zeitbegebenheiten und moderne italienische Schriftsteller gleichsam eine historische Begründung gewonnen hatte. Schlecht und ungenügend, wie die meisten Vorstellungen auf italienischen Bühnen sind, reißt dennoch Maria Stuart überall, und oft so zu allgemeiner Begeisterung hin, daß das Publikum Schiller für den ersten Dichter halten möchte, und wir danken es Maffei, daß das gebildetere Italien in seinen Bibliotheken die Büste Schillers der Dante'schen zunächst anreiht. — Es war nach dem, was ich oben über das Ignoriren deutscher Philosophie angedeutet habe, zu erwarten, daß das Verständniß der Goethe'schen Schriften ganz andern Schwierigkeiten in diesem Lande ausgesezt seyn mußte. Man kannte den Faust bisher nur aus der mittelmäßigen französischen Uebersezung in Prosa, die schon einmal bei dem ersten italienischen Tragiker in einem Aufsaz in der Autologia die merkwürdigsten Mißverständnisse veranlaßt hatte. Niccolini ist natürlich später von jenen Vorurtheilen zurückgekommen, die Beurtheiler der Scalvinischen Uebersezung aber legen sie bei dieser Gelegenheit von Neuem wieder auf. Sie heben das Verzweifeln des Faust an der Wissenschaft, sein Verhältniß zu Margarethe, die wahre Darstellung vieler einzelner Scenen, überhaupt Details aller Art hervor, ohne die universelle Tendenz des Kunstwerks, die Danteske Bedeutung desselben, wenn man so sagen darf, im Geringsten zu ahnen. Und doch wäre diese Uebersezung vor vielen andern geeignet, von dem ganzen Werke eine Vorstellung zu geben. Wer die italienische Sprache genauer kennt, wird begreifen, welche Schwierigkeiten ein Uebersezer zu überwinden hatte, der einen Faust im Versmaß der Urschrift wiedergeben wollte. — Das nächste Mal gebe ich eine Uebersicht der literarischen Erscheinungen des vergangenen Jahrs.

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 27. April 1836.

Du mußt es sehn, wie sie, o Mutter Sonne,
Sogar dein Strahlenantlitz kritisiren.

Fr. Haug.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Die vielen, im verflossenen Winter auf der Sonne bemerkten Flecken, welche besonders um die Mitte des Novembers so häufig waren, daß gleichzeitig zwanzig dergleichen Sonnenflecke, in sieben Gruppen vertheilt, theils auf der nördlichen, theils auf der südlichen Hälfte der Sonnenscheibe wahrgenommen wurden, haben die schon oftmals aufgeworfene Frage nach dem Einflusse dieser Sonnenflecke auf die planetarische Temperatur von Neuem angeregt, da es auf den ersten Blick allerdings scheint, als wenn eine solche Beeinträchtigung des Sonnenlichts durch viele, die Sonne verdunkelnde Flecke eine Erniedrigung der planetarischen, und namentlich der irdischen Temperatur verursachen könne.

Ich muß aber, um die eigentliche Bedeutung dieser Frage bezeichnen zu können, um Erlaubniß bitten, einige Bemerkungen über die Natur der Sonnenflecke vorauszuschicken. Die Leser erinnern sich, daß, nach der Darstellung des ältern Herschel, der an und für sich dunkle, kugelförmige Körper der Sonne eine dreifache sphärische Hülle hat. Die äußerste dieser Hüllen besteht aus einem Lichtmeere (Photosphäre), welches durch eine zweite, unter ihm liegende, äußerst elastische und dabei transparente Schicht immer in einer großen Höhe erhalten wird. Unter dieser zweiten Schicht endlich liegt eine dritte, wolkenartige Hülle, welche die eigentliche Atmosphäre des Sonnenkörpers bildet, den man sich also keineswegs als ein Feuermeer, sondern vielmehr als ein, nach der Analogie der Planeten bewohnbares, und höchst wahrscheinlich auch von denkenden und genießenden Wesen wirklich bewohntes Gebild vorzustellen hat. Ereignen sich nun in jener äußersten Lichtsphäre Revolutionen, durch welche sie Risse bekommt und welche sich nothwendig den unmittelbar darunter liegenden luftartigen Schichten mittheilen, so wird an solchen Stellen der eigentliche Sonnenkörper dadurch bloß gelegt, und schimmert nun so schwarz oder schwärzlich hindurch, wie uns der Kern der Sonnenflecke erscheint, welchen der graue Wolkenrand der untersten Schicht umgibt. Sonnenflecke sind also allemal Folgen heftiger Bewegungen oder Thätigkeiten in der Lichtsphäre der Sonne. Weit entfernt, demnach eine Erniedrigung der planetarischen Temperatur von ihnen zu erwarten, darf man vielmehr bei einer solchergestalt erhöhten Thätigkeit in der Photosphäre der Sonne auch auf Erhöhung der planetarischen Temperatur rechnen. — Ich für meine Person theile diese Ueberzeugung; manche Astronomen, z. B. Littrow, fordern aber erst noch eine längere Beobachtungsreihe, um sich darüber zu entscheiden. Uebrigens muß in

Bezug auf diesen Gegenstand noch bemerkt werden, daß man in der Erscheinung der Sonnenflecke bisher durchaus keine Art von Gesetz hat entdecken können. Selten findet man die Sonne ganz frei von denselben, noch seltener aber anderseits ist die Sonnenscheibe auch so reichlich damit bedeckt, wie z. B. in diesem Winter. Scheiner, der Entdecker und fleißige Beobachter der Sonnenflecke (1611), will einmal 50 derselben auf einmal, nachher aber auch Monate lang keinen einzigen beträchtlichen gesehen haben, was in unserer Hypothese auf Beruhigung der Sonnenlichtsphäre nach bedeutender Aufregung hindeuten würde. Lalande äußert die Meinung, daß es besondere Stellen der Sonnenoberfläche gebe, welche für die Bildung der Flecken vorzugsweise geeignet seyen; allein diese Vermuthung ist durch die spätern Beobachtungen nicht bestätigt worden. Doch gewahrt man die Flecken öfter in der Nähe des Sonnenäquators, so daß sie mit der Rotationsbewegung der Sonne, welche unter dem Aequator bekanntlich am schnellsten ist, in einer Art von Verbindung zu stehen scheinen. Allerdings wäre es möglich, daß die Lichtsphäre, welche diese Rotationsschnelligkeit mit dem Sonnenkerne theilt, davon afficirt werden könnte. — Man sieht, daß der beobachtenden und Conjecturalastronomie hier noch ein weites Feld bleibt, so Außerordentliches auch bis jezt geleistet worden ist.

Um so interessanter wird man finden, was in Rußland jezt für Anlegung einer kaiserlichen Hauptsternwarte geschieht, worüber wir in diesen Blättern schon mehrmals vorläufige Mittheilungen gemacht haben, und worüber uns jezt ein Hauptbericht vorliegt. Der Pulkowa'sche Berg, unfern Petersburg, und zum Gebiete des kaiserlichen Lustschlosses Zarskoje-Selo gehörend, in der glücklichsten, eines uneingeschränkten Horizonts genießenden Lage, ist das vom Kaiser zu diesem Etablissement geschenkte Grundstück. Das Architektonische des Baues wird von einem Herrn v. Brülof, Mitgliede der Akademie der Künste, die astronomische Ausstattung der Sternwarte aber von einer Commission der Akademie der Wissenschaften geleitet, welche aus dem Präsidenten Greig und den Akademikern Fuß, Lenz, Struve und Wisniewsky besteht. Dieses großartige Monument wird einen imposanten Anblick gewähren. Die von der Hauptstadt kommende prächtige Heerstraße führt in gerader Linie bis zu dem 200 Fuß hohen Berge, auf welchem sich die Sternwarte erhebt, und da, durch einen glücklichen Zufall, die Mittagslinie, auf welcher die Façade des Gebäudes, seiner Bestimmung gemäß, genau senkrecht steht, von der Richtung jener Chaussee nur um eine Kleinigkeit abweicht, so wird die neue Sternwarte von ihrer Höhe der Mitte des Wegs zu entsprechen scheinen. Während sich aber nach diesem Plane der Riesenbau selbst mit aller für diesen großen Zweck erforderlichen Solidität erhob, begab sich der Dorpater Astronom Struve auf eine Reise in das Ausland, um mit den berühmtesten Künstlern wegen der für die neue Anstalt erforderlichen Instrumente selbst zu unterhandeln, auf welche Veranlassung er in Berlin die Genugthuung erlebte, von dem berühmten Humboldt, dem er den ganzen Plan der großen Unternehmung auseinander sezte, zu hören, daß seit Begründung des Museums in Alexandria, unter den Ptolemäern, eine gleich erhabene wissenschaftliche Anstalt, wie diese Sternwarte, nicht zur Ausführung gebracht worden sey.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Pariser Künstler.

(Beschluß.)

Es war ein wahrer Sabbath. Zum Glück war es ziemlich weit hinter dem Luxembourg, sonst hätte ganz Paris bei einem solchen nächtlichen Teufelslärm an den Untergang der Welt glauben müssen. In jenem Stadtviertel hat sich aber Niemand darüber beschwert; die Bewohner um's Luxembourg herum wissen, was solch ein Spektakel bedeutet; aber Fieschi, Morey und Pepin haben sicher jene Nacht nicht schlafen können. Der Ball wurde mit einer Galoppade eröffnet, und zwar von Mönchen aus dem Mittelalter, mit dem Strick um den Leib und mit nackten Füßen; mitten unter ihnen tanzte ein türkischer, über und über in rothe Hosen eingemummter Henker. Auf die Mönchskutten folgten Tyroler Jacken, italienische Banditenmützen, spanische Sammthüte mit Federn und Zitternadeln. Andere, die eigentlichen Farceurs, waren als Akademiker, ja sogar als Nationalgardisten verkleidet. Als die Akademiker hereintraten, schrie Alles: à bas les académiciens! Man sprang auf die Akademiker los, zerrte sie nach allen Seiten hin und drohte, sie in Stücke zu zerreißen. Einer hielt eine Rede über die Akademie; darauf wurden die Akademiker und Nationalgardisten gezwungen, mit einander zu tanzen; sie wurden gemeinschaftlich verhöhnt und ausgepfiffen, die Einen als Vertreter der Vergangenheit, die Andern als Abgeordnete der Gegenwart. Das konnte nicht anders seyn, da Beide sich an einem Orte befanden, wo nur Leute der Zukunft versammelt waren, und diese Leute der Zukunft ließen das Mittelalter triumphiren!

Nachdem man satt geraucht, getanzt, geschrien und trompetet hatte, ging es an's Essen und Trinken. Das Büffet seufzte unter der Last der Schinken und Würste, die berghoch aufgehäuft, und von den Seiten her mit Semmeln und zweihundert Flaschen Wein gedeckt waren.

Diese Eßvorräthe und Getränke waren auf Subscription herbeigeschafft worden. Die Büste Victor Hugo's stand mitten darunter, mit Laub bekränzt, wie Jedermann, und eine Cigarre im Munde, wie Jedermann. Man aß und zechte bis an den hellen Morgen. Jeder wollte seinen Beitrag wieder herausessen und trinken. Die zweihundert Flaschen Wein wurden ausgeleert. Man sang alle Arten von Trink=, Liebes= und Vaterlandsliedern. Es kamen Sachen vor, die mich schaudern machten und einen deutschen Unterthan auf der Stelle ohne Besinnung zu Boden werfen müßten. Wenn die Akademie es könnte, sie würde die Stätte in Asche legen lassen, wenn die Nationalgarde es wüßte, sie wäre im Stande, ein Kloster Saint=Méry daraus zu machen. Ich glaube auch, man sprach daselbst vom Bürgerkönig Louis Philippe in unehrerbietigen Ausdrücken. Nach vollbrachten Heldenthaten trennte man sich. Krank vom Lärmen, vom Tabaksqualm und vom Mittelalter, kam ich nach Hause; ich sezte mich hin und las die Kritik Scuderys über Corneilles Cid, was mich vollständig nüchtern machte. Vielleicht ginge es mit dem Rausche jener jungen Künstler eben so, welche blind mit festem Schritt die gebahnten Wege betreten und rücksichtlich ihrer neuen Meister fast alle in denselben Fehler fallen, welchen sie den Akademikern rücksichtlich der alten klassischen Götzenbilder vorwerfen. Wie auch die Zeit oder die Fahne, der man folgt, beschaffen seyn mag, sey es Alterthum oder Mittelalter, Racine oder Victor Hugo, es bleibt ausgemacht: einzelne große Geister brechen die Bahn und kleine folgen nach.

Gewiß Viele machen eine Ausnahme, aber die Uebrigen wären besser Advokaten, Notare, Aerzte geworden. Wie es in Deutschland eine Zeit gab, wo Jedermann studiren wollte, so ist es hier jezt an der Tagesordnung, Künstler zu werden, wodurch das, was die Ausnahme einiger bevorzugten Naturen seyn sollte, zur allgemeinen Regel erhoben worden. Wie bei uns über'm Rhein vor etwa zehn Jahren die Studirwuth eingerissen war, so ist gegenwärtig in Paris die Künstlerwuth eine Mode, eine epidemische Krankheit, eine Pest, eine wahre Gottesgeißel geworden. So viel ich die Symptome dieser Krankheit an einzelnen jungen Pariser Künstlern zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, kann ich Folgendes darüber berichten. — Das Uebel greift zuerst immer den Kopf an; es ist gleichsam eine Art Gehirnentzündung, welche besonders auf den Verstand nachtheilig wirkt. Derjenige, welcher dem gegenwärtigen Einfluß der Pariser Atmosphäre unterworfen ist, fängt zunächst damit an, daß er dem gesunden Menschenverstande den Abschied gibt und Rasirmesser und Seife zum Fenster hinauswirft. Der Bart wächst ihm mit erstaunlicher Schnelligkeit, gewöhnlich auf den Lippen und am Kinn; in bedenklichen Fällen wächst er überall. Von dem Augenblick an verändert er sich zusehends, er saintsimonisirt sich und wird unkenntlich. Seine Augen treten tiefer in ihre Höhlen zurück, seine Gesichtsfarbe nimmt einen lividen Ton an, seine Haare verlängern sich, seine Sprache wird affektirt; ich habe Kranke beobachtet, welche in einem fort tu-Dieu, ventre-Dieu und andere schreckliche Worte murmelten. Wenn am Ende die Künstlerwuth einen höhern Grad erreicht, so vernachlässigt der Kranke seine Angelegenheiten und seine Interessen; er macht Verse, sondert sich von aller Gesellschaft ab und bekommt immer Lust zum Schlafen (was er die horizontale Lebensart nennt), zum Rauchen und Punschtrinken. Er hat stets einen brennenden Durst, macht viele Schulden, und sein Blick ist entweder melancholisch, oder durchbohrend, frech, starr, schief, niemals aber natürlich. Wenn man in diesem Stadium dem Kranken kein entscheidendes Heilmittel gibt, so sieht, hört, riecht, schmeckt und tastet der Künstler bald nicht mehr wie andere gesunde Menschen; seine fünf Sinnen sind angegriffen. Alle seine Empfindungen hüllen sich dann in eine spezifische Farbe, wie Einer, der die Gelbsucht hat, Alles gelb sieht. Diese in ihren Aeußerungen so launenhafte Krankheit, welche oft gerade die entgegengesezten Symptome hervorbringt — ich habe Kranke gesehen, welche die Haare ganz kurz à la malcontent geschnitten hatten — befällt gewöhnlich die Individuen von achtzehn bis dreißig Jahren; auch einige Kinder sterben daran, bevor sie Zähne bekommen haben. Am meisten leiden die jungen Leute an diesem Uebel, wenn sie aus den Collèges kommen. Da begeben sie sich nach Paris, um dort die Rechte oder die Arzneiwissenschaft zu studiren; siehe da, die Pariser Luft wirkt auf sie, wie das Pariser Wasser, und man wird Künstler: statt des Code Napoléon kauft man sich eine Geige oder ein Jagdhorn, statt des Rasirmessers eine Malerpalette; dann sind sie schon krank, die Unglücklichen. — Als wirksame Schutzmittel gegen die Ansteckung empfehle ich die größte Enthaltsamkeit von jeder poetischen Speise, eine gesunde, solide, antiphlogistische Nahrung, so wie z. B. die deutsche Küche sie bietet, möglichste Heiterkeit, keine Träumereien, keinen zu häufigen Theaterbesuch, keinen Sonnenuntergang, keinen Umgang mit Schriftstellern und tägliches Rasiren; Lezteres ganz besonders. Die wirksamsten Heilmittel jedoch, sobald man sich von dieser Krankheit befallen fühlt, sind schleunige Abreise von Paris, und eine Diät, welche den Genuß des Mittelalters ganz ausschließt; ein wenig Mathematik thut auch gute Wirkung in diesem Falle; noch besser ist's, wenn man sich seine Wohnung mit neumodischen Möbeln ausschmückt, in Gesellschaft geht, nach einer kleinen deutschen Stadt reist, sich in einen Berliner Theecirkel einführen läßt und die weiße Kravatte wieder umbindet. In gewissen

akuten Fällen hat man wunderbare Kuren durch reine Hemdkrägen beobachtet. Die verzweifeltsten Fälle aber werden mit Scheere und Rasirmesser behandelt. Das Uebel befällt hier ohne Unterschied Männer und Frauen; hatten doch voriges Jahr allein 275 Frauen im Salon ausgestellt. Paris ist mit Künstlern verpestet; man sollte die schwarze Trauerfahne auf die Thürme von Notre-Dame pflanzen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

(Fortsetzung.)

Concerte. Der Pseudo-Herschel.

Demoiselle Stubenrauch deklamirte unter der trefflichen Musikbegleitung von Lindpaintner „Hero und Leander“ von Schiller. Durch dieses Vehikel wurden die Hörer über diejenigen Stellen hinweggehoben, welche einer nordisch-christlichen Imagination vielleicht Anstoß geben könnten. Es erweckt Lächeln, wie weit man es in unsern Tagen mit der Dichterkeuschheit des großen Landsmannes im Gegensaz gegen den heidenmäßigen Goethe treibt, als könnten nicht die verpönten „Elegien aus Rom“ auch auf ein bräutliches Verhältniß und Einvernehmen deuten. — Nein doch! man kennt ja das ihnen zum Grunde liegende Wahre. — Wer erlaubt uns aber, beider Dichter Leben auf der Wage der Sittlichkeit zu wägen? — Aber ihre Wirkung auf die Nation, die Jugend! — Hinweg von diesem Abgrund von Wahn und Irrthum! Sie wirkten, Jeder in seiner Art, was sie wollten und konnten; und wenn wir nicht sind, wie wir seyn sollten und sie uns wollten, so ist es wohl nicht ihre Schuld. — Herr Seydelmann gab den „Taucher“ mit sehr ansprechender Musikbegleitung von Uber. Herr Maurer den „Gang nach dem Eisenhammer“ mit dem Tongemälde von Anselm Weber. Bekanntlich tritt in das erzählende Element das dramatische einer wirklichen Messe hinein, wodurch ein Längstvergangenes auf einmal als gegenwärtig erscheint. So unförmlich diese Vermengung ist, so sehr wird sie durch das Ansprechende des Stoffs entschuldigt.

Am Palmsonntage wurde Haydns „Schöpfung“ so gut als je einmal gegeben. Am Osterfeste war das Hochamt in der katholischen Kirche von den Mitgliedern der Hofkapelle mit einer Messe von Cherubini begleitet: ein seltener Genuß, da die Kirche für diese Ausstattung des Gottesdienstes keine Fonds besizt. Mit Sehnsucht denkt Referent an eine frühere Epoche seines Lebens zurück, wo er in Augsburg, München und Würzburg in diesem erhebenden Elemente glücklich war, und auch von dieser Seite den Tag des Herrn als ein reinigendes Bad der Seele genießen konnte. Cherubini's studirtes Werk schien ihm, und andere Musikfreunde stimmten bei, nicht eben aus rechter religiöser Weihe entsprungen zu seyn; es war vielleicht die berechnetste seiner Kirchenmusiken. Schon die Recitative im Beginne des „Kyrie“ griffen ihn erkältend an. Wenn alle Elemente einer Kunst recht aus- und durchgebildet sind, und die Künstler sich im Stande fühlen, durch die Musik nicht etwa nur Eines, z. B. die fromme Stimmung, sondern alle Empfindungen und Gedanken des Innern, ja selbst die Erscheinungen der äußern Welt auszudrücken, so thut leicht das „Können“ der „Kunst“ den größten Schaden, und die Tiefe wird zur Breite.

Im Gebiete der Scienz hat seit einigen Wochen des bekannten Pseudo-Herschels Schrift über den Mond auch hier das Publikum stark beschäftigt. Eine solche Erscheinung gibt zu manchen Reflexionen Anlaß; man lernt die Welt von dieser Seite kennen. Wer berühmt werden will, der muß entweder Großes thun, sich an Großes hängen, oder das Große tadeln, schänden. Es gibt ein Salomonisches Berühmtwerden durch Tempelbau, und ein Herostratisches durch Tempelanzünden. Der Pseudo-Herschel ist nun zwar nicht namentlich berühmt geworden, denn er hat seinen Namen wohlweislich verschwiegen. Man weiß ihn jezt, nachdem der Spaß vorüber ist. Er wollte nur sein Buch berühmt werden lassen und das Geld dafür einstreichen. Vielleicht war es Eifersucht auf den in seinen astronomischen Unternehmungen von oben so reichlich unterstüzten Herschel. Die wirklichen und möglichen Resultate der Capfahrt schienen vielleicht dem Collegen nicht solches Aufwandes von Geld und Ruhm werth, und er wollte auch sein Theil daran haben. Fast unbegreiflich ist es aber, wie sogar manche Unterrichtete an das Sehrohr und das Gesehene wenigstens halb und halb glauben konnten. Das große Publikum läßt in solchen zweifelhaften Sachen das „Für und Wider,“ ohne es zu begreifen, an sich kommen, horcht, wo die Entscheidung der Kundigen oder kundig seyn Wollenden sich hinneigt, glaubt dem lezten Wort und beseitigt dann die Sache, als eine abgethane, abgedroschene, für immer. Das große Publikum ist aber deßhalb nun um nichts klüger, als zuvor; ja im vorliegenden Falle hat es eigentlich zu bedauern, daß es um seine Mondamethystfelsen, Mondtannenwälder, Mondeinhörner und Mondmenschen gekommen, ohne durch etwas Belehrendes anderer Art für seinen Imaginationsverlust entschädigt zu werden. Der Proceß, durch welchen der Pseudo-Herschel aus der Mücke einen Elephanten machte, war ja viel unterhaltender mit anzuschauen, als die Zeitungskunde mit anzuhören, daß der Elephant wieder auf eine bloße Mücke reducirt worden sey. Etwas mehr hätte man dem großen Publikum doch von der Sache beibringen sollen. Daß der Erdtrabant steinfest, bewachsen, bewohnt sey, wer wird daran zweifeln? Sind es doch ohne Zweifel sämmtliche Sonnen. Wäre Lezteres nicht der Fall, so würden wir des Nachts am gestirnten Himmel bis auf etliche Planeten lauter todte Glutmassen schimmern sehen, und würden wir ein bedeutendes Vehikel unserer Naturandacht und Erhebung einbüßen. Wie aber die organische Schöpfung des Mondes aussehe, das ist eine andere Frage, und hier möchte denn die Behauptung einer Analogie mit den Bewohnern der Erde noch weit kühner seyn, als die Meinung von einer gänzlichen Abweichung jener von diesen. Wären wir mit dem „Sehen-können“ im Reinen, so möchte es verwunderlicher seyn, daß der Pseudo-Herschel so erden-ähnliche Wesen droben wahrgenommen, und nicht vielmehr uns ganz unbegreifliche andere. Die geniale Erfindung, wodurch die enorme Vergrößerung der Mondgegenstände möglich wurde, war „eine Durchströmung künstlichen Lichtes durch das Fokalobject der Beobachtung.“ Ist es damit richtig, so kann man alles Gesehene glauben, so gut man an die Gestaltung des Flohes glaubt, wenn er im Sonnenmikroscop ochsenmäßig groß erscheint und seine organische Struktur dem Auge so ungeheuer ausgebreitet darbietet. Nur schade, daß jene Erfindung ein baarer Unsinn, ein ganz Verkehrtes und Abgeschmacktes ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 102.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 28. April 1836.

Freudig ist der schwarze Mann
Dir, Britannia, unterthan.
J. Stevens.

Sierra Leone.

The white mans grave, a visit to Sierra Leone in 1834, by F. Harrison Rankin, 2 vol. London, 1836; dies ist der Titel einer vor Kurzem in London erschienenen Schilderung der interessanten Colonie, welche dem brittischen Namen so große Ehre macht. Dem Titel nach muß man glauben, hier den alten, schlimmen Ruf, in welchem Sierra Leone steht, bestätigt zu finden; aber im Gegentheil: der Verfasser beweist in einem eigenen Abschnitt seines Buchs auf's Bündigste, daß die Colonie, jezt wenigstens, für die Europäer um nichts ungesunder ist, als es ihre Lage so nahe am Aequator überhaupt mit sich bringt. Der Eindruck, den man durch diese lebendige Schilderung von der Colonie und ihrer mannichfaltigen schwarzen Bevölkerung erhält, ist im Allgemeinen ein sehr günstiger, sowohl hinsichtlich der Gegenwart, als der Zukunft. Zum bessern Verständniß der Scenen, welche wir dem Leser vorzuführen gedenken, müssen wir eine Uebersicht der Bevölkerung der Hauptstadt vorausschicken. Zugleich bemerken wir hier noch, weil wir sonst keine Gelegenheit dazu finden werden, daß, nach Angabe des Verfassers, i. J. 1831 die Bevölkerung der Colonie 31,470 Seelen stark war: 84 Weiße, 74 Männer, 10 Weiber, 31,386 Schwarze, 18,089 männlichen, 13,297 weiblichen Geschlechts.

* * *

Freetown.

Freetown, die Hauptstadt der Colonie Sierra Leone, hat etwas ganz Eigenthümliches. Man hat die Stadt hinsichtlich der Mannichfaltigkeit der sich darin bewegenden Volksstämme und ihrer Trachten mit Constantinopel, Smyrna, Malta und Alexandria verglichen; aber Freetown ist wohl bunter als alle, und die Vertheilung der Quartiere ist vollends einzig. Die Stadt besteht aus verschiedenen Distrikten, welche nach ihren jedesmaligen Bewohnern benannt, aber nirgends fest abgemarkt sind, so daß zuweilen dieselbe Straße in verschiedenen Distrikten liegt. Der Grundsatz der Ausschließung, nach welchem das christliche Quartier in Constantinopel und die Judengassen in unsern alten Städten angelegt sind, fällt hier, wo Alle gleicher Rechte genießen, natürlich weg.

Die Bevölkerung besteht aus Repräsentanten von zwanzig bis dreißig Nationen, deren jede ihre eigene Sprache, ihre besondern Sitten hat, und von denen bis jezt nur wenige ihre nationellen Trachten und Gebräuche aufgegeben haben. Die Colonie ist noch nicht alt genug, als daß sich diese heterogenen Elemente hätten verschmelzen können.

Die Zahl der Weißen in der Stadt beläuft sich auf nicht mehr als etliche und siebzig Köpfe, lauter Beamte, meist ohne Familie. Der Engländer hält außer dem

Hause fest an seinen heimischen Gebräuchen und macht dem Klima und der fremden Umgebung so wenig Concessionen als möglich. Die schwarze, freiwillige Bevölkerung zerfällt in vier Klassen: die sogenannten Settlers, die Maroons, die Muselmänner, unter dem Namen Foulahs und Mandingos begriffen, und endlich die Kroos.

Die Settlers waren vor dem amerikanischen Freiheitskriege freie Schwarze auf eigenem Grund und Boden in den südlichen Staaten; sie blieben der Krone England fortwährend treu und hatten am Ende des Kriegs durch Erpressung und Plünderung Alles verloren. England nahm sich ihrer an und gab ihnen Ländereien in Neuschottland; sie konnten aber das Klima nicht ertragen, und so wurden sie i. J. 1792, 1100 Köpfe stark, nach Sierra Leone übergeführt; denn eben hatte eine Handelsgesellschaft unter den Auspizien von Sharpe und Wilberforce diese Colonie angelegt, wobei neben dem Handel Besserung der Negerrace ein Hauptzweck war. Der Settler wohnt in seinem eigenen Quartier, Settlerstown, und kommt mit den übrigen Klassen wenig zusammen; er hat noch immer einen amerikanischen Anstrich und kann seine ehemalige Bedeutung nicht vergessen; an der europäischen Tracht und dem afrikanischen Gesicht ist er leicht zu erkennen. — Die Maroons waren auf Jamaica wahrscheinlich aus Vermischung der Spanier und Caraiben mit Negern entstanden. Die Spanier, als frühere Besitzer von Jamaica, erkannten ihre Unabhängigkeit an, die Engländer später bestätigten ihre Privilegien; aber bald brach ihr bekannter Aufstand und der blutige Krieg mit ihnen aus. Die Einwohner der empörten Distrikte kapitulirten endlich und wurden nach Neuschottland, 1800 aber nach Sierra Leone übergeführt. Der wohlgebildete Maroon hat so markirte Züge, daß er auffallen muß, auch wenn man nicht weiß, daß er spanisches Blut in den Adern hat. Er trägt, gleich dem Settler, europäisches Costüm; die Weiber binden nach französischer Sitte ein buntes Tuch um den Kopf, und die elegantesten setzen einen mächtigen himmelblauen Kastorhut darauf. Schuhe und Strümpfe sind nicht fashionabel, aber Finger, Hals und Ohren sind reichlich mit goldenen Ringen, mit Corallen und geschliffenem Glas geschmückt, und unter dem Musselinkleide rasselt ein die Hüften umschlingender Gürtel von Perlenschnüren. — Die Foulahs und Mandingos sind Mahometaner, und als Handelsleute und Handwerker aus dem innern Lande eingewandert. In unerschütterlicher Selbstzufriedenheit macht der Moslem sich mit europäischen Bräuchen lediglich nicht gemein und schreitet in feierlichem Hochmuth zwischen Christen und Heiden durch. Die hohe, spitze, scharlachrothe und blaue Mütze glänzt in der Sonne, über der knappen Jacke trägt er ein langes, weites, weißes Gewand mit herabhängenden Ermeln; ungeheure, bis an's Knie reichende indigblaue Beinkleider verrathen den Wohlstand und die Bedeutung des Manns. Er fällt auf durch die strengen arabischen, zuweilen römischen Züge und die langen Locken, welche in dicken Büscheln auf die Schultern niederfallen und ringsum gleich abgeschnitten sind; das Haar erscheint in Masse schwarz, zeigt aber bei schief darauf fallendem Licht einen violetten Strich. Sein Auge ist nachdenklich, sein Schritt gemessen, der Rosenkranz kommt nie aus seiner Hand; man kennt ihn auf den ersten Blick: es ist der Schüler des Propheten von Mecca, der Goldhändler von der Küste, und er steht nur zu stark im Geruch, daß er einen ausgebreiteten Handel mit Menschenfleisch treibt. — Die Kroos sind frei eingewanderte Neger von der Körnerküste, etwa 400 Meilen südlich von Sierra Leone. Diese Nation zeichnet sich fast vor allen andern afrikanischen Stämmen dadurch aus, daß sie die Sklaverei, aktiv wie passiv, verabscheut. Sie kommen in ganzen Schaaren, ohne Weiber, in die Colonie und dienen hier als Matrosen, Ackerbauer, Pförtner, Köche u. s. w. Sie bewohnen ein eigenes Quartier, und ziehen, wenn sie sich dreißig, vierzig Pfund erworben, wieder in ihre Heimath. Der Kroo ist in der Regel ein wohlgebauter, muskulöser Bursche; er verschmäht es, sich mit mehr Kleidungsstücken zu beschweren, als einem weißen oder gestreiften Tuche um die Lenden. Sein eigentliches Nationalzeichen ist die breite, tiefschwarze Linie, welche von oben an der Stirne über die Nase und das Kinn herabläuft und das Gesicht in zwei gleiche Hälften theilt; außerdem tattowirt sich Jeder über und über nach eigenem Geschmack. Seine gewaltige Furcht vor dem Teufel beweist der Talisman, meist ein Leopardenzahn, den er an Hand- und Fußgelenk trägt.

Diese fünf Klassen wohnen in Freetown aus eigener Wahl; zwar sind sämmtliche Bewohner der Halbinsel frei und vor dem Gesetz gleich, aber nur jene sind aus freiem Willen hier; denn die übrige Bevölkerung besteht aus zur See den Sklavenhändlern abgenommenen Schwarzen und aus ihrer Nachkommenschaft. Die Namen der Nationen, denen diese angehören, würden einen ganzen Katalog füllen; man findet unter ihnen Individuen von allen Stämmen, welche Sklaven liefern. Die meisten aber kommen von den Flüssen südlich von Sierra Leone, und sie unterscheiden sich fast sämmtlich von den Maroons, Settlers und Foulahs durch krauseres, wolligteres Haar, durch plattere, knorpligere Nase und stärker zurückweichende Stirne, durch weit vorspringende Fersen und einen Gesichtsausdruck, der entweder geistige Stumpfheit oder unbändige Wildheit verräth. Dieser Theil der freien Bevölkerung erhält jährlich Zuwachs, je nachdem die englischen Kreuzer mehr oder weniger Schiffe mit menschlicher Fracht aufbringen.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Unter den von Struve zum Theil schon wirklich erkauften, zum Theil erst bestellten Instrumenten nennen und beschreiben wir, um einen Begriff vom zu Erwartenden zu geben, 1) den großen Refractor.* Bis jezt war der auf der Sternwarte zu Dorpat befindliche, von dem berühmten baverschen Optiker Fraunhofer in allen seinen Theilen vollendete, sogenannte Riesenrefractor das größte und vollkommenste Instrument dieser Art in der Welt. Die Fokallänge, d. h. hier ziemlich die Länge dieses Kunstwerks überhaupt, mit welchem Struve selbst seine wichtigen Entdeckungen am Firsternhimmel gemacht hat, beträgt etwas über 13 Fuß, und die freie Weite der vordern Linse (des Objectivs) 9 Pariser Zoll; das Instrument wiegt mit dem Stativ über 3000 Pfund; es verträgt, der Schärfe und Deutlichkeit unbeschadet, eine 500malige Vergrößerung. Zwar ist der Verfertiger desselben, der treffliche Fraunhofer, indeß verstorben; aber zwei, vielleicht nicht weniger achtenswerthe Künstler, Merz und Mehler, sind an seine Stelle getreten, und bei ihnen nun bestellte Struve einen noch viel größern Refractor, als jener Dorpater, nämlich von 20 Fuß Länge und 13½ Pariser Zoll freier Objectivöffnung, von welchem also auch eine weit bedeutendere Vergrößerung zu erwarten steht. Mögen die auf dem neuen Observatorium damit zu machenden Entdeckungen am Sternhimmel in eben dem Maße bedeutender ausfallen! — 2) Das Heliometer, worunter man nicht, wie der Name sagt, einen bloßen Sonnenmesser, sondern überhaupt eine, am Objektivende eines Fernrohrs anzubringende, zur schärfsten Messung sehr kleiner Winkel dienende sinnreiche Vorrichtung versteht. Der größte und vollkommenste Heliometer, auch noch aus Fraunhofers Künstlerhand, vollendet aber durch Merz, befand sich bis jezt auf der Königsberger Sternwarte, und hat unserm Bessel zur Ausführung seiner bewundernswürdigen Mikrometermessungen des vierten Saturnstrabanten, der Jupitersmonde, mehrerer Doppelsterne u. s. w. gedient. Sein Objectiv hat sechs Pariser Zoll Oeffnung, und auch hierin will die neue Sternwarte alles bisher Gekannte übertreffen, indem das Objectiv des für dieselbe bestellten Heliometers sieben Zoll Oeffnung halten soll. — 3) Einen kleineren Refractor hat Plößl in Wien nach der von ihm sogenannten dialytischen Construction anzufertigen übernommen. Die sinnreiche Idee dieser Construction besteht darin, die Objectivlinse nicht mehr wie sonst aus zwei Converlinsen von Crownglas und einer dazwischen stehenden Concavlinse von Flintglas zusammenzusetzen, sondern in einer gewissen Entfernung und also getrennt (woher der Name) von einer einfachen Crownglaslinse ein zweites kleineres achromatisches Objectiv anzubringen, durch welches Verfahren besonders die bei der Handhabung so unbequeme Länge der Fernröhre, der Vergrößerung und Deutlichkeit der Bilder unbeschadet, bedeutend verringert wird. Dieser dialytische Refractor der kaiserlichen Sternwarte soll sieben Pariser Zoll Objectivöffnung bekommen, etwas, was bei dieser Art von Instrumenten auch noch nicht erreicht worden ist. Einen gleichen astronomischen Luxus bewies Struve bei Bestellung der Meßinstrumente, deren fernere namentliche Aufführung wir uns aber versagen, um unsere Leser bei diesem einzelnen Gegenstande nicht zu lange festzuhalten. Im Allgemeinen darf indeß nicht unerwähnt bleiben, daß, bis auf Pendeluhren und Chronometer herab, mit der rühmlichsten Liberalität, welche auch für diesen Zweck nicht weit genug getrieben werden kann, überall nach dem Ausgezeichnetsten, was die Welt in dieser Art besizt, gestrebt worden ist. Auch beträgt die ganze, für diese sämmtlichen Instrumente accordirte Summe gegen 250,000 Rubel, und die Geschichte der Astronomie, so weit wir dieselbe kennen, bietet kein zweites Beispiel eines ähnlichen Aufwands für diesen Zweck dar.

Indeß dies große astronomische Unternehmen seiner Beendigung doch immer erst entgegengeht, genießt der Berliner Astronom Enke dagegen der Freude, die wirkliche Vollendung der neuen Berliner Sternwarte, wozu der Grund im Herbste 1832 gelegt wurde, anzuzeigen, und der wackere Mann drückt diese Freude in einem auszüglich vor uns liegenden Schreiben an den Etatsrath Schumacher zu Altona, den bekannten verdienstvollen Redacteur der „Astronomischen Nachrichten,“ auf sehr lebhafte Weise aus. Die Freigebigkeit des Königs hat für dieses Observatorium, im geringern Umfange seines Plans, nicht weniger gethan, als Rußlands Kaiser für seinen astronomischen Riesenbau, und der Wetteifer zweier solcher Institute wird nun erst darthun, auf welcher Seite eigentlich der scientifische Vorzug zu suchen sey. — Die neue Berliner Sternwarte, im Gegensatze der so entfernt und isolirt gelegenen Petersburger, befindet sich innerhalb der Stadt, nahe an deren südlichen Begrenzung.

---

* Ich erinnere auf diese Veranlassung daran, daß man die Fernröhren in zwei große Klassen: Refractoren und Reflectoren theilt; bei jenen, mit Glaslinsen versehenen, erfolgt die Vergrößerung durch Brechung (Refraction), bei diesen durch Zurückwerfung (Reflexion) der Lichtstrahlen, vermittelst sphärischer Spiegel. Der Streit, welcher Art dieser Instrumente der Vorzug gebühre, ist noch nicht entschieden. Herschel machte seine bewundernswürdigen Himmelsentdeckungen durch Spiegelteleskope (Reflectoren), Fraunhofer verfertigte nur Refractoren.

mitten in einem der größten Häuservierecke, so daß nur wenige Grade am Horizont der Beobachtung entzogen bleiben. Rücksichten auf die Studirenden und die Erfahrung, daß allzu große Isolirung des Astronomen für seine Thätigkeit oft Nachtheile mit sich führt, haben diese Wahl des Platzes entschieden. Für manche Leser wird es vielleicht angenehm seyn, hier die sehr genaue Bestimmung zu finden, daß die nördliche Breite dieser neuen Berliner Sternwarte 52° 30′ 16″, und ihre östliche Länge von Paris 44′ 14″ in Zeit beträgt. Die innere Ausstattung derselben betreffend, so besteht ihre Hauptzier in zwei Instrumenten: einem Fraunhoferschen Refractor, welcher, mit Ausnahme einiger kleinern, nicht gleich in die Augen fallenden Verbesserungen, dem oben beschriebenen Dorpater Riesenrefractor ganz gleich ist, und einem Mittagsfernrohr aus der mit Recht so berühmten Werkstätte von Pistor und Schiek, bei dessen Construction ein ganz neues Princip, nämlich das der vollkommenen Symmetrie, zu Grunde liegt. — „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen!“ mit dieser Sentenz schließe ich die Beschreibung der beiden Sternwarten und den astronomischen Theil meines diesmaligen Berichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

(Fortsetzung.)

Der Pseudo-Herschel. Dualismus in der Musik.

Halbdurchsichtige Körper, wie Pflanzen und mikroscopische Thiere und Theile von ihnen, Haare, Flügel, Schuppen, Floßen ꝛc., kann man im Mikroscop von Sonnen- oder künstlichem Licht durchströmen lassen; je mehr, desto stärkere Vergrößerung erträgt es. Bei der unendlichen Theilbarkeit der Körper ist optische Kleinheit ein sehr relativer Begriff. Ein millionenmal vergrößerter Floh hat wirklich alle die Theile, die wir im Bilde sehen. Darum erscheint auch, nebenbei gesagt, nur uns menschlicherweise ein mikroscopisches Thierchen mit seinen Organen, Bewegungen, Blutumlauf ꝛc. wunderbarlicher, als ein großes. Die bildende Natur hat bei der Unendlichkeit der Materie Stoff genug zu allen Artikulationen ꝛc. auch bei Käsemilben und Essigaalen. Nun aber ein telescopisches Fokalobject, also z. B. das in eine Camera obscura fallende Mondbild von künstlichem Licht durchströmen lassen und es dann tausendfach vergrößern wollen, ist baarer Unsinn. Wer ein Licht in eine dunkle Kammer bringt, der zerstört ja dadurch das einfallende Bild. Der Mond schickt nun einmal nicht mehr Strahlen zu uns, als er eben schickt, und das Riesentelescop des Vaters Herschel ist wohl das größte Auge, welches das Mondbild je aufgenommen. Dabei mag es noch eine Weile bleiben. Ist's nun aber mit dem Instrument des Sohnes nichts, so ist's auch mit allem Gesehenen nichts, und — wir sind mit dem ganzen Buche fertig. Ich denke, die Sache sey so klar, daß auch Laien in der Astronomie davon reden können. Wenn man mich fragte, ob ich wünsche, daß man irgend einmal durch irgend ein Instrument kleinere Gegenstände im Mond, von Festungen, Städten, Gewerken, Bierbrauereien ꝛc. bis zu Wäldern, Heerden, Armeen, oder gar Bäumen, Stauden, Mondmenschen ꝛc. wahrnehmen möchte, so sage ich: nein! Die Wissenschaft möchte Einiges gewinnen; doch was wäre dies gegen die uns außerdem auf ewig verschlossene Welt der Gestirne? und doch immerhin genug, um uns von einer andern Seite her auf's Bedenklichste zu berühren. Man kennt jene freche Aeußerung eines Bauern: er fürchte, Seinesgleichen werden dereinst nicht aller Plage ledig seyn, sondern wohl helfen donnern müssen. — Das Wandern von Stern zu Stern ist durchaus keine christliche Idee. Beschränkung, Sorge, Plage knüpft sich nothwendig daran. Nichts schadet der Religion mehr, als ein oberflächliches Wissen. Nur das ernsteste wissenschaftliche Forschen führt allseitig zum Höchsten und Tiefsten, nicht aber das Erforschte in Schulkinderbrei verkocht, in encyklopädische Honigkuchen verbacken. Die religiöse Anschauung, die fromme Stille des Gemüths, die sittliche Kraft wird in unsern Schulen allgemach auf dem Wege der Imagination, der Einbildung des räumlich Aeußern untergraben und abgeschwächt. Auch im Raum ist Größe und Erhabenheit, aber die Vorstellung davon wird nie volksthümlich religiös.

In diesen Tagen ward mir ein musikalischer Genuß seltener Art zu Theil. Eine Privatgesellschaft beschäftigt sich seit manchem Jahre so genußreich als unterrichtend, unter der Leitung von Fräulein Emilie Zumsteeg, mit Einstudiren und Darstellung größerer musikalischer Werke, Oratorien, Opern ꝛc. Auch ich durfte an diesen gesellig erhebenden Genüssen Theil nehmen. Neuestens war „Glucks Iphigenie in Aulis“ eingeübt worden. Hier trat nun der specifische Unterschied der Gluckschen und der Mozartschen Musik recht vor die Seele. Gluck ist deklamatorisch, rhetorisch, die Musik folgt dem Text durch alle Situationen, Gedanken, Gefühle, sie evolvirt sich — kann man sagen — nach dem Princip der Bewegung, des Fortschritts, während die Mozartsche, lyrischer als jene, den Text als Vehikel ihrer melodischen Entfaltung benützt, den poetischen Charakter jedes Stücks aber mit einer specifischen Eigenthümlichkeit durch ein festgehaltenes Thema ausdrückt, und es so für den Hörer ansprechend und dauernd isolirt. Das Princip der Mozartisch-italienischen Musik ist also im Gegensatz jener das des Bestehenden, Conservativen, des Festhaltens am musikalischen Besitz, der Wiederkehr. Der Streit der Gluckisten und Piccinisten dauert eigentlich immer noch fort; er ist in der Natur unsers Gemüthes, unsers Geschmacks, in der Verschiedenheit der Nationalcharaktere, als ein ewiger Dualismus gegründet. Jeder Tonsetzer kämpft mit sich selbst diesen Kampf. Mit Musikstudium und einigem Talent ist es aber leichter, ein erträglicher Gluckist, als ein Piccinist zu seyn, weil jener leimen kann, dieser aus ganzem Holze schneiden muß. Dem französischen Charakter scheint jenes rhetorisch-deklamatorische Element angemessener, als das lyrisch-melodische der Italiener und Mozarts. Ihre Compositeurs schaffen subjectiv, persönlich, sentimental, leidenschaftlich, seltsam, unruhig, frappant, gewaltsam unterbrechend und ausweichend; die Italiener und Mozart dagegen tondichten mehr objectiv, rein menschlich, naiv, ruhig, gefühlt, natürlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 103.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 29. April 1836.

Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probiren.
Goethe.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

In der *Physik* müssen wir zunächst nochmals auf die am Schlusse unseres vorletzten Berichts erwähnte Entdeckung des französischen Naturforschers *Thilorier*: die *Kohlensäure* (fixe Luft) nicht allein in einen tropfbar flüssigen, sondern in einen *festen Körper* zu verwandeln, zurückkommen. Die in allen drei Reichen der Natur sehr verbreitete, theils für sich, theils mit andern Körpern vorkommende, aus einem Theile Kohlenstoff und einem viermal größeren Theile Sauerstoff bestehende, und im reinen Zustande, und beim gewöhnlichen Luftdrucke und Temperaturgrade nur gasförmig unter dem bekannteren Namen der *fixen Luft* auftretende *Kohlensäure* wird schon bei 0 Grad Wärme und einem Drucke, welcher den gewöhnlichen Luftdruck 36 mal übersteigt und welcher durch Compression der Luft, wie z. B. in der Kammer einer Windbüchse, hervorgebracht werden kann, in einen *tropfbar flüssigen*, und bei Erniedrigung der Temperatur bis zu 100° (Reaumür) unter dem Gefrierpunkte in einen *festen Körper* verwandelt. In diesem neuen, festen Zustande erhält sie sich, selbst in freier Luft, mehrere Minuten lang, ehe sie wieder verdunstet, und es ist höchst überraschend, sie also, besonders auf der Hand, zu sehen. Ein solches Stück fixer Luft, leicht mit dem Finger angestoßen, fliegt über den Handteller oder überhaupt über jede glatte Fläche mit auffallender Schnelligkeit hin, gleichsam als würde es von der Lufthülle, womit es seine Wiederverdunstung umgibt, getragen. Schließt man die in einen festen Körper verwandelte fixe Luft z. B. in eine Flasche ein, so erfüllt der bald eintretende Verdunstungsproceß dieselbe mit einem dicken Dampfe, und der Stöpsel wird mit außerordentlicher Gewalt hinausgetrieben. Auf dieser großen Expansionskraft der verdichteten, und den luftartigen Zustand wieder gewinnenden Kohlensäure sind Thilorier's Erwartungen von der einstigen technischen Anwendung seiner neuen Entdeckung gegründet; und den Zweiflern, welche noch immer fragen: „Was thut man damit?" kann man siegreich mit *Franklin's* bekannter Gegenfrage antworten: „Was thut man mit einem neugebornen Kinde?"

Im Gebiete der *Elektricität* ist vom Papierfabrikanten Schäuffelen zu Heilbronn eine sehr interessante Beobachtung gemacht worden. Er bemerkte nämlich an seiner Papiertrockenmaschine, gerade da, wo das Papier die Cylinder verläßt und sich dem Haspel nähert, ein immerwährendes Krachen und Leuchten, und empfand auch, wenn er unter dem sich aufhaspelnden Papiere stand, ein Steigen der Kopfhaare. Da er die Erscheinung sogleich

für elektrisch erkannte, so holte er einen Metalldraht als Leiter herbei, den er mit dem Papiere einerseits, und anderseits mit einer gerade vorhandenen Leidener Flasche verband. Leztere wurde auf diese Weise stark geladen und gab immerfort ansehnliche Funken. Schäuffelen will diesen Versuch wiederholen und hofft auf bedeutendere Resultate. Die starke Erzeugung von Elektricität beim Processe des Papiertrocknens ist indeß eine neue, für die Lehre von der Elektricität nicht unwichtige Erfahrung.

Auf dem Gebiete der Chemie treffen wir, mit Uebergehung mancher Bereicherungen der Wissenschaft, die mehr ein bloß gelehrtes Interesse haben, auf eine Entdeckung von großer Gemeinnützigkeit, nämlich eine Darstellung von Leuchtgas aus Torf, welche man dem Direktor der Pariser Gasbeleuchtungsgesellschaft, Merle, verdankt. Zwar ist es schon vorlängst bekannt gewesen, daß sich aus den bessern Torfarten durch trockene Destillation ein zum Erleuchten anwendbares Gas abscheiden lasse; allein troz der angestrengtesten Bemühungen mehrerer ausgezeichneter französischer Chemiker, war es noch immer nicht gelungen, dieses Torfgas gehörig zu reinigen, und die Leitungsröhren fanden sich beständig davon verstopft. Gleichwohl war der Gegenstand von der größten Wichtigkeit, da der Gasbedarf täglich steigt und die alternde Erde kaum Material genug zu dessen Darstellung liefern kann, so daß die Ermittlung eines neuen Surrogats immer als höchst wünschenswerth erscheint. Hiezu kommt noch der Umstand, daß Torf auf einer Menge von Punkten des Erdbodens angetroffen wird, wo es an Steinkohlen, diesem großen, vielleicht auch bald erschöpften Mittel der Dampferzeugung, gänzlich fehlt. Aus allen diesen Rücksichten verdoppelte Merle seine Anstrengungen zur Erfindung eines Apparats, worin dem Torfgas die bisher immer noch fehlende Reinheit gegeben werden konnte, und dies ist jezt wirklich gelungen. Merle's neues Torfgas erleidet eine achtzehnmalige Waschung, und streicht dann noch durch zwei Lagen trockenen Kalkpulvers, bevor es in den Gasometer geleitet wird, ist dann aber auch so rein, daß es nicht nur ohne Unbequemlichkeit eingeathmet werden kann, sondern sich in Lungenaffectionen sogar von besonders wohlthätiger Wirkung bewiesen hat. Das Licht aber, welches es verleibt, als die Hauptsache, übertrifft an Intensität das Oel- und Steinkohlengaslicht. Auch der Rückstand der Destillation in den Retorten ist als Brennmaterial sehr schätzbar, und steht an Heizkraft über den Holzkohlen. Die Produktionskosten sind unbedeutend: tausend Kubikfuß dieses Torfgases, deren Leuchtkraft der von dreißig Pfund Wachskerzen gleich geschäzt werden kann, kommen etwa auf einen halben preußischen Thaler zu stehen. Weitere technische Details, besonders über die Art der Fabrikation selbst, muß ich im Umfange dieser Berichte freilich unterdrücken; aber leztere sind auch nicht zu einer solchen Ausführung, sondern nur zur weiteren Verbreitung des in jenem Detail weniger Zugänglichen bestimmt, um somit vielleicht eine allgemeine Anregung zu geben, und wir vernehmen mit der lebhaftesten Freude, daß sie diesen Zweck allerdings erfüllen.

(Der Beschluß folgt.)

Sierra Leone.

Die befreiten Sklaven.

Die große Masse der Einwohner von Freetown und die ganze Bevölkerung der übrigen Halbinsel, mit Ausnahme der wenigen weißen Aufseher und Missionäre, besteht aus Sklaven, welche mit Gewalt dem verpesteten Kerker des Sklavenschiffs entrissen worden sind. Als der Sklavenhandel von England geächtet wurde, so legte die Regierung diese Colonie ausdrücklich zu dem Zwecke an, um diese unglücklichen Opfer der Habsucht anzusiedeln. Sie behält fortwährend diese Bestimmung, und dem britischen Namen erwächst hieraus mehr Ehre, als aus der Eroberung von Reichen.

In der Gesammtheit lassen sich die befreiten Sklaven nicht wohl charakterisiren. Die Eigenthümlichkeiten so vieler wilder Nationen haben sich bis jezt noch nicht gehörig verschmolzen, und im Allgemeinen läßt sich nur so viel sagen, daß diejenigen, welche am längsten unter dem sanften Scepter gelebt, am meisten von dem Ungestüm und der Wildheit abgelegt haben, welche den frisch eingebrachten Sklaven bezeichnen. Wenn die Gefangenen — Captives, so heißen sie hier — nach einer Fahrt von vielen Wochen im dichtgedrängten Sklavenschiff, an's Land gebracht sind, ertheilt man ihnen Unterricht in der Kunst, sich zu bekleiden, so weit nämlich ein und ein Viertel Yard groben Baumwollenzeugs reicht; der Mann erhält ein Stück Land, Ackergeräthe, zwei Pence täglich in den ersten Wochen, und sofort überläßt man ihn sich selbst. Mancher Gefangene verbringt sein Leben in behaglichem Müssiggang, und verschläft seine Sorgen in seiner Hängmatte von Palmstricken; mancher wendet nur wenige Tage Arbeit daran, um den Boden für Cassanda und Cacao, für Pisang und Erdnüsse umzuarbeiten, und die gütige Natur vervielfältigt sie in solchem Maße, daß der Genügsame das ganze Jahr vollauf zu essen hat. Andere aber sind verständiger und thätiger; wenn sie nicht zu weit in die Hauptstadt haben, kommen sie täglich auf den Markt und bringen hieher namentlich Bündel von langem Gras aus den Bergen für die Ställe in Freetown. Ihre mit Flitter behangenen Weiber und

Töchter trippeln neben ihnen her, lauter Pomonen, auf dem Kopf Calebassen mit herrlichen Ananas, die sie am Wege gepflückt, mit reifen grünen Orangen und Mangos, Citronen, süßen und sauren Sops, Erdnüssen, Kujavas, Papaws, Wassermelonen und andern Früchten und Gemüsen, welche in den Ohren eines in der gemäßigten Zone Heimischen gar seltsam klingen. Da hiebei der Geschmack der 11,000 Neger in Freewton so gut zu berücksichtigen ist, wie der der fünf-und-siebzig Weißen, so kommen hier Natur- und Kunstprodukte zu Markt, mit denen der Europäer nichts zu schaffen haben mag. Das N'Chock, eine Art vegetabilischen Fetts vom Butterbaum, das rothe stinkende Palmöl, das zum selben Zweck dient, und natürliche Seife in schmutzigen Kugeln sind sehr gesuchte Artikel. Der Handelsgeist scheint dem Wilden angeboren, und zwar der Geist des Handels, wobei er gewinnt. Nur schwer geht der Neger von seinen einmal festgesezten Preisen ab, und das Betrügen gilt ihm für die Seele des ehrlichen Verkehrs.

Auf dem Markte ist ein ungeheures Gewühl von nackten, lärmenden Menschen; die Weiber kauern in dichten Reihen vor ihren Waaren, schwatzen und zanken von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Ziegen und Schweine wandern zwischendurch, Staubwolken verfinstern die Luft, und Effluvien, wie sie kunstreiche Chemie nicht abscheulicher hervorbringen kann, brüten über dem Fleck. Dies ist der Markt zu Freetown, und die Kultur äußert sich vornämlich in zwei Punkten: einmal tragen manche Negerweiber baumwollene Schirme gegen den Sonnenstrahl, und dann sind die Wirkungen des sublimen Geistes, Rum genannt, unverkennbar. Völlerei gehört einmal zu den Verbesserungen, welche sich die naiven Schwarzen von ihren Freunden, den klugen Weißen, am schnellsten und vollständigsten aneignen.

Manche gewöhnen sich aber an ein geregeltes, arbeitsames Leben, lernen praktisch den Werth des Geldes kennen, und in diesem Falle besucht der befreite Neger mit seiner Familie täglich den Markt, selbst wenn er zehn, zwölf Meilen von der Stadt haust, und ist zufrieden, wenn er auch nur Einen „Copper" Profit heimbringt. Manche Gefangene haben bereits ihre rohen Sitten abgelegt, haben sich weit über Ihresgleichen erhoben und sind nützliche, fleißige Handwerker geworden. Es gibt Schneider, deren Vätern die Toilette in ihrem ganzen Leben keine Sorge machte; ihre Kleider haben zwar keinen Stultzischen Schnitt, lassen sich aber immerhin tragen. Die Zimmerleute arbeiten langsam, aber desto sauberer; ich kenne einen, der vier Tage damit zubrachte, ein kleines Brett zu durchsägen, und seinen Lohn darnach berechnete. Den schwarzen Maurern gebührt die Ehre, wenn es eine ist, sämmtliche Prachtgebäude in der Hauptstadt errichtet zu haben, und zwar so weise, daß sie alle Jahre starker Ausbesserung bedürfen. Die Gefangenen sind im Allgemeinen eine in raschem Fortschreiten begriffene Klasse von Bürgern, und die einstige Blüthe der Colonie wird davon abhängen, daß ihr Unternehmungsgeist und damit ihre Bedeutung fortwährend steigen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Der poetische Tischler in Fontainebleau.

Neulich erwähnte ich eines Tischlers zu Fontainebleau, welcher unerwartet als Dichter aufgetreten; seitdem ist sein Gedicht: la forêt de Fontainebleau, schon gedruckt erschienen, mit einer Vorrede von Clovis Michaux, Substituten des königlichen Prokurators zu Fontainebleau, welcher erzählt, wie er den Dichter aus der Verborgenheit gezogen und ihn gleichsam zum Schriftsteller gemacht hat. Als nämlich dieser Gerichtsbeamte vor einigen Jahren in Fontainebleau angestellt wurde, hatte er einen Tischler nöthig, und berief jenen Alexis Durand. Dieser verfertigte die bestellte Arbeit und brachte das Gespräch auf die Dichtkunst, womit sich auch Clovis Michaux nicht ohne einigen Erfolg abgibt. Dieser achtete nicht sehr auf die literarischen Aeußerungen des Tischlers, und aus Furcht, er möchte mit dem Vorlesen irgend eines erbärmlichen Machwerkes heimgesucht werden, hütete er sich auch wohl, die Winke des Handwerkers zu verstehen. Einige Zeit nachher brachte ihm ein Freund, welchen der Tischler zu Rathe gezogen hatte, ein handschriftliches Gedicht desselben, und bat den Substituten, sein Urtheil über diesen Versuch des dichterischen Handwerkers zu fällen. Cl. Michaux ließ Anfangs die Handschrift liegen, er machte sich endlich mit einigem Widerwillen an's Lesen, erstaunte aber nicht wenig, als er die dichterischen Gefühle seines Tischlers in einer harmonischen, gefühlvollen und bilderreichen Sprache vorgetragen sah. Sein Erstaunen steigerte sich allmählich zur Bewunderung, und ganz entzückt über die von ihm gemachte Entdeckung, eilte er nun von selbst zu der Werkstatt des Dichters und begrüßte ihn als einen Mitbruder. Seine Theilnahme rührte den bescheidenen Handwerker, und dieser erzählte nun dem Gerichtsbeamten seinen Lebenslauf und wie er zum Dichter geworden sey. Er ist 1795 zu Fontainebleau geboren; in seiner frühen Kindheit verlor er seinen Vater. Als Schüler lernte er so wenig, daß der eilfjährige Knabe kaum lesen und schreiben konnte. In seinem zwölften Jahre wurde er zu einem Tischler in die Lehre gegeben; vier Jahre nachher trat er seine Wanderschaft als Geselle an. Er war siebzehn Jahre alt, als Napoleon sich zu dem Feldzuge wider Rußland eifrig rüstete. Durand trat als Freiwilliger in die neuerrichtete Ehrengarde, kam nach Dresden und wohnte der Leipziger Schlacht bei, wo ein Pferd unter ihm getödtet wurde. Bei dem Rückzuge über Hanau wurde er selbst verwundet. Als nun die Verbündeten in Frankreich einrückten, stand er als Wachtmeister eines Husarenregiments in Champagne. Nach der Abdankung Napoleons dankte auch Durand ab, oder wurde abgedankt, nahm den Hobel wieder zur Hand und wanderte als Geselle umher. Im Jahr 1815, als Napoleon wieder erschien, legte Durand die Montur abermals an und wurde Unterlieutenant in der in's Feld

rückenden Nationalgarde. Nach der Schlacht bei Waterloo dankten Napoleon und Durand wieder ab, und Lezterer wanderte als Tischlergeselle im mittäglichen Frankreich umher. Er war damals zwanzig Jahre alt. Nun kam ihn die Lust an, lateinisch zu lernen. Mit Hülfe einer Grammatik und eines Wörterbuchs gelang es ihm bald, die klassischen Schriftsteller ziemlich zu verstehen. Diese Klassiker beschränkten sich aber auf Virgil und Horaz. Zu Lyon lernte er auch zeichnen. Dann machte er sich an's Italienische, um Tasso und Ariosto lesen zu können; deßhalb begab er sich auch nach Italien. Zu Mailand versuchte er es, einige Stanzen zur Feier des Namensfestes des französischen Consuls zu dichten. Der Consul dankte ihm, bemerkte aber dabei, die Rechtschreibung und der Versbau ließen noch viel zu wünschen übrig. Durand sezte seine Wanderschaft nach Rom fort, konnte dann aber nicht weiter, weil bei dem Ausbruche des neapolitanischen Aufstandes der päbstlichen Regierung vor allen wandernden und nicht wandernden Franzosen bange war. Er kehrte also um, kam wieder in sein Vaterland und ließ sich 1824 in seiner Vaterstadt Fontainebleau als Tischlermeister nieder. Hier lebt er seitdem ruhig und zufrieden, arbeitet die Woche hindurch fleißig und irrt Sonntags in dem schönen Walde neben dem Schlosse umher. Hier überläßt er sich ganz seinen Gefühlen und Empfindungen, und kommt erst Abends wieder nach Hause. An diesem Wald hängt sein Herz mit kindlicher Zuneigung, und ihn hat er zum Gegenstande eines Gedichts gewählt, das er aber erst in den zwei lezten Jahren verfertigt hat, denn früher verstand er die Kunst, Verse zu machen, nur noch sehr unvollkommen. Alles dieses erzählte Durand dem Gerichtsbeamten bei dessen erstem Besuche in der Hinterstube seiner Werkstatt.

(Der Beschluß folgt.)

Stuttgart, April.

(Fortsezung.)

Lindpaintners komische Oper, die Gewalt des Liedes.

Diese Bemerkungen führen mich auf eine andere musikalische Erscheinung unserer Tage, welche hier in Stuttgart, als ihrer Geburtsstätte, lebhaftes Interesse, und, wie aus hiesigen Journalen hervorgeht, auch Meinungsverschiedenheit erweckt hat. Ich rede von einer neuen komischen Oper: „Die Gewalt des Liedes," vom Kapellmeister Lindpaintner, Text von Castelli. Der moderne poetische und musikalische Geschmack, die Tendenz der Dichter und Tondichter, ihr Publikum durch drastische Mittel zu fesseln, verschulden es, daß ein Freund der frühern Opernmusik, z. B. Glucks, Gretrys, Mozarts, Mehüls, d'Alayracs ꝛc., nicht ohne einige Besorgnisse einer neuesten Oper beiwohnt. Wie wohl war mir, als ich in der vorgenannten bald merkte, mit welchem Talent ich es zu thun hatte, mit welcherlei Maß es messe. Um zuerst über den vom Tondichter gewählten Text zu reden, der ja immer das Fundament bildet — da die Musik den Ton, der im Ganzen des Sujets und in den einzelnen Situationen und Charakteren webt, in ihre erhöhende Sprache aufnehmen soll, und von ihrer Wirkung nothwendig verlieren muß, wenn man wegen der Mittelmäßigkeit der Poesie an keine Tiefe der Empfindung glauben kann — so darf man mit dem gewandten Castelli sehr wohl zufrieden seyn. Man wird von einem nicht eben unruhigen, aber doch stets regen Interesse fortgetragen. Verlegenheiten, Drang der Liebe, Wagniß und Gefahr bilden die sentimentale Seite. Der mächtige Nabob ist ernst und streng, ohne gerade ein Tyrann zu seyn. Man ahnt wohl, daß Klugheit, Kunsttalent, Bitten seinem edeln Herzen beikommen könnten. Nadir, der Musiker, ist ohne laute Lustigkeit und Bouffonerie ein sehr ergözlicher Charakter, voll guten Humors, glücklicher Einfälle, heller Besonnenheit und List. Er weiß stets Rath und Hülfe zu schaffen. Auch die Rolle des Eunuchenoberhauptes Missul, eines alten Castraten, ist dankbar. Der Sklavenhändler kann sich durch ein gutes Spiel hervorheben. Von dem Liebespaare fordert man, wenn auch nicht viel Charakteristik, doch Wärme des Gefühls. Ueberhaupt denken sich Dichter und Tondichter ihre Schöpfungen auf's Beste dargestellt, und so sollte auch der Hörer und Beurtheiler seine Kritik wo möglich von einer sehr gelungenen Darstellung abstrahiren. Eine solche glaube ich die zweite der hiesigen Bühne nennen zu dürfen. Der Dialog ist ohne ermüdende Längen, nie schal; Alles gehört zur Sache. Eine anmuthige Ironie, satirische Seitenblicke auf Schwächen und falsche Tendenzen in Leben und Kunst ergözen den sinnigen Hörer. Die Hauptpersonen sind nach Temperamenten und Ansichten anschaulich contrastirt. Das Alles nun, freilich in verwöhnten Augen und Ohren noch wenig, wird durch die sichtbar mit Lust und Liebe geschaffene und sehr gelungene Musik erst recht belebt und in's Licht gesezt. Die Ouvertüre ist feurig, kräftig, originell, das Thema ohne schwülstige Gelehrsamkeit, lebendig klar durchgeführt, das Orientalische und Occidentalische sinnig verschmolzen, eine Vorhalle des west-östlichen Kunstbaues. Lindpaintner ist längst als trefflicher Instrumentist bekannt, bei der Oper ist uns aber besonders viel an dem Melodischen gelegen. Diese ist davon durchdrungen, der Gesang nie durch die Begleitung zugedeckt. Der erste Act möchte hierin der reichste seyn, und wird auch das Urtheil des Publikums überall für den Beifall entscheiden.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 96:

Der blaue Nebel.

Räthsel.

Mich den Menschen zu verkünden,
Hat sich Mancher unterwunden,
Denn mein Wesen zu ergründen,
Fehlten alle sichre Kunden.

Mich zu suchen und zu finden
In dem undurchdrung'nen Lichte,
Mußte manches Aug' erblinden
Meinem Sonnenangesichte.

Laßt euch nicht die Wange bleichen,
Daß mein Loos euch ist verneinet,
Ihr, die nicht an mich zu reichen,
Eure stillen Thränen weinet;

Werdet, kennt ihr mich genauer,
Mich nicht allzuselig wähnen;
Denn die Nacht ist meine Trauer
Und die Sterne sind meine Thränen.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 104.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 30. April 1836.

— Here is some good pastime toward;
That wench is stark mad, or wonderful froward.

Shakespeare.
Taming of the Shrew.

Sierra Leone.

Ein schwarzer Bal-paré.

Die Wettrennen in der schlimmsten Jahreszeit um Weihnachten, wo der Thermometer im Schatten auf 86° Fahrenheit steht, und die Feier von Sr. Majestät Geburtstag scheinen in Freetown die einzigen öffentlichen Belustigungen zu seyn. Bei jenen zeigt das hübsche, kleine, von den Foulahs eingeführte Pferd seine Gewandtheit, bei den Salven am leztern Tage zeigt der Negersoldat — die Engländer haben lauter schwarze Truppen in der Colonie — seine Courage, indem er seine Muskete losfeuert und dabei vorsichtig die Augen zumacht. Ein Theater läßt sich nicht wohl unterhalten, denn man könnte nur Stücke geben, worin lauter Othellos oder Oronokos aufträten. Die Tänze der civilisirten Welt sind nur auf den nach dem Prinzip von lucus a non lucendo sogenannten Dignity-balls repräsentirt. Auf diesen Bällen finden sich die Reichsten, Angesehensten, Graziösesten des schönen Geschlechts von Freetown zusammen. Was eigentlich Anspruch auf Zutritt gibt, vermochte ich nie recht auszumitteln; ich vermuthe aber, es kommt lediglich darauf hinaus, ob der jungen schwarzen Dame ihre Mittel erlauben, in Atlas und hellem Musselin, in Spitzen und Marabutfedern, in Handschuhen und weißen Schuhen zu prangen. Der, wenn auch vorübergehende Besitz so vornehmer Abzeichen verrückt ihnen den Kopf; sie verschmähen in solchem Putz die Gesellschaft schwarzer Gentlemen und machen überdies auf respektvolle Behandlung von Seiten der Weißen, sogar der Vornehmsten, Anspruch.

In diesen Gesellschaften gibt es spaßhafte Auftritte. Ein Freund von mir trat einmal mit ein paar eben angekommenen Seeoffizieren in den Ballsaal. Hübsche Uniformen haben überall Anziehungskraft, und die großen, sanften Augen der schwarzen Mädchen strahlten von Entzücken. Nun muß man wissen, daß bei der drückenden Hitze in diesem Klima starke Bewegung außerordentlich erschöpft, und eine junge Dame bedarf, nachdem sie auf ihrer schwarzen, phantastischen Zehe umhergewirbelt ist, ungleich reichlicherer Erfrischung, als in Almaks gestattet seyn möchte. Die Dame erfrischt ihre Lippen mit dem köstlichen Sangaree, einem gewürzten Gemisch von Madera und Wasser, wobei folgendes Verhältniß am beliebtesten ist: zwei Flaschen vom erstern und ein Eßlöffelvoll vom leztern, ein Recept, das des alten Pindars Mäßigkeitsausspruch am Anfang jener berühmten Ode gar sehr widerspricht; ἄριστον μὲν ὕδωρ, singt er, aber das unklassische schöne Geschlecht in Sierra Leone weist solche Behauptung mit Verachtung von sich.

Ale, Punsch, Claret und Rum kühlen die vertrockneten Lippen und erwärmen das Herz.

Nach den Contretänzen war der beliebte schottische Reel aufgeführt worden, wobei der Hauptspaß darin besteht, daß die Dame unter Lachen ihren bleichen, verschmachtenden Tänzer zu Grunde zu tanzen sucht, ein leicht zu erringender Sieg, und sofort war die Reihe an den graziösen Walzer gekommen; die Damen waren damit beschäftigt, sich zu erfrischen, und die Herren kritisirten die schwarzen und kaffeebraunen abenteuerlichen Schönheiten, welche im blendenden Contrast von Mondscheindraperie und Wetterwolkengesichtern an den Wänden umhersaßen. Da machte mein Freund einen der jungen Offiziere auf ein hübsches Mädchen vor ihnen aufmerksam und sagte leise: „Sie sehen, sie ist die Ballkönigin, ohne Zweifel die Schönste im Saal; glauben Sie wohl, daß ich sie einmal bei einem Tanze zwei Flaschen Ale habe austrinken sehen?“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so ließ sich hinter ihm eine zornige Stimme hören: „Hört doch! Ihr schlechter Mann! Alles erlogen! Ihr schlechter weißer Mann!“ Er sah sich um und ward zu seinem Schrecken inne, daß eine Dame dicht hinter ihm ihn behorcht und die Sache ohne Weiteres auf sich bezogen hatte. Umsonst versicherte er sie, er habe nicht entfernt an sie gedacht, er habe eine ganz andere Person gemeint; sie ließ sich nicht beschwichtigen und rief: „Ihr gesagt habt: das schönste Mädchen im Saal; ich wohl weiß, Ihr mich meint. Ich nie trink' zwei Flaschen Ale, Ihr schlechter weißer Mann!“ Es half keine Vorstellung; sie rief eine Freundin neben ihr als Zeugin auf, daß der weiße Herr ausdrücklich gesagt: die Schönste im Saal. Der ganze Damencirkel kam in Aufruhr; nur Eine war gemeint gewesen, aber Manche mochte sich getroffen fühlen. Sie steckten die Köpfe zusammen, ihre Anbeter machten Miene, sich der Beleidigten anzunehmen, die Seeleute freuten sich schon auf ein allgemeines Handgemenge; aber der unschuldige Urheber des Aufruhrs machte sich aus dem Staube, und hat seitdem keiner Lustbarkeit der Art mehr beigewohnt.

Wer einem Dignity-ball unter günstigen Umständen beigewohnt hat, muß gestehen, daß es ein überraschender Anblick ist. Die dunkle Gesichtsfarbe der Tänzerinnen, ihre unermüdliche Lebendigkeit, ihre Geschmeidigkeit und Grazie, die Straußen- und Marabutfedern, der Atlas und die Stickerei, ringsum Gewinde von tropischen Gewächsen, Büschel von Orangenzweigen in voller Blüthe und lange Palmblätter durch das Gitterwerk geflochten — dies Alles bildet ein Schauspiel, das man wohl einmal im Leben mit ansehen kann.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Was ich hier über Gasgewinnung angeführt habe, leitet mich auf den damit wenigstens in entfernter Verbindung stehenden, jezt an der Tagesordnung befindlichen Gegenstand der Dampfwagen, und ich will in diesem Bezuge eine merkwürdige Beobachtung beibringen. Am 7ten December v. J. nämlich fuhr ein Reisender aus Bolton mit dem Dampfwagenzuge nach Konpon. Er saß auf dem hintersten Wagen, mit dem Rücken gegen die Maschine, und hatte also rückwärts einen freien Blick auf die Schienenbahn. Der Zug ging die sich sanft neigende Ebene von Bag-lane nach Leigh hinab; die Geschwindigkeit betrug gegen vierzig englische (etwa acht deutsche) Meilen in der Stunde. Auf einmal warf ein Kerl, der zur Seite der Eisenbahn stand, mit aller Kraft einen ziemlich großen Stein hinter dem lezten Wagen her. Der erwähnte Reisende sah, wie sich dieser Stein mit der anfänglichen größten Schnelligkeit seinem Kopfe näherte; plötzlich aber, und etwa nur noch einen Fuß von diesem seinem Ziele, schien es, als wenn der Stein unbeweglich in der Luft hängen bliebe, und der Reisende konnte denselben ergreifen, ohne eine andere Empfindung zu haben, als wenn er einen ruhig hangenden Stein erfaßt hätte. Das englische Blatt, welches diese Erscheinung mittheilt, meint sie dadurch zu erklären, daß in dem Augenblicke die Geschwindigkeit des Steins der Geschwindigkeit des Wagens, und mithin auch der der Hand gleich war, welche ihn ergriff, wenn nicht vielleicht zugleich auch angenommen werden darf, daß der in den Bereich der reißenden Schnelligkeit des Wagens und des erregten Luftzugs gekommene Stein habe anfangen können, an diesem Impuls Theil zu nehmen, und vielleicht später auf den Wagen selbst niedergefallen wäre. Ein z. B. auf einem schnell segelnden Schiffe vertikal in die Höhe geworfener Stein fällt genau auf demselben Punkte nieder, von wo er geworfen wurde, wie bedeutend auch der Weg sey, den das Schiff, während der Stein in der Luft schwebte, vorwärts gemacht haben mag, denn, sagt man, die Geschwindigkeit des Schiffs und aller darauf befindlichen Körper wohnte auch dem Steine bereits inne, und die erhaltene Wurfgeschwindigkeit änderte also in jener ersten Geschwindigkeit nichts. — Auf eine ähnliche Weise nun, meinen wir, konnte der geworfene Stein, als er einmal in den Bereich der außerordentlichen Geschwindigkeit gekommen war, von diesem Impulse so mitergriffen werden, als wenn ihm derselbe schon ursprünglich eingepflanzt gewesen wäre. Wir fühlen wohl, daß beide Fälle nicht ganz analog sind; aber wir wollen auch mehr nur zum Nachdenken über den Gegenstand anreizen.

Wenn wir übrigens hinsichtlich der Dampfwagen und Eisenbahnen ferner in Erfahrung bringen, daß mehrere deutsche Regierungen ihre Beamte, Behufs gründlicher Erlernung der betreffenden Constructionen, bis nach England senden, so bemerken wir dagegen, daß man die Sache jezt näher haben kann, indem, nach dem Urtheile unterrichteter amerikanischer und englischer Reisenden, die Schienenbahn zwischen Brüssel und Mecheln, und die Beschaffenheit der darauf cursirenden Locomotiven nichts zu wünschen übrig läßt. Wir haben solche Reisende, welche namentlich die so sehr gerühmte Liverpool-Manchester, und später auch die Mecheln-Brüsseler Bahn befahren hatten, selbst gesprochen und von ihnen einstimmig die Versicherung erhalten, daß alle neueren Verbesserungen der erstern auch auf die leztere übergegangen seyen, ja daß diese jener besonders hinsichtlich der umsichtigen und ruhigen Führung der Conducteurs und ihrer Behutsamkeit und Geschicklichkeit beim Anhalten vielleicht noch voranstehe. Der Deutsche braucht also dem hochmüthigen England das Compliment eines Studienbesuches nicht mehr zu machen, sondern wird sich höchstens nach dem Nachbarlande bemühen dürfen, wenn die Nürnberg-Fürther Bahn nicht bald noch unmittelbarere, hinreichende Belehrung gewähren sollte.

Während wir uns aber solchergestalt noch über die festen Schienenbahnen aussprechen, fängt Marechals System beweglicher Eisenbahnen an, immer größeres Interesse zu erregen. Die Idee dieses Systems besteht darin, mit den Rädern des Fuhrwerks selbst ein Ende Schienenbahn dergestalt zu verbinden, daß sich dasselbe immer vor dem rollenden Rade her auf den Boden anlegt und also eine sich allaugenblicklich erneuende, hinter dem Rade aber auch immer wieder abbrechende Eisenbahn bildet. Was wir heut in einem Berichte aus Brüssel über diese neue Erfindung lesen, bestärkt uns in der Ueberzeugung ihrer praktischen Anwendbarkeit. Marechals Wagen hat acht Räder, vier größere, vier kleinere, und die Schienen drehen sich um diese Räder, wie um zwei Rollen, und breiten sich vor denselben bahnbildend immer fest auf den Boden hin. Wir haben um eine Zeichnung dieses Mechanismus geschrieben, und werden dieselbe unserm nächsten Berichte zur weitern Erläuterung beifügen. So viel ist durch die Aussage von Augenzeugen außer allem Zweifel gestellt, daß Marechals also construirter Wagen mit großer Schnelligkeit über Stock und Stein dahin rollte, obwohl er sehr schwer beladen und nur mit zwei kleinen Pferden bespannt war. Diese Erfindung verdient die höchste Aufmerksamkeit, da sich durch dieselbe alle und jede gegen die Eisenbahnen noch zu erhebenden Einwände der Bodenberaubung, der zu überwindenden Terrainschwierigkeiten u. s. w. auf einmal beseitigt fänden.

Den Schluß unseres diesmaligen Berichts machen wir mit Beschreibung eines sehr kunstreichen und nützlichen Mechanismus, wodurch ein gewisser Richards zu Droitwich (Worcestershire) den Bereich der Uhr wesentlich erweitert hat. In der Mitte des Zifferblattes dieser Uhr befindet sich eine genau gezeichnete Abbildung der Erde, um welche sich der Sternenhimmel dreht. Unter den Gestirnen sieht man besonders den Mond in der Phase, die er gerade am Himmel hat, und mit Bemerkung der Grade seines Abstands von der Sonne. Die Stunde und Minute des Tags wird durch die Sonne angezeigt, deren jedesmalige Stellung im Thierkreise sich mit bemerkt findet. Außerdem zeigt die Uhr das Datum, den Namen des Monats und die Zahl der Tage, welche derselbe enthält. Besonders sinnreich soll der auf die so complicirte Bewegung des Mondes bezügliche Theil des Räderwerkes seyn, dergestalt, daß erst nach Jahren eine kleine Correction nöthig würde. Troz der vielen darauf abgebildeten Dinge ist das Zifferblatt nicht größer als gewöhnlich, und der Preis endlich soll den einer guten Achttagsuhr nur um das Doppelte übersteigen. — Wenn sich alle diese vorläufigen Angaben vollkommen bestätigen sollten, so möchte die Anschaffung solcher Uhren sehr zu empfehlen seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

(Beschluß.)

Lindpaintners komische Oper, die Gewalt des Liedes.

In unserer überwiegend verständigen und kunstgelehrten Zeit kommen auf Einen Melodiker viele Harmoniker. Sollte denn aber der Mangel an jener Erfindungsgabe so ein wesentlicher, unersetzlicher seyn? — Ja wohl! Melodie ist Natur, ist Gemüth, Seele, Sprache, ist eigentlich die wahre Musik. So wenig eine Reihe logischer Säze, willkührlich an einander gefügter Wahrheiten Styl hat, so wenig hat ihn eine Folge harmonischer Glieder ohne Melodie. Zu der Melodie, der ursprünglichen, im begeisterten Tondichter entspringenden, findet sich die rechte Harmonie immer und zugleich, und stets im rechten Maße. Im höhern Sinn ist aber die wahre und eigentliche Harmonie selbst wieder Melodie, denn sie ist nur die Ausstrahlung, die architektonische Erweiterung der leztern, und was man gewöhnlich Harmonie nennt, sind oft nur gelehrte Amplifikationen. Von solchen hat sich der Compositeur entfernt gehalten; seine Musik spricht mit uns durch's ganze Stück. Im ersten Acte singt der launige Musiker Nadir vor mißbildeten Zuhörern geflissentlich in einer verkünstelten Weise, was er später vor dem natürlichern Nabob unterläßt. Dies hat vielleicht ein Theil des Publikums nicht recht unterschieden, und etwas Wohlberechnetes dem Compositeur statt zum Lobe, zum Tadel angerechnet. Nadirs Spiel auf verschiedenen Instrumenten ist sehr ergözlich; das Finale, wo er dem Sklavenhändler einen lustigen Streich spielt, macht die beste Wirkung. Die Baßarie des Nabobs Ollar im zweiten Act ist ein brillantes Werk. Das Sextett mit Chor muß jedes Gemüth ergreifen.

Man könnte noch mehrere, dem Herzen sich lieb machende Stücke anführen; der künftige Hörer mag aber, statt auf Einzelnes zu warten, lieber das Ganze mit gleichem Antheil aufnehmen, und das ihn am besten Anmuthende sich selbst herausfinden.

Ein paar Bemerkungen erlaube ich mir noch. Wenn wir ein deklamatorisches und ein lyrisches Element der Musik unterschieden haben, so hält sich diese Oper etwas mehr zu jener Gattung. Dem heitern Geiste des Sujets würde es aber vielleicht zusagen, wenn nicht jedes Glied des Textes rhetorisch ausgedrückt, sondern Manches lyrischer gehalten, der goldene Faden des melodischen Gedankens länger ausgesponnen und durchgeführt wäre. Ich deute nur zum Beispiel auf: „Soll ich dich, Theurer, nicht mehr sehen?“ in der Zauberflöte. Daran knüpft sich ein weiterer Wunsch, daß der „Gewalt des Liedes,“ welche dem Werke den Namen gegeben, ebenfalls mehr lyrische Macht und Kraft inwohnen möchte. In einer Oper, wo außer dem kurzen Dialog Alles gesungen wird, kann das „Lied,“ das also Gesang in der zweiten Potenz seyn soll, sich nur im Gegensatz der Kunst durch eine große melodische Einfachheit und tief eindringende Gemüthlichkeit recht isoliren. Ich denke unwillkürlich an das bekannte Lied im „Wasserträger.“ So etwas ist Eingebung der schönsten Stunde. Der Gesang, der seine Gewalt auf den ernst zürnenden Sinn des Nabobs bewähren soll, muß, wie ein schönes Naturwerk, wie eine herzrührende Volksmelodie, auch den Zuhörer bezaubern. So möchte man auch bei Delia's lezter, vom Violoncell begleiteten Arie wünschen, daß ihr Gesang mehr von den süßen Tönen dieses gemüthlichen Instruments umwoben wäre, statt daß es mit der Singstimme größtentheils blos wechselt.

Diese unmaßgeblichen Bemerkungen mögen für individuelle Ansichten eines Musikfreundes gelten, und einigermaßen den Antheil bezeichnen, mit welchem er den Tönen des hochgeachteten Meisters horchte. Einen solchen verdient diese Oper auch von Seiten des Publikums in vollem Maße, da sie zu den seltenen neuesten Musikwerken gehört, die unser Gemüth immer in sanfter Regung erhalten und unser Ohr durch keine massiven Mittel ermüden. F. L. B.

Paris, April.

(Beschluß.)

Der poetische Tischler in Fontainebleau.

Michaux war neugierig, die Büchersammlung zu sehen, wovon Durand ihm gesagt hatte. Dieser führte ihn in eine kleine Kammer des zweiten Stockwerks; hier standen oder lagen auf einigen Brettern fünfzig bis sechzig einzelne Bücher ohne Einband, unter andern vier Ausgaben von Virgil, zwei von Horaz, ein Tasso, ein Ariosto, eine Uebersezung von Miltons verlornem Paradies, ein Boileau, ein J. B. Rousseau, ein unvollständiger Racine, Voltaire's Henriade und einzelne Trauerspiele, Delille's Gedicht über die Gartenkunst, dessen Uebersezung der Georgica, und dazwischen mehrere unvollständige prosaische Schriften. Außer den erwähnten beiden lateinischen Dichtern, einer Abhandlung Cicero's und Cäsars Tagebüchern, ist ihm die klassische Literatur der Römer unbekannt geblieben, so wie er von der italienischen ebenfalls nur die oben erwähnten beiden Schriftsteller kennt. Von den Griechen kennt er nichts, nicht einmal eine Uebersezung Homers hat er gelesen. Die Verskunst hat er sich aus Virgil abstrahirt; Boileau, Racine, Rousseau haben ihm zu Mustern der französischen Verskunst gedient. Von Molière's Genie hat er keinen hohen Begriff, auch Voltaire's elegante Dichtungen machen keinen tiefen Eindruck auf ihn. Ueberhaupt hält er die Dichtkunst für etwas so Ernstes und beinahe Heiliges, daß ihm die komische Gattung widerlich scheint. Ossian, den er nur aus der französischen Uebersezung von Baour Lormian kennt, scheint ihm so erhaben, daß er ihn höher stellt, als Virgil und Ariosto. Clovis Michaux wünschte nun auch das Gedicht zu sehen, wovon ihm nur ein Bruchstück mitgetheilt worden war. Der Tischler führte seinen Gast wieder in die Werkstatt hinunter. Dort zog er eine kleine Kiste hervor, und in dieser lagen theils gefaltet, theils gerollt eine Menge einzelner, mit Dinte oder mit Bleistift beschriebener Blätter verworren durcheinander. „Hier werfe ich die Verse hinein, so wie ich sie aus dem Walde mitbringe,“ sagte er; „es würde mir schwer fallen, Ihnen etwas Zusammenhängendes vorzulesen; allein der Plan meines Gedichtes ist in meinem Kopfe; ich will die Bruchstücke vereinigen, wenn Sie es verlangen, lassen Sie mir nur ein wenig Zeit.“ Dies geschah. Der Dichter ordnete nun seine zerstreuten Blätter und brachte dem Gerichtsbeamten ein Gedicht in vier Gesängen, der Wald von Fontainebleau, voll dichterischer Begeisterung, keineswegs frei von schwachen Stellen und unnüzen Wiederholungen, aber merkwürdig wegen mancher vortrefflichen Schilderungen und Episoden, wozu ihm auch sein Soldatenleben einigen Stoff geliefert hat. Um das Publikum auf diese sonderbare Erscheinung aufmerksam zu machen, ließ Michaux ein Bruchstück des Gedichts in das Provinzialblatt Chronique de Seine et Marne abdrucken. Nun ward im Cercle littéraire zu Fontainebleau eine Subscription eröffnet, um die Druckkosten des Ganzen zu bestreiten. Der General Durosnel, Deputirter des Fontainebleauer Arrondissements, erhielt vom Könige eine Subscription auf fünfzig Exemplare; auch Privatpersonen meldeten sich in hinreichender Anzahl, und so erschien denn das Gedicht des Tischlers. Voran geht die Einleitung des Gerichtsbeamten Cl. Michaux, dann folgt das Gedicht in vier Gesängen, hinter diesem steht die poetische Epistel des Dichters Pongerville, wovon ich neulich Meldung gethan habe, und die Antwort des Tischlers, ebenfalls in Versen. Der Verfasser ist so klug gewesen, sein Handwerk nicht aufzugeben; obschon er ein größerer Dichter, als Tischler zu seyn scheint, so kann er doch bequemer von seiner Tischlerarbeit, als von seinen Versen leben. Es wird nun interessant seyn, zu erfahren, ob der Handwerker, der sich selbst und den Eindrücken der schönen Natur seine dichterische Bildung verdankt, noch etwas mehr und Schöneres liefern wird, als diesen ersten Versuch. Zu bemerken ist, daß dieser Mann bei seinem Handwerke sich gar nicht mit Dichten abgibt, und wahrscheinlich gar keinen Antrieb dazu spürt; nur am Sonntage, bei seinen einsamen Spaziergängen im Walde, schwebt der Geist der Dichtkunst über ihm, und nur dann ist er zum Versemachen aufgelegt und geschickt. Er ist also im eigentlichen Sinne ein Walddichter, und das Einzige, was er bisher an Gedichten hervorgebracht hat, betrifft den Wald seiner Vaterstadt. Man sollte dem Manne eine Wohnung im Walde und dabei eine überflüssige Försterstelle geben. Er könnte dann nach Herzenslust herumschweifen und seiner Neigung zum Dichten nachhängen.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 103:

Gott.

Beilage: Monatsregister April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 105.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 2. Mai 1836.

— Ihr Menschenkind',
Bei nun so schönen Zeiten
All Traurigkeit jezt schütt't in Wind,
Spannt auf die besten Saiten:
Auf Harf' und Lauten tastet frei,
Schneid't an die süßen Geigen!
Fridrich v. Spee.

Mailied.

Der Mai, der erste Mai ist da
Mit seinen Wonnelüsten,
Und Alles speist Ambrosia,
Und schwelgt in Blüthendüften.

Und Alles taumelt, Alles singt,
Und schlürft den Muskateller,
Der sprudelnd in die Becher springt
Aus Gottes großem Keller.

Und jedes Herz, noch gestern dicht
Verhüllt in dunkle Prose,
Springt auf und glüht im Frühlingslicht,
Wie eine junge Rose.

Philister! heut bekehret euch,
Laßt solchen Tag euch frommen!
Die Poesie, eu'r Himmelreich,
Ist nah herbei gekommen.

Was steht ihr, ängstlich umzuschaun
Mit Compliment und Faxen?
Hängt die Perrücken auf den Zaun
Und laßt euch Locken wachsen!

Wir sind ganz Andre, als ihr meint,
Reibt nur die Augen derbe,
Und eine neue Welt erscheint
Als eu'r gebührend Erbe.

Wer sich der Seelenangst entrafft,
Wird frei zu Göttern schweben:
Zu Götterfreiheit wirkt und schafft,
Und spürt das rechte Leben!

Klebt denn am Staube euer Loos,
Fühlt ihr euch kleine Meister,
Wohlan, so seyd im Kleinen groß,
Im Kleinsten freie Geister! —

Allein bemerk' ich nicht Gebrumm,
Geschüttel mit den Köpfen? —
Philister, wie? ihr nehmt es krumm
Und wackelt mit den Zöpfen?

Dort hüpft ein buntes Vögelein,
Es singt mit lust'gem Schnabel:
„Poet, laß die Philister seyn,
Denn sie sind incurabel.

„Flieg' mit mir durch die schöne Welt
Und sing' ihr hohe Lieder,
Ein voller Blumenregen fällt
Vom Himmel auf dich nieder.

„Wohn' unter Menschen, auf der Flur
Mit immer neuem Sinne,
Des Geisterreichs und der Natur
Verborgnen Schatz gewinne!

„Erprobe jedes Element
Und pflück' auf jedem Beete,
Sey du ein ewiger Student,
Ein ewiger Poete!"

Adolph Peters.

Simplicissimus.

Novelle.

In einer Landstadt des südlichen Deutschlands wuchs Theodor, der Sohn vermöglicher Eltern, in großer Eingezogenheit und Entfernung von allen jungen Leuten seines Alters auf. Seine Eltern waren so besorgt, die möglichen übeln Folgen des geselligen Umgangs von ihm abzuhalten, daß sie ihn nicht in die öffentliche Schule des Städtchens gehen ließen, sondern ihm einen Hauslehrer hielten, unter dessen Aufsicht er sich den größten Theil des Tages beschäftigen mußte; in den Erholungsstunden war es ihm vergönnt, in einem mäßigen Garten hinter dem Hause sich mit der Schaukel und andern ähnlichen Spielen zu vergnügen, oder, da er einen großen Hang zur Lectüre hatte, fern von dem verführerischen Geschlecht der Romane, seinen Geist und sein Herz durch Campesche Reisebeschreibungen zu stärken und zu bilden. So wuchs er, seinem Lieblingshelden, dem Robinson, vergleichbar, in der Einsamkeit heran, ohne von dem Weltlauf berührt zu werden, oder einen Begriff von dem zu haben, was außer dem engen Kreise seines väterlichen Hauses vorfiel. Als er sein vierzehntes Jahr erreicht hatte, begann sein Vater, ein Kaufmann, den aber günstige Verhältnisse und Handelsverbindungen mit Italien in den Stand gesezt hatten, den Detailhandel aufzugeben und nur noch Geschäfte im Großen zu machen, ihn in sein Comptoir einzuführen, wo er sich mit Rechnen und commercieller Korrespondenz anhaltend abgeben mußte. Aber auch in diesem neuen Stande waren ihm außer Spaziergängen oder Spazierritten mit seinem Vater, und hie und da einer Spazierfahrt mit seiner etwas nervenschwachen Mutter, nur seltene Höflichkeitsbesuche bei Verwandten oder Bekannten seiner Eltern gestattet, wo die Unterhaltung schon sehr verwegen wurde, wenn sie das Gebiet der Erkundigungen nach dem werthesten Befinden und der Debatten über Wind und Wetter verließ und in die bedenkliche Sphäre der neuesten Moden, oder gar der Personalchronik des Oertchens, namentlich in das Kapitel der Verlobungen und Heirathen überging. Vom Umgang mit den Söhnen der andern Kaufleute hielt ihn sein strenger Vater ganz und gar zurück, der, in den Sitten der guten alten Zeit erzogen, mit den Manieren und Begriffen dieser jungen Leute nicht übereinstimmen konnte; denn sie hatten von Lyon und Marseille, die Reicheren sogar von Paris, wohin sie frühzeitig zu ihrer Ausbildung gesandt worden waren, die Art und Weise der französischen Romantik mitgebracht, die in ihren großen Bärten enthalten war, wie Simsons Stärke in seinen Haaren; sie philosophirten über Ehe und Tugend so gut wie Lelia und Trenmor, und übten gegen alle Autoritäten eine Opposition aus, die besonders den ältern Leuten in ihrer Vaterstadt sehr unbequem war.

Mehr noch als der Wille seines Vaters, schreckte unsern jungen Freund das peinliche Gefühl von seinen Altersgenossen zurück, das bei unvermeidlichen Begegnungen über ihn kam; er empfand sehr deutlich, daß sie ihn übersahen und mit höhnischer Geringschätzung behandelten, wenn er je gegen sie eine Aeußerung wagte, deren unglaubliche Unschuld den Gesetzen der Wirklichkeit eben so sehr, als ihren besondern Ansichten zuwiderlief. Seine große Unerfahrenheit zog ihm von ihnen den Namen Vetter Michel zu; da aber seine edle Gestalt und die Feinheit seiner Gesichtsbildung mit diesem plumpen Prädikate doch zu wenig übereinstimmten, so taufte ihn der Witzigste aus der Gesellschaft um und nannte ihn passender den neuen Simplicissimus, durch welche Vergleichung mit dem Helden eines der anziehendsten altdeutschen Romane ihm eben auch kein groß Unrecht geschah. Unter diesem Namen coursirte er von nun an in ihren gesellschaftlichen Zusammenkünften, und bot einen unerschöpflichen Stoff zu belustigenden Erzählungen von seiner Unschuld und Unwissenheit in den Verhältnissen des täglichen Lebens dar. Die meisten dieser Anekdoten mochten erdichtet seyn, aber auch die kühnste Phantasie wurde durch einen Einfall von ihm beschämt, womit er, ohne es zu wissen, gebieterisch in den Willen und die Rechte zweier Häuser eingriff und sich gleichsam träumend das Glück seines Lebens vom Baum schüttelte.

Der erste Geistliche in seiner Vaterstadt hatte zwei Töchter, von denen die jüngere, Marie, fast in gleichem Alter mit Theodor war, und in Folge dessen mit ihm den Religionsunterricht besucht hatte und mit ihm confirmirt worden war. Schon damals hatte das sanfte, stille Mädchen einen unbewußten, aber großen Eindruck auf ihn gemacht; nie war er so aufmerksam, als wenn sie gefragt wurde, und doch konnte er nicht begreifen, warum sich immer nur der Ton, keineswegs aber der Inhalt ihrer Antworten in sein Gedächtniß einprägte, und die andächtige Miene, womit er die frommen Lehren

ihres Vaters begleitete, gewann doch zulezt stets eine Richtung auf die blauen Augen und die lichtbraunen Haare der Tochter. Unter den Gebeten und Sprüchen, die seine Altersgenossen längst in Frankreich vergessen hatten, war ihm jener Spruch der liebste, welcher anhebt: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes! dies kam aber, ohne daß wir seine Frömmigkeit verdächtigen wollen, doch zum Theil daher, daß Marie diese Worte bei der Confirmation hatte aufsagen müssen. Auch nachher durfte er sie öfters sehen; die Bedürfnisse des Kultus und die Freundschaft seiner Eltern führten ihn häufig in das Haus jenes Geistlichen, der sein und der Seinigen Beichtvater war, und der ehrwürdige Mann hatte ihn so lieb, daß er ihm, auch als er bei vorgerücktem Alter die Beichtvorbereitungen wie den übrigen Gottesdienst einem Vikar überlassen mußte, gerne ein Stündchen besonderer Belehrungen und Ermahnungen widmete; wenn dies vorüber war, so wurde der Jüngling nach guter alter Sitte an den Familientisch geführt, wo er sich bei einigen Erfrischungen mit den Mädchen und ihrer Mutter eine Weile unterhalten durfte. Hier befestigte sich seine Neigung zu Marien immer mehr, ja er gewöhnte sich, sie wie eine Schutzheilige anzusehen, wenn Minchen, ihre lebhafte Schwester, ihn durch schnelle Fragen oder gar durch Neckereien in Verlegenheit brachte, und Marie, um ihm herauszuhelfen, die Antwort übernahm und durch einen leisen Verweis die Angriffe ihrer Schwester abschlug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Altengland und der französische Gesandte.

Einer der eifrigsten Bücher- und Raritätensammler, der bekannte Parker, Erzbischof von Canterbury, erzählt in einem zur Zeit der Königin Elisabeth gedruckten anonymen, im Ganzen sehr ernsthaften Traktate über den Priestercölibat folgende nicht eben diesen Gegenstand berührende Anekdote.

„Es geschah, daß zu des Königes Hoheit, Heinrich VIII. (ich hoffe fest, Gott hat seine Seele bei sich), ein französischer Gesandter mit Briefen, ich glaube vom Könige von Frankreich, kam, nicht lange vor den vom heiligen Vater von Rom geschickten. Dieser Gesandte, an der Rathstafel sitzend, machte eine sehr wichtige Miene und hatte wenig Verstand; dabei schwazte er französisch außerordentlich rasch, im Glauben, es werde für ihn bei allen Anwesenden eine hinlängliche Empfehlung seyn, daß er so geschwind reden könne. Das Gespräch verbreitete sich über viele Dinge; der Gegenstand war aber zum Theil ein Tadel der Völlerei der Engländer, die so viel thierische Nahrung im Lande verzehrten; zum Theil kam es darauf hinaus, daß er den großen Nutzen und die Nothwendigkeit der französischen Sprache erhob, von der er sagte, sie sey fast in der ganzen Welt gebräuchlich. Und in seiner Einbildung wunderte er sich sehr darüber, daß verschiedene anwesende Edelleute sich nicht in's Gespräch mit ihm einlassen, ja ihn nicht einmal verstehen konnten, um seinen großen Verstand zu bemerken. Unter der Zahl der Lords saß da der alte, ehrenwerthe Kriegsmann, der Graf von Shrewsbury, vor sich hin auf seinen Teller schauend und dem leichtfertigen Schwätzer weder Gehör, noch Blick gönnend, sondern unbekümmert um ihn, während sein Kopf und seine Hände zitterten, Zeugniß genug, daß er in seinen Tagen ein Krieger gewesen war und manches Nachtlager auf feuchtem Boden gefunden hatte. Der französische Gesandte ärgerte sich über ihn und sagte: „Welche Ehre würde es jenem alten Edelmann machen, wenn er französisch reden könnte! Sicherlich, es ist ein großer Mangel an seinem Adel!“ Einer der Herren, die das Gespräch mit ihm führten, bat ihn um Erlaubniß, einen Theil der Unterredung dem Lord Shrewsbury mitzutheilen, und berichtete diesem auf gewandte Weise, und sich an die Wahrheit haltend, die Bemerkung des Monsire. Als der alte Lord dies vernahm, erhob er sein Haupt, welches bisher tief gebeugt gewesen war, so empor, daß er hochgewachsen erschien, wie er in seinen besten Jahren gewesen, und seine Brauen zusammenziehend, legte er die Hand an seinen Dolch und machte eine Miene, daß der vorlaute französische Gesandte auf verwunderliche Weise die Farbe wechselte. „Sagt der französische Hund so?“ fragte er; „wohlauf, antwortet ihm: bei dem gnädigen Sanct Cuthbert, wenn ich wüßte, daß nur ein einziges verpestetes Wort von seiner Sprache in meinem Leibe steckte, so wollte ich meinen Dolch ergreifen und es herausgraben, ehe ich mich vom Stuhl erhöbe; und sagt dem lohfarbenen Schurken noch ferner, er möge sich wohl in seinem Lande halb zu Tode gehungert haben, wenn wir aber unser Vieh nicht äßen und es so schnell, wie wir thun, als Nahrung brauchten, so müßte es sich so rasch mehren, daß es uns auffräße.“ Als diese Worte dem französischen Gast hinterbracht wurden, verdarb er keine Speise mehr, trank aber wunderbar viel. Derjenige, welcher mir die Geschichte erzählt hat, wußte mir nicht zu sagen, ob es seine Convenance war, daß er nun stillschwieg, oder ob er sich inwendig ganz trocken geschwazt hatte; er fügte aber hinzu, daß seine Blicke während der noch übrigen Zeit des Mahls nicht mehr vom Grafen von Shrewsbury ablassen konnten.“

Reumont.

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, März.

Würzburg. Rheinfahrt.

Am 6ten März verließ ich Coburg. Ich hatte Eile von Nöthen, wie Sie aus den Zeitungen wissen werden, wenn ich den Prinzen von Portugal noch auf dem Continente einholen wollte, woran mir doch so Vieles lag. In Würzburg, wohin ich Morgens mit Tagesanbruch gelangte, mit der gewissen Voraussetzung, daß von hier aus jeden Morgen ein Eilwagen nach Frankfurt abgeben werde, mußte ich warten, denn nicht täglich, sondern nur einen Tag um den andern geht der Eilwagen. Indessen kann man in dem stattlichen und angenehmen Würzburg vier- und zwanzig Stunden recht gut zubringen. Man war so gütig, mir Abends Zutritt in einer glänzenden Gesellschaft zu verschaffen. Der ganze Adel der Stadt und der Umgegend, bekanntlich einer der vornehmsten Deutschlands, da er fast aus lauter ehemals reichsunmittelbaren Geschlechtern besteht, bewegte sich hier in prächtigen, mit Gemälden reich ausgestatteten Zimmern und Sälen. Diese Ausstattung, welche man häufig antrifft, däucht mich ein besonderes Unterscheidungszeichen der süddeutschen Opulenz von der norddeutschen. Mit einigen guten Kupferstichen ist in der Regel die Ausschmückung der Zimmer in Norddeutschland vollendet; wer Familienporträts besizt, hängt sie wohl dazwischen. Der Süddeutsche will Gemälde, und oft finden sich die vortrefflichsten Stücke in Privathäusern. Dilettanten führten auf einer niedlichen Bühne ein Kotzebue'sches Schauspiel auf; ich muß aber gestehen, daß einige große Oelgemälde mich mehr anzogen. — Der Weg durch den Spessart ist langweilig und unerfreulich, doch war er mir das Erstere nicht, indem zwei Originale mir zur Seite saßen, von denen ich Ihnen gern mehr erzählen würde, wenn es der Raum dieser Mittheilung gestattete. Doch will ich sie wenigstens anführen. Der Eine war ein Amerikaner von einigen fünfzig Jahren, der nur englisch sprach und verstand, und dennoch den Muth gehabt hatte, durch ganz Europa zu reisen; sein Paß war ein dicker Band, mit lauter Visa's in unzähligen Sprachen angefüllt, von denen der Reisende nicht Eine verstand; der Andere war ein junger österreichischer Cavallerielieutenant in weißem Mantel, der zum ersten Male in seinem Leben aus dem tiefen Hintergrund von Gallizien hervorkam, um nach Trier zu reisen, wo er Verwandte hatte, ein hübscher, munterer, interessanter Jüngling, ganz ausgestattet mit jener feinen und eigenthümlichen Bildung, welche vornehmen Polen eigen zu seyn pflegt. Er und Master Tapper von Boston bildeten den grellsten Contrast, aber sie vertrugen sich vortrefflich, und ihre Conversation war zum Todtlachen. Abends gegen neun Uhr zeigte sich eine lange Linie von Lichtern und Hunderte von Fenstern erglänzten: es war die Bellevue von Frankfurt. Vor der Mainbrücke ward des Oesterreichers Herz gerührt durch die Hauptwache, welche seine Landsleute hier haben. Des andern Tages war ich bei guter Zeit in Mainz. Es gibt nichts Interessanteres, als die Rheinfahrt auf dem Dampfboot. Sie hat mich entzückt, gerade durch das, worüber Andere klagen, durch ihre Schnelligkeit. Wie auf den Flügeln eines Adlers, der sich leicht und prächtig bewegt, schwebt man an diesen paradiesischen Ufern hin; kaum daß man einen fernen Gegenstand erblickt hat, so ist er auch schon erreicht. Verwundert schauen die alten Ritterburgen von ihren Felsengipfeln auf das glänzende Ungethüm nieder, das Rauch und Funken sprühend unter ihnen dahin gleitet, und unter dessen unwiderstehlichem Flügelschlage der Strom erzittert. Ihre Ritter ahnten wohl nicht, da sie hier oben hausten und dem schüchternen Kaufmannsschiff Zölle auferlegten, oder es nach Gefallen plünderten, daß einst, unbekümmert um sie und ihre versunkene Zeit, diese schwimmenden Vulkane an ihren zerfallenen Schlössern vorüberbrausen würden. Das Dampfboot Prinzessin Mariane ist in allen seinen Verhältnissen höchst elegant eingerichtet. Die Bedienung ist prompt und billig, die Bewirthung anständig, und Zeitungen und Journale, welche die Tafeln der großen Kajüte bedecken, zeigen, daß es unter den Reisenden Viele gibt, die hier, zwischen den göttlichen Rheinufern, Novellen, Modeartikel, oder die Course von Frankfurt und Amsterdam lesen mögen. Es fehlte auch an solchen Lesern gar nicht, wie ich bemerkte, wenn ich einmal hinabstieg. Mit einer Glocke am Steuerruder werden die Signale gegeben, wenn Boote von den Ufern sich nähern, um Passagiere zu bringen oder abzuholen; diese sind dann jedesmal mit der Flagge der rheinischen Dampfschifffahrt geschmückt. Dies Geläute macht einen sehr hübschen Effekt. Wenn man am Lurleifelsen vorüberfährt, tritt auf dem linken Ufer aus einer Felsenhöhle ein Einsiedler hervor und läßt aus einem Horne lange schmetternde Töne erschallen, um das Echo zu wecken, das in den Klüften des Lurlei schlummert. Alsbald erwacht es und zieht klagend wie ein melancholischer Geist um das graue Gebirge. In der That, der Stein wird Leben, Seele, Sprache; er klagt wie ein göttliches Lied. Dann schießt der Einsiedler dreimal aus einem Feuergewehr, und nun wird die Klage zum Zornesruf, zum drohenden Rollen, zum Donner. Achtung vor dem poetischen Sinn der rheinischen Dampfschifffahrts-Compagnie! Sie besoldet diesen Einsiedler, einen Invaliden der preußischen Armee, mit zehn Silbergroschen täglich, damit er bei der Vorüberfahrt eines jeden Dampfschiffes die arme Nymphe auf die oben beschriebene Weise in ihrer Ruhe störe, und dafür wird nicht einmal eine Collecte unter den Passagieren gemacht. Da wir vor Bonn anlegten, befand sich eine große Anzahl von Studenten auf dem Hafenplaz, welche Abschied von einem ihrer Commilitonen nahmen, der mit uns nach Cöln und von da weiter reisen sollte. Er ging buchstäblich aus einem Arm in den andern, von einer Brust, von einer lebenswarmen Freundeslippe an die andere, bis er endlich an Bord war. Jezt warfen die Studenten ihre Müzen in die Höhe und stimmten mit ihren schönen, kräftigen Stimmen einen Abschiedsgesang an, der mich im Innersten bewegte. Dazu läutete die Schiffsglocke, der Kiel bewegte sich und wir schwebten davon, wie von der Melodie des Gesanges getragen. Wie beneidete ich den Studenten, der, in seinen Mantel gehüllt, gegen das vergoldete Geländer des Verdecks gelehnt, wehmüthig und ernst nach Bonn zurückschaute. So geliebt zu werden! so viele Freunde zu haben! Heilige, glückliche Jugend, nur du bist dessen fähig! Diese Alle werden einst kalte Staats- und Geschäftsmenschen werden, abgeschliffene Maschinen, aber jezt sind sie noch Menschen, noch Jünglinge.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 106

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 3. Mai 1836.

How now, my lord chief justice, whither away?

Shakespeare.
Henry IV.

Sierra Leone.

Die Negerassisen.

Negerassisen! eine Negerjury! Das war etwas Neues, Seltsames. Auf der Tagesordnung standen zwei schwere Fälle: Menschenraub und Verwundung mit Absicht der Tödtung. Es war dies eine treffliche Gelegenheit für einen Europäer, der eben aus dem Land der Weißen ankommt, seine vielfarbigen Mitunterthanen von einer interessanten Seite kennen zu lernen, zu sehen, wie sie sich zu einer Verhandlung drängen, welche sie nicht begreifen, und die in einer Sprache geführt wird, die nur Wenige verstehen, wie sie mit gespannter Aufmerksamkeit Se. Gnaden, den Herrn Oberrichter, den Fall vortragen, die Anwälte plaidiren und den schwarzen Dolmetscher mit vollkommener Unparteilichkeit schwarze und weiße Sprachen untereinanderwerfen hören.

Se. Gnaden der Oberrichter umgibt hier das Richteramt mit wohlberechnetem Nimbus und verbreitet heilsame Scheu vor den folgenden Verhandlungen, indem er in feierlichem Aufzuge zur Kirche fährt, um die Assisenpredigt zu hören, wobei die Pferde in langsam feierlichem Schritte paradiren, damit der gaffenden Menge das Phänomen einer wallenden Wolkenperrücke und eines weiten Scharlachkleids desto länger im Auge bleibe, eine ganz erstaunliche Pracht für die Hunderte, welche meinen, ein Stück Baumwollenzeug sey gerade so viel, als die Natur bedürfe, und mehr, als sie verlange.

„Die Welt," sagt Alexander der Große, „kann nur Eine Sonne haben." Sierra Leone mit seinen zwanzig Städten hatte einst nur Einen geschlossenen Wagen, und dieser gehörte einem Oberrichter; man fand ihn aber völlig unpassend für das schwüle Klima, er ward daher als unnütz bei Seite gestellt, und diente sofort, bis ihn die Termiten aufgefressen hatten, nur dazu, die Verbrecher aus dem Gefängniß in der Stadt unter den Galgen bei den Kasernen auf der Höhe zu führen, so daß am Ende in den Köpfen der schwarzen Bevölkerung der Anblick einer geschlossenen Kutsche und eine Hinrichtung sich identificirten. Als daher ein gewisser Oberrichter zum ersten Mal in die Kutsche Nr. 2 stieg, um sich mit gehörigem Pomp zur Kirche zu verfügen, so war das Fuhrwerk im Nu von dichten Volkshaufen umgeben, jede Straße lieferte ihr Contingent von wolligten Köpfen und bleckenden Zähnen, und es lief von Mund zu Mund: „Weiß Mann an den Galgen!" Die jungen braunen Damen eilten, ihre Toilette zu machen (denn zum Kirchgang und zu einer Hinrichtung werfen sie sich immer in ihren Sonntagsstaat), und sogar der gravitätische Moslem lenkte seine Schritte gen Golgatha außerhalb der Stadt, in unziemlicher Hast den Faltenwurf seines wallenden

Gewands verunzierend, denn es that seinem Herzen gütlich, daß dem Giaour-Cadi der Garaus gemacht werden sollte. Aber ach! grausam getäuschte Hoffnung! allgemach ward der wahre Stand der Sachen bekannt: der Inhaber der Kutsche war allerdings gekommen, sie mit Hinrichtungen zu bedienen, wenn es Noth that, aber nimmermehr in eigener Person.

Diese Geschichte hatte ich im Kopfe, als Se. Gnaden in die Kutsche stieg, und ich sah mit Interesse zu, wie sie gleich einer Schnecke die Straße zur Kirche hinkroch; die Reise betrug etwa fünfzig Yards, und sie brauchte zum wenigsten zehn Minuten dazu. Die edlen Rosse stampften im Staub und zertraten den Indigo, der überall in den Straßen wild wächst, vorsichtig geführt vom schwarzen Majordomus, der den langgenährten ehrgeizigen Wunsch, den Kutscher machen zu dürfen, zum ersten Mal befriedigt sah. Steif auf dem Bock hielt er die Zügel mit beiden Händen fest, und es war, als hätte er ihrer nicht genug dazu, und dabei warf er seine entzückten Blicke bald auf die Kirche, bald auf die Rosse, bald mit unendlicher Selbstgefälligkeit auf die gaffende Menge. Seine Livree bestand in leichten, weiten Beinkleidern und einem offenen Hemd, und sein tattowirtes und nach der Sitte seines Stamms senkrecht gestreiftes Gesicht lauschte unter der mächtigen schlappen Krempe eines Strohhuts für zehn Pence hervor; kein Achselband, keine Troddeln, kein dreieckiger Hut, kein Blumenstrauß auf dem stattlichen Bauch verkündete hier den oberrichterlichen Kutscher. Zum Glück sorgte ein lärmender Haufe von etwa hundert zerlumpten Ebonitern, Constabler genannt, für den sichern Transport des Herrn Richters; ihrer vier packten mit ungewöhnlicher Negercourage die Rosse, und so brachten sie endlich ihre Ladung glücklich vor die Kirchthüre.

Nur wenige vom Volk begleiteten Se. Gnaden in die Kirche; mit Staub bedeckt, schnatternd und voll Neugier verfügten sie sich in's Gerichtshaus, und harrten dort mit gebührender Ungeduld der Eröffnung der Verhandlungen. Ich vertauschte jezt die weite, bequeme Hausjacke mit dem vornehmen, lästigen Rock, sezte einen Strohhut mit ungeheurer Krempe auf und entschloß mich, zum Sonnenschirm zu greifen und den schweren, heißen Gang zum Gerichtshaus anzutreten.

Das Gerichtshaus, ein plumpes Gebäude, ist zugleich das Centralgefängniß. Im obersten Stock befindet sich ein geräumiges Gemach, das die ganze Front einnimmt. Ein schwüler Dunst brütet in dieser Gerichtshalle, der Kohlenstoff aus hundert Lungen verdunkelt die Luft, und erst nach einiger Zeit durchdringt das Auge den Nebel. Auf Reihen von Bänken drängen sich da untereinander Männer, Weiber und Kinder, in allen Graden von Schwarz, von der Farbe der Druckerschwärze bis zu der der Kokusnuß, in allen Flächenverhältnissen, nur Angesicht und Hände auf dem einen, und der ganze äußere Mensch auf dem andern Extrem. An einer Wand steht eine Art Bureau von gemeinem Holz, bleifarbig angestrichen, und dahinter sitzen, „schreckbar anzusehen," der Richter und seine Beisitzer. Zu beiden Seiten von Sr. Gnaden erblickt man ein ehrenwerthes Mitglied des Gerichts als Assessor, das neben den richterlichen Funktionen noch ein anderes ehrenwerthes Amt, das eines Magazinverwalters oder Ausrufers bekleidet. Oberhalb der drei Würdenträger prangt drohend und majestätisch eine römische Lictorenart sammt Ruthenbündel, ein äußerst passendes Symbol für die klassischen Neger. Rechts vom Platze des Richters erblickt man zwölf, aufmerksam zuhörende Gentlemen; es sind schwarze Geschworene. Gegenüber diesen wollhaarigen Herren von der Jury befinden sich Herren, die nicht dazu gehören, Weiße und Schwarze, Europäer und Afrikaner untereinander, die bloße Neugierde hergeführt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Simplicissimus.

(Fortsetzung.)

Nun hatte Theodor, so unbehülflich und unerfahren er auch in Gesellschaften war, so manches Wort vernommen, das ihm eine helldunkle Aussicht in die Verhältnisse des Lebens eröffnete, so manche Bezeichnung, die ihm seine leis geschäftige Phantasie ahnungsvoll ausmalte. Einige plauderhafte Basen liebten es gar zu sehr, davon zu sprechen, wen diese oder jene zum Bräutigam erhalten habe und wann die Hochzeit seyn werde und wer dazu eingeladen sey und dergleichen mehr. Einmal, als ein Vetter Theodors verlobt und seine Braut zu den Eltern auf Besuch gekommen war, hatte er es selbst mit angesehen, wie jener nach Tische seinem Mädchen vor den Augen der Andern einen herzhaften Kuß gab, und diese Scene ging ihm lange im Kopf herum; wachend und träumend sah er den Vetter, wie er sich herabbeugte und zwei allerliebste Lippen ihm entgegen kamen, und zwei helle Augen ihm so freundlich und aufmunternd entgegenblickten; ja, er fing schon an, darüber nachzudenken, ob seine eigenen Lippen wohl auch zu diesem angenehmen Spiele geschaffen seyn möchten. Dazu kam noch, daß er an seinen Eltern das musterhafte Beispiel einer glücklichen Ehe sah, der es auch nicht an Aeußerungen einer größeren Zärtlichkeit fehlte, wenn sein Vater eine Geschäftsreise antrat oder sogar, was einige Male vorkam, nach geraumer Abwesenheit aus Italien zurückkehrte. Gar wohl erinnerte er sich noch, wie ihm ein Schwesterchen in zarter Jugend gestorben

war, und die Mutter sich schmerzlich weinend an den Vater lehnte, als wollte sie Schutz und Trost bei ihm suchen. Die schönen Worte, die er bald darauf bei der Trauung jenes Vetters hörte, „in Freud und Leid, in Noth und Tod einander treu zu seyn," gruben sich unauslöschlich in sein Herz, und so hafteten endlich seine Gedanken bei dem Bilde eines solchen Lebens mit Marien, von der er Anfangs gewünscht hatte, sie möchte ihm die Stelle der verstorbenen Schwester ersetzen, und nun dachte, da dies einmal nicht mehr möglich sey, so könnte sie gar wohl sein Weib werden; auch rechnete er ganz unbefangen auf die Gefälligkeit des Freundes Storch, an den er zwar, zu reiferen Ansichten gelangt, den Maßstab mythischer Kritik anlegte, ohne jedoch diesem Bild eine bestimmtere Vorstellung unterschieben zu können. Wie nun bei einem Gefäß Wasser, das den Gefrierpunkt erreicht hat, ein einziger Stoß hinreichend ist, um die ganz neue Gestalt des Eises plötzlich hervorzubringen, so war es ein unbedachtes Wort seines Vaters, das alle diese Gefühle und Träume auf einmal in die seltsamste That übersetzte.

Theodors zwanzigster Geburtstag war herbeigekommen; es war der Andreastag, und schon als Knabe hatte er sich ein Mächtiges darauf zu Gute gethan, daß sein Wiegenfest von der ganzen Christenheit gefeiert war, und, um auch seinerseits ein Uebriges zu thun, jedes Jahr an diesem Tage den Jungen des Glöckners mit einem Geldstück bestochen, um bei dem Einläuten des Gottesdienstes helfen zu dürfen. — Seine Eltern hatten, wie gewöhnlich, eine kleine Gesellschaft zu einem fröhlichen Mahle geladen, wobei Scherze und Witze in der bescheidenen Weise der Provinzialbildung auftauchten. Natürlich drehte sich das Gespräch vielfach um den Helden des Tags, und einige ältere Frauen wußten dem Vater nichts Schmeichelhafteres zu sagen, als wie wohlerzogen sein Sohn, und wie groß und stark er zu seinem Alter sey. „Ja, ja," erwiderte dieser, der in der Freude seines Herzens ein Gläschen mehr getrunken hatte, „er ist ein kräftiger Bursche, und ich glaube, es wäre nächstens Zeit, daß er sich verheirathete." Die Mutter, in welcher bei diesen Worten die anmuthigsten Gedanken erwachten, sagte lächelnd: „da wollen wir ihn dem heutigen Heiligen, dessen geborner Schützling er ist, bestens empfehlen." Und die ganze Gesellschaft erhob sich, stieß die Gläser zusammen und ließ den heiligen Andreas hoch und abermals hoch leben.

So wenig ernstlich nun auch dieser Toast, zumal von protestantischen Trinkern und Trinkerinnen, gemeint war, so zündete er doch dem jungen Schutzbefohlenen des Andreas ein ganz neues Licht an, wozu das liebevolle Verhältniß zu seinem Vater nicht wenig beitrug. Außer den unbedingten Pflichten als Sohn und Lehrling hatte er sich nämlich gegen ihn eine Menge anderer, gewissermaßen freiwilliger Verbindlichkeiten auferlegt, wofür er stets von ihm durch die freundlichste Anerkennung belohnt worden war. Was zur Befriedigung und zum Vergnügen des Vaters geschehen konnte, fand dieser immer gethan, ohne daß es im äußersten Falle mehr als einer leisen Andeutung bedurft hätte, und so hatte der Sohn sich nach und nach einen Kreis von überverdienstlichen Werken zu eigen gemacht, wobei es freilich neben einem gewissen Takte, der seinen Eltern in dem Isolirungssystem ihrer Erziehung allerdings nicht abzusprechen war, seiner guten Natur zugeschrieben werden mußte, wenn er eine gefährliche Klippe vermied, nämlich die Tugendhaftigkeit der sogenannten guten Kinder, wovon uns so manche Jugendschriften mit den widerwärtigsten Beispielen überhäuft haben. Alles, was von Gehorsam, Anlehnung, Gefälligkeit, Liebe und Zuvorkommenheit gegen seine Eltern an ihm zu finden war, war rein natürlich, und viele komische Mißgriffe, wozu ihn auch diese Eigenschaften verleiteten, konnten die Ungeschminktheit seines Wesens bezeugen.

Theodor, wie er jenes hingeworfene Wort seines Vaters vernahm, glaubte nicht anders, als jetzt sey die Gelegenheit vorhanden, ihm die größte Freude in seinem Leben zu bereiten, und war der festen Meinung, von dem Vater nach seiner Art dazu aufgemuntert zu seyn. In diesem Augenblicke fiel ihm ein, was bei seines Vetters Hochzeit dessen Vater gesagt hatte: sein Sohn habe ihm schon viele Freude gemacht, aber noch nie eine solche, wie die, daß er ihm eine so liebe Tochter zuführe. Nun meinte er, dasselbe schuldig zu seyn, ungefähr eben so, wie er den Vater sonst mit einer frühen Blume überrascht, oder ihm einen sehnlich erwarteten Brief vor der Stunde des Austragens auf der Post abgeholt hatte. Sein Entschluß war also schnell gefaßt, denn seine Neigung kam ihm zu Hülfe. Er wollte heirathen; wen, das wußte er, wie, das machte ihm gar kein Bedenken. Mit seinem Vater vorher darüber zu sprechen, fiel ihm gar nicht bei, denn sein ohnehin in sich gekehrtes Wesen hatte schon längst den Ausspruch des gemessenen Mannes bestätigt, man müsse nicht Alles beschwatzen und ausklingeln, sondern ruhig und geradeaus thun, was der Tag und seine Ordnung erheische. Auch war es gewiß nicht unbillig von ihm, wenn er das wichtige Vorhaben, eine Frau zu nehmen, unbedenklich für seine eigene Angelegenheit hielt. Die Gläser hatten noch nicht ausgeklungen, als der Vorsatz, sich mit der schönen und sanften Marie zu vermählen, in seiner Seele durchdacht und reif war. Während bei einer Schlittenfahrt, die man Abends in der Novemberlandschaft hielt, die Begeisterung der Andern schnell erkaltete, flammte seine eigene nur um so glühender auf;

er saß in seinen Mantel gehüllt, und das Gebimmel der Glöckchen wiegte ihn in die süßesten Träume von seinem künftigen Glück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Resultate.

Entwickle tief und mühevoll das Gute,
Das hier und dort du anerkannt:
Man hat sich gähnend abgewandt.
Verfolg' es mit des Witzes Ruthe —
Da wird dem Pöbel wohl zu Muthe:
Du bist ein Mann! du hast Verstand!

Was man dir vorsagt, scheint dir klar;
Stell' einmal rein das Deine dar!
Nur was dir selbst entsprießt, ist wahr.

Laß sie preisen, laß sie schmähen!
Tröste dich mit diesem Wort:
Dichter, mag man sie verstehen
Oder nicht — sie wirken fort;
Wirken, wie der Sonne Strahlen,
Die, vom Fels zurückgewiesen,
Seine Wand mit Grün bemalen,
Glanz verleihen seinen Kiesen,
Und auf scheue, offne Blüthen
Liebe, Kraft und Leben schütten.

v. Feuchtersleben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, März.

(Fortsetzung.)

Cöln. Aachen. Lüttich. Brüssel.

Wie schön Cöln sich dem Auge des Ankommenden darstellt, und wie häßlich es inwendig ist! Es hat nicht leicht eine Stadt einen so beengenden Eindruck auf mich gemacht; diese engen, schwarzen, schmuzigen Gassen — wie können sich hier Masken und Aufzüge ausnehmen? Ich begreife es nicht; auch weht überall holländische Luft. zu einem Karneval aber habe ich mir immer einen Corso, italische Luft und italische Laute als nothwendige Ingredienzien gedacht. Auch muß ich bekennen, daß, was ich bis jezt so gelegentlich vom Karneval zu Cöln las oder hörte, mir immer übertrieben, gemacht, erzwungen, sogar unverständlich vorgekommen ist. Karneval und Norddeutschland: dies sind zu heterogene Dinge. Abends fuhr ich nach Aachen. In Bergheim ist der Ort, wo man am Scheideweg steht zwischen Holland und Frankreich, zwischen Süd und Nord. Man hört hier einen Dialekt reden, den ich nicht mehr verstand. Aachen zeigt den ersten Anflug von dem Charakter französischer Städte: die Masse von Butiken mit ihrer Ausschmückung, selbst die Art und Weise des Treibens auf den Straßen verkünden das neue Element. Drei Stunden von Aachen tritt man in das belgische Gebiet ein, und nun ist man in Frankreich. Die ganz eigenthümliche Bauart der französischen Wohnungen und Dörfer beginnt und der deutsche Charakter der Fluren entweicht. Uebrigens ist die Gegend bis Lüttich sehr schön, reich angebaut, und das große Lieges selbst liegt malerisch in einem reizenden Thale auf beiden Ufern der Maas. Die Stadt ist durchaus französisch und viel weniger flamändisch, als Brüssel. Mit den Butiken und Affichen von Lüttich könnte man zwanzig norddeutsche Städte ausschmücken und bunt machen. Einen eigenen Anblick gewährte Löwen, welches wir gegen zwei Uhr Morgens durchfuhren. Die stille, schlafende Stadt war mit Gas erleuchtet wie ein Salon, in welchem die Gäste fehlen. Es war so hell, daß man die kleinste Aufschrift der Häuser bequem lesen konnte. Wie Sonnenlicht brannten die stillen, unbeweglichen Gasflammen. In ihrem Schein zeigte sich das herrliche Rathhaus.

Ich saß im Coupé, die Blicke nach der Gegend gerichtet, in welcher Brüssel sich zeigen sollte. Da stieg es endlich mit seinen weißen Giebeln und Dächern und Thürmen empor. Die Kirche St. Gudula, der prächtige Rathhausthurm, der im Kleinen an den Straßburger Münster erinnert, die Kuppel von St. Jacques und andere ausgezeichnete Gebäude machten sich bemerkbar. Ein gefälliger Reisegefährte (und das sind die Franzosen Alle) erklärte mir die Gegenstände umständlich. Er zeigte mir, rechts auf einer Anhöhe gelegen, das Schloß Laeken. Endlich fuhren wir ein, und ich befinde mich nun seit zwei Tagen in dem Paris von Brabant. Die Sitten und Gebräuche der französischen Hauptstadt finden sich hier Alle wieder. Omnibus, Cabriolets, Messagerien, Fiaker rollen durch die Rue's, es gibt zahllose Café's mit Pariser Namen, Café des mille colonnes, de la Paix u. s. w., Café's estaminets, Cabinets de lecture, Notaire's, ungeheure bunte Ankündigungszettel und jenes unruhige Drängen und Treiben auf den Straßen, welches großen Städten eigen ist. Brüssel gehört bekanntlich zu den schönsten Städten. Die Rue royale, die Place royale, die Boulevards sind herrlich. Da ich das erste Mal in der Stadt umherging, kam mir der Gedanke, wie es möglich gewesen sey, daß gerade diese heitere, schöne Stadt jemals unter spanischer Herrschaft gestanden habe. „Warten Sie nur," sagte mein Freund, der mit mir ging und den ich im Pallaste des Königs aufgesucht hatte. Er führte mich hierauf nach dem Platz des Rathhauses: ja, hier war Spanien. Aus einem dieser fremdartig gestalteten, uralten Giebelpaläste hat Alba auf Egmonts Blutgerüst herabgeschaut. Dieser hohe, alte Thurm ragte über Brabant, mächtig, wie Philipps Tyrannei. Hier und in der Umgebung wohnen die Flamänder, hier ist das alte Brüssel, das übrige ist Paris. Ich lehnte mich Abends im Mondschein an das Rathhaus, um den großen, seltsamen Pallast gegenüber zu beschauen. Vielleicht war es Egmonts Haus oder Graf Hoorne's; der edle Oranien hatte das seinige in einer andern Gegend der Stadt. Wahrscheinlicher hauste hier Alba, denn es ist das ansehnlichste des Quartiers. Hier hinter diesen spizen Bogenfenstern wandelte der gewaltige Mann und lauschte mit kaltem, schlauen Lächeln auf das ängstliche Athemholen von Brüssel. Spanische Soldaten ziehen auf und Jetter und Consorten stehen dort und flüstern. Ein junger Mann im Mantel streicht an mir vorüber; sollte es Egmont seyn, der von Clärchen kommt?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 107.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 4. Mai 1836.

Of all mad matches never was the like!
Shakespeare.

Simplicissimus.

(Fortsetzung.)

Der Tag darauf war ein Sonntag und somit zur Beschleunigung des Vorhabens ganz geeignet. Ein Besuch bei dem Vater der Geliebten hatte Theodor vor kurzer Zeit mit den zu einer Heirath wesentlichen Formen bekannt gemacht; er hatte nämlich daselbst einen jungen Mann getroffen, der sich als Bräutigam vorstellte und von dem Geistlichen die nöthigen Belehrungen einholte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr der Jüngling, daß man vor der Hochzeit etliche Male proklamirt werden müsse, und zu dieser vorläufigen Handlung durch ein gewisses Zeugniß vom weltlichen Amte befähigt werde. Er wußte, sein Vater würde heut in die Kirche kommen, und hatte ihm daher die angenehmste Ueberraschung von der Kanzel aus zugedacht. Eben hatte man das erste Zeichen gegeben, als er sich auf den Weg nach dem Amthause machte, um das Nöthige daselbst in Ordnung zu bringen. Zu seiner Schande müssen wir gestehen, daß er nicht den leisesten Gedanken auch nur wenigstens an Mariens Einwilligung hatte, und wir befürchten, er möchte dadurch die Gunst mancher schönen Leserin verscherzen; doch mag es zu seiner Entschuldigung dienen, daß keine Anlage zum Despotismus, sondern die lautere Unschuld daran schuldig war: er dachte nicht anders, als so müsse es eben seyn.

Nach kurzem Warten wurde er auf dem Amthause vorgelassen. Hier erwies ihm der Zufall, der so oft die seltsamsten Karten mischt, seine volle Gunst. Der Amtmann, welchen am Tage zuvor einige Freunde aus der Residenz zu besuchen gekommen waren, stand gestiefelt und gespornt vor dem Bittsteller, und war im Begriffe, den Sonntag durch eine Jagdpartie zu feiern, die er seinen Gästen zu Ehren anstellen wollte; unten aber stampfte und wieherte sein Roß, von nicht minderer Ungeduld als der Herr beseelt. Diese Eilfertigkeit benahm ihm den Scharfsinn, die Sache zu ergründen, deren Verdächtigkeit ihm in jedem andern Augenblick schwerlich entgangen wäre, und er fragte nur etwas verwundert: „Wie? so jung schon wollen Sie heirathen? das ist mir in meiner langen Praxis noch nicht vorgekommen.“ — „Ich würde mich auch nicht so schnell entschlossen haben,“ erwiderte Theodor, „wenn ich nicht wüßte, welche Freude ich meinem Vater durch diese Erfüllung seines höchsten Wunsches bereite.“ Diese Aeußerung hielt der Amtmann für authentisch; da er vernahm, daß die erste Proklamation heute schon vor sich gehen solle, dachte er: „die Alten werden ihre Gründe haben, daß sie so pressiren, und die Aufwartung werden sie mir schon noch vor der Hochzeit machen.“ In einigen Minuten hatte Theodor

die nöthigen Papiere und wurde mit einer Gratulation nebst Respekt an seine Eltern abgefertigt; den Amtmann aber trug sein schäumendes Roß im Gefolge der andern Reiter davon, und beim Anblick des ersten Hasen hatte er die ganze Angelegenheit vergessen.

Die Leidenschaften der Andern begünstigen unsere eigenen. Hatte Theodor sein Spiel bei dem weltlichen Amte gewonnen, so gelang es ihm beim geistlichen noch viel besser. Sein alter, ehrwürdiger Freund war ebenfalls ausgeritten, aber auf eine andere Art, als der Amtmann, und auch zu einem andern Zwecke. Ein sehr zahmer Schimmel, vielleicht ein Abkömmling des berühmten Hippogryphen, auf dem der fromme Gellert seine moralischen Spazierritte zu machen pflegte, hatte ihn auf ein benachbartes Dorf getragen, dessen Pfarrer, ein Universitätsfreund von ihm, krank darnieder lag, und der Vikar, dem diese Funktion in jedem Falle zugekommen wäre, sollte die Predigt halten. Schon läuteten alle Glocken zusammen, als unser trefflicher Simplicissimus den weiten Weg vom Amthause zurückgelegt hatte und athemlos in das Studirzimmer trat. Er konnte kaum noch sagen: „Wollen Sie nicht die Güte haben, Herr Vikarius, und mich heute zum ersten Mal proklamiren?“ — „Mit wem?“ fragte dieser höchst erstaunt. Es war dem Jüngling unmöglich, ihren Namen über die Lippen zu bringen, und er sagte daher bloß: „Mit der Tochter des Herrn Stadtpfarrers.“ Der Vikar wurde todtenbleich; er hatte die älteste Tochter schon lange heimlich geliebt und glaubte auch in ihren Augen gelesen zu haben, daß er in ihrem Herzen keine geringe Stelle behaupte; wie nun die Liebe blind macht, so dachte er nur an Minchen: sie war die Verlobte des unmündigen Knaben, und er war der Verspottete, der Herr von Gleichsam, welche Eigenschaft ihm schon als Amtsverweser zukam; ohne Zweifel hatte man um seine Liebe gewußt und deßwegen Alles vor ihm geheim gehalten; deßwegen war ihr Vater fortgeritten, um nicht mit ihm darüber sprechen zu müssen; so sehr wollte man ihn aufopfern, daß er selbst sie proklamiren mußte mit einem Andern! Diese und tausend ähnliche Gedanken kreuzten sich in seinem Kopfe, es schwirrte ihm vor den Augen, er wußte nicht, was er dachte, was er that, aber seine Predigt hatte er rein vergessen. Endlich nahm er sich zusammen und sagte so fest wie möglich: „Nun, ich wünsche Fräulein Minchen alles erdenkliche Glück, und auch Ihnen, aus aufrichtigem Herzen.“ — „Nicht Minchen,“ entgegnete Theodor zögernd, der seinerseits in keiner geringen Verlegenheit war. „Also Marie ist Ihre Braut?“ rief der Vikar aufathmend; Theodor nickte erröthend mit dem Kopfe. Es war heraus, Beide standen da und sahen einander erleichtert an. Endlich fiel der junge Geistliche in seiner Amtstracht dem vermeintlichen Nebenbuhler um den Hals und küßte ihn und wünschte ihm Glück und küßte ihn wieder; die Freude auf den plötzlichen Schrecken hatte ihn betäubt und Bedenklichkeiten kamen ihm gar nicht in den Sinn. Zudem wurde drüben in der Kirche schon der erste Vers gesungen, und zu weitern Erörterungen war keine Zeit. Wenn er in diesem Drang der Umstände auch nur den fernsten Zweifel gehegt hätte, so mußte schon das vom Amtmann ausgestellte Zeugniß hinreichen, denselben zu unterdrücken. Er schrieb nur noch eilig die Namen der beiden Verlobten in das Verkündbüchlein, nahm Abschied von seinem neuen Freunde und begab sich in die Kirche. Unterwegs zwar kam es ihm doch seltsam vor, daß man ihm, der das Vertrauen der Pfarrersfamilie in hohem Grade genoß, ein solches Geheimniß aus der Sache gemacht hatte, aber er konnte nicht lange nachdenken, denn der Weg zur Kirche war kurz, und er entdeckte auf einmal mit Schrecken, daß er alle seine Gedanken und Geisteskräfte anwenden müsse, um sich wieder sattelfest in seine Predigt zu setzen, über die er unter der Erschütterung dieses Auftritts beinahe die Herrschaft verloren hatte. Auch Theodor trat in die Kirche und nahm mit dem Gefühle, das eine wohlausgeführte und gelungene Unternehmung gewährt, seinen Platz ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sierra Leone.

(Fortsetzung.)

Der Proceß, der jezt verhandelt wurde, betraf ein Kapitalverbrechen, das in Freetown häufiger verübt, als entdeckt wird, ein Verbrechen, wovon man schwerlich in einer andern brittischen Besitzung etwas weiß, nämlich den Raub eines freien Menschen, eines befreiten Sklaven, eines sogenannten Kings boy, nebst dem Versuch, ihn über den Grenzfluß zu schleppen und als Sklaven an die Bullomneger zu verkaufen. Als ich das Gerichtszimmer betrat, hatte das Zeugenverhör bereits begonnen. Gegenüber Sr. Gnaden, vor einem mit schwarzen Gerichtspersonen besezten Tische stand, träge auf die Schranken gelehnt, ein Geschöpf, dessen Anblick schon im Stande war, einen, der an solche Auftritte nicht gewöhnt ist, zum Mitleid zu bewegen. Eine plumpe Masse, die wie ein junger Mann aussah, nur nicht im Gesicht, das die Umrisse des Pavians hatte, keine Stirne, kein Nasenvorsprung, dagegen ein furchtbar aufgeworfenes Maul, der Gesichtsausdruck Unbekanntschaft mit Allem, was vorging, oder völlige Stumpfheit — ein solches Wesen war hier auf Leben und Tod angeklagt.

Ein Zeuge war bereits aufgerufen; er sagte aus, an dem und dem Tage sey Banna, so hieß der Beklagte, in Gesellschaft eines Mandingo in einem Canoe auf dem Fluß angehalten worden, und man habe bei ihm den Jungen gefunden, den er hinterlistigerweise in seine Gewalt bekommen. Der Junge selbst machte seine Aussage: er gab verschiedene Umstände an, welche den Zweck seiner Gefangenhaltung außer Zweifel sezten, und erzählte namentlich, wie man durch verschiedene grausame Mittel ihn zu verbergen gesucht; so habe man ihn gezwungen, auf dem Boden des Canoes liegen zu bleiben, und mit Steinen angefüllte Segeltücher auf ihn gelegt.

Der erste Zeuge, den ich aufrufen hörte, war ein Neger, der keine Sylbe englisch verstand. „Wie heißt Ihr?“ fragte der Richter; keine Antwort. Jezt erhob sich der Dolmetscher, ein höflicher, gutmüthiger Schwarzer, aber kein großer Sprachkenner. Die Frage wurde nun in einer der zwanzig in Freetown cursirenden Sprachen gestellt. Als man in Betreff des Namens im Reinen war, wurde auf seine Begriffe vom Eid inquirirt, und, wie zu erwarten stand, nichts herausgebracht. Umsonst sprach das Gericht von Himmel und Hölle, umsonst examinirte ihn der Oberrichter über die Wahrhaftigkeit und ihren Lohn, über die Lüge und ihre Strafe. Da hieß es endlich: „Wohin kommt Ihr, wenn Ihr sterbt?“ Der Dolmetscher wechselte ein paar Worte mit dem Zeugen und gab zur Antwort: „Der Mann sagen, er kommen in den Boden, wenn er sterben.“ — „Wohl, jezt fragt ihn aber, wohin er kommt, wenn er lügt.“ Dolmetscher: Der Mann sagen, er kommen in den Boden. — „Wenn er aber im Boden ist, wo lebt er dann?“ Dolmetscher: Der Mann sagen, er todt, er nicht mehr leben. — „Fragt ihn, ob er dieses Buch küssen will?“ Dabei ward ein Buch hingereicht, das eben so gut Childe Harold hätte seyn können, als das Testament. — Dolmetscher: Der Mann sagen, er können küssen Buch. — „Fragt ihn, was es für ein Buch ist?“ — Dolmetscher: Er sagen, nicht verstehen Buch. — „Nun ja, will er aber das Buch küssen?“ — Dolmetscher: Er sagen, er können küssen Buch. — „Fragt, ob es bei ihm zu Hause eine Feierlichkeit gibt, wodurch er sich verpflichtet fühlt, die Wahrheit zu sagen?“

Das war ein langer Satz zum Dolmetschen; der Dolmetscher besann sich eine Weile, wechselte ein paar Worte mit dem Zeugen und gab dann die Auskunft: „Er sagen, er können Wahrheit sagen.“ Der Zeuge verließ den Verschlag, ohne über die Sache selbst verhört zu werden, denn von der Bedeutung eines englischen Eids hatte er nun einmal nicht den geringsten Begriff.

„Laßt den nächsten Zeugen vortreten — King Tom.“ King Tom erschien, eine hohe, aufrechte, stattliche Gestalt, ein Krooneger, der das ökonomische Hüftentuch trug, denn größere Concessionen macht ein unabhängiger Kroo der wunderlichen Züchtigkeit der Weißen niemals. Er sprach das landesübliche Englisch, die lingua franca der Schwarzen, zuweilen auch das Tallee-tallee genannt. Nur wenige unter den barbarischen Stämmen Afrika's haben eine Eidesformel; zu diesen gehören die Kroo's. King Tom ward sofort zuerst nach der Sitte seines Volks und dann, zu mehrerer Sicherheit, auf das englische Testament beeidigt. Der Schwarze machte verschiedene würdevolle Gesten und richtete sich dann hoch auf. Ein Gerichtsdiener trat vor ihn mit Salz auf einem Papier. Tom brachte die Fingerspitze an die Zunge und nahm sofort etwas vom heiligen Stoffe auf. Er machte eine Pause, dann schlug er seine Augen gen Himmel, erhob langsam den Arm, so weit er konnte, und deutete mit dem salzigen Finger aufwärts; darauf bückte er sich, sah starr auf den Boden und mischte Staub mit dem Salz; endlich brachte er mit feierlicher Haltung und Miene das geweihte Gemisch an die Zunge. Dabei wurde kein Wort gesprochen; ohne Zweifel hatte er sich den obern und den untern Mächten geweiht, und seine Wahrhaftigkeit war jezt unverletzlich, sogar durch Todesangst nicht zu erschüttern. Aber die Form verlangte, daß er jezt auch die Bibel küßte, und er that dies zur Erbauung sämmtlicher Zuschauer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Das große Sühnopfer.

Mit Beschämung muß ich Ihnen das Geständniß machen, daß ich in meinem lezten Briefe von einem sehr wichtigen Ereigniß nur obenhin gesprochen habe. Dasselbe hat inzwischen die Gemüther auf eine Art erregt, wie ich nicht mehr glaubte, daß sie erregt werden könnten; und mein Bericht über den Streit der beiden jungen Schauspielerinnen kommt mir jezt vor wie der Versuch eines bezahlten Publicisten, den Anfang, woraus ein Weltbrand entsteht, dem Publikum als eine geringfügige und zufällige Begebenheit darzustellen. Eine solche Darstellung hilft zuweilen den Brand abwenden, und wenn es nicht der Fall, so ist dabei nachher nichts verloren, als die Reputation des Publicisten. Und auch nicht immer diese; denn es gibt hundert Mittel für ihn, sich auszureden und zu beweisen, daß er in dem illusorischen Artikel schon auf die Weltbedeutung angespielt habe. Aber so will ich mich nicht ausreden; ich bekenne, daß der Fehler nur an mir lag. Mir kam der Coulissenstreit zwischen den Fräulein von Hagn und Stich unbedeutend vor; nun ist er eine zeitgeschichtliche Begebenheit geworden, in der sich alle Parteikämpfe und Interessen der Gegenwart abspiegeln; nur verlangen Sie nicht, daß ich darin den Mentor Virgilius abgebe. Sehen Sie mich lieber als Korrespondenten ab, der so außer dem Strome lebte. In

meinen, die Zeit der Blauen und Grünen sey für Berlin vorüber, und eine Sonntagsepoche könne nicht wiederkehren. Diese ist auch nicht wieder da, denn ihr Specificum war Bewunderung, Enthusiasmus, vielleicht Raserei für etwas, und dies Etwas war, wenn auch nicht etwas Schönes, doch etwas höchst Anmuthiges. Hier lag das Interessante nur in der Parteiung, in der Dissonanz der Ansichten; nicht über Schönheit, Talent, Kunst beider Schauspielerinnen streitet man sich, sondern darüber: welche von Beiden hat Recht, welche wird den Sieg davon tragen, welche Mittel stehen der Andern zu Gebote, wie wird sie diese nützen, was damit effectuiren, für welche von Beiden interessirt sich der und jener, für welche also muß ich mich interessiren? So stand es, als ich meinen lezten Brief absandte, man stritt, ob Fräulein Hagn nach der ihr widerfahrenen Beleidigung bleiben werde oder nicht. Seitdem sind große Dinge vorgefallen, es ist entschieden: sie bleibt und — als Siegerin. Als das Publikum die junge Dame seinen Unwillen fühlen ließ, hatte das Publikum unrecht, denn sie war nicht schuld an der Unbill, die wirklich existirte. Dies Unrecht hat sich herausgestellt, und nun entstand die große Frage: wer soll der Beleidigten das ihr Widerfahrene vergüten? Es wäre unstreitig ein großer Moment gewesen, unvergeßlich in den Theaterannalen der alten Welt, wenn das ganze Publikum freiwillig bei ihrem Wiederauftreten auf die Knie gefallen wäre und gerufen hätte: „Schöne Charlotte, vergieb uns!“ Da aber so viel Selbsterkenntniß von Polizei wegen bei dem Publikum nicht erwartet wurde, so ging man andere Wege. Zuvörderst ward durch documentirte Zeugnisse das wirkliche Krankwerden aus Aerger der Charlotte von Hagn in den Zeitungen attestirt. Dann wurde auf ihr erstes Wiedererscheinen auf den Brettern vorbereitet, ebenfalls durch die Zeitungen, und angedeutet, daß Zeichen des Mißfallens nicht gebilligt würden. Inzwischen hatte man hinter den Coulissen und in höhern Regionen, als die des Theaterhimmels, für solche schmerzstillende Mittel gesorgt, daß der Gram der Unglücklichen sich in ein stilles Freudebeben verwandeln mußte. Alles, was eines Menschen Herz, und also auch das einer Schauspielerin, erfreuen kann, wurde ihr geboten, und sie, für sich, konnte schon jezt auf Lebenszeit den vorangegangenen Unfall segnen. Aber die Gerechtigkeit muß auch vor der Welt leuchten. Eines Abends trat die Genesene wieder auf; es war nicht angekündigt, und doch wußte man es in der Stadt, und strömte von Nord und Süd, von Ost und West, aus den Banlieuees, ja aus Charlottenburg und Spandau herein. Wer nicht sehr vorsichtig gewesen, wurde getäuscht. Alle Billette waren im Voraus aufgekauft, und nur die, deren man gewiß seyn konnte, daß sie ein gutes Herz hatten, erhielten durch Mittel und Wege Einlaß. Allein wer kann dem Menschen in's Herz sehen? mag nicht unter der unschuldigsten Miene ein schwarzes Gemüth sich bergen? Um möglicherweise jeden Ausbruch unedler Gesinnung im Entstehen zu unterdrücken, befand sich, was von disponiblen Kräften aufzutreiben war, im Theater. Wäre Berlin London, an diesem Abend hätten die Gauner in der übrigen Stadt ein freies Spiel gehabt. Das auf den Brettern entsprach der gerechten Erwartung. Der Schauer der Begeisterung trug die Opfer inniger Reue vor die Füße der Gemißhandelten, und allgemein rechtfertigte der Erfolg die getroffenen Maßregeln; denn es gelang den anwesenden Kräften, drei Jünglinge, welche sich so weit vergessen konnten, die allgemeinen, freiwilligen Gefühle der versammelten Menge nicht zu theilen, ja ihre entgegengesezten Ansichten durch fremdartiges Geräusch an den Tag zu legen, auszumitteln, zu ergreifen und auf den Corridor hinauszubringen. Man nennt ihre Namen: sie gehören der hiesigen Universität an. Wie schmerzlich wird es den Vätern der Akademie seyn, ihren verirrten Bürgern die Vorhaltungen machen zu müssen, welche hoffentlich ihr eigenes Gewissen ihnen bereits, strenger und schärfer, selbst gemacht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brüssel, März.

(Fortsetzung.)

Das Estaminet.

Jetters, des Schneiders, und der übrigen Brabanter Bekanntschaft zu machen, hatte ich übrigens noch denselben Abend das Glück. Meine deutsche Natur überrumpelte mich, ich fing an, mich nach einem Glas Bier und einer Cigarre zu sehnen; deßhalb suchten meine Augen verstohlen ein Café Estaminet, und ich trat in das erste beste ein. Dieselben sind, wie in Paris, an transparenten Kästchen von weißem Glas kenntlich, welche vor den Thüren hängen, und auf denen Name und Wahrzeichen zu lesen sind. Das, in welches ich eintrat, hieß le Renard, und zeigte im transparenten Bild, seltsam genug, die Fabel vom Fuchs, welcher den Storch prellt. Ich sah sogleich, daß ich mich nicht in der ersten, auch nicht in der zweiten und dritten, aber wohl in der vorlezten Gesellschaft befand: Blousen, Jacken und derbe Gestalten umgaben mich; doch da ich einmal da war, resignirte ich mich. „Donnez moi un cigarro, Monsieur,“ sagte ich zu einem Manne, der der Maître d'hôtel zu seyn schien, und erhielt zur Antwort: „Un cigarro? de quel pays êtes vous donc, pour dire: cigarro? Au reste, on ne fume pas des cigarres ici, mais des pipes flamandes. Une pipe à Monsieur, et voilà du tabac de Gand!“ Da saß ich denn mit einer pipe flamande und tabac de Gand. Die Conversation um mich her war laut, und wie gesagt, Jetter saß in einem Kreis von Zuhörern und erklärte, mit dem dürren Finger rhetorisch umherfahrend, irgend ein politisches Strategem. Zwei junge, kräftige Bursche, die an meinem Tische saßen, stießen dazu leere Biergläser, die sie mit der flachen Hand bedeckten, nach dem Takt so gewaltsam auf den Tisch, daß ich jeden Augenblick glaubte, die Gläser würden zerspringen. Den Lärm, den dies verursachte, schien man gar nicht zu beachten. Endlich trat ein alter Mann hinzu, mit silbernen Schuhschnallen, bunten seidenen Strümpfen, starkem weißem Haar, welches in einem Zopf auf seinem Rücken herabhing, und nachdem er, die Hände in die Seite gestemmt, der Sache ein wenig zugesehen hatte, richtete er holländisch oder flämisch eine Frage an die Bursche, die auf ihr seltsames Spiel Bezug hatte. „Dat belieft mi!“ lachte der Eine, und „cela m'amuse!“ der Andere. — Auch Brackenburg fehlte nicht; er saß in der Gestalt eines jungen, anständig gekleideten Bürgers sinnend abseits und hielt seinen Kopf in die Hand gestüzt. Ein melancholisches Lächeln umspielte seine Lippen. Ich muß hier die Bemerkung einschalten, daß man in Brüssel sehr viele hübsche Männer, weniger schöne Mädchen und Frauen sieht. Unter den Truppen, namentlich unter der Cavallerie, ist in der That fast jeder Einzelne schön. Indessen entfernte ich mich, sobald es nur irgend ohne aufzufallen geschehen konnte, aus dem Café au Renard, und habe mich seitdem gehütet, wieder in einen solchen zu treten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 108.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 5. Mai 1836.

Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten!

Goethe.

Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren.

Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren,
Wär' ich auf Yemen's glüh'ndem Sand,
Wär ich am Sinai geboren,
Dann führt' ein Schwert wohl diese Hand;

Dann zög' ich wohl mit flücht'gen Pferden
Durch Jethro's flammendes Gebiet;
Dann hielt' ich wohl mit meinen Heerden
Rast bei dem Busche, der geglüht;

Dann Abends wohl vor meinem Stamme,
In eines Zeltes luft'gem Haus,
Strömt' ich der Dichtung innre Flamme
In lodernden Gesängen aus;

Dann wohl an meinen Lippen hinge
Ein ganzes Volk, ein ganzes Land;
Gleichwie mit Salomonis Ringe
Herrscht' ich, ein Zauberer, im Sand.

Nomaden sind ja meine Hörer,
Zu deren Geist die Wildniß spricht;
Die vor dem Samum, dem Zerstörer,
Sich werfen auf das Angesicht;

Die allzeit auf den Rossen hängen,
Absitzend nur am Wüstenbronn;
Die mit verhängten Zügeln sprengen
Von Aden bis zum Libanon;

Die Nachts, als nimmermüde Späher,
Bei ihrem Vieh ruhn auf der Trift,
Und, wie vor Zeiten die Chaldäer,
Anschaun des Himmels goldne Schrift;

Die oft ein Murmeln noch vernehmen
Von Sina's glutgeborstnen Höhn;
Die oft des Wüstengeistes Schemen
In Säulen Rauches wandeln sehn;

Die durch den Riß oft des Gesteines
Erschaun das Flammen seiner Stirn —
Kurz, Männer, denen glüh'nd, wie meines,
In heißen Schädeln brennt das Hirn.

O Land der Zelte, der Geschosse!
O Volk der Wüste, kühn und schlicht!
Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht! —

Ich irr' auf mitternächt'ger Küste;
Der Norden, ach! ist kalt und klug.
Ich wollt', ich säng' im Sand der Wüste,
Gelehnt an eines Hengstes Bug.

Ferd. Freiligrath.

Simplicissimus.

(Fortsetzung.)

Wir müssen uns nun zu Theodors Braut, ohne es zu **wissen, aber nicht ohne es** zu wollen, wenden und ihrem **Herzen eine kurze Betrachtung** widmen. Wenn er durch **unbekannte Fesseln an Marien** gebunden war und keinen **eigentlichen Begriff von die**sem geheimen Zauber hatte, **so fühlte sie dagegen eine** desto bewußtere und lebhaftere **Neigung zu ihm, und Theodor** wäre erschrocken, wenn er **gewußt hätte, welche Verheerung** seine treuen, braunen **Augen, die er oft so lange** auf ihr ruhen ließ, in ihrem **Herzen angerichtet hatten;** sie selbst jedoch, deren Bewußtseyn, **wie natürlich, viel** früher entwickelt worden war, **wußte es nur gar zu gut.** Theodor war in der That **sehr schön zu nennen:** in sein edles, faltenloses Gesicht **hatte das Leben noch keine** jener Linien geschrieben, in **welchen die herbe Weisheit** der Erfahrung zu lesen ist, **und doch ruhte auf seiner** Stirne ein tiefer Ernst, und **um seine Lippen, wo eben** ein schwarzes Bärtchen zu **keimen begann, spielte eine** leise Wehmuth, wie sie nur **jenen Sonntagskindern** eigen ist, die sich in der Welt **halb fremd, halb heimisch** fühlen. Auch das Mitleid, **mit dem sie ihm oft gegen** die Neckereien ihrer Schwester **zu Hülfe kam, war ihr** gefährlich und weckte mit seinen **tausend Engelsstimmen neue**, aber bald verstandene Gefühle **in ihrem Herzen. Es** war nicht zu seinem Schaden, daß sie oft von Fällen träumte, wo sie mit Wort und **That für ihn einstehen und** ihm den Weg ebnen müßte, **auf daß sein Fuß an keinen** Stein stieße; denn ein gewisses **zärtliches Protektorat** ist es, was junge Mädchen **gar zu gern ausüben möchten.** Auf der andern Seite **aber hatte Theodor bei** aller Mädchenhaftigkeit etwas **sehr Entschiedenes und** Männliches: er war, da es sein **Vater an nichts fehlen ließ**, ein tüchtiger und kecker **Reiter geworden, den oft** nur die Bitten seiner ängstlichen **Mutter von allzu verwegenen** Streichen zurückhielten, **und einmal hatte Marie** mit Todesangst zugesehen, wie **er, eben aus ihrem Hause** tretend, sich einem Wagen, **an dem die Pferde wild** geworden waren und ausreißen **wollten, entgegen warf und** die scheuen Thiere fast augenblicklich **zum Stehen brachte.** Am meisten jedoch war ihr **Herz gewonnen durch eine** unaussprechliche Treuherzigkeit, **die oft alle Schranken und** Verzäunungen seines unbeholfenen **Wesens auf's** Liebenswürdigste durchbrach. **So hatte sie ihm denn ihre** volle Neigung zugewendet und **dachte mit Grausen an den Tag**, an dem er einst die **gebräuchliche Reise in's Ausland** antreten würde, und **den sie nicht überleben zu können meinte.**

Der heutige Gottesdienst war nicht eben geeignet, sie ihren Träumereien zu entreißen. Freilich, um ein junges Herz voll weltlicher Entwürfe und Hoffnungen ganz dem Ewigen zuzuwenden, dazu hätte ihr Vater auf der Kanzel stehen müssen, den zu einer solchen Wirkung, abgesehen von seiner größern Uebung und seinen reiferen Kenntnissen, schon allein sein Alter befähigt hätte. Sein Stellvertreter hatte, damit Alles heute zusammentreffen sollte, um den Plan unseres Helden zu begünstigen und zu feiern, zu seinem Thema die Liebe erwählt, freilich die christliche, aber sein Herz spielte ihm manchen Possen dabei. So wollte er zum Beispiel, um die Vorzüge der Liebe desto heller in's Licht zu stellen, ein abschreckendes Gemälde der Zwietracht entwerfen; hier hielt er sich aber sehr kurz bei den Zerwürfnissen der Menschen überhaupt auf und ging schnell zu einer Entwicklung der schädlichen Folgen ehlicher Zwistigkeiten über, schilderte beredt die Vermoderung der Gemüther von entzweiten Gatten, und hielt dann mit großer Begeisterung eine feurige Lobrede auf den Frieden und die ehliche Liebe. Auch als er auf den Gegensatz zwischen der Liebe und der Weisheit dieser Welt einging, blieb die Vergleichung immer etwas zweideutig, und der Hauptpunkt hieß: „Die Weisheit der Welt ist lieblos oder wenigstens allzu berechnend, als daß sie dem stillen Zuge des Herzens nachzugeben wagte.“ Er schloß endlich mit der Ermahnung an die Gemeine, der Liebe nachzuhängen, die allein selig mache.

Bei dem lezten Theile waren Mariens Gedanken nicht mehr anwesend, auch das darauf folgende Gebet überhörte sie völlig. Sie weilte immer bei dem schönen Bilde des häuslichen Glücks, das der Prediger mit so hellen Farben ausgemalt hatte. Einmal wagte sie einen flüchtigen Blick auf Theodor zu werfen: da saß der liebenswürdige Verbrecher mit der andächtigsten Miene von der Welt, nur belebt durch eine kleine Ungeduld, womit er das Ende des Gottesdienstes herbeizuwünschen schien. Auch sie blickte der lezten Ceremonie jezt entgegen; eine seltsame Gedankenverbindung erinnerte sie auf einmal an die Proklamation, die nach dem ersten Gebete Statt zu finden pflegte, und kaum waren ihre Gedanken darauf gerichtet, so fing ihr Herz an, zu dictiren: „In den Stand der Ehe wollen sich begeben: Theodor Gradmann, Friedrich Gradmanns, hiesigen Bürgers und Kaufmanns ehlich lediger Sohn, und Marie Tertor, hiesigen Stadtpfarrers, Jeremias Tertors, ehlich ledige Tochter. — „Welch ein poetisches Licht goß ihre Liebe über diese bürgerlich nüchterne Formel aus! So, dachte sie, sollte es jezt heißen! Sie hätte den Vikar zwingen mögen, es ihr nachzusprechen. „So Jemand Hindernisse wüßte,“ murmelte sie trotzig vor sich hin, „daß gemeldte Personen —“

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Sierra Leone.

(Fortsetzung.)

King Toms Aussage machte die Thatumstände sehr klar. Der Beklagte lehnte fortwährend an der Schranke, scheinbar um den ganzen Vorgang unbekümmert. Als ihm der Dolmetscher zu wissen that, er habe jezt den Zeugen zu befragen, murmelte er ein paar unverständliche Worte, und King Tom stieg von der Höhe herab, auf der er eine Weile gethront, und mischte sich unter den Haufen.

Der nächste Zeuge ließ sich in einer gar unbekannten Zunge vernehmen; selbst der Dolmetscher gestand, sein Witz sey hier zu Ende, und kein Mensch wollte ihn verstehen. Endlich wandte sich Se. Gnaden an die große Jury, an die kleine Jury, an die ehrenwerthen Mitglieder des Gerichts, an den gesammten Schwarm der Zuhörer und fragte, ob denn nicht Jemand mit dem Zeugen sprechen könne.

Conticuere omnes intentique ora tenebant.

Da erhob sich endlich ein blau gekleideter, schwarzer Gentleman und sprach: „Mich kann sagen, wat de Mann sagen,“ und damit geschah den Formen des Rechts volle Genüge. Aber eine Schwierigkeit dabei war höchst seltsam: den Dolmetscher selbst verstand man nicht recht, und einmal sah sich der Oberrichter wirklich in dem Fall, zu fragen, ob nicht Jemand das Gedolmetschte verdolmetschen könne.

Der arme Banna ward jezt aufgefordert, sich zu vertheidigen, Gründe anzugeben, weßhalb die Todesstrafe nicht über ihn ausgesprochen werden solle. Kaum war dieser schreckliche Aufruf übersezt, so streckte das unglückliche Geschöpf seinen halbmenschlichen Kopf vor, und nun entströmte seinem Mund eine eigentliche Fluth von Worten. Seine heftigen Geberden, sein stürmisches Geschnatter waren wirklich schauerlich, und er schien auch gar nicht zum Ende kommen zu wollen; denn mit schäumendem Munde, mit krampfhaft gerungenen Händen (horresco referens!) sprudelte er fort, und Alles klang wie Ein gehäufter, endloser Satz. Als man ihn endlich mit Mühe zum Schweigen gebracht, sollte der Dolmetscher die Rede übersetzen. Dieser nutzbare Beamte liebte das Concise oder übersezte vielleicht nicht gern wörtlich; er faßte die Vertheidigung des Beklagten in wenigen Worten zusammen; auf das elende, nackte Wesen deutend, sprach er: „Der Mann sagen, Alles Lügenzeug; Junge kommen in's Conoe, nach Aberdeen (ein Dorf am Grenzfluß) gehen; er ihn nicht verkaufen.“

Er ward verurtheilt, nach ihm gleichfalls ein Neger, der in einem Anfall von Eifersucht ein junges Weib schwer verwundet, jedoch, weil ein Constabel dazu kam, nicht getödtet hatte.

Auf dem Richtplatz sprachen beide Verurtheilte sehr viel und appellirten laut an das Mitleid der Zuschauer. Beide hatten ihren Vorsatz nicht ausführen können, und somit hielten sie sich für unschuldig; hatte doch der Eine den Jungen nicht verkauft, denn er war befreit worden, hatte doch der Andere das Weib nicht getödtet, denn sie war davongekommen. Und sonderbar genug, der größte Theil der Zuschauer soll der Ansicht der Verbrecher gewesen seyn. Unmittelbar vor der Hinrichtung wandte sich der Mörder gegen den Regierungspallast um, schüttelte würdevoll und drohend seine Hand und apostrophirte den Gouverneur, der höchst wahrscheinlich eben gesund schlief, denn es war halb sechs Uhr Morgens. „Gobberna!“ sprach er, „schwarz Mann gehen sterben; er nicht umbringen, Gobberna schwarz Mann umbringen. Regen kommen (es war zu Eintritt der Regenzeit), schwarz Mann sterben; Regen fort seyn, Gobberna sterben; Gobberna schwarz Mann wiedersehen!“ — Zufolge dieser Prophezeiung unter dem Galgen glaubten die Neger fest, der Gouverneur werde nach der Regenzeit sterben. Dieser Glaube wurde vor meinen Ohren ausgesprochen, und der Gouverneur starb unglücklicherweise gegen das Ende der Regenzeit.

Im Jahr 1830 stand ein Mann, der keine europäische Sprache sprach, außer Spanisch, und mit englischen Gebräuchen und Gerichtsformen völlig unbekannt war, wegen eines Mordes vor Gericht. Es war damals Sitte, daß man ein gewaltiges Schwert der Gerechtigkeit aus der Scheide zog, eine imposante Feierlichkeit! Die Luft ist in Sierra Leone abscheulich feucht; das Schwert war rostig geworden und wollte in Folge davon durchaus nicht aus seinem Gehäuse heraus. Mancher kräftige Zug blieb erfolglos; ein stämmiger Neger hatte die Scheide gepackt, ein anderer zerrte am Griff. Zitternd sah der Gefangene diese beunruhigenden Vorbereitungen mit an. Endlich flog die Klinge heraus, und der Missethäter sprang auf, schrie laut: Misericordia! misericordia! und wollte ausreißen. Er meinte nicht anders, als er solle auf dem Fleck geköpft werden, und es währte ziemliche Zeit, bis er sich durch die Versicherung trösten ließ, nicht das Schwert warte seiner, sondern der Galgen.

Korrespondenz-Nachrichten.

* Brüssel, März.

(Fortsetzung.)

Fahrt auf der Eisenbahn.

Gestern war das Wetter wieder leidlich, und daher verabredete ich mit einem Herrn, der die Reise nach England mit mir machen wird, um sich dem Gefolge des portugiesischen Prinzen anzuschließen, eine Fahrt auf der Eisenbahn nach Mecheln. Diese Fahrt war für mich das Interessanteste, was ich seit Jahren erlebt, und Sie erlauben mir daher, mich ein wenig länger dabei zu verweilen.

Gegen halb zwölf Uhr standen wir in der Mitte der Place royale, um einen der Omnibus zu erwarten, welche so oft nach der Barrière von Anvers fahren, als der Dampfwagen abgeht. Diese Omnibus sind sehr lange Wagen, um deren Peripherie in großen goldenen Buchstaben zu lesen ist, welche Straßen sie zu durchlaufen haben, auf ihrer Decke sind zierliche Size, von Metallstäben eingefaßt, für diejenigen, die im Innern keinen Plaz finden. Hinten, auf einer stets niedergeschlagenen Treppe, vor einer stets geöffneten Thüre, steht ein Bursche mit einer Glocke in der Hand, womit er, sobald Jemand sich dem ambulanten Wagen nähert, läutet, um vorne dem Kutscher ein Zeichen zu geben, daß er hält. Ueber ihm ist das große Zifferblatt einer Uhr, als Thürstück des Wagens, angebracht. Derselbe kann über zwanzig Personen fassen, und es mögen deren in Brüssel etwa acht oder zehn seyn, welche bei der jedesmaligen Abfahrt des Wagenzugs, schwer befrachtet, aus der Stadt bei der Barrière de Malines ankommen. Auch wir ließen uns denn dahin führen, und ich muß sagen, daß ich kaum die Zeit erwarten konnte, wo ich die wunderbare Maschine erblicken sollte. Eine Menge von Pavillons, Butiken, kleinen und großen Häusern entzogen mir lange den Anblick des Roubeels; man muß Karten lösen, Schildwachen und einige schmale Gänge passiren, aber endlich war Alles überwunden und wir standen im Kreise der Eisenbahn, wo sie eine Art von Schleife bildet, damit die Maschine sich umwenden kann. Eine lange Reihe von Glaswagen, Waggons, bedeckten und unbedeckten Fuhrwerken befand sich auf der Bahn; mehrere hundert Personen hatten sie schon besezt und Viele stiegen noch ein und auf. Wir wählten den vordersten Waggon, der am wohlfeilsten ist und am wenigsten gern besezt wird, weil er der Maschine zu nahe ist, aber gerade das war mir gelegen. Wo ist denn aber der Elephant? Dort steht auf niedrigen Elephantenfüßen oder vielmehr Rädern ein Ding, das nicht ganz ohne Aehnlichkeit mit dem Thiere ist, dessen Namen es führt. Zwei Männer agirten auf seinem Rücken, und in seinem Innern ertönte stärker und immer stärker ein hohles Gebrüll, ein dumpfes Stöhnen und Rauschen, wie das Angstgekeuch eines gefesselten Raubthiers; mir klang es wie ein Hymnus auf den menschlichen Geist. Der dumpfe Lärmen der gefangenen Elementenkraft nahm immer zu, die Fugen des Elephanten erbebten, und man kann sagen, er schrie vor Wuth, losgelassen zu werden. Aber seine Wächter lächelten und warteten ganz ruhig, bis der erste Glockenschlag der nahen Uhr die zwölfte Stunde schlug. Jezt machten sie einige Bewegungen; Stöße von Dampf fuhren mit heiserem Donner aus den Nüstern des Elephanten, und gehorsam wie ein Pferd, mit lautlosem Umdrehen seiner Räder, kam er vor die Wagenreihe gerollt, ließ sich anspannen, und nun brauste er davon, die vielen tausend Centner Gewicht, die an seinem Schweif hingen, wie eine Feder mit sich fortreißend. Je mehr Spielraum zur Entwickelung seiner Kraft er erhielt, je mehr schien seine innere Wuth sich zu legen, aber wie stürmte er dahin! Man fuhr nicht, man flog an den Gegenständen vorüber, und mit welcher leichten, angenehmen, erschütterungslosen Bewegung! Kein Thier erreicht diese Schnelligkeit des Laufes, wenigstens nicht auf die Dauer.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, April.

(Fortsezung.)

Versöhnung. Die Verfasserin von Lüge und Wahrheit.

Der Sieg der Humanität ward noch auf andere Weise gefeiert. Wer der Unschuldigen den Kranz des Märtyrthums auf die schönen Schläfe drückte, brauchte deßhalb kein Feind der Gegnerin zu seyn, welche eben so unschuldig, als Charlotte war. Deßhalb wünschte man Versöhnung, und öffentliche Versöhnung beider, so unfreiwillig in den bittern Streit hineingezogenen Damen. Eine Scene, wo Bertha und Charlotte sich, die Rolle wollte es, um den Hals fielen, ward vom Publikum als Signum der Wirklichkeit aufgenommen, und der Kuß mußte unter schallendem Jubel wiederholt werden. Aber mögen Sie es denken, daß auch dieser Abend nicht alle Gemüther versöhnte? Noch mußten mehrere Abende hindurch dieselben Vorsichtsmaßregeln wiederholt werden; denn diejenigen, welche an jenem ersten Abend ohne Billette von der Kasse umkehren mußten, wollten — ich weiß nicht, welche von beiden Damen — das ihnen selbst Widerfahrene entgelten lassen, und wiederholte Versuche haben stattgefunden, Unzufriedenheit an den Tag zu legen. Glücklich schäze ich mich, Ihnen sagen zu können, sie waren fruchtlos. Mit jedem Theaterabend waren die Unzufriedenen loosing ground, wie Hume so charakteristisch das Weichen der Toryopposition im Kampfe über die bill of rights bezeichnet. Jezt sind sie verstummt. Recht und Ordnung haben gesiegt. Es ist wohl ein schönes Gefühl, an einem Orte zu leben, wo auf diese Weise das Princip der Versöhnung über wilde Parteiwuth obsiegt.

Das Principat, welches Raupach über das Theater hier übte, scheint ihm neuerdings durch die erlauchte Verfasserin von „Lüge und Wahrheit“ streitig gemacht zu werden. Vielleicht erlaubt es die Dame noch nicht, sie bei Namen zu nennen; doch war es nie ein Geheimniß, daß dieser neue ingenio de esta corte nicht unserm Hofe, sondern dem sächsischen in Dresden angehört. „Lüge und Wahrheit“ folgte, außer einigen minder bedeutenden Piecen, der viel besprochene „Oheim,“ und in diesem Augenblicke ein Drama aus höhern Sphären: „die Fürstenbraut.“ Wenn es in jenen Stücken merkwürdig war, wie eine Prinzessin, beschränkt auf den kleinen Kreis von Wahrnehmungen, die ein Hofcirkel gewährt, so geschickt den Schein der bürgerlichen Wirklichkeit copiren konnte, so ist es interessant, hier zu sehen, wie sie eine Wahrheit auffaßt, die sie selbst erlebt, von der sie selbst Augenzeugin gewesen seyn kann. Ueberraschend Neues, tiefe Blicke in die Menschenbrust erwarte man weder hier, noch dort, auch fehlt die Kleinmalerei, welche durch eigenthümliche Handhabung und Färbung die mangelnde Originalität ersezen mag; aber es bleibt doch so viel, um die Erscheinung interessant, ja für unsere Zeit bedeutend zu machen. Auch ist es nicht allein das Geschlecht und der Stand der Verfasserin, welche ihren Stücken die große Theilnahme verschaffen; sie haben diesen Anspruch in sich selbst. Es ist endlich wieder eine gesunde deutsche Hausmannskost, für jeden Magen genießbar, nachdem dieser durch die auf die Spize getriebenen französischen Delicatessen zum Ueberdruß erfüllt war. Gewissermaßen ist die Prinzessin der in's Humanere übersezte Iffland; die Stoffe sind dieselben, die Ansichten ähneln sich, nur sind die grellen Bösewichter und die sentimentale Langeweile weggeblieben; wiederkehrt in allen Stücken das antiromantische Thema, daß es mit der Liebe aus Leidenschaft nichts ist, und daß die Vernunft, im besten Sinne, am sichersten zum Glücke führt. In der milden Art, wie die Prinzessin dies Thema handhabt, vergibt ihr die Poesie eher diese Versündigung an den Rechten des Herzens, als in der calculatorischen Art, wie Scribe es in seinen mariages de raison behandelt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 109.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 6. Mai 1836.

R. — Nun, die Götter lassen es wohl gelingen!

J. — Amen! Wer ein zaghaft Herz hätte, möchte wohl bei diesem Unternehmen stutzen.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Simplicissimus.

(Fortsetzung.)

Da ertönte es von der Kanzel: „In den Stand der heiligen Ehe wollen sich begeben —“ Gott im Himmel! Marie glaubte in den Boden sinken zu müssen. Wort für Wort hörte sie ihre geheimsten Gedanken in öffentlicher Kirche ausgesprochen. Die Sinne schwanden ihr, sie wußte nicht, ob nicht sie selbst es sey, die, von einer unwiderstehlichen Zaubermacht gezwungen, die leisen Worte ihres innersten Herzens mit lauter Stimme da droben der Gemeine zurufe. Die weiche Stimme des Predigers klang ihr wie eine Gerichtsposaune; eingewurzelt, mit starrem Blicke vor sich niedersehend, ohne Sinn und Gedanken, blieb sie stehen, und als die Orgel zum lezten Vers von dem Liede: „Liebe, die du einst zum Bilde,“ einfiel, meinte sie die Donner des lezten Tages zu hören, und erwartete regungslos den Einsturz des Gewölbes. Das Geräusch der fortgehenden Gemeine brachte sie wieder zu sich, sie raffte sich, so gut es ging, zusammen und schwankte nach Hause.

Die Proklamation hatte, wie natürlich, in der Kirche großes Aufsehen erregt. Die Jugend des Bräutigams, seine wohlbekannte Unerfahrenheit, der Widerspruch mit dem gewöhnlichen Bildungsgange der jungen Leute, Alles dies versezte die Zuhörer in kein geringes Staunen, aber Niemand hatte eine Ahnung vom wahren Hergang der Sache: Mariens Verwirrung galt für die gewöhnliche Blödigkeit, welche junge Mädchen in solchen Fällen zeigen, und weder an dem Sohne, noch an dem Vater, der sich ungemein zu beherrschen wußte, konnte man irgend etwas Verdachterregendes bemerken. Lezterer hatte sich selbst nicht getraut, als er die verkündeten Namen hörte; Anfangs hielt er es für einen tollen Studentenstreich des jungen Vikars, der jedoch stets einen so bescheidenen Humor und überhaupt eine so gemäßigte Gemüthsstimmung gezeigt hatte, daß die Annahme sehr unwahrscheinlich wurde; im nächsten Momente sagte ihm ein Blick auf seinen Sohn und dessen heiteres und unbefangenes Aussehen die ganze Geschichte dieser Veranstaltung. Sobald die Kirche zu Ende war, nahm er ihn beim Arm, indem er ihm mit strengem Tone zuflüsterte: „still, kein Wort jezt!“ und führte ihn nach Hause. Theodor ging neben ihm her mit einem Gesicht und mit Schritten, wie wenn er in einen Eierkorb getreten wäre. Von den beiderseitigen Müttern war zum größten Glück heut keine in der Kirche gewesen.

Zu Hause mußte der arme Junge ein scharfes Examen bestehen, aber seine Bekenntnisse waren bündig und überzeugend. Der Vater kannte seinen Sohn viel zu gut, als daß er nicht an die Redlichkeit seiner Absicht

geglaubt hätte; sein Aerger schwand, und als er, trotz dem, daß die Bereitwilligkeit des Vikars ein Räthsel für ihn blieb, bedachte, wie der Zufall dem unerhörten Vorhaben des Brautwerbers zu Hülfe gekommen sey, mußte er am Ende herzlich lachen. In dieser Gesinnung bestärkte ihn der Richter, ein jovialer Mann und vieljähriger Freund des Hauses, der seinen verwunderungsvollen Glückwunsch abzustatten gekommen war, und nun, über das Mißverständniß belehrt, in die allgemeine Heiterkeit aus Leibeskräften mit einstimmte. „Der Bursche hat einen ganz genialen Streich gemacht," fing er an; „und Ihr, Freund, Ihr hättet es in Eurem ganzen Leben nicht so weit gebracht. Ich weiß wohl noch, welche herz- und halsbrechende Mühe es euch gekostet, bis Ihr endlich das Jawort dieser Eurer jetzigen Frau hattet. Etwas jung ist Euer Sohn freilich noch, aber er ist ein kräftiger Bursche, und alt wird er schon von selber werden. Ich kann Euch versichern, schon als Experiment freut mich's ganz ungemein, daß ich zwei so blutjunge Leutchen zusammengebracht sehe, und dann halt' ich's auch eher für nützlich, als schädlich; denn jezt können sie sich zusammengewöhnen und sich an einander bilden, viel eher, als wenn der junge Mensch in der Welt herumgestoßen wird, und Lebensüberdruß, Langeweile und tausend unerträgliche Eigenheiten mitgebracht hat. Item, es geht: gebt die beiden Leutchen zusammen; an Vermögen fehlt es nicht, Ihr laßt Eurem Sohn einen Antheil an Eurem Geschäfte zukommen, was Ihr früher oder später doch hättet thun müssen, und wenn es denn je gereist seyn soll, so schickt Ihr ihn nach ein paar Jahren in gemeinschaftlichen Angelegenheiten nach Italien; es reist sich doch auch anders, wenn man Weib und Kinder zu Hause hat. Gelernt hat er bei Euch, was er braucht, und dumm ist er auch nicht, denn an seinem heutigen Geniestreiche seyd Ihr selber schuldig, weil Ihr ihn zu wenig unter die Leute gelassen habt. Es ist auch nicht das einzige Beispiel: Fürsten heirathen sehr oft noch jünger, und warum soll dies Glück nicht auch einmal einem Bürger zu Theil werden? Dem Publiko bindet man was auf, dafür laßt nur mich sorgen. Und so gratulire ich denn von ganzem Herzen zu dieser Heirath, die mit so überraschender Geschwindigkeit zu Stande gekommen ist. Amen. — Er aber, junger Herr," wandte er sich mit einem kräftigen Handschlage zu Theodor, „Er hat mich durch dieses Stückchen ganz und gar zum Freunde gewonnen. Wie Mancher, der nach allen Regeln kluger Berechnung freit, zieht als Facit die Hölle auf Erden! Seine Klugheit ist ganz anderer Art und verdient, schon um der Seltenheit willen, einen bessern Lohn."

(Der Beschluß folgt.)

Spindlers Boa Constrictor.

Der Mensch hat den natürlichen Trieb, Alles, was sein Auge erblickt, oder was seine Sinne sonst wahrnehmen, in ein gewisses Fachwerk zu ordnen, um es darin so zu bewahren, daß er es, nach Bedürfniß oder Laune, alsogleich wieder finden möge; das Weltall theilt er in Himmel und Erde, wie die Kunde alles Geschehenen in Gut und Böse, das gestirnte Firmament berechnet und theilt er nach den güldnen Punkten, wie der Ingenieur den grünen Wald nach seinem Triangel ausgesteckter Zeichen auf das Papier trägt, und die Schaaren seiner Brüder zählt und unterscheidet er, wie auf den rechtwinkligen Beeten seines Küchengartens Zwiebeln, Spinat und Kohl. — Was Wunder also, wenn auch die Dichtkunst mit demselben Eifer der unerbittlichen Mnemonik eingetheilt ward, sobald ihr Daseyn überhaupt sich merkbar machte? Zuerst die große Kluft zwischen dem, was durch Prosa und Poesie in der Poesie selbst verstanden wird, dann die Eintheilungen in die Fächer des Dramatischen, Lyrischen, Epischen, gegen deren allzu scharfe Absonderung schon die alten Tragiker unbewußt sich sträubten. Aber solches Ankämpfen bleibt vergebens; der schwächere, oder minder beglückte Geist geht dabei spurlos unter in den Wogen der Masse, der starke und in seinen Erfolgen glückliche erringt höchstens, daß die unerbittlichen Eintheiler ihn in ein neues, noch unbesetztes Fach schieben.

Nach dieser Einleitung glaube ich mich entschuldigt, wenn ich für Spindlers neuestes Werk auch ein frisches Gefach anspreche; und es wird nur darauf noch ankommen, die Bezeichnung eines lyrischen Romans, die ich ihm als Ueberschrift zudenke, zu rechtfertigen. Damit jedoch die Rechtfertigung selbst nicht in Unbilden ausarte, muß sie den Umschweif, der ihr vorgeschrieben ist, in schnellen Sprüngen und weiten Sätzen zurücklegen.

Ueber die alte und so natürliche Verschmelzung des lyrischen mit dem epischen Grundstoff hat vor Kurzem irgendwer klare und gediegene Worte gesagt, und seine Worte durch das erläuternde Beispiel altschwedischer Balladen bekräftigt; ich kann hier nur seinen Gedanken wiederholen, „daß von jeher, im Munde des Volks, in den Liedern von geschehenen Dingen zugleich auch die zunächstliegenden, von äußern Eindrücken herbeigeführten Bilder sich wiedergespiegelt haben, oft ohne allen Zusammenhang mit dem Inhalt der Erzählung." Diese Verschmelzung ist durch mannichfache Formen gegangen, mehr oder minder glücklich sich gestaltend, immerdar aber lebenskräftig sich bewahrend, oft mitten unter wucherndem, breitblätterigem Unkraut kaum mehr sichtbar. Die neuere Zeit hat wieder das Lied vom Epos streng geschieden, da das leztere sich von den uralten Fesseln des Verses befreite und endlich als Roman auftrat, in dem

Sinn, welchen wir heutzutage diesem Worte beizulegen gewohnt sind, und von dem wir verlangen, daß er, die Handlung dramatisch vor uns entwickelnd, uns die Personen zeige, ihre Umgebung uns sehen, ihre eigene Rede uns vernehmen lasse; denn das lebende Geschlecht verabscheut, und mit Recht, den didactischen Kram, in welchem der Kern der Erzählung verloren schwimmt, wie in einer langweiligen, schlechten Predigt irgend ein Bibeltext, nur mit dem Unterschied, daß der Bibeltext gewöhnlich gut, der erzählende Kern aber meist schlecht ist.

Wir haben uns also, kurz gesagt, daran gewöhnt, den Roman fast ausschließlich zu begehren; und wenn wir jezt von Romanen sprechen, so drängt sich uns auch ganz natürlich Spindlers Namen auf die Zunge; der aber, indem er zu gleicher Zeit den Gebildeten befriedigt und den Troß sättigt, hat einmal auch wieder sich etwas ganz Neues ausgedacht, und mit dem urkräftigen Geist des echten Dichters nicht nur eine wunderbare Schöpfung aus dem Alltagsleben geholt, sondern auch ein Bild in eine Form gegossen, für die bisher kein Modell sonst bestand, als eben in der obenerwähnten Verschmelzung, die in Volksliedern alter Zeit sich ausgeprägt findet. — Den ersten Schritt auf dieser Bahn hat Walter Scott gethan, indem er jeglichem Kapitel seiner Erzählungen ein Motto vorsezte, das er meist selber gemacht. Aber wer weiß nicht, was es heißt: einen Schritt weiter? Diesen Schritt hat der Dichter gethan. Jeden Abschnitt des Werks beginnt eine lyrische Einleitung (in Prosa, sey hinzugefügt für die Schwachen). Wie der Rhapsode, der unter freiem Himmel die Harfe rührt, seine Bilder von Sonne, Mond und Sternen, von Wolken und Nebeln, von See und Land, von Bergen und Wäldern, und von dem, was da athmet, entlehnt, so greift unser Dichter in die Tiefen der Menschenbrust, in die Wirrniß menschlicher Zustände, um die Betrachtungen zu gestalten, mit denen er seine Darstellung einführt und begleitet. Da findet sich jedoch nicht das schale Raisonnement, das eitle Geschwätz, mit dem ein armseliger Schreiber die vorgeschriebene Bogenzahl füllt, so wenig, als das gelehrte und belehrende Tränklein, das dem Leser eingegeben werden soll, wie dem ungezogenen Kind im Honig das Elixir: — Gedanken und Bilder entströmen einem vollen Herzen, in hinreißender, untadelhafter Form, und begleiten, ein ernster Chorus, die Dichtung, von deren erzählendem Inhalt hier nicht anders die Rede seyn kann, als in einer Andeutung über die Bedeutung des Titels und über eine große Lehre, die, unter vielen andern, aus dem Werke hervorgeht.

Boa Constrictor ist ein guter Freund, der den andern in's Verderben reißt, ohne daß er selbst es will, sondern vielmehr im Gegentheil ihm zu helfen und wohlzuthun begehrt. Die Lehre aber zeigt, daß der Sünde Fluch, zwar stets schwer, am schwersten auf denjenigen lastet, denen die Bestimmung eines gottseligen Wandels eingeboren oder anerzogen ist, und daß gerade der Tugendhafte, der nicht aus angeborner Kraft, sondern aus einer Art von Bequemlichkeit am Guten hielt, nur einmal der Lockung des Bösen zu folgen braucht, um rettungslos verloren zu seyn. Wie aber der Roman, eine glückliche Familie darstellend, deren Haupt aus einem zufriedenen, geachteten, wohlhabenden Mann ein Bettler, ein Verbrecher wird, und sich sammt den Seinen zu Grunde richtet, durchgeführt ist, sey zu genießen dem Leser, öffentlich zu beurtheilen dem Kunstrichter überlassen.

Resultate.

Der Bliz, er zischt voran —
Dann kommt der Donner nachgeklungen:
Zuerst sey es gethan —
Und hintendrein sey es gesungen.

Die Schildauer aber,
Die machen's so:
Sie bauen sich Stroh —
So kriegen sie Haber.

Du schmachtest nach der Freundin Blick
Als nach des Lebens schönstem Glück?
Glaub' mir: so schaut dich Niemand an,
Wie Jener, dem du wohlgethan.

Wie um den dürren Stab der Reben
Verhüllend Laub sich zierlich rankt,
So schmückt ein schon entfärbtes Leben
Die Thräne, die dem Wohlthun dankt.

E. v. Feuchtersleben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Fortsezung.)

Die Verfasserin von Lüge und Wahrheit. Duettspiel auf der Bühne.

Da der urkräftige Zauber, wie er in einer Julie und einem Käthchen zur poetischen Wirklichkeit wurde, und deßhalb sein ewiges Recht behält, überhaupt zu den Seltenheiten in unserer Zeit der Erziehung gehört, darf man es einer in Formen eingeschlossenen Fürstin nicht verargen, wenn sie jede Exaltation der Gefühle an die Macht der Verhältnisse verweist, und die ersten Jugendlieben bisweilen karrikaturhaft auffaßt. Sie kannte sie doch wohl nur aus Romanen, wie denn auch daher ihre Kenntniß der Bürgerwelt geschöpft seyn mag. In der Fürstenbraut steht diese Leidenschaft um einen bedeutenden Grad höher, edler und wahrer da, so weit Wahrheit in diesen Sphären, die der Innigkeit und gegenseitigen Hingebung entbehren müssen, anzutreffen ist. Hier treten andere, schlagende, weltgeschichtliche Gründe ein.

die es zur Pflicht machen, den Liebesschmerz zu überwinden. Ein junger Fürst erwartet seine Braut, sie sind schon durch Procura verbunden, er glüht vor Seligkeit, obgleich er nicht einmal ihr Bild gesehen, aber er glaubt, sie selbst, incognito reisend, gesprochen zu haben. Sie kommt, und es ist eine Andere; er sah ihre Hofdame. Die Katastrophe des Stücks dreht sich um den Seelenkampf des Fürsten und der Fürstin, wer entsagen soll. Sie entsagt zuerst, nicht in leichtsinniger Aufwallung, sondern nach langer Prüfung, und nachdem sie mit aller Kraft dem Andringen der Höflinge, welche sich beim Fürsten in Gunst setzen wollen, widerstanden hat, aber dann auf so großmüthige Weise, daß die flüchtige Leidenschaft des Fürsten für die Hofdame der Bewunderung für die Seelengröße der Fürstenbraut weichen muß. Der Conflict streift in die höchsten tragischen Regionen, und hätte noch großartiger gehalten werden können, wenn die Hofdame bedeutender wäre; wie sie ist, so erkennt jeder Zuschauer leicht, daß sie auf die Länge den Fürsten doch nicht befriedigen kann, und man sieht ohne Mühe den Ausgang vorher. Dies wollte und konnte auch vielleicht nur die Verfasserin. Es ist kein Fehler, aber das Drama hätte, nach der vortrefflichen Anlage, selbst Anspruch auf eine höhere Stufe von Geltung. Seiner Wirkung thut dies keinen Eintrag; im Gegentheil befriedigt es durchaus, was bei einer poetischern Behandlung des Stoffes, wie die des Herrn von Elsholz in seiner „Hofdame," nicht der Fall ist; ein Stück, wo der Schwebepunkt höher liegt, die Pflicht nicht so klar herausspringt und ein witzig poetischer, auch frivoler Duft die Handlung umschwebt. Deßhalb hat aber dieses tüchtige deutsche Lustspiel auf dem realen Theater nicht den Effekt gemacht, welchen die Fürstenbraut der Prinzessin gewiß überall haben wird. Es begreift und fühlt hier Jeder, was vorgeht, und daß es gerade so kommen mußte, wie es gekommen ist. — Raupachs „Narr seiner Freiheit," das Stück, über welchem jener große Krieg sich entspann, hat den Erwartungen nicht entsprochen. Wie sollte das auch nach solchen Vorgängen einem harmlosen Lustspiele möglich werden, welches weder für die eine, noch für die andere Seite Partei nimmt, oder Anspielungen darbietet? Ueber dasselbe, so wie über ein leztes Drama des Autors aus der Hohenstaufenreihe, verspare ich mir für andere Gelegenheit den Bericht. — Von dem Furorestück auf der Königsstadt, dem Nestroyschen „Zu ebener Erde und im ersten Stock," werden Sie schon von andern Orten, wo es geboren ist oder früher erschien, genug gehört haben. Unbezweifelt greift es in's Volksleben ein, indem der Zimmermann, der die Bühne horizontal theilte, darin die Hauptrolle spielt. Der neue Fortschritt der Kunst ist nicht zu verkennen, indem bis dahin die Bühne nur perpendiculair getheilt wurde. Der nächste Schritt, eine Kreuztheilung, ergäbe sich von selbst, und ein Quartett-, statt eines Duettspiels, würde auch die Wirkung vervierfachen.

(Der Beschluß folgt.)

Brüssel, März.

(Fortsetzung.)

Eisenbahnfahrt. Der Pallast des Prinzen von Oranien.

Fünf Minuten vor halb ein Uhr waren wir auf dem Rondeel vor Mecheln, hatten folglich $4\frac{1}{2}$ Stunde in 25 Minuten zurückgelegt, und das mit dem wohlthuenden Gefühl, daß diese ungeheure Fahrt keinem lebenden Wesen irgend Wehe verursacht hatte. Da wir den Tag noch benutzen wollten, fuhren wir sogleich zurück; des heftigen Windes wegen, der uns hiebei entgegenkam, dauerte die Rückfahrt etwas länger; doch um halb zwei Uhr waren wir bereits wieder mitten in Brüssel, und hatten folglich in anderthalb Stunden deren neun zurückgelegt. Man muß eine Eisenbahn gesehen haben, um den Enthusiasmus zu begreifen, der ganz Deutschland dafür begeistert. Er ist natürlich, denn da die Möglichkeit eines solchen Verbindungsmittels zwischen Städten und Ländern gegeben, ja bewiesen ist, wer möchte sich noch mit den alten begnügen? Es wird dies eben so wenig der Fall seyn, als fünfzig Jahre nach Erscheinung des ersten gedruckten Buches noch Mönchshandschriften von großen Werken verfertigt wurden. Die Erfindung der Eisenbahnen wird einen eben so mächtigen Einfluß auf den socialen Zustand der Menschheit haben, als die Erfindung des Pulvers und der Buchdruckerkunst. Jene machten dem Mittelalter ein Ende, was wird diese thun?

Wir besahen, zur Stadt zurückgekehrt, den Pallast des Prinzen von Oranien, den er nun freilich nicht mehr bewohnt, dessen innere Einrichtung aber eine der herrlichsten ist, die man sehen kann. Sein Charakter ist Einfachheit, aber von so grandioser, königlicher Natur, daß man in der That erstaunt. Ueberall lauscht eine großartige Pracht, aber sie lauscht nur wie Venus unter dem Gürtel der Grazien und tritt nicht hervor. Schönere und reichere Parketts sind kaum denkbar, daher, wenn man in den ersten Saal treten will, man mit einem Paar Socken von Sammt versehen wird, die ein seltsam hatnieender Mensch Einem lautlos über die Stiefeln zieht. Fast alle Wände des Pallastes sind von weißem Marmor, über welchem die Tapeten von gold- oder silberdurchwirktem Sammt majestätisch herabwallen. Die herrlichsten Vasen und Schalen, theils von Porzellan, theils von kostbaren Steinen, in den Gruben des Ural und den Bergwerken von Nordsibirien gebrochen, zieren die Kamine oder stehen mitten in den Gemächern; an schönen Gemälden fehlte es auch nicht, wie natürlich in einem Brabanter Pallaste, aber die Zeit fehlte, sie zu beschauen. Bekanntlich ist die Prinzessin von Oranien eine russische Großfürstin, und daher sieht man viel Petersburgisches und Berlinisches in ihren Gemächern. Mir gefiel Alles, außer dem lebensgroßen Bildniß des Kaisers Alexander; dieses Gemälde ist ohne Adel: nichts als ein knapp angezogener Offizier, der noch dazu seinen Hut in einer so braunen, unschönen Hand hält, wie der Kaiser sie sicher nicht gehabt hat. Als wir aus dem Pallast gingen, war ich wirklich recht froh, daß er nie mein gehört hatte; ich könnte diese erhabene Wohnung niemals vergessen. Von hier aus begaben wir uns in die Deputirtenkammer, deren Sitzungen in der Regel bis gegen fünf Uhr dauern. Sie finden in einem herrlichen Pallaste statt, dem königlichen Pallaste gegenüber gelegen; zwischen beiden befindet sich der sogenannte Park. In den Seitenflügeln dieses Pallastes sind die Ministerien; das Centrum schließt den Saal der Kammerversammlungen in sich. Nachdem wir an einer Menge von Conciergen, Portiers und Huissiers vorüber gekommen waren, die uns bald eine Karte gegeben, bald abgefordert, und unsere Schirme und Stöcke gegen Marken in Empfang genommen hatten, traten wir endlich in eine hochgelegene Galerie, von der wir bequem in den Saal hinabschauen konnten. Er besteht aus einem großen Halbcirkel, dessen Chorde die Präsidententribüne bildet, auf welchen drei Herren saßen, der Präsident Raikem und zwei Sekretäre. Ihr gegenüber erheben sich im Halbkreis, amphitheatralisch übereinander, fünf Reihen Bänke, die Sitze der Deputirten; den vordersten und niedrigsten nahmen die Minister ein.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 7. Mai 1836.

Le grand fauteuil pour vous, de bonnes chaises aux prud'hommes, le tabouret au greffier, deux banquettes aux avocats, le plancher pour le beau monde et la canaille derrière.

Beaumarchais.

Eine Session des Pariser Criminalgerichts.

Von G. B. Depping.

Am 1sten und 16ten jeden Monats beginnt der Assisenhof oder das Criminalgericht in Paris so zu sagen einen neuen Kreislauf. Ein Richter vom königlichen Gerichtshofe, der sogenannten Cour royale, erscheint mit zwei Beisitzern, welche ebenfalls aus diesem Gerichtshofe genommen werden, Morgens um zehn Uhr in dem großen Audienzsaal, in welchem auch die zur vierzehntägigen Session beschiedenen Geschworenen, vierzig an der Zahl, sich einzufinden haben. Die Thüren bleiben dem Publikum noch verschlossen, und nur der Greffier oder Gerichtsschreiber, der Avocat général oder königliche Anwalt, die Huissiers oder Pedellen, welche, wie die Richter und Advokaten, lange schwarze Talare, aber ohne Baret, tragen, sind gegenwärtig, und im Hintergrunde des Saals stehen bereits einige Gensdarmen bereit, um die Befehle des Gerichts zu vollziehen. Die Liste der in dieser Session vorzunehmenden Processe ist angefertigt und im Nebensaale angeheftet. Die Engländer nennen solch eine Liste einen Kalender, und in der That ist es ein vierzehntägiger Kalender, oder auch das Gegentheil eines Kalenders; denn statt der Namen der Heiligen stehen hier die Namen der zu richtenden Verbrecher, oder wenigstens Beschuldigten verzeichnet. Wenn keine sehr wichtigen Sachen dabei sind, so enthält das Verzeichniß wenigstens dreißig Criminalprocesse, und zwar zwei oder drei auf jeden Tag, so daß eine gewöhnliche Session einen ziemlich vollständigen Begriff von dem Verhältnisse der begangenen Verbrechen zu einander gibt, und dem Geschworenen, welcher den Processen die vierzehn Tage lang beizuwohnen verpflichtet ist, eine Reihe von Criminalgeschichten darbietet, wie sie das ganze Jahr hindurch hier vorkommen.

Eine Session des Criminalgerichts gibt dem stillen Beobachter manche lehrreichen Winke über die Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft, besonders in einer ungeheuren Hauptstadt, wie Paris. Es ist also nicht ohne Nutzen, den Geschworenen zu einer Session, z. B. zu der ersten des Februars dieses Jahrs zu folgen und den Kreislauf der gerichtlichen Verhandlungen einigermaßen mitzumachen. Man kann dabei natürlich alles Gewöhnliche übergehen, besonders die vielen, von Dienstboten und andern Untergebenen verübten Diebstähle und Veruntreuungen, welche bei jeder Session die Mehrzahl bilden und, weil sie ernsterer Art sind, als sonstige Diebstähle, nicht wie bloße Vergehen vom Polizeigerichte, sondern als Verbrechen vom Assisenhofe, mit Zuziehung der Jury, gerichtet werden.

Die Session sezt manche Personen in Bewegung; einmal die Gefangenen, dann die Zeugen, die Advokaten u. s. w. Für die Gefangenen ist sie die Zeit, wo der präventive Zustand, in welchem sie zuweilen ein halbes Jahr lang verharren, wenn die Einleitung des Processes langwierig ist, aufhört und manche hoffen können, die Freiheit wieder zu erlangen. Wahrscheinlich erwarten sie diesen Zeitpunkt mit Herzklopfen, wenn ihr Gefühl nicht bereits abgestumpft ist. Nun wird ihnen auch vom Gerichte ein Anwalt gegeben, wenn sie nicht vermögend sind, sich aus eigenen Mitteln einen zu halten. Diese Anwälte sind meistens junge Advokaten, die sich ein Stündchen Zeit nehmen, um sich vermittelst des Dossiers oder Heftes der Gerichtsakten, die nie so weitschweifig sind, wie etwa in Deutschland, mit der Angelegenheit ihres Clienten vertraut zu machen, auch wohl eine oder mehrere Unterredungen mit ihm haben, und sich im Uebrigen auf ihr Rednertalent verlassen, ohne etwas Schriftliches abzufassen. Bei wichtigen Criminalprocessen, und besonders wenn der Beklagte im Stande ist, einen geschickten, durch seine Redekunst berühmten Advokaten zu bezahlen, verfährt man freilich ernstlicher mit den Vorbereitungen.

Es ist zehn Uhr, der Greffier ruft die durch's Loos gezogenen und hieher beschiedenen Geschworenen auf; die Fehlenden, wenn sie nicht eine gültige Entschuldigung eingeschickt haben, werden auf der Stelle zu 500 Franken Geldbuße verurtheilt, weßhalb auch selten Mehrere ausbleiben, zumal die Geldbuße sie nicht von weiteren Ziehungen befreit. Dieser Aufruf der Geschworenen wird jeden Morgen beim Anfang der Sitzung oder Audienz wiederholt. Aus dem Gerichtssaale begibt sich nun das Gericht mit den Geschworenen in den Raths- oder Richtersaal. Hier werden durch eine Nebenthüre die Beklagten, welche an diesem Tage gerichtet werden sollen, von den Gensdarmen über einen bedeckten Gang aus dem Conciergeriegefängnisse herbeigeführt. Die Conciergerie befindet sich unter und neben dem Justizpallaste, und zu Anfang jeder Session werden in eigends dazu verfertigten, geschlossenen Wagen die Gefangenen aus den verschiedenen Gefängnissen von Paris dorthin geführt. Nach der Session werden sie eben so wieder zurückgebracht. Sind sie in den Rathssaal getreten, so kündigt ihnen der Richter in einem herablassenden, beinahe höflichen Tone an, er wolle in ihrem Beiseyn die Namen der zwölf Geschworenen, die über ihre Handlung aburtheilen sollen, durch's Loos ziehen; es stehe ihnen frei, diejenigen Geschworenen, gegen welche sie etwas einzuwenden haben, auszuschließen. In den gewöhnlichen Fällen machen die Beklagten, denen die Geschworenen gänzlich unbekannt sind, keinen Gebrauch von diesem Ausmerzungsrechte. Nur dann und wann verwirft ihr Advokat einen Namen, worauf dann sogleich ein anderer aus dem Topfe gezogen wird. Anders verhält es sich bei Preßvergeben; hier übt der königliche Anwalt sowohl, als der Schriftsteller das Ausmerzungsrecht in seinem ganzen Umfange; Ersterer, wenn ihm die Geschworenen zu nachsichtig vorkommen, Lezterer, wenn sie von der Regierung abhängen, oder ihrer Servilität halber bekannt sind. Dies geschah auch in der Session, wovon hier die Rede ist. Von beiden Seiten wurden zwölf verneint, so daß zulezt von den sechs-und-dreißig Namen nur noch zwölf übrig blieben, gegen welche dann keine Einwendung mehr stattfinden konnte. Außer den sechs-und-dreißig Geschworenen müssen noch vier als Stellvertreter erscheinen. Sind aber am Morgen dreißig Geschworene da, so haben die Stellvertreter nichts zu thun, und es vergehen manche Sitzungen, ohne daß die Stellvertreter anders als beim Aufruf Morgens zu erscheinen haben. Für jeden am Tage zu schlichtenden Proceß wird am Morgen die Jury durch's Loos gezogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Simplicissimus.

(Beschluß.)

„Sie haben aber in Ihrer Rechnung einen Faktor vergessen," sagte der Vater: „denn wenn ich nun auch wohl oder übel einwilligen muß, was werden Mariens Eltern dazu sagen?" — „Pah! die werden froh seyn, wenn wir Ja sagen; denn die Sache steht so, daß sie ohne die größte Schmach für sie nicht rückgängig werden kann." — „Aber Marie?" warf die sanfte Mutter ein. Es war den beiden Männern gerade wie dem Sohne gegangen, sie hatten an die Hauptperson zulezt gedacht. — „Darein melier' ich mich nicht!" rief der lustige Richter; „und überhaupt, was geht das uns an? das ist seine Sache, der Duckmäuser da soll sehen, wie er zukommt. Uebrigens glaube ich nicht, daß er einen verzweifelt harten Stand haben wird, wenn er die Suppe ausessen muß, die er eingebrockt hat."

Das grobe Geschütz des Richters trug den Sieg davon, und eine halbe Stunde darauf traten der Vater und der Sohn im Pfarrhause ein. Dort war die Verlegenheit indeß nicht kleiner gewesen: Marie hatte sich, ohne ein Wort zu sprechen, auf ihr Zimmer geflüchtet, der Vikar, dem seine gesunde Vernunft sagte, daß er sich habe überrumpeln lassen, hatte der Mutter einen halben Aufschluß über den Vorfall gegeben und dann sogleich das Haus verlassen; Minchen war in Verzweiflung. Erst durch Theodors Vater wurde das Räthsel vollends aufgeklärt, und die verständige Frau sah sogleich ein,

daß, wie die Sachen nun einmal ständen, kein Rückschritt mehr möglich sey. „Ehe ich eine bestimmte Antwort gebe,“ fügte sie hinzu, „sollte ich freilich die Ankunft meines Mannes abwarten, aber der ganze Fall ist so klar und zugleich so dringend, daß ich mir seine Meinung im Voraus denken kann; vor Allem ist es nöthig, mit Marien in's Reine zu kommen; das Mädchen macht mir sehr bange, sie ist droben auf ihrem Zimmer und will kein Sterbenswort sprechen.“ Hier faßte sich Theodor, der Rede des Richters eingedenk, ein Herz, und bat so lange und so inständig, man möchte es ihm überlassen, Marien zu verständigen, daß die Mutter endlich einwilligte, und sein Vater ihm lächelnd Erlaubniß gab.

Mit klopfendem Herzen stieg er die Treppe hinauf und trat in das kleine Zimmer. Das liebe Mädchen saß an einem Fenster, dessen Vorhänge herabgelassen waren, das Gesicht in ihr Tuch gedrückt. Bei seinem Eintreten blickte sie mit thränenschweren Augen auf, wendete sich aber unwillig ab, da sie ihn erkannte. Theodor trat zögernd hinzu und stammelte: „Liebe Marie —“ — „Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut, daß Sie mich so verspotten würden!“ rief sie mit von Schluchzen erstickter Stimme. „Ach, ich habe es gewiß nicht böse gemeint!“ schluchzte Theodor, dem das Weinen ebenfalls kam; „ich meinte, so machen es alle Männer, wenn sie eine Frau nehmen wollen. —“ Marie sah ihn lange ganz starr an und brach endlich in ein helles, unauslöschliches Gelächter aus, worin ihr sympathetischer Freund bald von Herzen mit einstimmte. So, bald von Lachen, bald von Weinen und Verzeihungsflehen unterbrochen, erzählte er ihr Alles und fragte sie, ob sie die Einwilligung der Eltern durch ihre eigene bestätige. Statt aller Antwort faßte ihn das schöne Kind beim Kopf und küßte ihn recht herzlich. Dieser Kuß that Wunder und brachte unsern Helden auf einmal in Weisheit und Verstand um viele Jahre vorwärts; es ging ihm wie dem kühnen Jonathan, von dem geschrieben steht: als er den Honig gekostet hatte, da wurden seine Augen wacker. Er sah mit ganz andern Blicken in die Welt, ich glaube, er hätte in diesem Augenblick die Sprache der Vögel, ja der Blumen verstanden, wenn er Zeit gehabt hätte, auf etwas anderes zu merken, als auf das süße Wesen, das er sein nennen durfte für immer und ewig. Er war zur Erkenntniß gekommen, aber auf eine Art, wie sie nur einem Schoßkinde des Glücks einmal in einem Jahrhunderte zu Theil wird, zu einer Erkenntniß, wie sie der Dichter bezeichnet:

> Um die gemeine Wirklichkeit der Dinge
> Den goldnen Duft der Morgenröthe webend.

In dieser Stimmung der beiden glücklichen Kinder traf der alte Geistliche auf seinem Schimmel ein, bereits von Allem unterrichtet; der Vikar war ihm entgegengegangen und hatte sich das Gewissen durch eine aufrichtige Beichte befreit, wobei er den Zustand seines Herzens nicht ganz hatte verbergen können. Der ehrwürdige Greis legte, freundlich lächelnd, Mariens und Theodors Hände in einander; als er ihnen seinen Segen ertheilt hatte, zog er ein Papier aus der Tasche, gab es dem Vikar und fragte, ob er damit zufrieden sey. Es enthielt die Ernennung auf die Stelle seines väterlichen Freundes, der es ganz in der Stille beim Magistrat betrieben hatte, daß er in Ruhe versezt und sein bisheriger Vikar zu seinem Nachfolger gewählt wurde. Dieser erklärte, er nehme es an, unter der Bedingung, daß Minchen einwillige, sich mit ihm in dieses Papier zu theilen. Sie sträubte sich nicht dagegen, und die untergehende Sonne dieses Tags leuchtete eben noch mit ihrem Rosenschimmer auf das Glück zweier Brautpaare und auf die Freude ihrer zufriedenen Eltern.

Minchens Proklamation wurde abgekürzt. Es war unserm Helden doch erst wohl, als am Sonntag darauf die zweite, rechtmäßige Ausgabe der seinigen erfolgte. Vierzehn Tage nachher fand die Hochzeit der beiden Paare statt; der alte Geistliche traute sie und nahm bei dieser Gelegenheit zugleich feierlichen Abschied von der Gemeine. Theodor, den die Erkenntniß seiner Simplicität und das Gefühl des Komischen in der ganzen Begebenheit auf's Ueberraschendste in eine Fluth von Humor und neckischer Laune versezt hatte, nahm während dieser Feier wunderbar an Würde zu. Er schien körperlich größer geworden zu seyn, so daß, als er die Kirche verließ, von ihm galt, was von jenem Könige gesagt ist: er war um einen Kopf höher denn alles Volk. Traum und Zufall hatten ihn dem Glück in den Schoß geführt, und Natur und Erfahrung bildeten ihn schnell zum liebenden Gatten und tüchtigen Manne heran.

Hermann Kurtz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, März.

(Beschluß.)

Die Deputirtenkammer. König Leopold.

Zwischen den Sitzen der Deputirten und der Tribüne ist eine Tafel aufgestellt, an welcher die Stenographen im Interesse der Journale ihre rastlosen Federn führen. Ueber der Tribüne befinden sich die Logen der Notabilitäten und der Diplomatik; oberhalb der Deputirtenbänke aber laufen die Galerien des Publikums hin, die erste von vierzig jonischen, die zweite von eben so viel dorischen Säulen getragen. Reiche Teppiche bedecken den Boden. So ist das Ansehen des Saales, in welchem der junge belgische Staat repräsentirt wird. Eben, als wir eintraten, sprach einer der Deputirten ziemlich laut und heftig, es war Gendebien; aber sämmtliche Herren redeten viel zu rasch, als daß ich mehr als einzelne Phrasen hätte verstehen können. Es handelte sich indeß um eine ökonomisch-merkantilische Frage, wie aus den oft

vorkommenden Worten: notre industrie, deux millions, principe du commerce, und ähnlichen zu entnehmen war; gar häufig ergriff der Präsident seinen kleinen hölzernen Hammer, dessen leises Klopfen Ruhe gebietet; auch Murren und Lachen lief einige Mal durch den Saal, doch nie von Seiten des Publikums, welches sich ganz ruhig verhielt; ich bemerkte unter demselben viele Militärs. Uebrigens waren die Herren Deputirten meistens in Oberröcken. Einige lasen Zeitungen und Journale, oder ließen sich Zuckerwasser präsentiren. Alle aber hatten Schreibzeug und viele Papiere vor sich. Wir verweilten fast zwei Stunden, und es ging mir beinahe wie dem Herrn Präsidenten, der einige Mal hinter der Hand gähnte.

Wenn ich so durch das schöne Brüssel wandle, dieses großstädtische Treiben betrachte, die Pracht der Butiken und Equipagen, das Volksgewühl in den niedriger gelegenen Theilen der Stadt, und nun an die Menge großer und reicher Städte ringsum und an das eben so reiche Land denke, welches dieses Königreich bildet, kann ich nicht umhin, das seltsame Schicksal dessen, dem dieses Reich seine Krone auf die Stirne drückte, mit melancholischem Ernst zu belächeln. Man muß übrigens diesen königlichen Mann gesehen haben, um zu begreifen, daß er für die höchsten Verhältnisse bestimmt war. Ihm, dem leztgebornen Sohn eines edlen, aber nicht großen Fürstenhauses in Deutschland, drängten sich, da er kaum das Jünglingsalter erreicht hatte, schon die Kronen entgegen. Die Erbin des mächtigsten Reiches der Erde reichte ihm ihre Hand. Sie sank von seiner Brust in das Grab, und seine Hoffnungen auf einen Thron schienen mit ihrem blühenden Daseyn zu versinken. Während sein schönes, ernstes Auge nur auf ihre Urne gerichtet war, überstürzte sich indessen die Welt und Reiche schlugen um und erhoben sich verjüngt, indem sie ihm ihre Kronen boten. Er wies die eine von sich und trägt jezt die andere. Wohl ist sie schön, aber sie mag auch ihre besondere Bürde haben. Niemand wird indessen so leicht dem tiefen Eindruck widerstehen, den die Persönlichkeit des Königs hervorbringt. Sein edles, etwas bleiches Antliz, der gütige Blick seines Auges, ein seltenes, aber unendlich liebenswürdiges Lächeln und der Ton einer Stimme, welche männlich tief und doch so mild, so königlich ist, dazu die hohe Gestalt — ich frage, ob die Erscheinung eines solchen Mannes nicht in jedem Stande geeignet wäre, Ehrfurcht und Liebe zu wecken? Leider sah ich die Königin nicht; ich weiß aber aus der besten Quelle, daß sie eine höchst liebenswürdige junge Dame, zärtliche Gattin und Mutter ist. Die nächste Aufsicht über den Kronprinzen ist einem jungen deutschen Arzte anvertraut, dessen Charakter und Kenntnisse sich ganz für solchen wichtigen Beruf eignen, und der, wie er verdient, in großer Gunst steht. — Die Säle des Pallastes sind weitläuftig und reich, die große Treppe prächtig und, was man in Deutschland so selten findet, Stufen, Säulen und die Fußböden der Corridors von Marmor. Herren in kurzen, seidenen Beinkleidern, Schnallenschuhen und schwarzen Fracks befinden sich hie und da in den Gemächern; ich hielt sie für Staatssekretäre, es waren die Herren Lakaien.

Brüssel wird Abends mit Gas erleuchtet, und gewährt auch so einen prächtigen Anblick. Die unzähligen Laden und Cafés mit ihren Spiegeln und Lüstern gießen ein Licht durch die geräumigen Straßen, welches schöner ist, als das eines trüben Tages, wie sie hier nicht selten seyn sollen. Genug, Brüssel ist gemüthlicher, als Paris, und hat in kleinerem Umfang vollkommen dessen Glanz. Gehe ich durch die Rue Madeleine, ist es mir gleich, ob noch hundert oder noch tausend solcher Straßen da sind.

Berlin, April.

(Beschluß.)

Kunstreiter. Mösers Denkmal.

Um nicht, gegen meine Art, diesen Brief nur mit Theaternachrichten zu füllen, erwähne ich, daß mit dem Antheil an dem Streit zwischen jenen beiden Künstlerinnen des Hoftheaters die allgemeine Bewunderung für die Demoiselle Knebel und die Demoiselles Franziska und Wilhelmine Hinne Schritt hielt. Sie gehören bekanntlich der Baptiste Loisset'schen Gesellschaft an, und zeigen ihre Kunst nicht auf Brettern, sondern auf Pferden oder auf ebener Erde. Die Knebel war schon vor Jahren der Abgott eines Publikums, welches hier anfängt, die Concertsäle und Schauspielhallen zu verlassen, um in den Reiterbuden die Natur und Grazie zu suchen, die dort verschwunden seyn sollen. Nun ist sie fast verdunkelt, einerseits von der Anmuth, andererseits von der Kühnheit des Geschwisterpaars Hinne. Die muthige Amazone, auf ungesatteltem Rosse, in unbändiger Lust, schwebend mehr als stehend, erfüllt mit Schaudern und Entzücken, und gewinnt Anhänger einer Kunst, welche, sie mag noch so freie Sprünge machen, weder die Kritik, noch selbst die Censur zu fürchten hat.

Die Verloosung der erworbenen Schäze des Kunstvereins hat in hergebrachter Art auch dieses Jahr stattgefunden, nachdem eine Ausstellung derselben voranging. Ueber die einzelnen Werke wurde Ihnen und wird Ihnen bei anderer Gelegenheit genug berichtet werden. Erfreulich, und die Wechselthätigkeit des künstlerischen Lebens und Schaffens bekräftigend, ist die Erscheinung, daß nicht in jeder Ausstellung dieselbe Schule und dieselbe Richtung prädominirt, sondern stets neue Kräfte auftauchen, oder schlummern gegangene in erneuter Lebenskraft sich zeigen. So hat diesmal Begas mit seiner Lurlei auf dem Felsen den Sieg davon getragen, und seine und seiner Schüler Produktionen haben denen der andern Schulen den Rang abgelaufen. Man bedauert, daß dies treffliche Gemälde nach einem Orte kommt, wo zwar neuerdings Kunstliebe und Reiz dafür kräftig erwacht sind, der aber so außer den großen deutschen Routen liegt, daß das Gemälde für die Kunstfreunde verloren ist. Der Bildhauer Kümmel in Hannover hat es gewonnen. Zu gleicher Zeit mit der kleinen Ausstellung fand eine große Aufstellung einer ehernen Bildsäule statt. Justus Mösers Standbild in Bronze, nach dem Modell von Drake, würd, bis es zu seiner weitern Bestimmung nach Westphalen abging, hier im offenen Hofe des Lagerhauses enthüllt. Male man sich die Verwunderung von Tausenden und Abertausenden, die in den grauen Mauern eines veralteten Stadttheils eines Morgens eine kolossale goldene Bildsäule errichtet sahen, wie nur ein Fürst nach hiesiger Vorstellung sie erhalten kann, und dazu der Name eines Herrn Möser! Golden stand sie da, indem man die gewöhnliche Aezung des ursprünglichen Metallglanzes dem Wetter und der Zeit überlassen hatte, und königlich in der kernhaft würdigen Haltung, welche der Künstler dem gelehrten Manne zu geben gewußt. Man zerbrach sich den Kopf, und der Wiz suchte nach dem Original des ehernen Mannes zwischen dem Propheten Moses und dem hiesigen Musikdirektor Möser. Für jenen fand man die Ehre zu gering, für diesen zu groß, für Beide sonderbar.

Räthsel.

Im Frühling hauch' ich Blüthenduft,
Ich kühl' im Sonnenlichte,
Erwärme bei Decemberluft
Und geb' im Herbste Früchte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 111.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 9. Mai 1836.

So hat des Rechtes Lauf sich umgewälzt,
Und dich der Zeit zum rechten Raub gelassen.
Nur der Gedanke blieb dir, was du warst,
Auf daß dich's mehr noch foltre, was du bist.

Shakespeare.
Richard III.

Lätitia.

Rufst, allzu lange dir nicht karg,
Der Tod dich endlich ab?
Du Herz, das viel der Todten barg,
Als ein lebendig Grab!
Du starkes Weib, deß' Gram die Beichte
Des ew'gen Wandrers nur erreichte!

Dein Gram war echt, wie keiner mehr:
Du starrtest stets hinaus
Auf's flieh'nde Segel, auf das Meer,
Auf's Eiland, auf das Haus,
Auf's Grab, das Schmach und Ruhm gegattet,
Mit Thränenweiden überschattet.

O Stolz, der Mutter einz'ger Sieg,
Wie tief, wie tief gebeugt!
Was dein verschlossner Mund verschwieg,
Dein Schweigen hat's bezeugt:
Er, den allmächtig pries mein Glaube,
Der Adler liegt zerfleischt im Staube!

Dein Name selbst rief dir zum Schmerz
Das alte Glück in's Ohr;
Du konntst ihn schmähn mit trübem Scherz,
Wie Naemi zuvor:
Die Freude wich dem herben Grame,
Und Bitterkeit ist jezt mein Name.

Man heißt dich Niobe; — mit Recht:
Nicht kleiner ist dein Loos.
Du sahst ein herrliches Geschlecht
Erblühn aus deinem Schooß,
Und sahst's vergehn. Die übrig blieben,
Du sahst sie heimathlos, vertrieben.

Das ist der echte Schmerz, der schweigt
Und keine Thränen kennt;
So standst du, starr und ungebeugt,
Ein steinern Monument,
Nur halb belebt durch eine Rose,
Die schmerzlich blüht' im dunkeln Moose.

So hast du, wie aus ferner Zeit
Ein Riesenbild, geweilt
In dieser matten Welt von heut,
Die eins nur mit dir theilt,
Den Fluch, mit leisgespenst'gem Beben
Kraft, Ruhm und Stolz zu überleben.

Eine Session des Pariser Criminalgerichts.

(Fortsetzung.)

Die Beklagten werden nun wieder in ein besonderes Zimmer gebracht, von wo eine andere Thür in den Gerichtssaal führt. Der große Eingang des leztern ist unterdessen geöffnet und das Publikum zugelassen worden. Bei merkwürdigen Gerichtsfällen entsteht großes Gedränge, und es bildet sich, wie vor dem Schauspielhause, ein langer Schweif von harrenden Neugierigen. Der Huissier verkündet das Eintreten des Gerichts mit den Worten: la Cour! Jedermann steht auf, bis sich die drei Richter niedergesezt haben. Sie sitzen auf einer Erhöhung hinter einem langen, sichelförmig gekrümmten Tische; der königliche Anwalt sizt am rechten Ende, der Greffier am linken. Nun wird auf lezterer Seite durch eine Seitenthür der Beklagte von zwei oder drei Gensdarmen in einen etwas erhöhten Verschlag, der einer Galerie im Schauspiele ähnlich sieht, eingeführt, und sezt sich dort auf eine Bank. Sind mehrere Beklagte da, so sezt sich immer ein Gensdarm zwischen zwei derselben. Unter diesem Verschlage, an dessen Ende noch erhöhte Sitze für die Geschwindschreiber der Zeitungen angebracht sind, sizt der Advokat des Beklagten vor einem niedrigen Tische. Er kann bequem mit seinem Clienten hinter ihm verkehren und den nöthigen Aufschluß von ihm erhalten. Neben ihn setzen sich die Advokaten, welche die Neugierde oder Geschäfte herbeiführen; doch können sie hier nur in ihrem Ornate erscheinen. Bei merkwürdigen Gerichtsfällen sind sie hier sehr zahlreich. In den gewölbten Gängen des Justizpallastes befinden sich mehrere Buden, wo Advokatentalare und Barette vermiethet werden. Ein Advokat, welcher einem interessanten Criminalprocesse beizuwohnen wünscht und seinen Anzug nicht bei der Hand hat, kleidet sich hier in einer Minute an, und für eine Kleinigkeit bekommt er seinen Anzug bis zum Abend.

Dem Beklagten und seinem Anwalte, wie auch den übrigen Advokaten gegenüber sitzen, zur Hälfte unten, zur Hälfte auf einer Erhöhung, die zwölf Geschworenen; der Platz in der Mitte, vor den Sitzen der Richter, bleibt leer; hier müssen die Zeugen erscheinen, wenn sie aufgerufen werden. Für sie sind weiterhin quer durch den Saal Bänke angebracht; hinter diesen befinden sich Bänke für die begünstigten Zuschauer, die bei wichtigen Processen mit Billeten versehen seyn müssen. Ein Verschlag trennt sie von dem stehenden Publikum, welches durch den großen Eingang zugelassen wird, so lange Platz vorhanden ist.

Der Richter liest die Ermahnungsformel an die Geschworenen und nimmt ihnen den Eid der Unpartheilichkeit ab. Hierauf wendet er sich an den Beklagten und zeigt ihm kürzlich die Klage an. Dann liest der Greffier die vom Generalprokurator unterzeichnete Anklageakte ab, und da nun das Verhör beginnt, so müssen die Zeugen sich einstweilen in ein Nebenzimmer begeben. Der Richter nimmt aus den bisher von dem Instruktionsrichter geführten Verhören, deren Akten er vor sich hat, Anlaß, den Beklagten über die Umstände der That zu befragen. Dies geschieht in einem herablassenden Tone, ohne Härte und Geringschätzung. Anderswo würde mancher Untergebene sich glücklich schätzen, wenn er stets so leutselig von seinen Obern behandelt würde. Auch die Beklagten antworten meistens höflich und ehrerbietig. In den Fragen des Richters erkennt man beständig das Streben, so viel als möglich den Geschworenen eine deutliche Ansicht von den Umständen der That zu geben; auch fragen die Geschworenen wohl selbst. Der Generaladvokat thut ebenfalls einige Fragen; die beiden Beisitzer des Richters schweigen still. Leugnet der Beklagte, wiewohl seine Schuld deutlich aus den Verhören hervorgeht, so macht ihn der Richter zuweilen darauf aufmerksam, daß er seinem eigenen Vortheile zuwider handle, indem er durch das hartnäckige Ableugnen der That sich das Mitleiden der Geschworenen abwendig mache.

Ist das Verhör des Beklagten beendigt, was, je nachdem die That wichtig ist, eine halbe oder eine ganze Stunde dauert, so wird ein Zeuge nach dem andern aus dem Nebenzimmer gerufen und über die Umstände befragt, die zu seiner Kenntniß gelangt sind und worüber bereits ein vom Instruktionsrichter vorgenommenes und vom Zeugen selbst unterschriebenes Verhör im Dossier vorliegt. Das mündliche Verhör wird hauptsächlich wegen der Geschworenen gehalten, weßhalb jeder Zeuge auch angewiesen wird, sich an die Geschworenen zu wenden und ihnen zu sagen, was er über die That und den Beklagten weiß. Alles dieses geht schnell von der Hand, und sobald man mit den Verhören fertig ist, steht der Generaladvokat auf und stellt in einer Rede an die Geschworenen, unter dem Gesichtspunkte der Anklage, den ganzen Vorfall dar, wobei denn natürlich die Schuld des Beklagten in einem strengen Tone geschildert wird und die Geschworenen aufgefordert werden, diese Schuld durch ein feierliches Verdict anzuerkennen. Nur zuweilen findet er sich durch das Verhör veranlaßt, von seiner Anklage abzugehen und den Geschworenen von selbst anzurathen, sie sollen „mildernde Umstände,“ oder gar die Unsträflichkeit des Beklagten anerkennen. Dann muß aber auch die Unschuld so hell wie der Tag hervorleuchten; denn gewöhnlich neigt sich der königliche Anwalt weit mehr zur Strenge, als zur Nachsicht, und er sucht absichtlich Alles hervor, was zur Belastung des Angeklagten beitragen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Sierra Leone.

Schwarz und Weiss.

Bei einem Ausflug auf einer der reizenden, zum Gebiete der Colonie gehörenden Bananasinseln lud mich die kühle, leicht gekräuselte See zu einem Bade ein, und ich folgte der Lockung, trotz der Haifische. Meine zwei schwarzen Führer, welche außer Gesicht und Händen nie etwas von einem Weißen gesehen hatten, beobachteten meine Bewegungen mit banger Neugier, und kaum begann ich, die Brust zu entblößen, so wichen sie weiter und weiter zurück und blickten mit starren Augen das Ungethüm an, ja am Ende rissen sie förmlich aus und versteckten sich im Wald. Der Aelteste war dabei besonders lärmend und beweglich, und als ich Miene machte, ihm nachzugehen, schrie er laut.

Ich sollte in der Folge noch oft erfahren, welch schauerlichen Eindruck der Anblick eines Weißen auf die Neger macht, welche dergleichen selten oder nie gesehen. Bei meinem Ausflug in das Land der Timmanees ergriffen in den Dörfern, sobald sie meiner ansichtig wurden, nicht nur Weiber und Kinder, sondern selbst Männer die Flucht; die kleinen Kinder schrien erbärmlich und konnten gar nicht beruhigt werden. Einmal schlug ich auf diese Weise, zum großen Ergötzen meiner schwarzen Begleiter, eine ganze Dorfschaft in die Flucht; aber der Spaß hätte beinahe ein tragisches Ende genommen: ein junges Weib sprang aus Entsetzen in den Fluß und wurde nur mit Mühe gerettet. Nur noch Ein Beispiel. In einem Dorfe der Timmanees meldete mir der Dolmetscher eines Morgens, vor der Hütte stehen mehrere junge Weiber, welche um Erlaubniß bitten, des weißen Mannes Haut berühren zu dürfen. Das Verlangen ward natürlich nicht abgeschlagen. Sie waren an das Negligé ihrer Väter und Brüder gewöhnt, und so brauchte ich sie nicht lange warten zu lassen, um vorher meine Toilette zu machen; sie waren auch wohl bloß deßhalb so früh gekommen, um mich ohne Rock oder Jacke sehen zu können. Es währte lange, bis sie unter Angst und Koketterie, Geschrei und Gelächter endlich hereinkamen, und am Ende wagte es doch nur eine einzige, meinen Arm zu berühren. Zuerst tupfte sie nur furchtsam mit dem Finger darauf und fuhr scheu zurück, als hätte sie ein schädliches Insekt berührt. Als sie nach und nach so viel Muth bekam, die furchtbare Haut zu streicheln, wandte sie sich zu wiederholten Malen zu ihren bebenden Begleiterinnen um und rief: Munno seeno tighi! wie wunderschön! oder, wie mein Dolmetscher es wahrscheinlich hätte übersetzen sollen: wie wunderseltsam!

Was ist physische Schönheit? ist sie etwas für sich Bestehendes, und nicht bloß Sache der Gewöhnung? Wir denken uns von Jugend auf den Bösen schwarz; der Afrikaner weiß gewiß, daß der Teufel weiß ist. Weiße Physiologen behaupten, der Urmensch sey weiß gewesen, nur die glühende Sonne habe Adams Nachkommenschaft zum Theil schwarz gebeizt. Die schwarzen Physiologen sind entgegengesezter Ansicht: nach ihnen war unser Geschlecht ursprünglich schwarz. Sie sagen, Cain, der erste Mörder, war ein Neger, er wurde aber so bleich vor Angst und Gewissensbissen, daß ihm die Farbe gar nicht wieder kam; ein aussätziges Weiß, abschreckend, ekelhaft, hat, ein bleibendes Mal, sein Antlitz bezogen und ihn und seine Nachkommenschaft gezeichnet auf ewig: eine comfortable Theorie! Ein Europäer, der beständig mit Negern umgeht, verliert die Scheu vor der schwarzen Haut fast ganz, ja er gibt ihr am Ende wohl gar den Vorzug. Der umgekehrte Fall ist viel seltener. Die Negerhaut ist weit gleichförmiger, nicht so rauh, als bei den Kindern des Nordens; sie ist buchstäblich weich und glatt wie Sammt, und wenn sich einmal das Auge an wohlgebildete Gesichter von der Farbe der reifen Kastanie oder des Ebenholzes gewöhnt hat, so erscheint einem ein helles Gesicht krankhaft, und der Afrikaner meint beim ersten Anblick gar nicht anders, als unsere kalte Farbe sey wirklich Folge von Krankheit. Indessen fehlt es auch nicht an weißen Physiologen, welche der Ansicht sind, das Menschengeschlecht sey ursprünglich schwarz gewesen. So viel ist gewiß, weiße Eltern werden niemals mit schwarzer Nachkommenschaft gesegnet, während von schwarzen Eltern zuweilen ganz weiße, zuweilen braune Kinder, kurz von allen Nüancen zwischen den beiden Extremen zur Welt kommen; ja man hat schon scheckigte Menschen beobachtet, bei denen die beiden Farben wie Provinzen auf einer colorirten Landkarte neben einander liegen. Ich traf einen natürlichen Harlekin dieser Art, ein sehr merkwürdiges Exemplar, als Häuptling eines Dorfs im innern Lande. Es wäre demnach immer möglich, daß, physiologisch betrachtet, die blendendste weiße Schönheit sich am weitesten vom Normal entfernte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, April.

Der Winter. Rectification der Rhone. Eisenbahnen.

Trösten Sie sich über Ihren hartnäckigen und übellaunigen deutschen Winter, denn unser südfranzösischer ist um nichts besser, ja er kommt uns viel härter vor, da wir nicht, wie Sie in Deutschland, tausend Mittel besitzen, uns Kälte, Eis und Schnee erträglich, ja angenehm zu machen. Denken Sie sich unsere großen Zimmer mit den hohen Fenstern und Thüren, die schlecht schließen und jeden Wind durchlassen, wenn er sie nur anbläst, dazu die eiskalten,

steinernen Fußböden, die Zugluft der großen und kleinen Kamine, ihren Rauch, der oft das Oeffnen der Fenster nöthig macht, dabei nur wenig und theures, noch halb grünes Holz. O selig die, welche Oefen haben, diese consequenten, immer warmen, sich immer gleich bleibenden Freunde und Genossen! Neben einem solchen porzellanenen, mit Steinkohlen inspirirten Wesen schreibe ich Ihnen diese Zeilen; aber Sie wollen Einzelnes zum Beweis meiner Klage. Schon zu Anfang Decembers war in der ganzen Provence die Kälte stärker, als hier in Lyon, Petrarca's Quelle in Vaucluse floß nicht mehr, sondern war ganz prosaisch eingefroren, und es hingen lange, starre Eiszapfen darum her. Trauriger noch sahen die Oelbäume aus, denn ihre silbern schillernden Blätter wurden schwarz, als wären sie verbrannt, und fielen ab. Dies zeigt nun glücklicherweise nicht an, daß der Baum vom Frost leidet oder gar erfroren ist, aber es ist doch ein trauriges Vorzeichen für die künftige Oelernte, denn sie wird nur wenig und geringes Oel liefern. In jenen Provencedepartements beginnt der Winter gewöhnlich erst nach Neujahr und dauert mit 2 bis 3° Kälte nur eine Woche oder vierzehn Tage. Dieses Jahr war es ganz anders, da fing er schon Ende Novembers an, fiel gleich auf 6° herab und behauptete sich da Monate lang steif und fest; statt daß Flüsse und Bäche immer offen bleiben sollten, froren sie, und thaten auch lange gar nicht, als wenn sie wieder aufgeben wollten. Ende Februars fiel in der Gegend von Marseille fußtiefer Schnee, der auch einige Zeit liegen blieb. In den Cevennen war dies noch viel ärger, und zwei Tage lang konnte da kein Postkurier von Paris nach dem Süden und aus dem Süden nach Paris; auf beiden Seiten des Gebirgs lagen die Briefe und warteten auf die Möglichkeit des Uebergangs. Auch dies wird der Generalpostdirektion in Paris beweisen, daß ihre neue Einrichtung, die Briefe nach Marseille nicht mehr, wie bisher, über Lyon gehen zu lassen, sondern über St. Etienne und Valence, wenigstens für den Winter unthunlich ist. Hier in Lyon war der Schnee so hoch und dauernd, daß ich große Lust zu einem Versuch hatte, Schlitten zu fahren, es fehlte aber dazu am Besten, nämlich am Schlitten. Erst um die Mitte Februars begann das Eis der Saone zu brechen und sich in Bewegung zu setzen. Gleich verfügten sich die Compagnien der Hakenmänner auf ihre ihnen angewiesenen Stellen, um, im Fall sich Unglück ereignen sollte, gleich helfend bei der Hand zu seyn; zahlreiche Strickleitern wurden von allen Brücken über den Fluß herabgelassen, und schon Nachmittags um zwei Uhr drängten sich die Neugierigen so dicht auf den Brücken de la Feuillée und St. Vincent, daß die Polizei sie mit Gewalt räumen ließ, um ihren Einsturz zu verhindern. Aber der volle Eisgang begann erst am folgenden Morgen um sieben Uhr. Von Lyon bis nach Chalons war eine einzige Eisdecke, ungefähr fünfzehn Zoll dick. Zuerst riß sich ein ungeheures Stück davon los, etwa zweihundert Fuß lang und halb so breit; es stieg heftig gegen die Felsen des Pont de Pierre und zerschellte in mehrere Stücke. Eines wurde von der Strömung des Flusses ergriffen, streifte an eine leere Kohlenbarke und an ein Waschschiff am Quai d'Orléans, die in einem Augenblick zerbrochen und in Trümmern mit fortgerissen wurden, mit einer Leichtigkeit, als wenn es Nußschalen wären. Ungeachtet der Kälte blieben doch Brücken und Kai's die ganze Nacht voll Zuschauern, um den vollen Eisgang zu erwarten und ihm zuzusehen. Es war ein großartiges und mannichfaltiges, aber schauriges Bild, die vielen tausend Fackeln an beiden Seiten des dröhnenden Flusses, dessen geängstetes, freiwerdendes Wasser die rothen, flackernden Lichter zurückstrahlte, die unruhige Bewegung in der Nacht, die Böllerschüsse aufwärts am Flusse, die jedesmal gehört wurden, wenn sich eine neue Bewegung des Eises zeigte. Aber erst am Morgen gelang es dem immer mehr anschwellenden Wasser, den Widerstand des Eises zu bezwingen, es an vielen Stellen zugleich zu brechen und fortzuschwemmen. Alles ging ohne Unglück vor sich. So sind denn unsere Kanäle und Flüsse wieder dem Verkehr offen.

Bisher war die Saone unser einziger schiffbarer Fluß im Norden, den lustig viele Kähne und Dampfboote, Reisende und Waaren tragend, hinauf- und hinabschifften; künftig wird es auch die obere Rhone seyn, wo denn der Genfersee mit dem Mittelmeer in gangbare Wasserverbindung treten soll. Dies wurde bisher für unmöglich gehalten, besonders wegen der Perte du Rhone, wo sich der Fluß südwestlich vom Fort de l'Ecluse in die Erde verliert und erst eine gute Strecke darauf wieder hervorkommt. Aber auch vorher und nachher sind mehrere Untiefen, Klippen, Fälle und dergleichen, welche bisher die Schifffahrt unmöglich machten. Zur Beseitigung dieser Hindernisse sind eine Menge Vorschläge gemacht worden; um dieselben zu vergleichen, zu prüfen und zu erwägen, hat das Ministerium des Innern eine Commission ernannt, die Direction de la vallée du Rhône, die sich seit Februar mit diesem wichtigen Gegenstand beschäftigt. Bereits hat sich ein Herr Perret an die Spitze einer Dampfschifffahrtsunternehmung gestellt, die damit beginnen will, die leichtere Stelle des Stroms zwischen Lyon und Virignin bei Pierre-Châtel zu befahren, bis später auch von da bis Genf die Wassercommunikation möglich gemacht ist, wobei die Schwierigkeiten keineswegs unübersteiglich seyn sollen. Jene vorläufige Unternehmung wird schon jezt für die anliegenden Gebiete großen Nutzen haben, denn nach der garantirten Geschwindigkeit wird man in sechzehn Stunden (zehn zu Land und sechs mit dem Dampfschiff) von Genf, von Chambery und Aix in neun Stunden, von Belley in fünf Stunden nach Lyon gelangen.

Fast eben so wichtig wie diese neue Dampffahrt ist die Eisenbahn, die von Bourg hieher angelegt wird, und wodurch die fruchtbare, produktenreiche Bresse in bessere Verbindung mit Lyon kommt, das ihren Ueberfluß gar gut gebrauchen kann. Wahrscheinlich wird sich die Straße durch die Thäler Montanay und Neuville an das linke Saoneufer anschließen, denn wenn die besprochene Eisenbahn von Paris nach Lyon zu Stande kommt, wie sich nicht wohl bezweifeln läßt, so dürfte sie gerade hier einfallen. Man berechnet die Länge der Straße auf 56,628 Metres, die Kosten auf 1,650,000 Fr., die Bruttoeinnahme auf 284,000 Fr., die Nettoeinnahme aber auf 160,000 Fr., der Reinertrag wäre also fast zehn Procent. In unserer deutschen Eisenbahn- und Dampfzeit dürfte es nicht ohne Interesse seyn, hier Einiges über das industrielle und finanzielle Ergebniß der ersten französischen Eisenbahn zu hören, nämlich über die von Lyon nach St. Etienne. Nach der Rechnungsablage des zweiten Halbjahrs vom 1sten Mai bis 31sten Oktober 1835 wurden hin und her 225,946 Tonnen und 108,059 Reisende verführt; für das ganze Jahr kann man also 450,000 Tonnen und 216,000 Reisende rechnen, was bedeutender ist, als auf irgend einer Eisenbahn Englands oder Nordamerika's. Die Ausgaben betrugen in jenem Halbjahr 867,279 Fr. oder 62% des Bruttoertrags, der sich in dieser Zeit auf 1,391,710 Fr. belief. Der Nettoertrag war 524,431 Fr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 112.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 10. Mai 1836.

Unsere Freiheiten, unsere Privilegien, oder den Tod! keine Abgaben! Lang lebe der tapfere Eber der Ardennen! Nieder mit Karl von Burgund!

Walter Scott.
Quentin Durward.

Niederländische Chroniken.

Nacherzählt von Alfr. Reumont.

Der seltsame Zweikampf.

Nachdem Karl der Kühne, dessen ungestümer Charakter keinen Widerspruch gegen seinen Willen duldete, im Jahr 1468 den Ungehorsam der reichen und unruhigen Stadt Lüttich hart gezüchtigt, auf dem großen Markte die Freitreppe, das alte Sinnbild der Lüttichen Freiheit, hatte abbrechen lassen und diesen alten Bischofsitz seinen Justizcommissionen unterworfen, welche kein anderes Gesetz kannten, als den Willen des Herrschers; nachdem er Tongern, St. Trond und alle Freunde der Ungehorsamen durch seine Barbarei in Schrecken gesezt hatte, faßten die tapfern Lütticher, welche deßhalb nicht von ihrem angebornen Troz und der Unabhängigkeit ihrer Väter ließen, einen tiefwurzelnden Abscheu gegen den Fürsten, welcher aus ihrem Beherrscher ihr Henker geworden war.

Der Herzog von Burgund erkannte bei all seiner Halsstarrigkeit, daß die Lütticher Männer waren: doch ließ er nicht davon ab, sie wie Sklaven zu behandeln. Auch konnte er niemals in ungestörtem Frieden über sie regieren. Jeden Tag sezte es in der erbitterten Stadt Unruhen, Aufstände und Blutvergießen ab. Die Rebellen wurden aus dem Wege geschafft, aber der Geist der Rebellion steigerte sich, denn Unwillen erfüllte die Brust dieser lebendig fühlenden Menschen. Das Unglück noch zu vergrößern, gab es Anführer, welche, wie es immer geschieht, die öffentliche Unzufriedenheit zu ihrem eigenen Vortheil benuzten, und, wie gewöhnlich, bei dem schlimmen Ausgange der falschberechneten Aufstände verschwanden, um das Gewicht der Rache des Herrschers auf die Häupter der geringeren, aufrichtigeren, aber minder gewitzigten Theilnehmer fallen zu lassen. Wilhelm von Aremberg, Graf de la Marck, in der Folge unter dem Namen des Ebers der Ardennen so berühmt geworden, begann damals jene Intriguen, welche später seinen Sohn auf den Bischofsthron des Fürstenthums Lüttich sezten.

Im Jahr 1473 entstand, angefacht durch ihn, wenn er gleich dabei im Verborgenen blieb, ein neuer Aufruhr, dessen Resultat nur Blutvergießen war. Ein Trupp von dreißig Männern, angeführt von Hubert Coppins, einem tapfern und glühenden Lütticher, welcher nur für das Vaterland zu handeln wähnte, leistete allein noch den Bogenschützen des Herzogs von Burgund Widerstand. Mit dem Rücken gegen einen der Kai's an der Maas gedrängt, vertheidigte der kleine Haufe sich tapfer, wohl wissend, daß keine Begnadigung zu erwarten stand. Nur acht waren noch am Leben geblieben, als der unerschrockene

Hubert am Halse verwundet wurde von einem Soldaten, welcher, nachdem er ihn getroffen, ihn über das niedrige Geländer in den Strom warf. Die sieben andern verloren nun den Muth, ergaben sich und wurden auf dem großen Marktplatz neben einander gehenkt. Ueberdies zerstörte man ihre Wohnungen, zog ihre Güter ein und machte ihnen noch einen förmlichen Proceß nach dem Tode, worauf sie, zum Beweis der Gerechtigkeit der schon erlittenen Strafe, noch einmal in effigie hingerichtet wurden.

Hubert Coppins war verheirathet. Mit seinem Bruder Sylvester der einzige Sprößling einer alten Familie von Waffenschmiden, hatten Beide, welche sich innig liebten, zwei Schwestern, Gertrud und Vega, zur Ehe genommen. Sylvester, welcher den Anblick seiner in Sklaverei gerathenen Vaterstadt nicht zu ertragen vermochte, war mit seiner Frau Gertrud nach Brüssel ausgewandert, wo er in der Rue d'Argent ein kleines Haus bewohnte. So wenig auch Hubert den Entschluß seines Bruders tadeln konnte, hatte er dennoch die Heimath nicht verlassen wollen, und hoffte eines Tags zur Wiedererlangung ihrer Freiheit beitragen zu können. Mitten unter der ihn umgebenden Tyrannei empfand er das häusliche Glück, welches eine gute und liebende Gattin bereitet; Vega war überdies eben so hübsch, als sanft und freundlich. Sie zählte acht-und-zwanzig Jahre, als sie, in Folge des Verlustes ihres Gatten und der Beschlagnahme seines Eigenthums, sich ohne Hülfsmittel und Asyl in Lüttich fand. Nichts mit sich nehmend, als ihr Kind, ein dreijähriges Mädchen, machte sie sich zu Fuß auf den Weg nach Brüssel, wo sie ihre Schwester fand.

Sylvester beweinte lange und aufrichtig den Tod seines geliebten Bruders, bekannte aber zugleich, daß er sich niemals würde getröstet haben, wenn dieser sich hätte fangen lassen, um am Galgen sein Leben zu enden. Er miethete für seine Schwägerin eine kleine Wohnung in der Nähe der seinigen, schwur, sie niemals zu verlassen, und einer Sitte gemäß, wovon man in jener Zeit viele Beispiele antrifft, führte er sie, welche er als die Wittwe eines Märtyrers betrachtete, in die Kirche der Petits-frères am Fossé-aux-Loups, wo jetzt die ehemalige Augustinerkirche ist. Hier ließ er sie am Fuße des Altars einen feierlichen Eid leisten, daß sie niemals wieder heirathen und sich nach Vollendung der Erziehung ihrer Tochter in den großen Beguinenhof, unter den Schutz ihrer Patronin, der heiligen Vega, zurückziehen werde. Die junge Wittwe legte auf das heilige Evangelium und die Reliquien den Eid ab, worauf Sylvester seinerseits sich verpflichtete, sich ihrer anzunehmen und für sie und ihr Kind zu sorgen, so lange sie es bedürfe. Hierauf ließ er für Huberts Seelenruhe ein Todtenamt halten und ging dann mit erneutem Eifer wieder an seine Waffenschmidearbeit, welche ihm so viel einbrachte, daß er sorgenfrei leben konnte; aber freilich hatte er nun neue Lasten.

Vega lebte in der tiefsten Zurückgezogenheit, ganz hingegeben der Erinnerung an ihr Unglück, immerwährend mit Spitzenklöppeln beschäftigt und mit der Erziehung ihrer Tochter. Sie besuchte Niemand, als ihre Schwester und ihren Schwager, ging jeden Abend in der Kirche des Beguinenhofs beten, und kannte keinen Menschen, als einen alten Mönch aus dem Kloster der Petits-frères, den sie zu ihrem Beichtvater gewählt hatte. Alles kam ihr fremd vor in Brüssel, mit Ausnahme von dem, was auf Lüttich Bezug hatte: sie konnte nie davon reden hören, ohne zu beben. Eines Tags sagte man ihr, ein rebellischer Lütticher, der in jener Stadt verurtheilt worden und sich durch die Flucht gerettet, aber von des Herzogs Agenten erkannt worden sey, werde auf dem Grand Sablon hingerichtet werden. Die Nachricht schien sie ganz außer sich zu setzen: wie eine Verzweifelnde lief sie hin zu dem grausigen Schauspiel und kehrte ruhiger, aber schwer erkrankt nach Hause. Ihre Leiden hielten sie aber nicht ab, jeden Abend im Beguinenhof zu beten.

(Der Beschluß folgt.)

Eine Session des Pariser Criminalgerichts.

(Fortsetzung.)

Zu dem Amte eines Generaladvokaten wird ein großes Rednertalent erfordert. Er muß die Hauptumstände einer Criminalsache, wie sie aus den schriftlichen und mündlichen Verhören hervorgehen, kurz und bündig fassen und den Geschworenen zu Gemüthe führen können. Dabei muß er stets die Rechte der bürgerlichen Gesellschaft zu wahren suchen, und da er nicht allein von den Richtern und Geschworenen, sondern auch vom Volke gehört wird, muß er jedes Verbrechen auch vom moralischen Gesichtspunkt darstellen. Nur wenn der Generaladvokat jedem Criminalproceß diese moralische Nutzanwendung beifügt, kann es für's Volk ersprießlich seyn, wenn es den gerichtlichen Verhandlungen beiwohnt. Die Rede des Generaladvokaten kann alsdann zuweilen mehr Nutzen stiften, als eine Predigt, weil vor Gericht lauter Dinge, Zustände und Verhältnisse vorkommen, womit das Volk häufig zu thun hat. Am Pariser Criminalgerichte besitzen die Generaladvokaten, meistens Leute unter vierzig Jahren, eine bewunderungswürdige Geläufigkeit in der lichtvollen Darstellung der Gerichtsverhandlungen; freilich gelangen zu diesem wichtigen Amte nur solche, welche bereits in der untergeordneten Stelle

als königliche Prokuratoren bei den Pariser- oder den Departementsgerichten ihr Rednertalent bewährt haben; einige heben, ohne anzustoßen, oder sich einen Augenblick zu bedenken, alle bedeutenden Umstände der That hervor, und lassen keinen Zweifel in der Seele der Zuhörer zurück. Allerdings studiren sie zuvor das Dossier eines jeden Beklagten sehr fleißig; da sie aber zuweilen drei Processe an einem Tage und kurz nach einander zu verhandeln haben, und dies nun vierzehn Tage lang so fortgeht, so muß es, troz des vorläufigen Studiums, keine leichte Sache seyn, mehrere Criminalfälle hintereinander mit solcher Umständlichkeit vorzutragen. Kaum hat sich der Generaladvokat niedergesezt, so steht der Anwalt des Beklagten auf und sucht dessen Unsträflichkeit wider den königlichen Anwalt zu beweisen, oder doch die von demselben angeführten Beweise zu schwächen, oder wenn dies nicht wohl möglich ist, alle mildernden Umstände, die er auffinden kann, den Geschworenen an's Herz zu legen und sie durch die Schilderung der bedauernswerthen Lage des Beklagten zu rühren. Geht die Sträflichkeit des Beklagten allzu deutlich aus dem Zeugnisse mehrerer Personen hervor, so sucht er dies Zeugniß verdächtig zu machen, und gesteht sogar der Beklagte seine Schuld ein, so kann der Anwalt nur noch die Barmherzigkeit der Geschworenen in Anspruch nehmen, sich etwa auf die Jugend oder Unerfahrenheit seines Clienten, seinen frühern Lebenswandel, seine achtbare Familie berufen u. s. w. Die meisten Reden dieser Art bleiben ohne Wirkung und werden als bloße Förmlichkeit betrachtet. Nur dann, wenn auch nach dem Zeugenverhöre und nach allen Bemühungen des Richters, um die Sache in's Klare zu ziehen, noch Dunkelheit über dem Vorfall schwebt, hat der Anwalt Spielraum zu einer geschickten Vertheidigung und kann mit einiger Hoffnung auf Erfolg seine Redekunst zu Gunsten seines Clienten spielen lassen. Geht er zu weit in seiner Widerlegung des Generaladvokaten, oder stellt er die Thatsachen offenbar falsch dar, so wird er vom Richter sanft zurecht gewiesen. Auch antwortet zuweilen der Generaladvokat, um seinerseits die Vertheidigung zu schwächen, besonders wenn sie geeignet ist, einen tiefen Eindruck zu machen. Hier kommt wohl die Eigenliebe ein wenig mit in's Spiel, und diese Replik wird etwas hitziger, als nöthig ist. Zulezt antwortet auch noch der Advokat, wenn er's für nöthig erachtet. Dann fragt der Richter den Beklagten, ob er nichts weiter zu seiner Vertheidigung anzuführen habe. Schweigt dieser still, oder hat er noch Einiges zu seiner Rechtfertigung oder Entschuldigung gesagt, so werden die Debatten für geschlossen erklärt, und der Richter geht nun schnell den ganzen Vorgang nochmals durch, wie er sich aus den Verhören ergeben hat, wobei er zulezt die Hauptbeweise anführt, worauf sich die Anklage des königlichen Anwaltes stüzt, und dann die vorzüglichsten Punkte der Vertheidigung berührt. Die Entscheidung über die Sträflichkeit oder Unsträflichkeit des Beklagten wird von ihm in einer Reihe von schriftlich aufgesezten Fragen der Jury vorgelegt. Hierauf zieht sich diese, zur linken Seite des Saals, in ein besonderes Zimmer zurück, vor welchem ein Soldat ohne Gewehr Wache hält, damit während der Berathung Niemand mit der Jury sich unterhalten könne. Das Gericht begibt sich seinerseits in den Rathssaal, und der Angeklagte wird durch die Seitenthüre abgeführt; es entsteht im Saale eine Erholungspause, die nach den Schwierigkeiten, welche der Jury aufstoßen, und nach der Menge der ihr vorgelegten Fragen kurz oder lange währt, zuweilen eine Viertelstunde, zuweilen aber auch mehrere Stunden.

Ein Punkt, worauf die Geschworenen mehr Rücksicht zu nehmen pflegen, als die Richter, und wodurch sie Leztere zwingen, die Strenge der Criminaljustiz zu mäßigen, sind die „mildernden Umstände," welche ihnen das Gesetz verstattet, in Betracht zu ziehen. Sie machen häufig Gebrauch von dieser Befugniß, und zwar manchmal mit vielem Scharfsinne. Hievon nur Ein Beispiel aus der angeführten Session. Ein siebzehn- oder achtzehnjähriger Junge, welcher das Cabriolet seines Herrn, eines spanischen Gesandtschaftscavaliers, zu führen hatte, war beschuldigt, eine Summe von 120 Franken, welche ihm sein Herr eingehändigt hatte, um eine Zahlung zu machen, veruntreut und im Spielhause durchgebracht zu haben. Es ergab sich aus den Debatten, daß der Herr selbst jede Nacht spielte, und daß, als ihn eines Morgens der Junge vom Spielhause im Cabriolet nach Hause geführt, der Herr das im Spiel gewonnene Gold aus der Tasche gezogen, dem Jungen gezeigt und die 120 Franken von diesem Gelde genommen hatte. Die Jury meinte, ein Herr, welcher seinem Bedienten ein so böses Beispiel gebe, dürfe sich nicht wundern, wenn ein junger, unerfahrener Mensch das erste Geld, das er in die Hände bekommt, auch einmal durch's Spiel zu vervielfachen sucht; sie nahm also in diesem Falle mildernde Umstände an, und der Junge wurde nur zu halbjähriger Haft verurtheilt. Geschworene, die ein ängstliches Gewissen haben, bedienen sich aber oft der mildernden Umstände auf sonderbare Weise. Da sie nämlich stets im Zweifel über die That sind, so nehmen sie die Sträflichkeit zwar an, setzen aber sogleich die mildernden Umstände hinzu, damit, wenn sie sich irren sollten, der Beklagte doch wenigstens nur halb und halb gestraft werde. Ein solcher Mittelweg ist aber in Sachen der Justiz eine Erbärmlichkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, den 21sten April.

Spontini und Rellstab. Berichtigung.

Der in Nr. 49, 1836, des Morgenblatts befindliche Artikel: „Spontini und Rellstab,“ welcher uns erst jezt zu Gesicht gekommen ist, bedarf einer faktischen und grundsäzlichen Berichtigung.

Spontini hat gegen Rellstab eine Klage bei dem hiesigen Polizeipräsidium, und zwar deßhalb eingereicht, weil Lezterer ihn auf eine durchaus nicht übliche Weise, während einer Vorstellung im königlichen Opernhause, zur Rede gestellt. In dieser, lediglich für die betreffende Behörde bestimmten Klage fand Rellstab einige Aeußerungen Spontini's injuriös, und der Erfolg war, daß derselbe zu 40 Rthlr. Strafe verurtheilt wurde, welche er sogleich entrichtete. Indem nun in dem obengedachten Korrespondenzartikel diese Klage Rellstabs mit der fiskalischen Untersuchung gegen Rellstab, wegen wiederholter, zum Theil schwerer, Spontini, in Beziehung auf sein Amt, zugefügter Beleidigungen, in eine an sich schon unzulässige Zusammenstellung gebracht worden, hebt der Korrespondent es als eine Härte und als ein, dem deutschen Nationalcharakter fremdes, kleinliches Rachegefühl hervor, daß, während Rellstab die Spontini auferlegte Geldstrafe erlassen, Spontini dagegen, nicht zufrieden mit der, Rellstab zuerkannten sechswöchentlichen Gefängnißstrafe, ein Aggravationsgesuch eingereicht habe.

Hiergegen ist zuvörderst, faktisch, zu bemerken: 1) daß Spontini die Strafe der 40 Rthlr. am 27sten December 1834 bezahlte; 2) daß Rellstabs Verzichtleistung darauf ihm am 8ten Mai 1835 bekannt gemacht wurde; 3) daß Rellstab gegen das im Januar 1835 ergangene Urtel in der fiskalischen Untersuchung im Februar 1835 sogleich appellirte, Spontini aber erst dann, als er hievon, und daß Rellstab auf seine gänzliche Freisprechung angetragen, in Kenntniß gesezt worden, das Aggravationsgesuch einlegte.

Hieraus geht unwiderleglich hervor, daß Spontini auf einen Erlaß seiner Geldstrafe keinen Anspruch machte, wie denn überhaupt kein Mann von Ehre dies vermocht haben würde; ferner, daß der im Mai 1835 ihm bekannt gewordene Erlaß einer vor länger als vier Monaten bezahlten Strafe von gar keinem Einfluß auf die Einlegung des Aggravationsgesuches im Februar 1835 hatte seyn können.

Was übrigens das angebliche, jedem Deutschen fremde, „kleinliche Rachegefühl“ anlangt, so wird gewiß Niemand, der dem Verfahren Rellstabs gegen Spontini gefolgt ist, es mißbilligen können, daß ein Mann von Ehre, gehöre er auch an, welcher Nation er wolle, endlich den Schuz der Geseze gegen Jahre lange Kränkungen seiner Künstlerehre, wie seiner Person in Anspruch nimmt, zumal, wenn sein Angreifer von Waffen Gebrauch macht, welche die Genugthuung des Beleidigten völlig vereiteln können, und wenn er nun auch seinerseits den Rechtsweg einschlägt, den die Geseze eben deßhalb gestatten, damit der schwer Gekränkte nicht im Nachtheil stehe. Da übrigens Rellstab die dritte Instanz ergriffen, so wird die Folge erst über die Angemessenheit des zweiten Urtels entscheiden, und Spontini wird, wie er es seit beinahe drei Jahren gethan, die definitive Entscheidung mit der Ruhe und dem Vertrauen erwarten, welche er von den Richtern seines zweiten Vaterlandes hoffen darf.

Lyon, April.

(Fortsezung.)

Eisenbahn. Seidebau. Runkelrübenzucker.

Der Hauptzweck bei der Anlegung der Eisenbahn von Lyon nach St. Etienne war, die Steinkohlen aus dem Bassin von St. Etienne, Rive-de-Gier u. s. w. leichter und dadurch wohlfeiler zu haben. Leichter haben wir sie nun freilich, aber seit einiger Zeit sind sie immer theurer geworden. Das hängt aber ganz natürlich zusammen: seit 1829 ist das Wasser in fünf bedeutende Steinkohlengruben gedrungen und hat sie für's Erste unbrauchbar gemacht; sie gaben zusammen in vier-und-zwanzig Stunden mehr als dreitausend Hektoliters Kohlen. Dieser Ertrag fehlt nun seit sechs Jahren, während die Nachfrage nach Steinkohlen immer zunahm; die Grubeneigenthümer konnten sich auch bisher nicht über die Mittel zur Trockenlegung derselben verstehen, weil Mehrere, die andere gangbare Gruben besizen und bei den hohen Preisen gewinnen, aller Uebereinkunft entgegenarbeiten.

Interessant ist die Zunahme des Seidebaus und der Pflanzung von Maulbeerbäumen in dem uns nahen Arrondissement Belley, wo damit erst 1814 angefangen wurde, voriges Jahr aber schon 99,195 dergleichen Bäume gepflanzt waren und 36,606 Kilogramme Seide gewonnen wurden. Mädchen und Frauen spinnen dort die Seide im Gehen, freilich etwas ungleich und mit grobem Faden, aber in großer Menge. Dies ist ein bedeutender Gewinn für die ganze Gegend. Allgemeiner wichtig für unsere Nähe, ja für ganz Frankreich ist der Anbau der Runkelrüben zur Zuckerfabrikation und Viehmästung, ja es ist bereits so weit damit gekommen, daß die Regierung den Handel mit Colonialzucker ganz verfallen und sich dadurch einen bedeutenden Gegenstand der Besteuerung entgehen sieht. Es ist nicht uninteressant, auf die Stadien der Runkelrübenkultur in Frankreich aufmerksam zu machen. Die erste Nachricht von ihrem Zuckergehalt kam von Berlin. Napoleons durchdringender Blick überschaute gleich die weltgeschichtliche Wichtigkeit dieser Entdeckung, und bestand auf dem Anbau dieser Pflanze in Frankreich. Im Anfang lachte Jedermann darüber, denn worüber lachte man nicht in Frankreich? später kam aber doch die Ueberlegung, und die Vorurtheile verloren sich wenigstens zum Theil. Es wurde viel Runkelrübenzucker in Frankreich wie Colonienzucker verpackt, versendet und verbraucht, und selbst die ärgsten Schreier wurden damit angeführt. Bei der Rückkehr der Bourbons nach Frankreich hatte sich das Vorurtheil bereits verloren, und zahlreiche Fabriken dieser Art waren im Lande zu finden, wovon besonders das gewinnende Beispiel des großen Chemikers Chaptal Ursache war. Der Grundsaz wurde festgestellt, es werde immer vortheilhaft seyn, Runkelrübenzucker zu verfertigen, so lange der Colonialzucker nicht unter 60 Centimen oder 12 Sols im Preis sinke. Seitdem ist aber die Gewinnung des inländischen Zuckers noch bedeutend wohlfeiler geworden, und diese Industrie hat in Frankreich besonders seit zehn Jahren Riesenschritte gemacht. Nehmen wir nur zum Beispiel ein Lyon benachbartes Departement, das der Isère, übrigens eines der ärmern Frankreichs. Hier war 1825 nur eine einzige Runkelrübenzuckerfabrik; 1832 gab es deren schon fünf und jezt vierzehn. Aehnliches zeigt sich im Departement de l'Ain. Im Jahr 1830 wurden in Frankreich zehn Millionen Kilogramme (zwanzig Millionen Pfund) erzeugt, und das Pfund kam auf vierzig Centimen zu stehen; jezt, wo Frankreich hundert und sechzig Millionen Pfund verbraucht, ist mehr als ein Drittheil, wenigstens sechzig Millionen Pfund, Runkelrübenzucker, und durch die Vervollkommnung und Vereinfachung dieser Industrie kostet das Pfund nicht mehr als fünf-und-zwanzig bis dreißig Centimen. Für 1836 rechnen Sachverständige auf eine Erzeugung von achtzig Millionen Pfunden, und für 1837 auf hundert Millionen Pfunde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 113.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 11. Mai 1836.

Nach kaltem Stufengang und strenger Form
Des Rechts verfahren wir.

Shakespeare.
Maaß für Maaß.

Eine Session des Pariser Criminalgerichts.

(Fortsetzung.)

Ist die Jury mit ihrem Urtheile fertig, so zieht sie eine mit dem Gerichtssaale in Verbindung stehende Klingel; der Pedell holt die Geschworenen aus ihrem Zimmer ab und meldet den Richtern die Rückkunft derselben in den großen Saal. Es wird nun wieder gerufen: la Cour! und Jedermann muß aufstehen, bis die Richter ihren Platz wieder eingenommen haben. Der an der Spitze der beiden Jurybänke sitzende Geschworene muß, mit der Hand auf dem Herzen, und mit Betheurung der Unparteilichkeit, die Entscheidung vorlesen, welche dann, um gültig zu werden, vom Richter unterschrieben wird. Nun erst wird der Beklagte wieder eingeführt und der Greffier liest ihm die Entscheidung der Geschworenen vor. Hierauf requirirt (nach dem Gerichtsausdrucke) der Generaladvokat mit feierlicher Stimme diesen oder jenen Artikel des Strafgesetzbuchs für den vorliegenden Fall. Der Vertheidiger empfiehlt zu guter Lezt seinen Clienten der Barmherzigkeit des Gerichts. Gewöhnlich tritt der Richter sogleich mit den beiden Beisitzern zusammen, um zu berathschlagen, wobei er sich bloß umdreht und dem Publikum den Rücken zuwendet. Es sieht sonderbar aus, wie die drei Herren in schwarzen Talaren die Köpfe zusammenstecken. Ihre Berathung dauert meist nur eine oder zwei Minuten. Bei wichtigen Processen ziehen sie sich nochmals in den Rathssaal zurück. Dies ist der lezte entscheidende Augenblick für den Beklagten. Hat sich der Richter wieder niedergesezt, so schlägt er die vom Generaladvokaten angezogenen Artikel des Strafcodex nach, verliest sie nebst der Formel des Urtheils und verkündet die dem Beklagten zuerkannte Strafe oder seine Freisprechung und Loslassung. Im Falle der Verurtheilung wird beigefügt, daß er drei Tage Frist zum Appelliren habe. Der Gefangene wird abgeführt, und falls noch andere Processe für den Tag auf der Liste stehen, sogleich ein anderer begonnen. Am Polizeigerichte, wo es sich meistens um Kleinigkeiten handelt, geht man noch viel schneller zu Werke, denn hier werden täglich über ein Dutzend kleiner Vorfälle abgeurtheilt. Der eben erwähnte Gang ist unveränderlich derselbe bei allen Verhandlungen des Assisenhofs; denn er ist vom Gesetze vorgeschrieben, und die Richter hüten sich wohl, etwas davon zu unterlassen, indem dies Veranlassung zum Kassiren ihres Urtheils geben kann, worauf dann der Proceß von Neuem beginnen müßte. — Ich gehe nun zu einigen besondern Fällen über, welche in der erwähnten Session vorkamen.

Ein junger Mann von vier-und-zwanzig Jahren erschien vor Gericht nebst einem Mitschuldigen von gleichem

Alter. Ersterer war der Sohn eines ehemaligen Obersten der Napoleonschen Armee, der damals eine glänzende Rolle spielen konnte. Seine Wittwe bezieht noch eine kleine Pension, die sie mit ihrem Sohne theilen muß. Vermuthlich ist dieser Sohn von der Mutter verwahrlost worden und in schlechte Gesellschaft gerathen. Schon einmal war er wegen Diebstahls zu zweijähriger Haft verurtheilt worden. Im Herbste vorigen Jahrs, da seine Strafzeit abgelaufen war, wurde er eines Morgens in Freiheit gesezt. Er bezog eilig fünfzig rückständige Franken seiner Pension, suchte einen jungen Gesellen von seiner Bekanntschaft auf und brachte mit diesem das Geld in Schlemmerei durch. Gegen Abend gingen sie in einen Restaurant der St. Honoréstraße; einer von ihnen schien betrunken. Ihr unanständiges Betragen war den Leuten im Hause und den Gästen aufgefallen; man hatte Acht auf sie gegeben; als man das Silbergeschirr von ihrem Tische nahm, fand man ein Besteck von sogenanntem algierischem Silber, und dagegen fehlte eine silberne Gabel. Der Wirth ließ sie sogleich verhaften und visitiren; man fand aber nichts in ihren Taschen. Nichts desto weniger wurden sie des Diebstahls beschuldigt und vor Gericht gezogen. Einige Gäste hatten einen hinter Beiden sitzenden, und im Restaurant unbekannten Mann bemerkt, an dessen Stuhl sich einer derselben rücklings angelehnt, ohne daß sich der Mann im Geringsten über diese Unhöflichkeit beklagt hätte. Man argwohnte, dies sey ein sogenannter Compère gewesen, dem sie von hinten die Gabel in die Hände gespielt hatten und welcher damit von dannen gegangen war. Da ihn Niemand kannte, so konnte man seiner nicht habhaft werden.

Der junge Mann, der einen aufgeweckten Geist zu haben schien, vertheidigte sich mit Gewandtheit, und flüsterte seinem Anwalte Manches zu, was dieser vermuthlich zu seiner Vertheidigung brauchen sollte. Sein Gefährte, ein Stahlglätter, der wahrscheinlich das nachgeahmte Besteck verfertigt und geliefert hatte, behauptete, da er betrunken gewesen, so könne er sich gar nicht erinnern, was vorgefallen sey. Der königliche Anwalt wies in seiner Rede auf den gewöhnlichen Kniff der Gauner in Paris hin, die, wenn sie in einem Gasthause stehlen wollen, einen Compère mit sich nehmen, dem sie das Gestohlene zustecken, damit kein Corpus delicti vorhanden sey, im Falle sie verhaftet und untersucht werden. Dagegen benuzte der Vertheidiger der Angeklagten die Abwesenheit des gestohlenen Guts, um seine Clienten rein zu machen. Aber die Anwesenheit des falschen Bestecks an der Stelle, wo sie gesessen hatten, und die frühere Verurtheilung wegen Diebstahls waren laut schreiende Zeugen wider sie. Die Jury erklärte sie für schuldig, nahm aber Rücksicht auf die mildernden Umstände. Wo waren diese? etwa die Trunkenheit der Beklagten? Diese Trunkenheit konnte hier aber nichts entschuldigen, denn sie war nicht Veranlassung zum Verbrechen gewesen. Der mildernden Umstände halber, und ungeachtet der Recidive, welche nach dem französischen Gesetze die Strafe erhöht, vielleicht auch aus einiger Rücksicht auf das Angedenken des Vaters des einen Gauners, verdammte das Gericht sie nicht zur Galeerenstrafe, sondern den einen zu vier und den andern zu drei Jahren Haft, und erließ ihnen die entehrende Ausstellung am Pranger. Wie wenig das Zuchthaus in Frankreich eine Besserungsanstalt für junge Verbrecher ist, kann man aus diesem Beispiele ersehen. Am Morgen war der junge Verbrecher aus dem Zuchthause entlassen worden, und am Abend mußte man ihn eines Gaunerstreichs wegen nochmals verhaften, und in den wenigen Stunden hatte er fünfzig Franken durchgebracht, die ihm einstweilen hätten genügen können, um Beschäftigung zu suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Niederländische Chroniken.

(Beschluß.)

So verstrichen drei Jahre. Vega's jeden Abend sich wiederholende Abwesenheit währte bisweilen so lange, daß es auffiel. Man sagte sich in's Ohr, die stille Wittwe habe einen Liebhaber, sie begebe sich Abends zum Stelldichein. Verdacht und üble Nachreden bestätigten sich bald: Vega wurde guter Hoffnung. Gertrud und ihr Gatte, denen man es Monate lang nicht zu sagen wagte, wollten es nicht glauben. Sie betrachteten das Gerücht als eine schändliche Verleumdung: Vega äußerte sich über nichts.

Als die Zeit der Niederkunft nahte und kein Zweifel mehr obwalten konnte, begab Sylvester sich zu seiner Schwägerin. „Vega,“ sagte er zu ihr, nachdem ein Blick ihn überzeugt hatte; „du hast die Ehre verlezt, du hast Hubert die geschworene Treue nicht gehalten.“ — „Gott ist mein Zeuge,“ antwortete sie, „daß ich sie nicht verlezt!“ — „Vega,“ fiel er strenge ein, „du lügst. Du bist schwanger; meine Verpflichtung ist aus.“ Damit ging er nach Hause und verbot seiner Gattin, ihre Schwester je wieder zu besuchen. Gegen Ende Novembers gebar Vega einen Knaben. Am Tage darauf ging sie, der Kälte ungeachtet, nach dem Beguinenhof, und beim Weihnachtfeste sah man sie, gesund und stark, in der Kirche der Petits-frères beten.

Da sprach Sylvester, welcher sich in seines Bruders Wittwe für entehrt hielt, die geistliche und weltliche Obrigkeit um Gerechtigkeit an. Man bewilligte ihm ein Gottesurtheil. Zweikämpfe zwischen Mann und Frau

waren nicht gewöhnlich. War die Frau reich, so wählte sie einen Kämpen, der die Sache für sie ausmachte. Hatte sie einen Liebhaber, so trat er in die Schranken, indem er die Kopfbedeckung der Dame auf der Spitze seiner Lanze trug. War sie aber arm, so mußte sie sich selbst schlagen. Vega war genöthigt, den Kampf mit ihrem Schwager anzunehmen. Die Veranstaltungen bei einem solchen Gottesgericht waren so eigenthümlich, daß eine Menge Zuschauer zusammenliefen. In der Straße des Fossé-aux-Loups, der Kirche gegenüber, hatte man eine kreisförmige Grube gehöhlt, welche zwei und einen halben Fuß Tiefe, vier Fuß im Durchmesser hatte. Ein gleichfalls vier Fuß breiter Gang umgab sie und wurde außen von Schranken eingeschlossen. Der ganze Kampfplatz des Mannes war das Loch; die Frau konnte es auf dem vier Fuß breiten Gange umkreisen.

Nachdem beide Kämpfer der heiligen Messe beigewohnt und einen Eid geleistet hatten, Sylvester mit Festigkeit, Vega ohne Erröthen, daß ihre Sache gerecht und heilig sey, führte man sie zum Kampfplatz, welcher durch einen Priester eingesegnet worden war. Man verlas das Zweikampfsgesetz: es verurtheilte den Mann, den Kopf zu verlieren, wenn er besiegt wurde, die Frau, wenn sie unterlag, lebendig begraben zu werden. Sie traten in die Schranken, welche wieder geschlossen wurden; ein Mönch händigte ihnen die Waffen ein. Diese bestanden für Beide in drei dicken, eine Elle langen Stöcken; nur war an den Stöcken der Frau ein Riemen nebst einem ein Pfund schweren Steine befestigt. Berührte der Mann, indem er nach der Frau schlug, den Boden, statt sie zu treffen, so verlor er einen Stock. Dasselbe geschah der Frau, wenn sie fehlschlug. Derjenige, welcher zuerst seine drei Stöcke einbüßte, ward schuldig erklärt und zum Tode geführt.

Vega und Sylvester knieten nieder, machten das Zeichen des Kreuzes, beteten einige Augenblicke und standen wieder auf beim Ton der Klosterglocke, welche während des Kampfes läuten sollte. Es war der zehnte Januar. Vega, welche vor dem Gedanken bebte, den Bruder ihres Gatten zu tödten, die aber doch genöthigt war, sich zu vertheidigen, bediente sich weder ihrer Stöcke, noch Steine, und nahm sich bloß davor in Acht, daß sie nicht getroffen wurde. Sylvester kämpfte voll Erbitterung, glaubend, er erfülle eine heilige Pflicht. Nach Verlauf einer Stunde hatte er seine drei Stöcke verloren, ohne ein einzig Mal getroffen zu haben. Man hieß ihn das Loch verlassen, um die bestimmte Strafe zu erleiden.

Um Gnade flehend warf Vega sich vor den Richtern auf den Boden nieder; sie rang die Hände, sie weinte und bat, um die Rettung desjenigen zu bewirken, welcher ihr eben noch das Leben hatte rauben wollen. Man sah, daß irgend ein Geheimniß sie drückte, das sie nicht entdecken konnte. Da theilte sich plötzlich die Menge, um einem silberlockigen Mönche Raum zu machen; ihm folgte mit ängstlicher Geberde ein Mann, bei dessen Anblick Sylvester einen lauten Schrei ausstieß. Es war Hubert Coppins. Vega war in Ohnmacht gesunken. Nachdem ihr Gatte sie wieder zur Besinnung gebracht, erzählte er, wie er, lebend aus der Maas gezogen, durch die Sorgfalt eines Kohlenbrenners, welcher ihn bei sich verborgen gehalten, geheilt worden, wie er unerkannt nach Brüssel gekommen, wie seine Gattin, eine neue Epponina, ihn seit beinahe vier Jahren in der Stille genährt, während er in einem dunkeln Häuschen im Beguinenhofe gelebt. Der gute, alte Mönch, der einzige Vertraute des Paares, beeilte sich, Vega über das Schicksal ihres Gatten zu beruhigen. Wenige Augenblicke zuvor war die Nachricht eingegangen, daß Karl der Kühne am 5ten Januar in der Schlacht bei Nancy den Tod gefunden, dem er so oft in seinem unruhigen Leben getrotzt, und daß seine Tochter und Nachfolgerin, Marie von Burgund, daran gedenkend, daß sie in Brüssel geboren war, allgemeine Verzeihung des Vergangenen verkündigt habe. Sylvester, wieder in Freiheit gesetzt, stand, seine Gefühle kaum bewältigend, zwischen Bruder und Schwägerin; Hubert ward nicht müde, zu Hause seinen kleinen Sohn zu umarmen, den er nun zum ersten Male in seine Arme schließen durfte. Alle dankten Gott für den Ausgang seines Gerichts.

Resultate.

Wenn ich für mein tiefst Empfinden,
Phantasiren und Erdenken
Wüßte Worte aufzutreiben,
Möchte sich manch Wunder finden.
Formen sind's, die mich beschränken:
Kann ich Ton und Duft beschreiben?

„Nicht mit Versekünsten prahl' er!
Freier! wahrer! genialer!“
Freilich sagt's der weise Richter;
Aber ist das Wort dem Dichter
Nicht, was Farbe ist dem Maler?

„Willst du uns, Freund! zu Kindern machen?
Du sagst uns weltbekannte Sachen!“
Verzeiht! ich konnt' aus euern Werken,
Daß ihr das Alles wißt, nicht merken.

Die jungen Leute bewundern,
Was sie nicht verstehn;
Die alten Leute verachten,
Was sie nicht verstehn.

Die alten aber, die sind klug:
Sie sagen: es ist nicht reif genug!

v. Feuchtersleben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, April.

(Beschluß.)

Runkelrübenzucker. Kunstverein. Fasching.

Wenn die Progression so fort geht, so wird Frankreich den Colonialzucker bald ganz entbehren können. Dadurch wird natürlich die Lage der Colonien immer bedenklicher, und um die drohende Gefahr etwas von ihnen zu entfernen, denkt die Regierung darauf, eine Abgabe auf den Runkelrübenzucker zu legen, und hat darüber auch vor Kurzem einen Gesezvorschlag vor die Kammern gebracht. Wir glauben hier, dies wäre ein großer Mißgriff, eine auffallende Härte gegen französische Industrie zu Gunsten der Colonien, die doch wenigstens nicht auf Kosten des Mutterstaats gehoben werden dürfen. Einer unserer besten Staatsökonomisten sagt darüber Folgendes: „Den Colonien wird in Kurzem ihre Todesstunde schlagen, und alle Bemühungen können dies nur um etwas verschieben, aber nicht ganz verhindern. Hundert Kilogramme Colonialzucker kosten bei uns 90 Fr., von dem gleich guten Runkelrübenzucker wird aber die gleiche Quantität schon jezt zu 45 Fr. gegeben, in Lieferungscontracten für sieben Jahre; welche Fortschritte werden wir aber in sieben Jahren in dieser Industrie gemacht haben! Es ist vorauszusagen, daß dann dieser Zucker den ärmern Klassen zu 20 Centimen, also um denselben Preis wie das Salz gegeben werden kann. Die Entdeckung und Vervollkommnung des Runkelrübenzuckers ist für die Gewinnung des Rohrzuckers in den Colonien, was die Entdeckung des Seewegs um das Cap der guten Hoffnung für den Handel der Venetianer im rothen Meer war. Die Fahrt um jenes Vorgebirg ist viel länger, um nach Indien zu kommen, und doch ist sie die wohlfeilste. Die Runkelrübe ist ärmer an Zuckerstoff, als das Zuckerrohr, aber wir bauen sie viel leichter mit den Armen freier Menschen, die immer wohlfeiler arbeiten, als Sklaven, mit unserer bessern Mechanik, unserer immer fortschreitenden Wissenschaft und unsern wohlfeilern Kapitalien. Möge dies die Regierung bedenken, und der Runkelrübenzuckerfabrikation wenigstens noch für drei Jahre Steuerfreiheit schenken.“

Nach dem Beispiel vieler deutscher Städte bildet sich jezt hier ein Kunstverein, der nicht allein die Aufmunterung hiesiger Künstler, sondern auch den leichtern Erwerb guter Kunstsachen zum Zweck hat. Um Mitglied zu werden, muß man sich anheischig machen, drei Jahre lang jährlich fünfzig Franken zur Kasse zu entrichten. Von dem Ertrag kauft die Gesellschaft Kunstwerke, die hierauf verloost werden. Unter den hiesigen Künstlern muß jezt besonders Leopold von Ruolz genannt werden, jüngerer Bruder des Bildhauers Ruolz, der in neuester Zeit durch seine Arbeiten so viel Aufsehen in Neapel machte. Von diesem Leopold sah und bewunderte ich vor einigen Tagen die Büste der Madame G., einer unserer schönsten, besten und geistreichsten Frauen. Die größte Aehnlichkeit ist das geringste Verdienst dieser Arbeit, wodurch dem Marmor Leben, Athem und Gefühl eingehaucht worden ist. Hier ist die sanfte Harmonie aller Bewegungen, aller Linien mit Empfindung und großer Wahrheit wiedergegeben. Ueberall hat der Stein seine starre Natur verloren, jeder Zug des schönen Gesichts ist ein Gedanke, und nicht weniger reizend sind die weichen, vollen Umrisse des Halses und der Schultern. Diese Büste ist nach Paris zur Ausstellung gegangen.

Wer ein Freund ist von schönen weiblichen Büsten, zwar marmorweiß, aber nicht marmorkalt und spröde — und wer liebte diese Werke nicht? — der mußte diesen Fasching auf unsere Bälle gehen, denen der des Präfekten Rivet mustergebend voranging. Jene wandelnden römischen Büsten hat Paris nicht; an schönen Frauen wird die Residenz immer ärmer, Lyon immer reicher. Die Pariser selbst leugnen dies nicht mehr, dagegen behaupten sie, die dortigen Frauen seyen in Kleidung und Puz geschmackvoller und kunstreicher. Lezteres allerdings, denn die Kunst muß bei ihnen mehr verstecken, verhüllen und ausgleichen, als bei uns, wo die Natur in Formen und Farbe mehr und Schöneres spendet. In Paris haben die weiblichen Gesichter etwas Feineres und Verschmizteres, hier geben sie schon in den Ausdruck des Südens über, denn die Provence und Italien sind nahe. Dies zeigt sich auch recht an den weiblichen Büsten, denn die Pariser Aermlichkeit wird nur sehr selten bei uns gefunden, und wenn sich ja solche Armuth auf einem Balle zeigt, wetten wir gleich Alle, es stecke eine Pariserin dahinter. So treiben wir auch die Nachäffung vergangener Zeiten und Moden nicht so in's Lächerliche und Abgeschmackte. Unsere Frauen gefallen sich nicht darin, in ihrer Kleidung das Siècle de Louis XIV. und Louis XV., oder gar die Zeit von Margarethe von Valois zurückzurufen; sie stellen in ihren Boudoirs und Salons nicht Lehnstühle, Schränke, Schemel, Tische, Uhren und Leuchter auf, die jene geschmacklosen Schnörkeleien ängstlich wiederholen und noch übertreiben. Außer den Kleider- und Puzmoden, die an die Bilder Watteau's und Mignards erinnern, sieht man in Paris Pompadourporzellaine, lackirte Schreibzeuge, chinesische Schirme, Körbe von Java, Pendeluhren mit der berühmten Sonne Ludwigs XIV.: Diesen Winter war es das größte Bemühen der Pariserinnen, die Jahre 1765 und 1836 mit einander zu vereinigen. Unsere Lyonerinnen kennen dergleichen Bemühungen nicht.

Unser Karneval war auch in den untern Klassen sehr belebt, und aus dem frohen, regen Drängen auf unsern Kai's, auf Straßen und Pläzen konnte man leicht abnehmen, daß mehr Wohlstand herrschte, und dabei voller, entschiedener Sinn für Ruhe und Ordnung. An den Sonntagen war man besonders lustig und that sich viel in Essen und Trinken zu gut. In den kurzen Stunden des Sonnenscheins gewährten unsere Kai's, zumal bei der Guillotièrebrücke, einen schönen Anblick, denn dort mußten die Wagen und Züge vorüber, die nach St. Fonds gingen oder in die Stadt zurückkehrten. Zu den unwillkührlichen Faschingsscenen gehört auch die Entweichung von sieben lustigen Mädchen aus dem Hospiz der Antiquaille, die sich an einem Knotenstrick von bedeutender Höhe herabließen, in der Straße die mitgenommenen Betttücher umhingen und so, als Gespenster am späten Abend langsam durch die Straßen schreitend, Furcht und Schrecken um sich her verbreiteten, bis eine Wache von zehn Mann mit gefälltem Bajonet sie zum Stehen und zum Bekenntniß zwang. Wiewohl drei davon nichts weniger als Antiken waren, so wurden sie doch in die Antiquaille zurückgebracht. Zwei andere warfen der Wache die Betttücher in's Gesicht und auf die Gewehre und entsprangen glücklich; sie sind auch bisher nicht wieder aufgefunden worden. Alles bloß zur Faschingslust.

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 114.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 12. Mai 1836.

Du bist in London, zierlicher Don Juan:
Nicht ungeübt schickst du zur Jagd dich an;
Doch ist das Land für dich ein fremdes Land,
Das überdies kein Fremder noch verstand.

Byron.

Florentinische Nächte,

von H. Heine.

Zweite Nacht.

„Und warum wollen Sie mich noch mit dieser häßlichen Medicin quälen, da ich ja doch so bald sterbe!“ Es war Maria, welche eben, als Maximilian in's Zimmer trat, diese Worte gesprochen. Vor ihr stand der Arzt, in der einen Hand eine Medicinflasche, in der andern einen kleinen Becher, worin ein bräunlicher Saft widerwärtig schäumte. „Theuerster Freund!“ rief er, indem er sich zu dem Eintretenden wandte, „Ihre Anwesenheit ist mir jezt sehr lieb. Suchen Sie doch Signora dahin zu bewegen, daß sie nur diese wenigen Tropfen einschlürft; ich habe Eile.“ — „Ich bitte Sie, Maria,“ flüsterte Maximilian mit jener weichen Stimme, die man nicht sehr oft an ihm bemerkt hat, und die aus einem so wunden Herzen zu kommen schien, daß die Kranke, sonderbar gerührt, fast ihres eigenen Leides vergessend, den Becher in die Hand nahm; ehe sie ihn aber zum Munde führte, sprach sie lächelnd: „Nicht wahr, zur Belohnung erzählen Sie mir dann auch die Geschichte von der Laurencia?“ — „Alles, was Sie wünschen soll geschehen,“ nickte Maximilian.

Die blasse Frau trank alsbald den Inhalt des Bechers, halb lächelnd, halb schaudernd. „Ich habe Eile,“ sprach der Arzt, indem er seine schwarzen Handschuhe anzog. „Legen Sie sich ruhig nieder, Signora, und bewegen Sie sich so wenig als möglich. Ich habe Eile.“ Begleitet von der schwarzen Debora, die ihm leuchtete, verließ er das Gemach. — Als nun die beiden Freunde allein waren, sahen sie sich lange schweigend an. In beider Seelen wurden Gedanken laut, die eins dem andern zu verhehlen suchte. Das Weib aber ergriff plözlich die Hand des Mannes und bedeckte sie mit glühenden Küssen. „Um Gotteswillen!“ sprach Maximilian, „bewegen Sie sich nicht so gewaltsam und legen Sie sich wieder ruhig auf's Sopha.“ Als Maria diesen Wunsch erfüllte, bedeckte er ihr Füße sehr sorgsam mit dem Shawl, den er vorher mit seinen Lippen berührt hatte. Sie mochte es wohl bemerkt haben, denn sie zwinkte vergnügt mit den Augen, wie ein glückliches Kind.

„War Mademoiselle Laurence sehr schön?“ — „Wenn Sie mich nie unterbrechen wollen, theure Freundin, und mir angeloben, ganz schweigsam und ruhig zuzuhören, so will ich Alles, was Sie zu wissen begehren, umständlich berichten.“ Dem bejahenden Blicke Marias mit Freundlichkeit zulächelnd, sezte sich Maximilian auf den Sessel, der vor dem Sopha stand, und begann folgendermaßen seine Erzählung.

Es sind nun acht Jahre, daß ich nach London reiste, um die Sprache und das Volk dort kennen zu lernen. Hol der Teufel das Volk mitsammt seiner Sprache! Da nehmen sie ein Dutzend einsylbige Worte in's Maul, kauen sie, knatschen sie, spucken sie wieder aus, und das nennen sie Sprechen. Zum Glück sind sie ihrer Natur nach ziemlich schweigsam, und obgleich sie uns immer mit aufgesperrtem Maule ansehen, so verschonen sie uns doch mit langen Conversationen. Aber wehe uns, wenn wir einem Sohne Albions in die Hände fallen, der die große Tour gemacht und auf dem Continente französisch gelernt hat. Dieser will dann die Gelegenheit benutzen, die erlangten Sprachkenntnisse zu üben, und er überschüttet uns mit Fragen über alle möglichen Gegenstände, und kaum hat man die eine Frage beantwortet, so kommt er mit einer neuen herangezogen, entweder über Alter oder Heimath, oder Dauer unseres Aufenthalts, und mit diesem unaufhörlichen Inquiriren glaubt er uns auf's Allerbeste zu unterhalten. Einer meiner Freunde in Paris hatte vielleicht Recht, als er behauptete, daß die Engländer ihre französische Conversation auf dem Bureau des passeports erlernen. Am nützlichsten ist ihre Unterhaltung bei Tische, wenn sie ihre kolossalen Roastbeefe tranchiren und mit den ernsthaften Mienen uns abfragen: welch ein Stück wir verlangen? ob stark oder schwach gebraten? ob aus der Mitte oder aus der braunen Rinde? ob fett oder mager? Diese Roastbeefe und ihr Hammelbraten sind aber auch Alles, was sie Gutes besitzen. Der Himmel bewahre jeden Christenmenschen vor ihren Saucen, die aus ein Drittel Mehl und zwei Drittel Butter, oder, je nachdem die Mischung eine Abwechslung bezweckt, aus ein Drittel Butter und zwei Drittel Mehl bestehen. Der Himmel bewahre auch Jeden vor ihren naiven Gemüsen, die sie, in Wasser abgekocht, ganz wie Gott sie erschaffen hat, auf den Tisch bringen. Entsetzlicher noch als die Küche der Engländer sind ihre Toaste und ihre obligaten Standreden, wenn das Tischtuch aufgehoben wird und die Damen sich von der Tafel wegbegeben, und statt ihrer eben so viele Bouteillen Portwein aufgetragen werden; denn durch leztere glauben sie die Abwesenheit des schönen Geschlechts auf's Beste zu ersetzen. Ich sage des schönen Geschlechts, denn die Engländerinnen verdienen diesen Namen. Es sind schöne, weiße, schlanke Gestalten. Nur der allzu breite Raum zwischen der Nase und dem Munde, der bei ihnen eben so häufig wie bei den englischen Männern gefunden wird, hat mir oft in England die schönsten Gesichter verleidet. Diese Abweichung von dem Typus des Schönen wirkt auf mich noch fataler, wenn ich die Engländer hier in Italien sehe, wo ihre kärglich gemessenen Nasen und die breite Fleischfläche, die sich darunter bis zum Maule erstreckt, einen desto schrofferen Contrast bildet mit den Gesichtern der Italiener, deren Züge mehr von antiker Regelmäßigkeit sind und deren Nasen, entweder römisch gebogen oder griechisch gesenkt, nicht selten in's Allzulängliche ausarten. Sehr richtig ist die Bemerkung eines deutschen Reisenden, daß die Engländer, wenn sie hier unter den Italienern wandeln, alle wie Statuen aussehen, denen man die Nasenspitze abgeschlagen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Session des Pariser Criminalgerichts.

(Fortsetzung.)

An einem andern Tage saß auf der Bank der Angeklagten vor dem Criminalgerichte ein vierzigjähriger Mann, der sich sehr gut und höflich ausdrückte und ziemlich viel Bildung verrieth. Er war beschuldigt, falsche Wechsel verfertigt zu haben, ein Verbrechen, worauf die Galeerenstrafe steht. Er hatte einen sehr geschäzten Advokaten, Namens Hardy, zum Anwalte. Diesmal fanden sich viele jungen Advokaten ein, um seine Rede anzuhören. Aus den Verhören ergab sich ein bejammernswerthes Beispiel von den Folgen des Leichtsinns und der Verschwendung in einer großen Stadt. Der Beschuldigte gehörte einer begüterten und achtbaren Familie an. Da er von Jugend auf einen unbändigen Hang zur Verschwendung gezeigt und seinen Eltern deßhalb große Kosten und vielen Verdruß verursacht hatte, so hatte der Vater, nachdem der Jüngling mündig geworden war, denselben unter gerichtliche Vormundschaft stellen lassen. Nach dem Tode des verständigen Vaters war die Mutter so schwach gewesen, daß sie auf dringendes Bitten des Sohnes die Vormundschaft hatte aufheben lassen. Seitdem hatte der Sohn ungeheuern Aufwand gemacht, und da es ihm an Geld fehlte, sich an einen der Wucherer gewendet, welche in Paris die leichtsinnigen Verschwender von guter Abkunft unbarmherzig plündern. So hatte ihm einmal einer derselben auf drei Monate 2000 Franken an Waaren und an Geld geliehen, sich aber dafür einen Wechsel von 3000 Franken ausstellen lassen. Zur Verfallzeit wurde der Wechsel nicht bezahlt, der Schuldner erhielt Aufschub vermittelst baarer Erlegung neuer Zinsen. So ging es über ein Jahr. Zulezt wollte der Wucherer nicht mehr borgen, wofern man ihm nicht die handschriftliche Gewährleistung der Familie oder eines achtbaren Kaufmanns verschaffte. An seine Familie mochte der Schuldner sich nicht wenden, vermuthlich weil er wohl wußte, daß diese seinen Verschwendungen keinen fernern Vorschub mehr leisten würde. Der Wucherer, der ihn nicht aus den Augen ließ, sondern ihn beständig besuchte, wie der Beklagte ganz aufrichtig erzählte, und den Mephistopheles

bei diesem elenden Faust spielte, flößte ihm nun einen teuflischen Gedanken ein: „Stelle im Namen eines Kaufmanns deiner Bekanntschaft, Adam genannt, Zahlungsversprechen zu bestimmten Terminen aus; diese Wechsel sollen in meinen Händen bleiben, und wenn deine Familie kein Geld hergeben will, so drohe ich mit der Bekanntmachung dieser falschen Scheine. Um die Schande eines Criminalprocesses von dir abzuwenden, wird sie sich gewiß zum Zahlen entschließen.“ Diesen abscheulichen Rath befolgte der Verschwender; er stellte im Beiseyn des Wucherers die mit der falschen Unterschrift Adam versehenen Tratten aus und überlieferte sie seinem Gläubiger, der sich wahrscheinlich mit einem höllischen Hohnlachen entfernte: entweder mußte sein Schuldner auf die Galeeren wandern, oder die Familie mußte zahlen. Anstatt aber die falschen Wechsel in seinem Pulte zu behalten, wie er versprochen hatte, überlieferte er den ersten fälligen einem Huissier, damit dieser die Zahlung betreibe, oder vielmehr, damit die Sache auf's Aeußerste käme. In der That kam es nun bald zum Ausbruch. Die Unterschrift des zur Zahlung vorgewiesenen Wechsels wurde von Adam verleugnet und die Zahlung verweigert. Da dies aber einiges Gerede und Argwohn wegen seiner Solvabilität verursachte, so hielt der Kaufmann, wegen des Credits seines Handlungshauses, für nöthig, förmlich Klage zu führen über die Verfälschung seiner Unterschrift. Vielleicht lag es nicht in der Absicht des Wucherers, die Angelegenheit so schnell vor Gericht gelangen zu lassen, denn mit der Justiz haben die Wucherer ungern zu thun; allein diese hatte sich nun einmal der Sache angenommen und den Verfälscher der Firma verhaften lassen. Jezt ward die Familie des Schwächlings unruhig. Sie versuchte den Proceß aufzuhalten, befriedigte den Wucherer und zahlte ihm den Betrag der falschen Wechsel; allein der einmal eingeleitete Criminalproceß hatte nichtsdestoweniger seinen gesetzlichen Gang, und sollte nun entschieden werden.

Der Hauptzeuge war der mephistophelische Wucherer, der leider seinen Zweck völlig erreicht und noch dazu seinen Schuldner in die Gefahr gesezt hatte, auf die Galeeren geschickt zu werden. Ich war neugierig, diesen Kerl, Namens Jeannin, zu sehen, der schon manche Jünglinge in's Verderben gestürzt haben soll. Es erschien ein Mann von mittlerem Alter, wie ein Pariser Krämer gekleidet; er schien mit dem Auftreten vor Gericht ziemlich vertraut; denn er ließ sich nicht aus der Fassung bringen, und hatte sogar etwas Launiges in seinen Antworten. Er habe, so behauptete er, dem Beklagten einige Mal aus Freundschaft Geld geliehen. Dieser habe zulezt einige echt scheinende Wechsel des Kaufmanns Adam auf ihn übertragen, ohne daß er, Jeannin, den geringsten Argwohn wegen derselben gehegt habe. Daß diese falschen Wechsel auf seinen Rath ausgestellt und in seiner Gegenwart auf dem von ihm selbst gelieferten Stempelpapiere ausgefertigt worden seyen, leugnete er aus allen Kräften. Der Advokat Hardy ließ ihn durch den Richter fragen, ob er nicht schon einige Mal wegen Wuchers zu zweimonatlicher Haft verurtheilt worden sey. Ja, antwortete er, man habe ihn in eine Geldangelegenheit hineingezogen, mit welcher er nichts zu thun gehabt. Man fragte ihn weiter, ob nicht in gegenwärtigem Augenblicke ein Proceß wegen Wucher gegen ihn eingeleitet sey. Antwort: ja, man wolle ihn wiederum in eine Sache, womit er nichts zu schaffen habe, hineinziehen. Das Publikum lachte. Jezt sandte der Generaladvokat einen Huissier mit einem kleinen Zettel auf die nahe beim Justizpallast liegende Polizeipräfektur, um Auskunft über die frühere Verurtheilung des Wucherers zu erhalten, und in Zeit von zehn Minuten kam die Antwort, jener Jeannin sey einmal in einem, den Marquis v. Fénélon betreffenden Processe wegen Wuchers zu einer Geldbuße und zur Haft verurtheilt worden. Welch vortreffliche Buchführung muß auf jener Polizeipräfektur herrschen, daß sie in einigen Minuten Auskunft über irgend einen Bürger geben kann! Was für ein kurioses Lexicon muß dieses Polizeibuch seyn, in welches alle öffentlichen, und vermuthlich auch manche heimlichen Vergehen der 800,000 Bewohner von Paris gewissenhaft eingetragen werden! Solch ein Manuscript ist allerdings nicht zur Bekanntmachung geeignet; aber nach einigen Jahrhunderten, falls es so lange aufbewahrt werden sollte, könnte es ein merkwürdiger Codex für die Nachkommenschaft werden. Nur müßte man alsdann auch, um eine vollständige Ansicht der Sitten dieser Zeit zu haben, ein Lexicon der öffentlichen und Privattugenden derselben Zeit besitzen; mit einem solchen Register gibt sich aber keine Polizei ab.

Alle Fragen, welche sowohl vom Richter, als vom Anwalte des Beklagten und von den Geschwornen gestellt wurden, zielten dahin ab, die gehässige Beschäftigung des Wucherers in ein helles Licht zu setzen; seine Verruchtheit ging auch so deutlich aus den Verhören hervor, daß ich hoffte, man werde ihn sogleich neben seinem Schuldner, als dessen Mitschuldigen, auf die Bank der Beklagten setzen. Dies geschah aber nicht, man ließ ihn ruhig auf der Zeugenbank sich niedersetzen; daß er keine Scham fühlte, sah man an seiner gleichgültigen Miene. Der Beklagte behauptete, er habe den Wechsel nicht ausgestellt, um Gebrauch davon zu machen; dies sey ausdrücklich zwischen ihm und Jeannin verabredet worden. Wirklich hatte er die Unterschrift Adams gar nicht nachzumachen gesucht, sondern den Namen mit willkührlichen Zügen hingeschrieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachts.

Die heil'ge Nacht spannt ihre Fäden aus
Und webet eine ringsumschloßne Zelle,
Da wohnt der Geist an tiefgeheimer Stelle,
Blüht auf so licht, so frei im stummen Haus,

Die schönste Blume in dem Weltenstrauß:
Da funkelt erst die rechte Sonnenhelle,
Da sprudelt erst die rechte Strahlenquelle
Im tiefen Schoß des nachtumwobnen Bau's.

So magst du dicht und dichter mich umwinden,
Du bist's, o Nacht, die Geisterflammen schürt,
Vom Auge lösest du des Staubes Binden:

Und sollt' ich hier nicht auch die Spur noch finden,
Die an des Alls verborgne Schleusen führt,
Allda zu lauschen, wie sich's regt und rührt?

L. Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Das brittische Museum und seine Reform.

Schon längst wollte ich Einiges über das englische Nationalmuseum sagen; ich kam nicht dazu, und es ist mir jezt lieb, weil ich in dem vor Kurzem erstatteten Berichte der zu Untersuchung der Zustände des Museums von dem vorjährigen Parlamente niedergesezten Commission einen großen Theil meiner eigenen Gedanken wiedergefunden habe. Die Acten sind zwar noch nicht geschlossen, das Unterhaus hat zu Fortsezung der Untersuchung einen weitern Ausschuß gewählt, und es steht dahin, wie ein Gegenstand zum Abschlusse kommen wird, der unbezweifelt zu dem Interessantesten gehört, was von Zeit zu Zeit aus den Parlamentsverhandlungen für die Literatur resultirt; allein das Vorliegende genügt, der Welt recht augenfällig zu zeigen, daß in Bezug auf Literatur und Literaten Vieles in England nicht ist, wie es seyn sollte. Aus dem, was die abgetretene Commission zum Gegenstand ihrer Erörterung gemacht hat, läßt sich ungefähr die Größe und Tiefe der Mängel und Gebrechen erkennen, an denen das brittische Museum zur Zeit krank liegt, ein Institut, von welchem wohl ohne Uebertreibung behauptet werden darf, daß es von dem unermeßlich vielen Guten, das es hätte erzielen können, bisher nur einen unglaublich kleinen Theil erzielt hat. Wesentliche Veränderungen in seiner eigentlichen Constitution, Errichtung eines wissenschaftlichen Tribunals zum Behuf der Leitung und Beaufsichtigung, Vereinfachung der gegenwärtigen Departements, vorzüglich des der Naturgeschichte, Abfassung und Druck eines klassifizirten Katalogs der Bibliothek, Revision und Vervollständigung des vorhandenen Leitfadens beim Besuche des Museums, Herabsezung des Preises von sechzehn Groschen auf vier Groschen, Oeffnung des Museums in den Oster-, Pfingst- und Weihnachtswochen, Einrichtung eines Zimmers für Abendleser: dies und manches Andere ist zur Sprache und Erwägung gekommen; doch ist es schlimm genug, daß es ein halbes Jahrhundert erfordert hat, solche Dinge zur Sprache und Erwägung zu bringen. Und fragt man, wo ist denn eigentlich in der Verfassung des Museums der Haken, der seine Pforten sperrt, daß Kunst und Wissenschaft aus der engen Halle nicht bequemer hinaustreten können in's öffentliche Leben? so lautet die Antwort: der Fehler liegt vorzüglich in drei Dingen: zuerst im Mangel an Geld, dann im Mangel an Energie und persönlichem Interesse am Institute von Seiten der Directoren, und drittens in dem Mangel eines klassifizirten Bücherverzeichnisses, wenigstens in manchen Fächern. Mangel an Geld in England, in dem Lande der Schäze, dem Goldquell aller Anleihen? – Und warum nicht? Ist das reiche England etwa nicht das Land, wo Literatur und Wissenschaft ärmer abgefertigt werden, als in Frankreich und Deutschland? Schelte man auf Lezteres, wie man wolle, es bleibt wahr, daß die Literatur dort eine freie Zunft bildet, die Literaten eine große und geachtete Körperschaft ausmachen, daß sie einen bedeutenden Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft üben, und die Regierungen, die absoluten, wie die constitutionellen, ihnen große, bisweilen zu große Aufmerksamkeit widmen. Frankreich geht noch einen Schritt weiter: dort beschäftigt die Literatur nicht bloß die Aufmerksamkeit der Regierung, sondern Literaten unter dem Namen der Doctrinärs hatten sogar in den lezten Jahren ziemlich aller Gewalt im Staate sich bemeistert. In Folge dieses Verhältnisses hat es weder in dem ungetheilten Frankreich, noch in den vereinzelten deutschen Staaten bei aller finanziellen Armuth je auf längere Zeit an Geldmitteln gefehlt, die Literatur zu unterstüzen und wissenschaftliche Zwecke zu befördern. Anders in England. Unglücklicherweise ist hier die Wissenschaft nie weder Hof-, noch Regierungsgeschmack gewesen, und so sind literarisch und wissenschaftlich gebildete Männer seit Jahrhunderten vernachlässigt worden. Sie hatten keine Ehren, keine Belohnungen zu erwarten; solche gebührten den Zünften, die von dem Elende und der Vernichtung ihrer Mitbrüder leben: die Land- und Seehelden wurden reich bedacht, die Jurisprudenz führte zu den höchsten Gipfeln von Rang und Ansehen, auch die Medicin erhielt ihren Antheil, und von rechtswegen ging die Theologie keineswegs leer aus. Aber Männer von bloß literarischem Verdienste, ohne bestimmtes Brodstudium, waren lange und sind noch die Vergessenen; mit ihren eigenen Händen mußten sie sich den Tempel der Unsterblichkeit bauen, und von dem gemünzten Golde, welches das Publikum in die Seckel ihrer Verleger schüttete, gaben diese ihnen oft nur einen kupfernen Zehrpfennig. Das Publikum vergaß sie, sobald sie aufhörten, es zu unterhalten; die Regierung hatte nie an sie gedacht, und eine vom Zufall der Geburt hoch gestellte Person hat erst vor Kurzem mit höhnischen Worten von der Gesammtheit der Literaten gesprochen. Ist es da zu verwundern, daß, wenn das Parlament um Geld angegangen wurde zu Unterstüzung literarischer oder wissenschaftlicher Institute, dieselben Vorurtheile, die außerhalb der Wände seiner Sizungssäle herrschten, auch in der großen Mehrheit der Volksdeputirten sich wiederfanden? Das mußte anders werden, und der Gegenwart scheint es vorbehalten, die Aenderung einzuleiten und das den Literaten zugefügte Unrecht der nächsten Zukunft zur Ausgleichung zu übergeben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 115.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 13. Mai 1836.

— Ird'sche Macht kommt göttlicher am nächsten,
Wenn Gnade bei dem Recht steht.

Shakespeare.

Eine Session des Pariser Criminalgerichts.

(Fortsetzung.)

Der Generaladvokat begann nun seine Rede an die Geschworenen: der Beklagte sey, wie aus den Verhören hervorgehe, einer jener Leichtsinnigen, welche sich durch Wucherer zu Grunde richten lassen, alle Rücksichten hintansetzen, um zu Geld zu kommen, und blindlings in die groben Schlingen gieriger und hartherziger Menschen hineinstürzen. In Erwägung des Umstands, daß ein Mensch, wie Jeannin, den Beklagten dazu verleitet habe, falsche Wechsel auszustellen, habe er, der Generaladvokat, nicht den Muth, auf der Anklage zu bestehen. Darüber drückte Hardy seine Freude aus und äußerte die Hoffnung, die Geschworenen werden nicht anstehen, den Beklagten freizusprechen. Dieser sey ja als ein unmündiges, der Vernunft beraubtes Kind anzusehen, deßhalb sey er auch die Beute eines jener Blutsauger geworden, welche zur Schande der Menschheit und zum Verderben der Jugend in einer großen Hauptstadt hausen, und durch ihre Schlauheit der Strenge der Justiz zu entgehen wissen. Mit edlem Unwillen wies hier der Redner auf den Wucherer und rief: „Nicht auf der Bank der Beklagten, sondern auf der Zeugenbank sitzt die Schande!“ Ich glaubte, der Wucherer werde vor Wuth aufspringen, oder vor Scham vergehen; er blieb aber ruhig sitzen. Die Jury bedachte sich nicht lange und entschied zu Gunsten des Verführten, worauf seine Freisprechung sogleich erfolgte. Wie schön ist das Amt eines Advokaten, wenn er, wie hier, einen Verführten gegen den Verführer zu vertheidigen hat! Dieser Hardy muß ein rechtschaffener Mann seyn. Er verhehlte keineswegs den furchtbaren Leichtsinn seines Clienten, und bedauerte sehr, daß man ihn nicht unter gerichtlicher Vormundschaft gelassen habe. Um desto mehr empörte sich sein Gefühl gegen die Schlechtigkeit des Wucherers, welcher sich die Schwachheit des Verschwenders zu Nutze gemacht. Daß dieser Unwille kein bloßes Spiel sey, sah man deutlich an der Heftigkeit, womit er seine Rede vortrug. Mit den verächtlichsten Geberden wies er auf die Zeugenbank hin. Wenn Jeannin zuweilen träumt, so muß ihn, dünkt mich, die Gestalt des mit Abscheu auf ihn hinweisenden Advokaten aufschrecken.

Eben dieser Hardy hatte an einem der folgenden Tage einen andern Clienten zu vertheidigen, und war eben so glücklich. Auch diesmal hatten die Folgen des Leichtsinns einen erst achtzehnjährigen Jüngling auf die Bank der Beschuldigten gebracht. Es war der Sohn eines seit länger als zwanzig Jahre an der Postverwaltung angestellten, von seinen Obern geschätzten Mannes. Der Jüngling hatte Anfangs bei einem Mäkler an der

Börse gearbeitet, war aber von diesem entlassen worden. Anstatt nun eine andere Stelle zu suchen, hatte er sich müssig in Paris herumgetrieben und war dann auf den schlechten Einfall gerathen, sich bei dem Bankier Aguado unter dem Namen eines Vicomte de Rochegudes anmelden zu lassen, mit dem Vorgeben, er habe bedeutende Forderungen wegen spanischer Renten aus der Erbschaft seines Vaters einzutreiben. Aguado hatte ihn kurz abgefertigt, da er nie mit solch einem Vicomte Geschäfte gemacht. Hierauf hatte der junge Mensch ihm geschrieben, Aguado habe durch seine Börsenoperationen in spanischen Renten seinen Vater zu Grunde gerichtet; er, der Sohn, verlange 100,000 Franken als Entschädigung, verweigere der Bankier diese Summe, so werde er, der Vicomte, sich blutig zu rächen wissen. Es hieß in seinem Brief, er werde selbst kommen und die Antwort, oder vielmehr das Geld in Aguados Schlosse abholen. Der Bankier hatte aber sogleich die Polizei von dem Vorfalle benachrichtigt, und als der vorgebliche Vicomte erschien, wurde er verhaftet.

Der Jüngling behauptete in seinem Verhöre, er habe bloß im Auftrage des Vicomte de Rochegudes gehandelt, den er zufällig kennen gelernt habe, dessen Wohnung er aber nicht anzugeben vermöge, weil er ihn nie anders als im Kaffeehause gesehen habe. Der Richter rieth ihm, diese Erdichtung bei Seite zu lassen, indem sie nur geeignet sey, die Nachsicht, die seine Jugend einflöße, zu schwächen. Aguado mußte als Hauptzeuge den Vorfall erzählen; er sagte, er habe Anfangs geglaubt, Jemand trachte ihm wirklich nach dem Leben; er habe sich aber bald überzeugt, daß nur Leichtsinn den Jüngling zu jener mörderischen Drohung verleitet. Er hätte sagen können: Leichtsinn, mit Dummheit gepaart; denn der Jüngling konnte doch wohl denken, daß sich Aguado gegen den ihm gedrohten Besuch verwahren würde. Auch hatte man gar keine Waffen bei dem Jünglinge gefunden. Hier war der Generaladvokat abermals sehr gelind, verzichtete auf die Anklage und rief die Geschworenen zur Freisprechung auf. Dann wendete er sich an den Beschuldigten, legte ihm den Kummer an's Herz, den er seinem ehrwürdigen Vater durch sein unbesonnenes Betragen verursacht habe, und ermahnte ihn ernstlich, seinen Fehltritt durch eine gute Aufführung wieder in Vergessenheit zu bringen. Auch Advokat Hardy sprach von dem Jammer, den der leichtsinnige Jüngling im väterlichen Hause verbreitet habe, und drückte die Ueberzeugung aus, daß sein Client, falls er freigesprochen werde, durch ein besseres Betragen sich dieser Milde würdig zeigen werde. Das von dem Angeklagten fortgesezte Leugnen seines Vergehens entschuldigte er mit der Scham, welche derselbe empfinde, seinen Fehltritt öffentlich zu bekennen. Unmöglich könne er oder ein Anderer dem Bankier Aguado nach dem Leben trachten und sein Feind seyn; denn dieser Bankier wende seinen Reichthum dazu an, in der Umgegend seines Schlosses Petitbourg Wohlstand und Zufriedenheit zu verbreiten, indem er vielen Familien dort Arbeit und Nahrung verschaffe. Die Jury sprach den jungen Beklagten frei; hierauf gebot der Richter seine Freilassung, machte ihm aber zu gleicher Zeit bemerklich, daß er bloß der Milde der Geschworenen seine Lossprechung zu verdanken habe.

(Der Beschluß folgt.)

Florentinische Nächte.

(Fortsezung.)

Ja, wenn man den Engländern in einem fremden Lande begegnet, kann man durch den Contrast ihre Mängel erst recht grell hervortreten sehen. Es sind die Götter der Langeweile, die, im blanklackirten Wagen, mit Extrapost durch alle Länder jagen, und überall eine graue Staubwolke von Traurigkeit hinter sich lassen. Dazu kommt ihre Neugier ohne Interesse, ihre gepuzte Plumpheit, ihre freche Blödigkeit, ihr eckiger Egoismus und ihre öde Freude an allen melancholischen Gegenständen. Schon seit drei Wochen sieht man hier auf der Piazza di Gran Duca alle Tage einen Engländer, welcher Stundenlang mit offenem Maule jenem Charlatan zuschaut, der dort, zu Pferde sitzend, den Leuten die Zähne ausreißt. Dieses Schauspiel soll den edeln Sohn Albions vielleicht schadlos halten für die Executionen, die er in seinem theuren Vaterlande versäumt. Denn nächst Boxen und Hahnenkampf gibt es für einen Britten keinen köstlichern Anblick, als die Agonie eines armen Teufels, der ein Schaf gestohlen oder eine Handschrift nachgeahmt hat und vor der Façade von Old-Baily eine Stunde lang mit einem Strick um den Hals ausgestellt wird, ehe man ihn in die Ewigkeit schleudert. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß Schafdiebstahl und Fälschung in jenem häßlich grausamen Lande gleich den abscheulichsten Verbrechen, gleich Vatermord und Blutschande bestraft werden. Ich selber, den ein trister Zufall vorbeiführte, ich sah in London einen Menschen hängen, weil er ein Schaf gestohlen, und seitdem verlor ich alle Freude an Hammelbraten; das Fett erinnert mich immer an die weiße Mütze des armen Sünders. Neben ihm sah ich einen Irländer hängen, der die Handschrift eines reichen Bankiers nachgeahmt; noch immer sehe ich die naive Todesangst des armen Paddy, welcher vor den Assisen nicht begreifen konnte, daß man ihn einer nachgeahmten Handschrift

wegen so hart bestrafe, ihn, der doch jedem Menschenkind erlaube, seine eigene Handschrift nachzuahmen! Und dieses Volk spricht beständig von Christenthum, und versäumt des Sonntags keine Kirche, und überschwemmt die ganze Welt mit Bibeln.

Ich will es Ihnen gestehen, Maria, wenn mir in England nichts munden wollte, weder Menschen noch Küche, so lag auch wohl zum Theil der Grund in mir selber. Ich hatte einen guten Vorrath von Mißlaune mit hinüber gebracht aus der Heimath, und ich suchte Erheiterung bei einem Volke, das selber nur im Strudel der politischen und merkantilischen Thätigkeit seine Langeweile zu tödten weiß. Die Vollkommenheit der Maschinen, die hier überall angewendet werden und so viele menschliche Verrichtungen übernommen, hatte ebenfalls für mich etwas Unheimliches; dieses künstliche Getriebe von Rädern, Stangen, Cylindern und tausenderlei kleinen Häkchen, Stiftchen und Zähnchen, die sich fast leidenschaftlich bewegen, erfüllte mich mit Grauen. Das Bestimmte, das Genaue, das Ausgemessene und die Pünktlichkeit im Leben der Engländer beängstigte mich nicht minder; denn gleichwie die Maschinen in England uns wie Menschen vorkommen, so erscheinen uns dort die Menschen wie Maschinen. Ja, Holz, Eisen und Messing scheinen dort den Geist des Menschen usurpirt zu haben und vor Geistesfülle fast wahnsinnig geworden zu seyn, während der entgeistete Mensch, als ein hohles Gespenst, ganz maschinenmäßig seine Gewohnheitsgeschäfte verrichtet, zur bestimmten Minute Beefsteaks ißt, Parlamentsreden hält, seine Nägel bürstet, in die Stagecoach steigt oder sich aufhängt.

Wie mein Mißbehagen in diesem Lande sich täglich steigerte, können Sie sich wohl vorstellen. Nichts aber gleicht der schwarzen Stimmung, die mich einst befiel, als ich gegen Abendzeit auf der Waterloobrücke stand und in das Wasser der Themse hineinblickte. Mir war, als spiegelte sich darin meine Seele, als schaute sie mir aus dem Wasser entgegen mit allen ihren Wundenmalen. Dabei kamen mir die kummervollsten Geschichten in's Gedächtniß. Ich dachte an die Rose, die immer mit Essig begossen worden und dadurch ihre süßesten Düfte einbüßte und frühzeitig verwelkte. Ich dachte an den verirrten Schmetterling, den ein Naturforscher, der den Montblanc bestieg, dort ganz einsam zwischen den Eiswänden umherflattern sah. Ich dachte an die zahme Aeffin, die mit den Menschen so vertraut war, mit ihnen spielte, mit ihnen aß, aber einst bei Tische in dem Braten, der in der Schüssel lag, ihr eigenes junges Aeffchen erkannte, es hastig ergriff, damit in den Wald eilte und sich nie mehr unter ihren guten Freunden, den Menschen, sehen ließ. Ach! mir ward so weh zu Muthe, daß mir gewaltsam die heißen Tropfen aus den Augen stürzten. Sie fielen hinab in die Themse, und schwammen fort in's große Meer, das schon so manche Menschenthräne verschluckt hat, ohne es zu merken.

In diesem Augenblick geschah es, daß eine sonderbare Musik mich aus meinen dunkeln Träumen weckte, und als ich mich umsah, bemerkte ich am Ufer einen Haufen Menschen, die um irgend ein ergötzliches Schauspiel einen Kreis gebildet zu haben schienen. Ich trat näher und erblickte eine Künstlerfamilie, welche aus folgenden vier Personen bestand: Erstens, eine kleine, untersetzte Frau, die schwarz gekleidet war, einen sehr kleinen Kopf und einen mächtig dick hervortretenden Bauch hatte. Ueber diesem Bauch hing ihr eine ungeheuer große Trommel, worauf sie ganz unbarmherzig lostrommelte. Zweitens, ein Zwerg, der, wie ein altfranzösischer Marquis, ein bordirtes Kleid trug, einen großen, gepuderten Kopf, aber übrigens sehr dünne, winzige Gliedmaßen hatte, und hin und hertänzelnd den Triangel schlug. Drittens, ein junges, etwa fünfzehnjähriges Mädchen, welches eine kurze, enganliegende Jacke von blaugestreifter Seide und weite, ebenfalls blaugestreifte Pantalons trug. Es war eine luftiggebaute, anmuthige Gestalt; das Gesicht griechisch schön, edel gerade Nase, lieblich geschürzte Lippen, träumerisch weich gerundetes Kinn, die Farbe sonnig gelb, die Haare, glänzend schwarz, um die Schläfe gewunden: so stand sie, schlank und ernsthaft, ja mißlaunig, und schaute auf die vierte Person der Gesellschaft, welche eben ihre Kunststücke producirte. Diese vierte Person war ein gelehrter Hund, ein sehr hoffnungsvoller Pudel, und er hatte eben, zur höchsten Freude des englischen Publikums, aus den Holzbuchstaben, die man ihm vorgelegt, den Namen des Lord Wellington zusammengesezt und ein sehr schmeichelhaftes Beiwort, nämlich Heros, hinzugefügt. Da der Hund, was man schon an seinem geistreichen Aeußern erkennen konnte, kein englisches Vieh war, sondern, nebst den andern drei Personen, aus Frankreich herübergekommen, so freuten sich Albions Söhne, daß ihr großer Feldherr wenigstens bei französischen Hunden jene Anerkennung erlangt habe, die ihm von den übrigen Creaturen Frankreichs so schmählig versagt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Das brittische Museum und seine Reform.

Ist es denn auch wahr, was ich da so eben gesagt? ist den Literaten wirklich so bitteres Unrecht geschehen? Eine Menge leerer Phrasen sind im Umlauf, gleich falschen

Goldmünzen, die so lange für voll gelten, als das aufgeklebte Gold aushält. Phrasen, die beweisen sollen, daß dem literarischen Verdienste der Ehrenlohn auf gerechter Wage zugewogen worden sey, und daß, während ein Heer von Baronets und ein zahlloser Haufe Ritter aus dem Schreibetische des Advokaten, aus dem Ladentische des Krämers und aus dem Secirtische des Arztes hervorgesprungen ist, jene untergeordneten Gestalten, die bloß mit ihrem Gehirn arbeiten, und deren Bestrebungen weiter nichts bezwecken, als den Verstand zu erleuchten, das Herz zu veredeln und das Gemüth zu bilden, von den guten Dingen dieses Lebens gerade so viel empfangen haben, als solchen nichts producirenden Geschöpfen zukommt. Wurde nicht Sir Walter Scott zum Baronet gestempelt? Und sind nicht unter den tausend zu Guelphischen Rittern Geschlagenen ein oder zwei Dutzend, die ihre Augen sich durch Fernröhre blind gesehen, die Räder elektrischer Maschinen gedreht und die Kehrichthaufen, welche die Vergangenheit bedecken, durchwühlt haben, um Leben und Thaten todter Könige und verstorbener Staatsmänner zu Tage zu fördern? Sagt doch Sir Henry Ellis selbst — Sir Henry ist ebenfalls Ritter und erhält jährlich fünfhundert Pfund Sterling für das höchst beschwerliche Amt, den ersten Bibliothekar des brittischen Museums vorzustellen — sagt er doch selbst in seinem Verhöre vor der betreffenden Commission, daß die Stellung eines Directors, eines Conservators an jener Anstalt „das blaue Band der Literatur" sey. Es gibt Naseweise, die darauf bemerkt haben, die Stellung könne mit gleichem Rechte Sangrael heißen, ein Ding, welches die Ritter der Tafelrunde emsig aufsuchten, jedoch, wie die Sage geht, keiner gefunden hat. Man darf keck behaupten, daß kein Literat in dem Amte eines Conservators des brittischen Museums eine Triebfeder seiner Anstrengung erblickt, aus dem einfachen Grunde, weil nach der jetzigen Verfassung keinerlei literarische oder wissenschaftliche Bestrebungen im Stande sind, ein solches Amt zu erringen. Und in den Augen von Sir Henry ist dieß auch ganz recht. Ich will, theils zum Spaß, theils weil es zur Sache gehört, einige seiner Antworten auf ihm vorgelegte Fragen mittheilen. Frage: „Es handelt sich also um die gewählten Aufseher, und da Sie bemerken, daß einem solchen eine Ehre zu Theil werde, die Sie mit dem Ausdrucke: blaues Band der Literatur bezeichnen, so sagen Sie uns doch, ob Sie glauben, daß die Gewählten diese Ehre mehr verdient haben, als Männer wie Dalton, Ivory, Brown, Hatchett, Pond, Herschel, Babbage, Henry, Barlow, South, Faraday, Murdoch, Christie?" — Antwort: „Ich begreife nicht, welchen Gewinn das Museum aus den Wissenschaften der genannten Personen ziehen soll." — F. „Also sind Wissenschaft und Literatur nicht die wesentlichen Bedingungen eines guten Conservators?" — A. „Nur gewissermaßen, und ich meine, jeder gut erzogene Gentleman besizt vollkommen genug Literatur und Wissenschaft zu einem guten Conservator des Museums; rein wissenschaftliche Männer würden für eine solche Stelle nicht immer die geeignetsten Personen seyn." — Eine andere Stelle des von der Commission mit Sir Henry gehaltenen Verhörs betrifft den vom Publikum geäußerten Wunsch, das Museum in den Oster-, Pfingst- und Weihnachtswochen geöffnet zu sehen. Als Gegengrund führte Sir Henry die in dieser Zeit vorgenommene Reinigung des Lokals an. Dies veranlaßte die Frage: „Halten Sie dies für eine genügende Ursache, das Publikum zu einer Zeit auszuschließen, wo gerade so viele Menschen Muße haben?" — Antwort: „Ich meine, um diese Zeit treibt sich gerade der heilloseste Theil der Bevölkerung umher." — F. „Glauben Sie, daß dabei für das Museum etwas zu fürchten wäre, vorausgesezt, daß hinlängliche Aufseher vorhanden sind?" — A. „Ja, ich glaube, der gemeine Pöbel würde sich in's Museum drängen." — F. „Halten Sie nicht dafür, daß es ein Zweck des Museums ist, den Pöbel zu unterrichten und aufzuklären?" — A. „Ich halte dafür, daß das bloße Angaffen unserer Curiositäten keineswegs einer der vorzüglichsten Zwecke des Museums ist." — F. „Meinen Sie denn aber, Gemälde oder Statuen sollen zu etwas Anderm dienen, als zum Ansehen, natürlich, wenn von der großen Masse des Volks die Rede ist? Und treiben sich nicht während jener Feiertage mehr Menschen als zu jeder andern Zeit im Jahre umher, für deren Vergnügen und Unterricht Sie besorgt seyn sollten?" — A. „Ich glaube, der wichtigere Theil der Bevölkerung würde mit der fraglichen Neuerung sehr unzufrieden seyn." — F. „Wollen Sie wohl näher angeben, was Sie unter dem wichtigern Theile der Bevölkerung verstehen?" — A. „Personen höhern Ranges dürften kaum wünschen, gleichzeitig mit Matrosen von den Schiffswerften und mit Mädchen, die sie von dort mitbringen würden, das Museum zu besuchen." — F. „Haben Sie je gehört, daß ein Matrose ein Mädchen von den Schiffswerften mitgebracht hat?" — A. „Ich bin ihnen nie in die Schiffswerfte nachgelaufen, aber jedenfalls würden die Menschen, die sich zu jener Zeit einfänden, einer sehr niedrigen Race angehören." — F. „Glauben Sie, daß strengere Aufsicht Ihren Einwand gegen das Oeffnen des Museums an den hohen Festen beseitigen würde?" — A. „Ich habe das Oeffnen des Museums, zu welcher Zeit es sey, niemals aus diesem Gesichtspunkte betrachtet." — Hätte eine Jury hier zu Gericht gesessen, ich glaube, sie hätte nur zwei Urtheile finden können: sie hätte entweder Sir Henry Ellis das blaue Band der Logik, der Bescheidenheit, der Klugheit und der Menschenachtung zusprechen, oder ihn seines blauen Bandes der Literatur und Wissenschaft für unwürdig erklären müssen. In grellem, liebenswürdigem Gegensatze zu seinen Antworten stehen die von George Samouelle, der aber freilich weder Ritter, noch Oberbibliothekar, sondern bloß ein dürftig besoldeter Gehülfe im Departement der Naturgeschichte ist. Eine einzige seiner Antworten wird genügen. „Halten Sie dafür," lautete die Frage, „daß das Benehmen des Publikums beim Besuche des Museums im Allgemeinen so ist, wie es seyn soll?" — Und er antwortete: „Ja; die Unwissenden erstaunen über das, was sie sehen, und die besser Unterrichteten wissen, wie sie sich zu benehmen haben. Unter den Besuchern befinden sich häufig Polizeidiener, Soldaten, Matrosen, Livreebedienten und auch Handwerker; aber ich kann nicht beschreiben, wie viel Freude ihr gutes Betragen mir macht, und ich kann deßhalb nicht umhin, zu glauben, daß größere Zugänglichkeit des Museums auf den englischen Nationalcharakter im Allgemeinen einen sehr günstigen Einfluß üben würde." Sir Henry hat die Erfordernisse eines zu erwählenden Conservators des brittischen Museums so bündig angegeben, daß wenige Worte zur Ergänzung hinreichen. Wenn Jemand ein großes Vermögen, dazu eine schön eingebundene Bibliothek voll seltener Bücher, eine glänzende Sammlung von Fossilien oder Antiken besizt, und es nicht unwahrscheinlich ist, daß er das Museum zum Erben einsetzen wird, und er außerdem mit den meisten Conservatoren auf freundschaftlichem Fuße steht, so ist seine Erwählung recht denkbar, und es kann selbst geschehen, daß seine literarischen oder wissenschaftlichen Verdienste ihm nicht zum Nachtheil angerechnet werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 116.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 14. Mai 1836.

— Monde, regarde moi:
Ceci c'est un bouffon, et ceci c'est un roi!
Victor Hugo.

Florentinische Nächte.

(Fortsetzung.)

In der That, diese Gesellschaft bestand aus Franzosen, und der Zwerg, welcher sich hiernächst als Monsieur Türlütü ankündigte, fing an in französischer Sprache und mit so leidenschaftlichen Gesten zu bramarbasiren, daß die armen Engländer noch weiter als gewöhnlich ihre Mäuler und Nasen aufsperrten. Manchmal, nach einer langen Phrase, krähte er wie ein Hahn, und diese Kikerikis, so wie auch die Namen von vielen Kaisern, Königen und Fürsten, die er seiner Rede einmischte, waren wohl das Einzige, was die armen Zuschauer verstanden. Jene Kaiser, Könige und Fürsten rühmte er nämlich als seine Gönner und Freunde. Schon als Knabe von acht Jahren, wie er versicherte, hatte er eine lange Unterredung mit Sr. höchstseligen Majestät Ludwig XVI., welcher auch späterhin, bei wichtigen Gelegenheiten, ihn immer um Rath fragte. Den Stürmen der Revolution war er, so wie viele Andere, durch die Flucht entgangen, und erst unter dem Kaiserthum war er in's geliebte Vaterland zurückgekehrt, um Theil zu nehmen an dem Ruhm der großen Nation. Napoleon, sagte er, habe ihn nie geliebt, dagegen von Sr. Heiligkeit dem Pabste Pius VII. sey er fast vergöttert worden. Der Kaiser Alexander gab ihm Bonbons, und die Prinzessin Wilhelm von Kiritz nahm ihn immer auf den Schoß. Ja, von Kindheit auf, sagte er, habe er unter lauter Souveränen gelebt, die jetzigen Monarchen seyen gleichsam mit ihm aufgewachsen, mit ihm groß geworden, er betrachte sie wie Seinesgleichen, und er lege auch jedesmal Trauer an, wenn einer von ihnen das Zeitliche segne. Nach diesen gravitätischen Worten krähte er wie ein Hahn.

Monsieur Türlütü war in der That einer der kuriosesten Zwerge, die ich je gesehen; sein verrunzelt altes Gesicht bildete einen so putzigen Contrast mit seinem kindisch schmalen Leibchen, und seine ganze Person contrastirte wieder so drollig mit den Kunststücken, die er producirte. Er warf sich nämlich in die keckste Fechterposituren, und mit einem unmenschlich langen Rapiere durchstach er die Luft die Kreuz und die Quere, während er beständig bei seiner Ehre schwur, daß diese Quarte oder jene Terze von Niemanden zu pariren sey, daß hingegen seine Parade von keinem sterblichen Menschen durchgeschlagen werden könne, und daß er Jeden im Publikum höflichst auffordere, sich mit ihm in der edeln Fechtkunst zu messen. Nachdem der Zwerg dieses Spiel einige Zeit getrieben und Niemanden gefunden hatte, der sich zu einem öffentlichen Zweikampfe mit ihm entschließen wollte, verbeugte er sich mit altfranzösischer Grazie, dankte für den Beifall, den man ihm gespendet, und nahm sich die

Freiheit, einem hochzuverehrenden Publiko das außerordentlichste Schauspiel anzukündigen, das jemals auf englischem Boden bewundert worden. „Sehen Sie diese Person!“ rief er, nachdem er schmutzige Glacéhandschuhe angezogen und das junge Mädchen, das zur Gesellschaft gehörte, mit ehrfurchtsvoller Galanterie bis in die Mitte des Kreises geführt; „diese Person ist Mademoiselle Laurence, die einzige Tochter der ehrbaren und christlichen Dame, die Sie dort mit der großen Trommel sehen, und die jezt noch Trauer trägt wegen des Verlustes ihres innigstgeliebten Gatten, des größten Bauchredners Europas. Mademoiselle Laurence wird jezt tanzen! Bewundern Sie jezt den Tanz von Mademoiselle Laurence!“ Nach diesen Worten krähte er wieder wie ein Hahn.

Das junge Mädchen schien weder auf diese Reden, noch auf die Blicke der Zuschauer im mindesten zu achten; verdrießlich in sich selbst versunken, harrte sie, bis der Zwerg einen großen Teppich zu ihren Füßen ausgebreitet, und wieder, in Begleitung der großen Trommel, seinen Triangel zu spielen begann. Es war eine sonderbare Musik, eine Mischung von täppischer Brummigkeit und wollüstigem Gekitzel, und ich vernahm eine pathetisch-närrische, wehmüthig-freche, bizarre Melodie, und dennoch von der sonderbarsten Einfachheit. Dieser Musik aber vergaß ich bald, als das junge Mädchen zu tanzen begann. Tanz und Tänzerin nahmen fast gewaltsam meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Das war nicht das klassische Tanzen, das wir in unsern großen Balletten finden, wo, eben so wie in der klassischen Tragödie, nur gespreizte Einheiten und Künstlichkeiten herrschen; das waren nicht jene getanzten Alexandriner, jene deklamatorischen Sprünge, jene antithetischen Entrechats, jene edle Leidenschaft, die so wirbelnd auf einem Fuße herumpirouettirt, daß man nichts sieht als Idealität und Lüge! Es ist mir wahrlich nichts so sehr zuwider, wie das Ballet in der großen Oper zu Paris, wo sich die Tradition jenes klassischen Tanzens am reinsten erhalten hat, während die Franzosen in den übrigen Künsten, in der Poesie, in der Musik und in der Malerei, das alte klassische System umgestürzt haben. Es wird ihnen aber schwer werden, eine ähnliche Revolution in der Tanzkunst zu vollbringen; es sey denn, daß sie hier wieder, wie in ihrer politischen Revolution, zum Terrorismus ihre Zuflucht nehmen und den verstockten Tänzern und Tänzerinnen des alten Regimes die Beine guillotiniren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Session des Pariser Criminalgerichts.

(Beschluß.)

Ein weit ernsthafterer und sogar tragischer Proceß war der eines sogenannten Commis de recrutement. Seit mehreren Jahren ist eine Speculation in Paris entstanden, die bereits zu großen Mißbräuchen und zu vielen Klagen bei der Regierung Anlaß gegeben hat. Da jede vermögende Familie der Dienstpflichtigkeit eines der Militärconscription verfallenen Sohnes durch einen dazu erkauften Stellvertreter zu entgehen sucht, so geben sich mehrere Handelscompagnien mit dem Liefern solcher Stellvertreter ab. Diese Handlungsbureaux haben dann Commis oder Untergebene in den Departementsstädten, welche Leute zum Kriegsdienste anwerben, und wie die ehemaligen Werber in einer Schenke ihr Hauptquartier aufschlagen. Solche Commis sind meistens verdorbene Menschen, und die Handelscompagnien selbst bestehen zum Theil aus liederlichen Burschen. Es gibt elende Wirthshäuser in den Vorstädten, wo die von ihnen angeworbenen Leute auf ihre Kosten liegen und zechen, bis sie zum Dienste aufgefordert werden. Ein solcher Rekrutirungscommis zu Dole in Franchecomté, welcher einer Compagnie in Paris Stellvertreter zu verschaffen pflegte, hatte sich die Papiere eines jungen, nicht dienstpflichtigen Mannes zugeeignet und diese einem bloß beurlaubten Soldaten eingehändigt, worauf dieser unter einem falschen Namen als Stellvertreter war angenommen worden, und in Erwartung seines Dienstes in Paris auf Kosten der Compagnie bei einem Wirthe zechte. Dieser Betrüger hatte bereits das erhaltene Geld liederlich durchgebracht, und da er überzeugt seyn mußte, daß sein Betrug früh oder spät entdeckt werden würde, hatte er den verzweifelten Entschluß gefaßt, sich das Leben zu nehmen. Man fand ihn nebst einem gemeinen Weibe auf seiner Kammer von Kohlendampf erstickt; zuvor hatte er einen reuevollen Brief geschrieben, worin er betheuerte, er heiße nicht, wie seine Scheine aussagen, sondern er sey ein noch nicht verabschiedeter Soldat; die falschen Papiere seyen ihm von dem Commis de recrutement zu Dole mitgetheilt worden. Der Beschuldigte leugnete es hartnäckig ab und suchte die Aussage des sterbenden Soldaten verdächtig zu machen, indem dieser ein Trunkenbold gewesen sey. Allein der Brief war gut und deutlich abgefaßt und mit fester Hand geschrieben; man zeigte ihn den Geschworenen vor. Dazu kam, daß jener Commis schon mehrmals wegen Betrügereien von der Justiz war verurtheilt worden. Die Jury erkannte daher auch seine Schuld an und das Gericht verurtheilte ihn zu sechsjähriger harter Arbeit und zur Ausstellung am Pranger. Mit Recht hatte der Generaladvokat diesen elenden Menschen als den eigentlichen Urheber des Selbstmordes jenes Soldaten in strengen Ausdrücken dargestellt.

Ein Proceß wegen Preßvergehen fehlt selten in einer Session; so kam denn auch diesmal einer vor. Das wenig bekannte legitimistische Blatt la France war wegen eines Aufsatzes, worin das Verbrechen Fieschis der

Regierung selbst zur Last gelegt, und sie als die eigentliche Urheberin desselben angegeben wurde, zur Verantwortung gezogen worden. Als Gérant oder verantwortlicher Herausgeber erschien ein junger, eleganter Herr, Namens Saint Maurice Delille, in Begleitung des eigentlichen Redacteurs; er erklärte, der Aufsatz rühre zwar nicht von ihm her, er nehme ihn aber auf sich. Der Aufsatz war herbe und beleidigend, aber so lang und in einem so schwerfälligen Style abgefaßt, daß ihn wohl wenige Personen bis zu Ende gelesen haben. Das eigentliche Volk hat sicher keine Notiz davon genommen. Nichts desto weniger hielt ihn der Generaladvokat Plougoulm, ein durch die Julirevolution emporgekommener Advokat, welcher die besondere Obliegenheit hat, die Preßvergehen vor Gericht zu ziehen, und sich dieses unangenehmen Auftrags zuweilen mit übertriebener Strenge entledigt, für höchst gefährlich, und wollte nicht allein eine Beleidigung gegen die Regierung, sondern auch noch eine Aufreizung zum Umsturze derselben darin erkennen, folglich ein Attentat, welches die berüchtigten Septembergesetze von 1835 mit der Deportation ahnden. Delille vertheidigte sich lebhaft und lange; er behauptete, die Regierung stehe in diesem Aufsatze bloß als Repräsentantin der höchsten Region der bürgerlichen Gesellschaft; wenn darin behauptet werde, sie habe keine Grundsätze, sie sey verderbt, so solle dies so viel heißen, als: die vielen in Frankreich vorgefallenen Revolutionen haben die alten moralischen Grundsätze zerstört; seit der Einführung der Freigeisterei im vorigen Jahrhundert habe man keine Religion und keine Moralität mehr, das Volk könne nicht mehr wissen, auf welcher Seite das Recht oder das Unrecht sey, und daher sey es nicht zu verwundern, daß Fieschi auf den schrecklichen Einfall der Höllenmaschine gerathen sey. Ueberhaupt, fügte Delille hinzu, habe der Aufsatz keine politische, sondern eine moralische Tendenz, und er könne nicht begreifen, wie man einen solchen Aufsatz als sträflich darstelle. Nun ereiferte sich Plougoulm ein wenig und ging die Hauptstellen des Aufsatzes durch, begleitete sie mit einem Commentar und zog gleichsam das Gift heraus. Die Jury erkannte die Beleidigung gegen die Regierung an, aber die Aufreizung zum Aufruhr, welche in der That aus dem schwerfälligen Aufsatze gar nicht hervorleuchtete, verneinte sie. Das Gericht verurtheilte den jungen Gérant zu einjähriger Haft und zu 3000 Franken Geldbuße. Dies schien manchen Anwesenden eine zu harte Strafe für ein solches Vergehen. Hätte die Jury die Aufreizung anerkannt, so wäre das Urtheil noch viel härter ausgefallen. Die Regierung, als sie die strengen Septembergesetze vorschlug, hat wohl nicht bedacht, daß die Geschworenen sich oft ein Gewissen daraus machen würden, solch übertrieben harte Maßregeln in Anwendung zu bringen.

Nach Beendigung der Session machen gewöhnlich die Geschworenen, welche meistens wohlhabende Leute sind, unter sich eine Collekte zum Besten einer wohlthätigen Anstalt in Paris, in welcher junge Sträflinge nach erlittener Strafe aufgenommen werden, um durch milde Behandlung und zweckmäßigen Unterricht auf den rechten Weg gebracht zu werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beschluß.)

Das brittische Museum und seine Reform.

Die Chancen liegen für einen Solchen noch günstiger, wenn er eine Bischofsmütze trägt, Pair des Reichs, Baronet oder wenigstens Parlamentsmitglied ist. Fügt es sich hingegen, daß Jemand nur ein mäßiges Einkommen und keine der erwähnten Befähigungen hat, so mag er ja seine Augen nach etwas Anderm, als nach dem blauen-Bande der Wissenschaft und Literatur erheben. In der bisherigen Weise, die Stellen der Aufseher zu besetzen, liegt der Hauptgrund des gerügten Mangels an Energie und persönlichem Interesse am Institute von Seiten seiner Vorgesetzten. Die Zahl der Conservatoren — trustees — ist sieben-und-vierzig; neun dieser Stellen sind Familieneigenthum, und werden demgemäß von Personen bekleidet, die auf die eine oder die andere Art mit den ursprünglichen Wohlthätern in Verbindung ste.en; drei-und-zwanzig sind laut eines alten, schlechten Parlamentsschlusses der offizielle Appendix von eben so viel öffentlichen Beamten, die, mit Geschäften bereits überhäuft, noch nebenbei die Angelegenheiten eines so wichtigen und verzweigten, literarischen und wissenschaftlichen Instituts beaufsichtigen sollen, obgleich die meisten mit Literatur und Wissenschaft auf Gottes Welt nicht das Geringste zu schaffen haben. Diese zwei-und-dreißig Familien- und Officialconservatoren wählen die übrigen fünfzehn, und ihre Wahl fällt naturgemäß nur auf reiche und vornehme Leute. Jedermann wird zugeben, daß bei Instituten wie das brittische Museum eine Haupttendenz dahin geht, unter allen Klassen des Volks Geschmack für nützliche, edle und das Gemüth erhebende Bestrebungen zu wecken und zu leiten, und Menschen jedes Standes das Mittel zu gewähren, ihre müßigen Stunden besser auszufüllen, als mit Faulheit, Trunkenheit und Ausschweifung. Wie fehlerhaft in dieser Beziehung das brittische Museum eingerichtet ist, springt nach dem Angeführten in die Augen. Auch daran, daß es an einem brauchbaren Catalog fehlt, ist weniger die Kargheit des Parlaments, als die Apathie der Trustees schuld. Ist es wohl zu glauben, daß London, die größte, die reichste, die gewerbthätigste Stadt Europa's, nicht nach Verhältniß seiner Größe, sondern absolut eine bei weitem kleinere öffentliche Bibliothek besizt, als fast jede Hauptstadt der civilisirten Welt? Die Bibliothek des brittischen Museums zählt gegenwärtig 218,950 gedruckte Bände, 21,604 handschriftliche Bände und 19,093 Urkunden. Paris, um ein volles Drittel kleiner als London, bietet seiner Bevölkerung einen fünfmal größern Bücherschatz, Petersburg stellt ziemlich das Doppelte, Copenhagen und München bedeutend mehr als das Doppelte. Und ist es nicht abscheulich, daß bei einer so kleinen Bibliothek, die dem Aeußeren der englischen Nation gegenüber zur tiefsten Unbedeutendheit herabsinkt, es keinen

klassifizirten Catalog, gar kein Hülfsmittel gibt, den armen Vorrath gehörig zu benutzen? Seit 1826 hat das Unterhaus die schöne Summe von fünftausend Pfund Sterling zu einer Arbeit bewilligt, von welcher bis heute noch kein Band, noch kein Blatt, noch kein Buchstabe vorliegt. Es könnte scheinen, daß demnach das Unterhaus von aller Schuld frei sey; doch das scheint nur so. Wem es in England gestattet ist, von der Scene derartiger Bewilligungen hinter die Coulissen zu sehen, der weiß recht gut, wie es eigentlich darum steht, wie Verschwendung auf der einen mit Knickerei auf der andern Seite häufig Hand in Hand wandelt, wie Geld bewilligen Eins und dessen Verwendung Zwei ist, und wie von zehn Malen, wo John Bull einen tiefen Griff in seine volle Tasche thun muß, kaum Einmal ein angemessenes Resultat zum Vorschein kommt. Die den Trustees abverlangten Berichte kosteten den größern Theil des bewilligten Geldes, und sie legten die Regulirung der Arbeit in ihre höchsteigenen Hände, und da blieb sie natürlich liegen. Bei den Trustees muß die Reform beginnen. Es würde ungerecht seyn, die Familienstellen einzuziehen, und der Baum des Unrechts trägt saure Früchte; aber von den drei-und-zwanzig Offizialstellen sollte mindestens die Hälfte den fünfzehn Wahlstellen zugetheilt werden. Daß die verschiedenen Präsidenten literarischer und wissenschaftlicher Vereine, daß der Erzbischof von Canterbury, der Sprecher im Unterhause und der Lord Kanzler im Oberhause mit dem Museum in Berührung stehen, das läßt sich noch denken; welche Wahlverwandtschaft jedoch zwischen der Stellung eines ersten Lords der Admiralität, eines Oberrichters der Königsbank, eines Kanzlers der Schatzkammer und eines Attorney und Solicitor general und einem Aufseheramte am brittischen Museum stattfindet: das auszuklügeln, ist nicht leicht. Interessant wird es seyn, zu erfahren, ob die neue Commission den Muth hat, in ihrem Berichte so scharfe Schnitte in Antrag zu bringen.' Jedenfalls aber hat schon der erstattete Bericht durch die aus den Zeugenaussagen grell hervorspringenden Mängel und Mißbräuche die Nothwendigkeit einer Reform herausgestellt, und England ist nicht das Land des Rückwärtsschreitens. Der einmal gegebene Anstoß reißt hier unwiderstehlich zum Ziele fort. England fängt an zu fühlen oder zu äußern, was es bereits gefühlt hat, daß nicht der Glanz kriegerischer Thaten allein es ist, was den Ruf eines Landes gründet, nicht der blühende Handel allein, was einem Volke Achtung gewinnt, sondern daß hohe Verdienste um Literatur und Wissenschaft, daß der Glanz des Genies und die Gewalt des Geistes einem Volke dauerndern und edlern Ruhm bringen, als das Schwert des Eroberers oder Ophirs Gold. Die Heroen vergangener Jahrhunderte, vergrößert zwar, doch auch verdunkelt von dem mystischen Nebel der Ferne, schreiten einher gleich Gigantengeistern, kalt, leblos und ohne Wesen. Der Dichter aber, der Philosoph, der Geschichtsschreiber — herrlicher tauchen sie auf aus dem reinigenden Strome der Zeit und schmücken mit Ruhm das Land, dem sie angehören. Eine Nation daher, die ein offenes Herz hat für edlere Gefühle, als schmutzigen Geldgewinn und blutige Eroberung, muß und wird empfinden und es aussprechen, daß Wissenschaft und Kunst vor Allem zu Glanz und Ruhm berechtigen. Die Achtung, welche sie im Handel sich gewonnen, wird sie zu erhalten, und die Lorbeerkränze, welche der Dank der Welt ihren Helden geflochten, sich immer frisch und grün zu bewahren suchen, aber mit gleicher Liebe, mit gleichem Stolze wird sie auch ihre Ansprüche auf intellektuellen Werth und ihren Standpunkt im Reiche der Wissenschaft sich sichern wollen. Und solche Gesinnung, glaube ich, fängt jezt in England an, sich Bahn zu brechen. Deßhalb zweifle ich auch nicht, daß die Morgenröthe einer neuen Aera dem brittischen Museum aufgegangen ist, und das berechtigt zu der freudigen Hoffnung, daß London von der Schmach befreit werden wird, die nach Verhältniß seiner Größe kleinste Bibliothek von Europa zu besitzen, daß man aufhören wird, diese Sammlung nutzlos liegen zu lassen aus Angst vor der Mühe und dem Aufwande eines anzufertigenden Verzeichnisses, daß das große literarische und wissenschaftliche Institut der brittischen Hauptstadt nicht lange mehr unter der Zwangherrschaft engherziger Menschen und unter der Botmäßigkeit unwissenschaftlicher, ja unwissender Directoren stehen, und daß bald die Zeit im Hintergrunde liegen wird, wo eine freigebige Hand Ehren und Würden und Belohnungen Allen zutheilte, nur nicht den Pflegern der Literatur und Wissenschaft; und wohl England, wenn die Hoffnung zur Wahrheit wird! W. S.

Auflösung des Räthsels in Nr. 110:

Der Baum.

Allegorisches Räthsel.

Blast mir den Staub von euren Bibeln ab,
Die euch die Mutter mit in's Leben gab,
Und sucht das Gleichniß von dem Säman drin,
Und sucht ihm einen zweiten schönen Sinn.
„Ein Sämann ging, zu säen seinen Samen,
Die Würfe, die aus seinen Händen kamen,
Die fielen theils auf Wege, Dorn' und Stein,
So mußte wohl die Frucht verloren seyn.

Theils fielen sie doch auf ein gutes Land,
So keimten sie, so grünet' ihr Gewand,
Das Meer der Aehren wogte windbewegt,
Die Sonne hat ihr Gold hineingelegt;
So brachten Früchte sie, bald dreißigfältig,
Bald sechzigfältig, ja selbst hundertfältig."
„„Die Saat ist Gottes Wort; Weg, Dorn, die Welt;
Das Herz der Boden, drauf der Same fällt.""

Sämann und Samen, Fels, Dorn, gutes Land
Und reife Früchte gibt auch der Verstand
Des Gleichnisses, den ihr nun suchen sollt,
Wenn ihr den zweiten Sinn drin finden wollt;
Allein der Sämann kennt die Früchte selten,
Die aus den Saaten keimen; neue Welten
Gehn oft aus einem schwachen Keim hervor
Und reifen zur Unsterblichkeit empor;

Oft kennt der Sämann selbst den Samen nicht,
Weil eben ihm der Mutterwitz gebricht;
Oft sät er auch in Dornen, auch auf Stein,
Dann kann die arme Saat nicht wohl gedeih'n;
Oft wandelt sich die ganze Saat in Tinte,
Die Frucht ist oft nicht mehr als leere Rinde:
So sagt mir denn, wie dieser Sämann heißt,
Und seine Saat; ihr Boden ist der Geist.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 117 & 118.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 17. Mai 1836.

— Hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Goethe.

Rede, gehalten am Schillerfest zu Stuttgart den 7ten Mai 1836.

Die Schillers Andenken geweihte Feier ist längst zum stehenden Feste im Kalender unseres öffentlichen Lebens geworden, und bedeutsam feiern wir mit dem Todestag des großen Landsmanns zugleich die Wiederkehr des Frühlings. Nie ist unsere Stadt lebendiger und stolzer, als wenn sie gleichsam im Namen der ganzen Nation dem Dichter den jährlichen Tribut darbringt, und den wahren Charakter eines Festes erhält der Tag gerade dadurch, daß die Anordnung jedesmal dieselbe und das Programm ein für allemal festgestellt ist: ein heiterer, mit Blumen geschmückter Raum, die Rednerbühne, von der Büste des Dichters überragt, deutsche Musik, ein frischer Männer- und Frauenchor, ein köstliches Frühlingslied von unserm Lindpaintner, ein Gedicht Schillers, von einem Virtuosen vorgetragen, und eine Festrede; aber gleich unwandelbar ist die Begeisterung der Theilnehmenden, diesmal noch gesteigert durch die frohe Aussicht, daß wir bald das Standbild des Dichters mit den Blüthen des Frühlings werden schmücken können.

Dem Herkommen gemäß theilen wir die von Professor Bauer gehaltene Rede mit.

Dadurch, daß ein Volk ausgezeichneten Männern Ehre erweist, ehrt es sich selbst und sorgt mit großmüthiger Klugheit für seine Zukunft. Denn Anerkennung des Verdienstes zeugt von Selbstvertrauen und weckt schlummernde Talente, indem sie zum Wetteifer herausfordert. Mag eine strenge Moral jede Triebfeder verdammen, die nicht unmittelbar auf das Gute gerichtet ist: der Wunsch nach Ruhm bei der Nachwelt wird dem Tugendhaften keineswegs zum Vorwurfe gereichen; diese Ruhmbegierde ist eine edle Frucht, die der Erde zwar entkeimt, auf Erden aber nicht mehr genossen wird, und die Tugend selbst muß am Werthe verlieren, da, wo der Lorbeer im Preise gesunken ist. Erhöht haben die Britten ihre Nationalehre, als sie in demselben Raume, wo Staatsmänner und Seehelden schlummern, unserm Händel eine Ruhestätte gönnten. Wünschen muß sich jedes aufgeklärte Volk ein Pantheon, in welchem die Gesetze der Wissenschaft, die Fortschritte der Kunst, die Pflichten des Bürgers, die Vorzüge unsers Geschlechts den heranwachsenden Söhnen durch Marmorbilder veranschaulicht würden. Doch mancher einst schimmernde Name ist unter den Stürmen und Ungewittern der Folgezeit allmählig erbleicht, und manche sogar uns nahe stehende Größe wird von Wenigen nur begriffen, weil es der Mehrzahl am Maßstabe fehlt. Das künstliche Gewirre muß man kennen, in welches die Hand des

Diplomaten ordnend eingreift, muß die Kraft des Widerstandes berechnen, die seinen Bestrebungen sich entgegenstemmt, muß im Stande seyn, genau zu unterscheiden zwischen dem Zustande, welchen er angetroffen, und dem, welchen er herbeigeführt hat, um endlich mit Ueberzeugung sagen zu können: dies hat er gewollt, dies hat er geleistet. Der Staatsmann wird bei einem Kaunitz oder Metternich in die Schule gehen, der Historiker wird nachdenkend und bewundernd bei einem Canning oder Grey verweilen, die Menge aber wird sie und einen Perier und Guizot mißkennen oder anstaunen. Indeß gibt es Namen, deren Züge nicht nur unverwischbar, sondern auch für jedes Auge leserlich bleiben. Der Name des Sokrates wird Jeden begeistern, der glaubt, daß man für die Wahrheit auch sterben könne; vor Mark Aurel wird Jeder sich beugen, der begreift, daß Regieren schwerer sey, als Gehorchen; für Perikles, Petrarca und Cosmus wird Jeder erglühen, der nicht alles Wünschenswerthe auf den Tabellen der Statistiker sucht; und wer beim Anblicke des Sternenhimmels nicht bloß sieht, sondern auch denkt, wird die Verdienste eines Kepler und Newton, und wer aus Büchern Kenntnisse und Vergnügen schöpft, wird das Andenken unseres Guttenberg segnen. Nun denn, ein solcher Allen verständlicher Name ist es, zu dessen Feier wir heute uns versammelt haben; ein Fest begehen wir, das auch am geräuschvollen Ufer der Seine und am baumlosen Gestade der Newa Sinn und Bedeutung hätte, und wenn wir den Manen Schillers ein Opfer darbringen, so tragen wir eine gemeinsame Schuld aller derjenigen ab, welche Theil an europäischer Bildung haben.

Indeß hätte der erwähnte Zweck allein uns hieher geführt, so könnte jene Büste auch weggenommen und an ihre Statt die eines andern Dichters von europäischem Rufe gesezt werden, und ohne daß unser Fest an Bedeutung verlöre, könnten wir es in eine Gedächtnißfeier des William Shakespeare umstempeln. Denn sein Genius hat die größten unserer Dichter entflammt, und ihr Urtheil wiederum hat zur Folge gehabt, daß seine Werke theils uns zugänglich gemacht, theils von uns gesucht wurden. Und gleichwohl, so hoch in unserer Achtung der Britte stehen mag, würden wir uns schmerzlich getäuscht fühlen, wenn nun plötzlich nicht um die Schläfe Schillers, sondern auf Shakespeares Haupt jener Lorbeer grünte. Denn wir sind hieher gekommen, um einen Mann zu ehren, der aus unserer Mitte hervorgegangen ist, der, wie wir, Deutschland seine Mutter genannt, der auf diesem Boden seine Wiege und sein Grab gefunden und mit Freuden uns angehört hat, gleichwie wir ihn mit Stolz den Unsrigen nennen.

In der That, es ist nicht bloß ein unbestimmtes Gefühl von Anhänglichkeit, was uns das Herz pochen macht, wenn wir die Büste dieses Landsmannes anschauen, sondern ein klarer Gedanke sagt uns, daß wir in seinem Anblicke vor einem Spiegel stehen, in welchem Zug für Zug alles das uns entgegentritt, was das deutsche Volk adelt und was unsere Nachkommenschaft als das kostbarste Erbe anzusprechen hat. Schlagen wir seine Schriften auf — kaum eine Zeile können wir lesen, ohne daß es in uns riefe: „so hat nur er geschrieben!“ und doch auch wieder: „das ist deutsch, das ist die Sprache unserer Väter!“ Stets überrascht er uns durch den Wechsel, befriedigt er uns durch das Ebenmaß, erschüttert er uns durch die anprallende Fülle, reißt er uns hin durch den melodischen Tonfall seiner Worte. Ungestüm, wie ein Jüngling, sicher wie ein Meister hat er in die Saiten gegriffen, und als ein zweiter Luther ist er hinabgestiegen bis zu dem lezten, unversieglichen Born, dem unsere Sprache entquillt. Auf welchem Wege ist er zu dieser Vollendung gelangt? Zu seiner und zu des Volkes Ehre sey es gesagt, auf dem Wege des Fleißes. Fern auf seiner ganzen Laufbahn blieb ihm der bequeme Dünkel, als ob das Höchste mühelos erreicht werden könnte, als ob Einzelne hoffen dürften, durch ergötzlichen Müssiggang unsterblich zu werden. Nicht hat er sich geschämt, mit dem Reime zu ringen, und an denselben Gedanken wiederholt die Feile anzusetzen. Der glückliche Gedanke an sich galt ihm wenig; erst durch die Form und die Beziehung auf ein Ganzes erhielten Einfälle des Augenblicks für ihn einen Werth. Auf beschwerlichem Lebenspfade, unter mancherlei Sorgen und Anfechtungen des Schicksals sind langsam seine Werke entstanden, um lange zu dauern. Und nicht nur insofern, als er die verschiedenartigsten Stoffe mit gleich gediegener Gründlichkeit bearbeitete, sondern auch in anderm Betrachte haben sich allen Schöpfungen seines Geistes wahrhaft deutsche Gesinnungen aufgeprägt. Hieher rechne ich besonders eine schöne Eigenthümlichkeit, die unser Volk dem Unglücke zu verdanken scheint. Oft hat dasselbe wider Willen zwischen den Parteien gestanden, oft waren seine eigenen Interessen in eine so künstliche Vielheit gespalten, daß es schwer wurde, einer Sache ungetheilt sich hinzugeben. So haben wir allmählich über die Befangenheit der Leidenschaften uns erheben gelernt, und auch da einen ruhigen Blick gewonnen, wo bei Andern schon die Täuschungen des Eigennutzes beginnen. Diese humane Unparteilichkeit, das charakteristische Verdienst unsers Herder, gereicht auch Schillers Denkart zu einer rühmlichen Zierde. Sollte Jemand an der Wahrheit unserer Behauptung zweifeln, so rufen wir ihm die Johanna von Orleans in's Gedächtniß, jene Unglückliche, welche des Vaterlands Errettung auf dem Holzstoße gebüßt, jene Märtyrerin, deren Asche

Digitized by Google

mit frecher Hand ein Voltaire entweiht, jene fromme Streiterin des Herrn, deren Ehrenrettung unser Schiller übernommen, deren Denkmal seine Phantasie mit so unvergänglichen Reizen geschmückt hat. Wahrlich, dies ist mehr als ein Gedicht, dies ist eine That, und während der Reichthum seines Geistes uns beschämt und niederdrückt, fühlt unser Herz zutraulich und unwiderstehlich zu ihm sich hingezogen. Denn wie er dichtete, so hat er gelebt, hat mit deutscher Biederkeit Jeden, der bei ihm eintrat, willkommen geheißen, hat gerne, wo er's vermochte, Hülfe geleistet, hat Zurückgesezte, wenn sie's verdienten, ohne Rücksicht auf das Urtheil der Welt, vorgezogen, hat Schüchterne ermuthigt, Strebende gefördert, Irrende zurechtgewiesen, und mit der umfassenden Menschenliebe eines Fürsten stets die Bescheidenheit des Bürgers verbunden, eine schwere Tugend für ihn, dem die ersten Geister des Jahrhunderts zu huldigen wetteiferten, und welchem am Ziel seiner Tage in der Gruft zu Weimar ein Grab bereitet worden ist. Die weltbürgerliche Ansicht des Deutschen streift nahe an einen Fehler hin, worein daher auch nicht Wenige verfallen. Wer Alles würdigen und Nichts verkennen möchte, kann leicht an Tiefe verlieren, was er an Umfang gewinnt, und schlaff werden im Streben, während sein Wissen erstarkt. Die Vorsehung hat ein kräftiges Gegenmittel in unsere Natur gelegt: den Trieb zu denken, zu vergleichen, und was in der Erscheinung zerstückt ist, im Begriffe zu vervollständigen. Hiemit hängt die philosophische Richtung der Deutschen zusammen, die freilich — denn geleugnet kann es nicht werden — auch manche Uebertreibungen veranlaßt hat, und Thorheiten sogar, vor denen erröthend wir im Gedanken an die Nachwelt wünschen müssen, daß eine glückliche Vergessenheit gewisse Theile unserer Literatur begraben möchte. An der philosophischen Richtung seines Volks hat Schiller Theil genommen, keineswegs aber an den Auswüchsen einer an sich vortrefflichen Sache. Nie hat er Gemeinschaft mit jenen Unberufenen gepflogen, welche die Eingebungen ihrer Jugend als Grundsätze der Wahrheit anpriesen, und statt zu lernen, den Beruf des Lehrens vorausnahmen. Entschieden und für immer hat er einem Andern sich zugewandt, der nach tiefem Studium der Menschen und der Natur in spätem Alter ein reifes Urtheil gegeben und deßhalb unter einer Masse von Anhängern keinen Nachfolger gefunden hat — ich meine den Aristoteles der Deutschen, den Weisen von Königsberg, dessen Kritik der Urtheilskraft bis auf den heutigen Tag als fruchtbarste Lectüre jedem Künstler empfohlen werden darf. Und wie selbstständig, wie treu seinem eigentlichen Berufe ist Schiller geblieben, indem er die kantische Weltansicht zu der seinigen machte! Wie glücklich hat er die Sprödigkeit der Begriffe besiegt, wie schön die Starrheit der Dogmen abgerundet! wie überraschend hat er das Lehrgebäude des Denkers in einen Tempel der Kunst umgeschaffen! welch ein magisches Licht dämmert durch die Kuppel herunter, welch ein Duft kräuselt sich um die Altäre, welch ein Lebensathem weht um Säulen und Hallen! So müßten wir urtheilen, wenn wir auch keine Schrift von ihm besäßen außer der über Anmuth und Würde. Und diese eben erinnert uns an eine andere Eigenthümlichkeit, welche Schillers Charakter den Stempel der Deutschheit ausdrückt. Das Verhältniß zwischen Mann und Frau, bei den Deutschen von Anfang herein auf eine edle Grundlage gebaut und durch diese Begründung welthistorisch wichtig geworden, hat Keiner so würdig besungen, so treffend gezeichnet, als er: ein Priester ist er an das Heiligthum unseres Herdes getreten und hat das Geheimniß deutscher Liebe geoffenbart. Seine Stuart, seine Thekla, welche Gestalten! wie reizend, wie hingebend, und doch wie groß, wie erhaben! Auch da, wo er über die Wirklichkeit hinausgeht, hat er eine Wahrheit beurkundet. Der Mann zeigt den Weg: er zeige den besten; der Mann gibt das Beispiel: so sey es ein schönes und nachahmungswerthes. Nehmen wir zu der weltbürgerlich deutschen Liebe unsers Schiller jenen beharrlichen Eifer, den auch Krankheit nicht schwächte, und die Stille der Nacht, statt ihn zu unterbrechen, verdoppelte; jene scharfe Bestimmtheit, die keinen Entschluß verschob, keine Wahl umging; jenen feierlichen, würdevollen Ernst, der heute noch von seiner erhabenen Stirne herab zu uns spricht: so entsteht vor unserer Seele das Bild, nicht etwa bloß eines Sängers und Künstlers, sondern das weit imposantere eines großen Mannes. Unsere Bewunderung aber steigt bis zur Ehrfurcht, wenn wir die sittliche Strenge seiner Grundsätze, die Unschuld seiner Werke, die Reinheit seines Lebens zusammendenken. Möge die Nation, welche sich selbst die große nennt, ihre Marschallsstäbe, ihre Siege, ihre Eroberungen auf die eine Wagschale legen, so wollen wir, edelmüthig verzichtend auf den kriegerischen Ruhm unserer Väter, nur deutsche Zucht und Sitte und Frömmigkeit auf die andere legen, und hieße es in deutschem Sinne gedacht, wenn wir auch nur einen Augenblick zweifeln wollten, welche Wagschale vor dem Lenker der Geschichte sinken werde? Dürfen wir in irgend einem Punkte zwischen uns und der erlauchten Nation Großbritanniens eine Vergleichung anstellen, so ist es die Anhänglichkeit an unsere Altäre und unsere Heiligthümer, und die sittliche Scheu, die uns erröthen macht, auch nur zu lesen, was anderswo auf der Bühne gezeigt wird. Wohlan, diese Lauterkeit der Empfindung, diese Keuschheit des Innern, eben dasjenige, was gegen die besten unter den Vätern und Müttern so tiefe Achtung uns einflößt — aus dem Bilde Schillers tritt es

uns in schöner Vereinigung, in künstlerischer Verklärung entgegen. Und darum hat er vor hundert Dichtern den patriotischen Ruhm voraus, daß seine Werke nicht bloß schön, sondern daß sie auch nützlich sind, und daß wir nicht etwa mit einem heimlichen Gefühle von Scham, sondern laut und öffentlich zu unserm Ruhm bekennen dürfen, seine Lieder seyen im Munde des Volks, seine Schriften nach der Bibel in unserm Vaterlande die verbreitetsten.

Das bisher Gesagte zeigt uns den Mann und das Volk durchaus von der erhabenen Seite, in seiner Spannkraft, in seinem Ringen, in seinem Fortstreben zu Gütern, die außerhalb der nächsten Grenze unsers Daseyns liegen. Wo bleibt die genügsame Anschmiegung an das Vorhandene? die harmlose Geneigtheit, mit der Natur als einer Freundin zu verkehren? die unscheinbare und doch schwierige Kunst, das Höchste mit dem einfachsten Worte zu benennen, und auf den Gipfeln des Lebens sorglos wie auf ebener Erde einherzuwandeln? wo die großväterliche Redseligkeit, die in Erfahrungen Weisheit predigt, und mit sicherm Griffe aus dem Leben nimmt, was für das Leben gilt? wo der gesunde Humor, der zuweilen derbe, stets aber vergnügliche und arglose Witz, der in den Werken eines Luther oder Greifenson sprudelt? wo die schlichte, behagliche Macht der Gewöhnung, die das Kleid von gestern heute nicht ablegen will, und auch im Sohne des neunzehnten Jahrhunderts den Bürger des Reiches noch durchschimmern läßt? wo bleiben so manche Züge von liebenswürdiger Stätigkeit, von gutmüthig scharfer Ausgeprägtheit, die uns beim Anblicke eines Gemäldes das Wort abnöthigen: es kann nicht fehlen, es muß getroffen seyn! wo überhaupt bleiben alle die Züge, welche dem deutschen Volk insofern nicht mangeln können, als es ein altes und unvermischtes ist und schon lange auf demselben Boden gewohnt hat? Eine Nation von mehr als dreißig Millionen kann jene Strebekraft und diese Stätigkeit in sich vereinigen, im Charakter eines Einzelnen wäre es grell und widersprechend. Die Vorsehung hat einen Zweiten berufen, welchem die so eben bezeichnete Rolle anvertraut wurde. Ein gleich echter Abdruck deutscher Nationalität ward er im gleichen Jahrhunderte mit Schiller geboren, Verhältnisse und Sympathien haben sie zusammengeführt, eine Freundschaft war das Ergebniß, die wir vielleicht deßwegen schwer begreifen, weil sie eine andere gewesen seyn mag, als die von uns geschlossenen. Daß, weil man über Beide zugleich urtheilen mußte, das Urtheil immer auf Kosten des Andern gefällt wurde, liegt in der Natur der Dinge, und darf uns folglich nicht befremden; denn es wäre ja ungerecht oder anmaßend, wenn wir Schiller mit einem Andern als Goethe, oder Goethe mit einem Andern als Schiller zusammenstellten. Nun aber wird in dem Urtheilenden, zufolge seines Charakters oder seiner Altersstufe, entweder diese oder jene Seite deutscher Nationalität überwiegen; er wird also thun, was in allen Fällen natürlich scheint, wird das Widerstrebende von sich abweisen und das Verwandte vorziehen. Wir aber dürfen am Ehrentage Schillers nicht vergessen, daß es unsere Pflicht ist, auch seine Freundschaft zu ehren. Und wie? spreche ich nicht von unserer eigenen Ehrensache? Die Hälfte unseres Ruhmes hat derjenige angetastet, der Schiller oder Goethe verunglimpft. Und wenn überhaupt von künftigen Dingen die Rede seyn darf, ahnen wir nicht wenigstens, daß kein Dritter erscheinen werde, wie Schiller oder wie Goethe? Für immer also bezeichnen dann sie die Höhe deutscher Gedankenfluth, für immer sind sie das Zwillingsgestirn, das auf Deutschland hernieder schimmert, und in fernen Jahrhunderten noch, wenn längst wir Alle zu Staub geworden sind und unser Lob wie unser Tadel verweht ist, werden sie noch ruhig glänzen über dem unruhigen Strome der Zeit, und werden einem Geschlechte, das wir nicht kennen, anzeigen, wo der Gipfel des deutschen Parnasses rage, und wir, die Vergessenen, werden geehrt seyn, nach ihnen beurtheilt zu werden.

Doch rufen wir den Blick zurück aus dieser düstern Ferne, um ihn mit froher Empfindung auf dasjenige zu heften, was zunächst vor unserm Auge liegt. Nicht nur als Deutsche überhaupt feiern wir den heutigen Tag, sondern auch als Schwaben und Würtemberger. In einem Städtchen unweit von hier ward Schiller geboren, in unscheinbarem Hause, das jezt noch dem Wanderer gezeigt wird: dort empfing er das Leben, in Stuttgart seine Bildung, hier in diesem Gebäude, wohin sein Auge gewandt ist, in dieser Anstalt, die eines Cuviers sich rühmen darf und eines Kielmeyer, in dieser einzigen Anstalt, deren Zierde gleichwohl Schiller geworden ist. Und sein Bild? ein Genosse seiner Jugend hat es gemeißelt, jezt ein ehrwürdiger Greis, der durch dieses Bild bezeugt hat, wie nahe er dem Verewigten stand. Deßwegen hat er so tief in seine Gesichtszüge geblickt und dem kalten Marmor jene südliche Glut der Phantasie eingehaucht, womit Schiller den Wilhelm Tell in's Leben gerufen und, ohne die Schweiz gesehen zu haben, in des Schweizers Brust ein Heimweh hervorgezaubert hat. O Jugend unseres Landes, die du an diesem Riesenbilde hinaufblickst, gehe nicht von dannen, ohne daß du deine Heimath gesegnet und in deinem Herzen gelobt hättest, einem Vaterlande zu nützen, dem du so Vieles verdankst! Schon vor mehr als drei Jahrzehnten, im Wonnemonat des Jahres, im Frühsommer seiner Tage, mit einem Herzen voll großer Entwürfe, mit dem Morgenroth des neuen Jahrhunderts auf der

Stirne, ist Schiller gestorben. Kurz zuvor hatte er gesungen:

„Edler Freund! wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.“

Unsterblicher! wenn es dir vergönnt ist, auf die Söhne deines Vaterlandes herniederzuschauen, sieh', unsere Hände sind rein geblieben vom Blute und von den Greueln der Revolution, und ein vier-und-zwanzigjähriger Krieg hat uns die Früchte des Friedens getragen. Von Schiffen wimmelts auf dem Rheine, neues Leben regt sich am Donaustrande und in den sonnigen Thälern des Mains und des Neckars. Doch der irdische Verkehr hat uns dem Edleren nicht entfremdet: bald steigt dem Erfinder der Buchdruckerkunst ein Denkmal empor, bald auch dir, der du von der nützlichsten aller Erfindungen den würdigsten Gebrauch gemacht hast. Nicht, als ob wir dadurch erst deinen Namen zu verewigen gedächten — denn er wird auch dieses Denkmal überleben — sondern zum Beweise, daß unser Dank in Thaten übergegangen sey. Als Wahrzeichen stehe **Dein** Bild auf der Schwelle einer Zeit, welche die lange Saat deutschen Fleißes zur Reife zu bringen und die schönsten Blätter unserer Geschichte zu füllen verspricht. Im vollen Gefühle dessen, was du uns warst in Tagen der Noth und seyn wirst unter den Segnungen der Zukunft, stimmen wir am heutigen Fest in die Worte ein, die einst zur Feier deines Todes dein Freund dir nachgerufen hat:

„Es glühte deine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edeln endlich komme.“

Ungarische Gedichte.

Nach Vörösmarty.

Der Heimathlose.

Der du auf Pfaden, öd und wüst,
Mit sturmumwogtem Busen ziehst,
Von Trauer tief umhüllt,
Wer bist du, Sohn des Grames, sprich,
Welch Fluch des Schicksals stachelt dich
Durch's rauhe Nachtgefild?

„Laß schweifen mich durch's Nachtgefild,
Laß meiner Brust den Sturm so wild,
Das Wandern ist mein Loos.
Viel dunkler starrt des Herzens Nacht,
Der Sturm in ihm viel wilder lacht,
Mein Leid ist tief und groß!“

Vielleicht nahm dir des Reichthums Glück
Ein unerbittlich streng Geschick,
Und Armuth drückt dich schwer?
„Reich war ich — ach, reich lebt sich's gut!
Weiß jezt, wie weh der Mangel thut;
Doch was mich beugt, ist mehr!“

Was heilig dir vor Allem blieb:
Ein treuer Freund, ein treues Lieb,
Sie ließen wohl von dir?
„Verrath an Lieb und Freundespflicht,
Den Fluch der Hölle kenn ich nicht,
Treu starben beide mir.“

Sie starben? Jene Thräne rinnt
Der Gattin wohl, dem süßen Kind,
In Grabesschlaf gewiegt?
„Was ich geliebt, ist all dahin,
Doch viel erträgt der treue Sinn,
Der selbst den Tod besiegt.“

Du duldest stumm die herbe Qual,
Dich brennt vielleicht der Schande Mal,
Dein Name ward entehrt?
„Entehrt ist, was mir anverwandt,
Doch litt ich's für mein Vaterland,
Der Makel gilt mir werth.“

So bist geächtet du, verbannt;
Wofür du fochtst, dein eignes Land
Dich schonungslos verrieth?
„Ach, dem Verbannten bleibt ja doch,
Wie tief sein Leid, 'ne **Heimath** noch,
Sein Volk, es lebt und blüht:

„Das Volk, dem ich einst angehört,
Ist todt — mein Vaterland zerstört,
Nie blüht's in heitrer Lust.
Mich drückt millionenfache Last,
Denn ach, ein **Volksgrab** umfaßt
Die schmerzgepeitschte Brust!“

Das erfrorene Kind.

Wer schwankt noch bei so später Rast
Am Kirchhof still umher?
Schon tönt die Glocke Mitternacht,
Nichts rührt und regt sich mehr.

Das ist ein armes Waisenkind
Voll herber Seelenpein,
Denn ach! die's einst so treu geliebt,
Die schlief für immer ein.

Am Grab der Mutter sizt's und schluchzt,
An Trost und Hoffnung leer:
„O liebes, süßes Mütterlein,
Wie schlägt mein Herz so schwer!“

„Seitdem sie dich hier eingesenkt,
Ist auch dein Kind betrübt;
Nun lebt ja doch im Dorf kein Mensch,
Der einen Kuß ihm gibt.

„Und keiner, der da spräche: Kind,
Wie bist du mir so werth! —
Oed ist das Haus, die Stube kalt,
Kein Feuer wärmt den Herd.

„Hier neben dir im tiefen Grab
Da ruhte sich's wohl warm;
Mir ist der Winter gar zu rauh,
Und ich — ich bin so arm!“

So seufzt das Kind und weint und klagt.
Wild saust der kalte Nord,
Doch ungehört im Wintersturm
Verhallt des Knaben Wort.

Ihn friert und schauert. Eisig starrt
Die Thrän' im Angesicht,
Voll Grauen blickt sein Aug umher,
Doch Grabesstill umflicht

Die Todtenhügel. Alles schweigt
In schauerlicher Ruh',
Der Sturm nur pfeift durch Zweig und Ast,
Und knisternd schneit's dazu.

Das Kind will auf — ihm fehlt die Kraft,
Es taumelt bleich zurück
Auf's theure Grab — es seufzt, und schließt
Im Schlaf den müden Blick.

Und sieh — nun ist dem Kinde wohl,
Nun fühlt sich's frei und leicht,
Ihm winkt im Schlaf ein treuer Freund,
Und jeder Kummer weicht.

Die bleichen Lippen lächeln mild,
Noch einmal pocht das Herz:
Dort schläft das Kind in süßer Ruh',
Gestorben ist sein Schmerz.

Gustav Steinacker.

Florentinische Nächte.

(Fortsetzung.)

Mademoiselle Laurence war keine große Tänzerin, ihre Fußspitzen waren nicht sehr biegsam, ihre Beine waren nicht geübt zu allen möglichen Verrenkungen, sie verstand nichts von der Tanzkunst, wie sie Herr Taglioni lehrt; aber sie tanzte, wie die Natur den Menschen zu tanzen gebietet, ihr ganzes Wesen war im Einklang mit ihren Pas, nicht bloß ihre Füße, sondern ihr ganzer Leib tanzte, ihr Gesicht tanzte: sie wurde manchmal blaß, fast todtenblaß, ihre Augen öffneten sich gespenstisch weit, um ihre Lippen zuckten Begier und Angst, und ihre schwarzen Haare, die in glatten Ovalen ihre Schläfe umschlossen, bewegten sich wie zwei flatternde Rabenflügel. Das war in der That kein klassischer Tanz, aber auch kein romantischer Tanz, in dem Sinne, wie ein junger Franzose von der Eugène-Renduelschen Schule sagen würde. — Dieser Tanz hatte weder etwas Mittelalterliches, noch etwas Venezianisches, noch etwas Makabrisches, es war weder Mondschein darin, noch Verbrechen. Es war ein Tanz, welcher nicht durch äußere Bewegungsformen zu amusiren strebte, sondern die äußern Bewegungsformen schienen Worte einer besondern Sprache, die etwas Besonderes sagen wollte. Was aber sagte dieser Tanz? Ich konnte es nicht verstehen, so leidenschaftlich auch diese Sprache sich geberdete. Ich ahnete nur manchmal, daß von etwas grauenhaft Schmerzlichem die Rede war. Ich, der ich sonst die Signatur aller Erscheinungen so leicht begreife, ich konnte dennoch dieses getanzte Räthsel nicht lösen, und daß ich immer vergeblich nach dem Sinn desselben tappte, daran war auch wohl die Musik Schuld, die mich gewiß absichtlich auf falsche Fährten leitete, mich listig zu verwirren suchte und mich immer störte. Monsieur Türlütüs Triangel kicherte manchmal so hämisch! Madame Mutter aber schlug auf ihre große Trommel so zornig, daß ihr Gesicht aus dem Gewölke der schwarzen Mütze wie ein blutrothes Nordlicht hervorleuchtete.

Als die Truppe sich wieder entfernt hatte, blieb ich noch lange auf demselben Platze stehen, und dachte darüber nach, was dieser Tanz bedeuten mochte? War es ein südfranzösischer oder spanischer Nationaltanz? An dergleichen mahnte wohl der Ungestüm, womit die Tänzerin ihr Leibchen hin und her schleuderte, und die Wildheit, womit sie manchmal ihr Haupt rückwärts warf, in der frevelhaft kühnen Weise jener Bacchantinnen, die wir auf den Reliefs der antiken Vasen mit Erstaunen betrachten. Ihr Tanz hatte dann etwas trunken Willenloses, etwas finster Unabwendbares, etwas Fatalistisches, sie tanzte dann wie das Schicksal. Oder waren es

Fragmente einer uralten, verschollenen Pantomime? Oder war es getanzte Privatgeschichte? Manchmal beugte sich das Mädchen zur Erde, wie mit lauerndem Ohre, als hörte sie eine Stimme, die zu ihr herauf spräche ... sie zitterte dann wie Espenlaub, bog rasch nach einer andern Seite, entlud sich dort ihrer tollsten, ausgelassensten Sprünge, beugte dann wieder das Ohr zur Erde, horchte noch ängstlicher als zuvor, nickte mit dem Kopf, ward roth, ward blaß, schauderte, blieb eine Weile kerzengerade stehen, wie erstarrt, und machte endlich eine Bewegung, wie Jemand, der sich die Hände wascht. War es Blut, was sie so sorgfältig lange, so ängstlich von ihren Händen abzuwaschen meinte? Sie warf dabei seitwärts einen Blick, so bittend, so flehend, so seelenschmelzend ... und dieser Blick fiel zufällig auf mich.

Die ganze folgende Nacht dachte ich an diesen Blick, an diesen Tanz, an das abenteuerliche Accompagnement, und als ich des andern Tages, wie gewöhnlich, durch die Straßen von London schlenderte, empfand ich den sehnlichsten Wunsch, der hübschen Tänzerin wieder zu begegnen; ich spizte immer die Ohren, ob ich nicht irgend eine Trommel- und Triangelmusik hörte. Ich hatte endlich in London etwas gefunden, wofür ich mich interessirte, und ich wanderte nicht mehr zwecklos einher in seinen gähnenden Straßen. Ich kam eben aus dem Tower und hatte mir dort die Art, womit Anna Boleyn geköpft worden, genau betrachtet, so wie auch die Diamanten der englischen Krone und die Löwen, als ich auf dem Towerplatze, inmitten eines großen Menschenkreises, wieder Madame Mutter mit der großen Trommel erblickte und Monsieur Türlütü wie einen Hahn krähen hörte. Der gelehrte Hund scharrte wieder das Heldenthum des Lord Wellington zusammen, der Zwerg zeigte wieder seine unparirbaren Terzen und Quarten, und Mademoiselle Laurence begann wieder ihren räthselhaften Tanz. Es war dieselbe stumme Sprache, die etwas sagte, was ich nicht verstand, dasselbe ungestüme Zurückwerfen des schönen Kopfes, dasselbe Lauschen nach der Erde, die Angst, die sich durch immer tollere Sprünge beschwichtigen will, und wieder das Horchen mit nach dem Boden geneigtem Ohr, das Zittern, das Erblassen, das Erstarren, dann auch das furchtbar geheimnißvolle Händewaschen, und endlich der bittende, flehende Seitenblick, der diesmal noch länger auf mir verweilte.

Ja, die Weiber, die jungen Mädchen eben so gut, wie die Frauen, merken es gleich, sobald sie die Aufmerksamkeit eines Mannes erregt. Obgleich Mademoiselle Laurence, wenn sie nicht tanzte, immer regungslos verdrießlich vor sich hinsah, und während sie tanzte, manchmal nur einen einzigen Blick auf das Publikum warf, so war es von jezt an doch nie mehr bloßer Zufall, daß dieser Blick immer auf mich fiel, und je öfter ich sie tanzen sah, desto bedeutungsvoller strahlte er, aber auch desto unbegreiflicher. Ich war wie verzaubert von diesem Blicke, und drei Wochen lang, von Morgen bis Abend, trieb ich mich in den Straßen von London umher, überall verweilend, wo Mademoiselle Laurence tanzte. Troz des großen Volksgeräusches konnte ich schon in der weitesten Entfernung die Töne der Trommel und des Triangels vernehmen, und Monsieur Türlütü, sobald er mich heraneilen sah, erhob sein freundlichstes Krähen. Ohne daß ich mit ihm, noch mit Mademoiselle Laurence, noch mit Madame Mutter, noch mit dem gelehrten Hund jemals ein Wort sprach, so schien ich doch am Ende ganz zu ihrer Gesellschaft zu gehören. Wenn Monsieur Türlütü Geld einsammelte, betrug er sich immer mit dem feinsten Takt, sobald er mir nahte, und er schaute immer nach der entgegengesezten Seite, wenn ich in sein dreieckiges Hütchen ein kleines Geldstück warf. Er besaß wirklich einen vornehmen Anstand, er erinnerte an die guten Manieren der Vergangenheit, man konnte es dem kleinen Manne anmerken, daß er mit Monarchen aufgewachsen, und um so befremdlicher war es, wenn er zuweilen, ganz und gar seiner Würde vergessend, wie ein Hahn krähte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Mai.

Neueste Literatur.

Ich habe in meinem vorigen Briefe einen Ueberblick der im vorigen Jahre hier bekannt gewordenen literarischen Erscheinungen versprochen. Er gewährt im Ganzen ein erfreuliches Resultat. Die Akademie der Crusca gab dadurch wenigstens ein Lebenszeichen, daß sie den halben Preis der fünfjährigen Prämie den Commentarien der französischen Revolution von Lazzaro Papi zuerkannte, und der „Geschichte Lucca's vom Marchese Mazzarosa, der Betrachtungen des Grafen Carlo di Riviera über den Reichthum des Königreichs beider Sicilien an natürlichen Mitteln, und über die Möglichkeit, diesen ihren eigentlichen Werth wiederzugeben, der Uebersezung des Vitruv von Viviani, der Forschungen über longobardische Architektur von St. Quentin" rühmliche Erwähnung that. Das geographisch-historisch-physikalische Lexicon Toskana's von Repetti geht rasch und ununterbrochen fort, und findet mit jedem Heft allgemeinere Anerkennung. Der Verfasser, jezt im Buchstaben F. mit den schwierigen Artikeln Fiesole und Florenz beschäftigt, hat in den bis jezt erschienenen Heften, namentlich in einzelnen Artikeln, z. B. über den Arno, über die Abteien Toskana's, über Arezzo u. a., so umfassende Kenntnisse, so viel gesunde Kritik und tüchtige Verarbeitung gründlicher Vorstudien gezeigt, daß man auch von der Fortsezung des Werks eine ähnliche Haltung sich versprechen darf. Neben dieser Arbeit verdient als ehrenwerthes Unternehmen eines Einzelnen das Lexicon der italienischen Sprache

genannt zu werden, das in der Weise des größern Dictionairs der Crusca durch den Abbate Manuzi besorgt wird. Auch dieses Werk eines Mannes, der, Romagnole von Geburt, hier jezt in Bezug auf Sprache der beste Kenner der Dante'schen Zeit, des ganzen Trecento überhaupt seyn dürfte, macht sich mit jedem Heft mehr geltend, und beweist, daß eine ganz auf Ein Fach concentrirte Thätigkeit, die noch im vorigen Jahrhundert Ungeheures zu leisten vermochte, auch bei den jezigen Italienern noch nicht ganz erstorben ist. Seit einiger Zeit erscheint eine neue Ausgabe des Vasari in Einem Band. Sie ist mit dem dreizehnten Heft jezt bis zum Leben des Perin del Vaga vorgerückt. Brauchbar wird diese Ausgabe namentlich für Toskana seyn; für das übrige Italien dürften dem Herausgeber eben so sehr eigene Anschauung, als ausreichende Notizen gefehlt haben. — Auf dem Felde der belletristischen Literatur ist eine neue Ausgabe des Dante bemerkenswerth, die vom Marchese Gino Capponi, von Niccolini und Borghi besorgt wird. Das erste Heft ist erschienen; es gibt den bloßen Text nach den besten Codices mit ganz wenig Varianten. Es hat sich bei dieser Ausgabe von Neuem bewährt, daß oft die ältern und bessern Handschriften die scheinbar neumodischern Lesarten hatten; die Meinung Ciampi's also, daß der Text des Dante, entstanden aus den sogenannten besten Lesarten, eher entstellt, als hergestellt sey, gewinnt auf diese Weise immer mehr Wahrscheinlichkeit. Von einer vollständigen Sammlung der kleinern Werke Dante's (alle mit Ausnahme der divina commedia) sind bei Allegrini und Mazzoni die zwei ersten Bändchen erschienen. Eine gründliche Untersuchung der lyrischen Gedichte Dante's, welche ihre Echtheit nicht allein nach Codices, sondern aus einer, durch genauestes Studium des Dante, des Cino di Pistoja, ihrer Nachahmer und Zeitgenossen gebildeten, ästhetischen Kritik zu bestimmen vermöchte, wäre ein eben so nothwendiges, als zeitgemäßes Unternehmen. Die Sache wird aber deßwegen schwierig, weil die frühern Herausgeber des Cino eine in ähnlichem Sinn unternommene Arbeit umgangen haben. Fraticelli hat hier ein Bedürfniß der Art gefühlt, und im ersten Bändchen eine philologisch-kritische Untersuchung über die lyrischen Poesien des Dante vorangeschickt. Ist auch nach dem, was jezt vorliegt, die ganze Bedeutsamkeit dieser Ausgabe kaum vom richtigen Standpunkt aufgefaßt und gewürdigt worden, so ist doch so viel Altes von Neuem, und gründlicher als bisher, zur Sprache gekommen, daß die Arbeit aller Aufmerksamkeit würdig und als Material für Dante'sche Literatur beachtungswerth ist. Gegen die gewöhnliche Annahme, daß die divina commedia im Jahr 1300 entstanden sey, behauptet der Verfasser nach bedeutenden Autoritäten, daß die ersten sieben Gesänge bei Lebzeiten der Beatrice, im fünfundzwanzigsten Jahre des Dichters, um 1295 begonnen und vor dem Exil beendigt seyen. Dem Einwurf, daß ja der erste Gesang deutlich vom Dichter in das Jahr 1300 verlegt werde, begegnet er dadurch, daß er meint, dieser und die Rede des Florentiners im sechsten Gesang (im dritten Cirkel: per la dannosa colpa della gola) seyen bei der im Jahr 1306 wieder aufgenommenen Arbeit umgeschmolzen worden. Dabei wird natürlich gleich von der Hand gewiesen, daß unter dem Namen Beatrice bloß eine ideelle Bedeutung verborgen sey; ja die Vergehen, welche Beatrice ihrem Dichter im Purgatorio so ernst verweist, werden vom Verfasser lediglich auf Liebesverhältnisse bezogen, in die Dante sich nach dem Tode der Beatrice verwickelt hätte. Historisch haltbar aber dürfte nach ihm in dieser Beziehung höchstens die Lucchesische Gentuccia seyn. Indem der Verfasser nun über die andern Beweggründe sich verbreitet, welche außer der Liebe den Dichter zu seinem erhabensten Werke begeisterten, charakterisirt er den Patriotismus desselben, und geht von Neuem auf die schwierige Frage ein, wer denn der Veltro sey, den Dante als einen politischen Messias in jenen Versen verheißt:

in fin che il Veltro
Verrà, che la farà morir di doglia.

Da an andern Stellen, im 33sten Gesang des Purgatorio und im 27sten des Paradiso, Aehnliches verkündigt wird, und eine genaue Untersuchung lehrt, daß nicht alle auf Einen Helden passen können, nimmt Fraticelli an, daß Dante nach den verschiedenen Zeitumständen an Uguccione della Faggiuola, an Heinrich VII. und an den Cane della Scala gedacht habe. Indem er im ersten Bändchen den Inhalt jeder Canzone, jeder Sestine, jedes Sonetts u. s. w. angibt, ihre Originalität näher untersucht, die Varianten verzeichnet, nimmt er Gelegenheit, den Titel jener wundervollen Schrift zu beleuchten, welche Dante seine Vita nuova nennt. Aus Stellen des Petrarca, aus andern des Dichters selbst wird dargethan, daß das Wort nuova hier weiter nichts als „jugendlich" bedeute, und also das frühere Jugendleben darunter verstanden sey. Nach dieser Abhandlung folgt im zweiten Bande der Abdruck der lyrischen Poesien selber; der folgende Band wird nun zunächst das Convito mit den Noten des March. Trivulzi und Anderer enthalten, und dann in dem lezten die Briefe, die Abhandlungen de vulgari eloquio und de Monarchia (mit italienischen Uebersezungen) und die Vita nuova nachfolgen. Der Preis der bis jezt erschienenen zwei Bändchen ist höchst gering, die Ausstattung genügend. — Da die Geschichte Italiens bei dem unerschöpflichen, aber nicht immer zugänglichen Material jezt weniger Bearbeiter findet, als andere Fächer, verdienen die Dokumente zur italienischen Geschichte (documenti di storia italiana), welche jezt bei Molini erscheinen, die Beachtung des Auslandes. Der als Buchhändler und ehemaliger Bibliothekar der hiesigen Palatina bekannte Molini stellte bei seinem Aufenthalt in Paris (1831 — 32) vergeblich Nachsuchungen nach einem wichtigen Briefe des Benv. Cellini an, dessen Leben er damals in einer bessern Ausgabe vorbereitete. Dies führte ihn in die öffentliche Bibliothek, welche an ihren 1200 Foliobänden die reichste Quelle authentischer und zum größten Theil eigenhändiger Urkunden besizt. Da sie sich vorzüglich auf die Verhältnisse Frankreichs zu auswärtigen Staaten beziehen, von der Regierung Karls VI. bis auf Ludwig XIV., copirte Molini, was ihm aus den 203 ersten Bänden (die bis auf die Regierung Franz I. gehen) für die Geschichte Italiens wichtig schien. Es sind dies ungefähr fünfhundert Briefe von Päbsten, Königen, Fürsten, Gesandten und Andern, die der Herausgeber in chronologischer Ordnung und mit Noten des March. Gino Capponi, die namentlich Zeit und Namen der unbezeichneten Briefe festzustellen suchen, auf seine Kosten und in seinem Verlag erscheinen läßt. Der erste Band wird bis zum Sacco di Roma, dem Jahr 1527, gehen, und ihm wahrscheinlich die Relation dieser Plünderung beigefügt werden, welche, von Franc. Vettori verfaßt, bis dahin unedirt in einer hiesigen Bibliothek lag. Findet das Unternehmen Unterstüzung, dürfen wir uns auch den Abdruck einer Pisanischen Chronik aus dem 12ten Jahrhundert versprechen, die Molini ebenfalls in Paris copirte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 119.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 18. Mai 1836.

Manent vestigia ruris.
Horat.

Gedichte von Valentin Baur,

Bauern von Hailfingen bei Rottenburg am Neckar. *

Ein Dorfbewohner seinen Freunden.

Nicht an jenes Berges Spitze,
Die mit grauer Burg geziert,
Nicht am alten Rittersitze,
Wo sich Thal in Thal verliert;

Auch nicht, wo ein Strom dem Rheine
Traulich reicht die Wellenhand,
Liegt mein Dörfchen, o das kleine,
Einsam, still und unbekannt.

Ueber jene weite Haide,
Die mit Moos bedeckt und Heu,
Dort an jener grünen Weide,
An dem Meierhof vorbei —
Führt die meilenlange Strecke
Eine schroffe, enge Bahn
Euch durch jenes Waldes Ecke
Zum versteckten Dorf hinan.

Von der einen Höh' zur andern
Mißt das Auge diesen Weg;
Doch umsonst, ihr müßt ihn wandern
Ueber Stauden, Brück' und Steg.
Ihr gedenket an die Gänge,
Die ihr schon zurückgelegt,
Schimpfet über dessen Strenge,
Der das Ziel so weit gesteckt.

Habt ihr etwa Langeweile,
Ist der Weg euch unbequem?
Rathet, Freunde, euch die Zeile:
Macht's euch selber angenehm!

* Dieser Naturdichter, der in seiner Bauerntracht hinter dem Pfluge geht, verdankt seine Bildung ganz sich selbst. Der Zufall hat ihn in den Besitz von Schillers Gedichten und eines Werkes von Posselt gesezt; hieraus hat er, ohne je eine andere als seine Dorfschule besucht, ohne je ein Wort Latein gelernt zu haben, poetische Anregungen, aus dem Conversationslexicon einige historische Kenntnisse, und aus einer alten französischen Grammatik etwas Französisch geschöpft. Seit einigen Jahren — er zählt jezt drei-und-dreißig — hat er zu dichten angefangen. Man wird in den hier mitgetheilten Proben ein bedeutendes Talent nicht verkennen, welches der Aufmunterung und Läuterung würdig ist. Sie sind einer kleinen, auf eigene Kosten in Rottenburg am Neckar gedruckten Sammlung entnommen, welche außer ihnen noch einige fehlerfrei nachgebildete antike Formen, und unter einiger Verworrenheit der Gedanken und nicht immer glücklich angebrachter, dem Dichter innerlich fremder Gelehrsamkeit überraschend poetische Wendungen enthält, ein Zeichen, wie in Schwaben das Feuer der Poesie, niemals ganz erlöschend, unter dem Boden fortbrennt, und oft an Stellen, wo es Niemand erwartet, wieder hervorschlägt.

Pflüger, Hirten nah' und ferne,
Mädchen, grasend am Gehäg',
Die erheitern euch so gerne
Den so ungewohnten Weg.

Werdet ihr dann müd' vom Reisen,
Setzt des Tages Hitz' euch zu;
Will ich euch ein Plätzchen weisen
Zur Erholung und zur Ruh:
Unter jener Linde Schatten,
Deren Laub ein Kreuz bedeckt,
Hat schon Mancher seine matten,
Schwachen Glieder hingestreckt.

Kaum entfernt noch hundert Schritte,
Ahnet ihr ein Dörfchen? nein!
Seyd sogleich in dessen Mitte,
Setzt ihr kaum den Fuß hinein:
Denn da stehen nicht in Masse
Die Gebäude aufgereiht;
Ja, man zählt nur Eine Gasse
In dem Dörfchen weit und breit.

Wollt ihr mit Besuch mich ehren,
Sey mein dringendstes Geschäft,
Vor der Hand euch zu belehren,
Daß ihr mich in Bälde trefft.
Dürft dann Niemand dringend fragen,
Geht zum Röhrenbrunnen hin;
Dort kann jedes Kind euch sagen,
Wo ich hier zu Hause bin.

Der Betrachtende.

Kaum athmend, mit Gedankenstille
Steht er dem Weltgeräusche fern,
Ein fester Standpunkt ist sein Wille,
Sein Geist ist ihm ein Leuchtestern.

Die Luft in Strömen sieht er fließen,
Und blickt sein Auge himmelan,
Ist er der Erste zu begrüßen
Kometen auf der weiten Bahn.

Sein Auge wagt sich in die Sonne,
Durchdringt die finstre Mitternacht;
Naturanschauung gibt ihm Wonne,
Gleich einer Künstesammlung Pracht.

Weil ihn die Menschheit nie geachtet,
Die anderwärts beschäftigt war,
Hat er sie durch und durch betrachtet;
Jetzt liegt sie ihm wie Spiegel klar.

Der Wanderer.

Ein Wandrer sah von den entfernten Höhen
Ganz riesengroß die Hochgebirge stehn,
Kaum traut er sich, denselben nah' zu gehen,
Er schauert schon, von fern sie anzusehn.

Und weiter naht er sich mit scheuem Tritte
Dem Berg, der eine Wolke vor ihm steht,
Er hält zurück, und schüchtern sind die Schritte;
Wer weiß, so denkt er, wie es dir ergeht?

Wer sind die Menschen, die dies Land bewohnen?
Und welcher Fluch bannt dies Geschlecht dahin?
Doch kann ich mich und darf mich nimmer schonen,
Ich geh' dahin, so wahr ich Wandrer bin.

Kaum naht er sich mit schauerlichem Schweigen
Der ungeheuren, schrecklichen Gestalt,
Was zeigt sich ihm, als seine Blicke steigen?
Den Berg bedeckt ein grüner Buchenwald.

Allmählig beugen sich die hohen Rücken,
Der Berg zertheilt in runde Hügel sich,
Die malerische Gegend mehr zu schmücken,
Hebt sich ein Fels so stolz und königlich.

Auf jener Höhe prangen Burgruinen,
Die Hütte deckt ein grün belaubtes Dach,
Und schmucke Dörfer, von der Sonn' beschienen,
Die spiegeln sich im klaren Silberbach.

In Wendungen ziehn sich die Berge weiter,
Es zeigt sich ihm ein grünes Wiesenthal,
Und Menschen findet er so wohl und heiter,
Die wohnen da in ungemeiner Zahl.

Jetzt wünscht er sich, beständig da zu bleiben,
Wählt sich ein Weib und kauft sich Felder an;
Baut sich ein Haus, sein Handwerk da zu treiben,
Bestimmt sein Grab, und haust, so gut er kann.

„Mich schreckt nicht mehr, so sprach er, anzusehen
Der Zukunft Nacht, des Schicksals Barbarei,
Ich fürchte nicht, wohin es sey, zu gehen,
Und wie es geht, das gilt mir einerlei."

Florentinische Nächte.

(Fortsetzung.)

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr ich verdrießlich wurde, als ich einst drei Tage lang vergebens

die kleine Gesellschaft in allen Straßen Londons gesucht, und endlich wohl merkte, daß sie die Stadt verlassen habe. Die Langeweile nahm mich wieder in ihre bleiernen Arme und preßte mir wieder das Herz zusammen. Ich konnte es endlich nicht länger aushalten, sagte ein Lebewohl dem Mob, den Blackguards, den Gentlemen und den Fashionables von England, den vier Ständen des brittischen Reichs, und reiste zurück nach dem civilisirten festen Lande, wo ich vor der weißen Schürze des ersten Kochs, dem ich dort begegnete, anbetend niederkniete. Hier konnte ich wieder einmal wie ein vernünftiger Mensch zu Mittag essen und an der Gemüthlichkeit uneigennütziger Gesichter meine Seele erquicken. Aber Mademoiselle Laurence konnte ich nimmermehr vergessen, sie tanzte lange Zeit in meinem Gedächtnisse, in einsamen Stunden mußte ich noch oft nachdenken über die räthielhaften Pantomimen des schönen Kindes, besonders über das Lauschen mit nach der Erde gebeugtem Ohre. Es dauerte auch eine gute Weile, ehe die abenteuerlichen Triangel- und Trommelmelodien in meiner Erinnerung verhallten.

„Und das ist die ganze Geschichte?" schrie auf einmal Maria, indem sie sich leidenschaftlich emporrichtete. Maximilian aber drückte sie wieder sanft nieder, legte bedeutungsvoll den Zeigefinger auf seinen Mund und flüsterte: „Still! still! nur kein Wort gesprochen! Liegen Sie wieder hübsch ruhig, und ich werde Ihnen das Ende der Geschichte erzählen. Nur bei Leibe unterbrechen Sie mich nicht!" Indem er sich noch etwas gemächlicher in seinem Sessel zurücklehnte, fuhr Maximilian folgendermaßen fort in seiner Erzählung.

Fünf Jahre nach diesem Begebniß kam ich zum ersten Male nach Paris, und zwar in einer sehr merkwürdigen Periode. Die Franzosen hatten so eben ihre Julirevolution aufgeführt, und die ganze Welt applaudirte. Dieses Stück war nicht so gräßlich, wie die frühern Tragödien der Republik und des Kaiserreichs. Nur einige tausend Leichen blieben auf dem Schauplatz. Auch waren die politischen Romantiker nicht sehr zufrieden und kündigten ein neues Stück an, worin mehr Blut fließen würde und wo der Henker mehr zu thun bekäme.

Paris ergötzte mich sehr durch die Heiterkeit, die sich in allen Erscheinungen dort kund gibt und auch auf ganz verdüsterte Gemüther ihren Einfluß ausübt. Sonderbar! Paris ist der Schauplatz, wo die größten Tragödien der Weltgeschichte aufgeführt werden, Tragödien, bei deren Erinnerung sogar in den entferntesten Ländern die Herzen zittern und die Augen naß werden; aber dem Zuschauer dieser großen Tragödien ergeht es hier in Paris, wie es mir einst an der Porte-Saint-Martin erging, als ich die Tour-de-Nesle aufführen sah. Ich kam nämlich hinter eine Dame zu sitzen, die einen Hut von rosenrother Gaze trug, und dieser Hut war so breit, daß er mir die ganze Aussicht auf die Bühne versperrte, so daß ich Alles, was dort tragirt wurde, nur durch die rothe Gaze dieses Hutes sah, und daß mir also alle Greuel der Tour-de-Nesle im heitersten Rosenlichte erschienen. Ja, es gibt in Paris ein solches Rosenlicht, welches alle Tragödien für den nahen Zuschauer erheitert, damit ihm dort der Lebensgenuß nicht verleidet wird. Sogar die Schrecknisse, die man im eigenen Herzen mitgebracht hat nach Paris, verlieren dort ihren beängstigenden Schauer. Unsere Schmerzen werden sonderbar besänftigt. In dieser Luft von Paris heilen alle Wunden viel schneller, als irgend anderswo; es ist in der Luft etwas so Großmüthiges, so Mildreiches, so Liebenswürdiges wie im Volke selbst.

Was mir am besten an diesem Pariser Volke gefiel, das war sein höfliches Wesen und sein vornehmes Ansehen. Süßer Ananasduft der Höflichkeit! wie wohlthätig erquicktest du meine kranke Seele, die in Deutschland so viel Tabaksqualm, Sauerkrautgeruch und Grobheit eingeschluckt! Wie Rossinische Melodien erklangen in meinem Ohr die artigen Entschuldigungsreden eines Franzosen, der am Tage meiner Ankunft mich auf der Straße nur leise gestoßen hatte. Ich erschrak fast vor solcher süßen Höflichkeit, ich, der ich an kerndeutsche Rippenstöße ohne Entschuldigung gewöhnt war. Während der ersten Woche meines Aufenthalts in Paris suchte ich vorsätzlich einige Mal gestoßen zu werden, bloß um mich an dieser Musik der Entschuldigungsreden zu laben. Aber nicht bloß wegen dieser Höflichkeit, sondern auch schon seiner Sprache wegen hatte das französische Volk für mich einen gewissen Anstrich von Vornehmheit; denn, wie Sie wissen, bei uns im Norden gehört die französische Sprache zu den Attributen des hohen Adels, und mit Französischsprechen hatte ich von Kindesbeinen an die Idee der Vornehmheit verbunden. Und so eine Pariser Dame-de-la-Halle sprach besser französisch, als eine deutsche Stiftsdame von vier-und-sechzig Ahnen. Wegen dieser Sprache, die ihm ein vornehmes Ansehen verleiht, hatte das französische Volk in meinen Augen auch etwas allerliebst Fabelhaftes. Dieses entsprang aus einer andern Reminiscenz meiner Kindheit. Das erste Buch nämlich, worin ich französisch lesen lernte, waren die Fabeln von Lafontaine; die naiv vernünftigen Redensarten derselben hatten sich meinem Gedächtnisse am unauslöschlichsten eingeprägt, und als ich nun nach Paris kam und überall französisch sprechen hörte, erinnerte ich mich beständig der Lafontaine'schen Fabeln, ich glaubte immer die wohlbekannten Thierstimmen zu hören: jetzt sprach der Löwe, dann wieder sprach der Wolf, dann das Lamm, oder der Storch, oder die Taube, nicht

selten vermeinte ich auch den Fuchs zu vernehmen, und in meiner Erinnerung erwachten manchmal die Worte:

He! bon jour Monsieur le Corbeau!
Que vous êtes joli, que vous me semblez beau!

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Das Wörterbuch der französischen Akademie.

Es ist nun kein Grund mehr vorhanden, über die Académie française zu spotten, daß sie ein Jahrhundert brauche, um ihr Lexicon der französischen Sprache zu vollenden; noch weniger darf man ihr jezt vorwerfen, sie sey gar nicht gesonnen, diese Arbeit je erscheinen zu lassen, weil die mit derselben beauftragte akademische Commission nur so lange besoldet werde, als sie am Dictionnaire arbeite, was also voraussezen lasse, daß sie stets daran arbeiten werde. Freilich sind manche Commissarien über der Arbeit weggestorben; indessen ist diese doch immer vorgerückt, und zulezt gar zu Ende gekommen. Das Jahr 1836 ist so glücklich gewesen, das Dictionnaire de l'académie française bei Firmin Didot in zwei Quartbänden erscheinen zu sehen. Die Thatsache ist mit vielem Gepränge angekündigt worden, und wirklich ist sie nicht ohne Wichtigkeit. Anderswo ist ein Wörterbuch nur ein Wörterbuch, und nichts weiter; aber in Frankreich ist das Dictionnaire de l'académie française ein Sprachcodex, aus welchem sich Staatsmänner, Rechtsgelehrte und Autoren Raths erholen, und worauf sich Redner und Schriftsteller wie auf ein Gesezbuch berufen. Als gleich zu Anfang der Restauration der damalige Minister Abbé de Montesquiou den Gesezvorschlag in Betreff einer Büchercensur auf den Artikel der Verfassungscharte zu stüzen suchte, worin die Preßfreiheit mit Vorbehalt der Mittel, de réprimer ses abus, verheißen war, suchte der Mann aus dem Wörterbuche der Akademie zu beweisen, daß réprimer Eins sey mit prévenir, und unterdrücken so viel heiße, als zuvorkommen, was ihm aber Niemand glauben wollte, und er selbst vielleicht eben so wenig glaubte. Bei einer diplomatischen Streitigkeit in Belgien mußten im vorigen Jahre, wie die Zeitungen versicherten, die Probebogen des noch nicht erschienenen Dictionnaire de l'académie française schleunig nach Brüssel geschickt werden, so nöthig hatte man den Text des Sprachgesezbuchs, um sich auf denselben berufen zu können. Noch neulich wurde eben dieses Dictionnaire auf der Rednerbühne der Deputirtenkammer beim Worte consolidé citirt, als Beweis, daß der Staat unter consolidirten Renten solche verstehe, die nicht consolidirt sind, das heißt, deren Kapital er zurückzahlen kann. Das Dictionnaire ist also ein Noth- und Hülfsbuch in wichtigen Fällen, und dient den Staatsmännern, wie Vatel und Grotius den Diplomaten. Die Schriftsteller haben mit demselben auf andere Art zu thun. In der französischen Literatur wird ein Wort nur dann für gültig angenommen, wenn es im Dictionnaire de l'académie française steht; hat es nicht die Ehre, darin aufgenommen worden zu seyn, so genießt es auch kein Bürgerrecht, und wird als ein Fremder angesehen, den man zwar beherbergt, der aber mit den Ansäßigen auf keinem gleichen Fuße stehen kann. Bedient sich also ein Schriftsteller eines Wortes oder Ausdrucks, das oder der nicht im Dictionnaire steht, so begeht er einen Sprachfehler, und kann nicht als ein Muster von Correctheit gelten. Daß die Sprache nicht immer dieselbe bleibt, sondern sich nach den Fortschritten der Geistesbildung, oder auch nach den herrschenden Gebräuchen modifizirt, geht die Akademie nichts an, oder wenigstens will sie sich nicht darum bekümmern, sondern fragt nur, ob klassische Schriftsteller das Wort oder den Ausdruck in Aufnahme gebracht haben. Nun sind aber die sogenannten romantischen Schriftsteller in der lezten Zeit mit der Sprache sehr frei umgegangen. Sie haben neue Worte eingeführt, alten Bedeutungen neue untergeschoben, fremde Ausdrücke, Wendungen und Biegungen versucht u. s. w. Diese romantische Schule war nun neugierig, ob die Académie française ihre Eroberungen gut heißen und als das Eigenthum der französischen Sprache anerkennen würde. Sie waren sehr entrüstet, als sie aus der neuen Auflage des Dictionnaire ersahen, daß die Akademie fast gar keine Notiz von dieser vermeinten Bereicherung genommen, sondern nach ihrer alten klassischen Weise den Neuerungen höchst abhold gewesen war. Daher ist denn auch viel gegen das berüchtigte Lexicon geschrien worden. Die Akademiker hat man als linguistische Tories, als Sprachconservative dargestellt, denen vor jeder Neuerung bange ist, und welche daher das Alte mit allen seinen Gebrechen und Mängeln wie ihren Augapfel bewahren. Jemand hat sich die Mühe gegeben, ein Contre-dictionnaire abzufassen, worin alle die Wörter stehen, welche die Akademie nicht anerkannt hat, und doch, nach der Meinung des Verfassers, hätte aufnehmen sollen. Allein dieser Herr hat nicht das Ansehen einer seit Ludwig XIV. bestehenden und von der Regierung besoldeten Akademie, und obschon er zuweilen Recht haben mag, so wird in streitigen Fällen doch nicht sein Lexicon, sondern das akademische zu Rathe gezogen werden. Freilich sezt sich die Nation manchmal über die Akademie weg, und der Gebrauch führt Wörter und Redensarten ein, welche die Akademie zwar nicht anerkannt hatte, die sie aber doch zulezt anerkennen muß. Dazu kommt, daß neue Anstalten, Erfindungen und Dinge manchmal auch neue Worte erfordern. Die bloß technischen Ausdrücke hat die Akademie freilich bei Seite gelassen; diese füllten schon für sich ein eigenes Wörterbuch. Die Verfertigung eines solchen Lexicons sollte man aber nicht einer einzigen Akademie, sondern den gesammten Akademien des königlichen Instituts zur Pflicht machen, und Fabrikanten und Handwerker dabei zu Rathe ziehen. Die Académie française thut sich nicht wenig darauf zu gut, daß sie die Gesezgeberin im Sprachfache ist, und daß die Nation von ihr lernen muß, wie gesprochen werden soll, um correct und elegant sich auszudrücken, was Beides hier mehr beachtet wird, als anderswo. Ein Schnizer in der Sprache würde hier den beredtesten Vortrag eines Deputirten, eines Staatsmannes, eines Professors oder eines Predigers verderben. Alle Schriftsteller und Redner, welche sich einen bedeutenden Ruf erworben haben, wollen daher auch zur Académie française gehören. Sonst konnte man nur durch Schriften oder Prediaten Ansprüche auf einen der vierzig Sessel der Akademie erwerben; jezt aber berechtigt die politische Redekunst ebenfalls zur Kandidatur, und Redner und Staatsmänner wetteifern mit den Schriftstellern, um einen der Sessel zu verdienen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 19. Mai 1836.

> Die für mein Forschen schon zu alte Vorwelt erscheint nur als das jüngste Erzeugniß des Weltentages, auf den äußersten Trümmern einer noch andern Urwelt gebettet, zu deren Aeonen, wie es scheint, die Jahrtausende meines Geschlechts nur wenige, noch übergelassene Augenblicke sind.
>
> G. H. Schubert.

Betrachtungen über Europas Urzeit.

Die große Pariser Bibliothek besizt eine arabische Handschrift aus dem dreizehnten Jahrhundert, in der sich folgende Parabel findet:

„Ich kam eines Tags in eine sehr alte, ausnehmend volkreiche Stadt, und ich fragte einen Mann, wie alt die Stadt sey? Er erwiderte: „Wohl ist unsere Stadt reich und mächtig, aber wie lange sie steht, das wissen wir nicht.“ Es verflossen fünf Jahrhunderte, da kam ich eines Tags an denselben Ort, und siehe, die Stadt war spurlos verschwunden. Ich fragte einen Bauer, der da, wo sie dereinst gestanden, Gras schnitt: „Seit wie lange ist die Stadt hier zerstört?“ „Seltsame Frage!“ rief er; „hier war der Boden von jeher, wie er jezt ist.“ — „Stand aber nicht hier vor Alters eine schöne, große Stadt?“ — „Nein doch,“ antwortete der Bauer; „man sieht ja nichts, und unsere Väter haben uns nie davon gesagt.“ — Fünf Jahrhunderte verflossen, da wollte ich den Ort wieder besuchen, und siehe, er war Meer; am Strande aber fand ich Fischer, und ich fragte sie, seit wann der Boden hier unter Wasser gekommen? Da riefen sie zumal: „Wie kann ein vernünftiger Mensch so fragen? weißt du nicht, daß es hier von jeher so war, wie es ist?“ — Fünf Jahrhunderte verflossen, da kam ich wieder dahin, und siehe, das Meer war verschwunden. Ich fragte einen Mann am einsamen Ort, seit wenn es hier so geworden, und ich bekam dasselbe zur Antwort, wie die frühern Male. Nach nochmals fünf Jahrhunderten kam ich wiederum, und siehe, jezt stand da eine schöne Stadt, aber noch blühender und reicher, als jene alte, und da ich wissen wollte, wann sie gebaut worden, antwortete man mir: „Das wissen wir nicht, und auch unsere Väter wußten es nicht zu sagen.“

Sind hier nicht in poetischem Gewande die geologischen Umwälzungen angedeutet, welche zu verschiedenen Zeiten die Oberfläche der Erde umgestaltet? Wie interessant, daß der Geist des Orients im dreizehnten Jahrhundert die Stufenreihe jener großen Phänomene ahnt und gleichsam den Entdeckungen der jüngsten Zeit voraus eilt! Denn bekanntlich ist es noch gar nicht lange her, seit die Geologie angefangen hat, scheinbar so weit auseinanderliegende Erscheinungen zu verknüpfen, und aus den Trümmern früherer Welten eine Vergangenheit aufzubauen, von der uns Tausende von Jahrhunderten trennen. Jezt ist die Wissenschaft rüstig daran, die Gräber untergegangener Schöpfungen umzuwühlen, und durch sorgfältige Vergleichung ihrer Reste und der mannichfaltigen Erdschichten, welche sie einschließen, gelingt es ihr nach und nach, die physische Beschaffenheit und den geographischen Umriß der Landstriche, welche jene Geschöpfe einst bewohnten, und die

in gewaltigen Catastrophen untergingen, in Gedanken und wenigstens mit großer Wahrscheinlichkeit zu ermitteln. Die Völker, welche gegenwärtig die vornehmsten Träger der Kultur sind, arbeiten gemeinschaftlich am schönen Werke. Deutsche, Franzosen haben Herrliches geleistet, und in neuerer Zeit hat sich auch England mit regem Eifer angeschlossen, besonders seit der Stiftung der Londoner geologischen Gesellschaft. Vor Kurzem hat der Präsident derselben, Charles Lyell, eine lichtvolle Uebersicht des gegenwärtigen Standes der Geologie, nebst seinen eigenen eigenthümlichen Ansichten, gegeben. Wie jeder selbstständige Denker seine Weltansicht, so hat jeder selbstdenkende Naturforscher seine eigene Geogenie, und die Vorstellungen eines hochstehenden Mannes sind immer wichtig und interessant. Wir werden daher im Folgenden einige Ansichten Lyells, welche sich auf interessante, minder bekannte Punkte beziehen, zu entwickeln suchen. Hinsichtlich der dabei zur Sprache kommenden allgemeinen geologischen Thatsachen und der sich immer mehr bestätigenden Theorie von der Emporhebung der Gebirge, können wir uns auf eine Reihe früherer Artikel in diesen Blättern berufen, welche, wie wir hoffen, die bisherigen Eroberungen der Wissenschaft dem größern Publikum anschaulich genug gemacht haben.

Lyells oberster Grundsatz heißt: der Schlüssel zu den großen geologischen Problemen ist die Zeit. Beschränkt man den Geologen nicht in der Zeit, so haben fortan seine Theorien keine Schwierigkeiten mehr. Schreibt man den natürlichen Kräften, wie wir sie jezt unter unsern Augen wirken sehen, schrankenlose Dauer in der Vergangenheit wie in der Zukunft zu, so braucht es keines *Deus ex machina*, das heißt keiner Verrückung der Erdachse, keiner allgemeinen Ueberschwemmungen, keines Zusammenstoßens mit Cometen und anderer Nothbehelfe der Wissenschaft. Das allgemeinste, aller Orten zu beobachtende Faktum ist die Existenz jener zahllosen fossilen Reste, die sich in einer langen Reihe von Erdschichten finden, und deren Beschaffenheit augenfällig zeigt, daß sie dereinst lebendigen Wesen angehört, während anderseits die Zahl der sie umschließenden Erdschichten auf eine Reihe von Jahren oder vielmehr Jahrhunderten hinweist, welche selbst die Einbildungskraft nicht zu ermessen vermag. Ist auch der Mensch verhältnißmäßig jung auf Erden, so ist doch die Welt sehr alt: dies thut die Geologie unwidersprechlich dar.

Bei alle dem hat es diese Wissenschaft keineswegs schon dahin gebracht, aus ihren Theorien alle Hypothesen zu verbannen. Auch Lyell stellt eine auf, allerdings eine sehr annehmliche, aber immerhin eine Hypothese. Er fragt: Ließe sich nicht annehmen, daß das Verrücken von Meer und Festland, die Veränderung des gegenseitigen Verhältnisses von Wasser und Land für sich allein den starken Temperaturwechsel auf der Oberfläche unserer Erde erzeugt hätte? Er bejaht diese Frage und glaubt darthun zu können, daß gegenwärtig nur, durch irgend eine Ursache, das jezt bestehende Verhältniß zwischen den Continenten und den sie umspülenden Meeren bedeutend verändert werden dürfte, um eine Umkehr unserer jetzigen Climate zu bewirken, so sehr, daß sich z. B. die Landstriche unter dem Aequator mit Eis bedeckten und tropische Palmen in der Nähe der Pole wüchsen. Nimmt man sofort an, daß rückwärts in der Zeit das Verhältniß zwischen Wasser und Land wirklich einmal ein ganz anderes gewesen ist, so begreift sich leicht, wie Thiere und Gewächse, welche der jetzigen heißen Zone angehören, ihre Reste auf unsern Gebirgen und an unsern nördlichen Gestaden ablagern konnten. Man sieht dann leicht ein, wie dereinst die riesenhaften Iguanadons, achtzig Fuß lange Eidechsen, in den Wäldern der Grafschaft Sussex leben, wie die seltsamen Ichthyosauren oder Fischeidechsen an den Küsten von Torbay stranden und die abenteuerlichen Pterodactylen, die fossilen Harpien, in den Farrenwäldern an den Ufern der Severn umherflattern konnten. Korallenriffe konnten sich damals in den Meeren erheben, wo jezt der Wallfisch und der Narval schlafen; mächtige Schildkröten konnten ihre Eier in den glühenden Sand legen, wo jezt der Seehund liegt und der Bär auf Eisschollen lebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Florentinische Nächte.

(Fortsetzung.)

Solche fabelhafte Reminiscenzen erwachten aber in meiner Seele noch viel öfter, wenn ich zu Paris in jene höhere Region gerieth, welche man die Welt nennt. Dieses war ja eben jene Welt, die dem seligen Lafontaine die Typen seiner Thiercharaktere geliefert hatte. Die Wintersaison begann bald nach meiner Ankunft in Paris, und ich nahm Theil an dem Salonleben, worin sich jene Welt mehr oder minder lustig herumtreibt. Als das Interessanteste dieser Welt frappirte mich nicht sowohl die Gleichheit der feinen Sitten, die dort herrscht, sondern vielmehr die Verschiedenheit ihrer Bestandtheile. Manchmal, wenn ich mir in einem großen Salon die Menschen betrachtete, die sich dort friedlich versammelt, glaubte ich mich in jenen Raritätenbutiken zu befinden, wo die Reliquien aller Zeiten kunterbunt neben einander ruhen: ein griechischer Apollo neben einer chinesischen Pagode, ein mexikanischer Vitzliputzli neben einem gothischen Ecce-homo, egyptische Götzen mit Hundsköpfchen, heilige Fratzen von Holz, von Elfenbein, von Metall

u. s. w. Da sah ich alte Mousketaires, die einst mit Marie Antoinette getanzt, Republikaner von der gelinden Observanz, die in der Assemblee nationale vergöttert wurden, Montagnards ohne Barmherzigkeit und ohne Flecken, ehemalige Direktorialmänner, die im Luxemburg gethront, Großwürdenträger des Empires, vor denen ganz Europa gezittert, herrschende Jesuiten der Restauration, kurz lauter abgefärbte, verstümmelte Gottheiten aus allen Zeitaltern, und woran Niemand mehr glaubt. Die Namen heulen, wenn sie sich berühren, aber die Menschen sieht man friedsam und freundlich neben einander stehen, wie die Antiquitäten in den erwähnten Butiken des Quai Voltaire. In germanischen Landen, wo die Leidenschaften weniger disciplinirbar sind, wäre ein gesellschaftliches Zusammenleben so heterogener Personen etwas ganz Unmögliches. Auch ist bei uns, im kalten Norden, das Bedürfniß des Sprechens nicht so stark, wie im wärmern Frankreich, wo die größten Feinde, wenn sie sich in einem Salon begegnen, nicht lange ein finsteres Schweigen beobachten können. Auch ist in Frankreich die Gefallsucht so groß, daß man eifrig dahin strebt, nicht bloß den Freunden, sondern sogar den Feinden zu gefallen. Da ist ein beständiges Drapiren und Minaudiren, und die Weiber haben hier ihre liebe Mühe, die Männer in der Koketterie zu übertreffen; aber es gelingt ihnen dennoch.

Ich will mit dieser Bemerkung nichts Böses gemeint haben, bei Leibe nichts Böses in Betreff der französischen Frauen, und am allerwenigsten in Betreff der Pariserinnen. Bin ich doch der größte Verehrer derselben, und ich verehre sie ihrer Fehler wegen noch weit mehr, als wegen ihrer Tugenden. Ich kenne nichts Treffenderes, als die Legende, daß die Pariserinnen mit allen möglichen Fehlern zur Welt kommen, daß aber eine holde Fee sich ihrer erbarmt und jedem ihrer Fehler einen Zauber verleiht, wodurch er sogar als ein neuer Liebreiz wirkt. Diese holde Fee ist die Grazie. Sind die Pariserinnen schön? Wer kann das wissen! wer kann alle Intriguen der Toilette durchschauen, wer kann entziffern, ob das echt ist, was der Tüll verräth, oder ob das falsch ist, was das bauschige Seidenzeug vorprahlt! Und ist es dem Auge gelungen, durch die Schale zu dringen, und sind wir eben im Begriff, den Kern zu erforschen, dann hüllt er sich gleich in eine neue Schale, und nachher wieder in eine neue, und durch diesen unaufhörlichen Modewechsel spotten sie des männlichen Scharfblicks. Sind ihre Gesichter schön? Auch dieses wäre schwierig zu ermitteln. Denn alle ihre Gesichtszüge sind in beständiger Bewegung, jede Pariserin hat tausend Gesichter, eins lachender, geistreicher, holdseliger als das andere, und sezt denjenigen in Verlegenheit, der darunter das schönste Gesicht auswählen, oder gar das wahre Gesicht errathen will. Sind ihre Augen groß? was weiß ich! Wir untersuchen nicht lange das Caliber der Kanone, wenn ihre Kugel uns den Kopf entführt; und wen sie nicht treffen, diese Augen, den blenden sie wenigstens durch ihr Feuer, und er ist froh genug, sich in sicherer Schußweite zu halten. Ist der Raum zwischen Nase und Mund bei ihnen breit oder schmal? Manchmal ist er breit, wenn sie die Nase rümpfen; manchmal ist er schmal, wenn ihre Oberlippe sich übermüthig bäumt. Ist ihr Mund groß oder klein? Wer kann wissen, wo der Mund aufhört und das Lächeln beginnt? Damit ein richtiges Urtheil gefällt werde, muß der Beurtheilende und der Gegenstand der Beurtheilung sich im Zustande der Ruhe befinden. Aber wer kann ruhig bei einer Pariserin bleiben, und welche Pariserin ist jemals ruhig? Es gibt Leute, welche glauben, sie könnten den Schmetterling ganz genau betrachten, wenn sie ihn mit einer Nadel auf's Papier festgestochen haben. Das ist eben so thöricht, wie grausam. Der angeheftete, ruhige Schmetterling ist kein Schmetterling mehr. Den Schmetterling muß man betrachten, wenn er um die Blumen gaukelt, und die Pariserinnen muß man betrachten, nicht in ihrer Häuslichkeit, wo sie mit der Nadel in der Brust befestigt sind, sondern im Salon, bei Soiréen und Bällen, wenn sie mit den gestickten Gaze- und Seidenflügeln dahinflattern, unter den blitzenden Krystallkronen der Freude. Dann offenbart sich bei ihnen eine hastige Lebenssucht, eine Begier nach süßer Betäubung, ein Lechzen nach Trunkenheit, wodurch sie fast grauenhaft verschönert werden, und einen Reiz gewinnen, der unsere Seele zugleich entzückt und erschüttert.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, Mai.

Die Gesellschaft vor 1830.

In der mit eben so vieler Ruhe als Unparteilichkeit geschriebenen Geschichte der belgischen Revolution, von Charles White (in Deutschland durch seinen geistreichen Roman: Herbert Milton, vortheilhaft bekannt) — dem einzigen Werke, welches darauf Anspruch machen kann, als eine, sowohl die Kriegsbegebenheiten, als diplomatischen Verhandlungen umfassende, Recht und Unrecht beider Parteien ohne Leidenschaft abwägende Darstellung betrachtet zu werden, liest man eine Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse der Hauptstadt vor der großen Krisis des Jahres 1830. Man wird darin freilich den Ausländer bemerken, aber es ist ein Ausländer, welchen langjähriger Aufenthalt auf dem Continente befähigt hat, ein Wort mitzusprechen, namentlich wo die Eingebornen zu sehr einander schroff gegenüber stehenden Gesinnungen und Ansichten Raum geben, um auf den richtigen Standpunkt des Beobachters gelangen zu können. Ich bin erst seit Kurzem hier und halte es für passend, die Schilderung des Engländers von Brüssels gesellschaftlicher Vergangenheit, welche leider nur zu sehr auch

auf die Gegenwart paßt, gleichsam als Einleitung meinen eigenen Beobachtungen voranzuschicken.

Um Eifersucht zu hindern und die aus der Civilliste entspringenden Vortheile gleichmäßig zu vertheilen, wie auch um die den Gliedern des gesezgebenden Körpers durch ihre Versezung bereiteten Unkosten und Verhinderungen in's Gleichgewicht zu stellen, hatte das Staatsgrundgesez verordnet, daß die Sizungen abwechselnd zu Brüssel und im Haag statthinden sollten. Die königliche Familie verfügte sich demgemäß von einer Stadt zur andern zu Anfang Oktobers jeden Jahres, damit der Herrscher bereit seyn möchte, die Kammern zu eröffnen, was regelmäßig am dritten Montage des genannten Monats stattfand. Entweder aus Beweggründen der Oeconomie oder der Bequemlichkeit folgte indeß das diplomatische Corps selten dem Hofe nach Holland, mit Ausnahme des dänischen Gesandten und des brittischen Botschafters, welcher leztere dafür eine Zulage zu seiner ungeheuren Besoldung erhielt, welche früher 14.000 Pfund, und auch nach einer spätern Verminderung immer noch 12.000 betrug. — Die Fremdenmasse zu Brüssel war aus den sonderbarsten Elementen zusammengesezt: die Stadt war unter der niederländischen Regierung ein Stelldichein, eine Repräsentativversammlung aller mißvergnügten Geister Europa's geworden. Königsmörderische Conventsmitglieder, verbannte Napoleonisten, verfolgte Carbonari, flüchtige Polen, in Ungnade gefallene Russen und manche Andere aus allen europäischen Ländern fanden sich in der Hauptstadt Brabants zusammen. Indem sie sich hier an solche anschlossen, welche für die unzufriedensten Theile der Gesellschaft gelten konnten, ließen sie nicht nur ihren Bemerkungen über ihre eigenen Regierungen freien Lauf, sondern trugen viel dazu bei, die Eingebornen gegen die ihrige zu reizen und aufzuhezen. Unter den Fremden gab es ohne Zweifel gewissenhafte, aufgeklärte und ehrenwerthe Männer, aber auch Individuen von zerrüttetem Vermögen und verzweifeltem Charakter, Leute, deren einziges Element Unruhe und Bürgerzwist war, die bei Unruhen nichts zu verlieren, aber Alles zu gewinnen hatten, und bei denen das Elend, welches solche Unruhen über die Mehrzahl herbeiführen mußten, nicht in Anschlag kam. Gefährlichere Gäste konnten nie am Busen eines Landes Schuz finden; dies war ein Krebs, gegen den es keine Hülfe gab, als willkührliche Polizeimaßregeln oder ein Fremdengesez. Aber in welcher Art auch solches gegen einige wenige Individuen hätte gehandhabt werden können, mit Gewißheit läßt sich aussagen, daß des Königs Gefühle den Maßregeln gegen Leute widerstrebten, welche nirgends auf dem Continent persönliche Sicherheit fanden, oder so großer Freiheit genießen konnten, wie hier, wenn sie sich offenbarer Handlungen gegen den Staat enthielten. Freilich muß man dabei fragen, hatte die Regierung keine Forderungen an die Verbannten zu stellen? Waren Leztere nicht verpflichtet, die ihnen Schuz bietenden Geseze zu achten? Legten die Rechte der Gastfreundschaft und das Gefühl der Dankbarkeit ihnen keine Verpflichtungen auf? Sie waren nicht genöthigt, zu bleiben, wohl aber verbunden, ruhige Zuschauer bürgerlichen Unfriedens zu bleiben und sich nicht in legislative Verhältnisse zu mischen.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, April.

(Fortsezung.)

Die Kandidaten zur Akademie.

Als neulich der ehemalige Minister Lainé starb, war von Leuten, welche glaubten, ein Minister müsse den andern in der Akademie ersezen, der vormalige Staatsminister Molé in Vorschlag gebracht worden, und man zweifelte kaum, diesen ziemlich einflußreichen Mann, der auch ein bedeutendes Rednertalent besizt, werde die Akademie wählen. Thiers, als Mitglied der Akademie, wohnte der Wahl bei, wie denn überhaupt die zur Akademie gehörenden Staatsbeamten, wenn es an's Wählen geht, selten in derselben fehlen, wo man sie sonst nicht häufig antrifft. Thiers rühmte den hellen Geist Molé's, seine Gewandtheit in Auffassung und Darstellung der verwickeltsten Angelegenheiten u. s. w. Dennoch bekam nicht Molé, sondern der Dichter Dupaty, der nach vielen mißlungenen Bewerbungen zulezt kaum noch eine Stelle in der Akademie gehofft, die Stimmenmehrheit. Victor Hugo hatte sich auch um die Stelle gemeldet, bekam aber nur einige Stimmen. Einige kleine Tageblätter ließen ihren Unmuth darüber aus, daß man einem großen Dichter, wie Victor Hugo, einen Operettendichter habe vorziehen mögen, der sich mit dem genialen Odendichter nicht messen könne. Allein die Académie française zittert und bebt, wie gesagt, vor aller Neuerung; Victor Hugo ist in ihren Augen ein poetischer Revolutionär, und sie würde glauben, der Sprachrevolution die Thüre zu öffnen, wenn sie einen so gefährlichen Neuerer hineinließe. Nur Schritt vor Schritt gibt sie der öffentlichen Meinung und dem gesunden Verstande nach; jezt ist ihr Urtheil über Victor Hugo noch nicht reif genug, allein später wird sie sein Verdienst wahrscheinlich erkennen und ihn aufnehmen, wie sie Lamartine aufgenommen hat. Auch gegen Scribe hatte sie lange Zeit Vorurtheile; zulezt hat sie doch nachgegeben und ihn zum Akademiker gemacht. Victor Hugo wird es wahrscheinlich eben so gehen; aber eine Zeit lang wird sie ihm noch Dichter vorziehen, denen seine Genialität abgeht, die aber ein Talent besizen, welches sie vor Allem zu schäzen sich für verbunden hält, nämlich das Talent, elegant zu schreiben. Dupaty ist der Sohn des durch seine Briefe über Italien berühmten Gerichtspräsidenten, und hat hauptsächlich nur Operetten geschrieben, welche, zum Unglück für ihn, nicht von den berühmtesten Meistern in Musik gesezt worden sind, z. B. Mademoiselle de Guise, Félicie, le second Chapitre; nur zu zweien, le Poète et le Musicien und la jeune Prude, hat Dalayrac, und zu zwei andern, Françoise de Foix und Ninon chez Madame de Sevigné, einer kleinen, schön versifizirten und witzig geschriebenen Operette, hat Berton die Musik geliefert. Die Intrigue aux fenêtres, Musik von Nicolo, ist von Dupaty und Bouilly. Ersterer hat nur Ein bedeutendes Lustspiel, la Prison militaire, geschrieben; auch hat man mehrere Vaudevilles von ihm, als les deux Pères und Arlequin tout seul; aber von all diesen Stücken haben sich nur noch einige Operetten auf der Bühne erhalten, in Paris wenigstens. Nun gibt es aber der Schriftsteller, welche einige gute Theaterstücke geliefert haben, in Paris wenigstens zwanzig, und somit können noch manche Theaterdichter ihre Ansprüche auf einen Siz in der Akademie geltend machen. Von sonstigen Dichtungen kennt man von Dupaty vorzüglich nur Ein Gedicht, les Délateurs, die Angeber, wozu die vielen heimlichen Anklagen und Angebereien, welche in der ersten Zeit der Bourbonischen Restauration von ihrer Polizei mit Dank aufgenommen und manchmal auch belohnt wurden, Veranlassung gaben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 121.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 20. Mai 1836.

— Heut hab' ich sie gesehn,
So schön wie reizend, wie ersehnt so schön;
Nun ist mein Sinn, mein Wesen streng umfangen.

Goethe.

Florentinische Nächte.

(Fortsetzung.)

Dieser Durst, das Leben zu genießen, als wenn in der nächsten Stunde der Tod sie schon abriefe von der sprudelnden Quelle des Genusses, oder als wenn diese Quelle in der nächsten Stunde schon versiegt seyn würde, diese Hast, diese Wuth, dieser Wahnsinn der Pariserinnen, wie er sich besonders auf Bällen zeigt, mahnt mich immer an die Sage von den todten Tänzerinnen, die man bei uns die Willis nennt. Diese sind nämlich junge Bräute, die vor dem Hochzeittage gestorben sind, aber die unbefriedigte Tanzlust so gewaltig im Herzen bewahrt haben, daß sie nächtlich aus ihren Gräbern hervorsteigen, sich schaarenweis an den Landstraßen versammeln und sich dort während der Mitternachtsstunde den wildesten Tänzen überlassen. Geschmückt mit ihren Hochzeitkleidern, Blumenkränze auf den Häuptern, funkelnde Ringe an den bleichen Händen, schauerlich lachend, unwiderstehlich schön, tanzen die Willis im Mondschein, und sie tanzen immer um so tobsüchtiger und ungestümer, je mehr sie fühlen, daß die vergönnte Tanzstunde zu Ende rinnt und sie wieder hinabsteigen müssen in die kalte Ruhe des Grabes.

Es war auf einer Soirée in der Chaussée d'Antin, wo mir diese Betrachtung recht tief die Seele bewegte. Es war eine glänzende Soirée, und nichts fehlte an den herkömmlichen Ingredienzen des gesellschaftlichen Vergnügens: genug Licht, um beleuchtet zu werden, genug Spiegel, um sich betrachten zu können, genug Menschen, um sich heiß zu drängen, genug Zuckerwasser und Eis, um sich wieder abzukühlen. Man begann mit Musik. Franz Liszt hatte sich an's Fortepiano drängen lassen, strich seine Haare aufwärts über die geniale Stirne, und lieferte eine seiner brillantesten Schlachten. Die Tasten schienen zu bluten. Wenn ich nicht irre, spielte er eine Passage aus den Palingenesieen von Ballanche, dessen Ideen er in Musik übersezte, was sehr nützlich für diejenigen, welche die Werke dieses berühmten Schriftstellers nicht im Originale lesen können. Nachher spielte er den Gang zur Hinrichtung, la marche au supplice, von Berlioz, das treffliche Stück, welches dieser junge Musiker, wenn ich nicht irre, am Morgen seines Hochzeittages componirt hat. Im ganzen Saale erblassende Gesichter, wogende Busen, leises Athmen während der Pausen, endlich tobender Beifall. Die Weiber sind immer wie berauscht, wenn Liszt ihnen etwas vorgespielt hat. Mit tollerer Freude überließen sie sich jezt dem Tanz, die Willis des Salon, und ich hatte Mühe, mich aus dem Getümmel in ein Nebenzimmer zu retten.

Hier wurde gespielt, und auf großen Sesseln ruhten einige Damen, die den Spielenden zuschauten, oder sich wenigstens das Ansehen gaben, als interessirten sie sich für das Spiel. Als ich einer dieser Damen vorbeistreifte und ihre Robe meinen Arm berührte, fühlte ich von der Hand bis hinauf zur Schulter ein leises Zucken, wie von einem sehr schwachen, elektrischen Schlage. Ein solcher Schlag durchfuhr aber mit der größten Stärke mein ganzes Herz, als ich das Antlitz der Dame betrachtete. Ist sie es, oder ist sie es nicht? Es war dasselbe Gesicht, an Form und sonniger Färbung einer Antike gleich; nur war es nicht mehr so marmorrein und marmorglatt, wie ehemals. Dem geschärften Blicke waren auf Stirn und Wange einige kleine Brüche, vielleicht Pockennarben, bemerkbar, die hier ganz an jene feinen Witterungsflecken mahnten, wie man sie auf dem Gesichte von Statuen, die einige Zeit dem Regen ausgesezt standen, zu finden pflegt. Es waren auch dieselben schwarzen Haare, die in glatten Ovalen wie Rabenflügel die Schläfe bedeckten. Als aber ihr Auge dem meinigen begegnete, und zwar mit jenem wohlbekannten Seitenblick, dessen rascher Bliz mir immer so räthselhaft durch die Seele schoß, da zweifelte ich nicht länger: es war Mademoiselle Laurence.

Vornehm hingestreckt in ihrem Sessel, in der einen Hand einen Blumenstrauß, mit der andern gestüzt auf die Armlehne, saß Mademoiselle Laurence unfern eines Spieltisches und schien dort dem Wurf der Karten ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Vornehm und zierlich war ihr Anzug, aber dennoch ganz einfach, von weißem Atlas. Außer Armbändern von Perlen trug sie keinen Schmuck. Eine Fülle von Spitzen bedeckte den jugendlichen Busen, bedeckte ihn fast puritanisch bis zum Halse, und in dieser Einfachheit und Zucht der Bekleidung bildete sie einen rührend lieblichen Contrast mit einigen ältern Damen, die, buntgepuzt und diamantenblitzend, neben ihr saßen und die Ruinen ihrer ehemaligen Herrlichkeit zur Schau trugen. Sie sah noch immer wunderschön und entzückend verdrießlich aus; es zog mich unwiderstehbar zu ihr hin, und endlich stand ich hinter ihrem Sessel, brennend vor Begier, mit ihr zu sprechen, jedoch zurückgehalten von zagender Delikatesse.

Ich mochte wohl schon einige Zeit schweigend hinter ihr gestanden haben, als sie plötzlich aus ihrem Bouquet eine Blume zog, und, ohne sich nach mir umzusehen, über ihre Schulter hinweg mir diese Blume hinreichte. Sonderbar war der Duft dieser Blume, und er übte auf mich eine eigenthümliche Verzauberung. Ich fühlte mich entrückt aller gesellschaftlichen Förmlichkeit, und mir war wie in einem Traume, wo man allerlei thut und spricht, worüber man sich selber wundert, und wo unsere Worte einen gar kindisch traulichen und einfachen Charakter tragen. Ruhig, gleichgültig, nachlässig, wie man es bei alten Freunden zu thun pflegt, beugte ich mich über die Lehne des Sessels und flüsterte der jungen Dame in's Ohr: „Mademoiselle Laurence, wo ist denn die Mutter mit der Trommel?“ — „Sie ist todt,“ antwortete sie in demselben Tone, eben so ruhig, gleichgültig, nachlässig. Nach einer kurzen Pause beugte ich mich wieder über die Lehne des Sessels und flüsterte der jungen Dame in's Ohr: „Mademoiselle Laurence, wo ist denn der gelehrte Hund?“ — „Er ist fortgelaufen in die weite Welt,“ antwortete sie wieder in demselben ruhigen, gleichgültigen, nachlässigen Tone. Und wieder nach einer kurzen Pause beugte ich mich über die Lehne des Sessels und flüsterte der jungen Dame in's Ohr: „Mademoiselle Laurence, wo ist denn Monsieur Türlütü, der Zwerg?“ — „Er ist bei den Riesen auf dem Boulevard du Temple,“ antwortete sie. Sie hatte aber kaum diese Worte gesprochen, und zwar in demselben ruhigen, gleichgültigen, nachlässigen Tone, als ein ernster, alter Mann von hoher militärischer Gestalt zu ihr hintrat und ihr meldete, daß ihr Wagen vorgefahren sey. Langsam von ihrem Sitze sich erhebend, hing sie sich Jenem an den Arm, und ohne auch nur einen Blick auf mich zurückzuwerfen, verließ sie mit ihm die Gemächer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über Europas Urzeit.

(Fortsetzung.)

Eine Menge unzweideutiger Zeichen weisen darauf hin, daß der Landstrich, der später das gegenwärtige Europa wurde, zur Zeit, da die große Ablagerung der Steinkohle erfolgte, selbst hoch nach Norden hinauf ein sehr warmes Clima hatte. Die Gesammtheit der bis jezt beobachteten geologischen Thatsachen, der Umstand, daß in den der genannten Periode entsprechenden Gebirgsarten keine Reste großer vierfüßiger Landthiere vorkommen, ganz besonders aber der höchst interessante Punkt, daß jene fossile Flora in ihrem Charakter ganz der Flora jetziger, von den Continenten weit abliegender Inseln entspricht, machen es höchst wahrscheinlich, daß die Stelle des nördlichen Europas damals ein großer Ocean einnahm, mit zahlreichen Inselgruppen, die so ziemlich dem indisch-japanischen Archipelagus mit seinen untermeerischen Vulkanen und Coralleninseln gleichen mochten. Beim Verein starker Feuchtigkeit und großer Wärme entwickelte sich die Vegetation dieses Archipelagus in riesenhaftem Maßstabe; ihre sich häufenden Reste bildeten nach und nach die Steinkohlenflötze, später wurden wohl

diese Kohlenschichten durch vulkanische Ausbrüche begraben, und neue Erdlager stiegen von Zeit zu Zeit aus dem Wasser empor. Große Flüsse strömten durch diese Inseln, und in ihnen lebten Krokodille und andere riesenhafte eierlegende Vierfüßer, Pflanzenfresser und Fleischfresser, sämmtlich Geschlechtern angehörend, die sich jezt nicht mehr auf Erden finden.

Je mehr man von dieser ungeheuer weit rückwärts liegenden Zeit gegen die jetzige Epoche heraufrückt, desto zahlreicher treten bekanntlich Thiere und Pflanzen auf, welche in unsern jetzigen Climaten leben könnten. Es ist dies der Zeitraum der sogenannten tertiären Bildungen, während dessen der Umfang des Festlandes in unsern Breiten bedeutend zunahm, wogegen vielleicht in der Nähe des Aequators Länder untergingen. Damit eröffnet sich die Reihe von Erscheinungen, wodurch Europa nach mannichfachen Umwälzungen seinen gegenwärtigen Umriß erhielt. Die dicken Kohlenflötze, welche ganz den Charakter der Flora heißer Länder tragen, wurden in die Tiefe begraben, und der Ocean, aus dem sich die tertiären Gebirge bildeten, überfluthete einen großen Theil des alten europäischen Archipelagus. Den damaligen Umriß der Länder, welche wir heutzutage bewohnen, hat man sich ohngefähr so vorzustellen. Die brittischen Inseln waren bereits ganz über die Wasser emporgestiegen, mit Ausnahme des Kalkbassins von London, Norfolks und der Insel Wight. Ein Drittheil von Frankreich lag noch unter Wasser; Italien bestand nur aus einem langen, schmalen Gebirgsrücken, der einen Ausläufer der Alpen, von Savona aus, vorstellte. Die Türkei und Griechenland südlich von der Donau lagen bereits trocken, und ein langes Hochland erstreckte sich von den Vogesen durch Mitteldeutschland, Böhmen und das nördliche Ungarn, und lehnte sich vielleicht an den Balkan. Der ganze ungeheure Raum, der das nördliche Europa und Asien umfaßt, ostwärts von Holland bis in die Tartarei, nordwärts von Sachsen bis nach Schweden und an den Ural, lag noch unter Wasser. Später müssen in Folge gewaltiger, unterirdischer Bewegungen die weiten Ebenen, welche jezt den Norden von Europa und Asien bilden, emporgehoben worden seyn, und damit hat auch das schon früher vorhandene Land eine weit ansehnlichere Höhe bekommen. So sind seit jener Zeit die Alpen, wie fast der Augenschein lehrt, um zwei bis viertausend Fuß höher geworden, auch die Pyrenäen, ja selbst der Jura scheinen erst seitdem zu ihrer gegenwärtigen Höhe gelangt zu seyn. Allem nach müssen also gewaltige Emporhebungen von Land den Boden des Oceans, der den europäischen Steinkohlenarchipelagus zerstört, bedeutend verändert haben, und andernseits erklären wohl diese Hebungen hinreichend die seit jener fernen Zeit bis jezt mit unserem Clima vorgegangene Veränderung.

Die Geologie spricht fortwährend von Erschütterungen, Umwälzungen, Hebungen, allmählichen und plötzlichen Verrückungen von Wasser und Land, und wohl hat sie volles Recht dazu: denn bei jedem Schritte auf dieser unserer Welt treffen wir augenfällige Spuren, unwidersprechliche Zeugen solcher auf einander folgenden Umwandlungen. Welches ist nun aber die Kraft, der wir so ungeheure Wirkungen zuschreiben müssen, und wo hat sie ihren Sitz? Der Eine leitet die Erscheinungen vom Centralfeuer der Erde ab, der Andere erklärt sie auf astronomischem, ein Dritter auf chemischem Wege, ein Vierter nimmt Elektricität und Magnetismus zu Hülfe. Dem Astronomen ist die Erde ein verdichteter Nebelstern, dem Chemiker eine Kugel von Potassium und Silicium; der Physiker im engern Sinn vergleicht sie mit einer galvanischen Batterie, der Mineralog betrachtet sie als einen großen Krystall, und in den Augen des Zoologen ist sie ein ungeheures Thier, die Lava sein Blut, die Erdbeben sein Herzschlag, Vulkane seine Nüstern. Die echte Geologie hält sich an keine dieser Träumereien; vom eigentlichen Wesen der die Erdoberfläche bildenden Kräfte weiß sie nichts; sie beobachtet und vergleicht nur ihre Wirkungen und schäzt darnach jene Kräfte. Ihre Wirkungen weisen nun aber darauf hin, daß die Kraft eine unterirdische und eine über alle Vorstellung gewaltige ist. Man muß zugeben, daß sie im Stande ist, den geschichteten Boden des Oceans emporzuheben und zu trockenem Lande zu machen, und zwar bald durch plötzlichen Stoß, bald durch langsamen Druck, daß sie ganze Bergketten zu ungeheuren Höhen zu erheben vermag, und endlich, daß gewaltige Lager festen Gesteins dadurch können zerbrochen, zerworfen und übereinander gestürzt werden, wie man es so oft sieht. Man gibt gleichfalls zu, daß diese unbekannte Kraft dieselbe ist, welche Vulkane und heiße Quellen erzeugt, dieselbe, welche mit ungeheurer Gewalt die krystallinischen Massen des Granits und Porphyrs durch das darübergelagerte Gestein hindurchgetrieben hat. Man kommt ferner so ziemlich darin überein, daß die Eigenschaft der Wärme, die Körper auszudehnen, das Hauptagens jener seltsamen, gewaltigen Kraft sey, welche die steinige Rinde unsers Planeten so tausendfältig zerklüftet hat, daß wir überall auf ihre Spuren stoßen; denn überall entströmen heiße Wasser und Dämpfe den Ritzen des Bodens, überall nimmt die Wärme immer mehr zu, je tiefer man in den Boden eindringt, überall zeigt das Gestein deutliche Spuren von Schmelzung und Verglasung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Dupaty. Victor und Abel Hugo.

Es gehörte damals Muth dazu, diesen Schandfleck der Bourbonischen Polizei kühn aufzudecken und in seiner Gehässigkeit zu schildern. Dupaty hat wenigstens dieses Verdienst, welches er auch selbst in seinem Gedichte geltend macht:

Loin de se ralentir, mon audace redouble:
Mes accens par l'effroi ne sont point retenus:
J'écris pour que mon coeur et mes vers soient connus.
Le perfide frémit au récit de son crime:
Souvent il pâlit même en attendant la rime.
Il fuit, mais sa mémoire, importune au pervers,
Jusques dans son sommeil lui redira mes vers.

Indessen wurden damals so viele Klagen über die von der Polizei begünstigte Angeberei laut, daß Dupaty nur deßwegen Aufsehen erregte, weil er in geistreichen Versen sagte, was so manche Andere in gewöhnlicher Prosa klagten. Solche elegante, witzige Verse macht Victor Hugo freilich selten; aber dagegen hat Dupaty nie Oden gedichtet, wie die Hugoschen. Auch im dramatischen Fache ist Witz sein Hauptvorzug, weßhalb er sich nicht von der Operette und dem Vaudeville entfernt, wogegen V. Hugo das romantische Element vorzüglich kultivirt. Dlle. Mars, welche sich, ihres außerordentlichen Talentes ungeachtet, mit diesem Elemente nicht recht vertraut machen kann, hat auf der Bühne des Théâtre français die Rollen, die sie in den Hugo'schen Schauspielen übernommen hatte, aufgegeben, und da man eigends eine Schauspielerin vom Porte St. Martintheater, Madame Dorval, beim Théâtre français angeworben hatte, um in den neuern romantischen Stücken zu spielen, so sind dieser die von Dlle. Mars abgegebenen Rollen zugefallen. So spielt sie denn jezt die Thisbe in V. Hugo's Angelo Tyran de Padoue, und zwar in dem Geiste, worin der Dichter die Rolle entworfen hat. Natürlich finden die alten klassischen Habitués des Théâtre français die Schauspielerin nicht besser, als das Schauspiel selbst; aber unter den jungen Leuten hat V. Hugo eifrige Bewunderer und einen bedeutenden Anhang; dennoch vermögen sie nicht ihres Meisters dramatischen Versuchen einen dauernden Beifall zu verschaffen. Sie vertheidigen seine Genialität mit dem Munde, und im Nothfalle auch wohl mit den Fäusten, wie einige Nichtbewunderer bei den ersten Aufführungen der Hugo'schen Stücke auf ihre Unkosten erfahren haben. Dies macht aber V. Hugo zu keinem vollendeten Muster in der Dramatik, und versichert seinen Schauspielen keinen bleibenden Werth. V. Hugo hat einen Bruder, der nicht dichtet, sondern fleißig Materialien zu verschiedenen Werken zusammenträgt; Victor scheint in dieser Familie den Erfindungsgeist zu besitzen, Abel hat die Belesenheit und die Geduld, aus vielen Büchern neue zu machen. So ist er Verfasser der France pittoresque, eines heftweise erschienenen Kupferwerks, welches vor einigen Jahren, als die Pfennigmagazine im größten Flor waren, so reißend abging, daß 30,000 Exemplare davon abgesezt wurden. Dieses Werk in drei starken Bänden ist aus einer Menge von statistischen und geographischen Werken zusammengetragen, und mit einer Menge eben nicht vorzüglicher Kupfer, Ansichten, Trachten und Portraits darstellend, geziert. Durch den großen Absatz dieses Werkes aufgemuntert, hat der Verfasser seitdem auch ein Geschichtwerk über Frankreich, ebenfalls in kleinen Heften mit vielen Kupfern begonnen; ich glaube aber, das Publikum hat nun der Kupferheftchen genug, und wird keine Liste von 30,000 Abonnenten mehr füllen, selbst wenn eine Lotterie damit verbunden werden sollte, denn auch dieser Sporn hat durch Uebertreibung seine Wirkung verloren. Vermuthlich werden die Buchhändlerlotterien fallen, ehe die Regierung sie durch ein Gesetz verbietet. Der Mißbrauch wird das Verbot im Voraus unnütz machen. Dg.

Brüssel, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft vor 1830.

Neben diesem gefährlichen Theile der Fremdengesellschaft gab es einen andern von ganz verschiedener Art. Leute von allen Nationen fanden sich in Brüssel zusammen, angezogen durch die Schönheit und die günstige Lage der Stadt, ihre geringe Entfernung von England, den Ueberfluß auf ihren Märkten, die Wohlfeilheit des Nothwendigen, wie der Luxusgegenstände, das gesunde Clima und die Mittel, die sie für die Erziehung bot. Der ganze obere Theil der Stadt, welcher an den Park und die benachbarten Boulevards stößt, war fast ausschließlich von Fremden, größtentheils Engländern, bewohnt, welche eine auf etwa 5000 Köpfe sich belaufende Colonie bildeten, und, wenn man im Durchschnitt zehn Francs als tägliche Ausgabe auf den Kopf rechnet, jährlich mehr als achtzehn Millionen in Umlauf sezten. Da der größte Theil dieser Summe auf den Ankauf von Lebensbedürfnissen verwandt wurde, so hatten die Krämer, Arbeiter und Marktbesucher aus der Umgegend keinen geringen Gewinn davon. Natürlich nahm sie eine bedeutende Stelle im städtischen Budget ein, indem sie ungefähr ein Fünfzehntel des Verbrauchs im Ganzen ausmachte. Obgleich der Hof den Fremden jede Aufmunterung zu Theil werden ließ und zu deren Annehmlichkeit und Unterhaltung Alles that, was mit der Etikette und der zurückgezogenen Lebensweise der ganzen königlichen Familie (wenn wir den Prinzen von Oranien davon ausnehmen) verträglich war, so bestand doch niemals irgend Herzlichkeit oder ein Schein von Amalgamirung zwischen Eingebornen und Ausländern. Die Männer, namentlich die jüngern, nahmen gerne Einladungen englischer Familien an; aber die Verbindlichkeit der Reciprocität, selbst die der Erkenntlichkeit, wurde nicht oft beachtet; denn kaum waren solche Personen verheirathet, kaum hatten sie eigenen Hausstand, so schien die Erinnerung an das Vergangene verschwunden. Die belgischen Familien ließen selten Fremde zu ihrer Gesellschaft zu, mit Ausnahme des diplomatischen Corps und irgend eines zufällig eintreffenden ausgezeichneten Reisenden. Es gab wohl Clubs, wo eine Art Annäherung stattfand, aber hier war's mit gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen abgemacht. So geschah es, daß, obgleich die Männer häufig englische Gastfreundschaft in Anspruch nahmen, die Frauen selten zusammenkamen, ausgenommen bei öffentlichen Gelegenheiten, wo Beide für das Privilegium des Einlasses zahlten; und selbst hier war die Scheidelinie so deutlich gezogen, wie die, welche die Gewässer des Rheins und der Mosel unterscheiden macht, wenn sie sich zuerst innerhalb der nämlichen Ufer zusammenfinden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 122.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 21. Mai 1836.

Wie ein Atlas an Geberde,
Hebt er Boden, Rasen, Erde,
Kies und Gries und Sand und Letten,
Unsres Ufers stille Betten.

Goethe.

Betrachtungen über Europas Urzeit.

(Fortsetzung.)

So weit wären demnach die Gelehrten so ziemlich einerlei Meinung; aber noch ein Schritt weiter, so beginnt die Controverse, und keiner versteht mehr den andern. Es gibt also eine Centralwärme; dies werden nur Wenige nicht zugeben; was ist nun aber die Ursache dieser Wärme, und wie ist das Innere des Erdballs beschaffen? Nach Manchen befindet sich der größte Theil der Erdmasse noch in geschmolzenem Zustand; allmählich hat sich die glühende Kugel von außen abgekühlt, und verkühlt fortwährend durch Vulkane und heiße Quellen; durch die Erkaltung der Kugel vermindert sich aber ihr ganzes Volumen, und so entstehen in der steinigen Rinde Risse, Einsinkungen, und damit erklären sich die Umwälzungen der Erdoberfläche. Dies ist die berühmte, von Büffon mit so vieler Beredsamkeit entwickelte Theorie vom Centralfeuer, in neuerer Zeit vom Franzosen Cordier und Andern wieder aufgenommen und den Fortschritten der Wissenschaft angepaßt. Eine andere glänzende Hypothese war die von Humphrey Davy: nach ihm besteht der Erdkern aus sehr leicht oxydirbaren Metallen, namentlich aus denjenigen, welche in Verbindung mit Sauerstoff Kieselerde und Kali bilden. Lyell hat ein ganz anderes System: nach ihm erklären sich durch die Annahme von raschen elektrisch-magnetischen Strömungen unter der Erdoberfläche alle Wärmeerscheinungen, so wie sämmtliche Veränderungen auf dem Erdboden.

Doch wir wenden uns ab von diesem romanhaften Gebiet der Wissenschaft und betreten einen festern Boden, der indessen Manchem auch noch nicht sehr zuverlässig erscheinen dürfte. Lyells Hauptidee ist, die großen Umwälzungen der Vorzeit durch das Spiel derselben Naturkräfte zu erklären, welche wir noch jezt täglich wirksam sehen. Wir heben einige seiner interessantesten Erklärungsversuche aus.

Eines der größten Räthsel in der Geologie sind jene, zum Theil ungeheuern Blöcke von Granit, Porphyr, Gneis und anderm harten, krystallinischen Gestein, welche gleich Druidendenkmalen über gesammte Ebenen des nördlichen Europas, in den Thälern des Po und des Jura zerstreut liegen. Die Existenz dieser Blöcke gab den Hypothesenmachern besonders darum viel zu thun, weil sich meistens fand, daß sie nur aus Urgebirgen kommen konnten, welche von den jetzigen Lagerstätten der Blöcke durch tiefe Thäler oder Meeresarme geschieden waren. Die Art, wie Lyell nach der Erhebungstheorie das Problem löst, ist sehr sinnreich. Nach ihm ist das Eis das Hauptvehikel bei der Wanderung der Blöcke. Bekanntlich bilden sich überall am Fuße der Gletscher

sogenannte Morainen, Steinwälle, welche oft sehr große Blöcke enthalten. Dieses Gestein, das sich in Folge der Verwitterung von den Bergseiten losgemacht hat und auf den Gletscher gefallen ist, wird von diesem allmählich vorwärts geschoben und gelangt so am Ende in die Thäler, an die untere Grenze des Gletschers. So ist es in den Alpen, aber in höheren Breiten steigen die Gletscher weit tiefer herab und erreichen häufig das Meer. Hier nagt nun die Brandung an ihren Seiten, reißt häufig ungeheure Eisblöcke sammt ihrer Moraine ab, und die Strömungen führen nun diese Massen weit weg. Scoresby hat hoch gegen Norden auf einem Raume von nur zwölf Seemeilen über fünfhundert solcher schwimmenden Eisberge gesehen, welche einen bis zweihundert Fuß über den Meeresspiegel emporragten und wenige Klafter bis eine englische Meile im Umfang hatten. Auf manchen dieser Eisberge lagen dicke Sand- und Steinschichten; andere trugen wahre Felsenlager, die nicht weniger als fünfzig bis hunderttausend Tonnen wiegen mochten. Diese Schollen erscheinen vollends als furchtbare Massen, wenn man bedenkt, daß nur etwa ein Achttheil des Eises über dem Wasser ist. Schmelzen nun solche Klumpen, so fällt die Moraine, die an ihnen hängt, natürlich im Wasser nieder. Und so mögen denn in manchem Thal, auf manchem Plateau, auf manchem Berg des Meeresbodens zahlreiche Blöcke fremden Gesteins, dergleichen weit umher nichts vorkommt, zerstreut liegen, die weit her, über die tiefsten Abgründe weg geschleppt worden sind. Denn es ist ausgemacht, daß dergleichen Eisberge nicht selten aus der Baffinsbay bis zu den Azoren, und vom Südpol her bis an das Cap schwimmen.

Man braucht übrigens durchaus nicht anzunehmen, daß sämmtliche, über die Ebenen des nördlichen Europas zerstreuten Granitblöcke mit schwimmenden Eisbergen vom Norden her gekommen seyen. An den klippigen Küsten der Shetländischen Inseln z. B. werden beständig ungeheure Stücke der vorspringenden Felsenufer von den stürmenden Wogen losgerissen. Es brauchte nicht mehr als diese, noch jezt in voller Wirksamkeit befindliche Kraft, um die von den Gebirgen Scandinaviens abgerissenen Blöcke über die Niederungen von Deutschland, Preußen und Polen zu verbreiten, als diese noch unter Wasser lagen. Später wurden diese Ebenen, die Blöcke auf ihrem Rücken tragend, emporgehoben, und nun erscheint es freilich unbegreiflich, wie die ungeheuren Massen schwedischen und norwegischen Granits über die Ostsee und das deutsche Meer herüber gekommen seyn sollen, wenn man von der Voraussetzung ausgeht, daß das Verhältniß zwischen Wasser und Land von jeher dasselbe gewesen ist. Wenn dereinst der Boden jener Meere über das Wasser emporstiege, so erschiene er sicher mit ähnlichen Blöcken besäet. Liegen, wie an den Abhängen des Jura, die fremdartigen Blöcke auf bedeutenden Höhen, so muß man gleichfalls annehmen, die Blöcke haben sich zu einer Zeit hier abgelagert, als der Boden noch Meeresgrund war, und das Land sey hier erst später zu jener Höhe emporgehoben worden. An den Ufern des Comersees liegt ein sehr hohes, dicht mit Blöcken besäetes Plateau; die Blöcke stammen sichtbar aus den benachbarten Alpen, aber zwischen ihnen und dem Plateau liegen mehrere tausend Fuß tiefe Abgründe. Die Blöcke waren hier früher da, als die Landhöhe; sie sind erst mit dem Plateau emporgestiegen, und so kann man denn fast mit Gewißheit den allerdings sonderbaren Satz aussprechen, daß die Felsbrocken, die sich dem Alpenbesteiger zeigen, wohl älter sind, als die majestätischen Berge, an deren Flanken sie ruhen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Florentinische Nächte.

(Fortsetzung.)

Als ich die Dame des Hauses, die den ganzen Abend am Eingange des Hauptsaales stand und den Ankommenden und Abgehenden ihr Lächeln präsentirte, um den Namen der jungen Person befragte, die so eben mit dem alten Manne fortgegangen, lachte sie mir heiter in's Gesicht und rief: „Mein Gott! wer kann alle Menschen kennen! ich kenne sie eben so wenig —“ Sie stockte, denn sie wollte gewiß sagen, eben so wenig wie mich selber, den sie gleichfalls jenen Abend zum ersten Male gesehen. „Vielleicht,“ bemerkte ich ihr, „kann mir Ihr Herr Gemahl einige Auskunft geben; wo finde ich ihn?“ — „Auf der Jagd bei Saint-Germain,“ antwortete die Dame mit noch stärkerem Lachen; „er ist heute in der Frühe abgereist und kehrt erst morgen Abend zurück. — Aber warten Sie, ich kenne Jemanden, der mit der Dame, wornach Sie sich erkundigen, viel gesprochen hat; ich weiß nicht seinen Namen, aber Sie können ihn leicht erfragen, wenn Sie sich nach dem jungen Menschen erkundigen, dem Herr Casimir Perrier einen Fußtritt gegeben hat, ich weiß nicht wo.“

So schwer es auch ist, einen Menschen daran zu erkennen, daß er vom Premierminister einen Fußtritt erhalten, so hatte ich doch meinen Mann bald ausfindig gemacht, und ich verlangte von ihm nähere Aufklärung über das sonderbare Geschöpf, das mich so sehr interessirte und das ich ihm deutlich genug zu bezeichnen wußte. „Ja,“ sagte der junge Mensch, „ich kenne sie ganz genau, ich habe sie schon in mehreren Salons getroffen und mit ihr gesprochen,“ und er wiederholte mir eine Menge nichtssagender Dinge, womit er sie unterhalten. Was ihm besonders aufgefallen, war ihr ernsthafter Blick, jedesmal wenn er ihr eine Artigkeit sagte. Auch wunderte

er sich nicht wenig, daß sie seine Einladung zu einer Contre-dance immer abgelehnt, und zwar mit der Versicherung, sie verstehe nicht zu tanzen. Namen und Verhältnisse kannte er nicht. Und Niemand, so viel ich mich auch erkundigte, wußte mir hierüber etwas Näheres mitzutheilen. Vergebens rannte ich durch alle möglichen Salons, nirgends konnte ich Mademoiselle Laurence wieder finden.

„Und das ist die ganze Geschichte?“ rief Maria, indem sie sich langsam umdrehte und schläfrig gähnte; „das ist die ganze merkwürdige Geschichte? Und Sie haben weder Mademoiselle Laurence, noch die Mutter mit der Trommel, noch den Zwerg Türlütü, und auch nicht den gelehrten Hund jemals wieder gesehen?“ — „Bleiben Sie ruhig liegen,“ versezte Maximilian. „Ich habe sie Alle wieder gesehen, sogar den gelehrten Hund. Er befand sich freilich in einer sehr schlimmen Noth, der arme Schelm, als ich ihm zu Paris begegnete. Es war im Quartier-latin. Ich kam eben der Sorbonne vorbei, und aus den Pforten stürzte ein Hund, und hinter ihm drein, mit Stöcken, ein Dutzend Studenten, zu denen sich bald zwei Dutzend alte Weiber gesellten, die alle im Chorus schrien: „der Hund ist toll!“ Fast menschlich sah das unglückliche Thier aus in seiner Todesangst, wie Thränen floß das Wasser aus seinen Augen, und als er keuchend an mir vorbei rannte und sein feuchter Blick an mir hinstreifte, erkannte ich meinen alten Freund, den gelehrten Hund, den Lobredner von Lord Wellington, der einst das Volk von England mit Bewunderung erfüllt. War er vielleicht wirklich toll? war er vielleicht vor lauter Gelehrsamkeit überschnappt, als er im Quartier-latin seine Studien fortsezte? oder hatte er vielleicht in der Sorbonne durch leises Scharren oder Knurren seine Mißbilligung zu erkennen gegeben über die pausbackigen Charlatanerien irgend eines Professors, der sich seines ungünstigen Zuhörers dadurch zu entledigen suchte, daß er ihn für toll erklärte? Und ach! die Jugend untersucht nicht lange, ob es verlezter Gelehrtendünkel, oder gar Brodneid war, welcher zuerst ausrief: der Hund ist toll! und sie schlägt zu mit ihren gedankenlosen Stöcken, und auch die alten Weiber sind dann bereit mit ihrem Geheule, und sie überschreien die Stimmen der Unschuld und der Vernunft. Mein armer Freund mußte unterliegen, vor meinen Augen wurde er erbärmlich todtgeschlagen, verhöhnt und endlich auf einen Misthaufen geworfen! Armer Märtyrer der Gelehrsamkeit!

Nicht viel heiterer war der Zustand des Zwerges, Monsieur Türlütü, als ich ihn auf dem Boulevard du Temple wiederfand. Mademoiselle Laurence hatte mir zwar gesagt, er habe sich dorthin zu den Riesen begeben, aber sey es, daß ich nicht daran dachte, ihn im Ernste dort zu suchen, oder daß das Menschengewühl mich dort daran verhinderte, genug, erst spät bemerkte ich die Butike, wo die Riesen zu sehen sind. Als ich hineintrat, fand ich zwei lange Schlingel, die müssig auf der Pritsche lagen und rasch aufsprangen und sich in Riesenpositur vor mich hinstellten. Sie waren wahrhaftig nicht so groß, wie sie auf ihrem Aushängezettel prahlten. Es waren zwei lange Bursche, welche in Rosatricot gekleidet gingen, sehr schwarze, vielleicht falsche Backenbärte trugen und ausgehöhlte Holzkeulen über ihren Köpfen schwangen. Als ich sie nach dem Zwerg befragte, wovon ihr Aushängezettel ebenfalls Meldung thue, erwiderten sie, daß er seit vier Wochen, wegen seiner zunehmenden Unpäßlichkeit, nicht mehr gezeigt werde, daß ich ihn aber dennoch sehen könne, wenn ich das doppelte Entréegeld bezahlen wolle. Wie gern bezahlt man, um einen Freund wieder zu sehen, das doppelte Entréegeld! Und ach! es war ein Freund, den ich auf dem Sterbebette fand. Dieses Sterbebett war eigentlich eine Kinderwiege, und darin lag der arme Zwerg mit seinem gelbverschrumpften Greisengesicht. Ein kleines, etwa vierjähriges Mädchen saß neben ihm, bewegte mit dem Fuße die Wiege und sang in lachend schäkerndem Tone: „Schlaf, Türlütüchen, schlaf!“ Als der Kleine mich erblickte, öffnete er so weit als möglich seine gläsern blassen Augen, und ein wehmüthiges Lächeln zuckte um seine weißen Lippen; er schien mich gleich wieder zu erkennen, reichte mir sein vertrocknetes Händchen und röchelte leise: alter Freund!

Es war in der That ein betrübsamer Zustand, worin ich den Mann fand, der schon im achten Jahre mit Ludwig XVI. eine lange Unterredung gehalten, den der Zaar Alexander mit Bonbons gefüttert, den die Prinzessin von Kiritz auf dem Schoße getragen und den Napoleon nie geliebt hatte! Dieser leztere Umstand bekümmerte den Unglücklichen noch auf seinem Todbette, oder, wie gesagt, in seiner Todeswiege, und er weinte über das tragische Schicksal des großen Kaisers, der ihn nie geliebt, der aber in einem so kläglichen Zustande auf Sanct Helena geendet — „ganz wie ich jezt endige,“ sezte er hinzu, „einsam, verkannt, verlassen von allen Königen und Fürsten, ein Hohnbild ehemaliger Herrlichkeit!“

(Die Fortsetzung folgt.)

In ein Stammbuch.

Ihr preist mir das gekrönte Haupt,
Das, mit dem Lorbeerkranz umlaubt,
Verachtet kahle, unbekränzte Köpfe! —
Wer, wenn er könnte, nicht die Krone raubt,
Und an das Glück, auch ohne Kränze, glaubt,
Ist Herr und König der Geschöpfe.

Valentin Baur.

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, Mai.

(Beschluß.)

Die Gesellschaft vor 1830.

Die begütertsten und einflußreichsten Häuser, mochten sie dem hohen Adel, dem Kaufmanns- oder Financiersstande angehören, unter ihnen die Herzoge von Aremberg und Ursel, die Fürsten von Ligne, Chimay und Gavre, die Marquis von Trazegnies, Assche und Lalaing, die Grafen Merode, Aerschot, Villain XIV., d'Outremont und Mercy d'Argenteau, die Barone Secus und Stassart, die Englers, Meeus, Coghens und Mertens, welche insgesammt fürstliche Einkünfte, schöne Wohnungen und alles zum Empfange Erforderliche besaßen, öffneten selten oder nie englischen Ansäßigen ihre Thüren. Nicht ohne Grund also klagte man sie eines Mangels an jener Gastfreundschaft und Geselligkeit an, womit man achtbaren Fremden so allgemein, namentlich jenseits des Rheins, entgegenkommt. Doch gab es rühmenswerthe Ausnahmen, z. B. die edeln Familien Bethune, Duval und d'Hoogvorst. Als Gründe oder Entschuldigungen für dies Benehmen wurden freilich, namentlich in Betreff der Engländer, die gewöhnlichen und oft gehörten Bemerkungen über die große Menge, die verschiedenen Sitten, Sonderbarkeiten u. s. w. vorgebracht, worin wohl zum Theil Wahrheit, aber auch viel Uebertreibung ist, hier um so mehr, da man andere Fremde im Durchschnitt auf nicht verschiedene Weise behandelte. Der Mangel an Geselligkeit war indeß nicht auf die Ausländer beschränkt, er zeigte sich auch im Verkehr der Eingebornen mit und unter einander. Ihre Gesellschaft war in verschiedene Parteien und Coterien gespalten, welche, wo sie einander nicht als erklärt feindlich gegenüberstanden, sichtbar eifersüchtig auf einander waren. Die eigentliche alte Aristokratie duldete mehr die jüngere, als sie sich mit ihr verband. Leztere hielt sich ganz entfernt von dem zu bedeutendem Ansehen gelangten Handelsstand und den öffentlichen Beamten. Diese kamen wenig mit den Gelehrten und den Rechtskundigen zusammen, welche ihrerseits auch wieder mit der allgemeinen Klasse achtbarer Bürger in geringer Berührung standen. Militärpersonen, mit Ausnahme einiger jungen Leute von Familie, oder weniger Offiziere von hohem Rang, sah man selten in Gesellschaft, welcher Art sie auch seyn mochte. Obgleich fast alle vornehmen Familien bedeutendes Vermögen besaßen und ihnen jedes Mittel zum vollen Genuß der geselligen Freuden zu Gebote stand, lebten sie mit wenig Prunk oder Glanz, und schienen mehr darauf bedacht zu seyn, zu öconomisiren und ihre Einkünfte zu vergrößern, als sie zu gastfreundlichen Zwecken zu verwenden. Es ist wahr, dann und wann wurden ihre Thüren geöffnet, Bankette wurden gegeben, man sah Lichtglanz durch ihre Fenster strömen und hörte Töne der Freude in ihren Sälen widerhallen. Aber es waren größtentheils ceremonielle Anstrengungen, Opfer, die sie dem Stolze brachten, abgenöthigte Höflichkeitsbezeugungen, mehr als peinliche Verpflichtungen sich zeigend, denn als freiwillige Veranstaltungen zur Beförderung der Geselligkeit und Erholung. Der Mangel an Uebereinstimmung zwischen den einzelnen Klassen der Gesellschaft wurde noch offenbarer, als vom Jahr 1828 an die Meinungen der vereinigten Opposition der Deputirtenkammer immer mehr in Aufnahme kamen. Die Opposition war bis dahin in zwei völlig getrennte Theile geschieden gewesen, die sogenannte liberale und die katholische, jene mit Charles de Brouckère, diese mit Gerlache an der Spitze; beide vereinigten sich nun und wurden auf diese Weise der Regierung wirklich gefährlich, da sie die Presse großentheils für sich zu gewinnen wußten, und mehr als einmal die Stimmenmehrheit erlangten. Während des Frühlings 1830 war zwischen der katholischen Aristokratie und den in religiösen oder politischen Grundsäzen weniger Exaltirten ein völliges Schisma eingetreten.

Noch jezt besteht die nämliche Scheidelinie. Mit Ausnahme des Herzogs von Aremberg, von dessen ausgedehnten Besizungen der größere Theil in Deutschland liegt, und der in politischen Angelegenheiten immer Neutralität beobachtet hat, halten die großen aristokratischen Familien, die de Ligne, Chimay, Gavres, Ursel, Trazegnies, Mercy, Assche und Andere, sich ganz ferne von den Merode, d'Aerschot, Villain XIV., d'Hoogvorst, Chasteler, Duval de Beaulieu, Stassart, welche den Kern der gegenwärtigen Hofpartei bilden. Dies Schisma konnte für König Leopold nur höchst unangenehm und lästig seyn. Die Entfremdung, welche vor der Revolution bloße Kälte war, ist allmählich völliger Widerwille geworden, vielleicht nicht ganz frei von Eifersucht auf Seiten derjenigen, welche, obschon sie freiwillig den Hof meiden, gewissermaßen alle Hofstellen und Auszeichnungen als ihr rechtmäßiges Erbe betrachten, während die, welche im wirklichen Besize sind, nicht ohne Aengstlichkeit ihre Blicke auf die Zeit heften, wo die jezigen Mißvergnügten hervortreten und ihren Antheil an den guten Dingen verlangen werden, die nun ihr ausschließliches Eigenthum sind. Jeder Tag trägt dazu bei, die Spaltung zu vergrößern und die Aussichten auf künftige Vereinigung zu verringern. Im gegenwärtigen Augenblicke können die beiden Parteien kaum bewogen werden, unter dem nämlichen Dache zusammenzukommen, und da beide gleich hartnäckig und gleich wenig geneigt sind, ihre gegenseitigen Ansprüche aufzugeben, so ist es wahrscheinlich, daß entweder die eine vollständig ausgeschlossen bleiben, oder die andere ihre Stellung verlassen muß. An eine Einigung dieser streitenden Elemente ist kaum zu denken.

Auflösung des Räthsels in Nr. 116:
Der Professor und die Wissenschaft.

Allegorisches Räthsel.

Gegenstück zum vorigen.

Nun sucht mir auch den dritten tiefsten Sinn
Des Gleichnisses vom Säman auf darin,
Dreifach die Samen-, Dornen-, Felsensaat. —
Doch wird für Dorn und Felsen auch noch Rath; —
Der Sämann größer als die beiden andern;
Die Samen, wie sie durch das Weltall wandern,
Die Blüthen, die kein Mensch pflückt, noch begreift,
Die Früchte, wie nur Ewigkeit sie reift.

Und was verdorrt, und was der Dorn erstickt,
Und die Fruchtknospe, die ihr schwach erblickt,
Und was die Schöpferkraft in Fülle trägt,
Und was der Zukunft weiter Schoß noch hegt. —
Was wir von Samen, Blüthen, Früchten kennen,
Ist nur ihr schwaches, kleines Bild zu nennen —
Das Alles hat er nicht umsonst gesät,
Es ist nur Sinnbild seiner Majestät.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 123.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 23. Mai 1836.

Schönen Fräulein gleichet ihr,
Die in ihrer Feierhalle
Die geschäft'ge Mutter schmückt.
Ha! ihr würdet, dächten Alle
Wie der Sänger, nie gepflückt.

Denis.

Blumengruß.

So ewig lang ist keine Nacht,
Der nicht ein Morgen tagte!
Da steht ihr ja in heller Pracht,
Nach denen lang ich fragte!
Ihr Blumen, wie mich innig freut,
Daß wir uns endlich trafen:
Ihr habt so manche liebe Zeit
Mir zum Verdruß verschlafen.

In Höhn und Tiefen Alles wacht
Und rühret fert'ge Zungen;
Ist nicht in eurer Kammern Nacht
Der Ruf hinabgedrungen?
Mein Herz, der Frühlingswächter, rief
Längst an den hellen Morgen:
Ihr aber laget fest und tief
Und träumtet still verborgen.

Als, wie zum Tanz, sich über euch
Viel muntre Tritte regten,
Der Vögel Stimmen überreich
In Tönen sich bewegten,
Kam da euch keine Kunde zu,
Wie lustig schon sie flögen?
Wie habt, verdumpft in träger Ruh,
So lang ihr säumen mögen?

„Laß ab, du Sänger, uns zu schmähn:
Wir sehnten uns nicht minder;
Doch Mutter ließ ja Keines gehn
Der ungeduld'gen Kinder.
Wir wären nackt, wie Gott uns schuf,
Gesprungen aus dem Bette,
Wenn nicht der Mutter strenger Ruf
Zurückgedrängt uns hätte.

„Und Eines um das Andre kam,
Die reiche Mutter langte
Den Häubchen-, Schleifen-, Spitzenkram,
Der in den Schränken prangte;
Und wählig gab sie Jedem mit,
Was ihm stand zu Gesichte,
Es auszubreiten und damit
Zu schmücken sich am Lichte.

„So standen wir in buntem Reihn,
Reisfertig und geschnüret.
„„Hört, sprach die Mutter, daß ihr fein
Euch nehmt, wie sich's gebühret!
Seyd nicht zu spröde, nicht zu frei,
Lauscht keinen Schmeichlergrüßen:
Doch geht ein Sänger euch vorbei,
Dem ziemt es, euch zu küssen.““

„Wir stiegen sittig leis hinan
Die Stufen zu dem Saale:
Ha, wie wir rings es leuchten sahn
In tausendfarb'gem Strahle!
Und Töne klangen hell und rein,
Als wie von Silberglocken;
Wir sahn entzückt in uns hinein,
Und waren schier erschrocken.

„Da sind wir denn und grüßen dich,
Du Sänger, auf das Beste!
Verlassen, ach! wir müssen dich
Gar bald, wir kleinen Gäste.
Bald, allzubald im Frühlingshaus
Verglühn die Freudenkerzen,
Dann ruhn wir süß ermattet aus
Am warmen Mutterherzen.“

Ihr holden Festeszierden, seyd
Willkommen, Gottwillkommen!
Wie ist mein Herz nach langem Leid
Von frischer Lust entglommen!
Doch weh, ein greller Schmerzendton
Ist mit hereingedrungen:
Ach, daß in eurem Gruße schon
Das Lebewohl erklungen!

Ja, allzubald, ich weiß es, müßt
In's stille Haus ihr kehren;
Die herbstlich kühle Sonne küßt
Euch weg die Abschiedszähren.
Die Mutter schlingt euch in den Arm,
Wiegt euch in süßen Schlummer,
Den Schlummer ohne Traum und Harm
Tief unterm Menschenkummer.

L. Seeger.

Florentinische Nächte.

(Fortsetzung.)

Obgleich ich nicht recht begriff, wie ein Zwerg, der unter Riesen stirbt, sich mit dem Riesen, der unter Zwergen gestorben, vergleichen konnte, so rührten mich doch die Worte des armen Türlütü, und gar sein verlassener Zustand in der Sterbestunde! Ich konnte nicht umhin, meine Verwunderung zu bezeugen, daß Mademoiselle Laurence, die jezt so vornehm geworden, sich nicht um ihn bekümmere. Kaum hatte ich aber diesen Namen genannt, so bekam der Zwerg in der Wiege die furchtbarsten Krämpfe, und mit seinen weißen Lippen wimmerte er: „Undankbares Kind, das ich auferzogen, das ich zu meiner Gattin erheben wollte, das ich gelehrt, wie man sich unter den Großen dieser Welt bewegen und geberden muß, wie man lächelt, wie man sich bei Hof verbeugt, wie man repräsentirt — du hast meinen Unterricht gut benuzt, und bist jezt eine große Dame, und hast eine Kutsche und Lakaien, und viel Geld, und viel Stolz, und kein Herz! Du läßt mich hier sterben, einsam und elend sterben, wie Napoleon auf Sanct Helena! O Napoleon, du hast mich nie geliebt —“ Was er hinzusezte, konnte ich nicht verstehen. Er hob sein Haupt, machte einige Bewegungen mit der Hand, als ob er gegen Jemanden fechte, vielleicht gegen den Tod. Aber der Sense dieses Gegners widersteht kein Mensch, weder ein Napoleon, noch ein Türlütü. Hier hilft keine Parade, matt, wie überwunden, ließ der Zwerg sein Haupt wieder sinken, sah mich lange an mit einem unbeschreibbar geisterhaften Blick, krähte plözlich wie ein Hahn, und verschied.

Dieser Todesfall betrübte mich um so mehr, da mir der Verstorbene keine nähere Auskunft über Mademoiselle Laurence gegeben hatte. Wo sollte ich sie jezt wiederfinden? Ich war weder verliebt in sie, noch fühlte ich sonst große Zuneigung zu ihr, und doch stachelte mich eine geheimnißvolle Begier, sie überall zu suchen; wenn ich in irgend einen Salon getreten und die Gesellschaft gemustert und das wohlbekannte Gesicht nicht fand, dann verlor ich bald alle Ruhe, und es trieb mich wieder von hinnen. Ueber dieses Gefühl nachdenkend, stand ich einst um Mitternacht an einem entlegenen Ausgang der großen Oper, auf einen Fiaker wartend, da es eben stark regnete. Aber es kam kein Fiaker, oder vielmehr es kamen nur Wagen, welche andern Leuten gehörten, die sich vergnügt hinein sezten, und es wurde allmählig sehr einsam um mich her. „So müssen Sie denn mit mir fahren,“ sprach da eine Dame, die, tief verhüllt in ihrer schwarzen Mantille, ebenfalls harrend einige Zeit neben mir gestanden, und jezt im Begriffe war, in einen Wagen zu steigen. Die Stimme zuckte mir durch's Herz, der wohlbekannte Seitenblick übte wieder seinen Zauber, und ich war wieder wie im Traume, als ich mich neben Mademoiselle Laurence in einer weichen, warmen Kutsche befand. Wir sprachen kein Wort, hätten auch einander nicht verstehen können, da der Wagen mit dröhnendem Geräusche durch die Straßen von Paris dahinrasselte, sehr lange, bis er endlich vor einem großen Thorweg stille hielt.

Bediente in brillanter Livree leuchteten uns die Treppe hinauf und durch eine Reihe Gemächer. Im Zimmer, worin wir uns bald allein befanden, loderte ein sehr gutes Kaminfeuer, welches um so ersprießlicher, da das Zimmer ungeheuer groß und hoch war. Dieses große Gemach hatte etwas sonderbar Oedes. Möbeln und Dekoration, alles trug dort das Gepräge

einer Zeit, deren Glanz uns jezt so nüchtern erscheint, daß ihre Reliquien bei uns ein gewisses Unbehagen, wo nicht gar ein geheimes Lächeln erregen. Ich spreche nämlich von der Zeit des Empires, von der Zeit der goldenen Adler, der hochfliegenden Federbüsche, der griechischen Coiffüren, der Gloire, der militärischen Messen, der offiziellen Unsterblichkeit, die der Moniteur decretirte, des Continentalkaffees, welchen man aus Cichorien verfertigte, und des schlechten Zuckers, den man aus Runkelrüben fabrizirte, und der vielen Prinzen und der Herzöge, die man aus gar nichts machte. Sie hatte aber immer ihren Reiz, diese Zeit des pathetischen Materialismus. Talma deklamirte, Gros malte, die Bigotini tanzte, Maury predigte, Rovigo hatte die Polizei, der Kaiser las den Ossian, Pauline Borghese ließ sich mouliren als Venus.

Wir saßen am Kamine, vertraulich schwatzend, und seufzend erzählte sie mir, daß sie verheirathet sey an einen Bonapartistischen Helden, der sie alle Abende vor dem Zubettegehen mit der Schilderung einer seiner Schlachten erquicke; er habe ihr vor einigen Tagen, ehe er abgereist, die Schlacht bei Jena geliefert; er sey aber sehr kränklich und werde schwerlich den russischen Feldzug überleben. Als ich sie fragte, wie lange ihr Vater todt sey, lachte sie und gestand, daß sie nie einen Vater gekannt habe und daß ihre sogenannte Mutter niemals verheirathet gewesen sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über Europas Urzeit.

(Fortsetzung.)

Sehen wir nun, wie Lyell die Erscheinungen unserer jetzigen Vulkane und Erdbeben auf die Geologie anwendet.

Vulkane und Erdbeben sind die Hauptmittel, deren sich die Natur gegenwärtig zu Umwandlung der Continente bedient. Ueber unsern Planeten laufen in verschiedenen Richtungen Zonen von Landstrichen, welche beständig vulkanischen Ausbrüchen und Erschütterungen des Bodens ausgesezt sind; diese Zonen weisen mit Bestimmtheit auf eine Reihe entsprechender Spalten in der Erdrinde hin, durch welche die unterirdische Kraft, mag sie nun seyn, was sie will, sich Luft macht. Die augenfälligste Linie der Art ist die der Anden in Amerika. Sie läuft durch die neue Welt ihrer ganzen Erstreckung nach von Süd nach Nord, vom Feuerland bis nach Californien, ja bis zu den Aleuten, wo sie sich an eine Reihe vulkanischer Herde derselben Art anschließt, welche über Kamtschatka südwärts nach Japan, über die Philippinen, Molukken, nach Java und Sumatra herabläuft. Der stille Ocean ist demnach fast ganz von einem Gürtel von Vulkanen umgeben, während sich aus seinen Wassern zahlreiche Coralleninseln erheben, die meistens durch ihre Kegelform darauf hinweisen, daß sie einen alten Krater bergen. Näher berührt uns Bewohner der gemäßigten Zonen eine andere vulkanische Region, diejenige, welche sich von Ost nach West, vom kaspischen Meer bis zu den Azoren erstreckt, über Griechenland, das südliche Italien, Sicilien, das südliche Spanien und Portugal. Diese Regionen zeigen folgendes Eigenthümliche: in ihrer Mitte läßt sich eine Linie beschreiben, längs welcher die heftigsten Stöße empfunden werden; zu beiden Seiten parallel läuft ein Strich, wo die Stöße zwar noch sehr fühlbar sind, jedoch schon bedeutend schwächer. Auch weiterhin nach rechts und links setzen sich die Bebungen des Bodens fort, und zwar immer noch so stark, daß sie in die Länge die Umrisse des Terrains merkbar verändern können. Außerhalb dieser Grenzen endlich spürt man in allen Ländern der Erde, nach längern oder kürzern Pausen, schwache Stöße, wenn ein benachbarter Landstrich gewaltigen Erschütterungen unterliegt; diese fast unmerklichen Bebungen sind indessen nur als Schwingungen zu betrachten, die sich in der Erdkruste sehr weit fortpflanzen, wie der Schall in der Luft.

Durch sorgfältige Beobachtung und die Fortschritte der Wissenschaft sind die Geologen, hinsichtlich des Wesens und des allgemeinen Charakters der Erdbeben, so ziemlich einerlei Meinung geworden. Ein Erdbeben, so nimmt man allgemein an, ist eine durch die Erdkruste sich fortpflanzende Schwingung, veranlaßt durch gewaltsame Verrückung eines Stücks jener Kruste. Höchst wahrscheinlich ist die Expansivkraft der Wärme die nächste Ursache des Berstens, und die unmittelbare Folge davon ist, daß einer der Ränder der entstandenen Spalte aufgehoben wird. Der vulkanische Ausbruch und das Erdbeben sind nur begleitende Umstände der Haupterscheinung, der gewaltsamen Verrückung eines Theils der Erdrinde. Nur wenn der Riß so tief ist, daß er von der Oberfläche auf den eigentlichen Feuerherd niederreicht, können sich Laven oder vulkanische Gase entleeren. Betrachtet man genau die oben beschriebenen vulkanischen Linien, so sieht man sich zu der Annahme veranlaßt, daß die glühende Masse des Centralfeuers, nachdem sie in früherer Zeit, nach den Hauptrichtungen ihrer Thätigkeit, gewaltige Stücke der Erdrinde zu Gebirgen aufgehoben, sich heutzutage auf mehrere, unbedeutendere Herde zusammengezogen hat, die ohne Zweifel mit einander in Verbindung stehen und als Sicherheitsklappen gegen die Expansivkraft des gemeinschaftlichen Herds dienen. So verhält sich der Vulkan von Ischia vollkommen ruhig, seit der Vesuv in beständiger Thätigkeit ist; es läßt sich daher annehmen, daß diese beiden Essen in

großer Tiefe mit einander, wie mit dem gemeinsamen Herde communiciren, und daß zur Entladung von Laven und Dämpfen die eine die andere ablösen kann. Ferner scheint es erwiesen, daß vom dreizehnten bis in's siebzehnte Jahrhundert Kleinasien, Syrien, Judäa vollkommener Ruhe genossen, während der Archipelagus, das südliche Italien und Sicilien viel von Erderschütterungen zu leiden hatten. Seit jener Zeit scheint sich die Sache umgekehrt zu haben: die leztgenannten Länder haben verhältnißmäßig Ruhe, während jener Landstrich Asiens täglichen Erschütterungen unterliegt. Man darf demnach annehmen, daß Calabrien und Syrien durch unterirdische Spalten zusammenhängen, und daß ein Ausbruch am einen Punkte der Unruhe am andern ein Ende macht. Es läßt sich einmal nicht leugnen, daß das dreifache Phänomen der Vulkane, der Erdbeben und der heißen Quellen auf ein unausgesezt Entladen von Hitze aus den innersten Eingeweiden der Erde hinweist. Würde ihre Thätigkeit unterbrochen, gehemmt, so könnte dies gewaltige Erschütterungen und Umwälzungen zur Folge haben, und ihrer nicht stürmischen, sondern stetigen, unaufhörlichen Wirksamkeit verdanken wir wohl die mittlere Ruhe, deren gegenwärtig die Erdoberfläche genießt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Mystifikationen. Die Goldprinzessin.

Uns ist in alten Mährchen erzählt der Wunder viel
Von kühner Abenteurer und Gauklerinnen Spiel,

aber was unter unsern Augen passirt, ist doch noch wunderbarer. Vor zwei Jahren erregte eine elegante junge Dame, die in einer schönen Equipage durch die Straßen fuhr, die Aufmerksamkeit der Leute; denn sie fuhr, Tag für Tag, mehrere Stunden lang Straße auf, Straße ab, und kaufte in den Puzläden, was nur von modernen Sachen feil lag. Sie handelte nicht, fragte kaum nach dem Preis, sondern warf ihre von Gold strozende Börse auf den Ladentisch, indem sie die Verkäufer aufforderte, sich selbst daraus bezahlt zu machen. Das Gold war kein Herengold; mehrere Ladenhalter haben, da sie immer wiederkam, kaufte und zahlte, ansehnlichen Gewinn von der Fremden gezogen, und er ist noch heute nicht in Luft und Wind verschwunden. Die goldbordirten Kutscher und Bedienten, wenn sie mit der funkelnden neuen Kutsche und den ausgesucht schönen Pferden stundenlang vor den Kaufläden hielten, fühlten eben so den Drang, sich zu unterhalten, als die Leute auf den Gassen von Neugier geplagt wurden, zu erfahren, wer die reiche Dame sey? — Ein Engel, die Herzensgüte selbst, unmenschlich reich und eben so wohlthätig, und dabei ein blutarmes Mädchen, das aber einen Millionär zum Bräutigam habe; das erfuhr man von den Leuten, und die Leute waren ehrenwerthe Leute, Berliner Kinder, erst jüngst von der Dame in Dienst genommen. Bald lüftete sich der erste Schleier des Geheimnisses, und Berlin wußte Folgendes: Auch die reiche Fremde selbst war ein Berliner Kind, dürftiger Herkunft, aber in einer wohlhabenden Familie erzogen. Als Bonne soll sie nach England gehen, da verliebt sich ein brasilianischer Graf in sie. Vor der Einschiffung nämlich sizt sie am Strande und skizzirt die Gegend. Der Transatlante sieht ihrem Zeichnen zu, er bewundert ihre geübte Hand, ihre Unterhaltung — sie spricht vollkommen französisch — fesselt ihn. Das Ende derselben ist, daß er sie fragt, ob sie sich entschließen könne, ihm über das weite Meer als Gattin zu folgen. Er ist ein ernster Mann, und dem ernsten Antrage ging nicht einmal ein leichtfertiger voran. Dennoch erwidert das erröthende Mädchen, die er mit seinem Stande und seinen Reichthümern bekannt gemacht hat, er müsse sich in der Wahl getäuscht haben. Arm, von der geringsten Herkunft, ohne seinem Stande angemessene Bildung, ja selbst, wie sie sich wohl bewußt sey, ohne die Schönheit, welche einen glühenden Jüngling über alle diese Mängel hinwegsehen lasse, fühle sie sich ohne die Eigenschaften, welche ihr zu einem solchen Glücke irgend Anspruch gäben. Der ernste Mann lächelt: er sey nicht mehr in den Jahren, wo die Leidenschaft blind mache, er wisse, was er zum Glück bedürfe. Er dringt auf Entscheidung; sie erklärt, er möge zuvor bei der Herrschaft, der sie bisher gedient, Auskunft über sie holen, und wenn die würdige Frau, in die sie mütterliches Vertrauen seze, die Verbindung billige, so sey sie bereit, ihm zu folgen, wohin es auch sey. Die würdige Frau fand, daß ihre Anbefohlene keinen Grund habe, die Hand eines Mannes, dem eine Silbermine angehörte, auszuschlagen. Der Mann selbst aber mußte, ehe er die Erwählte über Meer holen konnte, in Person dahin zurück, um seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Auf seinen ausdrücklichen Befehl mußte sie ihre Stelle in London aufgeben und einstweilen nach Berlin zurück. Hier machte er es ihr zur Pflicht, erstens für ihre Ausbildung zu sorgen, und zweitens mit dem Aufwande zu leben, der ihrer künftigen Stellung in der Gesellschaft entspräche. Ein Wechsel von tausend Dukaten, dem regelmäßige Tratten auf Hamburg folgen sollten, gewährten ihr die Möglichkeit, so zu leben, und die Gewißheit der ächten Zuneigung des Mannes. — Dies wußte man aus dem Munde der Braut, welche selbst mit der sonderbaren Stellung, in die sie der Wille des Bräutigams aus Amerika versezt, am wenigsten zufrieden schien; denn nur auf seinen ausdrücklichen Willen erklärte sie einem Luxus nachzuhängen, der ihrem Wesen und ihrer Erziehung fremd sey. Gegen das Gold und die Richtigkeit der Wechsel war kein Zweifel; daß ein brasilianischer, Gold- und Silberminen besizender Graf sich in ein schönes Mädchen verlieben, daß er ihr seine Hand bieten könne, auch das war im Reich der geordneten Möglichkeiten. Aber sie sollte nichts weniger als schön seyn. Auch dafür fand sich ein Grund: der Graf Villa-Real war ein häßlicher Mulatte, fast ein Neger. Henriette Wilke hatte einen blendend weißen Teint, das höchste Adelsdiplom für die tropischen Länder, wo die Hautfarbe den Standesunterschied macht. Gefühlvolle Herzen schauderten bei der Vorstellung, und fragten sich, ob alle Reichthümer einen Mohren zum Manne aufwögen? Noch Andere fühlten innige Theilnahme für das unglückliche Mädchen, falls der Goldminenbesizer sich über Meer eines Andern besonnen hätte und sie sizen ließe, was, da er von Termin zu Termin nicht kam, nicht unwahrscheinlich dünkte. Welche Rückkehr der armen Verwöhnten aus dem Schoß des Ueberflusses in Dürftigkeit und Dienstbarkeit!

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 124.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 24. Mai 1836.

— Are you flesh and blood?
Have you a working pulse? and are no fairy?
No motion? — Well, speak on: where were you born?
Shakespeare.

Florentinische Nächte.

(Fortsetzung.)

„Nicht verheirathet!“ rief ich, „ich habe sie ja selber zu London wegen des Tods ihres Mannes in tiefster Trauer gesehen!“ — „O,“ erwiderte Laurence, „sie hat während zwölf Jahren sich immer schwarz gekleidet, um bei den Leuten Mitleid zu erregen, als unglückliche Wittwe, nebenbei auch, um irgend einen heirathslustigen Gimpel anzulocken, und sie hoffte unter schwarzer Flagge desto schneller in den Hafen der Ehe zu gelangen. Aber nur der Tod erbarmte sich ihrer, und sie starb an einem Blutsturz. Ich habe sie nie geliebt, denn sie hat mir immer viel Schläge und wenig zu essen gegeben. Ich wäre verhungert, wenn mir nicht manchmal Monsieur Türlütü ein Stückchen Brod in's Geheim zusteckte; aber der Zwerg verlangte dafür, daß ich ihn heirathe, und als seine Hoffnungen scheiterten, verband er sich mit meiner Mutter, ich sage Mutter aus Gewohnheit, und Beide quälten mich gemeinschaftlich. Da sagten sie immer, ich sey ein überflüssiges Geschöpf, der gelehrte Hund sey tausendmal mehr werth, als ich mit meinem schlechten Tanzen, und sie lobten dann den Hund auf meine Kosten, erhoben ihn bis in den Himmel, streichelten ihn, fütterten ihn mit Kuchen und warfen mir die Krummen zu. Der Hund, sagten sie, sey ihre beste Stütze, er entzücke das Publikum, das sich für mich nicht im Mindesten interessire, der Hund müsse mich ernähren mit seiner Arbeit, ich fresse das Gnadenbrod des Hundes. Der verdammte Hund!“ — „O, verwünschen Sie ihn nicht mehr!“ unterbrach ich die Zürnende; „er ist jezt todt, ich habe ihn sterben sehen. —“ — „Ist die Bestie verreckt?“ rief Laurence, indem sie aufsprang, erröthende Freude im ganzen Gesichte. „Und auch der Zwerg ist todt,“ sezte ich hinzu. „Monsieur Türlütü?“ rief Laurence ebenfalls mit Freude; aber diese Freude schwand allmählig aus ihrem Gesichte, und mit einem mildern, fast wehmüthigen Tone sprach sie endlich: „Armer Türlütü!“

Als ich ihr nicht verhehlte, daß sich der Zwerg in seiner Sterbestunde sehr bitter über sie beklagt, gerieth sie in die leidenschaftlichste Bewegung und versicherte mir unter vielen Betheurungen, daß sie die Absicht gehabt, den Zwerg auf's Beste zu versorgen, daß sie ihm einen Jahrgehalt angeboten, wenn er still und bescheiden irgendwo in der Provinz leben wolle. „Aber ehrgeizig, wie er ist,“ fuhr Laurence fort, „verlangte er in Paris zu bleiben und sogar in meinem Hotel zu wohnen; er könne alsdann, meinte er, durch meine Vermittlung seine ehemaligen Verbindungen im Faubourg Saint-Germain wieder anknüpfen und seine frühere glänzende Stellung in der Gesellschaft wieder einnehmen. Als ich

ihm dieses rund abschlug, ließ er mir sagen, ich sey ein verfluchtes Gespenst, ein Vampyr, ein Todtenkind —" Laurence hielt plötzlich inne, schauderte heftig zusammen und seufzte endlich aus tiefster Brust: „Ach, ich wollte, sie hätten mich bei meiner Mutter im Grabe gelassen!" Als ich in sie drang, mir diese geheimnißvollen Worte zu erklären, ergoß sich ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und zitternd und schluchzend gestand sie mir, daß die schwarze Trommelfrau, die sich für ihre Mutter ausgegeben, ihr einst selbst erklärt habe, das Gerücht, womit man sich über ihre Geburt herumtrage, sey kein bloßes Mährchen. „In der Stadt nämlich, wo wir wohnten," fuhr Laurence fort, „hieß man mich immer das Todtenkind. Die alten Spinnweiber behaupteten, ich sey eigentlich die Tochter eines dortigen Grafen, der seine Frau beständig mißhandelte, und als sie starb, sehr prachtvoll begraben ließ; sie sey aber hochschwanger und nur scheintodt gewesen, und als einige Kirchhofsdiebe, um die reichgeschmückte Leiche zu bestehlen, ihr Grab öffneten, hätten sie die Gräfin ganz lebendig und in Kindesnöthen gefunden; und als sie nach der Entbindung gleich verschied, hätten die Diebe sie wieder ruhig in's Grab gelegt und das Kind mitgenommen und ihrer Hehlerin, der Geliebten des großen Bauchredners, zur Erziehung übergeben. Dieses arme Kind, das begraben gewesen, noch ehe es geboren worden, nannte man nun überall das Todtenkind. — Ach! Sie begreifen nicht, wie viel Kummer ich schon als kleines Mädchen empfand, wenn man mich bei diesem Namen nannte. Als der große Bauchredner noch lebte und nicht selten mit mir unzufrieden war, rief er immer: „Verwünschtes Todtenkind, ich wollte, ich hätte dich nie aus deinem Grabe geholt!" Ein geschickter Bauchredner, wie er war, konnte er seine Stimme so moduliren, daß man glauben mußte, sie komme aus der Erde hervor, und er machte mir dann weis, das sey die Stimme meiner verstorbenen Mutter, die mir ihre Schicksale erzähle. Er konnte sie wohl kennen, diese traurigen Schicksale, denn er war einst Kammerdiener des Grafen. Sein grausames Vergnügen war es, wenn ich armes, kleines Mädchen über die Worte, die aus der Erde hervorzusteigen schienen, das furchtbarste Entsetzen empfand. Diese Worte, die aus der Erde hervorzusteigen schienen, meldeten gar schreckliche Geschichten, Geschichten, die ich in ihrem Zusammenhang nie begriff, die ich auch späterhin allmählig vergaß, die mir aber, wenn ich tanzte, recht lebendig wieder in den Sinn kamen. Ja, wenn ich tanzte, ergriff mich immer eine sonderbare Erinnerung, ich vergaß meiner selbst und kam mir vor, als sey ich eine ganz andere Person und als quälten mich alle Qualen und Geheimnisse dieser Person, und sobald ich aufhörte zu tanzen, erlosch wieder Alles in meinem Gedächtniß."

Während Laurence dieses sprach, langsam und wie fragend, stand sie vor mir am Kamin, worin das Feuer immer angenehmer loderte, und ich saß in dem Lehnsessel, welcher wahrscheinlich der Sitz ihres Gatten, wenn er des Abends vor Schlafengehen seine Schlachten erzählte. Laurence sah mich an mit ihren großen Augen, als fragte sie mich um Rath; sie wiegte ihren Kopf so wehmüthig sinnend, sie flößte mir ein so edles, süßes Mitleid ein, sie war so schlank, so jung, so schön, diese Lilie, die aus dem Grabe gewachsen, diese Tochter des Todes, dieses Gespenst mit dem Gesichte eines Engels und dem Leib einer Bayadere. Ich betrachtete ihr holdes Gesicht und suchte in ihren Zügen ein Verständniß jener Sympathie, die meine Seele für sie empfand. Was bedeutet dieses Weib? welcher Sinn lauert unter der Symbolik dieser schönen Formen?

(Der Beschluß folgt.)

Betrachtungen über Europas Urzeit.

(Fortsetzung.)

In Neapel und der Umgebung lassen sich die vulkanischen Erscheinungen am besten beobachten. Auf ziemlich beschränktem Raume liegen hier Vesuv, Stromboli und der verglaste Kegel des Aetna beisammen, und haben mit ihren Laven die Denkmäler der größten Völker der Geschichte übergossen. Nur in Italien findet man die erhabensten Muster der Kunst und die großartigsten Phänomene der Natur neben- und untereinander. Mit Pompeji's Wiederauferstehung hat sich dem Reisenden zumal eine Galerie römischer Kunst und Sitte und eine höchst interessante Sammlung vulkanischer Produkte aufgethan. Der herrliche Tempel des Jupiter Serapis zu Puzzuoli ist für den Geologen so interessant wie für den Alterthumsforscher, und neben dem Monte-nuovo, der im Jahr 1538 plötzlich aus dem Lucrinersee emporstieg, steht der zierliche Tempel des Apollo, dessen weiße Säulen sich einst in seinen Wassern spiegelten. Vorzüglich Campanien liefert die schätzbarsten Documente für die Geologie, und die in diesem Lande von so vielen Forschern angestellten Untersuchungen dienen Lyell ganz besonders zur Bestätigung seines Lieblingssatzes, daß die Naturkräfte sich ewig gleich bleiben und, nur quantitativ verschieden, stetig wirken. Allerdings bietet jener Strich Italiens ein auffallendes Beispiel dar, wie ein Land der Schauplatz sehr starker physischer Veränderungen seyn, und dabei doch einer mittlern Ruhe genießen kann, die es für Menschen bewohnbar, ja zum theuren Vaterlande für sie macht. Insofern ist Campanien ein treues Bild der ganzen Erde, ihrer Umwälzungen und der

Schöpfungen, die sie begraben. Zweimal ward Ischia durch furchtbare Erschütterungen völlig entvölkert, zweimal bekam sein fruchtbarer Boden neue Herrn, und an den Abhängen des Vesuvs erheben sich beständig neue Wohnungen auf den Lavaströmen, welche die alten verschlungen. Was täglich in Unteritalien vorgeht, weist uns darauf hin, daß die Bewohner eines Planeten, der sich noch in einem unruhigern, chaotischeren Zustande befände, als der unsrige gegenwärtig, schwerlich so sehr zu beklagen wären, als wir meinen. Jene so oft und so furchtbar zerrütteten Landstriche Italiens sind dabei die schönsten der Erde geblieben, und die Bewohner von Campanien, so gut wie alle andern Erdenbewohner, haben ungleich mehr von politischen Revolutionen zu leiden gehabt, als von jenen Zuckungen der Natur.

Im Bereiche der vulkanischen Erscheinungen gibt es schwerlich einen lehrreichern Fall, als jene ephemere Insel, welche im Juli 1831 an der Küste von Sicilien plötzlich auftauchte, an einer Stelle, wo Kapitän Smith kurz vorher das Meer hundert Klafter tief gefunden hatte. Durch eine Reihe von vulkanischen Ausbrüchen bildete sich in drei Monaten eine kreisrunde Insel, welche in der Mitte einen zweihundert Fuß über den Wasserspiegel sich erhebenden Krater und drei englische Meilen im Umfang hatte. Sobald die Ausbrüche nachgelassen hatten, fanden sich Seefahrer und Naturforscher schaarenweise auf der neuen Insel ein, welche gleich Delos, und ohne Zweifel durch dieselben Kräfte den Wellen entstiegen. Engländer, Franzosen, Neapolitaner eilten, ihre Nationalbanner am unsichern Strande aufzupflanzen, und die Insel erhielt nicht weniger als sieben verschiedene Namen. Drei Monate nach ihrer Geburt ging sie wieder unter, und es blieb nur eine gefährliche Bank schwarzen Gesteins zurück, die oberste Schichte der aufgethürmten Laven. Die von der ephemeren Insel in verschiedenen Perioden ihrer kurzen Existenz entworfenen Zeichnungen beweisen auf's Augenfälligste, daß sie ganz so beschaffen war, wie so viele andere Inseln des Mittelmeers und des großen Oceans, über deren Bildungsart sich die Geologen bisher nicht hatten vereinigen können.

Mit dem Fortschreiten der Wissenschaft werden wir von manchen Vorurtheilen geheilt, welche uns in Vernunft und Erfahrung wohl begründet erschienen. So beweist uns jezt die Geologie, daß unsere Continente sich fortwährend verändern, daß das Element, welches von jeher das Festland hieß, im Gegentheil ein ziemlich veränderliches ist. Man hat sich in neuerer Zeit überzeugt, daß ganze Landstriche sachte emporgehoben werden, wodurch nicht nur ihr Aufriß, sondern auch ihr Umriß am Meer allmählig ein anderer werden muß; namentlich gilt dies von Scandinavien, und wir haben vor Kurzem in diesen Blättern (Nr. 299 ꝛc. 1835) die betreffenden Beobachtungen zusammengestellt. Noch weit häufiger sind rasche, zum Theil sehr bedeutende Verrückungen ganzer Striche in Folge von Erderschütterungen. Die merkwürdigsten Fälle der Art in der neuesten Zeit sind das Erdbeben von Cutch im Jahr 1819 und das von Chili im Jahr 1822: auf Strecken von gegen tausend Quadratmeilen wurde dadurch das Niveau des Landes um mehrere Fuß bleibend verändert, an manchen Stellen erhöht, an andern erniedrigt. Es springt in die Augen, daß, wenn man für dergleichen Wirkungen Myriaden von Jahrhunderten annimmt, sich so ziemlich alle Umwälzungen, deren Schauplatz die Erdoberfläche war, erklären.

Verweilen wir einen Augenblick bei der Betrachtung jener ungeheuren Gewalt, die wir nur darnach ermessen können, wie sie mit den Werken der schwachen Menschenhand verfährt, wenn sie unglücklicherweise in ihren Bereich kommen. Nehmen wir das schreckliche Erdbeben von Calabrien im Jahr 1783. Eine Menge Städte gingen unter, mit ihnen häufig fast die ganze Bevölkerung; man schäzt die Zahl der Opfer auf vierzigtausend. Besonders schrecklich und dramatisch war dabei der Tod des alten Fürsten von Scylla und der Seinigen: er hatte sich mit seinem Volk, vierzehnhundert dreißig Personen an der Zahl, auf einen Felsen geflüchtet; eine ungeheure Woge riß sie in die Tiefe, so daß auch nicht Einer davonkam. Dolomieu hat eine lebendige Schilderung vom unglücklichen Lande entworfen, das er kurz nach der Catastrophe besuchte. Als er sich Messina näherte, erschien ihm die Stadt so schön und stolz wie je; wohl standen noch die Mauern, aber alle Häuser drohten den Einsturz; die ganze Bevölkerung war im freien Felde in hölzernen Hütten gelagert. Es war, als sey das vor Kurzem noch so lebendige Messina von einer mörderischen Pest entvölkert, und in den sonst so muntern, geräuschvollen Straßen erblickte man nur Bilder des Todes. Aber erst als der Reisende nach Calabrien herüberkam und die Stadt Polistena besuchte, zeigte sich ihm der Greuel der Verwüstung in vollem Maße. Alle Häuser, ohne Ausnahme, waren unförmliche Schutthaufen, Alles war dem Boden gleich, nicht das kleinste Mauerstück stand mehr, und aus den Ritzen der Trümmer drang der Verwesungsgeruch der verschütteten Leichen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Mystifikationen. Die Goldprinzessin.

Nicht ganz so fühlte und dachte die Polizei, welche die Geschichte für einen Roman hielt, und nicht begriff, wenn

sie es gleich dulden mußte, wie ein junges Mädchen mit beiden Händen Gold ausstreuen könne, ohne daß die Minen in einem Territorium lagen, das ihre Requisitionen erreichten. Aber sie ward beschämt, Henriette, oder Pauline, wie sie nachher hieß, lieferte die bündigsten Ausweise, daß sie das Geld durch Tratten über Hamburg erhielt. Ueberdem hatte sie in mehreren der angesehensten hiesigen Bankierhäuser offenen Kredit. Es verlautete von hohen Intimitäten ihres sonderbaren Bräutigams; er war ein spezieller Freund des Lord Grey, Palmella's, und selbst mit dem Könige von Belgien vertraut. Vor solchen Autoritäten mußte selbst die Polizei in schüchterner Ehrfurcht weichen. Mit edlerem Selbstgefühl saß sie fortan im ersten Logenrange des königlichen Theaters, den man ihr bestreiten wollen, und fuhr, nicht allein mit einem Mops, sondern mit einer Gesellschafterin, die einer namhaften Familie aus den höhern Ständen angehört. Von jezt an war sie im Volk unter dem Namen der Goldprinzessin bekannt. In Charlottenburg wohnend, ward sie eine Wohlthäterin der Dürftigen; ihre Vorzimmer waren von Armen belagert, von denen selten Einer ohne Tröstung schied. Vornehme Familien empfahlen ihr ihre Schützlinge, sie zahlte Pensionen, und half manchem heruntergekommenen Hausstande durch kleine Kapitale auf. Sie unterzog sich auch dem Einsammeln milder Beiträge zu wohlthätigen Zwecken, und ein angesehener Geistlicher empfahl sie hohen Ortes als einen Schuzgeist, den die Vorsehung nach Charlottenburg geführt. Aber das Rührendste war, wie sie troz ihres Reichthums ihre armen Anverwandten nicht vernachlässigte, und selbst mit Freundinnen aus alter Zeit, welche noch als Köchinnen und Stubenmädchen dienten, freundlich umging. Darüber verstrichen Jahre; der gelüftete Schleier zog sich wieder in dichteren Falten um das Geheimniß. Die Wechsel kamen richtig, aber kein Graf Villa-Real. Er hat das arme Mädchen gewiß verlassen, sagten die Empfindsamen; die Argwöhnischen konnten nicht einmal entgegnen, daß ein Graf oder wer sonst incognito da sey, denn sie selbst hatte sich mit den strengsten Schranken der Ehrbarkeit umgrenzt. Allmählich ward aus dem Brasilianer ein hanseatischer Senator, der zwar nicht schwarz, aber so häßlich als reich sey, und in eben so unendlicher Sentimentalität den Moment verzögere, wo er dem weißen Mädchen seine Hand reiche, damit sie noch eine Weile frei und glücklich leben könne. Auch dies ward noch geglaubt, denn ihre Equipage hielt oft vor dem Thorweg einer Schwester jenes Senators. Aber als es eines Morgens hieß, die Polizei habe über Nacht die Goldprinzessin in die Stadtvogtei abgeholt, glaubte man es nicht.

Und doch war es so. Das Mysterium war in einem unglücklichen Augenblicke enthüllt, und damit der dichte Schleier für immer zerrissen. Aus der fabelhaften Prinzessin war eine gewöhnliche Betrügerin geworden. Sie hatte einem Fabrikanten für einen Vorschuß von 1600 Thalern eine Mappe mit Documenten übergeben, welche bei Eröffnung werthlose Maculatur waren. Der einen Entdeckung folgte durch scharfe und geschickte Inquisition die nächste und höchst betrübende, daß sie durch trügerische Vorstellungen einer alten Dame, die noch dazu ihre Wohlthäterin und Pathe gewesen, ihr gesammtes Vermögen von über 20,000 Thalern allmählig entlockt hatte. Die Unglückliche ist in diesem Augenblick eine Bettlerin, und die Strafgefangene eine Kandidatin des Zuchthauses. An unterhaltenden, abenteuerlichen Geschichten, wie die Betrügerin sich in das Vertrauen der leichtgläubigen Dame eingeschlichen, wie sie sich bald für eine Geliebte, bald für eine Tochter einer sehr hohen Person ausgegeben, wie sie Kabinetsordres derselben ungeschickt geschmiedet, und damit doch ihren Zweck erreicht, wie sie noch im lezten Augenblick durch vorgebliche Intimität mit höchsten Personen selbst der Polizeibehörde zu imponiren gesucht, davon ist das Publikum erfüllt und übersättigt. Indessen liefern die Geschichten aller feinen Gauner Züge der Art, und es fragt sich nur, worüber man sich mehr zu verwundern hat, über die Kunst der Betrügerin, oder über die Blindheit der Betrogenen, welche sich mit einer Art loyalen Fanatismus in die Neze der Andern warf und alle Warnungen ihrer Familie von sich stieß. Interessanter ist die psychologische Untersuchung und die Frage: was war der Zweck des weit angelegten, künstlich durchgeführten Betruges? Weßhalb stürzte sie eine Wohlthäterin durch eine Reihe fortgesezter, arglistiger Täuschungen in's Verderben? War es eine mächtige Leidenschaft, ein kühner Plan, die Genüsse des Lebens bis auf den Boden zu leeren? Reizte sie der Ehrgeiz, und wollte sie, wie andere berühmte Intrigantinnen, sich ein weites Feld auf der Weltbühne eröffnen, vielleicht in Paris, London, Neapel glänzen, Eroberungen machen? — Nichts von alle dem: sie wollte nichts, als einmal probiren, wie einer vornehmen Dame zu Muthe sey, und das Spiel treiben, so lange es ging. Mit einem Mops im Wagen, und Livréebedienten dahinter, auszufahren, Bonbons zu naschen und gepuzt das Theater zu besuchen, im Uebrigen zwei Jahre lang ein langweiliges, monotones Leben zu führen, das war ihr Stolz, Genuß, die einzige Frucht eines Betruges ohne Gleichen. Von einer Leidenschaft, von einem Ehrgeize, einer Genußsucht, die aus einer tief sinnlichen Natur hervor sich gearbeitet, keine Spur. Ihr Lebenswandel war durchaus keusch, geordnet. Wir erinnern uns der Geschichte eines Grafen Samoilow, der, ein entwichener Sträfling, sich zum russischen Magnaten heraufflog, diplomatische Verbindungen anknüpfte und mit einer berühmten jungen Schauspielerin Ehepacten abschloß: wir denken an Kaspar Hauser, wenn er Betrüger war, an den kühnen, tausendgestaltigen Handlungsdiener Frize, allen diesen gab ihr Geschlecht, ihre Erfahrung, ihr vielfältiger Umgang Mittel an die Hand, einen so complicirten Betrug durchzuführen; wie aber ein armes Dienstmädchen, noch minorenn, das in gewisser Beziehung züchtig und ordentlich gelebt, nur auf die Idee eines so raffinirten Betruges kam, und was ihr die Mittel brachte, ihn so consequent durchzuführen, wie es dem gewizigten Betrüger nur gelungen, bleibt noch ein Problem. Erwiesen nämlich ist, daß sie keinen Helfershelfer hatte. Die Geschichte vom transatlantischen Liebhaber ist bis auf ihre Wurzel Fabel. Das erste erschwindelte Geld sandte sie nach Hamburg unter fremdem Namen, um sich damit auf ihren wirklichen Kredit zu verschaffen; daher die Wechsel, die Kreditbriefe, die vollkommen richtig waren. Wer lehrte dies ein armes Kindermädchen, von dem ihre Bekannten nichts Schlimmeres gewußt, als daß sie von früh auf eine große Lügnerin war! Mit Seidenstrümpfen und Atlaskleid in die Stadtvogtei geführt, wo die Ortsordnung sie mit gemeinen Diebinnen in dieselbe schmuzige Kammer sperrt, büßt sie schon jezt für ihre Eitelkeit, eine vornehme Dame zu spielen, härter vielleicht als durch die Strafe, die ihr das Gericht zuerkennen muß.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 125.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 25. Mai 1836.

Seismos. — Das hab' ich ganz allein vermittelt,
Man wird mir's endlich zugestehn:
Und hätt' ich nicht geschüttelt und gerüttelt,
Wie wäre diese Welt so schön?

Goethe.

Betrachtungen über Europas Urzeit.

(Beschluß.)

Ein materieller Beweis, welch bedeutende Veränderungen mit dem Profil europäischer Länder in einer verhältnißmäßig neuen, obgleich für uns ungeheuer weit zurückliegenden Zeit vorgegangen seyn müssen, ist folgender. Im Val di Noto am Aetna, mehrere tausend Fuß über den berühmten, von Dionys angelegten Steinbrüchen, befinden sich, zwischen Schichten von Lava und Bimssteinen, Muschelbänke, welche über zweihundert Arten von Fischen und Schalthieren enthalten, die denjenigen, welche noch jezt im Mittelmeer leben, völlig gleich sind. Diese Thiere gehören also der jetzigen sogenannten Weltperiode oder der ihr unmittelbar vorhergehenden an; sie sind jung, gegenüber den zahllosen, in älterem Gestein gebetteten Geschlechtern, deren Gleichen nicht mehr auf Erden gefunden wird; welch hohes absolutes Alter man aber jenen Lagern zuschreiben müsse, ergibt sich schon daraus, daß Schichten vulkanischer Asche mit den Muschelbänken wechseln, und leztere mit fossilen Korallen aus dem Mittelmeer ganz überzogene, vulkanische Brocken enthalten. Es springt in die Augen, diese Massen sind bei einem gewaltigen Ausbruch aus dem Schoße des Meeres emporgehoben worden, und der Aetna hat sie seitdem fortwährend mit seinem glühenden Brei übergossen. — Bei dieser Gelegenheit beschäftigt sich Lyell mit dem Alter des Aetna; was er in dieser Hinsicht vorbringt, sind freilich nur Vermuthungen. Jeder Ausbruch, sagt er, muß den Berg, der an seiner Basis neunzig Meilen im Umfang hat, um einige Fuß erhöhen. Selten ist ein Lavastrom über eine Meile groß und über ein paar Fuß dick. Es brauchte ihrer daher etwa neunzig, um die ganze Masse des Kegels nur um ein paar Fuß zu erhöhen. Da nun der Kegel des Aetna, der aus lauter solchen Lavagüssen besteht, über neuntausend Fuß hoch ist, und da andernseits starke Ausbrüche nur nach bedeutenden Zwischenräumen erfolgen, so ist leicht abzunehmen, welch unendliche, weit über alle Geschichte hinausreichende Zeit dazu erforderlich war, um die Pyramide des Bergs zu ihrer jetzigen Höhe aufzuthürmen. Und doch gehört sämmtliches Gestein, woraus es besteht, geologisch der neuesten Epoche an. Alles genau betrachtet, wird man sich schwerlich dem Schluß entziehen können: zu einer, unermeßlich weit hinter uns liegenden Zeit ist durch eine ungeheure, auf dem Boden des Mittelmeers zum Ausbruch kommende Kraft Sicilien nebst seinen mit Laven durchschossenen Muschelbänken emporgehoben worden.

Zum Schluß noch einige Andeutungen, die sich auf den oben entwickelten Satz beziehen, daß der Umriß des

nördlichen Europas früher ein ganz anderer gewesen sey. Eine der merkwürdigsten Gegenden in geologischer Hinsicht ist das Becken von Paris. Bekanntlich hat Cuvier in den Steinbrüchen des Montmartre eine sehr bedeutende Anzahl höchst merkwürdiger fossiler Säugthierarten entdeckt, von denen man anderswo bis jezt nur wenige Spuren gefunden hat und deren Skelette auf eine eigenthümliche Organisation hinweisen; man faßt sie unter dem allgemeinen Namen der Paläotherien zusammen. Eine weitere Eigenthümlichkeit ist, daß überall in den dortigen Gebirgsschichten Süßwasserbildungen und Meeresbildungen in auffallender Menge und ungewöhnlich rasch mit einander abwechseln. Alle Umstände erwägend, stellt sich nun Lyell das Pariser Becken in einer Urzeit als einen weiten Golf vor, der einerseits mit dem Meere zusammenhing, während sich andernseits das süße Wasser eines mächtigen Stroms in ihn ergoß, dessen Mündungen, wie heutzutage die der Donau und des Nils, ihre Richtung häufig veränderten. Dieser Fluß sezte nach der Richtung seiner jedesmaligen Mündungen seinen Schlamm ab und bildete verschiedenartige Bänke, und so erklärt sich der beständige Wechsel zwischen Meeres- und Süßwasserbildungen. Irgend einmal erlitten dann diese feuchten, morastigen Landstriche durch Ausbrüche der Vulkane im Innern Frankreichs eine Umwälzung, und hiebei gingen auch jene Paläotherien unter, welche keine Repräsentanten mehr in der jetzigen Thierwelt haben. — Zu ähnlichen Schlüssen sieht sich Lyell durch den geologischen Charakter des südlichen Englands veranlaßt, der mit dem des nördlichen Frankreichs ziemlich übereinkommt. Nach ihm konnten sich die an merkwürdigen Thierresten so reichen Flötze, z. B. in der Gegend von Hastings und Weald, nur an der Mündung eines sehr großen Flusses gebildet haben. Wie das Pariser Becken durch auffallende Säugethiere, so zeichnet sich dieser Landstrich durch interessante, zum Theil riesenhafte Reptilien aus. Neben großen Schildkröten, wie sie heutzutage die Flüsse der tropischen Länder bewohnen, wurden hier fünf Eidechsengeschlechter entdeckt, die von fünfzig bis siebenzig Fuß lang waren. Die lezte, von Mantell entdeckte Art erhielt den Namen Iguanadon: ein ungeheures, pflanzenfressendes Thier, dessen tief abgenüzte Zähne beweisen, daß seine Eßlust so stark war wie sein Körperbau.

Wir schließen hier, weitere Betrachtungen auf ein andermal verschiebend. Nur noch soviel: wenn Lyell als Grundsatz aufstellt, daß die Ursachen, welche noch jezt die Erdoberfläche umwandeln, von Ewigkeit her ihrem Wesen nach dieselben gewesen sind, und durch ihre, im Ganzen betrachtet, gleichförmige, nur periodisch verstärkte Wirkungen das uns verwirrende Chaos der Erdrinde geschaffen haben, so möchte die unendliche Zeit, welche er dabei postulirt, der geringste Einwurf seyn. Die Astronomie hat dargethan, daß unser Erdball nur ein Punkt ist in der Unendlichkeit des Raums; sollten die Myriaden von Jahrhunderten, die es nach unserem Naturforscher zu all den Formationen dieses Balls bedurfte, mehr seyn in der Unendlichkeit der Zeit?

Florentinische Nächte.

(Fortsetzung.)

Ist es nicht Thorheit, den innern Sinn einer fremden Erscheinung ergründen zu wollen, während wir nicht einmal das Räthsel unserer eigenen Seele zu lösen vermögen? Wissen wir doch nicht einmal genau, ob die fremden Erscheinungen wirklich existiren! Können wir doch manchmal die Realität nicht von bloßen Traumgesichten unterscheiden! War es ein Gebilde meiner Phantasie, oder war es entsetzliche Wirklichkeit, was ich in jener Nacht hörte und sah? Ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nur, daß, während die wildesten Gedanken durch mein Herz flutheten, ein seltsames Geräusch mir in's Ohr drang. Es war eine verrückte Melodie, sonderbar leise; sie kam mir ganz bekannt vor, und endlich unterschied ich die Töne eines Triangels und einer Trommel. Diese Musik, schwirrend und summend, schien aus weiter Ferne zu erklingen, und dennoch, als ich aufblickte, sah ich nahe vor mir, mitten im Zimmer, ein wohlbekanntes Schauspiel. Es war Monsieur Türlütü, der Zwerg, welcher den Triangel spielte, und Madame Mutter, welche die große Trommel schlug, während der gelehrte Hund am Boden herumscharrte, als suchte er wieder seine hölzernen Buchstaben zusammen. Der Hund schien nur mühsam sich zu bewegen, und sein Fell war mit Blut befleckt. Madame Mutter trug noch immer ihre schwarze Trauerkleidung, aber ihr Bauch war nicht mehr so spaßhaft hervortretend, sondern vielmehr widerwärtig herabhängend; auch ihr kleines Gesicht war nicht mehr roth, sondern gelb. Der Zwerg, welcher noch immer die bordirte Kleidung eines altfranzösischen Marquis und ein gepudertes Toupet trug, schien etwas gewachsen zu seyn, vielleicht weil er so gräßlich abgemagert war. Er zeigte wieder seine Fechterkünste und schien auch seine alten Prahlereien wieder abzuhaspeln; er sprach jedoch so leise, daß ich kein Wort verstand, und nur an seiner Lippenbewegung konnte ich manchmal merken, daß er wieder wie ein Hahn krähte. Während diese lächerlich grauenhaften Zerrbilder, gleich einem Schattenspiel, mit unheimlicher Hast sich vor meinen Augen bewegten, begann Laurence plötzlich zu tanzen, indeß die Mutter mit der Trommel und der Zwerg mit dem Triangel

ihre gedämpfte, leise Musik ertönen ließen. Sie tanzte ganz wie ehemals an der Waterloobrücke und auf den Carrefours von London. Es waren dieselben geheimnißvollen Pantomimen, dieselben Ausbrüche der leidenschaftlichen Sprünge, dasselbe bacchantische Zurückwerfen des Hauptes, manchmal auch dasselbe Hinbeugen nach der Erde, als wolle sie horchen, was man unten spreche, dann auch das Zittern, das Erbleichen, das Erstarren, und wieder auf's Neue das Horchen mit nach dem Boden gebeugtem Ohr; auch rieb sie wieder ihre Hände, als ob sie sich wüsche. Endlich schien sie auch wieder ihren tiefen, schmerzlichen, bittenden Blick auf mich zu werfen; aber nur in den Zügen ihres todtblassen Antlitzes erkannte ich diesen Blick, nicht in ihren Augen, denn diese waren verschlossen. In immer leiseren Klängen verhallte die Musik; die Trommelmutter und der Zwerg, allmählig verbleichend und wie Nebel zerquirlend, verschwanden endlich ganz; aber Mademoiselle Laurence stand noch immer und tanzte mit verschlossenen Augen. Dieses Tanzen mit verschlossenen Augen im nächtlich-stillen Zimmer gab diesem holden Wesen ein so gespenstisches Aussehen, daß mir sehr unheimlich zu Muthe wurde, daß ich schauderte, und ich war herzlich froh, als sie mit ihrem Tanz fertig war und der Spuk ein Ende hatte...

Ihr Gemahl, der alte Bonapartist, commandirte in der Gegend von Paris, und seine Dienstpflicht ließ ihn selten in der Stadt. Wie sich von selbst versteht, er wurde mein intimster Freund, und er weinte helle Tropfen, als er späterhin für lange Zeit von mir Abschied nahm. Er reiste nämlich mit seiner Gemahlin nach Sicilien, und Beide habe ich seitdem nicht wieder gesehen.

Als Maximilian diese Erzählung vollendet, erfaßte er rasch seinen Hut und schlüpfte aus dem Zimmer.

(Beschluß der zweiten Nacht.)

Gedichte von Valentin Baur.

Die Sehnsucht und die Geduld.

„Komm, sprach die Sehnsucht, komm, wir fahren,
Die nächsten Wege zeig' ich dir.
Es fahren mit mir ganze Schaaren;
O, beste Freundin, traue mir!“

„„Ich weiß, umsonst ist all dein Treiben,
Ich bin Geduld, die wartend steht;
Ich will nur bei der Stunde bleiben,
Die als Gefährtin mit mir geht.““

Doch jene sprach: „Was, mit der Stunde!
Die schleicht gemach der Straß entlang;
Ich gäbe dir von Allem Kunde,
Dann würde dir die Zeit nicht lang.“

„„Geh', Sehnsucht, fahr' nach deiner Weise,
Ich bin mein' eigne Herrsch'rin heut';
Ich hoffe nach der Lebensreise
Einst Kurzweil in der Ewigkeit.““

Der Mond.

Du wallest so gelassen
In hoher Lüfte Reich,
Von sanften, feuchten Massen
Umströmt, der Insel gleich.

Du folgst auf gleiche Weise
Des Weltumseglers Kahn,
Der Erde, auf der Reise
Im stillen Ocean.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Mai.

Die Messe. Blumenausstellung.

„Dieser Monat ist ein Kuß,“ singt der schwülstige Logau, diesmal gemüthlich und phantasiereich, „den der Himmel gibt der Erde, daß sie jetzo eine Braut und dereinstens Mutter werde!“ — Allein der Brautkuß, mit dem der Wonnemond heute uns beglückt, gleicht eher dem frostigen Willkomm der „scharfen Jungfer,“ mit dem sie vor fünf Jahrhunderten einst am Mainzerpförtchen der alten Reichsstadt das ihr verfallene Opfer in ihre eisernen Arme schloß, als dem Gluthhauch bräutlicher Minne. Wir frieren, und unsere Soirée's beginnen, wie im Januar.

Endlich sind die Schwierigkeiten besiegt, der Kranz ist errungen und die freie Stadt Frankfurt das Schlußglied des großen preußischen Zollvereins geworden. Ob die Hoffnungen der meisten unserer „Handelsherren,“ wie Goethe spricht, nicht zu sanguinisch in dieser Beziehung waren, wird die Zukunft lehren. Nicht zu leugnen ist indessen, daß, was das äußere Leben, Treiben und Drängen angeht, die so eben beendigte Messe ein treues Bild vergangener glücklicher Zeiten in mancher Hinsicht war. Freilich fehlten ihr gerade die pikantesten Partien der Staffage, Pfeifergericht, Geleitstag, Einholung der befreundeten Mainzer und Darmstädtischen Militäreskorten zum Schutz der Handelnden, mit ihrer, bisweilen burlesken, Grandezza; und die Erinnerung an sie, wie an die Pracht der kaiserlichen Wahl und Krönungsfeier, die aus der Kindheit goldenem Lande mir herüberstrahlt, ist freundlich und beglückend. Allein die Gruppen der städtischen und ländlichen Einkäufer, Musik und Tosen der schaulustigen Menge, der Sturm am „Nickelchestage“ (Hauptmeßtag in der dritten Woche, von dem eben so bemittelten, als wohlthätigen und vielseitig gebildeten Tabaksfabrikanten Nicolas Bernard im benachbarten Offenbach so genannt, der diesen Tag den Hunderten seiner Fabrikarbeiter frei gab, um an ihm die Frankfurter Messe zu besuchen) erinnern, was den Totaleindruck betrifft, täuschend an die Vorzeit. Auch von Reisenden höherer Stände und aus fernen Gegenden, denen Genuß und geselliger Verkehr der alleinige Zweck ihres Aufenthalts ist, befand sich eine ungewöhnlich große Zahl in unserer Mitte. Die Hotels waren überfüllt, und ihre Besitzer mußten Lokalitäten in der Nachbarschaft miethen. Ich sollte Ihnen nun auch von dem Geist der Messe, ihrem merkantilischen Nerv etwas mittheilen; allein ich fürchte den

ästhetischen Sinn Ihrer Leser zu langweilen, wenn ich diesen den schlechten Absatz der Wolle, den guten der französischen Imprimerien und Modewaaren, der sächsischen und schlesischen Manufakturwaaren, den niedrigen Stand der Leinwand, die Ueberfülle von Lederartikeln, wodurch die Preise herabgedrückt wurden ꝛc., verkünde. Mit Einem Worte: die Messe war gut; indessen hoffen wir dennoch, die künftigen sollen noch besser werden. Ebensowenig — nur aus andern Motiven — kann ich Ihnen Anziehendes über die Sehenswürdigkeiten derselben melden, aus dem einfachen Grunde, weil sie alle den untern Regionen angehörten. Affencomödien und Wachsfigurengesellschaften (worunter der, wie man sagt, sehr ähnliche Kopf des „grand Criminel“ Fieschi die Krone war), wilde Thiere mit gezähmten Leidenschaften, groteske Zwerginnen und kultivirte Pudel, Marionettentheater und Eisenbahnmodelle, mit Einem Worte: „die Welt im Kleinen,“ wie sie hier auf dem Paradeplatze für 12 kr. gezeigt wird, findet man überall in großen Städten, wohl auch außer der Messe. Nur zwei Dinge kann ich als vorzüglich während derselben rühmen, wiewohl sie nicht gerade in den Bereich derselben gehören, ein treffliches Orgelconcert, von F. Vogel aus Berlin, und die diesjährige Blumen- und Gewächsausstellung, unter den Auspicien der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften, und durch die besondere Thätigkeit ihres Präsidenten Dr. Wöhler veranstaltet. Der Anblick der letztern, in einem eigens dazu sehr zweckmäßig erbauten Lokal am Ende der großen Gallengasse geordnet, war feenartig. Die Prachtblumen und Blüthen aller Welttheile waren hier vereint. Ich denke mir eine südliche Natur von Bettina's Lebhaftigkeit, welche so eben die Schilderung von Armida's Gärten gelesen hat, sich nun am Abend, wo die reichste Gasbeleuchtung die blühenden Strauch- und Blumengruppen erleuchtete, mit geschlossenen Augen in die Mitte dieser Zauberwelt hinleiten läßt und dann plötzlich aufblickt. Welch ein Schauspiel! Auch die glühendste Phantasie vermag wohl kaum etwas Herrlicheres zu träumen, als ihr hier die Wirklichkeit bot. Unsere vorzüglichsten Bankiers, Gartenbesitzer und Kunstgärtner hatten gewetteifert, das Trefflichste ihrer Sammlungen dem Anblick des Publikums darzustellen. Den ersten Preis erhielt eine kleine exotische, blühende Pflanze, dem Stadtgärtner Rinz gehörig (Lalage ornata, Edwards B. R. 1835); mit ihr concurrirten Pflanzen der Bankiers Keßler, J. Andreä, der Gärtner Grünberg, Sohn, Bock ꝛc. Nächst diesen erhielten den Vorzug die blühenden Gewächse der HH. v. Bethmann, Gogel, Stern, Gerothwohl, Krelage (aus Haarlem, mit Hyacinthen) ꝛc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Mystifikationen. Das Duell.

Dies die Geschichte von Henriette, der Goldprinzessin. Seit der „schönen Henriette“ hat keine Dame ein ähnliches Aufsehen erregt. Man könnte meinen, sie sey mit Absicht in's Leben gerufen, um als Schirm für irgend eine große Operation zu dienen, die man dem Aufsehen entziehen wollen. Ich suche aber nach großen Operationen vergebens, und doch wird der Roman durch eine andere Mystifikation noch überboten, so colossal steigert sich hier die Lüge, oder die Selbsttäuschung. Da der Baum noch im Wachsen ist, darf man indeß durch zu genaues Betasten ihn darin nicht stören. Er ist überdem mit häßlichen Symptomen einer einseitigen, veralteten Abneigung zwischen Militär und Civil ausgestattet, die im heutigen Preußen nicht mehr vorkommen sollten. Da die Pflicht eines Referenten ihm indessen über ein so vielfach besprochenes Ereigniß hinwegzugehen nicht gestattet, muß er dasselbe wenigstens andeutend besprechen. Ein Militär von Namen geräth in einem Conditorladen in Streit mit einem Studenten, der eine so entehrende Beleidigung des Erstern zur Folge hat, daß die Corpsehre den Militär nöthigen mußte, den Abschied zu fordern; er erhält ihn auch. Die Sache ist also erwiesen, und doch ergibt die Untersuchung, daß auch kein Jota daran wahr ist. Den Abschied hatte er längst gefordert; von keinem Streit, nicht einmal von einem streitsüchtigen Studenten vermag die Polizei, wie sie auch sucht, eine Spur zu entdecken. Zwei Ausländer, Militärs in Civil, reden in einem Kaffeehause in ihrer Sprache über die Geschichte, und der Eine erlaubt sich ehrenrührige Ausdrücke über unsere Militärs. Ein junger Mann, der diesem Stande angehört, klopft dem Redenden auf die Schulter, erklärt ihm, daß er seine Sprache verstehe, und ein Duell ist die natürliche Folge. Der Ausländer wird verwundet, einige Tage hofft man auf seine Genesung, aber am dritten stirbt er. Die Beleidigung war von einer Art, daß alle Standesgenossen des jungen Mannes, der sie auf sich genommen, ihn erklärlicherweise als Vertreter ihrer Ehre achten müssen. Es fehlt ihm nicht an Auszeichnungen jeder Art. Dagegen fehlt etwas anderes Wesentliches — die Leiche des umgekommenen Ausländers, und der Todte ist aus einer Familie von europäischem Namen. Ja selbst über die Existenz des Todten, als er noch nicht todt war, fehlt jede Bescheinigung. Es fehlt außerdem an einem Schuß, an einem möglichen Platze, wo er gefallen seyn könnte, an einem Chirurgen, Secundanten, kurz an Allem, bis auf die Aussage des Militärs, der ihn erschossen haben will. Also ist neueste Annahme: der Todte sey nur von der Phantasie dessen, der ihn erschossen, in's Leben gerufen. Und doch ist es nicht die allerneueste. Niemand stirbt von der Last negativer Beweise. Jetzt tritt eine unsichtbare Meinung auf: der Fremde habe existirt, das Duell sey wirklich, aber Familienrücksichten nöthigten den Sieger, ein Schweigen zu beobachten, welches ihm schädlich ist, während sein Sprechen Freunde verderben könnte. So ist denn jetzt ein edelmüthiges Schweigen der letzte Wipfel des seltsamen Baumes. Man darf hier nicht zu leicht das Ganze als ein Machwerk der böswilligen Lüge oder der eitlen Phantasie verdammen. An jenem ersten Vorfall ist das wahr, daß ein ähnliches unglückliches Ereigniß außerhalb Berlin stattgefunden hat. Bei gleichen Namen der Betheiligten war die Vertauschung des Ortes, wo er vorgefallen, die geringste Versündigung des Gerüchtes. — Und wer mag unbedingt Rhadamanth seyn gegen die schöpferische Phantasie, die, umsonst nach Gegenständen von großartigem Interesse suchend, sich verirrt? Um nicht an die poetische Gestalt des Tieckschen Husaren Römer in der Zopfnovelle zu erinnern (die übrigens ihren wirklichen Grund hatte), wer, der Moritz Biographie unter dem Namen Anton Reiser gelesen, gedenkt nicht jener interessanten Melancholie, welche den müssigen Helden plötzlich befällt? Er weiß nicht, wie ihm der Gedanke kam, aber er ist da, täglich wachsend, endlich eingefressen in Fleisch und Bein: er habe einen Freund im Duell erstochen. Verfolgt von den Furien, irrt er in Wäldern und Feldern umher, und entsetzt diesen Schäfer und jenen Pastor durch die fürchterliche Selbstanklage. Und er ist selbst im guten Glauben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 126.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 26. Mai 1836.

Ich sehe hier, wie man nach langer Reise
Im Vaterland sich wieder kennt.
Goethe.

Entdeckungsreisen im Vaterland.

An Herrn D. V. in P.

Eine Art Frühling, welche aber noch Manches von der Natur des langen Winters nicht ablegen konnte, erlaubte mir endlich, einen kleinen Theil der Plane auszuführen, von welchen wir oft in P. gesprochen hatten. Sie haben Recht, es ist gerade in unserer Nähe des Unbekannten und Beachtungswerthen noch Vieles. Wir hören so viel davon, daß es uns ist, als hätten wir es geschaut, oder wir wähnen, es sey einer zweiten Beschauung nicht werth, weil wir in unserer Jugend einmal mit unserem Erzieher davor gestanden sind und seine Bemerkungen einst unserem pflichtschuldigen Reisetagebuche einverleibt haben. Auf alle Fälle liegt es uns so nahe, daß wir es gelegenheitlich wohl einmal sehen werden, wenn es Gott gefällt, was aber nicht immer der Fall zu seyn pflegt.

Vieles zog mich an auf dem Ausfluge, von welchem ich so eben zurückgekehrt bin. Er berührte die östliche Grenze Würtembergs, namentlich die ehmaligen Reichsstädte Hall und Ulm. Ueberall erfreute mich sorgfältiger Anbau des Landes, zeigten die Endungen der Dorfstraßen neue Häuser, Zeugen der Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes zugleich. Entfernt von den Hauptstraßen waren auch hier die Menschen neugieriger, höflicher und von schärferem, minder abgegriffenem Gepräge, die Gasthöfe ärmlicher, die Straßen mehr der zufälligen Anlage alter Wege folgend, als rücksichtslos die zweckmäßigste Richtung ansprechend. Schmerzlich vermißte ich die stattlichen Thürme der Stadtthore, welche zwar Luft, Licht und Verkehr beengten, aber dennoch die sonst so schmucklosen Straßen würdig abschlossen, und schon als Denkmale, als Wahrzeichen oft verdient hätten, sie eher zu umgeben, wie die Berner ihren Goliathsthurm, als sie niederzureißen. Eben so bilden die theilweise eingerissenen Ringmauern ein unerfreuliches Bild des Uebergangs von der Zeit, welche nicht mehr ist, zu einer, welche noch nicht vollständig sich festgesezt hat. Die ältesten Bauerhäuser sind, wie die unmalerische Volkstracht, aus den Zeiten nach dem dreißigjährigen Kriege, die Kirchen aber beinahe ohne Ausnahme aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, wo eine nach langen Trübsalen eintretende Ruhe die Bevölkerung und den Wohlstand schnell erhoben. Es ist in diesem Boden, diesem Volk eine unglaubliche Naturkraft. Sie bedarf nur ungestörter Entwicklung, um durch ihre Ergebnisse in Erstaunen zu setzen.

Aber eben die gewaltigen Erschütterungen der Revolutionskriege, während welcher die Nichtachtung der geschichtlichen Denkmale (von welcher die lange Regierung des Herzogs Karl selbst die schlagendsten Beispiele gegeben

hatte) in dem Drange der Umstände eine genügende Entschuldigung fand, und jezt der überall sich ausdehnende Kunstfleiß, bedrohen die Reste der Vorzeit von zwei Seiten; die frühere Vernachlässigung war durch wohlgemeinte Verordnungen nicht mehr gut zu machen, und der Kunstfleiß sucht Räumlichkeiten für seine Gewerke. Mir scheint es, wir seyen bis an den Punkt gekommen, jenseits dessen eine Rettung manches wichtigen, bei unserer Armuth doppelt wichtigen Denkmals kaum mehr möglich seyn werde. Vieles wurde öffentlich oder heimlich verkauft, kaum entging ein trefflich geschnizter Hochaltar in Creglingen ähnlichem Schicksale, und Kunstkenntnisse sind auf dem Lande noch zu wenig verbreitet, als daß man an zweckmäßige Parkettirung, Reinigung und Ergänzung der Altarblätter denken könnte. So gehen mehrere Bilder in der Kirche zu Hall ihrem Untergange durch Sprünge und Verbiegen der Bretter sichtlich entgegen, und sogar die schöne Kanzel sollte weggemeißelt und durch eine andere, dem Altare näher stehende ersezt werden, weil die neue, ebenfalls nicht in einem, mit dem Ganzen harmonirenden Style erbaute Orgel jener zu nahe zu stehen kommen wird.

Ich enthalte mich, über das Gefundene in's Einzelne zu gehen, eine Beschreibung genügt selten dem, welcher den Gegenstand nicht gesehen hat, und der, welcher diesem eine nähere Betrachtung gewidmet hat, bedarf ihrer nicht. Ich will nur eine Art statistischer Uebersicht über das geben, was mich in dieser kleinen Reise beschäftigt hat.

Aus der Römerzeit mag ein schöner runder Thurm in der Burg Reichenberg stammen. Seinen Ursprung würde Nachmessen mit altrömischem Fuße am schnellsten herausstellen. — Unweit Murrhard läuft die Teufelsmauer vorbei, jenes Gegenstück der chinesischen. Es wäre zu wünschen, daß sie von Generalstabsoffizieren militärisch und aus dem Gesichtspunkte des altrömischen Kriegswesens untersucht würde. Die alten Römer versteht man nur vom militärischen Gesichtspunkte aus. Auch das Schloß Hellenstein über Heidenheim und die a buquato gemauerte Grundlage der alten kaiserlichen Burg in Ulm mögen diesen Ursprung haben.

Aus der Zeit der Carolinger stammt eine schöne, neben der (ehemaligen Kloster-, nun Pfarr-) Kirche von Murrhard stehende Kapelle; sie ist ohne Altar oder sonstige Zeichen ihrer speziellen Bestimmung, aber bei aller ihrer Kleinheit sehr merkwürdig durch ihre Construction, und einer Lithographirung und Veröffentlichung mehr werth, als manches neue, vielgepriesene Bauwerk. Ein byzantinischer Altar, von vergoldetem Metall mit Schmelz, Christus und die zwölf Apostel, in Comburg, mitten in einer ohne Noth und Sinn geschmacklos erneuerten Benedictinerkirche, veranlaßte folgende Bemerkung, welche ich Ihrem Urtheile unterstelle. Die wahre, schöne mittelalterliche Baukunst ist ihre Erhaltung, Anerkennung und Wiederherstellung uns Protestanten schuldig. Die Jesuitenkirchen, und überhaupt die Reconstruktion des Catholicismus im Gegensatze gegen den weitgreifenden Protestantismus, haben überall, und nach dem Beispiele Roms, das vorhandene Alte zerstreut, um auch in der sinnlichen Erscheinung, und in ihr vorzüglich den römischen Glauben als etwas Vorschreitendes, sich Erneuendes, die lebenden Künstler Förderndes darzustellen, und gleichsam über das Frühere einen Schleier zu werfen.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Pariser Katakomben.

Ein Geschichtschreiber von Paris hat ganz Recht, wenn er behauptet, man könne die Hauptstadt gleich dem unter ihr ruhenden Flötzkalk in mehrere Schichten oder Flötze abtheilen und gleichsam eine überirdische, irdische und unterirdische Stadt annehmen: die überirdische in den Speichern und Dachstuben, der Sitz stiller Geistesthätigkeit und bescheidener Gelehrsamkeit, die irdische in den Kramläden und Butiken, der Sitz unruhigen Gewerblebens und hastiger Gewinnsucht, die unterirdische in den Steinbrüchen und Katakomben, der Sitz ewiger Ruhe und starrer Grabesnacht. Durch das Labyrinth der Gassen und Häuser findet sich hier ein aufmerksamer Fremdling bald mit Leichtigkeit hindurch, da eine musterhafte Einrichtung der Hausnummern und Portiers das Zurechtfinden erleichtert; in jene unterirdischen Gewölbe aber mit ihren zahllosen Gängen darf sich Niemand ohne Führer wagen. Jedermann hat von den Pariser Katakomben gehört, aber wenige Fremde und Einheimische wissen von dieser Todtenstadt, diesem Petra und Persepolis, zu erzählen, denn die wenigsten Reisenden haben sie mit eigenen Augen gesehen. Seit länger als zehn Jahren ist der Eintritt derselben dem Publikum untersagt. Nur eine kleine Anzahl Begünstigter konnte zur Betrachtung dieser geheimnißvollen Grotten Gelegenheit finden, weil man in sie nur in Folge feierlicher Specialerlaubniß gelangt, wie man nur durch besondere Vergünstigung zu gewissen Pariser Nachtessen eingeladen wird. Es handelt sich jedoch dabei um nichts, als um die Besichtigung einiger Abgründe, um die Untersuchung einiger Mineralien, um die Betrachtung vieler Todtenknochen; lauter unschädliche und unschuldige Dinge. Was mag daher der Beweggrund gewesen seyn, weßhalb der Eingang in die Katakomben geschlossen, auf die Thüren das Siegel, und auf das Gewölbe das Embargo gelegt wurde? Ich weiß es nicht, da aber vor mehreren Monaten eine Gesellschaft Deutscher auf Verwendung

des Ministers des Innern vom Seinepräfekten die Erlaubniß zur Besichtigung der Katakomben erhalten hatte, fand ich Gelegenheit, mich als ein wahrer Schmuggler in dieses Schattenreich mit hineinzuschwärzen. Ich will den Lesern dieser Blätter die auf meiner unterirdischen Fahrt gesammelten Beobachtungen mittheilen.

Die Pariser Katakomben sind nicht, wie man etwa glauben könnte, künstliche Ausgrabungen, sondern von der Natur gebildete Höhlen. Die Hand des Menschen hat den Umfang derselben allerdings erweitert und ihre verschiedenen Gänge geordnet; aber die Natur allein hat den Hauptraum ausgehöhlt und die Abgründe gebildet. Die größte Strecke der Katakomben war noch bis zum Jahr 1783 ganz unbekannt, und man wußte damals nur von ihnen, daß es unterirdische Gänge seyen, aus denen Paris den bedeutendsten Theil seines Bedarfs an Baumaterialien bezog. Bis zu jener Zeit waren sie daher im Grunde nichts als Steinbrüche. Der damalige Polizeilieutenant Lenoir, von dem Mirabeau so viel Böses sagt, hatte zuerst die Idee, sie zu dem zu machen, was sie heutzutage sind, nämlich ein unermeßliches Beinhaus, eine eben so imponirende als heilige Begräbnißstätte, dergestalt einzig in ihrer Art, daß sie nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Fremden, Reisenden und Künstler, welche sie gesehen haben, mit keiner derjenigen verglichen werden kann, welche aus den ältesten Zeiten übriggeblieben sind.

Seit längerer Zeit nämlich hatten die Bewohner der Stadttheile, wo die Märkte befindlich sind, über den Verwesungsgeruch geklagt, welchen der Kirchhof „des Innocens“ in ihrer Nachbarschaft verbreitete; die Beschwerde blieb lange unberücksichtigt. Im Jahr 1780 ereigneten sich aber wegen der Nähe eines gegen das Ende des Jahres 1779 eröffneten und für mehr als zweitausend Todte berechneten Friedhofes in den Kellern einiger Häuser der Rue de la Lingerie Unfälle, welche die Gesammteinwohnerschaft der Stadt bewogen, sich an den Polizeilieutenant zu wenden und ihm die Gefahren vorzustellen, womit der öffentliche Gesundheitszustand durch diesen ungeheuren Pestherd bedroht sey, dessen Oberfläche, so hieß es in der schriftlichen Eingabe, „durch die Anzahl der beigesetzten Leichname, die alle Gebühr überschreite und außer aller Berechnung liege, acht Fuß hoch über die benachbarten Straßen und Wohnungen erhöht worden sey.“ Schon die Vorstellung dieser Thatsache ist schrecklich. Der Polizeilieutenant nahm das Gesuch günstig auf, und befahl von Stund an, daß die Kirche des Innocens geschlossen, der um dieselbe herumliegende Friedhof ausgegraben und in einen öffentlichen Platz umgewandelt werde. Bald darauf wies eine von der Regierung ernannte medizinische Commission die alten Steinbrüche auf der Südseite von Paris an, um nicht bloß die Knochen des Kirchhofs des Innocens, sondern fortan auch die Gebeine aller übrigen Pariser Kirchhöfe, Beinhäuser und Kapellen aufzunehmen. Das war eine wahrhaft anti-pestilenzialische Insurrektion, ein Sieg der öffentlichen Wohlfahrt über die Ansteckung, ein Triumph des Pariser Pflasters über den Leichnam, der es versperrte, ein Kampf des Lebenden gegen den Todten, bei welcher Gelegenheit Hacke und Spaten wider verfaulte Knochen und verwestes Fleisch zu Felde zogen und die Bewohner der Stadt die Fäulniß aus dem Bereich ihres Weichbildes verjagten, welche in ihren Straßen Wohnsitz genommen und sich fast bis in das Innere ihrer Häuser gedrängt hatte; kurz, es war eine Revolution, gegen welche Niemand protestirte, obschon es eine Straßenrevolution war, weil sie Allen Nutzen und Vortheil brachte. So wurden also dieselben Orte, welche seit so geraumer Zeit die Materialien zu den Pariser Kirchen, Pallästen und Gebäuden geliefert hatten, dazu auserwählt, die Ueberreste der Pariser Ahnen und die lezten Spuren jener zahlreichen begrabenen und dann wieder ausgegrabenen Geschlechter aufzunehmen, die seit einer Reihe von Jahrhunderten hintereinander auf dem Boden von Paris gelebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Beschluß.)

Mystifikationen. Der falsche Demetrius von Maltitz.

Wie erklärlich wird das anscheinend Unerklärliche, wenn ich annehme, daß der Betheiligte hypothetisch den Satz ausgesprochen: wenn er von einem Franzosen diese beleidigende Aeußerung gehört, würde er ihm auf die Schulter geklopft haben u. s. w. Die Phantasie hat sich die Scene lebendig ausgemalt, in die Situation verliebt. Ein Dritter hört es, durch Mittheilungen wird im Munde des Vierten, Fünften, Sechsten ein Factum aus der Hypothese. Ein Siebenter fragt ihn: das hast du gethan? Er nickt bedeutungsvoll mit dem Kopfe; denn wer kennt die Laune, die Umstände, die es ihm in dem Augenblick ungelegen, vielleicht ganz unpassend machen, die baare, trockene Wahrheit auszusprechen? Nicht jeder Fragende trägt überdies das subjective Recht in sich, die Wahrheit zu erfahren, noch habe ich die Verpflichtung, sie ihm zu geben. Aber nun wächst das Gerücht durch Mißverständnisse, ohne mein Zuthun, ohne mein Mitwissen. Bei der zarten Natur der Sache hüten sich die Ernsten vor Fragen, und die Leichtfertigen zu mystificiren, ist kein Vergehen. Die Eitelkeit spielt mit; noch, denke ich, ist es Zeit zum Zurückziehen; aber es ist zu spät. Plötzlich ist der Scherz zu einer riesenhaften Lüge angewachsen, die selbstkräftiges Leben gewann. Ich lenke sie nicht mehr, sie zieht mich fort, und die Macht der Lüge ist dämonisch. — Das sind, was den vorliegenden Fall anlangt, Hypothesen; aber wer psychologisch die Geschichte der großen Täuschungen verfolgt, wird auch in dieser Duellgeschichte, wenn sie eine ist, eine entschuldbare Möglichkeit finden, und nicht eyne

Weiteres verdammen, zumal, da die nähern Umstände des Gerüchtes, und ob der Betheiligte selbst thätig bei der Verbreitung war, nichts weniger als ermittelt sind.

In das Gebiet der Täuschungen gehört auch die neuliche Aufführung des falschen Dimitri, mit Schillers erstem Act und nach dessen Plane fortgesezt vom Baron Franz von Maltiz. Einigermaßen gewandte Kräfte möchten aus Schillers Maltesern zum Beispiel ein leidliches Drama zu Tage fördern. Welches Riesenwerk ruht hingegen in dem Torso vom falschen Demetrius! Schiller selbst hätte seinen ganzen Genius anrufen müssen, die Tragödie so groß hinaufzubilden, so groß sie zu schließen, als er angefangen. Hier galt es kein Fortsetzen, ein neu Erfinden, Gestalten, denn in den von Schiller hinterlassenen Skizzen ist schon zu viel, eine Collection von Situationen und Gedanken, wo eine Auswahl, wo nicht ein gänzliches Umwerfen nöthig war. In einer blühenden Diction das Angedeutete aussprechen, damit konnte unmöglich die Aufgabe gelöst seyn. Herr von Maltiz hat sich als lyrischer Dichter durch mehrere innige und tiefe Gedichte vortheilhaft bekannt gemacht, auch in epigrammatischen Angriffen gegen Thorheiten der Zeit war er glücklich, als Dramatiker hat er sich durch diesen Dimitri nicht gezeigt. Doch mag Vieles auch auf Rechnung der Darstellung fallen. Von vorne herein schienen die Mitspielenden, mit alleiniger Ausnahme der Crelinger (als Marfa), das Stück für verloren zu geben. Selbst die von Schiller herrührenden Theile gingen matt und wirkungslos vorüber. Kein grellerer Contrast, als die Darstellung eines Raupachschen Stücks und dieses Demetrius. Während dort Alles zusammenklingt und eingreift, weil der Dichter für die Schauspieler arbeitet und diese die Assignation acceptiren, so ging hier Alles auseinander, und die Wenigsten hatten sich die Mühe genommen, ein Gewand, das ihnen allenfalls passen konnte, nur auf der rechten Seite anzuziehen. Das Gedächtniß fehlte, das Arrangement war unglücklich, und selbst die neuen Decorationen waren verfehlt, indem anscheinend auch die Maler sich nicht die Mühe genommen, den Sinn der Scenen, zu denen sie gehörten, aufzufassen. Was gehört ein dickverschneiter Klosterkirchhof ohne alle Fernsicht zu der Scene am Ladogasee, wo Marfa aus dem Kloster hervortritt, um das Erwachen des Frühlings zu begrüßen und die Freudenbotschaft zu empfangen, welche ihr die Klosterpforten sprengt? Der Maler zog es vor, die schönen Lessingschen Klosterkirchhöfe in Decorationen zu verwandeln, analog mit der ganzen Kunst unsers heutigen Theaters, wo Jeder die Dichtung fallen läßt, wenn er nur Gelegenheit erhascht, sich hervorzuheben. Schillers Manen hätten doch etwas mehr Rücksicht verdient. — Raupach hat seine Hohenstaufentragödien durch einen lezten Theil aus Friedrich Barbarossa's Geschichte geschlossen. Das Publikum sprach nicht: finis coronat opus.

Gegenwärtig ist dasselbe zur großen Jury über ein großes Bild von Bendemann: Jeremias auf den Trümmern Jerusalems, einberufen. Ein Bilderstreit hat schon über diese jedenfalls höchst bedeutende Production begonnen. Doch ist mein Bericht schon zu lang, um auch diesen noch zu berühren, was ich mir daher für ein nächstes Mal verspare.

Frankfurt a. M., Mai.

(Fortsetzung.)

Vergangenheit und Gegenwart.

Die Anlagen um unsere Stadt bieten jezt, da das Wetter milder geworden ist, einen überaus reizenden Anblick dar. Nie wandle ich in diesem blühenden und duftenden Lustgehege, ohne eine wohlthuende Vergleichung zwischen Gegenwart und Vergangenheit anzustellen, denn ich wandelte einst als Kind auf demselben Boden, wie er noch als schüzender Wall oder vielmehr als Glacis sich darstellte.

„Vergangenheit! — es donnert das Geschüz
„Von hohen Wällen, ängstlich flieh'n die Frauen,
„Der Feinde Schaar droht Tod und Untergang;
„Und Gegenwart! — da ziehen Rosenauen
„In duftendem Gemisch sich um die Stadt;
„Hier wölbt zur Laube sich des Flieders Dunkel,
„Dort winkt ein Siz dem Wanderer zur Ruh';
„In tausend Farben prangen Flora's Kinder
„Und strahlen Heiterkeit in Aug' und Herz."

Diese Anlagen danken wir hauptsächlich dem verstorbenen kunstsinnigen Senator Guiolett, der sie einst als Maire der Stadt Frankfurt, unter dem Fürsten Primas des Rheinbundes, welcher zugleich Großherzog von Frankfurt war, im Jahr 1806, nebst seinem Gehülfen, dem trefflichen Stadtgärtner Rinz, gründete. Seine Hülle ruht in ihnen, unfern des Rechneigrabens, und seine Marmorbüste, von dem tüchtigen Bildhauer v. Launiz vollendet, wird binnen kurzer Zeit, mit passender Inschrift auf dem Postamente versehen, dort aufgestellt werden. Die meisterhaft ausgeführte Idee ist folgende. Auf einem runden Piedestal steht die kolossale Büste Guioletts. Um dasselbe läuft ein Relief, das den Verstorbenen in der Mitte von mehreren Leuten darstellt, die von der einen Seite Bäume pflanzen, von der andern die Befestigungen mit Hacke und Brechstange zerstören. Inschrift: „Wegen seiner Verdienste um diese Anlagen." A. Thorwaldsen, J. N. Byström, P. Tenerani u. a. Meister der Plastik haben sich für diese Idee ausgesprochen. — Wer unsere Stadt vor zehn Jahren und seitdem nicht wieder sah, kennt sie, besonders in Beziehung auf die sogenannten Wallstraßen, nicht mehr. Die Baulust hat sich hier seit einiger Zeit zur Bausucht gesteigert, und der Werth der Häuser ist beinahe auf das Doppelte gestiegen. In allen Straßen erstehen neue, geschmackvolle Wohnungen.

„Vergangenheit! — Durch finstre Gassen irrt
„Der Fremdling, und der Thürme hoher Bau,
„Der Häuser Steingebirg' hemmt Blick und Schritt;
„Und Gegenwart! — Durch heitre Straßen tritt
„Der Wanderer mit frohem Sinn einher,
„Ihn stärkt der Balsamhauch der Frühlingsluft,
„Und staunend weilt sein Blick auf den Pallästen,
„Die stolz und prachtvoll in die Wolken ragen."

Gleiche Bewandtniß hat es mit den Villen und Gärten um Frankfurt. Ringsum erstehen deren neue in diesem Frühling; die Kronen derselben sind aber noch immer die der HH. v. Bethmann und M. A. v. Rothschild. Der Erstere läßt jezt Salons und Gemächer in seiner großartigen Villa im Geschmack des Mittelalters, mit kostbar geschnizten Schränken, Sesseln, Tafeln rc., möbliren; wahrscheinlich eine feinsinnige Parodie der jüngsten Tendenzen unserer zelotischen Dunkelmänner, welche die Zeit der Daumschrauben, Säckungen, Controverspredigten und Judenverfolgungen wieder aus dem 14ten bis 16ten Jahrhundert zurückrufen möchten; denn die ganze Familie v. Bethmann gehört, von dem vollendeten Vater an, dem Lichtgeiste der Vernunft und eines geläuterten Christenthums. Allein die klare Umsicht unsers Senates und der kerngesunde Sinn unserer Bürgerschaft will — zwar fest und treu im reinen Glauben und besonnen im Streben — nicht rückwärts, sonder weise voran.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 127.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 27. Mai 1836.

Quel contraste, ô Paris! tombe immense! — Dessus
Se presse, au gré du temps, le flux et le reflux
De la foule qui passe; — et la foule passée
Du sommeil éternel, dessous, dort oppressée.
Nestor de Lamarque.

Die Pariser Katakomben.

(Fortsetzung.)

Bei diesem unermeßlichen Todtenauszug wurde der Theil der Steinbrüche, den man gegenwärtig mit dem Namen der Katakomben bezeichnet, entdeckt und eingerichtet. Ein Arbeiter, Namens Décure — und sein Name verdient wohl auf die Nachwelt zu kommen, weil sich an ihn eine der rührendsten Episoden in der Geschichte der Pariser Katakomben knüpft — bemerkte zuerst, daß die unter der sogenannten Ebene des Mont-Souris gelegenen Steinbrüche, oberhalb der Barrière Saint-Jacques, nicht die einzigen in dieser Ebene befindlichen seyen, sondern daß mit diesen schon bekannten unterirdischen Gängen noch andere unbekannte zusammenhingen, deren Umfang und Tiefe sich dem Auge und der Vorstellung entzogen. Der damalige Generalinspektor der Pariser Steinbrüche, Guillaumot, veranstaltete Nachgrabungen, aber die Architekten stellten voller Schreck ihre Nachforschungen ein, als sie auf eine Reihe von Schluchten und Abgründen stießen, von denen die ganze Gegend umher voll war und die sich selbst unter einem großen Theil von Paris hin erstreckten, tief und weit genug, um es jeden Augenblick zu verschlingen. Fast ein Drittheil der Stadt stand über diesen unbekannten Abgründen. Ein unglücklicher Zufall, ein zusammenstürzender Fels, ein Erdfall, und Tausende von Menschen und Wohnungen verschwanden von der Oberfläche der Erde! Es schaudert einen, wenn man die schreckliche Unvorsichtigkeit so vieler auf einander folgenden Regierungen bedenkt, welche so lange Zeit hindurch die Untersuchung jener unermeßlichen Höhlen vernachlässigt hatten. Paris hatte seinen Enceladus; ein Ruck, eine Bewegung des Ungeheuers konnte es verschlingen, aber das sorglose Paris ging und tanzte, ohne die Augen zur Erde zu schlagen, ohne sich im Geringsten darum zu bekümmern, ob der Tod da sey und seinen Rachen fast unter seinen Füßen aufsperre. Und doch hatte es an Warnungen nicht gefehlt, berichtet uns die Sage. Mehr als einmal hatte das Unthier gebrüllt, zu verschiedenen Malen hatte man das dumpfe Murmeln seiner Stimme und das Poltern seiner Eingeweide vernommen, mehr als einmal war der Bewohner des Quartier Saint-Jacques bleich und zitternd vor jener Stimme stehen geblieben, welche aus dem Schoße der Erde heraufdrang und ihm ein donnerndes Halt! zurief; mehr als einmal hatte der Boden gezittert oder das aufgelockerte Erdreich den Sturz von Felsen veranlaßt. Alle diese Mahnungen waren vergeblich gewesen und hatten den Pariser keineswegs seiner angebornen und seinem Wesen inwohnenden

Flatterhaftigkeit entreißen können. Nichts war untersucht worden, und am Ende darf es uns nicht so sehr wundern; schläft doch Neapel am Fuß des Vesuvs.

Wie dem nun auch seyn mag, heutzutage darf jeder Fremde sich dreist im Quartier-latin eine Wohnung nehmen; die Straßen dieses Stadtviertels sind auf eine Weise befestigt und gesichert worden, daß man keine Gefahr mehr zu fürchten braucht, oder daß man wenigstens auf der Stelle unvorhergesehenen Ereignissen Einhalt thun kann. „Der Zustand der seit mehreren Jahrhunderten vernachlässigten Steinbrüche," sagt Héricart de Thury, der ehemalige Oberaufseher der unterirdischen Arbeiten im Seinedepartement, „die Schwäche der Pfeiler, ihr Zerbröckeln und Zusammenstürzen, der nachtheilige Einfluß der Witterung an vielen Orten, die seither unbekannten Aushöhlungen der untern Steinbrüche, die falsch angebrachten Pfeiler der obern Werkstätten, der Verlust einer beträchtlichen Wassermasse von der Wasserleitung von Arcueil, welche durch einen Theil der Katakomben hindurchgeht, waren eben so viele triftige Beweggründe, welche die Generalinspektion bestimmten, die Arbeiten so viel als möglich zu beschleunigen. Nachdem man das auf der alten Straße nach Orleans in dem sogenannten „Hohlwege" gelegene, und unter dem Namen Tombe Isoire bekannte Haus durch Kauf an sich gebracht hatte, machte man eine Treppe von 77 Stufen, um etwa 56 Fuß tief in die Höhlen hinabzusteigen, und mauerte eine Brunnenöffnung, um die Knochen hinunter zu werfen. Während dieser ersten Vorbereitungen waren eine Menge Arbeiter ununterbrochen beschäftigt; die einen führten gemauerte Pfeiler auf, um die Decke der Steinbrüche vor dem Einstürzen zu schützen, was an vielen Orten sehr zu befürchten stand; andere gruben Verbindungswege zwischen den obern und untern Steinbrüchen, um zwei Stockwerke von Katakomben daraus zu bilden; andere endlich vollendeten die Mauer, welche den ganzen Umfang des neuen Beinhauses einschließen sollte."

Die Katakomben erstrecken sich unter den Faubourg Saint-Germain und das sogenannte lateinische Stadtviertel, wo der Boden in allen Richtungen unterhöhlt ist; sie befinden sich unter der Rue Saint-Jacques, Rue de la Harpe, Rue de Tournon, Rue de Vaugirard, unter dem Odeon, unter dem Pantheon, unter der Kirche Saint-Sulpice, unter dem Observatoire, unter dem Hospital Val de Grace, unter dem Faubourg Saint-Jacques u. s. f., und dehnen sich bis an den Mont-rouge aus. Man steigt auf drei verschiedenen Treppen in dieselben hinab; die erste ist in dem Hofe des westlichen Pavillons der Barrière d'Enfer, die zweite liegt in der oben erwähnten Ebene des Mont-Souris, und die dritte ist beim Grabe Isoire oder Issard, welches, wie man erzählt, nach einem berüchtigten Räuber so benannt worden, der ehemals die Umgegend von Paris zum Schauplatz seiner Thaten auserwählt und aus den Katakomben seine Höhle gemacht hatte. Von den drei Eingangsthüren heißt die eine porte de l'Ouest, die andere auf der Ostseite der Stadt wird porte du port Mahon genannt, und die dritte auf der Südseite hat ihren Namen von der Gruft Isoard erhalten. Durch diese leztere gelangten wir in die Katakomben. Mit mehreren Fackeln und Lichtern versehen und von einem kundigen Führer begleitet, stiegen wir eine 56 Fuß tiefe Wendeltreppe hinab. Am Ende derselben fangen die Steinbrüche an. „Lassen Sie uns sehen, meine Herrn, aus wie viel Personen unsere Gesellschaft besteht," sagte der Führer, nachdem wir unten angelangt waren. „Bleiben wir beisammen und entfernen Sie sich nicht von meiner Seite. Dans tous les cas," fügte er hinzu, „si l'un de vous s'égarait, vous voyez cette ligne noire tracée au-dessus de votre tête, au ciel de la carrière; elle en suit les détours les plus reculés, les limites les plus informes, ne l'abandonnez pas; et toujours elle vous ramènera au point où nous sommes, à l'escalier que nous quittons." Und in der That kann dieser an der Decke der Steinbrücke gezogene dicke, schwarze Strich dem Verirrten als Ariadnefaden dienen, denn er verläßt nie die Wölbung, und wenn ein Nebengang oder eine Seitenstraße sich zeigt, wenn der Weg sich theilt, so folgt der schwarze Strich, diese große Pulsader unter den tausend Adern, welche den hohlen Riesenleib in allen Richtungen durchkreuzen, doch immer seinem Normallauf. Nachdem wir etwa zehn Minuten in den Steinbrüchen gerade fortgegangen waren, kamen wir an die Eingangsthür der eigentlichen Katakomben. Vor dieser Thüre hat man eine Art von Vorzimmer oder gewölbter Kapelle in dem Gange ausgehauen, welche wahrscheinlich darauf berechnet ist, den Besucher auf das erhabene Schauspiel vorzubereiten, welches sich sogleich seinen erstaunten Blicken darbieten wird; gleichsam ein in Stein gehauener Uebergang zwischen dem Leben und dem Tode, zwischen der Erde und dem Himmel, zwischen dem Seyn und dem Nichtseyn, oder ein an einem Kreuzweg 200 Fuß unter der Erde gesezter Malstein, der uns erinnert, daß wir Staub sind. Memoria majorum: so lautet die Inschrift über der Thür, in großen schwarzen Buchstaben eingegraben, und zu beiden Seiten liest man auf zwei in Grabsteinform ausgehauenen Platten: has ultra metas requiescunt beatam spem expectantes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Entdeckungsreisen im Vaterland.

(Fortsetzung.)

Eine Kirche aus dem dreizehnten Jahrhundert mit ganz einfacher Vorderseite und mit den gnostischen Bildern in Winnenden, und der Thurm der schön gelegenen Kirche in Hall im Rundbogenstyl reihen sich in der Zeitordnung an. Die Haller Kirche verdient wegen sinnreicher Verdeckung ihrer Unregelmäßigkeit, der Aneinanderreihung verschiedener Style und ihrer festen Lage erwähnt zu werden. Wie die alten Griechen, unsere Stammsverwandten, haben wir im Mittelalter unsere Tempel auf die festesten Punkte gesezt und mit Befestigungen umgeben. Noch jezt sind die Kirchhöfe die amtlich angewiesenen Pläze zu Flüchtung der Habe bei Feuersgefahr. Es hat etwas Rührendes, sich über den Gräbern der Väter, vor der Pforte seines Gotteshauses zu vertheidigen, seine zeitlichen Güter zu den ewigen zu flüchten. In den romanischen Landen habe ich nie dergleichen gefunden, die deutsche Geschichte ist voll davon, und unweit Stuttgart bot ein belagerter und entsezter Kirchhof den Wendepunkt im Städtekrieg, und dadurch den Gegenstand zu einem trefflichen Gedicht unseres Uhland. Ebenso erwiesen sich die feste Lage der Cassinenser Abtei Comburg, eines Ebenbilds des Monte Cassino im Kleinen, und die an Citeaux und den französischen Kirchenstyl im Allgemeinen mahnende Bauart des Klosters Blaubeuren als neue Belege des feststehenden Canons für alle Arten von Gotteshäusern im Mittelalter.

Mehr aber, als alles Uebrige, zog mich das Ulmer Münster und der Hochaltar im Chore von Blaubeuren an. Ich hatte beide früher gesehen, sie sind aber ewig neu, ewig überraschend für Jeden, dessen Sinn sich der Kunst des Mittelalters zugewendet hat, und welcher fähig ist, sie in Verbindung mit der Geschichte zu erfassen, wie es nach Ihrer und nach meiner Meinung immer geschehen sollte. Hätte ich Sie nur an meine Seite zaubern können.

Das Ulmer Münster ist ein Riesenwerk der Steinmezenbrüderschaft. Wie beinahe überall, so ist auch hier der Verfertiger des Risses unbekannt; wo man die Namen der ersten Baumeister der Dome des Mittelalters kennt, werden sie mythische Gestalten, welchen die Leistung der ganzen Brüderschaft zugeschrieben wird. In Ulm umgeben sogar derlei Sagen einen der jüngsten Künstler, dessen Schnitzwerke zu den schönsten in Deutschland gehören.

Das Ulmer Münster war auf die Zunahme der nicht sehr großen Stadt berechnet, welche, als sie den Bau entwarf, gerade am freudigsten aufblühte und sich wohl vermessen durfte, in Kurzem das richtige Verhältniß zu ihrer Hauptkirche zu erreichen. Das Schiff ist eines der größten und höchsten, welche man kennt, der Thurm, nur zu drei Fünftel vollendet, sollte die vorbei und heranströmenden Flüsse, die Ebene nach Süden, die — nur zu berühmten — Berge nach Norden zugleich beherrschen. Eine goldene Madonna, aus dem Kelche eines lilienförmigen Kranzes sich erhebend, sollte das Ganze krönen, und weithin segnend erscheinen. Die Stadt und mit ihr die Kirche sind in halber Entwickelung stehen geblieben, daher man den Geist, welcher den Bau hervorrief, nur ehren und bewundern, und am Vorhandenen sich zwar erfreuen kann, aber mit einem Gefühle, welches nicht frei von Wehmuth ist, ungefähr wie bei Betrachtungen über die deutsche Geschichte.

Es ist mir immer vorgekommen, daß eine in der Nähe eines solchen Denkmals verbrachte Jugend ganz andere Männer bilde und bilden müsse, als die flache Modernität. Es ist natürlich, daß ein Begriff von Tüchtigkeit, ein Maßstab des Erreichbaren, eine Achtung für das Geschichtliche sich mit den ersten sinnlichen Eindrücken dem ganzen Leben aufprägt. Nur der hat eine Zukunft, dem die Vergangenheit heilig ist. Da Sie Riß und Details dieses wunderbaren Baues kennen, so sage ich Ihnen nur, daß die Erhaltung erträglich ist, daß ein schöner Hochaltar, aus einer in ein Magazin verwandelten Kirche hergebracht, den Chor ziert, daß aber bei Gelegenheit des Reformationsfestes die lezten Spuren der alten, vielfarbigen Ausschmückung verloren gegangen sind. Störend ist eigentlich nur die Orgel, auf einem von dorischen Säulen getragenen Tonnengewölbe. Es ist zu hoffen, daß die reichen Stiftungen nach einer mit dem Ganzen übereinstimmenden Zeichnung diese neuere Zuthat zu einer Zier der Kirche umschaffen werden, wie es jezt in St. Dénis geschieht.

Die vielfachen Holzsculpturen, welche ich zu Murrhard, Hall, Ulm und Blaubeuren sah, sind alle aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, ein Verein von Sculptur und Malerei mit reichlicher Vergoldung, zum Theil mit ganz originellen, aber doch meist verständlichen Darstellungen, deutschen Gesichtern, verständigen Falten, aber ärmlichem Nackten. Auch die Bildwerke von Stein sind höchst tüchtig gearbeitet. Schade, daß die Bilderstürmer zu Ulm nur die Tragsteine und Baldachine zu den Statuen übriggelassen haben. Wenn man die Zeit erwägt, welche diese Kunstwerke hervorgebracht hat, so fühlt man sich ermuthigt zu hoffen, daß einst Deutschland wieder eine eigene und volksthümliche Kunst besitzen werde.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Mai.

(Fortsetzung.)

Rothschild. Theater. Kunst. Naturforschende Gesellschaft.

Noch mehr bemerkbar ist die Thätigkeit in dem großen Rothschildschen Garten unfern des Bockenheimer Thores. Nur allein die darin beschäftigten Tagelöhner erhalten einen wöchentlichen Lohn von 85 – 89 fl. Neben dem großen Garten, in welchem sich ein überaus schönes Treibhaus, verbunden mit einem Billardzimmer, befindet, ist ein neuer großer Raum begrenzt, in welchem nochmals fünf an einander hängende Treibhäuser so eben fertig erbaut sind, nebst einer kleinen Schweizerei. Wie viele Menschen werden durch solch ein reges Treiben beschäftigt!

Von der Natur gehe ich, wie billig, zur Kunst über, und beginne mit dem Theater. Intendant Grüner, der so glänzend begann und mit regem Eifer sich unserer Bühne annahm, hat seine Stelle und unsere Stadt in nicht glänzenden Verhältnissen verlassen. Der als Mensch und Künstler sehr tüchtige Meck ist, was das Schauspiel angeht, kürzlich Regisseur desselben geworden. Bedeutende neue Erscheinungen auf der Bühne kann ich Ihnen nicht melden. „Da jedes Volk,“ – und warum nicht auch jede große Stadt? – wie Fr. Schlegel richtig bemerkt, „auf der Schaubühne nur den mittlern Durchschnitt seiner eigenen Oberfläche schauen will, man müßte ihnen denn Helden, Musik oder Narren zum Besten geben.“ so schritt diesen Winter sowohl Shakespeare's, Schillers, Lessings und Goethe's Geist, als auch Hampelmann und das liederliche Kleeblatt über die Bretter. Jedem das Seine! Gegenwärtig herrscht einigermaßen Stagnation auf der Bühne, denn der endliche Sieg des Lenzes lockt alle Stände am lauen Abend in die jugendlich blühende Natur. Daß wir unsere ausgezeichnete Primadonna Fischer-Achten und den eben so vorzüglichen Tenor Schmezer, welche Beide nach Braunschweig ziehen, verlieren, ist Ihnen wohl längst bekannt. Schon beginnen die Gastrollen fremder Sängerinnen; unter diesen zeichnete sich Mad. Pollert, vom k. k. Hoftheater in St. Petersburg, besonders in der Oper „Fra Diavolo“ aus, und soll bereits hier engagirt seyn. Eine andere Fremde, Mad. Schobel (vom Wiener Hof-Operntheater), gefiel nicht minder in Spontini's „Vestalin.“

Reicheres und Mannichfaltigeres kann ich Ihnen von unsern übrigen Kunst- und wissenschaftlichen Anstalten berichten. Vor mehreren Wochen war das kolossale Bild: Jeremias auf den Ruinen Jerusalems, von Bendemann in Düsseldorf, das jezt die Gemäldesammlung des Kronprinzen von Preußen schmückt, hier im Städelschen Kunstinstitute aufgestellt. Nicht nur die Hauptfigur, sondern auch die Seitengruppen, besonders die der Mutter mit dem todten Kinde, zeugen von tiefem Studium der Natur und großartiger Auffassung des Gegenstandes. Seit einigen Tagen bewundern wir in diesem Institut einen großen Carton von dem an demselben angestellten Director der Kunstsammlungen und Professor der Malerei, Ph. Veit. Ein kleinerer, die Germania darstellend, befindet sich daneben. Jener Carton stellt die Einführung des Christenthums in Deutschland durch Bischof Bonifacius dar. Kühn und edel ist die Hauptfigur, das Christenthum, eine hohe weibliche Gestalt, ausgeführt, zart und lieblich sind die Kinder, welche von einer Matrone Unterricht in den Religionswahrheiten erhalten. Das Ganze ist bestimmt, von dem Künstler in Fresco ausgeführt zu werden und die Wände eines der Hauptsäle zu schmücken. Bereits sind zwei kolossale Figuren, die schon erwähnte Germania und Italia, vollendet, aber dem Publikum noch nicht sichtbar. So eben ist von der Direktion unsers thätigen Kunstvereins eine außerordentliche Gemäldeausstellung im Saale des goldenen Rosses dahier veranstaltet worden, welche, wie gewöhnlich, Schönes in reicher Mannichfaltigkeit schauen läßt. Mehr von den Leistungen dieses Vereins künftig. Unsere naturforschende Gesellschaft, deren hiesigen Zierden der vielgereiste Eduard Rüppell, Cretzschmar, Mappes, Neeff ꝛc. sind, beging am 1sten Mai dieses Jahrs ihre fünfzehnte Jahresfeier festlich. Glänzend war die Versammlung; an ihrer Spize befanden sich unsere beiden würdigen Bürgermeister Starck und von Heyden, mehrere Bundestagsgesandte ꝛc. Dr. Cretzschmar eröffnete die Sizung mit einem wissenschaftlichen Vortrage „über die Ehe (?) der Thiere,“ Bruchstück eines größern, von ihm herauszugebenden Werkes, auf das ich unten zurückkommen werde. Oberhofrath Dr. Kopp von Hanau gab einen höchst gemeinnützigen „Beitrag zur Kenntniß des Wurstgiftes;“ Dr. Neeff sprach „über die praktische Anwendung der Naturwissenschaften, namentlich auf Telegraphie und Maschinenkraft,“ und zeigte in dieser Beziehung das Modell eines Telegraphen vor, welches von einem talentvollen Dilettanten verfertigt worden war. Zum Schlusse der Feier sprach der Sekretär der Gesellschaft, Dr. Mappes, sezte die günstigen finanziellen Verhältnisse der Gesellschaft auseinander, und erwähnte sodann rühmlich des ausgezeichneten, kürzlich verstorbenen Naturforschers Dr. Bernhard Mayer, in Offenbach wohnhaft, wie es auch wegen seiner Verdienste um das Institut, besonders in ornithologischer Hinsicht, höchst billig war. Der verstorbene Hofrath Mayer (aus Hanau) war ein origineller, vielseitig gebildeter Mann, dessen Lebensgeschichte höchst interessante Beiträge zur Kulturgeschichte des Menschen im neunzehnten Jahrhundert liefern würde, und die er seinen Freunden mit einer an Naivität grenzenden gutmüthigen Offenheit mittheilte. Er war Besizer der Apotheke zum Schwan in Offenbach, dabei ein ganz vorzüglicher Zahnkünstler, und weil er in dieser Hinsicht sehr diskret war, der Liebling der Damen. Mit voller Seele war er Naturforscher, Naturdichter, und besaß dabei, was wohl sehr Wenige wissen, ein ausgezeichnetes dramatisches Talent in Beziehung auf Darstellung und komische Mimik, ohne Karrikatur. Sollten Ihnen öffentliche Blätter etwas von einer Disharmonie an jenem Feste, das nach unserer guten alten Sitte mit einem frohen Mahl auf dem Forsthause schloß, zwischen Eduard Rüppell und andern Gliedern der Gesellschaft mittheilen, so bemerke ich Ihnen, daß jene schnell ausgeglichen ward und voller Einklang wieder waltet, wobei der um so manches Gute unter uns hochverdiente M. Senfferheld große Verdienste hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 128.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 28. Mai 1836.

Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft gerundet,
Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke.
Goethe.

Entdeckungsreisen im Vaterland.

(Fortsetzung.)

Von Glasmalereien fand ich nur welche der ersten Art, d. i. mit Bleileisten zusammengesezt und aufgemalten Schatten; die Darstellungen und Ornamente sind aber so harmonisch mit den Gebäuden, daß ich keinen Augenblick zweifelte, daß auch sie in der Bauhütte entworfen und ein Ergebniß der gemeinsamen Kunstübung seyen, wo der Einzelne immer verschwindet, aber Alle auf Jahrhunderte bauen, wie Ein Wesen, mit kaum begreiflicher Weisheit gründend, mit der Stärke, welche Jahrhunderten trozt, vollführend, und mit der üppigen, farbenreichen Schönheit der Natur ihre heiligen Bauten ausschmückend. Die altdeutsche Malerschule mag wohl zuweilen in neuerer Zeit etwas überschäzt worden seyn. Eines aber wird zugegeben werden müssen, daß sie in Bereitung und Auftrag der Farben sehr weit gekommen war. Sie wurde hiezu durch den Glanz der nahen Glasmalereien getrieben. Mehrere Bilder der oberdeutschen Schule scheinen mit Eiweißfarben grundirt zu seyn. Schaffner mahnt in Allem am meisten an die Schule L. da Vinci's.

Die Richtung des alten Ulmischen Gewerbfleisses gegen Italien hat dieser Stadt, ihren öffentlichen Gebäuden, ja der Weise, in welcher die Geschlechter die Stadt beherrschten und das Gebiet vergrößerten, etwas Venetianisches beigegeben, doch minder als dieses in Augsburg der Fall war. Die Wuth der Wappen ist, wie in allen aristokratischen Freistaaten, sehr weit getrieben. Könnte Italien sich dem deutschen Handel wieder öffnen, so würde bestimmt die alte Verbindung und damit manches Erfreuliche in den alten schwäbischen Handelsstädten wieder erwachen. Der Süddeutsche und der Norditaliener sind sich viel, sehr viel ähnlicher, als sie selbst es ahnen, und unter der von den Umständen verschieden gefärbten Kruste sind die Kerne sich beinahe gleich geblieben.

Ich sehe Sie lächelnd fragen, ob ich auf diesem Ausfluge nicht auch eine Burgruine bestiegen habe, für welche meine Leidenschaft wohl bekannt sey? Hierauf antworte ich ein vernehmliches Ja! und zwar eine sehr schöne, theilweise noch bewohnte, Hellenstein. Was Ruine ist, bietet eine nicht zierdelose Baukunst aus dem sechzehnten Jahrhundert, und es wäre bei der schönen Lage dieser Burg zu wünschen, daß die Bewohner des unten liegenden, gewerbsamen Städtchens sich entschliessen möchten, den Schloßberg, welcher nun kahl und beinahe weglos ist, mit Pflanzungen zu zieren. Die Ruine mahnt mit bescheidener Unterordnung an Heidelberg.

Einer andern Seltenheit erwähne ich noch. Ich besuchte zwei Wallfahrten, eine, wohin selbst, ja meist

Protestanten wallfahren, die des heiligen Walderich zu Murrhard, die andere, von manchem Katholiken hochgehalten, zu Blaubeuren im lutherischen Priesterseminar. Daß Walderich so hoch in Ehren steht, ist natürlich, er ist der Schutzheilige der unglücklich Liebenden; die Madonna von Blaubeuren verdankt ihren dauernden, und über neuere Mitbewerber siegenden Ruhm wohl nur der prachtvollen Ausführung des Hochaltars mit doppelten Flügelthüren und dem alterthümlichen, echt deutschen Style des Ganzen. Damit aber auch der neuesten Zeit ihr Recht widerfahre, so wurde das warme Gebläse in dem Schmelzwerke zu Wasseralfingen bewundert, über Eisenbahnen Vieles verhandelt, und in Gewerben, Genüssen und Leben mancher erfreuliche Vorschritt bemerkt.

Sie haben hiemit die Erlaubniß, über dieses reichliche Ergebniß einer sechstägigen Fahrt zu lächeln, aber das ist die schöne Seite des Reisens in unsern Jahren, daß wir da durch die selten wiederkehrende schnellere Bewegung nach langer, gleichförmiger Ruhe unsern geistigen Erwerb erst recht inne werden und mit dem in Verbindung setzen können, was uns vor Augen kommt. Wenn ich hier geschwätzig geworden bin, so schreiben Sie es dem Verlangen zu, Sie an meiner Seite belehrend, berichtigend, unter höherem Gesichtspunkt zusammenfassend zu vernehmen.

Behalten Sie mich lieb!

Kölle.

Die Pariser Katakomben.

(Fortsetzung.)

Die Thür geht auf und wir fahren unwillkührlich zurück vor dem unerhörten Anblick, welcher unser Auge trifft. Zweitausend Todtenköpfe und zwanzigtausend Todtenknochen, zehn Fuß hoch und vier Fuß tief übereinander geschichtet, sehen wir auf einmal. Dieser Anblick machte auf uns eine unbeschreibliche Wirkung; wie von einem und demselben Schlag getroffen, fuhren unsere Köpfe zurück; es war der elektrische Schlag des Schreckens, und doch ist dieser Schrecken heilig. Er beengt einem das Herz und macht die Knie wanken. Ja, man würde auf die Knie fallen, wenn man einem unvorbereitet dieses Schauspiel vorführte, oder wenn man allein wäre. Was mich anbelangt, so wurde ich von einem religiösen Schauer ergriffen, welcher alle meine Glieder durchrieselte. Ich weiß nicht, vor wem ich mich verneigte, wen ich begrüßte, den Schöpfer oder das Geschöpf, Gott oder die Todten; aber instinktmäßig griff ich nach dem Hut und entblößte mein Haupt. Der Mensch fühlt sich so unendlich klein, wenn er hier vor so vielen, in dem Raum von zehn Quadratschuhen aufgeschichteten Geschlechtern steht. Der Anblick jener aufgehäuften Massen von Knochen und Schädeln machte auf mich den Eindruck, wie wenn ich einen Aschenhaufen in meiner hohlen Hand hätte und ihn wegbliese mit den Worten: das war ein Tausend Menschen! Die Menschheit schrumpft zusammen, und Gott wird zu groß. Wenn dann der erste Eindruck vorüber ist, entwickelt sich bald eine Reihefolge von Betrachtungen anderer Art. Jene regelmäßig aufgeschichteten Gebeine, von denen keines vor dem andern hervorsteht, jene mit Schädelguirlanden verzierten Knochenwände verursachen uns ein unsägliches Weh. Was sind wir im Grunde anders, als ein Leichnam? und wir mögen es doch nicht gerne, daß man ein Spiel mit uns treibt. Jene auf den Leichnam übertragene Symmetrie erscheint uns als ein freches Spiel; die Sorgfalt, womit man hier die menschlichen Gebeine aufgestapelt hat, wie jene Merkwürdigkeiten in Naturalienkabinetten, welche man täglich abstäubt und unter Glas stellt, kommt uns wie ein Hohn auf unsere persönliche Würde vor, welche doch unter der allgemeinmenschlichen Würde mit begriffen ist; es schmerzt uns der Gedanke, daß man eines Tags auf ähnliche Weise mit unsern Gebeinen Spiel treiben kann, und wir möchten lieber auf einem einsamen Friedhofe liegen, als aus unserer Gruft wieder herausgeholt werden, um in den Pariser Katakomben Parade zu machen und ein Stück dieser aus Knochen und Leichentüchern zusammengestickten Tapeten auszumachen.

Doch dergleichen Betrachtungen mag man nicht lange nachhängen, und bald durchwanderten wir denn auch unter Scherz und Lachen die verschiedenen Gänge der Katakomben und lasen die mitunter läppischen und hochtrabenden Inschriften, welche den griechischen, französischen und lateinischen Dichtern entlehnt sind und an unzähligen Stellen die Wände dieses Knochenamphitheaters schmücken. Auch hier wußte der verschönernde Sinn der Franzosen einem an sich abschreckenden Gegenstande durch allerlei Formen und oft kokett ersonnene Verzierungen einen eigenthümlichen Anstrich zu geben. Die Knochen sind so zierlich und regelmäßig aufgeschichtet, wie wenn der Kornmesser mit dem Streichholz darüber hingefahren wäre; die Außenwände der Knochenhaufen sind mit zwei gleichlaufenden Schädelreihen geziert, welche etwa drei Fuß von einander wie Gesimse an einem Gebäude hervorspringen und wie Fruchtschnüre um den Fries herum laufen; in der Mitte des Haufens sind die Schädel entweder in Kreuzesform geordnet oder man hat zwei große Röhrenknochen quer über einander gelegt und einen Todtenkopf darüber gestellt. Der Führer, dem unsere geschwätzige Munterkeit besser behagte, als unser anfängliches, staunendes Schweigen, benutzte diese Gelegenheit,

um uns folgende Anekdote zu erzählen, welche den bei dem Bau des Todtenhauses beschäftigten Arbeitern hier begegnet seyn soll.

Eines Tages, während die Arbeiter Arm- und Schenkelknochen aufschichteten und Todtenköpfe einsezten, rollten sie sich die leztern einander zu und spielten mit denselben, wie die Todtengräber im *Hamlet*. Plözlich aber fängt ein an der Erde liegender Todtenkopf, über solch muthwilliges Spiel entrüstet, an, sich zu bewegen und zu marschiren. Unter fürchterlichem Angstgeschrei warfen die Arbeiter ihre Laternen um und liefen davon, wie wenn der Teufel ihnen auf den Fersen wäre. Ein Einziger, auf den der Schrecken noch heftiger gewirkt hatte und der rücklings zu Boden gestürzt war, blieb an der unheimlichen Stelle zurück, die Höhle mit erbärmlichem Hülferufen erfüllend und wie ein Rasender mit den Beinen zappelnd. Darüber erhebt sich draußen ein großer Lärm; der Oberaufseher wird herbeigerufen und die Entschlossensten steigen endlich hinab, theils mit Werkzeugen, theils mit Weihwasser bewaffnet, um den Bösen zu bekämpfen und zu beschwören. Man kommt an Ort und Stelle an, und das anrückende Heer bleibt wie vom Schreck versteinert stehen. Der Todtenkopf hat sich viel weiter von seiner ursprünglichen Stelle fortbewegt, er rollt sogar noch hin und her. Von allen Seiten regnen nun auf ihn Streiche und Weihwasser, als endlich eine ungeheure Ratte, welche in den Schädel hineingekrochen war und den Ausweg nicht hatte wieder finden können, herausspringt und unter allgemeinem Hurrah und Gelächter verschwindet. Der arme, zu Boden gefallene Arbeiter hatte den Ausgang des Kampfes nicht abgewartet, sondern sich schon vorher aus dem Staube gemacht. Als man ihm die Geschichte erzählte, wollte er es natürlich nicht glauben, denn er hatte ja den Teufel mit eigenen Augen gesehen. Der Mann lebt noch, bemerkte unser Führer, aber die glänzendsten Versprechungen sind nicht im Stande, ihn wieder in die Katakomben hinunter zu bringen, und seit jener Begebenheit hat er nie wieder darin gearbeitet.

(Der Beschluß folgt.)

Beim Brunnengraben.

Sie haben tief gegraben
Nach einem süßen Quell;
Der kommt hervorgesprudelt
Durch Rinnen, silberhell.

Der soll dem Durst'gen laben
Sein durstig Herz und Mund,
Der soll im Thal erfrischen
Den trocknen Wiesengrund.

Auch mir hat sich erschlossen
Ein Born, doch labt er nicht;
Ob seinem Todesspiegel
Stirbt jede Blume licht.

Durch blasses Feld geflossen,
Zerrinnt er, wenig hell,
Er führt ein bittres Wasser
Und heißt der Thränenquell.

A. Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Der Prinz von Capua und Miß Penelope Smith.

Jeder Zeitungsleser weiß, daß vor mehreren Wochen Seine königliche Hoheit Carlo Ferdinando Borbone, Principe di Capoa, zweiter Sohn des verstorbenen Königs beider Sicilien und Bruder des jezt regierenden Königs, sich die Freiheit nahm, an der Seite einer, wie natürlich, schönen und liebenswürdigen Irländerin, Miß Penelope Smith, Neapel zu verlassen, und jeder Staatsrechtskundige weiß, daß der verstorbene König beider Sicilien mittelst Decrets vom 7ten April 1829 allen Mitgliedern seines Hauses verbot, ohne Einwilligung ihres Souveräns ein Heirathsbündniß zu schließen, bei Vermeidung des Nachtheils der Nullität, so wie, daß der jezt regierende König nicht bloß dieses Decret unterm 12ten März 1836 in seinem vollen Umfange bestätigte, sondern auch die von Mitgliedern seiner Familie ohne vorausgegangene Erlaubniß des Königs vollzogenen Ehen für ungesezmäßig und Confiscation des Eigenthums nach sich ziehend erklärte. Es ist ferner bekannt, daß das liebende Paar zum Behuf der Trauung seinen Weg nach England genommen, denn die kirchliche Ceremonie der Trauung ist in England eben so leicht, als der gerichtliche Spruch der Scheidung schwer zu erlangen. Der Bräutigam — in Begleitung seiner Braut oder allein, wie er will — begibt sich auf das Büreau eines Proctor, eines bei dem, Doctors commons genannten geistlichen Gerichte practizirenden Anwalts, nennt seinen Namen und den seiner Braut, versichert, daß sie Beide dispositionsfähig, unverheirathet, durch keine Blutsverwandtschaft an Knüpfung des ehelichen Bundes verhindert seyen und während der lezten vierzehn Tage in diesem oder jenem Kirchspiele gewohnt haben, unterzeichnet das hierüber aufgenommene Protokoll, bestätigt die Wahrheit des Gesagten durch einen kurzen Eid auf das Evangelium, empfängt ein Pergament, kraft dessen jeder Diener der englischen Kirche binnen der nächsten drei Monate den Segen ertheilen muß, bezahlt ungefähr sechzehn Thaler sächsisch, und sieht sich hiedurch und mit einem Aufwande von kaum eben so vielen Minuten an die Stufen des Altars gestellt. Als man daher erfuhr, der Prinz von Capua und Miß Penelope haben sich England zugewandt, zweifelte kein Mensch daran, daß die englische Kirche den Bund der Liebenden alsbald heiligen werde. Man irrte sich, aber dieser Irrthum war um so verzeihlicher, je weniger die Betheiligten selbst an die Möglichkeit eines Hindernisses gedacht, je verbreiteter

die Meinung in England ist, daß, wer den angegebenen Erfordernissen genügt, vom Traualtare nicht zurückgewiesen werden kann, und je seltener es allerdings geschieht, daß die Entscheidung eines Gerichtshofes angesprochen wird, welcher the Court of Faculties heißt. Alles das macht daher die Geschichte des italienischen Prinzen und der irländischen Miß desto bemerkenswerther; wobei es sich überdies von selbst versteht, daß der Vorfall in der jezt hier versammelten fashionabeln Welt, und namentlich beim weiblichen Theile derselben ungeheures Aufsehen erregt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Frankfurt a. M., Mai.

(Beschluß.)

Literatur.

Was die Literatur in unserer Handelsstadt betrifft, so regen verhältnißmäßig sich die Geister auch hier in Zeitschriften und andern, besonders schöngeistigen, wissenschaftlichen, ascetischen Werken. In ersterer Beziehung hat Dr. Duller so eben einen neuen Roman, in welchem die antirömische Tendenz vorwaltet, vollendet; Dr. Creyschmar (hiesiger geschickter Arzt) arbeitet an einem naturphilosophischen Werke: „Beiträge zur Lehre vom Leben,“ in welchem Pneumatologie und Psychologie, jene aphoristischer, diese ausgeführt, größtentheils vollendet sind. Voran stehen Physik und Biologie, den Schluß sollen Kulturgeschichte und Theologie bilden. Creyschmar ist ein tüchtiger Schüler Schellings, jedoch auch gediegener Selbstdenker, und was ich zufällig aus den Fragmenten dieses Werkes erfuhr, berechtigt mich zu dem Urtheil, daß es großes Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt erregen, jedoch auch, wie das Leben Jesu von Strauß, heftige Anfechtungen erdulden wird. Indessen wird und muß es in hohem Grade anregen, und das ist schon Gewinn für die Wissenschaft. Dr. G. Friederichs neueste Religionsschriften erscheinen binnen wenigen Tagen zu Stuttgart, der erste Theil derselben unter dem besondern Titel: „Ueber die wichtigsten Erscheinungen im Seelenleben. Christliche Reden an Gebildete des weiblichen Geschlechts.“ Die Bruchstücke, welche in öffentlichen Blättern davon erschienen, bestimmen seine Freunde zu dem Urtheil, daß vorzüglich diese Schrift zu seinen gelungensten Arbeiten gehöre; doch ist das Urtheil vom Einzelnen auf's Ganze immer etwas gewagt, weßhalb die Erscheinung des ganzen Werkes abzuwarten ist. Noch habe ich Ihnen von einem Riesenwerk in Form einer theologisch-literarischen Zeitschrift zu berichten, bei welcher in subjectiver Beziehung die Absicht gutgemeint seyn mag, die Ausführung auf die Dauer aber kaum möglich ist. Dr. Höninghausen, einer würdigen protestantischen Familie in der königlich preußischen Provinz Westphalen angehörig, der zum Katholicismus übertrat, nach Rom ging, dort den Orden vom goldenen Sporn empfing, und mit diesem geschmückt in unsere Gegend (Bockenheim) zurückkehrte, schrieb seither gegen den Protestantismus, strebte in der Zusammenstellung einzelner Säze berühmter Protestanten die Nichtigkeit ihres Glaubens nach eigenen Geständnissen sonnenklar darzuthun, und gibt als Zeitschrift ein „katholisches Museum“ (beides in Aschaffenburg in der dortigen einzigen Buchhandlung) heraus. Jezt aber soll unter seinen Auspicien, als Redakteur en Chef, in Imperial-Folio ein Centralblatt: „Unparteiische Universalkirche“ (nebst Literaturblatt) entstehen, worin in drei großen Spalten die religiösen Angelegenheiten der Katholiken, Protestanten (diese wieder in zwei Unterabtheilungen als Denkgläubige und Pietisten) und Israeliten verhandelt werden sollen. Dabei wird im Literaturblatte die dahin einschlagende Schriftenreihe besprochen. Die Idee ist übrigens nicht neu; denn schon vor mehreren Jahren gab der würdige und als Pädagog ausgezeichnete protestantische Pfarrer Spieß im Großherzogthum Hessen eine ganz ähnliche Zeitung, Concordia, nur für zwei Confessionen, Katholiken und Protestanten, heraus. Nachdem die Streiter sich in diesem Blatte tüchtig bekämpft hatten, starb es nach der fünften oder sechsten Nummer als ein unreifes Kind. Wir Alle kennen die sogenannten „irenischen“ Versuche, die vor mehreren Jahren der römische Hof bei den vorzüglichsten protestantischen Kabinetten Europa's zur Einigung unter Einen (sichtbaren) Hirten gethan haben soll. Das so eben besprochene Unternehmen scheint eine Ausgabe davon in 16 zu seyn. — Viel hätte ich Ihnen noch über die kirchlichen Parteien in unserer Mitte zu berichten, wobei ich Ihnen einige pikante Wahrnehmungen in dieser Hinsicht von meinem jüngsten Aufenthalte in England her, die Sie in keinem der tausend englischen Blätter finden, als Parallele mittheilen wollte, viel über unser Schulwesen, sogar Einiges über die jezt häufig so verkannte und doch in ihrem Kern so wohlthätige und menschenbildende Freimaurerei, die jezt in Ihrem Würtemberg neu erblüht, und um die der als Mensch und Geschäftsmann gleich vorzügliche hiesige Kanzleirath Dr. F……, unbestreitbare Verdienste hat, wobei Sie zugleich nicht fürchten dürften, daß ich bundesbrüchig werde, indem ich nur den Geist, nicht die Form andeuten wollte; allein mein Bericht ist schon zu lang.

Auflösung des Räthsels in Nr. 122:

Gott und die Schöpfung.

Homonyme.

Manchen, die mich haben,
Werd' ich dennoch fehlen,
Weil um beßre Gaben
Sie umsonst sich quälen.

Manche hört man fluchen,
Andre schwer dran büßen,
Die, in mir zu suchen,
Mich zerbrechen müssen.

Dann geht oft im Hause
Meine Uhr nicht richtig;
Andern bloß zum Schmause
Bin ich irgend wichtig.

Allen schweren Findern
Dien' ich nur zur Strafe;
Doch den Sonntagskindern
Geb' ich viel im Schlafe.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 129.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 30. Mai 1836.

Eines der Meereiland' heißt Syria, wenn du es hörtest,
Nicht an Bevölkerung zwar so sonderlich, aber gelobt doch.

Homer.
Odyssee.

Briefe von den griechischen Inseln.

Von Dr. L. Roß.

Hermupolis auf Syros, 9ten August
(28sten Julius) 1835.

Am 1sten August gegen Abend ging ich zu Fuß von Athen in den Peiraieus hinunter, wo unser Freund S., der die Inseln gemeinschaftlich mit mir bereisen wollte, schon meiner harrte. Ich war seit mehreren Monaten nicht in der Hafenstadt gewesen; und als ich jezt in der Dämmerung, da wo vor Kurzem noch freies Feld war, zwischen den neu emporgewachsenen Häusern kaum meinen Weg finden konnte und den Hafen mit Kriegs- und Handelsschiffen gefüllt sah, erinnerte ich mich mit Vergnügen der Zuversicht, mit welcher ich drei Jahre vorher, zur Zeit meiner ersten Landung und noch unter türkischer Herrschaft, dem Peiraieus schnelles Emporblühen geweissagt hatte.* Und doch ist auch die Hauptstadt kaum erst seit acht Monaten nach Athen verlegt worden, und der Handel hat kaum Zeit gehabt, die neue Bahn zu versuchen.

Widrige Winde hielten uns noch zwei Tage im Peiraieus zurück und gewährten uns Zeit, die oft durchforschte Halbinsel wieder in allen Richtungen zu durchwandern. Von den drei alten Häfen ist gegenwärtig nur der geräumige Peiraieus in Gebrauch, und an seinen Ufern baut sich die neue Stadt an; die kleine Bucht von Munychia und der noch kleinere, fast kreisrunde Hafen Phaleron, welche sich gegen Süden und Südosten münden, sind fast ganz versandet. Die gewaltigen Mauern und Thürme, welche, aus rechtwinkligen Quadern erbaut, die Halbinsel von der See- und Landseite in einer Ausdehnung von sechzig Stadien oder anderthalb deutschen Meilen umschlossen, sind bis auf einige Reste ihrer Fundamente verschwunden; und gleichfalls verschwunden sind bis auf wenige unbedeutende Trümmer die zahlreichen Tempel und Gebäude der alten Stadt. Wenn es schon in bewohnten Orten, wie Athen, Theben und Argos, sich schwer erklären läßt, was aus einer so ungeheurn Menge von Marmor und Steinquadern im Laufe der Jahrhunderte geworden ist, so ist im Peiraieus, der seit Sylla's Eroberung fast zwei Jahrtausende lang öde und verlassen geblieben ist, diese Erscheinung völlig unbegreiflich. Freilich sollen die Venetianer viele Schiffsladungen von Quadern von hier fortgeführt haben.

Am Abend des dritten August liefen wir endlich mit schwachem Winde aus dem Hafen aus und hatten

* Vergl. Blätter für lit. Unterhaltung, 1832, Nr. 559, S. 1503.

am folgenden Morgen die Insel Belbina (h. Georgios) zu unserer Rechten, und Cap Sunion mit seiner schönen Tempelruine zur Linken. Vor uns tauchten die Kykladen aus dem Meeresspiegel auf, welchen Anblick Vater Herodotos mit demjenigen Egyptens vergleicht, zur Zeit, wo der Nil alle niedrigern Gegenden unter Wasser gesezt hat. * Man sieht von hier fast südlich die hohe Melos, südöstlich Kytheos (Thermia), langgestreckt, südlich von dieser Insel die höhere Seriphos und Siphnos, nördlich von Kytheos Keos mit ansehnlichen Bergen, an der Küste von Attika die Insel Helena, zwischen ihr und Keos erscheint die bergigte Andros. Erst gegen Abend kreuzten wir durch den Sund zwischen Keos und Kytheos, und am Morgen des 5ten August waren wir noch unter Gyaros, einer unfruchtbaren Felsklippe und einem der verrufensten Verbannungsorte zur Zeit des römischen Kaiserreichs. ** Die Windstille dauerte bis gegen Mittag, wo sich endlich ganz nahe am Schiffe Delphine zeigten, welche, von Zeit zu Zeit scherzend aus den Wellen emportauchend, und von einer Schaar Möven unter gellendem Geschrei verfolgt, in nördlicher Richtung vorüberzogen. Diese erfreulichen, nie trügenden Boten kündigten einen nördlichen Windhauch an, der sich gleich darauf einstellte und uns um zwei Uhr in den Hafen von Hermupolis führte.

Dort, wo jezt die zweite, oder vielmehr, wenn man auf das eigene, innere Leben und die selbstständige Kraft sieht, die erste Stadt Griechenlands sich terrassenförmig am Meeresstrande erhebt, standen beim Ausbruche der Revolution nur einige wenige Schuppen und Magazine am Ufer. Die alte hellenische Stadt, von welcher schon damals nur noch wenige unbedeutende Fundamente und Mauerreste zeugten, *** jezt aber durch die vielen Neubauten fast jede Spur verschwunden ist, † hatte freilich an derselben Stelle unmittelbar an dem geräumigen Hafen gelegen; aber nachdem sie — die Geschichte sagt nicht durch welche — barbarische Hand zerstört worden war, hatten sich die Bewohner der Insel, aus Furcht vor Piraten und andern feindlichen Ueberfällen, auf einen hohen und steilen Felsenhügel eine Viertelstunde vom Ufer zurückgezogen und hier ihre Stadt erbaut, die man, zur Unterscheidung von der neuen Hermupolis, jezt Alt-Syra nennt. Nach der Zerstörung von Psara und Chios waren es vorzüglich die unglücklichen Flüchtlinge von diesen Inseln, welche sich hier niederließen, zum Theil den eingebornen Syriern, als den alten Herren des Landes, den Boden mit Gewalt abtrozend und in elenden Hütten längs dem unwirthlichen Strande mit Hunger, Elend und Entbehrungen aller Art ringend. Diese erbärmliche Niederlassung wurde ein Hauptmarktplatz der von den Piraten und Capern aufgebrachten Waaren, ein Hauptsiz der Falschmünzerei und anderer unrühmlicher Gewerbe, und aus diesem verworrenen Getriebe erwuchs in mitten des Kriegs, des Seeraubs und der feindlichen Geschwader im Verlaufe weniger Jahre, wie durch einen Zauberschlag, eine wohlgeordnete, blühende Handelsstadt, von friedlichen Kaufleuten und Schiffern bewohnt, deren Verbindungen sich bereits über vier Welttheile erstrecken, und deren Zölle eine der Haupteinnahmen des jungen Königreichs bilden. Indeß trägt die Stadt in ihrem Aeußern noch hinlängliche Spuren ihrer Entstehung. Neben manchen stattlichen, solid gebauten Häusern stehen noch viele Baraken jener ersten Ansiedlung, und die Straßen, wenn gleich ziemlich wohl gepflastert und reinlich, sind eng und krumm, wie es die Laune des Zufalls oder der Drang des Bedürfnisses bei dem ersten regellosen Anbau gefügt hat. Auffallend ist es, daß eine von eilftausend Menschen bewohnte und von so vielen Fremden besuchte Stadt noch keinen ordentlichen Gasthof besizt; denn die sogenannte Locanda nuova, welche man uns als den besten Gasthof anwies, darf sich nicht mit der schlechtesten deutschen Dorfschenke vergleichen. Allein es blieb uns keine andere Wahl.

(Die Fortsezung folgt.)

* Herodot., 2, 97.

** Aude aliquid brevibus Gyaris et carcere dignum. — Auch jezt ist die Pluralsform des Namens im Gebrauch: τὰ Γύαρα, und in der gemeinen Aussprache τά Γιοῦρα (spr. Jura).

*** Vergl. Tournefort, Reisen, Bd. 2, S. 4 der deutschen Uebersezung.

† Ueber die Alterthümer der Insel, vergl. Kunstbl., 1836, Nr. 12 u. ff.

Die Pariser Katakomben.

(Beschluß.)

Wir gingen lange Zeit zwischen den Knochenreihen herum, denn sie mögen sich leicht eine halbe Stunde lang ausdehnen; endlich führte uns unser Cicerone in das mineralogische Kabinet; denn die Katakomben sind ein unterirdisches Museum, worin nichts fehlt. Dieses Kabinet enthält eine höchst interessante Sammlung, wo der Kenner eine vollständige Reihe von Proben der verschiedenen Erd- und Steinlager findet, aus denen der Boden der Katakomben besteht. Das aus den Kalkfelsen herabtröpfelnde Wasser scheint nicht viele Kalktheile aufzulösen, jedoch haben wir in dem mineralogischen Kabinet einige bemerkenswerthe Tropfsteine gesehen. Von hier begaben wir uns in's osteologische Kabinet, wo alle in pathologischer und physiologischer Hinsicht

Digitized by Google

merkwürdigen Stücke aufgehoben sind; mehrere Mediciner ergözten sich sehr an den schlecht geheilten Beinbrüchen, an wunderbaren Knochenauswüchsen, und an was weiß ich sonst noch; denn man kann sich leicht vorstellen, daß die Ernte solcher Abnormitäten unter den Myriaden von Knochen ergiebig ausgefallen seyn muß. — Ich will die sieben oder acht Todtenkapellen unbeschrieben lassen und bloß bemerken, daß sie meistens auf eine höchst sinnreiche Weise mit menschlichen Schädeln und Gliederknochen ausgeschmückt sind und diesen unterirdischen Grabeshöhlen ein eigenes Ansehen geben; je nach den Gegenständen, welche sie den Blicken darbieten, erhöhen sie entweder den Eindruck der Umgebung, oder geben zu andern Betrachtungen Anlaß. Hier ist die Kapelle von Gilbert, jenem Opfer moderner Kulturzustände, das aus Verzweiflung und Elend im hiesigen Hotel-Dieu gestorben ist. Paris hat wohl daran gethan, seine Asche in den Katakomben beizusetzen. Als Grabschrift liest man die bekannten Verse seines Testaments: au banquet de la vie infortuné convive etc. Dort erhebt sich die Kapelle für die in den Septembertagen des Jahrs 1792 gefallenen Opfer, weiterhin haben die Stürmer der Bastille und der Tuilerien ein Grabmonument, und nicht fern davon hat man dem Papierhändler Reveillon, dessen Haus im Anfang der ersten französischen Revolution demolirt wurde, ein Denkmal gesezt. Da liegen sie, die armen Helden, dort hat man sie heruntergeworfen, wie man altes Eisen in die Rumpelkammer wirft. Und wie viel Platz ist noch übrig!

Wir treten aus der lezten Thür des Beinhauses heraus; wir sind wieder in den Steinbrüchen und unser Cicerone führt uns zu dem sogenannten Steinbruch du port Mahon und erzählt uns die interessante Begebenheit, welche ihm seinen Namen gab; das ist nämlich die oben erwähnte Episode von dem Arbeiter Décure. Dieser entdeckte jenen Steinbruch im Jahr 1777. Eben so stolz auf seine Entdeckung, als Kolumbus auf seinen neuen Welttheil, hielt Décure sie vor Jedermann geheim. Dabei hatte er nämlich folgende Absicht. Obgleich nur ein gemeiner Handarbeiter, fühlte Décure wohl, daß in ihm etwas anderes stecke, als ein Weißtüncher oder Steinklopfer. Er hatte sich beobachtet, ausgehorcht und in sich jenen verborgenen Instinkt gefühlt, der zum Menschen spricht: „thue das, dein Geschick will es so!“ kurz, er hatte schöpferische Kraft in sich gespürt und in mancher Stunde geglaubt, er sey zum Künstler geschaffen; aber es fehlte ihm an Muth, und er war arm. Bei seinem ersten Versuch bedurfte er der Aufmunterung, oder, in Ermanglung derselben, der Einsamkeit und Stille. Leztere bot ihm seine Höhle. Er war lange Zeit Kriegsgefangener in Port Mahon gewesen, und beschloß, den Plan dieses Hafens als Relief in die ihn umgebenden Steinmassen zu arbeiten. Er legte sich daselbst eine besondere kleine Werkstätte an, in welcher er verstohlen seine Mußestunden zubrachte. Fünf Jahre lang arbeitete er ununterbrochen an diesem Relief, und von 1777 bis 1782 hatte er den eigentlichen Hafen von Mahon, das Fort Philippe und die Kaserne in der Felsenwand ausgehauen. „Décure,“ sagt Héricart, „hatte einsam und geheim diese Arbeit vollendet; der Zugang zu seiner Werkstätte war außer ihm Niemanden bekannt. Er wollte seine Arbeit durch eine bequeme, in dem Felsen angebrachte Treppe vollenden; aber als er den lezten Pfeiler aufrichtete, hatte er falsch gemessen; das Erdreich löste sich ab, und der Unglückliche wurde durch den Fall schwer verwundet und starb kurze Zeit darauf. Während der ersten Revolution ist dies Relief des Hafens von Mahon sehr beschädigt worden; wir sehen jedoch davon hinreichende Ueberbleibsel, um die Geduld, das Gedächtniß und die natürliche Anlage des Arbeiters Décure zu bewundern und zu bedauern, daß er in seiner Jugend keine Gelegenheit fand, sich in den Künsten auszubilden.“

Schließlich, und um das Gemälde der Katakomben, welches ich in schwachen und kurzen Umrissen dem Auge des Lesers vorgeführt habe, vollends in wenigen Zeilen zusammenzufassen, habe ich noch zu erwähnen, daß man sich die Mühe gegeben hat, in diesen unterirdischen Gewölben die Details der Oberfläche zu wiederholen. Nach einem gleichmäßigen Plan sind unten in schnurgleicher Richtung mit jeder Straße von Paris, je nach der Breite der Höhlung, einer oder zwei Gänge gezogen, geöffnet oder beibehalten worden. Die einzelnen Stadttheile sind abgetheilt, die Gebäude einzeln nach Länge und Breite bezeichnet, in einer Tiefe von mehr als achtzig Fuß ist die Mitte der Brandmauer zwischen zwei Häusern angegeben, jede Hausnummer gerade unter der Nummer des Hauses über der Erde angeschrieben, kurz die genaueste Uebereinstimmung zwischen unten und oben hergestellt. Wenn man daher im Faubourg Saint-Germain wohnt, kann man bei einem Besuche in den Katakomben ganz gut angeben, ob man sich gerade unter seinem Garten oder Keller befindet, und wie weit man noch von seinem Hutmacher oder dem Café Procope entfernt ist, was eine ganz angenehme Unterhaltung gewährt.

Der Deutsche, welcher Paris mit seinem Besuche beehrt, versäume ja nicht, sich wo möglich die Empfehlung des Ministers des Innern an den Grafen Rambuteau auszuwirken; denn wer bloß das überirdische und irdische Paris kennen lernt, hat nur die Hälfte dieser merkwürdigen Stadt gesehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Beschluß.)

Der Prinz von Capua und Miß Penelope Smith.

Der Vorfall ist folgender. Sobald der Prinz nebst seiner Erkorenen vierzehn Tage in London gewohnt hatte, verfügte er sich auf das Büreau eines Proctors, gab die erforderlichen Daten zu Protokoll, beeidigte deren Wahrheit und bat um Ausfertigung des üblichen Trauscheins, war jedoch nicht wenig überrascht, zu hören, daß ein solcher in Folge eines von Seiner Excellenz dem Grafen von Ludolf, außerordentlichem Gesandten und bevollmächtigtem Minister Seiner Majestät des regierenden Königs beider Sicilien, im Namen und auf Befehl seines Herrn und Königs eingelegten Caveat oder Widerspruchs ihm nicht verabreicht werden könne. Ein vom Prinzen sofort angegangener Rechtsgelehrter erklärte ihm, das einzige Mittel, die Weigerung wegzuräumen, sey ein diesfallsiges Gesuch — an act-on-petition — an das, the court of faculties genannte geistliche Gericht, der Erfolg aber lasse sich schon deßhalb nicht voraussehen, weil Alles von der individuellen Meinung des Gerichts abhänge, und dieses seit wenigstens hundert Jahren zu keiner Sitzung und folglich zu keinem Ausspruche Veranlassung gehabt habe. Also wurde das Gesuch um Ausfertigung eines Trauscheins aufgesezt, vom Prinzen unterschrieben und eingereicht, und der, wahrscheinlich recht unangenehm aus seinem hundertjährigen Schlummer aufgerüttelte Gerichtshof bestimmte einen Tag zu Anhörung der Parteien. Sie erschienen, mit tüchtigen Sachwaltern versehen. Der Rechtsbeistand des Prinzen eröffnete den Kampf mit Vorlegung des Beweises, daß sein Machtgeber in üblicher Form um den gewöhnlichen Trauschein gebeten und warum er ihn nicht erhalten habe. Beides gab der Gegentheil zu, stüzte jedoch das Recht des eingelegten Widerspruchs auf die angeführten königlichen Decrete, und raisonnirte im Wesentlichen folgendermaßen. Beide Decrete haben im Königreiche Neapel Gesezeskraft und sind persönlich bindend für alle Mitglieder des königlichen Hauses, wo immer ihr Aufenthalt sey. Der Prinz von Capua ist Mitglied jenes königlichen Hauses, ist ansäßiger Unterthan des Königs von Neapel und erst vor Kurzem in England angekommen, woselbst er keinen festen Wohnsiz hat. Er beabsichtigt eine eheliche Verbindung mit Miß Penelope Smith, ermangelt jedoch hiezu der Einwilligung seines Königs dergestalt, daß selbiger vielmehr besagtes Ehebündniß ausdrücklich verboten und seinen hier residirenden Minister befehligt hat, die zu Verhinderung der Ertheilung eines Trauscheins nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Demgemäß thut der König von Neapel nur, was er zu thun berechtigt, und bittet der Prinz von Capua, was er zu bitten kein Recht hat, und ist er daher mit seinem Gesuche ab und zur Ruhe zu verweisen. Hierauf antwortete des Prinzen Sachwalter: der Prinz von Capua ist unvermählt, ein-und-zwanzig Jahre alt und darüber, und hat seit den lezten vierzehn Tagen und darüber im Kirchspiele des heiligen Georg, Hannover-Square, gewohnt; Miß Penelope Smith wohnt in demselben Kirchspiele, ist unvermählt, ein-und-zwanzig Jahre alt und darüber und großbritannische Unterthanin; kein Hinderniß der Blutsverwandtschaft, oder Verschwägerung, oder eines sonst gesezlichen Grundes findet gegen die eheliche Verbindung statt; kein Gesez eines auswärtigen Staates hat Kraft und Geltung in Bezug auf die Trauung in England wohnender Personen, zumal wenn eine derselben unter britannischem Scepter steht: — folglich bittet der Prinz von Capua, was er zu bitten berechtigt, hindert der König von Neapel, was er zu hindern kein Recht hat, und ist daher Lezterer mit seinem Widerspruche ab und zur Ruhe zu verweisen, des Erstern Gesuch aber zu gewähren. Dagegen erhob sich des Grafen von Ludolf Anwalt, sagend: die Gewährung eines Trauscheins ist Sache der Gnade und Huld; auf solche hat Niemand ein Recht, und eine solche Abweichung von der gewöhnlichen Form des Gesetzes kann am wenigsten dem zugestanden werden, der kein eingebürgerter Unterthan Englands ist, der nicht einmal einen festen Wohnsiz in England hat, und der sogar damit umgeht, eine Heirath zu schließen gegen die Geseze seines Vaterlandes und gegen die ausdrücklichen Befehle seines Familienoberhauptes. Dem widersprach der Sachwalter des Prinzen, bemerkend: es sey Grundsaz des englischen Rechts, die Ehen zu begünstigen; die in Frage befangene Ehe werde nach englischem Rechte nicht ungültig; es fehle dem Gerichtshofe die Macht, zu sagen: diese Ehe soll nicht stattfinden; die Gewohnheit, Trauscheine zu gewähren, sey fast zum Rechte geworden, sie zu fordern: — folglich werde der Gerichtshof durch Verweigerung des gebetenen Trauscheins sich nicht zu seinem wie zum Nachtheil des Publikums eine Verpflichtung aufbürden wollen, welche das Gesez ihm nicht ansinne. Sobald das Plaidiren hiemit beendigt war, nahm der Präsident des Gerichts — master of the faculties, Dr. Nicholl — das Wort, resümirte die aufgestellten Gründe, und kam dann ohne sonderlichen Aufwand von Scharfsinn zu dem Schlusse, daß nun die Frage sey, ob unter den vorwaltenden Umständen der Trauschein ertheilt oder verweigert werden solle. „Was das Anführen anlangt, sagte er, daß das Ertheilen von Trauscheinen und damit die Dispensation von der gewöhnlichen Rechtsvorschrift in der neuern Zeit zur Tagesordnung geworden sey, so läßt sich das ebensowenig leugnen, als daraus folgern, daß ein Trauschein nicht aus Huld und Gnade, sondern ex debito justiciae ertheilt werde, und ich glaube mich nicht überzeugen zu können, daß es außer der Macht eines master of the faculties steht, einen Trauschein selbst da zu verweigern, wo kein gesezliches Ehehinderniß vorwaltet, es damit den Betheiligten freistellend, sich im Wege des Aufgebots trauen zu lassen. Doch will ich mir das noch näher überlegen, will die Urkunden des Archivs zu Rathe ziehen und morgen früh die Entscheidung fällen.“ Und diese lautete in recht naiver Kürze wörtlich so: „I, John Nicholl, do hereby certify, that I have examined into the matter of a caveat entered against the grant of a license for the marriage of Carlo Ferdinando Borbone, Principe di Capoa, a bachelor, and Penelope Smith, spinster, and am satisfied that the license for the said marriage ought not to issue.“ Arme Penelope! denn von diesem kurzen Herrn Nicholl gibt es nicht einmal eine Berufung an den sogenannten Arches' court, das Oberconsistorium des Erzbischofs von Canterbury. Die Erkenntnisse des court of faculties sind Endurthel, und eine Frage, über welche die gelehrte und ungelehrte, ganz vorzüglich aber die gesammte elegante Welt sich das Gehirn zergrübelt, ist die, ob es nun dem Grafen von Ludolf gelingen kann, den Liebenden auch den Weg des Aufgebots zum Traualtare, und am Ende den Weg nach Gretna-Green abzuschneiden?

W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 130.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 31. Mai 1836.

Welch lieblich Wunder wirken deine Lieder!
Uhland.

Gedichte von Adolph Stöber.

An Ludwig Uhland.

Als ich zuerst mich unterwunden,
Im Lied zu künden Schmerz und Lust,
War meine Zunge wie gebunden,
Und wie beklommen meine Brust.

Und mocht' ich auch den Odem sammeln,
Es war nicht heller, voller Klang,
Es war ein Stottern und ein Stammeln,
Das sich den Lippen schwer entrang.

Da trat ich deiner Mus' entgegen,
An ihrem Munde hing ich lang,
Ihr Athem bald mit stillem Segen
Mir in die tiefste Seele drang.

Da fühlt' ich meine Brust sich weiten,
Die Zunge löste Band für Band,
Und aus dem Herzen, dem befreiten,
Das Lied sich hell und heller fand.

Von Sanct Cäcilia hört man sagen,
Sie pilgert' einst im deutschen Land,
Da naht' ein Spielmann ihr mit Zagen,
Sein stummes Knäblein an der Hand.

Die Heil'ge drückte voll Erbarmen
An ihre Brust das blöde Kind,
Das drängte sich auf ihren Armen
Zum benedeiten Mund geschwind.

Und kaum hatt' ihn ihr Kuß durchdrungen,
Da war gelöst die Zunge schon,
Er hat der Heiligen lobsungen
Mit lautem, freudighellem Ton.

So hat sich auch an mir erwiesen
Mildsegnend deiner Muse Kuß.
Was Wunder, daß ich dich gepriesen,
Den ich Erlöser nennen muß!

Die alte Magd.

Eine Frau, mit schwankem Tritte,
Schreitet in die Dämmerung,
Und bis in des Hofes Mitte
Folgt der Kaufherr, reich und jung;
Der an seinem Finger eben
Trägt des Hochzeitrings Smaragd,
Hat den Abschied heut gegeben
Seines Hauses alter Magd.

Dreißig Jahre sind vorüber,
Seit sie Dienst im Hause nahm
Und von ihrem Dorf herüber
In die Stadt, die fremde, kam;
Hatte jüngst den Mann verloren,
Der sie liebte treu und warm,
Und das Knäblein, kaum geboren,
Starb ihr auch im Mutterarm.

Drauf, als Amme hier zu dienen,
Kam die junge Wittwe her,
Tiefe Trauer in den Mienen,
Und ein Herz so kummerschwer.
Und des Hauses Erstgebornen
Säugte sie mit aller Lieb',
Die für ihren Jüngstverlornen
Ihr im Mutterherzen blieb.

Als er zählte ein paar Jährchen,
Spielt' er oft auf ihren Knien;
Sie erzählt' ihm schöne Mährchen,
Oder sang in Schlummer ihn;
Eilte, vor ihm auszukramen,
Was sie Gutes hatte nur;
Weinend rief er ihren Namen,
Wenn ihm Leides widerfuhr.

Wie an Jahren wuchs der Knabe,
Ward auch ihre Liebe neu:
Ward er krank, sie bracht' ihm Labe,
Saß am Bett und wachte treu;
Ging er wandernd aus, ihr bangte,
Bis er heimkam aus der Fern';
That, wornach sein Aug' verlangte,
Alles ihrem jungen Herrn.

Und so hat sie dreißig Jahre
Freudig ihren Dienst gethan.
Ihre langen, braunen Haare
Fingen zu ergrauen an;
Doch in sein geliebtes Leben
Senkt' sie noch ihr Alter gern:
Immer blieb ihr Herz ergeben
Frisch noch ihrem jungen Herrn.

Aber feierlich hat eben
Heut der Kaufherr sich getraut,
Und den Abschied ihr zu geben,
Längst versprach er seiner Braut.
Und ein Gnadengeld der Alten
Reicht die junge Frau noch hin;
Künftig soll im Hause schalten
Eine junge Dienerin.

Und so trat die Alte klagend
Aus dem reichen Freudenhaus,
Ihren kleinen Bündel tragend,
In die kalte Nacht hinaus.
Auf dem Steine gegenüber
Fand man sie, den Augenstern
Richtend nach dem Haus hinüber
Und nach ihrem jungen Herrn.

Briefe von den griechischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir uns umgekleidet, machten wir einen Spazierritt nach Alt=Syra. Der Felsen, an welchem die Stadt liegt, ist so steil, daß die Gassen sämmtlich in Form von Treppen angelegt sind; dabei sind sie kaum ein Klafter breit und voll Kehrichthaufen, in denen sich zahlreiche Schweine mit behaglichem Grunzen ihre Nahrung suchen. Wir wanden uns nicht ohne Mühe bis zu der Kirche des h. Georg empor, die auf der höchsten Spitze des Felsens liegt und eine weite Aussicht über das Meer und die umliegenden Inseln hat. Weiter unten liegt die Kirche der Jesuiten, deren hier mehrere sind. Denn die Bewohner von Alt=Syra, ungefähr sechstausend an der Zahl, sind größtentheils Katholiken, und waren, da sie als solche unter dem besondern Schutze Frankreichs und des Pabstes standen, aus sehr zu entschuldigenden Gründen während der ersten Jahre der Revolution, so lange das Gelingen derselben zweifelhaft war, dem Aufstande entgegen. Eben so begreiflich ist es aber auch, daß die Griechen hierüber sehr erbittert waren, und die Katholiken, welche sich selbst für Fremde (Romani, nicht Ῥωμαῖοι) erklärten, nicht sehr freundlich behandelten. Ich selbst bemerkte, daß an der Wand der Kirche das königlich griechische Wappen neben dem päbstlichen erst kürzlich angebracht worden war, und erfuhr auf Befragen, daß dies auf Verlangen des Nomarchen geschehen sey, und daß man bis dahin noch das alte bourbonische Wappen mit den fleurs-de-lys gesehen habe. Ja in einigen katholischen Kirchen auf andern Inseln findet man noch jezt die französischen Lilien.

Als wir gegen Sonnenuntergang nach Hermupolis zurückkehrten, begegneten wir Hunderten von Frauen und Mädchen, welche, große, zweigehenkelte Krüge (σταμνία) auf den Schultern tragend, in die Schlucht auf der Südseite des Berges von Alt=Syra gingen, um dort an der einzigen reichen Quelle in der Umgegend gutes Trinkwasser zu schöpfen, oder welche schon von dort zurückkehrten.

An einem der folgenden Tage durchstreiften wir die Umgegend der Stadt bis zu dem Gartendorfe Talanta (τὰ Τάλαντα) mit hübschen Baumpflanzungen, welches

drei Viertelstunden südlich von Hermupolis liegt. Die Hügel und Abhänge zwischen der Stadt und diesem Dorfe bestehen fast ganz aus Glimmerschiefer, in welchen unzählige schlechte Granaten eingesprengt sind. Sie sollen sich mitunter bis zu der Größe eines Taubeneis finden. — Am Hafen selbst bricht weißer Marmor, doch von geringerer Qualität; Eisen soll über die ganze Insel, wie fast über ganz Griechenland verbreitet seyn. Es gibt auch Amiant. Syros erzeugt einen guten Wein, ist aber im Uebrigen ziemlich unfruchtbar, und rechtfertigt wenig das große, ihr von Homer gespendete Lob. *

Der Haupthandel von Hermupolis ist in den Händen der Chier, die Schifffahrt haben die Psarianer und Mykonier. Doch herrscht in diesem Augenblick wenig Regsamkeit in den Geschäften. Es ist hier gegenwärtig viel die Rede von einem Plane, den die Kaufleute gefaßt haben, nämlich die Regierung zu ersuchen, die wüsten Inseln Delos und Rheneia für einen unreinen Hafen (porto sporco) zu erklären, und dieselben durch strenge Quarantänen von dem übrigen Theile des Reiches abzuschließen, dagegen aber allen von der Türkei kommenden Schiffen zu öffnen. Die Kaufleute von Hermupolis würden dann dort Faktoreien errichten und Magazine erbauen, in welchen sie europäische Waaren für die Türkei vorräthig hätten, so daß die Türken hier einkaufen könnten, ohne sich einer Quarantäne unterwerfen zu müssen. Die türkischen Waaren dagegen würden sie, nach überstandener Reinigung, auf eigenen Fahrzeugen nach Syros überführen, so daß die europäischen Schiffe sie hier abholen könnten, ohne bei ihrer Rückkehr nach Europa eine längere Quarantäne bestehen zu dürfen, als die gegen Griechenland angeordnete, welche man im Verlauf der Zeit gänzlich abgeschafft zu sehen hofft. Der hiesige Handelsstand sezt große Hoffnungen auf die Ausführung dieses Planes, und glaubt namentlich Smyrna einen beträchtlichen Theil seines Handels entziehen zu können.

Wie hinderlich und lästig Quarantänen für den Verkehr sind, haben auch wir hier erfahren müssen. Am Tage unserer Ankunft war durch ein Versehen eines Wächters der Mantel eines Reisenden, der im Lazareth seine Quarantäne abhielt, um fünf Tage zu früh in die Stadt getragen worden. Der Wächter zeigte, sobald er seines Irrthums inne wurde, selbst die Sache an, und die ganze Insel wurde auf fünf Tage in Quarantänezustand erklärt. Durch diesen unangenehmen Vorfall sind wir hier so lange festgehalten worden, und dürfen erst heute Abend nach Andros absegeln. Von Andros schreibe ich Ihnen wieder.

* Homer, Odyssee 15. V. 402.

Νῆσός τις Συρίη κικλήσκεται . . . . .
Οὔτι περιπληθὴς λίην τόσον, ἀλλ' ἀγαθὴ μέν,
Εὔβοτος, εὔμηλος, οἰνοπληθής, πολύπυρος.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Das Philippsfest. Aktienschwindelei.

Das Philippsfest sollte diesmal ganz feierlich begangen werden, es wurde aber nichts daraus; denn das Wetter war abscheulich, und der erste Mai stand bloß im Kalender. Allein die Regierung hatte nun einmal die Kosten zu den Volksfesten aufgewendet; die Festlichkeiten hatten trotz Wind und Regen statt, und sogar wurde Abends das Feuerwerk abgebrannt. Ehemals, wenn der Regen auf das zum Feuerwerk bestimmte Gerüst gefallen war, mußte man auf die sogenannten römischen Lichter, bengalischen Flammen, Feuerräder, Schwärmer, Raketen und dergleichen Verzicht leisten; allein man behauptet, die Kunst sey jezt so weit gediehen, daß der gewöhnliche Regen keinen F e u e r r e g e n mehr hindern könne, und in der That stiegen die Raketen eben so feurig empor, als ob kein Regen fiele und gefallen wäre. Die Musik im Tuileriengarten wurde diesmal nicht Abends während der Beleuchtung, sondern noch bei hellem Tage um fünf Uhr aufgeführt; da die königliche Familie dabei, der Regel nach, sich auf dem Balkon des Tuilerienschlosses dem Volke zeigen muß, so fürchtete man vielleicht, in der Dunkelheit möchte irgend ein zweiter Fieschi Lust zu einem ähnlichen Mordanschlage bekommen, und gab daher lieber das Concert am Tage. Da Niemand dabei zu kurz kam, so läßt sich nichts dawider sagen. Die Stadtbehörde machte am Abend vor dem Hôtel de ville einen Versuch mit einer Gasilluminațion; sie war schön, ich glaube aber, sie hat das Doppelte einer gewöhnlichen Beleuchtung gekostet. Man pflegt einen solchen festlichen Tag zur Eröffnung irgend einer neuen Anstalt, oder zur Enthüllung eines neuen Denkmals zu wählen; diesmal war gerade keines fertig, sogar nicht einmal das so viel besprochene Versailler Museum; es ist nicht gewiß, ob es am Julifeste wird eröffnet werden können. Auch das kolossale Gebäude auf dem Quai d'Orsay, das Anfangs für das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten bestimmt war, aber so großartig ausgefallen ist, daß beinahe alle Ministerien mit ihren Büreaux hier beherbergt werden könnten, ist noch nicht ganz fertig. Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist in Paris kein so geräumiges Gebäude errichtet worden. So gut als vollendet ist dagegen der Triumphbogen am Eingange der Stadt, vor der Barrière de l'Etoile, an dem die Restauration nur zum Schein arbeiten ließ; er wird also ehestens aufgedeckt werden. Künstler finden daran auszusetzen, daß keine völlige Einheit in den Verzierungen herrscht, da von verschiedenen Künstlern, zu verschiedenen Zeiten und unter zwei oder drei Regierungen an diesem Denkmale gearbeitet worden ist. Die neuen Kirchen sind auch noch nicht fertig, konnten also ebensowenig am Philippsfeste eröffnet werden. Im Ganzen war man an diesem Tage fröhlich, jedoch ohne großen Jubel. Die Pariser genießen gemächlich der langen Ruhe, aus der sie Fieschi's Mordthat nur auf kurze Zeit aufgerüttelt hat, und legen sich auf Spekulationen. Alles spekulirt, Alles will in kurzer Zeit viel gewinnen und sein Geld auf überraschend vortheilhafte Art anlegen, seitdem man sieht, daß die Darleihen an die Regierungen nie völlige Sicherheit gewähren und die Rentiers über kurz oder lang dabei verlieren. Ehe ein Gesetz gegen die Waarenlotterien von den gesetzgebenden Kammern angenommen werden kann, beeilen sich die Buchhändler und andere Spekulanten, dergleichen in's Werk zu setzen, und da die Lotterien doch nun bald zu

Ende geben, so sind sie auf eine andere Art, das Geld herbeizulocken, verfallen. Jezt werden nämlich Buchhandlungen und Druckereien zu Aktienunternehmungen. Die glänzendsten Versprechungen werden dem Publikum gegeben, um es zu bewegen, Buchhändler- und Buchdruckeraktien zu kaufen und einige hunderttausend Franken darin anzulegen. So behauptet ein Buchhändler Furne in der Anpreisung seiner Buchhandlung, der Verlag von Thiers Revolutionsgeschichte allein bringe jährlich 40 – 50,000 Franken ein. Es ist gut, daß Thiers jezt Minister ist, denn sonst müßte er darüber verzweifeln, daß er als Schriftsteller nicht den zehnten Theil von dem Ertrage seines Werkes erhält; aber sicher hat der Verleger den Gewinn stark übertrieben. Freilich, wenn einmal bedeutende Verlagswerke, wie jenes, welches 70 oder 80 Franken kostet, sich in der Gunst des Publikums festgesezt haben, so gehen sie reißend ab, und der Verleger macht bedeutenden Gewinn. Wie oft hat man nicht in der lezten Zeit Chateaubriands Werke aufgelegt! Was für einen Lärm haben die Buchhändler mit den Gewinnsten der Lotterie gemacht, die sie mit dem Absaze dieser Werke verbunden hatten! Bloß durch den Ankauf eines Exemplars sollte Jemand reich werden können, wenn er nur 160 Franken für dasselbe ausgäbe. Ich habe aber noch Niemand gesehen, der sich rühmen könnte, sich durch die Auslage von 160 Fr. für einen Chateaubriand bereichert zu haben. Nächstens wird dieser Schriftsteller den Verlegern wieder vier Bände liefern, nämlich zwei über die englische Literatur und zwei, eine prosaische Uebersezung von Miltons verlorenem Paradiese enthaltend. Dies wird wieder einen Spektakel geben! Unterdessen beuten sie Lamartine's Ruf aus, und geben ihn ganz illustrirt, wie es nach dem englischen Ausdrucke heißt. Der Aktienschwindel herrscht jezt in Allem: Journale, Lustbarkeiten, Handlungen, Fabriken, Bazars, Brücken, hängende sowohl, als mit Pfeilern. Alles wird auf Aktien angelegt; und nun vollends die Eisenbahnen, obschon noch keine im Gange ist. Es soll aber Ernst werden, und nach der Rührigkeit der Unternehmer zu schließen, kommen sicher in einigen Jahren mehrere zu Stande, wofern der Schwindel sich nicht plözlich legt, oder durch das Fehlschlagen einiger großen Unternehmungen abgekühlt wird. Das Publikum wird von allen Seiten her eingeladen, aus sich selbst Vortheil zu ziehen und seinen Reichthum aus seinem eigenen Busen zu holen. Man hat so lange die Vortheile des Associrens gerühmt, daß nun mit Einemmale Alles Associationssache wird, und zulezt keine Krambude mehr eröffnet werden wird, ohne daß der Unternehmer seine Nachbarn einladet, seinen Profit mit ihm zu theilen, vorläufig aber auch seine Kosten mitzubestreiten. Natürlich werden hier manche Erwartungen getäuscht werden, und es gehört in der That eine gute Dosis Leichtgläubigkeit dazu, um alle die glänzenden Versprechen der Unternehmer für gegründet anzunehmen; allein die Leute wissen nicht, was sie mit ihrem Gelde machen sollen. Die Anleihen der Regierungen, besonders der schwankenden, flößen wenig Zutrauen ein. Von den Fortschritten des Handels und Gewerbfleißes verspricht man sich Wunderdinge, und hält daher nichts für unmöglich mehr in diesem Fache, zumal einige Beispiele von unglaublichem Erfolge gewisser Unternehmungen sich den Augen Aller darstellen. Wer hätte es sich z. B. jemals träumen lassen, daß die Verfertigung einheimischen Zuckers einen solchen Schwung nehmen würde, wie er ihn in Frankreich, besonders im nördlichen Theile des Reichs, genommen hat! Welche himmlische Wohlthat, daß den Landleuten dieses Erwerbmittel und dieser Nahrungszweig gerade zu der Zeit in die Hände gefallen, da sie über dem Sinken der Kornpreise muthlos wurden! Neulich hielt die königliche Akerbaugesellschaft in Paris ihre öffentliche Sizung; hier ward viel von dem neuen Erwerbzweige gesprochen. Die Regierung hatte nämlich diese Gesellschaft wegen der Zweckmäßigkeit der Besteuerung des einheimischen Zuckers um Rath gefragt, und kurz zuvor hatte die Ackerbaugesellschaft eine praktische Anweisung zum Verfertigen des Runkelrübenzuckers unter die Landleute vertheilen lassen. Der Ackerbau klagt in dem vom Sekretär der Ackerbaugesellschaft abgestatteten öffentlichen Berichte über das zu viele Hervorbringen, gerade wie von den Gewerben und im Handel über die zu starke Produktion von Waaren geklagt wird. Frankreich hat zu viel Korn; im Mittelalter gingen die Menschen zuweilen zu Grunde, weil sie kein Korn hatten; jezt haben sie zu viel, und können daher zuweilen auch nicht bestehen. Zwar sterben sie nicht mehr vor Hunger; allein die Pächter können manchmal ihre Pacht nicht bezahlen, weil sie aus dem Verkaufe des Korns zu wenig Geld lösen. Warum, könnte man fragen, geht denn das überflüssige Korn Frankreichs nicht in andere Länder? – Leider, antwortet man, haben andere auch zu viel Korn. Vielleicht ist dies nicht so ganz gewiß, aber man behauptet doch so. Für die Landleute Frankreichs hat der Sekretär der Pariser Ackerbaugesellschaft einen ganz eigenen Trost; er verheißt ihnen nämlich, daß nicht mehr so viel Korn angebaut werden wird, als bisher, und daß folglich dann die Preise steigen werden. Ob dies etwas Erfreuliches für die nicht ackerbauende Volksklasse seyn werde, darum bekümmert sich, wie es scheint, die große, meist aus Landeigenthümern bestehende Société d'agriculture nicht. Insoweit hat sie übrigens Recht, daß sie auch zu anderm Anbau, als dem bloßen Kornbau aufmuntert, besonders zum Anlegen künstlicher Wiesen und zum Anbau der Oelpflanzen und der jezt so gepriesenen Runkelrüben, aus denen früher schon der berühmte Chaptal den Landleuten ihr Heil prophezeite. Manche finden es freilich bereits darin, und wenn die Finanzmänner nicht zu hastig mit ihren Steuerprojekten darüber herfahren, so werden noch viele Andere ihr Heil im Verfertigen des einheimischen Zuckers oder im Absaze der Runkelrüben an die Fabrikanten suchen. Auch die Pferdezucht hat jezt ihre Liebhaber, und manche junge Leute thun ihr Bestes, um die leidenschaftliche Vorliebe der Engländer für die Pferde in Frankreich einzuführen. Daher gibt es auch bereits Jokeiklubs, Steeple chaces oder Jagden über Hecken und Gräben, und Pferderennen, so viel man nur will. Das Beispiel des Lord Seymour in Paris, des Sonderlings, von dem ich bei Gelegenheit des Karnevals sprach, ist allerdings sehr reizend; denn nach der Versicherung der Tageblätter soll seine immer siegreiche Miß Annette ihm weit über eine halbe Million Franken bei Wettrennen eingebracht haben, und Robinson, der Jokei, der gewöhnlich darauf reitet, ist ein berühmter Mann geworden, der wahrscheinlich auch reich ist, obwohl nicht so reich, als sein Herr. Wie manchen Gelehrten könnte man anführen, der sich nach einem thätigen schriftstellerischen Leben nicht rühmen kann, so viel erworben zu haben, ich will nicht sagen, als Miß Annette, sondern als Robinson, ihr Bereiter! Eben weil die Pferdezucht in Aufnahme kommt, ist mehr Heu nöthig, als zuvor, folglich mehr Wiesen, folglich weniger Kornland, ganz nach dem Wunsche des Sekretärs der Ackerbaugesellschaft; denn so hängt Alles in der Welt zusammen.

D g

Beilagen: Kunstblatt Nr. 45. u. Monatsregister Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 131.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 1. Juni 1836.

— Suchen zu deinen
Ufern wieder die Schiffe den Lauf? umathmen erwünschte
Lüfte dir die beruhigte Fluth? blüht Jonien? —

Hölderlin.
Der Archipelagus.

Briefe von den griechischen Inseln.

Von Dr. L. Roß.

Tenos, 12ten August (31ten Juli) 1835.

Unsere Reisegesellschaft hat sich durch Herrn W. verstärkt, welcher kurz vor unserer Abreise auf Syros zu uns stieß. Allein der heftige Nordwind erlaubte uns nicht, Andros zu erreichen, und nachdem wir die ganze Nacht gekreuzt, ankerten wir erst am Morgen des 10ten August im Hafen von Tenos. Die Haupt- und Hafenstadt von Tenos, die auf dem Platze der alten hellenischen Stadt liegt, heißt eigentlich h. Nikolaos; im Jahr 1676, als Spon und Wheler Tenos besuchten, standen hier erst drei oder vier Häuser,* und der Ort hieß, von den Ruinen der alten Stadt, ἡ πόλις. In Tourneforts** Tagen hatte sich hier schon ein kleiner Ort gebildet, und seit der Besitznahme der Insel durch die Türken haben sich die Einwohner vollends von Kastro oder Eroburgo (τὸ Ἐξώβουργον), wo früher der venetianische Gouverneur residirte, nach und nach hier heruntergezogen.

Sobald wir eine Wohnung gefunden hatten, bestellten wir Maulthiere und brachen nach Eroburgo auf, welches anderthalb Stunden von der Stadt auf dem Gipfel eines hohen, spitzigen Berges liegt. Die Insel streckt sich von NNW. nach SSO., und besteht aus einer langen, hohen und rauhen Bergkette, die nur auf der Südost- und Ostseite Raum für einige Thalebenen läßt. Aber da das Gebirge zum großen Theile aus Schiefer besteht, dessen Oberfläche an der Luft verwittert und zerbröckelt ist, so hat der Fleiß der Bewohner — und die Tenier gehören zu den arbeitsamsten Stämmen Griechenlands — die meisten Bergabhänge bis nahe an die Gipfel in Terrassen umzugestalten und für die Kultur zu gewinnen gewußt. Die Natur des Schiefergesteins kommt ihnen dabei noch in einer andern Weise zu Hülfe, indem es in seinen blättrigen Schichten das Regenwasser auffängt und in zahlreichen kleinen Quellen am Abhange der Berge wieder hervortreten läßt, während die in Griechenland vorherrschenden Kalkgebirge gewöhnlich vom Gipfel bis zum Fuße dürr und wasserlos sind. Indem wir nun auf den gewandten Maulthieren, die auf Tenos von vorzüglicher Güte sind, über entsetzlich holperige Pfade die steilen Anhöhen hinanritten, sahen wir uns rings von wohlbestellten kleinen Aeckern umgeben; das Getreide war freilich längst geschnitten, aber kleine Bohnen (φασούλια) standen noch im Felde, und das Grün fehlte nicht gänzlich, indem der innere Winkel jeder Terrasse, die selten über drei bis sechs Schritte breit sind, gewöhnlich

* Spon, Voyage I., p. 128; Wheler, p. 51.
** Tournefort. 2., S. 64.

mit Weinreben bepflanzt ist, die an der Mauer, welche der höher liegenden Terrasse zur Stütze dient, emporranken; auch stehen hin und wieder niedrige Feigenbäume. Erfreuliches, üppiges Grün sieht man aber in dieser Jahreszeit nur in den größern oder kleinern Klüften und Schluchten, in welchen die oben erwähnten Quellen und Bächlein herunterrieseln. Zu beiden Seiten dieser Bächlein sind Gärten angelegt, denen es nicht an Obstbäumen verschiedener Art fehlt; hohes Schilf und blühender Oleander wuchern in dem feuchten Kies ihrer Betten, und werden von Weiden überschattet, welche, sonst in Griechenland selten, den Reisenden hier an die Ufer der deutschen Bäche erinnern.

Unter solchen Betrachtungen über die Beschaffenheit und Kultur der Insel hatten wir Eroburgo erreicht, das jezt fast ganz verödet ist, da seit der Revolution auch die lezten Bewohner bis auf ein Dutzend Familien in die Stadt hinuntergezogen sind. Die alte, feste Burg, von welcher der Ort den Namen hat, die ehemalige Residenz des venetianischen Proveditore, ist jezt nur ein Trümmerhaufen; sie lag auf einem isolirten, schwer zugänglichen Felsen, von wo man bei hellem Wetter sämmtliche Inseln des ägäischen Meeres, wie sie im Kreise die heilige Delos umgeben, und ostwärts das Meer bis Ikaria und Samos überschaut. — In Eroburgo ist ein Jesuitenkloster; wir fanden in demselben einen Prior aus Sicilien, der schon seit zwei-und-zwanzig Jahren hier ist, einen jungen, erst vor zwei Jahren hierher gesandten Pater aus Litthauen, und einen dienenden Bruder aus Italien. Die guten Väter klagten über ihre schlechte Wohnung, welche sehr feucht ist; sie zeigten uns ihre kleine Bibliothek, aus lauter ältern, meist kirchlichen Büchern bestehend; was an Documenten und Handschriften vorhanden war, soll leider bei der Aufhebung des Ordens vernichtet oder verschleudert worden seyn.

Von Eroburgo ritten wir westwärts um den Burgfelsen und kamen in eine geräumige Thalschlucht, die, von einem Bache durchflossen, sich gegen NO. erstreckt und sich am Ende zu einer kleinen Ebene erweitert. Das ganze Thal und die Seiten desselben sind trefflich angebaut und mit Dörfern übersäet, die großentheils von Katholiken bewohnt werden, und deren Kirchen mit kleinen, vielfach durchbrochenen Glockenthürmen uns wieder ganz vaterländisch anmahnten. Der Marmor ist in den Kirchen nicht gespart; die Fußböden, Säulen, Fenster- und Thüreinfassungen, die Glockenthürme und mitunter selbst das Dach sind von Marmor. In den Dörfern sind die Häuser sehr nahe an einander, und häufig in Schwibbögen quer über die engen, krummen und schmutzigen Wege gebaut, so daß ein beladenes Pferd sich nur mit Mühe durchzwängt. Denn daß man auf den griechischen Inseln keine Wagen und Karren kennt, darf ich wohl als Ihnen bekannt voraussetzen. Die Häuser haben großentheils flache Dächer, Erkerchen, Terrassen, freiliegende Treppen und mannichfaltig gestaltete, aus durchbrochenen Marmorplatten gebildete Fenster, gewöhnlich in Form einer großen Rosette; sie sind mit Cypressen, Pappeln und Maulbeerbäumen umgeben, und an den Wänden ranken Weinstöcke empor. Weiber und Kinder sitzen vor den Thüren, Seide haspelnd, Baumwolle spinnend oder mit andern häuslichen Arbeiten beschäftigt; Schweine, Geflügel und anderes Vieh drängt sich durch die Gruppen. Für Veduten- und Genremaler gibt es hier reiche Ausbeute. Höchst eigenthümlich sind vor Allem die Taubenhäuser, die überall auf der Insel isolirt im Felde stehen: viereckige zweistockige Thürme, deren Erdgeschoß als Wohnung, Viehstall, Vorrathskammer oder zu andern ökonomischen Zwecken dient; das obere Geschoß hat ein flaches Dach, welches häufig noch zur Zierde mit Zinnen und Erkerchen versehen ist, und durchbrochene Mauern, deren Oeffnungen die mannichfaltigsten regelmäßigen Figuren bilden. Zu diesen Oeffnungen schlüpfen Hunderte von Tauben aus und ein, welche man im Herbste, nachdem sie sich auf den Getreide- und Bohnenfeldern und in Weingärten fett geweidet, schlachtet, mit Essig und Oel einmacht, in irdene Gefässe und in kleine Fäßchen schlägt und so nach Konstantinopel, Smyrna u. s. w. versendet. Wir sezten unsern Ritt bis nach dem Dorfe Komi (ἡ Κώμη) fort, das nach der Andeutung einer alten Inschrift, auf einer Säule in der Hauptkirche, wahrscheinlich auf der Stelle des hellenischen Ortes Eriston (Ἠριστον) liegt.* Auf dem Heimwege nach der Stadt besuchten wir den katholischen Bischof, der in dem Dorfe Xynara (ἡ Συνάρα) residirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

* C. J. Gr. II., n. 2556.

Ueber das Clima des Mammouths und anderer fossilen Thiergeschlechter.

Von dem als Naturforscher rühmlich bekannten englischen Geistlichen, R. Everest, der sich längere Zeit in Indien aufgehalten hat, enthält das Journal der asiatischen Gesellschaft Betrachtungen und Beobachtungen hinsichtlich des Climas, in welchem das Mammouth und andere ausgestorbene Thiergeschlechter gelebt haben mögen. Wir haben längst Untersuchungen der Art in den Kreis dieser Blätter gezogen und theilen daher die von den bisherigen Vorstellungen bedeutend abweichenden Ansichten des Engländers mit.

* *

Digitized by Google

Seit in den nördlichen Landstrichen Europas und Asiens fossile Knochen des Elephanten oder Mammouths, anderer ihm verwandter Geschlechter und großer Fleischfresser entdeckt worden sind, hat man darin so ziemlich allgemein einen Beweis gesehen, daß zur Zeit, als jene Thiere lebten, die genannten Striche eines dem gegenwärtig unter den Tropen herrschenden analogen Climas genossen haben. Diese Behauptung ist indessen ziemlich unbestimmt; denn das Cap der guten Hoffnung, wo vier der Thierarten, deren Knochen sich in unserm Norden am häufigsten finden, noch jezt leben, nämlich der Elephant, das Rhinoceros, das Nilpferd und die Hyäne, das Cap liegt außerhalb der Wendezirkel und noch dazu in der kältern Hemisphäre. Doch abgesehen davon, ist der Umstand, daß gewisse Thiere ein bestimmtes Clima nicht zu ertragen vermögen, kein Beweis, daß dasselbe mit Thieren der Fall ist, die ihnen nahe verwandt sind; ein augenfälliges Beispiel hiefür gibt das Rennthier: es erscheint durch Lebensart, Nahrung und Clima völlig geschieden vom Thiergeschlecht, dem es seinem ganzen Bau nach offenbar angehört. Kann man also nicht unwidersprechlich darthun, daß die fossile Species völlig identisch ist mit einer noch lebenden, so läßt sich hinsichtlich des Climas, in welchem erstere lebte, kein sicherer Schluß ziehen.

Zur Bestätigung des eben Gesagten machen wir darauf aufmerksam, wie unhaltbar häufig die Gründe sind, nach denen wir gewöhnlich urtheilen, daß ein Thier aus heißen Climaten unsere nordische Temperatur nicht ertragen könne. Meistens handelt es sich dabei von Individuen, die nicht als Hausthiere geboren, sondern im wilden Zustand gefangen, eingesperrt und rasch einem bedeutenden Temperaturwechsel ausgesezt worden sind. Wir können an uns selbst und an den Thieren, die wir aus Europa mitnehmen, die gewöhnlichen Folgen eines solchen Wechsels beobachten, nur daß der Fall umgekehrt ist. Wie viele unterliegen troz aller Vorsichtsmaßregeln, wie wenige bleiben auch nur einigermaßen gesund und kräftig! Und doch sind der Mensch, das Pferd und der Hund, mit sehr wenigen Ausnahmen, die allerdauerhaftesten Geschöpfe, die sich auch am weitesten über die Erde verbreitet haben. Daß sogar manche Spielarten derselben Thierart weit empfindlicher seyn können, als andere, sehen wir am Neufundländerhund, den man in Indien niemals am Leben behalten kann. Noch mehr Stärke erhält dieser Einwurf durch den merkwürdigen Umstand, daß der im Eise der Lena in Sibirien fast unversehrt gefundene Elephant einen langhaarigen Pelz hatte, wie er einem im kalten Clima lebenden Thier naturgemäß zugekommen wäre. Der bekannte Reisende, Bischof Heber, spricht von einem behaarten Elephanten, den er in den Ausläufern der Himalayagebirge, im nordöstlichen Winkel des Gebiets von Delhi, zwischen 29 und 30° der Breite gesehen haben will. Ich habe mich während meines Aufenthalts in Delhi bei den erfahrensten Eingeborenen vielfältig erkundigt, ob es eine solche Spielart des Elephanten gebe, aber nichts darüber erfahren können, als, vor langer Zeit sey zu Delhi ein einziges stark behaartes Individuum zu sehen gewesen; es ist dies aber offenbar als eine Mißbildung zu betrachten, denn das Thier war schmutzig weiß oder rahmfarbig, wie die Staatselephanten des Herrschers der Birmanen.

In der neuesten Zeit sind in Yorkshire fossile Elephantenknochen neben Knochen des Bison, der im nördlichen Amerika lebt, so wie neben mehreren See- und Süßwassermuscheln gefunden worden, die noch in England vorkommen. Dies scheint nun streng darauf hinzuweisen, daß das Clima, in welchem jene Thiere lebten, vom jetzigen Clima Englands nicht sehr verschieden war. Es wäre indessen von Interesse, wenn sich ausmitteln ließe, wie groß dieser Unterschied seyn mochte; und unser Aufenthalt in einem Lande, wo Thiere derselben Geschlechter noch jezt leben, gibt uns wohl Mittel an die Hand, zur Lösung dieser Frage beizutragen. Allerdings muß man dabei voraussetzen, daß es sich von denselben Arten handelt, denn sonst ist solche Untersuchung rein vergeblich, so lange wir die Gesetze nicht kennen, nach welchen die verschiedenen Arten desselben Geschlechts über den Erdboden vertheilt sind.

Von sechs Arten von Fleischfressern, deren Reste in der berühmten Kirkdaler Höhle gefunden wurden, leben vier noch jezt im nördlichen Europa, nämlich Wolf, Bär, Fuchs und Wiesel. Von den beiden übrigen, dem Tiger und der Hyäne, findet sich der erstere zuweilen ganz nahe an der Grenze des ewigen Schnees im Himalaya. Nach Pennant kommt er auch im Schneegebiet des Gebirgs Ararat in Armenien vor, und im nördlichen Theil der Halbinsel Corea, an der Ostküste von China, soll er häufig seyn. Diese Halbinsel erstreckt sich von 34° 30′ bis 43° nördlicher Breite, und das Clima daselbst wird wohl so ziemlich mit dem von Pekin unter 39° übereinkommen; in Pekin aber friert es vom November bis in den März, und in den Winternächten steht das Thermometer gewöhnlich auf — 5° Reaumür. Vor Kurzem hörte man zu Calcutta, an dieser Küste, unter 40° Breite, sey ein Kauffahrer vom Eis aufgehalten worden, und zwar am ersten December. Es läßt sich demnach bestimmt annehmen, daß der Tiger sogar ein strengeres Clima, als das englische, eines, das wahrscheinlich mit dem an der Südküste des baltischen Meers übereinkommt, ertragen kann.

Nur zwei Umstände scheinen zu seiner Existenz wesentlich erforderlich, weite Strecken dicken Waldes und ein Ueberfluß an wiederkäuenden Thieren; Beides aber sind Folgen starker Feuchtigkeit. Daher ist er auch vorzüglich häufig auf Ceylon, im Delta des Ganges, an

der Ostküste von Indien, in dem weiten Waldgürtel am Fuße der Himalayas, kurz überall, wo bei großer Feuchtigkeit eine üppige Vegetation herrscht. Wo das Land trocken ist, wie westlich von Delhi, der Boden sandig, der Pflanzenwuchs verkrüppelt, tritt statt des Tigers der Löwe auf, und dieser verheerte noch vor Kurzem den genannten Landstrich, seit der Ankunft der Engländer ist er aber fast ganz ausgerottet.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

Ein Todtengerippe. Theater. Eisenbahn. Kunstakademie. Jubelfeier der Harmoniegesellschaft.

Vor Kurzem bereitete der ganzen Stadt ein düsteres Gerücht Angst und Schrecken. In einem ganz neuerlich erst vor dem Wilsdruffer Thore abgebrannten Hause fand sich beim Nachgraben im Grunde ein menschliches Gerippe. Eine Muthmaßung darüber verdrängte die andere. Was die Erfahrung und der Roman an schrecklichen Beispielen grausamer Heimlichkeiten und die zügelloseste Einbildungskraft an ungeheuren Bosheiten darbieten, das kam bei dieser Gelegenheit alles zur Sprache. Endlich indessen erwies es sich hinlänglich, daß das Skelett aus dem Kriegsjahr 1813 herstammte und einem damals, wo das Nervenfieber die größten Verheerungen hier anrichtete, gestorbenen und sogleich von seinen Kameraden im Keller jenes Hauses eingescharrten Franzosen angehörte. Durch Krieg und Krankheit war der Tod eine so alltägliche Erscheinung geworden, daß man es mit den gewöhnlichen Formalitäten dabei nicht so genau nahm. — Die hiesige Bühne schmückt sich so eben mit einer Menge erborgter Juwelen. Fremde Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen eilen zu allen Thoren herein, unsern Kunstgenuß zu erhöhen. Nicht selten allerdings überzeugen uns die verehrlichen Gäste unwillkührlich, daß wir in unsern vier Theaterpfählen dergleichen eben so gut, oder wohl gar besser haben. Mitunter steigt aber doch der lebendigste Wunsch auf, uns die Gäste aneignen zu dürfen. Das Haizingersche Ehepaar gehörte zu diesen. Lange ist der Enthusiasmus für große dramatische und Gesangstalente nicht so unverkennbar aus dem Herzen der Zuschauer und Hörer hervorgebrochen, als der seltene Sänger Haizinger und die eben so seltene Schauspielerin, seine Gattin, solches zu bewirken verstanden. Sein mächtiger, klangvoller Tenor regte Alles zum freudigen Enthusiasmus auf, und in ihr glaubte man häufig keine Schauspielerin zu sehen, sondern die wirkliche Handlung des Lebens, welche sehr oft auch der für Theaterillusion minder Empfängliche mit dem lautesten Willkommen begrüßte. — Alle Freunde der Leipzig-Dresdener Eisenbahn freuen sich, endlich auch das lezte, ihr entgegengetretene Hinderniß beseitigt zu sehen. Während nämlich auf der Straße zwischen Wurzen und Leipzig Alles längst in regster Thätigkeit sich befindet, um eine recht schleunige Herstellung des Werkes zu Stande zu bringen, schien in der Gegend von Dresden noch an keinen Angriff gedacht zu werden. Eine von vielen Gewerbtreibenden der hiesigen Stadt eingereichte Vorstellung gab Veranlassung hiezu. Sie wollte durchaus den Bau auf das linke Elbufer verlegt wissen, und manche dafür angeführte Gründe verdienten wenigstens eine recht genaue Erwägung. Indessen hat doch die Mehrheit des Eisenbahnausschusses mit Erfolg dagegen angekämpft. — Ein anderer Gegenstand der reiflichsten Erwägung war die Dresdener Kunstakademie. Lange schon hegte man die Ansicht, daß sie zu wirklicher Erreichung des bei dergleichen Instituten zu beabsichtigenden Zweckes einer neuen Organisation bedürfe. Die große Wichtigkeit der Sache hatte den Hauptbeschluß fortdauernd verzögert, bis sie nun endlich der Berathung eines Ausschusses übergeben wurde, welcher, wie es heißt, aus dem Directorium, den ersten Professoren der Akademie, so wie aus dem Hofrath Hase, Herrn von Quandt und dem Kupferstecher Steinla besteht. Der von dem Ausschusse zu erwartende Bericht wird unstreitig der Wiedergeburt des Instituts zum Fundamente dienen. — Eine musikalische Akademie, welche der Musikdirector Kloß im Saale der Harmonie veranstaltete, bot neben ältern, werthvollen Stücken von Haydn, Mozart und Beethoven auch neue von Auber, Ricci und Franz Schubert, dazu Gesang der aus Wien gekommenen trefflichen Altistin, Fräulein Botgorscheck, des Fräulein Schneider und des Herrn Schuster, und außerdem noch einen, allerdings nur auf Hypothesen beruhenden Vortrag über die Musik der alten Egyptier und arabische Elegien dar. Allein vom Reize des neuerwachten Lenzes und dessen geflügelten Sängern schien eine große Anzahl der sonst eifrigsten Verehrer der Tonkunst dem vielversprechenden Genusse abtrünnig gemacht worden zu seyn. — Am dritten dieses Monats fand die Feier des fünfzigjährigen Bestandes der unter dem Namen Harmonie bekannten hiesigen Gesellschaft statt. Schon die sehr sinnreich von ihren Vorstehern ausgegangene Anordnung, und der Geschmack, mit welchem sie ausgeführt worden, würden der öffentlichen Erwähnung würdig seyn, wenn auch nicht an diese Gesellschaft (der ein so langes, noch vollkommen frisches Bestehen das Wort redet) recht freundliche, mit dem Fortschreiten der socialen Ausbildung im Zusammenhange stehende Erinnerungen sich anschlößen. Im Jahr 1786, wo sie zuerst, hauptsächlich einen kleinen Lesecirkel bildend, zusammentrat, hieß die ausgezeichnetste der hiesigen, sogenannten geschlossenen Gesellschaften „Societät.“ In dieser konnten jedoch, wegen der damals noch mit Strenge geübten Absonderung des Adels vom bürgerlichen Stande, die dem leztern Angehörigen keine Aufnahme finden. Ohne allen Zweifel nahm der in genanntem Jahr aus den obersten Klassen des Bürgerstandes entstehende gesellige Verein hievon Anlaß, dem Adel statutenmäßig das Recht der Aufnahme in seinen Kreis ebenfalls zu verweigern. Die Abschaffung dieses, vielleicht nur allzulange beibehaltenen Retorsionsstatuts gegen den Adel war bei der im Jahr 1830 stattgefundenen, neuen Constituirung der nunmehr in einem eigenen Hause ihre täglichen Zusammenkünfte, wie ihre Feste und Concerte haltenden „Harmonie“ um so weniger weiter hinauszuschieben, da in den vormals verfassungsmäßig nur dem Adel die Aufnahme gewährenden Gesellschaften die Ausschließung der Bürgerlichen längst aufgehört hatte. Zu den bereits verstorbenen Mitgliedern dieser Gesellschaft gehörten auch die im Auslande gefeierten Männer, Adelung, Naumann, Maria v. Weber, Böttiger u. s. w. In dem überaus schönen, großen, im Jahr 1835 durch Hinzufügung eines Nebenraums ungemein erweiterten und vervollkommneten Saal ließen am festlichen Tage Kunst und Geschmack schwerlich etwas zu wünschen übrig; sehr gelungen war besonders die Hauptdekoration, wo unter andern in einem, jeder feindlichen Regung fremden, mit Rosen und Myrthen umkränzten Schwerte, das Emblem der Harmonie, als einer Tochter des Kriegsgottes und der Göttin der Liebe, zu sehen war.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 2. Juni 1836.

> Die in keiner gar großen Tiefe begrabenen Ueberreste großer Landthiere erlauben vielleicht im Großen denselben Schluß, den der Mensch im Kleinen aus dem Ansehen der Gebeine in geöffneten Gräbern macht: daß seit der Beerdigung jener Zeugen einer alten Vorwelt noch keine so gar lange Zeit vergangen seyn könne.
>
> Schubert.

Ueber das Clima des Mammouths und anderer fossilen Thiergeschlechter.

(Beschluß.)

Die Grenzen des Climas, welches die Hyäne bewohnt, vermochte ich bis jezt nicht zu bestimmen. Zwei der Thiere, deren Reste in der Kirkdaler Höhle vorkommen, das Wiesel und die Wasserratte, sind nie weiter gegen Süden gefunden worden, als, das erstere in der Barbarei, die leztere im südlichen Europa. Sie scheinen also die obere Temperaturgrenze des alten Climas anzugeben, während sich am Elephanten und am Tiger die untere Temperaturgrenze bestimmen ließe; und es käme also darauf an, zu ermitteln, welchen Kältegrad leztere Thiere zu ertragen vermögen.

Die größte Höhe, wo der wilde Elephant im Norden von Delhi noch vorkommt, ist der Berg, worauf Nahun liegt, etwa 4000 Fuß über dem Meer und unter 31° nördlicher Breite. Die mittlere Temperatur dieses Orts ist nicht bekannt; nimmt man aber, um sie annähernd zu bestimmen, das Mittel zwischen der Temperatur von Seharumpoor, das 1000 Fuß hoch liegt, und der von Mussoori, das 7000 Fuß über dem Meere ist, während beide Orte fast unter derselben Länge und Breite liegen, so ergibt sich für Nahun eine jährliche mittlere Temperatur von 14°,3 Reaumur. Die mittlere Temperatur von Keswik in der Grafschaft Cumberland, die mit der von Kirkdale zusammenfallen mag, beträgt 7°,1 R.; es bleibt also eine Differenz von etwas über 7°, welche demnach zu erklären wäre. Nun ist zu bemerken, daß das Clima von Nahun zu denjenigen gehört, welche man, im Gegensatz gegen ein insularisches Clima, excessive nennt, wobei nämlich, in Folge der großen Entfernung vom Meer, die Extreme von Frost und Hitze sehr stark sind. So beträgt die mittlere Temperatur im Januar 5°,9, im Juni, dem heißesten Monat, 21°,9, wornach der Unterschied 16° ausmacht, während zu Edinburg die mittlere Wärme des Januars 2°,2, die des Juli, des heißesten Monats, 12°,4 ist, und somit der Unterschied nur 10°,2 beträgt. Vergleicht man sodann die Wintermonate zu Nahun mit denen zu Kirkdale, so erträgt dort gegenwärtig der Elephant eine Temperatur, welche im Mittel nur um 2°,2 höher ist als in Yorkshire in derselben Jahrszeit. Da sich nun schwerlich annehmen läßt, daß die hohe Temperatur im Sommer zur Existenz des Elephanten nothwendig ist, so sieht man, um wie wenig die mittlere Temperatur des englischen Winters erhöht zu werden brauchte, um sie derjenigen gleich zu stellen, welche das Thier noch gegenwärtig erträgt.

Es ist ferner bekannt, daß im Schoße derselben Thierart manche Racen kräftiger sind, als andere. So

müßten die Ochsen, die Pferde, die Schafe, welche auf den fetten Weiden des südlichen Englands gezogen worden sind, zu Grunde gehen, wenn man sie dahin verpflanzte, wo das Vieh der Bergschotten oder die kleinen Pferde der Shetländer trefflich gedeihen. Kann man nun nach dem Obigen voraussetzen, daß der heutige indische Elephant in einem insularischen Clima leben könnte, dessen mittlere Temperatur nur wenig mehr als die Englands betrüge, so läßt sich schwerlich bestreiten, daß einmal eine kräftigere Race von Elephanten gelebt haben kann, welche sich in ein etwas kälteres, das heißt dem englischen entsprechendes Clima fügte. Die Elephanten, welche Hannibal auf seinem berühmten Zuge nach Italien mit sich führte, kamen aus Mauritanien, also aus einem sehr heißen Lande; troz dem ertrugen sie die Kälte beim Uebergang über die Alpen im Spätherbst und den darauf folgenden Winterfeldzug. Das Heer blieb dabei vier Tage lang im Gebiet des Schnees, und erst nach der Schlacht an der Trebia wurden sie fast sämmtlich durch die großen Strapazen aufgerieben.

Durch Gewöhnung im Laufe mehrerer Generationen würde der Elephant ohne Zweifel jede Temperatur über dem Gefrierpunkt ertragen lernen. Aber dieser Kältegrad, wenn er lange andauerte, oder eine dichte Schneemasse müßten ein so gebautes Thier aufreiben, schon weil es seiner Nahrung nicht nachgehen könnte. Der sibirische Elephant konnte daher auch, troz seiner langen Haare und seiner Mähne, in einem sehr kalten Clima nicht leben. Uebrigens geht aus sehr vielen Umständen fast mit Bestimmtheit hervor, daß in jenen fernen Zeiten noch ein großer Theil des Bodens von Europa vom Meere bedeckt war, daß da, wo sich jezt die Länder in ungeheurer Erstreckung hinbreiten, nur einzelne Eilande aus dem Ocean emporragen mochten; und schon deßhalb waren wohl unsere Länder damals um das Wenige wärmer, was, wie wir eben gesehen, dazu fehlt, damit der heutige Elephant noch jezt bei uns leben kann. — Wie hoch über dem Meere das Rhinoceros noch vorkommt, konnte ich nicht in Erfahrung bringen; es kann sich aber hierin nicht viel anders verhalten, als der Elephant.

Fragt man, wann diese Thiere in den Ländern, wo man ihre Reste ausgräbt, gelebt haben, so läßt sich nur so viel sagen: es ist lediglich nicht zu erweisen, daß sie nicht noch Zeitgenossen des Menschen gewesen sind. Von Gallien und Germanien vor Cäsars Zeit wissen wir so gut wie gar nichts. Wer weiß, was für Thiere die ungeheuren Wälder tausend Jahre vor jenem Zeitpunkte bevölkerten? Im Laufe der beglaubigten Geschichte sind viele großen Thiere in manchen Ländern ausgerottet worden. Der Löwe hat sich seit der Zeit des Aristoteles aus Griechenland weggezogen; seit den Tagen der Cäsarn hat der Elephant das nördliche Afrika, der Hippopotamus den Nil verlassen. Das Rhinoceros, das noch vor wenigen Jahrhunderten westwärts bis Attock am Indus vorkam, hat sich in die Wälder ostwärts vom Ganges zurückgezogen; läßt sich nicht annehmen, daß in der Reihe vorhergehender Jahrhunderte, während welcher es ein Zeitgenosse des Menschen war, sein Gebiet bereits bedeutend geschmälert worden ist? Es erscheint als sehr wahrscheinlich, daß Elephant und Rhinoceros, deren Gebietsgrenze heutzutage der Sutlege ist, sich vor nicht gar langer Zeit westlich bis an das kaspische Meer ausgebreitet, und sich von da, ja von noch östlicheren Wohnplätzen, vor den Angriffen des Menschen und aus den sich lichtenden Wäldern zurückgezogen haben, wie wir sie noch heutzutage sich zurückziehen sehen.

Briefe von den griechischen Inseln.

(Fortsezung.)

Am folgenden Tage machten wir einen andern Ausflug längs der Westseite der Insel, bis in die Gegend von Kardiani (ἡ Καρδιανή). Der Weg führt Anfangs eine halbe Stunde über niedrige Hügel und durch kleine Ebenen am Strande hin, windet sich dann über abscheuliches Gestein rechts an den Bergen empor und läuft in einer Durchschnittshöhe von 800 bis 1000 Fuß über dem Meere an der Mitte des Abhangs des Hauptgebirges hin. Die Berghalden sind hier rauher und steiniger und daher weniger gut cultivirt, als im Innern der Insel. Wo das Gebirge aus Schiefer besteht, sind, wie auf Syros, so viele Granaten darin eingesprengt, daß der Weg gleichsam damit gepflastert scheint. Denn der Schiefer nuzt sich von den Fußtritten der Lastthiere schnell ab, während die härteren Granaten länger widerstehen und als kleine Knollen von der Größe einer Erbse bis zu der eines Sperlingseis aus dem weicheren Gestein hervorragen. Hin und wieder tritt auch schon weißlicher und bläulicher Marmor zu Tage, von welchem bei Kardiani selbst, so wie an andern Punkten der Insel Brüche betrieben werden. Die Tenier, welche fast allein von allen Griechen einige Uebung und Geschicklichkeit in Bearbeitung des Marmors bewahrt haben, verfertigen daraus Tischplatten, Kamingesimse u. dergl. m., die theils im Reiche selbst abgesezt, vorzüglich aber nach Konstantinopel ausgeführt werden. Allein die Preise dieser Marmorwaaren sind hoch, weil Alles aus freier Hand, ohne irgend eine mechanische Beihülfe gearbeitet wird.

Eine besonders interessante und lehrreiche Unterhaltung gewährte uns auf diesem Ritte die Betrachtung der Wohnhäuser in den Dörfern und der in den Feldern

am Wege isolirt stehenden Viehstadel. Man kann sich hier auf das Augenscheinlichste überzeugen, wie die Natur des Baumaterials so ganz von selbst und ungesucht den Baustyl bedingt. Es ist fast undenkbar, daß man auf Tenos je die polygonale (sogenannte kyklopische) Bauart angewandt haben sollte, welche ein Kind des harten, eigensinnigen, in vielzackige Stücke brechenden Kalksteins im übrigen Griechenland ist. Die horizontalen Schichten des Schiefers und blättrigen Marmors, aus denen das hiesige Gebirge besteht, sind schon im Lager von perpendiculären Spalten durchschnitten, und brechen ganz von selbst in langen Balken, regelmäßigen Quadern und großen Platten; und so sieht man noch heute auf Tenos fast in jedem Viehstadel Tirynthische Galerien, und die kleinern Bauerhäuser sind mit großen Steinbalken überlegt, und diese mit gewaltigen Schieferplatten bedeckt, in absichtsloser, aber getreuer Nachbildung der egyptischen Tempeldächer. Auf dem Rückwege erbot sich ein geschwätziger Alter, uns eine hellenische Ruine zu zeigen, und führte uns zu einem Viehstadel, wie die übrigen, aber allerdings aus ungewöhnlich großen Steinen und mit besonderer Sorgfalt gebaut, gerade wie die Reste der hellenischen Stadtmauer von Tenos, die man noch oberhalb der Kirche der Evangelistria sieht. Ueberdies fanden wir die Außenseite der Steine in einem hohen Grade verwittert und vom Regen stark ausgewaschen, woraus jedenfalls ein sehr hohes Alter folgt. Wir waren daher sehr geneigt, unserm Führer Recht zu geben; warum sollte nicht ein fast kyklopisch gebauter Viehstadel den Jahrtausenden getrozt haben, da man auf Delos, Rheneia, Thera, Anaphe und andern Inseln viel unbedeutenderes hellenisches Gemäuer erhalten findet?

Der Nordwind, der schon vor unserer Abreise von Syros zu wehen angefangen hatte, herrscht noch immer, und hat heute eine furchtbare Stärke erreicht. Das Meer bis Paros und Naxos ist weißer Schaum, kein Segel ist auf der weiten See zu sehen, und wir können noch nicht nach Delos abreisen. Unter diesen Umständen haben wir heute Vormittag gute Muße gehabt, die seit einem Jahrzehent so berühmte Wallfahrtskirche der Evangelistria (Εὐαγγελίστρια, notre dame de la bonne annonciation) zu besehen. Sie liegt fünf Minuten nördlich von der Stadt, und bildet mit ihren geräumigen Nebengebäuden und Höfen ein bizarres, aber ansehnliches und malerisches Ganze Im Jahr 1824 träumte einer Nonne, daß auf dieser Stelle ein Bild der Mutter Gottes vergraben sey; man grub nach, und wie begreiflich fand man das Bild.* Dies ist ein in Griechenland oft geübtes Kunststück der Priester, wenn sie irgendwo eine Kirche oder ein Kloster zu bauen wünschen; und daher heißen so viele Klöster ἡ Φανερωμένη (die Erschienene oder Geoffenbarte). Indeß hat die Speculation nicht immer so erstaunliche und wahrhaft wunderbare Erfolge, wie hier. Tausende von frommen Pilgern, die meisten aus Kleinasien und der Türkei, strömten fortan jährlich herbei, namentlich am 15/27. August, dem Hauptfeste der h. Jungfrau, und aus ihren Spenden und Geschenken wurde noch während des Krieges die große Kirche und später ein geräumiges Seitengebäude erbaut, welches Wohnungen für die Geistlichen und für die kranken Pilger, eine Schule und ein Hospital enthält; und alle diese Anstalten werden aus den Einkünften der Evangelistria unterhalten und nach und nach erweitert, ohne der Regierung oder der Gemeine ein Lepton zu kosten. Die Kirche selbst ist größtentheils aus Marmor; ihre weißlichen Säulen, so wie die Platten des Fußbodens sind aus den Brüchen von Panormos, auf der Nordostküste der Insel; die Stufen der großen, wahrhaft prächtigen Treppe aber sind leider meistens aus den Ruinen von Delos. Im Innern der Kirche ist Gold und Silber an Heiligenbildern, Weihgeschenken u. s. w. reichlich, aber geschmacklos angebracht. Das wunderthätige Bild und sein Fundort werden in einer schwach erleuchteten Krypta unter der Hauptkirche gezeigt. Die Nonne und der Priester, welcher sie zu dem segenreichen Traume angestiftet, verdienen, daß das dankbare Tenos ihnen für die neueröffnete Erwerbsquelle Statuen errichte.

Den heutigen Nachmittag haben wir zu einigen Besuchen bei alten und neuen Bekannten verwandt. Die Tenier sind, wie ich schon oben einige Mal angedeutet, fast allen übrigen Griechen in Hinsicht auf Industrie voraus, was freilich nur ein sehr relatives Lob ist. Drei Hauptursachen lassen sich hiefür angeben: die starke Bevölkerung der an sich wenig fruchtbaren Insel, ihr langes Verharren unter venetianischer Herrschaft, und endlich die katholische Religion, welche die größere Hälfte ihrer 15,000 Seelen starken Bevölkerung bekennt, und welche sie in lebhafter Verbindung mit dem westlichen Europa erhielt. Handwerker aus Tenos — Marmorarbeiter, Schreiner und Maurer — sind über alle Hauptstädte Griechenlands, in Smyrna und Konstantinopel verbreitet, und viele Dienstboten beiderlei Geschlechts gehen von hier namentlich nach der leztgenannten Stadt; im Innern der Insel verfertigt man seidene Handschuhe und Strümpfe, gestrickte wollene Mützen u. dergl. m. Der beste Wein der Insel ist der berühmte Malvasier, dessen Produktion aber sehr abgenommen hat. Schifffahrt fehlt fast gänzlich; außer dem schlechten Hafen der

* Nach einer alten hier gefundenen christlichen Inschrift, welche jezt über einer Hinterthüre der Kirche eingemauert ist, ist es allerdings wahrscheinlich, daß an derselben Stelle schon früher eine Kapelle des h. Isidoros stand. Die Inschrift lautet: Φῶς ζωῆς. Οἰκίδιον διαφέρον τῷ δεσπότῃ μου τῷ ἁγίῳ Ἰσιδώρῳ.

Hauptstadt, der nur eine offene Rhede ist, hat Tenos nur in Panormos einen erträglichen Hafen. — So viel von Tenos; morgen früh hoffen wir absegeln zu können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Die geistlichen Conferenzen. Lacordaire.

Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß die Kirchen voller sind, seitdem die Geistlichkeit keine Vorrechte mehr hat, und seitdem es nicht mehr, wie unter der Restauration, ein Verdienst ist, sich andächtig zu stellen. Niemand gibt mehr darauf Acht, Niemand schreibt die Frömmler bei Hofe gut an, und dennoch sollte man glauben, sie seyen jezt zahlreicher, als zuvor. Daher ist die Geistlichkeit jezt auch achtbarer; im Geheimen mag sie der vorigen Regierung geneigter seyn, als der jezigen; öffentlich muß sie aber diese Neigung unterdrücken oder verbergen, und sich gegen die politischen Umwälzungen gleichgültig zeigen. Nur der Erzbischof kann seinen Groll nicht verbergen, und legt ihn gern an den Tag, wenn sich eine Gelegenheit dazu zeigt, was dem Manne aber nicht sehr frommt; denn die gute Zeit, da er ein so großes Ansehen hatte, daß seine Empfehlung Alles galt, ist doch vorbei. Indessen werden, wie gesagt, die Kirchen jezt häufiger besucht, als vor 1830, und ich zweifle, ob vor der lezten Revolution die sogenannten Conferenzen in der Cathedralkirche je mehr Menschen herbeigezogen, als z. B. am Sonntage nach Ostern, da der berühmte Lacordaire zum lezten Male auftreten sollte. Von diesem geistlichen Redner und seinen religiösen Conferenzen habe ich bereits im vorigen Jahre gesprochen. Sein Ruf als geistlicher Redner (denn Prediger ist er eigentlich nicht) war durch die damaligen Vorträge so verbreitet worden, daß in diesem Jahre die Zahl seiner Zuhörer noch weit bedeutender war. An jenem Sonntage besonders war der Zulauf außerordentlich, und die Stuhlvermiether in der Kirche (denn hier muß man beständig zahlen, wenn man sizen will) müssen eine bedeutende Summe eingenommen haben. Gewiß hat Lacordaire auf den Contract dieser Stuhlvermiether mit der Kirche bedeutenden Einfluß. Ich habe Damen gesehen, welche, um sich eines Stuhles zu versichern, denselben zuvor mit einer eisernen Kette und einem Schlosse hatten an einen Pfeiler schließen lassen, und man versicherte mich, daß einige Male dergleichen Schlösser gesprengt worden seyen, wahrscheinlich von Leuten, die noch andächtiger oder neugieriger waren, als jene Damen. Bekanntlich sind die Conferenzen nur für das männliche Geschlecht bestimmt; deßhalb wird das mittlere Schiff der Kirche, in welchem die Kanzel steht, mit einem Geländer eingehegt, und die Damen können nur außerhalb Pläze bekommen. So unbequem und ungalant dieses auch ist, so fanden sie sich das lezte Mal doch in großer Zahl ein, und umgaben das männliche Gehege mit einer sehr glänzenden Umzäunung. Um ein Uhr betrat Lacordaire die Kanzel. Seit den Conferenzen des vorigen Jahres hat ihn der Erzbischof zum Canonicus der Cathedralkirche, wenigstens zum Chanoine honoraire gemacht. Der Erzbischof nahm seinen Siz mit einigen Geistlichen auf dem, der Kanzel gegenüber befindlichen Size ein, in dem sogenannten Oeuvre oder Verschlage, welcher sich in allen französischen Kirchen befindet, und für die Honoratioren der Kirche bestimmt ist, damit sie der Predigt desto bequemer beiwohnen können. Die sogenannten Marguilliers oder freiwilligen Kirchenverwalter haben hier beständig ihren Siz. Lacordaire ist noch ein junger Mann, scheint aber schwächlich zu seyn, und hat eine feine Stimme, beinahe wie Thiers. Auch trägt er mit derselben Ruhe und Gleichmäßigkeit vor, ohne sich zu ereifern, wie die französischen Geistlichen zu thun pflegen, oder auch nur im Geringsten seine Geberden zu übertreiben. Sein Vortrag ist eine wohl gelungene Extemporisation; höchstens mag er zuvor den Plan seines Vortrags durchdacht haben. In dem zweiten Theile seiner Rede war er aber schon müde, und nun ging das Extemporiren nicht mehr so gut, wie zuvor; mehrere seiner Aeußerungen könnten daher auch, wenn sie geschrieben wären und man sie genauer untersuchte, mit Erfolg bestritten werden. Wie aber die Damen Geschmack an seinen Vorträgen finden können, ist mir nicht einleuchtend, es sey denn, daß jeder gute Vortrag, besonders wenn er direkt aus dem Kopfe kommt und nicht auswendig gelernt ist, Vergnügen macht, und daß sich die Damen auf das Zeugniß der Männer verlassen, welche einstimmig Lacordaire für einen guten Redner ausgeben. Sein Vortrag ist nämlich zum Theil so abstrakt, daß er großentheils den Damen unverständlich seyn muß. So hatte er es diesmal darauf angelegt, den Zusammenhang der sinnlichen und der übersinnlichen Welt zu zeigen, die materiellen Erscheinungen mit den geistigen zu vergleichen, und daraus die Nothwendigkeit des Glaubens zu abstrahiren. Die Rede strömte wie ein sanft fließendes Wasser; hie und da kamen schöne Stellen vor, besonders bildliche Vergleichungen. Im zweiten Theile seiner Rede ward er den meisten Zuhörern deutlicher, denn er ließ nun das Dogmatische bei Seite und ward Prediger, behielt aber immer den sanften Ton bei und kam nimmer aus dem Gleichgewicht. So redete er $\frac{3}{4}$ Stunden. Zulezt kündigte er den Zuhörern seinen Entschluß an, sich auf einige Jahre nach Rom zu begeben, um dort in der Einsamkeit zu studiren und nachzudenken. Dann kniete er nieder, und nun stand der Erzbischof von seinem Size auf, wandte sich an die Gemeine und hielt auch eine kleine Rede aus dem Stegreif, worin er den Prediger sehr lobte, seinen Entschluß billigte, „an den Gräbern der Apostel" sich dem Nachdenken zu überlassen, und die Zuhörer versicherte, während der Abwesenheit Lacordaire's werde es nicht an Geistlichen fehlen, welche sich bestreben würden, die so besuchten Conferenzen fortzusezen, und den Samen des Glaubens und der Andacht unter die Christen auszustreuen. Leute, welche gern Allem nachgrübeln, vermuthen, es müsse etwas hinter dieser Reise Lacordaire's nach Rom stecken; denn, sagen sie, es wäre doch sonderbar, wenn man in Frankreich nicht eben so gut der Einsamkeit nachhängen und sich den Studien ergeben könnte, als in Rom. Weßhalb sollte denn ein Geistlicher in Rom besser studiren können, als in Paris oder in der Umgegend? Darauf erwidern Lacordaire's Freunde, der Mann habe sich nicht zum Prediger gebildet, und müsse daher Manches nachholen, was er in seinen frühern Studien versäumt habe. Lacordaire hatte nämlich die Rechte studirt und wollte Advokat werden, als ihn auf einmal die Lust ankam, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Dieß geschah; er kam nun mit Lamennais in Verbindung, und die beiden Geistlichen wurden Journalisten und politische Theologen, was die rein geistlichen Studien Lacordaire's eben nicht förderte.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 133.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 3. Juni 1836.

Es ist ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas immer Vettern!
Goethe.

Bilder aus dem Seeleben in Mährchen und Sagen.

Vom Freiherrn von Sternberg.

Scylla,
ein antikes Schiffermährchen.

Dicht am Meeresstrande saß träumend ein Fischerknabe aus Messina. Er hatte sein Tagewerk vollbracht, die Angel lag neben ihm, jezt wartete er auf sein Mädchen, das ihm hier eine Zusammenkunft versprochen hatte. Der Ort war abgelegen und einsam, der Mond schien hell, nächtliche Stille lag auf Land und Meer. Das war eine Nacht, um zu träumen, eine Nacht, um all die alten Götterbilder neu hervorzurufen, die einst diese paradiesischen Küsten belebt hatten. Der Knabe dachte nicht daran, er träumte nur von seinem Mädchen, und im Unmuthe, daß sie ihn so lange warten ließ, warf er sich auf den hellen Sandboden nieder, so daß seine gelben, niederhängenden Locken von dem Meere bespült wurden.

Am Ohr des Träumenden raschelte etwas am Boden dahin. Es war eine Ameise, die sich vor einer kleinen, räuberischen Meerspinne zu retten suchte. Der Knabe warf mit einer leichten Bewegung des Fingers den Verfolger in die Wogen und rettete die Verfolgte. Es war dieses ein kleiner Akt harmloser Gerechtigkeitsliebe, ein Eingreifen in den großen, allgemeinen Vernichtungskrieg der Schöpfung, ein Einmischen in die Händel alter, berühmter Insektenhäuser, deren Feindschaft schon Jahrtausende dauert. Die Spinne schwamm im Wasser fort, nachdem sie einmal noch gleichsam drohend ihre dünnen Beine geschüttelt; dann war Alles wieder so still, so warm und weich, so süß sehnsüchtig. Die Lüfte zogen mit immer schwererem Fittich ihren Weg über's Meer, das Wasser wurde stiller und dunkler, es empfing willig die weichen Falten des schönen, glänzenden Mantels, den der Mond darauf hinbreitete, gleichsam als wollte Luna nun selbst bald in die Fluthen zum Bade niedersteigen. Der Fischerknabe seufzte, denn noch immer kam sein Mädchen nicht. Plötzlich hörte er an seinem Ohr eine feine Stimme, die da sprach: „O Aeakus, geliebter König, wo ist jezt dein Königreich und wo dein tapferes Kriegsheer?“ Der Knabe wandte bei diesen Worten erstaunt sein Haupt zur Seite. „Sachte, sachte mein Freund!“ rief dieselbe Stimme ängstlich; „du fegst mit deinen dicken blonden Locken mich von dem Steinchen herab, auf dem ich mühsam Platz genommen, um mich nach dem Kampf mit der Spinne zu erholen.“

Es war dieselbe Ameise, die der Fischerbube gerettet hatte; seine scharfen Augen erkannten im hellen Mondschein die winzig kleine, braune Gestalt, die, um besser gesehen zu werden, sich aufrecht auf den Splitter eines

Grashalms stützte, den sie wie eine Lanze zwischen ihre Vorderfüße geklemmt hielt. Sie ließ ihrem Retter eine kleine Pause, sich von seinem Erstaunen zu erholen, dann sagte sie: „Ich sehe, daß dir die Zeit lang wird, und um mich dankbar für deinen mir geleisteten Ritterdienst zu bezeigen, will ich dir eine kleine Geschichte erzählen, die, obgleich uralt, doch auch für die jetzige Welt von Interesse ist. Es ist die Geschichte der Scylla.“

Knabe. Erzähle, doch vorher sage mir, wie du dazu kommst, menschlich zu sprechen. Ich bekümmere mich nicht viel um die Dinge, die um mich her vorgehen, aber dieses ist doch etwas zu Auffallendes, um es ganz zu übersehen.

Ameise. Liebster Freund, du gefällst mir so, wie du da bist. Glaube mir, daß du die Dinge ohne Grübeln und Untersuchen hinnimmst, ist eine Gabe, die in dieser Welt, wo immerdar die größte Verwirrung herrscht, ordentlich neidenswerth ist. Mein Unglück war, daß ich stets zu sehr Philosoph seyn wollte. Ich suchte die Allmacht und Güte der Götter immer da auf, wo sie gar nicht zu finden war, und wenn ich oft über die Weisheit des großen Weltregierers staunen wollte, beging er gerade einen dummen Streich, der ihn in meinen Augen lächerlich machte. Ich und meine kleine Geschichte geben einen Beweis von Jupiters Willkühr. Solltest du wohl glauben, daß ich so, wie du mich hier sitzen siehst, ein Offizier in der alten Garde des Königs Aeakus bin?

Der Knabe wandte sich um, sah die Ameise an und fiel dann, ohne ein Wort zu sagen, in seine vorige Stellung.

Ameise. Hast du nie von den Myrmidonen gehört?

Knabe. Sind das etwa die frechen Räuber, die vor einiger Zeit einen Angriff auf das Haus der heiligen Jungfrau zu Loretto gemacht?

Ameise. Was Räuber und was heilige Jungfrau! Ich kenne diese Wesen gar nicht. Ich spreche von einer ganz andern Zeit. Du siehst in mir einen Griechen, einen Unterthan des Königs Aeakus, der die schöne Insel Aegina beherrschte und der durch den Zorn der Juno alle seine Unterthanen verlor.

Knabe. Ach, du bist also ein Heide! — Du hast zu der Zeit gelebt, als man die schönen nackten Steinbilder verehrte, die mir einmal der Professor durch die halboffene Thür der Antikenkammer zeigte?

Ameise. Ja, so ist's, mein Träumer. Hast du nicht dort einen schönen, übermüthigen Jüngling gesehen, berühmt durch seine vielen Liebschaften? Es ist Apoll. Bemerktest du ein Weib, eben aus dem Bade kommend, in göttlichem Liebreiz sich mit ihren Händen deckend?

Knabe. Ich sah sie.

Ameise. Das ist Venus. Es ist die Göttin, von deren Zorn ich am grausamsten zu leiden hatte. Ach! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe von den griechischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Naxos, den $^{17}/_{5}$ten August.

Ich schreibe Ihnen diesen Brief aus dem Capuzinerkloster der alten Burg der Herzoge von Naxos, auf der Höhe des Schloßberges, in einem Zimmer, welches eine herrliche, weite Aussicht nach der einen Seite auf das Meer und die Inseln, nach der andern auf die fruchtbare grüne Ebene und auf die hohen Gebirge von Naxos hat, und unten im Hofe höre ich den rüstigen Vater Angelo ein sehr ungeistliches Dragonerlied aus den Tagen des Kaiserreichs und der großen Armee zwischen den Zähnen summen, während er einen fetten Truthahn zum Abendessen absticht. So wohl ist es uns inzwischen nicht immer ergangen; doch lassen Sie sich erzählen.

Am Morgen des 13ten August bei Sonnenaufgang schien sich die Wuth des Nordwindes ein wenig gelegt zu haben; wir bestiegen schnell eine Barke und gingen, ungeachtet der Warnung des Hafenkapitäns, nach Mykonos unter Segel. Pfeilschnell flogen wir aus dem Hafen von Tenos, allein kaum hatten wir eine halbe Stunde zurückgelegt und befanden uns dem südöstlichen Vorgebirge der Insel, dem hohen Berge Kokniaś * gegenüber, als der Boreas, wie gewöhnlich nach Sonnenaufgang, seine Kraft wieder erneute und mit furchtbarer Gewalt von den Gipfeln des Berges auf unsere kleine Barke herabstürzte, in welche die Wellen von beiden Seiten hereinschlugen. Diese den ganzen Sommer im ägäischen Meere vorherrschenden Nordwinde sind die Etesien der Alten,** jezt mit einem türkischen Worte μελτέμια genannt; vor Allem verrufen aber sind sie an der Südspitze von Euböa, unter Karystos, am Vorgebirge Malea, und in dem Canal zwischen Tenos, Mykonos und Delos, wo wir uns jezt befanden, weil die Kraft des Windes hier durch die hohen Vorgebirge, von welchen er herabfällt, verstärkt wird. Daher verlegt auch die Lokaltradition der Tenier den Sitz des Aeolos in gewisse Höhlen an dem Berge Kokniaś. Mykonos zu erreichen, war unter diesen Umständen unmöglich; an Umkehren war eben so wenig zu denken, und wir mußten uns glücklich schätzen, daß wir Delos unter dem Winde hatten und versuchen konnten, uns dahin zu retten. Glücklich liefen wir anderthalb Stunden nach unserer Abfahrt von Tenos in den Canal zwischen Delos und Rheneia ein, aber wir waren vom

---

* Ὁ Κοκνίας, in der Aussprache der Insulaner wie überhaupt der meisten Griechen Tschoknias.

** Herodot, 2, 20; 6, 140: ἐτησίαι ἄνεμοι. Vergl. Wheler, p. 59, 60.

Kopf bis zu den Füßen gebadet, oder es war, nach einem bezeichnenden griechischen Schifferausdrucke, nichts an uns trocken geblieben, als die Zunge.

Delos ist eine völlig wüste Insel, ein großes, trauriges Trümmermeer. Es hat kaum eine einzige pittoreske Ruine; Alles liegt in kleinen Scherben und Splittern über einander, so schrecklich hat die zerstörende Hand des Menschen hier gewüthet. * Die Reste des herrlichen Apollotempels liegen am Boden, zerschellt und zerhackt; was die Pfaffen auf Tenos davon für ihren modernen Orakeltempel haben gebrauchen können, das haben sie fortgeschleppt. Ganze Schiffsladungen von Marmor und Säulen sind schon vor Jahrhunderten nach Venedig und Konstantinopel gebracht worden. Sic transit gloria mundi. Nicht einmal ein Palmbaum ist auf Delos geblieben, um an die Geburtsstätte des Fernhintreffers Apollon und der jagdfrohen Artemis zu erinnern. Niedriges Gestrüpp wuchert jezt zwischen den Trümmern und zwischen den Granitfelsen des Berges Kynthos, und einige hundert von Mykonos herübergebrachte Schafe und Ziegen mit ihren schmutzigen Hirten sind im Besitze des heiligen Eilandes und treten seine geschwundene Herrlichkeit mit Füßen. Eben so traurig ist Rheneia oder Groß-Delos, schon vor Alters verdammt, nur die Grabstätte der Lebenden zu seyn, und doch sind diese Wohnungen des Todes verhältnißmäßig weniger zerstört, als die Tempel und Säulenhallen der reichen und gefeierten Delos.

Zwei Tage hielt uns der Nordwind hier zurück; alle unsere Vorräthe waren aufgezehrt, und da die Hirten auch kein Brod mit uns zu theilen hatten, so blieb uns nur Schaffleisch als einzige Nahrung. Wir schliefen, wie homerische Helden, in unsere Mäntel gehüllt und im Schutze eines Felsens, auf dem weichen Sande am Gestade des lautaufrauschenden Meeres, und blickten hoffend nach dem blauen, duftigen Naros hinüber. Endlich am dritten Tage um die Mittagszeit legte sich der Sturm so weit, daß wir die Fahrt versuchen konnten, und in weniger als drei Stunden landeten wir in Naros und quartirten uns im Kapuzinerkloster ein.

Pater Angelo, ein alter Dragonerwachtmeister von der italienischen Armee, nahm uns gastlich und zuvorkommend auf. Schon seine hohe und kräftige Gestalt, seine martialische Haltung und eine gewisse Eigenthümlichkeit in seinem Gange ließen uns in ihm einen alten Cavalleristen vermuthen; ein Blick auf seine Kleidung bestärkte uns vollends in dieser Meinung. Zwar trägt er Kleider von grobem, rothbraunem Tuch, wie es seine Ordensregel vorschreibt, aber ihr Schnitt ist gewiß nach seiner eigenen Angabe: lange Pantalons, eine kurze Jacke mit Achselbändern — mit den ihm in siebzehn Feldzügen so lieb und werth gewordenen Achselbändern —; dabei ein langer, struppiger Kapuzinerbart, aber auf dem Haupte ein rothes, griechisches Fessi mit blauer Troddel. Und wer ihm vollends, mit der Flinte auf der Schulter, ein langes Messer im Gürtel, auf den Bergen von Naros begegnet, wenn er jagen geht, der glaubt eher einen handfesten Bravo, als einen geistlichen Herrn vor sich zu sehen. Sein Kloster, ein Ueberrest der ehemaligen herzoglichen Residenz, ist ein ziemlich geräumiges Gebäude, welches er mit einem Bedienten ganz allein bewohnt. Er hat bisher unter französischem Schutz gestanden, und da die Einkünfte des Klosters von seinen geringen Besitzungen nicht zum Unterhalt desselben ausreichen, bezieht Pater Angelo von der französischen Regierung einen Jahrgehalt von achthundert Franken. Einen kleinen Nebenverdienst macht er sich durch die Bewirthung von Fremden, und wenn Sie in den nächsten Jahren nach Naros kommen, so rathe ich Ihnen, nirgend einzukehren, als beim Pater Kapuziner.

Der sogenannte Schloßberg, ein niedriger Felsenhügel, auf welchem das Kloster liegt, ist der Faubourg St. Germain von Naros; hier wohnt nur der lateinische Adel und die katholische Geistlichkeit. Die untere Stadt, wo die weit zahlreicheren orthodoxen Griechen leben, dehnt sich zwischen dem Fuße des Schloßbergs und dem Hafen aus. Doch ehe ich auf diese Verhältnisse weiter eingehe, muß ich Sie, um verständlicher zu werden, kurz an die Geschichte von Naros und der Nachbarinseln im Mittelalter erinnern.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Vergl. über die Ruinen von Delos Kunstblatt, 1835, Nr. 17.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Lamennais und Lacordaire. Die Oettol. Der Pflanzengarten.

Lamennais und Lacordaire traten mit dem weltlichen Pair de France Montalembert, einem Mitarbeiter an ihrem Tageblatte l'Avenir, die Reise nach Rom an, fanden aber den Pabst nicht sehr geneigt, ihre ultramontanischen, mit französischem Freisinne gepaarten Meinungen zu billigen. Lamennais beharrte bei denselben, und führte sie sogar noch weiter aus; Lacordaire aber sattelte um, verließ seinen Gefährten, und ward nun, als Bekehrter, dem Erzbischofe doppelt werth und theuer. Noch einen andern Schriftsteller, Genoude, hat die Geistlichkeit von einem Journale, der berüchtigten Gazette de France, abgezogen und zu einem der Ihrigen gemacht. Auch dieser predigt jezt und gibt geistliche Schriften heraus, hat aber als geistlicher Redner noch bei weitem nicht den Ruf Lacordaire's. Die Freunde des Leztern behaupten ferner, in Paris werde er so sehr mit Fragen,

Einwendungen, Zweifeln, besonders von Seiten junger Leute bestürmt, daß ihm keine Zeit zum Nachdenken und Studiren übrig bleibe, und er es daher für's Beste halte, sich einige Jahre lang ganz aus Frankreich zu verbannen und in dem Size des katholischen Oberhauptes einsam zu leben. Vielleicht auch will er seine eigene Ueberzeugung befestigen, nachdem er mit Erfolg, wie es scheint, versucht hat, Andere zu überzeugen.

Vor Kurzem besuchte ich mit einem Bekannten eine erst vor einem oder zwei Jahren errichtete Fabrik von bedruckten Wollenzeugen neben dem Pflanzengarten, also in einer vom Mittelpunkte der Hauptstadt weit entfernten Gegend; wir nahmen einen der wenigen guten Maitage dazu. Alle die schönen und seltenen Pflanzen im Jardin du Roi (wie er noch bei alten Leuten heißt, obschon selten ein König sich hieher bemüht hat) konnten bei der kalten Witterung gar nicht empor kommen. Nur einige der Kälte trozenden Bäume standen in ihrer vollen Blüthe da, als ob das Wetter sie keineswegs beträfe, und sie zur bestimmten Zeit ihre Blüthe liefern müßten. Der viele Regen hatte aber die vor dem Pflanzengarten vorbeifließende Seine so angeschwellt, daß die Böte mit Weinfässern aus Burgund ganz gemächlich hatten anlanden können, was in der Dürre des vorigen Sommers und Herbstes nicht der Fall gewesen war. Daher lagen auf dem Port St. Bernard unabsehbare Reihen von Fässern; gewiß muß Paris jezt auf einige Jahre mit gewöhnlichem Wein (denn als solcher wird der Burgunder angesehen) hinlänglich versehen seyn. Welch ungeheure Summen muß die Octroi oder Stadtmauth von dieser Masse von besteuertem Getränke bezogen haben! Mancher Fürst würde sich glücklich schäzen, wenn er nur die Weinsteuer in Paris erheben könnte. Dem Quai St. Bernard steht seit der Napoleonischen Regierung eine äußerst geräumige Weinhalle gegenüber, die zwar äußerlich nur durch den großen Raum auffällt, den sie einnimmt, aber wegen ihrer innern Einrichtung als ein Muster einer zweckmäßigen Anstalt gelobt zu werden verdient. Auf dem Boden des ehemaligen Bernhardinerklosters sind hier zwischen Baumalleen mehrere lange Gebäude errichtet worden, welche zwei Reihen von Kellern übereinander enthalten. Hier hat jeder Weinhändler, wenn er es wünscht, seinen Keller zur Niederlage seiner Weine. Die Keller sind von allen Seiten zugänglich, und das Auf- und Abladen der Fässer geht mit der größten Leichtigkeit von statten. Die Stadt bezieht eine beträchtliche Miethe von diesen Gewölben, deren Anlage ungeheure Summen gekostet hat; auch hat man beinahe zwanzig Jahre lang daran gearbeitet. Am Eingange unter den Bäumen steht eine Menge von hölzernen, auf Rädern ruhenden Häuschen, die man nach Belieben weiter schieben kann. Sie enthalten nur ein Stübchen mit einem Comptoir für einen Weinmäkler. Eine nicht minder bedeutende Niederlage von burgundischen und orleansschen Weinen befindet sich weiter an der Seine hinauf, zu Bercy, einem Dorfe, das sich seit dem Frieden von 1814 beträchtlich erweitert und verschönert hat. Hier bleiben große Vorräthe von Weinen liegen, bis man ihrer in der Stadt oder anderswo bedarf, was den Kaufleuten in Paris den Vortheil gewährt, daß sie die Steuer nicht eher zu bezahlen haben, als bis sie den Wein brauchen. Deßhalb hat man schon den Vorschlag gemacht, die Steuerlinie über alle um Paris liegenden Dörfer hinauszuverlegen, weil dadurch Alles, was diese Dörfer verzehren oder kommen lassen, die Eingangssteuer so gut bezahlen würde, als die Stadt Paris. Je mehr diese Stadt einnimmt, je mehr verthut und bedarf sie; daher geht das Sinnen und Trachten ihrer Finanzmänner nur dahin, wie sie die Einkünfte vermehren können. Der erwähnte Einfall würde aber nicht weit führen; denn die Niederlagen von besteuerten Lebensmitteln würden alsdann von den Spekulanten jenseits der Steuerlinie verlegt werden. Das jezige Bercy würde verfallen und verlassen werden, und dagegen noch höher die Seine hinauf, außerhalb des Bereiches der Pariser Steuerbeamten, ein neues Bercy entstehen; was hätte man also dabei gewonnen? Ein Dampfschiff fährt täglich bis Montereau den Fluß hinauf; im Sommer läßt sich auf demselben eine angenehme Lustreise bis in die Gegend von Fontainebleau machen. Dieses Schiff wird im Herbste auch zur Versendung der berühmten Trauben von Fontainebleau gebraucht, für deren Verkauf ein eigener Quai bestimmt ist. An diesem Quai landen auch beständig Boote mit andern Früchten, besonders Äpfeln. Der Quai nach dem Pflanzengarten wurde eben durch das Niederreißen einer ziemlich langen Häuserreihe erweitert, die dem Flusse zu nahe standen. Das Ankaufen der vielen Häuser, um Straßen, Pläze und Quais zu vergrößern, macht eine der bedeutendsten Ausgaben der Stadtbehörde aus. Freilich sind es meistens alte Häuser, die man niederreißt; aber ihre Anzahl ist beträchtlich, und dann kann man auch die großen Häuser nicht verschonen, wenn sie die Verschönerungen hindern. Auch der Pflanzengarten erhält ansehnliche Verbesserungen. Mit den Treibhäusern war es nicht zum Besten bestellt, wenigstens waren die vorhandenen einer so großen Anstalt nicht mehr würdig. Neulich sind zwei neue in der Reihe der ältern Treibhäuser errichtet worden, und zwar ganz aus Eisen und Glas; nur die Unterlage ist von Stein; kein Stück Holz ist zu diesem Bau verwendet worden. Ferner hat man eine schöne und alte Baumallee umhauen müssen, um eine neue Galerie zur Aufstellung der Mineraliensammlung anzulegen. Von außen ist das Gebäude fertig; allein die Einrichtung des Innern wird wohl noch ein Jahr erfordern. Für den Pflanzenbau wird der Garten zu klein. Eben jezt wird ein neuer Raum demselben einverleibt, und bereits errichtet man auf demselben ein Gebäude, wahrscheinlich zu Vorlesungen; allein bald wird man von allen Seiten die den Pflanzengarten umgebenden Straßen erreichen, und hier die natürlichen Grenzen desselben finden; dann wird man anderswo Hülfsgärten anlegen müssen, wie man denn bereits für pharmazeutische Pflanzen einen eigenen Garten hat. Die Menagerie ist stets gut besezt. In einer besondern Reihe von Behältern sind die Raubvögel, besonders Geier, eingesperrt; den Schluß machen zwei Condors, welche sich mit dem europäischen Clima und wahrscheinlich mit der niedern Luftregion nicht wohl vertragen können; denn sie sehen traurig aus, besonders in Vergleich mit den Geiern, denen man die Lust ansieht, schnell davonzufliegen. Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen fehlen hier nie. Ein merkwürdiger Bewohner ist neben dem weißen Eisbären, dem es hier viel zu warm ist, ein brauner Bär aus Rußland, wahrscheinlich noch sehr jung, obschon dick und stark, und sicher der lustigste Kumpan in der Menagerie, denn ganze Stunden lang spielt er mit einem hölzernen Kloze, der wenigstens zwanzig Pfund wiegt, und den er, auf dem Rücken liegend, wie eine Kugel zwischen den Tazen hin und her rollt. Ich hätte nie geglaubt, daß die Bären in Rußland so lustig wären.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 134.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 4. Juni 1836.

Sonn' ist und Flur wie einst, der Knecht allein
Tauschte den Herrn. —

Byron.
Childe Harold.

Briefe von den griechischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Venetianer und die französischen Kreuzfahrer (1204) theilte man das Reich (1207). Den Venetianern fiel das ägäische Meer zu; da die Inseln aber noch theils in den Händen der Griechen, theils in denen der Piraten waren, so erklärte die Republik, daß jeder Edelmann Rüstungen machen und so viele Inseln, als er könne, erobern dürfe, wogegen er der Republik Lehnspflicht zu leisten habe. So bemächtigte sich die Familie Sommerive oder Summaripa der Inseln Andros und Keos; die Ghizis machten sich zu Herrn von Tenos, Mykonos, Skyros, Skiathos und Skopelos; Marco Sanudo eroberte Naros, Melos, Thera (Santorin), Siphnos, Jos und einige kleinere Inseln. Der Kaiser Heinrich von Konstantinopel erhob Naros zu einem Herzogthume und machte den Sanudo zum Herzog des ägäischen Meeres (dux Aegaei Pelagi).* Marco Sanudo erbaute das Schloß in Naros über der Stadt, und befestigte es mit zwölf Thürmen. Ihm folgten sechs Herzoge aus derselben Familie und zwei aus dem verschwägerten Hause della Carcere. Der Lezte von diesen, Nicolò della Carcere, wurde von Franz Crispo ermordet, der sich durch Usurpation zum Herzoge machte (1401). Das Herzogthum blieb, obgleich nach und nach geschmälert und zulezt auf Naros reducirt, in seiner Familie bis zum Jahr 1580, wo der zwei-und-zwanzigste und lezte Herzog, Johann Crispo, durch einen Aufstand seiner griechischen Unterthanen, die der Bedrückungen der Lateiner müde waren und das ottomanische Joch vorzogen, die Insel an Selim den Zweiten verlor.

Aus den Zeiten dieses fränkischen Herzogthums und seiner Feudalinstitutionen stammt also der abendländische Adel auf Naros, der noch immer, nach so vielen Wechselfällen, im Besitze des meisten und besten Grundeigenthums ist, und der sich auf Naros schärfer, als auf irgend einer andern griechischen Insel, von der griechischen Bevölkerung scheidet. Der Grund davon ist nicht sowohl die Religion, denn auf Thera z. B. leben die Katholiken, ebenfalls begütert und von adliger Abstammung, im besten Vernehmen mit den Griechen; die Religion muß auf Naros nur als Vehikel dienen; der eigentliche Grund des Hasses der griechischen Bauern gegen ihre katholischen Gutsherrn ist das harte und starre Festhalten derselben an gewissen Feudalgebräuchen und Zwangspflichten. So sind die Bauern z. B. nach altem Brauche genöthigt, wenn die Herrschaft auf's Land zieht, derselben in langem Zuge das mitgenommene Hausgeräthe nachzutragen, oder am

* So nennt sich noch der lezte Herzog, Johann Crispus, in einer Urkunde vom Jahre 1563, welche ich gesehen habe.

katholischen Charfreitage der gnädigen Frau, wenn sie des Nachts in die Messe geht, vorzuleuchten u. dergl. m. Auch unter sich halten die Schloßbewohner nicht weniger auf ihren Rang und ihre Abstammung. Sie vergessen nie ihre Titel, die sogar in Diminutivform (ὁ βαρωνάκης und ὁ βαρωνέττος) auf die Kinder übertragen werden; an jedem Hause ist das Wappen der Familie angebracht, und wenn die Besitzer auch alle andern Papiere und Documente aus den Zeiten ihrer frühern Macht und Blüthe verloren haben, so bewahren sie doch sorgfältig ihre Stammbäume. Am häufigsten sieht man das Wappen der Crispi: * zwei aufrechtstehende Schwerter zwischen drei Rauten. Hier residirt auch ein katholischer Erzbischof, dessen Sitz der Pabst im Jahr 1520 von Rhodos, nach der Eroberung dieser Insel durch die Türken, nach Naxos verlegte. Der jetzige Erzbischof ist ein Eingeborner von Chios und trägt als solcher, nach griechischer Landessitte, einen Schnurrbart. Die Seelenzahl der katholischen Gemeine auf Naxos beträgt nicht über dreihundert; die bedeutendsten Familien sind die de la Roche oder della Rocca, die Vigoureur de Lasticq, die Frankopulos, die Barozzi, Grimaldi u. s. w. Seit dem Jahr 1626 haben die Jesuiten, jezt unter dem Namen der Lazaristen, und seit 1635 die Capuziner hier ein Kloster. **

Den gestrigen Sonntag brachten wir ruhig in der Stadt und im Kloster zu, mit Schreiben, Lesen und Besuchen beschäftigt. Bei Tisch erzählte uns Vater Angelo die Veranlassung, weßhalb er in den geistlichen Stand getreten, welche lustig genug lautet. Nach dem ersten Sturze Napoleons hatte sich auch Angelo in seine Heimath im Florentinischen zurückgezogen. Als auf die Nachricht von der Landung des Kaisers in Frankreich im Jahr 1815 ganz Europa sich zum Kriege rüstete, wurde Angelo vor die Ortsobrigkeit gerufen, um sich unter die großherzoglichen Truppen aufnehmen zu lassen. Allein mit einem kräftigen Fluche erwiderte er auf diese Zumuthung, lieber möge seine Hand verdorren, als daß er die Waffen gegen seinen Kaiser trage und den kleinen Fürsten diene, welche Italien auf's Neue zerstückelt hätten. Die erzürnte Magistratsperson drohte mit Gefängniß; Angelo, seiner unbesonnenen Rede schnell inne werdend, entschlüpfte unter einem Vorwande aus der Gerichtsstube, lief spornstreichs in das nächste Capuzinerkloster und ließ sich als Mönch aufnehmen. Nach einiger Zeit erschien er wieder, durch die härene Kutte vor der Verfolgung des weltlichen Armes geschützt.

Heute Vormittag haben wir zu Fuß eine Excursion nach dem Vorgebirge des h. Procopios, am Eingange des Canals von Paros, und von da durch die Ebene zurück nach der Stadt gemacht. Am Strande hat sich Flugsand gebildet, doch bis jezt in geringer Breite. Die Ebene aber, von ungefähr anderthalb Stunden im Durchmesser, ist überaus reich und bringt Früchte jeder Art in Menge hervor, so daß sie den Ausdruck des Herodotos rechtfertigt, welcher Naxos die seligste der Inseln nennt, * so wie sie nach Euböa die größte ist. Nur fehlt diesem schönen und gesegneten Lande die nöthige Kultur; die ganze Bevölkerung von Naxos beläuft sich, nach officiellen Zählungen, noch nicht auf 11,000 Seelen, während sie im Alterthum wenigstens 100,000 betragen haben muß. ** Das gehässige Verhältniß der Gutsherrn und der Bauern, wodurch viele der Lezteren, wie mir die Ersteren selbst klagten, zur Auswanderung bewogen werden, ist zum großen Theile Schuld an dieser schwachen Bevölkerung. Leider sehen die Grundbesitzer die wahre Ursache nicht ein, oder wollen sie nicht einsehen; sie klagten über die Trägheit und Selbstsucht der Bauern, welche es vorzögen, in Kleinasien wenig zu arbeiten und gut zu leben, statt in ihrem Vaterlande zu bleiben, und sie meinten, die Regierung müsse hiergegen Zwangsmittel ergreifen.

Ich schließe, weil Vater Angelo zu Tische ruft; morgen treten wir die Umreise der Insel an.

* Nach den Stammbäumen dieser ehemals herzoglichen Familie stammt sie aus Aquila im Königreich Neapel. Ein Zweig der Crispi's blühte im vorigen Jahrhundert als Grafen von Reggio.

** Diese Nachrichten sind zum Theil entlehnt aus einer mit großem Fleiße zusammengetragenen handschriftlichen Beschreibung von Naxos in französischer Sprache, welche ein deutscher Jesuit, der Pater Ignatius Lichtle, zu Ende des vorigen Jahrhunderts abgefaßt hat, und von welcher sich hier im Kloster eine Abschrift findet. Doch klagt schon Lichtle, daß er weder alte Urkunden, noch die gedruckte histoire des Ducs de Naxie vom Pater Robert Sauger auftreiben konnte, weßhalb seine historischen Notizen ziemlich dürftig sind.

* Herodot. 5, 28: ἡ Νάξος εὐδαιμονίῃ τῶν νήσων προέφερε.

** Herodot, 5, 30 läßt den Aristagoras sagen, die Naxier haben 8000 Schilde oder Hopliten und viele lange Schiffe: πυνθάνομαι ὀκτακισχιλίην ἀσπίδα Ναξίοισι εἶναι, καὶ πλοῖα μακρὰ πολλά. Achttausend waffenfähige Bürger ergeben, die Familie zu fünf Seelen gerechnet, eine Bevölkerung von 40,000 Freigebornen. Es wird nicht zu viel seyn, wenn wir noch 10,000 Freigeborne, oder 2000 waffenfähige Bürger für die Bemannung der vielen Kriegsschiffe und für die zu Hause Bleibenden annehmen. Wenn wir aber auf diese Bevölkerung von 50,000 Freien noch eben so viele Sklaven (Männer, Weiber und Kinder) rechnen, so ist das Verhältniß eher zu niedrig, als zu hoch angeschlagen.

Bilder aus dem Seelebeu,

in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Scylla.

Das Uebermaß des Gefühls vergangener Tage ergriff hier die Brust des Offiziers der alten Leibwache

des Königs Aeakus so heftig, daß er taumelte und sich lange Zeit vergebens auf seinen Grashalm zu stützen versuchte. Der Fischer sah es und wollte ihm beispringen, doch den plumpen Griff der gewaltigen Finger dicht über seinem Haupte sehend, erschrack der Offizier so heftig, daß er schnell wieder zu sich selbst kam und ruhig auf dem Steinchen sitzen blieb. Nach einer kleinen Weile fuhr er fort:

„Du lebst jezt, mein Guter, in einer geordneten Welt und kannst dir darum keinen Begriff von der Unordnung machen, die in der unsrigen herrschte. Ueberall, wo man hinsah, gab es Liebschaften. Eifersüchtige und rasende Weiber strichen in Haufen herum und verübten alles nur denkbare Böse. Der Vater der Götter und Menschen lief oft in den albernsten Verkappungen durch die Welt. Vor meinen Augen sah ich das Schäfermädchen Daphne in einen Baum verwandelt, verliebtes Gold regnete, und Wolken wurden zärtlich. Im Wasser und in der Luft trieb sich das Heer der Verfolger und Verfolgten herum, und mancher Liebeshandel nahm eine so unanständige Physiognomie an, daß ich am besten thue, ganz von diesem Kapitel zu schweigen. Ich will dir nun ganz kurz die Geschichte meiner Verwandlung erzählen. Daß ich in dieser Gestalt, wie ich jezt vor dir erscheine, unmöglich das Herz der reizenden Scylla erobern konnte, begreifst du wohl. Ich war der schönste Krieger, den du dir denken kannst. Zwar ist immer mein Gesicht etwas bräunlich gewesen, allein es war die Farbe des Muths und der erprobten Männlichkeit, eine Farbe, die uns zum Entzücken gut kleidet und zugleich so gefährlich für die Frauen ist. Jupiter bewirkte diese Verwandlung von einer Ameise in einen Kriegshelden, und zwar aus folgendem Grunde. Der König Aeakus, wie ich dir schon erzählt habe, verlor durch eine Pest fast alle seine Unterthanen. Ueber dieses Mißgeschick war er untröstlich. Eines Tags, als er eben Angesichts seiner ausgestorbenen Hauptstadt auf dem Felde unter einer Cypresse träumend lag, bemerkte er einen ganzen Zug Ameisen, der sich den Stamm des Baumes hinaufbewegte. Es mochten ihrer wohl Hundertausende seyn. Der König, indem er die Geschäftigkeit und Ordnung des kleinen Heeres näher in's Auge faßte, konnte sich nicht enthalten, mit einem schweren Seufzer auszurufen: „Ach, Jupiter! wenn diese doch meine Soldaten wären!“ — In Folge eines so vergeblichen Wunsches und seiner schwermüthigen Gedanken schlummerte der arme König ein. Nach einer kleinen Weile schreckte ihn ein heftiger Donnerschlag empor: die Erde scheint zu wanken, geheimnißvolle Stimmen rauschen in den Lüften und ein dichter Nebel deckt das Land. Nachdem diese schrecklichen Erscheinungen sich verloren haben, kommt der Begleiter des Königs athemlos im Lauf und meldet, daß, man wisse nicht wie, eine ungeheure feindliche Kriegsmacht eingebrochen sey und sich schon der Stadt bemächtigt habe. „Es werden Athener seyn!“ seufzt der König; „ach! ich habe keine Macht, sie abzutreiben; mögen sie sich denn meines Eigenthums bemächtigen.“ Mit diesen Worten sinkt er in seinem Schmerze am Baumstamm nieder. Unterdessen hatte ich schon mit einigen meiner Gefährten die Stadt verlassen, und kam nun, dem Könige meine Dienste anzubieten.

Knabe. Also du warst nun ein Soldat geworden, ein leibhaftiger und wirklicher Mensch? Erzähle, wie dir bei deiner Verwandlung zu Muth gewesen. Niemals habe ich so seltsame Geschichten gehört.

Ameise. Wie mir zu Muth war, kann ich dir unmöglich beschreiben; nur das weiß ich, daß ich herzlich lachen mußte, als ich meine neue Gestalt betrachtete: sie erschien mir über alle Maßen albern. Der Leib einer Ameise dünkte mich viel edler und schöner gebaut. Vor allen Dingen bedauerte ich den Verlust meiner schönen Taille, die ich durch unmäßiges Einschnüren mit dem Offiziersgürtel wieder herzustellen suchte. Uebrigens fand ich mich sehr bald darein, anstatt eines Baumstammes eine Mauer zu erklettern, statt des hundertsten Theils eines Weizenkörnleins einen halben Kapaun mit Einemmal in den Mund zu schieben, so wie statt eines Thautropfens ein halbes Dutzend Weinkrüge auf Einen Zug zu leeren.

Knabe. Und wie empfing euch nun der König?

Ameise. Wie du dir denken kannst, nahm er die Nachricht, die wir ihm brachten, mit dem freudigsten Staunen auf. Er warf sich auf die Knie, und ehe er noch sein neues Militär, dessen Ausstattung ihn keinen Silberling gekostet hatte, musterte, dankte er Jupiter in den rührendsten Ausdrücken. Mich machte er sogleich zum Offizier, wozu ihm wohl meine große Gestalt und mein vortheilhaftes Aeußere besondern Anlaß gaben. Uns Alle nannte er, unseres Ursprungs eingedenk, seine tapfern Myrmidonen.

Knabe. Welch seltsames Zeug! Da könnte man schwindlig werden.

Ameise. Kaum hatten wir uns als Menschen etwas eingelebt, als wir sämmtlich auf den Einfall geriethen, Weiber zu nehmen. Das ganze Königreich Aegina bot nicht so viele Frauen dar, als eine solche Masse junger Bursche, die wir so plötzlich entstanden waren, erforderte. Zum Unglück hatte die Pest gerade die schönsten Mädchen hinweggerafft. Meine Betrachtungen, die ich damals über die Weiber anstellte, waren höchst wunderlich und verworren. Ich hatte aus meinem Ameisenzustand eine dunkle Erinnerung mitgebracht von marmorweißen runden Armen und Hälsen, an welchen

ich mit vielem Vergnügen, weit lieber als an den Baumstämmen emporgeklettert war. Ja, ich besann mich sogar auf das Bild einer jungen Schäferin, die einst an einem schwülen Sommerabend unter unserm Baume lag und an deren Arm ich so lange hinauf und hinab spazierte, bis mir der Muth wuchs und ich ihre rosige Wange zu besteigen wagte, von dort die Nasenspitze erklomm und, zu dieser Höhe gelangt, nun einen Blick auf die unter mir ausgebreitete Physiognomie warf, die ich mir einzuprägen suchte. Dieses gelang mir so gut, daß ich jezt noch eine deutliche Vorstellung habe, daß sie schön war, und ich beschloß sofort, sie aufzusuchen, um sie zu meinem Weibe zu machen. Allein wo sollte ich sie finden? Meine Sehnsucht gewann solche Stärke, daß sie mich Tag und Nacht nicht ruhen ließ, und ich benuzte meine kriegerischen Züge, um in den fremden Ländern nach meiner Auserwählten zu forschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Der Druck auf Wollenzeug.

Die langhalsige Giraffe sahen wir in der Ferne mit ihrem Köpfchen weit über das ihren Spazierhof einzäunende Gehege hervorragen, und einen Bären im Graben, zur großen Belustigung der Zuschauer, auf einen in der Mitte des Grabens stehenden Baum klettern. Um diesen Graben wird es fast nie von Zuschauern leer; der darin wohnende Bär ist gleichsam der Hanswurst des Pflanzengartens, und beauftragt, die darin spazierenden Leute zu belustigen. Durch eine Seitenthüre verließen wir den Pflanzengarten und begaben uns zu der, ihm gegenüber liegenden Wollendruckfabrik des Herrn Fleury. Früher druckte man nur auf Baumwollen- und Seidenzeuge; das Drucken auf Wollengewebe ist ein neuerer Zweig des Gewerbfleißes, und desto wichtiger, da er nur einiger Farben aus dem Auslande bedarf und alles übrige Erforderliche im Lande selbst findet. Man druckt jezt auf Tuch, auf Merino und auf andere Wollenzeuge. In der Fleuryschen Fabrik werden meistens nur Shawls gedruckt, diese aber in außerordentlicher Menge. Der Fabrikant hat ein Musterbuch der verschiedenen Verzierungen, wozu er die Formen besizt. Kaufleute wählen hier aus und bestellen den Druck von so und so viel Duzend farbigen Shawls, die sie liefern, und die ihnen in Zeit von vierzehn Tagen, oft noch viel schneller, bedruckt zurückgegeben werden. Sein Erfolg und sein Glück hängt zum Theil von den geschmackvollen Mustern ab, die er besizt und die er den Zeichnern abkauft; also die eigentlichen Künstler befördern den Wohlstand der Fabriken, und ihr Kunstgeschmack sezt sie in Flor. Deßhalb werden ihre Arbeiten, wenn sie geschmackvoll sind, oder doch dem herrschenden Sinne oder der Mode huldigen, auch theuer bezahlt, und daher steht sich ein solcher für Fabriken arbeitender Künstler recht gut. Freilich gibt es auch manche, welche noch keinen Ruf haben und sich für einen geringen Lohn abquälen müssen. Am Eingange der Fleuryschen Fabrik sizen Formschneider, welche die vom Fabrikherrn angekauften illuminirten Muster in derselben Größe oder reduzirt in Holz schneiden. Ich sah hier ein Verfahren, das mir noch unbekannt war, nämlich die Vereinigung von Holz und Metall zu den Formen. Die feinern Zierrathen nämlich, und überhaupt Alles, was scharf ausgedruckt werden soll, wird in Kupfer ausgeschnitten und in die Holzform hineingezwängt, so daß diese Zierrathen mit den in Holz ausgeschnittenen nur Eine Fläche ausmachen; z. B. wenn Blumen dargestellt werden, so bezeichnet man mit kupfernen Stiften die als Punkte erscheinenden Staubfäden und Griffel der Blumenkelche. Ich weiß nicht, ob dieses Verfahren bereits bei Holzschnitten in Büchern angewendet wird; wahrscheinlich könnte es hier, besonders bei größern Holzschnitten, dieselben Dienste leisten, wie beim Drucke auf Zeugen. Das übrige Verfahren ist äußerst einfach, und daher kann eine solche Fabrik auch keine großen Auslagen erfordern. Jeder Arbeiter steht vor einem besondern Tische oder Brette, auf welchem der zu bedruckende Shawl ausgebreitet liegt. Ein neben ihm stehender, die Farben auftragender Knabe reicht ihm die Form; er druckt sie sanft auf den Wollenzeug ab und liefert sie wieder zurück. Zu jeder Farbe gehört eine besondere Form, wie beim Kattun- und Tapetendrucke; übrigens geht Alles so schnell von der Hand, daß ein einziger Arbeiter, wenn er geschickt ist, fünfzig Shawls in Einem Tage bedrucken kann; einige sollen sogar das Doppelte liefern. Die Shawls werden dann zum Trocknen aufgehängt, kommen hernach in Kessel, wo heiße Dämpfe sie durchziehen, dann werden sie nochmals in einem luftigen Saal zum Trocknen aufgehängt, bekommen eine sogenannte Appretur und können sogleich abgeliefert werden. In Paris werden solche Shawls nur von nicht sehr bemittelten Klassen getragen, weil sie wohlfeil sind, aber auf dem Land haben sie sehr starken Absaz, und ein großer Theil geht in's Ausland, vorzüglich nach Amerika. Natürlich ist dies nur ein Modeartikel, und wird er einmal durch einen andern verdrängt, so müssen auch alle die Fabriken fallen, welche sich mit der Verfertigung desselben abgeben. Glücklicherweise verursachen diese Anstalten keine großen Auslagen, und somit kann der Verlust bei der Unternehmung nie bedeutend werden. Bis dahin kann diesem Industriezweige noch manche Verbesserung bevorstehen, und vielleicht druckt man einmal auch Landkarten und Kupferstiche auf Wolle ab, wie man sie schon lange auf Kattun und Seide druckt. Dg.

Räthsel.

Homonymisch.

Es ist ein Ritter und ein Knecht,
Beim Zapfen gut und im Gefecht,
Ein Herold, überlaut und stumm,
Und stets beweglich um und um.

Er macht behend hier voll, dort leer,
Er wärt sich für die Seinen sehr,
Und ist mit Sporn, Barett und Bart
Für Feinde scharf, für Damen zart.

Er ist ein Rathsherr, hochgestellt,
Der nie die Wahrheit vorenthält,
Er ist ein Memnon, unfehlbar,
Und lauter, als der alte war.

E. B.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 135.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 6. Juni 1836.

— Die den Fuß nun in die Stadt gesezt,
Von fern so himmlisch, wenn sie weiter gehn,
Wie unerfreulich finden sie sie jezt,
Wie viel, für fremden Blick kaum aufzustehn!

Byron.
Childe Harold.

Strassenleben in Lissabon.

Lissabon, von den Portugiesen Lisboa genannt, ist die Hauptstadt einer der eilf Comarça's von Estremadura und des ganzen Königreichs. Es ist amphitheatralisch auf mehrere Hügel, längs dem rechten Tajoufer erbaut, und erstreckt sich sieben Legua's von Osten nach Westen, von Xabegras bis Belem, und drei von Süden nach Norden in seiner größten Breite. Diese große Stadt bietet in ihrer ganzen Erscheinung vielerlei Contraste dar. Derjenige Theil, welcher der schrecklichen Catastrophe von 1755 entgangen ist, hat enge, winklige, dunkle Straßen voller Unreinlichkeit, und ist eben so häßlich als ungesund. Im Gegentheil sind in dem andern, welcher sich noch täglich vergrößert, die Straßen angemessen breit und lang, einige vollkommen geradlinig, mit Trottoir's versehen und von Quergassen und Durchgängen (Travessas) reichlich durchschnitten. Die Häuser haben ein angenehmes Aeußere und erheben sich drei bis fünf Stockwerke hoch. Viele haben Gärten hinter sich, und im Allgemeinen sind die Straßen dieses Stadttheils ziemlich reinlich gehalten, jedoch schlecht gepflastert.

Obgleich man sagen kann, daß Lissabon, mit Ausnahme der berühmten Wasserleitung, kein einziges Gebäude besizt, welches man ein Meisterwerk der Architektur nennen dürfte, so muß man doch gestehen, daß Viele beim ersten Anblick durch ihren Umfang sowohl, als ihre Verzierungen das Auge blenden und Einige sogar wahrhaft schöne Theile darbieten. So sind z. B. alle nach dem Erdbeben wieder erbaute Kirchen von wohlbearbeitetem Stein aufgeführt und mit vielen Verzierungen von inländischem Marmor geschmückt. Die vornehmsten der 250 Kirchen sind die Patriarchalkirche, Se, auch Santa Maria genannt, ein modern unscheinbares, troz seiner Größe vielmehr trauriges, als imposantes Gebäude; die Kirche da Roia, merkwürdig durch die prächtige Kapelle San Joao Battista, welche der König Johann V. in Rom erbauen und von da zu Schiffe nach Lissabon bringen ließ, um den Jesuiten ein Geschenk damit zu machen; die Kirche do Coráçao de Jesus (des Herzens Jesus), das größte und prächtigste Gebäude, welches man in Lissabon seit dem Erdbeben erbaut hat, mit einem Dom gekrönt, dessen Ausführung wahrhaft vermessen genannt werden darf; er ist zugleich das Mausoleum seiner Gründerin, der Königin Maria I., derselben, welche auch den Pallast Ajuda begann. Die Klöster sind jezt sämmtlich aufgehoben; es waren ihrer sehr viele. Ihre zum Theil sehr großen und prächtigen Gebäude dienen entweder zu andern Zwecken oder sie stehen noch leer. Ich führe nur zwei von ihnen an, Necessidades und San Bento. Ersteres ist gegenwärtig die Residenz

der Königin, lezteres der Pallast, in welchem die Cortes ihre Sitzungen halten. Unter allen öffentlichen Gebäuden ist der Aqueduct Agoas-livres unstreitig das schönste, eines der prächtigsten Werke des modernen Europa, das sich Allem, was das Alterthum in dieser Art hervorgebracht hat, dreist an die Seite stellen darf. Ajuda kann troz seiner Nichtvollendung und übrigen großen Fehler für einen der schönsten Palläste von Europa gelten, mit einer Lage und Aussicht, wie sie kein anderer herrlicher haben kann.

Ich versuche es, von dem äußern Treiben und Leben in den Straßen dieser großen, schönen, unglücklichen Stadt ein Bild zu entwerfen. Lissabons Genius verzeihe mir das leztere Beiwort; aber auf jeden Fremden muß der Anblick der gewaltigen, auf Hügeln sich hinstreckenden Häusermasse, grau in grau, mit wenig hervorragenden Thürmen, mit den vielen Ruinen von Kirchen und Häusern, ohne Schimmer, ohne Fensterglanz, einen melancholischen Eindruck machen. Darüber hinaus die göttliche, ewig junge Natur, welche die Stadt wie ein blühender Kranz umgibt, der lachende Himmel, die grünen Wellen des Stroms, die kosend ihre Mauern benetzen — es sieht aus, als habe eine gealterte Matrone sich in einen Rosengarten niedergelassen und denke an die blühende Zeit ihrer Jugend, wo alle Welt um ihre Gunst buhlte, an ihre Kinder, die, fern von ihr, jezt selbst Haus und Herd besitzen und die ehrwürdige Mutter allein lassen. Ist das nicht der Fall Lissabons? Was that ihre königliche Tochter Brasilia jenseits des Oceans? was that ihr schönes, feuriges Afrika? Lissabon weiß es wohl und blickt ernst in die Wellen und grämt sich über seine greisen Locken.

An einem Nachmittage zu Anfang Aprils betrat ich die Stadt zuerst, die mich seitdem wie ein Zauberring umfängt, ängstigend und reizend zugleich. Es ist ein Gefühl, zwischen Lust und Mißbehagen getheilt, ein unheimliches, mit welchem man ihre belebten Straßen durchwandert. Als mein Nachen an den Stufen, welche von der Praca do Commercio in den Tajo hinabführen, landete, war ich voll Freude, voll Erwartung. Eine Menge schwarzbrauner Gestalten mit nackten Füßen und Armen, rothen Mützen und Gürteln, zum Theil fürchterlichen Ansehens, umringte uns sogleich und bot Dienste an, deren wir nicht bedurften. Es waren die Barqueiro's und Gallejo's, deren Lissabon an 20,000 besizt, und die bei allen politischen Gährungen keine unwichtige Rolle spielen. Die gerade unbeschäftigt sind, liegen in der Sonne auf der Erde, den Stufen und Ballustraden des Hafens, ihre Weiber und Kinder mit ihnen, schlafend, essend, sich reinigend, wie es eben kommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben

in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Scylla.

So gelangte ich denn auch hierher. An dieser Küste hielt sich eine schöne Meergöttin auf, Galatea mit Namen, die in ihrem Gefolge die schönsten jungen Nymphen zählte, die nur je die Welle benezt hat. Eine von diesen bewohnte hier am Ufer eine kleine, nasse Kammer in einer geräumigen Grotte. Von hier ging sie täglich in die Versammlungen der Meergeister und an ihr Geschäft. Dieses bestand in der Pflicht, jedesmal, wo ein Sturm gewüthet hatte, die Wellen wieder in Ordnung und Ruhe zu bringen. Das war nicht leicht; unermüdlich mußte sie mit ihren weichen Sammthänden die Wellen glätten und ihre schäumenden Kämme niederstreichen, bis sie immer abgerundeter und kleiner wurden. Ich weilte oft hier am Ufer und sah ihr zu, wie sie noch spät im Mondschein im Meere beschäftigt war, auf und niedertauchte, mit den gar zu übermüthigen Wogen schalt und zankte, andere an ihren Busen zog und mit schmeichelndem Gesang zur Ruhe wiegte. Ach! dieser Busen war das Schönste, was man sehen konnte; und war er nicht zu sehen, so schwammen doch die runden Schultern auf der Fluth, und der lange, schwarzgrüne Haarzopf fegte hinterdrein. Oft hatte sie einen weißen Muschelkranz auf dem Kopf, noch öfter hingen Wasserblumen mit ihren dicken, fetten Kapseln auf die Schultern nieder. Sie hatte mich nicht bemerkt, und ich hütete mich wohl, einen ihrer dunkeln Blicke auf mich zu lenken, denn man erzählte mir viel von der tollen, leidenschaftlichen Unart der Nixen, wenn sie böse sind. Ganze Nächte saß ich daher still auf einem versteckten Uferstein und lauschte ihrem Gesange, der über die beruhigte Fluth hintönte; dann sah ich sie in der Morgendämmerung an mir vorüberrauschen, das weiße, große Bild gegen den dunkeln Meerhintergrund; sie kehrte ermüdet in ihre Höhle zurück.

Einst faßte ich den Muth, mich in dieser zu verbergen. Es war Abend, die Sonne lag gegenüber am äußersten Meeresrande und erleuchtete mit ihren goldnen Strahlen den ganzen innern Höhlenraum. Die dunkeln, schwärzlichen Wände waren wie mit einem bräunlichen Goldflimmer überzogen, die langen Schilfpflanzen wehten wie grüne Flammen herein, und die Wellen, die innen spielten, waren durchsichtig wie der hellste Krystall. Die schöne Scylla kam dieses Mal früher heim, wie gewöhnlich, sie brachte mehrere Gespielinnen mit, und diese leichtsinnigen Nixen, nicht ahnend, daß ein

Mann sie belausche, ergingen sich in den muthwilligsten und tollsten Spielen.

Ueber die phantastische Lustigkeit einer Nixe geht nichts. Immerdar ist bei den Mädchen der Menschen, auch bei den tollsten, Vernunft und Maß, bei einer Nixe jedoch verläuft sich Alles gleich in's ganz Unförmliche und Ungeheure. Sie spielen mit einander wie die Wellen im Sturme, ihr Lachen ist wie der zischende Meerschaum, und dazwischen klingt dann ihr Kosen wie die schmeichelnde Welle, die leis an's Ufer schlägt, so heimlich lieblich und doch so seelenlos. Immerdar offen bleiben die großen blauen Augen, der Mund verzieht sich nie, auch bei dem wildesten Gelächter, und keine Stellung des Körpers zeigt einen bestimmten Ausdruck. Ein junger Delphin war in ihrer Mitte, den bald die Eine, bald die Andere bestieg und vor die Höhle hinausritt.

Als die wunderliche Gesellschaft etwas ruhiger geworden war, merkte ich aus ihren Gesprächen, daß Jede eine besondere Handleistung, ein eigenes Geschäft über sich genommen hatte. Eine helle Blondine hieß Meerspiegel; sie war die sanfteste. Ihr lag ob, wenn das Meer ruhig war, darüber hinzugleiten, die kleinsten noch übrig gebliebenen Falten auszuglätten und den großen Wasserteppich recht straff anzuziehen, daß das Land, Wolken und Schiffe sich darin spiegeln mochten. Die Zweite führte Palette und Pinsel mit sich, um die Wellen stets neu zu malen; sie hieß Meerfarb. Das schönste Himmelblau, das dunkelste Grün, das trübe Grau und das krystallhelle Weiß waren die gewöhnlichen Farben; seltener gebrauchte sie den hohen Purpur, die blassen Silberfunken, den Abendgoldglanz oder die bleigelben Gewitterscheine. Ihre schönsten Künste wandte sie an, wenn sie die fernen rosenrothen oder goldnen Streifen am Horizont malte, die das Auge der Sehnsucht so oft und mit so süßem Entzücken anschaut. Eine Dritte hieß die Meerschäferin, weil sie die Heerde der kleinen Wellenschafe weidete, die so muthwillig mit ihrer weißen Schaumwolle daherspringen, dem Schiffer nur Freude und Lust, aber keine Gefahr bringen, und zu schwach sind, um dem Kiel des segelnden Kahns zu widerstehen, doch stark genug, um ein badendes Mädchen umzuwerfen. Der Name der Vierten war Wellenklang. Sie hielt in ihren Armen eine kleine gewölbte Leier, in deren Saiten sie spielte und dazu sang. Dieses gab den zauberischen Ton, den das Ohr vernimmt, wenn die fernen Wellen brausen und durcheinander lärmen. Sie hatte schon manchen guten Burschen mit ihrem Spiel in die Tiefe hinabgezogen. Die fünfte und jüngste war ganz Muthwille und arge Schelmerei; sie hieß Meerschaum. Ihr Geschäft war eigentlich ein immerwährendes Kinderspiel, nämlich den fliegenden Schaum zu fangen, ihn in Bälle zu formen und an's Ufer zu werfen. Je ärger das Meer tobte, desto lustiger fuhr sie hoch über die empörten Wellen, und ein Schaumkugelregen sprühte um sie her, oder deckte sie wie ein dichtes Schneegestöber zu. Sie war nächst meiner Scylla die schönste. Ihr zarter Körper war weiß wie der Schaum des Meeres, und auch eben so zart und weich, alle ihre Bewegungen unendlich reizend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Sieg der Damen im Hause der Gemeinen.

„Es ist doch gar nicht zu glauben, daß wir, die Herrscherinnen innerhalb und außerhalb unserer Häuser, nur über das Haus der Gemeinen keine Gewalt haben, nicht im Stande seyn sollten, ein paar hundert Parlamentsmitglieder zu artigen Geschöpfen zu machen.“ Solches und Aehnliches, natürlich vollständig ausgeführt, ging in Londons Damenkreisen, je näher der dritte Mai herbeikam, desto lebhafter von einem schönen Munde zu dem andern, und der beneidenswerthe Held der Unterhaltung war der Deputirte des, allen Milzsüchtigen und Leberkranken Erleichterung versprechenden Cheltenham, der ehrenwerthe und tapfere Master Berkeley. Während der vorjährigen Parlamentssitzung siegreich in dem Antrage, daß ein Comité ernannt werden möchte, um in Betreff der Zulassung von Damen zu den Verhandlungen des Unterhauses die geeignetsten Maßregeln zu berathen, war er bei dem zweiten Antrage, den demgemäß erstatteten Bericht zu genehmigen, durch eine Mehrheit von drei — 86 gegen 83 — der Früchte seines Siegs beraubt worden, eine schmachvolle Unwürdigkeit, deren ich damals in diesen Blättern gedacht habe, deren Vorwurf unter andern auch den deutschen Damenliebling, Eduard Lytton Bulwer, traf, und für welche dieser, wie mancher andere seiner unartigen Genossen, in den stillen Räumen der Häuslichkeit vielfach gebüßt haben soll. Das Gutachten des Ausschusses ging damals kürzlich dahin: es solle etwa ein Viertheil der gegenwärtigen Galerie zur Aufnahme von Damen abgetrennt, und der zu dem Zwecke von Sir Robert Smirke vorgelegte Plan und Kostenanschlag genehmigt werden; es solle kein Mitglied in der Regel zu Einführung von mehr als zwei Damen wöchentlich berechtigt seyn; die Namen der Einzuführenden sollen Tags vorher in ein Buch eingetragen und durch die eigenhändige Unterschrift des Einführers beglaubigt werden; die nöthigen Vorkehrungen sollen bis zum nächsten Zusammentritte des Parlaments beendigt, und beim bevorstehenden Baue eines neuen Hauses der Gemeinen auf Anbringung einer, wenigstens vierzig Damen fassenden Galerie Bedacht genommen werden. Da die Verwerfung dieser Modalitäten das Princip des Vorschlags selbst nicht beeinträchtigte, so war es in parlamentarischer Ordnung, daß, wenn derselbe Gegenstand auf's Neue vor das Haus kam, nicht wieder das Princip, sondern bloß die Mittel der Ausführung zur Abstimmung zu bringen waren. Man hätte unstreitig

den Sieg des Antragstellers im Voraus für entschieden erklären können, wenn einmal ausnahmsweise Einheit der Meinung unter dem schönen Geschlechte geherrscht hätte; das war aber nicht der Fall, und gerade dies steigerte das Interesse. Im Gemüthe mancher Schönen wurde nämlich die Hauptfrage: wird das Unterhaus uns den Eintritt gestatten? zur Nebenfrage, und trat ihr Vorrecht an die zweite Frage ab: wird sie oder ich Recht haben? Wo auf die Verhandlungen der Gesezgeber solche Hebel einwirken, wer mag da das Resultat verbürgen? Unter den wettlustigen Engländern sind vielleicht nie Wetten mehr auf gutes Glück hin gemacht worden, als in den Tagen, die dem Abende des dritten Mai vorausgingen. Der Eingang des Hauses war schon mehrere Stunden vor Oeffnung der Galerie von Neugierigen belagert, und es herrschte tiefe Stille, als Berkeley das Wort nahm, und schwerlich ist je unter lauterm Gelächter und mit besserm Humor eine so wichtige Frage von einer gesetzgebenden Versammlung verhandelt worden. Er sagte unter andern, da der den Damen angewiesene Plaz es ihnen schlechterdings unmöglich mache, Einfluß auf die Debatten zu gewinnen, so müsse damit auch der lezte Einwand gegen ihre Zulassung fallen. Man habe geäußert, die Gegenwart der Damen werde die Aufmerksamkeit der geehrten Deputirten stören. Darauf müsse er erwidern, daß das bei ihm nicht der Fall seyn werde, und sollte es Andern, aus entzündbareren Stoffen Geschaffenen begegnen, so dürfte dies vielleicht dem Hause zum Vortheile gereichen. Man habe weiter geäußert, die Gegenwart der Damen werde die Debatten verlängern, denn Mancher, der jezt still und stumm auf seinem Plaze bleibe, werde dann sich erheben und sprechen. Allein als die Damen bei den Verhandlungen zugegen gewesen, haben dieselben kürzer als jezt gedauert, und wenn Mancher sprechen werde, der nie gesprochen, werde auch Mancher schweigen, der jezt mehr für die Augen der Zeitungsleser, als für die Ohren seiner Collegen zu sprechen pflege. Es fehlte ihm nicht an Unterstüzung. Der Abgeordnete Potter erklärte, troz aller geistigen Anstrengung vermöge er keinen haltbaren Grund für Verwerfung des Antrags zu ersinnen. Das schöne Geschlecht sey bei den Verhandlungen des Hauses eben so sehr betheiligt, wie das häßliche; warum also den Frauen den Zutritt versagen? Der Einfluß der Frauen im staatsbürgerlichen Verbande sey ein unbezweifelter; warum sollten sie ihn also nicht geltend machen? Warum sollte eine tugendhafte und erleuchtete Mutter nicht in beider Beziehung vortheilhaft auf ihren im Parlamente sizenden Sohn einwirken dürfen? Und wenn die Gemahlin eines Deputirten ihren Gemahl groß und stark zu sehen wünsche, warum sollte sie diese vielleicht seltene Freude nicht im Unterhause genießen? In den französischen Kammern sizen auch Frauen, und er könne als Augenzeuge versichern, daß sie den Verhandlungen oft mehr Aufmerksamkeit schenken, als die Männer, und sich noch seltener Leichtfertigkeiten erlauben. Dasselbe sey im Congresse zu Washington der Fall, und England dürfe daher nicht im morgenländischen Geiste der Ausschließung verfahren. Zu gleichem Zwecke sprach Dr. Bowring; ich mußte aber gewaltsam die Anwandlung unterdrücken, ihn von der Galerie aus zu rectifiziren. Er versicherte nämlich, auf allen deutschen Landtagen haben die Frauen Zutritt zu den Debatten, und ihre Anwesenheit, anstatt solche zu stören, diene bloß dazu, den Anstand zu erhalten und die männlichen Leidenschaften zu zügeln. Welch grasse Ignoranz! Es ist wahrhaft schmerzlich, wie schlecht die Engländer die Theilnahme der Deutschen an den englischen Parlamentsverhandlungen vergelten. Sodann erhob sich O'Connell, der irländische Than. Die Irländer stehen bekanntlich bei den Frauen, und nicht bloß bei den englischen, eben so sehr in Gunst, als die Frauen bei den Irländern, und demnach konnte es nicht überraschen, O'Connell das schwere Gewicht seiner mehr als dreißigfach wiegenden Stimme in Berkeleys Schale werfen zu sehen. Wie gewöhnlich griff er auch diesmal seinen Beweis aus dem praktischen Leben. Er führte an, daß zu der Zeit, da Irland ein eigenes Parlament gehabt, den Damen der Zutritt gestattet worden, und warum? In Folge eigenthümlicher Gastfreundschaft seyen viele Mitglieder betrunken in die Sizungen gekommen, da habe man als das geeignetste Mittel, dem vorzubeugen, die Zulassung von Damen vorgeschlagen, und das Mittel habe so gut gewirkt, daß man von der Zeit an kein betrunkenes Mitglied mehr in den Sizungen erblickt. Nun wolle er zwar nicht behaupten, daß aus gleichem Grunde die Pforten des Unterhauses den Damen geöffnet werden müßten, allein besser sey doch besser. Indessen fehlte es dem Berkeleyschen Antrage auch nicht an Widersachern. Ein unartiger Master Kearsley drückte schlechtweg die Hoffnung aus, daß jeder mit einer Braut, mit einer Gattin oder mit Töchtern gesegnete Deputirte diesen müßigen und lächerlichen Vorschlag verwerfen werde, und ein Master Villiers, der jedoch seine Unbesonnenheit durch die Bemerkung rechtfertigte, daß der Himmel ihn weder mit Braut, noch Gattin, noch Töchtern gesegnet habe, fand an der ganzen Motion nur das Gute, daß sie beweise, wie alle Gemeindemitglieder parlamentarisch vertreten seyen. „Das Volk, sagte er, hat hier seine Freunde, die Kirche hat ihre Freunde, die Pächter haben ihre Freunde, und nun zeigt es sich, daß auch die Damen ihre Freunde haben. Man behauptet, die Maßregel könne keinen Schaden bringen; wer aber will sich getrauen, alle geheimen Absichten der geehrten Deputirten zu kennen? Mag es nicht im Werke seyn, die Concession weiter zu treiben? Und dann, wie beschränkt ist die Ausübung des Vorrechts! Die Galerie wird nicht einmal für so viel Damen Raum haben, als das Haus irische Mitglieder zählt. Und soll etwa der Minister des Innern mit Vertheilung der Einlaßkarten beauftragt werden, wie leicht kann ihn da der Vorwurf der Parteilichkeit für Damen einer gewissen Gattung treffen? Oder verweigert er einer alten Dame den Zutritt, gleich wird ein Ritter der alten Dame bei der Hand seyn, ihn unehrenhafter Motive zu beschuldigen." Nachdem auf solche Art das Für und Wider reiflich erörtert worden war, erfolgte die Abstimmung, und mit lautem Hurrah empfing das Haus die Anzeige, daß der Antrag durch eine glänzende Mehrheit von 42 — 132 gegen 90 — den Sieg gewonnen habe. Und das ist mir lieb, denn da meinen gekränkten Landsmänninnen, in Dresden wenigstens, ihr angestammtes Recht vorzüglich deßhalb abgesprochen wurde, weil es ein Recht sey, das selbst die Engländerinnen nicht besizen, so taucht mir nun aus der Entscheidung vom dritten Mai die freudige Hoffnung auf, ihr ebenbürtiges Recht, wie in Dresden, so über ganz Deutschland anerkannt zu sehen. Eduard Lytton Bulwer hat bei der kizlichen Geschichte seine Consequenz und zugleich seinen häuslichen Frieden zu wahren verstanden. Sobald die Debatte sich der Abstimmung näherte, nahm er Hut und Stock und verließ den Saal.

W. E.

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 136.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 7. Juni 1836.

— Erzähl', erzähle, was sich Wunderlich's begeben,
Hören möchten wir am liebsten, was wir gar nicht glauben können.
Goethe.

Bilder aus dem Seeleben,
in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Scylla.

Meine Beobachtungen, mit denen ich bis hieher gelangt war, wurden jezt unterbrochen. Man sagt, daß die Delphine die Eigenschaft haben, leicht die Gegenwart der Menschen auszuspüren. So hatte auch der junge Delphin, der sich in Gesellschaft der Nixen befand, alsbald mein Daseyn ausgekundschaftet, und zerstörte, indem er auf mich zugeschwommen kam, das Geheimniß meines Aufenthalts. Ach, ihr Götter! welch ein abscheulicher Lärm entstand jezt! Alle die albernen Nymphen hielten sich für beleidigt, und ihr Zorn erlaubte ihnen nicht, lange zu untersuchen; sie zischten, klatschten, schrien durcheinander, und mir wäre es sehr übel ergangen, wenn nicht Scylla plötzlich hervorgetreten wäre, um mich in ihren Schutz zu nehmen. Sie riß ein paar ihrer langen, grünen Haare vom Kopfe, knüpfte sie in großer Geschwindigkeit um meinen Hals, und in dem Augenblick war ich vor jedem Anfall gesichert. Wer Nixenhaar an seinem Körper trägt, braucht sich vor Nixenzorn nicht zu fürchten. Es ist ein fester Panzer gegen die unheimlichen Mächte der Wassertiefe. Gefahrlos schwamm ich jezt aus der Höhle.

Der ehemalige Offizier in der Garde des Königs Aeakus machte hier eine kleine Pause in seiner Erzählung. Er ergriff eifrig ein kleines Insektenei, das der Wind herangeweht hatte, und indem er es zur Sicherheit in eine Steinspalte fallen ließ, sagte er in einem Tone, der leichtfertig und sogar etwas spöttisch klingen sollte: „Vergieb, mein Freund, ich habe hie und da ökonomische Grillen; ich kann das Sammeln nicht lassen, obgleich ich weiß, daß Jupiter, der mich in diesen zauberhaften Zustand versezt hat, auch gewiß für meine weitere Existenz sorgen wird. Allein man kann doch nicht wissen, die berühmtesten Leute starben aus Hunger, weil ihre großmüthigen Beschützer sie plötzlich aus Laune verlassen hatten. So könnte es auch mir gehen. Doch erlaube, daß ich in meiner Geschichte fortfahre. — Ich war der Glücklichste unter den Sterblichen, denn ich konnte nicht länger zweifeln, daß meine Scylla mich liebte. Ja, sie gab mir die untrüglichsten Proben. Ich durfte ganze Abende im Mondenscheine in ihrer Grotte zubringen; der Delphin gewöhnte sich an mich und betrachtete mich endlich als einen Hausfreund, der kommen und gehen darf, wenn es ihm gefällt. In unsere stille Liebe mischte sich jedoch alsbald zerstörend einer von jenen dummen Streichen der großen Götter, von denen ich dir schon

gesprochen habe. Ich will dir die Geschichte, obgleich sie schon sehr bekannt ist, in der Kürze erzählen.

Ein junger Königssohn, Peleus mit Namen, heirathete eine Nymphe aus dem Meere, und zu dieser Hochzeit hatte man alle Götter und Göttinnen eingeladen, außer Eris, der Göttin der Zwietracht, die man glaubte entbehren zu können. Allein sie erschien uneingeladen und warf einen Apfel in den Hochzeitsaal, mit der Aufschrift: „der Schönsten!“ Es waren so viel schöne Frauen beisammen, daß offenbar, nur Einen Apfel mit dieser Aufschrift hinzuwerfen, die boshafteste Erfindung war, die man ersinnen konnte. Es entstand natürlicherweise Streit, wer ihn sich aneignen sollte. Die kluge, verständige Minerva sogar ließ sich verleiten, um den Apfel zu werben, Juno forderte ihn als den ihr gebührenden Tribut, am auffallendsten geberdete sich aber Venus, indem sie den Apfel den andern aus den Händen riß und ganz ruhig einsteckte. Die Götter waren alle viel zu feige, ihn ihr streitig zu machen, und die Göttinnen versteckten ihren Aerger in ein kleines höhnisches Gelächter. So blieb die Sache jedoch nicht. Es wurde ein Schiedsrichter aufgesucht, der entscheiden sollte, welche von den Göttinnen die Schönste sey.

Ach! auf wen fiel ihre Wahl? — Nicht auf einen klugen, unterrichteten, wohlerfahrenen Mann, nicht auf ein mit Ruhm und Ehren graugewordenes Haupt; nein, auf einen jungen Burschen, dem es im Gesichte geschrieben stand, daß er nicht bis drei zählen konnte. Nie in meinem langen Leben habe ich solch ein Träumergesicht gesehen! — Er war so träge, daß er kaum die schweren Wimpern hob, die sein Auge immer beschatteten; sein dunkelrother Mund stand nach Weise dummer Jungen immer offen, das hellgelbe Haar fiel in schweren Locken auf Wange und Schultern, ohne daß er sich die Mühe gab, es nur einmal wegzustreichen. Er war rund und weiß, und außer einem kleinen blonden Barte auf der Lippe lag in seinem Antlitz nichts Männliches. Lieber Freund, ich muß gestehen, daß er einige Aehnlichkeit mit dir hatte.

Knabe. So muß er nicht häßlich gewesen seyn, denn die Mädchen nennen mich einen hübschen Knaben.

Ameise. Nun ja, glaube nur den Mädchen; die Welt, obgleich schon alt genug, verändert sich nicht in dieser Hinsicht. Ein Weib bleibt ein Weib. So kamen nun auch die drei Göttinnen zu meinem kleinen, dummen Burschen, der eben seine Flöte blies und die Schafe weidete. Kannst du wohl glauben, daß er kaum in die Höhe sah, als die himmlischen Gestalten vor ihm standen? Auf meine Ehre, so machte er's! Venus war entzückt über ihn. „Ach! welche schöne, dunkle Augen!“ flüsterte sie, zu Merkur gewandt. Sie trat ihm näher, nahm ihm die alberne Schalmei aus der Hand und that ihm ein lockendes Versprechen. Paris entschied zu ihren Gunsten, und die Sache war abgethan. Aber dieser Vorfall setzte nun Erd und Himmel in Bewegung. Es entstand ein weitläufiger Krieg, den ich zu beschreiben nicht weiter unternehmen will; genug, daß ich unter die Unglücklichen gehörte, die zu der allgemeinen Versammlung der Griechen beschieden wurden, und daß also jene Götterthorheit mich um die Seligkeit brachte, mit meiner Geliebten länger beisammen zu seyn.

Knabe. Ach, wie viel Unglück! — Da hab' ich's besser. Meine Tonina ist mir schon von den Eltern zugesagt; nur darf ich sie nicht eher als mein Weib heimführen, bis ein alter Oheim stirbt, der hier im nächsten Dorfe wohnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Strassenleben in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Der Platz do Commercio ist schön, aber das Leben auf demselben dem ankommenden Nordländer zu fremd, zu dissolut, zu wenig glänzend für eine Hauptstadt; er verwundert sich und denkt: wenn das Jemand in Berlin thäte, was dort die Schlingel thun! ist das auch eine Kutsche für einen Menschen von Stand, dieser eselbespannte Karren? und welche Ochsenwagen! und diese Schaaren von Mauren und Negern, wenn sie wenigstens anständig gekleidet wären — aber halb nackt! und diese unschönen Frauen mit ihrem seltsamen Kopfputz und Schnurrbärten, die manchen unserer Lieutenants statt mit Liebe, mit Neid entflammen möchten! — Knaben sitzen um ein Feuer und braten sich irgend ein Thier, dessen Gestalt nicht zu erkennen ist, ihre Beine sind nackt und sie sind um das Feuer gekauert, wie kleine Hottentotten; auf der Schulter des Einen sitzt vertraulich ein Affe und wühlt in seinem krausen Kopfhaar; dort fährt ein Leichenwagen auf zwei Rädern, mit Maulthieren bespannt; hier nähert sich eine Prozession von Priestern in rothen Gewändern, verschleierte Damen, von einem Neger gefolgt, schreiten vorüber, Matrosen von allen Nationen und allen Hautfarben, vom weißen Dänen bis zum schwarzen Afrikaner, Wasserträger, Bettler von den abschreckendsten Gestalten, dazwischen auch modisch gekleidete Herrn treiben sich in buntem Gewühl durcheinander. Weiterhin vor dem Portal des großen Gebäudes sehe ich Soldaten, und mein Herz schlägt wieder leicht, denn der Anblick regulärer Truppen flößt eine Art von Sicherheit ein; es ist eine Kaserne von Marinetruppen, Haufen

wohluniformirter Leute sitzen, stehen, liegen, ihre Cigarren rauchend, unter dem Portal; zwei Schildwachen, ebenfalls die Cigarre im Munde, gehen auf und nieder oder kosen mit ihren Kameraden. Ich betrachte diese Krieger näher: es sind zum Theil hübsche, obgleich tiefbraune Bursche, und auch einige Neger sind unter ihnen, denen die Uniform ganz wunderlich zu Gesicht steht. Da klingelt es dicht hinter mir und berührt meinen Arm, ich wende mich um und blicke abermals in das Antlitz eines Schwarzen, der in einem niedrigen Wagen sitzt, vor welchen zwei Schafe gespannt sind; der Mohr ist wohl gekleidet, trägt breite Manschetten, ein weißes Hemd und eine blaue Jacke, mit vielen Knöpfen besezt, was die Portugiesen sehr lieben, und in der That gut steht (man kann keine niedlicheren Jacken sehen, als hier); er blickt mich freundlich-lächelnd an und hält seinen Hut hin; jezt erst bemerke ich, daß ihm beide Füße fehlen. — Agoa, Agoa! schreien um mich die Wasserträger mit Tönen, welche wie die Klage Verdammter klingen. Ihre Stimme ist tief, dunkel, melancholisch, wie das Grün der Oliven, unter denen das Wasser entspringt, das sie verkaufen, und eigentlich doch schön, wahrhaft elegisch. Ganz anders und viel gemeiner klingen die Rufe der Fischer und der Verkäufer von Federvieh. Dagegen gehen ganze Schaaren von Eseln und Maulthieren, mit Orangen, Limonen, Feigen, Maiao's, Rosen und andern Blumen beladen, ohne Geräusch durch die Straßen; der köstliche Anblick der Fracht bedarf des Geschreies derer nicht, die sie verkaufen. Vor der Thüre jenes Pallastes wird eine Kuh gemolken, und zahllose Hennen mit ihren Küchlein durchwandern, in Gemeinschaft mit eben so zahllosen Hunden, gemüthlich die Straßen. Wenn ihr in London umherliefet! in den ersten fünf Minuten wäret ihr in Atome zermalmt; das habt ihr in Lissabon nicht zu fürchten. Das Knarren, Pfeifen, Heulen eines Ochsenkarrens, der nie eher geschmiert wird, als bis er in Flammen aufzugehen droht, vernimmt man auf eine halbe Stunde Wegs, eben so das Geläute der Maulthiercaravanen, und die Kutschen oder zweirädrigen Carriolen fahren sehr langsam. Dagegen gibt es mehr Reiter hier, als vielleicht in jeder andern Stadt. Alle Welt ist im Sattel; gemächlich und unbefangen trabt dort ein dicker Herr, einen Bund Acten unter dem Arm und einen Schirm in der Hand, auf einem kleinen Esel daher, der zur Hälfte glatt geschoren, unten herum aber rauh ist, wie fast alle Maulthiere und Esel; man sagt, sie lassen sich auf diese Art besser satteln. Wo mag der dicke Mann hinreiten? vermuthlich ist er ein Beamter von der Praca do Commercio, der sich auf sein Bureau begibt, und sein Thier wird, indessen der Herr für das Wohl des Staats arbeitet, seinen Platz unter den andern Eseln, Maulthieren, Pferden und Carriolen finden, welche unter den Arkaden liegen und stehen, und andere Beamte herbeigetragen haben.

Ich bin durch die Rua d'auro gegangen, eine der schönsten Lissabons, und biege rechts nach der Se ein, ein kurzer Name für die Basilica de nossa Senhora, für die Cathedrale, die Patriarchalkirche des Königreichs. Ein erschrecklicher Zug kommt mir entgegen; ich habe nicht gewußt, daß der Lamoeiro in der Nähe ist, das größte Gefängniß der Stadt und des Landes, und die zahlreichen Missethäter, die er einschließt, zuweilen unter militärischer Bedeckung spazieren geführt werden. Aus der Hölle scheint diese fürchterliche Schaar zu kommen. Man hat im Norden keinen Begriff von solchen Gestalten, von solcher Zerlumptheit und Frechheit. Das Gerassel ihrer Ketten, das demüthig-wilde Geheul, mit dem sie die Hände, Almosen zu empfangen, ausstrecken — es ist ein Bild, dessen Erinnerung noch Grausen erregt. Um hiebei mit Einemmale alles Widrige abzuthun, das man in den Straßen von Lissabon antrifft, muß ich der vielen herrenlosen Hunde erwähnen, die überall laufen und umherliegen, sich ernähren, wie sie können, oft von den schmutzigsten Dingen, und selbst ekelhafte, abscheuliche Thiere sind. Häufig sieht man sie haarlos, mit Geschwüren bedeckt, von Krankheiten entstellt. Natürlich trägt dies wenig zu der Reinlichkeit der Straßen bei, die überhaupt noch viel zu wünschen übrig läßt, obgleich in neuern Zeiten schon unendlich viel dafür geschehen seyn soll. Noch vor wenigen Jahren ward aller Abfall aus den Häusern auf die Straße geworfen und blieb dort ruhig liegen, selbst todte Thiere sah man gleichgültig daselbst verfaulen. Dieser Mißstand ist seit der neuen Regierung abgestellt, die Straßen sind gereinigt worden, was eine Herkulesarbeit gewesen seyn mag, und jezt fahren Karren umher mit Glocken, welche das Zeichen geben, daß die Hausbewohner ihren Kehricht hinabschicken. Es hielt Anfangs schwer, die Portugiesen mit dieser Neuerung zu versöhnen, jezt sollen sie äußerst zufrieden damit seyn.

War das Angeführte so ziemlich die Schattenseite von Lissabons äußerer Gestalt, so fehlt es andernseits keineswegs an eigentlichen Schönheiten. Zu ihnen rechne ich das unendlich rege Leben, das Durcheinandertreiben der Söhne so vieler Nationen. Und was kann prächtiger, großartiger seyn, als die Aussicht von der Praça do Commercio, do Romulares, dem Caes do Sodré auf den majestätischen Tajo mit seinen tausend Schiffen! Ich zweifle, ob es eine schönere in der Welt gibt. Die Buden mit ihrer überschwenglichen Fülle von Orangen, andern Südfrüchten und Blumen, welche überall zu finden sind, geben den Straßen etwas Freundliches und Reiches. Eine besondere Eigenthümlichkeit aber haben sie an den Mönchen verloren, deren man noch vor

Kurzem so vielen, so mancherlei begegnete, während man jezt Keinen mehr sieht.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

Fortschritt zum Bessern. Algier. Städtisches.

Unsere stolze Hauptstadt Paris mag sich nicht einbilden, daß die Sizungen der wissenschaftlichen und industriellen Vereine Lyons ohne Interesse seyen. Davon gab eine der lezten Sizungen der Ackerbaugesellschaft einen neuen Beweis. Auf die Frage: hat in der neuesten Zeit um Lyon her der Ackerbau Fortschritte gemacht? wurde mit einem entschiedenen Ja geantwortet. Zum Beweis dient namentlich die immer mehr zunehmende Anlage künstlicher Wiesen, besonders zur Vermehrung des Kleebaus. Dadurch ist es möglich geworden, mehr Vieh, zumal mehr Milchkühe zu halten, die in der Nähe großer und volkreicher Städte so großen Nuzen abwerfen. Durch die Vermehrung des Viehes ist auch mehr Dünger geworden, und er hat eine Menge bisher unbebaut liegender Stellen grünend und nüzlich gemacht; überall trifft das Auge auf neue Aecker, Gärten und Weinanlagen. Mit dem Weinbau will es jedoch bei uns noch nicht recht fort, obgleich auch in dieser Beziehung manches Gute geschehen ist. Immer ist uns der nahe Beaujolaisdistrikt noch weit vor. Auch mit der Baumzucht könnte es besser seyn. Lyon mit seinen zweimalhunderttausend Einwohnern, wozu noch die Vorstädte und die ab- und zugehende Bevölkerung gerechnet werden müssen, verbraucht natürlich an Erzeugnissen des Landbaus viel mehr, als seine Umgebungen liefern können. Die benachbarten Departements Ain, Isère und Drome schicken uns ihr Getreide, die Côte-d'Or, und selbst Paris, Mehl; Ain, Côte-d'Or und Savoyen versehen uns mit Brennholz, und Schlachtvieh kommt uns aus der Bresse, dem Charolais, dem Forez und der Auvergne zu. Unser eigenes Arrondissement liefert nur wenig Wein, und er ist überdies gering. Desto vorzüglicher ist das Gewächs von Beaujolais, dessen Wein hier, in den Nachbardepartements und selbst in Paris gesucht wird. Die Folgen häufiger Güterverteilung und besserer Landeskultur zeigen sich überall. Die Bevölkerung nimmt nicht allein zu, sie ist auch besser genährt und gekleidet, sie wohnt besser; die öffentlichen Abgaben gehen leichter ein, Mangel an Getreide wird immer seltener, wiewohl oft ungünstige Ernten vorkommen, bei allen öffentlichen ländlichen Vereinen strömen heitere, wohlgebildete Landleute von allen Seiten herbei. Bei solchen Zusammenkünften aus der Umgegend zeigt sich gerade das Gegentheil von dem, was in der Stadt zu bemerken ist. Alle Jahre werden die Kinder auf dem Lande hübscher, voller und blühender, gewiß auch ein Zeichen zunehmenden Wohlstandes und Gedeihens. In der Stadt sieht man in den gewerbtreibenden Stadttheilen selten hübsche Kinder, und es läßt sich nicht leugnen, das Elend ihrer Eltern, ihre physische und moralische Ausartung spricht aus den Zügen der Kleinen.

Einer unserer vorzüglichsten Aerzte und Lehrer der klinischen Medizin, Dr. Pointe, hat den guten Gedanken gehabt, Frankreichs neue Colonie, Algier, zu sehen und in ärztlicher Hinsicht zu untersuchen. Seine Beobachtungen haben sich aber keineswegs auf sein Fach beschränkt, denn er spricht sich in seinem Reisebericht über Vieles aus, was allgemeinere Bedeutung hat. Von dem Eindruck, den Algier auf ihn machte, sagt er: „Wenn Jemand schnell und nach kurzer Ueberfahrt aus dem ganz europäischen, ganz französischen Toulon hieherkommt, so muß es ihm eine Zauberei scheinen, so sonderbar und ganz abweichend ist der Anblick der hiesigen Straßen. Da sieht man auf einmal zehn verschiedene Völker, die alle ihre Eigenthümlichkeit in Sprache, Sitten und Kleidung beibehalten haben: zuerst die Mauren mit ernster, gemessener Haltung, kalten, aber wilden Blicks; ihre Frauen in lange, weiße Gewänder vom Kopf bis zum Fuß eingehüllt, und auch die Gesichter versteckt; dann kommen die alle Araber und alles Arabische verachtenden Türken; ferner die Juden, die in Afrika noch schmuziger und unsittlicher sind, als in der ganzen übrigen Welt; die Jüdinnen, mit Schleppkleidern, goldenem oder vergoldetem Schmuck und ihre hohe Sarma auf dem Kopf, erinnern an die Costüme der alttestamentarischen Zeit; die Beherv's und Mosabi's gehören entfernten Stämmen an, nur elende Lumpen bedecken ihre Blöße, und sie leben lediglich von ihrer täglichen Arbeit; die Neger tragen Kleider von grellen, schreienden Farben, die angenehm vom glänzenden Schwarz ihrer Haut abstechen; einige fast ganz nackte Negerinnen contrastiren sonderbar mit den blendend weißen, weiten und faltigen Gewändern der wohlhabenden maurischen Frauen; dazwischen die glänzenden und mannichfaltigen französischen Uniformen, die hochrothen Spahi's, die Suaven in türkischer Kleidung, die afrikanischen Jäger mit ihren kurzen Jacken. Außerdem sieht man noch eine Menge nichtfranzösischer Europäer, Italiener, Polen, Deutsche u. s. w., die auf verschiedene Art ihren Erwerb treiben, und vielleicht besser als die Franzosen selbst den Handel benuzen, der sich unter unserm Schuz immer mehr in diesem fruchtbaren Land erweitert."

Seit geraumer Zeit, besonders seit den Insurrektionen von 1831 und 1834, ist Lyon in materieller Beziehung, besonders hinsichtlich seiner öffentlichen Bauwerke und Anlagen, entsezlich vernachläßigt worden; es war, als hätte man den Muth nicht, Neues und Schönes zu gründen und zu errichten, aus Furcht vor den Kanonenkugeln, die allerdings vor zwei Jahren viel Zerstörung angerichtet haben. Der Muth ist nun zurückgekommen, und es ist nicht nur die Rede von einer Menge neuer Bauten und Anlagen, sie werden auch wirklich begonnen. So werden wir nun bald auf dem rechten Saoneufer die schöne Colonnade sehen, die den neuen Justizpallast zieren soll. Auf dem linken Ufer wird der prächtige Kai, welcher zwischen der Tilsitbrücke und dem alten Arsenal unterbrochen war, nun von Serin bis Anay fortgesezt, was eine der längsten und prächtigsten Straßen in Europa gibt. Bald wird auch die herrliche Façade des Hôtel-Dieu vollendet seyn, und dann sehen wir eines der großartigsten und prächtigsten Gebäude in Frankreich vollendet. Eine neue Brücke wird über die Rhone gebaut, und diejenige der Guillotière soll breiter gemacht werden. Die Statue Ludwigs XIV. auf dem Plaz Bellecour wird jezt von vier großen Gasreverberen erleuchtet, was einen sehr schönen und imposanten Effekt auf diesem Plaz macht, dessen Gleichen Europa nicht viele aufzuweisen hat. Nun fehlt nichts mehr als die zwei großen Springbrunnen, die vor der Revolution hier waren, und die in unserm wasserarmen Lyon und auf diesem so belebten Plaze von größtem Nuzen wären.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 8. Juni 1836.

Que nao tem visto Lisboa,
Nao tem visto cousa boa.

Portugiesisches Sprüchwort.

Strassenleben in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Alles, was man in nördlichen Städten unter dem Begriff Straßenanstand, Straßenetikette verstehen mag, ist hier gänzlich unbekannt, wenigstens in so fern die niedrigsten Klassen die Straßen von Lissabon bevölkern. Jeder zu denselben Gehörende betrachtet die Straße wie sein Wohnzimmer, in welchem man es sich so bequem machen muß, als nur irgend möglich. Freilich ist der Anspruch des gemeinen Portugiesen an Bequemlichkeit weit geringer, als der eines Deutschen oder Engländers; der Schatten einer Mauer, ein Stein, auf welchen er sein Haupt legen kann, Schutz vor der Sonne und eine Orange oder ein getrockneter Fisch, das ist Alles, was er verlangt. Nicht einzeln, familienweise, mit Weibern und Kindern von jedem Alter lagern sie auf den Stufen der Fontänen, der Kirchen, unter den Arkaden des Handelsplatzes, unter jedem Portal, und treiben hier Alles, was man sonst nur innerhalb der vertrauten Stubenwände thut. Unter Lachen und Scherzen hat eine Dirne den krausen Kopf eines Burschen im Schoß, der platt vor ihr ausgestreckt daliegt, und sucht in seinem Haar die kleinen Thiere, die ihn belästigen, oder umgekehrt erweist er ihr den Dienst. Sie werfen sich mit Orangenschalen, während die Alten ein Gericht Bohnen über Kohlenfeuer rösten, das trockenste Gericht, das es geben kann. Fünf bis sechs Hunde, um die Gruppe gelagert, gierig nach dem schnappend, was vom Mahl etwa übrig bleibt, fehlen nie; es sind Lazaroni, wie die Menschen, und eben so genügsam, wie diese. Und wie köstlich sie schlafen, diese Barqueiros, diese Gallegos, diese Agoateiros, das Gesicht mit einem schmutzigen Tuch bedeckt, oder, wenn es frei ist, harmlos lächelnd, als ruhten sie auf seidenen Polstern, statt auf dem Granit oder Marmor, der ihnen zum Lager dient. Und fast immer liegen sie schön und malerisch hingestreckt, den Kopf hinten über gebogen, die Hände fromm auf der Brust gefaltet. Geht man um die Mittagszeit durch die Straßen von Lissabon, welche dem Hafen nahe sind, so kann man Tausende auf diese Art die Siesta halten sehen.

Es ist natürlich, daß in einer Stadt, welche den fremden Schiffen so zugänglich ist, auch eine Menge fremder Elemente im Straßenleben sich bemerkbar machen müssen, und dies gibt Lissabon wieder einen Anstrich von Verwandtschaft mit dem civilisirten Europa, während sonst die Physiognomie afrikanischen Lebens gar zu sehr ausgeprägt wäre. Diese vielen, wohlgekleideten nordischen Matrosen, nicht mit nacktem Hals und Beinen, wie diejenigen sogar, welche die königlich portugiesische Jacht rudern, diese hellen Antlitze, bei denen man sich

nicht zweifelnd fragt, ob sie europäischen oder afrikanischen Ursprungs sind, die Schaaren fremder Seeoffiziere und Midshipmen, welche die Plätze das Romulares, do Commercio und des Arsenals der Marine beleben, in ihren einfachen, aber sehr wohl kleidenden Uniformen; die Passagiere der Dampfboote, Damen und Herrn, denen man auf den ersten Blick ansieht, daß sie Fremde sind — Alles dies bedingt natürlich in den, dem Tajo nahgelegenen Stadttheilen ein regeres, europäischeres Leben, als in den übrigen zu finden ist. Es soll damit nicht gesagt seyn, daß nicht auch die Portugiesen wohlgekleidete Seeoffiziere, Marinesoldaten und andere Truppen besäßen; im Gegentheil sey hier bemerkt, daß der Eingeborne, nur irgend wohlhabende, sich in der Regel geschmackvoll, sogar schön kleidet. Die Soldaten der Garnison und ihre Offiziere, die Nationalgarde zu Fuß und zu Pferde, Alle sind wohluniformirt, höchst nett und zweckmäßig gekleidet, und ich sage viel, doch nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß diese Truppen sogar in Berlin und Petersburg gefallen würden. Zudem sind die Männer in Portugal fast Alle wohlgebildet, keine hohen, colossalen Gestalten, meist dunkelbraun, beinahe schwarz von Antlitz, aber zierlich gewachsen, beweglich, rasch, lebensprühend und mit angenehmen Zügen und Formen. Sie übertreffen hierin leider bei weitem die Frauen. Die Uniform der hiesigen Marineoffiziere und Aspiranten ist der englischen sehr ähnlich, nur noch besser kleidend und knapper. Es gibt nichts Niedlicheres, als diese schlanken Jünglinge in ihren blauen, engen Pantalons und Jacken von derselben Farbe, mit vielen Knöpfen besezt, den Anker in Gold auf den schmalen Kragen gestickt und an der Hüfte ein kurzes, dolchartiges Messer, meist in reicher Scheide und an metallenen Ketten hängend. So durchwandern diese jungen Krieger häufig die Straßen, jedoch stets ohne jene militärische Anmaßung, die überhaupt nur in nordischen Residenzen und Garnisonen einheimisch ist. Schon in Frankreich kennt man sie kaum mehr, wie hoch auch dort der Krieger geachtet ist; in England hört sie ganz auf, und auch in Portugal ist sie nicht heimisch. Sie ist die Blume eines andern Himmels, das üppige Erzeugniß eines Bodens, der entweder mit Sand oder mit Eis bedeckt ist.

In den meisten Hauptstädten Europas haben sich die verschiedenen Klassen der Gesellschaft in besondere Quartiere der Stadt vertheilt. Der Faubourg St. Germain, das Westende, sind zu Paris und London als die Gebiete der haute volée bekannt, während der Kaufmannsstand die Chaussee d'Antin, die City für sich gewählt hat, und die Klasse der Handwerker wieder andere Viertel bewohnt. Dem ist nicht so in Lissabon: hier wohnt Alles durcheinander, und die Palläste und Hotels der Großen liegen dermaßen zerstreut innerhalb der Stadt und an ihren entferntesten Enden, auf Bergen und in Thälern, daß es ein wahrhaft unmögliches Unternehmen ist, viele Besuche an Einem Tage bei diesen Herrschaften abzustatten; denn die Fahrt von Einem zum Andern ist nicht selten eine kleine Reise, mit allen Gefahren und Abenteuern einer großen. Man passirt Wege und Straßen, die zu erklimmen man Vorspann braucht, während man abwärts lieber aussteigt, als den Hals wagt; oder die Maulthiere werden müde und versagen den Dienst, dann wird still gehalten, die Deichsel durch einen eisernen Stab gestützt, den der Kutscher zum Erstaunen des Fahrenden unter dessen Sitz hervorzieht, und die Thiere erhalten etwas Gras zum Futter; oder man kommt an einer Schmiede vorüber, wobei dem Wagenführer einfällt, daß an seiner Carosse schon seit langer Zeit dies und jenes zu repariren, vielleicht auch ein Maulthier zu beschlagen sey, was der vornehme Senhor, den er führt, vielleicht bezahlen wird, um nur weiter zu kommen, und er hält und spannt aus, läßt beschlagen oder repariren, der Senhor mag sagen und thun, was er will. In der That, eine Fahrt zum diplomatischen Corps von Lissabon ist das Angreifendste, was es geben kann. Meilenweit von einander wohnen die Herrn Ambassadeurs und Gesandten, und meist auf Bergen, der gesunderen Lage und schöneren Aussicht wegen. Es ist wahr, hat man ein solches Hotel erreicht, so ist es meist schön, und der Blick, dessen man von seiner Höhe genießt, ist so bezaubernd, daß man die Beschwerlichkeiten des Wegs vergißt, den man zu machen hatte, um dahin zu gelangen.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus dem Seeleben
in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Scylla.

Ameise. Kleinigkeiten! Höre weiter. Das Weib, das Venus dem Paris versprach, zum Dank für seine Entscheidung zu ihren Gunsten, war die schöne Helena. Es konnte mir ganz gleichgültig seyn, ob er sie bekam oder nicht. Nachdem ich also gezwungenerweise einen Theil des thörichten Feldzugs mitgemacht, nahm ich Gelegenheit, zu entfliehen, und fand mich hier wieder bei meiner schönen Scylla ein, zu einer Zeit, wo sie meiner Hülfe gerade sehr bedurfte. Ich komme jezt zu dem rührenden Theil meiner Geschichte.

Es lebte hier an Siciliens Küsten ein Ungeheuer, Glaukus mit Namen. Dieser hatte meine schöne Scylla

gesehen und sich in sie verliebt. Ich weiß nicht, durch welche beleidigte Göttin er zur Hälfte in einen Fisch verwandelt worden war; der Oberleib zeigte noch einen leidlich hübschen, obgleich wilden jungen Mann von den rohesten Sitten. Scylla, indem sie seine Liebkosungen mit dem heftigsten Widerwillen abwies, reizte seinen Zorn, und er verschwand eines Tags unter heftigen Drohungen, ohne daß man errathen konnte, wohin er eile und was er vorhabe. Der Elende suchte eine berühmte Zauberin auf, der er sein Leid klagte und von ihr Hülfe heischte, indem er sie bat, einen Zaubertrank zu mischen, kräftig genug, Scyllas Liebe ihm zu erwerben. Diese abscheuliche Circe pflegte alle Männer, deren Zärtlichkeit und Liebe sie überdrüssig geworden, in Thiere zu verwandeln. Da sie sehr schön war, gebrach es ihrer Menagerie nie an immer neuem Zuwachs. Es weilte da, Gras fressend, mancher würdige Mann, den die Liebe zum Thoren gemacht, manches herrliche Haupt, sonst eine Zierde des Staats, glozte hinter dem verwünschten Gitter hervor, dem vorübergehenden Patrioten ein Schrecken und ein Graus. Nicht Talent, noch Verdienst schützten vor so elender Verwandlung. Wem die Circe wohl wollte, dem gab sie eine nicht so ganz unwürdige Thiergestalt; der durfte als Wiesel, als behendes Eichkätzchen die schönen Arme, die ihn gezüchtigt hatten, umspielen, die Röthe des göttlichen Mundes, der die Zauberformel über ihn ausgesprochen, mit Sehnsucht betrachten. Aber dem groben, derben Vieh ging es nicht so gut. Das durfte, in Ställe vertheilt, nur aus der Ferne durch das Gitter sehnsüchtige Augen zu ihr wenden und im Geheimen dumpfe Seufzer blöcken. Ich selbst hatte einen innig geliebten Jugendfreund, der dort am Hofe der Zauberin als hochgebuckeltes Kameel stand. Es war ein sanfter, edler Charakter gewesen, voll reinster Tugend und Menschenliebe, nur zu sehr Schwärmer. Auch als Kameel blieb er edel und gefühlvoll: keine Klage entschwebte seiner Brust, nur sein großes, schönes Auge füllte sich manchmal mit einer Thräne, und stummen Blicks sah er himmelan, als suchte er dort für so viel Leiden Vergeltung.

Knabe. Horch! war es nicht, als knisterte ein Fußtritt dort hinter dem hohen Ufersteine?

Die Ameise hatte nichts gehört, sie war zu sehr vertieft in das Leiden ihres Freundes, des Kameels. Nach einer Pause spann sie den Faden ihrer Geschichte weiter. „Höre nun,“ rief sie, „was mit Glaukus und Circe weiter geschah. Nach ihrer Gewohnheit hielt die Zauberin den jungen Mann längere Zeit bei sich, denn obgleich er, wie gesagt, zur untern Hälfte ein Fisch war, hatte sie sich doch in ihn verliebt. Glaukus aber wies sie zurück, wie Scylla ihn zurückgewiesen hatte. Das empörte die Eitelkeit der Hexe; sie beschloß, Rache zu üben, aber nicht an dem jungen Manne selbst, der schon verwandelt war, sondern an der armen Scylla.

Eines Tages erschien hier an der Küste eine fremde Frau, in lange Gewänder gehüllt, die mit ihrem Stabe Zeichen in den Sand schrieb, den Zug der Wolken beobachtete und einzelne unverständliche Worte in die Wellen hineinsprach. Scylla und ich, die wir in der Grotte beisammensaßen, beobachteten ihr seltsames Treiben, ohne daß wir auch nur von ferne ahnten, wie nahe uns dasselbe berührte. Es war nichts Neues, wie gesagt, dergleichen rasende Weiber herumstreifen zu sehen; wir hüteten uns wohl, sie zu befragen, und gingen ihr, wo wir ihr begegneten, aus dem Wege. Endlich gelang es ihr dennoch, der schönen Scylla sich zu nähern. Sie gab vor, eine fremde Frau von Stande zu seyn, die mit ihrem Gemahl an diesen Küsten Schiffbruch gelitten und das Ihrige verloren habe. Sie fragte nach den Eigenthümlichkeiten des Landes, und nachdem sie mit der arglosen Nixe vertrauter geworden, lobte sie deren Schönheit und pries sie glücklich, daß sie in so sorgloser Stille der Liebe und den zärtlichen Gefühlen leben dürfe. Dieses freundliche Betragen und diese einschmeichelnden Reden sezte sie so lange fort, bis sie auch mein Vertrauen gewann, welches ihr zu ihrem schändlichen Vorhaben nöthig war. Sie konnte sich jezt in völliger Sicherheit und Ruhe zu unserm Verderben rüsten. Ich sage zu unserm Verderben, denn die boshafte Hexe hatte es ebenfalls auf mich abgesehen, weil ich wagte, ein Wesen zu lieben, das ihr verhaßt geworden. Noch denke ich mit Schrecken daran, wie ich in einer Nacht zufällig hinter ihre Schliche kam, leider aber ohne Macht, die bösen Erfolge derselben zu vereiteln.

Sie hatte durch Scylla erfahren, daß Galatea mit ihrer ganzen Versammlung der Nymphen zu einem großen Feste eingeladen war, das an einer entfernten Küste gefeiert wurde, daß also die meisten Zugänge zu den Tiefen der Gewässer unbesezt waren. Eilig beschließt sie, sich diesen Umstand zu Nutze zu machen. — Ich muß dich, ehe ich in meiner Erzählung weiter gehe, noch mit einer besondern Eigenthümlichkeit des Meeres vertraut machen. Die Philosophen beweisen dir, daß dieses Element die geheimnißvolle Urkraft aller Dinge ist, da aus ihm sich das gebildet habe, was wir unsere Welt nennen. Wie dem auch sey, gewiß ist jedoch, daß die beiden Enden der ungeheuren Kette der Geschöpfe, die größte Schönheit und die scheußlichste Ungestalt, zusammen darin erzeugt worden. Was auf der Oberfläche schwebt, was mit Lust die klare Welle durchschneidet, vom purpurnen Goldfisch an bis zur hochrothen Korallenstaude ist schön und strebte immer nach größerer Schönheit, bis es endlich zur menschlichen Gestalt wurde und als ein über alle Begriffe reizendes Weib

aus dem Fluthenschaume emporstieg. Das war Venus. Nun gibt es aber eine zweite Venus; wie jene lichtgeboren, so ist diese nachterzeugt, wie jene die Mutter der Schönheit, so stammt von dieser alles Häßliche, Entsezliche und Widrige; wie Jener bei ihrem Erscheinen die ganze Schöpfung entgegenjauchzte, so ist bei Dieser die ganze Schöpfung bemüht, sie in ewige Nacht zu begraben, gleichwie man ein schändliches Muttermal an seinem Leibe unter drei- und vierfachen Hüllen verstekt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Beschluß.)

Oertliches.

Einige interessante Züge aus den lezten Monaten mögen hier ihre Stelle finden, weil sie für unser Lyoner Leben bezeichnend sind. Unsere im Ausland so verschrienen Arbeiter können auch gefühlvoll und dankbar seyn, wenn sie gut behandelt werden. In der Druckerei Dumoulin kam kürzlich beim Trocknen der Bogen Feuer aus, und man ward dessen nicht eher Meister, als bis alle eben im Druck befindlichen Bogen mehrerer Werke verbrannt waren. Schon am folgenden Morgen gingen sämmtliche Arbeiter der Druckerei zu deren Eigenthümer, um ihm zu sagen, daß sie die verbrannten Bogen von Frischem sezen und drucken würden, ohne Lohn dafür anzunehmen. Dieser Zug ist eben so ehrenvoll für die Arbeiter, denen solche Handlungen gewiß nicht leicht werden, da sie unbemittelt sind und nur von der Hand in den Mund leben, als für den Druckherrn, der ein eigenes Talent besizt, die sittlichsten und geschicktesten Arbeiter zu haben und auf einem sehr freundlichen Fuß mit ihnen umzugehen. Freilich haben sie den bei ihm erschienenen Code moral des ouvriers gedruckt. — Einer der geschicktesten Tänzer unsers großen Theaters, der überdies wegen seines Wizes und seiner sich immer gleich bleibenden lustigen Laune bekannt war, aß mit einem Schauspieler und dem Maschinisten des Theaters bei einem Traiteur zu Mittag, und war diesen Tag noch heiterer wie gewöhnlich. Nach Tisch schlägt er seinen Begleitern vor, zu Maréchal in den Brotteaux zu gehen, um dort mit der Pistole nach dem Ziel zu schießen. Angenommen. An Ort und Stelle wettet er gleich mit dem Maschinisten, er werde die Puppe (eine kleine Büste von Gyps, in der Mitte einer schwarzen Zielscheibe befestigt) auf den ersten Schuß treffen, spannt darauf den Hahn, ruft: „die Puppe getroffen!" und schießt sich in den Mund und so gut durch's Gehirn, daß er gleich todt niederfällt. — Vor Kurzem starb hier der Vater Thomas, eine Art Wahrzeichen Lyons, den Alt und Jung kannte und lieb hatte. Der Mann begann vor der Revolution damit, daß er ein kleines Theater in Brotteaux aufschlug, wo er seine eigenen Stücke spielte. Hier war er durch seinen unerschöpflichen, etwas stark gepfefferten Wiz der Molière der Handwerker, Köchinnen, Rekruten und Kindermädchen. Keiner vor ihm hatte die Lyoner so studirt, keiner wußte sie so porträtwahr und doch immer mannichfach und abwechselnd darzustellen; sein Theater war der Kasperl, der Lipperl und das San Carlino Lyons; da sah man ganz unser Volk, seine Sprache, seinen Gang, sein tiefes, vielfaches und langdauerndes Elend, seine lebhafte, aber kurze Freude; man sah den Lyoner in der Weinschenke, wie er da Alles vergißt, Gläubiger, Hauszins, große häusliche Sorgen; da sah man ihn, wie er Chansons über seine Arbeitsherren dichtet und singt, wie er seine Frau prügelt, aber noch öfter von ihr geprügelt und betrogen wird, und immer damit endigt, mit der das Glas anzustoßen, die ihn schlägt und hintergeht. Thomas faßte zuerst in Frankreich die Idee des eigentlichen Volksdrama's und des heutigen Drama's, wie es uns Victor Hugo und Alexander Dumas zurichten. Er hat sich selbst sein Theater, eine Bühne auf seine Weise gemacht, ohne Aristoteles, ohne Einheit der Zeit und des Orts, mit einer Handlung ganz en relief, mit Faustschlägen und Fußtritten. Thomas kam mit der Zeit herunter, woran größtentheils seine böse Frau schuld war, er verlor sein Theater und mußte seine Bühne von nun an auf den Straßen und Pläzen aufschlagen, wo er sang und dazu eine abscheuliche Geige schreien ließ. Aber auch seine Lieder hatten viel Eigenes und Volksthümliches. Ihn kannte, ihn liebte Alt und Jung und hörte seinen Liedern zu, besonders seiner belle Bourbonnaise, la maîtresse de Blaise qui est mal à son aise etc. Die Erwachsenen standen gern einen Augenblick still und horchten seinen Schwänken und Späßen; war doch Thomas eine Erscheinung aus ihrer Knabenzeit, und tausend Knabenerinnerungen knüpften sich an ihn. Aber er wurde immer schwächer, und vor Kurzem starb er, wie er in seiner drolligten Sprache selbst vorausgesagt hatte, in einem seiner Häuser — dem Hospital. Auch wurde er auf seinem „Landgut" begraben, denn so nannte er den Magdalenenkirchhof. — Vor ungefähr zwanzig Jahren war in der Rue longue eine sehr besuchte Schenke. Da es hieß, der Mann und seine Frau haben bedeutendes baares Geld bei sich, so traten einmal des Abends drei Männer ein und forderten Wein. Als der Wirth in den Keller hinuntergegangen war, folgte ihm Einer, fiel über ihn her und erstach ihn. Indessen gingen die zwei Andern hinauf in den obern Stock, fielen über die Wirthin her und erwürgten sie. Ein Kind, das in einem fernen Winkel gesessen hatte, und das sich aus Angst verkroch, als sie über seine Mutter herfielen, wurde von den Räubern nicht bemerkt und blieb so am Leben. Die Räuber brachen nun die Schränke auf und nahmen Alles heraus, baares Geld und was sonst von Werth war, und gingen davon. Kurz darauf kroch der kleine Bube aus seinem Versteck hervor, lief zu den Nachbarn und erzählte ihnen, was vorgegangen; es wurden lange und viele Nachforschungen angestellt, um die Schuldigen zu entdecken, aber immer umsonst, bis endlich die Sache in Vergessenheit gerieth. Vor einigen Wochen stand ein Unterofficier eines zu Toulon garnisonirenden Infanterieregiments im dortigen Bagno, um seinen Leuten etwas zu befehlen, da hörte er, wie zwei Züchtlinge sich unter gräßlichem Lachen ihre Verbrechen erzählten. Einer sprach unter anderm von den Einzelnheiten der Mordthat, die er vor zwanzig Jahren in der Rue longue zu Lyon hatte beg[illegible]ben helfen. Da stürzte sich der Unterofficier auf ihn, und hätte den Züchtling wahrscheinlich mit seinem Seitengewehr durchbohrt, wäre er nicht zurückgehalten worden. Der Unterofficier war der damals entkommene kleine Knabe, der den Tod seiner Eltern an ihrem Mörder rächen wollte. Glücklicherweise für diesen, den andere Verbrechen in den Bagno von Toulon geführt hatten, schüzte ihn die nach französischem Recht bereits eingetretene Verjährung der Mordthat vor ihrer Bestrafung, und er wandte sich hohnlachend von dem Unterofficier ab.

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 138.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 9. Juni 1836.

Ariel. — Hark, they roar!
Prospero. — Let them be hunted soundly!
Shakespeare.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Scylla.

Wo der Lichtstrahl die Welle nicht mehr durchschneiden kann, da fangen die Unformen an, und je tiefer, desto gräßlicher und gespenstischer werden die Frazen, desto unheilbarer die Ausartung, bis endlich in den tiefsten Tiefen des Meeres jene Urgestalt der Häßlichkeit wohnt, die kein menschliches Auge noch gesehen hat. Ihre Blicke sind ewig auf den todten Meeresgrund gerichtet, denn wo sie auf etwas Lebendiges treffen, zerbricht die schönste Form, erlischt das lieblichste Schönheitslicht. Oft möchte sie auch, wie die andere Venus, zur Erde emporsteigen, allein alle Kräfte der Schöpfung halten sie zurück. Unablässig sind riesenhafte Tritonen beschäftigt, die Ketten, an der sie geschlossen liegt, zu erneuern. Zu diesem Geschäfte hat man schon die wildesten Gestalten auserwählt, und doch müssen sie alle Augenblicke durch andere ersezt werden, weil, wenige Sekunden länger im Dienste, sie schon ihre menschliche Form verlieren und unkenntlich werden. In gleichem strengen Verschluß werden auch die ekelhaftesten Ungeheuer gehalten, daß keines zur Oberwelt gelangen kann, um dort Schrecken und Verwirrung anzustiften. Diese Vorsicht wußte jedoch die schlaue Circe zu entkräften. Sie ließ sich, in eine Meernixe verwandelt, hinunter in die Tiefe, machte sich an den wachehabenden Triton, und wußte diesem rohen Gesellen so lange zu schmeicheln, bis er ihr versprach, in der Mitternacht, wenn sie es begehren würde, die Kammer der Ungeheuer zu öffnen und ein paar der häßlichsten Bursche entschlüpfen zu lassen. Mit diesem Versprechen war das böse Weib zufrieden, und nun begab sie sich an ihr Werk.

Es war eine Nacht wie diese, in der wir hier beisammen sind. Der Mond leuchtete friedlich. Ich saß in der Grotte neben meiner Scylla und wir schauten hinaus auf den ruhigen Wasserspiegel vor uns. Plözlich fing dieser an sich zu regen. Ohne daß ein Sturm erwachte, kräuselten sich die Wellen, und strudelförmig treibend, höhlten sie vor unsern Augen einen tiefen Schlund aus, der immer weiter aus einander klaffte und in dessen schwarze, gräßliche Höhlung das Mondlicht nur zitternde, ungewisse Strahlen warf. Wir blickten uns über dieses Wunder erstaunt und erschrocken an. Ehe sich noch eine Frage auf unsere Lippen drängen konnte, scholl ein wilder, entsetzlicher Schrei von dort herüber, dann tobte die Brandung wie bei dem gräßlichsten Sturme, das Meer war in der wildesten Bewegung. Aus den Lüften

und der Tiefe drangen Stimmen, der Mond, eben noch so klar die Himmelswölbung durchschimmernd, hatte sich in ein dunkelschwarzes Gewölk gehüllt, die ganze Natur um uns schien im Aufruhr und mit sich selber im Kampfe. Trotz Entsetzen und Angst, gedachte Scylla an ihre Pflichten; sie riß sich aus meinen sie umklammernden Armen los, und mit einem Sprunge war sie mitten in den Wogen. Ich sah vom Ufer aus, wie sie vergeblich strebte, die wildempörten zu besänftigen; immer höher hoben sie ihre zürnenden Häupter um die zarte Gestalt, die unter ihrer schwarzen Wucht zu erliegen drohte. In dem Augenblick flogen auch von allen Seiten die entfernt gewesenen Meergeister herbei. Ihr Geschrei war entsetzlich, sie stürzten sich mitten in den Kampf der Wogen; Galatea selbst fuhr mit wehendem Schleier und aufgelösten Haaren in ihrem Muschelwagen wie rasend über die Tiefe. Umsonst, die wilden Kräfte hatten jeden Zügel abgeworfen, kein Gebot, kein Machtwort hielt sie im Zaum. Ach, da sah ich die zarte Meerfarb, das blonde Kind Meerstille, die liebliche Wellenschäferin rathlos in der Wasserwüste herumtreiben und ihre weißen Glieder von den Wellen blutig gepeitscht. Keiner der Meergeister wußte, wo ihm der Kopf stand; sie rannten über und unter einander, die Verwirrung war fürchterlich. Die ganze Küste war mit Gruppen zitternder Menschen angefüllt, die dem Ausgang des Kampfes entgegensahen. Mein junger Freund, was habe ich da in dem schrecklichen Augenblick gelitten! Mein Auge sah die Geliebte in Gefahr, hing an jeder ihrer schmerzlichen, verzweifelnden Bewegungen, ohne daß dem Körper Kräfte zu Gebote standen, sie zu retten. Nur zu gewiß erschien mir jezt ihr Untergang. Oben auf dem Felsen hatte ich im grellen Schein der Blitze die grimme Gestalt der Zauberin entdeckt, wie sie mit ihrem Stabe in das Meer hineinwinkte. Jezt erkannte ich die Arglistige und wußte, daß sie zu unserm Verderben thätig war. Im Kampfe der Verzweiflung klammerte ich mich an die Steine des Ufers, ich wand mich im Staube und schrie die Fürchterliche an um Rettung. Ungehört verklang meine Stimme im Rollen des Donners und der Wogen, noch einmal sah ich die Geliebte, wie sie aus der Ferne bittend die Arme nach mir ausstreckte, dann deckte Finsterniß mein Auge und das Bewußtseyn schwand.

Was sich weiter in dieser entsetzlichen Nacht begeben, ob die Meergöttin endlich wieder ihre Herrschaft gewann, weiß ich dir nicht zu sagen, ich vermuthe es aber, denn die Zauberin, nachdem sie ihre Rache genommen, verschwand aus diesen Gegenden, ohne jemals wiederzukehren. Aber Scylla, meine unglückliche Scylla war auf das Entsezlichste verwandelt. Noch immer leuchtete ihre schöne Gestalt über der Tiefe, aber gräßliche Larven, Ungeheuer, wie sie keine menschliche Phantasie träumen kann, umgaben sie und hielten sie verzaubert fest auf Einer Stelle der Fluth. Jedes lebende Wesen, das sich dieser Stelle nahte, wurde ohne Rettung von ihnen verschlungen. Rührend tönte die Klage der armen Verzauberten, doch wehe dem Schiffer, der sich dadurch verlocken ließ, ihr zur Rettung hinauszusteuern; sein leichter Kahn war augenblicklich im gefräßigen Schlunde des Strudels begraben. Das war das Werk der Zauberin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Strasenleben in Lissabon.

(Beschluß.)

Die Häuser von Lissabon, besonders in dem Theil der Stadt, der nach dem Erdbeben unter Pombal neu aufgebaut wurde, sind groß, massiv, vier bis sechs Stockwerke hoch und haben eine Menge von Fenstern, die Alle mit den schönsten Altanen verziert sind. Auf den eisernen, oft sehr kunstvollen Geländern dieser Altanen prangen Blumen, grüne Gebüsche hängen von ihnen nieder, nicht selten drängen sich die dicken, fetten Arme einer riesenmäßigen Cactusstaude aus den Spalten der Mauer hervor; kleine Affen zeigen sich häufig auf dem Geländer der Altane, hinter denen man bei offenen Thüren die Frauen des Hauses erblickt. Papagaien und brasilianische Vögel liebt man sehr an der Außenseite der Häuser zu haben, wo sie theils in Käfigen hängen, theils auf Stäben sitzen und vorzüglich Morgens einen solchen Lärm machen, daß er lange Zeit dem der Ausrufer die Wage hält. Bei alle dem bieten die Häuser meistentheils dennoch keinen freundlichen Anblick dar. Kommt dies von dem durchgehends blaßgrauen Anstrich derselben, von dem Mangel an großen, glänzenden Fensterscheiben (denn außer in Ajuda und Necessidades gibt es keinen Pallast und kein Wohnhaus, dessen Fenster nicht aus lauter kleinen, viereckigen Scheiben bestånden), oder von dem Umstand, daß der untere Stock, wenn er nicht zu Kaufmannsläden benuzt ist, ein düsteres, unsauberes Ansehen hat — genug, es ist ein großer Unterschied zwischen dem heiteren Bild einer großen französischen, belgischen oder deutschen Stadt und dem von Lissabon. Alles ist hier melancholisch, hinsinkend, selbst das Fröhliche lächelt schmerzlich. In dem gewühlvollen Treiben der Menge liegt nicht das ansprechende, heitere Element des regen Weltverkehrs einer ungeheuren Stadt, die am schönsten Strome von Europa liegt, der mit mehr als tausend Fahrzeugen bedeckt ist. Es hat vielmehr etwas Unheimliches, mag es kommen, woher es will. Sehr möglich, daß die große Zahl der Bettler dazu beiträgt,

welche die Straßen unaufhörlich erfüllen. Auch in Paris gibt es Bettler, viele und widrige Bettler, aber obgleich es dreimal so viel Einwohner hat, als Lissabon, so zweifle ich doch, ob sich dort so viele Bettler finden. Und dann scheint es mir leichter, den Pariser Bettlern Hartherzigkeit entgegen zu stellen, als den hiesigen. Diese unzähligen alten Mütterchen, diese verhungerten Gestalten, die weinend, schreiend, flehend die Hände ausstrecken, wenn man aus einer Cazo d'Pasto tritt oder in dieselbe hineingehen will, wer könnte an ihnen mit gefülltem Magen oder der Hoffnung auf ein gutes Diner vorübergehen, ohne ihnen den Rest von kleiner Münze mitzutheilen, den man etwa bei sich hat?

Da, wo noch die meisten Esel und Maulthiere hohe, bunte Sättel tragen, mit Steigbügeln in Form eines Halbmondes, welcher den ganzen Fuß des Reiters umschließt, wo die Altane der Häuser grün gegittert sind und auf diese Art die Fenster verbergen, wo eine gestreifte wollene Decke über den Schultern der Männer die Stelle des Mantels oder der Mantilla vertritt, welches Kleidungsstück der gemeine Mann gar zu gern trägt: da ist noch das alte, vom Erdbeben verschonte Lisboa, mit seinen maurischen und arabischen Sitten. Uebrigens muß diese hohe, unglückliche Stadt fürchterlich von der zürnenden Erde geschüttelt worden seyn. Noch sind alle ihre Berge mit Trümmern bedeckt, und die schönsten Bogen und Wölbungen zusammengestürzter Kirchen ragen gen Himmel.

Sicher gibt es in keiner Stadt Europas so viele Neger, als hier. Man kann nicht über die Straße gehen, ohne Individuen dieser Race von beiden Geschlechtern und von jedem Alter zu begegnen. Entweder sind sie wohlgekleidet, wie Bürger und Bürgerinnen, oder sie tragen weiße, geblümte Leinwand, woran die brasilianischen Neger zu erkennen sind, welche als Sklaven mit ihren Herrschaften aus Amerika kamen und nun frei sind, oder es sind Matrosen von afrikanischen oder amerikanischen Schiffen, oder greise Bettler, die sich mit ihrem weißen Haar wahrhaft schauerlich ausnehmen. Eine Klasse von Handwerkern besteht, sonderbar genug, aus lauter Schwarzen, nämlich die Tüncher, welche das Innere und Aeußere der Häuser weiß färben. Man wird Anfangs beim Anblick dieser schwarzen Bevölkerung unangenehm an die Verwandtschaft unsers Geschlechts mit dem Affen erinnert. So begegnete mir gestern ein Elegant in Glacéhandschuhen, englischem Kleid, Hut und Sonnenschirm — ein Neger, aber einem geputzten Orang-Utang gleichend. Am menschlichsten und wahrhaft rührend erscheinen mir diese Schwarzen, wenn sie mit ungekünsteltem Erstaunen etwas betrachten, das ihre Begriffe übersteigt. So ist die colossale und prächtige Reiterstatue Josephs I. auf der Praca do Commercio fast immer von Negern umringt, die sie mit Blicken der Bewunderung, man könnte sagen, mit Andacht betrachten. Wer kann wissen, ob Viele von ihnen sie nicht für ein Götzenbild halten?

Ich kann diesen Artikel nicht schließen, ohne zuvor noch ein Wort vom Roscio gesagt zu haben, dem größten, wenn auch nicht gerade dem schönsten Platz von Lissabon. Wenn man die Portugiesen den Namen dieses Platzes aussprechen hört, so klingt es wie das Gezisch der Flamme, welche sonst hier alljährlich über Scheiterhaufen emporschlug und eine Unzahl Menschenopfer verzehrte. Im Jahr 1755 war der Roscio festlich geschmückt, die Thore des Inquisitionspallastes standen weit geöffnet, die Balkone der Häuser prangten mit Teppichen, Blumen und Zuschauern, die Antlitze der Priester strahlten vor Zufriedenheit und Glück, daß man darüber die Leidensmienen derer fast vergaß, welche, von ihren geweihten Schergen geführt, das San Benito zugleich mit dem Sterbekleid trugen; da fiel leider schlechtes Wetter ein und verdarb unvermuthet die heilige Freude. Es war eine der übelsten Launen der Natur: die alte Erde fing vor Schauder an zu beben, das Meer zerriß und Lissabon brach zusammen. — Der Platz ist indessen sehr schön und immer voll Leben. Kaffeehäuser und glänzende Läden, bei denen man aber weder Londoner, noch Pariser Maßstab anlegen muß, umgeben ihn, und nähert man sich seiner Mitte, so genießt man eines imposanten Anblicks; denn über die großen Häuser weg sieht man die mit den prächtigsten Ruinen bedeckten Höhen, welche sie umgeben, das Castello auf seinem Berge, den das dunkle Laub der Oliven beschattet, und die herrliche Terrasse von Alcantara mit ihren Alleen von Lorbeerbäumen und Platanen. Lissabon! wie schön bist du noch immer! Sterbend sitzest du auf dem ewigen Thronsessel, den Natur und Geschichte dir erbaut haben, aber dein erlöschendes Lächeln ist noch immer voll Majestät, reizender, als das kokette Gezier so mancher jüngern Stadt, welche das Diadem mit Gewalt um ihre Stirne winden möchte, ohne königlich geboren zu seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Mai.

Calvinisten und Anticalvinisten. Kunst.

Das schöne Reformationsjubiläum im vorigen August, worüber ich seiner Zeit im Morgenblatt berichtete, und bei dem natürlich das Andenken an Calvin eine bedeutende Rolle spielte, diese hellen Tage der Feier haben zu einer nichts weniger als hellen und erfreulichen Meinungsspaltung Veranlassung gegeben. Wir haben jezt Ultracalvinisten, Calvinisten und Anticalvinisten; drei Ansichten, deren jede wieder hinauf und hinunter mehrere Abstufungen hat. An der

Spitze des Ultracalvinismus steht unser guter Graf Sellon, der es in Allem und mit Allen wohl meint, nur etwas viel Geräusch davon macht und oft nicht die rechten Mittel dazu ergreift. Er liebt sehr alles Monumentale, Obelisken und Pyramiden, darum trug er schon vor dem Jubiläum bei der Regierung darauf an, Calvin ein Denkmal zu errichten, diese aber, ihrem alten, sehr weisen und echt republikanischen Grundsatz getreu, lehnte den Antrag wie alle ähnlichen ab, und wollte nicht einmal einen öffentlichen Platz dazu hergeben. Graf Sellon dachte nun darauf, durch Privatsammlungen und Beiträge die Kosten für ein solches Monument zusammenzubringen; es sollte in einer Pyramide mit Calvins Bildniß auf einem runden Basrelief von weißem Marmor bestehen, und am Sockel sollten sogar die Namen der Contribuenten eingegraben werden. In Ermangelung eines passenderen Platzes sollte diese Pyramide auf der Gartenterrasse des Sellonschen Hauses in der Stadt ihre Stelle finden, wie der ganz kleine Friedensobelisk in seinem Park. Von dem Erfolg der Sammlung und der wirklichen Ausführung des Denkmals ist bisher nichts laut geworden, es wird aber daran gewiß nicht fehlen. Ich nenne diese Apotheose Calvins eine Ultramaßregel, da der Reformator allerdings großes Verdienst um Genf hat, in religiöser, sittlicher und administrativer Beziehung, aber doch lange nicht rein und fleckenlos dasteht. Monumente aber, die nicht Königen und Helden, sondern großen Friedensmännern, Männern der Menschheit angehören, verständigerweise nur denen errichtet werden dürfen, an deren Händen kein Blut klebt. Der Mann, welcher gegen den armen, unschuldigen Servet wüthete und ihn auf den Scheiterhaufen seiner Stadt brachte, kann große Verdienste haben, das Grausame, Henkerartige an ihm ist jedoch nicht zu verkennen. Wie würde es aussehen, wenn Calvins Pyramide auf Champel aufgestellt würde, wo man den unglücklichen Spanier verbrannte, und wenn statt der Subscribenten nur der Name Servet 27ten October 1553 auf dem Sockel stände? Manches mag Calvins Schuld mindern und mildern, was übrig bleibt, ist aber noch empörend genug. — In diesem Sinn sprach sich gegen Sellon und seine Pyramidisten unser trefflicher vaterländischer Geschichtschreiber Galiffe aus, dem Genf so bedeutende historische Aufklärungen zu verdanken hat. Er zeigte das Unpassende eines Monuments für Calvin, nur in zu starken und grellen Worten. Bei dieser Gelegenheit erfuhren Viele zum ersten Male, daß die sonst in Mittheilung ihrer Archive so liberale Regierung doch mit den Akten über den Servetschen Proceß eine Ausnahme macht, aus wohlwollender Schonung Calvins, der durch diese Akten in noch nachtheiligerem Licht erscheinen würde. Galiffe geht aber zu weit, wenn er in Calvin nur den Verbrecher und Henker sieht, nicht auch den um Genf hochverdienten Reformator der Sitten und öffentlichen Ordnung. Diese dankbare Anerkennung mit der Anerkennung Calvinischer Unmenschlichkeit und Schuld bezeichnet die Calvinisten, die ihrem Reformator nur mehr oder weniger zu- oder abgeneigt sind. Zu dem Medaillon auf der Pyramide sind von Pariser, Genfer und hiesigen Künstlern Modelle eingeschickt worden, über deren Vorzug nächstens die Gesellschaft der schönen Künste entscheiden soll. Die Inschrift ist dreimal verändert und vereinfacht worden, sie soll nun folgendermaßen lauten: Monument élevé à Genève à l'honneur de Calvin au Jubilé de 1835. — Bisher besaß Genf zwar ein nach allen Angaben sehr ähnliches, aber von keinem ausgezeichneten Maler herrührendes Bildniß Calvins. Diesem Mangel ist seit Kurzem wenigstens theilweise abgeholfen, denn ein Engländer, der nur einige Monate hier verweilt hatte, schenkte, dankbar für die gefundene freundliche Aufnahme in allen unsern Anstalten, die treffliche Copie eines Bildnisses, das Titian im Jahr 1555 zu Modena von Calvin gemacht hatte, wahrscheinlich für die Herzogin Renata von Este (König Ludwigs XII. von Frankreich Tochter, die sich später zu Calvins Lehre bekannte). Das Bild hängt jezt auf unserer Bibliothek, neben dem schon früher von Calvin vorhandenen.

Von diesem Titianschen Bild Calvins steige ich auf einigen hundert Stufen zu unserer Kunstausstellung herab, die sich wegen ihrer Mittelmäßigkeit mit der gleichen Erscheinung beim lezten Pariser Salon tröstet. Meine schönen Hoffnungen vom Erstehen einer guten Malerschule in Genf, die ich früher einige Male im Kunstblatt ausgedrückt habe, werden immer mehr zu Wasser, denn der freien, edeln Kunst steht hier ein großes Hinderniß entgegen, ich meine den Coteriengeist, um nicht Unsinn zu sagen, verbunden mit dem Irrthum unserer meisten Maler, denen die Kunst von Effekthaschen und Manier unzertrennlich scheint. Vom Studium der Natur und großer Meister entfernen sie sich immer mehr, und wenn eine ruhige, verständige Kritik ihnen diese Mißgriffe zu Gemüth führt, so werden sie entsezlich böse, und ihre Coterie spricht gleich laut von schreiender Ungerechtigkeit gegen den vortrefflichen Meister. Dies hatten früher Pradier, Bovy, Constantin, Lugarden, Chaponnière gefühlt, darum gingen sie bei Zeiten von hier weg, da sie sich hoch genug fühlten, um die Coterienprotektion zu entbehren, die in andern geistigen Bestrebungen und Erfolgen, in Literatur, Poesie und selbst in der Erziehung eine gleich wichtige Rolle in Genf spielt. Das größte Bild nach Quadratfußen war auch diesmal wieder von Hornung, wie voriges Jahr, wo er Catharina von Medicis vor Colignys Haupt ausgestellt hatte. Diesmal hatte der Künstler einen Gegenstand aus Genfs Reformationsgeschichte gewählt, wo Froment vom Volk gedrängt worden ist, ihm auf dem Platz Molard das Evangelium zu predigen, wo er auf die Bank einer Fischverkäuferin gestiegen ist und begeistert redet, wiewohl die Regierung ihren Grand-Sautier mit seinem Stab, begleitet von geharnischten Männern, an ihn abgeschickt hat, um ihm das öffentliche Predigen zu untersagen; Froment aber, umgeben von den ihm anhängenden Bürgern, erwiedert dem Sautier: er gehorche Gott mehr als den Menschen. Dieser erste öffentliche Akt der in Genf beginnenden Reformation ist allerdings höchst günstig für geschichtliche Darstellung, aber durchaus nicht für die Malerei, welche für ihre Gegenstände Klarheit und Einheit der Handlung verlangt, die hier fehlen. Im Einzelnen ist hier viel Gutes: der Sautier in seinem malerischen Costüm, der geharnischte Mann bei ihm, mehrere Bürger, von Begeisterung, Theilnahme oder Leidenschaft aufgeregt, Froment selbst; dagegen läßt sich Vieles tadeln: der düstere, kerkerartige Ton des Ganzen, die zwei in gelber und rother Seide auffallend geputzten, dicht vor des Redners Bank knienden vornehmen Frauenzimmer, die am 1sten Januar (1533) allerdings Muth haben, in solcher Nacken- und Armentblößung auf offener Straße zu knien, während Andern ihre Pelze recht wohl thun; wahrscheinlich ist die Kälte daran Schuld, daß das Fleisch des einen Fräuleins stark in's Blaue schillert, vielleicht kommt es auch von ihrem hochgelben Kleide oder von der schwarzbraunen Häßlichkeit des benachbarten Fischweibs; denn da ist Contrast und schreiender Effekt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 139.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 10. Juni 1836.

Bacchatam jugis Naxon.
Virgil.

Briefe von den griechischen Inseln.

Von Dr. L. Roß.

Naxos, 22/10. August.

Am 18ten August brachen wir des Morgens mit sechs Maulthieren aus dem Kloster auf, unter der Führung eines gewissen Barozzi, den ich, troß seinem venetianischen Patriciernamen (er ist nur ein Client dieser Familie), als einen guten Wegweiser Ihnen empfehlen kann. Wir ritten nordöstlich, in geringem Abstande von der Küste und in gleicher Richtung mit derselben. Eine halbe Stunde von der Stadt kamen wir an einen verfallenen türkischen Brunnen mit folgender Inschrift, die Ihnen einen Begriff von der griechischen Poesie des vorigen Jahrhunderts geben kann:

Χασὰν Ἀγᾶς ὁ ἔνδοξος Βοϊβόνδας Ναξίας
Τὴν βρύσιν ταύτην ἔκτισε μετὰ ἐπιμελείας,
Καὶ τὸ νερὸν ἐποίησεν ἐδῶ νὰ καταβαίνῃ.
*Νὰ συγχωρᾷ * παντοτινὰ καθεὶς 'ποὺ διαβαίνει,*

Daneben liest man das Datum: 26 *Ἰουνίου* 1739. An dem Berge über diesem Brunnen hat vor sieben oder acht Jahren ein Erdsturz Statt gefunden; eine beträchtliche Erd- und Steinmasse trennte sich von der Höhe und sank achtzehn Ellen tief. Von hier erreichten wir in einer Stunde Engarás (*ἡ Ἐγγαραῖς*), ein Dorf mit hübschen Gärten von Orangen-, Citronen- und Cedratbäumen.

Bis Komiaki sind von Engarás drei und eine halbe Stunde. Der Weg führt erst eine Stunde lang bis zum Kloster Phaneromeni, längs dem Meer hin, über niedrige, steile Hügel und zahlreiche, kleine Bäche. An dem Flusse von Phaneromeni stehen viele Erlen, die einzigen, welche ich bis jezt in Griechenland gesehen. Von hier an wendet man sich rechts und übersteigt auf halsbrechenden Wegen den Rücken des Gebirges Koronon (*τὸ Κόρωνον* *), dessen zwei hohe Gipfel noch weiter zur Rechten bleiben; ihre Abhänge sind mit Resten von Eichenwaldung bedeckt, aus denen die Felsenhörner nackt und steil hervorragen. Das Gebirg besteht hier, Delos und Tenos gegenüber, aus Granit und Schiefer; es fehlt nicht an Quellen, und die Betten der Wasserläufe sind voll Platanen; übrigens aber sind die Berge nackt. Der Nordwind war empfindlich kalt und peitschte von

* Die gemeine Sprache bildet die meisten Verba auf *έω*, jezt auf *άω*, z. B. *ζητάω* statt *ζητέω*, *πουλάω* statt *πουλέω* u. s. w.

* Der Name ist ohne Zweifel alt; Koronis war eine der Nymphen von Naxos, welche den jungen Dionysos erzogen. Diod. Sicul. 5, 52.

der See herauf nasse, graue Wolken über uns hin. Nachdem wir den höchsten Bergrücken (über 2000 Fuß hoch) überstiegen hatten, kamen wir in eine weite, gegen Schinusa und Amorgos geöffnete Thalschlucht voll Weinbergen, zwischen welchen das Dorf Komiaki (ἡ Κωμιακή) liegt. Nach kurzer Rast stiegen wir von hier in anderthalb Stunden zu dem Apollon hinab, einer colossalen, etliche dreißig Fuß langen, aber unvollendeten Statue, * welche zehn Minuten vom Ufer am Abhange eines mäßigen, ganz aus weißem Marmor bestehenden Hügels noch in dem Steinbruche liegt, aus welchem sie geschnitten worden. Inzwischen war es Abend geworden, wir mußten hier im Freien campiren, und ließen unsere Betten auf der Statue selbst ausbreiten.

Am folgenden Morgen brachen wir früh wieder auf und setzten unsern Ritt in südwestlicher Richtung fort. Wir kamen über hohe Berge nach dem Dorfe Botry (τὸ βότρυ, d. i. abgekürzt βότρυον), das in einer schönen, wilden Schlucht voll Weinbergen liegt. Eine Stunde unterhalb Botry sind die Schmirgelbrüche. Die Regierung verpachtet dieselben mit dem eingeschränkten Rechte, jährlich 10 bis 12,000 Centner zu brechen, für eine bedeutende Summe. Die Schiffe laden den Schmirgel am Ausgange des Thals in dem Hafen von Triankatha (Τριάγκαθα, durch Metathesis statt Τριάκανθα, so genannt von drei dornähnlichen Felsspitzen auf dem Vorgebirge über dem Hafen). Von Botry ritten wir wieder über einen hohen Bergrücken, die Gipfel des Koronon hinter uns lassend, nach Aperathos (ἡ Ἀπεράθος), das in einem schönen, rings geschlossenen Thale liegt. In dieser Gegend hört der Granit auf, und es fängt der Kalkstein und weiße Marmor vorzuherrschen an, aus welchem nebst Schiefer der südliche Theil von Naxos und namentlich das hohe Diagebirge besteht. Aperathos bringt einen ausgezeichneten weißen Wein hervor, der auf den griechischen Inseln unter dem Namen Bacchuswein von Naxos berühmt ist. Zwischen den Weinbergen stehen viele mächtige Eichen. Die Einwohner gebrauchen hier, wie auf den meisten Inseln, auf Kreta, Kypros, in Maina u. s. w. noch die alte Pluralsform, auf σι, z. B. λέγουσι, γράφουσι, und selbst im Aorist εἴπασιν, ἐγράψασι. Hier beschwerten die Bauern sich ihrerseits, daß der katholische Adel sämmtliche besten Aecker besitze; sie entrichten zwei Drittel des Ertrags als Pacht und müssen noch überdies die Aussaat geben und die Pflugochsen unterhalten.

Gegen Abend erreichten wir, nachdem wir einen dritten Bergrücken überstiegen, das reizende Dorf Philoti, das am Fuße des Dia und in einem Winkel des schönen und reichen Binnenthals Drymalia (ἡ Δρυμαλιά) liegt. Eine Fülle von Wasser plätschert durch den Ort, und die Häuser sind unter hohen, üppig belaubten Bäumen aller Art versteckt. Ja, Vater Herodot hat Recht: Naxos ist schon jetzt die seligste der Inseln; und was könnte sie vollends durch sorgsamen Anbau werden!

Von Philoti ritten wir am 20sten August, unser Gepäck zurücklassend, nach dem sogenannten Thurm am Bergbach (πύργος τοῦ χειμάῤῥου), auf der Südseite des Diaberges. Wir mußten diesen höchsten der Berge von Naxos, der in seinem heutigen Namen (Zia) unverkennbar den alten Namen der Insel (Δία*) bewahrt, nicht weit von seinem Gipfel übersteigen, und hatten von seinem Rücken, der eine weite Aussicht über sämmtliche Inseln des ägäischen Meers und bis nach Ikaria und Samos gewährt, noch zwei Stunden bis an das Ziel unseres Rittes. Der Thurm ist eine interessante hellenische Ruine, kreisrund, aus weißen Marmorquadern erbaut und noch in beträchtlicher Höhe erhalten. Er liegt in einer Einöde, denn dieser geräumige Strich Landes südlich vom Diaberge ist fast ganz unbebaut. Wir kehrten um die Westseite der Berges in drittehalb Stunden nach Philoti zurück und ritten dann durch das üppige, mit Oel- und andern Fruchtbäumen bewachsene, und mit Dörfern und Landhäusern gefüllte Thal von Drymalia nach Apanokastro (Ἀπάνω Κάστρον), einem alten herzoglichen Schlosse, aber von schlechter Bauart und ganz in Ruinen. Als wir hier waren, ging die Sonne schon unter, und erst spät in der Nacht langten wir, nach einem äußerst angestrengten Ritte, wieder bei unserm guten Kapuziner an.

Sie werden schon aus der Natur der Ortsnamen, wie aus dem Wenigen, was ich über den Dialekt der Naxier bemerkt habe, abgenommen haben, daß Naxos, wenn ich so sagen darf, eine der hellenischsten unter den griechischen Inseln ist. Die Ortsnamen sind wirklich merkwürdig: Polichne, Melanes, Tripodes, Panormos, Potamides u. s. w. Auch in den Sitten hat sich viel Hellenisches erhalten; so gebrauchen z. B. die Hirten der Gebirge die Schleuder (ἀμφενδόνα, d. i. σφενδόνη) noch heute mit großer Geschicklichkeit. — Die Hauptprodukte von Naxos sind Wein, Oel, Südfrüchte und Getreide im Ueberfluß, Alles von der edelsten Gattung. Der Marmor, der sich unmittelbar am Ufer findet, gleicht im Korn dem parischen Marmor und steht ihm an Güte wenig nach.

Wir haben übrigens von unserm Ausfluge durch eigene Unvorsichtigkeit sämmtlich eine Erkältung zurückgebracht und sitzen jetzt bereits den zweiten Tag halb krank im Kloster. Doch werden wir diese Nacht nach Paros hinübersegeln.

---

* Vergl. Kunstblatt, 1836, Nr. 12.

* Diod. Sicul. 5, 51; Ovid. de A. A. 1, 527.

Bilder aus dem Seeleben
in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Scylla.

Knabe. Lebte sie nur noch! ich wollte ihr zeigen, daß man nicht ungestraft einem ehrlichen Mann sein Mädchen rauben darf. Wäre das mir geschehen, ich hätte mir schon Platz zu machen gewußt und sie unter allen ihren vierfüßigen Liebhabern auf's Trockene gesezt.

Die Ameise konnte, troz ihres Schmerzes, bei diesen Worten ein kleines Lächeln nicht unterdrücken. Guter Freund, sagte sie nach einer Pause, man sieht, daß du ein Neuling in der Welt bist. Zauberinnen sezt man nicht so leicht auf's Trockene! — Ueberhaupt, wie schlecht kommt man in der Welt fort, wenn man nichts hat, als ein paar gesunde Fäuste! List, Klugheit und Ueberredung müssen aushelfen, wo die Macht zu gering ist.

Knabe (spöttisch). Das sind die Grundsätze einer Ameise, aber nicht eines braven, beherzten Burschen. Anstatt in Ohnmacht zu fallen, wäre ich flugs in's Wasser gesprungen, um mein Mädchen aus den Klauen der Ungeheuer zu retten, gleichviel, ob Gefahr da war, in den Wellen zu ertrinken oder nicht.

Ameise. Wir wollen uns nicht hierüber streiten.

Knabe. Eben so wenig gefällt mir, daß du damals dich zu den Ausreißern geselltest und vom Kriegsheere, wo dich Pflicht und Ehre festhielten, entschlüpftest.

Ameise. Ach was! könnte ich dir jezt wohl meine Geschichte erzählen, wenn ich anders gehandelt hätte? In dem einen Fall wäre ich ertrunken, im andern todtgeschlagen worden. Bedenke es und tadle nicht so schnell die Grundsätze eines Wesens, das eine tausendjährige Erfahrung gebildet hat. Ich will jezt eilen, dir den Schluß meiner unglücklichen Geschichte mitzutheilen.

Kaum sah ich, daß die Befreiung meiner Geliebten durch menschliche Kräfte nicht zu erreichen war, als ich auch den Entschluß faßte, die Wohnung der Circe aufzusuchen, um sie durch die rührendsten Bitten und Vorstellungen zu bewegen, ihr grausames Werk selbst wieder zu zerstören. Nach langem Umherirren fand ich das Ziel meiner Wanderung. Die freche Räuberin meines Glücks befand sich hier in Mitten ihres ekelhaften Hofstaates im besten Wohlseyn, und mit einer Miene, als hätte sie kein Wasser getrübt. Der Anblick ihrer verhaßten Gestalt brachte mich dergestalt außer Fassung, daß ich lange Zeit mich verborgen halten und sammeln mußte, ehe ich mit meinem Anliegen hervortrat. Während dieser Zeit entdeckte ich mich meinem Jugendfreunde, dem Kameel, und wir sannen Beide auf Mittel, die den Untergang der nichtswürdigen Hexe hätten herbeiführen können. Was vermochten aber zwei schwache Wesen, denen selbst noch das Joch der Verzauberung auf dem Nacken ruhte, gegen ein mächtiges und arglistiges Götterweib! Meine Bitten fruchteten nichts, und unsere Verschwörung wurde, ehe sie noch ganz zur Reife gediehen war, entdeckt. Circe machte sich jezt daran, auch mir meinen Lohn nicht länger vorzuenthalten. Sie hatte von mir selbst die Geschichte meiner Verwandlung erfahren. Anstatt ihrem Zorne Luft zu lassen, nahm sie die Miene an, als verzeihe sie mir gänzlich; sie war huldreich und liebenswürdig, ihr Antlitz konnte, wenn sie wollte, die jugendliche himmlische Unschuld und Fröhlichkeit eines siebzehnjährigen Mädchens annehmen. Sie hing sich an meinen Arm, und scherzend und lachend machten wir einen kleinen Spaziergang zu einem der entfernteren Gärten. Dort angelangt, sezten wir uns unter einem großen Apfelbaum nieder. Die Hitze war unleidlich, die schöne Frau schmachtete nach einer Erquickung, und auf ihre Bitte machte ich mich anheischig, auf den Baum zu klettern, um ein paar Aepfel herabzuholen. Der Stamm war ungewöhnlich hoch, und ich glitt daher einige Mal wieder unverrichteter Sache herab. Circe lächelte und rief mir zu: „O mein Freund, wie langsam! Ich wette, wenn Ihr noch eine Ameise wäret, wie ehemals, ich bekäme schneller meinen Apfel.“ Ich fand diesen Scherz nicht ganz zart, und wollte eben etwas darauf erwidern, als ich zu meinem Erstaunen sah, wie die Zauberin unter'm Baume zu einer riesigen Größe anwuchs; zugleich sah ich mich selbst im Schatten eines Gegenstandes, der wie die runde Kuppel einer ungeheuern Kirche aussah: es war ein Apfel. Du erräthst mein Unglück, Freund: die Dinge um mich hatten ihre gewöhnliche Größe behalten, ich aber war zu einer winzigen Kleinheit eingeschrumpft; mit Einem Worte, ich war wieder eine Ameise geworden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Aktienschwindel.

Daß die kleinern Tageblätter nicht unterlassen würden, über die Aktiensucht zu witzeln, welche sich auf einmal der Buchhändler und Herausgeber von Zeitschriften in Paris bemächtigt zu haben scheint, stand zu erwarten. Eines derselben, der Charivari, enthält den Prospectus eines Unternehmens zu Verfertigung von Schwefelhölzchen, wozu ein Kapital von hundert Millionen mittelst Aktien gesucht wird. Der Prospectus ist ganz im Tone der vielversprechenden Ankündigungen, welche unfehlbaren Gewinn von mehreren hunderttausend Franken versprechen, und den Werth einer Anstalt wenigstens zu einer halben Million anschlagen. Ein

anderes Blatt, der Corsaire, erzählt die spaßhafte Geschichte eines Mannes, welchem den ganzen Tag hindurch Aktien angeboten werden. Am Morgen, da er aufsteht, tritt sein Stiefelputzer ein, kündigt ihm an, er wolle seine Stiefelwichserei en commandito anlegen, und ersucht den Herrn, Aktien zu nehmen. Der Herr will von den Aktien nichts hören, und verlangt seine Stiefeln alsbald gewichst zu haben. Dazu hat der Stiefelputzer keine Zeit, verspricht aber den Aktiennehmern freie Stiefelwichse. Der Herr weist den Mann ab und verlangt sein Frühstück. Die Magd kündigt ihm an, die Milchverkäuferin könne keine Milch liefern, weil sie eben damit umgehe, wie die Buchhändler ihren Kuhstall vermittelst Aktien zu betreiben; sie hoffe, der Herr werde einige nehmen. Dieser wird erbost und wünscht die Aktien zum Henker. Dafür bekommt er aber auch kein Frühstück und muß hungrig ausgehen, zumal auch die Bäckerei bereits in Aktien getheilt wird, eben so die Metzgerei; kurz, den ganzen Morgen wird der arme Mann von den Aktien herumgetrieben und kann nichts bekommen. Er ist herzlich froh, daß ihn ein Freund zu Tische geladen hat, und er gegen Abend in einer entlegenen Gegend der Stadt, wo die Aktienwuth noch nicht hingelangt ist, zu Essen bekommt. – Jezt wäre es wohl Zeit, Scribe's „Actionnaires,“ die vor sechs Jahren auf die Bühne gebracht wurden, wieder vorzunehmen. Es kam in diesem Stücke ein witziges Lied vor, worin es hieß, man setze nun Alles in Aktien um, und es fehle nur noch la morale en action. Damals zeigte sich aber erst der Anfang des Aktienschwindels, eine bloße vorübergehende Anwandlung davon. Die Revolution schob die Handelsspekulationen in den Hintergrund; nun aber, bei dem langen Frieden und bei dem stets zunehmenden Associationsgeiste, über welchen vor fünfzehn Jahren Graf Laborde ein Buch schrieb, ohne daß er dadurch viel bewirkte, ist der Einfall, große Unternehmungen durch Aktien zu betreiben, zu einer wahren Sucht geworden, und fällt in's Uebertriebene. Auch die Gazette de France trägt ihren Witz über die Aktienwuth zu Markt. Sie behauptet nämlich, ein durch seine dramatischen Schriften bekannter Schriftsteller (etwa Alex. Dumas?) wolle sein Dichtertalent auf Aktien anlegen, wie Buchhändler ihren Büchervorrath oder Verlag, und schlage dasselbe zu einer halben Million an. Diesen seinen Werth wolle er nun in Aktien von 1000 Fr. theilen; die Ankäufer sollen den Nutzen von seinen dramatischen und überhaupt schriftstellerischen Produkten ziehen, er gehöre dann nicht mehr sich selbst, sondern seinen Käufern; nur die halbe Million würde sein Eigenthum, oder, was auf Eins hinausläuft, er würde sich dadurch ein jährliches Einkommen von 25,000 Franken sichern, falls man die Rente nicht von 5 auf 4 herabsezt, und der ungenannte Dichter nicht das Kapital selbst angreift, anstatt sich mit der Rente zu begnügen; eine Anmuthung, die der Verfasser Anthonys wohl schwerlich gut heißen würde; denn auf Zinsen legen ist seine Sache nicht. Man wird sich vielleicht noch aus frühern Berichten erinnern, daß ihn unlängst ein Buchhändler vor Gericht belangen ließ, weil der Dichter das Honorar für zwei noch nicht geschriebene Theaterstücke empfangen hatte und damit, das heißt mit dem Gelde, nach Italien gegangen war, ohne zur versprochenen Zeit die Theaterstücke zu liefern. Seitdem ist er zurückgekommen, hat ein Stück mitgebracht, und dieses wird nun seit einiger Zeit unter dem Titel: „Don Juan de Marana oder der Fall eines Engels, ein phantastisches Drama in fünf Aufzügen oder sieben Tableaux,“ an der Porte St. Martin aufgeführt; ein wahres monstrum horrendum, wie es nur die kühne Phantasie eines Alex. Dumas entwerfen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, Mai.

(Fortsetzung.)

Kunst. Chaponnière.

In der Landschaftmalerei war einiges Gute ausgestellt, von Guyon, Diday, besonders aber von Calame. Der junge Meyer in Rom hatte gute Volksscenen aus dieser Stadt eingesendet. Von unserm schnell und viel arbeitenden Genremaler Gros-Claude war nur Unbedeutendes da, gar nichts von Topfer. Unter den ausländischen Malern stand Scheffer am höchsten. Lugardon, jezt in Paris, hatte nur ein kleines, halb häßliches Mädchen im Bild eingeschickt. Von den Gemälden wurde Einiges wohlfeil von dem hiesigen Kunstverein angekauft und dann verloost. – In Bildhauer- und Stempelschneidekunst haben sich hingegen Künstler aus Genf, wiewohl entfernt von ihrem Vaterland, sehr ausgezeichnet. Von J. Pradier besitzen wir J. J. Rousseau's Bronzestatue, an der wohl nichts zu tadeln ist, als die antike Affektation, von der sich nun einmal die meisten Pariser Plastiker nicht losreißen können. Chaponnière stand unstreitig in Auffassung und geistvoller Composition weit über Pradier, und war nahe daran, ihn auch in der Technik zu erreichen, als der Tod den trefflichen jungen Mann wegnahm; er wollte jedoch nicht in Paris sterben, sondern eilte hieher zu den Seinigen, die ihn aber mit aller Sorgfalt und Liebe nicht retten konnten. In Rom unter Thorwaldsen gebildet, war sein erstes Werk von Bedeutung ein junges griechisches, eben als Sklavin verkauftes Mädchen, von dem wir früher in diesen Blättern mit dem Lob gesprochen haben, das dieses ausgezeichnete Werk verdient. Chaponnière fühlte aber wohl, daß, wenn er sich weiter ausbilden wolle, seines Bleibens nicht länger in Genf sey, daher ging er nach Paris, und hier machte sein David im Salon von 1835 großes Aufsehen und ward allgemein für das ausgezeichnetste statuarische Werk dieser Ausstellung gehalten. Chaponnière hat den Augenblick gewählt, wo David, der den Riesen erlegt und ihm den Kopf abgeschnitten hat, einen Fuß auf leztern sezt, und indem er mit der Rechten das ungeheure Schwert auf der Spitze schwebend hält, mit der gen Himmel gehobenen Linken und mit dankbegeistertem Blick aufwärts schaut. Sehr richtig und bezeichnend sagt der junge Künstler: „C'est l'esprit vainqueur de la matière, c'est la pensée triomphant de la force brutale.“ Nach Chaponnière's Tod, der seinen David in Marmor ausgeführt haben würde, wenn er länger gelebt hätte, hat dessen Bruder seiner Vaterstadt Genf das Gypsmodell unentgeltlich überlassen, aber unter der Bedingung, daß es in Bronze abgegossen und dort als ein Andenken an den Genfer Künstler öffentlich aufgestellt werde. Dazu wurde sogleich hier eine Subscription eröffnet, wobei schon in den ersten zwei Tagen sechstausend Franken zusammengekommen waren. Es wird nun unverzüglich an's Werk gegangen, und die schöne Statue dürfte bald unser Museum Rath oder einen öffentlichen Platz zieren. Ich stimme für Lezteres, denn die Idee des Chaponnière'schen Davids, als Darstellung des über die rohe Gewalt siegenden Geistes, hat auch eine genaue Beziehung auf Genf, dessen Intelligenz und Patriotismus so oft gegen die drohende Uebermacht gewaltiger Nachbarn kämpfen mußte, aber fast immer siegte. Ich meine, dieser David stände recht passend vor der St. Peterskirche oder auf dem Platz Molard, von dem die Reformation ausging.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 140.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 11. Juni 1836.

— Es kann
Der Mensch der Liebe nie entwöhnet werden,
Und ewig gibt's doch Einen Gott auf Erden.

Wieland.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Scylla.

Knabe. Und was that die Zauberin?

Ameise. Sie stand unter dem Baum und hielt mir folgende schöne Rede. „Tapferer Myrmidone," sagte sie und lachte dazu unmäßig, „ich gebe dir jezt Zeit und Muße, deine verliebte Natur etwas verrauchen zu lassen. Wenn du wieder menschliche Gestalt gewinnen solltest, so hüte dich wohl, daß du mit deinen Liebschaften keinem Mächtigern in den Weg trittst. Jezt lebe wohl und denke meiner." Damit ging sie sorglos von dannen, und meine Flüche, die ich im Schmerze und der Verzweiflung ausstieß, verklangen ungehört in dem Gesäusel der Baumblätter um mich her.

Knabe. Ach, wie beklage ich dich! —

Ameise. Hier hast du nun die Abenteuer meiner Liebe und meine unglückliche Geschichte. Ich wüßte nichts mehr hinzuzusetzen.

Knabe. Ich danke dir, du hast mir auf die beste Weise die Zeit vertrieben. Mein Himmel, von diesen Dingen hat mir auch nicht von Ferne geträumt! Es wird mir jezt sogar schwer, mich wieder in das gewöhnliche Leben um mich her zu finden. Ach, welch eine wunderliche Welt hast du bewohnt!

Die Ameise konnte auf diese Bemerkung nichts erwidern, ihre lange Erzählung hatte sie dermaßen erschöpft, daß sie jezt in ihrer ganzen Länge ausgestreckt auf dem Steine lag und kaum noch athmete. Es verging eine lange Pause, während tiefe Stille herrschte und man nur die leisen Wellen an's Ufer klingen hörte. Der Knabe hätte sich gerne noch nach manchem merkwürdigen Umstand erkundigt, aber er wagte nicht, die kleine Erzählerin in ihrer hinbrütenden Erschöpfung zu stören. Endlich dauerte ihm die Ohnmacht derselben doch zu lange, er tauchte seinen Finger in's kühle Meerwasser und sprizte ein Tröpfchen auf die Ameise. Sogleich ergriff sie wieder ihren Grashalm und richtete sich mühsam daran in die Höhe. „Wir müssen jezt Abschied von einander nehmen," sagte sie mit einer noch immer erschöpften Stimme. „Diese Nacht war eine von denen, wo es mir erlaubt ist, aus meinem verzauberten Zustande zu erwachen und mich unter den lebenden Geschöpfen der Welt herumzutreiben; nun wartet meiner wieder ein tausendjähriger Schlaf. Vielleicht, wenn ich dann komme, herrschen wieder die alten Götter mit ihren wunderlichen Liebschaften und Zänkereien.

Knabe. Bleibe noch ein wenig. Du hast mir noch nicht gesagt, was aus Scylla wurde. Die Schiffer in meinem Dorfe erzählen, daß ein ehemals sehr böser Strudel nicht weit von hier diesen Namen führte.

Ameise. Das ist ja eben meine unglückliche Scylla. Noch immer hat der Zauber seine Kraft, obgleich nicht mehr in seiner vollen Stärke. Noch immer vermeiden die Schiffer jene Stelle im Meer, und der alte Fluch der Circe schwebt noch geheimnißvoll über der Tiefe. Doch nur sehr selten zeigt sich in hellen Mondnächten die Gestalt der armen Nixe dem vorübertreibenden Schiffer aus der Ferne über den Fluthen.

Knabe. Ach, ich wünsche sie nicht zu sehen; mein Herz würde vor Wehmuth brechen bei ihrem Anblick.

Ameise. Ein alter, berühmter Dichter hat meine unglückliche Geliebte besungen, aber er hat treuloserweise meinen Antheil an diesen Begebenheiten ausgelassen; er erzählt nur von Glaukus und Scylla. Du hast nun, mein Knabe, die Wahrheit von der alten Sage vernommen, und wenn du einst ein Dichter werden solltest, so mußt du mit mehr Treue der Nachwelt diese merkwürdige Geschichte berichten.

Diese kleine, abschweifende Bemerkung machte die Ameise nicht ohne Ursache. Sie sah in dem Moment in dem Antlitz des Knaben alle jene ausdrucksvollen Schönheiten auftauchen, die das Gepräge eines begeisterten Dichterkopfes ausmachen. Seine Augen glänzten, die Wange färbte sich höher, die Lippen hauchten das zärtliche und gefühlvolle Lächeln, das ein reizender Gedanke der Phantasie dem Gesichte mitzutheilen pflegt. Dennoch war der arme Fischerknabe kein Dichter, aber die Liebe, eine andere Dichtkunst, hatte ihn eben durch das Erscheinen seines Mädchens elektrisirt, das hinter einem der großen Ufersteine hervortrat. Er flog auf sie zu, Beide hielten sich eng umschlossen, und vergessen waren der ehrwürdige Offizier der Leibwache des Königs Aeakus und seine unglückliche Geliebte, die verwandelte Scylla.

Unbesonnene Welt! das Meer deines ewigen Leichtsinnes liegt hell und spiegelglatt vor dir ausgespannt; fragst du wohl nach den Strudeln, wo eine unglückliche Liebe versank, wo ein Lebensschiff scheiterte? Umsonst sprechen die alten Sagen der Tiefe, ewig neu und reizend klingen die Sirenenstimmen in jedes junge Herz, es anspornend, die Fahrt über das trügerische Meer zu wagen.

(Schluß der Scylla.)

Briefe von den griechischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Paroikia auf Paros, 1. Sept. (20. August.)

Nicht Parecchia, wie die Europäer nach der corrupten italienischen Aussprache gewöhnlich schreiben, sondern Paroikia (ἡ Παροικία) ist der Name der Hauptstadt von Paros, wo wir uns jezt befinden. Wie die Stadt zu dem seltsamen Namen gekommen, weiß ich nicht anzugeben; sie liegt unzweifelhaft auf den Ruinen der alten Paros.

Vorlezten Sonntag, den 23sten August, landeten wir des Morgens im Hafen von Naussa, an der Nordostspitze der Insel. Dieser Name (ἡ Νάουσσα, d. i. ναόεσσα, die Schiffreiche), der so trefflich auf den weiten und sichern Hafen paßt, in welchem alle Flotten der Welt Platz haben, scheint noch aus dem hellenischen Alterthume zu stammen. Kennen wir doch auf Paros, außer dem der Hauptstadt, keinen einzigen alten Ortsnamen. Naussa ist ein kleiner, städtisch gebauter Flecken, der nichts Merkwürdiges enthält. Wir nahmen daher sogleich Pferde und ritten in zwei Stunden nach Paroikia. Der Weg läuft über eine ausgedehnte und nicht unfruchtbare Ebene, mit vortrefflichen Weingärten, allein ohne Oelbäume. Die Venetianer haben sie im candischen Kriege sämmtlich zu Brennmaterial umgehauen, und noch hat man sie nicht wieder gepflanzt. Auch Feigenbäume fehlen; man sieht nur ziemlich viele Stechpalmen. Fünf Minuten von der Stadt liegt die auf den Inseln weit und breit berühmte Kirche Hekatontapyliani (ἡ Ἑκατονταπυλιανή, die hundertthorige, welcher Name übrigens eine starke poetische Uebertreibung ist). In der Stadt ist Alles voll Marmor. Die Gassen sind eng, aber ziemlich reinlich; fast alle Häuser haben Terrassen, welche von riesig großen Weinstöcken überschattet sind. W. und ich langten hier ernstlich krank an und mußten noch mehrere Tage das Zimmer hüten.

In der Nacht vor dem 27/15ten August und an diesem Tage selbst, als dem Feste der Panagia, war die Stadt voll Jubel und Festlichkeit; ein Theil der Landbewohner war hier zusammengeströmt, und Alles wogte nach der großen, mit Myrthenzweigen reich ausgeschmückten Kirche Hekatontapyliani, die ich bei dieser Gelegenheit zuerst sah. Sie ist ein ansehnliches Gebäude, dessen Gründung die Tradition der h. Helena beilegt, das aber von Außen durch viele Reparaturen schon ganz umgebaut worden ist.

An den folgenden Tagen besahen und durchforschten wir die Stadt selbst und ihre nächste Umgegend, und am Sonntag ritt ich mit S. nach den Marmorbrüchen, welche anderthalb Stunden ostwärts von Paroikia, unweit des kleinen Klosters des h. Minas liegen. Der Eingang zu dem ersten Hauptbruche ist, oder scheint wenigstens, eine natürliche, sich niederwärts senkende Höhle. Durch diese tritt man in eine große, halb dunkle Wölbung, und von hier windet sich der Stollen in südlicher Richtung, bald steigend, bald fallend, wohl eine halbe Stunde weit unter der Felsfläche hin. Der ganze Berg ist freilich, wie die ganze Insel, weißer Marmor,

aber die Ader oder Schicht des Marmors von der besten Qualität, auf welche man hier eigentlich baute, fällt unter einem Winkel von etwa fünfzig Graden von Westen nach Osten, so daß der ganze Stollen eine schiefe Lage hat. An manchen Stellen ist er vollends so krumm, eng und niedrig, daß man kaum begreift, mit Hülfe welcher Maschinen die Alten große Blöcke durch diese gewundenen Gänge schaffen konnten. Der Marmor ist bekanntlich vortrefflich, die beste Qualität halb transparent. Die Beschaffenheit der Brüche macht es einleuchtend, daß Plinius * und andere Alten Recht haben, wenn sie den Namen dieser besten Marmorart — λυχνίτης — davon herleiten, daß der Stein bei Lampenlicht gebrochen wurde, was z. B. in den pentelischen und hymettischen Brüchen, die zu Tage ausgehen, nicht der Fall war. Uebrigens glaube ich, daß der pentelische Marmor den Vorzug verdient, weil er feiner und weißer ist; der parische ist wässeriger und hat große Körner, wie grobes Kochsalz. — In den zweiten Bruch, an dessen Eingange das Relief des Adamas ** ist, fuhren wir nicht ein, weil es dazu Stricke und Leitern bedurft hätte. Unweit des Eingangs zum ersten Bruche zeigte man uns eine kleine Seitenhöhle, wo die Flüchtlinge aus Kreta in den ersten Jahren der Revolution Falschmünzerei trieben. Wir fanden am Boden noch Stücke von Blechplatten und einige aus denselben geprägte türkische Para's.

Von den Marmorbrüchen sezten wir unsern Ritt noch durch mehrere Dörfer fort, und kehrten erst am folgenden Tage, den 31sten August, hieher zurück, allein dieser Ausflug war ohne sonderliches Interesse. Paros ist, obgleich an Fruchtbarkeit Naxos nicht viel nachstehend, doch noch schlechter angebaut, auch hat es nur 5300 Einwohner. Der Höhenzug — lauter Marmorgebirge — geht durch die Insel von Norden nach Süden; die höchste Bergspitze (wohl 2500 Fuß) ist im südlichen Theile derselben. An der Ost-, Nord- und Westseite der Insel sind ziemlich ausgedehnte Ebenen. Auch hat Paros, außer dem Hafen von Naussa, noch zwei oder drei sehr gute Häfen, woran es dagegen Naxos gebricht. Vor der Revolution soll Paros gegen 12,000 Einwohner gehabt haben; aber die Pest, die in den Jahren 1823 und 1824 hier wüthete, hat für sich allein dreitausend Seelen weggerafft. Aus dieser Schreckenszeit stammen zum Theil die Büßer oder Asceten (ἀσκηταί, ἀσκητάδες), welche in dem unbewohnten Süden der Insel ein Kloster haben. — Wir warten jezt nur noch auf guten Wind, um nach Thera abzusegeln.

* Plin. H. N. 36, 5.

** Tournefort 1, S. 507; A. v. Prokesch in Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode, 1834, Aprilheft; Kunstblatt, 1836, Nr. 13.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsezung.)

A. Dumas. Die Tories und die neue Literatur.

Gegen diesen neuen Don Juan ist der alte nur ein Schulknabe und ein Anfänger im Laster. Der Dumas'sche Don Juan wälzt sich gleichsam im Schlamme des Sündenpfuhls, und mordet und schwelgt, bis ihn zulezt die Reue überfällt und er Mönch wird. Aber auch dann noch bleibt er zum Theil der Alte, und mordet aus Wuth seinen eigenen Bruder. Freilich, um das Ding erbaulich zu machen, hat Dumas einen Schuzengel und einen bösen Genius aufgestellt, welche beide das ganze Stück hindurch den Helden desselben hin und her ziehen. Allerdings schwazt der Dumas'sche Don Juan nicht so frei, als es z. B. der Molière'sche seiner Zeit that; aber dagegen handelt er weit ärger, und solch ein Stück würde zu Molière's Zeiten kaum möglich geschienen haben, obschon man sich damals mit dem Olymp und der Unterwelt eben so viele Freiheiten herausnahm, wie jezt mit dem Himmel und der Hölle. Beinahe Alles, was sich Dumas mit seinem Don Juan erlaubt hat, findet sich in Lewis „Mönch" und in andern englischen Romanen. Dennoch schreien die englischen Tories gewaltig über die Entsittlichung der französischen Literatur seit der Julirevolution; das lezte Quarterly-Review enthält eine förmliche Anklage gegen die neue Romanenliteratur Frankreichs vor dem Richterstuhl der Moral. Es soll nämlich eine völlige Sittenverderbtheit jezt in Frankreich herrschen, ein Verschwinden aller religiösen Gefühle und moralischen Grundsäze, und die Werke Balzacs, Dumas, Hugo's, George Sands und Michel Raymonds sollen zu Beweisen hiefür dienen, zugleich aber auch zeigen, daß die Volksrevolution alle Bemühungen der Restauration, in Frankreich gute Sitten wieder einzuführen, zernichtet hat, daß nun völlige Anarchie in den Sitten herrscht, daß jedoch des jezigen Königs Beispiel und Eifer viel Gutes wirken kann. Dies ist freilich die Ansicht, welche die französischen sowohl, als englischen Tories stets geltend zu machen suchen. Nur ziehen die Ersten nicht so gewaltig gegen die neuern Romane los, und daran thun sie wohl; denn obgleich in den Romanen und Bühnenstücken der erwähnten Schriftsteller und einiger anderer das Gräßliche und Liederliche bis zum Ekel getrieben wird, so sind sie doch offenbar nicht in der Absicht geschrieben, die Moral umzustoßen oder die Sitten zu verderben. Sie sind vielmehr Erzeugnisse einer überspannten Phantasie und die Folge eines unsinnigen Strebens, etwas Neues, Unerhörtes hervorzubringen. Dieses Streben schreibt sich aber nicht von der lezten Revolution her, es ist viel älter. Sobald die kalten, leblosen Formen, in welche während der Napoleonschen Herrschaft die französische Literatur eingezwängt war, verlassen und verworfen wurden, suchte jeder kühne Geist in Frankreich neue Bahnen zu brechen. Anfangs ging es langsam mit diesen Versuchen; bald wurde man kühner, und allerdings hat die Julirevolution den Schwung der Geister befördert, die Sitten aber sind nicht verderbter und auch nicht reiner, als sie zuvor waren. Die Restauration hielt allerdings viel auf äußere Andachtsübungen, bereicherte die Geistlichkeit und belohnte den katholischen Eifer; dies änderte aber wenig oder nichts an den Sitten, und die Ehre einer moralischen Verbesserung der Nation kann jene Regierung sich nicht anmaßen. Auch zweifle ich, ob in England unter der Herrschaft der Tories der moralische Zustand der Nation

anders und besser war, als jezt. Es ist aber eine Gewohnheit der Torypartei, daß sie über Entsittlichung und Verderbtheit klagt, sobald sie nicht mehr am Staatsruder sizt. Auch in Frankreich deklamirt diese Partei stets gegen die böse, verderbte Zeit und über das paradiesische Leben, das man, ihrer Behauptung nach, vor der Revolution führte, was aber durch die Memoiren und andere Schriften jener Zeit schauerlich widerlegt wird. Wie manche Anstalten sind jezt vorhanden, um das Volk zur Arbeit, zur Sparsamkeit, zum nüchternen Leben zu gewöhnen, welche ehemals ganz fehlten! — Von den Bemühungen der Gesellschaft zur Beförderung der christlichen Moral habe ich im vorigen Jahre bei Gelegenheit ihrer öffentlichen Sizung Meldung gethan. Auch in diesem Jahre hat sie bereits von ihrem Streben und Erfolge öffentliche Rechenschaft abgelegt. Da die vorgelesenen Berichte und die aus dem Stegreife gehaltenen Reden noch nicht im Drucke erschienen sind, so behalte ich mir vor, auf dieselben zurückzukommen. Man denke ferner an die jezt fast in allen Arrondissements angelegten Sparkassen, welche bedeutende Summen empfangen, und auch der Regierung den Vortheil gewähren, daß sie dadurch Millionen als Anleihen bekommt, ohne nöthig zu haben, deßwegen mit Bankiers kostspielige Contracte zu schließen; ferner an die Mäßigkeitsgesellschaften, die freilich bis jezt noch keine merkliche Wirkung hervorgebracht haben, deren Daseyn aber nichtsdestoweniger ein löbliches Streben bezeugt. Es ist fast unglaublich, welche Menge schlechten Weines hier Sonntags und Montags in den Schenken getrunken wird, und wie viel Geld dafür aus der Tasche des Volks wandert.

(Die Fortsezung folgt.)

Genf, Mai.

(Fortsezung.)

Bovy's große Medaille.

Nicht weniger rühmende Erwähnung, als Chaponnière's David, verdient die große Medaille, die der Genfer A. Bovy in Paris vor Kurzem und nach zweijähriger Arbeit auf Calvin vollendet hat. Bei Gelegenheit des Genfer Reformationsjubiläums, vorigen Sommer, sprachen wir schon von der schönen und großen Medaille A. Bovy's auf die Reformation und Genfs Reformatoren. Vorliegende aber steht noch weit über ihr, und ist wohl das Vollendetste und Großartigste, was in neuester Zeit in dieser Art hervorgebracht worden ist. Der Durchmesser der Medaille ist vier Pariser Zoll, und schon dadurch hat sie nicht ihres Gleichen. Auch besizt das Hôtel des Monnaies in Paris, ungeachtet seiner Vollkommenheit, keinen Schwängel, um solche Prägung damit vorzunehmen. Bei dieser Arbeit mußten zwei große Schwierigkeiten überwunden werden: zuerst Stempel von dieser Größe zu machen und zu stählen, und dann eine Maschine zu finden, um darauf diese Riesenmedaille schlagen zu können. Bovy's Vater und Brüder haben ihm diese doppelt schwierige Aufgabe lösen helfen. Die Vorderseite der Medaille zeigt Calvins Brustbild, mit dem ernsten, strengen, aber ruhigen Profil, mit der gedankenreichen Stirne und dem ruhigen, aber imposanten Blick; auf dem ganzen Gesicht liegt der Ausdruck innern Friedens und inniger Ueberzeugung. Das Ganze ist so trefflich und so harmonisch, daß man kaum an die Vollendung im Einzelnen denkt, an die Behandlung der Gesichtsfalten und der Vorsprünge, an die sanften Conturen und die vollendete Behandlung der Beiwerke. Wenn man die weiche, zarte und doch wieder höchst kräftige Behandlung dieses Kopfes sieht, so meint man, er sey in Wachs, Thon oder ein anderes weiches, gefälliges Material gearbeitet. Die Umschrift des Kopfes lautet: Johannes Calvinus; natus Novioduni 1509; mortuus Genevae 1564. Auf der Rückseite zeigt sich Calvins Kanzel und darüber ein Himmel von gothischer Form und trefflicher Arbeit. Zwischen der Kanzel und dem Himmel auf dem Felde der Medaille stehen die Worte aus dem neuen Testament (Hebräer XI, 27): Il teint ferme comme s'il eust veu celuy qui est invisible, und unten das Datum des Reformationsjubiläums; die Umschrift lautet: Corpore fractus; Animo potens; Fide victor. Ecclesiae Reformator, Genevae Pastor et tutamen. Wir finden diese Seite, bei aller Trefflichkeit im Einzelnen, zu sehr mit Inschriften überladen, und daher nicht einfach genug. Ich erinnere meine Leser daran, daß von demselben A. Bovy die herrliche Medaille ist mit Goethe's in wahrem Basrelief hervortretenden Kopf, unstreitig die schönste und kühnste Darstellung des Dichtergreises, und dessen Kopf auf der Loosschen Jubiläumsmedaille von 1824 weit überlegen.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 134:
Der Hahn.

Räthsel.

Vivit ut in vasto bestia saeva specu.
Lorichius.

Ein wildes, doch oft gezähmtes Thier,
In dunkeler Höhle lauernd,
Bei Tag und bei Nacht auch meistens hier
Oft müssig und schweigsam kauernd.

Und um die dunkele Höhle her
Ein Wall von weißem Gesteine,
Den überschreitet das Thier nicht sehr,
Gefesselt mit kräftiger Leine;

Muß sterben, wenn es dem dunkeln Haus
Mit Gewalt entrissen ist worden,
Doch weiß es von seinem Verstecke aus
Mit Gift und Waffe zu morden.

Glatt führet es Gift, und mit Haaren Dolch,
Doch beides unsichtbare Waffen;
Der Dolch doch weniger als der Kolch
Macht seinen Feinden zu schaffen.

Allein auch Honig und Nektar fließt,
Von dem wohl gezähmten entbunden,
Und manchmal heilenden Balsam gießt
Es in fast unheilbare Wunden.

Ist aber es krank, so verliert es wohl
Die sonst so nöthige Ruhe,
Dann wird sein Ton oft so leer und hohl,
Wie einer bestohlenen Truhe.

Drum lehrt das gelehrige wilde Thier,
Zu gehorchen vernünftigem Willen,
Dann wird es den Freunden die edle Begier
Mit Nektar und Balsam stillen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 141.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 12. Juni 1836.

Be your tears wet? — Yes 'faith!
Shakespeare.

Gedichte eines Autodidakten.

Thränenlieder.

Das Thränenparadies.

Am Strom der Thränen stehen Trauerweiden,
Ihr Holz schmeckt bitter, wie der Seele Leiden,
Die Zweige flattern wie gelöset Haar
Verzweiflungsvoll betrübter Frauenschaar.

Des Stromes Wellen seufzen hin in Klagen,
Die Felsen ächzen, wild von ihm geschlagen,
Isop und Wermuth grünt an seinem Strand,
Und keine Blume schmückt das öde Land.

Da kommt ein Kind, das wie die Sonne leuchtet,
Schöpft Wasser aus dem Strome und befeuchtet
Damit das Land, da sprossen alsobald
Der Blumen viel, und blühen mannichfalt.

Aus Thränen treuer Liebe sproßt die Rose,
Der Freundschaft Thrän' entsprossen hell im Moose
Vergißmeinnicht und Veilchen himmelblau,
Und Freudenthränen zieren sie als Thau.

Der Weiner Seelen, ausgeweinet, kommen
Den Strom als Schwäne still herabgeschwommen,
Sie steigen aus auf goldnem Uferkies
Und gehen ein in's Thränenparadies,

Wo jedem Herz das ihm verwandte winket,
Zu unzertrennlicher Umarmung sinket
Die Sehnsucht der Erfüllung an die Brust,
Und Alle leben Ewigkeiten Lust.

Das Gewitter.

Es ächzt die Erd' in Angst und Noth,
Verfolgt von Blitzen blutigroth,
Und keucht wie in wilder Flucht,
Vom Donner brüllend aufgesucht.
Es regen sich in ihrem Herzen
Der äußersten Bedrängniß Schmerzen;
In ihren Adern kocht das Blut,
Gleichwie in heißer Fieberwuth.

Doch sieh', ihr Aug' wird wieder hell,
Versieget ist ihr Thränenquell;
Der Himmel, heiter, wie Azur,
Lacht wieder freundlich der Natur. —
Ein Mensch steht unten auf der Erden,
Dem will nicht Trost noch Hülfe werden;
Der Erde scheint der Sonne Strahl;
Wann wird erhellt sein Herz einmal?

Abschied.

Musik erschallt vom hohen Saal
Und froher Zecher Lieder;
Tiefsinnig blickt des Mondes Strahl
Auf's Wirthshausdach hernieder.

Laut jauchzt die junge Tänzerschaar,
Von Wein und Freude trunken;
Im Garten sizt ein liebend Paar,
In tiefes Leid versunken.

Das traute Paar gelüstet nicht,
Zu tanzen noch zu singen;
Der Jüngling von dem Abschied spricht,
Da will ihr Herz zerspringen.

Es kommt der helle Morgenstrahl
Und trifft sie noch beisammen;
Sie küssen sich zum lezten Mal
Mit heißen Liebesflammen.

Ein Nachen stößt vom schönen Land,
Ihn schaukeln blaue Wogen;
Das Mädchen blickt vom hohen Strand,
Weit in die See gebogen.

Sie steigt in banger Liebesnoth
Zu ihrem Dorfe nieder.
O Mondeslicht, o Morgenroth,
Bringt ihr den Jüngling wieder?

Aus der Ferne.

Dein Weinen werd' ich nie vergessen,
Als ich mit dir auf weichem Moos,
Mein Haupt gesenkt auf deinen Schooß,
In dem vertrauten Wald gesessen.

Ich sprach von unserm nahen Scheiden,
Du klagtest mir, dein Herz sey wund;
Ich blickte auf, da war dein Mund
Umbebt von einem zarten Leiden.

Als nun, durch Trennungsschmerz verbittert,
Erkranket war des Abends Lust,
Da sind auf meine offne Brust
Viel Thränen dir herabgezittert.

Du weintest mit so holden Mienen,
Da hat des Mondes bleiches Licht
Auf dein befeuchtet Angesicht
Mit Rührung still herabgeschienen.

Obgleich uns Jahr' und Ferne trennen,
So fühl' ich doch mit heißem Schmerz
Noch immer auf mein dürstend Herz,
Geliebte, deine Thränen brennen.

An einem Flusse.

Hier steh' ich auf der Brücke,
Dort schwelgt die reiche Stadt
Mit allem meinem Glücke,
Das mich verlassen hat.

Flieht, Wellen, nur hinunter,
Ich kann nicht mit euch gehn;
Ihr blickt mich an so munter,
Ich kann euch nicht verstehn.

Nur Thränen lass' ich fallen
Zu euch hinab so schwer,
Die mögen mit euch wallen
In's weite, wilde Meer,

Und mögen sich verwandeln
In Perlen, klar und rein,
Die möge dann erhandeln
Die Allerliebste mein.

Und wenn sie sich wird schmücken
Zum hellen Hochzeitssaal,
So sollen sie sie drücken
An ihrer Brust mit Qual.

Wird sich auf sie ergießen
Der Hochzeit goldner Glanz,
So sollen sie zerfließen
Zu Thränen wieder ganz,

Und sollen rächend bringen
Tief in ihr falsches Herz,
Um Kummer drein zu bringen
Und ewig bittern Schmerz.

Briefe von den griechischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Thera (Santorin), 5. Sept. (24. August).

Ich schreibe Ihnen gleichsam aus einer neuen Welt, einer Welt voll der außerordentlichsten, großartigsten Eindrücke, und Sie dürfen es nicht mir zurechnen, wenn dieser Brief eine noch mehr fragmentarische Gestalt erhält, als die vorhergehenden, denn jeden Augenblick erliege ich der Versuchung, wieder vom Tische aufzustehen und einen Blick aus dem Fenster zu werfen.

Am 2ten September Nachmittags segelten wir von Paros ab; W. blieb zurück, um nach Athen zurückzukehren. Mit schwachem Winde schlichen wir durch den Canal zwischen Paros und Oliaros (Antiparos), der

sehr schmal und für größere Schiffe zu seicht ist. Doch ist vor einigen Jahren bei einem heftigen Nordsturm eine französische Kriegsbrigg, die sich nicht anders retten konnte, hier durchgeflogen und ist, obgleich sie mehrmals aufstieß, dennoch, von der Gewalt des Sturms und der Wellen gehoben, glücklich durchgekommen. Oliaros ist sehr fruchtbar, und nur in der Südhälfte, wo die berühmte Grotte ist, gebirgig.

Wir erwachten am folgenden Morgen in dem vortrefflichen Hafen von Jos (Nio), der, wie der Peiräeus, kreisrund und völlig von Bergen eingeschlossen ist; seine Mündung ist gegen Südwest und gegen die Insel Sikinos gerichtet. Von hier steigt man auf einem steilen Pfade in einer starken Viertelstunde nach dem Städtchen hinauf. Der Berg, auf welchem es liegt, ist derselbe Schiefer, wie der von Tenos und Syros, und aus diesem Gestein scheint die ganze Insel zu bestehen. Da wir auf den bisher besuchten Inseln durch allerlei Widerwärtigkeiten sehr viele Zeit verloren hatten und der Wind nach Thera eben günstig war, so gaben wir die Erforschung des noch wenig untersuchten Jos und die Wallfahrt nach Homers Grabe für diesmal auf und schifften uns Mittags wieder ein. In weniger als drei Stunden waren wir unter der Küste von Thera, und landeten gleich darauf an der Nordspitze der Insel bei Apano-Meria (ἡ Ἀπάνω Μερά). Aber wo soll ich Farben hernehmen, Ihnen diese wunderbare Insel zu schildern? Nur auf historischem Wege, der Entstehung dieses Landes nachgehend, kann ich hoffen, mich Ihnen einigermaßen deutlich zu machen.

In vorhistorischer Zeit, als die große Kette von Vulkanen, die sich durch das südliche Europa und durch das mittelländische Meer zieht, und von der Melos und Thera nur ein paar ausgebrannte Feueressen sind, noch thätig war, erhob sich in der Mitte des weiten Bassins, welches jezt die Inseln Thera und Therasia trennt, ein Krater aus dem Meeresgrunde und fing seine Höllenarbeit an. Er warf eine Schicht Asche und Lava nach der andern aus, die sich regelmäßig über einander lagerten, und bildete so eine große, kreisrunde Insel, welche, von ihrer Peripherie her sanft aus den Wellen aufsteigend, in der Mitte in einem spitzigen, wenigstens zweitausend Fuß hohen Pik endigte. Seine lezte Anstrengung war die Ausschleuderung eines ungeheuern Aschen- und Bimssteinregens, der sich als eine weiße, zwanzig bis vierzig Fuß mächtige Schicht über die ganze Oberfläche des Eilandes lagerte. Hiemit war sein Werk vollbracht; das neue Land war zum Anbau durch Menschenhand vorbereitet. Der Krater stürzte ein, begrub die ganze Mitte der Insel mit sich in seinem Sturze, und ließ nur östlich die halbmondförmige Thera, westlich die kleinere Therasia, und südlich zwischen beiden das kleine Eiland Aspronisi (τὸ Ἀσπρονήσι) stehen. Zwischen ihnen wogte fortan das Meer in einem mehrere Stunden breiten, von Nord nach Südwest gerichteten Canale, in welchem das längste Senkblei keinen Boden findet. Die Entstehung dreier neuen Eilande in der Mitte dieses Bassins gehört wieder der geschichtlichen und zum Theil der jüngsten Zeit an; davon weiter unten.

Die gegen das Bassin gerichteten Wände von Thera und Therasia sind noch acht- bis zwölfhundert Fuß hoch, schroff und steil, als wären sie mit dem Messer geschnitten; gleich vielfarbigen Bändern ziehen sich die rothen, grauen, grünen, schwarzen, gelben, blauen und weißen Schichten horizontal über einander hin und lassen sich an der gegenüberliegenden Insel in gleicher Höhe wieder erkennen. Kaum eine Spur von Vegetation zeigt sich an diesen ausgeglühten Lava- und Aschenmassen; man glaubt, wenn der Sturm, wie heute, das Meer aufwühlt, in einen Höllenkessel zu blicken, aus dessen Mitte die schwarzen, seltsam geformten Basalteilande neuester Schöpfung wie ein Hexenbrei hervorragen. Der Eindruck wird verstärkt durch den Gedanken an die bodenlose Tiefe dieser Gewässer; unser Schiffchen stieß bei Apano-Meria mit dem Vordertheil an's Land, und am Hintertheile, zehn Schritt vom Ufer, fand der Anker keinen Grund. Man muß alle Fahrzeuge mit Stricken an den Basaltblöcken des Ufers befestigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Mai.

(Fortsetzung.)

Chaponnière und L. Robert.

Voriges Jahr trafen die Schweiz in der Kunst zwei große Verluste, denn sie verlor zwei ausgezeichnete Künstler: Chaponnière aus Genf und den Maler Leopold Robert aus dem benachbarten Neuchatel. Aber wie verschieden! Der junge Genfer Bildhauer, der an schleichender Auszehrung starb, trug schon lange den Todeskeim in sich, ehe er es dachte; lange war er noch voll Hoffnung und Projekten, lange fühlte er den herannahenden Tod nicht, er ahnte ihn nicht einmal, und er wollte nicht sterben, sondern nun erst, nach überstandenen Schwierigkeiten, recht der Kunst leben. Der unglückliche Robert hingegen vergaß den Werth und die Bedeutung der Kunst und seines eigenen Werths als Künstler, nahm sich in Venedig mit eigener Hand das Leben, und entzog sich so dem Ruhm und den großen Hoffnungen der Kunst. Lange fragte man nach der Ursache dieses Selbstmords, konnte aber keine ausreichende finden. Bald hieß es, er habe gefühlt, in der Kunst nicht mehr steigen, ja selbst nicht halten zu können, was er in seinen bisherigen Arbeiten, besonders in seinen „Schnittern“ versprochen; ein andermal wurde behauptet, Robert sey schon früher schwermüthig und trüben Todesgedanken ergeben gewesen. Für beide Behauptungen ist aber kein Beweis vorhanden, und man

schwebte völlig im Dunkeln, bis vor Kurzem eine ältere Freundin Roberts, Frau v. ***, in Genf eine kleine Schrift über ihn herausgab. Darin wird dargestellt, wie Liebe den jungen Maler zum Selbstmörder machte. Diese Frau v. ***, eine Französin und Katholikin, sah Robert zum ersten Mal in unserer St. Peterskirche, dann findet sie ihn an dem romantischen Fleck der Vereinigung der Arve mit der Rhone, ferner in dem reizenden Mornex am Salève, und endlich in Venedig wieder. In Genf hatte sie und ihr Mann nicht mit Robert gesprochen, der sie nur durch seine interessante Gesichtsbildung angezogen. Erst in Venedig, wo sie ihn plözlich vor einem Gemälde im Dogenpallast wiederfinden, können sie sich über dieses wiederholte Zusammentreffen eines Lächelns nicht enthalten, und dies führt bald nähere Bekanntschaft herbei. Eine Zeit lang kam er alle Tage in ihr Haus, dann aber erschien er auf einmal seltener und seine Gesundheit schien leidend. Herr v. *** dringt in seinen jungen Freund, und bittet ihn um so mehr um Offenheit, da er Liebe als die Ursache der Veränderung vermuthet, und selbst einen jüngern Bruder an den Folgen einer unglücklichen Neigung verloren hat. Seine Vermuthung war ganz richtig, und er hat Ursache, für seinen jungen Freund zu fürchten. Robert liebt eine reizende Venetianerin, die einzige Tochter des Marchese ***, der von einer der ältesten Familien Venedigs stammt. Der junge Maler liebt sie mit aller Gluth eines Künstlers, bald verliert er den Schlaf und ein schleichendes Fieber ergreift ihn. Der Marchese, ein großer Kunstfreund und Besizer eines schönen Kabinets, hat Robert in sein Haus gezogen, empfängt ihn oft und freundlich, hier sieht er sie oft, fesselt sich immer mehr, und bemerkt auch an ihr Manches, was seine Hoffnungen nährt, denn Marie spricht freundlich mit ihm, ist voll Aufmerksamkeit, sieht ihn immer gern im Hause ihres Vaters erscheinen. Nur Eins peinigt Robert: so war sie gegen Jedermann. Endlich zeigt sich's: Marie liebt wirklich, aber einen Andern, einen jungen Verwandten, und wird bald mit ihm verheirathet. Dies bringt den armen Maler ganz außer sich, sein Fieber nimmt reißend überhand, und in einem furchtbaren Augenblick treibt es ihn zum Selbstmord, den er früher immer ein Zeichen von Feigheit und Unmännlichkeit genannt hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsezung.)

Industrie. Delavigne's neues Stück.

Da die Trunkenheit meist nur ein Fehler der nicht gebildeten Volksmenge ist, so bringt sie gerade bei dieser das meiste Elend hervor, und deßhalb wären die Mäßigkeitsgesellschaften hier sicher von großem Nuzen, wenn sie Einfluß auf die Sitten und Gewohnheiten des Volks gewinnen könnten. Bis jezt aber läßt sich, wie gesagt, noch keine Folge davon verspüren. Dagegen stiften die vielen Hülfsgesellschaften, welche Leute eines und desselben Gewerbes bilden, viel Gutes, und einige derselben befinden sich in einem blühenden Zustande. Und wie Vieles wird gethan, um den Gewerbsfleiß aufzumuntern und zu belohnen! welch bedeutende Preise sezt z. B. die Gesellschaft zur Beförderung der Nationalindustrie aus! eben so die Akerbaugesellschaft und noch mehrere andere Vereine. London ausgenommen, bietet wohl keine Stadt den Gewerbsfleißigen so viele Vortheile, als Paris. Daher kommt denn auch der rege Wetteifer, der sie beseelt, und die schönen Arbeiten, welche Folgen dieses Wetteifers und der Anschauung so mancher vortrefflichen Muster sind. Auch nimmt die Eleganz, ja man kann sagen die Pracht der Kaufläden beständig zu, und sicher herrscht hier in mancher Bude der Vivienne- oder der Richelieustraße und auf den Boulevards mehr Luxus, als in manchen fürstlichen Wohnungen. Freilich richtet diese Pracht manche Kaufleute zu Grunde, aber andern kommt sie gut zu statten und zieht ihnen Kunden zu. Es ist gut, daß der Geschmack an Verzierungen durch Malereien und Sculpturen sich auch unter Privatpersonen verbreitet hat, denn dadurch zeigt sich den Künstlern neue Aussicht zum Erwerb und zum Anbringen ihrer Künstlerideen. – Als Alex. Dumas seine obengenannte Monstrosität Don Juan de Marana gab, war auch Cas. Delavigne, ein Dichter ganz anderer Art, mit einem neuen Trauerspiele fertig geworden: „Eine Familie zur Zeit Luthers.“ Dieses Stück hat das Eigenthümliche, daß es ein Trauerspiel in einem Aufzug ist, was bisher, so viel ich weiß, in der französischen Dramatik unerhört war. Ehemals würden die klassischen, das heißt klassisch gesinnten Kunstrichter in den Tageblättern gegen diese Neuerung entsezlich geschrien haben; es ist aber in den lezten Jahren so viel Unerhörtes versucht worden, daß Niemand sich gegen die Einführung des einaktigen Trauerspiels aufgelehnt hat. Und doch ist Cas. Delavigne noch einer von den wenigen ausgezeichneten Dichtern, welche sich so wenig als möglich von den alten conventionellen Formen der französischen Dramatik entfernen, und dem Zeitgeiste nur insofern nachgeben, als es der gute Geschmack erlaubt. In seinem neuesten dramatischen Gemälde hat er den religiösen Zwiespalt schildern wollen, welchen die neue Glaubenslehre in den Familien hervorbrachte, oder doch hervorbringen konnte. Aus dem, was der Parteigeist in unsern Tagen Uebles erzeugt, schloß der Dichter, wie es in den Familien hergehen mußte, wenn einige Mitglieder sich zu der Reformation bekannten, indeß andere der römischen Kirche treu blieben. Auf eine Schilderung der damaligen Sitten hat es Delavigne nicht abgesehen, und obschon er den Schauplaz in eine deutsche Reichsstadt verlegt, so hat er nicht einmal eine deutsche, sondern eine aus Italien gebürtige Familie gewählt, wahrscheinlich, um den Fanatismus eines Mitgliedes derselben mit um so glühenderen Farben schildern zu können, wie denn auch wahrscheinlich in keiner deutschen Familie ein ähnlicher Religionshaß Jemanden zum Brudermorde verleitet hat. Dieses neue Stück, welches, wie alle Delavigne'schen Stücke, vortrefflich geschrieben ist, findet ziemlich vielen Beifall, nur keinen so lebhaften, als die größern, versifizirten Trauerspiele dieses Dichters. Sein Don Juan d'Autriche hat bereits über fünfzig Darstellungen erlebt, und wird stets mit Vergnügen gesehen, wiewohl man dieses Stück eben nicht als ein dramatisches Meisterstück ansehen kann. – Eine Tagesbegebenheit ist die Abreise Scribe's nach Italien. Der beliebte Dichter kam bisher nicht aus seinem Paris heraus, mit dem er gleichsam identifizirt war, und außer einer Reise nach der Schweiz hat er, wie ich glaube, sich niemals weit von seiner Residenz entfernt. Man ist neugierig, welche Wirkung die Beobachtung italienischer Gesellschaft und einer fremden Nation auf seinen Genius äußern wird. Der Plaz ist jezt leer für die Nebenbuhler Scribe's; während seiner Abwesenheit können sie ihre Kräfte auf den zwanzig Theatern von Paris versuchen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 142.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 14. Juni 1836.

— Wie reizend ist es anzusehn,
Wie die Natur bedacht dies prächt'ge Land;
Wie roth die Früchte an den Bäumen stehn,
Welch schöner Anblick an der Hügel Rand!
Und schänden soll's der Mensch mit frevler Hand!

Byron.

Der erste Mai in Lissabon.

Es ist heute Sonntag und der erste Mai, dachte ich beim Aufstehen, folglich ein Tag, den du daheim niemals in der Stube verlebtest, seitdem du zu einiger Vernunft gelangt bist, an welchem du stets eine kleine Excursion zu unternehmen pflegtest, wobei denn deine Seele sich noch ein Nebenvergnügen gestattete, indem sie mit den Lerchen zum Himmel emporstieg. Und die guten, kleinen Lerchen wußten nicht einmal etwas von dieser Begleitung, sondern sangen so unbefangen ihr Halleluja, als wären sie allein in der Natur, und meine gelehrte Seele gar nicht vorhanden. Und doch machte ich bei einer solchen Excursion eine nicht unwichtige Entdeckung über den eigentlichen Zweck und die naturhistorische Bedeutung der Lerchen. Ich entdeckte nämlich, daß es dem blauen Aethergewölbe des ersten Mai und der grünen, mit zahllosen jungen Blumen geschmückten Erde an einem vermittelnden Gliede gefehlt haben müsse. Ihr süßes, feierndes Aroma stieg nicht hoch genug, um den Himmel zu erreichen, der sich nach ihren Grüßen sehnte. Da trug er den Lerchen auf, sie ihm zu überbringen, und das thun sie nun in jedem Lenze. Nachts schlafen sie unter den weichen, grünen Halmen, deren Thau ihr Gefieder benezt, und Morgens flattern sie empor und singen, was die Gräser ihnen anvertraut. Ach, und ein lusitanischer Maitag! südlicher, als mein schönes Süddeutschland, südlicher als die ölduftende Provence, südlicher als die Pyrenäen, als Castilien und Aragonien, ein Maitag, tief unten, wo Europa anfangt oder endet, herübergehaucht mit heißem, leidenschaftlichem, afrikanischem Athem! Da sollte ich meiner Gewohnheit entsagen, sollte hier zu Haus bleiben, wo die Natur mit Reizen zu sich hinauslockt, die sie nirgends anders mit so viel Sirenentalent entfaltet! Uns armen Nordländern reicht sie den kleinen Finger, der allerdings schon schön genug ist, denn er gehört einer Göttin Hand; hier aber lächelt ihr volles Antlitz, ihr schönes Auge, ihre schwellenden Lippen, ihre gerötheten Wangen, ihr goldenes, in tausend Locken fliegendes Haar. Also frisch hinaus! Nach dem Wetter braucht man hier nicht zu schauen: der Himmel glänzt wie Gold, die Luft ist eine wahre Sonnenatmosphäre.

In diesem erbaulichen Selbstgespräch unterbrach mich Oberst A., ein Deutscher, der schon seit dreißig Jahren hier und in Brasilien lebt. Ich machte ihn mit meinem Vorsatz bekannt, heute den ganzen Tag im Freien zuzubringen. „Und wo denn?“ fragte er. — „Ich weiß es selbst noch nicht. Mich lockt hier Alles, Alles ist so schön. Die andere Seite des Tajo kenne ich noch zu wenig; daher werde ich wohl nach Almeda übersetzen und von da die Arabidas zu erreichen suchen. — Diese schöne Bergkette winkt mir schon lange, auch das Fort Palmella

werde ich wo möglich besteigen, und da es gleich ist, wann ich zurückkehre, so gehe ich wahrscheinlich gleich von da nach Coina und Setubal." — „Wer sind denn aber Ihre Begleiter? wo sind Ihre Waffen und wo haben Sie Maulthiere gemiethet?" — „Maulthiere? Begleiter? Waffen? ich habe nichts von dem Allen: ich wollte allein, eine Fußpartie…" — „So? Sie vergessen abermals, daß Sie nicht in Deutschland sind. Sie müssen wissen, daß eine Fußreise in Portugal ein Unding ist. Sie ist eben so unschicklich, als unausführbar und gefährlich. Ich wette Hundert gegen Eins, daß Sie in den Arabidas erschlagen würden. Kaum würde dort eine portugiesische Caravane ungeneckt bleiben, ein wohlgekleideter, der Sprache unkundiger Fremder aber wäre sicher verloren. Uebrigens finden Sie drüben nicht ein einziges Wirthshaus, und die Berge sind eine weite Wüstenei, so schön sie von Ferne aussehen." — „Nun gut, so wandere ich nach Queluz und Ramalhao." — „Meinetwegen, nur nicht allein, wenn ich Ihnen rathen soll." — „Das ist aber zum Verzweifeln! Sie wissen gar nicht, wie angenehm es sich allein am ersten Mai wandert."

Eine prächtige Kanonensalve vom Tajo herüber lockte uns auf einen meiner vier Altane, von wo man über die Dächer der benachbarten Straße hinweg ein gutes Stück des Stroms übersieht. Da zeigte sich unter einem Wald von Mastbäumen ein großes, festlich beflaggtes Schiff, aus dessen Bauch Feuerblitze und kleine, helle Wolken von Pulverdampf drangen; erst lange nachher rollte der Donner des gelösten Geschützes. Indem wir dieses angenehme Schauspiel betrachteten, und ich die lange Zeit zwischen Blitz und Schall nach den Pulsschlägen zählte — der Wind ging nach dem Strome — trat langsam und majestätisch ein anderes Fahrzeug in unsere Sehlinie, Flammen und Rauchwolken von sich speiend, brüllend und donnernd, wie ein Vulkan, und dazu das hohe, schlanke Takelwerk mit hundert bunten Wimpeln und Flaggen geschmückt. Es war, als habe die Stadt Lissabon nur hierauf gewartet, um auch ihrerseits guten Morgen zu sagen. Das alte Castello von St. Jorge fing an, den Gruß der Fregatten zu erwidern; von der andern Seite des Tajo her ward Almeda laut, und auf dem Strom selbst schien sich der Donner der Geschütze mit jeder Minute zu verdoppeln. Es war ein großartiges Getöse, ein interessantes Schauspiel. „Ja," dachte ich, „das ist allerdings eine ganz würdige Art, ein Fest zu begrüßen, was denn doch der erste Mai überall seyn sollte. Freilich, ihr lieben Lerchen in meiner Heimath, das übertönt eure kleinen Stimmen. Solchen Spektakel könnt ihr nicht machen, und was sollte auch aus unsern Ohren werden, wenn jeder Ton eures weichen und süßen Gezwitschers ein Kanonenschuß wäre! Der Himmel ist stets weise in seinen Einrichtungen, was er schon dadurch bewiesen hat, wie der Berliner sagt, daß er bei den meisten großen Städten auch große Flüsse schuf, wie hier den Tajo, bei Magdeburg die Elbe und bei Berlin die Spree. Aber wissen möchte ich doch, wie die Lerchen von Estremadura noch singen mögen, wenn ihre reine Luft von solchem Donner erschüttert wird; wissen möchte ich ferner, warum eigentlich —"

Das Lezte mochte ich laut gedacht haben, denn der Obrist belehrte mich sogleich. „Französische Fregatten!" rief er. „Sehen Sie wohl! die dreifarbige Fahne über Alle! Richtig, richtig! es ist heute Louis Philippes Namenstag und ein großes Fest am Bord der Reine Rose. Das ist die Reine Rose, die gepuzteste von Allen. Adieu, Freund, ich gehe auf den Caes do Sodré, um das näher zu betrachten."

Ich sezte mich auf mein Rohrsopha und dachte über die vorhabende Fußreise nach. Das Resultat war, daß ich im Grunde wenig Neigung verspürte, mich irgendwo todtschlagen zu lassen; aber gewandert mußte einmal seyn, und so beschloß ich, meine Reise auf das Innere der Stadt zu beschränken. Ein solcher Vorsatz würde in Coburg oder in Neustadt an der Haide ziemlich barock erscheinen, nicht so in Lissabon. Lissabon ist groß, sehr groß, und streckt sich meilenweit nach allen Richtungen über die Berge. Von der Kirche Santa Apollonia bis zum alten Thurm von Belem ist eine Wasserreise von wenigstens drei Stunden Zeit, obgleich es mit dem Strome geht. Wie viele Straßen, Räume, Plätze, Gärten, Kirchen, Ruinen, Palläste, Kuppeln und Dome liegen dazwischen! Wie viele schnurrbärtige Meßgängerinnen, wie viele Mohren, Gallegos, Aspiranten, Midshipmen, Priester, das Thierreich gar nicht zu erwähnen, treiben sich durcheinander! Wie viel gibt es zu schauen! also frisch auf die Fußreise durch Lissabon!

Bald stand ich vor der Thüre meiner Hospedaria in der Rua das Flores oder Blumenstraße. Woher die Rua diesen schönen Namen hat, weiß ich eigentlich nicht, denn sie zeigt nicht mehr Blumen, als jede andere Straße der Stadt. Auch ihr Pflaster ist kein Blumenpfad zu nennen, es ist rauh, schlecht und mit ganz andern Dingen bestreut, als mit Blumen. Die Gallego's an der Thüre, Alle meine Freunde, da ich sie öfter zu kleinen Diensten benutze, und ohne zu handeln bezahle, grüßten mich mit einem Bons Dias, Senhor! Es sind ehrliche, gutmüthige Bursche, diese Spanier, ohne welche es sich in Lissabon gar nicht leben ließe. Es ist unglaublich, was sie arbeiten, welche Lasten sie schleppen, da man weder Wagen, noch Karren, noch ein anderes Transportmittel von Waaren hier kennt. Auch meine Sauvegarde bilden sie in der Regel, wenn ich Nachts aus dem Theater nach Hause gehe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe von den griechischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Nicht weniger Neues und Eigenthümliches bot sich uns dar, als wir das Land betraten. An der fast senkrechten Felswand über dem Landungsplatze, an welcher ein schmaler Pfad sich im Zickzack nach der Stadt hinauf zieht, sind überall Höhlen und Kammern in dem weichen vulkanischen Felsen ausgehauen, welche, vorn mit einer Mauer und einer Thür verschlossen, theils als Magazine, theils als Wohnungen der Lastträger und Schiffer dienen. Die Häuser des Städtchens selbst sind, um den auf Thera so werthvollen, kulturfähigen Boden nicht zu überbauen, so viel als möglich auf den äußersten Rand der steilen, in das Meer abstürzenden Uferwände zusammengedrängt, wo sie wie Schwalbennester über einander kleben. Höchst eigenthümlich ist auch ihre Bauart. Die Insel besitzt kein Holz, und die Unzugänglichkeit ihrer Ufer macht es geradezu unmöglich, Balken von einiger Größe heraufzubringen. Es würde daher an Material zum Bedachen der Häuser fehlen, wenn die Natur hier nicht wieder ausgeholfen hätte. Außerdem, daß sie die Einwohner auf das Troglodytenleben hinwies — und wohl ein Drittheil oder Viertheil der Bevölkerung, selbst in den Städten und Dörfern, wohnt in ähnlichen Höhlen,* wie die obenbeschriebenen — gab sie ihnen auch in der obersten Bimssteinschicht, die das ganze Land bedeckt, eine Fülle von Puzzolanerde,** welche, mit Kalk vermischt, nicht allein einen vortrefflichen Cement zu Wasserbauten abgibt, sondern auch an freier Luft ein außerordentlich dauerhaftes und steinhart werdendes Verbindungsmittel bildet. Mit Hülfe dieses Materials überwölbt man alle Häuser, und versieht sie dann entweder mit einem flachen Dache, oder man läßt die Form der Wölbung auch nach außen erscheinen, wo denn ein Haus z. B. von fünf Zimmern eben so viele gewölbte Dächer in verschiedenen Richtungen neben einander hat, was einen höchst seltsamen Anblick gibt. Zwischen diesen Häusern winden sich die engen Gassen oder vielmehr Gänge, wegen der Ungleichheit des Bodens in Treppenform angelegt und mit glänzend schwarzem Basalt gepflastert, wie Schneckengänge auf und ab, und Alles ist so sauber und reinlich gehalten, daß man vorsichtig auftreten muß, um nicht auf dem schlüpfrigen Basalt auszugleiten und zu fallen.

Nach kurzem Aufenthalt verließen wir Agano-Meria um Sonnenuntergang, und schliefen die Nacht in dem ein halbes Stündchen entfernten Dorfe Phoinikia (ἡ Φοινικία). Von dort sind wir gestern früh zu Fuße hieher in die Stadt gekommen. Der Weg führt immer auf dem höchsten Rande des abschüssigen Uferwand hin, und das Auge übersieht auf der einen Seite den tiefen Meeresabgrund, in welchen ein Fehltritt auf dem lockern vulkanischen Geröll den Wanderer zu stürzen droht, auf der andern die gegen Osten sich sanft abdachende Insel mit ihren zahlreichen Dörfern und ihren grünen Weinbergen und Feigenbäumen, deren heitere Farbe sich auf dem weißen Bimssteinboden nur noch fröhlicher hervorhebt. Allein der heftige Nordwind, der den scharfen, vulkanischen Staub aufwühlte und uns in die Augen warf, belästigte uns nicht wenig. Dieser scharfe Staub ist die Ursache, weßhalb sich die Weiber auf Thera wie Türkinnen verschleiern, so daß kaum ein schmaler Schlitz für die Augen offen bleibt.

Schon eine Stunde vor der Hauptstadt beginnt eine ununterbrochene Kette von Dörfern. Das erste derselben ist Merovigli (d. i. τὸ ἡμεροβίγλι, die Tagwache), auf dem höchsten Punkte des Ufers. Unterhalb dieses Dorfes liegt, auf einem spitzigen Lavafelsen, der in die See vortritt und nur durch eine Art Isthmos mit der Insel zusammenhängt, das verfallene Schloß Paläoskaros, die ehemalige Residenz der Herrn von Santorin, welche nachgeborne Söhne der Herzoge von Naxos zu seyn pflegten. Hier wohnten auch noch bis vor zwanzig Jahren die begüterten Katholiken; jetzt stehen ihre Häuser und Kirchen leer, sie haben diesen abscheulichen Felsen verlassen, und sich hier in der Stadt neue geräumige Wohnungen gebaut und hübsche Gärten angelegt.

Gestern Mittag langten wir hier an. Die Stadt, die ebenfalls auf dem höchsten, äußersten Uferrande liegt, hat den alten Namen der Insel bewahrt, nur mit der äolischen Umwandlung des Θ in Φ (Φηρά statt Θήρα). Sie ist gebaut wie Agano-Meria, nur sind die Häuser größer. Von der Terrasse unserer Wohnung sehen wir fast senkrecht auf die Verdecke der Schiffe hinunter, welche tausend Fuß tiefer im Hafen angebunden liegen. Man sollte meinen, man könne sie mit einem Steinwurf erreichen. In der Mitte des Bassins, bei einer der Basaltinseln, liegt eine Korvette vor Anker, an deren Bord sich Herr von P. befindet. Wir fahren heute Nachmittag hinüber, um ihn zu besuchen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Theater. Concerte.

Die italienische Oper hat, wie in den vorigen Jahren, am letzten März ihre Saison beschlossen, die Schauspieler sind meistens davongegangen, und die Primadonna, Dlle.

* Man nennt sie gegrabene Häuser (σκαπτὰ σπίτια).
** Hier Weißerde oder ἀσπρόχωμα genannt.

Grisi, ist, wie mehrere ihrer Vorgängerinnen, durch eine Heirath eine reiche Person geworden, will aber nicht, wie die Sontag, das Theater verlassen, sondern soll es sich im Heirathscontract ausbedungen haben, noch fernerhin auf der Bühne zu singen. Wo sollte auch der Pariser Impresario sobald wieder eine Primadonna herbekommen, da sie alle heirathen, oder vom Publikum bereichert davongehen? Zwar werden jährlich mehrere angehende Primedonne angekündigt und treten auf; allein das Publikum versagt ihnen die Bestätigung ihres Primadonnadiploms, und sie verschwinden allmählig, ohne daß man erfährt, was aus ihnen zulezt wird. Vermuthlich verlassen Einige muthlos eine Bahn, in welcher sie nicht die erste Stelle einnehmen können, und Andere werden Primedonne auf der Bühne eines Ländchens, wo sie noch immer als Sterne erster Größe glänzen, aber freilich mit einem höchst mäßigen Einkommen. — Die französische komische Oper befindet sich nicht in dem glänzenden Zustande, worin die italienische Oper lezten Winter war. Sie bedarf einer starken Unterstützung von der Regierung, sie spielt in einem kleinen Saale, hat also weniger Kosten, als in einem großen, und dennoch hat sie Mühe, sich aufrecht zu halten. Man klagt allgemein über Mangel an guten Sängern. Freilich hat die Nachbarschaft der meisterhaft gehaltenen italienischen Oper das Publikum an strenge Forderungen gewöhnt; die französische Operette spielt aber auch das ganze Jahr hindurch, und die von ihr gegebenen Stücke altern eher, als auf der italienischen Oper, die nur dreimal in der Woche und noch dazu bloß im Winter offen steht. Die große Oper steht sich gut bei dem neuen Meyerbeerschen Stücke, „die Hugenotten,“ und wird dasselbe sobald nicht aufgeben; auch sind mehrere Parodien dieser Oper auf kleinern Bühnen versucht worden, aber ohne sonderlichen Erfolg. Solch ein großartiges Stück, in welchem nichts übertrieben ist, bietet keinen Stoff für das Lächerliche dar. Einige eifrige Katholiken wollen darin, wie in dem neuen Delavigne'schen Stücke, eine dem Protestantismus dargebrachte Huldigung erblicken, aber sicher mit Unrecht. — Das Frühjahr war diesmal wahrlich die Jahrszeit der Concerte zu nennen; denn sie folgten Schlag auf Schlag. Das Musikconservatorium gab, wie in den vorigen Jahren, seine Morgenconcerte an den Sonntagen, wobei denn wieder Beethovens geniale Produkte das Beste thun mußten. Die Pariser haben etwas spät diesen Meister schätzen gelernt; aber jezt verehren sie ihn auch so hoch, wie man ihn nur in seinem Vaterlande verehren kann. — Am vorigen Sonntag hielt eine neue literarische Gesellschaft, Société d'encouragement pour les lettres et les beaux arts, ihre erste öffentliche Sitzung, und gab Prosa, Verse und Musik zum Besten. Die Vorlesungen waren nicht bedeutend, und aus dem zu schließen, was der Verein an diesem Tage als Probestücke seines literarischen Treibens bot, wird sein Nutzen eben nicht groß seyn, obschon der gelehrte Straßburger Matter den Vorsitz dabei hat. Daß der Verein übrigens sehr gesellig ist, sieht man aus dem Umstande, daß er auch Damen als Mitglieder aufnimmt; mehrere hatten bereits prosaische Stücke und Dichtungen geliefert, wovon einige vorgelesen wurden. Eine alte Gräfin, Namens Mad. d'Hautpoul, die viel gedichtet hat, ließ eine poetische Epistel an die Direktion der Kunstverwaltung vorlesen; eine gewisse Mad. Nibovet, deren Name in der Literatur noch unbekannt ist, hatte etwas über die Mädchenerziehung zu sagen, und eine dritte Dame, Lina Jaunez genannt, theilte ihre Gedanken über die Zeichnungskunst mit. Die Musik bestand, wie es bei dergleichen Sitzungen gewöhnlich ist, aus einigen Solostücken für Instrumente und aus sogenannten Romanzen, einer in den Pariser Salons sehr beliebten Gattung, welche den Damen auch in kleinen Concerten sehr gefällt. Eine Mad. Gay, aber nicht die Romandichterin, sang einige solche Romanzen, eben so ein Theatersänger Namens Thenard, den man oft in kleinen Concerten singen hört.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Mai.

(Beschluß.)

Frau v. *** über Robert. Alterthümer.

Bezeichnend ist hier, was Frau v. *** früher zu ihrem Manne sagt, der auch glaubt, daß Marie Robert liebt: „Sie haben also nicht bemerkt, wie anmuthig und liebenswürdig in freier Bewegung sie gegen ihn ist? O seyn Sie überzeugt, wenn einem so jungen Mädchen das Herz zum ersten Mal in Liebe aufgeht und schlägt, dann sind seine Bewegungen zu lebhaft und zu entschieden, als daß geübtere Augen sie nicht bemerken sollten. Ihre Augen sahen uns eben so heiter und freundlich an, wie Robert, und als ihr Vater später diesen bat, uns zu begleiten, stimmte sie mit unendlicher Anmuth in die Bitte ein; hätte sie ihn geliebt, so würde sie die Augen niedergeschlagen, oder ihn höchstens bittend angesehen haben.“ Wäre doch das ganze Buch mit so viel Natur, Anmuth, Gefühl und Feinheit geschrieben! Leider erinnern aber manche Stellen an George Sand, St. Beuve und andere Modeschriftsteller.

Schließlich noch einiges Antiquarische. Vor einiger Zeit gruben Arbeiter in dem nahen Dorfe Annemasse dicht bei der Landstraße merkwürdige Gegenstände aus, über die man noch durchaus keine entschiedene Meinung fassen kann. Ueber fünf Fuß tief fanden sie eine Amphora aus gebrannter Erde, ungefähr einen Eimer haltend; sie war halb voll Wasser und dabei mit einem konischen, gleichfalls irdenen Spund versehen; auf einem der beiden Henkel standen schlecht geformte Züge, die ungefähr aussahen wie LCC. Neben dieser Amphora fanden dieselben Arbeiter einen bleiernen Sarg, ungefähr fünf Centner schwer; er war nicht zusammengelöthet oder genietbet, sondern mit dem Hammer gearbeitet. Der Deckel war auch nicht darauf genagelt, sondern nur wie bei einer Schachtel darauf gelegt. Die Leute brauchten drei Stunden, um diesen 5′ 11″ langen Sarg aus der Erde zu heben. Sie hofften Werthvolles darin zu finden, entdeckten aber nichts weiter, als ein 5′ 6″ langes männliches Skelett, dessen Knochen beim ersten Anblick gut erhalten zu seyn schienen, aber bald darauf durch den Zutritt der freien Luft, vielleicht auch durch das Umwühlen der Arbeiter zerstört wurden und zusammenfielen. In dem Sarg fand sich eine gläserne Flasche von fast runder Gestalt, ungefähr ein halbes Maß haltend und mit 2″ langem Hals; sie war nicht verschlossen, und enthielt bis zur Hälfte eine übelriechende Flüssigkeit. In der Nähe des Sarges fand man auch mehrere Schädel, die man aber nicht aufgehoben hat. Einige Leute des Orts erinnern sich, daß man zu Anfang dieses Jahrhunderts in einiger Entfernung einen ähnlichen Sarg gefunden hat, der mit Allem, was er enthielt, für sechs Louisdor verkauft worden ist. Näheres habe ich troz Erkundigung an Ort und Stelle nicht erfahren können. Die Savoyarden thun mit dergleichen Dingen sehr geheim, und fürchten immer die Einmischung ihrer Behörden, die freilich grob auftreten und gleich mit der Thüre in's Haus fallen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 15. Juni 1836.

Der Löw macht Leoparden zahm.

Shakespeare.
Richard II.

Niederländische Chroniken.

Nacherzählt von Alfred Reumont.

Graf Balduins Gerechtigkeit.

Während der ersten Jahre des zwölften Jahrhunderts sahen viele Flamänder sich veranlaßt, ihrem Vaterlande Lebewohl zu sagen. Unaufhörliche Regengüsse, denen drei Ueberschwemmungen des Meeres folgten, führten unsägliches Elend, Hungersnoth und Seuchen in ihrem Gefolge. Ueberdies wurde das Land durch Räuber unsicher gemacht, welche die allgemeine Verwirrung und die Abwesenheit des Grafen Robert II. benuzten, den man den Hierosolimiten nannte, weil sein Gelübde als Kreuzfahrer ihn seit einer Reihe von Jahren im heiligen Lande zurückhielt. Die flamändischen Auswanderer begaben sich fast alle nach England, wo Heinrich I. ihnen einen großen Landstrich im östlichen Theile seines Reichs zur Benuzung überließ, und auf diese Weise eine Menge von Fremden anlockte, welche fast alle wohlhabend und seinen eigenen Unterthanen in Künsten und Gewerbthätigkeit weit überlegen waren. Eine solche Noth herrschte in Flandern bereits drei Jahre lang, als Robert, nach Europa zurückgekehrt, für Ludwig den Dicken kämpfend, vor Mantes fiel und die Grafschaft Flandern seinem Sohne Balduin VII. hinterließ.

Am Tage, wo Balduin den Tod seines Vaters vernahm, zeigte er sich, der Sitte gemäß, die Stirne von der Grafenkrone umgeben, seinen Vasallen und ließ sich, auf der Bretecke stehend, vom Volke huldigen. Sein Blick war strenge, seine Haltung ernst, und seine Hand stüzte sich auf die Streitart. „Wohlauf, meine Herrn," sprach er mit fester Stimme, wovon Niemand ein Wörtchen überhörte, indem Alle voll Erwartung schwiegen, „hört genau und behaltet, was ich sage: von heute an verkündige ich den Land- und Herrenfrieden, und werde für dessen Beobachtung sorgen. Meine Stände sollen ihn überall ansagen und bekannt machen, und von dieser Stunde an soll er Gültigkeit haben. Und handelt Einer dagegen," fügte er hinzu, indem er seine Streitart erhob, die in der Sonne leuchtete und dumpfen Klanges wider den Marmor des Balcons anschlug — „wehe ihm!"

Da verlas ein Wappenherold den allgemeinen Frieden: „Keiner soll bei Nacht mit Gewalt in eines Andern Haus treten. Keiner soll Feuer anlegen oder damit drohen. Keiner soll Waffen tragen, mit Ausnahme der Amtleute, der Vorsteher der Zünfte und Innungen und anderer Beamten des Fürsten. Wer dawider handelt, erleidet die Todesstrafe. Der, welcher einen Mord begangen oder eine Wunde beigebracht, soll die Nothwendigkeit, in welcher er sich befand, sich zu vertheidigen, nach den Regeln des Rechts beweisen und durch den

Zweikampf oder die Wasser-, Feuer- und Eisenprobe bekräftigen, wenn nicht, hat er den Tod verschuldet. Die Amtleute und übrigen Beamten sollen Gerechtigkeit üben und keine übermäßige Geldstrafe auflegen, sonst haben sie das Leben verwirkt." Und der Graf Balduin erhob von Neuem seine Axt und wiederholte: „Wenn Einer dagegen fehlt, wehe ihm!"

Am folgenden Morgen erschien der Graf wiederum auf der Bretecke mit einem zahlreichen Gefolge. Der Vollzieher des Gesetzes und seine Gehülfen erschienen zugleich mit aufgestreiften Hemdermeln und ein Herold rief: „Wer vom Herrn Grafen von Flandern Gerechtigkeit begehrt, trete kühn hervor und rede ohne Furcht." Eine arme, alte Frau, mit Lumpen bedeckt und Beweise thätlicher Mißhandlung an sich tragend, erhob die Hände und sagte mit schwacher Stimme: „Ich rufe die Gerechtigkeit des edeln Herrn an." Die Menge theilte sich und ließ ihr den Weg frei. „Gnädiger Herr," begann sie, „ich bin eine arme Wittwe und ernähre drei Waisen meines Sohnes, welcher in Palästina im Dienste Gottes und Eures Herrn Vaters geblieben ist. Meine ganze Habe bestand in einer Hütte und zwei Kühen. Der Ritter Peter von Orscamp, welcher hier steht, kam gestern an meiner Wohnung vorbei und ließ eine meiner Kühe durch seine Leute aufgreifen, und da ich ihn mit Eurer Gerechtigkeit bedrohte, ließ er meine Hütte niederreißen, schlug mich und versezte mich in den Zustand, in welchem Ihr mich erblickt." — „Henker," fragte Balduin bei Seite, „ist dein Kessel siedenden Oels bereit?" — „Gnädiger Herr," antwortete dieser, „in einigen Augenblicken." — Durch ein Kopfnicken befahl der Graf dem Herold, eine andere Sache vorzunehmen, und die Alte trat zurück, traurig und ihre unvorsichtige Klage bereuend, welche ihr keine Gerechtigkeit zuwege gebracht, sie aber wohl der Rache des mächtigen Ritters von Orscamp preisgegeben hatte. Dieser lächelte mit triumphirender und verächtlicher Miene, während ein unzufriedenes Murren sich unter der Menge hören ließ, und man sich leise zuraunte: „Seht ihr wohl? der Graf verschont ihn, weil er ein mächtiger Herr ist." Balduin, ohne auf das Geräusch zu achten, vernahm zwei andere Kläger und einigte sie durch wechselseitige Nachgiebigkeit, die er ihnen anempfahl. Als er damit zu Ende war, fragte er von Neuem: „Henker, ist dein Kessel siedenden Oels bereit?" — „Sogleich, gnädiger Herr." Zwei neue Streitende erschienen, wurden vernommen, befriedigt und entlassen. Da fragte der Graf zum dritten Male nach dem Kessel. „Er ist bereit," war die Antwort.

„Herr Peter von Orscamp, tretet vor!" Bei diesen Worten verließ der Unglückliche bleich und wankend den Haufen Adeliger, bei welchen er stand. Balduin zeigte mit dem Finger auf den Ritter und den Kessel. Der überraschte Henker zauderte. Balduin legte die Hand an seine Waffe und warf einen entsetzlichen Blick auf den Mann. Dieser ergriff den Ritter und stürzte ihn in voller Rüstung in das siedende Oel. Das Volk aber rief: „Es lebe Balduin Hapkman!"* — „Ja," antwortete der Graf, „ich nehme den Namen an und will ihn fürder tragen."

Zwei Jahre darauf war Flandern, befreit von den Räubern, die es beunruhigten, regiert mit strenger, unwandelbarer Gerechtigkeit, eine mächtige, reiche und glückliche Provinz geworden. Ueberzeugt, dort Recht und Schutz zu finden, begaben fremde Kaufleute sich in Menge hin und begründeten durch Tausch in dem eben noch so dürftigen Lande einen blühenden Handel. In der Gewißheit, ihre Ernte einsammeln zu können und sich deren Ertrag nicht durch räuberische Hände entzogen zu sehen, bauten die Landleute mit Thätigkeit einen fruchtbaren Boden. So kam es, daß man, von Balduin redend, ihn nicht anders als den guten Herrn mit der Axt nannte. War aber dem Volke ein solcher Zustand willkommen, so war es anders mit den vornehmen Vasallen der Grafschaft, die sich in ihrer Willkühr gehemmt sahen. Auch entstanden mehrere Verschwörungen gegen Balduin.

Eine dieser Verschwörungen war nahe daran, zu gelingen. Bei einem großen Festmahle, welches der Graf am Tage von Mariä Geburt gab — die h. Jungfrau ist die Patronin Flanderns — warfen zwei-und-zwanzig Verschworene sich auf Balduin, welcher sich mit der kleinen Axt, die er immer im Gürtel trug, und mit einem silbernen Gefäße, dessen er sich wie eines Schildes bediente, gegen die Streiche der Meuchler bis zur Ankunft der Seinigen vertheidigte, welche die Schuldigen in Stücke hieben, mit Ausnahme eines Einzigen, Robert von Flequières, welcher des Grafen eigener Neffe war. Robert, obgleich noch sehr jung, war ein ausgelassener Lüstling, ein starker Trinker, und mehr denn Einer durch die strenge Ordnung gehindert, welche Balduin handhabte. Auch war er einer der Ersten gewesen, die Anschläge auf dessen Leben anzuzetteln, und hatte längst schon seinem Oheim einen tödtlichen Haß geschworen.

„He da!" sprach Balduin, seine blutige Axt abtrocknend und seinem Mundschenken das Gefäß, welches ihm so wohl als Schild gebient, zum Füllen hinhaltend, „schafft die Leichen weg, reinigt die Tische, wascht das Blut ab, und man setze sich wieder zum Mahle." Des Grafen Befehl ward sogleich befolgt. „Komm her, mein schöner Neffe, hieher, ganz nahe zu mir. Du hast dich genug angestrengt, um einen tüchtigen Trunk ertragen zu können." — „Das ist köstlicher Wein," sagte Robert mit Keckheit. „So, er schmeckt dir? Nun wohl, du

---

* Mann mit der Axt.

sollst das ganze Fuder haben. Mundschenk, lasset sogleich das große Fuder Malvasier herbeischaffen, das im Keller liegt." Man gehorchte. „Dies Fuder ist dein, Robert, ich habe es dir versprochen, du sollst's haben, denn das wird dein Sarg seyn. Fülle deinen Becher — schöpfe tief! Wenn du trunken bist, sollst du ganz drein zu liegen kommen. Auf solche Weise wirst du am Busen eines Freundes sterben. — Laßt den Henker kommen!"

Robert wollte um Gnade bitten, als er aber Balduin ansah, der ihm einen vollen Becher hinhielt, begegnete er dem unerbittlichen Blick des Richters. Da nahm er den Becher und trank ihn aus. Aber die Trunkenheit kam nicht. Er leerte einen zweiten Becher, einen dritten, noch mehrere, um fertig zu werden; aber er blieb ohne Rausch, ohne Taumel — nüchtern, besonnen, die Lippe trocken, die Brust brennend, zusammengeschnürt. „Eure Art!" rief er endlich dem Grafen zu; „Eure Art, aus Mitleid!" Balduin zeigte auf den wiedergefüllten Becher. Das währte bis zu Tagesanbruch. Da gab der Graf ein Zeichen: Robert sank unter in dem ungeheuren Weinfaß, und Graf Balduin ging zu Bette.

Der erste Mai in Lissabon.

(Fortsetzung.)

Ich ging durch die Travessa do Attaide nach der schönen Rua Alecrim, welche auf den Romularesplatz und den Caes do Sodré hinabführt, um das festliche Leben auf dem Tajo etwas mehr in der Nähe zu betrachten. Den Caes do Sodré betrete ich niemals ohne einen gewissen Schauder. Hier war es, wo die unglücklichen Studenten von Coimbra im Jahr 1832 den entsetzlichen Tod durch Henkershand erlitten; entsetzlich, sage ich, denn es waren neun Jünglinge, welche erwürgt wurden, und die Scene ihres Mordes dauerte fünf Stunden. Augenzeugen haben sie mir beschrieben, aber ich will mir den Tag nicht vergiften, indem ich sie wiederhole. Uebrigens waren sie es nicht allein, welche hier bluteten. Es gab eine Zeit, zum Glück war sie kurz, wo täglich Hinrichtungen auf dem Caes do Sodré stattfanden. Die lezten wurden an einigen Militärs vollzogen, während man auf der andern Seite des Tajo schon die constitutionellen Fahnen erblickte. Ein junger Fähnrich von sechzehn Jahren wollte durchaus nicht sterben, sondern suchte mit gebundenen Händen seinen Henkern zu entrinnen, um sich in den Strom zu stürzen; aber er wurde daran verhindert und erwürgt.

Dieser Quai (Caes) bot jezt ein lustiges Bild des Lebens und der Bewegung dar. Seine Kaffeehäuser, beständig weit geöffnet und eigentlich nur eine Fortsezung der Straße, das Buffet derselben, wo Jeder Schatten und Erfrischung findet, waren bereits gefüllt, und zeigten unter ihren ausgespannten Marquisen jene Familiarität, welche hier an öffentlichen Orten dieser Art zwischen den verschiedensten Klassen der Gesellschaft, bis zu der lezten herab, stattfindet. Bettler umlagerten oder umstanden vertraulich die Bänke, worauf der wohlgekleidete Kaufmann, der Schiffsmakler oder der Seemann saß, und im Angesicht seines Fahrzeugs auf dem Tajo seinen Kaffee schlürfte. Niemand weist diese Bettler weg, die sich zuweilen in das Gespräch mischen, Auskunft geben, gefragt werden und Alles wissen, was auf den Platz Bezug hat, da sie ihn nie verlassen. Matrosen im reinlichen Sonntagskleid und in allen Hautfarben und Abstufungen trieben sich lustig durcheinander, und von Allen waren die Portugiesen die schönsten; zahllose Barqueiros mit ihren Knaben, Gallegos, Blumenmädchen, Thiere, mit Orangen beladen, welche unter stetem Geschrei ihrer Führer oder Führerinnen hin und her getrieben wurden, dazu der majestätische Strom, so weit er an Lissabon vorübergeht, sicher der schönste in Europa, vielleicht in der Welt, das andere Ufer mit seinen herrlichen Bergen — dies zusammen bildete ein eben so reiches, als großartiges Gemälde, gegen welches der stille Friede meiner heimathlichen Flur in der That seinen ganzen Zauber brauchte, um noch zu gelten.

Auf die Ballustrade des Quai gelehnt, war ich so eben im Begriff, ein wenig festlich gestimmt zu werden, als ein kleiner Junge von etwa acht Jahren, der dicht neben mir sein muthwilliges Wesen trieb, es plötzlich versah und von der Mauer in's Wasser fiel. Man zog ihn sogleich wieder heraus, und mehrere Matrosen führten ihn unter Spott und Gelächter über den Platz, wobei der kleine Bursche wie ein nasser Lappen triefte und allen Versammelten zur Belustigung diente. Er war auf einige Minuten der Bajazzo des Stücks, welches hier aufgeführt ward, und in welchem Jeder seine Rolle spielte, ohne es zu wissen. Er spielte die seinige voll Wahrheit und Natur, und kaum war er unter großem Beifall abgetreten, als, recht wie auf einer Bühne, ein ganzer Chor anderer, etwas ernsterer Gestalten erschien. Es zeigten sich nämlich in dem Gewühl von Fahrzeugen auf dem Strom einige Barken, welche, stark bemannt, unter dreifarbiger Flagge und Gesang der Matrosen, lustig heranruderten. Von allen Seiten wichen die portugiesischen Boote zurück und machten freie Bahn für die Söhne Frankreichs, welche nahten. Es waren die großen Boote der französischen Fregatten, die den Namenstag ihres Königs feierten, an das Land geschickt, um diejenigen Personen aufzunehmen, welche der Festlichkeit am Bord der Schiffe beizuwohnen veranlaßt waren. Auf jedem Boot befanden sich ein Offizier und zwei

Aspiranten, außer den zahlreichen Ruderern. Während sie landeten, verließ ich den Platz, um meine Reise fortzusetzen.

Militärische Musik und Volksgedränge lockten mich nach der Praça San Paulo, unweit vom Caes. Auf den Stufen, die zum Portal der Kirche führen, wandelte ein Mensch auf und ab, dessen befremdliche Tracht mehr an einen Papagei erinnerte, als Gefühle der Andacht und frommer Theilnahme zu erwecken geeignet war. Ich weiß nicht, wie diese Art dienender Brüder hier genannt werden, aber man trifft sie vor allen Kirchen. Sie tragen über gewöhnlichen Kleidern einen bis zum Knie reichenden Rock von rothem Scharlach, versehen mit einem kurzen Mantelkragen, der hellgrün ist. Jedem Vorübergehenden halten sie die Büchse vor, um fromme Gaben zu sammeln, als ob der Anforderungen dieser Art in den Straßen Lissabons nicht schon mehr als zu viel wären. Die Kirche San Paulo bot nichts Ausgezeichnetes dar: zwei Kanzeln, mehrere Altäre, Mittelgröße, kleine Fenster, Halbdunkel, durch Vorhänge und Draperien vermehrt, ein Muttergottesbild, das einer großen, geschmacklosen Puppe glich, indem es Kleider von Seide und Spitzen hatte, Locken von wirklichem Haar und ein buntgemaltes Antlitz; dies sind, mit etwas geringerer oder größerer Pracht, die Pertinenzstücke aller hiesigen Kirchen. Ich ging von da nach Loreto, nach San Roque mit seiner berühmten Capello do San Joao o Battista, welche ich andern Orts näher beschreiben will, dann nach der Kirche do Corracoa da Jesuz (dem Herzen Jesu) und noch in mehrere andere, wo ich überall dasselbe mit geringem Unterschied wiederholt fand. Nirgends schöne Musik, nicht einmal ein musikalischer Ton, und ich glaube nach manchen Erfahrungen, daß die Portugiesen andere als kriegerische Musik nicht besonders lieben. Eines Bettlers in der Rua do Chiado erlaube man mir zu erwähnen, eines Geschöpfes von wirklich ungeheurer Mißgestalt. Dieser Unglückliche bewegte sich kriechend, und war mit nichts als einer groben wollenen Decke begleitet, die auf ihm lag, wie auf dem Rücken eines Thieres, und an den Schultern zwei Oeffnungen hatte, durch welche zwei nackte lange, unendlich dünne Knochenarme gesteckt waren. In der That bestanden diese Arme aus nichts als Knochen, und endigten in mißgestalteten langen Pfoten, wie die der Affen. Da der Körper nur Einen Schenkel hatte, bediente er sich eines jener schrecklichen Glieder zur nothwendigen Stütze, das andere streckte er nach Almosen aus, während um dasselbe ein dünner Strick befestigt war, an welchem ein Weib ihn leitete. Ich gestehe, daß ich mich vor diesem Schreckbilde entsezte. So kroch der Aermste durch die Straßen, zwischen den Menschen hin, deren Bruder er war. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Romanzen.

Am Himmelfahrtstage fand sich, wie im vorigen Jahre eine zahlreiche, besonders aus Damen bestehende Gesellschaft, bei der öffentlichen Sizung der Apollossöhne im großen Saale des Musikconservatoriums ein. Die Apollosöhne verstehen es, ihr Publikum recht angenehm zu unterhalten. Unter andern wurde Schubarts Ballade: der Fluß, gesungen, deren Text ein Mitglied des Vereins, Namens Belanger, in's Französische übertragen, derselbe, wenn ich nicht irre, welcher Goethe's Erlkönig so entsezlich verhunzt hat. Ferner kam vor ein Gedicht von dem in Nismes dichtenden Bäcker Reboul, wozu der sonderbare, in Paris ansäßige Kölner Tonkünstler Urban die Musik gesezt hatte, die aber nur in zwei oder drei Noten als Begleitung bestand. Das Stück heißt L'ange et l'enfant, audition; dies lezte Wort soll vermuthlich ein Gegensaz von Vision seyn, etwas, das man zu hören geglaubt hat, oder was zu hören einem durch himmlische Gunst verstattet worden ist. Urban soll sich solcher Auditionen rühmen, und behaupten, fromme Gesänge in der Luft, oder ich weiß nicht wo sonst gehört, und hernach in Musik gesezt zu haben. Das Gedicht schildert den lezten Schlaf eines sterbenden Kindes und sein Abholen in den Himmel durch einen Engel. Wer sollte vermuthen, daß so etwas einem Bäcker beim Brodkneten einfiele! Die durch die Dichtkunst inspirirten Handwerker erregen jezt Aufsehen in Frankreich. Zwei Romanzen, vom Operettensänger Ponchard vorgetragen, gefielen ganz besonders. Die erste rührt von einem jezt erst bekannt werdenden Tonsezer Namens Grisard her, welcher durch eine frühere Romanze, la folle, sich einigen Ruf verschafft hat. Unglücklicherweise hat er sich wie andere Pariser Romanzensezer eingebildet, nun sey er auch fähig, eine Oper zu sezen, und hat eine solche zur Welt gebracht, die jezt auf der Bühne der komischen Oper unter dem Titel Sarah gegeben, aber wenig gelobt wird. Seine in der Sizung des Apollovereins vorgetragene Romanze heißt les laveuses de couvent, und wird häufig gesungen; einige Tage zuvor hatte ich sie in der oben erwähnten Sizung der Société d'encouragement von Thenard vortragen hören; aber Ponchard sang sie mit weit mehr Nachdruck und Gefühl. Sie sollte eigentlich nur Ballade heißen. Eine andere Romanze gefiel nicht minder; es war eine zartsinnige Dichtung von einer gewissen Loisa Puget, welche auch die Musik gesezt zu haben scheint, und enthält die Abschiedsscene zwischen einer alten Savoyardin und ihrem nach Paris auswandernden Knaben. Solche gefühlvolle Scenen machen jezt außerordentliches Glück in der Romanzenwelt, und das Streben der Dichter geht vorzüglich dahin, dieselben auf's Rührendste auszumalen. Der Refrain des Abschieds: à la grace de Dieu! was manche Savoyardenmutter ihrem auswandernden Knaben mag nachgerufen haben, drückte Ponchard in seinem Gesange auf eine wirklich ergreifende Weise aus. Solch ein Lied ist vermögend, die Pariser zum werkthätigen Mitleiden gegen die armen Savoyardenknaben zu bewegen.

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 16. Juni 1836.

> Der Komet von 1811 zeigte die Art, wie die Kometen ihre Schweife bilden, so augenfällig, daß ich die Hoffnung nähre, aus der Beobachtung eines neuen Kometen, von weit kräftigerem und vollständigerem Apparate unterstützt, einen oder den andern Aufschluß, geeignet, vielem lustigen Gerede über Dinge, die man nicht weiß, ein Ende zu machen, hervorgehen zu sehen.
>
> Bessel.
>
> Jahrbuch für 1836.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger.

Die Arbeit des Königsberger Astronomen Bessel über den Halley'schen Kometen, mit deren baldiger Erscheinung wir unsern Lesern in unserm vorigen Berichte schmeichelten, und durch welche auch in der That eine neue Epoche in der Kometographie beginnt, ist unterdessen wirklich an das Licht getreten, * und wir eilen, unserm Versprechen gemäß, wenigstens das Hauptresultat derselben, entkleidet vom Ernste des streng wissenschaftlichen Vortrags, mitzutheilen. — An diesen Kometen nämlich hat der genannte unermüdliche Himmelsbeobachter, außer dem auffallenderen Lichtnebel des Schweifes, noch einen zweiten, zwar kleineren, aber nicht weniger interessanten Lichtnebel fortwährend wahrgenommen. Derselbe bildete den sogenannten Kopf des Kometen, d. h. er stand an der der Sonne zugewendeten Seite des Himmelskörpers, statt daß der eigentliche Schweif immer von der Sonne abgewendet ist, und also dem Kometen folgt, wenn dieser zur Sonne eilt, und ihm vorangeht, wenn er von derselben zurückkommt. Der gedachte Lichtnebel war nur durch die starken Fernröhren bemerkbar, welche unserm Beobachter zu Gebote stehen; er zeigte sich unter der Gestalt einer Ausströmung, und änderte sein Verhalten während der ganzen Dauer der Beobachtung auf die merkwürdigste und auffallendste Weise. Da sich aber Erde und Komet während dieser Zeit zugleich gemeinschaftlich in Bewegung befanden, so wurden dadurch auch bloß perspektivische Veränderungen in der Erscheinung bedingt, woraus erst durch eine schwierige mathematische Analysis die wahre Natur des Vorgangs abzuleiten war.

Die Verfolgung lezterer mühsamen Untersuchung ersparen wir unsern Lesern, um ihnen als Resultat sogleich vorzutragen, daß der Komet mit seinen Theilen Schwingungen machte, wie ein Pendel oder eine Magnetnadel. Diese Schwingungen erfolgten um eine, durch das Gestirn senkrecht auf die Ebene seiner Bahn gedachte Linie; eine jede derselben dauerte etwas über vier einen halben Tag, und der Komet entfernte sich dabei 60 Grad rechts und links von seiner Richtung zur Sonne. Der Einfluß der lezteren war unverkennbar die Ursache dieser wunderbaren Erscheinung; und es ergab sich also, daß die Sonne außer der Gravitation

* In Schuhmachers „astronomischen Nachrichten," Nr. 300 u. ff., einem Blatte, welches indeß meistens nur in die Hände der Männer vom Fach kommt.

noch eine andere Wirkung von bisher niemals wahrgenommener Art auf den Kometen ausübt, eine Anziehung nämlich auf gewisse Theile des Gestirns, und eine Abstoßung auf gewisse andere Theile. Der Beobachter nennt diesen Sonneneinfluß auf den Kometen polarisch; ein Ausdruck, bei dessen Wahl er die bekannte Eigenschaft der Magnete vor Augen hatte, sich, frei schwebend, mit gewissen Punkten ihrer „Pole" nach den magnetischen Polen der Erde zu richten, welche Eigenschaft man ebenfalls mit dem Namen der „Polarität" belegt. Die Himmelsmechanik findet sich durch diese wichtige Bessel'sche Entdeckung um eine neue Bewegungskraft: die Himmelspolarität, bereichert, und es wird der Astronomie unserer in wissenschaftlicher Beziehung so regen Zeit vorbehalten bleiben, dies neue Gesetz der Sphären neben dem Newton'schen Gravitationsgesetze zu verfolgen.

Während sich die scharfsinnigste Analysis solchergestalt mit der Theorie des Halley'schen Kometen beschäftigt hat, ist das Gestirn selbst den Augen der gegenwärtigen Generation unwiderruflich entschwunden. Am 4ten April ist er auf der Sternwarte zu Wien beobachtet worden, er zeigte sich an der Stelle, welche ihm die Rechnung anweist, im Sternbilde des Bechers, als ein kleiner, äußerst matter Nebel ohne allen Kern. In der Nacht vom 20sten zum 21sten April aber hat ihn der Conservator der Breslauer Sternwarte, v. Boguslawski, für dieses Mal wahrscheinlich zuletzt aufgefunden. Seine damalige Entfernung von der Erde betrug 39¼ Millionen Meilen, und von der Sonne 35 Millionen Meilen, und erstere nahm täglich über eine halbe Million Meilen zu. Auch war er im Fernrohre nur ein kaum noch erkennbarer Lichthauch. So mag er denn in Frieden ziehen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Der erste Mai in Lissabon.

(Beschluß.)

Es war indessen Mittag geworden und die Sonnenglut trieb mich, Schatten zu suchen. Nebenher wollte ich einmal die schöne Welt in Augenschein nehmen, die sich um diese Zeit, und besonders Sonntags, in dem Prado Lissabons, dem Passeio publico zu versammeln pflegt. Es ist dies ein hübscher, nicht eben großer Garten hinter dem Roscio, mit dunkeln Alleen von Lorbeer-, Oliven- und Mandelbäumen, Buchen und Platanen. Am Eingang befinden sich Bänke, auf denen ein Chor alter und junger Dandy's, die sich überall gleich sind, sitzt, um die Aus- und Eingehenden zu mustern. Auch die Theaterzettel des Tags sind hier zu lesen. Obgleich es ein Sonntag, der erste Mai und nicht zu heißes Wetter war, erschien die Zahl der Lustwandelnden gegen die in andern Hauptstädten auffallend gering. Die vornehmen Damen Lissabons gehen nicht spazieren, fahren aber auch nicht spazieren, denn dazu sind weder Wagen noch Straßen eingerichtet; sie haben aber Gärten hinter ihren Pallästen, Balkone, Terrassen, oder sie befinden sich auf ihren Quintas. Was sich im Passeio publico zeigte, waren meist Bürgersfrauen und Töchter in ihren braunen Mantillas mit dem weißen Kopftuch, eine an sich nicht üble, aber monotone Tracht, da alle Portugiesinnen des mittlern und niedern Standes ganz gleich gekleidet sind. Einen Unterschied machten die Frauenzimmer in schwarzen Schleiern mit ihren Duennas hinter sich; an der Art und Weise aber, wie ihre Augen hinter den Schleiern glühten und wie die Herrn sie betrachteten, ließ sich leicht erkennen, daß sie keine Vestalinnen waren. Lissabon ist sehr reich an solchen Nichtvestalinnen und theilt hierin das Loos aller großen Städte, nur mit dem Unterschied zwischen London, daß dort ein häßliches und hier ein hübsches Gesicht zu den Seltenheiten gehört.

Ich ging vom Passeio publico nach dem Roscio, und ward hier am Eingang dieses Platzes, da wo der ehemalige Inquisitionspallast ihn schließt, Zeuge einer Scene, die mich erschreckte, die aber leider, wie ich später erfuhr, ganz volksthümlich war. Zwei Bursche kamen lärmend aus einem Laden, der die sehr häufige Ueberschrift führte: Vinhos, Licores e Agoas ardentes, und schienen von einem dieser drei Artikel erhitzt. Sie blieben ziemlich weit von einander stehen, der Eine scheltend und gesticulirend, der Andere ganz still, aber mit Augen, die in der That wie Dolchspitzen funkelten und glühten. Viele Vorübergehenden blieben stehen, was ich mir auch nicht versagen konnte. Plötzlich hielt der Lärmende in der Fluth seiner Worte inne und gab einen so eigenen, schauerlichen Ton von sich, wie ich ihn nie gehört, und den ich mit nichts vergleichen kann. Er taumelte erbleichend an die Mauer des Pallastes, die er mit seinen Händen faßte, und sank hier allmählich in die Knie. Ich konnte nicht begreifen, was ihm geschehen sey, denn der Andere, zehn Schritt von ihm, hatte sich nicht gerührt. Eine Menge Hülfreicher umgaben den Sinkenden sogleich und entzogen ihn meinen Blicken, Jener verschwand ebenfalls in einer nahen Travessa. Er hatte die furchtbare, aber bewundernswerthe Geschicklichkeit geübt, in welcher es wahre Meister hier geben soll, mit einer leichten Bewegung der Hand sein im Ermel verborgenes Messer dem Feinde in den Leib zu werfen. Manche sollen hierin so sicher seyn, daß sie

auf fünfzehn Schritte das As einer Karte treffen. Ob Jener tödtlich verwundet war, ist mir nicht bekannt geworden; schnell war er bei Seite geschafft, und der ganze Schauplatz der häßlichen That so leer, daß keine Spur mehr davon blieb. Man läßt die Patrouille ungern etwas dergleichen entdecken, wie ich höre, und hundert Hände sind auf der Stelle bereit, sowohl den Thäter, als das Opfer dem Auge der Gerechtigkeit zu entziehen.

Für den Freund schöner Goldwaaren und Juwelen, namentlich Brillanten, gibt es nichts Ergötzlicheres, als durch die Rua Aurea oder do Ouro zu wandern, eine der langen, geraden, nach dem Erdbeben gebauten Straßen, welche von dem Roscio nach den Tajoufern laufen, und worin die Goldschmiede wohnen. Laden reiht sich hier an Laden, und bequeme Trottoirs führen vorüber. Es ist eine kühne Behauptung, aber ich glaube in der That, daß die hier aufgestellten Waaren selbst in London ihres Gleichen nicht finden. Wenigstens hat mir keine Goldbude in London so viel Vergnügen gemacht, als das Anschauen dieser unendlichen Menge der zierlichsten, schönsten und reichsten Arbeiten. Man möchte sagen, die Portugiesen allein besitzen Diamanten und wissen sie zu behandeln. Welch geschmackvolle Fassungen, welch prachtvolle Diademe, Ohrgehänge, Busennadeln, Agraffen und Schlösser! welch reizende Ringe! Zur Annehmlichkeit der Wanderung durch die Rua Aurea trägt noch bei, daß die Goldschmiede, in ihren geöffneten Laden sitzend, meist gebildete Leute sind, welche französisch reden. Sie sind sehr theuer, indessen ist, was man von ihnen kauft, so schön, so eigenthümlich, daß ich mich getraute, ein wirklich hier gekauftes Geschmeide im Auslande von jedem andern zu unterscheiden. Eine Art von amerikanischer Poesie, Brasilianismus möchte ich sie nennen, bezeichnet diesen Artikel, wie so Manches in Lissabon.

Vor einem der Läden in der Goldstraße sah ich einen Mann in so malerischer Tracht stehen, daß er, wie er da war, ein Schmuck für jede Bühne Deutschlands gewesen wäre. Es war ein spanischer Contrebandier, in der Sprache der Polizei der Hauptstadt, eigentlich aber ein Räuberhauptmann, wie ich nach seinem Abgang vom Goldschmied erfuhr. Er trug den Hals frei, einen hohen spanischen Klapphut und eine enge Jacke von brauner, rauher Wolle, auf sehr geschmackvolle Art mit einer Menge kleiner silberner Knöpfe besetzt; ein breiter, rother Gürtel umschloß seinen Leib und zeigte keck die metallenen, blanken Griffe zweier darin verborgenen Pistolen. Seine Beinkleider, von demselben Stoff, wie die Jacke, reichten nur bis zum Knie, wo sie sich erweiterten und mit Knöpfen geziert waren, hohe Kamaschen begannen, wo sie aufhörten; sie waren jedoch nur mit einem Knopf oben und mit einem unten am Fuß befestigt, so daß sie an der Seite sich öffneten und das kräftige Bein in weißen Strümpfen zeigten. Von der linken Schulter hing ihm der Mantel, den nur der Spanier leicht und angenehm zu tragen weiß. Er war dazu jung, hübsch und in der That eine Erscheinung, der man nicht täglich begegnet. Und was that dieser Sohn portugiesischer oder spanischer Gebirge vor dem Laden in der Rua do Ouro? Er kaufte Ringe, Ringe für seine, vielleicht mordgewohnte Hand! Nachdem er einen recht schönen, starken Goldreif, oben mit einem Brillant geschmückt, ausgesucht und an den Zeigefinger seiner Rechten geschoben hatte, wählte er noch einen andern zierlicheren, den er mehrmals am kleinen Finger probirte. Ohne zu handeln, zog er aus dem Gürtel ein langes grünes Netz, bezahlte den Kaufmann und entfernte sich. Er ging aber nur bis an die nächste Straßenecke, wo ein reichgeschirrtes Pferd, von einem Gallego gehalten, seiner wartete. Dieses bestieg er und ritt davon. Den zweiten Ring hatte er sicherlich für sein Mädchen gekauft.

Ich könnte noch viele solche kleinen Züge von meiner heutigen Wanderung durch die Stadt erzählen, fürchtete ich nicht den Leser zu ermüden; ich will daher zu Ende eilen. Mein Diner nahm ich in einer wahrhaft schlechten Restauration in der Calzada do Campo da Santa Anna ein — man trifft in jener Stadtgegend keine erträglichen mehr — um in der Nähe des Circus zu seyn, auf welchem die Vorstellungen um vier Uhr beginnen. Hier und auf dem Praça do Salitre wurden früher, noch vor gar nicht langer Zeit, die Stiergefechte gehalten, und in der That, ich habe keinen auffallenderen Beweis von der Kulturfähigkeit dieses Volkes gesehen, als die rege, glühende Theilnahme, mit der es, kaum noch an das blutige Schauspiel jenes scheußlichen Gemetzels gewöhnt, jetzt auf demselben Platz die leichten, heitern Spiele geschickter Kunstreiter aufnimmt. Der Circus auf dem Campo da Santa Anna ist sehr groß, reich und anständig gebaut; es gibt darin Logenreihen, und sogar eine sehr prächtige königliche Loge; ein Theater steht mit dem Circus in Verbindung, und mit Reiterkunststücken und Seiltänzereien wechseln Darstellungen auf demselben, die wirklich von der Art sind, daß sie schon ein gebildetes Publikum verlangen. Aber wären sie auch von der erbärmlichsten Gattung, sie sind doch immer tausendmal besser, als das Gebrüll eines zu Tode gequälten Thieres. Und wie aufmerksam die Portugiesen waren, wie köstlich sie sich amüsirten, wie herzlich sie zu Bajazzos Späßen lachten! Ich kannte das Volk nicht wieder, denn ich glaubte nicht, daß es froh seyn und lachen könnte. Im Grunde ist wohl jedes Volk liebenswürdig, wenn es darnach behandelt wird. Erst hier lernte ich die Möglichkeit ahnen, daß das portugiesische Volk seine alten Freunde, die Mönche, die Klöster, die Stiergefechte, die Inquisition, die

Scheiterhaufen, daß es die Vergangenheit dereinst vergessen lernen könne über einer bessern Gegenwart.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Mai.

Wetters kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Eine Schrift von bedeutendem Interesse hat so eben hier die Presse verlassen. Sie heißt: „Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Guttenberg in Mainz.“ und gibt über die dunkelsten Fragen in Bezug auf die Anlässe und den ersten Schritt zur Erfindung, so wie über Zeit, Ort und Verhältnisse die genügendste Auskunft. Der Verfasser ist Dr. Wetter. Wer es weiß, wie schon seit drei Jahrhunderten, besonders aber seit Schöpflins Zeiten, von Straßburg aus Alles aufgeboten wird, um, troz der sprechendsten Urkunden für die Nichtigkeit ihrer Ansprüche, den Ruhm der großen Erfindung dieser Stadt zu vindiciren; wie ferner von andern Städten, besonders von Harlem, auf die Aussage eines gewissen Cornelis hin, der den ersten Buchdrucker daselbst für den ersten der ganzen Welt ausschrie, die Ehre der Erfindung in Anspruch genommen wird; wie man durch falsche Interpretationen und Folgerungen die wichtigsten Quellen entstellte, um die daraus hervorgehende, so einfache Thatsache, daß Guttenberg in Mainz, und zwar erst gegen 1450 bis 1452, die vollständige Erfindung der Buchdruckerkunst gemacht habe, zu vernichten, der wird es dem Verfasser Dank wissen, daß er die mühsame, aber lohnende Arbeit unternommen, alle vorhandenen Urkunden, die sich auf die Erstlinge der großen Erfindung beziehen, einer neuen, scharfen Kritik zu unterwerfen, und zwar nicht nur diejenigen, die, bei gehöriger Interpretation, negativ für Mainz und Guttenberg sprechen, wie die Aktenstücke des Drizehnschen Processes, sondern auch diejenigen, die positiv unserer Stadt und unserm Guttenberg den Ruhm der Erfindung zueignen, wie die Berichte des Trithemius nach Peter Schöffer (Annalen des Klosters Hirschau), des Arnold Bergelanus (Lehrgedicht auf die Buchdruckerkunst 1541), des Johann Friedrich Faust von Aschaffenburg (die Originalhandschrift befand sich in der Uffenbachschen Manuscriptensammlung, und wird jezt in der Frankfurter Stadtbibliothek aufbewahrt), der Kölner Chronik (nach Ulrich Zell 1499), des Johann Schöffer (Sohn des Peter Schöffer, in seiner Dedication des in's Deutsche übersezten Livius an Kaiser Maximilian 1505), und des Instruments des Notars Helmasberger (vom 6ten November 1455), und endlich auch alles das, was sich nach Junius, Meermann, Köning, Dibdin, Detlev und Ebert auf die Ansprüche der Stadt Harlem bezieht. Hören wir den Verfasser in seiner Vorrede selbst: „Die Hauptresultate meiner Forschungen sind folgende: die allgemein angenommene Meinung, daß Guttenberg die Buchdruckerkunst (d. h. die Zusammensezung beweglicher Buchstaben zum Abdrucken) in Straßburg erfunden, habe ich als nichtig dargethan, durch die Betrachtung der aus den Aktenstücken des Drizehnschen Processes (Drizehn war ein Genosse Guttenbergs in Straßburg, mit welchem er geheime Künste trieb) sich ergebenden Thatsachen in ihrem innern Zusammenhange, durch die Kritik der bisher angenommenen Erklärungen der darin vorkommenden technischen Ausdrücke, durch die Vergleichung dieser Urkunden mit den unbestreitbaren Zeugnissen des Erfinders, seiner Genossen und ihrer Nachkommen, und durch die Widerlegung aller von Schöpflin und seinen Nachfolgern vorgebrachten Argumente.“ Bei Gelegenheit der Kritik der Drizehnschen Proceßakte hat Wetter auch noch andere wichtige Momente auseinandergesezt, namentlich den Uebergang vom Drucken mittelst des Reibers zu dem mit der Presse, als der Bedingung der Anwendung des Tafeldrucks zur Hervorbringung eigentlicher Bücher, so wie auch die Thatsache, daß unter dem Ausdrucke „Formen,“ der bisher in diesen Aktenstücken für so wichtig gehalten wurde, nichts Anderes zu verstehen sey, als „Spiegelformen,“ denn Drizehn erklärte vor seinem Tode selbst, er sey Spiegelmacher gewesen, und die Metallspiegel sind damals in Formen gegossen worden. „Dem Zeugnisse des Johann Friedrich Faust aus Aschaffenburg,“ fährt der Verfasser fort, „ist seine Authenticität quoad facta, seine Begründung in Familiennachrichten der Nachkommen Fausts, und jenem Johann Friedrich Faust seine Abkunft von dem Geschlechte des Gesellschafters Guttenbergs auf unbestreitbare Weise vindicirt worden. Die Thatsache, daß Guttenberg noch zu Mainz mittelst fester Tafeln druckte, habe ich in ihrer vollen Wichtigkeit hervorgehoben, nachgewiesen, daß derselbe durch die Zersägung dieser Tafeln in einzelne Buchstaben zu der eigentlichen Buchdruckerkunst überging, den vollsten Beweis geliefert, daß er Anfangs mit hölzernen Typen gedruckt, und diese Typen mittelst Einfädelung zu Zeilen verbunden habe u. s. w.“ In der That enthält diese Schrift einen solchen Reichthum neuer, eigenthümlicher Ansichten, und verbreitet so viel Licht in der Dunkelheit, die noch immer über der ersten Entstehung der Buchdruckerkunst schwebte, daß man diesen Forschungen schon in historischer Beziehung großen Werth beilegen muß. Für Mainz selbst hat das Erscheinen dieser Schrift noch einen besondern Werth. Abgesehen davon, daß Wetter jahrelange Studien und Forschungen, verbunden mit seltenen Aufopferungen, nur zum Nuzen seiner Vaterstadt unternommen, hat derselbe zugleich über jeden Widerspruch den Saz erhoben, daß keineswegs das Jahr 1836 das Säcularjahr der Erfindung sey, so wenig als 1436 das Jahr der Erfindung, wie man annahm, sondern daß das Säcularjahr erst 1850 eintrete, weil erst 1450 die wirkliche Erfindung der Buchdruckerkunst gemacht und erst zwischen 1454 — 1457 verbreitet worden sey. Man war nämlich bisher hier in Mainz sehr geneigt, in diesem Jahre 1836, wo wir das Fest der Enthüllung der Guttenbergsstatue feiern, auch zugleich das Säcularfest zu begehen, was zwar an sich ganz unschuldig gewesen wäre, was aber den Straßburgern einen Grund mehr für ihre Ansprüche gegeben hätte, da es allerdings wahr ist, daß Guttenberg im Jahr 1436 in Straßburg lebte. Wetter aber weist nach, daß vor 1450 von eigentlicher Buchdruckerei nichts existirt habe, daß vielmehr Alles, was vor diesem Datum als Buchdruckerei sich geltend machen will, nur schwache, unvollkommene Versuche waren, Vorläufer der endlich in Mainz entstandenen großen, die Welt umgestaltenden Kunst. Vortrefflich sind auch die dem Werke beigegebenen Facsimile's, mehr als sechzig an der Zahl. Sie sind geeignet, schon an sich ein Bild der Fortschritte der Buchdruckerkunst in den ersten Zeiten nach der Erfindung zu geben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 145.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 17. Juni 1836.

Wie sehr sich auch der Pariser im Laufe der Zeit mit seiner Stadt verändern mag, stets wird er ein spezifisches Wesen bleiben.

Mercier.

Paris im Jahr 1836.

Vom Verfasser der Schrift:

Rom im Jahr 1833,

welche allgemeinen Beifall erhalten hat, erscheint im Laufe dieses Jahrs ein ähnliches Werk über Paris im Jahr 1836, das in dem Verhältniß noch nützlicher seyn wird, in welchem Paris stärker von Deutschen besucht ist, als Rom. Wir haben Erlaubniß erhalten, einige Abschnitte mitzutheilen.

* * *

Einwohner.

Seit alle Kräfte der großen Barone Frankreichs von der königlichen Gewalt aufgesogen waren, wurde Paris in einem Grade Hauptstadt, in welchem es keine ihrer Schwestern seit dem Mittelalter, und auch von ältern Städten nur Rom geworden ist. Es strömt von jeder jedes Talent, jeder Genußsüchtige, jede Erbin dem glanz- und freudenvollen Paris zu; in der Hauptstadt und durch sie wurde immer das Schicksal des ganzen Landes oft in unglaublich jähem Umschwunge entschieden. Es mag daher wahr seyn, was man vom alten Blücher erzählt. Dieser sah 1815 dem lezten Gefechte zu, welches unter den Mauern der Stadt auf dem linken Seineufer geliefert wurde. Ein Generalstabsoffizier soll ihm hier gesagt haben: „Nun, hoffe ich, wird man dieses Babel doch verbrennen!“ Da soll nun der alte Blücher geantwortet haben: „Wenn ich Herr wäre, so würde ich noch eines dazu bauen, Frankreich wird an Paris sterben.“

Die Einwohner, so verschieden der Ursprung der Mehrzahl immer seyn mag, verähnlichen sich durch die wunderbare Gewalt, welche die Stadt mehr als jede andere auf ihre Bewohner übt, durch die Positivität ihrer Weise, die kluge Einrichtung des täglichen Lebens, die durchdachte Sparsamkeit und die Besonnenheit, Selbstbehülflichkeit und glattes Benehmen, welche der Verkehr mit Menschen aufdringen muß, welchen man selten mehr als einige Mal im Leben wieder begegnen wird. Der Pariser ist zwar in seiner Art auch Spießbürger, auch dem ewig Gestrigen zugethan, aber auf eine durch den beständigen Wechsel der Gegenstände und Menschen um ihn bedingte Weise. Er dient zwar der Mode, von welcher er häufig lebt, läßt aber doch über ihr etwas ewig Geltendes und Waltendes bestehen, und seine Weise zu wohnen, zu kochen, zu essen, die Kinder zu erziehen, die Dienenden zu behandeln, ist positiver, als in kleinern deutschen Städten. Er muß doch an Einem festhalten, um nicht in's Bodenlose zu fallen.

Im Ganzen herrscht in Paris die gallische Physiognomie vor; besonders durch die weit geöffneten Nasenflügel fällt diese auf, welche man auch an den Irländern

bemerkt. Die Haare sind meist dunkel; die Weiber haben häufig Bärtchen, blühende Farbe ist selten. Ausgezeichnete Schönheit findet sich spärlich, doch wissen die Frauen sich gefällig zu kleiden, und besonders ihre bezeichnende Schönheit, den feinen Knöchel und den kleinen Fuß, geltend zu machen. Der tanzmeisterische Gang der alten Franzosen, jene hagern, an Don Quixote mahnenden Gestalten der alten Militärs, die Geckenhaftigkeit der Incroyables, alles dieses erblickt man nicht mehr. Alles will anständig, Niemand beinahe will auffallend gekleidet seyn. Schwarzen begegnet man häufig; sie gaben sogar im Fasching 1834 einen Negerball auf amerikanische Weise. Auffallend ist die große Anzahl amputirter Arme. Da auch viele jüngere Männer darunter sind, so mag der Leichtsinn, mit welchem man hier zu Lande die Jagd treibt, mehr noch die Schuld tragen, als die Zweikämpfe, welche nicht mehr so häufig sind, als sie es ehedem waren. Die Zahl der Orientalen ist nicht groß, überdem tragen ja jezt Türken und Egyptier sich so zu sagen europäisch, und nehmen sich in ihren blauen Ueberröcken, dem Fes, und mit ihrem watenden Papuschengange wie Bärenführer aus. Unter zehn gutgekleideten Männern begegnet man in den bessern Quartieren einem Mitgliede der Ehrenlegion.

Von nicht französischen Namen sind die deutschen in den Ueberschriften der Buden die vorherrschenden und mögen wohl ein Zwölftel ausmachen. Unter den zahlreichen Schweinemezgern, Fleischern, Federschmückern, Modehändlern und Tapezirern kommen wenige, unter den Pianofortemachern, Tischlern, Schneidern, Schustern, Zuckerbäckern und Wagenbauern aber die meisten deutschen Namen vor. Die Verfertiger der Fayanceöfen und die Bronzegießer haben häufig italienische Namen; polnische trifft man außer einigen Schustern und Pelzhändlern keine, spanische sehr wenige, englische jedes Jahr mehr. Es ist unglaublich, mit welcher Kunst und Gewandtheit der stolze Engländer die schmiegsamen französischen Manieren einlernt, und wie sehr er von seinen reisenden Landsleuten unterstüzt, gefördert und empfohlen wird. Ich wünschte von meinen werthen Landsleuten dasselbe rühmen zu können. Sie sind zwar eben so zahlreich, vielleicht jezt noch zahlreicher, als die Engländer, aber sie ermangeln eines kirchlichen, geselligen und literarischen Mittelpunkts, des Gemeingeistes und der organisirenden Kraft, welche den Engländern überall zu Statten kommen muß, wo sie sich im Auslande in größerer Zahl befinden. Diese hassen, verachten und bespötteln sich unter einander, aber sie wissen sich überall bei- und unterzuordnen, wo es englische Interessen gilt. Unter den politischen Flüchtlingen sind die Polen die zahlreichsten. Sie werden wegen ihrer Beharrlichkeit geehrt, geben aber in Sitten und Ansichten schneller und vollständiger in das französische Wesen über, als ihre italienischen und ihre deutschen Leidensgenossen.

Mönchen begegnet man bekanntlich nicht mehr, Geistlichen selten. Sie tragen seit der Julinsrevolution runde Hüte und Douilletten über das lange Gewand. Klosterfrauen, welche Kinder erziehen und Kranke pflegen, begegnet man zuweilen; sie haben bleiche, resignirte, zuweilen rührend ruhige Gesichter. Der Haß, welcher die Priester noch jezt belastet, und nach den bekannten Vorgängen nicht ganz mit Unrecht, trifft die Klosterfrauen und auch den protestantischen Clerus ganz nicht.

Wenn man weder die kräftigen Mannsgestalten noch die blühende Farbe und die angenehme Fülle bei den Frauen in Paris trifft, so sieht man dagegen weniger Höckerige und Mißgestaltete, als in Berlin und Dresden, weniger Zerrbilder, als in London, besonders keine so gar verknöcherten Matronen, weniger Lumpen, als in Italien, und weniger Flegelei, als in den Niederlanden. Besoffene sind außer dem Aschermittwoch so selten, daß sie jedesmal Auflauf erregen. Man neckt sie immer, aber man mißhandelt sie niemals. Bettler treiben, außer einigen bevorrechteten Blinden auf den Brücken, ihr Handwerk verstohlen und in Furcht vor der Polizei. Die Essenkehrerjungen fangen jedoch an, sehr dreist zu betteln.

Im Ganzen machen die Menschen, welchen man begegnet, den Eindruck mäßigen Wohlstands, angenehmer Formen, großstädtischer Selbstbehülflichkeit, einiger Ueberschätzung des eigenen Werths und des Dranges, dem Beispiel Anderer zu folgen. Wo Einer hingeht, dahin wenden sich alle Köpfe. Schnelle Antworten, kräftige Witzworte hört man weit seltener als im südlichen Frankreich, wo das romanische Blut schon mehr vorherrscht. Am ehesten kann man derlei noch bei Fischweibern, Gemüsehändlerinnen und sonst bei der vorlezten Abtheilung des Volkes finden. Die Kunst, im Kothe zu gehen, ohne sich zu beschmutzen, ist von den Parisern, und mehr noch von den Pariserinnen, auf's Höchste getrieben worden, und eine wahre Virtuosität, welche man besonders bemerken kann, wenn ein Omnibus bestiegen oder verlassen wird. Unter die unerfreulichen Begegnungen gehört auch eine bedeutende Anzahl eingesunkener Nasen. Da man ohnehin hier der Stülpnasen und breiten, tief eingeschlizten Nasennüster so viele sieht, so ist die Zugabe doppelt schmerzhaft, obgleich leider nicht überraschend.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Während sich das große Publikum von der bekannten Schrift über John Herschels Entdeckungen im Mond mystificiren ließ, war Herschel selbst auf dem Cap mit den ernstesten und würdigsten astronomischen Forschungen beschäftigt, und bald gingen verbürgte Nachrichten

darüber in einem Schreiben von ihm an den Professor Plana, Direktor der Sternwarte zu Turin, ein. Dieses Schreiben ist vom 28sten December v. J. und liefert den vorläufigen Beweis, daß Herschels Beobachtungen der südlichen Hemisphäre in einem Clima, wie das des Caps, und mit Instrumenten, wie sie dem Erben des großen William Herschel zu Gebote stehen, unsere Sternverzeichnisse mit einer außerordentlichen Menge neuer und interessanter Gegenstände bereichert haben. Vergebens aber würden wir in der Enge unserer Blätter versuchen, alle die glänzenden und auffallenden Einzelheiten dieser Himmelsmusterung namhaft zu machen. Die große Magellansche Wolke (ein Sternbild der südlichen Halbkugel) allein enthält im Raume einiger Quadratgrade so viele und mannichfaltige Gegenstände, daß man sie fast einen Auszug des ganzen gestirnten Himmels nennen könnte. Sie besteht aus einer unendlichen Menge von Nebelflecken und Sterngruppen in den sonderbarsten und wunderlichsten Formen und von allen Graden der Dichtigkeit. In Bezug auf die Milchstraße drängte sich unserm Beobachter bei der Genauigkeit, mit welcher er diesen lichten Himmelsstreifen unter dem heitern Caphimmel betrachten konnte, jedesmal die Ueberzeugung auf, daß derjenige Theil dieser wunderbaren Zone, welcher zwischen dem Sirius und Antares liegt, unserm Planetensysteme in seiner südlichen Hälfte näher, als in seiner nördlichen ist, oder, mit andern Worten, daß es nicht bloß eine Sternschicht, sondern vielmehr ein Sternring ist, in welchem unsere Sonne eine excentrische Stellung hat, und daß sie dem Sternbilde des Kreuzes weit näher steht, als den diametral gegenüberliegenden Sternen. Die bloße Vergleichung des respectiven Lichtglanzes dieser einander gegenüberstehenden Sterne läßt keinen Zweifel darüber.* Rücksichtlich der Doppelsterne bestätigt Herschel, gestützt auf seine trefflichen Capbeobachtungen, die neulich von uns in unserm Aufsatze über den Fixsternhimmel in diesen Blättern vorgetragenen Sätze über die elliptische Bewegung des einen Sterns eines solchen Sternenpaares um den andern als Centralstern, welche Bewegung sich aus gemessenen veränderlichen Abständen dieser Sterne von einander unzweifelhaft ergibt. Ja, Herschel ist dahin gelangt, in einem einzelnen Falle sogar die vom Wanderstern um den Centralstern beschriebene Ellipse als eine sehr lang gestreckte zu bezeichnen, indem sich ein solches, früher als Doppelstern beobachtetes Sternenpaar (γ in der Jungfrau) jetzt durch die schärfsten Objective nicht mehr trennen läßt, eben weil beide Sterne in der Nähe der, verhältnißmäßig sehr kleinen Axe zu nahe zusammen gerückt sind, als daß sich ihr Abstand, wie groß er an und für sich noch seyn mag, aus so ungeheurer Entfernung wahrnehmen ließe.

Neben diesen astronomischen Erörterungen aber hat Herschel zugleich einen ganz besondern Fleiß auf barometrische Beobachtungen verwendet, deren merkwürdiges Resultat in den Worten zusammengefaßt werden kann, daß innerhalb der Wendekreise, oder, noch genauer zu reden, innerhalb der Zone, in der die bekannten beständigen, uneigentlich so genannten Passatwinde wehen, ganz constante Unterschiede in den mittleren Barometerständen stattfinden, und zwar dergestalt, daß sich an der nördlichen und südlichen Grenze dieser Zone stets ein höherer (Durchschnitts-) Stand des Barometers ergibt, und von da ab ein continuirliches, äußerst regelmäßiges Fallen bis zur Aequatorialgrenze beobachtet wird, so daß der Einfluß jener constanten Winde auf die Constanz der Höhe der Quecksilbersäule in der Röhre des Barometers ganz unzweifelhaft erscheint.

Dieser nothwendige Zusammenhang zwischen den „vents alizés," wie sie auf französisch, oder „trade-winds," wie sie auf englisch heißen, und dem Barometerstande, als abhängig vom Luftdrucke, wird sich leichter übersehen lassen, wenn wir zuvörderst die eigentliche Beschaffenheit jener Winde näher erörtert haben. Zwischen den Wendekreisen nämlich, also in einer Zone von 23 bis 24 Graden zu beiden Seiten des Aequators (zusammen also von 46 — 48°), weht ein beständiger Morgenwind, der sich jedoch nordwärts der Linie mehr nach Nordost, und südwärts derselben mehr nach Südost zieht, und sich bei diesen Abweichungen nach dem jedesmaligen Stande der Sonne richtet. Halley, dessen Erklärung der Ursache dieses constanten Ostwindes in der heißen Zone uns als die ungezwungenste erscheint, macht denselben von der Erwärmung des Luftkreises durch die Sonne abhängig. Indem sich dieses Gestirn beständig zwischen den Wendekreisen aufhält, und scheinbar von Ost nach West umläuft, so wird natürlich an dem Orte, in dessen Scheitel es eben steht, die Luft am stärksten erwärmt und die entsprechende Luftsäule dadurch mehr ausgedehnt. In Folge davon erhebt sich dieser Theil des Luftkreises und fließt in der Höhe nach allen Seiten ab. Zur Herstellung des Gleichgewichts strömt aber von unterwärts die kältere Luft eben so von allen Seiten zu, wird durch die Sonne wieder erwärmt, und setzt solchergestalt den Umlauf fort. Da nun aber zugleich die Rotationsbewegung der Erde in der Richtung von Abend nach Morgen stattfindet, so hat jener Abfluß

* Schon ältere Astronomen haben eine solche, wenigstens allgemeine Ansicht von der excentrischen Lage unsers Sonnensystems in der zugehörigen Sternsphäre aufgestellt, und Kant in seiner „Naturgeschichte und Theorie des Himmels." Lambert in den „Kosmologischen Briefen über die Einrichtung des Weltgebäudes." und Herschel der Aeltere in seiner „Abhandlung über den Bau des Himmels" tragen die erhabensten Gedanken darüber vor.

auch vorzugsweise in der nämlichen Richtung, und der Zufluß der ersetzenden Luft dagegen in der entgegengesezten Richtung, d. h. von Morgen nach Abend statt, welcher beständige Luftzug eben den in Rede stehenden Wind constituirt. Zugleich muß sich dieser Wind nach dem Stande der Sonne in der Ekliptik richten, woraus sich die angeführten Anomalien ganz leicht erklären. Aus der gleichmäßigen Ursache läßt sich somit, wenigstens im Allgemeinen, auf die gleichmäßige Wirkung schließen, und die Regelmäßigkeit der Barometererscheinungen in der Zone der sogenannten Passatwinde stellt sich also als eine nothwendige, wenn gleich von den Naturforschern erst jezt wahrgenommene Folge der Regelmäßigkeit dieser Winde und ihrer Veranlassung dar. — Würden wir um unsere eigene Ansicht von diesem Zusammenhang befragt, so würden wir vielleicht in der Simplicität der Erklärung noch etwas weiter gehen, als Halley.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Mai.

(Beschluß.)

Kunstverein. Liedertafel. Frühling.

Wie die Kunstvereine fast aller bedeutenderen deutschen Städte gegenwärtig jährliche Verloosungen von Kunstgegenständen veranstalten, theils um ihre Vereine dadurch zu heben, theils um die Künstler zu unterstützen, so ist kürzlich auch in unserm hiesigen Kunstvereine der Entschluß gefaßt worden, eine jährliche große Kunstausstellung und Gemäldeverloosung zu gründen. Die auswärtigen Künstler werden demnächst aufgefordert werden, sich an der Ausstellung zu betheiligen, um von der Verloosung Nutzen ziehen zu können, da jedesmal ein Theil der ausgestellten Gegenstände angekauft wird. Diese neue Anordnung hat den Beifall aller hiesigen Kunstfreunde, und am ganzen Rheine zeigt sich die allgemeinste Theilnahme an solch gemeinnützigem Unternehmen. Auch mit den auswärtigen Vereinen wird unsere Kunstanstalt in Verbindung treten. Ohnehin scheint im Augenblicke ein süddeutscher und ein norddeutscher Kunstverband in's Leben treten zu wollen. Die Zeit der Mäcenaten für die Kunst ist hin, und es wird Aufgabe der Kunstvereine, sich gegenseitig zu unterstützen und die Kunst zu heben. — Wie der Kunstverein zeigt auch die „rheinische naturforschende Gesellschaft“ täglich neue Spuren einer regen Entwickelung. Wer es weiß, in welchem Maße sich seit einem Jahre die naturhistorischen Sammlungen dieser Gesellschaft vermehrt haben, der kann diese Anstalt nicht ohne freudiges Erstaunen betrachten. Kürzlich ist auch vom Comite der Gesellschaft der Beschluß gefaßt worden, daß die schönen Sammlungen alle vierzehn Tage dem größern Publikum geöffnet werden sollen. Daß so viele Menschen von dieser Freiheit würdigen Gebrauch machen, beweist, daß der Sinn für Naturkenntniß mehr oder weniger über unsere ganze Bevölkerung verbreitet ist. Wir haben die Aussicht, daß die Sammlungen der Gesellschaft nächstens einen bedeutenden Zuwachs erhalten werden, besonders aber die zoologische, und namentlich die ornithologische Abtheilung. Ein hiesiger Besitzer einer herrlichen, vollständigen Vögelsammlung ist nicht abgeneigt, aus besonderm Interesse am Vereine diese Sammlung der Gesellschaft gegen einen sehr mäßigen Preis abzutreten, wodurch das ornithologische Kabinet ungewöhnlich reich ausgestattet würde. Der Gesellschaft aber kommt dieser Umstand sehr gelegen; denn da sie auf diesen reichen Schatz europäischer Vögel schon längst spekulirte, hat sie bisher nur außereuropäische Acquisitionen gemacht.

Seit lange hat hier kein Unternehmen so viel Anklang und Widerspruch gefunden, als das Projekt unserer Liedertafel, das jezt allgemeiner Gegenstand des Gesprächs ist. Dieses Institut, das sich bereits nach innen und außen ziemlich kräftig fühlt, beabsichtigt die Gründung eines großartigen Lokals, theils berechnet für ein bedeutenderes musikalisches Streben, wie die Ausführung großer Musikfeste, theils für gesellige Zwecke, Bälle u. s. w. Nach dem Plane sollte das Lokal einen ungeheuern Concertsaal, der mehrere tausend Menschen faßt, und einige kleinere Gesellschaftssalons enthalten, bestimmt für die gewöhnlichen geselligen Freuden der täglich wachsenden Gesellschaft; der Voranschlag für das Unternehmen war auf 70,000 fl. festgesezt. Als man jedoch eben zum Beginn des Unternehmens schreiten wollte, und bereits einen großen Platz für eine bedeutende Summe angekauft hatte, stellten sich in den Generalversammlungen zwei Parteien einander gegenüber. Während die eine, besonders die nichtaktiven Mitglieder, das Bedürfniß des Lokals, die leichte Ausführbarkeit des Unternehmens, und den großen Nutzen desselben sowohl für den Verein, als für die Allgemeinheit der Bewohner vertheidigte, war die andere der Meinung, das Bedürfniß eines Neubaus sey keineswegs vorhanden, da das bisherige Lokal für die gewöhnlichen musikalischen Uebungen hinreichend sey, für größere Concerte und Musikfeste aber dem Institut das Theater zu Gebote stehe; die Ausführbarkeit sey keineswegs leicht, sondern für eine Gesellschaft ohne Fonds bei all ihrer Blüthe sehr schwer und belästigend. Bei solchen schroff sich entgegenstehenden Ansichten war es nöthig, um eine Entzweiung des schönen Vereins zu verhüten, die Sache von Neuem der Prüfung einer Commission vorzulegen, und vor der Abstimmung den Bericht derselben anzuhören. Diese Commission ist nun niedergesezt, und man vernimmt, daß sie keineswegs für das Unternehmen enthusiasmirt ist. Der besprochene Plan war allerdings viel zu großartig für die gegenwärtigen Kräfte des Instituts. Man hört nun, daß ein neues, weniger ausgedehntes Projekt an dessen Stelle kommen werde, das wohl keinen Anstoß finden dürfte. — So wenig es noch eigentlich an unserm Rheine Sommer werden will, troz dem, daß der Wonnemonat zu Ende ist, so haben doch bereits die Sommervergnügungen auf unserer „neuen Anlage“ begonnen. Freilich findet sich die schöne Welt nicht so zahlreich ein, als bei besserer Witterung, und namentlich fehlen uns noch die Fremden, die Rheinreisenden, die Badegäste und der Besuch der umgebenden Orte, wodurch gewöhnlich dieser Lustort so lebendig und reizend wird. Indessen die Mainzer zeigen sich patriotisch, und ignoriren lieber die rauhe Luft, welche oft gar unbehaglich über den Rhein herüberweht, um nur die Lenzmonate nicht düster für die „Anlage“ dahinschleichen zu lassen; sie finden sich in ihrer alten Munterkeit ziemlich zahlreich ein, ergötzen sich an der schönen Militärmusik und an den noch ersprießlicheren Erfrischungen. Es ist dies aber in der That ein trauriger Frühling, und wir sind nichts weniger als unbesorgt über die mißlichen Erfolge, die diese ewige Kälte der Nächte und scharfe Nordostwinde am Tage ohne allen erquickenden Regen für die Vegetation haben könnten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 18. Juni 1836.

Ebb' und Fluth der Atmosphäre —
Denk' sich's jeder, wie er kann!
Will mich nur an Hermes halten,
Denn des Barometers Walten
Ist der Witterung Tyrann.

Goethe.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Die Regelmäßigkeit der von Herschel selbst noch auf dem Cap, welches doch schon mehrere Grad südlicher, als die Südgrenze der Zone der Passatwinde liegt, beobachteten barometrischen Oscillationen ist erstaunenswürdig. Das tägliche Sinken zwischen neun Uhr Morgens und drei Uhr Nachmittags beträgt $^{23}/_{1000}$ Zoll, und erfolgt so regelmäßig, daß Herschel in einem ganzen Jahre nicht einen Monat fand, dessen Mittel nicht diese Angabe bestätigt hätte. Wir sehen hier die Wirkungen einer atmosphärischen Ebbe und Fluth, welche viel regelmäßiger vor sich gehen kann, als die Fluth der Meere, die in der verschiedenen Configuration der Küstenländer tausend verschiedene Hindernisse findet. Das Gefühl der ganzen Wichtigkeit dieser Resultate für eine vollständige Barometertheorie, was ziemlich so viel als eine rationelle Begründung der Meteorologie heißt, hat Herschel bewogen, auf den verschiedensten Punkten der südlichen Hemisphäre gemeinsame barometrische Beobachtungen zu verabreden. Der Plan ist folgender: die bestimmten Tage sind der 21ste März, 21ste Juni, 21ste September und 21ste December (also die Aequinoctien und Solstitien), oder wenn diese Tage auf einen Sonntag fallen, der unmittelbar folgende Montag; die Beobachtungen fangen jedesmal Morgens sechs Uhr an und werden 36 Stunden lang ununterbrochen fortgesezt, dergestalt, daß man Anfangs jeder Stunde den Barometerstand genau notirt. — Herschel ladet alle Barometerbesitzer zu dergleichen Beobachtungen und deren Veröffentlichung ein, und wir glauben der Wissenschaft nicht besser dienen zu können, als wenn wir dieser Einladung durch unsere Blätter alle mögliche Publicität geben.

Ehe wir aber solchergestalt Herschel und das Feld der Astronomie verlassen, müssen wir noch einer auf dem lezteren gemachten merkwürdigen Wiederentdeckung, nämlich des sechsten und siebenten Saturnstrabanten, erwähnen, welche man seit dem Jahr 1789, wo sie Herschel, der Vater, zuerst gesehen hat, nicht wieder hatte auffinden können. Die erste Entdeckung eines Saturnmondes überhaupt verdankt man, wie wir auf diese Veranlassung bemerken, dem holländischen Astronomen Huygens, der dieselbe am 25sten März 1655 mit einem Fernrohre von 23 Fuß Länge * machte; dieser

* Vor Erfindung der achromatischen Objective mußten sich die Astronomen, um die gewünschte Vergrößerung bei hinreichender Deutlichkeit der Bilder zu erhalten, übermäßig langer Röhren bedienen. Der ältere Cassini beobachtete durch ein Fernrohr von 156 Fuß Länge, und die Geschichte der Astronomie erwähnt noch längerer.

Trabant ist, wie man nachher gefunden hat, der größte (vom Saturn abgerechnet der sechste). Pound, ein englischer Astronom, sah 1718 durch ein Objectiv von 123 Fuß Brennweite zuerst fünf Saturnstrabanten, und die Auffindung des sechsten und siebenten glückte, wie gesagt, erst Herschel durch sein sogenanntes Riesenteleskop. Die Ehre der Wiederauffindung dieser so entfernten Himmelskörper gehört nun dem Berliner Astronomen W. Beer, welcher darüber ein Schreiben an die Pariser Akademie der Wissenschaften gerichtet hat, und das Detail dieser interessanten Beobachtung auch wahrscheinlich noch weiter veröffentlichen wird.

Wir haben oben Herschels barometrischer Beobachtungen erwähnt, und den engen wissenschaftlichen Zusammenhang zwischen dem Barometerstande und den Witterungsveränderungen hervorgehoben, auf welcher Basis vielleicht noch einstens ein System der Meteorologie, dieses Proteus der Naturwissenschaften, errichtet werden kann. Unterdeß wird jener Zusammenhang durch Erfahrungen des verflossenen Winters auf eine höchst auffallende Weise bestätigt. Ein seit dreißig Jahren mit meteorologischen Beobachtungen beschäftigter Naturforscher in der Delegation Udine (venetianisches Friaul) meldet, daß er in dieser ganzen langen Zeit nie so außerordentliche atmosphärische Unordnungen, zugleich aber auch nie einen so dauernden tiefen Barometerstand wahrgenommen habe, als eben in diesem Winter. Der Barometer zeigte beständig 26 bis 26½ Zoll, und fast eben so unaufhörlich verheerten die fürchterlichsten Stürme und Lawinen das unglückliche Land. Es ist hiebei zu bemerken, daß man einen Barometerstand von 28 Zoll, wie er z. B. unter gewöhnlichen Temperatur- und Witterungsverhältnissen an der Meeresfläche Statt zu haben pflegt, im Allgemeinen als den mittleren bezeichnet, und daß Abweichungen bis zu zwei Zoll davon in der Regel schon zu den sehr selten vorkommenden Ereignissen gehören, welche auch immer auf außerordentliche atmosphärische Revolutionen, besonders Stürme, wenn sie gleich noch weit vom Beobachtungsorte entfernt sind, schließen lassen. Der erste, der dies richtig erkannt hat, scheint der deutsche Naturforscher Otto von Guericke, der bekannte Erfinder der Luftpumpe, gewesen zu seyn. Er sagte im Jahr 1660 zu Magdeburg aus dem starken Fallen seines Wettermännchens (einer barometrischen Einrichtung) sogleich einen heftigen Sturm an, und nach zwei Stunden erreichte der Sturm auch wirklich Magdeburg. Man sieht hieraus, von welch unberechenbarer Nützlichkeit genaue Barometerbeobachtungen besonders für den Seefahrer sind; und der glückliche russische Weltumsegler Krusenstern sagt auch in der Beschreibung seiner Reise ausdrücklich, daß er die Sicherheit, mit welcher er dem nahenden Sturme jederzeit die geeignetsten Maßregeln habe entgegensetzen können, lediglich seinen unablässigen Barometerbeobachtungen verdanke. Schade aber, daß dieser treffliche Wetterprophet für seine Prophezeiungen eben nur zwei Ausdrücke, Fallen und Steigen, hat, indeß die Einflüsse, welche auf ihn wirken, und die Fragen, welche wir an ihn richten, so unendlich verschiedener Art sind. Diese Betrachtung erschüttert meine eben ausgesprochene sanguinische Hoffnung der Errichtung eines rationellen oder doch rationelleren meteorologischen Systems auf genauere Kenntniß des Barometergesetzes immer wieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris im Jahr 1836.

(Fortsetzung.)

Gewerbe.

Die Gewerbe in Paris haben einen ganz eigenthümlichen Charakter. Was nicht auf tägliches Bedürfniß und Verzehren berechnet ist, hat den Luxus und die Launen der Reichsten der ganzen Welt zur Basis, und zum Grundprincip ewige Aenderung. Daher ist ihm vorzüglich langer, allgemeiner Friede, wie der nach dem siebenjährigen Kriege war, und der jetzige gottlob es ist, sein erstes Bedürfniß. Es ist ganz unglaublich, welche Summen auch jetzt noch die Welt, und selbst England, für Gegenstände des Putzes, der Toilette, für schönklingende neue Erfindungen, Perrücken, haarfärbende Pulver, Lithographien ohne Kunstwerth und Tand aller Art dem Pariser Kunstfleiße zollen. Es ist übrigens nicht zu verschweigen, daß die jetzige Welt ungleich minder geckenhaft ist, als le bon vieux tems, und daß Londons Weise und Waare die der Pariser in vielen Punkten überflügelt und beherrscht. Nur im Damenputz ist die Herrschaft der Pariser ersten Modehändlerinnen noch ohne gefährliche Mitbewerbung; doch passen sie ihre Moden der englischen Magerkeit an.

Die Zahl der Buden ist groß, ja zu groß. Man begreift nicht, wie die Menschen alle so viel verkaufen und verdienen können, daß sie dabei bestehen, besonders wenn man weiß, wie wenig am echten Pariser zu gewinnen ist. Namentlich ist die Zahl der feilgebotenen Standuhren, Shawls und Seidenwaaren außer allem Verhältniß mit der möglichst großen Nachfrage, und bei den häufigen Versteigerungen wird das lokale Bedürfniß leicht und oft unglaublich wohlfeil befriedigt.

Die Höflichkeit und Zuvorkommenheit der Gewerbtreibenden, ihre Bemühung, sich feste Kundschaft und Empfehlungen an Andere zu verschaffen, sind sehr groß, im Verhältnisse zu der Größe der Stadt, wo man es

recht oft laut und mit ellenlangen Buchstaben bekannt machen muß, daß man der Erste in seinem Fache sey, damit der, welcher unter dem Lärm und den immer wechselnden Eindrücken ganz duslich werden muß, es endlich doch behalte und den langen Weg nicht scheue. Nächst dieser musterhaften Höflichkeit ist besonders die Weise zu rühmen, mit welcher der Pariser Gewerbtreibende seine Bude ausschmückt, mit Wenigem guten Effekt hervorbringt, dem Vorübergehenden das Beste zeigt, was seine Bude vermag, um ihn dadurch zum Stillstehen, ja zum Drücken der Klinke zu veranlassen.

Im Ganzen ist die Klasse der Gewerbtreibenden sehr mäßig, und bedacht, neben der Versorgung einiger Kinder, es bald dahin zu bringen, als unabhängiger Rentier zu leben. Viele machen ihren Weg schnell, noch mehrere fallen unterwegs, die meisten bringen in guten Zeiten sich durch und erübrigen auch wohl etwas. Aber die in's Unendliche gehende Mitbewerbung und die Höhe der Abgaben, wozu noch die vertheuernde Stadtaccise und die Zeit und Ruhe raubende Nationalgarde kommen, machen nur Wenigen, mit besonderm Talent oder Glück Begabten möglich, schnell zu der Wohlhabenheit zu gelangen, welche an andern Orten Reichthum genannt würde, bei den Pariser Preisen und Ansprüchen aber kaum zu wohnlichem Behagen und einiger Landlust hinreicht. Auch ist die Nähe der Hauptstadt, jenseits welche der Pariser sich selten zurückzieht, eben so theuer, als die Hauptstadt selbst.

Die Hülfe der Frauen, ihr Buchführen, ihr Talent, den Käufer festzuhalten, ihr Mithandanlegen sind merkwürdig. Die Geschlechter haben früher in den romanischen Nationen in manchen Rücksichten ihre Stellen gewechselt, und im Pariser Leben zeigt sich noch manche Spur hievon. Hiezu kam noch zur Kaiserzeit der Mangel an Männern, wodurch viele unversorgte Mädchen selbst für ihr Fortkommen sorgen, und die Gewerbtreibenden manche Arbeiten, welche für weibliche Hände sich eignen, diesen vorzugsweise anvertrauen mußten.

Wenn man durch die Straßen der Stadt langsam und betrachtend wandelt, und sich vom Sehenswürdigen festhalten läßt, so wird man gewiß auf's Freundlichste eingeladen, einzutreten und mit Muße zu beschauen, und wenn man auch nichts kauft, auf die höflichste Weise bis zum Scheiden behandelt. Auffallend ist der Unterschied des Tons zwischen dem modischen Quartier und der Vorstadt St. Germain, wo noch etwas vom antediluvianischen Französischen vorzuherrschen scheint, und wo die Kunden mehr lokal sind, als zufällig. Auch ist Ausschmückung, wetteifernde Nachbarschaft und die Windbeutelei des modernen money making dort noch seltener und minder fühlbar. Noch sind in diesem Stadtviertel manche Buden besser versehen, als ihr Schein gibt, aber das Neueste und Eleganteste darf man so wenig bei ihnen suchen, als bei den besten Speisewirthen ihrer Nachbarschaft die feinen Schüsseln, deren Duft aus Küche und unterirdischen Gemächern in die Arkaden des Palais-royal dringt.

Je näher dem gewerblichen Mittelpunkte der Stadt, desto specieller werden die Gewerbe; je näher den Stadtmauern, desto mehrerlei zusammen findet man bei demselben Verkäufer. Manche Quartiere haben wieder Specialitäten, wie die Schule der Arzneikunst, wo Ausbälger, Verfertiger von Wachspräparaten, Buchhändler, und besonders wohlfeile Kuchenbäcker sich festgesezt haben, die Umgegend des Temple, wo überall der Trödelhandel vorherrscht, die Gegend der Place Vendôme, wo die englischen Buden, die elysäischen Felder, wo Pferde- und Wagenhändler, und endlich die Invaliden, um welche die Weinkneipen in unglaublicher Anzahl sich gelagert haben. Die Assecuranz-, Leibrenten- und Steinkohlen-Compagnien gruppiren sich um die Börse, der Quai Voltaire vereinigt Kunsthändler und Buchhändler, die Mechaniker wohnen auf dem Quai de l'Horloge, die Goldschmiede auf dem Quai des Orfèvres dicht beisammen. In diesem Quartier ist es noch ein Ruhm, ein altes Haus zu seyn.

In den Zeiten der Kriege, mitten im Ruhme der französischen Heere, war das gewerbliche Leben gedrückt, beschränkt und trauernd. Jezt, seit dem Frieden, bei den unzähligen reichen Fremden, welche in Paris ihr Geld verzehren, bei den vervollkommneten Communicationsmitteln, bei der ungeheuer angewachsenen Staatsschuld und der Thätigkeit der Stockbörse, ist es beinahe in krankhafter Thätigkeit, häufigen und heftigen Krisen unterworfen, von großer Wagniß bei sehr vertheiltem Gewinn, und weit mehr von dem politischen Stande der Dinge abhängig, als jemals. Daß die schönen Künste Einiges, die Naturwissenschaften sehr Vieles zu Vervollkommnung der Pariser Gewerbe gethan haben, daß ihre Universalität unglaublich ist, indem persische Stiefeln, egyptische Shawls, Berliner Kochöfen und spanische Chocolade in Einer Straße neben einander verfertigt werden — muß eben so anerkannt werden, als man gestehen muß, daß den Geräthen noch nicht das Vollendete, das Vollständige und Solide der englischen, den verzehrbaren Produkten noch nicht die gleichförmige und besonders die reinliche Behandlung gegeben wird, welcher sie sich in Deutschland und Holland, vorzüglich aber in England erfreuen.

Einem Beobachter, welcher sich des frühern Zustandes noch lebhaft erinnert, entgeht gewiß nicht die Bemerkung, daß alle Gewerbe, welche für die Bedürfnisse der niedern Klasse arbeiten, verhältnißmäßig mehr vorgeschritten sind, als die, welche den Luxus zum Gegenstande haben. Diese blenden freilich mit ihren ungeheuern Spiegelfenstern, und

die Schneider, welche oft eine Art Wucherer und Geldverschaffer der vornehmen Jugend sind, mehr als alle; aber Werkzeuge, Stoffe und tägliche Bedürfnisse des gemeinen Volks sind unendlich weniger unvollkommen, sind vielartiger und solider, als früher. Wieder ein Beweis von dem gleichförmigen Gange, welchen die Massen seit 20 Jahren in ganz Europa nahmen, und hier besonders merkwürdig!

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

Das Städelsche Kunstinstitut.

Es ist eine durch die Geschichte vielfältig bewiesene Thatsache, daß in monarchischen Staaten die Künste und Wissenschaften sich größerer Ausmunterung und reichlicherer Unterstützung von Oben zu erfreuen haben, als in Republiken. Diese Erscheinung gereicht übrigens der einen Verfassung ebensowenig zum Lobe, wie der andern zum Tadel. In Republiken fehlen die beiden mächtigen Hebel: Geld im Aerar und Eigenliebe. Unter andern bewähren unsere vier freien Städte die Wahrheit des Gesagten, und es bleibt in denselben allein dem Wohlthätigkeitssinne und der Liebe zur Kunst einzelner Edeldenkender vorbehalten, dafür zu sorgen, was der Staat, die Regierung nicht beachten zu können oder zu müssen glaubt. Daher mag es auch kommen, daß genannte Städte an öffentlichen, d. h. von Staatswegen gestifteten und unterhaltenen Anstalten zur Beförderung der Künste gleich reich oder vielmehr gleich arm sind. An Geld fehlt es wohl nicht, aber um so mehr am Sinne. Es scheint, daß auch der reichste Kaufmann den Wunsch, noch reicher zu werden, niemals unterdrücken kann, und daß er selbst im Ueberfluß mehr bedacht ist, seinen Schatz, als die Liebe seiner Mitbürger und seinen Ruhm zu vermehren. Diese Denkungsweise ist vielleicht Hauptursache, daß bei allen, vorzüglich handeltreibenden Nationen die Künste nie recht gedeihen wollen. Wenn dessenungeachtet in Frankfurt ein Institut aufblüht, das unter die ausgezeichneten gerechnet werden darf, so möchte dessen Begründung und Gedeihen vielleicht eher einem glücklichen Zufall, als dem Kunstsinne der Frankfurter Reichen im Allgemeinen zuzuschreiben seyn, ich meine das Städelsche Kunstinstitut. — Johann Friedrich Städel war ein reicher Bankier, der ausnahmsweise mit der Liebe zu schönen Kunstwerken auch Geschmack und Kenntniß verband, und, was die Hauptsache ist, keine Notherben hinterließ. Diesem Umstande allein haben wir es wohl zu danken, daß er die große Idee, seine Vaterstadt verherrlichen zu wollen, nicht allein faßte, sondern auch ausführte. Und dennoch wäre diese edle Absicht beinahe an juristischer Förmlichkeit gescheitert. Bald nach dem Tode Städels fochten Verwandte desselben das Testament an, und so entspann sich ein Streit, dessen Verlauf ich nur kurz berühren und dabei die betreffenden Testamentsstellen, woraus zugleich die Organisation und Administration des Instituts zu ersehen ist, anführen will. Städel hatte schon 1793 und 1812 testamentarisch verfügt; als aber Frankfurt wieder zu seiner Verfassung gekommen, erklärte er 1815 in einer letztwilligen Verfügung, daß er hiemit seine frühern Dispositionen widerrufen und ein neues, dem gemeinen und Frankfurter Recht in seinen Förmlichkeiten entsprechendes Testament errichten wolle. Im §. 1 verordnete er: „Meine Sammlung von Gemälden, alten Kunstsachen und Büchern soll die Grundlage eines zum Besten hiesiger Stadt und Bürgerschaft hiemit von mir gestiftet werdenden Städelschen Kunstinstituts seyn. Dieses Städelsche Kunstinstitut setze ich zu meinem Universalerben in meinen gesammten dereinstigen Nachlaß an beweglichem und unbeweglichem Vermögen, mit alleiniger Ausnahme der von mir in der Testamentsbeilage für meine Verwandten &c. gestiftet werdenden Legate, in bester Rechtsform hiemit ein." Im §. 2 heißt es unter andern: „Daß dies von mir gestiftete Kunstinstitut der hiesigen Stadt zu einer wahren Zierde gereichen und zugleich deren Bürgerschaft nützlich werden möge. (Weiter unten.) Zugleich aber verordne ich, daß Kinder unbemittelter, dahier verbürgerter Eltern, ohne Unterschied des Geschlechts und der Religion, welche sich den Künsten und der Bauprofession widmen wollen, zur Erlernung der Anfangsgründe des Zeichnens durch geschickte Lehrer, oder in den dahier bereits bestehenden städtischen Zeicheninstituten, und durch andere Meister in der historischen und Landschaftmalerei und Kupferstecherei, in der Mathematik, ganz besonders aber in der Baukunst und denen in das Kunstfach einschlagenden Wissenschaften unentgeltlich unterrichtet werden, und die nöthige Unterstützung dafür, auch wohl in der Fremde, um sich zu nützlichen und brauchbaren Bürgern und Künstlern zu bilden, aus diesem meinem Institute erhalten sollen." Die §§. 5 – 8 enthalten Verwaltungsvorschriften des wesentlichen Inhalts: 1) „Der Erblasser ernennt selbst ein Verwaltungspersonale mit der Bestimmung, daß die Mitglieder desselben, so wie deren Nachfolger zwar von dem Schöffen- und Appellationsgerichte der Stadt Frankfurt auf diese seine Stiftungsurkunde (Testament) in Eidespflicht zu nehmen seyen, dagegen für ihre Verwaltung auf keinerlei Weise verantwortlich gemacht werden sollen. 2) Bei dem Abgang eines Administraters ergänzen die Verwalter sich durch freie Wahl mit einer würdigen Person aus der hiesigen Bürgerschaft, und wenn die Stimmen getheilt sind, durch's Loos. 3) Anstellung, Besoldung, Verabschiedung, alles dies verbleibt den Administratoren, auch die Bestimmung, wer Unterstützung erhalten soll, wie viel und auf wie lange."

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 140:

Die Zunge.

Räthsel.

Drei haben die Vierte beim Kopf genommen,
Der ist in bitterem Wasser geschwommen,
Das Wasser vertrocknete, doch gewiß
Es wurde dabei recht lieblich und süß.

Mein glänzendes Auge mit reinem Vergnügen
Trank seinen Gehalt in vollen Zügen,
Und weil er das durstige Herz mir gelabt,
So hab' ich den Dank bald fertig gehabt.

Die nun ihn hält in den schönen Händen,
Soll trockenen Wassers mehr noch spenden,
Das wie geistreicher Champagnerwein
Gießt labende Gluthen in's Herz mir ein;

Soll des Räthsels Lösung für sich behalten,
Und mit dem Dichter nach Willkühr schalten,
Der Brief und Siegel, daß er sie liebt,
Ihr hier, und Räthsel und Lösung gibt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 147.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 20. Juni 1836.

Retten wir aus den Wogen der Menge die Formen und Umrisse des Pariser Bürgers, jenes originelle und naive Gepräge, das die Zeit wohl, wie die Münze der alten Monarchie, abgreifen, aber nicht zerstören konnte.

Bazin.
Livre des cent-et-un.

Paris im Jahr 1836.

(Fortsetzung.)

Mittelstand.

In demselben Verhältnisse, in welchem der Adel in Frankreich und besonders in Paris sank, hob sich der Bürgerstand, dessen feindliche, kampfbereite Stellung gegen das höhnende Betragen der Mousquetaires du Roi, jener Prototypen des alten Hof- und Kriegsadels, schon Sterne so trefflich schildert. Der Bürger will in keiner Beziehung sich den Ansprüchen der Geburt oder der Hofgunst unterordnen, und die Nationalgarde war und ist noch ein mächtiger Hebel dieses Selbstgefühls.

Daß, ungeachtet so viele Pariser Bürger unter Napoleons Fahnen gekämpft haben, ungeachtet der Reisen Vieler, der fremden Herkunft noch Mehrerer, dennoch manche Spießbürgerei mitunter laufe, gestehen selbst die Pariser mit Lachen, und es fehlt nicht an Zerrbildern auf diese Klasse, als deren Formel man nun einmal den Spezereihändler, épicier, genommen hat, wahrscheinlich, weil ihm ein traditionelles Gemisch von Ehrlichkeit und Spitzbüberei vorgeworfen wird, und er die zucker- und kaffeeliebenden Pariser am meisten kostet. Es wäre unrecht und unklug, mit der so zahlreichen und wirklich höchst achtbaren Klasse hierüber zu rechten. Man muß hier doch an etwas Positivem festhalten, um nicht schwindlicht zu werden, und es war mehr als Einmal sehr heilsam, daß dieser Theil der Gesellschaft mehr Ballast geladen hatte, als die über und unter ihm. Er erhielt oft, wo nicht das Gleichgewicht, doch die Existenz der Gesellschaft und des Staats überhaupt. Daß Napoleon nie wagte, diesen Bürger zu bewaffnen, daß er nur im lezten Kampfe nach ihm wie nach einem Nothanker griff, und auch alsdann ihm mehr mißtraute, als traute, beweist schon für sich allein, was dieser Mann von Volkswillen und öffentlicher Meinung hielt, während man noch zuweilen versucht, ihn als Menschwerdung der liberalen Ideen darzustellen.

Der Mittelstand ist sehr zahlreich in Paris und ergänzt sich aus den untern Klassen, denen die gewerbliche Thätigkeit und die Sparkassen nun früher eine unabhängige Lage verschaffen, als ehedem; er verschmäht Heirathen seiner Erbinnen mit historischen Namen oder persönlicher Auszeichnung nicht, er sucht sie aber nicht mehr, wie ehemals, und erkauft sie nicht mehr mit Demüthigungen. Man findet unter ihm sehr viele Provinzialen und nicht sehr viele alte Bürgerfamilien, was durch die Geschichte der lezten fünfzig Jahre sehr leicht zu erklären ist. Die größten Kapitalien sind langsam und im Stillen gesammelt worden. Es sind vorzüglich die Holzhändler, Fleischer, Victualienverkäufer, kurz die, deren Waare das täglich

wiederkehrende Bedürfniß zu befriedigen hat, welche am frühesten sich ein hinlängliches Kapital sammeln, wovon sie als Rentiers leben können. Dieses ist der Hintergrund ihres Lebensbildes, und bis die Söhne erzogen, die Töchter ausgesteuert sind, bis das kleine Appartement zierlich möblirt, und die Frau so gekleidet ist, wie es sich gebührt, bis man außer dem Scheine des Ueberflusses sich auch in Wirklichkeit etwas zu gut thun kann, muß freilich schon viel Geld verdient, vieler unvermeidliche Verlust übertragen, aber der Keim des Höheren meist durch das materielle Treiben des Tags zerstört worden seyn. Dennoch sind die Rentiers unserer Tage um viele Stufen höher, als die, welche Mercier beschreibt, und besonders füllen viele ihre wohlverdiente Muße mit Beschäftigungen, welche der Wohlthätigkeit und überhaupt dem Edleren im Menschen gewidmet sind.

Die Pariser selbst behaupten, daß bei dieser seltsamen Verbindung von großstädtischen und großweltlichen Ansichten mit engem und ewig Gestrigem die Frau eigentlich herrsche, und nirgends in der Welt der Pantoffel mehr und kräftiger regiere, als über den Pariser Bürger. Das herrschende Ansehen, das bestimmte Benehmen und die praktische Gefügigkeit der Frauen des Mittelstandes machen diese Behauptung wahrscheinlich, und es scheint, daß die Eheherren sich ganz gut dabei befinden. Sie müssen die Wohnung so oft auf so lange verlassen, sie müssen nach allen Seiten hin eine so angestrengte Thätigkeit entwickeln, daß sie das Haus der Gattin überlassen müssen und froh sind, wenn sie überzeugt seyn können, daß in ihrer Abwesenheit Alles auf's Beste besorgt ist. Zahlreiche Familien sind selten unter dem Mittelstande. Die Männer heirathen nicht früh genug, und bei andern scheint aus Politik die zu große Vermehrung des Hausstandes vermieden zu werden.

Wenn auch nicht mehr mit der alten ehernen Herkömmlichkeit, doch immer noch mit großer Achtung für das Hergebrachte und für bleibende Verbindungen, und mit einer Positivität seines Lebens, welche für die Modenstadt wahrhaft wunderbar ist, sucht der Pariser Bürger in seinem Gewerbe möglichst vorzuschreiten, sich gelten zu machen, sich empfehlen zu lassen, und im schlimmsten Falle sich wenigstens oben schwimmend zu erhalten. Er besizt oft nur eine sehr einseitige Bildung, immer aber die angenehmen Formen, die Abwechslung von Unabhängigkeit und Unterwürfigkeit, welche Gunst erwirbt. Er macht oft ganz unglaubliche Böcke in Geographie, Geschichte, Kunsturtheilen, aber er weiß seine Rechte, seine Pflichten, kennt seinen Dienst als Nationalgardist, bezahlt im Nothfalle mit seiner Person, und läßt sich nichts Ungebührliches gefallen. Wenn er eine Reise machen muß, so findet er sich ganz desorientirt, und kann nicht begreifen, wie die Leute so albern seyn, und nicht Alles haben können, wie in Paris. Er lacht herzlich über die Selbstverspottung des Pariser Spießbürgers in den Theatern, bleibt aber dennoch, wie er ist. Er ist musterhaft sparsam, eben so ist es die theure Gattin. Er weiß mit Wenigem der Bude das Ansehen des Ueberflusses zu geben, sie die Küche mit einer, für die Preise der Märkte kaum glaublichen Oekonomie, wo nicht reichlich, doch schicklich zu besorgen. Ein Gang oder eine Fahrt vor die Barrièren an Sonntagen, hie und da ein Theater, höchst selten ein Freund bei Tische, elegante, zuweilen sogar aus zweiter Hand nicht verschmähte Kleidung, Spiegel und Uhren über dem Kamin, das ist der Luxus. Aber bei der Höhe der Auflagen, bei der täglich wachsenden Mitbewerbung, bei der Nothwendigkeit, Credit zu geben, fallen auch bei der angestrengtesten Thätigkeit und in einer fetten Friedenszeit die Bissen des Gewerbsmanns oft klein aus; schneller Reichthum ist aber meist sein Verderben. Er trägt das Unglück mit mehr Würde, als das Glück, welches ihn nur zu oft schwindeln macht und zu Unternehmungen verleckt, welche schon auf den ersten Anblick sich als verfehlt darstellen.

Eine bezeichnende Erscheinung bei der überwiegenden Mehrzahl des Mittelstands ist die Verachtung religiöser Formen und wirklicher Haß gegen die Priester. Unter den Calvinisten ist noch, von der Verfolgungszeit übertragen, einiger wirklich religiöser Sinn, aber für Wiederbezwingung der Geister durch die Jesuiten ist vor der Hand in Paris ganz nichts zu fürchten. Man verspottet und verfolgt die Geistlichen nicht mehr, aber man ehrt sie nur im Verhältnisse der wirklichen Verdienste, und vergibt ihnen, ihrem Gewande zu Ehren, nichts, im Gegentheile fordert man die volle Uebung der Theorie in der Praxis.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

Eine sehr seltene meteorische Erscheinung anderer Art, auf welche wir jezt übergeben, ist ein Anfangs d. J. beobachtetes Südlicht. Man versteht darunter bekanntlich ein dem Nordlicht ganz ähnliches Phänomen, wenn es sich in der südlichen Hemisphäre zuträgt, und vereinigt beide Arten von Vorgängen auch unter dem gemeinschaftlichen Namen der Polarlichter. Bei der vollkommenen Analogie des Nord- und Südlichts, wofür alle Beobachtungen bürgen, und bei der scheinbaren, eben so vollkommenen Gleichheit der bedingenden Ursachen in beiden Polarzonen sollte man auf den ersten Blick glauben, daß beide Arten von Polarlichtern auch gleich häufig vorkommen müßten. Dem scheint aber nicht so

Digitized by Google

zu seyn. Südlichter, im Gegensatze der Nordlichter, gehören, wie gesagt, zu den sehr seltenen Beobachtungen, und dies bestärkt uns in einer von jeher gehegten Ueberzeugung, nämlich, daß Nord und Süd nicht bloß eine mathematische Unterscheidung sey, und daß sich damit eine allgemeine, durch unser ganzes System gehende Individualität verbinde.*

Die Beobachtung des Südlichtes nun, von welcher wir hier zunächst sprechen, rührt von dem französischen Schiffscapitän Lafond her, der sie auf seiner Brigg „le Candido de Manille" machte. „Am 14ten Januar," sagt er in seinem, darüber an die Akademie der Wissenschaften zu Paris erstatteten Berichte, „wo sich die Brigg unter 43° südlicher Breite und in der Länge des mittlern Theiles von Neuholland befand, erschienen um Mitternacht am östlichen Horizont Lichtstrahlen, welche gegen unser Zenith heraufstiegen. Eine Stunde nach Mitternacht wurden diese Strahlen stärker und glänzender und dehnten sich immer weiter aus. Um zwei Uhr Morgens hatten sie ihren höchsten Glanz erreicht, nahmen einen großen Theil des Horizonts ein und gingen weit über unser Zenith hinaus. Das Wetter war hell, der Himmel wolkenrein (Bedingungen der Polarlichter), und der Wind wehte frisch aus SW. Die Lichtstrahlen ballten sich zu einem Lichtnebel, und das Licht war da am stärksten, wo dieser Nebel am dichtesten erschien: er hatte dort eine schöne dunkelrosenrothe Farbe, welche allmählig in das Weiße und Blaßgelbe überging. Dieses Licht war so hell, daß ich und meine Offiziere ein ganz klein gedrucktes Buch dabei mit Bequemlichkeit lesen konnten. Erst die Dämmerung verdrängte die, dem Nordlichte so ganz ähnliche Erscheinung."

Ich habe mich auf diese Veranlassung und zu Entscheidung der Frage über die relative Seltenheit der Südlichter, im Verhältnisse zu den Nordlichtern, nach früheren Beobachtungen solcher Südlichter umgesehen, finde derselben aber vor dem Jahr 1773 gar keine, oder doch nur unbestimmt erwähnt, obwohl man damals über die Nordlichter schon die ausführlichsten Notizen besaß. In jenem Jahr war es, wo sich der berühmte Seefahrer Cook tief zwischen die Eisberge der unwirthbaren und gefährlichen südlichen Polarmeere wagte, und dort auch wirklich, jedoch selten, Südlichter wahrnahm. Reinhold Forster, dieser treffliche Naturforscher, der die Reise bekanntlich mit Cook machte, sagt darüber ausdrücklich:* „In den höhern nördlichen Breiten ist die Erscheinung des Nordlichts etwas ganz Gewöhnliches: den Schweden, Russen, Normännern, Isländern zeigt es sich beinahe in jeder hellen Winternacht. Vom Südlicht hingegen wüßte ich nicht, daß Jemand vor uns etwas erwähnt hätte; und ungeachtet wir drei Jahre hintereinander die südliche Polarzone besuchten, so haben wir die Erscheinung doch nur im ersten Jahre (eben 1773) wahrgenommen." — Uebrigens beschreiben auch diese Reisenden das beobachtete Südlicht ganz dem Nordlichte ähnlich. Der südöstliche Himmel war mit dichten Lichtwolken bedeckt, aus denen viele Ströme blaßrothen Lichtes schossen und bis zum Zenith hinaufstiegen; nur schienen diese Lichtströme nicht so beweglich, wie bei den Nordlichtern, sondern zeigten sich fester.

Wer je ein Nordlicht gesehen hat, weiß, welch schönes Schauspiel es ist. Niemand aber beschreibt dasselbe, als noch näherer Augenzeuge, so reizend und erhaben, als Maupertuis, welcher bekanntlich im Jahr 1736 im Auftrage der französischen Regierung zur Messung eines Meridiangrades nach Tornea gegangen war, daselbst viele Nordlichter beobachtet hatte, und von dem wir eine, jetzt selten gewordene Beschreibung (La Figure de la terre, déterminée par des observations, faites par ordre du Roi, au cercle polaire. Par M. de Maupertuis. Paris, 1738) jener Unternehmung besitzen. „Man würde nie endigen," sagt er, „wenn man alle die verschiedenen Formen und Farben beschreiben wollte, welche die Lichtwellen annehmen, aus denen sich das Nordlicht bildet. Am besten vergleicht man sie noch mit den malerischen Schwingungen unermeßlich großer, in den Lüften wehender Fahnen von dem herrlichen, schillernden Tafte, der in Frankreich „flambé" genannt wird. Zuweilen tapeziren sie ganze Himmelsstrecken mit dem blendendsten Scharlach. Ich sah z. B. am 18ten December 1736 zu Oestwen-Tornea ein Schauspiel dieser Art, welches mich mit der tiefsten Bewunderung erfüllte. Ein großer Theil des Himmels war mit diesem unbeschreiblich schönen, glühenden Rubinroth bezogen, welches erst fest schien, dann plötzlich beweglich wurde, sich blau und violet nüancirte, und über meinem Haupt zu einem Dome von ganz unvergleichlicher Pracht wölbte." — Aehnliches habe ich im Jahr 1801, wenn gleich in viel geringern Breiten, selbst gesehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Ich bemerke zur Unterstützung dieser Ansicht, daß die Beobachtung der Planeten Merkur und Venus die meisten und höchsten Gebirge überall in der nördlichen Hemisphäre nachweist, wie dasselbe bekanntlich auch auf der Erde stattfindet. Es ergibt sich also schon hier ein, ohne Annahme der obigen Individualität, unerklärbarer, allgemeiner, durch unser Planetensystem gehender Unterschied zwischen der nördlichen und südlichen Hemisphäre, welcher sich aus einem mathematischen Gegensatze schlechterdings nicht ableiten läßt. — Ich kann die Verfolgung dieser, des tiefsten Nachdenkens würdigen Idee nicht genug empfehlen.

* Reinhold Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Berlin. Spener. 1783. Ein Werk voll unschätzbarer Andeutungen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

(Fortsezung.)

Das Städelsche Kunstinstitut.

Ferner heißt es: „Alles dies, so wie die ganze unumschränkte Verwaltung des Instituts und was in irgend einer Hinsicht damit in Verbindung steht, bleibt, ohne irgend eine obrigkeitliche Rücksprache oder Genehmigung einholen zu dürfen, dem freien Ermessen der Stiftungsadministratoren überlassen.“ 4) Das Städelsche Institut soll mit keinem andern verbunden werden, auch keine unterstüzenden Beiträge und Vermächtnisse annehmen, wenn sie dem widersprechen sollten. 5) Troz dieser ausgedehnten Gewalt der Administratoren soll die Rechnung über die jährliche Einnahme und Ausgabe von einigen, aus Mitgliedern des Frankfurter Magistrats bestehenden Rechnungsrevisoren geprüft werden. — Endlich ist dem Testament noch die Codicillarclausel beigefügt, d. h. diejenige Clausel, vermöge welcher ein Testament, das wegen irgend eines Mangels nicht als Testament, wohl aber als Codicill gelten kann, in ein codicillus ab intestato verwandelt wird, d. h. es werden nunmehr diejenigen Erben, die es ohne leztwillige Verfügung geworden wären, dagegen wird dem eingesezten Erben sein Theil als Vermächtniß von dem Intestaterben ausbezahlt. Jedoch darf in dem Fall, daß die zu zahlenden Vermächtnisse mehr als $\frac{3}{4}$ des Nachlasses ausmachen, der Intestaterbe $\frac{1}{4}$ für sich behalten. — Am 2ten December 1816 starb Städel. Die Administratoren trugen alsbald, Namens des zum Erben eingesezten Instituts, auf Einsezung in den Besiz und Erlassung einer Edictalladung bei hiesigem Stadtgericht an. Darauf ward dekretirt: ehe eine Edictalladung erlassen werden könne, müsse erst die Genehmigung des Staats, daß die vom Defuncto errichtete Stiftung eines Kunstinstituts als eine persona moralis im Staat angesehen werde, beigebracht werden. Auf deßfallsigen Antrag und respectiven Bericht wird im großen Rath von Frankfurt beschlossen: daß diese vom verstorbenen Handelsmann Johann Friedrich Städel zum Besten der hiesigen Stadt und Bürgerschaft mit einer, dessen Andenken auf eine ruhmvolle Art verewigenden Liberalität errichtete Stiftung hiemit förmlich angenommen werde, und das Stadtgericht den Stiftungsbrief dereinstens, wenn die Immission erfolgt seyn werde, nach genommener beglaubigter Abschrift in das Stadtarchiv abzugeben habe. Bald nachdem das Institut in Besiz gesezt war, traten die Verwandten klagend auf, und verlangten vor Allem in Besiz gesezt zu werden. Dies ward ihnen jedoch in allen Instanzen abgeschlagen, und dem Institut der Besiz mit der Beschränkung, während des schwebenden Processes nichts zu ändern, zugesprochen. Mißlicher für das Institut war es, das Testament als gültig durchzufechten, da darin ein Erbe eingesezt war, der noch gar nicht existirte. Vielleicht mehr aus Liebe zur Sache, als durch strenges Recht erhielt dennoch das Institut mehrere günstige Urtheile, und auch Gutachten von Leipzig, Heidelberg, Berlin, München, sodann von Zachariä, von Droste und Paulus. Für die Erben, d. h. Kläger, waren Göttingen und Kiel. — Nachdem über zehn Jahre lang gestritten und die Akten fast auf allen deutschen Universitäten herumgereist waren, sollte die Hallische Juristenfakultät in lezter Instanz sprechen. Im Allgemeinen waren die Hallischen Juristen für die Erhaltung des Instituts gestimmt, indem man dort der Ansicht war, daß das Instrument als solches zwar nicht bestehen, allein durch die Codicillarclausel dennoch aufrecht erhalten werden könne.

(Die Fortsezung folgt.)

Mannheim, den 5ten Juni.

Eßlairs Abschied.

In den Annalen des Mannheimer Theaters wird wohl der gestrige Abend durch seine herzerhebende Feier mit unvergänglichem Glanze leuchten; denn eine Schlußscene, wie sie sich da unsern feuchten Blicken bot, wird nicht leicht wiederkehren. Eßlair, der uns seit einiger Zeit aus alter Anhänglichkeit zur Wiege seiner Kunst wieder durch seine Gegenwart beglückt und uns eine Reihe seiner ausgezeichnetsten Rollen vorgeführt hat, kündigte seine lezte Vorstellung auf gestern an. Es ward gegeben: „Der Essighändler“ und Raupachs „Bettler.“ Das Haus war so sehr überfüllt, daß das Orchester geräumt werden mußte, um der hereinströmenden Menge noch einige Pläze zu gewähren. Wie meisterhaft unser ehrwürdiger Mime seine Rolle als Dominik durchführte, mit welcher durch und durch gediegenen Natur, bedarf kaum der Erwähnung; in jeder Pause kannte der Jubel, das Beifallrufen und Klatschen keine Grenzen mehr, das Publikum war von Entzücken berauscht. Lorbeerkränze und Gedichte flogen auf die Bühne, und nach dem ersten Stücke ward der Altmeister stürmisch gerufen, wie bisher jedesmal. Als Bettler wieder unübertrefflich. Zum Schlusse abermals auf's Ungeduldigste gerufen, sieht sich der Allbewunderte, Allgeliebte, eben im Begriff, seinen Dank der Versammlung auszusprechen, plözlich im Halbkreise sämmtlicher Schauspieler und Damen des Hoftheaters, Alle in Gala. Die ärmliche Stube des Bettlers hat sich verwandelt in einen schönen Salon, der überraschte Greis muß sich auf einen mit Blumenguirlanden umrankten Stuhl niederlassen, und unser wackerer Braunhofer spricht mit der ihm eigenen Würde und Tiefe der Empfindung ein Gedicht, worin er die Geister Ifflands, Beils und Anderer, die das hiesige Theater einst verherrlichten, zur Feier dieses Abends ladet, und noch lange Jahre kräftigen Fortwirkens dem edlen Genossen jener schönen Zeit wünscht, ihm innig dankend für alles Köstliche, was er geleistet. Bei den lezten Worten nahm Frau von Busch, die schon seit so vielen Jahren unserer Bühne treugeblieben, in deren Blüthezeit sie selbst eine ihrer ersten Zierden war, einen Lorbeerkranz vom Sammetkissen der nächsten Dame und schmückte die Silberhaare des edlen Künstlerhauptes. Sämmtliche Mitglieder zogen an ihm vorüber, und jede Hand bestreute seinen Siz mit Blumensträußen, so daß ein ganzer Liebesfrühling um ihn heranblühte. Eßlair erhob sich, er wollte sprechen, es war ihm unmöglich; er sah die Augen der ihn umringenden Künstler und Schüler voll Thränen, er sah vor sich die zahllose Menge in Thränen, ihm selbst rollten sie über die Wangen, und er vermochte bloß, nach wiederholten vergeblichen Versuchen, um seinen Gefühlen Worte zu geben, auf sein vom innigsten, freudigsten Dankgefühl zu tief bewegtes Herz und auf den Mund zu deuten, der keine Sprache dafür hatte. Es war ein schöner Augenblick, die reinste Weihe der Kunst durchzog und verbrüderte alle Herzen; gewiß wird dieser Moment jedem der Zuschauer unvergeßlich bleiben. Nein! es ward keine Komödie gespielt, wie bei so mancher Festlichkeit! Unter unendlichem Jubelrufen, Lebehoch und Trompetengeschmetter fiel der Vorhang vor der rührenden Gruppe.

A. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 21. Juni 1836.

Mich fand der Himmlischen einer
Am Tage meiner Geburt
Bedeckt mit Hüllen der Armuth;
Mitleidig sah er mich an
Und sprach zum Vater der Menschen:
„Gib diese Niedriggeborne
In meinen leitenden Schutz!“

Karschin.

Die Schäferin.

Skizze aus dem Leben der Karschin.

— Und Karschin, die Deutsche, erträgt Armuth, Mißhandlung, unverdiente Schmach und unverdiente Vergötterung, erduldet den Scheerenschnitt eiskalter Kritik, blickt mit Mutterschmerz in ihrer Kinder Grab, erträgt die Beschwerden des Alters, und — lebt gerne! hochpreisend den Geber des Lebens! — —.

Schubart.

O welche Zeit war das, als der Herr Kreissteuereinnehmer Weiße lebte! — der Herr Kreissteuereinnehmer, der den Kinderfreund herausgab, und viele Geschichten schrieb, die so moralisch und nebenbei so langweilig waren! — der ehrwürdige Kreissteuereinnehmer Weiße und sein noch ehrwürdigerer Freund, der alte Gellert, der Fabeldichter! — Ach, welche Zeit war das! —

Damals ging eine heimliche Rede umher von der Poesie, die in deutschen Landen verpönt war, und die Dichter schrieben im hohen Dachstübchen, bei elender Oellampe und starrender Kälte, die warmen, weichen, zärtlichen Gesänge nieder, die ihr überströmendes Herz nicht lassen konnte, und die nur von einem Paar schüchterner Freunde heimlich bewundert wurden. Doch getrost, an die Thür des alten Gottsched pochte es leise — es war Goethes Finger, Goethe war es, der Einlaß begehrte in die starre, unfreie Zeit. — Dieser schöne Jüngling, reich wie der Frühling, brachte die freie, deutsche Poesie. — Jetzt haben sie es gut, die Poeten, sie sind glücklich und geehrt, ihre frischen, übermüthigen Augen sehen keck umher, sie sind so stolz, denn sie wissen, daß sie der Welt unentbehrlich geworden. Das Dachstubenleben hat aufgehört, es herrscht kein Friedrich der Zweite mehr, der keine deutschen Verse hören mochte, außer die des alten preußischen Grenadiers, der sie ihm nach jeder gewonnenen Schlacht vortrommeln durfte.

Arme Anne Luise! — Du mit der weichen Dichterseele im Blick und dem scharfen Spotte auf der Lippe, ich sehe dich, wie du mit bitterm Lächeln die zwei Thaler einhüllst und den Muth hast, sie deinem König zurückzusenden, der damit deiner und der deutschen Muse Hohn sprechen wollte. Und doch waren diese zwei Thaler ein köstliches Geschenk, für diese zwei Thaler kauftest du dir deinen Ruhm ein; denn nun ging alsbald durch Deutschland die Sage, daß in einem entfernten, unbekannten Städtchen ein armes, verlassenes Weib wohne, die gewagt habe, sich dem Helden des Jahrhunderts in edelm Stolz entgegenzustellen, und die dabei zugleich schöne Verse mache. Jetzt schaarten sich die verkannten Dichter alle unter dem Schutze dieser Frau, jetzt fand man ihre Verse schön, und Wieland nannte sie die deutsche Sappho!

— Ein alberner Name! — Nur die süßliche Ziererei des Dichters des Oberon konnte ihn erfinden. Was hat wohl das arme schlesische Schäfermädchen mit Griechenlands schöner, eitler und gefeierter Sängerin gemein?

Das waren aber die Zeiten des Kreissteuereinnehmers Weiße und seines Freundes Gellert, des Fabeldichters. Zurück in diese doch schönen Zeiten! —

Horch, ich höre schon die Reifröcke rauschen, die Fächer klappern, ich höre das frivole Gespräch der Höfe, die stille, treuherzige Rede des Landmanns und das derbe Wort des reichgewordenen Bürgers. — Noch weiter zurück, und vor uns steht eine ehrwürdige Prinzessin des brandenburgischen Hauses, Eleonore, die Großmüthige. Ein starrer, goldstoffener Panzer deckt den Busen, die feinen Hände halten den Bologneser und auf dem gepuderten Haupte schwebt das arkadische Schäferhütchen, das Molières graziöse Prinzessin von Elis zuerst aufbrachte, das schöne Gesichter so schalkhaft kleidet und den langweiligen diplomatischen Ernst der Krone verdrängt. Diese Prinzessin dichtete französische Verse, die von ihrem Kammerherrn auf's Ausbündigste gelobt wurden. Sie ließ sich wegen dieser Verse in die Gesellschaft der neun Musen feierlichst aufnehmen, und auf einem Gemälde in einem Zimmer des Schlosses sah man sie, wie Apoll ihr ein schmeichelhaftes Compliment macht und einen Band ihrer Poesien mit sich in den Olymp nimmt.

Es geschah nun, daß diese Prinzessin eine Reise machte und in einem kleinen Orte an der schlesischen Grenze übernachten mußte. Sie machte auch damals wieder Verse und saß noch spät auf, um sie ihrem enthusiastischen Kammerherrn vorzulesen. Horch! da unterbrach den Vortrag die Stimme eines schreienden Kindes. Die herbeigerufene Kammerfrau berichtete stotternd, daß die Hauswirthin, das Weib eines Schenkwirths, ein krankes, wenige Monate altes Kind im Hause habe. — Das Gefühl mitleidsvoller Theilnahme ist göttlich, die Fürsten sind die Götter der Erde, darum entschloß sich die Prinzessin, die arme Bäuerin mit ihrem kranken Kinde aufzusuchen. Sie trat in die niedrige Hüttenthür und an die Wiege des Kindes. Hier schlummerte nun, nachdem sie einen argen Krampf überstanden hatte, die kleine Anne Luise. Die Prinzessin erschrak über der Häßlichkeit des kleinen Geschöpfs, sie wollte einige Worte sprechen, doch sie vermochte es nicht, stumm reichte sie der nicht ferne sitzenden Mutter ein Geschenk hin, das Papier mit „les amours de Sappho et de Phaon“ entglitt ihren Händen und fiel auf die ärmliche Umhüllung der Wiege. Draußen aber schlug eine Nachtigall in vollen tönenden Lauten, die duftende Fliederblüthe hing in das offene Fenster herein, und drüberhin blickte des Mondes Scheibe, die kleine Stube mit geheimnißvollem Lichtglanz füllend.

O wundervolles Kind! so wird nun auch dein Leben seyn! — An deine in Lumpen gehüllte Wiege stellt sich der eitle Glanz einer geschmückten Welt, die dich nicht versteht; mitten aber unter Hohn, Armuth, Spott der Vornehmen blickt eine warme Nacht voll Mondenglanz und Nachtigallengesang in deine Seele, und du mußt singen, unter Thränen singen, weil ein Gott dein Herz regiert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Es bleiben, nach diesem Allen, die beiden höchst interessanten Fragen: was die Ursache des schönen Schauspiels der Polarlichter eigentlich sey? und warum sich der Südpol zur Entwicklung dieser Lichter weniger geeignet zeige, als der Nordpol? Auf die leztere dieser Fragen glaube ich durch die obigen Andeutungen so viel geantwortet zu haben, als der heutige Stand der Wissenschaft erlaubt. Was die Entstehung der Nordlichter oder vielmehr Polarlichter überhaupt betrifft, so darf man, im Allgemeinen wenigstens, an ihrer elektrisch-magnetischen Natur gar nicht mehr zweifeln, seitdem es dem französischen Physiker Arago gelungen ist, ihren Einfluß auf die Magnetnadel, deren Schwingungen sich dadurch afficirt zeigen, außer allen Zweifel zu setzen, und seitdem der berühmte Däne Oersted den engsten Zusammenhang zwischen Elektricität und Magnetismus nachgewiesen hat.

Aus der unterirdischen oder vielmehr vorweltlichen Naturgeschichte haben wir diesmal einen interessanten Fund zu berichten. In der lezten Versammlung der philosophischen Societät zu Glasgow nämlich zeigte ein Herr Paterson eine höchst merkwürdige, von ihm in der Nähe des Kohlenlagers zu Dalmarnock in einer Tiefe von 500 Fuß unter der Oberfläche gefundene Versteinerung vor. Es war eine Art Fliege, welche zugleich mit dem Pflanzenstiele, auf dem sie gesessen hatte, versteinert ist. Sie gehört zu einer jezt erloschenen vorweltlichen Species, und ist, als erste Entdeckung einer solchen antediluvianischen Insektenart, sehr wichtig. Eine je lebhaftere Theilnahme alle diese Entdeckungen von Resten einer sonstigen, ganz andern irdischen Welt erregen, um so wünschenswerther erscheint es, die Forschungen darnach systematisch betrieben und nicht ferner dem bloßen Zufalle anheim gegeben zu sehen. Bei der großen Wahrscheinlichkeit, daß der Erdball zur Zeit der Revolution, welche ihm seine neueste Formation gegeben

hat, bis in sehr große Tiefen aufgerissen worden ist, darf man auch erst in diesen Tiefen die wichtigeren Reste einer antediluvianischen Welt vermuthen, und ich wiederhole daher meine, in diesen und andern öffentlichen Blättern schon mehrmals vorgetragene Aufforderung zu einem bis zu solchen bedeutenderen Tiefen hinab zu führenden Schachte.

Im Gebiete der Gewerbswissenschaften, auf welches wir, treu dem Horaz'schen omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci, unsere Leser gern versetzen, stoßen wir zunächst auf eine sehr anmuthige Erfindung. In einer unserer frühern Nummern hatten wir die Hoffnung bevorstehender großer Vervollkommnungen in der Darstellung farbiger Gläser ausgesprochen, und diese Hoffnung hat sich jezt zum Theil schon realisirt, indem dem Dr. Fuß, Betriebsbeamten der chemischen Fabrik zu Schönebeck bei Magdeburg, die Darstellung des Rubinglases durch Goldauflösung vollständig geglückt ist. Die Versuchsarbeiten sind zu Hoffnungsthal (Schreiberhau, Kr. Hirschberg) auf der Glashütte des Benjamin Materne gemacht worden, und sollen, wie man uns meldet, ein ganz vortreffliches Produkt geliefert haben. An dem völligen Erfolge ist auch gar kein Zweifel mehr, da der Erfinder, nach der sorgfältigsten Prüfung, von dem schlesischen Vereine zur Beförderung des Gewerbfleisses die goldene Denkmünze und einen Preis von 400 Rthlr. erhalten hat. Wahrscheinlich werden unsere Märkte nun unverzüglich mit Arbeiten aller Art aus Rubinglas versehen seyn, und der französische Rothwein wird aus feingeschliffenen, zierlichen Pokalen von analoger Farbe doppelt gut munden.

In unserm vorlezten Berichte ist, mit dem Versprechen, darauf zurück zu kommen, die Rede von Marschalls System beweglicher Eisenbahnen gewesen, und wir erfahren nun gleichzeitig von mehreren Seiten darüber folgendes Nähere. Der große Marschall'sche Wagen, an welchem diese bewegliche, sich immer vor den Rädern abwickelnde, unter dieselben legende und wieder aufwickelnde Eisenbahn (oder vielmehr Eisenbahnen, da jedes Rad seine eigene hat) angebracht ist, faßt dreißig Personen, und sieht fast aus, wie eine große Diligence, nur daß man vor den Vorder- und Hinterrädern noch besondere vier kleinere Räder oder vielmehr Rollen gewahr wird. Wenn nun der Wagen in Bewegung ist, so geht die Eisenbahnkette, welche aus aneinander gereihten eisernen Platten von der Breite einiger Zolle besteht, um die Rolle, legt sich, wie gesagt, unter das Rad und läuft um dasselbe herum wieder auf die Rolle; ein Spulrad mit seiner Sehne gibt die deutlichste Vorstellung davon. Durch diesen Mechanismus breitet sich also vor jedem Rade beständig ein Stück Eisenbahn horizontal hin. Bei den angestellten mehrfachen Versuchen schien sich die Sache stets praktisch zu bewähren: zwei Pferde reichten immer hin, um die große Maschine die steilsten Höhen hinanzuschaffen. Ueberdies spricht der Umstand für diese Einrichtung, daß sie leicht an jedem Wagen angebracht und, wie Hemmschuh und Hemmkette, auch eben so leicht wieder abgenommen werden kann. In tiefen Wegen, wo sie natürlich keine Anwendung findet, kann demzufolge der Wagen augenblicklich wieder in einen gewöhnlichen verwandelt werden. Die Erfindung erscheint uns, wir wiederholen es, sehr wichtig, und hat wahrscheinlich mit der Zeit auch noch Vervollkommnungen zu erwarten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Die französischen Prinzen. Reform des Thiergartens.

Die Anwesenheit der französischen Prinzen ist ein Ereigniß, welches, wenn es auch ursprünglich nur der Politik angehörte, doch in seinen wohlthätigen Wirkungen sich auch in andern Kreisen geltend macht. Die Politik ist nicht mehr in der Mode, wenigstens die moderne. Hier aber drang eine andere durch die Adern des Bürgerlebens. Der Bürger erblickt in dem Besuche und der Aufnahme der Fremden ein Pfand des Friedens. Mehr verlangt er nicht; die mehr verlangen, sind nicht minder zufrieden, denn sie sehen in der Thatsache eine faktische Ableugnung rigider Principien, welche in ihrer starren Anwendung, statt Ruhe und Wohlergehen zu befestigen, sie in ihren Grundwurzeln zu erschüttern drohten. Seit lange, darf behauptet werden, hat kein öffentliches Ereigniß so günstig auf die allgemeine Stimmung gewirkt. Wie viele Nebel, wie viele schiefe Ansichten sind dadurch mit Einemmale beseitigt! Wo man nur fürchtete, hofft man wieder. Ueber den Hergang der Festlichkeiten erwarten Sie von mir keinen Bericht; sie waren diesmal die Symbole einer wirklichen Stimmung, während sie oft nur der glänzende Deckmantel der Besorgniß und des Mißtrauens sind. Die Pferde hat man den jungen Prinzen nicht ausgespannt, zu einem solchen Enthusiasmus fehlte der Impuls; aber mit herzlichem Wohlwollen sieht der Bürger den Scheidenden nach. Es waren die ersten Repräsentanten aller in Frankreich seit Jahrhunderten geherrscht habenden Systeme, die man, statt mit Scheu, mit Liebe aufnahm, und das wohlwollende Gefühl steigerte sich zur Zufriedenheit, als der Bürger seinen König zu theilen sah.

Unser Thiergarten war längst zwar kein Garten für Thiere mehr, außer etwa Eichhörnchen und Krähen, aber er hatte von einem Walde doch noch wilde Bäume, Büsche, Moos, verschlungene, einsame Wege, Dickicht und Sümpfe. Das Dickicht, an das kein Gartenmesser die Hand anlegte, war eine Schutzmauer gegen Staubwirbel, ein Schlupfwinkel für Liebende und für Poeten; mitten aus dem Gewühl der großen Stadt konnte man sich die verschwiegene Einsamkeit eines Laub- und Kiefernwaldes suchen. Ihm fehlte zur Schönheit nichts, als ein terrassirtes Terrain. So viel man auch umbaut, es gibt keine Fernsichten auf Hügel und

Thal. Indessen war man zufrieden mit der freiern Aussicht auf der einen Seite über den Fluß, und die Charlottenburger Chaussee, welche den Wald durchschneidet, und die englischen Partien, die auf der andern sich an die Reihe der Thiergartenvillen lehnten, dünkten Berlins Bewohnern vollkommen genug zum Bedürfniß der Lichtung. Der Thiergarten war eines der wenigen Institute, über das man keine Klagen hörte: Grund genug, hier nicht zu reformiren. Der großartigen Gärtnerkunst bot sich rings um die Stadt Spielraum und Anlaß genug, über Sandböden ein grünes Paradies zu bauen; hier konnte die Theorie schaffen, und was sie schuf, war willkommen, dort nur zerstören. Nichtsdestoweniger fühlte man sich gerade hier gedrungen, zu reformiren; man konnte aus dem Vollen schneiden, und dies lockte. Daß man damit anfing, die alten, überweißten Sandsteinfiguren mit zerbrochenen Armen und verstümmelten Nasen von ihren Piedestalen herabzunehmen, will ich nicht unbedingt rügen. Diese greulichen Herkulesse und Floren und Dianen, bezeichnend genug Puppen in der Volkssprache genannt, erinnerten uns nur an die Zeiten des Ungeschmacks und einer falschen, aus der Fremde verschriebenen Kunstbildung. Indeß hatten sie doch für die Kinderwelt Bedeutung, und selbst die Poesie, wenn auch in ihrer karrikirten Erscheinung, hatte von ihnen Notiz genommen. Hoffmanns Verehrer werden sich vergebens nach den von ihm gefeierten Statuen umsehen. Alsdann vernichtete man den Poetensteig; aber er stand zu oft unter Wasser, und ich weiß seit Rammler und Engel von keiner Tradition, die sich an ihn knüpfte. Statt des Apollo hat Galen jezt dort einen comfortabeln Landsiz erbaut. Hier ist die Ausrottung des Gebüsches und die Trocknung der Elsenbrüche nicht vom Uebel. Das Auge gewinnt eine freie Durchsicht auf die grünen Spreewiesen. Demnächst trocknete man die Sümpfe an der Fasanerie aus; auch dies mag für die Gesundheit sein Gutes haben, obgleich diese durchaus wilden Partien, ein weiter Elsenbruch, ihre zahlreichen Freunde hatten. Ein um den leztern gezogener Bretterzaun entschädigt aber in keiner Art für den verlornen Anblick. Doch, da die neuen englischen Partien dort mit Beifall aufgenommen worden, hält man sich berufen, in der Kultivirung des Waldes weiter zu schreiten. Nun dröhnt es von Holzschlägen, Kiesfuhren, Hacken und Schaufeln durch die stillsten Lieblingsorte des Waldes. Chausseen werden in Schlangenlinien durchgeführt, nackter Kies in breiten, weiten Strichen verlezt das Auge, wo es vordem an frischem Rasen sich weidete, der freilich, in seinem Naturzustande und Vermischung von moderndem Holz, Erdbeer-, Brombeer- und Himbeerstauden nicht an den kunstreich gepflegten englischen Sammtrasen erinnerte. Dieser, wo er schon durch die Kultur in's Leben gerufen wurde, ist zwar recht schön, ersezt aber nicht das ausgerottete Gebüsch zwischen den Stämmen, die sich nun überall nackt bis zu ihren Wipfeln erheben sollen.

(Die Fortsezung folgt.)

Frankfurt a. M., Juni.

(Fortsezung.)

Das Städelsche Kunstinstitut.

Ein Gelehrter, der auf seiner Reise durch Halle und später durch Frankfurt kam, und der mit mehreren Mitgliedern des Spruchcollegiums über diesen Streit gesprochen hatte, mochte vielleicht das Geheimniß ausgeplaudert haben, kurz, es entstand ein Gerücht, die Akten seyen in Halle, und man sey sehr ungünstig für das Institut gestimmt. Aus dieser Ursache faßten die Hallenser das Urtheil nicht ab, sondern schickten die Akten wieder nach Frankfurt. Jezt endlich unterhandelte man ernsthaft, den Proceß durch Vergleich zu schlichten. Dieser kam auch zu Stande, wiewohl nicht ohne bedeutende Opfer, so daß ein großer Theil der seit zwölf Jahren gezogenen Zinsen für Proceßkosten und zur Abfindung der Kläger verwendet werden mußte. — Als nun dieser unselige Proceß beendigt war und die Administratoren sich diesen schweren Stein vom Herzen gewälzt hatten, konnte man erwarten, daß nach Verlauf von zwölf Jahren, wo man Zeit genug hatte, sich zu belehren und ein wenig im Ausland umzusehen, ganz erhabene Ideen in Ausführung gebracht werden würden, denn es war Städels Wille, daß sein Institut eine Zierde der Stadt werden solle. Der Wille des Erblassers, die großen Mittel (das Kapital besteht außer den Kunstschäzen in 1,200,000 Gulden) und die ungebundene, freie Hand, die die Administratoren bei Verwendung derselben hatten, berechtigten nicht nur Leztere, sondern legten es ihnen als heiligste Pflicht auf, diese nie wiederkehrende Gelegenheit zu benuzen, um die Stadt mit einem Kunsttempel zu zieren, der mit den herrlichsten Werken der alten und neuen Architektur hätte wetteifern können. Was geschah? Man kaufte in einer gegen das westliche Ende der Stadt gelegenen Straße ein ziemlich geräumiges Haus, wozu ein kleiner Hof und Garten gehört, für eine sehr bedeutende Summe, wenigstens für die damalige Zeit, wo, im Gegensaz zu jezt, die Häuserpreise sehr niedrig standen. Der Oekonomie halber riß man das nicht sehr solide Haus nicht ganz, aber doch beinahe ganz ab, und paßte, um eine alte Mauer zu benuzen, dem alten Haus den neuen Plan an. So entstand denn ein Flickwerk, ein Gebäude, das Jeder eher für eine Fabrik, als für das von Städel mit beispielloser Liberalität beschenkte Institut halten würde. Man hat daher sehr wohl gethan, über die drei neben einander stehenden engen und niedrigen Eingangsthüren mit großen Buchstaben zu schreiben: Städelsches Kunstinstitut. Durch diesen jammervollen Anblick ist dem Beschauer die hohe Meinung vom Frankfurter Kunsttempel schon sehr benommen, und mit bescheidenen Blicken wird er das Innere mustern. Es fällt ihm nun nicht auf, daß er, statt einer antiken, einfachen, soliden und Ehrfurcht erregenden Pracht zu begegnen, nichts als Flitterwerk zu sehen bekommt: Säulen von Gypsmarmor, ein verschnörkeltes, sehr schlecht vergoldetes Treppengeländer, überladene, verzierte Deckenmalerei — doch der Masse gefällt das. Von diesen unerfreulichen Gedanken reißt man sich los, wenn man zur Beschauung der Kunstschäze übergeht. Angenehm wird man überrascht von der Liberalität, mit welcher sie gezeigt werden, und von der Sorgfalt, welche man angewendet, über jedes Stück auch den Unkundigsten zu belehren. Niemals wird man, was in andern Galerien so häufig der Fall ist, von lebendigen Catalogen, genannt Custoden, die einem mit ihrer langweiligen Weisheit zu Hülfe kommen möchten, belästigt. Der Besuch ist ganz unentgeltlich an mehreren Tagen in der Woche und Sonntags dem großen Publikum gestattet. In dieser Beziehung kann unser Institut musterhaft genannt werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 149.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 22. Juni 1836.

Die Existenz eines Dunstkreises um den Mond, die man freilich schon lange gemuthmaßt hat, und was hat man nicht über den Mond gemuthmaßt! [illegible] durch Schröters vortreffliche Beobachtungen dem eigentlichen Wissen viel näher gebracht.

Lichtenberg.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Wir schließen diesen Bericht Sonnabend den 14ten Mai, also am Vorabend der großen Sonnenfinsterniß, welche morgen, Sonntag den 15ten Mai, zwischen drei und sechs Uhr Nachmittags Statt finden wird, und obgleich wir dieses wichtige astronomische Ereigniß schon in unserer Darstellung der Himmelsbegebenheiten des laufenden Jahrs erwähnt haben, so müssen wir doch noch auf einige dabei zu erwartende Particularitäten aufmerksam machen, welche, wenn gegenwärtige Zeilen an das Licht treten, schon durch wirkliche Beobachtung entschieden seyn können.

Da die morgende Sonnenfinsterniß an vielen Punkten der Erde ringförmig, d. h. so erscheint, daß der dunkle Mond in die helle Sonnenscheibe ganz eingetreten ist und noch einen hell bleibenden Kranz der lezteren um sich her frei läßt, so wird sich die schwarze Mondscheibe auf der hellen Sonnenscheibe sehr scharf abzeichnen, und man wird die großen Randgebirge des Mondes in der Art wahrnehmen, daß sie in den umkränzenden hellen Sonnenring hineinragen und denselben gleichsam in Stücke theilen. Wer also an der Wirklichkeit der hohen Mondberge, wie sie sich z. B. auf der in unsern Blättern häufig erwähnten Beer-Mädler'schen Mondkarte mit aller nur möglichen Genauigkeit abgebildet finden, zweifeln wollte, der würde durch eine Vergleichung dieser Karte mit den morgen wahrzunehmenden, durch jene Gebirge entstehenden, scheinbaren Auszackungen des den Mond umgebenden hellen Sonnenrings einen augenscheinlichen Beweis von der Richtigkeit der Zeichnung erhalten; ja er könnte durch Messung der Höhe der Zacken und des Monddurchmessers das Verhältniß der erstern zum leztern, und also, da dieser in Meilen bekannt ist, auch die wahre Höhe der Mondberge ermitteln. Da derjenige Theil Europas, welcher die Sonnenfinsterniß ringförmig sieht, Nordirland, Südschottland, Nordengland, einen großen Theil von Dänemark, Norddeutschland, Preußen, Polen und somit eine Menge von Sternwarten, und darunter einige des ersten Ranges begreift, so wird es an den genauesten Beobachtungen dieser Dinge nicht fehlen, und wir werden vielleicht ungeahnte Aufklärungen der Mondtopographie, wenn auch nicht im Sinne der Pseudo-Herschellschen, erhalten. Ganz besonders wichtig ist die Frage wegen der Atmosphäre des Mondes, indem einige Astronomen das Daseyn einer solchen leugnen, andere aber nach bestimmten Anzeichen eine feine Mondluft behaupten. Bei der ringförmigen Sonnenfinsterniß am 7ten September

1820 beobachtete Horner,* daß während der Ringbildung den zugespitzten Hörnern eine feine, röthlich graue Linie, welche also die dunkle Mondkugel umgab, voranzugehen schien; unmittelbar vor dem Schließen des Rings vereinigten sich diese, von beiden Hörnern her zusammenrückenden Bogenlinien, welche nichts anderes, als die den Mond umgebende Atmosphäre hätten seyn können. Eben so beobachtete Schröter bei der Sonnenfinsterniß am 5ten September 1793 (welche groß, aber lange nicht total war), daß die dem Rande des Mondes nahen Theile in dunkelgrauen, nach innen zu immer matter werdenden Farben erschienen, welche Erscheinung eine Dämmerung anzukündigen scheint und also auch eine Mondatmosphäre voraussezt. Beide Beobachtungen finden sich übrigens durch übereinstimmende von Santini, einem italienischen Astronomen, bestätigt.** Die Gegner einer Mondatmosphäre ihrerseits hatten geltend gemacht, daß man bei Beobachtung des Mondes, wenn er nicht voll ist, an der Lichtgrenze keinerlei Uebergangs-(Dämmerungs-)licht bemerke, sondern daß diese Grenze scharf an völlige Nacht stoße. Allein Schröter bemerkte dagegen wieder richtig, daß diese Art der Erscheinung der Lichtgrenze nicht auf einen gänzlichen Mangel an Dämmerung, sondern nur auf eine feinere Atmosphäre von geringerer Höhe schließen lasse, indem ein sehr schmaler Dämmerungsstreifen neben dem glänzenden Mondlicht nicht wohl bemerkt werden könne. Könnten wir den Mond zur Zeit seiner Conjunction (Neumond) ungehindert von der Sonne betrachten, so müßte uns ein solcher, die ganze dunkle Mondseite umgebender, matter Dämmerungsring erscheinen; und wenn der Mond sichelförmig ist, so wird sich dieser Ring als Verlängerung der Hörnerspitzen darstellen. Diesen leztern Umstand scheinen vielfache Beobachtungen von Schröter außer allen Zweifel zu setzen, und das morgende Himmelsereigniß mag nun den Streit definitiv entscheiden, wenn nicht neidische Wolken die Beobachtung verhindern. Da dies die Hoffnungen leicht zerstören könnte, so will ich schließlich noch aus den, vor mehr als zwanzig Jahren erschienenen Elementis eclipsium des Professors Hallaschka zu Prag, einem Werke von zwei Quartbänden, der Frucht des Fleißes eines ganzen Lebens, diejenigen weiteren bedeutenden Sonnenfinsternisse anführen, welche bis 1900 für Europa Statt finden, und also von den meisten Lesern noch erlebt werden mögen. Am 8ten Juli 1842 Vormittags eine der größten des Jahrhunderts und für Süddeutschland total; den 9ten Oktober 1847, Morgens, zehn Zoll groß, in Paris ringförmig; den 28sten Juli 1851, Nachmittags, noch größer als die morgende, in Ostpreußen total; den 15ten März 1858, Nachmittags, in England ringförmig; den 18ten Juli 1860, Nachmittags, in Spanien total; den 6ten März 1867, Vormittags, in Neapel ringförmig; den 22sten December 1870, Nachmittags, in Sicilien total; den 19ten August 1887, früh, für Berlin total; den 28sten Mai 1900, Nachmittags, in Spanien ringförmig.

* Das Detail dieser merkwürdigen Beobachtung s. im astronomischen Jahrbuch für 1824, S. 177 u. ff.

** Correspondance astronomique par Zach, IV. 271.

Die Schäferin.

(Fortsetzung.)

Fünfzehn Jahre waren vergangen. Anna war emporgewachsen und stand ihrer Mutter bei in Führung des Haushalts, wie eine gute Tochter soll. Sie ging mit einer kleinen Heerde auf's Feld und war eine Schäferin. Am Abhang eines Hügels, begrenzt von einem klaren Flusse, lag die kleine Meierei, der Hammer genannt; rings umher breiteten sich Gärten und ergiebiges Kornfeld aus, ein Gehölz von Buchen und Nußbäumen faßte in einiger Entfernung einen schönen Wiesengrund ein, auf dem Annens Schafe weideten. Früh, beim ersten Morgenstrahl trieb sie sie aus und kehrte erst spät mit ihnen heim; so lebte sie einfach und still ihre Tage dahin. Gleichwohl muß man sich dieses Bild nicht so sehr reizend vorstellen. Anna war eine wirkliche Schäferin, keine, wie sie in der Oper erscheinen, die in einer Arie von Paesiello durch tausend künstliche Modulationen hindurch die Einfachheit des Landlebens einem geschmückten Publikum vorsingen. Damals, als Anna ihre Schafe weidete, hatte Rousseau noch nicht eine verfeinerte Welt auf Einfachheit und Natur zurückgewiesen, Geßner hatte noch nicht seine zärtlichen Idyllen gedichtet, und Lafontaine noch nicht seine weinerlichen Pastortöchter und blöden Naturkinder geschaffen. Anna war eine wirkliche Schäferin, das heißt, sie hütete sich wohl, daß eines ihrer Schafe zu Schaden kam, denn alsdann gab es zu Hause argen Verdruß; sie fühlte recht tüchtige Langeweile auf den schlesischen Wiesen, und es wollte sich nicht, wie in der Oper, ein junger Schäfer finden, der göttlich sang oder himmlisch tanzte, oder ihr auf andere Weise die Zeit vertrieb. Sie saß wohl Tage lang auf dem Steinsitz unter der alten Buche und sann über ihr Schicksal nach, das sie hatte arm und niedrig werden lassen, da sie doch gerne frei, glücklich und angesehen gewesen wäre. In ihren Träumen, Schäferinnen träumen so gerne, baute sie sich eine reiche, prächtige und schöne Welt auf; aber ein so geschickter Baumeister auch die Phantasie eines fünfzehnjährigen Mädchens ist, so fehlte es doch bald an Mitteln, die von außen kommen mußten. Anna wollte sich einen köstlichen Pallast denken, sie hatte aber nichts gesehen, als das große Brauhaus im Dorfe; ihre Blicke sahen sich nach einem Prinzen

um — ach! sie hatte noch keinen schönen Jüngling gesehen; sie wollte sich kostbare Gewänder denken, und eine Thräne fiel auf die unscheinbaren Lumpen, die ihre Glieder einhüllten. Sie fühlte, daß etwas da seyn müsse, das ihre begierige Seele mit Bildern und Vorstellungen füllte, und sie wünschte heimlich, daß dieses ein schöner, blühender Jüngling seyn möchte, der Anfangs Schäfer, wie sie, dann aber sich als Prinz offenbarte und sie mit einer Krone überraschte.

Das Schicksal meinte es ehrlicher mit ihr: es gab ihr einen einfachen Schäfer, einen halb blödsinnigen Burschen, der ein paar Nachbarkühe auf die Weide trieb und dazu einen langen, blaugrauen Strumpf strickte, wie die schlesischen Schäfer noch heutzutage thun. O, wer beschreibt Annens Freude, als sie den trägen Burschen zum ersten Mal in der Ebene liegen sah! Neugierig lauschte sie lange hinter den Stämmen des Wäldchens hervor, dann stieg sie den Hügel hinab und blickte lächelnd über Peters Schulter, als er eben seine langen Nadeln zu schwingen anhub und gähnend die ersten Maschen verarbeitete. — Dank dir, o Pan, deine Schäferin hat jezt ihren Schäfer! — Peter sah sich langsam um, denn Alles, was er that, geschah langsam, und blickte Annen in's Gesicht, und als er sah, daß auch sie einen langen, graublauen Strumpf strickte, lächelte er wohlgefällig und reichte ihr über die Schultern herüber die nußbraune Rechte zum Willkommen, zugleich gab er ein Zeichen, daß sie sich neben ihn hinsetzen solle. Es wurde noch kein Wort gesprochen, und schon saß Anne neben ihm. Es war früher Morgen, sie gab ihm ein Stück Brod aus ihrer Hirtentasche, er ihr einen Schluck aus seinem Fläschchen, dann sagten sie fast zu gleicher Zeit: „Du bist der Peter aus Schwibus!“ — „Du bist die Anne aus dem Hammer!“ Jezt lachten sie Beide herzlich und der Schäferhund bellte. Nach einer Pause strickten sie Beide wieder eifrig, und nur verstohlen sah Anne zu Peter herüber, und es mißfiel ihr die hängende Unterlippe und das schielende Auge des armen Burschen; aber es freute sie, wenn er näher zu ihr heranrückte und vertraulich that; sie errieth nicht, daß es der Brodtasche wegen geschah, in der noch ein paar derbe Stücke zurückgeblieben waren.

Jezt hatte Anna einen Gegenstand, an den sie ihre Träume knüpfte. Am Morgen, wenn sie ihre Heerde austrieb, fragte sie sich heimlich, ob sie wohl Petern schon auf dem Platze finden werde, doch war sie immer die Erste. Weit entfernt, sich hierüber zu ärgern, scherzte sie mit ihrem Freunde, wenn er endlich zögernd im brüllenden Geleite seiner hungrigen Kühe erschien. Dann schlüpfte sie wohl mit leichtem Fuß hinter ein nahes Gebüsch, oder versank heimlich lachend in's hohe Kornfeld, hoffend, den lauten Ruf des Suchenden zu hören. Aber Peter war nicht der Mann, der auf die kleinen schalkhaften Spiele leichtfertiger Zärtlichkeit hinlauschte, dergleichen kümmerte ihn nicht; war die Freundin nicht da, so konnte er auch ohne sie sein Frühstück behaglich verzehren. Die Versteckte mußte sich schon entschließen, selbst wieder hervorzukommen.

Doch muß man Petern zum Ruhme nachsagen, er frühstückte nicht immer und strickte auch nicht immer an seinem blaugrauen Strumpfe; zuweilen brachte er auch ein Buch mit, und das war es, was Anna wünschte. Was für geistreiche, goldene Bücher lasen sie mit einander! den gehörnten Siegfried, die asiatische Banise und die schöne Magelone. Damals waren diese schönen Bücher noch ziemlich unterm Bann, die romantische Schule hatte noch nicht die goldenen Sätze ihrer Lehre an diese anspruchslosen kleinen Geschichten gebunden: sie waren noch in den Händen der Unmündigen und Kinder. Peter hatte die Bescheidenheit, sich zu diesen beiden Klassen zugleich zu rechnen, und die schöne Melusine ward seine Fee, er ihr Ritter. Anna wählte dagegen den hörnenen Siegfried, und liebäugelte mit diesem wundersamen Helden. Peter lernte immer mehr aus seinen Mährchenbüchern, und zulezt übertraf ihn im ganzen Dorfe Keiner in der Kenntniß derjenigen Begebenheiten, die sich niemals zugetragen haben. Glückliche Schwärmerei der Jugend! Da breiten sich nun um euch die stillen Wiesen und Thäler im Morgenglanz aus, eure Heerde weidet zu euren Füßen, und ihr, in die Blumen des Hügels gesenkt, umspült von lauer Lüfte Kosen, Einer an der Seite des Andern, Jeder das Haupt aufstützend, ein Buch vor sich haltend, in dessen vergelbte Blätter das Auge unablässig starrt, schwelgt ihr in der wundervollen Welt der alten Fabel. Ueber euerm Haupte schwingt sich die Lerche in den heitern Himmel, das nahe Wäldchen rauscht melodisch, und aus dem einsamen Nachen, der den Fluß hinabgleitet, tönt ein fernes Fischerlied. Glückliche Hirten! ja, ihr seyd des Gottes Lieblinge! Euch senkt er in das frische Herz alle jene ahnungsvollen Träume, jene heimlichen Süßigkeiten der Phantasie, die der verlangenden Brust an der goldenen Quelle des Genusses selbst fern bleiben, die ein weises Geschick nur dem einsamen Herzen gibt, das klug sein Glück und seine Liebe der Welt verbirgt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

(Beschluß.)

Das Städel'sche Kunstinstitut.

Hat man die Zimmer — es ist nur ein Saal vorhanden — durchgangen, so fällt einem sogleich auf, daß alle

Wände beinahe schon mit Gemälden behängt sind, und man kann der Frage sich nicht erwehren, wo wird denn der Platz hergenommen, wenn hundert Jahre hindurch die Sammlungen immer zahlreicher geworden sind? Bei Anschaffung neuer Gemälde scheint übrigens den Administratoren eine ziemlich starke Tendenz nach dem Alten und eine Abneigung gegen das Neue inzuwohnen, denn noch nicht ein einziges bedeutendes Gemälde der neuern Schule schmückt unsere Galerie. Diesem Mangel, man darf es wohl so nennen, hat unser seit fünf Jahren bestehender, vom Städelschen Institut unabhängiger, obwohl vielleicht dadurch veranlaßter Kunstverein einigermaßen abgeholfen. Der Zweck dieses Vereins ist, durch Ankauf neuer Bilder jungen Künstlern Arbeit zu geben. Diese Bilder werden jährlich unter die Mitglieder des Vereins verloost. Außerdem aber hat dieser Kunstverein, der sich nicht allein in Frankfurt, sondern auch auswärts einer großen Theilnahme zu erfreuen hat, es endlich dahin gebracht, jährlich eine Kunstausstellung zu bewerkstelligen, die, obwohl nur auf kurze Zeit, uns dennoch Gelegenheit gibt, die Werke der neuern Künstler zu bewundern. Gleichfalls keiner sehr großen Aufmerksamkeit scheint sich die Sammlung der plastischen Werke zu erfreuen zu haben, die doch für angehende Künstler noch viel wichtiger ist, als die Gemäldesammlung. In Marmor besitzen wir außer den Büsten Städels, Raphaels und Dürers gar nichts. Dagegen sind die Gypsabgüsse, die den besten Originalen des Alterthums nachgebildet sind, von großer Schönheit und hohem Werth. Doch fehlt dieser Sammlung noch unendlich viel, um vollständig genannt zu werden. Wir besitzen z. B. nicht den Abguß auch nur Eines Werkes von Canova oder Thorwaldsen. Ich möchte beinahe fürchten — es wäre entsezlich, wenn ich Recht hätte — daß jezt schon Mangel an Raum die Hauptursache ist, daß Alles in statu quo bleibt. Für die plastische Sammlung sind nämlich nur zwei Zimmer angewiesen, die von oben beleuchtet und mit scharlachrothen Tapeten geziert sind. Das Erstere ist sehr zweckmäßig, das Leztere gefällt nur denen, die das Grelle lieben; dunkelgrüne Wände müßten dem Auge viel wohlthuender seyn. Diese beiden Zimmer nun sind schon ringsum besezt, und wollte man die Sammlung vergrößern, wäre guter Rath theuer. Im gerechten Unwillen über bedeutende, zum Theil unverbesserliche Fehler, die wir gerügt haben, wollen wir aber nicht der Wohlthaten vergessen, die wir dem Edelsinn Städels zu danken haben. Ihm gehört der Ruhm und die Ehre, seine Vaterstadt über ihre Mitschwestern glänzend emporgehoben und den Kunstsinn der Frankfurter mächtig angeregt zu haben. Fast nirgends sieht man die Galerien so häufig und zahlreich besucht, wie hier, und wenn gleich oft gerade nicht die Liebe zu schönen Kunstwerken die Veranlassung dieser Besuche ist, so hilft doch das öftere, selbst unaufmerksame Betrachten den Sinn zu wecken und allmählig wenigstens zu einem gewissen Urtheil zu befähigen. Schade, daß es der edlen, hochherzigen Menschen weniger gibt, als der kinderlosen Millionäre, sonst stände das Städelsche Institut nicht als das einzige seiner Art da.

Berlin, Juni.

(Fortsezung.)

Reform des Thiergartens. Bendemanns Jeremias.

Die Wasserpartien waren freilich nicht der lieblichste Anblick im alten Thiergarten, aber hie und da hatte die Natur bereits über die ältere Gärtnerkunst gesiegt: die bemoosten und beschilften Ufer, das dichte Farrenkraut ließ unter seinem Schatten rieselnde Bäche ahnen, während jezt zwischen den kunstreich geregelten, ebenmäßig abschüssigen Ufern das bischen Wasser in seiner ganzen Armseligkeit sich zeigt. Schon sind viele Klagen darüber laut geworden, besonders seitdem die Lieblingsparthie der Berliner um die Rousseausinsel mit einem breiten Sand- und Kiesstrom überfluthet ist. Möchten sie gehörigen Ortes anklingen, bevor der ganze Wald zu einem englischen Park umregulirt ist! Die Zeiten, wo man in der Wildniß Tempelchen für Rousseau baute, sind freilich vorüber, aber deßhalb ist es noch nicht an der Zeit, eine so ausgedehnte Strecke voll Waldwuchs ganz unter die Scheere der Parkmode zu bringen. Schon jezt kämpft man mit dem Staube; ist der Wald durch breite Fahrwege überall gelichtet, und die Equipagen rollen, wo ehedem nur Fußgänger hindrangen, so werden für diese auch die wenigen übrigen Fußpfade, falls man sie läßt, keinen Trost mehr bieten. Der Thiergarten in seiner alten Gestalt war dem bescheidenen Bedürfniß einer ganzen Stadtbevölkerung entsprechend; wie er zu werden droht, wird er ein Herrenpark, besser zum Spazierenfahren, als zum Gehen; und doch fehlt ihm, um dieß zu werden, noch Vieles, was sich nicht erzwingen läßt. Außer dem Staube fürchtet man, wenn immer mehr gelichtet wird, auch die Macht des Windes, der schon manchem Walde, wo die Scheere zu tiefe Einschnitte that, gefährlich ward.

Von dem Bendemannschen Bilde, und der Aufmerksamkeit, welche es erregt, that schon mein voriger Brief Erwähnung. Die Theilnahme für diese merkwürdige Kunstleistung ist seitdem eher noch gestiegen. Sie verdient dieselbe auch in mehr als einer Beziehung. Ein Jüngling von kaum einigen zwanzig Jahren, der ein großes historisches Bild schafft, von dem Bewunderer und Tadler eingestehen, daß es an Größe der Auffassung und Kunst der Ausführung sich in die Reihe der Meisterbilder einer längstvergangenen goldenen Epoche der Malerkunst stellt, ist in dieser Zeit der Ermattung in allem positiven Schaffen eine seltene Erscheinung, und wenn er Fehler begangen, könnten Einige meinen, sey es Pflicht, nicht diese herauszuheben, sondern den thatkräftigen Willen anzuerkennen. Doch hat uns nicht die ganze neuere Richtung der deutschen Malerschulen bewiesen, daß ausnahmsweise sie nicht jener Fluch der Zeit trifft, daß hier aus der Natur, dem menschlich Wahren mit künstlerisch geläuterter Begeisterung herausgebildet wird, und die Kunst nicht nöthig hat, um auf den verderbten Geschmack zu wirken, nach pikantem Hautgout zu suchen? Der junge Bendemann fand hier ein schon erobertes Feld. Nicht nach dem, was er überwand, nach dem, was er schuf, muß gefragt werden. Und so mächtig hat er sich im Schaffen bereits gezeigt, daß an jedes neue Werk der höchste Maßstab angelegt werden darf. Bloß die augenfälligen Vorzüge anzuerkennen, schiene vielleicht die Pflicht gerührter Dankbarkeit, aber es wäre zugleich eine Versündigung gegen das hohe Talent des Künstlers, das schon durch die minder vollendeten Werke gezeigt hat, wie es darüber hinaus ist, auf Schonung und Aufmunterung Anspruch zu machen. Aus diesem Gesichtspunkt hat die künstlerische Kritik Vieles an dieser grandiosen Schöpfung auszusetzen gefunden, und sie hat es für Pflicht erachtet, aus keinerlei Rücksichten dieß zu verschweigen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 150.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 23. Juni 1836.

— Das singende Weib
War arm an äußerer Reizung,
Und reich an süßem Gefühl.
Karschin.

Die Schäferin.

(Fortsetzung.)

Annens Herz schwärmte, ihre Phantasie belebten jezt vielfache Gestalten, vor allen suchte sie den jungen, blühenden Ritter, der einsam, am Abhange eines Hügels lehnend, die großen, dunkeln Augen mit schwärmerischem Glanze zu Boden senkte. Sein Arm ruhte kampfesmüde, und die geöffneten Lippen seines schönen Mundes hauchten Seufzer aus nach der fernen Geliebten, der goldene Panzer preßte sein Herz, und keine zarte Hand kam, ihn davon zu befreien. Anne suchte diesen schönen Ritter, unwillkührlich glitt ihr Auge zu Petern hinüber, aber sie erschrak, als sie den guten Burschen starr dasitzen sah; er schwang die langen Nadeln und es klappte der Strumpf, und es hing die Unterlippe, und es starrte das blöde Auge. — Ach, ein armseliger Ritter!

Im Dorfe gab es Kirmes. Die jungen Mädchen waren gepuzt, im hellen Abendglanze schwang sich der Kreis der rüstigen Tänzer um die große Linde des Meierhofs. Auf der Landstraße kam ein junger Reitersmann daher, er pfiff ein lustiges Lied, und seine schönen, stolzen Augen blizten lächelnd umher. Er saß so kühn auf dem Pferde, als gehöre ihm die Welt. Ein enger, grüner Jagdrock umspannte seine Brust, ein Säbel war darüber geschnallt, auf den zerstreuten Locken lag eine kleine Mütze von rothem Sammt mit goldner Stickerei, und eine lange Quaste hing herunter und schlug an die erhizten Wangen. Einige Schritte hinter ihm folgte ein zweiter Reitersmann. Anne stand am Wege und wandte kein Auge von der Erscheinung; sie stand noch da, als sich der schöne Knabe vom Pferde schwang und seinem Begleiter einen Ort nicht weit von der Straße ab bezeichnete, wo er auf ihn warten solle. Er ging hin zum Tanzboden, die Bursche machten ihm Platz, die Mädchen sahen ihn von der Seite und mit freundlichen Augen an. Auch Anne stand unter den Mädchen: sie zog an ihrem Mieder, sie strich sich heimlich das Haar glatt, sie drängte ein paar neugierige Kinder hinweg, die sich vor sie stellten, sie hätte so gerne die Blicke des Reiters auf sich gezogen; aber er ging dicht an ihr vorüber, wählte ein kleines, freundliches Mädchen mit lichtbraunen Augen und hochrothen Wangen, umfaßte die runde Taille, und wie ein übermüthiger Frühlingsgott mit der Nymphe des Thals schwang er sich mit ihr um die Linde, die kräftigen Bauerbursche ihm nach, und in lustigen, schmetternden Tönen lärmte die Musik. Annens Busen durchdrang ein bitteres Gefühl. Zum ersten Male ward sie inne, wie die rohe Welt zu richten pflegt, wie sie den Schimmer sucht und den Gehalt mit Füßen tritt; zum ersten Male fühlte sie, daß immerdar

der Glanz von einem paar hübschen, aber dummen Augen über einen gebildeten Geist und ein edles Herz triumphirt. Ein bitteres Lächeln spielte um ihren Mund, sie schlich sich vom Tanzplatz und fand sich, ohne es zu wollen, wieder auf der Landstraße. Am Brunnen lehnte der Gefährte mit den zwei Pferden. Er winkte ihr zu, und nachdem er sich vorsichtig umgesehen, rief er: „Dummes Ding, will Sie wohl ein paar Groschen verdienen?“ — „Warum nennt Ihr mich dumm?“ fragte Anna sanft; „ich bin es nicht.“ Jener sah sie erstaunt an. „Ich nenne Sie so,“ rief er, „weil Sie nichts Appartes im Gesicht hat, ich meine, so etwas, was uns Mannsleuten gefällt; aber ich glaub's schon, daß ich mich irre, wenn Sie klug genug ist, meinem jungen Herrn einen Dienst zu erweisen.“ Im Augenblick war aller Groll aus Annens Herzen. „Sprecht,“ rief sie, „was soll ich thun?“ — „Vor allen Dingen, kann Sie schweigen?“ fuhr der Bursche fort. Anne erwiderte erröthend: „Wenn es nur nichts Unrechtes ist.“ — „O nein, wenn Sie sich auf den Comment versteht, so ist's nichts Unrechtes!“ Er kam ihr näher und flüsterte ihr in's Ohr: „Mein Herr ist beleidigt, und da werden wir uns schlagen.“ — „Wie!“ rief Anne im Zorn, „Er will Seinen Herrn schlagen?“ — Der Bursche lehnte sich über den Brunnentrog hinüber und lachte, daß er ersticken wollte. „Dumme Gans!“ stöhnte er, „o wie dumm! fürchterlich dumm! — ganz dumm! Wenn ich sage wir, so meine ich meinen jungen Herrn, der einem Edelmann, der ihn beleidigt hat, mit dem Degen zu Leibe gehen will. Versteht Sie? das nennt man Comment. Der Platz ist dort hinter den Gebüschen, der Gegner ist schon dort. Ihr Geschäft ist dabei, hier am Brunnen sitzen zu bleiben, und so Jemand kommen sollte, der uns stören könnte, herbeizulaufen und ein Zeichen zu geben. Hat's begriffen?“ Anne nickte mit dem Kopf. „Gut!“ rief er, „das hat auch Mühe gekostet! Gott steh mir bei, Jungfer, Sie wird's mit Ihrer Klugheit noch weit in der Welt bringen. Wenn Sie einmal was Großes ist, so denk' Sie auch unser in Gnaden.“ Er lachte laut bei diesen Worten, warf eine kleine Münze auf die Steinbank und führte seine Pferde fort.

(Der Beschluß folgt.)

Die Auctionsgastmahle der Londoner Buchhändler.

Von W. Seyffarth.

Den eigenthümlichsten Zug im Gemälde des Londoner Buchhandels — und London ist in dieser Beziehung für England, was Leipzig für Deutschland ist, und noch mehr — bildet ein Gebrauch, der unter dem Namen Trade-sale geht, ein Wort, das ich richtiger als mit Gewerbauction oder zünftige Versteigerung nicht zu verdeutschen weiß. Zwischen Verlags- und Sortimentsbuchhandlungen findet ein noch markirterer Unterschied Statt, als in Deutschland, indem erstere ganz allein mit dem Verkaufe ihrer eigenen Verlagsartikel, leztere aber nicht mit Verlegen sich befassen. Jene heißen deßhalb publishers, diese booksellers, und jene stehen auf der Leiter der bürgerlichen Geltung eine oder zwei Sprossen über diesen. Die bedeutenderen der Londoner Verleger pflegen nun jährlich ein gedrucktes Verzeichniß ihres Büchervorraths, mit Angabe der Zahl der Exemplare und des Preises jedes einzelnen Werks, an die Londoner Buchhändler zu vertheilen und dabei zu bemerken, wo und an welchen Tagen die somit zum Verkauf gestellten Werke versteigert werden sollen. Eine solche Versteigerung unterscheidet sich von einer gewöhnlichen Bücherauction schon dadurch, daß nur diejenigen Zutritt haben, denen der Versteigerer einen Katalog zugesendet hat; doch sind der Unterscheidungszeichen noch mehrere. Es hängt zwar vom Verkäufer ab, welchen Londoner Buchhändlern er seinen Katalog zuschicken will, doch muß er sich statutenmäßig bloß auf Londoner Buchhändler beschränken, und wollte er einen entweder gar nicht zur Zunft, oder wenigstens nicht zur Londoner Zunft gehörenden Freund einladen, so würden die Zünftigen zwar nicht gegen das Erscheinen, wohl aber gegen das Bieten des Fremdlings feierlichst protestiren. Sodann sind die zu verkaufenden Werke nicht in ihrer ganzen Masse, sondern nur wegen des Vorzeigens in einzelnen Abdrücken vorhanden; die Ablieferung geschieht in den nächstfolgenden Tagen. Weiter kommt es eines Theils auf die Kauflust an, ob ein Werk im Ganzen oder in Portionen versteigert wird, andern Theils auf den Verleger, ob er das betreffende Werk um den zulezt gebotenen Preis zuschlagen lassen will, oder nicht. Ferner erfolgt der Verkauf unter statutenmäßig feststehenden Zahlungsbedingungen, welche mithin der Verkäufer wohl zu Gunsten, keineswegs aber zum Nachtheil eines Erstehers ändern darf. Wer unter fünf Pfund Werth kauft, zahlt baar; wer über fünf, jedoch nicht über zehn Pfund Werth kauft, zahlt einen Theil baar, einen andern innerhalb der nächsten vier Wochen. Mit der Höhe der Kaufsumme steigt die Zeit des Credits, und wenn es auf der einen Seite wahr ist, daß die Zahlungsbedingungen ausnehmend liberal sind, so ist es auf der andern auch nicht zu leugnen, daß gerade durch die Länge des Credits viele Buchhändler sich zu Käufen verlocken lassen, deren Betrag ihre pecuniären Kräfte übersteigt, und die beim Eintritte der Frist nicht selten ihren Ruin und damit herbe Verluste ihrer

Digitized by Google

Gläubiger zur Folge haben. Ein lezter, jedoch nicht unbedeutender Unterschied besteht darin, daß es bei gewöhnlichen Bücherauctionen in der Regel nur Staub, bei einem Londoner Trade-sale hingegen viel schmackhaftere Dinge zu verschlucken gibt. Die Zusendung eines Katalogs heißt nämlich so viel, als eine Einladung zu einem splendiden Gastmahle, und schon daraus geht hervor, daß Unberufene sich der Gefahr augenblicklicher Entdeckung aussetzen würden.

Jedem muß, wie das Politische, so das Verführerische eines solchen gastronomischen Manövers einleuchten. Zur bestimmten Stunde dampft als erste Tracht Fisch und Schildkrötensuppe, und die Geladenen setzen sich. Den Platz obenan nimmt der Gastgeber ein, und säße nicht ein Auctionator ihm zur Rechten, so würde jede Andeutung des eigentlichen Zwecks der Versammlung fehlen. Dieser zeigt sich erst, sobald mit der lezten Tracht das Tischtuch abgehoben, der Nachtisch aufgetragen, eine Erneuerung der Flaschen und Gläser vorgenommen und der einzige Trinkspruch: der König, gegeben und mit dreimal drei getrunken worden ist. Jezt wird dem Auctionator ein Exemplar von Nummer eins des Katalogs eingehändigt. In einer, mit einigem Auctionswitze verbrämten kurzen Rede meldet er den Anfang der Versteigerung, und je nachdem entweder die Werke preiswürdig oder die Käufer gestimmt sind, steigt oder sinkt der Enthusiasmus. Bisweilen geschieht es, daß Bücher zum Verkauf gestellt werden, an denen der Verfasser vielleicht noch arbeitet, von denen vielleicht noch keine Zeile gedruckt, und von deren ganzem Inhalte dem Verleger selbst vielleicht nichts weiter bekannt ist, als der Titel. Dies sind indessen Ausnahmsfälle, wo nicht der Werth des Buchs, sondern der Name des Schriftstellers die Kauflust bestimmt, und es ist Thatsache, daß bei einem solchen Trade-sale in Zeit von fünf Minuten die ganze, auf zehntausend Exemplare berechnete Auflage eines dreibändigen Walter Scottschen Romans verkauft wurde, von welchem der Dichter an demselben Tage außer dem, seinem Verleger angegebenen Titel noch keine Sylbe niedergeschrieben hatte. Im Allgemeinen läßt sich das Schicksal eines Buchs aus dem Abgange, den es bei einer zünftigen Versteigerung findet, mit vieler Wahrscheinlichkeit errathen, denn die Fühlhörner der Buchhändler wissen in der Regel den Geschmack, wie das Bedürfniß des lesenden Publikums trefflich zu sondiren, gleichviel, ob das Bedürfniß ein wahres und der Geschmack ein guter ist, oder nicht. Der gewöhnliche Gang einer solchen Auction ist der, daß die ganze Auflage eines fertigen Werkes unter den Hammer gebracht wird. Findet sich für die ganze Auflage kein Käufer, oder haben nicht mehrere Buchhändler sich zu gemeinschaftlicher Erstehung des Ganzen vereinigt, so theilt der Verleger die Auflage in so und so viel beliebige Partien und erwartet, wie diese abgehen. Schlägt auch dies fehl, und glaubt er, daß die Schuld an den großen Zahlen von Exemplaren liege, so nimmt er eine weitere Theilung vor. Zeigt ihm jedoch das fortdauernde Schweigen, daß es wahrscheinlich der Preis ist, was den Mund seiner Gäste verschließt, so läßt er ein einzelnes Exemplar ohne Preisbestimmung vorlegen, und die darauf erfolgenden Gebote dienen ihm dann zum Maßstab des fernern Verfahrens, ob er einzelne Partien zu herabgeseztem Preise versteigern, oder lieber sein Werk zurückhalten, oder gar verschleudern will.

Warum die deutschen Buchhändler ein ganz anderes System, als die Londoner befolgen, warum sie ihre schöne Leipziger Messe nicht zu ähnlichen Auctionen benutzen, sich mit ellenlangen Berechnungen plagen, und stets in Angst vor den rückkehrenden Krebsen leben, statt sich auf einmal zu überzeugen, ob ihre Unternehmungen Schmerlen oder Wallfische sind, inwiefern das deutsche System den Vorzug vor dem Londoner verdient — diese Fragen kann ich nicht beantworten. Wenn das deutsche System für Deutschland nicht besser als das Londoner wäre, so würden, sollte man meinen, die deutschen Verleger lezteres längst angenommen haben, und dasselbe wäre wohl umgekehrt von den Londonern anzunehmen. Ich möchte aber doch eigentlich wissen, ob nicht das Londoner Auctionssystem vor dem deutschen Versendungssystem oder umgekehrt einen absoluten Vorzug hat? Die Schnelligkeit des Absatzes hat ersteres einmal vor lezterem voraus.

Vor mehreren Wochen hielt Murray, allerdings einer der angesehensten Verleger Londons, seine jährliche Gewerbeauction, und verkaufte, nach einem stattlichen, im Albion-Hotel gegebenen Mahle, in runden Summen zwölftausend Bände von Johnsons Leben und von Byrons Werken, zweitausend Abdrücke von Mistreß Sommerville's Connection of the Sciences, fünfzehnhundert von Kapitän Backs Reisejournal, eben so viele von Henningsens Spanien, fünfhundert von Mistreß Bray's Briefen an Southey, neunhundert von Bertha's Tagebuch, eintausend von Barrow's Reise nach Irland, vierhundert von den Depeschen des Marquis Wellesley, sechstausend Exemplare der — man höre! — neun-und-fünfzigsten Auflage eines neuen Kochsystems, eines Buchs, welchem, nebenbei zu bemerken, Murray einen großen Theil seines im Buchhandel erworbenen Vermögens dankt, und dessen Manuscript er von einer Dame zum Geschenk erhalten hatte, die, den nicht geahnten Werth ihrer Gabe zu spät einsehend, ihren Fehler durch Anstellung eines Processes gegen Murray noch vergrößerte; dreizehnhundert Exemplare von Markham's England, siebenhundert von Markham's Frankreich, eben so viele

von Sir John Malcolm's Memoiren des Lord Clive, zwölfhundert von Raumers England, siebenhundert von Lyells Geologie, achthundert von Sir George Head's Nassauer Brunnenblasen u. s. w. Wo kann in Deutschland ein Verleger sich im Raume eines einzigen Tages einer solchen Leerung seiner Vorräthe rühmen? Und das unvollständige Verzeichniß gilt nur von einem Tage, während die Versteigerung mehrere Tage dauerte. Der Erlös jenes einzigen Tages überstieg die Summe von sechzehntausend Pfund Sterling oder hunderttausend Thalern. Angenommen auch, diese Summe realisire sich erst im Laufe von zwölf Monaten, obgleich der bei weitem größere Theil schon in der ersten Hälfte fällig wird, und Verluste lediglich davon abhängen, ob Murray seine Einladungen weislich und mit Glück erwogen hat — so meine ich doch, ein solches Resultat müsse deutschen Buchhändlern sehr lockend erscheinen. Hätte Deutschland etwa aufgehört, sich in Nachahmungen zu gefallen, und angefangen, englische Erfahrungen zu hassen?

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Beschluß.)

Bendemanns Jeremias.

Jeremias trauert auf den Trümmern Jerusalems. Zion mit seiner Mauerpracht liegt in Schutt und Asche; auf einem Säulenknauf sizt der Prophet, in Schmerz versunken; die stolzen Portale sind gebrochen, die Thürme und Zinnen rauchen, rings umher Todte, Sterbende, mit der Verzweiflung Ringende, und auf das Bild der Verwüstung und Zerstörung scheint ein wolkenloser Himmel, eine von Licht und Wärme durchtränkte Luft. Sie alle auf dem großen Gemälde schweigen, es ist eine gewisse Ruhe nach dem Entsetzen eingetreten, und die Ruhe ist Schönheit geworden. Alles darauf ist schön, der Horizont, die Landschaft, die Architektur, jede einzelne Gruppe der trauernden Juden, und schön der Haupttrauernde in der Mitte, von dem uns die Unterschrift sagt, daß es der Prophet Jeremias ist. Das Gesicht halb versteckt durch die Senkung des Blickes, sizt er da, mit der Linken auf das Mauerwerk gestüzt, mit der Rechten die gerettete Gesetzesrolle haltend. Er sieht nicht um sich, nicht hinter sich, nicht über sich; in finsterm Schmerze, durch nichts getröstet, durch nichts gehoben, von nichts erleuchtet, begräbt er seinen Erdenschmerz in sich. Er will von den Andern um sich her, von dem lichtblauen Himmel oben nichts wissen. Herausgeschnitten dieser Jeremias aus dem Gemälde, und es wäre ein Bild, welches für sich allein Bendemanns Namen bedeutend machte. Aber, ruft eine kritische Stimme, trauert so ein Prophet um den Untergang seines Volkes? Ein alter Napoleonist, der nichts Höheres kannte, als die französische Gloire und seinen Kaiser, der sie repräsentirte, mag so erstorben für das um sich in die Erde blicken, und ein Vernet, der seinen starren Blick conterfeit, hat ein großes vollendetes Gedicht geliefert. Auch irgend ein Jude, mit Namen Jeremias, wird und darf so das Strafgericht Jehova's über sein Volk angesehen haben; aber von einem Propheten, der über seinem Volke steht, den Jehova's Licht durchzuckt, den Jehova's Stimme durchschauert, erwartet man eine höhere Anschauung des Verhängnisses. Er kümmert sich nicht um die Uebrigen; die Gruppen wenden sich rechts und links, jede mit sich allein, mit ihrem Privat- und Familienschmerz beschäftigt, jede voll reicher Motive, in entzückender Schönheit, als abgesondertes Bild der Bewunderung werth; aber sie alle isolirt, willkührlich oder mit Absicht losgebrochen vom Hauptpunkte. — Dies, sagen Einige, ist der Gipfelpunkt der Vollendung, der dichtende Maler hat die Zersplitterung des jüdischen Volkes, sein Verschlagenwerden in alle Weltgegenden symbolisch dadurch ausgedrückt. — Darf ein Maler, fragen Andere, eine solche symbolische Sprache führen? zu componiren, nicht zu seciren, ist die Aufgabe des Künstlers. Nicht der Gedanke, sondern das Auge will bei einem Kunstwerk die Einheit erfassen. Wir bewundern das Bild, wenn wir es mit dem Gedanken verfolgen, aber von seinem Totaleindruck fühlen wir uns nicht ergriffen, bewältigt. Es bedarf einer Berechnung, um uns mit dem Maler zu begeistern. Dieses Moment des Auseinandergehens, statt des Ineinandergreifens sey schon in Bendemanns früherem Meisterwerke, den trauernden Juden an den Bächen von Babylon, sichtbar, wo die Gruppe, zwar eng aneinander geschlossen, doch mehr in den Rücken, die Front gegen einander machen, sich berühre, als mit Blicken, Armen, Händen. Offenbar hierin werde der Einfluß, den Lessings trauerndes Königspaar, wie auf vieler Anderer, so auch auf Bendemanns Kunstrichtung geübt habe. So groß und originell dieses Bild ist, sey doch zu bedauern, daß, was ein Genius erfunden, nun zur Type werde. In traurigen, sitzenden, ausruhenden, contemplativen Gestalten bewegen sich erste Talente, die berufen seyen, selbst zu erfinden, und die lebendige Handlung entschwinde aus den historischen Bildern der jungen Schule. Es sey an der Zeit, die Trauer zu bewältigen und der freudigen Kraft auch in dieser Kunst ihr Recht widerfahren zu lassen. — Wenn es nur mit der Aufforderung gethan wäre! Weder die Schule, noch Lessings Königspaar trägt die Schuld, wenn auch unsere Maler nur trauernde und reflektirende Menschen schaffen. — Die Kritik findet noch manche Rügen im Detail, z. B. die glänzende Schönheit und Eleganz der aus ihren brandigen Schutthaufen durch das würgende Schwert der Feinde vertriebenen Jerusalemitaner, die anatomische Leiche eines Kindes und Aehnliches. Dergleichen, wenn es die Rüge aufriefe, verschwände wohl vor der Größe der Schöpfung. Wenn Bendemanns Juden von Babylon einen ergreifendern Eindruck hervorbrachten, so ist doch gewiß, daß sein Jeremias einen Fortschritt in der Technik, wie in der Kraft der Erfindung bekundet. Noch ist er am größten, wo er die Macht der Gefühle durch einen Augenniederschlag, durch einen Schleier verhüllt; damit ist nicht gesagt, daß es ihm nicht noch vorbehalten bleibt, die Hülle abzuwerfen und die volle Seele aus dem offenen Menschenauge strahlen zu lassen, wie ja schon in der Kraft dieser genannten Bilder ein Riesenschritt von den süße Wehmuth hauchenden aus seiner ersten Periode zu Tage liegt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 24. Juni 1836.

Καλλίστη τὸ πάροιθε, τὸ δ᾽ ὕστερον οὔνομα Θήρη.

Callimachus v. Cyrene.

Briefe von den griechischen Inseln.

Von Dr. L. Roß.

Thera, den 12ten Sept. (31sten August).

Herr von P. entschloß sich, da der widrige Nordwind ihm nicht abzureisen erlaubte, mit uns auf die Insel zurückzukehren. Wir stiegen am folgenden Morgen zu Pferde und ritten auf guten Wegen in anderthalb Stunden nach Pyrgos, welches fast südlich von Phira und recht in der Mitte der Insel liegt. Pyrgos ist ein ansehnlicher Flecken oder *καστέλλι*, wie man hier die größeren Ortschaften nennt, und die Residenz des griechischen Bischofs (*δεσπότης*); der katholische (*ὁ Μονσιγνιώρης*) hat seine Villa auch in der Nähe. Hinter Pyrgos, im südöstlichen Theile der Insel, erhebt sich der h. Elias, ein mächtiger, aus Kalkfels und blauem Marmor bestehender, und etwa 2000 Fuß hoher Berg, von welchem ostwärts das Vorgebirge des h. Stephanos, südwärts das Vorgebirge Cromyti ausgehen. Dies Kalkgebirge, dessen Wurzeln sich unter dem östlichen Ufer der Insel hinziehen, und das noch einmal in einer kleinen, isolirten Klippe, dem Monolithos, zu Tage tritt, bildet gleichsam den Anker, an welchen sich das Produkt des Vulkans angehängt hat. Wir ritten jezt den Rücken des Berges hinan nach dem Kloster des Propheten Elias, das auf seinem Gipfel liegt und eine weite Aussicht über das Meer und die Inseln hat; da es eben sehr helles Wetter war, erkannten wir deutlich die langgestreckte Kreta, die von der Natur vorgezeichnete Südgrenze des hellenischen Reichs, mit den weißen Bergen, dem Ida und dem Diktys; gegen Osten sahen wir die Küsten Kleinasiens und gegen Norden das bunte Gewimmel der Kykladen.

Vom Kloster klommen wir über steile Abhänge auf das Messa-Vuno hinunter, eine Art Isthmos, der den Eliasberg mit dem nur wenig niedrigeren Vorgebirge des h. Stephan verbindet. Mit schroffen, völlig unzugänglichen Wänden stürzt es auf drei Seiten in die See ab und trägt auf seinem Rücken die Ruinen der alten Stadt Oea.* Ein einziger schmaler Pfad, den ein beladenes Saumthier nur mit Mühe hinanklimmt, führt von der Landseite über das Messa-Vuno auf den Berg. Die Kirche des h. Stephan, von der er seinen Namen hat, liegt gleich links. Von hier an ist der Rücken des Bergs bis an sein anderes Ende mit Trümmerhaufen und Ruinen übersät, unter welchen sich einige Reste von polygonalem Mauerwerk auszeichnen. Eines dieser Mauerstücke — wie es scheint, der Unterbau eines

* Dies wird durch eine Inschrift bewiesen.

öffentlichen Gebäudes — zeigt wieder den öfter bemerkten* schroffen Uebergang von polygonaler zu völlig rechtwinklichter Construction, in einer Weise, welche gar keinem Zweifel Raum läßt, daß derselbe Baumeister hier in einem und demselben Monument beide Constructionsarten anwandte. Es ist aus so gewaltigen Felsstücken erbaut, daß es noch Jahrtausenden trotzen wird, wenn die Hand des Menschen es verschont. — Das einzige neuere Gebäude in Oea ist ein Metochi (μετόχιον) oder Meierhof des Klosters des h. Elias, welches, aus einem kleinen Wirthsschaftsgebäude nebst einer Kapelle bestehend und aus antiken Marmorquadern auf den Fundamenten eines großen, alten Gebäudes erbaut, an der Ostseite des Berges nicht weit unter dem Gipfel liegt, mit weiter Aussicht auf das gegenüberliegende Anaphe und die ferneren türkischen Inseln. Um das Metochi herum hat der übrigens nackte Fels in einigen Schluchten eine Decke von Asche und Bimsstein, worin Reben und Feigenbäume wachsen. Da in dem Wohnhause kaum für die Bedienten Platz war, so quartierten wir uns in der Kapelle ein, wo wir im Schutze der an die Wand gemalten Heiligen vier Nächte auf dem Marmorboden vortrefflich geschlafen haben. — Nachmittags sezten wir unsere Wanderung durch die Trümmer der Stadt fort, und fanden außer vielen Inschriften namentlich mehrere Ruinen von Wohnhäusern. Sie waren, wie auf Delos, meistens klein, und gewöhnlich über Cisternen erbaut, welche man mit langen, durch gewölbte Bogen unterstüzten Steinbalken überdeckte. Die Mauern waren aus Bruchsteinen mittlerer Größe in Kalkmörtel aufgemauert, und auf der innern Seite mit einem sehr dauerhaften Stuck ausgesezt. An mehreren Orten liegen Bruchstücke schlechter Statuen.

Die folgenden Tage brachten wir mit Ausgrabungen in den Gräbern von Messa-Vuno zu; am 8ten September kehrte Herr von P. auf seine Corvette zurück, und am 10ten verließen wir ebenfalls Oea und sezten unsere Umreise der Insel fort. Nachdem wir fast alle Dörfer besucht, sind wir gestern hieher zurückgekehrt, und ich will aus den gemachten Bemerkungen das, was Sie interessiren kann, hier zusammenstellen.

Die ganze Oberfläche von Thera ist, wie ich schon mehrmals bemerkt habe, im buchstäblichen Sinne eine Bimssteindecke. Der Bimsstein ** ist ungewöhnlich weiß und locker und findet sich selten in mehr als faustgroßen Stücken, was vielleicht eine Folge der mehrtausendjährigen Cultur des Landes und der unablässigen Zerbröckelung dieser Steine durch Hacke und Pflugschaar, ja durch die Fußtritte der Menschen und Thiere ist. Auf den ersten Blick ist man versucht, zu glauben, in diesem Boden könne nichts wachsen und gedeihen; und doch ist Thera einer der fruchtbarsten und am besten angebauten Theile Griechenlands, und die Insel hieß wegen ihrer Schönheit schon im Alterthume Kalliste. * Man darf nur in der dürrsten Jahrszeit, wie jezt, wo es seit drei oder vier Monaten nicht geregnet hat, den Boden eine Spanne tief aufscharren, um sich zu überzeugen, daß der schwammige Bimsstein immer eine gewisse Feuchtigkeit behält, hinlänglich, um kleinere Pflanzen zu nähren. Bäume gedeihen freilich nicht, außer zwerghaften und am Boden hinkriechenden Feigenbäumen; nur ausnahmsweise sieht man in Gärten und in der Nähe von Kirchen einige Oelbäume, Palmen und Cypressen, so wie Aloe und indianische Feigen (Cactus, φραγκόσυκα). Vor einem Menschenalter baute man auf Thera, außer dem Weine, vorzüglich Gerste und perennirende Baumwolle, welche in ganz Griechenland nur auf diesem warmen, sonnigen Eilande fortkommt. Allein seit der Wein anfing, in Rußland einen so guten Absatz zu finden und besseren Ertrag zu geben, als alle andern Produkte, haben die Theräer ihr ganzes Ländchen von einem Ende zum andern in einen einzigen Weingarten verwandelt; die perennirende Baumwolle cultivirt man nur noch in einem Theile der Ebene von Emporion und auf der Insel Therasia, und auch hier wird sie nach und nach durch den Rebstock verdrängt, seitdem in dem ungewöhnlich harten Winter von $18^{32}/_{33}$ viele Baumwollenpflanzen erfroren sind. Man pflanzt die Weinstöcke in quincuncem mit sehr großen Zwischenräumen, damit ihre Wurzeln sich durch den lockern Bimsstein gehörig verbreiten können, und man läßt sie nie sehr groß werden, sondern man schneitelt sie jährlich sehr stark, und dreht die wenigen Zweige, die man ihnen läßt, trichterförmig über dem kurzen Stamm zusammen. Hiedurch gewinnt der Weinstock an Kraft und seine Trauben an Güte; der Besitzer des Weingartens aber gewinnt Raum, zwischen die Reben in den lockern, aufgeschürften Boden Gerste zu säen, welche bereits gegen Ende Aprils reift, und mit den Wurzeln, um desto mehr Stroh zur Fütterung der Pferde und Maulthiere zu gewinnen, ausgezogen wird. Die Weinberge sind durch Steinmauern aus glänzend schwarzem Basalt von einander geschieden, und mit ähnlichen Mauern sind die Wege eingefaßt, die von einem Dorfe zum andern führen. Nichts kann sonderbarer seyn, als der Anblick der Insel vom Gipfel des Eliasberges: eine große weiße Fläche, von krummen schwarzen Linien durchschlängelt und mit lauter kleinen grünen Tüpfeln besäet.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Vergl. Morgenblatt, 1835, Nr. 157.

** Noch jezt mit dem altgriechischen Namen κίσσηρις oder κίσσηρας, und mit einem neuern Worte ἐλαφρόπετρα genannt.

* Herodotos, 4, 147.

Digitized by Google

Die Schäferin.

(Beschluß.)

Anne sah ihm nach, wie er in den Gebüschen verschwand. Es kam ihr jezt wieder in's Gedächtniß, wie sie von ihrer Mutter gehört, die Kammerfrau bei einer reichen, vornehmen Herrschaft gewesen war, daß dergleichen unter den jungen Cavalieren Sitte sey, und daß schon viele Händel der Art blutig geendigt haben. Wie sie noch so nachsann, kam der junge Reitersmann vom Tanze zurück, sein Gang war eben so leicht und kühn, sein Auge glühte eben so lebhaft und schön, seine Wangen brannten von der Erhitzung des Tanzes — so ging er der Gefahr entgegen. Annens Herz klopfte heftig, sie wollte sich ihm in den Weg stellen, ihn retten — sie wollte Lärm schlagen, sie wollte — die Träumerin! während sie so grübelte und mit sich kämpfte, war er schon ihrem Blick verschwunden. Welch ein Leichtsinn, zu tanzen, während man sich sagen muß, daß ein paar Minuten später eine Degenspitze einem im Leibe sizt! Aber dieser Leichtsinn, wie verführerisch ist er dennoch für ein Mädchenherz! welch ein romantischer Reiz liegt in dieser kurzen Spanne Zeit zwischen Lust und Gefahr! O, wir werden die Welt nicht anders machen!

Anne saß nun in ihrem Wächteramte auf der Bank am Brunnen. — Der lustige Junge! während er sich schlägt, sezt er die Dichterin zur Wache! die zärtliche Dichterin, die jezt erst fühlt, welch ein schöpferischer Funke in ihrem Busen schlummert. Erwachen fühlt sie jezt die heiligen Schmerzen, die süßen Träume, erwachen die volle, treibende Glut des Gottes. Sie stüzt ihr Haupt auf die Hand, ihr Auge blickt in die klare Röthe des Abendhimmels und Seufzer heben ihren Busen. Unterdessen wird es in der Ferne im Gebüsche lebendig, Degenklingen schlagen aneinander — horch! — Doch jezt ist Alles still! — Jezt wieder — Stimmen, die flüstern! — Anne steht auf, sie ringt die Hände, vorwärts gebeugt lauscht sie — da erscheint am Ausgang des geheimnißvollen Platzes der Reitknecht und winkt ihr. Sie eilt herbei, es treten ein paar fremde Gestalten auf sie zu, sie hört nicht, was sie ihr sagen, ihr Auge sucht einen Gegenstand, es hat ihn gefunden: ach! es ist der schöne Reiter! am Bachesufer liegt er, bleich, ohne Leben, mit einer Wunde an der Schulter. Einige Augenblicke ist sie mit ihm allein, sein Haupt ruht in ihren Händen, ihre Finger rühren an seine bleiche Wange. Jezt kommt der Arzt, eilige Anstalten werden getroffen, man bringt den Verwundeten fort, und Anne darf es nicht wehren. Es verschwindet Alles wie ein Traumgesicht in die Nacht, Anne fühlt erst, daß sie erwacht ist, als sie sich einsam am Bachesufer sieht, um sie her Dunkelheit und der Nachtwind, der in den Gebüschen flüstert, und die Sterne, die aus dem schwarzen Spiegel des Wassers auftauchen. Er ist fort — sie allein! — So endete der erste romantische Auftritt in Annens Leben.

Nun war es mit Peters Ritterschaft vorbei. Der gute Junge mochte sich jezt anstrengen, wie er wollte, er mochte die schönsten Mährchen mitbringen, ja sie sogar selbst mit stammelnder Zunge vorlesen, Anne sah nur die armselige, hängende Unterlippe und den blaugrauen Strumpf. Wie schnell und wie sicher war Peter aus dem Sattel gehoben worden, und es war durchaus keine Hoffnung, daß er jemals wieder hinein kommen werde. Solch eine Verwüstung kann ein einziger schlichter Reitersmann hervorbringen, der mit seiner Jugend und seinem Leichtsinn plötzlich unter den jungen Schäferinnen des Dorfes erscheint. Peter konnte nicht reiten, schon der Gedanke an ein Pferd machte seinen bescheidenen Verstand schwindeln und seinen wenigen Muth erbeben; dies gestand er mit liebenswerther Offenheit Annen, und sie zuckte die Achseln, und zum ersten Male flogen die gefährlichen Geister der Satire über ihr Antlitz, zum ersten Male fühlte sie, daß ein besonderer Kitzel für ein Weib darin liege, sich im Spotte über den Mann, den Herrn der Schöpfung, zu erheben; aber ihre noch demüthige, fromme Natur kämpfte gegen diese Anwandlung, wie gegen die Stimme des Versuchers, und sie schlug die Augen nieder, und brachte es sogar über's Herz, den Burschen zu loben, indem sie ihn versicherte, daß er ein Schäfer sey, und sie nie gelesen oder gehört habe, daß Schäfer sich im Reiten hervorgethan. Peter lächelte mit dummem Stolze über diese Versicherung, er ahnte nicht, wie viel es Annen gekostet, sie zu geben.

Das Schäferleben ging jezt seinen Gang fort. Es wurde manches Buch durchlesen und viele Paar Strümpfe wurden gestrickt. Der Sommer schwand, der Herbst mit seiner Ernte und seinen Kirmissen kam, wiederum schwang sich der muntere Tanz um die Linde des Dorfes. Anne stand an der Landstraße und schaute, die Hand vor die sinkende Sonne gehalten, hinaus, wo der Weg sich durch die Kornfelder schlängelt; aber es zeigte sich keine leichte Staubwolke, es kam kein Reiter angesprengt, der Lust gehabt hätte, zu tanzen, zu duelliren und tausend tolle und geheimnißvolle Streiche zu machen. Anne sezte sich an dem einsamen Brunnen nieder, und sicher vor jedem Lauscherohr seufzte sie: „Ach! werde ich jemals wiedersehen, ihn, den meine Seele liebt? Wo weilt er? Sein Fuß wandelt auf dem glatten Boden der Palläste, er sizt vielleicht mit Königen zu Tisch, und die arme Schäferin verbirgt das einsame Thal, ihre Thränen trinkt die öde Haide und ihre Seufzer verwehen in den Wind! Beklagenswerthes Loos der Niedrigkeit! verbannt auf ewig hinter eiserne Schranken, erlahmt der Muth und das Herz bricht. Hinauf zu euch

möchte ich, sonnenhelle Glanzgestirne des Ruhms! Ein Lied möchte ich singen, das mir den Beifall meiner Zeit sichert und das er mit einem Lächeln seines Mundes belohnt. Ich hätte dann ein würdig Leben geführt."

So sang Anne, und ihrer Elegie horchten die Geister des Abends. Prophetische Träume umspielten ihre Stirne, und die Einsame fühlte das ganze Glück der Jugend und des noch unverschwendeten Lebensschatzes. Sie war in ihren Thränen zufrieden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

Schillers Denkmal.

Immer näher rückt der Zeitpunkt, wo unsere Stadt in dem Standbilde Schillers ein Wahrzeichen des deutschen Patriotismus, ein Symbol der geistigen Einheit der Nation und eine herrliche Zierde besizen wird. Im Laufe des Sommers wird das Modell der Statue nach München gelangen, und dort ist man bereits gerüstet, die Gußarbeit sogleich zu beginnen. Indessen eröffnet sich durch die noch immer fortdauernde Theilnahme des Publikums die Aussicht, daß das Monument auch in seinen Beiwerken auf's Würdigste ausgestattet werden kann. Vom December des vorigen bis Ende Aprils des jezigen Jahres sind über 1700 fl. eingegangen; wir können nach sichern Quellen berichten, daß noch von mehrern Orten bedeutende Beiträge bevorstehen. die Discretion verbietet uns aber, den offiziellen Ankündigungen des Vereins vorzugreifen. Das Material für Schillers Album soll bereits geordnet seyn und der Druck nächstens begonnen werden.

Paris, Juni.

Antikensammlungen. Balzac.

Mit dem lezten Monat ist die Versteigerung der Durandschen Antikensammlung zu Ende gegangen, nachdem sie beinahe einen ganzen Monat gedauert hatte. Die Reichhaltigkeit dieser kostbaren Sammlung ist auch im Ausland durch den schönen und umständlichen Katalog bekannt, welchen ein junger Gelehrte, de Witte, darüber verfertigt hat. Den Hauptreichthum der Sammlung machten die bemalten Vasen aus, deren der Eigenthümer ungefähr 4000, größtentheils auf seinen Reisen in Italien, gesammelt hatte. Durand war, wie viele andere Kunstliebhaber, nicht allein Sammler, sondern auch Verkäufer. So hatte er bekanntlich bereits vor mehreren Jahren eine sehr reichhaltige Münzsammlung nach England, ferner, wenn ich nicht irre, dem hiesigen Kunstmuseum im Louvre eine bedeutende Anzahl von Vasen verkauft, und dennoch blieben ihm bei seinem Tode noch 4000 übrig. Nach den vielen Liebhabern bei der Versteigerung muß die Liebhaberei für diese Art von Antiquitäten jezt in ganz Europa sehr lebhaft seyn. Die dänische Regierung hatte den Direktor des königlichen Münzkabinets, Ritter Bröndsted, hieher geschickt, und dieser hat eine große Anzahl von Stücken angekauft. Auch von Seiten Preußens waren viele Bestellungen eingegangen; aber die Versteigerung überschritt die festgestellten Preise weit. Einige der schönsten Stücke sind für das hiesige Kunstmuseum im Louvre angekauft worden, welche schon eine sehr beträchtliche Anzahl von Vasen besizt, und sich daher diesmal auf die schönsten Stücke beschränken konnte, zu deren Ankauf sie aber auch keine Kosten gescheut hat. Einige Vasen sind bis auf 6000 Franken gesteigert worden. Auch englische Kunstliebhaber sind zum Besiz mehrerer Stücke gelangt; das brittische Museum scheint aber nichts erworben zu haben. Wird nun auch bald, wie die Rede geht, Lucian Bonaparte's prächtige Vasensammlung hier versteigert, so hat Paris in kurzer Zeit zwei der ansehnlichsten Sammlungen dieser Art zerstreuen sehen. Obschon nun Paris durch den Verkauf des Durandschen Kabinets eine der vorzüglichsten Privatsammlungen verliert, so bleiben ihm doch manche andere sehenswerthe, z. B. die Pourtalèssche, mit welcher auch eine schöne Gemäldesammlung vereinigt ist. Der kleinern Sammlungen gibt es vollends eine Menge. Wer könnte die vielen kleinen Liebhabereien aufzählen, welche hier zu besondern Sammlungen Anlaß geben? Einige dieser kleinen Liebhabereien fallen nur dann auf, wenn sie von Leuten getrieben werden, welche in anderer Hinsicht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. So pflegt man sich den Schriftsteller Balzac mit seinem 2000 Franken (wie man behauptet) werthen Spazierstocke zu denken, über welchen Mad. Emile de Girardin ein eigenes Buch geschrieben hat: La canne de M. de Balzac, ferner Jules Janin auf seinem Pferdchen und Lamartine mit seinem Hunde vorzustellen. Bei Lezterem gesellt sich zu der Liebhaberei auch noch etwas Empfindsames; denn der Hund, womit man ihn häufig sieht, war das Lieblingsthier seiner im Morgenlande verblichenen Tochter; nur sieht es nicht sehr rührend und poetisch aus, wenn man ihn, wie einen galanten alten Herrn, im Gefolge seiner Frau, dies Hündchen unter dem Arme tragen sieht. Balzacs Name erscholl in diesen Tagen vor dem Handelsgerichte. Dieser Vorfall ist eine Warnung für die Novellendichter, welche vergessen, ihre Novellen zu beendigen. Balzac, welcher mit Bülos, Herausgeber der Revue de Paris, eine Uebereinkunft wegen zu liefernder Beiträge, besonders Novellen, getroffen hatte, war, wie es scheint, seinem Vertrage nicht getreu geblieben; zuweilen hatte er vergessen, das Ende von ihm begonnener Erzählungen zu liefern, zuweilen hatte er an den bestimmten Terminen gar nichts, weder Anfang noch Ende, geliefert. Deßhalb verklagte Bülos den Romandichter, und verlangte eine große, sehr große Entschädigung. Es mußte dem Dichter schmeicheln, daß sein Verleger so großen Werth auf seine Erzählungen legte, nur wünschte er diesen Werth nicht selbst erlegen zu dürfen. Er bot 2000 Franken als Schadenersaz an; sein Verleger aber meinte, das nicht Gelieferte wäre viel mehr werth gewesen. Wie viel er verlangte, weiß ich nicht, aber es war viel Geld. Das Gericht, welches keinen Maßstab zur Schäzung literarischer Aufsäze hat, urtheilte, das Anerbieten von 2000 Franken sey ein ganz honettes, und an dieses sollte sich Bülos halten. Balzac hatte seinerseits den Verleger verklagt, er habe einen Aufsaz von ihm: le lys de la vallée, nicht in der Revue de Paris, für welche er den Aufsaz geschrieben, sondern 500 Meilen entfernt, in der Revue de St. Petersburg erscheinen lassen. Wie es zugeht, daß Bülos mit den Aufsäzen eines Dichters Handel treibt und dieselben nach Rußland vermakelt, wurde nicht dargethan. Bülos bewies sein Recht, mit den von ihm angekauften und bezahlten Aufsäzen des Dichters nach Belieben schalten zu können, und das Handelsgericht, nur eine Waare in den Aufsäzen erkennend, gab ihm Recht. Mithin waren beide Herren mit ihren Klagen abgewiesen worden. Ein aus Gelehrten bestehendes Gericht würde wahrscheinlich anders geurtheilt haben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 25. Juni 1836.

Was unsere gelehrte Lyrik als Nachhall ihrer Gedichte verlangt, jene Naturempfindungen, die uns süß und heimatlich anwehen, das ist jenen braven Sängern aus dem Handwerksstande das Nächste, davon geben sie aus, darin leben sie. Dieses Ringen nach Klarheit, diese Wissensfehnsucht äußert sich immer poetisch.

Gutzkow.

Gedichte eines Autodidakten.

Der Streit der Elemente.

Das Feuer sprach: wer kann mich zügeln?
Ich rase her auf Blitzesflügeln
Und unaufhaltsam ist mein Lauf;
Mit wilden Zähnen gierig fassend,
Vernichtung nur zurücke lassend,
Frißt meine Flamme Alles auf.

Das Wasser sprach: auf meinen Wegen,
Stemmt sich ein Anstoß mir entgegen,
Verschlingt ihn brausend meine Fluth;
Ich wälz' auf Stadt und Land Verderben,
Nichts widerstehet mir, und sterben
Muß unter mir des Feuers Glut.

Der Wind, der lustige Geselle,
Im Kampf mit Flamm' und Wasserwelle,
Sprach: mir gebührt die Meisterschaft:
Ich reiße Bäum' und Thürme nieder,
Ich fliege hin, ich fliege wieder;
Was gleichet meiner Eil' und Kraft?

Die Mutter Erde, die das höret,
Sprach: Kinder, wer hat euch bethöret?
Ich schaff' am Frühlingskleid in Ruh',
Und daß es besser mir gedeihe
In meinem guten Wirken, leihe
Mir jedes seine Kraft dazu.

Und sieh! das Wasser floß gelinde,
Nur angehaucht vom lauen Winde,
Das Feuer drang vom Luftazur,
Und Alles zeigt' mit schönem Walten,
In tausend lieblichen Gestalten
Die große Werkstatt der Natur.

Nachtbild.

Der Mond erglüht am schwarzen Bergesrand,
Die Wolken fliehen fort in fernes Land,
Die Lüfte wölben blau das Himmelszelt,
Die Nacht wacht still ob der geliebten Welt,
Wie eine Mutter ob dem zarten Kind,
Und wiegt sie ein im abendlichen Wind.

Der Schlaf tritt leis aus dem Gebüsch hervor
Und säuselt Ruh in jedes müde Ohr,
Er schließt die Augen zu mit weicher Hand
Und fesselt jeden Sinn mit zartem Band,
So daß der Mensch, gewohnt an Leid und Qual,
Ausruhen muß im süßen Schlummerthal.

Die Träume kommen Elfentänzen gleich
Und führen ihn in ihr geheimes Reich;
Der Thau fließt kühl auf Blumen, Baum und Saat,
Die schlafen nicht, erfrischet nur im Bad.
Der Morgen naht, es kommt der Sonne Schein
Und trocknet sanft sie ab, ein goldner Lein.

Der Schlaf erhebt sich von dem Sitz der Ruh
Und wendet sich dem grünen Walde zu,
Tiefsinn'gen Schrittes wandelt er dahin
Durch thaubenetztes, morgenfrisches Grün,
Und birgt sich, wo im heimlichdunkeln Raum
Die Bäume sprechen süß im ew'gen Traum.

Der Riese der Natur.

Wär' ich der Riese der Natur
Auf eine kleine Weile nur,
Ich würde nicht im Staube kriechen,
Sondern von Welt zu Welten fliegen,
Dann lauscht' ich mitten in dem All
Des Sphärensanges Widerhall.

Und käm' ich, schneller als ein Blick,
Von meinem Weltengang zurück,
Legt' ich die brennend heißen Glieder
An Ganges kühlen Wassern nieder
Und fing' den Strom in seinem Lauf
Zum Trank in Meeresschalen auf.

Und brächte mich die Welt in Wuth,
Erregt' ich wild des Meeres Fluth,
Und schnaubte Sturm und sprühte Blitze
Und riß' in's All Orkanenritze,
Bis daß die Menschheit, schreckumbebt,
Ein bittend Herz zum Himmel hebt.

Dann spannt' ich als ein Freundschaftspfand
Am Himmel aus das Friedensband,
Um Erd' und Himmel zu verbinden,
Und ließ' die Wolken wieder schwinden,
Und freute mich in Sonnenschein
Ob Erd- und Himmelslust-Verein.

Der Komet.

Mit getrübtem Lichtaug' blickt ein Stern,
Durch die tausend weite Fernen strebend,
Dringt sein Strahl bis zu der Erde bebend,
Voll von Liebe naht' er sich ihr gern.

Irrend, ohne Richtung, ohne Bahn
Zieht er durch die ewigweiten Räume;
Seine Erde trägt nicht Frucht, noch Bäume,
Keine Blumen trifft man auf ihm an.

Süß entzückt von ihrem lichten Bild,
Naht er manchmal schüchtern sich der Erde
Und entfernt sich zögernder Geberde,
Grüßt mit seinem Nebelblick sie mild.

Aber einmal wird als seine Braut,
Wie des Sturmes Nahen, mit Verlangen
Er die Erde mit Begier umfangen,
Wild mit ihr im Untergang getraut.

Nic. Müller.

Briefe von den griechischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Die Theräer haben es im Weinbau weiter gebracht, als alle übrigen Griechen. Sie unterscheiden in ihren Pflanzungen einige siebenzig Arten von Trauben, von denen aber die meisten, wie die Heptachilia (Ἑπταχείλια), das Muskato, Aidonisi u. s. w. nur zum Essen dienen. Vorherrschend ist eine weiße Traubenart, aus welcher der gemeine Wein (τὸ κοινὸν κρασί) gemacht wird, von dem jährlich dreißig bis vierzig Schiffsladungen nach Taganrok gehen. Dieser Wein ist vorzüglich und ähnelt, wenn er in verschiedenen Gährungsgraden auf Flaschen gezogen und überhaupt sorgfältig behandelt wird, bald dem Rheinwein, bald dem Champagner. Außerdem machen sie weißen und rothen (oder schwarzen) süßen Wein (ἄσπρο βινσάντο und μαῦρο βινσάντο), den ersteren aus gewöhnlichen Beeren, den lezteren aus einer Traubenart, welche Mavro Tragano heißt. Die Trauben müssen aber vor der Kelterung vierzehn Tage auf den flachen Dächern der Häuser der Sonne ausgesezt werden, wodurch der zu gewinnende Wein vier Siebentheile an Quantität verliert, aber außerordentlich süß und fast so dick wie feines Oel wird. Wenn dieser Vinsanto in Europa mehr bekannt wäre, so würde er als Dessertwein überall gesucht seyn.

Sie sehen aus dem Vorhergehenden, daß die ganze Existenz der Insel auf den Weinstock gegründet ist. Die gewonnene Baumwolle würde nicht hinreichen, die Einwohner auch nur mit Hemden zu versehen; die Gerste versorgt kaum ein Viertheil der Bevölkerung mit Brod; bei dem Stroh würden die Maulthiere verhungern, wenn man nicht noch die zarten Schnittlinge der Weinstöcke zu Hülfe nähme, nachdem man jedoch vorher die Fruchtknospen abgebrochen, mit welchen die Hühner gefüttert werden; die wenigen Zweige, welche die Maulthiere und Esel, als zu hart für ihre Zähne, nicht auffressen, genügen nicht für den Feurungsbedarf der Insel. Mit einem Wort, außer dem Wein fehlt fast Alles, und die zwölftausend Seelen, welche auf Thera leben, müssen

das Fehlende für baares Geld von den benachbarten Inseln oder vom Auslande einkaufen: Kleider und Fußbedeckung, Fleisch, Brod, Kalk, Bretter, Holz zu den Weinfässern und zum Schiffbau, Brennholz, Hanf, Flachs, Eisen u. s. w.; ja vor nicht vielen Jahren ist der Fall eingetreten, daß in Folge eines sehr trockenen Winters die Cisternen — denn Quellen gibt es in der vulkanischen Asche gar nicht — nicht mehr das nöthige Trinkwasser enthielten, so daß man genöthigt war, mehrere Wochen lang von Jos und Amorgos Wasser zu holen. Und bei allem diesem ist Thera die wohlhabendste der griechischen Inseln, und beschäftigt vierzig eigene Schiffe, ohne die kleinen Fahrzeuge, durch ihre Aus- und Einfuhr. Katholiken sind hier sechshundert, und sie sind, wie auf Naxos, die größeren Grundeigenthümer, aber nicht, wie dort, die Zwingherrn der Bauern, sondern fast jeder Grieche hat auch seinen eigenen Weinberg. Ueberdies wohnen die Katholiken hier nicht, wie auf der Nachbarinsel, gesondert und in Wohnungen, an welchen die Erinnerungen der Faustrechtszeiten und des Mittelalters kleben, sondern mit den Griechen vermischt in der Stadt. Eine Folge davon ist, daß beide Religionsparteien hier recht einträchtig mit einander verkehren. Viele der hiesigen Familien, wie die Delenda's, Demati's und da Corugna's stammen aus Spanien; ein Corugna war im fünfzehnten Jahrhundert Herr der Insel Siphnos, und seine Nachkommen bewahren eine von ihm ausgestellte Urkunde, deren auch Tournefort gedenkt.* Der griechische Dialekt der Theräer hat eine charakteristische Rauhheit; die Worte werden auf eine eigenthümliche Weise hervorgestoßen und mit einem singenden Accent articulirt. Ist dies vielleicht ein Ueberbleibsel der dorischen Aussprache? In Worten und Redensarten findet man viele Archaismen, z. B. *πῶς ἀκούεις*, wie heißt du? — *Ὁ υἱός μου ἀκούει Δημήτριος*, mein Sohn heißt Demetrios. — Ich gebe heißt *δόνω*. Dies ist also das alte Präsens *ΔΟΩ*, das wir nur noch als vorausgesetztes Thema in unsern Grammatiken finden. Die Einschiebung des *ν* in den Verbis auf *όω* geht durch die ganze neuere Sprache und hat ihre Analogie schon im Altgriechischen, z. B. *δύνω* statt *δύω*. Doch es ist Zeit zu schließen, damit ich mich nicht in grammatische Dinge verirre.

Im Hafen von Thera, 25/13. September.

Wir sind in der vorigen Woche auf Anaphe gewesen, einer kleinen, von sechshundert Menschen bewohnten Felseninsel, von welcher außer ihren Antiquitäten wenig zu sagen ist. Die Fahrt dahin ist in dieser Zeit der Passatwinde nicht eben gefährlich, aber gewagt, weil man riskirt, im Fall eines Nordsturms, gegen den sich die kleinen Barken nicht halten können, nach Kreta oder wenigstens nach den unbewohnten Felseninseln Christiana (*τὰ Χριστιανά* *), südlich von Thera, verschlagen zu werden. Seit unserer Rückkehr haben wir uns eingeschifft, sitzen aber jezt schon sechs Tage im Hafen, da uns der leidige Boreas nicht einmal auszulaufen erlaubt. Wir haben daher volle Zeit, die Natur des Hafens und seiner vulkanischen Eilande weiter zu studiren, und ich werde meine Bemerkungen an das in meinem ersten Briefe über die Entstehung der Hauptinsel Gesagte anknüpfen.

Von der Stadt Phira, die auf einem der höchsten Punkte des Uferrandes liegt, steigt man auf einem im Zickzack an den Aschenwänden sich hinschlängelnden Pfade zu dem sogenannten Hafen hinunter. An vielen Stellen haben die Wände mit Mauern aus Basalt gestüzt werden müssen, um ihr Einstürzen zu verhindern; und dennoch rollen, besonders nach starken Regen und in der Nacht, mitunter einzelne Basaltblöcke, die sich aus den Aschenschichten losreißen, hinunter, tödten Menschen und zerschmettern die gewölbten Dächer der am Hafen liegenden Häuser. Vor nicht vielen Monaten hat ein solcher Stein eine Frau, welche eben den Weg hinanstieg, in zwei Stücke zerrissen, und in den wenigen Nächten unsers Hierseyns sind zweimal Steine auf die Dächer gefallen. — Ich habe eben gesagt: der sogenannte Hafen, weil er den Begriffen, die wir mit diesem Worte zu verbinden pflegen, dem des Schutzes vor dem Winde und dem eines sichern Ankergrundes, keineswegs entspricht. Die kleine halbmondförmige Bucht, welcher man diesen Namen gibt, ist den südlichen und südwestlichen Winden fast ganz offen, und von einem Ankergrunde ist hier, eben wie bei Apano Meria, gar nicht die Rede. Die zwölf oder vierzehn Handelsschiffe (Briggs und Goeletten), welche die höchste Zahl sind, die der Hafen auf einmal faßt, legen sich in zwei Reihen hinter einander und befestigen sich aneinander mit starken Seilen, deren äußerste Enden zu beiden Seiten am Ufer um dicke, aus dem weichen, vulkanischen Felsen ausgeschnittene Pfeiler geschlungen werden. Da auf diese Art kaum ein Drittheil der Schiffe von Thera hier Platz findet, so würden die übrigen genöthigt seyn, in den Häfen von Jos, Paros oder Amorgos zu überwintern, wenn die Natur nicht durch ein wahrhaftes Wunder für andere Winterhäfen gesorgt hätte. Dies führt mich auf die Entstehungsgeschichte der kleinen Basaltinseln zwischen Thera und Therasia.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Tournefort. 1, S. 272.

* Dies sind die *Δειραὶ Μελάντιοι*, Apollod. Bibl. 1, 9, 26 und Hesych. s. v.; was wenigstens Mannert übersehen hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Schutz gegen Contrefaçon. Debatten über die Theater.

Ein befremdendes Urtheil fällte neulich das Polizeigericht in Hinsicht der stenographirten Vorträge und Vorlesungen der Professoren an der medizinischen Fakultät. Schon seit zehn Jahren legen sich gewisse Leute auf's Stenographiren der öffentlichen Vorträge an der Universität. Bisher ging dies ohne Schwierigkeit vor sich; im vergangenen Winter aber, als jene Stenographen ihre Schriften für die echten Vorträge der Professoren ausgaben, wurden einige Professoren der medizinischen Fakultät böse, erklärten in den Tagesblättern, die stenographischen Hefte seyen nichts als Verunstaltungen und Verfälschungen ihrer Vorträge, und verklagten die Stenographen demnach als Nachschreiber und Herausgeber besagter Vorträge, welche ihrer Behauptung nach ihr Eigenthum seyen, indem das Gesetz allen Nachdruck, oder besser im Französischen, jede contrefaçon eines geistigen Produktes verbiete, damit der Erfinder nicht in seinem Recht geschmälert werde. Die Stenographen ließen durch ihre Advokaten erwidern, man könne eigentlich etwas unmaterielles nicht nachmachen, mithin könne das Gesetz auf sie nicht angewendet werden. Ferner werden die Professoren für ihre öffentlichen Vorträge vom Staate besoldet, die Vorträge gehörten mithin dem Publikum; jeder Zuhörer eigne sie sich an; ob einer derselben sie auch Andern außerhalb des Hörsaals mittheile, gebe die Professoren nichts an. Von dem Augenblicke an, wo die Worte ihrem Munde entflohen, werden sie allgemeines Eigenthum, denn gerade zur Erreichung dieses Zweckes seyen die Professoren angestellt. Die Kläger aber beriefen sich darauf, daß nach dem Gesetze jedes intellektuelle Produkt ein Eigenthumsrecht für den Urheber mit sich führe, daß das Gesetz das Nachmachen eines Kunstwerkes, einer Erfindung, eines Gedichts u. s. w. verbiete, mithin bleibe auch dem Professor allein vorbehalten, die Früchte seines Nachdenkens, gleichviel, ob er sie niederschreibe oder vortrage, zu seinem Vortheil herauszugeben. Dieses Recht erkannte das Gericht an und verurtheilte die Stenographen zu einer Geldbuße. Mich dünkt, das Gericht hätte hier die von den Professoren in den Zeitungen abgegebene Erklärung, daß nämlich die stenographischen Hefte ihre Vorträge höchst mangelhaft darstellten, mehr berücksichtigen sollen; denn wenn nur verunstaltete Auszüge aus den Vorträgen in's Publikum kommen, so haben die Professoren kein eigentliches Recht, über contrefaçon zu klagen, es wäre denn, daß die Stenographen sie dem Publikum als echte und getreue Abschriften verkauften, welchem Betruge aber schon durch die bloße Bekanntmachung der Professoren in den Zeitungen sein Recht geschehen war. Anderseits aber muß man den Gerichten Dank wissen, daß sie das geistige Eigenthum, die Früchte des Nachdenkens und langen Studiums streng zu sichern suchen. In dieser Hinsicht ist Frankreich glücklicher, als manches andere Land; denn die Gesetzgebung schützt die Gelehrten und Künstler gegen unbefugte Nachmacher, und die Justiz kommt ihnen zu Hülfe, wenn ein Eingriff in ihr Eigenthumsrecht geschieht. Am besten ist für die dramatischen Schriftsteller gesorgt; bekanntlich sind ihnen, falls ihre Stücke Beifall finden, die Früchte derselben, das heißt der Gewinn, auf's Beste gesichert, und nicht leicht kommt ein Dichter um seinen Antheil an dem Ertrage der Darstellungen seiner Stücke im ganzen Reiche. Dennoch ist nicht Alles für ihn Heil und Glück; denn manche Theaterdirektionen stehen sich schlimm, und können sich nur mit Mühe aufrecht halten. Die Minister haben dies bei den Debatten in der Deputirtenkammer über die Ausgaben des Ministeriums des Innern sogar hinsichtlich mehrerer Theater der Hauptstadt gestanden. Ueberhaupt boten diese Debatten großes Interesse dar, nicht allein, weil sie eine Uebersicht der Lage der Dinge gewährten, sondern auch, weil die verschiedenen Ansichten und Meinungen über die Richtung der jetzigen französischen Dramatik dabei zur Sprache kamen. Einige Deputirte ereiferten sich entsetzlich über den Schutz, welchen das vom Staate unterstützte Théâtre français dem sogenannten Romantismus gewähre, und verlangten, die Geldunterstützung solle nur zu sogenannten klassischen Darstellungen dienen. Thiers antwortete gerade wie im vorigen Jahre, der Staat könne sich in den Streit über das klassische und romantische Theater nicht einlassen; die Obrigkeit könne nur die Aufführung ganz unsittlicher oder gräßlicher Schilderungen verhindern; das Uebrige sey Sache des Geschmackes, und wenn das Théâtre français so arg romantische Stücke aufführe, so müsse es wohl daher rühren, weil das Publikum, in gegenwärtiger Zeit wenigstens, Vergnügen daran finde. Die Erfahrung habe ja gelehrt, daß die besten klassischen Stücke Racine's, Voltaire's u. A. zuweilen vor leeren Bänken gespielt werden, und dem Direktor liege daran, durch den Reiz der Neuheit das Publikum herbeizuziehen. Hiemit hatte dieser Streit ein Ende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 146:

Der Liebesbrief.

Räthsel.

Da fährt ein Leichenwagen,
Von Trauer nicht begleitet;
Ein lust'ger Fuhrmann ist es,
Der ihn gemächlich leitet.

Drauf liegt manch junges Leben,
Ach! manche zarte Blüthe,
Verschmachtet, Stoff zur Wehmuth
Empfindsamem Gemüthe.

Des Todes scharfe Sense
Hat früh sie abgeschnitten,
Doch Niemand glaubt an Schmerzen,
Die sie dabei gelitten.

Wie viele rohe Mühlen
Schon warten auf die Leichen!
Mühlsteine, nicht von Sandstein,
Ob sie dem Marmor gleichen.

Sie werden nicht vom Wasser,
Vom Winde nicht getrieben,
Doch haben sie die Todten
In kurzer Zeit zerrieben.

Und sieh! der Tod verwandelt
Sich bald in neues Leben,
Das ihren starken Müllern
Die zarten Todten geben.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 153.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 27. Juni 1836.

Armsel'ge Sklaven, so umringt von Pracht!
Wie kann Natur die Wunder so verprassen!

Byron.
Childe Harold.

Aus Lissabon.

Die Messe auf der Fregatte. Geldeinrichtung.

Es ist unglaublich, welche Menge verschiedener Getränke mit verschiedenen Namen man hier in den Cafés von Wasser, ein wenig Wein oder Liqueur und dem Saft der Limonen oder Orangen bereitet. Eines der beliebtesten heißt Briçeira, und besteht nur aus Zuckerwasser, Limonenschalen, fein geschnitten, und einigen Tropfen Cognac. Bei einem Glas Briçeira saß ich gestern im Café greco auf dem Caes Sodré, als ein kleiner Bekannter eintrat, von dem ich, nebst dem ganzen Gefolge des Prinzen Ferdinand, sagen kann: er hat uns in unserm Schmerze gesehen. Es war Senhor Luiz, hoffnungsvoller Aspirant von der Fregatte Duqueza da Braganza, welche den Prinzen Ferdinand drei Monate lang in England erwartet und uns dann von Portsmouth aus convoyirt hatte, während wir am Bord des Manchester reisten. Der Commodore, ein Lieutenant und ein Aspirant repräsentirten die Besatzung der Fregatte an unserm Bord, unter den obwaltenden Umständen für die beiden Lezteren gewiß eine Auszeichnung, die ihr Benehmen im Dienst nicht minder, als ihr freundliches und angenehmes Wesen verdiente. Niemand konnte dienstfertiger, gefälliger und flinker seyn, als Senhor Luiz in seinem blauen, goldgestickten Jäckchen, in dessen Seitentasche er nicht ohne Stolz einen der prächtigen seidenen Foulards trug, die er in Plymouth gekauft hatte. Auch für seine kleinen Neffen und für seine Geliebte — denn er war ja schon über fünfzehn Jahr alt — hatte er in England eine Menge zierlicher Geschenke gekauft, deren Austheilung ich nur hätte mit ansehen mögen. Dieser niedliche, blonde Vasco de Gama nun trat in Begleitung zweier anderer Seeoffiziere in den Café greco, begrüßte mich auf's Freundlichste und lud mich ein, ihn auf die Fregatte zu begleiten. Ich ließ mich nicht lange bitten, und wir gingen sogleich auf die Calcada do Riveiro und bestiegen eines der dort liegenden, die Offiziere erwarteten Boote. Unterwegs erzählte mir einer der Offiziere, der zu meiner großen Erleichterung französisch sprach, wie er unter Dom Miguel zwei Jahre lang in den schrecklichen Kerkern von St. Juliao zugebracht habe, so daß er dieses Fort noch immer nicht ohne Schauder betrachten könne. Wir sahen es in der Entfernung stromabwärts am Meere liegen; es bildet einen sehr schönen Gesichtspunkt, wie Alles und Jedes in dieser paradiesischen Gegend. Eine schönere ist in der That undenkbar, alle Majestät der Natur und alle ihre Reize sind hier vereinigt; ich muß es immer von Neuem sagen, weil ich es immer von Neuem fühle. Dieses Fort St. Juliao, gegenüber das von Bugio, näher der

Stadt der alte Thurm von Belem, passen so wundersam gut in die ganze Gruppirung dieser prachtvollen Uferlandschaft, daß ich, der nie in ihren Kerkern gesessen, sie nur mit Entzücken sehen kann. Ich äußerte solches dem Offizier, der hierauf eine Beschreibung dieser Kerker und seiner Leiden folgen ließ, die ich aber hier nicht wiederholen mag.

Wir kamen auf der Fregatte an, einem schönen, großen Schiff, und das Erste, was ich erblickte, war Lieutenant Tabares, oben auf der Schiffstreppe, sein Sprachrohr in der Hand. Er sah so ernst, fast finster und wild aus, wie ich ihn noch nie gesehen; es war dies die Dienstmiene, mit der er umherschaute, die sich jedoch aufheiterte, sobald er seinen Gast bemerkte. Er stellte mir seine sämmtlichen Kameraden vor und zeigte mir alle Räume des schönen, wohleingerichteten Schiffs. Es war von erstaunlicher Größe und gab, so viel meine geringe Einsicht zu erkennen vermochte, weder den englischen noch amerikanischen Schiffen, deren Inneres ich gesehen, an Zweckmäßigkeit und Eleganz etwas nach. Die größte Reinlichkeit herrschte in den mittlern Räumen, die Geschütze, 63 an der Zahl, glänzten wie Gold, die Matrosen, etwa 800, waren rüstige, wohlgekleidete Leute, und man mußte nothwendig eine sehr vortheilhafte Meinung von der portugiesischen Marine gewinnen, wenn man die vielen Fahrzeuge ähnlicher Größe betrachtete, welche unter derselben Flagge im Tajo liegen. Ja, ihre Körper liegen da, aber es sind nur Körper: Bemannung und Geschütz fehlt auf den meisten, und nur noch zwei oder drei sind armirt, wie man mir versichert hat. Die Engländer, sagte mir neulich ein vornehmer Portugiese, die Engländer sind Herrn des Tajo, nicht wir. Goddam! erwiderte ich hierauf, und ein Goddam! stahl sich über des Portugiesen Lippen.

Während wir uns unten umgesehen hatten, war der Kapitän der Fregatte an Bord gekommen, und ich ward ihm vorgestellt. Er heißt Senhor de Vasconcellas, ist ein sehr artiger Mann und nahm mich mit in seinen Salon, wo er mich eine Weile allein unterhielt. Warum keiner der Offiziere uns folgte, ward mir erst später klar. Tabares kam endlich und meldete etwas; da wurden die Flügelthüren des Zimmers und des Vorgemachs geöffnet, und — sah ich recht? — eine Kirche lag vor mir, ein reichgekleideter Priester vor dem Altare, Decken, Teppiche, Draperien, wie in einer der Kirchen Lissabons, und in langer Reihe die ganze Schiffsmannschaft ehrerbietig aufgestellt. „Es ist Messe,“ sagte der Kapitän freundlich lächelnd, indem er mir die Hand bot, „wegen des heutigen Festes (ich wußte aber und weiß noch nicht, welches Fest eigentlich gefeiert ward). Lassen Sie uns ihr beiwohnen.“ Wir schritten bis zu einem Teppich unweit des Altars vor, der für den Kapitän gelegt war, und hier fragte er: „Sie sind doch katholisch?“ — „Nein, Herr Kapitän.“ In diesem Augenblick stieß dicht neben uns ein Mohr in seine Trompete, indem er sich zugleich auf die Knie warf; er vertrat hier die Stelle eines Organisten, und auf das gegebene Zeichen stürzte Alles auf die Knie, und natürlich blieb ich nicht aufrecht. Zwei Lieutenants versahen den Dienst der Chorknaben oder Sacristane, indem sie hinter oder neben dem Priester knieten, standen und ihn bedienten, wie es die Ceremonie erforderte. Der Schwarze wiederholte öfter seinen Trompetenstoß, der uns das Zeichen zum Aufstehen oder Niederknien gab, und die Sache dauerte wohl eine halbe Stunde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe von den griechischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Was der sonst fleißige und besonnene Tournefort über diesen Punkt gesagt hat, ist so ungründlich und oberflächlich, daß er die Sache, die er aufhellen will, vielmehr auf's Heilloseste verwirrt. Um nicht viele Worte mit seiner Widerlegung zu verlieren, will ich nur bemerken, daß er behauptet, * die heutige Insel Therasia, die ihren Namen unverändert bewahrt, könne nicht die alte Therasia seyn, weil sie so klein sey, daß kaum Platz zu Erbauung eines Castells wäre. Nun ist aber Therasia eine halbe Stunde breit, anderthalb Stunden lang, und hat 320 Einwohner, ernährt deren aber über tausend, da die meisten Grundbesitzer diesseits des Kanals in Apano Meria wohnen. Ueberdies habe ich dort die Ruinen der alten, von Ptolemäus erwähnten Stadt, Apano Meria gegenüber, gefunden. Es steht also zuvörderst fest, daß Thera und Therasia die gleichnamigen, den Alten bekannten Inseln sind. Von gleicher Entstehung und gleichem Alter mit ihnen ist nur das kleine Eiland Aspronisi, wie dies durch die Gleichartigkeit der Bildung aus vielfarbigen Aschenschichten, die mit einer Bimssteindecke gekrönt sind, auf den ersten Blick sich erkennen läßt. Ihr Name im Alterthum ist nicht bekannt; vermuthlich hieß sie, wie heute, Λευκὴ νῆσος, Λευκωνία oder ähnlich. Denn die übrigen, bei den alten Schriftstellern vorkommenden Namen beziehen sich nur auf die Inselchen jüngster Bildung, wie sich aus einer Vergleichung der hieher einschlagenden Stellen ergibt. Hier sind diese Stellen:

Strabon, B. 1, S. 91, Tchn.: wo er von wunderbaren Erscheinungen und Umwälzungen auf der Erdoberfläche überhaupt spricht, und „die bei Thera und Therasia in dem zwischenliegenden Canale entstandenen Inseln“ als

* Tournefort, 1, S. 115.

ein Beispiel anführt. „Denn zwischen Thera und Therasia (fährt er fort) brachen aus dem Meere vier Tage lang Flammen hervor, so daß das ganze Meer siedete und kochte; sie brachten eine Insel zum Vorschein, welche sich nach und nach wie durch eine mechanische Kraft erhob, aus Lavablöcken (ausgeglühten Schlacken) besteht, und zwölf Stadien (7200 Fuß) Umfang hat. Nachdem die Bewegung vorüber war, wagten zuerst die meerherrschenden Rhodier an das neue Land zu schiffen und ein Heiligthum des Poseidon Asphalios auf der Insel zu gründen.“ Ich bemerke gleich, daß Strabon, wenn er gleich am Eingang von mehreren Inseln zu sprechen scheint, doch nur die Entstehung einer einzigen beschreibt. Justinus 30, Kap. 4.: „In demselben Jahre (zur Zeit der Friedensunterhandlungen zwischen Rom und Philipp von Makedonien, also um die 145ste Olympiade, oder um's Jahr 197 v. Chr.) begab sich im Meere zwischen den Inseln Thera und Therasia, mitten zwischen beiden Ufern, ein Erdbeben, in welchem, zum Erstaunen der Schiffenden, plötzlich eine Insel mit warmen Quellen aus der Tiefe emportauchte. Plinius Naturgesch. 2, Kap. 87 (wo er von den in historischen Zeiten entstandenen Inseln spricht): „zwischen den Kykladen im vierten Jahr der 135sten Olympiade Thera und Therasia. Zwischen diesen Inseln hundert und dreißig Jahre später Hiera, welche auch Automate heißt. Und zwei Stadien von ihr entfernt, nach 110 Jahren, in unserem Zeitalter, unter dem Consulat des M. Junius Silanus und L. Balbus, am 8ten Julius die Insel Theia.“ Derselbe, ebendaselbst, 4, 12: „Thera hieß, als sie zuerst emportauchte, Kalliste. Später riß sich Therasia von ihr los; zwischen beiden entstand bald darauf Automate, die auch Hiera heißt, und in unserer Zeit ist Theia neben derselben Hiera entstanden.“ Auch Seneca kennt die frühere Entstehung einer Insel bei Thera,* und berichtet die Geburt einer zweiten zu seiner Zeit. ** Dies leztere Factum wird von Aurelius Victor *** und Dio Cassius **** bestätigt.

Betrachten Sie nun diese Stellen näher, so ist zuvörderst evident, daß der fleißige, aber unkritische Compilator Plinius in der ersten Stelle, wo er Thera erst zu Ende der 135sten Olympiade oder um's Jahr 237 v. Chr. entstehen läßt, im gröbsten Irrthume ist; denn Thera hatte damals nicht allein seit länger als einem Jahrtausend geblüht, sondern auch mächtige Colonien, wie Kyrene, gegründet. Hatte er sich aber in Bezug auf die Hauptinsel so gröblich irren können, so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß es ihm in Bezug auf Therasia nicht besser ergangen, selbst wenn ihr Name sich bei keinem ältern Schriftsteller, als Strabon, sollte nachweisen lassen. Daß aber vollends Seneca, falls nicht etwa sein Text corrumpirt ist, sich täusche, wenn er die Entstehung Therasias in seine Lebzeiten sezt, nachdem Strabon schon von ihr als einer längst bekannten Insel gesprochen, das bedarf kaum der Erinnerung. Lassen wir also, wie billig, Thera und Therasia ganz außer der Frage, so leuchtet ein, daß in allen diesen Berichten im Grunde nur von der Entstehung zweier Inselchen, Hiera oder Automate und Theia, die Rede ist.

Von diesen entstand die erste nach Strabon zur Zeit, wo die Rhodier seeherrschend waren, nach Justinus zur Zeit der Friedensunterhandlungen zwischen den Römern und Philipp: also, wie ich bereits oben bemerkt habe, um die 145ste Olympiade. Vergleicht man hiemit die 135ste Olympiade des Plinius und die von ihm an dieses Datum geknüpfte Angabe, so kann man sich kaum der Vermuthung enthalten, daß er sich in der Zahl um zehn Olympiaden geirrt habe, und daß seine Behauptung von der damaligen Entstehung von Thera und Therasia aus purem Mißverständniß eines griechischen Schriftstellers, vielleicht gar der angeführten Stelle des Strabon selbst, hervorgegangen sey. Ob Seneca's unbestimmte Angabe von der „zur Zeit der Vorfahren“ entstandenen Insel auch auf Hiera zu beziehen sey, will ich dahingestellt seyn lassen, obgleich es kaum zu bezweifeln ist. — Hiera oder Automate ist nun die südlichste von den drei im Busen von Thera gelegenen Inseln, jezt Palaia Kammeni * genannt. Sie besteht aus schwarzen, zu beträchtlicher Höhe über einander gethürmten Basaltblöcken, und hat auf ihrer Südostseite eine wenige Klafter lange und breite Bank, eine der beiden einzigen Stellen in dem weiten Bassin, wo Kriegsschiffe ankern können. **

Die zweite Insel entstand, nach Seneca, Dio Cassius und Aurelius Victor, unter der Regierung des Kaisers Claudius, um das Jahr 46 oder 47 n. Chr. G. Plinius gibt ihr in beiden Stellen den Namen Theia; die Entfernung aber von Hiera, zwei Stadien, ist irrig geschäzt, da sie zehn bis zwölf Stadien beträgt. In der Zeitbestimmung ihrer Entstehung ist er mit sich selbst in Widerspruch: nach den in der ersten Stelle enthaltenen Zahlen würde sie in das Jahr 3 n. Chr. G. fallen,

* Quest. natur. 2, 26.

** Ibid. 6, 21.

*** Aur. Victor in Claudio: In Aegaeo mari repente insula ingens emersit, nocte, qua defectus lunae acciderat.

**** Dio Cass. 60, 29: ἀνεφάνη καὶ νησίδιόν τι ἐν τῷ ἔτει τούτῳ (a. u. c. 800) παρὰ τῇ Θήρᾳ τῇ νήσῳ, οὐκ ὂν πρότερον.

* Ἡ παλαιὰ καμμένη (d. i. καυμένη), die alte Verbrannte. Als Tournefort im Jahr 1700 hier war, hieß sie bloß Kammeni (Tournefort, 1, S. 411), im Gegensaz der Mikri Kammeni, weil die dritte Insel, die Nea oder Megali Kammeni, damals noch nicht existirte.

** Als der Verfaßer dieser Briefe im Februar 1836 die Ehre hatte, Seine Majestät den König von Bayern auf einer Reise durch die Inseln zu begleiten, ankerte die englische Dampffregatte Medea auf dieser Bank, während das Senkblei am Hintertheil des Schiffes keinen Grund fand.

während er sie in der zweiten in das Consulat des M. Junius und L. Balbus, also unter Tiberius, versezt. Vielleicht hat er sich durch ähnliche Consularnamen täuschen lassen, was ich aus Mangel an Hülfsmitteln nicht zu entscheiden vermag; jedenfalls aber verdienen seine Widersprüche neben dem übereinstimmenden Zeugniß der drei obengenannten Schriftsteller keine Berücksichtigung. Diese Insel Theia (Θεία), jezt Mikri Kammeni, ist die kleinste von allen dreien und liegt am weitesten nordöstlich, der Stadt am nächsten; sie besteht ebenfalls aus Basalt und hat an ihrem östlichen Ende einen kegelförmigen, aus Asche und Basalt gebildeten, aber eingestürzten Krater.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsezung.)

Théâtre français. Komische Oper. Le Gamin de Paris.

Was die Antiromantiker innerhalb und außerhalb der Kammer sehr beruhigen kann, ist, daß das Théâtre français seit beinahe einem Jahre kein Stück, wie V. Hugo's Angelo, mehr auf die Bühne gebracht; vermuthlich hat es selbst eingesehen, daß es besser thue, wenn es solche Stücke andern Bühnen überlasse, und wie vormals durch Stücke von edlerem Style den Beifall der Kenner zu erringen suche. Auch wollen mehrere ausgezeichnete Schauspieler, welche sich in der klassischen Schule gebildet haben, sich nicht mehr zu Rollen in den Dumasschen und Hugo'schen Stücken hergeben, um nicht, wie sie sagen, ihr Spiel zu verderben. So hat Dlle. Mars auf die Rollen, die sie in besagten Stücken angenommen hatte, Verzicht geleistet, und hat sich für die Zukunft auf die alten Rollen beschränkt, die sie so meisterhaft spielt, und in denen sie ihren großen Ruf erworben hat. Unter den Dichtern ist Cas. Delavigne jezt derjenige, dessen Stücke am meisten dargestellt werden und dem Théâtre français das Meiste einbringen. Er ist für dieses Theater eine Stüze, wie Scribe für die Vaudeville- und Opernbühnen. – Nicht weniger heftige Debatten, als wegen der klassischen und romantischen Schule am Théâtre français, sind in der Deputirtenkammer hinsichtlich der Unterstüzung vorgefallen, welche die Regierung für die komische Oper verlangte, und die sich auf die ungeheure Summe von 250.000 Franken beläuft. Der Theaterkritiker Castil Blaze läßt sich in einem Tageblatte sehr heftig über diese Verschwendung aus, die in der That nicht zu rechtfertigen ist, wenn man bedenkt, daß die komische Oper nicht mehr jenes schöne und große Theater ist, für welches Boyeldieu, Mehul und Cherubini ihre Opern sezten, sondern eine kleine Bühne, die sich dadurch wieder aufzuhelfen gehofft, daß sie die Sängerin Damoreau mit 50.000 Fr. angeworben hat. Der Minister Thiers behauptete, er habe nur den Wunsch der Deputirten erfüllt, welche verlangt hätten, die Regierung möchte die echt nationale Gattung der Operette vor dem Untergange bewahren. Leider sieht man nicht, daß das viele an dieselbe verschwendete Geld diesen Zweck erreicht; denn sie bleibt in ihrer Mittelmäßigkeit stecken. Castil Blaze meint, es gebe nur Ein Mittel, der komischen Oper in Paris wieder aufzuhelfen; man müsse ihr nämlich ihr Privilegium nehmen, und die Aufführung der Operetten allen Theatern freistellen; alsdann werde der Wetteifer bald ein Wunder wirken, welches durch alles an sie verschwendete Geld nicht zu Stande kommen wolle. Es ist schlimm (und auch darauf weist Castil Blaze hin), daß die angehenden Tonkünstler nicht auf den Bühnen großer Provinzialstädte ihr Talent versuchen; dadurch würde ein Wetteifer zwischen Paris und den Provinzialstädten entstehen, welcher der Kunst nicht anders als ersprießlich seyn könnte. Durch diesen Wetteifer zwischen den Städten hat sich die Kunst in Italien so hoch emporgeschwungen; indessen ist derselbe auch nicht vermögend gewesen, sie dort auf ihrem hohen Standpunkte festzuhalten. Castil Blaze schlägt aus lezterem Grunde vor, die in der Tonschule zu Paris gekrönten Schüler nicht mehr nach Rom zu schicken; denn was sollen sie dort lernen? Zu Rom seyen die Theater jezt schlechter, als in der geringsten Provinzialstadt Frankreichs. Uebrigens ist es eine sonderbare Erscheinung, daß die Tonkünstler, welche für das Theater arbeiten, in Frankreich so selten werden, daß fast keine Concurrenz mehr stattfindet. So eben ist Reicha, den die Kunstakademie vor einem Jahre zu ihrem Mitgliede aufgenommen hatte, gestorben, und wenn nicht Halevy, Verfasser der Oper „die Jüdin,“ lebte, so wäre die Akademie verlegen, wen sie an Reicha's Stelle sezen sollte. Halevy wird ohne Zweifel gewählt werden; der Akademie bleibt keine andere Wahl übrig. Und an der großen Oper ist Halevy außer Auber ebenfalls der Einzige, welcher mit Meyerbeer wetteifert; sonst würde dieser, wenn man einige Darstellungen der Rossinischen Opern abrechnet, ganz allein die Last oder die Annehmlichkeit der Darstellungen zu tragen haben. Sein Robert le diable ist nun nahe an der 150sten Darstellung, und die „Hugenotten“ sind in so gutem Fortgange, daß sich wahrscheinlich das Pariser Publikum vor einem Jahre nicht satt daran sehen wird. Bei jeder Vorstellung ist es gedrängt voll, und obschon man vielleicht von der Summe der Einnahme, welche die Oper oft in den Zeitungen ankündigen läßt, etwas abziehen muß, um der Wahrheit nahe zu kommen, so ist es doch gewiß, daß die neue Meyerbeersche Oper für den Direktor sehr einträglich ist, und er die großen, auf die scenische Ausstattung derselben verwendeten Kosten nicht zu bereuen hat. Da er jedoch das Publikum nicht durch Einförmigkeit ermüden darf, so wechseln die Darstellungen der Hugenotten mit Balletten, auch wohl mit einzelnen Aufzügen verschiedener beliebten Opern ab. Dieses hat er von seinem Vorgänger Dr. Veron gelernt, welcher hierin die italienischen Opernunternehmer nachahmte. Auch die komische Oper gibt zuweilen solche Bruchstücke verschiedener Opern oder Operetten. – Etwas Auffallendes in der hiesigen dramatischen Welt ist der außerordentliche Beifall, der einem Vaudeville des Gymnase dramatique zu Theil geworden, obschon Scribe nicht der Verfasser ist. Seit langer Zeit war er allein im Stande, einem Vaudeville solch einen Erfolg zu sichern. Der „Gamin de Paris“ rührt von Bayard und Vanderburgk her, deren Ersterer allerdings schon mehrere gute Vaudevilles theils allein, theils mit Andern (einige mit Scribe) gedichtet hat. Bekanntlich haben vor einigen Tagen die Zeitungen gemeldet, die Direktion des Gymnase lasse eine Denkmünze schlagen zur Feier der 100sten Darstellung besagten Vaudevilles. Die Ehre gebührt aber dem Schauspieler Bouffé, unstreitig dem ersten dieses Theaters, beinahe so sehr, als den beiden Dichtern; ohne ihn hätte das Stück zwar gefallen, aber sicher nicht so gerührt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 154.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 28. Juni 1836.

Es erhebt sich ein Gewölbe
Wundersam. Es ist derselbe,
Jener Alte, längst Ergraute,
Der die Insel Delos baute,
Einer Kreisenden zulieb
Aus der Wog' empor sie trieb.
Goethe.

Briefe von den griechischen Inseln.

(Beschluß.)

Im Mittelalter erfolgten wieder verschiedene Ausbrüche des Vulkans, welche aber nur partielle Vergrößerungen der bereits bestehenden Inseln zur Folge gehabt zu haben scheinen, und welche Sie bei Tournefort und in andern Quellen verzeichnet finden. Von einem solchen Ausbruche im Jahr 1457 gibt eine Inschrift in Versen in einer Kirche in Paldoskaros Nachricht, die ich, da ich den Stein selbst nicht fand, aus einer schlechten Abschrift unverbessert hier wieder gebe:

Magnanime Francisce, heroum certissima proles,
Crispe, vides oculis clades quae mira dedere
Mille quadringentis Christi labentibus annis
Quinquies undenis, istis jungendo duobus,
Septimo Calendas Decembris, murmure vasto
Vastus Therae sinus immanis saxa Camene
Quum gemit, avulsit, scopulusque e fluctibus imis
Apparet, magnum gignit memorabile monstrum.

Es war der neuesten Zeit vorbehalten, das merkwürdige Schauspiel der Geburt einer Insel sich auf eine imposante Weise wiederholen zu sehen. Den ganzen Sommer des Jahrs 1707 wurde Thera von heftigen Erdbeben erschüttert, und der Vulkan trieb aus der Tiefe des Meers eine neue Insel in die Höhe,* welche, größer als ihre beiden ältern Schwestern, zwischen

* Ich theile den Bericht eines Augenzeugen, den ich einer Handschrift im Besitz des französischen Viceconsuls Alvi entlehne, in der Urschrift mit.

Tandem anno reparatae salutis 1707 media insula, quae *Νέα Καυμένη* dicitur, e fundo aequoris erupit. Octavo Idus Maji, a stylo veteri, sub meridiem, Sanctirene terrae motu concussa est. Quarto Idus ejusdem (12) sub ortum ferme lucis inter duas Camenas a parva propius altitudine octo ulnarum scopulus apparuit puppi naufragae similis. Phirani sunt, qui oram insulae colunt, quae Camenis respondet. Phirani in varia scissi eo navibus petunt rem exploraturi, ac non longe scopulum inspiciunt, continuo trementem, magnaque vi e mediis undis erumpentem, saxis, ut etiam modo videre licet, nigrissimis et ostreis, echinis aliisque maris fructibus refertum. Permagnus piscatoribus quaestus, dum vehementior terrae motus, turbidiores fluctus et aër sulphureis vaporibus mixtus accessum ipsis praepedierunt. Tantus enim erat maris aestus et pallor, ut non solum vicinos insulae fines repleret, verum etiam extra maritima Sanctirenes confinia diffunderetur. Interea scopulus paullatim crescens quingentos fere passus occupavit, adjectis continuo pumicibus terraque alba. Extrema ad Sud-Ouest ora scopulis junctis crescere desiit, dum interea ora ad Ouest versa continuo se extendebat.

Pridie Calendas Julii fumus, nullo vehementiori flante vento, erumpens Cretae, Naxi, ab septentrione triginta leucis disjunctae, aliarumque insularum incolis se conspiciendum praebebat. Fumus ab imo mari enascens adeo aërem vitiavit et mare, ut ipsi pisces emortui et suffocati in ripas ab undis

denselben in der Mitte liegt, und welche, nachdem der Schrecken der Theräer über die fürchterlichen Erscheinungen, die ihre Entstehung begleiteten, vorüber war, sich ihnen als ein wahres Himmelsgeschenk bewährt hat. Diese Insel, die Nea oder Megali Kammeni, hat auf ihrer Ostspitze ebenfalls einen konischen, sehr regelmäßig geformten Krater, der von jenem auf der Mikri Kammeni nicht über sechshundert Schritte entfernt ist, so daß diese beiden Krater den eigentlichen Mittelpunkt der unterirdischen Feueresse anzugeben scheinen. An der Südostseite der Megali Kammeni und am Fuße ihres kleinen Vulkans quillt aus dem Uferrande ein stark eisenhaltiges Wasser hervor, * welches das Meer auf eine geraume Strecke färbt; und in der kleinen Bucht, in welche diese Quelle sich ergießt, ist die zweite Stelle, wo ein Kriegsschiff, aber nur bei sehr ruhigem Wetter, ankern kann. Eine englische Fregatte, die vor einigen Jahren mehrere Tage hier vor Anker lag, machte zufällig die Entdeckung, daß das mit Eisentheilen geschwängerte Meerwasser ihre Kupferhaut von allem Rost und Schmutz gereinigt hatte, und seitdem laufen die fremden Kriegsschiffe mitunter hier ein, um sich waschen zu lassen. Der ganze übrige Theil der Insel ist eine Aufhäufung von glänzend schwarzen Basaltblöcken, die wild durch einander liegen, als ob der Teufel sie zusammengewürfelt hätte. An drei Stellen bilden diese Felsenmassen kleine, enge Buchten, gerade groß genug, um die eine drei, die andere vier, die dritte bis zu zwanzig Handelsschiffen aufzunehmen; und dies sind die oben erwähnten Häfen, welche die Natur den Theräern geschenkt hat, und wodurch es ihnen seit einem Jahrhundert möglich geworden ist, ihre Marine so sehr auszudehnen. Jetzt liegen hier kaum drei oder vier Schiffe, weil die übrigen noch auf der Fahrt sind; aber im Winter sollen die kleinen Buchten ganz damit gefüllt seyn. ** Wenn nur nicht ein neues Naturereigniß die Insel wieder versenkt; erloschen ist der Vulkan gewiß nicht, und die Fischer wollen sogar bemerkt haben, daß unweit der Megali Kammeni ein spitzes Felsenriff aus der Tiefe sich zu erheben angefangen habe und mit jedem Jahre höher werde.

Und nun genug und über genug von den vulkanischen Begebenheiten; ich trage lieber noch einige Bemerkungen über den Weinbau nach, welche wir, da jezt die Lese begonnen hat, vor einigen Tagen bei einem Besuche auf Therasia gesammelt haben.

Die Weinlese (τρύγος) begann in der Ebene von Emporion, welche niedrig am Meere liegt, gegen Süden offen ist, und durch den Eliasberg mit seinen Verzweigungen vor dem Nordwinde geschützt ist, bereits den 9ten September n. St., aber in den höheren und gegen Norden gewendeten Theilen der Insel, bei Apano Meria und Merovigli, erst acht bis zehn Tage später. Man legt die Trauben in geflochtene Körbe (κοφίνια) und läßt sie durch Lastthiere oder Menschen in die Kanava (ἡ κάνναβα) tragen. Dies ist ein in den Bimsstein gegrabenes Gewölbe, in welchem die Kelter (τὸ πατητήριον) angebracht ist und das zugleich als Keller dient. Man häuft die Trauben in der Kelter oft über Mannshöhe an und läßt sie sich acht bis zehn Tage durch ihr eigenes Gewicht pressen, dann keltert man sie mit den Füßen (daher πατητήριον) und bringt den Rest endlich unter die Presse. Der Most läuft aus der Kelter in ein in den Boden gegrabenes und mit Kalk und Puzzolanerde ausgemauertes Loch (τὸ ληνόν, altgriechisch ὁ oder ἡ ληνός). Aus diesem schöpft man ihn in die Fäßer, deren es drei Arten gibt. Das Barelli (τὸ βαρέλλι) faßt 18 Okken; sieben Barellia geben ein Butzi (τὸ βουτζί) und auf ein Butzi rechnet man dreißig Körbe oder fünfzehn Pferdeladungen Trauben. Die Amphora (ἡ ἄμφορα) enthält drei Butzia. Da der größere Theil der Fässer mit dem Weine nach Rußland geht, so muß man jährlich neue machen, wozu die Theräer das Holz aus Asien und Thessalonika beziehen; um dem Holze den frischen Geschmack zu benehmen, laugt man es in Seewasser aus und beizt dann die fertigen Fässer inwendig mit der Lauge einer gewissen Pflanze, die auf der Insel wächst.

Und so mögen nun die Theräer mit ihren guten Weinen auf ihrer freundlichen Insel glücklich leben, wir aber harren nur eines südlichen Windes, um über Aegina und Korinth nach Athen zurückzukehren, und die Anzeichen beim heutigen Sonnenuntergange versprechen ein baldiges Aufhören des Boreas.

---

ejicerentur. Sexto Nonas Julii (2) ingentia saxa natare visa sunt, quae tandem copulata alium scopulum confecerunt, qui majori junctus est. Tertio Nonas ejusdem (5) ingens ignis e scopulo emersit, et fumus pacato mari in Sanctirenem effusus, incolis, agris, vineis, arboribus multum nocuit. Aurum, argentum et alia metalla nigruere. Sulphureus cinis ab Austro expulsus ipsam Anaphem et Astypalaeam infecit. Solis hoc profuit satis, cinere agros fumi instar pabulante. Nec vero incolae abierunt, a patribus edocti, iisdem phaenomenis alias duas insulas enatas, sine ulla incolarum lue aut tabe. Tandem ne eadem repetam, sexto Idus Septembris (8) terrae motus et Vulcanus quievit. —

* Vergl. Xaver Landerer (königl. Leibapotheker) in der Schrift: περὶ τῶν ἐν Θήρᾳ (Σαντορίνῃ) θερμῶν ὑδάτων, Athen, 1835.

** Dies war im Februar 1836 wirklich der Fall.

Aus Lissabon.

(Fortsetzung.)

Wo bist du? fragte ich mich einige Male, träumst du? du lutherischer Christ aus dem Ilzgrunde, wo es weder Fregatten noch Mohren gibt, der jeden Sonntag

in die Kirche gehen sollte, aber es leider nicht immer thut, du kniest hier mitten auf dem Tajo in einer Kirche, die sich bewegt und zugleich ein sündliches, weltliches Kriegsschiff ist! Statt des Orgeltons, an welchen mein Ohr gewöhnt ist, ein schwarzer Trompetenstoß, und statt bequem in einem Herrenstuhle zu sitzen, wo man sich anlehnen und, wenn es heiß ist, ein wenig einnicken kann, muß ich hier knien! Da stieß der Neger heftiger, und zwar drei Mal in die Trompete, und so dicht an meinem Ohr, daß ich an der Wirklichkeit des Austritts nicht mehr zweifeln konnte; zugleich fiel ein rother Vorhang vor einer Schiffslucke, und ich sah durch sie hin das sonnenbeglänzte, weiße Lissabon in der Ferne. Die Messe war zu Ende, ein kleiner Seufzer aber stahl sich aus meinem Herzen, und eine Stimme in mir flüsterte: „Ja, du bist weit, sehr weit von der geliebten Heimath! Ein Fremdling bist du unter diesen Menschen und auf diesem Strome und zwischen diesen Bergen, die dich nicht kennen. Mein Deutschland, wie liebe ich dich!“

Bald nach der Messe empfahl ich mich den freundlichen Offizieren der Duqueza da Braganza und stieg, von Tabares und Luiz begleitet, wieder in ein Boot, welches von zehn oder zwölf Matrosen gerudert wurde. Der Lieutenant schlug mir vor, noch eine Spazierfahrt zu machen, und wir fuhren, von der weichen Luft des Meeres gekühlt, lustig dahin. Nur den Tajo möchte ich mit nach Deutschland nehmen und die Sonne, die ihn bescheint! Es gibt nichts Köstlicheres, als eine Fahrt auf seinen ruhig-majestätischen Wellen.

Von unsern Matrosen muß ich noch einen Zug erzählen. Da wir endlich landeten, übergab ich Luiz für die Leute ein kleines Trinkgeld von zwei Crusados. Der Lieutenant, der es sah, verbot es, indem Matrosen von einem Kriegsschiffe dergleichen nicht annehmen dürften. Er beharrte hiebei, trotz meiner Bitte, und ich mußte das Geld zurücknehmen. Heute Morgen ging ich durch eine der Straßen, welche den Hafen begrenzen. Plötzlich naht sich mir ein Matrose, der mir deutlich macht, daß er von der Fregatte Braganza sey, und zugleich nach einem Haufen Anderer hinweist, welche mir bereits folgten. Die Geberde des Sprechers war zu beredt, um mich lange im Zweifel zu lassen, was man eigentlich von mir wollte. Höchst unangenehm wäre es mir gewesen, vielleicht zufällig kein Geld bei mir zu haben, so aber zog ich den Beutel, obgleich mir im Grunde das Recht der lieben Leute darauf bereits verfallen schien. Dies beweist, daß man hier nicht wohl thut, ein Geschenk oder ein Trinkgeld schuldig zu bleiben, man wird sicher daran gemahnt werden, und vielleicht gerade, wo es nicht angenehm ist.

Bei dieser Gelegenheit will ich ein paar Worte vom portugiesischen Gelde sagen, so weit es mir bekannt ist. Seltsam genug rechnet man nach einer so kleinen, zum Glück nur imaginären Münze, Reis genannt, daß man bei der geringsten Gelegenheit leicht einige Hundert verschwendet. Rechnungen, die man erhält, von Handwerkern oder dem Hauswirth, haben ein so furchtbares Ansehen, daß man Anfangs darüber erschrickt, denn man ist es anderwärts nicht gewohnt, bei einfachem Leben in einer Woche für Wohnung, Frühstück, Lichter u. dergl. ein Kapital von 10,840 Reis zu bezahlen. Erst eine Summe von zehn Reis wagt sich schüchtern in die Wirklichkeit, und ist ein hübsches großes Kupferstück, ungefähr wie ein französischer Sou. Zwanzig Reis bilden einen Vintem; einzelne Vintems aber cursiren ebenfalls nicht, sondern nur doppelte, d. h. dicke, große Kupfermünzen, worauf die Zahl 40 steht, mit der Umschrift: Utilitati publicae. Zwölf solcher doppelten Vintems gelten einen Crusado novo, der ein Silberstück ungefähr in der Größe eines Guldenstücks ist, wie deren in verschiedenen deutschen Staaten gefunden werden. Der Werth eines Crusads nach deutschem Geld mag 16 — 18 Groschen oder 1 fl. 15 — 20 kr. betragen; acht Crusados und vierzehn Vintems (also 2 Vintems über 8½ Crusados) sind ein Pfund Sterling oder ein Sovereignd'or, das einzige Gold, welches ich bis jezt noch gesehen habe, und auch das einzige, welches hier cirkulirt; existiren portugiesische Goldstücke, so ist es gewiß nur in Kabinetten. Neben diesem Hauptgeldstamm gibt es nun noch zwei Nebenlinien, eine imaginäre und eine wirkliche. Jene heißt Moneya; sie war vermuthlich ursprünglich ein cursives Goldstück im Werth von zehn Crusados, und wird im Handel und Wandel bei größern Summen immer genannt. Ein Goldschmied z. B. wird niemals für seine Waare Crusados oder Sovereignd'ors, sondern stets Moneyas fordern. Die andere Nebenlinie sind die Testoas (spr. Testons), eine Silbermünze im Werth von 100 Reis, etwa in der Größe eines Viergroschenstücks, von denen es ganze, halbe, Viertel, sogar Achtel gibt. Die Testoas sind sehr gewöhnlich, und gelten besonders auf dem Gemüsemarkt und in kleinern Läden. Bemerkenswerth ist noch, daß man selbst größere Summen, z. B. im Staatshaushalt, nach Reis benennt; ein Conto Reis heißt eine Million dieser Münze, und die Königin, sagt man, besitze eine tägliche Revenue von sechs Contos. Fragt man Jemand: wie stark ist Ihre Besoldung? so antwortet er seufzend: hundert fünfzigtausend; ich kann aber nicht auskommen, und muß nächstens Zulage von wenigstens achtzigtausend haben. Die Glücklichen! schon der Klang dieser Summen ist süß und wirkt seltsam auf uns, mit sechs, höchstens siebenhundert bezahlte Hungerleider!

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Ein Franzose über Genf.

Seit Kurzem sind unsere Damen in gewaltiger Aufregung durch einen recht geistreichen Aufsaz über unsere Stadt und ihre Einwohner in der Revue du Nord. Er ist von einem jungen Franzosen. Wir theilen Einiges daraus mit unsern Bemerkungen mit.

„Genf ist der Mittelpunkt eines reizenden Thals, in dem sich der ganze Luxus der Natur und der Civilisation entfaltet und zusammendrängt. Ein See, zwei Flüsse und mannigfach gestaltete Berge fassen das schöne Bild in schönem Rahmen ein. Zwischen dem rauhen und einförmigen Jura, der sich in bläulicher Linie an Frankreichs Grenze hinzieht, und den in blendende Schneemäntel gehüllten majestätischen Alpen stehen bewaldete, lachende Hügel und Anhöhen mit ihren zahllosen Villen, wo Behaglichkeit und Geschmack vereint sind. Der Berg Salève allein verdiente ein eigenes Kapitel (Morgenbl. 1828), denn er ist gar malerisch, wie alle aus großen Naturereignissen, aus Erdzuckungen und gewaltigen Zerreißungen hervorgegangenen Bildungen; er wurde in unbekannter Zeit von einander gerissen, und senkte sich an seinen beiden äußersten Enden; die durch den Riß entstandene Mitte und Vertiefung ist eigentlich nur ein weiter Schlund, der aber durch langjährige Kultur ein Dorf, seine Felder und Wiesen einfaßt. Diese Stelle grausenhafter Zerstörung, von der noch große Granitblöcke zeugen, ist jezt Sonntags ein Vergnügungsort der Genfer. Hier ist Alles vereinigt, romantische Schloßruinen, frischer, duftender Rasen, Höhlen und Felsengalerien, reizende Fernsichten auf Land, See und Ströme... Der Eintritt in die Stadt von Savoyen her ist gewiß grandios zu nennen. Gleich merkt man, hier wohnt ein Völkchen, dem es in seiner Heimath recht wohl ist, das sein Leben zwischen Wohlstand und Arbeit theilt, zum Vortheil und Gedeihen Aller, gerade wie in einem Bienenkorb. Die öffentlichen Spaziergänge sind wohl unterhalten, wiewohl sie nur unter dem Schuz der Einwohner stehen, denn in diesem Musterkanton scheint Alles nur einer großen Familie anzugehören. Aber die Genfer haben Verstand genug, einzusehen, daß ihre wahre Größe nur in der Kleinheit ihres Landes liegt... Im Innern hat Genf nicht das strenge Aussehen, wie man wohl nach Calvins ernsten Gesichtszügen glauben sollte. Die Stadt wäre im Gegentheil recht lachend, sähe man nur nicht die gerunzelten Stirnen der Einwohner, denen man es leicht anmerkt, daß sie viel mehr an die Geschäfte, an Erwerb und Gewinn denken, als an die reizende Natur, die sie umgibt... Man braucht wohl kein Dichter zu seyn, um dichterisch zu fühlen, und dann bedauert man gewiß, in der Stadt keine alten Bauwerke und Denkmale aus fernen Jahrhunderten zu sehen; nichts ist hier gothisch, nichts spricht zur Einbildungskraft; alles Nüzliche ist dagegen herrschend, es zeigt sich überall und unter den mannigfaltigsten Formen."

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Theater. Villeggiatur der Dichter.

Das Wort Gamin bedeutet einen Straßenjungen; der Gamin de Paris ist also ein Bursche aus dem Volke, welcher seine Jugend meistens auf der Straße oder auf dem Markte zubringt, sich in Alles mischt, über Alles laut spricht, seine schlechten Eigenschaften hat, aber oft auch redlich, ja sogar patriotisch handelt, wie er dies bei Revolutionen bewiesen hat; in der lezten besonders spielten die Gamins eine bedeutende Rolle, und waren die Ersten und Kühnsten beim Angriffe. Diesen Charakter nun haben die beiden Dichter Bayard und Vanderburgk idealisirt, und Bouffé erregt in seiner Rolle wechselseitig Lachen und Weinen. Durch den Beifall des Gamin aufgemuntert, hat ein anderer Dichter, Dumersan, auf eine andere Bühne eine Gamine de Paris gebracht; aber ein weibliches Gegenstück des Gamin gibt es in Paris nicht; höchstens könnte der Name Gamine ganz kleinen Mädchen zukommen, die aber keinen dramatischen Charakter abgeben können. Der Nachahmung oder Contrepartie des Gamin de Paris fehlt es also an einem wahren Grunde. Im Porte St. Martintheater wird noch immer Dumas phantastischer Don Juan de Marana gegeben, wobei das Volk das Vergnügen hat, Himmel und Hölle, Gräber, Klöster, Tanzsäle, Engel und Teufel zu sehen; wäre dieses Stück durchgefallen, so hätte sich das Theater schwerlich halten können, so viele Kosten hat ihm das Stück, der Ausbund des Phantastischen und Sonderbaren, verursacht. Es ist ein Glück für den Direktor, daß die Zuschauer Vergnügen an der bunten Zauberlaterne finden, welche man eigentlich kein Drama in ästhetischem Sinn nennen kann. Seinerseits macht das Nachbartheater Ambigu comique einiges Glück mit seinem Melodrama Héloïse und Abailard. Im Ganzen gelingen weit weniger Melodramen, als zu der Zeit, wo Guibert-Pixérécourt, den man die Providence des Boulevards nannte, solche Stücke ohne Unterlaß den Boulevardstheatern lieferte. Diese gute Zeit ist vorüber, und jezt muß ein Melodram prachtvoll ausgestattet seyn, wenn es das schaulustige Volk, das so viele Melodramen gesehen und bewundert hat, herbeilocken soll. Auch ist die Sommerhize ein gefährlicher Feind für die Theater dieser Gegend sowohl, als für die andern, wiewohl das Volk nicht die Mittel besizt, wie die Reichen, den Sommer auf dem Lande zuzubringen. Hinsichtlich des Aufenthaltes der Honoratioren in der Literaturwelt gibt ein neu erschienenes Blatt, la Renommée, folgende Auskunft: Cas. Delavigne hat sich in den Schatten der Bosquets begeben, welche Ducis und Delille begeisterten. Er sucht dort pikante Züge und gute Reime zu einem Lustspiele in fünf Aufzügen, das er für das Théâtre français schreiben will. Lamartine sehnt sich nach dem Schlusse der Session der Deputirtenkammer, um sich nach Saint-Pointe zu begeben und dort ein Gedicht zu verfertigen, welches ein Seitenstück zu seinem Jocelyn werden soll. Vict. Hugo begibt sich Sonntags nach Fourqueux, wo sich seine Familie den Sommer über aufhält, neben dem Schlosse, wo Madame Houdetot wohnte; Hugo dichtet gegenwärtig ein Schauspiel, worüber sich bereits zwei Theater streiten. Meyerbeer, welcher auch ein großer Dichter ist, will sich nach Baden begeben, indessen auch Rossini nach Deutschland reist, und zu Brüssel Serenaden erhält. Scribe hält sich mit einigen seiner Mitarbeiter auf seiner Villa auf. Mit Ausnahme des Herrn von Chateaubriand, welcher in seiner bescheidenen Wohnung in der Rue d'Enfer bleibt, haben unsere Dichter und Staatsmänner ihr Tusculum und ihr Tibur, wo sie Reden und Gedichte zu ihrer feierlichen Rückkehr in die Stadt vorbereiten. Diese ländlichen Sitze sind freilich sehr kostspielig; allein das Publikum ist stets bereit, zu zahlen, denn es besoldet reichlich zwei Gattungen von Männern, die, welche es regieren, und die, welche es ergözen.

D g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 155.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 29. Juni 1836.

— O monstrous act!
Villainy, villainy!
Shakespeare.

Aus Lissabon.

Joao de Lopez.

In diesen Tagen wird ein Schiff aus Gibraltar hier erwartet, welches zwei Menschen an Bord hat, auf deren Empfang man allgemein gespannt ist. Ich wünschte sehr, sie noch zu sehen, aber auch wenn dies nicht der Fall seyn sollte, dünkt mich ihre wechselseitige Beziehung und die Geschichte des Einen zu merkwürdig, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen könnte. Was ich hier erzählen will, ist der Abriß wirklicher Thatsachen, die mir von allen Seiten auf gleiche Weise mitgetheilt worden sind, so daß sich an ihrer Wahrheit nicht zweifeln läßt.

Joao de Lopez, ein junger Mensch aus guter Familie, war Sergeant unter Dom Miguel, und avancirte zum Unterlieutenant. Nach der Capitulation von Evara da Monte waren die Offiziere des aufgelösten absolutistischen Heeres genöthigt, Dienste bei der siegenden Partei zu nehmen, und zwar in denselben Graden, welche sie vor der Usurpation bekleidet hatten. Joao de Lopez ward also wieder Sergeant und schien sich ganz gut in dieses Schicksal zu fügen. Bald darauf fand die Regierung für gut, ein ziemlich bedeutendes Truppencorps nach einer der Azoren einzuschiffen, und dieser Expedition ward er zugetheilt. Joaos scharfer Blick glaubte auf dem Schiffe miguellistische Elemente zu entdecken, und nachdem er sich davon überzeugt, beschloß er, sie zu benutzen. Er wirkte im Stillen unter dem Schiffsvolk und den Soldaten, und eines Nachts, unweit von Cap Verde, welches das Ziel der Expedition war, nahm er mit Hülfe seiner Mitverschwornen sämmtliche Offiziere des Convoys, acht-und-zwanzig an der Zahl, gefangen, machte sich zum Meister des Schiffs und ließ Jene gefesselt in dem untern Raum verwahren. So kam er vor der Hauptstadt von Cap Verde, St. Yago, an, und was er hier that, ist ein noch stärkerer Beweis seiner Kühnheit und Verschlagenheit, als die glücklich ausgeführte Schiffsrevolte. Er ließ dem Gouverneur verkündigen, daß eine neue Revolution in Portugal die Constitution wieder umgestürzt habe und das gottgeeignete Regiment des allergetreuesten Königs Dom Miguels I. abermals an deren Stelle getreten sey. Er komme als Abgeordneter des Königs, um in dessen Namen von Seiten des Gouverneurs den Eid der Treue in Empfang zu nehmen und provisorisch dessen Amt zu verwalten. Der unglückliche Commandant war schwach genug, dieser Verkündigung Glauben zu schenken (wofür er gegenwärtig auf dem Galeerenschiff im Tajo büßt), leistete den verlangten Eid und legte seine Autorität in die Hände des vermeinten Abgeordneten seines Königs nieder. Kaum sah sich Joao

auf diese Weise am Ziel seiner kühnsten Wünsche und Herr von St. Yago, als entweder die Ueberzeugung der Nothwendigkeit, oder der angeborne Trieb des Tigers ihn zu einer schrecklichen That trieb. An einem Abend bei Mondschein ließ er die gefangenen Offiziere vom Schiff an das Land bringen und gefesselt auf einen Kirchhof führen. Da sie sich umblickten und bemerkten, an welchem Ort sie sich befanden, ergriff Schrecken die Gefangenen, und sie flüsterten einander traurige Besorgnisse zu. „Ihr irrt nicht," rief der junge Joao, der sich in der Nähe befand; „dieser Raum, der eine Ruhestätte der Todten ist, wird auch die eurige werden. Betet, denn ihr habt nur noch wenige Augenblicke zu leben." Nun aber fügte sich's, daß unter der Schaar der Verurtheilten sich Einer befand, der Joaos Jugendfreund und Stubengenosse in dem Collegio dos Nobres in Lissabon gewesen war. Dieser rief seinen Namen, ließ sich zu ihm führen und bat den ehemaligen Spielgenossen um sein und der Uebrigen Leben. Joao hörte ihn lange mit finsterem Schweigen an; vielleicht in Erinnerungen an eine schuldlosere, glücklichere Zeit verloren, heftete er den Blick auf den ihm zu Füßen Gesunkenen, als er ihn plötzlich emporriß, an seine Brust drückte und zu gleicher Zeit ein Zeichen mit der Hand gab, das für alle Uebrigen tödtlich war. Sie stürzten, vom Blei ihrer ehemaligen Untergebenen getroffen, zusammen; keiner entkam, außer Francisco de L., Joaos Freund. Derselbe mußte jedoch nach der Hinrichtung seiner Gefährten sogleich Stadt und Insel verlassen.

Eine Zeitlang behauptete sich Joao de Lopez in Cap Verde, aber sein Truggewebe konnte nicht von Dauer seyn. Er ging eines Tags mit einem großen Theil seiner Spießgesellen unter Segel, und überließ die Insel ihrem Schicksal. Er landete an der afrikanischen Küste im Staate Marocco, wo er die Erlaubniß erhielt, sich niederzulassen. Das portugiesische Gouvernement machte indessen voll gerechten Zorns Jagd auf ihn, und ermittelte seinen Aufenthalt. Es wurden Unterhandlungen mit dem Kaiser zu seiner Auslieferung angeknüpft, aber Joao flüchtete von Tanger nach Gibraltar und begab sich auf englisches Gebiet. Die englische Regierung liefert, ein ewiger Ruhm für sie, niemals politische Verbrecher, ich glaube überhaupt keinen Flüchtling aus. Ob sie dem blutbedeckten Absolutisten gern ihren Schutz gewährte, steht dahin, aber sie gewährte ihn, und alle Versuche der portugiesischen Regierung, seiner habhaft zu werden, blieben vergebens. Da meldete sich eines Tags ein Mensch beim Herzog von Palmella mit dem Erbieten, Joao de Lopez gefangen nach Lissabon bringen zu wollen, wenn man ihm eine sehr große Summe zusichern würde. Sie ward ihm nicht allein versprochen, sondern sogleich zur Hälfte ausbezahlt. Es war Francisco de L.

Als mir diese Geschichte zuerst erzählt wurde und der Erzähler an diesen Punkt gekommen war, hatte ich ein Gefühl, das ich nicht beschreiben kann; aber noch sträubte sich meine Seele, an das Unglaubliche zu glauben: der Verrath eines Freundes unter solchen Umständen ist etwas so Widernatürliches, so Ungeheures, daß jede gesunde Wange davor erbleichen muß. Francisco ging nach Gibraltar und suchte dort Joao wie zufällig zu begegnen. Er ward mit offenen Armen empfangen; der Flüchtling freute sich des Landsmannes, des Freundes, der Kunde aus dem Vaterlande. So lockte ihn Francisco aus dem engen Kreis des brittischen Gebiets auf einem Spaziergange, Arm in Arm, auf spanischen Boden hinüber. Hier ergriffen ihn die im Hinterhalt liegenden Schergen, beluden ihn mit Ketten und schleppten ihn auf das Schiff, welches ihrer wartete. Bei Cap St. Vincent durch irgend einen Zufall aufgehalten, ist dieses Trauerschiff noch unterwegs; die Kunde von seiner nahen Ankunft und dem glücklichen Erfolg von Francesco's Bemühungen ist aber auf dem Landweg hier angelangt. „Was wird Joaos Loos seyn?" fragte ich mit beklommenem Herzen, „wohl Hinrichtung? diese hat er verdient." — „Nicht doch," war die Antwort. „Hinrichtungen sind in Portugal jezt äußerst selten; man hütet sich, dadurch an die absolute Schreckensregierung zu mahnen. Nein, es ist wohl gewiß, daß Joao auf dem Weg vom Arsenal nach dem Limoeiro ermordet wird; das Volk muß doch auch seinen Antheil an Ausübung der Gerechtigkeit haben." — „Sterbe er, wie es sey, wenn er nur stirbt; ich möchte nach seinen Erfahrungen die Sonne nicht mehr sehen. Und Francisco? —" — „Wird den Rest seines Geldes empfangen, und Alles ist befriedigt."

Paris im Jahr 1836.

Streben nach Gleichheit.

Man hat oft gesagt, die französische Revolution sey weit mehr wegen der Gleichheit gemacht worden, als wegen der Freiheit, und ich glaube, man hat Recht gehabt. Es findet sich diese Richtung bei allen Völkern, wo eine erobernde und eine eroberte Nation in eine neue zusammengewachsen sind. Nun ist aber in Frankreich die Zusammensetzung dreifach, gallisch, römisch und fränkisch, und ein geistvoller Franzose sagt, seine Landsleute seyen Franken am Hofe, Römer im Heere, sonst aber noch die Gallier Cäsars. Man könnte am Ende die Richtung der Revolution ein Bestreben nennen, sich des fränkischen Princips zu entledigen. Gewiß ist, daß in allen romanischen Ländern der Grad der Vermischung auch

den des politischen Zerwürfnisses bezeichnet, und daß die Spuren weit tiefer gehen, als man gewöhnlich glaubt.

Der Pariser hat dieses Streben nach Gleichheit, diese Nichtanerkennung einer socialen Ueberordnung immer in hohem Grade gezeigt, und der wärmste Republikaner trägt seine Ehrenlegion- oder Julidekoration gewiß an Rock und Ueberrock, sey es auch nur als Theil der Toilette. Der gemeinste Mann fordert gewisse Formen auch vom Vornehmsten, und die Nationalgarde trägt zu völliger Ausbildung dieser Tendenz sehr viel bei. Vielleicht sehen wir aus ihr ein Marsfeld des römischen Princips der Bevölkerung hervorgehen, wie das alte eines des fränkischen war — eine bewaffnete Landsgemeine.

Während der Vornehmere und Reichere in gesuchter Einfachheit einhergeht, durchkreuzt der Luxus der niedern Stände diese Linie, und die Herzogin schmückt sich nicht mehr mit Brillanten, wohl aber die Seifensiederin. Die gemeinste Frau muß Madame genannt werden, und nennt sich selbst so. Eine sonderbare Mode ist es, sich nach dem Geburtsort zu nennen, um dadurch seinem Namen den Klang eines Feudalherrn zu geben. Ueberhaupt wird mit Adelstiteln noch mehr Unfug in Paris getrieben, als man im Auslande glaubt. Einer meiner Freunde, ein glaubwürdiger Augenzeuge, befand sich auf dem Zuge gegen Rambouillet während der großen Woche. Ein Wagen mit Wappen auf dem Schlage kam des Wegs, eine bleiche oder vor Furcht blasse Dame saß darin, und wurde sogleich ersucht, auszusteigen und ihren Wagen zur Verfügung der Truppe zu stellen. Sie bat um Verschonung wegen Krankheit. Ein Mann der untersten Volksklasse befreite sie durch seine Beredsamkeit, wies den Kutscher in einen Seitenweg, und als die Dame ihm gerührt dankte und um seinen Namen fragte, antwortete er lächelnd: Madame, je ne suis pas un chevalier français, mais je suis Français. In diesen Worten scheint mir der Inhalt eines Buchs zu liegen.

Jeder, welcher die Geschichte kennt, und billig genug ist, die Wahrheit zu erkennen, und ehrlich genug, sie zu bekennen, wird eingestehen müssen, daß die Mehrzahl des Adels, besonders der Hofadel, in Frankreich, so wie überall in Europa, sein Grab sich selbst gegraben habe. Die Revolution fand alte Feudalansprüche ohne moralischen Einfluß auf die Massen, und einen solchen Mangel an solider Bildung, daß der Adel sich von zwei Neugeadelten in der Nationalversammlung mußte vertheidigen lassen, und der Talentvollste unter den alten Edelleuten, Mirabeau, wie ein zweiter Simson die Säulen der Halle umfaßte und das Haus einstürzte. Es stellte Niemand sich auf seinen historisch gegebenen Standpunkt; Parlament, Geistlichkeit, Hof, Heer, Alle suchten jenen außer ihrer natürlichen Stellung; was Wunders, daß der im Stillen mündig gewordene Bürgerstand sich, als mit allen überwiegenden Kräften ausgestattet, berechtigt glaubte, die Hände nach Allem auszustrecken. Diese Richtung wird jedes Jahr durch die wachsende Industrie, durch die materielle und massenhafte Zeit und die Theilung der Verlassenschaften in gleiche Theile verstärkt. Auch eine erbliche Pairie, bei einem erblichen Königthume doch so natürlich, ja nach meiner Ueberzeugung unumgänglich nothwendig, konnte nicht durchgesezt werden. Alle Gesetze, alle Institutionen, die ganze Gestaltung des Pariser Lebens geht auf Gleichheit, und es sind schon Fälle vorgekommen, daß entlassene Diener ihre ehemaligen Herren, falschblasende Waldhornisten den Kapellmeister (Rossini) herausgefordert haben, weil er ihnen sagte, sie hätten falsch geblasen.

Ob in dieser Richtung Paris auf London eben so reagiren werde, wie London in so vielen andern Beziehungen auf Paris gewirkt hat, möchte ich vor der Hand bezweifeln. Der Engländer steht vor dem Pair mit dem Hute in der Hand, damit der Pächter auch vor ihm so dastehe, und dieser thut es, um sich von seinem Knecht desselben gewärtig seyn zu dürfen. In derselben Richtung scheinen sich die Verhältnisse in Deutschland zu gestalten, wo eigentlich nur die Juden die gründlichen Revolutionäre sind, und das aus dem ganz natürlichen Grunde, weil sie seit Jahrhunderten die Mißhandelten waren. Wer den gesellschaftlichen Zustand Frankreichs und die Ursachen kennt, warum er so ist und so seyn muß, wie er hier geschildert wurde, wird gewiß versucht seyn, mit lauter Stimme in's Vaterland zu rufen: Discite justitiam moniti!

Sommertag.

Halbversengte Blätter beben
In der Lüfte schwülem Weben,
Aeste brechen
An den Bäumen,
Vögel sprechen
Irr in Träumen,
Schwer aufathmet alles Leben.

Kaum dem Felsenborn entflossen,
Schleicht der Bach dahin verdrossen.
Bienen kosen
Mit den Veilchen,
Und der Rosen
Kindermäulchen
Glühn im Schlummer halb erschlossen.

Helle Loh' im weiten Raume,
Blauend bis zum fernsten Saume;
Die durchglühte
Stirne pressend,
Still ich brüte,
Mein vergessend,
Unterm Baum ob schwerem Traume.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Ein Franzose über Genf.

(Wir möchten hier fragen: spricht denn nur das Gothische zur Einbildungskraft? Die schönen Spaziergänge mit den reizendsten Fernsichten, die herrlichen Baum- und Rasenplätze um die Stadt, die Kai's, die Rousseau'sinsel, ihre schöne Statue, die großartige Corraterie, das Museum Rath und seine Kunstsammlungen und Kunstschulen, das Musikconservatorium, die große Wohlthätigkeit für In- und Ausland, die häufigen Gemäldeausstellungen, die wunderschönen Blumenausstellungen, sagt dies Alles nicht wenigstens eben so viel? gehört dies lediglich dem Utilitätssystem an? Aber es fehlt auch nicht ganz an alterthümlichen Monumenten, wovon ich nur des burgundischen Königs Gundebald Thor am Bourg de four und das gothische Innere der St. Peterskirche anführen will.) „Merkwürdig ist es, das kaltvernünftigste und prosaischste Völkchen der Welt in dem romantischsten Land zu finden. Die Leute sind höflich und loyal, aber es fehlt ihnen jene Anmuth und Gefälligkeit, die Fremden so wohl thut, sie sind außerdem ernst und ohne Heiterkeit, ja ich möchte behaupten, sie laboriren an der kränklichen und mißtrauischen Empfindlichkeit, die J. J. Rousseau's Leben vergiftete und den Glanz seines Genies verdunkelte. Soll ich von der Gesellschaft in Genf sprechen? Dies ist eine schwierige und gar kitzliche Sache. Allerdings ist diese Gesellschaft sehr ausgezeichnet und besteht aus den besten Elementen; denn in ihr vereinigen sich Gelehrte, Diplomaten, Professoren und Staatsmänner, die Repräsentanten des Handels, der Industrie und der schönen Künste kommen hier zusammen, man findet ausgezeichnete, mannichfaltige und vielseitige Bildung, viel Anstand und einen durchaus guten Ton. Aber an Einem fehlt es, an dem Funken, der diesem seltenen Verein Wärme gäbe, und ihn dadurch in seinem rechten Licht zeigte. Allen Eigenschaften der Genfer, selbst den seltensten, so wie ihren Talenten, geht die belebende und erwärmende Sonne ab. Ich möchte sagen, dieser kalte und undankbare Boden trägt nur Früchte, weil er mit großem Fleiß bearbeitet und angebaut wird, nicht weil ihn eine freundliche Sonne bescheint. Bei den Genfern findet man viel Gedanken, Geist mit trefflichen Intentionen, aber keines von den glühenden Gemüthern voll Hingebung und Verleugnung, aus denen Vendéer (!) oder Märtyrer werden; Interesse und Berechnung ist ihr herrschendes Motiv. Die Liebe, diese Blume aus Eden, ist hier ein ganz sinnleeres Wort, und man legt sie gewöhnlich ungünstig aus. Wenn bei den jungen Leuten die Heirathszeit kommt, fangen sie an, zu kalkuliren, fragen aber nicht etwa nach Schönheit, Anmuth, guten Eigenschaften, nach Sympathie und Liebe, sondern nach den jetzigen und künftigen Einkünften. Wenn diese gehörig kalkulirt und abgewogen sind, sprechen die Großeltern zusammen und bringen die Sache in's Reine, und wenn die Verlobung einmal geschehen ist, wird der Verbindung ein Anschein, eine Art von Neigungs- oder Liebesdraperie umgehängt. Diese etwas commerziellen Heirathsoperationen führen jedoch selten nachtheilige Folgen und Unordnungen in den Ehen mit sich. Die Männer leben eifrig ihren Geschäften von Morgens früh bis Abends spät, und nehmen sich selten Zeit, an Anderes zu denken; deßhalb lassen sie auch ihren Frauen viel Freiheit, und man kann diesen durchaus nicht vorwerfen, daß sie dies mißbrauchen. Es sind überhaupt darin wenigstens gute Männer, daß sie ihre Frauen nicht schlagen und ihr Geld nicht verthun. Die von Natur kalten Frauen haben keine Anlage zur Eifersucht, sie sind frostig und haben mehr Worte, als tiefes Gefühl.“ (Hier hätte der junge Franzose, der so großen Werth auf Gluth und tiefe, herrschende Leidenschaften legt, etwas ganz Charakteristisches der Genfer Ehen anführen sollen, was sich bei den Reichen, Wohlhabenden und Unbemittelten gleich sehr findet: das Streben nach ausgezeichneter Erziehung und Bildung für die Kinder, wofür den Eltern keine Opfer zu schwer und zu groß sind. Männer, Frauen und erwachsene Töchter verwenden verhältnißmäßig wenig auf Vergnügungen und auf den Schein in Putz und dergleichen, aber für gute Unterrichtsstunden geben sie gern ihre Ersparnisse her.)

„Die Genferinnen sind im Allgemeinen sehr unterrichtet, und würden gewiß sehr liebenswürdig seyn, wenn sie natürlich wären; solches ist ihnen aber ganz unfaßlich, vielleicht unmöglich. Sie bedenken nicht, wie sehr sie gewinnen würden, wenn sie die Unnatur, den Zwang und die Steifheit ablegten, zu denen sie ihre Coterie- und Societätsfahne zwingt. Ganz gewiß birgt diese bleiche und einförmige Farbe Schätze von Geist und Anmuth; aber jedes Haus übt auf das andere eine Art magnetischer Kraft, und das furchtbare qu'en dira-t-on nivellirt Alle... Aber an alle dem sind auch zum großen Theil gewiß die Männer schuld: sie legen zu wenig Werth auf die Gesellschaft der Frauen. An Freundschaft zwischen beiden Geschlechtern ist gar nicht zu denken. In den Genfer Gesellschaften treten die Männer sogleich zusammen, um sich über Geschäfte, Spekulationen, Unternehmungen, Papiercourse oder Politik mit einander zu unterhalten; die Frauen sind dadurch von allen ernsten Gesprächen ausgeschlossen und so zu sagen zur Commérage gezwungen; außerdem verlangen die Männer von ihnen noch, sie sollen selbst nicht auf das Unschuldigste zu gefallen suchen; wie kann so die Gesellschaft pikant und belebt werden? Was geht daraus hervor? daß man in Genf, in einer an ausgezeichneten und seltenen Elementen so überreichen Stadt, doch den Genuß wahrer Geselligkeit entbehrt.“ (Der französische Sittenmaler übertreibt auch hier wieder. Zwar ist an den Genfer Frauen und an der hiesigen Geselligkeit manches Kalte und Spröde zu tadeln, aber es gehört doch nur einige Bekanntschaft dazu, um Frauen und kleinere gesellige Cirkel zu finden, die gar anmuthig sind durch lebendigen Geist, Offenheit, Herzlichkeit und echt weibliche Grazie; nur muß man dergleichen Gesellschaften suchen, man muß sie auch verdienen, und ich glaube gern, daß sie sich nicht leicht für Franzosen öffnen, wie wir sie oft hier sehen.)

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 156.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 30. Juni 1836.

— Er spottet der Fesseln,
Denn nirgend darf er bleiben, als wo
Ihn in die Arme der Vater aufnimmt.
Hölderlin.

Der Waldstrom.

Hinaus in den Morgen, in's brausende Thal,
Wo die Wogen
In Bogen
Sich stürzen verwegen
Vom Felsen entgegen
Dem jauchzenden, purpurerglühenden Strahl!

Es nicken die Berge mit feurigem Kamm,
Den Verwegnen
Zu segnen,
Der trotzig umblicket,
Frohlockend sich schicket,
Zur Seite zu schleudern den felsigen Damm.

Er schlägt sich durch Trümmer die Kreuz und die Quer,
Wie entzäumt
Er sich bäumt:
Denn ihm winken von hinnen
Die funkelnden Zinnen
Der Schlösser im fernen, krystallenen Meer.

Nachschaut' ich dem Renner durch's dampfende Feld,
Und stand
Die Hand
Andrückend mit Schmerzen
Dem pochenden Herzen: —
Hinträumte der Sänger, hinschäumte der Held.

Ludwig Seeger.

Paris im Jahr 1836.

Verlondonung.

Man verzeihe dem Verfasser die Ueberschrift. Haben doch die Nordamerikaner den werthen Namen der Mistreß Trollope in ein Verbum verwandelt.

Durch die Verbesserung der Wege und Posten und die Dampfboote ist London nun Paris etwas näher, als Rouen es vor dreißig Jahren war; denn man reist in weniger Zeit, um weniger Geld und mit weniger Mühe nun nach London, als man sonst nach Rouen reiste. Zu diesem der beständige Aufenthalt vieler zum Theil reicher Engländer, der zeitweise der unzähligen, welche jährlich nach Baden, Interlaken oder Pästum pilgern, die Einführung englischer Industriezweige durch Engländer in Frankreich, und die höchst merkwürdige Erscheinung, daß das männliche Geschlecht in der Mode, und ich möchte sagen bis in die Grundlagen des Lebens, England zum

Vorbilde wählt, und die verführerisch musterhafte Zweckmäßigkeit aller englischen Hervorbringungen, welche sich auf das tägliche Leben beziehen — wen kann es bei dem Zusammentreffen dieser Bedingungen wundern, wenn beide Städte sich so lange in einander ergießen, bis sie ihre Ungleichheiten ausgeglichen haben werden?

So ist jezt von der totalité de la rue im Gegensatze gegen die Fußpfade nicht mehr die Rede, und dieser werden von Jahr zu Jahr mehrere. In Kurzem wird man auch auf den Brücken Seite halten, wie in London. In die tägliche Sprache sind unzählige Wörter zurückgekehrt, welche, altfranzösischen Ursprungs, im Englischen bestimmte Bezeichnung erhalten hatten. Pferderennen, steeple chases, Clubs, Wagen und Pferden ohnehin, kurz das ganze Leben der höhern Stände, zu welchen hier Jedermann gehören will, ist möglichst nach englischem Vorbilde gemodelt. Die Küche ist ebenso der englischen möglichst genähert, und während früher nur Eine Theebude in Paris war, sind deren jezt so viele, daß die Zahl der Engländer und Nordamerikaner, so groß sie auch immer seyn mag, sie nicht erhalten könnte. Es ist wirklich das Theetrinken in französischen Häusern allgemein Mode geworden. Die französischen Modehändlerinnen haben den knöchernen englischen Misses zu gefallen die kläglich garstigen, gepauschten Aermel in Mode gebracht und für die ganz abscheuliche Entstellung wirklich schöner Formen unglaublich lange Zeit erhalten. Stillschweigend, wie auch in der Politik, wird im Leben die Autorität Londons anerkannt, und wenn die politischen Zerwürfnisse nicht wären, Paris hätte längst seine Almacks. Bereits sind die Dames patronesses überall eingeführt.

Es scheint, daß, wenn man die höchst bedeutende Richtung der Franzosen aus höherem Standpunkte betrachten will, man in derselben eine Reconstruction des im französischen Adel untergegangenen germanischen Princips finden könne, wie das normännische in England dem sächsischen sichtlich weicht. Beide Völker nähern sich in vielfacher Beziehung in entgegengesezter Richtung; und wenn die Politik nicht außer dem Bereiche dieser Blätter läge, so könnte diese Richtung bis in die Periode vor der Revolution verfolgt werden, wo Manche nachdenklich über die einreißende Anglomanie die Köpfe geschüttelt haben.

Daß der Herzog von Orleans — princeps juventutis — dem englischen Wesen eben so ergeben ist, wie es sein Großvater war, ist nicht ohne Bedeutung, und ebenso, daß die englische Jugend der französischen beinahe auf halbem Wege entgegenkommt. Von dem alten, dummen, erkünstelten Nationalhasse zeigt sich gottlob keine Spur mehr.

Die englische Sprache wird in allen Pensionen sorgfältig gelehrt, und ist bereits sehr verbreitet. Eine englische Zeitschrift, das Edinburgh Review, wird in Paris nachgedruckt, jedes nur etwas bedeutende Buch ohnehin in unglaublich kurzer Zeit und ziemlich correct. Die langen Schornsteine der Dampfmaschinen geben bereits den Kohlendampf in Menge, welcher sonst für London allein bezeichnend war, und auch im Kamin des rechten Elegants darf nur Steinkohle brennen. Sogar die Carlisten thun alles dieses nach.

Wenn vollends London mit Dover, Paris mit Calais oder Boulogne durch Eisenbahnen verbunden seyn wird, so mag wohl kein menschlicher Verstand berechnen, wie weit die Wechselwirkung gehen kann. Nur das kann vorausgesehen werden, daß die Stadt, welche unter beiden die minder bevölkerte, minder reiche, minder in's Große handelnde ist, daß die Stadt, welche sich minder selbstständig wegen des überwiegenden Einflusses ihres alten Hofes ausbilden konnte, von der größern, reichern und gebietenderen Schwester mehr empfangen werde, als sie geben kann.

Gassenthum.

Der weltbekannte Straßenjunge von Paris enthält gerade die zwei Extreme der bürgerlichen Gesellschaft, den Wilden und den erfahrenen Ueberfeinerten. Er sezt eine Ehre darein, vor nichts Respekt zu haben, Alles zu wagen und alles Oeffentliche zuerst zu genießen. Versucht es nur einmal und betrachtet einen Kupferstich, welchen Rittner oder Pieri zum ersten Mal aushängen, es wird gewiß ein Gamin sich zwischen euch und die Glasscheiben drängen.

Woher das Wort Gamin stamme, habe ich selbst Gelehrte vergebens gefragt. Die Gamins haben durch beispiellose Keckheit in den Julitagen ahnen lassen, daß der alte französische Soldatengeist durch den langen Frieden nichts gelitten habe. Sie erlangen früh die in großen Städten so nöthige Gewandtheit, wachsen unter Unerbaulichem aller Art, unter ausgebotenen Genüssen für alle Sinne auf, und das Holz des Baums der Erkenntniß bildet ihre Wiege. Von religiösen Ideen ist im Allgemeinen bei ihnen nicht die Rede. Der Tambourmajor ist ihr Hoherpriester. Daß man mit solchen ersten Eindrücken, mit werbenden Proletariern viel ausrichten könne, daß es aber immer schwerer seyn werde, die als Männer zu beherrschen, welche als Knaben den Gaminismus eingesogen haben, brauche ich nicht hinzuzufügen. Hier kann bloß die Schule nach und nach abhelfen, oder menschenfressende Kriege müssen diese Grundsuppe aufsaugen.

Eine andere ganz eigenthümliche Parisische Classe sind die Kothstocherer, die crocheteurs. Früh Morgens und noch in später Nacht mit der Laterne sieht man sie die Straßen der Stadt, mit dem Korbe auf dem Rücken, mit dem Hakenstock in der Rechten, durchziehen. Da wird in dem aus den Häusern auf die Straßenkothhaufen geworfenen Unrathe herausgesucht, was nur irgend dienen

kann, Papier, Lumpen, Leder, Eisen, Knochen, Bindfaden, Glasscherben, Holzsplitter und Korkstöpsel. Man wird mir Dank wissen, wenn ich den Leser bitte, dahin zu gehen, wo das Gefundene sortirt, an Großhändler verkauft, gereinigt und wieder zur Kaufmannswaare gemacht wird. Jeder Crocheteur verdient sich täglich 20 bis 30 Sous. Oft begleiten sie Hunde, welche von jedem Haufen voraus für ihren Herrn Besitz nehmen. Die Geschicklichkeit, mit welcher jeder Gegenstand durch den Haken hinten in den Korb gebracht wird, und die Behendigkeit, mit welcher eine ganze Straße in wenigen Minuten ausgebeutet wird, ist bewundernswerth. Die Hauptsache ist, der Erste auf dem Platz zu seyn; doch haben auch die Nachzügler zu thun, denn der Kehricht der besten Häuser kommt oft ziemlich spät, unmittelbar ehe der unerbittliche Kothwagen durchfährt.

Eine andere Classe von Menschen, welche in Paris scharf gezeichnet sind, ist die der Eckensteher (Commissionaires). Sie sind größtentheils Auvergnaten oder Savoyarden, werden oft zu Thürhütern und Dienern genommen, sind dienstfertig, bescheiden und sehr behend und gewandt in ihrem Dienste, für ein kleines Trinkgeld über die Taxe dankbar, und dem, welcher ihnen oft etwas zu verdienen gibt, sehr ergeben. Die Wasserträger sind ebenfalls eine durch Fleiß und Sparsamkeit achtbare Colonie von Gebirgsbewohnern. Die Schuhputzer, welche häufig zugleich Commissionärs sind, haben in den besuchtesten Stadttheilen sich bis zu Budenhaltern emporgeschwungen; in dem größten Theile der Stadt jedoch gehören sie der Straße an. Sie haben ihre Weise und ihre Wichse bedeutend verbessert, sind mit zwei Sous zufrieden und danken für drei.

Die Blumenhändlerinnen scheinen zuweilen selbst welke Blumen zu seyn. Sie verkaufen mitten im Winter ihre Veilchensträuße zu einem Sous, und es fehlt ihnen nie an Abnehmern; doch trifft man sie nur in den fashionablen Quartieren. Das Ausrufen der Waaren ist außer: Habits, vieux galons und Voilà plaisirs, beinahe ganz aus der Mode gekommen. Wieder eine Vernördlichung mehr. Dagegen wird mit einem Posthorne das Zeichen gegeben, daß der Wagen einer berühmten Schuhwichsefabrik zum Behufe des Ausverkaufs vorbeifahre. Die wandernden Buden sind sehr zahlreich, und da sie gewöhnlich auf der Straße stehen bleiben und gegen den Fußpfad sich aufstellen, so versperren sie den Vorübergehenden häufig den Weg durch die Leute, welche sie umstehen. Donnerstags wird man durch Züge von Schülern, welche spazieren getrieben werden, an den dies academicus gemahnt.

Früh Morgens das Treiben der Industrie mit den ersten Bedürfnissen, später die elegante Welt, Abends Feierabendsceneu, dann die Wagen zu und vom Theater und Gesellschaften, am Ende eine Laterne, Schläuche, Wagen mit Tonnen vor einem Hause, welche ich mit möglichstem Umwege zu vermeiden rathe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Beschluß.)

Ein Franzose über Genf.

„In den glänzendsten Gesellschaften treffen hier oft Fremde aus allen vier Theilen der Welt zusammen. Aber nur dort, in den weiten Gesellschaftssälen, empfängt man sie, denn das Innere des Hauses, das Familienleben, ist wie ein Heiligthum, wo Fremde nicht hindringen. Man muß in Genf geboren seyn, um in innige Verbindung mit den Einwohnern zu kommen. Uns Fremden wird alles Artige, alle feine Höflichkeit erwiesen, dies ist aber auch Alles. Jene Gastfreundschaft des Herzens, die den Fremden glauben läßt, er sey in seinem Vaterland, die ihn am traulichen Kamin empfängt, ohne Vorbereitung und Complimente, darauf darf er nicht hoffen. Auch müssen Fremde eine gewisse höhere sociale Stellung, den Glanz großen Vermögens oder eines berühmten Namens haben, um nicht unbemerkt zu bleiben.“ (Wie ungerecht! Unter den mehreren tausend Fremden von höherer gesellschaftlicher Stellung, die jährlich aus allen Welttheilen hieherkommen und oft nur kurze Zeit verweilen, sind bei weitem die Meisten hier ganz unbekannt, und bringen nur sehr allgemeine Empfehlungsbriefe, oft nur an ihr Wechselhaus mit; Andere sind zwar persönlich, nach ihren Familien aber gleich wenig bekannt, indessen angelegentlicher und auch an Privathäuser empfohlen. Was kann man mit diesen Leuten für's Erste Anderes und Höflicheres anfangen, als sie zu großen Soiréen einladen, wo sie Landsleute und andere Fremde treffen? Soll man diese Unbekannten ohne Weiteres in dem Innern der Familien, an dem stillen, traulichen Herd zulassen, ihnen erlauben, mit den jungen Söhnen, mit Frau und Töchtern auf befreundeten Fuß zu kommen? Dies wäre doch zu viel verlangt. Genf ist wie Paris, Rom und Neapel ein Angel- und Wendepunkt für alle Reisenden, die vom Nordwesten und Westen nach Süden, vom Nordosten und Osten nach Westen und Süden gehen, und umgekehrt; und unter diesen tausend Russen, Polen, Engländern, Franzosen, Italienern, Nordamerikanern und Deutschen, großentheils jungen Männern, sollte nicht wenigstens ein gutes Drittheil von der Art seyn, daß kein Ehrenmann sie gern in dem reinen, fleckenlosen Innern seiner Familie sähe? Weil dem aber so ist, weil die Genfer alle Jahre an dem Benehmen vieler dieser Fremden, an den vorfallenden Ereignissen u. s. w. erwägen können, wie viel sie sittlich werth sind, so behandeln sie Alle höflich und mit allgemeiner Gastlichkeit, werden aber nicht leicht mit einem näher bekannt oder gar intim. Wenn aber der Fremde länger hier bleibt, wenn er sich durch Betragen und Sittlichkeit Vertrauen verdient, so braucht er so wenig Genfer zu werden, als in Genf geboren zu seyn, um auch außer den großen Gesellschaftstagen im Innern gar mancher Familien gern gesehen zu werden.)

„Nach all diesem Tadel gestehe ich gern, daß die Genfer ein durchaus kluges, ruhiges und besonnenes Völkchen sind, das mehr durch Studium und Arbeit weiter schreitet, als durch Begeisterung und Schwung der Gedanken, ja daß es

– Eins in's Andere gerechnet – ehrenvoll und erfreuend seyn muß, Genf seine Vaterstadt nennen zu können."

„Ich hatte nicht Zeit genug, das ganze Räderwerk der Regierung kennen zu lernen, um im Einzelnen darüber zu sprechen und zu urtheilen. Vielleicht ist des Räderwerks nur zu viel, wenn man die Kleinheit des Landes betrachtet; auf der andern Seite muß man die Genfer Regierung wie eine Arena betrachten, wo die jungen Männer Stärke, Uebung und Erfahrung erwerben. Was ich bisher von der Regierung gesehen und beobachtet habe, scheint mir von bewunderuswürdiger Klugheit. Wenn man dieser Regierung einen Vorwurf machen kann, so ist es der, daß sie einem alten Vater gleicht, der seinen Kindern nichts abschlagen kann, selbst wenn ihnen dies sehr dienlich wäre. Daher raisonnirt auch das Volk gern, viel, lange und laut, gerade wie verzogene Kinder, und ich fürchte, es erkennt lange nicht genug den uneigennützigen Eifer und die Sorgfalt der Männer, die am Ruder stehen. Als ich sie, und überhaupt viele Regierungsbeamte, in der Nähe sah und genauer kennen lernte, konnte ich kaum die Schrecken der Revolution begreifen, welche auch dieser Stadt gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts blutige Spuren aufdrückte; es war wirklich ein Vatermord, solche Männer zu tödten. Ihre verdammenden Richter und die wilden Banden, welche sie zu solchem Urtheil zwangen, mußten sich grausame Vorwürfe machen, als sie von ihrem Irrthum zurückkamen. Was aber besonders für die Klugheit der Genfer und ihrer Behörden zeugt, ist, daß diese Hinrichtungen in einer großen Familie durchaus weder Haß, noch Gährung bei den Ueberlebenden zurückgelassen haben, eine Stimmung, die bei passender Gelegenheit wieder Leidenschaften aufregen und zum neuen Ausbruch bringen könnte. Auf einer Seite war Verzeihung und großmüthiges Vergessen für das unschuldig vergossene Blut, auf der andern wenigstens so viel Schein von aufrichtiger Reue, daß Jene sie annehmen konnten. Später ist das Miniaturbild der Genfer Restauration so musterhaft geworden, daß es Frankreich in seiner Restauration hätte zum Beispiel dienen sollen; Waterloo hätte dann nicht so viel Blut gekostet."

„In Genf lebt wenig alter Adel, der Geldadel herrscht über alle Andern; aber nicht an den Männern merkt man ihn, sondern nur an den Frauen, die sich mit ihrer kleinlichen Eitelkeit einen Thron damit machen möchten. In ihren Gemüthern grünt und blüht jene Aristokratie, die sich nicht zur Höflichkeit herablassen mag, denn sie fürchtet, dadurch einen ganz frisch eingenommenen Platz zu verlieren, eine Besorgniß, die beim echten Adel nicht stattfinden kann. Unter den Männern findet sich viel mehr freie und herzliche Einigung; diese beginnt auf den Bänken der lateinischen Schule und endet erst mit dem Leben. Diese verständigen Männer thäten gewiß wohl, ihren Frauen begreiflich zu machen, daß ihre Großmütter, welche die Prinzessinnen spielen wollten, dadurch das Leben ihrer Männer in Gefahr gesezt haben, und daß aus beleidigtem Ehrgefühl Wunden entstehen, deren Bluten nie aufhört, und die bisweilen sehr bösartig und giftig werden, wiewohl jene Dünkelhaften eher Mitleid, als Rache verdienen."

Die in Mexiko etablirten Genfer haben für das durch die vorjährige Ueberschwemmung so leidende Wallis eine Kollekte von 1700 Fr. gemacht und eingeschickt. – Vor Kurzem starb einer der ausgezeichnetsten, gelehrtesten und wohlthätigsten Männer Genfs in hohem Alter, der ehemalige Staatsrath C. Richard Tronchin. Er stiftete nicht allein mit einem Kapital von mehr als hunderttausend Franken die Aufnahme von Kranken aus mehreren benachbarten Gemeinden im großen Genfer Hospital, sondern war auch der Vater und Wohlthäter der ganzen um sein Landgut Bessinges liegenden Umgegend. Er war, wie seine ganze Familie, mit Voltaire sehr genau bekannt, übertraf ihn aber weit an Herzensgüte und Gelehrsamkeit. Noch in seinen lezten Lebenswochen konnte er fast den ganzen Horaz, seinen Lieblingsdichter, auswendig hersagen. – Vor Kurzem starb ein junger englischer Literator hier und hinterließ eine vermögenslose Wittwe mit fünf interessanten, noch ziemlich kleinen Kindern; es wurde zu Beiträgen aufgefordert, und schon am vierten Tag – im December, wo keine Engländer hier sind – waren viertausend achthundert Franken für sie eingegangen, und Anfangs Februar wurde die Kollekte mit über neuntausend Franken geschlossen und das Geld gut für die Kinder angelegt. – Unsere Sparkasse vermehrt sich mit Riesenschritten, denn dieses Jahr betrug sie nicht weniger als 5.577.765 Genfer Gulden, also mehr, als die Pariser. – Die Kleinkinderschule von St. Gervais (Genfs ärmstem, größtentheils nur von Arbeitern bewohnten Stadttheile) brannte vor einigen Monaten ganz ab. Um sie wieder herzustellen, wurde zuerst eine Subscription gemacht, die aber nicht hinreichte, da ein eigenes Gebäude aufgeführt werden mußte. Man nahm also seine Zuflucht zu einer Lotterie oder einem Bazar von freiwillig hergegebenen Gegenständen und weiblichen Arbeiten, eine Operation, die schon voriges Jahr zur Unterstützung der Schweizer Ueberschwemmten ein sehr günstiges Resultat gehabt hatte. Unsere vornehmsten Frauen und ihre Töchter arbeiteten nun fleißig, und man behauptet, sie hätten darüber manchen Ball hingehen lassen. Endlich kam es zur Lotterie, ein Damencomité trat in Thätigkeit, und nun ging es nicht ohne die bei ähnlichem weiblichen Zusammentreten häufige Charlatanerie ab. Unsere angesehensten und schönsten Frauen saßen im höchsten Putz hinter großen Tischen voll der anziehendsten Dinge und der niedlichsten weiblichen Arbeiten; die jungen Herren ihrer Bekanntschaft waren beständig huldigend und schmeichelnd um sie beschäftigt, trugen Eis und Erfrischungen hin und her, kauften auch viel und entsezlich theuer; in einem Nebenzimmer war die Lotterie der geringern Gegenstände, und am Eingang mußte für den Eintritt in den Bazar auch etwas bezahlt werden. An jenen in Atlas und Spitzen glänzenden Damen kam es mir besonders komisch vor, daß sie beim Verkauf der weiblichen Arbeiten besondern Accent darauf legten, wenn diese von einem Frauenzimmer ihrer Coterie gemacht worden waren; ein ganz einfaches wollenes Serviettenband von Dem. L., R., C. oder F., von Mad. B., E., X. oder Z. schien in ihren Augen viel mehr Werth zu haben, als ein weit schönerer, kostbarerer und mühsamerer Gegenstand von nicht courfähigen Frauen oder Mädchen. Doch lassen wir das gut seyn, die Hauptsache ist, daß für die armen kleinen Kinder durch den Bazar vierzehntausend Franken einkamen. – Für die durch Ueberschwemmung Leidenden in Uri, Graubündten, Tessin und Wallis hat Genf 41.861 Schweizer Franken, also mehr als alle andern Kantone, Zürich ausgenommen, beigesteuert; von dem großen, volkreichen Bern waren nur 35.806 Franken eingekommen. Alle genannten Wohlthaten drängten sich in den engen Raum von ungefähr sechs Monaten zusammen. Bedenken Sie dabei, daß wir eine Mittelstadt von nicht dreißigtausend Einwohnern sind, und daß der größte Theil jener Wohlthätigkeit Fremde betraf.

Auflösung des Räthsels in Nr. 151:

Heuwagen.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 52. u. Monatsregister Juni.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Kunst-Blatt.

Siebzehnter Jahrgang 1836.

Herausgegeben

von

Dr. Ludwig Schorn.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1836.

Inhalt.

Nr. 1.
Zur Geschichte der Bildschnitzerei in Deutschland. — Vom Herausgeber.
Kunstausstellung in München. (Forts. v. Nr. 100 v. J.)
Gallerien.
Metallguß.
Ausgrabungen.
Persönliches.

Nr. 2.
Zur Geschichte der Bildschnitzerei in Deutschland. — (Forts.)
Ausstellung.
Kunstverein.

Nr. 3.
Zur Geschichte der Bildschnitzerei in Deutschland. — (Forts.)
Kunstausstellung in München. — (Fortsetzung.)
Ausstellung.
Denkmäler.
Bauwerke.
Alterthümer.

Nr. 4.
Zur Geschichte der Bildschnitzerei in Deutschland. — (Beschluß.)
Ausgrabungen.
Sculptur.
Medaillenkunde.
Kupferwerke.
Bauwerke.

Nr. 5.
Kunstausstellung in München. — (Fortsetzung.)
Nekrolog.
Literatur.
Bauwerke.

Nr. 6.
Kunstgeschichte. — Beiträge zur neuern Kunstgeschichte von Ernst Förster &c.
Kunstausstellung in München. — (Fortsetzung.)
Gemäldesammlung.
Denkmäler.

Nr. 7.
Archäologie. — Le Antichità della Sicilia. Esposte ed illustrate per Domenico Lo Faso Pietrasanta, Duca di Serra di falco etc.
Kunstgeschichte. — Beiträge zur neuern Kunstgeschichte von Ernst Förster &c. — (Beschluß.) — A. Reumont.
Persönliches.

Nr. 8.
Kunstgeschichte. — Andrea del Sarto, von Alfred Reumont &c.
Archäologie. — Le Antichità della Sicilia etc. — (Beschluß.) — Göttling.
Medaillenkunde.
Versteigerungen.

Nr. 9.
Splitter und Späne. — Masaccio und Goethe.
Kunstgeschichte. — Andrea del Sarto, von Alfred Reumont &c. — (Beschluß.) — Ernst Förster.
Gemälde.

Nr. 10.
Denkmale des Alterthums in den Gegenden des Mains. — (Aus Horstigs Nachlaß.)
Splitter und Späne. — (Beschluß.)
Kunstverein.
Lithographie.
Gemälde.
Sculptur.
Persönliches.
Literatur.

Nr. 11.
Vermuthungen über den sogenannten Tempel des Zeus Panhellenios auf der Insel Aegina.
Denkmale des Alterthums in den Gegenden des Mains.
Gemäldesammlung (des Marschalls Soult).
Nekrolog.

Nr. 12.
Archäologisches von den griechischen Inseln, von Dr. Roß.
Sculptur.
Gemmenkunde.
Numismatik.
Bauwerke.

Nr. 13.
Angelegenheiten deutscher Kunstvereine. — Dr. F. Lucanus.
Archäologisches von den griechischen Inseln, von Dr. Roß. (Fortsetzung.)
Bauwerke.
Denkmäler.
Alterthümer.
Ausgrabungen.

Nr. 14.
Kunstausstellung in München. — (Forts. von Nr. 7.)
Vermuthungen über den sogenannten Tempel des Zeus Panhellenios auf der Insel Aegina. — (Beschluß.)
Ausgrabungen.
Akademien.
Statistik der Kunst.
Ethik der Kunst.

Nr. 15.
Kunstausstellung in München. (Fortsetzung.)
Bauwerke.
Statistik der Kunst.
Literatur.
Sculptur.
Denkmäler.
Numismatik.
Antiken.
Gemmenkunde.

Nr. 16.
Siebenter Bericht von den Arbeiten auf der Akropolis in Athen. — L. Roß.
Kunstausstellung in München. (Fortsetzung.)
Gemälde.
Moderne Niellen.
Kunstvereine.
Versteigerung.

Nr. 17.
Archäologisches von den griechischen Inseln. — (Forts.)
Kunstausstellung in München.
Alterthümer (das Hotel de Cluny).

Nr. 18.
Kunstausstellung in München. (Fortsetzung.)
Archäologisches von den griechischen Inseln.
Bauwerke.

Sculptur.
Plastik.
Antiquarischer Diebstahl.
Metallguß.
Denkmäler.
Kunsthandel.

Nr. 19.

Archäologisches von den griechischen Inseln. — (Forts.)
Kunstausstellung in München. — (Beschluß.) — ef.
Denkmäler.
Gemäldegallerie.
Museen.
Gemälde.
Stahlstich.
Ausgrabungen.
Kunstausstellungen.
Porzellanmalereien.
Vereine.

Nr. 20.

Archäologisches von den griechischen Inseln. — (Beschluß.)
Vereine.
Metallektypographie.
Literatur.
Statistik der Kunst.
Lithographie.
Denkmünzen.
Persönliches.
Mexicanische Alterthümer.

Nr. 21.

Kunstnachrichten aus Italien. — Rt.
Neue Kupferstiche. — 1) Sir Walter Scott in his Study at Abbotsfort, gemalt von William Allan, gestochen von John Burnet. — 2) Carl, Erzherzog von Oesterreich, Krihuber pinx., Benedetti sculps. — 3) Vittoria d'Albano, gemalt von H. Vernet, gestochen von Henry Coussins.
Gypsguß.
Numismatik.
Böttigers archäologischer Nachlaß.
Malerei.
Bauwerke.
Literatur. — Histoire numismatique de Napoléon etc., von Mougeot de Briel. — Landons Annales des Musées, Salon de 1835. — Monumens de l'église de Ste. Marthe à Tarascon. — A. L. Millin's mythologische Gallerie ꝛc.

Nr. 22.

Archäologischer Bericht aus Athen. — Dr. Roß.
Neue Kupferstiche. — 1) Bivouac wallachischer Fuhrleute, rad. von J. A. Klein. — 2) Sibilla persica etc. Guido Reni dip. G. Tabino dis. A. Perfetti incis. — 3) St. Georg, Basrelief von Ludwig Schwanthaler, gestochen von S. Amsler.
Ausgrabungen.
Persönliches.
Künstlernekrolog für's Jahr 1835.
Gemälde.
Statistik der Kunst.
Porträt.
Kunstvereine.
Neue englische Stiche.
Alterthümer.
Bauwerke.

Nr. 23.

Wien, im Januar 1836.
Die öffentlichen Bauten in Paris.
Bauwerke.
Denkmäler.
Sculptur.
Vereine.
Malerei.
Denkmünzen.

Nr. 24.

Archäologisches aus Athen. — Dr. Roß.
Die öffentlichen Bauten in Paris. — (Fortsetzung.)
Denkmünze.
Numismatik.
Literatur.
Neue Kupferwerke.
Neue Steindrücke.
Gemäldeausstellung.
Nekrolog.
Persönliches.
Bauwerke.

Nr. 25.

Die öffentlichen Bauten in Paris. — (Fortsetzung.)
Kupferstichversteigerung (der Sternbergschen Sammlung).
Bauwerke.
Verschönerungen.
Sculptur.
Denkmäler.
Märkische Alterthümer.
Kunstvereine.
Neues Aetzmittel für Stahl.
Literatur.
Kupferwerke.
Numismatik.

Nr. 26.

Die öffentlichen Bauten in Paris. — (Beschluß.) — Eduard Collow.
Vereine.
Ausstellungen.
Malerei.
Glasmalerei.
Erzguß.
Lithographie.
Numismatik.
Altdeutsche Baukunst.
Persönliches.

Nr. 27.

Splitter und Späne. — Homers und Lessings Wolken in Rücksicht auf Kunstdarstellung.
Archäologie. — Description des antiques et objets d'art, qui composent le cabinet de feu Mr. le chevalier E. Durand, par J. de Witte etc.
Medaillenkunde.
Alterthümer.
Bauwerke.
Malerei.
Sammlungen.

Nr. 28.

Splitter und Späne. — (Beschluß.) — er. —
Mailand 1835. — Franz Hayez, geboren zu Venedig 1791. — F. K.
Sculptur.
Bauwerke.

Nr. 29.

Michel Angelo's Kreuzabnahme, ein Basrelief in Elfenbein.
Bauwerke.
Ausstellungen.
Versteigerung.
Vereine.
Statistik der Kunst.

Nr. 30.

Kunstgeschichte. — Hans Holbein d. J. in seinem Verhältniß zum deutschen Formschnittwesen, von C. Fr. von Rumohr, Leipzig bei R. Weigel. 1836. 8.
Michel Angelo's Kreuzabnahme. — (Beschluß.) Griesbaber.
Statistik der Kunst.
Persönliches.
Kupferwerke.
Denkmäler.
Literatur.

Nr. 31.

Kunstgeschichte. — Hans Holbein d. J. in seinem Verhältniß zum deutschen Formschnittwesen ꝛc. — (Forts.)

Nr. 32.

Der Pariser Salon 1836.
Kunstgeschichte. — Hans Holbein d. J. in seinem Verhältniß zum deutschen Formschnittwesen ꝛc. — (Beschluß.) Sotzmann.
Nachrichten vom Monat März.
Preisaufgaben.
Literatur.

Nr. 33.

Der Pariser Salon 1836. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom Monat März.
Museen und Sammlungen.
Bauwerke.

Nr. 34.

Ueber den Antheil Raffaels an der Krönung der Madonna von Monteluce, jetzt in der vaticanischen Gallerie. — Dr. Gaye.
Der Pariser Salon 1836. — (Fortsetzung.)
Neue Kupferstiche. — Tizians Tochter, gemalt von Tizian, gest. von Jos. Caspar. — Alfr. Reumont.
Nachrichten vom Monat März.
Bildnerei.
Malerei.
Medaillenkunde.

Nr. 35.

Berlin, 2. April 1836. —
Der Pariser Salon 1836. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom Monat März.
Malerei.
Ausstellungen.
Denkmäler.
Akademien und Vereine.

Nr. 36.

Berlin, 2. April 1836. — (Fortsetzung.)
Der Pariser Salon 1836. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom Monat März.
Akademien und Vereine.
Lithographien.
Alterthümer und Ausgrabungen.

Nr. 37.

Altdeutsche Baukunst. — 1) Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. L. Puttrich unter besonderer Mitwirkung von G. W. Geyser d. J., Maler ꝛc.
Der Pariser Salon 1836. — (Fortsetzung.)
Nachträgliche Berichtigung einiger Angaben des Aufsatzes: „Kunstausstellung in München Nr. 16 und 17 d. J. — ef.
Nachrichten vom Monat März.
Alterthümer und Ausgrabungen.

Nr. 38.

Lithographie. — 1) Die vorzüglichsten Gemälde der königlichen Gallerie in Dresden, nach den Originalien auf Stein gezeichnet, herausgegeben von Franz Hanfstängl ꝛc. — 2) Sammlung von Lithographien nach den vorzüglichsten Gemälden der königl. Gallerie zu Dresden, gez. und lithogr. von den berühmtesten Dresdner und Pariser Künstlern. ꝛc. — 3) Berliner Lithographien.
Neue Kupferwerke. — 1) H. W. Eberhards landschaftliche Studien in radirten Blättern ꝛc. — 2) Prag im neunzehnten Jahrhundert, eine Auswahl der schönsten Ansichten, nach der Natur gezeichnet von W. Morstadt, gestochen von F. Geißler ꝛc. — Panorama der Gegend von Baden. Gezeich. auf dem Thurm des alten Schlosses von J. J. Mayer, gest. von Salathe ꝛc. — 4) Panorama von Stuttgart, gez. und gest. von Martens. — 5) Dresdens Museen, ihre Kunstschätze, Merkwürdigkeiten und Seltenheiten. Mit Abbildungen, in Kupfer gest. unter der Leitung von F. A. Frenzel ꝛc.
Altdeutsche Baukunst. — (Beschluß). — 2) die Architektur des Mittelalters in Regensburg, dargestellt durch den Dom, die Jakobskirche, die alte Pfarre und einige andere Reste deutscher Baukunst. Herausgegeben von Justus Popp, K. B. Bauconducteur, und Theodor Bilau ꝛc.
Der Pariser Salon 1836. — (Fortsetzung.)
Kunstgeschichte. — A Review of the lives and works of some of the most eminent painters; with remarks on the opinions and statements of former writers. By C. J. Nieuwenhuys.
Nachrichten vom Monat März.
Alterthümer und Ausgrabungen.
Medaillenkunde.
Versteigerung.
Persönliches.
Nekrolog.

Nr. 39.

Bruchstück einer alten Baurechnung von der Akropolis.
Kunstgeschichte. — A Review of the lives and works of some etc. — (Beschluß.) Alfr. Reumont.
Nachrichten vom Monat März.
Literatur.

Nr. 40.

Kunstgeschichte. — Geschichte der königl. Kupferstichsammlung in Kopenhagen ꝛc. von C. F. von Rumohr und J. M. Thiele ꝛc.
Bruchstück einer alten Baurechnung von der Akropolis. (Beschluß.) — Dr. Roß.

Nr. 41.

Nordamerikanische Kunstgeschichte. — Alfr. Reumont.
Kunstgeschichte. — Geschichte der königl. Kupferstichsammlung ꝛc. — (Beschluß.) — Frenzel.
Nachrichten vom April.
Versteigerungen.
Ausstellungen.

Nr. 42.

Bericht von der Akropolis. — L. Roß.
Ueber Lebensende und Testament des Benvenuto Cellini. — Gaye.
Lithographie. — Scenen aus dem Leben eines jungen

Geistlichen ꝛc., lithographirt und herausgegeben von L. Helwig.
Nachrichten vom April.
Ausstellungen.
Persönliches.
Nekrolog.
Literatur.

Nr. 43.
Die Kunstausstellung in Halberstadt. — Von Dr. Lucanus.
Berlin, im April. — (Fortsetzung von Nr. 36.)
Nachrichten vom April.
Akademien und Vereine.
Sammlungen.
Denkmäler.

Nr. 44.
Berlin, im April. — (Fortsetzung.)
Kunstausstellung in Halberstadt. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom April.
Denkmäler.
Bauwerke.
Gemälde und Zeichnungen.

Nr. 45.
Der Pariser Salon 1836. — (Fortsetzung.)
Berlin, im April. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom April.
Bildnerei.
Gemälde und Zeichnungen.
Kupferstich.
Medaillenkunde.
Alterthümer.
Ausgrabungen.

Nr. 46.
Hagen an Siegfrieds Bahre als dessen Mörder erkannt. — Oelgemälde von Carl Stahl in Wien. — (Mit einem Umriß.)
Der Pariser Salon 1836. — (Fortsetzung.)
München, 15. Mai 1836.
Nachrichten vom April.
Technisches.
Kupfer und lithographische Werke.

Nr. 47.
Hagen an Siegfrieds Bahre als dessen Mörder erkannt. — Beschluß. Ernst Freih. von Feuchtersleben.
Der Pariser Salon 1836. — (Fortsetzung.)
Kupfer und lithographische Werke.

Nr. 48.
Bestand und Wirken des Kunstvereins in München im Jahr 1835. — ef.
Der Pariser Salon 1836. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom April. — Kupfer- und lithogr. Werke.
Literatur.

Nr. 49.
Cassel, 16. Mai 1836.
Der Pariser Salon 1836. — (Fortsetzung.)
Nekrolog. Ohmacht.
Nachrichten vom April.
Literatur.

Nr. 50.
Die Kunstausstellung in Halberstadt. — (Fortsetzung.)
Der Pariser Salon 1836. — (Fortsetzung.)
Kunstliteratur. — Il progresso delle scienze, delle lettere e delle arti etc.
Nachrichten vom April.
Literatur.

Nr. 51.
Der Pariser Salon 1836. — (Fortsetzung.)
Die Kunstausstellung in Halberstadt. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom Mai.
Artistischer Verkehr.
Kunstausstellung.

Nr. 52.
Die Kunstausstellung in Halberstadt. — (Fortsetzung.)
Der Pariser Salon 1836. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom Mai.
Artistischer Verkehr.
Persönliches.
Akademien und Vereine.

Nr. 53.
Der Pariser Salon 1836. — (Fortsetzung.)
Die Kunstausstellung in Halberstadt. — (Beschluß.)
Nachrichten vom Mai.
Akademien und Vereine.
Preisbewerbung.
Sammlungen.

Nr. 54.
Bericht aus Athen. — L. Roß.
Der Pariser Salon 1836. — (Beschluß.)
Nachrichten vom Mai.
Baukunst. — Ed. Collow.

Nr. 55.
Straßburg im Mai 1836. — E. M. E.
Kunstgeschichte. — Histoire de la vie et des ouvrages de Michel Ange Bonarotti etc. Par M. Quatremère de Quincy etc.
Nachrichten vom Mai.
Baukunst.
Bildnerei.
Denkmäler.

Nr. 56.
Bericht aus Athen.
Kunstgeschichte. — Histoire de la vie et des ouvrages de Michel Ange Bonarotti etc. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom Mai.
Denkmäler.
Malerei.
Medaillenkunde.

Nr. 57.
Bericht aus Athen. — (Beschluß.) — L. Roß.
Kunstgeschichte. — Histoire de la vie et des ouvrages de Michel Ange Bonarotti etc. — (Beschluß.) Reumont.
Nachrichten vom Mai.
Numismatik.

Nr. 58.
Das Madrider Museum.
Kunstliteratur. — Der Dom zu Cöln. Historisch-archäologische Beschreibung von M. J. de Noel ꝛc. — Rt. —
Nachrichten vom Mai.
Alterthümer und Ausgrabungen.
Kupferwerke.

Nr. 59.
Das Madrider Museum. — (Fortsetzung.)
Lithographie. — Gallerie von Weser-Ansichten. Erste Reihe von Münden bis Minden ꝛc., von G. Osterwald. Geschichtliche Wanderungen durch das Weserthal. Von Dr. F. C. Th. Pidenit ꝛc.
Nachrichten vom Mai.
Nekrolog.
Kupferwerke.
Literatur.

Nr. 60.
Bericht von den Arbeiten auf der Akropolis in Athen. — L. Roß.
Das Madrider Museum. — (Beschluß.)
Nachrichten vom Juni.
Versteigerungen.
Ausgrabungen.

Nr. 61.
Nekrolog. — Friedrich Rehberg. — D....r.
Lithographie. — Lewis's Scetches and Drawings of the Alhambra etc.
Nachrichten vom Juni.
Alterthümer und Ausgrabungen.
Bauwerke.
Bildnerei.

Nr. 62.
Ueber die von Creuzer herausgegebenen Marburger Gemmen. — Schreiben von Prof. Dr. Anselm Feuerbach an den Herausgeber.
Wien, 1 Juni.
Nachrichten vom Juni.
Bildnerei.
Gemälde.
Denkmäler.
Ausstellungen.
Museen und Sammlungen.

Nr. 63.
Wien, 1 Juni. — (Beschluß.) Ernst Freih. von Feuchtersleben.
Ueber die von Creuzer herausgegebenen Marburger Gemmen. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom Juni.
Museen und Sammlungen.
Akademien und Vereine.
Literatur.

Nr. 64.
Archäologie. — Mémoire sur les représentations figurées du personnage d'Atlas par M. Raoul-Rochette etc.
Ueber die von Creuzer herausgegebenen Marburger Gemmen. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom Juni.
Numismatik.
Kunstreise.
Technik.
Statistik der Kunst.

Nr. 65.
Archäologie. — Mémoire sur les représentations figurées du personnage d'Atlas etc. — (Beschluß.) Dr. Walz.
Ueber die von Creuzer herausgegebenen Marburger Gemmen. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom Juni.
Persönliches.
Nekrolog.
Lithographische und Kunstwerke.

Nr. 66.
Bemalung und Malerei an antiken Gebäuden und Bildwerken. —
Ueber die von Creuzer herausgegebenen Marburger Gemmen — (Fortsetzung).
Nachrichten vom Juli.
Statistik der Kunst.
Akademien und Vereine.
Kunstausstellungen.
Ausgrabungen.
Literatur.

Nr. 67.
Ueber die von Creuzer herausgegebenen Marburger Gemmen. — (Fortsetzung.)
Bemalung und Malerei an antiken Gebäuden und Bildwerken. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom Juli.
Gemäldeverkauf.
Museen und Sammlungen.
Malerei.
Handzeichnungen.
Kupferstich.
Sculptur.
Denkmäler.
Bauwerke.

Nr. 68.
Bemalung und Malerei an antiken Gebäuden und Bildwerken. — (Fortsetzung.)
Ueber die von Creuzer herausgegebenen Marburger Gemmen. — (Beschluß.)
Nachrichten vom Juli.
Bauwerke.
Medaillenkunde.
Persönliches.
Nekrolog.
Kupferwerke.
Literatur.

Nr. 69.
Kunstgeschichte. — Commentario sopra la vita e le opere di Fra Luca Pacciolo, conosciuto ancora sotto il nome di Luca dal Borgo. — Gaye.
Bemalung und Malerei von antiken Gebäuden und Bildwerken. — (Fortsetzung.)

Nr. 70.
Florenz im Mai 1836.
Literatur. — Rudolph Weigels Kunstkataloge.
Bemalung und Malerei von antiken Gebäuden und Bildwerken. — (Beschluß.)
München. — Stademanns Panorama von Athen.

Nr. 71.
München im Juni 1836.
Die Künstlerfamilie Quaglio.
Archäologie. — Bei der Wiedereröffnung der königl. Antikensammlung zu Dresden im Mai 1836. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte als Einladungsschrift von G. Hase. u. s. w. — Chr. Walz.
Florenz im Mai 1836. — (Beschluß.)

Nr. 72.
Miniaturmalerei. — Colorirte Verzierungen ꝛc. gezeichnet und gestochen von Henry Shaw. ꝛc.
Die Künstlerfamilie Quaglio. — (Beschluß.) Lucanus.

Nr. 73.
Einige Worte zur Erinnerung an Moritz Rugendas.
Sammlungen. — Colleccion litografica de Cuadros del Rey de España etc. que se conservan en Sus Reales Palacios, Museo y Academia de San Fernando etc. —
Nekrolog. — G. F. Haag.
Alterthümer.

Nr. 74.
Einige Worte zur Erinnerung an Moritz Rugendas. — (Beschluß.) — V. A. H.
Sammlungen. — Colleccion litografica de Cuadros del Rey de España etc. — (Beschluß.) Dr. Vogel.

Nr. 75.

Zur nordischen Kunstgeschichte. — Carl Jäger.
Ueber christliche Kunst. — Von Ed. Collow. Zweiter Art.

Nr. 76.

Bericht aus Athen. — L. Roß.
Ueber christliche Kunst. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom August.
Persönliches.
Nekrolog.
Akademien und Vereine.

77.

Zur Kenntniß der Skevothek des Philon im Piräus.
Ueber christliche Kunst. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom August.
Kunstausstellungen.
Museen und Sammlungen.

Nr. 78.

Ueber christliche Kunst. — Dritter Artikel.
Zur Kenntniß der Skevothek des Philon im Piräus. (Beschluß.) — L. Roß.
Nachrichten vom August.
Museen und Sammlungen.
Artistischer Verkehr.
Versteigerung.
Statistik der Kunst.
Bauwerke.
Bildnerei.

Nr. 79.

Düsseldorfer Kunstbericht.
Ueber christliche Kunst. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom August.
Bildnerei.
Denkmäler.

Nr. 80.

Ueber christliche Kunst. — Vierter Artikel.
Düsseldorfer Kunstbericht. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom August.
Denkmäler.
Alterthümer und Ausgrabungen.

Nr. 81.

Düsseldorfer Kunstbericht. — (Fortsetzung.
Ueber christliche Kunst. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom August.
Alterthümer und Ausgrabungen.
Malerei.
Numismatik.
Medaillenkunde.
Kupferstiche, Lithographien, Holzschnitt.
Literatur.

Nr. 82.

Ueber christliche Kunst. — Fünfter Artikel.
Düsseldorfer Kunstbericht. — (Beschluß.) K. S.

Nr. 83.

Kunstgeschichte. — Auf Veranlassung und in Erwiederung von Einwürfen eines Sachkundigen gegen die Schrift: Hans Holbein der jüngere in seinem Verhältniß zum deutschen Formschnittwesen von C. Fr. v. Rumohr. — Sotzmann.
Ueber christliche Kunst. — (Beschluß.)
Nachrichten vom August.
Literatur.

Nr. 84.

Ueber die Bildhauerarbeiten an dem Triumphbogen vor der Barrière de l'Etoile zu Paris.
Bericht von den Arbeiten auf der Akropolis. — L. Roß.
Neue Kupferstiche. — 1) Madonna mit dem Kind auf dem Throne, rechts St. Stephanus, links St. Johannes der Täufer ꝛc., nach Fra Bartolomeo, von M. Steinla. 2) La Vierge au Basrelief. Leon. da Vinci pinx., J. Forster sculps.
Stahlstiche. — 1) Leda. Peint par Leon. da Vinci. Dessiné et gravé par Léroux etc. 2) The city of Venice, drawn by Samuel Prout F. S. A., engraved by Henry le Reux etc.

Nr. 85.

Kunstgeschichte. — Vita di Pietro della Francesca pittore dal Borgo Sansepolcro etc. — Gaye.
Ueber die Bildhauerarbeiten an dem Triumphbogen vor der Barrière de l'Etoile zu Paris. — (Fortsetzung.)
Lithographien. — 1) Leopold Friedrich Franz Nicolaus, Erbprinz zu Anhalt., gez. von Beck, lithogr. von E. Wildt. 2) Friedrich Jakobs, gemalt von Emil Jakobs, lithogr. von J. A. Freymann ꝛc.

Nr. 86.

Mittheilung aus einer unedirten Handschrift von Giovanni Santi, Vater Raffaels.
Aphorismen.

Nr. 87.

Wiederherstellung und Erweiterung der musivischen Glasmalerei in Bayern von 1826 bis 1836.
Mittheilung aus einer unedirten Handschrift von Giovanni Santi, Vater Raffaels. — (Fortsetzung.)
Ueber die Bildhauerarbeiten an dem Triumphbogen vor der Barrière de l'Etoile zu Paris. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom September.
Statistik der Kunst.
Kunstausstellungen.

Nr. 88.

Ueber die Bildhauerarbeiten an dem Triumphbogen vor der Barrière de l'Etoile zu Paris. — (Fortsetzung.)
Mittheilung aus einer unedirten Handschrift von Giovanni Santi, Vater Raffaels. — (Beschluß.) Dr. Gaye.
Nachrichten vom September.
Kunstausstellungen.
Akademien und Vereine.

Nr. 89.

Ueber die Bildhauerarbeiten an dem Triumphbogen vor der Barrière de l'Etoile zu Paris. — (Beschluß.) Eduard Collow.
Nachrichten vom September.
Akademien und Vereine.
Bauwerke.
Sculptur.
Denkmäler.
Medaillenkunde.

Nr. 90.

Kunstgeschichte. — 1) Delle Pitture che adornono la cappella del sagro Cingolo di M. Vergine alla cattedrale di Prato. — 2) Delle Pitture di Fra Filippo Lippi nel Coro della Cattedrale di Prato etc.
Kunstverein in Hannover.
Kunstausstellung in Hamburg.
Nachrichten vom September.
Medaillenkunde.
Ausgrabungen.
Malerei.
Kupferstiche und Lithographien.

Nr. 91.
Ausstellung des Großherzogl. Kunstinstituts zu Weimar.
Kunstgeschichte. — (Beschluß.) — Dr. Gaye.
Nachrichten vom September.
Kupferstiche und Lithographien.
Museen und Sammlungen.

Nr. 92.
Denkmal des Generals von Scharnhorst zu Berlin.
Ausstellung des Großherzoglichen Kunstinstituts zu Weimar. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom September.
Museen und Sammlungen.
Persönliches.
Nekrolog.
Technisches.

Nr. 93.
Ausstellung des Großherzoglichen Kunstinstituts zu Weimar. — (Beschluß.)
Einige Bemerkungen zur Würdigung der Winckelmannschen Formenlehre.
Nachrichten vom September.
Literatur.

Nr. 94.
Einige Bemerkungen zur Würdigung der Winckelmannschen Formenlehre. — (Fortsetzung.)
Ueber die neueste Malerei in Paris. (Bemerkungen zweier Freunde.)
Aphorismen.

Nr. 95.
Ueber die neueste Malerei in Paris. — (Fortsetzung.)
Einige Bemerkungen zur Würdigung der Winckelmannschen Formenlehre. — (Fortsetzung.)
Aphorismen.

Nr. 96.
Einige Bemerkungen zur Würdigung der Winckelmannschen Formenlehre. — (Fortsetzung.)
Ueber die neueste Malerei in Paris. — (Fortsetzung.)

Nr. 97.
Ueber die neueste Malerei in Paris. — (Fortsetzung.)
Einige Bemerkungen zur Würdigung der Winckelmannschen Formenlehre. — (Beschluß.) — er.

Nr. 98.
Das Giebelbild der Glyptothek.
Ueber die neueste Malerei in Paris. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom October.
Persönliches.
Nekrolog.
Bauwerke.
Plastik.

Nr. 99.
Ueber die neueste Malerei in Paris. — (Fortsetzung.)
Ueber den neuerbauten Tempel im englischen Garten bei München.
Nachrichten vom Oktober.
Denkmäler.
Medaillenkunde.

Nr. 100.
Kupferstiche. — Alexanders des Großen Einzug in Babylon, von Bertel Thorwaldsen, gest. von S. Amsler ꝛc. — Die heilige Familie. Raphael Sanzio pinx., Sam. Amsler sculps. etc.
Nachrichten vom October.
Medaillenkunde.
Gemälde und Handzeichnungen.

Nr. 101.
Ueber den neuerbauten Tempel im englischen Garten bei München. — (Beschluß.)
Ueber die neueste Malerei in Paris. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom October.
Glasmalerei.
Kunstausstellungen.
Akademien und Vereine.

Nr. 102.
Lithographie. — 1) Einzug Sr. Majestat des Königs Otto von Griechenland in Nauplia, den 25 Januar 1833. Gemalt von Peter Heß, lithographirt von Fr. Hohn ꝛc. — 2) Die vorzüglichsten Gemälde der königl. Gallerie in Dresden ꝛc., herausgegeben von Hanfstängl.
Ueber die neueste Malerei in Paris. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom October.
Akademien und Vereine.
Museen und Sammlungen.
Ausgrabungen.
Neue Kupferwerke, Kupferstiche, Lithographien ꝛc.
Literatur.

Nr. 103.
Ueber die neueste Malerei in Paris. — (Fortsetzung.)
Nachrichten vom November.
Statistik der Kunst.
Persönliches.
Nekrolog.
Bauwerke.

Nr. 104.
Ueber die neueste Malerei in Paris. — (Beschluß.)
Nachrichten vom November.
Bauwerke.
Bildnerei.
Denkmäler.
Gemmen-Abdrücke.
Malerei.

Zur Nachricht.

Der halbe Jahrgang des Kunstblatts kostet . . . . 3 fl.
Der halbe Jahrgang des Literaturblatts und Kunstblatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, Literaturblatts und Kunstblatts zusammen kostet . 10 fl.

Für diesen Preis können, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamte in Stuttgart, diese Blätter in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, in Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden. Das Kunstblatt erscheint jeden Dienstag und Donnerstag. Briefe und Sendungen erbittet man sich unter der Aufschrift: an die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart, oder an die J. G. Cotta'sche lit. art. Anstalt in München, für die Redaktion des Kunstblatts; oder an Hofrath Schorn in Weimar.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 1.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 5. Januar 1836.

Zur Geschichte der Bildschnitzerei in Deutschland.

Vom Herausgeber.

Eine der fühlbarsten Lücken in der Geschichte der altdeutschen Kunst ist aus der geringen Beachtung der Bildnerei entstanden. Bemerkt man die große Menge von Bildhauerarbeiten in Stein an dem Aeußeren der Kirchen, und die nicht geringe Zahl von Schnitzwerken in Holz und Gußwerken in Metall im Inneren derselben, und vergleicht damit die wenigen Nachrichten, die uns von Künstlern dieser Art übrig geblieben sind, so wird man eben so sehr mit Bewunderung für die Bescheidenheit der Meister erfüllt, die es nur selten für der Mühe werth hielten, ihres Namens Gedächtniß durch Inschriften zu verewigen, als mit Bedauern, daß es nun fast unmöglich geworden ist, solche Lücken auszufüllen und dem Entwicklungsgang dieser Kunst einigermaßen nachzukommen.

Herr Professor Wach in Berlin hat vor zwei Jahren in einem Aufsatz über böhmische Holzskulpturen * auf das Eigenthümliche und Verdienstliche der Bemalung und das Verhältniß der Farbengebung zur Skulptur überhaupt aufmerksam gemacht; auch sind mehrere alte Schnitzwerke in neuerer Zeit restaurirt und beschrieben worden,** doch mehr in monographischer Weise, und es fehlt noch an einer übersichtlichen Zusammenstellung. Vielleicht dürfen wir über die Geschichte dieser Kunst in England, wo die geschnitzten und bemalten Königsbilder in Westminster von ihr zeugen, in einem kürzlich erschienenen Werke Aufklärung hoffen: Historical Sketch of the Art of Skulpture in wood, by Robert Folkstone Williams, welches ich noch nicht erhalten konnte. Die folgenden Bemerkungen habe ich seit vier Jahren gesammelt, da ich in den bayerischen Kirchen, welche an bunten Holzskulpturen reich sind, zuerst auf diesen Kunstzweig aufmerksam wurde. Vielleicht geben sie Freunden der Kunstgeschichte Anlaß zu weiteren Vergleichungen. Ein großer Theil der Gegenstände dieser Kunst in Deutschland ist nicht durch Schönheit anziehend, doch findet man neben vielem Steifen und Mittelmäßigen auch einiges Vortreffliche, wenn man sich erst an die glänzenden Farben gewöhnt hat, die unser Auge, seitdem die Marmorskulpturen häufig geworden sind, oft mehr als billig beleidigen.

Bildhauer in Stein und Bildschnitzer in Holz gehörten bis in das sechzehnte Jahrhundert ganz verschiedenen Zünften an. Die Bildhauer werden zwar von den Steinmetzen öfters gesondert, waren aber mit den Steinmetzen und Maurern in der Bauhütte vereinigt, da an den großen Kirchenarbeiten die Ausführung der architektonischen Glieder und Ornamente mit der Bearbeitung der dazwischen stehenden oder in Relief angebrachten Figuren auf's Genaueste verbunden war. Die Bildschnitzer dagegen wurden, sammt den Malern, Glasern und Kartenmalern, zu der Kramerzunft oder auch zu der Schreinerzunft gerechnet,* welches Leztere insofern schicklich war, als sie bei Errichtung ihrer Werke entweder selbst Tischler seyn oder sich der Tischler bedienen mußten. So nennt sich der berühmte Georg Syrlin in Ulm in einem Verdingbriefe von 1474 Schreiner und Bildschnitzer.** Andererseits arbeiteten die Bildschnitzer nur selten ohne Bei- oder Nachhülfe der Maler, denn mit Ausnahme der Chorstühle,

* Kunstblatt 1833, Nro. 2 ff.

** Mone, Badisches Archiv, 2ter Band S. 13 ff. — Jäger, im Kunstblatt 1829, Nro. 19 ff. 1833 S. 407 ff. — Griesbaber, im Kunstblatt 1833, Nro. 9. und Andere, die ich später erwähnen werde.

* Vergl. Adr. Beier de Collegiis Opificum ed. Struv. Cap. II. §. 3. — Jäger, über die Steinmetzen, Bildschnitzer und Maler Ulms, Kunstblatt 1833, S. 407.

** Jäger, ebendas. S. 410.

deren „geschnitzte Ornamente" fast immer die Naturfarbe des Holzes behielten, sieht man bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nur wenige Schnitzwerke, die nicht eine kunstreiche Bemalung und sorgfältige Vergoldung zeigen.

Hieraus läßt sich schließen, daß die Bildschnitzer nicht bloß durch Zunftvereinigung den Malern weit näher standen, als den Bildhauern und Steinmetzen, sondern auch in Styl und Behandlung ihrer Werke von denselben abhängiger waren, ja wahrscheinlich meist unter ihrer Aufsicht arbeiteten, wenn es sich davon handelte, Kunstwerke, wie Altäre und Bildschreine aufzustellen, an welchen Malerei und Schnitzwerk vereinigt wurden. Nimmt man hinzu, daß wahrscheinlich viele Maler selbst Bildschnitzer waren, wie wir dies auch von Albrecht Dürer wissen, so erklärt sich, warum bei Werken der erwähnten Art immer nur der Maler, nicht aber der Bildschnitzer als Verfertiger genannt wird.

In Italien findet man nur die eigentlichen, in Stein und Metall arbeitenden Bildhauer, wie Donato und Brunellesco, auch nebenbei mit Schnitzwerken in Holz beschäftigt, und bemerkt in allen Werken dieser verschiedenen Materiale den gleichen Styl; die deutschen Bildner dagegen muß man auch dem Style ihrer Werke nach in zwei Klassen sondern: Bildhauer (in Stein), welchen die Bildgießer sich anschlossen, und Bildschnitzer (in Holz).

Die Erstern folgen dem Styl, welcher durch seine Verbindung mit der Architektur charakterisirt ist, als der eigentliche Skulpturstyl angesehen werden muß und in Deutschland früh ausgebildet war. Betrachtet man die Bildwerke am Dom zu Bamberg, so weit sie in die erste Entstehungszeit des Gebäudes gehören, die in der Kirche zu Wechselburg, welche das eben erscheinende Werk der HH. Puttrich und Stieglitz in schönen Abbildungen bekannt macht, * ferner die Skulpturen am Dom zu Naumburg aus dem dreizehnten Jahrhundert, ** die in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von Schonhofer gearbeiteten Figuren an dem schönen Brunnen in Nürnberg, *** die Apostelfiguren am Dom in Köln, † das Grabmal Günthers XXV. in der Liebfrauenkirche zu Arnstadt, * und andere dieser Art, so möchte man der deutschen Bildhauerkunst fast eine frühere Entwickelung als der italienischen zusprechen; unbestreitbar aber bleibt es, daß sie den sogenannten byzantinischen Styl reiner ausgebildet und länger beibehalten hat, als die Italiener.

Das vorzüglichste Werk dieser Art, welches mir bekannt geworden, ist ein Grabdenkmal in rothen Sandstein gebauen im Chor der Stadtkirche zu Wertheim. Es stellt in Hochrelief einen Ritter zwischen zwei schönen Frauen in der Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts dar, welche Zeit ihm auch die Pyramidalform und Verzierung des Giebels, womit es gekrönt ist, anweisen. Es ist ohne Inschrift und Jahrzahl und gilt für das Denkmal des 1530 verstorbenen Grafen Georg von Wertheim, mit seinen beiden schönen und einander ähnlichen Gemahlinnen, von welchen die erste eine Gräfin von Montfort, die zweite eine Freiin von Limpurg war. ** Wäre diese Angabe richtig, so würde dies Denkmal, welches noch ganz in dem sogenannten byzantinischen Skulpturstyl, aber dabei mit größter Anmuth und Zierlichkeit gearbeitet ist, ein Beweis seyn, daß diese Kunstweise sogar bis in's 16te Jahrhundert unter den deutschen Bildhauern und Steinmetzen fortgedauert hat, für welche Annahme jedoch mir bisher keine weiteren Beweise vorgekommen sind.

Betrachtet man dagegen die Werke der Bildschnitzer, so findet man denselben Styl nur bis in die erste Hälfte des 15ten Jahrhunderts. Von hier an zeigt sich ganz deutlich der entschiedene Einfluß der Malerschulen, von welchen nur die kölnische, und die der van Eyck einige Uebereinstimmung mit dem eigentlichen Skulpturstyl behält.

I. Kölnische Schule.

Parallel mit dem Styl der kölnischen Malerschule möchte ich den jener alten, hölzernen Madonnen stellen, welche theils stehend, theils sitzend in alten Kirchen und Tabernakeln gefunden werden. Rundliche Gesichter, ausgebogene Stellung, geschwungene, in reiche Zickzackfalten auslaufende Drapirung, im Ganzen an venezianische und florentinische Marmorfiguren des 14ten Jahrhunderts *** erinnernd, jedoch überladener und minder korrekt. In

* Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen, 1stes Heft. 1835.

** Abgebildet bei Lepsius: Ueber das Alterthum und die Stifter des Doms zu Naumburg und die Statuen im westlichen Chor. Naumburg, 1822. 4.

*** Einige derselben gestochen von Reindl in mehreren Jahrgängen des Frauentaschenbuchs. Nürnberg, bei Schrag.

† Gestochen bei Boisserée, Dom in Köln.

* Vergl. v. Hellbach's Nachricht von der sehr alten Liebfrauenkirche und dem dabei gestandenen Jungfrauenkloster zu Arnstadt. 1828. S. 54. ff. Im Nachtrag S. 15 befindet sich eine Abbildung, die jedoch keinen Begriff von der Schönheit der Ausführung gibt.

** Vergl. Neidhart historische Notizen zu der Lebens- und Regierungsgeschichte des Grafen von Wertheim. Wertheim. 1816. 4.

*** Cicognara, Storia della Scultura I. tav. 31.

vielen Gegenden Deutschlands, in Bayern, Franken, am Rhein und in Sachsen habe ich dergleichen gesehen, aber nicht sorgfältig aufgezeichnet; darum will ich hier nur eine nennen, die sich in der oben erwähnten Liebfrauenkirche von Arnstadt hinter dem Hochaltar befindet. Sie ist stehend und hält das Kind auf dem Arme; beide Köpfchen, auch die eine Hand, sind sehr gut gearbeitet und waren mit natürlicher Farbe bemalt, die Krone und die langen Locken waren vergoldet, der reichgefaltete Mantel versilbert, mit Goldsaum und blauem Futter. Dies Bild war auch nicht mit Oelfarbe, sondern mit Eiweißfarbe bemalt, welche meist schwarz geworden ist, so daß jezt fast allein noch das Silber und Gold zu erkennen sind.

Die Bemalung an solchen allein oder ganz freistehenden Schnitzwerken geschah ohne Zweifel theils um der Dauerhaftigkeit willen, theils zum Ersatz des fehlenden edleren Materials, theils aus Wohlgefallen an der Farbe selbst, wie wir auch bei den gleichzeitigen Italienern die Neigung finden, die Schönheit des weißen Marmors, den sie bearbeiteten, noch durch Gold und farbigen Anstrich zu erhöhen. Jedoch verlor sich bei ihnen diese Neigung zum Theil, da sie anfingen, mehr in Erz zu arbeiten, und erhielt sich zulezt nur in den Terracotten der Familie della Robbia, des Guido Mazzoni von Modena und einiger wenigen andern Meistern.

In deutschen Landen dagegen vereinigte sich die Kunst des Bildschnitzers und Malers hauptsächlich zur Fertigung der Bildschreine oder Flügelaltäre, die zwar in Italien während des vierzehnten und noch zum Theil während des fünfzehnten Jahrhunderts ebenfalls gewöhnlich waren, jedoch meist nur aus Gemälden bestanden, da man, wie in S. Giovanni zu Florenz, und in S. Jacopo zu Pistoja, Bildwerke für den Altar lieber aus Silber mit Vergoldung und Email geschmückt, als aus vergoldetem und bemaltem Holz fertigte. In Deutschland war man an wenigen Orten so reich, um ähnlichen Aufwand zu bestreiten, und so gewährten die Holzbilder mit ihren vergoldeten Gewändern einigen Ersatz, während sie durch Bemalung der übrigen Theile sich zugleich an die Malereien anschlossen, mit welchen man die Flügel der Altäre zum Behuf der verschiedenen Feste oft doppelt und dreifach verzierte.

Schon in der altkölnischen Schule waren diese Altäre mit geschnizten Mittelbildern und bemalten Flügeln gewöhnlich. So ist der große Altar aus der Kirche der heiligen Clara, jezt in einer der Kapellen des Doms zu Köln, in der Mitte mit geschnizten und bemalten Figuren, die in vergoldeten Nischen stehen, und nur auf den Flügeln mit Gemälden verziert.* Die Gemälde-Tafeln mit den Aposteln auf Goldgrund aus der Benediktinerabtei zu Heisterbach bei Bonn, in der ehemaligen Boisserée'schen, jezt königlich Bayerischen Sammlung, welche dem Meister des kölnischen Dombildes zugeschrieben werden, sind nur Abbildungen von ähnlichen Schnitzfiguren, und vielleicht war das verloren gegangene Mittelbild ebenfalls ein Schnitzwerk.

(Die Fortsezung folgt.)

* Passavant, Kunstreise in England und Belgien S. 407.

Kunstausstellung in München.

(Fortsezung von Nro. 100 d. v. J.)

Wir kommen nun in unserm Bericht an die Werke der Maler und beginnen mit den in den Sälen der Akademie aufgestellten.

Obschon, wie erwähnt, der Gemälde nur wenige waren, hatte man sie doch sehr dicht neben und übereinander gehängt, auch nicht nach Inhalt oder Werth gesondert, ja man hatte sogar Kartons neben Skulpturen, Oelgemälde neben Kartons gehängt. Die Beweggründe dieses Verfahrens, die es wohl rechtfertigen, nicht kennend, sind wir der Ansicht, daß möglichst weite Vertheilung im Raum (schon des Andrangs der schauenden Menge wegen), Sonderung nach dem Inhalt, so viel es thunlich, aber vorzüglich Sonderung nach der Form für öffentliche Ausstellungen zweckgemäßer seyn dürfte, und sehen daher mit Vergnügen der Ausführung eines vom König angeordneten Baues, der Glyptothek gegenüber, nur für Kunstausstellungen bestimmt und nach den angegebenen Rücksichten konstruirt, entgegen.

Eine einzige Ausnahme in dieser Beziehung machte das große Bild von Peter Heß, dem ein eigenes Zimmer eingeräumt worden war; es stand im besten Licht, und war durch Barrieren und Draperien und sonst auf alle Weise ausgezeichnet. Seine Höhe beträgt 10', seine Breite 13'. Der Gegenstand des Gemäldes ist „die Ankunft des Königs Otto in Griechenland" (Nauplia), und ist der Künstler behufs desselben im Auftrag des Königs von Bayern Augenzeuge des Moments gewesen; wir haben also gewissermaßen ein historisches Dokument vor uns. Der weite, blaue Himmel mit seinen aufgethürmten weißen Wolken zeigt die Mittagstunde; in tiefblauem Schimmer glänzen die Gebirge und legen sich wie ein Kranz um die Stadt und Veste Nauplia und um das in noch tieferm Blau ruhig leuchtende Meer. Dort erhebt sich der Mastenwald der Kriegs- und Handelsschiffe vieler Nationen, und der Dampf der Kanonen, in den sich ihre Kiele hüllen, die wehenden Flaggen, die flatternden Wimpel zeigen, welche Theilnahme sie an dem Ereignisse nehmen, das vor unsern Augen vorgeht. Auch von dem Fort aus, das rechts im Meere liegt, wird mit Kanonensalven gegrüßt, und viele Boote mit bunten

Ruderern kreuzen im Golf. Aus der etwa eine Viertelstunde entfernten Stadt, in deren offenes Thor man sieht, und die durch ihre Häuser mit übergebauten Stockwerken und ziemlich hohen Dächern eher an Deutschland und den Rhein, als an das alte Hellas erinnert, zieht das Volk und in Prozession die Geistlichkeit. Das Thor (von ganz moderner Bauart), mit Kränzen und Blumen geschmückt, dient einer Gruppe griechischer Männer und Frauen als Loge.

Sonderbar genug nimmt sich in dem Gedränge des griechischen Volks am Thor die bayrische Schildwacht aus. Von der Straße aus, die dahin führt, theilt sich die Menge, wie sie kann, nach beiden Seiten, links einen Fels mit vielen einzelnen Vorsprüngen erklimmend, rechts kleine Erhöhungen am Ufer suchend. Sehr lustig ist der Jammer einer englischen Gesellschaft von Master, Mistreß, Misses und Bedienten, die, alle an einander hängend, in der Doppelangst vor dem nahenden Reiterzug und dem verfehlten Moment, ihren vielleicht nicht ganz comfortablen Platz verlassend durch den dichtesten Staub nach der anderen Seite springen, wo man schlechterdings gar kein Plätzchen für sie sieht. Ueberall wehen Fahnen aus dem Gedränge. Rechts vom Weg auf einem Holzstoß sitzt und hockt eine Gruppe von älteren und jüngeren Griechen, bei denen auch Geistliche sich befinden. Sie schwenken ihre Mützen, winken mit dem Oelzweig oder sehen in großer Gemüthsruhe dem Schauspiel zu, ja Einigen sieht sogar das Mißvergnügen aus den Augen. Rechts davon, näher der Küste, hebt sich eine Gruppe ländlicher Frauen auf Maulthieren hervor. Freundlich, obschon ohne ausgezeichnete Theilnahme schauen sie nach der vorderen Scene und interessiren uns durch ihren originellen Kopfputz, die große Rosette, das seidene Tuch und die Flechten darüber, und durch eine Gesichtsbildung, in welcher wir deutlich die Vorbilder altbyzantinischer Madonnen mit den großen dunkeln Augen, schwarzen Augenwimpern und scharf geschnittenen Brauen, langen feinen Nasen und markirtem Knochenbau wieder erkennen. Auf der linken Seite der Straße, hart an steil aufsteigenden Felsen fast im Vorgrunde, steht ein Brunnen, dessen Seitenwände von großen Quadern aufgemauert sind; ringsum sprossen starke Cactusgebüsche hervor, zwischen denen man mehrere ältere Griechen gelagert sieht. Auf der Platte des Brunnens sitzen griechische Frauen edeln Standes, eine reizende Gruppe, der Hauptschmuck des ganzen Bildes. Die angenehme Nachlässigkeit, in welcher sie sich gewissermaßen hingeworfen, kontrastirt gut mit dem Reichthum und dem Glanz ihrer Bekleidung, die, namentlich in Bezug auf den Kopfputz, ganz in's Phantastische übergeht. Bald schmücken Kränze das Haar, bald einzelne Blumen, bald wallt es — unter silbergestickten Sammtkäppchen hervor und über Nacken, Schulter und Rücken, bald legt es sich in dicken Flechten über seidene Tücher mit künstlichen Schleifen gebunden. Alle Stoffe, Pelz und Seide, Sammt und Stickereien in Gold und Silber — dienen zur Bekleidung und erhöhen das Festliche des Moments. Die Gesichtsbildungen dieser Frauen, obschon, wie man sich auszudrücken pflegt, ganz regelmäßig, haben doch einen so bestimmten volksthümlichen Zuschnitt, daß eine fränkische schöne Dame unter ihnen, wiewohl sie sich mit einigen griechischen Flechten geschmückt, doch scharf von denselben sich unterscheidet. Das Hauptmerkmal bleibt immer Einfachheit und Schärfe der Formen, und im Ausdruck große äußere Ruhe bei offenbarer innerer Gluth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Galerien.

Paris. Zu den Gemälden, die in neuester Zeit im Luxembourg angebracht worden sind, gehören Alaux Kampf der Centauren und Lapithen, Beaume's lezte Augenblicke der großen Dauphine, Schwiegertochter Ludwigs XIV., in Versailles 1690 gestorben, und, von demselben Maler, Anna von Oesterreich im Kloster Val de Grace, ein Gemälde, welches bei der lezten Ausstellung dem hiesigen Publikum bekannt wurde; ferner eine Ansicht aus Italien von Bidault, Philottet auf der Insel Lemnos ausgesezt, von Fubre, Straße in Tyrol bei Inspruck von Gué, Lara von Jollivet, Ansicht von Crevola, Ansicht von Bacharach von Renoux, sämmtlich von der Ausstellung von 1833.

Metallguß.

Paris. Von dem Pantheon wird jezt die große vergoldete Kugel abgenommen, auf welcher das Kreuz stand, als das Gebäude zu religiösen Zwecken diente. Die Kugel soll jezt ein höheres Fußgestell bekommen und auf derselben der so eben im Guß vollendete Genius Frankreichs aufgestellt werden.

Ausgrabungen.

Athen. Unfern der Pnyx ist auf Veranstaltung des Fürsten Maurokordato bei einer Substruktion, auf der noch heutigen Tages schwangere Frauen durch Vollziehung gewisser Gebräuche (namentlich des Herabrutschens auf einer in den Fels gehauenen Rinne) sich einer glücklichen Entbindung zu versichern glaubten, nachgegraben und der Fußboden eines Tempels mit einer Inschrift aufgedeckt worden, aus der sich ergibt, daß dort der Tempel der Eileithyia (der griechischen Juno Lucina) gestanden habe.

Persönliches.

Paris. Die hiesige Malerin Madame Fourmont, welche im vorigen Jahre nach Ham berufen wurde, um dort die Porträts des Fürsten und der Fürstin v. Polignac zu malen, ist gegenwärtig als Porträtmalerin am meisten in Ruf, und ihr Atelier wird von Vornehmen nicht leer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 2.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 7. Januar 1836.

Zur Geschichte der Bildschnitzerei in Deutschland.

(Fortsetzung.)

II. Schule der van Eyck.

Das Hauptwerk der kölnischen Schule, das eben erwähnte Dombild mit der Anbetung der heiligen drei Könige, der heiligen Ursula und dem heiligen Gereon, besteht jedoch ganz aus Gemälden und ist ohne Schnitzwerk. Eben so gehört das große Altarbild der Gebrüder van Eyck in Gent in seinen vielfachen Theilen und mit all seiner Pracht und Köstlichkeit allein der Malerei an; und überhaupt ist mir weder von Johann van Eyck, noch von irgend einem seiner niederländischen Schüler ein Altar bekannt, an welchem auch nur ein kleiner Theil dem Bildschnitzer überlassen wäre. Hier ist die Malerei völlig an die Stelle der Skulptur getreten.

Daß aber zu derselben Zeit in jenen Gegenden die Bildschnitzerei fortgeübt und mit Bemalung verbunden wurde, erweist sich durch die Arbeiten solcher Künstler selbst im Auslande. Noch vorhandene bemalte Schnitzwerke im Dom und in San Franzesko zu Ferrara wurden von zwei Brabantern verfertigt, die sich durch die Inschrift bezeichneten:

Hoc opus fecerunt duo Alemanni de partibus Brabantiae Henricus et Guillelmus 1433.

Diese Bildwerke zeichnen sich durch etwas magere Formen und eine frappante Lebendigkeit aus; eine bestimmte Aehnlichkeit mit der Eyckschen Schule ist mir darin nicht aufgefallen.

Und wie eifrig die Bildschnitzerei in den Niederlanden fortgeübt wurde, beweisen die vielen geschnitzten Kanzeln in den dortigen Kirchen, die bis tief in's siebzehnte Jahrhundert herabgehen.

Bei jener scheinbaren Entfernung der Eyckschen Schule von der Holzbildnerei jedoch ist es um so merkwürdiger, daß ihr Styl sich in dem eigentlichen und besonders im südlichen Deutschland nicht bloß in Gemälden, sondern auch in Schnitzwerken fortgepflanzt zeigt.

In der Stadtkirche zu St. Jakob in Rothenburg an der Tauber sieht man den Hochaltar zu St. Jakob oder den zwölf Boten. Von diesem merkwürdigen Werke sagt Winterbach in seiner Geschichte von Rothenburg: „Der Altar zu St. Jakob wurde 1388 von Toppler gestiftet, 1449 von Wohlgemuth renovirt, welcher die herrlichen zwölf Apostelköpfe unter den Flügelthüren malte. Letztere wurden erst 1466 verfertigt und von dem aus der altdeutschen Schule gleichberühmten Maler Friedrich Herlen die sehr merkwürdigen acht Altarblätter im Inneren gemalt. Nachdem er dadurch seinen hiesigen Bürgerstand verewigt hatte, zog er nach Nördlingen und erhielt dort sogleich das Bürgerrecht. Auf den Flügeln des Altars im Chore steht:

Bis duo C. quoque
Sexagintaquesex
quoque mille,
Hic chorus albatus
super altari fibulatus.

Oberhalb dieser Schrift steht:

„Dies Werk hat gemacht Friedrich Herlen, Maler 1466."

Die Inschriften sind richtig, dagegen scheint mir die Theilnahme Wohlgemuths an dem Werke zu bezweifeln, und über die Verfertigung des Haupttheils, nämlich der Schnitzwerke, ist gar keine Nachweisung gegeben.

Die Altarstaffel zeigt dreizehn in Oel gemalte Halbfiguren: in der Mitte Christus mit der Weltkugel; zu seiner Rechten (und von ihm anfangend) Petrus, Jakobus major, Philippus, Bartholomäus, Simon und Matthias, zu seiner Linken (eben so) Johannes, Andreas, Thomas, Jakobus minor, Matthäus und Judas Thaddäus. Diese Apostel sind paarweise zwischen gothische Thürmchen eingeschlossen, die auf einer grau in grau

gemalten Balustrade ruhen, welche den Figuren zur Brüstung dient.

Ueber dieser 3' hohen Staffel erhebt sich ein Schrein, in welchem sechs in Holz geschnitzte Figuren in halber Lebensgröße bemalt und vergoldet unter reichem gothischem und vergoldetem Thurmwerke stehen. In der Mitte ragt das Kreuz empor, an welchem der Gekreuzigte von vier kleinen Engelchen umschwebt wird. Zu beiden Seiten des Kreuzesstammes stehen rechts Maria und links Johannes; von Maria rechts der h. Jakobus und Maria Magdalena, von Johannes links ein Bischof und der h. Antonius. Der Grund, vor welchem diese Figuren stehen, ist tapetenartig vergoldet. Die Krönung des Altars bildet ein geschnizter Baldachin, unter welchem der gegeißelte Christus in kleinerer Figur, ebenfalls in Holz geschnizt und bemalt, zu sehen ist.

Dieser Bildschrein wird von zwei Flügeln geschlossen, die auf der inneren und äußeren Seite bemalt sind. Aber nur die Gemälde der inneren Seiten haben sich erhalten und sind im Jahr 1819 von dem Maler Rottermund wieder hergestellt worden; die äußern Seiten der Flügel wurden in dem vorigen Jahrhundert von unbekannter Hand schlecht übermalt, und nur an den beiden oberen Abtheilungen derselben sieht man die von dem ursprünglichen Meister hier angebrachte Ansicht von Rothenburg noch erhalten.

Die aufgeschlagenen Flügel zeigen jeder 4 Abtheilungen von Gemälden, welche die Geschichte der Maria enthalten; der zur Rechten (vom Altar aus) die Verkündigung, Heimsuchung, Geburt und Beschneidung Christi; der zur Linken die Anbetung der Könige, Darstellung im Tempel, und in den zwei untern Abtheilungen den Tod der Maria.

An der Rückseite des Altars ist das jüngste Gericht gemalt, oben Christus zwischen Maria und Johannes, unten rechts das Paradies und links die Hölle. Darunter das Abendmahl und die Fußwaschung. Diese Bilder der Rückseite sind aber von Schülerhand und erloschen.

Vergleicht man die Apostelköpfe an der Vorderseite der Altarstaffel mit den innern Gemälden der Flügelthüren, so muß man zunächst an der Richtigkeit der Angabe zweifeln, daß die erstern von Wohlgemuth seyen. Denn sie sind ganz in derselben Art, wie die Flügelbilder, nur, wie dies gewöhnlich war, minder ausgeführt und mit keckerem Pinsel gemalt. Es sind gut gezeichnete, voll und kräftig gehaltene Köpfe, ohne irgend eine Spur von den magern und scharfen Physiognomien des Wohlgemuth; auch die Farbenbehandlung ist körperhafter und kühner.

Welcher Schule diese Behandlung angehört, zeigen die Flügelbilder ganz deutlich, denn in Auffassung der Gegenstände, so wie in Zeichnung, Gruppirung, Charakteren und Kostümen, und ganz besonders in Farbenbehandlung und Ausführung ist überall die Schule des van Eyck sichtbar. Fast keine Schule hat die Motive ihrer Darstellungen so unverändert und oft wiederholt, als diese. So finden wir hier in der Verkündigung ganz das Motiv aus dem bekannten ehemaligen Boisserée'schen Flügelbild der Anbetung der Könige; der Engel, die Jungfrau, das Bett, sind ganz dieselben. Statt der Lilie blühen aber Anemonen und Rosen in einem bunten Topf, und so hat der Schüler eines der zartesten Motive außer Acht gelassen. Daneben öffnet sich die Aussicht auf eine Landschaft, die Luft ist Goldgrund.

In der Heimsuchung sieht man hinter Maria den heiligen Joseph in dem bei van Eyck gewöhnlichen rothen Gewand, mit unbedecktem Haupt, eine Flasche an der Hand und an einem Krückenstocke gehend.

In der Geburt Christi stimmt die Anordnung sehr auffallend mit dem großen ehemaligen Boisserée'schen Bild der heiligen drei Könige von Hemling überein. Maria kniet vor dem sehr kleinen Kinde, welches zwei kleine Engel verehren; gegenüber steht Joseph, das Licht haltend, und im Hintergrunde kommen die Hirten herbei.

Das Bild der Beschneidung hat mehr Steifes und Ungeschicktes in der Anordnung; der breite Mann, der das Kind hält, scheint Porträt zu seyn, daneben erscheint aber wieder Joseph mit dem Licht, und das grün gekleidete Mädchen mit weißem, turbanartigem Kopfputz aus van Eycks Darstellung im Tempel.

Aus dem zu ihr gehörigen Mittelbilde ist das Motiv zur Anbetung der Könige genommen, noch mehr aber die Darstellung im Tempel, in welcher die Architektur, die Gestalt der Maria und des grüngekleideten Mädchens, ja selbst mehrere Köpfe der Nebenfiguren große Aehnlichkeit mit dem andern Flügel des van Eyckschen Werkes haben. Dieses Bild hat allein keinen Goldgrund.

Der Tod der Maria in den beiden untern Abtheilungen ist so geordnet, daß das Sterbelager der Jungfrau mit einigen sie umgebenden Aposteln, einem Mädchen, das am Bett kniet, zwei knieenden Engeln, die ein Buch halten, und dem Heiland, welcher mit der Weltkugel erscheint auf der rechten Seite, die übrigen Apostel aber in der linken Abtheilung zusammengestellt sind.

Alle diese Bilder sind mit einer derben Praktik behandelt, in welcher sich ein Grad von Meisterschaft zeigt, wie er nur in guter Schule erworben werden kann; es ist weder die Feinheit der Auffassung, noch die Zartheit der Behandlung wie bei van Eyck und seinen niederländischen Schülern, sondern mehr etwas Handwerksmäßiges, doch Sicheres und Treues in Anlage und Machwerk.

Desto überraschender und fast räthselhaft ist die hohe Vortrefflichkeit der im Innern stehenden geschnizten Figuren. Von deutschen Holzbildwerken dieser Zeit ist mir keines vorgekommen, das an Vortrefflichkeit der Erfindung,

korrekter und großartiger Behandlung der Formen, einfacher und schöner Gewandung, und was noch mehr ist, an sicherer Charakteristik und edler Haltung der Figuren diesen gleichzusetzen wäre. Auch hier, in Physiognomien, Kostümen, Gewandwurf und Bemalung, ist die Schule des van Eyck deutlich zu erkennen; aber man sieht sie gereinigt von der in Gemälden noch häufig bemerklichen Magerkeit und ängstlichen Bewegung der Gestalten, und gleichsam zur vollen Kraft und Freiheit und zu jener edeln Schönheit gelangt, die man nur in den obern Flügeln des Genter Altarbildes findet. Es ist die edle Auffassung des Lebens, welche von der Ansicht ausgeht, daß wer durch Tugend und Frömmigkeit sich die innere Ruhe erworben, der Gemeinschaft mit Gott würdig sey, welche deßhalb die fromme Stille des Gemüths und ernste Haltung des Charakters den leidenschaftlichen Bewegungen vorzieht, und die ruhige Flamme der Andacht höher achtet, als eine weltliche affektvolle Begeisterung. Diese Seelenruhe und innere Festigkeit drückt sich ganz unverkennbar auf den entschiedenen und dennoch milden Physiognomien aus, während der Glanz der Geschmeide und die Pracht der Gewänder für solche Hoheit der Seele nur eine geziemende und würdige Umgebung bilden.

Ist nun Herlen selbst der Verfertiger dieser Figuren gewesen? Oder hat mit ihm ein Bildschnitzer gearbeitet, der ebenfalls in den Niederlanden studirt und in seiner Kunst eine noch größere Vollkommenheit erreicht hat? Hierüber läßt uns die Geschichte ganz im Dunkeln. Keine Angabe erwähnt des Bildschnitzers; ja eine handschriftliche Nachricht, die sich in den Händen des Kirchners befindet, gibt sogar den Friedrich Herlen als Verfertiger des Altars an, und schreibt die Gemälde auf den Flügeln und an der Staffel dem Bartholomäus Zeitblom aus Ulm zu, welche Angabe die an den Flügeln erhaltene und unbezweifelt echte Inschrift sattsam widerlegt: „Dies Werk hat gemacht Friedrich Herlen, Maler 1466.“ Der Ausdruck „Werk“, den der Meister hier gebraucht, scheint allerdings anzudeuten, daß er sich als Verfertiger des Ganzen habe bezeichnen wollen.

Unbezweifelt von ihm ist die Bemalung, welche in der Ausführung der Köpfe, in der Verzierung der Gewänder, ja selbst in den tapetenartigen Ornamenten des Grundes dieselbe Hand wie die Flügelbilder verräth.

Man würde sehr irren, wenn man in dieser Bemalung der Schnitzwerke einen bloßen Anstrich sehen wollte; sie ist vielmehr in gleicher Weise und mit nicht geringerer Sorgfalt vollendet, wie die Gemälde, und die dabei angewandte Technik ist ganz dieselbe. Wenn die Schnitzarbeit vollendet war, so wurde das Lindenholz, dessen man sich gewöhnlich bediente, mit einem Kreidegrund überzogen und auf diesem arbeitete der Maler mit seinen Oelfarben, indem er die nämlichen Fleischtinten anbrachte wie im Gemälde, nur ohne Schattentöne; wo aber irgend ein Theil einer stärkeren Wirkung bedurfte, als er durch die Ausladung erhielt, die ihm der Bildschnitzer gegeben hatte, half er mit Schattenstrichen nach. Nicht bloß die Augensterne und der Glanz in den Augen, auch das Röthliche in den Augenwinkeln ist auf's Genaueste angegeben, und der Wechsel des Roths an Nase, Wange und Kinn durchaus naturgemäß. Daher kommt es, daß diese bemalten Gesichter an sich schon nicht das Starre und Widerliche haben, wodurch die Wachsfiguren so abschreckend sind, sie kommen aber auch dem lebendigen Ausdrucke und der Bezeichnung der Empfindung fast so nahe, wie die Gemälde, mit welchen sie durch die Farbengebung in größere Uebereinstimmung treten, als der einfarbigen Skulptur möglich wäre.* Noch milder aber wird die Wirkung dadurch, daß sie von so vieler prachtvoller Vergoldung umgeben sind. Durch diese Vergoldung ganzer Gewandmassen und vieler Ornamente wurden solche Figuren über die natürliche Wahrheit hinaus zu einer Kostbarkeit der Erscheinung erhoben, die jeden Vergleich mit der lebendigen Wirklichkeit beseitigte und nur in dem Glanz und Schimmer der farbigen Glasfenster eine harmonische Begleitung fand.

Es wäre nun eine Vergleichung sämmtlicher Werke von Herlen nöthig, um nachzuweisen, ob er noch andere, eben so vortreffliche Skulpturwerke verfertigt oder besorgt hat; diese vermag ich aber nicht anzustellen, da ich bei weitem nicht alles Hieheragehörige gesehen habe. Bedeutend für diesen Zweck ist der Hochaltar in der Hauptkirche zu Nördlingen, an welchem sich fünf geschnizte und bemalte Figuren in Lebensgröße befinden, von welchen die mittelste, ein Christus am Kreuz, für ein Werk des Michel Angelo gilt, aber offenbar mit den daneben stehenden, Maria, Johannes, Magdalena und St. Georg, von derselben Hand ist. Die Rückseite dieses Altars ist von Herlen mit acht Bildern bemalt, welche eben so wie die in Rothenburg an die Werke des van Eyck erinnern. Sie stellen den englischen Gruß, die Heimsuchung, Anbetung der Könige, Darbringung im Tempel, Anbetung der Hirten, Beschneidung, Flucht nach Aegypten, und Christus als Knaben unter den Schriftgelehrten dar. Der Maler ist in diesen Gemälden völlig derselbe geblieben; die sehr manierirt gearbeiteten Schnitzbilder dagegen verrathen einen viel tiefer stehenden Geist und eine ganz andere Hand, wie jene von Rothenburg, es

* Sehr sinnig hat Hr. Prof. Wach in den schon erwähnten Bemerkungen über Holzskulptur mit farbiger Ausmalung (Kunstblatt 1833. Nr. 2 ff.) die innern Gründe dieser Tendenz zum Malerischen entwickelt, auf welche ich hier verweise.

mangelt ihnen gänzlich der Ausdruck edler Schönheit, und eben so fehlt ihnen die verständige Anwendung der Massen und die schöne Faltung der Gewänder. Daher darf man wohl des Meisters Herlen Theilnahme an diesen Werken in Abrede stellen, ja es wäre möglich, daß sie ursprünglich gar nicht zu seinen Gemälden gehört hätten. Dafür kann ich zwar keinen Beweis beibringen, doch wurde es mir beim Anblick des Altars wahrscheinlich, da die ganze Architektur desselben modern ist.*

An den Gemälden findet sich weder Jahrzahl noch Name; in derselben Kirche aber sieht man ein anderes großes Gemälde, eine thronende Maria, von dem heiligen Joseph und der heiligen Helena umgeben, mit den Bildnißfiguren des Malers und seiner Familie; auf den Flügeln Christi Geburt und Christus als Knabe im Tempel. Auf diesem Bilde findet sich das Monogramm ** mit der Inschrift: Fritz Herlen, Maller 1488, welche Jahrzahl mit lateinischen Lettern am Rahmen des Mittelbildes wiederholt ist. Jene Rückseite des Hauptaltars ist wohl in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Nördlingen für die erst im Jahr 1474 vollendete Kirche gearbeitet, und das eben erwähnte Votivbild darf man ohne Zweifel als eine fromme Stiftung von ihm für das Gebäude betrachten, an dessen Auszierung er noch weiteren Antheil gehabt haben mag. 1472 malte er den Hochaltar für die Kirche zu Bopfingen, von dem ich jedoch nicht weiß, ob sich daran Schnitzwerk befindet.

Als Herlen im Jahr 1467 nach Nördlingen zog, wurde bei seiner steuerfreien Aufnahme in das dortige Bürgerbuch eingetragen: „Friedrich Herlen Maler, der mit niederländischer Arbeit umgehen kann.“ Dies allein würde schon beweisen, was sich aus dem Anblick der Gemälde ergibt, daß er zu van Eycks Schule gehört; ob aber unter „niederländischer Arbeit“ zugleich auch das Bildschnitzen begriffen sey, müssen wir dahin gestellt seyn lassen.

Die Weise des van Eyck scheint nicht bloß in Schwaben, sondern auch in Bayern durch Künstler verbreitet worden zu seyn, die nach den Niederlanden gewandert waren und den dortigen Kunstgebrauch nach Deutschland herüber brachten. Wenigstens scheint dies aus Gemälden zu erhellen, die sich noch häufig in Dorfkirchen der bayerischen Voralpen finden, und bei roherer Behandlung doch Motive und Kostüme aus der Eyck'schen Schule zeigen. Mehr Eigenthümlichkeit verrathen die ebenfalls daselbst häufigen bemalten Holzfiguren; sie sind mehr von schlanken Formen und einer reichen oder auch feinen, in's Zierliche gehenden Ausführung, z. B. eine Madonna und Apostelfiguren, welche sich in der Kapelle der Blutenburg unweit München befinden; ein Kopf Johannis des Täufers in der kleinen Kirche von Pullach an der Isar, wo noch mehrere Proben sehr alter und roher Schnitzbilderei vorhanden sind; eine heilige Anna in der Kapelle zu Walkstadt unweit des Würmsees u. a. Ebenfalls an van Eyck erinnernd, doch etwas näher der Weise des Wohlgemuth, schien mir ein Altar mit zwei Flügeln in der Stiftskirche zu Straubing, in dessen Schrein fünf lebensgroße Schnitzbilder mit reich vergoldeten und versilberten Gewändern stehen: Maria auf dem Halbmond mit dem Kinde, das einen Vogel hält, umgeben von St. Jakobus, St. Magdalena, St. Georg und dem heiligen Antonius. An den Flügeln sind Gemälde, innen die Auferstehung Christi und Mariä Krönung, außen die Anbetung der Könige und Christi Himmelfahrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Beischlag, Nördlingische Geschlechts-Historie, 1803, Th. 2, 229, und nach ihm Fiorillo, Geschichte der zeichn. Künste in Deutschland 1, 552, führen die Altarfiguren zwar als ein im Jahr 1462 verfertigtes Werk unseres Herlen an; der Umstand aber, daß Herlen erst 1467 nach Nördlingen zog, läßt einen Irrthum vermuthen.

** Brulliot, Dictionn. Part. I. no. 1921.

Ausstellung.

Madrid. Von der diesjährigen Gemäldeausstellung ließen sich bei dem bewegten Zustande des Landes keine großen Erwartungen hegen. Außer den beiden von der Königin selbst angefertigten Kopieen von Bildern von Correggio und Sassoferrato, bemerkte man indeß mehrere Originale von Maffei; ein Porträt von Velasco; ein Bild von Kuny, den Schwur der Königin im Kloster San Geronimo vorstellend; den ersten Schwur des Prinzen von Asturien von Rivera; ein treffliches Seestück von dem jungen Maler Villamil; die innere Ansicht der Kathedrale von Sevilla am Corpus-Christi-Feste von demselben; ein Porträt von V. Lopez, und die Beraubung einer Kutsche am Fuße eines gothischen Thurmes, ebenfalls von Villamil. Von dem Hofmaler D. F. Madrazo waren zwei Bilder da, die Schlacht von Cerignola und die Einnahme von Breda. D. V. Lopez hat ein Bild des Bischofs von Cordova geliefert, San Roman ein Bild: griechische Frauen, die mit einem Widder spielen; Tejeo einen Kampf der Centauren und Lapithen; Esquivel die Jungfrau del Rosario; Cavanna ein Bild des berühmten Stierkämpfers Montes. Der Bericht in der Revista über die Ausstellung ist von Hrn. Angelo Saavedra abgefaßt.

Kunstverein.

Berlin. Das zehnte jährliche Stiftungsfest des Vereins der jüngeren Künstler, welcher unter der Leitung der Hrn. Bönisch, Strack und Holbein am 7. Nov. begangen ward, zeichnete sich durch eine Reihe transparenter humoristischer Bilder aus, die wahrscheinlich durch Stich oder Steindruck auch denjenigen zugänglich gemacht werden welche an dem Feste keinen Theil nehmen konnten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 3.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 12. Januar 1836.

Zur Geschichte der Bildschnitzerei in Deutschland.

(Fortsetzung.)

III. Wohlgemuth und seine Schule.

Auf das nördliche Deutschland scheint nach der Kölnischen Schule die des Nürnbergischen Malers Michael Wohlgemuth hauptsächlich eingewirkt zu haben. Wohlgemuth steht zwischen den Kölnern und Niederländern ungefähr in derselben Mitte, wie der Kölnische Meister, welcher aus der ehemaligen Boisserée'schen Sammlung unter dem Namen Israel von Meckenem bekannt ist, und sonst auch der Meister der Lieversberger Passion genannt wird. Wohlgemuth hat noch den häufigen Gebrauch der goldenen Lüfte und der tellerförmigen Glorien, zeichnet seine Figuren mit schmalen Schultern, etwas verdreht um die Hüften, die Gesichter rundlich, mit stark ausgeladenen Wangenknochen, feinen Nasen und Augen und kleinem Munde, worin er etwas Ideales sucht und fast bis zur Manier geht. Dies Alles ist Modifikation der Kölnischen Schule. Er malt jedoch in Oel, und hat eine große Anzahl von Motiven und Costümen, und besonders den Gewandwurf aus der Schule der van Eyck, die er indeß weder an Geschick der Komposition, noch an Richtigkeit der Zeichnung und Kraft der Färbung erreicht. Was ihn aber hauptsächlich von beiden unterscheidet, ist der grelle Uebergang von wahrhaft edler und oft zarter Schönheit zu karrikirter Häßlichkeit. Während in der Kölnischen Schule durchgängig eine gewisse Idealität herrscht, bei van Eyck und seinen nächsten Schülern die Charaktere zwar bildnißartig genommen, aber edel gehalten und die Abstufungen vom Mehr- zum Minderschönen mit Freiheit gewählt sind: sehen wir in Wohlgemuths Werken immer einen Gegensatz zwischen fast abstrakter Schönheit und den widerlichsten Erscheinungen der Wirklichkeit. Seine Madonnen und heilige Familien sind von hoher Anmuth, seine Kriegsknechte und Juden dagegen abschreckende Mißbildungen. Schienen ihm die heiligen Personen allein der Schönheit würdig und glaubte er die Sündigen und Verworfenen als von der Natur durch Häßlichkeit gezeichnet darstellen zu müssen? Gewiß ist dieser grelle Gegensatz aus einer Maxime zu erklären; die Befreundung mit so übertriebener Häßlichkeit aber hängt wohl mit dem satyrischen Humor zusammen, der von der Mitte des fünfzehnten bis zum Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts in Nürnberg und fast ganz Deutschland einheimisch war, und sich von Hans Volz und Joh. Rosenblut bis auf Joh. Fischart, in Fastnachtsspielen und Schwänken mit gleicher Derbheit äußerte. Derselbe Gegensatz und dieselbe Neigung ist bei dem ältern Holbein von Augsburg zu bemerken und wohl aus denselben Gründen zu erklären. Es zeigte sich darin das unbeschränkte Leben der Bürger freier Städte, wie sich bei van Eyck die Einwirkung des Burgundischen Hofes, bei den Kölnern Malern die eines geistlichen Regiments offenbart.

Von Wohlgemuth befindet sich ein urkundlich ihm zugeschriebener großer Altar mit dreifachen Flügeln in der Marienkirche von Zwickau, um dessen Erhaltung sich vor wenigen Jahren der Sächsische Alterthumsverein in Dresden sehr verdient gemacht hat, indem er auf seine Kosten die sämmtlichen Bildwerke und Gemälde reinigen und wieder herstellen ließ und für eine erneute Befestigung des ganzen großen Gerüstes Sorge trug.* Da der Altar bei derselben Gelegenheit auch gezeichnet wurde, so ist vielleicht eine Bekanntmachung desselben zu hoffen. Dieser Altarschrein ward im Jahr 1479 auf Kosten des Amtshauptmanns Martin Römer bei Mich. Wohlgemuth in Nürnberg bestellt, welcher die Altargemälde nebst Schnitzwerk für die Summe von

---

* Hildebrand's Archiv merkwürdiger Urkunden und Nachrichten. Leipzig, 1835. 1stes Heft, S. 55 ff.

1400 fl. rheinisch fertigte. Das Innere enthält neun aufrechtstehende weibliche Figuren in Lebensgröße, jede aus einem ganzen Lindenstamme geschnitzt, sorgfältig bemalt und an Kronen und Gewändern stark vergoldet. Die mittelste ist die Jungfrau Maria mit dem Christuskind, etwas größer als die übrigen, sie steht auf dem Halbmond, der die Gestalt eines menschlichen Profils hat. Ihr zu beiden Seiten stehen vier heilige Frauen in dem Mittelschreine, und vier an den beiden Flügelthüren. Es sind die heilige Catharina, Salome, Blandina, Agatha, Cäcilia, Magdalena, Barbara und Dorothea. Ihnen zur Seite im Hintergrunde sind kleine Prophetenfiguren, und zu beiden Seiten der Maria mehrere Engel.

Schließt man den Altar, so bilden die Außenseiten der geschlossenen und zweier hinter ihnen befindlichen Flügel vier gleiche, mit Gemälden verzierte Felder, welche die Verkündigung, Christi Geburt, Anbetung der Könige und die Familie der drei Marien vorstellen. Werden in der Passionszeit diese zweiten Flügel geschlossen, so erscheinen vier andere Bilder: Christus am Oelberg, Ecce homo, nebst Verspottung und Geißelung, Kreuztragung und Kreuzigung.

Dieser Bildschrein ruht auf einer Staffel, die ebenfalls einen Schrank mit einfachen Flügeln bildet: in der Mitte desselben sitzt Christus in einer besondern Nische, und zu beiden Seiten die zwölf Apostel, ebenfalls geschnitzte Figuren von anderthalb Fuß Höhe, vergoldet und bemalt. Die Flügel sind innen und außen bemalt. Im Innern sieht man den heiligen Antonius, Petrus, Georg und Christoph, halbe Figuren auf Goldgrund, außen zwei Engel, die eine Monstranz tragen, und zu beiden Seiten die vier Evangelisten mit ihren Attributen. Der obere Aufsatz des Schreins ist von durchbrochenem und vergoldetem Schnitzwerk, doch etwas im Styl des sechzehnten Jahrhunderts. An der Rückseite ist das jüngste Gericht gemalt, und darunter der Veronikakopf, die Einsammlung des Manna, und Melchisedek, welcher Brod und Wein segnet.

Dieses prachtvolle Werk zeigt die Vereinigung der Holzbildnerei und Malerkunst in ihrem höchsten Glanze und zugleich den Meister Wohlgemuth in seiner vollen Eigenthümlichkeit. Die gedrehten und ausgebogenen Stellungen der geschnitzten Figuren, das Verhältniß der rundlichen Köpfe zu den schmalen Körpern, und der zwar in große Massen getheilte, aber eckige Faltenwurf zeigen deutlich die Art, wie Wohlgemuth den Kölnischen Styl verändert hat. Die Gesichter sind eben so sorgfältig, zart und kunstreich bemalt, wie bei Herlen; an den Händen sind sogar die dunkeln Ränder der Nägel angegeben, — Krone, Haare und Mäntel sind ganz vergoldet, die Untergewande von verschiedenen Farben mit goldenen Blumen und Punkten verziert, auch das Futter der Mäntel von verschiedenen Farben. Maria hat eine Glorie von vergoldeten Strahlen hinter sich; der Grund ist in der Mitte als ein hinten quer überzogener Teppich gemalt, darüber der dunkelblaue Himmel mit goldenen Sternen. Die schön verzierten Postamente, auf welchen die Figuren stehen, sind roth und Gold, die reichen Baldachine über ihnen blau und Gold. Sämmtliche heilige Frauen sind in ihrer Art von jugendlicher und anmuthiger Schönheit, zart geformt, mit blühenden Wangen und rothen Lippen; die kleinen Figuren dagegen sind zum Theil häßlich und karrikirt. Die Hand des Meisters gibt sich nur in den großen Gestalten kund, denn auch die der Staffel sind nicht von demselben Verdienst.

In den anmuthigen Gegenständen der vier ersten Gemälde konnte Wohlgemuth sein Talent für Schönheit in vollem Maaße bewähren, und merkwürdig ist, wie Gedanken und Ausführung aus Reminiscenzen an die Kölnische und Niederländische Malerschule gemischt sind. So erinnert die schöne knieende Maria in der Verkündigung an die an der Außenseite des Kölnischen Dombildes, so wie auch die tellerförmigen Glorien und die vergoldeten Lüfte in der Art jener Schule sind. Die Geburt, die Anbetung der Könige und die Familie der drei Marien dagegen haben das Streben nach größerer Naturwahrheit von van Eyck; in allen aber gibt sich ein zartes und sehr eigenthümliches Gefühl und große Sorgfalt der Ausführung zu erkennen.

An den Passionsbildern sind Zeichnung und Malerei roher und scheinen zum Theil von den Knechten des Wohlgemuth herzurühren. Auch die Bilder der Rückseite sind sehr flüchtig und nur in Tempera gemalt. *

Man könnte geneigt seyn, den berühmten Bildschnitzer Veit Stoß, welcher zugleich mit Wohlgemuth in Nürnberg arbeitete, als Theilnehmer an diesem Werke zu betrachten; indeß scheint mir der Styl der geschnitzten Figuren zu sehr mit dem von Wohlgemuths Malereien übereinstimmend, und zu entfernt von der etwas kleinlichen Zeichnung und dem geknitterten Faltenwurfe, der sich an dem noch erhaltenen englischen Gruße des Veit

* Ein anderer Altar mit Schnitzwerk und Bildern von Wohlgemuth, in der Kirche zu Hersbruck bei Nürnberg, ist ebenfalls kürzlich restaurirt worden. Siehe dessen Beschreibung im Kunstblatt 1831, Nr. 12. Ein dritter, mit vortrefflichen Gemälden von Wohlgemuth, im Innern ebenfalls mit noch wohlerhaltenem Schnitzwerk verziert, dessen Inhalt ich aber mir nicht aufgezeichnet habe, befindet sich in der Familienkapelle der Freiherrn von Haller zunächst dem Johanniskirchhofe zu Nürnberg. — Auch in der Kirche zu Kloster Heilsbronn bei Ansbach befindet sich ein Altar mit Gemälden und schönem Schnitzwerk, welcher, so viel mir bekannt, dem Wohlgemuth zugeschrieben wird.

Stoß in der Burgkapelle zu Nürnberg zeigt, als daß ich mich dieser Vermuthung anschließen könnte.

Daß Wohlgemuth eine eigene Werkstatt von Bildschnitzern hielt, läßt sich wohl aus der Menge von Arbeiten dieser Art, die er fertigte, schließen. In ihr ging nun jene edlere Schönheit und Idealität, welche des Meisters Eigenthum war, allmählich verloren und blieb zuletzt nur die Neigung zum Niedrigen und Häßlichen. Man darf in dieser Hinsicht nur so manche nun vereinzelte Schnitzbilder im Dom zu Eichstädt und in der Stadtkirche zu Schwabach betrachten, deren Hochaltar mit den großen Gemälden des Meisters geschmückt ist, um zu sehen, wie weit diese Schüler sich Häßlichkeit und incorrecte Formen gestatteten.

Auf eine mittlere Stufe zwischen dem Meister und der Entartung seiner Schüler scheint mir der zweite, noch erhaltene Altar in der St. Jakobskirche zu Rothenburg zu setzen, welcher der Altar des heiligen Blutes heißt und nach Winterbachs Angabe im Jahr 1474 gestiftet wurde. Er besteht ganz aus Schnitzwerk von Lindenholz, welches jedoch nicht bemalt, sondern nur mit einem Firniß überzogen ist. Als Hauptdarstellung über den Altar sieht man das Abendmahl in runden Figuren von ein Drittel Lebensgröße; auf den Flügeln ist in Relief rechts die Einreitung in Jerusalem, links Christus am Oelberg mit den schlafenden Jüngern; darüber befindet sich, von zwei Engelchen gehalten, das Kreuz, worin ein Tropfen vom Blute Christi aufbewahrt wird, rechts Maria, links ein Engel, und zuhöchst der gegeißelte Heiland, sämmtlich runde Figuren und von reichem gothischem Ornament und Thurmwerk umgeben. An der Staffel sieht man noch Christus am Kreuz, und zu beiden Seiten zwei knieende Engel mit Säule und Kreuz. Hier findet man nur wenig mehr von jener Anmuth der Züge und von der edlen Ruhe des Ausdrucks, welche dem Wohlgemuth selbst eigen ist, sondern mehr Magerkeit der Gestalten und Schwäche der Zeichnung, weßhalb das Werk jedenfalls nur zum geringeren Theile dem Meister angehören dürfte. Es scheint keine Urkunde über die Bestellung vorhanden zu seyn, man weiß nur, daß Wohlgemuth einen anderen Altar, zu unserer lieben Frauen genannt, für dieselbe Kirche im Jahr 1451 mit bemaltem Schnitzwerk und vielleicht auch mit Gemälden schmückte; dieser Altar sollte 30 Gulden (?) zu schnitzen und 90 Gulden zu bemalen gekostet haben, verbrannte aber 1494 durch Nachlässigkeit eines Geistlichen.*

Vergleicht man die Arbeiten an dem Altar des heiligen Blutes mit den an den benachbarten Pfeilern stehenden, in Sandstein gearbeiteten Figuren, welche Johannes den Täufer, Johannes den Evangelisten, den heiligen Christoph und Georg in ziemlich guter byzantinischer Weise vorstellen und vielleicht dem Anfang des 15ten Jahrhunderts angehören, so sieht man deutlich, daß der correcte und schöne Styl des Friedrich Herlen nur die naturgemäße und edle Ausbildung jenes früheren byzantinischen ist; daß die Wohlgemuthsche Schule dagegen fast alles der Sculptur Geziemende aufgab, um die malerischen Gewöhnungen ihres Meisters auch in die Bildnerkunst einzuführen.

(Der Beschluß folgt.)

* E. Winterbach a. a. O. S. 334.

Kunstausstellung in München.

(Fortsetzung.)

Unterhalb des Brunnens im Schatten steht eine etwas räthselhafte Gruppe, die die Alles politisch deutende Zeit leicht für Demagogen nehmen könnte, obschon der Zorn in ihren Mienen, die Wuth, mit der sich der Eine vor die Stirne schlägt, nur von dem (nicht allegorischen) engen Plätzchen herkommt, auf dem sie stehen. Andere, ältere und jüngere Männer daneben grüßen mit der Mütze in der Hand nach der Seite hin, von welcher der König kommt, eine Bewegung, die dort ganz neu seyn muß, da man dem Deputirten Griechenlands in München beim Eintritt in die königlichen Zimmer erst das Zeichen zur Entblößung des Kopfes geben mußte. Ein anderes Zeichen des Grußes, das von einem Kind in Mutterarmen gegeben wird, erscheint natürlicher: dieses streckt in seinem Händchen eine Goldorange dem König entgegen, und gerade dieses Kind trägt deutsche Physiognomie. Ganz im Vorgrunde links halten einige Kameelführer mit ihrem Thier. Während dieses mehr, als die fremden Trachten, der Gegend ihren Charakter gibt, bilden die Männer mit ihrem einfachen, schmucklosen Kleid einen wohlthuenden Gegensatz gegen die glänzenden Frauen auf der Plattform des Brunnens.

Mischen wir uns nun selbst unter die Zuschauer, die wir bisher betrachtet, und werfen einen Blick auf den Zug, so haben wir das bunteste Gemisch von Trachten und Völkern und Charakteren vor uns, und der Contrast des Volks mit der ihm zu Theil gewordenen Regierungsform kann sich auf keine Weise so unmittelbar treffend darstellen, als in dieser bildlichen Zusammenstellung.

Unter den Männern, die den Zug beginnen, erkennen wir den bekannten und gefürchteten Kolokotroni, in seiner aus allerlei antiken und modernen Uniformstücken zusammengesetzten wunderlichen Tracht, Maurokordato in gewöhnlichem fränkischem Civilcostüm u. A. m. Nach ihnen, und unmittelbar vor dem König, reiten die

Abgeordneten des griechischen Volks, die diesen in München abgeholt, der edle Bozzaris, der unzufriedene Plaputas und der würdevolle Miaulis. Hinter ihnen ist ein kurzer Zwischenraum bis zum König, der, nach der Seite der Beschauer gekehrt, in ganz ruhiger Haltung auf einem schwarzen Pferd daherreitet, gefolgt von der Regentschaft und dem diplomatischen Corps, so wie von griechischen Häuptlingen und dem Detaschement königlich Bayerischer Truppen, die mit ihrer Feldmusik den Zug beschließen. Aeußerst glücklich hat der Künstler dicht neben den König, auf der gegenüberstehenden Seite, im festen und erhebenden Contrast gegen die prunkvolle Thorheit des modernen Uniformen- und Ordenswesens, eine Gruppe Hirten aus dem Gebirge gestellt, die in rührender Herzenseinfalt dem neuen König ihre Ergebenheit und ihre Hoffnung auszusprechen gekommen sind. Einfach in Miene und Geberde, in Bewegung und Tracht, ist auch eine solche Wahrhaftigkeit in ihrem Blick, daß man die Unschuld nicht reiner und getreuer abbilden kann. Wie die Frauen auf dem Brunnen die wohlgefälligste Stelle des Bildes sind, so sind die Bauern die ergreifendste und herzlichste.

Nach der gegebenen Beschreibung wird sich die Schwierigkeit des behandelten Gegenstandes ermessen lassen, die unserer Ansicht nach hauptsächlich in der Stellung des Künstlers zwischen Wirklichkeit und Kunst liegt. Jeder mit den Verhältnissen nur einigermaßen Vertraute weiß Dinge, die der Betheiligte nicht in Marmor und Erz mag verewigen lassen. Wie mißlich ist es schon, die Unzufriedenen oder Verräther zu charakterisiren; ja schon die Wirkung der Contraste zwischen einer diplomatischen und einer natürlichen Menschheit bis zur Anstoßlosigkeit zu ermäßigen, ist nur einem sehr gereiften Künstlergeiste möglich. So sehr wir nun im Ganzen dem Bilde ansehen, daß dem Künstler seine Aufgabe weder eine begeisternde, noch sonderlich erfreuliche war; so müssen wir doch sagen, daß er an allen genannten Klippen glücklich vorbeigeschifft, und ein Werk zu Stande gebracht hat, das, indem es ein im Allgemeinen treues und erfreuliches Bild von einer wichtigen Begebenheit des Tages gibt, nichts enthält, was irgend Verdruß oder Unmuth veranlassen könnte. Die einzige Stelle, bei der wir annehmen dürfen, daß das Bild zu weit hinter dem Ereigniß bleibt, ist der junge König, der beim Eintritt in das ihm durch die Gnade Gottes zugefallene Reich und Volk offenbar mehr empfunden hat, als er im Bilde zeigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausstellung.

Paris. Gegenwärtig (Ende Okt.) sind in der Schule der schönen Künste die Arbeiten der Zöglinge der Architektur-Abtheilung ausgestellt. Die Aufgabe war eine Säule, die auf einem großen Platze aufgestellt werden soll, um die Eintracht und den Gewerbfleiß zu ehren.

Denkmäler.

Berlin. Das Denkmal des im J. 1757 bei Prag gebliebenen Feldmarschalls Grafen Schwerin ist in der königl. Eisengießerei vollendet und soll nächstens nach Prag abgehen, um an der Stelle, wo der berühmte Held fiel, aufgestellt zu werden.

Greenwich. Am 11. Okt. fand in Gegenwart des Königs und der Königin von England in der dortigen königl. Kapelle die Enthüllung des dem Admiral Keats errichteten Denkmals statt. Derselbe ist im Alter von 77 Jahren am 5. April d. J. gestorben, und die Inschrift auf dem marmornen Monument vom König, seinem Waffengenossen auf dem Linienschiffe Prinz Georg, selbst verfaßt.

Bauwerke.

London. Für das neue Parlamentsgebäude sind schon mehr als hundert Pläne eingereicht worden. Das Gebäude soll sich der Architektur aus den Zeiten der Königin Elisabeth nähern.

Erfurt. Der ehrwürdige Dom, der bei der Belagerung in den Jahren 1813 und 1814 durch die Franzosen sehr beschädigt wurde, ist jezt im Innern wiederhergestellt, so daß am 18. Okt. der Gottesdienst zum ersten Male wieder darin gehalten werden konnte. Von Außen fährt man fort, dieses Gebäude in demselben Style, in welchem es aufgeführt ist, zu restauriren und zu verschönern.

Alterthümer.

Auf der unter 11° n. Br. unter den Karolinen liegenden, erst in neuerer Zeit vom Schiffe Raven entdeckten Insel Ascension finden sich Ruinen, die Hr. Ong, der sich vor einigen Jahren mehrere Monate daselbst aufhielt und jezt zu Hobartstown auf Vandiemensland lebt, folgendermaßen beschreibt. Gegen das nordöstliche Ende der Insel hin sieht man die ½ deutsche Meile im Umfange haltende Trümmer einer Stadt, der man sich nur auf Booten nähern kann. Die Quadersteine, aus denen die Gebäude aufgeführt sind, haben zum Theil eine Länge von 20 Fuß bei 3–5 Fuß Breite, und erinnern, da sie dabei ohne eine Spur von Kitt sind, an den kyklopischen Baustyl. Man bemerkt in den Mauern Oeffnungen zu Fenstern und Thüren. Der Stein, aus dem sie aufgeführt sind, scheint in der Umgegend nicht vorzukommen. Anderthalb deutsche Meilen von da findet man im Innern der Insel noch größere Trümmer, und die Felswände eines Berges sind mit Figuren bedeckt. — Die Entdeckung dieser Ruinen in jener Gegend des stillen Oceans hat für den Alterthumsforscher, Historiker und Philologen um so mehr Interesse, da sich in den Sitten der Insulaner deutliche Spuren einer höhern Kultur, im Vergleich mit den übrigen Bewohnern jener Inselgruppe, und in der Sprache Kennzeichen eines verschiedenen Ursprungs vorfinden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 4.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 14. Januar 1836.

Zur Geschichte der Bildschnitzerei in Deutschland.

(Beschluß.)

IV. Westphälische Schule

Die erst neuerlich bekannt gewordene westphälische Schule schien mir in dem Wenigen, was ich von ihr gesehen habe, ebenfalls den gedoppelten Einfluß der altkölnischen und der van Eyckschen Malerwerkstätten, und bei einiger Nüchternheit doch geringere Neigung zum Häßlichen, als die des Wohlgemuth, zu verrathen. Ob aber diese in Norddeutschland die einzige ihrer Art gewesen, oder ob sich noch andere eigenthümliche Schulen neben ihr gebildet, darüber läßt sich wohl erst nach genauerer Untersuchung der in Westphalen, Sachsen und Preußen noch vorhandenen Werke dieser Zeit etwas Bestimmteres sagen. In den sächsischen Ländern befinden sich noch Bilder, welche in Anlage der Gesichter, Figuren und Gewänder völlig, und was das Machwerk betrifft in so weit mit der altkölnischen Schule übereinstimmen, daß sie nur durch Schwäche der Farbe hinter jener zurückstehen. Spätere Arbeiten, und besonders Schnitzwerke aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, sind theils den Westphälischen, theils auch denen des Wohlgemuth ähnlich. In ersterer Art ist ein Altar mit Doppelflügeln in der schon oben erwähnten Liebfrauenkirche zu Arnstadt, welcher in dem Mittelschreine die Krönung Mariä mit zwei Heiligen, in runden Figuren, auf den Flügeln in halbem Relief Geschichten aus dem Leben der Maria und der Heiligen Georg, Antonius, Catharina enthält; auf den Außenseiten der innern Flügel sind acht Gemälde aus der Passion, auf denen der äußern die kolossalen Figuren der Maria mit dem Kind auf dem Halbmond, eines Bischofs, des Heilands mit den Wundenmalen und des heiligen Antonius. Dieser Altar ist mit der Jahrzahl 1498 bezeichnet. — Die in der Bibliothek zu Weimar aufgestellten, aus verschiedenen Kirchen des Großherzogthums gesammelten Figuren, welche theils rund, theils in halbem Relief und glänzend bemalt und vergoldet sind, erinnern zum Theil an die rundlichen Gesichter des Wohlgemuth, zum Theil an die mäßig gehaltenen Formen der Westphälischen Schule. In einigen dieser leztern waltet mehr ein plastischer Sinn, in andern aber entschieden wieder die malerische Auffassung und Anordnung vor. — Am Endpunkte dieser Kunstübung scheint Meister Brüggemann zu stehen, der im Jahr 1521 den prachtvollen Altar zu Schleswig verfertigt hat, welcher von Böhndel lithographirt worden ist.* Er vereinigt das Poetische der Denkweise und wahre Größe und Schönheit der Auffassung und Anordnung mit dem Derben und Charaktervollen, das an die Carrikatur streift, hat aber eine weit größere Correctheit der Zeichnung, als Wohlgemuth, und folgt im Gewandwurf schon dem Albrecht Dürer. Auch dieser Altar wurde nicht bemalt, sondern hat die Farbe des Eichenholzes behalten, aus dem er geschnizt ist.

V. Albrecht Dürer und seine Schule.

Neben der Schule des Wohlgemuth, die wohl bis gegen des Meisters Tod im Jahr 1519 bestand, suchte in Nürnberg Peter Vischer als Bildgießer den ältern byzantinischen Sculpturstyl durch eine an Ghiberti erinnernde Einfalt und Schönheit der Auffassung zu veredeln, während sich Adam Krafft in seinen Steinreliefs der Stationen mit Mäßigung dem Dürerichen Gewandwurf

* Hans Brüggemanns Altar im Dom zu Schleswig, lithographirt von C. C. A. Böhndel, 6 Hefte, gr. Folio. Das lezte Heft enthält die mittlere und größte Vorstellung dieses bilderreichen Altars, die Kreuztragung und Kreuzigung, und gibt erst den vollen Begriff von der Fähigkeit des Meisters, so wie es auch in lithographischer Hinsicht am trefflichsten gelungen ist.

näherte. Außer dem ganz eigenthümlichen Veit Stoß muß es zu dieser Zeit auch vortreffliche Bildschnitzer in Nürnberg gegeben haben, deren Behandlungsweise zwischen Peter Vischer und Dürer in der Mitte stand, wie man aus dem edelgedachten und schöngearbeiteten Holzbild einer Madonna sieht, das sich auf der Burg in Nürnberg befindet und von Reindel gestochen ist.

Dürers eigene Schnitzarbeiten tragen durchweg das Gepräge seiner Auffassungsweise, wie seiner malerischen und kupferstecherischen Gewöhnungen. Die charaktervolle Nachbildung gemeiner Wirklichkeit erhob er durch Adel der Gesinnung, und diese innere sittliche Haltung bei oft unschönen äußern Formen trat bei ihm an die Stelle jener bewußtlos gläubigen Frömmigkeit, die unter den Kämpfen der Reformation nicht bestehen konnte. So behandelte er die religiösen Gegenstände mehr aus dem menschlichen Standpunkte mit wunderbarer Klarheit der Einsicht und des Gefühls, konnte sich aber nicht losreißen von Magerkeit der Zeichnung und eckiger Manier des Gewandwurfs, die von einigen seiner Schüler noch mehr in's Unschöne getrieben wurde. Von ihm ist, so viel mir bekannt, kein größeres Schnitzwerk, noch weniger ein Altar mit Schnitzbildern vorhanden; dagegen arbeitete er kleine Sachen in Holz und Elfenbein und selbst in Stein mit großer Vollkommenheit. Ich nenne hier nur zwei schöngeschnitzte Buxbaumtäfelchen im Besitz der HH. Boisserée, deren verschieden motivirte Vorstellung: Maria mit dem Kinde auf dem Halbmond stehend, auch mit wenigen Veränderungen aus einem kleinen Kupferstiche Dürers bekannt ist; sie tragen das Monogramm und die Jahrzahlen 1513 und 1516, und ihre Echtheit ist unbezweifelt. Ferner ein in gelben Polirstein geschnitztes Hochrelief, welches aus der Verlassenschaft von Payne Knight in das brittische Museum gekommen ist und das Wochenbett der heiligen Elisabeth vorstellt. Es ist 8 Zoll hoch und 5 Zoll breit, und trägt das Monogramm mit der Jahrzahl 1510.

Wie Dürer in seinen spätesten Gemälden sich zu einer gewissen Nachahmung einfacher, den italienischen Malereien oder vielleicht der antiken Skulptur abgesehenen Formen hinneigte: so strebten bekanntlich auch mehrere seiner Schüler, im Gegensatz zu denen, welche wie Hans Schäuffelin die eckige Manier übertrieben, nach einer Vereinigung des italienischen Styls mit dem deutschen. Diese Richtung, die in Gemälden und Kupferstichen des Georg Pemz am entschiedensten hervortrat, zeigt sich auch, jedoch noch näher der deutschen Weise, in der Bildschnitzerei. Mit Beibehaltung der scharfen Charakteristik Dürerscher Köpfe und des gebrochenen Faltenwurfs suchte man die Formen ausgerundeter, den Knochen- und Muskelbau noch correcter und in fließenderen Linien zu gestalten. Ein Meisterwerk dieser Art findet sich in der Spitalkirche zu Rothenburg an der Tauber, von dem ich hier nur die Beschreibung beifügen kann, da mir alle historische Nachrichten darüber fehlen. Es ist ein Altar, ebenfalls aus Lindenholz geschnitzt, aber ohne Bemalung, nur mit Firniß überzogen. Auf der mittleren Tafel ist die Krönung Mariä: die Jungfrau kniet in der Mitte, zu ihrer Rechten sitzt Christus mit nacktem Oberleibe, den Mantel um Schultern und Beine geschlagen, zu ihrer Linken Gott Vater, beide gekrönt und die Krone über Maria haltend. Die Taube, welche sich über ihr befand, ist abgebrochen. Diese Figuren sind beinahe rund, jedoch als Hochrelief mit dem Grunde verbunden. Am rechten Flügel sieht man in flacherem Relief die auf dem Halbmond stehende Jungfrau mit dem Kinde, das nach einem Apfel greift, fast ganz wie auf dem vorhin erwähnten Boisserée'schen Holztäfelchen, zu ihren beiden Seiten schweben zwei Engel. Auf dem linken Flügel ist die heilige Anna; sie hält das Christuskind, welches ebenfalls die Hand auf einen Apfel legt, zu ihrer Linken steht die jugendliche Maria, Trauben und Feigen in ihrem Schurze tragend, um die heilige Anna schweben gleichfalls zwei Engel.

An der Staffel sieht man in kleineren, fast ganz gerundeten Figuren den Tod der Maria. Sie liegt auf dem Sterbebett in der Mitte, Johannes reicht ihr die Kerze, Petrus taucht den Sprengwedel ein, zwei Apostel auf jeder Seite sitzen betend und in Büchern lesend.

Das Mittelbild und die Staffel sind wohl von derselben Meisterhand, in letzterer jedoch zeigt sich am meisten Gefühl und Natürlichkeit, während die Krönung, bei allen Verdiensten correcter und zierlicher Ausführung, weniger Empfindung und mehr etwas Künstliches und Geziertes hat. Petrus und Johannes sind besonders charaktervolle und kräftig gearbeitete Figuren; von der anatomischen Kenntniß und gründlichen Wissenschaft des Meisters gibt der Oberleib Christi ein sehr günstiges Zeugniß. Von kunstvoller Technik zeugt auch die Behandlung der Haare und Bärte. Die Flügelthüren scheinen von der Hand eines Gehülfen, obgleich sie nicht ohne bedeutendes Verdienst sind. Eine Inschrift des Meisters oder Jahrzahl konnte ich nicht entdecken. An der Thronlehne Gott Vaters steht: „Gott der Sun und der . . . .“ An der des Heilands: „Heilige Dreifaltigkeit die eine. Amen!“

Das Werk ist sehr wohl erhalten und verdient eine sorgfältige Erneuerung, welche durch Ergänzung einiger unbedeutenden Theile und durch einen zweckmäßigen Firniß bewirkt werden könnte.

VI. Siebzehntes und achtzehntes Jahrhundert.

An dem oben erwähnten, wie an dem Wohlgemuthschen Altar in der Jakobskirche, an dem des Brügge-

mann in Schleswig, endlich an Dürers eigenen kleinen Schnitzwerken, welche sämmtlich die natürliche Holzfarbe behalten haben, nimmt man die Abnahme jener Liebhaberei für Färbung und Vergoldung wahr. In den protestantischen Ländern, da man die Auszierung der Kirchen bald auf das Nothwendigste reducirte, kam die Schnitzkunst bald völlig außer Uebung; dagegen erhielt sie sich in den katholischen und namentlich in Bayern, wo noch jezt nicht bloß der Schmuck der Altäre, sondern das ganze Innere der Kirchen die Vorliebe für buntes Schnitzwerk und reiche Färbung und Vergoldung bezeugt. Die eigentlichen Bildschreine kamen zwar ab, so wie die italienische Kunst eindrang; aber zu den bildlichen Vorstellungen der Weihnachts- und Osterzeit, den sogenannten Krippen und heiligen Gräbern waren und sind jezt noch hölzerne, mit Farbe bemalte, zum Theil mit wirklichen Gewändern bekleidete Figuren überall nothwendig. Daher fanden die Bildschnitzer noch beständig Beschäftigung; aber die Gemeinschaft mit den eigentlichen Malern hörte auf und das Bemalen oder sogenannte „Fassen" der Figuren ward mehr ein Geschäft der Anstreicher und Lackirer (welche jezt noch den Namen Maler führen), und der Vergolder. Daher kam es, daß, was die Formen anbelangt, die Bildschnitzer ganz dem Styl der Sculptur folgten, wie denn auch namhafte Bildhauer, z. B. die beiden Ableitner, Georg Petel, Andreas Faistenberger und Roman Boos sich zum großen Theil mit Bildschnitzen beschäftigten. Als ausgezeichnet in kleinen Arbeiten aus Elfenbein und Holz ist neben ihnen Simon Troger (st. 1769) zu nennen, dessen Werke fast in allen Kabinetten angetroffen werden. Was die Bemalung angeht, so begann man erst jezt zur Verzierung der Gewänder einen glänzenden Lack zu gebrauchen, der, auf Goldfolie aufgetragen, eine brillante und über alle Naturwahrheit hinausgehende Metallfarbe bewirkt und den, immer noch mit großer Kunst und Sorgfalt in Oel bemalten Köpfen und Extremitäten durch den Contrast eine noch größere Weichheit und Anmuth verleiht. Herr Prof. Wach führt mehrere mit ähnlicher Lackirung versehene Bildwerke in Böhmen an, unter andern eine Madonna im Franziskanerkloster zu Eger, die vielleicht älter seyn mag; in Bayern sind die ältern Werke, bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, nur mit Oelfarbe bemalt und rein vergoldet, und der Gebrauch des Lackes ist mir nur an Werken des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts vorgekommen. Von dieser Art ist eine Mater Gloriosa in der St. Jodocuskirche zu Landshut, auf der Weltkugel stehend, einen Sternennimbus um das mit einem Kranz von Rosen geschmückte Haupt, und einen Lilienstrauß in den Händen; ihr Mantel ist blau von dem schimmerndsten Lackfirniß, die Säume Gold, das Futter roth, und das Unterkleid Silber; ihr schönes emporgewandtes Gesicht ist höchst anmuthig und lieblich und hat den Ausdruck himmlischer Freude und Reinheit und eine fast überirdische Zartheit. Das Schwärmerische und Festliche, das ihr der mir unbekannte Meister gegeben hat, verdiente völlig die darunter stehende Inschrift:

> Quam laudant astra matutina,
> Cujus pulchritudinem sol et luna mirantur,
> Sicut lilium inter spinas, sic
> Amica mea inter filias Adae.

Die Wirkung kommt allein auf Rechnung der höchst sorgfältigen und kunstvollen Bemalung, welche hier etwas hervorgebracht hat, was die Form allein nicht zu geben vermochte. Das Werk gehört offenbar der manierirten Zeit an, ist aber seiner vortrefflichen Ausführung und des tiefen Gefühls wegen, das sich in ihm ausspricht, aufmerksamer Beobachtung werth.

Wo solche hohe künstlerische Vollendung mangelt, wie freilich meistens der Fall ist, da erscheint uns diese bunte Ausstaffirung häufig ganz geschmacklos, und mit Recht, da der höhere Kunstsinn alle grobe Illusion und grelle Pracht zurückweist, und nur in der Andeutung der feineren Abstufung natürlicher Erscheinungen geistige Befriedigung findet. Doch kann man nicht leugnen, daß die eben so bunte Umgebung bemalter und vergoldeter Säulen und Wände, und der Glanz der hohen, mit künstlichen Blumen von den lebhaftesten Farben, mit silbernen Leuchtern und Tabernakeln geschmückten Altare solche farbige, glänzende Bildwerke eben so gebieterisch fordert, wie in den altdeutschen Kirchen die buntschimmernden Glasfenster den Prunk der bemalten und vergoldeten Bildschreine verlangten. Nur wo die Kunst sich der edelsten Materiale bedient, wo der Sculptur Gold, Silber, Erz, Elfenbein und weißer Marmor, der Architektur alle farbigen Steine zu Gebote stehen, da ist die prachtvolle Wirkung auf kunstgemäßerem Wege zu erreichen, und gewährt dann auch dem künstlerischen Sinn eine feinere und höhere Befriedigung.

Es darf wenigstens zum Theil dem Mangel an edlerem Materiael zugeschrieben werden, daß die deutsche Sculptur nur wenig selbständig erscheint. Als Steinbildnerei ist sie der Baukunst, als Holzbildnerei der Malerkunst dienstbar, und nur in den verhältnißmäßig seltenen Werken des Metallgusses behauptet sie ein unabhängiges Fortschreiten. Dennoch verlohnt es sich der Mühe, dem Stufengang einer jeden dieser Kunstarten nachzuforschen, wozu die voranstehende, noch sehr unvollständige Skizze Veranlassung geben möge.

Ausgrabungen.

Frankreich. In Pont de Sargis, in der Gemeine Bannegon (Dep. du Cher) hat man mehrere römische Trümmer und Alterthümer entdeckt, unter andern Ueberbleibsel von Marmorfußböden, kleine Mosaiken und Basreliefs von ausgesuchter Arbeit.

Sculptur.

Regensburg. Am Namensfeste der Königin von Bayern fand auf der nunmehr 700 Jahr alten steinernen Brücke die Enthüllung der alten Bildsäulen des Kaisers Otto IV. von Braunschweig, des Kaisers Philipp von Hohenstauffen und seiner Gemahlin statt, welche Statuen früher auf den nunmehr abgetragenen Thürmen der Brücke standen, dann lange in einem Winkel des Domkreuzganges lagen und jezt wieder über dem Brückenthor aufgestellt worden sind.

Medaillenkunde.

Berlin. Aus der Medaillenmünze des Hrn. Loos sind kürzlich wieder zwei Denkmünzen hervorgegangen. Die größere bezieht sich auf den Tod des Kaisers Franz I. Die Hauptseite zeigt das gelungen modellirte Bildniß des verewigten Kaisers mit der Eichenkrone und der Umschrift: Franciscus I. Austriae Imperator. Auf der Kehrseite erblickt man die personificirten Hauptstaaten: Oesterreich, Ungarn und Böhmen, in Trauer versunken. Austria, auf einem erhöhten Sessel, hält das Regentenbuch mit dem Geburts- und Todestage des Verewigten. Die Umschrift ist: Vita redit bonis post mortem ducibus. Im Abschnitte steht: Austria, Pannonia, Bohemia lugentes. Die Idee verdient mehr Lob, als die Anordnung und Ausführung, da die Figur der Bohemia und Austria nicht perspektivisch richtig situirt sind. — Die kleinere Denkmünze ist auf die Vereinigung des russischen und preußischen Lagers zu Kalisch geschlagen. Die Hauptseite zieren die Bildnisse des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen. Auf der Kehrseite halten sich zwei Krieger umschlungen; der zur Rechten in altnordischer Tracht, hält das Panier des russischen Kaiserreichs; der zur Linken, in altdeutscher Rüstung, das des preußischen Königreichs. Im Hintergrund erblickt man das Lager. Die Umschrift ist: Castra Calisiensia Russo-Borussica. Die Preise sind bei der größeren Medaille in Silber 2½ Rthlr.; in Neugold 1⅓; in Bronze 1 Thlr.; bei der kleineren die Hälfte.

Bei Gelegenheit der Jubelfeier des Obermedicinalraths Büttner hat der Hofmedailleur Brandt eine Denkmünze von bedeutendem künstlerischem Werthe geliefert. Die Vorderseite gibt das sehr ähnliche Bildniß Büttners mit der Umschrift: J. A. J. Büttner Eq. inter supremos med. milit. praefectos secundus, und mit der unter dem Kopfe hinlaufenden Weiheinschrift: Medici Castrenses Boruss. D. Auf der Rückseite sieht man den sitzenden Aeskulap, mit dem Schlangenstab, dem Helm und Schwert, sich auf den preußischen Wappenschild stützend, hinter ihm die stehende Bildsäule der Natur, und neben dieser eine Heilpflanze. Die Umschrift lautet: In memoriam solemn. X lustr. off. exact., und im Abschnitt liest man das Datum und Jahr der Feier (15ten Okt. 1835).

Weimar. Die Frau Großherzogin von Weimar hat zum Andenken an den verstorbenen Hofrath Heinrich Meyer, den Freund Goethe's und Herausgeber Winckelmanns, eine Medaille schlagen lassen. Auf der Vorderseite sieht man das sehr ähnliche Brustbild des Verstorbenen mit der Umschrift: HEINRICH MEYER GEB. ZU STÄFA D. 16. MÄRZ 1759. GEST. ZU JENA D. 11. OCT. 1832. Die Rückseite hat die Bestimmung, nicht bloß an die Verdienste des Verstorbenen um die Kunst, sondern zugleich an die wohlthätige Armenstiftung zu erinnern, welche die Stadt Weimar seinem Testamente verdankt. Zwei verschlungene Kränze, einer von Lorbeern, der andere von Eichenlaub, mit der Umschrift: DEM KUNSTFREUNDE — DEM WOHLTHÄTER — WEIMAR 1833, und am Medaillenrand von dem sächsischen Rautenkranz umgeben, deuten in einfacher Weise diese Beziehungen an. Die Stempel zur Vorder- und Rückseite sind von Fräulein Angelica Facius in Weimar geschnitten.

Genf. Auf das im August v. J. durch eine Zusammenkunft vieler in- und ausländischer Geistlichen gefeierte dreihundertjährige Jubiläum unserer Reformation ist eine Medaille in Großbronze, gearbeitet von A. Bovy, geschlagen worden. Die Vorderseite stellt auf einem mit gothischer Architektur verzierten Grunde Bildnisse der Reformatoren Johann Calvin, Wilhelm Farel, Peter Viret und Theodor Beza, in vier durch das Genfische Wappen verbundenen Medaillons vor, mit der Umschrift: JVBIL. REFORMAT. RELIG. GENEV. TERT. SEC. CELEBR. AVG. D. XXIII. AN. MDCCCXXXV. Die Rückseite zeigt einen gothischen Altar, auf welchem das Evangelienbuch von zwei zu beiden Seiten stehenden Jungfrauen gehalten wird, darüber der heilige Geist, mit der Umschrift: BIBLIA FIDEI ET RATIONI RESTITVTA. Die Arbeit ist sehr lobenswürdig, nur das eine Gewand der mittelalterlich drapirten Figuren macht eine ungünstige Wirkung.

Kupferwerke.

London. The book of Gems, by Saunders and Ottley, enthält 50 Stiche nach den Gemälden der berühmtesten Meister Englands und ist mit einem poetischen Text versehen.

Jenning's Landscape Annual for 1836, by Thomas Roscoe, enthält 51 Ansichten, sämmtlich aus Spanien, insbesondere Andalusien, nach Originalzeichnungen von David Roberts, Preis: 1 Pfd. St. 1 Sch. (1 Guinea).

Heads after the Antique, illustrative of the Ideal Beauty of the Greeks, and designed as a Drawing Book for adult pupils. By Benjamin R. Green. George Rowney and Co. 51. Rathbone place, 4 Hefte.

Bauwerke.

München. In dem Eichenhain, welcher vor mehreren Jahren seitwärts der Theresienwiese auf königliche Kosten angelegt wurde, um in die Mitte desselben eine Theresienburg zu erbauen, wird jezt, statt dieser, ein dem Ruhme Bayerns gewidmetes Baudenkmal nach dem Entwurf des Geh. Raths v. Klenze errichtet werden. Es soll in einem vorn geöffneten Viereck mehrere Säulenhallen bilden, in welchen die Brustbilder berühmter Bayern aufgestellt werden. In der Mitte desselben wird eine kolossale Bavaria von 40 Fuß Höhe, aus Erz gegossen, von Schwanthaler und Stiglmaier gearbeitet, prangen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 5.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 19. Januar 1836.

Kunstausstellung in München.

(Fortsetzung.)

Die bekannten Verdienste des Künstlers, lebendiger Gruppirung, guter Zeichnung, vornämlich guter Perspektive, Charakterisirung der Völker und Personen und Präcision der Ausführung vereinigen sich alle in diesem Gemälde; auch ist — soviel als bei solchem Gegenstand dies thunlich, — Harmonie und Haltung im Ganzen, obschon die Gestalt des Königs sich besser hervorheben sollte, was zu erreichen gewesen wäre, wenn der Rappe, auf dem er reitet (und das wahrscheinlich urkundlich ist), statt sich hell abzusetzen vom Hintergrund, vielmehr schwarz auf lichtem Grunde stände. Ueber die Aehnlichkeit der vorkommenden Porträts sind die Stimmen getheilt, ausgenommen bei Miaulis, der zu leben scheint. In der Färbung unterscheiden sich frühere Gemälde des Meisters durch größere Frische und Durchsichtigkeit. Stoffe und Costüme aber sind mit großem Fleiß und guter Wirkung behandelt. Im Allgemeinen findet die neugriechische Tracht ausnehmenden Beifall, und wir hören häufig den Künstler glücklich preisen um dieser geschmackvollen Costüme willen. Unseres Erachtens beruht dies auf einem Irrthum. Mit sehr geringen Ausnahmen leidet das neugriechische Kleid noch mehr an dem modernen Fehler der Massenlosigkeit, als selbst unseres, und besteht nur durch Buntheit und Glanz der Goldbesetzung. Die Grundbedingung aller Schönheit der Bekleidung, daß sie die Haupteintheilung des Körpers, so wie die hervorstehenden Theile zeige und große Massen bilde, verlezt jene gerade so häufig, daß man sich den Menschen hinter den Aermellappen, Bauchbinden, Contuschen u. dergl. erst zusammenbuchstabiren muß. Mit diesem geschmacklosen Luxus der vornehmeren Griechen hat inzwischen die einfache schöne Tracht des Hirten nichts gemein, die uns in die Heimath und Zeit des Odysseus versezt.

Ein zweites Bild von Peter Heß spielt auf vaterländischem Boden und stellt eine „Jagdgesellschaft beim Frühstück“ vor. Auf grünem, schattigem Rasen, unter Buchen und Tannen, mit der Aussicht auf sonniges Hügelland, Dörfer und das ferne Hochgebirge, sizt eine fröhliche Gesellschaft, die — wie man an dem mancherlei erschossenen Wild, das am Boden liegt, ersehen kann — obschon früh an der Zeit, doch ihr Tagewerk bereits gethan. Heitere Gespräche, Essen und Trinken sind die Beschäftigungen, die die Ruhe würzen; hier etwa kommt noch ein Nachzügler, der die Schnepfe nicht ausgelassen hat, die er einmal auf dem Rohr hatte, dort widmet sich ein Anderer seinen Hunden, ein Dritter ladet bereits wieder das Gewehr und was der Vorkommnisse mehrere sind. Die meisten der Leute sind uns bekannt und wir freuen uns, sie in so vollem Genuß behaglichen Glückes wiederzufinden. In der Ferne lagern die Treibjäger; bei ihnen gehts schon etwas munterer zu: Junge raufen sich am Boden — wir hoffen zum Scherz; Alte haben das Bier zur Genüge gekostet u. s. w. — Obschon im ganzen Bild nichts poetisch Bedeutendes liegt, so spricht es doch allgemein an durch Einfachheit, Anspruchlosigkeit und Lebendigkeit des Vortrags. Es will durchaus nichts seyn, als einer der vielen, flüchtigen Momente im Leben, in dem wir uns ganz wohl befinden, und da es dies erreicht, so wirkt es auch wieder so befriedigend auf Auge und Gemüth. Dazu kommt, daß es mit ganz besonderem Fleiß, man muß sagen ganz con amore gemacht, und von lieblicher, klarer, frischer Färbung ist. Es ist im Besitz des Hrn. Simon v. Eichthal, der mit seinen beiden Söhnen die mittlere Gruppe unter der Buche bildet. Rechts steht Hr. P. Heß selbst, seine Büchse an einen abgebrochenen Tannenast hängend; sein treuer, schöner Hühnerhund neben ihm.

Von Riebel in Rom waren drei Bilder ausgestellt, Scenen aus dem italienischen Volksleben. Das angenehmste in Farbe und Haltung war „ein neapolitanisches Mädchen,“ das, während es sein Tamborino zurecht

macht, nach einem sich schnäbelnden Taubenpaar herab sieht. Hier war ein in Roth changirender blauer Seidestoff vorzüglich behandelt. — Auf einem zweiten Bilde mittlerer Größe war eine „Familienscene" vorgestellt, eine albanische Frau beugt sich, mit dem linken Arm sich stützend, nach einer Dienerin, die ein nacktes Kind auf den Schenkeln stehend hält. Dies Bild leidet an Mangel von Verbindung der vorgestellten Individuen unter sich; doch sind auch hier die Stoffe gut gemalt. Endlich ein drittes, sehr großes Gemälde stellte „eine neapolitanische Fischerfamilie am Meeresufer" vor. Der Marinaro sizt (am tiefsten im Bild) auf einer Erderhöhung, spielt die Zither und sieht nach seiner jungen Frau herab, die mit überm Knie verschränkten Händen und mit uns zugekehrtem Gesicht am Boden sizt. Hinter ihr lauscht ihr Töchterchen der Musik des Vaters, zu dem sie in die Höhe sieht.* Im Hintergrunde sieht man den Nachen, das Meer, und über dem Ganzen blauen Himmel. Die Figuren sind Lebensgröße, die Zeichnung ist lebendig, vorzüglich bei dem nach dem Zitherspieler aufblickenden Kind, die Färbung imponirt durch eine gewisse Sättigung, auch die Modellirung kann befriedigen. Die Stoffe, und namentlich der durchbrochene Hemdärmel der Frau, sind mit Verstand und Geschick gemacht. Das Publikum schenkte diesem Bilde, das sich im Privatbesitz des Kronprinzen von Bayern befindet, ungetheilten Beifall; nur die Künstler waren zum geringsten Theile befriedigt. Was uns daran mißfällt, ist die durchgehende Beziehung nach Außen, der Mangel an aller Naivetät bei einer Scene, die nur durch lauter Beziehung der Personen auf einander seine poetische Bedeutung erhält, während durch die gewählte Darstellung ihr eine theatralische wird. Riedel hat unverkennbar große Fortschritte gemacht, doch nicht eigentlich in der Ausbildung des Geschmacks, den wir bei ihm von Zufälligkeiten geleitet sehen, was vorzüglich bei den Fleischpartien, in den verschwollenen Knöcheln, angelaufenen Adern u. s. w., an den Köpfen in der Wahl der Verhältnisse (die Stirn des Kindes ist kleiner als die Nase, und beide zusammen kaum die Hälfte des ganzen Gesichts) unangenehm hervortritt. Der Vortrag ist glänzend und erinnert an französische Kunstwerke der Art; doch geht die französische Schule überall in der Entschiedenheit der Gegensätze weiter, ist tiefer in den Schatten, glänzender in den Lichtern und brillanter in den Widerscheinen. Sehen wir recht, so hat Riedel sich zu sehr an die Beleuchtung des Modells im Zimmer gehalten, die natürlich nicht mit dem blauen Sonnenhimmel des Bildes in Uebereinstimmung steht. Dessen ungeachtet war viel Fleiß auf die Wirkung der Farbe verwendet, was denn auch seinen Zweck nicht verfehlte. Riedels Gemälde ist im Grunde genommen das erste größere Werk der Art, das in München ausgestellt worden, und der Erfolg war genau der wie bei ähnlichen Leistungen im nördlichen Deutschland. Wie falsch es ist, von diesem Erfolg auf den Werth der Bestrebung selbst zu schließen, möchte am deutlichsten daraus erhellen, daß, seit das genannte Bild dem jüngsten Gericht von Cornelius gegenüber aufgestellt war, dieses fast ganz unbeachtet blieb, während nach jenem die schaulustige Menge sich unersättlich drängte; und dem eraltirtesten Freund von Colorit und sogenannter Correctheit wird es doch nicht wohl einfallen, daraus einen Schluß für Riedel gegen Cornelius zu ziehen. Wir werden Gelegenheit haben, über diesen Gegenstand uns ausführlich auszusprechen.

* Die Verhältnisse der Personen sind auch anders gedeutet worden, der Marinaro als Liebhaber, die Frau (Porträt des bekannten Modells Fortunata in Rom) als Geliebte, das Kind als Schwester derselben.

Maes, ein Niederländer, der in Rom lebt und von Zeit zu Zeit Bilder hieher sendet, arbeitet in demselben Genre; doch hat er eine größere Kraft der Färbung und vorzügliche Gewandtheit im Helldunkel. Von ihm war eine „betende Römerin" und eine „Familienscene," halbe, fast lebensgroße Figuren. Außer den genannten Vorzügen besizt Maes noch ein besonderes Talent für Schönheit der Formen, so daß seine Physiognomien schon im Umriß ansprechen müssen; allein auch ihm fehlt die Naivetät der Darstellung, und die Betende ist offenbar weniger bei Gott, als beim Publikum. Die Zeichnung leidet bei Maes fast durchgängig an Unbestimmtheit, so daß in den Theilen des Gesichts und Körpers der Muskel- und Knochenbau nicht durchgefühlt wird, was bei ohnehin runden Formen, wie z. B. kindlichen, besonders störend ist.

Zu den Kunstwerken, zu denen uns vorzugsweise die Anmuth des Vortrags hinzieht, gehören die Bildnisse von Stieler. Der Reiz einer geschlossenen, auf die Höhe des Gegenstandes conzentrirten und sich allmählig nach unten brechenden Beleuchtung war in vollem Maße über das Porträt seiner Frau ausgegossen, die in weißem Gewand, in nachdenklicher Stellung aufwärts blickend, in einer Mondscheinlandschaft sizt.

Nicht weniger ansprechend war das Bildniß seines Töchterchens (ganze Figur, Lebensgröße). In einer Gebirglandschaft, am Ufer eines klaren Gewässers, sizt das etwa achtjährige Kind auf den rechten Arm gestüzt, die mit gelben Stiefelchen bekleideten Füße übereinander gelegt, in weißem, über das Knie zurückgeschlagenem Kleide, das blonde Lockenköpfchen ganz uns zugekehrt, Blumen in die Wellen werfend, die sie uns entgegenführen. Das Dichterische in dem Bild fühlt man leicht durch, die Verwandtschaft zwischen Blumen- und Kindheitleben und der vergänglichen Welle, und es verfehlte auch, zumal bei

dem oben gerühmten Vortrag und einer blühenden, durch Gegensätze gehobenen Färbung, die Wirkung nicht, die aber unserer Ansicht nach allgemeiner und tiefer seyn müßte, wenn an der Stelle von Grazie der Bewegung im Kind volle, unbefangene Natürlichkeit herrschte.

Unter den übrigen Bildnissen zeichneten sich die männlichen von Dürk durch eine edle Einfachheit und zarten Farbensinn, die von Heuß durch das Frappante in Auffassung, Zeichnung, Colorit und sogar der Behandlung aus, mit welchen Mitteln er die Individuen durch solche Merkmale kenntlich macht, deren sie sich weder erfreuen noch rühmen möchten.

Von Weller, von dem wir Bilder Italiens voll Leben und Schönheit gewohnt sind, war eines da, dem Beides fehlte, und dem sich zum Mangel an Farbe auch noch der an Licht zugesellte. Durch das Thor einer cyclopischen Mauer ziehen Landleute nach Hause mit Eseln und Schweinen; an der Seite sizt ein Aeltern- oder wahrscheinlicher Großälternpaar, vor dem ein Knabe und ein Mädchen den Saltarello unter Begleitung des Tamburins, das die Kleine nicht ohne Coquetterie schlägt, tanzen. Von der Mauer herab sehen ein strumpfstrickender Hirt und ein Schaaf der Scene zu. Abend liegt auf der Landschaft. Die Anordnung des ganzen Bildes war sehr gefällig zu nennen, und alle Mängel liegen in der Ausführung des an sich ganz reinitalienischen Idylls.

Eine durchaus neue Gattung von Bildern sind die von Petzl. Dem Genre angehörig, sind sie nicht eigentlich poetischer Natur, oder charakteristisch, sondern eben nur durchaus wohlgefällig. Mit einer, man muß sagen organischen Gleichmäßigkeit wird diese Wohlgefälligkeit das Motiv für die Wahl des Gegenstandes, Zusammenstellung, Stimmung, Färbung, Beleuchtung, Physiognomie, Bekleidung, Umgebung u. s. w., und nur in der Anordnung vermißt man das sichere Gefühl für Schönheit der Form zuweilen, so daß wesentliche Theile auf eine ungeschickte Art verdeckt oder abgeschnitten werden. Ausgestellt waren von Petzl das „griechische Frauenfest,“ von dem bereits früher (in einem Bericht über den hiesigen Kunstverein) die Rede war, sodann „die Braut, die ihres Bräutigams harrt,“ auch im griechischen Costüm. Wir befinden uns in einem orientalisch, und mit Resten antiker Baukunst verzierten Zimmer von sehr einfacher Bauart, mit weit offenem, rebenumkränzten Fenster, durch welches man auf Berge, Meer und Straße hinaus sieht. Im Zimmer rechts liegen allerhand kostbare Geräthschaften, Schmuck, Kleider, Teppiche u. s. w.; Frauen und Jungfrauen in reizenden Gewändern, immer eine schöner als die andere, umgeben die schönste, die Braut, die mit goldenen Blumen, Schleiern, Ketten, Gehängen, Aermeln, Schleifen und Bändern und vielen vielfarbigen, golddurchwirkten leichten Kleidern feenartig geputzt, in der Mitte steht, mit dem Ausdruck der Ueberlegenheit, der Ueberraschung des sichern Siegs über den kommenden Bräutigam. Diesen selbst hat der Künstler dem Auge entzogen und nur den Zug seiner musicirenden, jubelnden, schießenden Begleiter sieht man durch's offene Fenster, wohl aber gilt ihm der Blumengruß eines kleinen Mädchens an lezterem, und die Fingerdeutung einer älteren Frau aus der Umgebung der Braut. Vor dieser stehen noch, gleichsam die Scene zu schließen, ein Knabe mit Blumenkorb und Schleier und eine Mohrin mit Spiegel und Schmuckkästchen. Eine der Frauen ist noch mit dem Arrangement ihres Kopfputzes beschäftigt. Unleugbar ist ein großer Reiz über das ganze Bild, über alle Gestalten und Physiognomien ausgegossen, der durch die Pracht und den Reichthum der Costüme, durch eine sehr kunstreich conzentrirte und im Diminuendo gehaltenen Beleuchtung und eine sehr fleißige Ausführung gehoben wird. Man suche nur nicht ein charakteristisches Bild des griechischen Volkslebens. Eher erscheint uns das Ganze wie ein sogenanntes lebendes Bild (Tableau), geistreich und geschmackvoll aus bester Gesellschaft bei uns und mit unbeschränkten Mitteln zusammengestellt.

Ganz den entgegengesezten Weg in der Kunst geht Bürkel, bei dem die Lust an derber Wahrhaftigkeit sich bis zur Gleichgültigkeit gegen alle Schönheit steigert. So bringt er aus der Heimath alles Schönen nur die Bilder, die dem armen Nicolai so viel zu schaffen gemacht haben, die schmutzigen Kneipen, das Getreibe der Pfaffen und Eselstreiber, den Staub, die Hitze, die Bettler; freilich ohne den mindesten Verdruß, sondern mit unverkennbarer Freude an dem, was daran nothwendig und natürlich ist. Der Art ist ein Bild von ihm, „Ansicht der ersten Poststation von Rom nach Albano, Mezza via genannt, wo man sich troz des guten Weins, den die padrona di casa einschenkt, gewiß nicht länger, als nöthig ist, aufhält, um Zeuge des leidenschaftlichen Morafpiels einiger häßlicher, zerlumpter Eselstreiber, der Langenweile von ein paar Kapuzinern und sonstigen natürlichen Ereignissen zu seyn, und gern seine Reise nach dem schönen Albano fortsezt, von wo aus man unter duftigem Dach der Pinie neben den schönsten und freundlichsten Menschen auf die Oede der Campagna zurückblickt.

Mit besonderer Vorliebe hat sich Bürkel der Auffassung des bayerischen Gebirgslebens gewidmet, aber auch hier verweilt er bei solchen Scenen, denen Andere gern ausweichen. Diesmal ist's eine Schlägerei, und zwar sehr ernster Art, so daß sogar Hunde und Pferde, die in der Nähe sind, von Furcht ergriffen werden. Die Scene spielt vor einem Wirthshaus im Dorfe, in dessen oberm Stockwerk man Tanzmusik wahrnimmt. Roßhändler mit ihren eben nicht edelgebornen Thieren halten vor der Schenke, Wirth und Wirthin, mit einigen Gästen,

stürzen zur Hausthüre heraus, einem Mann auf der Galerie des Hauses sieht man seine ängstliche Theilnahme an der Begebenheit an, die auf dem freien Platz vor der Schenke vorgeht. Hansjörg (denn wir müssen die Theilnehmer beim Namen nennen, um der Darstellung mit dem Worte folgen zu können) Hansjörg liegt am Boden und wehrt sich vergeblich gegen den etwas jüngern und stärkern Sepperl, der, über ihm liegend, ihn vor Wuth in den Arm beißt. Stanislaus und Andres kehren uns den Rücken, auch von ihren Köpfen sehen wir nichts, so gebogen stehen sie gegen einander, um sich den Vortheil abzugewinnen, der Eine sein Knie in des Andern Hüfte setzend; Hannes und Stachus suchen sie auseinander zu schlagen und zu reißen, und schmeißen dabei den armen Gottfried übern Haufen; der alte Stanislaus will seinem Jungen helfen, aber seine Frau auf der einen, und der kleine Seppi auf der andern Seite, halten ihn ab und auf, Lisbeth hält den Tisch, den der Alte in der Hast des Aufspringens umgeworfen, Matthes reißt aus, und mit ihm Hunde und Hühner, während von der andern Seite Helfer und Friedensstifter nahen. — Mit Wouwermannscher Lebendigkeit ist das Ganze in allen seinen Theilen durchgeführt, gut gezeichnet und frisch und kräftig gefärbt.

Von einer Schlägerei wird uns der Uebergang zu Schlachten leicht. Das größte dahin gehörige Bild der Ausstellung war „die Schlacht von Mosaisk“ von A. Adam. In einer langen Diagonale durchschneidet ein Bataillon bayerischer Chevauxlegers die Ebene vor einem mit einem Graben umgebenen und von Artillerie besezten, ziemlich fernen Hügel. Der Standpunkt des Beschauers ist im Rücken der angegebenen Linie, die den Mittelgrund einnimmt, und die eigentliche That enthält. Die Bewegungen des Feindes, in grauer, staubiger Ferne, sind nur andeutungsweise bezeichnet. Den Vorgrund nehmen allgemeine Schlachten-Nebengruppen ein, ein Gefecht zwischen einem Kosacken und drei Chevauxlegers, und fünf oder sechsmal die Vorstellung von Verwundeten und deren Unterstützung. Links, fern in der Ebene, über eine unbesezte Brücke rückt den Russen Verstärkung an. Wir wüßten dem Bild nicht eigentlich ein Interesse als Kunstwerk abzugewinnen (über etwaige historische Genauigkeit können wir nicht urtheilen), und haben nur die große Geduld bewundert, mit welcher der Künstler an der langen, uniformen Reihe der Soldaten- und Pferderücken ausgehalten hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

Dresden. Am 17. Nov. 1835 früh um 10 Uhr verschied, wie schon früher kurz berichtet worden, hier der königlich Sächsische Hofrath Karl August Böttiger, Oberaufseher über die königlichen Museen, der antiken Marmore und der Mengsschen Gypsabgüsse, Mitglied des königlichen französischen Instituts u. s. w., in einem Alter von 76 Jahren. Deutschland verliert an ihm einen seiner thätigsten Gelehrten und ausgezeichnetsten Archäologen, dem auch unsere Blätter in früheren Jahren viele schäzbare Beiträge verdanken. Der von vielen Seiten ihm geäußerte Wunsch, daß er eine Sammlung seiner zerstreuten und jezt zum Theil schwer aufzufindenden kleinen archäologischen Abhandlungen veranstalten möchte, konnte er leider nicht mehr erfüllen. Seiner Beerdigung wohnte eine große Anzahl der ausgezeichnetsten Männer Dresdens bei; der Oberhofprediger v. Ammon, der Staatsminister v. Lindenau und Hofrath Hase, welcher Leztere mit dem Verewigten in vieljährigem Amtsverhältnisse gestanden, sprachen an seinem Grabe gehaltvolle und herzliche Worte der Anerkennung seiner großen Verdienste.

Literatur.

Berlin. Der Direktor der Sculpturengalerie, Hr. Prof. Tieck, hat ein von einem belehrenden Vorworte begleitetes Verzeichniß der in den Nebensälen des Museums aufgestellten besonderen Gattungen von Kunstschäzen herausgegeben. Unter diesen verdienen besondere Aufmerksamkeit die Werke der Künstlerfamilie della Robbia (gesammelt von Bartholdy), die Majolikensammlung (von Bartholdy und von Nagler zusammengebracht), welche nicht weniger als 112 Consoltische bedeckt, und die Glasmalereien, die in der Schweiz von dem 1824 verstorbenen Hauptmann v. Derschau und Hrn. v. Nagler, so wie vom Leztern in Franken und Schwaben gesammelt wurden. Der der Glasmalerei gewidmete Theil des Katalogs zählt 185 Nummern, jedoch weit mehr einzelne Stücke.

Polyclet, oder von den Maaßen des Menschen nach dem Geschlechte und Alter, mit Angabe der wirklichen Naturgröße nach dem rheinländischen Zollstocke, und Abhandlung von dem Unterschiede der Gesichtszüge und Kopfbildung der Völker des Erdbodens, als Fortsezzung des hierüber von Peter Camper Ausgegangenen, von Gottfried Schadow, Bildhauer, Direktor der königlichen Akademie der Künste zu Berlin ꝛc. Berlin, 1834, auf Kosten des Verf. In Commission bei Sachse und Comp. 100 S. in Quart, mit einem Atlas von 29 lithographirten Tafeln in Folio.

National-Physiognomieen, oder Beobachtungen über den Unterschied der Gesichtszüge und die äußere Gestaltung des menschlichen Kopfes, als Fortsezung des Polyclet. 11 Bogen gr. 4. Deutsch und Französisch, nebst 29 lithographirten Tafeln, gr. Fol. Von Dr. Gottfried Schadow, Direktor der königlichen Akademie der Künste zu Berlin, Ritter ꝛc. Berlin, 1835.

Bauwerke.

Paris. Es wird jezt thätig an der Galerie gebaut, welche von dem Präsidentenhaus nach dem Gebäude der Deputirtenkammer führt und welche mit Statuen der berühmtesten Redner alter und neuer Zeit geziert werden wird.

№ 6.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 21. Januar 1836.

Kunstgeschichte.

Beiträge zur neuern Kunstgeschichte von Ernst Förster. Mit vier Kupfertafeln. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1835. 222 S. gr. 8.

Der Wunsch, eine möglichst vollständige Sammlung getreuer Zeichnungen derjenigen Werke zu erhalten, welche für die Geschichte der im vierzehnten Jahrhundert wieder aufblühenden Künste in Italien von größter Bedeutung sind und gleichsam diese Geschichte selbst erhalten, gab Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen Maximilian von Bayern die Veranlassung, Hrn. Förster mit einer solchen Arbeit zu beauftragen. Für denjenigen, welcher bedenkt, daß ein großer Theil dieser so wichtigen als interessanten Werke sich in einem ziemlich traurigen Zustande befindet, und in unerklärlicher Verwahrlosung allmählig dem völligen Untergang entgegengeht, muß dies Unternehmen ein höchst erfreuliches seyn. Manches von jenen Bildern ist zwar bereits gezeichnet und gestochen worden, namentlich durch die Bemühungen der thätigen Lasinio, Vater und Sohn, und ihrer Schüler — aber einerseits ist noch sehr viel zurück, andererseits ist nicht immer jene gewissenhafte Genauigkeit beobachtet, welche allein uns dahin führen kann, den Charakter der alten Meister in seinem eigentlichen Wesen zu erkennen und darauf sichere Schlüsse zu bauen. Hr. Förster war acht Monate lang mit zwei jüngeren Künstlern in Pisa, Lucca, Florenz und Siena beschäftigt, und stellt in dem Buche, welches hiemit angezeigt wird, die Resultate der kunstgeschichtlichen Forschungen zusammen, welche seine Arbeit begleiteten. Es sind neun verschiedene Abhandlungen, welche sich fast ausschließlich mit dem vierzehnten Jahrhundert beschäftigen.

Von ganzem Herzen heißen wir diese Schrift willkommen. Es spricht sich in ihr ein gebildeter Sinn, ein warmes Gefühl aus, frei von nimmermüder, nichts begründender Skepsis, wie vom blinden Glauben und Sichgehn-lassen. Der Verf. hat sich Mühe gegeben, in die Eigenthümlichkeiten der Werke einzudringen, welche er vor sich hatte, ihren Charakter bestimmt aufzufassen und scharf zu bezeichnen. Als ausübender Künstler hatte er einen großen Vortheil vor vielen andern Schriftstellern: sein geübtes Auge ließ ihn Manches erkennen, was jenen verborgen geblieben war; die unausgesezte Aufmerksamkeit, die er bei seiner Arbeit den Bildern widmen mußte, prägte ihm diese dauernder ein. So erhalten wir von ihm nicht nur sehr genaue Beschreibungen und Erläuterungen von oft sehr wichtigen Details, welche seinen Vorgängern, wo er deren hatte, entgangen waren, sondern auch einen Schatz von Notizen über die Technik, welche verschiedene Aufschlüsse geben. Er brachte Liebe zu jenen Alten mit bei seinem Werke: deßhalb finden wir nicht bloß die kalte Kritik, die sich fast nur um Linien und Jahrzahlen kümmert, sondern eine wohlthuende Würdigung des mannichfachen, zum Theil so ausgezeichneten Verdienstes.

Dies ist die glänzende Seite der Leistung unseres Verf., und kann nicht verfehlen, überall Anerkennung zu finden. Bei weitem weniger hoch können wir das anschlagen, was er für urkundliche Begründung der Kunstgeschichte gethan hat. Einige Aufsätze haben zwar das Ansehen, als wäre auch in dieser Hinsicht viel Neues in ihnen vorhanden; aber die angeführten Dokumente waren größtentheils längst bekannt, wenn auch weit weniger benuzt, als sie verdienten. Auch hiebei hat der Verf. sich also ein Verdienst erworben. Unbegreiflich bleibt es, daß das Buch des Professors Sebastian Ciampi, welches bereits 1810 in Florenz erschien und eine Reihe der wichtigsten Urkunden aus Pistoja und Pisa enthält, so wenig Verbreitung fand, daß man noch zwanzig Jahre später Dinge drucken konnte, welche sich dadurch längst als falsch erwiesen hatten. Selbst Hr. von Rumohr scheint es kaum gekannt zu haben. Rez. war, so glaubt er, der Erste, welcher in Deutschland im Detail darauf aufmerksam machte, und in seiner Anzeige des ersten Theils des Schornschen Vasari (Kunstblatt, 1833, Nr.

29 bis 32) die von seinem Freunde an's Licht gezogenen Dokumente vielfach benuzte. Die Ergebnisse derselben ausführlich und in geschichtlicher Verbindung darzustellen, wie Hr. Förster es gethan, konnte natürlich nicht der Zweck jenes Aufsatzes seyn, welcher überdies an einem Orte und unter Verhältnissen geschrieben wurde, wo dem Rez. beinahe die unentbehrlichsten Hilfsmittel abgingen.

Indem wir uns nun zur Betrachtung des Einzelnen in dem vor uns liegenden Buche wenden, begegnen wir zuerst einem ausführlichen Aufsatz „über das Leben und die Werke des alten toskanischen Bildhauers Nichola Pisano.“ Einer warmen und gerechten Würdigung dieses „Wiederherstellers der Kunst im Mittelalter“ voraus geht eine allgemeine Bezeichnung des Charakters der Zeit und der Leistungen bis zur Epoche, wo Nichola auftrat. Wir finden hier die bekannten Namen Biduinus, von welchem die Reliefs an der Vorderseite der Kirche zu San Casciano bei Pisa (mit der Jahrzahl 1180), und Arbeiten an den Eingängen der Kirche S. Salvatore zu Lucca; und Meister Robertus, 1151, nach des Verf. Erläuterung der Inschrift des Reliefs am Taufbrunnen von S. Frediano zu Lucca, worin er von Hrn. v. Rumohrs Erklärung abweicht. Nichola's Ausbildung, worüber so verschiedenartige Meinungen sind, bringt der Verf. mit den Bildwerken an einer Kanzel der vormaligen Kirche S. Piero Scheraggio zu Florenz (jezt in der kleinen Kirche S. Leonard vor dem nach S. Miniato al Monte führenden Thore) in Verbindung, indem er eine interessante Vergleichung zwischen einer daran befindlichen Kreuzabnahme und einer Darstellung desselben Gegenstandes durch Nichola, an der Vorderseite von S. Martino zu Lucca, aus dem Jahr 1233 anstellt. In der Florentiner Arbeit ist übrigens der Leib Christi wie auf den griechischen und italienischen Cruzifixen. — Dies leitet zur Bestreitung der Ansicht, daß die Arca des heiligen Dominikus in Bologna, welche Vasari in die Jahre 1225 bis 1231 sezt, von Nichola seyn könne, vielmehr wird auf die Aehnlichkeit dieser Arbeit mit einer gegen 1270 von einem lombardischen Meister verfertigten Kanzel in S. Giovanni fouricivitas zu Pistoja hingewiesen. Schorn, in der Vorrede zum Vasari, hat bereits bemerkt, daß auch schon von Italienern daran gezweifelt wurde, ob die genannte Lade von Nichola stamme. — Nun werden unseres Künstlers unbestrittene und große Werke vorgenommen, vorerst die 1260 („anno milleno bis centum bisque trideno“) vollendete Kanzel im Baptisterium zu Pisa, mit ihren Darstellungen der Verkündigung und Geburt, Epiphanie, Darbringung im Tempel, des jüngsten Gerichts und der Kreuzigung, an welchen der Bildungsgang des Verfertigers, die Vereinigung der Elemente früh italienischer Zeit mit der Antike, die sich wiederfindende Spur vom Gebrauch des Thonmodells, und das Hervortreten noch nicht vermittelter Gegensätze, auf eine sehr gut durchgeführte und lehrreiche Weise erläutert werden. „Ist schon,“ heißt es am Schlusse dieser Beleuchtung, „das Naturstudium selbst bei Nichola bewunderuswürdig, so ist es beinahe die Anwendung desselben noch mehr, nach welcher er nicht, wie zu erwarten gewesen wäre, bei jenem stehen blieb, sondern im sichern, durch Anschauen der Antike befestigten Gefühl die Forderungen der Kunst gegen die Gaben der Natur richtig abwog und somit die natürlichen Formen durch den Geist wiedergeboren werden ließ. So leiden seine Formen noch nicht, wie die der spätern Florentiner, durch die Naturwirklichkeit, während sie uns durch ihre Naturwahrheit überraschen und ergreifen. Seine Hand schuf breite, große Formen, die in Massen zusammentreten, in Massen sich sondern; die Natur lehrte ihn die feinere Bewegung der Linie, aber er verlor sich nicht in ihre Mannichfaltigkeit; die Bewegungen verstoßen nicht gegen das Gesetz, allein sie sind durch die Wahl geadelt. Daß seine Kunst aber nicht bis zur Ausbildung der kleinern Theile, der Hände und Füße, vollkommen ausreichte, so wie, daß zuweilen der Schwerpunkt verfehlt ist, gehört zu den fast unvermeidlichen Mängeln einer entstehenden Kunst. In Bezug auf Gewänder ist es auffallend, daß Nichola mehr als der Antike den Eingebungen seines malerischen Gefühls folgte und somit deren Ansprüche auf selbständige Schönheit anerkannte, während in der alten Kunst ihr Hauptwerth darin besteht, daß man weniger sie, als den von ihnen bedeckten Körper sieht. Deßhalb sehen wir bei Nichola nirgends die Anwendung von nassem, enganliegendem Gefälte, wie bei den Antiken; er benuzte vielmehr dasselbe zur Zusammenstellung größerer und kleinerer Massen zu einem gefälligen Ganzen in neue Form, und begnügte sich mit Bezeichnung der Bewegung und der hervortretenden Theile des menschlichen Körpers.“ — Die Kanzel im Dom zu Siena wurde, gemäß dem bekannten Vertrage, 1266 bestellt. Seine Gesellen Arnolfo und Lapo, und sein Sohn Giovanni waren dabei thätig. Sie ist reicher und mannichfaltiger als die pisanische, aber hie und da überfüllt; der antike Geist, welcher bei jener aus der Madonna eine Here machte, herrscht weniger vor. Im Jahr 1273 wurde der Altar von S. Jacopo in Pistoja begonnen: es ist dies die lezte Epoche, in welcher wir Nichola urkundlich erwähnt finden. So ergibt sich, als allgemeiner Charakter des Geistes und der Leistungen des großen Pisaner Bildhauers, die Verschmelzung der Elemente des Christlichen und Heidnischen, welche er getrennt vorfand, die Vermittelung des Naturstudiums mit den Mustern einer frühern Zeit. „Was er,“ drückt sich der Verf. schön und wahr aus, „für Jahrhunderte sicher wiedergewonnen, war, daß er die Sculptur aus der Hörigkeit, in welcher die Architektur

Digitized by Google

sie hielt, in die Rechte einer freien, selbständigen Kunst wieder eingesezt."

Die nun folgenden Notizen „über den Altarschmuck von S. Jacovo in Pistoja" enthalten nichts Neues. Rez. benuzte bereits in der erwähnten Rezension des deutschen Vasari (a. a. O. S. 125) die von Ciampi mitgetheilten Urkunden zur Berichtigung der völlig grundlosen Angaben des genannten Schriftstellers. Wichtiger sind die „Nachrichten von einigen ältern Malern und Malereien in Pisa und Lucca," wenn auch im Ganzen wenig ergiebig und nur theilweise neu. Nicht ohne Interesse ist die Erläuterung alter Pergamentrollen in der Opera del Duomo zu Pisa, mit verschiedenen Darstellungen aus der heiligen Schrift und dem Leben (auf der einen die Hauptereignisse der Geschichte des Heilands bis zum Abendmahl): nur steht diese hier etwas vereinzelt. Der durch pisanische Schriftsteller zu unverdienter Berühmtheit gebrachte Giunta wird richtig gewürdigt; gegen Morrona's und Rumohrs Urtheil wird die Unbedeutsamkeit der alten Wandgemälde in S. Piero in Grado bei Pisa, so wie der Umstand nachgewiesen, daß sie erst um 1350 entstanden seyn können, indem das Bild Papst Clemens VI. († 1352) darauf vorkommt. Maler, wie Nuccarus aus Pisa (1301), Lucas Tone (1366), Jacobus Michaelis, genannt Giera (1389), Gettus Jacobi (1391), Turinus Vanni (1390; von ihm eine Altartafel, Madonna mit Heiligen und weiblichen Gestalten, in S. Paolo in ripa d'Arno zu Pisa) kommen in Urkunden vor. Bemerkenswerthere Arbeiten sind die Wandgemälde in S. Martino zu Pisa (1369; Darstellungen aus der Geschichte des Heilands), und ein Madonnenbild in der Sacristei des Klosters S. Chiara daselbst, 1405, mit beschädigter Unterschrift. — Von Lucchesischen Malern finden wir noch Wenigere, als von Pisanischen. Merkwürdig ist ein Bildniß des heiligen Franziskus von Bonaventura Berlinghieri von Lucca, 1235, im Castell di Guiglia bei Modena, so wie ein Cruzifix in Marlia bei Lucca, 1284 von Deodatus filius Orlandi de Lucca verfertigt.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstausstellung in München.

(Fortsezung.)

In kleinerem Format wird uns dieselbe Klasse bayerischer Krieger vorgeführt durch Schelver, und zwar im Gefecht mit Polen und Franzosen. Das Interesse einer so namenlosen Begebenheit kann unsers Ermessens nur in der klaren Darstellung einer interessanten Situation und in der Durchbildung des Details liegen. Sehen wir hier über das Gewirr kleiner, hauender, schießender und parirender Figuren im Hintergrund hinweg, so bleiben uns vorn vier Mann übrig, deren Verhältniß zueinander die Absicht des Bildes bleibt. Abgesehen also von dem Zweck des Kampfes (wahrscheinlich gilt es das Dorf im Hintergrunde, doch ohne bestimmte Auseinanderhaltung des angreifenden und des vertheidigenden Theiles), haben wir es zunächst mit einem bayerischen Chevauxlegersoffizier zu thun, der, auf seinem Pferd uns entgegenfliegend, den Lanzenstoß eines polnischen Uhlanen glücklich parirt, was ihm um so leichter wird, als dieser, ungeschickt genug, bergan im rechten Winkel gegen ihn, der im schärfsten Carrière vorüberreitet, den Stoß führt. Einer zweiten Gefahr wird er ebenfalls durch die Geschwindigkeit des Pferdes überhoben, und es bleibt nur das in Frage, wie die Gefahr selbst Zeit zu ihrer Existenz gewinnen konnte. Ungefähr eine Viertel-Pferdslänge vor dem Pferd des Offiziers, steht, wie im sichern Hinterhalt, ein zweiter Pole, mit verbundenem Kopf, den Czacko in der einen Hand, rückwärts mit der anderen die Pistole spannend, mit der er den Offizier unbedenklich vom Pferd schießen würde, wenn dieses ihn nicht, längst ehe er nur die Spannung des Hahns vollendet, überritten haben müßte. Neben diesen beiden Ungeschicklichkeiten der Gegner kommt dem Offizier noch ein Freund zu Hülfe, der den ersten von ihnen niederschießt. Wir wissen nicht, in wie weit eine solche Situation Interesse erregt; auf die Darstellung derselben hat der Künstler viel Fleiß verwendet.

In eine andere Zeit und vor einen bedeutungsvollen Moment führt uns Monten mit dem Tode Gustav Adolphs in der Schlacht bei Lützen 1632. Der gefallene König liegt, halb entkleidet, die verwundete Brust und Stirne nach oben gerichtet im Gewühl auf einer Gruppe anderer Erschlagener. Im Vorwärtsdrängen der Schlacht sieht und erkennt ihn Einer von den Heerführern der Protestanten (Bernhard v. Sachsen Weimar?); mit entblößtem Haupt und wie abwehrend gezücktem Degen schreitet er mit dem Ausdruck heftigen Schmerzes heran; Schreck und Entsetzen überfliegt die Kämpfenden, die der Sturm eben heran und vorüber treibt, um sich bei ihnen in verstärkte Tapferkeit und Wuth gegen die schon schwankenden Kaiserlichen umzusetzen. — Durch und durch spürt man des Künstlers Wärme für seinen Gegenstand, und wird mit ergriffen; aber der ruhigeren Betrachtung folgen dann die Wünsche einer etwas sorgfältigeren Behandlung der Contouren und der Farbe.

Unter den Architekturbildern, unter denen wir bisher D. Quaglio's malerische Ansichten von alten Kirchen,

Schlössern und Städten zu sehen gewohnt waren, zeichneten sich diesmal besonders die von Gail und von Bayer aus. Quaglio hatte nichts als die Ansicht des kürzlich niedergerissenen Palastes am Max=Josephplatz in München, ein Bild von nur lokalem Interesse, ausgestellt. Von Gail dagegen sah man außer einem Oelgemälde, der Stürmung des Klosters S. Juan des los Reyos in Toledo durch die Franzosen im Jahr 1810, von welchem in diesen Blättern bereits früher berichtet worden, noch drei Aquarellzeichnungen nach spanischen Baudenkmalen, die Puerta del Sanctuario arabigo de la mez guita di Cordova, die Capilla Villa viziosa in der Moschee von Cordova, und die Capilla del Zancaron in derselben Moschee, alle drei an Ort und Stelle aufgenommen. In diesen lezten herrscht orientalische Pracht und Phantasie, und wir sehen uns von der Architektur auf eine ungewöhnliche Weise angesprochen. Allein unseres Erachtens eignet sich diese reiche Verwirrung ihres unorganischen Wesens wegen nicht wohl zu selbstständigen Darstellungen, und wie sehr es auch dem genannten Künstler gelingt, gerade das geistig Bedeutsame in der Architektur herauszustellen, so möchten wir doch einen sparsamen Gebrauch jener arabischen Studien heilsam finden.

v. Bayer hat der Kunst der Architekturmalerei einen Reiz abgewonnen, der bisher unbeachtet geblieben. Er sucht nicht malerische Punkte, noch charakteristische Massen, es scheint ihm eine jede, ja die allerunbedeutendste Stelle eines Gebäudes recht, und gerade die so sehr vermiedenen Kalkwände sucht er auf. Auf diesen weiß er nun auf eine so seltene Weise die Wirkungen des Sonnenlichtes, der Streiflichter und Reflexe darzustellen, daß man darüber ganz vergißt, daß der beschienene Gegenstand selbst ein ganz gewöhnlicher ist. Der Art sind vorzüglich die beiden Bilder, eine Klosterhalle und ein Kreuzgang, die er ausgestellt, aber auch das Innere der Kapuzinerkirche in Salzburg, obschon hier die Architektur selbst auch interessirt, ist in der gleichen Weise dargestellt.

Von Landschaften ist nur die große schwedische von Chr. Ezdorff zu nennen, deren wir auch bereits früher Erwähnung gethan; zwei Bilder von Schleich, eine Isargegend und eine Hochalpe, waren nicht ohne Werth, dagegen eine Waldlandschaft von Bürkel war lichtlos und schwer. Keiner der übrigen und mit recht hochgestellten Landschaftmaler der hiesigen Schule hatte etwas eingesendet, so daß in dieser Beziehung die Ausstellung des Kunstvereins in den Landschaften überwiegend einen starken Gegensatz gegen die der Akademie bildet, welche in ihrem Kreis auf keine Weise für diesen Kunstzweig Sorge trägt. Nur Karl Heß und Habenschaden füllten mit ein paar Thierstücken von Werth die leeren Stellen an dieser Seite aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemäldesammlung.

Berlin. Der Gesellschafter berichtet in seinem Beiblatt Nr. 11 1855 über eine kleine, aber ausgesuchte Sammlung von etlichen zwanzig älteren Gemälden, die sich im Besitze des Hrn. Morise und Franck befindet und im lezten Herbst in dem großen Saal des königlichen Akademiegebäudes ausgestellt war. Sie enthält zwei große Gemälde von Peter Paul Rubens, die sich zuerst im Besitze der schwedischen Königin Christine befanden; ihre Echtheit ist troz der mannichfaltigen Schicksale, die sie erlebte, nicht zu bezweifeln. Das eine stellt die Rache der Tomyris an Cyrus dar, ist 6 Fuß 5 Zoll hoch, 10 Fuß 10 Zoll breit und umfaßt 17 Figuren in Lebensgröße. Das andere zeigt den Scipio Africanus, wie der dem Celtiberierfürsten Allucius seine verlobte Braut zurückgibt. Höhe 6 Fuß 6 Zoll, Breite 10 Fuß 10 Zoll. Beide rühren aus der Zeit her, wo sich der Künstler in Venedig in Titians und Paul Veronese's Manier übte. Die Susanne, von den beiden Alten im Bade überrascht, schreibt der Lenoirsche Katalog dem van Dyck zu, während Andere dafür halten, daß die Composition von Rubens sey. Von Andrea del Sarto enthält die Sammlung zwei treffliche Gemälde, beide die heilige Familie darstellend. Das eine stammt aus der Zeit, wo der Künstler sich in Frankreich aufhielt, und befand sich früher in einer Kapelle zu Fontainebleau, das andere besaß einst der Kardinal Albani. Die Echtheit der Gemälde wird bezweifelt. Von Domenichino sieht man Cimon und Pera. Ein vorzügliches Gemälde ist das Ecce homo von Andrea Solario. Ein kleines, auf Kupfer gemaltes Bild von Federico Barocci o stellt den Heiland dar, wie er, auf einem Ruhebette liegend, von zwei Engeln angebetet wird. Ferner: ein Kopf von Jos. Ribera (Spagnoletto); die Anbetung der Könige von Chr. W. Dietrich, die personificirte Alchemie, unter dem Porträt einer alten Dame, von Franz Detroy (geb. zu Toulouse 1645, gest. zu Paris 1730), und Loth unter seinen Töchtern von dem Sohne des vorigen Künstlers, Johann Franz Detroy (gest. 1752). Zwei mondbeleuchtete Nachtstücke, das eine Räuber darstellend, die Kaufleute berauben und tödten, das andere ebendieselben ihre Beute unter sich vertheilend, von Sebastian Bourdon; eine Dorfschenke von Jan Miel (gest. 1664), nebst ruhenden Landleuten und zwei Reitern; eine meisterhaft auf Holz gemalte Landschaft mit Figuren wird Ruysdael zugeschrieben, gehört aber gewiß einem anderen Meister an; ein Thierstück von Van der Velde; eine Abendlandschaft mit einer Kuhheerde von Albert Cuyp; eine treffliche Landschaft mit Kühen, Schafen, Ziegen von Michael Carréa; endlich ein ausgezeichnetes Blumenstück von Van Huysum.

Denkmäler.

Dem Andenken der Mad. Hannah More ist im Okt. 1855 ein von Bailey gearbeitetes Monument in der Kirche zu Wrington bei Bristol errichtet worden. Form und Verzierungen sind gothisch, das Material der schönste weiße Marmor.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 7.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 26. Januar 1836.

Archäologie.

Le Antichità della Sicilia. Esposte ed illustrate per Domenico Lo Faso Pietrasanta, Duca di Serra di falco. Vol. II. Palermo, 1834. Folio.

Dieses wichtige Buch des für die Alterthümer seines Vaterlands begeisterten Hrn. Duca di Serra di falco verbreitet sich über die Alterthümer von Selinunt in drei verschiedenen Theilen, deren erster historisch, der zweite architektonisch ist, und der dritte der Sculptur angehört. In dem ersten wird die Epoche der Gründung der Stadt in's Jahr vor Chr. Geb. 629 oder 628 (Ol. 38) gesezt, wie es auch durch O. Müller geschehen (Dorier II. S. 491). Daß dies zu früh scheine, hat Rec. im Jahre 1829 im „Hermes" (XXXIII. S. 243) nachzuweisen gesucht, weil sich nach dieser Berechnung die Gründung von Trotilon (Ol. 13, 2), Lamis Aufenthalt in Leontini, seine Verbannung, seine Gründung von Thapsos, sein Tod, die Vertreibung der neuen Colonisten aus Thapsos, und die Gründung des hybläischen Megara in zwei Jahre zusammenziehen würde, welches offenbar zu wenig ist. — Dann wird die Geschichte von Selinunt bis 250 vor Chr. Geb. erzählt, die Verhältnisse mit Athen hervorgehoben, die erste Zerstörung durch die Karthager, die Wiedereroberung durch den Syrakusaner Helden Hermokrates. Eins heben wir besonders daraus hervor. S. 4 wird bemerkt, Empedokles habe die Selinuntier von einer bösen Seuche, durch sumpfige Gegenden entstanden, befreit, indem er zwei Flüsse (Selinus und Hypsas) in einander geleitet. Dafür hätten sie dem Philosophen dauernde göttliche Ehre zuerkannt. Dies wäre in ganz Griechenland eine unerhörte Erscheinung, daß man in historischer Zeit einem Menschen göttliche Ehre erwiesen hätte,* und wird auch keineswegs von Diogenes Laertius (VIII, 70) gesagt, welcher bloß erzählt, daß bei einem Feste, welches sie in der Freude über die beendigte Seuche gegeben, sich vor Empedokles auf die Knie geworfen und ihn wie einen Gott verehrt hätten.

Die zweite Abtheilung beginnt mit einer kurzen Beschreibung der Gegend, in welcher die Ruinen der alten Stadt sich erheben. Ein Plan von derselben ist beigegeben, bei welchem der von Angell und Evans (London, 1826), und vorzüglich der von Hittorff (Architecture antique de la Sicile, Livraison II) benuzt scheint; er hat nur die Ruinen eines halbrunden Gebäudes am nordöstlichen Fuße der Akropolis und eines viereckigen, mehr nördlich, vor dem Hittorffschen voraus, während er das übrige des Hittorffschen Plans aufgenommen hat. Bei beiden ist in der Einsenkung zwischen dem westlichen Feld der Akropolis und der östlichen Anhöhe, auf welcher die Stadt erbaut war, ein bloß in der Regenzeit anschwellendes Flüßchen angebracht, von welchem Ref. an Ort und Stelle nichts gewahr worden ist, und dessen Richtung auf beiden Plänen wenigstens so sichtbar bezeichnet ist, daß man auf die Idee kommen muß, es müsse dieser Bach aus dem Selinus kommen, welches wegen der Anhöhe, die diesen Fluß von der Einsenkung trennt, ganz unmöglich ist. Hr. Hittorff selbst hat aber neuerdings im Journal des savans, Mai 1835 S. 297, starke Erklärungen auch gegen die architektonischen Tafeln des Hrn. Duca di Serra di falco erlassen, indem er dieselben ein plagiat manifeste seiner (des Hrn. Hittorff) Arbeit, und des copies ou des reductions maladroites der seinigen nennt. Dies finden wir sehr übertrieben; denn einmal waren die Tempel schon alle ziemlich genau gemessen, und der größte Theil derselben nach dem ursprünglichen Plane verzeichnet durch die englischen Architekten Angell und

---

* Nur vom Krotoniaten Philippos erzählt Herodot, V. 47, daß in Egesta nach seinem Tode über seinem Grabmal ein Heroon gebaut worden sey, und daß man ihm geopfert; aber er sezt hinzu: ἐκτήσατο παρὰ Ἐγεσταίων τὰ οὐδεὶς ἄλλος.

Harris (Sculptured metopes etc., London, 1826), welche von Hrn. Hittorff nicht erwähnt werden, und zweitens hat der Hr. Duca di Serra di falco Vieles, was Herr Hittorff nicht hat. Dahin rechnen wir z. B. am südöstlichen Tempel der Akropolis die Mauer, welche, 4 Palmen hoch, die beiden Säulen des Pronaos mit einander verbindet. Von dieser sagt der Hr. Duca S. 14: che forse al simulacro e all' altare serviva di parapetto. Wenn diese Ansicht richtig ist (woran wohl gezweifelt werden dürfte), und die Mauer antik, so wird daraus folgen, daß diese Säulen nicht den Pronaos bilden konnten, wie auch Hr. Hittorff angenommen hat; es muß also dieser Tempel mit seinem Eingange nach Westen, nach den Inseln der Seeligen zu, gerichtet gewesen seyn, und es scheint daraus folgen zu müssen, daß die Erhöhungen des Bodens der Cella mit denen des Pronaos, und die Erhöhungen des Bodens des Opisthodomos über dem der Cella, wie sie Hr. Hittorff verzeichnet hat, nicht richtig seyn können. Was den zweiten Tempel der Akropolis, den kleinsten, anlangt, den Hr. Hittorff zu einem Tempel des Empedokles restaurirt hat, in welchem sich über jonischen Säulen ein dorischer Fries mit Triglyphen und Metopen erheben, so hat der Hr. Duca vollkommen Recht gehabt, ganz von Hrn. Hittorff abzuweichen und den kleinen Tempel in rein dorischer Form zu restauriren. Ein Tempel des Empedokles hat niemals in Selinunt existirt (Ref. hat dies schon im Hermes a. a. O. S. 252 nachgewiesen), und diese gemischten Ordnungen der Architektur können nimmermehr in die Zeit des Empedokles versezt werden. Hr. Hittorff hat zwar weiter, in einer Vorlesung, welche er in der französischen Akademie gehalten hat, und welche in den Annali dell' instituto di corrispondenza archeologica II. p. 263 abgedruckt ist, dann wieder im Journal des savans a. a. O. diese Restauration seines Empedoklestempels zu rechtfertigen gesucht, namentlich durch Berufung auf ein in den Trümmern gefundenes jonisches Kapitell und durch Analogien, die er mit Mühe gesammelt hat, aber ohne günstigen Erfolg. In der Architecture hieß es darüber: il n'en existe qu'une volute bien conservée avec une partie du fût de la colonne à son diamétre supérieur; in der Vorlesung S. 268 heißt es: quant au chapiteau ionique, qui appartenait au temple restauré, il est reproduit tel, qu'il s'est conservé jusqu'à sa decouverte. La pierre en est plus dure, que celle du reste de l'édifice; les oves au dessus du coussinet et au bas des volutes sont sculptées et peintes, et le contour des feuilles et fleurons est gravé dans la pierre. Ces ornemens ainsi que les tracés des volutes étaient comme l'ensemble du chapiteau, rehaussés de diverses couleurs employées sans aucun intermediaire de stuc. Malgré sa degradation apparente il a été facile de le restituer complétement et presque sans conjectures. Im Journal des savans p. 301: Le chapiteau à volutes, dont nous trouvâmes les débris sur les lieux et dont un fragment assez important est déposé au musée de Palermo depuis 1823 a été dessiné et reproduit par moi avec le même soin, qui a été porté dans l'ensemble de mon travail. Il y a plus: un plâtre de ce dernier fragment moulé sur celui du musée de Palermo et qui a été envoyé à Paris avec tous les autres plâtres provenant de Selinonte, est aujourd'hui au musée du Louvre, où il peut temoigner des faits, que j'annonce, et de l'exactitude de mon travail. Ce qui doit paraitre bien extraordinaire dans cette circonstance, c'est de voir, que M. de Serra di falco ne mentionne en aucune manière ce singulier fragment Selinontin et qu'il a pu lui rester inconnu dans le musée de la ville qu'il habite, comme au critique, auquel il n'aurait pas dû échapper dans son voyage en Sicile. Im Jahr 1828 hat aber auch Ref. nicht eine Spur von diesem jonischen Kapitell im Museum von Palermo erblicken können. In jedem Falle scheint es auffallend, daß Hr. Hittorff erst im Jahr 1830 berichtet, daß jenes von ihm gefundene jonische Kapitell colorirt war, in seiner Architecture aber, in welcher die Metopen colorirt abgebildet sind, ein in nichts sich auszeichnendes ganz uncolorirtes abgebildet hat. Der Hr. Duca di Serra di falco wird wohl über dieses colorirte jonische Kapitell auf die Reclamation des Hrn. Hittorff die nöthige Auskunft geben. Gesezt nun aber, dies Kapitell sey wirklich vorhanden, was berechtigt, es mit den ebenfalls vorhandenen dorischen Triglyphen und Metopen zu verbinden? Die Analogie des sogenannten Grabmals des Theron in Agrigent, welche Hrn. Hittorff vorzüglich geleitet hat, ist eine illusorische. Dieses Gebäude geht verjüngt zu, und hat bei verschiedener Säulengattung über seiner zweiten, noch jezt vorhandenen Etage ohne Zweifel eine dritte, abermals verjüngte gehabt, so daß eine ursprünglich obeliskenartige Form nicht zu verkennen ist. Wahrscheinlich stand dies Gebäude über der Asche eines Siegerrosses; denn bei Plinius H. N. VIII, 42 heißt es: Agrigenti complurium equorum tumuli pyramides habent. Was hat nun ein solches pyramidenförmiges Gebäude mit diesem Zwecke, wo es hauptsächlich auf die Höhe des Gesimses ankam, mit einem Tempel aus guter Zeit und dem Empedokles gemein? Wenn die Ruinen in Selinunt einem wirklichen kleinen Tempel gehörten, so kann er nur aus der Zeit stammen, wo Hermokrates die schon verwüstete und in ihren Tempeln zertrümmerte Stadt auf der Akropolis zu erneuern suchte, und ein solcher Interimstempel wird in den einfachsten Verhältnissen der Architektur aufgeführt worden seyn. Bei dem Plane des dritten und vierten Tempels der Akropolis stimmen Hr. Hittorff und der

Hr. Duca fast ganz überein; die englischen Architekten haben in der Zahl der noch vorhandenen Säulen, und in der Angabe der Stufen, welche aus dem Pronaos in die Cella führen, einige unbedeutende Abweichungen; der palermitanische Ausriß beider Tempel ist ohne Zweifel mehr nach Hittorff, als nach Angell. Ziemlich ein gleicher Fall ist mit den beiden kleineren Tempeln des östlichen Hügels der Stadt, indem der Grundriß des Hrn. Duca sich mehr zu Hrn. Hittorff hinzuneigen scheint, als zu den Engländern; nur hat sich der Hr. Duca mit Recht bei der polychromen Ausführung weit zurückhaltender gezeigt, als Hr. Hittorff. Durchaus eigenthümlich aber ist die Arbeit des Hrn. Duca in Hinsicht auf den größten hypäthrischen Tempel der Ostseite. Diesen hat Hr. Hittorff noch gar nicht in den bis jezt erschienenen 8 Heften seines Werks behandelt, und die Engländer haben nur einen Grundriß davon gegeben, welcher hier in mancher Hinsicht berichtigt erscheint. Wir erhalten außerdem genaue Messungen der Verhältnisse und einen Durchschnitt des imposanten Gebäudes. Darüber sagt nun zwar Hr. Hittorff a. a. O.: la restauration est basée sur des données et des conjectures les plus inexactes, et qu'il me sera facile d'établir lors de la publication de mon travail sur ce monument; wir müssen also die Erscheinung seines Werks erwarten, und werden so lange die palermitanische Arbeit für sehr verdienstlich halten müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstgeschichte.

Beiträge zur neuern Kunstgeschichte von Ernst Förster. Mit vier Kupfertafeln. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1835. 222 S. gr. 8.

(Beschluß.)

Zu dem Aufsatz über Cimabue hat die von Ciampi mitgetheilte Urkunde (vergl. Kunstbl., 1833, S. 117) über seine Wirksamkeit in Pisa Veranlassung gegeben. — In dem darauf folgenden: „Ueber die älteren Wandgemälde im Camposanto zu Pisa" wird namentlich eine chronologische Anordnung der Arbeiten versucht, und überdies die Autorschaft bei einigen richtiger bestimmt. Zuerst wurde, schon um 1300, die Kapelle ausgemalt (Ciampische Urkunden); von 1301 bis 1386 sind keine Documente vorhanden, oder wenigstens nicht bekannt — während dieser Zeit wurde aber ein großer Theil des Werkes ausgeführt. Wahrscheinlich machten die gewöhnlich dem Buffalmacco zugeschriebenen Bilder (Passion, Auferstehung und Himmelfahrt) den Anfang; der Verf. sezt sie in die erste Hälfte des XIV. Jahrhunderts, nimmt übrigens keine Rücksicht auf die Meinung, welche sie zum Theil dem Antonio Vite zutheilt. Dann folgten das Weltgericht und die Anachoreten, der Tradition gemäß von Orcagna und Pietro und Ambruogio Lorenzetti; die früheren, gewöhnlich für Simon Memmi's Werk gehaltenen Bilder aus der Geschichte des heiligen Rainer, welche schwerlich von ihm sein dürften; die Darstellungen vom Hiob, die man dem Giotto zuschrieb. Der Verf. glaubt, daß sie von Francesco da Volterra (Franciscus pictor de Vulterris) herrühren. Auf dem alten Umschlage eines Kirchenbuchs von 1371 wurde dieser Bilder unter dem 4. August 1371 gedacht; in einem Ausgabenbuche von 1372 fand sich unter dem 9. August eine Zahlung von 60 L. 6 Soldi 8 Den. an den genannten Francesco „pro azurro et aliis coloribus, colla, ovis et aliis rebus per eum emptis et positis in picturis et reactis picturarum per eum et socios actenus factis." Daß Giotto nicht der Maler genannter Bilder seyn kann, unterliegt keinem Zweifel, und wenigstens ist nun einige Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie von diesem Volterraner sind. Die bei dieser Annahme nicht gehobenen Zweifel sind auch dem Verf. nicht entgangen; Rez. bemerkt in dieser Hinsicht, daß Francesco von der Domverwaltung wohl zu verschiedenen Arbeiten gebraucht worden seyn mochte, und sich vielleicht dadurch die Aufführung von Leim und Eiern in der obigen Rechnung erklären läßt. Wie dem aber auch seyn möge, die Notiz ist dankenswerth: übrigens ist sie das einzige, eigentlich urkundlich Neue in diesem Artikel, denn das noch Folgende über Antonio Veneziano (3 Geschichten des heiligen Rainer, 1386), Spinello (Geschichten der heiligen Ephesus und Potitus, 1392), Pietro di Puccio (Anfang der Darstellungen aus dem alten Testament, auf der nördlichen Wand des Camposanto, 1390 ff.), und endlich über Benozzo, welcher seine Riesenarbeit 1469 (1468) begann, war bereits bekannt. (Vergl. Ciampi a. a. O. und Kunstblatt, 1833, S. 125, 127, 128). Nebenbei finden wir einige interessante Bemerkungen über Spinells Arbeiten in Arezzo, Siena (1408) und seine, unseres Erachtens noch nicht nach Verdienst gewürdigten Fresken in S. Miniato al Monte (Kunstblatt a. a. O. S. 127); so wie über die Art der Malerei im Camposanto, wo Pietro di Puccio von den Aeltern der Einzige, welcher wirklich a buon Fresko, stückweise auf nassen Kalk, gemalt.

Für den schönen Aufsatz über Giotto di Bondone und Symon di Martino wird Jeder dem Verf. Dank wissen, und wir glauben ihm nur Gerechtigkeit zu erzeigen, wenn wir sagen, daß er der Erste ist, welcher diese beiden Künstler in ihrem Verhältniß zu ihren Vorgängern und Nachfolgern und ihrem Einfluß auf die Zeit richtig aufgefaßt und ihren Charakter überzeugend dargestellt und erläutert hat. Wir haben wenig von Giotto,

was sich bei ernster Kritik als echt erwiesen hat: u. a. das berühmte Cenacolo in Sta Croce wird nun wohl Niemand mehr ihm zuschreiben, wenn auch eine nur oberflächliche Untersuchung dazu gehört, sich zu überzeugen, daß Hr. v. Rumohr sich in einem der Kriterien, worauf er seine Ansicht stützt, geirrt hat. Was wir aber vor und nach Giotto finden, wird an Duccio und Taddeo Gaddi gezeigt. Das eigentlich Wesentliche dieses Künstlers wird treffend bezeichnet, und dem Einfluß der Religion und Poesie (Franz von Assisi — Dante) sein Recht eingeräumt. Als Giotto's Neuerung und Verdienst stellt sich dann heraus „die Eroberung des Gedankens für die bildende Kunst und die damit in Verbindung stehende Vermehrung des Stoffes." Auch in seiner Eigenschaft als Baukünstler, die nicht übersehen werden darf, ist er gewürdigt. * Im Gegensatze zu Giotto, dem Meister und Begründer der neuen Kunst, finden wir nun Simon Memmi (Martini) aufgestellt, „berufen, neben Giotto die Rechte der alten Kunst zu wahren," der in seinen Hauptwerken, der Madonna im Palazzo pubblico zu Siena (1315), der Verkündigung in der Florentiner Galerie (mit der bekannten Inschrift, 1333) charakterisirt wird. Wir vernehmen dabei auch von einem in Siena gefundenen, leider unvollständigen Altarbilde, die von Heiligen umgebene Madonna darstellend, welches der Verf. dem genannten Künstler zuschreibt. Gegen die Echtheit des berühmten Wandgemäldes, die streitende und siegende Kirche, in der Capella degli Spagnuoli in Sta Maria Novella werden Zweifel erhoben, welche indeß noch sehr einer tieferen Begründung und Auseinandersetzung bedürfen möchten. — Was aber der Verf., gegen Hr. v. Rumohrs Meinung beweist, ist die Verschiedenheit der Richtungen des Florentiners und des Sienesen, und das Anschließen des Lezteren an Duccio di Buoninsegno. — Der Artikel über Ambruogio Lorenzetti enthält eine Beschreibung seiner Wandgemälde in der Sala delle balestre im Palazzo pubblico zu Siena, in denen die gute und schlechte Regierung nebst ihren Folgen veranschaulicht werden. — Die Bemerkungen über den Florentiner Niccolo Petri werden zum besseren Bekanntwerden dieses, unbegreiflicherweise wenig beachteten Künstlers bedeutend beitragen. Seine hier beschriebenen Arbeiten sind: die Wandgemälde im Capitel von S. Bonaventura des Franziskanerklosters zu Pisa — Christi Leidensgeschichte in neun Bildern, mit der Inschrift: Niccholaus Petri Pictor de Frorencia hoc depinsit opus MCCCLXXXXII —; jene in einer Halle im Kreuzgang des Franziskanerklosters zu Prato — Reste einer Kreuzigung, Darstellungen aus dem Leben des Apostels Matthäus, so wie andere aus dem Leben des heiligen Antonius, wovon wenig übrig (Inschrift: Niccholo di piero cierini dipintore — fiorentino pinse qui con suo colore); — endlich vier Bilder aus der Passion auf einer Seitenwand in der Sacristei von Sta Croce zu Florenz. In eine nähere Bezeichnung derselben uns einzulassen, mangelt hier der Raum, überdies wurde der Aufsatz zum Theil in diesen Blättern (1833, Nr. 25) mitgetheilt. Den allgemeinen Charakter dieses Meisters bezeichnet der Verf. folgendermaßen: Seine Stimmung ist vorherrschend ernst, seine Bezeichnung von Gefühlen scharf und ergreifend, die Bewegung seiner Figuren von innen bedingt, seine Zeichnung in dem doppelten Bestreben nach Schönheit und individueller Charakteristik, wie sie vor ihm nicht vorkommt, wohl aber die nächstfolgende Periode bezeichnet.

Den Schluß des Buchs machen einige Angaben „über das technische Verfahren bei den Mauergemälden des vierzehnten Jahrhunderts." Bei der Kürze, womit sie abgefaßt sind, sind sie nicht leicht eines Auszugs fähig. Wir beschränken uns also darauf, zu bemerken, daß nach des Verf. Forschungen und manchen bereits vorhandenen Angaben die eigentliche Frescomalerei erst gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts in Toscana angewendet worden ist. Die Giotto'sche Schule malte auf trockenen Grund. Dann wurde al Fresco untermalt, eine Tempera übergezogen, und das Bild al Secco vollendet. So Agnolo Gaddi, der Maler der Geschichte Hiobs (s. oben) und der des Cenacolo in S. Croce. Pietro di Puccio malte, wie erwähnt, wirklich al Fresko. Ueber Farben, Bindemittel und Verfahren gibt Cennino Cennini's bekannter Traktat, so wie eine bei Ciampi enthaltene chemische Analyse hinlängliche Auskunft.

Alfr. Reumont.

* Rez. gab eine Skizze der Geschichte des Baues der Façade von Sta Maria del fiore in seiner Schrift über Andrea del Sarto, S. 71.

Persönliches.

Stockholm. Dem Kommandeur von Brinckmann, welcher der Universität Upsala seine werthvollen Bücher- und Kunstsammlungen zum Geschenk gemacht hat, wurde auf Ansuchen des Kronprinzen, als Kanzlers der Universität, die Freiherrnwürde vom Könige verliehen.

Mailand. Der berühmte Professor der Bildhauerkunst an der Akademie der schönen Künste Pompeo Marchesi, hat von der Königin von Portugal den Christus-Orden erhalten.

Paris. Die Stadt Douai hat den bekannten Maler Alf. Johannot, für dessen Franz I. darstellendes Gemälde, welches er zur diesjährigen Ausstellung eingesandt, mit einer goldenen Medaille beschenkt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 8.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 28. Januar 1836.

Kunstgeschichte.

Andrea del Sarto, von Alfred Reumont. Leipzig, bei Brockhaus, 1835.

Die kunstgeschichtlichen Bestrebungen der neuesten Zeit vereinigen sich mehr und mehr dahin, hinlängliches Material zu einer allgemeinen, vollständigen und gründlichen Geschichte der mittelalterlichen Kunst zu gewinnen, so daß man vorzüglich Thatsachen urkundlich festzustellen, Irrthümer zu berichtigen, Dunkelheiten aufzuhellen bemüht ist; worauf erst Betrachtungen und Schlußfolgerungen mit Sicherheit gegründet werden können. Man sieht deutlicher als vorher in der Geschichte der Kunst eine Offenbarung des Geistes der Menschheit, und würdigt die hervorragenden Erscheinungen einer tiefer eindringenden Erkenntniß. Genaue Anschauung der einzelnen Werke, sey es durch treue Abbildung oder eben so treue, bestimmte und lebendige Beschreibung wird immer mehr Bedürfniß, die dann zu einer treuen, bestimmten und lebendigen Zeichnung der einzelnen Zeiten und Meister wie von selbst führt.

Im Wesentlichen reiht sich diesen Bestrebungen das genannte Werk an, das einen Meister zum Gegenstand hat, dessen Arbeiten zum größten Theil der herrlichsten Periode italienischer Malerkunst angehören, und der nicht vergeblich in seinem Vaterland den Ehrennamen eines Raffaelo di Toscana trägt. Auf das reichhaltigste, ja vollständigste wird man in diesem Buch von den Malereien Andrea's, der Zeit ihrer Entstehung, dem Ort, wo sie sich fanden und finden, unterrichtet, nicht minder mit den Lebensverhältnissen des Meisters bekannt gemacht.

Bei der schwankenden Jahrzahl der Geburt Andrea's entscheidet sich der Verf. für das Jahr 1488, gegen Vasari und Baldinucci, welche 1478 angeben, aus dem Grund, weil seine ersten namhaften Werke in's Jahr 1510 gehören, und nicht anzunehmen sey, daß er vor seinem dreißigsten Jahr nicht sollte bereits einen Ruf gehabt haben, und weil, sowohl Vasari, als Baldinucci, als auch die Grabschrift ihn 1530, 42 Jahr alt, sterben lassen. Dagegen streitet freilich das (höchst wahrscheinliche) Taufzeugniß vom Jahr 1178 (während die Kirchenbücher vom Jahr 1488 nichts haben), und der Zweifel, ob ein 22jähriger Jüngling die Fresken im Vorhof der Servitenkirche gemalt haben könne. In der Bildungsgeschichte Andrea's weicht der Verf. nicht von Vasari ab, der sie auch wohl, als sein Schüler, hinlänglich kennen mußte, ein Umstand, der uns berechtigt, auf Vasari, der ohnehin für diese Periode am bedeutendsten ist, hinsichtlich des Andrea besonderes Gewicht zu legen.

Mit großer Klarheit und Ausführlichkeit behandelt der Verf. die Entstehungsgeschichte der Fresken Andrea's in der Vorhalle der Servitenkirche * sowohl, als in der der Compagnia dello Scalzo. Wohl ein zu großes Gewicht legt er auf sogenannte Plagiate nach Dürer und Ghirlandajo. Es ist ein wesentlicher Umstand bei der ältern italienischen Kunst, daß sie diesen Begriff nicht kannte, und daß kein Meister es weder als Raub, noch als Schande betrachtete, fremde Compositionen zu benuzzen, eine Denkweise, die ihre Wurzel in früheren Jahrhunderten hat, in denen der Kunst gar keine weitere Aufgabe war, als vorhandene Darstellungen wieder ab- und weiter auszubilden. Gerade die Darstellungen des Ghirlandajo in den Fresken des Chors von S. Maria novella, welche der Verf. den Andrea benutzen läßt, sind Compositionen, welche Ref. Gelegenheit hatte, in viel ältern Ausgaben in Florenz zu sehen, so daß die Abstammung von Ghirlandajo gar nicht nothwendig ist.

Mit dem fünften Bilde aus der Lebensgeschichte des heiligen Philipp in der Vorhalle der Servitenkirche schließt

* Doch möchten wir die vermuthete Verfälschung oder Verstümmelung der Jahrzahl MDX auf der „Heilung der Kinder" einer sorgfältigern Prüfung unterworfen sehen.

der Verf. die erste Epoche des Künstlers, über die er sich folgendermaßen ausspricht: „Wir finden in den Jugendwerken des Andrea, bei denen die Zeit ihrer Aufeinanderfolge als Maßstab ihres fortschreitenden Werthes dienen kann, ein sich ausbildendes Talent, als dessen Hauptmerkmale ungekünstelte Natürlichkeit, treues Streben nach Charakteristik, vernünftige Anordnung und Gruppirung, harmonische Färbung und anmuthige Darstellung, verbunden mit richtiger und gewandter Zeichnung, sich ausweisen. In seinen ersten Leistungen zeigt er sich noch etwas befangen; die Figuren sind ein wenig hager, die Gewänder eckig, die Composition dürftig. In keinem dieser Werke muß man indeß einen großartigen, überströmenden Geist, einen bedeutenden Reichthum an Ideen, eine auffallende Eigenthümlichkeit der Bildung, ein sehr warmes und lebhaftes Colorit erwarten. Seine Werke sind, wie seine Charaktere, freundlich und ansprechend, auf ihrer Stufe vortrefflich, ohne Ansprüche auf das machen zu wollen, was sie nicht besitzen und was nicht in ihrer Natur liegt."

Hier wäre es unsers Erachtens an der Zeit gewesen, Andrea's Verdienste als Freskomaler und vorzüglich sein Colorit im Fresko schärfer zu bezeichnen. Denn nicht nur sind die mehrerwähnten Bilder der Annunziata in Florenz hinsichtlich der Färbung die schönsten Fresken in dieser an Kunst so reichen Stadt, sondern sie zeigen ein so großes Verständniß der Mittel, eine so richtige Steigerung der Farbe in's Licht und Ermäßigung der Schatten, daß sie als Normen der Freskomalerei zu betrachten sind, wie sie denn auch auf bewundernswürdige Weise mit den fast gleichzeitigen Arbeiten Raffaels im Vatican (der Disputa und Schule von Athen) übereinstimmen. Andrea hat diese mit so viel Glück betretene Bahn bald verlassen, und die so hochgestellte Madonna del Sacco in demselben Kloster hat die Blüthe und den Glanz dieser Färbung nicht. Er widmete sich später mit größerer Vorliebe Staffeleigemälden, unter denen Madonnenbilder die Mehrzahl bilden. Ueber diese sagt der Verf.: „In del Sarto's Madonnen spricht sich eine frische, blühende, oft kräftige Natur aus, aber sie tragen nicht die Aureole des Geistigen, des Unaussprechbaren, des himmlisch Sehnsüchtigen, mit der wir uns Mariens Haupt so gern umgeben denken und ohne welche sie ihres schönsten Reizes verlustig geht. Seine Marienköpfe sind bisweilen sogar etwas hart und strenge, und erinnern zu sehr an das Modell, dessen er sich dabei bedient hat, ohne die Wirkung zu erregen, als wären sie aus höherer geistiger Anschauung hervorgegangen."

Als den Gipfel der zweiten Epoche unsers Meisters bezeichnet der Verf. die Zeit von 1516 bis 1518, und als Ergebnisse derselben den Christuskopf auf der Kapelle der Verkündigung in der Kirche dieses Namens, dann die Madonna di S. Franceseco, * jetzt in der Tribüne der Uffizien, und die Disputa, jetzt im Palast Pitti; als gemeinschaftliche, charakteristische Kennzeichen „besonders sorgfältige und liebevolle Ausführung, einen ganz eigenen Zauber des Colorits und Reiz des Helldunkels." In diese Zeit fällt seine Reise nach Paris, wohin er von dem kunstliebenden König Franz gerufen ward, für den er jedoch nur wenig arbeitete, da ihn Familienbande nach Florenz zurückzogen. Mit Schonung und Bestimmtheit ist hier Unrecht und Ungeschick Andrea's dargestellt; weniger Rücksicht jedoch auf den Einfluß genommen, den sichtbar diese Reise auf seine Kunst gehabt. Und doch scheint es uns einer kunsthistorischen Untersuchung würdig, zu erfahren, wie schon in jenen Zeiten Paris den einfachen Geschmack verderben konnte, was in Bezug auf Andrea am deutlichsten an seinen Fresken in der Compagnia dello Scalzo, die er zum Theil vor, zum Theil nach der französischen Reise gemalt, zu sehen ist.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Dies Bild heißt auch Madonna delle Arpie, „wegen der durch einen nicht gut zu erklärenden Einfall des Malers am Fußgestell angebrachten Harpyen." Sollte nicht die Erklärung darin liegen, daß es der Meister für die Klosterkirche der Franziskanernonnen um einen sehr geringen Preis gemalt?

Archäologie.

Le Antichità della Sicilia. Esposte ed illustrate per Domenico Lo Faso Pietrasanta, Duca di Serra di falco. Vol. II. Palermo, 1834. Folio.

(Beschluß.)

Der bedeutendste Theil des ganzen Buchs ist ohne Zweifel der dritte, welcher von den gefundenen Sculpturen handelt. Es sind nämlich nicht bloß die drei Metopen des größern Tempels der Akropolis und die zwei fragmentarischen Metopen vom mittlern östlichen Tempel, welche von Harris und Angell gefunden worden waren, getreu abgebildet, sondern es finden sich auch noch fünf andere seitdem durch den Herrn Duca entdeckte ganze Metopen vom südlichst gelegenen der 3 Tempel des östlichen Hügels genau abgebildet, welche ohne Zweifel aus einer noch besseren Zeit der Sculptur stammen, als jene am mittelsten Tempel der Ostseite gefundenen, die wieder viel kunstvoller sind, als die drei ältesten auf der Akropolis entdeckten. In Beziehung auf die Deutung dieser

drei ersten ältesten, Herakles mit den beiden Kerkopen (über welche jezt die gute Zusammenstellung von Lobeck Aglaoph. p. 1296 zu vergleichen ist), Perseus und Medusa, Pelops zum Wettstreit mit Oenomaus sich bereitend, wird den Engländern beigestimmt; bei der lezten schwerlich mit Recht, wenn die auf dem rechten Flügel der Gruppe stehende Figur einen Schild aufhebt, (wie dies deutlich in der englischen Abbildung erkannt wird), obgleich auch an den Wagen der Athene zu denken, wegen des unbedeckten Hauptes der Mittelfigur grundlos seyn würde. Merkwürdig ist aber bei dieser dritten Metope die Verschiedenheit in der Darstellung derselben. In der palermitanischen Zeichnung haben alle vier Rosse Bruststücke, bei den Engländern und Herrn Hittorff, der hier bloße Reductionen der englischen Zeichnungen gibt, nur das eine auf dem linken Flügel. Die beiden Metopen, deren unterer Theil bloß erhalten ist, erklärt der Herr Duca für den Sieg der Athene über den Giganten Pallas und den der Artemis über den Giganten Gration. Daß Giganten die daliegenden, großen, bewaffneten Männer sind, scheint unzweifelhaft und wird durch Hesiod Th. 186 bestätigt; auch ist Pallas wohl ganz richtig erkannt. Denn das Fell, welches der knieende Krieger über der Rüstung trägt, scheint wohl die bekannte δορά des Pallas zu seyn, welche Andere, wie Apollodor, so erklärten, als ob Athena dem Pallas selbst, wie einem Marsyas, das Fell abgezogen und es über ihrem Panzer getragen.

Das zweite Bild aber, wo eine weibliche Figur mit dem linken Fuße auf den linken Schenkel eines Daliegenden, mit dem Kopf in die Höhe Starrenden und mit der rechten senkrecht ausgestreckten Hand Abwehrenden tritt, scheint eher der in Sicilien einheimische Enceladus zu seyn, auf welchen Athena eben einen Felsen (Sicilien) herabschmettern will. Dies Bild ist überdies durch die Bemühungen des Herrn Duca bedeutend ergänzt, und somit eine höchst gezwungene Restauration des Herrn Hittorff überflüssig gemacht worden, welcher den Fuß der Athena für die rechte Hand des Enceladus ansah, und somit diesen ungefügen Riesen im Fallen seine Scham, vermuthlich aus Scheu vor der jungfräulichen Minerva, bedecken läßt. Ob diese Giganten schon die alte dorische Weise, mit Würde zu fallen, gekannt haben mögen, wo Gefallene „die Scham mit den eigenen Händen bedeckend“ von Tyrtäus gerühmt werden, ist mehr als zweifelhaft.

Von den neu gefundenen stellt das erste beschädigte wahrscheinlich Apollon dar, welcher die Daphne ergreift, das zweite vielleicht abermals einen Kampf der Athena (welche nicht zu verkennen) mit dem Giganten Pallas, (er erscheint wieder mit einem Fell bekleidet), das dritte Artemis und Actäon, dieser ist auf eigenthümliche Weise mit einem übergehängten Hirschfell gebildet, und gibt eine Erklärung der alten Fabel dadurch, daß er in alter Jägerkleidung vorgestellt ist, nach Art der alten Deutschen, den Hirschkopf auf seinem eigenen Kopfe als eine Art Helmbedeckung, eine Kleidung, die ihm zum Verderben wird, ungefähr wie dem Dorcon bei Longus I, 21. Das vierte stellt wohl nicht Zeus und Semele, sondern Zeus und Hera dar. Das Untergewand der Lezteren ist besonders merkwürdig, weil es in seinen kleinen Falten oder Streifen und den nur bis kurz über die Ellenbogen reichenden Aermeln vollkommen dasselbe ist, wie das der weiblichen Figuren auf dem Relief in der Villa Albani (Winckelmanns Werke, Thl. III. Taf. 3., von Meyer und Schulze). Uebrigens scheint es Ἥρα πρόσυμνα zu seyn, welches Beiwort aus προσυμναία verkürzt ist. Die lezte Metope ist dem ersten Anschein nach am problematischsten erklärt: Herkules, welcher eine kriegerische Figur, welche eine hammerartige Waffe in der rechten Hand hält, mit der Linken beim Helm packt, im Begriff, mit der Rechten (wahrscheinlich mit der Keule, die nicht mehr vorhanden ist) sie zu tödten. Der Herr Duca hält die gerüstete Figur für die Amazonenkönigin, jene Waffe für eine Art, und glaubt in den Erhöhungen über den Schultern Infuln, an den Lenden und Armen der Figur knappe Beinkleider und Aermel zu erkennen, wie die Amazonen allerdings zuweilen vorgestellt werden. Nur gegen die vom Helm herabhängenden Infuln müssen wir uns erklären, da diese Stücke wohl ohne Zweifel zum Schilde der Figur gehören.

Wir freuen uns auf die Fortsetzung dieses Werkes, und namentlich auf die Alterthümer von Segesta, welche diesem zweiten Theile bald folgen sollen. Dabei sind wir vor Allem begierig, ob sich bei den Grabungen des Herrn Duca di Serra di falco jene Neunzahl der cunei des Theaters bestätigt findet, welche Herr Hittorff in seinem Plane dieses Gebäudes gegeben, oder ob sie bloß der Analogie des Syrakuser Theaters ihre Entstehung verdankt, welches man daraus schließen möchte, daß der obere rechte Eingang zu den Sitzreihen keineswegs in dieser Weise mit dem linken correspondirt; ferner, ob irgend eine Spur von Nebentreppen gefunden wird, die auf Hrn. Hittorffs Plan von dem Präcinctionsweg in der Mauer der Präcinctionswand auf die senkrecht auf diese Treppe stoßenden κερκίδες führen, und welche der Reinlichkeit des architektonischen Ansehens des Ganzen großen Eintrag gethan haben müßte, und endlich, wohin das Gewölbe führt, welches in der Wand des Theatrons beim Haupteingange links von den Zuschauern gefunden wird.

Göttling.

Medaillenkunde.

London. Am 16. Okt. 1835 wartete eine Deputation der Architekten Englands dem Sir John Soane auf und überreichte ihm eine Medaille, die ihm die Société libre des beaux arts zu Paris in Anerkennung der Verdienste dieses Veteranen der Architektur übersandte. Die Deputation brachte ihm zugleich Briefe von den Akademieen zu Madrid, Wien, Florenz, in welchen diese ihre Billigung dieser Auszeichnung ausdrückten. Die Stempel der Soane-Medaille wurden im Lincoln's Inn Fields-Museum niedergelegt.

Versteigerungen.

Bei der unlängst zu London stattgefundenen Versteigerung der ägyptischen Sammlung des verstorbenen Generalkonsuls Salt gingen mehrere der ausgezeichneteren Stücke für sehr hohe Preise weg. Die Königs-Mumie, Nr. 852 des Katalogs, mit zwei Gehäusen, wurde mit 320 Pfd. Sterl. (2154 Rthlr. Conv. bezahlt; der Kopf einer kolossalen Statue Rhamses des Großen, in hartem Kalkstein, mit 100 Pfd; vier Vasen oder Kanopen, mit Hieroglyphen, mit 72 Pfd; eine merkwürdige silberne Statue des Jupiter Ammon, 8½ Zoll hoch, mit 105 Pfd; ein Scarabäus, von hartem grünen Stein, mit 51 Pfd; ein goldener Ring mit der Hieroglyphen-Inschrift, welche sich auf den „guten Gott, den Sohn des Ammon," beziehen soll, mit 51 Pfd.; ein mit Elfenbein eingelegter Sessel mit 41 Pfd.; das Model eines ägyptischen Hauses mit 84 Pfd.; zwei Modelle von Booten mit 82 und 77 Pfd., die königliche Art, mit silbernem Handgriff, mit 52 Pfd.; und der schön bemalte, 14 Zoll breite und 60 Fuß lange Papyrus mit Hieroglyphen und bildlichen Darstellungen, Nr. 283, mit 168 Pfd. Der Achat-Cylinder mit eingegrabenen Darstellungen aus der persischen Königsgeschichte ging für 71, ein Altar, mit den dazu gehörigen Gefäßen, für 46, und die weibliche Mumie mit dem bemalten und verzierten Kasten für 105 Pfd. weg. Hiernach läßt sich abnehmen, wie bedeutend der Gesammtbetrag der, mit Einschluß des Belzonischen Nachlasses, 1283 Nummern enthaltenden Sammlung gewesen seyn müsse.

Die Versteigerung der Bilder und Alterthümer des verstorbenen Malers Baron v. Gros begann zu Paris am 25. November 1835.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

---

[18] Ich erhielt eine Sammlung von Originalhandzeichnungen neuer und älterer holländischer Meister, und bitte die Liebhaber und Sammler geistreicher und ausgeführter Blätter sich an mich zu wenden.

Leipzig, 2. Januar 1836. Rudolph Weigel.

---

[27] Vor Kurzem erschienen bei mir folgende von berühmten Künstlern theils nach grossen Meistern ausgeführte Kunstwerke, die sich auch vorzüglich durch schönen Druck und Papier auszeichnen und worauf ich Sie aufmerksam zu machen mir hiemit erlaube.

Sie sind:

A) Gestochene Blätter.

1) Die Madonna des heiligen Franciscus, oder: der Triumph des Neuen Testaments über das Alte, nach Antonio Allegri, oder Correggio, von Peter Lutz aus München. 32½ Zoll hoch, 24½ Zoll breit. Subscr.-Pr. 3 Louisd'or oder 18 Thlr. 12 Gr., dasselbe vor der Schrift 37 Thlr., do. vor aller Schrift 55 Thlr.

2) Die heilige Nacht oder Geburt Christi, nach Correggio, dem dritten Hauptbilde in der Dresdner Galerie, von C. Rahl, k. k. academ. Kupferstecher in Wien, gestochen. 22 Zoll hoch, 19 Zoll breit 10 Thlr., dasselbe vor aller Schrift 20 Thlr.

3) Die Philosophie, erfunden und in dem Pillnitzer Schlosse al tempora ausgeführt von dem Prof. Carl Vogel, sehr fein in Albr. Dürers Manier in gr. Folio gestochen von Anton Krüger 1 Thlr. 12 Gr. Abdrücke vor der Schrift 3 Thlr.

4) Raphael Sanzio mit Barett und einfachem Rock, nach seinem eigenen, in der Florentiner Galerie befindlichen Gemälde, von M. Steinla, gezeichnet von Fr. Müller in Weimar, in klein Folio gestochen 1 Thlr., dasselbe vor der Schrift 2 Thlr., do. vor aller Schrift 3 Thlr.

5) Topographische Karte der Sächsischen Schweiz in 1/24000 natürlicher Grösse, mit Profilen und Scalen der Berge, Originalaufnahme des Obrist von Odeleben, ein Blatt in grösstem Querfol., gestochen von F. J. Reyher; sonst 1 Ld'or, jezt 2 Thlr. 12 Gr.

B) Lithographien.

1) Magdalene, in der Einöde liegend, nach Correggio's Meisterstück in der Dresdner Galerie, von Louis Zoellner. 16 Zoll hoch, 19 Zoll breit 2 Thlr. Dieselbe auf chin. Papier 2 Thlr. 12 Gr.

2) Christus, Brod und Kelch segnend, nach Carlo Dolce, von L. Zoellner. 17 Zoll hoch, 15 Zoll breit, nach der Dresdner Galerie 2 Thlr., derselbe auf chines. Papier 2 Thlr. 12 Gr.

3) St. Cäcilie auf der Orgel spielend, in halber Figur, nach Carlo Dolce, von L. Zoellner. 17 Zoll hoch, 13 Zoll breit, nach der Dresdner Galerie 2 Thlr., dieselbe auf chin. Papier 2 Thlr. 12 Gr.

Porträts.

1) Carl August Böttiger, K. Sächs. Hofrath und archäol. Gelehrter, nebst einem Facsimile seiner Handschrift, in Folio 16 Gr., derselbe auf chin. Papier 1 Thlr.

2) Ludwig Tieck, Dichter und K. Sächs. Hofrath, nebst einem Facsimile seiner Unterschrift, in Folio 16 Gr., derselbe auf chin. Papier 1 Thlr.

3) v. Bellini, berühmter, kürzlich in Paris gestorbener Tonsetzer aus Sicilien, in Fol. 12 Gr., derselbe auf chin. Papier 16 Gr.

In einigen Tagen erscheint auch in meinem Verlag das

Porträt des Prof. Moritz Retzsch, Erfinder der bekannten Umrisse zu Schiller, Goethe, Shakespeare etc., nach seiner eigenen Originalzeichnung, in Folio, von Schertle, nebst Facsimile seiner Handschrift, auf chin. Papier lithographirt. Preis 16 Gr.

Dresden, den 20. Decbr. 1835.

Ernst Arnold.

№ 9.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 2. Februar 1836.

Splitter und Späne.

Masaccio und Goethe.

Immer wird es für Masaccio ein hohes Lob bleiben, daß Raphael, als er mit ihm in der Behandlung eines und desselben Gegenstandes zusammentraf, sich genöthigt sah, die Darstellungsweise seines großen Vorgängers beizubehalten und sich auf einige Abänderungen in Nebensachen zu beschränken. Es ist von der Vertreibung Adams und Eva's aus dem Paradies die Rede. Man ist herkömmlichermaßen geneigt, diese Abänderungen ohne nähere Untersuchung für ausgemachte Verbesserung zu halten. Dieser Meinung hat Goethe durch sein wohlverdientes Ansehen nicht wenig Vorschub geleistet, indem er sie mit Gründen unterstützte, die, obenhin angesehen, das Urtheil bestechen, bei einer unbefangenen Prüfung hingegen schwerlich die Probe bestehen dürften. Adam und Eva — so sagt er (Propyläen, dritter Band, erstes Stück, S. 17) — sind in Geberde und Stellung ganz dieselben Figuren geblieben, aber der Engel schwebt nicht, sondern geht hinter ihnen, welches der Anordnung ein gefälligeres Ansehen gibt. Die wesentlichste Verbesserung des Gedankens in Raphaels Bilde ist diese, daß er den Engel milder vorgestellt und mit Glanz umgeben hat. Als Bote des Himmels, Vollstrecker eines höhern, unsichtbaren Willens droht er nicht und zürnt noch weniger, sondern legt mitleidig dem Adam die Hand auf die Schulter. — In der Darstellung des Masaccio schwebt der Engel über Adam und Eva, hält in der Rechten das Schwert und deutet mit der Linken nach der Weite. Unstreitig ist diese seine Erscheinung ausdrucksvoller, bezeichnender, als wenn er nach der Weise Raphaels hinter dem Schuldigen hergeht. Das Außerordentliche der Begebenheit, ihr Zusammenhang mit einer höhern Ordnung der Dinge, ihre Beziehung zum Paradiese, ihr Einfluß auf die veränderte Lage des Menschengeschlechts entscheidet die Vergleichung unfehlbar zu Gunsten des Masaccio, nicht bloß in Rücksicht auf Kraft, worüber vernünftigerweise kaum noch eine Verschiedenheit der Meinung statt finden kann, sondern auch in Betreff der Deutlichkeit. Goethe ist in diesem Punkte von seiner sonstigen Strenge auffallend abgewichen, denn wäre er dem Grundsatze der höchstmöglichen Deutlichkeit, welcher innerhalb angemessener Grenzen nicht genug zu empfehlen ist, vollkommen treu geblieben, so hätte er Masaccio unbedingt und ohne alle Schmälerung die Palme zuerkennen müssen. In der Art, wie Raphael den Engel Adam und Eva folgen läßt, ist der Bote des Himmels eine ziemlich müssige Person; er könnte auch unter abweichenden Verhältnissen eben dasselbe mit gleichem Rechte thun, und der Begriff seiner Sendung würde nicht mehr und nicht weniger ausdrücken als das Geschäft eines wohlwollenden Wegweisers, der die ertheilte Auskunft mit einer handgreiflichen Demonstration begleitet. Was seinen Auftrag anschaulich macht, geht eigentlich nicht zunächst von ihm selbst aus, sondern von dem Jammeranblick der beiden Vertriebenen und der Nähe des Paradieses. Der Glanz, womit Raphael den Engel umgeben hat, ist zum Theil als Surrogat gebraucht, um den Abgang der schwebenden Gestalt zu ersetzen. Es ist in der dramatischen Poesie schwer, eine gelungene Scene in den Nebenzügen umzudichten, ohne den Geist des Originals zu trüben; in der Malerei mag dieselbe Sache eben nicht leichter seyn. Sollte denn Raphaels milder Engel vollkommen zu dem Bilde des unsäglichen Elends passen, das Masaccio mit erschütterndem Ernste in Adam und Eva aufgestellt hat, und das auch in der erfolgten Umformung nach Goethe's Bemerkung unverändert fortbesteht? Für den Gemüthszustand eines innig theilnehmenden Menschen dürfte der Engel in solcher Gestalt ein zu laues Mitgefühl zeigen, für den Vollstrecker eines göttlichen Strafgerichts hingegen ein zu schwächliches, irdisches, das insgeheim mit Adam und Eva Partei macht. Und dieser Anschein ist vermuthlich der Grund, weßhalb Goethe Raphaels Bild den Vorzug der Gefälligkeit einräumt. Man weiß, welchen großen

Werth unser Dichter auch als Kunstkenner auf das sogenannte Reinmenschliche zu legen pflegte; es begreift sich auch, wie er zu dieser Ansicht auf seinem Wege kommen mußte, wie sie ihm auf seinem Standpunkt Genüge leisten konnte, und wie sie dessenungeachtet, abgesehen von dem Einklange, den ihr die Persönlichkeit des originalen Mannes gab, nirgends recht Stich halten will. Raphael hat in dem Engel jene Anmuth dargestellt, die Goethe nach seiner Denk- und Empfindungsweise überall mit Wohlgefallen sah; daraus erklärt sich die Eigenthümlichkeit seines bedingten Urtheils. Raphaels Engel sagt Adam und Eva in der Sprache des Goethe'schen oder reinmenschlichen Gefühls ungefähr Folgendes: Es thut mir leid, daß ich euch Beide aus dem Paradiese entfernen muß; aber ich kann und darf nicht anders; ich wünsche euch Glück auf den Weg, nur laßt euch hier nicht wieder blicken, sonst müßte ich thun, was mir nicht lieb wäre. Streng genommen, ist selbst schon der Ausdruck des Mitleidens für den Engel zu viel, wenn er, wie Goethe es gemeint haben mag, mit vollkommener Schärfe als der Vollstrecker des höchsten Willens gedacht werden soll; er müßte zu dem Ende den Ernst einer klaren Seelenruhe ausdrücken, die über das Maß des menschlichen Schmerzes weit hinausreicht und unter dem Scheine eines affektlosen Zustandes den Geist einer reingöttlichen Sendung anzeigt. So dargestellt, würde der Engel wohl am würdigsten dem Begriffe entsprechen, welchen wir uns von ihm entwerfen müssen, wenn wir seine Dazwischenkunft mit der Idee eines höchsten Willens in vernunftmäßige Uebereinstimmung bringen wollen; begabt mit himmlischen Reizen, die ihm kraft seiner Bestimmung nicht fehlen dürften, würde er dann gleichfalls, wie jede vollendete Schönheit, die einen hohen Gedanken des Sinns und Wirkens ausspricht, die Betrachtung unwillkührlich zur Wehmuth stimmen, ohne selbst davon unmittelbar ergriffen zu seyn, dessenungeachtet aber neben Adam und Eva durch das Ablehnen ihrer Gemüthsbewegung das Gleichniß einer stillen, übermenschlichen Trauer darbieten. Jeder Strahl der Seligkeit, der sich in der Erdenluft bricht, glänzt mit dem Lichte eines leisen Schmerzes. Die antike Kunst gibt davon ein sprechendes Beispiel in dem Borghesischen Genius. Masaccio hat die Sache einfacher genommen und besser getroffen, indem er von dem Gott der Goetheschen Vorstellungsweise völlig absah und sich dafür desto genauer an den starken und eifrigen Gott des Alten Testaments hielt. Er folgte dabei, wenn der Ausdruck erlaubt ist, einem Zuge der historischen Vernunft, mit der es kein Maler verderben soll, will er anders ein echt historischer Künstler seyn. Stimmt die historische Vernunft mit der philosophischen Ansicht zusammen, was bei den vielgerühmten Fortschritten unserer Tage überall geschehen sollte, im Grunde aber selten der Fall ist, dann entstehen Gebilde, die den Gipfelpunkt ihrer Zeit darstellen und die Macht einer neuen Epoche begründen. Von der Kunstdarstellung göttlicher Dinge ist ein bestimmter Grad von Anthropomorphismus unzertrennlich; er drängt sich sogar häufig in solche Vorstellungen ein, die das Ansehen des reinen Denkens zur Schau tragen und dennoch mit einem kümmerlichen Stückwerk desselben vorlieb nehmen, armselige Mitteldinger zwischen Geist und Materie, halb aus Vernunft, halb aus Unvernunft zusammengesezt. Wenn also Masaccio den Gott des Alten Testaments in seinem Strafgerichte über den ersten Menschen schildern wollte, so durfte er den Engel nicht zu ihrem Schmerz herabziehen, sondern er mußte ihn der Leitung des höchsten Begriffs, dem Sinn und Willen der Gottheit unterwerfen, widrigenfalls wäre durch die Verwechslung zwischen Höhe und Tiefe eine ganz verkehrte Unterordnung herausgekommen. Auf der Erde wußte Goethe das Oben und Unten, das Hüben und Drüben trefflich zu unterscheiden, in seiner Kunstphilosophie begegnete ihm zuweilen aus reiner Menschlichkeit das Gegentheil. Raphaels Engel ist vermöge seiner Weichheit offenbar ein verfehltes Wesen, seinem sonstigen Werthe unbeschadet. Uebrigens ist die Geberde des Zürnens in diesem Falle eine malerische Anthropopathie, welche die Kunst eben so wenig entbehren kann, als die Sprache den Behelf bildlicher Ausdrücke zur Bezeichnung abstrakter Verhältnisse.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstgeschichte.

Andrea del Sarto, von Alfred Reumont. Leipzig, bei Brockhaus, 1835.

(Beschluß.)

Die dritte und lezte Periode, die wir S. 150 Anm. angezeigt finden, ist nicht besonders charakterisirt, als ihr Hauptwerk aber die Madonna del Sacco (1525) genannt und als das beste von Andrea's Wandgemälden gerühmt. „Das Colorit ist kräftig und lebhaft“, heißt es, „und die Figuren haben vieles Relief; die denselben angehauchte einfache Grazie, die auch durch keine Spur von Geziertheit und Affektation gestört wird, hat der Künstler in keinem anderen Werke übertroffen.“ Sehen wir recht, so geht der Verf. hier in eine zu große Werthschätzung von Aeußerlichkeiten über, mit Nichtbeachtung des primum movens bei einem Künstler, in welcher Beziehung die Fresken im Vorhof bei weitem den Vorzug vor der genannten Madonna verdienen. Das Erkennen des Kunstwerks, die eigentliche Kunstanschauung, beruht unseres Erachtens auf dem Eingehen in die

Perception des Gedankens beim Künstler, und in der strengen Verfolgung des Verhältnisses desselben zu seiner Ausführung. Von dieser Seite betrachtet, dürfte die Geschichte Andrea's sowohl, als die seiner Werke noch einer Vervollständigung fähig seyn. Was ist das Charakteristische seiner Denkweise von Anfang an? wie ging er zur Manier über und in welchen Grenzen hält sich diese? welches sind die Kennzeichen seiner Formen sowohl im Nackten, als in den Gewändern? welches die seiner Färbung? welcher Mittel bedient er sich, seinen Bildern Haltung zu geben u. s. w. Daß zur Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen die Kunstsprache des Vasari, die der Verf. großentheils beibehält, für unsere an Kunst und Verständniß arme Zeit nicht mehr ausreicht, wird sich bald herausstellen, wenn man sich über Bezeichnungen, wie: „die Verschwisterung der Natur und Kunst kann nicht inniger seyn" (S. 153), „eine vortrefflich erdachte Stellung" (S. 157), „die Figuren sind schön und würdevoll, die Draperie sehr gelungen" (S. 159) u. s. w., so weit Rechenschaft zu geben anfängt, daß man damit bestimmte, von andern unterschiedene Anschauungen bezeichnen will. Daher mögen denn wohl solche Beschreibungen, wie sie u. a. von den Bildern im Scalzo gegeben sind, rühren, die dem, der sie nicht kennt, unmöglich etwas helfen. „Der Heilige," so wird die Predigt des Johannes beschrieben, „den lange die Wüste in Betrachtung, Andacht und im Entsagen irdischer Genüsse genährt (man denke ja nicht, daß dieses im Bilde ausgedrückt ist), bekleidet mit Kameelshaaren und mit einem ledernen Gürtel um seine Lenden (er hat aber auch ein Gewand umgeschlagen), steht im Vorgrunde auf einem abgehauenen Baumstamm, ermahnt das Volk zur Buße und verkündet den Messias. Zu beiden Seiten stehen Männer, der Predigt zuhörend, hinter ihnen knien im Halbkreis die Frauen. Jene sind bereit, das göttliche Wort in ihre Herzen aufzunehmen, diese sind schon voll der Andacht und Begeisterung. Wie schön und wahr ist die erste Frau zur Rechten, welche, das Kinn auf die Hand gestützt, das Auge zu dem Verkünder emporhebt, die neben ihr, die, ganz der Ruhe des Betrachtens hingegeben, voll Andacht aufblickt, während ihre Hände im Schooße ruhen, und eine dritte, welche ihr Kind an sich drückt, ohne daß ihre Aufmerksamkeit dadurch von dem heiligen Redner abgezogen wird. In der Gruppirung, sowohl, als den einzelnen Figuren ist dieses Bild ganz besonders gelungen zu nennen." Wer wird in dieser, übrigens sehr ausführlichen Beschreibung gerade das Hauptmerkmal der Composition, jene leblose Symmetrie wieder erkennen, nach welcher Johannes in der Mitte des Bildes, und zu jeder Seite in der Ecke eine Hauptfigur steht; so daß zwischen diesen drei Figuren große Lücken entstehen, die er dann mit den mit Recht gerühmten, um Vieles verkleinerten und sitzenden weiblichen Gestalten im Hintergrund ausgefüllt, wodurch eine Composition entsteht, die aller Einheit ermangelt und obendrein die Beziehung des Redners, der fast die ganze Versammlung hinter sich hat, aufhebt. Nach welcher Kunstsprache kann man solche Composition „gelungen" nennen? So heißt es vom Zacharias im Tempel: „die Composition des ganzen Bildes ist ansprechend und harmonisch." Auch diese Merkmale sind zu allgemein, als daß wir damit eine bestimmte Anschauung verbinden könnten, am wenigsten die des Geistes der vorliegenden Composition, der ebenfalls das Mißverständniß älterer symmetrischer Anordnung ihre Form gegeben. Die Hauptgruppe des Zacharias und des Engels steht klein im Hintergrund; den Vordergrund hat der Künstler wieder mit zwei (Gruppen kann man nicht sagen) großen Figuren, die wie Coulissen im Theater dastehen, ausgefüllt, ohne zu berücksichtigen, daß ausdrücklich im Evangelium des Lucas 1, 10 gesagt wird, „die ganze Menge des Volkes stand draußen und betete unter der Stunde des Räucherns." Aber genannte Personen beten nicht einmal, sondern sehen theilnahmlos dem Gespräch des Engels und des Zacharias zu, wie jedem andern jedes andern gleichgültigen Paares. — Die Umrisse der Gewänder werden „einfach und großartig genannt, jedoch ein Gemisch von Antikem und Modernem, wie man es bei Malern des fünfzehnten Jahrhunderts häufig findet, als historische Wahrheit noch wenig gekannt und gefordert war." — Abgesehen davon, daß „historische Wahrheit" in keiner Epoche eigentlicher Kunst gefordert wird oder den Geschmack bestimmt, daß Raffael z. B. sich nicht darnach richtet, möchten wir doch nach den Malern des fünfzehnten Jahrhunderts fragen, bei denen nur eine Erinnerung an die Drapirung der Frau ganz vorn zur Linken im genannten Bild vorkäme, die aus nichts als einem großen, formlosen, gesteiften, viereckigem Tuch, an dem unten, ebenfalls ein gesteifter Rock, der dem Trumm einer kannelirten Säule ähnlich ist. und oben ein Stückchen Nase, Mund und Kinn sichtbar wird, besteht, und somit zwar einfach, aber durchaus nicht großartig genannt werden kann?

Was nun die Feststellung historischer Thatsachen in dieser Monographie betrifft, so nennt uns der Verf. seine Quellen in der Vorrede, als deren wichtigste, außer Vasari, Biadi's notizie inedite della vita d'Andrea del Sarto, raccolte da manoscritti e documenti autentici (Firenze, 1830) erscheinen. Obschon die Ausführlichkeit, mit welcher z. B. Hr. v. Rumohr geschichtliche Urkunden mittheilt, für Manchen störend oder ermüdend seyn mag, so geben sie doch ein unzweifelhaftes Vertrauen und gehören durchaus zur Sicherstellung von ausgesprochenen Thatsachen. Da nun der Verf. in der Vorrede S. 8 von „so manchen Irrthümern und Lücken, einer

solchen Flüchtigkeit und Ungenauigkeit in den Zeitbestimmungen Vasari's und den unbedeutenden Arbeiten der Spätern spricht, so hätte er dem Leser die Documente, mit deren Hülfe ihm die Berichtigungen gelungen, freigebiger an die Hand geben sollen, als er wirklich gethan, um diesen ihren Werth der Authentizität zu sichern.

In Bezug auf Einzelnes beschränkt sich Ref. auf folgende Bemerkungen:

S. 91 ist von dem Bildniß Bandinelli's die Rede, welches Andrea für diesen gemalt, und die Vermuthung ausgesprochen, daß es verloren gegangen. Ohne Zweifel ist es dasselbe, welches sich vor einigen Jahren in dem Besitz des Kunsthändlers Liesching in Stuttgart befand, durch den es, und unbekannt, wohin? gekommen. Es ist unseres Erinnerns als Bandinelli's Porträt urkundlich bezeichnet und ein Werk der höchsten Vollkommenheit.

S. 138 wird des Bildes gedacht, welches die Dresdener Galerie unter dem Namen des Andrea del Sarto und Franciabigio in ihrer sogenannten Tribüne aufgestellt, und auf welchem Scenen aus dem Leben Davids dargestellt sind. Es trägt die Unterschrift:

A. S. MDXXIII. F. B.,

die man als die vereinigte Unterschrift von genannten beiden Meistern angenommen, eine Annahme, der der Verf. — trotz dem, daß Vasari es dem Franciabigio allein zuschreibt, und von Andrea's Theilnahme gar nichts weiß — unbedingt Folge leistet. Ref. gesteht, daß es ihm bisher nicht gelungen, zwei verschiedene Hände in dem Bilde wahrzunehmen, am wenigsten aber den flüssigen, durchsichtigen Farbenauftrag und die verschwindenden Contoure Andrea's neben den scharfgezeichneten, schwer colorirten Gestalten Franciabigio's; er konnte der Unterschrift keine andere Deutung geben, als:

Anno Salutis MDXXIII Francia Bigio,

und zwar um so weniger, als Andrea's Monogramm ein in ein V verschränktes A ist, und auch die Anordnung der Unterschrift im vorausgesezten Fall wahrscheinlich eine andere wäre, etwa MDXXIII AS et FB.

S. 79 wird die heilige Familie mit dem sog. S. Marcus der Münchner Galerie wohl mit zu großer Sicherheit unter die beglaubigten Bilder Andrea's gerechnet.

S. 208 wird bei Gelegenheit eines angeblichen Bildes von Andrea, Vermählung der heiligen Katharina, diese Königstochter mit der spätern Heiligen gleiches Namens, einer Färberstochter aus Siena, verwechselt.

Die Darstellung im Ganzen ist lebendig, vorzüglich in der Vorrede und in den Stellen, wo uns der Künstler als Mensch vorgeführt wird. Sehr erfreulich ist die am Schluß des Werks gegebene Uebersicht sämmtlicher bekannter Arbeiten Andrea's nach der Zeitfolge, so wie der Plan des Vorhofs der Annunziata in Florenz neben dem Titelblatt. Mit großer Vollständigkeit sind die vorhandenen Kupferstiche nach Andrea's Gemälden aufgezählt, so wie seine Bildnisse. Auch sein Testament fehlt nicht. Druck und Ausstattung sind vortrefflich; nur ist gleich auf dem Nebenblatte des Titels ein ärgerlicher Druckfehler geblieben, den sich der Unkundige nicht verbessern kann. Statt „Christi Geburt von Baldovinetti“ steht dort „Christi von B. ꝛc.,“ wobei man sich jedes Ereigniß aus dem Leben des Erlösers denken kann.

So offenherzig sich Ref. über das, was ihm an vorliegendem Buch mangelhaft erscheint, ausgesprochen, so geschah es doch ohne Beeinträchtigung der Achtung vor dem ausgezeichneten Verfasser desselben, und mit dem Wunsch, er möge noch ferner mit Liebe, Glück und Geschick Schatzgräber auf dem an Monumenten reichen Kirchhofe der neuern Kunst seyn.

München, im December 1835.

Ernst Förster.

Gemälde.

Paris. Ein sehr schönes Bild von Hobbema, einem Meister, von dem im Museum des Louvre kein einziges Gemälde vorhanden seyn soll, das eine Mühle am Rande eines großen Waldes darstellt, war von dem Engländer, der es für 2000 Guineen (52,000 Fr.) gekauft, der Civilliste für 56,000 Fr. angeboten worden. Man hat indeß den Kauf abgelehnt und jezt hat Hr. v. Rothschild das Bild um 34,000 Fr. an sich gebracht.

Im Théâtre francais zu Paris wird ein Saal eingerichtet, der mit bildlichen Darstellungen aus dem Leben Molière's geschmückt werden soll. Er wird den Namen Musée Molière führen.

Das Court Journal vom 7. Nov. 1835 theilt den Brief eines seiner Korrespondenten in Brüssel mit. Wir erfahren daraus, daß im Oktober daselbst in der Galerie des Museums ein Gemälde ausgestellt war, welches eine „Scene aus den vier ruhmvollen Tagen“ darstellt, und von Wappers, einem viel versprechenden jungen Künstler, geliefert wurde.

Aus dem Haag, vom 20. November. Ein großes Gemälde von Peter Paul Rubens: „der Besuch des Alexander bei Diogenes,“ ist seit einigen Tagen hier öffentlich ausgestellt.

Koblenz. Am St. Elisabethtage fand in der Kapelle des von den barmherzigen Schwestern aus dem Orden des heiligen Borromäus geleiteten Bürgerhospitals die Aufstellung eines im gothischen Geschmack des Chores gehaltenen, nach Anordnung des königlichen Bauinspektors von Lassaulx gearbeiteten Altars und des vom Direktor der königlichen Kunstakademie in Düsseldorf, W. Schadow, gemalten und dem Hospitale geschenkten Altargemäldes statt, welches die heilige Jungfrau als Himmelskönigin, das Jesuskind auf den Armen, über der Stadt Koblenz schwebend, darstellt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 10.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 4. Februar 1836.

Denkmale des Alterthums in den Gegenden des Mains. *

(Aus Horstig's Nachlaß.)

Seit meiner früheren Bekanntmachung der Hainsäulen im Morgenblatte ist die Aufmerksamkeit vieler Reisenden auf diese merkwürdigen Bruchstücke der ersten Kunstversuche in unseren Gegenden vielfach angeregt und beschäftigt worden. Und so wie der Geist der Forschung, durch zufällige Entdeckungen aufgerufen, sich seitdem in unserem Vaterlande immer weiter ausgebreitet hat, findet man fast überall, daß wir auf den Trümmern einer Vorzeit wandeln, die alle Zeitrechnungen unsicher macht. Daß die Hainsäulen von den Römern zurückgelassen wären, gleichviel, was sie damit beabsichtigt hätten, wurde bisher für die begründetste Vermuthung gehalten. Sie bot sich allzunatürlich dar in einer Gegend, die durch eine Unzahl von römischen Grabhügeln, so wie durch den vorbeistreichenden Pfahlgraben und die den Römern längst vindicirten Ortschaften Seckmauern, Trennfurt und Obernburg an jene Zeiten erinnert, wo der Römer Herrschaft von germanischen Völkerstämmen bestritten, in den Wäldern Teutoniens weltgeschichtliche Niederlagen erhielt. Die bei den Hainsäulen aber erst vor Kurzem aufgefundenen römischen Münzen mit den Bildnissen und Namen der ersten römischen Kaiser scheinen auch die lezten Zweifel über den Nachlaß der Römer in diesen Wunderwerken aufzuheben. Aber sind es denn nur die Hainsäulen, die uns das Andenken so vieler Jahrhunderte in den noch vorhandenen Ueberresten früherer Kultur so lebhaft zurückrufen? Hatte man nicht eben so lange schon vor aller näheren Untersuchung in diesen Gegenden von einem Hainaltar, von einer Hainschüssel, und von den Hainfässern gesprochen, ohne weiter nachzufragen, woher diese nur wenigen Landleuten in der Umgegend bekannten, von keinem forschenden Auge jemals betrachteten Merkwürdigkeiten ihren Ursprung haben könnten.

Was die Hainfässer zuförderst anbetrifft, so konnten diese wohl am wenigsten die Aufmerksamkeit der Alterthumsfreunde gewinnen, da ihre Lage noch bisher bald disseits, bald jenseits des Mains, bald auf diesem, bald auf jenem Berge, in dieser oder jener Waldschlucht angegeben wurde; Jeder aber, der sie gesehen haben wollte, versicherte, daß nichts besonders daran zu finden wäre. Fast hätte man glauben sollen, daß ein paar Felsenblöcke von der Natur die Form erhalten hätten, die der Name verrieth. Aber auch diese Naturspiele verdienten doch vielleicht gekannt und von einem malerischen Auge aufgefaßt zu werden. Machen wir darum noch einmal den Versuch, den uns bezeichneten Berg, an dessen Fuß sich das ansehnliche Dorf Bürgstadt anlehnt, und der uns schon durch die Trümmern einer verfallenen Kapelle mitten unter den Tannen, die sein waldiges Haupt bedecken, interessant geworden ist, auf seiner Höhe zu umkreisen, und jede Erhöhung über uns, jeden Einschnitt unter uns mit spähenden Blicken zu betrachten, vielleicht daß unser Wahlspruch Nihil tentasse pigebit diesmal in Erfüllung geht. Der Zufall hat Wort gehalten. Wir erstiegen an einem der schönsten Herbsttage dieses Jahres am 22. September den Bürgstädter Berg, vergnügten uns an der großen Aussicht auf das vom Engelberge, von Heubach, Studenau, Miltenberg und Bürgstadt umschlossene Mainthal, zu der wir auf dem Wege über der steinernen Kapelle auf dem ersten freien Platze unter dem Gipfel gelangten, freuten uns der wohlbekannten, von herrlichen Baumgruppen beschatteten Steinmassen auf dem Gipfel, und fanden, über die Felsen und ihre Bekleidung von Haidekraut hinschreitend, einen kaum sichtbaren Fußpfad, der innerhalb eines endlosen, ungeheuren, von Moos und Bäumen durchwachsenen, verwitterten Steindammes (worin wir sogleich eine unserem Schloßberge völlig gleichende Umkränzung der ganzen

* Vergl. Kunstblatt 1829, Nr. 77. 78.

Berghöhe erkannten, deren Auffindung uns alle Hainfässer vergessen machte) — immer weiter und weiter auf dem Berge nach Freudenberg zuführte, vom Hainaltar, der uns gegenüber jenseits des Mains auf dem höchsten Bergrücken thronte, bis zur tief unter uns liegenden Mainhölle, und dem entfernten Reusdenhausen. Auf einmal hob sich der Steinwall, unsern Pfad abschneidend, quer über die Berghöhe. Wir folgten ihm und überschritten den Weg, der über den langen Bergrücken Stunden weit führt, um auf der anderen Seite des gedehnten Berges im länglichen Umkreise wieder bis zu unserem Eingange zu gelangen. Durch die Bäume glänzte das Dorf Eichenbühl in seiner ganzen Länge von der Sonne hell beschienen vor dem schattigen Thale der Erf tief unter uns. Gegenüber dem Auge ruhte Ebenheit und Neudorf auf den Höhen der Tauber. Nur noch ein paar Schritte und der Ruf: die Hainfässer! zieht unser Auge in die unter uns liegende Erdvertiefung, worin 2 ungeheure Felsenblöcke, gleich den Eiern im Nest eines Raubvogels, liegen. Wohl kann man das Fässer nennen, obgleich die Form der Säule sich schon merklich nähert. Es sind 2 aus dem Felsen mit sichtbaren Zeichen des Meißels gehauene, aber noch am Felsen haftende, gröblich zugerundete, etwa 6 Fuß dicke, 8 bis 10 Fuß gleich lange, in uraltes Moos verhüllte Cylinder, horizontalliegend in ihrer verwachsenen Steingrube, wovon der eine gespalten erscheint — eine unbegreifliche Zertrümmerung, wofern nicht Riesenarme, mit Kyklopenhämmern bewaffnet, die beiden Säulen von einander zu trennen versucht haben. Sollen das Römer gethan haben? — Fort mit jeder Vermuthung bei diesen erschütternden Grabmälern der Kunst in ihrem rohsten Zustande der Kindheit. Wir kamen zum Beobachten, nicht zum Vorgreifen im Urtheile, in diese Wildnisse, wohin die Römer selbst, nachdem sie auf einem der höchsten Berge dem Trajan ein in der Folge von den zurückkehrenden Deutschen wieder zerstörtes Monimentum errichtet hatten, nicht weiter vorzudringen sich getrauten. Mit Verwunderung gewahren wir auf unserem Rückwege zur Kapelle bald über, bald unter uns noch eine Menge von eingehauenen Felsentiefen, und einzelne Blöcke, die an die Zeiten Pygmalions und Pyrrha erinnern, wo die Steine anfingen, sich in Gestalten umzuformen. Ueberall gewahrten wir den kreisförmigen Anschlag, der das Vieleck zum Cylinder hauen sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Splitter und Späne.

(Beschluß.)

Bei einer andern Veranlassung scheint Goethe eine von Masaccio's Absichten mißverstanden zu haben. Es handelt sich diesmal von dem Bilde, welches die Geschichte vom Schatzpfennig darstellt. Christus spricht zwar mit Ruhe, wie Goethe sich ausdrückt, aber ernst, zuverlässig und sicher; Petrus, zweifelnd, heftig bewegt, zeigt mit der Rechten nach dem Meere hin, ob er dort Geld holen solle. Die Linke hebt er auf und dehnt die Finger aus, als scheine ihm der Erfolg ungewiß; der Zöllner besteht auf seiner Forderung, will keine Ausrede hören, Johannes tritt bekümmert zum Meister, einige von den übrigen Aposteln schauen auf Christus, andere auf Petrus u. s. w. — Das Ausdehnen der Finger soll schwerlich den Gedanken des zweifelhaften Erfolgs bezeichnen; für diesen Zweck ist der Gestus an und für sich nicht sprechend genug, will auch mit der Bewegung der nach dem Meere ausgestreckten Rechten nicht wohl zusammen stimmen. Sollte Petrus nicht vielmehr die Finger ausdehnen, um recht handgreiflich und mit einer absoluten Verneinung anzuzeigen, daß er kein Geld hat? In einem ähnlichen Sinn wirft Karl VII. in Schillers Jungfrau von Orleans die Frage auf: Blüht mir ein Kornfeld in der flachen Hand? Und hängen unter obiger Annahme nicht die Demonstrationen der Linken und Rechten natürlich zusammen, wie Ursache und Wirkung? erklärt nicht eine die andere? Auch paßt diese Lebendigkeit der verdeutlichenden Geberdensprache ganz zum Wesen des italienischen Volkscharakters, dessen Richtungen auch Masaccio, so sehr er sich in innerer Wahrheit und Selbstvollendung über seine Zeit erhebt, bis auf einen gewissen Punkt gefolgt seyn mag. Vermittelst einer nähern Betrachtung an Ort und Stelle dürfte es möglich seyn, die Frage bestimmt zu beantworten. Ein wichtiges Augenmerk bleibt dabei die Wendung der Linken, ob das Innere oder Aeußere derselben herausgekehrt, mit andern Worten, ob die Haltung eine pronirte oder supinirte ist. Im erstern Falle läge die Richtigkeit des obigen Erklärungsversuchs recht eigentlich auf der Hand; im andern würde sie nicht so augenscheinlich einleuchten, aber deßwegen noch nicht aufzugeben seyn. Um einer überstarken Popularität aus dem Vorklange italienischer Volkssitte auszuweichen, konnte sich Masaccio sehr wohl dunkel aufgefordert fühlen, die Kraft des in Rede stehenden Gestus zum Vortheile der apostolischen Würde einigermaßen zu brechen und selbst zu verstecken. Dem sey endlich wie ihm wolle, so widerspricht der skeptische Drang, welcher sich nach Goethe's Meinung zwischen den Fingern des Apostels regen soll, nicht nur dem Ausdrucke seiner entschiedenen Seelenstimmung, sondern auch der Ansicht

Vasari's: Si conosce l'ardire di S. Pietro nella dimanda e l'attenzione de gli Apostoli, nelle varie attitudini intorno a Christo, aspettando la resoluzione con gesti si pronti che veramente appariscono vivi.

Dasselbe Bild gibt durch seine dreifache Auseinandersetzung in der Einheit des Raumes und der Zeit noch Gelegenheit zu einigen andern Bemerkungen; sie sind freilich nicht geeignet, die Sache zu erledigen, können aber doch vielleicht beiläufig zeigen, daß Goethe sich das Geschäft des Widerspruchs, in guter Meinung, oft zu leicht machte, und aus Liebe zur Consequenz inconsequent wurde. Petrus erscheint im Mittelbilde vor Christus, wo die Handlung anhebt, dann wiederholt zur Linken und Rechten, um durch seine fortwirkende Dazwischenkunft den Verlauf des Wunders möglicherweise zur Anschauung zu bringen. Nach den feststehenden Regeln der Composition, und was noch mehr sagen will, nach der geläufigen Ordnung des Denkens, kommt diese dreimalige Wiederkehr einer und derselben Person in einem und demselben Bilde eben so seltsam heraus, als ob sie in einem und demselben Zimmer, jedoch an drei verschiedenen Orten, zu gleicher Zeit drei verschiedene Richtungen der Thätigkeit verfolgte. Eins und das Andere widerstreitet der Natur des physischen Sehens, scheint sogar dem Auge des Geistes Schmerzen zu verursachen. Goethe hat die leztern, wie man ihm anmerkt, lebhaft empfunden; er verschreibt sich ein Mittel dagegen, was aber den Schaden keineswegs hebt, eher vergrößert. Wenn angenommen wird, so sagt er, daß diese Geschichte einmal gemalt werden mußte, so hat unser Künstler allenfalls bloß darin gefehlt, daß er sein Bild nicht in drei Theile abgesondert. Allein er entging auf die Weise, wie er solches gethan, einer Schwierigkeit, die alsdann unvermeidlich gewesen wäre, nämlich im ersten Bilde hätte Christus zur Haupt- und Petrus zur Nebenfigur werden müssen. Gegenwärtig kündigt sich dieser dadurch, daß seine Figur dreimal wiederholt dasteht, wirklich als Hauptfigur, aber wenn uns der Ausdruck erlaubt ist, freilich nicht auf eine legale Weise an, und das Bild wird dadurch zu einer Art von Symbol der Geschichte, welche es darstellen sollte.

Masaccio hat gerade im Gegentheil das Bessere gewählt, und Goethe das Schwächere angerathen. Kann denn die räumliche Absonderung in drei Theile dem vorerwähnten Anstoße wirklich abhelfen, sezt sie ihn nicht vielmehr in ein breiteres Licht? Für die geistige Anschauung bleiben die äußerlich getrennten Erscheinungs- und Handlungsformen des Petrus dennoch stetig beisammen, durch die Natur ihres alleinigen Gegenstandes untereinander so unmittelbar bedingt, so innig verschmolzen, daß sie schlechterdings nur in der umfassenden Vorstellung des Ganzen zu ihrer wahren, lebendigen Bedeutung gelangen können. Die Vereinzelung der Bilder innerhalb verschiedener Räume erleichtert und begünstigt das Verständniß bloß von der mechanischen Seite her, und auch auf dieser nur für einen Augenblick; denn hintennach muß die Betrachtung doch wieder die nebeneinander abgesezten Theile auf dem Grunde einer durchlaufenden Gemeinschaft verbinden. Es ist ein großer Unterschied zwischen Gegenständen, die in einer beträchtlichen Zeitfolge auseinanderliegend, darnach Sinn und Gestalt ändern, und zwischen solchen, die vermöge ihrer Bedeutung unzertrennlich zusammenhängen, so daß sie im Bilde der Seele immer wieder nach der ursprünglichen Verbindung zurückstreben, woraus sie das Bedürfniß einer langgestreckten Deutlichkeit hervorgezogen hat.

Was bei der doppelten Anordnung des Bildes die Alternative zwischen der Haupt- und Nebenfigur des Petrus betrifft, so scheint dieselbe gleichfalls nicht fest begründet zu seyn. Petrus muß unter allen Umständen, sey die Anordnung, welche sie wolle, zum Behufe erreichbarer Verständlichkeit gleichsam den nie ruhenden Unterhändler machen; er ist und bleibt daher in jedem Falle eine untergeordnete Person. Seine dreimal wiederholte Erscheinung ändert darin nichts ab, sie zeigt umgekehrt, daß er in der wunderbaren Folge der Dinge bloß der Leiter ist und ihr elektrischer Funke zunächst einzig und allein aus dem Mittelbilde hervorleuchtet. Die Unterscheidung zwischen Haupt- und Nebenperson kann in diesem Falle unmöglich nach Maßgabe äußerer Wirksamkeit vor sich gehen; sie hängt ausschließlich von dem Primum mobile sämmtlicher Erscheinungen ab, und dieses stellt sich in der Person Christi hervor. Allerdings ist das Bild nach Goethe's Bemerkung gewissermaßen ein Symbol der Geschichte geworden, welche es darstellen wollte; diese Wendung des Ausgangs war aber durch die Sache selbst wesentlich bedingt. Alles erwogen, so fährt Goethe fort, scheint unser Künstler am Ende noch das Beste gewählt, wenigstens die möglichste Deutlichkeit erzweckt zu haben, da der Gegenstand einmal ungünstig war und ihn zu irgend einer Licenz nöthigte. In dieser Erklärung laufen die Vereinigungspunkte der verschiedenen Meinungen glücklich zusammen; hier ist die Stelle, von welcher zulezt alle Entscheidung des Rechten abhängt. Eine Licenz ist in dem Verfahren des Masaccio nicht zu verkennen, wenn man dasselbe nach anderwärts gültigen Vorschriften abmißt; nun entsteht aber die Frage, ob diese Licenz nicht durch das Wesen des Gegenstandes begründet war, so daß lezterer entweder wegen der unüberwindlichen Schwierigkeiten seiner Darstellung geradezu verworfen werden muß oder in seiner eigenthümlichen Beschaffenheit eine Rechtfertigung findet. Man könnte nämlich sagen, da der Gegenstand unter die Wunder des Christenthums gehöre, so erfordere er eben deßhalb auch eine Behandlung,

die sich bis auf einen gewissen Grad vom Wege der sonnenklaren Natürlichkeit entferne, und diese Abweichung sey insofern eine gesetzliche, als sie von dem Geiste der Aufgabe unabänderlich geboten werde. Aber es ist Zeit, Erörterungen abzubrechen, die weit über die vorgesteckten Grenzen des Raums hinausführen würden.

Kunstverein.

Die am 6. December v. J. stattgefundene Generalversammlung des Frankfurter Kunstvereins eröffnete Prof. Dr. Berchi mit einer Rede, worin derselbe von dem Verfall der Kunst im vorigen Jahrhundert, von ihrem Wiederaufblühen in unserer Zeit und von der Förderung derselben durch Gemeinsinn handelte. Der Sekretär, Hr. John, gab hierauf einen Ueberblick des Wirkens des Vereins während des sechsten Jahres seines Bestehens. Die Mitglieder hatten sich im Laufe desselben um 252 mit 272 Aktien vermehrt, so daß deren Totalzahl nunmehr 953 mit 1066 Aktien beträgt. Dem Umstande, daß sich in allen Gegenden Deutschlands ähnliche Vereine bilden, ist es zuzuschreiben, daß sich unter den Neuaufgenommenen nur 25 Auswärtige mit 36 Aktien befinden. Die Einnahme für den Zweck der Verloosung und die Kosten betrug 5784 fl. 54 kr., mithin 1954 fl. mehr als im vorigen Jahre, welcher Mehrgewinn zum Theil auf Rechnung der ausserordentlichen Ausstellung im goldenen Roß zu setzen ist. Das Kapital für öffentliche Werke ward um 860 fl. 13 kr. vermehrt und beträgt nunmehr 3866 fl. 57 kr., worin die im vorigen Jahr zu Guttenbergs Denkmal in Mainz unterzeichneten 400 fl. mit einbegriffen sind. Erst kürzlich ist das Modell Thorwaldsens eingetroffen, wonach der Guß in Bronze besorgt werden soll, und es ist alle Hoffnung vorhanden, daß dieses gemeinschaftlich mit dem Städelschen Kunstinstitute unternommene Denkmal auf eine der deutschen Kunst würdige Art vollendet werden wird. Zur Verloosung sind 24 Hauptgewinne (22 Oelgemälde, eine Emaille und ein Siegelring) und 13 Nebengewinne an Gypsstatuen rc., nebst verschiedenen eingetauschten Kupferstichen und Lithographien, zusammen 60 Gewinne bestimmt, die incl. des Kostenbetrags den oben angegebenen Werth haben. Die diesjährige Niete besteht wieder aus einem, und zwar dem lezten Blatte aus dem Nachlasse des Frankfurter Malers Pforr. Ob in diesem Jahre eine zweite große Ausstellung, gleich der vorjährigen, eröffnet werden kann, hängt von der Aussicht ab, die sich in Betreff des Absatzes der eingesandten Kunstprodukte darbieten wird.

Lithographie.

Berlin. Von den auf der vorjährigen Ausstellung gewesenen Gemälden sind folgende lithographirt worden. Der Raub des Hylas, von Sohn, lithographirt von Oldermann; Erinnerung vom Manoeuvre, von F. Rabe, lithographirt von A. Remy; das Colberg'sche Regiment, von C. Elsholy, lithographirt von Remy; die beiden Leonoren von Sohn, lithographirt von Wildt; die Wahrsagerin, von H. Krigar, lithographirt von F. Krafft. Diese Blätter, nebst einer Lithographie des unter dem Namen Tizians Geliebte bekannten Bildes der Pariser Galerie, von Leschke, und bei C. H. Schröder in Berlin erschienen. Eine Nachbildung des Edelknaben von Wittich, lithographirt von Eichens und zu Paris gedruckt, ist von L. Sachse verlegt.

Gemälde.

London. Der König von Oude, Nassir Oudin Hydre, hat an den König von England eine Gesandtschaft geschickt, welche kostbare Geschenke überbringt. Unter den schönsten Arbeiten orientalischer Industrie befindet sich auch ein Gemälde von 10 Fuß Länge und 6 Fuß Höhe, welches ein orientalisches Fest mit der Ansicht von Lucknon, der Hauptstadt von Oude, vorstellt. Es ist von Hrn. Dufay de Casanova verfertigt, der als Historien- und Landschaftmaler mit einem Gehalt von 30,000 Franken von dem König von Oude angestellt ist.

Sculptur.

Rußland. Man glaubt, daß der ungeheure Malachitblock, der unlängst in der Nähe von Nischnei-Tagilsk im Ural in einer der Kupfergruben des Grafen Demidoff entdeckt wurde und bei $17\frac{1}{2}$ Fuß Länge, 8 Fuß Breite und $3\frac{1}{2}$ Fuß Dicke hat, zu einem größeren Kunstwerke der Sculptur verwandt werden wird, welches in Absicht des Materials einzig in seiner Art seyn würde.

Persönliches.

Die philosophische Facultät in Tübingen hat dem Geschichtsmaler Ernst Förster in München, mit Beziehung auf seine Beiträge zur Kunstgeschichte des Mittelalters, das Diplom eines Doktors ertheilt.

Literatur.

Der ausgezeichnete Landschaftmaler und Zeichner Hr. William Brockedon zu London hat der Bibliothek zu Genf ein Exemplar seines englischen Werks über die Schweiz mit 100 Kupferstichen geschenkt.

Von Chs. Lenormant's großem Werke: Musée des antiquités égyptiennes ist die erste Lieferung herausgekommen. Fol. mit 5 Kupfern. Das Ganze wird aus 12 Lieferungen bestehen, und jede kostet im Subscriptionspreise 10 Fr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[30] Stuttgart. Am 21. März und folgenden Tagen werden dahier aus der Freiherrlich von Herman'schen Verlassenschaft eine reiche Kupferstichsammlung, eine kleinere, aber schöne Gemäldesammlung und einige andere Kunstgegenstände gegen gleich baare Zahlung im öffentlichen Aufstreich verkauft. Der systematisch geordnete Katalog wird in diesen Tagen versendet werden und bei allen soliden Kunst- und Buchhandlungen zu haben seyn.

№ 11.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 9. Februar 1836.

Vermuthungen über den sogenannten Tempel des Zeus Panhellenios auf der Insel Aegina.

In einem Aufsatze in der seit dem Jahr 1834 auf der Insel Korfu erscheinenden *Ἰόνιος Ἀνθολογία*, Heft I, bemüht sich der Verfasser desselben (man kommt in Versuchung, den Griechen und bekannten Archäologen Andreas Mustoridis für den Verfasser zu halten), die seit Spon und Wheler (Beide waren im Jahr 1657 in Griechenland) aufgestellte Meinung: daß die auf der Insel Aegina, zwei Stunden östlich von der alten und neuen Stadt gleiches Namens, gelegenen großartigen Ueberbleibsel eines dorischen Tempels (bekannt durch die sogenannten, jezt in der Glyptothek zu München befindlichen Aegineten) einem Tempel des Zeus Panhellenios angehört haben, zu bestreiten. Seine Gründe, mit denen er sie bestreitet, sind folgende.

1) Pausanias spricht (II, 30) von einem Berge (*ὄρος*), auf welchem das Panhellenion gelegen sey; jene Ruinen aber liegen nur auf einer Anhöhe, auf einem Hügel, wie auch Spon und Wheler richtig bemerken.

2) Theophrast sagt, in der Schrift *Περὶ σημείων καὶ πνευμάτων*, daß die auf dem Heiligthum des hellenischen Zeus auf Aegina lagernden Wolken den Atheniensern Regen bedeuteten; was ebenfalls nur auf einen Berg, worauf jener Tempel gelegen, nicht aber auf einen Hügel, auf welchem sich die fraglichen Ueberbleibsel finden, paßt.

3) Diese Ueberreste gehören in die Zeiten des schönen Baustyls; der Tempel des Zeus dagegen soll, nach Pausanias, von Aratos, also drei Menschenalter vor dem trojanischen Kriege, erbaut seyn. Dieses Gebäude kann aber, nach dem Zustande der Baukunst in jenen Zeiten, kaum etwas Anderes, als ein Altar oder ein roher Stein gewesen seyn, auf welchem Aratos geopfert habe, um, bei einer damals in ganz Griechenland herrschenden Trokkenheit, zum Zeus um Regen zu flehen; daher auch Pindar (*Νεμ.* V.) nur von einem *βωμὸς πατέρος Ἑλλανίου*, und Pausanias von einem *ἱερόν*, nicht von einem *ναός*, spricht, während er andere Gebäude dieser Art auf Aegina, die dem Apollo, der Artemis und dem Dionysos geweiht gewesen, mit dem Namen *ναός* bezeichnet. Dagegen bedeutet *ἱερόν* nur einen bestimmten, einer Gottheit gewidmeten Ort, einen Hain und dergleichen, der oft zugleich auch einen *ναός* umfassen konnte, aber nicht umfassen mußte. Nur auf ein solches *ἱερόν* paßt der Ort, wo die in Frage befangenen Ruinen sich befinden, keineswegs, da hier nur eine solche Fläche vorhanden ist, als sie zu einem *ναός*, nicht aber zu einem *ἱερόν*, erfordert ward.

4) Jenes Heiligthum des Aratos war das älteste, was Menschen errichteten, und folglich sehr einfach. Es läßt sich nicht annehmen, daß die spätern Geschlechter dasselbe verändert und etwa in neuerer, schönerer Gestalt wieder aufgeführt hätten, da, nach Aeschylos, das Alter auch den kunstlosen Gebilden eine gewisse Ehrfurcht verleiht, und Niemand gewagt haben wird, an dem von Aratos, dem Enkel des Jupiter, diesem Lezteren selbst errichteten Heiligthume sich zu vergreifen. (Dieser Grund kann jedoch an und für sich wohl nichts beweisen, da z. B. angenommen werden könnte, daß jenes Heiligthum durch ein Erdbeben zerstört worden sey, und man dann ein schöneres Gebäude an dessen Stelle aufgeführt habe. Hier ist nur die unter 1) und 2) angeführte Verschiedenheit der Lage des Panhellenions und der noch vorhandenen Trümmer entscheidend.)

5) Gegen das Bedenken, wie es komme, daß, wenn die noch sichtbaren Trümmer nicht die des Tempels des panhellenischen Zeus seyen, Pausanias den noch vorhandenen Tempel nirgends beschreibe, erwidert der Verf., daß Pausanias ebenso den Tempel der *Δημήτηρ Θεσμοφόρος* und den des Herakles, welche bei Xenophon (Hell. V.) und bei Herodot (VI.) vorkommen, unerwähnt gelassen habe. Pausanias, fährt derselbe fort, kam von der

Seite von Epidauros nach Aegina, und ging von da nach Trözene; er kann den Tempel vielleicht gar nicht gesehen haben, da er zwei reichliche Stunden von der alten Stadt Aegina entfernt lag, und er ihn, zu jener an architektonischen und glyptischen Kunstwerken noch so reichen Zeit, einer Reise zu ihm gar nicht für würdig hielt. Uebrigens scheint auch aus den Worten des Pausanias selbst hervorzugehen, daß er eben so wenig das Heiligthum des Zeus Panhellenios sah, da dasselbe damals nicht mehr vorhanden war, und nur noch der Ort gezeigt wurde, wo es gestanden hatte.

Dies sind die Gründe des Verfassers des angeführten Aufsatzes gegen die Annahme, daß der noch erhaltene Tempel auf Aegina der des panhellenischen Zeus sey. Dieser leztere hat, nach ihm, vielmehr auf dem südlich von der Stadt Aegina befindlichen Berge, welcher auf der Insel der höchste sey und jezt den Namen des Propheten Elias trage, gelegen; auch seyen noch heutzutage die auf seiner Spitze lagernden Wolken wenigstens für die Einwohner der Insel Aegina und des gegenüberliegenden Megara ein Vorzeichen des Regens; ob auch für die Athener, sey ihm, dem Verf., unbekannt. Habe, nach Isokrates, Aratos das Heiligthum des Zeus Panhellenios auf dem nämlichen Punkt errichtet, wo er sein Gebet um Regen verrichtet habe, so könne dazu kein passenderer Ort gedacht werden, als jener Berg; wie denn auch, nach Pausanias (1, 32), auf den Spitzen des Hymettos, Parnaß und Anchesmos Altäre des Zeus gewesen seyen. Jener Ort sey dazu um so passender gewesen, als er sehr weit habe gesehen, und als auch *Ζεὺς ὄμβριος* nur auf einem wolkenumhüllten Berge um so sinniger bei jener Trockenheit habe angerufen und dann verehrt werden können.

Wenn Pausanias sagt: *Αἰγίνῃ δὲ πρὸς τὸ ὄρος τοῦ Πανελληνίου Διὸς ἰοῦσιν Ἀφαίας ἱερόν*, so passe das nur auf jenen Berg, indem derjenige, welcher von Aegina dahin gehe, an dem Fuße desselben Ueberbleibsel eines alten Tempels finde (nach der Lage in dem schattigen Thale, wo sie sich befinden, zu schließen, Ruinen des Tempels der von der Artemis geliebten Nymphe *Ἀφαία*), während auf dem Wege nach dem noch stehenden Tempel des angeblichen Zeus Panhellenios dies nicht der Fall sey.* Auf jenem Berge habe nun auch der Verf. des betreffenden Aufsatzes, in Folge der von ihm unternommenen Nachgrabungen, Spuren eines alten Gebäudes von runder Form, 46 Fuß im halben Durchmesser (46 *ποδῶν ἡμιδιάμετρον*), entdeckt, das mit der Hauptseite nach Norden zu gestanden zu haben scheine, und jedenfalls darum in runder Gestalt gebaut gewesen sey, um desto besser gegen die Gewalt des Windes geschüzt zu seyn. Eine Art Ringmauer (*ζώστρα*) habe das Gebäude umgeben, und hinter diesem selbst seyen noch Trümmer alter Bauwerke sichtbar, die wahrscheinlich aus späterer Zeit herrühreten. Die Steine des Gebäudes, die zum Theil in ihrer frühern Lage sich befinden, zum Theil in die Kirche des Propheten Elias, die in der Mitte des alten Tempels liegt, eingebaut sind, oder hier und dort zerstreut umher liegen, haben eine Höhe von 3 und 3½'.

(Der Beschluß folgt.)

* Der Verf. verbreitet sich weitläufiger über jene Tempelüberreste; indeß haben wir dies hier weiter nicht berücksichtigt.

Denkmale des Alterthums in den Gegenden des Mains.

(Beschluß.)

Nach solchen Entdeckungen verlohnt es sich der Mühe, noch einmal zu dem Hainaltar zu wallfahrten, und jene aufgethürmten Steine mit den ruhenden Säulen zu vergleichen, die in unseren Bergen, wie unter dem Möllibokus die angestaunte Riesensäule, Jahrtausende vielleicht geschlummert haben. Bergen die Hainfässer sich in ein wahrhaft kimmerisches Dunkel, so tritt der Hainaltar, seitdem die bereitwillige Art der Holzfäller alle Berge um uns her auszulichten beginnt, aus seiner vieljährigen Verhüllung auf dem höchsten Gipfel des Bergrückens, der sich vom Engelsberge über Münchberg nach Wildensee tief in den Spessart hineinzieht, hehr und majestätisch hervor — unverkennbar für Jeden, der ihn diesseits auf dem Wege nach Freudenberg und jenseits auf dem Wege nach Eschau und Himmelsthal, aus den Dunstgewölken, die ihn oft umlagern, in die weite Niederung herunter schauen sieht. Wohl ist das ein Altar zu nennen, ein ungeheurer Cubus von Stein, der ganz frei, nur durch kleine, an den Ecken untergelegte Steine gestüzt, auf einem noch größeren Felsenblocke ruht, den die Natur sich selbst zum höchsten Altare geschaffen hatte. Welche Riesenkräfte vermochten diesen auserlesenen Stein, den zu bewegen oder fortzuwälzen wir durch Hebel kaum vermöchten, auf seinen Thron zu erheben! Das ist der unwillkührliche Ausruf der Verwunderung beim nähern Anblick dieses absichtlichen oder unabsichtlichen Denkmals der Stärke unserer Voreltern. Gern hätten wir aus der Ferne dieses Wundergebilde für ein Naturspiel, gleich dem Gänsekopfe bei Elrich, erklären mögen, hätte die Erinnerung an unsere Harzreise uns nicht sogleich die uralten Grabmäler bei Helmstädt in's Gedächtniß zurückgerufen, wo eine unermeßliche Felsenplatte auf 6 oder 8 Steinstützen den gefeierten Todten, die gleich den

ossianischen Helden im äußersten Norden, durch Steine zur Nachwelt sprechen sollten, ein unbewegliches und unerschütterliches Denkmal errichtet hat.

Aber rings um diesen Altar her liegt ein ganzer Wolkenbruch von Steinwacken, worunter einer der nächsten, nicht leicht zu erklimmenden, mit dem hohen Altare gegen den fernen Waldhorizont gesehen, ein unvergleichliches Gemälde bildet, dessen Grundzüge in unsere dienstfertige Schreibtafel aufzuzeichnen wir uns mächtig versucht fühlten. Sind das Zerbröckelungen der Felsenberggipfel wie das bewunderte Felsenmeer bei der Riesensäule, oder der ihm sehr ähnliche Felsenstrom bei Breitendiel in unserer Nähe, wo es scheint, als wenn eine Weltsündfluth den ganzen Berg zerklüftet und zerschmettert in's Thal herabgeschwemmt habe. Fast läßt es sich nicht anders denken. Aber eben diese Zerklüftungen — das sehen wir an dem Hainaltar — haben Menschenhände benuzt, um sich aus den Werkstücken der Natur ein Kunstwerk aufzubauen, gleich dem Monimentum des Trajans. — — Oder wie? stehen wir vielleicht in diesem Augenblick auf der klassischen Stelle, über deren genauere Ortbestimmung man sich bisher noch nicht hat vereinigen können, und die vom Cluver wohl am allerzufälligsten in Ottena silva gesucht wird. Lassen wir darüber den Ammianus selber sprechen:

Post argoratensem pugnam Julianum Magontiacum petiisse, ac flumine pontibus constratis transmisso, occupasse terras hostiles et noctu navigiis modicis et velocibus octingentos imposuisse milites, qui sursum versum decurso egressi, quidquid invenire potuerint, ferro violarent.

Hanc rem perculisse animos Germanorum (die in der Folge zur Bezeichnung aller deutschen Gesammtvölker Teutonen und Alemannen genannt wurden) ut trans Moenum nomine fluvium, ad opitulandum suis necessitudinibus, avolarent. Emensa aestimatione decimi lapidis (s. milliarii) quum prope silvam venissent squalore tenebrarum horrendam (der offenbare Spessart) obstructis semitis objecto robore et ilicibus incisis; gradi cauti retro constituerunt. Et dum nullus obsisteret, munimentum, quod in Alemannorum solo conditum Trajanus suo nomine voluit adpellari, dudum violentius oppugnatum, tumultuario studio reparatum est.

Noch einige Augenblicke weilen wir an diesem Orte. Hoch oben auf dem Altar steht einer unsrer Begleiter. Wäre es möglich, den Felsen auf dem Felsen zu erklimmen? — nichts sey unversucht gelassen! Es gelingt, und welche Belohnung: Auf der Oberfläche zeigt sich eine der Hainschüssel (die wir heute auch noch besuchen wollen) völlig ähnliche, rein ausgerundete Vertiefung, eine andere weiter unten, die weder vom Tropfenfall noch vom Hohlmeißel gebildet erscheint. Kein Wunder, wenn die Vorzeit das Werk der höhern Geister in solchen Eindrücken und Abdrücken erkannte.

Aber es dämmert, und der ferne Taunus und der Otzberg und das Kapuzinerkloster auf dem unter uns tief versinkenden Engelsberge hüllen sich in bescheidenes Dunkel. Wollen wir noch die Hainschüssel erkennen, so müssen wir schnell den Tannenwald unter uns durchdringen und die Felsenstirne zu erreichen suchen, die uns den freien Blick in unser Mainthal öffnet. An der Schüssel findet ihr nichts weiter als den oben beschriebenen Weihkessel, oft mit Regenwasser gefüllt. Weit bemerkenswerther muß uns das Substratum seyn, worauf wir zu der Hainschüssel wallfahrten. Das ist kein aufgesprungener Felsenrücken, worauf wir unsere Füße stellen. Das ist Stein an Stein, roh und unbehauen, aber doch mit aller Sorgfalt in einander gefügt, nach Richtungen, die allenthalben gerade Linien bilden. Das ist eine Kyklopenmauer, gleich den alten Werken im untern Italien, wo die dorische Ordnung in verwitterten Städten auf eine Zeit hindeutet, die aller südlichen Kultur noch weit vorausging.

Aber lassen wir Andere darüber weiter sprechen.

Noch einen schönen Herbsttag benutzen wir, die Hainsäulen wiederzusehen, die nach dem Besuche der römischen Gräber bei Eschau und Münchberg und den vom alterthumsliebenden Grafen von Erbach vielfach durchsuchten und mit reicher Ausbeute lohnenden Steinhaufen, die von Mainbullau über Wirthsberg durch den Odenwald sich erstrecken, und nach genommener Einsicht der römischen Bäder am Hainhause unfern dem Haingrunde, wohl noch einer nähern Beachtung würdig scheinen. Der wiederholte Anblick hat dem imposanten Eindruck, den die ersten Säulen am Wege machen — man zählt ihrer gegen 14, wovon einige sehr zerstreut und schwer zu finden sind — noch nichts von seiner Kraft genommen.

Nur im Vergleich der Hainfässer dünkt man sich hier um einige Jahrtausende näher unserer Zeit zu seyn, so vollendet sind diese kolossalen Säulen in ihrer Ausarbeitung, weßwegen man sie auch wohl sehr bequem zu Mühlsteinen vernutzen konnte — immer noch verzeihlicher, als daß man vor einigen dreißig Jahren die lezten Ueberreste der Wittekindeburg am Fuße des Wittekindsbergs an der Porta Westphalica zum Straßenpflaster verbrauchte, oder die Leichensteine mit ihren hohen Bildwerken und Inschriften an andern Orten vernichtet. — Noch näher an unsere Zeiten rücken uns die vielen Inschriften und eingehauenen Figuren, Namen und Jahreszahlen, womit spätere Hände ihrer Alterthumsliebe ein neueres Denkmal setzen wollten. Daß von allen Orten, selbst von Halle, Studirende die Hainsäulen besucht

haben, lesen wir hier eingegraben, und es läßt sich denken, wie manche Bewegungen der Seele hier in Menschen erweckt worden sind, die aus der Vorzeit heiligen Ueberresten Kraft und Muth zu einem felsenfesten Vertrauen auf einen alle Jahrtausende hervorrufenden und immer weiter fortbildenden Geist gefaßt haben.

Gemäldesammlung.

Die Revue de Paris, Nr. 4 des 21sten und Nr. 1 des 22sten Bandes, enthält einen Artikel über die Malerei der Spanier mit Angabe der vorzüglichsten Gemälde der Galerie des Marschalls Soult, welche bisher dem Publikum selten offen stand, daher wenig zur öffentlichen Kenntniß gekommen ist. Gemälde aus dem sechzehnten Jahrhundert: Pietà, Madonna, den leblosen Christus in den Armen haltend, von Luis de Morales, Kniestück, wahrscheinlich aus der Kirche des heiligen Augustin zu Badajoz stammend; ein Ecce homo, aus der Kapelle des San Francisco de Borja in der Hauptkirche von Valencia, von Vincent Joanes; Abraham und die drei Engel, Altargemälde aus dem Kloster des Eskurials, gemalt 1576, von Juan Fernandez Navarrete el Mudo; sein eigenes Porträt von demselben. Aus dem siebzehnten Jahrhundert: der heilige Basilius von Herrera dem Aeltern (von Herrera dem Jüngern (Sohne) befand sich sonst in der Soultschen Galerie eine Hochzeit zu Cana, die aber jezt vermißt wird); ein heiliger Antonius, in Lebensgröße gezeichnet 1636, von Zurbaran; von diesem Meister enthält die Sammlung 15 oder 16 Stücke, z. B. den heiligen Bruno, sich mit dem Pabste Urban II. unterhaltend; den heiligen Hugo, welcher das Crucifix Mönchen vorhält, gezeichnet 1679 (die beiden lezten Gemälde stammen aus der Karthause von St. Maria de las Cuevas zu Sevilla); ferner gegen 12 stehende Figuren von verschiedener Größe, der Engel Gabriel, der heilige Christobal, der heilige Bruno, mehrere Mönche, einen Krieger in Rüstung, zwei reich gekleidete Frauen; von Bernabé de Ayala besizt die Sammlung einen Apostel, Kniestück, welcher früher dem Kapuzinerkloster zu Sevilla gehörte; von Murillo: eine Straßenraubscene, die Apotheose des heiligen Philipp, die hülfeflehenden Pestkranken, die Flucht nach Aegypten und ein Bild mit vier Kindern. Auf dem Gemälde, welches die Pestkranken darstellt, sieht man des Malers Porträt hinter dem Alcalden. Diese 5 Gemälde sind aus des Künstlers zweiter Periode, in der er sich der venetianischen Schule näherte; aus der dritten und vorzüglichsten finden wir einen Jesusknaben, der den heiligen Johannes umarmt, ferner den verlorenen Sohn in den Armen seines Vaters, Abraham, die drei Engel anbetend, Christus heilt den Lahmen am Teiche Bethesda, Petrus Erlösung aus der Gefangenschaft durch den Engel, Moses, wie er Wasser aus dem Felsen schlägt (wahrscheinlich unecht, da das Original sich noch in der Barmherzigkeitskirche zu Sevilla befinden soll), das Wunder der Vervielfältigung der Brode und Fische, den heiligen Johann de Dios, einen Armen tragend, die heilige Isabella, Königin von Portugal, Arme pflegend. Diese 9 Nummern, welche im Jahr 1674 für die genannte Kirche zu Sevilla vollendet wurden, sind Murillo's vorzüglichste Werke, und die Heilung des Lahmen wurde unlängst für 200,000 Fr. an den König von Frankreich verhandelt, während der Künstler 8000 Realen (2000 Franken) dafür erhalten hatte. Der Kauf ging jedoch zurück. Endlich sehen wir die heilige Jungfrau mit den Engeln, St. Petrus und den heiligen Augustin, aus den lezten Lebensjahren des Künstlers; von Murillo's Sklaven, Sebastian Gomez, der seinem Herrn etwas abzulernen gesucht, einen betenden heiligen Bruno und eine Magd an ihrem Fenster; lezteres Gemälde ist wahrscheinlich die Copie von einem Originale Murillo's); von Don Diego Velasquez de Sylva ein historisches Gemälde, das sich wahrscheinlich auf die Uebergabe von Breda bezieht; von Ribera (Spagnoletto), St. Peter's Befreiung durch den Engel, einen Christus, der sein Kreuz trägt, und eine heilige Familie; von Alonzo Cano drei kleine Sujets aus der Offenbarung Johannis, den heiligen Johannes zu Pathmos, denselben das Lamm erblickend, desselben Anschauung des himmlischen Jerusalems; ferner von demselben Künstler einen Heiligen in Entzückung, einen Bischof, die heilige Agnes mit einem Lamme, die heilige Felicitas mit dem Palmzweige in der Hand; von Francisco Solis einen heiligen Johannes zu Pathmos und einen Christus, der das Brod bricht; von Claudio Coello, dem lezten ausgezeichneten Maler des siebzehnten Jahrhunderts, zwei Eremiten in Lebensgröße. Das achtzehnte Jahrhundert hat keinen einzigen ausgezeichneten Maler hervorgebracht.

Die Soultsche Sammlung enthält übrigens auch eine Menge trefflicher italienischer und flamändischer Gemälde, unter denen wir die vorzüglichsten hier anzeigen wollen: die heilige Jungfrau, das Jesuskind und den heiligen Johannes von Joh. Bellini; ein männliches Porträt, und einen Christus im Grabe von Tintorett; Diogenes mit der Laterne, und Christus mit dem Zinsgroschen von Titian; einen weiblichen Kopf von Bassano; einen kreuztragenden Christus von Sebast. del Piombo; einen Apostel von Joh. Baglione; eine heilige Jungfrau, den Jesusknaben säugend, von Guido; zwei Kniestücke, Heilige darstellend, von Guercino; den Kopf eines Heiligen von Lanfranco; drei Amoretten von Albano; einen heiligen Hieronymus von Joh. Peruzzini, einem Schüler von Pandolfi; zwei kleine Skizzen von Rubens, den Raub der Sabinerinnen darstellend; St. Markus, das Evangelium schreibend, eines der schönsten Gemälde Vandyks; einen mythologischen Gegenstand von Jakob Jordaens; einige äußerst feine, kleine Teniers. Der Herr Marschall scheint sehr geneigt, seine Gemälde, die er bekanntlich meist sehr wohlfeil gekauft hat, zu theuren Preisen loszuschlagen, deßhalb dürfte diese merkwürdige Privatgalerie wohl noch einige Zeit beisammen bleiben.

Nekrolog.

In Hamburg starb am 25. November 1835 der geistreiche Maler Erwin Speckter, 30 Jahr alt.

Am 2. December starb zu Versailles Hr. M. Boutard in einem Alter von 65 Jahren. Er war einer der umsichtigsten und gründlichsten Kritiker im Gebiete der bildenden Künste; die geistreichen Artikel des Journal des Debats über die Pariser Kunstausstellungen sind aus seiner Feder; auch hat er ein Dictionnaire des arts du dessin herausgegeben. Nach der Restauration war er mehrere Jahre lang Chef der Abtheilung für die schönen Künste im Ministerium des königlichen Hauses.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 12.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 11. Februar 1836.

Archäologisches von den griechischen Inseln

von

Dr. Roß.

Von den Inseln zurückgekehrt, unterlasse ich nicht, meinem, der Redaktion gegebenen Versprechen gemäß, Einiges über das Gesehene und Gefundene zu berichten. Ich beginne, wie billig, mit der Hauptstadt Hermupolis auf Syros.

In dem kleinen, hier neuerlich angelegten Kreis-Museum, welches bis jezt fast nur Inschriften von Syros, und eine Reihe von Grabsteinen, mit den gewöhnlichen Motiven von Abschiedsscenen, von Rheneia, enthält, waren mir am auffallendsten zwei zweischneidige, sehr sorgfältig polirte Kupferärte von Keos, ganz denen ähnlich, welche in unsern nordischen Gegenden, in Holstein, Dänemark und Norwegen gefunden zu werden pflegen. Ob sie in einem Grabe, oder wo sonst? gefunden worden sind, ist nicht bekannt. Unter den Grabmonumenten von Rheneia sind zwei kleine Cippi am bemerkenswerthesten, welche, statt des gewöhnlichen Reliefs, auf der glatten Fläche Spuren gemalter Figuren haben. Sie bilden mit einem dritten, größeren, im Peireieus gefundenen Grabsteine, den wir hier in Athen aufbewahren, und auf welchem man deutlich noch die Umrisse und das dunklere Haar dreier gemalten Figuren erkennt, eine eigene, mir wenigstens neue Klasse von Grabmonumenten.

Die Ruinen der alten Syros sind in dem Neubau von Hermupolis, das auf ihrer Stelle liegt, meistens untergegangen. Dagegen hat Hr. Kokkonis, früher Conservator auf den Inseln, dort zwei Inschriften entdeckt, welche wenigstens die Stelle zweier früheren Heiligthümer anzeigen. Die eine, *ΑΘΗΝΑΣΦΡΑ*, in schönen, großen Schriftzügen, steht auf einer gewachsenen Felsplatte flach am Boden innerhalb der heutigen, wie der alten Stadt. Die zweite, *ΗΟΣΚΙΛΩΝΟΣΑΣΦΑΛΕΙΟΥ*, wurde auf einer Marmorplatte zwischen mehreren, in Sand vergrabenen Marmorquadern an der Südseite des Hafens gefunden.

Auf Naros fand ich an der äußersten Nordostspitze der Insel, zehn Minuten vom Ufer, eine kolossale, nur ganz roh ausgehauene Statue, auf dem Rücken in demselben Marmorbruch liegend, aus welchem sie ausgeschnitten worden ist. Die Figur ist stehend und nackt beabsichtigt, der linke Fuß ein wenig vorschreitend; beide Arme vom Ellenbogen an gehoben und über der Brust vorgestreckt. Hier einige Dimensionen: Höhe der ganzen Figur von den Fußsohlen bis zum Scheitel: 10,60 Meter oder etwa 34 englische Fuß; Breite der Brust 1,70 Meter; Länge des Kopfs (an welchem die Nase nur erst durch eine Erhöhung, und die Augen durch zwei flache Vertiefungen angedeutet sind), vom obern Rande der Stirn bis unter das Kinn 2,20 Meter. Auf Brust und Bauch war, da wir genöthigt waren, hier zu übernachten, Platz für uns unsere Betten ausbreiten zu lassen.

Fünf Minuten von dieser Statue steht, an einer glatten Wand desselben Marmorhügels, in drei Zoll hohen, schönen Buchstaben die Inschrift:

ΟΡΟ
ΧΩΡΙΟΥ
ΙΕΡΟΥ Γ
Λ
ΑΓΟΛΛΩΝΟΣ

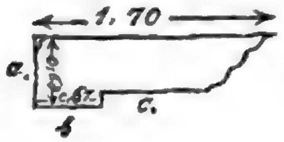
Man könnte daher glauben, daß auf den Grund dieser Inschrift die Landleute der Umgegend den großen Koloß gemeinhin τὸν Ἀπόλλωνα nennen. Aber die Bauern von Naros sind so unwissend, daß sie nicht einmal Cursivschrift, geschweige denn Capitalbuchstaben zu lesen verstehen. Von den Reisenden können sie diese Benennung auch nicht gelernt haben; denn Tournefort, der übrigens von der Existenz der Statue nichts weiß, fand den Namen schon

im Gebrauch, den er als den Namen des kleinen Ankerplatzes an dieser Seite der Insel anführt;* und nach Tournefort scheint vollends kein Reisender hieher gekommen zu seyn. Mit mehr Wahrheit, wenn gleich auf den ersten Blick geringerer Wahrscheinlichkeit, glaube ich daher annehmen zu können, daß sich der Name in unmittelbarer Tradition aus dem Alterthum bis auf unsere Zeiten heruntergepflanzt hat;** sey es nun, daß auf diesem Vorgebirge, wie Tournefort angibt, ein von den Athenäern erbauter Tempel des Apollon lag,*** oder daß der unvollendete Koloß ursprünglich zur Votivstatue der Naxier nach Delos bestimmt, und deßhalb der Hügel, an welchem der Marmorbruch liegt, dem Delischen Apollon geweiht war. † Dies Leztere ist mir fast wahrscheinlicher, wegen der nahen Uebereinstimmung der Maße des Kolosses mit denen der Statue auf Delos, von der man noch, wie in Tourneforts Tagen, die Brust mit den Schultern und die Hüften mit den Oberschenkeln unter den Ruinen liegen sieht. Man hätte in diesem Falle die Ausarbeitung des Kolosses aufgegeben wegen mehrerer ziemlich tiefen Risse, welche quer über das Gesicht und über die Brust laufen, und statt dessen einen andern gesünderen Marmorblock ausgesucht. Ich muß dabei bemerken, daß der weiße Marmor, aus welchem fast halb Naxos besteht, wenn auch nicht so berühmt, als der Parische, dennoch mit demselben fast von gleichem Korn und gleicher Güte ist.

Einen Büchsenschuß von diesem Marmorbruche, in einem Acker am Fuße des Hügels, hat ein Bauer im vorigen Jahre eine andere ebenfalls nur halbvollendete Statue, wenig unter natürlicher Größe, gefunden. Es ist auffallend, daß auch diese Statue ein Apollon zu seyn scheint; wenigstens hat sie in Gestallt und Haltung denselben Typus wie eine weiter unten zu beschreibende Statue dieses Gottes.

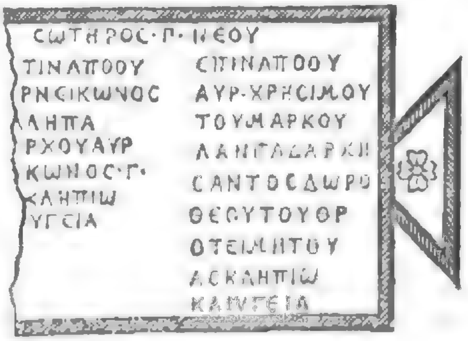
Die Stadt Paros ist voll alter Bruchstücke aller Art aus dem trefflichen Material, womit die Natur diese Insel so verschwenderisch begabt hat. Unter den zahlreichen kleinen Basreliefs, welche in die Häuser eingemauert sind, bemerkte ich jedoch mehrere, welche, neben guter geläufiger Ausführung, so ungeschickt und disproportionirt in der Zeichnung sind, daß ich mich auf Attischen Monumenten nie etwas Aehnliches gesehen zu haben entsinne.

Eine Viertelstunde südwestlich von der Stadt hat ein Tempel des Asklepios und der Hygieia gelegen. Die Ruine ist aber, ehe sie sich des Schutzes der Gesetze zu erfreuen hatte, dermaßen gestört worden, indem man die Marmorblöcke zerschlug und zu andern Zwecken verwandte, daß nicht einmal das Paviment des Tempels erhalten zu seyn scheint. Doch hat man unter der Erde und den Marmorsplittern, welche jezt den Platz bedecken, vor einigen Jahren noch eine Quader einer der Anten ausgegraben, deren Inschriften wir allein die Kunde verdanken, welches Gebäude hier gestanden. Diese Quader hat 1,70 Meter Länge, und in der Front 0,68 Meter Breite; die Seitenfläche der Ante ist nur 0,67 Meter breit. Die Frontseite und die äußere Seitenfläche sind mit folgenden Inschriften bedeckt, deren Vertheilung auf der Quader die nebenstehende Figur zeigt; jede einzelne Inschrift aber ist, wie bei römischen häufig der Fall ist, in eine Art Schild eingefaßt.



a.

ΟΝΤΟCΜΑΡΛΥΑΦΘΟΝΗ—



---

* Tournefort, I. S. 320 der d. Uebers.

** So hat sich auf Naxos der Name der Nymphe Koronis, einer der Pflegerinnen des Dionyses, in dem Namen des Berges Koronon (τὸ κόρωνον), und der alte Name der Insel, Dia, in dem Namen des Berges Zia erhalten; anderer hellenischer, und wahrscheinlich auch aus dem Alterthum stammender Ortsnamen, wie *Πολίχνη*, *Τρίποδες*, *Βόρεν* u. s. w. nicht zu gedenken.

*** Ich habe die Beweisstelle — vielleicht durch meine Schuld — in den Alten nicht finden können.

† So habe ich auf Paros eine Inschrift gefunden, welche angibt, daß der delische Apollon dort Besitzungen hatte. Diese Inschrift nennt freilich ausdrücklich den Delischen. Sie ist älter, als die Naxische, da sie im Genitiv auf ω das Υ nicht hat.

ΟΡΟΣΧΩΡΙΟ
ΙΕΡΟΑΠΟΛΛΩ
ΝΟΣΔΗΛΙΟ

a.

[Ἐπὶ ἄρχ]οντος Μάρ. Αὐ. Ἀφθονή[του.

Σωτῆρος. Π. Νέου . . *

Ἐπ]ὶ Ναποοῦ **
Αὐ]ρ. Νείκωνος,
λαν]πα-
δάρχου Αὐρ.
Νεί]κωνος [τὸ] Γ.
Ἀσκ]ληπιῷ
καὶ] Ὑγείᾳ.

Ἐπὶ ναποοῦ **
Αὐρ. χρησίμου
τοῦ Μάρκου,
λαμπαδαρχή-
σαντος Δωρο-
θέου τοῦ Θε-
οτειμήτου
Ἀσκληπιῷ
καὶ Ὑγείᾳ.

b

ΑΡΧΟΝΤΟΣ ΠΥΡΡΑΚΟΥΤΟΥΑΟ
ΓΙΟΥΕΠΑΦΡΟΔΙΤΟΝΕΠΑΦΡΟ
ΔΙΤΟΥΥΠΕΡΤΟΥΠΑΙΔΙΟΥΕΠΑ
ΦΡΟΔΙΤΟΥΤΗΝΠΑΙΔΙΚΗΝΤΡΙΧΑ
ΥΓΙΑΚΑΙΑΣΚΛΗΠΙΩΤΗΝ ΠΑΙ
ΔΙΚΗΝ ***

b.

Ἄρχοντος Πυῤῥάκου τοῦ Ἀο-
γίου Ἐπαφρόδιτον Ἐπαφρο-
δίτου ὑπὲρ τοῦ παιδίου Ἐπα-
φροδίτου τὴν παιδικὴν τρίχα
Ὑγ[ε]ίᾳ καὶ Ἀσκληπιῷ.

ΤΗΝΠΡΩΤΟΤΜΗΤΟΝΤΡΙΧΑ
ΤΗΝΕΦΗΒΙΗΝ ΚΕΙΡΑΣΕΘΗΚΕΣΤΡ
ΤΟΝΕΙΚΟΣ ΑΣΚΛΗΠΙΑΔΟΥΑΣ
ΚΛΗΠΙΩ ΥΓΕΙΑΤΕΔΩΡΟΝ ΑΥ
ΤΟΣΥΠΕΡΤΟΥΥΟΥ ΣΤΡΑΤΟΝΕΙ
ΚΟΥΧΑΡΙΝ

Τὴν πρωτότμητον τρίχα
τὴν ἐφηβίην κείρας ἔθηκε Στρα-
τόνεικος Ἀσκληπιάδου Ἀσ-
κληπιῷ Ὑγείᾳ τε δῶρον αὐ-
τὸς ὑπὲρ τοῦ ὑοῦ Στρατονεί-
κου χάριν.

c.

ΑΓΑΘΗΤΥΧΗ

ΤΟΥΚΑΙΚΑΡΠΟΥ
ΕΠΙΑΡΧΟΝΤΟΣ·ΦΛ· ΑΦΘΟΝΗΤΟΥΕΠΙΜΕΛΗΤΟΥΤΩΙ
ΑΓΩΝΩΝ ΓΑΙΟΥΤΟΥΔΑΜΟΚΡΑΤΟΥΟΤΡΩΔΟΚΟΥΑΡΙ
ΩΝΟΣΜΕΤΑΤΟΥΠΑΤΡΟΣΑΣΚΛΗΠΙΑΔΟΥΤΟΥΠΥΘΕΙΔΟ
ΥΠΕΡΤΟΥΥΙΟΥΜΟΥΔΑΜΑΡΙΩΝΟΣΤΟΥΚΑΙΗΛΙΟΔΩΡΟΥ
ΤΗΝΠΑΙΔΙΟΝΤΡΙΧΑΑΣΚΛΗΠΙΩΚΑΙΥΓΕΙΑ ΜΕΤΑΕΥΧΗΣ
ΑΝΕΘΗΚΑΝΕΠΑΓΑΘΩ

ΑΓΑΘΗΤΥΧΗ

ΑΡΧΟΝΤΟΣ ΜΑΥΡΣΩΣΙΩ — — — — — —
ΥΡΓΕ*ΑΠΟ — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

---

* Ich weiß diese Worte nicht zu beziehen; Apposition zu dem Namen des M. Aurelius Aphthonatos scheinen sie mir nicht wohl seyn zu können, da sie ganz von demselben getrennt innerhalb des Schildes stehen, welcher die übrige Inschrift umfaßt.

** Ist dies das gewöhnliche Wort ναοποιός? und woher dann in dieser Form? oder ist vielmehr ναπόου zu accentuiren, von ναπόης, statt ναοποιής?

*** Der Steinhauer hat aus Versehen die Worte *ΤΗΝΠΑΙΔΙΚΗΝ* doppelt geschrieben, dann aber nur das zweite Wort flüchtig wieder ausradirt.

c.

Ἀγαθῇ τύχῃ.
Ἐπὶ ἄρχοντος Φλ. Ἀφθονήτου τοῦ καὶ κάρπου, ἐπιμελητοῦ τῶ[ν
ἀγώνων Γαΐου τοῦ Δαμοκράτου, ... * Ἀρί-
ωνος μετὰ τοῦ πατρὸς Ἀσκληπιάδου τοῦ Πυθείδο[υ
ὑπὲρ τοῦ υἱοῦ μου Δαμαρίωνος τοῦ καὶ Ἡλιοδώρου
τὴν παίδιον τρίχα Ἀσκληπιῷ καὶ Ὑγιείᾳ μετὰ εὐχῆς
ἀνέθηκαν ἐπ' ἀγαθῷ.
Ἀγαθῇ τύχῃ.
Ἄρχοντος Μ. Αὐρ. Σωσίω[νος, — — — —
Α]ὐρ. [Ἱ]εροπό[λ]ωνος — — — — — —
— — — — — — — — — —

Ein zweites Bruchstück einer der Anten dieses Tempels entdeckte ich später bei meiner Durchreise durch Aegina im dortigen Museum. Es ist folgendes:

ΣΩΚΡΑΤΗΣΑΝΤΙΓΟΝΟΥΚΑΙ
ΝΙΚΗΑΛΕΞΑΝΔΡΟΥΥΠΕΡΤΟΥ
ΥΙΟΥΘΕΟΤΕΛΟΥΣΑΣΚΛΗΠΙΩΙ
ΚΑΙΥΓΕΙΑ

Σωκράτης Ἀντιγόνου καὶ
Νίκη Ἀλεξάνδρου ὑπὲρ τοῦ
υἱοῦ Θεοτέλους Ἀσκληπιῷ
καὶ Ὑγείᾳ.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Der Name an dieser Stelle scheint verdorben zu seyn.

Sculptur.

Paris. Ueber einen unlängst in der königlichen Bibliothek aufgestellten Abguß eines uralten Basreliefs, angeblich König David in seiner wirklichen Tracht darstellend, erfährt man folgende nähere und richtigere Nachrichten. Rechts über der unter Antoninus zur Verbindung zwischen Syrien und Palästina gebauten Römerstraße bei Beirut ist noch eine andere, ältere und wahrscheinlich durch die römische außer Gebrauch gesezte, an deren Anfange, nahe bei dem Flußbette des alten Lycus (jezt Nahr-el-kelb), man auf einem zu diesem Zwecke besonders geglätteten Felsen zwei Basreliefs sieht. Das eine ist im ägyptischen Style, und man hat darauf den Namen Sesostris gelesen; es erinnert an die Eroberungen dieses Pharaonen in Syrien und Palästina. Das andere Basrelief stellt nicht den König David, sondern einen König von Persien oder Assyrien in Nationaltracht vor, und hat eine lange, sehr verwitterte Inschrift in Babylonischer oder Persepolitanischer Keilschrift. Von diesem zweiten Basrelief ist ein Abdruck in der Bibliothek aufgestellt worden, welcher ein Geschenk des Lord Prudhoe ist, der mehrere Gypsabdrücke an Ort und Stelle anfertigen ließ. Eine Beschreibung beider Basreliefs findet man unter Andern in Callier's Reise durch Syrien.

Der Salon, in welchen der König sich begibt, bevor er in die Deputirtenkammer eintritt, ist nun vollendet. Die Archivolten sind mit zwei Basreliefs von Triquetti's Arbeit geziert. Das eine stellt die Gerechtigkeit dar, welche den Handel und den Kunstfleiß beschüzt; das andere die Gerechtigkeit, welche das Verbrechen bestraft. Im Hintergrunde des Salons steht die Statue des Königs mit einem weiten Mantel angethan.

Die Familie des kürzlich verstorbenen Admirals Rigny will demselben auf dem Kirchhofe des Paters Lachaise ein prächtiges Mausoleum von weißem Marmor errichten lassen. Das eine Basrelief wird Frankreich und Griechenland darstellen, wie sie über dem Grabe des Siegers von Navarino weinen; das andere wird den Admiral zeigen, wie er während der Schlacht an Bord der Fregatte Syrene sich befindet. Eine Anzahl Exemplare der bei Gelegenheit des Sieges von Navarino geschlagenen Denkmünzen soll unter den Grundstein des Denkmals gelegt werden.

Gemmenkunde.

London. In der Versammlung der königlichen Gesellschaft der Literatur vom 12. Nov. 1835 verlas Hr. Cullimore bei Gelegenheit der Vorlegung einer von der ostindischen Compagnie geschenkten babylonischen Tafel und mehrerer keilförmiger Inschriften einen Theil seines Berichts über die mit eingegrabenen Charakteren versehenen babylonischen, assyrischen und medisch-persischen cylindrischen Gemmen im britischen Museum und mehreren Privatsammlungen. Seine neue Ansicht von der Wichtigkeit dieser Monumente gründet Hr. C. auf eine genaue Prüfung von mehr als Einhundert dieser merkwürdigen Ueberbleibsel des Alterthums, welche man an den Ufern des Euphrat und Tigris entdeckt hat, und die man erst jezt recht benutzen könne, nachdem Hr. Doubleday eine Reihe cylindrischer und flacher Abgüsse zugleich davon habe machen lassen.

Numismatik.

Beim Pflügen auf der alten Römerstraße von Rheims nach Verdun hat man neulich eine Vase mit 800 großen römischen Kupfermünzen aus den Zeiten Jul. Cäsars, Trajans, Hadrians, Marc Aurels, Antoninus Pius, der beiden Faustinen und A. aufgefunden. Die meisten Bildnisse sind noch wohl erhalten.

Das mit der königlichen Bibliothek zu Madrid verbundene ausgezeichnete Münzkabinet ist unlängst geordnet worden. Die Zahl der Münzen beläuft sich auf 90,227, darunter 2672 von Gold, und 50,672 von Silber. Die Sammlung ist in 58 prächtigen Schränken verwahrt.

Bauwerke.

Paris. Am 19. November 1835 ist das neu aufgebaute Theater de la gaieté wieder eröffnet worden. Der Saal ist sehr schön decorirt und weit größer, als vor dem Brande.

Rußland. Ein kaiserlicher Befehl verordnet, daß, wo Seltenheit der Materialien oder ungenügende Mittel der Gemeinen dies wünschenswerth machen, die Kirchen auch aus Holz, doch mit einem steinernen Fundament aufgeführt werden dürfen, daß jedoch jedesmal die von einem Architekten entworfenen Pläne und Façaden bei der betreffenden Behörde zur Durchsicht eingereicht werden müssen.

Norwegen. In Christiania kam am 6. November 1835 während der Vorstellung im Theater in der Statistengarderobe Feuer aus; die Schauspieler und Zuschauer hatten kaum Zeit zu entfliehen. Das Gebäude brannte bis auf die äusseren Mauern ab.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 13.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 16. Februar 1836.

Angelegenheiten deutscher Kunstvereine.

In der am 19. Oktober 1834 zu Berlin stattgehabten Versammlung von Kunstvereins-Vorstands-Mitgliedern, worüber Unterzeichneter früher in dem Kunstblatt zu berichten die Ehre hatte, wurde vor Allem eine engere Verbindung der einzelnen Vereine untereinander zu gegenseitiger Unterstützung verabredet; damit künftig auch jeder kleinere Verein Ausstellungen von weit grösserer Bedeutung haben könne, als es die Mittel eines einzelnen zulassen.

Die Kunstvereine in Königsberg, Stettin und Breslau haben im Jahre 1835 bereits aufeinanderfolgende Ausstellungen gehabt, doch diese nicht eigentlich gemeinsam veranstaltet, sondern Königsberg hatte mit Stettin und dieses wieder mit Breslau ein besonderes Abkommen getroffen, ohne eine verhältnißmäßige Kostenvertheilung im Auge zu haben. Für diese von einander so entfernt liegenden Städte hat das allerdings große Schwierigkeiten: besonders da in jeder Stadt immer Einiges zukommt und Anderes zurück bleibt; auch die Entfernungen von den Zusendenden, und von der einen Stadt zur andern sehr verschieden sind.

Die Vereine diesseits der Elbe haben ihre Ausstellungen in den geradzahligen Jahren, und die Kunstvereine zu Halberstadt, Halle, Magdeburg und Braunschweig sich auch bereits zu einer gemeinschaftlichen Veranstaltung für das Jahr 1836 verabredet. In Rücksicht auf die Ausstellung in Hannover, welche erst Ende März geschlossen und das, was von dem Ausgestellten auch für unsere Ausstellungen bestimmt wird, erst Mitte April abliefern kann, soll die Ausstellung in Halberstadt etwa am 20. April, die in Halle am 20. Mai, die in Magdeburg am 20. Juni und die in Braunschweig etwa am 20. Juli eröffnet werden, und damit jede Stadt vier Wochen Ausstellung und dennoch Zeit zum Verpacken und Versenden gewinnen kann, so sollen die Gemälde stets in zwei Abtheilungen versendet werden.

Um eine möglichst gleichmäßige Vertheilung der Kosten zu erreichen, soll Halberstadt den Transport der Gemälde bis dahin, Halberstadt und Halle gemeinschaftlich die Verpackungskosten, Halle ferner die Fracht für die Kunstwerke von Halberstadt nach Halle, Magdeburg die Transportkosten von Halle nach Magdeburg und von da bis Braunschweig, und Braunschweig die Gesammtkosten der Rücksendung tragen.

Um den Künstlern das Versenden zu erleichtern und die Verpackungskosten möglichst zu verringern, werden in den Hauptstädten,* in welchen sich Kunstakademien befinden, Sachverständige die Gemälde annehmen und das Verpacken und Versenden derselben auf Kosten der Vereine besorgen.

Auch bei Zusendungen einzelner namhafter Künstler, wenn diese spätestens 8 Tage vor Eröffnung jeder einzelnen Ausstellung an dem Orte ihrer Bestimmung eintreffen, werden die Vereine die Kosten der Her- und Rück-Fracht übernehmen, jedoch ohne alle Spesenvergütigung; unfrankirte Postsendungen indeß nicht angenommen. Eben so wird bei Zusendungen von sehr entfernten Orten, von Sculpturen und von sehr großen Gemälden um vorherige Anfrage gebeten.

Die Kunstvereine zu Halberstadt, Halle und Magdeburg genießen durch die hohe Gunst des königlich preussischen Generalpostdirectoriums Postfreiheit für alle Briefe, welche unter Kreuzcouvert, der Adresse des Vereinsvorstandes und mit der Bemerkung: Angel. d. Kunstvereins zu Halberstadt oder H. M., zur Post gegeben werden, wodurch die Korrespondenz ungemein erleichtert ist. Nicht nur die Angabe des Gegenstandes und der Größe der einzusendenden Kunstgegenstände, sondern auch die des Preises, wie auch des Werthes der unverkäuflichen wird daher erbeten, da die Vereine den ungefähren Werth sämmtlicher Kunstsachen gegen Feuersgefahr versichern werden.

* In Berlin Kastellan des königlichen Akademiegebäudes Hr. Riey, in Dresden Hr. Weinberger, in München Hr. Farbenbereiter Frisch.

Durch gemeinschaftliche Bemühungen hoffen wir nun in diesem Jahre ganz besonders bedeutende und interessante Kunstausstellungen um so mehr zu Stande zu bringen, da sich unsere Verbindungen mit sehr namhaften Künstlern und Kunstsammlern immer mehr ausdehnen.

Bei dem Verein der Kunstfreunde im preußischen Staate ist es leider nun Grundsatz, seine Erwerbungen nur in Berlin auszustellen, doch der Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen hat tüchtige Unterstützung zugesagt, und der Hr. Direktor Schadow sein großes Altarbild: „Christus und die Jünger zu Emaus," Professor Hildebrands „Ermordung der Kinder Eduards von England," Prof. Sohns „Urtheil des Paris," auch ein Bild mit lebensgroßen Figuren, wie Lessings große „Herbstlandschaft," sind sämmtlich für den Domherrn v. Spiegel zum Diesenberg in Halberstadt bestimmt und legen schon einen sehr wichtigen Grund für die Ausstellungen. Aber auch auf die andern Künstler in Düsseldorf, wie auf unsere Freunde und Gönner in Berlin, Dresden, München u. a. O. rechnen wir stark, und hoffen wenigstens Einiges auch von holländischen Meistern zu erhalten. Auch das, was auf den ersten Ausstellungen von den Vereinen angekauft wird, kommt vor der Vertheilung an die Gewinner auch auf die nachfolgenden Vereinsausstellungen.

Halberstadt, den 8. Januar 1836.

Dr. F. Lucanus.

Archäologisches von den griechischen Inseln

von

Dr. Roß.

(Fortsetzung.)

Es ist, glaube ich, ein bemerkenswerther Umstand, daß die Sitte, auf die Anten eines Tempels Inschriften einzugraben, wie hier und am Apollontempel in Karthäa auf Keos, den Inseln eigenthümlich gewesen zu seyn scheint. An keinem der Attischen Tempel, weder in Athen, noch in Rhamnus, Sunion und Eleusis kommt dergleichen vor, und mir ist überhaupt in Griechenland kein anderes Beispiel bekannt. So schließt sich denn auch diese Sitte an die vielen Eigenthümlichkeiten der Architektur auf den Inseln an, wovon auch Paros weitere Beispiele liefert; z. B. in der großen Kirche Hekatontapyliani ein paar antike Gesimse mit einer doppelten Reihe großer Schlangeneier und Pfeilspitzen über einander, und darunter ein Perlenstäbchen; und ebendaselbst antike Dorische Säulen mit ungleichen (21 bis 23) Kanneluren, deren Kapitelle an der untern Seite der vier Ecken des Plinthus erhobene Blätter haben, in der Gestalt der fleurs-de-lys.

Doch um wieder zu dem Asklepiostempel zurückzukehren, so sind die Flächen der Anten nicht glatt polirt, sondern freilich scharf und geradlinigt zugehauen, aber rauh geblieben, wie sie der Meißel des Steinmetzen ließ. — Es ist übrigens Aussicht vorhanden, daß hier durch eine Ausgrabung, welche ich künftig vornehmen zu können hoffe, noch Mehreres an den Tag zu fördern ist; erst kurz vor der Revolution hat man in dem Weinberge, in welchem die Ruine liegt, eine schöne Statue gefunden, welche aber der damalige Dolmetscher des Kapudanpascha, K. Manos, gleich vielen andern Alterthümern aus den Inseln, fortgeschleppt hat. Gott weiß, an welchen reisenden Engländer er sie verkauft haben mag.

Die berühmten Marmorbrüche, wo man in schwer zu durchwandernden, tief und weit unter den Berg sich erstreckenden Stellen den λυχνίτης brach, liegen eine Stunde von der Stadt und eben so weit von der Küste. In der Höhle, welche den Eingang des zweiten Hauptbruchs bildet, sieht man das durch Tournefort und andere Reisende bekannte seltsame Relief des Adamas auf einer von Natur ziemlich glatten Platte des soliden Marmorfelsens. Das Ganze ist 0,80 Meter hoch, und hat, wo es am breitesten ist, 1,35 Meter Breite. Es besteht aus zwei übereinanderstehenden Feldern, welche durch einen schmalen horizontalen Leisten geschieden sind; und das untere Feld zerfällt gewissermaßen wieder in zwei Abtheilungen. Ich will jezt das Ganze kurz zu beschreiben suchen.

In dem obern Felde steht in der Mitte ein Stierkopf mit einem Menschengesichte und langem Barte auf zwei kurzen menschlichen Beinen; rechts * von ihm eine nackte Figur mit großem Kopfe und dickem Bauche in kauernder Stellung, mit der rechten Hand sich an den Bart fassend (Silen?); neben demselben rechts zwei kleine sitzende oder liegende Figuren, in flüchtigen Umrissen leicht angedeutet. Links neben dem Stierkopfe sieht man eine bekleidete weibliche Figur, stehend, en face; über ihrer linken Schulter kommt der Kopf einer hinter ihr stehenden Figur zum Vorschein; zu ihrer Rechten eine nackte stehende Jünglingsgestalt, die sie bei der rechten Hand faßt und anblickt. Links neben dieser Gruppe eine nackte, kauernde, gedrungene Mannsfigur, mit bärtigem Gesichte, neben welcher noch ein aus dem untern Felde in das obere überreichender, weiblicher Kopf zum Vorschein kommt.

In der linken Ecke des untern Feldes findet sich eine dicht gedrängte Gruppe von Figuren. Zwei weibliche

* Mit rechts und links ist hier gemeint, was dem Beschauenden rechts und links ist.

Gestalten sitzen neben einander auf einem Sessel oder Felsstück; hinter ihnen steht eine dritte, ebenfalls bekleidete weibliche Figur. Ueber die Gruppe dieser drei weiblichen Wesen ragen zwei Gesichter en face von viel grösseren Verhältnissen heraus: links ein bärtiger Mannskopf mit dichtem, krausem Kopfhaar, rechts neben ihm ein sehr volles weibliches Gesicht; über diese beiden Köpfe ragt noch ein dritter, zarterer weiblicher Kopf hervor, der, wie oben bemerkt, in das obere Feld hineinreicht. — Gehen wir nun von dieser dichtgedrängten Gruppe rechts, so folgt zunächst der Oberleib und bärtige Kopf einer männlichen gegen sie (nämlich links gegen die beschriebene Gruppe) gewandten Figur; dann erscheinen in der Mitte des Feldes zwei bekleidete, wahrscheinlich weibliche, sich einander anblickende Gestalten, zwischen denen sich ein kleiner Stierkopf zeigt, von welchem man nicht recht weiß, woher er kommt; hierauf folgen in der rechten Hälfte des Feldes drei große, mit langen Gewändern bekleidete, weibliche Gottheiten, welche rechtshin schreiten. Sie scheinen der jezt zu beschreibenden Gruppe mit freundlichem Gruße zu begegnen.

Gewissermaßen als ein πάρεργον folgt nämlich jezt in einer um einige Finger breit niedrigeren Fortsetzung dieses unteren Feldes eine Gruppe von elf Figuren, theils stehend, theils knieend, und sämmtlich linkshin gegen die drei großen weiblichen Gestalten gewandt, denen sie, wie es scheint, Verehrung darbringen. Drei oder vier unter ihnen scheinen noch Kinder zu seyn. — Das ganze Relief ist leicht und flüchtig, in ziemlich roher Zeichnung und Ausführung, auf die ungeglättete Marmorwand hingeworfen, und hin und wieder schon von rohen Händen oder durch herabgefallene Steine beschädigt. Darunter steht in hübschen Lettern die Inschrift:

ΑΔΑΜΑΣ
ΟΔΡΥΣΗΣ
ΝΥΜΦΑΙΣ

Tournefort * hat eine Deutung dieses Reliefs versucht. Ich will dem alten wackern Reisenden nicht darin widersprechen, obgleich ich einer andern Ansicht bin. Sowohl das Eigenthümliche des Ortes, die weite, halbdunkle Höhle, als die Dedication an die Ortsnymphen, legt die Vermuthung nahe, daß das Ganze eine Vision vorstellt, die Adamas, der vielleicht einmal in dieser Höhle geschlafen oder anderweitig νυμφόληπτος geworden war, von den Nymphen gehabt haben mochte, und die er dann, sey es, daß er selbst Bildhauer war, oder durch die Hand eines Andern, auf den Stein brachte. Nur so läßt sich, glaube ich, das Phantastische und Sinnlose der Composition erklären. In die dem Hauptbilde gleichsam angehängte Nebenabtheilung sezte er dann sich und die Seinigen als anbetende Fromme; in ähnlicher Weise, wie wir es auf den alten Votivbildern in unsern Kirchen zu sehen gewohnt sind, und wie z. B. auch der Pheräer Archedamos, in der von ihm dedicirten Nymphengrotte am Hymettos, sein Bild in den Stein gehauen hat. — Hr. Schaubert hat das Relief des Adamas gezeichnet, aber noch nicht ausführen können; vielleicht kann ich es später einmal mittheilen.

Die Russen unter Orloff haben die ganze Platte aus der Wand herausschneiden wollen, glücklicherweise die Arbeit aber wieder aufgegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Thl. I, S. 307. 8.

Bauwerke.

Kopenhagen. Es ist eine Commission zur Vollendung des neuen Universitätsgebäudes ernannt worden.

Oestreich. Der Bau des vor mehr als hundert Jahren begonnenen Stiftsgebäudes zu Klosterneuburg, dessen Grundstein der damalige Prälat Ernest Preger am 25. Mai 1730 legte, und welcher, seinem ursprünglichen Plane zufolge, ein von Nordwest nach Südost ausgedehntes Viereck mit vier Höfen bilden sollte, an welchem man aber 83 Jahre lang gar nicht fortgebaut, wurde von dem gegenwärtigen Probste, Hrn. Jakob Ruttenstock, im Jahr 1834 in der Art wieder aufgenommen, daß wenigstens das südöstliche Viertel als ein selbständiger, schön vollendeter Theil erscheinen möge. Der darin befindliche, nach italienischer Art durch Marmor und Säulen verzierte hohe Sommersaal und die breite Steintreppe zu demselben werden, wie die Wiener Zeitung meldet, ihres Gleichen in Oesterreich und Deutschland nicht haben.

London. Die beiden Flügel der Nationalgalerie sind nun vollendet, und es wird jezt thätig an dem sie verbindenden Theile des Gebäudes gearbeitet, der ebenfalls schon bis zur Mitte der Höhe der untersten Fensterreihe vorgerückt ist. Der Grund dieses meist aus Backsteinen aufgemauerten Gebäudes ist ungemein dauerhaft hergestellt.

Der prachtvolle neue Palast (das ehemalige Buckingham-house) im Stadttheile Pimlico ist jezt völlig ausgebaut und möblirt, und der britische Hof wird denselben zu Ende des Februars oder zu Anfang des Märzes beziehen.

Der ganze westliche Theil des prachtvollen Palastes von Hatfield, ungefähr 20 englische Meilen von London, dem gewöhnlichen Aufenthaltsort des Marquis von Salisbury, ist im verflossenen November ein Raub der Flammen geworden. Die verwittwete Marquise von Salisbury, eine Frau von 85 Jahren, ist dabei ums Leben gekommen; die ganze große Bibliothek nebst vielen Kunstschäzen ist verbrannt.

Denkmäler.

In Hull wurde am 12. November 1835 die 22 Fuß hohe Statue Wilberforce's auf der als Fußgestell dienenden Säule von 100 Fuß Höhe aufgerichtet.

Der Stadtrath von Cateau hat Hrn. Bra mit der Ausführung des dem Marschall Mortier in jener Stadt zu errichtenden Denkmals beauftragt.

Dem heldenmüthigen General Wolfe, dessen Tod West und Woolett durch das schöne Blatt verewigt haben, welches zu den ausgezeichnetsten Arbeiten beider Künstler gezählt wird, hat Lord Aylmer auf der Ebene bei Quebec, wo der General fiel, ein Denkmal errichten lassen. Die Basis, in welche der Stein eingemauert worden ist, an welchen gelehnt, Wolfe sein Leben endigte, hat 7 Fuß in's Gevierte und 5 Fuß Höhe. Auf dieser ruht ein viereckiger Sandstein, der als Plinthe für die darauf stehende einfache Säule von dunkelblauem Marmor dient, die 2½ Fuß Durchmesser und 7 Fuß Höhe hat. An derselben liest man mit goldenen Buchstaben die Worte: Here died Wolfe victorious. (Hier starb Wolfe siegreich.) Das ganze Monument ist bei großer Einfachheit sehr zierlich.

Stuttgart. Das Denkmal Schiller's wird nun demnächst zur Ausführung gelangen. Die Statue ist im Modell fertig; die Reliefs sind gegenwärtig unter Thorwaldsens Arbeit. Im Laufe dieses Jahres wird Stiglmaier in München den Guß der Figur unternehmen.

Newcastle. Hier wird eine Säule als ein dem Grafen Grey geweihtes Denkmal errichtet werden.

Dresden, 22. November 1835. Das große Modell zu dem Standbilde des verstorbenen Königs, unter Leitung des Professors Rietschel gefertigt, ist nun vollendet, und war einige Tage öffentlich der Beschauung ausgestellt. Es stellt den König in kolossaler Gestalt vor, auf einem Thronstuhl sitzend, mit einem Hermelinmantel geschmückt, das Gesetzbuch im linken Arm, in der rechten Hand den Herrscherstab haltend. An den 4 Ecken des Piedestals werden Figuren in natürlicher Größe, die Gerechtigkeit, Milde, Demuth und Frömmigkeit vorstellend, angebracht; von diesen sind drei bereits fertig, welche in Berlin gegossen werden. Das große Bild wird hier von Schröbel gegossen. Bis zur Vollendung und Aufstellung des Monuments dürften immer noch 2½ Jahre vergehen. Es soll an die nördliche Seite des Zwingers kommen und das Gesicht gegen Süden gewendet seyn. Die leere Wand, welche nördlich den Zwinger schließt, wird verschwinden.

London, 1. December 1835. Die Bewohner von Greenwich und Blackheath haben eine Subscription eröffnet, um auf dem One-Tree-Berge im Greenwich-Park eine Säule mit dem Standbilde König Wilhelms IV. zu errichten.

Paris. Der hier bei der Barriere von Neuilly errichtete Triumphbogen de l'Etoile, dessen erste Bestimmung die Verherrlichung der großen Armee und späterhin die des Siegers der Trocadero war, ist am 24. November 1835 vollendet worden. Der Bau hat, da er am 15. August 1806 begann, über 29 Jahr gedauert; freilich waren unter der vorigen Regierung in der Regel nur 2–3 Arbeiter dabei beschäftigt. Vermuthlich wird die Einweihung am nächsten Namenstage des Königs (1. Mai) stattfinden.

Alterthümer.

England. In Perranporth in Cornwallis ist unlängst von Hrn. Mitchell eine uralte versandete Kirche aufgedeckt worden, deren innere Länge 25, und deren Breite auch in die Höhe der Ringmauern, 72½ Fuß beträgt, und die bis auf das Dach und die Thüren vollkommen erhalten ist. In der Mitte des Schiffes befindet sich in der südlichen Mauer ein schön gearbeiteter nach sächsischer Art gewölbter und reich verzierter Thorweg, 7 Fuß 4 Zoll hoch und 2 Fuß 4 Zoll breit. Der Schlußstein des Bogens ragt 8 Zoll hervor, und es ist darauf in roher Arbeit ein Tigerkopf ausgehauen. Merkwürdigerweise ist keine Spur von Fensteröffnungen zu sehen, daher der Gottesdienst hier wahrscheinlich nur bei Kerzenlicht abgehalten ward. Unter dem Fußboden fand man 2 Gerippe; um die Kirche her wurden Tausende von menschlichen Gebeinen aus dem Sande gewühlt.

Kopenhagen. Das königliche Museum für nordische Alterthümer erhielt unlängst folgende Curiositäten, die ein Landmann zu Waalse auf Falster beim Pflügen in einem großentheils zerfressenen kupfernen Gefäße gefunden hatte: 1) etwa 1 Dutzend in verschiedenem Grade ausgehämmerter Barren; * 2) vierkantige und runde Silberstangen, alle abgehauen, wahrscheinlich zu großen gewundenen Ringen bestimmt; 3) Ringsilber, d. h. abgehauene Ringe, mit welchen man nach Gewicht bezahlte; 4) Stücke einer Art von runden Schnallen, versehen mit gewundenen Zierrathen; 5) vollständige Ringe, nämlich ein großer gewundener Ring, wahrscheinlich zum Haarschmuck, vier verschiedene Armringe und zehn wie Fingerringe, aus glattem Silberdraht bestehend; 6) drei Handzierrathen, in Form eines umgekehrten T (⊥).

Ausgrabungen.

Pompeji. Neuerdings sind zwei merkwürdige Mosaiken zum Vorschein gekommen. Das eine derselben stellt den Theseus vor, welcher den Minotaurus erlegt, ganz auf dieselbe Weise, wie ein bekanntes Herkulanisches Gemälde den Gegenstand behandelt. Auf dem andern ist ein Hahnenkampf abgebildet; hinter den Thieren ihre Herrn. Der eine der Hähne ist bereits verwundet und besiegt. Sein Herr steht betrübt hinter ihm, während der Gebieter des siegreichen Thieres einen Palmenzweig empfängt.

Pozzuoli. Es sollen auf Befehl der Regierung nächstes Jahr hier Nachgrabungen ausgeführt werden, von denen man sich im Bereich römischer Denkmäler große Ausbeute verspricht.

Paris. Bei den Vorarbeiten zur Umgestaltung des alten Ritterschlosses von Lavarez in eine protestantische Kirche hat man unter einem Gewölbe vier steinerne Statuen und ein Cenotaph mit einer ganzen Figur gefunden, welche aus dem inländischen Sandstein gearbeitet sind und aus dem vierzehnten Jahrhundert herzurühren scheinen. Zwei Statuen stellen weibliche Figuren, die anderen Ritter dar. Der Panzer des einen ist offen und man sieht zwei Kröten, welche sich in das Fleisch eingewühlt haben. Das Visir des Helms ist aufgeschlagen und man sieht auf der Wange zwei ähnliche Thiere. An der Seite des Grabes sieht man ein Basrelief von besserer Arbeit als das Uebrige.

* Das Material (wahrscheinlich Silber) ist nicht genannt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[30] Stuttgart. Am 21. März und folgenden Tagen werden dahier aus der Freiherrlich von Herman'schen Verlassenschaft eine reiche Kupferstichsammlung, eine kleinere, aber schöne Gemäldesammlung und einige andere Kunstgegenstände gegen gleich baare Zahlung im öffentlichen Aufstreich verkauft. Der systematisch geordnete Katalog wird in diesen Tagen versendet werden und bei allen soliden Kunst- und Buchhandlungen zu haben seyn.

№ 14.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 18. Februar 1836.

Kunstausstellung in München.

(Fortsetzung von Nro. 7.)

Ehe wir nun zu den Malerwerken der historischen Klasse übergehen, gedenken wir noch einer eigenthümlichen, höchst erfreulichen Ausstellung von Arbeiten „einer Dilettantin,“ Skizzen nach dem Leben, nach dem menschlichen sowohl, als dem landschaftlichen, in und um Rom und Neapel. Auf angenehmere Weise konnten wir nicht nach dem schönen Süden versezt werden. Es scheint, als habe Italia überall zum Empfang des vielbegabten Gastes den Glanz der Feierkleider übergeworfen, und von Höhen und aus Tiefen die reichsten, lockendsten Schätze zur Spende herbeigeholt. S. Peter taucht sich in's Gold des Sonnenunterganges, die Kaiserpaläste schimmern im frischen Grün, durch Rebenfenster sieht das rauchende Haupt des Vesuvs, die Schattenkühle sorrentischer Grotten lockt uns an, Amalfi hält uns fest in seiner Zauberhöhle, der Farbenpracht von Luft und Erde und Meer; hier die badenden Kinder in der Felsenbucht, dort die Mutter mit dem Kind vor der russigen Hütte, der Knabe, der auf Reben sich schaukelt, der greise Hirt der römischen Campagna — welch eine reiche, schöne, reine Welt! das sprechendste Lobgedicht auf Italien. In einer seltenen, überaus glücklichen Verbindung von Wahrheit und Dichtung erkennen wir die Schülerin Goethe's; in der Wahl des Gegenstandes, Standpunktes, der Tageszeit, der Beleuchtung und alles Aehnlichen die ursprüngliche Verwandtschaft mit allem Schönen und Schönsten; einen Reichthum an Geschmack, wie ihn die Natur sonst unter Viele vereinzelt, das Genie künstlerischer Auffassung, und in der kräftigen, blühenden Färbung, der Sicherheit in den Gegensätzen, der leuchtenden Klarheit des Helldunkels das ausgezeichnete künstlerische Talent.

Sollen wir zu der freudigen und aufrichtigen Bewunderung, die wir eben ausgesprochen und die die hiesige Schule vollkommen theilt, noch ein Wort hinzufügen, so ist es der Wunsch, es möge dieser ausgezeichneten Freundin der Kunst gefallen, sich in dem Kreise schöner, obschon flüchtiger Lebensbilder je länger, je lieber beglückend und glücklich zu bewegen, um so mehr, als zur Ausführung größerer Werke ein Bildungsgang erforderlich ist, den ihr Geschlecht, Stand und alle Verhältnisse des Lebens unsäglich erschweren und der durch kein noch so großes Talent ersezt wird.

Nun zu den historischen Gemälden übergehend, sprechen wir zunächst von den Leistungen jüngerer Künstler, und zwar solcher zuerst, die der Akademie als Zöglinge angehören. Unter diesen zeichnete sich durch ein großes Altargemälde aus

Georg Lacher aus Reisensburg, die Krönung Mariä vorstellend und für die Kirche Mariahilf in Vilsbiburg bestimmt. Das Bild ist streng im alten Typus gehalten, wie er mit Recht hier für kirchliche Gegenstände angewendet wird, bei denen jedes Hinüberspielen in's Individuelle der ursprünglichen Bedeutung des Altarbildes zuwiderläuft. Gott Vater, ein bärtiger Greis, mit Krone und Mantel wie Kaiser Carl geschmückt (und somit an A. Dürer erinnernd), sizt mit ausgebreiteten Armen in der Mitte des Bildes, zu seiner Rechten der Sohn, der seiner ihm gegenübersitzenden jungfräulichen Mutter die schwere goldne Krone auf's Haupt sezt; das Symbol des Geistes ist zwischen ihnen angebracht. Musizirende Engel bilden eine Glorie, Wolken das Fußgestell. Die Figuren sind lebensgroß. Ein religiöser Sinn und künstlerisches Talent sprechen aus diesem, mit vielem Fleiß ausgeführten Werk; aber das Schwankende der Bewegung in den einzelnen Gestalten (Maria ist weder sitzend, noch knieend, sondern zwischen beiden), vorzüglich aber im Ausdruck, die Unsicherheit der Verhältnisse (Maria ist

---

Anmerk. Die in dem früher erwähnten Bilde aus der Lützner Schlacht von Monten als Bernhard von Weimar muthmaßlich genommene Figur ist Oberst Stahlhanns, der den Leichnam des Königs den Kaiserlichen entreißt.

schmaler, als je Fra Beato sie gemalt) zeigen den noch befangenen Sinn des Künstlers, der aber, das zeigt das durchgehende Gefühl für Einfachheit und Schönheit — sich zur Vollendung im Bereich kirchlicher Kunst durcharbeiten wird.

Joseph Holzmayer aus Tenner-Chiemsee, der englische Gruß, für die Pfarrkirche zu Breitenbrunnen im Landgericht Rosenheim, ein in der äußern Erscheinung sehr anspruchloses Bild, ohne die mindeste Wirkung in der Farbe, aber ruhend auf der angedeuteten Basis kirchlicher Kunst, von reiner und zarter Empfindung, die sich durch Weiterbildung im Technischen auch gewiß kräftigen wird, so daß die Jungfrau Maria etwa immer noch die unbefleckte Empfängerin des heilgen Geistes bleibt, wenn sie auch nicht, wie im vorliegenden Bild, in die Form eines höchstens elfjährigen Mädchens gebunden wird.

Mit größerer Freiheit bewegt sich

Joseph Lämmermayer aus Wallerstein in einem Oelgemälde, die Verheißung Abrahams vorstellend. Zur Rechten vor der Hütte kniet der Patriarch, links stehen die himmlischen Boten und verkünden ihm den Beschluß Gottes. Außer der klaren und würdigen Darstellung erfreut an diesem kleinen Bilde eine zarte und doch gesättigte Färbung.

Heinrich Schneider aus Koburg, das Wunder der heiligen Elisabeth. Diesem, zu keinem kirchlichen Zweck bestimmten Gemälde liegt die dramatische Auffassungsweise zu Grunde. Es gilt, die Begebenheit und ihre verschiedenen Momente klar darzustellen, was im vorliegenden Fall so schwer war, als das Wunder selbst, weßhalb der Künstler mit vollem Recht das Leztere in seiner Unbegreiflichkeit hingestellt. Elisabeth steht unter dem Thor ihres Schlosses und vertheilt Brod und andere Gaben an Nothleidende, die zu ihrer Linken in mannichfachen Gruppen sie umdrängen. Sie nimmt eben ein Brod aus ihrem aufgeschürzten Mantel, um es einem vor ihr sizzenden Bettler zu reichen, als ihr Gemahl, der Graf, von der andern Seite herzutritt, ihr den Mantel aufreißt und denselben — voller Blumen sieht. Alle Umstehenden, die Jäger zu Roß, der Page mit dem Kauz (Falken?) sehen das Wunder und erstaunen mit dem Grafen, der mit unverkennbarer Andacht zu seiner Gemahlin aufblickt, wodurch der Legende die Wendung gegeben wird, als erkenne er die plötzliche Umwandlung des Brodes in Blumen als göttliche That. Das Bild hat eine kräftige, harmonische Färbung, der es jedoch an Klarheit fehlt. In der Zeichnung fühlt man die Schule von Julius Schnorr durch, was jedoch noch mehr der Fall ist bei

Friedrich Gießmann aus Leipzig in seinem Gemälde vom verlornen Sohn, einem Werk, das als Schülerarbeit mit Recht besondere Auszeichnung verdient. Rechts vor der Schwelle des Hauses sehen wir den Vater, eilenden Laufs sich neigend zum Sohn, der, fast nackend, auf die Knie geworfen, mit dem Ausdruck der innigsten Reue zu ihm aufsieht, in dessen Gesicht und Bewegung wir verzeihenden Ernst, milde Güte lesen. In der Ferne sehen wir den Bruder, mit zwei Stieren von der Feldarbeit kehren; die Landschaft erinnert an die römischen Gegenden. Talent und Studium zeigen sich in der feingefühlten Zeichnung, noch mehr in einem warmen, tiefen, glänzenden Kolorit, das nur hin und wieder durch Farbenzusammenstellung (z. B. des blauen Gewandes mit fleischfarbnen Lichtern neben dem dunkelrothen Mantel beim Vater) leidet. In jedem Falle dürfen wir die Hoffnung aussprechen, daß Gießmann im Verfolg der begonnenen Richtung eine ausgezeichnete Stelle unter den Künstlern seines Vaterlands einnehmen wird, unter denen vor Allen mit Ruhm zu nennen

Gustav Jäger aus Leipzig. Ein großes Oelgemälde von ihm stellt Moses vor, während der Schlacht Israels gegen die Amalekiter durch Aaron und Hur im Gebet unterstüzt. Abenddämmerung breitet sich über die Erde aus; die Schaaren der Kämpfenden erfüllen die weite Ebene; der Sieg neigt sich entschieden auf die Seite der Israeliten; im Vorgrund auf dem Gipfel eines Hügels sizt der greise Führer des Volks, in höchster Anspannung und Ermattung die Arme und das Haupt flehend erhoben; vertrauensvoll aufblickend, hält Aaron die Linke, nach der Schlacht fragend zurücksehend, Hur die Rechte des Gesetzgebers. Der tiefe, heilige Ernst, mit welchem der Gegenstand erfaßt ist, spricht sich in der Stimmung des Bildes, in der tiefen Färbung, in der strengen Zeichnung, in der Gewalt und Entschiedenheit des Ausdrucks aus. Die künstlerische Kraft ist, ohne alle Reflexion auf Außen, auf die Darstellung conzentrirt und gibt dem Gemälde das Gepräge eines gediegenen Kunstwerks. Wir nehmen es als gutes Zeichen für das Leben eines Landes, das solche Talente produzirt und hoffen, daß es dieselben zu würdigen wissen wird.

(Die Fortsezung folgt.)

Vermuthungen über den sogenannten Tempel des Zeus Panhellenios auf der Insel Aegina.

(Beschluß.)

Was sodann die Frage betrifft, welchem Gott denn nun der noch vorhandene Tempel gewidmet gewesen sey? so erklärt sich der Verf., theils weil derselbe im Angesicht

Athens liege, theils weil man in ihm kein auf Zeus bezügliches Kunstwerk, wohl aber eine kolossale Statue der Athene gefunden habe, zu der Meinung: daß er der Athene heilig gewesen sey. Außerdem vermuthet er, daß er gar nicht von den Aegineten erbaut worden sey; erstens wegen der Lage, weil es nicht wahrscheinlich sey, daß Aegineten ihn so weit von ihrer Stadt, und dann, daß sie ihn im Angesichte ihrer Nebenbuhlerin, nämlich Athens, um derenwillen er doch gleichwohl errichtet zu seyn scheine, erbaut hätten; sodann um der Bauart selbst willen, welche ganz der des Athenentempels auf dem Vorgebirge Sunium und des Parthenons auf der Akropolis von Athen gleich sey. Sind nun diese beiden Tempel unter Perikles erbaut worden, also nach der 87sten Olympiade, so sey das die Zeit gewesen, wo die Athenienser die Aegineten aus ihrem Vaterlande vertrieben, und die Insel mit Colonisten aus Athen bevölkert hatten (Thukyd. II. Diod. XII. Strab. VIII. Plut. Perikl.); ein Umstand, der natürlich nur für die Vermuthung spricht, daß nicht die Aegineten, sondern die Athenienser jenen noch vorhandenen Tempel auf Aegina erbaut haben.

Wollte Jemand die Zeit der Erbauung jenes Tempels nach den in ihm gefundenen Statuen und dergleichen bestimmen, so kommt, insoferne Einige der Meinung gewesen sind, daß sie in dem von Pausanias so genannten äginetischen Style (*Αἰγιναῖα ἐργασία*) gearbeitet seyen, Alles darauf an, worin dieser Styl bestehe, und ob wirklich jene Statuen und dergleichen diesen Styl an sich tragen. Wenn sich Winckelmann in seiner Histoire de l'art du dessein, VI, 1, in dieser Hinsicht auf die alte, von Pausanias erwähnte äginetische Münze bezieht, und meint, daß sich darnach aus dem darauf befindlichen Kopfe der Athene vielleicht ein eigenthümlicher Kunststyl bestimmen lasse, so irrt er, insofern nämlich jene Münze, nach dem eigenen Zeugnisse des Pausanias, nicht der Insel Aegina, sondern der Stadt Trözene angehört. Ein besserer und sichererer Führer würden in dieser Beziehung die Malereien auf den in dem griechischen Museum zu Aegina aufbewahrten äginetischen Vasen seyn. Auch besitzen wir noch (sagt der Verf. mit Bezug auf dieses Museum) zwei Metopen eines andern Tempels von Aegina, welche, wenn gleich etwas verstümmelt, dennoch nichts Eigenthümliches haben, was einen besondern äginetischen Styl annehmen lassen könnte. Es scheint daher das Sicherste, die Werke der Glyptik an jenem noch vorhandenen Tempel, als der alten griechischen Glyptik überhaupt angehörig, zu betrachten, die der Zeit angehören, bevor Phidias und die andern Künstler der Epoche des Perikles den edlen, großen, würdigen, strengen und anmuthigen Kunststyl einführten. Auch nach dieser Zeit dauerte der alte Kunststyl noch eine Weile fort; aber nicht lange nach der Begründung jenes neuern Styls der Glyptik scheinen jene Kunstwerke des noch erhaltenen Tempels auf Aegina entstanden zu seyn, also über vier Menschenalter vor Chr. Geb., und vielleicht zur Zeit Platons, der selbst auf der Insel Aegina von einem Colonisten aus Athen geboren wurde.

Der Umstand, daß man in der Nähe des fraglichen Tempels eine Inschrift mit den Worten *Διὶ Πανελληνίῳ* gefunden hat, kann — meint der Verfasser — gegen meine obige Vermuthung nicht angeführt werden. Denn erstens geht aus diesen Worten selbst hervor, daß die Aegineten sie nicht abgefaßt haben können, da diese als Dorer gesagt haben würden: *Ζανὶ Πανελλανίῳ*, oder vielmehr: *Ἑλλανίῳ*, indem das Beiwort *Πανελλήνιος* nicht über die Zeiten des Kaisers Hadrian hinauszureichen scheint. (Aber müßte nicht vielmehr, nach der Meinung des Verf. des Aufsatzes, angenommen werden, daß die Inschrift von den Atheniensern herrühre? und diese könnten sie doch so, wie angegeben, abgefaßt haben.) Zweitens konnte ein dem obersten der Götter geweihtes *ἀνάθημα* auch wohl in dem Tempel einer andern Gottheit aufgestellt werden; und drittens wäre auch anzunehmen, daß jener Tempel der Athene zugleich Zeus gewidmet gewesen, so wie z. B. der Kaiser Hadrian einen und denselben Tempel der Here, dem Zeus Panhellenios und den übrigen Göttern, nach Pausanias, I, 43, weihte. Nicht minder könnte man behaupten, daß irgend ein neuerer Reisender in Griechenland jene Inschrift vielleicht nur zufällig gemacht habe, wie dergleichen nicht selten auch anderswo geschehen ist; übrigens, schließt der Verf., ist es mir durchaus nicht gelungen, jene Inschrift zu entdecken, um an ihr selbst die Echtheit prüfen zu können.

Ausgrabungen.

Zu Bischofsheim bei Schlettstadt hat man unter dem Fundament der Kirche, beim Umbau derselben, eine bedeutende Anzahl Alterthümer gefunden, die von einem römischen Tempel herzurühren scheinen, und aus einer gut erhaltenen Minerva, einem Merkur, mehreren Bruchstücken anderer Statuen, einem Säulenknauf, mehreren anderen Säulenfüßen und dergl. bestehen. Sie werden wahrscheinlich dem Museum zu Straßburg einverleibt werden.

Akademien.

London. Die königliche Akademie hielt am 2. Novbr. 1835 unter dem Vorsitze ihres dermaligen Präsidenten Sir Martin Archer Shee eine Hauptversammlung, in welcher S. A. Hart, Esq., und D. M'Lise, Esq., als Mitglieder, und Hr. Cousins als Gehülfe im Fache der Kupferstecherkunst aufgenommen wurden. Zugleich fand die Empfangnahme der Arbeiten statt, welche die Schüler der Akademie zu der alle zwei Jahre stattfindenden Vertheilung von goldenen Medaillen für die besten eigenen Entwürfe und Compositionen in den Zweigen der Architektur, Malerei und Bildhauerei, so wie von silbernen Medaillen für die besten Copien von Gemälden und Zeichnungen eingesandt hatten.

Statistik der Kunst.

Frankreich besitzt, wie das Court Journal vom 7. November 1835 meldet, gegenwärtig 82 Museen, 160 Schulen der schönen Künste, 2251 Künstler, die sich durch berühmte Werke einen Namen gemacht, oder deren Werke öffentlich ausgestellt worden sind; darunter 1096 Maler, 150 Bildhauer, 150 Graveurs, 263 Architekten, 509 Zeichner. Paris allein hat 35 Schulen der schönen Künste, 20 Museen, 775 Maler, 106 Bildhauer, 102 Graveurs, 195 Architekten, 209 Zeichner, zusammen 1385 Künstler aufzuweisen. Die fünf Departements, welche, nach dem der Seine, an Künstlern und Museen den größten Reichthum besitzen, sind das Dep. du Nord, der Gironde, der Rhone, der untern Seine und Seine-et-Oise.

Ethik der Kunst.

Paris. Der Präsident der Sparbanken, Baron Benj. Delessart, hat, von dem Wunsche geleitet, daß durch Zeichnungen und Gemälde, nach Art des Idle and Industrious (des Faulen und Fleißigen) von Hogarth, auf die Moralität des Volkes gewirkt werde, zu diesem Zwecke drei Preise, zu 2000, 1000 und 500 Franken ausgesetzt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[56] **Anzeige.**

Die Kunstvereine zu Halberstadt, Halle, Magdeburg und Braunschweig veranstalten in diesem Jahre gemeinschaftlich Kunstausstellungen von Werken lebender Künstler, und werden bedeutende Summen zum Ankaufe zu ihren Verloosungen verwenden.

Alle namhaften Künstler des In- und des Auslandes werden daher ergebenst eingeladen, die Ausstellungen durch Beiträge, vorzugsweise durch Gemälde, Zeichnungen und Kupferstiche zu unterstützen, und ihre Werke spätestens bis zum 12. April nach Halberstadt, Nachsendungen aber bis zum 15. Mai nach Halle, bis zum 15. Juni nach Magdeburg, oder bis zum 15. Juli nach Braunschweig abliefern zu lassen. Für die in dem angegebenen Zeitraum eingehenden Kunstsachen übernehmen die Vereine die Kosten der Her- und der Rückfracht, indeß ohne Spesenvergütigung. Postsendungen werden unfrankirt nicht angenommen, und bei Sendungen von sehr großen Gemälden, Sculpturen, wie von sehr entfernten Orten wird um vorherige Anfrage gebeten.

Zur Bequemlichkeit der Künstler wird in Berlin Herr Castellan Riey, in Dresden Herr Weinberger, in München Herr Farbenbereiter Frisch das für unsere Ausstellungen Bestimmte bis zum 12. März annehmen und für bestmöglichste Verpackung und Versendung, auf Kosten der Vereine, sorgen.

Eine genaue Beschreibung des Gegenstandes mit Angabe der Größe, des Werthes oder der Verkaufspreise erbitten wir 8 Tage vor deren Absendung, Briefe stets unter Kreuzcouvert einer der untenstehenden Adressen mit der nothwendigen Bemerkung:

Angelegenheiten des Kunstvereins zu (N).

Halberstadt, den 1. Januar 1836.

Der Vorstand des Kunstvereins
Dr. L. Lucanus.

Halle, den 1. Januar 1836.

Für den Kunstverein
Professor Dr. Friedländer.

Magdeburg, den 1. Januar 1836.

Für den Kunstverein
Dr. Berger.

Braunschweig, den 1. Januar 1836.

C. de Marées.

[45] Gröningen. Die rühmlichst bekannte Eisengießerei der Herren Nederburgh, Nering Bögel und Comp. zu Deventer im Königreich der Niederlande, hat kürzlich sehr gelungene Eisen-Abgüsse von der Büste des Herrn Professors Henri Daniel Guyot, des berühmten Stifters der hiesigen Taubstummen-Anstalt, geliefert, welche in jeder Hinsicht den größten Beifall gefunden haben. — Die Büste, nach welcher jene Abgüsse modellirt worden sind, wurde im Jahre 1829 auf Befehl des Königs der Niederlande von dem Hrn. Ritter Colloigne zu Brügge in Marmor ausgeführt und in der Taubstummen-Anstalt zum ehrenden Andenken des Stifters aufgestellt. — Sie hat mit dem zierlichen Fuße eine Höhe von 33 Zoll niederländisch.

[42] Hannover, im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Die Malerei der Alten
in ihrer
Anwendung und Technik,
insbesondere als Decorationsmalerei
von
R. Wiegemann, Architekt.
Mit einer Vorrede von
Hofrath **F. O. Müller** in Göttingen.
8. f. Velinpapier geheftet 1 Rthlr. 8 gGr.

[34] **Ankündigung**
einer äußerst wohlfeilen und schönen Kupfer-Bibel.

Bei Eduard Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die heilige Schrift A. u. N. Testaments
in hundert Kupfertafeln nach der Reihenfolge der biblischen Bücher dargestellt. Nebst historischen Erläuterungen von D. J. Lindner. Querfol. 3 Rthlr. 8 Gr.

Diese Kupfertafeln, zwar schon vor längerer Zeit in Augsburg gestochen, aber sehr gut erhalten, sind mit großem Fleiß und Ausführlichkeit gearbeitet, und zeichnen sich in dieser Hinsicht vor vielen biblischen Kupferwerken neuerer Zeit vortheilhaft aus. Der Verleger fand sich deßhalb veranlaßt, sie auf's Neue, mit einer zweckmäßigen Erklärung versehen, herauszugeben, und zwar für einen so wohlfeilen Preis, der gewiß das Dreifache übersteigen müßte, wenn die Platten jetzt neu gestochen werden sollten.

Diese Kupferbibel ist daher, Bibelfreunden sowohl als Kunstfreunden, als die preiswürdigste aller bisher erschienenen unbedingt zu empfehlen. Dieselbe wird auch in kurzer Zeit mit englischem Texte erscheinen.

№ 15.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 23. Februar 1836.

Kunstausstellung in München.

(Fortsetzung.)

Franz Schubert aus Dessau, gegenwärtig in Rom, Jakob und Rahel am Brunnen, eine liebliche Composition. Jakob, von der linken Seite kommend, neigt sich mit Innigkeit zu Rahel, die, den Hirtenstab in der Linken, ruhig den Kuß des Fremdlings entgegennimmt; links im Mittelgrund unter schattigen Bäumen ruhende und wasserschöpfende Hirten, rechts zwei Hirtinnen, die nicht ohne persönliche Wünsche der Scene zusehen.

Die Landschaft ist höchst einfach, durch den Brunnen und einige Bäume und Schafe belebt. Mit Vergnügen sieht man die Wirkung des Aufenthalts in Rom an dem jungen Künstler, der bedeutende Fortschritte dort gemacht; namentlich haben seine Gestalten an Form und Bewegung gewonnen, die Zusammenstellung an Freiheit. Die Färbung würde leicht durch geschickte Anwendung von Lasuren Saft und Durchsichtigkeit erhalten und im Licht glänzender erscheinen, während jezt eine gewisse Monotonie und Trockenheit den Erfolg der Bemühungen schwächt.

Anton Fischer aus dem Allgäu hat unter der Leitung des Prof. Heß und unter Mitwirkung von Joh. Schraudolph die Fortsetzung der Kartons für die Glasgemälde der Kirche Mariahilf in der Münchner Vorstadt Au übernommen. In den Sälen der Akademie war das nach seiner Zeichnung ausgeführte Glasfenster mit der Geburt Christi, und ein colorirter Karton, der Tod der Maria, ausgestellt. Auf dem erstern sieht man das Christkind, in seine Glorie gebettet, am Boden einer Hütte liegen, in deren Dachraum drei Engel mit Passionswerkzeugen schweben. Von der Linken treten Hirten mit Geschenken herzu, rechts knien anbetend die Eltern. Mit großer Befangenheit bewegt sich hier der junge Künstler; man sieht, daß ihn ein richtiges Gefühl für kirchliche Kunst belebt, aber er mißtraut ihm selbst und sucht rechts und links Rath. Wie mit einem Schlag scheint ihm in seiner zweiten Composition das anch'io sono pittore gekommen zu seyn: der Tod der Maria ist ein zwar durch den Styl gehaltenes, sonst aber freies Werk eines fast selbständigen Talents. Zwei schwebende Engel halten den Baldachin über dem Ruhebette, auf dem, das Angesicht uns zugekehrt (wie bei Shoreel), die Hände sanft faltend, die sterbende Maria liegt; Johannes, mit der Kerze, kniet zu ihrer Rechten, Petrus, mit dem päpstlichen Mantel und einem großen Buch, zur Linken; die übrigen Apostel bethätigen ihre Theilnahme durch Gebete, Geberden und Ausübung kirchlich-religiöser Gebräuche. Die Figuren sind in die durch die Fensterstöcke gebildeten fünf Räume mit Freiheit und Geschick vertheilt; die Zeichnung ist fest und streng, der Ausdruck aller Gesichter lebendig und warm; der Styl vollkommen eingehalten, so daß wir mit großer Freude der Ausführung des Werks auf Glas entgegensehen können, und mit nicht geringerer auf das künstlerische Wachsthum eines mit tüchtiger Gesinnung und nachhaltigem Talent ausgestatteten Jünglings, von dem wir wissen, daß er noch vor wenigen Jahren als Sennbube in der bayerischen Hochalp der väterlichen Landwirthschaft diente, und den Hang zur Kunst nur auf eine Weise befriedigen konnte, wie sie uns Vasari von Giotto berichtet.

Die Kartons zu den beiden übrigen ausgestellten Glasfenstern sind von

Christoph Ruben aus Trier, und unsers Erinnerns schon früher in diesen Blättern besprochen. Sie stellen den Tod Christi und die Himmelfahrt der Madonna vor. Ihre Basis ist nicht sowohl die kirchlich-symbolische, als die subjektive Anschauungsweise, weßhalb sie in gewisser Beziehung lebendiger, freier, aber unserer Ansicht nach für die Kirche weniger passend erscheinen. Alle Affekte sind mit großer Stärke ausgesprochen: das Erstaunen der Apostel am leeren Sarkophag wird bei Einigen fast Entsetzen; der Schmerz Magdalenens am Kreuze ist, wenn wir sonst die Bewegung der Hände am Kopf als

Haarausraufen richtig verstehen, Verzweiflung geworden. So sehr wir erkennen, daß ein gesund und kräftig empfindender Mensch sich schwerlich im Ausdruck seiner Empfindungen ein Maß vorschreiben lassen kann, ohne diese selbst zu schwächen, so sehr sind wir der Ansicht, daß die kirchlich-religiöse Kunst mehr durch die Tiefe, als durch die Höhe oder Breite des Ausdrucks wirken müsse, und daß eine gewisse Resignation ihr Pflicht wird.

Ein sehr ausgezeichnetes Werk ist der Karton von

Leopold Schulz aus Wien, auf welchem die christlichen Helden des ersten Kreuzzugs am Abend nach der Eroberung Jerusalems vorgestellt sind. Bekanntlich war dieser Tag durch gräuliche Kriegsunthaten, wohl die Folge der durch den hartnäckigen Widerstand gesteigerten Erbitterung, ausgezeichnet. Gegen Abend kehrte Besinnung und Ordnung zurück, und diesen Zeitpunkt wählte der Künstler zur Darstellung jener ergreifenden Scene, wo Gottfried von Bouillon, Raimund von Toulouse und Tancred als Büßer barfuß und ohne Waffen zur Kirche des heiligen Grabes gehen. Links (im Bilde) sieht man die offene Thüre dieser Kirche, der Patriarch von Jerusalem empfängt mit ausgebreiteten, gen Himmel gehobenen Händen die genannten Helden, welche Peter der Einsiedler, der mit dem Kreuz in der Hand die Stufen hinangeht, zum Heiligthum führt. Kränze und Palmen, die von knieenden Frauen und Kindern dem tapfern Gottfried geboten werden, weist dieser sanft zurück. Weiter links an den Stufen des Eingangs sieht man reiche Gruppen von Frauen und Kindern, in denen die Freude der Befreiung sich ausspricht. Rechts liegt ein muhamedanischer Heerführer, in dem wir vielleicht den Repräsentanten des Islam zu sehen haben, erschlagen, ein verwundeter Maure neben ihm wird von christlichen Händen gepflegt. Im Hintergrunde ist das Treiben des Tags mit wenigen Zügen geschildert, Kriegerhaufen durchziehen die Straßen, dringen in die Häuser oder deren rauchende Trümmer. Ueber der Gruppe aber der christlichen Helden schweben zwei himmlische Gestalten, in denen wir Sieg und Frieden erkennen, zwei Engel, von denen der eine das Schwert einsteckt, der andere die Palme führt. Das Motiv zu dieser Darstellung ist wohl aus den Reden Gottfrieds genommen, nach welchen er alle seine Befehle durch einen Engel von Gott erhielt; allein auch abgesehen davon, finden sie in der poetischen Auffassung des Gegenstandes ihre volle Rechtfertigung. Schulz hat seinen Gegenstand mit Wärme erfaßt und mit Leben, Schönheit dargestellt; die Kräfte, mit denen er arbeitet, sind keine abgeleiteten, sondern die eines selbständigen, schöpferischen Talents, auf dessen Ausbildung die hiesige Schule einen glücklichen Einfluß ausgeübt hat, ohne seine eigentliche Richtung zu verändern. Da er nun auch in seinen Arbeiten in der neuen Residenz (zu Theokrits Idyllen) ein gültiges Zeugniß seiner Malerfähigkeiten abgelegt hat, so kann er mit Recht zu den Künstlern gerechnet werden, denen jede größere Arbeit mit Zuversicht anzuvertrauen ist.

Einer besonderen Erwähnung werth sind die Porzellanmalereien, die, wie diejenigen auf Glas, zu den eigenthümlichsten und vollkommensten Kunstproduktionen in München gehören. In der Eigenschaft als Glasmaler zeichnet sich Max Ainmüller aus, der die drei erwähnten Fenster (in Gemeinschaft mit Fr. Eggert, J. Haemmerl, J. Kirchner und N. Wehrdorfer) ausgeführt und die vorkommenden Ornamente erfunden hat. Leztere dienen, bei der Reinheit des Styls und dem Geschmack der Anordnung, vorzüglich dazu, den prächtigen und feierlichen Eindruck der Gemälde zu heben. Sie schließen sich streng an die Architektur der Kirche an, die bekanntlich in der deutschen des vierzehnten Jahrhunderts ihre Wurzeln hat.

Unter den Porzellanmalern sind mit Ruhm zu nennen zuerst wieder M. Ainmüller, sodann Chr. Adler, P. Christfeld, B. Faustner, F. Lefenbure, Heinzmann, J. Kleinmann, M. Legrand und A. Voigt. Die Leistungen der meisten dieser Künstler übertreffen Alles, was uns bisher in dieser Kunst vorgekommen. Der König läßt durch dieselben die Hauptwerke der Pinakothek und Glyptothek auf Porzellanteller malen. Die plastischen Gegenstände scheinen sich im Ganzen weniger zu eignen, hie und da auch fehlte es an der Zeichnung; von den Gemälden hingegen waren mit größter Vollendung mehrere Rubens kopirt, namentlich eine Löwenjagd und eine Bärenhetze; ferner die Bildnisse von Giorgione, Velasquez und Van Dyk; selbst der alte Wohlgemuth von Dürer mit unvergleichlicher Genauigkeit. Eine Landschaft von Claude trifft dasselbe Lob. Alle Hindernisse des Materials sind überwunden und dieses selbst so neutralisirt, daß man nur durch den äußern Rand daran erinnert wird, an dem allein (natürlich) noch die geleckte Glätte übrig ist.

Die Nähe Italiens hat uns auch endlich einmal ein transalpinisches Kunstwerk gebracht. Im Ganzen kennt man die neuere italienische Kunst bei uns nicht, und wo man sie kennt, schäzt man sie nicht. Mit Recht; denn sie ist ein entartetes Kind der entarteten französischen. Inzwischen sind die Bestrebungen der neuen deutschen Kunst, wie in Frankreich, so auch in Italien, nicht ganz ohne Erfolg geblieben und haben wenigstens das bewirkt, daß man sich um die ältere Kunst des eigenen Landes etwas ernstlicher bekümmert. Das Gemälde, von welchem wir jezt reden, ist von

Cosroe Dusi, einem Venezianer und Mitgliede der Akademie der Künste seiner Vaterstadt, und stellt die Einkleidung der heiligen Gertrud vor. In der Mitte

des Bildes, vor der offenen Thüre einer Kirche, kniet die Jungfrau in reichem, himmelblauem, mit Gold gesticktem Kleide; vor ihr und hinter ihr liegen in Dunkelroth gekleidete Ministranten auf den Knien, von denen der eine nicht undeutlich sein Herz an der frommen Resignirenden Antheil nehmen läßt; der Bischof, ein würdiger Greis in weißem Gewande, versieht den Dienst des Haarabschneidens nicht ohne Rührung; dankend und in einer Art Exaltation blickt eine Nonne zum Himmel empor, von dem ein Paar Engelsknaben Blumen herabstreuen; zwei andere Nonnen stehen zur Seite und bewegen offenbar ganz andere Gedanken in ihrer Seele. Im Hintergrund sieht man eine deutsche Stadt.

Ueber dies Bild, für eine Dorfkirche des südlichen Tyrols bestimmt, ist schon früher durch einen Korrespondenten des Kunstblattes aus Venedig, und zwar mit Geringschätzung gesprochen worden. Sey es, daß der Standpunkt des genannten Berichterstatters ein anderer ist, als der unsere, oder daß die in Venedig neben dem Bild von Dusi aufgestellten Gemälde von sehr großem Werthe waren — hier hat das Bild im Allgemeinen, wegen der Einfachheit der Darstellung, in der keine der in Italien so üblichen theatralischen Bewegungen und Affekte sichtbar sind, und wegen der kräftigen, harmonischen, an die Schule Palma's und Bassano's erinnernden Färbung wohlgefallen; selbst die Behandlung, durch die neuere Italiener so gern in Erstaunen setzen, zeigt einen ruhigen, ernsten Sinn, und der Künstler, der mit seinem Bilde zugleich in München war, hatte sich der zuvorkommendsten und wohlwollendsten Aufnahme zu erfreuen.

Die Arbeiten derjenigen Künstler, die aus der Schule von Cornelius hervorgegangen, hat man zum größten Theil in dem neuen Königsbau zu suchen, den sie mit Darstellungen zu griechischen und deutschen Dichtungen mannichfaltig ausgeschmückt; jedoch auch anderer Orten waren Einige thätig, namentlich

Bernhard Neher aus Biberach am wiederhergestellten Isarthor, an dessen Vorderseite er in dem über den Eingängen hinlaufenden Friese in Gemeinschaft mit Kögel aus München den Siegeseinzug des Kaisers Ludwig nach der Schlacht von Mühldorf al Fresco dargestellt. Von Jünglingen und Jungfrauen wird das Thor geschmückt, durch welches Magistrat und Geistlichkeit, begleitet vom Volk, dem Kaiser entgegenzieht, der — Herold und Feldmusik voran, in kaiserlichem Festkleid, Scepter und Reichsapfel in der Hand, auf einem Schimmel reitend, die Mitte des Bildes einnimmt. Ihm folgen der Erzbischof von Mainz, der König von Böhmen und Herzog Heinrich von Niederbayern; sodann Schweppermann, der Burggraf von Nürnberg, Rindemaul u. A., und zulezt eine Gruppe gefangener Oestreicher und deren Rosse. Lebendig in der Composition, sicher und gut in der Zeichnung, frisch in der Farbe, macht das Bild schon von weitem einen erfreulichen Eindruck, und gibt der Stadt eine wesentliche Zierde, die den Eintretenden sogleich günstig für sie stimmen muß. So tüchtig indeß die Arbeit als Kunstwerk ist, so leugnen wir nicht, daß uns ein dem Basrelief verwandterer Styl an diesem Orte wünschenswerther, d. h. der Architektur angemessener erscheint, als der angewandte mit seinen mannichfaltigen Verkürzungen und Gruppirungen; ja die Bewegungen einzelner, namentlich weiblicher Figuren könnten um Vieles einfacher seyn, ohne der Lebendigkeit Eintrag zu thun. Das Gemälde hat über seinen künstlerischen noch einen speziell biographischen Werth; es befinden sich darauf unter den Magistrats- und geistlichen Personen die Bildnisse des Malers, ferner des Architekten Prof. Gärtner, Medicinalraths Ringeis, der Gebrüder Eberhardt u. A., und zwar auf Befehl des Königs.

Eine Mutter Gottes mit dem Kind, und ein heiliger Benno, als Patrone Bayerns und Münchens, sind von genannten Künstlern über beiden Seiteneingängen al Fresco auf Goldgrund gemalt, und vollenden von dieser Seite den Schmuck des Gebäudes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bauwerke.

Strasburg. Der hiesige Münster ist kürzlich mit einem Blitzableiter versehen worden. Bei der Ausgrabung des Abzugslochs wurden leider, wie der Nürnberger Korrespondent vom 29. November 1835 meldet, die Gebeine des Erbauers, Erwins von Steinbach, so wie seiner Frau und seines Sohnes, in der Ruhe, deren sie seit 600 Jahren genoßen, gestört und mit dem Schutt fortgefahren. Man hofft, daß wegen dieser, wenn gleich unabsichtlichen Profanation, von Seiten der Behörden etwas geschehe.

Christiania. Der Bau der Königswohnung soll fortgesezt und binnen 6 Jahren, bis auf die erst nach gehöriger Austrocknung der Mauern vorzunehmende Decoration, vollendet werden. In den nächsten drei Jahren (vom 1. Juli 1836 bis dahin 1839) werden die Kosten 20000 bis 25000 Sps. jährlich betragen. Auch für den Storthing soll ein Gebäude aufgeführt werden, dessen Kosten auf dem dem Storthing vorzulegenden dreijährigen Budget mit 16500 Sps. jährlich in Ansaz gebracht worden sind.

New-Orleans. Hier ist ein neues Theater gebaut worden, welches vollkommen die Größe des Drury-Lane Theaters zu London hat.

Statistik der Kunst.

Durch eine im bayerischen Regierungsblatt erlassene Verordnung werden die historischen Vereine der Kreise angewiesen, ihre Berichte künftig an die königliche Akademie der Wissenschaften einzusenden und verordnet, daß die unterm 21. Februar 1835 eingesezte General-Inspektion der

plastischen Denkmale des Reichs neben ihren Anträgen an das Ministerium und ihren Requisitionen an die äußern Verwaltungsstellen sich auch mit den betreffenden Klassen der Akademie der Wissenschaften in unmittelbares Benehmen setzen soll.

Literatur.

Jacquemont's Voyage de l'Inde, in 4 großen Quartbänden, mit 500 Kupfern, erscheint nächstens bei Firmin Didot zu Paris unter Aufsicht des Ministers Guizot und wird gegen 500 Franken kosten.

Deßgl. bei demselben Verleger die ersten Hefte von:

Champollion's Monumens de l'Egypte et de la Nubie, werden 4 Großfoliobände mit 400 zum Theil kolorirten Kupfern. Preis circa 500 Frank. Ferner:

Debret's (Professors der Malerei an der Akademie von Rio de Janeiro) Voyage pittoresque et historique du Brésil, depuis 1816 jusqu'en 1831, in 3 Folios. Jede Lieferung kostet kolorirt 16 Franken und besteht aus 6 Tafeln mit Text. Der erste Band des Werkes ist bereits vollständig und kostet schwarz 64 Franken, kolorirt 128 Franken. Von der zweiten sind bis jezt 5 Lieferungen erschienen.

In London ist erschienen Cole's select views in Greece, nach Zeichnungen, die im Jahr 1833 aufgenommen wurden; in Fol. Pr. 4 Pfd. 4 Sh.

Von Zandomeneghi's Werk: del Bello nella pittura e nella scultura, ist zu Padua das 8te Heft erschienen.

Sculptur.

London. Die prachtvolle Waterloo-Vase, jenes vom Bildhauer Westmacott aus dem schönsten Marmor gearbeitete großartige Erzeugniß der modernen Sculptur, welches Anfangs zur Verzierung der im Schlosse von Windsor von Georg IV. angelegten Waterloo-Galerie bestimmt war, aber wegen seines Gewichts (40,000 Pfd.) nicht ohne Gefahr für das Gebäude diesen Platz erhalten konnte, ist nun in der Nationalgalerie auf dem Trafalgar-Platze, noch vor der Vollendung derselben, aufgestellt worden, da die Dimensionen der Vase (Höhe 16 Fuß, Durchmesser 9–10) dies später verhindert haben würden. Auf der einen Seite sieht man bekanntlich Georg IV. auf dem Throne sitzend, wie der Ruhm ihm die Siegespalme überreicht, und auf der andern Napoleon, der von seinem Rosse absteigt. Das Uebrige der Vase ist mit allegorischen Bildwerken bedeckt.

Denkmäler.

Warschau. Am 1. December 1835 wurde in der hiesigen Citadelle das dem Andenken des verewigten Kaisers gewidmete Denkmal enthüllt, dessen Errichtung schon im Jahr 1827 beabsichtigt, aber durch die Zeitumstände verspätet wurde. Es besteht in einem 30 Ellen hohen Obelisken, der sich auf einer quadratischen gußeisernen Basis erhebt, die $5^1/_2$ Ellen in's Gevierte mißt. Auf der Hauptseite derselben befindet sich die Inschrift: „Alexander dem Ersten, Kaiser aller Reussen, dem Besieger und Wohlthäter Polens. Errichtet nach der Beendigung der Warschauer Citadelle, 19. November 1835.“ Zwei andere Seiten sind mit vergoldeten Rüstungen verziert. In der Mitte des Obelisken sind auf jeder der vier Seiten Doppeladler, ebenfalls von vergoldetem Metall, angebracht.

Numismatik.

Petersburg. Von der Messe zu Nischnei-Nowgorod sind 7 alte baktrische Münzen, welche ein bucharischer Kaufmann dahin gebracht, hierher gelangt. Sie sind sämmtlich von Silber, und 4 große von dem Könige Euthydemos, eine kleinere von Eukratidos. Merkwürdiger als diese ist eine indoskythische Goldmünze von 2 Dukaten Werth und gut erhalten, welche dem Könige Kadphisis angehört. Auf der Rückseite finden sich Schriftzeichen, welche den Tamulischen gleichen.

Antiken.

Rom. Die Reiterstatue des Marc Aurel auf dem Kapitol, welche lange den Einsturz drohte, wird nun auf eine dauerhaftere Weise aufgestellt und so dies Meisterwerk der alten Kunst vom nahen Untergange gerettet. Leider haben sowohl die Figur des Kaisers, als das Pferd durch Senkung und Sprünge schon bedeutend gelitten.

Gemmenkunde.

Petersburg. Unlängst hat der geheime Staatsrath von Köhler in der Druckerei der Akademie der Wissenschaften ein splendides Werk in 4.: Erläuterungen eines von P. P. Rubens an N. C. Fabri de Peiresc gerichteten Denkschreibens, herausgegeben. Dasselbe ist vom 3. August 1625 aus Antwerpen datirt. Peiresc hatte Rubens, der an Allem, was alte Kunst betraf, den regsten Antheil nahm, einige Gemmen geschickt, worauf ihm dieser antwortete, daß er sich das auf der einen Vorgestellte nicht recht erklären könne. Die Gemme selbst ist im Laufe der Zeit verschwunden und nur die Zeichnung übrig, welche Rubens davon gemacht und in den Brief gelegt hatte. Das Original dieses leztern befindet sich gegenwärtig in der königlichen Kupferstichsammlung in Paris und ist mit der Zeichnung vorn in den ersten Band der Oeuvres de Rubens geheftet. Herr v. Köhler hat nun bei Gelegenheit der Abbildung des glocken- oder gefäßartigen Symbols auf der fraglichen Gemme eine Reihe von Gemmen und Amuletten abbilden lassen und erläutert, auf welchen sich ähnliche Symbole finden, und deren Ursprung den Gnostikern und Basilidianern zugeschrieben wird. Sie sind bis auf zwei (Nr. 18 und 26) sämmtlich im Stich unbekannt, und nur einige davon obenhin beschrieben worden. Fast alle diese Steine sind Hämatiten oder Blutjaspis, und fast auf allen findet sich auf der Rückseite dieselbe mythische Inschrift. Hrn. von Köhlers Ansicht zufolge, ist das glockenartige Gefäß, das sich, theils einzeln, theils von den Bildern ägyptischer Gottheiten umgeben, auf den Gemmen befindet, die Abbildung eines der Krüge (χροχοι) wie sie sich an den ägyptischen Schöpfrädern zur Bewässerung des Landes befanden, und diese Gemmen scheinen Amulette zur Abwendung gefährlicher Krankheiten ꝛc. gewesen zu seyn, worauf sich auch die auf der Rückseite immer wiederkehrende Anrufungsformel bezieht. Den Stein, dessen Rubens erwähnt, hält übrigens der Verf. für unecht und für eine Betrügerei des Chaduc, dessen R. in seinem Briefe gedenkt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

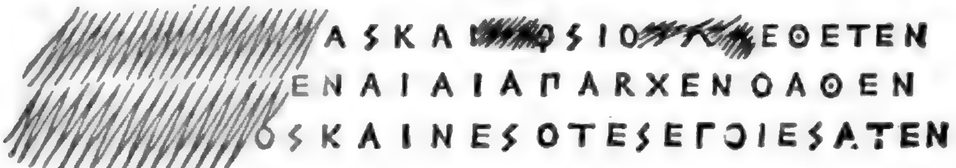
№ 16.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 25. Februar 1836.

Siebenter Bericht von den Arbeiten auf der Akropolis in Athen.

Die Ausgrabungen auf der Akropolis, welche seit dem $^{27}/_{10}$ Juli geruht hatten, sind seit dem $^{18}/_{2}$ November wieder begonnen worden. Zunächst wird mit dem Abbrechen der Batterie vor den Propyläen und der Abräumung des Schuttes an der Südostecke des Parthenon fortgefahren. Beide diese Punkte haben schon wieder interessante Ausbeute gegeben. In der Batterie hat sich ein rundes Piedestal von weißem Marmor, $1^1/_2$ Schuh hoch und $2^1/_2$ Schuh im Durchmesser, gefunden, auf dessen oberer Fläche zwei flach eingeschnittene, Fußstapfen ähnliche Vertiefungen zur Aufnahme der Füße eines Standbildes sich zeigen. Die Säule selbst ist ohne alle Verzierungen, nicht einmal glatt polirt, mit Ausnahme eines schmalen Streifens unter dem obern Rande auf der einen Seite des Piedestals, auf welchem man in voreuklideischen Charakteren folgende Inschrift liest:



Rechts ist die Inschrift vollständig; zur Linken scheinen respektive nur fünf bis sechs, höchstens sieben Buchstaben zu fehlen. Bis zu der ersten Lücke in der ersten Zeile stehen die Buchstaben *στοιχηδὸν* unter einander; nachher ist diese Ordnung, zufällig oder absichtlich, nicht mehr beobachtet. Diese Dedication scheint gelesen werden zu müssen:

Κηφισό[δας καὶ . . σιο[ς ἀν]εθέτην
τεῖ Ἀθ]ηναίᾳ ἀπαρχὴν Ὀαθεν.
. . . . ος καὶ Νησότης ἐποιησάτην.

Der zweite Name in der ersten Zeile könnte *Δόσιος* seyn; aber das halbe O scheint fast ein Φ zu seyn (ψ), in welchem Falle das φ mit dem σ ein ψ bilden würde. Der Künstlername Nesotes (ich habe *Νησότης* geschrieben, nach der Analogie von *ἱππότης, δημότης* ꝛc.) ist glücklicherweise so deutlich erhalten, daß keinem Zweifel über die Richtigkeit der Lesart Raum bleibt. So lös't denn diese Inschrift ganz einfach und doch überraschend das Räthsel des Nestokles bei Plinius (H. N. 34, 8, 5), das den gelehrten Erforschern der Kunstgeschichte, wie Thiersch (Epochen, zweite Ausgabe, S. 128 bis 130) so viel zu schaffen gemacht, und wir lernen in Nesotes einen der Zeitgenossen und Nebenbuhler des Pheidias kennen.

Bereits in einem der ersten Berichte von den Arbeiten auf der Akropolis glaube ich erwähnt zu haben, daß gleich zu Anfang beim Abbruche der Batterie Triglyphen und andere dorische Baustücke aus Muschelkalk, mit Stuck überzogen, von einem unbekannten Tempel zum Vorschein kamen. Im Fortgange der Arbeit sind noch mehrere ähnliche Reste desselben Gebäudes ausgegraben worden; vor einigen Tagen aber wurde ein Bruchstück eines der Triglyphen gefunden, an welchem die diesem Baugliede eigenthümliche (z. B. auch an den Triglyphen der Propyläen und denen des Tempels auf Aegina sichtbare) blaue Farbe noch in der Dicke eines Messerrückens und in glänzender Frische erhalten ist. An zwei Bruchstücken von Dielenköpfen ist das innere vertiefte Band dunkelroth, die Tropfen waren ohne Zweifel, wie am Tempel von Aegina und andern dorischen Gebäuden, blau.

In der Nähe des Niketempels hat sich wieder eine geflügelte Nike in Basrelief, als Seitenstück oder Fortsetzung jener in diesen Blättern mitgetheilten Platte, gefunden. Die Figur steht, rechts gewandt, auf dem linken Fuß; sie hat den rechten Fuß in die Höhe gezogen, und scheint mit der rechten Hand an dem Riemenwerk der Sandale etwas zu nesteln. Ueber den linken, halb vorgestreckten Arm fällt ein Theil des Gewandes. Der Kopf und die linke Hand fehlen; übrigens ist die Figur wohl erhalten, und an Schönheit vielleicht noch über jene früher gefundenen zu setzen. Daß diese Basreliefs irgend einen Bezug auf den Tempel der Nike hatten, läßt sich wohl nicht mehr bezweifeln; aber wo und wie sie an oder neben demselben angebracht waren, haben wir noch nicht zu ermitteln vermocht.

Auch an der Südseite des Parthenon sind in erstaunlicher Tiefe mehrere farbige Architekturstücke gefunden worden, theils aus gebrannter Erde, (ein Gesimsstück) mit Palmetten in gelblicher Farbe auf einem dunkelbraunen Grunde; und zwar scheint hier die Farbe vor dem Brennen auf den Thon gebracht und mit einer Art Glasur überzogen zu seyn; theils aus weißem Marmor (ein Rinnleisten) mit grünen Palmetten auf weißem Grunde. Auch diese Fragmente haben keinem der bekannten Gebäude auf der Akropolis angehört, und berechtigen demnach um so mehr zu noch größern und interessanteren Entdeckungen.

Beim Graben der Fundamente für das neue Militärkrankenhaus, auf der Südostseite der Akropolis, zwischen dem Theater des Dionysos und der Kallirhoe, ist man im September in einer Tiefe von vier bis sechs Schuhen auf die Fundamente eines alten Gebäudes mit Mosaikfußböden gestoßen. Die Längerichtung des Gebäudes ist von West nach Ost; der Eingang war an der südlichen Längenseite, wo man noch die Basis eines Pfeilers und zweier Säulen jonischer Ordnung mit einem Theile ihres Schaftes am Platze gefunden hat. Durch dieses Portal gelangte man in eine schmale, von West nach Ost gestreckte Halle, deren Paviment, aus Mosaik bestehend, noch zum Theil erhalten ist. An diese Halle stießen andere, ebenfalls mit Mosaikböden versehene Räume, welche jedoch noch nicht ganz aufgedeckt sind. Da man auf dem, an archäologischer Ausbeute so reichen Boden Athens fast nirgends einen Bau unternehmen kann, ohne gewärtigen zu müssen, auf ähnliche Reste zu stoßen, so hat S. M. der König zu entscheiden geruht, daß der Bau an dieser Stelle fortgesetzt werden dürfe, jedoch der ganze Boden ausgegraben, und die gefundenen Mosaike mit flachen Bogen überwölbt werden sollen, damit sie erhalten und der Zugang zu ihnen offen bleiben. So wird demnach das ganze Fundament nach und nach bloß gelegt werden, und ich werde später wieder darauf zurückkommen. So weit sich bis jezt schließen läßt, haben wir hier nur ein großes und reiches Wohnhaus vor uns; die Mosaike sind allerdings sehr geschmackvoll, aber bestehen nur aus Guirlanden, Schnörkeln und ähnlichen Ornamenten. Von Inschriften oder Sculpturen hat sich noch nichts gefunden.

Auf der Westseite der Uhr des Andronikos (des sogenannten Thurms der Winde) waren schon vor einigen Jahren, durch die während des Kriegs erfolgte Zerstörung der hier stehenden Häuser, vier in einer Linie stehende monolithe jonische Säulen aus hymettischem Marmor, von denen zwei noch ihr Kapitell und den überliegenden Architrav haben, zum Vorschein gekommen. Bei fortgesetztem Wegräumen des Schuttes durch den Eigenthümer des Terrains, einen Türken, hat sich gezeigt, daß noch mehrere dieser Säulen am Platze stehen, und daß hier, wo der Boden durch den seit Jahrtausenden angewachsenen Schutt sich um fünfzehn bis zwanzig Schuhe erhöht hat, wahrscheinlich bedeutende Reste einer der Stoen des alten Marktes im Schoße der Erde verborgen sind. Ich hoffe diese Entdeckung durch eine ausgedehntere Ausgrabung weiter verfolgen zu können.

Athen, 5. December 1835.

L. Roß.

Kunstausstellung in München.

(Fortsetzung.)

In dem Königsbau waren beschäftigt die Herren Anschütz, Bruckmann, Förster, Foltz, Gassen, Hermann, Hiltensperger, Kaulbach, Lindenschmitt, Neureuther, Olivier, Röckel, Schilgen, Schulz, Schwind und Zimmermann. Zum Theil ist über die Arbeiten der genannten Künstler schon früher mehr oder weniger ausführlicher berichtet worden, zum Theil behalten wir uns über einige größere Werke besondere Darstellungen vor; im Allgemeinen möge es hier genügen, zu wissen, daß

Anschütz in Gemeinschaft mit Prof. Zimmermann den Speisesaal mit Darstellungen zu Anakreons Gedichten, so wie den Tanzsal zum Theil mit tanzenden und musizirenden Figuren, Bruckmann in Gemeinschaft mit Schulz das Schlafzimmer des Königs mit Darstellungen zum Theokrit ausgeschmückt haben; Förster im Salon der Königin Bilder zu Wielandschen, im Schlafsaal solche zu Goetheschen Dichtungen ausgeführt; daß Foltz in Gemeinschaft mit Lindenschmitt das Schreibzimmer der Königin mit Bildern zu Schillers, ihr Servicezimmer mit solchen zu Bürgers Gedichten ausgemalt.

Gassen hat in einem Vorzimmer der Königin den Walther von der Vogelweide in elf Bildern, Hermann im andern den Parcifal des Wolfram von Eschenbach in 24 Fresken dargestellt; Hiltensperger hat des Aristophanes Komödien im Ankleidezimmer des Königs, und mehrere tanzende und spielende Figuren, nebst dem Parnaß im Tanzsaal, al Fresco und enkaustisch gemalt. Von Kaulbach sind die Bilder zu Goethe im Schlafsaal, zu Klopstock im Thronsaal; von Neureuther Wielands Oberon im Salon der Königin; von Fr. Olivier die Gemälde im Servicezimmer des Königs zu Homers Hymnen, von Röckel zu Sophokles Tragödien im Schreibzimmer, von Schilgen zu Aeschylos im Empfangzimmer des Königs. Die Dichtungen Tiecks hat Schwind und zwar in der Bibliothek der Königin bearbeitet.

In Bezug auf den Inhalt der genannten Werke verweisen wir auf „E. Försters Leitfaden zur Betrachtung der Wand- und Deckenbilder des neuen Königsbaues in München“ (München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1835), und bemerken nur, daß die Anzahl der zum großen Theil mit Sorgfalt ausgeführten Gemälde über 300 ist, woraus erhellt, daß der Raum dieser Blätter nicht gestattet, in das Einzelne der Darstellungen einzugehen. Wir sehen im Allgemeinen darin Werke der Schule von Cornelius, bei denen indeß durch Zusammenwirken vieler äußerer und innerer Umstände der Zusammenhang mit ihrer Quelle zum Theil unterbrochen ist.

Unserer Betrachtung bleiben nun noch die Werke der ältern Künstler übrig. Peter v. Cornelius hatte in den Sälen der Akademie die Kartons zu der Geburt Christi, zwei Evangelisten und dem jüngsten Gericht ausgestellt, worüber bereits das Kunstblatt ausführliche Mittheilungen gegeben.

Julius Schnorr von Carolsfeld hat den zweiten Saal der Nibelungen in dem neuen Königsbau vollendet. Die lezten dort gefertigten Freskogemälde stellen die Rückkehr Siegfrieds mit den gefangenen Sachsen- und Dänenkönigen, seine Vermählung mit Chriemhilde, und das Vertrauen des Gürtelgeheimnisses vor. Von den Kartons zu dem dritten Saale waren zwei in den Sälen der Akademie ausgestellt: die Ermordung Siegfrieds, und der Kirchgang Chriemhildens am Morgen nach derselben.

Auf erstgenanntem Bilde sehen wir Gunther mit Giselher und Gernot die heimkehrenden Krieger und die Gefangenen zu Roß empfangen; Gruppen des Volkes auf der Straße und an Söllern und Treppen der Häuser. Im Hintergrunde Hagen und Volker mit der Fahne. Siegfried, der sein Roß ansprengen läßt, deutet mit der Rechten rückwärts nach den Gefangenen, die mit verbissenem Zorn hinter ihm reiten.

Auf dem zweiten Bilde knieen Siegfried und Chriemhilde vor dem Altar und dem Bischof, der ihre Hände zusammengibt. Gunther u. A. sind zugegen, auch Brunhild, die ihre Mißgunst dieser Ehe nicht verbergen kann.

Das dritte Bild (das bereits im Kupferstich der Charitas von Ed. v. Schenk beigegeben ist) gibt eine heimliche Scene zwischen Siegfried und Chriemhild, wobei sie ihm den Gürtel und das Geheimniß desselben, wie er es der Brunhild abgenommen, entlockt.

Alle drei Gemälde haben etwas Gemeinsames, wodurch sie sich von den frühern Arbeiten des Meisters unterscheiden, obschon sie auch wiederum viel Verwandtes mit denselben haben.

Die ausgezeichneten Gaben des Künstlers sind so allgemein bekannt und anerkannt, daß eine nähere Bezeichnung derselben nur eine müssige Wiederholung wäre. Nur was die leztern Werke Neues in Styl und Auffassung haben, sey kurz berührt. Verstehen wir die frühern Darstellungen Schnorrs zu den Nibelungen recht, so lag ihnen ein besonderes Eingehen in den romantischen Geist des Gedichtes, in die Anschauungsweise des dreizehnten Jahrhunderts in Sitte und Tracht, Form und Bewegung zu Grunde. Bei den neuern Bildern ist dagegen das Bestreben sichtbar, der Zeit der Sage selbst näher zu rücken. Am auffallendsten zeigt sich dieses in der Bekleidung und zum Theil in der Bewegung der Gestalten. Das Bild des Gürtels hat die Zeit der Umwandlung erfahren. Auf dem Karton sizt Chriemhild, fast jungfräulich neben Siegfried, der ihr den Gürtel hinhält; züchtig schließt ihr Gewand um Hals und Nacken, weite Aermel bedecken die Arme, deren einen sie auf den Schoß Siegfrieds legt, während der andere nach dem Gürtel langt. Das ganze Bild macht den Eindruck einer durch weibliche, aber unschuldige Neugier belebten vertraulichen Scene. Wie anders auf dem in Fresko ausgeführten Bilde! Wohl faßt die Rechte Chriemhildens noch nach dem Gürtel, aber die Linke bleibt, außer Verbindung mit Siegfried, rückwärts mit dem Gewand beschäftigt; die Mittheilung des Geheimnisses verliert somit das Gepräge des Vertraulichen, erhält aber selbst eine stärkere Bedeutung, die durch die Begierde im Ausdruck Chriemhildens gehoben wird; dazu kommt, daß die Tracht der Leztern eine bedeutende Umänderung erlitten: die rechte Schulter und halbe Brust sind entblößt, eben so die Arme; auch Siegfried ist schmuckloser, als er uns sonst vorgeführt wird.

Derselbe Geschmack bestimmte den Künstler, auch bei der Trauung so viel als möglich nackte Theile sehen zu lassen, und hat auch wohl die veränderte Färbung herbeigeführt, die ungleich wärmer und gesättigter in den frühern Bildern ist.

Noch schärfer bezeichnet tritt diese neue Richtung in den beiden oben erwähnten Kartons hervor. Die Scene ist im Walde. Rechts im Vorgrund kniet Siegfried an der Quelle, mit der Linken an eine Eiche gestemmt, mit der Rechten die gefüllte Schale zum Munde führend. Links kommt Hagen in vollem Laufe daher, obschon keinen Schritt mehr von Siegfried entfernt, mit der Linken den Mantel fassend, mit der Rechten die Lanze zum verrätherischen Wurfe schwingend. Beide Helden sind entkleidet bis auf's Hemd, das, überdies ohne Aermel, bei Siegfried nur über eine Schulter geheftet ist. Man darf diese leichtere Bekleidung nicht auf Rechnung des Wettlaufs schieben, wie Einige wollen, weil sonst die großen, schweren und faltenreichen Mäntel, die sie tragen, einen unauflöslichen Widerspruch bildeten, sondern auf das Bestreben des Künstlers, für die Darstellungen durch Zurückschieben in eine frühere Zeit eine weitere künstlerische Freiheit zu gewinnen. Im Hintergrunde stehen, sich erschrocken rückwärts werfend, Gunther nebst zwei Begleitern, in denen sich die Spannung auf den Erfolg des Wurfes ausspricht. Die Träume Chriemhildens sind in herkömmlicher Weise im obern Raume des Bildes angebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemälde.

Rom. Für die neu gebaute Kirche St. Antonio zu Triest wurde im vorigen Jahre ein Concurs für östreichische Künstler ausgeschrieben, um 6 große Bilder aus der Religionsgeschichte und zwei Basreliefs in Marmor auszuführen. Von den Gemälden sind zwei den sich zu Rom aufhaltenden Künstlern J. Tunner aus Steiermark und J. Schönmann aus Wien übertragen. Der Letztere hatte voriges Jahr zu Rom eine lebensgroße Madonna gemalt, die der verstorbene Kaiser Franz für die Bildergalerie im Belvedere erstand. Seine nunmehrige Aufgabe ist der heilige Joseph, die des Hrn. Tunner die Kreuzigung Christi. Jedes Bild erhält 50 römische Palmen Höhe.

Auf Bestellung der französischen Regierung werden hier gegenwärtig copirt von Hrn. Sigalon das jüngste Gericht Michael Angelo's in der Sixtinischen Kapelle, und unter der Direktion des Hrn. Ingres, des gegenwärtigen Direktors der hiesigen französischen Akademie, von mehreren Schülern dieser Anstalt die Bilder in den Logen des Vatikans von Raphael.

Moderne Niellen.

Jene ursprünglich von den florentinischen Goldschmiden erfundene, in Stahl gegrabene und eingelegte Arbeit, in der man zum Theil die Anfänge der Kupferstecherkunst erkennen will, ist in neuerer Zeit von Hrn. Carl Wagner auf silberne Gefäße angewandt worden, während das alte Niello meist in Tafeln besteht, auf denen Gegenstände aus der Mythologie und Geschichte abgebildet sind. Als Hr. Wagner vor einigen Jahren sein Atelier zu Berlin eröffnete, fanden seine Arbeiten zwar bei Kennern volle Anerkennung, aber beim Publikum keine hinreichende Unterstützung, daher er sich nach Paris wandte, wo er gegenwärtig 40—50 Arbeiter beschäftigt, und im vorigen Jahre die große goldene Preismedaille von Seiten des Königs, so wie eine ähnliche von der Société d'encouragement erhielt. Er ist in diesem Augenblick mit einem niellirten Aufsatz und Service für den Herzog von Orleans beschäftigt, und hat vom Bischof von Lyon Auftrag, eine prachtvolle silberne Monstranz anzufertigen. Zu den neuesten Proben seiner Arbeit, welche nach Berlin gelangt sind, gehört ein sehr kunstreicher Deckelpokal.

Kunstvereine.

Berlin. In der Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins vom 7. December 1835 theilte Professor Mauch Erläuterungen zu seinem bei Riegel in Potsdam erschienenen Prachtwerke: Vergleichende Darstellung griechischer Bauordnungen, mit, dessen 1stes und 2tes Heft der Verf. dem Verein zugesendet hatte. Das colorirte Titelblatt des 1sten Heftes, „einzelne Theile dorischer Tempel zu Selinunt" vorstellend, gab u. a. Veranlassung zu Erörterungen über das Bemalen der Tempel und Statuen bei den Griechen. Ferner erläuterte Professor Mauch die Construction des choragischen Monuments des Lysikrates zu Athen, von dessen überaus reicher und schöner Betrönung sich eine Abbildung im 2ten Hefte befindet. Der Verein erkannte an, daß in Rücksicht der Ausführung der bunten Lithographien von Hildebrandt, so wie der Kupferstiche (meist vom verstorbenen Professor Maré), sich das Werk neben jedes ähnliche in Frankreich und England erschienene stellen könne, während es für das gelehrte archäologische Studium, wie für den ausübenden Architekten, von großer Wichtigkeit sey.

Versteigerung.

In der Auktion des Nachlasses des Baron Gros ging der Entwurf des gewaltig großen Gemäldes, welches Napoleon vorstellen sollte, wie er im Jahr 1808 die Belohnungen unter die Künstler der Ausstellung vertheilt, da es kaum so weit vorgerückt war, daß man die Personen erkennen konnte, für nur 450 Franken weg. Dagegen wurden drei Bilder, Jerôme als König von Westphalen, und zwei Bilder der Prinzessin von Württemberg, seiner Gemahlin, obwohl sehr mittelmäßig gemalt, mit 2800 Franken bezahlt. Die Skizze zu Gros' berühmtem Gemälde, die Pest in Jaffa, die in einigen Details vom Gemälde selbst abweicht, ward für einen hohen Preis einem Händler zu Theil. Alles auf Napoleon Bezügliche wurde theuer, selbst eine Bleistiftskizze nach der Natur, den Kaiser in der Oper darstellend, mit 51 Franken bezahlt. Zwei Köpfe von David gingen mit 550 Franken, eine Copie der Pest in Jaffa von Hrn. Debay mit 2050 Franken weg. Ein Porträt Girodet's, von ihm selbst in seinem 22sten Jahre gemalt, wurde mit 889 Franken, und eine Skizze desselben zu seinem Bilde des Hippokrates mit 8—900 Franken bezahlt. Drei Landschaften von Demarne gingen sehr niedrig weg. Der Herkules und Diomedes, jenes ominöse Bild, das durch die Kritiken, die es bei Gelegenheit der Ausstellung im Louvre erfuhr, den Selbstmord des berühmten Künstlers veranlaßt haben soll, wurde von der Wittwe erstanden, um es seiner Vaterstadt Toulon zum Geschenk zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 17.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 1. März 1836.

Archäologisches von den griechischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Die zahlreichen und ausgedehnten Ruinen von Delos finden sich durch die vor der Ankunft des Königs seit länger als einem Jahrtausend geübte Unsitte der Bewohner der benachbarten Inseln, namentlich von Mykonos, Syros und Tenos, hier ihr Baumaterial zu holen und zu ihren Bauten den nöthigen Kalk zu bereiten, so wie durch den Frevel raubgieriger Lords und anderer Reisender, in einem traurigen Zustande gewaltsamer Zerstörung. Von dem großen Apollontempel, von der Stoa des Philipp, vom Theater und den zahllosen andern Gebäuden aus weißem Marmor, findet man kaum ein Kapitell oder Säulenstück, einen Architrav oder eine Stufe, von der nicht ein Kalkbrenner oder Maurermeister mit der schweren Steinart (ἀξίνα), diesem fürchterlichen Feinde der Alterthümer in Griechenland, eine Ecke abgeschlagen, um Mörtel oder einen Baustein daraus zu machen. Schlimmer noch, weil sie leichter zu zerstören waren, ist es den Privathäusern ergangen, von denen ohne solche Barbarei hier noch ganze Stadtviertel aufrecht stehen würden. Jezt sind ihre Mauern meistens nur in einer Höhe von zwei bis drei Schuh erhalten; der obere Theil derselben ist abgebrochen, die besten Steine, namentlich die Ecksteine, sind herausgelesen, und die übrigen bilden, mit dem aufgelösten Mörtel vermischt, große Schutthaufen, welche die Ruinen bedecken. Unter diesem Schutte ist gewiß noch mancher Mosaikboden versteckt, und von vielen der alten Wohnhäuser möchte noch ein vollständiger Grundriß zu erhalten seyn; aber ein heftiger Sturm aus Nordost verhinderte uns nicht allein, nach Mykonos zu gehen, um von dort Arbeiter zum Ausgraben zu holen, sondern machte selbst jede andere genauere Untersuchung der Ruinen von Delos fast unmöglich. — Das Material dieser Häuser sind kleine Bruchsteine von dem einheimischen Schiefer und Granit, mit Mörtel verbunden; die Wände sind inwendig mit einem vortrefflichen, fast steinhart gewordenen Stuck ausgesezt, auf welchem man Spuren von Farben erkennt. In vielen Häusern findet man, zum Theil noch aufrechtstehend, Granitsäulen von einem bis anderthalb Schuh im Durchmesser, welche durch ihre größere Härte der Zerstörungswuth widerstanden haben. Die Zahl der Granitsäulen auf Delos übersteigt viele Hunderte; an einigen Stellen, wo öffentliche Gebäude gestanden haben mögen, liegen sie haufenweise beisammen. Die Brüche, wo sie geschnitten wurden, sieht man um den Fuß des Berges Kynthos. Unter sehr vielen, vielleicht unter den meisten Häusern, waren Cisternen angebracht, theils (je nach dem Verhältniß ihrer Breite) mit schmalen Bogen überwölbt, theils nur mit langen Granitbalken überdeckt, auf welchen dann der Fußboden ruhte. Eine ähnliche große Cisterne war unter dem Scenengebäude des Theaters.

Von Sculpturen und Inschriften liegt, Dank sey den oben angegebenen Ursachen! auf Delos fast nichts zu Tage. Die in den inedited Antiquities bekanntgemachten Stierkapitelle fanden wir als gewaltige, bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte Marmorblöcke. Von der großen Apollonstatue, welche nach Spons (I, p. 137) und Whelers (p. 56) ziemlich einstimmigen Berichte wenige Jahre vor ihrem Besuche auf Delos noch unversehrt aufrecht gestanden haben soll, liegen die Bruchstücke noch ungefähr in demselben Zustande, in welchem Tournefort (I, S. 473 der d. Uebers.) sie gesehen, nicht weit vom Ufer. Am Fuß des Kynthos sah ich eine kleine unvollendete Statue unter Lebensgröße.

An der Ostküste der Insel, Mykonos gegenüber, liegen die Reste eines ausgedehnten Gebäudes, mit Bogen von blauem Marmor aus Einem Stücke. Ein jedes solches Stück ist 1,68 Meter lang, 1,02 hoch und 0,48 stark. Die Höhe des Bogens beträgt 0,59, und die Weite, welche zugleich ziemlich genau die Weite der Intercolumniation gibt, 1,18 Meter. Die Arbeit ist übrigens nicht, wie Tournefort meint (Thl. I, S. 460), vortrefflich, sondern sehr mittelmäßig, wie an zwei andern

Arten ähnlicher, doch in den Ornamenten und Dimensionen abweichender Bogen, die wir in zwei andern Ruinen der Insel fanden. Von den Säulen steht keine mehr aufrecht. Unter den Trümmern liegen auch große Sitzstufen aus blauem Marmor, die vielleicht zu einem Stadium gehörten, welches ich auf der Nordseite dieser Ruine, fast unmittelbar an dieselbe stoßend, fand, und welches von den frühern Reisenden übersehen worden zu seyn scheint. Die Richtung dieses Stadiums ist von Norden nach Süden; nur seine rechte (westliche) Seite ist an die Anhöhe gelehnt; die östliche oder linke Seite war ohne Spitze, und hat nur in der Mitte eine künstliche Tribüne von 45 Schritt Länge, welche drei oder vier Sitzreihen gehabt haben kann. Es war also ein στάδιον μιᾷ πλευρᾷ, wie Pausanias sich irgendwo ausdrückt. Der furchtbare Sturm, der uns kaum erlaubte, uns auf den Füßen zu erhalten, gestattete keine genaue Ausmessung des Stadiums; in großen Schritten fand ich 280 Schritt Länge. Ich halte diese ganze Ruinengruppe für ein Gymnasium, welche Meinung durch eine hier liegende Inschrift (C. J. Gr. II, 2277 a.) unterstützt wird.

Sehr häufig ist auf Delos eine besondere Art dorischer Kapitelle, mit einem flachen breiten Bande um den untern Rand des Echinos, statt der gewöhnlichen Ringe.

Einen ähnlichen Trümmerhaufen, wie die Stadt der Lebenden auf Delos, bietet die Stadt der Todten auf Rheneia dar. Die Gräber waren hier, wie die Wohnhäuser auf der Nachbarinsel, meistens aus Bruchsteinen von Schiefer und Granit gebaut, halb unter und halb über der Erde. Eine solche Grabkammer wird durch einen Gang in zwei Hälften getheilt, an welchen zu beiden Seiten die Gräber, in Gestalt von vier bis sechs und mehreren langen und schmalen Cellen, anstoßen. Fast die meisten dieser Gräber sind bereits geöffnet und zerstört. Die Cellen sind, doch nicht ohne Ausnahme, von Westen nach Osten gerichtet und im Innern sorgsam mit Stuck ausgesezt. Alle Sarkophagdeckel, von welchen ich mehr als ein Dutzend hier umherliegen sah, sind nach demselben Motiv gearbeitet, wie der bei Tournefort (Thl. I, S. 499) gezeichnete, ein Dach nachbildend, und alle haben in der Mitte des Rückens einen ähnlichen viereckigen Aufsatz. Stand hierauf vielleicht eine Büste? Oder ist dies die Gestalt des hypäthralen Daches? — Die räthselhaften Altäre, mit Stierköpfen und Blumen- und Fruchtgehängen, von welchen Tournefort mit Erstaunen mehr als hundert zählte, und von welchen immer noch mehr als zwanzig, wenn gleich stark beschädigte, hier umherliegen, sind nichts weiter, als Grabmonumente, statt der gewöhnlichen Cippi, der attischen runden Säulen und Marmorvasen mit Relief u. s. w. Ich war anfangs geneigt, sie für Altäre des Apollon Agyieus zu halten; aber ich überzeugte mich bald, daß hier nur eine Gräberstadt und nicht, wie der alte französische Reisende meint, eine Stadt lebender Menschen war; und ich habe nachgehends diese Altäre als eine der gewöhnlichsten Formen der Grabdenkmäler auch auf den übrigen südlichen Inseln, auf Paros, Thera, Therasia und Anaphe, gefunden, wie aus den Inschriften, wo sie noch lesbar sind, hervorgeht. Auf einem solchen Altare z. B. in Naußa auf Paros steht:

ΚΕΡΔΩΝ
ΩΦΕΛΙΩΝΟΣ
ΧΡΗΣΤΕΧΑΙΡΕ

und auf einem ähnlichen auf Thera:

ΚΑΛΛΙΚΡΑΤΗΣ
ΘΕΟΜΝΑΣΤΟΥ
ΗΡΩΣ

Auf Tenos kaufte ich eine hübsche Herme, die nach der nebenstehenden Inschrift freilich aus ziemlich später römischer Zeit, aber von schöner Arbeit ist. Der Kopf und der rechte Arm von der Schulter an fehlen. Die Statue ist mit einem Löwenfell bekleidet, welches unter dem Halse dergestalt in einen Knoten geschlungen ist, daß zwei der Pratzen die beiden Hälften der Brust bedecken. Der Rest der Löwenhaut fällt über die linke Schulter hinunter, und ist über den, vom Ellenbogen an vorwärts gebogenen linken Arm geschlungen, der bis auf die Hand erhalten ist. Der nackte, schöngearbeitete Körper ist der eines Jünglings in der Fülle der Blüthe. Die vollständig erhaltene und lesbare Inschrift fängt unter dem Nabel an und zieht sich über die Hüften bis auf die quadrate Basis der Herme herunter. Das runde und viereckige Omikron wechseln in derselben mit einander ab. Die

ΑΓΑΘΗΤΥΧΗ
ΕΠΙΝΑΥΑΡΧΟΥ
ΑΠΟΛΛΩΝΙΔΟΥΤΟΥ
ΑΝΓΕΛΟΥΠΡΩΤΙΩΝΟϹΚΑΙ
ΓΡΑΜΜΑΤΕΩϹΔΑΜΩΝΟϹ
ΙΕΡΟΥ ΠΥΘΙΩΝΟϹ
ΙΑΤΡΟΥ LΕΡΑΚΟϹ
ΦΙΛΩΝ ΜΟϹΧΟΥΗ
ΤΑΥΡΟΥ
ΝΕΙΚΗΤΟΥΤΡΥΦΩΝΟϹΦΛΑΒΙΟΥ
ΠΕΡΙΓΕΝΟΥϹΝΕΙΚΗΤΟΥΖΩΙΛΟΥ
ϹΥΜΒΙΩϹΙϹΦΙΛΙΑ

Figur ist vor einigen Jahren in der Stadt (h. Nikolaos), welche auf der Stelle des alten Tenos liegt, gefunden worden, und war bisher in der Wand eines Hauses ein-

gemauert. Außerdem sind auf Tenos, einige Inschriften ausgenommen, wenig antike Reste vorhanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstausstellung in München.

(Fortsetzung.)

Der Kirchgang Chriemhildens nimmt einen schmalern Raum ein. Siegfried liegt, halb nackt, das Angesicht nach oben, mit der aus der Brust herausragenden Lanzenspitze auf den Stufen vor der Thüre des Schlosses auf seinem Schild. Chriemhild stürzt mit ausgebreiteten, erhobenen Armen über ihn, eine knieende Zofe hält sie auf. Diener und Dienerinnen, geblendet vom Scheine der Fackeln, die sie tragen, zeigen Verwirrung und Entsetzen; bei ihnen geht die Abweichung vom mittelalterlichen Costüm so weit, daß Eine nur im Hemd auftritt, das im Begriff ist, ihr von den Schultern zu fallen.

Ist es uns vergönnt, einem so ausgezeichneten und durchgebildeten Künstler, wie Julius Schnorr, gegenüber unsere Ansicht geltend zu machen, so gestehen wir, daß — abgesehen von der Auffassung des Gegenstandes für sich — diese neue Weise der Anordnung auf die Darstellungen nicht wohlthätig wirkt, daß sie ihnen zum mindesten die Einheit, die Uebereinstimmung nimmt, durch die die frühern unbedingt ansprechen; und da wir innere Einheit bei dem Kunstwerk für ungleich wirksamer halten, als das nur theilweise Annähern an einen, wenn auch noch so hohen und an rechter Stelle höchsten Styl, so glauben wir zuversichtlich, daß die Darstellungen Schnorrs durch ein Aufgeben der genannten formellen Neuerungen nur gewinnen können.

Julius Schnorr ist inzwischen im Auftrag des Königs zu einer neuen Arbeit übergegangen, bis zu deren Beendigung die Nibelungen ruhen. Diese ist, in drei großen Sälen des neuesten Schloßbaues die Geschichten Karls des Großen, Friedrichs Barbarossa und Rudolphs von Habsburg al Fresco bildlich darzustellen. Bereits ein Karton zu diesem neuen, großen Werke war in den Sälen der Akademie ausgestellt: „der Einzug des Barbarossa über die geschleiften Mauern in's eroberte Mailand.“ Den Mittelpunkt bildet der Kaiser, hoch zu Roß über Trümmer reitend; stolz ist sein Haupt gehoben, die Rechte stützt sich auf den Commandostab; Krieger mit Fahnen, Schwertern und musikalischen Instrumenten gehen ihm voraus oder nach; andere stoßen von der Vorderseite zu dem Zug. Aus der Straße der Stadt, deren Verlauf man sieht, ziehen dem Kaiser Magistrat und Geistlichkeit mit dem Ausdruck demüthiger Unterwerfung entgegen; über die Trümmer einer Vorhalle rechts flieht ein Jüngling mit Hülfe seiner Mutter. Den ganzen Vorgrund füllen die Scenen des Schmerzes, der Verzweiflung, der Furcht, der Flucht, der Erbitterung von Seite der Besiegten. Ein angesehener Bürger liegt mit dem Angesicht an der Erde in bitterster Resignation, vergeblich trösten ihn sein Weib und ein Bischof; Frauen suchen mit ihrer wenigen Habe zu entkommen, andere ein neugeborenes Kind zu retten; ängstlich schmiegt ein kleines Mädchen sich an die Großmutter. Ganz im Vorgrunde sind drei Männer mit Zerstörung der Mauern beschäftigt. — Mit Wärme ist der Gegenstand erfaßt, und einzelne Scenen sind von ergreifender Wirkung. Inzwischen wird erst der Zusammenhang der einzelnen Werke ein jedes in dem ihm gehörigen Lichte erscheinen lassen. So viel uns bekannt, soll mit dem Ausführen al Fresco nach Verlauf von anderthalb Jahren begonnen werden, bis zu welchem Zeitpunkt der größte Theil der reichhaltigen Reihenfolge von Bildern im Karton beendigt seyn wird.

Clemens Zimmermann hat außer den genannten Arbeiten in dem neuen Königsbau noch mehrere Fresken in den Loggien der Pinakothek beendigt, namentlich den Tod, oder vielmehr die Leichenausstellung Raffaels, und ein allegorisches Bild, das zur Einleitung dient. Auf ersterm sehen wir Raffaels erblaßte Gestalt auf dem Todenbett, über ihm die unvollendete Transfiguration; mit ausgebreiteten Armen stürzt seine Geliebte sich auf ihn, trauernd stehen und sitzen seine Schüler Giulio, Francesco Penni u. A. zur Linken; rechts nahen sich mit dem Ausdruck inniger Theilnahme Papst Leo X. und Kardinal Bembo; Volk drängt sich die Stufen herauf nach.

Das zweite Bild zeigt uns das Elysium, und in ihm den Hain, in welchem Dichter und Künstler versammelt sind: Homer, Virgil, Dante, Bocaccio und Petrarca, Laura, Beatrice und die Musen zur Linken, Raffael, Michel Angelo, Leonardo, auch Klenze, Zimmermann und Cornelius zur Rechten; in ihre Mitte tritt, vom Genius der Kunst geführt, König Ludwig in antiker Toga, mit dem Stirnband. Dieses Bild, das ein vielfaches Interesse in Anspruch nimmt, ist sehr dunkel in der Farbe gehalten. In der Composition vermissen wir in etwas Bestimmtheit des Motivs, so daß man nicht gewiß ist, ob man sich die einzelnen Charaktere isolirt oder in Verbindung mit dem König zu denken hat: ja die Gruppen selbst haben unter einander nicht den fließenden Zusammenhang, den wir an den übrigen Bildern dieser Räume gewohnt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alterthümer.

Das Hôtel de Cluny.

Unter alten Merkwürdigkeiten von Paris verdient vielleicht keine mehr Aufmerksamkeit als das Hôtel de Cluny.

Google

Was zuvörderst die historischen Erinnerungen betrifft, die sich an dasselbe knüpfen, so steht es auf der Stelle, wo sich das alte Palatium Thermae, die Hauptresidenz der Cäsaren in Gallien, befand, welches mit seinen weitläufigen Gärten das jezige Quartier de l'université einnahm, und die Ruinen dieses Palastes sind die einzigen Ueberreste der römischen Architektur, die gegenwärtig in Paris anzutreffen sind. Genau läßt sich die Zeit, zu welcher der Palast Thermae errichtet ward, nicht bestimmen, allein Constantius Chlorus war angeblich der erste Kaiser, der denselben, und zwar während der vierzehn Jahre, die er in Gallien zubrachte, für gewöhnlich bewohnte. Ein halbes Jahrhundert später residirte Julianus Apostata nebst seiner Gemahlin Helena daselbst, und in den unterirdischen Gewölben dieses Palastes verbarg er sich im Jahr 360, als die Armee rebellirte, wurde aber entdeckt, und von den Soldaten gezwungen, den Titel Augustus anzunehmen.

Die Gewölbe, welche ihm zum Versteck dienten und die bis an die Seine reichten, sind noch jezt vorhanden; ebenso einige Reste der Wasserleitung, welche das Wasser zu den Bädern, nach denen der Palast benannt ist, von Arcueil herbei führte. Diese Reste wurden 1544 entdeckt. Der Kaiser Valentinian I. bewohnte den Palast im Jahr 365, und als die Römer von den Franken vertrieben worden, residirten Chlodovig und dessen Nachfolger daselbst, und hier wurden zwei Enkel dieses Königs, auf Anstiften ihrer Oheime Ehilbebert und Clotarius, ermordet. Wer könnte ohne großes Interesse die Mauern betrachten, in denen Pipin und Karl der Große hausten, wo Eginhard und Emma lebten, Gaston de Foix sich in Waffen übte. Doch wir übergehen die folgenden historischen Momente und bemerken nur, daß der Palast bis auf Hugo Capet's und selbst Ludwigs des Kindes Zeit den Königen Frankreichs als Lustschloß diente, bis er endlich, seiner weitläufigen Gärten nach und nach beraubt, von Philipp August einem seiner Kammerherrn geschenkt ward. Er blieb von dieser Zeit an Privateigenthum und ward getheilt und veräußert. Im Jahr 1245 besaß Raoul de Mentant einen Theil davon, und später brachte Robert de Courtenay den leztern käuflich an sich. Pierre de Chalus, Abt von Cluny, erwarb die Reste dieses alten Gebäudes für seinen Orden, und endlich war dasselbe das Eigenthum des Jean d'Amboise, Abtes von Cluny, eines Bruders des Premierministers Louis XII. Dieser Geistliche ließ im Jahr 1490 das gegenwärtige Hôtel de Cluny auf dem Standorte des alten Thermenpalastes aufführen.

Gegenwärtig ist das Hôtel de Cluny völlig zu einem geschmackvollen Museum von Antiquitäten der guten alten Zeit eingerichtet. Durch eine Galerie im gothischen Geschmack und mehrere Gemächer tritt man in den ersten Saal, wo die merkwürdigen eingelegten Arbeiten, mit denen er verziert ist, unsere Bewunderung erregen. Unter diesen zeichnet sich der mit Schildkrot, Perlmutter und Florentiner Mosaik ausgelegte, in Gold gefaßte und mit Edelsteinen übersäte Schrank aus, welcher einst der Königin Maria von Medicis gehörte. Ferner die Holzschnitzereien, getriebenen und ciselirten Pokale, unter denen sich der von Albrecht Dürer, auf dem die heilige Margaretha, Königin von Böhmen, dargestellt ist, besonders auszeichnet. Von hier tritt man in das Schlafgemach Franz des Ersten. Hier steht das nämliche Bett, in welchem dieser ritterliche König zu schlafen pflegte, seine Rüstung an den Bettpfosten gelehnt und am Haupte des Bettes zwei mit Speeren bewaffnete Ritter mit geschlossenem Visir. Hier sieht man auch jenes herrliche Schwert, auf dessen Griff Benvenuto Cellini's Grabstichel eine meisterhaft ausgeführte Hirschjagd eingegraben hat; ferner die Sporen, welche der König in der Schlacht von Pavia trug, und die goldenen Steigbügel, die man erst zu Madrid neuerdings von einem der Nachkommen des Edelmannes gekauft hat, welcher den König gefangen nahm. Neben vielen hier befindlichen alterthümlichen Schwertern, Dolchen 2c. bemerkt man auch eine Spindel, in welche die Figuren der berühmtesten in der heiligen Schrift erwähnten Frauen geschnitten sind, und die einer französischen Königin des fünfzehnten Jahrhunderts gehört haben soll. Die Zartheit der Ausführung und der völlige Mangel an Abnuzung beweisen, daß diese Königin nicht, wie Frau Bertha, eine fleißige Spinnerin war. Ein Gemälde von Primaticcio, Franz I. Lieblingsmaler, welches die Toilette einer jungen Dame des vierzehnten Jahrhunderts zum Gegenstand hat, ziert dieses Gemach und erhöht die Täuschung. Alsdann ziehen zwei unweit des Fensters an einem Schachbret sizende Figuren unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Schachfiguren, welche von Bergkrystall und mit Bernstein und Gold verziert sind, deuten durch ihre Gestalt auf hohes Alter und fernen Ursprung. Diese Schachfiguren erhielt Ludwig der Heilige aus Arabien vom Fürsten der Assassinen zum Geschenk. Hierauf folgt der Speisesaal, mit vergoldeten Ledertapeten geziert, und mit Tischen, welche genau nach der Mode des fünfzehnten Jahrhunderts gedeckt sind. Die antiken Löffel und Messer sind von gewaltiger Größe. Auf dem Griffe eines der leztern ist Abrahams Opfer höchst künstlich geschnitten. Mitten auf der Tafel steht eine Wasseruhr von emaillirtem Porzellan, nach welcher man, vor der Erfindung der Räderuhren, die Dauer des Mahles abmaß. Wir erblicken daselbst auch eines jener meubles à hochet, mit denen sich vormals die Tischgesellschaft während des Desserts belustigte. Es besteht in einem doppelten Becher, der so eingerichtet ist, daß, sobald der Zecher die größere Höhlung, die etwa ½ Nösel faßt, geleert hat, vermöge des Druckes einer Feder ein zweites, volles Gefäß seinen Lippen entgegensteigt.

Durch eine ungemein künstlich gearbeitete Thür, welche aus dem Schlosse von Anet, jenem prächtigen Size, den Heinrich II. für Diana von Poitiers baute, hieher gebracht worden ist, gelangt man in die schöne gothische Kapelle. Hier findet man die zartesten und geschmackvollsten Muster der Architektur des fünfzehnten Jahrhunderts innerhalb eines sehr kleinen Raums zusammengedrängt. Die gewölbten Bogen entspringen von einem in der Mitte der Kapelle stehenden Pfeiler, von welchem alle Linien strahlenartig ausgehen, während durch die spizen Fensteröffnungen ein religiös-mystisches Licht durch herrlich gemalte Scheiben fällt, welche der Meisterhand eines Jean Cousin und Pinaigrier ihr Daseyn verdanken. Die Sculpturen dieser Kapelle rühren theils von Jean Goujon, theils von dessen großem Nebenbuhler, Germain Pilon, her, welchem die Statuen Heinrichs II. und der Katharina von Medicis, die auf deren Gräbern zu St. Denis zu sehen sind, ihre Entstehung verdanken.

Auch hier (wie in des Königs Schlafzimmer) wird man durch eine Figur 2c. täuschend in die Zeit zurückversezt, wo die Kapelle als Oratorium der verwittweten Königin diente. Vor dem Lesepult steht ein Priester im vollen Ornate und anscheinend mit Vollziehung der kirchlichen Gebräuche beschäftigt. Viele meinen, durch diese Figur werde der Genuß in diesem stillen Heiligthume verkümmert; aber man denke sich den Abt von Cluny, als er zuerst in der Kapelle Messe las, und man wird durch diese lebhafte Erinnerung an eine längst vergangene Zeit für jene unangenehme Störung hinreichend entschädigt. (Court Journal).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 18.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 3. März 1836.

Kunstausstellung in München.

(Fortsezung.)

Heinrich Heß hat mit Hülfe von Johann Schraudolph, J. C. Koch und J. B. Müller die Freskomalereien der Allerheiligenkirche so weit beendigt, daß für das Jahr 1836 nur noch die Kreuzigung und die Dreifaltigkeit, leztere in der Rückseite der Altarnische, übrig bleiben.

Der Eindruck, den dieses Werk als ein geschlossenes reiches Ganze macht, ist fast bei Allen, die es sehen, ein höchst erfreulicher; es versezt uns in eine ganz bestimmte, dem Orte gemäße Stimmung; Ruhe, Ernst, Würde, Schönheit umgeben uns, und in gemilderten Tönen sprechen alle tiefern und heiligen Gefühle sich aus. Wir schätzen München, ja Deutschland glücklich, daß es ein solches umfassendes Kunstwerk besizt, an welchem die Macht der harmonischen Durchführung, und zwar im Gebiete christlich-religiöser Kunst sichtbar ist, eine Beziehung, in welcher außer dem Baptisterium in Padua, dessen Malereien indeß sehr beschädigt, wenig Vergleichliches in Italien zu finden seyn dürfte. Dazu kommt, daß es dem unermüdlichen Eifer der Künstler gelungen ist, die Technik der Freskomalerei bis zu einer überraschenden Vollendung zu bringen, so daß auch von dieser Seite nur eine Steigerung des Eindrucks kommen kann.

In der Abtheilung des Alten Testaments hat Schraudolph die Nische zur Rechten vom Eintritt mit Darstellungen aus der Geschichte des Moses und vier einzelnen Gestalten ausgeschmückt; leztere sind David, der mit einer etwas zu weichen, ja sentimentalen Erhebung die Harfe spielt, und Saul, der in einem Aerger die Stirn an die Lanze drückt; gegenüber Josua als der weltliche Streiter für Gott, mit dem Schwert in der Hand, und die überaus klare und edle Gestalt Samuels. Ueber diesen sieht man, in kleinen Räumen grau in Grau, zur Rechten die Erscheinung Gottes im feurigen Busch, und links den Tod Mosis. Darüber, in der Mitte des Gurtes, ist die Tränkung des Volks in der Wüste durch Moses abgebildet. Der mit Gott vertraute Führer steht in der Mitte des Bildes und schlägt mit dem Stab aus dem Felsen den Quell, dessen frisches Wasser die Verschmachtenden begierig und mit Danksagung in Schalen auffangen. Zwei Männer hinter ihm bezeichnen durch Mienen und Geberden den Glauben an das durch göttliche Gnade bewirkte Wunder, während von der andern Seite Andere mit fragender, zweifelnder Verwunderung herzutreten. Ergreifend ist die Gruppe der Mutter und ihres Sohnes, der, dem Durstitod nahe, leblos in ihrem Schoße liegt, und mit gebrochenem Auge nach der Schale sieht, die sie zu füllen im Begriff ist. — An der Wand über den Fenstern ist die Gesetzgebung Mosis vorgestellt. Die Tafeln in der Hand, wie ein zürnender Gott, halb segnend, halb drohend mit der Rechten, steht Moses in der Mitte auf einer kleinen Erderhöhung; links vor ihm kniet Aaron, und tiefe Reue und Bitte um Vergebung wegen des Abfalls spricht sich in seinem gebeugten Angesicht, den enggefalteten Händen und seiner ganzen Stellung aus. In der gleichen Gemüthsbewegung, zu der sich noch Verehrung, Furcht, Angeloben der Treue gesellt, befindet sich das Volk, Männer und Greise, Kinder, Frauen, Matronen, Mädchen, die in mannichfachen Gruppen stehend und knieend den Gesetzgeber umgeben. Ganz ausgezeichnet sind einige der ältern Charaktere in Zeichnung und Ausdruck, namentlich eine rechts knieende alte Frau und der neben ihr das Angesicht kaum vom Boden erhebende Mann. Wie streng auch im Styl die Zeichnung gehalten ist, so ist sie doch lebendig und wahr, und durch eine lichte, klare und warme Färbung gehoben.

J. C. Koch hat die gegenüberliegende Nische mit Begebenheiten aus der Geschichte Abrahams und Jakobs ausgemalt. In der Mitte des Gurtes oben ist die Speisung Abrahams nach der Schlacht mit dem Kedor Laomor. Neben Melchisedech steht der König von Sodom; mit Abraham kommen Krieger und Beute; Knaben und

Mädchen tragen Früchte und Wein herbei. Man sieht wohl den symbolischen Zusammenhang dieses Bildes mit dem gegenüberstehenden der Tränkung in der Wüste. — Darunter zu beiden Seiten, grau in Grau, ist die Verheißung Abrahams und die Verstoßung Hagars abgebildet. An der Fensterwand, noch unvollendet, sehen wir das Opfer Isaaks auf Moria, in der üblichen Weise, nur daß zur Rechten Knechte gelagert sind, zur Linken der Befehl Gottes an Abraham vorgestellt ist. Am Fußende des Gurtes ist links der Kampf Jakobs mit Gott in Engelsgestalt, rechts der Traum der Himmelsleiter angebracht. Auffallend bei all diesen Compositionen ist, daß die Figuren sich nicht in den durch die Randverzierungen gegebenen Grenzen halten, sondern sie beliebig überschneiden, wodurch sie frei aus dem Grund heraustreten. Uns ist kein Vorgang dieser Weise bekannt.*

Müller hat großentheils nur Stellen ganzer Darstellungen ausgeführt, doch ist ganz von seiner Hand die Taufe Christi an dem Gurt der linken Nische in der Abtheilung des Neuen Testaments. Nur mit den Fußspitzen im Wasser, kniet Christus mit über die Brust gekreuzten Armen, fast ganz entblößt, vor Johannes, der, ebenfalls knieend, mit der Linken das Kreuz haltend, mit der Rechten aus einer Muschel Wasser über das Haupt des Heilands gießt; ein Engel, hinter diesem, hält das Gewand, um ihn nach der Taufe zu bekleiden. In Christi Wesen spricht sich äußerste Demuth, in dem des Johannes eine nicht ganz motivirte Anstrengung aus, die z. B. in den starkaufgezogenen Stirnfalten zu körperlich ist, um an einen Seelenkampf in ihm zu erinnern, daß er, der Unwerthe, den Heiland der Welt vor sich auf den Knien sehen muß. Gewiß ist die Taufe Christi eine der schwersten Aufgaben für die bildende Kunst, da es fast unmöglich erscheint, die Contraste der Demuth und des Prophetenbewußtseyns zweimal in ganz verschiedenen Nüancen gegen einander abzuwägen. Durch die ältesten traditionellen Compositionen geht inzwischen ein Geist, der unserer Ansicht nach der Sache am nächsten kommt. In der raschen, ja heftigen Bewegung des Johannes, die sich dort fast immer wiederholt, spricht sich die Freudigkeit über die Nähe Christi aus; sie wird aber gezügelt durch den Gedanken an seine Heiligkeit, einen Gemüthsvorgang, den die alte Kunst dadurch anzudeuten gesucht, daß Johannes den Körper so weit als möglich zurückzieht, und mit der Linken das Gewand straff zusammenfaßt und an sich drückt, eine ungemein sprechende und aussprechende Bewegung.

* Bei den Frescomalern des achtzehnten Jahrhunderts findet sich dies häufig, z. B. bei Tiepolo und Joh. Holzer. Red.

Heinrich Heß hat in der Mitte des Gurtes Christus, die Kindlein segnend, gemalt; in mannichfaltigen Gruppen, mit dem Ausdruck der Andacht, der Unbefangenheit, der Liebe umstehen ihn die Kleinen, nach denen er segnend die Hände sanft ausstreckt. Auch die Mütter zeigen die verschiedenen Gemüthsstimmungen des sorglichen Vertrauens, wie der Anbetung; von ganz besonderer Schönheit ist ein Mann im gelben Ueberkleid, von blasser Gesichtsfarbe, der sich nach einem Knaben bückt. Von den Jüngern sind Petrus, Jakobus und Johannes zugegen. In ersterm spricht sich unverholen der Verdruß über die ihm offenbar unnütze Störung aus. Johannes aber, in dem die Liebe schon Wurzel und Zweige getrieben, nimmt herzlichen Theil, nur ist er hier, wie überall in den folgenden Bildern, zu mädchenhaft genommen.

(Der Beschluß folgt.)

Archäologisches von den griechischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Thera (oder Santorin), bis jetzt wenig gekannt und untersucht, bietet in archäologischer Beziehung viel Interessantes dar. Die Verbindung mit Kyrene, an der Küste Libyens und an den Thoren Aegyptens von Theräern gegründet, konnte nicht ohne Rückwirkung auf das Mutterland bleiben; daher zeigt sich in den Kunstdenkmälern, z. B. in den gemalten Ornamenten und spärlichen Thierfiguren auf den hier — in Griechenland bis jetzt ausschließlich — gefundenen großen Graburnen, manches Aegyptisirende. Nur von einer der beiden von Ptolemäos auf Thera erwähnten Städte (wie sich durch eine Inschrift erwies, von Oea) finden sich noch bedeutende Ruinen auf einem hohen und schroffen, gegen Südosten in die See vortretenden Vorgebirge, dem heutigen Stephan, welche Tournefort nicht besuchte. Auf einer Art Isthmos, *Μέσα Βουνὸ* oder der Zwischenberg genannt, welche dies Vorgebirge mit dem Hauptberge der Insel, dem h. Elias, verbindet, finden sich die Gräber, theils in den Kalkfelsen gehauen, zum größern Theil aber in der hohen Schicht von Asche und Bimstein, welche die Abhänge dieses Felsrückens bedeckt. Ich veranstaltete hier eine Ausgrabung, welcher außer meinem Reisegefährten Hrn. Schaubert auch der kaiserlich Oestreichische Gesandte Hr. von Prokesch beiwohnte. In der obersten Schicht des Bimsteins, in einer Tiefe von nur einem bis zwei Schuh, fanden wir mehr als hundert Amphoren, zum Theil mit drei Henkeln, von gemeinem Thon und derselben Form, wie man sich ihrer noch in Griechenland zum Wasserholen bedient; aber mit Ausnahme von zweien

oder dreien zerbrachen sie sämmtlich. Sie lagen auf der Seite, nur locker in das lockere Bimsteingeröll eingescharrt, die Mündung durch eine davor gelehnte, in einigen wenigen Fällen mit Mörtel angeklebte dünne Steinplatte verschlossen. In denselben fanden sich Knochen, zum Theil bald verkohlt und noch schwarz von der Flamme des Scheiterhaufens. Unter den ganz erhaltenen Gefäßen ist eins dadurch merkwürdig, daß ein großer Sprung, den es auf der einen Seite hat, vermittelst dünner Bleifäden und durchgebohrter Löcher zu beiden Seiten der Spalte sorgfältig genäht ist. Es ist wohlbehalten in Athen angekommen. — Unter dieser Schicht von Gräbern der ärmern Klasse, oder vielmehr, was nach andern Analogien wahrscheinlicher ist, aus den lezten Jahrhunderten des Alterthums, fanden sich in einer Tiefe von drei bis vier Fuß aus Bruchsteinen gebaute und mit größern Steinplatten bedeckte Grabstätten der gewöhnlichen Art, für eine bis zwei Leichen; und in ihnen vorzüglich gläserne Thränenfläschchen und Glasbecher, auch kleine Gefäße, zum Theil mit hübschen gepreßten Ornamenten, und Figürchen aus gebrannter Erde; endlich einige Bronzesachen, z. B. ein paar bronzene Badestriegel (στλεγγίδες). — In noch größerer Tiefe finden sich kleine in das lockere Bimsteingeröll eingegrabene gewölbte Kämmerchen, deren Eingang mit einer Steinmauer verschlossen und dann wieder verschüttet ist, und in ihnen pflegen die oben erwähnten großen, gemalten πίθοι (wie der archaisirende Dialekt der Theräer sie noch jezt nennt, statt des gewöhnlichen Diminutivs πιθάρια) zu zweien oder mehreren zu stehen. Wir waren so glücklich, auf einige solcher Grabgewölbe zu stoßen, die aber schon, durch die Länge der Zeit oder durch frühere Grabungen, eingestürzt waren, und in denen wir nur noch Bruchstücke ungewöhnlich großer πίθοι, mit gepreßten Ornamenten statt der gewöhnlichen gemalten fanden. Indeß kaufte ich einige der lezteren in einem benachbarten Dorfe.

In den Ruinen von Oea findet sich Manches Bemerkenswerthe, unter anderem einige schöne Mauerreste aus gewaltigen Blöcken und Quadern, in welchen die polygonale und die horizontale und rechtwinklige Construktionsweise dergestalt in einander übergehen, daß sie einen neuen schlagenden Beweis gegen die Haltbarkeit der Meinung abgeben, dem polygonalen, mißbräuchlich kyklopisch genannten Mauerwerk unbedingt ein höheres Alterthum einzuräumen, als dem horizontalen.

Die Ruinen von Eleusis haben ohne Zweifel am äußersten Ende des südlichen Vorgebirges der Insel, genannt Exomyti (die äußere Nase), gelegen, und scheinen im Mittelalter durch eins der auf dieser vulcanischen Insel so häufigen Erdbeben in's Meer versenkt worden zu seyn, wo man unter dem Wasser noch bedeutende Mauerreste sieht. Als Denkmal über der Erde hat sich diese Stadt einige sehr schöne Felsengräber hinterlassen, welche sich an der Südseite des genannten Vorgebirges finden. Die Vorderseite von dreien derselben bildet die Façade kleiner korinthischer Tempelchen nach; * einige andere sind einfache, in den Felsen gehauene Nischen mit viereckiger Oeffnung, wie man sie auch bei Athen findet; ein anderes hat die Gestalt eines großen, auf drei Stufen stehenden Sarkophags, ist aber ganz, selbst den Deckel miteingeschlossen, aus dem lebenden Steine gehauen. Die Oeffnung zum Hineinlegen der Leiche ist auf der gegen die Felswand gekehrten Seite. Ueber diesem Sarkophag ist hoch oben an der Felswand eine Schlange in Relief ausgehauen, von 7—8 Schuh Länge, mit einem ägyptisirenden Barte. Sie erinnerte mich an die Schlange auf mehreren der Fourmontschen inscriptiones spuriae; leider aber findet sich daneben keine Spur von Inschrift.

Diesen Gräbern gegenüber in der Ebene hat ein Bauer vor mehreren Jahren eine Statue gefunden, welche ich für das Museum kaufte. Ich glaube die Figur für einen Apollon halten zu müssen. Sie ist ganz nackt und im strengen alten Styl. Das Gesicht hat jenes eigenthümliche Lächeln der ältern griechischen Bildwerke; das Haupthaar liegt um die Stirne herum in kleinen, regelmäßigen Locken flach am Kopfe an, um welche eine schmale Binde geschlungen ist, und fällt im Nacken in dichten Zöpfen bis auf die Schultern herunter; in ähnlicher Weise, wie man es noch an dem Torso des großen Standbildes des Apollon auf Delos wahrnimmt. Der Kopf ist aus einem besondern Stücke, und war vermittelst eines eisernen Zapfens auf dem Halse der Statue befestigt. Der jugendliche Leib ist ganz nackt, die Brust voll und breit; die muskulosen Arme hängen frei herunter, und die leicht geschlossenen Hände liegen auf beiden Seiten an den Schenkeln an. Das linke Bein schreitet ein wenig vor (eben wie an dem unvollendeten, Apollon genannten Koloß auf Naxos, und den Bruchstücken des delischen); in der Gegend des Knies sind aber beide Beine abgebrochen, und nur von dem einen die Wade bis an die Knöchel als separates Bruchstück vorhanden. Von Attributen oder von bronzenen Ornamenten findet sich an dieser Statue keine Spur. Sie ist bereits in Athen angelangt.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ich erinnere hierbei an die vielen Felsengräber bei Kyrene, von welchen ich mich entsinne, irgendwo eine Beschreibung gelesen zu haben.

Bauwerke.

Kopenhagen. Dem Vernehmen nach hat der König die Kosten für den Christiansburger Schloßbau für die Zukunft von 100,000 Rthlr. auf 50,000 Rthlr. herabgesezt. Das neue, noch nicht ganz vollendete Universitätsgebäude hat

dagegen ungefähr 100.000 Rthlr. gekostet, und zu der neuen Kaserne in Christianshafen sollen vorläufig 300.000 Rthlr. angewiesen seyn.

Hannover. Unter den Bewerbern um die Preise, welche das K. Ministerium für die Bearbeitung von Plänen zum Zeughausbau ausgesezt hatte, hat der Architekt Hr. E. Stremme den ersten, und der Baumeister Hr. Hellner (Beide von hier) den zweiten erhalten.

Paris. Das Granitpiedestal zu dem Obelisken von Luxor ist nun auch auf dem Schiffe Luxor zu Paris angekommen.

Es scheint jezt entschieden zu seyn, daß das Pantheon im Innern mit einer großen Menge von Gemälden und Bildhauerarbeiten verziert werden soll. Der Minister hat bereits fast alle Pläne dazu genehmigt. Zu dem Genius des Ruhms, der oben auf die Kuppel gesezt werden soll, ist ein Modell in Lebensgröße gefertigt worden.

Darmstadt. Der Prinz Karl hat sich in den lezten Jahren ein schönes Hôtel in einem der höhern Theile der Stadt erbaut, welches nun ganz vollendet ist.

London, vom 19. December 1835. Man glaubt, daß die Westminsterhalle beim Beginn der nächsten Gerichtssession vollständig ausgebessert seyn und wieder eröffnet werden könne. Das schöne gothische Dach und die Fenster am Westende des Gebäudes sind schon vollkommen wieder hergestellt.

Berlin. Am 1. December 1835 wurde die durch Unterstüzung Sr. Majestät des Königs geschmackvoll wiederhergestellte Kirche zu Groß-Zicker auf der Insel Rügen feierlich eingeweiht.

Sculptur.

England. Die Conservativen zu Leeds lassen vom Bildhauer Behnes eine marmorne Büste des Sir J. Beckett für 200 Guineen anfertigen.

Brüssel. Am 15. December 1835 besuchten der König und die Königin die Werkstätte des Bildhauers Geefs. Das Denkmal für den Grafen F. v. Merode und die heilige Genovefa erwarben dem Künstler viele Lobsprüche.

Neapel, 27. November 1835. Als wiederaufgefundenes Kunstwerk macht gegenwärtig ein lebensgroßes Christusbild von Marmor Aufsehen, welches früher einer Kapelle der Kirche S. Spirito in Toledo angehörte, und außerdem durch die Inschrift: „Mich. Ang. Nacherinus Faciebat," als die Arbeit eines geschäzten neapolitanischen Künstlers des sechzehnten Jahrhunderts (eines Schülers des Annibale Caccavello) beglaubigt wird. Vermuthlich wird dieses Kunstwerk, welches sich jezt im Museum befindet, in die Kirche S. Francesco di Paola versezt werden.

Plastik.

In der Grafschaft Hampshire, deren Lordlieutenant der Herzog von Wellington ist, will man durch Subscription zu 1 Pfd. Sterl. auf den Mann eine Summe zusammen bringen, um einen glänzenden Schild, als Geschenk für den Herzog, anfertigen zu lassen.

Antiquarischer Diebstahl.

Unlängst meldeten französische Blätter, daß man an der Mündung der Somme Phönicische Alterthümer ausgegraben habe. Aus einem dem bekannten Reisenden Hrn. Dr. Rüppel von der Société royale d'Emulation zu Abbeville unterm 9. December 1835 zugesandten Blatte mit lithographirten Abbildungen der aufgefundenen Gegenstände ergibt sich nun klar, daß diese einen Theil der ägyptischen Antiken ausmachen, welche dem genannten Gelehrten bei Gelegenheit des Strandens der Brigg Achinff Demidoff am 17. Juni 1834 entwandt worden waren. Möchte diese Entdeckung dem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zum Besize dieser werthvollen Alterthümer verhelfen, unter denen sich eine vom ägyptischen König Osorgion gestiftete, 3–4 Fuß lange Sphinx von rothem Granit, eine stehende Priesterfigur, 1½ Fuß hoch, auf die Dedication eines Obelisken bezüglich, eine große Menge Scarabäen, Emailarbeiten ꝛc., nebst einer Anzahl Goldmünzen befanden.

Metallguß.

Paris. In Hr. Quesnel's, des Metallgießers, Werkstatt sieht man wieder einige sehr hübsche Thiergruppen nach Fratin's Modellen.

Denkmäler.

Paris. Auf dem Plaze des ehemaligen Opernhauses, wo das jezt niedergerissene Todesdenkmal des Herzogs von Berry stand, wird ein vom Architekten Visconti entworfener, mit Marmor- und Metallstatuen verzierter Brunnen zu stehen kommen, zu welchem der Bildhauer Klagmann die Figuren liefert. Das Bassin des Brunnens selbst wird von Granit gearbeitet werden. Auf einem Sockel von rothem Marmor soll ein Behälter von weißem Marmor stehen, und zwischen dem Sockel und dem Behälter Kindergruppen von Metall. Ueber dem Behälter sollen an den vier Seiten eines Pfeilers von weißem Marmor zwei Flußgötter und zwei Najaden angebracht werden, die aus Urnen, welche sie auf den Schultern tragen, das Wasser in den Behälter fließen lassen. Oben auf den Springbrunnen kommt eine Abundantia zu stehen. Das ganze Denkmal wird 30 Fuß hoch, und im Styl des Wiederauflebens der Kunst (Renaissance zur Zeit Franz I.) gearbeitet.

Auf dem Plaze vor dem Palaste Bourbon soll eine bronzene Statue des bekannten Grafen Mirabeau aufgestellt und der Plaz nach ihm benannt werden.

Der Stadtrath von Rouen hat in seiner Sizung vom 9. December 1835 14000 Franken bewilligt, um das von Dantan verfertigte Modell einer Bildsäule des aus Rouen gebürtigen Componisten Boyeldieu in Erz gießen zu lassen.

Edinburgh. Der Ausschuß, welchem die Entscheidung über den gelungensten Plan zu einem Denkmal für Sir Walter Scott allhier übertragen war, hat sich für zwei Modelle bestimmt. Das erste ist ein 200 Fuß hoher Obelisk, von Hrn. Playfair, das zweite ein gothisches Monument von 85–100 Fuß Höhe, von Hrn. Brickman. Die Ansichten über diese beiden Pläne sind sehr getheilt. Das erste wird etwa 5500 Pfd., das zweite 4–5000 Pfd. kosten. Die bereits unterzeichnete Summe schäzt man auf 6000 Pfd.

Kunsthandel.

Berlin. Ueber die sehr reiche Antiquitäten- und Gemäldesammlung der Herren Muhr und Schwiegersohn (Hofagent Arnoldt, Königsstraße Nr. 14), die an Waffen, Schmucksachen, Schnizwerk, Mosaiks, Glasmalereien, alten Gemälden aus verschiedenen Schulen interessante Schäze enthält, findet man nähere Auskunft in der Beilage von Nr. 286 (vom 7. December 1835) der Berliner Nachrichten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 19.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 8. März 1836.

Archäologisches von den griechischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Auf Thera waren wir nicht wenig überrascht, ein vollständig erhaltenes antikes Marmorgebäude zu finden. Es liegt in einem Weinberge zwischen den Dörfern Emporeion und Megalo Chorio, und heißt jezt ὁ Ἅ. Νικόλαος ὁ μαρμαρένιος oder ὁ μαρμαρίτης, indem es in eine Kapelle dieses Heiligen umgeschaffen worden ist. Das Gebäude bildet ein Viereck, dessen Länge von W. nach O. 4,25 und dessen Breite von S. nach N. 3,64 Meter beträgt. Die Thür ist in der Mitte der südlichen Längenseite; sie hat 2,20 Meter Höhe, und oben 1,20, unten 1,40 Meter Weite; über derselben ist ein Aetom, dessen Profile sehr flach sind. Die Höhe des Gebäudes im Innern vom Boden bis an die Decke beträgt drei Meter. Die Decke wird von vier Marmorbalken getragen, welche 0,23 Meter hoch und 0,36 breit sind, und von S. nach N. überliegen. Sie sind mit schmalen, unverzierten Marmorplatten, gleich glattgehobelten Brettchen, welche fest zusammenschließen, der Quere nach überdeckt. Diese Platten ragen ringsum eine gute Hand breit über die äußern Wände vor, und bilden so ein höchst einfaches Gesims. Oben ist diese Marmordecke mit einer schuhdicken, nach den Seiten sich abdachenden Schicht von wasserdichtem Mörtel, aus Kalk und der auf der ganzen Insel sich findenden Puzzolanerde überdeckt; und wenn gleich dieser Ueberzug in seiner jetzigen Gestalt ein Werk der Christen seyn dürfte, so ist doch aus der ganzen Construction des Gebäudes ersichtlich, daß dasselbe nie ein anderes Dach hatte.

Der Thür gerade gegenüber ist in der nördlichen Hinterwand eine kreisförmige Nische glatt in die Marmorquadern der Mauer eingeschnitten, deren viereckige Oeffnung, 0,62 Meter hoch und 0,68 Meter breit, als ein von zwei jonischen Säulchen getragenes Portal mit einem Aetom darüber gebildet ist; das Gebälk über den Säulchen aber ist dorisch, mit Triglyphen. Dieser Umstand, so wie, daß die Säulchen nur neun Kanneluren haben, und die ganzen wenig zierlichen Verhältnisse des kleinen Portals dürften wohl berechtigen, das Gebäude in eine ziemlich späte Periode des Alterthums herunterzusetzen. — Der Boden rings um das Gebäude hat sich im Laufe der Zeit dergestalt erhöht, daß man einen Schuh tief in dasselbe hinuntersteigt. Die Stufen, auf welchen es ohne Zweifel ruht, sind daher nicht zu sehen, und Umstände verhinderten mich für diesmal, hier eine Ausgrabung vorzunehmen. Das Material ist blaugrauer Landmarmor, den man auf dem Elias- und dem Stephansberge bricht.

Falls dieser Marmorbau nicht ein Flurtempelchen des Priapos (der laut einer Inschrift in Oea auf dem Stephansberge Verehrung genoß) oder einer andern Feldgottheit ist, so ist er — und dies ist bei weitem wahrscheinlicher — für ein Heroon oder Grabmal zu halten. Kamen doch namentlich in der späteren Zeit, welcher dies Monument angehört, so viele ehrliche Leute zu heroischen Ehren, daß der gewöhnliche Ausdruck auf den Grabschriften und Piedestalen auf Thera und Anaphe ist: ὁ δᾶμος (oder ὁ δεῖνα) τὸν δεῖνα ἀφηρωΐζεν.

In der Stadt Thera (jezt τὰ Φηρά, wie Φήβα statt Θήβα) kaufte ich sechshundert wohlerhaltene Bronzemünzen des Gallienus und der Salonina, welche über fünfzig verschiedene Reverse darbieten, und unter denen sich vielleicht noch unedirte finden möchten. Diese sechshundert sind der Ueberrest von dreitausend, welche zur Zeit der türkischen Herrschaft in einer Vase in den Gräbern von Messa-Vunó gefunden worden sind. Die übrigen waren bereits verschleudert worden.

Drei Stunden (bei günstigem Winde) westlich von Thera liegt Anaphe, ein bergiges, steriles Inselchen, das seine sechshundert Einwohner nur dürftig ernährt. Wer möchte hier bedeutende Ueberbleibsel des Alterthums erwarten? Und dennoch kenne ich noch keinen Ort in Griechenland, wo die Statuen haufenweise beisammenliegen, wie hier.

Die Ruinen des alten Städtchens liegen ungefähr in der Mitte der Insel, gegen die Südostküste hin, auf einem hohen und spitzigen Felshügel. Sie sind von geringem Umfang, und alle Mauerreste von Häusern und Gebäuden, welche man noch findet, von schlechtem Material, aus Bruchsteinen und Mörtel aufgeführt, wie die Häuserruinen auf Delos und Thera. Sogar die geringen Reste von der Cellamauer eines Tempels des Apollon Pythios und der Artemis Soteira, der auf einem der höchsten Punkte des Städtchens lag, sind von derselben Bauart, doch im Innern mit einem trefflichen Stuck überzogen. Alle Marmortheile dieses Tempels, sogar das Paviment, sind — noch bei Menschengedenken — fortgeschleppt und verbraucht worden, und man würde die Bestimmung des Gebäudes gar nicht kennen, wenn nicht die Inschriften der Basen einiger hier gefundenen Statuen darüber Aufschluß gäben. Zwei derselben lauten z. B.:

ΣΙΜΙΑΣΤΕΛΕΣΙΚΡΑΤΕΥΣΥΠΕΡ
ΤΑΣΜΑΤΡΟΣΑΚΕΥΣΩΣΑΠΟΛΛΩΝΙ
ΠΥΘΙΩΙΚΑΙΑΡΤΕΜΙΤΙΣΩΤΕΙΡΑΙ

ΝΙΚΟΜ . . ΥΟΣΚΑΙΣΩΚΡΑΤΕΙΑΟΙΣΩΣΙΚΛΕΥΣ
. . ΕΡΤΑΣΜΑΤΡΟΣ.Ο. . ΣΑΓΟΡΕΙΑΣ
ΑΠΟΛΛΩΝΙΠΥΘΙΩΙΑΡΤΕΜΙΔΙΣΩΤΕΙ . . .

Von diesen Votivstatuen sind mehrere, worunter namentlich die der Akauso, der Mutter des Simias, im Besitz des französischen Consularagenten Hrn. Albi auf Thera: Werke von untergeordnetem Kunstwerth, wenn nicht das genannte Standbild durch seine bis auf ein paar abgebrochene Finger vollständige Erhaltung beachtenswerth wäre. Nur ein bekleideter weiblicher Torso, von guter Arbeit, liegt hier noch am Platze.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstausstellung in München.

(Beschluß.)

Rechts am Gurt unten ist das Gebet am Oelberg dargestellt; die drei Jünger schlafen vorn, Jakobus an die Brust des Johannes gelehnt, Petrus für sich; Christus dahinter kniet vor dem Engel, der ihm den Becher darreicht. Zwischen diesen Bildern ist grau in Grau die Erweckung des Lazarus und der Einzug Christi in Jerusalem gemalt. — Auf die Fensterwand dieser Nische kommt die Kreuzigung. Wir gestehen, daß wir über das Motiv dieser Zusammenstellung nicht im Klaren sind, und namentlich die Anordnung am Gurt nicht begreifen, wo wir wenigstens an der Stelle der Kindersegnung das Abendmahl erwartet hätten, um so eher, als diese wegen ihrer Verbindung mit dem Alten Testament und wegen ihrer spätern religiösen Bedeutung so wichtige Handlung weiter nicht vorkommt, wenn man eine unscheinbare Altarverzierung in der Chornische nicht rechnet. Selbst das Gebet am Oelberg hat in Bezug auf die Kreuzigung zu wenig symbolischen Charakter, und würde etwa die Befreiung der Väter aus dem Lymbus hier bedeutender seyn.

In der Nische gegenüber sind Auferstehung und Himmelfahrt mit zwei damit zusammenhängenden Darstellungen abgebildet. In der Mitte des Gurtes ist die Auferstehung angebracht. Christus, mit der Rechten die Kreuzesfahne haltend, mit der Linken segnend, entsteigt dem Sarkophag; von zwei Engeln zu beiden Seiten beruhigt der eine links die mit Salbengefäßen nahenden Frauen, von denen Magdalena von ganz ergreifender Schönheit in Form, Bewegung und Ausdruck ist, der andere beschwichtigt die Kriegsleute, die Miene machen, sich zur Wehr zu stellen. Am Gurtende links ist das noli me tangere. Christus, in weißem Mantel ohne Unterkleid, wendet sich weggehend mit abwehrender Handbewegung nach Magdalenen, die mit ausgestreckten Armen und knieend nach ihm verlangt. Die Bewegung der Letztern und ihr Ausdruck gehören mit zu dem Schönsten in der ganzen Kapelle, dennoch befriedigt die Darstellung nicht im Ganzen. Die Alten, wie Giottino in Assisi, Niccolo Petri in Pisa, haben einen wohlthuenden Gegensatz in Christo beibehalten, durch welchen das harte Verbot gemildert wird, nämlich den unverkennbaren Schmerz Christi, daß er das noli aussprechen muß, den Wunsch, ihr Verlangen zu befriedigen. Nur Fiesole konnte es über's Herz bringen, ihn in einem der Zellenbilder von S. Marco vorübereilend vorzustellen. Gegenüber ist die Belehrung oder Belehrung des Thomas. Mit dem Ausdruck milden Ernstes faßt Christus den ungläubigen

Jünger bei der Hand und legt diese an die Brustwunde, zu welcher durch einen Einschnitt im Gewand der Zugang möglich gemacht ist. Thomas selbst blickt zur Erde nieder, in zagender, gebeugter Stellung, und bedient sich somit wirklich nur des Tastsinnes zur Begründung seines Glaubens. Die kleineren grau in Grau gemalten Bilder zeigen uns Christum zu Emaus, und ein andermal, wie er sich sieben Jüngern offenbart.

An der Fensterwand endlich ist die Himmelfahrt dargestellt. Wir erinnern uns nur eines noch ungünstigern Raumes für diesen Gegenstand, eines flachen Dreiecks in der Sakristei von S. Croce, von Niccolo Petri damit ausgemalt, und gedenken auch wohl des Malers Koopmann in Karlsruhe, der dort die Aufgabe hat, denselben Gegenstand in einem niedrigen Fries anzubringen. Sonst glauben wir, daß nicht leicht ein ungünstigerer Raum gefunden werden könnte, als dieser Sektor eines Halbkreises an der Fensterwand. Heß hat die Schwierigkeiten glücklich überwunden. Dem Giotto folgend, hat er den in Engelglorie aufschwebenden Christus im Profil und sehr liegend genommen; Haupt und Hände sind nach oben gerichtet, der Gedanke der Heimkehr nach der Vollendung spricht sich ganz aus. Zu beiden Seiten knien links Petrus, rechts Maria, daneben je fünf Apostel an jeder Seite. Obschon bei diesem Bilde die Linien hie und da harmonischer zusammentreffen und der Ausdruck der Apostel etwas bestimmter dem Moment sich anpassen sollte, der sie — wenigstens für kurze Zeit — zu Waisen machte und ganz trostlos; so halten wir doch dieses Gemälde, das obendrein durch eine ganz vorzügliche Behandlung des Fresco gehoben wird, für das bedeutendste unter denen von Heß, und sahen ihm auch immer die meiste Theilnahme der Beschauenden widmen.

Die Chornische hat zwei Bänder oder Bogen; auf dem ersten sind in der Mitte die sieben Gaben des Geistes nach einem Karton von Schraudolph gemalt, und zwar als sieben schwebende weibliche Gestalten, lebensgroß, das Symbol des Geistes in ihrer Mitte. Sie charakterisiren sich als Stärke mit der Säule, Wahrheit mit dem Spiegel, Demuth, Begeisterung, Weissagung (Auslegung) mit dem Buch, Erkenntniß mit dem Richtmaß, und Klugheit. Die bekannte Stelle des ersten Korintherbriefes liegt also nicht zu Grunde. Hierauf folgen grau in Grau die Schlüsselverleihung an Petrus und die Apostelentsendung, endlich am Gurtende die vier Väter der Kirche, links Ambrosius und Gregorius, rechts Hieronymus und Augustinus. — Am zweiten Bande sind die sieben Sakramente angebracht; sechs derselben als wirkliche Handlungen, eine Taufe, eine Trauung u. s. w., das Sakrament des Altars hingegen in der Mitte ist in ganz symbolischer Weise genommen. Auf einem Altar, dessen Pallotto mit dem Abendmahl geschmückt ist, steht der heilige Kelch des neuen Bundes mit der Oblate, zwei Engel halten darüber das Evangelium mit den bezeichnenden Buchstaben A und Ω, zwei andere knien anbetend am Fuß des Altars. An diesen lezten Arbeiten waren Seitz, Cl. Schraudolph und Moralt beschäftigt.

Hiemit beschließen wir unsere Uebersicht, und wiewohl wir so manche nicht unerfreuliche Erscheinung im Gebiete der Kunst unberührt gelassen haben, so glauben wir doch, das entworfene Gemälde reiche hin, um die allgemein verbreitete und wohlbegründete Achtung vor den Kunstbestrebungen und Kunstleistungen in München lebendig zu erhalten. ef.

Denkmäler.

St. Petersburg. Einem kaiserlichen Befehle zufolge sollen auf allen Schlachtfeldern des denkwürdigen Feldzugs von 1812 Monumente errichtet werden. Zu diesem Behuf hat der Finanzminister eine Aufforderung an Künstler erlassen, ihm Grundrisse, Pläne und Zeichnungen zuzusenden. Die Hauptpartien dieser Denkmäler sollen aus Gußeisen angefertigt, so einfach als möglich und ohne solche Verzierungen seyn, die der Zeit zu wenig Widerstand leisten würden. Grundlagen von Granit sind ebenfalls ausgeschlossen. Neben jedem Monumente soll, wie bei den ähnlichen preussischen Denkmälern, ein Haus nebst Gärtchen für einen Invaliden angelegt werden. Der späteste Termin zur Einsendung der Pläne ist auf den 1. (13.) Mai d. J. festgesezt.

Gemäldegalerien.

Die königliche Gemäldegalerien zu München und Schleißheim werden, wegen der nöthigen Vorarbeiten zur Einrichtung der Pinakothek, für Künstler und Kunstfreunde vom 1. Februar dieses Jahrs an geschlossen. Die Eröffnung der Pinakothek wird seiner Zeit bekannt gemacht werden.

Die Allgemeine Zeitung vom 24. Decbr. 1835 macht in einem Artikel aus Paris auf die jezt zu London im Ganzen verkäufliche Gemäldesammlung des Hrn. W. G. Consfelt, eines reichen Partikuliers, den seine Gesundheitsumstände nöthigen, in ein warmes Klima zu ziehen und sich von seiner Sammlung zu trennen, die deutschen Regierungen mit Hinweisung auf den Umstand aufmerksam, daß bei der immer steigenden Reiselust eine solche Acquisition auch eine finanziell gute Spekulation sey. Der Katalog dieser Sammlung, welche mehrere Bilder aus dem Eskurial, einen Rafael aus dem Hause Alba und fast durchgehends Stücke aus berühmten Galerien enthält, ist so eben mit 90 von Jaubert sehr sauber gefertigten Umrissen bei Carpenter zu London erschienen.

Museen.

Eine Verordnung des Vicekönigs von Aegypten vom 15. August 1835 bestimmt, daß künftig keine Alterthümer aus Aegypten mehr ausgeführt werden, sondern daß alle aufgefundene Gegenstände der Art an die Regierung zur Bildung eines Nationalmuseums zu Cairo abgegeben werden sollen.

Gemälde.

Berlin. Es wird jezt hier das erste vollständige Rundgemälde der Stadt Petersburg gezeigt, zu dessen Ausführung der Künstler, Hr. Lera, den günstigen Standpunkt benuzte, den ihm das Gerüste darbot, welches die im vorigen Jahre errichtete, 180 Fuß hohe Alexandersäule umgab. Auf der einen Seite sieht man bis zum Ausfluß der Newa in den finnischen Meerbusen, auf der anderen bis Zarskoje-Selo. Das Panorama, welches in einer eigens dazu erbauten Rotunde aufgestellt ist, zeichnet sich durch Treue und Vollständigkeit in allen seinen Theilen aus.

Arensberg. Der Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen hat der hiesigen evangelischen Gemeine ein von Däger in Düsseldorf ausgeführtes Altarbild, die Auferstehung Christi darstellend, übersandt und den größten Theil der Kosten dieses Bildes aus seinen Mitteln bestritten.

Rom. Unter den neuesten Leistungen der in Rom sich aufhaltenden deutschen Künstler zeichnet sich J. Kochs Macbeth, wie ihm die Hexen in den Weg treten, aus, welcher für eine öffentliche Anstalt Insprucks bestimmt ist. Ferner hat Wittmer aus Bayern, der Schwiegersohn Kochs, in einer Reihe von Gegenden Griechenlands, der Türkei und Kleinasiens das Leben der Bewohner dieser Länder dargestellt. Seitz aus München hat die Versöhnung Jakobs und Esaus gemalt, und Joseph Polack aus Prag für Hamburg ein Genrebild geliefert, das eine um ein schlafendes Kind versammelte Familiengruppe darstellt. A. Elsasser aus Berlin hat mehrere innere Ansichten von Kirchen vollendet, unter denen besonders die St. Peterskirche in der Osterwoche, wenn am Abend die Reliquien den versammelten Pilgern gezeigt werden, hervorgehoben wird. Derselbe Künstler hat gegenwärtig eine Reihe vielversprechender Landschaften in der Arbeit, welche auf einer Reise nach Neapel und Sicilien entworfen wurden.

Stahlstich.

Als eines höchst gelungenen Stahlstiches erwähnt das Court-Journal vom 5. December 1835 der von Hrn. Moon so eben gelieferten Copie von Rembrandt's Ehebrecherin.

Die neueste Nummer von Winkle's Cathedrals enthält Proben von der schönen altgothischen Architektur, die in der Cathedrale zu Wells angetroffen werden.

Finden's Byron Beauties ist nun vollendet.

Ausgrabungen.

Rom. Die diesjährigen Ausgrabungen in verschiedenen Theilen des römischen Staats sind vorzüglich reich an antiken Bronzen. Ausgezeichnet ist eine in (unseren Blättern bereits erwähnte) weibliche Figur aus der besten römischen Zeit und bis auf den Kopf völlig erhalten, zu der Thorwaldsen den Kopf modelliren, und die eine Zierde der hiesigen Galerie bilden wird. Die Falten der Draperie sind im schönsten Styl. Die Figur ward in Campo Scala, dem alten Vulci, gefunden. Ferner ein kolossaler Arm, der einer Figur von wenigstens 25 Palmen Höhe angehört haben muß und bei Reinigung des innern Hafens (der Darsena) von Civita Vecchia, über 20 Fuß unter der Meeresfläche, gefunden wurde. Man will auch bereits durch Taucher Spuren von dem Vorhandenseyn der ganzen Figur entdeckt haben.

Stockholm, 15. December 1835. Ein Bauermädchen pflügte im August aus einem Acker beim Gehöft Norrgårda im Kirchspiele Hamra zwei gewundene Armringe von Gold, 49 Ducaten schwer, und einen schlichten goldenen Armring, 26 Ducaten schwer, und beim Graben eines Teiches bei Hesselby im Kirchspiel Linde fand die Frau des Bauern Nils Jakobson eine runde Goldplatte mit angelötheten Oehre. Der eine wie der andere Fund ist vorschriftsmäßig der Krone zur Einlösung angeboten worden.

Kunstausstellungen.

Berlin. Im laufenden Jahre wird abermals eine Kunstausstellung im Akademiegebäude stattfinden, welche in der 1sten Woche des Septembers beginnt und zwei Monate dauert.

Paris. In der am 20. December 1835 eröffneten Ausstellung zu Gunsten der dürftigen polnischen Flüchtlinge bemerkte man Zeichnungen von den ersten französischen Künstlern, ferner ein werthvolles Originalgemälde von Franz Floris, ein Meßbuch aus dem vierzehnten Jahrhundert mit illuminirter Schrift, und die lezte Arbeit des Malers Girodet.

Porzellanmalereien.

Kopenhagen. Die seit 1779 auf königliche Rechnung betriebene Porzellanfabrik liefert jezt Fabrikate, die sich nicht nur in Ansehung der Masse und Brennart, sondern auch der Form nach auszeichnen. Die größern Kunstarbeiten werden unter der Leitung des Professors Hetsch ausgeführt. Mit der Landschaft-, Blumen- und Decorationsmalerei sind für die Fabrik 10 Maler beschäftigt, und durch die Bemühungen des Obermalers, Professor Jensen, ist insbesondere die Blumenmalerei zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht worden.

Vereine.

Dresden. Am 22. December 1835 fand die gewöhnliche alljährliche Verloosung der vom sächsischen Kunstvereine für 5000 Thlr. angekauften 37 Gemälde und Zeichnungen, 10 Kupferstiche, 12 Lithographien und 12 silbernen Medaillen im Lokale des Vereins statt. Außerdem wird das Honorar der Kupferstecher, welche die Arbeiten zur Bilderchronik nach diesen Gegenständen besorgen, über 1000 Thlr. betragen. Die Zahl der Aktien betrug im vorigen Jahr 1506, in diesem 1732, was eine stets erhöhte Theilnahme an dem seit 8 Jahren bestehenden Institute bezeugt.

London. In der Sitzung der alterthumsforschenden Gesellschaft zu London am 26. November v. J. erhielt dieselbe, unter andern werthvollen Geschenken, von Henry Howard Esq., auf Greystock, eine Sammlung von Steinzeichnungen, welche aus Porträts, Wappen, Autographien und sonstigen Facsimiles der Howard'schen Familie besteht, und deren Originale meist dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts angehören. Einer der Steindrücke stellt den berühmten Grafen von Surrey dar, wie er in voller Rüstung vor einer Schlacht, wahrscheinlich der bei Flodden-Field, neben seinem Zelte kniet. Das Original ist auf Pergament gemalt und befindet sich in einem alten Manuscript über Heraldik, welches dem Lord Stourton gehört.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 20.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 10. März 1836.

Archäologisches von den griechischen Inseln.

(Beschluß.)

Unter den übrigen Ruinen der Stadt verdient nur noch die eines antiken Wohnhäuschens einige Aufmerksamkeit. Dasselbe bildet ein längliches Viereck, dessen Hinterwand an den Felsen gelehnt ist, von 6,90 Meter Länge und etwas mehr als 2 Meter Breite. Es besteht nur aus zwei Zimmern oder Abtheilungen, von denen die südliche 2,70, die nördliche 3,70 Meter Länge hat; die Scheidewand war 0,50 Meter breit. So weit die Wände erhalten sind, sind sie mit einem sorgfältig gearbeiteten und geglätteten Stuck überzogen, dessen Grundfarbe weißlich ist. Die Wände der südlichen Kammer sind mit Guirlanden von ziemlich steifer Zeichnung eingefaßt, deren Farben, so weit sie sich erkennen lassen, rothbraun, apfelgrün, ziegelroth und weiß sind.

Außerhalb des Umkreises der Stadt, am südwestlichen und südlichen Abhange des Berges, sind die Gräber in ungeheurer Zahl, aber zum großen Theile bereits von dem Besitzer dieses Terrains während der ersten Jahre der Revolution geöffnet. Die bessern dieser Gräber sind viereckige, aus Bruchsteinen gebaute, inwendig mit einem groben Stuck bekleidete Kämmerchen, mit Lagerstätten für drei, vier und mehr Leichen, mit großen Schieferplatten überdeckt, und an die Terrassen des Berges angelehnt; ungefähr ein Dritttheil ihrer Höhe, häufig auch weniger, ragt über die Oberfläche der Erde hervor. Auf diesen größeren Gräbern haben meistens Statuen oder Halbstatuen gestanden, welche umgestürzt daneben, oder wenn die Decke des Grabes eingebrochen war, in den Kammern liegend gefunden wurden. Die Halbstatuen sind fast ohne Ausnahme grobe Fabrikarbeit, und haben alle dieselbe Stellung: der linke Arm ist in den Sinus des Gewandes eingehüllt und auf die Brust zurückgebogen, der rechte hängt am Körper herunter. Unter den ganzen Statuen sind einige besser, namentlich eine weibliche, mit hübscher Draperie, und die über das Obergewand einen durchsichtigen Schleier geworfen hat, welche schwierige Aufgabe von dem Künstler nicht ohne Geschick gelöst ist. Ein seltsamer Anblick ist es aber, diese Statuen, deren in Allem etwa zwanzig sind, haufenweise zu dreien und vieren über und neben einander liegen zu sehen, da der Besitzer durch das Decret der National-Versammlung, welches die Ausfuhr von Alterthümern verbot, an dem Verkaufe derselben verhindert wurde, und es ihm an Mitteln fehlte, sie über rauhe Klippen in das entfernt liegende Dorf zu schaffen oder sonst unter Obdach zu bringen. Ich werde über ihr Schicksal seiner Zeit weiter berichten. — Die Köpfe sind bei allen aufgesezt gewesen, und nur von fünf oder sechs derselben gefunden worden. Sämmtliche Statuen sind von weißem Parischem oder Narischem Marmor, und die, wie schon oben bemerkt wurde, im Ganzen besser gearbeiteten Figuren gehören, nach den Inschriften ihrer Piedestale, fast sämmtlich den Mitgliedern einer und derselben, durch Reichthum oder ererbten Einfluß auf Anaphe in der Zeit seiner höchsten Blüthe vorherrschenden Familie an, in deren Namen der Stamm *ΤΕΛΕΩ* die Hauptwurzel bildet (Telesikrates, Teleson, Telesigenes, Krinoteles, Epiteleia, Nikoteles u. s. w.), und die sich durch eine Reihe von Inschriften verfolgen läßt. Nach dem Charakter der Schriftzüge auf diesen Monumenten aber — welchen ich auf einem so entlegenen Eilande für ein sicheres Kriterion halten möchte, als den Styl der Kunstwerke selbst — fällt die Epoche der Blüthe Anaphes mit der Zeit des Flors von Delos, zwischen der Zerstörung Korinths und den Mithridatischen Begebenheiten, zusammen. Bemerkenswerth ist jedenfalls, daß auf keiner der dreißig Inschriften, welche ich hier las, ein römischer Namen vorkommt, und daß die dorischen Formen (ὁ δᾶμος, τᾶς ματρός u. s. w.) noch vorherrschen.

Verhältnißmäßig in viel geringerer Zahl, als die Statuen, sind Grabsteine der gewöhnlichen Form mit Vorstellungen in Basrelief gefunden worden, und größere

gemalte Vasen gar nicht, nicht einmal die auf der benachbarten Thera so häufige Art. Viele der Gräber, namentlich die der Familie der Telesigeniden, wie wir sie wohl nennen dürfen, haben goldene Schmucksachen, Hals- und Armbänder, Finger- und Ohrringe enthalten, die aber durch heimlichen Verkauf meistens schon verschleudert und in die Hände europäischer Reisender übergegangen sind. Ich sah nur noch einen goldenen Ring, ein paar aus Goldblech getriebene Medaillons, die zu einem Halsschmuck gehört haben, und ein paar goldne Ohrringe in Gestalt von Tauben, deren Flügel und Augen durch Carneole gebildet sind. Zwischen dem Kopfknochen jeder Leiche hat man regelmäßig eine Münze gefunden, theils silberne von Athen und Rhodos, theils bronzene von denselben Orten und von Anaphe selbst.

Ungefähr an der Mitte des südlichen Abhanges der Anhöhe steht ein großer Sarkophag aus weißem, wie mir schien, Pentelischem Marmor, dessen Reliefs aber durch die Schärfe der Seeluft schon sehr gelitten haben. Die vordere (südliche) Längenseite stellt sechs bacchische Genien dar; sie sind nackt, nur um die Schultern ein flatterndes Gewand; zwei in der Mitte bilden eine Gruppe: der eine sinkt berauscht in die Arme des andern, mit einer überraschenden Wahrheit und Anmuth im Ausdrucke der Trunkenheit. Rechts (dem Zuschauer) neben ihnen sieht man einen viereckigen Altar; daneben ein Genius, in tanzender Stellung, auf der Schulter den Thyrsos, in der rechten Hand einen Krug haltend; vor ihm liegt ein Panther am Boden, den einen Fuß auf einen umgestürzten Krug lehnend. Links von der Hauptgruppe zerrt ein vierter Genius einen Bock an den Hörnern zum Opfer herbei. Rechts und links an den Ecken schließen zwei andere Genien in gleichmäßiger Stellung das Bild ab. — Auf der westlichen Seitenfläche sieht man Pegasus, links gewandt, zum Sprunge ausholend; ein nackter Krieger, den runden Schild am linken Arme, faßt mit der Rechten die Mähne des Flügelrosses, um es zurückzuhalten. Unter den gehobenen Vorderfüßen des Pegasus ist ein schreitender Löwe. — Die östliche Seitenfläche zeigt eine halb aufrecht sitzende Sphinx, die mit den Vorderfüßen eine Schlange zu zertreten scheint. Auf der hintern Längenseite sind zwei Greife, die auf einem kleinen Altar eine Fackel halten. Die Gesimse des Sarkophags sind einfach und unverziert, der gebrochene Deckel geschuppt. Dieses schöne Monument gehört der besten Kunstperiode an.

Ich weiß nicht, ob es eine des Aufzeichnens werthe Bemerkung ist, daß bei allen noch am Platze stehenden Sarkophagen in Griechenland, deren ich mich entsinne, in Delphi, in Sparta und auf Anaphe, die Hauptseite gegen Süden gewandt ist.

Von den Ruinen der Stadt führte ein gepflasterter Fahrweg, welcher noch zum großen Theile erhalten ist, in Windungen längs den Seiten der Berge nach dem altberühmten, in grauer Fabelzeit von den Argonauten * gegründeten Tempel des Apollon Aigletes. Zu beiden Seiten dieser Straße, der ἱερὰ ὁδὸς der Anaphäer, auf welcher sie bei festlichen Gelegenheiten nach dem uralten, hochberühmten Heiligthum zogen, bemerkte ich hie und da wieder geöffnete Gräber.

Der Tempel selbst lag ungefähr eine Stunde von der Stadt auf dem Rücken eines Isthmos, welcher ein hohes, zweigipfliges, aus weißem Marmorfelsen bestehendes Vorgebirge, das gegen Südosten weit in die See vortritt, mit der Insel verbindet. Auf den ausgedehnten Unterbauten oder vielmehr Grundmauern eines Peribolos von unregelmäßiger Gestalt, mit zurücktretenden Winkeln und vorspringenden Ecken, dessen größte Länge von Westen nach Osten ungefähr siebzig, und dessen Breite vierzig Meter beträgt, stehen jetzt die Kirche und die Wohn- und Wirthschaftsgebäude eines Klosters der Panagia; am westlichen Ende dieses Grundbaues aber steht noch die Cella eines Tempels aus weißem Marmor, deren äußere Länge 12,12, und deren äußere Breite 5,50 Meter beträgt. Die Mauern sind 0,84 Meter dick. Durch eine Thüröffnung von 2,71 Meter Weite in der schmalen Ostfaçade tritt man in einen Pronaos, der 2,60 Meter Tiefe hat, und aus diesem durch eine zweite Thür in die eigentliche Cella von 6,91 Meter Länge. Diese innere Cella ist aber von den Mönchen in ihr Refectorium (κοινόβιον) umgeschaffen und durch Zwischenwände in mehrere Abtheilungen geschieden worden, und auch aus dem Pronaos haben sie ein paar Kammern für Federvieh gemacht. — Ein Opisthodomos ist so wenig, als eine westliche Thür vorhanden gewesen. Auch eine Säulenstellung hat der Tempel nie gehabt.

Ob diese Cella das eigentliche Heiligthum des Apollon Aigletes gewesen? Nichts gibt darüber sichern Aufschluß; so viel aber ist gewiß, daß in dem ausgedehnten Peribolos noch mehrere andere Tempel gestanden. Man sieht an mehreren Stellen, welche von den Klostergebäuden frei gelassen sind, den zu Tage tretenden Felsboden zur Aufnahme der Fundamente großer Gebäude glatt ausge-

* Apollod. Bibl. 1, 9, 26. Strabon 10, p. 586. Tchn.

hauen, und die Klosterbauten selbst sind fast ganz aus Marmorquadern, Gesimsstücken u. s. w. aufgeführt, von denen die zum größern Theil noch erhaltene Cella nicht den zehnten Theil beigesteuert haben kann. Von Säulen finden sich, außer einem merkwürdigen jonischen Kapitell, sehr wenige Bruchstücke. Wir bemerkten mehrere Stücke eines dorischen Gebälks, mit Stierschädeln in den Metopen, aber wiederum zu klein, als daß es zu dem oben beschriebenen Tempel hätte gehören können. Dazu kommt, daß in zwei Inschriften, einer hier befindlichen und einer in dem Dorfe Anaphe aufbewahrten, * ein Apollon mit einem andern Beinamen vorkommt, den ich mir bis jezt nicht zu erklären vermocht habe, und der in den Schriftzeichen *ΑΣΤΕΛΑΤΑ* sich darstellt. Ja die leztere Inschrift erwähnt sogar geradezu einen Tempel der Aphrodite und ein Hieron des Asklepios, welche nicht wohl anderswo als im Bezirk dieses Nationalheiligthums gelegen haben können. Daneben ist jedoch auch der Name des Apollon Aigletes durch Steinschriften verbürgt, z. B.:

ΕΥΓΝΩΜΩΝ ΕΥΓΝΩΜΟΝΟΣ
ΑΡΧΙΑΤΡΟΣ ΑΠΟΛΛΩΝΙ
ΑΙΓΛΗΤΗΙ ΕΥΧΗΝ.

Auf Therasia fand ich die unbedeutenden Ruinen des alten Städtchens dieser Insel auf der der Nordspitze von Thera gegenübergelegenen Küste, und in denselben, wie schon früher erwähnt worden ist, einen jener altarförmigen, mit Stierschädeln und Blumengehängen verzierten Grabsteine. Auch sah ich eine hier gefundene Grablanze mit der Unterschrift:

ΠΡΕΙΜΟC

in demselben Stempel, den man auf zahllosen Grablanzen von Aegina, Delphoi und andern Orten findet. Die Fabrik des Preimos scheint demnach ihre Erzeugnisse über einen großen Theil von Griechenland vertrieben zu haben.

Indem ich hier diese Bemerkungen über die griechischen Inseln schließe, bitte ich um günstige Nachsicht für das Fragmentarische derselben, das nicht etwa einer Abneigung, gründlicher zu prüfen und zu schreiben, sondern dem Mangel an der nöthigen Muße und den nöthigen Hülfsmitteln zuzurechnen ist.

* Ich entsinne mich, irgendwo eine Notiz gelesen zu haben, nach welcher sich auch in Villoisons Papieren eine Copie dieser merkwürdigen Inschrift finden muß. Jedenfalls wird sie jezt wohl schon im fünften Heft des C. I. G. gedruckt seyn.

Vereine.

London. In der monatlichen Zusammenkunft der Gesellschaft für Architektur am 1. December v. J. las Hr. Jones eine Abhandlung über die Umstände vor, welche auf die verschiedenen nationalen Baustyle Einfluß gehabt. Für die nächste Versammlung gab der Präsident, W. B. Clarke, Esq., den Mitgliedern die Zeichnung einer Säule, nebst Kapitell und Socel, auf, welche von allen bis jezt bekannten Baustylen abweiche.

Berlin. In der am 29. Dec. 1835 statt gehabten Versammlung des römischen Instituts für archäologische Korrespondenz legte Professor Gerhard die hauptsächlich unter Mitwirkung des Dr. Panofka allhier ausgeführten diesjährigen Denkmäler-Hefte und Druckschriften des Instituts vor. Auch wurde eine Reihe wichtiger Denkmäler-Zeichnungen mitgetheilt, die für das königliche Museum bestimmt sind; darunter die seit 1826 veranstaltete Sammlung etrurischer Ossuare, und eine Zeichnung des neuerdings zu Neapel zum Vorschein gekommenen Apulischen Thongefäßes erster Größe, welches die Einsezung der Nemeischen Festspiele darstellt.

Metallektypographie.

Hr. Dembour in Mez, von welchem bei J. H. Meyer in Braunschweig so eben eine Schrift, nebst Proben, über diesen Gegenstand erschienen ist, hat ein Verfahren erfunden, erhabene Kupferplatten im Wege des Aezens zu erzeugen, wobei die Zeichnung nicht in einen vorher aufgesezten Aezgrund radirt, sondern mittelst des Pinsels oder der Feder unmittelbar auf die Kupferplatte gezeichnet und dann, durch Anwendung der Säure, erhaben dargestellt wird. Dies Verfahren verbindet mit Einfachheit und Schnelligkeit (Hr. Dembour hat der königlichen Akademie in Mez eine eben verfertigte Pinselzeichnung auf Kupfer vorgelegt und 5 Stunden darauf schon Abzüge von der vollendeten Platte geliefert) den wesentlichen Vorzug, daß der Zeichner oder Maler seine Zeichnung selbst macht und somit der Gefahr entgeht, sein Bild, wo nicht durch den Stecher fehlerhaft copiren, doch an charakteristischer Eigenthümlichkeit verlieren zu sehen.

Literatur.

München. Von den Denkschriften der ersten oder philosophisch-philologischen Klasse der Akademie der Wissenschaften ist dieser Wochen der neuerschienene Band unter die Mitglieder vertheilt worden. Er enthält 11 Abhandlungen auf 108 Bogen in Quart mit 15 lithographirten, zum Theil colorirten Zeichnungen. Unter den Abhandlungen interessiren den Kunstkenner und Archäologen besonders folgende: Numismata graeca hactenus minus accurate descripta aut inedita, von Franz Streber (mit 4 Tafeln). Versuch einer vollständigen Erklärung der Bildwerke an dem römischen Denkmale in Igel, von Schorn (mit 1 Tafel). Ueber das Grabmal des Alyattes, von Fr. Thiersch. Ueber die Vasa murrhina der Alten, von demselben (mit 1 colorirten Tafel). Ueber Paros und Parische Inschriften mit 4 Tafeln, darunter 2 kolorirte, von demselben. Ueber das Bild des Weltbaumeisters Wiswakarman in einem der Felsentempel bei Illora, von Othmar Frank.

Galerie lebender britischer Künstler; 50 Stahlstiche nach Originalzeichnungen von Turner, Robert Stanfield ꝛc., mit erklärendem Text in deutscher Sprache. in Royal 4., mit Text 5⅓ Thlr.; elegant in Leinen gebunden 4⅙ Thlr. Conv. Berlin, A. Asher.

Paris. Von Hrn. Jacquet's Inde Française ou collection de dessins lithographiques représentant les divinités des peuples Hindous etc. ist das 25ste und letzte Heft erschienen; kl. Folio, 15 Frs.

Unter dem Namen: Etudes d'une maison du XVI. siècle à Lisieux hat Hr. Challamel eine Sammlung von 9 lithographischen Platten mit Texte herausgegeben.

Zu London ist unlängst erschienen: The Anglers Souvenir; by P. Fisher, Esq. Dieses Taschenbuch für Angler zeichnet sich durch die von Beckwith und Topham gelieferten trefflich und geistreich ausgeführten Holzschnitte und Kupferstiche aus. Das ganze Werk ist mit einer neuen Art von Typen, welche den Kupferstich nachahmen, auf starkes heißgepreßtes Papier gedruckt.

Die siebzehnte Lieferung von Beattie's Switzerland ist reich an trefflich gestochenen Schweizergegenden, unter denen die Ansicht des Pissevache und der Stadt Thun besonders Erwähnung verdienen.

In Ostindien ist für's Jahr 1835 ein Taschenbuch, the Bengal annual, mit 12 Kupfern erschienen, welches 1 Guinea kostet.

Von der großen Beschreibung der Karthause zu Pavia (La Certosa di Pavia), mit Kupfern, von den Gebrüdern G. und F. Durelli, ist in Mailand das 25ste Heft erschienen. Das Werk ward bereits 1825 angefangen.

Statistik der Kunst.

Darmstadt. In der Sitzung der zweiten Kammer der Stände vom 15. December 1835 wurden, für die Finanzperiode von 1836—1838, 20,000 fl. jährlich für das hiesige Museum mit 37 Stimmen gegen 12 verwilligt.

Lithographie.

Ueber die verhältnißmäßige Brauchbarkeit der Steine von Chateauroux und München haben mehrere der ausgezeichnetsten lithographischen Drucker zu Paris (E. Robert, Decles, Frey, Motte, Gebr. Thierry ꝛc.) ein für die Kunst interessantes Gutachten geliefert, dem zufolge die erstern den leztern an Güte nichts nachgeben und für Vignetten, Autographien, Schrift ꝛc. noch vorzuziehen sind. Sie sind um 30% wohlfeiler, als die Münchner, und man versteht sie auch jezt so zu sägen, daß sie nicht mehr mit einem andern Steine unterlegt zu werden brauchen.

Denkmünzen.

Dresden. Zum vier und achtzigsten Geburtstage Tiedge's ward, auf Veranlassung eines Freundes des Dichtergreises, von einem jungen Künstler eine Denkmünze gefertigt, die auf der einen Seite das Porträt Tiedge's in Büste und Profil, mit der Umschrift: „Christian August Tiedge, geb. am 13. December 1752,“ auf dem Revers aber ein emporstrebendes Flügelroß mit der Umschrift: „Erhabenheit sein Flug, Licht und Recht sein Streben,“ darstellt.

Persönliches.

Haag. Als Mitglieder und Korrespondenten des königlich niederländischen Instituts sind vom König bestätigt worden: Die Herren J. D. Zocher, Architekt in Haarlem, A. Thorwaldsen in Rom, Anderloni, Professor und Direktor der k. k. Kunstschule in Mailand, P. von Cornelius, Direktor der Kunstakademie in München.

London. In der um die Mitte Decembers v. J. abgehaltenen dreijährlichen Hauptversammlung der königlichen Akademie erhielt Hr. W. D. Kennedy für das beste historische Gemälde die goldene Medaille und ein schöngebundenes Exemplar der Schriften des vormaligen Präsidenten Reynolds und West.

Mexikanische Alterthümer.

Langlois gibt im Temps einen Bericht über die bereits erschienenen 11 Hefte (aus 13 wird das Ganze bestehen) der Antiquités mexicaines, welche die Ergebnisse der drei Reisen des Cap. Dupaix, nebst Anmerkungen verschiedener Gelehrten, enthalten.

Einige Spanier entdeckten zuerst 1750 in den Einöden des Bezirkes Carmen im Königreich Guatemala (Provinz Chiapa, unweit Palenque) ungeheure Trümmer einer Stadt, die 7—8 QM. bedeckt haben mußte. Erst 1786 wurden von Seiten der spanischen Regierung Nachforschungen angestellt, deren Ergebnisse in den Archiven von Mexiko blieben. Im Jahr 1805 aber sandte Spanien den Hauptmann Dupaix, dem man den Zeichner Castañeda beigab, und was diese auf 3 Reisen bis 1808 gesammelt haben, wird in dem angeführten Werke mitgetheilt.

Der Name der alten Stadt ist, wie der ihrer Bewohner, untergegangen, aber ihr Anblick ist noch jezt wahrhaft staunenerregend. Gewaltige Paläste, Riesendenkmäler aus Stein und Ziegeln, Brücken von kyklopischer Bauart, Pyramiden, eine fast nach europäischen Regeln angelegte Festung von $1/2$ Stunde Umfang, die einen 600 Fuß hohen Hügel krönt, kühne Säulen, mit Hieroglyphen bedeckte Mauern und Thore, feine, zart ausgeführte Sculpturen, und auf der anderen Seite steife, eckige Figuren und scheußliche Ungeheuer, Götzenbilder aus Granit und Porphyr, Wasserleitungen, Thierkreise, Grabmäler von 50—60 Fuß Höhe, Grabgewölbe, die den ägyptischen Hypogäen ähnlich sind, ꝛc. zeugen von der einstigen hohen Civilisation eines Volkes, dessen Andenken schon zur Zeit der Eroberung Mexikos spurlos verschwunden war. Schade, daß Humboldt diese Ruinen nicht besuchte, vielleicht hätte sein Genie einen Lichtstrahl in das tiefe Dunkel geworfen, das über ihrer Geschichte liegt.

Farcy hat den spanischen Text des ursprünglichen Berichts in's Französische übertragen; Lenoir theilt seine antiquarischen Forschungen mit, und vergleicht die mexikanischen Alterthümer mit den ägyptischen und indischen. Warden untersucht den Ursprung der Uebervölkerung Amerikas. Die Zeichnungen Castañeda's endlich sind in getreuen Abbildungen wiedergegeben.

Das Werk erscheint im Bureau des Antiquités mexicaines, Rue de Seine, Nr. 16.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[30] Stuttgart. Am 21. März und folgenden Tagen werden dahier aus der Freiherrlich von Herman'schen Verlassenschaft eine reiche Kupferstichsammlung, eine kleinere, aber schöne Gemäldesammlung und einige andere Kunstgegenstände gegen gleich baare Zahlung im öffentlichen Aufstreich verkauft. Der systematisch geordnete Katalog wird in diesen Tagen versendet werden und bei allen soliden Kunst- und Buchhandlungen zu haben seyn.

№ 21.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 15. März 1836.

Kunstnachrichten aus Italien.

In einer Kirche in Palermo, jener der P.P. Filippini dell' Oratorio, wird ein Gemälde aufbewahrt, welches für ein Werk Raffael Sanzio's gilt. Es stellt die Madonna, das Jesuskind und den kleinen Johannes vor. Die h. Mutter, in einem dunkelrothen Gewande und blauem Mantel, betet knieend und mit gefalteten Händen das göttliche Kind an, welches, das Haupt an ein Gebund Heu angelehnt, auf einem dunkelfarbenen Tuche liegt, das linke Bein über das rechte geschlagen, den Zeigefinger an den Mund gelegt, mit der andern Hand winkend. Der kleine Johannes, die Knie gebeugt und die Arme übereinandergeschlagen, streckt sich nach vorne, und wird von einem Engel gehalten. Der Himmel ist heiter; eine lachende Landschaft ist mit grünen Kräutern und Blumen bedeckt und wird durch Hügel geschlossen; zur Seite sieht man einen halbverfallenen Stall. — Dies Bild befindet sich in einer dem h. Johannes gewidmeten Kapelle in der genannten Kirche, welche von Simon Zati, Marchese di Nifest, gestiftet ward. Dieser, aus einer vornehmen florentinischen Familie stammend, welche mit den Medici, Strozzi und Buondelmonti verwandt war, ließ sich im sechzehnten Jahrhundert zu Palermo nieder und soll das genannte Gemälde mit sich gebracht haben, welches dann den Ort schmückte, wo er begraben liegt. — So besagt eine mit Auszügen aus der Gemeindebibliothek zu Palermo und dem Archiv der gedachten Kirche der Filippiner versehene Schrift: „Sopra un quadro di Raffaello Sanzio, posseduto dai PP. Filippini dell' oratorio in Palermo. Osservazioni storico-critiche di Agostino Gallo, segretario della classe di lettere ed arti etc.“ (Palermo, 1835. 22 S. 8., mit einer Kupfertafel). — Wenn die erwähnte Tradition, welche dies Gemälde dem Raffael zuschreibt, wirklich begründet ist, so muß man sich über diesen Fund (wie man bei dem Umstande, daß das Bild so wenig bekannt zu seyn scheint, es wirklich nennen kann) von Herzen freuen. Freilich macht die Mailänder Biblioteca italiana (Bd. 79, S. 84 ff.) einige Bemerkungen, nach welchen das Gemälde mit Werken der lombardischen Schule große Aehnlichkeit zu haben scheint. Es soll dies, wenn auch entfernter, mit der bekannten, im Louvre befindlichen und von Desnoyers gestochenen Madonna della grotta des Lionardo der Fall seyn; namentlich aber soll die Composition an Gaudenzio Ferrari erinnern, besonders die Attitüde der Madonna und der Styl der Gewänder. Eine ähnliche Darstellung (versteht sich, in Bezug auf die Anordnung des Ganzen, nicht auf den Styl) soll es geben von Giovannone, dem Lehrer des Ferrari; in Bildern des Bernardin Luini, des Cesare da Sesto u. A. sollen sich manche Anklänge finden. Wie dem auch seyn möge, das genannte Werk scheint mehr Aufmerksamkeit zu verdienen, als ihm bisher zu Theil geworden ist.

*

In jüngster Zeit ist in Italien Manches gethan worden, die Schätze seiner vielen und reichen Galerien durch Kupferwerke, welche vermöge ihres Preises Kunstfreunden zugänglicher sind, als ehedem das Musée Napoléon, allgemeiner bekannt zu machen. Das von Montalvo, Zannoni u. A. besorgte Florentiner Galeriewerk (bei Molini) schreitet zwar langsam fort, ist aber schon weit gediehen; das Museo borbonico, der Vatikan, die Sammlungen zu Bologna, die schönen, unter Cicognara's Aufsicht begonnenen Lithographien nach Meistern der venezianischen Schule u. a. werden rüstig fortgesezt. Vor Kurzem entwarf auch der bekannte Kupferdrucker und Kunsthändler Bardi in Florenz den Plan, die Galerie Pitti neu stechen zu lassen; wir wissen aber nicht, ob dies Unternehmen, für welches bereits einige tüchtige Zeichnungen vollendet waren, zu Stande gekommen ist. Ein ähnliches ist nun in Turin begonnen worden — einer Hauptstadt, die sich zwar in Bezug auf Kunstschätze andern nicht gleichstellen kann, wo aber der jezt regierende König, wie

für Geschichte und Wissenschaft, auch für diesen Zweig schon Manches gethan hat. Wir rechnen dazu namentlich die Einrichtung und Eröffnung einer Pinakothek, welcher das alte, in der Mitte der Stadt liegende königliche Schloß, ein von den Fürsten von Achaia errichtetes, von den Savoyischen Herrschern erweitertes Gebäude, eingeräumt worden ist, und wo nun die früher zerstreuten Kunstwerke gesammelt sind. Unter den neuen Acquisitionen nennen wir nur die Madonna della Tenda, welcher indeß die vom König von Bayern von Sir Thomas Baring erkaufte die Originalität streitig macht. — Die Hauptbilder dieser Galerie sollen nun, in guten Kupferstichen, zu einem Werke vereinigt werden, dessen Herausgabe der Generaldirektor derselben, Marchese d'Azeglio, leiten wird. Italiens bedeutendste Künstler, Pietro Anderloni, Toschi, Jesi, Perfetti, Bisi, Rosaspina, Lasinio, Ricciani, Palmieri u. A. werden mit ihren besten Schülern dafür thätig seyn, so daß sich etwas Ausgezeichnetes erwarten läßt. Die allgemeine Leitung des chalcographischen Theils übernimmt der unermüdliche Lasinio (der Sohn), welcher mit solchen Arbeiten längst vertraut ist. Das ganze Werk soll aus etwa 80 Heften, jedes zu vier Blättern in groß Folio, bestehen, die einander in Zwischenräumen von 40 zu 40 Tagen folgen werden. Der Preis jedes Hefts ist zu 12 Fr. (auf chin. Pap. 20 Fr.) festgesezt. — Des Königs Bildniß, nach einem Gemälde Horace Vernet's von Toschi gestochen, soll das Titelkupfer bilden.*

*

G. Bordiga, von welchem wir bereits eine Lebensbeschreibung des Malers Gaudenzio Ferrari besitzen (Mailand, 1821), gibt gegenwärtig die Werke dieses Künstlers in leicht schattirten Umrissen heraus unter dem Titel: „Le opere del pittore e plasticatore Gaudenzio Ferrari, disegnate ed incise da S. Pianazzi, dirette e descritte da Gaud. Bordiga. (Mailand, 1835, in Heften in groß Quart zum Preise von 5 ital. Lire.) — Die berühmtesten Arbeiten Gaudenzio's finden sich in der Kapelle der Pietà in der Kirche von Varallo (Sacro monte di Varallo); von diesen finden wir im ersten Heft die Darbringung im Tempel, den kreuztragenden Christus und die Kreuzigung (Fresken), so wie die Taufe Christi, Oelgemälde in der Kirche Sta Maria bei S. Celso in Mailand. — Ferrari war im J. 1484 zu Valduggia im Val-Sesia geboren, genoß zuerst zu Vercelli den Unterricht Girolamo Giovannone's, und arbeitete sodann in Mailand, wo die da Vinci'sche Schule in vollem Flor stand. Später war er beim Perugino und in Rom, wo er Raffael bei seinen umfassenden Arbeiten half. Wie schon Lanzi bedauernd bemerkt, ist dieser Künstler außerhalb seines Vaterlands bei weitem nicht nach Verdienst bekannt und gewürdigt.

* Vergl. die Nachricht im Kunstbl. Nr. 72 d. v. J.

*

Stefano Ticozzi, Herausgeber eines Künstlerlexicons, Uebersezer des d'Agincourt und anderer Werke, hat sich die undankbare Mühe gegeben, Hüards Geschichte der Malerei in Italien in's Italienische zu übertragen (Mailand, 1835). Die Unzuverlässigkeit und Flüchtigkeit solcher französischen Werke (wie u. a. der Geschichte der italienischen Malerei von Hrn. v. Stendhal — Beyle —), sowohl in Bezug auf die Fakta, als auf die Urtheile, ist so bekannt, daß sie von einem Unternehmen dieser Art nothwendig hätte abschrecken sollen. Des sonst kenntnißreichen Uebersetzers Berichtigungen und Anmerkungen haben das Buch nicht zu einem guten zu machen vermocht.

*

In Turin wird viel gebaut. Die Façade der Basilica von Sta Croce, nach Mosca's Zeichnung, die der Kirche von S. Carlo von Caronesi (wodurch der gleichnamige Platz bedeutend an Schönheit und Symmetrie gewinnen wird), und endlich jene von S. Filippo, von Juvara und Taluchi, sind beinahe vollendet. Leztere Kirche wird auch im Innern verschönert. Die nach der Piazza Castello zu gelegene Seite des königlichen Palastes wird unter Pelagi's Leitung durchaus erneuert. Einige neue Bildhauerarbeiten verdienen Beachtung, u. a. ein Hochrelief, die theologischen Tugenden vorstellend, von Boggiani, für den Marquis von Barol. Derselbe Künstler ist mit dem Modell zu einem (in Erz zu gießenden) Denkmale beschäftigt, welches im Arsenal zum Andenken Pietro Micca's errichtet werden soll, der sich selbst mit einer Mine in die Luft sprengte, um die, Turin belagernden Feinde zu verderben. — Manches Andere wird zur Verschönerung der Stadt vorbereitet und in's Werk gesezt, u. a. neue Dämme am Po, ein öffentlicher Garten &c.

*

Das Modell zu dem Monumente des Dichters Parini (des Verfassers der Tagzeiten und Freundes Ugo Foscolo's, der seinen Verlust in den Sepolcri so bitter beklagt), von Gaetano Monti, ist jezt vollendet. Sowohl dies, als das Denkmal Beccaria's von Marchesi werden nun wohl bald in Marmor ausgeführt werden.

Rt.

Neue Kupferstiche.

1) Sir Walter Scott in his Study at Abbotsfort, gemalt von William Allan, gestochen von John Burnet.

Das Original dieses Blattes, welches im Mai verflossenen Jahrs ausgegeben worden ist, gehört dem Hrn. Nasmyth in London, ein wahrhaft geistreiches Charakterbild. Sir Walter Scott sizt im Lehnstuhle an seinem Schreibtische und liest eine große Urkunde, welche die von der Königin Maria von Schottland vor ihrer Verheirathung mit Lord Darnley im Jahr 1565 erlassene Proklamation enthält. Neben ihm liegt sein Lieblingshund, hinter ihm steht ein Bücherschrank, auf dem Kamin, wo das Feuer brennt, steht Shakespeare's Büste; Wände, Schrank, Stühle und Fußboden sind mit alten Waffen, Geräthen und Büchern bedeckt; durch das verhängte Fenster fällt eine beschränkte Lichtmasse herein, welche den Dichter von der Seite beleuchtet, so daß sein freundliches und behagliches Gesicht fast ganz im Halbschatten und Reflex ist. Die malerische Anordnung und Beleuchtung, die Natürlichkeit der Stellung und des Ausdrucks und die geistreiche und lebendige Ausführung, welcher nur etwas mehr Bestimmtheit in den Formen und Ruhe in der Abstufung der Lichter zu wünschen wäre, geben diesem Blatt einen großen künstlerischen Werth. Ohne Zweifel gehört es zu dem Besten, was Burnet geliefert hat. Ein gedrucktes Beiblatt enthält die Angabe aller Waffen und Geräthe und die Abschrift der Proklamation.

2) Carl, Erzherzog von Oesterreich. Kriehuber pinx., Benedetti sculp. Den tapfern Kriegern der k. k. Armee gewidmet von den Verlegern Artaria und Comp. in Wien.

Halbe Figur, sehr einfach, aber meisterhaft behandelt, die Stellung ist natürlich und der Kopf sehr ähnlich, die Modellirung äußerst wahr, bestimmt und weich, nur die obern Haarmassen etwas zu dunkel. Hr. Benedetti führt sein Instrument mit größter Sicherheit und Reinheit, und versteht sich vortrefflich auf zweckmäßige Anlegung der Taillen und deutliche Bezeichnung der Stoffe.

3) Vittoria d'Albano, gemalt von Horace Vernet, in geschabter Manier gestochen von Henry Coussins. London und Paris, Juli, 1835.

Das Original befindet sich in der Sammlung des Hrn. Heath. Hier ist die bekannte schöne Vittoria, an deren Bildniß sich so viele Maler und Bildhauer versucht haben, in ihrem Sonntagsputz und in echt römischer Haltung vorgestellt. Die Figur ist etwas vollkommener, als in der Natur und das Bildniß erhält dadurch etwas Imposantes. Selten ist die geschabte Manier mit so viel Bestimmtheit und Eleganz angewendet worden, als in diesem Blatte, welches unter die allerbesten Arbeiten dieser Gattung zu zählen ist.

Gypsguss.

Neapel. Die kleine sehr schöne, in schreitender Stellung und mit Farben noch erhaltene antike Statue der Diana, welche vor 40 Jahren in Herkulanum gefunden wurde, ist auf Veranlassung des Architekten Zahn geformt worden, und es sind Abgüsse davon zu haben.

Numismatik.

New-York. Der Stempel für die neue Münze der vereinigten Staaten zeigt auf der Vorderseite die Göttin der Freiheit in sitzender Stellung, die eine Hand auf einem mit dem Wappen der Union geschmückten Schilde ruhend. Die Rückseite stellt den amerikanischen Adler dar. Zuerst sollen damit Dollars geprägt werden.

Böttigers archäologischer Nachlass.

Außer einer sehr reichen archäologischen Bibliothek hinterließ Böttiger eine Art von antiquarischer Bildergalerie, bestehend aus einer Reihe von Cartons im größten Folio, worin sich gestochene Blätter aus größern antiquarischen Werken, namentlich den Museen und Millin's Peintures, ferner eine bedeutende Zahl Handzeichnungen, en gouache, in Wasser- und selbst Oelfarben vorfinden; leztere namentlich in dem Portefeuille über die Malerei der Alten und die Vasenmalerei, die Aldobrandinische Hochzeit, Glasmalerei, Wandmalerei, Arabesken, Majolika. Ein Portefeuille enthält Bilder aus dem ägyptischen Alterthum; ein Carton Mosaiken; eine Reihe Cartons ist der Darstellungsweise der Götter gewidmet und mit Collectaneenheften, so wie Briefen unterrichteter Freunde ausgestattet.

An Bronzen enthält der Nachlaß 23 Statuen und Büsten aus den Lararien der römischen Vorzeit; ferner einige Lampen, ein Fläschchen, Nadeln, Fibeln, Schlüssel, Glöckchen.

An Thonarbeiten: 29 Flaschen und Urnen, 2 Schalen, 29 Lampen, 9 gemalte Gefäße, Flaschen und Schalen, 10 Schalen aus der bekannten rothen samischen Erde.

Auch 3 gläserne Fläschchen und einige Gemmen und Cameen sind vorhanden.

Eine abgeschlossene Sammlung bilden die ägyptischen Alterthümer, unter denen sich ein auf einem Stuhl von Feigenholz sitzender Harpocrates auszeichnet. Am Stuhle sind noch Spuren von Malerei und Vergoldung. Außerdem verdienen eine Katzenmumie und ein Basrelief aus Kalkstein, 1 Fuß breit und etwas weniger hoch, besonders erwähnt zu werden.

Das Münzkabinet enthält einige hundert griechische und römische Münzen; das kleine Mionnetische Münzpastenkabinet, die Lippertsche Dactyliothek, Hedlingers Medaillen 2c.

Den Wunsch der Erben, daß diese Sammlung ungetheilt in die Hände eines Besitzers oder einer öffentlichen Anstalt übergeben möge, theilt gewiß jeder Kunstfreund.

Malerei.

Hormayr's historisches Taschenbuch für 1836 enthält einen Aufsatz über die von S. K. H. dem Kronprinzen von Bayern angeordneten und von Dominik Quaglio aus München geleiteten Arbeiten zur Wiederherstellung des alterthümlichen Schlosses Hohenschwangau, die nun so weit gediehen sind, daß sich schwer unterscheiden läßt, was alt und was neu sey, während die innere Ausmalung des Schlosses unter dem thätigen Zusammenwirken von Lorenz Quaglio, Glink, Adam, Neher und Lindenschmidt ihrer Vollendung entgegenreift.

Aus dem mit herrlichem Baumschlag, insbesondere majestätischen Linden, geschmückten Burghof, der entzückende Aussichten auf die Seen, die Lechgegend, die fernen Ausläufer des Hochgebirgs und das schwäbische Flachland darbietet, tritt man in eine mit alterthümlichen Waffen behängte Säulenhalle. Die größte Zierde der Burg bilden jedoch die mit Wandgemälden geschmückten Säle.

Denjenigen, welcher den interessanten Lokalbegebenheiten Hohenschwangaus gewidmet ist, hat Lindenschmidt bereits vollendet, und er enthält 7 historische Gemälde, deren eines den Minnesänger Hilteboldt von Schwangau, einen Zeitgenossen des Barbarossa, darstellt. Der Scyrensaal, ebenfalls durch Lindenschmidt vollendet, zeigt deren sechs, unter andern eines, wo man den Ahnherrn des Königshauses, Herzog Luitpold, den Ring und die hölzerne Verschanzung der Normanen an der Dyle erstürmen und den Heerführer derselben eigenhändig erlegen sieht. Für den Welfensaal sind 5 enkaustische Tableaus, z. B. wie Heinrich der Löwe Tausende von Slaven zur Taufe in den Schwerinersee sprengt, während die Missionäre den heiligen Hain des Prowo zerstören; für den Stauffensaal sechs (u. a. die Weibertreue von Weinsberg, Conradins Hinrichtung in Neapel) in Vorschlag. Den zum Speisezimmer bestimmten Saal des Schwanenritters, dessen Sagen noch jezt im Munde des Volkes leben, wie die Schwäne, von denen die Burg ihren Namen hat, noch jezt auf deren Seespiegel einheimisch sind, hat Neher nach den Compositionen von Ruben gemalt. Ein Saal stellt das Leben der Burgherrn, ein anderer das der Burgfrauen dar, im Krieg, auf der Jagd, beim Turnier, auf der Pilgerschaft, mit dem Minnesänger und Harfner, im Verhältniß zum Armen und Siechen. Ein anderes Gemach ist der bayerischen und deutschen Sage gewidmet, und enthält namentlich in einer Reihe von Darstellungen die von Autharis und Theodolinde oder dem Bunde der Bajuwaren mit den Longobarden. Des Kronprinzen Schlafzimmer enthält 6 Darstellungen aus dem XIV. und XVI. Gesange von Tasso's befreitem Jerusalem, die Episode von Rinaldo und Armida betreffend, und das Ankleidezimmer Erinnerungen aus des Kronprinzen Reise in das Morgenland, seine Ankunft beim königlichen Bruder Otto zu Nauplia, die Audienz beim Sultan rc.

Bauwerke.

Die von den Jesuiten im Jahr 1602 u. f. erbaute prächtige St. Pauls-Kirche zu Macao wurde am 26. Februar v. J. durch eine in der Hauptwache ausgekommene Feuersbrunst ein Raub der Flammen.

Die Wiederherstellung der Abtei-Kirche zu St. Denis schreitet rasch vorwärts. Die Thürme sind mit einem gewaltigen Gerüste umgeben, und sie allein bedürfen noch der Reparatur, deren Vollendung man zu Ende künftigen Sommers erwartet.

Literatur.

Paris. Hr. Rougeot de Briel gibt heraus: Histoire numismatique de Napoléon, recueil de médailles frappées sur les campagnes et le règne de l'empereur. Die 100 dazu gehörigen Platten werden von Hrn. Lenormand, dem Sohn, gestochen. Das Werk wird zwei Bände Text in Großoctav bilden und erscheint in Lieferungen, jede zu 25 Cents.

Von Landons Annales du Musée ist der Salon de 1835 erschienen. 8., mit 14 Kupfern. 4 Franken 50 Cents.

In Tarascon ist erschienen: Monumens de l'église de Ste. Marthe à Tarascon. 8. 12 Bogen und 4 Kupfer.

Berlin. A. L. Millin's mythologische Galerie. Eine Sammlung von mehr als 750 antiken Denkmälern, Statuen, geschnittenen Steinen, Münzen und Gemälden, aus den 191 Original-Kupferblättern der französischen Ausgabe. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, 1836, in der Nicolaischen Buchhandlung. 304 Seiten. 8. Preis 10 Rthlr.

Hr. Dr. Parthey, welchem man 15 Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage die Herausgabe dieser zweiten verdankt, hat, mit Beibehaltung der für den praktischen Zweck genügenden gedrängten Erklärungen der einzelnen Denkmäler, den Millinschen Text einer Revision unterworfen und ihm durch dankenswerthe Berichtigungen mehr Werth gegeben. Die Bemerkungen, mit denen Professor Tölken die frühere Auflage ausgestattet, fehlen auch in dieser zweiten nicht, und das Register ist von Hrn. W. Abeken umgearbeitet worden, während auch in typographischer Hinsicht die neue Auflage bedeutend gewonnen hat.

Paris. Der Maler Van Geel hat kürzlich Burnet's in London erschienene „practical hints on painting" übersezt. Das Werk ist in einem Quartbande bei Rittner und Goupil erschienen und enthält, auf 27 geäzten Platten, über 50 einzelne Darstellungen. Der dritte Theil des Werks enthält Lithographien, eine Art der Vervielfältigung, die man des bequemen Colorirens wegen gewählt hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[62] Im Verlag von J. L. Schrag in Nürnberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Heideloff, C., der Tüncher, Stuckarbeiter, Quadraturist, Zimmermaler und Polirer rc. Für Bauliebhaber und Gemeindevorsteher, insbesondere für den geschmacksbildenden und technischen Theil der polytechnischen Anstalten bearbeitet. Nebst einem Anhange über hydraulischen Kalk, anwendbar für Tüncher, vom königlichen Bezirks-Ing. Fr. Panzer. Erstes Heft. Mit 19 zum Theil colorirten Kupfertafeln. Quer Folio. 1835. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Thibault, J. T., Anwendung der Linienperspektive auf die zeichnenden Künste, aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von Chapuis, übersezt von A. Reindel. Mit 54 Kupfertafeln. Royal Quart. 1834. 9 Thlr. oder 16 fl. 12 kr.

№ 22.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 17. März 1836.

Archäologischer Bericht aus Athen.

Ein Zufall hat uns kürzlich einen hübschen archäologischen Fund verschafft. Bei einer unabsichtlichen Grabung im Hofe des neuen Münzgebäudes, welches auf der Nordseite der Stadt an der Stadiumsstraße, und kaum zwei bis drei Schritte außerhalb der Linie liegt, welche die alte Stadtmauer auf dieser Seite wahrscheinlich verfolgte, stieß man in einer Tiefe von etwa vier Fuß auf einen Sarkophagdeckel, und bei weiterem Abräumen der Erde fand sich ein großer und überaus wohlerhaltener Sarkophag. Seine Richtung war von WNW. nach OSO.; er scheint eigentlich in einer Art von gewölbten Kammer gestanden zu haben, welche aber im Lauf der Zeit durch den Druck der Erde eingestürzt war, und von der sich in der umgebenden Erdschicht nur noch Spuren wahrnehmen ließen. Diese ganze Gegend ist voll von Gräbern, welche aber meistens der römischen oder gar der ersten christlichen Zeit anzugehören scheinen. Sie bestehen zum großen Theile, wenigstens in den obern Erdschichten bis auf eine Tiefe von fünf bis sechs Fuß, nur aus mächtigen, anderthalb bis drei Fuß langen Dachziegeln, deren je vier an einander gelehnt, ein Grab bilden, oder gar nur aus großen gehenkelten Krügen von der gemeinsten Art (wie die in einem andern Beitrage kürzlich beschriebenen Gräber auf Thera), in welchen sich Erde und Menschengebeine finden, und wo also eine Verbrennung oder anderweitige Bestattung der Leiche vorhergegangen seyn muß. Von beiden diesen Arten von Gräbern wurde vor drei Jahren, bei Legung der Fundamente des jetzigen königlichen Palais, eine Unzahl entdeckt, und in denselben zum Theil Grablampen mit christlichen Kreuzen. Auch jetzt fanden sich bei Aufräumung der Erde um den Sarkophag her dergleichen Gräber mit ähnlichen Lampen, und einer Münze des jüngern Constantius; daneben aber auch Bruchstücke von Thonfiguren, die man doch wohl schwerlich für christlich halten darf, und eine autonome Münze (mit dem Athenenhaupte und der Eule) von Athen. Dazu kommt, daß vier oder fünf bei dem Bau des jetzigen Palais in einem alten Fundamente * gefundene Inschriften sämmtlich Grabschriften ** waren. Das Resultat von diesem allem scheint mir zu seyn, daß diese Gegend längs der Außenseite der nördlichen Stadtmauer von jeher zu einem Begräbnißplatze diente, daß man aber nach Annahme des Christenthums und als die Stadt auf einen kleineren Umfang zusammengeschmolzen war, der großen Nähe des Platzes wegen vorzugsweise an diesem Orte zu begraben fortfuhr, und daß daher hier die ältern heidnischen Gräber größtentheils durch christliche verdrängt worden sind.

Der Sarkophag hat 2,52 Meter äußere Länge, 1,11 Meter äußere Breite, und, ohne den Deckel, 1,15 Meter äußere Höhe. Er ist aus weißem Pentelischem Marmor. Seine Flächen sind mit einem überaus reichen Frucht- und Blumengehänge verziert, welches an den vier Ecken durch vier Stierköpfe gehalten, und in der Mitte der südlichen Längenseite von einem Adler mit halbausgebreiteten Flügeln, auf der nördlichen Längenseite aber von einem nackten Genius gestützt wird. In den Senkungen dieses Gewindes sind Löwenköpfe, wie an den Rinnleisten der Tempel, angebracht. Die Gesimse sind ganz einfach. Die ganze Arbeit ist von geschmackvoller Zeichnung, gut ausgeführt und vollkommen erhalten; indeß ist der Charakter des Werks durchaus römisch. Der Deckel ist geschuppt, mit unverzierten Stirnziegeln an den Ecken. Nachdem alles Nöthige vorbereitet war, wurde der Deckel am 17. December in Gegenwart J.J. M.M. der Könige von Griechenland und Bayern und einer zahlreichen Versammlung leicht und schnell abgehoben. Im Innern

* Vergl. Blätter für lit. Unterhaltung. 1833. Nr. 27.

** Vergl. Klotz und Jahn, Archiv f. Philol. und Pädag. Bd. II, Heft 3, S. 434. Die übrigen dieser Inschriften sind, glaube ich, im Archäol. Intelligenzblatt erschienen.

fand sich der Boden des Sarkophags fast einen Finger breit hoch mit Moder bedeckt; auf ihm lag das wohlerhaltene, ungefähr 1,80 Meter lange Gerippe eines Mannes zwischen 25 und 40 Jahren (nach dem Urtheil der Aerzte); der Kopf nach Westen, die Füße nach Osten gerichtet. Aber die Hoffnung auf schöne Vasen oder gar goldene Kostbarkeiten fand sich getäuscht. Neben der rechten Hand des Todten lag ein fast drei Zoll hohes cylinderförmiges Becherchen aus Kupferblech, und ein abgebrochener Glaskegel oder Knopf von der Größe eines halben Taubeneies; zu seinen Füßen ein eiserner Badestriegel, einige Stückchen Leder und Kohlen, ein drei Zoll hohes Fläschchen aus gebrannter Erde, und eine eiserne Flasche (?) in der Gestalt und von der Größe einer sehr großen Birne. — Das Innere des Sarkophags mißt 2,08 Meter in der Länge, und 0,77 Meter in der Höhe und Breite.

Daß der Deckel, obgleich der Größe nach zu dem Sarkophage passend, nicht ursprünglich zu demselben gehörte, ergibt sich daraus, daß an dem Rande desselben sich eingebohrte Löcher, und in denselben Reste abgebrochener eiserner Krampen finden, welche mit ähnlichen Löchern und Bruchstücken von Krampen an dem obern Gesimse des Sarkophags weder der Zahl nach übereinstimmen, noch genau über dieselben treffen. Dieser Umstand, zusammengenommen mit der immer auffallenden, wenn gleich nicht ganz seltenen Erscheinung, daß ein so reiches Monument in die Erde vergraben war, und mit der gar zu ärmlichen Ausstattung des Todten, hat mir die Ueberzeugung erweckt, daß das vorgefundene Skelett einem zweiten, widerrechtlich in die alte Grabkiste eingedrungenen Bewohner gehört, und daß der Sarkophag ursprünglich an einem andern Orte, wenn gleich in der Nähe, und über der Erde aufgestellt seyn mochte. S. M. der König hat zu befehlen geruht, daß das Skelett in der Lage, in der es gefunden worden, gelassen, und der Sarkophag so im Theseustempel aufgestellt werde.

Auf der Akropolis sind schon einige Säulen und ein Theil der Cellamauer des Niketempels wieder aufgerichtet worden; neue Funde von Interesse hat man kürzlich nicht gemacht.

Athen, 19. December 1835.

Dr. Roß.

Neue Kupferstiche.

1) Bivouac wallachischer Fuhrleute, radirt von J. A. Klein. 1834.

Dies Blatt ist von dem Kunstverein in Nürnberg seinen Mitgliedern für das Jahr 1835 zum Geschenk bestimmt worden; die Originalzeichnung befindet sich im Besitz des Hrn. Auktionators Börner in Nürnberg, und ein etwas verändertes Gemälde desselben Gegenstandes gelangte von der lezten Kunstausstellung in Weimar in Privatbesitz. Aus diesen öftern Wiederholungen sieht man, daß Hr. Klein diese Scene mit Vorliebe behandelt hat, und in der That ist sie ihm sowohl mit dem Pinsel, als mit der Radirnadel vortrefflich gelungen, wie überhaupt die geist- und kenntnißreiche Behandlung der Pferde, worin er schwer zu übertreffen seyn dürfte, allen derartigen Werken seiner Hand einen besondern Werth verleiht. Das vorliegende Blatt, welches die Mitglieder des Kunstvereins gewiß mit Freude aufgenommen haben, ist überdies von größerer Dimension und mehr ausgeführt, als die meisten seiner übrigen Blätter.*

2) Sibilla persica. Dal quadro esistente nella J. e. R. Galleria di Firenze. Guido Reni dip., G. Tobino dis., A. Perfetti incise. Mannheim, bei Artaria und Fontaine.

Dies Blatt macht dem Kupferstecher, der sich schon durch mehrere gelungene Blätter ausgezeichnet hat, eben so große Ehre, wie der Verlagshandlung, welche in der Wahl der Gegenstände, die sie bekannt macht, wie in der Wahl der Künstler, die sie beschäftigt, stets einen glücklichen Takt beweist. Das kleine Bild hat etwas sehr Liebliches, und verbindet den gefühlvollen Ausdruck von Guido Reni's weiblichen Köpfen mit einer gewissen Naivität der Formen, die ihm nicht überall eigen ist. Bei einer überaus glücklichen Anlage der Linien und einer geistreichen Führung des Grabstichels, ist der Kupferstecher mit mehr Freiheit zu Werke gegangen und hat dadurch eine größere Weichheit und Harmonie erreicht, als in dem früher von ihm gestochenen größern Blatte der Sibilla samia nach Guercino. Auch der kräftige und schöne Druck, von Luigi Bardi in Florenz besorgt, gereicht dem Blatt zur Empfehlung.

3) St. Georg, Basrelief von Ludwig Schwanthaler, im Besitz des Hrn. M. Boisserée, gestochen von S. Amsler.

Es ist erfreulich, daß auch der Kunstverein in München nun beschlossen hat, statt einer oder mehrerer Lithographien, deren Gelingen immer etwas Unsicheres hatte, einen Kupferstich, von Meisterhand ausgeführt, seinen Mitgliedern zum Jahresgeschenk zu bestimmen, und der Anfang, der mit diesem Blatte gemacht worden, ist durch seinen trefflichen Erfolg ohne Zweifel nur ermunternd zur Beibehaltung dieser Einrichtung. In dem Maße als sich die Mittel der Kunstvereine vermehren,

* Dies Blatt ist durch die J. A. Steinsche Buchhandlung um den Preis von 8 fl. zu beziehen.

erhöht sich auch die Anforderung an die Ausdehnung ihrer Wirksamkeit auf verschiedene Kunstzweige, und so erheischt namentlich die Kupferstecherkunst, daß den Meistern derselben mehr Gelegenheit gegeben werde, ausgezeichnete und vollendete Werke zu liefern. Das Original des vorliegenden Blatts ist ein etwa fünf Fuß hohes Basrelief, welches unstreitig zu den schönsten Arbeiten Schwanthalers gehört. Die Schönheit der Gestalten, Gewande und Anordnung ist ein bekanntes Verdienst dieses Künstlers, und noch höher anzuschlagen ist hier ohne Zweifel die Verbindung des Ausdrucks christlicher Milde und Demuth mit dem antiken Reize schöner Formen. Der ritterliche Held bildet mit der heiligen Margaretha, die er vom Drachen befreit, während er, vom Pferde abgestiegen, seinen Fuß auf das Ungeheuer sezt, eine höchst anmuthige Gruppe, und es spricht sich darin ganz die Ruhe und Demuth des christlichen Sinnes aus. Was die Arbeit des Kupferstechers betrifft, so ist bekannt, mit wie viel Glück Hr. Amsler Gegenstände der Plastik behandelt. Die einfache Manier, welche er dabei anwendet, ist von anfänglicher großer Strenge allmählig zu immer größerer Weichheit und Zartheit übergegangen, ohne deßhalb an Genauigkeit der Zeichnung einzubüßen, die ein so großes Verdienst dieses Meisters ausmacht; im Gegentheil hat die Feinheit der Modellirung dadurch nur bei ihm gewonnen, wovon die überaus schönen Köpfe und Hände beider Figuren im vorliegenden Blatt die besten Beweise geben. Was aber noch mehr das Auge gewinnt, ist der Schmelz und die kräftige Harmonie, die er über das Ganze zu verbreiten gewußt hat, und welche wahrhaft in Erstaunen setzen, wenn man die mit so vieler Einfachheit und Freiheit geschwungenen Kreuzlinien betrachtet, welche bei geringer Breite nur durch Reinheit und Stärke der Ausführung eine so vollendete Wirkung hervorbringen. Der Druck, von Hrn. Felsing in Darmstadt besorgt, entspricht durch seine Kraft und Zartheit vollkommen den Anforderungen der kupferstecherischen Arbeit.

Ausgrabungen.

Rom, im November 1835. In Etrurien gräbt man aller Orten. Hauptpunkte sind immer noch Vulci und die anliegenden Orte. Cere und Cerveteri waren besonders ergiebig; an anderen Orten werden die Nachgrabungen weniger systematisch betrieben. Von Todi aus wird der Fund einer kostbaren Bronzestatue berichtet, auf die wir nachher zurückkommen wollen. Auch Chiusi und seine Umgebungen liefern dankenswerthe Notizen.

In Vulci hat man vorerst eine römische Inschrift entdeckt, welche, wenn es noch anders eines solchen Beweises bedürfte, zuerst den alten Namen dieser Stadt liefert, dann aber Zeugniß ablegt, daß zu den Zeiten des Kaisers F. Valerius Severus dieser einst so reiche Ort sich doch noch seiner Existenz, wenn auch nicht seiner ehemaligen Blüthe erfreut. Mehr versprechend als wichtig ist sodann die Entdeckung eines antiken Töpferofens gewesen, in welchem man eine zahlreiche Menge graziöser Terracottenfigürchen aufgefunden hat. Würde man bei der bald zu verhoffenden Fortsetzung dieser Grabung auch Spuren von Vasenfabrikation entdecken, so würden auch die müssigen Untersuchungen über auswärtige und einheimische Fertigung der herrlichen Thongefäße, die sich allüberall in Etrurien bei Haufen finden, ein erfreuliches und beruhigendes Ende erreichen. Der wichtigste Fund, welchen die Grabungen des vergangenen Winters geliefert, ist die prachtvolle weibliche Bronzestatue, deren Kopf leider fehlt. Ihr Gewand zeigt einen reichen Faltenwurf, an ihrer Linken befinden sich 2 Ringe; es ist also vorauszusetzen, daß es eine römische, vielleicht kaiserliche Bildnißstatue gewesen seyn möge. Die Finder wollen dies nicht zugeben. Sie trafen die Statue innerhalb des Bezirkes der alten Stadt. Sie war unter Travertinstücken gut verwahrt; neben oder auf ihr lag ein großer bronzener Helmbusch. Diesen wollte man der Statue zuertheilen und sie so zu einer Minerva machen. Glauben mag jedoch kein Mensch an diese Annahme und Thorwaldsen restaurirt sie mit einem Porträtkopf.

Dadurch daß sich die hiesige Regierung den Herren Campanari auf 3 Jahre associrt hat, haben die Grabungen von Vulci an Ausdehnung gewonnen. Man gräbt in der alten Stadt und in der Necropole zugleich. Dadurch sind jedoch die Kräfte zu gleicher Zeit getheilt worden; man hat sonach auch nur eine geringere Ausbeute von Vasen und anderem Gräbergeräthe machen können, als in vergangenen Jahren, wo man sich bloß auf die Gräber beschränkte. Dennoch befinden sich unter den Vasen mehrere Stücke von feiner Arbeit und interessanter Darstellung. Eine Pflege des jungen Bacchus mit beigeschriebenen Namen, auf einem kelchförmigen Gefäß von weißlichem Grund, ist wegen schöner Anordnung und polychromer Ausführung sehr interessant. Ein anderes kleineres Gefäß zeigt die Helena, wie sie zu dem alten Schnitzbilde der Göttin flieht, Menelaus verfolgt sie mit gezücktem Schwerte, das er aber sofort seinen Händen entgleiten läßt, als er die Aphrodite und den sie begleitenden Flügelknaben zwischen sich und den Gegenstand seiner Rache rettend einschreitend erblickt. Die drei Hauptfiguren der Darstellung sind durch Inschriften festgestellt; das alte Schnitzbild ist ohne Namen.

Vor wenigen Monaten wurde in der Umgegend von Todi, des alten Tuder, die trefflich gearbeitete und schön erhaltene Erzstatue eines Mars ausgegraben, und sofort an die päbstliche Commission zu Rom geschickt.

Persönliches.

Paris. In einer allgemeinen Sitzung des französischen Instituts wurde der Geh. Rath Klenze in München einstimmig zum korrespondirenden Mitglied dieses Instituts für die Akademie der bildenden Künste gewählt. Nach ihm wurden zwei Engländer, Donaldson und Wilkie, aufgenommen; das erste Beispiel einer Wahl, welche auf Künstler dieser Nation fällt.

Wien. Die kaiserliche Akademie der Künste feierte am 29. December den Tag, an welchem vor 25 Jahren der Graf, jetzige Fürst, Staatskanzler von Metternich zum Curator der Akademie ernannt worden war. In feierlicher Versammlung wurde das vom Professor v. Ender gemalte Bildniß des Fürsten dem lebensgroßen Bilde des verstorbenen Curators der Akademie, des Staatskanzlers Fürsten Kaunitz, gegenüber, enthüllt, und hierauf durch eine Deputation S. Durchl. mehrere Exemplare einer auf die Feier des Tages geprägten Denkmünze überreicht.

München. Die Herausgeber der Abbildung des deutschen Bundesheeres in verschiedenen Gruppen dargestellt (die hiesigen Maler Monten, Schelver und Eckert), welches Werk 25 Hefte mit 200 schön und genau illuminirten Blättern enthalten wird, erhielten unlängst eine Zuschrift vom Kaiser von Rußland, welche die Annahme der Zueignung des Werkes enthält. Acht der Hefte sind bereits erschienen.

Künstlernekrolog für's Jahr 1835.

Die Malerkunst verlor im verflossenen Jahr: Ludwig Robert, Gros, Mallet, Desontaine, Lafont, Marshall, Heepley, Edmonstone; die Kupferstecherkunst: Pinelli, Garavaglia, Smith; die Architektur: Nash und de Lannoy.

Gemälde.

Wien. Ein historisches Bild von dem jüngern Rahl, welches eine Handlung aus dem Nibelungenliede darstellt und von dem Künstler, der schon früher von der Wiener Akademie den ersten Preis für ein Concursbild erhielt, für die nächste Ausstellung bestimmt ist, macht hier großes Aufsehen. Chriemhilde kniet vor dem Leichnam ihres Gemahls Siegfried, die Ritter zur Rache auffordernd. Der Mörder, Hagen, steht der Bahre, auf welcher S. liegt, zunächst, und Brunhilde, die Anstifterin, halb abgewendet zur Linken. Die Zwischenräume sind durch andere im Niebelungenliede erwähnte Personen ausgefüllt.

Statistik der Kunst.

Brüssel. Für die hiesige Kunstakademie sind für das nächste Jahr 18,000 fl. bewilligt worden.

Porträt.

Der König von Sachsen hat sein Bild, von Professor Rößler gemalt, der Stadt Dresden zum Geschenk gemacht, und es soll auf dem Stadthause aufgestellt werden.

Kunstvereine.

Berlin. Der hiesige wissenschaftliche Kunstverein hielt am 5. Januar eine Versammlung, in welcher zu Vorstehern für das laufende Jahr Professor Tieck und Hofrath Förster gewählt wurden. Letzterer legte eine Anzahl Durchzeichnungen nach Wandgemälden von Cimabue, Giotto, Simon Martino, Niccolo Petri, Spinello Aretino und andern Florentiner Meistern zur Erklärung der dem Verein vom Verf. zugeschickten „Beiträge zur neuern Kunstgeschichte von E. Förster“ in München vor. Professor Brandt legte der Gesellschaft die zum Andenken des verstorbenen Malers Robert geprägte Medaille mit dem sehr ähnlichen Bildnisse des Künstlers vor.

Neue englische Stiche.

Cooper's Richard III. und Richmond in der Schlacht von Bosworth, gestochen von Giller.

F. A. Woolnoth's Gebet, gestochen von T. Woolnoth.

Alterthümer.

London. In einer neulich gehaltenen Versammlung der Gesellschaft für Baukunst erklärte Hr. Clarke, daß man bei genauerer Untersuchung der Druiden-Steine in der Ebene von Salisbury gefunden habe, daß die größern aus ausländischem weißem Marmor beständen und in regelmäßige Blöcke gehauen seyen. Ihre Farbe sey nur äußerlich verändert und die Unregelmäßigkeit der Gestalt durch Verwitterung herbeigeführt. Das Korn des Steines habe mit dem des carrarischen Marmors viel Aehnlichkeit. Man glaubt, die Steine seyen von den Phöniciern dahin geschafft, um zur Feier des Mondes weißes Material zu erhalten. Die kleinere Steine hält Hr. C. für Basalt.

In der lezten Sitzung der königlichen Literaturgesellschaft las Hr. Tomlinson eine Abhandlung über den einzigen bis jezt entdeckten ägyptischen Königssarg vor, der aus der Saltschen Sammlung in das Brittische Museum übergegangen ist, und in der Auction mit 520 Pfd. St. erstanden wurde. Die zwischen den beiden auf dem Sarge befindlichen Figuren (einer Isis und Nephthis) stehende Inschrift übersezt Hr. T.: Osiris, König Enantoph (oder Einentoph) der Verstorbene. Diese Bilder bringen wir dir, o Abkömmling des Osiris, dar, mit Nahrungsmitteln, einem Grabe (oder Sarge) und Gefäßen mit wohlriechender Salbe 2c., o Abkömmling der Isis, Nephthis. Die Inschrift am Fuße des Sarges lautet: Dies sind die Bilder der Isis und der Nephthis; sie kommen, dir, dem Beherrscher der Götter, König, Enantoph, dem Verstorbenen, Gebete darzubringen. Die Königsfamilie der Osirtesens, in welcher mehrere Herrscher dieses Namens vorkommen, gehört der 18ten Dynastie an und reichte spätestens bis in's 18te Jahrh. v. Chr. Die im Sarge befindliche Mumie ist aber die eines Priesters und gehört einer viel spätern Zeit an.

Petersburg. Im Twerschen Gouvernement ist ein Kreis von Hügeln mit Steinen aufgefunden worden, auf denen sich angeblich runenartige Inschriften befinden sollen.

Bauwerke.

Braunschweig, 4. Januar. Der Schloßbau schreitet rasch vorwärts, und das Gesimse aus Gußeisen, welches eine höchst eigenthümliche und schöne Wirkung thut, umschließt beinahe schon den ganzen Bau. In einem der Säle sollen vier große Landschaften in Oel angebracht werden, zu welchen Hr. Brandes (jezt zum herzoglichen Galerieinspektor ernannt) die Skizzen bereits bei dem Herzoge eingereicht hat.

Durch den furchtbaren Brand, welcher in der Nacht vom 15. December v. J. in Neu-York ausbrach, wurde auch das prachtvolle Börsengebäude zerstört. Eine halbe Stunde lang stiegen von demselben gewaltige Feuersäulen auf; dann stürzte es mit furchtbarem Krachen zusammen, und begrub die schöne Statue Hamilton's im Schutte.

Konstantinopel. Die türkische Zeitung Tekwimi Wekaji vom 3. Ramasan (22. December) enthält eine vollständige Aufzählung der Moscheen vom 1sten und 2ten Range, der Grabkapellen und übrigen religiösen Gebäude, die innerhalb eines Jahres (vom Schaban 1250 der Hedschra bis zu Ende des verwichenen Redscheb 1251) aus dem Schatze des großherrlichen Ewkaf's (Stiftung), theils restaurirt, theils neu gebaut worden sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 23.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 22. März 1836.

Wien, im Januar 1836.

Am 5. December 1835 eröffnete an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien der neu ernannte Professor und Bibliothekar Trost seine Vorträge über Geschichte und Theorie der bildenden Künste vor einer sehr zahlreichen Versammlung mit einer Antrittsrede über das Wesen der Kunst und die Bestimmung des Künstlers.

Es wurde darin nachgewiesen, wie alle Geistesthätigkeiten in drei Klassen sich reihen, die nämlich des Denkens, Fühlens und Wollens; wie diese Vermögen den drei Idealen: der Wahrheit, der Schönheit und der Güte entsprechen; wie wir drei Bildungsmittel für jene Vermögen in Wissenschaft, Kunst und Moral besitzen, um diese Ideale anzustreben; wie aber nur in der harmonischen Ausbildung jener Vermögen die Bestimmung der Menschheit und des Menschen erreicht werden kann.

Hieraus wurde als Wesen der Kunst abgeleitet: Darstellung des Schönen zur Läuterung und Beseeligung der Gefühle.

Es wurde gezeigt, wie die Kunst den Erdebewohner, diesen Bürger zweier Welten, auf seinen eigentlichen Standpunkt stellt, zwischen die sinnliche und übersinnliche Welt, zwischen Erde und Himmel, indem sie ihn einerseits aus den Banden der Thierheit befreit, andererseits ihn aber auch zurückhält, sich nicht in das boden- und uferlose Reich des Uebersinnlichen zu verlieren, wo festen Fuß zu fassen ihm noch versagt ist.

Vorzüglich auf Lezteres bezieht sich folgende mitgetheilte Stelle:

„Wir haben gesehen, wie es die erste Bestimmung der Kunst ist, durch Darstellung des Schönen in dem rohen Sohne der Natur ein höheres Gefühlvermögen anzuregen, und hiemit die geistige Entwickelung vorzubereiten und zu beginnen. Es ist dieses jedoch nicht ihre einzige Bestimmung. Sie hat noch eine andere Aufgabe, und zwar von ganz anderer Natur, und ich wünsche Ihre Aufmerksamkeit um so mehr auf diese Seite zu lenken, als mir dieselbe bisher zu wenig erkannt und gewürdigt scheint.

„Es ist leicht begreiflich, daß der Mensch, sobald das Bewußtseyn einer höheren geistigen Welt in ihm wach geworden ist, alle Keime seines geistigen Lebens dieser neuaufgehenden Sonne zuwendet. Von nun an beginnt der Kampf zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Natur des Menschen. Da geschieht es nun leicht, gerade bei edleren Naturen, daß sie im Aufschwunge zu jener geistigen Welt, der anzugehören sie fühlen, der sinnlichen entfliehen möchten. Die Erfahrung gibt hiefür Belege, dort in den Stoikern, hier in den Asceten, die nur in der gänzlichen Nichtachtung und Unterdrückung der sinnlichen Natur Heil zu finden wähnten. Vergebliches Bemühen, den Boden zu zerstören, der einmal dem Menschen zum Leben und Wirken angewiesen ist. Als sinnlich vernünftiges Wesen gehört der Mensch der Erde wie dem Himmel an — er ist ein Wesen zweier Naturen, die auf's innigste verbunden sind. Eine derselben zerstören, heißt sein Wesen selbst zerstören. Aber, wird man mich fragen, fallen diese nicht selbst einander feindlich an, und ist nicht zulezt das Menschenherz selbst der Kampfplatz, der unter den feindlichen Schlägen verwüstet und zerrissen wird? Wird, dürfte man fragen, dieser Kampf, der uns keine Ruhe, keinen Frieden, keine Seligkeit finden läßt, die doch, wie dem Müden das Lager, wie dem Dürstenden der Quell, Gegenstand untilgbarer Sehnsucht ist, wird dieser Kampf nicht ewig sich erneuen, wenn nicht einem der streitenden Theile die Waffen entwunden und er gefesselt am Boden gehalten wird?

„Wahr ist es, dieser Kampf ist unausweichlich; aber haben die sich entgegenstehenden Kräfte nicht einerlei Erzeuger? Ist es nicht zulezt eine und dieselbe Urquelle, woraus beide in's Daseyn treten? Warum soll nun dieser Kampf in einem Brudermorde enden? Nein, es gibt auch hier eine Vermittelung jener Kräfte, die nur im

Mißverstande einander feindlich anfallen; es gibt auch für sie eine beseeligende Versöhnung, und die Vermittlerin, die Versöhnerin ist — die Kunst. Wenn seine sinnliche Natur den Menschen im Staube der Erde zu halten trachtet, wenn seine übersinnliche ihn der Erde zu entrücken und in das uferlose Meer der Geisterwelt zu versetzen strebt, wo festen Boden zu gewinnen ihm noch versagt ist, da nimmt die Kunst ihn auf, die zwischen Erde und Himmel ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat. Die thierischen Empfindungen der bloß sinnlichen Triebe treten zurück in dem Maße, als die in jeder Menschenbrust schlummernden Gefühle einer höhern Ordnung geweckt, geläutert und veredelt werden, um würdig das Schöne zu empfangen, das die Kunst aus der höheren Welt, wo es neben dem Wahren und Guten thront, herabführt in das reine Menschenherz. Indem auf diesem Wege die sinnliche Natur des Menschen mehr veredelt und erhoben, als unterdrückt wird, behält derselbe Anhalt und Stütze, ohne welche er sich in dem weiten Reiche des Uebersinnlichen nothwendig verlieren müßte. Nun findet der Mensch Befriedigung für seine beiden Naturen; er findet die Seligkeit, die seine sinnliche, er findet auch die Würde, die seine geistige Natur fordert. „Im Gefühle seiner Seligkeit darf er nun nicht mehr erröthen;“ im Gefühle seiner Würde sein Herz nicht mehr schweigen heißen. Die Dissonanzen haben zu einer höhern Harmonie sich aufgelöst.

„Die Versöhnung also der zwei einander feindlich entgegentretenden Triebe im Menschen, die Schlichtung ihres Kampfes, der auf jedem andern Wege nur mit Unterdrückung des einen endete, die Bewahrung der sittlichen Würde auf eine Weise, wobei die Seligkeit unverloren ist, dieses ist die eigentliche, die bleibende Bestimmung der Kunst; denn die früher erwähnte, die Entwilderung der Menschheit, so wichtig sie auch ist, ist doch nur vorübergehend, nur auf die erste Entwickelungsperiode der Menschheit beschränkt, indeß die leztere so dauernd ist, als das Menschengeschlecht selbst, da so lang als dieses auch jener Streit der beiden Triebe dauert, den sie zu stillen hat, weil er in jedem Individuum sich erneut.

„Ja das ist überhaupt die Bestimmung und das Wesen des Schönen auf der Erde, wo es sich auch findet, als der Gottheit Werk in der Natur, oder als Werk des Menschen, der es, als Nachbildner der Gottheit, frei durch die Kunst erschafft; es ist die Bestimmung des Schönen, daß es die bloß sinnlichen Empfindungen, die aus der Befriedigung der thierischen Triebe hervorgehen, vergeistiget; daß es ihnen in dem höhern Gefühlvermögen des Menschen ein Gegengewicht gibt, ohne welches er fortgerissen und untergehen würde in dem Wirbel thierischer Lust; daß es ihm statt dieser eine Seligkeit zu Theil werden läßt, die seiner moralischen Würde keineswegs Abbruch thut, sondern mit dieser zu reiner Harmonie sich löst; daß sie das thierische und geistige Leben zum reinmenschlichen verschmilzt. Dank dem Schönen, daß sich nicht in den Staub der Erde wühlt, dem der Himmel offen steht!

„In diesem Reiche des Schönen nun zu wirken, welch ein herrlicher Beruf! Es ist Ihr Beruf, meine Herren, wie es die Bestimmung des Philosophen und des Gelehrten ist, das Feld der Erkenntniß und des Wissens anzubauen und zu bereichern; wie es die Bestimmung des Moralisten und auch des Religionslehrers ist, dem Willen Richtung und Festigkeit zu geben, so ist es die Ihrige, die Gefühle zu läutern und zu veredeln. Jeder glimmende Funken im Menschen soll zum leuchtenden Lichte oder zur wärmenden Flamme werden. Der Forscher nach Wahrheit hat es mit Erleuchtung des Kopfes, des Geistes; der Künstler mit Erwärmung des Herzens, des Gemüthes zu thun. Beides, das Wahre wie das Schöne, führt zum Guten. Zwischen dem Stande der Gelehrten und dem der Seelenführer des Volks in glücklicher Mitte stehend, als Priester der Kunst und des Schönen, genießt der Künstler vor Millionen seiner Brüder den gewiß beneidenswerthen Vorzug, sein Wirken nicht beschränkt zu sehen auf die irdischen Bedürfnisse; es ist die höhere geistige, die unmittelbare Bestimmung der Menschheit selbst, worauf dasselbe gerichtet ist. Indem Ihr Beruf also gleich würdig ist mit jenem des Gelehrten und des wahren Seelenhirten, da Ihnen gleich jenen eines der drei Elemente der Menschenbildung anvertraut wurde, haben Sie vor jenen die Heiterkeit dieses Elementes voraus. Wo der Philosoph sich oft in den Tiefen trockener Abstractionen erschöpfen, wo der Lehrer der Moral zuweilen durch finstern Ernst zurückschrecken muß, da ist es Ihres Berufes süße Pflicht, selbst beseeligt, durch Beseeligung zu veredeln.

„Bleiben Sie immer, meine Herrn, dieses hohen, dieses schönen Berufes eingedenk. Indem Sie durch würdige Lösung Ihrer Aufgabe zur Ausbildung der Menschheit das Ihrige beitragen, werden Sie auch in sich selbst, in Ihrem eigenen Innern, die Menschheit ausbilden. Indem Sie Ihre Bestimmung als Künstler erfüllen, werden Sie Ihre Bestimmung als Mensch erreichen. So liegt es in der Harmonie der moralischen Weltordnung. Jedes entgegengesezte Streben zerschellt wirkungslos an diesem ewigen Baue; jedes verkehrte wendet sich von ihm gegen sich selbst strafend zurück. Durch das Schöne zum Guten, bleibe immer Ihre Loosung, dann sind Sie stark, sind unüberwindlich — denn mit Ihnen ist der Stärkste — ist Gott!“

Die öffentlichen Bauten in Paris.

Die kurze Dauer des Napoleonschen Kaiserreichs ausgenommen, ist wohl zu keiner Zeit mit regerem Eifer und besser geleiteter Thätigkeit in Paris gebaut worden, als unter der jetzigen Regierung. Die reichen Eigenthümer und die unternehmenden Spekulanten wetteifern gegenseitig in der Ausführung herrlicher Privatwohnungen; in den lezten Jahren meines hiesigen Aufenthalts habe ich zahlreiche neue Passagen und Straßen eröffnen sehen, welche in Kurzem mit prächtigen, glänzenden Kaufläden und schönen, palastähnlichen Häusern besezt waren. Die Stadt Paris hat die auf ihre Kosten und unter ihrer Leitung angefangenen Arbeiten im Laufe des vorigen Jahrs ununterbrochen fortgesezt; die unterirdischen Kanäle, die Wasser- und Gasleitungen haben eine Menge Arbeiter diesen Winter hindurch beschäftigt; das Pflaster der Hauptstadt hat in mehreren ältern Stadttheilen ein ganz neues Ansehen erhalten, und viele Straßen, die man früher gerne umging, weil man darin gerädert oder gequetscht zu werden fürchtete, sind räumlich und gangbar geworden. Die Restaurationen am Stadthause und an mehreren Kirchen in den Faubourgs sind noch nicht beendet; dagegen naht sich die neue Kirche Notre-Dame de Lorette am Ende der Rue Laffitte mit schnellen Schritten ihrer Vollendung. Die von der Regierung unternommenen Bauten haben seither durchaus keinen Aufschub erlitten; am fleißigsten ist an der Madeleine und dem Triumphbogen an der Barriere de l'Etoile gearbeitet worden. An der Vendomsäule hat man eine neue Unterlage von corsischem Granit gemacht, an dem sich neulich ein armer deutscher Landsmann das Gehirn zerschellte, indem er sich von der Höhe der Säule herunterstürzte. Der Obelisk von Luxor ruht dagegen noch immer in seinem Bretterhause oberhalb der Brücke, die vom Place de la Concorde zur Deputirtenkammer hinüberführt, und man weiß immer noch nicht, wo er denn eigentlich aufgestellt werden soll. Die Arbeiten an dem auf dem gegenüberliegenden Ufer befindlichen Hotel des Quai d'Orsay sind sehr weit vorgerückt; ich glaube, daß das unermeßliche Gebäude noch vor zwei Jahren in wohnungsfähigen Zustand gebracht seyn wird. Den Neubau des mineralogischen Museums im Jardin des Plantes hat man gleichfalls sehr beschleunigt; die äußern Gestelle sind bereits weggeschafft, und man ist gegenwärtig mit der innern Eintheilung beschäftigt. Zwei neue Treibhäuser, deren Heizung mit Dampf bewerkstelligt wird und deren innere Einrichtung ganz nach englischen Mustern getroffen ist, sind im Sommer 1835 fertig geworden. An der Deputirtenkammer, am Taubstummeninstitut und College de France wird unausgesezt fortgearbeitet. Im Pantheon habe ich zwar immer noch eine Menge Ouvriers angetroffen; doch scheinen die an diesem Gebäude anfänglich projektirten Ausbesserungen und Verzierungen wenig Fortschritte zu machen; es heißt sogar, David habe das an dem Fronton angefangene Basrelief aufgeben müssen, und die Göttin der Freiheit, welche die höchste Spitze des Pantheons zieren sollte, sey dem Künstler zurückgegeben. So viel ist sicher, daß außer den herrlichen unterirdischen Gewölben, dem außen um das Gebäude herumlaufenden Gitter und einigen Sculpturarbeiten an der Decke des Peristyls, nichts fertig gemacht worden ist, was um so auffallender, da der größte Theil dieser Werke schon im Jahr 1834 ziemlich weit vorgerückt war. Vielleicht wandelt man über kurz oder lang das Pantheon wieder in eine heilige Genovefa-Kirche um, und dann wären allerdings alle begonnenen und ausgeführten Arbeiten umsonst.

(Die Fortsezung folgt.)

Bauwerke.

In dem unlängst durch eine Feuersbrunst gänzlich zerstörten Schlosse Rushton-Hall in Nortbamptonsbire, welches nach dem Aussterben der Familie der Viscounts von Cullen erst vor einigen Jahren von W. W. Hope, Esq., erkauft worden war, ist nicht nur einer der schönsten jener im Viereck gebauten altenglischen Rittersitze, sondern auch eine werthvolle Gemäldesammlung und eine Menge des herrlichsten Schnitzwerks und Alterthümer aller Art untergegangen, wie denn z. B. ein besonderes Gemach die Geräthschaften enthielt, welche nach der unglücklichen Schlacht von Naseby in Carls I. Zelte gefunden wurden.

Denkmäler.

Paris. Der König hat zu einer Unterzeichnung, welche eröffnet worden ist, um dem Erfinder der Buchdruckerkunst, Guttenberg, auch in Straßburg ein Denkmal zu errichten, seinen Namen mit einem Beitrage von 500 Fr. an die Spitze der Unterzeichner setzen lassen.

Dem berühmten Erbauer des Canal du midi, Paul Riquet, wird nun in Bezières, seiner Vaterstadt, ein Denkmal mit dessen Standbilde errichtet, zu welchem bereits 16000 Fr. unterzeichnet sind.

Edinburgh. Das Denkmal, welches Sir Walter Scott errichtet werden soll, wird in der Anordnung eine Nachahmung von Raeburn's berühmtem Bilde werden, und zwar will man eine Gruppe von Metall aufstellen, „den berühmten Unbekannten mit seinem Hunde.“ Das Denkmal soll sehr passend auf der Stelle errichtet werden, wo das Herz von Midlothian (der Kerker von Edinburgh) stand, und zwar in der Mitte zwischen der St. Giles-Kirche und der Gesellschaftshalle (Gerichtshof).

Frankfurt. Der Phönix gibt in Nr. 5, 1836, einen Umriß des für Gernsheim, Schöffers Geburtsort, vom Hofbildhauer Scholl in Darmstadt aus Heilbronner Sandstein gebauenen kolossalen Standbildes jenes berühmten Druckerherrn. Die Höhe der Statue beträgt 12', die des Piedestals 10'. Schöffer steht sinnend im langen Ueberwurf, eine Tafel mit Matrizen im linken Arme, auf die er mit der Rechten

deutet. Die Charaktere auf der Tafel bilden das Wort: Matrizen und die Jahreszahl 1457 (die der ersten Auflage des von Schöffer und Fust gedruckten Psalteriums). Das einfache Piedestal, mit gothischen Eckpfeilern und Blumen darüber, zeigt auf der Vorderseite zwei Wappen und die Inschrift: Peter Schöffer von Gernsheim, 1457. Das Denkmal wird bis zum Frühjahr vollendet seyn. Scholl hat eine kleine, 22'' hohe Copie davon gefertigt, von welcher Gypsabgüsse, eingepackt und zum Verschicken fertig, auf dem Subscriptionswege für 12 fl. außer Landes, und 10 fl. im Lande bei dem Künstler in Darmstadt zu haben sind.

Man schreibt aus Berlin, daß endlich auch an die Errichtung eines Denkmals für Friedrich den Großen ernstlich gedacht werde.

Helsingfors. Am 18. December v. J. wurde das Denkmal eingeweiht, welches zum Andenken an die Anwesenheit der Kaiserin v. Rußland im J. 1833 auf der Esplanade errichtet ward. Es besteht in einem Obelisken aus röthlichem Granit, auf dem sich ein Doppeladler in Bronze befindet, und hat eine gleichlautende finnische und lateinische Inschrift, welche zu Deutsch: der Kaiserin Alexandra, die Finnlands Hauptstadt zuerst besuchte am Tage des 29. Mai (10. Jun.) des Jahres 1833.

Antwerpen. Man hat hier eine Subscription eröffnet, um auf einem öffentlichen Platz der Stadt ein Standbild des Rubens zu errichten. Man hofft 80—100000 Franken zu diesem Zweck zusammenzubringen. Der Bildhauer Geefs soll mit Fertigung der Statue beauftragt werden.

Dresden. Am 11. Januar beschloß eine zahlreiche Versammlung im Lokale der Stadtverordneten-Versammlung die Bildung einer Commission für die Errichtung eines steinernen Denkmals nach Art der hölzernen Säule, welche bei der Feier des achtzigjährigen Geburtstags König Antons auf dem Altmarkt stand. Die Commission wurde gewählt, und wird Beiträge sammeln.

Sculptur.

Rom, 29. December. Troschel aus Berlin hat einen um die Waffen des Achill trauernden Ajax gearbeitet, welcher für das gelungenste Werk dieses Künstlers gehalten wird. Der Held sizt mit über einandergeschlagenen Beinen; das kurze griechische Schwert ruht in seiner Hand und er blickt verzweifelnd nach oben, ehe er den lezten Schritt thut. Der Künstler hat den Kopf und Helm des bekannten Ajax zu seinem Werke benuzt. Steinhäuser aus Bremen, der seine Studien unter Rauch gemacht, hat die Figur eines jungen Mädchens modellirt, welches eine Muschel besieht, die es beim Baden gefunden. Das Werk hat Steinhäuser die Aufmerksamkeit aller hiesigen Künstler und Thorwaldsens Beifall gewonnen.

Der Bildhauer Imhoff aus Köln hat während der kurzen Zeit seines hiesigen Aufenthalts mehrere Gruppen modellirt, unter denen die Ino oder die vergötterte Leukothea mit dem ihrer Pflege anvertrauten Bacchus, ferner ein sizender Bacchus mit dem Tiger zu seinen Füßen, sich durch Gefälligkeit der Composition und durch gründliches Studium des Nackten auszeichnen.

Vereine.

Der Hennebergische alterthumsforschende Verein zu Meiningen zählt gegenwärtig 106 Mitglieder, und besizt ansehnliche Sammlungen.

Die königliche alterthumsforschende Gesellschaft zu Paris schritt am 9. Januar 1836 zur jährlichen Erneuerung ihres Bureaus, und wählte zum Präsidenten den Bureauchef im Ministerium des Innern, Hrn. Leber, zum ersten Vicepräsidenten Hrn. Depping, zum zweiten den Abbé de la Bouderie, und zum Sekretär Hrn. von Marthone.

In Magdeburg sind bereits 500 Aktien zur Bildung eines Kunstvereins unterzeichnet worden, so daß für die Ausstellung von 1836 wenigstens 2000 Reichsthaler zum Ankauf von zu verloosenden Gemälden vorhanden seyn werden.

Bei der in den ersten Tagen dieses Jahres gehaltenen Verloosung im Kunstverein zu Kopenhagen wurde über 43 Gemälde verfügt.

Malerei.

Brüssel. Der französische Maler Ducis hat während seiner Anwesenheit in Belgien zwei schöne italienische Landschaften, das Grab des Virgil und das Grab des Sannazar (bei Neapel) vollendet.

Amsterdam. Die Gesellschaft Felix meritis hat zwei goldene und zwei silberne Medaillen für 3 Oelgemälde und eine Zeichnung ausgesezt. Die Sujets sind im Sinne der niederländischen Landschaft- und Genremalerei (ein todtes Wild, eine Stadt mit einem absegelnden Kauffahrteischiffe, ein Wald ꝛc.) gewählt.

Denkmünzen.

Rom. Der Cardinal Rivarola hat auf seine Kosten eine Medaille zum Andenken an die Eröffnung der neuen Wasserleitung von Tivoli prägen lassen, welche der junge Künstler Hr. Lorenz aus Berlin ausgeführt hat. Sie hat 3 Zoll im Durchmesser und stellt auf der einen Seite den Einfluß des Anio in die Stollen dar. Darüber werden die Via Sublacensis, die alten Substructionen, die aufgedeckten Gräber und der Mons Catillus sichtbar. Die Umschrift ist: Gregorius XVI. ausu romano sacri principatus anno II. inchoavit V perfecit. Die Kehrseite zeigt den Ausfluß mit dem Wasserfall, einen Theil der neuen Anlage und die Stadt Tivoli, und trägt die Schrift: Tiburtes Catillo perforato inducto Aniene servati A. D. MDCCCXXXV. Hr. Lorenz mußte nach Bologna reisen, um die Münze dort prägen zu lassen, da man sich in Rom so schlecht darauf verstand, daß der Stempel zweimal gesprengt wurde.

Wien. Die Denkmünze, welche dem Fürsten Staatskanzler von Metternich zur Verherrlichung seiner 25jährigen Jubelfeier als Curator der Akademie der bildenden Künste zu Wien in Gold, Silber und Bronze überreicht ward, ist vom Professor Ludwig Pichler geschnitten und enthält auf der einen Seite das Brustbild des Fürsten und auf dem Revers eine allegorische Figur mit den Sinnbildern der Künste und der Umschrift: Lib. Artium quinque per lustra curatori et decori acad. grata Vindob. MDCCCXXXV.

Turin. Der König beider Sardinien hat eine Medaille zur Auszeichnung derjenigen patriotischen Männer und Frauen prägen lassen, die sich während des Grassirens der Cholera zu Genua um das öffentliche Wohl besonders verdient gemacht haben. Sie zeigt auf der einen Seite das Brustbild des Königs, auf der anderen die Inschrift: Aegrotantibus civibus praesenti auxilio sublevatis. MDCCCXXXV.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 24.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 24. März 1836.

Archäologisches aus Athen.

Wenn wir schon seit einem Monate von der Akropolis keinen bedeutenden Fund haben melden können, so hat dies seinen Grund, abgesehen von den in dieser Jahreszeit häufigen griechischen Festtagen, hauptsächlich darin, daß ein Theil der Arbeiter länger als eine Woche mit Ausgrabung und Fortschaffung des großen, in unserem lezten Berichte erwähnten Sarkophags beschäftigt war, während eine andere Abtheilung unausgesezt an der Aufrichtung des Tempels der Nike Apteros arbeitet, von welchem jezt bereits eine Säule der Hinterfront, der untere Theil der Cellamauer, und zwei Säulen der Ostfront mit ihrem Architrav aufgestellt sind. Die Ausgrabung an der Südseite des Parthenon konnte inzwischen nur langsamer betrieben werden, ist aber dennoch nicht ohne sehr interessante Resultate geblieben.

Durch einige Entdeckungen schon während der frühern Periode dieser Arbeiten haben meine Mitarbeiter und ich uns überzeugen müssen, daß es keineswegs genüge, wie wir anfangs annahmen, nur bis auf die (in mehreren frühern Berichten erwähnte) sehr deutlich bezeichnete Schicht der beim Bearbeiten der Werkstücke des Parthenon abgefallenen Stein- und Marmorsplitter zu graben, sondern daß noch unter dieser Schicht sich ältere Reste finden, und daß mithin auf allen Punkten der Akropolis der Boden bis auf den nackten Felsen durchwühlt werden muß. Ich habe daher einen ziemlich großen Raum zwischen der Südostecke des Parthenon und der Mauer erst bis auf jene Schicht abräumen lassen, dann aber, seit etwa drei Wochen, diese Schicht selbst zu durchgraben angefangen, und finde diese anfangs gänzlich undankbare Arbeit jezt durch mehrere hübsche und lehrreiche Funde belohnt. Die erwähnte Schicht besteht, in mehr als Mannshöhe, lediglich aus den beim Zurichten der Pori-Quadern des Unterbaues und der Marmore des Parthenon selbst abgefallenen Splittern, untermengt mit kopfgroßen von dem lebenden Felsen der Akropolis, bei Legung der Fundamente des Tempels, abgesprengten Steinen. Diese Splitter und Feldtrümmer sind auf dem Bruche so frisch und glänzend, als ob sie gestern erst gebrochen wären. Unter dieser Decke nun, die, mit Ausnahme solcher Stellen, wo man später Cisternen angelegt hat, seit länger als zweiundzwanzig Jahrhunderten unverrückt am Platze liegt, haben sich verschiedene Gegenstände gefunden, die dadurch nicht wenig an Interesse gewinnen, daß man sie mit unumstößlicher Gewißheit für älter als selbst den Parthenon erkennen muß. Ich zeichne darunter folgende aus:

1) Ein bronzener Kentaur, eine halbe Spanne groß. Die Gestalt ist die, welche die ältere Kunst diesen Thiermenschen gab. Der Vordertheil ist ein vollkommen nackter Mann, mit gedrungenem muskulosem Körper, dichtem, im Nacken herabfallendem Haupthaar, spitzigem Barte und jener dem ältern Kunststyl angehörenden Eigenthümlichkeit in der Gesichtsbildung. Der linke Fuß schreitet vor; mit der linken Hand hält er einen dicken runden Stab oder Baumast auf der Schulter. An diese hübsche und ausdrucksvolle Figur hängt sich höchst störend und unproportionirt ein kleiner, magerer Pferdeleib mit den Hinterbeinen an, so daß der Kentaur, statt den Eindruck eines heldenkräftigen Halbwilden zu machen, als eine verkrüppelte Mißgeburt erscheint, die sich unmöglich anders als hopsend und hinkend fortbewegen kann. Gewiß, es war ein genialer Künstler, welcher den Fortschritt in der Kunst von dieser Mißgestalt zu der schönen spätern Kentaurenbildung machte! Uebrigens glaube ich dieses Stück für um so viel merkwürdiger halten zu müssen, als es, so weit ich mich entsinne, die einzige auf uns gekommene plastische Darstellung des ältern Kentauren-Typus ist, der sich sonst nur auf Vasenbildern zu finden, und der schon in Pausanias Tagen (Paus. 5, 19, 2) selten vorgekommen zu seyn scheint.

2) Ein bronzener Helm, von der κορινθιουργής genannten Form, und in demselben noch Bruchstücke von Schädelknochen; aber durch den Druck der Erde fand man das

von der Feuchtigkeit angegriffene Metall schon in lauter Stücke von der Größe einer halben Hand zerbrochen.

3) Vier fast anderthalb Spannen hohe Stirnziegel, einige Stücke von einer Rinnleiste, und mehrere Fragmente von Cornichen; Alles aus gebrannter Erde, zu demselben Gebäude gehörig, und an einer und derselben Stelle mit Asche und angebrannten Holzstücken untermengt gefunden. Das seitdem eingetretene ungewöhnliche Frostwetter und Schneegestöber hat noch nicht gestattet, diese Entdeckung weiter zu verfolgen. Die Farbe oder, um richtiger zu sprechen, der Lack ist an diesen Stücken noch sehr gut erhalten; der Grund ist dunkel sepiabraun, die Zeichnung auf demselben gelb und roth. Bei den Stirnziegeln sind sowohl die äußern Umrisse, als die auf ihnen gemalten Palmetten ungemein zierlich und geschmackvoll. An den älteren Hekatompedos läßt sich nicht denken, denn dazu sind die Stücke zu klein; aber offenbar gehören diese Fragmente einem der durch die Perser zerstörten Heiligthümer der Burg an, und wir dürfen noch auf weitere Aufschlüsse hoffen.

4) Eine Menge Bruchstücke weiblicher, nicht über einen Finger hoher, sitzender Thonfiguren, mit hohen, blau gemalten Stirnbinden, die Gewänder meistens roth; und endlich viele Scherben von Vasen mit schwarzen Figuren auf röthlichem Grunde.

Während wir diese ältesten vorparthenonischen Reste unter der mächtigen Trümmerschicht hervorzogen, haben wir an einer andern Stelle auch auf derselben einen um tausend Jahre jüngern archäologischen Fund gemacht: das Grab eines byzantinischen Christen aus dem sechsten Jahrhundert, so weit sich aus den ihm in's Grab mitgegebenen Münzen schließen läßt. Von dem Skelett war außer einigen Fragmenten der Bein- und Schädelknochen und den Zähnen nichts mehr erhalten; die Münzen bestanden in zwei Goldstücken des Tiberius Constantinus, und etwa vierzig Bronzen der Kaiser Justin und Justinian.

Athen, 4. Januar 1836.

Dr. Roß.

Die öffentlichen Bauten in Paris.

(Fortsetzung.)

Noch langsamer, als die Arbeiten am Pantheon, schreiten die Arbeiten der Julisäule vorwärts. Die Verzögerungen derselben dürfen aber keineswegs der Regierung zur Last gelegt werden; wir werden sogleich sehen, warum. Bekanntlich hat die Deputirtenkammer im Jahr 1833 eine Summe von 900,000 Franken votirt, wofür auf dem Bastillenplatze eine bronzene Julisäule zum Andenken „der großen Woche" errichtet werden sollte. Die Regierung beauftragte sofort den Architekten Herrn Alavoine, die nöthigen Berechnungen zur Ausführung dieses Planes zu machen und ohne weiteres seine Vorkehrungen zu treffen; seit vielen Monaten hatte man also schon die Bestellungen der Bronzearbeiten gemacht, aber ihrer Ausführung stellten sich unvorhergesehene Hindernisse in den Weg. Der Künstler hatte die neue Säule nach einem neuen System aufgefaßt. Die Vendomsäule ist, wie man weiß, im Innern aus behauenen Steinen aufgeführt, und bloß außenher mit Bronze bekleidet, wozu allerdings sehr viel Geschick und Accuratesse erforderlich war, damit die einzelnen Fugen so ineinander paßten, daß man keine Ritze durchschimmern sehen konnte; aber die einzelnen bronzenen Basreliefs sind keine Stücke von so bedeutendem Umfang; sie mögen etwa 4 Fuß betragen; bei der Julisäule dagegen haben die Stücke 3 Fuß Höhe, laufen aber 36 Fuß in der Länge herum, wodurch die Ausführung vielfach erschwert, und die Beförderung der Arbeiten verzögert wurde, da weder die Regierung, noch die Gießereien, welche die Arbeit liefern sollten, ihre Rechnung fanden.

Wir lassen hier eine kurze Beschreibung der Julisäule folgen. Auf einem steinernen Untergestell ist mit großer Sorgfalt und Genauigkeit ein bronzener Beschlag angepaßt, welcher das Piedestal bildet, und mit bronzenen, 7 bis 8 Linien dicken Platten versehen ist. Dieses Fußgestell soll die zwanzig Rundungen oder Schichten, aus denen der Säulenschaft bestehen wird, tragen. Diese Schichten sollen nicht, wie bei der Vendomsäule, mit Haken und Eisenwerk im Innern befestigt, sondern durch regelmäßig eine in die andere gefügte, innere Schulterwehren zusammengehalten werden. Darüber soll sich dann das Kapitell mit seiner, aus einem einzigen Stück gegossenen Säulenplatte erheben, auf welcher die Säulenkuppel zu stehen kommen soll, die mit einer bronzenen Statue geschmückt werden wird. Den innern Raum der Säule beabsichtigt man mit einer Windeltreppe auszufüllen, deren Stufen und Geländer ebenfalls aus Bronze gegossen werden sollen. Die Höhe des Monuments, mit Inbegriff der beiden Untergestelle, worauf es sich erhebt, wird 47 Meter, gegen 142 Pariser Fuß, betragen. Die Vendomsäule hat, wie bekannt, nur 43 Meter, 54 Centimeter Höhe, und die Trajanssäule in Rom 43 Meter, 57 Centimeter. Die ganze Säule soll nicht über 150,000 Kilogramm wiegen. Bis zur heutigen Stunde ist es nun eben noch nicht gelungen, diese unermeßlichen Stücke so klein zu schmelzen, daß sie mit der vorgeschriebenen Dicke harmonirten. Die Fabrik von Impsy und Herr Desnières, welche mit diesen Arbeiten beauftragt waren, hatten nicht die nöthigen Apparate, um solche Massen zu schmelzen. Man hat sich später an die Fabrik von

Fourchambault gewandt, wo man mehrere Säulenschichten gegossen, welche zwar rücksichtlich der Reinheit des Gusses tadelfrei waren, aber die verlangte Dicke ebenfalls noch überschritten. Wie ich höre, ist man damit beschäftigt, eigene Dampfapparate zu erfinden, vermittelst deren der Guß bewerkstelligt werden kann. — Der Architekt, welcher den ersten Plan der Julicolonne entworfen, ist über ihrer Ausführung gestorben; zu seinen Nachfolgern hat die Regierung die Hrn. Lenoir und Duc ernannt, welche an dem Risse manche Veränderungen vorgenommen haben sollen; der Grundgedanke bleibt indessen immer dem verdienstvollen Alavoine, wird aber vor mehreren Jahren schwerlich in's Leben treten.

Die an dem Palais de Justice begonnenen Ausbesserungen sind im Laufe vorigen Jahres so weit vorgerückt, daß wir sie wohl im Vorbeigehen besprechen können. Besonders verdienen die im Innern des Palastes vorgenommenen Arbeiten zuerst unsere Aufmerksamkeit. In dem Theil des Gebäudes, wo sich der Kassationshof befindet, hat man die sogenannte Galerie des heiligen Ludwig verlängert, und aus der Fortsetzung derselben einen neuen schönen Gang gemacht, welcher in das Zimmer des ersten Präsidenten des Kassationshofs führt. Man hat für diese Quergalerie den gothischen Styl, d. h. den halb modernen halb altgothischen Baustyl gewählt; der Plafond ist von Holz und höchst einfach. Am Ende der Galerie steht die Statue des heiligen Ludwig, welche man ganz im Geschmack der früheren Zeiten ausstaffirt hat. Sein mit goldenen Rosacen besäeter Mantel drückt sich auf einem gelben Gewande ab; sein Gesicht ist mit blendendem Firniß bedeckt und gibt dem Heiligen ein etwas groteskes Aussehen.

Links von dieser ebengenannten Galerie de Saint Louis befindet sich der Corridor, welcher zu der Abtheilung des Kassationshofes führt, wo die chambre des requêtes ihre Sitzungen hält. Dieser Gang ist im Styl der Renaissance ausgeschmückt worden. Ueber der Eingangsthür ist die Statue der Gerechtigkeit aufgestellt, und über der Thür, welche in die Chambre des Requetes führt, bemerkt man ein anderes Standbild, das Gesetz darstellend; beide stehen auf Vorsprüngen gothischer Form, welche nicht recht zu dem Uebrigen stimmen wollen, das ziemlich streng im Geschmack der Renaissance gehalten ist. Auch die Malerei hat diesen Theil des Gebäudes ausschmücken müssen. In den Seitenwänden sieht man 12 Porträts von mehr oder minder berühmten Personen der französischen Gesetzgebung und Gerichtsverfassung. Wir bemerken darunter die beiden Kanzler Michael de l'Hopital und Matthieu Molé; Ersterer als Gesandter auf dem nach Bologna verlegten Tridentiner Concilium, und durch seinen muthigen Widerstand gegen die herrschsüchtigen Plane der damaligen katholischen Geistlichkeit, so wie auch durch bedeutende Arbeiten im Fach der Gesetzgebung bekannt; Lezterer ein Mann von unbescholtenem Lebenswandel, von unbestechlicher Rechtschaffenheit und ein unerschrockener Gegner Richelieu's, als er Marillac und Lavallette gegen den allmächtigen Arm des Ministers unter den Schutz des Gesetzes nahm. Die beiden rechts und links von der Eingangsthüre abgebildeten Männer sind die ersten Präsidenten Jean de la Vacquerie, wegen seines Freimuths gegen Ludwig XI. bekannt, Henrion de Ponsey, der einen unbefleckten Ruf mit einem unermeßlichen Wissen verband; diesen folgen vier Generaladvocaten, Servin, treuer Anhänger Heinrichs IV., strenger Gegner der Jesuiten und eifriger Verfechter der Volksrechte, Omer Talon, d'Aguesseau und Antoine Louis Seguier; folgen ferner zwei Rechtsgelehrte, Cujas und Dumoulin, von denen der eine die Schätze des römischen Rechts ausbeutete, und der andere das alte französische Gewohnheitsrecht lichtete; die Reihe schließen endlich zwei Advocaten, Patru und Gerbier, Ersterer der König der französischen Advokaten des siebzehnten, Lezterer der talentvollste Redner unter dem Gerichtspersonal des achtzehnten Jahrhunderts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Denkmünze.

Auf die Errichtung des Standbildes Friedrich Wilhelms I. zu Gumbinnen ist in Berlin eine Medaille geschlagen worden. Sie zeigt das sehr wohl getroffene Brustbild Sr. Majestät des Königs, und auf der Reversseite das vor dem Regierungsgebäude von Gumbinnen errichtete Standbild von der Hand Rauchs. Die Umschrift, welche vielleicht die lezte ist, die der verstorbene Levezow angegeben, bezeichnet die Könige des preußischen Regentenhauses als gesegnete Beschützer der Glaubensfreiheit.

Numismatik.

Brüssel. In der lezten Versammlung der wissenschaftlichen Gesellschaft des Hennegau wurde ein höchst interessanter antiquarischer Fund vorgezeigt, eine Goldmünze aus dem sieben oder achten Jahrhundert, mit einem Kopfe und den Worten: HENEGAV. CJTAS. (Henegaviorum civitas?); das älteste Vorkommen des Wortes Henegau. Auf der andern Seite sieht man ein Kreuz und den Namen der Münze: Onareeaucius Monetarius.

Paris. Hr. W. Hamy hat dem Museum in Boulogne ein Exemplar der sehr seltenen Medaille geschenkt, welche unter Napoleon zum Gedächtniß der von Boulogne aus zu unternehmenden Landung in England geprägt ward. Auf der Vorderseite sieht man den mit Lorbeern gekrönten Kopf Napoleons mit der Umschrift: Napoléon, empereur; auf dem Revers den Herkules, welcher ein Ungeheuer, halb Mensch, halb Fisch, in seinen Armen erstickt. Die Umschrift lautet: Descente en Angleterre. Im Abschnitt liest man die voreiligen Worte: Frappée à Londres en 1804.

Literatur.

Paris. Museum sacré; Description des Vitraux peints de l'Eglise de Ste. Marie d'Auch, dessinées par G. Lettu; 1ste Lieferung. Fol.

In Rennes ist bei Batar erschienen: Monnaies celtiques armoricaines trouvées près d'Amanlis en 1835. 8. 6 Bogen. Schmuztitel: Opuscules bretons.

Dr. Lucanus, dessen großes über den Halberstädter Dom angekündigtes Werk sich seiner Vollendung nähert, hat aus Urkunden und Inschriften genaue Auskunft über die Bauzeiten der verschiedenen Theile jenes herrlichen Gebäudes gesammelt. Hieraus ergibt sich, daß der untere Theil der Thürme im elften Jahrhundert, der Bischofsstuhl im Innern der Kirche aber erst um 1450 errichtet ist, und die Figuren daran sogar mit der Jahrszahl 1510 bezeichnet sind. Der Quer- und Längendurchschnitt werden in jenem Werke mit solcher Genauigkeit geliefert, daß alle Gliederungen, ja selbst die einzelnen Steine, nach dem Maßstabe gezeichnet sind.

Die Holzarchitektur des Mittelalters; mit Anschluß der schönsten in dieser Zeit entwickelten Produkte der gewerblichen Industrie, von Böttscher, Architekt. Berlin, bei Schenk und Gerstäcker. 1835. Erstes Heft. 6 Steintafeln enthaltend.

Hr. Pitakis, Aufseher der Alterthümer von Athen, hat ein Werk: das alte Athen oder Beschreibung seiner Alterthümer (*Αἱ παλαιαὶ Ἀθῆναι ἢ περιγραφὴ τῶν ἀρχαιοτήτων Ἀθηνῶν*) herausgegeben. Bis jezt ist nur die französische Uebersezung erschienen.

Neue Kupferwerke.

Von Dupressoir's Voyage pittoresque dans la grande Bretagne ist die dritte Lieferung erschienen, der Text ist von Al. Decamps. Von dem Ancien Bourbonnais, zu welchem unter Chénavard's Leitung die Platten nach Dufour's und A. Zeichnungen gestochen und lithographirt werden, ist bereits die 15te und 16te Lieferung erschienen. Beide enthalten 10 große Blätter; 6 Lithographien und 4 gestochene. Allier liefert den Text.

Neue Steindrücke.

In der lithographischen Anstalt des Hrn. F. W. Vogel zu Frankfurt sind unlängst folgende erwähnungswerthe Steindrücke erschienen: Napoleon, umgeben von den berühmtesten französischen Generälen (37) seiner Zeit, nach Hr. V's. Bestellung gemalt von Monten in München, und auf Stein gezeichnet von Marin-Lavigne zu Paris; die Blonde und die Brünette nach Felsing's Studien zu den Bendemannschen Mädchen am Brunnen, auf Stein gezeichnet von Hartmann, und Overbecks symbolisches Blatt: Eins thut Noth, gezeichnet von J. Becker in Frankfurt.

In Berlin bei Lüderitz ist eine von Papin gezeichnete, 18 Zoll hohe und 23 Zoll breite Lithographie des von der lezten Ausstellung daselbst her bekannten Bildes des Herrn Elsholz „Mittagsruhe bei der Ernte" erschienen.

Gemäldeausstellung.

In Rotterdam wird die Gesellschaft für Malerei: Arti Sacrum, am 18. Juli eine Ausstellung von Gemälden lebender niederländischer Meister eröffnen.

Nekrolog.

Am 29. December v. J. starb zu Mannheim in einem Alter von 61 Jahren der Kunsthändler Johann Marius Artaria, Chef des dasigen Kunsthandlungshauses Artaria und Comp. Seine ausgebreiteten kunst- und bibliographischen Kenntnisse, so wie seine Urbanität und Zuvorkommenheit gegen Gelehrte und Kunstfreunde werden seinem Namen stets ein ehrenvolles Andenken sichern.

Persönliches.

Dresden. Die durch Böttigers Ableben erledigte Oberinspektion des Museums der Mengs'schen Abgüsse und des Antikenkabinets ist dem Inspektor des Münz- und Antikenkabinets, Hofrath Hase, übertragen worden.

Bauwerke.

London, 19. Januar. Man erfährt nun bereits über die Einrichtung und Verzierung des Buckinghamhouse Palastes, der, bei aller Pracht der innern Ausstattung, nach von Raumer's Ausdruck, doch nur ein höchst seltsames Compositum von übel gemischten Stylen ist. Am Ende der vordern Haupttreppe befindet sich eine große, mit korinthischen Marmorsäulen, deren Kapitelle von vergoldeter Bronze sind, verzierte Halle. Der Eingangsthür gegenüber liegt die Sculpturen-Galerie, und in der Mitte der leztern die Hauptthür zu den Bibliotheken, an die sich prächtig möblirte Speise- und Wohnzimmer anschließen. Die große Staatstreppe, links von der Eingangshalle, ist von Marmor und hat zwei Flügel, die von dem ersten Ruheplaze rechts und links zu den Staatszimmern führen. Das Treppengeländer bilden Blattgewinde, die in Mosaik und Gold ausgeführt sind, und das Handgeländer ist von massivem Mahagoniholze. Die Galerie, in welcher sich die Gemälde befinden und welche von dem Court Journal für die schönste in Europa erklärt wird, ist 190 Fuß lang und 40 Fuß breit und wird von oben durch geschliffenes Glas erleuchtet. Um einen allgemeinen Begriff von der Pracht der innern Verzierung des Palastes zu geben, wollen wir noch das große Staatszimmer beschreiben, welches eine Kuppel hat, um die eine Galerie mit einem vergoldeten Geländer läuft. Die Einfassungen der Kamine darin sind von weißem Marmor, und das Innere ist von polirtem Stahl, reich mit vergoldeten Verzierungen bedeckt. Der Karnies, welcher um die Kuppel läuft, ruht auf Säulen von Lapis Lazuli mit vergoldeten Kapitellen. Das Zimmer hat 5 Fenster, und die Vorhänge und Draperien sind von carmosinrothem Sammet, mit goldfarbigen seidenen Fransen besezt. Außerdem hat das Zimmer noch ein großes hervortretendes Fenster, in welchem ein prachtvoller Porzellantisch steht, der früher Napoleon gehörte. Zu beiden Seiten desselben sieht man vergoldete Dreifüße und Candelaber. Eine detaillirte Beschreibung sämmtlicher irgend bedeutenden Gemächer findet man im Court Journal vom 9. Januar dieses Jahrs.

Athen. Dem mit dem Könige von Bayern anwesenden Professor Gärtner ist der Auftrag geworden, einen neuen Plan zu dem allhier zu erbauenden königlichen Palaste (Anactorion) nach kleinerem Maßstabe als der von Hrn. von Klenze war und auf einer etwas höhern Stelle zu entwerfen. Auf dieses Architekten Anrathen ist auch bereits Hr. Erlacher, ein geborner Münchner, aus Syra, wo derselbe einen Leuchtthurm aufgeführt, nach Athen berufen worden, um beim Bau des königlichen Schlosses mitzuwirken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 25.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 29. März 1836.

Die öffentlichen Bauten in Paris.

(Fortsetzung.)

Man verdankt dem bekannten Generalprocurator Dupin dem Aeltern die Auswahl dieser Personen, und es ist eine glückliche Idee, früheren gerechten Verdiensten diese anerkennende Auszeichnung zu gewähren, und jene Magistrate und Rechtsgelehrte der armen und bürgerlicher Tugenden fast völlig entbehrenden Gegenwart als Muster vor die Augen zu stellen. Als Kunstwerke betrachtet, haben die Porträts nicht so großen Werth; schon der Umstand, daß sie zu niedrig angebracht sind, schadet ihnen. Das Porträt Hopitals ist eine gute, ziemlich getreue Copie eines Gemäldes im Louvre; die Auffassung hätte feiner und lebhafter seyn können. Die Köpfe Molé's, Dumoulin's und d'Aguesseau's sind auch nach guten Mustern gezeichnet und verdienen Lob. Das Costüm des Präsidenten Jean de la Vaguerie, eines Zeitgenossen Ludwigs XI., beleidigt durch seine schreiende, blutrothe Farbe, einen ledernen Gürtel, der sich schwerfällig um seine Hüften schließt, und eine Boa, mit der sein Hals etwas kokett umgeben ist. Bis jezt ist die Chambre des Requetes selbst noch leer und ohne Schmuck; das über dem Präsidentensitz ehemals befindliche Gemälde, so wie das an der gegenüberstehenden Wand hängende Porträt Ludwigs XV. hat man weggenommen; die Julirevolution nahm zu großen Anstoß an seinem mit Lilien bemalten Mantel und warf ihn in einen Winkel. Man ist in diesem Augenblick damit beschäftigt, die Vergoldungen der Decke und Dekorationen der Wände zu beendigen, welche gleichfalls im Styl der Renaissance ausgeführt werden.

Die Arbeiten an der Ecole des Beaux-Arts in der Rue des Vieux-Augustins sind unter der Leitung des Architekten Labrousse weiter fortgeführt worden. Der Bau zeichnet sich besonders durch seine Eleganz vor allen übrigen aus und wird nach seiner Beendigung zu den schönsten Zierden der Hauptstadt gehören. Der Baumeister hatte bei der Ausführung seines Plans mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, da ihm die Aufgabe gestellt war, mehrere noch ganz wohl erhaltene Ueberreste des früheren, auf derselben Stelle befindlichen Palastes mit in den Neubau aufzunehmen und sie zu einem Ganzen zu verschmelzen. Am eifrigsten hat man jedoch, wie gesagt, an der Madeleine und dem Arc de l'Etoile gebaut. Wir haben schon bei einer frühern Gelegenheit über diese Bauwerke berichtet, und wir wüßten gerade nichts Erhebliches zu dem hinzuzufügen, was wir über das Ganze derselben gesagt haben; beschränken uns daher heute auf einzelne Details und auf einen kurzen Ueberblick über die Sculpturarbeiten, welche an der Madeleine fast sämmtlich beendigt, und am Triumphbogen in voller Arbeit sind.

Das metrische Verhältniß der Madeleine ist folgendes: die ganze Länge der Kirche im Innern, vom Säulenschaft an gerechnet, beträgt 100 Meter, die Breite 42 Meter, 41 Centimeter; jeder der beiden Treppenvorsprünge hat 14 Meter, die Höhe der Säulen um das Gebäude herum wird auf 19 Meter angegeben. Die Säulenstellung ist korinthisch, die Zahl der Säulen beläuft sich auf 52, wovon 18 auf jeder Seite und 8 vor jedem Eingang angebracht sind. Sie stehen auf einer Unterlage von 4 Meter, und tragen ein Gesims von 4 Meter, 72 Centimeter. Ueber jedem der beiden Eingänge befindet sich ein Fronton von 8 Meter, 35 Centimeter Höhe; das Gebäude selbst ist, vom Boden an gerechnet, 36 Meter, 10 Centimeter hoch. Die Totalbreite des Schiffs im Innern beträgt 16 Meter, die Länge desselben 79 Meter, 60 Centimeter.

Dies Gebäude hat schon bedeutende Summen gekostet. Bis zum 1. Januar 1833 hatte man, einer glaubwürdigen Angabe zufolge, bereits die Summe von 9,190,058 Franken 60 Cent. daran verbaut. Die Ausgaben für dasselbe im Laufe des Jahrs 1833 betrugen 1,045,298 Fr. 65 Cent., die des Jahrs 1834 beliefen sich etwa auf

827,239 Fr. 88 Cent., so daß man im Ganzen bis zum 1. Januar 1835 die ungeheure Summe von 11,062,617 Franken 28 Cent. ausgegeben hatte. Nach dem Gesetze vom 27. Juni 1833, wodurch die Deputirtenkammer 17,240,000 Fr. zur Beendigung verschiedener öffentlicher Monumente bewilligte, sollte der Minister unter andern nur 2,900,000 Fr. auf die Madeleine verwenden; da aber von dieser Summe im Anfang des Jahrs 1835 nur noch 1,027,411 Fr. 37 Cent. übrig war, so wurde später ein abermaliger Zuschuß von 832,908 Fr. 39 Cent. gefordert, so daß die ganze Kirche nach der Versicherung des Ministers des Innern auf 12,922,967 Fr. 4 Cent. kommen wird.

Dieser lezte Zuschuß, welcher die Summe von 13 Millionen ziemlich voll macht, ist dadurch nöthig geworden, weil die sechs Schwibbögen und das Deckengewölbe, die gegenwärtig ausgemalt werden, mit zierlichem Schnitzwerk versehen und mit Sculpturarbeiten ausgeschmückt werden sollten; so lag es wenigstens in dem ursprünglichen Plane. Die Malereien des Deckengewölbes kosten nun aber 30,000 Fr. mehr, als die Sculptur, welche man für 20,000 Fr. ausbedungen hatte. Für die Ausschmückung der sechs Schwibbögen hat man jezt 8 Maler ausgewählt und ihnen im Ganzen 90,000 Fr. ausgesezt; Paul Delaroche sollte 150,000 erhalten; jedoch hat dieser Künstler den ihm zugetheilten Arbeiten für die Madeleine entsagt, weil der Minister des Innern während seiner Abwesenheit einen Theil der ihm versprochenen Malereien an Hrn. Ziegler übertragen hatte. Außerdem hat man mit Recht bemerkt, daß der Anblick der Wölbung im Allgemeinen kahl und mager seyn würde, wenn man diesem Uebelstande nicht durch einige Vergoldungen abhälfe, die aber wiederum auf 53,000 Fr. zu stehen kommen; die Ausgabe für die Gerüste waren auch nur auf 50,000 Franken angeschlagen, während sie 130,000 gekostet haben. Die Vergoldungen des Gewölbes sind zum Theil schon angefangen; so viel ich nach einem flüchtigen Ueberblick urtheilen konnte, schienen sie mir nachtheilig für die Sculpturarbeiten auszufallen. Vergoldungen befreunden sich am besten mit Malereien, und man hätte sich daher darauf beschränken sollen, die Rahmen der sieben Gemälde auf diese Weise zu dekoriren, während gegenwärtig die zwölf überhängenden Bogen des Gewölbes von der Nachbarschaft der drei, von goldenen Rosetten glänzenden Kuppeln sehr leiden, und zwar um so mehr, da diese Rosetten auf einem rothblauen Grunde stark hervortreten.

(Der Beschluß folgt.)

Kupferstichversteigerung.

Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen Sr. Excellenz des Herrn Grafen Franz von Sternberg-Manderscheid. Verfaßt von J. G. A. Frenzel, Vorsteher der Galerie der Kupferstiche und Handzeichnungen zu Dresden. Erster Band, enthaltend die Kupferstiche der Architektur und Sculptur und der italienischen Malerschule. 858 Seiten. 8.

Der Verfasser dieses überaus reichen Katalogs hat früher selbst in unsern Blättern von der ausgezeichneten Sammlung Nachricht gegeben, die er hier leider zum Behuf der Versteigerung beschrieben hat. Wie sehr ist es zu bedauern, daß eine mit so viel Liebe, Aufwand und Kenntniß angelegte Sammlung, an welcher der Besitzer viele Jahre lang geordnet, und für welche er so viele Opfer gebracht, um sie zu einem lehrreichen Ganzen zu gestalten, nun wieder auseinandergerissen und in alle Theile der Welt zerstreut werden soll. In unsern Tagen, wo das Interesse für systematische Kunstgeschichte, welches den einsichtsvollen Sammler geleitet hat, allgemeiner und tiefer geworden ist, hätte man hoffen sollen, daß irgend ein fürstlicher Kunstfreund oder reicher Privatmann die Sammlung im Ganzen erstehen und sich damit auf Einmal in den Besitz eines Schatzes setzen würde, der weit schwerer zum zweiten Mal zusammenzubringen, als aus seinem jetzigen Bestand zur größten Vollständigkeit zu erheben wäre. Die Masse von historischer Belehrung und artistischer Kenntniß, welche der verstorbene Besitzer selbst während des Sammelns und Anordnens daraus geschöpft hat, würde dann auch manchem Spätern zu Statten gekommen seyn, der sie in dankbarer Erinnerung an den Stifter benuzt hätte.

Die Versteigerung der ersten Abtheilung dieser 73,000 Blätter, welche aus der nur mäßigen Anzahl von 7440 Nummern besteht, soll am 9. Mai dieses Jahrs in Dresden beginnen. Den Anfang machen 1596 Nummern, welche Darstellungen von Gegenständen der ältern und neuern Baukunst und Bildnerei enthalten. Viele ansehnliche Kupferwerke sind hier vertheilt, und die aus ihnen genommenen Blätter nach Zeiten, Gegenständen und Meistern geordnet. Die erste Klasse enthält die Architektur der Alten und dahin gehörige Sculpturarbeiten: Obelisken, Säulen mit Basreliefs, Triumphbögen, Amphitheater, Tempel und Grabmäler, ingleichen Sarkophage, Altäre und Vasen. Die zweite Klasse besteht aus Abbildungen eigentlicher Sculpturarbeiten des Alterthums, und ist besonders reich an ältern, für den Antiquar oft schwer aufzufindenden Kupfern nach Büsten und Köpfen,

Hermen und Statuen. Diese lezteren sind nach den Gegenständen geordnet: Amor und Genien, Herkules, Jupiter und Juno, Neptun, Apollo, Mars und Bellona, Venus, Merkur, Minerva, Diana u. s. f. Darauf folgen Bildnißstatuen, Consular-, Priester-, Krieger- und Fechterfiguren, weibliche Statuen, und größere Gruppen. Sodann eine große Reihe von Basreliefs, Ornamenten, Cameen und Münzen, Gefäßen und Lampen, Inschriften ꝛc. Die dritte Klasse enthält die Architektur des Mittelalters und der neuern Zeit: byzantinische, normannische, altdeutsche, italienische u. a. Bauten, eine Menge Kirchen des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts, Grabkapellen, Säulen, Paläste, Brunnen, Trauergerüste, Ehrenpforten, Feuerwerke, theatralische Festlichkeiten und mechanische Kunstwerke. Die vierte Klasse: Werke der Bildhauerkunst seit dem Wiederaufblühen der Künste bis auf unsere Zeiten, darunter viele Abbildungen ausgezeichneter Werke der Italiener, z. B. Nikola und Andrea Pisano, Lorenzo Ghiberti, Benedetto da Majano, Michel Angelo, Baccio Bandinelli, Rafael, Benvenuto Cellini, Daniel da Volterra, Primaticcio, Giulio Romano, Ammanato, Giov. da Bologna, Bernini, Algardi, Corradini, Canova; ferner von französischen und deutschen Bildhauern, worunter Sarrazin, Anguier, Girardon, le Moyne, Bouchardon, Pigalle, du Quesnoy, Peter Vischer, Albr. Dürer, Schlüter, Trippel, Nahl, Thorwaldsen, Ohmacht; als Anhang Monumente, Bronzethüren, ciselirte Gefäße, geschnittene Steine, Münzen und Medaillen. Muß sich der Natur der Sache nach in dieser bildlichen Geschichte der Architektur und Sculptur manche Lücke finden, so zeigt sich ein desto größerer Reichthum in der Geschichte der Malerei, nicht bloß in Bezug auf Vollständigkeit der Gegenstände, sondern in Hinsicht auf eine große Anzahl der ausgezeichnetsten Blätter der Kupferstecherkunst. Auch hier finden sich viele große Kupferwerke, theils in ganzen Folgen beisammen, theils nach den Meistern vertheilt, z. B. gleich in den ersten Abtheilungen, welche die byzantinischen und ältesten italienischen Maler enthalten, die Werke von Lasinio, Riepenhausen, Lastri, della Valle, Thomas Pasch; dabei auch Seltenheiten anonymer Meister, wie die sogenannten Karten des Mantegna, verschiedene Niellen ꝛc. Unter den Blättern nach Francia, da Vinci, Luini, Giorgione, Fra Bartolommeo, Michel Angelo und Tizian sind viele Hauptblätter der Kupferstecherkunst. Reich, jedoch nicht vollständig ist die Folge des Rafael; viele schöne Hauptblätter nach den heiligen Familien zeichnen sich aus; die Bibel ist in den Nachbildungen von Borgiani, Sisto Badalocchio, Villamena, Chapron, Aquila, Cunego, manches dieser Werke ist in mehreren Exemplaren vorhanden; dagegen fehlen z. B. die Blätter von Volpato nach den Freskogemälden der Stanzen. Nicht minder ansehnlich sind die Folgen nach Giulio Romano, Polidor, Rosso, Correggio und Parmeggiano, auch finden sich seltene Blätter von Marc Anton, Bonasone u. A. — Wir sind in dieser Uebersicht nur ungefähr bis zur Hälfte des Bandes gekommen, und müssen dem Liebhaber überlassen, die zahlreichen Blätter (von Nro. 3780 bis 7440), welche die Geschichte der neuern italienischen Malerei vom sechzehnten Jahrhundert an bilden, selbst nachzusehen. Auch hier findet sich viel Merkwürdiges und Vortreffliches.

Hr. Frenzel hat sich durch die Abfassung dieses Katalogs nicht bloß ein Verdienst um die Sammlung, sondern auch den Dank der Kupferstich- und Gemäldekenner erworben, indem er überall belehrende Notizen über die Seltenheit der Blätter, über die Werke, denen sie entnommen sind, über den Ort, wo die abgebildeten Gemälde sich befinden, hinzugefügt hat. Wenn die Anordnung nicht überall den Forderungen der Kunsthistorie entspricht, indem die Meister gewöhnlich nicht nach Specialschulen, sondern nur nach Geburts- und Sterbejahr an einander gereiht sind, so daß z. B. selbst die Caracci sich nicht in Einer Folge, und noch weniger mit ihren Schülern beisammen befinden; so ist doch für das Aufsuchen der Meister durch ein genaues Register gesorgt, welchem auch noch eine Tafel der im Katalog verzeichneten Monogramme beigegeben ist. Durch die Eile des Drucks sind wohl mehrere Sprach- und Druckfehler stehen geblieben, z. B. gleich auf dem Titel: die Kupfer der italienischen Malerschule und mehrere der ältern als später, statt und später ꝛc. Dem übrigens schön gedruckten Band dient das von Hrn. Frenzel dem Jüngern sehr gut lithographirte Bildniß des verstorbenen Grafen v. Sternberg zur Zierde.

Bauwerke.

Rom. Der archäologische Verein, an dessen Spitze der bekannte preußische Gesandte Hr. Bunsen steht, hat auf dem höchsten Punkte des Capitols (dem Monte Caprino oder tarpejischen Felsen) ein Gebäude gekauft und unter der Leitung des jungen Architekten Hrn. Engelhard aus Kassel wiederherstellen und vergrößern lassen.

Verschönerungen.

Paris. Auf der Place de la Concorde sollen vierzig Säulen (Colonnes rostrales) aufgestellt werden, deren jede 4 mit Gas erleuchtete Glaskugeln tragen wird. Auf den 8 kleinen, an den quer gegenüberstehenden Eingängen befindlichen Pavillons sollen die sitzenden Statuen der 8 vorzüglichsten Städte Frankreichs (excl. Paris): Bordeaux, Nantes, Toulouse, Marseille, Lyon, Straßburg, Lille und Rouen, angebracht werden. Die Statuen auf der Brücke Ludwigs XVI. bleiben. Am Eingange des Platzes sollen Marmorgruppen zu stehen kommen, welche mit den schon aufgestellten am Eingange der Tuilerien übereinstimmen. In die Mitte kommt der Obelisk von Luxor, und zwar auf einem aus 4 Granitblöcken zusammengesezten, 50 Fuß

hohen Piedestal zu stehen, wovon 21 auf den Würfel kommen. Auf den Ecken werden 4 Granitsphinxe angebracht.

Sculptur.

Die Stadt Aix hat eine Büste des daselbst gebornen Ministers Thiers anfertigen lassen, welche die Inschrift: Scriptor Tacito, Mirabello par Orator führt.

Der Bildhauer Desprez in Paris hat das Modell der Statue des Generals Foy vollendet, welche in einem der großen Säle der Deputirtenkammer aufgestellt werden soll. Der General steht, modern gekleidet, in ruhiger, stolzer Haltung und mit einfacher, edler Geberde auf der Tribüne.

Denkmäler.

Aus Rheinbayern. Nachdem das bisherige höchst geschmacklose Monument auf der Stelle in der Nähe des Städtchens Göllheim, wo der deutsche König Adolph von Nassau im Jahr 1298 im Kampf um die Reichskrone das Leben verlor, ganz verfallen war, ist es den Bemühungen des historischen Vereins des Rheinkreises gelungen, so viele Beiträge zu einem neuen schönern Denkmale zusammenzubringen, daß die Errichtung desselben baldigst erfolgen kann.

England. Zu Manchester soll dem berühmten Verbesserer der Dampfmaschinen, James Watt, ein glänzendes Denkmal gesezt werden, dessen Ausführung man dem Bildhauer Chantrey übertragen will.

Märkische Alterthümer.

Berlin. Herr Alexander von Minutoli theilt in Nr. 31, 1836, der preußischen Staatszeitung seine auf Kunstreisen von 1822–30 gesammelten Beobachtungen über die alterthümlichen Bauwerke des preußischen Staats, unter besonderer Berücksichtigung der Mark Brandenburg mit. Er glaubt sich durch seine Forschungen berechtigt, seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts einen von dem hanseatischen verschiedenen märkischen Spizbogenstyl anzunehmen, der mit jenem wegen Gleichheit des Materials (Ziegeln) bisher verwechselt ward, und von welchem das Kloster Chorin und die Marienkirche zu Prenzlau einige der schönsten und charakteristischsten Beispiele sind. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts kommen alsdann bei Kirchen, theils wegen der Vorliebe für weite, übersichtliche Räume, theils durch den Einfluß des sich mehr zu massenhaften, als freistehenden und emporstrebenden Werken eignenden Materials, mehr in die Breite gedehnte Verhältnisse, statt der sonst in die Höhe strebenden, vor, und so entstanden die schönen Kirchenhallen, daran auf doppelter Pfeilerreihe schwebende Gewölbe meist von gleicher Höhe sind und nur selten im Mittelschiff stärkere Erhöhung zeigen. Aeußerst hohe Giebel und die Verlegung der Strebepfeiler in's Innere der Kirche sind gewöhnliche Begleiter dieses neuern Styls, von dem sich in der Mark unzählige Beispiele finden.

Kunstvereine.

Kopenhagen. Im hiesigen Kunstverein, der gegenwärtig 1081 Mitglieder zählt, ist durch eine am 16. Januar gehaltene General-Versammlung die Veränderung eingetreten, daß, zur Führung einer bessern Controlle und zur Vereinfachung des Geschäftsgangs, die bisherige Administration und das Kunstcomité in eine Behörde, genannt die Administration, zusammengeschmolzen wurden, die aus 5 Künstlern, Freund, Möller, Hetsch, Eckersberg und Bissen, und 4 Nichtkünstlern besteht.

Neues Aetzmittel für Stahl.

Paris. Der Chemiker Deleschamp hat ein Aetzmittel erfunden, welches, nach dem Berichte der Société d'encouragement, alle früher bekannten an Güte übertrifft und von dem Erfinder Glyphogène genannt wird. Es giebt eine so reine und tiefe Aetzung, daß es als ein wichtiges Hülfsmittel für den Stahlstecher erkannt und Hr. D. von der Gesellschaft mit einer Medaille belohnt wurde.

Literatur.

Italien. Antichità della Sicilia esposte ed illustrate per Dom. lo Faso Pietrasanta, Duca di Serradifalco. Vol. I (35 Fr.) e Vol II (50 Fr.), Palermo, 1834. Fol. Die Wichtigkeit der neuesten Ausgrabungen von Selinunt hatte bereits vor Jahr und Tag den Verf. veranlaßt, den 2ten Band seines Werkes bekannt zu machen; diesem ist erst jezt der erste nachgefolgt, welcher die Alterthümer von Segesta, der feindlichen Nachbarstadt Selinunts, erläutert. Der Herzog von Serradifalco bereitet gegenwärtig auch die Herausgabe der Normannischen und Arabischen Alterthümer vor, wobei ihm, dem Vernehmen nach, deutsche Architekten Hülfe geleistet.

Von der Gebr. Durelli Beschreibung der Karthause in Pavia sind die Hefte 24–26 erschienen. Fol. Jedes Heft 5 Lire.

Kupferwerke.

Originalansichten der vornehmsten Städte in Deutschland, ihrer wichtigsten Dome, Kirchen und sonstigen Baudenkmäler alter und neuer Zeit, herausgegeben von L. Lange (Architekten und Zeichner), und E. Rauch (Kupferstecher), mit einer artistisch-topographischen Beschreibung begleitet von Dr. G. Lange, 11tes Heft, Regensburg; mit 4 Stahlstichen. Darmstadt, 1835. 4. Die frühern Hefte betreffen Frankfurt, Würzburg, Nürnberg, Bamberg und Passau.

Numismatik.

Madrid. In Betreff des königl. Münzkabinets, dessen Custos gegenwärtig Dr. D. A. R. de Quevedo ist, welchem zwei Gehülfen, Hr. D. B. S. Castellanos und Hr. D. Patr. Gallangos, beigegeben sind, liest man in Nr. 285 der Berliner Nachrichten (vom 5. Dec. 1835) folgende nähere Notizen. Seit den sechs Monaten, während deren diese Herrn dem Kabinet vorstehen, sind die modernen Münzen von den antiken bereits gänzlich getrennt. In demselben befinden sich gegenwärtig 90,227 Stück, worunter 2672 Gold-, 30,672 Silber-, 51,186 Kupfer-, 366 Blei-, 50 Holzmünzen, und 855 Wachs- und 4386 Gyps-Abgüsse. Sie sind in 1439 Kasten von Nußbaumholz in 58 Mahagoni-Schränken geordnet, die mit vergoldetem Schnitzwerk verziert und mit Glasthüren versehen sind. Deckengemälde zieren die Zimmer des Kabinets.

№ 26.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 31. März 1836.

Die öffentlichen Bauten in Paris.

(Beschluß.)

Die Sculpturen der Madeleine sind vollendet, und das Gerüst ist bereits aus dem Innern der Kirche fortgeschafft. Man hat die zwölf Apostel zur Darstellung auserwählt; jede der drei Kuppeln mit ihren vier überhängenden Gewölbebögen war einem Künstler zugefallen. Die nächste beim Eingang hatte Herr Roman gehabt, der leider vor der Ausführung seiner Modelle gestorben; die Vollendung derselben ist Hrn. Rude anvertraut worden. Die Sculpturen der mittleren Kuppel sind von Foyatier gearbeitet; die der dritten Kuppel hat Pradier ausgeführt. Bei Foyatier erscheinen die Sculpturen zu sehr gehäuft und auf einander gedrängt; die vier Apostel Pradiers sind nicht ohne Verdienst, in vielen Stücken jedoch zu nachlässig und nicht streng und ernst genug gehalten; die Stellung derselben ist mit Glück gewählt; die Apostel Romans, von Rüde ausgeführt, gehören unstreitig zu den besten; alle vier sind mit gleicher Sorgfalt behandelt und haben daher eine innere Beziehung auf einander. Der Evangelist Matthäus ist besonders gelungen; eine ernste Mannesgestalt von entschieden ruhigem Charakter. Außerdem sind Paulus und Petrus am geistreichsten und wahrsten behandelt; in den Mienen und Geberden des Erstern ist das Redetalent jenes gewaltigen Lehrers gut ausgedrückt, und die Gestalt, wie die Bewegung St. Peters verrathen, daß der Künstler mit Freude und gewissenhaftem Nachdenken gearbeitet hat.

Außer diesen Figuren haben wir noch einige minder bedeutende Sculpturarbeiten bemerkt. Die Verzierungen oberhalb der Eingangsthüre sind von Triquetti; eine Altargruppe, die Verzückung der heiligen Magdalena darstellend, ist von Marochetti. Die kleine jonische Säulenstellung im Innern, welche sich an die sechs Seitenkapellen anschließt, ist mit einem eleganten Friese gekrönt, der bereits sehr weit vorgeschritten war. Den ganzen Bau leitet der Architekt Huet mit großer Umsicht und lobenswerthem Eifer.

Ueber die seither ausgeführten Arbeiten am Arc de l'Etoile bemerken wir Nachstehendes. Dieses kolossale Denkmal der neuern französischen Baukunst, dessen Ausführung von Napoleon durch einen Beschluß vom 8. Jan. 1806 befohlen wurde, hat von jener Zeit an zahlreiche Unterbrechungen und Aenderungen erlitten, und die damit beauftragten Architekten sahen ihre angefangenen Arbeiten je nach den verschiedenen politischen Stürmen dem Einsturz oder der endlichen Vollendung nahe. Unter der Leitung des kaiserlichen Baumeisters Chalgrin begonnen, wurde der Triumphbogen später dem Architekten Huyot anvertraut; diesen löste eine eigens für die Arbeiten des Arc de l'Etoile eingesezte Commission ab, zu welcher vorzugsweise Fontaine und Delabarre gehörten. Aus den Händen dieser Baucommission erhielt Huyot die Oberaufsicht über die Leitung dieses Baues wieder zurück, und seit den lezten drei Jahren hat Herr Debret die Direktion desselben übernommen.

Das Monument ruht auf einer Unterlage von behauenen Steinen, welche 8 Meter tief gelegt ist. Seine Breite beträgt 44 Meter, 82 Centimeter; die Höhe 45 Meter, 23 Centimeter, und die Dicke 22 Meter, 20 Centimeter.

In der lezten Zeit war man besonders für die Sculpturarbeiten thätig, welche den Triumphbogen schmükken werden und sehr beträchtlich sind. Ihre Ausführung ist einer Menge hiesiger Künstler anvertraut worden, welches allerdings den Nachtheil haben wird, daß wenig Gleichförmigkeit zum Vorschein kommt. Die Figuren des Frieses, fast in natürlicher Größe dargestellt, werden in einer Höhe von mehr denn 110 Fuß wenig sichtbar seyn und dem unbewaffneten Auge sich entziehen. Die daran von den Plastikern behandelten Gegenstände sind aus der französischen Geschichte während der Jahre 1790 bis 1815 entlehnt. Die beiden Seiten des großen Bogens auf der Façade nach Paris zu füllen zwei kolossale

Gruppen aus, welche eine Höhenausdehnung von 36 Fuß haben und wenigstens 5 Fuß weit vorspringen; sie ersetzen die an diesem Theile sonst üblichen Trophäen und andere Verzierungen. Die Hauptfigur hat in jeder dieser Darstellungen 20 Fuß Höhe, daß man sie also füglich mit den beiden Riesengestalten des Monte Cavallo vergleichen kann. Die Gruppe zur Rechten, von Rude gearbeitet, soll die Abreise der französischen Bürger zur Grenze im Jahr 1793 darstellen; die zur Linken ist „der Triumph" betitelt und soll die Höhe der Napoleonschen Macht im Jahr 1810 personifiziren. Die beiden correspondirenden Gruppen nach der Seite von Neuilly zu werden von Hrn. Etex in ganz gleichem Maßstab ausgeführt und einestheils den Widerstand im Jahr 1814, anderntheils den Frieden von 1815 vorstellen.

Die Giebelfelder des großen Bogens nehmen vier 18 Fuß hohe, von Hrn. Pradier gearbeitete Göttinnen des Rufs (Renommées) ein. Unter dem Gesims befinden sich sechs große Basreliefs, wovon die beiden auf der Pariser Seite das Leichenbegängniß des Generals Marceau, von Lemaire, und der Sieg bei Abukir, von Seurre dem Aeltern, darstellen; die beiden Basreliefs auf der Seite nach Neuilly sind der Einnahme Alexandriens, von Chaponnière, und dem Kampf auf der Brücke von Arcole, von Feuchère, gewidmet; das Basrelief auf der Seitenwand nach dem Faubourg du Roule zu bezieht sich auf die Schlacht bei Austerlitz und ist von Gechter gearbeitet; das lezte Basrelief endlich auf der Seitenwand nach Passy zu stellt die Schlacht bei Jemappes dar und rührt von Marochetti her.

Der oberhalb des großen Bogens rund um das ganze Monument in einer Ausdehnung von mehr als 400 Fuß herumgehende Fries ist gleichfalls mit Sculpturarbeiten geschmückt, welche unter sechs Künstler vertheilt worden sind. Die Seite nach der Stadt zu stellt den Schwur der Volksrepräsentanten auf dem Altar des Vaterlands und die Austheilung der Fahnen an die Armeen dar; beide Basreliefs sind von Brue gearbeitet; auf dem erstern erkennt man den General Lafayette, den Abbé Sieyes, den Herzog von Orleans, den jetzigen König der Franzosen, den berühmten Mirabeau und den Bischof von Autun. Auf einem Rasen in der Ferne hat der Künstler die nachmalige Kaiserin Josephine, den Verfasser der Marseillaise, Rouget de Lisle, und den Maler David abgebildet; Lezterer sizt auf einer Art Schiebkarren und ist mit Zeichnen beschäftigt. Auf beiden Seiten dieser Basreliefs und wieder zurück bis in die Mitte der Seitenfaçaden sieht man nichts als defilirende Heeresabtheilungen, worauf das Auge wegen der großen Einförmigkeit des Gegenstandes nur kurze Zeit verweilt. Der Theil des Frieses links ist von Jaquot, der rechts von Laitié gearbeitet.

Im Mittelpunkt der Façade von Neuilly erblicken wir das neugeborne Frankreich, von der keckgeschürzten Abundantia und der öffentlichen Wohlfahrt begleitet; es theilt Kronen und Kränze an die Generale und Soldaten aus. Dies Basrelief verdankt man dem Meißel des Plastikers Caillouette. Zu beiden Seiten sind wieder siegreiche Armeen, welche die Kunstschätze Italiens und Aegyptens als Beute mit sich führen. Der Theil des Frieses links, welcher sich an das Basrelief von Laitié anschließt, ist von Rude, der rechts, welcher auf das Basrelief von Jaquot folgt, stammt von Seurre d. A.

Perpendikular mit der Axe des Monuments ist eine kleine, von dem großen Bogen unterbrochene und folglich doppelte Arkade, im Ganzen etwa 16$^1/_4$ Meter hoch und 8$^1/_2$ Meter breit. Die äußern Giebelfelder dieser doppelten Arkade sind mit allegorischen Abbildungen geschmückt, wovon die eine (von Bra), auf der Seite nach dem Faubourg du Roule zu, die leichte und Linieninfanterie, die andere (von Valois), auf der Seite nach Passy zu, die schwere und leichte Cavallerie darstellen. Die innern Giebelfelder des großen Bogens sind ebenfalls mit allegorischen Darstellungen geziert; nach der Seite von dem Faubourg du Roule ist von Seurre dem Jüngern die Marine, und nach der Seite von Passy ist von Debay dem Aeltern die Artillerie als künstlerischer Vorwurf gewählt worden. Unter der doppelten Seitenarkade und unter dem Anlauf der kleinen Wölbungen bemerken wir vier allegorische Basreliefs, die auf die Siege des Südens, des Ostens, des Nordens und des Westens Bezug haben; sie sind von Gérard, Espercieux, Bosio und Walcher gearbeitet.

Diese Werke sind jedoch noch nicht alle so weit vorgeschritten, daß man schon jezt über das Ganze und ihre Einheit ein sicheres Urtheil fällen könnte. So viel ich gesehen, scheinen mir die Arbeiten Pradiers, Bra's, Etex und Rude's das meiste Lob zu verdienen.

Die über dem Friese befindliche Attike ist mit Pilastern geschmückt, zwischen denen Schilde angebracht sind, auf denen folgende Namen geschrieben stehen: Valmy, Jemappes, Fleurus, Montenotte, Lodi, Castiglione, Arcole, Rivoli, Pyramiden, Abukir, Zürch, Genua, Heliopolis, Marengo, Hohenlinden, Ulm, Austerlitz, Jena, Friedland, Somma-Sierra, Eßling, Wagram, Moskowa, Lützen, Dresden, Leipzig, Hanau, Montmirail, Montereau, Ligny . . . .

Der im Innern der Attike erbaute weitläuftige Saal, der über 100′ lang, 40′ breit und 20′ hoch ist, soll in ein Nationalmuseum umgeschaffen werden. Ueber den Schmuck, der auf die Höhe des Triumphbogens kommen soll, ist man noch nicht einig.

Bis zum Anfang des Jahrs 1833 beliefen sich die Ausgaben für dieses Monument bereits auf 6,283,814 Fr.

68 Cent. In dem Budget desselben Jahres sind noch andere 2,370,000 Fr. für die Vollendung des Arc de l'Etoile verwilligt, der sonach auf 9,353,844 Fr. 68 Cent. kommen wird. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn der Minister des Innern beim nächsten Budget abermals einen Zuschuß für die Beendigung mehrerer angefangener Monumente verlangte; denn die 17,210,000 Fr. vom Jahr 1833 müssen ziemlich verbaut seyn, wenn man anders den Angaben der hiesigen Blätter trauen darf. Denen zufolge waren bereits am 1. Jan. 1834 4,067,488 Franken ausgegeben, in welcher Summe der Preis des angeschafften Baumaterials und der Lohn für 296,029 Arbeitstage mitbegriffen war. Im Laufe des Jahrs 1834 sind 519,672 Arbeitstage ausbezahlt worden, und die Gesammtausgabe betrug vom Monat Januar bis December 7,072,583 Franken 27 Cent. Das Jahr 1835 wird nun vollends die wenigen noch übrig gebliebenen Millionen erschöpft haben.

Ueber die Ausbesserungen im Schlosse von Versailles und das daselbst eingerichtete historische Museum können wir bis jezt noch keine nähere Kunde geben; da die Besichtigung der bereits fertigen Säle keinem Fremden gestattet ist. Man weiß bloß, daß die Arbeiten nach einem umfassenden Plane geleitet werden. Im Schloß von Fontainebleau sind ebenfalls Architekten und Maler beschäftigt; der König muntert die an beiden ebengenannten Orten arbeitenden Künstler durch häufige Besuche auf, und es steht zu hoffen, daß die Kunstsäle daselbst bald dem Publikum geöffnet seyn werden, welches auch hierin, wie in Allem, die sichere, wohlverstandene Thätigkeit eines trefflichen Fürsten dankbar erkennen wird.

Paris, Januar 1836.

Eduard Collow.

Vereine.

London, Januar 1836. In der lezten ordentlichen Versammlung der Gesellschaft britischer Architekten wurde eine von Hrn. E. P. Parris Behufs der Reinigung und Auffrischung der von Sir Jos. Thornhill ausgeführten Malereien in der Kuppel der St. Paulskirche erfundene Vorrichtung gezeigt, mittelst deren der in einem Korbe sizende Arbeiter mit der größten Leichtigkeit nach jedem Punkte der Kuppel bewegt werden kann.

Ausstellungen.

Rom, Januar. Der römische Kunstverein, Società degli amatori e de' cultori delle belle arti, hat am 15. Januar seine Ausstellung eröffnet, zu welcher die Regierung, wie im vorigen Jahre, das schöne Lokal an der Porta del Popolo eingeräumt hat. Es scheint aber an Theilnehmern zu fehlen, da die Italiener keinen Sinn für solche Vereine haben und man daher fast ganz auf Fremde beschränkt ist, die aber in diesem Jahre nur in geringer Anzahl gekommen sind. Die Zahl der bis jezt ausgestellten Bilder ist sehr klein, weil die ältern Künstler selten zur Ausstellung ihrer Arbeiten geneigt sind. Die vorzüglichsten Maler, welche Beiträge geliefert haben, sind Catel, Pierini, Wilson, Flohr (aus Hamburg), Weidemann (aus Winterthur), Paoletti, Monti, Rittig rc.

Malerei.

Brüssel, Januar. Wapper's (in Brüssel) großes Bild: „die belgische Revolution,“ * kommt in diesem Jahre zur hiesigen Ausstellung. Von desselben Meisters großem Bilde: „die Hingebung des Bürgermeisters Van der Werf,“ welches der Künstler in seinem 20sten Jahre gemalt, ist in Brüssel ein Stich von Lhérie erschienen.

Wien, Januar. Der Maler Monteni, welcher von Mailand nach Wien geschickt wurde, um das Bildniß Sr. Majestät des Kaisers für den Sizungssaal der Mailänder Provinzialbehörden zu verfertigen, hat seine Aufgabe beinahe vollendet. Der Kaiser trägt das spanische Costüm und die eiserne Krone.

Paris, Januar. Der Maler Delaroche hat ein Bild, die Hinrichtung des Grafen Stafford, vollendet, welches als ein Meisterwerk geschildert wird und bereits vom Grafen Demidoff angekauft worden ist.

König Ludwig Philipp läßt für das Museum in Versailles ein Gemälde der Schlacht von Toulouse im Jahr 1814 (Soult gegen Wellington) anfertigen. Zwei Künstler sind deßhalb an Ort und Stelle gesandt worden.

Glasmalerei.

Elberfeld, Februar. Der Glasermeister Franz Thelen in Düsseldorf hat bereits viele gelungene Versuche in Glasgemälden gemacht, deren Farben wirklich in das Glas eingebrannt und auf's Innigste mit demselben verbunden sind. So hat er z. B. die Apostel von Raphael in 12 Zoll Breite und 21 Zoll Höhe nach der ältesten Art des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts mit Bleieinfassungen äußerst gelungen wiedergegeben, auch Landschaften, Wappen, Porträts rc. in der Manier des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in derselben Vollkommenheit geliefert. Die von ihm für die Fenster der kathol. Kirche zu Elberfeld besorgten Wappen haben 4½ Fuß Durchmesser.

Erzguß.

London. Der Guß der Statue Georgs III., welche am 4. Juni (als des Königs Geburtstage) auf dem Waterloo-Plaze, der Yorksäule gegenüber, aufgestellt werden sollte, ist in Folge der absichtlichen Verstopfung der Zuleitungsröhren mit Holzkohlen, da das Metall sehr langsam in die Form floß, gänzlich mißlungen. Für den Bronzegießer und Architekten, Hrn. Wyatt, entspringt daraus nicht nur ein unmittelbarer Schaden von 1000 Pfd. Sterling, sondern er hat auch, weil er seinen Contract bis zur gesezten Frist nicht einhalten kann, eine Correctionalstrafe von 4000 Pfd. Sterling zu erlegen. (Galignani's Messenger.)

* Wahrscheinlich dasselbe, von welchem in Nr. 9 des Kunstblatts v. 2. Februar d. J. die Rede ist.

Lithographie.

München. Der bekannte Architektur- und Genre-Maler W. Gail in München wird nächstens unter dem Titel: „Erinnerungen aus Spanien," ein Werk herausgeben, welches 30 nach der Natur gezeichnete, in Croyon lithographirte und mit Thonplatten gedruckte Abbildungen enthalten soll. Es wird in Heften erscheinen, von denen jedes, außer einem architektonischen Fragment und einer Ansicht, drei Volksscenen und ein Textblatt aus dem während des Aufenthalts des Künstlers in Spanien geführten Tagebuche liefert, und im Subscriptionspreise 2 fl. 42 kr. rheinisch kostet. Das Werk wird unter andern einen vollständigen Cyclus des Stiergefechts darbieten. Die Unterzeichnungen sind an Hrn. W. Gail, Marthor Nr. 19, München, zu senden.

Numismatik.

Wien. Hr. A. v. Steinbüchel, Direktor des kaiserlichen Münz- und Antikenkabinets in Wien, hat ermittelt, daß eine der Münzen, welche in dem Aufsatz: An account of Greek, Parthian and Hindu medals, by James Tod in den Transactions of the Royal Society etc., London. 1827, als baktrische Königsmünze beschrieben und abgebildet wird und so in andere Werke übergegangen ist, eine römische ist. Die für unverständlich erklärten Inschriften: *ΚΕΥΗΡΙ ΜΑΤΕΡ* und *ΕΤΟΥΣΙΑΚΩΝ*, welche leztere einer alten Stadt Etousia angehören sollte, löst Hr. v. St. glücklich wie folgt: *οὐλΠ. ΣΕΥΗΡΙΝΑ. ΣΕΒαστ* (Ulpia Severina, Kaiserin) und *ΕΤους Ζ* (im siebten Regierungsjahr). Das Bild „eines unbekannten Königs mit langen Haaren" ist das der Kaiserin, und die Stadt Etousia wird zu einer Jahreszahl.

Altdeutsche Baukunst.

In Nr. 41 der allgemeinen preußischen Staatszeitung theilt Hr. A. v. M. (Alexander von Minutoli) eine interessante Uebersicht der Vervollkommnung und allmähligen Veränderungen in Form und Mischung der seit dem zwölften Jahrhundert bis auf unsere Zeit zu architektonischen Zwecken und Verzierungen angewandten Ziegeln, unter besonderer Berücksichtigung der alterthümlichen Gebäude der Mark Brandenburg mit. Von der dünnen römischen Ziegelform, welche sich auch in den folgenden Jahrhunderten, z. B. in den der fränkischen Periode angehörigen Theilen des Trierschen Doms erhalten hat, und von der der Palast des Constantin, die Thermen und das Amphitheater daselbst Zeugniß ablegen, findet sich in der Mark nichts. Vielmehr sind die ältern Ziegel dort kürzer und viel dicker, ihre Mischung aber ist eben so sorgfältig, und sie sind vortrefflich durchgebrannt. Das älteste Beispiel dürfte an den wahrscheinlich zu Anfang des zwölften Jahrhunderts durch Pribislav errichteten obern Thürmen an der auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg ehemals befindlichen Marienkirche anzutreffen seyn. Von der zu Ende des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts beliebten mosaikartigen Auslegung der Wände und Bögen, mit abwechselnd hochrothen und schwarz glasirten Steinen bietet die Laurentiuskirche zu Salzwedel ein schönes Beispiel dar. Bis zu dieser Zeit zeigen die Ziegelbauten eine vorzügliche Accuratesse im Technischen, eine besondere Gleichmäßigkeit der Schichten und Mörtelfugen, und um die Mitte des dreizehnten Jahrh. scheint die Mischung der Bauziegeln den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht zu haben. Von da bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nahmen die Ziegel an Größe zu, aber die Mischung an Güte ab, wie die groben, stahlfarbnen, oft mit Flechten überzogenen Ziegelsteine der leztern Periode bezeugen. Seit den ersten Decennien des sechzehnten Jahrhunderts fing man an, die alte Bauweise zu vernachlässigen, wozu vorzüglich die Reformation und das Erwachen des antiken Baustyls beitrugen. Die hellern, schlecht durchgebrannten Ziegelsteine wurden immer häufiger, und dieses Material zu unbekleideten Wänden ganz unbrauchbar. Erst in der neuesten Zeit erkannte man die Schönheit solchen Gemäuers wieder an, und angeregt dadurch, lieferte die Industrie wieder ein dem alten an Güte gleichstehendes Produkt, aus dem bereits zwei der schönsten Prachtbauten Berlins aufgeführt sind.

Besondere Aufmerksamkeit schenkt der Verf. den Formsteinen, deren älteste Spuren bis in die Mitte des zwölften Jahrhunderts hinaufreichen, wo sie jedoch nur zu rohen Kranzverzierungen dienten, während zu andern Zwecken der Meißel nachhalf, wie man z. B. an der schönen Fenstersäule in der Nordwestkapelle der Klosterkirche zu Lehnin, an den Säulen und Pfeilerfüßen im Dome und in der Nicolaikirche zu Brandenburg bemerkt. Ausgangs des zwölften Jahrhunderts formte man schon zierlich durchbrochene Fensterrosen, aus welcher Zeit sich ein vermauertes Rosenfenster an der Kirche zu Alt-Ruppin herschreibt. Allein diese Zierrathen gehören noch dem alten Rundbogenstyle an. Die Marienkirche zu Prenzlau, deren Bau 1325 begann und 1340 vollendet ward, dürfte dagegen die erste in der Mark seyn, an welcher jene prachtvollen Durchbrechungen im reinen Spitzbogenstyl, nach dem Muster der Dome zu Köln, Straßburg und Freiburg, in Formsteinen ausgeführt wurden. Noch feiner ausgebildete Verzierungssteine erscheinen an den Prachtbauten Karls IV. in der Altmark, vorzüglich an dem Rathhause zu Tangermünde. Gesimsglieder, reliefartige und freistehende Durchbrechungen in Bändern und kolossalen Rosen, so wie Baldachine und Blätterschmuck an Giebeln und Thürmchen, sind auf's Sauberste gebildet und so fest in einander gefügt, daß die als Befestigungsmittel angebrachten Drähte fast überflüssig erscheinen. Die Fertigkeit im Formen nahm im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts noch bedeutend zu, und die meisten glasirten Zierrathen erhielten die größte Eleganz der Form. Die künstlich durchbrochenen Giebel, welche eine ganz eigene Klasse von Bauten in der Mark bezeichnen, haben auffallende Kühnheit in der Construction und eine solche Festigkeit und Schärfe der Form, daß sie eher als Werke von Metall erscheinen, z. B. an der St. Marienkirche zu Königsberg in der Neumark und der St. Katharinenkirche zu Brandenburg, in deren reichgeschmückten Strebepfeilern selbst fast lebensgroße Statuen von gebranntem Thon stehen. Das Ende des vierzehnten und der Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts scheint dem Gedeihen der Ziegelformkunst noch immer günstig gewesen zu seyn, was z. B. die aus jener Zeit herrührenden, vielfach verschlungenen Rosetten an den äußern Mauern der Seitenschiffe des Brandenburger Doms, so wie an den Portalen des altstädtischen Rathhauses daselbst beweisen. Allein von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an kam die Kunst des Formens in Verfall, indem das Material sich allmählich verschlechterte und nicht mehr derselbe Fleiß auf dessen Verarbeitung verwandt wurde.

Persönliches.

Paris, 28. Januar. Der berühmte englische Maler Wilkie ist zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der schönen Künste des Instituts ernannt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 27.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 5. April 1836.

Splitter und Späne.

Homers und Lessings Wolken in Rücksicht auf Kunstdarstellung.

Lessing sagt in seinem Laokoon (S. 202 sämmtlicher Schriften 9ter Theil, Berl. Ausg.): „das Mittel, dessen sich die Malerei bedient, um verstehen zu geben, daß in ihren Compositionen dieses oder jenes als unsichtbar betrachtet werden müsse, ist eine dünne Wolke, in welche sie es von der Seite der mithandelnden Person einhüllt. Diese Wolke scheint aus dem Homer selbst entlehnt zu seyn. — Wer sieht aber nicht, daß bei dem Dichter das Einhüllen in Nebel und Nacht weiter nichts als eine poetische Redensart für unsichtbar seyn soll? Es hat mich daher jederzeit befremdet, diesen poetischen Ausdruck realisirt und eine wirkliche Wolke in dem Gemälde angebracht zu finden, hinter welcher der Held wie hinter einer spanischen Wand vor seinem Feinde verborgen steht. Das war nicht die Meinung des Dichters. Das heißt aus den Grenzen der Malerei herausgehen, denn diese Wolke ist hier eine wahre Hieroglyphe, ein bloßes symbolisches Zeichen, das den befreiten Helden nicht unsichtbar macht, sondern den Betrachtern zuruft: ihr müßt ihn euch als unsichtbar vorstellen. Sie ist hier nichts besser, als die beschriebenen Zettelchen, die auf alten gothischen Gemälden den Personen aus dem Munde gehen.“

Lessings tiefer Verstand entfernte sich zuweilen, besonders in artistischen Dingen, gerade deßhalb von dem Gesetz einer natürlichen Vorstellungsweise, weil er dasselbe zu lebhaft verfolgte und im Fortgange einer Untersuchung aus Liebe zur reinen, ganzen Wahrheit den Punkt verkannte, wo der Scharfsinn in Spitzfindigkeit überzugehen droht. Es trifft sich auch wohl, daß er bei solchen Gelegenheiten etwas stärker, als uns Spätern lieb ist, an die Zeit erinnert, deren edelster Sprößling er war, und dies ist ihm ohne Zweifel in Betracht jener homerischen Wolken begegnet.

Offenbar ist seine Meinung gleich von vorne herein viel zu künstlich abgezirkelt, indem sie dem einfachen Sprachgebrauch des Dichters den Sinn einer abgeklügelten Redefigur unterlegt. Wie man sich auch die Stufe der allgemeinen Bildung denken mag, auf welcher Homer in seinem Epos steht — über einzelne Verhältnisse, zumal in Beziehung auf Kunst, werden die Meinungen der Forscher wohl noch lange vielfach abweichen — so viel geht aus den gültigsten Ergebnissen hervor, daß er in gerader Richtung, ohne geheimen Vorbehalt, eingeschobene Zwischentendenzen und berechnete Feinheiten, mit den Einsichten, Gefühlen und Gesinnungen seiner Volks- und Zeitgenossen unmittelbar zusammentraf, den Samen einer vorhergegangenen Entwickelungsepoche im Aufgange ihrer vollen Blüthe darstellend. Um daher mit Sicherheit zu bestimmen, was sich Homer bei den Wolken gedacht hat, in denen die Götter ihre Lieblinge augenblicklich einer wachsenden Gefahr, einem drohenden Verderben entreissen, gibt es schwerlich ein besseres Auskunftsmittel, als vor allen Dingen darnach zu fragen, welchen Begriff die Griechen, in deren Mitte er sang, mit der außerordentlichen Dazwischenkunft seiner Rettungswolken nach ihrer Weise nothwendig verbinden mußten. Unmöglich konnten sie aber darin eine bloße Blume des verschönerten oder abgekürzten Ausdrucks erkennen, weil sonst die Entstehung der homerischen Gesänge schlechthin unbegreiflich seyn würde. Lessing wollte den Dichter zur Vernunft bringen und lieh ihm deßhalb von seinem eigenen Verstande mehr, als derselbe in seiner glücklichen Unbefangenheit brauchen konnte; es war ein gutgemeinter Vorschuß, den die Genügsamkeit der Natur, wie die Gabe eines vornehmen Wohlthäters, treuherzig zurückweist.

Wenn mithin der Maler im Sinne Homers eine Wolke anwendet, so erscheint leztere darum keineswegs als ein rhetorischer Dunst; sie will vielmehr im Wege bildlicher Annäherung die Gegenwart eines Verhältnisses andeuten, das zwar an und für sich in seiner unversehrten Beschaffenheit immer undarstellbar bleibt, aber in

Gestalt einer gelungenen Anspielung eben so wesenhaft ist, als der Schein, auf dem alle und jede Wirkung des Pinsels beruht. Der wahrhafte, vollkommene Genuß eines Bildes sezt in dem Beschauer schlechterdings den Willen und die Fähigkeit voraus, dasselbe richtig zu sehen. Diese Forderung wächst und nimmt in demselben Maße eine höhere Mitwirkung in Anspruch, als der Gegenstand sich über die Schranken der leicht zugänglichen Sinnenwelt erhebt oder innerhalb derselben eine merkbare Abstufung zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren bedingt. Lezteres geschieht, wenn der Maler von der einen Seite die Gemeinschaft der Götter und Menschen, von der andern dagegen zugleich ihre Entfremdung veranschaulichen soll. Dann wird die homerische Wolke, die er nach seiner Vorstellungsweise eben so braucht, wie die Götter den Helm des Pluto, unter seiner Hand zu einem Schleier, hinter welchem er das Widerstrebende zu verdecken sucht, insofern er sich darauf versteht, die Hülle der Unsichtbarkeit gehörig einzuführen und ihr lebendige Bedeutung zu geben. Ein Held, der hinter einer Wolke steht, wie hinter einer spanischen Wand, ist freilich ein abgeschmacktes Mißgeschöpf. Lessings gerechter Tadel trifft jedoch nicht die Sache selbst, sondern lediglich den Urheber der unglücklichen Absperrung.

Die Wolke stellt zu gedachtem Zweck im Namen der Kunst bloß die stillschweigende Erklärung aus, daß nach einer gewissen Richtung hin der Lauf der natürlichen Dinge im Reiche des Lichts durch ein außerordentliches Ereigniß unterbrochen und für einen Augenblick mit sich selbst in einem theilweisen Widerspruch befangen ist. Das Verhalten der zunächst mithandelnden Personen, die auf dem Punkte der Entscheidung zusammengefaßte Wirkung, ihre Verbindung mit den Nebenumständen, so wie umgekehrt ihre geflissentliche Erhebung über alle jene Bezüge, die sich auf dem Gebiete der klaren Wirklichkeit selbständig absondern und entwickeln, die ersinnlichste Verstärkung des Eindrucks bis zur Macht des Wunderbaren, diese und ähnliche Maßregeln müssen das Beste thun und zum Vortheile kunstmäßiger Verständlichkeit den Ausschlag geben.

Begreiflicherweise muß auch die Wolke selbst ihrer Bestimmung so viel als möglich angepaßt werden, widrigenfalls erblickt man hinter der spanischen Wand statt des Helden oder Gottes, den sie verbergen soll, den Maler in seiner vollkommenen Blöße, der ausgesuchten Gesellschaft wegen vielleicht noch dazu in spanischen Stiefeln. Dabei entsteht die Frage, ob die Kunst nicht noch andere und unter besondern Verhältnissen auch tauglichere Mittel besizt, den Zustand der Unsichtbarkeit zu bezeichnen, als die wiederkehrende Aushülfe einer Wolke. Wo die ganze Darstellung z. B. auf der Annahme einer Vision beruht, da wird ein Meister, der über Absicht und Ausführung gleichmäßig herrscht, in mancher Hinsicht gewiß auch die Aufmerksamkeit des Beschauers dergestalt zu ergreifen vermögen, daß sie sich gezwungen fühlt, von der sichtbaren Vorstellung analogisch auf das unsichtbare Bild zurück zu schließen, mit welchem leztere in einer angedeuteten Verbindung steht. Der Maler schreibt alsdann mit dem Finger des Gesetzes eine Frage auf seine Tafel, worauf der Betrachtende zu antworten hat; thun Beide ihre Schuldigkeit, so wird das Einverständniß nicht ausbleiben. Dazu dürfte meistens, wo nicht immer, ein bekannter Gegenstand von größerm Umfange gehören, welcher dem bis in's Unsichtbare hinübergewandten Blick von außen die nothwendigen Materialien zuführt, an denen er sich über das Weitere und Verborgene orientiren kann. Freilich bedingt eine so gewagte Form der Mittheilung eine Art von vermittelnder Divination; Geber und Empfänger haben die Kosten derselben gemeinschaftlich zu bestreiten, mit dem Unterschiede, daß jenem die Haupt-, diesem die Nebenausgabe zufällt. Man sage nicht, daß eine solche Zumuthung die Kräfte und das Ziel der Kunst überall und immer schlechthin übersteige; man wolle lieber bedenken, daß auf der Grenzlinie des Sichtbaren und Unsichtbaren, der unabänderlichen Ordnung der Dinge nach, mit verdicktem Naturalismus nun und nimmermehr etwas auszurichten ist. Wer von lezterm nicht lassen kann und eben so wenig von der Andeutung des Unsichtbaren, der trete in Gedanken hinter Lessings spanische Wand und vertreibe sich dort die Langeweile mit Erinnerungen an die Fabel von Pyramus und Thisbe. Im Grunde ist jede Darstellung einer Vision schon ein Ueberschreiten der Naturgrenzen, eine indirekte Besitzergreifung auf dem Gebiete des Uebersinnlichen: sollte es daher nicht in gewissen Fällen erlaubt seyn, diesen Eingriff in das Reich des Geisterlebens bis zur Form einer Gedankenmittheilung zu treiben, die theils aus offen liegenden, theils aus verhüllten Größen besteht, wie eine eigene Chiffreschrift? Und würde das Vergnügen, den Schlüssel desselben aufzufinden, vorausgesezt, daß er nicht so weit entfernt oder ganz im Dunkeln liegt, den Genuß der Betrachtung nicht wesentlich erhöhen, Richtung und Bedeutung der Vision vervollständigen?

(Der Beschluß folgt.)

Archäologie.

Description des antiques et objets d'art qui composent le cabinet de feu Mr. le Chev. E. Durand, par J. de Witte, membre de l'institut archéologique de Rome. Paris, im-

primerie de Firmin Didot frères. Fevrier 1836. 544 S. und 5 Kupfertafeln.

Die Antikensammlung des Hrn. Durand ist durch verschiedene aus ihr bekannt gemachte Denkmale ersten Ranges in neuerer Zeit zu solcher Celebrität gelangt, daß sie mit Ehren den Museen der Könige und Kaiser an die Seite gestellt werden konnte: an wissenschaftlichem Werth hatte sie aber vor allen seit Jahrhunderten bestehenden Sammlungen den entschiedenen Vorzug, daß sie planmäßig von Einem Kunstkenner angelegt, und zum großen Theil aus den interessanten Ergebnissen der neuesten Grabungen in Italien zusammengesezt ist. Im Frühling des Jahrs 1835 wurde der Besitzer auf einer Kunstreise in Florenz vom Tod überrascht, und sein lezter Wille in Betreff seiner Sammlung ging dahin, daß sie erst dann zum öffentlichen Verkauf ausgesezt werden sollte, wenn alle Versuche, das französische Gouvernement zum Ankauf des Ganzen zu vermögen, gescheitert seyn würden. Daß dieser Wunsch des Verstorbenen nicht in Erfüllung gegangen, ersehen wir aus der dem Katalog vorgesezten Ankündigung des Verkaufes, der den 25sten April beginnen und bis zum 27sten Mai dauern wird. Da es im Interesse der Kunstfreunde liegt, diese Nachricht so bald als möglich zu erhalten, und Ref. wünscht, daß recht viele dieser Monumente in das deutsche Vaterland einwandern möchten, so verzichtet er der Eile wegen auf einen genaueren Bericht über den mit großer Gelehrsamkeit abgefaßten Katalog, und gibt nur die 9 Klassen, worin die 1701 Nummern getheilt sind, an. Diese sind: 1) les vases peints; 2) les verres; 3) les terres cuites; 4) les bronzes; 5) les bijoux; 6) mélanges; 7) médailles; 8) pierres gravées antiques et modernes; 9) objets de curiosité.

In dem Augenblick, wo diese ausgesuchte Sammlung zerstreut werden soll, hat es für den Freund der Archäologie wenigstens etwas Beruhigendes, das Andenken derselben in einem auf wissenschaftlichen Gebrauch berechneten Verzeichniß erhalten zu wissen. Hr. de Witte hat sich daher nicht nur um die Manen des Hrn. Durand, sondern auch um die archäologische Wissenschaft ein entschiedenes Verdienst erworben, indem er die kurze Zeit vor der Versteigerung dazu benüzte, eine für die Bibliotheken bestimmte Beschreibung dieses Museums zu fertigen, und hat alle Ansprüche, in Rücksicht auf etwaige Uebereilungen nachsichtliche Beurtheilung zu erwarten.

C. Walz.

Medaillenkunde.

Aus dem Haag. Es ist hier eine Medaille auf den Freimaurerorden erschienen, welcher seit dem Jahr 1519 Logen in Amsterdam besizt und im vorigen Jahre ein dreihundertjähriges Jubiläum feierte. In der Amsterdamer Loge befindet sich nämlich eine Urkunde über eine Versammlung von 19 Freimaurerdeputirten in Köln am 24. Juni 1535, in welcher auch Freimaurer aus Madrid und Venedig erschienen. Die erwähnte Medaille ist von Schonberg in Utrecht gearbeitet und enthält die Namen jener 19 Abgeordneten.

Alterthümer.

Paris. Der Schiffslieutenant Laferrière hat das Museum der Stadt Angoulème mit zwei sehr merkwürdigen, in einem Grabe in Peru gefundenen Gefäßen beschenkt, die sich in Form und Stoff sehr den griechischen nähern.

Bauwerke.

London, Januar. Das so eben vollendete zweistockige Gebäude des Conservativ-Clubs auf der südlichen Seite von Pall-Mall wird zu den schönsten der Hauptstadt gezählt.

1. Februar. Den Commissarien, die dem Könige über den Bau neuer Parlamentshäuser Bericht erstatten sollen, sind 97 verschiedene Pläne eingereicht worden, wovon sie 4 ausgewählt haben, die sie dem Könige vorlegen werden. Dem Verfertiger des gelungensten haben sie eine Belohnung von 1500 Pf. St. zuerkannt, die der drei übrigen erhalten jeder 500 Pf.

Brüssel, 8. Februar. Die städtische Behörde Mecheins hat eine Summe von 15000 Fr. ausgesezt, um die herrliche Façade des dortigen Deutschherrenhauses, genannt die Pipenburg, niederzureißen, wogegen jedoch die hiesige Commission zur Erhaltung der Monumente Belgiens kräftige Vorstellungen zu machen beschlossen hat.

Kunstschriften und Kupferwerke.

Berlin. Die Gräber der Griechen, in Bildwerken und Vasengemälden, von O. M. Baron von Stackelberg; I. und II. Heft, 8 Kupfer und 44 Seiten. Berlin, bei Reimer Fol. Diese beiden ersten Lieferungen umfassen, erst den kleinsten Theil der Platten, die der Verf. nach seinen Zeichnungen hat bearbeiten lassen. In Ansehung der künstlerischen und wissenschaftlichen Ausführung stellt sich dieses Werk den frühern Arbeiten desselben Verf., dem Apollotempel zu Bassä, und den neugriechischen Trachten, würdig an die Seite. Von dem leztern Werke ist im verflossenen Jahre in derselben Verlagshandlung das erste Heft der 2ten Abtheilung, 5 Kupfer und 4 Seiten Text, klein Fol., herausgekommen.

Italien. Guil. Ferrario le classiche stampe dal comminciamento della calcografia, compresi gli artisti viventi, descritte etc. Mailand, 1835, 8, 7 Lire.

Lettura e spiegazione dei superstiti monumenti punici. Genua, 1835, 8, 52 S.

Delle pitture di Fra Filippo Lippi nel coro della cattedrale di Prato e de' loro ristauri. Prato, 1835, 8. Mit 5 Kupfern 5 Lire.

Von Zanotti's Pinacoteca della J. R. Accad. Veneta ist das 40ste Heft erschienen. Fol.

C. Zardetti, Lettera sopra due antichi monumenti Egiziani posseduti dal Cav. P. Palagi. Mailand, 1835, 4. Mit 5 Kupfern, worunter 2 illuminirte. 28 S. (Nur 150 Exemplar gedruckt und nicht in den Buchhandel gekommen.)

March. Ant. Mazzarosa, Lettere a P. Giordani sul Gruppo della carità scolpito da L. Bartolini. Lucca, 1835. 8.

Giorgio Vasari, Vita di Pietro della Francesca pittore del borgo San Sepolcro: arrichita di note illustrative. Florenz, 8.

Dom Vaccalini della vita e delle pitture di Bart. Ramenghi, detto Bagnacavallo. Lugo, 1835. 8.

Unter dem Titel Lombardia pittoresca erscheint gegenwärtig, bei Stella in Mailand, ein Werk, welches sich über alle ältere und neuere Denkmäler, Gebäude, merkwürdige Gegenden, Städte, Naturseltenheiten u. s. w. der Lombardei verbreitet. Die Erläuterungen der Kupfer haben die Professoren C. Cantù und Mich. Sartorio übernommen. Monatlich erscheint ein Heft mit 4 Kupfern, und 25 Hefte werden 1 Quartband bilden. Jedes Heft kostet 2 östr. Lire, ungeh. 16 Sg.

Dresden. Professor Sillig wird Böttiger's literarischen Nachlaß und opuscula minora herausgeben. Zuvörderst erscheint in der hiesigen Waltherschen Hofbuchhandlung der 2te Theil der Kunstmythologie, wovon der Anfang sich bereits unter der Presse befindet. Der ältere Sohn Böttiger's, C. H. B. in Erlangen, wird das Leben seines Vaters, und eine Auswahl aus seinem wirklich unglaublich großen Briefwechsel herausgeben.

Paris. Voyage pittoresque et archéologique dans le Mexique. Von dieser längst erwarteten malerischen Reise des Hrn. Karl Nebel aus Hamburg sind nun die beiden ersten Hefte aus der Lemercier'schen lithographischen Anstalt hervorgegangen. Das 1ste Heft dieses Prachtwerks enthält folgende Blätter: eine Gruppe von Rancheros oder Pächtern, kolorirt; Ansicht des Innern von Veracruz, kolorirt; die Bucht von Acapulco; den alten Tempel der Totonacos in Tusapan und die vom Verf. zuerst beschriebene Pyramide von Papantla, el Tajin genannt, ein höchst merkwürdiges Monument der mexikanischen Vorzeit. Das zweite Heft: eine Gruppe Poblanas oder Bauermädchen, die mit den Cigarritos im Munde in der Thür ihrer Wohnung stehen, kolorirt; eine Ansicht von Mexiko, der große Platz mit der Cathedrale und der Bibliothek auf der einen und dem von Cortes einst bewohnten Palast auf der andern Seite, kolorirt; Ansicht von Jalapa mit seiner reichen tropischen Vegetation; Ansicht der Pyramide von Xochicalco mit ihren wunderbaren Basreliefs und Restitution derselben nach Hrn. N's. Ansichten. Die Dupair'schen Zeichnungen dieses merkwürdigen Denkmals sind, des Verf. Versicherung zufolge, nichts weniger als genau.

Von des Vicomte Alcid. de Forestier Alpes pittoresques, Description de la Suisse, du Tyrol et de la Savoie ist die 1ste Lieferung 4. mit 1 Kpfr. und 1 Karte heraus. Wird in 3 Abtheilungen nach den Ländern erscheinen. Die 1ste Abth. wird etwa 75 Lieferungen, jede zu 75 Cent., enthalten.

B. Delessert Mémoire sur la Bibliotheque royale. 4. 2 Bog. Der Verf. schlägt vor, in der Mitte des Carousselplatzes ein rundes Gebäude aufzuführen, welches 1900 Q. Toisen Areal erhalten, auf diesem 800000 Bände aufnehmen, und 8 Mill. Franken kosten soll.

A. P. F. Robert Dumesnil, Catalogue des estampes de Rembrandt, de F. Bol, de J. Lievens, de J. G. van Niet, de Rodermont et de leurs imitateurs. 8. 2½ Bog.

Von einem neuen Blumenwerk des berühmten Redouté mit einer Einleitung von Jules Janin, und der Königin der Belgier zugeeignet, ist das erste Heft erschienen. Es führt den Titel: Choix de soixante roses, und wird aus 15 Lieferungen, jede zu 4 Blättern (12 Fr.), bestehen.

London. Winkles, der sein Werk über die britischen Cathedralen beendigt hat, beginnt jetzt eine Reihe von Beschreibungen ausländischer Gebäude dieser Art. Das erste Heft seines neuen Werks enthält die Cathedrale von Amiens in 4 Blättern. Die Stiche sind theils von ihm selbst, theils von Woolnoth u. A.

T. R. Planche, Continental Gleanings; lithographirte Ansichten der malerischsten Gegenden und Städte des europäischen Festlandes. Heft I. Fol. 6 Schill. Enthält: eine Ansicht von Salzburg, das Zeughaus in Frankfurt a. M., den Rhein von der hohen Wurzel, Aachen, Nieuport in Flandern und Saardam in Holland.

Von W. B. Cooke's Views in Rome ist das dritte Heft erschienen (2 Schill.), das vierte soll bald folgen. — Bei Hodgson und Graves erscheinen die Stiche nach Sir Th. Lawrence's Bildnissen in Heften; das 1ste Heft ist heraus (12 Sch.) und enthält u. A. das Porträt des jetzigen Königs von England, von Coombes, und das der Königin von Portugal, D. Maria da Gloria, von Lucas gestochen.

Malerei.

Wien. Um die Mitte des Februars fand hier die öffentliche Ausstellung der von verschiedenen Künstlern verfertigten Gemälde als Lösung der von der Akademie gestellten Preisfrage: „Darstellung des Moments, wie Abraham die Hagar und ihren Sohn Ismael verstößt,“ im Lokale der akademischen Kunsthandlung statt. Dem genialen Danhauser wurde von Sr. Maj. der Preis zuerkannt, womit eine jährliche Pension von 800 fl. Conv. auf 3 Jahre zur fernern Ausbildung in Rom verbunden ist.

Paris. Der König hat das treffliche Gemälde des verstorbenen Robert „die Schnitter“ dem Museum im Louvre zum Geschenk gemacht, und es wird in einigen Monaten dort ausgestellt werden. Zur bevorstehenden Ausstellung sind auch zwei Bilder von Eugen Delacroix, „das Märtyrerthum des heiligen Sebastian“ und „Hamlet, der über Yoriks Schädel nachdenkt,“ bestimmt.

England. Wilkie arbeitet an einem Gemälde, welches Pius VII. darstellt, wie er Napoleon die Unterzeichnung des Concordats verweigert.

Sammlungen.

London. Kürzlich ist Herr Burton, der sich sechzehn Jahre lang in Aegypten aufgehalten und eine sehr bedeutende Sammlung von Alterthümern mitgebracht hat, hieher zurückgekehrt. Man erwartet von seiner Reisebeschreibung eine reiche wissenschaftliche Ausbeute.

Rom. Der griechische Kaufmann Demetrio Papandriopoli ist aus Aegypten hieher zurückgekehrt und hat eine bedeutende Auswahl ägyptischer Alterthümer mitgebracht, welche in diesen Tagen zum Verkauf ausgestellt werden sollen. Das Verbot der Ausfuhr ägyptischer Alterthümer scheint beinnach umgangen werden zu können.

Berlin. Se. Maj. der König hat durch den Ankauf des Glanischen Hauses für die Kupferstichsammlung des Museums auf's Neue einen Beweis seiner Liebe für die Künste gegeben. Der Kaufpreis von 50,000 Thlrn. wird nicht für zu hoch angesehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 28.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 7. April 1836.

Splitter und Späne.

(Beschluß.)

So ist auch nicht abzusehen, warum vorzugsweise eine Wolke und immer nur eine Wolke zur Marke des Unsichtbaren dienen soll, warum nicht umgekehrt eben so gut in einem und dem andern Falle ein hervorstechender Lichtglanz denselben Dienst leisten könnte. Zunächst kommt doch Alles, sicherlich das Meiste, darauf an, den Ort des Unsichtbaren in seiner Umgebung kenntlich auszuzeichnen, ihn so zu betonen, daß er sich im Sinne einer voraus getroffenen Uebereinkunft oder stillschweigenden Entsagung von dem Inhalte der körperhaften Wirklichkeit sichtlich unterscheidet. Warum soll nun die Helle zu dieser Bestimmung mitunter nicht eben so brauchbar seyn, als das Dunkel? Kann z. B. die Helle nicht nach Umständen als ein Mittel der Blendung gedacht werden, welches die Person, den Gegenstand, um welche es dabei hauptsächlich zu thun ist, eben so gut, ja noch besser unsichtbar macht, als eine Wolke? Die Schwierigkeit der Haltung ist in Absicht des Lichtzustandes hier wie dort dieselbe. Wenn Minerva den Achilles an der Locke zurückhält, als dieser eben im Begriff steht, das Schwert gegen Agamemnon zu ziehen, wird da die Decke einer Wolke, dicht an der Erde, natürlicher herauskommen, als der blendende Glanz, welcher von der Göttin ausgeht und auf ihren Schützling abstrahlt? Wenn nicht in einiger Entfernung Feuer brennt und der Wind gerade so geht, daß er der Göttin den Rauch in's Gesicht treibt, wird der Maler, welcher es bei hellem Himmel tief unten an der Erde Zeus dem Wolkensammler nachthun soll, entsetzliche Mühe haben, den erforderlichen Vorrath von Nebel nach den Regeln der pittoresken Wahrscheinlichkeit herbeizuschaffen. Es bedarf indessen auch nicht einmal überall nothwendig der Voraussetzung einer Blendung, um durch ihre Vermittelung den Zustand der Unsichtbarkeit zu bezeichnen. In der Musik, ja selbst in der Deklamation läßt sich der Ton dergestalt stimmen, daß darin die Sprache der Geisterwelt anklingt; so wird sich denn auch die Wirkung des Hellen auf eine ähnliche Art verfeinern lassen, man müßte denn behaupten wollen, das Licht sey in seinen Abstufungen für diesen Zweck ein zu grobes, widerspenstiges Element. Besitzt aber der Maler, um mit Goethe zu reden, ein sonnenhaftes Auge, das seine Empfindungen kenntlich mitzutheilen weiß, so ist er sicherlich im Stande, jenen Einspruch durch die That zu widerlegen. Ohne außerordentliche Anstrengung ist nun einmal der intentionellen Darstellung des Unsichtbaren nicht beizukommen. Wie nothwendig eine solche ist, wie sie sogar von gewöhnlichen Veranlassungen geboten wird, zeigt sich unter andern, wenn das Verschwinden oder die Entrückung eines Gegenstandes zweckmäßig bedeutet werden soll. Endlich dürfte die unsichtbare Gegenwart einer Person sich oft auch annäherungsweise durch die Art ihres Handelns und dessen Folgen veranschaulichen lassen, besonders in Beziehung auf die Ordnung und den Sinn der übrigen Erscheinungen, je nachdem sie von jener verborgenen Zwischenwirkung bestimmt und bedingt werden. Aeußerungen, welche die Einmischung einer übernatürlichen oder außerweltlichen Kraft vergegenwärtigen, insofern wir dieselbe, als solche, dem augenscheinlichen Lauf der Dinge entgegensetzen, heben jene nach der Regel, nach der Gewohnheit unserer Vorstellungskraft von selbst in das Medium einer höhern Anschauung. Dieses Kunstmittel wird den Maler, der sich dessen mit Einsicht und Geschicklichkeit zu bedienen weiß, vielleicht am einfachsten zum Ziele führen. Warum Lessing mit den gemalten Wolken als Talismanen einer vermeinten Unsichtbarkeit so spöttisch umging, ist aus vorstehenden Erörterungen leicht abzunehmen. Und that er nicht wohl daran, den Verfertigern der spanischen Wände zum Lohn für ihre Bemühung eine spanische Fliege in den Nacken zu setzen? Die mißhandelten Wolken rächten sich indessen an ihrem Feinde und versetzten ihn aus der Iliade, weil er sie selbst dort in ihrer leiblichen Gestalt nicht dulden

wollte, zur Strafe auf ein Blachfeld, wo mehrere Irrlichter sich mit ihm neckten.

„Es ist wahr,“ so fährt er fort, „Homer läßt den Achilles, indem ihm Apollo den Hektor entrückt, noch dreimal nach dem dicken Nebel mit der Lanze stoßen. Allein das heißt in der Sprache des Dichters weiter nichts, als daß Achilles so wüthend gewesen, daß er noch dreimal gestoßen, ehe er es gemerkt, daß er seinen Feind nicht mehr vor sich habe. Einen wirklichen Nebel sah Achilles nicht, und das ganze Kunststück, womit die Götter unsichtbar machten, bestand auch nicht in dem Nebel, sondern in der schnellen Entrückung. Nur um zugleich mit anzuzeigen, daß die Entrückung so schnell geschehen, daß kein menschliches Auge dem entrückten Körper nachfolgen könne, hüllt ihn der Dichter vorher in Nebel ein; nicht weil man statt des entrückten Körpers einen Nebel gesehen, sondern weil wir das, was in einem Nebel ist, als nicht sichtbar denken.“

Einen wirklichen Nebel mußte Achilles nach der Homerischen Vorstellungsweise schlechterdings sehen, und das ganze Kunststück, wodurch Lessing jenen fortschaffen will, ist ein heiteres Beispiel übervernünftiger Deutungssucht. Wie, Achilles, der Krieger sonder Gleichen, der vollkommene Sohn der Natur, ausgebildet in allen Künsten der Bewegung, sicherlich auch in den Uebungen der Jagd, der soll ohne die Täuschung eines Nebels vor leidenschaftlicher Kampfbegier plötzlich das Gesicht und den Verstand bis zu dem Grade verloren haben, daß er wie ein Rasender wiederholte Streiche gegen die Luft führte? Ein Knabe, der den Stein, über welchen er gefallen ist, nachher aufhebt und mit Grimm gegen die Erde wirft, ist noch ein kleiner Gott an Besonnenheit gegen Lessings Achilles. Den Homer wollte der sonst so scharfsichtige Mann mit Gewalt klüger machen, als dieser in seiner Art seyn konnte und wollte, und aus angebornem Haß gegen alle Verstandesnebeleien sezte er eigenmächtig Achilles eine Nebelkappe auf und zog sie ihm so tief über die Ohren, daß der Held dadurch Gefahr läuft, ein Popanz kritischer Willkühr zu werden. Das plötzliche Verschwinden Hektors muß man sich ohne Zweifel als das nächste, ja einzige Augenmerk des Dichters denken, welches derselbe in seiner Weise nur unter der Hülle eines wirklichen Nebels an und für Achilles augenblicklich verwirklichen konnte. Was mit dem entrückten Hektor auf seinem Wege vorgeht, mit welchem äußersten Grade von Schnelligkeit er dem Anblick seines Feindes entrissen wird, und mit welchem Maß des göttlichen Vermögens, diese und ähnliche Nebendinge liegen für den Zweck des unmittelbaren Eindrucks völlig außerhalb des poetischen Horizonts, fallen bereits in das Gebiet einer metaphysischen Reflexion, die dem Homer in keinem Sinn, unter keinem Vorwande angeheftet werden darf. Daß aber das Maximum der Schnelligkeit zum Behufe der leichtern, sinnlichen Auffassung von Homer überlegtermaßen in die Gestalt eines Nebels eingekleidet worden sey, widerspricht schnurstracks der Natur der Sache. Eine Reihe abstrakter Begriffe kann zwar durch Mittel der Verähnlichung in eine Folge bildlicher Ausdrücke umgekehrt werden, aber nicht durch eine Aufhebung aller natürlichen Berührungspunkte, durch einen Salto mortale künstlicher Grübelei.

Um seine Behauptung durchzusetzen, wagt es endlich Lessing sogar, im Vertrauen auf seine dialektischen Waffen, den Göttern die Stirne zu bieten, so keck, daß er sich nicht scheut, ihnen seine Paradoxa geradezu in's Gesicht zu werfen. Er will nun einmal den Obscurantismus der Homerischen Wolken nicht dulden, entschlossen, seinerseits zum Ersatze die Aurora des gesunden Verstands heraufzuführen. Dazu borgt er für einen Augenblick ihre Rosenfinger und taucht sie in ein eigenes, seltsames Flimmerlicht. Zwar läßt Homer nach seiner Meinung auch Gottheiten sich dann und wann in eine Wolke hüllen, wenn sie von andern Gottheiten nicht wollen gesehen werden; z. B. wenn in der Iliade Juno und der Schlaf sich nach dem Ida verfügen, war es nach Lessings Bemerkung der schlauen Göttin höchste Sorge, nicht von der Venus entdeckt zu werden, die ihr nur unter dem Vorwande einer ganz andern Reise ihren Gürtel geliehen hatte. Anderswo muß eine goldene Wolke den wollusttrunknen Jupiter mit seiner Gemahlin umgeben, um ihren züchtigen Weigerungen abzuhelfen. „Sie fürchtete sich nicht,“ so sezt Lessing ausdrücklich hinzu, „von den Menschen gesehen zu werden, sondern von den Göttern.“ Mit diesem Trugschluß hat er seine Sache rettungslos verdorben. Er will die Menschen außer dem Spiele haben, um seine Meinung zu schützen; aber die Finte bleibt fruchtlos. An und für sich betrachtet, muß die verschämte Göttin noch mehr das Auge der Menschen, als der Himmlischen scheuen, wenn ihr die Ehren und Satzungen des Olymps einigermaßen am Herzen liegen. Die Homerischen Herrschaften kennen sich unter einander, wissen, was Brauch ist, üben gerne Nachsicht; geht es mitunter gar zu bunt her, so lachen die Götter hell auf, die Göttinnen ertragen still, was nicht zu ändern ist, und die Sache ist abgethan. Gegen das Menschenvolk, welches sie regieren sollen, müssen sie aus Klugheit schon etwas mehr auf der Hut seyn. Wenn ferner die goldene Wolke im Stande ist, ein Mysterium der Liebe vor den Augen der Götter zu bergen, die sich eines schärfern Blicks erfreuen, als die Menschen, wenn Juno, die so viel Ursache hat, auf die Abwege des weitschauenden Gemahls Acht zu geben, wenn diese große Sachkennerin, die Primadonna eifersüchtiger Ehefrauen, den Homerischen Wolken in vorkommenden Fällen die Kraft der Undurchsichtigkeit zutraut, selbst in solchen Situationen, wo an

keine blitzschnelle Entrückung zu denken ist: so mag Lessings Geist sich wegen seines übertriebenen Scepticismus gegen die Herrin des Olymps nur immer zu einer Abbitte verstehen, und gelegentlich auch dem wackern Grafen Caylus ein Wort der Versöhnung sagen.

Der scharfsinnige Welcker spricht in der Zugabe, womit seine Gelehrsamkeit die etymologisch-mythologischen Andeutungen von Conrad Schwenk bereichert hat, den Gedanken aus, Homer möge wohl bei jener erotischen Scene die alte, vorgefundene Sage von einem ἱερὸς γάμος zwischen Jupiter und Juno zu einer geistreichen Parodie benützt haben. Zu Lessings Zeit waren dergleichen Ansichten noch nicht im Gange; damals nahm man die Sache einfacher, in der Art und Weise, wie sie von Wieland in seinem Agathon vorgetragen ist. Uebrigens wird die seither vertheidigte Meinung durch Welckers Hypothese nur noch mehr befestigt, da die bezeichneten Wolken des Ida in Beziehung auf den ἱερὸς γάμος nun, so zu sagen, Theil nehmen an dem Bestand eines mythologischen Dogma und ihre elementare Wesenheit um so weniger verleugnen können. Lessing muß bei den Vorwürfen, welche er den Malern macht, nicht an Correggio's Jo gedacht haben, sonst wäre ihm sicherlich über die Darstellung der Wolken ein helleres Licht aufgegangen. Jenes Bild ist auch in dieser Beziehung eines von den Wundern der Malerei.

Die früher erwähnte Scene zwischen Achilles und Agamemnon hat Cornelius in einem Gemälde der Glyptothek mit großem Nachdrucke hervorgehoben. Minerva schwingt sich durch die Luft gegen Achilles von hinten heran, faßt ihn mit der einen Hand bei der Locke und legt ihm die andere auf die Schulter. Das Nahen, die Gegenwart der Göttin ist durch das Außerordentliche ihrer Erscheinung hinlänglich veranschaulicht. Mehrere Wege standen offen, die Unsichtbarkeit Minervens zu bezeichnen. Homer sagt von Achilles (Iliad. I. 198): „Ihm erscheinend allein; doch der andern sahe sie keiner.“ * Cornelius ist auf diesen Wink nicht eingegangen; auf seinem Achilles bleibt Minerva unsichtbar, muß ihm vermöge Stellung und Handlung unsichtbar bleiben. Dagegen ist nichts zu sagen; ein Dichter läßt sich von vielen Seiten fassen. Außerdem ist der augenblicklichen Einwirkung Minervens, an die wir denn doch glauben sollen, nirgends die mindeste sichtbare Folge gegeben. Auch dies läßt sich bedingungsweise rechtfertigen. Die Vorstellungsweise Homers hat so viel wahren und tiefen Gehalt, daß man das Wunderbare seiner Erzählung diesmal allenfalls ohne Zwang in ein psychologisches Phänomen auflösen kann, welches unter dem Bilde der Annäherung Minervens die Obmacht der Besonnenheit vergegenwärtigt, womit Achill sich selbst bezwingt. Wenigstens wird es dem Künstler verstattet seyn, diesen haltbaren Gedanken nach seiner Weise auszudrücken. Wird aber Minerva in diesem Falle den Seelenzustand des Achilles nicht mit der Sprache ihres Geschäfts begleiten müssen, damit der Sieg menschlicher Besonnenheit zugleich im Lichte der Gottheit erscheine, die mythologische Bedeutsamkeit gerettet werde und so zwischen beiden Personen eine geistige Coincidenz Statt finde? Dieses fehlt aber; Minerva verräth zu wenig Geist und Theilnahme, der Ausdruck grenzt an Indolenz, die ganz anders aussieht, als die sonst mit Recht gepriesene Ruhe der Götter, obwohl dieselbe hier keineswegs an dem rechten Platze seyn dürfte. In der Nähe der albanischen Minerva darf man die Forderung höher spannen, als anderswo. Vielleicht hat die Malerei verfehlt, was in der Zeichnung gelungen war.

—rr.

* Ueber diese Stelle und Aehnliches, was daher gehört, kommen gute Bemerkungen in einer Abhandlung vor, welche Thiersch in Böttigers Amalthea mitgetheilt hat.

Mailand, 1835.

Franz Hayez.

Geboren zu Venedig 1791.

Einer der merkwürdigsten Geschichtsmaler nicht allein Mailands, sondern gewiß auch ganz Italiens, und ein würdiger Nachkomme der größten Meister seiner Vaterstadt, von denen die Schönheit der Farbe und die Freiheit der Behandlung auf ihn übertragen zu seyn scheint. Im Gegensatz zu so vielen andern Malern entwirft er auch die größten Gemälde nach einer flüchtigen Oelskizze gleich auf die dazu bestimmte Leinwand. Er zersplittert Kraft, Zeit und das erste heilige Feuer der Begeisterung nicht an mühsam zusammengetragene Studien, oder an einen bis in's Kleinste vorher ausgedachten Carton, sondern er gebraucht die Natur unmittelbar zur Ausführung, und überläßt sich dem freien und sichern Spiele seines geistreichen Pinsels. Er faßt das Leben im Fluge auf, und daher gelingt ihm gerade das, was dem redlichsten Fleiße in einer ängstlichen Behandlung unter den Händen entweicht. Wenn die Italiener, in so manchen Richtungen entartet, mehrere solcher großen Talente auf einem richtigen Wege aufzuweisen haben, so glaube ich, daß sie mehr als alle andern Nationen zur Wiederherstellung der Künste berufen sind. Bei einer großen Fruchtbarkeit und Geschwindigkeit in der Ausführung hat H. immer mehrere größere oder kleinere Bilder in Arbeit, wovon ich hier einige anführen will, da eine nähere Beschreibung immer unklar und unzulänglich bleiben dürfte.

1) P. Urban II. und Peter der Eremit, den Kreuzzug predigend, große Composition, beinahe vollendet. Breite 8 Pariser Fuß, Höhe 5. Eins der schönsten Bilder, die mir von Neueren vorgekommen. Schöne, lebendige Zeichnung, Ausdruck, Behandlung, Farbe, Alles meisterhaft. Ein moderner Paul Veronese mit edlerer Zeichnung und mit mehr geistigem und Schönheitsgefühl. Ruhige Haltung,

troz der freien und kühnen Vertheilung des Lichtes. Eine weise Benüzung der Zufälligkeiten in der Behandlung, welche viele Deutsche durch eine steife, trockene, alterthümliche Manier ersezen, die der Bewegung und des Lebens entbehrt.

2) Die Kreuzfahrer, dem Durste erliegend, am Brunnen zu Siloeh. Balduin, Peter der Eremit und der Legat des Papstes mitten unter ihnen. Sehr großes, eben erst angefangenes Bild mit ungemein vielen lebensgroßen Figuren im Vordergrunde, 24 P. Fuß breit und 18 hoch. — Die kleine Skizze in Oelfarben auf Papier, lebendig und mit großem Feuer entworfen. Der reiche Erfindungsgeist des Künstlers läßt ihn nicht bei seinem ersten Gedanken verharren. Die wenigen angefangenen Figuren im großen Bilde zeigen eine gänzliche Verschiedenheit von dem Entwurfe, und das vollendete Bild dürfte wenig mehr davon enthalten. Etwas röthlich grundirte Leinwand, mit einer stark durchscheinenden Epiderm, nach der Art Titians u. a. ältern Venetianer, so wie sich deren Havez auch bei kleineren Arbeiten bedient. Eine ungemein zweckmäßige Erleichterung der Arbeit durch die schnellere Wirkung des Lichtes auf dem rothen Grunde und durch die gleichmäßigere Harmonie der noch nicht angelegten Partien mit den übrigen mehr oder weniger ausgeführten. Die ungemein weiße Leinwand mit reinlich ausgesperrten leeren Stellen, wie sie andern Orts üblich ist, hat meinen Augen und meinem Gefühl immer wehe gethan. Ein Künstler, der Sinn für Farbe und Haltung hat, wird solche Stellen in Ermanglung eines temperirten Grundes, so bald wie möglich zu dämpfen suchen. Wenn dieses große Werk in demselben Grade gut ausgeführt wird, wie das vorher angeführte, so wird es bewunderungswürdig seyn.

3) Johanna von Arragonien, vom Bruder Robert des Mordes ihres Gemahls Andreas angeklagt. 7 Fuß breit, 4⅔ hoch. Einfache Composition von ergreifender Wirkung. Johanna auf den Stufen des Schlosses zu Aversa, vor derselben der eifernde Mönch und der Leichnam des Andreas. Johanna, schön und edel gehalten, schwört ablehnend, eine Hand erhoben und die Linke auf der Brust. Diese und ein Ritter vor ihr mit dem Ausdruck seines ganzen Wesens: „ist es möglich, daß du diesen Mord begangen?“ eben in Farbe gesezt, alles Uebrige Entwurf in Kreide und Kohle.

4) Eine schöne Nonne, in Ohnmacht hingesunken vor dem Großinquisitor und den Beisizern des heiligen Gerichts; ein Diener unterstüzt die schöne, reizende, dahinfließende Gestalt. Schöner Lichteffekt durch das mit einem rothen Vorhang halb verdeckte Fenster. Die Köpfe und rothen Gewänder der Inquisitoren wie Titian. Köstliches poetisches Bild. Ohngefähr 4 Fuß breit und 5 Fuß hoch. Vollendet und in einem prachtvollen Rahmen zur Absendung bereit. Gemalt für die Gräfin Maffei.

5) Scenen aus einem Heldengedicht von Tommaso Grossi: I Lombardi alla prima crociata (Milano, presso Vincenzo Herrario, 1826). Der junge Saladin nimmt Abschied von seiner Mutter Sophia, einer griechischen, und von seiner Geliebten Griselda, einer Lombardischen Prinzessin, 5½ Fuß hoch und 4½ breit. Schönes Bild, beinahe vollendet und nach Wien bestimmt.

6) Der trunkene, erhizte Loth zwischen seinen zwei Töchtern, etwas größer wie das vorher angeführte Gemälde und ganz vollendet. Streng durchgeführte Studien und eine äußerst correcte Zeichnung geben diesem Gegenstande Werth, der sonst an und für sich für das Gemüth etwas Webethuendes hat. Troz der meisterhaften Ausführung würde ich die Inquisitionsscene und den Abschied Saladins vorziehen.

7) Bathseba, badend, von zwei Sclavinnen bedient, 2½ Fuß Breite und 3½ Höhe, auf Holz. Wiederholung des Meisters nach seinem eigenen Bilde mit lebensgroßen Figuren, im Besiz eines Herrn Ubaldi in Mailand, bei dem ich zugleich eine der herrlichsten und reichhaltigsten Sammlungen altitalienischer Waffen gesehen habe. Dieser Gegenstand gehört mit dem vorhergehenden zu denjenigen, welche nur durch schöne Ausführung, namentlich der weiblichen Formen, gefallen. Ganz einverstanden bin ich mit der Schönheit der Modelle des Herrn Havez nicht, dies mag aber in der Verschiedenheit der Ansicht und des Geschmacks des Deutschen wie des Florentiners liegen. Die Ausführung geistreich, kühn und doch bestimmt und naturgemäß. Das Colorit weniger warm, wie in Peter dem Eremiten und der schönen Nonne.

8) Eine griechische Familie nach einem unglücklichen Gefecht fliehend in einer Barke auf offener, stürmischer See. Verwundete, schwimmend, werden in die Barke gezogen; Alles Leben und Bewegung auf dem bewegten Element. Malerische Scene voll Effekt und kräftig-poetischer Empfindung. 3½ Fuß breit und 2½ hoch.

Mehrere weibliche Bildnisse, in denen der große Historienmaler vorwaltet, und einige ältere Arbeiten, Studien und dgl. schließen für jezt dasjenige, was ich in dem großen, schön beleuchteten Atelier des Hrn. H. auf der Contrada Morte di Pieta vorfand. Der Künstler erlaubte mir freundlich, diese kurzen Notizen in seiner angenehmen Gegenwart niederzuschreiben. Jedem Kunstliebenden rathe ich, in Mailand die Arbeiten des H. H. aufzusuchen, und wenn er nicht Eingang im Atelier finden sollte, so sind deren mehrere andere in Privatbesiz vorhanden, welche ich denn auch noch zu sehen hoffe. Jedenfalls gehört H. zu den bedeutendsten Künstlern unserer Zeit, er erfüllt alle Anforderungen, die man an einen neuern Maler stellen mag. Geistreiche Erfindung, lebendige und richtige Zeichnung, in der Farbe die ältern Venetianer erreichend, ist er an Fruchtbarkeit und Reichthum der Erfindung Allem, was ich bis jezt von Lebenden gesehen, überlegen. Er arbeitet frei, ohne Qual und ohne Manier, denn jedes Werk ist auf eine eigenthümliche Weise verschieden behandelt. Ein einfacher, ruhiger, bescheidener, thätiger Künstler, genießt er des größten Glückes, was einem Sterblichen hienieden zu Theil wird.

F. K.

Sculptur.

Rom, 29. Januar. Emil Wolf aus Berlin hat einen Amor in Marmor ausgeführt, der mit der Löwenhaut und Keule des Herkules geschmückt, als Besieger des Erdkreises dasteht. Die Figur ist in halber Lebensgröße. Das römische Blatt L'Ape italiana gibt mit einer Lobrede dieses Werks eine Abbildung desselben.

Bauwerke.

Wien. Der Kaiser hat die Erweiterung des schönen Palastes der hiesigen Nationalbibliothek bewilligt, und demzufolge wird ein hinterer Flügel mit der Aussicht gegen die Vorstädte die schöne Front mit dem Palaste des Erzherzogs Karl vervollständigen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 29.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 12. April 1836.

Michel Angelos Kreuzabnahme,

ein Basrelief in Elfenbein.

Wer den Geist großer Künstler in seiner ganzen Größe anstaunen, bewundern, studiren, erfassen und ein richtiges Urtheil über ihn sich bilden will, muß ihn in ihren großen Schöpfungen aufsuchen. In ihren großen, nicht bloß der Tiefe der Ideen, nein, auch dem Umfang der äußern Form nach. Nicht als ob geistige Größe nach physischem Maßstabe zu bemessen wäre. Allein bei kleinern Werken fühlt sich manches große Genie zu beengt; die Welt von Ideen, die es in sich trägt, hat nicht Raum genug, sich in seiner ganzen Fülle zu entfalten; der zu überwindenden äußern Schwierigkeiten sind ihm zu wenige, zu geringe, als daß es sich angeregt fühlte, seine Kräfte daran zu messen; die Bestimmung des Werks für das Kabinet oder die Galerie eines einzelnen Reichen oder Großen, ohne Verbindung mit dem Leben des Volks, ohne Bedeutung für dessen höchste, begeisterndste Ideen, ist ihm zu wenig erhebend; der prüfenden Augen, welche die Schönheiten des Werks wie seine Fehler erspähen, und ihm den süßesten Lohn für seine Arbeit, Bewunderung zollen, ist ihm die Zahl zu klein. Darum hat manches Genie, der ihm inwohnenden höhern Kraft sich bewußt, es verschmäht und gleichsam unter seiner Würde gehalten, mit dergleichen kleinern Werken sich zu befassen. Auch die physische Größe sollte die geistige erhöhen helfen; die Hemmnisse körperlicher Kräfte die geistigen steigern; das Eingreifen des Werks in das wirkliche Leben, seine höhere Bestimmung zur Weckung der Gefühle für Recht, Vaterland, Religion und für andere erhabene Ideen der Menschheit; der Ort, wo es zu Geist und Herz von Tausenden zu sprechen, die strengen Forderungen des feinen Kenners, wie das natürliche Schönheitsgefühl des schlichten Naturmenschen zu befriedigen vermöchte: Alles dieses sollte des Künstlers Geist mächtig ergreifen und anfeuern, seine ganze Kraft aufzubieten, um eine seiner selbst, des hohen Gegenstandes und seiner erhabenen Bedeutung würdige Schöpfung der Mit- und Nachwelt zu überliefern.

Doch hat ein wahrhaft großer Geist auch an Kleineres seine Schöpferhand gelegt, so wird auch im Kleinen seine Größe sich erkennen lassen; auch in diesem wird sich seine charakteristische Individualität, die sanfte Gluth oder die helle Flamme seiner reichen Phantasie, und die Art und Weise, wie sich bei ihm in klarer, wohlberechneter Ordnung die Fülle zur Einheit gestaltet und die Idee in harmonischem Gleichgewichte zwischen Geist und Form verkörpert, mehr oder weniger wie in einem treuen Spiegel darstellen. Das Werk wird nicht etwa bloß ein niedliches, wie beim Künstler untergeordneten Ranges, es wird ein geistreiches, es wird ein wahres Kunstwerk, ein Meisterstück seyn. Der Schöpfer eines Wallenstein und Don Karlos ist auch im kleinsten Sinngedichte nicht zu verkennen.

Mit diesen Gedanken und Empfindungen nahm ich dieser Tage ein kleines Basrelief aus Elfenbein in die Hand, von demselben großen Geiste geschaffen, der an die Wand der Sixtina in Hunderten kolossaler Figuren die Schrecknisse und die Entzückungen des jüngsten Gerichts hinzauberte, den erhabenen Gesetzgeber am Sinai in St. Pietro in Vincoli bildete und St. Peters große Kuppel gen Himmel steigen ließ, einen neuen Himmel.* Es ist das Original von Michel Angelo's Kreuzabnahme, welche die Kunstwelt zum Theil schon durch das Wachsmodell in der Schloßkirche zu München ** und durch den Stich von Feodor kennt.***

Was doch Kunstwerke manchmal für ein seltsames Geschick haben? Früher im Vaticane befindlich, wo es

* Der Plan dazu ist bekanntlich sein Werk.

** Wessenberg, christl. Bilder II. 552.

*** Dieser seltene Stich führt die Unterschrift: Modello di un Bassorilievo fatto da Michel Angelo Buonarota, esistente nella Galleria Reale di Monaco, inciso nell' istessa grandezza dell' Originale eseguito in cera.

Feodor noch gesehen hatte, war dies Bild später während der französischen Revolutionskriege in Italien, wahrscheinlich als Beute, in die Hände eines Offiziers gekommen, der es nachher auf einer Reise, von Geld entblößt, in Karlsruhe durch eine Lotterie veräußern wollte. Noch waren wenige Loose davon abgesezt, als die Lotterieliste mit dem Bilde auch zu Feodor kam. Dieser erkennt gleich in ihm seinen alten, ehrwürdigen Freund, fragt nach der Taxationssumme, erlegt sie, und überhebt so den Veräußerer weiterer Beschwerden und Kosten wegen des Absetzens der übrigen Loose und die launenhafte Glücksgöttin der Mühe, nachzudenken, welchem ihrer Günstlinge sie diesen Schatz zuwenden wolle. Es blieb derselbe in des Künstlers Besitz bis zu dessen Tode. Nach diesem kam er von dessen Erben durch mehrere Hände zulezt in die des Hrn. Dr. Wilhelm zu Eppingen, wo er sich gegenwärtig noch befindet.

Doch ich kehre von den Schicksalen des Bildes zu ihm, als Kunstwerk, zurück. Ja auch in diesem nur 9½ neubadische Zoll hohen und 6½ breiten Bildchen ist der große Buonarotti wieder zu erkennen. Seiner reichen Phantasie genügte es nicht, seinen Gegenstand auf die zur Ablösung des Leichnams vom Kreuze nöthigen Personen und auf einige wenige theilnehmende Seelen unten am Fuße des Kreuzes zu beschränken. Es sind, außer dem Heilande, der Figuren des Bildes auf dem kleinen Raum nicht weniger als achtzehn. Und schwerlich wünscht man eine weg, schwerlich findet man eine müssig oder störend. Alle nehmen, gefällig geordnet, nach mannichfaltigsten Abstufungen an der heiligen Handlung den lebhaftesten, den innigsten Antheil; die unten am Kreuze stehenden alle geistig noch einen größern, als jene, die auf den beiden Leitern und über dem Querbalken des Kreuzes beschäftigt sind, den Leichnam vom Kreuz herunter zu lassen. Die körperliche Anstrengung der Leztern läßt natürlich den geistigen Schmerz nicht so sehr hervortreten, wie bei den Andern. Oder mißgönnt etwa einer der Person ihren Platz, die zur Rechten des Kreuzes im untersten Vordergrunde ganz niedergekauert dasizt, vor Schmerz das Haupt darnieder senkend und die Arme quer übereinander gelegt? Oder dem alten Mütterchen, das über dem Rücken dieser fromm die Hände faltet, als wollte es zum Gelingen dieses seligen Geschäftes ein Vaterunser beten? Höchstens weiß man nicht recht, wozu der da sey, der, hinter diesen Beiden stehend, dem Beschauer den Rücken kehrt: wenn es nicht etwa ist, um dem schönen, edeln Manne unten auf der linken Leiter — etwa Nicodemus — mit seinen Händen zur Stütze zu dienen für dessen linken Arm, damit ihn das Gewicht des am Kreuz herabgleitenden Leichnams nicht darniederdrücke.

Gehen wir sodann von dem Reichthum der Erfindung zur Anordnung und zum Ausdruck über, so finden wir auch hier wieder den großen Meister. Vorerst wußte er sehr geschickt die im Material liegende Schwierigkeit zu überwinden, daß er nämlich zur Darstellung seines Gegenstandes nicht bloß eines einzigen ganzen, sondern zweier elfenbeinerner Täfelchen sich bedienen mußte. Die Fuge läuft an der rechten Seite des Kreuzstammes herunter und ist so beinahe gar nicht bemerklich. Verständig theilen sich sodann die mit der Abnahme des Leichnams Beschäftigten in ihre fromme Arbeit, und zugleich so, daß der Künstler dabei seine ganze Meisterschaft in anatomischer Zeichnung, und besonders in Verkürzungen aller Art entfalten konnte. Aus der leztern, nicht zu verkennenden Absicht erklärt sich zum Theil schon, warum der Leichnam etwas gespreizter erscheint, als wir ihn bei andern Darstellungen dieses Gegenstandes, z. B. bei Rubens finden. Die weitere Erklärung liegt sodann in der Wahl des Moments der Abnahme, die hier die kaum begonnene ist, und dabei, daß Angelo zwei Leitern, links und rechts am Kreuze, angebracht hat. Alles zur bessern Erreichung jener diesem Meister so eigenthümlichen Absicht. Dabei ist jedoch durchaus nicht an gewaltsames, Auge und Gefühl, zumal in diesem Falle, beleidigendes Zerren der Glieder zu denken. Sicher und immerhin würdig wird der Leichnam von oben nach den Regeln des Gleichgewichts herabgelassen und unten in Empfang genommen. Auch ist der Ausdruck des stark vorwärtsgesenkten Haupts nicht unedel.

Doch wenden wir nun unsere Blicke von dem Leichnam auf Jene hin, die am Fuße des Kreuzes voll des schmerzlichsten Gefühls seiner Herabsenkung zusehen. Welcher schönen Pyramidalgruppe begegnen wir da rechts. Im Vordergrunde steht die Mutter des Herrn zwischen Johannes und einer der andern Marien, nicht der Magdalena. Einer Ohnmacht nahe, wollen ihr die Knie fast brechen. Es faßt sie deßhalb ihre, selbst auch schmerzlichst ergriffene Freundin um die Lenden und Johannes im Rücken unter den Armen, und so hält sie sich, mit den Armen auf diese Beiden gestüzt, mit Mühe noch aufrecht. Der Jünger der Liebe, ein schöner Jüngling, senkt wehmuthsvoll das Haupt seitwärts, und versucht es vergebens, mit der Linken den doppelt andringenden Schmerz von seinem Antlitze abzuwehren; den Schmerz wegen dessen, was seinem geliebten Meister widerfahren, und wegen des Kummers, dem seine neue pflegbefohlene Mutter zu erliegen scheint. Die Maria sieht in dumpfem Schmerz vor sich hin. Die Mutter aber wendet ihr Antlitz rückwärts nach ihrem Einzigen, nach ihrem innigst Geliebten, mit einem Blicke, der zwar bei der ersten oberflächlichen Betrachtung wenig Ausdruck zu haben und selbst gleichgültig zu seyn scheint, in welchem man aber, genauer besehen, zumal nach den Zügen auf der Stirne und über der Nase den höchsten, beinahe an Betäubung,

und in dieser an Gefühllosigkeit grenzenden Schmerz nicht verkennen kann. Zwischen wirklicher, ursprünglicher Gefühllosigkeit und jener, die aus dem Uebermaße des Schmerzes hervorgeht, ist ein großer Unterschied, den aber zu treffen für den Künstler, zumal für den plastischen in so kleinem Maßstabe, freilich keine leichte Aufgabe ist. Leztere wollte unser Künstler, wohl ganz der Lage der Mutter entsprechend, darstellen, und ich glaube, es ist ihm gelungen. Ob Feodors Zeichnung und das Modell in Wachs seine leisen Züge getreu wiedergeben, ist mir unbekannt.

Hinter diesen drei ausdrucksvollen Figuren blicken in der Pyramidalgruppe zwei ehrliche Greise hervor, wahre Israeliten, in denen kein Arges ist. Mit kummerumwölkter Stirne sehen sie einander an und fragen sich schweigend, ob es denn möglich sey, daß alle ihre schönen Hoffnungen und Erwartungen für Israel auf einmal wieder zu nichte wurden. Endlich schaut über ihnen, zum Schlusse der Gruppe, einer voll ängstlicher Besorgniß zum Leichname des Herrn empor. Fürchtend, es möchte dieser herabfallen, scheint er denen auf den Leitern und über dem Kreuze zuzurufen, um Gotteswillen doch vorsichtig zu seyn, und breitet selbst seine Arme aus, um ihn nöthigenfalls auffangen zu helfen. Durch Leztere bringt er zugleich seine Gruppe mit der obern Handlung in noch nähere Verbindung.

Tragen wir sodann unsere Blicke über die drei, früher schon hinsichtlich ihrer bestreitbaren Zweckmäßigkeit zur Sprache gebrachten Figuren, so wie über den edlen, hilfreichen Mann unten auf der Leiter hinüber auf die linke kleinere Gruppe, so begegnen wir auch hier wieder edeln Gestalten. Zunächst an der Leiter, sie noch an einer Sprosse festhaltend, steht, halb uns zugekehrt, Joseph von Arimathia, nicht, wie bei Rembrandt, ein Pascha von drei Roßschweifen, sondern ein freundlicher, edler Herr. Selbst Hand anlegend an das fromme Liebeswerk, so weit es die Kräfte seines schon etwas vorgerückten Alters noch erlauben, blickt er anordnend voll herzlicher Theilnahme hinauf zu dem Verblichenen. Neben ihm steht, beinahe zusammensinkend, die Hände über der Brust über einander gelegt, eine weibliche Figur. Der auf ihrem noch jugendlichen Gesichte ausgedrückte Schmerz und ihre ganze tiefe Ergriffenheit machen uns Maria von Magdalena kennbar. Sie würde wohl niedersinken, lehnte sie sich nicht an den Jünger hinter ihr, von dem wir nur das Gesicht zu erkennen bekommen. Es hat etwas Aehnliches mit Jakob dem Aeltern in Leonardo's Abendmahl.

Nach vollendeter Betrachtung des Einzelnen bleibt mir noch übrig, wenigstens mit ein paar Worten auf die technische Behandlung des Ganzen aufmerksam zu machen. Nichts ist da sichtbar von ängstlicher, eckiger Schnitzelei. Die Zeichnung ist in hohem Grade correct, die Züge fest und doch leicht, das Fleisch voll und gerundet, die Gewänder sämmtlich schön gehalten und theilweise gefällig geworfen, und was einzelne, mehr nur leicht angedeutete, als weiter ausgeführte Figuren betrifft, z. B. die niedergekauerte und die hinter dieser stehende, so wird man unwillkührlich an den kühnen Meister erinnert, der auf hohem Gerüste mit ein paar leichten Pinselstrichen ganze Figuren an den Plafond hinwirft.

(Der Beschluß folgt.)

Bauwerke.

Rom, 16. Februar. Der lezte hohe Wasserstand hat in Tivoli die Grotte des Neptun dem Einsturze nahe gebracht. Die Stollen der neuen Wasserleitung konnten die große Wassermasse nicht fassen; der Fluß ging über die Brüstung des alten Falles, stürzte mit Macht, wie sonst, durch die Grotte und riß einen Felsen, der als natürlicher Pfeiler diente, mit sich, so daß man besorgt, die ganze obere Felsdecke einstürzen zu sehen, wenn nicht bald energische Vorkehrungen getroffen werden. Uebrigens hat der neue Abzugskanal doch Nutzen gewährt; denn ohne ihn wäre vermuthlich ein großer Theil der Stadt Tivoli in diesem Augenblicke nicht mehr.

Preussen. In Nr. 54 der Berliner Staatszeitung vom 25. Februar wird über das bereits zur Restauration des Kölner Doms Geschehene und den Betrag der darauf verwandten Summen Auskunft gegeben. Als Se. Maj. der König von Preußen im Jahr 1824 eine in 5 Jahren zu verwendende Summe von 105.000 Rthlr. bewilligte, begannen alsbald die Arbeiten mit der Erneuerung des großen Bleidachs auf dem Hochchor nebst andern Dachreparaturen, während man gleichzeitig die Restauration der nördlichen Kirchenmauern mit ihrem Fensterwerk, geschmückt durch die herrlichen Glasmalereien des sechzehnten Jahrhunderts, in's Werk sezte. Nach Vollendung dieser Arbeiten konnte man zu den bei weitem schwierigern an der südlichen Flügelmauer des Chorgiebels übergehen. So wurden die Werkleute allmählig vorgebildet für den Hauptrestaurationsbau des Hochchors, dessen Beginnen in's Jahr 1829 fällt. Einen ausserordentlichen Kraftaufwand erforderte schon das mächtige Baugerüst, welches, in seiner Schwindel erregenden Höhe dem Bau vorschreitend, sich an der Nordseite des Chors erhebt, während er von Süden nach Osten hin abfällt und die fertigen Theile in ihrer Pracht hervortreten läßt. Die gegenwärtig in Anwendung kommenden Bausteine besitzen eine bedeutend größere Härte als die alten des Doms, und der Preis derselben steigt mit jedem Jahre. Dagegen werden die Leistungen der Arbeiter immer verhältnißmäßig bedeutender und tüchtiger. So schreitet der Bau in allen seinen Theilen gleichmäßig vorwärts, und indem man gegenwärtig schon an dem 10ten Verstrebungssystem beginnt, bleiben außerdem noch 4 Strebewände der Herstellung bedürftig. Bei der Baufälligkeit der Strebepfeiler kann man jedoch erst nach Vollendung dieser Reparatur den Hochchor als außer Gefahr betrachten. Binnen 5 Jahren dürfte seine Herstellung bewirkt seyn, wenn die Mittel nicht fehlen und sonst keine Unterbrechungen eintreten. Es läßt

sich erwarten, daß in demselben Grade wie das Vertrauen zu dem Gelingen des Unternehmens sich befestigt, die Erhaltung und Vervollständigung eines der Nation angehörenden Werks, das ein früheres Geschlecht nur halb vollendet hinterließ, das Interesse und die thätige Mitwirkung des deutschen Publikums immer mehr in Anspruch nehmen werde. Dies erscheint aber auch als dringend wünschenswerth, da gleich nach der Herstellung des Hochchors zum Ausbau des Kirchenschiffs geschritten werden muß, damit solcher, wenn auch nicht dem ursprünglichen Plane gemäß, doch in einigermaßen würdiger Weise sich jenem kühnen Baue unserer Voreltern anschließe. Den Nachkommen möge dann die Vollendung jener Riesenthürme vorbehalten bleiben, von denen der eine sich kaum über die Fundamente erhoben und der andere lange nicht die Hälfte seiner Höhe erlangt hat.

Die verwendete Bausumme beträgt vom Jahr 1824 bis Ende 1835: 222,740 Rthlr. und wurde gedeckt durch:

	Rthlr.	Sgr.	Pf.
1) von Sr. Maj. bewilligte Zuschüsse	155084	—	—
2) den Erlös von altem Baumaterial .	2119	15	4
3) die Kathedralsteuer	51591	9	11
4) Kollekten im Rheinland und Westphalen	14356	15	5
5) Geschenke	89	25	2
	223241	5	10

Warschau. Am 13. Februar wurde hier ein nach dem Plane des Generals Rautenstrauch neuerbautes Theater eröffnet, das vierte, welches seit kurzer Zeit durch die Bemühungen dieses Generals im Königreich Polen entstanden. Es faßt 1000 Zuschauer.

Paris. Die Arbeiten zur Aufrichtung des Obelisken haben im März begonnen. Aus der Bretagne kommt das Granit-Piedestal; die zu dessen Transport bestimmte Fähre hat der Ingenieur Lebas gebaut. Die Aufstellung wird 5 Monate dauern, und der Obelisk im Juli aufgerichtet seyn.

Der Rath von St. Omer ist ohnlängst in öffentlichen Blättern darüber angegriffen worden, daß er die Ruinen der Abtei des heiligen Bertin, eines der schönsten gothischen Denkmäler, in jener Stadt niederzureißen beabsichtige. Indeß machte sich diese Maßregel, wenn nicht bedeutende Summen auf Erhaltung der Ruine verwandt werden sollen, nöthig, wie der am 17. Februar erfolgte Einsturz mehrerer der Säulenbögen und eines der Thürmchen der Kirche bewies, wobei jedoch glücklicherweise Niemand verunglückte. Am 22. begann man das Gebäude zu sprengen und schon am folgenden Tage war nichts mehr übrig als der Thurm und ein Theil der nördlichen Mauer.

London. Der Baumeister, welcher den Preis von 1500 Pfd. Sterling für den besten Plan zu dem neuen Parlamentsgebäude erhalten hat, ist Hr. Charles Barry; die drei mit je 500 Pfd. belohnten sind die Herren J. C. Buckler, David Hamilton und Wm. Railton.

Der Marquis von Westminster beabsichtigt, eines der prächtigsten Gebäude der Vorzeit, die Burg und den Brunnen der heiligen Winifreda zu Holywell in Flintshire in seinem ursprünglichen Glanze wiederherstellen zu lassen.

Glynillivon, das prächtige Landhaus des Lords Newborough, fünf englische Meilen von Carnarvon in Wales, ist mit vielem kostbarem Hausrath, Kunst- und Büchersammlungen ein Raub der Flammen geworden.

Nordamerika. Einer der reichsten Kapitalisten in New-York, Hr. Astor, baut daselbst jezt ein Hotel, worin 2000 Reisende sollen logiren können.

Auch in New-Orleans wird auf dem Plaze der alten Börse an einem Gasthof mit 1200 Zimmern gearbeitet.

Ausstellungen.

London. Am 4. Februar hielten die Architekten eine Zusammenkunft, in welcher beschlossen wurde, eine Ausstellung der zahlreichen eingesandten Baupläne behufs der zu errichtenden Parlamentshäuser zu veranstalten, theils um den nicht belohnten Einsendern einige Entschädigung für ihre Bemühungen zu verschaffen, theils um dem Publikum einen Beweis von den Fortschritten der Architektur in England zu geben.

Versteigerung.

Paris. Auf den 22. Februar und die folgenden Tage war die Versteigerung der Gemälde, Zeichnungen, Aquarellen, Statuen, Büsten, Porzellane u. s. w., welche zum Meublement des Schlosses von Rosny gehörten, festgesezt.

Vereine.

Rom, 29. Januar. Am 26. ist das Lokal auf Monte Caprino (sonst tarpejischem Felsen) von der archäologischen correspondirenden Gesellschaft bezogen und durch eine Rede des Preußischen Gesandten C. C. J. Bunsen eingeweiht worden.

Danzig. Der hiesige Kunstverein zählt bereits 176 Mitglieder mit 400 Thlr. jährlichem Beitrag.

Statistik der Kunst.

Belgien. Die belgischen Schulen zum Unterricht im Zeichnen und in der Malerei werden von etwa 5550 Schülern unentgeltlich besucht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[138] Kunstauktion in Wien.

Den 25. April d. J.

findet der Verkauf der

zweiten Abtheilung der Porträtsammlung des Ritter von Franck in Wien

statt. Diese Abtheilung enthält die von den Meistern H—O gestochenen Blätter, und ist der Catalog von den Herren

Artaria und Comp.

in Wien, welche den Verkauf leiten und die Aufträge besorgen, durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Leipzig, den 19. März 1836.

Rudolph Weigel.

№ 30.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 14. April 1836.

Kunstgeschichte.

Hanns Holbein der Jüngere in seinem Verhältniß zum deutschen Formschnittwesen, von C. Fr. v. Rumohr. Leipzig, bei R. Weigel. 1836. 8.

Der Verfasser kommt in diesem Schriftchen auf einen Gegenstand zurück, über den wir ihm in einem früheren Jahrgang dieser Blätter (1823) bereits schätzbare Nachweisungen und Bemerkungen verdanken, nämlich Holbeins Arbeiten für den Holzdruck, insbesondere den Todtentanz. Es ist erfreulich, wenn eine Kennerschaft, die unter den erhabensten Kunstwerken dies- und jenseits der Alpen aufgewachsen, die lange so verächtlich behandelten altdeutschen Holzschnitte ihrer Aufmerksamkeit auch nicht unwerth hält und echten Kunstwerth im Großen wie im Kleinen, im Staffeleibild, wie im Abdruck zu schätzen weiß. Mit Recht macht sie ex ungue leonem zu ihrem Wahlspruch, und verfolgt die Spuren des Geistes und der von ihm beseelten Hand, die bewunderte Gemälde schuf, eben so in den Entwürfen und Zeichnungen auf Holz, Kupfer oder Papier, in denen sich der Meister oft ungezwungener, selbständiger und genialer, als in jenen bewegt hat. Mag kunstrichterlicher Dünkel, der sich bloß an die Mähne hält, alles Uebrige als Mikrologie vornehm bei Seite setzen, mag er bei so manchen Wahrnehmungen unsers Verfassers in dem vorliegenden Schriftchen die Anekdote von jener Weinzunge wieder auffrischen, die nicht nur den Jahrgang, sondern auch den Riemen mit dem Schlüsselchen daran, der in das Weinfaß gefallen war, herausschmeckte! Genug, daß, wer die Unentbehrlichkeit der Kupferstich- und Holzschnittkunde zur Erwerbung eines sichern Blicks und Takts, sowie wahrer und umfassender Kunstbildung gehörig zu würdigen weiß, nicht nur dem Verfasser für die Anwendung seiner feinen Beobachtungsgabe auf die hier behandelten Gegenstände, für seine belehrenden Winke und neuen Anregungen, sondern auch dem verständigen und sinnigen Herausgeber, Hrn. Rudolph Weigel, für seine Zugaben danken wird, selbst wenn er sich mit Ersterem in den Hauptsachen nicht sollte einverstanden erklären können.

Den Verf. hat nämlich seine gerechte Bewunderung der außerordentlichen Meisterschaft, welche sich in Erfindung, Zeichnung und Ausführung der kleinen, in Holz geschnittenen, zu Lyon in mehreren Ausgaben von 1538 bis 1562 herausgekommenen Todtentanz-Vorstellungen offenbart, zu der Meinung geführt, daß sie kein Anderer als Holbein selbst könne geschnitten haben, und er sucht hier nicht nur dies, und daß Holbein auch andere Holzschnitte selbst verfertigt habe, ausführlicher darzuthun, sondern den Satz durchzufechten, daß in alter Zeit überhaupt die Maler und andere Künstler von eigenthümlichem Geist gelegentlich sowohl eigene, als fremde Erfindungen mit Kunst und Sorgfalt in Holz geschnitten haben. Mag Bartsch, welcher, wie viele Andere nach ihm, das Gegentheil behauptet hat, dabei von einer mangelhaften Anschauung der Gesammtverhältnisse jenes Zeitalters ausgegangen seyn, so ist doch so viel gewiß, daß sich kein schriftliches gleichzeitiges Zeugniß von Gewicht gegen seine Meinung anführen läßt. Daß ein Hanns Schäufelein unter den Formschneidern genannt wird, welche an den Platten zu Burgmairs Triumphzug Kaiser Maximilians gearbeitet haben, läßt den Zweifel übrig, ob damit dieselbe Person, wie der Maler, gemeint ist; noch weniger kann aber der in den Beilagen S. 79 abgedruckte Brief des Melch. Lorch auch nur als indirekter Beweis gelten, indem darin von dem Formschnitt gar nicht, sondern von seiner Kunst im Allgemeinen, das heißt also in Bezug auf Architektur, Malerei, Zeichnen und Stechen und den damit zusammenhängenden theoretischen Studien, so wie von seinem Unvermögen, die Kunstbücher, die er verfaßt, und „die Dinge, so albereit an Kupfer Platten fertig seyn, In Druck zu bringen" die Rede ist. Ich will damit nicht bestreiten, obwohl er es nicht sagt, daß unter diesen

Arbeiten auch Holzschnitte gewesen, zu denen er die Visirungen oder Risse (wie sie damals genannt wurden) gemacht hat, es ist aber aus dem ganzen Brief auch nicht die leiseste Andeutung zu entnehmen, daß er sie selbst geschnitten habe. Betrachtet man nun die damaligen Zeitverhältnisse, so muß man zwar unserm Verf. ganz darin beipflichten, daß in den gewerblichen Korporationen die edle Malerkunst mit dem gemeinen Handwerk verschwistert war, daß sie auf bürgerlichen Broderwerb durch alle ihr zu Gebot stehende Mittel der Technik ausging, ohne das eine verächtlicher als das andere zu behandeln, und daß der Künstler zugleich als Goldschmid, Schlosser, Steinmetz, Bildschnitzer oder Stecher selbst die handwerkmäßige Ausführung nicht zu übernehmen scheute, wenn es darauf ankam, seinen Werken dadurch größere Vollkommenheit zu geben. Allerdings würden sich Dürer u. A. seines Gleichen eben so wenig gescheut haben, ihre Zeichnungen selbst in Holz zu schneiden, wenn sie dazu eine ähnliche Veranlassung gehabt und dasselbe nicht eben so gut, ja noch besser, durch Andere hätten thun lassen können. Alle Modelle, Kartons, Skizzen oder andere Zeichnungen sind nämlich Vorbereitungen zu dem Kunstwerk, wie es sich der Meister denkt, und dieses kann ganz so, wie er es will, nicht anders wirklich werden, als wenn er selbst die Ausführung oder doch die lezte Feile übernimmt. Die Federzeichnung für den Holzschnitt, auf der Platte ausgeführt, ist aber das vollendete Kunstwerk selbst, das unter dem Schneidmesser, welches keine pentimenti erlaubt, nur dasselbe bleiben, oder schlechter, aber nicht besser werden kann. Dies und daß der positiven Thätigkeit des schaffenden Künstlers, deren er sich nie entäußern soll, die negative des ausführenden Formschneiders so ganz entgegengesezt ist, muß Erstern abhalten, zugleich der Leztere seyn zu wollen. Um dem Leztern keine unmögliche Aufgabe zu machen, ist nur Einsicht in die Natur der xylographischen Technik, nicht der Besitz derselben nöthig. Der Maler braucht also zu dem Ende nicht selbst Formschneider zu seyn, und dies war damals um so weniger erforderlich, wo eine einfache, eckige und breite Manier der Federzeichnungen, wie sie sich für den Holzschnitt vorzüglich eignete, bei ihnen überhaupt die herrschende war. Ja selbst späterhin, als die Reformation die Maler auf das Trockene gesezt und ihnen fast nur noch die Bildnißmalerei übrig gelassen hatte, wo sie sich wie Amman, Stimmer, Solis und so viele andere Künstler beinahe ausschließlich auf Zeichnungen für den Holzschnitt beschränken mußten, also mehr Zeit, und um des Erwerbs willen dringenderen Antrieb gehabt hätten, zugleich Formschneider zu seyn, blieb Beides doch stets von einander getrennt, wie aus dem Buch Panoplia oder de omnibus illiberalibus sive mechanicis artibus, welches in Frankfurt a. M. seit 1564 in mehreren deutschen und lateinischen Ausgaben mit Abbildungen der Gewerbe von Jost Amman erschien, zu ersehen, worin der Maler (pictor), der Reisser (adumbrator), der Formschneider (sculptor), und der Briefmaler (illuminator imaginum) als verschiedene Gewerbe vorkommen, und der Reisser von sich sagt:

Ich bin ein Reisser frü vnd spät,
Ich entwirff auf ein Linden Brät,
Bildnuß von Menschen oder Thier,
Auch Gewächß mancherley monier.
Geschrifft, auch groß Versal Buchstaben,
Histori, vnd was man wil haben,
Künstlich, daß nicht ist außzusprechen.
Auch kan ich biß in Kupffer stechen.

Demnach befaßte sich also der erfindende Künstler sowohl vorher, wie um diese Zeit, wo die Kunst schon mehr zur Fabrikarbeit herabsank, wohl mit dem Kupferstechen, aber nicht mit dem Formschneiden, und zwar aus folgenden Ursachen. Hatte er seine Zeichnung mit der Feder auf die glatte Holzplatte, auf der sich noch bequemer und schöner, als auf dem rauheren Papier zeichnen ließ, gemacht, so konnte er bei einem guten Formschneider sicher seyn, ein getreues Facsimile seiner Arbeit wieder zu finden. Schon der reine Kupferstich kann dagegen da, wo von mehr als einem bloßen Umriß die Rede ist, vermöge seiner Eigenthümlichkeit nie die Meisterzeichnung selbst, sondern nur immer etwas Anderes, eine seinem Vorbild mehr oder weniger, aber nie ganz gleichkommende Uebersezung davon wiedergeben. Hier muß der Maler also, wenn er seine Originalität bewahren und nicht einem Dritten preisgeben will, selbst Hand anlegen, und dies wird vollens unerläßlich, wo er die Mannichfaltigkeit der Manier und Nüancirung, welche ihm die Verbindung des Grabstichels mit dem Aezwasser und der kalten Nadel darbietet, für seine Zwecke benutzen will, was er in voller Eigenthümlichkeit durch keine Vorzeichnung, sondern nur durch Selbstausführung erreichen kann.

(Die Fortsezung folgt.)

Michel Angelos Kreuzabnahme.

(Beschluß.)

Zum Schlusse noch ein paar Worte. Deutschland besizt überhaupt wenig Werke dieses großen Meisters und von seinen Bildwerken vielleicht gar keines. Und doch ist bekanntlich aus dem großen Bildner Angelo der große Maler Angelo hervorgegangen. Das Basrelief bildet den Uebergang von der eigentlichen Plastik zur Malerei. Höchst wünschenswerth wäre es demnach schon für die Kunstgeschichte, dies kleine Werk bliebe Deutschland

erhalten, wohin es nur der Zufall gebracht hat. Leicht könnte es aber diesen Sommer von Baden aus mit einem reichen Lord nach England wandern, um dort auf einem Landhause für die Kunst vergraben zu werden.

N. S. Diese kurze Beschreibung lag bereits zur Absendung in das Kunstblatt fertig, als ich durch einen glücklichen Zufall in den Besitz einer Durchzeichnung des Feodorschen, nach dem Münchner Wachsmodell gefertigten Kupferstichs gelangte. Ich ersehe daraus, daß beide Reliefs, wenn gleich in der Hauptsache mit einander ganz übereinstimmend, in einigen Punkten dennoch von einander abweichen. Diese Verschiedenheit will ich kurz berühren, und mir hie und da ein unmaßgebliches Urtheil über diese Abweichungen der Bilder erlauben, insofern sich ein solches auf die bloße Durchzeichnung eines Stichs gründen läßt.

Das Münchner Relief hat rechts, neben der Pyramidalgruppe, noch eine kleine Fernsicht auf Jerusalem, die auf unserm fehlt, und eben so ist es dadurch, daß die hintere Person der linken Gruppe die eine Hand seitwärts ausstreckt, auch links auf entsprechende Weise etwas breiter geworden. Oben ist es ebenfalls etwas höher, indem es sich etwa noch 1½″ über den Kreuzesstamm hinaus verlängert. Die Beschränktheit des Materials gebot wohl dem Künstler, auf unserm Relief diese an und für sich schönen und gefälligen Beiwerke wegzulassen. Sonst haben die Figuren dieselbe Größe. Der Heiland hat auf dem Münchner Relief das Haupt etwas gesenkter und deßhalb vorn das Haar ziemlich lang über dasselbe herabhangen. Dies nimmt der Figur etwas an Würde. Sein rechtes Knie liegt noch etwas auf dem Kreuze auf. Die mit Herablassung des Leichnams thätig Beschäftigten haben ganz dieselben Stellungen, nur sind auf unserm Relief einige von ihnen ohne Kopfbedeckung, die auf dem Münchner eine haben, und umgekehrt. Statt des ältern, bärtigen Mannes auf dem Münchner Relief, der, auf der linken Leiter stehend, den Heiland unter dem linken Schenkel faßt und diesen mit seinem eigenen rechten unterstüzt, ist auf unserm passender, zumal in dieser anstrengenden Stellung, ein jüngerer. Die drei vordern Figuren der Pyramidalgruppe sind beiderseits ganz dieselben, nur das Gesicht der einen Maria im Münchner Relief etwas gräcisirt. Ueber den Ausdruck auf dem Antlitze der Mutter des Herrn im Münchner Relief erlaube ich mir kein Urtheil, denn meine Zeichnung ist hier nicht deutlich genug. Statt der schönen Greise hinter diesen dreien auf unserm Relief hat das Münchner rechts eine tiefbetrübte Frau und links einen bärtigen Alten. In seinen Zügen lese ich auf meiner Zeichnung eher alles andere, als Trauer. Weiter hat das Münchner Relief statt des Jüngers mit den ausgestreckten Armen, der mit so kummervoller Aengstlichkeit den Obern Sorgsamkeit anempfiehlt, eine weibliche Figur mit seitwärts flatterndem Schleier und ausgestrecktem rechten Arm. Der Vorzug dürfte auch hier auf Seite unseres Elfenbeinreliefs seyn. Die niedergekauerte Figur ist auf beiden Bildern ganz gleich. Hinter ihr sizt auf dem Münchner Relief, die Hände voll Andacht faltend und beinahe in Thränen ausbrechend, ein lockiger Knabe voll Schönheit und Anmuth. Wie aber Jemand zu solch einer immerhin schauerlichen Handlung Kinder mitnehmen, und noch mehr, wie ein Kind so vor sich sehen könne, ohne alle Augenblicke ängstlich rückwärts zu blicken, wo unmittelbar hinter ihm ein menschlicher Leichnam, bei aller während dieser heiligen Verrichtung gewiß beobachteten Würde, doch nicht ohne Geräusch vom Kreuze herabgelassen wird, das begreife ich nicht. Billig macht daher der Knabe, einer unnachahmlichen Schönheit ungeachtet, auf unserm Relief dem Mütterchen Platz. Dem Mütterchen, sage ich; denn für dieses sehe ich die Figur, bei aller Kleinheit ihres Kopfes, zumal auch nach dem festen Ineinanderschlingen ihrer Finger beim Gebete, an. Doch geben wir in unserer Vergleichung weiter. Die weibliche Person hinter ihm, die ich mir nicht recht zu deuten weiß, der, den ich für Nicodemus ansah, und Joseph von Arimathia sind auf beiden Bildern wieder ganz gleich. Die weibliche Figur neben Lezterem aber, die ich oben für Magdalena genommen habe, ist auf dem Münchner Relief älter dargestellt, ohne Zweifel, weil auf diesem Relief die Person mit dem flatternden Schleier, am Schlusse der gegenüberstehenden Pyramidalgruppe, die Maria von Magdala vorstellen soll. Endlich ist hinter Joseph und dieser weiblichen Figur, statt des Jüngers auf unserm Relief, von welchem nur das Haupt sichtbar ist, auf dem Münchner wieder eine etwas ältere Frauensperson, voll des tiefsten Schmerzes auf dem Gesichte, die Hände rechts und links ausstreckend. Diese Gruppe wird durch diese Art der Darstellung unstreitig reicher und effektvoller. Bald hätte ich, der mindern Erheblichkeit wegen, zu erwähnen vergessen, daß auf dem Münchner Relief das J. N. R. J., wie gewöhnlich bei Darstellungen des Heilands am Kreuze, quer über den Kreuzesstamm hinausgehe, und unter der linken Leiter noch Hammer und Zange liegen, welches Beides auf unserm nicht der Fall ist.

Nach Beendigung dieser Vergleichung können wir uns, glaube ich, leicht ein Resultat ziehen. Das Münchner Bild ist das von Michel Angelo gefertigte Modell, oder besser, ein Wachsabdruck von Angelo's Modell; unser Relief aber das von dem Künstler nach seinem Modell mit Abänderungen gefertigte Bild. Die Abänderungen waren theils, wie ich in Obigem angedeutet zu haben glaube, vom Material streng geboten, oder gingen aus der genauern Reflexion des Künstlers über den Gegenstand hervor, oder finden ihre Erklärung in der allgemeinen

Wahrnehmung, daß geniale Künstler sich nicht gerne genau wiederholen. Und war eine Veränderung vom Künstler beschlossen, so zog diese natürlich oft eine zweite und dritte nach sich; dies in unsern beiden Bildern nachzuweisen, wäre nicht schwer. Unser Elfenbeinrelief für eine bloße, freie Copie nach Michel Angelo anzunehmen, erlaubt sein Styl nicht.

Rastatt. **Grieshaber.**

Statistik der Kunst.

Warschau, den 21. Februar. Die hiesigen Zeitungen enthalten eine kaiserliche Verordnung, nach welcher auch diejenigen, die ihrer artistischen Ausbildung wegen eine ausländische Lehranstalt zu besuchen wünschen, durch Vermittelung der Regierungs-Commission der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten, die specielle Erlaubniß Sr. Maj. dazu nachzusuchen haben.

Persönliches.

London, 9. Februar. Der berühmte Kupferstecher G. T. Doo ist zum historischen Kupferstecher Sr. Maj. des Königs ernannt worden.

Wien, 15. Februar. Der berühmte Professor der Bildhauerkunst an der Akademie der schönen Künste in Mailand Pompeo Marchesi hat von J. Maj. der Herzogin von Parma den constantinischen St. Georgs-Orden erhalten.

Rom. Der Bildhauer Imhof aus der Schweiz ist von der griechischen Regierung nach Athen berufen worden, um bei den Neubauten und den Restaurationen alter Kunstwerke beschäftigt zu werden.

Berlin. Die königliche Akademie d. K. hat den Bildhauer Friedrich Holbein allhier zu ihrem akademischen Künstler ernannt.

Kupferwerke.

Fisher's Picturesque illustrations of Great Britain. 1ster Theil, mit 9. Abbildungen.

Beattie's Views of Swizerland, 18 und 19 Heft.

Le Opere del pittore e plasticatore Gaudenzio Ferrari, disegnate ed incise da Silvestro Pianazzi, dirette e descritte da Gaudenzio Bordiga Fasc. 1, 2. Milano. Jedes 5 Lire.

Denkmäler.

England. Am 15. Februar wurde in Newcastle eine Versammlung der Subscribenten zu einem dem Grafen Grey zu errichtenden Denkmale gehalten, in welcher unter vielen eingereichten Plänen der von Hrn. Green entworfene den Vorzug erhielt, demzufolge das Denkmal aus einer 120 Fuß hohen Säule bestehen wird, die einer kolossalen Statue des Grafen, vom Bildhauer Bailey gearbeitet, als Piedestal dienen soll. Es wurde ein Ausschuß ernannt, welcher einen für die Errichtung des Denkmals schicklichen Platz auszuwählen und dasselbe in Ausführung zu bringen hat.

Literatur.

Paris. Thénot Cours complet de Lithographie, 1re livr. $4\frac{1}{2}$ B. Text und 5 Lithographien. 4 Fr. 50 Cents. Das ganze Werk, das in Monatheften erscheint, wird deren 10 enthalten.

Rosellini's nun vollständiges Werk über Aegypten kostet in Pisa 800 Fr., und würde noch weit theurer seyn, wenn es nicht mit bedeutenden Unterstützungen von Seiten des Großherzogs herausgegeben worden wäre.

Steinbüchel (A. v., Director des K. K. Münz- und Antikenkabinets ꝛc.), die Beckerschen falschen Münzstempel in ausführlichen Verzeichnissen. Für Sammler und Freunde der Münzwissenschaft. Mit einer Einleitung über Münzkunde überhaupt. Wien, Volke, gr. 8.

Ferrario, Giulio, Le classiche Stampe dal cominciamento della calcografia fino al presente, compresi gli artisti viventi, descritte e corredate di storiche e critiche osservazioni sul merito, sui oggetti che rappresentano, sulle qualità delle prove, sulle dimensioni e sui prezzi delle medesime etc. Scelte e proposte a dilettevole ed instruttivo ornamento di una galleria. Milano, 8. Pr. 7 Lire.

Campagne pittoresque du Luxor, exécutée pendant les années 1831, 1832 et 1833, pour aller chercher à Thèbes l'obélisque de Luxor — von Léon de Joannis. Mit einem Atlas und 18 Kupfern. 18 Fr.

Dr. Beattie's Scotland illustrated. Erste der vierteljährlich erscheinenden Lieferungen, mit 21 Ansichten der schönsten Gegenden Schottlands, nach eigens für dieses Werk gefertigten Zeichnungen.

Von den Dissertazioni della pontif. Accademia Romana di Archeologia ist der 5te Band erschienen. 4. 416 S. Dieser Band enthält unter andern die Lebensbeschreibungen des bekannten Numismatikers Abb. Sestini und des Grafen Cicognara, so wie Bemerkungen über einen Kopf aus Rosso antico vom Adv. Fea.

Von dem großen Kupferwerke: Le quattro principali basiliche di Roma (der Lateran, der Vatikan, S. Maria Maggiore und San Paolo fuori delle mura), welches Hr. A. Valentini herausgibt, ist das 10te Heft zu Rom erschienen. Das ganze Werk wird deren 46 enthalten. Preis eines jeden [illegible] P. 46 C.

Berichtigung.

In Nr. 27 dieses Blatts, S. 107 Z. 27 Sp. 1 v. o. des Textes, soll es heißen: „die 2704 Nummern ꝛc." statt „die 1704 Nummern."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[158] **Kunstauktion in Wien.**

Den 25. April d. J.

findet der Verkauf der

zweiten Abtheilung der Porträtsammlung des Ritter von Franck in Wien

statt. Diese Abtheilung enthält die von den Meistern H–O gestochenen Blätter, und ist der Catalog von den Herren

Artaria und Comp.

in Wien, welche den Verkauf leiten und die Aufträge besorgen, durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Leipzig, den 19. März 1836.

Rudolph Weigel.

№ 31.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 19. April 1836.

Kunstgeschichte.

Hanns Holbein der Jüngere in seinem Verhältniß zum deutschen Formschnittwesen, von C. Fr. v. Rumohr. Leipzig, bei R. Weigel. 1836. 8.

(Fortsetzung.)

Wenn ich nun aber gezeigt zu haben glaube, daß der Maler nicht nöthig hat, Formschneider zu seyn, und wenn ich die Thätigkeit des Leztern, im Gegensatz zu der des Erstern, eine negative genannt habe, so kann ich doch unserm Verf. nicht zugeben, daß sein Verdienst deßhalb nicht höher, als das des Aetzwassers beim Radiren anzuschlagen sey. Denn er ist keine willenlose Kraft; damit seine Form in jedem Abdruck ein Facsimile der Vorzeichnung wiedergebe, muß er zunächst seinen Meister durchaus verstehen und in jedem Strich seine Bedeutung zu erkennen wissen, was er um so besser kann, je mehr er selbst zugleich Zeichner ist. Die Natur ihres Gewerbes brachte es aber bei den Formschneidern an und für sich schon mit sich, daß ihnen das Selbstzeichnen nie ganz fremd war und seyn durfte. Am häufigsten waren sie zugleich Briefdrucker, Verfertiger und Verkäufer von Kalendern, Spielkarten, Bilderbüchern und Bilderbögen für das Volk, und in diesen Artikeln sahen sie sich auf ihre eigenen Kräfte beschränkt. Sie mußten daher zugleich Zeichner seyn. Anfangs freilich schlecht genug, aber bald mit steigenden Fortschritten, je mehr der Holzschnitt durch die engere Verbindung, in die sich die Buchdrucker und Maler mit ihm gesezt hatten, in Aufnahme kam. Konnten sie Leztere darin auch nicht erreichen, so wußten sie doch nunmehr den Werth einer ihnen von diesen vorgerissenen Originalzeichnung zu erkennen und sahen ein, daß es in diesem Fall ihre höchste Aufgabe sey, ihr eigenes Ich ganz vergessen zu machen und nur die Zeichnung, wie sie leibt und lebt, und nichts als diese wiederzugeben. Sie brachten aber auch die Fertigkeit der Hand und die eiserne Geduld mit, welche nöthig ist, um mit dem Messer jedem Zug auf das Gewissenhafteste zu folgen, und gerade nur so viel, aber auch nur so wenig Holz wegzunehmen, daß er eben so frei, sicher und keck geführt, in Stärke und Feinheit eben so abgestuft, wie ihn die Feder gemacht hat, im Abdruck wieder dasteht. Freilich arbeiteten nicht alle Formschneider so, und die handwerksmäßigeren unter ihnen verschlechterten bald aus Unverstand, bald aus Ungeschick oder Bequemlichkeit, daher die oft sehr auffallende Unähnlichkeit in den Holzschnitten nach einem und eben demselben Meister, die noch größer wurde, wenn die Zeichnung nicht auf dem Holzstock vorgerissen, sondern auf Papier gegeben, oder gar in einer andern, als der für den Holzschnitt geeigneten Manier gemacht war, wo sie sich der Formschneider erst in diese umzeichnen mußte. Daß es aber an Arbeitern, welche allen jenen Anforderungen zu genügen vermochten, nicht fehlte, zeigen insbesondere die Werke, welche Kaiser Maximilian, der große Patron und Gönner des Holzschnitts, durch Dürer, Burgmair und andere Maler zeichnen ließ, und welche nach den gleichzeitigen, auf den noch vorhandenen Platten befindlichen Namen und Zeichen nicht von ihnen, sondern von verschiedenen Formschneidern geschnitten sind. Gerade diese aber, wie Dürer's kaiserliche Ehrenpforte, Burgmair's Triumphzug Maximilians und östreichische Heilige gehören zu denjenigen Holzschnitten, welche sowohl von Seiten der Originalität und des Geistes der Zeichnung, als von Seiten des Schnitts, von keinen ihrer andern übertroffen werden. Bediente sich also Dürer, der geduldigste und unermüdlichste aller großen Künstler, fremder Arbeiter dazu, so läßt sich dasselbe doch gewiß noch eher von dem lebenslustigern und unstetern Holbein erwarten. Allerdings sind in jenen Werken die Dimensionen größer, als in dem Holbeinschen Todtentanz, und deßhalb scheint unser Verf. den früher in größerer Allgemeinheit aufgestellten Satz weiterhin zu beschränken, indem er S. 56 sagt, daß

in so kleiner Form Niemand, als der bis in's Kleinste seiner Intentionen stets sich Bewußte, während der Arbeit noch ändernde, Unmögliches aufgebende Erfinder so hätte arbeiten können. Aber, jemehr sich der Raum verengt, je kleiner und zarter die Zeichnung wird, um desto mehr wächst das Bedürfniß technischer Uebung und Geschicks, die dem Maler, der sich doch höchstens nur nebenher damit beschäftigen konnte, nicht so zu Gebot standen, wie einem Lützelburger, der gerade diese Art der Arbeit zu seiner Hauptsache gemacht hatte. Ich kann nicht umhin, ihn für denselben Hans Frank zu halten, den Maximilian mit mehreren andern tüchtigen Formschneidern aus seinen burgundischen Besitzungen und deren Nachbarschaft nach Oberdeutschland gezogen hatte, um daselbst an seinen vorgedachten Holzschnittwerken zu arbeiten. * Der Nürnbergische Hans Frank ist er wenigstens gewiß nicht, weil diesen Neudörfer in seinen Nachrichten nur als Tischler wegen seiner guten Bretter für Formschneider und Arbeiten an den Pressen rühmt. Er nennt sich auf Holzschnitten Hanns Lützelburger (oder Levezellbvrger), Formschnider, genannt Frank, war also aus Luxemburg, das mit der Erbschaft Mariens von Burgund gleichfalls an Maximilian gekommen war. Als mit dem Tode des Kaisers die Arbeiten für ihn in's Stocken geriethen, zog er nach Basel und sezte sich daselbst als Formschneider. Luxemburg, wie das benachbarte Lothringen standen schon damals in Sprache und Sitte Frankreich näher, als Deutschland, und so befremdet es nicht, wenn Lützelburger eine besondere Vorliebe für den Feinschnitt und, wo er in seinen Arbeiten selbständiger auftritt, eine Hinneigung zu dem Geschmack zeigt, der unter Franz I. durch die Schule von Fontainebleau den altfranzösischen verdrängte. Der Feinschnitt war in Frankreich in der Anwendung auf Buchdruckerzeichen, Initialbuchstaben und andere Bücherverzierungen in Aufnahme gekommen, hauptsächlich durch die vielen, prächtigen Horarien, welche Vostre, Pigouchet, Verard, Kerver u. A. in Paris selbst für die fremden Nachbarländer druckten, und in denen jede Seite mit Randleisten eingefaßt ist, die im Kleinen ganze Reihen oder zusammenhängende Folgen althergebrachter geistlicher, mitunter auch weltlicher Vorstellungen enthalten, unter denen bei dem officium mortuorum der Todtentanz (danse macabre) nicht leicht fehlen durfte. Dergleichen Bücherverzierungen waren nun auch in Deutschland beliebt geworden, und Lützelburger, der sich in Basel ganz dem Feinschnitt widmete, hat daselbst zu ihrer Verbesserung vorzüglich beigetragen und nicht bloß bewirkt, daß die Drucke der berühmtesten Baseler Typographen, eines Froben, Cratander, Bebelius, Curio und Petri, es in dieser Ausschmückung allen Andern zuvorthun, sondern daß Formen dazu selbst bis Lyon und Antwerpen hin in Basel bestellt und von daher bezogen wurden. Dabei kamen ihm die Zeichnungen Holbeins und anderer guten Meister zu Statten, die sie ihm entweder vorrißen, oder die er sich für den Holzschnitt zurichtete und mit großer Geschicklichkeit ausführte. Aus den Drucken der angeführten Typographen lassen sich eine Menge Assortiments von lateinischen, auch einige griechische große Alphabete zusammenstellen, die sich durch die Gattung der darin durchgeführten Vorstellungen unterscheiden, welche theils aus der Bibel, theils aus der Mythologie und römischen Geschichte hergenommen sind, oder in Kinderspielen, Gewerben, Thieren, Architektur und Arabesken bestehen. Darunter sind natürlich diejenigen, welche Holbeinischen Ursprung verrathen und wohl alle von Lützelburger geschnitten sind, die ausgezeichnetsten, namentlich das lateinische Todtentanz-Alphabet S. 42, welches unser Verf. von Holbein auch im Schnitt ausgeführt hält. Aber außerdem, was schon vorher im Allgemeinen dagegen erinnert worden, außer der Unwahrscheinlichkeit, daß ein Künstler, wie er, Stöcke für die Buchdrucker sollte geschnitten haben, fehlt es auch an direkten Beweisen nicht, daß er dies lediglich unserm Lützelburger überlassen. Es finden sich nämlich häufig in Sammlungen Abdrücke eines oder mehrerer solcher Alphabete auf einem Blatt, wo die Buchstaben ohne Text und mit weißer Rückseite des Papiers in ihrer Folge neben einander stehen, und denen am Schluß der Formschneider, der sie verfertigte und feil bot, seine Adresse beigedruckt hat. Alle sind aus Baseler Fabrik, doch findet sich auch eins mit der Adresse: Gedruckt Zu Augsburg Durch Jost De Necker, im hiesigen Museum. Unstreitig waren dies Probedrücke oder Ankündigungen für Liebhaber oder Besteller. Von jenem Todtentanz-Alphabet befinden sich nun sowohl in Basel als in Dresden Abdrücke mit obiger ganzen Adresse Lützelburgers. Unser Verf. erklärt S. 15, er würde dies für ein entscheidendes Argument halten, daß der dort unterzeichnete Formschneider auch der der größeren Todtentanzfolge sey, wenn sich nicht fände, daß die Buchstaben in diesen Abdrücken nur Copien der besonders in Cratanderschen Drucken vorkommenden Originale seyen, die die Schönheit der lezteren nicht ganz erreichen. Hat aber Holbein diesem Alphabet eine solche Wichtigkeit beigelegt, daß er es selbst geschnitten, so wird er einem dritten Formschneider

* Ich beziehe mich deßhalb auf die Ambraser Platten, Bartsch Peintre grav. VII. p. 236. Bei Johann von Bonn und Saint German sagen schon die Namen genug. Wilhelm und Cornel. Liefrink stammten aus Antwerpen, wo ein Hanns Liefrink sich in seinen gleichzeitigen Holzschnitten tailleur de figures nennt. Daß Jost de Negker nach einigen Angaben aus Nördlingen gewesen, ist wahrscheinlich bloß aus der Luft gegriffen; Bartsch und Beyschlag wissen davon nichts. Auch sein Name läßt auf ausländischen Ursprung schließen.

an demselben Ort auch nicht die Erlaubniß ertheilt haben, solches zu copiren und öffentlich feil zu bieten. War dagegen Lützelburger ursprünglich Verfertiger und Herr der Originale, so ist es leicht zu begreifen, warum er sie in der Copie troß seiner Geschicklichkeit nicht wieder erreichen konnte, weil sie ihm Holbein nicht zweimal auf die Stöcke vorgezeichnet haben wird. Es sind aber auch noch andere Blätter da, durch welche Lützelburger nicht bloß, wie der Verf. S. 12 sagt, den Buchdruckern seine Bereitwilligkeit anzeigt, völlig einfache Capitalbuchstaben anzufertigen, sondern wodurch er sich als denjenigen ankündigt, der von der Verfertigung und dem Verkauf figurirter Alphabete aller Art Gewerbe macht. Nämlich erstlich das S. 12 angeführte, auf dem hiesigen Museum befindliche, kleine Blatt mit zwei von einander unabhängigen Alphabeten. Das oberste, eine länglige Tafel, etwa 1¼ Pariser Zoll hoch und 5⅓ breit, hat in einem verzierten Rand auf einem mit Horizontalstrichen schraffirten Grund die einfachen großen Buchstaben des lateinischen Alphabets in zwei Querreihen, und als Absonderungszeichen zwischen denselben eine Blume, eine Frucht oder andere Gegenstände in der Größe einer Linse. Auf einem Zettelchen zwischen F. und G. oben steht das Monogramm H.L.F. und auf einem andern unten die Jahrzahl 1.5.2.2. — Die untere Tafel, zwei Zoll hoch und nicht so breit wie jene, ist von einer arabeskenartigen Verzierung umgeben, in deren Mitte oben der kaiserliche Doppeladler auf einem Schildchen, in der Tafel selbst aber stehen zwischen neun, reich mit Verzierungen bedeckten Säulen, auf horizontal schraffirtem Grunde, die arabeskenartig gebildeten lateinischen großen Buchstaben in drei Querreihen und unter jedem, in einem auf schwarzem Grunde liegenden Zettel, derselbe Buchstab in Form gewöhnlicher Drucktypen. Ein Schildchen auf der mittelsten Säule enthält das vorige Monogramm, und dieselbe Jahrzahl steht unter einem leeren Wappen, welches ein, hinter dem Z. noch übriges Buchstabenfeld einnimmt. Hier ist Lützelburger Erfinder und Zeichner, weßhalb er sein Monogramm in die Tafeln selbst hineingesezt hat, die beide auf einem Stock geschnitten sind und die, da sie ein zusammenhängendes, nicht aus einzelnen Buchstabenklötzchen bestehendes Ganze sind, zu nichts Anderem haben dienen können, als, um ein Empfehlungs- oder Probeblatt seiner Kunst zu geben, die in zierlicher und feiner Holzschnittarbeit dieser Art hier Alles übertrifft, was bis dahin jemals geleistet worden, indem auch das Kleinste deutlich, nett und sauber erscheint, und selbst die hie und da vorkommenden Figürchen zwar nicht musterhaft, aber doch nicht ohne Verstand gezeichnet und angegeben sind. Unser Verf. spricht diesem Blatt allen Kunstwerth ab, und nennt selbst die Arabesken und Verzierungen nur ärmlich; indeß wird Niemand, der es unbefangen betrachtet, ihm in Ansehung der Ausführung seine Bewunderung, und von Seiten des Styls, welcher der dem Lützelburger eigenthümliche französische, das Anerkenntniß versagen, welches unser Verf. S. 44 doch selbst dem weit unbedeutenderen Täfelchen mit der Schlußschrift in der ersten Lyoner Ausgabe des Todtentanzes von 1538 geschenkt hat. Das andere Blatt ist das in der Münchner Kupferstichsammlung und auf dem hiesigen Museum befindliche, mit dem von Lützelburger nach der Zeichnung eines unbekannten Erfinders und Stechers, mit dem Monogramm N.H. geschnittenen Gefecht nackter Männer mit Bauern, welches anderwärts als fliegendes Blatt mit darunter gedruckten deutschen Versen vorkommt, deren Inhalt darauf hinausläuft, ein so ungleiches Gefecht möge nach Utopien hingehören, und der Maler habe es wohl nur erdacht, um daran seine Kunst zu zeigen. Die Verse haben den komischen Schluß:

Darumb man billig loben soll
Den, der sein kunst beweiset wol
Als dieser auch ain maister was
Doch ist jm lieber das wein glass
Das braucht er für ain langen spieß
Er thue jms nach, den das verdrieß.

der wohl an Holbein erinnern könnte, wäre ihm die Zeichnung nicht ganz unähnlich, die aber sonst nicht unverdienstlich und den Arbeiten Albr. Altorfers, wenn auch nicht gerade seinen besten, an die Seite zu setzen ist. Der Schnitt hat aber alle Eigenschaften Lützelburgers, dessen ganze Adresse links und rechts ein Alphabet einfacher Capitalbuchstaben, jedes in einer Tafel, mittelst besonderer Holzstöcke darunter gedruckt ist. Daß Lezteres hier nur jene kunstvolleren figurirten Alphabete, die er fertigt und feil hat, andeuten soll, ist klar, denn die einfachen, 1½ Linie hohen Buchstaben konnten vom Schriftgießer besser und wohlfeiler bezogen werden. Er kündigt also durch dieses Blatt nicht bloß seine Alphabete, sondern sich auch als Formschneider für Kunstbriefe an, wie die Holzschnitte nach eigenhändigen Malerzeichnungen, zum Unterschied von den gemeinen Bilderbriefen, genannt wurden. Weiter hat sein unzweifelhaftes Monogramm nur noch aus dem S. 13 angeführten Titelholzschnitt eines deutschen Neuen Testaments von 1523 in Quart entdeckt werden können, wo H.L.FVR (Furmschneider) steht, Lützelburger also nicht zweifelhaft hat lassen wollen, daß er auch hier nach der Zeichnung eines Andern gearbeitet habe, der augenscheinlich Holbein ist: ein Blatt, gegen welches mir unser Verf. ungerecht scheint, indem es viel dieses Meisters ganz Würdiges hat und sich den Bildern des Alten Testaments wohl an die Seite stellen läßt, wobei ich, wegen des weniger Gelungenen darin, auf das von diesen weiter unten Gesagte Bezug nehme.

Nach allem diesem kann wohl kein Zweifel bleiben, daß Lützelburger das Original-Todtentanz-Alphabet und eine Copie desselben geschnitten habe. Wie gesucht gerade dieses Alphabet gewesen, zeigt eine dritte, aber ganz elende Copie, die unter andern in einem Straßburger Druck des H. Schott von 1510 vorkommt. Die hohe Kunstfertigkeit aber, welche Lützelburger in der Ausführung dieses Alphabets gezeigt hatte, mochte Holbein reizen, dem Gegenstand in einem etwas größeren Raume seine ganze Meisterschaft zu widmen, als von Lyon aus Bestellungen eingingen, denen höchst wahrscheinlich die Spekulation zu Grunde lag, die in Frankreich so beliebte danse macabre, welche in ihrer alten Gestalt zwar nunmehr, wie die gothischen Typen, aus den Heures verdrängt, aber als Volksbuch unaufhörlich wieder aufgelegt wurde, durch den Verfertiger dieses meisterhaften Todtentanz-Alphabets in anderer Form auch für die vornehmere Welt ferner genießbar zu machen. So entstanden die daselbst 1538 zuerst erschienenen Simulacres et historiees faces de la mort, denen wegen des außerordentlichen Beifalls, welchen sie fanden, bald darauf mehrere andere mit neuen Bildern vermehrte Ausgaben in vielen Sprachen, so wie Nachdrücke in Italien und den Niederlanden folgten. Daß sie in Basel verfertigt, und von Holbein erfunden und gezeichnet wurden, ist gewiß, und hier kann sie sonach kein Anderer geschnitten haben, als derselbe Lützelburger, der sich als der vorzüglichste Form- und Feinschneider für Arbeiten dieser Gattung, namentlich durch jenes in allen Stücken damit so nahe und augenscheinlich verwandte Todtentanz-Alphabet, bekannt gemacht und bewährt hatte. Das Monogramm, womit sie versehen, und von welchem ich weiter unten sprechen werde, sehe ich nur als einen untergeordneten Beweis dafür an. Gewiß hatte Holbein die Zeichnungen zu den 41 ersten Blättern dieser Folge auf den Platten selbst mit größter Sorgfalt und Ausführlichkeit verfertigt, daher auch von Originalzeichnungen zu denselben auf Papier keine Spur vorhanden ist. Denn daß die, welche von Mechel gestochen und herausgegeben, keine Originale waren, wird nicht mehr in Abrede gestellt werden, und alle ältere Copien sind nach den Holzschnitten gemacht. Daß von den später hinzugekommenen Blättern schon beim Erscheinen der ersten Ausgabe eines oder das andere, obgleich unvollendet, vorhanden war, sieht man aus der Dedikation dieser Ausgabe an eine Aebtissin von S. Peter in Lyon, deren unwissender, wahrscheinlich geistlicher Verfasser aber eben so unrichtig gesehen, als gehört hat. Er sieht nämlich in dem Blatte des Kärrners das Gerippe, welches hinten den Knebel an einem Fasse aufdreht, für ein solches an, welches mittelst eines Rohrs den Wein aus dem Fasse schlürft, und so mag er auch gehört haben, daß der Maler, welcher die Erfindungen und Zeichnungen gemacht, nicht mehr in Basel lebe, wie denn auch wirklich Holbein in demselben Jahr 1538 seine Vaterstadt auf immer verlassen hatte, und dies so, als sey er gestorben, verstanden haben. Daraus aber, daß er sagt, der Maler habe mehrere Vorstellungen, und namentlich das Blatt mit dem Regenbogen, welches kein anderes, als das in dieser Ausgabe doch völlig fertig vorkommende jüngste Gericht seyn kann, unfertig hinterlassen, möchte ich schließen, daß die Vorstellungen, welche er meint, zwar in der Zeichnung auf den Stöcken beendigt waren, der Formschneider aber, der bei dem Vorredner mit dem Maler in eine einzige unbekannte Größe verschwimmt, über die Beendigung der Ausführung wirklich gestorben sey, wie denn um diese Zeit von Lützelburger keine weitere Spur mehr zu finden ist. Deßhalb mochte das Weltgericht, weil nur Unbedeutendes daran fehlte, gleich in Basel von einer andern Hand seine Ergänzung erhalten haben, was in Ansehung andrer weniger vollendeten aber nicht sobald geschehen, diese sonach erst als Vermehrung späterer Ausgaben erscheinen konnten. Daher die Verschiedenheit in der Ausführung der meisten dieser späteren Blätter, die in dem Säufer und Narren am entschiedensten die Arbeit eines andern, schlechtern Formschneiders verrathen. Was aber die Verschiedenheit des Styls, namentlich in den Blättern mit Kindergruppen betrifft, so läßt diese um so mehr, als sie nicht mit Einemmal zum Vorschein kommen, auf spätere Nachlieferung der Zeichnungen schließen, wo Holbein Eindrücken aus andern Kunstschulen nicht mehr fremd geblieben war, und er gab ihnen vielleicht mit Absicht das italisirende Gepräge, sey es, um zu zeigen, daß er sich auch dieses anzueignen wisse, oder um sich dem herrschenden Geschmack in Frankreich, wohin er sie bestimmt wußte, gefälliger zu bezeigen. Dieselbe Bewandtniß hat es im Allgemeinen auch wohl mit den Iconibus historiarum veteris testamenti gehabt, nur daß diese an und für sich meist flüchtiger, weniger sorgfältig behandelt und ausgeführt, ja die Zeichnungen vielleicht auf Papier, oder nur insoweit von Holbein auf die Stöcke vorgerissen waren, daß von dem Formschneider Manches zu ergänzen blieb, daher das, was unser Verf. auf Rechnung des Holbeinschen Gesellen Nr. 1, 2 u. s. w. setzt, entweder in vernachlässigteren Theilen der Zeichnung dem Meister, oder in den Ergänzungen, als Gewölk und Nebensachen, dem Formschneider, war es auch Lützelburger selbst, weil er sich hier allein überlassen sah, zur Last fällt.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 32.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 21. April 1836.

Der Pariser Salon 1836.

I.

Lezten Dienstag, 1. März, war in Páris ein Festtag für die Freunde, Kenner, Verehrer und Jünger der Kunst. Es zeugte dafür die unermeßliche Menge von Künstlern und Neugierigen, welche troz des schlechten Wetters sich vor den Thüren des Louvre versammelt hatte und schon seit einer Stunde mit den unwilligen Ausbrüchen einer lobenswerthen Ungeduld die Eröffnung des Salons erwartete. Um 10 Uhr fluthete endlich der Schwarm der Beschauer in die langen Galerien des Heiligthums der Künste hinein und hielt strenge Musterung über die den Blicken Aller dargebotenen Werke.

Im diesjährigen Katalog der Ausstellung sind 2122 Kunstwerke verzeichnet, welche Ziffer keineswegs der Wahrheit nahe kommt, da viele Künstler unter einer und derselben Nummer mehrere, oft zwölf bis vierundzwanzig Werke eingeliefert haben. Die Anzahl der im lezten Jahr ausgestellten Werke betrug 2536, die vom vorlezten Jahr belief sich auf 2314, so daß der Unterschied zwischen 1836 und 1835 auf 414, und der zwischen 1836 und 1834 auf 192 weniger herauskommt. Eine statistische Uebersicht der lezten drei Jahre ergibt Folgendes:

Ausgestellt wurden im Jahr	1834	1835	1836
an Gemälden	1956	2175	1856
an Bildhauerarbeiten . .	189	155	136
an Architekturarbeiten .	17	32	26
an Kupferstichen . . .	81	96	61
an Lithographien . . .	71	78	43
Im Ganzen	2314	2536	2122

Von den 414 in diesem Jahr weniger als im vorigen ausgestellten Werken kommen hiernach 319 auf die Malerei, 19 auf die Sculptur, 6 auf die Architektur, 35 auf den Kupferstich und eben so viel auf die Lithographie. Die Zahl der ausstellenden Künstler betrug im Jahr 1834 1032, im nächstfolgenden Jahr 1227 und in diesem 1074; davon kommen 917 auf die Maler, 71 auf die Bildhauer, 10 auf die Architekten, 49 auf die Kupferstecher, 27 auf die Lithographen. Darunter zählt man dieses Jahr 167 weibliche Künstler, d. h. 78 weniger, als im vergangenen Jahr.

Auch diesmal wie immer sind in den französischen Tagesblättern zahlreiche Stimmen für und wider die jährlichen Kunstausstellungen laut geworden. Ich will gerne zugeben, daß der jährliche Salon bei vielen Künstlern Uebereilung und industriellen Geist hervorrufen mag; aber ich bezweifle sehr, ob diese Nachtheile verschwinden würden, wenn die Ausstellungen nur alle zwei oder drei Jahre wiederkehrten. Und der jezt angenommene Brauch hat doch auch sein Gutes; es bleibt ausgemacht, daß die Physiognomie des Pariser Salons mit jedem Jahr mannichfaltiger wird, und insofern belehrende, interessante Aufschlüsse gibt.

Ich beabsichtige indeß keineswegs, diese unter so verschiedenen Gesichtspunkten besprochene und seit mehreren Jahren so oft angeregte Frage hier weitläuftig zu erörtern. Mehrere von den besten französischen Künstlern scheinen durch ihre Abwesenheit im dies- und vorjährigen Salon die Sache der alle zwei oder drei Jahre wiederkehrenden Ausstellungen zu plädiren. Die Namen der HH. Ingres, Delaroche, Decamps, Ary Scheffer finden wir diesmal nicht im Verzeichniß. Delaroche, heißt es, habe die Hinrichtung des Bischofs Strafford fast ganz fertig; will aber dieses Gemälde nur mit seiner heiligen Cäcilie zugleich ausstellen, welche leztere das Gehässige der Thiers'schen Maßregel, welche dem Künstler den größten und schönsten Theil der Malereien in der Madeleine wider den ausdrücklichen Vertrag entriß, in ein schlagendes Licht stellen soll. Ary Scheffer hat einen Christus unter seinen Jüngern nicht vollenden können, und Decamps ist noch immer nicht von seiner Reise nach Italien und den Küsten des Mittelmeers zurück. Was Ingres anlangt, so wollen Unterrichtete wissen, daß er sein Schweigen nie wieder brechen werde; man leiht dem

modernen Achilles keine vorübergehende Rast- und Ruhepläne, sondern ewiger Groll, für dessen Besingung sich aber schwerlich ein Dichter finden wird. Ein Freund und Verehrer Ingres' sagte mir, daß der Künstler vor Kurzem einen schönen Christuskopf gemalt habe; das Porträt Molé's ist bereits lange vollendet; aber Ingres will keines von beiden Werken über die Schwelle des Louvre lassen. Er hat sehr Unrecht, so hartnäckig mit dem Publikum zu schmollen; wenn er im Jahr 1834 wegen seinem „Sanct Symphorion" sehr bittere Angriffe erfahren hat, so sind doch auch wiederum Parteigänger für ihn aufgestanden, welche sein Gemälde mit Rede, Schrift und That vertheidigt haben. Für einen Künstler ist es gut, von der Bühne abzutreten, wenn seine Hand zu zittern und sein Gesicht schwach zu werden anfängt; wer aber noch in dem Alter der Kraft, und außerdem noch in dem Ruf steht, einer der ausgezeichnetsten Künstler seines Vaterlands zu seyn, der darf nicht bloß zu seinem eigenen Vergnügen, oder für die Bewunderung einiger Auserlesenen arbeiten, sondern ist der öffentlichen Meinung Rechenschaft von seinen Werken schuldig; die allgemeine Ausstellung ist die Schranke des Gerichtshofs, wo er auch ohne richterliche Vorladung nicht ausbleiben darf.

Die Künstler in Frankreich, wie auch anderswo, beklagen sich überhaupt viel zu sehr über die Kritik, und wälzen gern die Verantwortlichkeit von Allem, was heutzutage Schlechtes in den Künsten geleistet wird, auf die Schultern der Kunstrichter. Den Künstlern zufolge hat die Kritik die Selbständigkeit der Kunst und die Autorität der Schule vernichtet; durch allzu geneigte Aufmerksamkeit auf Rathschläge, denen meistens nur ein rein literarischer Zweck zum Grunde liegt, haben sich die Künstler ihren Geist mit einer Menge, dem hohen Ziel ihres Berufs widerstrebender Ideen verwirrt. Indem die Kritik ohne Schonung die alten Celebritäten vom Piedestal ihres Ruhms herabstürzte, hat sie neue zu wohlfeilem Preise wieder hinausgestellt und dadurch einen solchen Wirrwarr von Ideen und Systemen in den Köpfen der jungen ausübenden Kunstjünger angerichtet, daß diese ihren Weg darüber aus den Augen verloren haben. Man wirft der Kritik nicht sowohl bösen Willen und Unwissenheit, als angemaßte Gewalt vor. Wenn es sich aber darum handelt, den Tadel unter die betheiligten Parteien zu vertheilen, darf man nicht, wofern man anders gerecht verfahren will, die ganze Last auf die Schultern des Nachbars wälzen, sondern muß einen Theil der Sünde auf sich nehmen und sich für eine bedeutende Macht halten, zugleich aber auch wieder Mißtrauen in diese Macht setzen. Mir scheint die Kritik keineswegs berechtigt, weder sich so mächtig, noch sich so schuldig zu finden. Die fortschreitende Bewegung, welche sich gegenwärtig in den Künsten offenbart, bewerkstelligt sich unter dem Anstoß, welcher die ganze heutige Geisterwelt erreicht hat. Der Glaube leitet nicht mehr die Erfindungen und Schöpfungen der Gegenwart; Alles wird heutiges Tags durch Prüfung und erwägenden Verstand erzeugt, und das Eigenthümliche jeder Prüfung ist, die Zwietracht zu gebären. Vor dreißig Jahren schwor man noch in Frankreich auf das Wort des Meisters; David herrschte damals mit unumschränkter Macht im Gebiete der Kunst; alle Zeitgenossen sahen zu jener Zeit mit denselben Augen, wie er. Nach seinem Tode und dem Verfall seiner Schule folgte die große Bewegung der historischen Studien während der Restauration. Zum ersten Male wurden nun in Frankreich die Kunstwerke, welche man sonst immer durch ein absolutes, conventionelles Prisma betrachtet hatte, mit Berücksichtigung der Zeit, des Orts und anderer Einflüsse beurtheilt. Der Eklektizismus brach zuerst in die Kritik ein und ging von da aus auf die Künstler über.

Schon um diese Zeit, ehe noch Jemand daran dachte, der Kritik ihren allzu mächtigen Einfluß vorzuwerfen, hatten sich die bestehenden französischen Malerschulen aus freien Stücken und wie von selbst aufgelöst; pflanzte doch die romantische Bewegungspartei in der Werkstätte eines reinen, schüchternen Klassikers ihr Banner auf: Géricoult, der Maler der „Medusa," arbeitete bei Guérin, dem Verfasser „der Dido und des Aeneas." Es dauerte nicht mehr lange, so schloß Gros sein Atelier; Gérard zog sich vom Kampfsplatz zurück, und die Neuerer hatten freies Feld.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstgeschichte.

Hanns Holbein der Jüngere in seinem Verhältniß zum deutschen Formschnittwesen, von C. Fr. v. Rumohr. Leipzig, bei R. Weigel. 1836. 8.

(Beschluß.)

Ich komme nun auf das Monogramm im Bilde der Herzogin zurück, von welchem Bilde eine schöne Copie des Allen, die ihn kennen, hochwerthen Grafen und noch dazu Xylographen Leon de la Borde, das Titelblatt ziert. Gegen die Meinung, es sey das des Lützelburger, spricht, daß um diese Zeit ein Monogramm, wo es auf Holzschnitten vorkommt, nur den Zeichner anzudeuten pflegt, und daß der Formschneider es sich noch nicht, wie erst später, erlaubte, sein Monogramm dem des Zeichners beizufügen, am wenigsten aber sich herausnahm,

jenes ohne dieses hin zu setzen, und eben so spricht dagegen das nicht ganz identische Uebereinstimmen dieser mit andern von Lützelburger gebrauchten Bezeichnungen. Dafür spricht, daß es auf Holbein nicht bezogen werden kann, weil derselbe, außer seinem ausgeschriebenen oder abgebrochenen Namen, unzweifelhaft nur ein doppeltes H. entweder eins neben das andere oder in das andere gesezt, auf seinen Zeichnungen zu Holzschnitten gebraucht hat, und daß es wider die Observanz bei Formation der damaligen Künstlermonogramme ist, nicht die Anfangsbuchstaben der Vor- und Zunamen, sondern den Anfangsbuchstaben des Zunamens mit einem Mittelbuchstaben desselben, der nicht einmal Anfangsbuchstab einer zweiten Sylbe ist, zusammenzukoppeln. Daß das H. auf echt Holbeinschen Zeichnungen als eigenhändige Marke vorkommt, wie auf den Zeichnungen S. 116 und 117 in der Sammlung Hrn. Weigels, des Vaters, muß bei allem Anspruch auf Originalität, welchen sie zu haben scheinen, doch erst durch genauere Untersuchung und Vergleichung ausgemacht werden. Sollte sich solches aber auch bestätigen, so ändert es in der Sache doch nichts. Das Monogramm würde alsdann hier, wie auf andern frühern und gleichzeitigen Holzschnitten, nur den Zeichner andeuten und den Formschneider ungewiß lassen. Da nun aus andern Gründen nicht zu bezweifeln ist, daß Holbein diesen Todtentanz gezeichnet und Lützelburger ihn geschnitten habe, dessenungeachtet aber jenes Monogramm weder auf den Einen, noch den Andern ganz genau, auf Jeden jedoch etwas und auf irgend einen Dritten durchaus nicht paßt, wie wäre es da, wenn Holbein das aus dem ersten Buchstaben seines und Lützelburgers Namen zusammengesezte Monogramm absichtlich so abweichend und in dieser Ambiguität hingeschrieben hätte, um dem Formschneider auch seinen Antheil an der Ehre zu geben, ein so außerordentliches Werk hervorgebracht zu haben, und wenn er damit hätte andeuten wollen, daß lezteres nur durch eine solche Vereinigung möglich war? Wirklich ließ auch der kleine dazu vorhandene Raum keinen andern Ausweg für eine solche Intention übrig. — Hier hätten wir also eine dritte Lesart, die wenigstens eben so viel, als die beiden andern für sich hat, und die Veränderungen, welche unser Verf. in den verschiedenen Ausgaben und Abdrücken des Todtentanzes in den Monogrammen bemerkt haben will, sind für keine dieser Lesarten von Erheblichkeit, da der horizontale Querbalken, der dem H unten rechts angefügt ist, mag er in eine aufwärts gekrümmte Spitze sich endigen oder nicht, doch nichts anderes, als ein dem H angeschlossenes L ist und seyn kann.

Diese und andere kleine Veränderungen in den sukzessiven Abdrücken haben unsern Verf. endlich zu der Behauptung veranlaßt, sowohl die seltenen einseitigen Abdrücke dieses Todtentanzes, welche man bisher insgemein als erste Probedrücke betrachtet hat, und die in den späteren Ausgaben von 1545 ab, als auch die Copien des Todtentanz-Alphabets mit Lützelburgers beigedrucktem ganzen Namen in Dresden und Basel, wären von Abklatschungen (clichés) der Originalstöcke abgezogen. Ueber diese Veränderungen kann ich, da gerade die lezten Ausgaben des Todtentanzes hier fehlen, nur so viel sagen, daß ich bei Vergleichung jener Probedrücke und der Ausgaben von 1538, 1542, 1547 und 1554 entweder die bemerkten Veränderungen nicht, oder nur so gefunden habe, daß sie sich aus den Verschiedenheiten, die jeder Abdruck nach Maßgabe des Farbenauftrags und der beim Schwärzen und Abziehen angewandten Sorgfalt nothwendig von dem andern zeigen muß, oder die aus der sukzessiven Abnutzung der Formen, aus Flecken, die entstehen, wenn sie nicht überall gehörig gereinigt waren, aus Holzsprüngen, die durch Zusammenkeilen verschwinden und nachher wieder hervortreten können, erklären lassen, ohne zu der Annahme von Abklatschungen zu berechtigen, die, so große Rolle sie auch in der heutigen Xylographie spielen und so nahe ihre Erfindung, nachdem man einmal Lettern goß und ein geeignetes Gußmetall herausgefunden hatte, auch liegen mochte, doch jener Zeit wohl noch fremd gewesen sind. Warum wären denn damals und noch lange nachher nicht nur gewöhnliche Buchdruckerstöcke als Titeleinfassungen, Randleisten 2c., sondern große Holzschnittwerke so oft mühsam copirt und nachgeschnitten worden, wenn man sich mit weit geringerer Mühe und Kosten Abklatschungen verschaffen konnte? Dagegen ließe sich zwar einwenden, daß es zu sehr in dem Interesse der rechtmäßigen Verleger lag, den Nachdruck durch dergleichen Abklatschungen nicht noch mehr zu befördern. Allein es gibt Buchtitel aus derselben Offizin, welche zweimal in derselben Größe geschnitten sind, und Vesalius würde dem Verleger seines großen anatomischen Werks, Oporin in Basel, nach dem, der ersten Ausgabe von 1543 vorgedruckten Brief, schwerlich die Originalstöcke der trefflichen Abbildungen, die er auf eigene Kosten in Venedig hatte schneiden lassen, mit so großer Besorgniß wegen ihrer Erhaltung in ferner brauchbarem Stande, über die Alpen zugeschickt haben, wäre die Abklatschung schon damals üblich gewesen. Eher möchte anzuführen seyn, daß schon im fünfzehnten Jahrhundert zeitlich nicht weit auseinander liegende Ausgaben eines Werks aus verschiedenen Druckstätten doch zuweilen ganz mit einerlei Holzschnitten versehen sind, wie denn auch zwischen die Lyoner Ausgaben der Icones mortis eine Baseler mit denselben Abdrücken fällt, und daß namentlich die in Holz geschnittenen figurirten Initialalphabete in der Buchdruckerwerkstatt mehrmals vorhanden seyn mußten, da in einem und demselben Werk derselbe Initialbuchstabe häufig wiederkehrt, was beim ersten Anblick nothwendig auf die

Annahme von Abklatschungen zu führen scheint. Indeß ist es den Bibliographen bekannt, daß Buchhändler und Buchdrucker einer Stadt oft bei denen einer andern, zuweilen sogar sehr entlegen, haben drucken lassen, und so haben sich zwei befreundete Verleger an verschiedenen Orten auch über die Mittheilung der Holzplatten verständigen können. Was aber die geschnittenen Initialbuchstaben betrifft, die überhaupt doch nur seltener, nämlich zu Anfang neuer Abschnitte oder Kapitel, vorkommen, so zeigen z. B. die bei Froben gedruckten Bücher hinlänglich, daß man in einem Buch fast nie bei einem jener Alphabete stehen geblieben, sondern bald aus diesem, bald aus jenem durcheinander die nöthigen Buchstaben genommen, und wenn es gleich an Fällen nicht fehlt, wo derselbe Initialbuchstabe aus demselben Alphabet sich in einem Buch oft wiederholt, so habe ich doch noch nicht finden können, daß dies auf demselben Druckbogen vorkommt; mithin konnte die Form, nachdem der Bogen in der bestimmten Stärke der Auflage abgezogen war, auseinandergenommen, und derselbe Buchstab zu einem andern Bogen wieder benuzt werden. Wie dem aber auch sey, so hat die Frage, ob im sechzehnten Jahrhundert das Abklatschen der Holzschnitte bekannt gewesen, doch auf die Untersuchung, wie weit der Antheil der Maler an ihren Holzschnitten gewesen sey und ob sie selbst Formschneider gewesen, gar keinen Einfluß.

Unser Verf. wird mir verzeihen, daß ich mich bemüht habe, Lützelburger in die ihm gebührenden Rechte wiedereinzusetzen und zu zeigen, daß gerade von dem einzigen Verdienst, welches er ihm lassen will, nämlich dem, das Clichetwesen so früh auf eine hohe Stufe der Vollendung gebracht zu haben, am wenigsten die Rede seyn kann. Er wird überzeugt seyn, daß ich obiges geschrieben, um, worauf er selbst ja nur ausgegangen, die Sache der Wahrheit näher zu bringen, nicht aus der Sucht des Besserwissenwollens, die wahrlich hier auch nur der Eitelkeit des Pflastertreters zu vergleichen seyn würde, der sich etwas darauf einbildet, an seinem beschränkten Wohnort besser Bescheid zu wissen, als der Reisende um die Welt!

Berlin. Sotzmann.

Nachrichten vom Monat März.

Preisaufgaben.

Berlin. Die königliche Akademie der Künste zu Berlin hat am 21. März d. J. eine Preisbewerbung im Fache der Geschichtsmalerei eröffnet, deren Prämie für Inländer in einem Reisestipendium von jährlich 500 Rthlr. auf drei nach einander folgende Jahre besteht, während welcher der Empfänger den ihm von der Akademie zu gebenden Vorschriften fortwährend nachkommen muß.

Wien. Von der K. K. Akademie der bildenden Künste ist der von dem verstorbenen K. K. Feldkriegs-Registrator Joseph Reichel abwechselnd für die Geschichtsmaler, Bildhauer und Medaillen-Graveure gestiftete jährliche Preis für das Jahr 1836 der Abtheilung der Geschichtsmaler zugewiesen, und für den vom Jahr 1835 zurückgebliebenen Preis für die Abtheilung der Medaillen-Graveure ein neuer Concurs eröffnet worden. Das Preisstück der Geschichtsmaler soll in einem mit Oelfarben ausgeführten historischen Originalgemälde von nicht weniger als 3 Fuß Höhe oder Breite, und das Preisstück der Medaillen-Graveure in einer in Stahl geschnittenen Schaumünze, mindestens in der gewöhnlichen mittlern Medaillengröße, bestehen. Die Wahl der Gegenstände wird den Künstlern einer jeden der beiden Abtheilungen überlassen. Ein jeder der 2 Preise besteht in 400 fl. Wiener Währung; das Preisstück bleibt dem Künstler. Die Einsendung der Concursstücke muß spätestens bis zum 15. December 1836 geschehen.

Amsterdam. Der Magistrat in Amsterdam hat eine Preisbewerbung um den besten Plan eines neuen Börsengebäudes, das höchstens 600.000 Gulden kosten darf, ausgeschrieben. Man verlangt einen für den Platz der alten Börse und einen andern für einen Platz auf dem großen Seefischmarkte. Der beste Plan für jeden dieser beiden Plätze erhält 500 fl., und der beste unter beiden Plänen noch 500 fl. Die Bewerber müssen aber Niederländer von Geburt oder doch im Königreiche ansäßig seyn.

Die Akademie der bildenden Künste zu Amsterdam hat eine Preisaufgabe im Fache der Kupferstecherkunst gestellt. Der Preis ist ein Stipendium von 900 fl. auf 4 Jahre, und das Accessit ein solcher von 500 fl. auf eben so lang.

Paris. Der Sekretär der Commission der Alterthümer für den Bezirk von Beaune in Burgund, Hr. Bard, hat einen archäologischen Preis einer goldenen Medaille, 300 Fr. an Werth, ausgesezt, für die beste Bearbeitung einer Beschreibung und Vergleichung der Kathedralen von Amiens, Rheims, Rouen, Chartres, Paris, Straßburg, Soisson, Bourges, St. Denis, der Ste. Chapelle von Paris und der Kathedrale von Antwerpen, mit Bestimmung der Kirche, welche sich unter diesen am meisten dem Französischen Baustyl nähert, der zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts von Robert von Luzarches, Robert von Coucy und Eude von Montreuil eingeführt wurde. Der Preis wird am 1. Januar 1837 zuerkannt, und die Abhandlungen müssen in lateinischer oder französischer Sprache an Hrn. Bard (zu Chorey bei Beaune) eingeschickt werden. Die Centralredaktion des Ancien Bourbonnais und der Art en Province ertheilt den Preis, und die gekrönte Schrift wird dem Minister des Innern zugeschickt.

Literatur.

Schinkels Möbelentwürfe, welche bei Einrichtung prinzlicher Wohnungen während der lezten zehn Jahre in Berlin ausgeführt wurden. Herausgegeben von L. Lohde. 2tes Heft. Royal (3 Bogen Text). Berlin, Duncker und Humblot. In Umschlag 2⅔ Thlr.

Ein neues, nicht in den Buchhandel gekommenes Werk des Archäologen Adv. Fea führt folgenden Titel: Ristabilimento, 1) della città di Anzio e suo porto Neroniano, 2) della città di Ostia coll' intero suo Teverone.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 33.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 26. April 1836.

Der Pariser Salon 1836.

(Fortsetzung.)

Es ist hier nicht der Ort, den der Davidschen Schule so oft gemachten Proceß von vorne wieder anzufangen. Ich kenne in der Kunstgeschichte nichts Bewundernswürdigeres, als jenen von einem Manne gefaßten Entschluß, in der vollen Mitte seiner künstlerischen Laufbahn sich noch einmal ganz umzugestalten und den Geschmack, die Prinzipien und Ausübung einer ganzen Nation in der Kunst gewaltsam einzuschmelzen und ihnen eine neue Form zu geben. Was das Unternehmen Davids von ähnlichen Bestrebungen, wie sie z. B. bei uns in Deutschland von Raphael Mengs und von Vien früher in Frankreich versucht wurden, unterscheidet, ist, daß er nie den Grund der Malerei aus dem Gesichte verlor; er wollte nicht bloß etwas Reineres, Edleres und Bedeutungsvolleres, sondern er bestrebte sich auch, zugleich eine solidere, positivere Malerei in's Leben zu rufen. In dieser Hinsicht hat er einige Aehnlichkeit mit Reynolds, vielleicht dem einzigen Maler, welcher eine gute Ausübung mit einer tadellosen Theorie verbunden hat. Die Prinzipien Davids waren aber weder so umfassend, noch so richtig, als die Reynolds; er hatte nur eine unvollkommene Vorstellung von der chemischen Bedeutung des Kunstverfahrens, und bezeugte sogar eine übelangebrachte Geringschätzung für diesen zum Effekt und zur Aufbewahrung der Gemälde so wesentlichen Theil der Kunst; er hatte von Natur nur unvollkommene Fähigkeiten für die allgemeine Anordnung eines Kunstwerks erhalten, wovon die natürliche Folge war, daß seine Vorschriften in dieser Hinsicht weder hinlängliche Klarheit, noch wirklichen Einfluß haben konnten. Mit einem Worte, der Theil der Kunst, welcher von Tizian und Correggio herrührt, die Harmonie und das Helldunkel, scheinen für David stets ein Buch mit sieben Siegeln gewesen zu seyn. Aber David empfand die Natur auf eine wahre und kräftige Weise; er hat sie oft wirklich getreu und kraftvoll wiedergegeben. Seine besten Schüler stehen ihm in diesem Punkte nach. David konnte daher mit Recht glauben, daß seine Lehren nicht begriffen waren; er mußte die Richtung, welche die Malerei außerhalb seiner Werkstätte einschlug, mißbilligen; woraus sich auch erklärt, warum seine lezten Schüler, Rouget, Schnetz, L. Robert und Drolling, sich mehr dem Naturwahren wieder zugewandt haben.

Seitdem der Romantismus in der französischen Malerei seine siegreiche Fahne aufgesteckt hat, ist fast die lezte Spur einer eigentlichen Malerschule verloren gegangen. Frankreich ist überhaupt nicht das Land der Schule. Nach dem Zeitalter Ludwigs XIV. leisten die französischen Malerschulen bloß einer fortdauernden Tyrannei prunkender Mittelmäßigkeit Vorschub. Auf Lebrün folgt Coppel, auf Coppel Lemoine, auf Lemoine Vanloo, auf Vanloo Boucher. Während der ganzen Reihenfolge dieser privilegirten Erbärmlichkeiten verdanken die Franzosen lediglich einigen außerhalb der herrschenden Schule wirkenden Künstlern die Rettung der Malerei. Subleyras, Largillière, Watteau, Joseph Vernet, Greuze haben wenig oder gar nichts mit den herrschenden Schulen gemein. Selbst außerhalb der Davidschen Schule, welche übrigens weit würdiger war, zu herrschen, als alle vorhin genannten, erstanden unabhängige Künstler, deren Werke vielleicht länger dem Sturm der Zeit trotzen werden, als die der ausgezeichnetsten Schülers Davids. Als Zeugen für diese Behauptung führe ich an Prüdhoe, und selbst Ingres und Granet, welche von Davidschen Schülern nichts weiter als den Namen haben; auf diese Art wenigstens stammten Tizian und Giorgio nicht von Bellini, Daniel Volterra nicht von Michel Angelo, Julio Romano nicht von Raphael her.

Mir scheint, offen gestanden, die Luft in Frankreich nicht günstig für die Malerei. Die geselligen Convenienzen des Lebens sind fast alle aus diesem Lande hervorgegangen, und von den geselligen Convenienzen des Lebens ist der Schritt zu den Convenienzen in der Kunst

nicht groß. Der Franzose ist selten Maler aus innerer Anlage, aus Instinkt; er wird es fast immer nur durch Studium und Raisonnement. Dazu kommt noch, daß er sich das Oberflächliche der Kunst aneignet, aber sehr langsam bis auf den innersten Grund dringt. Wenn sich in Frankreich zwanzig junge Künstler der Malerei widmen, so wird die Mehrzahl darunter sich leicht eine gewisse Gewandtheit und Fertigkeit erwerben, wodurch sie sich alsdann berechtigt glauben, alle andern noch so vortrefflichen Eigenschaften entbehren und mit Achselzucken ansehen zu können. Sie werden außerdem noch ihre Fähigkeiten in ein System bringen, um ihre Schwächen vor sich selbst zu rechtfertigen, und werden so ohne Umstände diejenigen verführen, welchen das Vermögen abgeht, das zu ahnen, was sie noch nicht gesehen haben. Diese systematisirende Sucht, welche die tollen Kunsttheorien der französischen Schulen geschaffen hat, bringt auf der andern Seite auch wieder Künstler in Frankreich hervor, welche durch den Widerstand gegen die herrschende Unsitte und durch die Absonderung sich zu großen Meistern ausbilden. Wenn sich seit drei Jahren offenbar ein Fortschritt in der neuern französischen Malerei kundgibt, so verdankt Frankreich denselben dem Widerstand und der Vereinzelung von Männern, wie Ingres, Delaroche, Leopold Robert u. A.

II.

Obschon der Salon von 1836 der meisten Celebritäten ersten Rangs beraubt ist, so bietet er doch nichts destoweniger dem Beobachter ein weites Feld zu Betrachtungen dar. Nachdem ich die langen Reihen der ausgestellten Kunstwerke mehrmals gemustert, muß ich gestehen, daß die wahrhaft befriedigenden Resultate so vieler, in so verschiedenen Weisen versuchten Anstrengungen für die Auflösung der ehemals bestehenden Schule hinlänglichen Ersatz gewähren.

Wir heben billig mit Besprechung der „symbolischen Gemälde“ an, zu denen dies Jahr Eugene Delacroix den ausgezeichnetsten Beitrag geliefert hat. Die erste Betrachtung seines Bildes lehrt gleich, daß man es hier mit einer symbolischen Composition zu thun habe, die sich als solche vollkommen verständlich macht und in ihrer Art durchgebildet heißen darf. E. Delacroix nimmt eine sonderbare Stellung zu der neuern französischen Malerei ein. Er war mit unter den Ersten, welche in ihren Werken die Art schwangen gegen die versteinerten Ueberlieferungen der aus der Epoche der Kaiserzeit herstammenden Kunst, deren alter Bau, obschon durch Géricaults Medusa wankend gemacht, sich doch noch lange hätte aufrecht erhalten können, wenn nicht Delacroix unaufhörlich daran gerüttelt und geschüttelt hätte. Seit fünfzehn Jahren etwa, daß Delacroix hervorgetreten ist, hat jedes seiner Werke die Gemüther zu heftigen Streitfragen entzündet; — der beste Beweis, daß in jedem derselben der Funke eines neuschaffenden Genies verborgen lag. Ich halte E. Delacroix für das einzige Beispiel von künstlerischer Spontaneität, das es unter den gegenwärtig lebenden französischen Malern gibt. Delacroix ist der Gegenfüßler Ingres'; der Styl dieses Leztern ist abgeschlossen, fest, seine Zeichnung rein gehalten und strengen, unbeugsamen Regeln unterworfen; der Styl des Erstern ist schwankend, unvollendet, oft nachlässig; seine Zeichnung ermangelt der festen Contouren und nicht selten der Correktheit. Beide sind ohne Zweifel talentvolle Künstler; wenn dem Einen mehr künstlerischer Instinkt inwohnt, so verdankt der Andere dem anhaltenden Studium seiner Kunst den schönsten Theil seines Ruhms. Es liegt in der Manier Delacroixs etwas Verhängnißvolles, Unvollkommenes, Abgebrochenes, das nicht gestattet, die blendenden Schönheiten einzelner seiner Werke durch Studium und Ausdauer zu erklären. Was Leben und Bewegung in einem Bilde, was Bravour des Vortrags und Abtönung der Farben anlangt, kann man nichts Kühneres, Schlagenderes und Genialeres sehen, als manche Bilder Delacroixs. Das ist ein Maler, der den Pinsel gebieterisch handhabt und ihn führt, wie ein gewandter Reiter sein Pferd, nach Belieben und wohin er will. Die Poesie, die heilige und Profangeschichte leihen ihm den Stoff zu seinen Darstellungen. Der Gegenstand seines diesjährigen Gemäldes ist aus der christlichen Legende entnommen; es stellt „das Märtyrerthum des heiligen Sebastian“ vor. Sanct Sebastian war bekanntlich Hauptmann der prätorianischen Leibwache unter dem römischen Kaiser Diocletian; als Mitglied einer geheimen christlichen Gesellschaft, die ihre Zusammenkünfte im Schlosse des Fürsten selbst halten solle, verdächtigt, wurde er verurtheilt, mit Pfeilen erschossen zu werden. Dieses Todesurtheil wurde aber nur zur Hälfte vollstreckt; denn die Bogenschützen, welche ihn todt glaubten, gingen davon und ließen seinen Leichnam am Fuß eines Baumes zurück, an den sie ihn grausamerweise angebunden hatten. Nachdem die Henker sich entfernt, zogen heilige Frauen, unter denen die heilige Irene war, die Pfeile aus seinen Wunden, wuschen seinen Leib mit heilendem Balsam und riefen so den Heiligen wieder in's Leben zurück. Diesen Moment hat der Künstler gewählt. Der Leichnam des Heiligen liegt am Fuß des Baumes; sein auf die rechte Schulter geneigtes Haupt, so wie die ganze Lage des Körpers, ist einfach und wahr. Aber wie in allen Gemälden des Künstlers, so finden wir auch hier einzelne Unvollkommenheiten, die unbegreiflich scheinen. Das linke, gerad ausgestreckte Bein des Heiligen ist durchaus verzeichnet, wirklich schülerhaft; das verkürzte

rechte Bein dagegen ist vortrefflich, meisterhaft. Nicht minder ausgezeichnet ist die heilige Frau, welche neben dem Leichnam kniet und die Pfeile aus den Wunden zieht. In ihren Zügen malt sich ein edler, reiner Schmerz ohne Verzweiflung, eine schöne Frömmigkeit ohne Furcht, ein erhabenes Mitleid ohne Schwäche. Die Handlung dieser Frau ist überaus gelungen und ausdrucksvoll dargestellt. Wie sorgsam blickt sie auf jede der Wunden, um sich zu überzeugen, ob denn das Leben wirklich aus dem Körper gewichen! Wie zart berühren ihre Hände das Heft des Pfeiles, der dem Heiligen die Schulter durchbohrt hat; wie nehmen sie sich in Acht, ja nicht das Eisen in der Wunde herumzudrehen! Und jene zweite Heilige, welche einen Oelkrug unterm Arm hat und sich umsieht, ob sie vielleicht auch bemerkt werden, welch eine seelenvolle Figur! Hinsichtlich der Composition und des Gedankens finde ich nichts an diesem Bilde zu tadeln. Die Costüme der heiligen Frauen sind, wenn auch nicht mit Pracht und Sorgfalt, doch mit Leichtigkeit und Dreistigkeit behandelt; die Farbengebung dieses Bildes ist zwar nicht so durchsichtig, wie es sonst wohl bei Schöpfungen Delacroixs der Fall zu seyn pflegt; seine gewöhnlich so feinen und zarten Tinten haben einen Theil ihrer glänzenden Eigenschaften verloren; das Colorit hat ein etwas trübes, jedoch sehr harmonisches Aussehen. Die Landschaft im Hintergrunde stimmt zu dem ganzen Bilde, welchem nach unserm Dafürhalten der Preis des Salons gebührt.

Unser Landsmann Lehmann, dessen „Abreise des jungen Tobias aus dem elterlichen Hause" wir im vorigen Jahre als einer höchst erfreulichen Erscheinung im Salon gedachten, hat diesmal ein ähnliches Bild auf die Ausstellung geschickt. Es ist, wie das erste, dem alten Testamente entlehnt und stellt „die Tochter Jephtah's" dar, welche, von ihrem Vater für einen über die Ammoniter erfochtenen Sieg dem Herrn zum Opfer gelobt, mit ihren Gefährtinnen ihre Schönheit und Jugend in den Bergen beweint. S. Buch der Richter Kap. XI. Im Vordergrunde des Bildes sehen wir eine regelmäßige Pyramidalgruppe von 7 jungen Mädchen, welche, den Gesichtszügen nach zu urtheilen, alle sehr nahe mit einander verwandt sind. Der Künstler hat fünf derselben in sitzender, zwei in aufrechter Stellung gemalt, Allen aber ein schönes orientalisches Costüm gegeben. In der Mitte der Gruppe sitzt die Hauptperson, die Tochter Jephtah's; sie hat den Kopf auf die rechte Hand gestützt und ist in schmerzliches Nachsinnen über ihr bevorstehendes Schicksal vertieft. Ihre Begleiterinnen haben die musikalischen Instrumente bei Seite gelegt und betrauern schweigend das Loos ihrer Freundin und Gebieterin; einigen derselben, welche, beiläufig gesagt, dadurch ein etwas einfältiges Aussehen bekommen haben, rollen Thränen über die Wangen. Den Hintergrund des Gemäldes schließen Gebirge, von den Strahlen der untergehenden Sonne umdämmert. Rücksichtlich des Colorits, meinen wir, hat der Maler in dem Bilde einen Fortschritt gemacht; in den Contouren erkennt man augenscheinlich den Unterricht seines Meisters; die Gesichtszüge dagegen haben etwas Steifes, und der Faltenwurf der reichen, obschon etwas zu einförmigen Gewänder hätte eine freiere, dreistere, weniger gebrochenere Behandlung wünschenswerth gemacht. Die symmetrische Stellung der Figuren erscheint zu gekünstelt und gezirkelt; auch lastet der landschaftliche Theil des Gemäldes zu schwer auf dem Ganzen. Ungeachtet dieser Mängel verräth das Bild Lehmanns einen Künstler von Geist, Talent, Geschmack und Kenntnissen. Die Zeichnung, wenn auch nicht immer fest und sicher, ist doch stets rein und fleißig; der Ausdruck des Schmerzes ist in einzelnen Figuren edel empfunden und glücklich wiedergegeben, und im Allgemeinen gibt sich neben dem Gesuchten der Form und dem Geschmückten der Färbung ein richtiges Gefühl für Composition kund, so daß wir nicht anstehen, die Tochter Jephtah's für eine ansprechende Zierde der Ausstellung zu erklären. Das Gemälde Lehmanns hat, wenn auch nicht so geneigte Kritiker, doch eben so freundliche Aufnahme wie sein erstes Bild gefunden. Der Künstler hat es bereits an den Herzog von Orleans verkauft, wie man mir versichert, für 15000 Franken; — eine schöne, gewiß nicht unverdiente Aufmunterung für ein so strebendes Talent, wie Lehmann!

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Monat März.

Museen und Sammlungen.

München. Die Uebertragung der Bilder in die Pinakothek hat bereits seit längerer Zeit begonnen, wird aber, ungeachtet der Thätigkeit und Umsicht des Galeriedirectors v. Dillis, nicht wohl vor dem Oktoberfeste beendigt seyn. Dann aber wird man nicht nur die schönsten Bilder der hiesigen und Schleißheimer Galerie, sondern auch gar manche Schätze, besonders der italienischen Schule, dort finden, welche Se. Maj. schon früher angekauft, und die bisher noch dem öffentlichen Anblick entzogen geblieben waren. (Hannov. Zeitg.)

Braunschweig. Das hiesige Museum thut es manchen weit berühmtern Anstalten in einigen Beziehungen zuvor. So beläuft sich z. B. die Mosaiksammlung auf mehrere tausend Stücke, unter denen sich wahrscheinlich viele Copien nach Raphaelschen Zeichnungen befinden. Ueber das Schicksal des herrlichen Mantuanischen Gefäßes ist man leider noch immer im Dunkeln.

Dresden. Die hiesigen königlichen Kunstsammlungen haben sich im Laufe des vorigen Jahres bedeutend verschönert und erweitert. Die Säle des Antikenkabinets sind

nen ausgemalt, die kostbaren Sammlungen des grünen Gewölbes neu geordnet worden. Das Kupferstichkabinet erhielt einen Zuwachs von etwa 1000 Blättern, und zur Bequemlichkeit der Besuchenden ward Vieles unter Glas gebracht. Die Mengsche Sammlung gewann die Gypsabgüsse des Ilioneus aus der Glyptothek, der schönen Victoria aus Berlin, der zwölf Apostel aus der St. Sebalduskirche in Nürnberg, und eines antiken Basreliefs mit den drei Parzen. Die Porzellansammlung ist bedeutend erweitert worden und erhielt, außer einem bedeutenden Geschenk des Kaisers von Oesterreich, von Hr. E. Wood eine Zusendung von 193 irdenen Gefäßen, welche bis in's Jahr 1600 zurückgehen und für die Geschichte dieses Fabrikats in England sehr interessant sind. Die Bildergalerie ward neu geordnet. Sie enthält jezt in 15 Abtheilungen 2000 Gemälde, worunter 185 Pastellbilder. Sieben Räume sind der italienischen, vier der niederländischen, drei der deutschen und französischen Schule gewidmet. Neu sind 54 Bilder, namentlich altdeutsche und spanische Gemälde. Im vorigen Jahr ward die Bildergalerie von 16000 Personen besucht. Der mathematische Salon und das Münzkabinet erweitern sich wenig, dagegen erhielt das historische Kabinet einen bedeutenden Zuwachs und wurde im vorigen Jahre von etwa 30000 Personen besucht.

Wien. Das herrliche Museum des Fürsten Collalto, welches in andere Hände übergegangen ist und dem die Zerstreuung nach allen Richtungen droht, wird gegenwärtig zu Breitensee, in der unmittelbaren Nähe von Wien, wo es sich noch in dem ehemaligen fürstlichen Palais befindet, von Kunstfreunden eifrig besucht. Außer einer prachtvollen Gemäldegalerie der berühmtesten altitalienischen und niederländischen Meister, enthält dasselbe ein Kabinet von chinesischen und japanesischen Porzellanen, mit sehr großen Vasen; ferner die seltensten Majolicaarbeiten, eine ganze Sammlung des Hauses Gonzaga zu Mantua; sodann ein Kabinet von Elfenbeinarbeiten, worin ein Christus von Albrecht Dürer mit dem Monogramm dieses Meisters; ein sehr reiches Kabinet mit geschnittenen Steinen und Pokalen, worunter treffliche Basreliefarbeiten; ein Kabinet mit florentinischer und römischer Mosaik; eine Sammlung von Schnitzwerken in Holz, in welcher mehrere Stücke von A. Dürer mit dessen Monogramm. Man sagt, daß der preußische Minister am K. K. Hofe, Graf Maltzahn, so wie Baron Rothschild mit dem jezigen Eigenthümer wegen des Gesammtverkaufs unterhandeln.

St. Petersburg, vom 21. Februar. Der Direktor des Museums in Kertsch, Rath Aschik, hat seine Münzsammlung, etwa 700 Rthlr. an Werth, dem dortigen Museum geschenkt, in welcher nun auch die beiden marmornen, einigermaßen schadhaften Sarkophage gebracht worden sind, die man im vorigen Jahre auf der Stelle des alten Myrmekion (am kimmerischen Bosporos) unweit Kertsch gefunden. Der eine übertrifft an Schönheit Alles, was man bis jezt von griechischen Kunstwerken in der Krimm entdeckt hat, und gehört unstreitig der blühendsten Zeit der Bildhauerkunst in Griechenland an.

Berlin. Nachdem Professor Gerhard im vorigen Winter eine allgemeine Uebersicht der antiken Denkmäler des königlichen Museums nach dessen sämmtlichen Abtheilungen gegeben, beschränkte er sich in den Vorträgen, welche er in den beiden ersten Monaten dieses Jahrs in den Räumen des Museums vor einem ausgewählten Publikum hielt, auf die Vasen, welche in neuerer Zeit für das archäologische Studium so bedeutend geworden und von denen unser Museum einen bedeutenden Reichthum besizt. Einzelne Prachtstücke waren ausgestellt, um die verschiedenen Zweige dieser Kunstgattung an Beispielen zu erläutern, und die Vollständigkeit der Sammlung gestattet in dieser Beziehung eine große Auswahl. Berichte über das Einzelne dieser Vorlesungen enthält Kuglers Museum.

Bauwerke.

Paris. Die schöne, zu dem Justizpalaste gehörige alterthümliche Kapelle des heiligen Ludwig soll sofort restaurirt werden, weßhalb Befehl ertheilt worden, die darin aufbewahrten Archive herauszuschaffen.

Pesth. Das ungarische Nationalmuseum zu Pesth wird ein würdiges, palastähnliches Lokal erhalten. Zum Bau des Nationaltheaters daselbst hat der Reichstag 400.000 Gulden Conv. bewilligt.

Strasburg. Der Municipalrath von Straßburg hat beschlossen, zur Verschönerung des Schauspielhauses 22000 fl. anzuwenden.

London. Es ist im Werke, eine neue Brücke über die Themse zwischen der Waterloo- und Westminsterbrücke zu bauen.

Die Arbeiten am Tunnel unter der Themse schreiten nun wieder rasch vor, da der neue Schild, welcher erforderlich war, und 7000 Pfd. Sterling gekostet hat, vollendet ist.

Zu Anfang dieses Monats wurde die alte Sternkammer, sowie das Amt der Schatzkammerscheine und die alten Gebäude, welche einst einen Theil des K. Palastes im Westminster bildeten, versteigert. Während der Auction wurden die schöne Decke der weltbekannten Curia camerae stellatae und die reichen Holzschnitzarbeiten aus den Zeiten Heinrichs VII. an dem Kamin von mehreren Malern abgezeichnet. Einige wenige, mit der Geschichte dieser Räume in genauer Beziehung stehende Gegenstände, unter andern eine Thür mit dem Wappen der Königin Elisabeth wurden zur Verfügung der Regierung zurückbehalten.

Die neue Residenz des Königs, Buckingham-house, wird den Namen St. Georgs Palast erhalten.

Wiesbaden, 13. März. Der Plan wegen Erbauung eines neuen Ministerialpalastes scheint seiner Ausführung nahe zu seyn. Unsere geschicktesten Architekten, unter denen eine Preisbewerbung eröffnet war, haben ihre Arbeiten vorgelegt.

Sachsen. In Sachsen steigt die Baulust immer mehr, täglich hört man, insbesondere in Dresden, Leipzig und Chemnitz, daß alte Häuser von Kapitalisten Behufs des Abtragens und glänzenden Wiederaufbaues derselben angekauft werden, so daß, wenn diese Verhältnisse von Dauer sind, binnen Kurzem eine sehr umfassende Veränderung dieser Städte bevorstehe.

Athen. Am 6. Februar ward der Grundstein des neuen königlichen Palais gelegt, dessen möglichst schnelle Vollendung dem Professor Gärtner aufgegeben worden ist. Der Bauplatz befindet sich auf der Anhöhe neben der nach Ampelokypé führenden Straße, unfern der jezigen Wohnung des Königs. Diese Lage ist die schönste auf einem der Hügel, die Athen südwestlich umgeben. Sie beherrscht die Aussicht über die Stadt, so wie über die Tempelruinen des Olympieion hin, nach dem Phalerischen Hafen, woher sie die erfrischende Seeluft empfängt, während eine reichhaltige Quelle in der Nähe sprudelt, und der Lykabettos sie vor Nordwinden schüzt.

№ 34.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 28. April 1836.

Ueber den Antheil Raffaels an der Krönung der Madonna von Monteluce, jezt in der vaticanischen Galerie.

Bis auf die französische Invasion schmückte den Hochaltar von Monteluce, einer außerhalb Perugia gelegenen Kirche, jene Krönung der Madonna,* in welcher patriotische Schriftsteller dieser Stadt ehemals so ziemlich allgemein ein Originalwerk Raffaels erkannten, und späterhin, als sie auf diesen Ruhm verzichten mußten, wenigstens die Zeichnung desselben festhalten wollten. Die Worte nämlich in dem Manuscript des Cinquecentisten P. Timoteo Bottonio schlugen die erste Meinung gänzlich nieder. Sie lauten einfach so: „die schöne Tafel der Assunta, welche man an dem Hochaltar von Monteluce sieht, wurde im Jahr 1525 gearbeitet von Giulio Romano und Giov. Francesco, il Fattore genannt, ganz vortrefflichen Malern, Schülern Raffaels von Urbino.“ — Um nun aber anderweitig den Antheil Raffaels zu behaupten, stützte man sich auf ein Dokument vom Jahr 1505, nach welchem R. eine Assumtion der Madonna zu malen sich verpflichtet, und als Handgeld dreißig Golddukaten empfängt; beruft sich aber vorzüglich auf eine im J. 1516 wieder aufgenommene Unterhandlung mit demselben, welche nun einer Krönung der Madonna erwähnt, und sich ausdrücklich die von Raffael früher entworfene Zeichnung ausbedingt.**

Gegen diese Verhandlungen selbst, deren Echtheit unbezweifelt ist, wird sich mit Fug nichts anführen lassen, aber auffallend ist es, daß man im Jahr 1505 bloß von einer Assunta spricht, ohne, wie es sonst gewöhnlich in Urkunden und selbst bei Vasari der Fall ist, noch nebenbei ausdrücklich der Krönung zu gedenken. Der Typus für die Assumtion war nämlich schon seit geraumer Zeit ausgebildet, und man hatte deßhalb Ursache, sie von einer Krönung der Madonna zu unterscheiden. In der Assumtion, einer vorzüglich von den Sanesen oft wiederholten Vorstellung, wird die Madonna zu Ende des vierzehnten und zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts fast immer sitzend, von Cherubköpfen und Engeln umgeben, erhoben, mit gegen einander gelegten, nicht gefalteten Händen dargestellt; nach der Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts dagegen gewöhnlich in der Mandorla stehend, mit kreuzweis übereinander gelegten Händen, ebenfalls von Engeln umgeben, aber nicht mehr vor sich hin oder niederschauend, sondern Haupt und Blick gen Himmel richtend. Was hier nach Weise der Quattrocentisten zum schönsten Motiv sich gestaltet, und als innige Sehnsucht nach dem Himmel, als demüthigstes Verlangen nach einer Vereinigung mit Gott sich verkündet, bildete das sechzehnte und ein noch späteres Jahrhundert in dem etwas zurückgeworfenen Haupt und in den erhobenen Armen als enthusiastisches, sentimentales Begehren aus. — Obwohl nun unter dem Ausdruck „Krönung der Madonna“ noch eher zugleich eine Assunta, als unter einer Assunta ebenfalls eine Krönung verstanden werden könnte, so scheint doch der Ausdruck im ersten Dokument wirklich ungenau, und da man im J. 1516 das beabsichtigte Bild ausdrücklich eine Krönung nennt und Raffaels erster Zeichnung erwähnt, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er wirklich für eine Krönung die Zeichnung entwarf. Die Unzulänglichkeit des Ausdrucks im Dokument vom J. 1505 erklärt sich endlich dadurch, daß wir in demselben nicht den eigentlichen Contract, sondern nur eine allgemeine Angabe, einen Auszug aus demselben besitzen. — Die Frage ist nur, ob man ein Recht hat, in dem Bilde jezt noch die Zeichnung Raffaels zu erkennen? — Obwohl wir nicht wissen, wann er die Zeichnung machte, welche im J. 1516 die erste heißt; so ist

---

* Gestochen von G. Bossi.

** Vergl. das Nähere aus diesem und dem folgenden Contract in meiner frühern Anzeige des zweiten Hefts von Pungileoni in diesen Blättern, und Longhena S. 303 (der Quartausgabe).

doch nach dem Ausdruck selber wahrscheinlich, daß sie lang vor dem genannten Jahr beschafft ward und in die Zeit des ersten Contracts fiel. Es liegt in der Art, wie solche Sachen damals betrieben wurden, es liegt in der Natur eines damals ungefähr zwanzigjährigen Raffael, eine solche Zeichnung sogleich mit oder nach der Bestellung zu entwerfen, zumal da man unter dieser nicht etwa einen Karton in Größe des Originals (was zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts immer noch selten war), sondern wohl nur einen ersten, vielleicht etwas ausgeführten Gedanken sich vorzustellen hat. Wie willkührlich in der Folge oft solche vorliegende Entwürfe selbst verehrter Meister behandelt wurden, zeigt eine Vergleichung der beiden in Siena von Pinturicchio und seinem Gehülfen ausgeführten Fresken mit den zwei Originalzeichnungen Raffaels. Aehnliches ist nach dem Vorangehenden auch bei dieser Krönung vorauszusetzen, wie denn auch eine genauere Beobachtung zweifelhaft macht, ob in der untern Hälfte des Bildes (den zurückbleibenden Jüngern), nach Composition, Gruppirung, Zeichnung der Köpfe, selbst nach Gewandung noch irgend etwas Vorbildliches von Raffael mit Grund zu vermuthen sey. Die obere Hälfte hat ihre Schönheiten; doch sind Formengebung und Gewandung in einem so großen Style gehalten, daß sie über das Vermögen Raffaels hinausgehen, der, wie eigenthümlich er sich auch den Perugino aneignete, doch damals neben jenem der umbrischen Richtung ergeben war. Hier aber verrathen gerade das Massenhafte der Gewandung und die breitern Formen den Einfluß des endenden zweiten und des beginnenden dritten Jahrzehnts, welche durch die lezte Manier Raffaels, und durch Studium Michel Angelo's mehr als der Kunst förderlich gewesen, bestimmt wurden. Auch in der Gehabung Christi, namentlich in dem fremdartigen Kopfe desselben, dürfte Raffael nichts mehr als das Seinige erkennen wollen, und so rufen wohl nur Stellung und Gesicht der Madonna noch schwach den ersten Entwurf dieses Meisters zurück.

Und dies, dem Raffael von diesem ganzen Werke eigentlich gar nichts zuzuschreiben, ist auch offenbar die Meinung des oben angeführten Bottonio. Vasari selbst, der im Leben des Francesco Penni dieses Bildes gedenkt, läßt auch darüber weiter keinen Zweifel. Nachdem er erzählt hat, daß Francesco Penni und Giulio Romano beim Tode Raffaels einige von dessen hinterlassenen Arbeiten vollendeten, daß Perin del Vaga eine Schwester Penni's heirathete, diese zwei zusammen arbeiteten, fährt er fort: e seguitando poi Giulio e Giov. Francesco fecero in compagnia una tavola (die unserige) e così altri lavori e quadri per diversi luoghi. Der ganze Verlauf der Erzählung, und namentlich die lezten Worte lassen nicht zu, den Vasari irgend falsch zu verstehen. Wie nun aber die Hand des Penni oder die des Giulio Romano an diesem Bilde näher zu unterscheiden sey, kann beim Mangel der Dokumente urkundlich nicht bestimmt werden. Es ist aber in Rom und in den Beschreibungen dieser Stadt längst hergebracht, den obern Theil dem Penni, den untern dem Giulio zuzuschreiben.* Ich weiß nicht, was eigentlich dazu bestimmt hat, wenn nicht etwa jene Andeutung des Vasari im Leben Penni's, in welcher man einen Grund finden mochte, die schönere Hälfte des Bildes diesem zuzuerkennen.

Fürs Erste kann noch bezweifelt werden, ob beide Schüler Raffaels sich gerade so in die Arbeit theilen mußten, daß der eine die obere, der andere die untere Hälfte des Bildes ausführte.** Wie wenig man sich auch in der Ferne, zumal wenn der Name Raffaels entfernt dabei im Spiele ist, ein Hineinarbeiten des Einen in die Werke des Andern vorzustellen geneigt ist, so lehren doch mehrere Urkunden, und selbst noch bei cinquecentischen Meistern Angaben des Vasari, daß man dies keineswegs verschmähte oder für zu handwerksmäßig ansah.*** Die gründliche Verschiedenheit des Tons aber in unserm Bilde (welche troz der argen Verwaschung der untern Hälfte immer noch deutlich ist) verbietet eine solche Annahme, und verlangt eine strenge Scheidung. — Vielleicht hatte man, als man den Christus und die Madonna dem Penni zuschrieb, das Bild in der Sacristei von St. Peter dabei im Sinne. Aber abgesehen davon, daß auch dies durch nichts weiter beglaubigt ist, und man also gezwungen wird, um eins durch das andere geltend zu machen, sich im Kreise zu bewegen, scheint auch der Ton in dem leztgenannten Werke noch kräftiger, die Modellirung, namentlich im Kinde, in den Füßen der Apostel und Gesicht der Madonna, noch sorgfältiger. — Von den Fresken des Penni haben wir bis jezt nur allgemeine Angaben; gesezt auch, sie wären sicher beglaubigt; gesezt

---

* In der neuesten Beschreibung Roms (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung) ist von Plattner bei diesem Bilde anders und richtiger bestimmt worden.

** Das Bild ward, dies will ich hier anführen, in zwei Hälften getheilt, um es bequemer transportiren zu können.

*** Höchst merkwürdig ist in dieser Beziehung ein Contract der Stadt Orvieto mit Pietro Perugino vom J. 1490; von della Valle in seiner Storia del Duomo di Orvieto p. 316 im Ganzen (wie ich an Ort und Stelle habe vergleichen können) treu und richtig mitgetheilt: — item pingere manu propria — maxime facies et omnia membra figurarum a medio figure supra. Vergl. dazu S. 320 Note a. — Für das sechzehnte Jahrhundert erinnere ich hier nur an Vasari, nach welchem in dem Porträt des Vicekönigs von Neapel, welches Raffael an den König Franz schickte, dieser nur den Kopf, Giulio Romano das Uebrige malte.

auch, man fände (was sehr schwierig seyn dürfte) weiter keinen Anstoß an der Verschiedenheit, welche in seinen Wandgemälden des Constantinschen Saales und in den Logen unleugbar ist; gesezt endlich, man wagte vom Ton der Fresken auf Oelbilder zu schließen, so wird doch unter allen nicht ein einziges aufzuführen seyn, das in Farbengebung der obern Hälfte unsers Werks entspräche. Und wäre dies auch möglich, weit weniger noch wird unter den etwas besser constatirten Werken des Giulio ein einziges zu nennen seyn, dessen Färbung der untern Hälfte nahe käme. Es bleibt also nichts übrig, als in der Krönung selber die Hand Giulio's zu erkennen, welche sich auch hier, wie gewöhnlich, in dem saftig gemalten Bilde durch den braunen, kräftigen Ton verräth. Und in seinem Wesen findet auch die Gehabung Christi, welche antike Vorbilder zurückruft, ihre Erklärung; da er, in der Lösung christlicher Gegenstände nie besonders glücklich, in der Darstellung von Göttern, von mythologisch-symbolischen Vorstellungen überhaupt, eine von seinem Meister begonnene, mehr angedeutete, als ausgeführte Aufgabe zur nähern Durchbildung sich vorgesezt hatte. Die violettblauen Tinten, welche nebst einiger Sentimentalität in mehreren Köpfen der Apostel als Vorzeichen einer widrigen Manier sichtbar sind, stimmen, nach dem Saale des Constantin zu urtheilen, immer noch am besten zu dem im Vergleich zu Giulio Romano allerdings schwächlichen und unkräftigen Penni.

Das Gradinum zu diesem Bilde, noch in der Sacristei der Kirche Monteluce befindlich, stellt auf vier kleinen, nach Form, Größe und Styl zusammengehörigen Tafeln vier Geschichten aus dem Leben der Madonna vor, die Geburt, Darbringung im Tempel, Verlobung und Tod derselben. In der ersten Notiz, welche, wie angeführt, aus dem J. 1505 auf uns gekommen ist, wird das Gradinum nicht genannt. Aus dem Contract von 1516 erhellt aber, daß desselben schon bei der ersten Verstiftung des Bildes gedacht ward. Die Worte nämlich: Ma la predella cornicione fregio et omne ornamento di dicta tavola et pictura — se debbia fare e depingere in Perugia — a tutte spese di M. Berto de Giovanni pictore supradicto etc. finden aus dem Anfang des Dokuments keine Erklärung. Der Name Berto's kommt nirgend im Vorhergehenden vor; man muß sich also auf den ersten Contract bezogen, und nach diesen Worten schon damals dem Berto dieselbe Arbeit verdungen haben. — Man darf sich nicht wundern, daß die Nonnen darein willigten (es heißt: Berto electo da Raphaelo e acceptato da prefate Monache). Die Schwierigkeit des Transports war damals noch so groß, daß nicht selten Bilder auf den Schultern von Faschinen an den Ort ihrer Bestimmung getragen wurden; da nun diese Tafel ihrer Größe wegen in zwei Hälften zerfallen sollte, mochte man sich gerne einer weitern Theilung überhoben sehen. Auch war es damals noch nicht selten, solche Staffeln von untergeordneten Künstlern besorgen zu lassen. Unter der ganzen Menge von Tafelbildern des Luca Signorelli, die mir bis auf wenige bekannt sind, wüßte ich die wenigsten Staffeln als seine Werke zu bezeichnen; ja in den einzelnen, die wirklich von ihm gemalt sind, zeigt die nachlässige Behandlung deutlich, daß man Arbeiten dieser Art bloß als verzierende Zugaben und Nebenwerke betrachtete. Dasselbe läßt sich an Bildern des Perugino und so ziemlich an allen Quattrocentisten nachweisen. Obwohl sich dies im sechzehnten Jahrhundert dahin änderte, daß man auch in diesen kleinen Werken das Höchste verlangte (und da man rasch und gut malte, hatte man das Recht dazu), so ward doch dem Wunsche der armen Nonnen auf eine höchst ungenügende Weise entsprochen. Es zeigen nämlich diese vier Täfelchen, obwohl jezt sehr beschädigt, eine eben so ordinäre Auffassung als Ausführung, und dürften wegen des Michelangiolesken, das sich in ihnen ausspricht, am schlechtesten zu einem Raffael gepaßt haben. Das Lob, welches Peruginer auch diesen Bildern gezollt haben, dürfte heutzutage kein Unbefangener wiederholen.

Mariotti macht in seinen Malerbriefen * dem Raffael außerordentliche Vorwürfe, daß er sein Versprechen nicht gehalten und nicht ein schönes Bild nach Perugia geschickt habe. Dazu mag er als Peruginer sein volles Recht haben; wenn er in naiver Weise hinzufügt, seinerseits sey er überzeugt, daß Berto sich viel pünktlicher bewiesen und seiner Verpflichtung gewiß gleich im Jahr 1516 nachgekommen, so könnte man dem Berto dies Verdienst, und Mariotti diese gute Meinung von seinem Landsmann gönnen, wenn man annehmen wollte, Berto sey ein unbedeutender Künstler, und nie durch viele Bestellungen verhindert gewesen, gleich an's Werk zu gehen. Wie man aber nicht zugeben darf, daß Raffael je in irgend einer Arbeit einen unwürdigen Gehülfen sich erwählte, so lehrt auch die Jahrzahl DMXXV, welche ich in der Darstellung der Geburt am Pilaster gefunden habe, daß auch diese Täfelchen erst mit dem Hauptbilde vollendet wurden. Somit fällt auch das Komische weg, gerade das Unbedeutende an diesem großen Werke schon neun Jahre vor der Hauptarbeit selbst sich vollendet denken zu müssen. Es zeigt nun dieses Gradinum weniger als irgend ein anderes Schulbild den Einfluß Raffaels, ** so

---

* S. 206.

** Ich kenne in Perugia ein einziges Bild, das den hiergenannten Sockelbildern weniger im Colorit als in der Zeichnung zu vergleichen ist. Dies befindet sich in der Parochialkirche Sta. Agata; die Jahrzahl 1575, welche es hat, läßt nicht zu, an Berto zu denken; Orsini gibt, ich weiß nicht worauf sich stützend, den unbekannten

daß also von dem 1516 erneuerten Contract auch nicht das Geringste verwirklicht wurde. Berto's Theilnahme wenigstens wird auf's Ungewisse hin nicht weiter zu behaupten, er selbst also, sonst uns durchaus unbekannt, für die Kunstgeschichte als überhaupt nicht existirend anzusehen seyn.

Dr. Gaye.

Durante aus Borgo St. Sepolcro als Meister an. Beide Werke lehren, daß die manierirte Richtung, welche das dritte Jahrzehent des sechszehnten Jahrhunderts plözlich geltend machte, früh in Perugia begann und fortwährend Nachahmer fand. — Lanzi, um dies hier anzuführen, äußert sich in einer hieher gehörigen Stelle in dieser leichtsinnigen, aber bei ihm gerade nicht befremdenden Weise: „dieser Sockel ist in der Sacristei und weil er ganz Raffaelisch (??) die Ereignisse der Madonna darstellt, so muß entweder Sanzio selbst ihn gezeichnet, oder einer aus seiner Schule ihn gemalt haben. —“ v. Rumohr, in seinen „drei Reisen nach Italien,“ scheint dies Gradino als zu der andern Assunta (ebenfalls jezt in der vaticanischen Galerie, aber ehemals von Maddalena Oddi für St. Francesco in Perugia bestellt) gehörig anzusehen und also mit dem andern Gradino zu verwechseln, welches sich ebenfalls jezt in einem der ersten Zimmer der päbstlichen Sammlung befindet. — Im dritten Band der italienischen Forschungen werden ebenfalls die obenangeführten Worte des Bottonio auf die Assunta von St. Francesco, nicht, wie es seyn sollte, auf die hier besprochene von Monteluce bezogen. — Pungileoni, um dies zu berichtigen, spricht von unserm Bilde S. 192. ff., von dem andern aus St. Francesco S. 29.

Der Pariser Salon 1836.

(Fortsezung.)

„Die Grablegung Christi“ von Comairas, einem andern Schüler Ingres', befriedigt auf den ersten Anblick wenig. Die Ausführung ist hart, der Ton räucherig und nichts weniger als gefällig. Außer diesen in die Augen springenden Mängeln hat das Bild manche Vorzüge. Die Composition ist wohlerwogen, reich an Motiven und höchst dramatisch. Der Ausdruck des Schmerzes und der Verzweiflung ist in den einzelnen Physiognomien kräftig, wahr und mannichfaltig wiedergegeben. Die Gruppe der vier hinter dem Erlöser stehenden Figuren zeichnet sich durch schöne Abwechselung der Stellungen, Zusammenstellung der Linien und ausdrucksvolle Wahrheit aus. Auch müssen wir noch dem Künstler Dank wissen, daß er in seiner Composition wenig oder gar keine Nachahmung durchblicken läßt, sondern eigene, selbständige Auffassung bewährt, was nicht vielen jungen religiösen Malern begegnet. Schade, daß die schwerfällige Eintönigkeit der Färbung das Auge so wenig befriedigt; das Colorit bleibt doch immer ein großer Schmuck und ein wichtiges Erforderniß eines Gemäldes. Der Mangel an Schönheit der Form, selbst in den weiblichen Figuren, ist gleichfalls zu bedauern; die Zeichnung erscheint hie und da unzart, ungehobelt und beleidigt fast eben so sehr, wie der traurige, düstre Farbenton. Nichts desto weniger zählen wir das Bild zu den besseren der Ausstellung.

Ein dritter Schüler Ingres', Signol, hat „das Erwachen des Gerechten und des Bösen am jüngsten Tage“ dargestellt, welche Composition uns aber viel schwächer, unselbständiger erscheint, als sein „Christus im Grabe,“ über den wir voriges Jahr berichtet. — Der todte Christus von Bremond ist der Anlage nach edel, einfach und mit Gefühl gemalt; auch das Colorit ist nicht ohne Kraft. — Achille Deveria hat eine Himmelfahrt Mariä ausgestellt, welche im Ganzen nicht ohne Verdienst, aber voll Erinnerungen an ältere italienische Meister, namentlich an Guido Reni, ist. — Von der Kreuzabnahme Decaisne's weiß ich weiter nichts zu sagen, als daß es ein sehr großes Gemälde ist, welches fast die Hälfte einer ganzen Kirchenwand einnehmen kann. Der Schutzengel, welcher über dem Kinde einer schlafenden Mutter wacht, von demselben Künstler, ist in jenem gezierten, koketten Style gemalt, der uns ein für allemal jeder höhern Auffassung zu widerstreben scheint; der Kopf des Engels ist so recht, was man im alltäglichen Leben von einem jungen Mädchen sagt, allerliebst. Derselbe Vorwurf dieser süßlichen Manier trifft auch die heilige Jungfrau, welche der heiligen Anna und dem heiligen Joachim ihr Gebet hersagt, von Navez, einem Brüsseler Maler, dessen conventionelle Behandlungsweise von heiligen Gegenständen wir schon früher gerügt haben. — Madame Deferain hat eine büßende Magdalena in der Wüste gemalt, woran man eine geschmackvolle Zeichnung und ein edles Gefühl nicht verkennen kann, welche uns aber auf's Neue beweist, daß weibliche Künstler mit Talent und Anlagen sich in andern, weniger höhern Sphären der Malerei glücklicher bewegen würden. — Der Fluch Kains und die Rückkehr des verlorenen Sohnes von Chasseriau haben gute Einzelheiten; die Martyria des heiligen Hippolyt und des heiligen Saturain, ersteres von Debreux, lezteres von Bezard, verstoßen eben gegen keine Regel, sind aber auch dafür ohne hervorstechende Eigenschaften. Dasselbe läßt sich von einer Menge anderer symbolischer Gemälde sagen, die wir daher nur dem Namen nach anführen: der junge Tobias in Begleitung des Engels von Balthasar; Hagar in der Wüste von Lessore; der Traum Jakobs von der Himmelsleiter, in Martins Manier gemalt von Renié; ein auf dem Wasser wandelnder Christus von

Cassel; eine Kreuzabnahme von Feraud, eine andere von G. Dauphin; eine Mariä Himmelfahrt von Ansiaux; Johannes der Täufer von Canon; die heiligen Frauen am Grabe des Erlösers von Chabard; eine Scene des jüngsten Gerichts, in Brüloffs Manier gemalt von Charles Lefèvre; die Bekehrung des ungläubigen Thomas von Mercier; eine Kreuzigung von Delaval; eine Taufe Christi von Misbach; endlich ein Christus, wie er einen Besessenen heilt, von Boissard — vervollständigen so ziemlich das Register der symbolischen Gemälde des Salons. Sie einzeln zu besprechen, haben wir nicht Muße und Muth genug; man kann im Allgemeinen darüber sagen: es sind Werke, in denen ein löbliches Bestreben sichtbar wird, dem die Anlagen der einzelnen Künstler mehr oder minder genügen und Ausdruck leihen. Eine besondere Erwähnung möchte noch der Hiob und seine Freunde, von Gollait, verdienen, welche Composition sich durch Kraft und Wahrheit des Ausdrucks bemerklich macht. Eine kleine Skizze Leopold Roberts, „die Ruhe der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde in Aegypten“ darstellend, gehört auch hieher; obschon das Bild bloß untermalt ist und die Umrisse noch sehr eckig erscheinen, gibt sich doch darin die geistreiche Behandlung eines Meisters kund. Zulezt mag noch eines apokryphischen Gemäldes gedacht seyn, welches A. Gallimard ausgestellt hat. Es besteht aus mehreren Abtheilungen in Form eines Altarblattes. In der mittlern Abtheilung steht der Erlöser; auf seine Schulter lehnt sich vertraulich eine weibliche Figur mit phrygischer rother Mütze, welche zusieht, wie Christus mit dem Grabstichel das Wort fraternité auf die Weltkugel eingräbt. Es soll die Freiheitsgöttin seyn, welche ihre Stütze in Christo und seiner Lehre sucht. Die beiden Seitenräume füllen die Apostel Jakobus und Johannes aus. Das Ganze ist als ein Kunsterzeugniß der mystisch-republikanischen Schule in Frankreich, welche besonders der Schriftsteller Buchez repräsentirt, bemerkenswerth; der Künstler mag tiefe Gedanken mit seinem Bilde verbunden haben; die Malerei ist aber äußerst seicht und flach.

III.

Die Historienmalerei hat sich dieses Jahr besonders in Schlachtgemälden bethätigt, und eine von den merkwürdigsten Eigenheiten des Salons ist die große Menge militärischer Darstellungen, welche den Annalen des Königthums, der Republik und der Kaiserzeit entlehnt sind. Die beiden leztern haben einen besonders reichen Beitrag geliefert, und wer die zwanzig größern und eben so viel kleinern, mit schwarzem Pulverdampf, brennenden Städten und flatternden Fahnen angefüllten Rahmen an den Wänden des Louvre hängen sieht, kommt in Versuchung, zu glauben, daß die jetzige Regierung entweder der französischen Nationaleitelkeit habe schmeicheln wollen, oder gegen Europa kriegerische Absichten im Schilde führe. Wohin wir auch die Blicke wenden mögen, überall treffen sie auf die alten französischen Phalanxen jener republikanischen Eisenfresser, ohne Strümpfe und Schuhe, und auf ihre berühmten Anführer, Hoche, Jourdan, Augereau, Massena, Moreau ꝛc. Von der ganzen Höhe seiner kolossalen Verhältnisse herab herrscht jedoch über alle diese derjenige, welcher aus einem Inselchen im Mittelmeer wie ein leuchtendes Meteor in dieser Atmosphäre des Ruhms auftauchte, sie mit seinem unermeßlichen Lichtglanz erhellte, und nachdem er durch drei Welttheile seine flammende Parabel beschrieben, auf einem andern Inselchen, mitten im Weltmeere, erlosch; jener kleine Mann im grauen Ueberrock, mit dem welthistorischen Hut, auf dem gefeierten Schimmel, begleitet von den alten Schnurrbärten seiner Garde. Dieses martialische Aussehen des Salons ist keineswegs durch die Geistesrichtung der Gegenwart, sondern durch den zufälligen Umstand hervorgerufen, daß die Regierung für das neue historische Museum in Versailles so und so viel Schlachtgemälde nöthig hatte. Leider erscheinen dieselben heutiges Tags als Anachronismen; denn die Künstler leben nicht mehr in jenen Jahren, wo die französischen Cohorten die Ebenen der Lombardei mit ihrem Siegsgeschrei erfüllten, und die Kanone vor den Invaliden fast jeden Morgen die Pariser Bevölkerung aufweckte, um mit einem neuen Bülletin der großen Armee einen neuen Triumph der französischen Waffen zu verkünden. Die Gemälde sind daher weder in dem jetzigen, noch in dem damaligen Geiste der Zeit ausgeführt. Anders verhielt es sich am Ende des vorigen Jahrhunderts, als David seine „Sabinerinnen“ malte. So verlangte es der herrschende Geschmack; er wollte auf Schlachtgemälden römische oder griechische Helden sehen, etwas mehr als knapp bekleidet und in einer militärischen Haltung sich zum Kampfe anschickend, welche nur eine ökonomische Behandlung gestattete. Regierung, Moden, öffentliche Reden und Volksfeste, Alles war streng nach dem Alterthum zugeschnitten. Unter der griechischen und römischen Tunika begegnete man überall hier einer Lais, dort einer Cornelia; die Aristides und Brutus liefen in den Straßen umher, und in der Loge des Portiers war mehr denn ein Valerius Publicola verborgen; kurz, die Maskerade war vollständig.

Die Kunst hatte sich, wie das ganze übrige Leben, streng und republikanisch gestaltet und im Einklange mit dem allgemeinen Zeitgeiste eine Reinheit des Styls, eine Strenge der Form, eine gesuchte Eleganz angenommen, wozu das Alterthum die Muster hergab, mit einem Wort, die Kunst hatte sich so weit verirrt, die Kunst zu copiren,

und über dieser Sclavenarbeit ihre ganze Unabhängigkeit und Originalität verloren. Aber dieser Geschmack war erkünstelt und falsch, und da Alles, was falsch ist, auf die Dauer sich nicht halten kann, kam man bald wieder zu der Natur, jener ewigen Quelle des Schönen und Wahren, zurück. Gros gab den ersten Anstoß dazu, indem er in seinen Gemälden jeder seiner Gestalten einen eigenthümlichen, wahren und menschlichen Charakter lieh. Seine „Pestkranken von Jaffa" verursachten einen großen Lärm unter den Anhängern der Schule, welche über den Ketzer schimpften und schrien, daß er die alltägliche, gemeine Wahrheit, wie man damals die Natur nannte, für den reinen Geschmack, und die schöne Zeichnung für die Färbung im Stich lassen wollte. Glücklicherweise hatte der Künstler zwei Helfershelfer bei seinem Unternehmen, die im Stande waren, allen jenen Schreiern Schweigen zu gebieten, nämlich das Publikum und den ersten Consul. Die Pestkranken von Jaffa wurden gekrönt, und der Sieg des Künstlers war entschieden. — Von diesem Augenblick an trat ein Kunstschisma ein, es erhoben sich zwei Parteien, von denen jede ihr eigenes Panier aufpflanzte; die Einen verlegten sich mit ungestümem Eifer auf das Ausfündigmachen des Natürlichwahren und der Farbe, woraus die Anhänger der neuern romantischen Schule hervorgegangen sind, die Andern hielten desto hartnäckiger an der Form und dem idealisch Schönen fest und rückten nicht von der Stelle.

Der Mann, welcher diesen ganzen Umschwung vorbereitete, lebt nicht mehr; ein undankbares, vergeßliches Geschlecht hat ihn voriges Jahr mit bittern Schmähungen überhäuft, denen seine reizbare Empfindlichkeit auf eine so verhängnißvolle Weise unterlegen ist. Die diesjährige Ausstellung besizt noch ein Schlachtgemälde des verstorbenen Gros. Es stellt Bonaparte dar, wie er vor der Schlacht bei den Pyramiden, 21. Juli 1798, seine Truppen anredet und ihnen die grandiosen Worte zuruft: „bedenkt, Soldaten, daß von der Höhe dieser Denkmale vierzig Jahrhunderte auf euch herabblicken!" Nach der ersten Anlage, welche der Künstler schon 1808 entworfen, war der Plan des Bildes nicht so umfassend; im Auftrag der Regierung nahm Gros noch einige Erweiterungen damit vor, an deren Ausführung ihn der Tod verhinderte. Die unvollendet gebliebenen Theile des Gemäldes, namentlich die Seitengruppen, sind, der Anordnung des Verstorbenen gemäß, von Hrn. Debay nach zurückgelassenen Studien des Meisters beendigt worden. Die Figuren des Mittelgrundes verrathen deutlich den Maler der „Schlacht bei Austerlitz." Das Gesicht Bonaparte's ist vielleicht etwas zu voll für die damalige Zeit, trägt aber doch den Ausdruck des dargestellten, begeisterten Augenblicks. Der Kopf Murats ist einer von jenen in Halbtinten gemalten Köpfen, wie sie seit Rubens bloß Gros auszuführen verstanden hat. Die Gruppe hinter Bonaparte gehört auch noch zu den gelungensten Theilen, die Physiognomie des jungen Beauharnois, der den Hut auf einem Ohre trägt, ist ein echter Typus des jugendlich kecken, ritterlichen Geistes, und die zunächst stehenden Figuren athmen mehr oder weniger das Leben und den Charakter jener Epoche. Die Anordnung der Gruppen im rechten und linken Vordergrunde deutet auf die Hand eines Schülers, welcher nach vorgeschriebenen Regeln malt, sich jedoch so weit mit der Manier und dem Colorit seines Meisters vertraut gemacht hat, daß gerade kein Mißklang der einzelnen Theile mit dem Ganzen entstanden ist. Dagegen finden wir ganz den großen Maler der Kaiserzeit wieder in den wilden Schlachtrossen, welche sich unter den hemmenden Zügeln ihrer Reiter bäumen, ganz besonders aber noch in den drei Verwundeten des Mittelgrunds, einem Neger, einem Türken und einem Araber, in welchen drei verschiedenen Naturen der Künstler die ganze frühere Kraft seiner Zeichnung und Mannichfaltigkeit seines Colorits offenbart; kurz, mit Ausnahme einiger, etwas schwärzlicher, einförmiger Schatten und eines, im Vergleich mit frühern Bildern, weniger kräftigen Farbentons, beurkundet sich in diesem Kunstwerke das schöne Talent Gros' in reichem Maße.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Kupferstiche.

Tizians Tochter. Gemalt von Tizian, gestochen von Jos. Caspar. Berlin, 1835.

Tizians Bildniß seiner Tochter Lavinia ist eines der schönsten und anmuthigsten Gemälde, welche das königliche Museum in Berlin besizt. Zugleich mit einem vortrefflichen Werke Pordenone's, Madonna mit Heiligen und Engeln (das gegenwärtig nicht mehr mit dem Namen dieses Meisters bezeichnet ist, von dem es doch wohl ohne Zweifel herrührt), wurde es zu Ende des Jahres 1832 in Florenz angekauft, wo es sich im Besiz eines Venezianers, des Abate Luigi Celotti, befand. Die Sammlung, welche dieser Mann besaß und zum Theil noch besizt, war nicht zahlreich, enthielt aber einige Meisterwerke. Man sah dort einen andern kostbaren Tizian, eine Landschaft, Sanct Franziscus knieend im Vordergrunde — ein Bild voll Ernst und Würde, voll Andacht und ruhiger Schönheit; Adam und Eva von Pordenone; zwei Lorenzo Lotto's; einen Tintoretto und andere Gemälde venezianischer Künstler, ein interessantes, mit bewunderungswürdigem Fleiße gearbeitetes männliches Bildniß von Antonello von Messina, und den

beinahe einzigen, mit des Malers Namen bezeichneten Antonio Solario, welchen Rez. in diesen Blättern besprach (Kunstbl. 1832, 12, 38.) und den er später in der Leuchtenbergschen Galerie zu München wieder sah. Tizians Tochter war aber die Krone der Sammlung. Ein reizendes Mädchen, frisch, blond, blühend, in einem Kleide von gelbem Brocat, eine Perlenschnur um den Hals, mit Haarschmuck und Ohrgehängen, hebt ein Körbchen mit Früchten und Blumen in die Höhe und dreht dabei das freundliche Gesicht mit dem sprechenden Auge und dem leise geöffneten Mund nach außen. In dem Kopf, in der Haltung, in der Wendung des Nackens, in der ganzen Gestalt liegt ein unbeschreiblicher Liebreiz, in dem Colorit Tizians Wahrheit, Wärme und Farbenzauber. Es ist unmöglich, ein anmuthigeres Bild zu sehen. *

Herr Caspar hat das Original mit einer gewissenhaften Treue wiedergegeben und ein in jedem Betrachte ausgezeichnetes Werk geliefert. Seine früheren Arbeiten, so schätzenswerth sie auch waren, würden uns kaum haben vermuthen lassen, daß er sich in die Eigenthümlichkeit der venezianischen Schule auf solche Weise hätte hineinfinden können: um desto lieber geben wir ihm das Zeugniß, daß sein Stich neben den beiden klassischen von P. Anderloni, und der Himmelfahrt Mariä von Schiavone zu jenen gehört, welche Tizians inneres Wesen am besten auffassen, am reinsten wiedergeben. Die Behandlung ist kräftig, wie die Malweise es erforderte; das Blatt voll Wärme und Leben, voll Wirkung, ohne unnatürlichen Glanz und grelle Gegensätze. In den Umrissen ist nichts Scharfes und Eckiges; Alles ist gefühlt, Alles rundet sich, und das Weiche der Tinten ist vollkommen nachgeahmt. Die Taillen sind in den Fleischpartien ziemlich breit und offen gehalten, im Schatten mit kleinen, abgesetzten Mittelstrichen, in den Lichtpartien mit parallelen Linien. Im Gewande finden wir eine kunstvoll angelegte und mit sicherer Hand ausgeführte Schraffirung, die mit großer Geschicklichkeit den Falten und der Gattung des Stoffes angepaßt ist. Das sich kräuselnde Haar ist mit Sorgfalt gestochen; durch die sehr angemessen behandelte hintere Draperie wird der Kopf bedeutend gehoben. Auch Landschaft und Luft sind ganz im Charakter des Meisters. — So hat der wackere Künstler ein Blatt geliefert, welches zu den besten neueren Leistungen des Grabstichels gerechnet werden kann. Er hatte das Glück, nach einer trefflichen, ganz im Geiste des Originals gehaltenen Zeichnung zu stechen: sie rührt von Herrn Eduard Eichens her, welcher sie vor einigen Jahren in Venedig verfertigte. Rez. hatte bereits Gelegenheit, in einigen Bemerkungen über die Florentiner Kunstausstellung vom J. 1831, wo sie zu sehen war, derselben in diesen Blättern zu erwähnen. — Der Kupferstich ist Sr. Maj. dem Könige von Preußen gewidmet.

Alfr. Reumont.

* Es gibt zwei ähnliche Gemälde, auf denen aber manche Variationen vorkommen. Auf einem derselben, welches gestochen worden ist, sieht man ein Schmuckkästchen statt des Fruchtkörbchens.

Nachrichten vom Monat März.

Bildnerei.

Paris. In dem Hirtenbriefe, in welchem der Erzbischof von Paris zur Beobachtung der kirchlichen Fastengesetze ermahnt, verdammt er die Statue des Genius von Frankreich, welche nach Anordnung des Ministers Thiers die Kuppel des Pantheons schmückt. „Es ist,“ heißt es in dem Hirtenbriefe, „eine leere, eitle Figur, welche weder dem Geist noch dem Herzen etwas sagt. Es ist das Emblem der neuern Doktrin, die zum Himmel erhoben wird, ohne nur irgend etwas Gutes bewirken zu können; es ist das Bild einer phantastischen Gottheit, das Siegeszeichen, das Panier einer unbestimmten Verehrung, deren Elemente nichtig und leer, arm und gebrechlich sind und immer nichts bedeutend, unfruchtbar und unvermögend bleiben werden, deren Betrachtung nie einen edlen Gedanken einzuflößen, noch irgend einen Schmerz zu sänftigen vermag; ein Ding, welches kein Vater seiner Tochter, keine Mutter ihrem Sohne zeigen kann.“

Für Cuvier's Standbild, das hier im Pflanzengarten aufgestellt werden soll, und dessen Ausführung in Marmor der Bildhauer David für ein Honorar von 12000 Fr. übernommen hat, sind überhaupt 18500 Franken eingegangen. Das Modell der Statue in Gyps ist so eben fertig geworden und in der Werkstatt des Hrn. David ausgestellt. Zur Anschaffung des Marmorblocks hat der Künstler aus den Fonds des Ministeriums des Innern 5066 Fr., und aus denen des Handelsministeriums 1000 Fr. erhalten.

London. In der Manufactur der ausgezeichneten Goldschmide Storr und Mortimer sind kürzlich zwei prachtvolle Candelaber, nach den Zeichnungen des bekannten Bildhauers Chantrey vollendet worden. Einer derselben ward von den Damen von Norfolk dem Arzte Sir Charles Clarke verehrt. Er ist zu 9 Lichtern eingerichtet und der Fuß dreiseitig. Die Ecken bilden Engelfiguren; auf der einen Seite sieht man die Parabel von dem barmherzigen Samariter abgebildet; auf der zweiten das Wappen des Sir Ch. Clarke und auf der dritten eine angemessene Inschrift. Die Mitte des Leuchters bildet eine Aeskulapstatue. Der zweite Candelaber, welchen die Zöglinge des Gymnasiums in Winchester ihrem Rektor Dr. Williams zum Geschenk machen, hat dieselbe Form. An dem Fuße ist, statt der Parabel des Samariters, die Gruppe Telemach und Minerva angebracht, und statt der Aeskulapstatue sieht man die Figur eines Bischofs. Jeder dieser Candelaber kostet 500 Guineen (über 3500 Rthlr.).

Berlin, 21. März. Aus der Werkstatt des Hrn. G. Hossauer, Goldschmids Sr. Maj. des Königs, ist neuerdings ein goldenes Taufbecken mit silbernem Untersatz hervorgegangen, welches für die Kinder des königlichen Hauses bestimmt ist, und bereits am 15. November 1831 noch unvollendet durch die Taufe des Prinzen Friedrich Wilhelm Nicolaus Karl eingeweiht wurde. Die Figuren, welche

ten breiten Rand des Beckens schmücken, sind getrieben: die Erfindung rührt von Schinkel her. Es ist das heilige Sakrament der Taufe vorgestellt, und zu beiden Seiten kommen Väter und Mütter mit ihren Kindern herzu. Gegenüber sieht man einen Engel mit entfalteten Flügeln. Die durch die Ausbreitung der Radien zwischen den Figuren obenwärts entstehenden Zwischenräume sind mit Kronen von Palmbäumen ausgefüllt. In der Mitte des Beckens ist das Symbol der Taube. Das Modell ward vom Professor Brandt in Wachs gearbeitet. Die Schale wiegt ungefähr 7 Mark Gold von 23 K. 5 Gr. Feinheit.

Malerei.

London. Unlängst wurden die nunmehr von Wilkie vollendeten großen Bilder, der König in der Ordenstracht der Ritter des Hosenbandordens und die Königin in voller Hofgala, von II. MM. im Thronsaal des St. James-Palastes in Augenschein genommen. Wahrscheinlich werden sie nach Windsor geschickt werden.

Paris. Man arbeitet sehr eifrig an der innern Ausschmückung der Magdalenenkirche. Die Gegenstände für die Hauptbilder sind bestimmt, und die Anfertigung derselben ist den HH. Schnetz, Steuben, Bouchot, Signol, Abel de Pujol und Coignet übertragen. Jedes Bild wird mit 25,000 Fr. bezahlt.

Medaillenkunde.

Augsburg, im April. Der K. B. Hofgraveur Hr. Neuß dahier hat auf die glückliche Rückkehr Sr. Maj. des Königs Ludwig aus Griechenland eine Medaille von der Größe eines Thalers verfertigt. Auf der Vorderseite sieht man den König im römischen Costüm, wie er von der betrübten Grácia mit einem Handdruck Abschied nimmt und von der ehrfurchtsvoll ihm entgegeneilenden Bavaria, zu der er sich wendet, freudig begrüßt wird. Umschrift: LVDOVICO. SVO. FEL. RED. OVANS. GRATVLATVR. BAVARIA, d. i.: „Ihrem glücklich wiederkehrenden Ludwig bringt Bavaria hochaufjauchzend ihre Glückwünsche dar.“ Unten NEVSS. F. — Die Rückseite trägt die Inschrift: ANNVS BISSEXTILIS MDCCCXXXVI SIT BAVARIS. GRAECISQ. IVGITER. FELIX NEC. VNQVAM OBLIVISCENDVS. d. i.: „Das Schaltjahr 1836 bringe den Bayern und den Griechen gleiches Glück und sey ihnen für immer unvergeßlich.“

Von demselben verdienten Künstler erschienen im vorigen Jahre drei ähnliche Medaillen. Die erste auf den Tod des Kaisers Franz, auf der Vorderseite das lorbeergekrönte Brustbild des Kaisers mit der Umschrift: FRANCISCVM. AVGVSTVM. GERMANICVM. d. i.: „Franz, den Kaiser, den Deutschen.“ auf der Rückseite die Inschrift: PATREM. PATRIAE. PACIS. PER. EVROPAM CONSERVATOREM PRINCIPEM INTER. OPTIMOS OPTIMVM D. II. MART. MDCCCXXXV DEFVNCTVM AFFLICTA. LVGET GERMANIA. d. i.: „Den Vater des Vaterlands, den Erhalter des Friedens in Europa, den besten Fürsten unter den besten, gestorben den 2. März 1835, betrauert das bestürzte Deutschland.“ — Die zweite auf die Thronbesteigung des Kaisers Ferdinand, mit dessen lorbeergekröntem Brustbild, auf der Vorderseite mit der Umschrift: FERDINANDVS. I. P. F. AVG. MDCCCXXXV.; auf dem Revers in einem Kranze von Lorbeer und Eichenlaub die Inschrift: FRANCISCVS P. P. EODEM. QVO. DIE OBIIT IN. FERDINANDO SVO RESVRREXIT. d. i.: „Franz, der Vater des Vaterlandes, ist am nämlichen Tag, an dem er gestorben, in seinem Ferdinand wieder auferstanden.“ — Die dritte auf die silberne Hochzeitfeier König Ludwigs; auf der Vorderseite die perspektivische Abbildung des Doms von Bamberg mit der Umschrift: METROP. BAMB. AB. HENR. II. EXSTR. A. LVD. I. RESTAVR.: „Domkirche zu Bamberg, von Heinrich II. erbaut, von König Ludwig I. wieder hergestellt;“ auf der Rückseite die Inschrift: IN. MEMOR. XXV. ANN. NVPT. LVD. I. REG. AC. THERES. REGINAE. NVM. CVRAVIT. SOCIET. SCRVT. HIST. RER. BAMBERGENS. MDCCCXXXV. IV. ID. OCT. d. i.: „zum Andenken der fünfundzwanzigjährigen Vermählung Königs Ludwig I. und der Königin Therese ließ der historische Verein zu Bamberg diese Münze prägen. Am 12. Okt. 1835.“ Die Inschriften zu den drei erstgenannten sind von dem Hrn. Hofr. Dr. v. Ahorner in Augsburg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[164] **Bekanntmachung.**

Der Kunstverein dahier hat nach seinen Statuten am Schlusse jeden Jahres eine Lithographie, welche noch nicht in den Kunsthandel gekommen ist, unter seine Mitglieder zu vertheilen.

Hiezu können nur Werke der vaterländischen oder zum Vereine gehörigen Künstler ausgewählt werden.

Lithographen, welche ein entsprechendes Kunstblatt fertig oder in Arbeit haben, wovon sie bis Ende 1836 die benöthigte Anzahl Abdrücke — jedenfalls nicht unter 550 — um einen mäßigen Preis zu liefern und das Blatt nicht vor diesem Zeitpunkte in den Kunsthandel zu geben geneigt sind, werden hiemit eingeladen, ihre Anträge an den Kunst-Ausschuß des Vereins gelangen zu lassen.

Augsburg, den 26. März 1836.

[165] **Der Kunstverein in Mannheim.**

Einladung zur dritten öffentlichen Ausstellung.

Mit freudigem Gefühle über das kräftige und rasche Emporblühen unseres Vereines, und mit lebhaftem Danke für den hohen Genuß, der bei unserer lezten Ausstellung durch die eben so reichlichen, als gehaltvollen Zusendungen an Kunstwerken aller Art uns bereitet wurde, bringen wir zur Kenntniß sämmtlicher Künstler und Kunstfreunde, daß unseres Vereins dritte Ausstellung mit dem 2ten Mai d. J. beginnen und bis zum 31sten Mai dauern wird. Wir bitten die Freunde unseres Vereines, ihre Kunstwerke für diese Zeit uns anvertrauen zu wollen.

Der seit der lezten Ausstellung erfolgte zahlreiche Zutritt zu dem Vereine hat dessen finanzielle Kräfte auf einen ungleich blühenderen Stand gesezt, und nicht unbedeutende Mittel zum Ankaufe von Kunstwerken stehen ihm dermal zu Gebot.

Wegen Kürze der Zeit bis zum Beginne der Ausstellung werden wir von der Bestimmung des §. 41 unserer Statuten, wonach vor jeder Zusendung eine Anfrage erforderlich ist, Umgang nehmen, und jede Zusendung unter Angabe des Verkaufspreises wird uns auf unsere Kosten willkommen seyn, wobei wir nur noch den Wunsch aussprechen, daß wegen Beschränktheit unseres Lokals keine Gemälde über 4 Fuß im Durchmesser gesendet werden möchten.

Mannheim, 17. April 1836.

Der Präsident: Frhr. v. Stockhorn.

Der Secretair: v. Friederich.

№ 35.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 3. Mai 1836.

Berlin, 2. April 1836.

Bei der Verloosung seiner Erwerbungen, die der hiesige Verein der Kunstfreunde Ende vorigen Monats vornahm, sind die schönsten außer Berlin gegangen. Die Ausstellung vorher, wie gewöhnlich sehr besucht, war nicht groß, aber angenehm. Einige Stücke gaben für Gesellschaft und Tagesgespräch viel Stoff. Dazu gehört besonders die „Lurlei“ von Begas, die jetzt nach Hannover gekommen ist. Ich schrieb Ihnen schon früher, daß ich dies Gemälde sehr hoch schätze, und ich habe in manchen seitdem lautgewordenen Urtheilen anderer Art keine Veranlassung gefunden, von dem meinigen abzugehen. Auch ist es nicht bloß das meinige, sondern die Stimmen waren überhaupt getheilt und vielleicht der beifälligen mehr. Freilich auf Zahlen kommt es hier nicht an, sondern auf Gründe. Der Beurtheiler in der Staatszeitung hat die seinigen gegen das Bild öffentlich gemacht. Wegen ihrer Verbreitung scheint es mir nicht unpassend, bei dieser Gelegenheit einige Gegenbemerkungen eben so unverholen kund zu geben. Audiatur et altera pars, das ist man Niemanden mehr als dem Künstler schuldig. Ein kritisirtes Buch ist leicht eben so verbreitet, wie die Kritik; überall kann die Vergleichung gemacht werden, ob sie es wirklich treffe. Wie sehr aber ist der Künstler im Nachtheil, dessen Werk eine Menge Menschen nur aus der ungünstigen Auffassung dessen, der es verurtheilt, kennen lernen. Ich protestire also. Zunächst behaupte ich, daß jene Kritik schon die Aufgabe mißverstanden. Ihr zufolge wäre der Sinn der Lurlei-Sage „die Lust am Gesange, welche den Schiffer die Gefahr vergessen läßt und ihn dem Untergang preisgibt; wer sähe nicht, daß hierin wesentlich die Poesie ruht. (Ich z. B. sehe es nicht.) Der Dichter (Heine ist gemeint) konnte uns den Grund des Unterganges in dem Gesange nur ahnen lassen, ja er ließ sie sogar den Untergang selbst nur befürchten:“

> Ich glaube, die Wellen verschlingen
> Am Ende Schiffer und Kahn.
> Und das hat mit ihrem Singen
> Die Lore-Lei gethan.

„In der That,“ heißt es weiter, „beruht die Wirkung des trefflichen Gedichts auf diesem mit vieler Kunst nur angedeuteten Zusammenhang; der Maler dagegen stellte in der Fee den bestimmten Willen des Vernichtens, und nicht minder auch den Untergang selbst dar. Der Dichter ferner konnte die sehr contrastirenden Stimmungen auseinander halten und ihre Vermittelung dem Gemüth anheimstellen; der Maler aber, dem nur Ein Moment gegeben ist, konnte dies nicht“ u. s. w. — Eine seltsame Ansicht von der Lurlei-Sage, auf Heine's Worte gebaut. Fassen wir sie zusammen, so hätte dieser Dichter zwei contrastirende Stimmungen, nämlich einen Gesang, dessen Verderblichkeit er ahnen läßt, und einen Untergang, den er nur befürchten läßt, auseinander gehalten, und den Zusammenhang beider, des Gesangs und des Untergangs, mit großer Kunst nur angedeutet, ihre Vermittelung aber dem Gemüth anheimgestellt. Das Gemüth könnte sich also beliebig auch den Trost geben, daß der Schiffer nicht untergehen müsse, und dann — hat mit ihrem Gesange die Lore-Lei das gethan, daß der Schiffer vor Aufmerksamkeit beinahe ertrunken wäre, jedoch, dem Gemüth auf Discretion übergeben, noch gerettet worden ist. Ich weiß nicht, ob das gemeint ist. Denn der Kritiker hat auch seinen Zusammenhang „mit vieler Kunst nur angedeutet;“ aber dies und das „nur ahnen lassen,“ „nur befürchten“ soll doch wohl heissen, diese Unbestimmtheit sey die Poesie. Dies ist weder Heine's Gedicht, noch die Sage. Es hat also nichts auf sich, wenn auch der Maler einer andern Auffassung folgte. Ich sage, es ist nicht Heine's Gedicht. Denn daß das Singen der Schönen in diesem Gedichte nichts anderes ist, als das Mittel, worin die Phantasie das Anziehende, Betäubende, Hinnehmende des Zaubers fühlbar macht, und daß jenes: „Ich glaube — am Ende“ — uns

nur in die Gegenwart der immer noch steigenden Zauberwirkung versetzen soll, beweisen schon die Schlußworte: Das hat — die L. gethan. Hier erfüllt sich's. Daß aber bei Heine zugleich das Ganze im Ton der Ahnung gehalten ist, hat seinen Grund nicht in der Sage, sondern darin, daß dieser Dichter, wie er pflegt, von sich ausgehend und in Beziehung auf sich die Vorstellung entwickelt. Er deutet es schon im ersten Verse an, daß er selbst sich in den Banden eines Zaubers fühlt, und daß es die Ahnung seines eigenen Untergangs ist, was ihm „das alte Mährchen nicht aus dem Sinne kommen läßt." Dies hätte gar keinen Sinn, wenn der Untergang im Zauber nicht wesentlicher Theil des Mährchens wäre. Auch läßt ihn die Sage selbst so wenig unentschieden, daß sie immer von den Opfern spricht, welche die Schönheit der Unglücklichen nach ihrem Tode, wie bei ihrem Leben, gefordert und stets fordere, wenn sie sichtbar werde. Der Gesang ist dabei gar nichts so Wesentliches, wie der Kritiker will. Er scheint die Sage nicht zu kennen. Er nennt die Lurlei wiederholt die Fee. Das ist sie nicht nach der Sage. Unter Feen versteht man Wesen, die, nach Ursprung, Gattung, Heimath verschieden vom Menschenkinde, einem eigenen Geisterreiche angehören. Aus dem heidnischen Glauben an Schicksalsgöttinnen ist diese Vorstellung übergegangen in die romanische Poesie. Ein gänzlich verschiedenes Wesen ist die Lurlei. Sie ist Menschenkind, rheinische Jungfrau; ihr Liebster hat sie betrogen; ihre Schönheit, durch Wehmuth des gebrochenen Herzens zum Zauber erhöht, bethört alle Männer; der Bischof soll sie als Hexe zum Feuertod verurtheilen, sie beut sich selbst dazu; er vermag es nicht und entbrennt selber in Liebe zu ihr; man will sie im Kloster bergen, aber sie will nur den Tod und stürzt sich von dem Felsen, der nach ihr heißt, in den Rhein. Hier zaubert sie noch; wer sie sieht, muß, wie sie, lieben und sterben. Das ist das Constante. Die Ausführung in's Einzelne ist verschieden, wie bei allen Sagen. Wird vom Gesang der Lurlei gesprochen, so ist es, wie bei den meisten Zauberinnen, um die anstrengungslose, süße Gewalt zu bezeichnen, die von Seele zu Seele geht. Gesang ist unmittelbare Seele und unmittelbare Macht über die Seele. Dasselbe aber ist die Schönheit, der bloße Anblick, der unwiderstebliche Liebreiz der Zauberin. Brentano gibt in einer Romanze die ganze Sage ausgeführt; es ist mit keiner Sylbe vom Gesang die Rede. Eichendorff läßt einen verirrten Jäger der Zauberin begegnen; der hat sie kaum erblickt, so wirbt er um sie; dann erkennt er sie entsezt und erfährt, daß er nimmermehr aus diesem Walde kommen kann. Auch hier nichts vom Singen. Diese beiden Dichter haben nach dem Kritiker das ganz verkannt, worin wesentlich die Poesie der Sage ruht. Denn nicht bloß von Heine's Gedicht, ganz allgemein behauptet er: „in der Lurlei habe sich das Echo und die Gefahr am Felsen volkspoetisch personifizirt," und „in der Lust am Gesange, die hier dem Schiffer gefährlich, ruhe wesentlich die Poesie."

(Die Fortsezung folgt.)

Der Pariser Salon 1836.

(Fortsezung.)

Unmittelbar unter dem Gros'schen Gemälde hängt ein anderes, welches nicht minder peinliche Erinnerungen, als das eben besprochene erweckt, und jenes verhängnißvolle, leztverflossene Jahr zurückruft, das in einem Zeitraum von vier Monaten zwei so edle Naturen dem garstigen Selbstmorde als Beute in die Arme warf. Ist es Absicht oder Zufall, welcher die Schöpfungen zweier so berühmten Künstler vereinigt, die fast zu gleicher Zeit gestorben sind, der eine in den Wellen der Seine, der andere auf den Stufen des Palastes Pisani? warum? — wird Niemand erfahren! Jezt erst, wenn man die „Venetianischen Fischer" mitten unter so vielen andern Bildern sieht, fühlt man so recht die Lücke, welche Leopold Robert gelassen. Welch schönes, poetisches Bild sind seine Fischer! Welch herrliche Seite aus dem Lebensbuche eines Künstlers, der sie in einer so träumerischen Begeisterung, in einer so schwermüthigen Stimmung verzeichnet! Die Natur allein lacht; ja, das ist Venedig, wie ich es gesehen, mit seinem schönen Himmel, mit seiner sanften Wärme; es ist Venedig mit Herzen, die leiden, mit Sorgen, die immer wieder erwachen, und zulezt nur, wie die des Künstlers selbst, in der ewigen Todesnacht einschlafen. Jener Fischer dort im Mittelgrunde des Bildes, welcher die Netznadel in der Hand hält, ist Leopold Robert; wie sinnend und trauernd er dasizt! was liegt ihm daran, hier oder dort; er wird sich nirgends glücklich, nirgends heimisch fühlen. Armer Robert, diese Fischer sind deine glänzendste Leichenrede!*

Wenden wir den Blick von diesem schwermüthig stillen Vorgange ab und suchen wir den Lärm der Schlacht auf. Gleich beim Eintritt in den großen Salon carré fallen uns drei große, in einem nur durch dünne Stäbe getrennten Rahmen vereinigte kriegerische Darstellungen in die Augen. Horace Vernet hat sie gemalt, und der Katalog gibt ihnen den hochtrabenden Titel: „Schlacht bei Jena, 14. Oktober 1806, Schlacht bei Friedland, 14.

* Wir verweisen die Leser wegen Einzelheiten dieses Bildes auf Nr. 43 und 44 des Kunstblatts von 1835, wo wir den Künstler und seine Werke weitläufig besprochen haben.

Juni 1807, Schlacht bei Wagram, 6. Juli 1809." Von allen drei Schlachten sehen wir jedoch blitzwenig. Auf dem ersten Bilde liest Napoleon einem jungen Gardegrenadier den Text, weil er seinen Muth etwas zu vorwitzig an den Tag legen wollte und vorwärts, Marsch! gerufen hat; auf dem zweiten ertheilt der Kaiser dem Divisionsgeneral Oudinot Befehle zur weitern Verfolgung des Feindes, und auf dem dritten beoachtet Napoleon mit seinem Fernglase die Wirkung einer Batterie von hundert Stück Geschütz. Man sieht, der Künstler hatte nur einzelne Schlachtepisoden, keineswegs die ganze, vollständige Schlacht zu behandeln. Wir erkennen zwar in den drei Gemälden die erstaunliche Leichtigkeit und Gewandtheit des Vernetschen Pinsels wieder, aber der geforderte große Umfang hat den Inhalt erdrückt. Horace Vernet ist groß in seinen kleinen historischen Genrebildern von den Schlachten bei Montmirail und Hanau, aber klein in seinen großen historischen Stücken der Schlachten bei Jena, Friedland und Wagram. In jenen hat er trefflich die begonnene Handlung des Kampfes aufgefaßt und wiedergegeben, in diesen dagegen sehen wir vom Kampfe gar nichts, und die Figur des Kaisers zu Pferd erfüllt fast den ganzen Raum und bedeckt mit ihrem gigantischen Schlagschatten die übrigen Personen. Jedes Bild zeigt zwar außerdem noch einige schön geordnete Reihen von Truppen, und Offiziere mit tressenbesetzten, prächtigen Kleidern und wehenden Federbüschen, die aber wenig handeln und wenig sagen. Von schrecklichen Cavalleriechargen oder Bajonettangriffen sehen wir nichts; die ganze Schlacht geht hinter den Coulissen vor. Man wird bei diesen drei Gemälden unwillkührlich an jenen Maler erinnert, welcher, beauftragt den Durchgang durch das rothe Meer zu malen, seine ganze Leinwand mit dem Meere anfüllte, und denjenigen, welche ihn nach diesem sonderbaren Verfahren befragten, zur Antwort gab: „die Kinder Israels sind bereits hindurch gegangen und ihre ägyptischen Verfolger schon in den Wellen ertrunken. — Ein viertes Schlachtgemälde von H. Vernet, noch umfangsreicher, als die vorhergehenden, stellt die „Schlacht bei Fontenoy am 11. Mai 1745" vor. Wir sehen zwar auf diesem Bilde auch kein Schlachtgemenge, aber doch eine fleißigere und sorgfältigere Ausführung. Es wurde bereits im Jahr 1828 für einen der Säle des Staatsraths angefangen und ist gegenwärtig, nach einigen damit vorgenommenen Aenderungen und Erweiterungen, für Versailles bestimmt. Der Künstler hat eine Handlung nach dem Siege dargestellt, wie nämlich Ludwig XIV. sich vom Marschall von Sachsen die erbeutete Fahne überreichen läßt. Die Anlage des Ganzen ist gut, die Zeichnung fest und correct; das Colorit erscheint mit einem etwas zu durchsichtigen Lichte getränkt, wodurch die handelnden Nebenfiguren zu scharf hervortreten. Im linken und rechten Vordergrunde vervollständigen interessante Kriegsscenen das Ganze; eine Frau trauert um ihren verwundeten Gatten, ein Sohn, der auf dem Schlachtfelde decorirt worden, fällt seinem Vater um den Hals u. s. w. Die meisten Figuren haben Leben und Ausdruck, und die Composition, als solche, verdient Lob.

Unter den übrigen Schlachtstücken führe ich noch zwei als bemerkenswerth an: eine Episode aus dem russischen Feldzuge von Charlet und die Schlacht bei Lawfeldt, 2. Juli 1747, von Couder. „Die Episode aus dem russischen Feldzuge" ist der erste Versuch in der Oelmalerei jenes durch seine geistreichen Croquis und Aquarelle während der Restauration so berühmt gewordenen, Künstlers, der mit Beranger und H. Vernet sich zum Liebling und Rächer der Masse aufschwang. Wir sehen eine Abtheilung Verwundeter, welche noch Reihe und Glied zu halten und sich gegen die Angriffe der Kosacken zu vertheidigen sucht. Die Farben sind für einen Anfänger mit außerordentlicher Umsicht gehandhabt, und das Terrain ist mit großer Wahrheit behandelt. Man empfindet Schauder und Kälte, wenn man es ansieht, und fühlt den ganzen Umfang des Elends von Kriegern, welche unter einem so traurigen, düster grauen, über und über mit Schneewolken bedeckten Himmel gegen Frost, Hunger und Plackereien aller Art ankämpfen. Die Trümmer jener großen Armee hat der Maler weniger gelungen wiedergegeben; aus der ganzen Colonne tritt keine Gestalt charakteristisch hervor; in größerer Ferne gesehen, verschwinden die Figuren, und in der Nähe betrachtet, verschwimmen sie zu sehr in einander, oder erscheinen als hingetünchte Skizzen. Die Bewegung, welche in dieser halb vor Kälte erstarrten Masse herrscht, ist jedoch glücklich aufgefaßt, und das Ganze läßt eine schöne Nachkommenschaft erwarten. „Die Schlacht bei Lawfeldt" verdient wegen ihrer geschmackvollen Anlage und der Wahrheit des Colorits alles Lob. Die einzelnen Figuren treten hervor und haben Charakter, Würde und Ausdruck.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Monat März.

Malerei.

Rom. Aus dem Nachlasse der Mad. Lätitia, Mutter Napoleons, kamen alle Bilder, die sie besessen, an ihren Bruder, den Cardinal Fesch. Es sind sämmtlich Familien-Porträte von David, Gérard und andern berühmten französischen Malern. Auch ist das Bildniß von Carl Bonaparte, Vater Napoleons, dabei, welches die Verstorbene nie copiren lassen wollte.

Digitized by Google

Ausstellungen.

Hannover, 1. März. Die vierte Ausstellung des Kunstvereins ist am 24. Februar im königlichen Schlosse eröffnet worden. Sie ist eine der glänzendsten. Am zahlreichsten haben sich dieses Mal wieder die Münchner Künstler eingestellt. Weil die dortigen Historienmaler sich der Freskomalerei zugewendet haben, so ist wenig Historisches mehr von dort uns zugekommen, meist Genrebilder und Landschaften, von den lezteren namentlich ein Reichthum der herrlichsten und schönsten. Auch die Zahl der Düsseldorfer Bilder ist groß; es fehlen jedoch sehr viele Namen darunter, die wir auf der vorigen Ausstellung hatten, wie z. B. Lessing, Hübner, Bendemann u. A. Die Landschaft und das Genre herrschen auch hier vor, was wohl darin seinen Grund hat, daß die dortigen Historienmaler mit Bestellungen überhäuft sind. Der Berliner Bilder sind wenige und von nicht großer Bedeutung. Die dortigen Künstler arbeiten wohl meist für die große Ausstellung, die im Herbste d. J. stattfinden wird. Ebenso ist von Dresden nur wenig da, sogar weniger als früher. Dafür aber Einiges aus Wien. Die Sendungen aus Kassel beurkunden ein neu erwachendes, sich frisch regendes Kunstleben. Daß endlich auch unser Vaterland tüchtige Künstler hege, ergibt sich aus mehreren ausgezeichneten Kunstwerken. Einen besondern Reiz hat die Ausstellung dadurch erhalten, daß die ausgeschriebene Concurrenz von historischen Bildern vielfachen Anklang fand. Es sind bis jezt etwa 10 Skizzen zu größern historischen Bildern theils angekündigt, theils eingesendet, das Schiedsgericht wird, dem Beschlusse der Generalversammlung gemäß, eine dieser Skizzen auswählen und den Künstler mit Ausführung derselben in größerm Maßstabe beauftragen. Wenn man einen Blick auf die einzelnen Fächer wirft, denen die vorhandenen Bilder angehören, so erscheint die Historienmalerei am Schwächsten besezt. Dagegen ist die Zahl der Genrebilder desto größer und enthält höchst Vortreffliches. Am reichsten ist das Fach der Landschaften besezt, und hier ist überhaupt Vieles und Köstliches geboten. Unter den Architekturmalern behauptet Quaglio seinen Ruhm in der Darstellung alterthümlicher Gebäude. Unter den Thiermalern ist wieder Adam oben an zu nennen. Porträts sind nicht viele vorhanden. An Sculpturen ist bis jezt noch beinahe gänzlicher Mangel. Die Preise der ausgestellten Arbeiten sind zwar im Durchschnitt bedeutend zu nennen, doch ist es auffallend, wie gerade vorzügliche Bilder auffallend wohlfeil sind, während für mittelmäßige und schlechte außerordentliche Preise verlangt werden. Das Verzeichniß der ausgestellten Gemälde zählt bereits 503 Stück auf. Auch erscheinen, wie früher, während der Dauer der Ausstellung die hannoverschen Kunstblätter mit Lithographien von Osterwald, denen die obigen Bemerkungen entnommen sind.

London, 20. Februar. Die jezt eröffnete Gemäldeausstellung des British Institution bietet an ausgezeichneten Werken unter andern Landschaften von Lee, Geddes (Ansicht von Hampsteal und Haliford Green), Etty (Ansicht von Venedig), E. W. Cooke (Ansicht von Undercliff-Cave) dar. Sonst verdienen unter denen, welche vorzügliche Stücke eingesandt haben, besonders noch Edwin Landseer, Turner, David Roberts und Miß F. Corbeaux namentlich angeführt zu werden.

Paris. In dem Kupferstichkabinet der K. Bibliothek befindet sich eine Reihe von Katalogen aller Kunstausstellungen, die seit Ludwig XIV. bis jezt in Paris stattgefunden haben. Der erste dieser Kataloge ist vom Jahr 1699 und begreift 210 Nummern. Die zweite Ausstellung fand im Jahr 1704 statt und war die lezte unter Ludwig XIV. Unter der Regentschaft wurde keine Ausstellung veranstaltet. Unter Ludwig XV. gab es deren 24, von 1737 bis 1773, unter Ludwig XVI. 9, unter der Republik eben so viele, unter der Kaiserherrschaft nur 5, unter Ludwig XVIII. 4, unter Karl X. nur eine, 1827. Seit der Julirevolution haben deren 5 stattgefunden. Die gegenwärtige Ausstellung (1836) ist, seit der Entstehung unter Ludwig XIV., die 59ste, und die französischen Künstler haben innerhalb eines Zeitraums von 137 Jahren 40,650 Kunstarbeiten zur Anschauung des Publikums gebracht.

Denkmäler.

Brüssel, 4. März. Es soll hier auf dem sogenannten Märtyrerplaze ein Denkmal errichtet werden. Von den zu diesem Zwecke bei der dazu bestellten Commission eingereichten Plänen, hat der des Hrn. Geefs die Genehmigung erhalten. Das Denkmal wird in einer Statue der Freiheit bestehen, welche auf die Tafeln der Geschichte die Namen der Gefallenen verzeichnet und auf einem von knieenden Genien umgebenen Sarkophag angebracht ist. Unter diesem wird sich um das Denkmal eine unterirdische Säulenhalle ziehn, in welcher sich die Grabmäler der Gefallenen befinden. Eine Doppeltreppe soll der Straße Persil gegenüber hinabführen.

Königsberg. Den Bemühungen des hiesigen Kunstvereins und der Rudau benachbarten Dörfer war im vorigen Jahre die Renovirung der Schlachtsäule von Rudau gelungen. Die Säule wurde wieder aufgerichtet und das wahrscheinlich ehemals darauf gestandene Bild eines Schuzheiligen durch ein Kreuz ersezt. Dem Leztern gab man die Lilien des deutschen Ordens, und brachte im Mittelpunkt den preußischen Adler an. Unter dem Titel: „Die Schlachtsäule von Rudau, renovirt den 5. August 1835,“ ist so eben allhier in der Bornträgerschen Buchhandlung aus der Feder des Hrn. Stadtraths Degen eine Beschreibung der Wiederaufstellung des Monuments, begleitet von einer lithographirten Abbildung desselben, ausgegeben worden.

Akademien und Vereine.

London. An die Stelle der verstorbenen Mitglieder der Akademie der Künste Henry Bone (des Emailmalers) und G. St. Newton sind die Herren Gibson (Bildhauer in Rom) und Chs. Rob. Cockerell (Architekt) zu K. Akademikern ernannt worden.

Frankreich. In Moulins ist auf Veranlassung des Hrn. Achill Allia eine Gesellschaft der Kunstfreunde gestiftet worden. Aehnliche gibt es bereits in Lille, Valenciennes, Douai, Orleans, Toulouse u. s. w. Alle diese Gesellschaften kaufen Bilder und veranstalten Ausstellungen.

Berlin. Die königliche Akademie der Künste hat den Bildhauer Professor Rietschel in Dresden, den Maler Professor Schulz in Danzig, den königlichen bayerischen Hofmedailleur Voigt in München, die Kupferstecher Müller und Forster in Paris zu auswärtigen außerordentlichen Mitgliedern ernannt.

Stockholm, 1. März. Der König hat der K. Akademie der Wissenschaften, Geschichte und Alterthümer einen jährlichen Zuschuß von 1300 Rthlr. aus eigenen Mitteln bewilligt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 36.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 5. Mai 1836.

Berlin, 2. April 1836.

(Fortsetzung.)

Das Wesentliche, was Brentano und Eichendorff hervorheben, ist vielmehr, daß der Zauber der wunderbaren Jungfrau Rache nimmt an allen Männern für die Untreue, die ihr das Herz gebrochen hat. So hört man auch am Rheine, daß Untreue in der Liebe und Uebermuth von ihr bestraft werde. Jeder Einsichtige wird sich indessen wohl hüten, bei dieser, wie jeder Sage, ihre Bedeutung in einen fixen Begriff und die Vorstellung in ein einziges Motiv bannen zu wollen. Die besondere Darstellung, ja, die hat ihren bestimmten Sinn (Unbestimmtheit ist niemals Poesie) und demgemäß ihre nothwendige Form; aber jede lebendige Sage läßt deren verschiedene zu und kann nach entgegengesetzten Richtungen ausgebildet werden. Von Anfang ist eine Vorstellung da, in der sich eine Idee bewegt. Diese Bewegung nimmt die Theilnahme mit. An der Stimmung, nicht an Begriffen, pflanzt sich das Bild fort, wandelt sich auch. Jede Stimmung hat ihre Uebergänge, ihre Extreme; an diesen Linien spielt die Volksphantasie hin und wieder und kann an den Extremen bis zum Gegentheil des Ursprünglichen übergehen. So ist, wie Jeder weiß, der Sagen studirt hat, nicht einmal der Mittelpunkt einer Sage unverrückbar, geschweige die Motivirung an ihren Gestaltungen. Der Mittelpunkt, um den sich die Lurlei-Sage bewegt, ist die Schönheit und Liebe in ihrer unwiderstehlichen und verderblichen Macht: unendliche Anmuth mit unendlicher Wehmuth verschmolzen in der Eigenheit, dem Geschick und der Wirkung e i n e s Wesens. Daß Schönheit sich, und mit sich das Irdische opfert, ist ihr heiligstes Recht, und darin ist sie der reinsten Liebe gleich. Es kann aber auch ihr bloßer Reiz und seine Gewalt, Leidenschaft der Liebe, die edelsten Kräfte verzehren, und das ist die gottlose Seite der Schönheit, der Liebe. Der Zug nach beiden Seiten liegt in der Lurlei-Sage; ihre Stimmung ist unerschöpflicher Liebe unstillbares Leid. Die Trägerin kann unschuldig, sie kann schuldig erscheinen. Die alte Sage vereinigt Beides in ihrem Tiefsinn. Unschuldig ist die Jungfrau, denn sie kann nichts für ihre Schönheit, für ihre Liebe, die beide, durch fremde Untreue, ziellos ihr eigenes Leiden sind; sie beklagt den zauberischen Reiz, den sie ohne Willen übt, ja sie bittet um den Feuertod. Aber schuldig ist sie, denn sie sucht den Tod nur um des Einen Unwürdigen willen, von dem sie nicht lassen kann, und sie will nicht in's Kloster gehen, nicht der Gottesliebe sich zuwenden, der allgemeinen Liebe, der ihre Schönheit, da sie allgemeine Macht übt, wahrhaft angehören müßte; sondern sie nimmt sich selbst das Leben. Weil dieser Tod doch nur Festhalten in ihrer Leidenschaft, Beharren in ihrer Neigung zu dem Einzelnen, Falschen ist, so bleibt sie an die Erde gebannt, und ihre unerlöste Schönheit kann auch forthin nur Verderben wirken. Brentano drückt dies vortrefflich aus:

> Die Jungfrau sprach: „da gehet
>   Ein Schifflein auf dem Rhein,
> Der in dem Schifflein stehet,
>   Der s o l l mein Liebster seyn!“
>
> „Mein Herz wird mir so munter,
>   Es m u ß mein Liebster seyn!“
> Da lehnt sie sich hinunter
>   Und stürzet in den Rhein.

So ist in der ursprünglichen Vorstellung Beides gegeben, das Opfer der Schönheit und Liebe, so wie die böse Hexe. Die ausführende Phantasie kann abwechselnd jezt den Zauber, den die Schöne übt, zur Folie ihres Leidens nehmen, so daß unser Gefühl an der unüberwindlichen Rührung Anderer nur die Tiefe ihrer Anmuth und ihres Wehes ermißt; oder es kann umgekehrt ihr Reiz und ihr Unglück nur zur Folie des Zaubers genommen werden, so daß dieser in seiner Verderblichkeit als ihr Wesen, die Schönheit aber nur als Mittel, ihr Unglück nur als Motiv der Zauberin erscheint, die rächend tödtliche Liebe

einflößt, weil sie einst den Tod verlassener Liebe starb. Zauber ist immer Verkehrung des Göttlichen in natürliche Macht. Wird er als Passivität an ihr, als ihr Schicksal betrachtet, so erscheint sie unglücklich durch ihre tiefe Macht. Wird er als Aktivität an ihren Charakter gelegt, so erscheint sie als arglistig Reizende. Keinem Dichter und keinem Künstler darf gewehrt werden, nach der einen oder der andern Seite in bestimmten Motiven vorzugeben. Damit verwehrt auch er Keinem, sich ein anderes Bild aus der Sage zu schöpfen. Aber Jeder will nach seinem Maße gemessen seyn, nicht mit einem fremden, das da ein für allemal mitgebracht wird. Eine bestimmte Vorstellung außer und vor ihrer Bestimmtheit induciren zu wollen, ist in sich widersprechend. Soll ich ein Werk beurtheilen und nicht meine eigenen Phantasien, so habe ich sorgfältig in die Auffassung des Künstlers einzugehen, die ich schlechthin nur aus seinem Werke kennen lernen kann. Vermag ich klar zu sagen, was er wollte (nicht, was ich möchte), dann mag ich prüfen, ob er's erreicht habe. Jener Kritiker sezt voraus: Begas habe Heine's Lurelei malen wollen. Dazu ist allerdings Anlaß da, sofern vor der Zauberin auf dem Bilde Spiegel und Kamm am Boden liegt, und ihr Haar, wenn sie es auch nicht kämmt, zwar über der Stirn von einem Diadem gehalten, von rückwärts nach beiden Schultern fließend und wehend sich löst. Auch „blizt ihr Geschmeide," und „eine schöne, wunderbare Jungfrau ist sie;" und die Landschaft im Hintergrunde „dunkelt, und ruhig fließt der Rhein, und der Gipfel des Berges funkelt im Abendsonnenschein." Die Stimmung des Heineschen Liedes ist allerdings da, und wenn auch die Zauberin nicht eben singt, so spielt sie doch die hinter das Knie verborgengehaltene Zither. „Aber," sagt der Kritiker, „der Maler faßte anders auf, ja es kehrt sich die Sache recht eigentlich um. Aus der Fee, welche einsam auf dem Felsen, unbekümmert um das Treiben der Schiffer da unten, ihr goldenes Haar kämmt und ihr Lied singt, wurde ein feindseliges, mitleidloses Wesen, das mit drohendem Blick ihre Opfer anstarrt; aus den Schiffern aber, die nur von den Zaubertönen gefesselt und berauscht, des Steuerns vergessen, werden vielmehr mit der Gefahr Wohlbekannte, die mit ausgestreckten Armen diese böse Fee um Erbarmen anflehen, aber vergeblich." — Ja, das kehrt sich recht eigentlich um. Aber wo? Auf dem Bilde von Begas? Glauben Sie das nicht. Ich habe herumgesucht nach einem zweiten Menschen ohn, der in den Schiffern dieses Bildes mit der Gefahr Wohlbekannte, die mit ausgestreckten Armen diese böse Fee um Erbarmen anflehen, zu erblicken im Stande sey; aber vergeblich! — Daß der junge Mann im Kahn den Arm sehnsüchtig ausstreckt und mit dem Ausdruck leidenschaftlicher Liebe, „mit wildem Weh," wie Heine sagt (nicht bloß berauscht von Tönen), verzückt ist in den Anblick der Jungfrau, die sich mit ihrem schönen Leib und mit unaussprechlich ruhigem Blick zu ihm herabneigt — das habe ich gesehen auf den ersten Blick und beim lezten; von Bekanntschaft mit der Gefahr keine Spur. Der Alte streckt keinen Arm aus; seine Arme ruhen. Auch sein Blick ist unverwandt auf die Zauberin geheftet; aber es ist kein Schimmer von Flehen darin, nicht einmal von Flehen um Liebe; sondern Erstaunen ist der Ausdruck seines Gesichts, und dabei eines Gesichts, welches den Charakter hat, sonst eben nicht leicht zu erstaunen. An Gefahr zu denken, hat auch er keine Zeit; obschon der Kahn, hoch gehoben, dem Umschlagen ganz nahe ist. So und nicht anders konnte ich diese Figuren auffassen, ich fand Keinen, der sie nicht eben so genommen. — Es verhält sich gleich zuverläßig mit dem „Zwiespalt, der dem Maler auch für den Ausdruck im Kopf der Fee eine besondere Schwierigkeit ergab; denn die Schönheit, die man sich schwerlich ohne Liebreiz denken kann, sollte hier zugleich als unhold dargestellt werden." Diese Schwierigkeit hat der Künstler überwunden. Freilich, wenn Jemand da ist, der einmal diese seltene Gestalt, diese reizenden Arme und Nacken und das eigenthümlich fein gezeichnete Gesicht, das dunkle, nicht anstarrende, sondern ohne Starrheit unbewegte, tiefblickende Auge — nicht schön finden kann: quo faire? Allein der Kritiker sagte doch wenigstens im Eingang: „Wenn Begas' geistreicher Pinsel längst Anerkennung gefunden hat, so muß man ihn hier bewundern. Nach Allem, was wir von diesem Meister des Colorits kennen, hat er doch nie so gemalt: die leuchtende Karnation, die Schönheit, Zartheit und Lebendigkeit des Fleischtons gibt dem Bilde zunächst eine schlagende Wirkung; dies ist der erste Eindruck, sodann verweilt man mit Vergnügen auf dem seltsamen, in der That romantischen Costüm der Fee, die in hockender Stellung —" Halt! hier scheitere ich! — In hockender Stellung? — Wenn Jemand sizt, nicht auf seinen Fersen oder Knien, sondern auf einer natürlichen Felsbank, und sich frei mit dem Oberleib nach der rechten Seite wendet und vorneigt, heißt dieses Motiv hockende Stellung? — Gleichgültig wenigstens ist dieses Motiv nicht. Hätte sich der Kritiker Zeit genommen, es zu empfinden, so würde er es wesentlich für das Bild gefunden, und nicht dem Kopf oder Gesichtsausdruck der Zauberin einen Widerspruch zugetheilt haben, der sich im Bilde nicht findet. Ein Mittel nämlich — darin urtheilt er recht — war erforderlich, welches den von ihr ausgehenden Zauber an der Zauberin selbst ausdrücke. Sagt der Dichter einfach: die hat es gethan, so muß das Bild in einer sichtbaren Art, und die doch nicht handgreifliche Gewalt seyn darf, dies aktive Verhältniß der Erscheinung zu den Versinkenden zu erkennen geben. Der Kritiker weiß sich

da nur mit einem unholden Kopf zu helfen, dessen sich Begas zu entrathen wußte. Der Kopf ist nicht unhold, sondern von schöner Bildung, doch ohne qualifizirt sittlichen Ausdruck, das Gesicht fein und interessant, ohne Weichheit und Affekt, und das ist recht. Dazu stimmt die ganze Gestalt, die uns den Charakter einer Zauberin, dazu das Motiv, das uns den Moment des Zaubers, die Beziehung zu den Ergriffenen deutlich macht. Die ganze Gestalt, diese Mischung von Hohem und Befremdlichem, Zartem, das doch nicht weich wird, Reizendem und Wildem vergegenwärtigt eine Mächtige ohne Heimath, eine Schöne ohne menschliche Bestimmung. Dieser zerstreute Schmuck, der Metallschild über der Stirne, aber das Haar frei flatternd am Nacken; das schimmernde Gewand, röthlich und mit Silberfiguren durchwirkt, aber nur die schönen Formen der Füße umhüllend in seinem schweren Fluß, am Busen nur lose gehalten von einem schmalen, über Brust und Schulter gezogenen, goldflimmernden Band — auch die schönen Arme bloß: es ist etwas Königliches und doch keine Königin, nachlässig und doch imposant, klar und fremd, vollendet und doch von räthselhafter Seele. So spielt sie mit niederwärts zurückgestreckten Händen die Laute, während sie von der Klippe vorgewendet sich herabneigt und niedersieht über ihre Opfer. Hier ist ihre innere, verborgene Thätigkeit, die Arglist des Zaubers, im äußern Motiv, dem heimlichen Saitenspiele, das wir sehen, die Verlockten aber nur hören, nur empfinden, anschaulich gemacht; und das Vorbeugen des schönen Leibes und Angesichts in Ruhe und schweigender Aufmerksamkeit, ein Darbieten ohne Gewährung, ist zugleich eine Versinnlichung ihres Uebergewichts, der Schwere ihrer Erscheinung, der stillen Wirkung, die niedergeht nach dem Grunde, überlegen in ihrer leidenschaftlosen Neigung über das ergriffene und widerstandlose, sehnsüchtige und vergebliche Aufstreben dieser Nahegehobenen, die unbewußt am Wendepunkt des Lebens schweben. Das dunkle Auge über ihnen, ungetrübt und unangestrengt, ist sicher und still wie die Nothwendigkeit. — Diese Männer nun, wie sie im Zusammenhange der Vorstellung schon der Katastrophe des Zaubers nahe sind, erscheinen auch räumlich der Zauberin nahe, doch nicht so, wie der folgende Tadel des Kritikers angibt: „Der Annahme des Horizonts nach muß man sich den Lurlei-Felsen hoch denken, aber die scheiternden Figuren sind so gezeichnet, daß man sie ganz nahe der Fee glauben sollte; sie sind gemalt, wie ganz nahe, und doch ist zugleich die Stelle des Wasserspiegels, wo der Kahn sich befindet, noch fern; es ist hier offenbarer Widerspruch zwischen der Perspektive und der Größe der Figuren, so wie ihrer detaillirten Ausführung." Wahr ist hieran, daß die im Kahn etwas mehr in der Ausführung zurückgehalten seyn dürften, gemäß ihrem Abstande von der Hauptfigur; daß sie übrigens unter dieser sich tiefer befinden, ist immer noch deutlich genug gegeben. Ein Wasserspiegel aber ist es nicht, wo der Kahn erscheint, von dem nur die emporragende Hälfte sichtbar ist; die Welle schäumt an ihm und gehört ohne Zweifel einem Wassersturze, der an und unter dem Vorsprung, wo Lurlei sitzt, in's Bild hineingeht. Dieser Wassersturz hat den Kahn gefaßt, gehoben und wird im nächsten Augenblick ihn umschlagen und fortreißen. Es kann dies Wasser, das am Vordergrund selbst in's Bild hereinkommt und das Fahrzeug gegen den Felsen treibt, nur mit Unrecht ein ferner Spiegel genannt werden: hier ist der behauptete Widerspruch nicht. Das jedoch ist wieder wahr, daß dieser Fels oder Vorsprung, wenn man über dem hinter ihm und weiter sichtbaren Strome die Uferberge vergleicht, die ganz, mit Gipfeln und Abendhimmel drüber, sichtbar sind: diesen der Fels fast gleich hoch angenommen werden müßte. So hätte man, wenn man hierauf genau sieht, zwischen dem Vor- und Hintergrund einen längern Weg des Flusses zu denken, als im Bild erscheint. Dies hat, wie ich hörte, Manchen gestört. Mich hat es nicht gestört. Ich hatte keine Zeit und keine Ursache, zu untersuchen, ob Klafter oder Stunden zwischen dem Wasser vorn und den Hügeln des Grundes liegen. Ich sah Erscheinungen, die ich als nah, Theile einer Aussicht, die ich als fern verstand, sah umfaßt von Wassern und hereindämmernden Gipfeln die beleuchtete wundersame Scene; ihr Geist, und dazu die energischen Accorde des Abendhimmels, dunkelhell und gewitterhaft, und an den feuchten Wolken glänzende Lichter — Alles versezte mich in eine Stimmung; nicht in die eines Feldmessers, sondern Eines, in dessen Anschauung überwiegende Natureindrücke sich vereinigen, um ihm ein Bild nahe zu führen, das, in die Grenze der Wirklichkeit getreten und in die Sinne dringend, doch nur der Phantasie angehört. Wer die Lurlei sieht, kann nicht in einer Verfassung seyn, die der Verhältnisse ihrer Umgebung sich distinkt bewußt wäre oder Perspektiven nachmißt. — „Solche Träume soll man nicht malen!" Warum nicht? — „Weil sie den Gesetzen der Erscheinung widersprechen." So war es auch verkehrt, die Transfiguration und Himmelfahrt zu malen; denn in diesen müssen wir eine geheime Kraft voraussetzen, welche die Schwere einer Gestalt oder mehrerer, die keineswegs als Nebel gedacht seyn wollen, unsichtbar aufhebt. So leicht die Phantasie mir diese Kraft liefert: so leicht das unsichtbare Supplement eines Linienabstandes, den die Stimmung mir deutlich macht. Wie ich in mir ohne Zwang und von selbst ein Organ finde, welches den Blick auf's ganze Bild als einen wahren Moment empfinden kann: so frage ich nachher eben so wenig darnach, ob das Geschaute sich durch Messung erhärten lasse, als ich nach der wirklichen Existenz der Lurlei frage. Vertheidigen

aber gegen den, der sagt: ich fühle Unnatur, läßt sich so etwas nicht; man kann nur sagen: ich fühle eine andere Natur. Der Kritiker tadelt die ganze Raumausfüllung, sofern „Lurlei in die obere Ecke, die Schiffer gegenüber in die üntere gekommen, und die Composition schräg das Bild durchschneide." Dies ist im Widerspruch mit seiner eigenen Aeußerung, daß die „Schiffer ganz nahe der Fee" erscheinen, und will er diesen Widerspruch auf den Maler zurückweisen, da doch der Fels gegen den Hintergrund hoch erscheinen kann: so ist dies kein neuer Tadel, sondern wieder der vorige. Das Wahre ist eben das Mittlere, daß weder die Nähe der Herangetriebenen so ganz ohne Abstand, noch auch der Fels gegen sie so viel höher erscheint; vielmehr da die Zauberin von dem Riff, an dem sie sizt, sich herüber wendet und wieder neigt, und hier von der andern Seite der Kahn entgegengehoben wird, und der junge Mann mit ausgestrecktem Arm emportrachtet, so kommen sich die Motive entgegen, und da sich, zumal über dem Blick auf das Fahrzeug, die weitere Landschaft mit kräftigen Tönen in die Höhe baut, entsteht ein malerisches Gleichgewicht. Wenn aber der Kritiker behauptet, „der Hauptraum des Bildes, der eigentliche Vordergrund (es ist das Stück Boden unter oder vor den Füßen der Lurlei gemeint) sey mit uninteressantem Fels ausgefüllt:" so setze ich mit dem Recht, Empfindung gegen Empfindung geltend zu machen, die Behauptung entgegen, daß dieser Felsboden (der übrigens nicht der Hauptraum ist) nur für ein Auge uninteressant seyn könnte, welches keinen Sinn hätte für Schönheit eines malerischen Tones und sein treffendes Zusammenstimmen mit andern Tönen. Indessen es kommt heraus, warum der Kritiker unbefriedigt blieb; denn er vertraut uns „beiläufig," daß der Lurleifels „nicht Sandstein, sondern Schiefer ist." Ja, ich wollte, ich hätte mich auch kürzlich mit Geognosie bekannt gemacht, um mein neues Wissen wo anders anzubringen, wo es paßt. Hier würde ich es denn doch zu Hause lassen, wenn mich es auch ein wenig auf der Zunge brennte. Denn, beiläufig, man kann an den Rhein reisen und am Schiefer klopfen, so lange man will, die Lurlei wird man nicht herausklopfen. Mit Schiefer gibt sie sich nicht ab. „Aber mit Sandstein?" auch nicht; nur mit schönen Tönen zu ihren Füssen. — Aus diesen Gründen denn schließt der Kritiker, „daß der Gegenstand weder in seinem innern poetischen Gehalt, noch auch in seiner äußern Erscheinung malerische Darstellung erlaubte." — Auch meine Vorstellung von der Lurlei war eine andere gewesen; aber ich fand hier ein einstimmiges Wesen, einen sinnvollen Vorgang, eine Anschauung malerischer Dichtung, die, als ein neues Geschenk der Phantasie, ohne Selbstberaubung nicht abzuweisen war. Und wenn der Kritiker bemerken durfte, „daß die größte Meisterschaft des Pinsels und selbst die poetische Wärme des Talents nicht immer ausreicht, um einen reinen, ungetrübten Eindruck hervorzubringen, sondern daß es dazu auch einer klaren und scharfen Einsicht über die Grenzen einer Kunst bedarf:" so dürfen wohl auch wir bemerken, daß die Belehrung über diese Grenzen einer Kunst wenigstens nicht von einer Kritik ausgehen kann, die ihrerseits über ihre eigenen Grenzen keine klare und scharfe Einsicht hat. Diesem Vorwurf überliefert sich aber eine Beurtheilung, die damit anhebt, die Aufgabe in einer willkührlichen Beschränkung festzustellen, und die ihre Versicherung: „nur um den empfangenen Eindruck zu verdeutlichen, haben wir uns in's Theoretische verstiegen," so wenig bewahrheiten kann, daß sie den Ausdruck der Gestalten und die entschiedensten Motive falsch beschrieben hat. Ein direkter Tadel, auf Dinge gestüzt, die im Werke sich gar nicht finden, ist positiv ungerecht. Indem ich ihm widerspreche, weiß ich mich frei von jeder andern Rücksicht, die ausgenommen, die dem Künstler auch der Fremdeste schuldig ist. — Wenden wir uns nun zu Anderm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Pariser Salon 1836.

(Fortsetzung.)

Zu den bessern Schlachtgemälden gehören ferner noch die von Bellangé, der Einzug der Franzosen in Bergen, am Tage nach der Schlacht von Jemappes, 7. November 1792, die Schlacht bei Fleurus, 26. Juni 1794, der Uebergang über den Mincio und die Schlacht bei Pozzolo, 25. December 1800, und der Kampf bei Landsberg, 11. Oktober 1805. In allen vier Compositionen herrscht viel Leben und Bewegung. Die zweite besonders enthält alle Elemente, um uns ein lebhaftes Bild von dem Gewühle einer entbrannten Schlacht vor die Seele zu führen. Die Schlacht bei Marignano unter Franz I., 13. September 1515, von Fragonard, ist in den einzelnen Figuren übertrieben, und alle handelnden Personen schwimmen in einem künstlichen Lichte, welches den Beschauer unangenehm blendet. Ueber die Schlacht bei Hondschroten, 8. September 1793, von Eugene Lami, die Schlacht bei Denain, 24. Juli 1712, die Schlacht von Hohenlinden, 3. December 1800, von Chopin und die Einnahme der im Texel eingefrornen holländischen Flotte durch französische Cavallerie, von Mozin, weiß ich in der That nichts zu sagen. Eine besondere Erwähnung verdienen noch die Einnahme des kleinen St. Bernhard am 24. April 1794 von Pingret, und der Uebergang über den Rhein bei Düsseldorf, 6.

December 1795, von Beaune; auf beiden Bildern bemerkt man gute Einzelnheiten, besonders kräftig treten die Vordergründe heraus. Die Aufzählung aller kleinern Schlachtgemälde würde für den Leser wenig Interesse haben, wir beschränken uns deßhalb darauf, die Namen der Künstler zu nennen, welche von der Regierung damit beauftragt waren; es sind die HH. Victor Adam, Debon, Thierry, Renoux, Plattel, Lecomte, Jollivet und Eugene Lepoittevin. Lezterer hat außer der Schlacht bei Wertingen, 8. Oktober 1805, noch ein Seestück ausgestellt, welches den glorreichen Untergang des Vengeur am 29. Mai 1794 verherrlicht. Das Schiff, mit gekappten Masten und von Kugeln durchlöchert, hat so eben noch seine lezte Ladung abgefeuert und ist schon mit einem Theile seiner Kanonen unter Wasser. Das Vordertheil wird von einer mächtigen Welle emporgeschleudert; die noch übrige Mannschaft steht auf dem Verdeck; einige Matrosen sind damit beschäftigt, die dreifarbige Fahne an den zertrümmerten Mast zu befestigen, damit sie nicht eine Beute des Feindes werde; einen Augenblick noch und diese Tapfern sind in dem Abgrund versunken. Der Wellenschlag des Meeres ist meisterhaft gemalt, und die heroische Handlung selbst mit aller Wärme und Kraft der Ausführung, wie sie ein so kleiner Raum gestattete, dargestellt.

Eine weniger kritische Scene aus dem Seeleben auf Kriegsschiffen hat Biard zum Gegenstand eines Gemäldes gewählt. Dieser Künstler zeigt uns nämlich die Mannschaft am Bord einer Fregatte von sechzig Kanonen in dem Augenblicke, wo das Zeichen zum nahen Kampfe gegeben wird. Auf das Commandowort: Hangematten herunter! ist Jeder an seinen Posten geeilt; der Capitän und die übrigen Offiziere geben oder empfangen die Befehle des Angriffs und der Vertheidigung. Einige Matrosen tragen Kriegsmunition herbei, Schiffsjungen, mit Karabinern bewaffnet, klettern in den Mastkorb hinauf, und ein junger Tambour schlägt den Generalmarsch; der Steuermann sizt am Ruder und verwendet kein Auge vom Commandanten; der alte Oberschiffswundarzt steigt in die Cajüte hinunter. Troz der äußern Ruhe und Gleichförmigkeit hat das Ganze doch kein monotones Ansehen bekommen, es giebt sich vielmehr darin eine große Lebendigkeit kund. Wir bemerken in den geringsten Einzelnheiten die feine Beobachtungsgabe des Künstlers, welcher lebhafte Auffassung mit der Beibehaltung der strengen militärischen Disciplin zu verbinden gewußt hat. Höchst mannichfaltig ist der Eindruck wiedergegeben, welchen der dargestellte feierliche Moment auf die verschiedenen Personnagen hervorbringen mag. Obschon Alle den strengen Vorschriften und Befehlen Folge leisten, sehen wir jedoch jedem Einzelnen an, welch besondern Antheil der bevorstehende Kampf in ihm erweckt, und während Alle treu ihre Pflicht erfüllen, werfen sie doch zugleich, soviel ihr Stand es ihnen gerade erlaubt, verstohlene Blicke auf die hohe See, wo ihnen ein feindliches Fahrzeug signalisirt worden ist. Die Ausführung ist lobenswerth.

Mit gleicher Wahrheit und Lebendigkeit hat Eugene Isabey das Leichenbegängniß eines Seeoffiziers unter Ludwig XVI. behandelt. Die Leiche, auf ein Brett befestigt, wird eben in das Meer hinuntergelassen, während ein Kanonenschuß die ganze Mannschaft auf's Verdeck ruft, von wo aus sie die Ceremonie mit ansieht. Die Composition gewährt einen eben so neuen, als originellen Anblick, und gefällt besonders durch die angenehme Farbengebung und feste Behandlung. Der Lichteffekt des Ganzen scheint vielleicht etwas zu gesucht, die Sonne vertheilt schwerlich ihre Strahlen mit solcher stiefmütterlichen Sparsamkeit, und die Natur verfährt nicht wie ein englischer Vignettenmaler, dessen Kunstgriffe ein so verdienter Künstler, wie Isabey, nicht hätte anwenden sollen.

Nach längerer Abwesenheit im Salon hat dies Jahr wieder ein verdienstvoller Künstler ausgestellt. Leon Cogniet gehört zu den in den guten Lehren der Schule gebildeten Malern; es ist zu bedauern, daß sein leidender Gesundheitszustand ihm keine größere Thätigkeit gestattet. Seine Werke, worunter der „bethlehemitische Kindermord,“ „der Krankenbesuch des heiligen Stephan,“ „der Raub der Rebecca im Ivanhoe“ bekannt sind, zeichnen sich durch einfachen Styl, correcte Zeichnung, saftige Tinten und wahres, festes, mitunter glänzendes Colorit aus. Sein Hauptwerk ist ein kürzlich vollendetes Deckengemälde in einem Saale des ägyptischen Museums, welches den General Bonaparte darstellt, wie er auf den Ruinen eines ägyptischen Grabmonuments sich mit gelehrten Alterthumsforschern über aufgefundene Merkwürdigkeiten unterhält. Dies Bild trägt ganz das Gepräge der damaligen Epoche, und die Wirkung desselben ist warm und kräftig; es liegt etwas Tiefes in jener schwülen Luft der thebaischen Wüste, etwas Ernstes in der Hauptgruppe des Generals und der Gelehrten, und etwas höchst Geistreiches in der Episode des kleinen Tambours und des alten Soldaten im Vordergrunde, vor welchen gerade ein Mumienkasten in das Zelt vorbeigetragen wird. Dem alten Grenadier zwingt dieser todte Schatz ein mitleidiges Achselzucken ab; er denkt gewiß: das war auch noch der Mühe werth, der sengenden Hitze und dem brennenden Durste Troz zu bieten, um einige buntbemalte Särge und umwickelte Leichname mit nach Frankreich zu bringen! Seine Befehlshaber scheinen jedoch anderer Meinung zu seyn, denn sie untersuchen mit großem Eifer die herbeigeschafften Alterthümer. Dieses Bild gehört nebst der „Apotheose Homers“ von Ingres zu den besten Plafonds im Louvre. Dies Jahr hat Cogniet im Auftrag

des Königs die Abreise der Pariser Nationalgarde im September 1792 gemalt und wirklich ein Musterbild für Compositionen dieser Art geliefert, wo die große Anzahl von Figuren oft Verwirrung und Ueberhäufung hervorbringt. Der Zuschauer befindet sich vor dem Pont-neuf an der Ecke des Quai des lunettes; im Hintergrunde sehen wir das Institut de France, den Pont-royal und das Louvre. Da, wo jezt die Reiterstatue Heinrichs IV. steht, flattert auf einem Piedestal eine weite, dreifarbige Fahne, worauf man die feierlichen Worte liest: La patrie est en danger! Ein kleines Zelt ist zur Rechten aufgeschlagen, wo die Namen der Freiwilligen eingeschrieben werden, die sich schaarenweise hinzudrängen. Die ganze Municipalität zu Pferde wohnt dieser Feierlichkeit bei, welche mit Kanonendonner der Stadt Paris verkündet wird. Gerade auf den Beschauer zu kommt eine Colonne von jenen aus dem Stegreif geschaffenen Soldaten, welche begeisterten Muths an die Grenze marschiren, um den heiligen Boden des Vaterlands zu vertheidigen. Frauen und Mädchen huldigen ihrem Patriotismus und streuen ihnen Kränze und Blumen. Es sind meist junge Leute aus höhern Ständen, mit freien Gesichtszügen und eleganter Kleidung. Einen schlagenden Contrast zu diesen frohen Gesichtern bildet der Schmerz der zurückbleibenden Mütter, welche mit ihren Segenssprüchen die Abreisenden begleiten. Ein kleiner Säugling, der die Begeisterung jener Zeit schon mit der Muttermilch einsaugt, zappelt mit Händen und Füßen und freut sich über all den Lärm, von dem er noch nichts versteht. Auf einem Balcon, vor einem Fenster links, bemerken wir zwei alte Leute, welche wahrscheinlich über die kommenden Uebel wehklagen und die Ruhe vergangener Zeiten zurückwünschen. In dem ganzen Bilde herrscht eine Feinheit des Tons, eine Correctheit der Zeichnung und eine Gewandtheit der Lichtvertheilung, welche den geübten Künstler beurkundet; jene Gruppen von Arbeitern, Männern, Frauen, Kindern und Greisen drücken eine edle Begeisterung aus, und diese ganze Composition sprach durch die Wahrheit und den Adel der Auffassung vorzüglich an.

Im historischen Fach sind uns jezt noch mehrere größere Gemälde zu besprechen übrig. Flandrin, einer der ausgezeichneteren Schüler Ingres', hat eine Episode aus Dante's göttlicher Komödie zur Darstellung gewählt. Dante ist in Begleitung Virgil's bis an den Theil des Fegefeuers gekommen, wo die Neidischen sich befinden. Der edle florentinische Sänger beugt sich zu diesen Unglücklichen hin und spricht ihnen tröstende Worte zu; Virgil, eine schöne, vielleicht etwas zu jugendliche Gestalt, steht dem Dante zur Rechten. In dem ganzen Bilde offenbart sich das Talent des angehenden Künstlers. Die in einem strengen historischen Style gehaltene Composition, die Reinheit der Zeichnung, der Geschmack in der Anordnung der Draperien, die wohlberechnete Lichtvertheilung, die gewissenhafteste Ausführung; — das Alles erhebt das Gemälde Flandrins zu einem verdienstvollen Werke.

L. Boulanger, der Maler des Mazeppa, scheint die romantische Bahn ganz verlassen zu wollen. In „der Judith, nach dem Tode des Holofernes dem Herrn lobsingend,“ welche wir voriges Jahr auf der Ausstellung sahen, suchte sich der Künstler bereits den strengen Styl der ältern Schulen anzueignen; dieses Bestreben tritt noch deutlicher in dem großen Bilde hervor, welches der diesjährige Salon von Boulanger besizt. Es stellt den „Triumph Petrarcs“ vor. Der Dichter kommt vom Capitol zurück; eine große Volksmasse und junge Mädchen, als Musen und Grazien oder in andere, allegorische Costüme verkleidet, begleiten den Triumphwagen; die Blüthe des römischen Adels, der Dichter, Gelehrten und Krieger damaliger Zeit bildet das Gefolge. Die mythologischen Elemente haben dem Bilde ein steifes, antikes Aussehen gegeben, welches außerdem durch die Anordnung der Gruppen nicht gehoben wird und der dargestellten Scene das originelle Gepräge raubt. Der Hauptfehler der Composition ist der Mangel an Leben und Wärme. Bei einer solchen Ceremonie muß die Begeisterung dem Maler die Hand führen; Boulanger aber zeigt uns auf seinem Bilde ein höchst gleichgültiges Volk, das ungestörten Sinnes die Straße dahinzieht. Sonderbarerweise haben alle abgebildeten Personen denselben Wuchs, wie wenn sie vorher alle unter einem Visirstabe gemessen worden wären. Zu dieser wenigstens auffallenden Gleichförmigkeit kommt noch eine gewisse schwerfällige Monotonie des Gemäldes. Unter allen diesen vielen steifen, phlegmatischen und gleich großen Figuren hat der Maler keine einzige kleine Episode angebracht; öffentliche Ordnung und Ruhe scheint seine Kunstdevise gewesen zu seyn; kein einziger Zuschauer bemüht sich, über die Köpfe seiner Nachbarn hinwegzusehen, kein einziges Kind drängt sich unter die Reihen dieser Neugierigen von demselben Alter, von derselben Größe und, wie es scheint, von denselben ruhigen Sitten; keine einzige Unebenheit des Terrains bringt eine Störung und Bewegung in diese prosaisch dahinschleichenden Massen. Das Ganze verräth jedoch ein sorgfältiges Studium alter italienischer Meister; besonders tritt dies in den Draperien hervor. Die Zeichnung läßt in den meisten Theilen Manches zu wünschen übrig; das Colorit ist einförmig, ohne Saft und Kraft, wodurch die allgemeine Wirkung des Bildes wenig befriedigend ausfällt.

Steuben hat diesmal ein großes Bild ausgestellt, welches indeß wenig anspricht. Steuben ist einer von den neuern französischen Künstlern, welche von den strengen

Regeln der klassischen Schule ausgehend, diese sofort verließen und mit einer lobenswerthen Ausdauer sich neue Wege zu bahnen versuchten, was ihnen zwar nicht immer gelungen ist. Wenn Steuben aber auch nicht in dem Fahrgeleise der Davidschen Schüler geblieben ist, so finden wir ihn eben so wenig bei der romantischen Bundes-Armee als Freiwilligen eingeschrieben. Steuben hat stets vor der Form eine zu große Achtung bezeugt, wobei er aber seinen Bildern zugleich auch Effekt, Leben und Farbe zu geben sich bestrebte. In seinem Peter dem Großen als Kind, und in seiner dieses Jahr ausgestellten Johanna von Castilien, die am Paradebett das Wiedererwachen ihres gestorbenen Gemahls erwartet, hat jedoch seine Farbe öfters etwas Schwerfälliges, Gypsartiges, und die Wirkung ist nicht immer frei von Affektation. Alles Beiwerk seines diesjährigen Bildes, das prächtige Atlaskleid Johannens, der glänzende Waffenrock Philipps von Castilien, und die rothseidenen Vorhänge des Todtenbetts sind so sorgfältig und effektvoll behandelt, daß die handelnden Figuren sich dahinter verstecken.

Schnetz hat dies Jahr nur zwei kleinere Bilder auf der Ausstellung, wovon das eine, das Leichenbegängniß eines kleinen Kindes in den Gebirgen Latiums bei Rom, mit vielem Gefühl und großer Wahrheit behandelt ist. Schnetz hat von jeher ein schönes Talent in der Darstellung italienischer Volksscenen beurkundet, außerhalb dieses Kreises aber fast in allen seinen Werken, wenn man vielleicht den sterbenden Mazarin ausnimmt, eine große Mittelmäßigkeit gezeigt. „Das Gelübde an die Madonna“, und „das Gebet an die heilige Jungfrau,“ — Scenen aus dem italienischen Volksleben — sind zwei Bilder, welche einen eben so rührenden als elegischen Eindruck hervorbringen. Wenn man die Jeanne d'Arc des Malers auf der vorigen Kunstausstellung und seinen diesjährigen Connetable von Montmorency in der Schlacht bei Saint-Denis mit jenen beiden Compositionen vergleicht, findet man auch nicht den mindesten Zusammenhang der Auffassung und Ausführung. Als ehemaliger Schüler Davids ist Schnetz immer noch einer von den Malern, welche gut zeichnen; bisweilen enthält auch sein Colorit viel löbliche Eigenschaften; mitunter übertreibt er jedoch die Kraft seines Farbentons, der alsdann in's Chocolatbraune hinüberspielt, oder sich in's Bläulichrothe versteigt, wodurch er hart und schreiend wird.

Die historischen Genrebilder haben sich wieder recht zahlreich auf der Ausstellung eingefunden. Die Herren Durupt, Dubruloz, Lestang, Lugardon, Robert Fleury, Rudden, Rubio, Colin, Marquis, Gosse, Jacquand, Perignon, Serrur u. A. sind in diesem Fache mit mehr oder weniger Glück zu Werke gegangen. Mit sehr wenig Geschmack dagegen hat Giraud uns in einem großem Rahmen den Obersten der Pariser Kaufmannschaft, Marcel, dargestellt, wie er den jüngern Dauphin Carl vor der Wuth des empörten Volks rettet. Blut, Mordlust und Zähnefletschen grinsen uns aus diesem Bilde entgegen, von dem wir uns rasch wegwenden wollen, um Erfreulicheres aufzusuchen. Solches bietet uns der Salon in zwei Gemälden Alfred Johannots, welche sehr beifällig aufgenommen worden sind. Eines derselben stellt den Herzog von Guise, Franz von Lothringen, vor, wie er nach der Schlacht bei Dreux sich in das nahegelegene Schloß von Rambouillet begibt, um dem jungen König Carl IX. und der Königin Mutter, Catharina von Medicis, seine Aufwartung zu machen. Der Künstler hat in diesem Werke großen Fleiß und ein schönes Talent offenbart, welches in dem Reichthum der Details, in der Gewandtheit des Pinsels, in der Reinheit des Colorits und in der geistreichen Auffassung des Ganzen sich kundgibt. Schade, daß das Bild durch seinen Umfang etwas zu gesteigerte Ansprüche macht, welches indeß nicht von dem Willen des Malers abhing, da Umfang und Sujet vorgeschrieben waren. Der König hat das Gemälde für das Museum in Versailles bestimmt. Das zweite Bild Johannots spricht mehr an. Es zeigt uns die Maria Stuart, wie sie Schottland verläßt und eben das Boot besteigen will, um sich in die Hände ihrer Nebenbuhlerin und tödtlichen Feindin, der Königin Elisabeth von England, zu liefern. Hier finden wir den Künstler in seinem eigentlichen Elemente; Umfang, Auffassung und Behandlung sind ganz dem historischen Genre entsprechend. Die Manier Johannots kommt der niederländischen Schule sehr nahe; jedoch übertrifft der französische Maler seine Vorbilder durch geschmackvolle Eleganz und geistreiche, leichte, spielende Behandlung. Man kann nicht leicht in dieser Art etwas Vollendeteres sehen, und dieses kleine Staffeleigemälde ist mir in jeder Hinsicht lieber, als gewisse im großen historischen Style behandelte Bilder des Salons; ich finde in Johannots Genrebildern mehr wahre Historienmalerei, als in jenen großen, bestellten Begeisterungen von 40 Schuh Länge und 20 Schuh Breite.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Monat März.

Akademien und Vereine.

Rom. Die Berliner Nachrichten vom 25. Februar enthalten einen aus Rom vom 9. Februar datirten Artikel über die Entstehung, das Emporblühen und die jetzigen Verhältnisse des archäologischen Instituts in Rom, aus welchem wir das Wichtigste ausheben. Bei Gelegenheit der Anwesenheit des Kronprinzen von Preußen, des

Protectors des Instituts, ward dasselbe, insbesondere durch den K. preußischen Ministerresidenten C. K. Bunsen und den Professor E. Gerhard in's Leben gerufen, und der Herzog v. Blacas, damaliger französischer Botschafter, nahm die Präsidentur an, während sich die obengenannten beiden Gelehrten, in Verbindung mit den Hrn. Thorwaldsen, Fea und einigen andern italienischen Archäologen, der Direction unterzogen, und Dr. Panofka in Paris mit unermüdetem Eifer für das Gedeihen der Anstalt arbeitete. Die erste Absicht bei der Gründung war, durch Concentrirung der Korrespondenz über die wichtigsten Entdeckungen im Gebiete der Archäologie und freie Besprechung darüber dieser Wissenschaft einen neuen Impuls zu geben, und dann die wichtigsten Alterthümer, welche aufgefunden werden, oder bisher noch nicht veröffentlicht waren, der gelehrten Welt durch monatliche und jährliche Berichte und genaue Kupferstiche, wo es nöthig schien, bekannt zu machen. Es schloßen sich bald italienische und auswärtige Gelehrte der Gesellschaft an, und gegenwärtig zählt das Institut beinahe alle ausgezeichnete Archäologen Europas zu seinen Theilnehmern. Durch die freigebigen Beiträge der Privaten, so wie auch der preußischen, französischen und russischen Regierung, mehrten sich die Sammlungen und die Bibliothek des Instituts so schnell, daß das von der preußischen Gesandtschaft im Nebengebäude des Palastes Caffarelli eingeräumte Lokal bald zu klein ward, und bei Gelegenheit des Ankaufs eines alten Gebäudes auf dem Monte Caprino von Seiten der preußischen Gesandtschaft ein Flügel desselben dem archäologischen Vereine zum Ausbau überlassen wurde. Der bekannte Architekt Knapp aus Stuttgart richtete zu diesem Ende einen Saal von 90 Fuß Länge und 18 Fuß Breite ein, in dem nun theils die Sammlungen aufgestellt sind, theils die zahlreich besuchten Zusammenkünfte gehalten werden. Ein Vorhof mit Porticus nach der Straße zu bildet den Eingang, wo Sarkophage, antike Inschriften, Tafeln, Fragmente alter, zum Theil an Ort und Stelle (dem Plaze des großen Jupiter-Tempels) gefundener Denkmäler den Zweck und den Inhalt des Gebäudes ankündigen. Die Verzierungen des Saales sind, nach Angabe des Herrn Knapp, sehr geschmackvoll im Pompejanischen Styl ausgeführt. An den Wänden sind der ganzen Länge nach Schränke aufgestellt, welche die Bibliothek, die Sammlung der Kupferwerke, Münzen, Abdrücke von Gemmen, Vasen, Bronzen, Terracotten und sonstige Kunstschäze enthalten. Um den Versammlungstisch stehen die Büsten Winckelmanns (in der Mitte), Visconti's und Fea's, gegenüber Göthe's, zwischen Herder's und Thorwaldsen's, die Vereinigung deutscher und italienischer Kunst und Wissenschaft in Rom andeutend. Der Seitenthür gegenüber ist die Büste des erlauchten Beschüzers aufgestellt.

Dieses neue Lokal ward nun am 26. Januar durch den Generalsekretär, Hrn. Bunsen, in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung Gelehrter, Künstler und Alterthumsfreunde aller Nationen, mit einer in französischer Sprache abgefaßten Rede eröffnet. Zugleich ward die Erklärung wiederholt, daß alle Sammlungen des Instituts unveräußerlich und als von Rom untrennbar anzusehen seyen, so daß sie im Fall der Erlöschung des Instituts einer hiesigen öffentlichen Sammlung zufallen würden, und endlich angezeigt, daß die Bibliothek an 3 Wochentagen unter Aufsicht der DD. Braun und Frank zur freien Benuzung aller Mitglieder geöffnet sey, ferner daß an den andern Wochentagen, außer den gewöhnlichen Sizungen, noch, wie in den beiden vorhergehenden Wintern, für diejenigen, welche für die Bereicherung der Bibliothek etwas beigetragen (das Minimum ist 2 Louisdor) einleitende Vorlesungen über römische Topographie (von Hrn. Bunsen) und Kunstmythologie (von Dr. Meyer aus Rinteln) gehalten werden würden, welche Vorträge Tags darauf begannen. Zur Verwendung der Summen, welche durch die alsbald für die Bibliothek eröffnete Subscription aufgebracht würden, ernannte man einen Ausschuß. An der Spize der Subscription bemerkte man den preußischen und den hannöverschen Geschäftsträger, jeden mit 10 Carolin, denen sich besonders Engländer mit geringern Beiträgen anschloßen. Um die Bereicherung der Bibliothek hat sich vorzüglich Dr. Härtel in Leipzig verdient gemacht. An Vasen besizt das Institut schon 60, zum Theil mit den interessantesten Malereien, und Hr. Kestner hat der Anstalt kürzlich eine ansehnliche Sammlung ägyptischer Alterthümer zum Geschenk gemacht.

Lithographien.

Paris. Das neueste Stück eines hiesigen Kunstblatts enthält zwei von Gingembre vortrefflich gezeichnete und in Frey's Offizin lithographirte Blätter nach Fratin's geistreichen, in Metall ausgeführten Thiergruppen, ein Geyer, der eine Gazelle zerreißt, und eine Gruppe kämpfender junger Füllen aus einem Gestüt.

Berlin. In der Kunsthandlung v. E. H. Schröder ist so eben Adolph Schrödter's humoristisches Genrebild aus der lezten Ausstellung: „der schlafende Knabe mit dem Hunde,“ in einer von Wildt ausgeführten Lithographie erschienen.

Dresden. Die vorzüglichsten Gemälde der königlichen Galerie zu Dresden erscheinen unter der Leitung und größtentheils auch von der Hand des rühmlich bekannten Lithographen Franz Hanfstängl in 2 Bänden, welche zusammen 120 der ersten Meisterwerke umfassen werden, und zwar in Lieferungen, deren jede 3 Blätter enthält. Der erste Band soll in 4 Jahren beendigt seyn. In der ersten Lieferung befindet sich der Zinsgroschen (Cristo della moneta) von Titian, die Klavierspielerin von Netscher und das schöne Reitergefecht von Wouvermann. Als Frontespiz dient der schöne, von Engeln umgebene Genius von A. Carracci. Der vom Vorsteher der Kupferstechergalerie in Dresden, Hrn. Frenzel, verfaßte Text erscheint in deutscher und französischer Sprache.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Pompeji. Herr Professor Zahn hat im Februar in dem Hause der Strada di Mercurio, in welchem sich die Frescogemälde des Narcissus und Endymion befinden, 14 silberne Gefäße und eine Menge Münzen aufgefunden, darunter 29 Goldmünzen der ersten römischen Kaiser, auch 2 silberne Gefäße von 5 Zoll Durchmesser mit erhabener Arbeit, welche Amorinen und Centauren, so wie Bacchische und Cerealische Embleme darstellt.

Herkulanum. Das Bulletino dell' Instituto bringt die Nachricht, daß die Nachgrabungen zu Herkulanum nun auch zu einem stattlichen Wirthshaus hingeführt haben. Der erste innere Hof, dessen Pflaster in einer Mosaik von Blumen besteht, war für Aufnahme von Handthieren, der zweite für Waarenlagerung und Schlafgemächer eingerichtet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 37.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 10. Mai 1836.

Altdeutsche Baukunst.

1) Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. L. Puttrich unter besonderer Mitwirkung von G. W. Geyser dem Jüngern, Maler. Mit einer Einleitung von Dr. C. L. Stieglitz, Domprobst. Leipzig, gedruckt bei Brockhaus auf Kosten des Herausgebers. Erste Abtheilung, das Königreich, das Großherzogthum und die Herzogthümer Sachsen Ernestinischer Linie, die Herzogthümer und Fürstenthümer Anhalt, Schwarzburg und Reuß umfassend. Erste Lieferung. 1835. Fol.

Die sächsischen Länder enthalten eine große Menge der wichtigsten Denkmale altdeutscher Baukunst, von welchen bisher verhältnißmäßig nur wenig bekannt gemacht worden ist. Mit Erforschung derselben hat sich Hr. Dr. Puttrich, Secretär der deutschen Gesellschaft in Leipzig, seit einer Reihe von Jahren beschäftigt, hat dazu aus Urkunden eine Menge wichtiger Notizen gesammelt, und mit Hülfe des Malers Hr. Geyser eine große Anzahl von Zeichnungen dieser Denkmale zu Stande gebracht. Zu dem Unternehmen, diese Forschungen in einem Werk zu vereinigen, hat die bekannte Arbeit von Chapuy über die französischen Kathedralen als Vorbild gedient. Grund- und Aufrisse, Durchschnitte, Ansichten und Details, so wie die zur Architektur gehörigen Sculpturen, werden in ähnlicher lithographischer Ausführung und in demselben Format geliefert, und ein ausführlicher Text enthält Geschichte und Beschreibung der Denkmäler nach sorgfältig über sie angestellten Forschungen. Auch das elegante Aeußere kommt völlig dem des französischen Werks gleich. Um dem Unternehmen nicht gleich Anfangs eine zu große Ausdehnung zu geben, hatte sich der Verfasser zunächst auf die erste Abtheilung, deren Inhalt oben angezeigt ist, beschränken wollen, und er hatte dabei von Seiten der sächsischen Fürstenhäuser vielfache Ermunterung gefunden; durch die Theilnahme Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen aber und die Unterstützung, welche ihm von den Preußischen Behörden zugesichert wurde, sah er sich bewogen, auch die Subscription auf die zweite Abtheilung, welche die Baudenkmale des Mittelalters in der preußischen Provinz Sachsen enthalten soll, zu eröffnen. *

---

* Folgende Bekanntmachung ist in dem Amtsblatt der königlichen Regierung zu Merseburg am 19. December 1835 erschienen.

Unter Mitwirkung mehrerer ausgezeichneter Mitglieder des Vorstandes der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig werden auf unsere Veranlassung und unter unserm Beistande die Denkmale der Baukunst des Mittelalters in der preußischen Provinz Sachsen von dem Dr. L. Puttrich zu Leipzig bearbeitet und auf Subscription herausgegeben. Se. Maj. der König haben diesem verdienstlichen Werke Allerhöchst Ihre Unterstützung zuzusichern geruht. Se. königliche Hoheit der Kronprinz, der erhabene Beschützer der Künste und Alterthumskunde, haben die Zueignung desselben huldvoll angenommen, und die Prinzen des königlichen Hauses, so wie die hohen Staatsbehörden des Landes, die öffentlichen Bibliotheken, viele hohe Personen und Behörden des benachbarten Königreichs ꝛc. Sachsen u. s. w. haben ihr lebhaftes Interesse an demselben durch Theilnahme und eine zahlreiche Subscription schon bethätigt. Indem wir dies zur allgemeinen Kenntniß bringen, fügen wir hinzu, daß die ausführlicheren gedruckten Anzeigen und Beschreibungen dieses Werks mit den Subscriptionslisten und Probe-Abbildungen heute den sämmtlichen Herren Landräthen und den Magisträten der größeren Städte unseres Departements zur Eröffnung der allgemeinen Subscription zugesendet worden sind, und laden wir zu einer recht zahlreichen Theilnahme an diesem Denkmale der Zeit das gesammte respektive Publikum hierdurch ein. Wir haben davon sorgsame Kenntniß genommen, daß diese Unternehmung mit möglichster Sparsamkeit ausgeführt, gleichwohl das Werk selbst in der bildlichen

Die erste Abtheilung wird die Kirche zu Wechselburg in zwei Heften, dann die Kapelle auf der Wartburg nebst Details aus der Rüstkammer rc., die Nicolai-Kirche zu Eisenach, die Klosterkirchen zu Paulinzelle, Bürgel und Altenzell, die Liebfrauenkirche zu Arnstadt, die goldene Pforte zu Freiberg, die Kirchen zu Rochsburg und Geithayn, das Kloster zum heiligen Kreuz bei Meißen, den Dom und das Schloß zu Meißen, die Kirchen zu Stadt Ilm, Saalfeld, Altenburg, Grimma, Rochlitz, Pirna, Zwickau und Chemnitz, die lezteren in einzelnen Ansichten enthalten. In der zweiten Abtheilung folgen die Kirchen zu Memleben, Freiburg, Naumburg und andere.

Die Schloßkirche zu Wechselburg, dem ehemaligen Kloster Zschillen zwischen Dresden und Altenburg, ist schon durch eine frühere Anzeige des Hrn. Probst Stieglitz in unsern Blättern besprochen worden (Kunstblatt, 1833, Nr. 39). Seit langer Zeit unbeachtet und vergessen, wurde sie von den Herausgebern wieder entdeckt, und die Abbildungen des ersten Hefts bezeugen, daß sie vollkommen die Sorgfalt verdiente, welche hier auf vollständige und genügliche Bekanntmachung derselben verwendet worden ist.

Herr Dr. Stieglitz hat in diesem ersten Heft eine Geschichte der Kirche als Einleitung und Hr. Dr. Puttrich den Anfang einer detaillirten Beschreibung derselben gegeben. Im Jahr 1174 von Dedo IV., Grafen von Rochlitz, erbaut, zeigt sie, mit Ausnahme des später aufgesetzten Gewölbes, noch ganz den byzantinischen Styl. Der Grundriß zeigt die Disposition eines lateinischen Kreuzes, welches im Schiff durch zwei Reihen viereckiger Pfeiler in ein höheres Mittelschiff und zwei niederigere Seitenschiffe getheilt ist, während aus dem geräumigen Querschiff der Chor in der Breite des Mittelschiffes zurücktritt und nur zwei halbkreisförmige Kapellen als Schluß der Seitenschiffe neben sich hat. Das ganze Innere ist noch wohl erhalten, besonders Hochaltar und Kanzel. Gar Manches erinnert in Anordnung der Form an römische Basiliken und an die Kirche der heiligen Clara in Assisi. Auf der Titelvignette sieht man die ziemlich unscheinliche Façade der Kirche, die sich durch nichts, als durch byzantinische Friese auszeichnet. Zwei früher vorhanden gewesene Thürme über dieser nach Westen gerichteten Façade und einer über der Mitte des Kreuzbaues sind jezt gänzlich verschwunden. Der Eingang ist nicht an dieser Seite, wo man gerade in's Hauptschiff gelangt wäre, sondern an der nördlichen Nebenseite angebracht, und besteht aus einer mit 14 Säulen geschmückten Vorhalle, aus welcher zwei verschieden ausgeschmückte Thüren in das Seitenschiff der Kirche führen. Ueber der einen ist ein Löwe und Drache, über der andern das Lamm mit dem Kreuze nebst zwei mystischen Zeichen angebracht, und der Herausgeber glaubt wohl mit Recht, daß der Drache das Heidenthum und der Löwe den Stamm Juda, als die Vorläufer des Lammes oder Christenthums, vorstellen sollen, gesteht aber, daß ihm eine Deutung der mystischen Zeichen noch nicht gelungen ist. Sollten dieselben nicht unter die Kategorie der sogenannten Drudenfüße zu rechnen seyn, welche sich an byzantinischen Kirchen in Pforzheim, zu Herrenalb u. s. w., aber niemals an spitzbogigen Kirchen finden und ohne Zweifel ursprünglich als symbolische Zeichen des Maßverhältnisses, dann aber überhaupt als Zeichen des richtigen Maßes, des Heils, der Sicherheit und Treue angebracht zu seyn scheinen (vergl. Mone im Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters, 1833, S. 252 ff.)? An den beiden hier abgebildeten fällt besonders auf, daß das eine aus verschlungenen Halbkreisen besteht und im Ganzen, wie in seinen Theilen die Grundlage zum gleichseitigen Dreieck angibt, das andere durchgängig quadratisch ist, so daß beide an den aus der nachherigen spitzbogigen Baukunst bekannten Steinmetzengrund des gleichseitigen Dreiecks und Quadrats erinnern, wobei vielleicht zu beachten ist, daß auch diese spätern architektonischen Grundverhältnisse durch die Ausdrücke „Maß und Gerechtigkeit“ bezeichnet wurden. (Stieglitz Geschichte der Baukunst, S. 446.) Die Abbildung dieser Thüren findet sich auf dem sechsten Blatte (lithographirt von Bergmann in München), und gewährt einen eigenen Reiz durch die mannichfaltigen Verzierungen der Säulen und der von ihnen getragenen Bogen. Von dem Innern der Kirche gibt zuerst die zweite Tafel (lithographirt von Courtin in Paris) eine vortreffliche Ansicht, sie ist vom westlichen Ende des Mittelschiffs aus genommen, so daß man die zwei Reihen viereckiger Pfeiler, welche dasselbe bilden, nebst der steinernen Kanzel und dem imposant construirten Hochaltar mit dem auf ihm errichteten, bis zur Decke

---

Darstellung, wie in Ausarbeitung und dem Abdrucke der Geschichte der Baukunst des Mittelalters in Sachsen, würdevoll ausgestattet werden wird, und können wir daher, wie hiermit geschieht, dasselbe in jeder Beziehung empfehlen. Gleichzeitig fordern wir die respektiven Behörden sowohl, als die übrigen Besitzer von Urkunden, handschriftlichen Nachrichten, alten Abbildungen von Bauwerken rc. auf, dieselben dem Dr. Puttrich mitzutheilen, oder demselben Nachricht davon zu geben, so wie ihn bei diesem mühsamen Unternehmen nach allen Kräften zu unterstützen.

Merseburg, den 8. December 1835.

Königlich Preußische Regierung.

In Folge dieser Verordnung hat sich Hr. Puttrich bereits mehrere Archive z. B. das Stiftische in Merseburg eröffnet, welches Originalurkunden von Kaiser Heinrich, den Ottonen und aus spätern Zeiten besizt.

reichenden Crucifix vor sich hat. Dieser Hochaltar erscheint auf dem dritten Blatt (lithographirt von Chapuy), das Crucifix gleicht ganz denen, welche in Italien zur Zeit des Cimabue und Giotto gewöhnlich waren; zu seinen Füßen sizt, wie es scheint, Magdalena, zu beiden Seiten stehen Maria und Johannes. Der hohe Bogen, welcher diese Gruppe trägt, wird in der ganzen Breite des Schiffs durch eine Quermauer gestüzt, an welcher in vier Nischen Bildsäulen von Heiligen stehen, und zwischen ihnen über dem Altar befindet sich ebenfalls ein Bildwerk. Es ist zu wünschen, daß diese Steinbilder mit derselben Genauigkeit im folgenden Heft abgebildet werden, wie die der Kanzel, welche wir auf dem vierten und fünften Blatt (lithographirt von Gißmann und Böttcher in München) sehen. Auch diese Kanzel erinnert durch ihre zwar einfache, aber geschmackvolle Anlage, durch die Säulen, welche ihre Vorderseite stützen, und die Figuren, mit welchen ihre Felder verziert sind, an italienische Werke dieser Art, und Hr. Stieglitz ist sogar geneigt, aus dem Charakter der Bildwerke, die eine größere Weichheit und fließendere Linien an sich tragen, als sonst an deutschen Werken gewöhnlich ist, auf einen italienischen Künstler zu schließen. In der That scheinen der thronende Christus, welcher, von den Sinnbildern der vier Evangelisten umgeben, an der Vorderseite sizt, und die Hauptfiguren eines Jünglings und Mannes, die, ein Lamm und eine Garbe darreichend, auf der Nebenseite unterhalb dem Bilde des Moses mit der ehernen Schlange angebracht sind, zu dem Schönsten zu gehören, was die Sculptur des Mittelalters hervorgebracht hat, und möchten wohl, abgesehen von dem, was die Verschiedenheit des Materials mit sich bringt, den Arbeiten der Pisaner an die Seite zu stellen seyn. Indessen findet sich auch gar Manches dieser Art unter den Sculpturen des Doms zu Bamberg und anderwärts, und ist nur leider bei der bisherigen geringen Beachtung der deutschen Sculptur nicht von dem Mittelmäßigen und Schlechten ausgesondert worden, das sich nothwendig einfinden mußte, wo eine so große Menge von Sculpturen, wie an den Kirchen des Mittelalters erscheinen, nöthig, und die Kunst des Bildhauers und das Handwerk des Steinmetzen völlig in eins verschmolzen war.

Die sämmtlichen Tafeln, den Grundriß ausgenommen, sind mit der Kreide schattirt und zeichnen sich bei ihrer malerischen Vollendung durch jene Schärfe und Bestimmtheit der Formen aus, die bei architektonischen Darstellungen so unerläßlich ist. Auch der Druck ist überall vorzüglich. Möchten die Fortsetzungen dieses interessanten und belehrenden Werks rasch auf einander folgen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Pariser Salon 1836.

(Fortsetzung.)

Was bedeutet z. B. jenes große, ungeheure Gemälde von Larivière? Die Ankunft des Herzogs von Orleans, als Generallieutenant des Königreichs, auf dem Platz vor dem Hotel de Ville am 31. Juli 1830. Der Zuschauer befindet sich ganz im Hintergrunde des Grèveplatzes; zu seiner Linken hat er das Pariser Stadthaus, vor sich die Thürme von Notre-Dame und zur Rechten den Pont-d'Arcole. Im Vordergrund reitet der König Ludwig Philipp; er ist von Deputirten zu Fuß begleitet, und wird von mehreren Bürgern empfangen, unter denen man Lafayette, Casimir Perrier, Odillon Barrot, Lobau und Delaborde bemerkt. Hinter dem Könige her drängen sich noch andere Notabilitäten der damaligen französischen Kammer; die HH. Dupin, Sebastiani, Jaqueminot, Benjamin Constant, Giraud de l'Ain, Jacques Laffitte, Lefèbvre u. A. sollen darunter seyn. Auf dem ersten Plan zur Rechten sind zwei Julikämpfer, der eine in mittelalterlicher Rüstung, der andere in Hemdärmeln, Beide fallen sich einander in die Arme. Zöglinge der polytechnischen Schule gehen dem Zuge voraus; Ouvriers in Blousen, bewaffnete Nationalgardisten, Pariser Bürger und ein Schwarm von Buben beleben die Scene durch die sonderbare und ergötzliche Mannichfaltigkeit ihres Costüms. Zwei dreifarbige Fahnen sind entfaltet; eine davon mit dem vergoldeten Knopf oben soll wahrscheinlich auf den Frieden und den errungenen Sieg deuten; die andere, aus einem communen Besenstiel gemacht, ist mit Flor umhängt und vermuthlich dem Andenken der Gebliebenen gewidmet. Das Alles und noch vieles Andere strahlt in einer hellen Beleuchtung, die den Augen wehe thut und wegen seiner Bedeutungslosigkeit uns kalt und gleichgültig läßt. Abgesehen von der in jeder Hinsicht mittelmäßigen Zeichnung — der König und die meisten der dargestellten Deputirten sind nicht einmal ähnlich — wollen wir dem Talent des Malers volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; die Aufgabe ließ sich nicht wohl anders behandeln. Ist doch ein anderer Künstler von größerm Talent der Last eines ähnlichen Gegenstands unterlegen. Court hat nämlich dies Jahr zwei große Gemälde für die Civilliste ausgeführt: „die Vertheilung der Fahnen an die Nationalgarde auf dem Marsfelde, 29. August 1830," und „den Herzog von Orleans, wie er am 31. Juli 1830 die Proklamation der Generallieutenantschaft des Königreichs in einem Saale des Palais-royal unterzeichnet." Auf beiden Bildern begegnen wir auch nicht einer einzigen Spur von Historienmalerei, welche Court doch sonst kräftig zu handhaben versteht, wie er in seinem „Marcus Antonius bei der Leiche Cäsars" bewiesen hat. Ich bin keineswegs geneigt, die Armuth der historischen

Behandlung auf die Schultern des Künstlers zu wälzen, sondern vielmehr auf die Natur der Gegenstände, welche er auszuführen hatte. Was kann man von einem armen Künstler verlangen, der den officiellen Theil des Moniteur auf die Leinwand übertragen soll? Wer weiß, wie viel Talent und Willenskraft dazu erforderlich ist, um einen glücklich gewählten Gegenstand gut durchzuführen, wird den Künstler bedauern, dem eine so widerstrebende Aufgabe, wie Hrn. Court, gestellt worden. Hat doch die officielle Malerei selbst das Blut in den Adern eines Künstlers wie Rubens erstarren gemacht, und Hr. Court ist bei weitem noch kein Rubens. Es steht zu hoffen, daß dieser verdiente Künstler unter der Eingebung eines freien, ungehinderten Gedankens seine frühere Bahn wieder betreten, und allen jenen prosaischen schwarzen oder blauen Fracks und Paradeuniformen den Abschied ertheilen wird, um, wenn es seyn muß, zu den dichterischen Gestalten seiner alten Römer auf dem Forum wieder zurückzukehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachträgliche Berichtigung

einiger Angaben des Aufsatzes: „Kunstausstellung in München.“ Nr. 16 und 17 d. J., die Arbeiten des Professors Julius Schnorr v. Carolsfeld betreffend.

Dem Verf. obigen Aufsatzes sind durch den genannten Künstler mehrere Berichtigungen mündlich gegeben worden, die zu wesentlich sind, als daß sie Privatmittheilung bleiben dürften.

Zunächst erklärt der Künstler den zweiten Saal seiner „Nibelungen noch nicht für vollendet, sondern beabsichtigt, an den einzelnen Gemälden noch Manches zu ändern und zu verbessern.

Ferner: wiewohl die Ansicht, daß der Künstler seine Darstellungen aus der Zeit des Gedichts in die der Sage zurückzustellen sich bestrebe, die richtige ist, so sind doch einige Aeußerlichkeiten in der Anordnung, namentlich des Costüms als Zeichen dieses Bestrebens genommen, die ein anderes Motiv haben: die Entkleidung der Helden Siegfried und Hagen bis auf's Hemd bei dem Wettlauf ist durch's Gedicht vorgeschrieben. Die gleich einfache Bekleidung der Dienerinnen bei der Scene, wo Chriemhild den erschlagenen Gatten findet, ist durch die frühe Morgenstunde motivirt, wobei anzunehmen, daß der Schrei des Entsetzens aus der Fürstin Munde die Dienerinnen aus dem Bett geschreckt und gerufen. ef.

Nachrichten vom Monat März.

Alterthümer und Ausgrabungen.

Athen, 18. Februar. Der König von Bayern besuchte mit seinem Gefolge auch Milos, woselbst ihm ein Amphitheater gehört, in dessen Nähe früher ein Tempel mit Nischen und mehreren Statuen (u. a. d. sog. Venus von Milos, die sich gegenwärtig im Louvre befindet, und ein Mars, der noch in Rom zu sehen und zu kaufen ist) war ausgegraben worden. In Gegenwart Sr. Maj. wurden Nachgrabungen veranstaltet, die jedoch ohne Resultat blieben.

Paris. Der bekannte Reisende Hr. Texier hat, nachdem er Abramytinm, Assos, Perganum, Teos, den Tempel des Didymäischen Apollo, Kos, Knidos, Telmessos u. s. w. besucht, unterm 1. Oktober 1835 von Smyrna aus geschrieben, daß er sich endlich dahin entschieden, vor seiner Heimkehr noch einen Ausflug östlich von Smyrna in das Innere des Landes zu machen und Hypaepa, Tralles, Nysa, Philadelphia, Sardes und den Berg Tmolus zu besuchen. Im Laufe des Jahrs 1836 wird er die Küsten des schwarzen Meeres untersuchen, vielleicht sich von da auf die jonische Küste begeben können, von da nach Kurdistan gehen und so Kleinasien nach seiner ganzen Breite durchstreichen.

England. Zwischen York und Dringhouses hat man kürzlich eine elegante und reiche Reliquie des römischen Alterthums gefunden. Es ist ein eisernes Petschaft, eingeschlossen in eine Schachtel von Silber oder von einer Composition worin Silber vorherrscht. Der Form nach gleicht es fast den modernen Petschaften oder vielmehr den Operngückern unserer jungen Elegants. Es ist schön gravirt und mit kleinen Bronzenägeln verziert. Auf einer der Seiten sieht man das Profil des Flavius Domitius, und in der Exerge die Aufschrift: Flavius Domi, auf der entgegengesezten einen Reiter, die Peitsche in der Hand, unter seinen Füßen die Inschrift: Homo et equus. Flavius Domitius war der zweite Sohn des Vespasian, der vom Jahr 81 bis 96 nach Christo regierte. Alle Einzelnheiten der Gravirung sind sehr scharf und kenntlich. Das Eisen ist ganz unverlezt, da es durch die Schachtel vor aller äußern Einwirkung geschüzt war.

Vom Rhein, 24. Februar. Im vorigen Herbst wurde in dem Mainz gegenüber liegenden Städtchen Castell zufällig beim Ausgraben von Fundamenten für ein neu zu erbauendes Haus unter bedeutenden Massen von Brandschutt ein ziemlich gut erhaltener vierseitiger römischer Altar gefunden, mit bildlichen Darstellungen und folgender Inschrift: J. H. D. D. J. O. M. ET. .... MELONI. CARANTVS IVCVNDVS DE SVO D. VICO NOVO MELONIOR. CETHEGO ET CLARO COS. Es hat also Carantus Jucundus zu Ehren des kaiserlichen Hauses, Jupiters des Größten und Besten und dann der Localgottheit, deren Namen auf dem Stein nicht mehr lesbar ist, aus eigenen Mitteln dem Orte der Melonier den Altar geweiht, unter dem Consulate des Cetegus und Clarus. Die Inschrift ist demnach für den den Alterthumsforschern bisher zweifelhaften alten Namen von Castell bedeutsam. Der Altar ist 170 Jahr nach Christi Geburt im 10ten Regierungsjahre Marc Aurels gestiftet. In nischenförmigen Vertiefungen sind auf den 4 Altarseiten 5 Gottheiten mit ihren Attributen in Basrelief dargestellt. Unter der Inschrift auf der Vorderseite erscheint Mercur, mit dem geflügelten Petasos und der nach der linken Schulter zurückgeschlagenen Chlamys, in der Rechten den Beutel, in der Linken das Kerykeion (Caduceus), und neben ihm eine weibliche Göttin, entweder die Nundina oder eine Foecunditas, mit dem Füllhorn. Herkules, in der rechten Hand die Keule und in der linken die Löwenhaut, befindet sich auf der Rückseite. Auf der rechten Nebenseite erblickt man die Juno, wie sie über einem kleinen Altare die Patera ausgießt, und auf der linken Seite eine vorschreitende Victoria mit Kranz und Palmzweigen. Die Form des Altars ist sehr gefällig, aber die Ausführung der Bildwerke bleibt unter dem Mittelmäßigen. Dieser Altar ist von dem Vereine für nassauische Alterthumskunde und Geschichtforschung erworben und im Museum der Alterthümer zu Wiesbaden aufgestellt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 38.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 12. Mai 1836.

Lithographie.

1) Die vorzüglichsten Gemälde der königlichen Galerie in Dresden, nach den Originalien auf Stein gezeichnet. Herausgegeben von Franz Hanfstängl. Erstes und zweites Heft. Dresden, 1836. gr. Fol. Preis jedes Hefts 5 Rthlr., auf chines. Pap. 6 Rthlr.

Zwei der ausgezeichnetsten Münchner Lithographen, die HH. Hanfstängl und Hohe, schon längst durch ihre Theilnahme an den dortigen Galeriewerken und durch einzelne Arbeiten bekannt, haben sich mit dem ganzen Apparat und allen Vortheilen ihrer Kunst nach Dresden versezt, und in den vorliegenden Heften ein Unternehmen begonnen, das sich den Beifall der Kunstfreunde in hohem Maße erwerben wird. Nachdem die Lithographie ihrer Geburtsstadt den Tribut der Dankbarkeit gezollt, und deren Kunstschätze in den schönen Werken über die Münchner und Schleisheimer, die Leuchtenbergsche, Boisseréesche und Spethsche Sammlung zum Theil auf vortreffliche Weise vervielfältigt hat, ist es billig, daß sie sich auch dem übrigen Kunstbesitz von Deutschland zuwendet, und wo finden sie eine reichere Auswahl von Meisterwerken, als eben in Dresden? Den Nachbildungen dieser Originale kommen nun alle die Vortheile zu gut, welcher sich die Lithographie durch lange Uebung und vielfältige Versuche allmählich bemächtigt hat, und es ist höchst erfreulich, wahrzunehmen, wie die verbündeten Künstler, mit allen technischen Vortheilen versehen, mit den ihnen eigenthümlichen Gaben und Fertigkeiten ausgerüstet, und auf dem einzig richtigen Wege begriffen, der hier einzuschlagen ist, dem der größten Treue und Wahrheit der Nachbildung, in diesen ersten Proben Alles übertreffen, was sie früher geleistet, und wodurch sie sich bereits einen so bedeutenden Ruhm erworben hatten.

Das Werk ist Sr. Maj. dem König von Sachsen und Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Mitregenten zugeeignet, und der Herausgeber eröffnet es mit einem Dedicationsblatt, dem schönen „Genius des Ruhms“ nach Ann. Caracci. Dies Blatt ist als Vignette in skizzenhafter Weise mit vielem Geist und schöner Wirkung behandelt, während die übrigen durch die gewissenhafteste und sorgfältigste Nachbildung sich den Originalen anzuschließen suchen. Unter diesen verdienen die „Clavierspielerin“ nach Netscher, und der „Wildpretbändler“ nach G. Metsü, beide von Hanfstängl lithographirt, unstreitig den Preis. Was man von feiner und gefühlvoller Nachbildung des eigenthümlichen Charakters eines Gemäldes verlangen kann, ist hier geleistet. Man sieht nicht nur die Wirkung im Ganzen und die Theile im Einzelnen, die zarten Köpfe, die Locken und das Pelzwerk, die mannichfaltigen Gewänder, den glänzenden Atlas und den weichen Teppich auf's treueste wiedergegeben; man erkennt auch die Farbe des Bildes und den Pinsel des Meisters. Nirgends ist der Lithograph seiner eigenen Manier gefolgt, aber er hat die Weise des Originals mit einer Leichtigkeit und Freiheit gehandhabt, die nur dem ausgezeichneten Talent und der gewandtesten Fertigkeit zu erreichen möglich wird. Daher ist troz der Feinheit des Korns und der Sorgfalt der Ausführung nichts Aengstliches und Geleckes zu bemerken, und die Kraft und Klarheit des Drucks hebt diese großen Vorzüge noch deutlicher hervor. Diesen zunächst setzen wir das „Reitergefecht“ nach Wouvermann. Hr. Hohe hat schon in seinen frühesten Leistungen ein gründliches Studium dieses Meisters und eine besondere Gabe, ihn nachzubilden, gezeigt, und das gegenwärtige Blatt darf als das erfreulichste Resultat dieser Bestrebungen angesehen werden. Der markige Pinsel des Wouvermann, die Transparenz seiner Lüfte, der Silberton seiner Fernen und die weichen Schatten seiner Vorgründe sind sogleich in der Lithographie zu erkennen; nächstdem aber ist die Haltung des Originals und das Detail bis in den

feinsten Ausdruck der Köpfe bewunderndwürdig wiedergegeben. Der Pulverdampf, die brennende Windmühle, das trübe Licht des Hintergrundes sind wie mit dem Pinsel gemalt; nur in den starken Schatten der vordern Figuren vermissen wir hie und da die Zartheit der Modellirung, welche dem Wouvermann eigen ist.

Die historischen Gemälde, welche diese zwei Lieferungen enthalten, sind der „Zinsgroschen" von Tizian und der „heilige Sebastian" von Correggio, beide lithographirt von Hanfstängl. Welche Aufgabe für den Lithographen das erstgenannte Bild sey, bedarf keiner Erwähnung. Die Feinheit des Charakters mit der reizenden Schönheit der Farbe, welche bei Tizian über der zartesten Modellirung schwebt, zu vereinigen, ist vielleicht zu schwierig für die lithographische Kreide; in dem Bestreben der Ausführung hat dies Blatt einen etwas trüben Ton erhalten, welcher die Feinheit des Details nicht überall deutlich erkennen läßt. Dem Blatt nach Correggio muß man zugestehen, daß es die leuchtende Wirkung des Bildes in seinen fast blendenden Lichtmassen und tiefklaren Schattentönen wiedergibt; dagegen ist der zarte Ausdruck in den Köpfen und die gefühlte Modellirung im Nackten nicht erreicht, was wir hauptsächlich jenem Bestreben zuschreiben, das Original zuvörderst in seiner Hauptwirkung aufzufassen. Bei fortgesetztem Arbeiten nach diesem Meister aber wird es dem Herausgeber gewiß gelingen, mit diesem Masseneffekt auch die bei Correggio so wunderbar verschmolzene Andeutung alles Einzelnen zu vereinigen. Das sechste Blatt, das lezte des zweiten Hefts, ist die „Jagd" von Jak. Ruisdael, lithographirt von Hohe. Auch dieses stellt, mit kräftiger Klarheit gearbeitet, die Gesammtwirkung des Bildes dar; vortrefflich sind Luft und Wasser; Bäume und Gründe jedoch sind mit einer gewissen einförmigen Praktik behandelt, welche die mannichfaltigen, charaktervollen und bewegten Partien des Meisterbildes nicht wieder erkennen lassen. Nicht Alles gelingt in gleichem Maße, und oft bedarf es lang fortgesezter Versuche, um die rechte Art der Uebersetzung aus Malerei in Zeichnung ausfündig zu machen; wir zweifeln aber keineswegs, daß beide Künstler bald ihre Anstrengung belohnt sehen werden, wenn sie an dem in den ersten Blättern aufgestellten Prinzip festhalten, mit völliger Aufgebung ihrer selbst nur dem Meister nachzufolgen, welche Demuth erst die völlige Freiheit und Sicherheit erwirbt.

Was an diesen Blättern noch ganz besonders gerühmt werden muß, ist die gleichmäßige Schönheit, Kraft und Klarheit des Drucks. Hierin sind wir den Franzosen und Engländern nun völlig nachgekommen. An einigen der allerdunkelsten Stellen ist der Grund völlig gedeckt, und das Korn zu einer schweren Masse vereinigt. Dieses von den Engländern beliebte Verfahren scheint uns immer, besonders aber bei so zart ausgeführten Blättern, der guten Wirkung gefährlich.

Den erläuternden Text wird Hr. Frenzel besorgen, und einer erfreulichen Nachricht beim zweiten Hefte zufolge wird derselbe mit Randzeichnungen von Neureuther geschmückt werden. Das Ganze soll 120 Blätter in 40 Heften umfassen.

Um die schöne Braut der Dresdener Galerie haben sich zwei Freier auf einmal beworben. Als Unternehmen des Hrn. Wunder in Leipzig, und nach seinem kürzlich erfolgten Tode durch einen Privatmann fortgesezt, erscheint ein Werk im größten Folioformat unter dem Titel:

2) Sammlung von Lithographien nach den vorzüglichsten Gemälden der königlichen Galerie zu Dresden, gezeichnet und lithographirt von den berühmtesten Dresdner und Pariser Künstlern, mit Beschreibung in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache. 100 Lithographien in Lieferungen, jede zu 4 Blättern. Preis 6 Rthlr., vor der Schrift 8 Rthlr.

Das Format dieses Werks ist weit größer, als das des vorigen, der Preis verhältnißmäßig noch wohlfeiler; aber schwerlich wird es die Concurrenz mit demselben aushalten, denn an künstlerischem Werthe bleibt es weit hinter ihm zurück. Es entbehrt nämlich des nächsten und größten Vortheils, der unmittelbaren Uebertragung. Die HH. Hanfstängl und Hohe zeichnen unmittelbar nach den Gemälden auf Stein; Hr. Wunder dagegen ließ Zeichnungen von verschiedenen Künstlern fertigen, und diese werden in Paris von Künstlern lithographirt, welche die Originale nicht kennen oder wenigstens nicht vor Augen haben. Das erste Heft enthält: „die Madonna di Sisto" von Rafael, „eine Landschaft" von Berghem, „die Versuchung Josephs" von Carlo Cignani und den „Ganymed" von Rembrandt. Unter diesen ist allein das leztere Blatt vorzüglich zu nennen; die andern überschreiten das Gewöhnliche nicht, oder sind sogar unbefriedigend. Im zweiten Heft zeichnet sich die „Madonna mit dem Bürgermeister von Basel" nach Holbein durch gute Behandlung und guten Druck aus, und es ist vorzüglich zu bewundern, daß ein französischer Lithograph (wenn es einer ist, denn wir haben Abdrücke vor der Schrift, ohne Namen, vor uns) ein altdeutsches Bild so einfach wiederzugeben vermochte. Auch „die Clavierspielerin" von Netsher ist im Ganzen recht gut gelungen, kann jedoch den Vergleich mit dem Blatte von Hanfstängl

nicht bestehen. Die „Schweinsjagd" nach Rubens und die „Landschaft" nach Claude Lorrain gehen nicht über das Gewöhnliche.

Der in Paris besorgte Druck dieser Blätter ist ungleich und östers schwach, so daß wir Deutsche im erstern Werk um Vieles den Vorrang behaupten.

3) Berliner Lithographien.

Verschiedene lithographische Anstalten in Berlin bestreben sich mit rühmlichem Eifer, die Werke der preussischen Maler, vorzüglich der Berliner und Düsseldorfer Schule, bekannt zu machen. Besonders zeichnet sich darin die Kunsthandlung von Lüderitz, jezt C. H. Schroeder, aus, von der wir folgende Blätter vor uns haben:

1) Der betrunkene Küser, gemalt von Pistorius, lithographirt von Fischer.

2) Schleichhändler, gemalt von Emil Ebers in Düsseldorf, lithographirt von Oldermann.

3) Die Gaststube, gemalt von Konst. Schröter, lithographirt von Oldermann.

4) Des Reisenden Erfrischung, gemalt von Schulz, lithographirt von Sprick.

5) Die Procidanerinnen, gemalt von Leopold Robert, lithographirt von Sprick.

6) Pilger in der Wüste, gemalt von Stilke, lithographirt von Sprick.

7) Der kranke Rathsherr, gemalt von Hildebrandt, lithographirt von Wildt.

8) Der Heirathsantrag auf Helgoland, gemalt von Jordan, lithographirt von Sprick.

9) Der Jäger nach der Heimkehr, gemalt von C. Schulz, lithographirt von Papin.

10) Der Ritter und seine Braut, gemalt von Kaselowsky, lithographirt von Loeillot de mars.

Die neuesten Blätter sind:

11) Erinnerungen vom Manoeuvre, gemalt von Rabe, lithographirt von Remy.

12) Raub des Hylas, gemalt von Carl Sohn, lithographirt von Oldermann.

13) Tizians Geliebte, gemalt von Tizian, lithographirt von Leschke.

Aus dem Verlag von Sachse sind uns bekannt geworden:

14) Die Lautenspielerin, gemalt von Sohn, lithographirt von Wildt.

15) Die Kirchgängerin, gemalt von L. Blanc, lithographirt von Wildt.

Unter diesen Blättern befindet sich manche nicht unverdienstliche Leistung. Die Procidanerinnen nach Robert, der kranke Rathsherr nach Hildebrandt, die Erinnerung vom Manoeuvre nach Rabe, Tizians Geliebte sind in ihrer Art recht gute Blätter; doch kommen sie sämmtlich den vorzüglichern Leistungen der Lithographie nicht nahe. Es fehlt überall an der sorgfältigen und feinen Ausbildung von Seiten des Lithographen, und an der Geschicklichkeit des Druckers, einen kräftigen und harmonischen Abdruck zu Stande zu bringen. Sehr häufig ist das Korn des Kreideaustrags entweder zu derb oder zu fein; im ersten Fall mangelt die Zartheit, im zweiten die Kraft der Schattirung; überall aber fehlt es den Tönen an Tiefe, Sättigung und Transparenz, weßhalb eine durchgeführte Ab- und Austrundung, auch wo sie der Lithograph auf den Stein gebracht hätte, doch im Druck nicht zum Vorschein kommen würde. Viele dieser Blätter sind in dem königlich lithographischen Institut, andere bei Sachse gedruckt.

Neue Kupferwerke.

1) H. W. Eberhards landschaftliche Studien in radirten Blättern, erstes und zweites Heft (Bäume). Nürnberg, bei Schneider und Weigel, 1835. Fol. Jedes Heft 5 Blätter.

Diese vortrefflich radirten Studien sind als Vorlegeblätter besonders solchen Landschaftzeichnern zu empfehlen, die bereits einen Anfang gemacht haben, nach der Natur zu arbeiten, und Landschaft und Baumschlag nach den Hauptmassen anzulegen wissen. Das Bestreben Herrn Eberhards nämlich geht nicht sowohl auf kräftiges Hervorheben der Massen, als auf genaue Charakterisirung des Einzelnen, und hierin ist er ausnehmend glücklich, indem es ihm gelingt, fast jedes Blatt genau anzugeben, ohne der Leichtigkeit und Freiheit Eintrag zu thun, in welcher sich der natürliche Gegenstand dem Auge darbietet. Laub, Zweige, Aeste und Stämme zeigen sich in allen ihren Theilen auf's vollkommenste; die Buche, die Esche, die Thränenweide, die Eiche, die Pappel- und gemeine Weide sind auf's unverkennbarste nach Wuchs und Formen bezeichnet, und dies größtentheils mit Umrissen und nur leichter Schattirung; aber diese Umrisse sind mit strenger Hand geführt, die sich von jedem Zuge Rechenschaft gibt. Die bekannten Blätter von Klengel und Wagenbauer, welche häufig als Vorbilder in Schulen dienen, sind in manchen Theilen zu unbestimmt und willkührlich, die von Zingg dagegen häufig zu ängstlich und kupferstecherisch elegant; beide Extreme vermeiden die des Hrn. Eberhard. Ein junger Landschaftzeichner, der, wie gesagt, sich schon

einige Rechenschaft von der Natur zu geben weiß, wird sich eine genügende Nachhülfe verschaffen, wenn er als Muster für die Anlage im Ganzen Claude's liber veritatis, und für das Studium des Details die vorliegenden Hefte zur Hand nimmt.

2) Prag im neunzehnten Jahrhundert, eine Auswahl der schönsten Ansichten, nach der Natur gezeichnet von V. Morstadt, gestochen von F. Geißler in Nürnberg. Mit erklärendem Texte. Prag, bei Porrosch und Andreä, 1835. Erstes Heft.

Dieses Heft enthält ein Panorama von Prag, die Ansicht des Doms von St. Veit, eine Ansicht der Rhadschin, und eine der obern Neustadt von der Abendseite aus dem fürstlich Kinsky'schen Garten genommen. Sämmtliche Blätter sind in Hrn. Geißlers bekannter fleißiger Manier gearbeitet, die sich am meisten für architektonische Gegenstände eignet, wie denn die Ansicht des Doms von St. Veit vieles Lob verdient, obgleich sie in den Massen etwas kräftiger seyn dürfte. Dem großen, vom Lorenz-Berge aufgenommenen Panorama dagegen fehlt es an glücklicher Vertheilung der hellen und dunkeln Massen, wodurch dieser reiche und prachtvolle Ueberblick an malerischer Schönheit würde gewonnen haben.

3) Panorama der Gegend von Baden. Gezeichnet auf dem Thurme des alten Schlosses von J. J. Mayer, gestochen von Salathé. Carlsruhe und London, bei Johann Velten.

Zwei lange zusammengehörige Blätter bilden dieses Panorama, welches mit eben so viel Fleiß als meisterhafter Leichtigkeit in Aquatinta geäzt ist und in allen seinen Theilen eine sehr gute Wirkung macht. Die Ruinen des Vordergrundes und die gebirgigen Waldpartien heben sich sehr deutlich und malerisch von den Thälern und Fernen ab; man kann alle Gründe genau verfolgen, und das Auge wird nicht von den schweren und undurchsichtigen Tönen gestört, welche sonst meistens der Aquatinta zur Last fallen.

4) Panorama von Stuttgart, gezeichnet und gestochen von Martens. Stuttgart, bei F. Autenrieth.

Die Uebersicht dieses Blattes ist von den Anhöhen der Abendseite genommen und stellt die Stadt mit ihrer reichen Umgebung auf eine sehr kenntliche Weise dar. Bei Angabe des Einzelnen ist überall große Treue und Genauigkeit beobachtet, obgleich die Anlage der Schatten etwas Skizzenhaftes hat, und nur die Darlegung der Hauptmassen zu beabsichtigen scheint. Auch verdient die leichte Behandlung der Aquatinta vieles Lob.

5) Dresdens Museen, ihre Kunstschätze, Merkwürdigkeiten und Seltenheiten. Mit Abbildungen, in Kupfer gestochen unter der Leitung von F. A. Frenzel, und einer von mehreren Gelehrten und Kunstfreunden verfaßten Beschreibung. Herausgegeben von B. G. Hilscher. Erste Lieferung. Dresden, bei Grimmer, 1835. gr. 8.

Es war ein glücklicher Gedanke, die vielen Seltenheiten der königlichen Sammlungen in Dresden durch ein Werk von kleinen Umrissen allgemeiner bekannt zu machen; doch wäre es für die Liebhaber vielleicht erwünschter gewesen, die Hefte nach den Sammlungen abgetheilt zu sehen, obgleich es auch so noch möglich seyn wird, das Zusammenordnen der Gegenstände jeder Sammlung und ihrer Erklärungen später durch eine Uebersichtstabelle zu erleichtern. Der Stoff ist so reich, daß er eine große und höchst interessante Ausbeute verspricht; nicht weniger als vierzehn Sammlungen sind den Herausgebern geöffnet: das Antikenkabinet, die königliche öffentliche Bibliothek, die Gemäldegalerie, die Galerie vaterländischer Prospekte, die Gewehrgalerie, das grüne Gewölbe, das historische Museum, die Galerie der Kupferstiche und Handzeichnungen, die Sammlung mathematischer Instrumente, die Modellkammer, die Sammlung Mengsscher Gypsabgüsse, das Münzkabinet, das naturhistorische Museum und die Porzellansammlung. Das vorliegende Heft enthält: 1) die dreiseitige Candelaberbasis aus dem Antikenkabinet mit dem Dreifußraube, jedoch nur von der Hauptseite dargestellt. 2) Ein indisches Gemälde aus der Sammlung der Handzeichnungen, eine Gesandtschaft der Perser an den Großmogul Aureng-Zeb darstellend, das auf feinem Seidepapier mit sehr dünnen, glänzenden Farben und häufiger Goldverzierung ausgeführt ist. 3) Die Darstellung im Tempel, großes Bild von Paul Veronese in der Gemäldegalerie. 4) Den antiken Onyxcameo mit dem Brustbild des Kaisers August, und ein Basrelief in Elfenbein mit zwei Pferdeköpfen, angeblich von Michel Angelo, beide Gegenstände aus dem grünen Gewölbe. Die Umrisse sind nur wenig und leicht schattirt und, soweit es das kleine Format gestattet, den Originalen getreu, auch von den Kupferstechern rein und deutlich ausgeführt. Der beigegebene Text verbreitet sich mit Genauigkeit über alle historischen Beziehungen der einzelnen Sammlungen und Werke und wird gewiß vielfach dazu beitragen, diesen Abbildungen eine günstige Aufnahme zu verschaffen.

Altdeutsche Baukunst.

(Beschluß.)

2) Die Architektur des Mittelalters in Regensburg. Dargestellt durch den Dom, die Jakobskirche, die alte Pfarre und einige andere Ueberreste deutscher Baukunst. Herausgegeben von Justus Popp, K. B. Bauconducteur, und Theodor Bilau. Zweites Heft. Byzantinischer Baustyl. Regensburg, auf Kosten der Herausgeber, 1834.

Das erste Heft dieses Werks ist bereits in unsern Blättern (1834, Nr. 63) von Hrn. Stieglitz mit gebührendem Lobe angezeigt worden. Nicht minder interessant und eben so schön ausgeführt ist das vorliegende zweite, welches die merkwürdige Jakobskirche behandelt. Diese Kirche wurde im Jahr 1109 zu bauen begonnen, und 1120 eingeweiht, soll aber um das Jahr 1200 theilweise niedergerissen und von Neuem erbaut worden seyn, auch durch Feuer gelitten haben. Man hat geglaubt, daß einzelne Theile daran Reste einer angeblich von Carl dem Großen erbauten Kapelle oder einer ältern auf dem Platze gestandenen Kirche seyen. Dieser Meinung widersprechen aber die Verf., indem sie anführen, daß jene Kapelle, genannt zur Weih St. Peter, erst im Jahr 1552 abgebrochen worden, und daß das Portal, obgleich sich daran deutliche Spuren der Umsetzung in unterbrochenen fehlenden und verwechselten Verzierungen der Säulen und Gesimse zeigen, doch keine Spur trägt, daß es über das angeführte Gründungsjahr des Klosters hinaufgehe, vielmehr mit dem ältesten Theil der Stephans-Kirche in Wien, deren Gründung 50 Jahre später fällt, völlig übereinstimmend ist.

Das erste Blatt zeigt den Grundriß der Kirche und den des Hauptportals; an dem erstern springt sogleich in die Augen, daß die Kirche ganz in der Art einer Basilika mit 3 engen, am Chore halbzirklig ausgebogenen Schiffen erbaut ist und auch völlig die Einrichtung der römischen Basiliken gehabt hat. Der eigentliche Haupteingang, dem Hochaltare gegenüber an der schmalen Vorderseite, ist eng und unbedeutend, welches, wenn unsere Erinnerung uns nicht täuscht, darin seinen Grund hat, daß das Schiff auf dieser Seite mit dem Klostergebäude zusammenstößt, weßhalb noch ein größeres Portal an einer der langen Seiten angebracht worden ist. Während nun an dem Inneren sich die in manchen Verhältnissen sehr schöne Einfachheit des rundbogigen Baustyls kund gibt, zeigt sich an dem erwähnten großen Portal, dessen Aufriß Bl. zwei abgebildet ist, eine abenteuerliche Ueberladung in der Verzierungsweise des zehnten und eilften Jahrhunderts, die sich an ähnlichen Bauwerken in Italien, namentlich an S. Zeno und am Dom in Verona, am Dom von Modena und andern, in denselben Elementen, nur weniger architektonisch geordnet, findet. Daß die wunderlichen Thier- und Menschenfiguren, mit welchen hier der Heiland und die Apostel umgeben sind, zum Theil an Orientalisches erinnern, auch zum Theil wohl allegorische Bedeutung haben mögen, wird kaum zu bestreiten seyn, obgleich es ohne Zweifel zu weit gegangen wäre, wenn man sie alle mystisch deuten und nicht auch der freien Erfindung und Laune der Steinmetzen gar manches Wunderliche darin zuschreiben wollte. Hier jedoch erinnern die geflügelten und ungeflügelten Crocodille, die nilpferdartigen Ungeheuer, die von ihren Gewändern flügelartig bedeckten oder mit Schlangen verbundenen menschlichen Gestalten und die lotosartigen Blätterformen mehr als irgendwo an Aegyptisches und Gnostisches.

Die 3 folgenden Blätter dieses Hefts enthalten die Capitelle und Füße der im Innern der Kirche befindlichen Säulen, theils im Umriß, theils in leichter Schattirung. Das Breite und Reiche der an sich rohen, zum Theil aber noch auf keine Motive gegründeten Formen ist hier auf einfache, aber sehr befriedigende Weise wiedergegeben, wie wir überhaupt der Ausführung auch dieses Hefts das Lob einer meisterhaften Sicherheit und Genauigkeit ertheilen müssen, welche nicht minder auf Rechnung der beiden Zeichner, wie auf Rechnung des Kupferstechers Hrn. Görgel in Nürnberg zu setzen ist. *

* Das Werk soll in 10 Heften erscheinen, wovon jedes 4 fl. rheinisch oder 2 Rthlr. 6gr. sächsisch kostet. Man subscribirt in Nürnberg und Regensburg bei den Herausgebern, in München bei Hrn. Architekt Ziebland und in Leipzig bei Rudolph Weigel.

Der Pariser Salon 1836.

(Fortsetzung.)

Inmitten der Anarchie, worin sich die neuern französischen Maler heutigen Tags bewegen, ohne zu wissen wie und wohin, hat das klassische Alterthum auch noch einen Apostel gefunden. Herr Berthon, ein alter Schüler David's, ist diesmal gegen den neuromantischen Zeitgeschmack in die Schranken getreten, aus denen voriges Jahr einer der größten Maler des Kaiserreichs mit bittern Spottreden vertrieben wurde. Seht ihr in der Ecke dort jenen schönen jungen Mann, der einen so wunderbaren Seitensprung macht und an sein Schwert

greift, um sich entweder auf verhängte oder spitze Fechterweise auszulegen? Es ist der große homerische Held Achilles, Achilles hier ganz lilien- und rosenfarben, Achilles, wie ihm der treulose Pfeil des Paris den Tod sendet. Er ist nackt, oder beinahe nackt, was euch vielleicht unschicklich oder wenigstens außerordentlich vorkommen wird, wenn ihr an den Ort denkt, wo die dargestellte Handlung vorgeht, nämlich im Appollotempel, und an den Beweggrund, weßhalb eine zahlreiche Gesellschaft dort versammelt ist, nämlich wegen der Heirath des Achilles mit der Polyrene, der Tochter des Priamus. Allem Anschein nach hat der Verf. irgendwo gelesen, daß der poetische Sinn der damaligen Frauen und die freie Sitte jener heroischen Zeiten es gestattete, wenn nicht gar erforderte, in diesem naiven Anzuge vor seiner Zukünftigen am Traualtare zu erscheinen; es ist ganz allerliebst; ich bin nicht gelehrt und poetisch genug, um diesen Punkt zu entscheiden.

Wenn wir die lange Galerie im Louvre hinunter gehen, finden wir noch zwei andere Bilder dieses Künstlers: eine Leda, die vom Jupiter in Gestalt eines Schwans entführt wird, und einen Paris, der die Helena entführt. Leda, Helena, Achill! Glaubt ihr jezt noch, daß Homer und David in Frankreich ganz vergessen sind? Wie würde man ehemals diese Leda beklatscht haben, welche in der graziösesten Stellung von der Welt, ganz wie die Feenkönigin im Oberon, gen Himmel getragen wird! Paris, der die Helena auf seinen Wagen hebt, würde in den ersten Jahren des Consulats Furore gemacht haben; aber weil seitdem 30 Jahre und darüber verflossen sind, geht alle Welt am Achill, am Paris und an der Leda vorüber, ohne sie nur der Frage zu würdigen, wer denn nach Ovid und Homer ihr Vater gewesen. Und doch machen sich diese Probestücke der alten klassischen Malerei durch ihre Zeichnung vor vielen andern neuromantischen Bildern bemerklich. Der Eindruck des Ganzen aber erklärt zur Genüge den alten Streit des einfachen, natürlichen Styls gegen den großen, erhabenen Styl, den Krieg der Form gegen die Farbe. Denjenigen, der früher nicht gewußt hätte, was man hier unter „akademischer Malerei" versteht, würde ich vor die Gemälde Berthons führen und ihm an diesen Anachronismen begreiflich machen, warum die ungestüme Reaktion der Romantiker gegen die Klassiker nothwendig erfolgen mußte. Dieselbe war indeß, wie es bei allen Reaktionen zu gehen pflegt, mit dem Uebelstande begleitet, daß man von einem Extrem in's andere fiel. Man hatte die Liebe für's Schöne bis zum bornirtesten, engherzigsten Purismus gesteigert; bald ging man so weit, die Wahrheit in dem Jovialen, Unedlen und Garstigen zu suchen; man hatte Alles auf Zeichnung gegeben; von Zeichnen war bald keine Rede mehr; der kalte, abgemessene Gedanke hatte sich stets nur in gewisse herkömmliche, einmal angenommene Formen zu kleiden gewagt, bald folterte man die Gehirnfasern, um daraus die barocksten, seltsamsten Schöpfungen hervorzuzerren: man hatte die materielle Ausführung bis zur geschmücktesten, manierirtesten Manier erhoben; bald gieng man mit auf's Gerathewohl hingewischten, hingeklecksten Tinten und rohen Tönen desto verschwenderischer um, man malte mit der Maurerkelle, und bedeckte die Leinwand mit einer Sündfluth von überall ohne Zweck und Ziel, ohne Geschmack und Einsicht hingeworfenen Farben; kurz, von dem albernsten und farblosesten Rigorismus ist man in eine schrankenlose Ausgelassenheit gerathen. Daher kommt jene anarchische Verwirrung, welche gegenwärtig in der französischen Malerei herrscht, und gegen welche Hr. Berthon mit seinen Werken protestirt; daher stammt jene Nichtachtung jeder Regel, jedes Grundsatzes und jedes Maßes, welche die französischen Romantiker aussprechen.

Es gibt in Frankreich gegenwärtig vielleicht nur einen einzigen Mann, der gegen den Strom anzuschwimmen gewagt und es mit Erfolg gethan hat. Dieser Mann ist Ingres. Ich will damit keineswegs absolut behaupten, daß die Bahn, welche er verfolgt, die einzige sey, wo man Talent antreffen könne; aber mich dünkt, man sollte ihm dafür Dank wissen, daß, als jede Regel, jede Auctorität mit Füßen getreten wurde, er allein nicht an der Regel und Auctorität verzweifelt, sondern vielmehr eine Menge junger Künstler wieder darauf hinzuleiten gewußt hat, welche sonst in die Irrwege der Romantik verstrickt worden wären. Ich bin keiner von denen, welche der Tyrannei der Schulen das Wort reden; ich weiß wohl, daß dieselben leider nur zu oft statt der Nachahmung der Natur und der Gottheit in der Natur nichts als eine klägliche Nachahmung des Meisters hervorrufen; eine neue Schule indeß muß sich bilden, wenn die Malerei aus dem Zaubergarten der Circe gerettet werden soll. Auch scheint mir jenes den Schulen anklebende Uebel nur die mittelmäßigen Geister zu treffen, welche blindlings der Spur eines Malers von Genie folgen und sich zu seinen Schülern rechnen, wenn sie es so weit gebracht haben, ihre Palette mit dem Abhub der seinigen zu bedecken. Der wahre Künstler trägt in seinem Herzen immer ein warmes, feuriges Gefühl, das ihm erb- und eigenthümlich ist; in seinem Kopfe sprossen Ideen, welche er nicht in einer nothdürftigen Nachlese auf dem Stoppelfelde eines fremden Herrn und Meisters gesammelt hat, und seine Hand gewöhnt sich an eine Manier, welche seinen Werken ein Siegel mit eigenen Mannszügen aufdrückt. Wenn auch in einer Schule gebildet, so wird dieser doch keine bloßen Nachahmungen zu Tage fördern, sondern sein Talent wird sich bald in originelle Formen kleiden. Man denke nur an die alten

Malerschulen Italiens; ja selbst die Werke einiger junger französischen Künstler aus der Schule Gros' und Ingres' beweisen das eben Gesagte. Der im vorigen Jahr ausgestellte „Christus im Grabe" von Signol, der „Dante und Virgil" von Flandrin, die „Tochter Jephtah's" von Lehmann sind keine todten Werke ungeschickter, sclavischer Nachahmer. Nein; in einer einfachen, charaktervollen Composition hat sich Signol, ein ehemaliger Schüler Gros', so weit von der Bahn seines Meisters entfernt, als es nur immer geschehen kann; aber er hat es gethan mit einer Gemessenheit und einem Geschmack, welche seinem Geiste und seinem Talente alle Ehre machen. Den HH. Flandrin und Lehmann sieht man es in ihren Bildern auf den ersten Blick an, daß ihr Talent in dem Unterrichte Ingres' herrliche Lehren eingesogen, sich aber doch auf eine originelle Weise zu äußern weiß. Worin man besonders die Spur ihres Meisters und der Schule wiederfindet, das ist in der Gewissenhaftigkeit, welche bei der Ausführung ihrer Werke vorgewaltet und sich außerdem noch in trefflichen Studien offenbart hat. Außer dem Dante sehen wir von Flandrin noch einen jungen, nackten Schäfer aus der römischen Campagna, welcher rücksichtlich der reinen Zeichnung und des kräftigen, harmonischen Colorits für eine musterhafte Studie gelten kann. Von Lehmann besitzt der Salon noch einen herrlichen Studienkopf, welcher sich durch Einfachheit der Anlage, durch Festigkeit des Pinsels und kraftvolle Wirkung auszeichnet. Leider hat derselbe einen sehr schlechten Platz bekommen, so daß er kaum in seinem düstern Winkel bemerkt wird. Indeß kann sich Herr Lehmann mit vielen andern Künstlern trösten, denen es nicht besser, oft noch schlimmer ergangen ist. „Die Sonne scheint für Jedermann," sagt zwar ein altes Sprichwort, aber nicht in den Galerien des Louvre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstgeschichte.

A Review of the lives and works of some of the most eminent painters: with remarks on the opinions and statements of former writers. By C. J. Nieuwenhuys. London, Hooper, 1834. 323 S. Roy. 8.

In geschichtlicher und biographischer Hinsicht bietet dies Buch eigentlich nichts Neues, wenn wir Rembrandt ausnehmen, wohl aber eine Menge interessanter Notizen über einzelne werthvolle Werke der italienischen und namentlich der niederländischen Schulen — ihre Schicksale, Preise, frühere und jetzige Besitzer, von einem praktischen Gemäldekenner, der ein geborner Niederländer und Sohn des bekannten Kunsthändlers in Brüssel ist, durch dessen Hände viele köstliche Bilder gingen, und der zu manchen Aufträgen und Ankäufen gebraucht wurde.

Die nicht geringe Zahl der Erzählungen von den widrigen Schicksalen und den unverdienten Bedrängnissen großer Künstler, wird noch durch die Details vermehrt, welche wir hier über Rembrandt van Ryn vernehmen, dessen Leben von Houbracken u. A. ziemlich ungenügend beschrieben worden ist. Rembrandt soll am 15. December 1606 in der Nachbarschaft von Leyden geboren worden seyn. Seine ersten Leistungen entstanden zu Amsterdam, wo er sich gegen 1630 niederließ. Im Jahr 1632 malte er dort ein Bild für das anatomische Theater (Snei-kamer), den Professor Nicolas Tulp vorstellend, wie er an einem vor ihm auf einem Tisch liegenden Körper vor 7 seiner Schüler die Anatomie demonstrirt. Das Gemälde sollte 1828 öffentlich verkauft werden: König Wilhelm erwarb es aber für das Museum im Haag gegen eine Summe von 32000 holl. Gulden, welche zur Vermehrung des Wittwenfonds des Collegiums der Wundärzte in Amsterdam dienen sollte. 1633 verfertigte er das von König Georg IV. von England angekaufte Bild eines Schiffbauers und seiner Gattin; 1642 die berühmte „Garde de nuit" — die Amsterdamer Miliz, welche zum Empfange des Prinzen von Oranien und seiner jungen Gemahlin auszieht. Im Museum dieser Stadt sind noch die „Syndics de la halle aux draps," 1661 entstanden. Vieles Andere müssen wir übergehen.

Seines außerordentlichen Fleißes ungeachtet konnte Rembrandt, welcher noch überdies mit manchen Neidern und Gegnern seiner Manier zu kämpfen hatte, obgleich er eine bedeutende Schule bildete (wozu Gerhard Dow, Bol, Eekhout, Flink, Maes, Koning, Gelder, Hoogstraten u. A. gehörten), pecuniären Schwierigkeiten nicht entgehen. Er kaufte ein in der Breedestraat gelegenes Haus, wobei der Bürgermeister Cornelis Witsen ihm 4180 Gulden auf Hypothek lieh. Da er diese zur bestimmten Zeit nicht zurückzuerstatten vermochte, wurde all seine Habe mit Beschlag belegt, und am 25. und 26. Juli 1656 ein gerichtliches Verzeichniß davon gefertigt, welches noch in der Desolate Boedelkamer zu Amsterdam aufbewahrt wird, und von welchem Hr. N. auf S. 16 bis 29 einen Auszug gibt. Wir finden in diesem merkwürdigen Inventar über 50 größere und kleinere Bilder und Skizzen von Rembrandts Hand, nebst mehreren von Raffael (eine Madonna), Annibal Carracci, Giorgione, Van Dyck, Lely, Brouwer u. A., des Künstlers Zeichnungen und Skizzen, so wie eine große Menge von Kupferstichen, Alterthümern, Seltenheiten (darunter die

Todtenmaske des Prinzen Moriz von Oranien, ein Elfenbeinbild von Quentin Messys, chinesische Kunstsachen, Modelle orientalischer Bauten, antike, indische und türkische Waffen, eine Sammlung von Modellen zum Malen u. v. a.), alte Bücher mit Kupfern und Holzschnitten (eine Bibel, Dürers Werk von den Verhältnissen, ein deutscher Flavius Josephus mit Tobias' Abbildungen ꝛc.), endlich sogar das gewöhnliche Hausgeräthe, Bett und Wäsche. Die Uebersicht dieses Inventars kann nicht anders als einen wehmüthigen Eindruck zurücklassen, wenn man bedenkt, daß dieser Erwerb des thätigen Lebens eines ausgezeichneten Künstlers, seine Liebhabereien und seine eigenen, ihm unersetzlichen Studien, so schonungslos von ihm gerissen wurden. Es waren schlechte Zeiten: auswärtige Kriege und innere Parteizwiste hatten in Holland großes Elend herbeigeführt, aus welchem die Klugheit und das gute Geschick des Statthalters es nur mit Mühe retteten. In Amsterdam standen über 1500 Häuser leer, Rembrandts ganze werthvolle Sammlung wurde für nicht mehr als 4964 Gulden 4 Stüber losgeschlagen! Auch das Haus wurde verkauft; aber erst nach Rembrandts Tode (1665) konnte sein einziger Sohn, Titus van Ryn, die ganze Angelegenheit in Ordnung bringen, wo sich dann endlich noch ein Ueberschuß von 6952 Gulden 9 Stüber zu seinen Gunsten ergab.

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten vom Monat März.

Alterthümer und Ausgrabungen.

St. Petersburg, 9. März. Aus den Reiseberichten des Hrn. v. Frähn, Sohns des Staatsraths, geht hervor, daß er in Begleitung des Hrn. v. Davidow die Gegend von Troja besucht und die Grundmauern der Akropolis des alten Ilion aufgefunden hat.

Baden. In dem Dorfe Oos, eine Stunde von Baden im Großherzogthum Baden, wurde unlängst unweit der dortigen Kirche ein irdener Topf mit Münzen und mehreren Klumpen geschmolzenen Silbers entdeckt. Die Münzen bestehen aus ungefähr 5000 Bracteaten und 5000 Solidi. Die merkwürdigsten darunter sind einige von dem deutschen König Konrad, sieben bis acht von dem venetianischen Dogen Ziani (gewählt 1172), und viele aus der Sancta colonia von den Bischöfen Heinrich und Otto. Da keine dieser Münzen eine Jahreszahl hat, so ist anzunehmen, daß sie nicht nach dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts vergraben worden sind.

Norwegen. In der Nähe von Egersund in Norwegen wurden vor Kurzem über 1000 Silbermünzen nebst andern silbernen Zierrathen gefunden. Die Münzen sind größtentheils angelsächsische und haben eine Größe zwischen Zwei- und Zehnschillingsstücken. Einige sind viereckig, andere haben kein Gepräge, wieder andere ein sehr deutliches. Die meisten haben auf der Vorderseite ein Brustbild mit der Umschrift und auf der Kehrseite ein Kreuz mit Inschrift und von einer Perlenschnur umgeben. Einige scheinen vom König Ethelred, andere vom König Knut herzurühren. So sieht man bei manchen auf der einen Seite † Edel. Rex. Anglop. und ein Brustbild, auf der andern † Sumerolodojmoesr. Unter den Zierathen bemerkt man einen kleinen Brustschmuck mit Ringen von dickem Silberdraht.

Frankreich. Zu Percheville, in der Nähe von Nantes (Depart. Seine et Oise), wurde unlängst ein aus den Zeiten der alten Gallier herrührendes Grab aufgefunden. Die Seitenwände bestanden aus 6 roh behauenen Steinen; die Breite betrug 6, die Länge 9 Fuß, und oben darauf lag ein 8 Fuß breiter und 10 Fuß langer Stein. Der Boden war mit glatten Steinen gepflastert, und das Grab enthielt 50 Gerippe, von denen einige mit dem Gesicht nach Norden und die übrigen nach Süden lagen. Unter den Gebeinen, welche bald in Staub zerfielen, fanden sich Thierknochen, Ueberreste von harten, schwärzlichen Thongefäßen und ein schönes steinernes Beil.

Medaillenkunde.

Aus dem Haag. Auf den vor 2 Jahren verstorbenen Grafen von Hogenborp ist eine von Van der Kellen gravirte Medaille erschienen.

Versteigerung.

Leipzig. Bei einer um die Mitte des Märzes hier stattgefundenen Auction von Kunstgegenständen wurde ein Blatt von Baccio Bandinelli und S. Botticelli: „Moses empfängt die Gesetztafeln," für 166 Rthlr. verkauft. Für 10 Sibyllen von demselben zahlte man 163, und für 8 Blätter, „die Triumphe Petrarca's," von denselben Meistern, 195 Rthlr. 5 Blätter Pferde von Potter wurden für 73 Rthlr. verkauft.

Persönliches.

Berlin. Die königliche Akademie der Wissenschaften hat in der Sitzung vom 25. Februar 1836 u. A. den Director des königlichen ägyptischen Museums in Turin, Hrn. Am. Peyron, und den Conservator der Alterthümer zu Athen, Dr. Roß, zu Korrespondenten der historisch-philologischen Klasse ernannt.

Nekrolog.

In Aarau ist im Februar der Bildhauer Bodenmüller gestorben.

Am 5. März starb in Rom der Bildhauer Matth. Kessels aus Mastricht, Professor der Akademie von St. Luca und Mitglied des königlich niederländischen Instituts, 51 Jahr alt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[195] **Kunstanzeige.**

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist zu beziehen:

Rudolph Weigels **Kunstkatalog.** 3te Abtheilung. gr. 8. 6 gGr.

Hans Holbein der Jüngere in seinem Verhältniß zum deutschen Formschnittwesen, von C. Fr. von Rumohr. Mit Holzschnitten 8. 18 gGr.

Die Architektur des Mittelalters in Regensburg. Herausgegeben von J. Popp und T. Bülau. 4tes Heft. mit 5 Kupfertafeln Royalfol. 3 Rthlr. 12 gGr.

№ 39.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 17. Mai 1836.

Bruchstück einer alten Baurechnung von der Akropolis.

Zu den merkwürdigsten Entdeckungen, welche neuerdings auf der Akropolis gemacht worden sind, gehören mehrere Bruchstücke einer Inschrift von bedeutendem Umfange, welche die Rechenschaftsablage über die Kosten verschiedener Theile eines großen Gebäudes — wahrscheinlich eines der Tempel der Akropolis selbst — enthielt. Sie wurden aus der Batterie vor den Propyläen, welche den Siegstempel und viele andere interessante Reste in ihrem Schoße barg, hervorgezogen, und es ist Hoffnung vorhanden, daß sich noch weitere Bruchstücke derselben Platte finden.

In Erwartung dieser weitern und bestimmtern Aufschlüsse enthalte ich mich für jezt aller Vermuthungen über die genauere Zeitbestimmung der Inschrift, so wie über das Gebäude, auf welches sie sich beziehen mag — abgesehen von einer weiter unten mitzutheilenden Andeutung — und beschränke mich darauf, eines der anziehendsten Fragmente hier mitzutheilen: ein Verzeichniß über gefertigte Bildhauerarbeit, mit Angabe der Gegenstände, der Meister und der dafür gezahlten Preise.

Die Inschrift ist στοιχηδὸν geschrieben, und war in Columnen eingetheilt, deren jede genau dreiundzwanzig Buchstaben Breite hat. Paläographisch bietet sie die seltsame Erscheinung dar, daß alle mit einem Vocal anfangenden Worte den Spiritus Asper (*H*) haben, mit wenigen Ausnahmen; und diese Ausnahmen sind größtentheils Worte, welche sonst aspirirt werden (z. B. in diesem Bruchstück Zeile 7 *APMA* statt ἅρμα, Zeile 19 *EIΣTEKOTA* statt εἱστηκότα, und Zeile 21 *EIE* statt ἢ ἡ). Die Schriftzüge sind ferner voreuklidisch; dennoch aber findet sich in einem andern Bruchstücke *H* einige Mal als Vocal (η),

Γ

statt

Λ

und

Λ

statt

V

Lassen sich diese beiden Sonderbarkeiten, wenigstens die leztere, vielleicht durch die Annahme erklären, daß der Steinhauer ein Fremder und schon an den Gebrauch des Jonischen Alphabets gewöhnt war?

ΡΥΗΕΧΟΝΤΑΔΔΦΥΡΟΜΑ
ΧΟΣΚ]ΕΦΙΣΙΕΥΣΤΟΝΝΕΑΝΙΣΚΟ
ΝΤΟΝ]ΓΑΡΑΤΟΝΘΟΡΑΚΑ𐅄ΔΓΡΑΧ
ΣΙΑΣ]ΕΜΜΕLΙΤΕΙΗΟΙΚΟΝΤΟΝΗ
ΙΓΓΟ]ΝΚΑΙΤΟΝΗΟΓΙΣΘΟΦΑΝΕΤ
ΟΝΓΑΡ]ΑΚΡΟΟΝΤΑΗΔΔΑΝΤΙΦΑΝ
ΕΣΗΕΚ]ΚΕΡΑΜΕΟΝΤΟΑΡΜΑΚΑΙΤ
ΟΝΝΕ]ΑΝΙΣΚΟΝΚΑΙΤΟΗΙΓΓΟΤΟ
ΖΕΥΛ]ΝΥΜΕΝΟΗΗΔΔΔΔΦΥΡΟΜΑΧ
ΟΣΚΕ]ΦΙΣΙΕΥΣΤΟΝΗΑΛΟΝΤΑΤΟ
ΝΗΙ]ΓΓΟΝ𐅄ΔΜΥΝΝΙΟΝΗΑΛΡΥLΕ
ΣΙ]ΗΟΙΚΟΝΤΟΝΗΙΓΓΟΝΚΑΙΤΟΝ
ΗΑ]ΝΔΡΑΤΟΝΗΕΓΙΚΡΟΟΝΤΑΚΑΙ
ΤΕ]ΝΣΤΕLΕΝΗΥΣΤΕΡΟΝΓΡΟΣΕΘ
ΕΚ]ΕΗΔΔΓ⊢⊢ΣΟΚLΟΣΗΑLΟΓΕΚΕ
ΣΙ]ΗΟΙΚΟΝΤΟΝΤΟΝΧΑLΙΝΟΝΗΕ
ΧΟ]ΝΤΑ𐅄ΔΦΥΡΟΜΑΧΟΣΚΕΦΙΣΙΕ
ΥΣΤ]ΟΝΗΑΝΔΡΑΤΟΝΗΕΓΙΤΕΣΒΑ
ΚΤ]ΕΡΙΑΣΕΙΣΤΕΚΟΤΑΤΟΝΓΑΡΑ
ΤΟΜ]ΒΟΜΟΝ𐅄ΑΗΙΑΣΟΣΚΟLLΥΤΕ
ΥΣΤ]ΕΛΛΥΝΑΙΚΑΕΙΕΓΑΙΣΓΡΟΣ
ΓΕΓ]ΤΟΚΕ𐅄ΔΔΔ ΚΕΦΑLΑΙΟΝΗΑ
ΛΑL]ΜΑΤΟΕΟΙΚΟΧΧΧΗΗΗΔΓ LΕ
ΜΜΑ]ΧΧΧΗΗΗ⊢⊢⁝ΗΑΝΑLΟΜΑΤΟΑ
ΡΛ]ΟΝΓ ΗΕΓΙΤΕΣΓΑΝΔΙ
ΟΝΙ]ΔΟΣΟΛΔΟΕΣΓΡΥΤΑΝΕΥΟΥΣ
ΕΣ]LΕΜΜΑΤΑΓΑΡΑΤΑΜΙΟΝΤΕΣ
ΘΕ]ΟΑΡΕΣΑΙΧΜΟΗΑΛΡΥLΕΘΕΝ[Κ
ΑΙ]ΣΥΝΑΡΧΟΝΤΟΝ

*. . . . . . . ἔχοντα * ΔΔ Φυρόμα-*
χος κηφισιεὺς τὸν νεανίσκο-
ν τὸν] παρὰ τὸν θώρακα 𐅄 Δ *Πρα-*
ξίας] ἐμ Μελίτῃ οἰκῶν τὸν
ἵππο]ν καὶ τὸν ὀπισθοφανῆ τ-
ὸν παρ]ακροόυντα ΗΔΔ Ἀντιφάν-
ης ἐκ] κεραμέων τὸ ἅρμα καὶ τ-
ὸν νε]ανίσκον καὶ τὼ ἵππω τὼ
ζευγ]νυμένω ΗΗΔΔΔΔ Φυρόμαχ-
ος κη]φισιεὺς τὸν ἄγοντα τὸ-
ν ἵ]ππον 𐅄 Δ *Μυννίον Ἀγρυλῆ*
σι] οἰκῶν τὸν ἵππον καὶ τὸν

* Der bequemeren Uebersicht wegen habe ich in der Wiederholung der Inschrift in Cursivlettern die Sonderbarkeiten des Originals in Hinsicht auf Verwechselung der Aspiration beibehalten.

α]νδρα τὸν ἐπικρούοντα καὶ
τὴ]ν στήλην ὕστερον προσέθ-
ηκε Η Δ Δ Γ ⊢ ⊢ Σῶκλος Ἀλωπεκῆ-
σι] οἰκῶν τὸν τὸν χαλινὸν ἔ-
χο]ντα 𐅄 Δ Φυρόμαχος Κηφισιε-
ὺς τ]ὸν ἄνδρα τὸν ἐπὶ τῆς βα-
κτ]ηρίας ἑστηκότα τὸν παρὰ
τὸμ] βωμὸν 𐅄 Δ Ἴασος Κολλυτε-
ὺς τ]ὴγ γυναῖκα ᾗ ἡ παῖς προς-
πέπ]τωκε 𐅄 Δ Δ Δ Κεφάλαιον ἀ-
γαλ]ματοποϊκοῦ Χ Χ Χ Η Η Η Δ Γ Λῆ-
μμα] Χ Χ Χ Η Η Η ⊢ ⊢ I: ἀνάλωμα τὸ ἀ-
γελὸν? Γ˴ Ἐπὶ τῆς Πανδι-
ονί]δος ὀγδόης πρυτανευούσ-
ης] λήμματα παρὰ ταμιῶν τῆς
Θε]οῦ Ἀρησαίχμου Ἀγρυλῆθεν κ-
αὶ] συναρχόντων . . . . . .

. . . welcher . . . hält 20 Dr. Phyromachos aus Kephisia den Jüngling neben dem Harnisch 60 Dr. Praxias, in Melite wohnhaft, das Pferd und den (nur) von hinten sichtbaren danebenschlagenden (Mann) 120 Dr. Antiphanes der Kerameer den Wagen und den Jüngling und die beiden angespannten Pferde 240 Dr. Phyromachos aus Kephisia den, welcher das Pferd führt 60 Dr. Mynnion, in Agryle wohnhaft, das Pferd und den Mann, welcher darauf schlägt, und (derselbe) hat auch die Säule später hinzugesetzt 127 Dr. Soklos, in Alopeke wohnhaft, den, welcher den Zügel hält 60 Dr. Phyromachos aus Kephisia den Mann, welcher sich auf den Stab lehnt neben dem Altar 60 Dr. Jasos aus Kollytos das Weib, an welche sich das Mädchen lehnt 80 Dr. Summe des Bildhauerlohns 3315 Dr. Einnahme 3302 Dr. 1 Obol. Nicht realisirte Kosten? . . . Unter der Pandionis, achte Prytanie, Einnahme von den Schatzmeistern der Göttin Areſächmos aus Agryle und seinen Amtsgenossen . . . .

(Der Beschluß folgt.)

Kunstgeschichte.

A Review of the lives and works of some of the most eminent painters: with remarks on the opinions and statements of former writers. By C. J. Nieuwenhuys. London, Hooper, 1834. 323 S. Roy. 8.

(Beschluß.)

Auf Rembrandt folgt Correggio, ein anderer von denen, welche dem Verf. des Buches: Della miseria dei letterati Stoff zu einem ähnlichen della miseria degli artisti hätten bieten können. Wir finden nur ein paar Notizen über in's Ausland gekommene Bilder. Die Vierge au panier wurde während des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel aus dem Museum zu Madrid weggenommen (Mengs sah sie im Kabinet der Prinzessin v. Asturien), gerieth in die Hände eines Engländers, Namens Wallis, war in der Laperièreschen Sammlung zu Paris und wurde 1825 von Hrn. Nieuwenhuys (Vater des Verf.) für 80,005 Franks gekauft, von welchem die British National Galerie sie für 3,800 Pfund St. erhielt. (Passavant's Kunstreise, S. 11 und 13.) — Der Herzog v. Wellington besitzt den berühmten Christus am Oelberg (Passavant, S. 71). Correggio soll dies Bild einem Apotheker für 4 Scudi, welche er ihm schuldete, überlassen haben; der Marquis von Camarena, spanischer Gouverneur von Mailand, kaufte es für 750 Dublonen im Auftrag Philipps IV. Wie es nach der Schlacht bei Vittoria nach England kam, ist bekannt. Die National Galerie besitzt eine früher für das Original gehaltene Copie aus der Angersteinschen Sammlung. — Zwei andere Bilder kaufte die Regierung von Lord Londonderry für 11000 Pfund. Eines derselben: Merkur, in Venus Gegenwart den Cupido unterweisend, war einst zu Mantua, dann bei Carl I. v. England, 1649 nach Spanien verkauft, wo Mengs es beim Herzog von Alva sah; das andere, ein Ecce Homo, vormals beim Grafen Prati zu Parma, dann zu Rom im Palast Colonna; eines der vortrefflichsten Werke dieses großen Meisters.

Der nun noch übrige Theil des Buches enthält die Beschreibung eines Theils der Gemäldesammlung, welche Hr. N. im Mai 1833 öffentlich zu London versteigern ließ. Wir finden darunter Bilder folgender Meister:

Asselyn, Backhuyzen, Gio. Bellini (heil. Familie, aus der Brentanoschen Sammlung, jezt in Brüssel), Berchem, Joh. Breughel, Claude Lorrain (Seehafen am Mittelmeer, einst beim Cardinal von Richelieu, für 409 Pfd. an Hrn. Wynne Ellis verkauft), Gonzales Coques, Gerhard Dow (der Astronom, einst zu Cassel, dann bei Laperière, um 224 Pfd. von Hrn. E. R. Ayres erstanden; der Doktor, aus der bekannten Erardschen Sammlung, jezt beim Obersten Biré); A. van Dyck (Bildniß Franz de Quesnoys — Silen), Benv. Garofalo (heil. Familie), Giulio Romano (heil. Familie, zum Preise von 516 Pfd. von Hrn. Munro gekauft; zwei Freskos aus der Trinità-Kirche in Rom, 1812 bei Lucian Bonaparte), van der Heyde, Hobbema, Hondecoeter, Jordaens, Mieris, van der Neer, A. van Ostade (sein eigenes Bildniß in bäurischer Tracht, unter dem Namen Le bonnet rouge bekannt, von Hr. Mackintosh erstanden), Paul Potter (ein junger Stier, der für 787 Pfd. wegging), Ruisdael (Landschaft nach einem Regenschauer — ein sandiger Weg, der sich um einen Hügel zieht, mit des Künstlers Namen bezeichnet — Ansicht von Harlem), Bartol. Schidone (Martyrthum des h. Sebastian, ehemals bei Lucian Bonaparte, noch jezt in Hrn. Ns. Besitz), D. Teniers (Christus und die Samariterin — eine Burg mit einem Hirten und Landmann), Terborch, Adrian van de Velde (zwei Landschaften), W. van de Velde, Wouverman („L'Abreuvoir" bei van der Hoop in Amsterdam — „La Chasse aux canards" bei H. Bevan) u. A. (im Ganzen 41). In einem Anhange finden wir noch Crayer, Maes, Metsü („La surprise," einst beim Hzg. von Choiseul), Mieris und Schalcken (ein Kerzenlichteffect).

In größeres Detail einzugehen, ist uns unmöglich, nur können wir Raffael und Rubens speziell zu erwähnen nicht unterlassen. Von Ersterem besizt Hr. N. (S. 190) noch die (bei Passavant S. 115 besprochene) Madonna, welche mit der Orleansschen Sammlung 1799 nach England und an Hrn. G. Hibbert gelangte. Ueber Rubens vernehmen wir einige bemerkenswerthe Umstände, namentlich was die Versteigerung des berühmten Chapeau de paille betrifft, welcher im Rubensschen Hause zu Antwerpen am 29. Juli 1822 von Hrn. L. J. Nieuwenhuys für 35,970 Gulden gekauft wurde und gegenwärtig Sir Robert Peel gehört. Deutsche Zeitschriften theilten bereits die näheren Umstände nach des Verf. Erzählung mit. Das Gemälde des St. Sacrement de miracle, ehemals in St. Gudüle zu Brüssel, ist nun im Palast des Prinzen v. Oranien; die Prairie de Lacken wechselte mehrmals ihre Besitzer und kam endlich an Georg IV., welcher auch das Bildniß der Helena Forment für 800 Pfd. kaufte. Das Porträt der Isabella Brant findet sich in Tedsmore-Hall bei Schrewsbury. — Ein genaues Verzeichniß der einzelnen Bilder mit Angabe der Besitzer erhöht die Brauchbarkeit dieses für den Kunstfreund in mancher Hinsicht interessanten und lesenswerthen Buches. Alfr. Reumont.

Nachrichten vom Monat März.

Literatur.

Paris. Laponnerage, Description pittoresque et statistique de Paris au 19 siècle, 4. Erscheint in 100 Lieferungen, jede mit 2 Lithographien. Preis pr. Lieferung 50 Cents.

Ed. v. Cadalvène u. J. v. Breuvery L'Egypte et la Turquie de 1829—1836, mit Karten und Kupfern. Band I. Aegypten und Nubien. Das Ganze wird aus 4 Bänden und einem Atlas bestehen, der in 4 Lieferungen erscheint. Preis pr. Lieferung 10 Fr.

Musée des Antiquités égyptiennes, ou recueil des monumens égyptiens, Architecture, Statuaire, Glyptique et Peinture, accompagné d'un texte explicatif par Ch. Lenormant, conservateur adjoint du Cab. des méd. et ant. de la Bibl. roy. Paris, Cleur, 1835. Werden 12 Lieferungen, jede zu 5 Blättern mit Text à 10 Franken.

Von C. Rebel's Prachtwerk über Mexico ist das 3te und 4te Heft erschienen.

Tappisserie de Flandre qui formait l'interieur de la tente de Charles le téméraire, duc de Bourgogne, au siège de Nancy et orne aujourd'hui deux salles de la cour royale de cette ville. 1ste und 2te Platte. Das ganze Werk wird aus 5 Platten, jede zu $2^{1}/_{2}$ Frank, bestehen, welchen ein erläuternder Text nachfolgen soll.

Nouveau recueil de ménuiserie et de décorations exterieures et intérieures Livr. 1—7. Folio, mit 14 Kupfern.

Observations numismatiques Nr. 1. 8. $1^{1}/_{4}$ Bogen, Nancy.

Rugendas malerische Reise nach Brasilien ist nunmehr mit deutschem und französischem Text vollendet. Die 100 Platten dieses Werks, welches 240 Fr. oder auf chinesischem Papier 300 Fr. kostet, sind in 20 Foliohefte vertheilt. Verlag Engelmann u. C. in Paris.

Despréaux, Note détaillée sur l'invention de la gravure en relief, Paris, 4. $1^{1}/_{2}$ Bogen.

Amboise und Blois. Revue de la numismatique Française. Redakteurs: die Hrn. Cartier und de la Saussaye. Kommt zu unbestimmten Zeiten heraus. 4—6 Lieferungen bilden einen Band.

Zu Poitiers sind erschienen die Memoires de la Société des antiquaires de l'Ouest. Tom. I., 1835. 8. 26 Bogen und 15 Kupfer.

London. Ein Werk über die bekannte prachtvolle Bildergalerie des Hrn. Coesvelt ist unlängst unter dem Titel: Outlines from the celebrated collection of italian pictures in the possession of W. G. Coesvelt, in einem Großquartbande erschienen. Preis 4 Pfd. 4 Sh.

Frankfurt a. M. Hr. B. Donndorf gibt auf Subscription und in Commission bei J. D. Sauerländer eine erläuternde Darstellung der Steingraviermanier heraus, worin alle von ihm erfundenen Verbesserungen veröffentlicht werden. Das Werk wird aus 8 Heften in Royalquart, jedes mit 6 Steinstichen und 3—4 Bogen Text, bestehen.

№ 40.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 19. Mai 1836.

Kunstgeschichte.

Geschichte der königlichen Kupferstichsammlung in Copenhagen, ein Beitrag zur Geschichte der Kunst und Ergänzung der Werke von Bartsch und Brulliot. Herausgegeben von C. F. von Rumohr und J. M. Thiele, Professor und Secretär der Akademie der bildenden Künste, auch Inspektor der königlichen Kupferstichsammlung zu Copenhagen. Leipzig, in der Anstalt für Literatur und Kunst, 1835, bei Rudolph Weigel. 100 S. und VII S. Vorwort.

Die Zueignung dieser Schrift, an den königlich dänischen Obermarschall Freiherrn von Hauch gerichtet, enthält schätzenswerthe Nachrichten über die auf dessen Veranlassung erfolgte Umgestaltung und neue Anordnung sämmtlicher königlich dänischer Sammlungen. Nachdem man den naturwissenschaftlichen Sammlungen ein eigenes Gebäude angewiesen hatte, wurde ein ähnliches dem königlichen Kunstmuseum erworben, der Gemäldegalerie ein angemessenes Lokal in dem Christiansburger Schlosse eingeräumt, und das erst seit einem Jahrzehent entstandene nordische Museum zweckmäßig aufgestellt und zugänglich gemacht; die Denkmale der neuern Geschichte werden in dem königlichen Schlosse Rosenburg zusammengeordnet, und ebendaselbst befindet sich auch die Münzsammlung. Endlich erweiterte sich die große Bibliothek um einen neuen Flügel, in welchem die Manuscripte aufgestellt sind, und in demselben ward auch ein Lokal für die Aufbewahrung der Kupferstiche und Handzeichnungen bestimmt.

Die beiden Verfasser, von denen der erste so rühmlich durch seine geistreichen Forschungen italischer Kunstgeschichte bekannt ist, und der zweite uns die trefflichen Erläuterungen zu Thorwaldsens Werken gegeben hat, waren Mitglieder der für die Anordnung der leztern ernannten Commission, und liefern in der vorliegenden Schrift eine höchst dankenswerthe Nachricht von deren Schicksalen und Merkwürdigkeiten. Aus einer im Kunstblatt, 1827, Nr. 41 und ff. enthaltenen Notiz war bereits bekannt, daß diese Sammlung einen ziemlichen Reichthum trefflicher Kupferstiche, und besonders einen Schatz holländischer Radirungen enthält. Ein großer Theil derselben soll von dem kunstsinnigen König Christian IV. gesammelt worden seyn.

Die ersten Blätter gegenwärtiger Schrift schildern die frühern Schicksale der Sammlung, wobei erzählt wird, daß das Werk von Albert Dürer, welches dort in ausgezeichneten Abdrücken vorhanden ist, eine der frühesten Erwerbungen, vielleicht das, laut Dürers Tagbuch, von ihm selbst dem König von Dänemark überlassene war; später schafften M. Lorch und J. Binck, die am dänischen Hof zur Zeit Christians II. sehr begünstigt wurden, viele altdeutsche Blätter dorthin; im siebzehnten Jahrhundert, zu Christians IV. Zeit, erhielt die Sammlung noch vielfache Bereicherung, und 1783 einen bedeutenden Zuwachs durch das angekaufte Cabinet des Conferenzraths Wasserschleben, wonach sie in 312 größern und kleinern Bänden bestand.

Es wird dabei mitgetheilt, wie leider ein ziemlicher Theil jener merkwürdigen Sammlung durch gewissenlose Behandlung und schlechte Aufbewahrung in früherer Zeit verdorben ward, und daß besonders dabei ein Theil der schönsten Radirungen von Adr. v. d. Velde, P. Potter, Hollar u. A. ausgeschnitten und silhouettirt worden;* daß endlich auch mancher Schaden bei dem Schloßbrand 1794 erfolgte, wobei die ganze Privat-Bibliothek des

* Fast möchte man glauben, jener Vandalismus sey eine Mode gewesen, da schon in verschiedenen großen Sammlungen auch von Handzeichnungen dergleichen traurige Monumente vorkamen, wie z. B. auch viele von Dürer gezeichnete Bildnisse auf diese Art verstümmelt sind.

Königs, unter andern auch ein ganzes Buch mit Originalhandzeichnungen von Phil. Wouwermans verbrannte; doch gelang es bei jenem unglücklichen Vorfall den muthvollen Anstrengungen des Justizraths Spengler, die trefflichen Gemälde der Galerie im Schlosse Christiansburg zu retten.

Um nun das, was an Kupferstichen erhalten und bis vor Kurzem in der Bibliothek aufbewahrt war, als eine eigene, für sich geordnete Sammlung zu gründen, ernannte man eine Commission, bei welcher unter mehreren Mitgliedern derselben Hr. v. Rumohr und Hr. Professor Thiele besonders mitwirkten, welcher leztere sich zugleich die Restauration des noch Erhaltenen zum Beruf machte. Es wurde über die Ordnung der neu geschaffenen Sammlung vieles debattirt, wie und auf welche Art die Blätter gereihet werden sollten, und nach langen Widersprüchen kam man dahin überein, die Methode, nach den Kupferstechern zu sammeln, aus folgenden Gründen anzunehmen:

„Die Namen der Erfinder seyen häufig falsch angegeben, daher minder gewiß, als die Namen der Kupferstecher; ferner seyen die werthvollen Kupferstiche eigenthümliche Erzeugnisse des Geistes und der Kunst, welche nicht ohne Gefahr für Genuß und Aneignung mit den mechanischen Nachbildungen geistloser Kupferstecher vermengt werden können, wie solches nach dem alten Plane geschehe und geschehen müsse.

Endlich haben die neuern Sammler seit Erscheinung des Peintre Graveur von Bartsch sich durchaus entschieden, den wichtigsten Theil des gesammten Fachs, die Kupferstiche, welche von Malern oder Radirern gearbeitet sind, von allen übrigen durchaus abzusondern, und folglich sey es rathsam, sich denselben anzuschließen, damit Reisende im Stande seyen, schneller aufzufinden, was jedesmal für sie ein höheres Interesse haben könne. Somit geschah die Anordnung nach folgender Art:

1) Malerische Stiche. a) solche, die Bartsch verzeichnet hat, b) solche, an deren Verzeichniß von Brulliot und Andern noch gearbeitet wird.

2) Werke von Virtuosen der Kupferstecherkunst, graveurs eminens.

3) Kupferstiche, welche als solche keine Eigenthümlichkeit auslegen und nur das Verdienst besitzen, von bestimmten Kunstwerken mit mehr und weniger Treue Kunde zu geben; Repertorialkupferstiche nach Art der Galeriewerke, der kunsthistorischen Abbildungen und ähnlicher Arbeiten.“

Jenen Gründen läßt sich, ohne daß den ehrenwerthen Männern, die an der Spitze der Einrichtung jener Sammlung standen, zu nahe getreten wird, Folgendes entgegenstellen: Es finden sich eben so häufig gute Blätter, wo der Name des Erfinders richtig geschrieben, dahingegen der des Kupferstechers unbestimmter oder gar nicht angegeben ist; wo würden dann nach dem nun angenommenen Systeme diese Blätter eingereiht werden? Kann jeder Sammler mit Bestimmtheit aus der technischen Behandlung des Blattes beurtheilen, von wem es radirt oder gestochen sey, und sind nicht schon durch ungegründete Benennungen die größten Irrungen entstanden? Soll nämlich in einer großen öffentlichen Sammlung, denn nur von einer solchen kann bei Systemen die als Leitfaden gelten sollen, die Rede seyn, das Geschichtliche der Kunst im Allgemeinen und besonders die Darstellung der zeichnenden Kunst in den verschiedenen Perioden zerstückelt werden, oder soll eine solche Sammlung ganz in das Materielle übergeben, und, wie es oft bei Privatbesitzern geschieht, die Kupferstiche nach den verschiedenen Stichgattungen aufsammeln? Mariette, Heineke, Huber, Bartsch Männer, welche gewiß das Fach der Kupferstechkunst in ihrem Umfange zu schätzen wußten, legten ihre großen Sammlungen nach den Malern oder Erfindern an; brachten an die Spitze jedes Künstlerwerks die eigenhändigen Radirungen oder eigene gestochene Arbeiten des Künstlers, und reihten die in den verschiedenen Stichgattungen nach ihnen gearbeiteten Blätter an. Sie beugten dadurch der Nöthigung vor, mittelmäßige Kupferstichblätter, die aber nach merkwürdigen berühmten Compositionen sind, in eigene Kupferstecherwerke aufnehmen zu müssen, oder, wenn dies nicht geschehen kann, gänzlich bei Seite zu legen und für die Ansicht der Composition verloren gehen zu lassen. Die Frage, ob nach dem Erfinder gesammelt werden soll, möchte sich z. B. auch bei Blättern, die nach Bildhauern oder Architekten gestochen sind, bejahend entscheiden, da man gewiß nach Thorwaldsen, Canova oder andern großen Meistern dieses Fachs und nicht nach den Kupferstechern, die ihre Werke gestochen, fragen wird. Ein doppelt angelegter Catalog, wovon einer nach den Malern oder Erfindern, der andere nach den Kupferstechern geordnet, ist das beste Ausgleichungsmittel für beide Systeme.

(Der Beschluß folgt.)

Bruchstück einer alten Baurechnung von der Akropolis.

(Beschluß.)

Die meisten Ergänzungen bedürfen keiner weitern Rechtfertigung, da sie sich beim Lesen von selbst aufdrängen. Zeile 9 habe ich ζευγνυμένω geschrieben, worauf das vorangehende ἅρμα und der Dual τὼ ἵππω ganz natürlich hinleitet. — Zeile 23 übersteigt die Summe des

Bildhauerlohns (3315 Dr.) die Summe der Einnahme (3302 Dr. 1 Obol.) um 12 Dr. 5 Obolen. Es war natürlich, daß dieser Ueberschuß der Kosten, welcher aus der Behufs der Zahlung empfangenen Summe (λῆμμα) **nicht realisirt werden** konnte, in der Rechenschaftsablage angemerkt wurde. So bin ich Zeile 25 auf die Ergänzung ἀνάλωμα τὸ ἀργόν verfallen, ohne jedoch diesen Sprachgebrauch mit Beispielen belegen zu können. Die Sache wird noch unsicherer dadurch, daß nach . . *ON* zu Anfang der 25sten Zeile nicht, wie man vermuthen sollte, nun die Zahlzeichen

Δ⊢⊢IIIII

sich finden, sondern statt ihrer das Zeichen

Γ

doppelt so groß, als die übrigen Buchstaben dieser Inschrift. Hierauf folgt ein leerer Raum von sechs Buchstaben, nach welchem ein neues Kapitel beginnt: die Rechnung unter der Pandionischen Phyle, während der achten Prytanie. Dies neue Kapitel ist überdies noch, nach herkömmlicher Weise, von dem vorhergehenden durch einen horizontalen, zwischen dem ersten Buchstaben der Zeile 25 und 26 gezogenen Strich gesondert. Dieser lezte Abschnitt enthält allein unter allen bis jezt aufgefundenen Bruchstücken eine Angabe, welche zu einer genauen Zeitbestimmung führen würde, wenn es bekannt wäre, in welchem Jahr Aresächmos und Agryle erster Schatzmeister der Göttin gewesen.

In der Worterklärung dürften allein die Zeilen 4 bis 6 Gelegenheit zu Zweifeln darbieten: Πράξιας — — τὸν ἵππον καὶ τὸν ὀπισθοφανῆ τὸν παρακρούοντα. Ist hier ὁ ὀπισθοφανής; ὁ παρακρούων ein Mensch, wie ich angenommen, oder ein Pferd? Ich würde leztere Erklärung vorziehen, falls sich παρακρούειν vom Hintenausschlagen des Pferdes nachweisen läßt.

Was nun den Inhalt der Inschrift betrifft, so wird sich erst, wenn es gelingt, dieselbe durch Auffindung anderer Bruchstücke in allen Beziehungen in ihr volles Licht zu setzen, ihre Wichtigkeit für die Kunstgeschichte ganz erkennen lassen. Inzwischen gewährt schon dieses Bruchstück einige nicht verächtliche Aufschlüsse. Betrachten wir zuerst die Namen der ἀγαλματοποιοί.

1) **Phyromachos**, ein attischer Bürger, aus dem Demos Kephisia. Er ist ohne Zweifel derselbe, welcher in einem Epigramm des Apollonidas * in der Anthologie (Anth. Planudea 239 Tauchn.) vorkommt; wo die Herausgeber, an der ungewohnten Form des Namens sich stoßend, unberufenerweise Φυρόμαχος in Φυλόμαχος geändert haben. In den Excerpten aus Diodoros (II, p. 588) wird eine Statue des Asklepios von Phyromachos als ein περιβόητον ἄγαλμα περιττῶς κατεσκευασμένον gerühmt. Vgl. Sillig. Catal. Artif. s. v. Phylomachus.

2) **Praxias**, ein Schutzbürger (μέτοικος), in Melite ansäßig. Pausanias (10, 19, 3), der ihn einen Athenäer nennt — ein leicht zu entschuldigender Irrthum — erzählt, daß er ein Schüler des Kalamis war, und die Giebelbilder des Apollontempels in Delphoi unvollendet hinterließ, die nach seinem Tode von Androsthenes ausgeführt wurden. Sillig (Catal. Artif. s. v.) sezt seine Blüthe um Ol. 90, Müller (Handb. der Arch. S. 90) um Ol. 83.

3) **Antiphanes**, ein attischer Bürger, aus dem Demos Κεραμεύς. Er ist mithin von dem bekannten Antiphanes, Schüler des Perikleitos und Lehrer des Silyoniers Kleon, verschieden, welchen Pausanias wiederholt (5, 17, 1 und 10, 9, 3 und 6) auf das Bestimmteste einen Argeier nennt, und dessen Blüthe zwischen Ol. 94 und 102 fällt (vgl. Sillig, Catal. s. v.; Müller, Handbuch, S. 91; Thiersch, Epochen, S. 285 in der Anm.). Unser Antiphanes der Kerameer tritt also jezt zuerst in der Kunstgeschichte auf, als Zeitgenosse und würdiger Mitarbeiter des Phyromachos und Praxias.

4) **Mynnion** und

5) **Sokles**, zwei Schutzbürger, der Erstere in Agryle, der Zweite in Alopeke wohnhaft, nebst

6) **Jasos**, einem attischen Bürger aus dem Gau Kollytos, sind gleichfalls Namen, welche erst durch diese Steinschrift der Kunstgeschichte zugewiesen werden.

Jezt drängen sich die schwierigen Fragen auf: welcher Art waren die oben aufgeführten von diesen Meistern gefertigten Werke? und welchem Gebäude gehörten sie an? An ganze Statuen (πολλὰ ἔργα) zu denken, verbieten die äußerst niedrigen Preise, während z. B. die Eingrabung eines Volksbeschlusses von ziemlichem Umfange schon 30 Dr. kostete (Böckh, Staatsh. I, 130) oder, in einem andern Bruchstück unserer Inschrift, ein bloßer Säger (πρίστης, wohl einer, der Marmor sägt?), nebst seinem Gesellen (συνεργός) jeder täglich eine Drachme erhalten.

* Wenn der in diesem Epigramm vorkommende Anaxagoras der Klazomenische Philosoph ist, so würde Phyromachos, der den von ihm geweihten Priapos gebildet, wenigstens bis über Ol. 88, 1, als das Todesjahr des Anaxagoras, zurückreichen. — Ich bin versucht, anzunehmen, daß ein vor zwei Jahren in Athen gefundenes kleines Relief, welches sich im Besitze des ehemaligen Hospodars der Wallachei Johann Karadjas befindet, und auf welchem freilich kein Priap, sondern ein Mann vor einem liegenden Frauenzimmer in einer ähnlichen Stellung kniet, wie die im Epigramm angedeutet ist, wenigstens das Motiv von jenem Weihgeschenk des Anaxagoras entlehnt habe.

— Also Reliefs. Aber wie konnten an einem Relief, wenn es ein zusammenhängendes, ein Tempelfries war, so viele verschiedene Meister arbeiten, selbst wenn ein einziger das Modell gefertigt hatte? Daher war ich, namentlich durch Zeile 14, wo von späterer Hinzufügung einer στήλη die Rede ist, schon darauf hingeleitet worden, daß man an bronzene, angeheftete Figuren en relief zu denken habe, und daß sich dieses Dokument folglich vielleicht auf das Erechtheion * beziehe, als mich die Auffindung eines weitern, leider sehr schmalen Bruchstücks, auf welchem zu Anfang der ersten Zeile die Buchstaben

EKPOΠIO

vorkommen, die ich nur als τοῦ Κεκροπίου zu lesen weiß, in dieser Vermuthung bestätigte. Für etwas mehr als eine Vermuthung möchte ich dies aber vor der Hand nicht geben.

Die übrigen bis jezt gefundenen Bruchstücke handeln von Aufrichtung und Cannelirung der Säulen, mit Angabe des Lohns, welchen die namhaft aufgeführten Steinmetzen erhielten; von Auszahlung des Lohns an andere Handwerker, wie an die schon erwähnten πελάται; u. s. w. Da ich, wie gesagt, sie noch zu vervollständigen hoffen darf, so muß ich mir ihre Mittheilung noch versparen. Die Bekanntmachung dieses einzelnen, herausgerissenen Fragments mag sich selbst rechtfertigen.

Athen, 28. Januar 1836. Dr. Roß.

** An den Fries des Niketempels ist bestimmt nicht zu denken, denn in ihm kommt kein ἅρμα vor; und auch im Fries des Parthenon dürften sich die geschilderten Gruppen nicht nachweisen lassen; abgesehen davon, daß alle paläographischen Gründe auf eine spätere Zeit, als die der Erbauung des Parthenon, und zwar auf die lezten Jahre des Peloponnesischen Krieges hinweisen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[177] **Thorwaldsen's**

Alexanderzug.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Alexanders des Großen

Einzug in Babylon,

Marmorfries im königl. dänischen Schlosse Christiansburg,

von

Bertel Thorwaldsen.

Nach Zeichnungen von Fr. Overbeck u. A.

gestochen von

Professor Samuel Amsler.

Mit Erläuterungen von Ludwig Schorn.

XXII Kupfertafeln in groß Quer-Folio.

Preis 24 fl.

Bekanntlich war das Relief des Alexanderzuges, welches Thorwaldsen im Jahr 1811 für den päpstlichen Palast auf dem Quirinal verfertigte, das erste Werk dieser Art, welches den reinen Styl der Antike, in Hinsicht auf Anordnung und geschmackvolle Behandlung der Figuren, in die neuere Plastik einführte. Man war so allgemein über die hohe Schönheit des in der kurzen Zeit von drei Monaten entstandenen Werkes erstaunt, daß ein schon damals ausgezeichneter deutscher Künstler, Fr. Overbeck, sich kurz nach Vollendung desselben entschloß, ausgeführte Zeichnungen davon zu machen, und es erschien nach denselben ein Werk, gestochen von zwei Italienern, Bettelini und Marchetti, welche diese Gruppen in leichtschattirten Nachbildungen vor Augen stellen. Jedoch wünschte Thorwaldsen später selbst, daß ein deutscher Künstler, welcher sich durch vortreffliche Kupferstiche nach mehreren seiner Statuen einen großen Ruhm erworben hatte, Herr Samuel Amsler, eine nachmalige Ausgabe des Alexanderzuges unternehmen möchte, in welcher das plastische Verdienst seines Werkes mit größter Treue wiedergegeben würde. Herr Amsler unterzog sich, im Einverständniß mit der unterzeichneten Verlagshandlung, dieser Arbeit um so lieber, da indessen von Kopenhagen aus an Thorwaldsen der Auftrag ergangen war, dieses Relief in Marmor für das Schloß Christiansburg auszuführen, und die Größe des zur Aufnahme desselben bestimmten Saales eine bedeutende Erweiterung des Ganzen durch Einschaltung mehrerer ganz neuen Gruppen und Figuren nöthig gemacht hatte. Zwar dienten auch Herrn Amsler die vortrefflichen Overbeck'schen Zeichnungen als Vorbilder für die älteren Theile, und nur nach den neuen wurden einige Zeichnungen von italienischen Künstlern gefertigt; er wußte aber, nach vertrauter Bekanntschaft mit dem plastischen Originale, den Charakter desselben aus den zartesten Andeutungen aufzufinden und durch den Grabstichel vor Augen zu bringen. Wie bekannt, ist seine Behandlung einfach, aber höchst sorgfältig und kräftig, streng auf Form und Charakter des Gegenstandes und die ausgeführteste Modellirung des Einzelnen gerichtet; lauter Eigenschaften, welche an diesen Blättern auf eine so ausgezeichnete Weise hervortreten, daß der erste Blick des Kenners für die Vortrefflichkeit der Leistung entscheiden wird. Wir dürfen daher wohl sagen, daß wir hier dem Kunstfreund ein Werk darbieten, welches eine ehrenvolle Stelle unter den besten einnehmen, und gleich sehr dem Meister, der dazu Veranlassung gab, wie dem, der es gefertigt, zur Ehre gereichen wird, als Erscheinung im Gebiete der heutigen Kunstleistungen aber von dem glücklichen Fortschreiten einer in Deutschland verhältnißmäßig nur wenig unterstützten Kunst gewiß ein höchst erfreuliches Zeugniß gibt. Für genügende Erläuterungen in verschiedenen Sprachen, englisch, deutsch und französisch, so wie für angemessene typographische Ausstattung ist ebenfalls Sorge getragen worden.

München, im Mai 1836.

Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№ 41.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 24. Mai 1836.

Nordamerikanische Kunstgeschichte.

Manche werden sich wundern über diese Ueberschrift, und nicht Wenige vielleicht jezt zum ersten Mal etwas von transatlantischer Kunst hören (versteht sich, mit Ausnahme der Alterthümer, denn über diese besitzen wir längst schon Nachrichten, sowohl in Bezug auf die Vereinigten Staaten, als auf Mexico), nachdem sie von transatlantischer Natur so Vieles vernommen. Und doch hat der Vicepräsident der National-Kunstakademie, Hr. William Dunlap, zwei Bände darüber geschrieben unter dem Titel: „History of the rise and progress of the arts of design in the united states, by W. Dunlap. (New-York, 1834.) Daß bei amerikanischer Kunst eben so wenig an etwas eigentlich Nationales zu denken sey, wie bei ihrer Literatur, wird man leicht begreifen. Wie Allan Cunningham eine ziemlich detaillirte Geschichte der englischen Künstler herausgab, so macht es Hr. D. mit seinen Landsleuten: Lebensereignisse, Reisen, Anekdoten und Charakterzüge bilden nicht selten die Hauptsache; eine Menge nutzlosen Geschwätzes und viele häusliche Geschichten, die nicht hieher gehören, sind dabei mit untergelaufen. Nicht bloß diesseits des Weltmeers hat man Ursache, sich über die Menge von Malern und Bildhauern zu verwundern, die man hier zusammengestellt findet: selbst des Verf. Landsleute sind in diesem Falle. „Die gewaltige Zahl von Namen, bemerkt ein Kritiker im Northamerican Review (Nr. 85, Juli 1835), würde selbst die unerschrockensten Vertheidiger der Superiorität des amerikanischen Genies die Augen weit aufreißen machen vor Erstaunen. Diese Namenreihe umfaßt alle Künstler, talentvolle und talentlose — aber wir halten uns für verpflichtet, zu sagen, daß leztere Klasse über die erstere eine große Majorität davonträgt.“ Wenn nun auch dieses Buch viel Ueberflüssiges zu Tage fördert und namentlich oft durch Details über uninteressante Streitigkeiten langweilt, so liefert es dagegen auch wieder brauchbares Material: es ist gut und fließend geschrieben, die Kritik ist im Ganzen vernünftig, wenn auch oft oberflächlich; kurze Abhandlungen über einzelne Gegenstände, über Technik, Ausstellungen u. s. w. sind beigefügt, und autobiographische Skizzen nebst Briefen jezt Lebender mitgetheilt. So gewinnt man eine ziemlich vollständige Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes, wobei als Hauptdesiderata erwähnt werden — Muster und Galerien. Hie und da hat man durch Copien von Meisterwerken abzuhelfen gesucht, indeß nur höchst unvollständig; die jährlichen Ausstellungen, sowohl einheimischer Produkte, als aus England eingeführter (von wo natürlich nicht eben das Vorzüglichste gesandt werden mag) scheinen bis jezt noch keine rechte Bedeutung erlangt zu haben.

Daß die Kunst in den Vereinigten Staaten mit der englischen in der allernächsten Verwandtschaft steht und eigentlich ein Kind derselben ist, begreift sich leicht. Die ersten Maler waren Engländer — und Gott weiß, welche! — zeigte sich einmal ein bedeutendes Talent in den Colonien, so wurde es vom Mutterlande angezogen. Jezt trifft man mehrere Nordamerikaner auf dem Continent, und namentlich in Italien. — Der erste Maler, dessen Erwähnung geschieht, war John Watson, ein Schotte, welcher 1715 dort auftrat. Seine Bilder werden dadurch charakterisirt, daß sie die Kinder in Schrecken sezten und auf Erwachsene dieselbe Wirkung äußern konnten. Besser als auf's Malen, scheint er sich auf's Geldmachen verstanden zu haben. Dann kommt Smybert an die Reihe, von welchem ein Gemälde: „Bischof Berkeley und seine Familie,“ namentlich angeführt wird, der aber mehr als Lehrer, denn als ausübender Künstler geleistet haben soll. — Nun folgen zwei berühmte Namen, Benjamin West und John Singleton Copley. Beide gehören indeß mehr der englischen Kunstgeschichte an, und namentlich ist der Erstere als Historienmaler so bekannt, daß es unnöthig ist, hier noch etwas nach Galt und Cunningham, und den zahlreichen Kritikern unserer Tage, worunter namentlich Sir Martin Archer Shee anzuführen ist, über

ihn zu sagen. Auch Copley hat einen großen Namen. Zu Boston 1738 geboren, ging er 1774 nach Italien (wo Pompeo Battoni und Raffael Mengs die Alleinherrscher waren), 1776 nach England, wo er Mitglied der königlichen Akademie ward, und 1815 starb. Er arbeitete sehr langsam; West nannte ihn „the most tedious of all painters." Seine Verdienste und Fehler ähneln denen des Leztgenannten: seine Zeichnung ist correct, die Composition schön, die Färbung mangelhaft, obgleich er für Licht und Schatten ein richtiges Auge hat. Seine berühmtesten Bilder sind: der Tod Lord Chathams, König Carl I. vor den Gemeinen, Major Pierson's Tod, die Familie König Georgs III., Zerstörung der schwimmenden Batterien bei Gibraltar durch Lord Heathfield (Elliot) — wie man sieht, lauter Gegenstände aus der englischen Geschichte. (Des Malers Sohn hat sich auf andere Weise berühmt gemacht; es ist John Singleton Copley, Lord Lyndhurst, mehr wegen seiner Talente als seiner Grundsäze geschäzt, zweimal Lord Kanzler von England, und einer der bedeutendsten Redner der Tory Partei.) — Ein Schüler West's, Gilbert Stuart, lebte lange in England. Er ist namentlich als Porträtmaler bekannt, und soll in der geistreichen Auffassung der Individualität von Wenigen übertroffen seyn. Die Anekdote vom Bildniß des General Phipps verdient bemerkt zu werden. Er hatte den genannten General gemalt, als dieser im Begriff stand, zu der Armee nach Ostindien abzugehen. Im Augenblick, wo dessen Bruder, Lord Mulgrave, das Bild erblickte, entfuhr ihm der Ausruf: „In diesem Auge liegt Wahnsinn!" Einige Zeit darauf ging die Nachricht ein, daß der General, welcher England völlig wohl verlassen, bald nach seiner Ankunft in Indien verrückt geworden sey und sich die Kehle abgeschnitten habe. — Biographien des Verf. des Buches und eines andern Malers, Oberst Trumbull, beschliessen den I. Band.

Der zweite Theil gibt von vielen jüngern Künstlern Nachricht. Unter diesen finden wir die Namen Malbone, Vanderlyn, Jarvis, die beiden Peale, Sully, Stuart Newton u. A. Als einer der bedeutendsten wird bezeichnet Washington Allston, von dem es heißt: „Seine Werke zeugen von einem umfassenden und vielseitig gebildeten Geiste. In literarischen Kenntnissen glänzt er ebenso, wie durch poetisches Talent. Er hat die großen ausländischen Muster in Italien wie in England sorgfältig studirt und vereinigt Gründlichkeit mit der sorgfältigsten Ausführung. Seine Zeichnung ist genau, wahr und wissenschaftlich, seine Färbung reich, ausdrucksvoll und von vollendeter Zartheit. Seine Phantasie scheint in einer idealen Schönheitswelt einheimisch zu seyn." Ob Allston's Werke, unter denen ein Prophet und Samuels Schatten vor Saul als die vorzüglichsten genannt werden, dies ausserordentliche Lob rechtfertigen, wissen wir nicht. Noch werden erwähnt: Harding (Porträt), Inman (ebenso), Alexander (Historienm.), Cole (Landschaftm., von dem wir selbst vor einigen Jahren ein hübsches Bildchen gesehen zu haben uns erinnern), Morse u. a. m.

Die Zahl der Bildhauer scheint sehr gering zu seyn. Wir finden Hr. Augur in New-Haven und lesen über eine seiner Statuen, Sappho (jezt in Boston), folgendes merkwürdige Urtheil: „der Ausdruck der leidenschaftlich begeisterten Dichterin gemahnt an eine junge Puritanerin zu Cromwells Zeiten, die Gestalt ist ziemlich steif, die Attitüde ungraziös — aber das Genie ist nicht zu verkennen." Wo dies Genie stecken mag, scheint etwas problematisch. Eine Gruppe von demselben, Jephta und seine Tochter, wird gelobt wegen der correcten Zeichnung, der gut angelegten Draperie, der natürlichen Stellungen und freien Ausführung. Viel versprechend ist Horatio Greenough, welcher noch in der jüngsten Zeit in Italien war. Seine „singenden Cherubs," wozu die lieblichen Engel Raffaels auf dem Bilde der Madonna von Pescia den ersten Gedanken gegeben haben sollen, so wie seine Medora, nach Lord Byrons Corsar („In life itself she was so still and fair"), so wie eine Gruppe von zwei Kindern, von denen das ältere das jüngere in's Paradies aufnimmt, erregten allgemeine Aufmerksamkeit. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat dem jungen Künstler den Auftrag zu einer Statue Washingtons ertheilt, so daß er mit Canova und Chantrey, die Beide diesen Gegenstand behandelten, in die Schranken zu treten hat.

Alfr. Reumont.

Kunstgeschichte.

Geschichte der königlichen Kupferstichsammlung in Copenhagen ꝛc. Herausgegeben von C. F. von Rumohr und J. M. Thiele, Professor ꝛc. Leipzig, bei Rudolph Weigel.

(Beschluß.)

Umgekehrt aber würde es grausam zu nennen seyn, wenn man nicht von ausgezeichneten Kupferstechern einzelne Werke aufsammeln und von ihnen nicht eigene Portefeuilles anlegen wollte, wie z. B. von M. Anton und einigen seiner Schüler, oder von den Spätern, wie Wille, Schmid, Bertolozzi, Edelinck, Goltzius, Visscher Masson, Nanteuil und den Neuern, wie Morghen, Desnoyers, Longhi u. A.

Auch kann in einer größern oder auch mittlern Sammlung eine chronologische Geschichte der Kupferstechkunst sich auf die leichteste Art in einigen Portefeuilles darstellen, wo die eigentliche Technik der verschiedenen Stich- und Druckgattungen dem Forschenden unübersehbar ist. *

Das strenge System, nach Kupferstechern zu sammeln, bildete sich nur eigentlich für die Meister von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, als eine ziemliche Zahl Künstler jener Zeit ihre eigenen Compositionen radirten oder durch den Grabstichel bearbeiteten; denn später nahm die Kupferstechkunst eine andere Richtung, da die meisten Kupferstecher sich Werke der alten oder gleichzeitigen Maler zu Vorbildern für ihren Grabstichel wählten, für ihren Vortrag ein anderes System annahmen, und darin, obgleich in einer eigenthümlichen Kunstweise, doch als Nachahmer erschienen.

Sehr bescheiden wird in der vorliegenden Schrift gesagt, die Kupferstechwissenschaft sey eine so neue Entstehung, daß von der Copenhagener Sammlung, als einer alten, keine Vollständigkeit gefordert werden könne. Andernseits wird diese Sammlung als sehr umfassend geschildert und manches Ausgezeichnete genannt, wie z. B. daß von W. Hollar über 1000 Blätter vorhanden sind.

Einen Hauptheil der vorliegenden Schrift nehmen einige Merkwürdigkeiten der Sammlung ein, die als Ergänzungen oder Berichtigungen des Peintre-Graveur oder von Brulliots Monogrammenlexicon dienen sollen. Zu ersterm gehören einige Blätter von J. Miele, ** Egid. Neyts, Stoop, C. Mattue, Luc. v. Uden, Zeeman; auch W. C. Binck, Aldegrever, Brosamer, Ladenspelder, M. Lorich, und einige Monogrammenblätter, worunter einige Goldschmidarbeiten, die denen des Francia gleichen sollen.

Zu Brulliot sind eine Zahl Monogramme von Holzschnitten und Kupfern angegeben, deren Arbeiten wohl nicht gleichen Werth haben. Ferner finden sich in dem Werkchen Angaben der Namen und Beschreibungen einzelner Blätter von Meistern, welche Anspruch haben, als Fortsetzung im Peintre Graveur aufgenommen zu werden, auch Vermuthungen über einige seltene anonyme Blätter. Es sey erlaubt, hierüber zu bemerken, daß bei irgend einer Fortsetzung des Peintre-Graveur hinsichtlich der Aufnahme mehrerer Meister wohl eine eigene Grenze gezogen werden dürfte, um nicht Manches, was von mittelmäßigen Künstlern gearbeitet ist, mit aufzunehmen.

* Wie man einen flüchtigen Abriß davon in der Dresdner zur schnellen Uebersicht geschaffen hat.

** Das kleine Bl. die Schafmelkerin ist übrigens schon in mehreren Katalogen vorgekommen.

In der dritten Abtheilung, welche Nachrichten enthält, die zu einer Fortsetzung des Peintre-Graveur dienen können, sind mehrere dänische, schleswigsche und holsteinsche Meister des siebzehnten Jahrhunderts angeführt, * wie Jurian Ovens (van Owen), welcher ein Schüler Rembrandts war und in Polen und Schweden malte; es ist derselbe, der das von Cornel. Visscher gestochene Blatt: „die Krönung der Königin Eleonore," malte; ** ferner Broder Mathiesen, Matthias Peters, Haelweg u. A. Von Lezterm ist viel, und fast zu viel von Seite 49 — 78 angezeigt, indem man, ohne dem Patriotismus wehe zu thun (da Haelweg der dänischen Kunst angehört), ihn seinen Arbeiten nach unter die mittelmäßigen Künstler rechnen muß, was sich vielleicht dadurch entschuldigt, daß er vermuthlich Vieles von Gesellen oder Schülern arbeiten ließ und dabei nur als Herausgeber erscheint. Uebrigens sind hier mit unglaublicher Mühe und Aufwand alle einzelnen Blätter jenes Meisters aufgezeichnet.

Bemerkenswerthe Notizen finden sich Seite 79 über einige Radirungen von Blumenmalern; ein Gegenstand, welcher noch wenig oder nicht vorkommt; so wie über die Landschaftmaler Fr. Giffels, Johann Lingelbach, Poelenburg u. A. Bei Lingelbach wird eines Blattes gedacht, das sich in der Sammlung des Prinz Mitregenten von Sachsen zu Dresden befindet. Es ist hiebei zu bemerken, daß nach der von Rudolph Weigel beigefügten Note jenes Blatt von Lingelbach keineswegs mit demjenigen, welches in der Freisschen Sammlung zu Wien war und von A. Storck (B. Nr. 5) ist, übereinstimmt.

In eben genanntem Lingelbachschen Blatt spricht sich des Künstlers Geist auf eine merkwürdige und eigenthümliche Art aus. Das Copenhagener dem Lingelbach beigelegte Blatt könnte der Beschreibung des Gegenstands nach keine andere Composition seyn, als dieselbe, welche in der schönen Folge der sechs Blätter nach Wouvermans von Danckert Danckerts gestochen sich befindet. Es bedürfte hierüber einer besondern Erörterung, ob nur Danckerts dieses Blatt nach einem Bilde Wouvermans (was glaublich ist, da das Blatt dessen Namen führt) gestochen, oder ob das Copenhagener Blatt als wirklich erweislich von Lingelbach componirt und radirt sey; denn die dort zu bemerkenden Kritzel lin bürgen noch nicht für Lingelbachs Namen.

Fr. Giffels, dessen oben gedacht ist, wird im Fuesli'schen Lexicon als Baumeister in Mantua angege-

* Es ließe sich vielleicht bei weiterem Forschen eine Scandinavische Schule bilden, da die Nordischen Künstler bis jezt den Deutschen angereiht wurden.

** Ein Abdruck des angeführten von ihm radirten Blattes, die Inauguration der Universität Kiel, ist in der Sammlung des Prinzen Mitregenten von Sachsen.

den, von ihm sind in der Gräflich Sternberg'schen Sammlung einige radirte Catafalke für den Mantuanischen Hof 1666 und mit Fr. Giffels bezeichnet.

Noch folgen einige nicht bekannte Italiener, wie Doino, Ant. Gentile, Agnelli rc. Bei Caterin Doino, S. 90, ist zu bemerken und zu berichtigen, daß dieser Name mehr der eines Verlegers seyn dürfte, das Doino F. in Nr. 1 der beschriebenen Blätter könnte bloß Doino Formis heißen, da in der Dedication von Nr. 2 der Name Doino wohl bestimmt als der des Verlegers zu verstehen ist. Nr. 2 und 3 der Copenhagener Sammlung, so wie vielleicht auch die andern bis mit 8 daselbst, sind von Caletti Cremonese radirt, und beide Blätter in Bartsch Peintre-Graveur Vol. XX unter Nr. 3 und unter Nr. 8 aufgeführt. Unter den Anonymen würde es gut gewesen seyn, einige mehr herauszuheben; z. B. das Blatt Amor und Psyche, welches muthmaßlich dem Giulio Romano (?), die Anbetung der Hirten, welche sogar dem Fattore zugeeignet wird. Bezweifeln möchten wir, ob die mit M. Angelo's Namen und dem Buchstaben G P bezeichnete Leda von Stradamus herrühre, welcher von dem Verf. als Kupferstecher desselben genommen wird. Wir halten es vielmehr für eine Arbeit von Gaspar Osello (gewöhnlich: ab Avibus), der sich zuweilen G P (nämlich Gaspar Paduanus) zeichnete. Bei solchen Gegenständen, welche nicht außerordentliche Leistungen des Grabstichels oder der Radirnadel sind, sondern bloß die Erfindung des Malers aussprechen, bleibt kein anderer Weg für Sammler, als solche den Werken der Erfinder einzureihen, denn auf bloße Muthmaßungen hin kann man sie unmöglich unter die Kupferstecher legen.

Im Ganzen haben wir dankbar zu erkennen, daß die Kupferstichliteratur durch diese Schrift und die von dem Verleger beigefügten Noten (R. W. Rudolph Weigel in Leipzig) und hinzugefügten Monogramme eine wirkliche Bereicherung erhalten hat.

Frenzel.

Nachrichten vom April.

Versteigerungen.

Basel. Die Auction von 45 Stück alter, merkwürdiger, in der Reformationszeit gesammelter und bis zur Theilung des Staatsvermögens des Gesammt-Cantons Basel auf dem Rathhause allhier aufbewahrter goldener und silberner Kirchengeräthschaften sollte am 25. Mai zu Liestal stattfinden. Darunter befindet sich ein Altarstück, welches aus getriebenem Dukatenblech, auf Eichenholz befestigt, in 4 großen Feldern die 3 Erzengel und die heilige Benedicta und oben die Brustbildchen des Kaisers Heinrich und seiner Gemahlin Kunigunde darstellt, und aus dem elften Jahrhundert herrührt; ferner eine silberne Monstranz in gothischer Thurmform mit Kaiser Heinrichs Bild geziert; eine Monstranz in zierlicher Arbeit von Silber, in welcher als Reliquie der vorgebliche Finger Johannes des Täufers verwahrt war, endlich eine silberne vergoldete Krone, eine stark vergoldete silberne Halskette und ein massiv goldener Fingerring mit rothem Stein, welche drei letzten Gegenstände die Leiche der Kaiserin Anna, Gemahlin Rudolphs von Habsburg, auf dem Paradebett getragen haben soll.

Paris. In der Rue de Richelieu war eine Sammlung von Bildern italienischer, holländischer, französischer und deutscher Meister bis zum 3. April zu sehen, um davon verkauft zu werden.

Die Versteigerung der großen Antiquitätensammlung des verstorbenen Durand hat am 25. April begonnen. Der Katalog ist unter dem Titel: Déscription des antiquités et objets d'art qui composent le Cabinet de feu Mr. le Chevalier E. Durand, in einem starken Oktavbande erschienen. Der Herausgeber ist Herr J. de Witte, Preis 5 Franken vor der Versteigerung und 10 Franken nach derselben.

Herr Edmund Joinville, ein geborner Pariser und Schüler Hersents, der eine große Anzahl von Studien in Italien und Sicilien angefertigt hat, hat diese am 27. März ausstellen lassen, und die Sammlung wird sodann öffentlich verkauft werden.

Brüssel. Am 18. ward der Nachlaß des verstorbenen Bildhauers Godecharles, aus 13 schönen Büsten bestehend, versteigert.

Ausstellungen.

London. Acht Kartons von Leonardo da Vinci, die Originalstudien von 10 Apostelköpfen, nach denen der Künstler die Abendmahlscene an der Wand des Dominikanerklosters zu Mailand ausgeführt hat, sind seit einiger Zeit allhier in der Galerie der Herren Woodburn, mit 60—70 andern Zeichnungen und Skizzen desselben Meisters, zum Verkauf ausgestellt. Sie bilden die 5te Serie der Lawrence'schen Sammlung, und es wird für alle zusammen der Preis von 1500 Pfd. Sterling gefordert. In der sechsten Serie werden Zeichnungen von Giulio Romano, Pierino del Vaga und Primaticcio zum Verkauf ausgeboten. Die siebente Serie steht den frühern an Interesse nicht nach. Sie enthält 100 Zeichnungen aus der italienischen Schule, und zwar von den Zuccheri, Polidoro, Fra Bartolommeo und Andr. del Sarto. Die schönsten Stücke rühren von dem leztgenannten Meister her; die merkwürdigsten von Fed. Zucchero (geb. 1543), welche die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben seines Bruders Taddeo auf 20 Blättern darstellen, und die der Meister als Studien zu in seinem Hause auszuführenden Freskogemälden entworfen haben soll. In der achten Ausstellung werden Handzeichnungen von Albrecht Dürer und Tizian vorkommen.

Die neue Gesellschaft der Malerei mit Wasserfarben, welche als Nebenbuhlerin der schon früher bestehenden aufgetreten ist, eröffnete am 4ten April ihre Ausstellung in Exeter Hall.

Königsberg. Die 6te Kunstausstellung, welche bereits seit dem 20. Februar eröffnet ist, enthält 231 Nummern und erfreut sich des Beifalls des Publikums.

Paris, 28 März. Am 24. Junius wird die 2te Gemäldesammlung zu Amiens eröffnet. Im Jahr 1833 hatte diese Stadt bereits für 5500 Fr. Gemälde gekauft.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 42.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 26. Mai 1836.

Bericht von der Akropolis.

An der Südostecke des Parthenon, zwischen den in einem frühern Berichte beschriebenen Schichten von Stein- und Marmortrümmern, haben sich außer dem bereits erwähnten Centauren * nach und nach noch mehrere kleine Bronzen gefunden. Darunter ist eine eine halbe Spanne hohe männliche Figur, mit einem eng anschließenden, kaum über die Hüfte reichenden, ärmellosen Chiton bekleidet, die Hände gehoben in einer Stellung, als ob sie eine Axt oder einen schweren Hammer gehalten hätten, und das in Folge dieses Erhebens der Arme leicht zurückgebogene Haupt mit der dem Hephaistos eigenthümlichen Haube oder Mütze bedeckt. Die Füße unterhalb des Knöchels sind abgebrochen. — Wenige Linien höher, als dieser Hephaistos, aber in einem strengern, ältern Styl gearbeitet, ist eine gleichfalls bronzene Athene, im steif gefalteten Peplos über dem langen Chiton, die Aegis über die Schultern geworfen, so daß sie vorn die Brust, hinten lang herabwallend den Rücken bedeckt; sie schreitet mit dem linken Fuße vor, der rechte, gehobene Arm hat den geschwungenen Speer gehalten, an dem vorgeworfenen linken Arme haftet noch die Handhabe des abgebrochenen Schildes. Auf dem Haupt trägt sie statt eines Helmes eine Art von hohem Diadem, von welchem eine Art Kopfbedeckung bis in den Nacken hinunterhängt. (Dasselbe Diadem und eine ähnliche Kopfbedeckung finden sich an zwanzig bis dreißig kleinen, sitzenden weiblichen Thonfiguren, von ziemlich roher Arbeit, welche ebendaselbst zwischen und unter den vorparthenonischen Trümmerschichten gefunden worden sind; die vorherrschende Farbe der Bekleidung scheint an diesen Figuren roth gewesen zu seyn, die vordere Seite des Diadems ist tief blau, seltener grün, und auf diesem Grunde sind zierliche Palmettchen in weißen Umrissen gezeichnet. Vermuthlich lauter Votivbildchen der Aermern.) Die Gesichtsbildung der Athene ist die ältere, ägyptisirende. — Von den übrigen Bronzen erwähne ich nur ein kleines, etwa anderthalb Zoll hohes Käuzchen (γλαῦξ) in sitzender Stellung, den Kopf auf die Seite gewendet, wie es auf den Münzen zu erscheinen pflegt. Endlich sind noch zwei, dem früher beschriebenen gleiche bronzene Helme ausgegraben worden, aber leider ebenfalls in viele Stücke zerbrochen. Neben diesen Gegenständen haben sich in den Steintrümmerschichten eiserne Werkzeuge der Steinmetzen gefunden, die sie vermuthlich bei der Arbeit verloren, die aber ganz von Rost zerfressen sind; auch ein bleierner Farbentopf, noch zu einem Drittel mit Mennig gefüllt. Hiebei erinnere ich daran, daß auf der innern Fläche der Säulentrommeln der Propyläen noch heute die mit Mennig geschriebenen Zeichen der Steinhauer und Bauleute zu sehen sind. Ich vermuthe aber, daß man sich des Mennigs auch bediente, um den Marmor während der Bearbeitung mit einem leichten röthlichen Tone zu überziehen, wozu die heutigen Steinmetzen in Griechenland grüne Pflanzensäfte verwenden, damit seine blendende Weiße, zumal bei starkem Sonnenschein, den Augen nicht schade. Daraus würde es sich denn erklären, warum viele der in diesen Schichten gefundenen Marmorsplitter einen leichten röthlichen Anflug haben. — Die Ausbeute an Scherben sehr schöner gemalter Vasen, welche sich wenigstens zum Theil wieder zusammensetzen lassen, ist sehr reich. Viele darunter haben Inschriften. Unter dem Fuße einer (zerbrochenen) Patera liest man eingerizt:

ΤΕΣ⋮ ΑΘΕΝΑΙΑΣ⋮

Zu den lezten bedeutendern Funden gehört ein neues Stück von dem Friese des Niketempels. Ueber den Leichnam eines am Boden liegenden Kriegers, den sein faltiges Gewand und seine langen Beinkleider (θύλακοι, Aristoph. Wespen V. 1087) als einen Perser bezeichnen, stürzt das Pferd eines andern, während zwei Griechen

* Als ich neulich diesen Centauren mit Menschenfüßen für das einzige Monument dieser ältern Bildung hielt, dachte ich nicht an die Reliefs von Assos.

den Reiter von vorn und von hinten gepackt haben und bemüht sind, ihn vom Pferde herunterzureißen. Der Tempel ist jezt bereits zur Hälfte aufgerichtet.

Athen, 5. Februar 1836.

L. Roß.

Ueber Lebensende und Testament des Benvenuto Cellini.

(Ein unedirter Brief des Notars Giovanni di Falgano.)

Alle Ausgaben vom Leben des B. Cellini, welche bis zum Jahr 1830 erschienen, waren mehr oder minder mangelhafte Abdrücke der bis dahin nur heimlich, und deßhalb schlecht benuzten Poirot'schen Handschrift. Diese nämlich, im J. 1811 vom Secretär Luigi Poirot angekauft, kam nach dessen Tode (1825) in die Laurentiana. Sie besteht aus fünfhundert und neunzehn Blättern, in einem Folioband, und ist dieselbe, welche Benvenuto dem Benedetto Varchi zur Correctur übersandte. Dieser stellte den Codex fast ohne Aenderungen zurück; nur an einigen Stellen verrathen einzelne Wörter, und Bl. 219 sein unter das Sonett gesezter Name seine Hand. — Es liegt in den hiesigen Bibliotheken und Archiven so viel Handschriftliches von Benvenuto zur Vergleichung vor, daß man mit Sicherheit behaupten kann, erst von den lezten vier und fünfzig Blättern an sey Alles eigenhändig von diesem selbst geschrieben. Die vorangehenden Blätter haben im Ganzen mehr Auslassungen und Fehler des Abschreibers, die leztern mehr Versehen in der Orthographie.

Molini gab im J. 1830 diesen Codex zum ersten Male in einem Duodezbändchen heraus, mit dem kritischen Grundsatz, sich durchaus strenge an das Original anschließen zu wollen. In demselben Jahre unternahm Tassi, im Verlag der Buchhandlung Piatti, eine viel umfassendere Ausgabe desselben Werks. Die Poirot'sche Handschrift wiederabdruckend, fügte er in einem dritten Band einen reichen Schatz von unedirten Briefen und andern kleinen Arbeiten hinzu, welche zum größten Theil von Benvenuto Cellini selbst, oder in näherer Beziehung auf ihn verfaßt waren. Durch diese Ausgabe liegt zum ersten Male das ganze Leben des Benvenuto vor, da die anziehendste Künstlerbiographie aller Literatur durch diese neu hinzugefügten Dokumente auf genügende Weise fortgesezt und ergänzt wird.

In der Vorrede zu dieser würdig ausgestatteten Ausgabe behauptet Tassi, sich ebenfalls streng an den Codex der Laurentiana gehalten, und eigentlich nur in Interpunktion und Orthographie sich Aenderungen erlaubt zu haben. Vieles von dieser Arbeit, das ich selber habe vergleichen können, erweckt das günstigste Vorurtheil für dieselbe, und ist bei weitem genauer, als italienische Arbeiten dieser Art im Allgemeinen zu seyn pflegen. Doch verhinderte dies nicht, daß nicht Molini im J. 1832 eine zweite Ausgabe desselben Werks in zwei Bänden erscheinen ließ. Er findet nun selbst seine frühere Ausgabe nicht mehr genügend, läßt nicht nur das Original genauer, als es bis dahin geschehen, wieder abdrucken, sondern fügt auch zur Ergänzung außer mehreren von Tassi herausgegebenen Briefen, einige unbekannte aus der großherzoglichen Bibliothek hinzu. Man darf nun glauben, in diesen beiden Ausgaben so ziemlich alles Material zum Leben des Benvenuto Cellini auf vollständige und genaue Weise beisammen zu haben. Der Brief, den ich hier in der Uebersetzung mittheile, muß Tassi entgangen seyn, weil er seine Untersuchungen im Mediceischen Archiv wahrscheinlich nicht weit genug ausdehnte. Er findet sich dort in der Korrespondenz des Herzogs Cosimo, und ist an diesen gerichtet.

Durchlauchtigster Herr Fürst!

Der Bildner Benvenuto Cellini hat Codicille und Testament gemacht, die ich eigenhändig aufgesezt habe, und in dem einen, unter dem dritten dieses verfaßten Codicill anbefohlen und verordnet, daß das von ihm verfertigte Modell des Neptun durch die Vollzieher seines lezten Willens Ew. Hoheit eingehändigt werde, obwohl dasselbe nicht in dem Maaße vollendet sey, wie er es gewünscht und gemacht hätte, wenn er nicht durch die Krankheit daran verhindert gewesen. Es ist dasselbe, welches er Ew. Hoheit schon früher geschenkt hat. Außerdem schenkt und hinterläßt er Ihnen als Vermächtniß aus freien Stücken alle Statuen, welche er an irgend einem Ort besizt, vollendete und unvollendete, wie sie immer seyn, und wie sie nur irgend den Beifall Ew. Hoheit haben mögen. Und dies deßwegen, weil er nach dem besten und größten Gott, und nach den Heiligen des Himmels auf der Welt Niemanden kennt, dem er hoffnungsvoller sich anvertrauen, und dem er inniger seine Waisen als Mündel anempfehlen könnte. Er bittet, daß die Huld und das Mitleid Ew. Hoheit geruhen mögen sie zu beschützen, unter dem Schatten Ihrer Gnade sie zu schirmen, zu unterstützen, sie sich anempfohlen seyn zu lassen. Dann ersucht er die Vorgesezten der Mündel, die Vormünder seiner Kinder, daß sie in allen Bedrängnissen derselben sich an Ew. Hoheit wenden; indem er hofft, daß Sie ihnen in solcher Lage Hülfe leisten werden. — Dies ist Alles, was in jenem lateinischen Codicill enthalten ist. Und da er, Durchlauchtigster Fürst, mich innigst gebeten hat, und ich es ihm versprochen habe, daß, wenn ich ihn am Ende seines Lebens sähe, ich Ew. Hoheit davon benachrichtigen würde; so hat es mir, Kraft des gegebenen Versprechens, (da jezt alle Hoffnung zu seiner Genesung verschwunden ist, und man

ihn schon nicht mehr sprechen hört) geschienen, Ew. Hoheit dies wissen zu lassen, und Ihnen zugleich seine kleinen Kinder zu empfehlen, die er in seinem lezten Willen unter Sorge und Tutel der Vorgesezten aller Mündel gelassen hat. Als Vollstrecker seines Testaments hat er Messer Piero della Stufa, den Canonicus Andrea Benevieni, Messer Libro d'oro, seinen in Rom ansäßigen Verwandten, und Domenico de Manozzi bestellt. Und nach seinem Tode, wenn der bei solchem lezten Willen herkömmliche Brauch vollzogen ist, werde ich Ew. Hoheit die Copie des Vermächtnisses, wie es in jenem obbenannten Codicill enthalten ist, übersenden. Ich schließe hier, wünsche Ihnen alles mögliche Glück, und küsse Ihnen unterthänigst die Hände.

Aus Florenz, den 13. Februar 1570.

Ew. Hoheit

Unterthänigster Diener

Giov. da Falgano. —

Gaye.

Lithographie.

Scenen aus dem Leben eines jungen Geistlichen, Gegenstück zu den Glockentönen. Lithographirt in 12 Blättern und herausgegeben von L. Helvig. Tübingen, 1835.

Es gibt wohl keinen Beruf, der nach der verschiedenen Subjektivität des Betrachters so verschiedene Seiten darbietet, wie der des protestantischen Landpredigers. Die schöne und ansprechende Seite desselben hat ihre begeisterten Lobredner gefunden; vorliegende Blätter stellen nicht sowohl die Nachtseite dieses Berufes dar, als die verschiedenen Leidensstationen, durch welche der angehende Theologe hindurch gehen muß, bis er endlich zu einer selbständigen Stellung gelangt. Diese beginnen mit dem Einzug auf die Stelle eines Pfarrgehülfen, oder nach schwäbischer Titulatur eines Vicarius.* Wir sehen auf Blatt 2 die Bewillkommung der Pastoralfamilie: die älteste Tochter wirft ihren Blick auf ihn. Blatt 3 stellt das erste Familiendiner, Blatt 4 eine Abendunterhaltung über den Teufel dar, wobei der neologische Vicar den alten Pastor und die ganze Familie in Schrecken versezt. Blatt 5 und 6 sehen wir den Vicar im Dienste der Galanterie gegen die harpyenartige Frau Pastorin. Blatt 7 zeigt den Vicar auf der Kanzel vor einem theils schlafenden, theils gähnenden Auditorium. Blatt 8 sehen wir die ganze Erbärmlichkeit seiner Lage. Auf dem Bett und im Zimmer hausen Mäuse; der Regenschirm ist über dem Bett ausgespannt, um den eindringenden Regen abzuhalten, und in dem leeren Beutel ist auch nicht ein Kreuzer mehr zu finden. In ärmlichem Aufzug geht er (Blatt 9) in die Stadt; ein Beamteter, den er demüthig begrüßt, macht Anstalt, ihm ein Almosen zu geben. Blatt 10 bringt er im Verein mit den Musikern des Dorfs der ältesten Tochter des Pastors eine Serenade, in deren Folge dann (Blatt 11) das Verlöbniß zu Stande kommt. Die Notabilitäten des Dorfs sind als Zeugen der herzbrechenden Scene versammelt; die Braut, das vollendete Gegenstück der „schönen und großen" Homerischen Frauen, gleicht hier in einem Punkte sogar der Pallas Athene, von der es Odyss. 1, 131 heißt: „unter den Füßen hatte sie den Schemel;" denn um den Kuß des langgestreckten Bräutigams zu erreichen, hat sie sich auf einen Schemel gestellt. Mit Ueberspringung der nächstfolgenden Scenen, werden wir Blatt 12 vor das Todtenbett unsers inzwischen zum Pastor und Familien-Vater beförderten Helden geführt. Verzehrt von Sorgen und Kummer, empfiehlt er dem Himmel das Einzige, was er auf Erden hinterläßt, seine Gattin und seine Kinder.

Der Anblick dieser Blätter wird Jedem, dem diese Verhältnisse näher bekannt sind, ein herzliches Lachen entlocken; die Carricatur ist treffend, und wenn auch hie und da derb, doch nie verletzend. Von dieser Absicht war der Verstorbene, von dem der größte Theil dieser von Hrn. Helvig ausgeführten und lithographirten Skizzen herrührt, so ferne, daß er nicht nur seinen Beruf, sondern auch seine eigene Person zum Stichblatt seiner Satyre machte.

* Diesen Namen führten im alten Rom diejenigen Sclaven, welche von andern Sclaven, die sich etwas erspart hatten, zur Erleichterung ihres Dienstes gehalten wurden.

Nachrichten vom April.

Ausstellungen.

Hannover, 31. März. Die Zahl der Actionnäre des Kunstvereins ist seither und namentlich während der am 21. Februar eröffneten und heute geschlossenen 6ten Ausstellung ungemein gestiegen. Zum Jahresgeschenk für die Mitglieder lithographirte Osterwald für's vergangene Jahr die Vätergruft (nach Uhland) von Scheuern in Düsseldorf. Für dieses Jahr ist Monten's Gustav Adolph gewählt. Die diesjährige Ausstellung enthielt die bedeutendsten Beiträge aus München und Düsseldorf. Sie bestand aus 621 Nummern von 525 verschiedenen Künstlern, darunter 532 verkäufliche, und von diesen sind 116 zu dem Betrage von 14000 Rthl. verkauft worden. Die Ankäufe des Vicekönigs waren sehr bedeutend. Der Münchner Schule allein kommen im Ganzen 16.900 Gulden Reichswährung zu (seit 1833 bezog sie etwa 70,000 Gulden). Unter den heurigen Erwerbungen von bayerischen Künstlern, 60 an der Zahl, sind Morgensterns große Landschaft, alle Monten, neun Quaglio (Dominik und Simon), vier Adam, drei Pezzl, zwei Erola, zwei Bürkel, zwei Bayer, zwei

Ott, zwei Braun, zwei Kirner, zwei Kaiser, zwei Kirchmeier, zwei Holm, zwei Eydorf, zwei Zimmermann, ein Rottmann, Riebel, Heinel, Dorner, Klein, Kretschmar, Krug, Seeger, Scheuchzer, Schleich, Stange, Steingrübel ꝛc. — In Folge der Aufforderung des Comité zur Einsendung von Skizzen für die Bestellung eines größern historischen Gemäldes, sind 9 großentheils sehr interessante und ausgezeichnete Skizzen eingelaufen, von denen diejenige des Professors Carl Oesterley in Göttingen: „Christus stellt den Jüngern das Kind als Vorbild dar,“ vom Schiedsgericht ausgewählt ist.

Persönliches.

Berlin, 15. April. Professor Dr. Tölken hierselbst ist zum Director des Antiquariums des Museums ernannt. Dr. Pinder als Assistent bei dem Antiquarium und Dr. Panofka als Assistent bei der Sculpturen-Galerie des Museums angestellt worden.

Der Historienmaler und Lehrer bei der Academie der Künste, Hr. Lengerich, ist von Sr. Maj. dem Könige zum Rang eines Professors befördert worden.

Kopenhagen, 19. März. Die königlich schwedische Academie der schönen Wissenschaften, Geschichte und Alterthümer hat den Professor Oehlenschläger zum korrespondirenden Mitgliede ernannt.

Brüssel, 20. März. Der berühmte belgische Maler Hr. Verboeckhoven hat, um einen Löwen recht getreu abbilden zu können, mit demselben zu Verviers ein Tête à-tête im Käfig veranstaltet, wobei jedoch Hr. Martin, der Bändiger des Löwen, zugegen war. Der Künstler erreichte seinen Zweck vollkommen, indem der Löwe sich ganz ruhig verhielt.

Nekrolog.

Neapel. Hier ist am 4. Februar der berühmte englische Alterthumsforscher Sir William Gell gestorben. Er hatte seit 1820 abwechselnd in Rom und Neapel gelebt, und leztern Ort seit 1834 nicht mehr verlassen.

Rom. Am 18. März starb im Alter von 84 Jahren der berühmte Archäolog Fea, der seit einem halben Jahrhundert den entschiedensten Einfluß auf die Kenntniß der römischen Alterthümer und Topographie ausgeübt hat. Zu Nizza (nach andern Nachrichten zu Pigna bei Oneglia) im Jahr 1753 geboren, wählte er frühe Rom zu seinem Aufenthaltsort, und die meisten der seitdem dort aufgefundenen Alterthümer hat er selbst entweder entdeckt, oder doch zuerst untersucht und beschrieben. Als Uebersetzer und Commentator Winckelmanns ist er ganz Europa bekannt. Seine zahlreichen kleinern Schriften, die von 1790—1835 erschienen, bilden 4 starke Oktavbände, welche sich in der Bibliothek des archäologischen Instituts zu Rom befinden, und wovon 3 Rom selbst, einer dessen Umgebungen betreffen. Die Fortsetzung der Miscellanea bildete seine lezte literarische Beschäftigung, doch der Tod überraschte ihn, ehe er dieselbe ganz zum Schluß führen konnte. Das archäologische Institut hat an ihm eines seiner eifrigsten Mitglieder verloren, und Hr. G. R. Bunsen hat ihm in dessen Bulletino S. 22 einen ehrenvollen Nachruf gewidmet.

Frankreich. Zu Bourbon l'Archambault starb im 28sten Jahr seiners Alters Achille Allier, der Herausgeber des Ancien Bourbonnais, der in Moulins eine eigene Kunstzeitschrift gegründet und als Kunstkritiker bereits einen bedeutenden Ruf erlangt hatte.

Leipzig. Am 2ten April starb hier der als anatomisch-pathologischer Zeichner sehr geachtete Kupferstecher J. F. Schröter im 65sten Jahre seines Alters.

Berlin. Am 8. April erfolgte das Ableben des K. Professors und Bildhauers Carl Wichmann. Er war der Sohn eines Bildhauers, im Jahr 1775 zu Potsdam geboren. Nachdem er als Schüler Schadows seine Studien in Berlin gemacht, bildete er sich durch Kunstreisen und namentlich durch einen längern Aufenthalt in Paris und Rom, wo schon damals seine Arbeiten Aufmerksamkeit erregten. Sein vorzüglichstes Kunstwerk ist die Porträtstatue der Kaiserin von Rußland, und die ehrenvolle Aufnahme, die der Verstorbene zu Petersburg fand, wohin er berufen ward, um diese Arbeit aufzustellen, so wie der ihm dort gewordene Auftrag, die sämmtlichen Mitglieder der kaiserlichen Familie zu porträtiren, beweisen, welchen Werth man auf das Talent des Künstlers legte. Das imposante Modell zur Statue des Kaisers von Rußland im Heroen-Character hat seine Vollendung in Marmor nicht erhalten. Außerdem hat sich Wichmann durch die gelungenen Büsten vieler der ausgezeichnetsten Staatsmänner und Gelehrten Berlins ein bleibendes Verdienst erworben. Vergl. Kuglers Museum d. J. Nr. 17.

Literatur.

Die Cathedral Antiquities, welche bereits von den Kathedralen zu Salisbury, Norwich, Winchester, York, Lichfield, Canterbury, Oxford, Wells, Exeter, Peterborough, Gloucester, Bristol und Hereford Beschreibungen und Abbildungen geliefert haben, sind nun mit der Kathedrale von Worcester vollendet worden und bei Longman, Paternoster-row, London, zusammen für 83 Pfd. zu haben.

Bei John Murray, Albemarle-Street, London, erschien so eben die zweite Ausgabe von Thomas Hope's Geschichte der Architektur (A history of architecture) mit gegen 100 Kupfern, nach Zeichnungen des Verf. Zwei Bände, Royaloktav. Preis 2 Pfd. Sterl.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[178] **Retzsch Umrisse!**

Im Verlag der Unterzeichneten sind folgende Kunstwerke erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Retzsch, M., Umrisse zu Goethe's Faust, eine Tragödie, 1r Theil, in 29 Blättern, mit Text, Quart. Zweite vermehrte Auflage. fl. 4.

— — Umrisse zu Schiller's Fridolin in 8 Blättern, mit Text, Quart. fl. 1. 30 kr.

— — Umrisse zu Schiller's Kampf mit dem Drachen, mit Text, in 16 Blättern, quer Folio. fl. 4.

— — Umrisse zu Schiller's Lied von der Glocke, mit Text, in 43 Blättern, Quart. fl. 6. 24 kr.

— — Umrisse zu Schiller's Pegasus im Joche, mit 12 Blättern, Quart. fl. 3.

Dittenberger, G., Umrisse zu Schiller's Ritter Toggenburg, in 9 Blättern, quer Quart, mit Text. fl. 2.

Wagner, G. M., Umrisse zu Schiller's eleusischem Feste, in 21 Blättern bildlich dargestellt, mit Text, quer Folio fl. 5. 24 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 43.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 31. Mai 1836.

Die Kunstausstellung in Halberstadt.

Eröffnet am 21. April 1836.

Von Dr. Lucanus.

Schon in dem Vorsaale Bilder! in allen Zimmern jeder Raum vom Boden bis zur Decke mit Kunstwerken gefüllt, und auf der Hausflur eine Masse noch uneröffneter Kisten, das ist in der That eine neue Erscheinung! — so höre ich häufig sagen. Ja, seit auch Privatleute Tausende für Ein Bild geben, seit es nothwendig zum großen Tone gehört, Kunstkenner, oder bescheidener, Kunstfreund zu seyn, oder eigentlich seit die Kunst wirklich volksthümlich zu werden beginnt, und jedes Hauptbild, fast durch ganz Deutschland wandernd, überall Enthusiasmus erregt, seitdem finden sich fast zu Viele berufen, den Lorbeer der Kunst zu erringen, wenn gleich nur Wenige zu den Auserwählten gehören und zu dem Pflücken gelangen.

493 Kunstwerke sind schon bei der Eröffnung vorhanden, und da, gegen unsere ausdrückliche Bitte, immer noch Nachzügler kommen, wenn sie auch keinen Platz mehr finden, so muß wahrlich erstaunlich viel in und außer Deutschland gemalt werden; denn Halberstadt allein hat für zwei Ausstellungen Bilder, und in demselben Monat sind auch Kunstausstellungen in Altona, Frankfurt a. M., Danzig und Potsdam, die alle aus derselben Quelle schöpfen.

Landschaften sind in großer Mehrzahl vorhanden, dann folgen die Genrebilder, historische und romantische Darstellungen sind in geringerer Zahl, und Porträts nur sechs aufgestellt.

Stielers romantisches Porträt: „Kind am Bache spielend,“ empfängt Alle beim Eintritt in die Ausstellung als eine ungemein heitere und liebliche Erscheinung. Das Kind ist höchst malerisch situirt, Colorit und Gewand gleich schön, nur etwas zu viel Landschaftliches im Bilde.

Gegenüber hängt des Direktors W. Schadow herrliches Meisterbild: „Christus und die Jünger auf dem Wege nach Emaus,“ drei halbe Figuren, voll Hoheit und Würde. — Eine ähnliche Darstellung in drei halben Figuren ist Ittenbachs „Christus und die ersten Jünger,“ unter welchen sich die des Christus durch schöne Formen und kräftigen Ausdruck besonders auszeichnet. — Göttings „Christus und Petrus auf dem Meere,“ für den hiesigen Dom bestimmt, ist schon durch mehrere Ausstellungen bekannt; desselben „Christus und Maria“ spricht wenig an. — Steinbrücks „Madonna“ (das kleinere, für den Verein zu Düsseldorf ausgeführte Bild) ist eine angenehme, mehr lieblich freundliche, als hohe Erscheinung, das Kind indeß weniger gelungen. — Zimmermanns Bild: „Christus, Maria und Martha,“ hat weder in der Gruppirung, noch durch Handlung den gehörigen Zusammenhang; die weiblichen Figuren sind angenehm, die des Christus ist ohne Bedeutung. — „Jephtahs Tochter zum Opfertode bereit und geschmückt, kehrt mit ihren Gespielinnen aus den Bergen zurück,“ von Ehrhard in Düsseldorf, ist ein durch glückliche Behandlung des Gegenstandes, durch Wahrheit im Ausdruck und Gefälligkeit in der Gruppirung sehr ansprechendes Bild. — Wolfarts „Gruppe der Liebenden,“ aus der Frithiofs Sage, ist eine liebliche und geschmackvolle Darstellung.

Doch vor allen größern Bildern aus Düsseldorf fesseln Hildebrands „Kinder Eduards von England“ nach Shakespeare's Richard III. Höchst überrascht und wie festgebannt bleibt Jeder vor dem Bilde stehen. Schaut man die holden Knaben, die größern braunen, die jüngern blonden, wie sie sich mit ihren zarten Armen umschlungen haben und vorn auf dem Bette so süß schlummern, so möchte man Jedem zuflüstern: „ach! störe den Schlaf der Engel nicht!“ Bringt man durch einen Spiegel diese Gruppe abgesondert vor's Auge, so glaubt man die Kinder lebend: die Gesichter transpirirend, die Lippen leise zuckend, die Brust zum Athmen sich hebend

zu sehen, diese täuschende Wahrheit erstreckt sich über alle Kleinigkeiten. Die Decke des Betts möchte man aufheben, das rothsammtne Gebetbuch umschlagen, um ein Gebet für die Kleinen zu lesen; der Rosenkranz, besonders das Kreuz, hängen so frei, daß Viele unwillkührlich darnach greifen. — Hinter dem Bett aber stehen zwei ernste Gestalten. Der Entferntere schiebt den Vorhang zurück, doch mit Wehmuth und Herzpochen — der näherstehende bärtige Söldner hält das schlechte Bett des Wächters krampfhaft fest, denn beim Anblick der holden Knaben ist auch dem verstockteren Sünder ein erneuerter Entschluß nöthig zur Vollführung der befohlenen That! Nicht ohne Beklommenheit kann man dem Gedanken Raum geben, daß solche Kinder, auf solche Weise sterben mußten, und Hildebrands Bild hat nicht nur schönen Damen, auch kräftigen Männern Zähren entlockt. Wer möchte sie auch Vätern und Müttern verargen, wenn sie an die eigenen Lieblinge denken, die sie mit aller Sorgsamkeit doch nicht vor Gefahren behüten können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, im April.

(Fortsetzung von Nro. 36.)

„Der sterbende Pilger“ von Holbein. Es ist auf einem Hügel ober dem Thal der Gottesstadt, daß der greise, erschöpfte Waller, im Angesichte seines heiligen Zieles, in des Begleiters Arme gesunken, verscheidet. Daneben betet ein anderer. Unten gehen Züge; ein warmer Abend breitet sich über die Palmenhügel, die Ebene und Jerusalem. Ein schöner Gedanke. Dicht an der ersehnten Schwelle wird der Eingang dem frommen Pilger versagt, weil er schon eine höhere Schwelle erreicht hat. Während in seinem brechenden Auge das irdische Jerusalem sich spiegelt, wird schon die Seele nach dem himmlischen entrückt, und vertauscht den geweihten Gedächtniß-Boden mit dem wahren Lande der Verheißung. Man kann den Tod nicht sinnvoller vorstellen, nicht beruhigender. So gut gedacht, eben so rein empfunden ist das Bild. Durch diese zusammengesunkenen Glieder des Greises geht gleichwohl eine süße Müdigkeit, das schwere Haupt neigt sich mit Zügen, welche die lezte Beruhigung nach einem Kampfe, der nicht heftig war, mild und in der Entseelung noch würdig aussprechen; die Theilnahme des treulich Unterstützenden, dem der Ausathmende schwer und schwerer in die nachgiebig haltenden Arme sinkt, das warme Licht, das über die erbleichenden Glieder fließt, die weite, offene, gesegnete Landschaft, der laue Himmel — Alles löst sichtbar die Schauer des Todes in einem überwiegenden Frieden auf und leitet den Anblick der Erschöpfung in das Gefühl der Erfüllung hinüber. Holbein hat gerechtes Lob geerntet. Die Zeichnung, deren Motiv keineswegs leicht war, ist sorgfältig und edel. Eine ausdauernde Liebe hat die Ausführung bis in jede Einzelheit begleitet. Holbein ist ein Schüler von Begas, und die schöne Betonung des Gemäldes gab die gute Schule zu erkennen. Es ist eine seltene, kräftige und reine Harmonie, in der die innere Tiefe der Vorstellung sich den Sinnen öffnet. Das Werk ist reif und in jeder Hinsicht zu rühmen. Dies kann man freilich nicht sagen von einer Arbeit von Bouterwek, die den jungen Tobias und neben ihm seine Anverlobte, knieend vor einem Altarfeuer, zeigt, in das er die Fischleber opfert. Ueber ihnen wird der finstere Dämon, der dem Hausfrieden feind ist, von dem Engel Raphael, der ihn an Banden unter sich hat, hinweggerissen. Daß man dies überhaupt nicht malen könne oder dürfe, sehe ich noch nicht ein. Auch kann ich nicht finden, daß es unverständlich vorgestellt sey. Mir war's verständlich. Befriedigend ist es nicht vorgestellt; das ist wahr. Aber denen, die es schlechthin verwerfen, geselle ich nicht. Der Versuch ist mißlungen; daß der Künstler weder ein Neuling im Malen, noch talentlos sey, läßt sich ihm dennoch ansehen. Auch war es wohl schwerlich Uebermuth, was ihn hier sonderbar werden ließ. Freilich das rothe Licht vom Altarfeuer her mit dunkeln Schatten, der Mangel an Reflexen, die Simplicität der untern Gruppe überhaupt, im Ausdruck der Gesichter sowohl, als in den Gegensätzen der Farbe, gibt ihr eine gewisse Trockenheit und Härte. Ich sehe darin weder Ungeschick, noch Nonchalance; es war abgesehen auf einen gewissen Styl, eine Art schlichter Erzählung in Zeichnung und Farbe. Der junge Künstler, der sich in Paris befindet, mag durch ältere französische Meister, die mit ähnlicher Oeconomie (wenn schon nicht damit allein) nachdrücklich wirken, afficirt worden seyn. Im obern Theil des Bildes ist es wieder mehr seine Eigenthümlichkeit, was zu Tage kommt. Ich kann nicht umhin, den zwischengelegten — obwohl im Eindruck von der untern Hälfte verschiedenen — Farbenton schön zu finden, aus dessen Uebergang in's Hellere die phantastische Schattengestalt des geworfenen Dämons zwischen Dunstgewölk sichtbar wird, und über ihm in lichter Bläue der thätige Engel, der den Gebundenen fortrafft. Es ist Geist und Schwung in dem Motiv. Aber daß das Ganze nicht zu freier Zusammenstimmung gedeihen wollte, zeugt freilich von einem Zwiespalt in der Phantasie, wie ihn öfter das strebende Talent unter Einflüssen der Wirklichkeit erfahren muß. — „Sakontala“ von Prof. v. Klöber. Gestüzt auf ihre Gespielinnen, verläßt sie zögernd und mit schmachtendem Rückblick das Gehölz, wo ihr der König Duschmanta erschienen, der

seinerseits angefesselt steht und ergriffen auf die Reizende hinschaut. — Das Motiv der Gruppe dieser drei enthüllten weiblichen Gestalten, besonders die schwankende Bewegung und Wendung der Heldin ist schön gedacht und malerisch angelegt. Die Ausführung, obgleich sie sorgfältig und in manchem Betracht rühmlich ist, befriedigt mich nicht. — „Rafael, die Madonna della Sedia zeichnend,“ von Hopfgarten. Rafael sizt vor dem liegenden Faß, auf dessen Boden er die Mutter mit dem Kinde, die über ihm an einer Treppe sizt, mit Kreide zeichnet. Neben und hinter ihm Böttcher und andere Zuschauer; auch oben Sitzende und Stehende. (Figuren über halbe Lebensgröße.) Die Zusammenstellung ist ungezwungen, eine Alte auf der Treppe mit großer Tüchtigkeit, unten ein zusehender Junge mit frischem Leben, das Ganze in einer ansprechenden Heiterkeit vorgestellt. — „Aschenbrödl,“ kleines Bild von Krigar. In der Küche, vor dem Herde, auf dem die Katze liegt, sizt die liebe, kleine Blonde am Boden, leicht zurückgebogen und die Schürze breitend, mit den Erbsen darin, die ihr die hülfreich herangeflogenen Tauben auslesen. Die kleine Küchenwirthschaft, der mährchenhafte Moment, das unschuldige, wie von guten Mächten gewiegte Mädchen — Alles ist recht rein empfunden, wahrhaft naiv, ohne Affektation, zart, lieblich und klar gemalt; und so konnte es nicht fehlen, daß das anmuthige Werk viele Freunde fand. — Unter den Landschaften zeichnet sich Ahlborn aus. Das Theater von Taormina mit Aussicht auf Meer, Stadt und M. Gibellino, ein Gemälde von schöner Harmonie, mit großer Zartheit und Wärme in der durchsichtig leuchtenden Ferne. — Blechen, „Partie eines Parks.“ Ein Bassin, wo zwei Mädchen baden wollen, am Fuße dichter, himmelhoher Bäume. Durch eine Lücke bricht das wärmste Sonnenlicht herein in den heimlichen Schattenfleck. Das Lüsterne des Eindrucks muß poetisch genannt werden, die überragende Natur, der Witz des Lichtes, die freie und sichere Haltung sind ganz in der Art dieses Meisters, die mich immer frappirt und interessirt. Auch ein kleines Bildchen von demselben: auf einer Strandklippe ein paar neapolitanische Fischer, ein Mädchen daneben liegend, einer die Mandoline spielend, Abend und Mondschein und tiefes Blau des dunkelnden Meers und Himmels um die weißen Aermel und Gestalten her — wenn man es bloß als Gedanken und Skizze ansah, war's von angenehm poetischer Wirkung. — „Tivoli“ von Agricola. Ich sah schon Schöneres von diesem verdienstlichen Landschafter. — Otto Völcker: „ein Dorf in einer Gebirgschlucht bei frischem Morgen;“ von sehr guter Auffassung und gefällig durchgeführt. — Pose: „Mühle bei Felsen und Waldabhang.“ Das Bild ist nicht ganz in's Runde und Harmonische gebracht, hat aber sonst viele Vorzüge. — Achenbach: „Winterlandschaft.“ Vortrefflich! Die angenommene Gegend hat nichts Ungewöhnliches; aber das Licht um's Gemäuer einer einsamen Hütte bei ein paar Felsblöcken und Fichten ist von schönster Kraft, die Töne auf Schnee und Eis vorn und im gebreiteten Grunde von großer Wahrheit, Luft und Winterhimmel unübertrefflich. — Von andern Bildern habe ich Ihnen schon früher bei andern Anlässen gesprochen; ein paar minder erhebliche übergehe ich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom April.

Academien und Vereine.

Kopenhagen, 5. April. Die ökonomischen Verhältnisse der königlichen Kunstacademie sind von allgemeinerm Interesse. Der Academie ist das Schloß Charlottenburg gänzlich abgabefrei überlassen zu Versammlungen, Schulen, Ateliers und Wohnungen für die Professoren und mehrere ihrer Beamten. Die königliche Kasse trägt die Reparaturkosten. Jährlich ist der Academie, in Folge des Rescripts vom 28. Juli 1814, die Summe von 5900 Rthlr. beigelegt, und außerdem seit 1830 jährlich 1600 Rthlr. zu einem Stipendienfonds, woraus Reise-Unterstützungen für 2 Künstler ausgezahlt werden. An Legaten besizt die Stiftung durch Joachim Godsche, Graf von Moltke an jährlicher Rente 400 Rthlr., durch den Hofrath Dav. Amsel Meyer eine gleiche jährliche Rente. Der Malermeister Neuhauser hinterließ der Academie sein ganzes Vermögen, etwa 22000 Rthlr., dessen Zinsen inzwischen jezt noch einem Erben des Verstorbenen ausgezahlt werden. Sowohl durch eine außerordentliche Gabe von 20000 Rthlr., womit der König 1817 die Stiftung bereicherte, als durch Benuzung passender Conjuncturen und Anwendung kluger Sparsamkeit, hat die Academie nach und nach einen Zinsen tragenden Fonds von 37,500 Rthlr. erlangt. Außerdem tragen die jährlichen Ausstellungen 3—4000 Rthlr. ein; für Zugang zu den Schulen kommen 1200 Rthlr. ein, und durch einige der Academie beigelegte Abgaben, z. B. für die Approbation gewisser Bauzeichnungen circa 350 Rthlr. Mit einer jährlichen Einnahme von im Ganzen über 13000 Reichsthaler sieht die Academie sich im Stande, außer den Gehalten der Professoren, die Gagen ihrer Lehrer und Diener zu tragen, Prämien auszutheilen, die Kunstsammlung und Bibliothek zu vermehren, so wie alle ökonomischen Ausgaben der Stiftung zu tragen, und jährlich 1000 Rthlr. von einer nur noch 4300 Rthlr. betragenden Schuld abzubezahlen. Die niedern Schulen der Academie werden von 515 Lehrlingen, worunter 493 Handwerker, besucht, die höhern Schulen zählen 79 Artisten und Eleven. Von der Gesammtanzahl, 594, genießen 435 freien Zutritt, 159 zahlen. Die Wahl eines neuen Direktors ist auch dieses Mal mit Genehmigung des Königs ausgesezt und Thorwaldsen Direktor geblieben, indem man noch immer der Hoffnung Raum giebt, ihn hier zu sehen. Die Academie hat gegenwärtig drei reisende Artisten im Auslande: Die Architekten Hansen und Brabesböll und den Kupferstecher Eckersberg. Hansen hat in Athen das königliche Münzhaus gebaut.

Brüssel. Die hiesige königliche Maleracademie, jezt die bedeutendste im Königreich Belgien, zählt gegenwärtig nicht weniger als 550 Zöglinge.

Dresden. Aus dem in der Generalversammlung des sächsischen Kunstvereins am 14. April von dem Kassirer und Sekretär desselben, Hofrath Winkler, abgelegten Bericht geht hervor, daß der höchste Preis der im Jahr 1835 von dem Vereine für eines der zur Verloosung bestimmten Bilder, 505 Rthlr., für das Gemälde von Lindau in Rom, die Pilger, bezahlt werden, so wie 560 Rthlr. für die Findung Moses vom Professor Rlchter, und 500 Reichsthaler für v. Oer's, in Düsseldorf, Hans Sachs. Die Kupferstiche nach den erkauften Bildern werden mit noch sechs andern sorgfältig ausgeführten Blättern, deren Ausarbeitung den Kupferstechern Stölzel, Hammer, Veith, Kluge und Busse übertragen werden ist, die Bilderchronik für die Mitglieder bilden. Die Gesammtausgaben des Vereins beliefen sich im verflossenen Jahr auf 9090 Reichsthaler, welche jedoch durch die Einnahme vollkommen gedeckt sind. Vergl. Nr. 59 S. 76 d. Bl.

Hannover. Am 27. März fand die Verloosung der 97 Gewinne unter die 1779 Theilnehmer des Kunstvereins statt. Unter den Gewinnen befand sich der Hafen von Honfleur von Eckert, angekauft für 50 Louisdor, und ein Bronzeguß von Drake, Maria mit dem Kinde, angekauft für 155 Rthlr.

Wien. Am 26. März hielt die K. K. Academie der bildenden Künste, unter Vorsitz ihres Curators, des Fürsten v. Metternich, eine Generalversammlung, um eine Mitgliederwahl nach Vorschrift der Statuten vorzunehmen und die Vertheilung der Preise an diese Kunst-Candidaten, welche sich in der Preisbewerbung des Jahres 1835 ausgezeichnet, zu vollziehen. Die Bekanntmachung der neugewählten Mitglieder begann damit, daß der Curator stehend der gleichfalls aufgestandenen Versammlung eröffnete, daß der K. K. Academie der vereinten bildenden Künste von J. Maj. der Kaiserin Königin die Auszeichnung gewährt worden sey, den Titel als schützendes Mitglied dieses K. K. Instituts der schönen Künste anzunehmen. Als neue Ehrenmitglieder wurden ferner genannt: JJ. KK. HH. die Frauen Erzherzoginnen Sephie, Maria Dorothea, Maria Elisabetha und Maria Theresia; hierauf vollzog der beständige Sekretär die Bekanntmachung der sämmtlichen neuen Ehren- und Kunstmitglieder, darunter die Herren: Graf v. Brühl, Schinkel, Rauch, P. W. Beuth, Loos, Ed. Gerhard und Panofka in Berlin; v. Cornelius, Gärtner, P. und H. Heß, v. Klenze, Schnorr v. Carolsfeld, Schwanthaler, Wagner, Ad. Malzen aus Bayern; Rietschel, Vogel v. Vogelstein aus Sachsen; Soane, Chantrey und W. Wyon in London; Hor. Vernet, Raoul-Rochette, Lenormant in Paris; Ingres, Overbeck, Angelo Uggeri und Fabris in Rom; Bianchi in Neapel; Matas, A. A. de Montalvo, Niccolini, L. v. Roselli in Florenz; Leybold und Steinkopf in Stuttgart; Moller in Darmstadt; D. v. Tatitscheff, kaiserlich russischer Botschafter in Wien, und Graf v. Tolstoy, zweiter Präsident der russischen Academie der schönen Künste in St. Petersburg.

Sammlungen.

Rom, 24. März. In der Belle-Etage des von Sixtus V. erbauten Lateranischen Palastes wird eine Sammlung antiker Bronze-Arbeiten aufgestellt, in der gegenwärtig in verschiedenen Lokalen zerstreute und zum Theil noch wenig bekannte Kunstwerke vereinigt werden sollen. Die Hauptzierde derselben werden zwei von der Regierung angekaufte Statuen, die unlängst in Vulci aufgefundene drapirte Porträtstatue und eine in Todi ausgegrabene Metallstatue des Mars bilden. Mehrere Säle sollen mit antiken Fußböden von Mosaik ausgelegt werden, welche gegenwärtig in den Bädern des Caracalla von Schutt befreit werden sind, und Gladiatoren, in ganzer Figur oder in Brustbildern, mit Siegeszeichen und andern geschmackvollen Verzierungen umgeben, darstellen. In denselben Bädern hofft man, nach gänzlicher Wegräumung des Schutts, noch vieles Schöne zu finden.

Unter dem Namen Galleria Sabina gedenkt der Prinz Borghese in seiner Villa eine Galerie von Statuen aufzustellen, welche die früher nach Paris verpflanzte Sammlung ersetzen soll. Zu diesem Zwecke kaufte er schon vor einigen Jahren die im Sabinergebirge aufgefundenen Statuen in Marmor, nämlich 7 Musen (die 2 fehlenden hofft man noch zu finden), eine Daphne, im Moment vor ihrer Verwandlung, und einen ausgezeichnet schönen Silen. Im vorigen Jahr wurden an derselben Stelle die drapirte Figur eines sich auf der Lyra begleitenden Sängers, vermuthlich ein Anakreon, ferner die nackte Statue eines Philosophen, den Einige für den Zeno halten, und Fragmente eines sitzenden Jupiters gefunden, die der Prinz vor einigen Wochen für die Summe von 4500 Scudi an sich brachte. Näheres über diese Antiken findet man in dem Bulletin des archäologischen Instituts vom Anfang des laufenden Jahres, mit der Erwähnung, daß der Prinz Borghese der Einzige unter allen römischen Großen sey, der sich um diesen Zweig der Kunst verdient mache.

London. Durch die Feuersbrunst, welche Abends 10½ Uhr in Old-Bondstreet ausbrach, wurde unter andern die Gemäldegalerie des Hrn. Yates zerstört, deren Werth man auf 30 bis 40 tausend Pfd. Sterling schäzt. Einen einzigen Rubens schlägt man auf 5000 Pfd. an.

Lille. Hier ist schon ein Theil der Geschenke des verstorbenen Ritters Wicar für seine Vaterstadt angekommen. Sie bestehen aus einer großen Anzahl Handzeichnungen Michael Angelos, Raphaels und anderer großen Meister aus der Zeit Leo's X. Ein großes Bild von Wicar selbst: Die Auferweckung des Jünglings von Nain, ist ebenfalls von Rom angelangt und im Museum von Lille aufgestellt worden.

Aus dem Haag, 5. April. Der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia ist die Erlaubniß zur Errichtung eines Museums der Naturgeschichte und Alterthümer ertheilt, und ihr ein Lokal, so wie 200 fl. monatlich zu den Einrichtungskosten von der Provinzial-Regierung angewiesen worden.

Denkmäler.

Prag, 5. April. Der Landtag hat eine bedeutende Summe zum Ankauf und zur Demolirung vieler Häuser längs des Flusses zwischen der Brücke und der Färberinsel bewilligt, indem daselbst ein großer Quai angelegt und auf demselben das Denkmal Kaiser Franz I. aufgestellt werden soll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 44.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 2. Juni 1836.

Berlin, im April.

(Fortsetzung.)

Ich habe einen Christus von Tieck gesehen, Statue unter Lebensgröße, für eine Kirche bestimmt. Kopf und Angesicht nach dem Typus, von einfachem und mildem Ausdruck; auf der linken Hand die Weltkugel; die erhobenen Finger der Rechten segnen; die Gestalt und Arme, wie diese Stellung fordert, bekleidet; der Mantel unter dem rechten Arm hervor, um die Brust und über den Einbug des linken, der die Weltkugel hält, herübergelegt, und das Ende wieder einwärts geschlagen. So ist die Verhüllung relativ reich und doch anschließend, und die vorn unter einander hin und wider gehenden Falten des mäßig gespannten Gewandes sind schön stylisirt. — Wir haben hier in ein und anderer Kirche hinter dem Altar in Oel gemalte Brustbilder Christi, deren Anblick kaum etwas anderes thun kann, als die christliche Schonung in Anspruch nehmen. Könnte nicht eine solche Statue an ihre Stelle treten? — Rauchs „Gneisenau" ist im Thon fertig, und die für den Hof in Petersburg bestimmte „Danaide" (lebensgroße Statue) bereits in der Form. Sie hat den rechten Fuß vorgesezt auf einen Stein, und, sich vorneigend, mit gebogenem rechten, gestrecktem linken Arm, faßt sie die am rechten Schenkel abwärts gelegte Urne oben und unten und gießt niederblickend sie aus. Das Gewand, welches nur an der rechten Schulter an einem einzigen Punkt zusammengefaßt war, ist, bei der vorausgesezten Bewegung, die ganze Gestalt entblößend, am rechten Oberarm herabgerutscht, hier von seiner Biegung gehalten, fällt es zum Theil unter dem Arm neben der Hüfte frei hinab, zum größern Theil ist es nach vorn über den Schenkel einwärts geflossen; auf einer Falte desselben liegt der Bodenrand der ober dem Knie angelegten Urne, die Masse ist näher am Schoß frei hinuntergeglitten. Dieses Motiv kommt nicht nur dem plastischen und leichten Zusammenschluß der Umrißlinien sehr zu statten, sondern dies sich selbst erklärende Fallen, Vorgleiten, Abfließen des Gewandes, ist dem Nymphengeschäft des Ausgießens analog, wodurch es veranlaßt wird. Diese Hülle hat die zarten, ausgebildeten Glieder entblößt; so neigt die Gestalt sich, so senkt sich ihr Blick, und die leichten Locken quellen vor auf Stirn und Wange. Es bindet das Haar nur eine schmale Sphendone, deren Reif vorn, das breiter sich spitzende Schildchen hinten sitzt. Die Körperformen sind von jugendlicher Geschlossenheit, zart, lind und fest, die Stellung aber und Haltung der Arme ist so zwanglos, so gemach nachgebend, die feinen Züge des Antlitzes so ohne Spannung und, bis zu einem leisen Anfluge von Wehmuth, unbewegt im Niederschauen, daß die Nymphengestalt gleichsam umgeben ist von einer Empfindung von Wärme und schwüler, sommerlicher Stille. Die Danaiden sind Najaden. Ob sie in Argos das Land lezzen, oder im Orcus das bodenlose Faß füllen: immer ist es die Natur der Quelle, die nur im Fortgeben bei sich bleibt. Die Seele der Quelle löst sich, ohne sich zu verlieren, geht hervor, ohne sich zu erreichen, wandelt hin, ohne sich zu scheiden. Die Quelle ist in der Natur das lautere Bild des Naturlebens; denn dieser Kreislauf, dessen Ende nur Erneuerung seiner selbst ist und der niemals aus sich herauskommt, der sich nur in sich erfüllt, ohne gestillt zu werden, das ist der Geist der Natur. Die Plastik, die am meisten von allen Künsten in den natürlichen, wirklichen Körper übergeht, hat in ihren reinsten Werken, an ihren seligsten Gestalten diese zauberische Wehmuth der Natur. Es sind Gestalten, aber die ganz Seele sind, und Seelen, die aber nur Gestalten sind. Diese Seelen öffnen sich nicht anders, als daß sie in Stein sich verschließen, und diese ihre Geschlossenheit allein ist das Daseyn der Seele. So oft mich eine Antike hinnahm in ihre Betrachtung, empfand ich bis in's Innerste dieses vollkommene Gleichgewicht rein entäußerter Freiheit mit magnetisch bindender Nothwendigkeit; und das Entzücken selbst, daß dieser Körper nur Geist, nur

Anmuth sey, war ganz durchdrungen von der Wehmuth, daß dieser Geist, diese Anmuth nur Körper sey. Beide lösten sich in einander in unendlicher Stille; Entzücken und Wehmuth lösten sich in eine Befriedigung, die nur darum ohne Resultat bleibt, weil sie es selbst ist, in eine Gegenwart, die nur darum keine Zukunft hat, weil sie ihre Seele ganz erschöpft. So wirkten die schönsten der Antiken auf mich, die ich zuerst in München sah, und Sie, der Sie damals mein gütiger Führer waren, erinnern sich vielleicht, daß ich zu Ihnen sagte, diese Körper würden wohl lebendig, verlören aber ihr Leben in demselben ewigen Moment, in dem sie es gewinnen. Diese Empfindung hat mir kein anderes Werk der modernen Kunst in gleichem Maße zurückgeführt, wie diese Danaide von Rauch, diese reine Nymphe der Plastik.

J. Mösers Denkstatue von Drake, die bereits nach Osnabrück abgegangen ist, war in den lezten Wochen v. M. im Hofe des Lagerhauses öffentlich ausgestellt. Es war mir interessant, die Wirkung des Gußwerks in seinem jungen Bronzeglanz mit der des Thonmodells zu vergleichen. Jene bewies sich sehr vortheilhaft, troz meiner Vorliebe für den Thon. Die Feinheit, mit der der Ausdruck des Stoffs, des Manteltaftes, der seidenen Strümpfe u. s. w. behandelt ist, ließ die Bronze viel bestimmter empfinden. Von der Lebendigkeit der Auffassung, dem Biedermännischen der Haltung, einem im besten Sinne populären Charakter der Gestalt habe ich Ihnen früherhin gesprochen. Das Werk wurde mit Vergnügen beschaut und allgemein imposant gefunden. — Unter andern hat Drake vor einiger Zeit Neanders Büste gearbeitet. Den frappanten Eindruck, mit dem sie beim Eintritt in's Atelier mir entgegentrat, den Eindruck von Leben, Eigenthümlichkeit und angenehmer Wahrheit, der man unwillkührlich mit heitern Blicken zuwinken mußte, könnte nur das Werk selbst erklären. — Seinen Porträtstatuetten, die ich Ihnen öfter mit Ueberzeugung gerühmt habe, hat Drake neuerdings auch eine von Schiller beigesellt. Sie ist von origineller Auffassung. Gewand ist wieder der Schlaf- oder Hausrock, ohne daß darum das Sprichwort: „den großen Mann im Schlafrock zeigen,“ anwendbar würde. Man sieht vielmehr den Dichter. Der Rock ist offen, die Stellung ist wie der rasche, zuckende Vortritt eines plötzlich Aufgestandenen, den ein Gedanke ergriffen hat. Durch die schmächtigen Glieder geht ein kräftiger Zug, ein Schlag und Reiz des edeln Selbstgefühls. Auch aus der begeistert niederblickenden Miene spricht jenes eigen Tragische eines an Größe, aber an Größe krankenden Lebens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstausstellung in Halberstadt.

(Fortsetzung.)

Besonders reich ist das Fach der Landschaften, und die Mehrzahl derselben von Düsseldorf und München, doch auffallend verschieden die Richtung beider Schulen. Die Münchner beschäftigt vorzugsweise die großartige Alpennatur Tyrols. Die Wirkung ihrer reichen Bilder ist besonders auf den Reiz der Fernen berechnet; Berge, Thäler, Wald- und Gebirgswasser gelten nur als Massen. Der Vorgrund ist gewöhnlich untergeordnet, und einzelne Bäume kommen selten vor. In Rücksicht auf die Wirkung der Ferne ist auch über das Ganze mehr Heiterkeit verbreitet, ein trüber Himmel ist ungewöhnlich, und zugleich viel Leichtigkeit und Feinheit in der Behandlung.

Die Richtung der Düsseldorfer, auch der Landschafter, ist mehr ernst, oft melancholisch, und emsiges Naturstudium vorherrschend. Vor- und Mittelgrund ist ihnen die Hauptsache, Bäume behandeln sie schön und kräftig, auch sehr charakteristisch. Der Sinn für großartige Linien und schöne Formen ist selten, sie wählen meistentheils kleinere Partien aus dem Gebirge oder Walde; Kapellen, Jagdschlösser, Burgen, Ruinen oder Mühlen sind gewöhnlich auf ihren Bildern wie Mönche und Jäger als Staffage.

Unter den Münchnern zeichnen sich diesesmal Rottmann, Heinlein, Haushoffer und Fohr am meisten aus. Rottmanns „Ansicht von Korinth“ ist voll Geist und mit tiefem Gefühl erfaßt, von großer Wahrheit und Farbenfrische. In Fohrs Bilde übersieht man einen großen Theil des mit Almen begrenzten Thales, in welchem die Salzach durchströmt, am Horizont das Tennengebirge. Mittelgrund und Ferne sind hier am Besten, der Vorgrund offenbar mangelhaft behandelt. Heinleins große Gebirglandschaft ist augenscheinlich Composition und eine überladene Anhäufung von an sich zu ähnlichen Massen, als daß das Bild eine gute Gesammtwirkung hervorbringen könnte. Die Bäume im Vorgrund sind ohne Studium, ja offenbar schülerhaft gemalt. Desselben Künstlers „Partie aus dem Oberinthale“ hingegen ist, namentlich in den Linien und der Vertheilung der Massenwirkung, eine der schönsten und großartigsten Landschaften neuerer Zeit.

Durch schöne, klare Luft und eine reizende Ferne sind beide Bilder Haushoffers vor allen ausgezeichnet. Als Gegenstand gebe ich dem „Kloster Baumbach an der Alp,“ in Betreff des Tones und der Vollendung der „Partie am Chiemsee“ den Vorzug. Bockhorni, Brandes, Crola, Dorner, Hauser, C. Heß, Heilmeyer, Heinel, v. Hoffstetten, Mosbrugger, Schleich, Steingrübel, Zwengauer u. A. haben nur kleinere Gebirgpartien, Almen, zum Theil

auch mit Viehstaffage hier, in heiterm und ruhigem Charakter, natürlicher, wenn auch wenig brillanter Farbe.

Unter den Düsseldorfern erscheinen Lessing, Scheuren und Achenbach als die Eigenthümlichsten und Genialsten. Auf Lessings „Spätherbstlandschaft,“ ist der schon gelb gefärbte Eichenwald überraschend wahr, und durch das Spiel des Lichtes, des Duftes und der Schatten voll Reiz der Farbe. Stark dunkel und ungemein kräftig erhebt sich im Vorgrunde ein Haidehügel, auf welchem die einzeln stehenden Tannen, Haidekraut, Gras und Terrain auf das genaueste und ungemein charakteristisch ausgeführt ist. Der Himmel ist voller Regenwolken, in dem Wege an dem Anger stehen Pfützen, und doch wirbelt aus dem Hohlwege Staub auf, den zwei Reiter, augenscheinlich Freibeuter, mit ihren Rossen verursachen. Scheurens „sumpfige Landschaft mit Eichen“ gehört unstreitig zu dessen gelungensten und ausgeführtesten Bildern. Saftig und markig stehen die mächtigen Eichen im Vorgrunde, und bei aller Ausführung sind die Stämme kräftig, das Gezweige und das Laubwerk locker und durchsichtig, und mit gleicher Meisterschaft ist der Hügel mit der Warte, der mit Gesträuch bewachsene Sumpf gemalt, reizend der effektvolle Eindruck der schönen Luft der sonnenbeleuchteten Wiese. Scheurens Bilder zeugen immer von geistreicher Erfassung der Natur, sind aber selten so frei von Manier, als dieses.

Achenbachs „Herbstlandschaft“ ist ein überaus treues Bild von der nordischen Natur mit sehr dürftiger Vegetation, mit viel Geist, sicherm Takt und mit grossem Fleiße vollendet. Ein zweites von Achenbach zeigt dessen Eigenthümlichkeit noch besser, es ist ein „Seesturm an der holländischen Küste.“ Voll Kraft, Farbenabstufung und bewunderungswürdiger Beweglichkeit sind die Wellen, welche brandend an den Küsten hoch aufspritzen. Die Staffage erhöht die Bedeutung dieses Bildes, dessen hoher Kunstwerth neben ähnlichen Darstellungen von W. Krause und Schulz (in Berlin) um so mehr in die Augen fällt. Doch auch diese Bilder: „Momente an den Küsten der Nordsee,“ wie Groligs (in Dresden) „felsiger Meeresstrand an Schwedens Küste,“ haben viel Angenehmes und Verdienstliches; ähnliche Darstellungen aber von Gerhard, Hoecke, Brücke sind zu wenig auf Naturstudien basirt.

Doch ich kehre zu den Düsseldorfer Landschaftern zurück, von welchen sich W. Schirmer zuerst vortheilhaft bekannt gemacht und uns mit zwei großen Waldlandschaften erfreut hat. Die kleinen, vor zwei Jahren hier ausgestellten Bilder Schirmers haben einen größern Reiz der Farben und mehr Ansprechendes, als diese, und besonders erscheinen die starken Buchenstämme auf dem größten Bilde durch den wunderbaren Ton fast störend. Ausgezeichnet schön und meisterhaft aber ist der Eichenwald und die Felsenpartien im Mittelgrunde, wie die üppigen, saftigen Grasplätze. Bei Funks „Burgruine“ und „Sturm im Gebirge“ zeigt sich ein Haschen nach gewaltigen Effekten, welches ich früher bei Funk nicht bemerkt habe. Rose's „Landschaft im Charakter des Taunus“ gehört zu den ausgezeichnetsten in ihrer Art, das Terrain, der Weg, die Eichengruppe sind vortrefflich behandelt und von schöner Wirkung, welche leider durch die unruhige Luft sehr beeinträchtigt wird. Zu den verdienstlichen Werken dieser Gattung gehören auch Jacobi's Bilder, von welchen ich das „Saaleufer mit Fichten“ am höchsten schätze, wie C. Dahls „Jagdschloß,“ welches sich durch gute Auffassung und malerische Wirkung bemerkbar macht. Nicht ohne Verdienst sind auch die Landschaften von Böcking, Breslauer, Koch, Schulten und Lasinsky, ja manche derselben sind wirklich interessant und lobenswerth, doch im Allgemeinen weniger charakteristisch und eigenthümlich. Die Zahl der Winterbilder ist verhältnißmäßig gering und nur zwei davon wirklich bedeutend. Lessings „Klosterkirchhof“ und des Niederländers Koekoek „Eichenwald bei naßkaltem Wetter.“ Lessings Bild ist eine hochpoetische, ernste Darstellung. Auf dem starkbeschneiten Kirchhof neben der Klosterkirche alte Tannen, Fichten und Leichensteine, vorn neben einer frischen Gruft ein Kapuziner, der trüb und melancholisch in dieselbe hineinschaut. Durch die Morgensonne ist der etwas zu compacte Schnee röthlich gelb gefärbt, der Horizont voll Nebel und Gewölk, die Ausführung, besonders die der Architektur, genial und meisterhaft. Ganz eigenthümlich in ihrer Art steht Koekoeks Winterlandschaft da. Die überraschendste Naturwahrheit, die seltenste Vollendung in der Farbenabstufung, der Luft- und Linienperspektive steigern die Bewunderung aller Beschauer. Der Vordergrund ist ein Platz im Walde, rechts unter mächtigen Eichen ein überfrorner Sumpf, links im dichten Walde eine Kapelle, in der Mitte ein Weg, den das Auge Stunden weit zu verfolgen glaubt. Nichts fällt als Einzelnes auf, jeder Baum tritt stufenweise vor oder zurück, und das Ganze gibt uns den vollkommensten Eindruck eines großen Waldes. Auf Lessings Bilde fallen die Schatten des Schnees als sehr blau auf; auf Koekoeks Bild, wie in der Natur, erkennt nur das geübte Auge den blauen Ton. Es scheint Thauwetter einzutreten, das blanke Eis ist wässerig, der Schnee vom Gestrüppe und dem Riedgras abgefallen und nur noch an einzelnen Stellen der Bäume haftend. Auch die Holzhauer gehören dazu, um den Charakter dieses wunderbar schönen Bildes der winterlichen Natur zu bezeichnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Denkmäler.

Mainz. Bis zum Februar d. J. waren für Gutenbergs Denkmal zu Mainz durch freiwillige Beiträge eingegangen:

von der Stadt Mainz	8684	fl.	14	kr.
aus dem Großherzogthum Hessen	1196	„	57	„
„ dem übrigen Deutschland	4749	„	39	„
„ Frankreich	850	„	58	„
„ England	50	„	—	„
„ Rußland	17	„	30	„
„ Belgien	14	„	—	„
„ Ungarn	9	„	53	„
„ Schweiz	8	„	15	„
Summa	15,561	fl.	[illegible]	kr.

Die 50 fl. aus England kommen von einem zu Bristol wohnenden Deutschen.

Bonn. Der hier zusammengetretene Verein zur Errichtung eines Denkmals für Beethoven hat in einem öffentlichen Aufruf an alle Verehrer des großen Meisters die Bitte gerichtet, das Vorhaben zu unterstützen.

Lüttich. Unlängst ist hier auf dem Komödienplatz ein Modell der von Hrn. Geefs auszuführenden Statue Gretry's aufgestellt worden, um die Wirkung wahrzunehmen, welche das Denkmal machen wird.

Paris, 1. April. In Perigueur sind Unterzeichnungen eröffnet worden, um auf öffentlichen Plätzen daselbst 2 Bildsäulen, nämlich von Montaigne und Fénélon, zu errichten. Zu einem dem berühmten Arzte Desault in dessen Geburtsstadt, Lure, zu errichtenden Denkmale hat der König, der dessen Vorlesungen aus Liebhaberei beigewohnt, 500 Fr. unterzeichnet. Zu Meudon soll in der Kirche dem berühmten Satyriker Rabelais, welcher an derselben angestellt war, ein Denkmal gesezt werden.

London, 12. April. Am 8. früh Morgens ist in Dublin die Reiterstatue König Wilhelms III., des Schutzpatrons der Orangisten, durch Pulver in die Luft gesprengt worden, ohne daß es bis jezt der Polizei gelungen ist, dem Thäter auf die Spur zu kommen.

Bauwerke.

Venedig, 24. März. Die Arbeiten im Innern der Metropolitankirche des heiligen Marcus haben ununterbrochen ihren Fortgang. Schon sind die großentheils stark beschädigten Mosaikwerke nach neuen Zeichnungen (?) frisch eingelegt, der Altartisch am Hauptaltare erneuert und mit kostbaren Marmorarbeiten, so wie bronzenen Basreliefs geschmückt, die Reliquienbehältnisse, bei welchen die Kostbarkeit des Materials von der Vollendung der Arbeit in jedem Zweige der Goldschmiedkunst aus dem Zeitalter der Comnenen und Palaeologen noch übertroffen wird, werden hergestellt. Vor allen aber hat die Restaurirung des goldenen Tabernakels (Palo d'Oro), die von allen Kunstfreunden schon lebhaft gewünscht wurde, begonnen.

München, 19. März. Es wird bereits wieder lebhaft an den königlichen Bauten gearbeitet. Nach der Zurückkunft Sr. Maj. aus Griechenland wird man mit der Verschönerung des Hofgartens beginnen, welcher auf der Seite gegen die Leibregiments-Kaserne ebenso von Arkaden eingeschlossen werden soll, wie er bereits durch die Arkaden des Bazars und der Centralgemäldegalerie umschlossen ist. Alle diese Arkaden werden mit ähnlichen Frescogemälden versehen werden, wie die des Bazars; unter Andern wird Rottmann in den Galeriearkaden die griechischen Landschaften, die er im Auftrage des Königs in Griechenland aufgenommen, in Fresco malen.

Regensburg, 6. April. Mit dem Eintritt der günstigen Jahreszeit ist der Bau der Walhalla wieder eifrig aufgenommen worden. Er wird mehrentheils mit weißem Marmor aus den Brüchen am Untersberg ausgeführt, und bereits stehen 52 kolossale Säulen an der Außenseite. Der etwas steil zu der Donau sich herabsenkende Berg trägt schon die Substructionen zu prächtigen, nach beiden Seiten auslaufenden Marmortreppen, welche vom Ufer hinaufführen sollen.

Leipzig. Das Gebäude der deutschen Buchhändlerbörse ist am 26. April eingeweiht worden. Vorzüglich zeichnet sich darin der im obern Stock befindliche Hauptsaal aus. Zwei Säulenreihen und zwei Tribünen, einander gegenüber, fassen einen Raum von 60 Ellen Länge und 25 Ellen Breite ein, die Höhe beträgt 16 Ellen. Zwei schön gewundene eiserne Treppen von Berliner Fabrik führen aus dem Saale auf die Tribüne. Die Kosten des ganzen Baues dürften die in Actien vertheilten Fonds von 35000 Rthlr. kaum übersteigen.

Berlin. Das von Schinkel errichtete neue Gebäude der königlichen Bauschule gehört zu den größten, eigenthümlichsten und merkwürdigsten architektonischen Werken, welche in neuerer Zeit hier ausgeführt worden sind. Mit Ausschluß des Daches und des Gitters auf dem Gesimse, ist kein anderes Material, als gebrannte Thonsteine in Anwendung gekommen, und Mauern, Gesimse, Gewölbe (die durch alle Hauptetagen gehen), Ornamente und Sculpturen sind sämmtlich in Backsteinen ausgeführt. Die decorativen Baustücke sind nach Schinkels Zeichnungen modellirt und in der Gormannschen Töpferei gefertigt worden.

Aus Westphalen, vom 21. April. Die Ausbesserung und Verschönerung der größtentheils verfallenen Burg auf dem Ravensberge ist von Staatswegen genehmigt. Die Arbeit hat schon begonnen, und da der König von Preussen dazu einen Beitrag von 200 Rthlr. gegeben, so hofft man die übrigen Kosten durch freiwillige Beiträge zu decken.

London. Fast alle Haupttheater Londons sind bereits mehr als einmal vom Feuer zerstört worden: Coventgarden in den Jahren 1751 und 1808; Drurylane 1672 und 1809; Kingstheatre 1703 und 1789; Astley's Amphitheater 1794 und 1803; Surrey-Theatre 1805; das Brunswick-Theatre ist bekanntlich eingestürzt.

Paris. Der Municipalrath hat den Plan zur Vergrößerung des Rathhauses genehmigt. Es wird 4 große Fronten in geschmackvollem Styl erhalten, und zur Herstellung des nöthigen Raumes werden 53 Häuser niedergerissen. Der Bau wird 5,600,000. Franken kosten.

Gemälde und Zeichnungen.

London, 22. März. Die Journale sprechen mit großem Lobe von einem Gemälde, womit der bekannte Maler Hayter eben beschäftigt ist. Es stellt die erste Sitzung des reformirten Unterhauses am 5. Februar 1835 in dem Moment vor, wie Lord Ormelie, jezt Marquis v. Breadalbane, die Adresse auf die Thronrede beantragt. Die Leinwand ist 150 □Fuß hoch, und soll 400 Porträts enthalten, wozu bereits 170 Mitglieder gesessen haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 45.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 7. Juni 1836.

Der Pariser Salon 1836.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Landschaftmalerei hat sich dies Jahr, wie gewöhnlich, sehr thätig gezeigt. Das Fach der Landschaft ist derjenige Theil der Kunst, über den die Urtheile der Kenner und Laien am verschiedensten lauten; und nicht bloß die Maler schlagen die entgegengesetztesten Wege ein, sondern auch die Kritik und die öffentliche Stimmung, welche sie beurtheilen, zerfallen in eine schreckliche Menge von Widersprüchen; so viel Köpfe, so viel Meinungen; Alles schreit durch einander; Keiner versteht den Andern; das ist fürwahr ein babylonischer Wirrwarr.

Viele Leute glauben, es sey nichts leichter, als eine Landschaft zu malen. Wenn die Tochter eines reichen Bankiers nicht weiß, wie sie ihre Morgenstunden hinbringen soll, malt sie Landschaften, welche von allen ihren Verehrern und Freundinnen sehr schön gefunden werden; wenn der Historienmaler nichts mehr zu leben hat, verlegt er sich auf Landschaftmalerei, welche er dann natürlich handwerksmäßig betreibt. Bis auf einen gewissen Punkt hin läßt sich dieser Umstand erklären. Das Fach der Landschaft ist von allen Zweigen der Piktur derjenige, welchen man auch ohne Studium der Natur erlernen kann; viele Leute sind im Stande, eine leidliche Landschaft zu malen, ohne je daran gedacht zu haben, einen Baum zu betrachten, die Gestalt seiner zahllosen Blätter, den Wuchs seiner Zweige, kurz den Baum in seiner ganzen Mannichfaltigkeit zu studiren. Alles das erlernt sich mechanisch, ohne eigene Ansicht. Das ist der Grund, welcher ein Landschaftgemälde so leicht macht; aber derselbe Grund ist es höchst wahrscheinlich auch, welcher eine gute Landschaft so selten macht. Man muß eine wunderbare Geduld und Einsicht haben, um die Natur in ihren unendlich vielen Einzelheiten zu belauschen und ihre stets wechselnden Erscheinungen auf der Leinwand zu fixiren. Wenn wir in die frühere Kunstgeschichte zurückgehen, so werden wir in den verschiedenen Schulen gute Historienmaler genug finden, aber unter den Landschaftmalern bleiben kaum acht oder neun, welche der Nachwelt Meisterwerke hinterlassen haben.

Ich kenne Leute, welche darauf ganz einfach erwidern: im Grunde genommen ist die Landschaft allein ein Unding; und ich gestehe, je mehr ich über diesen Gegenstand nachdenke, desto weniger fühle ich mich geneigt, diese Meinung zu bestreiten. Wenn ich bedenke, wie viel Zugeständnisse unser Geist machen, wie viel Uebung und Gewohnheit unser Auge haben muß, um auf 4 oder 5 Quadratschuh Leinwand einen unermeßlichen Raum, einen weiten Horizont, das Meer und die Gebirge zu erkennen, frage ich mich oft, ob eine solche conventionelle Ansicht einen bleibenden, positiven Eindruck zur Folge haben kann, und ob das Urtheil, welches wir über die Art, wie die Natur nachgeahmt ist, fällen, nicht nothwendig eben so willkührlich und conventionell erscheint, als die Art und Weise der Nachahmung selbst. Ich weiß wohl, daß, wenn wir an den Ursprung der Kunst überhaupt zurückgehen, dieselbe Bemerkung sich auf jede Art von Malerei anwenden läßt. Wenn man Jemanden ein Porträt zeigt, der noch nie eines gesehen hat, so wird das auf ihn keinen bestimmten Eindruck hervorbringen. Der Türke, der in der Cultur einen Grad höher steht, als der Wilde, begreift wohl die Umrisse; aber der Schatten erscheint ihm wie ein Loch, und die Halbtinten hält er für Flecken. Wenn man indeß in unsern civilisirten Gegenden eine Anzahl von ungebildeten Leuten versammelt und ihnen ein Gemälde zeigt, dessen Gegenstand ihrer Einsicht zugänglich und im Stande ist, irgend eine Seelenstimmung in ihnen hervorzurufen, so werden Alle in dem Eindruck, den das Kunstwerk auf sie hervorbringt, übereinstimmen. Aber man mache einmal diesen Versuch mit der Landschaft; man suche das beste, wahrste

Landschaftgemälde aus und führe die Bewohner, die Hirten jener Gegend, welche sie täglich sehen, vor das Bild — kein Einziger wird die Gegend wieder erkennen und das Mindeste dabei empfinden. Und wenn man von den gebildeten Leuten, welche mit naiver Freimüthigkeit ihre völlige Gleichgültigkeit in diesem Punkte eingestehen, bis zu den Künstlern selbst hinaufgeht, wird man unter zehn nicht einen finden, dessen Meinungen rücksichtlich der Landschaft etwas anderes wären, als der Widerschein seiner ersten Gewohnheiten. In Kunstsachen haben wir Modernen sicher nur zwei Erfindungen gemacht: die Landschaft und die Harmonie. Was die Harmonie anlangt, so scheinen die drei Noten des Accords sieben Achteln des Menschengeschlechts eine erschreckliche Dissonanz; und was die Landschaft anbetrifft, so sehen die Meisten darin keine deutlicheren Bilder, als wir Alle in den Wolken oder in den Verzweigungen einer Tannenwurzel wahrnehmen. Und doch wagen wir, den Landschaftern zu sagen: das ist gut und das ist schlecht; das ist die gute und das die schlechte Bahn!

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, im April.

(Fortsetzung.)

Bis zu Ende dieses Monats ist zum Besten wohlthätiger Anstalten das neue, große Gemälde im Local der Academie ausgestellt, das Eduard Bendemann für S. K. H. den Kronprinzen gemalt hat. Ein Gegenstand allgemeinen Interesses, schon durch den Namen des früh berühmten Künstlers, durch vorausgegangene Stimmen, durch die Größe der Aufgabe, endlich durch das, was man findet. Sie haben bereits Kunde davon; vielleicht ist Ihnen auch die Lithographie von Weiß schon vorgekommen, der ich das Zeugniß geben muß, daß sie, nach Maßgabe ihrer Bedingungen, Composition und Eindruck des Bildes trefflich wiedergibt. Konnte sie das einzelne Malerische, was das etwa 7 Fuß hohe, 12 Fuß breite Gemälde der Bewunderung noch bietet, nicht einschließen, so ist sie in der Zeichnung treu und in den Haupttönen vorzüglich. Sie kann Ihnen einen Begriff des Ganzen geben, welches Sie bei unserer bevorstehenden Herbstausstellung, wo es, wie ich nicht zweifle, wieder zu sehen seyn wird, selbst beschauen müssen. Jeremias unter den Nachwehen der Zerstörung, auf Trümmern, umgeben von Trümmern, der Stadt und des Volks. Es war aber nicht die Absicht des Künstlers, die Zerstörung selbst und ihre äußere Gewalt uns nahe gehen zu lassen. Zwar links im Bilde, den Grund hinein, rauchen die Mauern und dichten Gebäude der Stadt; wir sehen da im Fernen noch ein Thor, woraus eine Fliehende, die etwas auf dem Rücken trägt, hervorwankt. Die Entfernung aber und das Tageslicht, das den Brand wenigstens für das Auge löscht, weisen diesem Theile nur ein untergeordnetes Verhältniß zu den Massen des Hauptbildes an. Der gegen die Tiefe erhöhte Hauptgrund, eine Terrasse, wo die Gruppe unsere Aufmerksamkeit hält, Jeremias in der Mitte am höchsten, zu beiden Seiten Nebengeordnete, ist als ein Rest vom Tempel zu erkennen. Vorn ein gestürzter kurzer Pilaster, neben dem noch stehenden sitzt der Prophet und stützt auf's Capitell desselben seinen linken Arm hinüber, dessen Hand sein gramschweres Haupt hält. Am Boden bestäubte Marmorplatten, ein aufgerissenes Musivstück, Marmorsteine, darüberliegend Schaftstücke zerbrochener Säulen. Auch rechts im Bilde, hinter einer Frau, die eben heraufgekommen da vortritt, steht hinterwärts ein vereinsamtes Säulenpaar und ein Stück Wölbung darüber. Diese Trümmer sind aber nicht Wegspuren der bewegten Zerstörung, sollen nicht das thätige Moment derselben vergegenwärtigen, bestimmen, nur als Gebliebenes und Beiwesen der Situation, mehr die Erkenntniß, als die unmittelbare Empfindung. Diese ist vielmehr in die Zustände der Menschen gelegt, die wir als eigentliche Situation im klarsten Licht uns nahegerückt schauen. Der Untergang, der äußerlich vorüber ist, währt fort als Uebergewicht in den Menschengestalten und Schicksal erliegender Seelen. Vorn, links vom Propheten, am Boden, mit dem Rücken gegen einen Marmorquader, sitzt, linkshin geneigt, ein junger Mann entblößt auf seinem Mantel, eine Wunde in der Brust; das gesunkene Haupt des Verscheidenden hängt gegen die Brust nieder; neben an der Erde liegt das umsonst geführte, breite Messer der Schlacht, mit Blut geröthet. Dem Sterbenden entgegen schleicht gebückt, auf's Knie niedergelassen und mit der linken Hand am Boden sich stützend, ein zarter Knabe und richtet sein kindliches Gesicht in schmerzlicher Aufmerksamkeit auf das tiefsinkende Antlitz des Mannes und will es mit der ausgestreckten rechten Hand sacht unterm Kinn rühren, ob es noch zu wecken. Ueber den Steinen hinter dieser Gruppe wird eine Jungfrau, weiter vorn hier am Ende des Bildes ein junger Knabe sichtbar; sie tragen den Leichnam ihres Vaters von der Terrasse hinab, den das Mädchen oben unter seinen Armen, der Knabe unten um die Knie gefaßt hat. Sie bietet uns in der Wendung und Neigung im Tragen Nacken und Profil; des Todten verbundener Kopf und bleiches, bärtiges Gesicht vor ihr, seine Knie in den Armen des Knaben, der gebückt hier hinab vorangeht, in ein rothes Tuch geschlagen. Dieser junge Träger, aus dem Bild hinausgehend, wendet noch einmal den Kopf und blickt mit einem trotzenden Mitleiden

herüber auf die Gruppe des sterbenden Kriegers und der vergeblich nahenden Knaben. Es liegt ein gewisser Thatsinn in diesem lebhaftesten Rückblick des fortgehenden Jungen; eine Vordeutung des künftigen Geschlechts, in dem die Vernichteten doch wieder aufstehen werden. — Auf der andern Seite, an der rechten des Propheten, und, wie er, von vorne uns zugekehrt, sizt am Boden die bedeutende Gestalt einer Frau, die, in sich gebückt, dem Schmerz ganz hingegeben, ihren Kopf in Schoß und Armen birgt. An sie schließt sich ein Mädchen, hingegossen an ihre Seite, durch ihren rechten Arm seinen linken geschlungen, und mit der Hand die Augen bedekkend. Zu den Füßen der Frau liegt der nackte, frische Leichnam eines Kindes auf dem Rücken am Boden ausgestreckt. Die klarste Sonne brennt auf der trauernden Gruppe; das todtbleiche Fleisch des wohlgegliederten Kindes ist von energischer Wahrheit. Gleich hinter dem Mädchen kommt eben eine junge Frau hier oben an, in ihren Armen ein entschlafendes Kind, dessen Köpfchen zurückfällt, die kleinen Glieder an der Brust der Mutter zusammengesunken. Die Mutter blickt über das Kind hinaus, sie blickt Niemanden an, nirgends hin; sie geht und weiß nicht, wohin; der Schmerz selbst in ihren grossen dunkeln Augen stockt unbewegt, die Seufzer selbst an ihren geöffneten Lippen stehen still, die leidensvollen Züge eines zarten Gesichts lösen sich in den unbestimmten Ausdruck einer Seele, die an ihren Grenzen steht, gehalten nur von dem Gleichgewicht eines und desselben Wehes, das seinen Namen in der eigenen Tiefe verloren hat. So irrt die wunderbar weilende Gestalt daher, aufgelöst in eine stumme Klage. Dies sind die Gruppen zu beiden Seiten des Propheten: Gestalten, aus deren einzelnen Motiven dieselbe überwiegende Nothwendigkeit und verlorene Freiheit spricht. Dort die Kinder, die den todten Vater tragen, und der Knabe, der zum Sterbenden schleicht; lauter gebeugte Nacken, nachgebende Glieder, gebeugt und gelöst von der Last des Todes oder von einem Thun, das eben so unfreiwillig, in der traurigsten Pflicht für einen sinkenden Körper nur nach Nothwendigkeit bewegt ist. Hier die in Kummer Versunkenen und Verborgenen, obwohl voll Leben, doch ohne Lebenszeichen, Bilder derselben Ohnmacht, die in dem Kinde vor ihren Füßen als klarer, stiller Tod vorliegt. Und da die irrende Mutter, das einzige Wesen, das aufrecht wandelt; aber auch so nicht aufgerichtet aus sich, durch Widerstand, sondern allein, weil sie selbst ganz das Leid und der Harm ist, der sie beherrschend keine Ruhe finden läßt. In der Mitte dieser Figuren hält sich der Prophet dieses herben Verhängnisses gleichsam an sich selber fest. Sitzend hat er das rechte Knie hochgestellt und drückt darunter, wie umklammernd, die rechte Hand mit der Schriftrolle fest an, seine linke, die dem versinkenden Kopf sich an der Stirne entgegenstemmt, ist von der Seite her auf dem noch etwas höheren Pflaster mit dem Ellbogen gestüzt, das linke Bein ist ausgestreckt. Gram will die geschlossenen Mienen des priesterlichen Alten lösen; aber Bitterkeit schwellt sie und widerstehende Ausdauer hält sie fest in ihren Falten, gleich wie die Hand am Haupt vom Stützen schwillt und im Widerstemmen sich faltet. Der Bart liegt auf der Brust; das Untergewand, ein weißer Aermelrock, nicht eng, wird doch durch die gespannte Lage in Falten straffer gezogen; von den Hüften ab zieht der rothe Mantel, dessen eines Ende der gestemmte Ellbogen festhält, sich hervor um das aufgestellte Knie und herab über das gestreckte Bein in einer ausgiebigen Masse. Der ganze Mann bleibt, einem Schreitenden ähnlich, festgebannt, einem Sinkenden ähnlich, durch sich gehalten; bewußt, aber nur dessen, daß er nicht bewußt seyn will, und doch das Wissen wollend, daß es seyn müsse. — Hier ist überall Ruhe, aber nur die Ruhe der Unabwendbarkeit, die Stille des Schmerzes, der in seiner Mittagshöhe schwebt und steht. Der hellste Tag liegt über diesen lebenden und ablebenden Monumenten ihres eigenen Untergangs und läßt über die Wirklichkeit desselben keinen Zweifel. Sein Licht rundet die leibhaften Formen und klärt die Schatten an diesen Bildern des Grams, es glänzt auf den Flächen des Marmors und den Musivsteinen, und läßt aus dem durchsichtigen Duft des Hintergrundes Palmenkronen mit Früchten geziert herüberschimmern. — Gewiß ist dieses Werk eines der ausgezeichnetsten, welche die Jeztzeit hervorgebracht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bildnerei.

Copenhagen, 5. April. Die mit der Fregatte Bellona im vorigen Jahr herübergeführten Arbeiten Thorwaldsens bestehen in 55 Stück, worunter die 10 Apostel in der Frauenkirche in Marmor, und 32 verschiedene Basreliefs, theils in Marmor, theils in Gyps. Außerdem hat Thorwaldsen vier Statuen gesandt, die zu einem Monument für Pius VII. gehören, ein Modell zu einem Pferde für die Statue Poniatowsky's und das Modell für das Monument des Kopernicus. Da die Zahl der in den leztern Jahren übersandten Arbeiten Thorwaldsens so zugenommen hat, daß seine hiesigen Ateliers nicht länger ausreichen, so hat der König eine Suite von Zimmern im Christiansburger Schlosse zur einstweiligen Aufbewahrung dieser Kunstschäze einräumen lassen.

Gemälde und Zeichnungen.

London, 26. März. Auf dem Leicesterplaze ist gegenwärtig eines der interessantesten Panoramen zu sehen, welche bis jezt zur Ausstellung gelangt sind, nämlich das von Lima, gemalt von R. Burford nach den im Jahr 1834 aufgenommenen Zeichnungen des Marinelieutenants W. Smyth.

Paris, 24. März. Der Herzog von Sunderland hat drei der schönsten Gemälde des Murillo und Velasquez aus der Sammlung des Marschalls Soult gekauft. Man macht der Civilliste Vorwürfe darüber, daß sie so kostbare Gegenstände außer Landes gehen lasse.

München, 4. April. Das sehr ausführliche, aber sehr genaue Panorama von Athen, welches Hr. Secretär Stademann während der lezten Zeit seines Aufenthalts zu Athen in einer Reihe von Blättern mit ausnehmender Treue vollendet und gegenwärtig im Bazar allhier ausgestellt hat, entbehrt zwar als Zeichnung der magischen Wirkung der mit Farben ausgeführten und perspectivisch aufgestellten Panoramen; dagegen entschädigt es durch eine in's Einzelne und Ferne gehende Naturwahrheit, die im ganzen Umkreise der Stadt jeden Gegenstand wahrnehmen läßt, während man die neuen Anlagen, die Wohnungen bedeutender Personen, und den Zusammenhang der alten und neuen Stadt deutlich erkennt.

Kupferstich.

Paris. Jazet hat eine große Platte nach Steuben's großem Gemälde: Die Schlacht von Waterloo, vollendet, welches auf der Ausstellung von 1835 so große Aufmerksamkeit erregte und von dem Landon in seinem Salon von 1835 einen Umriß gegeben hat. Der Preis der Platte ist mit der Schrift 120 Franken, vor der Schrift 240 Franken.

Medaillenkunde.

Stockholm, 8. April. Bei Gelegenheit der am 5. d. stattgefundenen 50jährigen Jubelfeier der Schwedischen Academie hat dieselbe eine Denkmünze prägen lassen, die auf der einen Seite das Bildniß des Königs mit der Umschrift: Karl XIV. Johann, Protector, und auf der Kehrseite einen Lorbeerkranz mit der Inschrift: „Der fünfzigste Jahrestag der schwedischen Academie, 5. April 1836," zeigt. Am 4ten war dem Könige ein goldenes Exemplar derselben überreicht worden. Der König beschenkte dagegen die Academie mit einer Denkmünze, die auf der einen Seite das Bildniß Gustav's III., des Stifters der Anstalt, und auf der Kehrseite dieselbe Inschrift wie die vorige zeigt.

Alterthümer.

Kleinasien. Der bekannte Reisende Charles Texier, hat während seines Aufenthalts in Smyrna im lezten Winter das Grab des Tantalus am Berge Sipylus aufgedeckt, wobei der Admiral Massieu de Clairval 40 Matrosen zu dessen Verfügung stellte. Die seltenen Entdeckungen, welche Texier in den Mauern von Jassus und Assos und in den phrygischen Grabmälern machte, beweisen, welche reiche archäologische Schäze Kleinasien in sich schließt, und mit Verlangen sieht man nähern Nachrichten über dieselben entgegen.

Aegypten. Eine wörtliche Uebersezung der von dem Pascha Mehemet Ali erlassenen merkwürdigen Verordnung, durch die der Ausfuhr ägyptischer Alterthümer ein Ende gemacht werden soll, die Einrichtung eines Museums in der Hauptstadt Aegyptens angeordnet und die Maßregeln bekannt gemacht werden, welche der Pascha zur Errichtung beider Zwecke getroffen hat, findet sich in Nr. 64 (vom 16ten März) der Berlinischen Nachrichten.

Algier. Durch die Expedition der Franzosen nach Tremesen oder Tlemezen ist ein seit fast 100 Jahren (1738–1746 gab Shaw sein Werk: Travels in several parts of Barbary and the Levant, zu Oxford heraus) den Alterthumsforschern verschlossenes Gebiet der Forschung zugänglich gemacht worden. Außer den sehr weitläufigen Trümmern römischer Festungswerke und einer Naumachia (Bassin zu Wasserkämpfen) sieht man in der Umgegend interessante maurische Ruinen, auch mancherlei noch im Gebrauch stehende religiöse u. a. Gebäude, deren genauere Untersuchung manches Merkwürdige zur Kenntniß der Kunst- und Alterthumsfreunde bringen dürfte. In dem in der Nachbarschaft der Stadt befindlichen Grabmale des heiligen Sidi Rummeddin hat man bereits die herrlichsten Arabesken und gemalte Glasfenster entdeckt.

Rom, 24. März. Die Statue des Marc Aurel auf dem Capitol ist nun den Blicken des Publikums wieder sichtbar. Alle schadhaften Theile dieses Kunstwerks sind sorgsam ausgebessert, und man bemerkt, daß die Statue jezt aufrechter zu Pferde sizt, als vor der Ausbesserung. Die Angabe, daß das marmorne Piedestal aus einem Stücke bestanden habe, hat sich bei dieser Gelegenheit als unwahr erwiesen, da es sich als eine bloße Bekleidung des innern gemauerten Kerns zeigte.

Ausgrabungen.

Rom. Bei Fara im Kirchenstaate ist auf der den Hrn. Corradini gehörigen Besizung Arci im Sabinerlande, durch das starke Regenwetter im Oktober v. J. eine alte römische Inschrift aus den Zeiten Nero's zu Tage gefördert worden, welche beweist, daß das alte Cures (woher Quirites) in dem Gebiete von Fara stand, und zwar auf dem linken Ufer der Tiber, 25 römische Meilen von Rom und 4 von Fara.

Arles. Die Ausgrabungen des antiken Theaters werden gegenwärtig mit rastloser Thätigkeit betrieben; beinahe die Hälfte der Orchestra ist bereits vom Schutte frei; deßgleichen hat man mehrere wohlerhaltene Reihen von Stufen enthüllt. Kostbare Monumente der Sculptur, welche aufgefunden worden, werden das Museum der Stadt schmücken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[261] **Kunstauction in Wien.**

Den 20. Juni d. J.

findet die Versteigerung der **dritten** (lezten) Abtheilung der **berühmten Porträt-Sammlung** des Ritters von **Franck** in Wien statt.

Diese Abtheilung enthält die von den **Meistern P — Z** gestochenen Blätter, nebst einem Appendix, und ist der **Catalog** von den Herren **Artaria und Comp.** daselbst, welche den Verkauf leiten und die Aufträge besorgen, durch alle Buch- und Kunsthandlungen (Leipzig Rudolph Weigel) zu beziehen.

№ 46.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 9. Juni 1836.

Hagen an Siegfrieds Bahre als dessen Mörder erkannt.

Oelgemälde von Carl Rahl in Wien.

(Mit einem Umriß.)

„Die Malerei ist wie die Musik: zu denselben Worten können mehrere Meister ganz verschiedne Melodieen machen, die alle doch in der Natur ihren guten Grund haben; es kommt auf den an, der sie singt."

Heinse.

Wenn es gleich unmöglich ist, ein Werk bildender Kunst dem Abwesenden durch Worte zu ersetzen, ja auch nur die Intention des Künstlers auf diesem Wege Andern völlig klar zu machen, weil das Mittel der Sprache, dessen sich der Erklärende, von dem der Formen und Farben, dessen sich der Künstler bedient, specifisch verschieden ist; wenn deßhalb nur zu oft, zum Verdrusse des Leztern, wie des echten Kunstfreundes, die Kritik in ein leeres Gerede sich verliert, welches an den Werken und um sie herumirrt, nicht aber in sie eindringt, nicht von ihnen ausströmt, und das gerade bei den besten Werken zumeist, weil an diesen das meiste Unaussprechliche ist: so bleibt doch Beschreibung und discursive Betrachtung von Kunstwerken das Vernünftigste, was über Kunst überhaupt zu verhandeln ist; das Vernünftigste, weil es das Praktischste ist. Hier haben die Worte doch ein Gebilde, an das sie sich halten können, um nicht in den Lüften zu verflattern; der Kunstfreund hat seine Lust dabei, und übt sich im Sehen, Deuten und Klarmachen; hin und wieder läßt sich etwas festsetzen und als bleibende Regel fruchtbar hinstellen, was nicht aus den Wolken gegriffen, sondern wie Aristoteles und Lessing Theorien bauten (von θεωρειν, anschauen), aus dem schönsten Vorhandenen abstrahirt ist; das Publikum lernt theilnehmen und wird zu geistigen Genüssen befähigt und gestimmt; und der Künstler selbst erfährt, was ihn doch zulezt höchlich interessirt, mitunter wohl auch fördert — die lezte Wirkung seiner Werke, und ihr, wie sein Verhältniß zu der mit ihm lebenden Welt.

In diesem Sinne unternehmen wir es, von Zeit zu Zeit, so gut es der individuelle Gesichtspunkt, der jedem Einzelnen angewiesen ist, erlaubt, von Werken Rechenschaft zu geben, die sich in unserer Umgebung hervorthun; und wünschen den Genuß, wie die Belehrung, welche wir an ihnen erfuhren, auch in die Ferne fühlbar zu machen.

Den Anfang machen wir mit Carl Rahls (Sohn) Bilde „aus dem Gedicht der Nibelungen" (Oelgemälde auf Leinwand), welches unter die Zierden der diesjährigen Wiener Kunstausstellung gehört, und wovon wir einen treuen, auch im Ausdruck der Köpfe verläßlichen Umriß zu besserer Orientirung beilegen.

Ehe wir aber ein eigentliches Urtheil durch Umschreibung des Gemäldes begründen, erlaube ich mir noch folgende Betrachtung: Es scheint mir nicht die Aufgabe des Kunstkritikers, zu beurtheilen, was der Künstler gewollt, sondern wie er es gemacht habe. Das Erste ist bloß Gegenstand einer Mittheilung und schließt Lob und Tadel aus. Diese gleichsam biographische Mittheilung hat der eigentlichen Kritik allerdings voranzugehen; der Referent beschreibt, als Mittler zwischen Künstler und Welt, den Standpunkt, die Ansicht, die Lebenssphäre des Erstern, und hat, indem er dies thut, bereits, je nachdem der Leser gestellt und gesinnt ist, Lob oder Tadel ausgesprochen. Krittelt er selbst an der An- und Absicht des Künstlers herum, so verläßt er seinen Standpunkt über den Parteien und begibt sich zwischen sie. Nachdem er also Naturell und Wollen des Hervorbringenden mit so viel Eingehen, als ihm möglich ist, geschildert, untersucht er, wie derselbe in seinem Kreise gewaltet. Nur auf diese Art werden solche Kritiken Beiträge zur Kunstgeschichte ihrer Zeit.

Indem wir nun diesen Maßstab an das vorliegende Werk legen, ergibt sich uns, daß ein mit einem tüchtigen Naturell begabter Künstler es sich zur Aufgabe

gemacht hat, den Geist eines riesigen Epos zu symbolisiren. Hierin scheint mir Alles enthalten, was sein Bild charakterisirt, Alles ausgeschlossen, was von solchen, die in seine Intention nicht eingehen, vermißt und gefordert werden wird. Er ist, wie sich aus der aufmerksamen Betrachtung des Bildes schließen läßt, von der Idee eines historischen Gemäldes, im strengsten Sinne des Worts, ausgegangen, und hat uns nicht durch Heraushebung irgend einer pittoresken Scene aus einem Gedichte bloß menschlich rühren, sondern zugleich das Ganze des Gedichts belehrend und erhebend vor die Seele führen wollen. Dadurch werden zwei Umstände aufgeklärt: erstens erscheinen jene Theilnehmer an der Handlung historisch nicht überflüssig, die es wären, wenn die Fabel vom rinnenden Blut der Leiche beim Herantreten des Mörders (denn das bleibt der Kern der Handlung) ohne geschichtlichen Bezug hätte dargestellt werden sollen; zweitens waren eben die Theilnehmenden nicht so, wie sich fühlende Menschen überhaupt, sondern wie sich Nibelungenmenschen insbesondere bei einer solchen Katastrophe nehmen möchten, aufzufassen. Zwei Punkte, die, so deutlich und einfach sie sprechen, doch eines erläuternden Winkes bei so verschieden waltenden Meinungen über die Hauptaufgabe historischer Compositionen zu bedürfen schienen.

Um nun die angedeutete Grundabsicht zu erfüllen, kam es vor Allem auf die Wahl des Moments an. Von der Wahl des Stoffes überhaupt sage ich nichts, als daß sie der sich zum Starken, Derben, mitunter wohl Harten sich hinneigenden Eigenthümlichkeit des Künstlers gemäß erscheint. Und doch hat auch hierin die Besonnenheit, die wir noch weiter an ihm zu bemerken haben werden, ihn eine Bahn der Mäßigung geleitet, indem er das Starre des alten Volksgedichts so weit bog und rundete, als es zu einer malerischen Behandlung unerläßlich war. Da die Ueberschätzung dieser merkwürdigen Nationaldichtung allmählich aufhört, Mode zu seyn (vergl. Gervinus Geschichte der poet. Nationallit. der Deutschen, Leipzig, 1835, I), so darf ich weniger fürchten, gegen die allgemeine Stimmung zu verstoßen, wenn ich sage: unter unsers Künstlers Hand hat das Gedicht erst etwas von jenem Element erhalten, welches ihm gänzlich abging, um mit der Ilias verglichen zu werden. Die Einheit der Anordnung, die Würde und der heroische Typus der Stellungen, das Pathos im Ausdruck, die Vermeidung eines steifen, aus der Chronik geholten Costüms geben dem Bilde ein Air von Freiheit und Kunstmäßigkeit, welches das Gedicht nicht hat. Der Maler begibt sich seines eigensten Rechtes, wenn er mit dem Pinsel bloß Geschichte schreibt. — Ich kehre zur Wahl des Moments zurück. Sie erscheint sehr durchdacht. Ein prägnanterer wird im ganzen Gedicht nicht zu finden seyn; alles Vorhergehende ereignet sich, um diesen schauervollen Augenblick zur Reife zu bringen; alles Nachfolgende erzeugt sich aus ihm. Die bedeutenden Personen des Gedichts treten hier in die bedeutendste Wechselwirkung zusammen; ihr Charakter, sowie der wilde Charakter des Ganzen, spricht sich in diesem Akt wenn nicht am schärfsten, gewiß am malerischsten aus; dabei ist der Vorgang an und für sich deutlich, ergreifend und wichtig genug, um der historischen Folie nur zur Erhöhung, nicht zur Bedingung der Wirksamkeit zu bedürfen. Und diese Forderungen sind es, die wir zuerst und unerläßlich an eine historische Composition machen. Eine weitere historische Erklärung ist für die Leser dieses Blatts überflüssig. Die Verse, die den Text des Bildes geben, stehen im siebzehnten Abenteuer, V. 4173 — 4205 (Büschings Uebers. S. 107 u. ff.), und unter diesen wieder als Mittelpunkt:

— — — — — — — „Wer nun ist unschuldig
— Begann Chriemhild zu sprechen — der lass' es sehen mich:
Der soll zu der Bahre vor den Leuten gehn,
Da mag man die Wahrheit gar bald bei verstehn.“
Das ist ein großes Wunder, sehr oft es noch geschieht, —
Wo man den Mordbefleckten bei dem Todten sieht,
So bluten ihm die Wunden, wie auch da geschah;
Davon man der Schuld sich zu Hagen versah.

(Der Beschluß folgt.)

Der Pariser Salon 1836.

(Fortsetzung.)

So viel steht fest: das materiell-sclavische Nachahmen der Natur ist unmöglich, widersinnig. Wer vermag die tausend und aber tausend Blätter wiederzugeben, womit der Baum geschmückt ist? Wer kann die übereinander schlagenden Wellen eines Flusses, die Ebbe und Fluth des Meeres auf die Leinwand übertragen? Wenn es der Malerei möglich ist, Etwas von diesen unerfaßbaren Phänomenen im Bilde wiederzugeben, so ist es nur der Eindruck, den die unbelebte Natur auf unsere Seele macht, und das Leben oder die Stimmung, welche wir dieser Natur unterschieben. Ruisdael und Claude Lorrain haben sich gewiß strenge an die Natur gehalten und doch ist sie bei Beiden keineswegs dieselbe; Jeder hat ihr ein eigenthümliches Gepräge gegeben, und ohne daß sie deßhalb aufhört, eine und dieselbe zu seyn, spiegelt sie sich nur verschieden in den Meisterwerken dieser Künstler, je nachdem die Anschauungsweise beider verschieden war. Und gesetzt, es wäre die getreueste Nachahmung der Natur möglich, wohin sollte das führen? Alle Poesie ruht verschlossen in unserem Innern; sie wird, gleichwie die Geliebte unseres Herzens, nur schön durch die Reize, welche wir ihr leihen. Hat denn je ein Mensch ganze Tage damit hingebracht, in langen Verzückungen die Finger, Haare und Schönheitslinien

seiner Braut zu zählen und zu betrachten? Ist es je einem Mecklenburgschen Landedelmanne, der mit Tagesanbruch auf's Feld ritt, eingefallen, in dem Genusse des aufsteigenden Morgendufts zu schwelgen? Hat je ein Holzhacker, wenn er unter das Laubdach eines Waldes trat, die magische Wirkung des Lichtes empfunden? Wird uns etwa der Bauer, welcher seine Augen nie von dem mit seinem Schweiße getränkten Boden abgewendet, verstehen, wenn wir von einer traurigen oder lachenden Landschaft sprechen? Wer die Natur malt, wie der Landedelmann, der Holzhacker und der Bauer sie ansehen, fördert hündisch-treue Copien zu Tage, und ich weiß nicht, was ich von einem Maler halten soll, dessen Landschaft mich weder zur Schwermuth, zur Fröhlichkeit, noch zu irgend einem Mitgefühl stimmt. Auf das Bestreben einer materiellen Nachahmung beschränkt — da diese Nachahmung selbst doch so etwas ganz Conventionelles ist — erscheint mir das Geschäft des Landschafters als das kleinlichste und kindischste von der Welt; eben so gut thäte man daran, einzelne Tuchstreifen über den ersten Plan zu kleben, oder die Blätter eines Baumes durch grüne Papierschnitzel darzustellen. Eine Arbeit ist der andern werth.

Von diesem Gesichtspunkte aus tritt demnach so ziemlich hervor, was im Fache der Landschaft verwerflich erscheint. Uns gefallen auch dies Jahr die Landschaften von Paul Huet am meisten, weil sie eine gewisse Sympathie in dem Beschauer erregen, obschon sie nicht frei von Manier sind, und ihr Verf. keineswegs ein vollkommener Landschafter ist. Entweder hat Huet nicht genug gesehen, oder seine Künstlernatur ist nicht geschmeidig genug, um mannichfaltige Eindrücke aufzunehmen und wiederzugeben; er schlägt gewöhnlich nur eine Saite an, nämlich die triste Saite des nördlichen Climas und der nördlichen Ebenen; die Pracht der Natur besteht für ihn in den Bäumen eines englischen Parks; die Leiden der Natur sind für ihn die Regengüsse und Gewitterschauer, welche eine Strohhütte abdecken. Der klare Himmel, das blaue Meer, die weißglühenden Feldgestade, kurz aller Reichthum der südlichen Natur sind für ihn wie gar nicht vorhanden. Aber eine flache, über einen Hügel sanft sich hinlagernde Wolke, einen düstern, heimlichen Schatten unter bemoosten, belaubten Ulmen, grüne, stehende Gewässer, das faßt Huet trefflich auf und gibt es mit wahrem, poetischem Gefühle wieder. Jedenfalls hat dieser Maler ein originelles Talent; nicht selten entlehnt er von der niederländischen Schule ihre glänzenden, leichten Tinten und ihr geistreiches Colorit, womit er außerdem noch ein tiefes Gefühl und eine schöne Einbildungskraft verbindet. In dieser Hinsicht enthält sein „Sonnenuntergang in den Auvergner Gebirgen" bewundernswürdige Partien. Ueber dem Ganzen liegt ein besonderer Reiz, ein Glanz, eine Fülle des Ausdrucks und eine Magie der Farben, daß wir darüber die einzelnen Mängel vergessen. — Watelet ist der Antipode Huets; in seinen Landschaften klingt nichts Herzliches an, sondern die materielle Erscheinung ist es, welche er mit großer Kraft erfaßt. Seine „Ansicht der steinernen Brücke in Lyon" ist technisch vollendet zu nennen. Das hellgrüne Wasser der Rhone, die am Ufer befestigten Kohlenschiffe, zu denen schwankende Bretter hinüberführen — das alles ist mit einer schlagenden Naturwahrheit dargestellt. Die Beleuchtung ist effektvoll, und das Ganze mit leichten, kecken und berechneten Pinselstrichen behandelt.

Die ehemalige klassische Landschaft hat auch ihren Repräsentanten im Salon, Hrn. J. V. Bertin. Dieser Künstler malt die Landschaft immer noch, wie sie vor dreißig Jahren in Frankreich blühte, ganz in griechischer Form und Farbe, welche damals alle Kunsterzeugnisse beherrschte. Auf einer solchen, nothwendig mit einer mythologischen Scene ausstaffirten Landschaft sah man Faunen, welche den Hamadryaden Galanterien sagten, oder Satyrn, welche sich über Rosengebüsche hinüberlehnten und mit brünstigem Auge nach den schlanken Nymphen schauten, welche sich in weiten Marmorbassins badeten, oder Virgilische Schäfer, welche unterm Schatten belaubter Buchen dichterische Wettkämpfe anstellten, oder Atalante, wie sie die goldenen Aepfel aufliest, oder Galathea, wie sie sich im Erlengebüsch versteckt. Auf der Landschaft, welche uns dies Jahr der Pinsel V. Bertin's bietet, finden wir, den alten Ueberlieferungen gemäß, die Schätze der antiken Fabel und Dichtkunst mit dem Reichthum der Natur vereint. V. Bertin studirt aber die Natur nicht etwa im Wald von Fontainebleau, noch in den Pyrenäen und Alpen, sondern im alten Phokis. Er selbst beschreibt seine Natur nach Pausanias also: „Die Gegend wird vom Cephisus bespült; die Gebirgskette im Hintergrunde des Gemäldes trennt Phokis von Thessalien; im Vordergrunde üben sich junge Schäfer im Wettrennen." Dieser Fluß, diese Berge, diese Bäume, diese Menschen sind nicht nach der Natur, sondern nach Pausanias gemalt; man muß sich daher an den halten, wenn das Wasser nicht durchsichtig, das Terrain flach ist und die Baumblätter wie Kopfsalat aussehen. Herr Bertin malt die Natur, wie Büffon sie beschreibt; nach Hörensagen und nach gedruckten Abhandlungen; aber es fehlt ihm jener hochfliegende Styl Büffons, der durch die Pracht des Ausdrucks das Verdienst einer naiven Wahrheit bekommt. Jedoch ist Herrn Bertin keineswegs alle Anmuth abzusprechen; es weht ein gewisser antiker Duft in seinen Bildern, der aber gegenwärtig außer Mode gekommen ist und der Menge daher wenig zusagt.

(Die Fortsetzung folgt.)

München, 15. Mai 1836.

Wir haben wieder ein schönes Fest gefeiert, und so oft auch dergleichen im Kreise der hiesigen Künstler wiederkehren, so erhält doch ein jedes durch die Veranlassung seine eigenthümliche Farbe. Das gestrige, das dem aus Griechenland zurückgekehrten Architekten Professor Gärtner galt, zeichnete sich vor fast allen, an denen ich bisher Theil genommen, durch allgemeine Freude und enthusiastische Aeußerungen der Liebe und Verehrung des Mannes aus, der durch seine Kunstschöpfungen der Hauptstadt ein neues, festlich-ernstes Gepräge, und der Kunst selbst eine eigenthümliche Richtung gibt.

Auf der Ihnen wohlbekannten Menderschweig, auf dem hohen Isarufer oberhalb München, war unter grünenden Bäumen die weite Festhalle errichtet, die in drei bedeckten, von byzantinischen Säulen getragenen Laubengängen die Versammlung an langen Tafeln aufnahm, und nach vorn durch einen Ehrenbogen (in gleichem Styl) geschlossen war. Den innern Raum schmückte ein hoher Mast mit einem großen, umkränzten goldenen G. und einer Flagge, auf welcher Pegasus und eine Doppelreihe Genien mit Täfelchen gemalt sind, die die Namen der Festempfänger und den Datum des Festes tragen. Schon einmal hatte diese Fahne, wie man auch an der ersten Inschrift sah, zu einem Feste geweht, das im verflossenen Jahre Cornelius veranstaltet war, der, leider! durch seine nun schon fast zwei Monat anhaltende, eine Zeit lang sehr bedrohliche Krankheit von der persönlichen Theilnahme am gestrigen Tage abgehalten wurde. Das Musikcorps saß in der Mitte dieses weiten innern Raumes. Der offene Salon des Wirthshauses, gerade über der mittlern Halle, nach und nach mit Zuschauern und Zuschauerinnen gefüllt, stimmte angenehm zu der heitern und festlichen Anordnung. Der Himmel, seit langer Zeit voll Schneewolken und Eislüfte, hatte zum ersten Male sein Maikleid angethan und begünstigte uns mit Sonnenschein und mildem Frühlingshauch; die nahen Wälder standen in voller grüner Pracht, blühende Gesträuche am steilen Ufer schickten balsamische Düfte herauf, darunter trieb die Isar ihre grünen Wellen nach der Hauptstadt, die im Dufte vor uns lag, und aus der ein Denkmal der Gegenwart nach dem andern mit Thürmen und mit Mauerkronen sich erhebt.

Ueber zweihundert der hiesigen Künstler und Freunde der Kunst hatten sich versammelt; mit lauter, herzlicher Freude wurde der Gefeierte empfangen. Nach dem dem König ausgebrachten Toast wurde ein vom Professor Eberhard gedichtetes und in Musik geseztes Lied gesungen, und sodann der Festempfänger selbst mit einem andern, von einem Architekten, Hrn. Strauß, Schüler des Professors G., geschriebenen und einem stürmenden Lebehoch begrüßt. In immer steigender Freude bewegte sich die Gesellschaft, als plözlich der Ruf erscholl: „Der König kommt!“ Und wirklich stand der Monarch plözlich mitten unter uns, mit herzlichster Theilnahme Gärtner und Alle grüßend, und seine Freude auf's lebhafteste bezeichnend. Er nahm, weil er durchaus nicht stören wollte, an der Tafel, dem Gefeierten gegenüber, Plaz, überhäufte ihn mit Zeichen des Wohlwollens und brachte, unter jubelnder Einstimmung der Versammelten, ihm ein Lebehoch aus. Was in der Eile gefunden werden konnte, dem König, der durch diese Auszeichnung eines so geliebten Künstlers ein neues Zeichen gegeben, wie er die Kunst ehre, zu danken, geschah, und die vollen Herzen strömten in Liedern und jauchzendem Zuruf aus. Nach Verlauf von fast einer Stunde verließ uns der König.

Bis der Sternenschimmer die Freunde erinnerte, daß die Nacht eingetreten sey, blieben sie bei Musik, Gesang, frohen Gesprächen und schäumenden Bechern, und kehrten dann mit freudetrunkenem Herzen nach der Stadt zurück.

e f.

Nachrichten vom April.

Technisches.

London. Ackermann (96 Strand) kündigt eine neue riesenhafte Art von Zeichnen-Papier unter dem Titel: Emperor drawing paper, an, von welchem der Bogen 5 Fuß 8 Zoll lang und 4 Fuß breit ist. Das größte bis jezt bekannte war das double Elephant.

Griechenland. Man hat in Griechenland einen zur Lithographie geeigneten Stein aufgefunden, mit dem bereits gelungene Versuche angestellt worden sind.

Kupfer und lithographische Werke.

Berlin. Von dem im Verlage des Hrn. Georg Gropius erscheinenden Werke: Vorlegeblätter für Meublestischler, von A. Stüber und J. H. Strack, ist das dritte Heft ausgegeben worden. Der Verlag des Ornamentenbuchs für Architekten, Stubenmaler ꝛc. ist an die Hrn. Schenk und Gerstäcker übergegangen, bei welchen das dritte, eben so kostbar wie die ersten, mit Farben gedruckte Heft erschienen ist. In diesem lithographischen Farbendruck zeichnet sich Berlin vorzüglich aus, wofür auch die Nr. 52 angezeigten, bei Duncker und Humblot erschienenen Möbelentwürfe Schinkels, herausgegeben von Lohde, den erfreulichen Beweis liefern. Die Verbreitung so geschmackvoller Zimmer- und Möbelverzierungen wird hoffentlich nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die allgemeine Bildung des Geschmacks bleiben.

London. Ein neues Werk zur Verherrlichung der englischen Aristokratie und ihrer Besizthümer erscheint bei dem Buchhändler Tilt und Churton unter dem Titel: Churton's portrait and landscape Gallery, in einzelnen Heften, von denen monatlich zwei herauskommen. Jedes Heft kostet 1 Sh. und enthält 2 Porträts und die Abbildung eines Landsizes.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

---

[261] **Kunstauction in Wien.**

Den 20. Juni d. J.

findet die Versteigerung der **dritten** (lezten) Abtheilung der **berühmten Porträt-Sammlung** des Ritters von **Franck** in Wien statt.

Diese Abtheilung enthält die von den **Meistern P — Z** gestochenen Blätter, nebst einem Appendix, und ist der **Catalog** von den Herren **Artaria und Comp.** daselbst, welche den Verkauf leiten und die Aufträge besorgen, durch alle Buch- und Kunsthandlungen (Leipzig Rudolph Weigel) zu beziehen.

Beilage: ein Umriß.

№ 47.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 14. Juni 1836.

Hagen an Siegfrieds Bahre als dessen Mörder erkannt.

(Beschluß.)

Ich will nun den Blick auf den einzelnen Figuren ruhen lassen, und die Empfindung zu charakterisiren suchen, die sie in mir anregen, womit der Leser seine eigene, und der Künstler seine Absicht vergleichen mag. Vor Allen reißt Hagens inmitten der Versammlung trotzende Gestalt mein Auge an sich; aber es gleitet auch sogleich an seiner furchtbaren Schroffheit wieder herab. Nicht ruhig, denn das kann der Mann nicht, von dem „jeder Zoll ein Mörder“ ist, sondern trotzig steht er dem Zeugniß, das Gott und die Menschen wider ihn aussprechen, gegenüber; sein Blick, den, wenn er ihn umherwürfe, Keiner aushalten würde, scheint noch die Wittwe zu dem Gatten zu ermorden. Mit sicherer Geschlossenheit hält seine Rechte an dem einzigen Gott fest, auf den er vertraut; höhnend stemmt sich der rechte Fuß dem Widersacher entgegen, während der ganze unerschütterliche Bau auf dem linken ruht, auf dem Schwerpunkt der Bosheit und Kraft. Hier ist kein verächtlicher Bösewicht; man muß in ihm eine dunkle Naturkraft anstaunen, und wie er als Thäter das schauerliche Centrum der Geschichte und des Bildes ist, so ragt sein Haupt über die andern heraus, und selbst der Aar auf dem Helme, der es bedeckt, bäumt den Hals und scheint mit dem wilden Blick und gekrümmten Schnabel zu sagen: ich bin meines Herrn würdig. Hagens Kopf ist unstreitig das Ausdrucksvollste am Ganzen; er ist individuell mit Großheit, übereinstimmend mit allen Bedingungen, erfunden und wahr dabei. Dieser Kopf allein würde das Talent des Künstlers verbürgen. — Alles, was zu Siegfried gehört, ist auf die linke Seite des Bildes, Hagen gegenüber, gestellt; nur Günther, der als Bruder der unglücklichen Heldenwittwe auch dorthin gehörte, ist vom Künstler schon durch den Ort charakterisirt, wo er steht; auf der Seite seines tückischen Weibes steht er, der Nichtige; den Mörder seines edeln Schwähers scheint er zu entschuldigen; aber man sieht es ihm an, er verläßt sich mehr auf den Schutz dieses Mannes, als der sich auf den seinen verlassen dürfte. Männlicher als er behagt sich die kräftige Brunhilde, an eine ihrer Frauen gelehnt, ruhig ihrer nicht gedemüthigten, aber wild und schmerzlich bewegten Feindin gegenüber, und genießt ihrer Aussaat. Wie gerne senkt sich der Blick von diesen unglückkündenden Gesichtern auf Dankwarts treues, deutsches, wehmüthig geneigtes Antlitz, der doch lieber Brunhilden als Urheberin des Unheils bezeichnen möchte, statt seines fürchterlichen Bruders, mit dem ihn der Künstler so glücklich, an Charakter entgegengesezt, an Familientypus verwandt, zusammengestellt hat. Volkers zwischenvorragender Kopf staunt Hagens Kühnheit an. Lasset uns nun sehen, mit wem es dieser Leztere und die Seinen, die wir auf der rechten Seite des Bildes gruppirt sahen, zu thun haben! Ihm selbst gegenüber kniet an der aufgebahrten Leiche ihres Siegfried das Heldenweib Chriemhildis; die allein es wagen durfte, dem Uebermüthigen mit dem Flammenblick erwachter Liebesrache furchtlos erhobenen Haupts in's Auge zu schauen; sie wendet diesen Blick gen Himmel, mit der Linken fest und sicher den Thäter bezeichnend, mit der Rechten die Vergeltung. Aufgelöst fliegt ihr Haar zürnend den riesigen Leib herab; in ihrem Antlitz kämpfen Schmerz und Wuth; Alles strebt und tobt in ihr — die gereizte Tigerin dem stummen Löwen, höchste Bewegung der eisernen Ruhe gegenüber. Sie und Hagen sind eigentlich das Bild; nur mit ihm hat sie es zu thun; während der ehrwürdige Vater des Erschlagenen, mit der Rechten auf die sprechende Wunde deutend, mit der Linken Chriemhildens Anklage bestätigend, den Sinn des Gottesurtheils den edel Theilnehmenden commentirt, welche der Maler auf die linke Seite des Bildes zusammengestellt hat. Es sind dies Chriemhildens Brüder und Mutter. Nachdenkend steht

Digitized by Google

jede Produktion nach folgenden Rubriken epithetisch bezeichnet wird: Naturell, Stoff, Gehalt, Behandlung, Form, Effekt. Ich weiß nicht, ob diese Klassifikation für den gedachten Zweck breit und scharf genug ist; das Naturell eines Poeten wird aus einzelnen seiner Werke nicht stets klar; Behandlung und Form fließen zusammen, da diese das Resultat jener ist; der Effekt, wobei die reine Wirkung zu verstehen ist, verliert sich in der Individualität des Lesers; was von Ab- und Ansichten des Autors in's Buch übergeht, will sich in obige Fächer nicht ganz fügen. Desto mehr scheint mir eine solche Methode für die Rangirung von Kunstwerken gemacht, wie denn Goethe die Kunstbetrachtung gerne allenthalben hin übertrug. Der Kritiker würde sich gewöhnen, ein leztes Ergebniß über ein Werk sich klar zu machen und in bestimmten, bedeutenden Ausdrücken zu fixiren, statt, wie es nur zu oft geschieht, uns mit unentschiedenen, nichts entscheidenden Phrasen in Traum zu wiegen. Das Naturell eines Artisten spricht meist laut aus jeder seiner Schöpfungen; die Kenntniß des Stoffs, habe nun der von seiner Wahl abgehangen (woraus auf seine Liebe zu schließen ist), oder war er gegeben, ist unerläßlich; der Gehalt schließt die Bedeutung des Werks, also dessen innern Werth ein; unter Form ist die innere wie äußere Anordnung, unter Behandlung die Technik jeder Art (wo die einzelnen Zweige, z. B. Farbe, Helldunkel u. s. f. allzu verschieden sind, müßte man unterabtheilen) anzuführen; die Bezeichnung des Effekts müßte, frei von gemeiner Nebenbedeutung, den Eindruck des Ganzen unbefangen aussprechen. Die Schwierigkeit solchen Verfahrens, zumal bei sehr originellen Produkten, und daß dabei eine eingehendere Kritik nicht überflüssig wird, leuchtet ein. Wäre unser Bild auf diesen Leist zu schlagen, so würde es etwa heißen: Naturell: kräftig, Stoff: volks- und alterthümlich, Gehalt: tragisch, Form: edel-ernst, Behandlung: geschickt, Wirkung: einfach, imponirend.

Erst wenn in manchem Sinne, von mehreren Seiten, ähnliche Charakteristiken veröffentlicht würden, möchte sich das Fruchtbare einer solchen Methode für Kunst und Kunstgeschichte zeigen. Fruchtbar einzuwirken ist aber der Impuls und das Ziel aller unserer Bemühungen.

Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Der Pariser Salon 1836.

(Fortsetzung.)

Die Herrn Coignet, Remond und Bourgeois, gehören zu den ersten französischen Landschaftmalern, welche die academische Composition für ihr Fach aufgaben, sich von dem Bande der Natur und Mythologie lossagten und das alte Thessalien, Messenien, Arkadien und Böotien verabschiedeten. Indeß tritt in ihren Werken noch manche Schwäche der frühern Schule hervor. Die Ansicht aus Italien und zwei andere Ansichten aus der Normandie, welche Coignet dies Jahr ausgestellt, sind fleißige Studien, aber flach und ohne Relief, namentlich im Vordergrunde; die Farben sind noch zu geschmückt und manierirt. Dieser Vorwurf trifft besonders die Ansicht aus den Vogesen von Remond und die beiden Ansichten aus dem Thal bei Montmorency von Bourgeois, wo der Mangel an Kraft und Ausdruck und ein kolettes Colorit jedes Gefühl und jeden Gedanken verscheucht, mehrere Einzelheiten aber eine geübte Hand verrathen.

Noch weiter, als die ebengenannten Drei, sind die Herren Ed. Bertin und Corot von den academischen Ueberlieferungen abgewichen. Des Ersteren Ansichten aus den Apenninen zeichnen sich durch einfache, ernsthafte und charakteristische Malerei aus; sie sind reich an Wirkung, ohne gerade gesucht zu erscheinen, und die Palette dieses Künstlers weiß mit wenigen Elementen und haushälterischen Farben große Mannichfaltigkeit hervorzubringen. Corot hat, wie im vorigen Jahre, eine Reihe von italienischen Darstellungen gegeben, deren hervorstechende Eigenschaften in kühnen Gegensätzen und besonders schöner Abstufung der Fernen bestehen. In mancher Hinsicht spricht aber Corot die Sprache der Landschaft auch nur stammelnd, wie viele Andere; seine Tinten haben fast immer etwas Schwerfälliges, Mattes; die Geschmeidigkeit, die Feuchtigkeit, der saftige Reiz der Natur sind ihm fremd. Am meisten bestätigt sich sein Talent in der römischen Campagna während des Winters, wo der Anblick im Allgemeinen nicht leicht zu gleichförmig und traurig seyn konnte. Herrlich hat der Maler die Armuth der Natur durch die Armuth seiner Farben wiedergegeben, und diese Landschaft hat etwas, was die Seele beengt, bevor man sich darüber Rechenschaft ablegen kann.

Die romantischen Landschafter sind gegenwärtig die zahlreichsten, in der Regel mehr oder weniger Nachahmer von den Niederländern. Louis Cabat ist der bekannteste darunter; er hat diesmal sechs Landschaften im Salon, wovon „der Winter“ bemerkenswerth ist als originelle Composition. Ein entlaubter Wald, dürre, nackte Bäume, ohne pittoreske Darstellung in der Form der Stämme und Zweige, ein mit Haidekraut bewachsenes Terrain, eine düster-graue, unlängst erst mit Wasser getränkte Erde, ein unter seiner Holzlast zusammengesunkenes, altes Mütterchen — Alles das, von einem hinter einem nebeligen Wolkenvorhang versteckten Monde beleuchtet, bildet ein Gemälde, einfach, wahr, natürlich und effektvoll. In den übrigen Landschaften dieses Künstlers bemerken wir

eine gefällige Abtönung der Fernen und eine gewandte Behandlung des Baumschlags und des Terrains.

Cabat hat eine Menge Nachahmer gefunden. Wenn man einen blauen Himmel mit weißen Lämmerwolken, heitere, klare Hintergründe, schwarze Bäume mit sorgfältig gemalten Blättern, die sich auf Ultramarin oder einem blässern Himmelblau abdrücken, einen Sumpf im Vordergrund, einen Rasen mit allerlei Blumen, wenn man das Alles auf einem Landschaftgemälde sieht, kann man sicher schließen, daß es von Cabat oder einem seiner Nachahmer herrührt. Zu diesen gehören die Herrn Marcey, Flers, Rousseau, Jules Dupré, Jules André, Gallier, Buguet, Rouillet, Trayon und Andere. Die 3 erstgenannten würden mehr leisten, wenn sie die Natur so auffassen wollten, wie sie sich ihnen wirklich zeigt, und nicht aus System darauf beständen, sie so zu sehen und nachzuahmen, wie sie ihnen gerade zu ihrer Darstellung passend scheint. Fast möchte man meinen, daß Jeder von ihnen ein farbiges Glas genommen und dadurch die Gegenstände betrachtet hat; denn wenn man ihre Werke nebeneinander hält, so bringen sie dieselbe Wirkung hervor, wie wenn man die Natur durch die Fenster eines chinesischen Kiosk betrachtet. Die Ruinen des Château d'Arques von Flers scheinen durch ein grünes Glas aufgenommen; die Ansichten aus Savoyen und Tyrol von Mercey durch blaues, und die Ansicht von Frelouse bei Gisors, von Rousseau, durch gelbes Glas gemalt. Der größte Uebelstand dieses Verfahrens ist, daß dadurch alle Luft im Bilde verloren geht und die Farben weder Saft noch Kraft haben; die Fernen und Baumgruppen sind gut behandelt. Jules Dupré hat dies Jahr eine Ansicht aus England in der Ausstellung, welche durch besonders schöne Lichteffekte gefällt. Auf den 11 von Gué eingesandten Landschaften habe ich nichts Bemerkenswerthes, als einen überall wiederkehrenden Baum von ziemlich schönem Wuchse gefunden. Camille Roqueplan weiß allerdings seinen Landschaften eine gewisse Feinheit des Colorits und Harmonie der Details zu geben, verfällt jedoch dabei stets in die süßlichste Manier der französischen Maler des vorigen Jahrhunderts. Eine Ansicht aus der Gegend um Nizza von Emile Loubon sprach sehr an; von großer Wirkung aber war „das Abendgebet in der römischen Campagna" von Badinier, wo der Vordergrund eine kräftigere Anlage wünschen ließe, der Hintergrund aber wunderbar schön, zart, fest und weit zurücktritt. Lobende Erwähnung verdienen die Landschaften von Fearnley. Sein Frühlingsmorgen am Königsee bei Berchtesgaden zeichnet sich durch fleißige, gemüthreiche Behandlung vor sehr vielen französischen Landschaften aus. Die Strahlen des Sonnenaufgangs, welche die Morgennebel zerstreuen, sind mit glücklicher Wirkung gemalt, und vortrefflich verbreitet sich der röthliche Dämmerschein über den ruhigen See, aus dem das Gebirge mächtig aufsteigt. Auffassung, Behandlung und Wirkung sind durchaus von der französischen Manier verschieden; die Technik ist weniger geistreich, berechnet und effektvoll, aber fleißiger, gemüthreicher, ansprechender; die Wirkung deßhalb auch, wenn nicht so schlagend, doch wohlthätiger, und es zeigt sich in der Landschaft des Deutschen etwas Herzliches und treu Mitfühlendes, wovon in französischen Bildern nur zu oft nichts anklingt. Der Grindelwald-Gletscher im Canton Bern befriedigte weniger, als der Königssee, wozu die ungünstige Stellung des Bildes wohl das Meiste beitragen mochte. Die Partien des Vordergrundes sind mit vieler Liebe behandelt, und in den tiefen, zerklüfteten Gebirgskämmen herrscht ein völliger Alpencharakter. Die Staffagen beider Bilder sind einfach und anspruchlos, tragen aber doch dazu bei, das dort vorhandene Gemüthsleben, wenn auch mit keiner fingerzeigenden Bedeutsamkeit, zu unterstützen. Durchweg sehen wir einen liebevollen, unermüdlichen Fleiß bis auf das Kleinste, welcher Herrn Fearnley's Collegen in Frankreich sehr zu empfehlen wäre. Da wo er bei diesen so detaillirt hervortritt, erscheint er geistlos; Fearnley's Ausführlichkeit aber ist weit von diesem Vorwurfe entfernt; es wäre ihm nur noch mehr Freiheit und Keckheit des Vortrags zu wünschen, ohne jedoch darüber bei seinen Compositionen die gemüthreiche Auffassung zu verlieren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kupfer- und lithographische Werke.

Frankreich. Bouillon und Normand der Sohn: Paris moderne, ou choix de maisons construites dans les nouveaux quartiers de la capitale et dans ses environs. Heft 22, 23. 4. Jede Lieferung 2 Frank.

A. Hugo, La France historique et monumentale. Lieferung 1—24. Kl. 4. Jedem Heft sind 3 Kupfer oder Karten mitgegeben. Das Ganze wird 160 Bogen Text enthalten und 4 Bände bilden. Wöchentlich erscheint eine Lieferung.

Montpellier. J. Renouvier und R. Thomassy, Monumens de quelques anciens diocèses du Bas-Languedoc, expliqués dans leur histoire et dans leur architecture; 2tes Heft. 1ster Theil. 4. 8 Bogen Text. 6 Kupfer.

Grenoble. Cassien und Debelle, Album du Dauphiné ou recueil représentant les sites les plus pittoresques du Dauphiné, avec les portraits des personnages les plus illustres de cette province. Heft 1—4. zus. 7 Bogen und 16 Kupfer. 4. Jährlich 20 Franken in Monatheften.

Italien. Collezione biografica e litogr. de' più illustri uomini d'ogni età e d'ogni nazione. Neapel, 1835 Heft 1—3. 4. Jedes Heft 2 Carl. 55 Gr. Herausgeber Ant. Zezon.

Galleria litografica de' quadri del Rè delle due Sicilie. Heft 14. Fol. Die Herausgeber sind die Herren Zezon, und die Erläuterungen sind von R. Liberatore.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 48.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 16. Juni 1836.

Bestand und Wirken des Kunstvereins in München im Jahr 1835.

Die Kunstvereine sind aus den Bestrebungen der Zeit hervorgegangen; die andauernde Bildungskraft der leztern bestimmt ihr Wachsthum; kein Wunder also, daß der älteste von ihnen, der Münchner, der sein zwölftes Jahr zurückgelegt, auch in diesem an Zahl der Mitglieder, und somit an Mitteln zur Beförderung der Kunst zugenommen. Von 1426 stieg jene auf 1603. Von der wirklichen Einnahme von 19,444 Gulden wurden 15,603 zum Ankauf von Gemälden und zur Besorgung des Vereinsgeschenks verwendet.

Wenden wir den Blick auf die zur Verloosung angekauften Gegenstände, 82 an der Zahl, so muß uns zunächst der Mangel an historischen Bildern und das Uebergewicht der Landschaften über alle andern Zweige der Kunst auffallen. Wir zählen zwei Blumen- und Fruchtstücke, sieben Thierstücke, vier Architekturbilder, sechsundzwanzig Genrebilder, dreißig Landschaften und sieben historische Gemälde (außerdem vier plastische Werke und zwei Copien auf Porzellan). Dazu kommt, daß die historischen Gemälde, mit Ausnahme eines einzigen (der heiligen Elisabeth, von **Schneider**, deren bereits der Bericht über die Kunstausstellung gedacht), sich in sehr kleinen Dimensionen halten, während mehrere der Landschaften gegen drei und vier Schuh Breite haben. Fragen wir nach den Ursachen dieses Mißverhältnisses, so können wir uns nicht wohl mit der Antwort begnügen, daß die ausgezeichneteren Maler des historischen Faches mit öffentlichen Arbeiten beschäftigt sind; denn viele derselben sind seit Beendigung des neuen Königsbaues an die Staffelei zurückgekehrt; ja, nicht einmal die Vorliebe des Publikums oder des Schiedsgerichts, oder auch die größere Verständlichkeit von Landschaft und Genre geben den vollen Ausschlag. Irre ich nicht, so müssen wir die Ursachen in der ersten Anlage des Vereins, im Wesen seines Organismus suchen. Was der Verein in München nämlich an Kunstgegenständen acquirirt, wird an die einzelnen Mitglieder verloost und vertheilt: es wird Privat-Eigenthum, und ist als solches bestimmt, die Wohn- oder sonstigen Zimmer der Besitzer zu schmücken. Es gehört somit zur täglichen, stündlichen Umgebung.* Die historische Kunst, die ihren Stoff aus der Religion und Geschichte der Menschheit nimmt, von den Höhen des Geistes ihn holt, aus der Tiefe der Seele ihn schöpft, sezt, wie höhere Musik, Poesie und Philosophie, die edelsten Kräfte in Bewegung, und wie von ihr, selbst das Heitere, nur mit heiligem Ernst geschaffen werden kann, so sezt sie auch eine erhöhtere Stimmung bei dem voraus, für den sie schafft. Daher gehört sie dem öffentlichen Leben, das den Einzelnen schon dadurch erhebt, daß es ihn aus seiner Einzelheit heraus als Glied einer großen Gesammtheit zeigt. Italien und seine Kunstgeschichte bethätigen diese Ansicht. Wo aber das Privatleben die Kunst sich dienstbar macht, wird es sie auch in die tiefern Kreise des Lebens und der Natur herabziehen, wie die niederländische Kunstgeschichte hinlänglich zeigt.

Welche Wahl demnach einer bloß zum Vortheil des Privatlebens gegründeten Anstalt bleibt, ist leicht ersichtlich, und somit obige Erscheinung erklärt. Es fragt sich nur, ob die Erscheinung an und für sich erfreulich, und ob im Verneinungsfalle ein Ausweg möglich ist. Nach unserer Ansicht ist es ein nothwendiger Fortschritt der Kunstvereine, daß sie einen Theil ihrer Kräfte dem Schmuck des öffentlichen Lebens zuwenden, wie es bereits in Düsseldorf und Frankfurt a. M. geschehen.

Bis dies Verfahren auch in München eingeführt wird, wollen wir uns wenigstens des Erfolgs erfreuen, den das bisherige hatte, nämlich der sichtbaren Vervollkommnung der Kunst der Landschaftmalerei. Wer die

* Die Frage, ob nicht die Salons der Reichen, die Gesellschaftszimmer im Allgemeinen, eine Ausnahme machen, führt uns zu Betrachtungen, die jenseits dieser Mittheilung liegen.

letzten großen Landschaften von Etzdorff, Heinlein, Zimmermann und Morgenstern in den December-Ausstellungen des Kunstvereins gesehen, der wird gestehen müssen, daß die dieser Kunst zugewendete Unterstützung reiche, glänzende Früchte getragen. Auffallend dabei bleibt, daß die Nähe Italiens so wenig Einfluß übt, und die hiesige Schule, als deren ausgezeichnetste Meister die obigen nebst noch einigen andern, namentlich Seeger, Stange, Crola ꝛc. genannt werden müssen, ausschließlich deutsch bleibt. Nur wenig hat bisher der so ausgezeichnete Rottmann mit seiner mehr südlichen Anschauungsweise eingewirkt, und wird auch selbst durch die Bilder Griechenlands, die wir von ihm zu erwarten haben, die Richtung nicht verändern, die obendrein ihren Freunden den glücklichen Aufenthalt im nahen Gebirge zur angenehmen Pflicht macht.

Unter den angekauften Landschaften zeichnen sich die große Waldpartie mit Waldstrom und Gewitterluft von Chr. Etzdorff, und früher erwähnte Arbeiten von Zimmermann und Seeger, eine sehr schöne Winterlandschaft von Bürkel u. s. w. aus.

Im Genre zeichnen sich besonders die kleinen Jagdstücke von Kirchmaier, die Scenen norddeutschen Lebens von Simonsen, die Türken von Petzl, die Pilger von Knauth, und vor allen der Karthäusermönch von Rubens aus.

Von historischen Dingen sind vor allen die von Stieglmaier in Erz gegossenen Statuetten A. Dürers und Kurfürst Maximilians I. von Schwanthaler rühmenswerth. Max Piccolomini's Tod nach Schiller von Dietz ist ein Bild voll Leben und Studium, gehört inzwischen nur dem Stoff, nicht ganz der Auffassungsweise nach in's Gebiet der Historien. Die Judith von Schröter ist früher besprochen worden.

Als Vereinsgeschenk wird ein Kupferstich vertheilt, „Klärchen und Egmont“ nach Goethe, von Merz nach W. Kaulbach. Wie sehr man, und mit Recht, im Allgemeinen die Wahl der Künstler billigt, so sind doch die Stimmen über die des Gegenstandes sehr getheilt. Gewiß ist, daß in dem reichen Schatz der vielfach ausgezeichneten Werke Kaulbachs eines von größerer Tiefe der Auffassung und von mehr künstlerischer Vollendung gefunden werden konnte. Wir möchten nicht, daß bei denen, die jene Werke nicht kennen, sich eine abgeschlossene Vorstellung von Kaulbachs künstlerischem Werthe nach genanntem Kupferstich bilden möge, der übrigens, wenige Stellen (namentlich das Gesicht Klärchens) ausgenommen, zu den vorzüglicheren Leistungen der hiesigen Schule zu zählen ist.

In Bezug auf das Vereinsgeschenk ist für die Folge eine neue Einrichtung gemacht, die jedenfalls eine Verbesserung ist. Bisher war es die Aufgabe des jedesmaligen Schiedsgerichts, das Vereinsgeschenk für's laufende Jahr zu bestimmen. Da nun aber jenes gewöhnlich erst im März constituirt wird, und nur nach wiederholten Berathungen zum Beschluß kommen kann, etwas Tüchtiges somit in der kurzen Zeit weniger Monate nicht zu erreichen, hat man die Abänderung getroffen, daß schon für das nächstfolgende Jahr das Geschenk im Voraus bestimmt, und die nöthigen Accorde mit Künstlern geschlossen werden. Dadurch erhält man die Freiheit, neue Werke hervorzurufen, während man bisher sich an Vorhandenes halten mußte. Die Wahl ist äußerst glücklich gefallen. Eugen Neureuther, durch seine geistvollen Randzeichnungen rühmlichst bekannt, hat es übernommen, ein großes Blatt — das Dornröslein aus Grimms Volksmährchen, auch von Uhland dichterisch bearbeitet — nach seiner Composition in Stahl zu radiren. Zu einer Zeit, wo sonst gewöhnlich erst der Beschluß über ein neues Werk gefaßt wird, ist dieses schon zur Hälfte ausgeführt, und verspricht das gediegenste, phantasiereichste und eigenthümlichste des begabten Künstlers zu werden.

Der Verein in München ist im Laufe des Jahres mit mehreren andern deutschen Kunstvereinen in nähere Verbindung getreten, die sich inzwischen vorläufig auf den Austausch von einer bestimmten Anzahl Exemplare des Vereinsgeschenks beschränkt; ein offenbar löbliches Uebereinkommen, durch welches die künstlerischen Bestrebungen gesteigert werden müssen, und die Vereine selbst einander angehören. Frankfurt a. M. hat Kupferstiche nach Zeichnungen des verstorbenen Malers Pforr, Carlsruhe eine Lithographie nach dem oben bezeichneten Bilde von Dietz, Augsburg nach einem Gemälde von H. Heß, Glaube, Liebe, Hoffnung, eingesandt.

Der unserer Ansicht nach sehr beachtenswerthe Vorzug des Münchner Kunstvereins vor andern besteht in den ununterbrochenen Ausstellungen, durch welche sowohl das Interesse an neuerer Kunst immer Befriedigung findet, vorzüglich aber die Kunstfertigkeit der Künstler sichtbar gesteigert wird, weßhalb wir denn allen Städten, in denen es thunlich ist, die gleiche Einrichtung wünschen.

ef.

Der Pariser Salon 1836.

(Fortsetzung.)

V.

Im Fach der Marinen besitzt der diesjährige Salon einzelnes Gute. „Das Zeichen zum Kampf am Bord einer Fregatte,“ von Biard, und „das Begräbniß eines Seeoffiziers unter Ludwig XV.,“ von Eug. Isabey, haben wir bereits erwähnt; beide Bilder gehören zu den

besseren Compositionen dieser Art. Viel Wärme und Leben offenbart Theodor Gudin in seinen Seestücken; sein Wasser ist stets wunderbar durchsichtig. In seinen Bildern herrscht meistens eine dünne Luft, und über alle ist ein glückliches Licht verbreitet; nur bisweilen spielt er mit seinen Lichtreflexen. So ist z. B. der erste Plan in seiner Ansicht vom Leuchtthurm bei Neapel ganz von massivem Golde; der übrige Theil des Bildes aber völlig dem Charakter italienischer Natur angemessen. Eine äußerst dramatische Scene, welche uns an Gericaults Medusa erinnert, zeigte derselbe Künstler in seinem „Schiffbruch." Die Schauspieler dieses Dramas sind einige unglückliche Matrosen, welche nach dem Untergang ihres Schiffes auf einem Floße mitten auf hoher See herumschwimmen, der Wuth der Wogen und allen Qualen eines Schiffbruchs preisgegeben. Einer von ihnen ist bereits vor Hunger gestorben; man hat ihn nicht in's Meer geworfen, weil man ihn verzehren wird; schon haben die Zähne in dem Fleisch von einem seiner Schenkel gewühlt. Das ist erschrecklich; aber noch schrecklicher ist es, daß diese Darstellung kein Roman ist. Nicht bloß bei Eugene Sue, sondern mehr als einmal kommt dieses Schauspiel wirklich auf dem Meere vor. Hier ist keine Hoffnung mehr; kein Mast irgend eines Schiffes erscheint am Horizont; den Unglücklichen, welcher verzweiflungsvoll mit einem weißen Tuche wehet, und die Nothflagge, welche man an einem Bootshaken oder an einem Ruder aufgesteckt hat, wird Niemand mehr bemerken; schon ist die Sonne ihrem Untergang nahe und der Mond in dichten Schleier gehüllt. Diese Nacht wird den Schiffbrüchigen verhängnißvoll seyn, wenn nicht der Zufall . . . Aber, ach, der Zufall! Welche Foltern muß man leiden, wenn man mitten auf dem unermeßlichen Ocean Etwas erwarten soll, wenn man Gott, die Jungfrau und alle Heiligen angerufen hat, wenn man so weit gekommen ist, daß man selbst kein Vertrauen mehr auf die Vorsehung des Zufalls sezt! Welches Gefühl kann da noch obwalten, wenn man zur Beschwichtigung der schreienden Natur nichts weiter hat, als einen menschlichen Leichnam! . . . Gudin hat dieses Elend und den Ort der Scene schrecklich wahr behandelt. Das sturmbewegte, nachtumdüsterte Meer in diesem Bilde macht einen poetischen Gegensatz mit dem windstillen, im Sonnenglanze strahlenden Golf von Neapel; beide Compositionen beurkunden auf's Neue das geschmeidige Talent dieses Künstlers.

Von Felix Cotteau sehen wir dies Jahr drei ganz hübsche Marinestücke ausgestellt: eine Prozession in Kähnen auf dem Constanzer See, eine Fischerscene auf dem Thuner See, und eine Ansicht des großen Canals zu Venedig, worin sich meistens eine belebte, graziöse, bisweilen etwas gesuchte, im Ganzen jedoch poetische Palette kundgibt, die zu ihrer nächsten Vollendung sich etwas mehr Kraft aneignen sollte. Eugene Flandin, Jouant und Wild lieferten eine Reihe von Darstellungen aus Venedig und dessen Umgebungen, welche in ihrer Auffassung italienischer Formen wohlverstanden waren. Lepoitevin's Untergang des Vengeur ist bereits früher erwähnt. Außerdem bemerkte man noch die Seestücke von L. Garneray; Tanneur's Ansicht von Bordeaux sprach weniger an, als seine im vorigen Jahr ausgestellten Bilder.

VI.

Im Genre fesselten besonders die Bilder von vier Malern die allgemeine Aufmerksamkeit. Ich erwähne zunächst: „die Jagd in der Wüste Sahara am 28. Mai 1833," von Horace Vernet. Die Handlung geht in einer fruchtbaren, mit hohem Gras bewachsenen und von Gebirgen umkränzten Ebene vor. Im Vordergrunde ist ein Araber in Gefahr, vom Pferde zu stürzen, welches sich zu überschlagen droht, indem es den Hauern eines angeschossenen Ebers ausweicht. Der Reiter zieht den rechten Fuß aus dem Steigbügel und greift sich zurücklehnend mit der linken Hand in die Mähnen eines in seiner Nähe befindlichen Pferdes. Hunde hetzen das wüthende Thier, und mehrere afrikanische Chasseurs von der Fremdenlegion suchen Feuer auf dasselbe zu geben, ohne den in Gefahr schwebenden Reiter zu verletzen. Rechts sehen wir einen reich gekleideten Araber, der ruhig und gefaßt zu Pferde sizt und, während er in der einen Hand den Zügel und eine Doppelbüchse hält, mit der andern ein Pistol auf den Eber abfeuert; es ist Joussouf-Bei, dessen Namen verwegene Kriegs- und Liebes-Abenteuer neulich so berühmt gemacht haben. Alle diese durch eine gemeinsame Handlung vereinten Figuren des Vordergrundes bilden eine belebte, mannichfaltige und pittoreske Gruppe; das Colorit des Bildes ist etwas kalt, jedoch wird dieser Mangel durch die wahre, lebendige und getreue Auffassung der dargestellten Scene hinlänglich verdeckt.

Lob und Tadel in Fülle hat das Gemälde von Alex. Hesse erfahren. Es stellt eine Episode aus dem Leben Leonardo da Vinci's vor. Vasari erzählt nämlich in der Lebensbeschreibung dieses großen Malers, daß er in seiner Jugend, wenn ihn der Weg gerade bei Vogelhändlern vorüberführte, die armen Gefangenen mit eigener Hand aus dem Käfig zu entlassen pflegte, nachdem er zuvor den Preis dafür entrichtet hatte. So rührend und kindlich auch diese Handlung seyn mag, so scheint mir doch darin keineswegs der Gegenstand zu irgend einer größern Composition zu liegen. Der Maler hat, meiner Meinung nach, selbst diese Bemerkung gemacht, nachdem er im rechten Vordergrunde seines Bildes den jungen

Leonardo, die Vogelverkäufer, den Käfig und einige davonfliegende Stieglitze und Rothkehlchen angebracht hatte; denn er scheint in der That große Mühe gehabt zu haben, wie er den übrigen Raum mit seinem kleinen elegischen Drama ausfüllen solle. Keine von den 10 oder 12 Figuren, welche den Mittelgrund der Scene einnehmen und höchlich verwundert thun, sich dort zu befinden, ist im Grunde wesentlich nützlich; dem Ansehen nach sind sie weder heiter noch traurig gestimmt; ihre Theilnahme für den jungen Leonardo erscheint höchst unbestimmt und problematisch; und am Ende konnte ihnen auch der Maler nicht wohl mehr Leben und Ausdruck geben, da kein einziger unter allen diesen Zuschauern eine Leidenschaft auszudrücken hat. Ist es wahrscheinlich, daß sie irgendwie ihre Bewunderung für eine so unbedeutende Handlung ausgesprochen haben? Der Künstler selbst will uns das nicht glauben machen; er zeigt uns die Zuschauer im gleichgültigen Gespräch mit einander begriffen; einige sehen in die Luft, andere deuten mit Fingern auf die Vögel und ihren Befreier, über den sie am Ende noch spotten mögen, weil er vielleicht morgen dieselben Gefangenen wieder einkaufe und in Freiheit setze. Hauptsächlich aber sind alle diese Zuschauer nur da, weil der Maler sie brauchte. Der einzige vernünftige Mann, den ich unter jener müßigen Menge bemerke, ist ein Arbeiter, der ruhig vorübergeht, ohne sich um die Lerchen, Grasmücken und den schönen Knaben zu bekümmern, dessen Sentimentalität den Florentinischen Badauds und Glaneurs ein Schauspiel zum Besten gibt. Leonardo selbst ist eine nichtssagende Figur; unter allen Gesichtern, auf denen man vergebens einen Ausdruck, einen Gedanken, etwas Mitfühlendes, kurz, etwas anderes, als leere Neugierde zu lesen sucht, hat der Schüler Verocchio's das Unbedeutendste. Rücksichtlich der Anordnung der Linien ist die Composition jedoch höchst anmuthig; die allgemeine Wirkung des Bildes aber ist kalt; ein schüchterner Porzellanton ist über das Ganze ausgebreitet, und es mißfällt außerdem noch durch eine gewisse manierirte Peinlichkeit, durch eine gewisse geleckte Vollendung aller einzelnen Theile, durch die Koketterie contrastirender Farben und durch kleinliche, süße Tinten. Es ermangelt durchaus der Kraft; nichts ist groß daran, weder der Gedanke, noch der Styl, noch die Form; einzig und allein als Studie betrachtet, verdient es Lob, es befindet sich mehr als ein hübscher Studienkopf darauf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom April.

Kupfer- und lithographische Werke.

London. Bei dem Kunsthändler Dobbs erscheint eine Series of Costumes oder Reihe von Trachten in einzelnen Blättern, 4., color. Jedes Blatt zu 1½ Schill. Es sind bereits 12 Blätter heraus, auf denen türkische, griechische, persische und italienische Costüme abgebildet sind.

Neapel. Le antichità di Pesto, e le più belle ruine di Pompei descritte, misurate e disegnate da Francesco de Cesare. 1836. Zehn Kupfertafeln begreifen die Alterthümer Pästums, die Tempel Neptuns und der Ceres, die Basilika und andere der bemerkenswerthesten architektonischen Ueberbleibsel. Pompeji sind vier-und-zwanzig Tafeln gewidmet. Auf ihnen sieht man die nach den genauesten Messungen entworfenen Abbildungen der Häuser, welche unter den Benennungen des Diomedes, des Sallust, des Pansa, des Poeten, des Quästors, des Fauns und der Ariadne bekannt sind. Von öffentlichen Gebäuden finden sich die Bäder, die beiden Theater, das Amphitheater, die verschiedenen Tempel, das Forum und die Propyläen abgebildet. Vorausgeschickt ist ein historischer Ueberblick der Schicksale Pästum's und Pompeji's.

Le migliori pitture della Certosa di Napoli, pubbl. dal pittore C. Angelini. Neapel, 1835. Fol. Heft 1–4; jedes Heft mit 3 Tafeln. 5 Carl. 52 Gr. Mit Erläuterungen von R. Liberatore.

Madrid. Galeria de retratos de las personas mas notables que han muerto en defensa de la libertad. Das erste Heft dieser Porträtgalerie der bedeutendsten Personen, welche in Vertheidigung der Freiheit gefallen sind, enthält ein Bild Riego's, das zweite wird das des D. Man. Landaburu bringen.

Literatur.

Italien. L. Canina, l'Architettura antica descritta e dimostrata coi monumenti, Fasc. 11–16. Fol. Rom, 1835.

F. Turconi, Fabbriche antiche di Roma, Heft 22. Fol. Mit 4. Kpfrn. Preis 3 L. 50. Ct.

Descrizione storica del Foro Romano. Rom, bei Canina, 8. Mit Kupfern. 13 P. 45 Ct.

Paris. Miel, Annales de la société libre des beaux arts, depuis son origine. 1ster Band, 1830–1831. 15¾ Bog. und 4 Kupfer. Pr. 5. Fr.

Agen. Brecy, Esquisses historiques archéol. et pittor. sur St. Etienne, ancienne cathédrale d'Agen. 4. 1 Bogen, 8 Kupfer.

Colmar. J. Rothmüller. Vues pittoresques des châteaux, monumens et sites pittoresques de l'Alsace. Mit Text. Lieferung 1–5. 4. Jedes Heft mit 4 Kupfern.

Weimar. Chromatographie, eine Abhandlung über Farben und Pigmente, so wie deren Anwendung in der Malerkunst. Von George Field, Verfasser der Chromatik. Aus dem Englischen mit 4 Abbildungen. Landes-Industrie-Comtoir, 1836.

Reißkunst und Perspektive (Geométrie descriptive) für Künstler und Gewerbe, für das Haus und für das Leben. Vollständiger theoretisch-praktischer Unterricht zur Entwickelung aller geometrischen und perspektivischen Darstellungen durch Linien. Ein Lehrbuch zum Selbst- und Lehrunterricht. Von C. F. C. Steiner, großherzoglicher S. Weimarscher Baurath und Ritter. Zweiter Theil: Theorie der Perspektive als Zeichenkunst. Mit 20 Tafeln Abbildungen. Weimar, 1836.

Hamburg. Janus, oder Erinnerungen einer Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien von E. Norder. Hofmann und Campe, 1ster und 2ter Theil, 1836.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 49.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 21. Juni 1836.

Cassel, 16. Mai 1836.

Der vor zwei Jahren begonnene Bau eines Stände-Palais, in einer Breite von 100 Fuß und 156 Fuß Tiefe, ist bereits seiner Beendigung nahe. — In diesem Herbst wird die Ständeversammlung ihre ersten Sitzungen in demselben halten. — Mit dem Gebäude steht eine bedeutende Erweiterung der Residenz nach einem vom Hofbaudirektor Ruhl entworfenen und von Sr. H. dem Kronprinzen Mitregenten genehmigten Plan in Verbindung. — Die Straßen und Plätze sind zum Theil schon abgesteckt und Grundbesitz vom Staat hiezu angekauft, auch seit zwei Jahren mehrere neue Gebäude daselbst erbaut worden. — Eine der imposantesten Anlagen wird unstreitig die in dieser Erweiterung mit der Königsstraße parallel laufende, neue Friedrich-Wilhelmstraße seyn. Dieselbe erhält bei einer Breite von 180 Fuß eine Länge von 6000 Fuß, und vereinigt sich mit der nach Wilhelmshöhe führenden, eine halbe Meile langen Allee. Für Fußgänger wird diese Straße eine angenehme Promenade gewähren, da sie mit vier Reihen Baumalleen bepflanzt werden soll.

Das in dieser Straße von einem Platz umgebene Ständepalais erhebt sich bei einer Höhe von 80 Fuß über die übrigen Privatgebäude, und ist im Styl des römischen Cinque cento aufgeführt. Auf einem stark hervorragenden Sockel erhebt sich auf 100 Fuß Breite und 70 Fuß Tiefe das untere Geschoß dieses Baues, 20 Fuß hoch. Die Fensterencadrements sind mit stark vorspringender Architektur verziert. Das Geschoß krönt ein dorischer, mit Triglyphen verziertes Gesims. In der Bel-Etage ändert sich die Grundform des Baues dergestalt, daß auf den vier Ecken Terrassen angebracht sind, zu denen man aus den Zimmern gelangt, und die Grundform des Baues die Form eines Kreuzes annimmt. Die Pilasterstellung an diesem Geschoß ist jonisch. 36 Pilaster tragen das Entablement dieser Säulenordnung. Die Fenster und Söllerthüren reichen bis zum Sockel der Pilaster herab, und haben erstere mit Balustres verzierte Brüstungen, starkhervorspringende Gewändung und Verdachungsgesimse mit Consolen.

Das dritte Geschoß ist als Attica einfacher gehalten, wird jedoch durch zwölf Nischen, zur Aufstellung von Bildwerken bestimmt, unterbrochen. Ein mit starkvorspringenden Verkröpfungen und Consolen versehenes Gesims trägt die das Dach einfassende, kleinere Attica, auf welcher 23 Vasen und 4 allegorische Statuen das Gebäude krönen. Das Dach, aus Bohlensparren construirt, nimmt die Höhe von 15 Fuß ein.

Der Haupteingang, nur für den Regenten und die Ständemitglieder bestimmt, ist durch vier dorische Säulen, welche einen Söller tragen, eingefaßt. Hier tritt man zuerst in das Atrium, neben welchem die Archive liegen; auf drei Stufen erhebt sich das Vestibulum, welches mit 16 toskanischen Säulen und Bogengewölben geziert ist. Hinter diesem und vor dem Saale liegt das Impluvium, welches den an dem Vestibulum liegenden Durchgängen und Zimmern die nöthige Hellung gibt. Eine aus 33 Stufen bestehende, 8 Fuß breite Treppe von Stein führt nach dem zweiten Geschoß (Bel-Etage), in welchem ausschließlich die für besondere Berathungen bestimmten Säle und Zimmer enthalten sind.

Das über der jonischen Pilasterstellung erbaute Geschoß enthält die Wohnung für den Syndicus.

An das Hauptgebäude und das Impluvium schließt sich der große, 52 Fuß breite, 82 Fuß lange Sitzungssaal in einer Höhe von 56 Fuß.

Eine gewölbte Galerie und Vorzimmer führt zu den Eingängen neben der Thronnische. Die Wände des Saals sind mit weißem und grünem Marmor en stuc gedeckt, und durch acht Nischen zu Aufstellung von Bildhauerwerken unterbrochen. Zwanzig reichverzierte Pilaster theilen die übrigen Wandfelder, und sind mit dem Hauptgesims durch Caryatiden verbunden. Ueber dem Hauptgesims erhebt sich die in elliptischer Form gewölbte

Decke von 42 Fuß Spannung, welche, durch drei Lucarnen unterbrochen, dem Saal die erforderliche Hellung zuführt. An den Stirnwänden des Saals sind die Thronnische, die Logen für den Hof und fünf Logen für Zuschauer angebracht, in welchen, mit Einschluß der in Zirkelform auf dem Fußboden des Saals aufgestellten Tribüne, 300 Personen Platz finden. Die innere Decoration des Saals ist im Styl des Cinque cento ausgeführt. Unter dem Saal liegt das Hypocaustum; zwei nach ganz neuer Theorie des Oberbergraths Henschell ausgeführte Heitzapparate wärmen von hier aus den Saal während der kalten Jahrszeit.

Das Gebäude, welches in einem durchgängig reinen Styl erbaut ist, gewährt in seiner innern Einrichtung den besondern Vortheil, daß der Haupteingang nur für den Landesherrn und die Stände, der Seiteneingang für den Syndicus und die Pedelle, und der Eingang zum Saal an der hintern Front nur für das Publikum eingerichtet ist, und hiedurch völlige Trennung der für die besondern Zwecke bestimmten Räumlichkeiten stattfindet.

Der Plan in seiner speciellsten Ausdehnung ist von dem Hofbaudirektor Ruhl entworfen, und das Gebäude unter dessen Leitung und unter Mitwirkung des Geheimen Oberbauraths Rudolph erbaut worden.

K.

Der Pariser Salon 1836.

(Fortsetzung.)

Wie kräftig, durchgebildet und vollendet dagegen erscheint die „glückliche Mutter“ von Leopold Robert. Mit welcher Innigkeit sie ihr vielgeliebtes Kind herzt und küßt! Es ist eine Frau aus dem Volke; sie ist froh und zufrieden; aber sie lacht nicht; ihre Freude ruht mehr innerlich, und ihre Lippen verrathen sie nicht; ihr Auge glänzt, aber ihr Blick zeugt zugleich von ruhiger, religiöser Ergebenheit; sie dankt Gott, der ihren Liebling stark und gesund erhält; sie bittet, ihn doch ferner vor allem Unglück zu bewahren; sie ist glücklich, und doch hat sie Furcht, bald Noth und Kummer zu leiden. Der Säugling ist ein wahrhaft göttliches Kind, wie es nur die alten Meister zu malen verstanden; hinsichtlich der Farbengebung nähert sich dies Bild dem Giorgione.

Die allgemeine Freude des Publikums machte „die Nationalgarde auf dem Lande,“ welche vor dem Maire des Orts die Revue passirt, von Biard. Alle Details dieses Bildes sind schlagend, wahr und natürlich; alle Gesichter höchst spaßhaft und unbeschreiblich naiv. Wir finden darunter alle grotesken Typen einer Dorfgemeine, vom Schulzen bis zum Sauhirten hinunter. Der Maire, welcher, die beiden Hände in den hintern Rocktaschen, mit gravitätischer Haltung die bewaffneten Bürger vorbei defiliren läßt; der Sergeant, der linke Flügelmann, an dessen Hand ein kleines Mädchen, so weit als es ihm irgend möglich, ausschreitet, um mit der Truppe im Takt zu bleiben; der Offizier, welcher mit geballter Faust den Enthusiasmus seiner außer Reih' und Glied gekommenen Soldaten zügelt; der Capitän, welcher das Alignement nach besten Kräften wieder herzustellen sucht, um mit seiner militärischen Einsicht Ehre einzulegen; der Serpentist, welcher mit vollen Backen die Noten des Parademarsches wüthend herunterbläst; der höfliche Grenadier, welcher im Vorbeimarschiren vor dem Herrn Maire den Czako abzieht, um die obwaltenden Verhältnisse von Respekt zwischen Wählern und Gewählten aufrecht zu erhalten — alles das ist wahr, wohlempfunden, treu beobachtet und geistreich behandelt. Eine gute Zeichnung und ein angenehmes Colorit erhöhen noch das Verdienst dieser Composition, welche wahrhaft Furore machte. Die Königin hat das Bild für 4000 Franken angekauft. — Mit demselben Vergnügen sah man von demselben Künstler einen „Dorfküster,“ eine ernste, hagere, stolze, feierlich-dürre Gestalt, welche die unübertrefflichsten Küsterbeine von der Welt hatte. Nicht weniger erfreulich war eine Schauspielertruppe, welche durch einen Gußregen an der Aufführung ihres Stücks verhindert wird; sämmtliche Personnagen dieses Bildes, von der Primadonna an, welche Violine spielt, bis auf den König der Wilden, welcher eine Lampe blank putzt, sind ganz den Helden des komischen Romans von Scarron zur Seite zu stellen. Ein Porträtmaler — wie es heißt Duval le Comus — der über ein Kind von sechs Jahren wüthend wird, welches ihm nicht sitzen will, vervollständigte die Reihe der lustigen Bilder, welche Biard dies Jahr zum allgemeinen Ergötzen ausgestellt hatte, und deren komische, von Geist und Witz übersprudelnde Behandlung ihm die erste Stelle unter den neuern französischen Genremalern sichert.

Eine sehr günstige Aufnahme fanden zwei Bilder unsers Landsmanns Winterhalder. Das größere davon: il dolce far niente, betitelt, stellte eine neapolitanische Fischerfamilie vor, welche sich der Lieblingsbeschäftigung, welche die Bewohner jener bezauberten Gegenden leidenschaftlich lieben, nämlich dem Nichtsthun überläßt. Da ist Italien mit seiner fahrlässigen Ruhe, mit seiner üppigen Vegetation, mit seiner vollkommen ausgebildeten, kräftigen Natur, mit seinen schönen Weibern, mit seinen ernstblickenden Männern, mit seinen blühend gesunden Kindern, kurz mit dem ganzen Zubehör einer leiblichen und geistigen Kraft, welche das Farniente lähmt und erschlafft, wenn nicht Religion und Liebe sie aus dem gewöhnlichen Fahrgleise des Lebens herausreißen.

Es befinden sich auf dem Bilde Winterhalders einzelne herrliche Gestalten und treffliche Gruppen. Links stützt ein junges Mädchen, an eine Mauerbrüstung gelehnt, mit der Rechten ihr schelmisches Kinn, und beugt sich ein wenig vorüber, um nach einem jener drei Burschen zu sehen, welche rechts im Vordergrunde gelagert sind und so recht behaglich die balsamische Luft und den labenden Schatten genießen. Zu den Füßen dieses Mädchens, einer wundersam lieblichen Erscheinung, sizt ein vierter Bursche, welcher Guitarre spielt und dabei, verschlagen lächelnd und einen verwegenen Scherz auf der Lippe, nach der jungen Schönen aufblickt, welche indeß kein Auge für ihn zu haben scheint. Auf einem zweiten, etwas erhöhteren Plane sehen wir am Fuß eines Baumes eine weibliche Gruppe; eine Mutter säugt ihr Kind; eine andere Frau hat sich in wollüstig-üppiger Lage auf dem Boden niedergelassen, und betrachtet einen jungen Hirten, welcher eine Traube in der Luft hin und herschwenkt, die ein kleines Mädchen mit den Augen verschlingt. In weiterer Entfernung bemerken wir ein Bosket, worin getanzt wird, und ganz zulezt am Horizont erscheint das Meer und der Vesuv. Die ganze Scene ist von der glühendsten Mittagssonne beleuchtet; ein zu gelblicher Farbenton schadet der allgemeinen Wirkung, welche sonst die Vorzüge einer reinen Zeichnung, einer zarten Behandlung und eines gefälligen, graziösen Ausdrucks vollkommen machen würden. „Die gute Mutter" dieses Künstlers war mit derselben Anmuth behandelt, und gefiel besonders den Damen, welche sich wahrscheinlich alle so liebe Kinder zum Küssen wünschten.

Ein durch den Kupferstich und die Lithographie sehr bekannter Genremaler ist Grenier; seine dieses Jahr ausgestellten „Heirathsprojekte" bilden eine ansprechende Composition, deren Gegenstand bis in die kleinsten Details herrlich zergliedert, und deren Personnagen ohne Ausnahme wahr und geistreich behandelt sind. Schade, daß die Farbe des Bildes etwas trüb ist. Ein zweiter Liebling der Lithographen und Kupferstecher, Destouches, zeigte uns in einem artig behandelten Bild einen jungen Conscribirten, der vor der Abreise aus seinem Dorfe seiner Geliebten noch eine Haarlocke als Unterpfand der Treue abfordert. Plantade, Jaime, Duval le Comus, Roehn und Franquelin haben in derselben Art manches Hübsche geliefert. Beaume und Bellangé waren außer ihren Schlachtstücken auch noch im Genre thätig gewesen. Bodinier gab zwei schöne italienische Studien, voll Wahrheit, Gefühl und Ausdruck. Von Schnetz sah man gleichfalls ein ansprechendes Genrebild, eine Scene aus dem italienischen Volksleben darstellend; Cibot führte uns in den Hof von Bicètre, um der Abreise einer Kette von Galeerensklaven im J. 1788 beizuwohnen; und A. Couder machte uns zu Zeugen einer Episode aus der Bartholomäusnacht; unser Landsmann Goldschmidt verscheuchte aber wieder das unheimliche Gefühl, welches die beiden vorigen, übrigens durch glückliche Gruppirung und geistreiche Tinten bemerkenswerthen Bilder in uns erweckten; er zeigte uns eine schöne Frau aus Algier mit ihrer Toilette beschäftigt; die Malerei dieses Bildes ließe etwas mehr Relief und andere Behandlung wünschen, welche, vereint mit der harmonischen Farbengebung und der gewissenhaften Zeichnung, die der Künstler sich bereits zu eigen gemacht hat, seinen Compositionen einen gleichmäßigeren Reiz und ein höheres Verdienst leihen würde. In dem Costüm, so wie in dem Beiwerk gibt sich ein geläuterter Geschmack und eine reiche, gewählte Palette kund.

(Die Fortsezung folgt.)

Nekrolog.

Der rühmlich bekannte Bildhauer Landolin Ohmacht wurde den 6. November 1760 zu Dunningen, Oberamts Rottweil im Schwarzwaldkreis des Königreichs Württemberg, geboren. Seine Eltern, schlichte Landleute, bestimmten ihn zu ihrem eignen Gewerbe, thaten ihn aber, da sich der in jener patriarchalisch-idyllischen Gegend dem Landvolke inwohnende Kunsttrieb bei ihm bald entschieden kund gab, auf den Rath des alten Bürgermeisters Gaßner zu Rottweil bei einem Schreiner zu Triberg in die Lehre, wo jedoch der junge Ohmacht, weil er bald einsah, daß er bei diesem Manne wenig lernen konnte, nicht lange blieb. Er trat nun bei einem guten Lehrmeister zu Freiburg im Breisgau an, wo er seine Lehrjahre vollendete. Höchst günstig war es für ihn, daß er alsdann auf Verwendung des Magistrats von Rottweil, welcher das Genie des aufstrebenden Künstlers zu ehren begann, zu dem geschickten Bildhauer Melchior in Frankenthal kam. Dieser erst wußte das Talent seines Schülers im ganzen Umfang zu würdigen, und seiner einsichtsvollen Leitung verdankte der gelehrige Schüler die ersten Grundsäze einer höhern Kunst und eines geläuterten Geschmackes. Melchior war nicht allein im Praktischen von vorzüglicher Stärke; er war vielleicht noch in höherm Grade gründlicher Theoretiker, und überhaupt ein Mann von tiefen Einsichten im Gebiete der Kunst, über welche er auch einige geschäzte Schriften hinterlassen hat. Zu Anfang 1780 unternahm Ohmacht eine Reise in die Heimath und erhielt daselbst Auftrag, für die Rottweiler Kreuzkirche vier Stücke, ein Brustbild von Christus und Petrus, nebst drei Tafeln, das Opfer Melchisedeks darstellend, in halberhabener Arbeit zu fertigen, die noch jezt eine Zierde des Chors jener Kirche sind. Aus der Heimath kehrte O. wieder zu Melchior zurück, und nachdem er Alles gelernt hatte, womit dieser ihn ausstatten konnte, hielt er sich einige Zeit zu Mannheim und Basel auf, und arbeitete hauptsächlich Porträts, wo er zu idealisiren liebte, ohne die Aehnlichkeit zu verletzen, und den Menschen so aufzufassen suchte, wie er in seinen bessern Momenten aussehen mochte, so daß das Allzumaterielle und Unedle wegfiel. Als Stoff bediente er sich fast immer des Alabasters, aus dem sein schöpferischer Meißel das zu entwerfende Bild

aus freier Hand hervorrief. Im Sommer 1787 und Spätjahre 1788 finden wir unsern Künstler wieder in der Schweiz, wo er unter andern Lavaters Büste arbeitete, dessen besondere Freundschaft er sich erwarb. Endlich ward auch sein heißester, lange gehegter Wunsch gewährt; er begrüßte zu Anfang 1790 das Zauberland Italien und verweilte daselbst zwei Jahre, mehrentheils in Rom. Hier wurde er durch das Anschauen der Meisterwerke und das Studium ästhetischer (z. B. Winckelmann's) Schriften immer tiefer in die Mysterien der einen Kunst eingeweiht, in der sich alle vereinigen, und eben so vertraut mit den antiken als den modernen Formen, daher ihm in seinen Arbeiten der klassische wie der romantische Styl gelang. Hierauf führte ihn eine Kunstreise durch die wichtigsten Städte Deutschlands auch nach Lübeck, wo ihm die Familie des Bürgermeisters Rhode die Ausführung eines Denkmals für diesen in der Domkirche übertrug. Diese Arbeit, über welche sich artistische Blätter günstig aussprachen, scheint Ohmachts Ruf zuerst begründet zu haben. Zu Hamburg ward er der Freund Klopstocks, von welchem er mehrere sehr gelungene Büsten arbeitete. Gegen Ende des Jahrs 1798 finden wir O. wieder zu Rottweil, wo er aus Dankbarkeit zuerst das Porträt des Bürgermeisters Gaßner, dessen Enkelin er 1797 heirathete, in Marmor verfertigte. In Mainz arbeitete er dann eine alabasterne Büste Ertnalds, des lezten Herzogs von Mainz. Zur Zeit der Krönung Kaiser Leopold's war er in Frankfurt, wo er sehr beschäftigt wurde, und im Jahr 1801 kam er mit seiner Familie nach Straßburg, wo er sich, mit kurzen Unterbrechungen, bis an seinen Tod aufhielt. Die nächste Veranlassung hierzu war ein Denkmal, welches die Rheinarmee dem bei Marengo gefallenen General Desaix auf der Rheininsel zwischen Kehl und Straßburg errichten ließ. Von diesem gehört unserm Künstler nur der Entwurf und die Ausführung der einzelnen Figuren und Basreliefs an, während die Idee des Ganzen von dem verstorbenen Baudirektor Weinbrenner aus Karlsruhe herrührt, nach dessen Angabe auch der von Kunstrichtern mit Recht getadelte, kolossale Helm auf dem Sarkophage gearbeitet ist, der dem Effekt des Ganzen schadet. Die Lage Straßburgs zwischen zwei großen Ländern war günstig für unsern Künstler, und er arbeitete daselbst, da Bestellungen auf Bestellungen folgten, mit unermüdetem Fleiße. Die vorzüglichsten seiner Werke sind, außer den schon genannten, folgende: vier Figuren in Lebensgröße, das Urtheil des Paris darstellend, eine Gruppe in Sandstein, welche den königlichen Garten in München ziert und von 1804—1807 gearbeitet wurde. — Zwei kolossale Büsten in Marmor, den Maler Hans Holbein und den Erbauer des Straßburger Münsters, Erwin von Steinbach, darstellend, verfertigt 1805 und 1810 und im Museum des Königs von Bayern befindlich. — Neptun, auf einem Felsen sitzend, kolossal in Sandstein, 1806 ausgeführt, befindet sich mitten in einem großen Teiche auf dem Landsitze eines Privatmannes ½ Stunde von Straßburg. Ein ungemein reizender Faun, den O. ebenfalls aus Sandstein und im Jahr 1806 für denselben Landsitz arbeitete, ward 1813 nach Paris gebracht. Dieselbe Figur, mit wenigen Abänderungen, arbeitete O. noch einmal 1808 für einen Privatmann im Unterelsaß, in dessen Anlagen sie sich noch jezt befindet. — Das Denkmal des Alterthumsforschers Professors Oberlin in der Thomaskirche zu Straßburg, Hochrelief in Marmor, 1809 angefangen und 1810 vollendet. — Eine Venus in Marmor in aufrechter Stellung und Lebensgröße, die Arbeit der Jahre 1810—1812, für welche der Künstler eine besondere Vorliebe hatte, und die ursprünglich für einen Privatmann in Paris bestimmt war, der sie jedoch für 50,000 Fr. nach Lissabon verkauft haben soll. — Das Monument des Historikers Professor Koch in der Thomaskirche zu Straßburg, welches O. 1814 und 1815 beschäftigte, ein Altar, welcher das kolossale, in antikem Styl behandelte Brustbild Kochs trägt, nebst verschiedenen Nebenfiguren. — Die kolossale Büste des Präfecten Lajay-Marnesia, die im Literarischen Casino in Straßburg aufgestellt ist, ward ebenfalls 1815 verfertigt. Ein Christusbild, zwischen zwei weiblichen Figuren, zu einer Gruppe vereinigt, in der neuen protestantischen Kirche zu Karlsruhe, ein Werk ersten Ranges, 1815 gearbeitet. — Zwei Heben aus Marmor, in Ohmachts Hause befindlich. Die Büste des jugendlichen Raphael für den Gemäldehändler Rubens. Der Raum gestattet uns nicht, hier noch der vielen andern Arbeiten des Künstlers zu gedenken, von denen ein großer Theil noch in Ohmachts Wohnung befindlich ist, die, da seine Hinterbliebenen ebenfalls von warmem Kunstsinn beseelt sind, noch jezt einem schönen Tempel der Kunst gleicht.

Ohmachts schlichter und bescheidener Charakter machte ihn als Menschen eben so achtungswerth, als seine Leistungen ihn unter den Künstlern hochstellten. Verschiedene Anträge von Hofbildhauerstellen lehnte er ab, um der Kunst in edler Unabhängigkeit leben zu können, und er erzog ihr manchen tüchtigen Jünger. Unter ihnen können die Hrn. Alric (Hofbildhauer des Pascha von Aegypten), Graß, Kirstein Sohn und Merlle mit Auszeichnung genannt werden. Er verschied am 31. März 1834, nachdem er mehrere Schlagflüsse erlitten. Von seinen drei Kindern überlebte ihn nur die seit 1829 mit Hrn. Gros, Verwaltungsoffizier am Straßburger Militärhospitale, vermählte Tochter. Zur Charakteristik Ohmachts möge hier noch des Bildhauers David, der die Familie des Künstlers wenige Monate nach dessen Tode besuchte, Ausspruch eine Stelle finden: On ne peut assez admirer les ouvrages d'Ohmacht; il est le Corrège des Statuaires.

(Auszug aus Voigt's Nekrolog fürs Jahr 1835.)

Nachrichten vom April.

Literatur.

Leipzig. Catalog von Kunstsachen und Büchern, welche in der Anstalt für Kunst und Literatur (R. Weigel) in Leipzig vorräthig sind oder durch dieselbe besorgt werden. Dritte Abtheilung. Pr. 6 Gr.

Dresden. Mittheilungen des königlich sächsischen Vereins für Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Alterthümer. Erstes Heft. Mit einem lithographirten Blatte. Dresden, in Commission bei Walther, 1835.

Berlin. Neuerworbene antike Denkmäler des königlichen Museums zu Berlin. Beschrieben von Dr. Eduard Gerhard, königlicher Professor und Archäologen des königlichen Museums ꝛc. Erstes Heft, zugleich als Nachtrag zum Verzeichniß der Vasensammlung. Mit 2 Kupferstichen. Berlin, 1836.

Stuttgart. Geseze der Pflanzen und Mineralienbildung, angewendet auf altdeutschen Baustyl von J. Metzger, großherzoglicher Garten-Inspector in Heidelberg. Mit Titelblatt und 8 lithographirten Tafeln. Stuttgart, Schweizerbart, 1835.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 50.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 23. Juni 1836.

Die Kunstausstellung in Halberstadt.

(Fortsetzung.)

Architekturmalerei.

Das Interesse für malerische Darstellung der Architektur der Vorzeit steigert sich auch jezt noch augenscheinlich. In Deutschland waren bekanntlich, in unserem Jahrhundert, Schinkel und D. Quaglio die Ersten, welche in diesem Fache Bahn brachen. Schinkel für Compositionen in deutsch-mittelalterlichem Baustyl, Quaglio für Darstellungen wirklich vorhandener Bauwerke aus dieser Zeit. Malerische Auffassung und Wirkung gilt Quaglio als Hauptsache. Seine Lebendigkeit und reiche Phantasie verleiten ihn nicht selten, hie und da von den Formen und der Farbe der Natur abzuweichen, und da, wo die Zeit zu wenig eingewirkt hat, nachzuhelfen, und seinen Werken den Stempel des wahrhaft Alterthümlichen aufzudrücken. Seine Gemälde gewinnen dadurch, als Kunstwerke, an Reiz und Poesie, und die hier ausgestellten: „das Frauenkloster zu Salzburg" und „Schloß Köpfenberg," rechtfertigen das Gesagte. Auch Hasenpflug gehört zu den wichtigsten Architekturmalern unserer Zeit. Dieser hält sich stets treu, ja fast ängstlich an das Gegebene; sucht öfters das in der Natur Zerfallene, Defekte bei seinen Darstellungen wieder zu ergänzen, und die Cathedralen so vor das Auge zu führen, als wären sie kaum hundert Jahre vollendet. Jahre lang schon beschäftigte ihn die Idee, den Cölner Dom so darzustellen, wie er vollendet im fünfzehnten Jahrhundert dagestanden haben sollte. Durch Unterstützung des liberalen Kunstbeförderers Domherrn v. Spiegel zum Desenberg ist diese Aufgabe, die höchste wohl, die man einem Architekturmaler stellen kann, nun zur Ausführung gekommen. 1832 sammelte Hasenpflug in Cöln die ersten Materialien zu dem Bilde, entwarf die Zeichnung in Halberstadt, und vollendete dasselbe dann in Cöln und hier von 1831 bis 1836. Die äußere Ansicht, gegen sieben Fuß groß, ziert unsere Ausstellung; sie ist südwestlich, so daß die Façade der Thürme, wenig verschoben, als Hauptsache dasteht — von der Südseite die Strebepfeiler bis zum Kreuzesarme — und von diesem noch die Construktion der Façade deutlich bemerkt wird. Eine Hauptansicht des Innern, gleichfalls südwestlich genommen, und der Standpunkt beim Eintritt durch das Hauptportal gedacht, ist bereits aufgezeichnet.

Der südwestliche Thurm ist bekanntlich nur bis zur Höhe der Kirchenmauern aufgebaut, von dem Portal und dem westlichen Thurm wenig mehr als die Fundamente vorhanden, und das Kirchenschiff, wie die südlichen Abseiten nur bis dahin errichtet, wo die Sohlen der Gewölbe austreten sollten; die Fundamente des südlichen Kreuzarmes sind sogar durch das Steinpflaster verdeckt. Das Facsimile des Originalaufrisses des südlichen Thurms mit der Hälfte des Zwischenbaues war mithin das wichtigste Material für die Ergänzungen zu der bildlichen Darstellung. Das größte und edelste deutsche Bauwerk des Mittelalters, der Riesengedanke des größten aller deutschen Baumeister steht hier nun, wenigstens bildlich versinnlicht, vor uns, und das Bild macht einen ungemein großartigen, vollkommen harmonischen Eindruck: der Himmel ist bald bewölkt, und die Spitzen der himmelanstrebenden Thürme sind durch Wolkenschatten dunkel und kräftig; das Spiel der Lichter und Reflexe zwischen den Gliederungen des sonnenbeleuchteten Portals erhöht die Deutlichkeit der Einzelheiten außerordentlich. Spuren vom Einfluß der Witterung sind überall angegeben — denn auch in der kürzesten Zeit entsteht Färbung und Entfärbung — völlig verwittert oder zerbröckelt würde im fünfzehnten Jahrhundert noch kein wesentlicher Theil gewesen seyn.

Rechts von der Cathedrale sind Mauern eines alten Klosters, wie sie noch vor wenigen Jahren bei St. Cunibert waren; links im Vorgrunde ein dem fünfzehnten Jahrhundert angehörender Brunnen, im Mittel- und

Hintergrunde ein Theil der Stadt Cöln, welche St. Cunibert leuchtend überragt; reiche Staffage, auch viel bezeichnender gewählt und gemalt, als auf frühern Gemälden Hasenpflugs, und der Lokalton des Gebäudes wahr und schön.

In architektonischer Hinsicht hat Hasenpflug, meines Erachtens, Untadeliges geleistet. Fenster und Façade des Kreuzgiebels sind wie die des Zwischenbaues, die Construktion der Eckstrebepfeiler ist auf die der freistehenden Strebepfeiler basirt. Alle Ergänzungen sind durchaus dem Vorhandenen und dem Originalaufrisse analog, keine Gliederung, keine Verzierung, ja kein Spitzchen abweichend, und alle architektonischen Gliederungen sind wirklich mit so bewunderungswürdiger Charakteristik und Genauigkeit ausgeführt, daß man sich überzeugt hält, nur so und nicht anders habe der Riesenbau mit allen seinen Einzelheiten dastehen sollen. Die so höchst schwierige Aufgabe ist mithin glücklich gelöst, das Bild ein Meisterwerk zu nennen. Möchte der Künstler nun auch recht bald den Auftrag zum Ausführen der Hauptansicht des Innern erhalten.

v. Bayer in München malt jezt vorzugsweise Architektur, und namentlich Gegenstände, welche Andere gerne vermeiden. Er versteht es aber auch, kleine Partien aus weiß übertünchten Kirchen und Kreuzgängen höchst poetisch aufzufassen, und durch große Delikatesse der Ausführung denselben einen eigenthümlichen Reiz zu geben. Die „Partie aus dem Dom zu Chur“ ist eine Durchsicht durch das Kirchenschiff, aus einer Seitenhalle in die andere. Auf der Kanzel an dem Eckpfeiler ein das Wort Gottes eifrig verkündender Priester, in der Kirche die Gemeine. Die vordere Halle liegt im Schatten, und macht durch das duftige Spiel des secundären Lichtes und der Reflexe eine höchst magische Wirkung. Im Kirchenschiff helles Sonnenlicht, doch sind die Schatten hier nicht kräftig genug abgesezt, und die Vorsprünge der Architektur daher nicht deutlich vortretend. Der Lokalton ist, für Kalktünche, zu gelb gehalten.

Jurisch in München hat „das Innere einer byzantinischen Kirche“ geliefert. Das Bild ist wegen der Einfachheit des Gegenstandes in zu großem Maßstabe ausgeführt, aber gut aufgefaßt, richtig gezeichnet und wahr im Haupttone. Dem Gebäude, namentlich den Gewölben, fehlt Luft; Licht und Schatten ist zu hart abgesezt, die Gesammtwirkung daher ohne Harmonie. Jurisch scheint ein angehender, fleißiger und talentvoller Künstler zu seyn.

A. Wyttenbach leistet in der Technik mehr, scheint aber nicht einmal zu ahnen, daß jeder Gegenstand nur in einer gewissen Größe vorzugsweise malerisch darstellbar ist. Sein „Klosterkreuzgang“ und die „Ruinen einer Klosterkirche im Schnee“ werden durch ihre Größe völlig unbedeutend.

Herrmann und Berentz sind in der Auffassung ihrer Gemälde viel zu materiell; das Geistige fehlt ihren Darstellungen offenbar.

Zwei Gemälde von Pozzi in Mannheim: „das Innere der Liebfrauenkirche zu Worms“ und die „Ruinen des Schlosses zu Heidelberg,“ sind für so kleine Bilder in der Farbe und in der Ausführung zu roh. Das „Innere einer Kirche in Tyrol,“ von Sondheim in München, scheint Composition. Das Kirchenschiff, der Hauptheil des Bildes, ist offenbar in nächtliches Dunkel gehüllt, der hohe Chor durch Sonnenlicht erhellt; daß ein Kirchenschiff, wie dessen Abseiten gar keine Fenster haben und nur durch die Halle des hohen Chors Licht erhalten sollte, ist unwahrscheinlich.

Simon Quaglio's „Innere eines Kreuzganges“ erinnert an dessen allgemein beliebte Aquarellbildchen. Ein Kreuzgang mit großen Fenstern, durch dessen bunte Scheiben das Sonnenlicht einfällt und einen ungemein zarten, harmonischen Effekt erzeugt, ist meisterhaft ausgeführt.

Klosen in Berlin gab mehrere innere und äußere Ansichten merkwürdiger Gebäude, die zum Theil recht poetisch aufgefaßt und malerisch dargestellt sind, indeß an einem sehr unangenehm braunen Tone leiden.

Gärtner's „Dom zu Gent“ ist auch nicht so sauber ausgeführt, als gewöhnlich dessen Cabinetbilder; der röthliche Lokalton und die blauen Schatten scheinen nicht naturgetreu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Pariser Salon 1836.

(Fortsetzung.)

Im Fach der Interioren ist Granet noch immer Meister. Dieser Maler besizt das Geheimniß der schönen Lichteffekte. Wie die Sonnenstrahlen jene langen Arkaden des Karthäuserklosters zu Rom durchglühen! welcher Glanz, welche Wärme, welche Kühnheit und doch zugleich welche wohlberechnete Harmonie in der Bekleidung des Cardinals, der Diener und Mönche, welche den Vordergrund des Bildes ausfüllen, in dessen Hintergrund wir die schönen Cypressen und Orangenbäume, den grünen Klosterhof, einzelne Mauerbruchstücke aus den ehemaligen Bädern des Diokletian, und den blauen, klaren römischen Himmel sehen! Das alles ist wahr und schön, wie die Natur. Die „Communion der ersten Christen in

den Katakomben" dagegen ist ernst, feierlich; die dargestellten Personen haben alle Bedeutung, und die Farbe ist durchaus den Umgebungen angemessen. — Eugene Isabey gab wiederum das Innere eines Alchymisten-Laboratoriums, welches einen leichten Pinsel verräth, der in der Darstellung von so bizarren Zierrathen, wie die eines Schwarzkünstlers, besonders glücklich ist. Aurele Robert, Justin Ouvrié, Sébron, Guiaud, Oskar Gué und Prevost lieferten eine beträchtliche Anzahl In- und Ansichten von Städten, öffentlichen Plätzen, Straßen, Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden, welche in ihrer Wahl Geschmack und Geist offenbarten und sich meistens durch sorgfältige Behandlung und gelungene Auffassung bemerklich machten.

VII.

Wir sahen auch dieses Jahr eine große Anzahl historischer Porträts von französischen Marschällen, Generalen, Admiralen u. s. f., welche sämmtlich für das Museum in Versailles bestimmt, und mit mehr oder weniger Verdienst von den HH. Bouchelet, J. Alaux, Caminade, Rouillard, Lepaulle, Gallait, Décaisne, Gillot Saint-Evre ausgeführt waren. Außer den eben genannten Künstlern thaten sich in der Porträtmalerei noch die HH. Henry Scheffer, Court, Steuben, Jouy, Champmartin, Gigoux, Larivière, Bremond, Chasseriau besonders hervor, indem sie ihren Werken dieser Art, sey es nun durch anmuthige Farben, sey es durch geistreiche, graziöse Tinten, oder durch ein geschmackvolles Arrangement, einen eigenthümlichen Reiz und Charakter zu verleihen wissen. Sehr beliebt bei der vornehmen Welt, und daher immer mit Bestellungen überhäuft, ist Hr. Dubuffe, ein wahrer Balzac der Porträtmalerei, mit dem er außerordentlich viel gemein hat. Beide malen die weibliche Toilette mit einer Umständlichkeit, Koketterie und Selbstgefälligkeit, daß sie nicht bloß den Laien, sondern auch alle Modistinnen aus der Rue Vivienne, und alle Haarkünstler aus dem Palais-royal in Erstaunen setzen; alle diese Porträts aber haben nur ein Leben, oder richtiger, gar keines; denn es fehlt ihnen die Seele. Ganz eigener Art sind die Bilder von Camille Roqueplan. Dieser Künstler versteht sich meisterhaft auf die Malerei des Atlasses, des Taffts und aller jener flimmernden Stoffe, welche die neueste Mode wieder aus den Koffern der alten Putzmacherinnen hervorgeholt hat, in deren Erbschaft dieser durch die Revolution von 1789 außer Umlauf gesetzte Plunder des achtzehnten Jahrhunderts gefallen war. In dem Porträt einer Engländerin, in der Episode aus Rousseau's Bekenntnissen, wie nämlich der verliebte Jean-Jacques den Demoiselles Gelley und Graffenried Kirschen zuwirft, sind die Stoffe und alles Beiwerk ganz herrlich und ganz im Zopfgeschmack behandelt; Boucher, selbst Watteau hätten's nicht besser gemacht, um die beschönpflästerten Marquisinnen von Versailles zu entzücken. Weniger mit dieser Pompadour-Manier verwandt ist der „Lion amoureux" nach Lafontaine, von demselben Künstler; die junge blonde Schöne, welche dem Löwen die Nägel, oder vielmehr die Krallen beschneidet, ist allerliebst, ihr mit trefflichen Lichtreflexen erhellter Kopf verräth eine seltene Feinheit des Tons; ihr von glühenden Sonnenstrahlen geküßter Nacken zeigt uns die graziösesten Formen und ist mit verführerischem Reiz gemalt; die Figuren des zweiten Plans und das Landschaftliche sind artig behandelt; der Löwe allein ist verfehlt. Das Bild hat außerordentlich gefallen und ist vom Herzog von Orleans für 6000 Franken angekauft worden.

Die architektonischen Zeichnungen der diesjährigen Ausstellung beweisen auf's Neue, daß wir in den Werken der Baukunst noch weit entfernt sind, einen eigenen Styl gefunden zu haben, sondern in einem rastlosen Suchen und Versuchen herumtappen. Herr Lassus gab eine Fortsetzung seiner sorgfältigen Studien über die mittelalterlichen Bauten in Paris; seine Ansichten der ehemaligen Priorei von Saint-Martin des Champs — da, wo jetzt das Conservatoire des arts et metiers befindlich — verrathen einen fleißigen, unermüdlichen Forscher. Monvoisin hatte einen Plan zur Restauration der Kirche Saint-Etienne de Mont und mehrere interessante Details des alten Chors und der Sacristei ausgelegt. — Auch an Vorschlägen zur Restauration und Vollendung neuerer Bauten fehlte es nicht. Herr Joly zeigte in acht Cartons, wie man die Deputirtenkammer vervollständigen könne; Protain gab Pläne für ein dem General Kleber zu errichtendes Monument und für die Verschönerungen der Place de la Concorde; Viollet-Leduc lieferte eine schöne Zeichnung der alten Façade der Chambre des Comptes zu Paris im Jahr 1737. Hr. Vasserot zeigte in mehreren sorgfältig gezeichneten Cartons den Einfluß des gothischen Styls auf die spanische Bauart während der maurischen Herrschaft an verschiedenen Monumenten aus Valencia, Barcellona und Madrid; Hr. Laurécisque endlich führte uns vor die prächtige Fontaine des Top-Chana zu Constantinopel, welche der Künstler bis in die geringsten Details wunderbar fleißig ausgearbeitet hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstliteratur.

(Vergl. Kunstblatt, 1835., Nr. 72.)

Il progresso delle scienze, delle lettere e delle Arti. Opera periodica compilata per cura di G. R. Volume VIII. Anno III. Napoli, 1834. Dai torchi del Porcelli.

Seite 36 dieses Bandes theilt Hr. Cataldo Janelli neue Bemerkungen über das große pompejanische Mosaik der Alexanderschlacht mit, welche den Zweck haben, zu beweisen, daß darauf die Schlacht am Granicus dargestellt sey. Bekanntlich hatten sich die Stimmen der meisten Archäologen nach dem Vorgange des Hrn. Quaranta für die Schlacht bei Issus erklärt. Hr. Janelli nimmt den Hauptbeweis für seine Meinung aus der Gestalt der Mützen, und sucht nachzuweisen, daß die Art von Kopfbedeckungen, wie sie auf dem Bilde vorkommen, nicht von den Persern getragen worden sey. Er unterscheidet sehr scharf Mitren oder Mützen von Tiaren oder Hüten, und behauptet: nur leztere seyen bei den Persern im Gebrauch gewesen, während die erstern von Lydern und Phrygiern getragen worden; auch die medischen Hyrkaner hätten wahrscheinlich dasselbe Costüm gehabt. Dem Bogenführer auf dem Wagen gesteht er zwar eine Tiare zu, dies sey aber nicht die Tiara ὀρθή der persischen Könige, welche spitz und mit einem Busch versehen gewesen sey, auch sey das Gewand dieser Figur nicht die Tunica Mesoleuce der persischen Könige, und der Wagen, worauf sie sich befinde, keine Quadriga, sondern eine Biga und nicht prächtig genug, um dem Könige anzugehören. Daher sey der Anführer auf dem Wagen für einen phrygischen Satrapen Arsites, oder Arsamenes, und der von Alexander niedergestoßene Reiter für den hyrkanischen Feldherrn und jonischen Satrapen Spitrobates oder Mythridates zu halten, wovon der Leztere gleich bei Anfang der Schlacht am Granicus dem Alexander entgegengetreten sey und im Zweikampf mit ihm den Tod gefunden, der Erstere aber in Bestürzung die Flucht ergriffen habe, weil er sich die Schuld beigemessen, daß die Schlacht verloren worden. Der dürre Buchenstamm, welcher im Hintergrunde des Gemäldes bemerklich ist, bezeichnet die Gegend von Phrygien und am Granicus.

Gegen diese Behauptung läßt sich einwenden, daß die Kopfbedeckungen, welche die Perser auf dem Bilde tragen, eben so wenig phrygischen Mützen, als medischen Tiaren ähnlich sehen, sondern wahrscheinlich Tücher vorstellen, welche zum Schutz gegen die Kälte über die Tiare gezogen, und zugleich um Hals und Kinn gebunden sind; daß der Verfasser ganz und gar den Bogen übersehen zu haben scheint, welchen der Anführer auf dem Wagen in der Hand hält, und der ein stehendes Attribut der persischen Könige war, daß die zwar etwas undeutliche Gruppe der Pferde und Reiter vor dem Wagen weit eher einem Viergespann als einem Zweigespann ähnlich sieht, und die schneebedeckte Fläche, auf welcher der Kampf vorgeht, klar genug auf den Zeitpunkt der Schlacht bei Issus im December hinweist. So vortrefflich die Composition des Bildes im Ganzen ist, so leuchtet doch bei aufmerksamer Betrachtung ein, daß es dem Künstler nur um Darlegung der Hauptsache zu thun war; daher manches Nachlässige in der Anordnung sowohl, als in der Ausführung der einzelnen Theile, wohin auch die geringere Pracht des Wagens zu rechnen seyn mag.

Seite 51 befinden sich Betrachtungen über den jezigen Zustand der Historienmalerei in Italien von Hrn. Filippo Marsigli, Professor der Historienmalerei. Der Verfasser preist zuerst unser Zeitalter glücklich, daß unsere Maler nun nicht mehr in solche schwere Irrthümer und Anachronismen verfallen, wie die früheren, welche die heilige Magdalena oder den heiligen Hieronymus in einem gedruckten Buche lesend, die heilige Jungfrau vor einem Crucifix und einem Gebetbuch knieend, den heilige Petrus von mittelalterlichen Landsknechten bewacht vorstellten, römische Architektur bei einer griechischen Geschichte anbrachten, oder Pflanzen auf dem Boden eines Landes, wo dergleichen nicht zu wachsen pflegen. Da er diese Kenntnisse als ein Haupterforderniß und einen der wichtigsten Punkte der Historienmalerei feststellt, so läßt sich wohl begreifen, wie er nach Aufzählung der ausgezeichnetsten, jezt lebenden Historienmaler Italiens zu dem Resultate gelangt, daß sie doch eigentlich noch um eine Stufe höher stehen, als die vortrefflichsten Maler des mediceischen Zeitalters. Die Glücklichen, welche sich bei unserm Verfasser für die ihnen erwiesene Ehre bedanken können, sind: Camuccini zu Rom, Benvenuti zu Florenz, Landi von Parma, Palagi und Haiez in Mailand, Sabatelli und Nenci in Florenz, Minardi in Rimini, Calliano, Cavalleri und Biscara in Turin, Podesti in Ancona, Coghetti zu Bergamo, Sessa, Foggia, de Vivo und Guerra zu Neapel, de Laurentiis in Chieti und Carta in Sicilien.

Seite 320 gibt Hr. Muzzarelli Nachricht von einer Bildsäule des Ulysses, welcher von seinem Hunde erkannt wird, von dem paduanischen Bildhauer Rinaldo Rinaldi, welche, wie es scheint, sich zu Neapel befindet.

Wichtiger als alles dies, scheint uns die Seite 216 ff. abgedruckte Vorlesung des Ritters Giulio de' Conti di San Quintino über die Münzen der Longobarden in Italien, welche den Gegenstand mit vieler Gründlichkeit behandelt, aber keinen kurzen Auszug gestattet.

Nachrichten vom April.

Literatur.

Mainz. Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Guttenberg zu Mainz rc. von J. Wetter. Mit 13 Tafeln Facsimiles. Mainz, Wirth. 1836.

Paris. Raoul Rochette. Premier Supplément à la notice sur quelques médailles grecques inédites de Rois nouveaux de la Bactriane et de l'Inde. Paris. 1835. 4.

Desselben, Mémoire sur les représentations figurées du Personnage d'Atlas. Paris, 1835, 8.

Desselben, Peintures antiques précédées de recherches sur l'emploi de la peinture dans les décorations des édifices sacrés et publics chez les Grecs et chez les Romains. 4. 56 Bogen und 15 Kupfer. Pr. 40 Fr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 51.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 28. Juni 1836.

Der Pariser Salon 1836.

(Fortsetzung.)

Der Kupferstich und die Lithographie lieferten dieses Jahr keine besondere Ausbeute. Jazet ist wieder am thätigsten gewesen und hat die Kunsthandlungen mit verschiedenen Platten nach Steuben, Horace Vernet, Destouches, Grenier und Bellangé bereichert; schade, daß die meisten zu flüchtig gearbeitet sind. Gewissenhafter zeigt sich Girard in drei großen Stichen nach Paul Delaroche und Vinchon; jedoch ist der Grabstichel dieses Künstlers im Richelieu und Mazarin besonders weichlich, unbestimmt, fleckig, und behandelt sehr mit Unrecht die Figuren und die Draperien auf dieselbe Weise. Prevost hat in Aquatintamanier zwei Compositionen Decamps gestochen: die musizirenden Affen und eine Boule-Dogue; beide Platten verrathen große Gewandtheit; jedoch ermangelt die leztere des Reliefs; man sieht von der Dogge nichts als das Fell; Fleisch und Knochen fehlen; die musizirenden Affen dagegen sind mit großer Treue wiedergegeben. „Die schlechte Wirthschaft“ nach Pigal von demselben Künstler gestochen ist jedenfalls eine tadelnswerthe Auswahl; ein mit solcher systematischer Höflichkeit behandelter Gegenstand ist der Malerei durchaus unwürdig und darf als solcher nicht in den Bereich des Kupferstichs gezogen werden. Die Kinder, welche Wildpret bewachen, nach Robert Fleury von Rubière, sind in der neuen Manier gestochen, die, so viel ich weiß, von allen bisher bekannten Manieren abweicht; der gewählte Gegenstand ist indeß zu unbedeutend, um ein begründetes Urtheil über dies neue Verfahren zu fällen. Forster hat eine heilige Jungfrau nach Leonardo da Vinci mit einem gewandten Grabstichel ziemlich treu wiedergegeben; die Jungfrau des Palazzo Pitti nach Raphael von Lorichon ist viel weniger gelungen. Das Gelübde an die Madonna nach Schnetz von Fauchery gestochen ist nicht frei von Härte, erinnert jedoch glücklich an's Original. Unter den Porträts waren die des Grafen Segur von Henriquet Dupont und des Generals Bonaparte nach Gerard von Richomme die bemerkenswerthesten. — Unter den lithographischen Blättern zeichneten sich „Napoleon unter den berühmtesten Generälen seiner Zeit,“ nach Monten von Maria-Lavigne, und eine Madonna aus der Dresdener Galerie, nach Hans Holbein von Maurin, besonders durch schöne Zeichnung aus.

VIII.

Die Aquarelle, Pastelle, Feder- und Stiftzeichnungen, jene wilden Blumen der Kunst, welche die älteren Meister nur zum Zeitvertreib und in einer Anwandlung von guter Laune pflegten, beschäftigen gegenwärtig in Paris die Pinsel ganz ausgezeichneter Künstler, die wohl im Stande sind, gute und vollständige Gemälde zu liefern. Delaroche, Decamps, die Gebrüder Johannot, Camille Roqueplan, Charlet haben in diesem Genre wahre Meisterwerke geschaffen, welche denselben Farbenglanz, denselben kräftigen Farbenton haben, wie Oelgemälde, und deßhalb sogleich viele Liebhaber und Abnahme finden. Da, wo man früher nur die schwachen Tinten der Tusche und Sepia spärlich und furchtsam gebrauchte, verwendet man jezt in reichlichem Maaße die lebhaften Lichter und Farben des Zinnobers, des Cobalts und des Lacks. Auch sind nicht mehr einzelstehende Häuser, Wind- oder Wassermühlen, zertrümmerte Brücken, verfaulte Eichen und umgeworfene Karren die einzigen Gegenstände dieses Kunstzweiges; sondern man hat ganze Städte und Dörfer, ganze Wälder, Ebenen und Thäler mit Gießbächen und wilden Gebirgsschluchten, kurz die verschiedenartigsten Scenen des Genre und der Historienmalerei für diese Produktionen gewonnen, und zwar mit vielem Glück und Geschick. Die Frauen besonders haben dieser Kunstthätigkeit eine große Ausdehnung gegeben, und die Albums des In- und Auslandes sind jezt

mit Pariser Aquarellen, Stift- und Federzeichnungen angefüllt. Dieser Geschmack des kunstliebenden Publikums stimmt ganz mit dem industriellen Geiste der neuern Kunst überein. Man begnügt sich jezt nicht mehr mit dem bloßen Genuß schöner Kunstprodukte, man will sie auch besitzen. Der industrielle und industriöse Geist unserer Epoche machte sich die Kunst unterthan, welche ehemals nur im Dienste der Religion, der Völker und Könige arbeitete; man schmeichelte den Künstlern, die sich populär machten, man kaufte ihre Werke, welche bedeutenden Absatz fanden, indem sie die erste Bedingung des allgemeinen Beifalls erfüllten, nämlich wohlfeil wurden. Was sie aber dadurch an Ausdehnung und Breite gewannen, verloren sie an innerem Gehalt und Bedeutung. Die Vervollkommnung der mechanischen Hülfsmittel hat die Kunsterzeugnisse bis in's Unendliche vermehrt, der wahren Erfindung aber geschadet. So hat die Lithographie dem Kupferstich den Rang streitig zu machen gesucht, obschon sie ihren Nebenbuhler nie zu erreichen, geschweige denn zu ersetzen vermag. Eine Menge von Magasins pittoresques und Editions illustrées berühmter Klassiker überschwemmt Europa mit Holzschnitten, Kupferstichen u. s. f.; aber wie wenige unter allen diesen Werken fördern wahrhaft die Kunst? Die Nothwendigkeit, viel, und zwar in kurzer Zeit hervorzubringen, macht die Künstler zu Maschinen und die Maschinen zu Künstlern.

Diese Bemerkungen sollen indeß durchaus keinen Tadel für die mehr oder minder glücklichen Bestrebungen der Art in sich schließen. Die Schuld an dem Aufblühen dieses bastardartigen Genre trägt der Geist und Geschmack unserer Zeit. Auch ist dieser Uebelstand nicht so ganz ohne alle Vortheile, und wenn gleich die Kunst, wie es den Anschein hat, wirklich unfähig ist, den frühern Glanz und die alte Herrlichkeit wieder zu erreichen, so darf man sich doch immer noch Glück wünschen, daß sie selbst in ihrem Verfall und in ihrer Nichtigkeit im Stande ist, der Masse eine befriedigende, geistreiche, oft sogar belehrende Unterhaltung zu gewähren. Derselbe Vorwurf träfe sonst auch unsere ganze neuere Literatur. Niemand kann in Abrede stellen, daß die riesenmäßige Entwickelung der periodischen Presse und Belletristik, trotz ihrer großen und vielen Mißbräuche, dennoch eins der mächtigsten Triebräder des Lebens der neuern Völker geworden ist; aber zu gleicher Zeit müssen wir gestehen, daß die Kunst, zu schreiben, der Styl im Allgemeinen nicht dabei gewonnen hat. Journal-Artikel sind wenig geeignet, große Schriftsteller zu bilden; die reichste Einbildungskraft, die größte Einsicht, die begabtesten Geister nutzen sich in kurzer Zeit ab; die schönsten Fähigkeiten bringen Mißgeburten zur Welt. Deßhalb, meine ich, sind die Schriftsteller sowohl, als die Künstler unserer Tage gemeinschaftlich der eisernen Nothwendigkeit unterthan, und es würde mindestens als unduldsame Befangenheit erscheinen, wenn die Einen die Andern mit Steinen werfen wollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kunstausstellung in Halberstadt.

(Fortsetzung.)

Ich kehre nun zu einigen später aufgestellten Landschaften zurück.

Ahlborns „Cefalu,“ an der Küste von Sicilien und am Fuße eines großen, abgestumpften Bergkegels gelegen, erstreckt sich mit seinen Villen fast bis zum Vorgrunde, wo unter einem mächtigen Ahorn eine Hirtin Ziegen weidet; die Stadt, die Ferne und das Meer sind von bezaubernder Wirkung, und das große Bild tüchtig und meisterhaft ausgeführt. Auf Agricola's „Castell von Portici“ sind die Felsen zu weich, die Ferne aber sehr schön, und der Wellenschlag des Meeres lebendig und klar. Sparmanns „Partie am Waldbache Steur“ ist mehr nordisch, als südlich. Der zwischen mit Tannen bewachsenen Felsgebirgen herabstürzende Waldbach zwar beweglich, aber das Wasser in der Farbe nicht einmal durchscheinend; Mittelgrund und Ferne auf den Landschaften von Kühne in Dresden sind mit warmem Gefühl für Naturwirkung gemalt, der Vorgrund, namentlich die Bäume, aber so mangelhaft, daß sie stören.

Das „Urtheil des Paris,“ von C. Sohn in Düsseldorf, ist auch erst am 21sten Mai zur Ausstellung gekommen. Sohns durch den „Raub des Hylas“ so wohl begründeter Ruf hatte die Erwartung auf dieses sein neuestes, größtes und figurenreichstes Bild sehr hoch gespannt; dessenungeachtet ist Aller Erwartung befriedigt, ja übertroffen. Paris hat bereits entschieden. Er sizt links vom Beschauer und reicht der in der Mitte des Bildes stehenden Venus den goldenen Apfel, welchen diese mit jungfräulicher Schüchternheit annimmt. Paris scheint bittend zu fragen: wirst du das Zeichen des verdienten Vorzugs meiner Huldigung gern annehmen? Der verschämte, liebevolle Blick der jugendlichen Göttin sichert ihm Gewährung. Hinter Beiden sizt Minerva mit dem Rücken gegen den Beschauer, das feine, halb nach Paris gewandte Köpfchen, das kluge Auge drücken Unwillen und Bedauern aus; Paris, ein etwa achtzehn Jahr alter Jüngling, zieht die Liebe dem hohen Wissen vor. Rechts sizt die hehre Juno, beleidigter Hochmuth, Geringschäzzung und Widerwillen sind auf ihrer Stirne zu lesen; sie fühlt sich für die Herablassung, sich dem Urtheil eines Schäferknaben ausgesezt zu haben, arg gekränkt. Der

wundervolle, blondgelockte Amor schmiegt sich kosend an die Siegerin und drückt mit seelenvollem Blicke die freudige Theilnahme an dem Triumphe aus. Die Wahl des Moments ist gewiß gut, die Figuren sind fast lebensgroß, und die Gruppirung ist sehr malerisch, nur die Minerva scheint absichtlich so placirt, um den schönen Rücken zu präsentiren. Die Juno ist völlig antik behandelt, die größte und edelste Figur auf dem Bilde, eine wahrhafte Herrscherin und Königin der Götter. Venus ist als die jüngste der Göttinnen von seltener Jugendfrische und mit bezauberndem Liebreiz übergossen, das leichte Erröthen ihres echt jungfräulichen Kopfes ist von unnennbarer Anmuth. Im brillantesten Lichte stehen Venus und Amor, ihre Carnation ist frisch und sehr schön, Haut und Fleisch weich und zart, der Unterkörper dürfte aber für eine Venus wohl etwas mehr Fülle der Formen haben. Der Rücken der Minerva steht gleichfalls in vollem Lichte, ihre Formen haben mehr Fülle, als die der Venus. Außer Kopf und Hand ist der ganze Körper der Juno im Schatten und in wunderbar schön wirkendem Helldunkel gehalten. Paris sizt in einer sehr malerischen Stellung, das Profil des Kopfes ist wahrhaft antik, der Körper sollte aber kräftiger in der Farbe, und der ausgestreckte Arm voller seyn: er wäre dann ein wirksamerer Gegensatz zu den zarten Formen der Göttinnen. Das rechte Maaß des Ver- und des Enthüllens ist bei Darstellungen wenig bekleideter Figuren etwas sehr Wichtiges — alle drei weibliche Figuren sind von den Hüften herab ganz und ähnlich verhüllt, durch das Zurückstellen des rechten und ein geringes Vorstrecken des linken Schenkels der Venus würde diese auch ohne Gewand eine vollkommen decente Stellung haben und die schönen Formen der Schenkel und Beine zeigen. Bei dem Charakter der Minerva und der Juno ist die theilweise Verhüllung nothwendiger. Auch die Landschaft ist mit außerordentlicher Meisterschaft gemalt, nur die Felspartie hinter der Juno durch den blauen Ton zu bemerkbar. Selbst das vollendetste Meisterwerk läßt an einzelnen Theilen zu wünschen übrig — auch „das Urtheil des Paris“ wird deßwegen zu allen Zeiten als ein Meisterwerk ersten Ranges gelten.

Die „Lorelei“ von Begas ziert nun auch unsere Ausstellung, mit dieser will ich die Schau der von Berlin eingesandten größern Figurenstücke beginnen. Die Lorelei sizt, wie es die Volkssage erzählt, die Mandoline spielend, auf einem Felsen, den Blick auf zwei Schiffer gerichtet, welche sie durch ihren Sirenengesang herangelockt hat, und deren Kahn eben vom Strudel erfaßt wird. Die Auffassung ist gewiß sehr glücklich und außerordentlich gelungen. Der Fleischton weich und wahr, und die Gewandung, namentlich der vom Schoß herabfallende, roth und weiß gemusterte, schwere seidene Stoff meisterhaft gemalt, die Lage des linken Beins aber nicht deutlich modellirt. Auf dem Kopfe trägt die Lorelei eine Mütze mit einem steifen Stirnbande, die Schultern und die rechte Brust ganz entblößt. Neben ihr Spiegel, Kamm und Büchse; im Verhältniß zu den Schiffern erscheint die Jungfrau colossal; wären die Schiffer so weit zurückgestellt, daß man das Erfaßtseyn des Kahns freier übersehen könnte, so würde das Größenverhältniß derselben besser, und die Ferne deutlicher ausgedrückt seyn.

Aus der Schule des Professors Wach haben wir nur ein Bild, von M. Behrend, der „Prophet Elias mit dem Engel in der Wüste,“ welches indeß keinen vorzüglichen Eindruck macht.

Der Professor Hensel selbst hat in Ermangelung ausgeführter Gemälde mehrere Zeichnungen, Entwürfe zu Gemälden, eingesandt. Eine „Mutter mit ihren Kindern,“ eine heilige Familie — „Simson und Delila“ — „Christus in der Wüste“ und „italienische Volksscenen;“ diese leztern sind geistreich und lebendig, und besonders die Gruppe am Brunnen ein vorzüglich malerischer Gegenstand. Simson, ein wahrer Athlet, Delila, ein wohlgebautes Mädchen, sitzen kosend neben einander, und Delila spielt mit dem Barte des Simson. Die Ferne ist malerisch und sehr gut gewählt. Sehr großen Werth lege ich auf den „Christus in der Wüste über das Erlösungswerk nachdenkend.“ Die Idee ist neu und großartig, die angedeutete Gestalt voll Ernst und Hoheit, das Gesicht spricht tiefes Sinnen aus, das Gewand scheint feucht vom Thau, auch das Haar, welches Christus mit der rechten Hand zurückscheitelt. Die vorliegende Zeichnung verspricht so viel, daß ich an der glücklichen Lösung dieser so höchst schwierigen Aufgabe nicht zweifle.

J. Hübners Entwurf: „Christus, den Jüngern und heiligen Frauen das Gleichniß: sehet die Lilien auf dem Felde ꝛc., erklärend,“ eine sehr reiche Composition, verdiente ohne Frage auch ausgeführt zu werden. In der Mitte sizt Christus, seine Gestalt und der erhabene Ausdruck des Kopfes befriedigen vollkommen, um ihn die Apostel — herrliche Köpfe, wie man sie selten sieht — Christo zunächst Johannes, welcher die heiligen Frauen auf die Lilien aufmerksam macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Mai.

Artistischer Verkehr.

München, den 20. April. Mehrere Kunstkenner, an deren Spize der als Restaurator von Kupferstichen bekannte Herr v. Montmorillon steht, haben in dem Frohsinnsgebäude ein geräumiges Lokal eröffnet, in welchem Kunstwerke aller Art, gegen mäßige Provision, sowohl zum

täglichen Verkauf, als zur öffentlichen Versteigerung niedergelegt werden können. Gemälde aus allen Schulen, zum Theil von bedeutendem Werthe, sind schon in großer Anzahl vorhanden. Auf den 9. Mai war die erste Versteigerung der verschiedensten Kunstartikel festgesezt. Der Catalog enthält 508 Nummern. Im Herbst wird eine zweite stattfinden. Auffallend ist die große Billigkeit der Preise der Werke alter Meister.

Kunstausstellungen.

Wien, den 19. April. Die diesjährige Kunstausstellung zeichnet sich vor denen der lezten Jahre sowohl in Ansehung des Werthes, als der Zahl der Werke vortheilhaft aus, wozu die Einkäufe viel beitragen, welche theils der Hof, theils der zu diesem Zwecke eigens gebildete Verein jährlich machen. Gauermann's Thierstücke und Danhauser's historische Gemälde behaupten auch wie ehemals den ersten Rang.

Königsberg. Hier fand von Mitte Februar bis Mitte April die sechste Kunstausstellung statt, über welche Professor August Hagen ein Heft herausgegeben hat. Was zu Berlin durch den Zeitraum mehrerer Jahre getrennt erscheint, trat dort dicht neben einander, man sah Sohn's „Hylas“ neben seiner „Diana,“ und neben von Kibber's „Bacchus mit dem Panthergespann“ die „Madonna“ von Steinbrück und die „betende Frau“ von Maes; außerdem aber viele Landschaften und Genrebilder aus Berlin, Düsseldorf und sogar einige Bilder von Parisern Künstlern.

Danzig. Am 2. Mai ward die erste Ausstellung des hiesigen Kunstvereins eröffnet. Sie enthält größtentheils die schon für die Königsberger Ausstellung benuzten Gemälde.

Schleswig. Auf der hiesigen Kunstausstellung zeichnete sich vorzüglich ein Gemälde von F. Westphal aus, welches ein in Schleswig jährlich wiederkehrendes Volksfest, das Mövenschießen, darstellt.

Hamburg, den 11. Mai. Die jezt geöffnete Ausstellung des Kunstvereins hier enthält in den Zweigen der Landschaft-, Genre- und Porträt-Malerei neben manchem Oberflächlichen viel Gutes. Ausgezeichnet sind der Bärentanz von Kaufmann, und mehrere Landschaften von Faber. Auch die Arbeiten von Jakob Gensler, Heesche, Häßlich ꝛc. verdienen lobende Erwähnung. Mehrere tüchtige hiesige Maler haben indeß nichts geliefert.

Frankfurt a. M., 7. Mai. Der Direktor des städtischen Museums, Philipp Veit, hat daselbst einen Carton ausgestellt, der die Einführung des Christenthums und der Künste in Deutschland zum Gegenstand hat und den er nächstens in einem Saale des Museums al Fresco ausführen wird.

Unsere zweite außerordentliche Kunstausstellung ward am 15. Mai eröffnet. Der Catalog zeigt 252 Nummern, nebst einigen Sculpturen an; von Düsseldorf und München sind wieder die meisten Beiträge eingegangen, viele andere deutsche Städte haben deren geliefert, und auch aus Holland sind verschiedene hübsche Bilder ausgestellt. Von Sculpturen bemerkt man Thorwaldsens Modell des einen der zwei Basreliefs für Guttenbergs Denkmal in Mainz, dessen Guß in Bronze hier von den Herren Beyer und Bahrt auf Kosten des Städelschen Kunst-Instituts und des Kunstvereins ausgeführt wird; von Professor J. M. Zwerger (am Städelschen Institut) die Büste Washingtons (für einen nordamerikanischen Bürger in Marmor auszuführen); von Ed. Wendelstedt allhier Hagar und Ismael, Gruppe; von Leuchtweis, Schüler des Hrn. Zwerger allhier, Venus und Adonis, Basrelief.

London. Die hiesige Gesellschaft der Maler in Wasserfarben eröffnete in diesem Monate ihre 34ste Kunstausstellung und gleich in den ersten Tagen wurden viele der ausgestellten Gemälde verkauft. Am meisten Aufsehen machte ein Gemälde von Cattermole, welches die Scene aus Quintin Durward darstellt, wo der Fürstbischof von Lüttich auf dem Schlosse von Schönwald der Wuth des Ebers der Ardennen preisgegeben wird. Nächst diesem verdienen die spanischen Scenen von D. F. Lewis, die irischen Scenen von Evans, Karls V. Besuch bei Franz I. nach der Schlacht von Pavia von J. Nash und Mrs. Seyffarth's Ruth und Naemi Erwähnung. Unter den Genrebildern sind die müden Reisenden von Taylor und die Lady mit einem Briefe von Wright, unter den Landschaften, welche den eigentlichen Kern der ganzen Ausstellung bilden, die von Prout, Harding, Copley-Fielding, Cox, Dewint, Barret, Hastineau und Hills zu den gelungensten zu zählen.

Die diesjährige Kunstausstellung der königlichen Academie der Künste zeichnet sich durch einen reichern Vorrath von größtentheils gelungenen Gemälden aus allen Zweigen aus. Zu den interessantesten Bildern gehört Wilkie's Napoleon und Pius VII. in Fontainbleau. Der Pabst ist in einem Armstuhle sizend vorgestellt worden, und sieht aus dem Bilde heraus. Die eine Hand hat er auf die Brust gelegt, die andere ausgestreckt, als ob er Widerstand leisten wolle. Napoleons Stellung ist entschlossen, fest, königlich; aber das Gesicht gibt seine Züge nicht so wieder, wie sie für die Gelegenheit zu passen scheinen. Ferner ein Porträt des Herzogs von Wellington von demselben Maler, „wie jener in der Nacht nach der Schlacht von Waterloo an den König von Frankreich schreibt.“ Unter Landseers Bildern bemerkt man das Porträt des Lords Ossulston, welcher, mit einem Hund an der Seite, neben einem todtgehezten Stiere steht. Ein kleines weißes Pferd, das aus dem Bilde herausblickt, vollendet das Ganze; von demselben Maler ist der „Mustardt,“ ein wohlbeleibter Hund, der in aller Fülle der Verzogenheit am Tische seines Gönners sizt, u. s. w. Von Calcott sieht man ein Genrebild: holländische Landleute, die vom Markt zurückkehren, und Murano, den alten Hafen von Venedig. Von Maclise sind zwei große Gemälde da: „Macbeth und die Hexen,“ wo der Künstler den Schauspieler Macready etwas idealisirt zu seinem Helden benuzt hat, und die Zusammenkunft Karls I. mit Oliva Cromwell; von Etty Psyche, welche der Venus Schönheitsmittel bringt; von Cooper: der Tod Harolds; von Unwins: die Ermordung einer jungen Frau am Beichtstuhle, deren Mann die Beichte heimlich mit angehört und darin eine Bestätigung seines früher gehegten Argwohns gefunden hat; von Turner Julie und ihre Amme, und Mercur und Argus. Stanfields Schlacht von Trafalgar ist ein vortreffliches Gemälde, ebenso das der Plünderung von Basing-House in Hantshire, welches nach zweijähriger Belagerung von Cromwell genommen ward, von Landseer, und die Strandräuber v. J. P. Knight. Von Eastlake's Gemälden ist das Anno Santo das beste; es stellt Pilger in dem Augenblicke dar, wo Rom sich zum ersten Mal ihren Blicken zeigt. Leslie's Autolycus (aus Shakespeare) ist ein Meisterstück von Schalkhaftigkeit und Verschmiztheit des Ausdrucks. T. S. Cooper's Sommermittag ist ein großes, sehr gelungenes Vierstück. Der Biß in den Kuchen, von Mulready möchte unter den launigen Gemälden eins der vorzüglichsten seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 52.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 30. Juni 1836.

Die Kunstausstellung in Halberstadt.

(Fortsetzung.)

Keiner von den Schülern Hensels scheint eine so reiche Phantasie, ein so lebendiges Talent für Compositionen zu haben, als ihr Meister; doch ist auch bei den gegenwärtigen Darstellungen derselben das Streben nach einem großartigen Charakter nicht zu verkennen. Ratti hat in seinem „Noviz“ ein echtes Charakterbild, einen jungen Jesuiten gegeben, wie ihn sein Orden nur verlangen kann; das bleiche, magere Gesicht, die tiefliegenden, lauernden Augen geben der Figur etwas Unheimliches. Der noch ziemlich junge Mann scheint von den Freuden des Lebens übersättigt, und aus Mangel an Lebenslust den Priesterstand gewählt zu haben.

Loewenstein malte den „Kaiser Heinrich mit Frau und Kind über die Alpen flüchtend.“ Unter der zurückgeschlagenen Kutte des Kaisers sieht der Waffenrock hervor, er schreitet voran, gestützt auf sein Schwert. Seine Gemahlin, eine schwächliche und durch Anstrengung sehr erschöpfte Dame, trägt ihren Knaben. Die Gruppe selbst ist malerisch, aber auffallend, daß das schwache, erschöpfte Weib und nicht der kräftige Vater den Knaben trägt. Das Mangelhafte des Landschaftlichen und die bei dem offenbaren Mangel des Helldunkels so kalten Farben des Bildes sind nicht geeignet, den Eindruck zu heben. Loewensteins „wandernder Musensohn“ ist zwar sehr flüchtig, aber mit vieler Naivetät gemalt.

„Knappe und Jungherr“ von Karring ist ein Genrebild von lebensgroßen Figuren. Der Kleine zieht ein Schwert aus der Scheide, welche der Knappe hält, und freut sich seiner Kraft. Dieser Gegenstand, freundlich und ansprechend, würde in kleinem Maßstabe, sauber und fleißig ausgeführt, ein noch ansprechenderes Bild geben. Auch auf diesem Bilde vermißt man wohlangebrachte Reflexe und ein zauberisches Helldunkel.

Vom Professor Julius Schoppe zwei allegorische Darstellungen: „die Nacht“ und „der Tag“ mit ihren Beziehungen zum Leben. Im runden Mittelfelde eine weibliche Figur und drei Kinder schwebend, der Himmel dunkel und bestirnt. Oben links ein Mädchen und ein Jüngling sich umarmend. Rechts eine Mutter mit Kindern, unten rechts eine Soldatenwacht, links ein Weltweiser. Im Gedanken, wie in der Bedeutung verdient „der Tag“ den Vorzug. Im runden Mittelfelde schweben eine weibliche Figur und Kinder, welche Blumen über die Fluren ausstreuen. Oben links Fischfang und Jagd, rechts Ackerbau und Viehzucht; unten rechts die Repräsentantin der Künste, links der Handelsstand — der Kaufmann.

Wittig's aus Berlin in Düsseldorf „Edelknabe“ ist ein hübscher, blondgelockter Jüngling, vornehm, in rothen Sammt gekleidet, mit einer sauber mit Perlmutter verzierten Jagdflinte. Ein glücklich idealisirtes Costümbild von heller, klarer Farbe, wie es sich von einem so talentvollen Schüler Hübners wohl erwarten ließ.

Unter den ausgestellten Bildnissen nach dem Leben ist das des Bischofs Dräsecke von unserm Schöner von sprechender Wahrheit und das ähnlichste dieses berühmten Kanzelredners.

Wollte man über Richtung und die Leistungen der Historienmaler Münchens nach den hier ausgestellten Gemälden urtheilen, so müßte man die dortigen Landschaftund Genremaler im Allgemeinen weit höher stellen. Den jüngern Historienmalern Münchens fehlt augenscheinlich ein allbelebendes Vorbild, wie geistige Anregung; da die geschicktesten und talentvollsten Historienmaler dort nur al Fresco malen, so muß die Staffeleimalerei natürlicherweise zurückbleiben.

Bei Hansons „das Gloria singenden Engeln“ ist das Streben nach Idealität und kindlich frommer Darstellung nicht zu verkennen; aber dem Bilde wäre mehr Wahrheit und gesunde Farbe zu wünschen. Gießmanns „Moses, welcher die Töchter des Jethro am Brunnen

vertheidigt,“ ist eine outrirte Nachahmung von Poussin, in der Farbe mager. v. Schrödters „Judith“ von übertriebener Farbenglut, die Figuren völlig unweiblich.

Lämmermeyers „Jacob und die Engel,“ gegen vier Fuß groß, ist etwa wie eine Farbenskizze behandelt, ohne Geist und Ausdruck. Kürtzingers „Verkauf Josephs“ in dem Einzelnen besser und plastischer gemalt, aber aus der Gruppe von 13 Figuren der Joseph nicht herauszufinden. Das „Reh“ von Nilson erinnert an Taschenbuchkupfer. Das Bild ist ein Machwerk ohne Studium, der Schimmel des Reiters wie aus einem Frescobilde von Cornelius copirt. Leitzens „Kind und Schutzengel“ sind gutgemalte Acte. Echters Bild: die „Rettung Graf Eberhard des Greiners,“ ein Huckepackschleppen kann nicht malerisch seyn, doch der Ausdruck und die Farben sind lobenswerth.

Rauchs herrliche kleine Statue „Jungfrau Lorenz“ in ausgezeichnet schönem Bronzeguß und in Gyps; Tiecks „Caritas“ und allegorische Zusammenstellung, eine „Clio mit einem Genius der Liebe,“ sind als ächte Meisterwerke der Plastik bereits auf mehreren Ausstellungen anerkannt.

Der Prof. F. Krüger in Berlin, einer der genialsten Künstler unserer Zeit, ein eifriger Jäger und Pferdeliebhaber, hat mit seinen Werken in dieser Gattung stets ungewöhnliches Aufsehen, und bei der vornehmeren Welt eine besondere Liebhaberei für dieselben erregt. Wir haben von Krüger die Porträtfigur eines Cuirassier-Majors zu Pferde, die von der überraschendsten Wahrheit und mit seltener Meisterschaft ausgeführt ist. Es war vorauszusehen, daß Krüger talentvolle Schüler und viele Nachahmer finden würde. Meyerheims und Rabe's Militärscenen sind mit entschiedenem Glück aufgefaßt, von gutem Ton und sehr brav gemalt. Mehr Helldunkel und eine delikatere Farbenbehandlung würde den Reiz so kleiner Bilder ungemein erhöhen. Mandels Pferde auf der Weide sind vortrefflich gezeichnet und gut gruppirt. Auch Rechlin zeigt viel Talent für dieses Fach, seine „Manoeuvrescenen“ sind nur zu flüchtig behandelt.

Carl und Julius Schulz „Jagdscenen“ gehören zu den gesuchtesten dieser Art; ihre Darstellungen sind voll Laune, wahr und charakteristisch, doch oft zu nachlässig ausgeführt, wie z. B. die hier ausgestellten Winterbilder mit Jagdscenen.

Pistorius „kranker Esel,“ 1834 hier ausgestellt und angekauft, hat vor allen Gemälden dieses hochgeachteten Künstlers des vielen Humors, der guten Farbe und der vollendeten Ausführung wegen auch in Berlin eine so allgemeine Aufmerksamkeit erregt, daß man auf das verheißene Seitenstück: den „sterbenden Esel,“ hier sehr gespannt war. Auch auf diesem Bilde treten dieselben Personen auf, scheinen indeß um fast zehn Jahre älter. Der Esel liegt niedergekauert mit aufgerichtetem Kopfe vor der Hausthür auf der Streu, ein Knabe hält dessen Hals umfaßt. Das Achselzucken des Schmieds reicht indeß nicht hin, den noch ziemlich kräftigen Esel als Sterbenden zu bezeichnen. Dieser Esel ist somit wieder nur ein kranker; ich möchte ihn aber zum Unterschied den „aufgegebenen Esel“ nennen. Die Gruppirung und Zeichnung der Figuren ist sehr gut, die Farbe etwas unruhig; aber die Ausführung so fleißig und schön, daß das Bild überall als ein sehr bedeutendes Genrebild geschätzt werden muß.

Raimond de Baur arbeitet auch im Genrefach mit Glück; seine „Obsthändlerin“ gehört zu den bessern Bildern dieser Gattung, die wir aus Berlin erhalten haben. Die Gemälde von C. Mathieu in Berlin: „der Großvater“ und „die glückliche Mutter“ sind, namentlich in der Farbe, kalt und weniger gelungen, als die früher von ihr ausgestellten. Sophie Hartz schickte noch kurz vor dem Schlusse der Ausstellung eine „Almosenspenderin“ und „eine Meierin mit ihren Kindern,“ die durch frische Farben und wohlgelungenes Helldunkel ein sehr lobenswerthes Fortschreiten bekunden.

(Der Beschluß folgt.)

Der Pariser Salon 1836.

(Fortsetzung.)

Wir haben im Salon keine von den geistreichen Skizzen obenerwähnter Meister bemerkt, welche wir hier im Laufe des Jahrs hinter den blanken Spiegelfenstern der Herren Susse und Giroux am Börsenplatz, in der Passage des Panoramas und in der Rue du Coq Saint-Honoré prangen sehen, und die wahrscheinlich in den Besitz der Kunstliebhaber übergegangen sind. Von den ausgestellten Aquarellgemälden gefielen besonders die Landschaften von Hubert, welche sich durch eine erstaunliche Leichtigkeit und Gewandtheit der Behandlung auszeichnen. Gerechten Beifall fanden auch die Ansichten von Watelet, Rovelli und William Callow, worin sich schöne Fernsichten, treue Auffassung der Natur und zarte Tinten bemerkbar machen. Simeon Fort gab einen Cadre von Schlachten während der Kaiserzeit, welche im Auftrag des Königs für das Versailler Museum gemalt wurden. Madou hat einige Scenen aus dem Soldatenleben recht naiv dargestellt, und Mde. Elisa Boulanger zeigte uns in schöner Auffassung und Behandlung mehrere berühmte Männer im Kreise des gewöhnlichen Lebens.

Unter den Pastellgemälden haben wir ein überaus getroffenes Porträt der berühmten Schauspielerin Mde.

Dorval von Roguès bemerkt. In der Miniaturmalerei behaupten Mde. Mirbel und Hr. Saint immer noch den ersten Rang. Von den Blumenstücken fanden die des Hrn. Hire und der Mde. Bruyère die meisten Bewunderer, und in der Porzellanmalerei bethätigten Mde. Paulinier und Mde. Jaquotot ein schönes Talent.

IX.

Der Salon war auch dieses Jahr wiederum arm an bedeutungsvollen Sculpturwerken. Maindron hatte eine christliche Familie in Gyps dargestellt, welche unter Nero den Thieren des römischen Circus vorgeworfen wurde, und welche der Vater durch einen heldenmüthigen, verzweifelten Kampf mit einem Löwen vom gewaltsamen Tode errettete. In dieser Gruppe gibt sich ein energisches, wild übersprudelndes Künstlertalent zu erkennen, welches, von Mäßigkeit und Besonnenheit geleitet, Ausserordentliches leisten kann. Mercier, der einen ähnlichen Gegenstand, nämlich die Episode von Eudora und Cymodoceus nach den Märtyrern Chateaubriands zum Vorwurf gewählt hat, ist weniger kräftig im Ausdruck und in der Stellung seiner Figuren; das Nackte und die Draperien sind mit großer Umsicht behandelt. Eine schlafende Frau von demselben Bildhauer ist ohne poetische Schönheit, und athmet zu sinnliches, gewöhnliches Leben. Der Engel des jüngsten Gerichts, auf der Weltkugel stehend mit ausgebreiteten Schwingen, die Posaune an den Lippen und mit der Linken gen Himmel deutend, von Antoine Moine, beleidigt durch seine groben Fehler in den Verhältnissen. Das Weihwasserbecken für die Madeleine, von demselben, ist gelungener; die beiden Figuren, der Glaube und die Kirche, welche es halten, verdienen wegen ihrer gemüthreichen Auffassung Lob; nur lehnt der Glaube den Kopf zu sehr hintenüber und scheint den Himmel um Erlösung von seinem Posten zu bitten, weil auf dieser Erde sein heiliger Cultus doch nur noch ein Spiel und leerer Wortschall ist. Die heilige Genovefa, Marmorstatue von Etex, ist ohne allen Anflug höherer Begeisterung, und die Gypsgruppe: „Carl V. und Odette von Champdivers" von Huguenin abschreckend, häßlich. Venus und Amor, Marmorgruppe von Pradier, sündigt hingegen durch zu weichliche, kokette Ausführung; die Körperformen der knidischen Göttin sind zu gleichmäßig rund und fern von klassischer Schönheit; der Knabe von Cythere ist indeß ganz lieblich anzuschauen; seine Händchen und Füßchen sind meisterhaft gemeißelt; schade, daß sein Gesicht eben so unbedeutend ist, als das der Venus. — Mit großem Talent hat Duret, der Bildhauer des mit einer Schildkröte spielenden neapolitanischen Fischerknabens im Luxembourg, einen über dem Grabe Atala's trauernden Chactas in Bronze ausgeführt; die Züge des Wilden tragen den vollkommenen Ausdruck eines edeln Schmerzes, und die Körperformen sind mit großer Gewandtheit gearbeitet. Der Genius der Freiheit, für die Kuppel der Julisäule auf dem Bastilleplatze bestimmt, ist eine schwerfällige, höchst prosaische Arbeit des Hrn. Dumont, welches man erst recht einsehen wird, wenn dieser Genius an seinem Bestimmungsorte aufgestellt ist. Gott gebe nur, daß dieser Freiheitsgenius nicht mit dem rechten Fuß hinken möge, wie der Napoleon auf der Vendomesäule. Das Basrelief von Seurre, Napoleon nach der Schlacht bei Abukir darstellend und für den Triumphbogen von Neuilly bestimmt, hat treffliche Einzelheiten, und läßt sich auch wohl nicht füglich als an Ort und Stelle richtig beurtheilen. J. Joley hatte zwei Marmorstatuen, die von Bailly, auf seinem Gang nach dem Schafot, und die von Mirabeau, auf der Rednerbühne, ausgestellt, worin die Schwierigkeiten des neuern Costüms glücklich besiegt, und die Auffassung, so wie der Ausdruck lobenswerth waren. — Die Büsten der Herren Guizot und Broussais von Bra, die Horace Vernets von Debay, die Dupuytrens von Desboeufs, so wie mehrere andere von Dantan, besonders die Büste des verstorbenen Gros, zeichneten sich durch sorgfältige Ausführung und große Aehnlichkeit vor vielen aus. Von Fauchère sah man zwei schöne Basreliefs im Styl der Renaissance, welche für das Hotel des Hrn. v. Rothschild bestimmt sind; Triquetti hatte gleichfalls im Geschmack der Renaissance eine bronzene Wasserkanne und Vase ausgestellt, beide sorgfältig und fleißig bis in's kleinste Detail gearbeitet.

David hatte diesmal nichts auf der Ausstellung; Elshoecht gab eine bronzene Büste Fausts, worin allerdings poetische Behandlung nicht zu verkennen war; Molchnechts heilige Catharina verdient ebenfalls lobende Erwähnung. Den ersten Preis unter den eingelieferten Sculpturwerken verdient unstreitig ein colossaler bronzener Löwe, der mit einer Schlange kämpft, von Barye für den König ausgeführt. Dieser Bildhauer ist der Praxiteles des Atlas, der Phidias der Wüste von Barka; er hat mit Löwen, Panthern und Tigern gelebt; er copirt sie nicht in der königlichen Menagerie, wie Buffon; er sucht sie in der Wüste auf, wie Androkles. Dieser colossale Löwe ist schöner als ein Löwe in der Natur; er hat einen idealen Anflug. Welche Wahrheit und Kraft in jenem numidischen Ungeheuer! Brüllt dieser Löwe nicht auf eine schreckenerregende Weise? Zischt diese Schlange nicht unter seinen zermalmenden Krallen? welche Wuth in dieser krausznsammengezogenen Schnauze, in diesem schrägen, stechenden Blick! wie wunderbar schön sträubt sich der Rücken in die Höhe! mit welcher Kraft diese Tatze auf der Beute ruht! welche Kampflust in

diesem sich schlängelnden, windenden, züngelnden Unthier, in diesem heißhungrig geöffneten, brüllenden Rachen! Die Modelle zu dieser Gruppe müssen dem Künstler auf einer afrikanischen Sanddürre gesessen haben, während er selbst ruhig unter einem Palmbaum in der Nähe mit Zeichnen beschäftigt war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Mai.

Artistischer Verkehr.

Paris. Am 10. Mai wurde hier eine Sammlung antiker Marmorfragmente aus der berühmten Tiepolo-Manischen Galerie zu Venedig, und am 11. eine Sammlung von mehr als 200 authentischen Handzeichnungen und Skizzen von Wilkie, worunter sich sehr viele erste Entwürfe zu seinen größern Gemälden befanden, öffentlich versteigert.

Persönliches

Paris. Bei der lezten Kunstausstellung bedauerte man, kein Kunstwerk der Prinzessin Marie zu sehen, deren lezte Statue zu den schönsten Leistungen in der neuern französischen Kunst gehört. Die Tochter des Königs Philipp vollendet jezt eine 5 Fuß hohe Bildsäule, von der man erfreuliche Erwartungen hegt.

Rom, den 28. April. Die durch den Tod Fea's erledigte Stelle eines Oberaufsehers der päpstlichen Alterthümer ist Hrn. Pietro Visconti zu Theil geworden, welcher durch mehrere antiquarische und belletristische Versuche bekannt, Sohn des ausgezeichneten Münzkenners Alessandro, Neffe des verdienten Ennio Quirino Visconti ist, und bereits die Stelle als Secretär der päpstlichen archäologischen Academie bekleidet.

Die Academie von San Luca in Rom hat die Herren Professoren F. Schiassi, Vermiglioli, S. Ciampi, J. Millingen, D. Raoul-Rochette, Ritter D. B. E. David und den beständigen Secretär der Academie der schönen Künste Ludwig v. Remi zu Wien zu Ehrenmitgliedern erwählt.

München. Der Arch. Prof. Gärtner und der Hofmedailleur Carl Voigt dahier haben von S. M. dem König Otto I. von Griechenland das Ritterkreuz des Ordens des Erlösers erhalten.

Berlin, den 25. Mai. Seine königliche Hoheit der Kronprinz hat dem hiesigen Mechanicus und academischen Künstler J. G. Wagner jun. für die Uebersendung einiger Proben der Leistungen einer von ihm nach eigenem Entwurfe gefertigten Relief-Copie-Maschine eine goldene Medaille mit dem Brustbilde Sr. königlichen Hoheit zustellen lassen.

Greifswald. Die hiesige Universität hat den berühmten nordischen Alterthumsforscher Finn-Magnussen in Copenhagen die philosophische Doctorwürde ertheilt.

Kiel, den 26. April. Dr. P. Forchhammer, bekannt durch seine auf Kosten unserer Regierung gemachten Reise nach Italien und Griechenland, ist zum außerordentlichen Professor für Alterthumswissenschaft an der hiesigen Universität ernannt worden.

Academien und Vereine.

Rom. Das archäologische Institut feierte am 21. April den Jahrestag der Gründung Roms zum ersten Mal in ihrem neuen Lokale auf dem tarpejischen Felsen. Der Generalsecretär Geh. L. R. Bunsen zeigte an, daß statt des früheren jährlichen Wechsels der Herausgabe der Annalen zwischen Rom und Paris (für dieses Jahr hatte Ausnahmsweise auch Berlin die Herausgabe eines Jahrgangs übernommen) forthin beide Sectionen jährlich, die eine am ersten April, die andere am ersten Oktober, einen halben Band mit 6 Kupfertafeln herausgeben, so daß immer erst in jedem zweiten Jahre, aber dann auch 2 Bände, statt eines, der eine ganz italienisch, der andere ganz französisch, vollendet seyn werden. Unter den Zeichnungen, die Hr. G. L. R. Bunsen vorlegte, war insbesondere die der großartigen Reste der Portiken merkwürdig, welche die Basilica argentaria umgaben, die, in Kellern und Höfen versteckt und gar nicht gekannt, an Großartigkeit des Baues dem Forum Augusts nicht nachstehen. Der französische Architekt Morey legte Blätter über das Forum des Trajan vor, welche durch die sinnreiche Restauration desselben große Kenntnisse des Alterthums bewiesen.

Paris. Es hat sich hier unlängst unter dem Patronat des Erzbischofs von Aix und des Bischofs von Marocco, so wie unter Leitung des Hr. Ballanche und Urhan (des berühmten Altisten) eine Künstlergesellschaft gebildet, deren Absicht ist, die Wiedergeburt der katholischen Kunst zu befördern und zu einer Reaction hinzureißen. In der lezten, in einer Räumlichkeit der Kirche Notredame gehaltenen Versammlung wurde ein Breve des Papstes vorgelesen, welches die Statuten der Gesellschaft genehmigt. Die Sizungen werden Sonntags nach dem Anhören einer Messe gehalten.

London. Das Institut der brittischen Architekten zu London ward in der Absicht gegründet, das Erwerben architektonischer Kenntnisse zu erleichtern, die damit verknüpften wissenschaftlichen Reisen zu befördern, und in der Baukunst selbst Gleichheit und Trefflichkeit praktischer Ausübung zu bewirken. Es besteht aus drei Klassen: a) wirklichen Mitgliedern, welche sieben Jahre lang die Civil-Baukunst praktisch betrieben haben müssen, b) associrten Mitgliedern, welche noch nicht sieben Jahre dies Geschäft ausgeübt, aber schon das Alter von wenigstens 30 Jahren erreicht haben, und c) Ehrenmitgliedern, diese lezten zahlen, wenn sie nicht mit Bauten als Geschäft oder Handelsgegenstand sich abgeben, oder nicht durch die Wahl des Vereins aufgenommen werden, beim Eintritt nicht unter 25 Guineen. Die wirklichen Mitglieder zahlen 5 Guineen beim Eintritt und 3 Guineen Beitrag jährlich, die associrten jährlich 3 und 5. Die Beamten bestehen in dem Präsidenten (jezt Earl of Grey), drei Vicepräsidenten, zwei Secretären (L. Donaldson und J. Goldicutt) und 7 Ausschußmitgliedern. Sizungen hat das Institut vom December bis Mitte Juli einen Montag um den andern 8 Uhr Abends. Schon bei der ersten Versammlung bestand dessen Vermögen aus 1184 Pfund St.

Am 7. Mai feierte die Gesellschaft der Freunde hülfsbedürftiger Künstler ihren 27sten Stiftungstag, wobei Lord Ashburton präsidirte. Der Secretär Hr. Martin zeigte an, daß der König eine Beisteuer von 100 Pfund Sterl. verwilligt habe. Hr. Reinagle, ein Mitglied der königlichen Gesellschaft der Künste, bemerkte, daß diese einzig aus dem Erlös der Ausstellungen schon 150.000 Pf. Sterl. an verdienstvolle Künstler in Preisen und Unterstüzungen während ihrer in Italien gemachten Studien ausgezahlt habe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Alphabetisches Register

zum

Kunst-Blatt 1836.

Die erste Zahl bedeutet die Nummer des Blattes, die zweite die Seite. Wo nur eine steht, ist die Nummer und die erste Seite des betreffenden Blattes bezeichnet. In dies Verzeichniß sind auch die Kunst-Dilettanten aufgenommen, deren Werke zur öffentlichen Kenntniß gekommen sind, so wie die in diesem Jahrgange erwähnten Schriftsteller.

A.

Ableitner, Bildhauer, 5 15.
Achenbach, Maler, 43, 183. — 44, 187. — 82, 339. — 93, 390.
Ackermann, John, Numismatiker, 68, 284.
Adam, Maler, 21. 84. — 35, 144. — 36, 149. — 42. 179. — 78, 324.
Adamini, Architekt, 104, 440.
Adler, Chr., Porzellanmaler, 15, 58.
Agricola. Maler, 43, 183. — 51, 214.
Ahlborn, Maler, 51, 214. — 93, 390.
Ainmüller, Max, Glasmaler, 15, 58.
Alaux, Maler, 1, 4. — 50, 211.
Albano, Maler, 11, 44. — 58, 242. — 73, 303.
Alberti, L. B., Baumeister. 69, 286. — 71 296.
Albrizzi, Theotochi, Gräfin, 103, 436.
Aldegrever, Kupferstecher, 41, 175.
Alexander, Maler, 41, 174.
Algardi, Bildhauer, 25, 99.
Allan, William, Maler, 21, 83.
Allier, Achill, 24, 96. — 35, 144. — 42, 180. — 93, 392. — 102, 432.
Allston, Washington, Maler. 41, 174.
Alric, Bildhauer, 49, 208.
Amerling, Mal., 87, 368.
Ammanuto, Bildhauer, 25, 99.
Amsler, S., Kupferst., 22, 86. — 100, 417.
Anderloni, Kupferstecher, 20, 80. — 21, 82.
André, Jules, Maler, 47, 200. — 103, 434.
Angelini, C., 48, 201.
Anguier, Bildh., 25, 99.
Anschütz, Maler, 16, 62.
Ansiaux, Maler, 34, 137.
Antonello, von Messina, Maler, 34, 138.
Aquila, Maler, 25, 99.
Archilochos, Architekt, 60, 249.
Aries, Maler, 59, 246.
Aretino, Spinello, Maler, 22, 88.
Artaria, Johann Marcus, Kunsthändler, 24, 96. — 78, 323.
Ascher, Maler, 53, 223.
Asselin, Maler, 39, 168.
Aubert, Maler, 102, 431.
Augur, Bildhauer, 41, 174.
Ayala, de Bernabé, Maler, 11, 44.

B.

Backhuyzen, Maler, 39, 168. — 67, 279.
Badalochio, Sisto, Kupferstecher, 25, 99.
Baglione, Joh., Maler, 11, 44.
Bahrt, Bildgießer, 51, 216.
Bailey, Bildhauer, 6, 24. — 30, 120.
Baillon, Wen., Architekt, 29, 116.
Balaky, F., 102, 431.
Baltard, Archit., 62, 260.
Balthasar, Maler, 54, 136.
Bandel. Bildhauer, 71, 293. — 98, 409.
Bandinelli, Maler, 9, 36. — 25, 99.
Barbier, A., 66, 276.
Baroccio, Federico, Maler, 6, 24. — 74, 307.
Barret, Maler, 51, 216.
Barry, Charles, Architekt, 29, 116. — 54, 228.
Barth, Carl, Kupferst., 81, 336. — 85, 344.
Bartleff, Zeichner, 59, 248.
Bartolini, Bildhauer, 70, 289.
Bartolommeo, Filippo, 66, 276.
Bartolommeo, Fra, Maler, 25, 99. — 41, 176.
Bartolozzi, Kupferst., 41, 174.
Bartsch, 40, 170.
Barye, Bildhauer, 52, 219.
Bassano, Maler, 11, 44.
Barth, Graveur, 81, 336.
Bauer, Prof., 76, 315.
Baur, de, Raimond, Maler, 52, 218.
Bayer, Maler, 6, 24. — 42, 179.
Bayer, von, Maler, 6, 24. — 30, 210.
Beattie, 20, 80. — 30, 120.
Beaume, Maler, 1, 4. — 36, 149. — 49, 207. — 102, 430.
Beccaria's Denkmal, 21, 82.
Beck, H., Zeichner, 85, 352.
Becker, Maler, 81, 333.
Becker, J., Lithograph, 24, 96.
Beckwith, Holzschneider, 20, 80.
Begas, Maler, 35, 144. — 36, 146. — 51, 215.
Behnes, Bildh., 18, 72.
Behrend, M., Maler, 51, 215.
Bellangé, Maler, 36, 148. — 49, 207. — 78, 324. — 99, 415.
Bellini, Giov., Maler, 11, 44. — 39, 168. — 58, 242.
Bendeman, Ed., Maler, 45, 190. — 79, 325. — 80, 331.
Benedetti, Kupferstecher, 21, 82.
Benozzo, Gozzoli, Maler, 7, 27.
Benvenuti, P., Maler, 92, 388.
Berenz, Maler, 50, 210.
Bergeret, Maler, 100. 420.
Berghem, Maler, 38, 158. — 39, 168. — 91, 384.
Bergmann, Lithograph, 37, 154.
Berlinghieri, Bonaventura, Maler, 6, 23.
Bernini, Bildhauer, 25, 99.
Berthon, Maler, 38, 160.
Bertin, Ed., Maler, 47, 199. — 103, 434.
Bertin, J. V., Maler, 46, 195.
Bettelini, Kupferstecher 100, 417.
Beuth, P. W., Geh. Rath 43, 184.
Beyer, Bildgießer, 51, 216. — 104, 440.
Bezard, Maler, 54, 136. — 78, 324.
Bianchi, Architekt, 43. 184.
Biard, Maler, 36, 149. — 48, 202. — 49, 206. 53, 222, 223. — 102, 430.
Bidault, Maler, 1, 4.
Biduinus, Bildhauer, 6, 22.
Biermann, Maler, 67, 280.

Google

Bilau, Theodor, Architekt, 38, 161.
Binck, W. C., Kupferstecher, 41, 175.
Binder, Maler, 76, 316.
Bindesböll, Architekt, 43, 183. — 99, 416.
Bissen, Maler, 25, 100.
Bist, Maler, 93, 390.
Bisi, Kupferstecher, 21, 82.
Blanc, L., Maler, 38, 159. — 81, 335.
Blanchard, Maler, 102, 431.
Blechen, Maler, 43, 183.
Blicher, S. S., Pastor, 83, 344.
Blondel, Maler, 91, 395. — 102, 431.
Blouet, Architekt, 89, 376.
Blyk, van den, Maler, 93, 390.
Bockborni, Maler, 44, 186.
Bodenmüller, Bildhauer, 38, 164.
Bodinier, Maler, 47, 200. — 49, 207.
Böcking, Maler, 44, 187.
Bönisch, Maler, 2, 8.
Böttcher, Lithograph, 37, 155.
Bötticher, Architekt, 21, 96. — 65, 272. — 90, 380.
Böttiger, Archäolog, 5, 20. — 27, 108. — 69, 287. — 71, 296.
Boggiani, Bildh., 21, 82.
Boissard, Maler, 34, 137.
Bol, Ferd., Maler, 67, 279.
Bologna, J. v., Bildhauer, 25, 99.
Bonafont, Maler, 25, 99.
Bone, Henry, Maler, 35, 144.
Bonnassieur, Bildhauer, 89, 375.
Boos, Roman, Bildhauer, 4, 15.
Bovy, A., Medailleur, 4, 16.
Bordiga, Gaudenzio, 21, 82. — 30, 120.
Borgiani, Maler, 25, 99.
Bosio, Bildhauer, 26, 102. 87, 367.
Bouchardon, Bildhauer, 25, 99.
Bouchot, Maler, 34, 140.
Bouillon, Kupferstecher, 47, 200.
Boulanger, Elisa, Malerin, 52, 218.
Boulanger, L. Maler, 36, 152. — 102, 428.
Bourdon, Sebastian, Maler, 6, 21. — 29, 245.
Bourgeois, Maler, 47, 199.
Boutard, M., 11, 44.
Bouterweck, Maler, 43, 182. — 104, 439.
Bouton, Maler, 77, 320.
Boys, Maler, 78, 324.
Bra, Bildhauer, 13, 52. — 26, 102. — 52, 219. — 62, 260. — 87, 367.
Brandes, Maler, 22, 88. 44, 186.
Brandt, Medailleur, 34, 140.
Braun, Maler, 42, 180.
Brecy, 48, 204.
Bremond, Maler, 34, 136. — 50, 211.
Brenkmann, Maler, 88, 372.
Breslauer, Maler, 41, 187.
Breughel, Joh., Maler, 39, 168. — 74, 308.
Breuvercy, J. v., 39, 168.
Bridan, Bildhauer, 61, 256.
Briel, de, Rougeot, Numismatiker. 21, 84.
Brinkmann, von, 7, 28.
Brockedon, William, Maler, 10, 40.
Bromley, J. C., Kupferstecher, 90, 380.
Brougniart, Alexander, 87, 362.
Bronzino, A., Maler, 74, 307.
Brosamer, Kupferstecher, 41, 175.
Brücke, Maler, 44, 187.
Bruckmann, Maler, 16, 62. — 102, 431.
Brue, Bildhauer, 26, 102.
Brügge, van, Rogier, Maler, 67, 279.
Brüggemann, Zeichner, 65, 272.
Brühl, Graf, v., General-Intendant, 43, 184.
Brulliot, Franz, 105, 435.
Brun, Bildhauer, 89, 373.
Brune, Maler, 105, 434.
Brunellesco, Architekt, 1, 2.
Brunner, Maler, 87, 368.
Bruyère, Malerin, 52, 219.
Buckler, J. C., Architekt, 29, 116.
Bürkel, Maler, 5, 19. — 6, 24. — 42, 179. — 48, 202. — 53, 223. — 77, 320. — 87, 368. — 88, 372. — 93, 390.
Buffalmacco, Maler, 7, 27.
Buguet, Maler, 127, 200.
Bunsen, Geh. Rath, 25, 99. — 29, 116. — 36, 152. 58, 244.
Buoninsegno, di, Duccio, Maler, 7, 28.
Buonarotti, Michel Angelo, Maler, Bildh. und Architekt, 2, 7. — 25, 99. — 29, 113, 114. — 30, 118, 119. — 57, 240. — 100, 420.
Burford, St., Maler, 45, 191.
Burnet, John, Kupferstecher, 21, 83, 84.
Burnouf, Eugen, 68, 284.
Burton, Sammler, 27, 108.
Busse, Kupferstecher, 45, 184. — 67, 280.

C.

Cabat, Louis, Maler, 47, 199.
Cadalvéne, Ed. v., 39, 168.
Caillet, Eulalie, Malerin, 77, 320.
Caillouette, Bildhauer, 26. 102. — 89, 373, 374.
Calcott, Maler, 51, 216. — 68, 284.
Callow, William, Maler, 52, 218.
Caminade, Maler, 50, 211. — 78, 324. — 102, 427.
Campana, Petro de, Maler, 67, 279.
Camus, le, Duval, statt „Cymns, le Duval" Maler, 49, 207.
Canina, L., Architekt, 48, 201.
Cano, Alonso, Maler, 11, 44. — 59, 246. — 73, 303. — 74, 307.
Canon, Maler, 34, 137. 78, 324.
Canova, Bildhauer, 25, 99. — 40, 170.
Cantian, Architekt. 92, 385.
Carracci, Annibale, Maler, 36, 152. — 38, 157. 58, 242. — 74, 307.
Caravaggio, Maler, 58, 242.
Carducci, Maler, 59, 246.
Carducho, Maler, 74, 308.
Carenno, Maler, 59, 246.
Carion, Henry, 93, 392.
Caronesi, Architekt, 21, 82.
Carossi, Archit., 98, 411.
Carpue, 99, 416.
Carréa, Michael, Maler, 6, 24.
Carus, Hofrath, Dr., 93, 389.
Caspar, Jos., Kupferst., 34, 138 ff. — 80, 311.
Cassel, Maler, 34, 137.
Cassien, Zeichner, 47, 200.
Castello, Maler, 59, 246. — 73, 303.
Catel, Maler, 26, 105. — 77, 320.
Cattermole, Maler, 51, 216.
Cavaliero, Maler, 74, 308.
Cavanna, Maler, 2, 8.
Cavelier, Bildhauer, 89, 375.
Cares, Maler, 59, 246.
Cellini, Benvenuto, Bildgießer, 25, 99. — 42, 198.
Cennini, Cenino, Maler, 7, 28.
Cerezo, M., Maler, 74, 307.
Cesare, Francesco da, Architekt, 48, 204.
Cespèdés, Maler, 59, 246.
Chabard, Maler, 34, 137.
Chalgrin, Architekt, 26, 101.
Challamel, Lithograph, 20, 80.
Champagne, Ph., de, Maler, 74, 308.
Champmartin, Maler, 50, 211. — 78, 324. — 102, 427.
Champollion, Archäolog, 15, 60.
Chantrey, Bildhauer, 25, 100. — 34, 139. — 45, 181.
Chaponnière, Bildhauer, 26, 102. — 88, 369.
Chapron, Maler, 25, 99.

Chapuy, Lithograph, 37, 153, 155.
Charlet, Maler, 35, 143.
Chasseriau, Maler, 34, 136. — 50, 211.
Chateauneuf, A. de, Architekt, 90, 379.
Chenavard, Kupferstecher, 24, 96.
Chimenti, Maler, 74, 308.
Chopin, Maler, 36, 148.
Christfeld, Porzellanmaler, 15, 58.
Ciampi, Professor, 6, 21. — 52, 220.
Cibot, Maler, 49, 207.
Cignani, Maler, 38, 158.
Cimabue, Maler, 7, 27. 22, 88.
Classen, Lorenz, Maler, 81, 334.
Clarke, Architekt, 22, 88.
Cockerell, Architekt, 35, 144.
Coello, Claudio, Maler, 11, 44. — 59, 246. — 73, 303.
Coesvelt, Sammler, 39, 168.
Coignet, Maler, 34, 140, 36, 149. — 47, 199. — 102, 431.
Cole, Maler, 15, 60. — 41, 174.
Colin, Maler, 36, 151. — 77, 320. —
Collantés, Maler, 59, 246.
Colloca, Stefano, Maler, 81, 336.
Colman, Maler, 59, 248.
Coombs, Kupferst., 59, 248.
Comairas, Mal., 34, 136.
Conti, Bernardin de', Maler, 67, 279.
Cooke, E. W., Maler, 35, 144.
Cooke, W. B., Kupferst., 27, 108.
Coombes, Kupferstecher, 27, 108.
Cooper, Maler, 22, 88. 51, 216.
Cop, Maler, 51, 216.
Copley-Fielding, Maler, 51, 216.
Copley, John Singleton, Maler, 41, 173, 174.
Corbeaux, F., Malerin, 35, 144.
Cornelius, Maler, 5, 18. — 16, 63. — 20, 80. — 43, 184.
Corot, Maler, 47, 199.
Corradini, Maler, 25, 99.
Correggio, Maler, 2, 8. — 25, 99. — 38, 158. 39, 167.
Cort, Simon, Maler, 52, 218.
Cortot, Bildhauer, 84, 346. — 98, 412.
Coques, Gonzales, Maler, 39, 168.
Cotteaux, Felix, Maler, 48, 203.
Cottrau, Maler, 77, 320.
Couder, A., Maler, 49, 207. — 78, 324. — 94, 395. — 102, 427.
Coulon, G., 81, 336.
Court, Maler, 37, 155. — 50, 211. — 94, 395.
Courtin, Lithograph, 37, 154.
Cousins, Kupferst., 14, 55. — 59, 248. — 91, 384.
Coussins, Maler, 21, 83.
Coutain, Maler, 102, 427.
Coutan, Maler, 78, 324. — 94, 395.
Couwenberg, H. W., Kupferstecher, 103, 435.
Coypel, Maler, 59, 245.
Craver, Maler, 39, 168.
Cremonese, Caletti, Kupferstecher, 41, 176.
Crespi, Maler, 74, 307.
Creuzer, Archäolog, 62, 257. — 63, 265. — 64, 266. — 65, 271. — 66, 274. — 67, 277. — 68, 283.
Crola, Maler, 42, 179. — 44, 186. — 48, 202.
Crozatier, Bildgießer, 80, 332.
Cruz, Pontagna de la, Maler, 59, 246.
Cuder, Maler, 35, 145.
Cunego, Maler, 25, 99.
Cuningham, Allan, Dichter und Biograph, 59, 248.
Cupp, Albert, Maler, 6, 24.

D.

Dahl, Maler, 44, 187. — 77, 320. — 87, 368.
Dancoisne, L., Schriftsteller, 68, 284.
Danhauser, Maler, 27, 108. — 51, 216. — 81, 336.
Dankerts, Dankert, Kupferstecher, 41, 175.
Dannecker, Bildhauer, 93, 416. — 103, 436.
Dantan, Bildh., 52, 219.
Darodes, Louis August, Kupferstecher, 88, 372.
Dauphin, G., Maler, 34, 137.
David, Bildhauer, 54, 139. — 52, 219. — 56, 236. — 67, 280. — 77, 320. — 78, 324. — 80, 332. — 89, 375, 376.
David, Maler, 16, 64. — 77, 320. — 94, 395. — 104, 439.
David, D. B. C., 52, 220.
Debay, Maler, 34, 138.
Debay, d. Aelt., Bildhauer, 26, 102. — 52, 219. — 87, 367.
Debelle, Lithograph, 47, 200.
Debon, Maler, 36, 149.
Debret, Maler, 15, 60.
Debret, Architekt, 26, 101.
Decaisne, Maler, 34, 136. — 50, 211.
Decamps, Al., Schriftsteller, 24, 96. — 32, 125. — 78, 324. — 92, 388.
Dedreux, Maler, 34, 136.
Defontaine, Maler, 22, 88.
Deger, Maler, 19, 76. — 80, 330.
Deherain, Malerin, 78, 324.
Dejuinne, Maler, 94, 395. — 102, 427.
Delabarre, Architekt, 26, 101.
Delaborde, Maler, 53, 221. — 104, 439.
Delacroix, Eugen, Maler, 27, 108. — 33, 130. — 53, 221. — 77, 320. — 101, 422. — 104, 439.
Delaroy, A., Schriftsteller, 68, 284.
Delaroche, Paul, Maler, 25, 98. — 26, 103. — 32, 125. — 95, 397. — 104, 437.
Delaval, Maler, 34, 137.
Delavigne, Maler, 94, 396.
Deleschamp, Chemiker, 25, 100. — 93, 392.
Delorme, Maler, 78, 324. — 94, 395.
Demarne, Maler, 16, 64.
Dembour, Kupferstecher, 20, 79.
Dequesne, Maler, 78, 324.
Desboeufs, Bildhauer, 52, 219.
Descamps, Charles, Maler, 101, 424. — 102, 428.
Desnoyers, Kupferst., 41, 174.
Deserain, Malerin, 34, 126.
Despréaux, Schriftsteller, 39, 168.
Desprez, Bildhauer, 25, 100.
Destouches, Maler, 49, 207. — 102, 429, 430.
Detroy, Franz, Maler, 6, 24.
Deveria, Achill, Maler, 34, 136. — 78, 324. — 51, 216. — 102, 427, 428
Dewint, Maler, 51, 216
Diderot, Schriftsteller 66, 275.
Dietel, Bildhauer, 87, 368. — 92, 388.
Dietrich, Chr. W., Maler, 6, 24.
Diez, Maler, 48, 202. — 56, 236. — 90, 380.
Dittenberger, Maler, 62, 259.
Dolce, Carlo, Maler, 102, 426.
Domenichino, Maler, 6, 24. — 62, 260.
Donaldson, Architekt, 22, 87.
Donato, Bildhauer, 1, 2.
Donndorf, B., Lithog., 39, 168.
Doo, G. T., Kupferstecher, 30, 120.
Dorner, Maler, 24, 180. — 44, 186.
Dow, Gerhard, Maler, 39, 168. — 104, 426.
Dragomanni, Francesco, Schriftsteller, 85, 349.
Drake, Bildhauer, 43, 184. — 44, 186. — 99, 416.
Draper, J. W., Schriftsteller, 57, 240.
Dreibholz, Maler, 95, 390.
Drolling, Maler, 78, 324. — 94, 395. — 100, 427.
Duban, Architekt, 61, 256. — 67, 280.
Dubois, Maler, 78, 324. — 102, 427.
Dubruloz, Maler, 36, 151.
Dubuffe, Maler, 50, 214.
Duccio, Maler, 7, 28.

Ducis, Maler, 23, 92.
Dudey, Maler, 91, 385.
Dufay de Casanova, Maler, 10, 40.
Dürer, Maler, 4, 14. — 15, 58. — 25, 99. — 59, 245.
Dürk, Maler, 5, 19. — 87, 368.
Dufour, 24, 96.
Dufré, Jules, Maler, 92, 388.
Dumesnil, Robert, Maler, 27, 108. — 93, 390.
Dumont, Bildhauer, 52, 219. — 89, 375.
Dunker, H., Maler, 59, 248.
Dunlap, Schriftsteller, 41, 173.
Dupont, Henriquet, Kupferstecher, 51, 213.
Dupré, Jules, Maler, 47, 200. — 77, 320.
Dupressoir, Zeichner, 24, 96.
Durac, Maler, 102, 429.
Durand, C., Sammler, 27, 106, 107.
Durelli, Gebrüder, Kupferstecher, 20, 80.
Duret, Bildh. 52, 219.
Durupt, Maler, 36, 151.
Dusi, Cosmoe, Maler, 15, 58.
Dyk, van, Maler, 6, 21. — 11, 44. — 39, 168. — 59, 245. — 66, 276. — 67, 279. — 74, 307, 308. 102, 431.

E.

Eastlake, Maler, 51, 216.
Eberhard, H. W., Kupferstecher, 38, 159.
Ebers, Emil, Maler, 38, 159. — 52, 222. — 93, 390.
Eckbohm, C. M., Schriftsteller, 83, 344.
Eckersberg, Kupferstecher, 43, 183.
Eckert, Maler, 22, 88. — 43, 184.
Eckhout, Maler, 77, 320. 78, 324.
Echter, Maler, 52, 218.
Edelinck, Kupferstecher, 41, 174.
Edmonstone, Maler, 22, 88.
Eggert, Fr., Maler, 15, 58.
Egglofsstein, von, Gräfin Julie, Malerin, 53, 223. — 56, 236. — 66, 276. — 93, 389.
Ehemant, Maler, 82, 339.
Ehrhard, Maler, 45, 181. 81, 333.
Eichens, Eduard, Kupferstecher, 31, 139.
Eichens, Lithograph, 10, 40. — 90, 380.
Einzigmüller, Kupferstecher, 87, 368.
Ekersberg, Maler, 25, 100.
Elsasser, A., Maler, 19, 76.
Elsheimer, Maler, 59, 245.
Elshoecht, Bildhauer, 52, 219.
Elsholz, C., Maler, 10, 40. — 24, 96.
Embden, August, von, 88, 372.
Emmele, Sammler, 78, 323.
Empoli, Graf, da, Maler, 74, 308.
Ender, v., Maler, 22, 87.
Engelhard, Architekt, 25, 99.
Erbstein, Alterthumsforscher, 76, 315.
Erlacher, Architekt, 24, 96.
Escalante, Maler, 59, 246.
Espercieux, Bildhauer, 26, 102. — 87, 367.
Espinosa, Maler, 59, 246.
Esquivel, Maler, 2, 8.
Etex, Bildhauer, 26, 102. — 52, 219. — 78, 324. — 81, 336.
Etty, Maler, 51, 216.
Evans, Maler, 51, 216.
Evers, Goldarbeiter, 79, 328.
Eybel, Maler, 53, 222.
Eyck, van, Maler, 1, 2. — 2, 5, 7.
Ezdorf, Chr., Maler, 6, 24. — 42, 180. — 48, 202. — 77, 320. — 87, 368.

F.

Faber, Maler, 51, 216.
Fabre, Maler, 1, 4. — 102, 431.
Fabris, Bildhauer, 43, 184. — 89, 375, 376.
Facius, Angelica, Stempelschneiderin, 4, 16. — 56, 236. — 92, 387.
Faistenberger, Georg, Bildhauer, 4, 15.
Fanucchi, Carlo, Zeichner, 81, 337.
Fasel, Georg Wilhelm, Maler, 62, 258.
Fattore, Franc. Penni, Maler, 41, 176.
Fauchère, Bildhauer, 52, 219.
Fauschery, Kupferstecher, 51, 213.
Faustner, Porzellanmaler, 15, 58.
Fea, Archäolog, 32, 128. — 36, 152. — 42, 180.
Fearnley, Maler, 47, 200. — 77, 320.
Felsing, Kupferstecher, 24, 96. — 53, 223. — 100, 417.
Fendi, Zeichner und Kupferstecher, 76, 315.
Feraud, Maler, 34, 137.
Ferrari, Gaudenzio, Maler, 21, 82. — 30, 120.
Ferrario, Guil., Schriftsteller, 27, 107. — 30, 120.
Fére, Guyot de, Schriftsteller, 93, 392.
Ferrière, Maler, 91, 384.
Fesch, Cardinal, 102, 431.
Feuchère, Bildhauer, 26, 102. — 88, 369.
Field, Georg, Schriftsteller, 48, 201.
Finden, Kupferstecher, 19, 76. — 102, 432.
Finn-Magnussen, Alterthumsforscher, 52, 220.
Fischer, Lithograph, 38, 158.
Fischer, Kupferstecher, 59, 248.
Fischer, Anton, Maler, 15, 57.
Flandin, Eugene, Maler, 48, 203.
Flandrin, Maler, 36, 150. — 104, 439.
Flatters, Bildhauer, 59, 248.
Fleischmann, Kupferst., 87, 368.
Flers, Maler, 47, 200.
Fleury, Robert, Maler, 36, 151. — 77, 320.
Flor, Maler, 26, 103.
Floris, Franz, Maler, 19, 76.
Förster, Dr. Ernst, Maler, 6, 21. — 9, 36. — 10, 40. — 16, 62. — 22, 88. — 66, 276.
Förster, F., Schriftsteller, 84, 347.
Fohr, Maler, 44, 186. — 93, 390.
Folz, Maler, 16, 62.
Fontaine, Architekt, 26, 101.
Forbes, Dr. James, Professor, 65, 272.
Forbin, Maler, 102, 430.
Forchhammer, Dr., Archäolog, 52, 220.
Forestier, Alcid., de, Schriftsteller, 27, 108.
Forster, Kupferst., 35, 144. — 51, 213. — 102, 432.
Fourmont, Malerin, 1, 4.
Foyatier, Bildh., 26, 101.
Fragonard, Maler, 36, 148. — 78, 324. — 94, 395. — 102, 429.
Francesca, della, Pietro, Maler, 85, 349.
Francia, Maler, 25, 99.
Frank, Franz, Maler, 102, 431.
Frank, Othmar, Schriftsteller, 20, 79.
Franquelin, Maler, 49, 207.
Fratin, Bildhauer, 18, 72. — 36, 152. — 89, 375.
Frenzel, Kupferstecher u. Schriftsteller, 25, 98, 99. — 38, 158, 160.
Freudenberg, Maler, 53, 223.
Freund, Bildhauer, 25, 100. — 100, 440.
Frey, Lithograph, 36, 152.
Freymann, J. A., Lithograph, 85, 352.
Friedrich, Maler, 77, 320.
Fries, Maler, 87, 368.
Fuchs, Charles, 105, 435.
Funk, Maler, 41, 187. — 82, 339.
Furner, Kupferstecher, 59, 248.

G.

Gaddi, Taddeo, Maler, 7, 28.
Gärtner, Architekt, 24, 96. — 33, 132. — 43, 184. — 46, 196. — 52, 220. — — 76, 315.
Gärtner, Maler, 50, 210.
Gail, Maler, 6, 24. — 26, 104. — 61, 254.
Gallait, Maler, 50, 211. 100, 420. — 101, 424.
Gallier, Maler, 47, 200.
Gallimard, A., Maler, 34, 137.
Garavaglia, Kupferst., 22, 88.

Garland, Maler, 59, 248.
Garneray, Maler, 48, 203. — 78, 324. — 102, 428. — 103, 434.
Garrofalo, Benv., Maler, 39, 168.
Gassen, Maler, 16, 62, 63.
Gauermann, Maler, 51. 216.
Gauci, A. R. A. W., Lithograph, 61, 255.
Gavard, Zeichner, 64, 268.
Gechter, Bildhauer, 26, 102. — 88, 369.
Geddes, Maler, 35, 144.
Geefs, Bildhauer, 18, 72. — 23, 92. — 35, 144. — 44, 188. — 62, 260. — 87, 368. — 92, 388.
Geel, van, Maler, 21, 84.
Geißler, F., Kupferst., 38, 160.
Gell, William, Archäolog, 42, 180.
Gensler, Jakob, Maler, 51, 216.
Gentile, Ant., Kupferst., 41, 176.
Gérard, Maler, 95, 397. — 95, 395. — 104, 439.
Gérard, Bildh., 26, 102. — 32, 126. — 87, 367.
Gerhard, Eduard, Dr., Archäolog, 36, 152. — 43, 184. — 49, 208. — 63, 264. — 66, 276. — 98, 411.
Gerhard, Maler, 44, 187.
Géricoult, Maler, 32, 126.
Geyser, G. W. v. J., Maler, 37, 153.
Ghiberti, Lorenzo, Bildhauer, 25, 99.
Gibson, Bildh., 35, 144.
Gießmann, Friedrich, Maler, 14, 54. — 37, 155. — 52, 217.
Giffels, Fr., Maler, 41, 175.
Gigour, Maler, 50, 211. — 77, 320.
Gille, Lithograph, 53. 222.
Giller, Kupferst., 22, 88.
Gimignano, Vincenzio da S., Maler, 102, 426.
Gingembre, Zeichner, 36, 152.
Giordano, Luca, Maler, 62, 260. — 74, 307.
Giorgione, Mal., 25, 99.
Giotto, Maler, 7, 27, 28. — 22, 88. — 66, 276.
Girard, Kupferstecher, 51, 215.
Girardon, Bildh., 25, 99.
Giraud, Maler, 36, 151. — 102, 432.
Girodet, Maler, 16, 64. — 19, 76. — 94, 395. — 102, 431.
Giroux, Maler, 103, 434.
Giroux, Kunsthändler, 100, 420.
Gisors, Alphonse, Architekt, 67, 280.
Giunta, Maler, 6, 23.
Giocondo, Fra, Architekt, 69, 287.
Glauber, Maler, 74, 308.
Glenking, John, Schriftsteller, 68, 284.
Glink, Maler, 21, 84.
Godecharles, Bildhauer, 41, 176.
Goethe, 9, 33.
Götting, Maler, 43, 181. 81, 334.
Goldschmidt, Maler, 49, 207.
Goldstein, Maler, 77, 320.
Gollait, Maler, 34, 137.
Golzius, Kupferstecher, 41, 174.
Gomez, Sebastian, Maler, 11, 41.
Gonon, Bildg, 56, 236.
Gosse, Maler, 36. 181.
Goury, Julius, Architekt, 58, 244.
Goya, Maler, 58, 241.
Goyet, Maler, 78, 324.
Granet, Maler, 50, 210. — 81, 335. — 99, 415.
Granger, Maler, 78, 324. 102, 427.
Graß, Bildhauer, 49, 208.
Green, Bildhauer, 30, 120.
Grenough, Horatio, Maler, 41, 174.
Grenier, Maler, 49, 207. 102, 429.
Grolig, Maler, 44, 187. — 77, 320. — 93, 390.
Gros, Maler, 16, 64. — 22, 88. — 32, 126. — 34, 138. — 77, 320. — 94, 395. — 104, 439.
Gros-Drolling, Bildhauer, 89, 375.
Grothe, Maler, 53, 222.
Gube, Steinsch., 57, 240.
Gudin, Theodor, Maler, 48, 203. — 87, 368. — 93, 390. — 103, 433, 434.
Gué, Maler, 1, 4. — 50, 211. — 102, 430.
Guérard, Maler, 103, 436.
Guercino, Maler, 11, 44. — 58, 242. — 74, 308.
Guérin, Maler, 94, 395. — 95, 397. — 103, 436.
Guglielmi, A., Maler, 74, 308.
Guiaud, Maler, 50, 211.
Guichard, Maler, 102, 428.
Guignet, Mal., 102, 431.
Guilmeth, Schriftsteller, 68, 284.
Guttenberg, Buchdrucker, 23, 91.

H.

Haag, G. F., Bildgießer, 73, 304.
Haanen, Maler, 87, 368.
Habel, Archäolog, 78, 328.
Haelweg, Kupferstecher, 41, 175.
Hämmerl, Maler, 15, 58.
Häslich, Maler, 51, 216.
Hagen, A., Schriftsteller, 51, 216.
Haller, Bildhauer, 71, 293. — 98, 409.
Hallner, Architekt, 18, 72.
Haltens, Carl, Schriftsteller, 53, 224.
Hamilton, David, 29, 116. — 64, 268.
Hammer, Kupferstecher, 43, 184.
Hanfstängl, Lithograph, 36, 152. — 38, 157, 158. — 102, 425.
Hanke, Bibliothekar, 102, 431.
Hansen, Archit., 43, 183.
Hanson, Maler, 52, 217.
Hantsch, Maler, 77, 320.
Harding, Maler, 41, 174. — 51, 216.
Harding, J. D., Lithograph, 61, 255.
Harst, Zeichner, 59, 248.
Hart, S. A., Kupferst., 14, 55.
Hartmann, Lithograph, 24, 96.
Hartz, Sophie, Malerin, 52, 218.
Hase, Hofrath, Archäolog, 24, 96. — 71, 294.
Hasenclever, Maler, 53, 222. — 83, 359.
Hasenpflug, Maler, 50, 209. — 53, 223.
Hastineau, Maler, 51, 216.
Hauser, Maler, 44, 186.
Haushoffer, Maler, 44, 186. — 88, 372.
Hausmann, B., Sammler, 90, 379.
Havez, Franz, Maler, 28, 111, 112. — 77, 320.
Hayter, Maler, 44, 188.
Hayley, Maler, 22, 88.
Heesche, Maler, 51, 216.
Heger, Architekt, 66, 274.
Heidecker, Maler, 80, 331.
Heilmayer, Maler, 44, 186.
Heim, Maler, 78, 328. — 94, 395. — 102, 427.
Heine, Maler, 53, 222.
Heinecke, Schriftsteller, 40, 170.
Heinel, Maler, 42, 180. — 44, 186. — 53, 223. — — 87, 368.
Heinlein, Maler, 44, 186. — 48, 202.
Heinrich, Thugut, Maler, 53, 223.
Heinzmann, Porzellanmaler, 15, 58. — 56, 236.
Helst, van der, Maler, 91. 384.
Helwig, L., Lithograph, 42, 179.
Hemling, Maler, 67, 279.
Henschel, Bildhauer, 55, 232.
Hensel, Maler, 51, 215. 103, 435.
Herlen, Friedrich, Maler, 2, 5, 7, 8. — 3, 10.
Herrera, Maler, 11, 44.
Hermann, Maler, 16, 62, 63. — 68, 272.
Herrmann, Gottfr., Archäolog, 69, 287.
Herrmann, Maler, 50, 210.
Hersen, Malerin, 102, 430.
Heß, Peter, Maler, 1, 5. 5, 17. — 43, 184. — 77, 320. — 87, 368. — 102, 425.
Heß, Heinrich, Maler, 18, 69, 70. — 43, 184. — 48, 202.
Heß, C., Maler, 44, 186.
Hesse, Maler, 48, 203. — 78, 324. — 102, 427.
Hessemer, Architekt, 76, 316.
Hetsch, Architekt, 19, 76. 25, 100.
Heuß, Maler, 5, 19.
Heyde, van der, Maler, 39, 168.
Hildebrand, Maler, 13, 50. — 38, 159. — 43, 181, 182. — 53, 222. — 79,

325. — 80, 331. — 104, 438.
Hills, Maler, 51, 216.
Hiltensperger, Maler, 16, 62, 63.
Hire, Maler, 52, 219.
Hirschbeiter, Bildhauer, 89, 375.
Hittorf, Architekt, 7, 25, 26, 27. — 66, 273. — 69, 287. — 98, 412.
Hobbema, Maler, 9, 56. — 39. 168.
Höcke, Maler, 44, 187.
Hoffstetten, v., Maler, 44, 186.
Hogarth, Maler, 14, 56.
Hohe, Lithograph, 38, 157, 158. — 102, 425.
Holbein, Friedrich, Bildhauer, 30, 120.
Holbein, Maler, 2, 8. — 38, 158. — 43, 182. — 85, 341.
Hollar, W., Kupferstecher, 40, 169.
Holm, Maler, 42, 180. — 53, 223.
Holzmayer, Joseph, Maler, 14, 54.
Hondekoter, Maler, 39, 168.
Hope, Thomas, Sammler, 42, 180.
Hopfgarten, Maler, 45, 185.
Hornung, Maler, 91, 384.
Hossauer, Goldarbeiter, 34, 139.
Hosse, Holzschneider, 92, 387.
Houbrasken, Schriftsteller, 38, 165.
Howard, Henry, Professor, 65, 272.
Howe, James, Maler, 76, 315.
Huber, Schriftsteller, 40, 170. — 91, 384.
Hubert, Maler, 52, 218.
Hübner, J., Maler, 51, 215.
Hübner, Maler, 80, 331.
Hübsch, Architekt, 76, 316.
Huet, Architekt, 26, 101.
Huet, Paul, Maler, 46, 195.
Hugo, A., Schriftsteller, 47, 200.
Hugo, Victor, Schriftsteller, 94, 396.
Huguenin, Bildhauer, 52, 219.
Hugot, Architekt, 26, 101.
Huysum, van, Maler, 6, 24.

J.

Jacobi, Maler, 44, 187.
Jacobi, Gettes, Maler, 6, 25.
Jacobs, Emil, Maler, 85, 352.
Jacoby, Kunsth., 67, 279.
Jacoby, Maler, 82, 340.
Jacquand, Maler, 36, 151. — 55, 222. — 93, 389.
Jacquemont, Schriftsteller, 15, 60.
Jäger, Gustav, Maler, 14, 54. — 77, 320.
Jaime, Maler, 49, 207.
Janelli, Cataldo, Archäolog, 50, 212.
Jansen, Maler, 51, 228.
Jaquot, Bildhauer, 26, 102. — 89, 373.
Jaquotot, Malerin, 52, 219. — 77, 320.
Jarvis, Maler, 41, 164.
Jazet, Kupferst., 45, 192. — 51, 213. — 102, 429.
Jensen, Maler, 19, 76.
Jesi, Maler, 21, 82.
Iblee, Maler, 101, 424.
Imhoff, Bildhauer, 25, 92. — 30, 120. — 88, 372. 98, 414.
Ingram, Architekt, 59, 248.
Ingres, Maler, 32, 125. — 34, 136. — 38, 162. — 43, 184. — 94, 396. — 104, 439.
Inman, Maler, 41, 174.
Joanes, Vincent, Maler, 11, 41.
Johannot, Alfr., Maler, 7, 28. — 36, 151. — 78, 324. — 102, 427, 428.
Johannot, Tony, Maler, 53, 221.
John, Schriftst., 85, 344.
Joinville, Edmund, Maler, 41, 176.
Joly, J., Bildh., 52, 219.
Joly, Maler, 50, 211.
Jollivet, Maler, 1, 4. — 36, 149. — 102, 428.
Jones, Owen, Architekt, 58, 244.
Jordaens, Jacob, Maler, 11, 44. — 39, 168. — 62, 259.
Jordan, Maler, 38, 159. — 53, 222.
Jourjon, Bildhauer, 89, 375.
Jouvenet, Maler, 59, 245.
Jouy, Maler, 50, 211.
Joyant, Maler, 48, 203.
Isabey, Maler, 36, 149. — 48, 202. — 50, 211. — 93, 390. — 105, 451.
Itar, Architekt, 66, 274.
Ittenbach, Maler, 45, 181.
Juanès, Juan, de, Maler, 59, 246. — 74, 307, 308.
Juinne, de, Maler, 78, 324.
Juvara, Architekt, 21, 82.
Jurisch, Maler, 50, 210.

K.

Kachel, Medailleur, 56, 236.
Kaiser, Adolph, Maler, 91, 381.
Kaiser, Maler, 42, 150.
Kaltenmoser, Maler, 53, 225.
Kammerer, Th., Steindrucker, 85, 352.
Karring, Maler, 52, 217.
Karst, Maler, 55, 222.
Kaselowsky, Maler, 38, 159. — 76, 316.
Kaufmann, Maler, 51, 216.
Kaulbach, Maler, 16, 62, 63. — 48, 202.
Keiser, Friedrich, Wappenstecher, 103, 435.
Kellen, van der, Graveur, 38, 161.
Kennedy, W. D., Maler, 20, 80.
Kessels, Matth., Bildh., 38, 162. — 102, 431.
Kestner, v., 36, 152. — 104, 440.
Keur, le, Henry, Kupferstecher, 84, 348.
Keyser, de, Maler, 87, 368.
Kiprensky, Orest, Maler, 103, 436.
Kirchmaier, Maler, 43, 180, 202.
Kirchner, J., Maler, 15, 58.
Kirner, Maler, 42, 180. — 100, 420.
Kirstein, Bildh, 49, 208.
Klagmann, Bildhauer, 18, 72.
Klein, Maler, 22, 86. — 42, 180. — 53, 223. — 87, 368.
Klein, Carl Aug., Freiherr von, 88, 544.
Kleinmann, Porzellanmaler, 15, 58.
Klenze, v., Architekt, 4, 16. — 22, 87. — 43, 184. 71, 293. — 87, 368. —
Klöber, v., Maler, 43, 182. — 51, 216.
Klosen, Maler, 50, 210.
Klünne, A., Medailleur, 81, 336.
Kluge, Kupferst, 43, 184.
Knapp, Maler, 88, 372.
Knauth, Maler, 48, 202.
Knight, Gaety, Schriftsteller, 93, 392.
Knight, J. P., Maler, 51, 216.
Kolell, Maler, 78, 321. — 93, 390.
Koch, J. C., Maler, 18, 69. — 19, 76. — 41, 157. 67, 280.
Kögel, Maler, 15, 59.
Köhler, v., Schriftsteller, 15, 60.
Köhler, Maler, 80, 331.
Koeckoeck, Maler, 44, 187. — 12, 340.
König, Medaill., 80, 379.
Körner, Maler, 52, 222.
Kokolnik, Schriftsteller, 59, 248.
Kolbe, Maler, 53, 222.
Kooi, van der, Maler, 68, 284.
Koopmann, Maler, 19, 75.
Krafft, Adam, Bildhauer, 1, 11.
Krafft, Lithograph, 10, 40.
Krafft, Maler, 81, 336.
Krahmer, Architekt, 67, 280.
Krako, H., Bildarbeiter, 79, 328.
Kranach, Lucas, Maler, 59, 245.
Krause, W., Maler, 44, 187.
Kretschmar, Maler, 42, 180.
Kretschmer, Maler, 53, 222. — 80, 331.
Kreul, d. Vater, Maler, 87, 368.
Kreul, d. Jüngere, Maler, 53, 224. — 87, 368.
Kriger, H., Maler, 10, 40. — 43, 183.
Kriehuber, Maler, 21, 83.
Kröncke, Architekt, 104, 440.
Krohn, Medailleur, 100, 419.
Krug, Maler, 42, 180.

Krüger, F., Maler, 52, 218.
Kühne, Maler, 51, 214.
Kümmel, Bildhauer, 62, 259.
Kürzinger, Maler, 52, 218.
Kugler, Dr., Schriftsteller, 53, 224. — 67, 279.
Kummer, Maler, 77, 320.
Kunz, Maler, 2, 8.

L.

Labrouste, Architekt, 25, 97.
Lacher, Georg, Maler, 14, 53.
Ladenspelder, Kupferst., 41, 175.
Lämmermayer, Joseph, Maler, 14, 51. — 52, 218.
Lafont, Maler, 22, 88.
Lagrenée, de, M., Maler, 74, 308.
Laitié, Bildhauer, 26, 102. — 89, 373.
Lami, Eugene, Maler, 36, 148. — 102, 430.
Landi, C., Goldarbeiter, 98, 412.
Landseer, Edwin, Maler, 35, 144. — 51, 216.
Lane, R. J., Lithograph, 61, 255. — 65, 272.
Lanfranco, Maler, 11, 44.
Lange, L., Architekt, 25, 100. — 55, 232.
Langlois, Maler, 78, 324. — 91, 395. — 102, 427.
Lannoy, de, Architekt, 22, 88.
Laponneraye, Schriftsteller, 39, 168.
Larivière, Maler, 37, 155. — 50, 211.
Lasinio, Maler, 6, 21. — 21, 82. — 25, 99.
Lasinsky, Maler, 44, 187. 82, 339.
Lassaulx, von, Architekt, 9, 36.
Lassus, Maler, 50, 211.
Lastri, Maler, 25, 99.
Launitz, v., Bildhauer, 79, 328. — 105, 455. — 104, 440.
Laurécisque, Maler, 50, 211.
Lawrence, Th., Maler, 27, 108. — 91, 384.
Lebas, Architekt, 29, 116. — 78, 324. — 93, 392. — 103, 436.
Lecomte, Maler, 36, 149.
Lecoq, Schriftsteller, 59, 248.
Ledebur, v., Schriftsteller, 76, 315.
Le Duc, Bildhauer, 67, 280.
Leo, Maler, 35, 144.
Leeb, Bildhauer, 71, 293. — 89, 375. — 98, 409.
Lefeubure, F., Porzellanmaler, 15, 58.
Lefèvre, Charles, Maler, 34, 137.
Leigh-Hunt, Mad., Bildhauerin, 62, 259.
Lefort, Architekt, 54, 228.
Legrand, M., Porzellanmaler, 15, 58.
Lehmann, Maler, 35, 151. — 38, 165.
Leiz, Maler, 52, 218.
Leloux, H. C., Zeichner, 68, 284.
Lemaire, Bildhauer, 26, 102. — 88, 369.
Lenoir, Bildh., 67, 280.
Lenormand, Kupferst., 21, 81.
Lenormant, Archäolog, 45, 184.
Leonardo, s. Vinci.
Leonzo, Maler, 59, 246.
Lepaulle, Maler, 50, 211. 77, 320.
Lepoittevin, Eugene, Maler, 36, 149. — 48. 203. — 103, 434.
Lera, Maler, 19, 76.
Leroux, Kupferstecher, 84, 348.
Leschke, Lithograph, 10, 40. — 38, 159.
Leslie, Maler, 51, 216.
Lessing, Maler, 15, 50. — 44, 187. — 79, 326. — 80, 330. — 100, 420.
Lessore, Maler, 31, 136.
Lestang, Maler, 36, 151.
Letronne, Archäolog, 70, 292.
Leuchtweis, Bildhauer, 51, 216.
Levezow, Archäolog, 24, 95.
Levis, John, F., Zeichner, 61, 255.
Lewis, D. F., Maler, 51, 216. — 61, 255. — 90, 380.
Leybold, Maler, 45, 184.
Lhérie, Kupferst., 26, 103.
Liberatore, N., Schriftsteller, 47, 200.
Licquet, Th., Schriftsteller, 102, 432.
Lieber, Maler, 92, 387.
Lieshing, Kunsthändler, 9, 36.
Lindau, Maler, 45, 184. — 100, 420.
Lindenschmitt, Maler, 16, 62. — 21, 82.
Lingelbach, Maler, 41, 175.
Löschke, Lithogr., 90, 380.
Loillot de mars, Lithograph, 38, 159.
Löwenstein, Maler, 52, 217.
Lohde, L., Architekt, 32, 128. — 46, 196.
Longhi, Kupferst., 41, 174.
Loos, Medailleur, 4, 16. 43, 184. — 89, 379.
Lopez, V., Maler, 2, 8.
Lopez, D. V., Maler, 2, 8.
Lorenz, Medaill., 23, 92.
Lorenzetti, Ambruozio, Maler, 7, 28.
Lorenzetti, Pietro, Maler, 7, 27.
Lorich, M., Kupferstecher, 41, 175.
Lorichon, Kupferstecher, 51, 215.
Lorrain, Claude, Maler, 38, 159. — 39, 168. — 59, 246. — 66, 276. — 74, 307, 308.
Lory, Maler, 68, 284.
Lotto, Lorenzo, Maler, 34, 138.
Loubon, Emil, Maler, 47, 200.
Luca, Fra del Borgo, Mathematiker, 69, 285.
Lucanus, Dr., F., Schriftsteller, 13, 50. — 24, 96. — 43, 181. — 72, 300. — 88, 372.
Lucas, Kupferst, 27, 108. — 59, 248. — 91, 384.
Lüderitz, Kunsthändler, 21, 96.
Lugardon, Maler, 36, 151.
Luini, Maler, 25, 99.
Lupton, Kupferst., 59, 248.

M.

Maclise, Maler, 51, 216.
Madden, Fried., Schriftsteller, 72, 297.
Madou, Maler, 52, 218.
Madrazo, D. S., Maler, 2, 8. — 74, 307, 308.
Maes, Maler, 5, 18. — 39, 168. — 51, 216.
Maffeo, Maler, 2, 8.
Magno, Maler, 59, 246.
Maindron, Bildhauer, 52, 219.
Majano, da, Benedetto, Bildhauer, 25, 99.
Malaise, R., Bildhauer, 65, 272.
Malbone, Maler, 41, 174.
Maler, Architekt, 61, 255.
Mallet, Maler, 22, 88.
Malling, Architekt, 98, 412.
Malzen, Ad., 45, 184.
Mannsveld, Metallgießer, 79, 328.
Mantegna, Maler, 25, 99.
Manuzio, Aldo, Buchdrucker, 69, 287.
Marc-Anton, Kupferst., 25, 99. — 41, 174.
Marchesi, Pompeo, Bildhauer, 7, 28. — 21, 82. — 30, 120. — 104, 440.
Marchetti, Kupferstecher, 100, 417.
Maria-Lavigne, Lithograph, 51, 215.
Mariette, Kunstsammler, 40, 170.
Marilhart, Maler, 93, 388.
Marochetti, Bildhauer, 26, 101, 102. — 58, 370.
Marquis, Maler, 36, 151.
Marr, Maler, 55, 225.
Marcey, Maler, 47, 200.
Marschall, Maler, 22, 88.
Marsigli, Filippo, Maler, 50, 212.
Martens, Kupferstecher, 38, 160.
Marterstejg, Friedrich, Maler, 92, 387.
Martin-Lavigne, Lithograph, 24, 96.
Martino, di, Symon, Maler, 7, 27, 28. — 22, 88.
Masaccio, Maler, 9, 35.
Masson, Kupferst., 41, 174.
Matas, 43, 184.
Mathiesen, Broder, Kupferstecher, 41, 175.
Matthäi, F., Maler, 100, 420.
Mathieu, F., Maler, 52, 218.
Matthiä, Bildh., 67, 280.
Mattue, E., Kupferst., 41, 175.
Mauch, Architekt, 16, 61.
Maurin, Lithogr., 51, 215.
Mauzaisse, Maler, 94, 395.

Digitized by Google

Mayer, J. J., Zeichner, 38, 160.
Mayer, v., Maler, 53, 223.
Mayer, C., Bildhauer, 71, 293. — 80, 332.
Mazo, Maler, 59, 246.
Mazzarosa, March. Ant., Schriftsteller, 27, 108.
Meckenem, von, Israel, Maler, 3, 9.
Meister, Maler, 82, 340. — 90, 380.
Melchior, Bildh. 49, 207.
Melendez, Maler, 59, 246.
Melozzo, Maler, 69, 286.
Mende, Maler, 53, 223.
Mengs, 59, 167. — 59, 245.
Ménissié, Maler, 78, 324.
Meonies, Maler, 53, 223.
Menzoff, Medailleur, 81, 336.
Mercier, Maler, 34, 137. — 52, 219.
Merey, Maler, 77, 320.
Merimée, Mal., 92, 388.
Merlle, Bildh., 49, 208.
Merz, Kupferst., 48, 202.
Metsu, G., Maler, 38, 157. — 39, 168.
Metternich, v., Staatskanzler, 22, 87.
Metzinger, Maler, 95, 390.
Metzu, Gabriel, 102, 426.
Meyer, J. J., Zeichner, 65, 272.
Meyer, Maler, 4, 16. — 98, 409. — 100, 420.
Meyerheim, Maler, 52, 218.
Meynier, Maler, 77, 320. — 94, 395.
Metz, Bildhauer, 77, 320.
Metzger, Architekt, 66, 271. — 67, 279.
Metzger, Florian, Bildhauer, 65, 272.
Metzger, J., Schriftsteller, 49, 208.
Michaelis, Jacobus, Maler, 6, 23.
Michelson, Mal, 53, 222.
Miel, Jan, Maler, 6, 24.
Miele, J., Kupferstecher, 41, 175.
Mierevelt, Maler, 91, 384.
Mieris, Maler, 39, 168. — 66, 276.
Migliara, Maler, 77, 320. — 78, 320, 324.
Mignard, Maler, 59, 245. — 74, 307.
Millin, A. L., Archäolog, 21, 84.
Millingen, J., Archäolog, 52, 220.
Minutoli, v., Alexander, Archäolog, 26, 104. — 81, 336.
Miranda, da, Juan Carenno, Maler, 67, 279.
Mirbel, Malerin, 52, 219.
Misbach, Maler, 34, 137.
M'Life, D., Kupferstecher, 14, 55.
Moine, Antoine, Bildhauer, 52, 219.
Molchnecht, Bildhauer, 52, 219.
Moller, Architekt, 43, 181. — 55, 232.
Möller, Bildhauer, 25, 100.
Montalvo, de, A. A., 43, 181.
Monten, Maler, 6, 23. — 22, 88. — 24, 96. — 42, 179. — 93, 390.
Monteni, Maler, 26, 103.
Monti, Gaetano, Bildhauer, 21, 82.
Monti, Maler, 26, 103.
Montmorillon, Kupferstecher, 51, 215.
Mont-Rond, de, Maxime, Schriftsteller, 81, 336.
Monvoisin, Maler, 78, 324. — 102, 427, 429.
Moon, Kupferst, 19, 76.
Morales, de, Luis, Maler, 11, 44. — 59, 246.
Moralt, Maler, 19, 75.
More, Hannah, Madame, 6, 24.
Morel-Fatin, Maler, 103, 434.
Morey, Architekt, 52, 220.
Morgenstern, Maler, 42, 179. — 48, 202. — 87, 368.
Morghen, Kupferstecher, 41, 174.
Morone, Maler, 91, 384.
Morse, Maler, 41, 174.
Morstadt, W., Zeichner, 38, 160.
Mortimer, Goldarbeiter, 34, 139.
Mosbrugger, Maler, 11, 186.
Mosca, Maler, 21, 82.
Moser, Julius, Maler, 103, 435.
Motte, lithogr. Drucker, 20, 80.
Moucheron, Maler, 102, 431.
Moyne, le, Bildhauer, 25, 99.
Mozin, Maler, 36, 148.
Mudo, el, Juan Fernandez Navarete, Maler, 11, 44.
Mücke, Maler, 80, 331.
Müller, Heinrich, Maler, 92, 387.
Müller, Kupferstecher, 35, 141.
Müller, J. B., Maler, 18, 69, 70.
Müller, Maler, 81, 333.
Müller, C., Kupferstecher, 81, 336.
Müller, Maler, 88, 372.
Müller, K. O., Archäolog, 69, 288.
Mulready, Maler, 51, 216.
Munck, Maler, 53, 223.
Murat, Maler, 102, 431.
Murillo, Maler, 11, 44. — 43, 192. — 60, 251. — 66, 276. — 67, 279. — 74, 307.
Muzzarelli, Schriftsteller, 50, 212.

N.

Nachtmann, Maler, 53, 223.
Nahl, Bildhauer, 25, 99.
Nanteuil, Kupferstecher, 41, 174. — 102, 426.
Nash, Architekt, 22, 88. — 51, 216. — 103, 435.
Navarete, Maler, 59, 246. — 74, 308.
Naumann, Ingenieur, 61, 256.
Navez, Maler, 34, 136.
Nebel, Carl, Architekt, 27, 108. — 39, 168.
Neefs, F. L., Maler, 74, 308.
Neer, van der, Maler, 39, 168.
Neher, Bernhardt, Maler, 15, 59. — 21, 84. — 91, 381, 382. — 92, 387.
Netscher, Maler, 36, 152. — 38, 157, 158.
Neureuther, Maler, 16, 62, 63. — 38, 158. — 48, 202.
Neuß, Graveur, 34, 140.
Newton, G. St., Maler, 35, 144.
Newton, Stuart, Maler, 41, 174.
Neyts, Egid., Kupferstecher, 41, 175.
Niccolini, Architekt, 43, 84.
Nilson, Maler, 52, 218.
Noel, de, M. J., Maler, 58, 243.
Norder, C., Schriftsteller, 48, 204.
Normand, der Sohn, 47, 200.
Normann, R. v., Maler, 67, 280.
Normann, von, Maler, 82, 339.
Nuccarus, Maler, 6, 23.

O.

Oehlenschläger, Prof., 42, 180.
Oehme, Maler, 77, 320.
Oer, v., Maler, 43, 184. 81, 333.
Oesterley, Carl, Maler, 42, 180.
Ohmacht, Bildhauer, 25, 99. — 49, 207. 208.
Oldermann, Lithograph, 10, 40. — 38, 159.
Olivier, Mal., 16, 62, 63.
Ong, Schriftsteller, 3, 12.
Oppenheim, Maler, 88, 372.
Orcagna, Maler, 7, 27.
Orente, Maler, 79, 246.
Os, van, Maler, 77, 320.
Osello, Caspar, Kupferstecher, 41, 176.
Ostade, Maler, 39, 168. 59, 245. — 74, 307. — 102, 426.
Osterwald, Lithograph, 39, 247.
Ott, Maler, 42, 180. — 87, 368.
Ottin, Bildhauer, 89, 375.
Ottley, Young, Schriftsteller, 65, 272.
Ouvrie, Justin, Maler, 50, 211.
Ovens, Jurian, Kupferstecher, 41, 175.
Overbeck, Maler, 24, 96. — 43, 184. — 76, 315, 316. — 81, 336.

P.

Pachéco, Maler, 59, 246.
Palladio, Architekt, 69, 287.
Palma, Maler, 91, 384.
Palmieri, Kupferstecher, 21, 82.
Pampuloni, Bildhauer, 70, 289.

Panofka, Archäolog, 56, 152. — 42, 180. — 43, 184.
Papandriopoli, Demetrio, Kunsth., 27, 108.
Papety, Maler, 102, 431.
Papin, Lithograph, 24, 96. — 38, 159.
Pardini, G., Architekt, 98. 412.
Pardo, del, Blas, Maler, 59, 246.
Pareja, de, J., Maler, 74, 308.
Parini, Dichter, 21, 82.
Parmeggiano, Maler, 25, 99. — 66, 276. — 74, 307.
Parris, E. P., Architekt, 26, 103.
Patch, Thomas, Kupferstecher, 25, 99.
Pauletti, Maler, 26, 103.
Paulinier, Malerin, 52, 219.
Peale, Maler, 41, 174.
Pelagi, Architekt, 21, 82.
Pelet, Korkbildner, 98, 412.
Penz, Georg, Maler und Kupferstecher, 4, 14.
Penni, Maler, 34, 133.
Percellis, J., Maler, 74, 307.
Pereda, Maler, 59, 246.
Perfetti, Kupferstecher, 21, 82. — 22, 86.
Perignon, Maler, 36, 151.
Perlberg, Maler, 87, 368.
Perlet, Maler, 77, 320.
Perregueux, Architekt, 89, 375.
Peruzzini, Joh., Maler, 11, 44.
Peschel, Maler, 77, 320.
Petel, Georg, Bildhauer, 4, 15.
Peters, Matthias, Kupferstecher, 41, 175.
Petit-Radel, Archäolog, 68, 284. — 98, 411.
Petri, Niccolo, Maler, 7, 28. — 22, 88.
Petzl, Maler, 48, 202. — 52, 223.
Peyron, A., Archäolog, 38, 164.
Pezzl, Maler, 42, 179. — 56, 236.
Pforr, Maler, 10, 40. — 48, 202.
Pianazzi, Silvestro, Kupferstecher, 30, 120.
Pichler, Medaill., 23, 92.
Picot, Maler, 77, 320. — 94, 395. — 102, 427.
Pierini, Maler, 26, 103.
Pigal, Maler, 77, 326.
Pigalle, Bildhauer, 25, 99.
Pinder, Dr., Numismatiker, 42, 180. — 68, 284.
Pinelli, Kupferst., 22, 88.
Pingret, Maler, 36, 148.
Pinneman, Maler, 101, 424.
Piombo, del, Sebastian, Maler, 11, 44. — 102, 431.
Pisano, Nichola, Bildh., 6, 22. — 25, 99. — 66, 276.
Pisano, Andrea, Bildh., 25, 99.
Pistorius, Maler, 38, 159. — 52, 211. — 93, 389.
Pitakis, Architekt, 24, 96.
Planche, T. R., Lithogr., 27, 108.
Plantade, Maler, 49, 207.
Plattel, Maler, 36, 149.
Playfair, Bildh., 18, 72.
Plüddemann, Maler, 80,
Poelenburg, Maler, 41, 175. — 91, 384.
Pölitz, Schriftsteller, 76, 316.
Polack, Jos. Maler, 19, 76.
Poledo, Maler, 59, 246.
Polidor, Maler, 25, 99. — 41, 176.
Pollack, Maler, 19, 76. — 100, 420.
Pons, M. Z., Schriftsteller, 102, 432.
Popp, Julius, Architekt, 38, 161.
Popp, Malerin, 88, 372.
Pordenone, Maler, 31, 132.
Pose, Maler, 43, 183. — 82, 339.
Potter, Paul, Maler, 39, 168. — 40, 169. — 66, 762.
Poussin, Maler, 59, 245. 66, 276. — 73, 303. — 74, 307, 308. — 102, 431.
Pozzi, Maler, 50, 210.
Pradier, Bildhauer, 26, 101. 102. — 52, 219. — 87, 367. — 98, 412.
Prado, de, Blas, Maler, 74, 308.
Prange, Dr., Schriftsteller, 98, 411.
Preller, Maler, 91, 381. — 92, 387.
Prevost, Maler, 50, 211. — 51, 213.
Prieur, Schriftsteller, 76, 316.
Primaticcio, Maler, 25, 99. — 41, 176.
Prince, le, Maler, 102, 430.
Protain, Maler, 50, 211.
Prout, Maler, 51, 216. — 84, 348.
Puccio, Pietro di, Maler, 7, 27.
Pujol, Abel de, Maler, 34, 140. — 94, 395.
Puttrich, Dr., Schriftsteller, 37, 153, 154.

Q.

Quaglio, Angelo, Maler, 91, 295.
Quaglio, D., Maler, 6, 23. — 21, 84. — 35, 144. 42, 179. — 50, 209. — 71, 294. — 72, 299. — 89, 375.
Quaglio, v., Giov. Maria, Architekt und Maler, 71, 294.
Quaglio, Julius, Architekt, 71, 294.
Quaglio, Joseph, Architekt und Maler, 71, 294.
Quaglio, Lorenz, Maler, 21, 84. — 53, 223. — 71, 294. — 72, 300.
Quaglio, Simon, Maler, 42, 179. — 50, 210. — 72, 300.
Quesnel, Metallgießer, 18, 72.
Quesnoy, du, Bildhauer 25, 99.
Quincy, de, Quatremère, Archäolog, 55, 230. — 56, 234. — 57, 238, 240. — 66, 273. — 81, 336.

R.

Rabe, F., Maler, 10, 40. — 38, 159. — 52, 218.
Radzinsky, A., Graf, Schriftsteller, 83, 344.
Raeburn, Maler, 23, 91.
Rafael, Maler, 21, 31. — 25, 99. — 34, 133, 134, 135. — 38, 158. — 39, 168. — 59, 245. — 86, 353. — 87, 366. — 88, 370. — 102, 431.
Rahl, Maler, 22, 88. — 46, 195. — 77, 320.
Randel, Maler, 52, 218.
Ranft, Maler, 87, 368.
Raoul-Rochette, Archäolog, 43, 184. — 50. 212. — 52, 220. — 64, 265. — 65, 269. — 69, 287. — 70, 292.
Rasamowsky, Fürst, 98, 411.
Rathgeber, Bildhauer, 92, 388.
Ratti, Maler, 52, 217.
Rauch, Bildhauer, 24, 95. — 25, 100. — 43, 184. — 44, 185. — 52, 218. — 53, 223. — 87, 368. — 92, 385. — 104, 440.
Rautenstrauch, General, 29, 116.
Rechlin, Maler, 52, 218. 90, 380.
Regnault, Maler, 102, 431.
Rechberg, Friedrich, Maler. 61, 253, 254, 255.
Reindel, Kupferst., 4, 14.
Reinhardt, Gypsformer, 104, 440.
Rembrandt, Maler, 19, 76. — 38, 158. — 39, 167. — 59, 245. — 66, 276.
Remi, v., Sekretär der Akad. in Wien, 52, 220.
Remond, Maler, 47, 199. — 103, 434.
Remy, A., Lithogr., 10, 40. — 38, 159. — 101, 424.
Reni, Guido, Maler, 11, 44. — 22, 86. — 58, 242. — 74, 307.
Renié, Maler, 34, 136.
Renouvier, J., Schriftsteller, 47, 200.
Renesse-Breidbach, Graf v., Schriftsteller, 81, 336.
Renoux, Maler, 1, 4. — 36, 149. — 103, 434.
Rethel, Maler, 80, 331.
Retzsch, Maler, 63, 272. — 68, 284.
Reumont, Alfred, 8, 29. — 9, 33.
Rewbell, Maler, 77, 320.
Ribalta, Maler, 59, 246. — 73, 303.
Ribera, Jos., Maler, 6, 24. — 11, 44. — 59, 247.
Ricciani, Kupferstecher, 21, 82.
Richomme, Kupferstecher, 51, 213.
Richter, Maler, 43, 184. 65, 272.
Riedel, Maler, 5, 17, 18. — 42, 120. — 100, 420.

Digitized by Google

Riepenhausen, Maler, 25, 99.
Riesener, Maler, 53, 221.
Rietschel, Bildhauer, 13, 52. — 35, 144. — 43, 184. — 77, 320. — 93, 389. — 98, 409.
Rifaud, Zeichner, 68, 284.
Rigaud, Maler, 59, 245.
Rinaldi, Rinaldo, Bildhauer, 50, 212.
Rioult, Maler, 102, 429.
Riquet, Paul, Architekt, 23, 91.
Rittig, Maler, 26, 103.
Rivera, Maler, 2, 8.
Ryn, van, Rembrandt, Maler, 38, 163.
Robbia, della, Bildhauer, 5, 20. — 71, 296.
Robert, Maler, 27, 108.
Robert, Aurel, Maler, 50, 211.
Robert, E., lithogr. Drukker, 20, 80.
Robert, Leopold, Maler, 34, 137. — 35, 142. — 38, 159. — 49, 206. — 53, 222. — 97, 405. — 98, 411. — 99, 413, 414.
Robert, Ludwig, Maler, 22, 88.
Roberts, Maler, 78, 324.
Roberts, David, Maler, 35, 144.
Robertus, Bildh., 6, 22.
Roclas, Maler, 59, 246.
Röckel, Maler, 16, 62, 63.
Rödl, Maler, 68, 284.
Roehn, Maler, 49, 207.
Roget, Graveur, 68, 284.
Roguès, Maler, 52, 219.
Roman, San, Maler, 2, 8.
Roman, Bildh., 26, 101.
Romano, Giulio, Maler, 23, 99. — 59, 168. — 41, 176. — 66, 276.
Rondelet, Architekt, 102, 432.
Roqueplan, Camille, Maler, 47, 200. — 50, 211. — 77, 320. — 102, 428, 429, 430.
Rosa, Salvator, Maler, 58, 242. — 62, 260. — 91, 384. — 102, 431.
Rosaspina, Kupferst., 21, 82.
Rose, Maler, 41, 187.
Rose, Kupferst., 87, 368.
Roselli, L. v., 43, 184.
Rosellini, Archäolog, 30, 120.
Rosenthal, Maler, 103, 436.
Roß, Dr., Archäolog, 98, 411.
Rößler, Maler, 22, 88.
Rosso, Maler, 25, 99.
Rothmüller, J., Zeichner, 48, 204.
Rottmann, Maler, 42, 180. — 44, 186. — 48, 202.
Rouillard, Maler, 50, 211.
Rouillet, Maler, 47, 200.
Rousseau, Maler, 47, 200. — 53, 221.
Roussel, Maler, 77, 320.
Rovelli, Maler, 52, 218.
Royer, Bildh., 79, 328.
Ruben, Christoph, Maler, 15, 57. — 21, 81.
Rubens, Peter Paul, Maler, 6, 24. — 9, 36. — 11, 44. — 15, 58, 60. — 38, 158. — 39, 168. — 48, 202. — 59, 245. — 73, 303. — 74, 307, 308. — 102, 431.
Rubio, Maler, 36, 151.
Rudden, Maler, 36, 151.
Rude, Bildhauer, 26, 101. 102. — 84, 346.
Rudolph, Archit., 49, 206.
Rugendas, Maler, 73, 301. — 74, 305, 306, 307.
Rubière, Kupferstecher, 51, 213. — 88, 372.
Ruisdael, Jac., Maler, 6, 24. — 38, 158. — 59, 168. — 59, 245.
Ruhl, Architekt, 49, 205, 206. — 67, 268. — 98, 412.
Rumohr, von, Schriftsteller, 6, 21, 22, 23. — 7, 27. — 30, 117. — 31, 121. — 32, 126. — 40, 169, 170. — 41, 174. — 83, 341.
Rustige, Maler, 81, 334.
Ryall, Kupferst., 59, 248.

S.

Saavedra, Angelo, Maler, 2, 8.
Sabatelli, Giuseppe, Maler, 70, 289.
Sachse, L., Kunsthändler, 90, 380.
Sagstetter, Mal., 53, 223.
Saint, Maler, 52, 219.
Saint-Evre, Maler, 56, 211.
Salathé, Kupferst., 38, 160.
Salvolini, Fr., Archäolog, 102, 432.
Sanguinetti, Bildhauer, 98, 409.
Santi, Giovanni, 86, 353. — 87, 366. — 88, 370.
Saportas, Abraham Jac., Gelehrter, 59, 248.
Sarrazin, Bildh., 25, 99.
Sarto, del, Andrea, Maler, 6, 21. — 8, 29. — 9, 33. — 41, 176. — 58, 242. — 67, 279. — 73, 303.
Sassoferrato, Mal., 2, 8.
Sauley, Schriftst., 76, 316.
Saussaye, de la, Schriftsteller, 76, 316.
Schadow, W., Maler, 9, 36. — 13, 50. — 43, 181. — 79, 325. — 100, 420.
Schadow, G., Bildhauer, 5, 20. — 53, 224.
Schäfer, Kupferst., 76, 316.
Schalcken, Mal., 39, 168.
Schartmann, Mal., 53, 223
Schaubert, Archit., 13, 51. — 66, 274.
Schäuffelin, Hans, Maler, 4, 14.
Scheffer, Ary, Maler, 32, 125. — 50, 211. — 94, 396. — 97, 405. — 98, 410, 411. — 104, 439.
Schelfhout, Maler, 78, 324.
Schelver, Maler, 6, 23. — 22, 88. — 93, 390.
Schertle, V., Lithograph, 102, 426.
Scheuchzer, Maler, 42, 180.
Scheuren, Maler, 41, 179. — 44, 187. — 82, 340. — 93, 390.
Schiassi, F., 52, 220.
Schidone, Bartol., Maler, 39, 168.
Schilgen, Maler, 16, 62, 63.
Schinkel, Architekt, 34, 140. — 43, 184. — 44, 188. — 46, 196. — 50, 209. — 67, 280. — 89, 375. — 92, 385.
Schirmer, W., Maler, 44, 187. — 82, 339.
Schlegel, Professor in Copenhagen, 103, 435.
Schleich, Maler, 6, 24. — 42, 180. — 44, 186.
Schlüter, Bildh., 25, 99.
Schmeller, Malerin, 92, 387.
Schmidt, G. A., Maler, 78, 323.
Schneider, Maler, 14, 54. — 48, 201.
Schnetz, Maler, 34, 140. — 36, 151. — 49, 207. — 53, 222. — 78, 324. — 99, 414, 415. — 102, 427.
Schnorr, Julius, Maler, 16, 63. — 17, 67. — 43, 184. — 71, 294.
Schön, Maler, 100, 420.
Schönberger, Maler, 77, 320.
Schönborn, Graf, Sammler, 77, 320.
Schöner, Maler, 52, 217.
Schönmann, J., Maler, 16, 64.
Scholl, Bildhauer, 23, 91. — 88, 372. — 89, 375. — 104, 440.
Schoppe, Julius, Maler, 52, 217.
Schonberg, Medailleur, 27, 107.
Schoppin, Maler, 77, 320.
Schorn, Ludwig, 20, 79. — 100, 417.
Schorn, Wilh., 103, 436.
Schotel, Maler, 77, 320. — 78, 324. — 88, 372.
Schoumann, Maler, 77, 320.
Schraudolph, Johann, Maler, 18, 69. — 19, 75.
Schreiner, Lithogr., 65, 272.
Schrödel, Bildh., 13, 52.
Schröder, Carl, Maler, 53, 222.
Schrödter, Adolph, Maler, 53, 222. — 67, 280.
Schröter, v., Maler, 48, 202. — 52, 218.
Schröter, Constantin, Maler, 38, 159.
Schröter, J. D., Kupferst., 42, 180.
Schubert, Franz, Maler, 15, 57.
Schubert, Bildh., 98, 412.
Schulten, Maler, 44, 187.
Schultz, Maler, 35, 144.
Schulz, Carl u. Julius, Maler, 38, 159. — 44, 187. — 52, 218. — 93, 389, 390.
Schulz, Leopold, Maler, 15, 58. — 16, 62.
Schulze, Erdmann, Maler, 53, 223.
Schulz, Dr., Archäolog, 62, 260. — 68, 284.
Schwanthaler, Ludwig, Bildh., 22, 86. — 43, 184. — 48, 202. — 68, 284. — 71, 293. — 78,

324. — 87, 368. — 92, 388. — 98, 409.
Schwarze, Maler, 87, 368.
Schwind, Maler, 16, 62.
Scotti, 83, 344.
Sébron, Maler, 50, 211.
Seeger, Maler, 42, 180. — 48, 202.
Seidler, Luise, Malerin, 77, 320. — 92, 387.
Seitz, Maler, 19, 75, 76.
Semper, Archit., 71, 295.
Sergell, Bildh., 102, 431.
Serra di falco, Duca di, Archäolog, 7, 25, 26, 27.
Serrur, Maler, 36, 151.
Sesto, Cesare da, Maler, 84, 348.
Settegast, Mal., 82, 340.
Seurre, d. Aelt., Bildh., 26, 102. — 52, 219. — 88, 369. — 89, 373.
Seurre, d. Jüng., Bildh., 26, 102. — 87, 367.
Seyffarth, Mal., 51, 216.
Shaw, Henry, Zeichner u. Kupferst., 72, 297.
Sheepshank, Sammler, 78, 323.
Sickler, Dr., Archäolog, 76, 316.
Sigalon, Maler, 16, 64. — 102, 429.
Signol, Maler, 31, 136. — 38, 163.
Silva, de, Diego Velasquez, Maler, 59, 247.
Sillig, Archäolog, 27, 108.
Simmler, Maler, 88, 372.
Simonis, E., Bildhauer, 62, 259.
Simonis, Mal., 100, 420.
Simonsen, Maler, 48, 202. — 53, 223.
Sir-Denier, Kupferst., 59, 248.
Smirke, Maler, 103, 435.
Smith, Kupferst., 22, 88.
Smybert, Maler, 41, 173.
Snyders, Maler, 73, 303. — 74, 307.
Soane, John, Architekt, 8, 32. — 43, 184.
Sogna, Gebrüder, Bildh., 98, 412.
Sohn, Maler, 10, 40. — 13, 50. — 38, 159. — 51, 214, 216. — 79, 325.
Solario, Andrea, Maler, 6, 24.
Solis, Francisco, Maler, 11, 44.
Sonderland, Maler, 81, 335.
Sondheim, Mal., 50, 210.
Spagnoletto, Maler, 59, 247. — 62, 260. — 74, 307.
Sparmann, Archit., 51, 214.
Speckter, Erwin, Maler, 11, 44.
Spierings, P., Maler, 73, 303.
Spinello, Maler, 7, 27.
Sprick, Lithogr., 38, 159.
Stackelberg, von, O. M., Archäolog, 27, 107.
Stademann, Zeichner, 70, 292.
Städel, Joh. Friedr., 76, 316.
Stalars, Maler, 101, 424.
Stanfield, Robert, Maler, 20, 79. — 51, 216.
Stange, Maler, 42, 180. — 48, 202.
Steinbrück, Maler, 43, 181. — 51, 216. — 80, 331.
Steinbüchel, A. v., Archäolog, 26, 101. — 50, 320.
Steiner, Archäol., 93, 392.
Steiner, C. F. C., Architekt, 48, 204.
Steingrübel, Maler, 42, 180. — 44, 186.
Steinhäuser, Bildh., 25, 92.
Steinkopf, Mal., 43, 184.
Steinla, Kupferst., 77, 320. — 84, 347.
Stenbock, Magnus, Graf, Maler, 81, 335.
Steuben, Maler, 34, 140. — 36, 150. — 50, 211. — 102, 428, 429.
Stieglitz, C. L., Dr., Architekt, 37, 155. — 68, 284.
Stieler, Maler, 5, 18. 43, 181. — 56, 236. — 88, 372.
Stiglmaier, Bildgießer, 13, 52. — 48, 202. — 78, 324. — 87, 368.
Stilke, Maler, 38, 159. — 80, 331.
Stirnbrandt, Maler, 103, 435.
Stöber, Kupferst., 81, 336.
Stölzel, Kupferst., 43, 184.
Stoop, Kupferst., 41, 175.
Storr, Goldarbeiter, 34, 139.
Stork, Maler, 41, 175.
Stoß, Veit, Bildschnitzer, 3, 11. — 4, 14.
Stothard, Mal., 78, 323.
Strack, Architekt, 2, 8. — 46, 196.
Stradanus, Kupferstecher, 41, 176.
Straube, Adolph, Bildh., 67, 280. — 92, 388.
Streber, Franz, Archäolog, 20, 79. — 76, 316.
Stuart, Gilbert, Maler, 41, 174.
Stüler, A., Architekt, 46, 196.
Sully, Maler, 41, 174.
Sylva, de, Diego Velasquez, Maler, 11, 41.
Syrlin, Georg, Bildschnitzer, 1, 1.

T.

Taluchi, Architekt, 21, 82.
Tanneur, Maler, 48, 203. 103, 434, 435.
Tatitscheff, D. v., 43, 184.
Taylor, Baron, 78, 323.
Teich, Maler, 81, 333.
Tejeo, Maler, 2, 8.
Teniers, Maler, 11, 44. — 39, 168. — 59, 245. — 74, 307, 308.
Terburg, Gerhard, 39, 168. — 102, 426.
Terier, Archit., 37, 156.
Thelen, Franz, Glasermeister, 26, 103.
Thénot, Maler, 30, 120.
Thiele, J. M., Professor, 40, 169, 170. — 41, 174.
Thierry, F., Schriftsteller, 81, 336.
Thierry, Maler, 36, 149.
Thierry, Gebrüder, lithographische Drucker, 20, 80.
Thiersch, Fr., Archäolog, 20, 79.
Thomas, E., Schriftsteller, 93, 392.
Thomassy, R., Schriftsteller, 47, 200.
Thornhill, Mal., 26, 103.
Thorwaldsen, A., Bildhauer, 20, 80. — 25, 99. — 36, 152. — 40, 170. 43, 183. — 45, 191. — 51, 216. — 56, 236. — 65, 272. — 78, 324. — 80, 332. — 99, 416. — 100, 417. — 104, 440.
Thuillier, Maler, 77, 320.
Ticozzi, Stefano, Schriftsteller, 21, 82.
Tieck, Bildhauer, 5, 20. 22, 88. — 44, 185. — 52, 218. — 92, 385.
Tintoretto, Maler, 11, 44. — 34, 138. — 58, 242.
Tischbein, Mal., 93, 223. 87, 368.
Tizian, Maler, 11, 44. — 25, 99. — 34, 138, 139. — 36, 152. — 38, 158. — 58, 242. — 66, 276. —37, 303. — 74, 307, 308.
Tobino, G., Zeichner, 22, 86.
Tölken, Archäolog, 42, 180. — 63, 264.
Tolstoy, v., Graf, 43, 184.
Tone, Lucas, Maler, 6, 23.
Toschi, Kupferst., 21, 82.
Travon, Maler, 47, 200.
Trippel, Bildh., 25, 99.
Triquetti, Bildh., 12, 48. — 26, 101. — 52, 219.
Troger, Simon, Bildschnitzer, 4, 15.
Troschel, Bildh., 25, 92.
Trost, Prof., 23, 89.
Trumbull, Mal., 41, 174.
Tunner, J., Mal., 16, 64.
Turchi, Maler, 74, 308.
Turner, Maler, 35, 144. — 51, 216.
Turconi, F., Architekt, 48, 204.

U.

Uden, v., Luc., Kupferst., 41, 175.
Uggeri, Angelo, 43, 184.
Ulrich, Maler, 102, 428.
Unti, G., Modelleur, 98, 412.
Urbin, Medailleur, 57, 240.
Uwins, Maler, 51, 216.

V.

Vaccalini, Dom., Schriftsteller, 27, 108.
Vaccaro, A., Mal., 74, 308.
Vaga, del, Purino, Maler, 41, 176.
Valentin, Mal., 59, 245.
Valentini, A., Architekt, 30, 120.
Valle, della, Schriftsteller, 25, 99.
Valois, Bildh., 26, 102. — 87, 367.
Vandael, Maler, 77, 320.
Vanderlye, Mal., 41, 174.
Vandersmaelen, Lithograph, 91, 384.
Vanni, Turinus, Maler, 6, 23.
Vasari, Giorgio, Maler, 27, 108. — 57, 239, 240.
Vasserot, Archit., 50, 211.

Vauchelet, Mal., 50, 211.
Veit, Philipp, Maler, 51, 216. — 76, 316. — 81, 336. — 82, 340.
Veith, Kupferst., 43, 184.
Velasco, Maler, 2, 8.
Velasquez, Maler, 45, 192. — 59, 246. — 60, 251. — 66, 276. — 73, 303. — 74, 307.
Velde, van der, Maler, 6, 24. — 39, 168. — 40, 169.
Velyn, P., 59, 248.
Veneziano, Antonio, Maler, 7, 27.
Venius, Otto, Maler, 104, 440.
Verheyen, Maler, 77, 320. — 78, 324.
Verboekhoven, Maler, 42, 180. — 78, 324. — 90, 380. — 100, 420.
Vercollier, Malerin, 78, 324.
Vermiglioli, Archäolog, 52, 220.
Vernet, Horace, Maler, 21, 82. — 35, 142. — 43, 184. — 48, 203. — 54, 228. — 59, 245. — 68, 284. — 78, 324. — 90, 380. — 92, 388. — 94, 396. — 95, 397. — 96, 402, 403, 404. — 97, 405. 101, 424. — 103, 435. — 104, 439.
Veronese, Paul, Maler, 58, 242. — 73, 303. — 74, 308. — 102, 431.
Viardot, Louis, Schriftsteller, 58, 241.
Villamena, Maler, 25, 99.
Villamil, Maler, 2, 8.
Villavicenzio, Maler, 59, 246. — 74, 308.
Villeret, Maler, 78, 324.
Vinchon, Maler, 78, 324. — 102, 427.
Vincent, Maler, 94, 395.
Vinci, da, Leonardo, 25, 99. — 29, 115. — 41, 176. 58, 242. — 59, 296. — 69, 287. — 84, 347, 388. — 100, 420.
Viollet-Leduc, Mal., 50, 211.
Vischer, Peter, Bildgießer, 4, 13. — 25, 99.
Vischer, Kupferst., 41, 174, 175.
Visconti, Archit., 18, 72.
Vite, Ant., Maler, 7, 27.
Vogel, C. W., Lithogr., 24, 96.
Vogel, v. Vogelstein, Maler, 43, 184. — 77, 320.
Voigt, A., Porzellanmaler, 15, 58.
Voigt, Medailleur, 35, 144. — 52, 220. — 57, 240. — 64, 268. — 81, 336.
Völcker, Maler, 43, 183.
Volcker, Bildh., 87, 367.
Volkart, Maler, 43, 181.
Volpato, Maler, 24, 99.
Volterra, da, Francesco, Maler, 7, 27. — 25, 99.
Vos, de, Paul, Maler, 74, 307.

W.

Waagen, Schriftsteller, 67, 279.
Wach, Maler, 1, 1.
Wächter, Eberhard v., Maler, 102, 431.
Wagner, Bildh., 43, 184. — 71, 295.
Wagner, O., Zeichner, 65, 272.
Wagner, Kupferst., 87, 368.
Wagner, F. G., jun., Mechanicus, 52, 220.
Wagner, Carl, Silberarbeiter, 16, 64.
Walcher, Bildh., 26, 102.
Waldeck, Mal., 100, 420.
Waller, Maler, 88, 372.
Walther, Kupferst., 53, 221. — 87, 368.
Wanderer, Mal., 87, 368.
Wappers, Maler, 9, 36. — 26, 103. — 100, 420.
Watelet, Maler, 46, 195. — 52, 218. — 56, 236. — 103, 434.
Watson, John, Maler, 41, 173.
Watt, James, 25, 100.
Weber, C. W., Maler, 98, 411.
Wehrsdorfer, N., Maler, 15, 58.
Weidemann, Maler, 26, 103.
Weinbrenner, Architekt, 49, 208.
Weller, Maler, 5, 19. — 78, 324.
Wendelstedt, Ed., Bildh., 54, 216. — 87, 368.
Wendelstädt, Zeichner, 76, 316.
Wendt, Amadeus, Schriftsteller, 98, 411.
Wenzel, August, Lithogr., 102, 432.
Werlauff, C. E. Etatsrath, 103, 435.
West, Benjamin, Maler, 41, 173, 174.
Westendorp, Nicolaus, Archäolog, 68, 284.
Westmacott, Bildh., 15, 60. — 55, 232. — 67, 280.
Westphal, F., Maler, 51, 216.
Wetter, J., Architekt, 50, 212.
Wichmann, Carl, Bildh., 42, 180.
Wiegmann, R., Architekt, 67, 280. — 69, 288.
Wierd, Kupferst., 59, 248.
Wild, Maler, 48, 203.
Wildens, Maler, 74, 308.
Wildt, Lithogr., 10, 40. — 36, 152. — 38, 159. — 85, 352.
Wilkie, Maler, 22, 87. — 26, 101. — 27, 108. — 34, 140. — 51, 216. — 52, 220. — 65, 272. — 77, 320.
Wille, Kupferst., 41, 174.
Wilson, Maler, 26, 103.
Winkle, Kupferst., 19, 76. — 59, 248.
Winkler, Schriftsteller, 43, 184.
Winkles, Architekt, 27, 108.
Winterhalder, Maler, 44, 206.
Witte, C. de, Archäolog, 27, 107. — 41, 176.
Wittich, Maler, 10, 40. — 52, 217. — 90, 380.
Wittmer, Maler, 19, 76.
Wohlgemuth, Maler, 2, 5. — 3, 9, 10, 11. — 4, 13,
Wolf, Emil, Bildh., 28, 112.
Wolreck, Bildh., 104, 440.
Woodburn, Kunsthändler, 41, 176.
Woolnoth, P., Kupferst., 22, 88.
Wouvermann, Maler, 36, 152. — 38, 157. — 39, 168. — 40, 170. — 41, 175. — 59, 245. — 74, 308.
Wright, Maler, 51, 216.
Wyatt, Architekt, 26, 103.
Wyatt, Cotes, Bildgießer, 61, 256. — 80, 332.
Wyatteville, Architekt, 103, 435.
Wyon, W., 45, 184.
Wyttenbach, A., Maler, 50, 210.

Z.

Zahn, Maler, 36, 152. — 62, 260.
Zamann, Kupferst., 41, 175.
Zandomeneghi, Bildh., 15, 60.
Zanotti, Lithogr., 27, 107.
Zardetti, C., Schriftsteller, 27, 107.
Zeitblom, Bartholomäus, Maler, 2, 5.
Zezon, Lithogr., 47, 200.
Ziegler, Maler, 25, 98.
Zimmermann, Clemens, Maler, 16, 62. — 17, 67. 87, 368.
Zimmermann, Maler, 42, 180. — 43, 181. — 81, 334. — 87, 368.
Zimmermann, Landschaftmaler, 48, 202. — 87, 368.
Zocher, J. D., Architekt, 20, 80.
Zöllner, Lithograph, 73, 303. — 74, 307.
Zuchero, Frd., Maler, 41, 176.
Zurbaran, Maler, 11, 44. — 59, 246.
Zwengauer, Maler, 44, 186.
Zwerger, J. M., Bildh., 51, 216. — 76, 316.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 1. Freitag, 1. Januar 1836.

Die junge Literatur.

Il faut faire aux méchans guerre continuelle.
La paix est fort belle de soi,
J'en conviens; mais de quoi sert-elle
Avec des ennemis sans foi?

Wir haben im vorigen Jahr eine Erscheinung an uns vorübergehen sehen, von der wir noch nicht wissen, welche Nachwirkungen sie in Literatur und Leben zurück lassen wird. Sie ist eben so bedeutungsvoll durch sich selbst, als durch die außerordentlichen Maßregeln, welche sie hervorgerufen hat.

Die unter dem Namen der jeune Allemagne oder der jungen Literatur bekannte Coterie hat verdammliche Lehren ausgebreitet und ist von der Kritik deßhalb zurecht gewiesen worden. Man erkannte, daß diese Lehren zugleich staatsgefährlich seyen, sofern sie eine entschieden antinationale, französische Tendenz hatten und die Grundlage aller Staaten, Religion und Sitte, zu untergraben trachteten, und nun zog der Staat die Sache vor sein Forum. Wenn wir ein strenges Preßgesetz hätten, durch dessen Strafbestimmungen solche Frevel gegen Religion und Sitte und gegen das vaterländische Interesse in Schranken gehalten würden, so wäre das Publikum, so wären die Literatoren in dieser Sache beruhigt, so würde es Niemand einfallen, die Straffälligen zu bemitleiden. Da wir aber eine Censur, Interdikte künftiger Schriften, vorbeugende Maßregeln ohne bestimmte Normen haben, die leicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen gefährden können, die nur einen politischen, nicht einen juridischen Maßstab anlegen, so ist auch umgekehrt die Eifersucht, welche die Freiheit der Presse bewacht, irritirt und wieder ihrerseits geneigt, um des Princips willen den Schuldigen mit dem Unschuldigen zu schonen. Wenigstens suchen die zahlreichen Anhänger der jeune Allemagne ihre schlechte Sache jetzt mit der Sache der Preßfreiheit zu identificiren und indem sie alle Aufmerksamkeit auf das Formelle des Prozesses hinlenken, das Materielle darüber vergessen zu machen.

Unter diesen Umständen ist es doppelte Pflicht, klar zu unterscheiden, das Wahre in dieser Sache festzustellen und Jeden, der sich etwa von seinem einseitigen Interesse verleiten ließe, zu weit zu gehen, davon zu überzeugen, daß er alsdann gerade gegen sein Interesse handeln würde.

Der Staat würde gegen sein eigenes Interesse handeln, wenn er um einiger nichtswürdiger Autoren willen die Besorgnisse der bessern Autoren erregte, und der von Rechtswegen unterdrückten schlechten Partei dadurch erst Theilnahme und heimliche Bundesgenossen erweckte.

Digitized by Google

Die Freunde der Preßfreiheit würden aber nicht weniger gegen ihr eigenes Interesse handeln, wenn sie sich durch irgend eine Sympathie für die Schlechten gemein machen wollten, da sie nur über sie zürnen sollten, denn was hindert mehr die Befreiung der Presse, als ein solcher Mißbrauch derselben?

Vor allem muß das Formelle des Streits vom Materiellen getrennt, es muß bewiesen werden, daß die jeune Allemagne als eine vaterlandsverrätherische, gottlose, unsittliche, in jeder Beziehung nichtswürdige Partei keinerlei Sympathie werth, und daß es eine unverzeihliche Taktlosigkeit seyn würde, um ihretwillen höhere, allgemeinere Interessen des Vaterlands und der Literatur zu gefährden.

Zugleich muß bewiesen werden, daß das Uebel, von dem es sich handelt, ein moralisches und intellektuelles ist, das durch keine physische Gewalt, sondern wieder nur durch den Geist, durch die öffentliche Meinung, durch das Nationalgefühl und durch die Presse, in welcher sich dieser bessere Geist ausspricht, vernichtet werden kann. Die schlechte Presse kann nur durch die gute besiegt werden.

Gutzkow nennt in seiner lezten Schrift die deutsche Literatur „miserabel und einen Skandal für Europa.“ Das würde sie in der That seyn, wenn sie sich nicht aus eigener geistiger Kraft der Pest, die Herr Gutzkow und seine Gefährten in sie hineingebracht haben, erwehren könnte. Sie bewähre diese Kraft, sie vernichte die Nichtswürdigen durch die Gewalt der Wahrheit allein, durch das Licht der Oeffentlichkeit, das nie heller leuchten sollte, als wenn es sich um die heiligen Interessen des Vaterlandes handelt.

Auch französische Blätter haben sich schon um die „jungen Deutschen“ bekümmert und sie als Märtyrer begrüßt. Die Franzosen muß man fragen: was würdet ihr thun, wenn es in euerm Volk noch alte böse Sympathien für ein mächtiges und gefährliches Nachbarvolk gäbe und eure Jugend machte Partei mit diesem Volk und verachtete euer Vaterland, eure Sitte, eure heiligsten Interessen? Ich traue euch zu, daß ihr in einen edeln Zorn gerathen würdet, und wehe einer so verworfenen französischen Jugend, ihr würdet sie zu züchtigen wissen, denn ihr seyd eine Nation und habt das Ehrgefühl und den Stolz einer Nation!

Nun denn, erlaubt uns zu thun, was ihr im gleichen Falle thun würdet!

In der kleinen Schrift:

Die Jeune Allemagne in Deutschland. Stuttgart, Liesching, 1836.

wird der nationelle Standpunkt, als der wichtigste, festgehalten. Wer nicht ganz verblendet ist, wer die geheime und unwiderstehliche Gewalt kennt, mit welcher die Literatur auf das Leben wirkt, der kann nicht gleichgültig bleiben, sieht er einen namhaften Theil unsrer jüngern Literatoren die französische Fahne aufpflanzen, und nicht allein in Bezug auf Geschmack, Styl und Manier, Poesie und Sitte, sondern auch in Bezug auf religiöse und politische Tendenzen ein französisches Interesse geltend machen.

Wir brauchen nur an die ältere Gallomanie zurückzudenken. Was hat sie uns für Früchte getragen, jene Sucht, die Franzosen nachzuäffen? Als unschuldige Modesache, als Galanterie, als Belletristik, als geistreiche Manier schlich sie sich im Jahrhundert Ludwigs XIV. ein, und fraß nach und nach so um sich, daß sie unsere Nationalität von innen aushöhlte, unser Reich zertrümmerte, unsere ganze politische Existenz eine Zeitlang in Frage stellte und uns unermeßliche Opfer kostete, bis die Ermannung unseres Nationalgefühls, die deutsche Begeisterung von 1813, uns von jenem fremden Joch befreite und mit der Wirkung auch zugleich die Ursache für immer zu vernichten schien. Aber diese Ursache so verhängnißvoller und langer Schmach, jene Gallomanie, die Entfremdung von der deutschen Natur und die Adoption fremder Gesinnungen, der Dienst fremder, uns von jeher verderblicher Interessen, hat noch nicht aufgehört. Von Neuem, und zwar im Schooß unsrer Jugend bricht die alte materia peccans aus.

Die frühere Gallomanie schmeichelte den Höfen und der Aristokratie mit dem Glanz und den Wollüsten der Herrschaft. Ist die neue etwa minder gefährlich, weil sie den Völkern mit der Republik St. Simonds schmeichelt? Frankreich wollte die hohe deutsche Reichsaristokratie entzweien, unterjochen und ausplündern, indem es ihr schmeichelte. Will es mit dem deutschen Volk, indem es ihm schmeichelt, etwas Anderes? Sein Aushängeschild sey der Wahlspruch: l'état c'est moi! oder „die Republik der Glücklichen“, es ist immer nur ein Aushängeschild, hinter dem sich die alte französische Eroberungspolitik verbirgt.

Daher gebührt dem Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift der Dank des Vaterlands dafür, daß er mit so klaren und unwiderleglichen Worten sagt, was zu sagen ist:

„Der Kern Europas beginnt sich unter dem Neigen und Steigen der vorhandenen Kräfte als Schwerpunkt auszubilden, und die Begünstigung eines starken nationalen Deutschlands wird zur unabweislichen Aufgabe einer gesunden Politik. Hier tritt die ernste, unsern Lebensnerv erreichende Frage hervor über jene schon so oft erörterte Hülfe oder Einmischung Frankreichs, das nach Innen und Außen eine Initiative der Negation geltend gemacht, deren Gewicht je näher desto drückender werden muß. Seine Einmischung und durch dieselbe

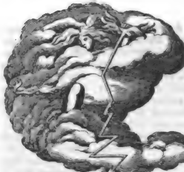
neue Erschütterungen, oder deutsche Nationalität und durch sie Befestigung der Civilisation — dies sind die beiden Punkte, um die sich die Parteien lagern, und je nach ihrer Stellung, ihrer Bildungsstufe und ihrer Gesinnung — nicht allein in dem Gebiet der Politik, sondern auch in der Literatur und in den Bewegungen des socialen Lebens — einen Einfluß begründen oder anregen, dessen Mannichfaltigkeit und dessen Richtungen die strengste Unterscheidung fordern.“

„War für jezt auch die Frage über einen Krieg mit Frankreich vertagt, fand sein Liberalismus in Deutschland besonnenere Ansichten, traten leise Spuren eines nationalen Ehrgefühls an die Stelle schimmernder aber gehaltloser Lehren, die uns an die Schmach einer auf fremden Schilden ruhenden Freiheit gewöhnen sollten, wurde man weniger feindselig gegen den durch Jahrtausende geheiligten Grundsatz, daß diese Freiheit überall nur ein Kind der eigenen Heimath seyn könne, so blieb der weit gefährlichere Feind, der Einfluß fremder Sitte in den Schranken, und die in einer thatlosen und entnervten Gegenwart wuchernde Waffenruhe trieb ein Convulut luxurirender Talente auf die Arena der ästhetisirenden Literatur, unter deren seidenem Mantel deutsches Princip und Ernst der Gesinnung gegen französischen Flitter escamotirt und die Freiheit durch das Bestehende, dieses durch Jene betrogen werden sollte. — Seltsames Verhängniß, das sich wie ein Schwefelfaden durch unsere Geschichte brennt — von einer Epoche zur andern mußte uns gallisches Gift als Arznei dienen und der deutsche Körper nach einer glücklichen Ausstoßung fester und empfänglicher werden für die hohe Aufgabe, die ihm eine wohl nicht ferne Zukunft vorbehält. Noch ehe aber ein wiederholter Stoß von Westen — möge es der lezte seyn — die innerste Natur der Deutschen aufregt, und nach kurzer Täuschung das Zarteste, ja das verlezt, was ein Volk zum Volke macht, seine öffentliche Ehre — noch ehe sich Frankreich abermals entschließt, Europa zu erobern, „um ihm die Freiheit zu geben“ — noch ehe, nicht die Freundschaft, sondern die aus ihr geborne Feindschaft des Nachbarn, eine Feindschaft, die nur jene Civilisation wieder sühnen kann, für deren Höhe wir noch lange nicht gereift sind — und das einzige Nothwendige gründen und erhalten läßt: deutsche Nationalität — kurz ehe sich Frankreich und Deutschland noch einmal auf dem Schlachtfeld begegnen, macht sich eine hysterische Propaganda der gallischen Sitte auf, um die schmutzige Wäsche aller moralischen Selbstmörder, die sich drüben verblutet, in dreifarbiges Linnen gepackt, auf deutschem Boden zu vertrödeln. Bahn bereitet hatte die französische Literatur in ihrer Journalistik, in ihren krankhaft reizenden Bühnenstücken, in ihren verdorbenen Romanen und ihrer Conduite, während die Dictatur der Mode und jene Sprache, „erfunden um die Gedanken zu verbergen,“ sich mehr und mehr und in einer Weise ausbreitete, wo sie aufhört, Bildungsmittel zu seyn. Ein unüberwindliches Hinderniß jedoch mußte dem Einwurzeln französischen Geistes und französischer Sitte bei einem Volke entgegentreten, bei dem sich als Grundzug seines Wesens ein mit dem Gedanken eng verbundenes Gemüth offenbart — einem Volke, das in steter Sehnsucht nach einer über dem Leben und seinen Wechseln ruhenden unwandelbaren Idee sich zwar einer oft überschwenglichen Spekulation hingegeben, durch seine tiefe Religiosität aber auch einen festen Anker für seine innere und äußere Haltung, für seine Geschichte, seine Politik, für seine nationale Eigenthümlichkeit findet. Was im peinlichsten Gegensatze zu ihr der Mangel jener, Alles Bessere im Leben erzeugenden Religiosität in Frankreich hervorgebracht, schildern die Annalen seiner lezten hundert Jahre, schildern die Edlen seiner Nation selbst in Zügen, welche die ihr inwohnende rastlose Verneinung in ihrer ganzen Furchtbarkeit herausstellt. Konnte aber die fernste Hoffnung vorhanden seyn, die giftige Hinterlassenschaft einer moralischen Stagnation nach Deutschland zu verpflanzen, so galt es vor Allem, Sitte und Christenthum zu untergraben und mit jener unerbittlichen Charakterlosigkeit, mit jener einschmeichelnden Sünde, mit jener Stirne aufzutreten, die, über die Schlange im Busen, heiteres Wohlwollen, Humor und die Blumen eines Witzes zur Schau trägt, der die Furchen innerer Zerrissenheit bedecken, die fressende Krankheit des Herzens verstecken sollte. — Die Gelegenheit schien günstig. Befürchtete oder gehoffte Ereignisse waren gebannt; statt eines männlichen Ernstes, einer Einkehr bei sich selbst, drang gleich dem bösen Fieber, eine maaßlose Genußsucht durch die Hallen des gesellschaftlichen, durch die Gemächer des häuslichen Lebens. Nirgends organische, überall auflösende Elemente, der Kraft ermangelnd, einen großen — gleichviel ob unheil= oder segensvollen Charakter zu schaffen; ein vages, unruhiges Streben in die Außenwelt, eine bittere Unbehaglichkeit gegen die Forderungen der Humanität, unverhohlener Haß gegen die Opfer, die sie auferlegt, aber der höchste Reiz für das Sinnliche, Pikante, Lüsterne, desto anziehender, wenn mit Geist, desto willkommener, wenn mit Keckheit gewürzt: und dennoch eine verschämte, kokettirende Anerkenntniß moralischer Autoritäten, ein instinktartiges Sehnen nach einem öffentlichen Haltpunkt, auch dem Widerstrebenden das Bekenntniß abzwingend, wie unhaltbar der Boden sey, auf dem man sich bewege. Bei den Massen endlich ein wärmer wiederkehrendes Bedürfniß für Religion, ihnen gegenüber ein raffinirtes Begriffsspiel mit dem Heiligsten, und in der Mitte das Siechthum der Kirche, die Zuckungen ihrer Theologie und der

Ungehorsam ihrer Diener. Nicht ohne Gefahr hatte man angefangen, in „das Praktische" überzugehen und den Streit zwischen Grundsätzen und Interessen auf das Leben zurückzuführen. Die junge Generation, unbefriedigt, heftig, und durch getäuschte Hoffnungen wenigstens für literarische Wagnisse gestimmt, wenn gleich weniger thätig als empfänglich, haftete an jeder Erscheinung, die ihr in Literatur und Leben entgegentrat, trug sie statt der veralteten Fahne des Bestehenden irgend nur ein falsches oder wahres Zeichen des Kommenden, sprach sie irgend nur in Lauten, die sie aus der Langenweile der Gegenwart erwecken konnten. — Welch ein Feld, nach solcher Ueberschauung, für verrätherische Propheten der Zukunft, die, aus dem Allerheiligsten, ja aus dem Tempel selbst gepeitscht, auf den Straßen umherirrten, und in den eigenen Schmutz die wohlfeil erhandelten Lumpen fremden Lasters mischend, geld- und ruhmbegierig nach Käufern geizten! Wer konnten sie seyn, diese heimathscheuen Zwitter, denen Alles feil, auch die Seele, denen Nichts zu niedrig war, auch der Preis nicht, um den sie loszuschlagen „die Tugend" hatten? Etwa Deutsche? Nein, dieses Volk unter Völkern hatte in seiner bespötteten Armuth noch den Reichthum der Schaam, in seiner Vielheit des Gedankens noch die Einheit des Gewissens, in den Wirren des äußern noch das Gefühl des innern Rechts bewahrt. — Franzosen? Es war zu bald. Sie mußten unsere Sprache, unsere Literatur, unser Jezt verstehen lernen, um uns in Masse heimzusuchen, und das Vergangene an dem Künftigen zu rächen. Nein, es sollten Menschen seyn, denen Pflicht und Humanität das Bürgerrecht erworben, denen eine durch die bittersten Schicksale gestählte Ausdauer, ein durch zahlreiche Kämpfe raffinirter Scharfsinn, eine lauernde Gewandtheit, und ein tausendfarbiges Talent Alles möglich gemacht, nur das nicht, was ihnen eine schwer errungene Emancipation auferlegt: — sich zu entnationalisiren, das nicht mehr zu seyn, was ihre Geschichte, ihre Religion, ihre innerste Natur, ihre Zukunft fordert — Juden. Ihr hervorspringender Charakter, erklärbar durch die Verfolgungen, die wir an ihnen verschuldet, ist verneinend, und darum treibt sie eine unwiderstehliche Neigung in die Aehnlichkeit des Volks, dem Deutschland seine Irrthümer, dem es seine Täuschungen verdankt. Franzosen und Juden schüren an dem unheiligen Feuer, das unsere besten Säfte aufzehren, das stille Erbtheil unserer inneren Nationalität, ein reines Gemüth vergiften und jenen ätzenden Verstand zum alleinigen Richter unserer Gedanken machen soll, den Gott schon in der Urwelt verworfen als die Schlange, die sich um unser Gewissen ringelt. In Besitz großer Mittel, die ihnen ein dämonisches Wittern edler Metalle, die ihnen jüngsthin die Zaubergabe verliehen, aus Papieren Gold zu schaffen, rekurrirt der Israelite in dem klaren Bewußtseyn, nur den Namen, nie das Wesen einer andern als seiner Nationalität in sich aufzunehmen, zu dem Princip der Eroberung, nicht durch Eisen, das nur ganze Männer begeistert, sondern einer Eroberung durch die Contrebande eines großartigen moralischen Betrugs. Ohne Vaterland, muß ihnen Vaterlandsliebe eine Thorheit seyn, und so wird ihnen politisches Princip, gleichviel welches, nie zur politischen Gesinnung, sondern nur zu einem mehr oder weniger eigennützigen Spiel des Geistes, je mit der Farbe, in der man, wo die Vaterlandsliebe Opfer erheischt, wo die Principien auf den Kampf der Ehre gefordert, wo die moralische Sonde und die Feuerprobe der Oeffentlichkeit angewendet werden — gegen ein Billiges durch die Hinterpforte entschlüpft. Darum erblickt man sie in das Gewand des Neuesten geworfen, stets in den Wechseln des Anfangs, dem entscheidenden Ende aber, bald mit dem Rücken, bald mit dem Gesichte, nur dann zugekehrt, wenn die Gesinnung verschwunden ist und das Schlachtfeld geplündert wird. Kaum war der bewaffnete Republikanismus aus dem Feld geschlagen, so hing man sich lächelnd die zahme Toga des unbewaffneten um, und zog mit Cymbeln des Tanzes und dem süßen Ton der Flöten heraus aus der Gefahr auf den Boden, der nur das Klirren der Honorare und die Spitze der Feder kennt. Hier ward Rath gehalten und der Geist des alten Propheten heraufbeschworen, um die Könige — der Geist der Lüge gebeten, um die Völker zu narren. Lodernd schlug die Flamme hinter den Coulissen auf, und beleuchtete den Ort, von wo die unbekannte Göttin den Gott des Christenthums vertilgen und der Sklaverei der Geister die Freiheit des Fleisches in den Kauf gegeben werden sollte. Die Bude wurde aufgeschlagen und Worte des Ernstes wurden in jenen Honig getaucht, dem Israel schon in alten Tagen so manchen leichten Sieg verdankte. Keck durfte man sich anschicken, als Märtyrer der Gegenwart zu sterben; wußte man ja doch die Stunde, wo die Lampe erlöschen und der Schauspieler bei Wein und Dirnen den Triumph eines gut gespielten Todes feiern konnte. War nur die Kasse gefüllt und das Gift mit Beifall ausgegeben, so kam die Polizei zu spät, und man hatte Zeit genug, in dem Reichthum der Garderobe unsichtbar zu werden. — Ein unerwartetes Bonheur allemand spann seinen Schutz um die „Verdächtigen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 2. Montag, 4. Januar 1836.

Die junge Literatur.

(Fortsetzung.)

„Die Partei einer leichtsinnigen Jugend ward durch die Thorheiten des Alters verstärkt, und das Publikum nahm, wie die Kinder, die Komödie für Wahrheit. Gewohnt, die Interessen des Theaters über die Interessen des öffentlichen Wohls, das Schicksal eines „Mimen“ über das Schicksal eines Patrioten zu stellen, war man doppelt entschuldbar in einer Illusion, wo „Notabilitäten“ sich mit dem Paradies begnügten, um von dort aus die neue Erscheinung als eine Aegide zu begrüßen. Wurde doch dem Geschmack der Zeit gehuldigt, wurde ja mit Geist, mit Talent, mit einer bestechenden Darstellung gespielt — hatte man ja die lästigen Mahner der Sitte, die Stachel der Religion, die Zudringlichkeiten der Ehre desavouirt, und — wo es galt, ihre Stimmführer mit dem ganzen Apparat der Bühne in's Lächerliche zu ziehen, das Publikum mit Kitzel zu unterhalten, statt es zu überzeugen — die Autorität der Pariser Muster für sich, und das Alles neben einem Polichinell deutscher Nationalität, der, die französische Hahnenfeder auf der Mütze, den Glauben an Vaterland und Heimath mit einer Zote charakterisirt. So waren Franzosenthum und Judenthum glücklich verschmolzen in jene Karrikatur, welche man den Deutschen als das Symbol ihrer Zukunft bot, auf dem Fußgestell der unbekannten Göttin, die — wenn gleich eine Hetäre — in den Salons und Soireen der Apostel des Fleisches hoffähig geworden war und den alten Reputationen weiß gemacht hatte, daß sie noch jung — den jungen, daß sie ebenbürtig seyen. — Eine feindselige Sage aus dunkler Zeit erzählt, die Brunnen seyen vergiftet worden durch Juden, und Tausende derselben gefallen als Opfer der Sache des Volks. Die Lüge sollte wahr werden. Eine keimende Nationalität, heute bedroht von den Stürmen einer bewegten Zeit, morgen von dem Sirocco einer üppigen Kultur, und wagnißvoll gestellt zwischen den gleisnerischen Westen und den hereinbrechenden Norden — diese Nationalität zu vergiften, das Höchste, das Erhabenste, das allen Parteien imponirt, einer ausgenommen — der orientalischen — heißt die Quellen vergiften, die Quellen, aus der die Väter, um Helden zu erziehen, aus der die Mütter schöpfen, um Zucht und Ehre ihrer Kinder zu bewahren, aus der das Land die heiligsten Gefäße füllt, um seine Vertheidiger zu erfrischen — die Quellen alles Schönen und Heilsamen in Leben, Kunst und Literatur, vergiften durch das treulose Facsimile von Histrionen, die mit wahnsinnigem Frevel ihren einzigen Schutz, das Christenthum der Liebe, die treueste Bürgschaft ihrer

vertrauensvollen Aufnahme in den Schooß der bürgerlichen Gesellschaft, in das oft verrathene Asyl ihrer Existenz, zu zerstören bereit und willig sind. Ihre Schriften, geschrieben in dem plauderhaften Memoirenstyl liederlicher Weiber, und nicht einmal durch ihr Talent, sondern einzig nur durch die moralische Unfruchtbarkeit einer Epoche gehoben, deren Hunger auch die schlechtesten Nahrungsmittel nicht verschmäht, wandern unter den Freibriefen der „guten Gesellschaft“ und unter dem Fluch der öffentlichen Ehre von einer Hand in die andere, bis die starke Natur des Deutschen sich ihrer wieder entledigt und für das heillose Medikament von den entlarvten Aerzten Rechenschaft fordert.“

Eine andere Flugschrift:

An die moderne Belletristik und ihre Söhne und die Herren Gutzkow und Wienbarg insbesondere. Zwei Sendschreiben von Fr. Rohmer. Stuttgart, Hallberger, 1836.

geht mehr vom wissenschaftlichen und ästhetischen Standpunkt aus, gelangt aber zu demselben Resultate. Das erste Sendschreiben stand früher bereits im Morgenblatt und spricht sich sehr ernst und kräftig über die Frivolität der Heineschen Schule aus. Das zweite gilt den Revue-Männern insbesondere und macht auf das ungeheure Mißverhältniß zwischen ihren Anmaßungen und ihren Gaben, so wie auf das Undeutsche und Unmündige ihrer ganzen Tendenz aufmerksam:

„Schreit, wenn ihr schreien wollt. Aber nehmt dennoch in Euern kleinen Mund nicht Brocken, die nur ein lutherisches Maul fassen und schlucken kann — sonst bleiben sie stecken und ihr steht mit der Mundsperre vor Eurem Publikum.“

„Der Wahrheit sich zu opfern in dieser Zeit — dazu gehört ein großer Verstand, der die Wahrheit sieht, und ein großes Gemüth, das die Wahrheit fühlt — von diesen Erfordernissen aber ist nichts in dem Talent zu finden, von dem ich spreche (Gutzkow).“

„Und wem hat er das gesagt? — Einer großen Zeit und darin besonders einem Volke, welches das verständigste ist. — Aber wenn das Wort aus der grenzenlosen Einbildung einer Persönlichkeit hervorgegangen wäre, hätte es noch psychologischen Werth. So ist es nichts als die trostlose Erscheinung einer Zeit, die alle Mittelmäßigen von Haus aus verdirbt und darum nur betrübend. — Ich gehe über zu dem, was ihr Objektives geleistet habt. Dazu muß ich das Paar trennen, das sich zu so großem Beginnen vereinigt hat. — Fange ich mit dem renomirtesten Erzeugniß des Ersten der Weltwillen-Aussprecher an, mit seinen Charakteren in der allgemeinen Zeitung, so muß ich in diesen eine große Fertigkeit bewundern. Wer sie nämlich irgend gelesen, sollte sie halten für eines sehr Eingeweihten Herzenserleichterungen und staunen vor der tiefen Kenntniß Talleyrand'scher und Mahmud'scher Gemüther. Und es liegt in der Natur vieler gutgearteter Herzen, zu glauben, was ein Mensch, der einigen Werth hat, zuversichtlich und geradezu ausspricht. Wie leid thut es mir, diese Eigenschaft nicht zu haben, und darum sagen zu müssen, daß die Leichtfertigkeit, mit der hier über die schwierigsten Verhältnisse abgeurtheilt ist und große und räthselhafte Charaktere geschult werden, ohne alle Einsicht in die innern Verwicklungen der Zeit, der sie angehören, nur schlecht vermummt von gewandten Redensarten, der schärfsten Geißel würdig ist. — Denn die Geschichte ist ernster als die Belletristik und wer nicht als Mann und heiligen Willens an sie geht, muß zurecht gewiesen werden als ein Knabe. — Nach diesen Erzeugnissen werden seine poetischen ihr Urtheil verlangen. Ich finde hier Veranlassung, einen eingewurzelten und allgemeinen Fehler unserer Zeit zu rügen, der sich aber bei Euch besonders vordrängt. Jeder einigermaßen mit Verstand und Phantasie Begabte glaubt nämlich schon darum Alles zu seyn und treiben zu können, was man irgend in Wissenschaft und Kunst seyn und treiben kann. Und es ist kein Zweifel mehr in diesem verwirrten Jahrhundert, daß ein Publicist, der einen pikanten Artikel geschrieben, gleich auch eben darum Novellen und Dramen schreiben und jeder Kunst sich bemächtigen könne. Jene beiden ewig getrennten Sphären, Kunst und Wissenschaft, werden mit Gewalt in einandergezwängt und verwechselt — von der Unnatürlichkeit dieser Vermählung zeugen die Mißgeburten des Marktes. Ach es will sich keiner mehr bescheiden und in dem Kreis halten, den ihm sein Wesen anweist — wohin soll es noch anders mit dieser allgemeinen Amalgamirung der fremdesten Wesen und Interessen kommen, als zu einer babylonischen Denk- und Dichtverwirrung, die ärger ist als das babylonische Sprachkauderwelsch.“

„Von geringerem Gehalt in jeder Beziehung ist sein Gefährte, dessen Verdienst nur in schönen, blumigen Worten liegt, hie und da durchwebt von Heine'schen Witzen, dessen Verstand aber zu den Irrlichtern gehört, welche keinen Schritt gerade aus machen können, ohne sechs seitwärts zu thun. Die Verrichtungen der Logik und Dialektik, so wie, wenn es nöthig werden sollte, der Metaphysik wird Wienbarg seinem Gesellen ganz überlassen müssen und da er somit auf Redensarten eingeschränkt ist, und Bilder, so verliert er alle Bedeutung eines Gesellen und wird nur als Handlanger zu betrachten seyn. — Das ist das Paar, welches sich an die Spitze unserer Jugend gesprochen hat. — Aber diese Jugend gehört Euch nicht ganz und wie die von ihnen,

welche der Himmel mit schärferem Verstand und tieferem Gemüth ausgerüstet hat, nicht dulden werden, daß ihr Euch an eine Stelle drängt, die Euch nicht gehört, so werden viele von denen, welche auf gleicher Stufe geistiger Anlagen mit Euch stehen, Euren Leichtsinn im Denken und Fühlen abweisen; denn es ist viel Kraft in Deutschland und es gibt Jünglinge, welche sich über die Lauheit und die französischen Laster, welche die Jugend in dieser Zeit locken, gehoben haben und von ernstem Sinne sind und ihr deutsches Wesen nicht geopfert, das Erbrecht ihrer glorreichen Ahnen nicht für ein Linsengericht verkauft haben." —

Es ist eine durchaus erfreuliche Erscheinung, daß sich eine solche Stimme in der Jugend selbst erhebt.

Ich habe diesen neuen Werken nur noch einige nähere Erläuterungen beizufügen.

Das junge Deutschland schwört nicht höher als bei dem Namen Heine, und allerdings ist es dieser geniale, aber leider auch eben so frivole als geniale Heine, von dem der ganze Unfug ausgegangen ist. Von Geburt Jude, durch die Sympathien seines Talentes und durch die Zufälle seines Lebens in Paris heimisch geworden, hat er dort zuerst den Ton angestimmt, der ein so vielstimmiges Echo in dem jungen Deutschland fand. Er konnte freilich nicht wissen, daß man ihn in diesem Grade bewundern und nachahmen und sogar übertreiben würde, und insofern bin ich weit entfernt, ihm alle Sünden seines Anhangs aufzubürden; doch hat er den Ton angegeben. Er zuerst, von jüdischen Antipathien und französischen Beispielen verlockt, machte die Verspottung des Christenthums und der Moral, der deutschen Nationalität und Sitte, die Vorschläge, das Fleisch zu emancipiren, die liederlichen Prahlereien, die Debauchen des jungen Frankreich, das Kokettiren mit der Republik, die Affektation, an die große Revolution der Zukunft zu appelliren, zu dem fruchtbaren Thema, das seitdem die jungen Deutschen in allen Variationen durchgespielt haben.

Die Theilnahme, die man dem glänzenden Talent dieses Schriftstellers zollte, brach auch seinen Ideen Bahn, und die Jugend, die seinen Styl nachzuahmen trachtete, glaubte, was ihr dabei mißlang, durch Uebertreibung seiner Lehren ersetzen zu müssen. Wer fühlte, daß er nicht so witzig sey, als Heine, suchte ihn desto mehr an Kühnheit der Ideen zu übertreffen. So wurde Heine, ohne daran gedacht zu haben, aus einem Dichter, der er ist, in einen großen Philosophen und Reformator der gesammten heutigen Weltansicht umgewandelt, wozu ihn wenigstens Wienbarg gemacht hat.

Die neue in Heine versammelte Gemeinde übernahm das Apostelamt, und während Wienbarg das System der neuen Lehre in seinen „ästhetischen Feldzügen" abrundete, wurde die ausgedehnteste äußere Verbreitung derselben durch kritische Schriften und Romane, vorzüglich aber durch den mächtigen Hebel des Journalismus vorbereitet, dessen Organe sie sich mit überraschender Schnelligkeit zugänglich machten. Heine selbst hat in seiner jüngsten Schrift über die romantische Schule ausdrücklich „den apostolischen Eifer des jungen Deutschland" gepriesen und seinen Anhängern nicht nur alles mögliche Talent nachgerühmt, sondern insbesondere auch von ihren Fortschritten in der öffentlichen Meinung, von dem „guten Klange", den ihre Namen bereits in deutschen Landen hätten, mit einer gewissen angenommenen Würde, als ihr Altmeister gesprochen. Ich vermuthe, er hat sich von ihrem Lobe verführen lassen, weiter zu gehen, als es ihm die Grazien hätten erlauben sollen.

In deutschen Blättern stimmen die anonymen Anhänger der Partei jezt freilich einen sehr bescheidenen, ja sogar gleichgültigen Ton an. Da heißt es, die jungen Leute seyen höchst unbedeutend, es sey nicht der Mühe werth, von ihnen zu reden, es sey ein ganz unnützer Lärm über sie aufgeschlagen worden. So charakterisiren sich die Leute selbst, das heißt jezt, aus sehr begreiflichen Gründen. Wir haben aber noch nicht vergessen, wie sie sich noch vor wenig Monaten charakterisirten, in welchem hohen Ton sie sprachen, welche ausschweifende Hoffnungen sie von sich selbst erweckten, mit welchem zahlreichen Anhang sie damals nicht nur prahlten, sondern welchen sie wirklich besaßen. Sie haben sich in der allgemeinen Zeitung öffentlich gerühmt, im Besitz der einflußreichsten Journale zu seyn, und dies waren sie wirklich. In diesem Punkt haben sie nicht gelogen. Durch Zusammenhalten, Korrespondiren und Intriguiren, Terrorisiren der Schwachen, Diplomatisiren mit den Verlegern, kleinen Schmeicheleien ꝛc. haben sie im Gebiet der Journalistik schon weit um sich gegriffen, wobei ihnen der Spekulationsgeist der Verleger, die Hoffnung einiger alten Schulen, an ihnen eine neue Stütze und muthige Vertheidiger zu bekommen, die versteckte Frivolität so vieler Zeitgenossen, die französischen Sympathien und endlich der unbestimmte Drang der Jugend von den verschiedensten Seiten her Vorschub leistete.

Sie rechneten bereits auf einen solchen Anhang in der Literatur und auf einen solchen Hinterhalt im Publikum, daß sie eine vollständige Reform der Literatur ankündigten, und die gesammte Jugend in die Waffen riefen, die Vergangenheit niederzukämpfen, die verheißene goldene Zukunft erobern zu helfen. Schon sahen sie sich im Besitz der höchsten literarischen Autorität und dekretirten den Ruhm. Was irgend verdienstvoll, würdig, edel und heilig in unserer Literatur war, das wurde mit einer früher unerhörten Taktik verhöhnt, verkleinert, lächerlich gemacht. Dagegen wurde jedem, der zu ihrer Fahne schwören würde, sey er auch noch so unbedeutend,

die Unsterblichkeit verassekurirt. Sie fuhren mit einem „Omnibus", den der Jude Löwenthal kutschirte, durch ganz Deutschland, um die kampf- und ruhmbegierige Jugend jauchzend und in Masse aufzuladen.

Gutzkow hält, während seine Anhänger jezt sehr klein thun, die alte Fiktion fest. In der „Appellation", die er erst vor wenig Tagen ausgegeben, macht er sich noch immer die bescheidene Schmeichelei, er sey berufen, das ganze reiche Erbe unseres Wissens, die unermeßlichen Schätze unseres Denkens und Dichtens wie mit einem Schlage zu vernichten und seine junge Literatur an ihre Stelle zu setzen. Ja er droht uns, wenn wir den alten Plunder von Literatur, den er miserabel und einen Skandal für Europa nennt, noch länger hüteten und nicht fahren lassen wollten, so würden wir über diesen vermeintlichen Schätzen vielleicht die unschätzbare Zukunft, die er uns bieten will, verlieren. Außer ihm hat noch ein junger Deutscher, der sich früher seiner verwirrten Gedanken in der eleganten Zeitung zu entledigen pflegte, in der Allgemeinen erklärt, das junge Deutschland habe zu viel Geist, um von der gemeinen Welt verstanden zu werden. Sonderbar, es war doch bisher nicht von Geist, sondern immer nur vom „Fleisch" die Rede und man hatte zum Ueberfluß durch Nuditätenmalerei und durch die frechste Sprache die Sache so deutlich als möglich gemacht. Diese Zuflucht des Fleisches zum Geiste ist genau so viel werth als die hochmüthige Verzweiflung des Diebes, der, als man ihn einfing, mitleidig sagte: ihr begreift mein Genie nicht.

Aber das Kleinthun der Compromittirten und das Großthun derer, die nichts mehr verlieren zu können glauben, ändern am wahren Stand der Sache nicht das mindeste. Die Lehren, welche das junge Deutschland gepredigt hat, haben nichts Geheimnißvolles, nichts Zweideutiges. Es sind alte bekannte Lehren, deren Wiederaufwärmung dem Geist der jungen Leute, die sie versuchen, keinerlei Ehre macht und sich höchstens durch's Fleisch entschuldigen läßt. Es sind Lehren, die schon mehr als einmal Bankerott gemacht haben, die zu dumm sind, als daß man ihre Wiederkehr nur hätte erwarten sollen, die aber noch mehr böse, als dumm sind, und die, da sie doch wirklich wieder aufgewärmt wurden, wegen ihrer Bösartigkeit die hippokratische Kur verdienen.

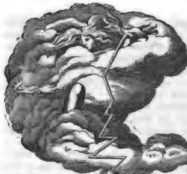
Erstens die Lehre von einer allgemeinen, jede Nationalität vernichtenden Menschheit. Sie erklären den Patriotismus für einen „thierischen Trieb des Bluts," zu verächtlich und barbarisch, um in unserer aufgeklärten Zeit noch Geltung zu haben. Sie nennen alles „Philister", was der neuen Lehre nicht huldigt. Sie verkündigen eine „Weltliteratur", durch die unsere bisherige Nationalliteratur verdrängt werden soll. „Alles sey unter der Kritik", sagt Wienbarg, was nicht dieser Weltliteratur angehöre. Wenn aber dieselbe je zu Stande käme, wer sieht nicht ein, daß sie rein französisch seyn würde. Wenn wir Deutschen Lust hätten, unsere Philisterei abzustreifen und allgemeine Menschen zu werden, wer sieht nicht ein, daß wir französische Heloten werden würden? Das ist die alte Leyer. Unter der Maske der allgemeinen Menschheit ist uns das Franzosenthum von 1792 gepredigt worden. Man will uns das deutsche Kleid ausziehen, damit wir nackend als allgemeine Menschen dastehen; aber schon steht der Franzose hinter uns und bietet uns für unsere Blöße höflich — ein Hundehalsband.

Zweitens die Usurpation der Zukunft, die Appellation an die künftige Revolutionirung Europas durch die Ideen St. Simons. Darein mischen sie aber auf's bestimmteste die Erinnerungen an die erste französische Revolution, denn sie begnügen sich nicht, mit St. Simon eine allgemeine Berechtigung der Menschen zum Genuß durch das ihr entsprechende Maaß von Arbeit zu erkaufen, das Recht durch eine Pflicht zu bedingen; sondern sie halten sich, wie die Franzosen von 1793, bloß an's Recht ohne Pflicht, an den Genuß ohne Arbeit, und ihr Ziel ist daher nicht eine Tugendrepublik, sondern eine Lasterrepublik, die Emancipation des Fleisches, die Herrschaft der Sinnlichkeit durch Aufhebung aller sie einschränkenden bürgerlichen, religiösen und Sittengesetze, was sie das allgemeine Menschenglück nennen.

Indem sich auf diese Weise hinter der Maske der Freiheit der gemeinste und niedrigste Egoismus versteckt, ahmen die jungen Deutschen nicht sowohl St. Simon, als vielmehr die verworfensten Jakobiner, die Maratisten und Hebertisten nach. Nur Marat, der wörtlich wie Gutzkow damit anfing, den „entzückenden Augenblick" als das Sakrament der neuen Naturreligion im Gegensatz gegen die Ehe zu empfehlen; nur Hebert, der in seinem Journal wörtlich wie Gutzkow die „Personen charakterisirte," d. h. jedem reinen Namen die unglaublichsten Verläumdungen anhing und die bodenloseste Unsittlichkeit und Gotteslästerung predigte, nur diesen Abschaum der Revolution nahmen sie zum Vorbilde. Sie fingen damit an, womit die höchste Krise jener Revolution aufhörte, mit der Abschaffung Gottes. Der alte Gott liegt in seinem Blute, schreit Heine triumphirend. Man hätte nie an ihn glauben sollen, bemerkt Gutzkow. Er ist die Erfindung des dummen Spiritualismus, des Systems, das die Völker zu Sklaven machte, und ihm muß „das Fleisch," der Materialismus als das System, das die Völker frei macht, entgegengesezt werden, systematisirt Wienbarg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 3. Freitag, 8. Januar 1836.

Die junge Literatur.

(Fortsezung.)

Die Zweiflerin, die sich in Gutzkows Roman auf einem kleinen Theater in puris präsentirt, ist das Modell einer neuen Vernunftgöttin, wie sie die Sansculotten damals einführten. Die Lehre vom höchsten irdischen Glück Aller könnte nur, wenn sie je aus der Literatur in's Leben träte, das Maximum, die allgemeine Plünderung herbeiführen, wie damals in Frankreich. Wozu proklamirt man aber solche Grundsäze, wenn man sie nicht in's Leben einführen, oder sie wenigstens als einen Zunder in die Welt werfen will, um bei dem kleinen oder großen Brande, den sie erregen, egoistische Zwecke zu verfolgen?

Jenen Maratisten und Hebertisten war der republikanische Fanatismus nur eine Maske. Sie haßten und verfolgten die Tugend ohne Unterschied bei jeder Partei, ihre Verlogenheit, ihre schmuzige Verläumdung suchte sich die edelsten Opfer auf allen Seiten, hier den treuen Malesherbes unter den Royalisten, dort den ehrwürdigen Bailly unter den Constitutionellen, und nicht minder den tugendhaften Schwärmer Desmoulins unter den glühendsten Republikanern. Darum wurden sie auch endlich von allen Parteien verworfen und vernichtet, und die wahren Freunde einer vernünftigen Freiheit erkannten endlich, etwas spät, daß es keine gefährlicheren Feinde dieser Freiheit jemals gab, als gerade diese wüthendsten, obwohl nur heuchlerischen Fanatiker für Freiheit.

Die jungen Deutschen haben, um die Sympathien der Zukunft gleichsam in Beschlag zu nehmen, die republikanische Maske vorgenommen. Gutzkow hat die Bescheidenheit, sich mit Rousseau zu vergleichen. Auch Marat war anfangs so bescheiden. Er hat ferner die Bescheidenheit, zu erklären, jezt sey die Zeit für seine Republik noch nicht da, aber sie werde kommen. Er erklärt ausdrücklich, daß auch Rousseau habe warten müssen, und daß die Ideen desselben dennoch später, in der französischen Revolution, realisirt worden wären.

Er hat Recht. In jeder Revolution, nicht nur in der französischen, gab es einen Moment der äußersten Anarchie, in welcher jede Verworfenheit und Scheußlichkeit der menschlichen Natur, die sonst in den tiefsten Winkeln sich verbirgt, frech in die Mitte des Tages trat. Auch Deutschland ist in seinen frühern Krisen nicht ganz frei davon geblieben. Man erinnere sich der Wiedertäufer in Münster. Auch sie führten die Vielweiberei ein, auch sie wälzten sich öffentlich in den widerlichsten Orgien. Auch ihr Fanatismus ging in zügellose Wollust auf.

Die Unruhen in Böhmen zu Anfang des 15ten Jahrhunderts bieten einen ganz ähnlichen Fall dar. Von

Digitized by Google

Frankreich her, durch den Priester Picard, wurde unter den Hussiten die Sekte der Adamiten gestiftet, die zur reinsten Menschheit und Paradiesesunschuld zurückzukehren vorgaben, sich alle Brüder und Schwestern nannten, nackend gingen und die skandalösesten Feste feierten. Uebersetzen wir aber diese adamitische Tendenz aus der etwas roheren Sprache des 15ten Jahrhunderts in die etwas zärtlichere des 19ten, so erhalten wir wörtlich, was Gutzkow sagt: „Warum diese Verhüllung des Menschen? Warum Zurückhaltung, du mein Bruder, du meine Schwester, da du doch gleichen Wesens mit mir bist? Diese Barrieren (die Kleider) müssen fallen. Wir sind ja Kinder ein und desselben Planeten. Und würden bei dieser echt philantropischen Vorstellung nicht gleich Alle als die schwachen Glieder der großen Wesenkette, im Gefühl, daß sie ja Alle vor der Wahrheit und Natur nackt, bloß und bemitleidenswürdig seyen, sich umarmt und geküßt haben? Wären die schwierigen Fragen der Societät nicht durch diese allgemeine Vorstellung im Nu gelöst gewesen?“

Allerdings erscheint es in unserer Zeit nur lächerlich, auf solche Ausschweifungen zurückzukommen. Die gebildete Welt ist längst darüber hinaus. Ist sie? Es sind erst vierzig Jahre, seitdem Gott in Frankreich abgeschafft wurde, und die Sansculotten und Vernunftgöttinnen adamitische Orgien feierten, wie vor vierhundert Jahren in Böhmen.

Wir sehen ja gerade an der neuen unmoralischen Literatur der Franzosen und unseres jungen Deutschland, wie man das alte Laster dem modernen Kulturzustande, ja der geistigen Erudition des Jahrhunders zu vermitteln strebt. Wenn man sich sicher glaubt, wenn man es für unmöglich hält, daß von den alten Barbareien eine Brücke bis in unsere civilisirte Zeit sich hinüberschlagen könne, so hat man hier die klaren Beweise, daß es möglich ist, und sieht die Bauleute am hellen Tage arbeiten.

Doch wir sprechen zunächst nur vom deutschen Interesse gegenüber dem französischen. Wir halten nur im Auge, welchen Vortheil Frankreich davon ziehen würde, wenn es dem „jungen Deutschland“ gelänge, die Gemüther zu gewinnen und unsere Jugend, unser Volk auf den französischen Ton zu stimmen. In dieser Beziehung liegt uns die Analogie vom Jahr 1792 sehr nahe. Damals wurde das erste französische Heer unter Custine mit Jubel begrüßt; in den altgothischen Domen an unserm heiligen Rhein hielten Juden Spottpredigten, und mehr als eine Wally stand als Vernunftgöttin auf den entweihten Altären. Ich sehe keinen größern Unterschied zwischen jener alten république rhénane und der jeune Allemagne, als daß bei jener die Einsicht erst hintennach kam, und daß sie bei dieser vorher kommt.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß die französische Eroberungspolitik, die uns schon so oft das Zuckerbrod der Freiheit hingehalten und uns einen Stein dafür gegeben, immer noch Thoren unter uns findet, die sich beschwatzen lassen. Und selbst wenn die Franzosen uns ein solches Geschenk im Ernst zugedacht hätten, müßte sich nicht unser Nationalstolz auf's innerste empören, ein Geschenk von ihnen anzunehmen und dadurch ihre Superiorität und unsere Imbecilität anzuerkennen? Man sollte nicht glauben, daß diese Wiegenlieder der Dummheit in Deutschland noch Ohren finden können; aber wenn selbst junge Schriftsteller, in denen die Bildung der Nation mit dem Ehrgefühl der Nation noch in erster frischer Blüthe gepaart seyn sollte, das alte Lied immer wieder durch die Straßen singen, so muß man freilich immer noch die Gefahr für größer halten, als die Erfahrung, die sie vermeiden lehrt.

Und selbst, wenn wir diese Gefahr durch große Aufmerksamkeit vermeiden, muß sich nicht jeder Deutsche schämen, daß diese jungen Deutschen unsere Literatur gerade in einem Augenblick entehren, in welchem die Franzosen selbst angefangen haben, unsere früher mißkannte Sprache, Wissenschaft und Kunst zu bewundern. Was muß Frankreich von uns denken, sieht es gerade in diesem Zeitpunkt unsere Jugend nach dem gelüsten, was die bessern Franzosen bei sich selbst zu verachten anfangen? Wer ist nicht überzeugt, daß die Ursache, warum das Ausland unsere Literatur so hoch schätzt, nichts anderes ist, als unsere sittliche Würde, der tiefe und heilige Ernst aller unserer Bestrebungen, jene unverdorbene Urkraft, die unsern Denkern eine so wunderbare Gewalt des Geistes, eine andern Völkern erstaunenswürdige Leichtigkeit in der Behandlung der schwierigsten Probleme, und zugleich unsern Dichtern den unnachahmlichen Reiz der Seelengrazie, der Unschuld und Scham verleiht, und aus der auch im untergeordneteren Wirken der immer an uns bewunderte ausdauernde Fleiß hervorgeht, der da seine unermeßlichen Arbeiten anfängt, wo die Schöpfungen aufhören. Es wäre doch eine zu starke Zumuthung, daß der Augenblick, in dem das Ausland anfängt, diese unsere geistige Nationalkraft zu bewundern, ihr Ende bezeichnen sollte, und daß wir den Franzosen unser Bestes nur mittheilen sollten, um dafür ihr Schlechtestes einzutauschen.

Wären wir auch geneigt zuzugeben, daß die „jungen Deutschen“ wie Gelbschnäbel blind hineingetappt wären, daß sie bei der Verbreitung aller ihrer systematischen Diatriben gegen Vaterland, Religion und Sitte gar nichts Arges gedacht, daß sie bloß ganz unschuldig dem lustig pfeifenden Vogel Heine nachgepfiffen hätten; kurz sähen wir sie als unzurechnungsfähige Knaben an, so würde doch die Wirkung dieselbe bleiben. Wußtet ihr nicht, welch gefährliches Spielzeug ihr in die Hand nahmt, so hindert dies nicht, daß es dennoch einschneidet und

verlezt. Ihr kokettirt nur mit der Appellation an den Haufen und zieht euch gleich wieder in eure belletristische Vornehmigkeit zurück, aber eure Bücher sind geschrieben, die darin enthaltenen Lehren verbreiten sich, auch wenn ihr sie hintendrein zurücknehmt. In solchen Angelegenheiten spielt man nicht. Welch erbärmliche Entschuldigung, wenn Gutzkow in seiner lezten „Appellation“ sagt, er sey ja ein ganz unpopulärer, folglich auch ungefährlicher Schriftsteller, er, der noch vor wenig Monaten sich in der Allgemeinen Zeitung rühmte, seine Ideen machten reißende Fortschritte in der öffentlichen Meinung, und der sogar noch in seiner Appellation mitten unter zahmen Entschuldigungen sich rühmt, seine Wally sey in's „Volk“ eingedrungen und uns droht, die ganze deutsche Literatur immer noch vernichten zu wollen.

Die dritte Lehre der jeune Allemagne ist die der Irreligiosität.

Sie lehren den gröbsten Materialismus, daß es nämlich außer der Natur und Materie nichts gäbe, keinen Gott, keine unsichtbare Welt; und sie folgern daraus, daß das Christenthum als eine Religion des Geistes ein dummer Spiritualismus, ein bloßer Aberglaube, eine Lüge sey. Sie spotten darüber mit einer früher unerhörten Dreistigkeit und scheuen sich sogar nicht, die Person Christi und der Apostel mit gemeinen Schimpfwörtern zu belegen. Indem sie aber eine völlige Abschaffung des Christenthums verlangen, wollen sie dagegen ihre neue Natur-Religion, einen neuen schönen Kultus der Sinnlichkeit, gleich dem Venusdienst der Alten, den Kultus „des Fleisches“, in einer zu constituirenden allgemeinen Republik mit Weibergemeinschaft einführen.

So wunderlich eine solche Phantasie scheinen mag, steht sie doch in einem Kausalzusammenhange mit andern Zeiterscheinungen. In einer gewissen Entartung führt allerdings der St. Simonismus mit seinen Projekten einer allgemeinen materiellen Glückseligkeit zu diesem Extrem. Auf der andern Seite aber scheint dieses Extrem auch in Deutschland selbst hervorgerufen zu seyn durch ein ihm entgegengeseztes, was ihm vorherging.

Ich meine die Frömmelei, die schon früher in der ersten Schwärmerei für das Mittelalterliche und Romantische als Proselytenmacherei, als Sucht, katholisch zu werden, hervortrat und später im protestantischen Pietismus noch mehr überhand nahm. Die Zeitumstände haben dazu beigetragen. Vom öffentlichen Leben wenig in Anspruch genommen, für die vaterländischen Interessen erkaltet, fing man an, die zeitlichen Bestimmungen überhaupt für unwerth und nichtig zu achten, dachte desto mehr der ewigen Bestimmung nach und suchte jenseits ein anderes unverlierbares Vaterland. Daraus ging aber eine Krankheit hervor, die Flucht vor der Wirklichkeit, die Sucht des Unwirklichen. Den Vereinsamten erschienen Geister. Hätte man je geglaubt, daß noch einmal Gespenster im gebildeten Deutschland und im 19ten Jahrhundert spuken würden? Aber sie spukten nicht nur, sondern bedeutende Theologen und Philosophen benuzten diese krankhaften Phänomene sogar, um darauf eine neue Stütze für die sinkende Religiosität zu gründen. Die religiösen Conservativen verfehlten nicht, in diesen neuen Wunderzeichen äußere, unmittelbar göttliche Beurkundungen eines Glaubens zu suchen, dem schon wieder die innere Sympathie fehlte. Aber ihr wohlgemeinter Eifer war weit entfernt, der Sache zu nützen. Die Gespenster dienten vielmehr nur, den alten Glauben lächerlich zu machen.

Nur einem solchen Extrem gegenüber wurde das andere, das ihm in Kurzem folgte, möglich. Die Einen dachten nur noch an die unsichtbare Welt, die „hineinragt“ in die sichtbare. Da kamen Andere und läugneten, daß es überhaupt eine unsichtbare Welt gäbe, und proklamirten den alten Materialismus, eine Welt ohne Gott, ein Reich der ausschließlichen Sinnlichkeit.

Die Irreligiösität wurde aus der nämlichen Quelle geschöpft, wie der Vaterlandsverrath und von den nämlichen Menschen, und man kann daraus abnehmen, daß diese Menschen einiges Recht haben, sich eine Bedeutung im Entwicklungsgange der Zeit beizulegen.

Sie verfuhren systematisch. Durch die Rückkehr zu Rousseau, Voltaire und zu dem Materialismus der französischen Revolution suchten sie politische Sympathien zu gewinnen. Durch die Nachahmung der giftigen neufranzösischen Romane und Trauerspiele suchten sie auf die belletristische Lesewelt zu wirken, durch den Wiederabdruck der Wolfenbüttel'schen Fragmente suchten sie sich ein wissenschaftliches Ansehen zu geben und wohl gar die Autorität des edeln Lessing für ihr lasterhaftes Treiben auszubeuten, und durch die Schmähung berühmter Gottesgelehrten (Schleiermacher) suchten sie die theologischen Autoritäten der Gegenwart zu untergraben. Sodann stellten sie Hegel und Goethe als die Propheten eines neuen Glaubens dem alten Christenthum entgegen und wußten die Sophistik des Einen so gut für ihren Materialismus zu benutzen, wie die poetische Frivolität des Andern. Ihre Operationslinie ist geschickt gewählt und sehr ausgedehnt, wie diese verschiedenartigen Positionen, von denen sie ausgehen, beweisen. Welche Jugend wäre fest genug, durch eine so vielseitige Sophistik nicht wenigstens gewaltige Perturbationen in ihrem noch elastischen Geist zu erleiden?

Sie begnügten sich aber nicht damit, sich älterer und fremder Autoritäten zu bedienen, sie wollten auch selbst originell, jeder dieser kleinen Leute wollte der neue Messias des Unglaubens seyn. Schon Heine, und er zuerst, nannte sich so. Ich lasse hier Börne sprechen: „Heine spielt den Antichrist, während Voltaire, dieser große

Schriftsteller, nur Johannes den Täufer, den Vorläufer des Antichrists, gespielt hat. „Voltaire,“ sagt Hr. Heine, „hat nur den Leib des Christenthums verwundet.“ Allein ihm selbst, dem armen Mann, ist das beschwerliche Amt zu Theil geworden, das innere Wesen des Christenthums zu vernichten. „Die Grundidee des Christenthums,“ sagt ferner Hr. Heine, „ist die Vernichtung des sinnlichen Lebens.“ Er aber hat von der Vorsehung die Sendung erhalten, die Rechte des Fleisches wieder geltend zu machen. Danken wir der Vorsehung, daß sie, und zwar ganz ausdrücklich zu Gunsten des Hrn. Heine, einen neuen Lehrstuhl der Rechte geschaffen hat, um die Rechte des Fleisches zu lehren!

Aber es sind nicht allein die Rechte des Fleisches, welche Hr. Heine zurückfordert, er streitet auch noch für die Wiedereinsetzung der ganzen Materie. Hier ein Stück seiner prächtigen Rede: „Kant hat den Himmel im Sturm „erobert, und die ganze Garnison über die Klinge sprin„gen lassen. Da liegen die Leibgarden Gottes leblos aus„gestreckt; er selbst schwimmt in seinem Blut; fortan kein „göttliches Erbarmen, keine väterliche Güte, kein Lohn der „Zukunft für die Entbehrung der Gegenwart mehr; die „Unsterblichkeit der Seele liegt in den lezten Zügen, man „hört nichts als Röcheln und Stöhnen.“

„Die Menschheit seufzt nach derberen Gerichten, als „nach dem Blut und dem Fleisch des Herrn Christus. „Die Menschheit lächelt mitleidig über die Träume ihrer „Jugend ... und sie wird männlich praktisch. Die Mensch„heit opfert jezt dem System der irdischen Nützlichkeit ... „und dann, muß man der Materie große Sühnopfer dar„bringen, damit sie die alten Beleidigungen vergißt. Es „wäre sogar nicht übel, wenn man Feste der Sinnlichkeit „anstellte, und die Materie für ihre vergangenen Leiden „entschädigte, denn das Christenthum, unfähig sie zu ver„nichten, hat sie bei jeder Gelegenheit entehrt. Es hat die „edelsten Genüsse herabgewürdigt, die Sinnen wurden zur „Heuchelei gezwungen, und überall war nichts als Lüge „und Sünde. Man muß unsere Frauen mit neuen Hem„den bekleiden und alle unsere Gedanken wie nach den „Verheerungen einer Pest mit Wohlgerüchen durchräuchern.“

So Heine. Mehrere andere Jünglinge jauchzten ihm zu und machten großen Lärm von dem neuen Evangelium der Sinnlichkeit. Einer derselben taufte die neue literarische Gemeinde mit dem Namen des „jungen Deutschland“ ohne die Verwegenheit zu haben, sich selbst zum Haupt desselben aufzuwerfen. Diese Rolle übernahm Gutzkow.

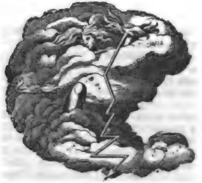
Ich nehme Anstand, hier noch einmal wörtlich die Lästerungen zu wiederholen, die Gutzkow gegen die Person Christi, gegen die Apostel, gegen das Christenthum, ja gegen alle Religion ausgestoßen hat. Er erklärte es für ein Unglück, daß man je an einen Gott geglaubt habe. Für eben so verderblich erklärte er die Moral, die Schamhaftigkeit und alle auf sie gebauten menschlichen Institute, insbesondere die Ehe. Ganz übereinstimmend erklärte Wienbarg die Emancipation des Fleisches als das Ziel der Weltgeschichte, als die höchste Aufgabe der Menschheit. Der Erreichung dieses Zieles stünde nur das Christenthum und die christliche Moral im Wege, sie müsse man also hinwegräumen. Luther habe durch den *Verstand* das Christenthum untergraben, ohne zu wissen, wohinaus. Goethe habe dagegen der Menschheit erst diesen Weg, wohinaus, gewiesen, indem er die *Sinnlichkeit* zum Gesetz erhoben habe. Diese neue weltgeschichtliche Lehre entwickelt Wienbarg völlig systematisch, und ohne sich im geringsten zu schämen, sieht er in der „schönen That“ oder in dem, was Gutzkow „den entzückenden Augenblick“ nennt, nämlich in der thierischen Wollust, das Höchste, wozu der Mensch geboren sey, und in einer allgemeinen ungezügelten Lüderlichkeit aller Männer und aller Weiber, in einer unermeßlichen Hetärenrepublik, in einer allgemeinen und immerwährenden Orgie das Höchste, wozu die ganze Menschheit geboren sey. Um aber das Christenthum zu untergraben, läugnet Wienbarg Gott und die unsichtbare Welt überhaupt, nennt dies eine Pfaffenlüge, und behauptet, es habe immer *nur* eine sichtbare Welt gegeben, und alle Wollüste in dieser zu genießen, sey das Recht jedes Menschen; wer es nicht thue, sey ein Dummkopf.

Bei Schiller heißt es einmal „gib Acht, daß du Gottes nicht spottest, da du seiner am meisten bedarfst.“ Sollte das nicht auf Deutschland in seiner gegenwärtigen Lage passen? Zwanzig Jahr nach den Verzweiflungskriegen, in denen wir Gott anriefen als in der höchsten Noth, und nach denen wir ihm dankten mit heißen Thränen, glauben wir jezt schon wieder so sicher zu seyn und ist uns so wohl, daß wir des Ewigen spotten? Im Angesicht einer unruhigen Zeit, deren erschütternde Bewegungen erst begonnen haben, macht sich eine Rotte, die sich für die wahren Repräsentanten der deutschen Jugend ausgibt, den Spaß, feierlich den alten Gott abzusetzen. Kann ein solcher Frevel ohne Strafe bleiben?

Wenn Völker so unreines Blut in sich erzeugten, war es allemal ein böses Zeichen. Als einst im wollüstigen Paris eine Horde von Atheisten, buhlerischen Herzoginnen, entnervten Prinzen, philosophischen Speichelleckern, poetischen Krippenreitern ihre nächtlichen Orgien feierten, und sich an Witz überboten, wer den alten Gott am feinsten verspotten könne, sah Cazotte, plötzlich zusammenschaudernd, in einer gräßlichen Vision die ganze Tischgesellschaft blutend mit abgeschnittenen Köpfen, zerfleischten Leibern, ganz so, wie ein paar Jahre nachher dieselben Personen wirklich unter der Guillotine und unter den Säbeln der Septembriseurs bluteten. In dieser Erzählung, sey sie auch nur eine Sage, liegt ein tiefer Sinn, wie in den *alten* Volkssagen. Die Gottheit läßt sich nicht ungestraft verspotten, und der frevelhafte Spott selbst ist schon das Zeichen einer Krankheit und Zerrüttung in der Gesellschaft, die sich früher oder später auf die furchtbarste Weise selbst bestraft. Dann büßen aber nicht bloß die Schuldigen, sondern auch die, denen die witzige Blasphemie ein unschuldiger Scherz geschienen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 4. Montag, 11. Januar 1836.

Die junge Literatur.

(Fortsetzung.)

Wie wenn solche Saaten, in Zeiten der Ruhe gesäet, in Zeiten der Unruhe aufgehen? In Frankreich hat der moderne Atheismus im Grunde weit weniger zu bedeuten als in Deutschland, denn dort ist er schon abgenuzt. Dort ist er, wie der ungenannte Verfasser des „Votums" so richtig bemerkt, die verspätete Wirkung einer Ursache, die sich selbst längst überlebt hat; in Deutschland aber würde er erst die Ursache unberechenbarer künftiger Wirkungen werden. Er würde die ganze Stärke der Neuheit haben. In Frankreich ist der Unglaube so weit gekommen, daß man an ihn selbst nicht mehr glaubt. In Deutschland würde er zum Fanatismus werden, denn bei uns nimmt man das Laster noch ernst, wie die Tugend. Dazu rechne man noch die Verheißungen des St. Simonismus, die Anweisungen auf irdische Glückseligkeiten und Wollüste, die Muhamed besonnen genug war, doch erst dem Himmel aufzusparen. In Frankreich glaubt man auch daran nicht, denn der St. Simonismus ist dort bloß Mittel, keineswegs Zweck. Noch unlängst erklärte ein Lyoner Proletär vor Gericht, er wisse wohl, daß jene Verheißungen lächerlich seyen, daß wenn Alle gleichen Theil am Glück hätten, dieser Theil sehr spärlich ausfallen würde, und daß er auch in der Republik St. Simons, wenn sie je konstituirt würde, wie unter dem Kaiser und wie unter den Bourbons ein — Weber bleiben würde. So nüchtern ist man in Deutschland noch nicht.

Frankreich hat in Bezug auf alle Fragen der innern Politik sich enttäuscht, ist hierin durch sattsame Erfahrungen zur Vernunft gekommen. Es hat sich mit der schönen und allein möglichen Gleichheit vor dem Gesetz begnügt, aber von den tollen Projekten der Vermögensgleichheit und Weibergemeinschaft ist es längst zurückgekommen. Wenn ihm in Bezug auf seine Verfassung und Verwaltung noch einige Probleme zu lösen bleiben, so können dieselben noch gelöst werden, ohne daß es einer neuen Anarchie und allgemeinen Zerwühlung seines Innern bedarf. Nur in Bezug auf seine äußere Politik hat Frankreich seinen revolutionären Hunger noch nicht gestillt. Es kann immer noch nicht vom Welteroberungstraum, von seinem kriegerischen Fanatismus lassen. Da dem nun aber so ist, was könnte für Frankreich günstiger, für uns gefährlicher seyn, als wenn wir uns jezt noch, troz des Beispiels der französischen Revolution und ihrer Verirrungen und Enttäuschungen, denselben Verirrungen der innern Politik, demselben Wahnsinn hingäben, der Frankreich unter Marats und Heberts Journaldiktatur (sie tauchten ihre Feder in das Blut von Millionen), hingeben wollten. Als Frankreich diese Krise durchmachte, hatte es von dem erschlafften und

Digitized by Google

zerissenen deutschen Reich wenig zu besorgen; aber was würden wir, wenn uns eine solche Krise bevorstände, von dem einigen, erfahrnen, klugen, kriegerischen Frankreich zu besorgen haben? Würde es nicht schlimmer noch als im dreißigjährigen Kriege unter unsern Parteien hausen und uns mehr noch demüthigen, als im westphälischen Frieden?

Der Atheismus allein wird freilich der deutschen Natur immer widerstreben, aber die Sophistik, die ihn in Verbindung bringt mit der politischen Freiheit, mit den materiellen Interessen, mit den glänzenden Verheißungen St. Simons, könnte ihm ein Gewand leihen, das den Pferdefuß versteckte.

Dieser neue Atheismus bietet der Betrachtung auch noch eine andere Seite dar. Wenn er, wie zu hoffen ist, unterdrückt wird, so liegt die Besorgniß nicht fern, daß jenes unerträgliche Uebermaaß der Gotteslästerung eine Strenge, Vorsicht und Aengstlichkeit hervorrufen könnte, die zulezt der Philosophie und dem Rationalismus, der freien wissenschaftlichen Forschung beengende Fesseln anlegen könnte. Auf die Mißbräuche unter Friedrich II. folgten bald die intoleranten Edikte Wölners und Bischofswerders. Eins erklärt sich aus dem andern, ohne die lüderliche Freigeisterei, die ihr vorherhing, wären jene Censuren nicht erfolgt. Gewiß ist das Interesse der freisinnigen Theologie in dieser Angelegenheit betheiligt und weit entfernt, die schmutzige Gotteslästerung eines Gutzkow mit der exegetischen Gelehrsamkeit des oft im Zeitlichen verneinenden, und doch im Ewigen bejahenden Rationalismus zu verwechseln, würde ich es vielmehr für sehr zweckmäßig achten, wenn der Rationalismus diese Gelegenheit benuzte, um zu beweisen, daß es in seiner Tendenz nicht liege, gewisse Grenzen zu überspringen. Die kritische Forschung, selbst wenn sie bei ihrer Bergmannsarbeit nur auf Wasser oder taube Gänge stößt, ist doch in der Theologie unentbehrlich und nützlich, denn hier muß alles untersucht werden, gerade damit die ewige Wahrheit des Christenthums auf das klarste einleuchte. Zu der Wahrheit, von der es in der Schrift heißt „sie wird euch frei machen“, kann man auch nur durch freie Forschung gelangen. Der Rationalismus ist ein wohlthätiger Sauerteig in der Theologie, ein Sporn für die allzu träge Sicherheit, die allzu leicht einschlafende Gewohnheit, und wie das fleißige Umhacken des Erdreichs um die Rebe nur ein Mittel zu dem gesundern Gedeihen des Glaubens und des Heiles, das uns die heilige Schrift unter dem schönen Bilde des Weinstocks versinnlicht hat.

So gewiß als durch jakobinische Ausschweifungen niemand mehr verlezt wird, als die Freunde einer vernünftigen Freiheit; so gewiß werden auch durch die atheistischen Ausschweifungen am meisten die Rationalisten verlezt, denn der Staat sowohl als die ununterrichtete Menge verwechselt leicht die gute Sache selbst mit ihrer Uebertreibung.

Die vierte Lehre des jungen Deutschland ist die von der Irreligiosität unzertrennliche Unsittlichkeit.

Auch diese Lehre holt man aus Frankreich her. Zum zweiten Mal. Kaum hatten wir nach leider nur allzulanger Gefangenschaft in den frivolen Sitten und Manieren des alten Frankreich uns durch eine große patriotische Erhebung befreit, die zugleich eine sittliche war, so drang auch schon wieder die Unsitte des neuen Frankreich zu uns herüber. Dieses neue Frankreich hat seine frühere aristokratische Lüderlichkeit wieder aufgenommen und mit der ebenfalls neu erwachten jakobinischen zu einer socialen Monstrosität verbunden, deren Frazzenhaftigkeit sich uns freilich nur in dem, was sie über dem Rhein Romantik nennen, widerspiegelt. Hier erbricht sich das Laster, ohne daß sich, wie Schiller sagt, die Tugend zu Tische sezt; aber Gutzkow sezt sich zu Tische und kauet die Speise des Greuels, „die Spottgeburten von Koth und Feuer“ noch einmal wieder für den deutschen Tisch. Die raffinirten Darstellungen weiblicher Verworfenheit, an denen sich die Franzosen in derselben Verirrung eines abgestumpften Geschmacks kitzeln, aus welchem die lezte verdorbenste Plastik der alten Welt statt der Göttinnen am liebsten Ziegen und Satirweibchen, statt Heldenscenen petronische Gruppen meißelte, diese höllischen Phantasien des fiebernden Franzosenvolks nennt Gutzkow „Ideale“, und hofft, sie werden bald allgemein auch in Deutschland „durchdringen“ und der bisherigen Poesie der Ehre, Frömmigkeit und Scham für immer ein Ende machen. Durch solche Vorbilder will er zu den „schönen Thaten“ seines Freundes Wienbarg vorbereiten, denn die Unzucht soll nicht in der Literatur stecken bleiben, sie soll heraus in's Leben treten, sie soll „That werden.“

Das nächste Hinderniß ist hier die Ehe. Sie muß hinweggeräumt werden. Gutzkow behauptet, ein geistreicher Arzt habe ihm gesagt, in einer zwanzigjährigen Praxis habe er nur zwei gute Ehen gefunden. Der Arzt war ein Misanthrop, oder kokettirte mit Menschenverachtung, wie das viele Aerzte thun. Ein solches Zeugniß, noch dazu vom leichtsinnigsten Lügner, den unsere Literatur bisher kannte, vorgebracht, gilt unter erfahrenen Leuten nicht. Die Ehe hat Freud und Leid, das ist ihre Natur, und es wäre keine gute Ehe, in der nicht beides vorkäme. Die Ehe hat etwas so Sittliches und etwas so Befriedigendes in sich, daß sie troß aller Disproportionen, die allerdings in ihr vorkommen, doch bisher immer noch der stärkste Damm gegen die Immoralität gewesen ist. Und das erkennt auch die unzüchtige Gesellschaft an, sonst würde sie sich nicht so gar arg gegen die Ehe ereifern.

Gutzkow will (so lautet wörtlich seine „Vertheidigung") den Strom der Menschheit, der im Bett der Ehe zu versiegen droht, in ein anderes Bett, in das der Ehelosigkeit, der Weibergemeinschaft, der großen Hetärenrepublik, die er projektirt, hinüberleiten. Es soll keine Familie mehr geben. Er will Vielmännerei und Vielweiberei verbinden. Kein Kind soll mehr wissen, wer sein Vater ist; keine Mutter mehr im häuslichen Kreise ihr Kind erziehen. Der Staat soll diese Pflichten übernehmen, die ganze Menschheit soll eine Stuterei werden.

Wenn übrigens das „junge Deutschland" in Bezug auf seine Irreligiosität als ein Extrem dem ihr vorhergegangenen andern Extreme der Frömmelei entgegentritt, so findet etwas Aehnliches auch in Bezug auf seine Immoralität statt. Es ist nicht zu läugnen, daß der Egoismus, die Lieblosigkeit, die falsche Pruderie in den socialen Verhältnissen bis zu einem Extrem getrieben worden sind, das auf der andern Seite das entgegengesezte, die versteckte Lüderlichkeit, die nun endlich eine offene geworden ist, hervorrufen mußte und auch in dieser Beziehung ist die jeune Allemagne eine wohl zu beherzigende Zeiterscheinung.

Ein öffentliches Leben gab es nicht mehr und das Privatleben wurde der jüngern Generation erschwert und zur herzfressenden Plage gemacht durch jenen unnatürlichen Zwang, der unter dem Schein der Sittlichkeit doch ein höchst unsittliches Motiv verbarg. Dieses Motiv war das Interesse. Die Jünglinge, wie die Mädchen, spekulirten nur auf die künftige Versorgung. Daher die Versagung jeder unschuldigen geselligen Lust, daher die Erschwerung des Umgangs, daher die steife Langeweile in den Cirkeln. In welchem jungen Mann die Berechnung nicht sogleich einen Freier erblickte, dem war auch die unschuldigste unbefangenste Annäherung nicht mehr möglich. Man sah und hörte nichts mehr von den heitern Abendvergnügungen der Jugend im Freien oder in der Winterstube, von traulichen Spaziergängen, von jenen süßen romantischen Reizen einer sich allmählich erkennenden Liebe, die noch die Jugend unsrer Großväter und Väter verschönert hatten. Die Neigungsheirathen nahmen zum Erschrecken ab.

Daß nun ein Theil der männlichen Jugend sich aus einer Art von Verzweiflung dem gröbsten Sinnenrausch überließ, darf nicht mehr Wunder nehmen. Nichts bändigt die wilde Sinnlichkeit so sicher, als eine romantische Liebe, eine zarte Neigung des Herzens, jene Andacht der Minne, zu der jede Jugend, vor allen aber die deutsche von Natur gestimmt ist. Nichts entfesselt die wilde Sinnlichkeit so gewiß, als die unnatürliche Hemmung und Abtödtung jenes heiligen Zuges der Herzen. Sonst schlich der junge Student, der junge Kaufmannsdiener wonnezitternd zu seiner Geliebten, und der Roman, bei dem weit mehr die Herzen, als die Sinne thätig waren, endete fröhlich mit einer Hochzeit oder tragisch mit einer Trennung. Jezt kennt der Jüngling diese Reize bescheidener Liebe, die ganze Wonne einer sich alles versagenden Schamhaftigkeit, die endliche Erfüllung jahrelanger Wünsche und selbst den süßen Schmerz der Trennung nicht mehr. Er berechnet nur noch mit Eiseskälte seinen Vortheil bei einer Heirath, und wie Mancher kaufte sich vom Gelde des sorgenden Vaters oder der getäuschten Braut und Gattin die Langeweile, den Ekel, das Gift der Bordelle. Auch in Frankreich ist diese traurige Erscheinung endlich ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, des Zornes und der Klage tieffühlender Seelen geworden. Alfred de Musset sagt von Paris, was leider auch fast auf alle größere deutsche Städte paßt: „Die Sitten der Studirenden und Künstler, diese so freien, so schönen, so jugendkräftigen Sitten, nahmen an dieser allgemeinen Aenderung Theil. Die Männer hatten den Frauen gegenüber ein Wort gelispelt, das tödtlich verwundet: die Verachtung; sie hatten sich dem Wein und den Dirnen ergeben. Die Studirenden und die Künstler warfen sich in dieselbe Ausschweifung. Die Liebe wurde wie der Ruhm und die Religion behandelt. Es war eine alte Illusion. Man lief daher nach schlechten Orten. Die Grisetten, jene so schwärmerische, so romantische und von so zarter und empfindsamer Liebe durchdrungene Klasse, sah sich auf die Comptoirs der Buden verwiesen. Sie war arm und man liebte sie nicht mehr. Sie wollte schöne Kleider und Hüte, sie verkaufte sich. O Jammer, der Jüngling, der sie hätte lieben sollen, dem sie selbst ihre Liebe geschenkt hätte, er, der sie sonst in die Haine von Varrieres und Romainville, zu Tänzen auf dem Rasen, zum Abendbrod in schattige Lauben führte, der Abends bei der Lampe im Hintergrunde der Buden an langen Winterabenden mit ihnen koste, der mit seiner Geliebten sein in den Schweiß seines Angesichts getauchtes Brod und seine hohe und arme Liebe theilte; derselbe Jüngling fand sie jezt, nachdem er sie verlassen, blaß und bleifarben, für immer verloren, mit Hunger auf den Lippen und mit der Schmach der Entehrung im Herzen an einem Orgienabend im Bordell."

Nimmt die Unsittlichkeit bei den Predigern der Glückseligkeitsrepublik und der Weibergemeinschaft eine entschieden demokratische Tendenz an, so hängt sie doch zu gleicher Zeit noch fest an den äußerst aristokratischen Genüssen und Ansprüchen unserer älteren literarischen Epikuräer. Die „jungen Deutschen" verfallen hier in denselben Widerspruch, in den auch Mirabeau und so viele französische Demagogen fielen. Sie wollen auf dem Forum den Tribun spielen, daheim aber den Sultan. Das Glück, das sie den Massen vorspiegeln, ist immer eine Täuschung. Sie wissen recht gut, daß die raffinirten

Schwelgereien, nach denen sie dürsten, immer nur ein Privilegium Weniger bleiben können.

Die aristokratischen Sympathien des jungen Deutschland erklären sich aber auch aus dem Bedürfniß, durch eine große Autorität das gebildetere und vornehmere Publikum zu bestechen und auch nach dieser Seite hin Terrain zu gewinnen.

Aus diesen Gründen ist Goethe ihr Abgott. Wienbarg macht ihn geradezu zum Messias der neuen sinnlichen Religion, um dadurch seine eignen unsittlichen Lehren zu beschönigen. Gutzkow hoffte, indem er feierlich den Schatten Goethe's heraufbeschwor, um gegen mich zu streiten, die zahlreichen und in der Literatur sehr einflußreichen Freunde Goethe's auch zu den seinigen zu machen und sie zu gebrauchen, sie zu seinen Zwecken eine Zeitlang zu benutzen.

Diese Bedürfnisse der jungen Partei erklären auch die veränderte Färbung, die sie in den Goethianismus bringen. Sonst liebte man in Goethe nur das Schöne und nahm die Immoralität in den Kauf. Jetzt sucht man ängstlich nur seine Immoralität, durch die man die eigene beschönigen will, und nimmt sein Schönes in den Kauf. Von dieser Seite hat sich die jeune Allemagne seine Autorität auszubeuten angemaßt. Goethe muß ihr herhalten, alle Blähungen ihres faulen Geistes zu rechtfertigen.

Wenn eine Zeit der gesunden Vernunft und des gesunden sittlichen Zartgefühls wiederkehrt, so wird man an Goethe den großen Dichter bewundern, und man wird seine Schwächen und Gelüste mit seiner Zeit entschuldigen und als Antiquität behandeln. So kann die Gegenwart noch nicht über Goethe urtheilen. Sie kann noch nicht unparteiisch seyn. Sie braucht ihn noch. Mit einem Zipfel des langen poetischen Mantels, mit dem er seine Scham zudeckt im Grabe, will die noch lebende Zeit die ihrige zudecken, und wird daran zerren, bis er sie mit sich hinunterzieht in sein Grab.

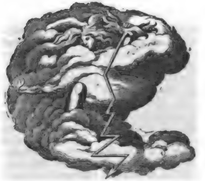
Woher die bloße Möglichkeit, daß so viel im Namen Goethe's gesündigt wird? Ach, Herr Hotho sagt es uns: Goethe hat die weit hingreifende Genialität gegen eine beschränkte Zeitgesinnung, die Freiheiten, die sich eine schöne Natur herausnimmt, gegen die engherzige Moral vertheidigt. Darum nennt Wienbarg Goethen den großen Befreier Deutschlands, den Zerstörer des Christenthums, den Gründer der neuen Religion des Fleisches. Die Freiheit, die Goethe sich herausnahm, steht allen zu. Machte erst eine schöne Natur sich frei, gleich ist alle Natur frei, auch die häßlichste, auch die bestialische, die diabolische Natur. Nun entfessele deine Begierden, du Unhold in der Tiefe der menschlichen Natur! Du hast das Siegel gebrochen, das dich bannte. Das Zauberwort, durch das du alles Zwanges dich entledigst, ist Schönheit. Im Namen der Schönheit thue hinfort das Häßlichste, Scheußlichste. Tobe dich ganz aus, Unhold, und wiehere den dummen Deutschen zu, du seyst die entkettete Schönheit!

Auf die „Schönheit“ beruft sich Gutzkow? Mit ihr hofft er seine Wally zu vertheidigen? Das ist beinahe noch eine größere Dreistigkeit, als wenn er sie im Namen der Religion und Sitte hätte vertheidigen wollen; denn wahrlich so weit sein Roman von jeder Tugend entfernt ist, so ist der doch noch weit entfernter von der Schönheit. Nie ist die Schönheit der weiblichen Natur frecher beleidigt worden, als durch diesen fratzenhaften Roman, der eine Entäußerung jeder Grazie und Scham, für die echte, wahre, schöne Natur dieses Geschlechts auszugeben, als „ideale Weiblichkeit“ zu bezeichnen wagt. Auch ist die affektirte Vornehmigkeit, das Uebertragen der gemeinsten Scenen, wie sie verdorbene Jünglinge nur in der schlechtesten weiblichen Gesellschaft durchleben, in die Boudoirs gebildeter Damen, hier greller und widerlicher als in allen andern Darstellungen des jungen Deutschland, die in dieser Beziehung zwar nicht mehr Moral, aber doch mehr Geschmack verrathen.

Indeß tritt bei allen Parteigängern des jungen Deutschland diese sonderbare Mischung des politischen Radikalismus mit der Goethe'schen Genußsucht charakteristisch hervor. In mehr als einem ihrer Romane wird auf der einen Seite mit der jungen Tapferkeit für die polnische Sache geprahlt, und in den kühnsten Phantasien für die allgemeine Freiheit geschwärmt, zugleich aber mit den vornehmsten adeligen oder fürstlichen Damen in der Manier des Wilhelm Meister geliebelt und gelüstelt und endlich, da ihnen das doch noch zu zart ist, geräth das republikanische und legitime Princip in den allerunanständigsten Konflikt. Das Höchste, was sich diese edeln Freiheitshelden zu denken wissen, ist das bürgerliche Einschleichen oder Einbrechen in das Gemach einer Prinzessin, das Wühlen in allen Reizen einer vornehmen Wollust. So wie Heine anfing, vor jedem Madonnenbilde in katholischen Kirchen eine freche Gebärde zu machen und sein Wohlgefallen auf eine mehr thierische als menschliche Weise auszudrücken, so fiel es auf einmal den jungen Bauern ein, den Königinnen Schach zu bieten. Man verkleidete die verworfensten Bewohnerinnen öffentlicher Häuser in Madonnen, in Fürstinnen, und feierte bei sprudelndem Champagner den wohlfeilen Sieg über die christliche Kirche und über die Legitimität, und trat dann triumphirend hervor im polnischen Rock, mit griechischem Backenbart, mit republikanischem Filzhut.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 5. Mittwoch, 13. Januar 1836.

Die junge Literatur.

(Schluß.)

Etwas ähnliches finden wir aber auch in Frankreich, und das junge Deutschland überträgt nur, was es in Frankreich sieht, auf den deutschen Boden. „Alles klagt, hieß es jüngst in einem Artikel aus Paris, über die reißenden Fortschritte der Entsittlichung. Sie herrscht unter allen Parteien. Es ist ein Selbstaufgeben aller höhern moralischen Würde. Die legitimistische Jugend stumpft sich ab in geistloser Wollust. Selbst das Juste-Milieu feiert schwelgerische, unwürdige Feste, und die Republikaner wetteifern in Orgien aller Art von den feinsten bis zu den gröbsten, die Marat und Bestialität, Blut und Unzucht vermengen. Eine gewisse Literatur ist ein wahrer Stall des Epicur, wo literarische Thiere die Trüffeln der Gemeinheit aus dem fetten Boden ihres Geistes wühlen. Die Delassements gewisser Romane sind Mütter, die ihre eigenen Töchter verkuppeln, Väter, die ihre eigenen Töchter entehren. Das Wunderbarste aber ist, daß es blutjunge Scribenten sind, die solche Infamien schreiben. Aber das öffentliche Gefühl beginnt, sich dagegen aufzulehnen.“

Eine Zeitlang schmeichelte sich die Politik, lüderliche Gesinnungen seyen ihr nützlich und nur die Tugend ihr gefährlich. Der altfranzösische Hof hat diesen Irrthum in der Revolution theuer bezahlen müssen. War es etwa catonische Tugend, die den Prozeß der Königin instruirte, die den Noyaden präsidirte und die Vernunftgöttinnen auf die Altäre sezte? Ueberall, wo die Unsittlichkeit im Volk als Mittel der Despotie benuzt werden wollte, hat sie sich schrecklich gerächt, und gleich scheu gewordenen Elephanten in die Schlachtlinien derer zurückgewüthet, die sie aussandten.

Wenn die Lüderlichkeit naiv und lustig ist, wenn es sich bloß um panem et circenses handelt, mag der Macchiavellismus, der sie als Regierungsmittel empfiehlt, anwendbar seyn. Wenn sie aber philosophirt, politisirt, wenn sie den Pöbel nicht lehrt, sich zu begnügen und mit Wenigem zu amusiren, sondern die ausschweifendsten Hoffnungen in ihm weckt und ihm die gefährlichsten Waffen in die Hand gibt, dann ist nicht bloß die catonische Tugend der Oppositionen, mit der man so gern hadert, sondern dann ist der ganze Staat wesentlich in seiner Existenz gefährdet. Die Tugend besteht am Ende im Kampf mit dem Laster oder bewahrt sich wenigstens ihren ewigen Ruhm; aber nicht alles besteht so feuerfest im allgemeinen Brande der Anarchie.

Unsittlichkeit ist der gefährlichste Feind **jedes** Staats, der Hierarchie so verderblich wie der Republik, der absoluten Monarchie wie dem Repräsentativstaat; denn es liegt

Digitized by Google

im Wesen der Unsittlichkeit, die Grundfeste aller Staaten, das Ehrgefühl, zu untergraben. Blicken wir in die Geschichte. Die alten Weltmonarchien im Orient gingen unter, als die Sitten verdarben. Die griechische Freiheit ging unter, als die Sitten verdarben. Die römische Republik ging unter, als die Sitten verdarben. Das Califat ging unter, als die Sitten verdarben. Die römische Kirche wurde im tiefsten Grund erschüttert und zerrissen, als die Sitten verdarben. Die französische Monarchie ging unter, als die Sitten verdarben. Die helvetische Freiheit ging unter, als die Sitten verdarben. Venedig ging unter, als die Sitten verdarben. Das türkische Reich ist dem Untergang nahe gebracht, weil die Sitten verdarben. Man kann aber diese weltgeschichtliche Lehre auch durch eine andere Reihe von Thatsachen bestätigen. Jeder große und ruhmvolle Staat gründete sich auf eine edle reine Volkssitte und auf ein dieselbe schirmendes strenges Gesetz. Der Staat kam zur höchsten Blüthe und dauerte am längsten, in dem die Sitte am besten bewahrt wurde. Wo aber immer ein Staat große Erschütterungen bestand, aus großer Noth sich befreite, war seine neue Erhebung immer von einer sittlichen Begeisterung, von einer Wiedergeburt der nationellen Tugend unzertrennlich.

Gefährliche, thörichte Verblendung derer, die von einer Freiheit, von einer Wiedergeburt des Staats träumen, und die Sitte dabei nicht nur vergessen, sondern sogar in der Macht der Unsittlichkeit einen Hebel der Bewegung, ein förderndes Mittel sehn; oder die ohne Rücksicht auf die Geschichte und das bessere Gefühl in der eignen Brust, von allgemeinen Theorien wenigstens sich so weit mißleiten lassen, daß sie die Unsittlichkeit unter dem Rechtstitel der jedem Individuum zuständigen Freiheit geduldet wissen wollen. Jede Verbindung der Unsittlichkeit mit der Freiheit ist der leztern absolut tödtlich. Nicht durch Constitutionen, nur durch Sitten wird die echte Freiheit befestigt, denn nur bei der Sitte ist der Glauben, die Treue und die Ehre, die im Stande sind, eine gegebene Verfassung auch zu erhalten.

Wenn aber das junge Deutschland den Grundsatz proklamirt, man solle sich über nichts mehr schämen, als über die Scham selbst, so hat es dabei nicht bloß die Verhöhnung des sechsten, sondern ganz vorzüglich auch die des achten Gebots im Sinn. Lüge ist sein eigentliches Element. Der gröbste Widerspruch ist ihm so geläufig, wie das Ein mal Eins.

Systematisch nennen sie das Heilige gemein, das Große klein, das Wahre eine Lüge, das Gute schlecht, das Schöne häßlich und umgekehrt. Religion und Christenthum nennen sie eine Heuchelei, eine Dummheit, einen Betrug, eine Zwangsanstalt zur Unterdrückung der Freiheit, und ihr Fleisch nennen sie allein heilig. Sitte, Ehe, Scham nennen sie Heuchelei, Dummheit und Zwang, ihren Adamismus aber, ihre offene Affenschande das natürliche Schöne und die ideale Sitte. Die deutsche Vaterlandsliebe nennen sie bestialisch und brutal, ihr freches Franzosenthum aber die wahre Humanität. Die größten Verdienste um deutsche Wissenschaft verhöhnen sie, die ganze deutsche Literatur nennen sie miserabel und einen europäischen Skandal, und unreife Talente, Knaben, die noch nicht hinter den Ohren trocken sind, ja ganz unfähige Parteigänger nennen sie frischweg „die ersten Nobilitäten." Die neuschwäbische Lyrik, die hinter dem Lärm der Schauspiele und Romane bescheiden zurücksteht, und ihre zarten Blüthen nicht ohne Sorge und Mühe vor der eindringenden Zerstörung bewahrt, selbst diese dornenlose Rose konnte dem Haß des jungen Deutschland nicht entgehen, denn diese Poesie ist schön, in ihr wohnt noch jene heilige Unschuld, jene angeborne Grazie der Seele, jenes tiefe und reine deutsche Gemüth, das den Unreinen so unerträglich ist, wie die Nähe eines Engels den Böcken der Hölle. Darum stürmen sie gegen den reinlichen und lieblichen Garten der schwäbischen Lyrik und werfen ihren Unrath hinein und erschöpfen sich an Bosheit gegen sie bis zur Lächerlichkeit; ihre Obscönitäten aber, ihre widerlichen Affektationen französischer Lüderlichkeit nennen sie die wahre Poesie, das wahre Ideale. Um Alles in der Literatur umzustürzen, beschäftigen sie sich hauptsächlich mit den Persönlichkeiten der berühmtesten Männer, grübeln schadenfroh alte Jugendsünden derselben heraus (wie bei Schleiermacher und Tieck) und suchen consequent immer die Sache durch die Person zu vernichten. Alles trachten sie aufzulösen in Geklatsch, denn nur so ist es möglich, die Meinungen im Publikum endlos bis zum Wahnsinn zu verwirren und jene allgemeine Karrikirung des Heiligen und Idealisirung des Unheiligen durchzusetzen, in welcher nach ihrer Absicht die alte Literatur untergehen soll.

Neben dieser großen und consequenten literarischen Lüge sind dann die andern Widersprüche, in welchen sich die Partei gefällt, wahre Kleinigkeiten, und dienen nur zu einer weitern Bestätigung ihrer bodenlosen Immoralität. Gutzkow und Wienbarg deuten an, die Republik, von der Straße vertrieben, müsse sich in die Literatur zurückziehen, man müsse, wie Rousseau, die Zukunft vorbereiten. Sie stellen Namen der äußersten Linken, Namen der Pariser Exilirten voran und geben zu verstehen, indem sie sie und die übrige Jugend „unter ihre Aegide" nehmen, sie seyen die bereits bezeichneten Consuln der künftigen Weltrepublik, die durch die Weltliteratur erobert werden soll, und in ihren sichern Händen lägen die Zügel der ganzen europäischen Jugend. Damit wollten sie eben diese Jugend bestechen. Aber sie wollten dies Spiel gefahrlos treiben, sich den Rücken decken, und daher zu gleicher Zeit die literarische Allianz mit k. preuß. Universitäts-

Professoren, die Sympathien für Hegel, Goethe ꝛc. Daher auch später Gutzkows Desavouemens, die von ihm allein angekündigte zweite Zeitschrift, die unter der loyalsten Firma erscheinen und sogar in der Bundesdruckerei gedruckt werden sollte; die Diversion vermittelst einer höchst schmeichelhaften Charakteristik, als Versuch, ob vielleicht gerade beim feinsten Verstande die gröbste Täuschung gelingen könnte ꝛc. Eben so wurde die Ehe auf jede Weise verhöhnt und verdammt und zu gleicher Zeit auf eine gute Partie speculirt. Eben so wurde heute in der Allg. Zeitung proklamirt, sehr namhafte Leute seyen Mitarbeiter der Revue, während diese Herren morgen erklärten, es sey nur ein Mißverstand. Eben so wurde heute Prof. Ulrici als berühmter Literator aufgefordert, mit seinem Namen die Revue zu unterstützen, und morgen mit Spott und Hohn übergossen, er sey ein obscures Talent, das erst durch Gutzkow und Wienbarg hätte berühmt gemacht werden können. Eben so wurde heute geprahlt, man habe in der öffentlichen Meinung reißende Fortschritte gemacht, und Gutzkow sey der große Agitator, der die Jugend mit sich fortreiße, die ganze deutsche Literatur reformiren werde, und morgen affektirte man ein Erstaunen, wie doch diese geringfügige Sache habe Aufsehen, das unpopuläre und schiefe Talent des bisher unbekannten jungen Gutzkow irgend Besorgnisse erwecken können. Gutzkow selbst erklärt in seiner Appellation ganz naiv, er, der kurz vorher Christum einen Betrüger genannt, habe damit nur eben dem Christenthum eine neue Bahn brechen wollen. Doch es ekelt mich, das Register einer Schlechtigkeit fortzusetzen, die in der deutschen Literatur die erste ihrer Art ist und hoffentlich auch, aber vielleicht auch nicht, die lezte seyn wird.

Abgesehen von dem Inhalt ihrer verderblichen Lehren ist schon die Sprache, die Manier der jeune Allemagne ein fressender Krebsschaden für unsere Literatur. Ihr frivoler Memoirenton schließt allen Ernst, alle Würde der Gesinnung und alle Gründlichkeit des Wissens nicht nur aus, sondern ist ausdrücklich auf die Vernichtung desselben berechnet. Da nun aber nichts leichter ist, als in einem solchen Ton zu schreiben, so haben wir in einem Zeitraum von kaum zwei Jahren schon eine beträchtliche Menge junger Leute in diese bequeme Manier fallen und wirklich damit Glück machen sehen, und ohne Zweifel wird ihre Zahl sehr bald ungeheuer anschwellen. Nichts ist für die Jugend so verführerisch, als diese dreiste Plauderei, dieses Sichgehenlassen, dieses bald Vornehmigkeit, bald Naivetät affektirende Monologisiren, das keinerlei Zwang, Rücksicht oder Vorbereitung bedarf. Man profanirt alles, was bessere Schriftsteller verschweigen; man überrascht durch Unverschämtheit; man schämt sich selbst einer Dummheit nicht, wenn sie nur ein Lächeln erregt; man findet das Allergeringste bedeutend, um tiefsinnig zu erscheinen, und das Allerwichtigste nur lächerlich, um den Genialen zu spielen. Man ironisirt Alles und vor Allem sich selbst, um jeder ernsten Rüge zu entschlüpfen, und damit man ja nicht bei irgend einer Meinung festgehalten werden könne. Die grenzenloseste Renommisterei und geistige Hoffarth soll aber die Seelenlosigkeit, den Mangel aller echten Gesinnung und Bildung bedecken. Man verachtet das Wissen, was zu erwerben man zu faul ist. Man verspottet das Verdienst, das zu erringen man kein Opfer bringen will. Man gibt sich aber, indem man verachtet und spottet, den Anschein, als ob man einen sehr hohen Standpunkt einnähme. Sieht man sich gedrängt, seine Unwissenheit zu bekennen, so macht man einen Witz. Heine sagt ganz naiv, er verstehe nichts von dem, worüber er aburtheilt, aber das sey eben der Spaß. Die bereits sehr bändereiche „junge Literatur“ besteht aus nichts als solchen Faseleien und geistreich seyn sollenden Urtheilen über Literatur und Leben, Religion, Moral, Politik, Philosophie, Kunst, worin alles unverdautes Geschwätz, freche Anmaßung und nicht ein Funke reifen gesunden Urtheils, nicht ein Kern echten Wissens und gründlicher Erfahrung ist. Die gotteslästerlichen Ausschweifungen dieses Leichtsinns kann man unterdrücken, aber der Leichtsinn selber bleibt und greift immer weiter um sich. Es wird sich daher zeigen, daß gegen Krankheiten des Geistes auch nicht materielle Gewalt, sondern wieder nur der Geist helfen kann. Wenn sich der bessere Geist der deutschen Gelehrten und Dichter und des deutschen Publikums nicht jenes jugendlichen Leichtsinns erwehrt, so wird der Krankheitsstoff, dem man nur äußerlich ein Pflaster aufgelegt hat, innerlich weiter fressen, und die schon jezt zahlreiche Generation junger Schwätzer wird sich bis zur Unausrottbarkeit vermehren.

Der Buchhandel hat einen in jeder andern Hinsicht erfreulichen Schwung erhalten. Seit ungefähr einem Jahrzehent hat die Concurrenz in demselben dergestalt zugenommen, daß die literarischen Fabrikbesitzer nur um Papier und um Arbeiter verlegen wurden. Nun begann das Treibjagen auf junge Talente, das geistige Matrosenpressen, der literarische Seelenverkauf. Dem arbeitete ein anderes Uebel in die Hände, jener unnatürliche Zudrang junger Leute zu den Studien, wodurch eine bisher unerhörte Menge von Kandidaten überkomplett, brodlos, unzufrieden wurden.

So bildet bereits ein usurpatorischer Dilettantismus den Männern vom Fach gegenüber eine Macht und droht alles zu überflügeln. Was ihm an echtem Wissen gebricht, ersezt er durch Schwatzhaftigkeit. Was ihm an echtem Werth gebricht, ersezt er durch den Beifall einer rohen, durch ihn nur noch mehr verwildernden Menge.

Eine große Mehrheit des Publikums liest gar nichts anderes, als die Klatschblätter und die neuesten Romane

aus der Leihbibliothek. Diese Literatur ist also wichtig und einflußreich. Sie war im vorigen Jahrhundert bekanntlich sentimental und wirkte erschlaffend. Die Feigheit und Schande, die beinahe weinerliche Hingebung, mit welcher wir uns von den Franzosen berauben und unterjochen ließen, hängt sehr genau damit zusammen. Das verweichlichte Geschlecht war damals jedes erhebenden Gedankens unfähig. Dieselbe Literatur aber ist jezt frech und grausam geworden, und muß die Menschen eben so verwildern, wie sie dieselben ehedem verweichlichte. Schon die historischen Romane gefielen sich in Bildern der Rohheit und Grausamkeit, aber der Geschmack, der jezt von Frankreich her eingeführt werden soll, kennt und will gar nichts Anderes mehr, als nur Wollust und Martern, Reizmittel der Phantasie, die selbst da Leidenschaften entflammen, wo man vorher kaum einen Keim dazu fand. Mischen sich aber in diese Bilder der Wollust und Mordlust noch ganz bestimmte Aufforderungen zur Verhöhnung der Religion; wird die böse Lust nicht mehr als verbotener Genuß, als Ausnahme, sondern als ein Recht, als eine Regel und Vorschrift der Natur dargestellt; erweckt man dunkle Vorstellungen von einem höchsten irdischen Glück, von einer unermeßlichen Befriedigung aller sündhaften Wünsche unter dem schönen Titel allgemeiner Freiheit rc., so kann eine Ladung und Anfüllung unzählicher Köpfe des minder gebildeten Publikums durch solche Lektüre unmöglich ohne verderblichen Einfluß bleiben.

Unsere Gelehrten und vornehmen Geister, die alten Autoritäten, kümmern sich zu wenig um das, was unten bei den Massen vorgeht. Ein solches unnatürliches Abwenden des Senats von den Bewegungen der Plebs ist das Sympton einer Entkräftung in den höhern Regionen der Literatur, die der jungen Anarchie nur noch mehr Muth machen muß. Ein Extrem erzeugt unvermeidlich das andere.

Schon vor mehreren Jahren habe ich in diesen Blättern vorhergesagt, die unnatürliche Pruderie, die damals in der Literatur herrschte, werde eine Reaktion der frechsten Lüderlichkeit hervorrufen. Man glaubte mir damals nicht, man hielt in unsern so wohlgesitteten Tagen die Rückkehr zur Schamlosigkeit für unmöglich. Jezt staunt man, wie so schnell die göttliche Circe ihren Stall entriegelt hat und wie zahlreich die Gesellschaft ist, die aus demselben hervorbricht.

Es kann noch mehr wahr werden. Wenn wir sehen, wie man in alle Häuser schmutziges Fett und Oel hineinträgt, sie mit Pech beschmiert, Schwefel unter die Dächer und gefüllte Granaten in die leeren Oefen schiebt, wie einst vor der Ankunft der Franzosen in Moskau, so liegt der Gedanke, daß es einst brennen werde, nicht zu fern. Nur dürften in diesem Falle die Franzosen selbst das Feuer anzünden.

Wie will man dem begegnen? Mit Verboten? Sie reizen auf und vermehren die Elasticität des Uebels. Mit Belehrungen? Ja, wenn die einflußreichen Namen es nicht bequemer fänden, zu schweigen, wenn sie nicht fürchteten, sich der Wuth des literarischen Pöbels, den Batterien von Unrath auszusetzen, die hier keiner vermeiden kann, der der Gemeinheit ernstlich zu Leibe geht, und wenn nicht die alte Weise sich auch hier wiederholte, daß nämlich die Rathgeber der Autokratie größern Haß gegen die Tugend der Constitutionellen als gegen das Laster der Jakobiner blicken lassen, bis diese leztern, durch alle Dämme brechend, auch die Weisheit des Berliner Politischen Wochenblatts und der Hannöverschen Zeitung unnütz machen.

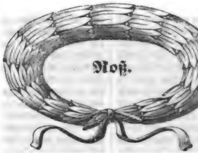
Ueberhaupt wird eine Frage des Patriotismus, unter den Gesichtspunkt innerer Parteien gebracht, immer nur gefährdet. In einer solchen Frage darf es keine innere Parteiung geben, oder alles muß Partei ergreifen gegen die Partei, die im Widerspruch mit dem Patriotismus den Beistand gegen die andern vom Ausland hofft!

Die Verblendung ist unbegreiflich, daß man die Franzosen in allen andern Dingen nachäffen will, nur nicht in ihrem Nationalstolz. Ich bin kein blinder Franzosenfeind, wie man mir gern und oft vorwirft, ich kenne und ehre die unermeßliche Ueberlegenheit unseres Nachbarvolks in zwei wesentlichen Dingen, in der Erfahrung, die es vor uns voraus hat, und in dem Patriotismus, der selbst die schwärzesten Flecken seiner Geschichte noch überglänzt. Aber warum sollen wir nicht die Erfahrung der Franzosen, sondern nur die Fehler, durch welche sie sie erkauften, adoptiren? Warum sollen wir nicht von ihnen lernen, so warm für die Ehre Deutschlands zu empfinden, wie sie für Frankreichs Ehre?

Es wäre nicht unmöglich, daß gerade die empörenden Beleidigungen, die unserm Nationalgefühl durch die jeune Allemagne widerfahren sind, die patriotischen Gesinnungen belebte und kräftigte. Geschieht es nicht, so müssen wir das innere Mißtrauen und die Indolenz, oder die falsche Berechnung, die es verhindert, tief beklagen und der Nachwelt das Richteramt über unsere Unterlassungssünden anheimstellen.

Dann rufe ich aber allen offnen und versteckten Franzosenfreunden in Deutschland zu: Erwartet ihr von Frankreich die Freiheit, so verdient ihr auf's Neue unter das Joch der Rheinbunds-Souveränitäten gebeugt zu werden; und erwartet ihr insbesondere von Frankreich die Preßfreiheit, so wünsche ich nur, daß ihr euch mit eben so viel Patriotismus, wie der edle Palm, dem Loos unterziehen mögt, durch fremde Henker auf vaterländischer Erde euer Blut zu lassen. Es sind erst dreißig Jahre her, seit wir die Erfahrung gemacht haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 6. Freitag, 15. Januar **1836.**

Reisen in Amerika.

1) Die zweite Entdeckungsreise des Cap. John Roß nach den Gegenden des Nordpols und sein Aufenthalt daselbst während der Jahre 1829 bis 1833. Aus dem Engl. von Becker und Sporschil. Mit einer Charte, 2 Ansichten und dem Porträt des Verfassers. Zwei Bände. Leipzig, J. J. Weber, 1835.

Die allgemeinen Resultate dieser merkwürdigen Reise sind sogleich nach deren Beendigung durch die Zeitung publicirt worden. Hier haben wir die ganze detaillirte Reisebeschreibung, welche dem Interesse, was jene wissenschaftlichen Resultate gewähren, noch ein romantisches hinzufügt. Man denke sich, daß Cap. Roß und seine Gefährten beinahe fünf volle Jahre lang im Eis des Nordpols eingesperrt waren, ihr Schiff verloren und auf einfachen Booten den mühseligen Rückweg durch immer neue Gebirge von Eis sich bahnen mußten, bis sie im äußersten Elende, zerlumpt und ausgemergelt, von einem Wallfischfänger aufgenommen wurden, und zur allgemeinen Ueberraschung, da man sie längst für todt gehalten, nach England zurückkehrten.

Im Eingange läßt sich der Verfasser sehr umständlich über die schlimmen Einwirkungen der Habsucht und Beamtenwillkür auf wissenschaftliche Expeditionen aus. Er erklärt das Mißlingen seiner ersten Reise lediglich aus der schlechten Beschaffenheit des Schiffs, das man ihm übergab, weil ein gewisser reicher Besitzer es bei dieser Gelegenheit loswerden und dem Staat verkaufen konnte. Bei der zweiten Expedition, deren Beschreibung der Hauptinhalt seines Werkes ist, hing er nicht von der Admiralität unmittelbar ab, denn das Schiff wurde von einem Privatmann, Herrn Booth, auf seine Kosten ausgerüstet; allein auch diesmal machten Habsucht und Betrug ihre Rechte geltend. Die Dampfmaschine, von der hauptsächlich der Erfolg der Reise abhing, erprobte sich als so schlecht, daß sie den Reisenden eher hinderlich als förderlich wurde.

Die Gesellschaft bestand aus drei und zwanzig Personen. Von einem Wallfischfänger, dessen Mannschaft nachher rebellirte, wurden sie zum Glück früh genug getrennt. Im Sommer 1829 kamen sie wohlbehalten an die felsigen Ufer Grönlands. „Jeder wegbare Punkt der Küste, selbst der kleinste Platz, wenn er nicht bloßer Abgrund der Meerfelsen war, erschien mit Grün bedeckt, während eine üppige Menge wilder Pflanzen in voller verschwenderischer Blüthe die Gegend zu einem Sommergarten umwandelte, wo wir, wie es oft früher der Fall gewesen war, nur ein Chaos von schroffen

Klippen und Eis und Schnee zu finden erwarteten. Wir wunderten uns nicht mehr über die Seefahrer, welche einem Lande, das Andern, gleich uns selbst, nur zum Spott so benannt worden zu seyn schien, den Namen Grönland gegeben hatten. Es war in der That ein grünes Land, so weit unsere jetzige Lage dabei in Betracht kam, und das Grün überraschte um so mehr nach der langen Entbehrung aller Gegenstände, Himmel und Wasser ausgenommen, nach der Oede von Eis und Felsen, die wir zwar in diesem Augenblick nicht sahen, aber doch, wie wir recht gut wußten, in Menge, und rings um uns her lagen." Der Sommer war ungewöhnlich mild und wenn dies das weite Vordringen der Reisenden außerordentlicherweise begünstigte, so war es auch wieder Ursache ihres Unglücks, denn, je leichter sie auf glatter Meeresfläche den Weg vorwärts fanden, um so schwerer wurde er ihnen nachher rückwärts durch das gefrorne, von schwankenden Eisgebirgen rings erfüllte Meer.

An der Küste Grönlands, wo sie anlegten, befindet sich eine dänische Colonie, Holstenburg, wo einige dänische Beamten und ein Geistlicher patriarchalisch unter den bekehrten Eskimeaux leben. Cap. Roß wurde auf's beste von ihnen empfangen. Um aber keine Zeit zu versäumen, brach er bald wieder auf und steuerte zwischen Grönland und dem Festland von Amerika hindurch, bis wo das Meer sich verengert und die Barrowstraße bildet. Die Ufer zeigten sich überall frei von Schnee, sehr felsig. Granitgebirg mit einer vorliegenden Kalkschicht. Bald erreichten unsere Reisenden bei völlig freier See die Stelle, wo die „Furie" vor vier Jahren gescheitert war, und fanden noch alle ihre Vorräthe, größtentheils wohlerhalten am Ufer. Da Cap. Parry aus der Barrowstraße kaum in die Prinz-Regentenstraße hineingeblickt hatte und durchs Eis verhindert gewesen war, weiter zu kommen, hatte jezt Cap. Roß das Glück, die Entdeckungen in diesem bisher noch ganz unbekannten Norden Amerikas noch viel weiter fortzusetzen. Er fuhr in der Prinz-Regentstraße östlich vom Ufer in südlicher Richtung, so weit er kommen konnte und gab allen ausgezeichneten Punkten der Küste neue Namen. Zeigte sich ihm hier ein Canal, der nach Westen führte, so war das große Problem, der Zweck dieser und aller frühern Nordpol-Expeditionen, die nordwestliche Durchfahrt, gelöst.

Aber es zeigte sich keine Oeffnung nach Westen. Der Winter nahte und der Sturm trieb die Eisriesen herbei. Man begreift, warum sich unsere Vorfahren im äußersten Norden die kampf- und zerstörungssüchtigen Eisriesen (Hrymthussen) dachten, wenn man folgende Schilderung liest. „Wer keinen nördlichen Ozean im Winter gesehen hat, wer, muß ich vielmehr sagen, ihn nicht in einem Wintersturme gesehen hat, bei dem macht das Wort Eis nur die Erinnerung an das rege, was er auf einem Landsee oder Canale sah, kann ihm aber keine Vorstellung von dem geben, was ein Schiffer in den Nordpolgegenden zu sehen und zu fühlen bestimmt ist. Jedoch er mag sich vorstellen, daß Eis ein Stein sey, ein schwimmender Felsen im Strom, ein Vorgebirge, eine Insel, wenn es fest sizt, und nicht minder solid, als wäre es ein Land von Granit. Dann mag er sich, wo möglich, denken, daß diese krystallenen Berge von einer schnellen Flut durch eine enge Straße gejagt und wie Berge in Bewegung gesezt werden, mit Donnergebrüll zusammentreffen, wie einer von den Klippen des andern große Stücke abstößt oder sie sich gegenseitig zertrümmern, bis sie endlich ihr bisheriges Gleichgewicht verlieren und sich kopfüber stürzen, daß das Meer in Wogen darüber emporgehoben wird und sich zu Wirbeln gestaltet, während die flachen Eisfelder durch Wind und Strom gegen diese Massen oder die Felsen getrieben, aus dem Meere heraufsteigen, bis sie über einander rückwärtsfallen und den unbeschreiblichen Aufruhr und Lärmen, welche solche Scenen zu Begleitern dienen, auch ihrerseits mehren."

Man richtete nun das Schiff am Ufer zu einer bequemen Winterwohnung ein und hoffte, im nächsten Jahr, wenn die Sommersonne das Eis aufthauen würde, wieder flott zu werden, unterdeß aber von diesem Winterlager aus Entdeckungen wenigstens in der Nähe zu machen. Außer weißen Wallfischen, weißen Bären, weißen Füchsen, weißen Hasen, weißen Rebhühnern ꝛc. fanden sich auch rothwangige, wohlgenährte, dick in Pelze gehüllte Eskimeaux ein, die einen etwas abweichenden Dialekt sprachen, aber verhältnißmäßig reinlich, gutmüthig und geschickt waren. Ihre Hütten bestanden aus Schnee, ihre Fenster aus Eis: „Ich muß bemerken, daß ihre ganz aus Schnee gebauten Hütten von einem elrunden Stück durchsichtigen Eises erhellt waren." Eine Spur von Religion will Roß bei ihnen nicht gefunden haben; sie treiben Vielweiberei und Vielmännerei und Weibertausch zugleich, ohne irgend eine Leidenschaftlichkeit, wie die lieben Thiere. Eben so bestialisch war ihre Gefräßigkeit, welche die des in diesen Gegenden einheimischen Vielfraßes noch überstieg. Cap. Roß fand, daß diese Esser alles übertrafen, was je in der Naturgeschichte in Bezug auf Magenfüllung vorgekommen sey, erklärt diese Erscheinung aber sehr richtig aus den geographischen und klimatischen Verhältnissen. Der Südländer ist unglaublich mäßig, der Nordländer unglaublich unmäßig. Außer diesen Eigenthümlichkeiten des Nordens, waren es vorzüglich auch die prachtvollen Meteore, die glühenden Nebelringe um die Sonne, die mannichfachen und herrlichen Nordlichter ꝛc., welche dem Leben in der traurigen Einöde des Eises Abwechslung verliehen. Einmal kam die schon verschwundene Sonne noch einmal über

den Horizont, was durch eine merkwürdige Strahlenbrechung, die zugleich alle entfernten Berge vergrößerte und gleichsam in die Höhe hob, bewirkt wurde.

Der Neffe des Capitains, Commodore Roß, unternahm mehrere Expeditionen von dem Winterquartier aus, während der Capitain selbst das Schiff hütete. Man entdeckte, daß kein Canal nach Westen führe, daß aber das Land nur eine enge, noch überdies mit Seen unterbrochene Erdzunge bilde, jenseits welcher der große westliche Ozean begann. Commodore Roß drang in demselben zweimal vor, an jedem der beiden Ufer, die südlich und nördlich vor dem immer mehr sich öffnenden Meere zurückwichen. An dem südlichen Ufer kam er bis zu einer Stelle, die nicht mehr fern von den Entdeckungen liegt, welche Cap. Franklin von der entgegengesezten Seite Amerikas aus gemacht hat. Am nördlichen Ufer aber entdeckte er den **magnetischen Pol**. „Das Land ist an dieser Stelle an den Küsten sehr niedrig, erhebt sich aber eine Meile einwärts zu Hügeln von fünfzig bis sechzig Fuß Höhe. Wir wünschten, daß ein so wichtiger Platz durch irgend etwas Auffallendes bezeichnet worden wäre, ja ich könnte es sogar jedem verziehen haben, wenn er so romantisch oder so albern gewesen wäre, zu erwarten, daß der magnetische Pol ein so in die Augen fallender und geheimnißvoller Gegenstand seyn würde, wie der fabelhafte Berg Sindbad, oder ein Berg von Eisen, oder ein Magnet so groß wie der Montblanc. Die Natur hatte aber kein Denkmal errichtet, um den Ort zu bezeichnen, welchen sie als Mittelpunkt einer ihrer großen und verborgenen Mächte gewählt hat, und wo wir selbst wenig dazu thun konnten. — Der Platz unseres Observatoriums war dem magnetischen Nordpol so nahe, als meine beschränkten Beobachtungsmittel es nur immer zu bestimmen möglich machten. Die Abweichung meiner Magnetnadel zeigte 89° 59′, es fehlte also nur eine Minute zur lothrechten; und es wurde ferner die Nähe des Pols, wenn nicht seine wirkliche Gegenwart auf dem Platze, wo wir standen, durch die gänzliche Unthätigkeit der horizontalen Nadeln, welche ich bei mir hatte, bewiesen. Diese waren zwar auf die zarteste Weise verfertigt, aber auch nicht eine einzige zeigte die geringste Neigung, sich aus der Lage zu bewegen, in welcher sie sich befanden: eine Thatsache, welche, wie auch der am wenigsten Unterrichtete wissen muß, beweist, daß der Anziehungsmittelpunkt in einer sehr geringen, wenn ja in irgend einer horizontalen Entfernung liegt. — Sobald ich über diesen Punkt vollkommen im Klaren war, theilte ich meinen Gefährten das erfreuliche Resultat unserer vereinten Anstrengungen mit, worauf wir unter gegenseitigen Glückwünschen die brittische Flagge auf dem Orte aufpflanzten, und von dem magnetischen Nordpol im Namen Großbritanniens und König Wilhelms des Vierten Besitz nahmen. In den Bruchstücken von Kalkstein, welche den Strand bedeckten, hatten wir Baumaterialien genug, und wir errichteten einen Steinhaufen von einiger Höhe, und legten darunter eine Blechbüchse, worin sich die Nachricht von dieser interessanten Thatsache befand; wir bedauerten nur, daß wir nicht die Mittel besaßen, eine Pyramide von größerer Dauerhaftigkeit zu bauen, welche im Stande wäre, den Anstrengungen der Eskimeaux zu widerstehen. Aber, wenn es auch die Pyramide des Cheops gewesen wäre, hätte sie unter den Gefühlen dieses aufregenden Tages unseren Ehrgeiz kaum mehr befriedigen können. Die Breite dieses Ortes betrug 70° 5′ 17″ und die westliche Länge 96° 46′ 45″. — Dieser Gegenstand ist selbst für Leser nicht vom Fache zu interessant, als daß ich mir nicht gestatten sollte, noch einige Bemerkungen über den wissenschaftlichen Theil dieser Frage beizufügen. Während unserer Abwesenheit hatte der Professor Barlow alle Curven von gleicher Variation bis auf wenige Grade von dem Punkte ihres Zusammenlaufens gezeichnet, und die Bestimmung dieses Punktes natürlich der Beobachtung überlassen, wenn dieselbe den Seefahrern je möglich werden sollte. Es war äußerst erfreulich, nach unserer Heimkehr zu finden, daß der Platz, welchen ich untersucht hatte, gerade derjenige war, wo diese Curven hätten müssen in einen Mittelpunkt zusammenfließen, wenn sie auf seiner magnetischen Karte verlängert worden wären.“

Der zweite Winter hatte die Reisenden so schnell ereilt, daß ihr Schiff mitten im Meer eingefroren war. Seitdem vermochten sie es nicht mehr von der Stelle zu bringen und mußten sich endlich mit schwerem Herzen entschließen, es zu verlassen und den Rückweg auf den Booten zu wagen. Aber um die nothwendigen Lebensmittel fortzuschaffen, mußten sie denselben Weg mehr als einmal machen, da die Boote und noch weniger die Menschenhände ausreichten, denn zwei Leute starben, mehrere wurden krank oder erblindeten von dem ununterbrochenen Schneeglanz. Dazu kam, daß alle folgenden Jahre, dem ersten gerade entgegengesezt, äußerst kalt, rauh und stürmisch waren, und weder dem Schiff, noch auch nachher den Booten eine freie Fahrt gestatteten. Unermeßliche und immer neue Gebirge von Eis wälzte das Meer ihnen entgegen, um ihnen jeden Rückweg abzuschneiden, und sie hätten umkommen müssen, wenn sie nicht glücklicherweise die Stelle wieder erreicht hätten, wo die nunmehr seit acht Jahren liegen gebliebenen Lebensmittel der gescheiterten „Furie“ noch immer unversehrt gefunden wurden. Die Kälte hatte sie frisch erhalten, kein Eskimeaux sie angetastet und nur wenige Sachen waren von den Bären aufgerissen und gefressen worden. Nur dieser glückliche Fund machte es den

Reisenden möglich, sich bis in's fünfte Jahr, zulezt ohne Obdach, am Leben zu erhalten.

Das Schiff war verloren, die Kleider zerrissen; man konnte nur in Schneehütten, nur auf Schneebetten schlafen. Der Capitain malt uns in sehr lebhaften Farben die Empfindungen „wenn man mehr als die Hälfte des Jahres hindurch über sich nur Schnee hat, wenn der Sturm ein Schneesturm, der Nebel ein Schneenebel ist, wenn die Sonne nur scheint, um auf einem Schnee zu glänzen, der nicht zusammenfällt; wenn der Hauch, der aus dem Munde geht, sich in Schnee verwandelt, wenn der Schnee sich in den Haaren, den Kleidern, den Augenwimpern festsezt; wenn der Schnee rings um uns fällt, und unsere Gemächer, Gefäße, Schüsseln, Betten anfüllt, so wie man nur die Thüre öffnet, und die äußere Luft Zutritt hat? wenn der krystallene Strom, womit man seinen Durst löschen muß, ein Schneekessel mit einer Oellampe ist; wenn unsere Sophas von Schnee, unsere Häuser von Schnee sind; wenn Schnee unser Verdeck, Schnee unser Zelt, Schnee unsere Observatorien, Schnee unsere Speisekammern, Schnee unser Salz ist; wenn endlich, nachdem aller Nutzen, der aus dem Schnee gezogen werden kann, uns nichts mehr hilft, er auch noch unser Sarg, unser Grab seyn sollte."

Den Matrosen gibt der Capitain ein gutes und charakteristisches Zeugniß. Er sagt: „Die lustigen Prosaiker aus der Schule Joe Müller's, und die Liederdichter von Dibdins Schlag, haben allerlei scherzhafte Beschreibungen von den brittischen Seeleuten gegeben, die ihrem Charakter so wenig gleichen als dem der nordamerikanischen Indianer, oder der Chinesen. Dieses Animal hat allerdings einen Charakter, das ist nicht zu läugnen, aber er ist weit von demjenigen entfernt, welchen das Publikum im Vertrauen auf Erzählungen und Balladen ihnen zu geben beliebt. In wiefern derselbe schlimmer sey, habe ich nicht zu sagen, und in wie fern er besser oder anders sey, kann ich hier nicht auseinandersetzen, weil es die Grenze des Werkes verbietet. Folgendes ist aber ein allgemeiner Charakterzug der Matrosen: Was sich immer ereignen mag, Mangel an Wasser oder an Lebensmitteln, Sturm oder Orkan, das Takelwerk zerrissen und nicht wieder zu ersetzen, vom Wege abgetrieben oder dem Untersinken nahe, so ist dies „Sache des Capitains." Die Leute gehorchen allerdings seinem Befehle, und was sie auszurichten vermögen, wird, wer nie zu Schiffe gewesen, kaum glauben, aber wenn ihre Wache vorüber ist, schlafen sie so ruhig, als hätte sich nichts ereignet: Alles ist „Sache des Capitains." Vielleicht hatten unsere Matrosen hinreichende Erfahrung gesammelt, um auch für sich selbst zu denken; vielleicht dachten sie an Dinge, für welche der „Capitain" nicht allein verantwortlich seyn kann; eben jener fast angeborne Grundzug zeigte sich bei allen Gelegenheiten. Wenn es irgend etwas Neues oder Ungewöhnliches auszuführen gab, blieben sie stets in der unerschütterlichsten Ruhe: es mochte gut oder nicht gut seyn, in jedem Falle war es „Sache des Capitains" und nicht die ihrige." In dieser Noth aber nach vierjährigem täglichem Kampf mit dem Eise, wurden die Matrosen doch einmal ungeberdig und wollten ihren eignen Willen haben, der Capitain aber, oder vielmehr die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens beschwichtigte sie wieder. Nachdem sie schon bis zum Eingang der Prinz-Regentstraße zurückgekommen waren, wälzten sich ihnen auf's Neue solche Eismassen entgegen, daß sie denselben Weg wieder zurückmessen mußten, um noch einmal an der Stelle, wo die Furie gescheitert war, ein etwas bequemeres Winterlager zu suchen. Hier genossen sie ein erhabenes Schauspiel. „Eine Eislawine, mit Felsentrümmern und Wasser vermischt, die von dem Berge niederstürzte, würde, in dieser Armuth von Neuigkeiten, für uns ein interessantes Schauspiel gewesen seyn, auch wenn minder herrlich als es wirklich war. Sie stürzte auf die See, brach das flache Eis bis zu einer großen Entfernung, und zeigte uns, wie es geschieht, daß man die Eisberge oft mit Felstrümmern und Erdschichten bedeckt findet. — Selbst wer die furchtbaren Lawinen der Schweiz gesehen hat, würde von diesem Schauspiele überrascht worden seyn. Es war nicht der gigantische Schneeball, der sich von dem Berggipfel losreißt, während seines Laufes an Größe und Schnelligkeit gewinnt, über einen unregelmäßigen Abhang niederdonnert, gleitend, springend, brechend, bis er endlich im Thale unten oder im Bette eines Stromes ausruht, oder sich über die Ebene breitet und Hütten verschüttet. Hier war Alles eben so augenblicklich als unerwartet. Der eisbedeckte Berg, welcher so lange über unseren Häuptern gestanden hatte, war gefallen, bevor wir rufen konnten: habt Acht! Bevor er schien, sich zu bewegen, war er auch schon in das Meer gestürzt, in kein Meer von Wasser, sondern von Eis, zerbrach die glasigen Felder, die uns seit so langer Zeit eingeschlossen, als wären sie schwache Spiegel, splitterte ihre Trümmer weit und breit mit einem Schlage ärger als der Donner und weit länger dröhnendem Widerhalle, bis wieder Alles in die todte, eisige Stille seiner früheren Ruhe zurücksank: aber doch auf den Wellen einen neuen Berg zurücklassend, als Denkmal dieser Katastrophe, so lange ein Denkmal auf diesen Bergen dauern kann, welche die Sonne schmelzt, und die Winde in ferne Gegenden wegführen."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Roß.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 7. Montag, 18. Januar 1836.

Reisen in Amerika.

1) Die zweite Entdeckungsreise des Cap. John Roß nach den Gegenden des Nordpols und sein Aufenthalt daselbst während der Jahre 1829 bis 1833. Aus dem Engl. von Becker und Sporschil. Mit einer Charte, 2 Ansichten und dem Porträt des Verfassers. Zwei Bände. Leipzig, J. J. Weber, 1835.

(Schluß.)

Endlich im Jahr 1833 ging zum ersten Mal seit vier Jahren das Meer wieder auf, das Eis verschwand, die Bahn wurde frei und auf ihren schwachen Kähnen sezten die Reisenden über die ganze Breite der Prinz-Regentstraße und drangen in der Barrowstraße vor, wo sie von dem Wallfischjäger Cap. Humphrey aufgenommen wurden. „Mit ungeschornem Barte, ich weiß nicht seit wie langer Zeit, schmutzig, in die Fetzen der Felle wilder Thiere, nicht in die Lumpen der Civilisation gehüllt, abgemagert bis auf die Knochen, und blaß wie Gespenster, bildeten wir zu den wohlgenährten und wohlgekleideten Leuten um uns einen solchen Gegensatz, daß wir Alle, ich glaube zum ersten Male fühlten, was wir waren, und wie wir Andern erscheinen mußten. — Seit langer Zeit an ein kaltes Bett auf dem harten Schnee oder nackten Felsen gewöhnt, konnten nur Wenige auf dem guten Lager schlafen, das uns endlich wieder zu Theil geworden war. Ich selbst mußte mein Bett verlassen, und die Nacht auf einem Stuhle zubringen, und den Uebrigen ging es nicht besser. Erst die Zeit konnte uns dessen entwöhnen, was uns schon zur zweiten Natur geworden war, uns diese plötzliche und totale Veränderung ertragen lehren, und uns wieder an die Lebensweise unserer früheren Zeit gewöhnen.

Die Entdeckung des Magnetpols; die Gewißheit, daß aus der Prinz-Regentstraße kein Canal in das westliche Weltmeer führe, also hier die gesuchte Durchfahrt nicht zu finden sey; die genaue Kenntniß aller dieser bisher völlig unbekannten Gegenden vom Eingang der Prinz-Regentstraße bis zum Cap Franklin einer- und zum Magnetpol andererseits, wodurch die Erforschung der Nordküsten Amerikas beinahe vollendet worden ist, — dies sind die glänzenden Resultate einer Reise, die voller Mühseligkeiten und Qualen war, und die den Reisenden sogar noch durch Undank hätten verbittert werden sollen, wenn nicht das Parlament diese Reise zu einer Nationalsache gemacht hätte.

Digitized by Google

2) Ed. Pöppig's Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome, während der Jahre 1827 bis 1832. Zwei Quartbände, nebst einem Atlas von 16 Blättern in Royalfolio und einer Reisekarte. Leipzig, Fr. Fleischer, Hinrichs, 1835.

Gleich Rüppels berühmten Reisen eine Privatunternehmung. Je weniger die deutschen Staaten Seestaaten sind, um so ehrenvoller ist für uns der große Antheil, den wir am Verdienst um die Länder- und Völkerkunde gleichwohl gehabt haben. Man denke nur an die Namen Olearius, Kircher, Kämpfer, Dobrizhofer, Tieffenthaler, Forster, Seezen, Niebuhr, Pallas, Gmelin, Liechtenstein, Krusenstern, Langsdorff, Burckhardt, Langstedt, Sieber, Rengger, Otto von Kotzebue, von Buch, Prinz von Neuwied, Spix und Martius, Natterer, Rüppel, Hemprich und Ehrenberg, Ledebour, Parrot, Klaproth, Kupfer, Eichwald, Engelhardt ꝛc. und vor allen an Alexander von Humboldt, dem die erste Stelle unter allen gelehrten Reisenden der Welt selbst von den Engländern nicht bestritten wird.

Herr Pöppig, jezt Professor in Leipzig, verließ im Jahr 1827 Baltimore, um das Cap Horn zu umsegeln. Indem wir einzelne seiner Beobachtungen hier ausheben, glauben wir am besten die klare Auffassungs- und Darstellungsweise dieses Reisenden anschaulich zu machen. Ueber die Witterung in Nord-Amerika bemerkt er: „Jene gefährliche, das gelbe Fieber besonders begünstigende Periode des Jahreslaufes in den mittleren und nördlichen Staaten der nordamerikanischen Union trägt dort den Namen des Indier-Sommers (indian summer), und fällt am meisten durch einen noch unerklärten, aber sehr allgemeinen und dauernden Zustand der mehr niedrigen Region der Atmosphäre auf. Die Luft erscheint dann zwar fast ununterbrochen heiter, allein sie entbehrt der Transparenz. Daher geschieht es, daß alle Gegenstände, die etwa zwanzig Minuten entfernt sind, dasjenige blaue Colorit annehmen, welches sonst nur größere Entfernungen bezeichnet. Die Schärfe der Umrisse geht jedoch keineswegs verloren, und der Unterschied der Verdunkelung an einem weit entfernten Horizonte ist kaum bemerkbar. Auf diese Weise erhält die Landschaft einen höchst eigenthümlichen, schwer zu beschreibenden Reiz.“ — Auf dem Meere machte er interessante Beobachtungen über das Leuchten des Wassers. „Während noch die eine Seite des Schiffes von den lezten ungewissen Abendstrahlen erleuchtet wird, erglänzt auf seiner entgegengesezten, vom Schatten der Segel verdunkelten, bereits das Meer. Ein feuriger Punkt nach dem andern beginnt zu leuchten, undeutliche Lichtstreifen glimmen aus größerer Tiefe, und mit der einfallenden Dunkelheit scheint eine neue Schöpfung zum Leben erwacht. In der verschiedenartigsten Richtung, bald funkenartig, bald strahlend in Kugelform, bald als ein schnellvergänglicher Bliz durch die dunkle Wasserfläche dahinschießend, bewegen sich leuchtende Wesen, von denen ein großer Theil wohl wahre Nachtthiere seyn mögen, die sich vor den Strahlen der Sonne in der dunkeln Tiefe verbergen.“ Dahin gehört auch die Schilderung eines sonderbaren Meerstroms: „Von den Topmasten aus erschien die See bis an den Horizont von dunkelrother Farbe, und zwar in einem Strome, dessen Breite auf sechs englische Meilen geschäzt wurde, und der sich hin und wieder in kurze Seitenäste theilte. Bei dem langsamen Weitersegeln fanden wir, daß die Farbe sich in glänzenden Purpur verwandelte, so daß selbst der Schaum, der stets an dem Vordertheile eines segelnden Schiffes entsteht, von rosenrother Färbung war. Der Anblick wurde dadurch überaus auffallend, daß der Purpurstrom sich scharf von dem blauen Meere abschnitt, ein Umstand, den wir um so leichter erkannten, als unser Curs uns gerade durch diesen nach NW. und SO. sich erstreckenden Streifen hindurchführte. Das heraufgezogene Wasser erschien zwar im Eimer völlig wasserhell, allein ein schwacher Purpurglanz wurde sichtbar, wenn einige Tropfen, auf einen weißen Porcellanscherben gebracht, im Sonnenlichte schnell hin und her bewegt wurden. Eine mittelmäßige Vergrößerung bewies, daß jene rothen Pünktchen, die man bei großer Aufmerksamkeit selbst mit bloßen Augen erkannte, aus Infusionsthierchen bestanden, welche, von kugelförmiger Gestalt, aller äußern Bewegungsorgane entbehrten.“

Die Küste Patagoniens fand der Verfasser eben so rauh und öde, als die von Chile, sobald die ungeheure Mauer der Anden sichtbar wurde, reich und prächtig. Doch vermuthet er, die Südspitze von Amerika sey von den Spaniern aus Politik rauher geschildert worden, als sie wirklich sey, um die Engländer von einer Niederlassung abzuschrecken. Valparaiso, wo der Verfasser landete, zeigte ihm die südamerikanische Civilisation freilich nicht von der glänzendsten Seite, doch entgingen ihm die Spuren altspanischer Grazie im Volksleben nicht. Wir übergehen, was er als Botaniker ausführlich über die Flora dieser Gegenden sagt, und heben nur einen feinen Zug hervor: „An allen Felsen und dürren Orten erblüht zugleich die Immortelle Chiles, die Siempreviva, deren Blume durch himmelblaue Färbung zwar schon bedeutsam ist, aber es noch mehr dadurch wird, daß sie ohne zu verwelken, eintrocknet, und Jahre lang schon todt, doch das täuschende Ansehen frischen Lebens behält. Deßhalb wählt sie der Landmann in den abgelegenen Gegenden des Südens zum stummen Dolmetscher in seinem Umgange mit den Frauen, denen der tiefe Sinn des Geschenkes nicht entgeht. Der Eingeborne der milderen Länder ist

stets sinniger und zarter als der Bewohner kalter Gegenden; denn was bei dem Lezteren in dieser Beziehung nur Folge der höheren Ausbildung seyn kann, das wird im Ersteren schon durch den Einfluß einer freundlichen Natur hervorgebracht."

Das Innere des Landes fand der Verfasser ohne hinreichende Straßen und Brücken, selbst nahe an der Küste noch wild und ungezähmt; doch sollen die Zerstörungen der Revolution zum Theil daran Schuld seyn. Dem entspricht auch das häusliche Leben. „Sucht man mit unverkennbarer Freundlichkeit Alles zu thun, was den Angekommenen angenehm seyn, ihnen Beweise des besten Willens und uneigennütziger Gastfreundschaft liefern könnte, so vermag man doch selten ihnen eigne Zimmer anzuweisen. Die Bauart der Landhäuser ist selbst in der Mitte sehr werthvollen Grundbesitzes immer noch eine solche, daß man allen Anforderungen genügt zu haben glaubt, wenn das Haus kühl und geräumig ist, und allenfalls ein abgesondertes Zimmer für die Frauen der Familie darbietet. Indessen zieht es der Fremde, ganz besonders, wenn er ein echter Sohn des Landes (hijo do tierra) ist, wenigstens im Sommer stets vor, sein Nachtlager im Freien zu nehmen." Im Allgemeinen bemerkte Pöppig eine bedeutende Vernachlässigung des Ackerbaues und der Obstzucht, und mehr Sorgfalt für die Viehzucht, da Heerden beinahe den einzigen Reichthum des Landvolks ausmachen. Auch ist das Land nicht so bewohnt, als man den Landkarten zufolge glauben sollte; „Auf den Karten erscheinen eine Menge von Namen, mit dem Zeichen der Dörfer begleitet, deren Existenz im besten Falle höchst zweifelhaft ist. Oft sind sie aber gar nicht vorhanden. Die Manuscriptkarten, welche von den General-Capitainen und andern Mächtigen ehedem nach Madrid gesendet worden sind, waren meistens nur als Beweismittel gezeichnet worden, daß gerade unter dieser oder jener Administration in den entlegenen Colonien zur Verbreitung der königlichen Macht durch Anlegung von Dörfern u. s. w. sehr viel geschehen sey. Die Aufführung solcher Orte auf Karten und in Catastern gründete sich oft auf nichts mehr als auf eine öffentlich ergangene Einladung an die Landleute, sich unter günstigen Bedingungen und gewissen Privilegien an einem gegebenen Orte niederzulassen, oder auf den Befehl an eine Unterbehörde, für die Colonisirung eines solchen Punktes zu sorgen. Ob die erstere Wirkung hatte, ob der leztere befolgt wurde, war oft sehr gleichgültig, denn auf jeden Fall wurde die neue Niederlassung gehörigen Ortes eingetragen. In diese Kategorie der bloß projektirten, nie wirklich begonnenen Niederlassungen gehört eine Menge von angeblich bewohnten Punkten entlang der großen Flüsse im Innern des tropischen Südamerika, und dann alle Orte, welche südlich vom 40° verzeichnet sind. Orte wie Nahuel-huapi sind nicht einmal Missionen gewesen, sondern gleich allen andern Patagoniens höchstens die leicht erbauten, aber auch schnell wieder verlassenen Wohnorte nomadischer Stämme. Die Städte, welche südlich vom Biobio verzeichnet sind, wurden bereits vor zweihundert Jahren (1598—1603) zerstört, und an ihre Wiederaufbauung hat man mit der einzigen Ausnahme Osornos seitdem nicht denken dürfen. Imperial, Angol, Villarica sind verschwunden, und nur von der ersteren Stadt soll man noch Spuren alten Mauerwerks bemerken können." Viele Niederlassungen, die noch in jüngerer Zeit bewohnt gefunden wurden, sind in Folge der Revolutionen zerstört. „Die Missionen des obern Orenoko, Atabapo und Cassiquiare, zusammen einem Wunderlande angehörig, dessen Schilderung wohl manchen Leser enthusiasmirte, und die nur der Feder eines Alexander von Humboldt so gelingen konnte, würden den muthigen Reisenden der Urwälder jezt nicht mehr so freundlich aufnehmen wie sonst. Die gastfreien Mönche sind aus jenen Gegenden verschwunden, und die verlassenen Hütten der Indier zerfallen unter dem Einflusse eines alles zerstörenden Klimas so schnell, daß vielleicht in weniger als fünfzig Jahren nur ein oder der andere verwilderte Fruchtbaum, der mitten im neu aufgeschossenen Walde sich erhielt, dem Forscher die Stellen andeuten wird, wo einst Atures, Maypures und Esmeraldas standen. Bei meinem Aufenthalte in der Barra do Rio negro in Brasilien (April 1832) ergab es sich, daß alle jene Niederlassungen so gut wie vernichtet waren, und das bereits blutgierige Caraiben wieder angefangen hatten, sich in ihrem lange verlornen, nun vor den Weißen und der höheren Civilisation verlassenen Lande zu zeigen."

Herr Pöppig verließ Valparaiso, um auch die Stadt Santjago kennen zu lernen, von der er eine viel vortheilhaftere Beschreibung macht. Im Ganzen preist er den Staat Chile glücklich, daß er frei von Farbigen ist, daß die weiße Bevölkerung rein ist und insofern eines der gefährlichsten revolutionären Elemente entbehrt. Er besuchte natürlicherweise in der Hauptstadt Santjago auch die Bibliothek. „Die Voraussetzung, daß die alten Bücher, deren dichter Staub von Nichtbenutzung zeugt, manches Interessante in Beziehung auf die geschichtliche Vorzeit dieser Länder darbieten würden, findet sich sehr wenig erfüllt. Polemik der früheren Jahrhunderte, mönchische Literatur und ascetische Abhandlungen machen den größeren Theil des älteren Theils der Sammlung aus und nur die gewöhnlichen spanischen Geschichtschreiber über Amerika finden sich vor, keineswegs aber die alten Chroniken oder Handelsschriften, die man vielleicht erwartet hatte. Wer nach Südamerika ginge, in der Hoffnung, unbekannte und reichhaltige Materialien zur Geschichte jener Länder zu entdecken, würde sich sehr täuschen.

Die Archive Spaniens, besonders wohl Sevillas, sind die einzigen Fundorte.“

Von hier stieg der Reisende in die Anden von Santa Rosa auf. „Wenn manche Einzelheiten der Anden, ihre Felswände, die nur unbemerklich von der senkrechten Richtung abweichen und doch unzerrissen zweitausend Fuß sich erheben, ihre Schluchten, die oft über fünftausend Fuß tief sind, wenn diese die Aufmerksamkeit fesseln und die Phantasie mit ihrer Schauerlichkeit aufreizen, so tritt später der kalt richtende Verstand in seine Rechte ein, und veranlaßt durch ruhigere Erwägung großartiger Thatsachen eine ernste Bewunderung. Diese Anden, die man, innerhalb ihres Schooßes lebend und von ihren gigantischen Wänden umgeben, nie richtig beurtheilt, und von deren Größe man nur in bedeutenderer Entfernung erst eine rechte Idee erhält, erstrecken sich in ununterbrochenen Reihen über sechzig Breitegrade, und messen selbst im nördlichen Chile, wo sie als eine einzige Kette auftreten, noch mindestens zwanzig Meilen auf dem Querdurchmesser ihrer Grundfläche.“ Auch wird hier ausführliche Nachricht über die bekannte Entdeckung großer Silbergruben in den Anden gegeben. Dann begab sich Herr Pöppig nach Talcahuano, von welchem Ort er eine sehr lebhafte Schilderung entwirft, wobei auch besonders den zahlreichen und seltsamen Thieren des Meeres von dieser Küste große Aufmerksamkeit geschenkt wird. Hier veranlaßt den Verfasser der Anblick der Fruchtbarkeit und günstigen Lage des Landes zu folgenden Betrachtungen: „Geht die Sittigung des Volks mit gleichbleibender Schnelligkeit vorwärts, so kann man sich die Zukunft dieses Landes, für welches die Natur so unendlich viel gethan, kaum schön genug denken. Die Rolle Chiles muß eine großartige werden, wenn der ungeheure Archipel des großen Ozeans civilisirt worden, europäische Colonien die tropischen Küstenländer in Besitz genommen, und dort das Dunkel der Barbarei vor dem Lichte der alten Welt weicht. Zahlreich sind die Produkte, welche Chile ausschließlich hervorbringt und welche alle Nachbarländer der heißeren Zonen von ihm empfangen müssen. Ueberfluß an Getreide und an fruchtbarem, für solche Kultur geeigneten Boden müssen das südliche Chile zur Kornkammer aller der Länder machen, die ihm näher liegen als Neuholland. Dahin gehört Alles, was sich von Coquimbo bis an die Westküste von Meriko, über fünfzig Breitegrade, erstreckt. Der Schiffer, von den vorherrschenden Winden unterstützt, erreicht sie mühelos mit schwerer Ladung und in kurzer Zeit. Selbst Buenos Ayres, und was sonst noch in dem südlichsten Amerika oder vielleicht im östlichen Asien sich mit europäischer Kultur erfüllen dürfte, wird einen großen Theil seines Brodkornes aus dem gesegneten Chile beziehen, und Tausende von Schiffen werden einst diese Meere durchschneiden, zu denen die Forste des Callacalla und Biobio das Holz, der Fleiß der Chilenen das Tauwerk lieferte. Keinem werden diese Erwartungen als die Träume einer leicht erregten Phantasie erscheinen, der mit unparteiischem Blicke die unbenutzten Hülfsquellen des Landes durchmusterte und an den Ufern des stillen Ozeans stehend, mit gerechtem Stolz auf seinen europäischen Ursprung, das Netz der Verbindungen erwog, mit welchem menschliche Kühnheit und menschlicher Fleiß in den neuesten Zeiten fast den ganzen Erdball umfing.“

Herr Pöppig begab sich von hier aus abermals auf die Höhe der Anden, um zu botanisiren. Er schildert das Volk als äußerst liebenswürdig: „Selbst der Landmann der ärmeren Klasse, zu dessen Hütte am Abend der Weg führt, nimmt den Ankömmling freundlich auf, gibt was er irgend vermag, und erschöpft sich in Ausdrücken der Dankbarkeit, wenn man ihm bei der Abreise eine unverlangte Gabe reicht. Die Beobachtung der landesüblichen Höflichkeit, welche auch die Geringsten auszeichnet, verschafft ein allgemeines Wohlwollen. Der Fremde, welcher bei dem Eintritt in eine Hütte nicht eher die eigene Cigarre anzündet, bis er jedes Glied der Familie, vom Vater bis zum jüngsten Kind hinab, die Frauen selbst nicht ausgenommen, mit andern beschenkt hat, und manche ähnliche Aufmerksamkeiten nicht vernachläßigt, erwirbt sich schnell Aller Gunst. In den abgelegenen kleinen Städten macht die Ankunft eines gebildeten Fremden immer noch einen Abschnitt in dem einförmigen Leben der Bewohner. Der Reisende wird trotz der späten Abendstunde immer tiefer in das Gespräch verwickelt und kann nicht mehr erfreuen als durch die Erzählung der Wunder „de por alli,“ d. h. von dort, dem Lande jenseits des Meeres, dem alten Europa. Alle hören mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Schilderungen von der Menschenmenge, der Industrie und Kriegsmacht unseres Welttheils zu; sie sind Dinge, die ihren südlichen Phantasien den reichsten Stoff bieten. Ein Nachbar nach dem andern schleicht lautlos in das halbdunkle Zimmer, um seinen Theil von der Unterhaltung zu empfangen, und schweigt man endlich still, so bemerkt man wohl gar, daß auch die Fensteröffnungen von Geringeren umlagert sind. In vielen anderen Verhältnissen spricht sich dieses gelehrige, lebhafte Wesen und diese Neigung zur Gesprächigkeit der Südchilenen aus. Weit lustiger als irgendwo anders sind die Bivouacs, welche zusammentreffende Reisende gemeinschaftlich errichten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Pöppig.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 8. Freitag, 22. Januar **1836.**

Reisen in Amerika.

2) Ed. Pöppig's Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome, während der Jahre 1827 bis 1832. Zwei Quartbände, nebst einem Atlas von 16 Blättern in Royalfolio und einer Reisekarte. Leipzig, Fr. Fleischer, Hinrichs, 1835.

(Fortsetzung.)

„Entweder schwirrt die Guitarre, oder irgend Einer, der das bewunderte Talent des Erzählers besizt, versammelt die Andern um sich durch manche Sagen aus den blutigen Kriegen, welche seit Jahrhunderten hier gegen die braunen Indier geführt wurden, und nicht selten mischt sogar eine vielveränderte Erzählung aus Spaniens romantischer Vorzeit sich ein, die selbst hier sich noch im Volksandenken erhielt, und die Mauren mit mitternächtlich schwarzen Farben, gleichsam als Repräsentanten des bösen Princips, schildert. — Weder in Chile noch in Peru existirt bis jezt eine Buchhandlung, und nur erst in den lezten Jahren kamen von Frankreich spanische Bücher zu wohlfeilen Preisen. Schlimm ist es, daß sie nicht allein aus Klassikern bestehen, sondern daß auch eine Flut von faden Romanen, oft sogar von höchst unmoralischen Schriften, aus den Uebersetzungsfabriken zu Paris und Bordeaux hervorgingen.“ Solche Thatsachen sind empörend. Welche Hölle wäre wohl heiß genug, die niederträchtigen Schriftsteller und Buchhändler zu brennen, welche die Unschuld ganzer Völker vergiften!

Mit den Indianern machte Herr Pöppig nicht die erfreulichste Bekanntschaft. Er traf sie zufällig im Zustand viehischer Trunkenheit und war kaum seines Lebens sicher. Hier eine echt chilenische Scene. „Der Mond war über den Schneefeldern der Anden aufgegangen, feurig glänzten die Lavaströme auf der unerleuchteten Seite des Vulcans, und Alles war öde, bis der plötzliche Lärm vieler Menschen uns die Nähe von Tucarel, aber auch etwas Ungewöhnlicheres unter seinen Bewohnern ahnen ließ. Wir fanden diese in der That in großer Verzweiflung, denn mit jedem Augenblick erwartete man einen Ueberfall der räuberischen Moluchennation, die der Sage nach schon am obern Biobio erschienen war. Weiber und Kinder weinten, während die Männer eiligst die herbeigetriebenen Pferde mit dem besten ihrer kleinen Habe bepackten, um nach sicherer Ferne zu entfliehen, freilich aber mit der Gewißheit bei der einstigen Rückkehr das kleine Dorf in Asche liegend wiederzufinden.“ Zwei Brüder Pincheira hatten sich an die Spitze der wilden Stämme gestellt und sezten jahrelang die Chilenen in Schrecken. Aber seit

Digitized by Google

unvordenklichen Zeiten schon war es gewöhnlich, daß die Wilden in die Niederlassungen der Weißen an den Grenzen einfielen, wo sie besonders Frauen raubten. Eine solche Scene ist uns auch im Bilde dargestellt.

Der Verfasser ließ sich in der Gegend von Antuco unter einem prachtvollen Vulcane nieder. „Während der noch tief verborgene Mond die Umrisse des beschneiten Gipfels scharf abzeichnet, auf der äußersten Spitze noch ein paar Strahlen des lezten Abendrothes spielen, steigt feierlich der ruhige Glanz aus dem Innern des Berges in die Höhe, und die Laven glühen roth auf der unerleuchteten Westseite. Wenn aber gleichzeitig leichte Wolken über die Spitze ziehen, entwickelt sich ein Schauspiel, das Niemand je mit Worten zu beschreiben unternehmen möge, und das den größten Meister aller Maler zur Verzweiflung bringen müßte, denn was irgend das Licht des Mondes, des widerglänzenden Schnees, des vulcanischen Feuers und der Abendsonne einzeln hervorzubringen vermögen, vereinigt sich hier zu einem Ganzen." Von der Vegetation spricht der Verfasser nur im höchsten Entzücken. „Was das Cap der guten Hoffnung und Neuholland an Blumen bietet, die, ohne die Riesengröße der tropischen Wälder zu erreichen, doch überaus reizend sind, was der alpinische Habitus in Europa Schönes besizt durch gedrungene Form und Ueberfluß an kleinen Blättern, das findet sich in den Gewächsen dieser Anden glücklich vereinigt."

Manches wird von den Indianern berichtet, z. B. die Todesart eines ihrer Gefangenen. „Der Gefangene stand im Mittelpunkte eines zweiten engeren Kreises, den gegen zwanzig Krieger, jeder mit seiner langen Lanze bewaffnet, bildeten. Drei flache Gruben hatte man vor seinen Füßen ausgehölt, und ihm selbst einen kurzen Stab in die Hände gegeben. Mit lauter Stimme erzählte er von seinen Thaten, und nannte alle Feinde, die unter seinem Arme fielen, und jeden Namen bezeichnete ein abgebrochenes Stück des Stabes, das er in eine der Gruben warf und verächtlich mit den Füßen trat. Immer lauter wurden die empörten Zuhörer, und die Weiber, zu Furien verunstaltet, antworteten mit gellendem Gekreisch auf jeden neuen Namen. Eine Lanze nach der andern senkte sich und umgab die Brust des höhnenden Feindes in immer engerem Kreise. Da fiel das lezte Stück des Stabes und mit ihm der lezte und größte aller Namen, und aus hundert Kehlen erscholl zugleich das furchtbare Schlachtgeheul des Chiboteo. An zwanzig Lanzen durchbohrten den Gefangenen, der, auf den Spitzen hoch empor gehoben, todt zu Boden fiel." Der patagonische Stamm unterscheidet sich von dem tropischen. Alle sind roh, kriegerisch; grausam und besonders gefährlich, weil sie wie die Beduinen trefflich beritten sind.

Ehe der Verfasser diese interessante Gegend verließ, bestieg er noch den großen Vulcan, mit ungeheurer Anstrengung. Er sagt von demselben: „Nächst dem Pic von Teneriffa und dem Cotopaxi ist wahrscheinlich der Vulcan von Antuco unter den bekannten der spitzigste. Man wird durch den sehr geringen Umfang seiner Spitze überrascht, wenn man auch schon aus der Ferne auf die Schärfe derselben aufmerksam gemacht worden war. Mit Ausnahme einer kurzen eingerissenen Stelle ist mir die sehr gefährliche Umgehung des Kraters auf dem schneidenartig scharfen Rande des höchsten Ringes (den die Chilenen das Hütchen, el Sombrerito, nennen) gelungen, und dadurch der Umfang des Kraters auf ungefähr 600 Schritte festgestellt worden. Der leztere ist nicht völlig kreisrund, denn die Axe in der Richtung von O. nach W. ist die längere. In ihn hinabzusteigen verbietet der Rauch und die senkrechten Wände, die ihn umschließen. Die Spalte, welche den Ring auf der Nordseite durchbricht und nicht zu passiren war, mißt etwa zwanzig Schritte in der Breite, und enthält glühende Laven. Die Spitze des Berges fällt auf allen Seiten zwar sehr steil ab, allein nach N. fast senkrecht, und ist daselbst, etwa 800 Fuß unterhalb der Mündung, mit weiten Oeffnungen durchbrochen, aus denen jene Ströme von Laven langsam hervorquellen, deren Glühen schon in Entfernung von zwanzig Meilen bemerklich wird. Ein höchst sonderbares Phänomen ist die Verschiedenartigkeit der Dämpfe, welche aus dem Krater hervordringen und sich mit großer Regelmäßigkeit abwechselnd folgen 2c." Weiter heißt es: „Das Land der Pehuenchen mag in dieser Hinsicht viel Neues dem künftigen Erforscher bieten. Asphaltseen von großer Ausdehnung befinden sich, wie sie erzählen, in der Gegend des Coypu-Leuvu, wo eben so wie in Maynas unermeßliche Lager von Steinsalz eine Verwandtschaft der Ursachen anzudeuten scheinen, die einmal die thätigen Krater öffnen, und unsern von ihnen die Bildung von Salz in großen Mengen veranlassen konnten. In denselben unbekannten Gebirgen gibt es Quellen, die durch periodische Ausstoßung siedendheißen Wassers dem Geyser Islands gleichen, und nackte Ebenen, wo der Indier, nach seiner Erzählung, sich Feuer durch Anzündung von Gasströmen verschafft, die einer tief in den Boden gestoßenen Lanze zu folgen pflegen."

Im Mai 1829 schiffte sich Herr Pöppig nach Peru ein, das ihn nicht freundlich empfing. „Ein flaches Land, das nur langsam nach dem Innern zu sich erhebt, wird durch einen weißlichen Sandstreifen des Gestades begrenzt, auf welchem, braun und ungastfreundlich aussehend, der

Hafenort Callao sich zeigt. So weit von diesem Standpunkt aus das Auge trägt, ergrünt kein Baum auf den öden steinigen Flächen.“ Lima präsentirte sich ihm mit seinen zahlreichen Kirchen besser, doch ist er überhaupt mit Peru nicht zufrieden. Die vielfarbige Bevölkerung, die religiöse Intoleranz, ein Uebel der alten Zeit, und der Revolutionsgeist, das Uebel der neuen Zeit, vereinigen sich hier zu widrigen Resultaten.

Von Lima aus stieg der Verfasser zu den Anden von Huanuco empor, über einen Paß von 15,000 Fuß Höhe. In diesen Gegenden liegen die Ruinen einer alten Stadt der Incas. „Manche schwer zu lösende Räthsel geben dem Beschauer jene Reste einer ehemaligen Stadt auf, die höher als die obersten Gipfel der europäischen Alpen über dem Meere gelegen, einst ohne Zweifel eine Bevölkerung von mehreren Tausenden enthalten haben muß.“ Seine sehr ausführlichen Nachrichten über die peruanischen Bergwerke wollen wir hier übergehen.

Huanuco bezeichnet er als ein Paradies voll ewigen Frühlings mit immer gleicher Temperatur, so daß selbst die Nacht nur unmerklich von der Wärme des Tages abweicht. Eine Scene aus dem Volksleben: „In der nicht unmalerischen Festtracht dieser Gegend ziehen die unverheiratheten Weiber herbei und singen ein ziemlich mißtönendes Lied. Endlich tritt ein kleiner Knabe vor; phantastisch geschmückt und mit goldpapiernen Flügeln versehen, trägt er eine Stange, von deren Spitze eine Menge sehr langer Bänder herabhängen. Er sezt sich auf den Boden, die Tänzerinnen stellen sich im Kreise umher, eine jede erfaßt ein Band, und nach dem Takte der Musik und des Gesanges beginnt ein sehr kunstreicher Tanz. Ohne je das erfaßte Band aus den Händen zu lassen, schlüpfen sie gewandt und schnell zwischen einander hindurch, und wie die vielfarbigen Streifen sich immer mehr verkürzen und der tanzende Kreis enger wird, entstehen auf der Stange regelrechte Geflechte, die, endlich geschlossen, durch Rückwärtstanzen, ohne den Eintritt der geringsten Verwirrung, wieder aufgelöst werden. Ein Zug von vielfach ernsterer Bedeutung nahete sich später. Die Masken versuchten in Kleidung und Wesen die ersten Eroberer Perus nachzuahmen, und während Pizarro an auszeichnender Rüstung erkennbar war, bewachten Andere mit gezogenen Schwertern eine hohe Figur im Schmucke der Incas mit Krone und Scepter aus den Federn des blauen Arara (Guacamayo) der Anden. Ein grimmig aussehender Spanier mit langem Barte trägt ein Beil, und federgeschmückte Indier folgen unter einem traurig klingenden Liede. Der ganze Aufzug, der bei dieser Gelegenheit mit pantomimischen Tänzen schloß, sollte die Hinrichtung des lezten der Incas, Atahualpa, anzeigen. Der Indier hat von jener Thatsache nur eine ungewisse, mährchenhafte Kunde, und weiß keinen Namen der damaligen Zeit, sondern führt, ohne die Deutung zu kennen, gerade dieselbe Anzahl von Masken jedes Jahr von Neuem vor, ohne an der gewohnten und unverstandenen Form etwas zu ändern. Nicht aber in allen Gegenden herrschte von jeher über jene Begebenheit dieselbe Unwissenheit. Die Indier von Jauja und Tarma, in mehreren Beziehungen weit civilisirter, als die meisten ihrer Landsleute, dürfen seit vielen Jahren jene Pantomime nicht mehr aufführen, und vor der Revolution wären die Indier Acomayos wahrscheinlich durch die Spanier für die Uebertretung des auch sie angehenden Verbotes bestraft worden. Man erzählt, daß vor etwa fünfzig Jahren die Hinrichtung Atahualpas mit so viel Wahrheit, Pomp und Taschenspielerei auf dem Marktplatze von Tarma aufgeführt worden sey, daß die Indier, denen die Kenntniß ihrer Landesgeschichte nicht ganz fehlen konnte, in offenen Aufstand ausbrachen, zuerst einen unglücklichen Mestizenknaben zerrissen, der die Rolle des Felipillo (jenes peruanischen Dolmetschers, dessen Verrath die spanischen Geschichtschreiber stets hervorsuchen, wenn sie die Hinrichtung des lezten Incas zu entschuldigen unternehmen) gespielt hatte, und dann über die anwesenden Weißen herstürzten und Manchen ermordeten, ehe das Militär sie zu besiegen vermochte.“

In dieser Gegend baute sich Herr Pöppig eine Einsiedelei, um viele Monate lang einsam in der üppigen Fülle der tropischen Natur zu botanisiren. „Reichbelohnend war das Gefühl der innigsten Zufriedenheit, welches den heimgekehrten Botaniker ergriff, als er am Abende der ersten Excursion, von seiner vielen Arbeit müde, auf einem Baumstamme ausruhend, die selbstgeschaffene Hütte betrachtete, die gar dürftig aussah, allein den einfachen Anforderungen des Genügsamen völlig entsprach. Einsamkeit oder doch Entbehrung alles gebildeten Umganges war die nothwendige Folge der Ansiedelung auf dem lezten und äußersten Punkte, den in dieser Richtung die europäische Civilisation, vordringend in den Bezirk der uralten Wildniß, erreicht hatte. Ein alter Indier war der Koch, und leicht genug mochte es ihm werden, unsere geringen Vorräthe zuzubereiten, denn durch unsere Abgeschiedenheit zu pythagoräischer Kost gezwungen, hatten wir gar selten uns eines Stücks chilenischen Charqui zu rühmen, das auf wunderbaren Umwegen seinen Weg nach den Urwäldern Perus gefunden. Nur an den höchsten Festen der Kirche wurde ein Fußbote nach der Quebrada von Chinchao abgeordnet, um in Entfernung von vier geographischen Meilen wo möglich etwas Fleisch zu entdecken, und ich erinnere mich an Monate, wo wir,

aller Verbindungsmittel mit der civilisirteren Welt beraubt, allein von gesottenen Maiskörnern und gerösteten Bataten lebten. Es war uns dann kein geringes Fest, wenn das freundliche Andenken der Bekannten in Huanuco uns mit einem kleinen Vorrathe von Lebensmitteln überraschte." Aber alle Entbehrungen wurden versüßt durch die unerschöpfliche Pracht der Pflanzenwelt. „Blüthen, wie kaum die Phantasie sie schafft, nicken in Wirklichkeit und unter der Gestalt tausendfältiger Parasiten von den Bäumen, und die lang herabhängenden Schlingpflanzen bieten als unzerreißliche Taue ihre Hülfe, bald um einen übergeneigten Stamm zu erklettern, bald um die morschen, dicht übersponnenen Aeste herabzuschütteln. Bricht nach manchem mißlungenen Versuche das Gewebe herab, so fallen weit mehr Gewächse zu den Füßen des überraschten Botanikers nieder, als er vorher erwartet hatte. Der erste Blick läßt die verstreuten Reichthümer erkennen, und zeigt nur ungesehene Formen. — Nirgends in den mir bekannt gewordenen höchsten Gebirgen, den Alpen, den Alleghanies und den Anden, mit deren Einzelnheiten, wenigstens strichweise, ein verlängerter Aufenthalt an einem Orte und die genauesten botanischen Durchforschungen vertraut machten, ist mir etwas den Gebirgen von Chinchao und Cuchero an Zerrissenheit, Steilheit und Enge der Bergkämme Vergleichbares vorgekommen. Sezt man hinzu, daß sie fast ohne Unterschied mit der dichtesten Waldvegetation bekleidet sind, daß sich weiter nach oben die Nähe der Ceja in der größten Verworrenheit der Gewächse, weiter nach unten die Ueppigkeit des tropischen Klimas in einer Unzahl von rankenden Pflanzen ausspreche, daß auf dem ewig feuchten, mit tausend vegetabilischen Trümmern bedeckten Boden kein sicherer Tritt zu thun sey, und daß das Waldmesser und die Art meistens allein den Weg bahnen, während die außerordentliche Steilheit gar oft das Herabklimmen an riesigen Luftwurzeln und an kriechenden, die Felsen überspinnenden Baumstämmen nothwendig macht, so hat man einige Thatsachen, um sich das Bild jener Natur, aber auch der Beschwerden zusammenzusehen, die dort des spähenden Wanderers warten. Dazu die herrlichen Schmetterlinge, die in unübersehlichen Mengen in den minder verwachsenen Orten sich aufhalten, denn nur einer, der prachtvolle stahlblaue Atlas, schwebt, gleichsam auf dem weichen Bette der umgebenden Luft sich wiegend, leise und langsam in den dichten und schattenreichen Wäldern umher. Um die Mittagsstunde sieht man an den Wasserbächen, besonders an sehr sonnigen Orten, die bunten Geschöpfe in vielen Arten und in einer an das Abenteuerliche grenzenden Menge, theils mit zusammengefalteten Flügeln auf den sehr erwärmten, aber feuchten Schlammanhäufungen ausruhen, theils mit ausgebreiteten Schwingen sich sonnen." Ferner die prachtvollen Vögel ꝛc.

Aber auch Beschwerden in Menge. In der feuchten Jahreszeit zerschmilzt Salz und Zucker über Nacht, deßgleichen das Schießpulver, Kleider, Papier werden schimmlicht, alles Eisen rostet, das Geld oxydirt im Beutel. Nur was frei in der Luft hängt und mehrmals durchsonnt oder Nachts durch Feuer geschüzt wird, entgeht der Zerstörung. Eine Hauptplage sind ferner die Ameisen, deren furchtbare Menge in unglaublich vielen Gattungen durch nichts zu vertreiben ist. Der Verfasser beschreibt einen ihrer Wanderzüge. „Die breiten Colonnen bewegen sich unbekümmert um alle Hindernisse vorwärts, dicht gedrängt an einander marschiren die Millionen des stundenlangen Zuges, während zu beiden Seiten die Krieger, durch Größe und Farbe ausgezeichnet, geschäftig hin- und herlaufen, bereit zur Vertheidigung, allein auch beschäftigt mit der Aufspürung und der ersten Festhaltung der Thiere, die das Unglück haben sich ihnen weder durch Gewalt noch Schnelligkeit entziehen zu können. Nahen sie sich einem Hause, so öffnet ihnen gern der Besitzer alle Behältnisse und weicht ihnen aus, denn was irgend sich innerhalb des Palmendaches an schädlichem Gewürm eingenistet haben mag, die Insekten und Larven, die in geheimer Thätigkeit dem Menschen ungeahneten Schaden zufügen, das Alles ziehen sie an das Licht oder zwingen es zur schleunigen Flucht. Nicht der geheimste Winkel der Hütten entgeht ihren Nachforschungen, und das Thier, das ihre Ankunft abwartet, ist unfehlbar verloren. Sie bewältigen sogar große Schlangen nach dem Berichte der Eingebornen, denn rasch schließen die Krieger einen Kreis um das sich sonnende Reptil, das nach dem Erblicken seiner Feinde sich zu retten sucht. Allein umsonst ist die Bemühung, denn rasch haben sich sechs oder mehr Feinde angehängt, und während das gepeinigte Thier durch eine einzige Windung sich zu befreien sucht, verhundertfacht sich die Zahl seiner Gegner, die kleinen Geschlechtslosen des Hauptzuges stürzen tausendweise herbei, und wie die an unzähligen Punkten verwundete Schlange sich winde, so wird von ihr in wenigen Stunden nichts mehr als ein wohlgereinigtes Skelet da seyn. Nach derselben Beobachtung ruht des Nachts das unübersehliche Heer aus, indem es sich in Kugeln, den größten Kürbissen vergleichbar, zusammenballt. Nahet der Morgen, so lösen sich diese Ansammlungen auf, und in gerader Linie sezt der Zug sich fort." Die Schlangen wurden auch dem Verfasser gefährlich. Er wurde gefährlich gestochen, doch gerettet. Endlich entging der Verfasser auch nicht dem Fieber, das die Feuchtigkeit des Waldes ihm zuzog.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 9. Montag, 25. Januar 1836.

Reisen in Amerika.

2) Ed. Pöppig's Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome, während der Jahre 1827 bis 1832. Zwei Quartbände, nebst einem Atlas von 16 Blättern in Royalfolio und einer Reisekarte. Leipzig, Fr. Fleischer, Hinrichs, 1835.

(Schluß.)

Eigenthümlich erscheint in diesem Lande die Coca, ein Blatt, das wie Opium wirkt und unwiderstehlich ist, wenn man es einmal gekostet hat. „Da die Zauberkraft des Krautes nur dann im vollen Maße empfunden werden kann, wenn die gewöhnlichen Anforderungen des täglichen Lebens oder die Zerstreuung des Umgangs die Geisteskräfte zu beschäftigen aufhören, so zieht der echte Coquero sich in das einsame Dunkel oder die Wildniß zurück, sobald die Sehnsucht nach dem Rausche unwiderstehlich wird. Sinkt auch die im düstern Urwalde doppelt unheimliche Nacht herab, so bleibt jener doch unter dem Baume, den er sich erwählte, ausgestreckt; ohne ein schützendes Feuer neben sich zu sehen, hört er gleichgültig das nahe Schnauben der Onze, und achtet es nicht, wenn unter rasselndem Donner die Wolken in Regenfluten sich ergießen, oder der gleichzeitig furchtbar hausende Sturm die alten Bäume entwurzelt. Nach zwei Tagen kehrt er gewöhnlich zurück, mit eingefallenen Augen, bleich, zitternd, das furchtbare Bild eines unnatürlichen Genusses. Wer den Coquero in solchen Lagen zufällig antreffend, durch Anrede ihn trotz des scheuen Verbergens stört, unterbricht den Gang der Wirkungen und erlangt wohl gar den Haß des Halbbegeisterten. Wer einmal von dieser Leidenschaft ergriffen wurde, und dabei in Verhältnisse geräth, die ihre Ausbildung begünstigen, ist verloren. Man hört in Peru wahrhaft traurige Geschichten von jungen Menschen der besseren Familien, die bei einem zufälligen Besuche der Wälder die Coca aus Langeweile zu gebrauchen anfingen, bald ihr Geschmack abgewannen, und von diesem Zeitpunkt an für das civilisirte Leben verloren und, wie von einem bösartigen Zauber ergriffen, sich weigerten, nach den Städten zurückzukehren.“

Nachdem der Botaniker in diesen Gebirgen seine Wißbegier gesättigt hatte, faßte er den kühnen Entschluß, auf dem Huallaga in den Amazonenstrom, und auf diesem mitten durch das Festland von Amerika zu fahren. Er packte seine Sachen auf einen Kahn und ließ sich von den Indianern rudern. Der Strom führte durch Wildnisse, nicht selten gefährlich durch fortgerissene Bäume.

Digitized by Google

In einer einsamen Mission am Ufer fand der Verfasser einen alten Mönch, der noch nichts davon wußte, daß das h. römische Reich untergegangen sey und sich sehr darum kümmerte. Eine andere verlassene Mission benutzte Herr Pöppig, um abermals zu botanisiren. Hier fand er viele Vampyre und bestätigt es, daß sie beim Blutsaugen leise mit den Flügeln fächeln. Wieder in einer verlassenen Mission fand er betrunkene Indianer, die ihn lange vergeblich warten ließen, und dann so unvorsichtig waren, einen Kahn mit Sammlungen im Fluß versinken zu lassen. Auf der einzigen militärischen Station Juanjuy wurde Herr Pöppig durch brutale und habgierige Peruaner arretirt und erst nach acht Wochen wieder frei.

Endlich wand sich der Fluß aus dem gebirgigen Westen Amerikas heraus und erreichte die unermeßliche Ebene, welche die weiten Strecken bis zur östlichen Küste einnimmt. „Zwischen zwei Felsspitzen befand sich eine weite thorgleiche Oeffnung, und durch sie hin wurden, tief unten, zum ersten Mal die ungeheuren wagerechten Ebenen des innern Amerika, wie ein Land der Verheißung, wie ein ungetrenntes, dunkelgrünes, weit entferntes Meer sichtbar.“ In diese weiten Fernen strebte nun sein Sinn, obgleich er nur eine Wüste zu erwarten hatte, denn die Missionen der früheren Zeit, die als Oasen in dieser Wüste dem Wanderer Zuflucht gewährten, bestanden nicht mehr. „Während die Jesuiten, von Quito und Jaen ausgehend, nach und nach die wilden Indier sich bis zum Rio negro hinab unterwarfen, stiegen die Franciscaner gegen 1660 von den Anden nach dem Thale des mittleren Huallaga hinab, und begründeten die ersten Missionen in der Gegend von Sion und Pachiza, also in einem bis dahin unbekannten Lande, da weder die Missionen von Panataguas (Pozuzo, Muña u. s. w.) und Cuchero so weit hinab reichten, noch die gegen 120 Jahre früher geschehene Besitznahme der Provinz Lamas über die Bewohner und das Land zwischen dem Pongo des Huallaga und den Bergen von Cuchero Licht verbreitet hatte. Die Missionsanstalt der Franciscaner (colegio de propaganda fé) zu Ocopa in der Provinz Tarma sendete alljährlich neue und rüstige Verkünder der Civilisation nach jenen unbekannten Wäldern ab; in Huaillillas und an andern Orten der nahegelegenen Andenprovinzen errichtete jener, in Peru durch Muth und Gelehrsamkeit rühmlichst ausgezeichnete Orden sogenannte Hospicios, eine Art von untergeordneten Standquartieren, um die geistlichen Eroberungen (entradas espirituales) der Wälder leichter betreiben zu können. Die Zerstörung aller jener Institute durch die revolutionären Machthaber gehört zu den nachtheiligsten der vielen höchst verkehrten Schritte, deren sie sich schuldig gemacht haben; sie rächt sich durch neu um sich greifende Barbarei und durch Entvölkerung der Gegenden, die einst unter der milden und klugen Regierung der Mönche einer zunehmenden Wichtigkeit sich rühmen konnten.“ Der Verfasser schildert die hier wohnenden, halb gezähmten, halb wieder verwilderten Indianerstämme.

Die Ebene bildete einen auffallenden Contrast zu den Gebirgen, in welchen der Verfasser bisher gereist war. „Wohin man im ebenen Theile von Maynas auch blicke, wird man doch stets dieselben landschaftlichen Ansichten wiederholt finden. Ein einziger ungeheurer Urwald deckt den ebenen, meist sumpfigen Boden, durchschnitten mit breiten Flüssen und nur an den wenigen Orten in seiner Einheit unterbrochen, wo, als kaum bemerkliche Punkte, die Indier der Missionsdörfer ihre kleinen Pflanzungen angelegt haben, oder wo, als seltene Ausnahmen, kleine Savannen in der Mitte der Forste vorkommen.“ Die ungeheure Größe des Amazonenstroms bewirkt, daß ihn Delphine bis dicht an die Gebirge tief im Innern des Landes hinaufschwimmen. „Nach der Vereinigung mit dem Ucayale erlangt der Strom ein wahrhaft majestätisches Ansehen, und wenn auch die Gleichförmigkeit der Landschaft in Entfernung mehrerer hundert Meilen zuletzt das Auge ermüdet, so nimmt das geistige Interesse zu, je mehr man in der vergrößerten Menge der physischen Erscheinungen den Maßstab des Ungeheuren als den einzig befolgten erkennt. Ein breiter Strom, der bald in zahlreiche Arme gespalten zwischen sandigen und dennoch hochbewaldeten Inseln dahinfließt, oder in ein seegleiches Becken ungetrennt sich ausdehnt, ein dunkelgrüner Waldrand, der auf so ebenem Boden und von tausend Schlingpflanzen übersponnen in der Entfernung fast einer künstlich gezogenen, aber riesengroßen Hecke gleicht, sind die einzigen Bestandtheile dieser landschaftlichen Ansichten. Wahr ist es, daß nirgends eine gewerbsleißige Stadt an den Ufern sich erhebt, denn nur nach einer oder zwei Tagereisen erreicht man ein ärmliches Dorf, dessen Rohrhütten, von halbwilden Menschen bewohnt, schon in kurzer Entfernung nicht mehr unterscheidbar sind; — allein über das Ganze spannt sich ein wolkenloser Himmel, und die Strahlen der tropischen Sonne fallen auf eine Natur von so unendlichem Reichthum, die Kraft des Lebens spricht allenthalben sich mit solcher Stärke aus, daß der Reisende, weit entfernt die Langeweile einer Seefahrt zu empfinden, mit zunehmendem Antheil den Weg fortsezt, und jeden Morgen mit neuer Freude die in heiliger Stille ruhende Wildniß begrüßt. Der Aufgang der Sonne ruft zwar in tropischen Gegenden eine sehr große Zahl von Thieren in das Leben, allein die allgemeine Thätigkeit derselben wird nur erst längere Zeit nach dem Erscheinen des wohlthätigen Gestirns bemerklich, denn meist sind die Bewohner der

Wälder so frostig, daß sie, statt in Zügen aus ihren Lagern aufzubrechen, oder auch vereinzelt zum Suchen ihrer Nahrung auszugehen, sich vorher den Strahlen längere Zeit aussetzen, um von der zunehmenden Wärme durchdrungen und aufgeregt mit verdoppelter Kraft ihre Geschäfte zu beginnen. Große Familien von Affen nehmen die höchsten Gipfel ein, wo eben so wenig der Pfeil des Indiers als das Blei des Europäers sie leicht erreichen kann. Besonders sitzen die Brüllaffen in behaglichen Stellungen der Morgensonne zugewendet, die sie in Tönen begrüßen, die wohl zu den rauhesten des vielstimmigen Orchesters der Urwälder gehören. Die meisten Thiere fliehen in jener Stunde die niedrigsten Schichten der Waldung, denn die eigenthümliche Ausbreitung sehr vieler tropischer Bäume in breite platte Kronen bringt eben so viele Schirme hervor, die den wassererfüllten Boden so dicht beschatten, daß stets auf ihm eine nur des Mittags angenehme Kühle herrscht. Darum steigen selbst die Vögel, die sonst auf der Erde in niedrigen Büschen oder auf den Sandinseln ihre Nahrung finden, des Morgens bis in die luftigsten Kronen. Die Pauris flattern schwerfällig von Ast zu Ast bis auf die gewünschte Höhe, die sie durch einen einzigen Flug nicht zu erreichen vermögen; auf den weißgebleichten, blattlosen Gliedern eines Riesenstammes, den der Blitzstrahl tödtete oder die Angriffe der Insekten zum Vertrocknen brachten, sitzen Schaaren der gesellig schlafenden schwarzen Geier, die mit weit ausgebreiteten Flügeln am Sonnenstrahl sich trocknen, unbeweglich, bis sie sich, ohne ihre Stellung zu verändern, langsam nach einer andern Seite wenden. Selbst der Anblick eines Kahns oder einer lagernden Gruppe von Menschen, denen sie in den spätern Stunden sich mit widerlicher Kühnheit und mit diebischer Absicht nahen, vermag sie nicht zum Flug zu bringen. Selten steht ein kolossaler Storch oder Toupouyou wie in tiefe Gedanken versunken schon zeitig am Flußufer; der genugsamen Beute auch geraume Zeit nach Sonnenaufgang noch gewiß, nehmen auch sie erhabene Stellungen ein, und vor allen herrlich ist der Anblick der dichten dunkelgrünen Baumkronen, von denen die ruhenden Schaaren schneeweißer Reiher wie eben so viele festliche Kerzen scharf sich abzeichnen. Auch die Geschöpfe der geringeren Ordnungen theilen diese Sehnsucht nach der Sonnenwärme. Die Fische schwimmen entweder so sorglos und ruhig an der Oberfläche, daß der wachsame Indier sie leicht und schnell mit Wurfspieß oder Pfeil erlegt, oder sie fliegen schaarenweis hervor, während die plumpen Sprünge der großen Delphine hier an den Ozean erinnern. Wärmer wird der Strahl der jungen Sonne, und daß auch die Pflanzenwelt von einem höheren Leben ergriffen sey, verkündet der balsamische Duft unzähliger harziger Baumstämme und Blüthen, der weiterhin unter dem Einflusse der Mittagshitze verschwindet. Nun erst entwickeln die zahlreichen Bewohner dieser Wildniß ihre volle Thätigkeit, denn sie sind die unverdrängten Besitzer des weiten Reichs, in welchem der Mensch noch keine bleibende Stätte sich begründet hat. Zahllose Entenschwärme treiben auf den flachen Wellen, so unvertraut mit der Verfolgung des Jägers, daß dieser zwischen ihnen hinrudert, ohne Schrecken oder Flucht zu veranlassen, und Wolken von schwarzköpfigen Möven sind wie an den Küsten des Meeres mit dem Fischfange beschäftigt. Auch größere Thiere werden sichtbar; am Ufer erscheinen die Rehe, und die Bewegung der Aeste verräth das Wandern einer Heerde von Affen, bald von den größeren Arten, denen nur die Onze furchtbar ist, bald von den kleinen Sagoin, die, von gefräßigen Raubvögeln umschwärmt sind. Unübersehliche Flüge grüner Papagaien haben sich auf fruchttragenden Waldbäumen niedergelassen, und das Herabfallen der Kapseln und Beeren bringt auf den harten Blättern der Heliconien des Ufers das Geräusch eines Schlossenwetters hervor. An dem weißen Stamme einer Iririmapalme wird ein glänzender Schweif von himmelblauen Federn sichtbar; er verräth den gelben Arara, der dort beschäftigt ist, das Innere eines Spechtloches mit seinem starken Schnabel zum Neste zu erweitern, aus dem jedoch der ellenlange unbequeme Schmuck auch bei dem Brüten hervorhängt. Die Spechte selbst erfüllen den Wald mit ihren pochenden Tönen rc. Wilde Schweine kommen polternd durch den Wald und jagen Alles auf, selbst die Onze flieht vor ihnen auf die furchtbar stachelige Palme. Nun naht der Mittag. Die Hitze nimmt so zu, daß alle Thiere still werden und Sieste halten unter dem schattenden Laubdach. „Fische und Wasservögel sind verschwunden, nur an den Mündungen der Nebenflüsse, da wo große Schlammbänke sich angesezt haben, liegen schaarenweis die greulichen Krokodile ausgestreckt, um sich zu sonnen. Wenn die Sonne dem Untergange sich nahet, entwickelt sich dieselbe Scene wie am frühen Morgen, denn zum zweiten Mal eilen die vielen Bewohner der Wildniß zu der Tafel, die eine gütige Hand in Einem fort für sie besezt hält. Bisweilen aber wird der Frieden furchtbar unterbrochen, wenn mit unbeschreiblicher Schnelligkeit ein Ungewitter sich gebildet hat. Das Geheul der Myceten und der Nachtaffen, der schrille Ton der Möven und die allgemeine Angst der Thiere verkünden die Schrecken, noch ehe sie nahen. Geisterhaft rauschen die Baumwipfel, während noch kein Luftzug sich rührt, und wie eine warnende Stimme geht den schwarz herbeiziehenden Massen ein dumpfes Sausen in den höchsten Regionen voraus. Der alte Forst kracht bald darauf unter dem orkanartigen Sturme, nachtgleiche

Dunkelheit tritt ein, und während Blitz und Donner unter undurchsichtiger Ergießung sich ohne Pause folgen, empören sich die Gewässer des Stromes wie ein Meer zu gefahrdrohender Höhe." Diese Schilderung, die wir aus Mangel an Raum nur theilweise wiedergeben können, ist meisterhaft.

Auch an Geistern fehlt es diesem Urwald und dem Strom nicht. Die Fluß-Indianer, die eine von den Gebirgs-Indianern verschiedene, auffallend mongolische Physiognomie haben, erzählten von einem furchtbaren Geist, „Lahmfuß" genannt, der in der Nacht des Waldes die Jäger zu verderben trachte, und dessen Spuren an der Unähnlichkeit der Füße erkannt werde. Auch im europäischen Norden spielt der Drudenfuß diese Rolle. Geisterhaft erscheint den Indianern auch das nächtliche Aufrauschen des Stromes, indem im Mondschein eine Schaumwelle den Fluß aufwärts streicht, ein Phänomen, das unlängst auch der englische Reisende Heber im Mondschein auf dem Ganges beobachtet hat.

Endlich gelangte Herr Pöppig an die brasilianische Grenze nach Tabatinga, wo er Speculanten und politische Exilirte fand, die ihm von Brasilien keine bessere Vorstellung gaben, als von Peru. Weiter abwärts mußte sich sein Kahn durch ungeheure Heere von Fischen durchkämpfen, die den Fluß aufwärts zogen. Noch einmal auf der Station Eva begann er sein botanisches Geschäft, gerieth aber mitten in den politischen Parteikampf hinein. Diesen fand er auch in Para an der Küste des Meeres in vollen Flammen, er sezte sich aber auf ein belgisches Schiff, das sich glücklicherweise einfand, und kehrte auf demselben nach Europa zurück.

Mögen die hier mitgetheilten Notizen unsern Lesern einen Begriff von dem Reichthum des Buches geben, das als das Werk eines Landsmannes unserer Nation in jeder Hinsicht zur Ehre gereicht.

3) Washington Irving, die Wanderung in die Prairien. Aus dem Englischen von H. Roberts. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1835.

4) Dasselbe Werk. Aus dem Englischen. Berlin, Veit und Comp., 1835.

Wir haben über eine dritte Uebersetzung des nämlichen Werkes schon im vorigen Jahrgange Nr. 86 gesprochen. Drei Uebersetzungen sind doch wohl zu viel für einmal, obgleich Washington Irving allerdings ganz der Mann ist, uns die Natur und Sitte von Amerika zu schildern.

5) Amerikanisches Magazin. Herausgegeben von Karl Neidhard. Erstes Heft. Altona und Leipzig. Expedition des Eisenbahn-Journals und National-Magazins. Hammerich, 1835.

Da der Herausgeber Stiefsohn des berühmten List ist, so dürfte von diesem neuen Journal allerdings eine recht gründliche Vermittelung zwischen Amerika und Deutschland besonders in Industrie- und Handelsangelegenheiten zu erwarten seyn. In dem ersten Heft bildet eine Reise des Herausgebers nach Michigan den Hauptinhalt, sodann Reiseskizzen von Washington Irving, Alexander, Stuart &c., endlich Literarisches und Correspondenznachrichten.

Geschichte.

Geschichte der Zigeuner. Ihre Herkunft, Natur und Art. Von Dr. Th. Tetzner. Weimar und Ilmenau, Voigt, 1835.

Bekanntlich erschienen die Zigeuner zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts und gaben vor, sie kämen aus Aegypten, vom Fluch getrieben, weil ihre Voreltern der heiligen Familie auf der ägyptischen Flucht ein Obdach versagt hätten. Der Verfasser stellt alle die wunderlichen Meinungen zusammen, die man vom wahren Ursprung dieses romantischen Völkchens jemals gehabt hat. Da sollen es verkappte Juden oder verkappte Ketzer (daher sie auch in Frankreich Böhmen hießen) gewesen seyn, die sich unter der fremden Maske vor Verfolgungen sichern wollten &c. Einer hat gar behauptet, sie seyen aus der Erde gekommen, und sie als Beweis für ein bewohntes Innere der Erde angeführt. Wahrscheinlicher ist es, daß sie ein nach Timurs Tode (1405) versprengtes asiatisches Volk sind, und zwar ein indisches, wie die Vergleichung der Sprachen beweist. Indeß bleibt Vieles in ihrem Wesen immer noch geheimnißvoll. Man weiß nicht, ob sie zufällig zerstreut wurden, oder ob sie aus einem religiösen Grunde so weite Wanderungen unternahmen. Ihr Name stimmt mit dem eines Volks am Sind, also in dem uns zunächst gelegenen Theile Indiens überein (Tschinganen).

Der Verfaßer hat seine Untersuchung durch Schilderungen aus Dichtern, z. B. durch die meisterhafte Beschreibung der Zigeuner von Spindler, den Lesern noch angenehmer zu machen gesucht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 10. Mittwoch, 27. Januar **1836.**

Reisen in Amerika.

5) Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. Sechste Lieferung. Briefe in die Heimath, geschrieben zwischen Oktober 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexiko. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

Proben dieses Werkes wurden bereits im „Ausland" abgedruckt. Der Verfasser besizt die Gabe, sehr gut zu erzählen, so daß uns dieser Anfang seiner Reise — denn er berichtet nur von seinem Hinweg nach Mexiko, nicht von seinem Aufenthalt daselbst und von der Rückkehr — auch da anzieht, wo er von minder unbekannten Dingen spricht. Ein scharfer und feiner Beobachter, weiß er das Beobachtete immer mit der besten Laune vorzutragen. Da er über Frankreich nach England reiste, bietet sich ihm eine Vergleichung beider Länder und Völker von selbst dar. Er contrastirt Frankreich: Die höhern Stände noch in der Tracht unterschieden von den niedern, der Pöbel zerlumpt. Die Weiber in der Regel klein, nicht vom feinsten Teint, aber graziös, lebhaft, mit dem niedlichsten Fußwerk. Die Kinder blaß und mager. Die Männer höflich. Grund und Boden Eigenthum kleiner Besitzer. Schlechte Pferde. Vortreffliche Wirthshäuser. England: Kein Unterschied in der Tracht, vom höchsten bis zum niedrigsten Stande Alles gleich. Die Weiber groß, mehr würdig als anmuthig, mit schmalen, doch zu langen Füßen. Die Kinder so kräftig und schön als möglich. Die Männer kalt und egoistisch. Grund und Boden aristokratische große Massen mit untergebenen Pächtern. Die Pferde unübertrefflich. Die Wirthshäuser nach Landesart, ohne fremder Sitte die geringste Concession zu machen, daher für den Fremden nicht immer behaglich.

Nachdem er uns seinen kurzen Aufenthalt in England mit sichtbarer Theilnahme für alles, was dort bewundernswürdig ist, und auch die glückliche und angenehme Seereise berichtet hat, entwirft er uns eine eben so heitere Schilderung Philadelphias und New-Yorks. Ueber die Vereinigten Staaten überhaupt drückt er sich folgendermaßen aus: „Wenn man mich fragt, ob ich die hiesige Verfassung und Regierung im Wesentlichen und Ganzen dem Land und dem Volk angemessen und dauernd für nähere oder fernere Folgezeit daselbst begründet finde? so antworte ich mit einem lauten und unbedingten Ja. Wesen und Form der republikanischen Institutionen, und

zwar mit entschiedenem Uebergewichte des demokratischen Princips über das aristokratische, scheint mir, so weit die Weltgeschichte reicht, und nirgends so fest wie hier in Boden und Menschen gewurzelt zu haben, und ich halte es geradezu für unmöglich, daß jemals *hier* die Republik weder zur aristokratischen Oligarchie ausarten, noch durch Ehrgeiz oder Verdienst eines einzelnen Bürgers zur monarchischen Staatsform umgewandelt werden könnte. *Letzteres* wird auch schwerlich jemanden möglich scheinen, der Amerika und die Amerikaner gesehen und sich überzeugt hat, wie durchaus es hier an allen Elementen dieser Umgestaltung fehlt; namentlich an Enthusiasmirbarkeit des Volks für Individuen und Persönlichkeiten, an militärischem Geist im europäischen Sinne des Worts, und an häufig wiederkehrender Gelegenheit zur Erwerbung kriegerischer Lorbeeren. *Hier* hätte zuverlässig selbst *Napoleons* Ehrgeiz es nicht über den großen *Bürger* hinausgebracht, und er wäre untergegangen in jedem höherstrebenden Versuche. Ob das gegenwärtig die Vereinigten Staaten umschlingende *Centralband* auf ewige Zeiten, oder auch nur auf sehr lange Zeit vorhalten wird? ist allerdings schwer vorauszusagen, und eine dereinstige Zersplitterung in drei oder vier von einander unabhängige, nur zum Schutze gegen äußeren Angriff etwa verbündet bleibende Föderativgebiete keineswegs unmöglich, kaum unwahrscheinlich. Ganz zuverlässig aber wird, bei einer solchen neuen Gestaltung, Wesen und Form der Republik, und zwar der Demokratie, sich überall behaupten; sie ist das Lebenselement für neun Zehntheile des amerikanischen Volkes, welches außerhalb desselben sich befinden würde, wie der Fisch auf dem Trockenen. Zwar kann der Fremde, wenn er sich vorzugsweise in den Kreisen feinerer Gesellschaft der großen Städte des nordöstlichen Amerikas herumtreibt, zuweilen an dieser Ueberzeugung irre werden; denn in jenen Geselligkeitsverhältnissen, in allerlei Familien- und Rangesrücksichten, in Redensarten reicher Kaufleute und Gutsbesitzer spukt eine aristokratische Tendenz oft vernehmlich genug. Aber so wie man aus solchen Cotterien heraus in's große öffentliche Leben tritt, zeigt sich, dem allgemeinen Volkswillen gegenüber, augenblicklich ihre völlige Nullität, ihre gänzliche Unfähigkeit zu irgend einer, ihrem eigenen ausschließlichen Interesse dienenden *politischen* Wirksamkeit. Dessen sind auch die Amerikaner neuerdings wieder mehr als jemals im Resultate der jüngsten Präsidentenwahl sich bewußt geworden, und klar genug, in der That, offenbarte sich dabei die Unmacht der aristokratischen Partei, als deren Haupt *Quincy Adams* ziemlich allgemein angenommen wird. Denn *bloß deßhalb* besiegte ihn *General Jackson*, welcher sonst in seiner militärischen Stellung, in seinem etwas soldatischen Charakter, und in seiner den Tarifmännern des Ostens und Nordens verdächtigen Eigenschaft eines Grundbesitzers aus dem Süden, unübersteigliche Hindernisse gefunden haben dürfte. Ueber diese hat ihn *nur* die Ueberzeugung der Nation von seiner demokratischen Gesinnung, und von der dadurch seiner Verwaltung anhängigen Bürgschaft gegen Usurpationen des Kasten- und Privilegiengeistes hinweggehoben."

Sehr interessant ist auch, was er über die Frauen sagt: „Einen nicht genug zu preisenden und auf ihre rasche Entwicklung in jeder politischen und statistischen Richtung höchst einflußreichen Segen des Himmels besitzen diese Amerikaner in ihren Frauen: ich habe mehrmals schon Gelegenheit gehabt, Euch die als Regel geltende Anmuth ihrer äußern Erscheinung zu nennen, aber das ist das Wenigste, obgleich an sich nicht wenig. Wenn es wahr ist, worüber man ihre Männer zuweilen klagen hört, daß sie früh altern, so ist das nicht zu verwundern bei ihrer unglaublichen Fruchtbarkeit; ja man kann der Natur kaum verargen, wenn ihr früher, als anderswo, wieder leid wird, so viele Reize gespendet zu haben. Jedenfalls hat selbst das weibliche Alter hier nur selten etwas Abschreckendes im Aeußern, wie so häufig in Europa, und mehr noch, sagt man, in Südamerika. Die Hauptsache bleibt aber immer die den amerikanischen Frauen, als Regel, eigene Sittenreinheit und Fülle weiblicher Tugenden aller Art. Skandalöse Ehegeschichten gehören hier zu den allerseltensten Ausnahmen. Freilich wird von den Frauen selbst, in dieser Hinsicht, eine unglaublich strenge Gesellschaftspolizei gehandhabt; keine zur Notorität gekommene Schwäche, wenn auch noch aus dem Mädchenstande herrührend, wenn auch am Traualtar ausgelöscht, darf bei den Amphiktyonen des eigenen Geschlechts auf Nachsicht rechnen. Ich bin während meines Aufenthalts in *Washington* Zeuge eines solchen, eben damals in lebhafter Erörterung begriffenen Falls gewesen, wo die junge liebenswürdige, und sonst in jeder Beziehung tadellose Gattin eines der vornehmsten Staatsbeamten aus aller Gesellschaft ihres Geschlechts verbannt war, weil sie als Neuverehelichte ihr erstes Wochenbett um ein paar Monate zu früh gehalten hatte, wiewohl zur vollkommenen Zufriedenheit ihres Mannes. Man ist oft versucht, diese Strenge übertrieben und pedantisch zu finden; wenn aber erinnert wird, daß sie der großen Umgangs- und geselligen Bewegungsfreiheit, welche die amerikanischen Frauen und Mädchen genießen, als nothwendiges Gegengewicht dient, so läßt sich nicht viel mehr dagegen einwenden. Uebrigens sind diese Frauen nicht nur fruchtbare und treue Gattinnen, sie sind auch vortreffliche Hausfrauen, sehr liebevolle und pflichteifrige Mütter; man sieht die der unteren Klasse zwar nicht leicht wie bei uns in Feld und Garten arbeiten, und wo man es sieht, kann man ziemlich sicher auf unmittelbare

europäische Abkunft wetten: aber im Hause walten sie unverdrossen, und dessen ganze innere Einrichtung, wie die Sorge für häusliche Kinderzucht, bleibt ihnen ausschließlich überlassen. Groß ist dafür denn auch die Ehrerbietung und zarte Rücksicht, womit in Gesellschaft und bei jeder öffentlichen Erscheinung sie sich überall behandelt finden; es ist nicht, wie wohl in Europa, chevalereske Sitte, die sich um sie bemüht — es ist gleichsam ein fortlaufend ihnen gezollter Tribut von Achtung und Dankbarkeit. Mir scheint, sie müssen sich hier glücklicher fühlen, als in irgend einem andern Lande; freilich sagen sie auch nicht, wie jene Französin: — „je n'aime pas les plaisirs innocens!" — Die Mädchen, ziemlich früh entwickelt, haben dennoch, da sie gewöhnlich sehr früh heirathen, nur eine kurze, aber desto glücklichere Mädchenzeit. Unter dem Schutze der allgemeinen Sitte und ihrer eigenen verstattet man ihnen eine in Europa unerhörte Freiheit: sie gehen allein spazieren, schütteln die Hände, scherzen und lachen mit begegnenden männlichen Bekannten, gehen auf Bälle und in Mittagsgesellschaften ohne elterliche Begleitung. Ein Mißbrauch dieser Freiheit gehört zu den allerseltensten Ausnahmen. Aber man läßt sie auch in der Regel ganz nach Wahl und Neigung heirathen; nicht leicht mischen sich die Eltern überhaupt dabei ein; von Zwang ist vollends niemals die Rede, und in keinem Lande der Erde sind glückliche, wohlgepaarte Ehen mehr an der Tagesordnung."

Ueber das lezte Werk Victor Hugos.

Angelo, Tyran de Padoue. Drame en 3 journées.

Die Vorrede zu diesem Stücke dürfte demselben eine üble Nachrede bereiten. Der Dichter gibt darin die Perspektive an, aus welcher er sein Werk beurtheilt zu sehen wünscht, und wir halten es für billig, bei einer Kritik desselben, den von dem Autor angegebenen Weg zu verfolgen. — Wir wollen sehen, wohin er führt.

Herr Hugo sagt in obiger Vorrede unter Anderem Folgendes: „Mettre en présence, dans une action, toute résultante du coeur, la femme dans la société, la femme hors de la société. — — Defendre l'une contre le despotisme, l'autre contre le mépris. — Enseigner à quelles épreuves résiste la vertu de l'une, à quelles larmes se lave la souillure de l'autre. — Faire vaincre dans ces deux ames choisies les ressentimens de la femme par la piété de la fille, l'amour d'un amant par l'amour d'une mère, la haine par le dévouement, la passion par le devoir. — En regard de ces deux femmes poser deux hommes, le mari et l'amant, le souverain et le proscrit. — — Enfin au-dessus d'eux poser comme un lien, comme un symbole, comme un intercesseur, comme un conseiller, le dieu mort sur la croix. Clouer toute cette souffrance humaine au revers du crucifix." — —

Das Stück spielt in Padua um das Jahr 1549. Die erste Scene zeigt einen prächtig beleuchteten Garten, wo la Tisbe, eine Schauspielerin, der Noblesse von Padua ein Festin bereitet. An ihrer Hand erscheint der Podesta, von der Republik Venedig mit unumschränkter Gewalt über die unterjochte Stadt ausgerüstet. Eifersüchtig bis zum Schrecken auf die dramatische Künstlerin, die ihn nicht liebt, peinigt er sie, den Inhalt einer Unterredung zu erfahren, die sie so eben mit einem seiner Sbirren gehabt. Hier nun erfährt er, daß la Tisbe, noch Kind, an der Hand ihrer Mutter, als Bänkelsängerin die Straßen von Brescia durchzog, wo diese das Unglück hatte, einem Senator zu mißfallen. Zum Tode verdammt, wird sie durch die Bitten eines Kindes, des Senators Tochter, gerettet, dem die dankbare Mutter ein Crucifix, worauf der Name Tisbe eingegraben war, zum Andenken überreicht. Die Mutter ist längst gestorben; die Tochter aber, jezt im Reichthum und Ueberfluß, sucht Erkundigungen über ihre Retterin einzuziehen, um wo möglich, ihr jezt zu vergelten. Dies der Inhalt jenes Gespräches. — Kaum sind sie abgetreten, so erscheint der wirkliche Geliebte Tisbes, Rodolpho, der sie jedoch nicht liebt, und der, wie wir von Homodéi, dem eigentlichen Schicksale des Stückes, erfahren, aus einer alten Familie abstammt, die aus Venedig verbannt war. Er selbst sey vor 7 Jahren alldort von einer Schönheit gefesselt worden, die auch gar bald sein Gefühl getheilt habe. Das Schicksal trennte sie, und nun stürzte sich Rodolpho „in den Strudel der Vergnügungen, der Zerstreuungen, der Thorheiten und Laster." Doch umsonst; die Liebe zu der Dame seines Herzens, deren Namen er nicht einmal kannte, machte dieses alles mit. Endlich nachdem er mit dieser Liebe wider Willen Tisbe nach Padua begleitet, läßt ihn daselbst die frühere Geliebte aufsuchen, gestattet ihm wöchentlich drei Rendezvous, stets mit Verschweigung ihres Namens, und bleibt plötzlich wieder aus. „Wollt Ihr sie sehen?" schließt Homodéi endlich seine, etwas sehr lange Rede. Die Antwort kann sich jeder denken, dessen Liebe dem Gegenstand seiner Anbetung selbst im Strudel der Vergnügungen, der Zerstreuungen, der Thorheiten und des Lasters treu geblieben ist. Homodéi erbietet sich, ihn um Mitternacht zu ihr zu führen, und Rodolpho stürzt fort. Jezt erscheint la Tisbe wieder; auch ihre Eifersucht reizt Homodéi, und verspricht, sie heute Nacht durch ihre Augen von der Untreue ihres Geliebten zu überführen, wenn sie sich vom Podesta

einen Schlüssel geben ließe, den dieser als Bijou am Halse trägt. Dies geschieht, so endet la première journée.

La deuxième führt uns in Katharinas Schlafgemach. Homodéi führt Rodolpho durch die Mauer hieher und verschwindet. Bald erscheint Katharina, des Podesta Gemahlin, denn keine Geringere ist es, und sieht sich angenehm durch die Gegenwart des Geliebten überrascht. Aber die Freude währt nicht lange. Tisbe kommt mit Hülfe des Bijou-Schlüssels ebenfalls durch die Mauer. Kaum hat Rodolpho Zeit in's anstoßende Betzimmer zu flüchten; aber, ein zweiter Joseph, läßt er den Mantel zurück. Tisbe erkennt ihn, macht Lärm, weckt den Podesta, — doch als dieser eintritt, und sie eben Alles verrathen will, fällt ihr Katharina's Crucifix in die Augen. Ihr eigener Name ist darauf gezeichnet, Katharina die Retterin ihrer Mutter. Rasch wandelt sich ihr Zorn in Edelmuth; sie bindet dem Podesta auf, sie sey nur hieher geeilt, seine Frau von einem Mordanschlag gegen ihn zu unterrichten. Dieser reicht dankbar Tisbe die Hand, um sie nach Hause zu geleiten, Katharina läßt den Liebhaber durch die Mauer spazieren und geht schlafen.

Aber in der troisième journée ist der Tyrann durch einen Brief, den er in des erschlagenen Homodéi Tasche fand, auf die Schliche seiner Frau gekommen, und beschließt Rache. Block und Beil stehen schon bereit; aber das Alles kann sich nicht ohne la Tisbe vollführen lassen, die neben der Geliebten auch noch eine Art von Geheimerath und Haushofmeister Angelos zu seyn scheint. Diese verwirft das Beil, schlägt Gift vor, und reicht ihr statt dessen einen Schlaftrunk, worauf die Scheintodte unter Aufsicht des weiblichen Factotums in die Gruft getragen wird. Hier erscheint Rodolpho wüthend, dringt rasend auf la Tisbe ein, und wirft ihr den Mord der Geliebten vor. Sie könnte sich mit einem Worte reinigen, oder indem sie nur Katharina aus dem Schlafe rüttelt; aber ihr geht es wie Max Piccolomini! „Es scheint, sie wollte sterben.“ Auch ersucht sie Rodolpho mehrmals höflich, sie umzubringen; ein gutes Wort findet stets eine gute Stelle! Rodolpho läßt sich erbitten und sticht sie todt. Darauf erwacht Katharina, la Tisbe fordert sie sterbend auf, von bereit stehenden Pferden Gebrauch zu machen, weist ihr Männerkleider nach, segnet sie, stirbt — und das Stück ist aus.

Der Name Hugo bürgt wohl dafür, daß das Drama mit aller Begeisterung, Gluth und Kraft der Sprache geschrieben ist, die den Autor desselben so berühmt gemacht. Aber eben dieser berühmte Name fordert zu einer ernsten Kritik auf. Von einem andern Verfasser geschrieben, an einem Boulevard-Theater aufgeführt, würden wir nur der trefflichen Einzelheiten erwähnen, woran das Stück keinen Mangel leidet, und alle Schwächen desselben, als die eines ephemären Erzeugnisses der neueren Schule übergehen. Aber Victor Hugo ist gewissermaßen Schöpfer, jedenfalls gegenwärtiger Chef dieser Schule, und so ist es wohl an der Zeit, den Weg, den dieselbe eingeschlagen, etwas näher zu beleuchten.

Der Autor gibt uns sein Stück als eine Handlung, die ganz aus dem Herzen hervorgeht. Das finden wir nicht. Die Handlung geht ganz aus einer Mauer hervor, aber aus keinem Herzen. Der Beweis liegt wohl darin, daß der Dichter eher sämmtliche Herzen seiner Personen entbehren könnte, als die alte Wand. — Wie kann man ein Drama auf einen so elenden Behelf aufführen?

Ein solches Hin- und Herrennen durch verborgene Oeffnungen in der Mauer, ein solches Schlüpfen und Hüpfen in und aus kaschirten Mäuselöchern versezt auch den Wohlwollendsten in die Stimmung des Lustspiels und der Farce. Unbekannte Fußtritte mögen zu nachtschlafender Zeit einen schaurigen Eindruck auf den davon im Traum Emporschreckenden erzeugen; ist dies aber auch noch der Fall, wenn wir deren Ursache kennen; und eine solche Ursache? Nein! An die Stelle des Entsetzens tritt Ekel, ungefähr als wenn wir bemerkt haben, daß diese, uns erschreckenden, Tritte von Ratzen herrühren; Ekel zu erregen, konnte aber nie der Zweck des Dichters seyn; hier auch nicht einmal Entsetzen, denn jede Ueberraschung wird uns schon geraubt, indem Angelo gleich in der ersten Scene auf diese Meisterstücke der geheimen Baukunst mit Schauder und Grauen hindeutet. Also bloß das Wesen der Tyrannei, die ihn, den Tyrannen, bedrückt, wollte er bezeichnen? Spaßhafterweise aber trägt er selbst den Schlüssel zu so einem Geheimnisse an seinem Halse; auch er macht solche nächtliche Promenaden, und ist es doch unerklärlich, wie man ein Geheimniß so fürchten kann, das man selbst theilt. Noch unerklärlicher ist es, wie er, ein so vorsichtiger Tyrann, nicht die Schlösser ändern ließ, zu denen er so leichtsinnig den Schlüssel verschenkte; ein Rath, den ihm jeder Hausmeister ertheilt haben würde. Wozu aber dieses ganze Schlüsselspiel nöthig, begreifen wir nicht, da ja Homodéi im Besitze diverser Dietriche war, und la Tisbe wohl auf demselben Wege hätte introduciren können, den er für Rodolpho gewählt.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 11. Freitag, 29. Januar 1836.

Ueber das lezte Werk Victor Hugos.

Angelo, Tyran de Padoue. Drame en 3 journées.

(Schluß.)

Freilich wäre sie dann in Verlegenheit gerathen, Angelo, diesem merkwürdigen Tyrannen, den Weg anzugeben, auf dem sie zu seiner Frau geschlichen; bloß aus diesem Grunde also findet das ganze Possenspiel mit dem Bijou-Schlüssel am Halse des Tyrannen statt; bloß aus diesem Grunde also muß auch er in die Geheimnisse der Mauer eingeweiht seyn, und so sich selbst Lügen strafen, wenn er von deren Schrecknissen spricht. Eine solche leere Aeußerlichkeit, die der Haupthebel eines Drama ist, erregt Lachen. Im Lustspiel kann er mit dem größten Erfolge angewendet werden, und verfehlt in der „gefährlichen Nachbarschaft“ nicht seinen Zweck, deren Erinnerung sich auch unwillkürlich dem Leser bei dieser Scene aufdringt.

Die zweite Aufgabe, die sich der Dichter sezte, war: la femme dans la société, und la femme hors de la société im Gegensaz zu schildern. — Welches sind diese beiden Frauen? Katharina und la Tisbe, die Frau des Podesta und die Schauspielerin, das Weib im Fürstenmantel und jene, die von der Bänkelsängerin stammt. Gut! aber wie sind diese Frauen gegeneinander gestellt? — Die femme dans la société, die Gattin des Podesta, sehen wir zurückgezogen von der Welt, einsam, einer Gefangenen gleich, in ihren Gemächern bewacht, während la Tisbe, die femme hors de la société, eine Rolle spielt, die sie zur Frau de haute société erhebt. Sie ist eine Freundin des Primicier von Venedig, der sie mit köstlichen Geschenken von narkotischen und giftigen Flüssigkeiten beehrt; sie ist der Abgott des hohen Adels von Padua, und kein Senator verschmäht es, ihre Feste durch seine Gegenwart zu verherrlichen; — ist das die femme hors de la société, so ist wenigstens ihre Stellung eine ganz falsche. Die Stellung der Personen ist aber im Drama eine der Hauptsachen, da aus ihr die Situationen hervorgehen, und ist jene Basis derselben falsch, so wäre zu verwundern, wenn sie selbst wahr wäre.

Défendre l'une de ces deux femmes contre le despotisme, l'autre contre mépris — ist der dritte Theil der Aufgabe, die sich der Dichter gestellt. Aber hat er sie gelöst? — Wodurch wird des Podesta Gattin gegen dessen Despotismus vertheidigt? — Dadurch, daß man ihr die Wahl zwischen Beil und Gift läßt? oder dadurch, daß man sie zwingt, statt des Giftes einen Schlaftrunk zu nehmen? — Auf was in aller Welt läßt sich hier das Wort: défendre, anwenden? — Und vom

zweiten Theil des Satzes, von der Vertheidigung gegen die Verachtung der Andern kommt gar nichts im Stücke vor, und konnte auch nichts davon vorkommen, da gegen la Tisbe nie von einer Verachtung, sondern stets nur von Bewunderung, Anbetung und Liebe die Rede ist. — Wozu ein Uebel bekämpfen, welches nicht existirt? —

Der vierte Satz: à quelles épreuves resiste la vertu de l'une, à quelles larmes se lave la souillure de l'autre — hält wohl bei strengerer Beachtung nicht festen Stand. — Welchen Versuchungen widersteht denn die Tugend Katharinas? — Es gibt deren zweierlei; die, welche wir vor unsern Augen sehen, und die, welche uns nur erzählt werden. Was die Lezteren betrifft, so sind sie zweideutiger Natur. Sie liebt einen Jüngling, gibt ihm zahlreiche Rendezvous, bleibt plötzlich fort und heirathet einen Andern. Ist die Liebe eine Tugend, so bleibt sie dieser Tugend nicht eben musterhaft treu. Doch Zwang entschuldigt viel. Aber nach ihrer Ehe leitet sie jene Rendezvous von Neuem ein, und sieht den Geliebten häufig in einer Hütte unter den Ruinen eines alten Schlosses. „Hier blieb sie, wie Homodéi sagt, tout à la fois fidèle à son amour et à son honneur, à son amant et à son mari." — Wir finden von Allem gerade das Gegentheil. Sie ward tout à la fois infidèle à son amour et à son honneur, à son amant et à son mari — infidèle à son amour et à son amant, als sie einen Andern heirathete; infidèle à son honneur et à son mari, als sie nach vollzogener Ehe mit einem Andern unter den Ruinen alter Burgen campirte. — Hätte noch ein Zufall sie zusammengeführt; nun wer kann für den Zufall! nein, ein altes Weib paßt ihm auf der Brücke auf und führt ihn unter die Ruinen, wo die Geliebte schon seiner harrt.

Soll die Härte des Gemahls sie entschuldigen? — Um Gotteswillen nicht! da gäbe es keinen wirklichen Treubruch mehr, denn die Männer bieten in der Regel die erste Veranlassung dazu; doch das entschuldigt nicht; nein! trotz alles Erduldeten mußte sie nicht fliehen, sie mußte bleiben, und ein Opfer ihrer Treue fallen, oder mindestens nicht mit dem Entführer fliehen; aber gerade dazu zeigt sie schon absonderliche Lust in der siebenten Scene des dritten Akts. Religion, Ehre und Sittlichkeit verdammen ihre Flucht. Doch wir wollen nicht so streng seyn; ein Gatte, der großmüthig die Wahl läßt zwischen Beil und Gift, muß schon ein Auge zudrücken, wenn die Frau zum Teufel geht, aber — der Dichter stelle sie nicht als ein Muster auf, à quelles épreuves resiste la vertu; sonst antworten wir ganz trocken: à aucune! —

Fünftens: A quelles larmes se lave la souillure de l'autre. — Davon werden wir wieder nichts gewahr. Kein Mensch beschuldigt Tisbe eines schlechten Lebenswandels, als sie ganz allein. Rodolpho sagt, ohne sie zu lieben: Vous mériteriez l'amour d'un ange. Sie schweige selbst von ihrer Schande, und kein Mensch wird daran denken; Jedermann wird sie für eine so tugendhafte Schauspielerin halten, als nur je eine gelebt hat; aber wir müssen alle ihre Farcen uns erzählen lassen, und ein Weib, das ohne Noth ihre Schande verkündet, ist nicht minder widerlich als eine Tugendheuchlerin. — Und wozu beichtet sie denn das alles? Aus Reue? um ihre Souillure in Thränen abzuwaschen? — Bewahre! Sie will sündigen, sie will Rodolpho verführen; es ärgert sie nur, daß sie schon in Sünde abgestumpft ist, daß sie nicht alles Vergangene ungeschehen machen kann, um es mit Rodolpho nachzuholen. — Das ist ja ein Ausbund von einem Weibe. Aber Rodolpho will sie nicht; sie kommt dahinter und will ihre Nebenbuhlerin unter's Beil bringen. Da erkennt sie in ihr die Retterin ihrer Mutter und verzeiht. Das ist gut, das ist schön; man kann lüderlich seyn und doch eine gute Tochter und eine große Künstlerin; wir sehen das alle Tage. Dabei sollte es aber auch sein Bewenden haben. Nein! sie dringt darauf, daß man sie ersteche. Weßhalb? Ist es ein Opfertod? für wen? stirbt sie denn nothwendig und an der Stelle einer Andern? Nein! Konnte sie denn nicht mit entfliehen? Oder kann sie, maitresse absolue du Tyran de Padoue nicht ruhig nach Hause gehen? Weßhalb stirbt sie denn? — Aus Unlust am Leben, aus Ueberdruß, aus Neid, ihren Geliebten in den Armen einer Andern zu sehen. — Das ist ein überflüssiger Tod; überflüssiger Tod im Drama ist aber unerlaubt. Der Tod muß Strafe seyn oder Sühnung; hier ist er keines von beiden.

Sechtens: Faire vaincre (dans Tisbe) les ressentimens de la femme par la piété de la fille; l'amour d'un amant, par l'amour d'une mère.

Sie opfert ihre Rache dem Andenken ihrer Mutter; ja; aber was ist das für eine Rache? Worauf ist sie begründet! Weiß sie nur, daß Katharina ihre Nebenbuhlerin ist? Hat sie Rodolpho bei ihr gesehen? — Nichts von alle dem. Sie sieht ein Weib in Todesangst, in die sie es gestürzt, und im Begriff, den Streich zu führen, erkennt sie in ihr die Retterin ihrer Mutter und hält inne. Hätte sie vielleicht noch zuhauen sollen?

L'amour d'un amant werde par l'amour d'une mère besiegt? — Wo denn? — Entsagt sie? Keineswegs. Sie findet sich verschmäht und Katharina geliebt, und macht bonne mine au mauvais jeu; die Mutter bleibt ganz ex nexo; und wenn ihr Katharina noch drei Mütter rettete, so würde sie ihr doch den Geliebten entreißen, wenn es ginge. Aber es geht nicht; man raubt ihn ihr; sie gibt ihn nicht, sie gäbe ihn nicht! sie würde ihn nimmermehr geben; und wenigstens überredete sie das in drei anderen journées noch nicht! — Was also will hier der Triumph der Kindesliebe über Leidenschaft

zu einem Manne? — „Worte! Worte! nichts als Worte." —

Siebentens: La haine par le dévouement, la passion par le devoir. — Auf wen von Beiden geht das? — Auf Beide paßt es nicht. In wie weit es auf Tisbe nicht paßt, ist oben erläutert worden; es aber auf Katharina anzuwenden, wäre eine Tollheit. Sie besiegt nicht den Haß durch Ergebung, sondern unterwirft sich der Gewalt; und wie sie, zur Freiheit gelangt, ihre Leidenschaft von der Pflicht besiegen läßt, das zeigt sie vermuthlich im Augenblick, wo sie mit dem Liebhaber zu Pferde steigt, um dem Gatten zu entfliehen. — Bon! —

Achtens: En regard de ces deux femmes poser deux hommes, le mari et l'amant; le souverain et le proscrit. —

„Der Gatte und der Liebhaber." — In der That, es thut jeder, was seine Lage erlaubt; der mari wüthet mit Beil und Gift, und der amant spielt während der Greuelscene Versteck im Betzimmer seiner Geliebten. Was sind das für Gegensätze? — Hätte hier von solchen die Rede seyn sollen, so hätte der Liebhaber dem Gatten gegenüber treten, und die Rechte der Liebe gegen die der Ehe zu vertheidigen suchen sollen; da hätte der Dichter einen Vorwurf für seinen Geist und seine Beredsamkeit gefunden; aber so hatte der Eine gut wüthen, während der Andere versteckt war; und dieser hatte sich gut verstecken, während jener wüthete. —

Noch spaßhafter sind die beiden anderen Gegensätze: le souverain et le proscrit. Nicht der Rang, den der Mensch in der Welt bekleidet, kommt in Anspruch, sondern die Stellung, die ihm dieser Rang gibt. Handelt hier nun Angelo als Fürst, Rodolpho als Verbannter? Keineswegs. Jener wird Meuchelmörder; dazu braucht man nicht Fürst zu seyn; dieser zieht mit einer hübschen Schauspielerin umher; das können auch noch andere Leute als Proscribirte. Begehen sie eine Handlung oder sprechen sie ein Wort, das aus ihrer Stellung als Fürst oder Verbannter hervorginge? — Bewahre! — Geht aber keine ihrer Handlungen aus ihrer bürgerlichen Stellung hervor, so ist diese eine rein zufällige, und somit auch jene Gegenüberstellung eine bloß imaginäre.

Und neuntens: Enfin au-dessus de ces deux hommes entre ces deux femmes poser comme un lien, comme un symbole, comme un intercesseur, comme un conseiller, le dieu mort sur la croix.

Das ist zu arg; das ist wirklich Profanation, das ist Sacrilegium. Tisbe will ihre Nebenbuhlerin vernichten, und wird davon zurückgehalten, weil sie durch ein Crucifix, worauf ihr Name gegraben ist, in ihr die Retterin ihrer Mutter erkennt. — Ist es das Crucifix, das sie zurückhält? — Erscheint der „Gott am Kreuz" hier als ein Band, als ein Symbol, als Fürsprecher, als Rathgeber? — Durchaus nicht! Die Bedeutung des Kreuzes verschwindet vielmehr ganz, und nur die Erinnerung an die gerettete Mutter tritt in's Leben; aber nicht durch das Kreuz, sondern durch den Namen Tisbe, zufällig darauf eingegraben; — hätte die Mutter statt dessen ihrer Retterin ein Strumpfband, oder eine Kaffeekanne, oder eine Nachtmütze mit dem Namen Tisbe versehen, geschenkt, so würde der Anblick dieser Gegenstände auf sie ganz die Wirkung erzeugt haben, die jetzt das Crucifix erzeugte; wie konnte also der Autor uns glauben machen wollen, in dieser rein äußerlichen Zufälligkeit liege eine tiefere Bedeutung; es liegt keine darin, und konnte keine darin liegen; denn die christliche Lehre verwirft jede Bedeutung des Zufalls, räumt ihm keinen höheren Werth ein, als er in der physischen Welt behauptet, und mithin darf er auch im christlichen Drama auf keine höhere Stufe der Anerkennung Anspruch machen.

So viel über die Punkte, welche zu beleuchten, der Dichter durch sein Vorwort selbst herausgefordert. Ueber die Behandlung des Stoffes ließe sich noch viel sagen, verböte es nicht der Mangel an Raum. Hier nur einige flüchtige Bemerkungen über einzelne Charakterzüge.

Das Stück heißt: Der Tyrann von Padua. — Ein Titel ist am Ende etwas außerwesentliches bei einem Drama. Zeigt aber der Autor so bestimmt darauf hin, so sind wir wir auch berechtigt, eine Folgerung aus diesem Titel zu ziehen. Die mindeste, wozu uns der angeführte veranlassen könnte, ist, uns auf einen Tyrannen gefaßt zu machen. Angelo ist das aber höchstens zwischen seinen vier Pfählen; ei so hätte der Autor ihn den Haustyrannen nennen sollen. Ein Mann, der, mit unumschränkter Gewalt über Leben und Tod ausgerüstet, nichts thut, als wimmern und klagen, Tag und Nacht in Träumen und Ahnungen vor den Sbirren der Inquisition zittern, — der ist, falls er wirklich Tyrann genannt zu werden verdient, zum mindesten ein Tyrann des Jammerns und Erbarmens.

Eine Künstlerin, die in Glanz und Pracht stets die Niedrigkeit ihres Standes schildert, ist eine Närrin; und wenn diese Künstlerin, die zehn Jahre lang alle Kelche des Genusses und des Lasters ausgeschlürft, nun plötzlich in ihren alten Tagen um ihre verlorne Unschuld jammert, so ist das zum Todtlachen.

Rodolpho, dieses Muster-Exemplar eines Liebhabers, stürzt sich mit dem Andenken an seine Liebe „in den Strudel der Vergnügungen, der Zerstreuungen, der Thorheiten und der Laster." — Eine saubere Liebe. Ewige Zeit hält er Rendezvous mit seiner Geliebten, und erfährt ihren Namen nicht. Rodolpho, der seiner Liebe solche halsbrechende Unternehmungen zumuthet, ist

mir der Rechte, so discret zu seyn! Und wozu überhaupt die Discretion? Ist es auch nur denkbar, daß ein tugendhaftes Mädchen, von der Leidenschaft so weit getrieben, daß sie bei einer alten Frau ihrem Liebhaber Zusammenkünfte gestattet, ihm ihren unverfänglichen Namen verschweige? — „Warum soll die Welt nicht ein Guckkasten seyn, warum ich nicht toll, und das Alles glauben?“ sagt Herr Raupach bei einer ähnlichen Gelegenheit im Lustspiel; und in der That, ein solcher Glaube grenzt an Tollheit. Aber weil die ganze Handlung nicht statt finden würde, weil Rodolpho sich geniren müßte, seiner Schauspielerin nach Padua nachzulaufen, wenn er seine Geliebte dort als Fürstin wüßte, so bindet uns der Dichter eine solche Discretion auf, die wir Niemanden zutrauen würden, und Signor Rodolpho, mit seinen plaisirs, distractions, folies und vices am allerwenigsten. —

Katharina spielt die allerkläglichste Rolle. Sie ist rein der Angel, um den sich die verborgene Thür in der Mauer dreht; drehte sich diese Thür nicht, würde kein Mensch von ihr Notiz nehmen. Ihre Liebe kann uns nicht rühren, die einen Anderen heirathet; ihre Treue kann uns nicht rühren, die dem Manne entläuft; ihre Discretion kann uns nicht rühren, denn sie läßt sich den Liebhaber durch alte Weiber aufsuchen; ihre Rettung kann uns nicht rühren, wie ihr Untergang uns nicht rühren würde; sie ist eine kleine unbedeutende Person, und wir können uns höchstens wundern, daß sie der Mittelpunkt eines solchen Spektakels ist.

Homodéi ist ein merkwürdiger Bösewicht, aber seine Bestrafung ist noch viel merkwürdiger. Ein Bösewicht kann im Dunkeln freveln, denn der Frevel scheut das Licht; aber die Gerechtigkeit muß laut und offen beim hellen Sonnenschein richten, sonst mordet sie. Die poetische Gerechtigkeit aber auf die Art, wie hier, zu üben, ist neu; neu, daß ein Schriftsteller zum Straßenmörder wird, um einen Bösewicht zu bestrafen. Homodéi ist meuchlings umgebracht, nicht gerichtet worden, mithin sind die Akten dieses Processes nicht geschlossen, der Bösewicht nicht bestraft; er ist hinterlistig aus der Welt geschafft, und an seine Stelle der Mörder Rodolpho getreten, so daß, statt das Stück von einem Bösewicht zu säubern, der Dichter uns mit zweien überrascht. —

Was den Styl belangt, so ist Herrn Hugos Meisterschaft in der Diction zu anerkannt, als daß es eines Lobes unsererseits bedürfe; doch ist auch hierin ein Streben nach Neuem à tout prix nicht zu verkennen. Diese Wuth der Neuerung erzeugt oft die barockesten Wendungen, und verschmäht es nicht, häufig bis zur Trivialität hinabzusteigen. Aeußerungen in Bezug auf Hingebung in der Liebe, wie: „Il n'aura rien de moi, oder: vous savez que je ne vous ai jamais rien accordé“ — und ähnliche mehr, tragen den Stempel der Grisettes du pays latin an sich, und ziemen sich weder für den Styl des hohen Dramas, noch in dem Munde einer anständigen Frau.

Das Wort Trahisseur für Traître ist gar nicht französisch. Alex. Dumas creirte es im Jahr 1830, und Frederic Lemaitre sprach es zuerst auf der Bühne Odéon im Charakter Napoleons aus. Nur aus dem Zusammenhange, der Etymologie und dem Nasenrümpfen des Darstellers ward es uns verständlich, doch konnten wir nicht umhin, einen Nachbar zu fragen, que ce que c'est que: Trahisseur? — Der aber antwortete ganz ruhig: „C'est romantique, Monsieur!“

Auch verschmäht es Herr Hugo in diesem Stücke nicht, selbst auf Kosten der poetischen Wahrheit einen Applaus durch Schmeicheln der Partei-Meinungen zu erjagen. Angelo, der Tyrann von Padua beschreibt seine Furcht vor der Inquisition; hierauf sagt Tisbe: „Ihr Furcht? Ihr, der unumschränkte Herr und Gebieter, der selbst Furcht der ganzen Welt einflößt?“ — worauf Angelo, wie sprichwortweise, entgegnet: „première raison pour trembler.“ — Hier hören wir den Applaus, als ob wir zugegen wären, aber er ist unverdient, denn eine Unwahrheit erringt ihn. Angelo belügt Tisbe, sich selbst und die Applaudirenden; nicht weil alle Welt vor ihm zittert, zittert er vor aller Welt; er zittert vor dem Rath der Zehen, und jemehr alle ihm Untergebenen vor ihm selbst zittern, desto weniger braucht er vor jener höhern Macht zu erbeben. Mithin ist diese Aeußerung eine Unwahrheit, und wir glauben nur gerecht, nicht hart zu seyn, wenn wir sie einen Theater-Coup nennen, dessen einziger Zweck ein Händeklatschen ist.

Alles Gesagte in ein Resumé gebracht, bestätigt es eine, von uns vor Jahren bereits geäußerte Ansicht, daß der hochbegabte Dichter die, seinem Talente gebührende, Krone auf dem dramatischen Kampfplatze nicht finden dürfte. Er leistet im Gebiete des Romans Außerordentliches, und seine lyrischen Poesien gehören zu den allertrefflichsten Erzeugnissen der neueren französischen Literatur; auf dem Wege des Drama wird er sich stets, durch eine zu geflissentliche Vermeidung der alten Schule, auf unwegsamen Pfaden verirren, wo er sich selbst verlieren dürfte, und am Ende wohl auch — das Publikum.

Jn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 12. Montag, 1. Februar **1836.**

Historische Romane.

1) Heinrich von Ofterdingen. Ein Cyklus von drei romantischen Erzählungen von August Bürck. Erste Abtheilung. Der Sängerkrieg auf Wartburg. Leipzig, Hartmann, 1834.

Ein Roman, der noch ganz an die alte romantische Zeit Tiecks, Arnims, Fouqués erinnert, auf Goldgrund gemalt, voll von jener heiligen Kindlichkeit, die freilich zulezt zur Manier geworden ist, und gedichtet in einer Süßigkeit der Empfindung, wie sie allen deutschen Romantikern eigen ist, und wie sie auch nur durch die fromme Erinnerung an eine in so vielfacher Beziehung reiche und wunderbare Vorzeit des eignen Volks erweckt werden kann. Doch ist es gerade die milde Seite des Mittelalters, die unsere Zeit nicht vertragen kann. Von der lieblichen Frömmigkeit, Sittigkeit, Naivetät wendet man sich weg. Dagegen findet man an der Grausamkeit und Rohheit des Mittelalters ein sonderbares Wohlgefallen und sucht es in den scheußlichsten Charakteren und Parteikämpfen am liebsten auf.

2) Erwin von Steinbach. Ein Roman. Drei Theile. Hamburg, Perthes, 1834.

3) Erwin von Steinbach. Novelle von G. E. Braun. Mainz, Kupferberg, 1834.

Die Geschichte des berühmten Meister Erwin, dessen Gebeine man bekanntlich unlängst roher Weise aus dem Grabe warf, um einen Blitzableiter hinein zu leiten. Seltsame Schickung! Um den Bau des Straßburger Münsters vor dem zerstörenden Blitze zu sichern, zerstört man die Ruhestätte des Erbauers, und will erst nach einem halben Jahrtausend die alte Sage wahr machen, nach welcher der Baumeister das Opfer seines Werkes werden muß. — Der Roman wie die Novelle, beide sind mit Liebe geschrieben und in dem bekannten ehrbaren altmeisterlichen Ton, den die moderne Romantik für alle solche Schilderungen aus dem deutschen Mittelalter adoptirt hat. Der Roman übertrifft die Novelle, wie an Umfang, so durch die mehr künstlerische Haltung. Er gibt nicht bloß der Person Erwins, sondern auch seiner Kunst eine Bedeutung und stellt die gothische Baukunst in ihrem Werden, in ihrem Contrast mit dem herrschenden Geschmack, in ihrem Kampf dar, und erinnert in sofern an Sternbalds Wanderungen von Tieck, doch ohne

Digitized by Google

daß der ungenannte Verfasser dieses Romans in der Darstellungsgabe Tieck erreichte. Es ist alles zu sehr in Sentimentalität getaucht.

4) Feierstunden von Ernst Weyden. Köln, Renard und Dübyen, 1835.

Erzählungen in bekannten Manieren ohne besondere Originalität. Eine ehrbare Nürnbergliche Meistergeschichte aus dem Anfang des 16ten Jahrhunderts, eine längere und auch unterhaltendere Herengeschichte, die aber zu modern sentimental gehalten ist und bei der am Ende nichts herauskommt, da die arme Frau vom Scheiterhaufen durch ein paar befreundete Reiter gerettet wird. Endlich die Geschichte eines italienischen Geigers, in Hoffmanns bekannter Manier.

5) Die Feuertaufe. Erzählung von Eduard Duller. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1834.

Duller verräth hier seine genaue Bekanntschaft mit Spindler, und die Manier Spindlers, immer feste klare Gestalten hinzuzeichnen, ist einem Dichter, der sonst gern in phantastische Nebelgebilde abschweifte, gewiß zuträglich. Doch kommen auch hier noch allzu phantastische Unwahrscheinlichkeiten vor. Die Gesellschaft auf dem Scheiterhaufen ist doch gar zu wahnsinnig.

6) Bosheit und Wahnglaube oder der Herenproceß. Sittengemälde aus der Mitte des 17ten Jahrhunderts von Karl Keller. Bunzlau, Appun.

Auch hier ein Herenprozeß, mit weniger phantastischer Zuthat, aber in desto treuerer Zeit- und Lokalfärbung. Der wenig bekannte Verfasser hat schon mehrere recht gute Sittengemälde der Vorzeit entworfen, die sich durch dasselbe treue Anschließen an die historische Wahrheit, an bestimmte Specialgeschichten und Volkssagen auszeichnen. Das vorliegende Gemälde ist schauderbvoll wahr, aktenmäßig. So wie gegen diese Unglückliche, wurde der Proceß gegen alle geführt.

7) Das Erbe von Toggenburg. Von Friedrich Seybold. Zwei Theile. Stuttgart, Schweizerbart, 1835.

Der Verfasser, dessen Talent für ironische Darstellungen und politische Satire zu den glänzendsten gehört — einst Redakteur der ehemaligen Neckarzeitung — hat sich hier ganz in die Manier des historischen Romans geworfen, und malt uns die alten Schweizer mit ihren Morgensternen und mit ihrer Grobheit, wie sie sich nach ihren großen Siegen über die Fürsten und den Adel unter einander selber zu entzweien anfangen. Im Vordergrunde steht ein französischer Graf Dammartin, der sich in eines schönen Schweizermädchens treue Augen vergafft, die Grafenkrone wegwirft und zulezt in der Landmannstracht um ihre Hand wirbt.

8) Kronen und Ketten. Roman von Eduard Duller. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1835.

Ein lebenvolles Gemälde aus dem Mittelalter. Wir werden nach Frankreich und mitten unter die Kämpfe versezt, welche der Katastrophe unter der berühmten Jungfrau von Orleans vorhergingen. Die bayrische Isabelle und ihr Bruder Ludwig vermitteln aber diesen französischen Schauplatz mit einem deutschen. Im zweiten Theil werden wir nach Constanz geführt, nehmen am Concil Theil und folgen dann den bayrischen Fürsten in das Detail ihrer Händel, wo uns die unverschuldeten Leiden Ludwigs, die Frechheit Heinrichs und die Figur des bekannten Kaspar des Thorringers besonders charakteristisch entgegentritt. Nicht mit Unrecht läßt der Dichter die Gewalt einen Prolog zu seinem Roman halten. Jene Zeit war die der frechsten Gewalt und List. Der Contrast des üppigen französischen Hofes, wo Isabeau mit Orleans buhlt, während der blödsinnige König im Winkel sizt, mit der deutschen Biederkeit und Derbheit ist gut durchgeführt, die Ansteckung des deutschen Wesens durch das französische in ihrer ganzen Verderblichkeit nachgewiesen. Die ergreifendsten Züge der Zeit, der Vehmproceß des Thorringers, die Ertränkung der schönen Agnes Bernauer, das alles ist aufgenommen. Nur die Hussiten fehlen, aber sie erregen ein so besonderes Interesse, daß wenn der Dichter viele Rücksicht auf sie hätte nehmen wollen, der Streit der Fürsten über diesen großen Volkskampf in den Hintergrund verschwunden wäre.

9) Der Fürstentag. Historisch-romantisches Zeitbild aus dem 16ten Jahrhundert. Von Ludwig Bechstein. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1834.

Der Verfasser hat uns schon ein herrliches Lied von Luther gesungen. Hier führt er ihn in einem historischen Roman ein, der so echt ist, als je einer von Walter Scott. Bechstein scheint mit ganz besonderer Vorliebe die Geschichte jener Zeit studirt zu haben und kennt die Lokalitäten Thüringens genau, da er selbst ein Thüringer ist. Er führt in dem Städtchen Schmalkalden die protestirenden Fürsten und mit ihnen den Doctor Luther selbst und seine gelehrten Freunde,

hauptsächlich auch den originellen Arzt Theophrastus Paracelsus zusammen, läßt diese Personen treu in ihrer Sprache reden und ganz in ihrer Denkweise, läßt ein Fastnachtsspiel aufführen ꝛc. Zwar sind wir nicht arm an historischen Romanen, die jene Zeit schildern, doch ist sie noch nirgends so ganz in ihrem Costüm aufgefaßt worden. Die Hochzeit eines jungen Paares, ein Mordanschlag auf Luthers Leben ꝛc. bilden einen leichten Faden, an dem die schönen Charakterbilder des Romans sich ungezwungen an einander reihen.

10) Fränkische Bilder aus dem 16ten Jahrhundert. Von Gustav von Heeringen (Ernst Wodomerius). Vier Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1835.

Der Verfasser hat schon mehrere gute Novellen geschrieben, welche Scenen aus der neuern Geschichte zum Gegenstande hatten. Diesmal ist er in's Zeitalter der Reformation gerathen und hat deßfalls auch den alterthümlichen, von Spindler, Blumenhagen, Tromlitz eingeführten Ton jenes derben und ehrlichen Jahrhunderts adoptirt, die Ausdrücke: „Dirne, unwirsch ꝛc.“ Wir werden auf's Land geführt. Eine Hexe ist eingethürmt. Vergebens bemühen sich ihre Angehörigen um ihre Befreiung. Als Hauptperson erscheint Konrad, ein junger Bauer und seine Geliebte. Diese, das arme Bärbchen, duldet unter dem Muthwillen der rohen Jagdjunker. „Sie stieß einen leisen Schrei aus; denn ein ungeheuerer Schweißhund faßte den Zipfel ihrer Schürze mit seinen Zähnen und zerrte daran springend und heulend, als wenn er ein angeschossenes Stück Wild seinem Herrn herbeischleppte, während ein lautes Gelächter in der Halle ertönte. Es rührte vom Junker Wolf und seinen Knappen und Kumpanen her, die daselbst saßen und sich gütlich thaten. Unter den Letzteren befand sich der Forstwart. Anstatt ihre Bestien anzurufen und dadurch dem bedrängten Geschwisterpaar Luft zu verschaffen, ergötzten sie sich vielmehr an dessen Verlegenheit und der Angst des Mädchens, wobei der Forstwart vielleicht eine geheime Rache kühlte. Vergebens sprang ein kleiner Mann in seltsamer Kleidung herzu, ein Geschöpf, das offenbar die Natur in seinem Entstehen vernachläßigt hatte, indem es einem verkrüppelten Kind glich, welches ein Greisenantlitz trägt. Ein Höcker hinten und vorn verunzierte seine winzige Gestalt; sein großer Kopf war mit einer Schellenkappe bedeckt, und Schellen klingelten an dem ausgezackten Rand seines bunten Rockes; er warf sich muthig in das größte Hundegetümmel, faßte eines der Thiere bei seinem gewaltigen, Messing beschlagenen Halsband, umarmte seinen Hals, der mit dem seinigen ziemlich in gleicher Höhe war, und schwang sich ihm auf den Rücken, wodurch das Zujauchzen und Gelächter der Herren nur noch vermehrt ward. Gokel! Gokel! hieß es von allen Seiten. Recht so Narr! Hußa Narr! der Gokel reitet auf dem Waldmann — hußa — hußa! und das Gebell wurde immer ärger.“ Das ist eins von den vielen Bildern, woraus man die lebhafte Phantasie des Darstellers erkennen mag. Konrad schlägt endlich den Hund nieder und wird dafür von den Waidgesellen an einen Baum gebunden und halb todt gepeitscht. Den Junker, der es befahl, finden wir nachher wieder bei einer schönen Nonne, die bereits von ihm guter Hoffnung ist. Nach einer solchen Introduktion ist es begreiflich, daß Thomas Münzer auftritt, den Bauern ihre Noth und die Schändlichkeit des Adels in lebhaften Farben malt und sie zur Empörung reizt. Wir werden mitten in die Revolution versezt, in das Lager des Götz von Berlichingen und des wilden Metzler. Die Rache naht auch unserm fränkischen Junker. Der arme Konrad (mit Anspielung auf den bekannten Bund des armen Konrad im schwäbischen Remsthal) erscheint an der Spitze bewaffneter Bauern, nimmt den grausamen Junker gefangen und verbrennt die Burg. Das schöne Fräulein Hildegard im Schloß, das der junge Bauer neben seinem Bärbchen auch noch aus übertriebener Romantik liebt, wird gerettet. Außerdem erscheint die alte Hexe, die man muthwillig umgebracht, gleichsam als der Rachegeist in diesem Schlosse, gleichfalls aus übertriebener Romantik. Das Gemälde jener rauhen Zeiten würde mehr Wirkung thun, wenn es einfacher und natürlicher gehalten wäre und jedes romantischen Schmucks von hoher Liebe eines Bauern zu einem Fräulein, vom Fatum, das als altes Weib erscheint ꝛc., entbehrte, schon deßwegen, weil diese Phantastereien vom poetischen Interesse, das schon die wirkliche Geschichte in hinreichendem Maaße gewährt, ablenken. Die Bauern werden lebhaft geschildert: „Da sah man Volk aus allen Gegenden, verschieden sowohl in Tracht, als Bewaffnung und Fähnlein: Odenwälder mit dem Schild, worauf der Name des Heilands gestochen war, auf dem Aermel der hellfarbigen Jacken und in ihren großen aus Stroh geflochtenen Hüten, welche fast die Form einer Sturmhaube hatten; Bauern aus der Rothenburger Landwehr in schwarzen Wämsern und Hosen, und deren Abzeichen in einer Pflugschaar bestand, zu beiden Seiten eine Heugabel und Dreschflegel gegen einander gelehnt; solche, die aus dem Winsberger Thal zu Höchberg und St. Burkhart kamen; Sodenburger, Maingründer mit dem Bundschuh im Panier, Wertheimische Unterthanen, und endlich jene zusammengelaufene Schaaren, welche die schönen Ebenen und Thäler der nächsten Umgegend bewohnten. Aber nicht allein an den verschiedenen Trachten und Abzeichen dieser

Menschenhaufen, die zum Theil lärmend hin- und herzogen, zum Theil um Wachtfeuer und zwischen Zelten wie Kriegsvölker gelagert waren, auch an ihrem Wesen und Treiben ließ sich selbst von dem Auge des flüchtigen Beobachters, der durch sie hinwanderte, erkennen, daß sie verschiedener Abkunft seyen und verschiedenen Anführern gehorchten." Neben den Bauern treten nun auch die Fürsten auf, die heranziehen, den Aufruhr zu unterdrücken. Götz macht sich aus dem Staube, die Bauern werden überall geschlagen, Thomas Münzer hingerichtet. Eine blutige Reaktion durch die Arbeit des Henkers macht dem ganzen Aufruhr ein Ende. Konrad wird aber aus dem Kerker durch seine vornehme Geliebte Hildegard gnädig entlassen.

11) Der Pflegesohn. Ein historischer Roman. Aus der Zeit des Prinzen Moritz von Oranien. Von J. van Lennep. Aus dem Holländischen von Karl Eduard. Drei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1835.

Die bequeme Breite des historischen Romans paßt so gut zu den Holländern, daß man sich wundern muß, warum diese neue Form nicht von ihnen erfunden ist. Ein holländischer Künstler brauchte acht und zwanzig Jahre, um die Figuren zu einem Schachbrett zu schnitzeln, wahrscheinlich eine längere Zeit, als der Erfinder des Schachspiels selber brauchte, es zu erfinden. Aber wozu eignet sich diese himmlische Geduld besser, als zur Verfertigung historischer Romane. Und, müssen wir hinzufügen, zur Lektüre derselben. Allein die Holländer haben das Vorurtheil, das die muntere rasche Welt nun einmal gegen sie hegt, in neuerer Zeit oft genug beschämt. Wie achtbar sind sie in der alten Energie der Sitten und der Privatthätigkeit, trotz ihres politischen Sinkens. Welche Republik, die zur Monarchie wurde, hat je eine solche Volkskraft und Volksgesundheit bewahrt? Wie herrlich steht in dieser Beziehung das blühende Holland dem verwesten Venedig gegenüber!

Nur ihre Literatur scheint verdammt zu seyn, entweder bei Altem bleiben zu müssen oder Fremdes nachzuahmen. Holland ist zu klein, zu sehr in geistiger Beziehung von den größern Nachbarn überragt, als daß es ein reicheres literarisches Leben entfalten, mit seinem Geist die Nachbarn überströmen, sie zu seiner Denkart und Sprache stimmen könnte. Das einheimische Publikum der holländischen Schriftsteller ist zu klein und bereits zu sehr an ausländische Werke gewöhnt. Früher oder später wird daher die holländische Literatur, wie es unabwendbar das Naturgesetz verlangt, in die deutsche übergehen, die eigensinnige Tochter in den Schooß der großen Mutter zurückkehren. Ja ich glaube, die holländischen Gelehrten und Dichter werden den Vortheil, deutsch zu schreiben, bald inne werden.

Der vorliegende Roman ist ein echtes Produkt der Zeit. Er geht in die ruhmvolle Vorzeit Hollands zurück, um dem neuerdings so lebhaft angeregten Patriotismus und dem Haus Oranien zu schmeicheln, und er huldigt der allgemeinen Mode durch die Adoption der Formen Walter Scotts.

12) Frauengröße, oder der Blödsinnige. Von Bohemus (G. Opitz). Zwei Theile. Stuttgart, Weise, 1835.

Aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Eine böhmische Edeldame, Schwester eines Blödsinnigen, Mutter eines Unmündigen, als Protestantin verfolgt, zeigt gleichwohl mitten unter den größten Gefahren eine seltene Charakterstärke und sichert nicht nur die Ihrigen, sondern dient auch ihrer Religionspartei. Wir können nicht beurtheilen, inwiefern dieser Erzählung ein wirklicher historischer Charakter zu Grunde liegt. Der Charakter aber ist schön und hat an der dunkeln Zeit wilder Religionskämpfe eine erhebende Folie. Doch würde dieses Frauenbild einen gefälligeren Eindruck machen, wenn die Schreibart des Verfassers weniger breit und selbstgefällig wäre.

13) Widerhold. Ein historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs. Von A. Freiherr von Oefele. Zwei Bände. Stuttgart, Weise, 1834.

Widerhold, der tapfere Vertheidiger von Hohentwiel, der diese Feste hielt trotz seines eignen Herzogs Befehl, der unermüdete Streiter für den Glauben, der ihm wörtlich zu einer „festen Burg" geworden war, dieser edle Held hat längst eine romantische Darstellung verdient, und Herr von Oefele hat sie in dem alterthümlichen Ton und Costüm, wie Tromlitz und Blumenhagen, gegeben. Die feierlichen Gelegenheiten, Festivitäten, Fürstlichkeiten, hier in der steifen kaiserlichen, dort in der schon zierlichen französischen Form, der rauhe Kriegslärm, die deutsche und schwäbische Volksthümlichkeit, das alles bildet ein sehr lebensvolles Bild, und ist mit altdeutscher Genauigkeit und Liebe ausgemalt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Bulwer.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 13. Freitag, 5. Februar 1836.

Historische Romane.

14) E. L. Bulwers sämmtliche Werke. 7ter — 11ter, 15r und 16r Band. (Die Pilgrime am Rhein, von Louis Lax. Die lezten Tage von Pompeji, von O. von Czarnowski. Der Gelehrte, von L. Lax übersezt.) Aachen und Leipzig, Mayer, 1834. 8.

15) Dasselbe Werk. Kleinere Ausgabe. Daselbst. 1ster — 4ter Theil. 12. (Die lezten Tage von Pompeji.)

16) E. L. Bulwers Werke. 7tes — 45stes Bändchen. Stuttgart, Metzler. 12. (Enthält: Pelham, von Gustav Pfizer. Clifford, kleine Erzählungen, Devereux, die lezten Tage von Pompeji, der Verstoßene, die Pilger des Rheins, von Notter übersezt.)

17) E. L. Bulwers Werke. 23ster — 31ster Theil. Zwickau, Schumann. 12. (Enthält: Devereux, Pompeji's lezte Tage, Falkland, von Bärmann übersezt.)

18) Die Wanderer am Rhein. Aus dem Englischen von Bulwer. Stuttgart, Weise, 1834. 8.

19) Die Pilger des Rheins von Bulwer. Aus dem Englischen von Dr. Le Petit. Mit 10 Stahlstichen. Quedlinburg, Hanewald 1834. 8.

Da unsere Blätter zuerst den Ruhm dieses englischen Dichters in Deutschland verbreitet haben und seinen Leistungen immer mit Theilnahme gefolgt sind, so dürfen wir glauben, daß auch unsere Leser und Leserinnen bereits seine dichterischen Vorzüge und Eigenthümlichkeiten kennen.

Seine neuesten Produkte in den vorliegenden Uebersetzungen sind die lezten Tage von Pompeji, die Pilger des Rheins, der Gelehrte. Das Werk über Pompeji ging aus der unmittelbaren Anschauung hervor. Sir L. Bulwer war an Ort und Stelle und man muß den scharfen Beobachtungsgeist bewundern, mit dem er in den Ruinen der Stadt Pompeji und im Museum zu Neapel alles aufgefaßt und seinem Gedächtniß eingeprägt hat, was irgend geeignet war, die Wahrheit oder den Reichthum seines schönen Gemäldes zu vermehren. Er malt uns die alte Stadt, das alte Volk, das alte Leben kurz vor der Katastrophe, durch welche Pompeji und Herkulanum untergingen. Wir kommen auf den Markt. Nydia, eine blinde Sklavin, bietet Blumen feil. Glaukus, ein Athenienser, den sie schon lange liebt, kommt von einer Reise zurück und bewirthet seine Freunde in seinem wohleingerichteten Hause, bei welcher Gelegenheit uns der Dichter die ganze antike Häuslichkeit mit archäologischer Genauigkeit abschildert. Aus diesen heitern Räumen treten wir in eine mystische Dunkelheit, in den Tempel der Isis, in welchem wir das böse Princip dieses Romans, den

schlauen und gewaltthätigen Priester Arbaces finden. Er speculirt auf die schöne Jone, Glaukus Geliebte, und sucht zu diesem Behuf ihren Bruder Apaecides eng an sich zu fesseln. Er weiht ihn in die Mysterien der Isis ein und verlockt ihn durch rauschende Sinnengenüsse. Unterdeß sizt Glaukus, ohne ein Arg zu ahnen, in den Bädern, deren altrömische Einrichtungen ebenfalls sehr genau beschrieben werden. Dann führt uns der Dichter in eine gemeine Weinschenke unter die Gladiatoren. Mittlerweile hat Arbaces die schöne Jone in sein Haus gelockt und nur Glaukus Dazwischenkunft rettet sie. Ihr Bruder verläßt das sinnliche Heidenthum des Aegypters, bei dem er den gehofften Aufschluß über die höchsten Dinge nicht gefunden hat, und gesellt sich den frommen Christen Olinthus zu. Arbaces aber sucht ihn zu verderben. Eine neue Intrigue spinnt sich an. Julia, die schöne Tochter des Diomedes, deren Gerippe man bekanntlich, noch die goldenen Armbänder um die Arme, in den unterirdischen Gängen ihres Hauses gefunden hat, wird vom Dichter an der Toilette eingeführt, und die leztere so genau beschrieben, daß ihn nur Böttiche in der „Sabina" übertroffen hat. Auch Julia liebt den edeln Glaukus und läßt sich mit dem Aegypter in ein Bündniß ein. Referent, der unlängst selber die Räume Pompejis ausgemessen, kann nicht billigen, daß der Dichter den ägyptischen Priester und die schöne Julia als Personen darstellt, die sich vor ihrer Zusammenkunft nie gesehen, nichts von einander gewußt hatten. Der Isispriester sowohl als die Tochter des reichsten Eigenthümers mußten in einer verhältnißmäßig so kleinen Stadt sich wohl kennen. Dann sehen wir auch Jonen in der unheimlichen Gesellschaft einer Hexe. Diese Nachtscenen wechseln aber wieder mit freundlichen Bildern. Wir wohnen einem klassischen Diner beim Herrn Diomedes bei. Nun vollbringt aber Arbaces seine Rache, ermordet den armen Apaecides und beschuldigt Glaukus des Mordes. Olinthus, der sich in's Mittel legen will, wird als Christ erkannt und nebst Glaukus verhaftet. Eine weibliche Stimme aus der Volksmenge ruft entzückt: „jezt haben wir einen Mann für den Löwen und einen für den Tiger." Ein großes Fest und Schauspiel steht bevor, die Gladiatoren sollen fechten, und die wilden Thiere Menschen verschlingen, und da braucht man Delinquenten. Während die beiden Unglücklichen im Kerker schmachten, wird der Gemordete von seiner Schwester begraben, wieder ein klassisches Tableau. Arbaces sperrt einen gewissen Kalenus, der ihn als den wahren Mörder verrathen könnte, mit List im unterirdischen Gewölbe ein und will ihn daselbst verhungern lassen. Jone kommt und verspricht dem grausamen Priester alles, wenn er Glaukus rette. Doch umsonst. Niemand kann noch helfen, als die blinde Nydia, die zufällig die Gefangenschaft des Kalenus entdeckt; aber auch sie läßt der Priester einsperren. Doch gelingt es ihr, einen Sklaven zu gewinnen, sie wird frei und befreit auch den Kalenus.

Schon hat das Schauspiel begonnen. Die Gladiatoren haben gesiegt oder sind gefallen. Glaukus wird dem Löwen vorgeworfen, aber der Löwe rührt sich nicht. Da kommt Kalenus, Glaukus wird für unschuldig erkannt und der Prätor befiehlt, sogleich den wahren Mörder, den Arbaces, zu ergreifen und dem Löwen vorzuwerfen. Aber in diesem Augenblick ertost der Berg, den man vom Amphitheater zu Pompeji aus so schön im Prospekt hat. Ungeheure Rauchwolken verdunkeln den Himmel, der heiße Aschenregen fällt. Alles flieht auseinander und sucht sich zu retten, doch Alle gehen unter, außer Glaukus und Jone, dieses liebende Paar wird von der **blinden** Nydia, die schon an die Nacht gewöhnt ist, geführt und glücklich an's Meer gebracht, in das sie sich nachher freiwillig stürzt, um durch ihre Liebe das Glück Jonens nicht zu stören. Dies ist eine gedrängte Skizze des Ganzen, das gewiß nicht verfehlt, auf den Leser einen fremdartigen, anziehenden und rührenden Eindruck zu machen, und dessen einzelne Partien zum Theil sehr kunstreich sind.

Gelegentlich äußert Bulwer: „Italien, Italien! — während ich dieses schreibe, lächelt mir Dein heiterer Himmel — gib jenen falschen Lehren nicht Gehör, welche Deine glorreichen Städte, die sich zurücksehnen nach ihren republikanischen Verfassungen, in ein großes Reich vereinigen möchten; dieses ist eine verderbliche Täuschung! Nur in der Theilung kann Deine Regeneration erstrebt werden. Florenz, Mailand, Venedig, Genua können nochmals frei werden, wenn jede frei ist. Aber träumt nicht von Freiheit des Ganzen, so lange die einzelnen Theile es nicht sind; große Staaten sind wie ein schwacher Riese, dessen Glieder kraftlos, dessen Gehirn dumpf ist, und der durch Erschöpfung und Schwäche dafür büßt, daß er die natürlichen Bedingungen des Lebens und der Gesundheit überschreitet." Darauf können die Italiener antworten, er, der stolze Britte, habe gut Rath geben. Indeß ist viel Wahres an der Sache. Den Italienern fehlt nicht politische Idealität, sondern materieller Wohlstand.

Die Pilgrime am Rhein haben unsern Erwartungen nicht entsprochen. Das reisende Paar, ein junger Engländer und ein überaus zartes, traumhaft schönes, aber schwindsüchtiges Mädchen beginnt die Reise mit einer Erzählung, die eben so kränklich und leidend ist. Ein Blinder nämlich, wird erzählt, verliebt sich in ein Mädchen, wird geliebt und will sie in einer Gesellschaft mehrerer Personen herausfinden, sinkt aber, statt ihr, einer ganz andern zu Füßen. Die arme Getäuschte flieht ihn, da er aber zum zweiten Mal blind wird, kommt er zurück

und ſie werden doch noch ein Paar. Ein ſehr gemeiner Romanausgang, wenn Sir E. L. Bulwer gütigſt erlauben. Wir kommen durch Holland, nach Cöln und immer wird die Reiſe nicht heiterer, lebendiger. Auf dem herrlichen Strom unterhält ſich der Dichter mit einer unendlich langweiligen Allegorie, „die Wanderſchaft der Tugenden.“ Will er eine Satire auf die langweilige deutſche Moral ſchreiben, ſo hätte er wohl in England bleiben dürfen. Doch beſinnt er ſich endlich, daß hier die Heimath der Sagen iſt und er bedauert bei dieſem Anlaß, daß in England der Elfenglauben ſchon ganz verſchwinde. Nun wählt er aber nicht etwa deutſche Sagen aus und begnügt ſich mit deren beſcheidener Uebertragung in's Engliſche, ſondern er dichtet ganz willkürlich und in der Sprache des engliſchen Humors eine Fabel vom Fuchſe. Dann folgt wieder eine Allegorie „der gefallene Stern oder die Geſchichte einer falſchen Religion.“ Erſt „die Brüder“ ſind eine wirkliche deutſche Sage, deren es jedoch noch ſchönere gibt. Endlich endet das Ganze mit dem Tode der ſchwindſüchtigen Reiſenden. Das iſt unerquicklich und ein berühmter engliſcher Dichter hätte wohl ſeinen Landsleuten unſer ſchönes Vaterland von einer freundlichern Seite zeigen dürfen.

In dem „Gelehrten“ ſind lauter einzelne Aufſätze geſammelt, größtentheils pſychologiſch-moraliſch-philoſophiſchen Inhalts, über Liebe, Sympathie, Krankheit, Alter, Ueberſättigung, Untreue, über Welt und Literatur ꝛc. Doch verläugnet ſich auch hier das dichteriſche Talent des Verfaſſers nicht. Er lehrt, indem er charakteriſirt und Scenen aus dem Leben aufgreift. Es iſt viel Wahres und Schönes darin zu finden. Z. B.: „Gewöhnlich überfällt uns die Ueberſättigung, wenn plötzlich in den Leidenſchaften eine Pauſe eingetreten iſt. Der Sturmwind hat ſich gelegt, und das Blatt, welches er emporwirbelte, ruht jezt im Staube. Es iſt das verfehlte Ziel getäuſchter Liebe oder erfolgloſen Ehrgeizes. Wer ſtellte jemals die Liebe dar, wenn ſie die Unwürdigkeit ihres Gegenſtandes entdeckt, und ſich traurig in ſich ſelbſt zurückzieht, und malte nicht zugleich den darauf folgenden Lebensüberdruß, die Leere und Langeweile, welche uns plötzlich in allen Verhältniſſen des Daſeyns entgegentritt? — So auch mit dem Ehrgeiz — die Abdankung eines Staatsmannes vor ſeiner Zeit iſt vielleicht die am wenigſten beneidenswerthe Ruhe, welche ſeine Feinde ihm gewähren konnten. — „Damiens Bette von Stahl iſt ein Prachtlager gegen ein Bett mit verwelkten Lorbeeren; — die traurige Einſamkeit der Selbſtverbannung Swifts — das Geſpenſt des Olivares — Napoleon, der mit ſeinem Gefängnißwärter wegen der Form von Theetaſſen Streitigkeiten hat — welche demüthigende Parodien des Werths irdiſcher Ehre ſind dieſes nicht? Welcher ſchreckliche Abgrund trennt hier die Vergangenheit von der Zukunft. Die gezwungene Ruhe bei einer ewigen inneren Aufregung, iſt eine Einſamkeit, die ſelbſt der böſe Feind nicht ſuchen würde. Glücklich aber ſind Diejenigen, welche der Fluch der Ueberſättigung ſchon frühe trifft, bevor das Herz ſeine Hülfsquellen erſchöpft hat; ſo lange wir noch Kraft haben, der Lethargie zu widerſtehen, ehe ſie zur Gewohnheit wird, und ſo lange wir ſie bloß auf die Kleinigkeiten des Lebens zu beſchränken und von höheren Zwecken abzuleiten vermögen; ſo lange nur die weniger edlen Genüſſe uns überdrüſſig werden, und wir ernſteren Beſchäftigungen uns noch zuwenden können; — denn die Unzufriedenheit der Einbildungskraft iſt oft ein Sporn für den Geiſt. Die Ueberſättigung iſt die Erbſchaft des Herzens, nicht die der Vernunft; und wenn die Vernunft auf die geeignete Weiſe aufgeboten wird, ſo weiß ſie den Zauber ſelbſt zu löſen, und den Schläfer zu erwecken; denn nur Derjenige, welcher die innere Ueberzeugung nährt, daß er unabweisbare Pflichten zu erfüllen hat — daß der Mittelpunkt ſeines Daſeyns in der Welt, und nicht in ihm ſelbſt liegt — vermag den Egoismus des Lebensüberdruſſes zu überwinden. — Sobald Alles, was auf ihn ſelbſt ſich bezieht, ihm abgeſtanden und ohne Intereſſe erſcheint, ſo kann er neue und unerſchöpfliche Quellen der Thätigkeit in den Verhältniſſen auffinden, in denen er zu Andern ſteht. Die Pflicht bietet uns Genüſſe dar, welche keine Ueberſättigung zulaſſen. Wenn die Ueberſättigung auf dieſe Weiſe erkannt und beſeitigt worden iſt, ſo entwickelt ſich jene Philoſophie, deren ich im Anfang dieſer Betrachtungen erwähnte. Denn die Weisheit iſt der wahre Phönix; ſie erhebt ſich jederzeit nur aus der Aſche eines früheren geiſtigen Daſeyns. Wenn wir die Genüſſe dieſes Lebens richtig würdigen lernten, ſo gewährt uns auch vielleicht jene nie hienieden zu befriedigende Sehnſucht einen neuen Beweis unſerer wahren Beſtimmung jenſeits der Grenzen des Irdiſchen. Dieſes iſt ein Troſt, den Weiſe und Dichter oft den Schmerzen unſerer Enttäuſchungen entnommen haben, indem ſie nachwieſen, daß unſere nie zu ſtillenden Wünſche für etwas auf der Erde Unerreichbares prophetiſche Stimmen und zugleich Bürgen ſind für einen höheren, über dieſes Daſeyn hinaus reichenden Beruf — ſo daß das Leben ſelbſt nur eine Anweiſung auf die Ewigkeit iſt. — Wie Vögel, die in einem Käficht geboren wurden, durch den angebornen Inſtinkt ihrer Natur in das Freie ſich ſehnen — ſo erſtirbt auch in uns die innere Stimme nicht; — es gibt Augenblicke, in denen unbeſtimmte und unausſprechliche Ahnungen eines edleren Geburtsrechtes uns ergreifen — und der Geiſt fühlt das Bewußtſeyn, daß die Flügel, mit denen er gegen die Wände ſeines Gefängniſſes flattert, durch den Schöpfer — der jedem Weſen ſeine Beſtimmung gab — für einen höheren Flug

Digitized by Google

in das Reich himmlischer Freuden berechtigt und berufen sind."

In der Philosophie ist der Dichter nicht sehr bewandert, sonst würde er dem armen Kant nicht seinen „Mysticismus" vorwerfen.

20) Des Puritaners Grab. Historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten Karls II. Nach dem Englischen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann, 1834.

Echt englisches Fabrikat, doch von nicht mehr ganz neuer Façon. Wenigstens haben wir Geschichten, die vorgeblich aus alten gelb gewordenen Familienpapieren mitgetheilt werden, obgleich sie von modernen Romanphrasen wimmeln, schon zu Hunderten erhalten, und wenn anders unser Gedächtniß nicht trügt, sind uns auch die Puritaner schon dutzendweise aus den englischen Romanfabriken geliefert worden. Die englische Revolution und die aus ihr hervorgegangenen Sekten sind zum romantischen Gebrauch schon auf alle Art ausgebeutet. Die Puritaner sind eine stehende Figur in den Romanen, sogar schon auf den Bühnen geworden, nicht nur durch Walter Scott, Horace Smith ꝛc., sondern auch durch Victor Hugo und Raupach. Wir bewundern daher nur die englische Solidität, mit der diese Fabrikarbeit, als ob sie die erste ihrer Art wäre, gefertigt ist, die Behaglichkeit, mit der sich der Verfasser niedersezt und nach drei Sätzen schon wieder ausruht, um eine Prise zu nehmen und sich auf's Neue die Feder zu schneiden, dieser Schneckenzug bei der Entwicklung einer Situation, bei der Fortführung eines Dialogs, kurz einer unbezahlbaren Abwesenheit aller Ungeduld, von der wir nur wünschen, daß sie der Leser theilen möge.

21) John Marston Hall. Vom Verfasser des „Heinrich Masterton," „Darnley" ꝛc. Aus dem Englischen von Lindau. Drei Bände. Leipzig, Kollmann, 1835.

Der Held erzählt seine Jugend, wie er auf der königlichen Seite gegen die republikanischen „Rundköpfe" in der englischen Revolution gefochten habe und wie er in der Schlacht, in der sein Vater fiel, selbst verwundet worden sey. Der Uebersetzer schreibt „mein Vater lag mit fünf und zwanzig Todten todt um mich her." Dann erzählt er weiter, wie er als Page eines Herzogs nach Frankreich gekommen sey und durch seine Liebenswürdigkeit alle Herzen gewonnen habe. Er wird in die Unruhen der Fronde verwickelt und nach sehr langweiligen Differenzen und Difficultäten endlich mit der schönen Tochter des Herzogs vermählt.

22) Francesca Cararra. Aus dem Englischen von C. W. Geisler. Drei Bände. Bremen, Geisler, 1835.

Eine schöne Italienerin und ihr Bruder kommen während der Unruhen der Fronde nach Frankreich, dann nach England. Francesca entgeht glücklich den Nachstellungen des jungen Ludwigs XIV., aber in England wird sie von der Rache eines vornehmen Liebhabers verfolgt, und stirbt in den Armen ihres Geliebten, eines jungen Engländers, in einem Seesturm.

23) Die Herzogin von Chateauroux. Nach dem Französischen der Sophie Gay bearbeitet von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1835.

Die Geschichte einer königlichen Maitresse, aber einer sentimentalen, patriotischen, die dem König nur zum Guten die Hand führte.

24) Neue gesammelte Erzählungen und Novellen. Winter-Gabe von Amalie Schoppe, geb. Weise. Leipzig, Krappe, 1836.

Ebenfalls eine Geschichte aus den Zeiten der Fronde. Chandenier gewinnt die Liebe eines Mädchens, entsagt ihr aber freiwillig, weil sie die Verlobte seines Todtfeindes war und er nicht das Ansehen haben will, als habe er diesen eines Gutes beraubt. Dann eine moderne und endlich eine nordische Geschichte aus Schwedens Vorzeit.

25) Englische Bibliothek. Eine fortlaufende Auswahl des Anziehendsten und Neuesten aus englischen Taschenbüchern und Zeitschriften. Von K. v. Kreling. Erster Band, 4—6tes Heft. Zweiter Band, 1stes—3tes Heft. Karlsruhe, Braun.

Diese Sammlung, deren Anfänge wir früher schon rühmlich auszeichneten, fährt fort, recht interessante Artikel zu übertragen. Die kleinen Genrebilder, Landschaftsgemälde, Sagen, Reiseskizzen ꝛc., wie sie in den englischen Taschenbüchern vorkommen, enthalten in der Regel mehr poetische Schönheit in engem Raum, als die großen Romane in vielen Bänden. Hier finden wir biographische Skizzen über Lord Cochrane, einen Ahn des jezt berühmten, über mehrere amerikanische Dichter, englische Gerichtsverhandlungen, kleine Novellen von Bulwer, Miß Jameson, kleine Reisescenen und Naturgemälde von Miß Roberts, Macdonald, Mrs. Erskine Norton, Fraser, Bowdich, Galt ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 14. Montag, 8. Februar 1836.

Historische Romane.

26) **Das Haus Nowlan, oder Hang und Geschick. Ein irländisches Familiengemälde. Von J. Banim. Aus dem Englischen. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1835.**

Ein Reisender, O'Hara, kommt zufällig unterwegs in das Haus einer einfachen irländischen Familie, die aus Vater und Mutter, zwei Mädchen, einem kranken Sohn und einer Magd besteht, lauter gewöhnlichen, aber gutherzigen und braven Leuten, wie sie nur in einer Provinz gefunden werden. Bald aber werden uns ihre Charaktere näher und anziehender entwickelt. Frau Nowlan ist als Protestantin geboren und ihr Mann eifrig katholisch; sie hat von seinem Wesen angenommen, ohne das ihre abgelegt zu haben und so finden wir in dieser einfachen Frau den ganzen seltsamen Contrast, der durch das irische Volk geht, personificirt. Der Sohn, Hans, wird uns bald als der eigentliche Held des Romans erkennbar. Ein reicher Oheim, für dessen Ehre der Knabe sich einmal mit andern Knaben herumgeschlagen, nimmt ihn zu sich. Aber dieser Oheim führte die lüderlichste Wirthschaft und hielt mehrere Maitressen. Von der Favoritin hatte er einige Kinder, besonders ein hübsches Mädchen, das kleine Gretchen, das unser Hans nun zu unterrichten anfängt. Die schlechte Wirthschaft ruinirt inzwischen den Ohm, er wird von Haus und Hof gejagt und findet eine Zufluchtsstätte nur bei seinem ärmeren Bruder im Hause Nowlan. Das arme Gretchen bleibt in der Obhut ihrer rohen Mutter und wird verführt, was den treuen Hans auf's Krankenlager wirft. Mehrere Jahre später hat er Gelegenheit, einen alten Herrn zu retten, dessen liebenswürdige Tochter Betty sein krankes Herz auf einmal wieder heilt. Er kommt in ihr Haus, lernt zum ersten Mal Vornehmigkeit, Bildung und Kunst kennen. Aber schon hat er sich dem katholischen Priesterstande bestimmt. Bettys Bruder, Frank, der Verführer Gretchens, will auch Hanses schöne Schwester Peggy verführen, und sucht es überdies dahin zu bringen, daß Hans seine Schwester Betty entführe, um dann Allein-Erbe des Vermögens zu werden. Hans trifft den Verführer mit Peggy in einer Höhle, wohin ihn ein wahnsinniger Mönch führt, und zwingt ihn mit der Pistole in der Hand, sich augenblicklich durch diesen Mönch mit Peggy trauen zu lassen. Er selbst aber flieht mit Betty, da er als katholischer Priester das Mädchen nicht besitzen, nicht aus den Klauen des schlechten Bruders retten kann. Seine That, sein Name wird zum Fluch im echtkatholischen Lande, und der Fluch geht in Erfüllung. Er kann die Geliebte nicht ernähren, Hunger quält sie, und

sie stirbt in der Geburt, er stürzt sich in's Meer. Der armen Peggy geht es indeß kaum besser. Frank erkennt die Ehe mit ihr nicht an, droht, benimmt sich als ein Bösewicht und nimmt endlich die Flucht, da es herauskommt, daß er — ein Räuber ist. Peggy hat ein todtes Kind. Jahre vergehen. Der todtgeglaubte Hans erscheint auf einmal wieder als Priester. Auch Frank erscheint. Sein Oheim soll beraubt werden. Gretchens Mutter und Bruder ermorden einen Mann, der es verrathen könnte. Das Ende im Kerker.

27) Peter aus der alten Burg, von Banim. Aus dem Englischen von Lindau. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1834.

In der vortrefflich geschriebenen Einleitung werden die Sitten des irischen Landvolks zur Fastnachtszeit, wo in der Regel die Heirathen abgeschlossen werden, äußerst lebendig geschildert. Dann tritt ein Rüpel auf, der, obwohl schon über dreißig Jahr alt, bisher nur wie ein Junge behandelt wurde und jezt heirathen soll. Bei dessen Hochzeit erscheint Peter, der Bettler, von Hunden und Straßenbuben verfolgt. Die Gäste sammeln sich, einige Honoratioren. Das ländliche Fest wird mit ungemeiner Weitläuftigkeit beschrieben. Ein interessanter junger Mann, mit dem der Leser so gut wie die beiden bei der Hochzeit anwesenden Mädchen, die ihn heimlich lieben, mystificirt wird, macht die bedenkliche Entdeckung, daß er der Sohn eines berüchtigten Räubers sey, der auch bei dieser Hochzeit Silber stiehlt. Er kommt sogar mit ihm zusammen, besteht ein Gefecht mit ihm gegen die verfolgenden Soldaten, und will vor Jammer vergehen, einen solchen Vater zu haben. Da tritt der alte Bettler auf, enthüllt die Geheimnisse, zerstreut die Lügen und der Jüngling wird als der Sohn eines Grafen erkannt, der noch lebt und den wiedergefundenen Sohn mit dem schönen Fräulein, das er liebt, verbindet. Der mystische Bettler selbst ist des Grafen Bruder. Abgesehen von diesen Unwahrscheinlichkeiten und gewöhnlichem Romaneffekt zeichnet sich dieses Werk Banims als ein treues Gemälde der socialen Zerrüttung Irlands, die mit dessen alterthümlicher Einfachheit so seltsam contrastirt, auf vortheilhafte Weise aus.

28) Die schwarze Wache. Ein historischer Roman. Vom Verfasser The dominie Legacy etc. Nach dem Englischen von Roberts. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg, 1834.

Der Verfasser, Herr Picken, gehört zu den besten Schriftstellern seines Fachs. Seine Manier ist derjenigen Bulwers näher als Walter Scotts. Im vorliegenden Gemälde hat er uns ehrliche Schotten, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in der sogenannten schwarzen Wache, einem ausgezeichneten Regimente dienten, mit einer Vorliebe für dieses biedere Volk und mit einer Lebendigkeit geschildert, die gewiß jeden Leser anziehen wird. Eine Anzahl dieser wackern Leute desertirt, weil man sie gegen den Vertrag aus dem Lande schleppen will und weil man ihrer Leichtgläubigkeit die schwärzesten Vorstellungen von Sklavendiensten ꝛc. aufgeschwazt hat, zu denen man sie brauchen wolle. Sie werden ergriffen und drei davon erschossen. Dieser ganze Vorgang, die Flucht, die Verhaftung, das Verhör und das Urtheil ist meisterhaft geschildert, und alles geht dabei so natürlich und wahr zu, jedes falsche Pathos, jeder falsche Effekt ist so glücklich vermieden, daß mir hier sogar die berühmten Gerichtsscenen Bulwers übertroffen scheinen. Die Hauptperson, welche die guten unverständigen Leute gerne retten möchte, ist Hektor, der von früher Jugend an verstoßene Sohn eines Generals, der seine hohe Geburt nicht kennt, sich aber unter seinen gemeinen Cameraden bald durch Vorzüge des Geistes und Körpers auszeichnet und überall Theilnahme und Gönner findet. Seine Bemühungen, die armen Cameraden zu retten, führen ihn nach London, zu historischen Personen des Hofes. Später erscheint er auf den Schlachtfeldern in Deutschland und den Niederlanden und auch hier treten wieder die historischen Personen auf, die mit großer Portrait- und Costümtreue geschildert sind. Zulezt rettet der junge Held den Vater seiner Geliebten aus den Händen schottischer Rebellen und erwirbt sich dadurch die Hand der Tochter, und in demselben Augenblick erkennt auch der alte General seinen Sohn wieder. Diese kurze Skizze kann dem Leser freilich noch keinen Begriff geben von der anziehenden Behandlung aller Einzelheiten. Wir müssen uns begnügen, zu sagen, daß nach unserm Gefühl dieser Roman große Vorzüge vor vielen andern neuen englischen Romanen hat.

29) Die Geschwister, oder die Croaten in Altenburg. Romantische Geschichte aus dem 17ten Jahrhundert von Wilhelmine Lorenz. Leipzig, Wienbrack, 1834.

Die Verfasserin hat eine ziemlich lebhafte Phantasie, wie aus folgender Schilderung ersehen werden mag, in der man freilich kaum einen weiblichen Darsteller vermuthen sollte: „Die verschlossenen Häuser wurden erstürmt: die Thüren krachten zusammen — klirrend flogen die Fenster aus ihren Rahmen — Angstgeschrei, Hülferuf tönten aus dem Innern der Häuser. Um so wilder tobten nun die Plünderer, um so gräßlicher klangen ihre Flüche, mit um so größerer Gierde verlangten sie Geld und Kostbarkeiten von den gemarterten Bewohnern. Margarethens Thüre, aus festen Eichenpfosten gezimmert

und von Meister Andreas mit starken Riegeln und Eisenbarren verwahrt, widerstand lange den Stößen der raubsüchtigen Rotten, reizte aber dadurch auch um so mehr ihre Habgierde und ihre Wuth. Aexte und Stangen arbeiteten mit verdoppelter Kraft — schwere Steine, dagegen geschleudert, spalteten das Holzwerk, schütterten die Haspen und Angeln aus ihren Fugen. — Ein Riegel nach dem andern sprang — gebrochen stürzten die Eisenstangen herab — jezt ein furchtbarer Krach — und wildjauchzend Victoria rufend drang der Hause über die zertrümmerte Thüre herein. Andreas wollte fliehen — ein Schlag auf den Kopf warf ihn zu Boden; der dunkle Winkel der Werkstatt, in den er besinnungslos niederstürzte, entzog ihn den Blicken der Barbaren, die nun wuthbrüllend und beutelechzend nach den Bewohnern und ihrer Habe suchend, durch die Gemächer des Hauses stürmten. Elsbeth, die Verlassene am Schmerzensbette der Mutter, die eben den lezten Seufzer aus der gequälten Brust gehaucht, war vor Schmerz und Angst ohnmächtig niedergesunken. So fanden sie die eindringenden Croaten. Ohne auf sie zu achten, stürzten sie auf die große Wäschtruhe, die einen Theil der Kammer einnahm, brachen sie auf und nachdem sie ihren Inhalt herausgerissen und fortgeschleppt hatten, fielen sie über Margarathens Bette, warfen die Verschiedene heraus, wühlten gierig unter dem Stroh und den Kissen, und stießen gräßliche Flüche aus, da sie kein Geld darunter verborgen fanden, wie sie gewähnt. „Maika! der Teufel hat zwei Ketzerseelen auf einmal geholt!“ rief jezt einer der Unmenschen mit rohem Gelächter, indem er die ohnmächtige Elsbeth mit dem Fuße anstieß. — „Der Bissen ist selbst für den Teufel zu gut!“ schrie ein Anderer, die lüsternen Blicke auf sie werfend.“ — „Nein, nein, der Teufel hilft den Seinen!“ fuhr er nach einer Pause mit lautem Lachen fort, „das Püppchen ist nicht todt, es ist mein!“ — „Mein!“ — „Mein!“ — „Mein!“ erscholl es von allen Seiten mit tobendem Gebrüll ꝛc.“

30) Elisabeth Tarakonow, oder die Kaisertochter. Ein historischer Roman aus der neueren Zeit von Derselben. Altenburg und Leipzig, Expedition des Eremiten, 1835.

Dieser Roman ist bei weitem besser, als der vorige. Der Stoff ist sehr poetisch. Die unglückliche Elisabeth, in der man die Nebenbuhlerin und rechtmäßige Erbin des Czaarenthrons fürchtet, wird in Italien, wo sie unschuldig in Zurückgezogenheit lebt, durch den schönen Orlow aufgesucht, mit Liebe bestürmt und durch alle Künste der Verführung dahin gebracht, ihm als Gattin nach Rußland zu folgen, wo sie sogleich — als Wahnsinnige in den Kerker geworfen wird, in dem sie umkommt. Es gibt wenig Stoffe, die so tragisch schön sind, und die Verfasserin hat ihn mit Wärme aufgefaßt.

31) Er kehrt zurück. Ein Roman von Derselben. Leipzig, Wienbrack, 1835.

Die Abenteuer eines jungen Mannes, der sein Vaterland meiden muß, nach Griechenland geht und zulezt bei dem bekannten Frankfurter Attentat mit thätig ist, verwundet wird, auf der Flucht zufällig seine alte Geliebte wiederfindet und von ihr verborgen wird.

32) Sigismund aus Samter. Historischer Roman nach dem Polnischen, von Wezyck. Zwei Theile. Zwickau, Schumann, 1834.

Ein patriotischer Roman, die Kämpfe und Siege Polens über den deutschen Orden in ein recht glänzendes Licht stellend. Des jungen Helden Folie ist sein alter Vater, der das Land verrathen hat, das er retten hilft. Begreiflicherweise spricht sich in diesem, übrigens in der Sprache ein wenig deklamatorischen Roman, die ganze Vaterlandsliebe, die Lust an Schlachten und Kämpfen und nicht minder die Bekanntschaft mit politischen Intriguen und Verräthereien aus, die man von jedem Polen, der in dieser Zeit einen Roman schreibt, erwarten darf.

33) Patkul. Historischer Roman von Nina Rog. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1835.

Der Gegenstand ist ganz für einen historischen Roman geeignet. Der Liefländer Patkul, ein glühender Patriot, der sein Vaterland mit Hülfe Rußlands vom schwedischen Joch befreien wollte, wurde als russischer Gesandter bei König August von Polen-Sachsen, von diesem als Friedenspfand an den siegreichen Schweden Karl XII. zur Hinrichtung ausgeliefert, eine Verletzung des Völkerrechts, wie sie in der Geschichte kaum erhört ist. Die Verfasserin hat das tragische Schicksal ihres Helden wohl aufgefaßt, aber aus einer gewissen politischen Sentimentalität schiebt sie den Dienern zu, was doch der Herren Sache ist. König August wird hier entschuldigt und alle Schuld auf seinen Minister Flemming geschoben, als ob in einem so klaren Fall des schreiendsten Unrechts, des offensten Verraths, eine Täuschung möglich gewesen wäre. Auch die Sprache des Romans ist die gewöhnliche sentimentale und hat nichts vom Eigenthümlichen des Zeitalters.

34) Erik, König von Schweden. Ein historisches Gemälde von J. Satori. Zwei Bände. Danzig, Gerhard.

Erik, Sohn Gustav Wasas, mißhandelt seine Schwester, seine Brüder, läßt einen Günstling das Land regieren, erhebt sein Kebsweib zur Königin, läßt sich aber

auch durch deren Vorstellungen nicht klüger machen und wird am Ende in einem Aufruhr gefangen, im Gefängniß vergiftet. Diese fürstliche Familiengeschichte, bei der auch ein wahnsinniger Bruder eine Rolle spielt, erweckt durchaus nur widrige Empfindungen.

35) Struensee, oder die Königin und der Günstling. Nach dem Französischen der Herren Journier und Arnould. Zwei Bände. Ilmenau, Voigt, 1835.

Eine bereits sehr oft in Schauspielen und Romanen behandelte Geschichte. In der vorliegenden Bearbeitung ist das den Franzosen eigenthümliche Talent für Memoiren, Hofgeschichten, politische Intriguen nicht zu verkennen. Sie wissen dergleichen mit viel mehr Leichtigkeit zu behandeln, als wir. Das politische Interesse herrscht hier, wie es sich bei einem solchen Gegenstande ziemt, über das sentimentale. Was könnte auch ergreifender seyn, als die Lehre, die in der Erhebung und in dem Sturze Struensees liegt.

36) Die Gräfin Ulfeld, oder die vier und zwanzig Königskinder. Historischer Roman von Leopold Schefer. 2 Bände. Berlin, Veit u. Comp., 1834.

Eleonore, königliche Prinzessin von Dänemark, einem Grafen von Ulfeld vermählt, wird von der eifersüchtigen Gemahlin ihres Bruders, Friedrichs III., mißhandelt, ihrem Gatten ein Majestätsverbrechen aufgebürdet 2c. Dieser Noth entgangen, hat sie an den Intriguen und politischen Machinationen ihres Mannes neue Sorgen und findet nur in ihren Kindern Trost, aber auch dieser Trost wird ihr durch Unglück und Schande der Kinder wieder geraubt, kurz sie erlebt alles gebrannte Herzeleid, das nur je aus einer Mesalliance hervorging. Der Dichter hat mit dem an ihm längst bekannten Talent die feinsten psychologischen Züge anzubringen gewußt, die uns oft um so angenehmer überraschen, als die Intriguen des Romans nur eine peinliche Stimmung in uns erwecken. Der Roman beginnt damit, daß die Gräfin von ihrer Feindin, der Königin, mit einer Reitpeitsche über den Arm gehauen wird, und endet damit, daß ihr Sohn, um die ihr durch Ulfeld bereiteten Kränkungen zu rächen und um ihr und den übrigen Kindern die Gnade des Königs wiederzugewinnen, seinen eignen Vater erschießt. So geht man durch den ganzen Roman wie auf Glasscherben, daß es einem in allen Nerven weh thut.

37) Sinzendorf. Wahrheit und Dichtung von Franciska von Stengel. Zwei Theile. Carlsruhe und Baden, Marx, 1835.

Graf Sinzendorf, Präsident in Wien, hat eine schöne Tochter und einen armen Sekretär, der sie heimlich liebt. Er verlezt die Gesetze, erlaubt sich Unterschleife und will sich dazu des Sekretärs bedienen, der aber zu brav dazu ist und verstoßen wird. Die Verbrechen des Grafen kommen inzwischen an den Tag, er wird verurtheilt. Seine Tochter pflegt ihn mit kindlicher Liebe bis an seinen Tod und zulezt heirathet sie ihren wackern Liebhaber, der unterdeß allerlei Abenteuer bestanden hat.

38) Prinz Otto und seine Zeit. Historischer Roman von B. S. Ingemann. Aus dem Dänischen übersezt von L. Kruse. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1835.

Die Dänen müssen selber am besten wissen, ob es ihnen frommt, sich den Deutschen feindlich gegenüberzustellen und den Haß alter Zeiten durch neue Bücher aufzufrischen. Sofern in der That einigemal deutscher Einfluß in Dänemark tyrannisirte (wogegen auch wieder die Dänen z. B. bei ihren Angriffen auf Stralsund, auf Stade, bei ihrem Benehmen im dreißigjährigen Kriege und noch in dem lezten französischen Kriege wahrhaft schändlich gegen Deutschland handelten), wollen wir der Nationaleifersucht ihr trauriges Recht gönnen und die Dänen mögen sich immerhin weiden an Erinnerungen eines gesättigten Hasses. Aber wie man solche Bücher in Deutschland übersetzen mag, Bücher, in denen sich die Eitelkeit des Dänen gefällt, beständig von den geprobten und geklopften Deutschen zu erzählen, mit Hinauswerfen zu prahlen 2c., das ist schwer zu begreifen. Hat denn das deutsche Volk immer noch kein Gefühl für seine Nationalehre? Es ist unfaßlich, mit welcher Bonhommie wir beide Backen hinreichen, wenn das Ausland uns mit Füßen, ja mit schmutzigen Stiefeln Ohrfeigen gibt. Hinaus mit solchen Büchern, die kann Dänemark für sich behalten!

39) Der Grandmusketier. Eine Erzählung aus der Zeit des merkwürdigen Campements bei Mühlberg 1730. Von Fr. von Sydow. Leipzig, Reichenbach, 1834.

Da kommt unter andern ein Kammerjunker vor und verführt ein ehrliches Bürgermädchen. Sie läßt sich mit einem ehrlichen Bürger verheirathen, sagt ihm aber erst nach der Trauung, daß sie von dem gnädigen Herrn in guter Hoffnung sey. Der großmüthige Hochzeiter — schweigt und macht erst später bei des Herrn Kammerjunkers Gnaden eine geziemende Vorstellung. Der Herr Kammerjunker, jezt zum Hofmarschall avancirt, nimmt die Vorstellung mit vieler Herablassung an, die hohe Aristokratie scherzt über den Fall und man ladet die Bürger-Canaille sogar zu Gaste, die sich nicht genug über die hohe Ehre verwundern kann. Dergleichen wird jezt noch in Deutschland gedruckt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 15. Mittwoch, 10. Februar 1836.

Historische Romane.

40) **Mirabeau und Sophie.** Ein historischer Roman von O. L. B. Wolff. Zwei Bände. Leipzig, J. J. Weber, 1834.

Aus dem frühern Leben des berühmten Mirabeau vor seinem Auftreten in der Revolution. Die Geschichte seiner Ausschweifungen und die stillen Leiden seiner Gemahlin. Mirabeau breitet in schimmernden Tiraden seine Lehren aus, die so ziemlich mit denen übereinstimmen, die uns jüngsthin die jungen Deutschen aufgewärmt haben. Es gibt keinen Gott, keine Unsterblichkeit, es soll keine Ehe geben ꝛc. Der Philosoph kommt inzwischen in Situationen, die an's Verächtliche grenzen, und er macht von seinem großen Talent oft den unwürdigsten Gebrauch, so daß es eigentlich nur die unwandelbare Zärtlichkeit seiner betrogenen Sophie ist, die ihn hebt und im Auge des Lesers nicht ganz sinken läßt. Der Verfasser hat den bekannten Styl Mirabeaus und seiner Zeitgenossen mit großer Treue copirt und die geistreiche Lüge, die glänzende Perfidie treten zwanglos mit echt französischer Leichtigkeit auf. Der Frau alle Augenblicke untreu werden, und auf eine Art, daß man sieht, gerade die Pflichtverletzung ist ihm die Würze dabei, die Grausamkeit, die Frau zu kränken, macht ihm noch mehr Vergnügen, als die Lust in den Armen einer Andern. Und daneben wieder das Bedürfniß, die Frau zur Vertrauten zu haben, ihr glühende Briefe voll der innigsten Zärtlichkeit zu schreiben. Das ist Mirabeaus Genialität, eines der lasterhaftesten und doch gefühlvollsten Wesen, die je den Abscheu und die Bewunderung der Welt erregten, ein animal coeleste.

41) **Luise Strozzi.** Eine florentinische Geschichte aus dem 16ten Jahrhundert. Vom Verfasser der Nonne von Monza. Nach dem Italienischen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Echt italienisch. Wüthende Leidenschaften, Tyrannei, Verschwörung, Geheimniß, Intrigue, Verrath, Unzucht, grausame Mißhandlungen, Mord, Gift in dem barbarisch geführten Parteikampf zwischen den Strozzi und Medici. Lebendig vorgetragen, ein Bild voll Handlung und Wechseln, aber unerfreulich für das Gemüth.

42) **Marco Visconti,** ein historischer Roman aus dem 14ten Jahrhundert. Von T. Grossi. Aus dem Ital. durch O. v. Czarnowski. Zwei Theile. Köln und Aachen, Kohnen, 1835.

Auch hier Parteienkämpfe, Verrath und Mord, nur durch die Reize einer geheimen Liebe gemildert. Es ist begreiflich, daß die neuern Italiener mit Vorliebe auf

Digitized by Google

ihr Mittelalter, auf die Zeit ihres Ruhms und ihrer politischen Größe zurückblicken. Auch findet sich bei ihnen immer noch ein antiker Zug, sie übersehen in der Welt völlig die Landschaft und achten nur auf die Staffage. Plastische Gruppen, Familienkämpfe, Gegenstände der alten griechischen Tragödie nehmen in ihrer dichterischen Phantasie die ersten Stellen ein. Jede andere Schönheit ihres Landes und ihrer Geschichte überlassen sie uns Deutschen und den Engländern zu schildern. Es fällt ihnen nicht ein, ihre Hütten auf Ruinen als Gegenstände von Idyllen zu gebrauchen, obgleich sie recht eigentlich dazu gemacht sind. Es fällt ihnen nicht ein, die landschaftlichen Effekte ihrer Gebirge und Meere, ihrer Grotten und Vulkane zu benutzen, noch den tausend feinen Nuancen der Nationalitäten nachzuspüren, aus denen das heutige Italien bunt genug zusammengesezt ist. Es fällt ihnen nicht ein, uns den Einfluß ihrer Geistlichkeit, ihres Glaubens und Aberglaubens auf Leben und Sitten zu zeigen, und uns die daraus fließenden Naivetäten der ländlichen, besonders weiblichen Natur mit der psychologischen Feinheit zu zeichnen, wie etwa Goldsmith und Fielding uns die Provinzialität Englands zeichneten. Eine Menge der zartesten romantischen Reize liegt im italienischen Leben noch verschlossen, das die Fremden weniger kennen lernen, und einheimische Dichter noch nicht zu würdigen wissen.

43) Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der lezte Assassine. Vom Verfasser des Scipio Cicala. In zwei Bänden. Leipzig, Brockhaus 1834.

Der berühmte Verf. hat sich nur vor einer Kleinigkeit zu hüten, nämlich vor dem behaglichen Sichgehenlassen. Wenn es dem Dichter recht wohl ist, geht er langsam und verweilt und kann nicht loskommen; aber er vergißt den Leser, dem noch nicht so wohl ist, dem es erst wohl gemacht werden soll, der sich aber bei dem langsamen und absichtlich zögernden Fortarbeiten der Erzählung eben nicht behaglich fühlt. Ref. gehört nicht zu den Ungeduldigen, wenn es gilt, Schritt vor Schritt dem Pfade eines schönen Geistes zu folgen. Doch hat er sich bei der Lektüre dieses Romans einigemal geneigt gefühlt, dem Verf. auf die Ferien zu treten.

Wir werden auf die Insel Gozzo bei Malta versezt, und zwar in das Landhaus eines gewissen Camillo, eines Malers, der daselbst mit einer liebenswürdigen Frau, holden Kindern und einem türkischen Sklaven lebt. Sie erhalten die Nachricht, daß Türken landen wollen und flüchten in das Castell der Insel. Diese einfache Flucht ist mit mehr als Cooper'scher Umständlichkeit erzählt, ohne daß dadurch irgend etwas Neues motivirt würde oder die Handlung vorrückte. Auch der Aufenthalt im Castell und die Belagerung desselben dehnt sich zum Erschrecken aus, kaum daß ein paar Schüsse die fortschleichende Erzählung unterbrechen, bei der es sich bloß von der Sorge Camillos um die Sicherung der Seinigen, um ein paar Soldatenspäße handelt. Nur ein alter mysteriöser giftkochender Arzt und ein lüderlicher Mönch erregen die Aufmerksamkeit. Endlich spinnt eine Intrigue sich an. Der Commandant des Castells und ein Kornwucherer verabreden sich, Weizen in's Castell holen zu lassen, Camillo soll die Gefahr bestehen und der Mönch unterdeß die Hut der Gattin übernehmen. Aber diese lange Einleitung führt zu keinem entscheidenden Resultate. Camillo und die Seinigen werden nicht gefährdet, vielmehr werden der Kornhändler und der Mönch, beides sehr dicke Leute, von den Soldaten, die hinter ihre Schliche gekommen sind, bestraft, indem man sie mit den Bäuchen an einander stößt. Ob eine Schilderung, wie die folgende, in einen Roman gehört, der sonst nichts weniger als komisch ist, sondern durchaus edle Charaktere und Situationen und eine edle Sprache behauptet, wollen wir dem Urtheil der Leser überlassen. „Der Mönch, ziegelroth im Gesichte, die Augen und den Mund fast krampfhaft geschlossen, schien sich in sein Schicksal ergeben zu haben, und empfing geduldig die Stöße, die ihm bestimmt waren. Der Kornhändler blaß, wie angelaufenes Blei, mit herausliegendem, talgähnlichem Auge, den Mund weit geöffnet, und die Unterlippe schlaff herunterhängend, schien kaum noch eine Spur von Athem zu haben. Beiden floß der Schweiß in Strömen von den Wangen, und ihre Massen begannen sichtbarlich zu schmelzen. Allgemein machten die Umstehenden die Bemerkung, daß die beiden Wänste ihre Elasticität verloren hätten, und eine der Frauen wollte das verminderte Gewicht derselben sogar durch einen Sinn erkennen, der sonst nicht für die Beurtheilung räumlicher Verhältnisse geeignet ist. Allmählich schienen auch die Männer zu ermüden, welche sich diese Bälle mit so vieler Geschicklichkeit zugeworfen; sie rückten immer näher zusammen, entweder um sich die Stöße leichter zu machen, oder weil sie bemerkten, daß die Gestoßenen nicht mehr länger von ihren Beinen getragen wurden. „Noch eine zärtliche Umarmung!“ schrie ein französischer Seemann, der die meiste Gewandtheit in dem unbarmherzigen Spaße gezeigt hatte, „und diese sey die lezte!“ Damit prallten die Beiden noch einmal auf das heftigste zusammen. Aber als ob ihnen eine neue Kraft damit gekommen wäre, faßten sie sich gleichzeitig um den Leib, wankten einige Augenblicke von einem paar Beinen auf das andere, und stürzten dann zu Boden, wie zween volle Säcke, die vom Fenster herab auf die Straße geworfen werden.“

Der Mönch wird zufällig von den Türken gefangen und Renegat. Ein zweiter Liebhaber der schönen Gemahlin Camillos, ein häßlicher Zwerg, macht sich ebenfalls lächerlich und locht Rache. Die Schlechten verschwören sich endlich alle zusammen, das Castell den Türken zu überliefern,

Camillo kann es nicht länger vertheidigen, tödtet Weib und Kinder mit dem Gift des alten mystischen Arztes, in dem man schließlich einen Nachkommen des Alten vom Berge oder den lezten Assassinen entdeckt, und fällt selbst im ehrenvollen Kampfe. Damit sind zwei starke Bände angefüllt. Dieser Roman entspricht den großen Voraussetzungen nicht, zu denen der Name des Verf. vielleicht berechtigt.

44) Die Eroberung Siciliens durch die Araber. Historische Novelle von L. v. Alvensleben. Hildburghausen, Kesselring, 1835.

Ein Renegat sucht sich an der Spitze der Moslemins mit Gewalt in den Besitz seiner Geliebten auf der Insel Sicilien zu setzen, sie kommt ihm aber durch einen Selbstmord zuvor. — Angehängt ist eine moderne jüdische Familiengeschichte.

45) Aejischa, die Jungfrau von Kars. Aus dem Englischen Moriers. In drei Theilen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn, 1835.

Nur Moriers bekanntes Talent, orientalische Sitten zu malen, macht die Unwahrscheinlichkeiten dieses Romans erträglich. Doch muß man erstaunen, daß ein Mann, der sich so gut auf die Wahrheit des Costüms versteht, so durchaus alle Wahrheit in den Begebenheiten und Handlungen bei Seite setzen konnte. Sein Held ist ein vornehmer junger Engländer, Lord Osmond, der zu seinem Vergnügen in den Orient reist. In Kars findet er ein wunderschönes türkisches Mädchen, Aejischa. Die Mutter derselben begünstigt die Zärtlichkeit des reichen Fremden, weil sie selbst eine geborne Griechin ist. Aber der Pascha legt sich drein und Osmond kommt in alle die Verlegenheiten, die uns Fraser in der Geschichte seiner Reise nach Khorasan so meisterhaft geschildert hat. Alle Vorurtheile, die ganze brutale Unwissenheit des Volks waffnen sich gegen ihn und er entgeht dem Tod nur dadurch, daß ein Jeside (Anhänger einer besondern Sekte, der sogenannten Teufelsgläubigen), dem er einmal das Leben gerettet, ihn befreit. Dieser führt ihn zu Kara Bey, dem Haupt der Jesiden, einem fürchterlichen Tyrannen, der selber auf die schöne Aejischa Absichten hat und sie gewaltsam aus Kars entführt. Nun denke man sich den Jammer des armen Osmond. Er selbst ist von dem eifersüchtigen Bey in den Kerker geworfen, und seine Geliebte im Harem dieses Ungeheuers. Aber durch gute Freunde ist russische Hülfe bestellt, die sehnlichst erwartet wird. Die nun folgende Nachtscene ist so grell als möglich. Schon hört man die schöne Aejischa im Harem schreien, noch einmal, und noch einmal, da endlich blitzen die russischen Gewehre durch die Nacht, die Thüren werden aufgestürmt, die Jungfrau gerettet. Kara Bey wird durch Osmonds Großmuth frei entlassen, sucht sich aber dennoch zu rächen, folgt den Liebenden auf der Heimreise und bringt durch große Versprechungen sogar die Mutter Aejischas dahin, in Constantinopel seinen Nebenbuhler als Frauenräuber anzuklagen und die ganze Strenge der türkischen Gesetze, die ganze Nationaleifersucht gegen ihn geltend zu machen. Osmond ruft die Hülfe der englischen Gesandtschaft an, doch spinnt sich die Intrigue noch lange fort und die Angriffe des Nebenbuhlers müssen noch mehrere Male abgeschlagen werden, bis Osmond mit seiner Geliebten in Sicherheit ist. Endlich erfährt er, sie sey gar keine Türkin, sondern — eine Engländerin, die im zartesten Alter geraubte Tochter eines Freundes.

46) Hakkem Ben Haschem. Historischer Roman aus der Jugendzeit des Chalifen Harun al Raschid, von F. Th. Wangenheim. Drei Theile. Leipzig, Hartmann, 1836.

Die Geschichte des sogenannten Verhüllten, eines Betrügers, der sich für Gott selbst ausgab, endlich aber entlarvt und bezwungen wurde. Der Verfasser hat ihn als einen Unterdrückten dargestellt, der durch Rache zu jeder Bosheit getrieben, endlich ein wahres Ungeheuer wird und ungefähr wie Ali Pascha von Janina untergeht. Die Helden, die Liebenden, die Vertrauten sind übrigens gewöhnliche Romanfiguren und sprechen in der herkömmlichen modernen, sentimentalen und pathetischen Romansprache.

47) Andronikos. Von Dr. Woldemar Seyffarth. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1834.

Seit Lord Byron und der griechischen Revolution ist Neugriechenland auch für die Poesie und insbesondere für den Roman erobert worden und wie man in eine neueroberte Provinz gleich einen Haufen von Administratoren und Einnehmern schickt, die alles ausspüren und von allem Besitz ergreifen, so haben es auch hier die Romanschreiber gethan. Nachdem der lezte Revolutionskrieg mit allen seinen Heldenthaten ausgebeutet und von dem romantischen Schaaftrieb gleichsam kahl abgeweidet ist, geht man in die byzantinische Zeit zurück, wo noch eine frische fette Weide steht.

Der vorliegende Roman ist recht fleißig ausgemalt, in der Art, wie Tromlitz und Blumenhagen Höfe, Lager, Prunkzimmer, Turniere, Feste, Schlachten ꝛc. zu schildern pflegen, Walter Scottisch mit etwas deutschem Pathos. Der Held ist ein griechischer Prinz, verfolgt von der Rache der byzantinischen Kaisertochter Maria, die ihn heimlich liebt und da er eine Andere liebt, desto glühender haßt. Ihr Vater, Kaiser Manuel, mißhandelt ihn, sezt ihn gefangen. Er flieht, kehrt aber zurück,

dem von Feinden gedrängten Kaiser beizustehen, erregt aber wegen seiner Popularität auf's Neue die Eifersucht des Kaisers, flieht wieder, läßt sich, da sich seine häßlich gewordene Gattin von ihm geschieden hat, in eine neue Liebelei ein und in noch eine und heirathet wieder. Immer verfolgt und abermals gefangen, wird er abermals begnadigt und auf eine ehrenvolle Art verwiesen. Nun stirbt aber der Kaiser, das Volk ruft den Andronikos auf den Thron, Maria vergiftet sich. Aber Andronikos ist zu streng, Isaak empört das Volk gegen ihn, läßt ihn umbringen und macht sich zum Kaiser. — Diese wüste und unerfreuliche Geschichte hat der Verfasser durch seine Ausmalung des Costüms und durch die gewöhnlichen sentimentalen Romanredensarten aufgeputzt, wozu noch einige ziemlich langweilige Staatsreden kommen. Man kann den Romanschreibern nicht oft genug wiederholen, daß sich für Darstellungen aus jenen barbarischen Zeiten unsere moderne Sentimentalität ganz und gar nicht eignet.

48) Makanna, oder das Land der Wilden. Aus dem Englischen übersetzt von Th. Hell. Zwei Theile. Leipzig, Hartleben, 1835.

Es war wohl zu erwarten, daß auch einmal Wilde Afrikas an die Reihe kommen würden, nachdem bisher die Wilden Nordamerikas in den Romanen Coopers rc. so viel Glück gemacht haben. Der Held des vorliegenden Romans ist ein Häuptling der Schwarzen in Südafrika, der mit einem verirrten Creolen ein Freundschaftsbündniß schließt und ihm seine Geliebte, eine junge Engländerin, aus den Klauen eines bösen alten Holländers retten hilft, der sie, als ein altholländischer Patriot vom Cap, aus Erbitterung gegen die Engländer entführt und versteckt hat.

Französische Journalistik.

France littéraire. Paris 1835. Quatrième année.

Diese Zeitschrift ging vor vier Jahren aus dem oft ausgesprochenen Wunsch hervor, Frankreichs Provinzen, die so viel Eigenthümliches, dabei auch so viel geistreiche und unterrichtete Männer enthalten, möchten doch endlich einmal das Joch der eingebildeten, dünkelvollen Hauptstadt Paris abschütteln. So bildete sich in Paris selbst die France littéraire, dessen Mitarbeiter alle Provinzialen waren, als ein Organ für die Provinzen in Sachen der Wissenschaft, Literatur und Kunst, und in Einem war man gleich eins und entschieden: in der streng sittlichen und religiösen Richtung. Der verjüngte Glaube streut in die Herzen einen Samen voll Leben und Kraft. Wie der treffliche Sémeur so wollte auch die France littéraire dieser Richtung dienen. Möge sie nur nicht Mode werden und als Mode wieder vergehen, wie so Vieles andere!

Aus den vorigen Jahrgängen nennen wir zur nähern Bezeichnung des Journals folgende Artikel: über die Irrthümer der deutschen Philosophie von Schweighard; über das religiöse Gefühl und die Individualität der Literatur von E. Legouvé; über das Walten der Vorsicht vom Marquis Fortia; über die Lehre vom Fortschreiten und von der Vervollkommnung in seiner Beziehung zum Christenthum; über die eigentliche Ketzerei des 19ten Jahrhunderts vom Abbé Bautain; über die religiösen Texte im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert vom Grafen Viel-Castel; über die Philosophie des Christenthums; über die Abbé's La Mennais, Bautain und Lacordaire von Esquiros; Denkmäler der französischen Sprache vom 9ten bis in's 11te Jahrhundert von G. Peignot; über den orientalischen Ursprung der griechischen Kunst von Raoul-Rochette; die Stadt der Sühne von Ballanche. Außerdem gibt die Zeitschrift auch nach Art der Englischen Review's gute Auszüge aus wichtigen Werken, z. B. aus Lamartine's Reise in den Orient.

Für die Zukunft verspricht die France littéraire noch mehr Ausdehnung, z. B. über die Moralisirung der industriellen Klassen durch das Christenthum von E. Falconet in Lyon. Esquiros verspricht ausführliche Charakteristiken von Cuvier, Villemain, Thiers, Guizot und Cousin. Unter neuen Gesichtspunkten sollen große historische Namen der Vergangenheit dargestellt werden, z. B. Moses, Plato, Mahomet und Luther; ebenso parlamentarische Celebritäten, wie Burke, Pitt und Andere; aus dem Mittelalter sollen Ramus, Justus Lipsius und Erasmus herbeigezogen werden; auch die christlichen Maler vom 13ten bis in's 18te Jahrhundert sollen eine Stelle finden. In der orientalischen Literatur wird Sauvage de St. Marc (von Lyon) über arabische Dichtungen; L. Potey nach einem bisher ganz unbekannten Werk über die Theologie der Veda's schreiben. In Deutschland sollen Schelling, Hammer und Schadow für diese Zeitschrift arbeiten; von ersterem wird ein Aufsatz über die religiösen und philosophischen Tendenzen; von Hammer eine Arbeit über den Ursprung der Araber, Perser und Türken; von Schadow in Düsseldorf endlich Gedanken über das religiöse Gefühl in der Kunst angekündigt. Wie viel dabei gewöhnliche französische Journal-Charlatanerie ist, die nur mit Namen von Mitarbeitern prangt, von denen nie etwas Neues erscheint, das wollen wir hier unentschieden lassen. Auf jeden Fall wünschen wir der France littéraire Gedeihen und Beharrlichkeit.

Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 16. Freitag, 12. Februar 1836.

Reise.

Vorlezter Weltgang von Semilasso. Traum und Wachen. Aus den Papieren des Verstorbenen. Erster Theil. In Europa. Erste und zweite Abtheilung. Stuttgart, Hallberger, 1835.

Dieses neueste Werk des bekannten Unbekannten und behaglich lebenden Verstorbenen hat große Aehnlichkeit mit seinem ersten und besten Werk, den Briefen über England. Es ist eine fortlaufende Beschreibung seiner Reise nach Paris, seiner Rückkehr bis an die Grenze, um das bekannte Duell abzumachen, sodann seiner weitern Reise durch das südliche Frankreich bis zu dem Hafen, wo er sich nach Afrika einschiffte. Nur um die Einförmigkeit des Tons zu vermeiden, schreibt er das ganze Werk in Briefen an sehr verschiedene Personen und gibt, indem er sich jedesmal nach dem Alter, Geschlecht und dem besondern Charakter seines Correspondenten zu richten scheint, den Dingen, die er gerade so und in diesem Zusammenhange vorbringt, allemal ein natürliches und anmuthiges Motiv.

Man kann nicht umhin, sich im Eingang und wieder am Schluß dieses Werks lebhaft an Thümmel zu erinnern, denn der Reisewagen, in dem Thümmel ausfuhr, und die petites affaires de coeur in Südfrankreich sehen denen unseres Reisenden sehr ähnlich. Doch verliert der leztere nichts bei der Vergleichung, und mehr können wir ihm nicht schmeicheln, denn Thümmel war der liebenswürdigste aller Reisenden.

Der Verstorbene schildert seinen Reiseapparat und sich selbst: „Besagter Wagen also war ein schmaler vis-à-vis, nur Raum für zwei sich gegenübersitzende Personen gewährend, schimmernd schwarz lakirt, und das Gestell einfach mit breiten goldgelben Streifen abgesezt. Das Innere finden wir mit ungewöhnlich großen, spiegelhellen Glasfenstern versehen, mit himmelblauer Seide ausgeschlagen und zierlich mit schmalen goldnen Schnüren und Quasten geschmückt. Noch entbehrt es jedoch ganz des vis-à-vis, zu dem es bestimmt scheint, denn es ist völlig leer, bis auf eine grüne Perrüsche, die in einem festgemachten Bauer in der Ecke sizt, und ein kleines Windspiel, das auf dem Teppich schläft. Dagegen sehen wir den vorderen und hinteren Bock besezt. Den lezteren nimmt ein schöner, blondgelockter, junger Jäger ein; auf dem vordern erblicken wir den Herrn des Wagens selbst. — Es war ein Mann von hoher Statur, dem Anschein nach reichlich bei der Hälfte seines Lebens angelangt, eine schlanke, wohlgeformte Gestalt, die jedoch

physisch mehr Zartheit als Stärke, mehr Lebhaftigkeit und Gewandtheit als Festigkeit verrieth. Eine nähere Betrachtung zeigte dabei auf den ersten Blick, daß bei dem vorliegenden Individuum das Cerebralsystem besser als das Gangliensystem ausgebildet sey, und die intellektuellen Eigenschaften die sogenannten thierischen überwogen. Ein Phrenolog würde sogar bald daraus geschlossen haben, daß diesem Sterblichen vom Schöpfer etwas mehr Kopf als Herz, mehr Imagination als Gefühl, mehr Rationalismus als Schwärmerei zutheilt, und er folglich nicht zum Glück bestimmt worden sey. — Jeder aber, dem einige Weltkenntniß eigen, mußte erkennen, daß der Fremde in demjenigen Stande geboren und erzogen sey, den man übereingekommen ist, den vornehmen zu nennen. Seine Züge, ohne schön und noch weniger regelmäßig zu seyn, waren dennoch fein, geistreich und auffallend, so daß man sie, einmal gesehen, nicht leicht wieder vergaß. Wenn sie einen Reiz ausübten, so lag dieser besonders in ihrer außerordentlichen Beweglichkeit. Bei wenig Menschen waren die Augen ein treuerer Spiegel der jedesmaligen Seelenstimmung, und man konnte sie in Zeit weniger Secunden matt, abgestorben, farblos werden, und dann plötzlich wieder mit dem Glanz der Sterne funkeln sehen. Der permanenteste Ausdruck dieser Züge war jedoch eher leidend zu nennen, ein sonderbares Mittelding zwischen schwermüthigem Nachdenken und sarkastischer Bitterkeit, das selbst dem Doctor Faust nicht übel angestanden haben würde. Doch glauben wir, daß unser Freund mit diesem nicht allzuviel Aehnlichkeit hatte, vielmehr ein großer Theil weiblichen Elements in ihm vorherrschte, daher er auch weichlich und eitel, und dennoch großer Selbstüberwindung und Ausdauer fähig war. Sein größtes Glück lag in den Freuden der Einbildungskraft, in den Kleinigkeiten des Lebens. Der Weg, nicht das Ziel, war sein Genuß, und wenn er kindlich Bilder zusammensezte und mit bunten Seifenblasen spielte, war er am liebenswürdigsten für Andere und am genußreichsten für sich selbst. Während wir den Gegenstand unserer Aufmerksamkeit, ohne daß er es ahnet, so scharf analysiren, hat er sich eben recht graciös zurückgelegt und schaut mit seiner Lorgnette in den Wald, als wenn er uns dort entdecken wollte. Sein nicht mehr allzuvolles schwarzes Haar (böse Zungen behaupten, es sey gefärbt) dringt unter einem rothen tunesischen Fez hervor, dessen lange blaue Quaste lustig im Winde flattert. Um den Hals ist nachläßig ein bunter Cashemirshawl geschlungen, und die hohe weiße Stirn, das blasse Gesicht, passen gut zu dieser halb-türkischen Kleidung. Ein schwarzer military frockcoat mit reicher Stickerei von gleicher Farbe besezt, Pantalons von Nankin, und leichte Stiefeln, deren Lack wie polirter Marmor glänzt, vollenden die etwas pretenciöse Toilette — und nun ist es wenigstens unsere Schuld nicht, wenn unsere reizenden Leserinnen sich nicht die deutlichste Vorstellung von dem Weltgänger machen können, der auf ihre Begleitung hofft.“

Wir begleiten ihn aus den Sandhaiden, in denen er ein kleines Paradies geschaffen hat, durch Sachsen, Freiberg, Carlsbad. Er macht die Bemerkung. „Es scheint mir, daß sich die Gasthöfe der kleinen Orte in Deutschland in eben dem Grade zu verbessern, als die in großen Städten zu verschlechtern anfangen. Der tiers état bekömmt überall das Uebergewicht, wie billig, denn es ist sein Zeitalter. Das unsere ist vorüber.“ Da ihm die Comforts unentbehrlich sind, verfehlt er nie, ihrer zu gedenken, wo er sie vermißt und Winke zu geben, wie man sie sich verschaffen könne. Gewiß ist vielen Lesern folgendes Recept von Interesse. Man kommt übel weg, wenn man irgend Jemand in Deutschland vorwirft, er habe keinen Geschmack. Doch braucht man nur zu wissen, wie die Leute Kaffee trinken, um sich über nichts mehr zu verwundern. Hier das Recept. „Man nimmt für jede Person eine Handvoll sorgfältig geles'ner Kaffeebohnen, von der kleinen blassen Bohne, die nicht viel größer als eine Erbse ist. Sie werden schnell geröstet bis ihre Farbe etwas dunkelt, die Feuchtigkeit aber noch nicht verdampft ist. Noch in voller Rosthitze werden sie gemahlen. Unterdeß wird ein Kaffeetopf mit so viel Tassen Wasser, als Personen da sind, angefüllt, zum Kochen gebracht. Kocht es, so nimmt man, bei vier Personen z. B. eine Tasse Wasser heraus, schüttet dafür drei Tassen mit Kaffeepulver hinein und rührt alles mit einem Stabe um. Der Topf kömmt nun wieder auf das Feuer, und so wie der Kaffee aufkochen will, nimmt man ihn ab, stößt den Boden etwas auf den Tisch und sezt ihn dann wieder auf. Dies wird sechs Mal wiederholt und während dem ein ganz kleines Stückchen Muscatblüthe hinzu gethan. Der Kaffeetopf muß von Zinn oder Silber und ohne Deckel seyn, sonst kann der Kaffee an der Oberfläche keinen Rahm bilden, wie er thun muß. Wenn das Gefäß zum lezten Mal vom Feuer gehoben wird, gießt man die ausgeschöpfte Tasse Wasser wieder hinzu. Nun wird, ohne ihn umzurütteln, der Topf hereingebracht, und der Kaffee augenblicklich in die Tasse gegossen, wo er seine weiche Rahmdecke auf der Oberfläche beibehält. So bereitet, erfüllt sein Duft das ganze Zimmer und ist entzückend für den Gaumen.“

In Carlsbad fand der Verfasser vornehme Bekanntschaften, die ihn veranlassen, einige alte Hofanekdoten zum Besten zu geben, von einigen Berühmtheiten, z. B. der Frau Herzogin von Angouleme zu sprechen ꝛc. Dann

fuhr er über Eger, Alexanderbad, das Fichtelgebirge weiter. Ueberall beschreibt er die Gegenden, durch die er kommt, und ihre Merkwürdigkeiten mit kurzen, nur gelegentlichen Worten, aber mit Meisterhand, und überall stehen ihm geistreiche Beziehungen zu Gebote. So sagt er von Jean Pauls Geburtsort. „Ich pilgerte jezt zu Jean Pauls Geburtsstube. Diese schien mir seltsam beziehungsreich zu seiner spätern Lebensausbildung. Sie ist auf den Ruinen des Donjons einer alten Raubveste erbaut. Daher kam die Romantik. Gegenüber liegt die Kirche. Von ihr die Frömmigkeit. Das Haus war eine Schule und sein Vater Lehrer in derselben. Dies entspricht seinem vielen Wissen und einem kleinen pedantischen Anflug. Zum point de vue seitwärts dient der Rathskeller. Davon die Passion zum bayerischen Bier.“ Sein Weg führte ihn über Baireuth, Bamberg, Würzburg, Frankfurt nach Frankreich.

Gelegentlich äußert er über die in Grausamkeit und Wollust sich gefallende französische Romantik: „Man mag über diese neue französische Literatur sagen was man will, es ist Leben in ihr, mag es ein verzerrtes und convulsivisches seyn, es ist doch Leben, seiner Zeit gemäß, und mit mehr Originalität ausgestattet, als sich in unsern deutschen Büchern entdecken läßt. Ganz unerträglich sind mir besonders die englischen Recensionen dieser Werke. Es ist den versteinerten Pedanten, die sich dort einmal den kritischen Scepter angemaßt haben, nicht möglich, aus ihrer engen Sphäre heraus zu treten. Man sieht, wie albern sie Goethe loben! Eben so albern tadeln sie die Franzosen. Immer darf nur der Maßstab ihrer einseitigen Moral, Religion und kränklichen Sittlichkeit einem Dichterwerke angelegt werden. In der Natur ist aber Alles vorhanden, und was der Dichter davon zu ergreifen, treu abzuspiegeln, neu sich zu erschaffen weiß, das hat seinen individuellen Werth, es mag Gift oder Nektar, menschlich angesehen bös oder gut seyn.“ Ganz recht. Nur vergißt der Verfasser zu bemerken, daß eine Literatur, welche nur das Gift aus der Natur aufsammelt, um zu vergiften, eben so einseitig von der Unbefangenheit abweicht, wie eine Literatur, die nur moralisiren und predigen will. Der Dichter soll Dichter seyn, nicht Pfaffe, nicht Zelote, nicht Quäcker, nicht düstrer Moralist, aber auch eben so wenig Kuppler, Henker, Schinder. Der Dichter soll die Natur in jeder Hinsicht unbefangen ansehen, und sie weder verachten, noch auch mißbrauchen. Homer und Shakespeare waren solche unbefangene Dichter, sie schilderten die Natur, auch da wo sie unrein und gräßlich ist, doch ohne daß es uns verlezt, weil sie nicht darauf ausgingen, nur zu reizen und zu verletzen. Aber die neufranzösischen Romantiker gehen hierauf aus, sie suchen nur die Leidenschaften im Leser zu entflammen, deren er sich schämen muß und die ihn auch im Genuß noch peinigen. Das Erlaubte, das einfach Schöne in der Natur ist ihnen zuwider, nur die seltensten Abnormitäten der moralischen Natur haben noch einigen Reiz der Neuheit für sie, und sie suchen denselben durch den Reiz des Verbotenen zu verstärken. Sie selbst werden am wenigsten geneigt seyn, zuzugeben, daß sie nach dem Natürlichen streben, und daß alles Natürliche erlaubt sey; denn die Wirkung ihrer Dichtungen ist ausdrücklich auf den Reiz des Unglaublichen und Unerlaubten berechnet, ihr ganzer Effekt beruht auf der Thatsache eines widerstrebenden sittlichen Gefühls, dessen Kampf mit dem entflammten sinnlichen Gefühl den verbotenen Genuß noch pikanter macht.

In Paris wurde der Verfasser dem Bürgerkönig vorgestellt, der ihn mit der größten Artigkeit empfing und von dem er in jeder Beziehung nur Gutes sagt. „Kurz nach meiner Ankunft in Paris ward ich in den Tuilerien vorgestellt, die der König neuerdings sehr verschönert hat. Auch die kleinere Abtheilung des großen Gartens, die jezt ein reiches Blumenparterre längs dem Palaste bildet, und worüber die Journale in einen so lächerlichen Zorn geriethen, ist eine große Verbesserung. Vorher lebte man in den Tuilerien fast wie auf öffentlicher Straße, und jede Unanständigkeit ward an den Mauern begangen, die sich unter den Fenstern der königlichen Familie befinden. — Von Etikette ist bei der Präsentation kaum die Rede, wiewohl die Pracht der Umgebung überall königlich ist. Nachdem wir durch mehrere reich erleuchtete große Piecen und eine schöne Galerie gegangen waren, traten wir (Herr von Braissier, mein älterer Freund und Gönner, stellte mich in Abwesenheit des Gesandten vor) kaum in den Salon, als der König uns schon sehr verbindlich entgegen kam, und nachdem ihm mein Name genannt worden war, mich mit vieler Herablassung begrüßte. Die Königin nebst den anwesenden Mitgliedern der Familie und einigen Damen des Hofes saßen um einen großen runden Tisch mit einem grünen Teppich bedeckt, auf dem mehrere Lampen standen, und beschäftigten sich mit weiblichen Arbeiten. Nur wenige Herren, alle in Civilkleidung, auch die Generaladjutanten vom Dienst, waren um den Tisch gruppirt, oder im Saale vertheilt. Nachdem ich die Ehre gehabt hatte, der Königin und den Prinzessinnen ebenfalls vorgestellt zu werden, fing die Unterhaltung bald an allgemeiner zu werden, ungezwungen, geistreich und mit vieler Heiterkeit geführt. Die Königin gehört zu den Frauen, die man, in welchem Stande sie auch geboren seyn möchten, unmöglich eine Zeitlang beobachten kann, ohne sich von Ehrfurcht und Zuneigung für sie durchdrungen zu fühlen;

Madame Adelaide, die Schwester des Königs, ist voller Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit, und die jungen Prinzen und Prinzessinnen musterhaft erzogen, einfach, natürlich, mit dem Anstand ihres hohen Ranges. — Der König erzeigte mir später noch die Ehre, sich eine geraume Zeit privatim mit mir zu unterhalten, sprach viel über England mit großer Sachkenntniß, beschämte mich fast durch einige schmeichelhafte Urtheile über meine Schilderungen dieses Landes, und hatte zulezt noch die Gnade, mir eine Menge guter Rathschläge für meine Reise nach Amerika zu ertheilen, indem er zugleich mehrere interessante Particularitäten seines Aufenthalts in jenem Welttheil erzählte. Es ist unmöglich, besser zu sprechen, als der König und eine größere Anziehungskraft auf seine Zuhörer auszuüben; auch zeigt sich unter denen, die ihm näher stehen, allgemein die größte Anhänglichkeit für seine Person. — Zu diesen gehört der General Gourgaud, so ehrenvoll bekannt durch seine Treue für Napoleon, dessen Bekanntschaft ich hier mit großem Vergnügen machte, nachdem er mir schon am Julifeste als der eleganteste Offizier unter den versammelten Truppen mit dem ganzen brillanten militärischen Anstand des Kaiserthums aufgefallen war. — Einige Tage darauf ward ich zur Tafel eingeladen. Meinem angebornen, unverbesserlichen Fehler nach kam ich etwas spät, ich fürchte sogar, ich war der Lezte, denn die Königin gab mir sogleich den Arm, um sie in den Speisesaal zu führen. Es war ein ziemlich großes diné, ungefähr einige vierzig Personen, und ich muß bekennen, da ich so viel in den carlistischen Journalen von der übertriebenen Oekonomie, die am Hofe des Königs herrschen sollte, gelesen hatte, so gab ich mehr auf alles hierher Gehörende Acht, als ich sonst gethan haben würde. Ich fand aber im höchsten Grade das Gegentheil von den Mährchen der Presse, und außer der Hofhaltung Georg des Vierten habe ich noch keine vorher oder nachher gesehen, die so gut organisirt gewesen wäre. Es gab zwar keine Hof-Chargen in Uniform, keinen Hofmarschall mit dem Stocke, dagegen aber hinter jedem Gaste einen Diener in prächtiger Livree, eine reiche und funkelnde vaisselle, welche an vielen unsrer deutschen Höfe oft wegen Mangel des Putzens wie Zinn aussieht; Küche und Weine waren sehr gut und in Profusion, die Bedienung schnell und sorgsam, ganz im besten englischen genre, der auch jezt in den guten Häusern fast allgemein der der Pariser geworden ist. Der König wie die Königin legten von einigen Schüsseln selbst vor, und belebten auch hier die Unterhaltung mit der Verbindlichkeit gastfreier Hauswirthe. — Ich theile Dir alle diese an sich freilich unbedeutenden Details mit, liebe Adelheid, weil ich weiß, daß sie Dich interessiren, und weil in Deutschland, durch die abgeschmackten Lügen, die man täglich hier erfindet, noch eine so falsche Vorstellung über den jetzigen französischen Hof, den König und seine Familie herrscht."

Sehr anziehend ist, was gelegentlich über historische Personen aller Kategorien gesagt ist, z. B. von der Frau von Staël: „Da sich das Gespräch hiernach auf die Lächerlichkeiten der Frau von Staël gewandt hatte, welche allerdings ihren hohen Genius wie Grimassen ein schönes Gesicht entstellten, so kamen viel drollige Anekdoten über sie zum Vorschein. Ein Engländer erzählte, daß man ihr einmal, während sie in England reiste, dort eine sanglante Posse im Genre der falschen Catalani gespielt habe. Ein junger mädchenhaft aussehender Franzose verkleidete sich als Frau, und erschien an dem Ort, wo sie eingeladen worden war, ohne daß Jemand in der Gesellschaft sie persönlich kannte, an ihrer statt. Die falsche Madame de Staël enchantirte alle Welt durch ihre Höflichkeit und Grazie. Am andern Tag ließ sich die wirkliche anmelden. Man war erstaunt, daß sie so schnell wiederkehre, und schon etwas übel disponirt über den erneuten unerwarteten Besuch, den Engländer nicht lieben, konnte jedoch nicht umhin, sie zu empfangen. Als aber eine ganz andere Person von etwas rüden, in jenem Lande doppelt auffallenden Manieren, phantastisch angezogen und mit fast entblößten Schultern und Busen hereintrat, glaubte der Wirth vom Hause sich gefoppt, und sagte mit unterdrücktem Grimme: „Madame, vous venez trop tard, nous avons tous l'honneur de connaître Madame de Staël. C'est une très jolie femme, qui au reste a l'air de son sexe, tandis que vous, Madame, on vous prendrait plutôt pour un homme si vous n'aviez pris soin de brouver par votre toilette, que vous appartenez effectivement au sexe feminin. Mais cela ne suffit pas encore pour usurper le rôle de Madame de Staël, voilà pourquoi, Madame, je ne peux que vous adresser très sérieusement le conseil de vous rétirer le plutôt possible." — Frau von Staël soll, troß aller ihrer présence d'esprit, über eine so unerwartete Apostrophe dermaßen alle Fassung verloren haben, (et on la perdrait à moins) daß sie, ohne zu antworten, nur sich beeilte, ein mehr als ungastliches Haus zu verlassen. Die Consternation des Wirths nach erhaltener Aufklärung mag indeß nicht geringer gewesen seyn."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 17. Montag, 15. Februar 1836.

Reise.

Vorlezter Weltgang von Semilasso. Traum und Wachen. Aus den Papieren des Verstorbenen. Erster Theil. In Europa. Erste und zweite Abtheilung. Stuttgart, Hallberger, 1835.

(Schluß.)

Dahin gehören auch die wunderlichen Projekte des wackern alten Sir Sidney Smith. „Zuweilen bringe ich einige Stunden bei dem ehrwürdigen Veteranen Sir Sidney Smith zu, der troz der Jahre und der Lorbeeren, die ihn drücken, noch immer voll neuer Projekte und origineller Ideen ist. So glaubt er mit Segeln zu Lande so gut wie auf dem Wasser fahren zu können, projektirt eine eigene Vorrichtung durch aufgehangene Häute bei Festungen die Kraft der Kanonenkugeln zu amortisiren, ist der Meinung, daß Afrika in der Vorzeit durch ein Meer in zwei Hälften getheilt war, und daß die Phönizier oder Aegypter, die es einst schon umschifft haben sollen, keineswegs um das Vorgebirge der guten Hoffnung, sondern durch dieses Meer den Weg gefunden hätten — und eine Menge anderer vom Gewöhnlichen abweichenden Ansichten, die er sehr lebhaft zu vertheidigen weiß, und vielleicht einmal genauer durch den Druck bekannt machen wird. Eins der Hauptprojekte des alten Admirals ist eine Wiederherstellung der Malteserritter in Amerika auf industriellem Fuß. Eines Morgens las ein französischer Marquis, der viel Enthusiasmus für das Projekt zeigte, aber in Folge der von ihm bis jezt ohne Erfolg gebrachten Opfer in etwas genirte Umstände gerathen zu seyn schien, den ganzen Plan ausführlich vor. Soviel ich mich erinnere, sollen, ganz der Intoleranz der alten Malteserritter entgegengesezt, in der Association alle Religionen vollkommen gleiche Rechte haben, und der Orden zugleich, als specielle Concession von Seiten Europas, allein das Recht ausüben, Sklaven zu kaufen, welche zu civilisiren einer seiner Hauptzwecke seyn wird. Handel ist der zweite. Daher sollen die gezähmten Neger, sobald man sich auf sie verlassen kann, wiederum als Missionaire (aber wohlverstanden: der Industrie und nicht der Religion) von Neuem in das Innere losgelassen werden, um ihrerseits dieses wiederum zu civilisiren und den dortigen Völkern die Vortheile und den Segen eines freien Handels begreiflich zu machen. Das Capital, welches man zum Erfolg der Unternehmung für nöthig hält, beträgt sechzig Millionen. Sobald für diese Summe Actien untergebracht sind, beginnt die Gesellschaft in Wirksamkeit zu treten, deren Großmeister und Dignitaire bereits ernannt sind. Indessen dieser so

Digitized by Google

einfache Artikel der 60 Millionen scheint dennoch derjenige zu seyn, welcher bis jezt der Ausführung des Projekts unübersteigliche Hindernisse entgegengesezt hat. Wenn sich nicht Herr von Rothschild der Sache annimmt, wird sie wohl an den besagten Millionen scheitern. Uebrigens erscheint mir, allen Scherz bei Seite, die Idee wirklich groß und edel, auch die Ausführung eben so denkbar als ein bedeutender, damit in der Folge der Zeit zu erzielender Gewinn. Seit aber die Franzosen Algier erobert haben, werden sie wohl selbst die Functionen der neuen Malteserritter übernehmen, auch ist nicht zu vermuthen, daß sie die Inquisition in Algier einzuführen und dort Kezer zu verbrennen gesonnen sind. Die Menge der Kenntnisse und Erfahrungen, welche Sir Sidney in seinem langen Leben gesammelt hat, machen seine Unterhaltung interessant und lehrreich. Neulich sagte er mir, daß die verschiedenen Courants im Mittelmeer jezt mit solcher Sicherheit bekannt seyen, wozu er selbst viel beigetragen, daß man Briefe in einer Bouteille wie auf der Post von gewissen Orten nach andern schicken, und die Dauer ihrer Reise bis auf wenige Stunden bestimmen könne, wenn sie nicht unterwegs gewaltsam aufgehalten würden." Unter den Berühmtheiten neuester Zeit lernte der Verfasser auch den Herzog Karl von Braunschweig kennen, von dem er eine vortheilhafte Schilderung macht, und den er wegen seiner „Jugendfehler" entschuldigt wissen will.

Seine Abschweifung an die Grenze führte ihn nach Belgien. Auf den großen Eisengießereien des Herrn Cocquerill wurden gerade die Kanonen gelöst, weil die Regierung mit diesem mächtigen Besitzer in Betreff der Eisenwerke einen Frieden geschlossen hatte. „Schon gestern hörten wir von einigen Forts die Kanonen zur Feier der statt gehabten Versöhnung lösen, der man nicht mit Unrecht in der hiesigen Gegend die Wichtigkeit eines Friedensschlusses gibt; denn man muß es gestehen, die Industrie wird täglich einflußreicher und imposanter. Der Gebieter von mehreren Tausenden von Arbeitern ersezt ganz folgerecht, den ehemaligen Feudalherrn mit seinen Reisigen der heutzutage oft kaum noch einem Bedienten zu befehlen hat. Diese Industriellen werden daher künftig die Stelle nicht nur der Ritter alter Zeit, sondern auch die der Feldherren und Generale unserer Zeit einnehmen, während die Geldmäkler eine Art noblesse de robe bilden können, die großen Banquiers aber den Nationalsenat. Eine colonne de la place Vendôme aus gegossenen Kanonen, ein Löwe von Waterloo aus Eisen müssen dann zu chetifen Monumenten herabsinken, und ich hoffe, man wird sie durch ein noch weit größeres Kalb aus purem Golde ersetzen, dessen Fell wir bis jezt nur folgten."

Auf der Reise nach dem Süden boten sich dem Verf. noch manche interessante Punkte dar, z. B. Chenonceaux, das Schloß, wo Heinrich IV. mit der schönen Gabriele und mit der schönen Diana lebte, Plessis les Tours, wo Ludwig XI. hauste xc., Montesquieus Landsitz xc. Auch sind die kleinen Tändeleien mit den naiven Schönheiten des Südens sehr anmuthig erzählt, dezenter und doch nicht kälter als von Thümmel.

Im Allgemeinen sagt der Verstorbene über Frankreich: „Frankreich kömmt mir, wenn ich seine waldentblößten Fluren, seine unabsehbaren Felder, seine zerstörten Schlösser, seine vernachläßigten und schmutzigen Dörfer und Städte betrachte (besonders bei der jetzigen Dürre und dem grauen Himmel), wie ein zurückgekommener alter Edelmann vor, der gern wieder jung werden möchte, und wenig Werth mehr auf das Vergangene legt. Deutschland ist nur ein Parvenüe dagegen, und ein Jüngling dazu, weil es, vielleicht mit größerer Lebenskraft begabt, dennoch nicht halb so schnell gelebt hat. Es ist daher wahrscheinlich, daß es auch noch mehr Zukunft zu erwarten haben wird." Das fängt jezt den Leuten an, allmählich klar zu werden, und, was das sonderbarste ist, man merkt es im Ausland besser, als in Deutschland selbst.

Encyklopädisches Werk.

Bridgewater-Bücher, oder: die Natur und ihre Wunder und Geheimnisse. Aus dem Englischen vom Redakteur des Morgenblatts Dr. H. Hauff und Andern. Mit Abbildungen. Erster Band. Die menschliche Hand und ihre Eigenschaften, übers. von Hauff. Zweiter Band. Chemie, Meteorologie und verwandte Gegenstände, nach Prout von G. Plieninger. Stuttgart, Neff, 1836.

Diese Bücher verbinden einen wissenschaftlichen Zweck mit einem religiösen. Sie sollen das größere Publikum von den wissenswürdigsten Dingen in der Natur unterrichten, aber unter dem Gesichtspunkt der Frömmigkeit. Die Schöpfung soll den Schöpfer loben. So wollte es der Stifter dieser Bücher, der Graf von Bridgewater, der eine beträchtliche Summe für die Verfertigung derselben in seinem Testamente anwies. Vielleicht war es ihm nicht entgangen, daß die Naturwissenschaften beständig zum Materialismus tendiren, und daß eine Zeit, die sich vorherrschend der Physiokratie, Industrie, dem Handel und den sinnlichen Genüssen hingibt, nothwendig auf denselben Irrweg gerathen müsse. Vielleicht suchte er eben deßhalb gerade im Naturgebiet einen Anknüpfungspunkt für die Religiosität, um dem Materialismus auf seinem eignen Terrain entgegenzuwirken. Allein wie schwierig das ist, erhellt schon aus der Art, wie sein

Gedanke ausgeführt wurde. Alle frühern Versuche, die Theologie aus der Naturgeschichte abzuziehen, sind bisher mißlungen. Das Heilige wird leicht kleinlich, ja sogar lächerlich, wenn man seine Spuren bis zum Wurm herab verfolgt, und das wissenschaftliche Interesse am Studium der Natur geht verloren unter den frommen Exklamationen. Dies wohl fühlend, haben die englischen Verfasser der Bridgewater-Bücher sich die Freiheit genommen, das Wissenschaftliche vor dem Religiösen vorherrschen zu lassen, und zu belehren, nicht zu predigen, was wohl sehr gebilligt werden muß.

Die Untersuchungen über die „Hand“ sind sehr interessant, und obgleich der Verfasser sich dabei langer erbaulichen Betrachtungen enthält, so drängt sich doch gewiß jedem Leser von selbst ein Gefühl von Bewunderung auf, wenn er die Weisheit erkennt, mit welcher dieses uns so unentbehrliche Organ vom Schöpfer eingerichtet wurde. Es wird hier gezeigt, wie sich die Hand zu den ihr entsprechenden Gliedern der Thiere verhalte. Bevor der Verfasser die menschliche Hand selbst anatomirt, weist er durch die vergleichende Anatomie ihre Vollkommenheit nach. Dann geht er zu ihrer Empfindlichkeit und Beweglichkeit über, Eigenschaften, wodurch sie fähig wird, unserm Willen auf die überraschendste und künstlichste Weise zu dienen.

Die Hauptsache bleibt freilich immer unerklärt. „Voltaire sagt, bei all seiner Wissenschaft könne Newton nicht sagen, wie sich sein Arm bewege. So wahr ist es, daß alle Forschungen der Art ihre Grenze haben. Er erkennt aber an, daß zwischen der Unwissenheit des Kindes oder des Bauern und dem Bewußtseyn des Philosophen, daß er an einen Punkt gelangt ist, über welchen der Mensch mit seinen Fähigkeiten nicht hinauskommt, ein großer Unterschied sey. Wir dürfen ferner fragen, ist es denn gar nichts, wenn man sich die vielen Beweise göttlicher Absicht, wie sie sich in der Hand offenbaren, zu vergegenwärtigen sucht, wenn man zur Ueberzeugung gelangt, daß ihr ganzer Bau ein vollkommen gegliedertes System ist, daß der vollendetste, ausgearbeitetste Mechanismus und auf's Feinste berechnete Kräfte der Empfindung zusammenwirken, damit wir die Hand bewegen können? Was der erste Anstoß zur Bewegung ist, wissen wir nicht, eben so wenig, worin das eigentliche Band zwischen Leib und Seele besteht; bei alle dem aber bleibt es vom höchsten Interesse für uns, wie ausnehmend sinnreich und trefflich der körperliche Apparat gebaut ist, der zwischen der innern Kraft, die uns antreibt, ihn in Bewegung zu setzen, und der äußern Welt in der Mitte liegt.“ Hätten wir aber auch die erste bewegende Kraft ausgemittelt, so würde es immerhin noch wunderbar bleiben, daß die Bewegung sich durch so viele Mittelwege so exakt fortpflanzen kann. So ist wohl nichts wunderbarer, als das Werfen. Beim Malen ist die Hand dem Bilde nahe und der Pinsel ist nur eine Fortsetzung der Finger; aber beim Werfen ist der Gehorsam der Hand, die zum Ziele wirft, während der Werfende gar nicht auf die Hand sieht, noch auffallender.

Doch ist die Hand immer nur Werkzeug, und ohne sie sucht der Mensch sich auf andere Weise zu helfen. „Die tägliche Erfahrung zeigt uns, daß Kunstfertigkeit den Verlust der Hand nicht nur überdauert, sondern sich regt und übt, wenn auch von Geburt die Hände fehlen. Es ist höchst merkwürdig, wie bei solchen Menschen die Füße an die Stelle der Hände treten und feine, künstliche Arbeiten zu Stande bringen. Leider entwickeln sich zuweilen auch die furchtbarsten Leidenschaften und führen zu Verbrechen, unter Umständen, wo man es für unmöglich halten sollte, weil es an den äußern Mitteln zur Ausführung gebricht. Das merkwürdigste Beispiel der Art war ein Mann, der von Geburt keine Arme hatte, und doch, wie vom Teufel besessen, mehrere Mordthaten beging, bis die Sache endlich entdeckt und er hingerichtet wurde. Dieser Elende war ein Bettler, und stellte sich gewöhnlich an die Landstraße am Saume eines Waldes, wenige Meilen von Moskau. Er gab der Person, wenn sie ihm eben ein Allmosen reichte, mit dem Kopf einen Stoß vor den Magen, packte sie in der Betäubung mit den Zähnen und schleppte sie in den Wald.“

Am meisten Verwandtschaft hat die Hand mit dem Auge. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, ohne jedoch der bekannten Fälle zu erwähnen, in welchen bei Mißgeburten wirklich die fehlenden Augen durch desto mehr Finger ersezt werden.

Daß der Verfasser die Chiromantie beseitigt hat, ist nicht mehr als billig, denn die Prophezeiung aus den Linien der Hand bleibt wohl immer etwas sehr Zweideutiges. Dagegen scheint den Pantomimen der Hand und der Finger ein ziemlich charakteristisches Gesetz zu Grunde zu liegen. Nicht zu übersehen ist endlich die Benediktion, die Handauflegung, die magnetische Wirkung.

Das chemische Werk ist auf die Atomenlehre gebaut. Ob aber die Moleculen, aus denen alles in der materiellen Welt ursprünglich zusammengesezt seyn soll, nicht ein Widerspruch sind gegen die unendliche Theilbarkeit? Ob die Dinge überhaupt aus einer Zusammensetzung verschiedener Elemente entstanden, oder ob nicht vielmehr die Urtheile selbst erst geschieden sind aus einem ursprünglich Ganzen? ob das Urelement nothwendig eine Menge von unendlich kleinen Einzelheiten, wie ein Sandmeer, oder nicht vielmehr ein Continuum, ein flüssiges, noch nicht getheiltes, erst theilbares Ganze ist? Dem sey aber wie ihm wolle, wir dringen eben nie bis zum Urelement hindurch, die Chemie bleibt immer bei verschiedenen Urstoffen stehn, die sie allerdings in die möglichst

kleinsten Theile zu zersetzen vermag. Die Resultate der Chemie sind übrigens hier mit vieler Klarheit vorgetragen. Daß der Verfasser die Materialität des Lichts, d. h. das Daseyn eines eigentlichen Lichtstoffs, wenigstens unentschieden läßt, ist sehr vernünftig, denn wir gestehen, daß es uns allemal ganz ängstlich wird, wenn man den sichtbaren Geist in der Natur, die feinste und stärkste ihrer Kräfte mit Gewalt zu einer Materie machen will und sich das Durchleuchten nicht anders erklären kann, als durch ein Durchwässern mit Lichtmaterie.

Antichristenthum.

Das Manifest der Vernunft, eine Stimme der Zeit in Briefen an eine schöne Mystikerin, von Fr. Clemens. Altona, Hammerich, 1836.

Die neue Religion macht recht erfreuliche Fortschritte. Hier tritt schon wieder ein neuer junger Deutscher auf, um einer „schönen Mystikerin" zu beweisen, daß das Christenthum eine Unvernunft sey. „Wie gerne, Madame, möchte ich Sie wie ein ausgelassener Satyr ergreifen, und hüpfend und tanzend, nach lustigen Weisen, und unter heitern, sinnigen Glossen aus dem dumpfen Conventikel, hinaus in das pulsirende Leben führen." Mag sie sich auch sträuben, die gute Dame, es geht ihr wie der Maria in Parnys Götterkrieg, der schöne Apollo weiß die Mutter Gottes schon herumzubringen. „Kreuzigen Sie Ihr schönes Fleisch, Madame! sammt allen Regungen, welche die Natur mit heilig erhabener Absicht in die Brust ihrer Menschen pflanzte, aber unsere Freundschaft soll nicht am Kreuzesstamme verbluten; und wenn Sie auch Ihr seidenes Haar, in dessen Ringellocken noch jüngst ein Heer von Amoretten tändelte, mit scharfen, dürren Dornenzweigen durchflochten hätten, es schreckt mich nicht; ich schiebe kosend den Kranz von Dornen zur Seite; und, würd' ich auch gerizt, blutrünstig gar, so kennt man ja doch den Verlauf der Erdendinge."

Der Verfasser zweifelt so wenig, als die übrigen jungen Deutschen, daß es mit dem Christenthum aus sey, und auch er ist neidisch, daß der Ruhm, es gestürzt zu haben, vorzüglich dem Herrn Heine zugeschrieben werden will. Er vindicirt deßfalls seinen Antheil. „Ich bin Einer aus dem Volke, ja ich bin das Volk selbst; mehr wie Heine von sich es versichern darf; nehme kein Blatt vor den Mund, und rede es frei heraus, daß wir uns schämen müssen vor allen nicht christlichen Völkern."

Nun beginnt die Litanei, ganz wie in Gutzkows Wally. Jesus war ein wohlwollender Mann, der aber große „Fehlgriffe" beging und dessen Lehre zu einem System der Dummheit und Unfreiheit verarbeitet wurde, von der uns endlich die jungen Deutschen zu befreien berufen sind. Herr Clemens weiß sich der hierarchischen Greuel und der theologischen Zänkereien mit gutem Vortheil zu bedienen, um nicht nur die Entweihungen, sondern auch das Entweihte selbst anzugreifen. Sein erster Angriff gilt der Kirche und dem Priesterthum, sein zweiter dem Buchstaben, sein dritter dem Geist selbst. Die Bibel nennt er ein Buch voll „Hexerei und Zoten" und voll „erotischer Plattituden" und macht der eleganten Welt große Vorwürfe, daß sie ein so unflätiges Buch zu lesen erlaube, während sie die so durchaus ästhetischen Nuditäten des jungen Deutschland verschmäht. Endlich soll es kein religiöses Mysterium mehr geben und er erklärt dies für die Hauptsache. „Ich glaube es hinlänglich klar ausgesprochen zu haben, daß es nur die christliche Mystik ist, gegen die ich aus Gründen der gesunden Vernunft meine kleine Waffe eingelegt habe; und gewiß ist, daß ich jede, selbst die leiseste Spur von Rationalismus als einen Schritt zu dem schönen Ziele betrachte, wo endlich der Religion ein Tempel gebaut werden wird, in welchem Vernunft und Gefühl in niegefundener Harmonie für Veredlung der Menschheit sorgen werden. Daß aber die Feindin dieses edlen Strebens, die verwerfliche Mystik, nie besiegt werden kann, so lange sie noch auf die göttliche Autorität der Schrift, und somit auf die Wahrhaftigkeit der christlichen Mysterien trotzen darf, ist augenscheinlich, und noch einmal bedaure ich den harten Stand der heutigen Rationalisten, die sich der verwerflichen Mystik freilich feindlich gegenüberstellen, und doch aus Amtspflicht selber die krassesten Mysterien als lautere Wahrheit predigen müssen." Nicht wahr, Herr Paulus? Daß Sie alter Mann sich von der lieben Jugend so beschämen lassen müssen!

Herr Clemens macht nun ausführliche Vorschläge, was einstweilen aus der Bibel beizubehalten sey und dies läuft dann auf einige moralische Doctrinen und historische Thatsachen hinaus, alles Wunderbare und Mystische soll ein für allemal heraus. Es leuchtet aber ein, daß die so verstümmelte Bibel Niemand mehr behagen würde, sie wäre nicht mehr christlich und auch noch nicht genug jungdeutsch. Sie müßte nothwendig durch eine neue Bibel der Vernunft- oder Natur-Religion ersezt werden, und Herr Clemens hätte deßfalls immerhin, statt auf halbem Wege stehen zu bleiben, so weit gehen können, als Herr Wienbarg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 18. Freitag, 19. Februar 1836.

Altgriechische Literatur.

1) Der epische Cyklus, oder die Homerischen Dichter, von Fr. G. Welcker. Bonn, E. Weber, 1835. XII und 464 S.

An den Namen des Homer knüpft das Alterthum die zwei großartigsten Gedichte, welche der griechische Genius geschaffen hat. Kein Theil der griechischen Literaturgeschichte verdient also eine so genaue Beachtung, wie dieser. Keinem ist auch in der neueren Zeit eine sorgfältigere Pflege zu Theil geworden. Allein die meisten Gelehrten gingen theils von irrigen Ansichten aus, theils verfuhren sie zu einseitig bei der Prüfung der vorhandenen Nachrichten. Daher darf man sich nicht wundern, daß es noch immer an einem Werke fehlte, welches allen Anforderungen der Kritik entspräche. Welcker, ein scharfsichtiger Kenner hellenischer Kunst und Poesie, hat durch das vorliegende in der That einem Bedürfnisse abgeholfen. Das Ganze besteht aus zwei Abtheilungen. Die erste derselben beschäftigt sich mit dem epischen Cyklus überhaupt. Ueber Bedeutung und den Umfang desselben sind bekanntlich bisher die verschiedensten und widersprechendsten Ansichten aufgestellt worden. Mit Recht beginnt Herr Welcker sein Werk mit einer sorgfältigen Untersuchung über den Verfasser der grammatischen Chrestomathie, wovon die Auszüze der troischen Abtheilung des epischen Cyklus enthalten sind. Noch immer hielt man den neuplatonischen Philosophen Proclus aus dem fünften Jahrhundert für den Verfasser jener Chrestomathie, die, wie Herr Welcker zeigt, einem Grammatiker aus dem zweiten Jahrhunderte ihre Entstehung zu verdanken hat. Im zweiten Kapitel wird bewiesen, daß Zenodotus von Ephesus aus der Zeit des ägyptischen Königs Ptolomäus Philadelphus den epischen Cyklus bildete, und bei der ganzen Zusammenstellung aller Wahrscheinlichkeit nach andere Rücksichten als die der literarischen Kritik befolgte. Als Vorsteher der Bibliothek von Alexandria ist uns dieser Gelehrte aus Suidas bekannt; im Auftrage des Königs Ptolemäus sammelte und ordnete er, wie wir nunmehr erfahren, die Homerischen Gedichte. Von einer ähnlichen Zusammenstellung anderer epischer Gedichte ist weder aus älterer, noch aus der nachfolgenden Zeit die geringste Spur vorhanden. Da es nur den einen epischen Cyklus gab, der Homerisch war, so ist die Benennung epischer Cyklus, der auch bloß Cyklus genannt wird, genau und bezeichnend genug. Im dritten Kapitel untersucht Herr Welcker, welche Gedichte der epische Cyklus enthielt. Wir sehen, daß nur solche dahin gehören, welche durch das Zeugniß alter Schriftsteller entweder als cyklisch oder als homerisch bekannt sind. Die Reihenfolge der Gedichte, die demselben

Digitized by Google

einverleibt waren, ist also folgende: die Titanomachie, Danais, Amazonia (auch Atthis), Oedipodee, Thebais (oder des Amphiaraus Ausfahrt), Epigonee (oder Alcmäonis), Minyas (auch Phocaïs, das Phokäische Gedicht), Oechalia's Einnahme, Cypria, Ilias, Aethiopis, kleine Ilias, Iliupersis, Nosten, Odyssee, Telegonee. Unter den Orten, welche diese Gesänge verherrlichten, ragen die Cadmea und Ilion hervor. Es könnte die Frage entstehen, ob der epische Cyklus nicht eine größere Ausdehnung gehabt habe. Eher, sagt der Hr. Verf. (S. 39), könnten wir zweifelhaft seyn, ob die genannten Gedichte wenigstens vom Anfang an alle in demselben enthalten waren, und nicht das eine oder das andere wegen des engen Zusammenhanges der Geschichten, wie die spät geschriebene Telegonee, oder aus Rücksicht auf den Ort, den es betraf, wie die Danais oder die Amazonia, später hinzugezählt worden sey. Die Melampodee, ein bedeutendes aegirisches Gedicht, konnte, da sie Hesiodisch war, nicht hinzugezählt werden. Der Aegimos wird zwar von Apollodor dem Milesier Cercops beigelegt, von Andern aber auch als Hesiodisch erwähnt. Die Corinthiaca des Eumelus unterschieden sich wohl nur wenig von der genealogischen und logographischen Gattung des Hesiodus, eben so die Phoronis, die zu Strabon's Zeit schon verschollen war. Die Europeia oder Europe des Eumelus und Stesichorus scheint ebenfalls nichts Homerisches gehabt zu haben. Man darf nicht übersehen, daß zwischen den Sagen des frühesten Alterthums, auch den bedeutendsten und phantasiereichsten, wie die von Perseus, Jason und Medea waren, und einem Epos aus der Periode der Homerischen Sänger ein großer Zwischenraum in der Mitte liegt, und zwischen genealogischer Darstellung und einem von Idee und Charakterdichtung belebten und weit ausgedehnten Kunstwerke ein großer Unterschied sey. Einen Theil der Poesien des Cyklus sehen wir zwischen dem Namen Homerus und andern bekannten oder unbekannten Verfassern schwanken, die Thebais, die Epigonen, die Cypria, die kleine Ilias, die Nosten, Oechalia's Einnahme, die Amazonia, dazu die Hymnen, besonders den delischen, den Margithes, die Batrachomyomachia, die Cercopen und einige andere, vermuthlich kleine, scherzhafte Gedichte; ein Theil, und darunter auch mehrere von den genannten, ist unter verschiedenen Dichtern streitig: die Titanomachie zwischen Eumelus und Arctinus, Oechalia's Einnahme zwischen einem Halicarnasser und zwei Cypriern, die kleine Ilias zwischen Cinäthon, Creophylus, Thestorides von Phokäa, Diodorus von Erythrä und Lesches von Lesbus; die Nosten zwischen einem Colophonier, Agias von Trözen und Eumelus von Corinthus. Dagegen treffen auf der andern Seite unter demselben Dichter-Namen mehrere Gedichte zusammen. Die betheiligten Orte sind die äolischen Städte Neonteichos bei Kyme, Bolissus auf Chius, Mytilene und Pyrrha auf Lesbus, die ionischen Städte Miletus, Samus, Chius, Jos, Phokäa, Colophon, die dorische Stadt Halicarnassus, die attische Salamis auf Cypern, Sparta, Trözen, Corinth und endlich Cyrene. Wir sehen, wie sich die epische Poesie von Asien und seinen Inseln aus nach dem Peloponnese und später von Corinth nach Syrakus gleich bei der Gründung dieser Stadt verzweigt, so daß es uns nicht wundern darf, wenn Homerus an so vielen Orten erscheint, und durch die griechischen Colonisten in Unteritalien auch bei den italischen Völkerschaften bald bekannt wurde. Im vierten Kapitel weist Herr Welcker die irrige Annahme ab, als habe schon lange vor den alexandrinischen Grammatikern eine ähnliche Sammlung des berühmten epischen Cyklus bestanden, wie die des Zenodotus war.

Im fünften Kapitel spricht der Verfasser von der verschiedenen Bedeutung, in welcher das Wort Cyklus „als Zusammenstellung, Inbegriff, Auszug, System, Handbuch“ ꝛc. vorkommt, und führt die bekanntesten Werke an, welche außer der Sammlung der Homerischen Gedichte diesen Namen führten. Neben dem epischen Cyklus hatte das Alterthum einen Cyklus von Phayllus, der mythologisch war, der mehr als Inhaltsangabe, denn als Auszug mythischer Gegenstände zu betrachten ist, und höchst wahrscheinlich auch in Versen abgefaßt war. Von Aristoteles war ein literar-historischer, von Polemon, der ein Zuhörer des Panätius und Zeitgenosse des Aristophanes von Byzanz war, ein grammatischer vorhanden; der Cyklus des Dionysius von Miletus, der auch Ortssagen sammelte, war vermuthlich mythisch, wie die Bibliothek des Apollodor.

Im sechsten Kapitel handelt Herr Welcker vom cyklischen Gedicht, welches man fälschlich dem Pisander von Rhodus, Verfasser einer Heraklee, beilegte, von der Thebais des Antimachus von Colophon, von der Heracleis des Rhianus, von der Perseis des Musäus oder Otesias ꝛc.

Wir gehen nun zum zweiten Theile über, der den Homerischen Dichtern gewidmet ist. Der Verfasser handelt zuerst von Homerus als Kunstname. Seit der Ilias, sagt er, die gewiß nur als das erste vollkommene Muster, nicht als die erste Erscheinung einer größeren Gattung zu betrachten ist, sehen wir eine Reihe von epischen Gedichten sich häufen, die in großem Umfang eine Menge von Personen und Begebenheiten zu einer dichterischen Einheit zusammendrängen. Diese große Neuerung und Erfindung, die größte, die je in der Kunst gemacht worden ist, und gemacht werden konnte, und die unter den Griechen durch ihren Einfluß auf alle andern Hauptgattungen, den Charakter und die Höhe ihrer Kunst überhaupt entschieden hat, ist bezeichnet durch den Namen des Homerus (d. h. des

Zusammenfügers). Es war im Alterthum Sitte, die Meister und Künstler, auch in Bezug auf besondere Arten der Werke, nicht nach dem zufälligen Eigennamen, sondern nach ihrem Stand und Vermögen zu nennen. Die Sagen, welche sich im Leben des Homerus, das man fälschlich dem Herodotus beilegt, vorfinden, haben, so sonderbar sie auch scheinen, den großen Vortheil, daß wir aus ihnen die Verbreitung der Homerischen Poesie einigermaßen kennen lernen. Aus ihnen geht die Mehrheit der Homere und (mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit) die Heimath einzelner Homerischer Gedichte von der Ilias an deutlich hervor. Die sechzehn Kapiteln, in welchen Herr Welcker von den Homerischen Dichtern spricht, enthalten einen Schatz der trefflichsten Bemerkungen. Bedauern müssen wir, daß das neunzehnte Kapitel, in welchem er von den Homerischen Gedichten außer dem Cyklus, d. h. von den Hymnen und scherzhaften und andern kleinen Gedichten spricht, nicht ausführlicher ist. Herr Welcker wäre bei seiner vielseitigen Kenntniß des klassischen Alterthums ganz geeignet, eine genügende Erklärung über Entstehung und Bedeutung der Hymnen, welche des Homerus Namen tragen, zu geben. Der Anhang enthält die verschiedenen Ansichten, welche bisher über den epischen Cyklus aufgestellt wurden. Es wäre zu wünschen, daß Herr Welcker eine vollständige Geschichte der griechischen Literatur schriebe.

d.

2) Geschichte der hellenischen Dichtkunst von Dr. Hermann Ulrici. Erster Theil. Epos. Berlin, 1835. Verlag von Duncker und Humblot. VIII und 534 S.

Wer möchte läugnen, daß es ein schwieriges Unternehmen sey, eine Geschichte der hellenischen Dichtkunst zu entwerfen, wenn er erwägt, daß derjenige, der sich diesem Geschäfte mit Erfolg unterziehen will, nicht bloß in den Geist der Poesie eindringen, sondern denselben auch in der unendlichen, überwältigenden Fülle von Erscheinungen und Bildungen des hellenischen Alterthums, das nach langen Jahrhunderten dem fernen Beobachter in Trümmern und Bruchstücken vor Augen liegt, überall in seiner organischen Entwicklung verfolgen soll.

Die erste Vorlesung enthält eine Entwicklung der Idee der Kunst überhaupt, die zweite die Entwicklung der verschiedenen Zweige der Kunst in ihrer Nothwendigkeit. Diese beiden Vorlesungen dürften denjenigen, welche sich zu dem philosophischen Systeme bekennen, welches sich in diesem Werke deutlich offenbart, sehr willkommen seyn; uns wäre es lieber gewesen, wenn der Verfasser die in diesen zwei Vorlesungen enthaltenen Gedanken frei von aller modernen Terminologie dargelegt hätte. In der dritten Vorlesung handelt er von der Bedeutung und dem Charakter des hellenischen Volkes und seiner Geschichte und von den ersten Anfängen der letztern. Alle Nachrichten über den ältesten Zustand Griechenlands deuten nach seiner Ansicht auf eine durchaus chaotische Volksmasse, auf unruhige, herumziehende Horden ohne feste Wohnsitze, mithin auf eine nur vorbereitete, noch durchaus ungebildete, kaum angefangene Nationalität, deren Bildung erst mit der festen, bestimmten Ansiedlung beginnen konnte. Daß nun aus dieser chaotisch sich bewegenden Volksmasse, welche, als sie sich zu setzen begann, durch spätere Einwanderungen und fremde Colonien sehr verschiedene Elemente erhielt, gerade die griechische Nationalität sich entwickelte, lag zum Theile in eben dieser Mannichfaltigkeit der Elemente, die bei der von Meer und Gebirgszügen bewirkten Zerrissenheit des Landes mit seinen Inselgruppen länger und leichter ihre Eigenthümlichkeit bewahrten, ohne doch vereinzelt und von der gegenseitigen Einwirkung auf einander ausgeschlossen zu seyn. Hieraus bildete sich jene unzählige Menge von Städten und Staaten, welche unabhängig, aber doch durch ihre natürliche und bald auch religiös und politisch geheiligte Verbindung unter einander gesichert, frei und selbstständig sich entwickeln konnten. Anderntheils sänftigte der stets heitere, milde Himmel bald die rauhen Sitten; die glückliche, für allerlei Erwerb vortheilhafte Lage gab dem Leben Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit; das Meer in seiner zeugenden und nährenden Gewalt, in seiner zugleich furchtbar erhabenen Größe, zugleich liebevoll reizenden Anmuth, in seiner regen Lebendigkeit und Beweglichkeit ermunterte das Gefühl und die schaffende Phantasie; der nicht verschwenderische und doch ergiebige Boden stärkte die Thätigkeit in Seele und Körper.

So schön diese Ansichten sind, so dürften sie doch das ganze geistige Wesen der Hellenen keineswegs nach allen Beziehungen erklären. Wir glauben, daß es sich für diejenigen, welche dem klassischen Alterthume nicht ganz fremd sind, auf eine einfache Weise veranschaulichen lasse. Griechenland stand auf allen Seiten mit den im Alterthume bekannten Erdtheilen in Verbindung, und war als Halbinsel zugleich in sich abgeschlossen und vollendet. Hieraus erzeugte sich die strenge Eigenthümlichkeit der Griechen, die in allen ihren Werken scharf ausgeprägt ist und zugleich ihre bewunderungswürdige Empfänglichkeit für das Fremde. Die Schönheit der Natur, die Anmuth der mit den herrlichsten Früchten gezierten Thäler hatte ihnen die regeste Empfänglichkeit, für geistige und körperliche Schönheit eingepflanzt; heiter, wie

die Natur ihres Vaterlandes, und der Himmel, unter dem sie lebten, waren ihre Gemüther. Ein froher Sinn und Leichtfertigkeit waren bei ihnen mit einer Beharrlichkeit und Ausdauer verbunden, die sich selbst den größten Anstrengungen freudig unterzog. Sie waren nicht bloß für Musik, Dichtkunst und das sinnlich Schöne, sondern auch für jene Wissenschaften im höchsten Grade empfänglich, welche Tiefsinn und einen ernsten Forschungsgeist erheischen. Nicht mit Unrecht nennt sie Friedrich Richter in seiner Vorschule der Aesthetik ewige Jünglinge, Geschöpfe einer Morgenzeit und eines Morgenlandes, das mehr begeisterte, als berauschte, da es in der gehörigen Mitte zwischen einer Steppe und erdrückender Fruchtbarkeit, so wie zwischen ewigen Wolken und einem leeren Himmel lag. Die Gebirge, welche es fast nach allen Richtungen durchschnitten, dienten als Schutzmauer der Selbstständigkeit. Die Zauberthäler waren reiche Wiegen der Ueppigkeit und eines regsamen Lebens, von denen sich ein leichtes Wehen und Wogen verbreitete. Die klimatisch bedingte Mitte der Einbildungskraft zwischen dem eines Nordländers und eines Arabers hatte auf ihre Leistungen in Kunst und Poesie den entschiedensten Einfluß. Sie läßt sich sehr passend mit einem stillen Sonnenlichte vergleichen, das zwischen kaltem Mondscheine und einem alle zarten Keime versengenden Erdenfeuer die gehörige Mitte hielt. Daher darf man sich nicht wundern, daß die Griechen ein so reiner und vollendeter Schönheits-Sinn belebte, daß sich derselbe so hoch steigerte, daß sie schöne Jünglinge wegen ihrer Anmuth vergötterten, daß sich die morgenländische und abendländische Bildung bei ihnen in schönster Harmonie vereinigte.

In der vierten Vorlesung spricht der Verfasser von dem Wesen und der Idee der epischen Poesie in ihrem Gegensatze zur lyrischen und dramatischen Dichtung überhaupt und nach den Kunstbegriffen der Griechen insbesondere. Diese Vorlesung wird nicht bloß den Aesthetiker, sondern auch den Gelehrten vom Fache wegen der sorgfältigen Erörterung der auf diesen Gegenstand bezüglichen Stellen der Alten befriedigen.

Mit der fünften Vorlesung beginnt die eigentliche Geschichte. Sie umfaßt die mythische Vorzeit der hellenischen Poesie, deren Repräsentant Orpheus ist. Wäre es nicht ursprüngliche Eigenthümlichkeit der hellenischen Religion und mit ihr der hellenischen Kultur überhaupt gewesen, durch den Mund der Poesie entwickelt, ausgebildet und verbreitet zu werden, wie hätten plötzlich Hesiodus und Homerus aufstehen können, um den Hellenen eine Religion und Götterlehre zu geben, die bis dahin noch gar nicht existirt hätte; oder doch fern und geschieden von der Poesie in ganz andern Gebieten des Geistes und Lebens ihren Sitz gehabt hätte? Dennoch ist das Daseyn einer ältern vorhomerischen oder mythischen Poesie, welche die Sagen und Nachrichten der Hellenen an die berühmten Namen Orpheus, Musäus, Eumolpus, Pamphus, Thamyris, Linus, Olen, Philammon und Andere knüpfen, nicht nur unter den Alterthumsforschern unserer Zeit streitig und zweifelhaft, sondern ward auch im spätern Alterthume selbst von manchem Gelehrten geläugnet. Dieser Theil erfordert daher eine möglichst genaue Sichtung der Quellen. Diese Sichtung ist zwar schon von Bode und namentlich von Lobeck mit großer Kritik und Vollständigkeit ausgeübt worden; allein deßhalb ist einem neuen Forscher noch keineswegs die Möglichkeit benommen, zu neuen Resultaten zu kommen. Insoferne müssen wir bedauern, daß Herr Dr. Ulrici nicht ganz selbstständig verfahren, und sich zu sehr an seine Vorgänger gehalten hat. Derjenige, der diesen Theil der Geschichte der griechischen Poesie vollständig behandeln will, muß die allmählige Verbreitung des Musendienstes und des Kultus des Apollo in Hellas mit größter Umsicht verfolgen, das ganze Wesen der einzelnen Zweige der Thracier, der ältesten Pfleger der Poesie in Hellas, nach allen Seiten beleuchten, die Sagen von den Wanderungen Apollos zu den gesangliebenden Hyperboreern gründlich erörtern, so wie auch jene von den Sibyllen und alten Sehern scharf in das Auge fassen, um über die Anfänge des Gesanges, seine allmählige Ausbildung und weitere Verbreitung, den Stoff, welchen er verherrlichte, und die Eigenthümlichkeit, welche ihn vor dem der spätern Zeit auszeichnete, Licht zu verbreiten, und uns in den Stand zu setzen, die Kultur der damaligen Zeit genau kennen zu lernen. Uebrigens wollen wir damit keineswegs sagen, daß Herr Ulrici zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe nicht wesentlich beigetragen habe. Ein besonderes Verdienst hat er sich dadurch erworben, daß er zeigte, daß man aus dem Stillschweigen des Homerus über Orpheus keineswegs schließen dürfe, daß die Angaben über ihn und die älteste hellenische Dichtung überhaupt keine geschichtliche Grundlage haben. Die sechste Vorlesung über die Blüthe des Heldenzeitalters und nach ihm des Heldengesanges, über das Homerische Epos, über das Wesen, den Charakter, die Form und die Theile desselben umfaßt einen sehr wichtigen, ja den wichtigsten Abschnitt, und ist deßhalb auch von Seiten des Verfassers mit besonderer Umsicht und Gründlichkeit behandelt worden.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 19. Montag, 22. Februar 1836.

Altgriechische Literatur.

2) Geschichte der hellenischen Dichtkunst von Dr. Hermann Ulrici. Erster Theil. Epos. Berlin, 1835. Verlag von Duncker und Humblot. VIII und 534 S.

(Schluß.)

Wir wünschten nur, daß der Verf. auch der Homerischen Charakterzeichnung eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet, oder wenigstens doch die Züge, welche über Achilles in den einzelnen Gesängen vorkommen, zu einem Ganzen vereinigt hätte. Ueberhaupt müssen wir uns wundern, daß die großartigen Gedichte von dieser Seite noch nicht gründlich und vorurtheilsfrei beleuchtet wurden. Die äußere Geschichte des Homerischen Epos, die Entstehung, das Zeitalter und Vaterland, so wie die spätere Verbreitung und Behandlung desselben ist Gegenstand der siebenten Vorlesung. Es freut uns, daß der Verfasser die wichtige Hypothese, als seyen die Homerischen Gedichte nichts anders, als eine Verbindung verschiedener Theile, die in verschiedener Zeit entstanden, und von verschiedenen Verfassern herrühren, mit der gehörigen Kritik abgewiesen, und in ihrer Ungereimtheit dargestellt hat. Die achte Vorlesung beschäftigt sich mit der Hesiodischen Poesie. Wie die Hesiodische Poesie lange nach des Meisters Tode unter den Sängern desselben Geistes und im Volke fortlebte, so hatte sie unzweifelhaft auch vor Hesiodus Lebzeiten bestanden; aus diesem Umstande erklären sich, wie bei Homer, zum Theil die sehr verschiedenen Angaben und das zweifelhafte Dunkel über des Hesiodus Zeitalter. Wie die epische Poesie nach dem Einfalle der Dorier im griechischen Mutterlande allmählich den Hesiodischen Charakter annahm, verdient besondere Beachtung. Es ist an sich nicht wahrscheinlich, daß der epische Gesang, der nach dem trojanischen Kriege in den achtzig Jahren vor dem Dorierzuge frisch und lebendig aufgekeimt war, nachmals gänzlich erloschen seyn sollte; es ist noch unwahrscheinlicher, ja unmöglich, daß die Hesiodische Poesie ohne alle vermittelnden Uebergangsstufen plötzlich und durch einen Meister entstanden seyn könnte. In dem ersten jugendlichen Zeitalter keimt alles im natürlichen, allmähligen Wachsthume empor. Daß die Dichtungen, welche den Namen des Hesiodus tragen, das Werk verschiedener Dichter sind, welche nur derselbe Geist einer bestimmten, musischen Bildung, einer zusammenhängenden verwandten Sänger-Schule beseelte, darüber sind fast alle älteren und neueren Kritiker einig, und es ist daher willkürlich, alle diese mannichfaltigen Theile als Nachhesiodisch zu betrachten und Hesiods Namen als den Anfang und ersten

Ausgangspunkt dieser ganzen poetischen Richtung zu stellen, zumal da nicht undeutliche Spuren die ersten Keime derselben bis in das höchste Alterthum verfolgen lassen.

Nicht so gelungen ist die neunte Vorlesung, welche sich mit den Homeriden und Cyklikern beschäftigt. Die wesentliche Thätigkeit der Homeriden blieb nach des Verfassers Ansicht die Ausübung und allmählige Vervollkommnung des Vortrages der Homerischen Gesänge. Nimmt man dies an, sagt er, und beachtet zugleich ihre Stellung als politisches Geschlecht auf Chius, so erklärt es sich von selbst, wie es keinem der Alten einfiel, sie als Urheber der Homerischen Epopöen gelten zu lassen, wie ihnen vielmehr überall nur der Vortrag der lezteren und die Dichtung der sogenannten Homerischen Hymnen beigemessen ward, und daher später die Citharöden und Rhapsoden, die das gleiche Geschäft übten, auch mit gleichem Namen belegt wurden; es erklärt sich endlich, durch welche Hände die Kunst des epischen Vortrags so weit gefördert wurde, daß ihn Terpander völlig melodisch gestalten, ihm musikalische Melodien unterlegen konnte. Schon aus dieser kurzen Andeutung kann man ersehen, daß Herr Dr. Ulrici den Homeriden eine zu untergeordnete Stelle angewiesen, und ihr Verhältniß zum Sänger der Ilias nicht ganz richtig erfaßt habe. Da eine Berichtigung der einzelnen Punkte zu weit führen würde, so begnügen wir uns, auf Welckers vortreffliches Werk über den epischen Cyklus zu verweisen. Auch die Ansichten des Verfassers über die Homerischen Hymnen können wir nicht ganz theilen. Er glaubt, daß dieselben mehr einen Hesiodischen und der Homerischen Poesie fremdartigen Charakter haben; wie daher, sagt er, die Citharöden und spätern Rhapsoden bald auch Homeriden genannt wurden, so wird es wahrscheinlich, daß diese Sänger auch die althomerische und Homerische Sitte, hymnische Proömien ihren Vorträgen voranzuschicken, nachahmten, und daß insbesondere die Rhapsoden, die ja gleichermaßen sich auch der Hesiodischen Poesie widmeten, ihre Wettspiele durch einen Vorsänger mit größeren, den selbstständigen Homerischen Hymnen und ähnlichen Gedichten eröffnen lassen mochten. Auch leztere erhielten daher späterhin den Namen Proömien, und so entstand eine mannichfaltige, sehr verschiedenartige Fülle solcher Gesänge, welche, wie sie denselben Namen führten, später auch von Bücherhändlern und Abschreibern in Sammlungen zusammengehäuft und bunt durcheinander gemischt wurden. Wären diese Ansichten völlig begründet, so müßte es auffallend erscheinen, wie man Gedichte, welche einen Hesiodischen Charakter trugen, dem Sänger der zwei großen epischen Gedichte beilegen konnte. Die kleinern Hymnen lassen sich allerdings als Proömien erklären, allein die größern haben einen zu weiten Umfang und ein zu eigenthümliches Gepräge, als daß man glauben könnte, sie seyen auf die bezeichnete Weise entstanden. Wir sind der Ueberzeugung, daß sie an den Orten, welche die Hauptsitze der Götter waren, denen sie gewidmet sind, entstanden, und einzig wegen ihrer epischen Entfaltung von der spätern Zeit dem Homerus beigelegt wurden. Sehr interessant ist die zehnte Vorlesung, in welcher das spätere ethisch-mythisch-religiöse Epos, die Dichtungen des Aristeas, Epimenides, Onomacritus, die lyrische Abart der epischen Kunst, d. h. die Werke des Stesichorus, Xenocritus, Sacadas und der Erinna einer kritischen Betrachtung unterworfen werden. Der Verfasser hat durch eine sorgfältige Erörterung der Zeit, in welcher diese Dichter auftraten, nicht wenig dazu beigetragen, das Verständniß des eigenthümlichen Charakters, den ihre Werke trugen, zu erleichtern, so wie er denselben so genau zeichnete, als dies bei dem Mangel an bedeutenden Ueberresten und zuverläßigen Angaben geschehen konnte. In Bezug auf die elfte Vorlesung, welche das hellenische Kunstepos seit Pisander von Camirus, die dichterischen Leistungen des Panyasis, Chörilus und Antimachus betrachtet, verweisen wir auf die schätzbaren Bemerkungen Welckers. Die zwölfte Vorlesung, welche den Schluß des ersten Theiles bildet, enthält als Anhang die parodische, didaktische, lyrisch-religiöse Dichtgattung in äußerlich epischer Form. Die äußere Ausstattung des in so vieler Hinsicht trefflichen Werkes gereicht dem Verleger zur Ehre. d.

Astronomie und Physik.

Aufsätze über Gegenstände der Astronomie und Physik für Leser aus allen Ständen. Leipzig, Göschen, 1835.

Brandes, verstorben in der Blüthe der Mannesjahre, war einer der wackersten und eifrigsten deutschen Naturforscher, und besaß vorzugsweise die Gabe eines überaus klaren und populären Vortrages. Seine Vorlesungen über die Naturlehre, seine Vorlesungen über die Astronomie, legen Beweis dafür ab; und die vorliegende kleine Schrift reihet sich jenen größeren Werken ehrenvoll an. Die Haupttendenz derselben ist: es soll „durch eine ganz einfache Darstellung einzelner astronomischer Wahrheiten die Ueberzeugung begründet werden, daß es nicht durchaus tiefer Kenntnisse bedarf, um einzusehen, wie man zu den Entdeckungen gelangen konnte, die wir der Sternkunde verdanken.“

In der ersten Abhandlung z. B. wird die Frage erörtert: Wie hat man die Größe der Erde bestimmt? und der Verfasser sezt zur Beantwortung dieser Frage, die dem Laien so viel zu schaffen macht, namentlich das, von dem alten griechischen Astronomen Eratosthenes befolgte Verfahren auseinander. Da derselbe nämlich beobachtet hatte, daß zu Syene in Ober-Egypten die Sonne am längsten Tage Mittags genau im Scheitelpunkte stehe, und ein gerade aufrecht stehender Stab dann nach keiner Seite einen Schatten werfe, eine andere Beobachtung aber ergab, daß die Sonne zu eben dieser Zeit in Alexandria (welches mit Syene unter dem nämlichen Meridian liegt) um $^1/_{50}$ des ganzen Kreises vom Scheitelpunkt abstand; so schloß er, daß die (bekannte) Entfernung von Syene nach Alexandria auch $^1/_{50}$ des ganzen Umfanges der Erde sey. Es ist dies eine, aus der Voraussetzung, daß die Erde eine Kugel sey, ganz richtig abgeleitete Folgerung. — Eben so verhält es sich mit der zweiten Frage: Wie hat man die Entfernung des Mondes von der Erde bestimmt? welche Uneingeweiheten gewöhnlich noch viel schwieriger däucht, und zu deren Beantwortung hier gleich faßliche Anleitung ertheilt wird. Die dritte und vierte Frage ferner: Warum fallen die Sonnen- und Mondfinsternisse jedes Jahres in zwei entgegengesezte Jahreszeiten (mit andern Worten: Warum erfolgen die Finsternisse immer in Zwischenräumen von reichlich fünf Monaten, dann aber auch oft eine Sonnenfinsterniß bald auf eine vorausgegangene Mondfinsterniß)? und: Wodurch bestimmte Kepler die Bahn des Mars und seine Entfernung von der Erde und von der Sonne? gehören in die nämliche Kategorie; und erst nach ihrer gelungenen Beantwortung kommt der Verfasser auf einen Gegenstand, der durch Zeitgemäßheit anziehen wird: den Halley'schen Kometen, in Bezug auf welchen er warnend vorhersagt, „daß wir die Erwartungen auf ihn nicht zu hoch spannen sollen" — eine Vorhersagung, welche sich bis jezt nur zu vollständig zu bestätigen scheint. — Einen erhabeneren Standpunkt ersteigt der Verfasser in den nun folgenden Blicken in die Ordnung des Weltgebäudes.

In der That, „wenn wir den Sternenhimmel in einer heitern Nacht betrachten, so erfüllt der Anblick dieser unzähligen Weltkörper, und der Gedanke, daß ein jeder derselben ein eben so reicher Schauplatz von Wundern seyn möge, als dies unsere kleine Erde ist, unser Gemüth mit Erstaunen. Vergebens bemühen wir uns aber anderseits, in der Stellung und Verbindung aller dieser unzähligen Himmelskörper Regel, Ordnung, Symmetrie, zu entdecken. Zur Beantwortung der Fragen nach den Gründen dieser scheinbaren Unregelmäßigkeit bieten sich uns mancherlei Umstände dar." — Diese Abhandlung ist die ausführlichste, und vielleicht die trefflichste im ganzen Werkchen.

An diese allgemeinen Betrachtungen reihet sich wieder eine specielle Untersuchung, nämlich über die Natur der Kometen und ihrer Schweife an, welche ihren Platz freilich paßlicher unmittelbar hinter den oben erwähnten Notizen über den Halley'schen Kometen gefunden hätte. Hinsichtlich der Kometenschweife nämlich ist bekannt, daß sich dieselben immer an der von der Sonne abgekehrten Seite zeigen, also dem Kometen folgen, wenn er zur Sonne eilt, und demselben vorausgehen, wenn er von derselben zurückkehrt, eine Erscheinung, welche der Verfasser durch eine Kraft erklärt, welche die Schweiftheilchen unaufhörlich von der Sonne abwärts treibt. Was die Natur der Kometen selbst aber anbetrifft, so werden die Weltkörper hier als dauernde, ja vielleicht schon in der planetarischen Bildung begriffene, betrachtet.

Hiermit schließt sich die Reihe der astronomischen Aufsätze, und der Rest der Schrift ist physikalischen Betrachtungen gewidmet. Die erste derselben trägt den anziehenden Namen: das Brockengespenst, worunter man, wie sich diejenigen unserer Leser, welche die Harzreise gemacht haben, wohl erinnern werden, eine riesengroße Abspiegelung seiner selbst in den Nebeln des Brockens versteht, welche schon Manchem Verwunderung und Schrecken eingeflößt hat. Die Ursachen dieser merkwürdigen, in das Gebiet der sogenannten Spiegelung (Mirage) gehörigen Erscheinung, die der Verfasser selbst beobachtete, werden hier sehr gut erklärt.

Praktisch wichtig und in mehr als Einer Rücksicht der Aufmerksamkeit besonders würdig erscheint die zweite Abhandlung dieses Abschnitts: Ueber Abbruch und Anwachs an den Ufern des Meeres und großer Meerbusen. Um die Untersuchung des verwickelten Gegenstandes in engere Grenzen einzuschließen, beschränkt der Verfasser seine Bemerkungen auf die Gegenden der Nordsee, im Gebiet der Elbe, Weser und Jahde, welche er aus eigenen langjährigen Beobachtungen näher kennt.

Das Merkwürdige, was diese Ufer auszeichnet, ist, daß sich, statt des früheren Anwachses, welchem die Marschländer ihren Ursprung unverkennbar verdanken, jezt überall starken Abbruch zeigt; und man fragt sich mit Recht, wie gerade an den Orten der ehemaligen bedeutendsten Alluvionen nunmehr täglicher Landverlust statt finden könne. Man hat diese Veränderung durch zwei Voraussetzungen erklärt, welche beide, obgleich historisch nicht erweislich, oder doch nur unvollkommen begründet, einen so ganz entgegengesezten Erfolg allerdings begreiflich machen. Die eine dieser Voraussetzungen ist, daß England

und Frankreich in uralten Zeiten durch eine Erdzunge verbunden gewesen sey, deren endliche Zertrümmerung durch die Wogen natürlich eine Veränderung in der Meeresströmung habe herbeiführen müssen. Die zweite Voraussetzung aber ist, daß die Inselreihe, welche sich noch jezt vom Texel bis Wangeroog erstreckt, ehemals eine mehr zusammenhängende Beschützung der hinter ihr liegenden Marschländer gebildet habe. Diese beiden Hypothesen nun werden hier scharfsinnig discutirt.

Der lezte Aufsatz endlich beschäftiget sich mit der bekannten Fata Morgana und ähnlichen Erscheinungen, die von der Strahlenbrechung abhängen. Dr. Nürnberger.

Englische Literatur.

1) Coopers sämmtliche Werke. 82stes bis 87stes Bändchen. Die Monikins. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1835.

2) Die Meerkatzen. Von Cooper. Aus dem Englischen. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1835.

Cooper hat seine vortrefflichen Schilderungen des amerikanischen Lebens aufgegeben, um sich in der Besprechung europäischer Zustände einen neuen Ruhm zu erwerben. Aber er ist weit entfernt, die Ansprüche zu befriedigen, die man deßfalls an ihn machen könnte. Der freie Nordamerikaner sollte sich bei seinem Urtheil über Europa hauptsächlich durch edle Einfachheit, Klarheit, Präcision auszeichnen. Von alledem ist, was Cooper geleistet hat, das Gegentheil. Er thut den Europäern die Ehre an, sie als Monikins, Meerkatzen oder Affen darzustellen und alle politischen und socialen Einrichtungen und Handlungen, ja den ganzen gegenwärtigen Entwicklungsproceß der Zeit, demgemäß als eine Affencomödie zu persifliren. Dies könnte nun auf eine sehr witzige Weise geschehen, wenn der Himmel dem Herrn Fenimore Cooper nur eine leise Spur von dem Talent Ostades verliehen hätte. Aber Cooper ist langweilig, langweilig, langweilig zum Sterben. Noch nie in der Welt ist ein reicherer und pikanterer Stoff so bis zum Ekel fade behandelt worden. Ein deutscher Professor, aus seinem hundertjährigen Grabe, aus dem langweiligen Jahre 1736 herausgeholt und aufgefordert, sich in der weitschweifigen Manier seiner Zeit über die heutige Politik und Societät auszudrücken, würde kaum so geistlos schreiben, wie es hier Cooper gethan hat. Wenn er nicht hätte witzig seyn, nicht hätte auf die neue europäische Manier ironisiren wollen, so würde seinem Talent, Landschaften und Staffagen, Länder und Einwohner zu portraitiren, wohl etwas gelungen seyn, was uns, troz der langen Bekanntschaft mit uns selbst, hätte überraschen können. Aber diese durch drei Bände sich fortschleppende Schläfrigkeit eines allegorisirenden Witzes, der sich bloß aus Langerweile mokirt und nicht einmal so viel Interesse und Leben hat, um verwunden zu wollen, sondern das, worüber er plaudert, eigentlich gleichgültig ansieht und verachtet und eben so fortplaudert, — ist unerträglich. So sieht man reisende Engländer, mit denen man in den interessantesten Gegenden und Situationen, auf den Alpen, in einem Schiff, lange zusammenlebt, schweigend oder nur vor sich hinmurmelnd sich absondern, keinen Theil an den Freuden und Leiden der Gesellschaft nehmen, und sich gewiß noch mehr langweilen, als andere, und dem Gedankenlauf im Gehirn eines solchen Seelöwen, wenn er am dreizehnten Reisetage noch nicht ein Wort mit der Gesellschaft gewechselt hat, kommt das Raisonnement des Herrn Cooper wohl ziemlich nahe. Die Hoffart ist der schlechteste Witzmacher auf der Welt, weil es ihr nicht zukommt, Witze zu machen, sondern nur Gegenstand derselben zu seyn.

3) Abbotsford und Newstead, oder Walter Scott und Byron. Von Washington Irving. Aus dem Englischen. Berlin, Veit und Comp., 1835.

4) Dasselbe Werk. Uebersezt von Roberts. Braunschweig, Vieweg, 1835.

Der Verfasser, der sich bekanntlich gut auf Reisebilder versteht, bringt hier dem Andenken der beiden größten brittischen Dichter der neuern Zeit seine Huldigung dar, und trägt die schon bekannten Nachrichten über ihre Heimath, ihr Privatleben, ihre Persönlichkeit noch einmal in einem geschmackvollen Gewande vor, ohne jedoch tiefer in die eigentlich welthistorische Bedeutung jener Hingeschiedenen einzugehn, in denen sich die beiden größten Gegensätze der Zeit, das historische und das Freiheitsprincip, das feste Element und das flüchtig feurige, das erhaltende und zerstörende, der phlegmatisch im Beschränkten verjüngte und der cholerisch in's Unendliche greifende Geist offenbart haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 20. Mittwoch, 24. Februar 1836.

Werke über Italien.

1) Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilhelm Röstell. Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von F. Hoffmann. Erläutert durch Pläne, Aufrisse und Ansichten von den Architekten Knapp und Stier, und begleitet von einem besonderen Urkunden- und Inschriftenbuch von E. Gerhard und E. Sarti. Erster Band. Allgemeiner Theil. Mit synchronistischen Tabellen, einem grossen Stadtplan und einem geognostischen Blatte. — Zweiter Band. Das vaticanische Gebiet und die vaticanischen Sammlungen. Erste Abtheilung oder der Beschreibung erstes Buch. Zweite Abtheilung oder der Beschreibung zweites Buch. Mit einem Bilderhefte: enthaltend Kupferstiche und Lithographien, welche theils zum ersten, theils zum zweiten Bande gehören. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1829 — 34.

Es ist in neuerer Zeit schon lange her zu verwundern, was in Rom und für dasselbe durch Deutsche geschieht. Freilich kommt solcher Einfluß nicht eben von derjenigen Seite her, von welcher er in unseren Tagen am meisten Aufsehen erregt, von der politischen; wenn man nicht Oesterreichs militärische Maßnahmen gegen französische Einwirkung, und, daß die finanzielle Existenz des Kirchenhauptes auf den Schultern einer deutschen Judenfamilie ruht, hieherrechnen will. Dagegen ist anerkannt unter allen Gebildeten und Freunden der Kunst, daß auf den Trümmern des alten und unter den Denkmälern des mittleren Roms eine neue Malerschule erstanden ist, die man wohl bei uns die römische nennt, zum Unterschiede von älteren und verschiedenen gleichzeitigen Richtungen und akademischen Manieren, die aber eigentlich aus Deutschen besteht und von Carstens bis auf Cornelius und Overbeck sich in dieser Nationalität des Nordens und im entschiedensten Gegensatze gegen die von der französischen Schule beherrschte Kunstweise der jezt lebenden eingeborenen Maler Roms erhalten hat. Zu diesem artistischen Vorzuge kommt nun auch das wissenschaftliche Verdienst der Deutschen in der Behandlung römischer Zustände und Geschichten hinzu. Dahin ist vor Allen das große historische Werk Niebuhrs zu rechnen, welcher dadurch den Anfängen und Fortschritten der römischen Geschichte eine ganz andere Physiognomie gegeben hat, als worin wir sie bis daher nach den Legenden der Geschichtschreiber im Glauben hinzunehmen gewohnt gewesen waren.

Dahin ferner die mit ungemeiner Orts-, Sach- und Menschenkenntniß abgefaßte anonyme Schrift eines in Rom einheimisch gewordenen Deutschen über die gegenwärtigen Elemente und Merkmale, Sitten und Charaktere des römischen Volkes und Lebens: Rom i. J. 1832. Besonders aber ist in dieser Richtung das vorliegende Gesammtwerk eines deutschen Gelehrtenvereins mit rühmender Anerkennung zu nennen. Dasselbe, anschließend an die Forschungen Niebuhrs, gibt eine Darstellung Roms von den frühesten bis auf die gegenwärtigen Zeiten unter den verschiedensten Gesichtspunkten, und eine beschreibende Aufzählung des historisch, literarisch und künstlerisch Wissenswürdigsten. Bekannte Namen sind es, von welchen eine tüchtige, den deutschen Geist und Fleiß ehrende Arbeit zu erwarten stand, und nun drei Bände des Unternehmens vor uns liegen, muß demselben auch der verdiente Beifall zugesprochen werden. Das Hauptverdienst ist unstreitig die Gründlichkeit, womit an Ort und Stelle die Quellen erforscht und geprüft sind, die gewonnenen Resultate aber nur in dem Maaße ihres inneren Haltes geltend gemacht sind. Ein weiterer Vorzug ist die Vollständigkeit des Werkes, wodurch es Jeden, was auch für ihn der interessanteste Theil einer Beschreibung Roms seyn mag, in den Stand sezt, sich einen klaren und völligen Nachweis über solchen Theil zu verschaffen. Der Plan der Verfasser, der zuerst auf einen älteren sich stützen wollte, ging im Fortschritt ihrer Arbeit dahin, daß dieselbe, soweit es die Natur eines solchen Buchs erlaube, selbstständig dastehen und die ausführlicheren Werke über Rom, sofern ihr Inhalt einer Beschreibung der Stadt angehört, entbehrlich machen, auch manche lange gefühlte Lücke ausfüllen müsse. Dabei wurde nie aus den Augen verloren, daß das Werk weder über die Grenzen eines Handbuchs des reisenden Beschauers hinausgehen noch aufhören dürfe, allgemein lesbar zu seyn. Der Vorredner sagt S. LXVII des ersten Bandes: „Wenn man die Literatur, die zur Beschreibung von Rom gehört, in ein Werk wie Gruter's Thesaurus zusammenfassen wollte, so würden die Schriften über die alte Topographie etwa zehen Folianten geben, die über das christliche Rom zwanzig, und die über die Kunstsammlungen vierzig einnehmen, ohne daß darin alle antiken Gebäude vollständig beschrieben oder verzeichnet oder alle Kirchen historisch-kritisch behandelt wären, ja, was unglaublich scheint, ohne daß darin ein vollständiges Verzeichniß des vaticanischen Museums zu finden ist. Diese Masse droht aber nach dem herrschend gewordenen Systeme der neueren Topographen, besonders für das alte Rom, in's Unendliche fortzuwachsen. Die älteren Werke sind rein für den Gelehrten geschrieben; die neuern sollen allgemein seyn, ohne aufzuhören Anspruch auf gründliche Forschung zu machen. In dieser Form schwillt der gelehrte Stoff durch die breite Behandlung, welcher er für den angegebenen Zweck unterworfen werden muß, nicht allein über die Maaßen an, sondern es ist auch unmöglich, denselben in einem Zusammenhange darzulegen. Wenn also bei dieser Methode die gründliche Gelehrsamkeit weniger gefördert, und ein topographisches Werk nicht selbstständig werden kann, so macht die Mischung des Kritischen und Darstellenden dergleichen Bücher nicht so lesbar als sie ihrer Bestimmung nach seyn sollten.“ Beides so zu vereinigen, daß dem gebildeten Leser und Reisenden Genüge geschehe und auf eine angenehme Weise Belehrung werde, war das Bestreben der Herausgeber. Sie selbst können sich freilich nicht verhehlen (ebendaselbst S. LXXIV), daß auf den ersten Anblick die Gründlichkeit und Vollständigkeit, nach welcher in ihrer Beschreibung gestrebt ist, manchem Leser und Beschauer übertrieben und daher für die Allgemeinheit der Gebildeten unpassend erscheinen werden. Wäre dieser Vorwurf gegründet, so müßten sie selbst ihren Zweck für vollkommen verfehlt erklären. „Aber sie hatten allerdings Leser im Auge, die so viel Sinn für allgemeine Bildung zur Beschauung Roms mitbrächten, daß sie auch das ihnen selbst weniger Wichtige und Anziehende mindestens als der Betrachtung Anderer werth, und also einem allgemeinen Handbuche zur Beschauung Roms unentbehrlich anzuerkennen vermögen; für Andere zu schreiben schien ihnen des Gegenstandes wie der Zeit unwürdig. Jenen nun hofften sie dadurch am ersten zu genügen, daß sie durchgängig Sorge trugen, den behandelten Stoff zu einer anschaulichen Uebersicht zu gestalten, so daß der Leser wie der Beschauer ihn nach seinem Bedürfniß einer flüchtigeren oder ausführlicheren Betrachtung zu Grunde legen und gleichsam in verschiedene Cursus vertheilen könne.“ Es ist uns indessen weniger von Seiten dieser wohlüberlegten Einrichtung des Ganzen und dieser übersichtlichen Anordnung einzelner Theile des Werkes, als in Hinsicht der unter einander gar sehr abweichenden Darstellungsweise der Verfasser ein Uebelstand aufgefallen. Die überaus klare, faßliche und ansprechende Erzählung der Herren Platner und Röstell, der schwungreichere, von würdigem Ernst getragene und von stiller Begeisterung für seinen erhabenen Gegenstand gehobene Styl des Herr Bunsen, stechen von der schwerfälligeren Sprache des, in seinem Gebiete gleich ausgezeichneten und mit Recht berühmten Hr. Gerhard bedeutend ab, wiewohl sich der Leztere diesmal die unverkennbare Mühe gegeben hat, allgemein verständlich zu schreiben, und daher auch wirklich seine, dem Inhalte nach trefflichen Mittheilungen über die alte römische Kunst bei weitem mehr zu genießen sind, als was er jüngst in den römisch-hyperboreischen Studien über den Mythus der alten Kunst vorgetragen hatte. Ferner mußte als eine unnöthige Vergrößerung

und Vertheurung des Werkes erscheinen, daß in der ersten Abtheilung des zweiten Bandes der Catalog der Merkwürdigkeiten der Peterskirche und des vaticanischen Palastes mit der großen Schrift des übrigen Textes, womit die Verlagshandlung das Werk auf's Würdigste ausgestattet, gegeben und nicht in kleinern Lettern zusammengedrängt ist, da ohnehin das Interesse für diesen Gegenstand meistens nur ein antiquarisches ist. Diesen Ueberfluß scheinen auch die Herausgeber eingesehen zu haben, weßhalb in der zweiten Abtheilung desselben Bandes die Verzeichnisse der vaticanischen Sammlungen in gedrängterem Satze und mit kleinerer Schrift abgekürzt sind.

Der erste Band enthält den allgemeinen Theil und in diesem eine physische, eine historische und eine kunstgeschichtliche Einleitung. In der physischen Einleitung sind von Bunsen die geographischen Bestimmungen über Roms Lage und natürliche Begrenzung, über die Tiber und die Erhöhung ihres Bettes, über die Höhenpunkte in und um Rom, und vergleichungsweise über die alten und neuen römischen Maaße; vom Professor Hoffmann in Berlin: eine Darstellung und Erklärung der Beschaffenheit des römischen Bodens; und wiederum von Bunsen: ein Abschnitt über die Luft Roms und der Umgegend. Der Boden, welcher die merkwürdigsten historischen Thatsachen und Veränderungen getragen hat, verdient schon an sich selbst die Aufmerksamkeit in hohem Grade. Wenige Gegenden Italiens, ja wohl wenige der genauer durchforschten Gegenden überhaupt, enthalten auf einem verhältnißmäßig so eng beschränkten Raume so viele und so verschiedenartige Phänomene von erdgeschichtlicher Bedeutung. Daher sagte auch Leopold von Buch: diese klassische Gegend sey dem Naturforscher ebenso wichtig als dem Historiker. Nach dem Vorgange anderer ausgezeichneten Beobachter dieser Landschaft weist Hr. Hoffmann auf eine so anziehende als belehrende Weise nach, wie man füglich dieses kleine Gebiet als aus drei wesentlich verschiedenen Theilen zusammengesezt betrachten möge. Ein weites offenes Thal, dessen geebneten Boden der Fluß in wiederholten Krümmungen durchschneidet, rechts eine hohe, gleichförmige und sich fast ungetheilt fortsetzende Hügelkette mit steilabfallenden Rändern und wagerechter Oberfläche, zur Linken dagegen ein niedriges, vielfach zerrissenes Hügelland, dessen Erhebungen entweder ringsum isolirt durch die Fortsetzung der Thalebene von einander geschieden werden oder als lange schmale Rücken fortlaufend in einem sanft gegen das Thal geneigten Abhange zusammentreffen. Diese äußere Gestalt der Gegend steht nun mit der Natur der Gebirgsarten, die ihr Inneres zusammensetzen, in sehr naher und inniger Beziehung. Drei regelmäßig wiederkehrende Formationen sind es, die in verschiedenen Epochen und unter sehr abweichenden Zuständen entstanden, in der Bildung dieser Landschaft zusammentrafen. Einst vom Meere bis zu beträchtlichen Tiefen überdeckt, ward die Grundlage ihres Bodens von Produkten des allgemeinen Gewässers gebildet, von Vulcanen durchbohrt und erschüttert, nahm sie eine Decke von Substanzen auf, die dem Inneren der Erdrinde entnommen worden, und spät noch bis zu überraschender Höhe von süßen Gewässern überströmt, überdeckte sie sich theilweise mit den Produkten ihrer Auflösung oder ihres mechanischen Absatzes. Die neptunischen Bildungen und Erzeugnisse treten vorzugsweise auf der rechten Tiberseite, in dem vaticanischen Gebiete, Monte Mario und dem Janiculus hervor, die vulcanischen verbreiten sich zumeist auf dem Stadtraume des linken Tiberufers und durch die Campagna, die Wirkungen des Süßwassers erscheinen dagegen zunächst um die Tiber. Diese geognostischen Thatsachen sind aber nicht bloß für sich selbst überaus merkwürdig, sondern sie haben auch eine unmittelbare und leicht zu erkennende Wichtigkeit für die Geschichte und Beschreibung der Stadt selbst. Sie sind unstreitig eines der vielen Zeugnisse über die wahre Beschaffenheit der ältesten Ueberlieferungen der römischen Geschichte. Ginge die Erinnerung der ersten Berichterstatter von der allmähligen Bewohnbarkeit und Bebauung der Hügel und Thäler der Stadt, so weit man ihre Nachrichten aus den Werken der Historiker Roms kennt, über den unterirdischen Riesenbau des älteren Tarquinius hinaus, und reichte sie wirklich bis zu den Anfängen der italischen Geschichte, so würde sie uns verständliche Kunde von natürlichen und damit zusammenhängenden historischen Ereignissen geben, deren Nothwendigkeit die geognostische Untersuchung darthut. Diese Kunde fehlt uns dagegen gänzlich, und wir sehen im Gegentheil eine Pragmatisirung, in welcher volle Willkür herrscht, in der ein Historiker dem anderen widerspricht, und die sich an jene Erscheinungen, welche die geognostische Betrachtung des Bodens uns zwar nicht historisch darstellt, deren Daseyn sie aber außer Zweifel sezt, nicht im Geringsten ausschließt. Erkennen wir gegentheils die ihrem Ursprung und Wesen nach poetische Natur der ältesten römischen Ueberlieferungen, und setzen sie in Verbindung mit den Mythen der altrömischen Religion, so gewinnt nun auch die geognostische Betrachtung eine andere höchst ansprechende Seite, zumal Erinnerungen dieser Naturbildungen die ganze mythisch-poetische Sagenwelt durchziehen. Hr. Bunsen zieht schon in der allgemeinen Einleitung eine sehr interessante Parallele zwischen der geognostischen und historischen Kritik des römischen Bodens, indem er von solchen natürlichen und geschichtlichen Thatsachen, die uns in ihren Ursachen und in ihrem Kausalnexus genau bekannt sind, jene anderen ausscheiden lehrt, welche nur vereinzelt, und ohne daß wir ihren Ursprung und Zusammenhang einzusehen und zu erklären im Stande sind,

(wie im Natürlichen einzelne vulcanische Bildungen oder die Travertine und Tuffe, so im Geschichtlichen Personen wie Tullus Hostilius, und Begebenheiten, wie die Zerstörung Albalonga's, dastehen). In lezterer Beziehung aber sind beiderlei von willkürlicher Deutung und mythischer Einkleidung wohl abzusteckende Erscheinungen gleichwohl für den, der sie als das, was sie sind, richtig auffaßt, die großartigen und erhebenden Bruchstücke des großen Verlaufes, welchen die Zustände der Natur und die Geschlechter der Menschen vom Anfang bis zum Ende der Weltgeschichte zurücklegen, ihren gemeinsamen Ursprung bezeugend und ihre Bestimmung in der Flucht der Zeit beurkundend.

Diese historische Einleitung wird durch eine schon früher im Kunstblatt abgedruckte Skizze, welche Niebuhr zum Verfasser hat, eröffnet und erörtert sodann in ihren einzelnen Abschnitten die Hauptpunkte der Stadtgeschichte. Die Geschichte der alten Stadt ist von Bunsen, die der christlichen von Röstell, Bunsen und Platner beschrieben; wozu noch die trefflichen synchronistischen Tabellen kommen, welche bei der Stadtgeschichte des alten Rom von Bunsen, bei der des neuen von Platner gefertigt sind. Die ersten Anfänge der Stadt sind aller Wahrscheinlichkeit gemäß zwei Colonien, eine etrurische auf dem palatinischen, und eine sabinische auf dem quirinalischen Berge; bei ihrer Vereinigung ward der tarpejische Berg ihre gemeinschaftliche Akropolis. Eine dritte Niederlassung war latinischen Ursprungs. Später begann der allmählig anwachsende Staat die Ausrottung der sumpfigen Niederungen, zog einen Wall und Mauern. Die Stadt wurde nach der Eroberung und Verbrennung durch die Gallier neu aufgebaut, aber die Unregelmäßigkeit der Straßen war dabei so groß, daß erst nach dem großen Brande des Nero eine planmäßigere Einrichtung getroffen werden konnte. Die älteren Straßen waren eng und krumm. Dabei bildeten die Straßenviertel so ungeheure Massen, daß, wenn das Feuer einmal einen Theil ergriff, das Ganze fast wie Ein zusammenhängendes Haus den Flammen preisgegeben war. Die Häuser waren ferner in der Regel sehr hoch, und ihre oberen Stockwerke offenbar meist von Holz. So waren also die fliegenden Buden, die Thüren, Balcone und oberen Geschosse der Wohnhäuser, sowie die Balkendecken und hölzernen Zierrathen der Tempel und fast aller nicht offenen Staatsgebäude der eigentlich verletzliche Theil der Stadt. Der Neronische Brand fing in den leichtgebauten Buden des Circus an, die hier in langen Reihen standen, mit Oel und anderen feuernährenden Stoffen gefüllt. Dies gab der Verheerung jene unwiderstehliche Macht, so daß es erst am sechsten Tage gelang, das Feuer zu löschen; worauf aber alsbald das Feuer in einem anderen Theil der Stadt ausbrach und hier etwa drei Tage wüthete. Von vierzehn Regionen Roms, sagt Tacitus, sind damals nur vier ganz erhalten worden. Der Bau des ungeheuern goldenen Hauses des Nero, welches sich im Mittelpunkte der alten Stadt und auf den Trümmern der Tempel und der schönsten Wohngebäude, sowie des früheren kaiserlichen Palastes erhob, dann aber überhaupt die Verschiedenheit der Anlage der Viertel, Straßen und Häuser bei dem Wiederaufbau wandelte in einigen Jahren den größten Theil Roms in eine ganz neue Stadt um. Der Umfang der Straßenviertel ward abgemessen, die Straßen gerade und weit gezogen, und der übermäßigen Höhe der Gebäude Schranken gesezt. Es ward befohlen, längs den Straßen, an der Vorderseite auch der geringern Wohnhäuser Säulengänge anzulegen, damit diese vor Feuersgefahr mehr wie bei der vorigen Bauart geschüzt wären. Alle Gebäude sollten ohne Balken, massiv von dem feuerfesten sabinischen oder albanischen Peperin aufgeführt werden, wogegen der Kaiser einen Theil der dadurch vermehrten Baukosten selbst übernahm. Was die spätere Verwüstung der unter Nero und dessen Nachfolger in solchem Glanz und in solcher Schönheit auferstandenen Stadt herbeiführte, waren nicht sowohl die nordischen Völker, wiewohl man ihnen gewöhnlich die Schuld allein und zuvörderst beimißt, so daß Vandalismus eine allgemeine Benennung geworden ist, um fühllose Vernichtung und Beschädigung von Monumenten der Kunst und des Alterthums zu bezeichnen. Denn der Schade, welchen jene sogenannten Barbaren Rom zufügten, bestand nicht sowohl in Zerstörung von Gebäuden und öffentlichen Denkmälern, als in Plünderungen der Geldschätze und Kostbarkeiten. So wurden, um Alarich, den Gothenkönig, zum Rückzuge zu bewegen, die goldenen und silbernen Götterbilder und das Gold und Silber von den Zierrathen der bronzenen und marmornen Tempelstatuen eingeschmolzen und dargereicht. Auch bei dem späteren wirklichen Einfall des Alarich und dem kurzen Verweilen seiner Truppen in der Stadt ist von keinen Zerstörungen gemeldet. Schwerer war das Unglück, was im J. 455 die Vandalen brachten, welche, was die Gothen von goldenen und silbernen Tempelgefäßen übriggelassen, den Palast auf dem Palatin und theilweise das vergoldete Dach des capitolinischen Jupitertempels plünderten u. s. w. Doch ließ Genserich kein Feuer in der Stadt anlegen, daher auch die Gebäude keinen oder unbedeutenden Schaden erlitten. Theodorich dagegen eiferte gegen jede Aeußerung der Unehrerbietigkeit vor den Denkmälern des Alterthums. Belisar ließ, um sich zu vertheidigen, das Mausoleum Hadrians seiner Standbilder berauben, und Totila riß, damit sich seine Feinde nicht mehr in Rom befestigen könnten, einen Theil der Mauern nieder.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 21. Freitag, 26. Februar **1836.**

Werke über Italien.

1) Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilhelm Röstell.

(Schluß.)

Mehr litten die Tempel und die Götterbilder durch die Einführung des Christenthums. Den meisten Schaden aber nahmen die antiken Bauten im Mittelalter dadurch, daß die römischen Barone sie in Festungswerke verwandelten. Daher konnte Petrark mit Recht sagen, daß die Römer, von bürgerlicher Zwietracht entflammt, nachdem sie die Monumente ihrer Vorfahren in Festungen verwandelt, mit größerem Zerstörungseifer gegen dieselben gewüthet hätten, als alle auswärtigen Feinde jemals vermochten. Ebenso gingen bei der Einnahme Roms durch Heinrich IV. und Robert Guiscard ohne Zweifel viele herrlichen Gebäude des Alterthums zu Grunde, indem das Feuer die Marmorsäulen verkalkt, die Säulen von Granit aber schält, und sie ebenso wie die von Porphyr zum Tragen der Mauern untauglich macht. Im traurigsten Zustande befand sich Rom während der Abwesenheit der Päbste in Avignon, wo die Römer selbst die Zierrathen von den Tempeln ihrer Vorfahren nach Neapel verkauften, während eben damals in dem benachbarten Toscana eine begeisterte Verehrung für das Alterthum erwacht war. Erst nach Beilegung des päbstlichen Schisma, als der heilige Vater wieder ruhig in Rom herrschte und ihm die in der damaligen Zeit durch hierarchische Kunst geöffneten Geldquellen von allen Seiten der Christenheit zuflossen, erholte und erhob sich die Herrlichkeit des neuen Roms. Es traten zwar immer wieder von Zeit zu Zeit Bedrängnisse ein. Aber selbst bei dem berüchtigten Sacco del Borbone, bei der neunmonatlichen Besetzung und während dieser Zeit kaum aufhörenden Plünderung Roms durch die kaiserlichen Truppen, ging doch von den Merkwürdigkeiten Roms nichts zu Grunde; namentlich das Verderben der Rafaelischen Loggien oder Stanzen durch die Wachtfeuer ist eine leere Sage. Ueberhaupt waren es damals nicht sowohl die deutschen Völker, wie B. I. S. 258 bemerkt wird, welche die beklagten Gräuel verübt haben, sondern vorzugsweise die spanischen Soldaten, die durch ihre Martern die Römer zur Verzweiflung brachten, so daß mehrere angesehene Bürger sich das Leben nahmen, um ihrer Grausamkeit zu entgehen.

Ueber den kunstgeschichtlichen Theil der Einleitung enthalten wir uns hierorts um desto mehr einer nähern Mittheilung, als darüber unsers Wissens schon früher das verschwisterte Kunstblatt Bericht erstattet hat. Gerhard hat Roms antike Kunst in ihren religiösen und

Digitized by Google

technischen Elementen, Röstell die christlichen Katakomben, Bunsen die Basiliken, Platner die ältere und neuere christliche bildende Kunst beschrieben. Mit besonderer Auszeichnung nennen wir diesen lezteren Aufsatz, welcher die Geschichte der römischen Kunst bis auf die neueste Periode fortleitet und dessen Ausführlichkeit jedem aufmerksamen Leser willkommen seyn wird.

Nach dieser dreifachen Einleitung beginnt der specielle Inhalt des Werkes schon im ersten Bande mit einer Darstellung der Befestigungen Roms von Bunsen und geht sofort im ganzen zweiten Bande zu dem reichern Gegenstande des vaticanischen Gebiets und der vaticanischen Sammlungen über, der sich in der Beschreibung so vertheilt, daß in die erste Abtheilung das Gebiet, in die andere die Sammlungen fallen.

Die Beschreibung des vaticanischen Gebiets beschäftigt sich zuerst mit dem Zustande dieser Gegend in den Zeiten des alten Roms und enthält unter wenigen Spuren von Gewißheit die Muthmaßung, daß auf der Fläche, welche, zwischen der Engelsburg und Ponte Molle, noch jezt den Namen der Wiesen führt, das jedem Tertianer bekannte Landgut des großen Bürgers Cincinnatus gelegen haben müsse. Mit besonderer Sorgfalt ist die Geschichte der Basilika des h. Petrus gegeben und deren Aussehen und allmählige Umgestaltung in den verschiedenen Zeiträumen des Mittelalters und der neueren Jahrhunderte beschrieben. Die ältere Geschichte hat Bunsen, die neuere Platner mitgetheilt. In der Beschreibung der neuen Peterskirche werden genaueste Maaße und Verhältnisse beigebracht und dadurch manche übertriebene Vorstellungen und falsche Aussagen berichtigt. Auch spricht sich der Verfasser mit Recht ganz offen über die verfehlte, den Eindruck der Großartigkeit schwächende Anlage des Gebäudes und über den schlechten architektonischen Geschmack, der sich durch die Anordnung und Ausbildung der einzelnen Glieder des Ganzen hindurchzieht, aus. Die richtige Idee, von welcher schon Bramante, der erste Baumeister der Basilika, und später auch Michel Angelo Buonaroti, ausgegangen waren, den Bau in der Form eines griechischen Kreuzes auszuführen und dadurch dem Haupttheil desselben, der großen mittleren Kuppel, die größtmögliche Wirkung auf den Beschauer zu verschaffen, ist bekanntlich von anderen Architekten verlassen und zulezt in der wirklichen Ausführung mit dem römischen Kreuze vertauscht worden, dessen längeres Vordertheil die Kuppel zu entfernt und minder imposant erscheinen läßt. Der Petersplatz, der aus zwei Theilen besteht, von welchen der vordere die Form einer Ellipse, der hintere die des regelmäßigen Vierecks hat, nimmt im vorderen Theile 1074, im hinteren 504 Palm an Breite ein; ohne den Raum der Säulengänge, welche jenen auf beiden Seiten in der Form von zwei Halbzirkeln umgeben, die ihn vorne gegen Piazza Rusticucci offen lassen, hinten aber an zwei Galerien stoßen, die sich an der Vorhalle der Kirche endigen, und den hinteren Platz zu beiden Seiten begrenzen. Die gedachten Säulengänge, das beste Werk Bernini's, gewähren, obgleich der Styl auch hier nicht rein genannt werden kann, einen majestätischen Eindruck. Sie bestehen aus 4 Reihen, in denen 284 Säulen und 88 Pfeiler drei bedeckte Gänge bilden, die zusammen in der Kirche 82 Palm messen. Im mittelsten dieser drei Gänge können zwei Kutschen bequem neben einander fahren. Die Höhe der Säulen und Pfeiler, mit Inbegriff der Basen und Kapitäle, beträgt 57½ Palm. Auf der Ballustrade, welche nach der Seite des Platzes um das Dach der Säulengänge und Galerien herumgeht, stehen 162 Statuen von Heiligen und Ordensstiftern. Die Kosten dieser Colonnaden und Galerien beliefen sich auf 850,000 Scudi. Der herrliche Obelisk, der inmitten des Platzes steht, ist im Neronischen Circus gefunden und von dem Architekten Fontana wieder aufgerichtet. Die Geschichte dieser Aufrichtung ist merkwürdig. Namentlich wird erzählt, daß der Baumeister in seiner Berechnung nicht auf die Ausdehnung der Stricke Bedacht genommen habe und daher der Obelisk nicht auf die rechte Stelle gekommen seyn würde, wenn nicht ein Matrose, Bresca di San Remo, der sich unter den Zuschauern befand, jenes Verfahren bemerkte und ungeachtet des strengen Befehles, nicht durch den mindesten Laut die Arbeiter zu stören, Aqua alle funi! (Wasser auf die Stricke!) gerufen und dadurch den Fontana auf den Gedanken gebracht hätte, die Stricke begießen zu lassen. Die Kosten dieses Unternehmens betrugen 37,900 Scudi, ohne das zu dem Ornament, Kreuz und Löwen verwendete Metall zu rechnen, das von der päbstlichen Kammer dazu hergegeben war. — Die Treppe, die aus dem Vorhof zur Vorhalle der Kirche führt, besteht aus 22 Stufen aus Travertin in 3 Absätzen, ihre Länge mißt 240, die Breite 292 Palm. Die Vorhalle hat in der Länge 318, in der Breite 57, in der Höhe 90 Palm; die Lunette über dem mittleren Eingang schmückt das berühmte Mosaikgemälde von Giotto, Navicello genannt, mit der Darstellung des Petrus, wie er auf dem galiläischen Meere zu Christo wandelt. Die großen bronzenen Thüren der Kirche enthalten außer heiligen Bildern auch Arabesken und profane Gegenstände und darunter namentlich die Leda mit dem Schwan und Ganymed mit dem Adler (vergl. den ersten Brief des Petrus III, 2, und den des Paulus an die Römer I, 24 folg.). In ihrem Inneren hat die Peterskirche vom Haupteingange bis zur Tribüne eine Länge von 829½, mit Inbegriff der Vorhalle und Mauerdicke, 947 Palm. Das große Tabernakel über dem Hauptaltar, so geschmacklos als kolossal, beträgt mit Einschluß des

oben aufgestellten Kreuzes, über 129 Palm in der Höhe, ist also nicht, wie eine grundlose Sage behauptet, so hoch wie der Palast Farnese, der 128 Palm hoch ist. Die Kuppel über dem Hauptaltar wird getragen von vier Pfeilern, welche 320 Palm im Umfange haben. Die Höhe der Kuppel über der Plattform des Daches beträgt 420 Palm. Man kann sie bis zum Gipfel ersteigen. Am St. Peterstage, der Krönungsfeier des Pabstes, so wie auch besuchenden Fürsten zu Ehren, werden die Kuppel, die Vorderseite und die Colonaden der Peterskirche erleuchtet, zuerst mit 4400 Lampen, und dann eine Stunde nach Sonnenuntergange mit 683, zuweilen auch mit 791 Fackeln. Das Anzünden der lezteren erfolgt mit dem Glockenschlage gleichzeitig durch 251 Personen, und gewährt ein schönes überraschendes Schauspiel. Zu gleicher Zeit pflegt dann das große Feuerwerk auf der Engelsburg abgebrannt zu werden.

Die Beschreibung der noch übrigen Merkwürdigkeiten Roms — außer dem vaticanischen Gebiet und der Triumphalstraße, welche mit hiehergehört — wird wo möglich in Einen Band von der Größe des ersten zusammengedrängt werden und, wie versprochen ist, demnächst erscheinen. Eine sorgfaltigere Haushaltung mit dem Raume wird dies leicht ermöglichen, ohne daß von der Gründlichkeit und Vollständigkeit abgelassen würde, welche die rühmlichsten Vorzüge dieses in seiner Art und Brauchbarkeit einzigen Werkes sind. en.

2) Pompeji. Erster Band. Mit 174 Abbildungen. Zweiter Band. Mit 193 Abbildungen. Leipzig, Baumgärtner, 1835. 8.

Man kann die Idee dieses Werkes nur billigen. Es gewährt auf eine verhältnißmäßig sehr wohlfeile Weise eine sehr genaue Einsicht in das Wesen des Alterthums. Pompeji bietet einen ungeheuren Reichthum von Reliquien aller Art, vom Stadtplan und Straßenpflaster bis zu den Stecknadeln, von Tempeln und Forum bis zu den Pasteten und eingemachten Früchten in der Küche dar, so daß uns das Leben der Alten hier völlig anschaulich wird. Auch ist für treue Abzeichnung aller dieser Dinge längst gesorgt und insofern einem populären Werke, wie das vorliegende, vorgearbeitet.

Das Ganze beginnt mit einer Geschichte des Vesuvs und seiner Ausbrüche, dann folgt eine Geschichte der Stadt Pompeji, so weit sie aus den Nachrichten des Alterthums bekannt ist, und ihrer Wiederentdeckung und Ausgrabung seit 1755. Nun werden zuerst die Mauern und Thore beschrieben, was zu einer Schilderung der antiken Befestigungs- und Vertheidigungsart überhaupt Anlaß gibt, dann die Straßen, das Forum, die Tempel, Bäder, Theater, Privathäuser, Gemälde, Mosaiken, Geräthe ꝛc. alles erläutert durch Nachrichten aus den Alten und durch die Abbildungen.

Bulwers bekannter Roman „die lezten Tage von Pompeji“, worin die Alterthümer dieser Stadt sehr anziehend geschildert sind, hat diesem Gegenstande ein neues Interesse auch beim größern Publikum gegeben, und je weniger der Leser auch im vorliegenden Werke durch eine schwülstige Gelehrsamkeit belästigt, je mehr ihm durch klare Darstellung die Lektüre erleichtert wird, um so weniger wird ihm die Vergleichung unserer heutigen Sitten mit diesem treuen und reichhaltigen, ja man darf wohl sagen vollständigen Bilde der alten Sitten und häuslichen Einrichtungen reuen.

3) Reise durch Italien und Sicilien vom Jahr 1828 bis 1830. Von J. B. Hegemann. Münster, Deiters, 1835.

„Ein Handbuch für Reisende,“ wie es sich ankündigt, ist dieses Buch nicht, da es keineswegs eine vollständige Beschreibung des Landes, sondern nur eine Schilderung dessen enthält, was dem Verfasser auf seiner Tour begegnete. Allerdings aber hat Hr. Hegemann viel gesehen und sich bestrebt, ohne viel eigene Urtheile oder Empfindungen auszusprechen, nur auf die Merkwürdigkeiten überhaupt an jedem Ort, wo er war, aufmerksam zu machen. War inzwischen dies einmal seine Absicht, so hätte er auch hin und wieder noch genauer seyn sollen. So erwähnt er z. B. in Florenz sehr unbedeutende Gräber und das des großen Dante nicht. Auch der vier Tageszeiten des Michel Angelo, die wohl die besten Werke seines Meißels sind, erwähnt er nicht. Läßt man sich einmal in das viele Detail der Namen ein, so muß man auch die wichtigsten nicht vergessen; sonst ist die Resignation, die lieber nur wenige Namen nennt, vorzuziehen. — In Rom begegnete dem Verfasser ein unangenehmes Abenteuer. „Unter dem Bogen Largo di St. Spirito wurde ich am Neujahrstage Abends halb neun von vier Straßenräubern überfallen. Mit der geballten Faust hatte ich bereits den Ersten, welcher mich angriff, derartig über die Nase geschlagen, daß er betäubt niedersank, und wollte dem Zweiten einen ähnlichen Schlag geben, als mir ein Vierter, den ich nicht gesehen habe, von hinten mit einem Knüttel (Randello) einen solchen Schlag über den Hut versezte, daß ich, mit demselben über die Nase, niederfiel. Wie rasend stürzten sie über mich her, rissen, während Einer, wahrscheinlich den ich geschlagen hatte, mir zwei Stiche auf den Arm und einen über die linke Hüfte beibrachte, meine Kleider los, und nahmen mir meine Uhr mit der Kette, mein Geld, kurz alles, was ich bei mir trug. Ich bat, mir das Leben zu lassen, was mir von Einem, unter der Bedingung, nicht zu rufen, versprochen wurde, der auch denjenigen, welcher blindlings

auf mich losstach, mit rauhen Worten Cazzo! va via, zurück warf. Nach kaum fünf Minuten entfernten sie sich leise, und ich glaube von Einem das felice notte (gute Nacht) gehört zu haben.“ Wir begleiten den Verfasser über Neapel nach Sicilien bis auf den Aetna, und lassen uns in seiner gedrängten und lebendigen Manier Bekanntes und Unbekanntes in dichter Folge der Bilder angenehm vorüberführen.

4) Briefe von London über Paris, Lyon, Avignon, Aix, Nizza, Turin, den Simplon und einen Theil der Schweiz. Tagebuchblätter aus dem Jahr 1834. Von Adalbert von Bornstedt. Berlin, Plahn, 1835.

Bekanntes und einiges Neue, z. B. die näheren Details, den Aufstand in Lyon betreffend. Ueber Frankreichs Zustand im Allgemeinen urtheilt der Verfasser sehr richtig: „Frankreich hat nie eine Musterverwaltung gehabt wie Preußen, in Frankreich wird noch heut, und jezt vielleicht mehr als unter allen früheren Regierungen, in allen Zweigen der Staatsverwaltung auf das Empörendste gewuchert, geschachert, erkauft und verkauft. Jeder Beamte will Fortune machen, jeder Minister ein Vermögen für die Stürme der Zukunft erwerben, jeder Intendant sein Schäfchen bei Zeiten und so früh als möglich in's Trockene bringen. Der öffentliche Schatz, die zu vergebenden Aemter und Stellen werden auf diese Art eine ungeheure Weide für alle zweibeinigen Vielfraße der Beamtenwelt. In den meisten andern Ländern wird hauptsächlich auf die administrative und specielle Fähigkeit der anzustellenden, hier aber meist nur auf die politische Meinung, auf Empfehlungen und die Möglichkeit, dadurch Anhänger für die Regierung zu gewinnen, gesehen. Hätte Frankreich die Ordnung, wie sie bei den preußischen Ausgaben und Gehalten besteht, wäre hier dieselbe Oekonomie, wie sie in der preußischen Staatsmaschine eingeführt ist; träfe man in diesen Landen vorzüglich dieselbe Rechtlichkeit in der oberen Leitung, jene weise Sparsamkeit, die mit geringen, aber gut angewendeten Mitteln viel bewirkt, so wäre Frankreich unstreitig einen großen Schritt weiter, und die ungeheuren Hülfsquellen dieses glücklichen Landes würden nicht auf das Widerwärtigste verschleudert. Diesen Krebsschaden, diese Wucherpflanzen zu vertilgen, haben die französischen Staatsmänner wenig gedacht, und heut zu Tage anstatt den Skalpel anzulegen, anstatt das Unkraut auszureißen, läßt man das Uebel um sich greifen, weil die Regierung sich sonst zu viel Feinde machen würde, und hernach: il faut vivre et laisser vivre, eines der üblichsten, hiesigen Sprüchwörter. — Troz allen diesen Mängeln der verwaltenden Einrichtungen, troz allen diesen administrativen Fehlern, liegen aber nichtsdestoweniger die Keime und die Rechte der politischen Fortbildung und des wahren Vorschritts nicht bloß in der papiernen Freiheit, wie einige ironische Publicisten behaupten, sondern unverwüstlich in der Ausbildung des französischen Volkslebens.“

Der Verfasser reiste durch das südliche Frankreich an der schönen Küste von Nizza hin nach Turin. Es ist schon viel über diese Gegenden geschrieben; Herr von Bornstedt theilt das Entzücken, von dem wohl jeder Reisende in diesen schönen Landschaften ergriffen wird und er gibt uns wenigstens hin und wieder eine Notiz, die wir in frühern Reisebeschreibungen nicht finden, z. B. über eine sehr komische Volkssitte in der Gegend von Stura: „Der Heirathslustige zieht nämlich Abends mit seinen Gefährten in das Haus seiner Auserwählten, sezt sich ohne alle Umstände neben sie, schäkert mit ihr. Im Fall die Werbung nicht angenommen wird, so legt der Vater einen Splitter quer über die Lampe, womit dann der Freier seinen Abschied bekommen hat. Ist hingegen der Antrag genehmigt, so schießen die Gefährten des Bräutigams beim Nachhausegehen ihre Pistolen zum Zeichen ihres Sieges ab, und kehren am nächsten Sonntage mit einer Geige zurück, um zu tanzen. Darauf geht ein Mitglied von der Familie des Bräutigams, in einen Mantel gehüllt, zu dem Vater der Braut, und sagt diesem, er habe erfahren, daß derselbe eine Taube besitze, die noch nicht gepaart sey, und deßhalb komme er, um zu sehen, ob sich die Sache nicht machen lasse. Der Vater der Braut ladet nun den Sprecher ein, näher zu treten und an der Familienmahlzeit Theil zu nehmen, wobei dann von der Mitgift und anderen ähnlichen Dingen gesprochen wird. Am Vorabend der Hochzeit werden die Anverwandten beider Familien zu dem Brautvater eingeladen, die Braut aber erscheint nicht eher, bis der Bräutigam ihren Schlupfwinkel entdeckt, bei welcher Nachsuchung seine Gefährten ihn unterstützen. Wenn nun am Hochzeitstage die Braut zur Kirche abgeholt wird, so trägt ein junger Bursch beim Zuge ein Huhn unter seinem Rocke, welches man, statt der sittsam auf die Fragen des Priesters schweigenden Braut, antworten, oder besser, schreien läßt; man wiederholt dies ein zweites Mal, wenn die Braut erst für gut hält, bei der dritten Frage ihr Ja zu bieten. Hernach folgen die Umarmungen und das Hochzeitsmahl, wobei die junge Frau ihren Gästen Bänder vertheilt, welche diese an ihre Hüte und Kleider heften, was man hier zu Lande „Livreentragen“ nennt. Nachher macht sie mit einem Teller oder mit der aufgehobenen Schürze eine Runde um den Tisch, wo dann Alles, was hineingelegt wird, ihre Aussteuer vermehrt.“

Am ausführlichsten ist der Verfasser über Turin.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 22. Montag, 29. Februar **1836.**

Werke über Italien.

5) Die Insel Sicilien mit ihren umliegenden Eilanden. Von J. C. Fehr. St. Gallen, Wegelin und Wartmann, in Commission bei Huber und Comp., 1835.

Ein Werk, das man neben den vielen andern wohl auch noch lesen kann. Freilich enthält es viel Bekanntes, schon oft Gesagtes, doch auch einiges Neue, und es ist mit vieler Liebe geschrieben. Bald versenkt sich der Verfasser in die Erinnerungen des Alterthums und theilt uns ganze Geschichten aus demselben mit, die sich auf Sicilien beziehen; bald schildert er uns mit Lebhaftigkeit die Gegenden Siciliens, z. B. den Aetna, den er bestieg; bald malt er uns das Volk, seine Sitten, die seltsamen Kirchenfeste, eine Revolution in Palermo ꝛc., kurz wenn selbst der Kenner hier noch manches Anziehende findet, so muß diese Lektüre dem, der über Sicilien noch wenig gelesen hat, noch weit mehr bieten.

Von politischem Interesse ist, was der Verfasser über die Verarmung Siciliens sagt, die Ursache einer immer unter der Asche fortbrennenden Unzufriedenheit. Nachdem er den Nachtheil einiger schlechten Ernten geschildert, fährt er fort: „Dies ist aber nicht die einzige Ursache von dem jezt so drückenden Geldmangel in Sicilien, sondern es gibt dafür noch einen eben so wichtigen Grund, nämlich daß die Regierung den Tilgungsfond des von dem Hause Rothschild für Sicilien gemachten Anleihens auf die Bank in Palermo angewiesen hat, wohin dieses Haus einen eigenen Agenten sandte, welcher die wöchentlich regelmäßig eingehenden Summen in Empfang nehmen und ebenfalls in Baar nach Malta, Neapel oder anderswohin senden muß. Diese Sendungen geschahen beinahe ausschließlich nur in spanischen Thalern, womit Sicilien in frühern Zeiten beinahe voll gepfropft war, nun aber durch diese ununterbrochenen Operationen dergestalt zusammengeschmolzen sind, daß man jezt nur zur größten Seltenheit noch dann und wann einen derselben zu sehen bekommt. Dieser Agent bedient sich jezt, statt derselben, der noch vorhandenen 12 Tari-Stücken, allein es wird nicht lange mehr dauern, so werden auch diese ausgehen, wo dann alle Zahlungen auf der ausgesogenen Insel nur noch in der kleinen häßlichen Münze Calabriens gemacht werden können. — Das unselige Feudalsystem, welches bis zur Zeit des Ausbruchs der Revolution im Jahr 1820 fortbestand, ist seitdem zwar aufgehoben, und auch ein neuer Zolltarif eingeführt worden, der mit dem Jahr 1825 in Kraft trat, nach welcher der früher bestandene Ausgangszoll vieler Produkte theils aufgehoben, theils merklich vermindert, derjenige der Einfuhr, namentlich der Manufakturwaaren so außerordentlich erhöht

Digitized by Google

wurde, daß er bei manchem Artikel selbst 100 Procent übersteigt, und daher einem Einfuhrverbot ziemlich gleich kommt. In einem stark bevölkerten und großen Lande müßte ein solches System mit der Zeit allerdings reiche Früchte bringen; in dem verarmten Sicilien aber, wo nicht einmal genug Hände vorhanden sind, um das herrliche Land gehörig anzubauen, sollte man das Hauptaugenmerk um so weniger auf die Industrie werfen, als die Insel von allen Seiten der Contrebande ganz offen ist, und es im Charakter dieser Nation liegt, daß alle Angestellten sich ohne die geringsten Gewissensscrupel bestechen lassen; denn wer zweifelt wohl daran, daß die Pfaffen auch dafür gegen ein gutes Trinkgeld die gültigsten Ablaßbriefe herbeizuschaffen im Stande sind. Weder Regierung noch Einwohner können bei diesem System bestehen. Zwar fehlt es keineswegs an tüchtigen Männern, welche den Krebsschaden gründlich kennen, der an ihrem schönen Vaterlande nagt, allein sie thun durchaus nichts, als im Stillen seufzen und klagen. Die tiefen Wunden der lezten unglücklichen Revolution sind noch lange nicht so vernarbt, daß man jezt schon wieder auf ein ähnliches Unternehmen denken könnte. Was wäre aber auch von einem erneuerten Versuche, die in der That allzuschweren Fesseln zu brechen, zu erwarten, wenn man auf der andern Seite wieder überlegt, daß sich jedes Volk nach den in ihm selbst ruhenden Keimen entwickeln muß. Ein anderes, klügeres Mittel, sich selbst Linderung und dem Lande Heilung zu verschaffen, kennt der Sicilianer nicht. Er weiß sich daher in seinem jetzigen, beklagenswerthen Zustande weder zu rathen noch zu helfen, obschon er sich doppelt unglücklich fühlen muß, weil der erste und ehrenvollste Zug im National-Charakter sicherlich eine brennende Vaterlandsliebe ist. — Unter allen Völkern Italiens erträgt der Sicilianer das Joch der Fremden am ungeduldigsten, daher paßt der schöne Vers Alfieri's vorzüglich auf diese Insulaner:

Schiavi siam' sì, ma schiavi ognor frementi.

Dies haben sie sowohl bei dem Gemetzel der Vesper als bei der lezten Revolution bewiesen, und so sind sie auch noch heute abergläubisch, mißtrauisch, zügellos und unbezähmbar. Ist der Sicilianer von einer persönlichen Leidenschaft gestachelt, oder in die Bewegung der Nationalrache verwickelt, so wird er düster, fürchterlich und unerbittlich. Dann ist er nicht mehr jener Mensch, der um einige grani den gehorsamen Diener macht, er ist ein mordgieriger Tiger. Zorn und Haß durchglühen seine Adern und eine schreckliche Rache wird sicherlich sein einziger Gedanke seyn, die er sehr lange ganz heimlich bei sich nähren kann, gewiß aber wird er nicht ruhen, bis er sie abgekühlt hat, sollten auch Jahre vergehen müssen, bis sich ihm eine schickliche Gelegenheit dazu darbietet. Dabei ist ihm die köstliche Gabe des Genies, hohe Geistesstärke, erhabener Stolz und eine gewisse Feinheit nicht abzusprechen, die ihn zu großen Verbrechen eben so fähig als zur Ausführung gefährlicher Unternehmungen oder hoher Entdeckungen brauchbar machen wird, was bei dem Neapolitaner keineswegs der Fall ist.“ Auf Seite 91 ff. hat der Verfasser das Blutbad in Palermo im Jahr 1820 sehr lebhaft geschildert. Die Sicilianer hatten Ursache zum Zorn. In der Zeit der Napoleonischen Herrschaft waren sie ihrem König aus Bourbonischem Geschlecht treu geblieben und hatten mit großen Opfern den englischen Besatzungen und Flotten Hülfe geleistet. Dafür wurde ihnen der Dank, daß sie nach der Restauration aller ihrer bis dahin treu erhaltenen Rechte von demselben König beraubt wurden, dem sie mit so vieler Großmuth angehangen waren. Am 8. December 1816 nahm der König den Titel Ferdinand I. an, und erklärte Sicilien zu einer Provinz des Königreichs Neapel. Dadurch verlor die schöne Insel auf einmal ihre uralten Privilegien, ihre Gesetze und ihr weiß Gott wie lange schon bestandenes Kriegswesen. Man paßte den Codex Napoleon den sicilianischen Gewohnheiten so schlecht als möglich an, und dieses Land wurde zum ersten Mal den Stempel- und Registratur-Auflagen, so wie der jährlichen Aushebung einer gewissen Anzahl Truppen unterworfen. Die Sicilianer sahen dadurch ihre vieljährigen Anstrengungen und ihre faktisch bewiesene Treue und Anhänglichkeit an den König verkannt. Leicht war es daher, sie zu überzeugen, daß Stillschweigen und Unterwürfigkeit ihre Lage nur verschlimmern müsse. Das glühende und erbitterte Volk war nun zwischen Elend und Empörung gestellt, und somit konnte man auch leicht voraussehen, daß in diesem Zustande von Gährung, in welchem sich die Gemüther in ganz Sicilien befanden, der kleinste Funken eine große Feuersbrunst hervorbringen müsse. — So stand die Lage der Dinge am 1. Juli 1820 in Sicilien. — Am folgenden Tage brach die Empörung in Neapel aus. Einige Truppen, welche nach Monte Forte desertirten, vereinigten sich mit den Carbonaris der beiden Provinzen Salerno und Avellino. Bald wuchs diese bewaffnete Macht dergestalt, daß der König am 6. Juli gezwungen wurde, die spanische Verfassung zu bewilligen. Die neue provisorische Regierung in Neapel fertigte, entweder aus Unentschiedenheit, oder vielleicht aus Gewohnheit, Sicilien als ein benöthigtes Zubehör des Königreichs zu betrachten, Niemand ab, und gab somit Palermo von allem dem, was sich in der Hauptstadt zugetragen hatte, keine Nachricht. Man wußte daselbst von der ganzen Empörung bis zum 15. Juli kein Wort, wo denn aber gegen Mittag das kleine englische Fahrzeug „Palermo“ von Neapel ankam, und die in der Monarchie vorgefallene Veränderung, wie auch

die Farben der Carbonaris bekannt machte. — Diese interessante Neuigkeit traf gerade ein, als das zur Feier des Rosalienfestes versammelte Volk sich haufenweise durch den Cassaro bewegte. Sogleich begaben sich 400 Soldaten des Garde-Regiments, welche die Tricolor-Farbe trugen, auf die Straße, das Volk vereinigte sich mit ihnen und nun riefen Alle nach Herzenslust: „Es lebe der constitutionelle König!“ Alles schien also anfänglich mit einer Art von Einigkeit und Mäßigung abgehen zu wollen, allein es kam anders! Den nämlichen Abend des 15. begegnete General Church — ein Engländer in neapolitanischen Diensten, der damals Platz-Commandant war — einem Soldaten, welcher die gelbe Cocarde und den sicilianischen Adler trug. Dies war das Zeichen, daß man in Sicilien nebst der spanischen Constitution auch wieder die Einführung eines besondern National-Parlaments wollte. Er war so unvorsichtig, ihm dies Zeichen abzureißen und ihm zu befehlen, sich unverzüglich in den Arrest zu verfügen. Seine Cameraden wollten dies nicht geschehen lassen, sondern vereinigten sich mit ihm, um sich Church's zu bemächtigen. Dieser aber ergriff die Flucht und der General Coglitore erhielt, während er diesen Offizier vor der Wuth des Volkes rettete, eine Wunde am Arme. Der Pöbel, welcher die dem Soldaten zugefügte Beleidigung rächen wollte, wälzte sich nach dem Hause Church's, an dem Platze Marina gelegen, bemächtigte sich seiner Meubles und verbrannte sie mit einer merkwürdigen Uneigennützigkeit auf jenem öffentlichen Platze. Den folgenden Tag wurde die bewegliche Habe des privilegirten Spielhauses ebenfalls verbrannt, und das Haus des Ministers Ferreri zerstört, welcher der sicilianischen Nation seit langer Zeit verdächtig war. Darauf dann war Alles bis zu Mittage wieder ruhig. Nun aber erfahren die Palermitaner, daß sich die Truppen in den Kasernen zu feindseligen Absichten vereinigen, worauf sogleich einige zu dem General-Lieutenant Naselli gingen, um die Befehle, welche er gegeben haben möchte, kennen zu lernen. Naselli war bestürzt und fürchtete als eingefleischter Neapolitaner natürlich zuerst für seine Person. Das Volk forderte Waffen von ihm. Er war schwach genug, nicht nur nachzugeben, sondern ihnen sogar das Zeughaus von Castellamare zu überlassen, welches der festeste Platz in der ganzen Stadt ist, der am kleinen Hafen liegt. Sogleich bewaffneten sich nun eine Menge Bürger, und gingen auf die Straßen, ohne jedoch irgend eine Ausschweifung zu begehen. Inzwischen hatte sich aber eine Escadron Cavallerie, unter dem Befehl des palermitaner Obersten, dem Fürsten von Campofranco, in völliger Schlachtordnung beim Thor Felice aufgestellt. Dieser Oberst war noch weit unvorsichtiger als Naselli, indem er auf das bewaffnete Volk schießen ließ, das doch bis zu jenem Augenblicke ganz ruhig geblieben war. Nun war es um das Wohl Palermo's geschehen! Ein Franziskaner-Mönch, Gioachino di Vaglica, stellte sich an die Spitze des rasenden Haufens. Er ließ sogleich alle Gefängnisse öffnen, woraus Tausende von Verbrechern stürzten und Vaglica's Macht in einem Augenblick dergestalt verstärkten, daß sie in ungemein kurzer Zeit beinahe die ganze Escadron vernichteten und den übrigen Theil der Garnison zwangen, nach der Bagaria zu flüchten. Ueber 1500 Menschen wurden theils verwundet, theils getödtet. Man hatte keine Zeit, die Todten zu begraben, sondern warf sie einstweilen nur in eine benachbarte Kirche, von der man das Dach weggenommen hatte. Die dem Blutbade entgangenen Neapolitaner, 6000 an der Zahl, wurden nachher in der Bagaria eingeholt und als Gefangene behandelt. Naselli dagegen konnte sich inzwischen mit ungefähr 100 Mann auf das Packetboot einschiffen, welches eben auf der Rhede lag. Er fand für gut, als Stellvertreter des Vicekönigs seinen Posten zu verlassen, um die unglückliche Stadt dadurch der schrecklichsten Anarchie zu überliefern! — Das Volk ermangelte auch keineswegs, sich unverzüglich darauf zum Herrn des Schlosses und aller festen Plätze aufzuwerfen. Sobald der folgende Morgen anbrach, suchte es den Fürsten von Cattolica auf, welcher befohlen haben soll, auf den bewaffneten Pöbel schießen zu lassen. Es erreichte ihn auf seinem Palaste in der Bagaria, woselbst er augenblicklich erschossen wurde. Noch schlimmer ging es dem Fürsten von Jaci und einem Offizier, Namens Lanza. Diese wurden von dem wüthenden Pöbel verstümmelt und ihre Köpfe auf Stangen durch die ganze Stadt getragen, weil ihnen gelungen war, zwei Kanonen vernageln zu lassen, um dadurch größeres Unglück zu verhindern. Ueberhaupt wäre es schwer, diesen Schreckenstag so zu schildern, wie er dahin ging. In den Reihen des Auswurfs der Menschheit, an der Seite der Galeerensklaven, sah man Adelige, Pfaffen, Priester und Mönche, ja selbst Nonnen, welche an dem Aufstande Theil nahmen und viele Häuser plünderten! — Nachdem die gefangenen Neapolitaner fünf oder sechs Tage gesessen hatten, wurden sie endlich befreit; sie konnten mit ihren Familien und Habseligkeiten nach Neapel zurückkehren. Darauf wurde in Palermo eine Regierungs-Junta erwählt, welche die Ordnung wieder herstellen sollte, was derselben bis zum 28. Juli auch so ziemlich gelang.“ Aber es ist bekannt, daß die Oesterreicher, nachdem sie Neapel besezt, auch nach Sicilien überschifften und daselbst die noch heute bestehende Ordnung befestigt haben.

Landtags-Verhandlungen.

Geschichte des großh. hess. Landtags vom Jahr 1834, dargestellt von Karl Buchner, Hanau, König, 1834. VIII und 167 S.

Der Druck der Verhandlungen der deutschen Ständeversammlungen hat seinen wichtigen Zweck, indem er für eine treue Beurkundung der ständischen Thätigkeit sorgen soll. Allein damit ist nicht für das Publikum gesorgt, welches eine gedrängte Darstellung des Wichtigern, eine Uebersicht dessen verlangt, was als denkwürdig sich hervorhebt. Daher ist schon oft das Verdienstliche solcher Schriften anerkannt worden, welche, wenn auch in der Form der Darstellung verschieden, eine Skizze einzelner Landtage liefern. Diese Schriften fangen an, ein eignes Gefach in der Bibliothek der Staatswissenschaften auszufüllen. Aufgestellt finden wir in denselben die Schriften von Soden: Der baierische Landtag vom Jahr 1819, Nürnb. 1821; die Floret'sche historisch kritische Darstellung der Verhandlungen der Ständeversammlung des Großherzogthums Hessen im J. 1820, 1821, Giessen 1822; das Holzschuher'sche Werk: der baierische Landtag v. J. 1825, Erlangen 1826; den „Bericht über die Ständeversammlung des Königreichs Baiern vom 17. Nov. 1827 bis 1. Aug. 1828" von dem Grafen von Benzel-Sternau; das Werk von Rotteck: der Landtag im Großherzogthum Baden von 1831, Hildburghausen 1833; die, freilich nur den ersten Abschnitt der landständischen Verhandlungen umfassende Schrift von Krug: Verhandlungen des ersten Landtags im Königreich Sachsen nach der neuen Verfassung rc. Leipzig 1833; die, noch unvollendete Schrift: der Landtag im Großherzogthum Hessen in den Jahren 1832 und 1833 in fortlaufend übersichtlicher Darstellung, Darmstadt 1833; die Elsner'sche Schrift: Abriß der Geschichte des aufgehobenen würtembergischen Landtags von 1833, Stuttgart 1834. Die großen Lücken, welche diese selbstständige Schriften, denen sich das badische Landtagsblatt von 1832 und 1833 zugesellt, freilich noch übrig lassen, sind wenigstens größtentheils durch Beiträge in Zeitschriften und Zeitblättern ausgefüllt. Die Zeitschrift: Hermes enthält mehrere sehr verdienstliche Uebersichten der Verhandlungen süddeutscher Ständeversammlungen. Gleiche Beiträge enthalten die allgemeinen politischen Annalen und die Zeitblätter Hesperus, Inland u. s. w.

Ziemlich vollständig ist die Literatur in Bezug auf die sechs Landtage, welche, seit der Errichtung des Verfassungswerkes für das Großherzogthum Hessen im Jahr 1820 bis jezt in diesem deutschen Bundesstaate abgehalten worden sind. Von dem ersten Landtage im Jahr 1820—21 handelt die gedachte Floret'sche Schrift, eine Mittheilung im elften Band der Murhard'schen allgemeinen politischen Annalen: „Die Landstände im Großherzogthum Hessen;" und die Einleitung zu dem Werk von Crome: „Handbuch der Statistik des Großherzogthums Hessen." Thl. I. Darmstadt 1822. S. 21 ff. Der fünfzehnte Band jener Annalen enthält eine „Uebersicht der Verhandlungen der Landstände des Großherzogthums Hessen. Session von 1823—24." Eine Darstellung des dritten Landtags (von 1826—27) findet sich in dem Zeitblatt: Hesperus v. J. 1828. Nr. 152 ff. Eine Uebersicht der Resultate dieser drei Landtagen von Advokat Bopp in Darmstadt enthält der achte Band der allgemeinen politischen Annalen, herausgegeben von Rotteck. „Das Wichtigste der Verhandlungen und Resultate des großh. hessischen Landtags von 1829—30" ist in dem Zeitblatt: Inland Nr. 20 ff. vom J. 1831 dargestellt. Ueber den fünften Landtag von 1832—33 verbreitet sich die bereits angeführte Schrift: „Der Landtag rc." und, wenn man in ihr eine eigentliche Skizze finden will, die Schacht'sche Schrift: Der Liberalismus auf dem merkwürdigen Landtag zu Darmstadt im Jahr 1833. Freimüthig geschildert für Alle, denen es um Wahrheit und um Kenntniß des jetzigen deutschen Ständewesens zu thun ist. Gießen 1834, in ihrer grotesken Weise.

Eine Uebersicht des sechsten und lezten Landtags, des von 1834, ist in den lezten Heften der Weick'schen Annalen für Geschichte und Politik, die in ihren früheren Bänden einzelne Erscheinungen des fünften Landtags vorzuführen angefangen haben, begonnen. Eine bereits vollendete Skizze enthält die unter obigem Titel im December 1834 ausgegebene Schrift des Justizraths Buchner.

Der Verfasser desselben hat sich schon früher mit diesem lezten Landtag beschäftigt, indem von ihm in seinem, im Sommer 1834 erschienenen Schriftchen: Gallerie sämmtlicher Abgeordneten in Darmstadt, oder kurze Biographien und Charakteristiken derselben, mit einer kurzen Einleitung über Geschichte und Verhältnisse der versammelten Abgeordneten-Kammer in Darmstadt, die Porträts der Mitglieder der Wahlkammer von 1834 gezeichnet wurden. Schon in diesem früheren Schriftchen hat er seine Vertrautheit mit dem Gegenstand beurkundet.

An Anlaß, diese Schrift über den Landtag von 1834 mit der Schacht'schen Schrift über den geistesverwandten von 1833 zu vergleichen, fehlt es nicht. Indessen würde eine solche Vergleichung zu weit und über die Grenzen hinausführen, die Referent beobachten muß.

Der Verfasser deutet in der Vorrede an, er habe aus guten Gründen lieber bloß referirt als kritisirt, aber die Sache so abgefaßt, daß der Leser in den Stand gesezt wird, selbst zu urtheilen. Die Darstellung ist aktenmäßig treu und auf die Protokolle gestützt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 23. Freitag, 4. März 1836.

Werke über Italien.

6) Wanderungen durch Sicilien und die Levante. Erster Theil. Sicilien, Malta. Mit einer Musikbeilage. Berlin, Nicolai, 1834.

Der ungenannte Reisende ist mit Italien weit zufriedener und gegen die Italiener weit billiger, als Herr Nicolai, dessen Reise in demselben Verlag erschienen. So viel auch schon über Sicilien geschrieben ist, erfahren wir hier doch noch manches Neue und Interessante. Der lezte große Aufstand in Palermo im Jahr 1820 wird ausführlich beschrieben, deßgleichen das Fest der h. Lucia in Syracus, ähnlich dem der h. Rosalie in Palermo. Wir erhalten Nachrichten von dem sehr wenig bekannten und doch vortrefflichen sicilianischen Dichter Meli, von dem uns folgende Strophen mitgetheilt werden:

Jo m' aggio posto in core, a Dio servire,
Com' io potessi gire in paradiso,
Al santo loco, ch' aggio audito dire
U' si mantien sollazo, gioco e riso.
Senza mia donna non vi vorria gire,
Quella, ch' ha bionda testa, e chiaro viso,
Che senza lei non poteria gaudire,
Restando da la mia donna diviso.
Ma non lo dico a tale intendimento,
Perch'io peccato ci volessi fare,
Se non veder lo suo bel portamento,
E lo bel viso, e'l morbido guardare,
Che'l mi terria in gran consolamento
Vedendo la mia donna in gioia stare.

Den festen Vorsatz hab' ich, Gott zu ehren,
Auf daß ich mag das Paradies gewinnen,
Den heil'gen Ort, von dem ich rühmen hören,
Es sey nur Jubel, Freud, und Scherz darinnen.
Nicht ohne meine Herrin möcht' ich kommen,
Der blondgelockten, mit den heitern Blicken:
Denn wenig könnt' es mir zum Troste frommen,
Müßt' ich von meiner Herrin mich entrücken.
Doch sag' ich's wahrlich nicht mit solchem Willen,
Als möcht' ich etwa Sünden dort begehen:
Nur ihren Liebreiz möcht' ich immer sehen,
Den süßen Mund, der Augen sanftes Winken;
Wohl gäb' es mir ein inniges Entzücken,
Säh' ich sie ganz in Himmelslust versinken.

Mi sunnai, ca nu dui, Patruna mia,
'Ntrammu a lu infernu gemu cunnanati,
Ju la cosa celesti pretennia;
Vui pri la vostra troppa crudeltati

Vui tant' eravu sazia di mia
Chi un jocu vi parria zo ccu si pati,
Ju pri la vostra vista e cumpagnia
Essiri un mi parria 'ntra li Dannati.

Mir träumt', o Herrin, daß wir gleicherweise
Zur Hölle gingen ein, zur qual=entflammten,
Mir schien die Sache himmlisch=süße Freude;
Ihr, wegen eurer gar zu strengen Weise,
Ihr waret so entrüstet, mich zu sehen,
Daß Spiel euch dünkt', was alles man erleide,
Ich, wegen eurer hold=gesell'gen Nähen,
Ich glaubte nicht mich unter den Verdammten.

Der Verfasser fügt hinzu: Fast zweifle ich, daß Rückert die obige Stanze im Sinne gehabt, als er die 34ste seiner wahrhaft südlichen Siciliane dichtete, und die Uebereinstimmung des Anfangs ist wohl nur zufällig:

Mich träumt' (sic), o Herrin, daß mit trüben Kerzen
Amur uns beiden leuchtet höllenein:
Euch, weil ihr mich zu sehr gehaßt, mit Schmerzen,
Mich, weil ich euch zu sehr geliebt, mit Pein;
Und ihr, da ihr ganz waret Eis im Herzen,
Und ich, da ich war lauter Gluth allein,
Verdammet wurdet ihr in mich zu Schmerzen,
Und ich verdammt zur Lust in euch hinein.

Auch von einigen interessanten Landsleuten wird uns Bericht erstattet, z. B. von dem schon aus andern Reisebeschreibungen bekannten glücklichen Lieutenant: „Kurz vor der Abreise habe ich einen deutschen Landsmann, den Lieutenant D** aus Hannover, kennen gelernt. Er war Kriegskamerad des nunmehrigen Principe B***, der, gleichfalls Hannoveraner, unter dem englisch-sicilischen Heere als Lieutenant diente. Die Prinzessin B*** lernte ihn in Palermo kennen, machte ihn nicht bloß zu ihrem Gemahle, sondern vermochte auch den König Ferdinand, auf ihn und seine Nachkommen alle Titel und Würden eines sicilischen Principe überzutragen; ich glaube sogar, er ist kürzlich Grande von Spanien geworden.“ Recht liebenswürdig muß die Prinzessin seyn, da Folgendes von ihr erzählt wird: „Der erste Gebrauch, den der neue Fürst von seinem großen Reichthum machte, war eine Erleichterung der bedrängten Lage seiner Mutter in U. (Vater und Großvater waren während der Kriegsjahre gestorben); er kaufte ihr ein großes Haus in der Hauptstadt H***, und ließ es auf das Vollständigste einrichten; er versorgte seine zahlreichen jüngeren Geschwister, und war in ununterbrochener schriftlicher Verbindung mit seinem Vaterlande. Regelmäßig mußte er der Fürstin die Briefe seiner Mutter übersehen, und jene fand so viel Wohlgefallen an den unbefangenen Aeußerungen einer herzlichen Dankbarkeit, daß sie beschloß, ihre Schwiegermutter zu besuchen. Als dieß in H*** bekannt wurde, überlegte man an dem dortigen steifen Proconsularhofe mit vieler Wichtigkeit, ob man die Fürstin als solche, oder nur als simple Edelfrau empfangen solle; indessen behielt die erste Meinung die Oberhand. Allein die Fürstin ließ sich, als sie nach H*** kam, gar nicht bei Hofe einführen, sondern lebte mehrere Wochen bei ihrer Schwiegermutter in dem engsten Freundschaftsverhältnisse, und überhäufte die gute Alte mit den kostbarsten Geschenken, welche sie theils aus Sicilien, theils bei der Ueberfahrt aus England mitgebracht. Im Aeußern war das reiche Ehepaar nur durch Schönheit, nicht durch Pracht ausgezeichnet, und erregte auch dadurch die Bewunderung der schaulustigen Einwohner. Endlich, wenige Tage vor der Abreise, ließ die Fürstin sich bei Hofe melden, nachdem sie vorher die Versicherung erhalten, daß auch ihr Gemahl als Fürst erscheinen solle, und da überstrahlten Beide durch den Glanz und die Menge ihrer Diamanten bei weitem alles, was man von der Art bisher in H*** gesehen.“

Auch von dem unglücklichen Schweigger, der in Sicilien ermordet wurde, erhalten wir hier genaue Nachrichten. „Die ewig wiederholte Geschichte von der Ermordung des Professors Schweigger aus Königsberg in Pr. ist freilich traurig genug; doch war er durch höchste Unvorsichtigkeit Schuld an seinem Tode, wie ich hier erfahren habe. Als Botaniker reiste er natürlich zu Fuß, nahm in Palermo einen nicht hinlänglich empfohlenen Führer, und hezte ihn alle Tage in den Bergen umher, ohne Rücksicht auf die faule Natur der Südländer. Dabei soll Schweigger klein, ausgezeichnet häßlich und mürrisch im Umgange gewesen seyn, überdies der Sprache sehr wenig mächtig, und so sorglos, daß er sich nicht einmal mit einem Stocke bewaffnete. Alle diese Umstände müssen berücksichtigt werden. In dem lezten Nachtlager vor Girgenti, einem ganz kleinen Neste, gab er seinem Führer einen Louisd'or zu wechseln (wieder ein unerhörter Leichtsinn), schalt heftig, daß er ihm zu wenig bringe, obgleich in dem ganzen Orte kaum so viel kleines Geld aufzutreiben war, und drohte sogar, er werde ihn in Girgenti belangen. Nach langem Gezänk verließ er mit dem auf's Aeußerste erbitterten Sicilianer die Herberge, und schleppte ihn in der ärgsten Hitze bis zum hohen Mittage umher, wo noch manches böse Wort zwischen ihnen gefallen seyn mag. Endlich zu einer schattigen Quelle gelangt, die mehrere Stufen tief, aus dem Felsen springt, stieg er achtlos hinab, um sich zu erquicken. Da erschlug ihn der gereizte Führer von oben herab mit

einem starken Knüttel, vielleicht aus Furcht vor der angedrohten Klage, vielleicht aus Verlangen nach mehreren Goldstücken, vielleicht aus Zorn und Rache über die erfahrene Schmähung und Bosheit. Die erbeuteten Goldstücke verriethen ihn bald; er ward eingezogen, bekannte Alles, und ist vor ungefähr einem Jahre hier in Girgenti öffentlich hingerichtet worden. Gewiß wäre es verkehrt, aus diesem Vorfalle auf den räuberischen Charakter des Volks schließen zu wollen; ja man könnte den Satz aufstellen, nach den italienischen Begriffen von Rache sey der Führer gewissermaßen entschuldigt, daß er den abschreckenden Zwerg für eine erhaltene Beleidigung aus der Welt schaffte."

Der Glanzpunkt der Reise war die Besteigung des Aetna, die dem Verfasser, da er durch das Wetter begünstigt wurde, wie er ausdrücklich sagt, weniger beschwerlich vorkam, als die auf den Vesuv, was freilich sehr von der Jahreszeit abhängt. Auch das benachbarte Stromboli wird geschildert. Am Schluß findet man ein sehr reichhaltiges Verzeichniß der Literatur, welche Sicilien betrifft, nebst Musikbeilagen. Das auch äußerlich schön ausgestattete Werk wird jedem Leser eine angenehme Unterhaltung gewähren.

7) Schreiben eines deutschen Flohs, welcher mit Herrn Gustav Nicolai die Schnellfahrt durch die hesperischen Gefilde gemacht hat, an seine Freundin, einer Wanze in Italien. Von Adamssohn. Meißen, Goedsche, 1836.

Eine Satire, wie sie Herr Nicolai, der wehleidige Reisende, verdient hat. Wenn von Deutschland aus Italien so beschimpft wird, muß auch Deutschland selbst den Schimpf rächen, damit man ihm nicht nachsage, daß es solche Ungerechtigkeiten dulde.

Französische Literatur.

Revue Européenne. Paris 1835. Troisième année.

Die Generationen drängen sich in Frankreich fast so schnell wie die Meinungen. In unserer Zeit, in dieser peinlichen und mühsamen Genesis, kommen eine so große Menge von Dingen wieder zur Sprache und zur Frage, die in früherer Zeit schon ganz entschieden waren, daß man, koste es, was es wolle, aus diesem Labyrinthe entkommen und wieder zum Klaren gelangen muß. In Frankreich werden die Gemüther von einer beengenden und räthselhaften Unruhe gepeinigt und eilen auf den verschiedensten Wegen einer Zukunft entgegen, nach der sich alle sehnen, wiewohl sie sie nicht kennen und die verschiedensten Wünsche und Vorstellungen darüber umlaufen. So drängen sich alle philosophischen, socialen und literarischen Ideen in den Revues zusammen; in ihnen wird schnell gesprochen und gekämpft.

Endlich hat man doch gefühlt, daß es gut wäre, wenn Sprache und Kampf darin ein gewisses Gesetz, eine gewisse Richtung hätte, und in dieser Beziehung verdient die Revue Européenne besondere Auszeichnung, denn sie hat das Christenthum als herrschenden Gesichtspunkt für ihre Aufsätze hingestellt. Dadurch hat sie einen festen und entschiedenen Gang gewonnen und mehr Unabhängigkeit in Dingen der Philosophie und Literatur. Dieselben hohen Wahrheiten, die Chateaubriand, la Mennais, Ballanche, Lamartine und Pellico schön ausgesprochen haben, begeistern auch die jungen Schriftsteller, die an dieser Revue arbeiten, um das Christenthum gegen die Angriffe der Lüge und der dünkelhaften Gleichgültigkeit zu vertheidigen. In der Philosophie, der Literatur und den Künsten entschlüpft ihnen nicht leicht eine Lebensfrage, und Alles wird dabei nach dem Evangelium gewogen.

Wir schlagen, um einen Begriff von Geist und Darstellung der Revue Européenne zu geben, das erste beste Heft auf und finden da einen Aufsatz des alten Abbé's Dauphin, des würdigen Direktors des Collegs du Perron in Lyon, wo er von den Erinnerungen aus seiner Kinderzeit und aus seinem Geburtsort Crozet spricht und dann fortfährt: „Es sind glückliche, wahrhaft poetische Zeiten, wo man, ohne noch zu wissen, was Poesie ist, sie mit dem Leben einathmet und sie genießt wie die Sonne, die Wärme und die Luft. In Crozet war sie überall, im Wald, im Wind, in den Abendgesängen, in den Winterabenden, besonders aber in den guten und gläubigen Seelen der Einwohner. Die tiefsten Eindrücke meines Lebens, meine innigsten und liebsten Melodien, die ich in mir höre, wenn ich traurig bin, und die ich singe, wenn ich heiter seyn will, stammen aus jenen Abenden in meinem Dorf. Gewiß, unter diesen ersten und mächtigen Einflüssen bildet sich ein Theil des Gemüths, und sie widerstehen allen innern Revolutionen. Sie sind wie die wohlduftende Flüssigkeit, wenn sie ein neues, noch nicht gebrauchtes Gefäß durchdringt. Das Herz verhärtet später im Umgang mit den Menschen und in den Tagesereignissen des Lebens; der Verstand wird streng und vielfordernd, ja der Mensch hält sich für milde und kindliche Rührungen abgestorben, da hört ihr auf einmal einen Gesang aus dem Vaterland, eine Strophe aus einem alten, frommen Lied, und es werden wieder alle alten Sympathien lebendig, die man längst erstorben glaubte. Ich glaube

nicht, daß es den Kindern in unsern kalten, abgeschliffenen fühllosen Tagen so wohl werden wird, Eindrücke zu empfangen, die ihnen einmal in ihrem spätern Leben wohl thun, die sie wieder aufregen können; die Zeit, in der ich jung war, diese Zeit, wo im Innern Frankreichs noch ein starkes, moralisches, auf frommen Glauben gegründetes Leben herrschte, diese herrliche Zeit ist nicht mehr, sie ist untergegangen im Sturme der Revolution. Noch singen die Crozeter Mädchen alte Balladen (Complaintes) und arbeiten ihre Stickereien dazu, aber sie werden jezt nur noch selten gehört und verhallen nach und nach. In diesen Balladen liegt ein Schaz von Melodie und Gefühl, ein Wohlgeruch träumender Wehmuth, etwas Inniges und Tiefergreifendes, das zu Zeiten im Gemüth wiederklingt, wie ein Echo aus unbekannten Gegenden. Bald ist's die Legende von einem frommen Eremiten, dessen Grab auf den Höhen von St. Bonnet-d'Ecard durch ein einsames Kreuz bezeichnet ist; bald die Sage von einem wilden Schloßherrn, der seine Unterthanen schrecklich drückte und plagte. Schwer könnte man etwas Ergreifenderes, Wehmüthigeres und zugleich Wilderes hören, als den Anfang dieser Ballade: Que l'on m'amèn' ma grand' cavale grise etc. Die Melodie ist von großem musikalischen Effekt, denn sie zeigt sogleich die schreckliche Gestalt des Twingherrn, man schaudert bei seiner drohenden Stimme, man hört das Wiehern seiner wilden Stute. So drückt sich das Bild in's Gemüth ein, wie in Bronze... Will man aber etwas Zartschmerzliches, was an die Lacrymosa des Dies irae erinnert, so höre man nur die herrliche Ballade von der jungen Schloßfrau, die seit Kurzem an einen jungen und schönen Rittersmann verheirathet war; mit schmerzlicher Ahnung ließ sie ihn in einen gefahrvollen Krieg ziehen; gleich beim ersten Kampf fällt Siegfried von einer Lanze durchbohrt und wird sterbend auf sein Schloß gebracht, wo er sogleich verscheidet; die arme Gattin weiß es nicht, denn Niemand wagt ihr das Schreckliche zu entdecken; nur unglückliche Ahnungen ängstigen sie; die Zubreitungen zu dem Leichenbegängniß erfüllen das Schloß; sie hört den Hammerschlag beim Verschließen des Sarges; die fernen Gesänge der Priester, das Glockengeläute; bei jedem Geräusch fragt die junge Frau ihre Mutter, die sie aber hintergeht und ihr die Wahrheit nicht zu gestehen wagt... Wie viel Thränen sind nicht schon bei diesem Gesang voll echt antiker Einfachheit und milder Wehmuth geflossen! Aber diese rührenden Balladen verlieren sich immer mehr in meiner Heimath, es verwelkt diese Blume der Dichtung, die von der Religion am Herzen des Volks gewärmt ward; immer mehr verschwinden die schönen Sagen aus einem Alter, das Viele lieben, ohne es zu begreifen. Heut zu Tage fangen die Mädchen in Crozet an, politischen Liedern Geschmack abzugewinnen, deßgleichen den erotischen Versen und den erbärmlichen Reimereien von Paris, die auf dem Land verbreitet werden. Auch der Bauer mag nicht mehr gern die Nachbarn um seinen Herd versammeln, dann er nennt es jezt eine Thorheit, Holz zu verbrennen, auf daß sich Andere daran wärmen; er ist jezt lieber mit seinem Egoismus allein. Es ist aus mit dem freundlichen Geplauder, das die Menschen gefälliger machte, es ist aus mit der Erzählung wunderbarer und Mitleid erregender Geschichten, die Abscheu vor dem Uebel wie Theilnahme an fremdem Weh erhielt. Die Philosophie muß sich ihrer Reformen bei uns schämen, wenn sie dieselben auf das arme Landvolk angewendet sieht. Sie hat ihm Glauben, Theilnahme, Gefühl und das Kindliche, Patriarchalische seines frühern Lebens genommen. Das dummste Geschöpf, das härteste und zurückstoßendste ist der Bauer ohne Religion, ohne Einfalt und Mitgefühl. So ist es auch in dem kleinen Crozet, das mit Gewalt neunzehntes Jahrhundert werden will. Wer weiß, ob man nicht auch in Kurzem den Häusern ihr altes Ansehen nehmen wird!.. Wenn wenigstens die sogenannte philosophische Bewegung, die bei uns seit einem Jahrhundert die Zerstörung so vieles Schönen und Ehrwürdigen betreibt, Etwas an die Stelle der Trümmern sezte, das auch Poesie hätte! Aber Schmerz, Ekel und Unwillen ergreift einen, wenn man das vertrocknete, freude- und farblose Leben voll Egoismus und Brutalität sieht, das die ungläubige Philosophie dem Volk bereiten möchte. Wann wird man doch endlich einmal begreifen, daß die Gemüther der armen Leute auf dem Land noch etwas Anderes bedürfen, als das entsetzliche Geschwätz der Journale, Politik geheißen, als das Gerede und Umtreiben über Geld, Börsenspeculation, Hochöfen und Erfindungs-Patente, was man gewöhnlich progrès nennt, noch etwas Anderes als die Moral unserer Provinzial- und Hauptstadt-Philosophen!"

Wir haben diese lange Stelle für zu wichtig gehalten, um sie nicht in unsern Blättern aufzunehmen, die ja nicht bloß das Rein-Literarische, sondern auch das Volksthümliche und Sittliche bezeichnen und hervorheben sollen. Wie viel Wahres und Tiefgefühltes liegt nicht in diesen Worten aus dem Munde eines alten würdigen Franzosen, die sich so treffend über das Uebel aussprechen, an dem seine Landsleute schwer darnieder liegen und von dem sie gesunden müssen, wenn in ihnen wieder eine andere Seele leben soll, als das armselige Wesen, unter dessen Alpdrücken sie jezt stehen und dabei wie Irre von Größe und Ruhm sprechen.

Dr. M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Raumer.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 24. Montag, 7. März 1836.

Werke über England.

1) England im Jahr 1835. Von Friedrich von Raumer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Nachdem uns Herr von Raumer zuerst Briefe über Italien und dann über Frankreich mitgetheilt hat, schreibt er uns jezt aus England, und diese Briefe sind noch interessanter, als es die früheren waren. Der Verfasser besizt eine lebendige Auffassung, eine große Regsamkeit des Geistes, eine liebenswürdige Freigebigkeit in den Mittheilungen, kurz er spricht als ein welterfahrner und gewandter Mann, nicht bloß als ein gelehrter Professor, und je seltener solche Erscheinungen in unserer Literatur sind, um so mehr muß man sie respektiren.

Der Verfasser ging über Holland nach London. Er schildert den Eindruck der Riesenstadt, der ein ganz anderer ist, als der von Paris. Dann macht er einige Bemerkungen über die ersten Eindrücke der Bevölkerung und verfehlt nicht, den Engländerinnen das gebührende Lob der Schönheit zu zollen. Hierauf geräth er gleich in die Politik und überblickt die Stellung der Parteien in England, springt aber immer wieder ab, um in bunter Ordnung bald von dem, bald von jenem zu sprechen und so alle wichtigen Erscheinungen, welche das englische Leben darbietet, in reicher Mannichfaltigkeit an uns vorübergehen zu lassen. Oft geht er tiefer in ein Thema der Politik und des Staatshaushalts ein, oft begnügt er sich nur mit Skizzen. Doch immer ist seine Darstellung klar und warm, und beurkundet das lebhafte Interesse, mit welchem der Verfasser sie niederschrieb.

So folgen sich die Notizen über Irlands Kirchen und Schulen, Irlands Zerrüttung, das Londoner Fuhrwerk, das Ministerium, Musik, Gebräuche, englische Kirche, Zehnten, Zeitungen, Westminster, Armenwesen, Wahlen, westindische Sklaverei, Preßfreiheit, O'Connel, die Paulskirche, die Bank, die Börse, Lloyds Kaffeehaus, Handel, Docks, Brauereien, Tunnel, Soldaten, Londons Umgebungen, Polizeigericht, Theater, die Parlamentsreform, Branntwein, Sittenlosigkeit, Städtewesen, Kunstsammlungen, Gesetze und Rechtsgelehrsamkeit, Ackerbau, Handel und Manufacturen, Gefängnisse, Philosophie, Aristokratie, Ostindien, Intoleranz, Literatur, Reichthum, Schulen und Universitäten ꝛc. Zum Schluß noch Nachrichten über Edinburg, Dublin, bis wohin der Verfasser reiste, und andere Städte, die er unterwegs sah.

Im Allgemeinen spricht Herr von Raumer ein hohes Lob der politischen Größe Englands aus, und findet dieselbe vorzüglich dadurch bewährt, daß England zu reformiren verstehe. „Was soll ich aber sagen, wenn mir

Digitized by Google

z. B. von wohlgesinnten, sonst gescheuten Leuten tagtäglich vorgepredigt wird: man dürfe in einem Staate, und namentlich in England, nicht das Geringste bewilligen, weil jede Bewilligung neue Forderungen erzeuge und der allgemeine Untergang nächstdem nicht ausbleiben könne. Wenn Sätze solcher Art meinem Gegner als unbedingt gewiß und weise, wenn sie ihm als der Punkt erscheinen, von wo aus die Welt mühelos festgehalten werden kann, und ich umgekehrt sie für inhalts- und formlos halte; — wie sollen wir uns da verständigen? Ich möchte jedes Wort, wo nicht rügen, doch anzweifeln. Was heißt denn zunächst: bewilligen? Bewillige ich nur das das, was ganz von meinem Willen abhängt? Was in der Welt hängt denn aber ganz von einem Willen ab, und wo wirkte nicht anderes Wollen ein? Oder bewillige ich nur das, was mir willkommen und angenehm ist; nun so kommt des Unbewilligten ungefähr eben so viel in die Welt, als des Bewilligten. Bewillige ich denn, daß die Zeit weiter läuft, und die Dinge sich in der Zeit ändern? Bewilligte der Pabst, daß die Reformation eintrat? Oder hinderte er sie durch Nichtbewilligen? Bewilligten die Venetianer die neue Richtung des Welthandels, oder die Engländer die Unabhängigkeit Nordamerikas? — Bezieht sich das Bewilligen auf den eigenen Willen, so hat dieser zweifelsohne seine Grenze. Innerhalb dieser Grenzen kann ich einwirken, drüber hinaus ist es ganz verlorne Mühe. Die erste Frage hiebei wäre also nach der Kraft; und dabei beginnen auch alle staatsrechtlichen Untersuchungen. Das Unmögliche ist ein, niemals vernünftigerweise anzustrebender Zweck. Auf dieser Stufe soll man aber nicht stehen bleiben, sondern die höhere Frage nach dem Rechte daran anreihen. Weil es möglich ist, daß auf die Bewilligung einer gerechten Forderung, eine unkluge und ungerechte folge, darf ich ja auf keine Weise auch jene erste zurückweisen; vielmehr stärkt die Bewilligung des Gerechten die Kraft zum Widerstande gegen das Ungerechte. Wenn umgekehrt aus einem billigen Grundsatze (z. B. der religiösen Duldung) eine ganze Reihe neuer Beschlüsse hervorwachsen, so soll man davor nicht erschrecken, sondern begreifen lernen, daß es nicht anders seyn könne und solle. Aehnliches geschieht bei Aufhebung der Sklaverei, der Leibeigenschaft, der Handelssperre, der geschlossenen Standes- und Zunftrechte u. s. w. Allerdings sind mit jeder neuen Entwicklungsperiode, sowie neue Lebenskräfte, so auch neue Krankheitsformen verbunden; allein jene läßt sich nicht gewaltsam zurückweisen, und diese kann man nicht mit alten Arzneien heilen. Niemals ist aus der Bewilligung des Gerechten und Zeitgemäßen (beides fällt bei höherer Betrachtung und gründlicher Erörterung zusammen) ein allgemeiner Untergang hervorgegangen, oder das, was unterging, hatte eben sein Leben ausgelebt. Niemals hat umgekehrt Unverständiges und Zeitwidriges die von Revolutionssüchtigen gehofften Früchte getragen. Darum strenge jeder, der mit öffentlichen Angelegenheiten zu thun hat, seinen Verstand an und lege seine Vorurtheile ab, damit er inne werde, wo zu bewilligen und wo abzuschlagen sey; bilde sich aber nicht ein, er sey ein Staatsmann, sobald er ein paar Floskeln aus Haller oder Bentham (diesen verwandten Gegenfüßlern) auswendig gelernt hat. Uebrigens kommt es bei allgemeinen Veränderungen nicht ausschließend auf die persönlichen Triebfedern an. Wäre Luthers Widerspruch gegen den Ablaß (wie einige Katholiken irrig behaupten) auch nur aus Ordens- und Geldneid hervorgegangen, die Reformation bliebe doch eine höchst bedeutende, universalhistorische Wendung der Dinge. Beruhte O'Connells Wirksamkeit für seine Landsleute auch auf Ehrgeiz oder Liebe des Geldes, so wird doch durch diese Bemerkung weder Irland beruhigt, noch die Frage nach Recht und Billigkeit des Geforderten entbehrlich. Vielmehr wird, sobald man das Rechte und Billige gewährt, die Wirksamkeit unsittlicher Triebfedern (sofern sie vorhanden sind) dahinfallen." Auf dieselbe Weise spricht Herr von Raumer auch den deutschen Tories in's Gewissen und sagt unter andern: „Deßhalb ist der —r Wochenblättler kein Staatsmann, weil er nicht begreift, daß, wer nicht reformirt, in Revolutionen verfällt, und wer sich nicht bewegt, krank ist, oder in kurzer Zeit zum Leichnam wird."

Sehr beherzigenswerth ist auch folgende Bemerkung: „Eine geistige Dampfpresse mit heilsamen Schriften, ist das einzige gleich mächtige, ja das übermächtige Mittel gegen Dampf-Irrthum und Frechheit. Gewiß kann durch 200,000 Bogen, gelesen von ein paar Millionen Menschen, so unendlich viel Heilsames oder Unglückbringendes geschehen, daß eine Gesellschaft edler und unterrichteter Männer zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse (usefull knowledge) unendlich nöthiger und nützlicher wäre, als die bloß verneinenden Geister und Leiber aller Censoren und Censur-Collegien. Nur der Geist kann den Geist fördern oder bekämpfen; positive Kraft muß der Kraft gegenüberstehen und sich positiver Mittel bedienen, sonst richtet man wenig oder Nichts aus, und verliert allmählig allen festen Boden unter den Füßen. Setzten sich auch alle Censoren auf das Schwungrad der Dampfmaschine, sie würden mit herumgeschleudert; oder während sie einen Hahn in dieser oder in jener Werkstatt zudrehen, öffnen sich unzählige an andern Orten. Gäbe es aber eine Kraft, diese unendlich gesteigerte Macht der Gedanken-

Verbreitung unbedingt zu hemmen, oder es durchzusetzen, daß sie nur in einer Richtung, für willkürlich erwählte Zwecke wirksam werden könnte, so schlösse dies die Möglichkeit, ja schon die Wirklichkeit einer so großen Tyrannei in sich, wie sie die Weltgeschichte noch nicht kennt. Dagegen ist die rothe Tinte der ausstreichenden Censoren nur kaltes, unschädliches Fischblut. Also — werden diese Streicher vielleicht sagen — sind Sie ein Vertheidiger der Preßfrechheit, also meinen Sie, es sey gerecht und weise, wenn der Staat das Gift arger Lehren in ungeheuren Massen verbreiten und das Volk verpesten lasse. — Umgekehrt! Ich habe nicht bloß einen Ekel an dem Ausgestrichenen, sondern oft eben so an dem Durchgelassenen und Stehengebliebenen. Ich bin der Meinung, daß kleine, hier und dort aufgesetzte Schröpfköpfe die Entzündung nicht heilen werden, woran halb Europa leidet; daß jene ungenügenden Gegenmittel die Begierde nach den verbotenen Früchten nur erhöhen, und der schwer beladene Giftwagen unaufhaltsam bergab rollt, während das Heupferd eines Censors oben sitzt, sich so schwer macht wie möglich, und sich einbildet, der Hemmschuh alles Bösen zu seyn. Leerer Hochmuth! oder gutmüthige Täuschung. Ein Pfennigmagazin wahrhaft löblichen und nützlichen Inhalts ist ein ganz anderer Hemmschuh, oder ein viel mächtigerer Vorspann." Dazu dürfte freilich chinesische Schriftstellerei in der Staatslivrée nicht frommen. Der Staat kann nichts Positives thun, aber er kann und soll dasjenige beschützen und befördern, was in der Literatur positiv Gutes zum Vorschein kommt. Jedes gebildete Volk der neueren Zeit verlangt aber eine populäre Literatur, durch die es beständig in Athem gehalten wird, und wenn sie ihm nicht von den besseren und edleren Geistern geboten wird, nimmt es sie von den schlechten und gemeinen an. Dann theilt sich die Literatur in eine gelehrte, die dem Leben fremd bleibt, und in eine frivole, die das Volk demoralisirt. Unvermerkt nimmt die Gemeinheit, nimmt der Leichtsinn überhand und verhärtet sich zu einer Frechheit, die zuletzt gefährlich wird. Herr von Raumer hat hier eine der wichtigsten Fragen angeregt.

Die Industrie und der Handel Englands ist schon unzählige Male beleuchtet worden. Die Ansichten des Herrn von Raumer zeichnen sich aber durch eine Neuheit aus, die durch die in England selbst in jüngster Zeit vorgegangenen Veränderungen bedingt ist. Die begonnene Aufhebung der Monopole hat Alles in eine andere Lage gebracht, die alten Systeme gänzlich umgewandelt. Wir heben nur Einiges hervor. Herr von Raumer erwähnt der Stimmen, die sich in England gegen das Sperrsystem erhoben haben. „Wollte Preußen die von den Schiffseigenthümern vertheidigten Grundsätze anwenden, es müßte jede englische Waare unbedingt verbieten; statt dessen hat es (wie ich schon an einer andern Stelle erwähnte) den Kampf für die Handelsfreiheit so kühn unternommen und so standhaft durchgeführt, als für die politische Unabhängigkeit. Noch aber ist Preußen nicht am Ziele, und noch weniger ist man in England schon bei einem wahrhaft freien Handel angelangt. Kommen wir aber zu Vergleichungen, so hat Preußen weit mehr Recht, sich zu beschweren, als England. Denn die preußische Zollrolle erlaubt allen englischen Waaren ohne Ausnahme den Eingang, und die Zollsätze sind so gestellt, daß man überall innerhalb der preußischen Monarchie jene Waaren findet und verkauft; dasselbe ist aber, bei den Einfuhrverboten oder übermäßigen englischen Steuersätzen, für die preußischen Erzeugnisse und Fabrikate keineswegs der Fall. — Ich muß hierbei eines Einwandes erwähnen, welcher auf den Grund der statistischen Tabellen gemacht werden könnte, aber auf Irrthum beruht. Jene Tabellen zeigen unter dem Namen Preußen eine ungemein geringe Einfuhr aus England, und man folgert daraus, daß der Handel mit Preußen ganz unbedeutend, mit Deutschland hingegen überaus wichtig sey. Allein der größte Theil dessen, was über Rotterdam und Hamburg nach Deutschland geführt wird, findet ja in preußischen Landschaften seinen Absatz und die Ueberschrift jener Tabellen verliert alle Bedeutung. An diesen Irrthum knüpft sich zum Theil eine gleich falsche Ansicht über den großen deutschen Zollverein. Sofern die preußischen Landschaften schon längst das freisinnigste System in Europa befolgten, ändert sich dadurch nichts, und es ist ganz unwahr, daß er überhaupt in feindlicher Absicht gegen England geschlossen ward. Sonst könnte man mit gleichem Rechte sagen: die Aufhebung der Zoll-Linien zwischen England, Schottland und Irland, so wie im Innern Frankreichs, gebe den Deutschen ein Recht, über feindliche Absichten zu klagen. Das einfachere, gleichartige System, welches Deutschland jezt nach unabhängigem, selbstständigem Beschlusse befolgt, das Wegschaffen der zahllosen Visitationen, Controlen, Bezettelungen u. s. w. muß zulezt auch den Engländern Nutzen bringen; wie ja zulezt jedes vernünftige Handelsgesetz über die eigenen Grenzen hinaus vortheilhaft wirkt. So wie die Deutschen aus der Befreiung des ostindischen Handels von drückenden Fesseln Vortheil ziehen werden, so die Engländer aus der Befreiung des deutschen Handels. Nur die, welche sich nicht über jene Schiffer- und Fuhrmannsansicht erheben, können dies läugnen und Maßregeln vorschlagen, welche folgerecht eine völlige Absperrung aller Völker herbeiführen und allem Handel ein Ende machen würden."

Bei dieser Gelegenheit äußert der Verfasser im Allgemeinen: „Gleichzeitig mit der erweiterten Einsicht über diese Gegenstände ist auch die alte Lehre von der Handelsbilanz zu Grunde gegangen. Nicht allein darauf kommt es an, was und wieviel ein Volk verkauft, sondern die Frage über Gewinn und Verlust entscheidet sich wesentlich nach dem, was es dafür einkauft. Nur dann, wenn das Zurückgebrachte an Quantität und Qualität mehr werth ist, als das Ausgeführte, kann von Gewinn die Rede seyn, und so lange noch irgend ein anderer Gegenstand des Bedürfnisses und des Austausches vorhanden ist, erscheint das Geld gar nicht in den Einfuhr- oder Ausfuhrlisten, oder es erscheint nur als Waare, als Metall, nicht aber als Ausgleichungsmittel. Die Lehre: daß man mehr einkaufen, als verkaufen, mehr zurückführen, als hinausführen müsse, kann jedoch (selbst nach Beseitigung der Irthümer über den allein entscheidenden Werth des Geldes) nicht minder als die alte Ansicht zu verkehrten Gesetzen führen. Man muß deßhalb den Egoismus beider Richtungen fahren lassen und endlich einsehen lernen: daß bei jedem Handel und Verkehr nothwendig auf die Dauer beide Theile (die Kaufenden, wie die Verkaufenden, die Ausführenden, wie die Einführenden) Vortheil haben müssen, und daß, wenn dies nicht der Fall ist, der Handel unausbleiblich ein Ende nimmt. Den Gewinn ganz auf eine Seite bringen wollen, heißt also nichts anders, als den Handel zerstören."

Die größte Frage der äußern Politik löst Herr von Raumer folgendermaßen: „Die europäische Politik hat sich, bei der glücklichen Abwesenheit einer nothwendigen aufgezwungenen Richtung, verwirrt, ich möchte sagen verhaddert und verfizt. Und doch gibt es, wenn man den Inhalt des bloßen Augenblicks bei Seite sezt, nur eine große Aufgabe: nämlich zu verhüten, daß Frankreich und Rußland weder in Feindschaft auseinanderstoßen, noch sich in Freundschaft zur Unterdrückung Europas vereinigen. Das ist die große, erhabene, fast übermenschliche Aufgabe des mittleren Europa. Wollte aber z. B. Preußen seine Politik einer fremden, einer russischen oder französischen, aus Furcht oder Vorliebe unterordnen, sich gleichsam in's Schlepptau nehmen lassen; das wäre kleinlich und seiner nicht würdig. Es würde die schlechtbezahlte Gastrolle eines zweiten oder dritten Schauspielers übernehmen, welche Friedrich II. schon 1741 verschmähte. Die echte und großartige Politik Frankreichs und Rußlands, der wahre Vortheil beider Staaten erfordert, daß das mittlere Europa stark und mächtig sey. Wenn nun aber dieser große Standpunkt aufgegeben wird, muß sich Deutschland als der schwächere Theil nicht nothwendig an Frankreich oder Rußland anschließen, von einem der beiden Riesen seine Rettung erwarten? — Nein! Es muß seine Rettung von sich selbst erwarten! Wenn Deutschland, Oesterreich und Preußen wahrhaft einig sind, können sie sich nach beiden Seiten hin aller Feinde erwehren; sie haben mehr zu fürchten von eigener Zerwürfniß als von der fremden Einigkeit. Und wäre dies nicht der Fall, so steht England auf ihrer Seite."

Der Verfasser fand auch in London, wie in Paris, politische Flüchtlinge, die gewaltig über ihr liebes deutsches Vaterland schalten, und er sagt bei diesem Anlaß: „Das ist edel und löblich, daß vertriebene Spanier, Franzosen, Polen, so streng sie auch über ihre Gegner urtheilen mögen, doch immerdar ihr Vaterland über Alles lieben; daß die Flamme ihrer Begeisterung sich in Blicken, Bewegungen, Worten kund gibt, sobald Spanien, Frankreich, Polen nur genannt wird. Ueber Deutschland allein ist die Schmach gekommen, daß Deutsche, welche meist nur ihre eigene Thorheit aus der Heimath hinwegtrieb, daß diese unter andern Völkern umhergehen, und es sich zur Ehre rechnen, ihr Vaterland lieblos und gemüthlos anzuklagen. Nicht die Liebe treibt ihre Klagen und ihre Beredsamkeit hervor, sondern lediglich Haß, Eitelkeit und Hochmuth. Anstatt mit sorgsamer Hand zu leiten, anstatt mit Aufopferung (zunächst der eigenen Afterweisheit) zur Heilung des erkrankten Vaterlandes beizutragen, freuen sie sich jedes neu hervorbrechenden Uebels und wühlen, den Geiern des Prometheus vergleichbar, in den Eingeweiden dessen, der ihnen das Leben gab. — Doch, diese schlechteste Klasse aller Ultraliberalen ist sehr selten dem deutschen Boden entsprossen; sie gehören meist einem Volke an, was einst in flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward, und welches oft die Verhältnisse der Familie, der Obrigkeit, der Unterthanen u. s. w. lediglich auf der Wage des kalten Verstandes abwägt, mit anatomischen Messern zerlegt und mit chemischen Säuren auflöset." So ist das Treiben jener Menschen, die im Sold des Auslandes ihr heiliges Vaterland höhnen, längst von allen Ehrenmännern in Deutschland angesehen worden.

Eben so beherzigenswerth ist, was Raumer über die Bühnenstücke Victor Hugos sagt. Dieser einst vortreffliche Lyriker hat sich in neuerer Zeit ganz den Darstellungen des frechsten Lasters und der greulichsten Verbrechen überlassen, die er aber nicht der Verachtung preis gibt, sondern die er als kühne Kraft und Genialität bewundert wissen will.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Raumer.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 25. Mittwoch, 9. März 1836.

Werke über England.

1) England im Jahr 1835. Von Friedrich von Raumer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1836.

(Schluß.)

Mit vollem Recht sagt Raumer: „Statt vor den dunkeln Schatten, vor welchen selbst der Geschichtschreiber erzittert, zurückzuschrecken, holt der angebliche Dichter noch einen neuen Farbenkasten aus der Hölle, häuft Schwarz auf Schwarz und sieht in Mordlust, Blutschande, Niederträchtigkeit und Skandal aller Art die Bestandtheile der höchsten Dichtkunst. Das Häßliche und Ekelhafte sezt er auf den Thron der Schönheit, und rechtfertigt die Selbstgefälligkeit seiner Thorheit durch verkehrte Bezugnahme auf Shakespeare, den vollständigen Gegenfüßler all dieser Richtungen, Irrthümer und Skandale. Während Shakespeare in den furchtbarsten seiner Charaktere überall einen psychologisch erklärenden Faden, sowie den Punkt nachweiset, wo der Verbrecher noch am Menschlichen festhält und zum Göttlichen, versöhnt und begnadigt, zurückkehren kann; sezt jene französische Schule ihre Beschäftigung und ihr Vergnügen darin, das satanische Element in den Vordergrund zu drängen und unter ihrem angeblich poetischen Mikroskop aufzuschwellen, bis Natur und Kunst, Tugend und Schönheit, Menschliches und Göttliches, von der ekelhaften Fratze ganz verdeckt und zu Grunde gerichtet ist.“ Raumer gedenkt auch des liebenswürdigen Tieck: „Möge der Himmel ihn noch lange erhalten, und er aus dem unerschöpflichen Reichthume seines Geistes der Mitwelt und Nachwelt noch Vieles mittheilen. An ihm werden sich alle Diejenigen erfreuen, bei denen Einsicht und Gefühl echter Art vorhanden und im Einklange ist; und kaum wird man es einst begreifen können, daß es Menschen gegeben hat, welche das ekelhafte, mit jeder Fäulniß geschwängerte Gebräu der neuen französischen Schule gierig tranken, und diese Hippokrene, welche in goldener Reinheit und mit silbernen Tönen zur Seite floß, nicht kannten oder verschmähten. Doch nicht bloß unsere Nachkommen, wir selbst wollen Zeugniß ablegen: daß es noch eine Gemeine in Deutschland gab, welche für Schönheit, Adel, Ebenmaaß, Tiefsinn und Heiterkeit, wie gesagt, die rechte Einsicht und das rechte Gefühl besaß.“ Dem stimmen wir aus vollem Herzen bei.

Gewiß gehört das vorliegende Werk in jeder Beziehung zu den interessantesten Erscheinungen des Tages und zu den erfolgreichen Schriften, welche bestimmt sind, die Gegenwart über sich selbst aufzuklären. Schon die einzige Thatsache dürfte bedeutungsvoll seyn, daß eine

der anerkanntesten Intelligenzen des preußischen Staats, ein Mann, dessen Loyalität über jeden Zweifel erhaben ist, ein Mann des historischen Princips über England so spricht, aus England solche Lehren mit heimbringt, Lehren, die nicht aus der Luft der Theorien gegriffen, sondern auf dem Grund und Boden der Geschichte, der Erfahrung gewachsen sind.

2) Die britischen Colonien, nach ihren geschichtlichen, physischen, statistischen, administrativen, finanziellen, merkantilischen und übrigen socialen Beziehungen von R. Montgomery Martin. Aus dem Englischen von Dr. Paul Frisch. Erste Lieferung: Asien. Zweite Lieferung: Westindien. Leipzig, Hinrichs, 1835.

Ein vortreffliches Handbuch. Der erste Theil, welcher Ostindien betrifft, beginnt mit einer gedrängten, aber klaren Darstellung der allmählich immer weiter um sich greifenden Eroberungen der Engländer in diesem Lande, und bespricht sodann das eigenthümliche Verfahren der Eroberer mit den Unterworfenen und Eingeschüchterten, das bekannte System der Subsidien und Pensionen, d. h. die Politik, nach welcher die Engländer anfangs den kleinen selbstständigen Herrschern Indiens Hülfe leisten, sie dadurch verpflichten, abhängig machen und am Ende pensioniren. „Die Engländer erschienen in Indien zuerst als Handelsleute, und zwar mit den Waffen in der Hand; ihre mannichfaltigen Streitigkeiten mit ihren Nebenbuhlern, den europäischen Handelsnationen, welche zur Erreichung ihrer friedlichen Absichten eine kriegerische Haltung nöthig machten, begründeten zuerst ihren militärischen Ruf in jenen Gegenden. Von dem Großmogul und dem Sophi von Persien, als nützliche Werkzeuge, um ihre Küsten von Seeräubern zu befreien, mit Gunstbezeugungen überhäuft, erlangten sie, als Belohnung für die von ihnen geleistete Hülfe, viele Handelsvortheile, wodurch sie auf dem Continente von Indien festen Fuß faßten. — Das Zusammensinken des mongolischen Reiches veranlaßte sie, zum Schutze ihres Lebens und Eigenthums, ihre Faktoreien in Vertheidigungszustand zu setzen. Dieselbe Gewandtheit und Tapferkeit, wodurch sie sich den Weg zu ihren Handelsniederlassungen gebahnt hatten, wurden für die einheimischen, aus den Trümmern dieses Reiches erstehenden Staaten der Beweggrund, ihre Hülfe in ihren innern Streitigkeiten in Anspruch zu nehmen und die Aussichten, ihren Handelsniederlassungen dadurch eine festere Grundlage zu geben, bestimmten die Engländer, sich in die Angelegenheiten dieser Staaten einzumischen. Hier war der erste Schritt entscheidend; sobald sie sich einmal eingelassen hatten, konnten sie nicht mehr zurücktreten. Mittlerweile hatten die Franzosen immer kühnere Fortschritte in Indien gemacht und die Alternative, ob sie oder die Engländer vernichtet werden müßten, wurde mit jedem Tage dringender. Für leztere konnte die Wahl nicht zweifelhaft seyn. Sie fingen an, Armeen auszurüsten; diese mußten und konnten einzig nur von den Fürsten bezahlt werden, deren Interesse sie gegen die Franzosen und ihre Verbündeten in Schutz nahmen; da es öfters an Baarzahlungen fehlte, so mußten Anweisungen auf Ländereien aushelfen und die Engländer waren genöthigt, sowohl eine Civil- als Militärgewalt auszuüben. Auf diese Weise wurde ein beträchtlicher Theil der englischen Besitzungen erworben, indem die eingebornen Fürsten für den ihnen geleisteten Beistand an Truppen Ländereien statt Zahlung gaben.“ Der Verfasser weist nach, daß die Nothwendigkeit diese Politik diktirt habe, daß sie unumgänglich gewesen sey, und daß es nur darauf ankomme, sie auszubeuten, nicht sie zu tadeln.

Dann beginnt die eigentliche Beschreibung des Landes nach seinen verschiedenen Präsidentschaften. Die Flüsse, Gebirge, das Klima, die Produkte werden zur Uebersicht gebracht. Daran schließt sich eine Darstellung der englischen Verwaltung. „Die Verwaltung der britischen Besitzungen auf dem asiatischen Continente ist in England zweien in gleichem Range neben einander bestehenden Behörden, der ostindischen Compagnie und einem Ministerial-Collegium (board of control) übertragen, welcher, unter dem Namen: „His Majesty's Commissioners for the affairs of India, Sr. Majestät Bevollmächtigte für die Angelegenheiten Indiens“ zuerst von Pitt eingeführt wurde, um den politischen Maßregeln der erstern als Gegengewicht zu dienen. Da die ostindischen Besitzungen hauptsächlich durch die vereinigten Geldmittel einer Handelsgesellschaft, welche bei Erwerbung derselben Gut und Blut auf's Spiel sezte, für die britische Krone gewonnen wurden, so war es natürlich, daß die eigentliche Regierungsgewalt und das nothwendig damit verknüpfte Patronat, von der frühesten bis auf unsere Zeit herab, der Versammlung der Directoren (Court of Directors) oder der Vollziehungsbehörde der ostindischen Compagnie übergeben wurde. Das Kapital dieser Compagnie, welches in 6 Millionen Pfund Sterling besteht, vertheilt sich, nach der neuesten Berechnung, auf 3579 Theilnehmer (Proprietors) wovon 54 vier, 50 drei, 370 zwei, 1502 eine Stimme haben; 221 besitzen einen Aktienbetrag von nur 500 Pfund und haben bloß eine berathende Stimme; 396 Eigenthümer, deren Aktienbetrag unter 500 Pfund sich beläuft, dürfen weder votiren noch mitsprechen und 182 können darum nicht ihre

Stimmen abgeben, weil sie noch nicht lange genug im Besitze ihrer Aktien sind. Frauen wie Männer, Fremde wie Engländer, können, sobald sie nur den erforderlichen Aktienbetrag haben, den Berathungen beiwohnen und ihre Stimme abgeben. Die Theilnehmer vereinigen sich regelmäßig alle Vierteljahre zu einer Versammlung, außerdem auch dann, wenn besondere Geschäfte zur Berathung vorliegen. Die dieser Versammlung zustehenden Rechte sind folgende: die Wahl geeigneter Aktieninhaber zu Abgeordneten bei Bildung des Collegiums der Direktoren; Feststellung von Nebengesetzen zu Regulirung der Compagnie, vorausgesezt, daß sie nicht mit Parlaments-Beschlüssen im Widerstreit stehen, die Beaufsichtigung der Gehalte oder der Pensionen, die über 200 Pfd. oder der Gratifikationen, die über 600 Pfd. des Jahres betragen. Jedoch hat sie nicht das Recht, irgend einem Befehle der Versammlung der Direktoren (Court of Directors), sobald derselbe die Bestimmung des Board of Control erhalten hat, zuwider zu handeln. Die Versammlung der Direktoren oder der Abgeordneten sämmtlicher Aktieninhaber besteht aus 24 Personen. Alle politischen, finanziellen, gerichtlichen und Militärangelegenheiten der Compagnie, sey es nun in England oder in Indien, fallen in den Bereich ihres Wirkungskreises; doch ist dieselbe in ihrem Verfahren von gewissen Parlamentsakten, von der Oberaufsicht des Board of Control und in einigen Fällen von der Beistimmung des Court of Proprietors abhängig. Zufolge des neuen ostindischen Freibriefes hat die Compagnie eingewilligt, ihre Handelsrechte abzutreten, während sie noch die politische Herrschaft und das Patronat über Indien, welche durch dieselbe Urkunde bis zum 30. April 1854 verlängert sind, beibehält. In Betracht, daß sie ihr sämmtliches Handels-Kapital (im Betrag von 21 Millionen Pfund Sterl. und drüber) zum Vortheile der indischen Besitzungen anwies, ist die gegenwärtige Dividende von $10^1/_2$ Procent (630,000 Pfund Sterl.) von dem Kapitalstocke der Compagnie, auf die indischen Einkünfte der nächsten 40 Jahre angewiesen, nach Verlauf welcher Periode das Capital von 6 Millionen Pfund zu Raten von 100 Pfund für jede Leibrente von 5 Pfund 5 Sh. ausgezahlt werden wird."

„Die Ministerialbehörden für die indischen Angelegenheiten (Board of Control), eine seit dem Jahr 1784 eingeführte Behörde, besteht aus jenen Mitgliedern des geheimen Rathes (Privy Council), welche der König von England dazu ernannte und aus den beiden ersten Staatssecretairen und dem Kanzler der Schatzkammer, welche Leztere stets kraft ihres Amts (ex officio) einen Theil dieser Behörde bilden. Der Präsident derselben, gewöhnlich ein Kabinetsminister, wird gleichfalls von der Krone ernannt und verläßt, bei allen Administrationswechseln, mit den besoldeten Bevollmächtigten und dem Secretair zugleich sein Amt. Der von diesen Beamten abgelegte Eid verpflichtet sie, die indischen Angelegenheiten nach bestem Wissen und Gewissen zu verwalten, gerade so, als wenn es keine andere vollziehende oder Verwaltungsbehörde gäbe. Dieser Behörde liegt es zuvörderst ob, alle Verhaltungsbefehle, welche die Versammlung der Direktoren entworfen und an die Gouvernements in Indien gerichtet hat, zu revidiren; ferner die Versammlung zu veranlassen (originating), über irgend einen genannten Gegenstand Verhaltungsbefehle zu entwerfen, deren Abänderung oder Revision ihr dann zusteht. — Die Präsidentschaft von Bengalen führt die Benennung „oberstes Gouvernement" und der Vorstand derselben hat den Titel: „General-Gouverneur von Indien"; seine nothwendig sehr unabhängige Stellung gibt ihm die Ausübung der wichtigsten Hoheitsrechte, als: über Krieg und Frieden zu entscheiden, Verträge abzuschließen, bis zu einem gewissen Grade Verbrechen zu begnadigen und Gesetzen Vollziehungskraft zu ertheilen. In allen Fragen, welche die inneren Verwaltungsverhältnisse betreffen, mit Ausnahme der in das Gerichtswesen einschlagenden Fälle, steht der General-Gouverneur völlig von dem Verwaltungsrathe unabhängig da; weicht dieser in seinen Ansichten von ihm ab, so protokolliren die Mitglieder desselben die streitige Sache und legen sie dem General-Gouverneur vor, in welchem Falle dann, wenn dieser auf seiner ersten Meinung besteht, die Erörterung 48 Stunden vertagt wird; nach Verlauf derselben steht es dem General-Gouverneur frei, zur Vollziehung zu schreiten, nachdem er vorher seine Gründe, weßhalb er mit dem Verwaltungsrathe nicht einverstanden seyn könne, angibt. Sämmtliche auf die Meinungsverschiedenheit bezügliche Akten werden dann augenblicklich an den Court of Directors und den Board of Control eingesandt; erhalten sie die Zustimmung derselben, so treten neue Rathsmitglieder an die Stelle der in ihren Ansichten Getheilten; im andern Falle wird der General-Gouverneur zurückberufen. Der Generalgouverneur kann, kraft seines Amts als Obergeneral, in jedem Distrikte Indiens die Militäroperationen leiten; eben so liegt es in seiner Macht, die Vorstände der übrigen Präsidentschaften abzusetzen oder in ihren Verwaltungsräthen den Vorsitz zu führen; immer bleibt er jedoch bei Vollziehung irgend eines dieser Akte der wachsamen Oberaufsicht der englischen Behörden unterworfen."

Nun werden insbesondere das Gerichts-, Militär-, See-, Finanzwesen erörtert. Die Trefflichkeit des einheimischen Militärs unter englischer Zucht ist bekannt. Das Steuersystem wird hier ausführlich beschrieben.

„In Indien herrschen drei verschiedene Arten der Bodenbesteurung: 1) ein unabänderliches (perpetual) Uebereinkommen mit den Landeigenthümern, 2) ein Vertrag auf bestimmte Zeit (temporary) mit den Vorstehern der Dorfschaften oder Stadtgemeinden, 3) eine bestimmte Abfindung mit einem jeden einzelnen Grundbesitzer oder Bebauer des Bodens; doch bildet die ein- für allemal anerkannte Grundlage aller dieser Uebereinkommen hinsichtlich der Bodensteuer das der Regierung zukommende Recht auf einen bestimmten Antheil an dem Brutto-Ertrage (gross produce) von jedem Zolle des angebauten Landes. Die eigenthümliche Einrichtung in Indien, daß ein großer Theil seiner Einnahmen aus der Bodensteuer herfließt, ist in der That ein bedeutender Vorzug; wahrscheinlich neun Zehntheile der Regierungseinkünfte werden aus dem Zinsertrage des Bodens hergeleitet, welcher nie an Individuen veräußert wird und immer als ehemaliges Eigenthum der Regierung betrachtet werden muß. Es ist dies einer der glücklichsten Umstände, welche sich in einem Lande begegnen können, weil in Folge derselben die Bedürfnisse des Staates wirklich und in Wahrheit ohne Besteurung gedeckt werden; denn so weit diese Quelle ausreicht, bleibt das Volk steuerfrei, weil weder die Produkte der Arbeit, sey es nun von wem es wolle, noch die Erzeugnisse von dem Kapitale irgend Jemandes belastet werden. — Als die ostindische Compagnie von dem bengalischen Gebiete Besitz nahm, fand sie, daß durch die bei der Abgabenerhebung angestellten Leute große Mißbräuche verübt wurden. Der damalige General-Gouverneur, Lord Cornwallis, hielt daher zur Beschützung der Ryots oder kleinen Grundbesitzer nichts für so geeignet, als eine Art von Grundherren (Zemindars) zu erschaffen, welche, da sie an dem ihnen zutheilten Lande ein fortwährendes Interesse haben müßten, auch bei dem Wohlergehen der Ryots betheiligt seyn würden, in demselben Verhältnisse etwa, wie es in England bei den großen Grundeigenthümern, gegenüber ihren Pachtern, der Fall ist. Die wohlthätige Wirkung dieses Verfahrens sollte eine doppelte seyn, 1) die Erschaffung einer Aristokratie des Landeigenthums und 2) die Beschützung der Ryots von Seiten der Zemindars. Im Jahre 1793 wurden demnach die Zemindars, mochten es Bebauer des Bodens oder aktive Distriktsangestellte, in Folge erblicher Vorrechte oder specieller Anstellung, seyn, zu Eigenthümern des Bodens mit einem bestimmten Antheile an demselben gemacht; die Summe, welche ein Zemindar zu zahlen gewohnt war, wurde nach dem Maßstabe einiger frühern Jahre festgesezt, die Landtaxe oder Beschatzung für immer fixirt und dabei zugleich die Verpflichtung eingegangen, daß der Betrag der Bodensteuer niemals erhöhet werden sollte."

„Zweite Art der Steuererhebung: Das Landeigenthum in Oberindien gehört der Dorfgemeinde. Die Ländereien werden nun an Bewohner desselben oder eines benachbarten Dorfes vermiethet, indessen gewisse Antheile und gewisse Rechte im Besitze der verschiedenen Handwerker, als des Schulmeisters, Wäschers, Barbiers, Hufschmiedes u. s. f. bleiben, wovon ein jeder ein Recht auf einen bestimmten Antheil an dem Ertrage des Bodens hat, von dem auch ein bestimmter Theil für anerkannte Ausgaben des Dorfes und zur Deckung der Kosten, welche die Gastfreundschaft gegen Fremde verursacht, bei Seite gelegt wird."

Die dritte Art der Besteurung, Ryot-war genannt, besteht darin, daß auf alle Ländereien ein unabänderliches Maximum der Taxe gelegt wird. Dieses System ist auf alle Verhältnisse des Grundbesitzes anwendbar. Der Besitzer eines einzelnen Stück Feldes kann direkt mit der Regierung wegen der Steuerbedingungen unterhandeln und zu seinem Feldbaue zurückkehren, indem er sicher weiß, daß er nicht mehr als eine bestimmte Summe zu bezahlen, angehalten werden kann. Ein anderer Vorzug, den dieses System vor dem Zemindar-System voraus hat, liegt darin, daß eine große Masse unabhängiger Landeigenthümer dadurch gebildet wird, statt dessen nach dem leztern System nur einige wenige Eigenthümer dem Namen nach existirten; ferner erwächst auch den Einkünften insofern ein Vortheil daraus, als sich alle Früchte der Industrie für die große Masse der Bevölkerung anhäufen, indessen sie bei dem andern Systeme nur einigen Wenigen zum Vortheil gereichen."

Auch über den Handel, die Bank, Gewicht und Maaße rc. breitet sich der Verfasser weitläuftig aus, oftbesprochene Gegenstände, die wir hier übergehen wollen, ferner über Literatur und Erziehungswesen, die erst beginnen. Endlich schließt das Werk mit der Schilderung Ceylons und der übrigen kleineren britischen Niederlassungen auf den ostindischen Inseln, besonders auf der Handelsstraße nach China, wobei insbesondere noch dem chinesischen Handel die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Der zweite Theil, der von Westindien handelt, hat dieselbe äußere Eintheilung. Zuerst die Geschichte der Colonisirung, dann das Statistische mit besonderer Berücksichtigung der Produkte. So werden Guyana, Jamaika, Trinidad, Tobago, Grenada, St. Vincent, Barbados, St. Lucia, Dominika, Montserrat, Antigua, St. Christoph, die Bahamainseln, die Bermudas und Honduras nach einander geschildert, und zulezt der westindische Handel im Allgemeinen besprochen.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 26. Freitag, 11. März 1836.

Philosophie.

Das vorige Jahrhundert hieß das philosophische. Die Philosophie war damals unermeßlich populär, denn sie ließ sich zu dem gemeinen Verstande und zur Sprache der Gesellschaft herab, sie ging in alle Interessen des Lebens ein, sie war die große Mutter der Aufklärung, an der alle Stände Theil nahmen, sie destruirte vollends die alte Kirche, sie waffnete den dritten Stand, sie schuf die Revolution.

Unser Jahrhundert wird Niemand mehr das philosophische nennen. Die Philosophie ist jezt so unpopulär als möglich, den Interessen des Lebens fremd oder feindselig. In vornehmer Unverständlichkeit lebt sie zurückgezogen auf den Universitäten und in Büchern, die dem großen Publikum völlig gleichgültig sind.

Sucht man diese so auffallende Abnahme der Popularität daraus zu erklären, daß die Philosophie ehemals liberal war, und daß sie es jezt nicht mehr ist, so scheint diese Erklärung doch nicht auszureichen. Auch die wenigen liberalen Philosopheme, die sich jezt noch als Nachläufer des Kantianismus schüchtern zwischen den stolzen aristokratischen und servilen Systemen der Restauration bemerklich machen, und die eben um ihrer Seltenheit willen beliebter seyn könnten, sind es doch nicht. Sie haben selbst bei den Lesern, die ihre Grundsätze billigen, das Vorurtheil der Langweiligkeit gegen sich. Die Menschen sind erstaunlich praktisch geworden. Sie bedürfen der philosophischen Prämissen und weit hergeholten Deduktionen nicht mehr, um zu wissen, was sie wollen.

Sonderbar ist der Widerspruch, in welchen mehrere vornehme Philosophen verfallen, indem sie dem Volke nicht die kleinste Concession, nicht einen ihrer kauderwelschen Ausdrücke deutlicher machen wollen, und durch jede solche Rücksicht die Würde und Freiheit ihrer Forschungen gefährdet erklären, während sie doch zugleich in den Grundlehren ihres Systems knechtisch eine politische Farbe des Tages und sogar des Landes tragen, das sie bezahlt. Noch sonderbarer ist jedoch der Widerspruch liberaler Philosophen, die immer zum Volk, aber in einer für dasselbe völlig unverständlichen Sprache reden.

Die Philosophie darf nie und unter keinem Vorwand zum bloßen dialektischen Mittel für irgend einen praktischen Parteizweck erniedrigt werden, sie muß als die Wissenschaft der Wahrheit schlechthin über allen Interessen stehen. Also weg mit allen gefärbten, mit allen von der Politik an's Schlepptau genommenen Philosophien! Nie nahe sich Waffenlärm und nie Leidenschaft dem Heiligthum des Denkers. Aber die Freiheit der Philosophie in Ehren, Klarheit, Deutlichkeit, eine populäre Sprache kann man und muß man von ihr verlangen. So lange sie nicht allen klar ist, ist sie auch sich selbst nicht klar.

Das philosophische Kauderwelsch ist entweder vornehme Affektation oder Unbehülflichkeit, und läßt sich unter allen Umständen auf einen klareren und kürzeren Ausdruck zurückbringen. Die Philosophie soll in ihrem Gedankenlauf frei seyn wie der Lauf der Sonne, aber sie soll im Wort auch klar seyn wie die Sonne, klar für Alle.

In der jüngsten Zeit hat sich nicht viel Neues in der deutschen Philosophie zugetragen. Hegel ist noch immer unter allen Philosophen der am meisten besprochne. Interessant ist die Theilnahme, welche seit Cousins Reise nach Berlin die Franzosen unsrer Philosophie zugewendet haben, obgleich davon zunächst keine großen Erfolge zu erwarten sind. Bei uns hat man die encyklopädischen und historischen Arbeiten auch in der Philosophie fortgesezt. Da die eigentliche philosophische Schöpferkraft nicht immer gleich stark seyn kann und sie in neuerer Zeit einstweilen ruht, mußte die sammelnde und kritisirende Thätigkeit erwachen.

Krugs encyklopädisch-philosophisches Lexikon,

wovon bereits die zweite Auflage (bei Brockhaus) erschienen ist, gehört unstreitig zu den umfassendsten Arbeiten dieser Art, doch ist es im Allgemeinen zu bedauern, daß gerade Krug ein solches Werk verfaßte, Krug, der ein viel zu einseitiger Kantianer ist, als daß es ihm möglich wäre, Schelling und seiner geistreichen Schule, so wie den älteren romantischen Philosophen nur entfernt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der mithin gerade von den anziehendsten philosophischen Lehren Definitionen macht, welche das Publikum verscheuchen und die ohnehin schon große Gleichgültigkeit und Verachtung gegen die Philosophie überhaupt vermehren. In der That ist Krugs eigene Lehre so trivial, daß bei dieser abschreckenden Auffassungs- und Darstellungsweise anderer Lehren wohl Niemand, der die Philosophie überhaupt durch dieses Lexikon zum ersten Mal kennen lernte, sehr dafür interessirt werden dürfte. Ein Hand- und Hülfsbuch einer so großen Wissenschaft sollte mit mehr Geist und historischem Sinn, mit mehr Anerkennung und treuer Auffassung der verschiedenen Systeme geschrieben seyn. So lesen wir bei Krug über den berühmten Jakob Böhme nur Folgendes; „Böhm oder Böhme (Jakob) ein schwärmerischer Schuster des 16ten und 17ten Jahrhunderts, dem man die Ehre erwiesen, ihn unter die Philosophen zu zählen, weil er zuweilen auch ein vernünftiges Wort gesprochen. Geb. 1575 zu Altseidenberg bei Görlitz von sehr armen Eltern ꝛc. (Folgt eine kurze Biographie. Dann heißt es weiter): Böhme schrieb seine Bücher, wie er versicherte, aus göttlicher Eingebung, obwohl darin theologische (auch pantheistische) Ideen mit kabbalistisch-theosophischen Träumereien auf das seltsamste vermischt und in einer theils astrologisch-magischen, theils medicinisch-chemischen Kunstsprache vorgetragen sind. So sagt er z. B., daß im göttlichen Wesen das Salniter (sal nitrum) das oberste Princip oder der Grund von allem, der Vater sey; aus diesem quelle Mercurius, d. i. der Ton oder das Wort, der Logos oder die göttliche Weisheit, der Sohn u. s. w. Wie toll auch diese aus kabbalistischen und alchimistischen Schriften (wahrscheinlich auch aus denen des Paracelsus) geschöpften Träumereien waren; so fanden sie doch bei vielen gleichgestimmten Seelen Beifall, selbst außer Deutschland, indem Böhme's Schriften nach und nach auch in's Holländische, Englische und andere Sprachen übersezt wurden. Manche nannten ihn sogar schlechtweg den deutschen Philosophen (philosophum teutonicum). Er war übrigens von Seiten seines Charakters ein achtungswerther Mann ꝛc." Das ist Alles, was der Unkundige durch Herrn Krug über den so äußerst interessanten Böhme erfährt, über Böhme, den seine Zeit hochfeierte und dem wieder in neuester Zeit von den größten Philosophen Anerkennung und hohe Achtung gezollt, dessen Schriften neu herausgegeben, dessen Ideen vielfach in neuen Systemen benuzt wurden. Krug hätte hier nicht sein einseitiges System, sondern das im Auge haben sollen, was man von einem philosophischen Lexikon erwartet, ausführliche und treue Belehrung über einen der wichtigsten und berühmtesten deutschen Denker. Doch ist dagegen Krug in allen andern Punkten, wo er unparteiisch ist oder wo er seine eigene Partei vertritt, umsichtig und insbesondere, was man zu rühmen nie vergessen sollte, verständlich.

Neben diesem encyklopädischen Werk sind viele Geschichten der Philosophie erschienen und die Geschichten einzelner Philosophen. Die weitaussehendste Arbeit dieser Art ist:

Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte, von C. J. H. Windischmann,

(Bonn, Marcus), deren Anfänge wir schon früher besprochen (Literaturblatt von 1834 Nr. 62). Der Verf. geht von dem sehr richtigen und vernünftigen Grundsatz aus, daß die Philosophie nicht in den engherzigen Schranken der Schulphilosophie begriffen sey, sondern daß abgesehen von den schulmäßigen Formen ihr Geist auch in den Religionssystemen schon der ältesten Völker, und daß sogar in diesen ein Reichthum von Ideen enthalten sey, zu welchen sich die Philosophie sehr ärmlich verhält.

Er handelt nun zuerst von den Lehren der Chinesen, dann von denen der Inder. In der 1834 erschienenen vierten Abtheilung fährt er mit der Darstellung der leztern fort. Er nimmt an, daß bei den Büßungen und Geheimlehren der Brahminen das magnetische Hellsehen

die größte Rolle gespielt habe und er erklärt daraus auf überraschende Weise eine Menge Erscheinungen, die man sich sonst an den berühmten indischen Gymnosophisten nicht zu erklären wußte, ja er bringt sogar die indischen Religionslehren in Verbindung mit den Anschauungen unserer deutschen Seherinnen, der h. Hildegard, der Seherin von Prevorst, der Seherin, deren Wahrnehmungen Herr von Meyer herausgab ꝛc. Aber er sucht zu beweisen, daß nur die ältesten Brahminen die volle Kraft des Hellsehens in ungetrübter Reine besessen und daraus die Offenbarungen ihrer heiligen Bücher geschöpft haben, während später sich Selbstsucht und Phantasterei eingemischt und die einfachen Grundlehren bis zur Monstrosität verwirrt und verfälscht haben. „Das Geheimniß der ewigen Liebe, die der eigentliche Grund der Schöpfung ist, erfährt der in die Stricke der Selbsttäuschung gerathene, gefallene Mensch nicht mehr in sich selbst, noch vermag er, dasselbe zu errathen. Er sieht, je mehr ihm die Erinnerung an die erbarmungsvolle Verheißung eines Erlösers entschwindet, desto mehr nur den strengen Ernst der Gerechtigkeit oder eine spielende Lust der Willkür, oder vielmehr beides zugleich darin, also einen für ihn selbst unauflösbaren Widerspruch, da derselbe nur ein Wiederschein seines eignen unvermittelten inneren Zwiespalts ist. Er ist durch sein Gelüste der Gerechtigkeit anheimgefallen und dieses sein inneres Schicksal, welches ihm am nächsten liegt, wähnt er, vom Dünkel seiner Gleichwesenheit mit Gott geblendet, auch in Gott selbst zu erblicken, den er in seinem eignen Wiederschein gefunden zu haben meint. Diese Meinung aber kann ihm nie den Frieden geben, und so geht dann die unaufgelöste Dialektik, welche sich in jenem Widerspruch bewegt, aber nur durch die sich selbst offenbarende Liebe zu vermitteln ist, unter mannichfaltigen Modifikationen auch durch alle Urkunden der indischen Kosmogonie. In allen gibt sich ein Wogen und Schwanken zwischen Extremen zu erkennen; der Geist spähet nach dem Geheimniß der Schöpfung im trüben, ungewissen Gegenschimmer seines innern Zwiespaltes; sein eigner krankhafter Zustand ist das Medium, wodurch er schauet. Die ewige Liebe des Schöpfers, durch ein solches Medium gesehen, erscheint ihm nicht mehr in ihrer göttlichen Gestalt, nicht mehr als der liebreiche Wille, zu schaffen und zu beseligen, sondern als Ueberwältigung von der eignen Fülle, als liebestrunkene Lust Brahma's an der Maja, als Lust, zu zeugen aus und mit sich selbst. Diese Lust scheint dem trüben Seherblick, aus dem Abgrunde des göttlichen Wesens hervor zu brechen, und sich wieder in diesen Abgrund zurück zu ziehen. Es ist der Abgrund der eigenen, unbegriffenen Willensmacht, welcher so dem schuldbewußten Geist als ewige Willkür und Lust und zugleich als ewiges Verhängniß, als strafende, durch schwere Buße führende Gerechtigkeit vorschwebt. So ist ihm die ganze Schöpfung, zuerst der geistigen Welt, nichts anderes als Zeugung aus dem Willen der Lust, aus Einem Vieles zu werden; die Lust aber, in ihrer Fülle schwelgend und wuchernd, schlägt über in schwere Buße, zu deren Ausführung alsdann weiter die sichtbare, körperliche Welt mit ihren Lockungen und ihren Banden, mit ihrem ganzen unglücksvollen Getriebe, immer zwischen Lust und Buße, erzeugt und angeordnet ist bis dahin, wo sie ihrer Vernichtung anheimfällt und alle Lebendigen in jenen Abgrund der Macht und Lust, in Brahma, versinken, der allein als Befreiung gilt, ohne doch selbst wahrhaft frei zu seyn vom Drang seiner Fülle, welche dann nothwendigerweise alles von ihm Erzeugte täuscht und bedeckt."

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet er nun die gesammte indische Philosophie nach allen ihren Theilen, so weit sie bekannt ist. In das Nähere einzugehen, müssen wir dem Leser selbst überlassen.

Werke über England.

2) Die britischen Colonien, nach ihren geschichtlichen, physischen, statistischen, administrativen, finanziellen, merkantilischen und übrigen socialen Beziehungen von R. Montgomery Martin. Aus dem Englischen von Dr. Paul Frisch. Erste Lieferung: Asien. Zweite Lieferung: Westindien. Leipzig, Hinrichs, 1835.

(Schluß.)

Ueber die wichtige Sklavenfrage sagt der Verfasser: „Der Uebergang, in welchem gegenwärtig die Gesellschaft in den Sklaven-Colonien begriffen ist, macht es unmöglich, über dieses Thema Viel zu sagen; wenn man nach der Vergangenheit und nach der Art und Weise urtheilen darf, wie die Sklaven-Emancipationsbill angenommen wurde, so zeigt sich die Zukunft in einem günstigeren Lichte, als man bisher zu hoffen wagte; die Lage der Sklavenbevölkerung hat seit geraumer Zeit Verbesserungen erfahren, und die farbigen Colonisten haben jene Rechte und jene Stellung erworben, worauf ihnen ihre Talente, ihr Wohlstand und ihr Betragen Ansprüche gaben; es bestehen keine politischen und religiösen Einschränkungen mehr; der Fortschritt der freisinnigen Institutionen ging langsam genug vor sich, um sie feste Wurzel fassen zu lassen und jene constitutionelle Freiheit zu begründen, welche ein Ergebniß der Ordnung, der Sicherheit der Person und des ungestörten Genusses des Eigenthums ist. Die Abschaffung einer der fluchwürdigsten Ungerechtigkeiten, welche jemals auf dem Menschengeschlechte

lasteten, wird der Gesellschaft eine sicherere Grundlage geben und allen Besitzern von Grundeigenthum einen Sporn zu größerer Thätigkeit verleihen, und wenn man bedenkt, daß von mehr als 4 Millionen Acres auf Jamaica nur 2,255,732 angebaut sind, und nur 56 Einwohner auf die Quadratmeile kommen, während Barbados 816 zählt, so begreift man, daß der Entwickelung des gesellschaftlichen Wohlstandes noch ein weites Ziel gesteckt ist."

Gleichwohl sind die westindischen Colonien in einer übeln Lage durch die verkehrte Politik des Mutterlandes: „Um dem niedergedrückten Zustande, in welchem sich gegenwärtig die britisch-westindischen Colonien befinden, schleunigst und mit Erfolg aufzuhelfen, müssen vor Allem folgende Maßregeln ergriffen werden: man muß zuvörderst die Auflagen auf ihren Zucker, Kaffee, Zuckersyrup und Tabak, die nach England eingeführt werden, abschaffen, und hinsichtlich aller Artikel, die während der lezten zehn Jahre, jeder einzelne nämlich, nicht 1000 Pfd. St. jährlich der Schatzkammer einbrachten, oder welche nicht vorher eingeführt wurden, müssen die Abgaben gänzlich aufgehoben oder wenigstens nach dem weisen Beispiele Cromwells, für die nächsten zehn Jahre nicht erhoben werden. Die nächste Maßregel müßte darin bestehen, daß den Colonisten ein freier Handelsverkehr mit dem Continente von Europa oder Amerika, nach selbst gemachten Bedingungen, ohne alle Hemmungen, gestattet würde, damit sie ihren Ueberfluß an Produkten, deren wir nicht bedürfen, dort absetzen und ihre Bedürfnisse zum niedrigsten Preise einkaufen könnten. Der Bericht der „Parliamentary Select Committee" vom Jahr 1832 erklärt sich in folgender Weise über diesen Gegenstand: „In der Concurrenz mit fremden Ländern sind die Colonialprodukte Großbritanniens Uebelständen unterworfen, die durch die Handels- und maritime Politik des Mutterlandes herbeigeführt werden. In den lezten Jahren machte man partielle, durch besondere Umstände aber zum Theil mißglückte Versuche, die Colonien gegen die Wirkungen dieser Restriktivgesetze zu schützen. Man gestattete ihnen, einen direkten Handelsverkehr mit jenen europäischen und amerikanischen Ländern anzuknüpfen, die durch Anerkennung der vorgeschriebenen Bedingungen sich zu einem solchen Verkehre berechtigt haben; allein die Einfuhr von Gütern aus diesen fremden Ländern wurde durch Abgaben gehemmt, und eigentlich bestand gar kein Handelsverkehr mit diesen fremden Ländern. Die dritte Maßregel müßte seyn, daß die Auswanderung von Europäern oder Weißen nach Westindien auf alle mögliche Weise ermuthigt würde. Die Millionen Acres fruchtbarer, aber jezt wüstliegender Kronländereien müßten zu einem Nominal-Erbzinse an Jedermann, dessen Industrie und Charakter dem Zwecke der Colonisation entsprächen, abgegeben werden; die wohlthätigen Wirkungen einer solchen ausgedehnten Uebersiedelung würden sich nicht nur in Handelsunternehmungen, sondern auch durch das Beispiel fühlbar machen, das sie dem Neger und der farbigen Race aufstellte, um sie zu größerer Geistesthätigkeit und körperlicher Anstrengung, als es gegenwärtig der Fall ist, anzuspornen."

Wir können dieses höchst belehrende und reichhaltige Werk nur auf's wärmste allen Lesern empfehlen, welche sich um die außereuropäische Welt, in der eine so große Zukunft liegt, bekümmern.

Bilderwerk.

Peter Schlemihls wundersame Geschichte, mitgetheilt von Adalbert von Chamisso. 3te Aufl. mit 9 Kupfertafeln. Nürnberg, Schrag, 1835.

Diese neue Auflage des originellen Phantasiestückes von Chamisso, das man mit immer neuem Ergötzen liest, zeichnet sich vor den früheren durch die vortrefflichen Arabesken aus, mit welchen der jüngere Geißler in Nürnberg die bekannten Kupferchen geziert hat. Es ist dies keine Redensart, sondern buchstäblich wahr, nur daß man den Ausdruck Arabesken nicht ganz angemessen finden könnte. Denn, wenn schon Neureuter seine, in Albrecht Dürers Manier, jedoch so überaus eigenthümlich componirten Arabesken über den engen Begriff derselben weit hinaus geführt hat, so sehen wir hier bei einzelnen nur noch wenige Zweige, Blätter und Ranken als Verbindung überaus niedlicher Miniaturscenen, die sich unter- oder oberhalb eines gegebenen Bildes ausbreiten und dieses selbst an Figuren- und Gruppenreichthum weit übertreffen. Diese Rahmenbilder, welche, bald durch blau-, bald durch braun-, bald durch grünfarbigen Druck sich vom Hauptbilde unterscheidend, dieses und sich selbst hervorheben, stellen theils Scenen der Geschichte glücklich dar, bald Figuren und Symbole, welche das Geschick und die Gemüthsbewegungen des armen Schlemihl, bald des Lesers Wünsche und Theilnahme andeuten. Die künstlerische Würdigung der Kunstkritik überlassend, bemerken wir nur, daß die meisten dieser Bilder recht charakteristisch und so phantastisch und humoristisch sind, als es ihr Gegenstand erheischt; einige Physiognomien sind uns jedoch nebelhafter vorgekommen, als nöthig gewesen wäre. Das einleitende Gedicht, welches Chamisso vorgesezt hat, ist zwar recht schön, aber die Contrastirung der Zeiten, welche Schatten Wesenhaftigkeit beigelegt, mit denen, in welchen Wesen zur Schattenhaftigkeit zusammenschwinden, ist nicht kräftig genug, um die etwa zu Grunde liegende Idee, ohne welche das Ganze eine Spielerei wäre, in's Klare zu bringen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 27. Montag, 14. März 1836.

Philosophie.

In der kleinen Schrift:

Griechische Fragmente in Prosa und Poesie. Gesammelt, übersezt und erläutert von Dr. Dilthey,

(Erstes Heft. Darmstadt, Heyer, 1835) ist alles gesammelt, was sich noch von den sieben Weisen und einigen andern ältern griechischen Philosophen vorfindet. Ihre Sprüche sind größtentheils so geistreich und praktisch, daß dieses Buch keineswegs bloß vorzugsweise ein philosophisches, sondern auch ein größeres Publikum verdient. Man lese z. B. wie die sieben Weisen gewisse politische Fragen beantwortet haben: „Welches ist die beste Staatsverfassung? — Solon: wo die Nichtbeleidigten eben so wohl wie der Beleidigte den Beleidiger vor Gericht ziehen und strafen. — Bias: wo Alle vor dem Gesetz, wie vor einem Tyrannen sich fürchten. — Thales: wo die Bürger weder allzu reich noch allzu arm sind. — Anacharsis: wo alles Andere gleich, und nur die Tugend höher, das Laster geringer gestellt ist. — Kleobulos: wo die Bürger den Tadel mehr fürchten, als das Gesetz. — Pittakos: wo nicht die Schlechten, sondern die Guten zu Aemtern gelangen. — Chilon: wo die Gesetze am meisten, und die Redner am wenigsten gehört werden. — Periander: demnach scheinen Alle die Demokratie zu loben, welche der Aristokratie am ähnlichsten ist.

Welcher Fürst wird am meisten Ruhm und Glück erlangen? — Solon: der bei seinen Bürgern die Monarchie in eine Demokratie verwandelt. — Bias: der zuerst die Gesetze des Vaterlandes befolgt. — Thales: der im Alter eines natürlichen Todes stirbt. — Anacharsis: der allein klug ist. — Kleobulos: der keinem von denen traut, die um ihn sind. — Pittakos: der seine Unterthanen dahin bringt, daß sie nicht ihn fürchten, sondern für ihn. — Chilon: der seine Gedanken nicht auf das Sterbliche, sondern auf das Unsterbliche richtet.“

In folgendem Gedicht des Ausonius sind die Hauptlehren aller sieben Weisen am kürzesten zusammengefaßt:

Bias von Priene.

Was ist das oberste Gut? Ein Geist, der des Rechts sich bewußt ist.

Was ist dem Menschen der größte Verderb? Allein nur der Mensch selbst.

Wer ist reich? Der nimmer begehrt. Wer arm? Nur der Geizhals.

Was ist der herrlichste Schmuck für die Frau? Ein züchtiges Leben.

Digitized by Google

Welche der Frauen ist keusch? Die der Ruf zu beflecken nicht waget.
Was ist verständige That? Wenn man kann, nicht schaden zu wollen.
Was ist der Thorheit Fluch? Wenn man nicht kann, schaden zu wollen.

Pittakos von Mitylene.

Zu reden weiß der nicht, der nimmer schweigen kann.
Des Guten Beifall ehrt, nicht vieler Bösen Lob.
Der Thor beneidet den, der stolz im Glück sich bläht.
Der Thor verhöhnt den Schmerz des Unglückseligen.
Gehorche dem Gesetz, wenn du es selber gabst.
Recht viele Freund' im Glück erwirb dir jederzeit.
Nur wenige Freund' im Unglück prüfe allzumal.

Kleobulos von Lindos.

Je mehr Macht dir verlieh'n, sey um so minder keck.
Schmach Fortunen, wenn sie Schuldlose elend macht!
Glück, durch Sünden erstrebt, dauerte niemals lang.
Sey nachsichtig und mild Andern, doch niemals dir.
Leider schont man den Gauch, ächtet den Biedermann.
Unsrer Ahnen Verdienst ist noch kein Ruhm für uns,
Schimpf und schändender Ruf ist oft der Enkel Loos.

Periander von Korinth.

Nie darf Nutzen und Tugend sich bekämpfen.
Wer reich ist, hat auch viel der Kümmernisse.
Schlimm ist wünschen den Tod, doch schlimmer fürchten.
Dein Wunsch sey, was du doch gezwungen thun mußt.
Furchtbar Vielen, erzittre auch vor Vielen.
Wenn das Glück dich begünstigt, sey nicht eitel;
Wenn Unglück dich bedrücket, sink' nicht unter.

Solon von Athen.

Dann nenn' ich ein Leben glücklich, wenn es schon vollendet ist.
Gleich und Gleich im Ehebunde fügt sich wohl. Ungleich zerfällt.
Nimmer ist die wahre Ehre ein Geschenk zufälligen Glücks.
Schilt nur in's Geheim den Nächsten, vor der Welt belobe ihn.
Schöner ist des Adels Würde durch Verdienst, als durch Geburt.
Ist voraus bestimmt das Schicksal: wozu dann die Vorsicht noch?
Ist in Ungewißheit Alles: was dann hilft die Furcht uns noch?

Chilon von Lakedämon.

Weg mit der Furcht Niederer, weg Hohn und Verachtung Großer!
Denk' an den Tod, denn es ist heilbringend auch für das Leben,
Daß du durch Geist, oder den Freund jegliches Leid besiegest.
Hast du je Wohlthaten gethan, darfst du es auch vergessen;
Wenn du je Wohlthaten empfingst, darfst du es nie vergessen.
Lieblich ist das Alter fürwahr, welches da gleicht der Jugend;
Edel ist die Jugend fürwahr, welche da gleicht dem Alter.

Thales von Milet.

Hast du was Böses im Sinn, fürchte als Zeugen dich selbst.
Leben vergeht, doch ruhmwürdiger Tod nie erstirbt.
Was du beschlossen zu thun, plaudre nicht öffentlich aus.
Kreuzigung ist's, wenn du fürchtst, was du bezwingen nicht kannst.
Wenn du tadelst mit Grund, nützet dein feindlicher Sinn;
Wenn du fälschlich lobst, schadet dein freundliches Wort.
Nur nicht zu viel! nun genug! Sonst wird auch dieses zu viel.

Neben der reichen Sammlung einzelner Sprüche der gedachten Weisen findet man noch sehr viel Schönes, z. B. Was ist Freiheit? Ein gutes Gewissen. — Je ärger der Neid, desto größer der Vortheil für den Beneideten. — Die Frau soll man in Andrer Gegenwart weder zanken noch liebkosen. — Das Aelteste unter den Dingen ist Gott, denn er ist ungeboren. Das Schönste die Welt, denn sie ist ein Werk Gottes. Das Größte der Raum, denn er umfaßt Alles. Das Schnellste der Geist, denn er durchlauft Alles. Das Stärkste die Nothwendigkeit, denn sie beherrscht Alles. Das Weiseste die Zeit, denn sie entdeckt Alles. Das Gemeinste die Hoffnung, denn sie bleibt auch dem, der weiter Nichts hat. Das Nützlichste die Tugend, denn durch guten Gebrauch macht sie auch alles Andere nützlich. Das Schlechteste die Lasterhaftigkeit, denn sie verkehrt das Meiste zum Schaden, woran sie Theil hat. Das Leichteste ist das Naturgemäße; darum sind nicht alle Vergnügungen naturgemäß, da man im Ueberdruß oft darauf Verzicht leistet."

Neben den sieben Weisen finden wir Anacharsis, Amasis, Anaximenes, sodann **Pythagoras**, dessen Leben, dessen goldene Sprüche, Sentenzen, Symbole und alles, was von seinen Freundinnen und Freunden noch übrig ist. Wir setzen im Allgemeinen die Pythagoreische Lehre als bekannt voraus und machen hier nur auf die geistvollen Briefe der Theano, einer Schülerin des Pythagoreischen Bundes aufmerksam. Sie schreibt unter Andern einer Frau, die sich über ihren Mann beklagt: „Einer Ehegattin Tugend ist nicht, ihren Mann zu belauern, sondern sich ihm anzuschmiegen, und dieses Anschmiegen besteht darin, seine Thorheiten geduldig zu ertragen. Es gibt gewisse Fehltritte, meine Liebe, welche durch Vorwürfe nur noch mehr beschleunigt, durch Stillschweigen aber desto eher gehemmt werden, wie man zu sagen pflegt, daß das Feuer durch Ruhe erlösche."

In der Fortsetzung der

Geschichte der Philosophie von Prof. Dr. Ritter,

(vierter Theil. Hamburg, Perthes 1831), finden wir den Verfall der griechischen Philosophie in dem römischen und alexandrinischen Zeitalter auf eine sehr ausgezeichnete

Weise dargestellt. Es ist erfreulich, wahrzunehmen, wie der historische Geist unsrer Tage, der Geschmack und das Talent für klare Ueberblicke zunimmt, die gleichwohl weder ein tiefeindringendes Forschen, noch einen vielumfassenden Sammlerfleiß ausschließen.

Die Grundansicht, welche der Verfasser in einer sehr genauen Ausführung durch einen starken Band hindurch festhält, ist kurz folgende: Den Griechen verdanken wir fast alle die Erfindungen, die Anfänge fast aller der Wissenschaften und Künste, welche noch jezt unser Leben würdig erfüllen; was sie nicht erfunden haben, das haben sie doch mit einer glücklichen Empfänglichkeit sich anzueignen und auszubilden gewußt. Noch lange nachdem ihre politische Macht gebrochen war, wußten sie ihr geistiges Uebergewicht zu behaupten; Römer und Orientalen sind nur die Mittel gewesen, durch welche der griechische Geist sich weiter ausgebreitet hat. So wie nun aber diese geistige Herrschaft sich auflöste, mußte sich auch der bisherigen Bildung und Wissenschaft eine trübende Färbung mittheilen, damit aus einem solchen Gemische ein neues Wesen sich bilden könne.

Von der orientalischen Seite her drang durch die Bewegung der Zeit eine neue Anregung des religiösen Bewußtseyns, von der römischen Seite dagegen erfüllte das Leben die Großartigkeit politischer Bestrebungen. In beiden Rücksichten finden wir eine wahre Bereicherung des menschlichen Daseyns. Aber auf eine reine Weise, mit klarem Bewußtseyn ihrer Bedeutung konnten diese Elemente unter den vorliegenden Verhältnissen nicht hervortreten. Denn indem sie mit dem griechischen Wesen sich zu vermischen und es von entgegengesezten Seiten zu durchdringen strebten, bildeten sie nur eine unreife Gährung und lösten die Eigenthümlichkeit der Völker auf, in welcher sie zusammentrafen.

Wenn die Römer kamen, um von den Griechen zu lernen, so waren es nicht die jezt lebenden Griechen, ein tief verachtetes Geschlecht, welche sie als Muster verehrten; es war die Blüthe der alten Zeit, auf deren Ueberlieferung die jezigen gelehrten Griechen stolz waren, und welche durch diese die Römer kennen lernen wollten. Hierdurch mußten auch die Philosophen auf die Stifter ihrer Schulen zurückgeführt werden, und es kam nun nicht sehr darauf an, Neues zu erfinden, als das Alte in seiner Reinheit wiederherzustellen und es so viel als möglich sich anzueignen. Man schritt hier nicht vorwärts. Man blieb einseitig bei dem alten Philosopheme stehen und ließ jedes in seiner starren Einseitigkeit neben dem andern.

Dagegen in der Richtung, welche die Philosophie bei der Vermischung des Griechischen mit dem Orientalischen einschlug, wurde der Neigung Verschiedenartiges zu vereinen und die wichtigsten Unterschiede der Lehre zu übersehen ein viel größerer Raum eröffnet. Da, wo man Griechisches und Orientalisches vereinigen zu können glaubte, da mußte wohl die Fähigkeit zu unterscheiden schon sehr geschwächt worden seyn. Wie hätte man dabei der Versuchung widerstehen sollen, in allen Lehren alles zu sehen? Nicht eben sehr schwer konnte dies halten in den Gebieten der Betrachtung, auf welche man hier seine ganze Liebe gerichtet hatte. Es waren dies, wie wir wissen, die dunkelsten Gebiete der Philosophie, in welchen die Darstellung sich uns versagt, weil eine jede Anschauung uns für dieselben verläßt, in welche nur Ahndungen dringen und welche nur deßwegen unsere Blicke, unsere Gedanken fesseln, weil unsere Sehnsucht über jede Grenze der Erkenntniß hinausreicht. In diesem Drange, das Geheimniß des Göttlichen und seines Verhältnisses zu uns zur Sprache zu bringen und es doch als ein Unaussprechbares zu verehren, kamen die Orientalen zur griechischen Philosophie und die Griechen zu der mystischen Weisheit der Orientalen. Je mehr man sich nun hierbei genöthigt sah, die Ausdrücke in einem bildlichen und mythischen Sinne zu nehmen, um so mehr fand man auch, daß man einer freien Auslegung der Lehren der alten Philosophen Raum zu geben, daß man hinter dem nächsten Sinn der Worte eine tiefere Bedeutung zu suchen habe. Und wie sehr wurde nun hierdurch die Meinung begünstigt, daß nur in verschiedenen Formeln derselbe Sinn sich ausgedrückt habe, daß im Grunde alle oder doch die tiefsten Philosophen mit einander einig seyen, besonders da eben an diesen äußersten Grenzen der Forschung wirklich mehr Einigkeit unter ihnen gefunden wurde, als in den Untersuchungen, welche der Mannichfaltigkeit der weltlichen Erscheinungen sich zuwenden. Man suchte die Quelle der ältesten Erkenntnisse immer mehr in Offenbarung und wendete sich der Meinung zu, daß die Offenbarung des göttlichen Lichtes, welches uns und die ganze Welt erleuchte, in der frühern Zeit die Welt heller erleuchtet habe, daß es aber durch die Schuld der Menschen allmählig in fortschreitendem Grade verdunkelt worden sey.

Hieraus folgte aber die schwärmerische Vorstellung, man könne zu dem ursprünglich reinen Licht zurückkehren, wenn man sich selbst reinige. Man hoffte, wenn das Auge für das Aeußere, wenn jeder Sinn für das Sinnliche sich geschlossen habe, dann werde das Auge und der Sinn für das Geistige sich öffnen. Dies hatte eben so verderbliche Folgen für die Entwicklung der Wissenschaften, als für die Ansicht, welche dadurch vom praktischen Leben gefaßt wurde. Hier knüpft sich die Geschichte der Ascetik an.

Die Römer pflegten an der Philosophie die schulmäßige Form und bildeten insofern eine Brücke von der alten Schulweisheit zur neuen. Sie selbst waren aber

nicht produktiv, wiederholten nur die altgriechischen Ideen und bildeten höchstens, was ihrer politischen Energie entsprach, die stoische Lehre mit besonderer Vorliebe aus.

Der orientalische Geist, der sich mit dem griechischen vorzüglich zu Alexandria vermischte, tritt in der neuplatonischen Philosophie mächtig hervor, und steht auch in Beziehung zum Christenthum. Aber mit Recht sagt Ritter, daß doch die Rücksicht, welche die neuplatonische Philosophie auf das Christenthum nimmt, nur sehr äußerlich ist, nur das sich aneignet, was schon in der alterthümlichen Gesinnung der Griechen, der Römer und der Orientalen zu liegen schien, nur das bekämpft, was auf der Oberfläche der Erscheinung lag, die demüthige Gestalt, welche dem Stolze und Glanze der alten Bildung zuwider war, ohne die tiefe Bedeutung dieser unscheinbaren Hülle zu ahnen. Mit viel größerer Zuversicht kann man sagen, daß die Anfänge der neuplatonischen Philosophie Einfluß auf die christliche gehabt haben, als umgekehrt.

Die beiden Schulen — die griechisch-römische und die griechisch-orientalische — werden nun vom Verfasser mit großer Ausführlichkeit näher besprochen. Er geht in das literarhistorische Detail, in die Kritik jedes einzelnen Systems ein, wovon wir hier wie billig abstrahiren.

Das Endresultat der großen Arbeit ist, daß beide Richtungen der Philosophie zu keinem Ziele, zu keiner Befriedigung führen konnten, weil ihnen etwas fehlte, ohne welches selbst die schärfste Denkkraft nichts ausrichtet, — die Gesinnung. Er versteht darunter den gläubigen Muth, die arbeitsame Hoffnung, die nicht gleich verzagt, wenn sie auch nicht gleich befriedigt ist, mit einem Wort das geistige Ritterthum des echten Christen.

Das Alterthum glich einem durch Ausschweifungen erschöpften und endlich resignirten Menschen, der mit Ovid ausruft: O si praeteritos referat mihi Jupiter annos. Auf diesem Standpunkte standen auch die Neu-Platoniker. Um über ihn hinauszugehen, hätte man den Geist eines neuen Lebens in sich fühlen, sein Auge, seine Hoffnung auf die Zukunft richten müssen. Die Vergangenheit war nicht ganz zu verwerfen, aber man mußte in ihr einen großen Irrthum erblicken; ihn mußte man überwinden in der Demuth und in den Hoffnungen des Christenthums. In diesem Geiste forschten die Neu-Platoniker nicht. Sie huldigten vielmehr dem Alterthum. Ihr Gesicht ist rückwärts gekehrt; in den frühesten Zeiten suchen sie die Weisheit, welche ihren Geist befruchten soll. Indem sie nun die Summe dessen zusammenzuziehen streben, was die Weisheit früherer Zeiten gefunden hatte, werden sie bald zu der lebenslustigen Ansicht der Griechen hingezogen, bald ergreift sie die lebensmüde Entsagung der Orientalen, in welcher sie ganz sich in sich zurückzuziehen streben, keine von beiden Ansichten aber vermögen sie in einem stetigen Denken festzuhalten.

„Wo die Gesinnung, so schließt der Verfasser, nicht Umfang oder nicht Tiefe genug hat, da kann der philosophische Gedanke selbst nicht folgerichtig, nicht in völliger Uebereinstimmung sich entfalten. Nur die Gesinnung des Menschen gibt seiner Lehre sichern Halt und geschlossenen Zusammenhang. Die rechte Tiefe und der rechte Umfang der Gesinnung hat nun durchweg dem Alterthume gefehlt. Erst das Christenthum hat diese Güter den Menschen gebracht. Erst mit seiner Verbreitung konnte daher eine folgerichtige Entwicklung der Philosophie sich einleiten, welche freilich lange Zeit andern Hemmungen unterworfen war und nach der Weise alles Menschlichen nur allmählig zur Reife gelangen kann. Allein wir wollen auch hiermit nur andeuten, daß es in der alten Philosophie ein Element gab, dessen die christliche Philosophie sich bemeistern konnte, weil es von der Gesinnung des Alterthums, die das Christenthum verwerfen mußte, unberührt geblieben. Demnach sind die Bemühungen des Alterthums um die Philosophie nicht umsonst gewesen, wie schwankend auch ihre Entwicklung war und seyn mußte.“

Rechtsgeschichte.

Merkwürdige Kriminal-Rechts-Fälle für Richter, Gerichtsärzte, Vertheidiger und Psychologen. Herausgegeben von Dr. Bischof. Zweiter Band. Hannover, Hahn, 1835.

Wir haben schon den ersten Theil dieser interessanten Sammlung empfohlen und wiederholen unser Lob bei Erscheinung des zweiten. Er enthält siebzehn Kriminalprocesse, betreffend Bigamie, Kindermord, Raubmord, Münzfälschung, Verstümmelung, Brandstiftung, Kirchendiebstahl 2c. Materiell und formell ist wohl der Proceß des Gutsbesitzer Winter, der neben seiner ersten Frau in Sachsen, eine zweite in Polen heirathete, die erste endlich durch Gram tödtete und gleichwohl nach kurzer Untersuchung von den sächsischen Gerichten freigesprochen wurde, der merkwürdigste. Ist es überhaupt nicht auffallend, daß in dem Maaß, wie die richterliche Strenge gegen politische Vergehen bis zur Pedanterie getrieben wird, sittliche Vergehen im Gegentheil immer schonungsvoller behandelt werden? Und doch sind wir lebhaft überzeugt, daß, wenn die Moralität nur noch im politischen Gehorsam geachtet wird, auch diese Moralität bald auf schwachen Füßen steht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 28. Freitag, 18. März 1836.

Philosophie.

Wie man denn in unserer Zeit auf alles Alte zurückkommt, so ist man auch zur altjüdischen Kabbalah zurückgegangen, um aus dieser Quelle die höchste Weisheit zu schöpfen. In der merkwürdigen Schrift:

Philosophie der Geschichte oder über die Tradition,

(Münster, bei Theissing 1834) geht Herr Molitor von folgendem Grundsatz aus: „Judenthum und Christenthum verhalten sich wie Knospe und Blüthe, was in dem Einen noch verschlossen liegt, ist in dem Andern durch die Sonne des Lebens in reicher herrlicher Fülle aufgegangen. Uebrigens sind sie ein und dasselbe Wesen bloß in zwei verschiedenen Zuständen, daher liegt bei beiden dasselbe Princip, derselbe ewige unzerstörbare Typus zu Grunde; daher ist das Christenthum in seiner höchsten Vollendung nichts anders, als das mystisch verklärte Judenthum, wie solches der Herr in der Offenbarung an Johannes seiner neuen Kirche deutlich zeigt." Daraus folgert der Verfasser nun, daß auch das Christenthum erst recht erkannt und durch Erkenntniß geläutert werden könne, wenn man sich in die altjüdische Mystik vertiefe und er glaubt, daß jezt die rechte Zeit dazu sey. „Unläugbar ist jezt der große Moment gekommen, wo dem erwachten Geschlechte die Augen des Geistes aufgehen, und in vielen tausend Gemüthern die Sehnsucht nach jenen verborgenen Tiefen des Christenthums wieder erwacht. Unter diesen Umständen scheint es also wohl an der Zeit zu seyn, den Blick von Neuem auf jene geheimnißvolle Uroffenbarung zu wenden, die der lebendige Quell ist, aus welchem das Heil der Erlösung für uns hervorgegangen. Es scheint also jezt dringendes Bedürfniß zu seyn, die Forschungen über die alte Tradition des Judenthums wieder da anzuknüpfen, wo sie im siebenzehnten Jahrhundert abgebrochen worden, und dasjenige auszuführen, was einst ein Mirandola, Galatinus, Reuchlin, Kircher, Knorr, Rittangel, Vitringa und Andere beabsichtigten, was indessen für ihre Zeit noch zu frühe war. Eine solche, im höhern Geiste wiederbegonnene Untersuchung der Mysterien des alten Jisraäls, in denen alle Geheimnisse des neuen Jisraäls gleichsam wie in der Knospe verschlossen liegen, wird, unsers Dafürhaltens nach, ganz besonders geeignet seyn, die christliche Mystik in ihrem Grund-Elemente zu erwecken, das Studium der Väter von Neuem zu beleben, das Gebäude der Theologie aus ihren tiefsten theosophischen Principien zu begründen und solchergestalt einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zur künftigen Wiedervereinigung

Digitized by Google

der getrennten Religions-Parteien zu bereiten. Namentlich wird diese Forschung allen idealen Wissenschaften eine feste Basis geben, sie wird den Weg zur wahren Urgeschichte der Menschheit bahnen, und als einziger wahrer Leitfaden in dem dunkeln Labyrinthe der Mythen, Mysterien und Verfassungen der Völker dienen, und auf diese Weise beitragen, die schwankenden Begriffe über dasjenige, was da war, und was künftig seyn soll, näher zu bestimmen, und vieles, was jezt noch Ahnung ist, in ein helleres Licht zu versetzen. — Uebrigens ist es unsere Absicht keineswegs, die Kabbalistik des Judenthums, mit allen daran klebenden Kleinigkeiten und Spitzfindigkeiten in die christliche Welt einführen zu wollen, dieses sey ferne; was wir beabsichtigen, gehet bloß auf das innere Wesen derselben, ihre innern Principien heraus zu heben und solche in dem christlichen Geiste auszubilden, wie dieses die Kirchenväter auf ihre Weise auch gethan haben."

Wir geben den wissenschaftlichen Werth der Untersuchung zu, läugnen aber die Wirkungen, welche der Religiosität davon versprochen werden. Der unermeßliche Werth des Christenthums, wie jeder Freiheit und Wahrheit und Schönheit, besteht in seiner Oeffentlichkeit, Klarheit, unmittelbaren Verständlichkeit. Alles Geheimniß, was man noch dahinter sucht, ist Pfaffentrug oder philosophischer Aberwitz. Der religiöse Sinn wird dadurch nicht belebt und bekräftigt, sondern nur verdunkelt und irre gemacht. In unserer Zeit, die ohnehin nicht geneigt ist, sich mysteriösen Prätensionen hinzugeben, dürfte dieses Rückwärtsdatiren des morgenlichten Christenthums in die vorchristliche Finsterniß kein Glück machen. Wohl uns, daß wir bereits gewöhnt sind, uns Gott im reinsten Licht zu denken, und daß es nicht mehr möglich ist, die Völker in Masse, einzelne bornirte Sekten abgerechnet, wieder in die camera obscura zu führen. Nicht nur der ganze Werth, sondern auch die ganze unüberwindliche Gewalt des Christenthums besteht in dieser siegreichen Klarheit und Anwendbarkeit. Die christliche Liebe und die aus ihr gefolgerte edelste Moral kann nie wieder der finstern Grübelei und Phantasterei der vorchristlichen Geheimlehren weichen, und sie bedarf, um einzuleuchten, keiner fremden Hülfsmittel, am allerwenigsten jener Lehren, über die sie eben den großen Sieg gefeiert hat.

Zugegeben, daß das Judenthum die harte und bittere Schaale war, aus welcher der süße Kern des Christenthums hervorkam, so wollen wir doch die große Weltgeschichte nicht rückwärts schrauben, um wieder in die alte Schaale zurückzuschlüpfen. Sollte nicht schon das Christenthum selbst der Mittelpunkt seyn, wo alle Religionsparteien sich einst zusammenfinden werden, so ist dieser Mittelpunkt doch ganz gewiß nicht das Judenthum, und es gehört ziemlich viel Naivität dazu, uns die Zumuthung zu machen, das Christenthum bei den alten Rabbiner zu lernen.

Dem Christenthum droht durch solche Bücher keine große Gefahr, die vorliegende sogenannte Philosophie der Geschichte ist wenigstens selbst ihre beste Widerlegung. Kaum ist je die Altklugheit des Rabbinismus so treu und abschreckend geschildert worden, als hier, von einem Manne, der ihn nicht verunglimpfen, sondern im Gegentheil preisen will. Wenn er daher die Hoffnung hegt, durch Wiederherstellung und allgemeine Verbreitung dieses Rabbinismus werde dem lendenlahmen Christenthum erst wieder auf die Beine geholfen werden, so hat er wohl nicht das rechte Mittel gewählt, seine Kur zu empfehlen, das Publikum zu locken, zu begeistern.

Er beklagt mit wahrer Wehmuth, daß die unbesonnenen Christen den schönen Weg des Rabbinismus verlassen hätten. Die Kabbalah habe aus den Menschen Engel und Götter im Fleisch machen wollen, aber die Christen seyen wieder davon abgegangen. „Wäre die christliche Welt auf diesem Wege der geistigen Wiedergeburt stufenweise fortgeschritten, so hätte der Mensch die durch die Erlösung beabsichtigte „Freiheit der Kinder Gottes" wirklich erlangt, wo ihm das Aeußere wahrhaft zum Innern verklärt wäre worden, und er von keinem äußern Zwange mehr etwas gewußt, in der That über dem Joche des levitischen Gesetzes gestanden; auf welcher Stufe denn ihm als dem Gereinigten nichts mehr unrein gewesen wäre, und er in höherer Universalität Alles hätte umfassen, Alles hätte brauchen, Alles mit Freiheit „prüfen und das Beste von jedem behalten können." Da aber die christliche Welt diese begonnene geistige Richtung nicht stufenweise verfolgte, sondern bei der großen Schwäche, Trägheit und Sündhaftigkeit unseres Geschlechts bloß auf halbem Wege stehen blieb, ohne die Natur völlig zu überwinden, von innen heraus zu verklären, und solchergestalt zu jener höhern absoluten Ideal-Realität zu gelangen, welche die Frucht der wahren innern Wiedergeburt und Befreiung von dem Gesetz der äußern Natur ist; so stellten sich, nachdem die hohe Begeisterung des Glaubens einmal vorüber war, allmählig die Folgen ein; indem jenes ungelöst gebliebene Problem troz den Bemühungen so mancher christlicher Mystiker nach und nach zu einer dualistischen Entgegensetzung des Idealen und Realen führte, wodurch das ideelle Element immer mehr seine lebendige Kraft, und die Natur ihre tiefere sinnige Bedeutung verlor, die sie bereits während

dem Mittelalter gewonnen hatte; so daß zulezt unsere höhere geistige Ideen in lauter formale Begriffe verwandelt, das Verständniß der Natur und des Alterthums zerstört, die beseligenden Wahrheiten der christlichen Religion in ihren Grundfesten erschüttert wurden und das ganze Zeitalter in einen todten geistlosen Materialismus versank. Indem nun die christliche Welt jenen Dualismus nicht auf dem praktischen Wege der Gottseligkeit überwunden, und durch Reinigung und Heiligung des Gemüths jene innere Freiheit erlangt hatte, wo das Gesetz und die Liebe, die Freiheit und die Nothwendigkeit eins sind, so mußte bei dem fortwährenden Streben des Bessern in der menschlichen Natur, dieses große Problem nothwendig auf dem entgegengesezten, nämlich auf dem theoretischen Wege des Erkennens versucht werden; welcher Versuch, wenn er auch die Aufgabe nicht wahrhaft löset, und die Menschheit wirklich zur Freiheit erhebt; denn von dem Erkennen zum Seyn ist eine große Kluft! doch wenigstens uns über unsre eigne Verirrungen belehrt und das Ziel zeigt, nach dem wir unter Gottes Beistand streben sollen."

Also eine Allianz des Judenthums und der modernen Schulphilosophie, um das podagrische Christenthum zu stützen! O du armes Christenthum, das sind zerbrechliche Krücken!

Der gelehrte Verfasser hätte offenbar besser gethan, uns das System und die Geschichte der Kabbalah rein für sich als Beitrag zur Geschichte der Philosophie mitzutheilen, anstatt so ausschweifende Hoffnungen daran zu knüpfen und eine gänzliche Revolution der Geister davon zu erwarten. Die wissenschaftliche Klarheit hätte dabei offenbar gewonnen, und der Leser, der sich über die Kabbalah zu belehren sucht, würde nicht nöthig haben, sich beständig durch Beziehungen auf das Christenthum und die moderne Philosophie hindurchzuarbeiten.

An sich sind die neuen Bemühungen um die Kabbalah nur dankenswerth, denn diese altjüdische Geheimlehre nimmt in der That in der Geschichte der Philosophie eine bedeutende Stelle ein, nämlich die wichtige Stelle zwischen der altorientalischen, griechisch-antiken und romantisch-christlichen Philosophie. Wir erkennen daran die Uebergänge des menschlichen Wissens aus einer sehr frühen in eine sehr späte Zeit, denn während die Kabbalah noch mit den ältesten und einfachsten Emanationssystemen Hinterasiens zusammenhängt, tritt sie noch in der spätesten christlichen Mystik, z. B. bei Jakob Böhme hervor. Ueberdies läßt sie sich auf viele wichtige Fragen ein, die manche andere Philosophie vornehm ignorirt, und Herr Molitor hat ganz Recht, wenn er deßhalb auch in diesen Fragen mehr Beziehungen zum Christenthum entdeckt, als in andern Philosophien. Aber die Perlmutter ist nicht die Perle; die Wolke, aus der die Sonne stieg, ist nicht die Sonne.

Ein gewisser Dr. Freystadt hat in einer andern kleinen Schrift:

Philosophia cabbalistica,

(Königsberg, bei Bornträger), die Kabbalah von dem Vorwurf des Pantheismus zu reinigen gesucht, indem dieselbe zwar lehre, daß alle Dinge aus Gott ausgeflossen, daß sie aber deßhalb keineswegs göttlich seyen, weil sich nämlich die Gottheit gleichsam daraus zurückgezogen habe (Numen suum quasi retraxit). Zugleich wird hier die Kabbalah mit allen andern Systemen kurz verglichen. —

Allmählig, doch nur sehr langsam tritt die mittelalterliche Scholastik in das Licht der modernen kritischen Geschichtsforschung. Geraume Zeit mißachtete man sie, und auch dann noch, als die allgemeine Mißachtung gegen das Mittelalter bereits in eine Vorliebe für dasselbe übergegangen war. Die Poesie und Kunst der romantischen Jahrhunderte fesselte den Sinn zuerst durch ihren lichten Schein; in dem Dunkel der Scholastik lernte man sich lange nicht orientiren und noch weniger gefallen.

Johannes Scotus Erigena und die Wissenschaft seiner Zeit. Von Prof. Dr. Staudenmaier,

(Erster Theil. Frankfurt a. M., Andreä, 1834) ist eines der wenigen Werke, in denen man gründlichen Aufschluß über die Eigenheiten der scholastischen Zeit erhält. Bekanntlich war Johannes Erigena ein Fürst der Scholastik, und Herr Staudenmaier hat sogar ein Recht, ihn den Vater der Scholastik und Mystik zugleich zu nennen, sofern von der formellen Ausbildung dieser beiden Wissenschaften im Mittelalter die Rede ist. Er verhält sich zu den ersten philosophischen Versuchen des Christenthums ungefähr wie Erwin von Steinbach zu den ersten byzantinischen Baumeistern. Seit den Kreuzzügen trat die Philosophie als Scholastik und Mystik, als eine geistige Baukunst ganz in denselben höhern Rang ein, wie gleichzeitig die gothische Baukunst.

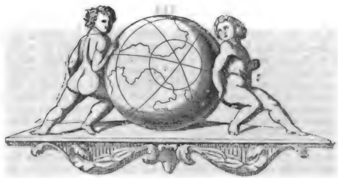
Wie aber in dieser gothischen Kunst ein ganz freier und neuer Geist zum Vorschein kam, der zwar an den ältern Kunstformen sich fortbildete, aber keineswegs in ihnen befangen blieb, so auch in der gothischen Denkbaukunst. Der Verfasser hat dies sehr schön hervorgehoben (Seite 443): „Es war keine Accommodation an Plato und Aristoteles, noch weniger eine sklavische Hingabe an sie, wenn die Theologen des Mittelalters auf

sie Rücksicht nahmen, sondern es war nur jene Liebe, jener Drang und jene geistige Nothwendigkeit, den Geist als den Einen zu schauen, und dazu fühlte sie sich durch den Geist des Christenthums getrieben, welcher der Geist der absoluten Wahrheit ist, der als solcher in der Wahrheit und für sie keine Trennung kennt, und daher diese aufhebt, wo er sie gewahrt. In dieser Beziehung scheint das Christenthum der unendlichen Sehnsucht der alten Welt nach Erlösung entgegen gekommen zu seyn, die gerade in den weisesten und frömmsten Männern am lautesten sich ausgesprochen hat; und so war es nicht bloß eine Erlösung vom Uebel, der Sünde und der Beschränkung, sondern auch vom Irrthume. Deßwegen ist es immer nur ein Beweis der Nichteinsicht in die Sache, wenn Historiker die Scholastik aus Aristoteles erklären, und daher nicht etwa bloß Form, Eintheilung u. s. w., sondern auch das Wesen derselben aus seinem Einflusse deuten. Alles Wesentliche an der Scholastik ist nicht aus dem griechischen Philosophen zu holen, wie denn bis in's 13te Jahrhundert die Scholastik bestand, ohne daß man die sämmtlichen Schriften des Aristoteles nur kannte, nicht zu sagen, benützte. Eben so ist zu bemerken, daß mancher Scholastiker dem Aristotelischen Systeme nicht einmal gewogen war, und doch Scholastiker blieb. Sobald es sich daher um die eigentlichen Principien, so wie um die Grundlage handelt, müssen wir den Einfluß in dem Sinne in Abrede stellen, als ob die Principien oder die Grundlage durch Aristoteles bestimmt worden wären. Damit ist aber zugleich ausgesprochen, daß der Einfluß seiner Philosophie auf das Innere der Scholastik sich nicht erstreckte, folglich auch nicht ein tiefdringender Einfluß genannt werden kann. Das Christenthum ist die Gestaltung des christlichen Geistes, nicht des Geistes irgend eines alten philosophischen Systemes; der wesentliche Unterschied des christlichen Geistes von jedem andern ist und bleibt immer der, daß er der göttliche Geist ist, der als solcher seine eigenen inneren Gesetze hat, nach diesen frei aus sich selbst sich entwickelt, und eine Reihe von Wahrheiten sich erzeugt, die alle im engsten Zusammenhange mit einander stehen, und auf jener höhern Einheit ruhen, die der göttliche Geist selbst ist. In so ferne finden wir im Christenthume einen Kreis von Wahrheiten, die sich gegenseitig bedingen und organisch bestimmen, und in diesem wechselseitigen Bewegen zu und für einander ein System erzeugen. Dies gilt nun auch von der Scholastik, und um so mehr, da gerade in ihr die wissenschaftliche Bewegung auf eine so entschiedene Weise vorgegangen ist. Wenn deßhalb nicht in Abrede gestellt wird, daß Aristoteles allerdings auf die äußere Form Einfluß geäußert habe; so verschwindet dieser doch vor der im Innern bildenden Kraft des christlichen Geistes selbst, so wie vor der Einwirkung der Kirchenväter und namentlich des Augustinus. Und selbst das ist nicht zu vergessen, daß gerade die größten der Scholastiker die Ideen in Platonischem, nicht in Aristotelischem Sinne nahmen, indem sie die Realität derselben behaupteten. Dadurch, könnte es scheinen, ist aber der Einwurf an sich nicht gehoben, denn immerhin bestimmte sich ja dann die Scholastik nach der griechischen Philosophie. Allein, wenn man bedenkt, daß die Ansicht jener, die von Aristoteles Alles herleiten, die ist, dieser Philosoph habe unbedingte Macht ausgeübt, besonders da Plato längst in den Hintergrund gestellt worden sey; so kann von jener unbedingten Macht doch gewiß kein rechter Begriff gemacht werden, wenn man Plato, also einem Andern neben Aristoteles einen so bedeutungsvollen Einfluß einräumt. Und so wäre es von selbst klar, daß die Scholastiker mit Freiheit für sich bestimmten, welche Ansicht die richtige sey, und daß sie nicht blindlings der Auctorität eines Philosophen folgten. Im Ganzen ist überhaupt zu ersehen, daß nicht leicht eine Bestimmung, sey es von Aristoteles oder von Plato, rein beibehalten wurde, sondern sie erhielt die verschiedensten Modifikationen, und erschien endlich nothwendig als das reine Produkt des eigenen Nachdenkens eines mittelalterlichen Philosophen oder Theologen. Wir entdecken daher bei den Scholastikern große Originalitäten, die bei jenem Einflusse nicht gedacht werden könnten, und jene hätten in der That eine harte, unauflösbare Aufgabe, welche den Reichthum der Gedanken und Anschauungen der Scholastiker auf Aristoteles zurückführen wollten."

Diese Originalitäten uns so klar zu machen, wie Neander uns die ältere griechisch-christliche Gnostik klar gemacht hat, ist gewiß eine lohnende Arbeit, und um so mehr, als zugleich der deutsche Patriotismus dabei mit in's Spiel kommt. Hier entdecken wir noch manches deutsche Genie, das wir bisher nicht kannten oder nicht achteten, und eine der wichtigsten Perioden der deutschen Geschichte, zu deren Aufklärung die nähere Kenntniß der romantischen Kunst schon so viel beigetragen hat, wird nun auch durch die nähere Bekanntschaft mit der romantischen Philosophie aufgeklärt.

Des vorliegenden Werkes erster Band umfaßt die sehr ausführliche geschichtliche Einleitung, eine Nachweisung der Art und Weise, wie sich die Scholastik aus der ältern christlichen und heidnischen Philosophie allmählig herausbildete.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 29. Montag, 21. März 1836.

Philosophie.

In Stuttgart erscheinen seit einiger Zeit eine Menge populäre Sammelwerke wissenschaftlichen Inhalts, historische, mythologische, naturhistorische, geographische, Bridgewaterbücher ꝛc., die man als eine Reaktion gegen die seichte belletristische Fabrikation nur loben kann, denn sollten auch solche hin und wieder schnell improvisirte Encyklopädien nicht allen Anforderungen strengster Gründlichkeit entsprechen, so werden doch in jedem Falle durch sie eine Menge sehr nützlicher Kenntnisse verbreitet. Zu diesen auffallend zahlreichen Sammlungen hat sich jüngst noch gesellt eine

Gallerie der berühmtesten Denker aller Zeiten und Länder, herausgegeben von Groß-Hoffinger.

(Stuttgart, Brodhag 1835). Der erste Band enthält das Leben und die Beurtheilung Voltaires, nebst einer Uebersetzung von dessen Candide, Zadig und verschiedenen kleinern Aufsätzen. Nicht mit Unrecht sagt der Herausgeber: „Die deutsche Geschichte der Philosophie ignorirt Voltaires Namen mit vornehmer Geringschätzung und versagt ihm also hartnäckig die zweideutige Ehre des Namens Philosoph. Wir können uns mit den Herren, in deren Hände die Geschichte der Philosophie gegeben ist, in keinen unfruchtbaren Streit einlassen, und gestehen ganz offen, daß wir als Sachwalter des Voltaire'schen Namens sogleich zugeben wollen, daß er kein Philosoph gewesen sey, d. i. keines jener wiederkäuenden systematischen Thiere, welche den Gedanken in spanische Stiefel zwängen und zur Belustigung eines geneigten Publikums auf dem Forum der Gelehrsamkeit einherstolzieren lassen. Dessenungeachtet hat unser Nichtphilosoph auf die Denkweise seines Jahrhunderts so stark eingewirkt, wie kaum Tausend unserer wackeren, mit unverständlichen Phrasen wohlgerüsteten Katheder-Philosophen gewisser Zeiten mit vereinten Kräften nicht einzuwirken im Stande wären, obgleich sie mit der gründlichsten Kenntniß, und so logisch als möglich gestützt auf die großen Entdeckungen der Philosophen aller Jahrhunderte, welche alle auf Nichts hinausgehen, bewiesen haben, daß man den baarsten Unsinn schreiben, sprechen, demonstriren und beweisen kann, vorausgesezt, daß man die besagten spanischen Stiefel dem gesunden Menschenverstand nicht anzulegen vergißt. — Voltaire's Philosophie ist eine negative, skeptische und daher oft unzusammenhängend und widersprechend. Seine Begriffe von dem höchsten Wesen waren sehr beschränkt. Mag er sich gefürchtet haben, als ein Atheist von der Menschheit verdammt zu werden, oder war es seine Scheu, welche ihn abhielt, seine Zweifel bis hierher auszudehnen — kurz, er

Digitized by Google

behauptete einen Gott, der richte, lohne und bestrafe, eine höchste Person Gott, deren Geist Alles durchdringe, deren Wesen unerforschlich ist. Dagegen scheint er zuweilen andeuten zu wollen, daß Gott die Materie sey; aber er widerspricht sich in anderen Schriften, wo er von Gottes Güte, Allmacht, Weisheit und Gerechtigkeit spricht, hundertmal. Er ist daher entweder hierüber in seinem ganzen Leben zu keiner bestimmten Meinung gelangt oder hat es rathsam gefunden, dieselbe zu verhehlen. Muthiger raisonnirt er über die Natur des Menschen, über Recht und Unrecht, Tugend und Laster. Die menschliche Schwachheit ist sein Lieblingsthema, fast alle seine Schriften stellen sie in den mannichfaltigsten Lagen dar. Sie ist überall der Gegenstand seines Spottes und er beweist uns fast unwillkürlich, daß weder die Vernunft, noch die daraus entspringende Moral, sondern einzig Leidenschaft die menschliche Natur regiere. Sein Candid ist eine boshafte Satire auf die Menschheit. — Worin besteht aber sein Verdienst? Eben darin, daß er die Menschheit gegeißelt, daß er ihre Gebrechen enthüllt, ihre Thorheiten verspottet, und sie zur Verachtung derselben ermuntert hat. Es hat viele hundert Schriftsteller vor und nach ihm gegeben, welche von dem Menschen nur mit dem geziemenden Respekt gesprochen, welche ihn den Herrn der Schöpfung, das Ebenbild Gottes genannt und alles Uebel dem leidigen Teufel zugeschrieben haben, aber ich glaube nicht, daß sie Nutzen gestiftet, wahre Aufklärung verbreitet haben.“ Es ist gewiß, Voltaire hat den Menschen nicht heuchlerisch geschmeichelt, er hat sie nur zu bitter getadelt, oft zu tief verachtet, sie aber dadurch aufmerksam gemacht auf sich selbst.

Voltaire's negatives Verfahren hat allerdings nicht bloß den Mißbrauch des Heiligen, sondern auch das Heilige selbst angetastet, aber es war einmal nothwendig, es war durch eine noch weit schlimmere fromme Frechheit hervorgerufen. Wenn man im Namen Gottes und der Tugend sich einer solchen Demoralisation überließ, wie in Frankreich unter Ludwig XIV. und XV., so erscheint ihr gegenüber die Diabolität eines Voltaire natürlich und überall begreiflich. Tartuffe, der Pater Lachaise, die Dragonaden erklären sie hinreichend. Auf eine solche Krankheit gehörte eine so scharfe Arznei. Auch die spätern Ereignisse erklären sie. Wo es zu einer so allgemeinen socialen Umwälzung, zu einer so blutigen Schreckenszeit kommen konnte, da begreift man auch einen so diabolischen Spottgeist, wie Voltaire. Er war ein bitterer Extrakt seiner Zeit, in jedem Fall ihr Geschöpf, nicht ihr Schöpfer. Seine Denkweise, so einflußreich sie gewesen ist, war doch nicht aus ihm selbst geschöpft, sondern die nothwendige und unvermeidliche Reaktion eines von Gott abstrahirenden Verstandes gegen die Gott mißbrauchende Scheinheiligkeit der Hierarchie und Despotie. Seine Sprache, so schmutzig sie auch war, ahmte doch nur die Frechheit nach, die zu seiner Zeit allgemein, besonders aber beim Clerus und bei Hofe vorherrschte. Damals, als fast alle Nonnenklöster in Paris Anstalten der schamlosesten Lüderlichkeit waren, als die geistlichen Hirten fast alle nur noch Schäfer waren, als ein Prinz Erzbischof in Valenciennes am 1. April ein feierliches Hochamt ankündigte und am Altar der versammelten Gemeinde einen Esel bohrte und eine lustige Jagdmusik beginnen ließ, und sich vor Lachen, das Volk in den April geschickt zu haben, den Bauch schüttelte — in einer solchen Zeit darf ein Buch, wie Voltaire's Pucelle nicht mehr in Erstaunen setzen, und man muß es als ein Gegengift gegen die tiefste Demoralisation der kirchlichen Zustände betrachten.

Die Geschichte der Philosophie muß aber ohne Zweifel von einer Erscheinung, wie Voltaire, Notiz nehmen. War seine Philosophie nicht systematisirt, so war sie doch in ihrer Tendenz verständlich genug und ungeheuer einflußreich, und hängt mit der ganzen philosophischen Richtung der Zeit, einerseits mit der englischen Skepsis, anderseits mit der deutschen Empirie zusammen.

Die Lehre des Spinosa, in ihren *Hauptmomenten* geprüft und dargestellt von C. B. Schlüter, Privatdocenten in Münster.

(Münster, Theissing, 1836). Ein mit seltner Wärme geschriebenes Buch, welches die Rechte der Vernunft gegen die Schulweisheit geltend macht. Spinosas Genialität hat Viele überrascht und bestochen, aber etwas andres ist es, in der Reihe der nothwendigen philosophischen Systeme, eine ausgezeichnete Stelle einzunehmen, und etwas andres, den menschlichen Geist, das menschliche Herz zu befriedigen. Das erste ist bei Spinosa der Fall, das zweite nicht. Mit Recht sagt der Verfasser: „Der Wahrheit wird nicht froh, wer sie, wie der Geizige das Geld, in Ungerechtigkeit gefangen hält, sich zu ihrem Herrn macht und über sie stellt, statt sie, ihr dienend in heiliger Ehrfurcht, Liebe und Demuth, aufzunehmen und dahin zurück zu beziehen, woher sie kommt und uns besucht und wohin sie uns als zu ihrer Heimath zurückführen will. Sie läßt ihm ihr todtes Scheinbild fliehend zurück, das er im Wahn umarmt wie Ixion die Wolke, und Centauren zeugt. So ist denn auch Gott der lebendig persönliche, wie dessen Allmacht, Weisheit, Güte und Heiligkeit, ist Ordnung, Schönheit und Harmonie in der Schöpfung, Gutes und Böses als Folge freier Uebereinstimmung und Nichtübereinstimmung mit seinem heiligen Willen und Gesetze, wie letztere selbst in der Menschenwelt und Menschengeschichte, ist Alles was Freiheit und Gemüth athmet und eine Willensabsicht ausdrückt, welcher gemäß etwas da ist, geschieht und eingerichtet ward, dem Spinosa eben so sehr Wahn

und Täuschung, als die Bestimmung irgend einer, selbst der intelligenten Kreatur für Gott und die Ewigkeit oder irgend einen Zweck überhaupt. Nicht Wahn und Täuschung aber in seiner todten, eiskalten Imagination, nicht subjektiv, sondern objektiv und wahr erscheint es ihm, die verabsolutirte Quantität oder die todte extensive Größe ohne Vergleich, für das Seyn Gottes des durch sich seyenden unendlichen Schöpfergeistes zu setzen, die schiedlichen Dinge der Außenwelt nach Quantität der Masse, nach der todten Zahl der Theile zu schätzen rc."

Man wird sich indeß wohl endlich dahin verständigen, daß die Philosophie nicht im Stande ist, die ewige Wahrheit auszumitteln, daß sie in ihrer Entwicklung und in ihren Widersprüchen einem „Naturgesetz des menschlichen Denkens" unterliegt, daß es mithin unnöthig ist, irgend ein philosophisches System aus dem Zusammenhange der übrigen herauszureißen und ihm einen besondern Werth beizulegen oder es besonders zu bekämpfen, weil jedes in seiner Art doch einmal da seyn mußte, und weil in dem System der Systeme (dem einzigen wahren philosophischen System) eben keines fehlen darf. Aus seiner Stellung zu den übrigen und zum Ganzen erklären sich alle Vorzüge und Mängel eines Systems und die Geschichte der Philosophie ist immer die beste Widerlegung ihrer einzelnen Irrthümer. Dieselbe Geschichte beweist aber auch, daß jedem Extrem ein entgegengesetztes gegenüber steht, und daß beide nur da sind, einander das Gleichgewicht zu halten und von der einseitigen Ausschweifung zur vernünftigen Mitte zurückzuführen. So stand der eiskalte, harte und scharfe Spinozismus dem lauen, weichen und zerfließenden Pietismus gegenüber und sie hemmten wechselseitig ihren allzu einseitigen Einfluß. Wenn sich der menschliche Verstand anmaßt, die Fülle der Gottheit auszumessen, so ist das freilich ein Extrem, aber der Verstand ist auch wieder ein sehr gutes Mittel gegen die Verirrungen des Gefühls.

Das vorliegende Werk, das alle Hauptlehren Spinosas beleuchtet, erhält noch ein eigenthümliches Interesse dadurch, daß der so innig in seinen Gegenstand vertiefte Verf. „gezwungen ist, zum Lesen wie zum Schreiben sich fremder Augen und Hände zu bedienen."

In der ersten Abtheilung des ersten Bandes eines Versuchs einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuen Philosophie von Dr. J. E. Erdmann (Riga und Dorpat, Frantzen, 1834) finden wir zuerst eine

Darstellung und Kritik der Philosophie des Cartesius, nebst einer Einleitung in die Geschichte der neuen Philosophie.

Der Verfasser ist Hegelianer, macht sich daher die Sache etwas schwer. Anstatt den gegebenen historischen Stoff einfach zu beurtheilen, betrachtet er den Stoff als noch gar nicht vorhanden und erschafft ihn erst vor unsern Augen und beweist erst, es müsse eine moderne Philosophie und einen Cartesius gegeben haben, bevor er ihn wirklich entdeckt.

Die Folgerung ist übrigens ganz richtig, daß die neuere Philosophie speculativer Protestantismus sey, daß sie mit einer Protestation gegen alles Seyende, gegen die ganze Welt beginne, dann aber wieder gegen sich selbst gegen das Protestiren protestire, und daß daraus die in der Philosophie immer wiederkehrende Relation zwischen Bewußtseyn und Daseyn folge, die zuerst (von Cartesius) im äußersten Gegensatz aufgefaßt und später wieder auf's innigste identificirt werden mußten.

Aeltere deutsche Literatur.

1) Julius Wilhelm Zinkgref's (Zinckgreff) scharfsinnige Sprüche der Teutschen, Apophthegmata genannt. In einer umfassenden Auswahl herausgegeben von Dr. B. F. Guttenstein. Mannheim, Hoff, 1835.

Wie Johann Agricola * hundert Jahre früher die Sprüchwörter des deutschen Volkes zu sammeln versuchte, so bemühete sich Zinkgref ums Jahr 1626, die sogenannten Klugreden einzelner Personen unserer Nation alter und neuer Zeit in einen Rahmen einzufassen ** und er theilt mit Agricola die Vorzüge und Mängel seiner Arbeit. Er ist ein guter Prosaiker, wie jener; allein er schöpfte weder aus den besten Quellen, noch hatte er Material genug zu seinem Baue herbeigeschafft; daher sich seine Sammlung deutscher Apophthegmata gegen die der griechischen und lateinischen des Erasmus eben so verhält, wie des Agricola deutscher Sprüchwörterschatz zu dem griechisch-lateinischen desselben Erasmus; d. h. etwas ärmlich und unbeholfen. Der Fehler haftet nicht in der Sache, die reich ist und wohlbelebt.

Nichts desto weniger sind beide Sammlungen schätzbar, und der neue Herausgeber Zinkgref's hatte die löbliche Absicht, das größere Publikum unseres Zeitalters mit einem kräftigen Autor aus dem Anfang des 17ten Jahrhunderts bekannt zu machen.

* Sebastian Frank von Wörd (d. i. Donauwörth), welchen man so häufig als Sammler neben Agricola angeführt findet, hat nur einige Editionen der Adagia redigirt und zum Theile depravirt. Hier wird er sogar S. XV dem Agricola vorangestellt.

** Er habe die Arbeit, sagt er, unternommen, um sich bei diesen trübseligen Zeiten schwermüthige Gedanken zu vertreiben; zuvörderst aber dem Vaterland zu Gutem, und der uralten, freithätigen und freiredigen Nation zu Ehren.

Voraus geht Zinkgref's Leben, das nichts Interessantes darbietet, und ein kurzer Literarbericht. Darauf folgen Sprüche von 90 Fürsten und Herren; Sprüche von 236 Bürgern und Bauern; Sprüche von 84 Gelehrten, und Sprüche von 25 Narren. Diese Eintheilung rührt von dem neuen Herausgeber her und er sagt uns S. XXII: „Die Arbeit war mit Mühe verbunden." Sollte dies ernstlich gemeint seyn?

Wir wollen einige die Revue passiren lassen:

Die Worte Ludwig des Baiern nach der Schlacht bei Ampfing:

„Einem jeden ein Ei,
„Dem frommen Schweppermann aber zwei!"

sollten aus Zschokke's baierischer Geschichte illustrirt seyn; die Manier ist hier besser.

Seite 74 in einer Note sind fabelhafte Zahlen vom Besuche des Conciliums in Constanz aus L'Enfant wiederholt.

S. 74 wäre, wegen des lateinischen Schnitzers, den Sigismund gemacht und vertheidigt hat, die Nachweisung aus Fuggers Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich wohl angebracht; denn hier wird der Vorfall am genauesten und zugleich sehr naiv erzählt. (Aber ja nicht in der Ausgabe von Birken, der die Ruthe verdient.)

S. 92. Soll der Name Pfaffenbüttel, den hier Maximilan I. dem Kaiser Sigismund beilegt, und die Benennung Pfaffengasse für das Stromgebiet des Rheines, worin so viele Bisthümer und Abteien lagen, von Maximilian herrühren und nicht früher schon in Uebung gewesen seyn?

S. 120. Wieder ein Sprüchwort, das in rechter Form lauten muß: „Je magerer Hund, so größere Flöhe."

S. 121. „Wer zum erstenmal nach Rom reiset ꝛc." ist wieder ein Adagium, das Herzog Georg von Baiern nur applicirt.

S. 168. „Sie (die Juden) haben unsern Bürgern die Spieße geliehen;" stützet sich auf die sprüchwörtliche Redensart: Mit dem Judenspieße laufen, welche hier erklärt seyn sollte.

S. 172 u. 173 hätte wohl der Ursprung der Sprüchwörter, so Zwingenberg und Bensheim betreffen, erörtert werden sollen. Zugleich an den Herausgeber die Frage: Woher das schon 1498 in Brant's Narrenschif gedruckte Sprüchwort:

„Dem so gefallt Manier als Werk,
Das ist der Aff von Heidelberg."

S. 174. Nr. 26. Sprüchwort, kein Apophthegma.
S. 229. Nr. 153. Ist ein Sprüchwort.
S. 230. Nr. 157. Sprüchwort:

Altivolans volucris tamen escam quaerit in imis.

S. 232. Nr. 166. Stützet sich auf das Adagium:

Concio grata brevis, longum farcimen agresti.
„Kurze Predig, lange Bratwürste."

S. 241. Nr. 201. Sind beides Adagia; nicht erst daher geworden, sondern lange vorher gewesen.

S. 264. Hier sollten billig die im Volksmunde lebenden Verse angebracht seyn:

Huß.

Heute in der Flammen Glut
Ihr ein Gans braten thut;
Ueber hundert Jahr den Swan
Ihr ungebraten werdet lan.

S. 265—280. Geiler hat, wie alle Volksmänner, hier und überall in seinen Schriften Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten aufgestreut.

S. 288. Ist Zinkgref's Ausbeute aus Geiler gering, so ist sie noch viel unbedeutender aus dem lebhaften und gewandten Fischart. Welch ein Genuß, wenn Herr von Mäusebach in Berlin diesen Autor edirte! *

S. 305. Nr. 19 muß es statt: „Dann sein Pflug kann ernähren," heißen: erären, an Aernte einbringen. — Ein Wort, das Melanchthon's Mutter auch sonst noch im Mund führte, heißt: „Jung ist schön genung!" Kein übel Wort.

S. 307. Von Othmar Luscinius (Nachtigall) sollte hier wohl eine Notiz gegeben seyn; er verdiente sie in aller Rücksicht. — Die ibidem angeführten Reime sind nicht von Melanchthon.

Der Schluß aus diesen paar Bemerkungen ist leicht zu finden; es möchten nämlich nur umsichtige und ihr Feld überschauende Literatoren alte Bücher (Old friends with new faces) neu machen.

S......n.

2) P. Abraham a St. Clara sämmtliche Werke. Nach dem Originaltexte. Judas der Erzschelm. Passau, Winkler, 1834.

Wer kennt nicht den trefflichen Abraham a Santa Clara? Einzelne seiner Schriften sind schon öfter wieder gedruckt worden. Hier erscheinen zum ersten Mal seine sämmtliche Werke gesammelt und es ist unser lebhafter Wunsch, daß diese Sammlung vollendet werden und Beifall finden möge. Die herrliche Laune des geistreichen Predigers, die Eigenthümlichkeit seiner Phantasie und Sprache ist schon von Jean Paul gepriesen und zu dem Rang in der Literatur erhoben worden, der ihr gebührt.

* Fischart selbst nennt solche Arbeit: „Eine alte Geigs mit neuen Saiten beziehen, und einen schimmeligen Ofen mit frischen Farben anstreichen und verneuen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Schelling.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 30. Mittwoch, 23. März 1836.

Philosophie.

Seit geraumer Zeit harren die Freunde der Philosophie auf neue Aeußerungen des großen Schelling, und er selbst berechtigt durch die Gediegenheit des Wenigen, was er von Zeit zu Zeit von sich hören läßt, in der That zu den größten Erwartungen von dem, was er uns einst als das Endresultat seines Forschens darbieten wird. Unlängst hat er zu der kleinen Schrift:

Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. H. Beckers,

(Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834), eine Vorrede geschrieben, die in mehrfacher Beziehung ein hohes Interesse erregt. Vor allem scheint es uns bedeutsam, daß er im Gegensatz gegen die modernen Scholastiker auf das Bestimmteste von der philosophischen Sprache Klarheit und Gemeinverständlichkeit verlangt. Er hebt diesen Punkt schlagend hervor, indem er auf die Vortheile hinweist, die ein philosophischer Verkehr mit Frankreich für beide Nationen haben könne. „Victor Cousin hat sich durch seinen mehrmaligen Aufenthalt in Deutschland nicht nur bei Männern seines Fachs, sondern bei den deutschen Gelehrten überhaupt große persönliche Achtung und Freundschaft erworben; was ihm aber eine fortwährende Theilnahme der Deutschen an seinen Bemühungen sichert, ist, daß er, nebst dem geistvollen und tief unterrichteten Guizot und wenigen Andern, der Erste war, der unmittelbar nach Beendigung der Revolutionskriege die Aufmerksamkeit seiner Landsleute für deutsche Literatur und Wissenschaft lebhaft erregte. Cousin gelang dies insbesondere in Bezug auf deutsche Philosophie. Wer unter uns der Meinung seyn sollte, der Vortheil habe dabei bloß auf Seiten der Franzosen seyn können, würde eine ungemeine Beschränktheit verrathen. Denn daß von unsern westlichen Nachbarn, was klare, einfache und wohl überlegte Darstellung wissenschaftlicher Materien betrifft, etwas zu lernen sey, ist wohl ziemlich allgemein zugestanden. Die Darstellungsweise aber, wenn ihr einmal ein Werth beigelegt ist, wirkt immer zugleich auf die Sache und den Inhalt zurück. Die Deutschen hatten so lange Zeit bloß unter sich philosophirt, daß sie allmählig in Gedanken und Worten immer mehr vom allgemein (nicht bloß zur Noth in Deutschland) Verständlichen sich entfernten, und der Grad dieser Entfernung zuletzt beinahe zum Maßstab philosophischer Meisterschaft wurde. Beispiele brauchen wir kaum anzuführen. Wie Familien, die vom allgemeinen Umgang sich absondernd, bloß unter sich leben, zuletzt außer andern abstoßenden Eigenheiten auch eigne, nur ihnen verständliche Ausdrücke unter sich annehmen;

Digitized by Google

so war es den Deutschen in der Philosophie ergangen, und je mehr sie nach einigen mißlungenen Versuchen, die Kantische Philosophie außer Deutschland zu verbreiten, darauf verzichteten, sich andern Völkern verständlich zu machen, desto mehr sahen sie die Philosophie als etwas für sie allein gleichsam Daseyendes an, ohne zu bedenken, daß die ursprüngliche, wenn auch oft verfehlte, doch nie aufzugebende Absicht aller Philosophie eben so allgemeine Verständigung gebe. Es kann daraus allerdings nicht folgen, daß Gedankenwerke wie Exercitia Styli zu beurtheilen sind, wohl aber folgt, daß eine Philosophie, deren Inhalt nicht jeder gebildeten Nation begreiflich und allen Sprachen zugänglich gemacht werden kann, schon darum allein nicht die allgemeine und wahre seyn kann.“

Möchten sich doch unsere philosophischen Jünger diese goldnen Worte über die Thür schreiben, damit die edle Wissenschaft aus den Banden des Schwulstes und Galimathias befreit werde.

Indem Schelling mit ungemeiner Klarheit die Grenzen bezeichnet, bis zu welchen Victor Cousin das Verständniß der deutschen Philosophie gebracht hat, und die Nothwendigkeit gewisser dabei vorkommender Mißverständnisse, — da eben der Franzose von einem ganz eigenthümlichen Standpunkt, wie es in der Zeit und in den Prämissen der französischen Bildung liege, habe ausgehen müssen — beleuchtet er unter andern auch besonders das Mißverständniß der Grenzen zwischen seinem, nämlich Schellings, und Hegels System. Die Stelle ist wichtig, da sie das Verhältniß der beiden gegenwärtig größten und einflußreichsten philosophischen Schulen zu einander aufklärt. Schelling sagt: „Diejenige Philosophie, welcher man in neuerer Zeit am bestimmtesten ihre Uebereinstimmung mit dem Spinozismus vorgeworfen, hatte in ihrem unendlichen Subject-Object, d. h. in dem absoluten Subject, das seiner Natur nach sich objectivirt (zum Object wird), aber aus jeder Objectivität (Endlichkeit) siegreich wieder hervor- und nur in eine höhere Potenz der Subjectivität zurücktritt, bis sie, nach Erschöpfung ihrer ganzen Möglichkeit (objectiv zu werden), als über alles siegreiches Subject stehen bleibt; an diesem also hatte jene Philosophie allerdings ein Princip nothwendigen Fortschreitens. Wenn aber das rein Rationale, nur nicht nicht zu Denkende, reines Subject ist, so ist jenes Subject, welches auf die angenommene Weise sich steigernd von jeder Objectivität nur zu höherer Subjectivität fortschreitet, das Subject mit dieser Bestimmung ist nicht mehr das bloße nicht nicht zu Denkende, rein Rationale, sondern eben diese Bestimmung war eine, durch lebendige Auffassung der Wirklichkeit, oder durch die Nothwendigkeit, sich das Mittel eines Fortschreitens zu versichern, dieser Philosophie aufgedrungene empirische Bestimmung. Dieses Empirische, hat ein später Gekommner, den die Natur zu einem neuen Wolfianismus, für unsre Zeit, prädestinirt zu haben schien, gleichsam instinctmäßig, dadurch hinweggeschafft, daß er an die Stelle des Lebendigen, Wirklichen, dem die frühere Philosophie die Eigenschaft beigelegt hatte, in das Gegentheil (das Object) über- und aus diesem in sich selbst zurück- zu gehen, den logischen Begriff sezte, dem er durch die seltsamste Fiction oder Hypostasirung eine ähnliche nothwendige Selbstbewegung zuschrieb. Das lezte war ganz seine, von dürftigen Köpfen, wie billig, bewunderte Erfindung, wie auch, daß eben dieser Begriff in seinem Anfang als das reine Seyn bestimmt wurde. Das Princip der Bewegung mußte er beibehalten, denn ohne ein solches war nicht von der Stelle zu kommen, aber er veränderte das Subject derselben. Dieses Subject war, wie gesagt, der logische Begriff. Weil also dieser es war, der sich angeblich bewegte, nannte er die Bewegung eine dialektische, und weil im frühern System die Fortschreitung allerdings in diesem Sinn keine dialektische war, so hatte dieses System, dem er das Princip der Methode, d. h. die Möglichkeit, ein System auf seine Weise zu machen ganz allein verdankte, nach ihm gar keine Methode; die einfachste Art, die eigenthümlichste Erfindung desselben sich anzumaßen. Indeß die logische Selbstbewegung des Begriffs (und welches Begriffs!) hielt, wie vorauszusehen, so lang vor, als das System innerhalb des bloß Logischen fortging; so wie es den schweren Schritt in die Wirklichkeit zu thun hat, reißt der Faden der dialektischen Bewegung gänzlich ab; eine zweite Hypothese wird nöthig, nämlich daß es der Idee man weiß nicht warum? wenn es nicht ist, um die Langeweile ihres bloß logischen Seyns zu unterbrechen, beigeht oder einfällt, sich in ihre Momente auseinander fallen zu lassen, womit die Natur entstehen soll. Die erste Voraussetzung der angeblich nichts voraussetzenden Philosophie war, daß der reine logische Begriff als solcher die Eigenschaft, oder Natur hat, von selbst (denn die Subjectivität des Philosophirenden sollte ganz ausgeschlossen seyn) in sein Gegentheil umzuschlagen (sich gleichsam überzustürzen), um dann wieder in sich selbst zurückzuschlagen; was man von einem Lebendigen, Wirklichen denken, von dem bloßen Begriff aber weder denken noch imaginiren, sondern nur eben sagen kann. Das Abbrechen der Idee, d. h. des vollendeten Begriffs von sich selbst war eine zweite Fiction, denn dieser Uebergang (zur Natur) ist nicht mehr ein dialektischer, sondern ein anderer, für den es schwer seyn möchte, einen Namen zu finden, für den es in einem rein rationalen System keine Kategorie gibt, und für den auch der Erfinder selbst in seinem System keine Kategorie hat. Dieser Versuch, mit Begriffen einer schon weit entwickelten Real-Philosophie (an einer solchen

war seit Cartesius gearbeitet worden), auf den Standpunkt der Scholastik zurückzugehen, und die Metaphysik mit einem rein rationalen, alles Empirische ausschließenden Begriff anzufangen; wiewohl selbst dieser nicht gefunden oder richtig erkannt war, und das vorn abgewiesene Empirische durch die Hinterthür des Anders- oder sich-untreu-Werdens der Idee wieder eingeführt wurde; diese Episode in der Geschichte der neuern Philosophie also, wenn sie nicht gedient hat, dieselbe weiter zu entwickeln, hat wenigstens gedient, auf's Neue zu zeigen, daß es unmöglich ist, mit dem rein Rationalen an die Wirklichkeit heranzukommen."

Je verkehrtere Anwendung der Hegelianismus gefunden, je mehr er die Köpfe verdreht hat, um so schätzbarer sind so kräftige Worte, die ganz gemacht sind, den Hochmuthsnarren die Köpfe zurecht zu setzen.

Mitten unter den Werken über Philosophie finden wir auch den

Salon von Heine,

(zweiter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1835), wobei man unwillkürlich fragen muß: wie kommt Saul unter die Propheten? Auf den ersten Blick erscheint es allerdings sehr barock, daß ein Dichter wie Heine über die Philosophie, sogar über die Religion schreibt und dabei eine ernsthafte und gelehrte Miene annimmt. Liest man aber erst, wie er darüber schreibt, so begreift man, warum er darüber schreibt.

Heine ist in eine Bewegung der Geister fortgerissen worden, deren Anfangspunkt wir zunächst in Lord Byron suchen müssen. Ich nenne diesen edeln Namen, um von vorn herein anzuerkennen, daß jene Bewegung, wenn sie auch tief in den Schlamm der Gemeinheit geführt hat, doch auch die bessern Naturen ergreifen konnte und ergriffen hat. Die Unbehaglichkeit der Zeit, die nach dem Untergang der großen Napoleonischen Epoche eintrat, wurde immer untröstlicher, je mehr man sich überzeugen lernte, daß die neuen politischen Bewegungen nur kraftlose Wiederholungen der alten seyen. Der Unwille fraß tiefer, denn er suchte nun entweder die Quelle des Uebels oder nur einen neuen Gegenstand des Hasses in tiefern Regionen. Er stieg aus dem politischen Leben in das sociale hinab. Er glaubte hier entweder eine neue kräftige Wiedergeburt auch des größern politischen Lebens beginnen, oder auch nur die alten socialen Fundamente des politisch Bestehenden untergraben zu müssen. Aber auch hiebei ließ er es nicht bewenden. Er drang noch weiter in das tiefste Geheimniß der Herzen ein. Er wühlte im untersten Grunde, in der Religion, um hier entweder ein neues Fundament zu legen, oder auch nur das lezte vorhandene zu zerstören. So wurde der anfangs rein politische Republikanismus socialer St. Simonismus und zulezt Atheismus. Es war ein großer Desorganisationsproceß, der zulezt die innersten und edelsten Theile ergriff.

Wir dürfen nicht mißkennen, daß der größere Theil der Zeitgenossen noch außerhalb dieser bedenklichen Gährung steht, daß dieselbe aber doch schon viel weiter um sich gegriffen hat, als die literarischen Erscheinungen, die gleichsam voreilig aus der Schule geschwazt haben, zu erkennen geben. Das Mißtrauen in die Religion, ja ein offenbarer Haß gegen die Religion wagt sich nur darum in jüngster Zeit hie und da so offen auszusprechen, weil es wirklich im Geheim sehr weit verbreitet ist. Und es handelt sich jezt nicht mehr, wie wohl ehedem, um bange Zweifel und Bekümmernisse in den Gemüthern, die nach Wahrheit und innerer Befriedigung ringen, sondern um eine entschiedene Abneigung, um eine feindselige Stimmung gegen alles, was noch mit der Religion zusammenhängt. Es handelt sich nicht mehr, wie wohl ehedem, um Priesterhaß, wobei die Ehrfurcht vor Gott bestehen könnte, sondern um Religionshaß, den viele Priester selber theilen.

Wie eine Sage, von der man nicht weiß, wie sie entstanden, geht es durch die Welt, dem Christenthum stehe sein Ende bevor. Nur wenige Stimmen haben es gewagt, die leise fortgeflüsterte Tradition mit lauter Stimme zu verkündigen. Sie werden schnell zum Schweigen gebracht und um so weiter pflanzt die Sage sich im Geheimen fort.

Viele knüpfen daran politische Träume von einer utopischen Republik, von einer socialen Wiedergeburt, von einer neuen sinnlichen Religion; Andere freuen sich nur des künftigen Zerstörens und der Anarchie. Heine ist der Einzige, der die Sage rein von der poetischen Seite genommen und sich als Dichter in sie verliebt hat. Ich spreche ihn aus innerster Ueberzeugung frei von jeder andern An- oder Absicht. Wie arg er auch in frivoler Lust gegen das Heiligste sich vermessen hat, das alles war nur die Consequenz seiner Fiction. Er nahm den Untergang des Christenthums bereits als eine unvermeidliche Thatsache an und freute sich an dieser ungeheuern Zerstörung um ihrer grauenhaften Schönheit willen, und er wollte, seinem von Natur frivolen Charakter gemäß, lieber Nero seyn, der bei Roms Brande lacht, als der Prophet, der bei der Zerstörung des Tempels von Jerusalem Thränen vergoß. Doch würde er sich wahrscheinlich weniger frivol dabei benommen haben, wenn das Ereigniß, das er nur voraussah, wirklich eingetreten wäre. Er glaubte, ganz rücksichtslos seyn zu dürfen, da er von noch nicht geschehenen Dingen sprach. Die Neuheit des Gedankens hatte ihn enthusiasmirt. Er beutet ihn so recht behaglich aus.

Hätte er nicht aus der eigentlichen Sphäre des Dichters heraustreten und die Reformatorenrolle übernehmen sollen, als nach der Julirevolution eine verwegene Jugend versuchte, das durch die Tradition lange schon vorausverkündigte Ereigniß zu beschleunigen? Selbst auf Kosten seiner Klugheit mußte ihn hier die Eitelkeit überraschen, als man ihm die Ehre anthat, ihn an die Spitze der antichristlichen Partei der Jugend zu stellen. Er vertauschte die lustige Miene des Dichters mit der ernsthaften des Lehrers. Er nahm die Würde des neuen antichristlichen Messias an und pries salbungsvoll (in seiner lezten Schrift über die Romantik) den apostolischen Eifer seiner Jünger in Deutschland. Unter den systematischen Schriften, die er in diesem neuen Berufe ausgehen ließ, nimmt der vorliegende zweite Theil des Salons den ersten Rang ein. Er wollte damit der Religion vermittelst einer Geschichte der Philosophie eine Diversion machen, so wie nachher in seiner Schrift über die Romantik vermittelst einer Geschichte der Poesie.

Doch konnte Heine auch in dieser gelehrten Maske seine dichterische Anschauungsweise nicht verläugnen. Sein großes Thema, der Umsturz der Religion, wird ihm unwillkürlich zu einer humoristischen Elegie. Er drückt es am kürzesten in folgenden Worten aus: „Unsre Brust ist voll von entsezlichem Mitleid — es ist der alte Jehova selber, der sich zum Tode bereitet. Wir haben ihn so gut gekannt, von seiner Wiege an, in Egypten, als er unter göttlichen Kälbern, Krokodillen, heiligen Zwiebeln, Ibissen und Kazen erzogen wurde. — Wir haben ihn gesehen, wie er diesen Gespielen seiner Kindheit und den Obelisken und Sphinxen seines heimathlichen Niltdals Adee sagte, und in Palästina, bei einem armen Hirtenvölkchen, ein kleiner Gott-König wurde, und in einem eigenen Tempelpalast wohnte. — Wir sahen ihn späterhin, wie er mit der assyrisch-babilonischen Civilisation in Berührung kam, und seine allzumenschliche Leidenschaften ablegte, nicht mehr lauter Zorn und Rache spie, wenigstens nicht mehr wegen jeder Lumperei gleich donnerte. — Wir sahen ihn auswandern nach Rom, der Hauptstadt, wo er aller Nationalvorurtheile entsagte, und die himmlische Gleichheit aller Völker proklamirte, und mit solchen schönen Phrasen gegen den alten Jupiter Opposition bildete, und so lange intriguirte bis er zur Herrschaft gelang, und vom Capitole herab die Stadt und die Welt, urbem et orbem, regierte — Wir sahen, wie er sich noch mehr vergeistigte, wie er sanftselig wimmerte, wie er ein liebevoller Vater wurde, ein allgemeiner Menschenfreund, ein Weltbeglücker, ein Philantrop — es konnte ihm alles nichts helfen. — Hört Ihr das Glöckchen klingeln? Kniet nieder — Man bringt die Sakramente einem sterbenden Gotte.“

Dieses Thema wird nun consequent von ihm durchgeführt, indem er in der Geschichte der Philosophie nichts andres sieht, als die Geschichte der vergeblichen Versuche, die alte Religion zu retten, und der glücklichen Versuche, etwas Neues dafür vorzuschlagen. Unter den erstern erscheinen ihm die unsrer neuern Mystiker am lächerlichsten, unter den leztern der des Juden Spinoza am dankenswerthesten. Diesem Juden allein gönnt er eine uneingeschränkte Ehre, die christlichen Philosophen erhalten, auch wenn er ihr antichristliches Treiben lobt, doch immer noch irgend einen spöttischen Denkzettel zum Abschied.

Seiner Meinung nach ist die Philosophie das Sympton des der Religion nahe bevorstehenden Untergangs. „Von dem Augenblick an, wo eine Religion bei der Philosophie Hülfe begehrt, ist ihr Untergang unabwendlich. Sie sucht sich zu vertheidigen und schwazt sich immer tiefer in's Verderben hinein. Die Religion, wie jeder Absolutismus, darf sich nicht justificiren. Prometheus wird an den Felsen gefesselt von der schweigenden Gewalt. Ja, Aeschylus läßt die personificirte Gewalt kein einziges Wort reden. Sie muß stumm seyn. — Seitdem nun, wie ich oben erzählt, die Religion Hülfe suchte bei der Philosophie, wurden von den deutschen Gelehrten, außer der neuen Einkleidung, noch unzählige Experimente mit ihr angestellt. Man wollte ihr eine neue Jugend bereiten, und man benahm sich dabei ungefähr wie Medea bei der Verjüngung des Königs Aeson. Zuerst wurde ihr zur Ader gelassen, alles abergläubische Blut wurde ihr langsam abgezapft; um mich bildlos auszudrücken: es wurde der Versuch gemacht, allen historischen Inhalt aus dem Christenthume herauszunehmen und nur den moralischen Theil zu bewahren. Hierdurch ward nun das Christenthum zu einem reinen Deismus. Christus hörte auf Mitregent Gottes zu seyn, er wurde gleichsam mediatisirt, und nur noch als Privatperson fand er anerkennende Verehrung. Seinen moralischen Charakter lobte man über alle Maßen. Man konnte nicht genug rühmen, welch ein braver Mensch er gewesen sey. Was die Wunder betrifft, die er verrichtet, so erklärte man sie physikalisch, oder man suchte so wenig Aufhebens als möglich davon zu machen. Wunder, sagten Einige, waren nöthig in jenen Zeiten des Aberglaubens, und ein vernünftiger Mann, der irgend eine Wahrheit zu verkündigen hatte, bediente sich ihrer gleichsam als Annonce.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 31. Freitag, 25. März **1836.**

Philosophie.

Salon von Heine.

(Schluß.)

Aber auch diesem Deismus, sagt Heine, habe Kant den Rest gegeben, Gott über die Klinge springen und die Unsterblichkeit ausathmen lassen. Es sey daher seiner Meinung nach eigentlich ein Skandal, daß nachher noch einige Denker sich angemaßt hätten, Gott von den Todten wieder aufwecken zu wollen. Dies sey besonders von Schelling, der doch mit Spinozismus anfing, unverantwortlich. „Wir dürfen es nicht verhehlen, weder aus Pietät, noch aus Klugheit, wir wollen es nicht verschweigen: der Mann, welcher einst am kühnsten in Deutschland die Religion des Pantheismus ausgesprochen, welcher die Heiligung der Natur und die Wiedereinsetzung des Menschen in seine Gottesrechte am lautesten verkündet, dieser Mann ist abtrünnig geworden von seiner eignen Lehre, er hat den Altar verlassen, dem er selber eingeweiht, er ist zurückgeschlichen in den Glaubensstall der Vergangenheit, er ist jezt gut katholisch und predigt einen außerweltlichen persönlichen Gott, „der die Thorheit begangen habe, die Welt zu erschaffen.“ Mögen immerhin die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Kyrie Eleison singen, ob solcher Bekehrung — es beweist aber nichts für ihre Meinung, es beweist nur, daß der Mensch sich dem Katholicismus zuneigt, wenn er müde und alt wird, wenn er seine physischen und geistigen Kräfte verloren, wenn er nicht mehr genießen und denken kann. Auf dem Todtbette sind so viele Freidenker bekehrt worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Diese Bekehrungsgeschichten gehören höchstens zur Pathologie und würden nur schlechtes Zeugniß geben für Eure Sache. Sie bewiesen am Ende nur, daß es Euch nicht möglich war, jene Freidenker zu bekehren, so lange sie mit gesunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel umherwandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren. — Ich glaube, Ballanche sagt: es sey ein Naturgesetz, daß die Initiatoren gleich sterben müssen, sobald sie das Werk der Initiation vollbracht haben. Ach! guter Ballanche, das ist nur zum Theil wahr, und ich möchte eher behaupten: wenn das Werk der Initiation vollbracht ist, stirbt der Initiator — oder er wird abtrünnig. Und so können wir vielleicht das strenge Urtheil, welches das denkende Deutschland über Herrn Schelling fällt, einigermaßen mildern; wir können vielleicht die schwere, dicke Verachtung, die auf ihm lastet, in stilles Mitleid verwandeln, und seinen Abfall von der eignen Lehre erklären wir nur als eine Folge jenes Naturgesetzes, daß

Digitized by Google

derjenige, der an das Aussprechen oder an die Ausführung eines Gedankens alle seine Kräfte hingegeben, nachher, wenn er diesen Gedanken ausgesprochen oder ausgeführt hat, erschöpft dahinsinkt, dahinsinkt entweder in die Arme des Todes oder in die Arme seiner ehemaligen Gegner."

Das ganze Buch ist nur Polemik gegen die Religion und nur aus diesem Gesichtspunkt zu beurtheilen. Man hat es hin und wieder mit unbegreiflicher Verblendung für eine unschuldige Speculation der Eitelkeit, für einen Versuch, bei den Franzosen mit großen Kenntnissen zu brilliren, genommen und Heine den unnützen Vorwurf gemacht, er verstehe nichts von unsrer tiefsinnigen Philosophie und es sey eine große Anmaßung von ihm, sie den Franzosen erklären zu wollen. Das wollte Heine gar nicht. Die Philosophie war ihm nur ein Anhaltspunkt für seine antireligiösen Lehren, und er brauchte von derselben gerade nur so viel, als ihm zu diesem Zwecke diente. Er hat nicht etwas gelehrt, was er nicht verstand, sondern etwas, was er sehr gut verstand.

Die Philosophie ist ihm nur ein Mittel, um auf die Meinungen in der antichristlichen Richtung zu wirken und die Katastrophe des Christenthums dadurch herbeiführen zu helfen. Diesen Geist athmet sein Buch auf jeder Seite und es hat keinen andern Zweck. Heine spricht ganz deutlich: „Der Versuch, die Idee des Christenthums zur Ausführung zu bringen, ist jedoch, wie wir endlich sehen, auf's kläglichste verunglückt, und dieser unglückliche Versuch hat der Menschheit Opfer gekostet, die unberechenbar sind, und trübselige Folge derselben ist unser jetziges sociales Unwohlseyn in ganz Europa. Wenn wir noch, wie viele glauben, im Jugendalter der Menschheit leben, so gehörte das Christenthum gleichsam zu ihren überspanntesten Studentenideen, die weit mehr ihrem Herzen als ihrem Verstande Ehre machen. Die Materie, das Weltliche, überließ das Christenthum den Händen Cäsars und seiner jüdischen Kammerknechte, und begnügte sich damit, ersterem die Suprematie abzusprechen und letztere in der öffentlichen Meinung zu fletriren — aber siehe! das gehaßte Schwert und das verachtete Geld erringen dennoch am Ende die Obergewalt und die Repräsentanten des Geistes müssen sich mit ihnen verständigen. Ja, aus diesem Verständniß ist sogar eine solidarische Allianz geworden. Aber durch diese Verbündung geht die Religion des Spiritualismus desto schneller zu Grunde."

Hiermit erklärt er sein ganzes System, die Allianz der „Repräsentanten des Geistes" mit dem „Gelde" und mit dem „Schwerte" zum Umsturz des Christenthums, zur Herstellung einer heidnischen Republik für den alleinigen Zweck des Sinnengenusses: „Die Menschheit ist aller Hostien überdrüssig, und lechzt nach nahrhafterer Speise, nach echtem Brod und schönem Fleisch. Die Menschheit lächelt mitleidig über jene Jugendideale, die sie trotz aller Anstrengung nicht verwirklichen konnte, und sie wird männlich praktisch. Die Menschheit huldigt jetzt dem irdischen Nützlichkeitssystem, sie denkt ernsthaft an eine bürgerlich wohlhabende Einrichtung, an vernünftigen Haushalt, und an Bequemlichkeit für ihr späteres Alter. Die nächste Aufgabe ist: gesund zu werden; denn wir fühlen uns noch sehr schwach in den Gliedern. Die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns so viel Lebensblut ausgesaugt. Und dann müssen der Materie noch große Sühnopfer geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre sogar rathsam, wenn wir Festspiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche Entschädigungs-Ehren erwiesen. Denn das Christenthum, unfähig die Materie zu vernichten, hat sie überall fletrirt, es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt, und die Sinne mußten heucheln und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unseren Weibern neue Hemde und neue Gedanken anziehen, und alle unsere Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest. — Der nächste Zweck aller unserer neuen Institutionen ist solchermaßen die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung."

„Wir wollen keine Sansculotten seyn, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten: wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien — Seyd deßhalb nicht ungehalten, Ihr tugendhaften Republikaner! Auf Eure censorische Vorwürfe entgegnen wir Euch, was schon ein Narr des Shakespeare sagte: meinst du, weil du tugendhaft bist, solle es auf dieser Erde keine angenehmen Torten und keinen süßen Sekt mehr geben?" Doch vergißt uns Heine zu sagen, wie es möglich zu machen wäre, daß alle Bürger seiner wollüstigen Republik gleich kostbare Purpurmäntel tragen, gleichen Nektar und Ambrosia genießen könnten? Wenn er es nicht dahin bringen kann, wenn nach wie vor die Schwelgerei nur Sache weniger Reichen bleiben und nie Sache des ganzen Volks werden kann, so sollte es Heine auch beim Alten bewenden lassen und dem Volk keine so tollen republikanischen Vorschläge machen.

Am meisten ist es wohl zu bedauern, daß Heine durch solche Lehren die Jugend, die seine Schriften mit Begierde liest, demoralisirt. Er geht so weit, Seite 129 sogar zu läugnen, daß es etwas Böses, daß es

Laster gäbe. Er hebt den Unterschied zwischen Gut und Böse, Tugend und Laster, ausdrücklich auf und sagt, das sey auch nur eine dumme Erfindung des Christenthums. „Das Böse ist nur ein Wahnbegriff der christlichen Weltanschauung.“

Einem Manne, der einmal erklärt hat, daß ihm das Gute und Böse völlig gleichgültig sey, muß auch die Wahrheit und die Ehre gleichgültig seyn, und Niemand darf sich wundern, daß er heute desavonirt, womit er gestern prahlte, daß er heute dem deutschen Bunde seine Religiosität und Moral anpreißt, nachdem er gestern ein solches Buch, wie das vorliegende, geschrieben hat.

Wir wollen indeß weniger einen Vorwurf aussprechen, als den Wunsch, daß Heine — da er noch jung genug ist — seiner lebhaften Phantasie eine andere Richtung und Nahrung geben möchte. Soll ihn die Nachwelt in den Reihen Holbachs, Marats, Heberts, Anacharsis Cloots, Chaumettes &c. suchen müssen? oder wird er es vorziehen, sich von dieser nicht nur schlechten, sondern auch geschmacklosen Gesellschaft zu trennen? Wird er nicht bloß augenblicklich der Gewalt ausweichen und im Herzen unverändert bleiben und nur den günstigen Moment erwarten, um seinen Unglauben auf's Neue noch herber auszusprechen? oder wird er sich eines Andern besinnen und aufrichtig von sich werfen, was eines deutschen Dichters nun und nimmer würdig ist?

Etwas ist an jener Sage vom Untergang des Christenthums wahr. Wir werden nämlich im Schooße unserer Religion noch große Stürme erleben. Der Unglauben wird es allerdings noch bis zu einer Krise treiben. Aber auch aus dieser, wie aus jeder frühern, wird das Christenthum nur triumphirend hervorgehen.

Im Namen der Freiheit das Christenthum bekämpfen, ist ein Widerspruch. Das Christenthum selbst ist die reinste Freiheitslehre, weil es alle Menschen unter sich gleichstellt und jedem Einzelnen den freisten Willen läßt, den nichts einschränkt als die Gebote der Liebe. Wo in der Welt existirt eine Lehre, die des freien Mannes und des Dichters würdiger wäre? Jener Pantheismus, jener neue Natur-Cultus, den uns Heine empfiehlt, erniedrigt uns zu Thieren und sperrt uns in den Pferch des St. Simonismus ein, damit wir vorschriftmäßig pro rata arbeiten, fressen und uns vermehren. Das Kastenwesen in Indien ist noch poetischer, weil es wenigstens eine größere Abstufung zuläßt, und weil seine Moral reiner ist, weil es eine Scham zuläßt und gebietet, die in der ganz bestialischen Republik Heines wegfallen soll. Ein Zuchthaus, worin man wenigstens noch eine Aussicht auf die Freiheit hat, wäre besser als diese allgemeine Stallfütterung der Menschheit nach den Consequenzen eines socialen Materialismus.

Die Sache ist übrigens so wenig neu, daß wir vor kaum vierzig Jahren ihre Unausführbarkeit in Frankreich erlebt haben. Holbach hatte vor St. Simon vieles voraus, vor allem eine kühne und alles wagende Revolutionspartei, die nicht bloß liederliche Bücher schrieb und renommirte, sondern die wirklich Hand ans Werk legte, die Kirchen plünderte und zerstörte, die Priester mordete, die Religion für ein Verbrechen erklärte und Gott selbst feierlich absezte. Und doch war diese ungeheure Wirklichkeit nichts als eine vorübergehende Farce.

Sie wiederholen zu wollen, verräth große Kurzsichtigkeit, denn sind auch dieselben Ursachen vorhanden, so ist es doch thöricht, andre als dieselben Wirkungen davon zu erwarten.

Gewiß ist es zweckmäßig, die Philosophie und Geschichte zu Hülfe zu rufen, aber sie lehren etwas weit Anderes, als was uns Heine als ihr Resultat mittheilt. Wie viel Stoff zum Ueberlegen für den Philosophen, wenn er sieht, wie derselbe mißverstandene Freiheitsdrang einst in England durch ein Uebermaaß des Christenthums, und in Frankreich durch eine Abstraktion von allem Christenthum sein Ziel zu erreichen suchte und es eben deßhalb in beiden Fällen verfehlte. Es waren dieselben Zwecke, dieselben Charaktere, welche dort in der hyperchristlichen Maske des Puritanismus, und hier in der antichristlichen des Jakobinismus dieselbe welthistorische Farce durchspielten. Was folgt daraus für den denkenden Geist? daß diesen bis zum Wahnsinn gesteigerten Leidenschaften in beiden Fällen die wahre Freiheit und das wahre Christenthum in der Mitte liegen blieb, und daß diese beiden sich näher stehen, als jene Extreme.

Auf schon betretenen Irrwegen wandeln, in schon bekannten Sackgassen die Bahn des Heils suchen, ist doch sehr unhistorisch und sehr unphilosophisch. Zwar findet der Irrlehrer in allen Fällen ein frisches Publikum voll Ignoranz und Neugier, das sich ihm aus Unkenntniß der großen weltgeschichtlichen Erfahrungen hingibt. Ein edles Talent aber sollte sich niemals einer so gemeinen Demagogie widmen; denn wenn es auch eine Zeitlang bei der Menge Glück macht, wird ihm der lezte Erfolg doch sicher entgehen und die Nachwelt wird ihn richten.

Wer die Menge demoralisirt, den trifft sicher ihr Undank. Wer die Thiere in den Leidenschaften des Menschen füttert, den zerreißen sie zulezt selber. Bei der Nachwelt aber bleibt das Mitleid für solche unglückliche Demagogen stets mit Ekel und Schaudern gemischt.

Heine könnte sich wohl eine weit schönere Bestimmung wählen.

Französische Literatur.

.Histoire de la littérature allemande depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, précédé d'un parallèle entre la France et l'Allemagne, par Adolphe Peschier. Paris et Genève 1835. I. Vol.

Während in Deutschland selbst ein von Paris aus dirigirter Clubb junger Schriftsteller ausgekrochen ist, der für unser Volk nur ein Heil kennt, nämlich Franzosenthum, während diese Neu-Gottschedianer mit traurigem Unsinn Aufsehen erregen wollen, tritt in Genf ein junger Literator auf, um deutscher Natur auf eine ganz andere Art Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als viele schreibende Franzosen neuester Zeit, in deren Lob sich ein gewisses Wundern, Protegiren und Vornehmthun mischt, das wir Deutsche heut zu Tage sehr lächerlich finden, da die Zeit lange vorüber ist, wo wir von den Franzosen à tout prix bemerkt und gelobt seyn wollten. Wenn es ihnen vortheilhaft und wohlgethan scheint, sich uns zu nähern und anzuschließen, warum thun sie dies nicht ohne vornehme Air's?

Nicht so A. Peschier. Er ging nach Deutschland, verweilte dort lange Zeit, lernte die Sprache, reiste in dem Lande, machte die Bekanntschaft unserer ausgezeichnetsten Literatoren, und kehrte vielfach aufgeklärt durch eigene Ansicht des Landes und Volks in seine Heimath zurück. Er hat überdies ein unbefangenes, reines, fühlendes und religiöses Gemüth, frei von allen Vorurtheilen französischer Schule und so hat er denn Deutschland auf eine in Frankreich neue Art aufgefaßt.

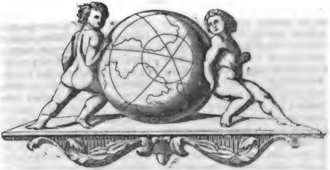
Im Morgen-, Literatur- und Kunstblatt ist seiner Zeit (1826, 1827 und 1830) anerkennend die Rede gewesen von des Dr. Chr. Müllers Vorlesungen über deutsche Literatur und später über die Geschichte der deutschen bildenden Kunst; sie waren die ersten dieser Art nicht nur in Genf, sondern auch in Frankreich, in einer Zeit, wo es noch nicht so leicht war, über die Gegenstände zu sprechen, zumal als Deutscher. Peschier war als französischer Literator viel günstiger gestellt. Er kannte überdies, was indessen von Guizot, Villemain, B. Constant, Barante, Thierry, Cousin, St. Marc-Girardin, Edgard Quinet, Lerminier, Chaslas und andern französischen Literatoren, deßgleichen von Dubois' trefflichem Globe, den zahlreichen spätern Revuen und französischen Zeitschriften über Deutschland ausgesprochen worden war und hat es trefflich benuzt und geschickt in seine eigenen Studien verwebt.

Peschier hat eingesehen, daß die Darstellung und Entwickelung einer Literatur unzertrennlich ist von dem genauen Eingehen in das Volksleben und den Volks-Charakter, also in die Geschichte überhaupt. Es war freilich einem Franzosen schwer, hierbei gründlich zu seyn, darum finden wir bei Karl dem Großen einige gute Bemerkungen über die altdeutsche (romantische) Baukunst, welche freilich in dem Zeitalter der Hohenstauffen eine passendere Stelle gefunden hätten. Warum sagt der Verfasser kein Wort von der deutschen Kunst unter den Ottonen in ihrer merkwürdigen Beziehung zu Byzanz. Peschier nennt in der Einleitung Händl, Bach, Haydn, Mozart und Beethoven, warum nicht auch Erwin von Steinbach, Wilhelm von Köln, Joh. v. Eyck, Hemling, Holbein, Albr. Dürer, P. Vischer und Andere, die nicht weniger groß sind als jene und in der deutschen Kulturgeschichte einen gleich wichtigen Platz einnehmen.

Doch dies sind nur geringe Ausstellungen, die dem Buche nichts von seinem Werth nehmen. Um diesen zu belegen, greifen wir auf's Gerathewohl einiges rhapsodisch heraus. „Was ist eigentlich Dichtkunst? Es ist die glühende und sinnige Betrachtung der Seele über sich selbst und über die großen Erscheinungen der Natur; wie anders ließe sich der Aufschwung frommer Herzen gen Himmel nennen, diese innere Bewegung, die Milton ergriff und Klopstock begeisterte? Gewiß genügte nicht kalte Abwägung und Berechnung des Verstandes, um sich der Gottheit zu nähern, denn dies kann nur durch fromme, innige und tiefe Ueberzeugung geschehen. Großes schafft der Menschengeist nur, wenn er ergriffen und gerührt ist, wenn er glaubt. Frankreich hat eine Menge Versmacher hervorgebracht, aber nur wenige große Dichter. Woher diese Erscheinung bei diesem übrigens so geistreichen Volk? Was fehlte ihm? Der Glaube. In Frankreich will die Religion einen äußern Kultus mit Sinnenreiz, imponirendem Schmuck, glänzenden Ceremonien, reichen Kostümen und feierlichen Umgängen, sie will Kirchen mit schönen Gemälden und tausend Kerzen; mit einem Wort, sie will weniger eine Gott selbst dargebrachte Huldigung der Liebe und Verehrung, als eine Reverenz für seine Diener und Ausleger auf Erden."

Und eine andere Stelle: „Die Eitelkeit und die Gefallsucht thun auf dem linken Rheinufer mehr Wunder, als auf dem rechten. Man vermißt oft in Deutschland jenen feinen Ton, jene Urbanität der Sitten und der Sprache, die den Franzosen eigen sind. Die Art und Weise der Einwohner kann selbst steif und hölzern scheinen. Aber diese scheinbare Kälte ist nur Verlegenheit; ihnen ist eine herkömmliche und unvermeidliche Galanterie unbekannt, dafür haben sie die wahre Höflichkeit, d. h. die Höflichkeit des Herzens; denn unter allen Völkern ist bei den Deutschen am mehrsten natürliches Wohlwollen, Gutmüthigkeit und Herzlichkeit zu finden." Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 32. Montag, 28. März 1836.

Philosophie.

Eine der beachtenswerthesten Schriften zur Kunde der neuern Philosophie ist das Werk des jüngern Fichte:

Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie,

(Heidelberg, Mohr), dessen erster Theil schon 1832 erschien, während der dritte noch erwartet wird. Mit Vergnügen sehn wir endlich einmal einen Philosophen von Profession, der es nicht verschmäht, die Beziehung seiner Wissenschaft zum Leben aufzufassen und nach der Geltung der Philosophie in der öffentlichen Meinung zu fragen. „Achtet man, sagt er, in Sachen der Philosophie auf das, was man öffentliche Meinung nennt: so läßt sich von jenem unbedingten Enthusiasmus für dieselbe freilich immer weniger spüren. Vielmehr scheint es gegenwärtig mit ihr zu jener Enttäuschung oder gänzlichen Nichtbeachtung gekommen zu seyn, welche als die nothwendige Gegenseite jeder Aufregung im wandelbaren Spiel der öffentlichen Meinung nicht auszubleiben pflegt. Und traut man dem äußern Anscheine, man sollte meinen: mit Recht! Denn wahrlich! ihre Koryphäen selbst sorgen dafür, jede Illusion von sich zu verscheuchen, und in jeder Art dem Haufen sich gleichzustellen durch Unduldsamkeit und Anmaßung, durch gauklerisches Ausbeuten aller kleinen literarischen Vortheile. Und man scheint nur wirklich enttäuscht! Keine Philosophie verleitet mehr zu großen Erwartungen, weil sie nirgends solche erregt, außer bei einigen jungen Parteigängern, die sich gerade das Abstruse oder Zufällige ihrer äußern Form zur Nachahmung wählen, um so noch vollends durch Uebertreibung und Affektation den Stempel des Lächerlichen ihr aufzudrücken, und selbst die gute und tüchtige Sache fast unheilbar zu entstellen. — Damit hängt noch ein anderes Uebel zusammen, welches nicht minder die Folge jener Zersplitterung unserer Literatur ist, die eine jede originale Erscheinung in unendlichen Nachahmungen und Variationen bis zum Absurden verzerrt. Kaum hat sich nämlich eine Schule mit einigem Nachdruck hervorgethan, so stellen die Anhänger sich ein, um durch Wiederholen, Bearbeiten, Anpreisen jedes Wort ihres Meisters wie ein tausendfaches Echo zu vervielfältigen. Dabei wird förmlich eine Verwaltung organisirt, um sich auch nach Außen hin die Gewalt zu sichern; man eröffnet einen Feldzug gegen die Andersdenkenden, errichtet Zeitschriften, unter sich als eine Anstalt wechselseitiger Lobversicherung, für die Andere zum Hohn oder zum Schrecken; und jeder Arroganz und Nichtigkeit wird Vorschub geleistet, wenn sie nur in den bekannten Farben der Partei erscheint. — Aber auch dies geht bald vorüber; denn

Digitized by Google

nun kommen vollends die Aenderer und Umarbeiter, für die es hinreicht, innerhalb der neueröffneten Grundansicht irgend einen besondern Standpunkt sich auszubilden, welchen sie nun, wie wenn es wirklich etwas durchaus Neues wäre, sofort auf das Breiteste ausführen. Solche Modificationen der Kantischen, Jacobischen, Schelling'schen Lehren haben wir fast in unzählbaren Uebergängen und Schattirungen; und auch an der Hegel'schen Schule beginnen sie schon deutlich hervorzubrechen. Kommt nun noch dazu, daß bei den meisten dieser philosophischen Produkte troz ihrer vornehmen Gespreiztheit die innere Leere und Unsicherheit nur allzu deutlich hindurchblickt; so gibt dies Alles unserer philosophischen Literatur den Eindruck eines so beschränkten Treibens und einer so unerfreulichen Verwirrung, daß in der That die Schuld des übeln Rufes, in dem die Philosophen stehen, großen Theils mit Recht auf sie zurückfällt. — Ueberhaupt ist jezt die Zeit der Autoritäten, der Geistermonarchien, der terroristischen Zwangsherrschaft vorüber, und es zeigt nur die höchste Beschränktheit, von einem philosophischen Systeme, oder von einer politischen, wie religiösen Sekte die endliche Umschaffung und Rettung der Welt zu erwarten. Aber gerade die dürrsten und dürftigsten Geister spiegeln sich wohlgefällig in solchen Hoffnungen, und tragen um so stolzer das Strohfeuer ihres Enthusiasmus zur Schau, als sie selbst keineswegs bewußtlos sind über die arge Täuschung, in welcher sie befangen. — Es ist das Gesetz der Menschheitentwicklung, Alles, was in ihm in irgend einer Richtung als Anlage verborgen ist, an den Tag des Bewußtseyns zu fördern; sie individualisirt sich fortschreitend immer reicher und tiefer; und diese Befreiung der Individualitäten nach allen Seiten ist der eigentliche Inhalt der Geschichte."

Der Verfasser zeigt nun, wie wenig die einzelnen Philosophen Ursache haben, zu prahlen, da alle ihre Systeme erst zusammengenommen ein Ganzes bilden, da jeder nur sein Scherflein beiträgt und bei scheinbarer Freiheit doch nur vermöge einer zwingenden Nothwendigkeit, weil eben nur diese und gerade so viele Systeme oder Theile des Systems der Systeme möglich sind.

Von diesem durchaus richtigen Standpunkt aus combinirt und vergleicht nun Fichte die neuern Systeme. Wenn er mit besonderer Ausführlichkeit bei Hegel verweilt, so hat dies seinen natürlichen Grund in der Bedeutung, die man dem Hegel'schen System in neuerer Zeit, zustimmend oder abgeneigt, doch immer beigelegt hat. Man kann nicht wohl mit größerer Klarheit und Gerechtigkeit über diese vielbesprochene Sache sprechen, darum heben wir hier einige der schlagendsten Stellen aus: „Hegel hat den Buchstaben Schellings vollendet, mit seinem Geist aber sich in Widerspruch gesezt. — Hegels System ist in den Grundideen folgendes: Das Universum in all seinen unendlichen Gegensätzen und Gebilden stellt die Geburtsarbeit Gottes dar, durch die Natur hindurch sich zum Geiste zu machen, und darin endlich sein Selbstbewußtseyn zu finden. Die gesammten Naturstufen sind nur die unreife, dämmernde Vorbereitung dazu, wie die endlichen Geister der Weltgeschichte, von den einzelnen Völkern bis zu den Individualitäten der Stämme, Familien und Personen herab, nur die vorüberschwindenden Phasen sind, durch welche die Arbeit des Weltgeistes, zu sich selbst zu kommen, verläuft. Auch in Gott ist die höchste Thätigkeit theoretischer Natur: Weltschöpferisch, d. h. sich in die endlichen Gegensätze der Natur und des Geistes auseinanderlassend, hat er darin doch nur die Bestimmung, in ihnen sich selbst zu erkennen. Da nun aber diese göttliche Selbsterkenntnis lediglich im menschlichen Bewußtseyn zu Stande kommt; so ist diese unsere theoretische Thätigkeit, welche zugleich Gottes ist, wahrhaft der höchste Zweck alles Daseyns. Wir können ohne Zwang diese Consequenz auch so ausdrücken, daß alle Dinge nur dazu da sind, um von Uns (d. h. von Gott) als die seinigen (als der selbstgegebene Gegensatz seiner selbst) erkannt, d. h. philosophisch begriffen zu werden. — So ist denn eines Theils die unmittelbare Wirklichkeit der Geschichte recht eigentlich die Gegenwart Gottes; sie ist die jeweilige höchste Stufe seiner Erarbeitung und Selbstentwicklung; daher denn auch ganz folgerecht, was vernünftig (göttlich) ist, als wirklich, und was wirklich, als vernünftig bezeichnet worden. — Andern Theils aber ist die höchste Stufe und das lezte Ziel alles Daseyns, dem sich Jegliches wie seinem Gipfel zubewegt, die Philosophie. Erst in dieser ist Gott vollkommen bei sich selbst, weil in ihr sein höchstes Selbstbewußtseyn zum Durchbruch gekommen. Mit der Philosophie, mit dem Philosophen ist die Schöpfung geendet: Höheres gibt es nichts im Himmel und auf Erden; denn erst in ihm hat sich Gott in höchster Potenz verwirklicht."

„Aber auch sonst endet die Lehre höchst charakteristisch in einer Art von politischem Quietismus, der freilich Manchen höchst brauchbar und empfehlungswerth erschienen ist. Die wirkliche Welt ist ohne Rückhalt der gegenwärtige Gott, und so bleibt es denn hiernach eben die höchste Weisheit und Tugend, absolut zufrieden zu seyn mit ihr, wie schlecht es auch im Einzelnen um sie stehe. Muß doch Gott selbst mit ihr zufrieden seyn, da es ihm noch nicht gelungen, eine höhere Gestalt derselben aus sich hervorzuarbeiten: — fürwahr das kräftigste Argument, um jeden Mißmuth und weltverbessernden Enthusiasmus niederzuschlagen! Da übrigens der Organismus des Staats die höchste reelle Gestaltung der absoluten Vernunft, so wie die Philosophie die höchste

ideale ist; so sind auch die Staats- und Bürgerpflichten der wahre Ausdruck menschlicher Sittlichkeit; und unbescholten und in tadelloser Gesetzlichkeit dahinzuleben, die vernunftgemäße Vollendung des Daseyns. Man sieht, wie trotz dem anfänglichen Versenken in die Tiefen der göttlichen Dreieinigkeit Alles sich früh genug in die kahlen Resultate gewöhnlicher Philisterei und Spießbürgerlichkeit verflacht."

Nunmehr scheint es auch erklärlich, warum dieser Hegel eine so große Bedeutung als Lehrer erhalten konnte. Seine politische Tendenz trug das meiste dazu bei, und dann seine affektirte Unverständlichkeit, das Orakelmäßige, die Mystifikationen seiner Form. Sehr wahr sagt Fichte: „Manche Lehren sind schon dadurch widerlegt, daß man ihr eigentliches Ergebniß aus ihnen hervorarbeitet, und wenn die Hegel'sche einen Theil ihrer imponirenden Wirkung der scholastischen Unverständlichkeit verdankt, in welcher sie bisher sich erhalten; so wird sie gerade dadurch ihre Bedeutung verlieren, daß man sie durchaus versteht in ihrer Stärke und Schwäche, daß man ihren dialektischen Calcül vollkommen ihr nachzurechnen vermag. Es geht mit solchen Geisteserzeugnissen, deren Bedeutung nicht in einer neuen, tiefen und unendlichen Wahrheit liegt, sondern im geduldigen Durchführen einer Methode, eines stätigen Einerlei im Vielfachen, fast wie mit Charaden oder Werken von verborgen künstlichem Mechanismus. Sie beschäftigen nur so lange, als man das Wort des Räthsels nicht gefunden; kann man sie nachmachen, so ist das Interesse daran vorüber. — Und so sagen wir voraus, ohne Furcht als falsche Propheten erfunden zu werden, daß die Wirkung jenes Systemes, was seine einzelnen Resultate und seine ganze Weltansicht betrifft, in der allgemeinen Gedankenmasse der philosophischen Bildung schneller und spurloser verschwinden wird, als irgend eine der vorhergehenden. Denn es ist nicht ein durchaus neues und zu vielfacher Entwicklung anregendes Erkenntnißprincip darin niedergelegt, wie in der Kantischen und der Naturphilosophie, sondern eine einzelne Richtung, die dialektische, ist in ihr zu einer Einseitigkeit und Verknöcherung gediehen, die, schlechthin mit sich zu Ende gekommen, von dieser Seite her kaum eine weitere Entwicklung zuläßt. Deßhalb hat es auch Anhänger und Nachahmer in großer Zahl, doch wenig fortwirkende Jünger gefunden, und statt den Blick zu befreien, hat es nach Verknechtung der Geister gestrebt. Das Uebermaaß einer abstrusen Terminologie macht es allerdings geläufig und bequem, ohne eigenen Geist fortzurechnen mit jenen Formeln, und das Trivialste in allerlei Ausspinnungen aufgegriffener philosophischer Schlagwörter zu verkleiden. Bis zu welchem trocknen Aberwitze darin es manche gebracht haben, liegt am Tage; was wir indeß dem Urheber an sich nicht zur Schuld anrechnen, wohl aber als ein Zeichen betrachten dürfen, daß in seiner Philosophie ein ausgebildetes höchstes Extrem, keinesweges ein lebendiger Keim universaler Entfaltung niedergelegt ist."

Mit derselben Klarheit und edeln Freimüthigkeit spricht der Verfasser über alle neuern Systeme.

Im zweiten Theile gibt Herr Fichte sein eigenes System, das er auf die Kritik der übrigen gebaut hat. Es ist consequent, es muß den übrigen Systemen in der Reihe so und nicht anders folgen. Allein wir möchten fragen, warum der geistvolle Verf. nicht lieber gleich noch einen Schritt weiter gegangen ist und ich will nicht sagen die Trüglichkeit, aber doch die bloß beziehungsweise Wahrheit auch dieses wie jedes andern Systems erkannt hat. Wir sind nämlich der Ueberzeugung, daß der Mensch sich im ganzen weiten Umfang seines Denkens vollkommen orientiren kann, ohne daß er darum auch nur den leisesten Schein von Gewißheit gewinnt, daß diesem seinem Denken auch die absolute Wahrheit wirklich entspreche. Allerdings hätte die Philosophie allen Reiz verloren, wenn man dabei nicht immer von der Voraussetzung ausginge, daß man zu absoluter Gewißheit gelangen müsse; aber die schwere Kunst besteht darin, daß man niemals Ungewisses für Gewisses ausgebe. Bei der Ungewißheit kann die größte menschliche Weisheit bestehen, während die eingebildete Gewißheit nie ohne einen Anstrich vom Gegentheil der Weisheit ist. Die Einbildung, man habe die absolute Wahrheit und man wisse alles so gewiß, als es Gott selber weiß, ist offenbar, so allgemein sie auch unter den Philosophen herrscht, eine gelinde Gattung von Wahnsinn.

Von jeher galt es, den Beweis zu führen, daß, was man denke, auch absolut gewiß sey. Die kecksten Philosophen sagten, die Sache ist eben deßhalb gewiß, weil ich sie denke, und es gibt gar nichts Anderes, als was ich denke. Die bescheidnern mühten sich dagegen auf alle Weise ab, die Uebereinstimmung des von uns Gedachten mit dem absolut Gewissen auszumitteln. So sehr Herr Fichte sich dagegen sträubt, sein System sey nur wieder eine neue Hypothese, um diese vorausgesetzte Uebereinstimmung (die sogenannte Identität des Subjectiven und Objectiven oder die Einheit des Denkens und des Gedachten) zu erklären, so ist es uns doch nicht möglich gewesen, bei aller Achtung und Neigung für diesen sonst in jeder Beziehung so vorurtheilsfreien Denker, in seinem neuen Versuch etwas Anderes zu sehen, als eine solche neue Hypothese.

Auch er fällt nämlich in den Fehler aller Identitäts-Philosophen, von der einen (subjectiven) Seite, die er allein kennt, einen sichern Schluß auf die andere (objective), die er nicht kennt, machen zu wollen. Dies ist so

unmöglich, als es unmöglich ist, hinter einen Spiegel zu sehen. Immer reflectirt sich nun unsre Anschauung. Herr Fichte erkennt an, daß unser Erkennen beschränkt und an eine Entwicklung innerhalb gewisser Gegensätze gebunden sey, aber dabei bleibt er nicht stehen, sondern identificirt dieses bekannte und beschränkte Wissen wenigstens in der Anlage mit dem unbekannten und unbeschränkten Wissen Gottes, indem er annimmt, der menschliche Geist sey in der Anlage wirklich ein Theil des göttlichen Geistes und berufen, allmählich das nachzudenken, was Gott vorgedacht habe, und es würde nicht möglich seyn, daß unsre Erkenntniß sich die Dinge aneignete, wenn sich darin nicht der Proceß des göttlichen Denkens wiederholte. Alles sey göttlicher Gedanke und außer diesem sey nichts, und unser Denken selbst sey nur der denkende Gedanke Gottes, in dem sich eben kein anderes Denken zu wiederholen vermöge, als das göttliche.

Was ist das nun anders, als eine neue Vermuthung über die ewig in Frage gestellte Uebereinstimmung des Denkens mit der absoluten Gewißheit der Dinge? Führt uns aber diese Vermuthung sicher zur Gewißheit? Nein. Auch sie beruht auf unerwiesenen und überhaupt unerweislichen Voraussetzungen. Alles, was wir von uns auf Gott übertragen, ist schon deßwegen, weil es von uns kommt, einseitig und voraussichtlich viel zu klein für Gott. Insbesondere aber scheint uns die Zumuthung der Denker von Profession, Gott solle nur immer denken, etwas handwerksmäßig, und nicht weniger naiv, als die Zumuthung der kriegerischen Heiden, Gott solle nur immer Krieg führen. Ist das Denken nicht etwas sehr Untergeordnetes? Geht ihm nicht das Thun und das Seyn vorher? Kann man etwas denken, was nicht zuvor wäre? Ist es nicht rein willkürlich, anzunehmen, Gott habe alles erst denken müssen, bevor er es gemacht? — Und kommt es etwa beim Menschen selbst auf das bloße Denken an? Ist der Mensch gemacht, um bloß zu denken? Keineswegs, er ist gemacht zu handeln, und zu seyn. Welch unermeßliche Fülle von Schönheit und Glück liegt in dem Seyn, das gar nicht über sich nachdenkt.

Wenn man denn aber durchaus das Ewige im Zeitlichen, das Göttliche im Menschlichen erfassen will, warum sucht man es nicht da, wo wenigstens die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß es gefunden werden könne? Ich meine im Edeln, Schönen. Dieses bleibt sich gleich, in dieser und in jener Welt, im Himmel und auf der Erde, bei der Gewißheit der Dinge und bei der Ungewißheit, im wirklichen Leben und auch noch im Gedicht, ja im Traum. Darum sagt Calderon so schön: Kümmere dich nicht, ob du wachst oder träumst, ob die Dinge um dich wirklich sind oder Schein, in jedem Fall handle edel! Das ist nicht bloß die erhabenste Lebensweisheit, sondern auch die tiefsinnigste Metaphysik.

Dichtkunst.

Bürger's sämmtliche Werke, herausgegeben von A. W. Bohtz. Einzig rechtmäßige Gesammtausgabe in Einem Bande, mit dem Bildniß des Dichters und einem Facsimile seiner Handschrift. Göttingen, Dieterich, 1835.

Eine typographisch so schön ausgestattete Gesammt-Ausgabe, wie wir deren zum Glück schon mehrere von unsern anerkanntesten Dichtern besitzen. Diese Sammlung der Werke Bürgers ist sehr vollständig und sehr kritisch, indem sie nicht nur die Briefe, sondern auch die Varianten aufgenommen hat. Das Leben des Dichters von Althof, und die bekannte Kritik seiner Werke von A. W. von Schlegel sind hinten beigefügt. Dieses Urtheil Schlegels über Bürger ist ein richtiges, doch haben wir keinen angenehmen Eindruck, wenn der Herr von Schlegel in eiskalter Hand das warme Herz des unglücklichen Dichters wägt und durch seine eigne bis zur Pedanterie getriebene Eleganz das Rohe, was Bürger allerdings hatte, doppelt bemerklich macht. Auch verräth Herr von Schlegel viel zu viel Minutiosität, indem er dem armen Bürger die Federn vom Rock liest und ihm nicht selten Zeile für Zeile nachweist, wie er die Sache hätte besser machen können. Bei der Beurtheilung eines Dichters kommt es darauf an, den Charakter, die ganze poetische Eigenthümlichkeit desselben aufzufassen, und das Einzelne in seinen Werken nur am Maaßstab dieser Eigenthümlichkeit zu messen. Ist diese Eigenthümlichkeit, z. B. bei Bürger, ein roher, selbst grober Edelmuth, so wird eine vernünftige Kritik auch in allen einzelnen Stellen Bürgers den Ausdruck eines solchen groben Edelmuths natürlich finden müssen, und nichts wäre wohl unkritischer, als zu verlangen, Bürger hätte sich anders, nämlich statt grob, fein und statt edelmüthig bloß galant ausdrücken sollen. Gleichwohl ist der große Krittler A. W. von Schlegel in diesen kleinen Fehler verfallen und hat dem armen Bürger alles Ernstes zugemuthet, er hätte sich nicht so roh und warm, er hätte sich überall zierlich und kalt ausdrücken, mit einem Wort, er hätte nicht Bürger, er hätte August Wilhelm von Schlegel seyn sollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 33. Mittwoch, 30. März 1836.

Philosophie.

Geschichte und Kritik des Skepticismus und Irrationalismus in ihrer Beziehung zur neuern Philosophie, mit besonderer Rücksicht auf Hegel. Zugleich die lezten Gründe für Gott, Vernunftgesetz, Freiheit und Unsterblichkeit. Von Dr. J. F. E. Tafel. Tübingen, Laupp, 1834.

Der berühmte Uebersetzer und Commentator Swedenborgs hat dieses vielumfassende Werk geschrieben, um nach allen Seiten hin die Philosopheme zu widerlegen, die dem Christenthum, welches auch die einzig vernünftige Philosophie in sich schließt, entgegengetreten sind. Mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit durchmustert er die Zweifler aller Zeiten, und verweilt zulezt mit besonderem Interesse bei Hegel. Wir begnügen uns, seine Hauptargumente hervorzuheben. „Das ewige Seyn, das schon als Inbegriff aller Realitäten zugleich als keines Dinges bedürftig, aber auch als der Grundtrieb des Alls, als Princip alles Lebens, ja als das einzige Leben gedacht werden muß, muß demnach als die Herrschaft des uneigennützigen Triebes, somit als die Herrschaft des Sittengesetzes oder der uneigennützigen Liebe, d. h. als die reine, über aller Selbstsucht erhabene Liebe gedacht werden. Diese reine Liebe aber als solche vergißt gleichsam sich selbst als Zweck, und macht Wesen außer ihr zu ihren Zwecken, denen sie das Ihrige mittheilen und dadurch sie *bleibend* beglücken, also ewig beseligen will. Sie kann demnach nicht, ohne sich selbst zu widersprechen und aufzuhören, reine Liebe zu seyn, diese andern, als Selbstzwecke geschaffenen Wesen wieder zu bloßen Mitteln, zu bloßen Instrumenten herabwürdigen, auf welchen nur sie selbst spielt. Sie muß dieselben also nothwendig ewig als Wesen behandeln, welche zwischen entgegengesezten Bestimmungsgründen *frei* wählen, mithin nicht nur das Ungöttliche, sondern auch das Göttliche, nicht nur das Falsche, sondern auch das Wahre sehen und ewig bei dem Erwählten bleiben können. Sie durfte dieselben also nicht einer nothwendigen und bleibenden Täuschung unterwerfen, sondern mußte vielmehr — diese moralische Nothwendigkeit ist in ihrem eigenen Wesen gegründet — sie der Wahrheit empfänglich machen, und ihnen diese nahe legen, da sie ja außerdem dieselben zu bloßen Mitteln machen, also sich selbst widersprechen, und aufhören würde, reine Liebe zu seyn.“ Das ist eigentlich die Quintessenz des Buchs. Mit dieser nicht minder schönen als vernunftgemäßen Lehre tritt der Verfasser siegreich den Zweiflern und besonders der widerlichen und bornirten Lehre Hegels entgegen (daß nämlich Gott sich selber erst schaffen müsse und

Digitized by Google

immerwährend mühselig an seiner eignen Geburt arbeite, und nirgends anders geboren werde als nur im menschlichen Bewußtseyn).

Vorlesungen über Philosophie, über Inhalt, Bildungsgang, Zweck und Anwendung derselben auf's Leben. Von Dr. Troxler. Bern, Fischer, 1835.

Mit welcher Wärme Troxler auch an den jüngsten Wirren seines schönen Vaterlandes Antheil genommen hat, so gehört er doch nicht zu den Philosophen, die geneigt sind, ihre auf das Ewige gerichtete Wissenschaft zum Werkzeug eines politischen Tagesinteresses zu erniedrigen. Troxler beschämt hierin so manchen vornehmen Philosophen des Nordens, die ihren politischen Servilismus von der Wissenschaft nicht so gut zu trennen wissen, als Troxler seinen Radikalismus davon zu trennen weiß. Er erklärt ausdrücklich, die Philosophie dürfe so wenig Werkzeug des Staats werden, als sie Dienerin der Kirche hätte bleiben können. Und durch das ganze Buch geht ein Geist der Mäßigung und Billigkeit, ja der höchsten Achtung gegen vielfach andersdenkende Philosophen hindurch, so daß an einem feurigen Republikaner diese Unbefangenheit überraschend und doppelt schätzbar erscheinen muß.

Noch mehr wird vielleicht mancher Leser überrascht, wenn er Seite 187 liest, daß Troxler den Abfall vom Evangelium für die Ursache aller Fäulniß in der Philosophie erklärt und von der Rückkehr zum Evangelium das künftige Leben dieser Wissenschaft abhängig macht.

Das Buch besteht übrigens bloß in einer geistreichen Charakteristik der Philosopheme, besonders der jezt herrschenden, woran Belehrungen und Warnungen für die noch Uneingeweihten geknüpft werden. Die außerordentliche Menge von gut gewählten Citaten machen die Charakteristik der verschiedenen philosophischen Ansichten noch lebendiger, und daß sich viele Aeußerungen von Nicht-Philosophen über Philosophie darunter finden, ist um so erfreulicher, weil dadurch dem Laien das Verständniß und die Theilnahme an der Philosophie erleichtert, dem Mann von Fach aber mancher treffliche Wink gegeben wird.

Vorlesungen über das Wesen der Philosophie und ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben. Für denkende Leser herausgegeben von Heinrich Schmid. Stuttgart, Liesching, 1836.

Der Verfasser, Professor in Heidelberg, ist vor wenig Wochen gestorben, bevor er noch den Schluß dieses Werkes vollenden konnte. Er war ein redlicher und freisinniger Mann, ein in jeder Beziehung würdiger Schüler von Fries. Gleich diesem ist er Kantianer, hebt aber hauptsächlich das sittliche Moment des Kantianismus hervor. Er bedauert, daß man von dieser einfachen Philosophie, die bei uns selbst aufräumt, uns unsern Geist und unser Leben wohl bestellen lehrt, zu dem System Fichtes, Schellings, Hegels rc. abgewichen sey, die von Dingen handeln, welche wir doch niemals wissen können, die sich ein absolutes Wissen, wie Gott selbst anmaßen, die dadurch bald einen unverständigen Hochmuth, bald eine alle Freiheit tödtende hierarchische Passivität erzeugen, und die sich zwar unter einander selbst beständig widersprechen und wechselseitig vernichten, eben dadurch aber die edle Wissenschaft der Philosophie in Mißkredit bringen, was alles nicht geschehen würde, wenn man beim Kantianismus stehen geblieben wäre. Herr Schmid hat in vieler Beziehung Recht, aber er vergißt, daß jene Philosophie, die er verwirft, nicht nur unvermeidlich und im Entwicklungsgange des Denkens nothwendig, sondern auch nützlich war, und wäre es auch nur gewesen, um den Einseitigkeiten, an denen der Kantianismus ebenfalls leidet, zu begegnen.

Gleichwohl führt Herr Schmid den Streit auf den rechten Gesichtspunkt zurück. Was ist die praktische Folge? Was gewinnt oder verliert das Leben bei dieser oder jener Philosophie? Das ist die wahre Frage. Wehe der Philosophie, die vor dem Urtheilsspruch einer edeln männlichen Gesinnung nicht bestehen kann, die sich von dem Makel einer unfreien und unsittlichen Tendenz nicht reinigen kann! Der Verfasser schließt sich daher als Philosoph an die Feinde der Philosophie an und sagt, diese leztern hätten ganz Recht, eine Wissenschaft zu scheuen und sogar zu verachten, die dem feindlich entgegen stehe, was jeder wohlorganisirte Geist und jeder ehrliche Mann auch ohne Philosophie als das allein Wahre und Gute erkennt. Er gibt sich aber Mühe, den Feinden der Philosophie einleuchtend zu machen, daß seine oder vielmehr die Kantische Philosophie jene Abneigung nicht verdiene, sondern vielmehr ganz für brave und praktische Leute gemacht sey.

Bekanntlich hatte Hegel die Bescheidenheit zu sagen, was er denke, denke Gott, er selber sey Gott und sein Schüler Förster glaubte diese Lehre in Verbindung mit dem Christenthum zu bringen, wenn er sagte, Hegel sey zwar nicht Gott Vater, auch nicht Gott der Sohn, aber doch Gott der heilige Geist. Erscheint nun diese Hoffahrt gepaart mit dem engherzigsten Servilismus, so hat man freilich ein Recht, sich über die Mißbräuche der Philosophie zu beklagen. Daher ist es sehr richtig, wenn Schmid sagt, daß die Philosophie, anstatt die ewige Geistesfreiheit zu wahren, mit dem in der Restaurations-Periode grade herrschenden Zeitgeist gebuhlt habe. Doch würden die Vorwürfe des Herrn Schmid noch schlagender

Digitized by Google

seyn, wenn er dabei besser unterschieden hätte. Er hat dem historischen Princip Schellings offenbar zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen, und diese Lehre, die einer wohlverstandenen Freiheit nur günstig ist, von der ganz unhistorischen Verewigung der Hierarchie und des Feudalismus und von dem ganz gemeinen politischen Bedientengeist der Hegelianer nicht genug gesondert.

Auch darin scheint er uns Unrecht zu haben, daß er gegen die Tagesordnung eifert, welche die materiellen Interessen auf eine Zeitlang an die Stelle des Geistigen gesezt hat. Grade diese Tagesordnung muß den praktischen Sinn begünstigen, den er statt der philosophischen Träumerei verlangt. Seinen Vorwürfen liegt zwar ein höchst edles Motiv zu Grunde. Er sieht in diesem materiellen Treiben den Egoismus vorherrschen und dieser scheint ihm der Erbfeind aller schönen und freien Bildung. Doch sehen wir in diesem Treiben sehr viel Gemeinnütziges. Vielleicht wurde der Egoismus dem gemeinen Wesen nie so dienstbar, als durch die materiellen Interessen.

Die Hegel'sche Religions-Philosophie, verglichen mit dem christlichen Princip, von Eschenmayer. Tübingen, Laupp, 1834.

Der sehr fromme Philosoph hat hier nicht ohne innerliche Entrüstung das falsche Spiel aufgedeckt, das die Hegelianer mit dem Christenthum treiben, indem sie Christum nur den Vorläufer Hegels nennen und in dem leztern sogar mehr als Gott Vater selber sehen, nämlich den heiligen Geist, ohne dessen klares Bewußtwerden Gott Vater ganz im Dunkel des Nichtbewußtseyns und Gott Sohn nur im Claire obscure der Vorstellungen befangen geblieben wäre.

Man ist mit den Hegelianern in einem eignen Falle. Bedenkt man, wie zahlreich sie sind, welches Einflusses sie sich bemächtigt haben, und mit welcher ernsthaften und sogar siegreichen Miene sie ihre Lehren in der Welt verbreiten, so muß man sich geneigt fühlen, sie ernsthaft zu bekämpfen. Wenn man aber auf der andern Seite bedenkt, daß sie doch gar zu aberwitzig sind, so muß ein vernünftiger Mann sich erst fragen: machst du dich nicht selber lächerlich, indem du das Lächerliche ernsthaft nimmst?

Wenn die Hegelianer, und unter ihnen ganz vorzüglich Göschel, sich unausgesezt Mühe geben, das Christenthum zu verhegeln, wenn sie beständig sagen: unsre Philosophie ist das wahre Christenthum, nämlich das erst durch Hegel zum Verstande gebrachte, bisher nur in Vorstellungen herumnebelnde Christenthum; so liegt es zwar sehr nahe, daß fromme Männer, die da glauben, das Christenthum sey bisher schon genugsam bei Verstande gewesen, diese unerhörte Anmaßung der Hegelianer zurückweisen. Aber gar zu ernsthaft darf man die Sache doch nicht nehmen, denn im Ernst kann die christliche Religion weder jemals in jene Philosophie verwandelt werden, noch durch sie die mindeste Störung erleiden. Daß der Hegelianismus sich an das bestehende Christenthum, wie an die bestehenden politischen Verhältnisse anzuvettern gesucht hat, ist grade der schlagendste Beweis, wie sehr er verzweifeln muß, aus eignen Mitteln fortexistiren zu können. Ueberdies ist seine Form kein eigentliches Wesen, und diese Form widerstrebt so sehr jedem klaren Denken und richtigen Fühlen, und entbehrt so sehr jeder überzeugenden Einfachheit und hinreißenden Schönheit, daß sie nun und nimmermehr populär, also auch nie wichtig werden kann. Diese Form ist ganz darauf berechnet, eine Zeitlang der lieben Dummheit zu imponiren, und selbst die Mißtrauischen zu mystificiren; aber mit allen Mitteln des Geheimthuns, Wichtigthuns, des dialektischen Doppelsinns, der Reservationen und zulezt der Grobheit, kann sie sich doch nicht lange halten. Die Neugier, welche sie unter den Gelehrten allein erregen kann, ist bald befriedigt. Die Hülfe, welche sie dem Christenthum und dem politisch Bestehenden anträgt, erscheint bald als überflüssig, ja man fürchtet, sich durch solche Helfer zu compromittiren. Das Volk in Masse nimmt gar keinen Theil. Als, wie die Bibel sagt, der heilige Geist sich den Jüngern offenbarte, verstanden sie alle Sprachen und predigten auch denen klar, die sie sonst nicht verstanden hätten. Als, wie die Hegelianer sagen, der heilige Geist in Hegel und seinen Jüngern sich offenbarte, geschah das Umgekehrte. Sie vergaßen alle Sprachen und wurden Jedermann unverständlich. Wie kann man irgend im Ernst im Guten oder Bösen etwas Großes erwarten von einer Coterie, deren ganze Tendenz die Unpopularität ist?

Zwar nur aphoristisch, doch zusammenhängend und mit großem Scharfsinn hat Eschenmayer die Hegel'sche Irrlehre anatomirt und überall deutlich nachgewiesen, welche Arroganz dazu gehört, diese Lehre für das wahre und überdies verbesserte Christenthum auszugeben. Er geht mit Recht davon aus, daß das Christenthum die Religion der Liebe sey, und daß dem Wesen der Liebe nichts so sehr widerstrebe, als die Hoffahrt eines Professors, der sich für den heiligen Geist ausgibt. Er geht ferner davon aus, daß Gott ohne Zweifel ein Wesen von zu großem und ein Professor ein Wesen von zu kleinem Umfang seyn dürfte, als daß jenes in diesem ganz enthalten seyn, als daß jenes nie und nirgends außer in diesem zu seinem eignen Bewußtseyn kommen könne. Er erinnert daran, daß der allwissende Professor nur einem kleinen Planeten und einer kurzen Spanne Zeit angehört, und

daß es einigermaßen seltsam wäre, wenn die ganze übrige ungeheure Welt bis auf diesen Professor hätte warten müssen, damit sie, oder Gott, der sie erschaffen hat, zum Bewußtseyn käme. Er macht endlich die Philosophen darauf aufmerksam, daß es ihrer edeln Wissenschaft wohl nicht zuträglich seye, wenn sie das höchste Wesen auf solche Weise herunterwürdigten.

J. G. Fichte's Wissenschaftslehre und das System der Rechtslehre; vorgetragen an der Universität zu Berlin in den Jahren 1804, 1812 u. 1813. Aus dem Nachlaß herausgegeben von J. H. Fichte. Bonn, Marcus, 1834,

und

J. G. Fichte's Einleitungs-Vorlesungen in die Wissenschaftslehre, die transscendentale Logik und die Thatsachen des Bewußtseyns; vorgetragen an der Universität zu Berlin in den Jahren 1812 — 13. Ebendaselbst.

Herr J. H. Fichte hat sich durch die Herausgabe dieser Werke ein Verdienst erworben, denn obwohl sie als philosophische Entwicklungen eine mehr historische Bedeutung haben, wie jedes vorübergegangene System, so ist doch die Persönlichkeit Fichte's, welche aus dieses Philosophen Werken besser, als die irgend eines Andern aus seinen Produkten, erkannt werden kann, von so großem Interesse gerade für unsere Zeit, in welcher noch immer das Grundelement des Fichte'schen Geistes lebt. Trotz aller philosophischen und politischen Gegenbemühungen, bleibt jene Opposition des Ichs gegen die starre Uebergewalt des Schicksals und der Natur, so daß in sofern den angeführten Schriften ein Moment auch für den Augenblick nicht abgeläugnet werden kann. — Allerdings wird es nur die Sache Weniger seyn, aus dem Schacht philosophischen Erzes jene Goldkörner zu holen, die ihm des Mannes Natur erhellen und damit einen tieferen Blick auch in die Verwicklungen unserer Zeit thun lassen, weil Fichte seine Persönlichkeit durchaus nicht vollkommen in den Linien seines Systems erschöpft hat, und ein Theil von ihr und vielleicht der edelste in die neueste Zeit, groß aber der Masse unverstanden hereinragt. — Sey es uns hier erlaubt, einige Vergleiche zu geben, welche lediglich an den großen Verstorbenen erinnern sollen; der jüngeren Generation ist das sehr nöthig. Nirgends geht jener biblische Spruch so riesenschnell in Erfüllung als in der Philosophie, ein ganz allgemeines historisches Namengedächtniß ausgenommen: „und es kam ein Pharao in Egyptenland, der wußte Nichts mehr von Joseph. — Fichte hielt dem Talent nach jene Mitte zwischen Lessing und Schelling, welche für philosophische Bemühungen die glücklichste ist. Lessing, mit einem Verstande ausgestattet, wie er nicht einmal alle Jahrhunderte auftaucht, ermangelte der Phantasie und das hinderte ihn, eigentlich speculativ aufzutreten. Schelling dagegen, mag sein Verstand ein Größen-Verhältniß haben, welches er wolle, seine Phantasie überwiegt ihn noch und zwar bedeutend, so daß die speculative Schärfe von der phantastischen Construction niedergehalten wird. — Fichte besaß viel Phantasie aber mehr Verstand und wenn dieses den echten Philosophen bildende Verhältniß nicht mehr Früchte getragen hat, als es trug, so liegt die Schuld weniger an dem Talent als an der Zeit, in welcher das Talent lebte. Von seiner herrlichen Kraft und Charaktertüchtigkeit, worin er Lessing so gleich war, zu sprechen, wird wohl in einem Augenblick wenig von Nutzen seyn, wo man mit Schwäche und der niedrigsten und unedelsten Zerrissenheit kokettirt. Fichte war, wie Luther und Lessing, ein Repräsentant deutschen Geistes und Gemüthes, ein würdiges Vorbild der Jugend, wie sie gewesen ist, kraftvoll und gut. Aber man lächelt heut zu Tage über einen Schwärmer, der sich diese ungelenken und schweren Steinbilder mit Innigkeit betrachtet und nachahmt, mitleidig, und macht einen Heine'schen Vers mit sentimentaler Malice darüber.

Kalender.

Deutscher Volkskalender auf das Jahr 1836. Herausgegeben von Gubitz. Mit 120 Holzschnitten. Berlin, Vereinsbuchhandlung.

Ein gewöhnlicher Kalender, dem aber eine große Sammlung von Miscellen, kleinen Erzählungen, Biographien, Gedichten, Fabeln rc. angehängt ist. Die zahlreichen Holzschnitte sind, als von Gubitz, sehr schön und von allgemein anerkanntem Werthe. Der Preis des artigen Buchs ist ungemein wohlfeil, nämlich nur 10 Gr.

Es ist zu verwundern, daß man die Kalender-Literatur nicht besser cultivirt, ich meine nicht die Toiletten-Literatur für die vornehme Welt, sondern die wirklich gemeinen Volkskalender. Dieses Mittel der Cultur, das so nahe liegt, wird noch auffallend vernachläßigt, denn seit Hebels rheinischem Hausfreund ist nichts in der Art wieder erschienen, und es lassen sich noch andre Fassungen denken, die, ohne so witzig zu seyn, eben so angenehm und nützlich und beliebt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Morgan.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 34. Freitag, 1. April 1836.

Historische Romane.

49) Die Prinzessin oder die Beguine. Roman von Lady Morgan. Aus dem Englischen von Dr. Helling. Drei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1835.

Eine meisterhafte Schilderung der aristokratischen Corruption in England, wobei man lebhaft an die Briefe eines Verstorbenen erinnert wird. Die Verfasserin spricht sehr deutlich: „Kann es befremden, wenn die englische Aristokratie durch ihre herzlose Verschwendung von Zeit und Vermögen eine Revolution beschleunigt, oder durch ihre übermüthige Ausgelassenheit die Grundlagen der Gesellschaft untergräbt.“ Die Verfasserin selbst gehört dieser Aristokratie an und malt das gesellschaftliche Leben nach der Natur mit der ihr eigenen Schärfe. Unerbittlich stellt sie die Coterien, ihre verderblichen politischen Vorurtheile, ihren geschmacklosen Luxus, ihren lächerlichen Rangstolz, ihre unsägliche Verachtung alles dessen, was sie unter sich glauben, ihre aus der Langeweile des Nichtsthuns entstandene Bosheit und Klatscherei in Gruppen und Figuren hin, deren Porträtähnlichkeit sich nicht verkennen ließe, wenn auch nicht so viele andre Schilderungen des heutigen England sie bestätigten.

Der Plan des Romans ist nach einer vielleicht prophetischen Idee entworfen. *Die hohe Aristokratie wird durch das revolutionäre Princip mystificirt.* Eine eifrige belgische Patriotin erscheint in der Doppelmaske einer ausländischen Prinzessin und einer Beguine. In der erstern Rolle bezaubert sie die vornehme Welt Londons, gibt den Modeton an und dient unter der Hand den Interessen ihres Vaterlandes. In der andern Rolle verführt sie den passiven Helden des Romans (in den Damenromanen sind immer die Weiber activ und die Männer passiv), einen angesehenen Staatsmann, der sich hauptsächlich gegen die belgische Sache erklärt hatte. Die Art, wie sie ihn an der Nase herumführt, ist um so unterhaltender, als die Verfasserin mit großer Kunst den Plan des Ganzen verborgen hat und den Angeführten bis gegen den Schluß von Lächerlichkeiten, die nur seine Umgebungen in reichem Maaße zeigen, ziemlich frei zu erhalten weiß. Es macht einen sehr überraschenden Effekt, zulezt in ihm den eigentlichen Dupe der Intrigue kennen zu lernen, und was der ganzen Geschichte an Wahrscheinlichkeit abgeht, das wird ihr vielleicht durch ihre politische Bedeutung, durch ihren geheimen Sinn ersezt. Je klüger sie sich dünken, ist dieser Sinn, um so gewisser werden sie überlistet werden.

Indem die Verfasserin ihren Helden der Beguine nachlaufen läßt, führt sie ihn auf den Schauplatz der

belgischen Revolution und durch die niederländischen Kunstschätze, wobei sie Gelegenheit findet, viel über Politik und Kunst zu sprechen und ihre eignen Anschauungen des gedachten Landes niederzulegen.

50) Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Von W. Alexis. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Herr Willibald Alexis hat gefühlt, wie viel Reiz ein Roman gewinnen muß, wenn er in die Interessen des Tages, besonders in die politischen eingreift. Gleichwohl scheint mir sein aus der Geschichte der deutschen Demagogie entlehnter Stoff ein sehr undankbarer zu seyn. Für die tragische Erhabenheit zu klein, für die komische Behandlung wieder zu ernst, bieten jene mißlungenen Studentenumtriebe durchaus keine Seite dar, die von der Poesie mit Glück benuzt werden könnte. Ein Pistolenschuß ist tragisch, das Drohen mit einer ungeladenen Pistole komisch, aber wenn die Pistole geladen ist und das Pulver brennt nur von der Pfanne, so ist das für den Ernst zu wenig, für den Scherz zu viel und gehört nicht in die Poesie. Oder noch anders aufgefaßt. In der Poesie muß entweder eine große Begebenheit die kleinen Charaktere, oder ein großer Charakter die kleine Begebenheit entschuldigen. In dem vorliegenden Falle scheint es, hat die Furcht bei den Begebenheiten, und der gute Wille bei den Charakteren ersetzen müssen, was ihnen an historischer Größe fehlt und fehlen muß. Mißlungene Revolutionsversuche haben in der Politik immer die Bedeutung der Diminutive, sie verkleinern alles.

Ein Roman, der einen solchen Stoff wählte, konnte höchstens sub rosa politische Lehren geben wollen, aber eine solche Absicht bei einem so friedliebenden Autor vorauszusetzen, wäre thöricht. In der That hat er in seinem Roman nur überall versichert, was nicht seine Ansicht sey, nicht, was sie sey; und er hat mithin Unrecht, wenn er den Liberalen vorwirft, sie lebten nur in Negationen. Das beste an dem Roman sind einige wohlgelungene Züge, unmittelbar aus dem Leben aufgegriffen, aus der Studentenwelt, aus der Offizierswelt, von der Table d'Hôte, vom Aktentisch; leider aber ist es grade die Wahrheit solcher Züge, die sie unpoetisch macht. Wie sich die großen Interessen der Zeit in kleinen Seelen und Verhältnissen spiegeln, wissen wir gut genug, auch ohne Romane zu lesen.

Nichts charakterisirt das Buch besser, als folgende Anekdote, die der Verfasser mit sichtbarem Wohlgefallen, obgleich mit sehr humanem Bedauern vorträgt: „Das blutjunge Bürschchen in der nagelneuen Uniform spreizte sich bei Tisch mit einer unnachahmlichen Nachläßigkeit. Er stocherte sich in die Zähne, fixirte, den Ellenbogen auf dem Tisch, die Gäste und würdigte nur den Kellner und seinen Hund eines Gesprächs. Beim Dessert schnalzte er mit den Fingern und nannte den Namen des Thersites. Aller Augen auf. „Ich meine nur meinen Hund, meine Herren.“ — Und nun ging das Spiel fort: „Wie macht der Hund? — Gute Bremse — erlauben Sie mir den Namen zu substituiren — auf zwei Beinen — apportir'! — O, Sie sollen noch mehr schauen. Dem Hunde hab' ich Verstand beigebracht. — Wie thut der Liberale?“ — Der Pudel bellte. „Wie curirt man ihn?“ — Er warf die Peitsche in den Winkel, und der Pudel apportirte. „Wie spricht nun der Liberale?“ — Der Hund winselte zu seinen Füßen. „Nun zeig' auch den Herren, wie man den Liberalen dressiren kann.“ Das Thier kroch platt auf der Erde zu seinem Herrn und wagte selbst noch nicht aufzuspringen, als der Officier die Serviette hinwarf. „Was sagen Sie dazu, mein Herr?“ — „Sie sind mit der hündischen Natur sehr vertraut!“ entgegnete ruhig der beleidigte Mann. Ich glaube nicht, daß der Andere es verstand. Aufgemuntert durch die Aufmerksamkeit, die er erregt, betheuerte der Fant, es solle ihm ein Spaß seyn, alle Liberalen, sie möchten noch so laut schreien, zu dressiren. Die Herren am Ruder hätten nur keine Courage. Der Lieutenant war kaum über achtzehn Jahr, der Beleidigte ist in den Funfzigen; Jener blühend, reich, von einem historischen Namen, Dieser von Allem das Gegentheil. Er grüßte freundlich beim Hinausgehen, aber wie viel Gift mag in dem Augenblicke unter den lächelnden Lippen präparirt seyn, und wann, wo, wird es 'rausspruhen, wen treffen? — Selbst ein — — war in diesem Augenblick im Recht. Bildung und Erfahrung haben eines in allen Lebensverhältnissen gegen den rohen Uebermuth. Daran müssen wir festhalten. Es ist ein Palladium unserer Freiheit! Dergleichen geschieht hier täglich; es äußert sich nur nicht so. Die Parteihäupter billigen es nicht, aber sie freuen sich darüber. Uebrigens mochte der Vorfall nicht zufällig seyn. Man wußte, daß — — an der Table d'Hôte essen würde, und der junge Mann wollte seine glänzende Uniform, die er zum ersten Mal trug, durch eine Ritterthat einweihen. Cameraden von seinem Regiment waren zugegen. Er steht nun fest bei ihnen, wird genannt in den Cirkeln, bei Hofe, die Prinzen lachen ihm bei der Parade zu, und die Augen seiner schönen Cousinen blicken mit Wohlgefallen auf den kühnen Mann.“

Aehnliche Garnisonsheldenthaten erzählten uns vor dreißig Jahren Seume und Julius von Voß und erklärten daraus die Siege Napoleons.

51) Der Diplomat. Novelle von Ludwig Storch. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1834.

Auch Herr Storch hat die deutschen Zustände in Novellenform zu würdigen unternommen. Schon im

Vorwort kündigt er an, er werde schonungslos die Wahrheit sagen, besonders aber den Liberalen: „Ich will euch treffen, sagt er, ihr Vertheidiger der Menschenrechte, ihr langweiligen liberalen Schreier, euch elende Egoisten, euch alle, ihr Lumpe!“ In dieser höflichen Manier ist nun die Novelle geschrieben. Allein wie sehr der Verfasser auch erklärt, vorzugsweise „diese ängstliche enge Bürgerwelt voll scheinheiliger Lumpe (dies scheint das Lieblingswort dieses eleganten Schriftstellers) und breitmauliger Gesellen ꝛc. zu hassen“, so wolle man ihm doch ja keinen Servilismus vorwerfen, denn die Beamtenwelt ist dem idealen Maaßstab, den er an diese ganze Welt von „Lumpen“ legt, eben so wenig gewachsen. „Wir treten in die Häuser der Beamten. Die laue, kraftlose Mittelmäßigkeit des Geschäftslebens hat ihre schmutzgraue, unscheinbare Fahne zum Fenster herausgestreckt. Betrachtet sich etwa einer dieser Menschen, dieser Maschinenköpfe, als Diener des Staats? Schon dieser einzige Gedanke würde den Mann aus seiner schläfrigen Erbärmlichkeit herausreißen. Sein Aemtchen hat er durch Gunst erbettelt, erschlichen, was Wunder, wenn er der Knecht, der Spürhund seines Gönners, seines Obern bleibt? Wie tief bückt sich der Schreiber vor dem Revisor, wie unterthänig krümmt sich der Revisor vor dem Secretär, wie zieht der Secretär mit unterthänig grinsendem, hoffirendem Lächeln den Hut vor dem Rath, wie scherwenzelt und leckt in tiefster Unterwürfigkeit, um Gunst und Gnade bittend, der Rath vor dem Minister! Und der Minister gewährt lächelnd, schlägt freundlich ab, ist huldreich. Der Rath aber behandelt den Secretär mit Impertinenz; der Secretär den Revisor mit Insolenz, der Revisor den Schreiber mit Stupenz. So beleckt und despotisirt sich dies Lumpenvolk unter einander. Kein großer Gedanke zittert durch die mit schwerem, dichten Nebel erfüllten Köpfe dieses mattherzigen Haufens, dieser Machwerke Gottes, als er schläfrig und ermüdet war nach der Schöpfung der Napoleone, Kante, Schiller. Sie sind wie ein gewöhnlicher Gedanke, bis zum Ekel in hundert preciösen Formen wiederholt, sie sind wie die französischen Lustspiele, haben einen brillanten Schein, sind aber mattherzig und kraftlos und haben alle eine Physiognomie, die von so wenig Eigenthümlichkeit ist, daß man sie in der nächsten Minute schon vergißt, nachdem man sie zum hundertsten Mal gesehen hat. Betrachten Sie sich diese „Besen, Besenmänner, die der vorwitzige Lehrling des Meisters“ schuf, die gespalten sich verdoppeln und Wasser tragen, immer Wasser in den ekelhaft wäßrigen Kessel unsrer Staatsgeschäfte, und aus welchem die Gesetze, die heilsamen Verordnungen für „des Volkes Wohl“ als Dünste emporsteigen, betrachten Sie diese Leutchen nun in ihren häuslichen Kreisen. Das alte Lied: Vergnügungssucht, Luxus, Egoismus, Streben nach sogenannter Vornehmheit, Kleinigkeitsgeist, Frauenherrschaft, alle Nüancen liebenswürdiger Nichtswürdigkeit. Die widrigen — o bis zum tiefsten Ekel erbärmlichen Frauen schließen sich in Kasten ab, und üben mit der Schärfe ihrer Zungen ein wahres Terroristengericht über alles, was noch edel und groß aus dieser Jämmerlichkeit hervorragt. Vom Adel und vorzüglich von den adeligen Frauen verachtet und über Achsel angesehen, rächen sie sich, gleich ihren Männern, für diese erfahrene Unbill, an den Frauen der gewöhnlichen Bürger, Handwerker ꝛc. und treiben die Klatscherei, Verläumderei, Hetzerei nach Privilegien. Da haben Sie denn das getreue Bild der Bürgerkanaille.“

Dies wird hinreichen, Geist und Ton der in ihrer Art einzigen Novelle zu bezeichnen. O wie schön, wenn eine große Zeit in ihren großen Geistern sich spiegelt!

52) Der Karrikaturist. Novelle von Ludwig Storch. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1835.

Hier hat Herr Storch sich herbeigelassen, die deutschen Duodezrevolutionen in eine Novelle zu bringen. Nichts gereicht diesen wohl so sehr zur Beschämung, als daß sie auf eine solche Weise aufgefaßt werden konnten. Der Karrikaturist, ein junger Maler, gilt etwas bei Hofe, hat Gönner, geht aber doch in eine liberale Gesellschaft, compromittirt sich, wird wieder begnadigt und erfährt am Schluß, daß er ein natürlicher Sohn des Prinzen ist. Nun Vivat, Illumination, Hochzeit, Kindbett ꝛc.

53) 1812. Ein historischer Roman von L. Rellstab. In vier Bänden. Leipzig, Brockhaus, 1834.

Der Roman beginnt sehr anziehend mit dem zärtlichen Reiseabenteuer eines jungen Sachsen in einer der schönsten Gegenden der Welt, am südlichen Abhang der Alpen. Der junge Reisende findet ein goldenes Armband, das einer Dame gehört, die eben vorübergefahren war. Er überreicht es ihr und entdeckt in ihr eine der seltensten Schönheiten. Noch einmal trifft er mit ihr zusammen und hat das Glück, sie aus einer großen Gefahr zu retten. Ihr Stand, Vaterland, Namen bleiben ihm aber unbekannt und er verliert ihre Spur. Bald darauf wird er mit jungen Polen bekannt, kehrt mit ihnen nach Dresden zurück, wird hier den Franzosen verdächtig und sichert sich vor der Polizei, indem er ins Militär übertritt und mit seinen Freunden in einem polnischen Regiment den Feldzug nach Rußland mitmacht. Unterwegs machen wir die Bekanntschaft liebenswürdiger und patriotischer polnischer Damen. Der Kaiser kommt,

man überschreitet den Niemen, die Heersäulen wälzen sich in das unermeßliche Rußland. Wir werden auf die Güter des Grafen Dolgorow versezt. Dieser alte Herr ist im Begriff, seine Tochter Feodorowna mit einem ungeliebten Gatten zu vermählen, aber die Braut erfährt zur rechten Zeit, daß sie nicht die rechte Tochter des Grafen, nur ein angenommenes Kind ist und weigert sich der Ehe. Zu dieser seltsamen Brautnacht leuchtet der Brand von Smolensk. Die Franzosen brechen ein. Alles flüchtet. Nun geht der Zug nach Moskau. Wir sehen unsre Freunde mitten in den Flammen in Napoleons Nähe. Der Rückzug beginnt. Unser junger Sachsenheld wird gefangen und von der schönen Feodorowna gerettet, in der er – seine italienische Geliebte wiedererkennt. Noch mehr, sein treuster Freund und Waffenbruder, den wir bisher unter dem Namen Bernhard kennen lernten, wird als ihr leiblicher Bruder erkannt. Nun finden sich die Herzen leicht zusammen. Der alte Dolgorow wird betrogen. Die Gefangenen befreien sich, entführen das Fräulein und mischen sich in die Flucht des französischen Heeres. Nun alle Greuel der Kälte, des Hungers, die Flucht über die Beresina, was alles hier sehr treu nach Segur erzählt ist und doppelt schrecklich erscheint, denkt man an die Weiber, welche der Dichter hier mit den Männern der nämlichen Gefahr aussezt. Der Sachse aber kommt glücklich mit seiner Geliebten nach Dresden zurück, wo er sie und ihr Bruder seine Schwester heirathet. Der treueste der polnischen Freunde fällt bei Leipzig.

Dies ist das dürre Gerippe eines Romans, der an Fülle der Situationen und Nebencharaktere sehr reich ist und der die romantischen Schauer, deren sich wohl alle Zeitgenossen jener furchtbar großen Tage noch erinnern, mit vieler Wahrheit wiedergibt.

54) Bilder aus dem Kriegsleben von 1813, 1814 und 1815. Von Freimund Ohnesorgen. Zwei Theile. Berlin, Bechtold und Hartje, 1834.

Einzelne Schilderungen interessanter und wunderlicher Kriegsabenteuer, mit einem echten Wachtfeuer-Humor vorgetragen und nicht ohne die Prahlerei der Bravour. Da wird zu der schauderhaftesten Wunde recht herzlich gelacht: „Sapperment, dich haben sie ja wie einen Hasen ausgeweidet“ rc. Auch zärtliche Garnisons-Abenteuer fehlen nicht. Einzelheiten des Kriegslebens, z. B. die Wuth eines ganzen Corps gegen einen einzelnen feindlichen Soldaten, dessen Keckheit sie beleidigt, der Tod eines braven Veteranen, die Begegnisse eines einfachen Landwehrmannes rc. sind recht lebendig und ganz in der barocken Sprache muntrer Kriegsleute mit allem Zubehör von Flüchen und speziellen Berliner Witzen dargestellt.

55) Die Familie Walldorf. Historischer Roman aus den Jahren 1813—1815. Von Meerfels. Magdeburg, Bühler, 1835.

Ein überaus loyaler Pastor, seine hübsche Tochter, freiwillige Jäger, Schlachten, Einzug in Paris, Rückkehr, Hochzeit.

56) Napoleon Hannibal Scipio Meyer. Historische Novelle von Theodor v. Kobbe. Bremen, Geisler, 1835.

Eine kleine Erzählung, die man mit um so mehr Interesse durchliest, als sie uns immer wie eine wahre Geschichte gemahnt. Die Introduktion ist gut, der Leser wird lange in Spannung erhalten. Nur am Schluß häufen sich die romanhaften Verwicklungen. Das Ganze dreht sich um eine Kinderverwechslung. Durch die Geburt eines Sohnes wird eine reiche Erbschaft bedingt. Der echten Tochter wird nun ein falscher Sohn untergeschoben, die Folgen dieses Verbrechens stürzen alle dabei Betheiligten in mancherlei Gefahren, doch das Ganze schließt heiter mit der Vermählung der beiden verwechselten Kinder.

Politik.

König und Freiheit. Ein Sendschreiben wider die falschen Propheten unsrer Zeit. Berlin, Plahn, 1836.

Eine sehr matte Nachahmung der paroles d'un croyant, und zwar im entgegengesezten Sinn, denn der Grundtext ist (S. 7): „Glaubet ihr an Gott, so glaubet ihr auch an Christus. Glaubet ihr an Christus, so glaubet ihr auch an den König.“ Wir haben uns seiner Zeit gegen Lamennais ausgesprochen. Auch hier wird der salbungsvolle Bibelton gewählt, um sehr trivialen politischen Parteiansichten ein neues Gewand zu leihen. Aber es ist unwürdig, mit biblischer Feierlichkeit Dinge zu sagen, die durchaus nicht in der Bibel stehen. Man vergleiche z. B. das vorliegende Buch mit Samuel I. 8 u. 12. Und es ist doch eine abgeschmackte Gewohnheit von uns Deutschen, daß wir alles, was in Frankreich geschieht, gleich nachmachen, und daß wir auch da, wo wir Frankreich widersprechen, uns in die Retourkutsche setzen, und jeden übel angebrachten französischen Witz nur mit einem noch übler angebrachten Echo desselben erwidern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 35. Montag, 4. April 1836.

Historische Romane.

57) Neueste englische Romane. Deutsch von Dr. Bärmann. Skizzen und Sagen aus Portugal. Von Miß Julia Pardoe. Zwei Bändchen. Zwickau, Schumann, 1834.

Ankunft in Portugal im Jahr 1826, Einzug Don Miguels. Erste Sage von zwei feindlichen Brüdern, die sich um eines Mädchens willen ermorden. Zweite Sage von einem Jüngling, der plötzlich erfährt, daß seine Geliebte seine Schwester ist. Sehr abgedroschne Stoffe. Dann die Beschreibung einer königlichen Quinta. Wieder eine eingeschobene Erzählung von einem verliebten Marquis, der sich thörichterweise in einem Stiergefecht auszeichnen will, aber vom Stier auf die Hörner genommen wird und dessen verzweifelnde Geliebte in die Schranken stürzt und denselben Tod leidet. Beschreibung einer Landpartie. Die recht heitere Erzählung von der Entführung einer Nonne. Beschreibung des prachtvollen Klosters Batalha. Geschichte eines Mönchs, der aus Eifersucht zum Mörder wird. Schilderungen aus Leiria und der Umgegend. Hier gibt die Verfasserin eine Charakteristik des portugiesischen Volks, die sehr zu dessen Gunsten ausfällt. Namentlich lobt sie seine Gutmüthigkeit. Als reisende Engländerin war sie ein Gegenstand des Erstaunens und vielfach gastfreundlicher Bemühungen auf dem Lande. „Es ereignete sich häufig, daß portugiesische Landgutsbesitzer, denen ich auf meinen Spazierritten begegnete, mich zu einem Besuche in ihrer Quinta einluden, damit ich von ihren Weibern und Töchtern gesehen würde, von denen freilich die meisten bisher keine Gelegenheit gehabt hatten, einer Engländerin ansichtig zu werden; und niemals habe ich Veranlassung gehabt, meine Bereitwilligkeit gegen diese so ehrlichen wie außergewöhnlichen Einladungen zu bereuen, außer daß ich mich dabei vorübergehenden Unbequemlichkeiten zu unterziehen hatte. Auch trug ich selbst Verlangen, so viel ich konnte von dem Volke, in dessen Lande ich mich aufhielt, zu sehen, und wußte oder erfuhr immer, daß ich mir da, wo ich mich auf solche Weise zur Schau stellte, etliche Freunde gewann, die meine Gefälligkeit nach ihren besten Kräften zu vergelten trachteten. Ich kann nicht sagen, ob mein blondes Haar oder mein Reitrock die meiste Aufmerksamkeit erregte; doch zeigten die Frauenzimmer über das Eine wie über das Andere jederzeit lebhaftes Erstaunen. Nicht selten löseten sie mir mein Haar auf und ließen es mir über die Schultern herabhangen, um sich zu überzeugen, daß es wirklich ein Erzeugniß

Digitized by Google

meines Hauptes und bis an seine Wurzel echt sey, welches um so auffallender seyn mußte, da die Portugiesinnen selbst, von der Höchsten bis zur Niedrigsten, eine Fülle von Haupthaar besitzen."

Dann zur Abwechslung wieder eine Sage von einem Waldteufel, der ein Mädchen verfolgt, aber wegen ihrer Frömmigkeit von ihr ablassen muß. Beschreibung des Klosters zu Alcobaca. Hier wurde unsre reisende Dame von den Mönchen genöthigt, mitten in der Kirche englische Lieder zu singen, ja sie verlangten sogar, sie solle tanzen. In der Bibliothek dieses Klosters war sie auch, schenkte aber nur einigen englischen oder von Engländern dahin gestifteten Büchern ihre Aufmerksamkeit. Wieder eine Klostergeschichte von einer Nonne, die ins Kloster kam, weil ihr Stiefsohn sie liebte. Wie kommt doch die zarte Engländerin zu solchen Incest-Geschichten? Weit besser als diese Erfindungen sind ihre Schilderungen dessen, was sie selbst gesehen und erlebt.

So z. B. gleich die folgende Unterhaltung mit einem jungen Mädchen. „Die mittlere dieser Grazien war eine verlobte Braut. In einem Anfall von unmäßiger Höflichkeit fragte sie mich eines Tages, ob ich Lust hätte ihren namorado zu sehen. Da ich natürlich antwortete, daß nichts auf der Welt mir mehr Freude machen würde, so ward ich gebeten, mich Abends sechs Uhr bereit zu halten. Ich gestehe, daß ich etwas neugierig war, den Liebhaber solcher Hopfenstange kennen zu lernen, und ich versprach daher, pünktlich zu seyn. Es schlug sechs Uhr, und ich erstaunte, als ich das Wohngemach der Familie betrat, die braungelbe Schöne allein zu finden. Diese umarmte mich, führte mich zu einem Sessel auf dem Balcon, und machte sich daselbst zu meinem Gegenüber. Sorgfältig zog sie nun die venetianische Blende über den Balcon, so daß wir nur von den beiden Enden besagten Schirmes her gesehen werden konnten. Diese ganze Ceremonie war mir höchst räthselhaft und ich begann zu muthmaßen, daß ich die Ehre und die Glückseligkeit haben sollte, bei einer eifrigen Liebesscene Nummer Drei, folglich „une de trop" abzugeben. Vor Augen diese Furcht, wag' ich es zu fragen, ob wir nicht bequemer im Zimmer als auf dem Balcon seyn würden? allein die Senhora blickte mich mit Verwunderung an, und fragte ihrerseits, wie sie dann im Stande seyn sollte Ihn zu sehen; und was noch schlimmer seyn würde, wie er es anfangen sollte sie zu erblicken, sobald wir nicht auf dem Balcon wären, wenn er vorüber ginge. „Kommt er denn nicht zu Ihnen?" fragte ich weiter in meiner Unwissenheit, als ich ihren sorgfältig geordneten Haarputz und den verrätherischen Nelkenstrauß an ihrer Brust überblickte. Sie faßte mich einen Augenblick lang hocherstaunt ins Auge, und berichtete mir dann kaltblütig, daß in Portugal ein Gespräch mit dem Manne zu halten, mit dem man verheirathet werden solle, etwas Nieerhörtes sey — daß sie mit ihrem künftigen Gatten noch kein einziges Wort gesprochen hätte, daß er jedoch ihr täglich einen Nelkenstrauß schickte, den sie jeden Abend, wo sie erwartete, daß er am Balcon vorbeigehen würde, an ihrer Brust zum Beweise trüge, wie angenehm seine Bewerbung ihr wäre. Auch versicherte sie mich, daß nichts sie mehr verdrießen würde, als wenn er ausbliebe, es möchte schlimmes oder gutes Wetter seyn, er möchte noch so viele Geschäfte, oder noch so dringende Verhinderung vorschützen können. Das erste Mal in solchem Falle würde sie sich ohne seinen cravo (Bewerbungsstrauß) zeigen, das zweite Mal würde es mit der ganzen Heirathsgeschichte für immer ein Ende haben. So weit waren wir in unserem Gespräche gekommen, als der Senhor sichtbar ward, so gravitätisch, als ob er bei einem Leichenzuge wäre, den Hut zog und — vorüber schritt! Die Dame ihrerseits verbeugte sich und lächelte, und fuhr dann fort, mir ganz gelassen allerlei Aufschlüsse über portugiesische Liebesbewerbung zu geben. Unter andern höchst interessanten Bemerkungen machte sie mir auch die, daß ich nicht wüßte, warum sie des Morgens beim Aufstehen sich ihr Haar nicht kämmte und das Gesicht nicht wüsche — über welche unzarte, üble Gewohnheit ich sie ein wenig gescholten hatte — sie thäte solches immer erst um fünf Uhr Abends, damit sie hübsch und frisch aussehen möchte, wenn um sechs Uhr der Blick ihres Namorado an ihr vorüber glitt'. Das war ein unzubestreitender Grund, und da ich bemerkt hatte, daß der Liebhaber (!) ein kleiner unansehnlicher Mensch, und offenbar mehrere Jahre jünger als die Verlobte war, so fragte ich diese, ob sie sich nicht unglücklich bei dem Gedanken fühlte, einen Mann zu ehelichen, den sie durchaus nicht weiter als von Ansehen kennete? Die Antwort auf diese Frage war eben so befriedigend als die, welche sie mir vorhin gegeben hatte. Sie wäre, sagte sie, ganz besonders für diese Heirath eingenommen, denn ihr verlobter Bräutigam wäre weit wohlhabender als der Ehemann ihrer Schwester, folglich würde sie im Stande seyn, sich besser als diese zu kleiden und größere Gesellschaften zu geben. Da überdies es unverehelichten Frauenzimmern nicht gestattet wäre, den Picknicks zu Villa Franca beizuwohnen, und sie gar zu gern tanzte, müßte es ihr höchst wünschenswerth seyn, sich bald verehelicht zu wissen."

Die folgende Sage von dem satanischen Mönch, für den sich seine Geliebte den höllischen Mächten zum Opfer bringen will, ist die schönste in dieser Sammlung, obgleich nicht ganz originell, denn sie erinnert an eine

schon ältere englische Sage, nach welcher das Mädchen dem Geliebten ins Grab und in die Hölle selbst dann noch folgt, als er schon die Teufelsgestalt angenommen hat. Es ist im Grunde dieselbe Sage, wie Bürgers Lenore, nur ist sie schöner, weil das Mädchen nicht willenloses Werkzeug bleibt, sondern das größte Opfer bringt, das Liebe und Treue zu bringen im Stande sind. Zuletzt noch ein paar Geschichten von unglücklich Liebenden, von einem Hündchen des Geliebten, der vom Grabe seines Herrn durch weite Länder bis zur ängstlich harrenden Braut zurückkehrt und ihr die Nachricht seines Todes bringt 2c. Eine Beschreibung Coimbras und das Genrebild einer Dorfhochzeit machen den Beschluß.

58) Die Blume von Granada. Ein historisch-romantisches Gemälde aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Moriz Reichenbach. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1835.

In Prosa und Versen, in Romanzen, in Epos, in Trauerspielen und Romanen ist die Eroberung von Granada schon viele Mal behandelt worden, und die Alhambra ist in der deutschen Poesie fast bekannter als die Wiener Hofburg. In Bezug auf orientalische Bilderfülle und Gluth ist die dramatische Bearbeitung dieses Stoffes durch Herrn von Auffenberg unübertroffen geblieben. Einfach schön haben Chateaubriand und Washington Irving denselben Stoff behandelt. Die vorliegende Bearbeitung ist ziemlich voll Pathos und Sentimentalität, in der gewöhnlichen Weise unsrer historischen Romane, ohne eine originelle poetische Idee darzubieten.

59) Historische Novellen von Caroline Lessing. Liegnitz, Kronecker, 1834.

„Das trauernde Königspaar“, eine Geschichte aus den Zeiten des Kampfs zwischen den Gothen und Arabern in Spanien, und „Bergmannsglück“, die Erzählung eines Kinderraubs, der glücklich entdeckt wird. Die Verfasserin zeichnet sich durch keine poetische Eigenthümlichkeit aus. Ihr Ton ist der ganz gewöhnlich pathetische, der beinah alle unsre historischen Romane so widrig macht. Warum schreibt man nicht einfacher und natürlicher? Wozu immer feierliche und sentimentale Stimmungen und Ausrufungszeichen?

60) Dornenkranz der Religionsverfolgung. Historische Erzählung aus neuerer Zeit von Borck. Berlin, Schröder.

Die Verfolgung eines Juden durch die spanische Inquisition.

61) Der Corregidor. Historischer Roman aus der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Von Massaloup. Magdeburg, Bühler, 1835.

Die Katalonier erregen Aufruhr gegen den König. Der Sohn eines Corregidors nimmt Theil an der Rebellion, wird gefangen und soll auf Befehl seines eignen Vaters hingerichtet werden, wird aber gerettet. Der Roman entbehrt gänzlich der Lokalfarben, des scharfgezeichneten spanischen National-Charakters und Landes.

62) Der Premierminister. Geschichtliches Lebensbild von Belani. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1835.

Herr Belani ist ein sehr fruchtbarer Romanschreiber. Hier hat er die Geschichte des berühmten Minister Pombal bearbeitet, der bekanntlich die Jesuiten aufhob und eine Zeitlang in Portugal die Aufklärung beförderte, wie Joseph II. in Oesterreich. Pombal erscheint hier etwas schwärmerisch. Er unterhält sich einmal mit seiner Geliebten folgendermaaßen:

„Ich bin noch lange kein Christus, der einzig und unerreichbar dasteht in der Reinheit und Erhabenheit seines Wandels; aber ich fühle die Kraft in mir, für meine Ueberzeugung in den Tod zu gehen und für die Wohlfahrt meines Vaterlandes mein Leben zu opfern.“

„Du bist ein edler Mann,“ sprach sie mit Wärme, „ich fühle ganz deinen höheren Werth; aber ich kann dir nicht folgen auf deinem Adlerfluge. Ich werde mit der Nachtigall im Myrthenhaine klagen.“

„Holde Schwärmerin,“ schmeichelte er, „bist ja doch mein Zuckerbrödchen, wie der Portugiese sein Land nennt.“

„Schmeichler,“ schmollte sie lächelnd, „hast du das bei deinen Jesuiten gelernt. Ich will hoffen, daß du mich ehrlicher behandelst.“

„Ha, diese Jesuiten, rief er aufflammend 2c.“

Das ist doch ein etwas zu juveniles Benehmen. Pombal mußte den Ausdruck eines durchdringenden Verstandes, das Benehmen eines feinen Staatsmanns zeigen. Die anziehendste Partie des Romans ist die Flucht und Verfolgung des jungen Manuel, eines mysteriösen Kronprätendenten, der nach Goa flieht und eine Zeitlang unter den Brahminen lebt. Daß das Jesuitenwesen möglichst grell geschildert ist, versteht sich von selbst.

63) Romantische Erzählungen aus Portugals Geschichte. Von Demselben. Daselbst.

Alfonso der Heilige, oder die Gründung Portugals, im zwölften Jahrhundert, ein Zeitraum, der keineswegs hindert, daß die vorkommenden Personen die ganze Bildung und Sentimentalität des neunzehnten Jahrhunderts und die schönsten modernen Phrasen zur Schau tragen. — Ines de Castro, eine interessante, aber schon oft bearbeitete Geschichte.

64) Salvador, der Guerillaführer. Eine Erzählung von Don Telesforo de Trueba. Aus dem Englischen übersezt von Dr. Friedenberg. Drei Bände. Berlin, Duncker und Humblot, 1834.

Don Salvador de Montalvan, ein edler junger Spanier, sieht, wie seine Mutter von einem französischen Sergeanten geschlagen wird, spaltet ihm den Kopf, entflieht und wird Anführer einer Guerillabande. Um ihn trauert seine Geliebte, Blanca; aber ein anderes Mädchen, die Tochter eines Hidalgo, Donna Elvira, verliebt sich in ihn, nimmt männliche Kleidung und folgt unerkannt seinem Corps. Nun werden die Abenteuer des Kriegs geschildert. Ein schlauer Spanier, Namens Podenco, erschöpft sich in den Listen des Spions. Ein großer französischer Transport wird erbeutet, wobei einige französische Karrikaturen in Gefangenschaft gerathen und gehörig verspottet werden. Dann die Gefahren. Salvador wird geschlagen, fast eingeholt, vertauscht seine Kleider mit denen eines Bettlers, flüchtet in eine Pächterwohnung, gibt sich aber selbst zu erkennen, da die Franzosen dem Pächter das Haus anzünden wollen. Er wird gefangen und nach Kriegsgebrauch erschossen. Aber die Kugeln tödten ihn nicht. Seine Leute, durch seine Geliebte herbeigeführt, nehmen ihn auf. Er beschämt die Franzosen, indem er einen ihrer Offiziere, der schon den Tod erwartet, mit einer Börse entläßt. Unterdeß wird Blanca, seine Geliebte, von einem französischen Obersten verfolgt und mit genauer Noth gerettet. Elviras Schwester, Fulgentia, ist gegen einen französischen Capitain nachgiebiger, läßt sich von ihm entführen, heirathet ihn, begleitet ihn ins Feld gegen ihre eigene Landsleute. Er trifft mit Salvadors Leuten zusammen und tödtet im Gefecht Elviren, die sich sterbend zu erkennen gibt. Auch ihr Vater wird gefangen und gibt der Tochter den Fluch. Fulgentia folgt ihrem Gatten nach Paris, wird bald von ihm mißachtet und flieht einsam in ihr Vaterland zurück, wo sie Nonne wird. Salvador heirathet seine Blanca.

Es ist etwas von altspanischer Romantik in diesem modernen historischen Roman. Was ihn als echt charakterisirt und nicht genug zu loben ist, das ist der patriotische Geist, der in ihm lebt. Wie sentimental würden wohl alle unsre die Feder führenden deutschen Frauen und Freifrauen die Liebe eines deutschen Mädchens zu einem französischen Offizier behandelt haben! Wie würde da jede Spur von Nationalgefühl vor der herkömmlichen Weinerlichkeit gewichen seyn! Der stolze Spanier denkt anders. Ihm empört sich das Herz, soll er ein spanisches Mädchen sich als Geliebte des brutalen Feindes denken.

65) Die Guerillas. Von dem Grafen von Locmaria. Aus dem Französischen von W. A. Lindau. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Hier wird mit dem Patriotismus schon wieder Comödie gespielt. Der Standpunkt ist ein mehr französischer als spanischer. Der Held, ein französischer General, wird nicht nur vom Glück, sondern auch von der Liebe und Gönnerschaft einer edeln spanischen Familie gehätschelt, deren Tochter ihn liebt, deren Sohn, obgleich spanischer General, nichts Wichtigeres im ganzen Roman zu thun hat, als ihm das Leben zu retten. Der Franzose läßt spanische Offiziere erschießen und erfüllt pünktlich Napoleons grausame Befehle; aber ihm darf kein Haar gekrümmt werden, er ist das privilegirte Kind der großen Nation und alles wetteifert, ihn zu schonen, ihn auf den Händen zu tragen ꝛc.

66) Des Kriegers Feierabende. Aus der Zeit der deutschen und spanischen Befreiungskriege von Heusinger. Braunschweig, Horneyer, 1835.

Erzählungen dieser Art, halb Wahrheit, halb Dichtung, aus den spanischen Kriegen Napoleons, voll von Märschen, Schlachten, Gefangenschaften, Verfolgungen, Gefahren aller Art, Großmuthsscenen, edeln Damen, Wittwen der Gefallenen, todten Kindern, Mönchen ꝛc. sind schon so oft dagewesen, daß wir unsern Lesern nichts Neues zu berichten glauben würden, wenn wir ihnen den verwickelten Gang der vorliegenden Erzählungen durch Abenteuer aller Art hier genauer verzeichnen wollten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 36. Freitag, 8. April 1836.

Historische Romane.

67) Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Vom Verfasser des Legitimen ꝛc. Zwei Theile. Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1835.

Der Verfasser zeichnet wie Cooper sehr klar und treu, und nicht ohne denselben Wortaufwand. In dem vorliegenden Werke macht er den ganzen Uebermuth eines reichen und freien Nordamerikaners gegen das alte Europa geltend, durch das gleichwohl seine aristokratisirenden Neigungen gefesselt werden. Für uns Deutsche hat das Buch etwas Demüthigendes, und ich mußte erröthen, als ich folgende unbarmherzige Ausfälle las, die wohl gegründet seyn müssen, denn wenn Deutsche das, was Fremde höhnend gegen sie schreiben, gehorsam übersetzen und abdrucken lassen, so hat der Fremde wohl Recht, wenn er sie verachtet. So lesen wir hier: „Es war ein seltsamer Zug, der sich nun in der Windung der Straße näherte. Voran rollte ein Schubkarren, der von einem Manne fortgeschoben wurde, der in der magischen Beleuchtung des Mondes einer jener Karrikaturen glich, welche die Meisterhand Cruikshanks uns geschenkt und die uns so oft zu einer Art rasenden Hohngelächters über uns selbst hinreißen. Die seltsame Bewegung des langen spindelbeinigen Gerippes hatte etwas so barrok gräßlich-possirliches, daß der Jüngling in ein lautes Lachen ausbrach, das wieder in ein Gemurmel des tiefsten Unwillens überging, so wie die Gruppe sich hinlänglich genähert hatte. Es war ein armseliges Häufchen von Menschenkindern, die zum Theil auf den Schubkarren gepackt waren, zum Theil hintendrein krochen und schleppten. Der Schubkarrenführer war ein sehnig knochiger, aber abgemagerter Mann, der beiläufig dreißig Jahre zählen mochte, dem aber die Mühseligkeiten des Lebens wenigstens zwanzig Jahre mehr aufgedrückt hatten. Sein Anzug war im höchsten Grade ärmlich. Ein schmutzig ledernes Käppchen, kurze Beinkleider von demselben Stoff, und dessen ursprüngliche Farbe eben so wenig zu erkennen war, ein Kittel von Zwillich und eine mit mannichfaltigen Lappen besezte Weste. Im Fortschreiten entfuhren ihm grobe, barsche Worte, die Scheltworte seyn mochten, und zweifelsohne den armen Würmern galten, die, vor Frost zitternd, in noch elendern Lumpen staken, aus denen sie wie kleine ausgestopfte Kobolde herausnickten. Zehn Schritte hintendrein kam eine zweite Gestalt, in eine Menge zerrißener und schmutziger Unterröcke auf eine so widrig lächerliche Weise vergraben, als schwer bestimmen ließ, zu welcher Gattung lebender Wesen sie gehörte. An ihren Röcken schleppte sich ein drittes Kind, während ein viertes an ihrer Brust lag, und ein fünftes in Fetzen gewickelt auf ihrem Rücken hockte. Die grobe Stimme des Mannes

wurde häufig von den gellend kreischenden Tönen des Weibes unterbrochen, das die winselnden Würmer, die sie auf allen Seiten umgaben, auf eine nicht minder rohe Weise zu beschwichtigen bemüht war. Beim ersten Anblicke gewahrte man, daß es Kinder des unglücklichen Landes waren, die seit so vielen Jahren die Erde mit ihrem Blute zu düngen, die Welt mit ihrer Nacktheit und ihrem Elende anzuekeln bestimmt zu seyn scheinen; eines jener Bilder serviler Unterwürfigkeit, wie wir sie auf den Werften unserer Seestädte häufig als Exemplare dieser Nation zu schauen bekommen, und die uns bereits wider Willen gezwungen hat, der unbegrenzten Hospitalität unsers Landes Schranken zu setzen."

68) Transatlantische Reiseskizzen und Christophorus Bärenhäuter. Von Demselben. Daselbst.

Recht artige Tableaux. Eine häusliche Scene in New-York, ein nächtliches Abenteuer am Fluß Tennessee, die Geschichte eines Kinderraubs. Die leztere ist vortrefflich erzählt und ganz geeignet, die Erwartung zu spannen, das Mitgefühl jedes Lesers zu erwecken. Einem Nordamerikaner wird sein einziger Knabe geraubt. Alles Nachsuchen und Forschen ist vergebens. Endlich erhält er einen Brief, worin man ihm erklärt, sein Sohn lebe und solle ihm gegen ein beträchtliches Lösegeld ausgeliefert werden. Er folgt dieser Spur und es gelingt ihm, den Aussteller des Briefes zu verhaften. Dieser gibt hohnlachend nur den Ort an, wo die Kleider des geraubten Knaben liegen, gesteht aber weiter nichts. Es ist das wahrste, aber auch abschreckendste Bild der Schadenfreude.

Dann folgen Scenen vom Missisippi, Schilderungen der Yankees, eine Fahrt am Red River, Familienscenen rc., wobei überall ziemlich viel Nationalstolz und Nationaleitelkeit durchblickt, denn der Verfasser schreibt, obgleich deutsch, als echter Transmariner.

Zulezt die Geschichte des Bärenhäuters, eine nordamerikanische Schildbürgergeschichte im alterthümlichen Ton gehalten, doch mehr an Tristram Shandy als an unsre naiven altdeutschen Geschichten erinnernd.

69) Der Virey und die Aristokraten, oder Meriko im Jahr 1812. Von Demselben. Drei Theile. Daselbst. 1835.

Der unbekannte Verfasser hat schon in seinen frühern Romanen ein Talent für Schilderungen des amerikanischen Lebens bewährt, welches ihn Cooper und Washington Irving an die Seite sezt. Der vorliegende Roman ist um so anziehender, als er sich vom englischen, nun doch wohl hinlänglich beschriebenen Nordamerika, nach dem von den Romanschreibern noch minder heimgesuchten spanischen Süden wendet. Gleich der Eingang in den Roman ist prächtig, die sehr ausführliche Schilderung eines merikanischen Festes in der Farbenpracht des Landes und mit allen seinen reichen Staffagen. Troz dieser originellen Dekorationen ist aber die Handlung nur wieder eine Nachahmung des schon so oft nachgeahmten Spion und Lionel Lincoln von Cooper. Auch hier nämlich steht eine Volkspartei der Eingebornen den herrschenden Söhnen des Mutterlandes gegenüber, und auch hier wird zwischen den Parteien gewaltig intriguirt und spionirt und die Liebe geräth in Conflikt mit der Politik. Ein mysteriöser Comte, der unter der Maske der Loyalität ein Patriot ist, und seine reizende Pflegetochter spielen auf der einen Seite, der Virey oder Vicekönig und die, wie es scheint, ziemlich karrikirten Altspanier auf der andern Seite die Hauptrolle. Dazu kommen dann Creolen, Farbige, Inder in aller Beweglichkeit einer Revolution. Das politische Versteckenspielen, die Mystifikationen, das spannende Geheimthun, das in vielen Theilen des Romans vorherrscht, kann um so weniger erfreuen, als es schon oft dagewesen ist. Dagegen treten die Sittenschilderungen, die Beschreibung des Landes und Volks sehr anziehend hervor, und ganz besonders scheint uns die höchst originelle Familienscene zu Anfang des dritten Bandes gelungen zu seyn, wo spanische Grandezza, der Ruhm der Ahnen, die schon in der Schlacht bei Ronceval gefochten, mit der Indolenz, dem Schmutz und der Nacktheit Neuspaniens auf das seltsamste contrastiren.

70) Der Chevalier. Ein Roman von Theodor Mügge. Drei Theile. Leipzig, Wigand, 1835.

Ein mit vieler Liebe ausgearbeitetes Werk. Der Held ist ein Chevalier Mauduit, früher in Verbindung mit dem Grafen Artois, später Militär-Gouverneur auf St. Domingo. Die Begebenheiten auf dieser Insel, die der großen Neger-Revolution vorhergingen, bilden den Hauptinhalt dieses historischen Romans, den der Verfasser durch eine Schilderung der Neger-Revolution selbst in einem zweiten Roman fortzusetzen verspricht.

Mauduit hat einige Aehnlichkeit mit Lionel Lincoln von Cooper. Wie dort ein englischer Officier in die nordamerikanische, so wird hier ein französischer in die haytische Revolution verwickelt. Beide sind von guter Familie, und ihr militärisches Ehrgefühl, ihre Bildung constratirt mit der natürlichen Derbheit und Wildheit der Eingebornen. Doch ist der Roman von Mügge reich an eigenthümlichen Zügen, und der mehr südliche Schauplatz, so wie der mehr tragische Ausgang verwischen jene Aehnlichkeiten mit dem älteren Vorbilde.

Mauduit kommt nach der Insel und erstaunt über die Gegensätze, welche sich ihm darbieten. Weiße schwärmen für die Freiheit, ahmen in ihrer Assemblée die Nationalversammlung des Mutterlandes nach und conspiriren gegen die königliche Regierung im Namen der Freiheit, während sie zugleich alle ihre krassen Vorrechte gegenüber den Farbigen und Schwarzen behaupten und dieselben auf die alte unmenschliche Weise behandeln. Weiße Damen von edler Geburt und von der feinsten Bildung lassen arme Neger mit der größten Gleichgültigkeit zu Tode martern, als ob sich so etwas von selbst verstünde. Auf der andern Seite halten aber auch wieder die Farbigen und Schwarzen nicht zusammen, sondern hassen sich tödtlich, weil jene edler als diese zu seyn glauben.

Der junge und artige Chevalier kommt natürlicherweise mit Damen in Berührung. Eine üppige Creolin, reich und von Einfluß auf ihre Standesgenossen, bemächtigt sich seiner und überschüttet ihn mit allen Zärtlichkeiten, deren die glühende Liebe einer Französin fähig ist, aber er erfährt, eben sie, dieses sanfte reizende Weib, habe ihren schwarzen Koch in einem Anfall übler Laune in den Ofen stecken und verbrennen lassen, und nun schaudert er vor ihr zurück. Der Verfasser malt die Grausamkeiten gegen die Negersklaven zu grell aus, und diese anatomische Deutlichkeit der Martern überschreitet die Grenzen des Poetischen. — Bald wird Mauduit durch eine andere Liebe gefesselt, durch eine junge schöne Mulattin, die sich mit demüthiger Andacht an ihn schließt, deren früherer Liebhaber sich aber seines unwillkommenen Nebenbuhlers durch heimlichen Ueberfall bemächtigt und ihn einer grausamen Rache zu opfern im Begriff ist. „Hier, in einem Winkel zwischen Felsentrümmern, warf man die Opfer nieder; Hände und Füße wurden ihnen doppelt mit Kokosstricken umwunden, die dann mit ihren Enden an die starken Zacken der Stalaktiten in Wand und Boden befestigt wurden; und nun streuten ihre Henker die furchtbare Pulversaat über sie aus, schütteten sie in ihre Kleider und auf ihr schreckliches Lager, und befestigten endlich einige Schritte davon eine langsam brennende Lunte, deren äußerstes Ende in einem Pulverhaufen steckte, dessen Entzündung unfehlbar die des übrigen nach sich ziehen mußte.“ Doch ehe die Lunte noch das Pulver erreicht, wurden sie vom Toussaint gerettet, demselben, der nachher die Hauptrolle in der Revolution spielte. Toussaint will ihn nun bewegen, sich für den König gegen die empörten Weißen der Neger, und ein Fräulein von Blanchelande, eine schöne Schwärmerin für allgemeine Freiheit, will ihn bewegen, sich der Mulatten zu bedienen. Aber trotz seiner Liebe zu dem Fräulein, über der er seine früheren petites affaires de coeur vergißt, bleibt er doch seiner militärischen Pflicht treu, da er sieht, daß der Name des Königs und der seinige nur von den Farbigen zu ihren Zwecken mißbraucht werden soll, und da man ihm so wenig traut, als er den Farbigen. Kaum aber hat er seine Meinung bestimmt erklärt, so wird er in einem großen Volksaufstande umgebracht. Ein reiches, farbenvolles, auch durch seine politische Beziehungen interessantes Gemälde.

Zeitgeschichte.

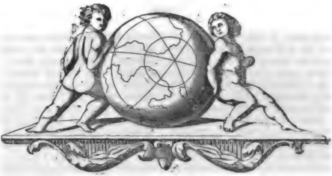
Oesterreich im Jahre 1835 und die Zeichen der Zeit in Deutschland. Von Dr. Groß-Hoffinger. Stuttgart und Leipzig, Rieger und Comp., 1836.

Viele interessante Gegenstände werden hier besprochen, das Kaiserhaus, Fürst Metternich, Graf Kolowrat, die bedeutendsten Staatsmänner in Oesterreich, die Literatur des Kaiserstaats. Wir machen darauf aufmerksam, ohne uns beurtheilend über Dinge auszulassen, die wir nicht durchaus kennen und verstehen. Aus dem „Graf Kolowrat-Liebsteinsky“ überschriebenen Kapitel entlehnen wir folgende Stellen: „Man hat nach der Thronbesteigung Ferdinand I. im Auslande viel von einem angeblichen „Camarillastreit“ zwischen dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fürsten von Metternich, und dem Minister des Innern, Grafen von Kollowrat-Liebsteinsky gesprochen, allein der mit der Lage der Dinge in der Monarchie und mit dem Charakter dieser beiden Männer Vertraute zweifelte sogleich an einer ernstlichen Spaltung, welche für den Staat in der Gegenwart im höchsten Grad gefährlich seyn müßte. Erstlich müßte man bei Kenntniß der würdevollen Stellung der österreichischen Minister, gegenüber von ihrem Monarchen und der österreichischen Staatsverfassung, gegen einen Ausdruck protestiren, der nur in einem völlig desorganisirten Staat, an einem entwürdigten, moralisch und politisch gesunkenen Hofe zur Bezeichnung jenes gemeinen Reptils statthaft wäre, das von dem Unglück eines demembrirten Staates Nutzen zu ziehen dächte, zweitens mußte die Behauptung einer Trennung der beiden, unter Franz I. zu gleichen Zwecken vereinten Ministerien unwahrscheinlich klingen, da selbst im Falle eines Meinungsstreites die klare Nothwendigkeit und die Gemeinschaft der Interessen und Hauptzwecke, so wie die, beiden Ministern eigenthümliche Vaterlandsliebe hinlängliche Vereinigungspunkte darbieten. — Graf Kolowrat stammt aus einem der reichsten und berühmtesten Geschlechte Böhmens, welches sich von jeher in allen Kämpfen des unglücklichen Czechenvolks durch treue Anhänglichkeit an das Regentenhaus auszeichnete. Als Oberstburggraf des Königreichs Böhmen im Jahr 1810 seine öffentliche

Laufbahn antretend, fand er in dieser bis dahin etwas vernachläßigten Provinz neuen Stoff und Gelegenheit, die traurigen Folgen der Nichtbeachtung der individuellen Interessen, und der Niederhaltung eines rühmlichen Strebens zu beobachten, und zum ersten Male Anlaß, seine eigenen Ideen und Verwaltungsgrundsätze geltend zu machen. Seiner musterhaften Oekonomie, seinem patriotischen Eifer, der das Nationalleben der Böhmen wieder aufrichtete und die Herzen gewann, gelang es, den Zustand Böhmens bedeutend zu verbessern. Langjährige Erfahrung bestärkte ihn in seinen Grundsätzen, die er bald in größerem Wirkungskreis anzuwenden, 1825 von dem jedes Verdienst anerkennenden Franz nach Wien berufen ward. Obgleich Kolowrat durch seine Wirksamkeit josephinische Grundsätze zu erkennen gab, war er doch stets einerseits ein Feind des gewaltsamen Verfahrens, andererseits dem spießbürgerlichen Liberalismus abgeneigt, der in Oesterreich häufig in Jakobinism ausartete, da eine mächtige Aristokratie seiner freien Ausbreitung im Wege stand. Kolowrat begünstigt diesen nicht aus selbstischem Interesse, sondern aus Staatsklugheit, weil er in ihm mit Recht eine der mächtigsten Stützen des österreichischen Staates erblickt; allein er vergißt nicht die Interessen des Bürgerstandes, und die allgemeinen der Civilisation und Kultur. Kolowrat, in seinen Gesinnungen eben so weit vom aristokratischen Absolutismus und Obscurantismus entfernt als von dem Taumelgeist der Weltverbesserer, Aufrechthaltung der Staatsformen, Befestigung des Thrones und der Aristokratie, Erhebung des Landmannes, Beförderung des Nationalwohlstands und der Gedankenfreiheit erzweckend, repräsentirt in dieser Verfassung seiner Meinungen und Wirkungen die Wünsche der österreichischen Völker, den Grad ihrer Bildung und den moralischen Zustand der neuesten Generation, gegenüber von der Staatsnothwendigkeit, welche diesen Wünschen manchmal entgegen zu seyn durch sich selbst angewiesen seyn möchte. Aus dem Gesagten ergibt sich die natürliche Stellung Kolowrats, die weit entfernt, eine dem Staat gefährliche Spaltung zu veranlassen, vielmehr eine für Oesterreich ungemein glückliche Constellation bewirkt, welche auf bedeutende Zunahme des österreichischen Ruhms deutet. Die innere, legislative organisirende Staatsweisheit und die äußere, auf die inneren Theile rückwirkende, von Natur conservative Politik bewegen sich auf einem schmalen Grund zwischen zwei Abgründen. Um beide zu vermeiden, müssen diese den Staat erhaltenden Kräfte in vielen Punkten gegen einander wirken; denn das ängstliche Zurückdrängen gefährlicher Kräfte vom Rande der äußeren Existenz kann den Staat rücklings in die Vernichtung des Bürgerkriegs, das ungestüme Vordrängen und die Neuerungssucht der aufgährenden Triebkraft der inneren Maschine leicht durch Uebermaaß das äußere Bollwerk der Staatsselbstständigkeit niederreißen. Es ist mit den größten Schwierigkeiten verbunden, Reformen in Interessen der Civilisation und Aufklärung durchzuführen, ohne den Staatenbund, dessen einzelne Theile eine unabhängige Gesetzgebung besitzen, noch ungleichartiger zu gestalten als er es schon ist, ohne auf Kosten der gesammten Staatskraft immer mehr Theile zu isoliren und das Band, welches sie zur Einheit umschlingt, aufzulockern. Eine größere Freiheit der Presse wird schwer herzustellen seyn, da die Anhäufung und Verwirrung der buntesten Interessen, welche dem österreichischen Conglomerat von zwanzigfältigen Nationalitäten, Kulturstufen und Sprachen bei vermehrter Redefreiheit nothwendig einen Zustand der Gährung und des Streites herbeiführen mußte, welche, wenn auch angenommen werden könnte, daß er die Entwicklung befördern werde, doch dies nur auf Gefahr des Umsturzes thun könnte; die Staatswirthschaft wird schwerlich in allen Provinzen nach gemeinsamen Grundsätzen unter provinzieller Controle organisirt werden können, da manche Provinz auf Kosten einer anderen erhalten und kultivirt, und die künstliche Zusammenfügung der österreichischen Staaten auch durch künstliche Mittel erhalten werden muß, welche, wenn auch kostbar und außer dem Bereiche der natürlichen Staatswirthschaftstheorie liegend, dennoch nicht entbehrt werden können, ausgenommen in einem Staat von gleichmäßiger Einheit der Verfassung und Gemeinschaft der Interessen; die Rechts- und Unterthans-Verhältnisse werden vor Herstellung einer gemeinsamen Kultur und Civilisation eben so schwer verbessert werden können, und dasselbe wird von vielen anderen Zweigen der Staatsverwaltung gelten. Dies werden ungefähr die gefährlichsten Schwierigkeiten seyn, welche das Kabinet dem inländischen Staatsrath, oder die gegebenen Verhältnisse dem Streben nach Vervollkommnung entgegenstellen werden. Allein dadurch wird das Fortschreiten nicht aufgehoben, sondern nur geleitet werden, und die vielen Punkte der Vereinigung, welche die größten Staatsinteressen darbieten, der gemeinsame Zweck der Vermehrung der Macht Oesterreichs durch Kultur und Civilisation des Innern wird nicht leicht verfehlen, zwei so reich begabte Talente und edle Charaktere zum Heil des Vaterlandes in kraftvereinigendem Streben nach gemeinsamem Ziel zu verbinden. Oesterreich hat seine ganze Hoffnung auf die Vereinigung dieser edlen Männer gesezt."

Am Schluß hat sich der Verfasser über Deutschland überhaupt und dessen neueste Angelegenheiten ausgesprochen und besonders den „jungen Deutschen" die stärksten Sachen gesagt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 37. Montag, 11. April 1836.

Herr Börne und der deutsche Patriotismus.

Herr Börne gibt in Paris ein in französischer Sprache geschriebenes Journal heraus, la balance. Im ersten Heft desselben erklärt er den Patriotismus für eine Narrheit und dankt Gott, daß er jederzeit davon frei gewesen sey. Er sagt aber kein Wort gegen den französischen Patriotismus. Diesen läßt er gelten. Nur gegen den deutschen zieht er, selbst ein Deutscher, zu Felde und in welchem andern Interesse, als in dem der Franzosen? Was auch seine Absicht dabei seyn mag, auf jeden Fall ist seine Stellung eine schiefe. Man kann tausend Gründe haben, gegen sein eigenes Volk erbittert zu seyn, man kann Recht haben und das ganze Volk Unrecht und doch wird es sich nicht ziemen, die Fremden dabei ins Interesse zu ziehen. Themistokles hatte größere Ursache, als sie Herr Börne hat, mit seinen Landsleuten unzufrieden zu seyn, und doch gab er sich lieber den Tod, als daß er dem Perser gedient hätte gegen seine Landsleute.

Ich glaube den Beweis zu geben, daß ich die Franzosen besser kenne, als Herr Börne ihnen glauben machen will, wenn ich die Ueberzeugung ausspreche, die Franzosen haben das feinste Gefühl für Nationalehre, und sie werden aus diesem Grunde, selbst wenn sie aus politischem Interesse den Angriffen des Herrn Börne auf sein eignes Vaterland ihren Beifall zollen, ihm doch ihre Achtung versagen. In ihren Bürgerkriegen haben sich die Franzosen für die politische Ehre allerdings ziemlich abgestumpft, und sich jeden Parteiwechsel, jeden Verrath verziehen, verzeihen müssen, weil der Schuldigen zu viele waren. Einem Franzosen aber, der in den Reihen der Fremden gegen sie focht, haben sie nie verziehen. Es waren deren auch immer nur wenige, und ein Franzose, der etwa gar den französischen Patriotismus für eine Narrheit erklärt hätte, wie Herr Börne den deutschen, ein solcher Franzose hat nie existirt, ist eine Unmöglichkeit. Ich vermuthe daher, man wird es in Paris gern sehen, daß Herr Börne gegen uns schreibt, aber man wird ihn nicht darum achten.

Ich habe Herrn Börne immer für einen Mann nicht nur von tiefer Einsicht, sondern auch von edelm Charakter gehalten, und glaubte ihn in seiner jüngsten Entrüstung gegen die Frivolität Heines als solchen wieder zu erkennen. Dies mag mich entschuldigen, daß ich ihm auch zutraute, er werde sich für die Verunglimpfungen, die er im Vaterlande erduldet, nur auf eine großmüthige Weise rächen durch patriotische Treue.

Doch es scheint, wir müssen bei Herrn Börne voraussetzen, er betrachte den Unterschied der Nationen als ein Hinderniß der allgemeinen Freiheit, er halte den Patriotismus nicht für etwas Angebornes, Natürliches und Heiliges, sondern für eine Erfindung, für etwas,

Digitized by Google

das den Völkern aufgeschwazt worden sey, um sie an einander zu hetzen und sich wechselseitig zu unterdrücken.

Wollten wir auch dies Princip zugeben, was wir nicht thun, so würde doch daraus folgen, daß Herr Börne nicht bloß dem deutschen, sondern auch dem französischen Patriotismus den Krieg ankündigen müßte, wenn er dem Verdacht entgehen will, er wolle nur den Franzosen und ihren Interessen auf Kosten der Deutschen schmeicheln und statt der Freiheit oder unter ihrer Maske nur das Franzosenthum ausbreiten.

Ist denn aber das Princip überhaupt richtig? Kann man so in aller Geschwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten? Und ist es wahr, daß der Patriotismus der Freiheit verderblich sey? Im Gegentheil. Es gibt gar keine Freiheit ohne Patriotismus. Was Herr Börne lehrt, ist genau dieselbe Lehre, die gerade die Feinde der Freiheit von jeher gepredigt haben, die Lehre der Welteroberer, der Stifter großer Weltmonarchien, der Hierarchien. Nur diese waren es von jeher, welche die Nationalunterschiede auszurotten und die ganze Menschheit in eine Uniform zu zwingen trachteten, weil sie wohl wußten, daß sie die Freiheit auf keine andere Weise unterdrücken könnten, als indem sie die Nationalität unterdrückten. Aus demselben Grunde war es auch immer nur der Patriotismus, das heilige Gefühl der Nationalehre, welcher die Freiheit rettete oder wiedereroberte. Nur deutscher Patriotismus war es, der einst den Römern sagte: bis hieher und nicht weiter! und dadurch die allgemeine Demoralisation der Sklaverei, die außerdem unausbleibliche Folge der römischen Kaiserdespotie, aufhielt. Nur deutscher Patriotismus war es, der den Päpsten zurief: bis hieher und nicht weiter! und den ganzen Norden losriß von unerträglichem Joch. Nur deutscher Patriotismus war es, der auch dem weltstürmenden Corsen zurief: bis hieher und nicht weiter! und dadurch erst jene neue Basis schuf, auf der so viel gebaut wird. Herr Börne selbst müßte vielleicht jezt als französischer Polizeipräfect in seiner Vaterstadt figuriren und Programme zu kaiserlichen Namensfesten schreiben, wenn nicht eine halbe Million ehrlicher Deutscher ihr Blut auf den Schlachtfeldern vergossen hätten, um ihm die Sicherheit zu erobern, in der er jezt in Paris sizt und schreibt und die Geister der Helden verhöhnt.

Vaterlandsliebe ist die Mutter aller politischen Tugenden. Für das Vaterland handelt man immer schön, gegen es kann man immer nur freveln. Man nehme, welchen Vorwand man wolle, auch den heiligsten, immer wird es ein Frevel bleiben. Noch hat die Geschichte jeden solchen Verrath, troz jedes Vorwandes, gerichtet. Und nicht bloß, weil es eine Ehrensache ist, sondern auch weil die Erfahrung aller Zeiten beweist, daß auf Kosten der Nationalehre niemals ein wirklicher Vortheil erreicht worden ist. Die Freiheit muß auf dem eignen Boden wachsen. Brachte man sie andern Völkern mit dem Schwerte, so war es nicht mehr Freiheit, sondern Unterjochung. Die römische Republik hat nur Sklaven geschaffen, und hat etwa die französische etwas besseres aus den Völkern gemacht, denen sie die Freiheit zu bringen prahlte? Herr Börne sagt, allerdings habe Napoleon die schlummernden Völker aufgestachelt und zu einer Nothwehr gezwungen, in welcher sie sich erst ihrer Kräfte bewußt worden seyen. Dies ist sehr wahr, aber es spricht nicht für Herrn Börne, sondern für uns. Es spricht nicht dafür, daß uns von Frankreich etwas Gutes kommt, sondern nur etwas Uebles, durch dessen Abwehr das Gute, das auf unserem eignen Boden wächst, sich stählt und stärkt. Will Herr Börne sich nun zu denen gesellen, die uns in Frankreich neues Uebel bereiten, so sey er versichert, daß er Leute in Deutschland finden wird, die auch wieder jenem Guten neue Kraft geben. Je mehr er gegen den deutschen Patriotismus eifern wird, um so mehr wird er denselben hervorrufen.

Wer das Glück hat, einer so großen Nation anzugehören, wie die deutsche ist, der sollte sich wenigstens, bevor er sich von ihr lossagt, etwas genauer umsehen, um zu wissen, was er an ihr verliert, und was er durch den Uebertritt zu einer andern Nation gewinnt. Herr Börne hängt durch Geburt, Sprache, Schicksale und Bücher auf's innigste mit Deutschland zusammen. Hier allein versteht man ihn ganz und vermag ihn ganz zu würdigen und zu ehren, wenn er diese Ehre nicht selbst verscherzt. In Frankreich wird man ihn immer nur als einen Renegaten benutzen und — nicht achten.

Herr Börne ist kein Freund der deutschen Schulphilosophie und doch verfährt er ganz wie sie. Er beginnt damit, sein Object anders haben zu wollen, als es ist, und da dies nicht gehen will, negirt er es schlechtweg. Aber so wenig wie die Welt anders wird, wenn die Philosophen sie anders machen wollen oder gar negiren, eben so wenig ändert sich das deutsche Volk, mag es Herr Börne in der Wirklichkeit anders machen wollen oder gar in der Idee negiren.

Doch Herr Börne sucht außerhalb der deutschen Nationalität, was er innerhalb derselben zu finden verzweifelt, die Freiheit. Sie soll ihn für alles entschädigen, was er in Deutschland verlieren könnte.

Eine schöne Freiheit, ohne Vaterland!

Doch Herr Börne will uns die Freiheit aus Frankreich bringen. Was für eine Freiheit? Er sagt es uns nicht. Die Republik ohne Zweifel? Aber was für eine Republik? Die Tugendrepublik des seligen Maximilian Robespierre? Herr Börne beobachtet zu viele Schicklichkeit gegen sein eignes Genie, um sich als Schwärmer für das Tugendmaximum Blößen zu geben. Er ist den Fünfzigen näher als den Zwanzigen.

die Lasterrepublik des neuetablirten jüdischen Hauses Heine und Compagnie? Herr Börne hat sie noch vor wenigen Monaten im Réformateur entrüstet angegriffen und wenn er sie auch im zweiten Heft der Balance wieder in Schutz nimmt, so thut er es nicht aus Sympathie für die Laster, sondern nur aus Malice gegen Deutschland. In Frankreich tadelt er die Demoralisation, in Deutschland lobt er sie, nicht weil sie die Sitten, sondern weil sie den Staat untergräbt. Alles ist ihm recht, was als ein zerstörendes Element in Deutschland um sich frißt.

Was ist nun aber in allen seinen Negationen das Positive? Was will er für eine Freiheit, wenn er weder die Tugendrepublik, noch die Lasterrepublik und auch nicht die constitutionelle Monarchie will, die er mit so viel Unrecht auf jede mögliche Weise beschimpft, gegen deren Freunde er die unsäglichste Verachtung blicken läßt?

Er sagt uns nicht, was er gründen will, wenn er alles zerstört haben wird. Er denkt, die Franzosen werden schon dafür sorgen. Man muß nur diesen Bahn brechen in Deutschland, den Deutschen selbst alles Deutsche gehässig, verächtlich, lächerlich, alles Französische wünschenswerth machen, und den Franzosen alle Mittel und Wege zeigen, wie sie über die Deutschen Meister werden können, erst durch ein schmeichelhaftes Fraternisiren und dann, wenn gehörig vorgearbeitet ist, durch die Invasion.

Bei dieser schönen Rechnung wird aber nicht in Anschlag gebracht, daß Frankreich gar nicht mehr im Fall ist, die ihm zugedachte Rolle zu übernehmen. Frankreich ist im Sinken, Deutschland im Steigen.

Es ist wohl die traurigste Täuschung von der Welt, wenn man sich jezt noch immer einbildet, die französische Revolution werde eine zweite durchaus vermehrte und verbesserte Auflage erleben, Frankreich werde das große Problem lösen, den politischen Stein der Weisen finden, die jede Erwartung befriedigende allervortrefflichste Verfassung gründen und, in der einen Hand das Schwert, in der andern den neuen Koran, die ganze Welt für die Freiheit erobern. Die Lage der Welt ist eine ganz andere. Dinge, wie sie vor vierzig Jahren in Frankreich geschehen sind, wiederholen sich in demselben Lande nicht zum zweiten Mal. Ein Supremat, wie es Frankreich unter besonders günstigen Umständen eine Zeitlang behaupten konnte, hört auf, sobald diese Umstände sich ändern. Sie haben sich aber geändert. Wer immer noch in dem alten Traum der französischen Revolution lebt, übersieht ganz, daß die Reproduktion der Zeit den Ort wie die Form gewechselt hat. Das erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich beweist, wie sehr dort die Schöpferkraft des Neuen erloschen ist, während sie beinahe in allen Ländern Europas mächtig sich regt.

In dem ruhigen Entwicklungsgange der materiellen und geistigen Interessen in Deutschland bereitet sich eine weltgeschichtliche Epoche vor, von deren Höhe man dereinst nur mit Lächeln auf die Leute herabsehen wird, die sich mit rückwärts gedrehten Hälsen von der Illusion des Franzosenthums nicht loszureißen gewußt haben. Daß diese Entwicklung vor sich geht in der monarchischen Form und nicht in der republikanischen, in einer langsamen Evolution und nicht in einer vom Zaun gebrochenen Revolution, das macht, daß die Fanatiker sie gar nicht begreifen. Aber die Franzosen selbst sind nicht so fanatisch, als die deutschen Franzosenfreunde. Sie sehen besser, beurtheilen uns richtiger und hüten sich nur, das gefährliche Wort auszusprechen. Es ist gewiß, daß die einsichtsvollen Köpfe und besten Patrioten in Frankreich ihrer eignen Zukunft mißtrauen und dagegen ahnungsvoll und bange auf das deutsche Volk blicken, von dem sie wohl wissen, daß die nächsten Jahrhunderte ihm gehören werden.

Je schwärzer Herr Börne die deutschen Zustände malt, um so einleuchtender wird die Wahrheit, daß es mit einem Volk, das troz der Censur eine Geisteskraft und Geistesfreiheit entwickelt hat, wie kein anderes Volk ohne Censur, eine ganz besondere Bewandtniß haben, daß es unter ganz besonders glücklichen Sternen geboren seyn muß. Ein unparteiischer Fremder, der alles liest, was Herr Börne von der Erbärmlichkeit der Deutschen mit der schwärzesten Dinte geschrieben hat, und der dann uns selber kennen lernt, und ein wackeres, im Wohlstand blühendes, sittenreines, in seiner Nationalbewaffnung furchtbares, doch gemäßigtes, in seiner constitutionellen Bildung langsam, aber sicher reifendes Volk und endlich die unermeßlich reiche und freie Entfaltung unsrer Geister in der Literatur findet, der muß wiederholen, was einst vor anderthalb Jahrtausenden ein Römer von uns sagte: „es ist ein Wunder, wie die Deutschen alles schon von Natur haben, wozu wir kaum durch die mühseligste Staatskunst gelangen können.“

Das deutsche Volk hat das Schlimmste, was ihm nicht durch fremde Gewalt, sondern vorzüglich durch eigne Schuld begegnen konnte, hinter sich. Es hat eine Katastrophe der Selbstvergessenheit, an der die größten Völker des Alterthums zu Grunde gingen, glücklich überstanden und blüht in einer neuen Gesundheit des Leibes und der Seele auf. Seine Kraft geht aber seinem Bewußtseyn vorher. Es ist eher stark, ehe es weiß, daß es so stark ist.

In Deutschland wachsen im Schatten mehr Früchte, als in Frankreich beim hellsten Licht. Wir lernen daraus nur erkennen, was für ein guter Boden in unserem Volk ist, und wenn nur der Boden gut ist, an der Sonne wird es, obgleich sie wechselt, niemals fehlen. Ich sehe den schwarzen Schatten auch, ich gehöre nicht

zu denen, die Schlechtes für gut halten und Gutes schon für das Beste, aber eben deßhalb kann ich auch nicht blind seyn für das wirklich Gute und Große in der deutschen Natur.

Erscheinungen, die bei andern Völkern auf die tiefste Versunkenheit der Nation schließen lassen würden, lassen bei uns keineswegs darauf schließen. Die Oberfläche unseres Daseyns verträgt viel, ohne daß der Kern angegriffen wird. Unser großes Volk ist gar sehr auf die Dauer gemacht. Es spürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden. Es achtet, gleich dem ruhenden Löwen, mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Thiere zur Wuth reizen. Es meint, gleich dem schlafenden Riesen, den der Donnergott mit dem Hammer schlug, es sey nur ein Blatt vom Baum auf seine Nase gefallen.

Wir sind, wie die Natur selbst, nicht umzubringen, nicht zu ermüden, aber auch nicht zu übereilen. Wir haben Zeit die Hülle und die Fülle. Es kommt uns gar nicht darauf an, die Ungeduldigen todt zu ärgern und die schönen Früchte, erst wenn sie reif sind, denen in den Schooß fallen zu lassen, die noch gar nicht geboren sind, an denen aber unser Patriotismus väterlichen Antheil nimmt. Wir schlagen die Blätter des großen Buchs, auf denen unsere Geschichte geschrieben steht, mit allem Bedacht um und lesen uns gründlich deutsch in die Zukunft hinein. Auch Börnes Name steht darin geschrieben. Wie konnte dieser Freund des liebenswürdigen und sanften Jean Paul doch so bitterböse werden, hör' ich unsere Urenkel fragen. Wenn er doch jezt lebte, werden sie hinzufügen, um zu sehen, wie sehr er sich in der großen deutschen Nation getäuscht hat, und wie reich wir sind, um ihm verzeihen zu können.

Herr Börne fühlt es sehr wohl, daß die Langmuth, mit welcher wir seine Beleidigungen hinnehmen, seine härteste Strafe ist. Er ist nicht eitel, aber welchem sterblichen Geist würde nicht dennoch der Gedanke schmeicheln, sich einzeln einer ganzen Nation gegenüber im Kriege zu befinden. Aus seinem sichern Versteck in Paris wirft er alles, was sein Genie von Beschimpfungen erfinden kann, in unser Land herüber, und doch vermag er es nicht einmal dahin zu bringen, daß wir ihm ernstlich zürnen. Wir sehen ein, er hat in vielen Dingen Recht, und die vielen andern Dinge, worin er Unrecht hat, kann ihm wohl verziehen werden, denn er ist krank, hat den Spleen im höchsten Grade, quält am Ende sich mit seinen Grillen mehr als Andere und es würde sehr ungerecht seyn, wenn die große deutsche Nation dem kleinen kranken Manne in Paris ihr Mitleid versagen wollte.

Er ist in Deutschland schwer beleidigt worden. Man hat ihm, wie er selbst erzählt, einmal in den Paß geschrieben Juif de Francfort, und er hat geschworen, diesen Schimpf zu rächen. An wem? an dem brutalen Officianten, der den Paß ausfertigte? Nein, an der ganzen deutschen Nation. Er hätte sich an Mendelssohn erinnern sollen, der eine ähnliche Beschimpfung auf die siegreichste Weise als wahrer Philosoph zurückwies und in der Achtung der Deutschen darum doppelt gestiegen ist. Aber Herr Börne verzeiht nicht und opfert den Ruhm der Großmuth dem kleinen Vergnügen der Rache auf. Er kann nicht anders. Er ist krank.

Er wägt nun Deutschland auf seiner „Waage“ und das Zünglein schlägt gewaltig auf die französische Seite. Gerecht wägt er nicht. Er hätte deßhalb gar nicht wägen sollen. Es wäre ehrlicher von ihm gewesen, wenn er das Sinnbild der Gerechtigkeit auf dem Titel seiner feindseligen Schriften weggelassen hätte.

Doch fordert er uns dadurch auf, auch ihn zu wägen. In die eine Schaale fällt viel Verdienst. Nicht deßwegen, weil er uns nicht lobt, ist sein Tadel immer ungerecht. Er tadelt uns einseitig, aber oft mit Recht. Seine bittern Vorwürfe dienen als Arznei für den kranken Theil unsrer übrigens gesunden Nation. Er ist ein nothwendiges Extrem, hervorgerufen durch ein entgegengeseztes. Hat man hier Alles gelobt, muß auf der andern Seite Einer auch einmal Alles tadeln, damit das Gleichgewicht hergestellt werde. Seine Angriffe stellen beinah alle unsre nationellen Tugenden auf die Probe. Desto besser.

Und die andere Schaale? Wir wollen nichts hineinlegen, als die Thatsache, daß er die Gerechtigkeit seiner eignen Sache und das Nützliche, was in seiner Weise, uns zu tadeln, etwa noch ferner für uns liegen könnte, auf's äußerste compromittirt hat.

Er hätte die Fremden nicht ins Interesse ziehen sollen. Das ist die Saite, die Herr Börne nicht hätte berühren sollen. Durch diesen einzigen Zug verräth er einen Mangel an Edelmuth, der ihm unendlich schädlich ist, und der seinen stachlichsten Waffen die Spitze abbricht. Einem Ueberläufer glaubt man nicht mehr, und wenn er mit feurigen Zungen predigte. So lange Herr Börne zu den Deutschen redete als Deutscher, nahm man den Tadel von ihm an, als ob er von einem finstern Cato käme. Aber die Geschichte hat uns nicht gesagt, daß Cato Censorinus zu den Karthagern übergegangen wäre und in punischer Sprache über die Römer geflucht, den Karthagern jede schwache Seite der Römer gezeigt, sie gegen die Römer gehezt hätte. Seit Herr Börne in Paris lebt, französisch schreibt, uns nur noch vor einem französischen Publikum beschimpft, und wenn seine Balance auch nur zwei Sous kostete, diese zwei Sous für die Beschimpfung seines Vaterlandes aus französischen Händen annimmt, seitdem hat Herr Börne das unschätzbare Recht, uns wie ein Cato tadeln zu dürfen, verloren.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 38. Mittwoch, 13. April 1836.

Schriften über Gesundbrunnen und Mineralbäder.

Die Brunnen- und Badekuren spielen in gegenwärtiger Zeit eine so bedeutende Rolle, daß wir den Lesern dieser Blätter einen nicht ganz zu verachtenden Dienst zu erweisen glauben, wenn wir aus der umfassenden Literatur, welche dieselben betrifft, eine Reihe von Büchern, die in den lezten Jahren erschienen sind, vorführen, deren Würdigung wir einige fragmentarische Bemerkungen voranschicken wollen.

Das Streben unserer Zeit, alle Schätze der Natur möglichst auszubeuten, hat auch eine viel häufigere Benüzung der Mineralquellen zur Folge gehabt, die einen nie zuvor gesehenen Grad erreicht hat und in manchen Ländern kaum noch höher sich steigern kann. Zwar sprudeln noch viele vorzügliche Heilbrunnen in weniger bekannten Ländern unbenüzt aus dem Schooße der Mutter Erde hervor, deren Verwendung späteren Zeiten vorbehalten bleibt; dafür aber trägt auch manche gegenwärtig noch vegetirende Kuranstalt den Keim des Todes in sich und geht ihrem Verfalle schneller oder langsamer entgegen. Denn offenbar übersteigt die Zahl und der Umfang der Kurorte in manchen Ländern das wahre Bedürfniß weit, und die Zeit ist hoffentlich nicht ferne, wo durch die immer zunehmende Verbreitung der diätetischen Anwendung der gewöhnlichen Bäder die Benüzung der Mineralwasser als Heilmittel Beschränkungen erfahren muß, da die früher so sehr vernachläßigte Hautkultur ihnen bis daher eine große Menge Leidender zugeführt hat. Das Mittelalter war noch badelustiger als die gegenwärtige Generation, aber es benüzte die gewöhnlichen Bäder so regelmäßig, daß es der Mineralbäder minder bedürftig war, daher die Heilquellen im Allgemeinen viel weniger benuzt wurden. Die gleiche Ursache wird auch die gleiche Wirkung wieder zur Folge haben. Dieser Umstand wird von größerem Gewichte seyn, als Kabinetsbefehle, gegen den den Wohlstand vieler Familien zerrüttenden Mißbrauch von Badereisen gerichtet, wie wir sie in neuester Zeit haben ergehen sehen. So gut solche auch gemeint sind, so erfüllen sie doch ihren Zweck keineswegs. Die ihnen zu Grunde liegende Ansicht, daß man viel häufiger Badereisen unternehmen lasse, als bei Berücksichtigung der finanziellen Verhältnisse der Patienten zu verantworten ist, ist ganz richtig; aber Unrecht wäre es, wollte man diesen Unfug den Aerzten allein beimessen, die hier weniger den Ton angeben, als sich eben der allgemeinen Sucht fügen und nicht gegen den Strom schwimmen wollen. Gegründeter möchte der Vorwurf seyn, daß sie

häufig in der Wahl der Kurorte nicht mit der gehörigen Umsicht zu Werke gehen, und daß aus diesem Grunde viele unternommene Kuren im glücklichsten Falle nutzlos bleiben. Leider berührt dieser Vorwurf nicht bloß einzelne Aerzte, sondern theilweise die Wissenschaft selbst, in die durch viele oberflächliche und marktschreierische literarische Produkte eine große Verwirrung der Ansichten über die Wirkungen und Anwendung der Heilquellen eingeführt worden ist.

Ist die Sucht der Bad- und Brunnenkuren den Finanzen manches Privatmanns sehr verderblich, so ist sie dagegen wieder für viele Gegenden eine reiche Quelle des Wohlstandes. Welchen Geldzufluß eröffnen z. B. dem Nassauischen Herzogthume seine Heilquellen! Abgesehen von den zahlreichen andern kleinern Kuranstalten zählen allein die von Wiesbaden, Ems, Schwalbach und Schlangenbad zusammengenommen jährlich ungefähr 7000 wirkliche Kurgäste. Nimmt man die Ausgaben des Einzelnen während seines Aufenthalts im Kurorte zu 100 fl. an, so ergeben sich 700,000 fl. jährlich, die fast ausschließlich von Auswärtigen herrühren. Und dazu kommen die Summen, welche die vielen durch die Vergnügungen der Bäder angezogenen Durchreisenden zurücklassen, und die leicht jene Summe auf eine Million steigern dürften. Welche nationalökonomische Bedeutung hat nur allein der berühmte Selterbrunnen! Von diesem Wasser, das noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für jährliche zwei Gulden zwanzig Kreuzer verpachtet war, werden jezt jährlich gegen zwei Millionen Krüge versendet; das Hundert solcher Krüge wird, wenn wir recht berichtet sind, mit elf Gulden bezahlt, was eine Summe von 220,000 Gulden ausmacht; wieder ein schöner Tribut des Auslands für ein Ländchen, das nur 360,000 Einwohner zählt!

Außerordentlich ist die Veränderung, die durch den Zufluß so vieler Leidenden, die Genesung, und Anderer, die nur Zerstreuung und Genüsse in den Kurorten suchen, hier bewirkt wurde. Nicht allein haben fast alle ohne Ausnahme durch Erweiterung der Lokalitäten, durch Verbesserung der Einrichtungen, durch Verschönerung der Umgebungen, durch Sorge für Unterhaltungen und Zerstreuungen aller Art eine ganz andere Physiognomie bekommen; nein, es versammeln auch Quellen, die vor nicht so langer Zeit höchstens den Bewohnern der nächsten Umgegend bekannt waren, jeden Sommer eine ansehnliche Anzahl von Kurgästen um sich, und andere, die früher nur eine untergeordnete Stelle einnahmen, wetteifern nicht ohne Erfolg mit solchen, die seit dem grauen Alterthume einen ungeschmälerten Ruf sich erhalten haben. Den besten Begriff von dem Reichthume an solchen Anstalten, den allein Deutschland und die Schweiz besizt, gewährt die im vorigen Jahre von **Weiland** herausgegebene Heilquellenkarte, obgleich es nicht schwer fallen dürfte, Lücken darin aufzufinden. Wer sich denselben auch in großem Maaßstabe gedacht hat, wird hier seine Erwartungen doch noch übertroffen finden. Und welche Mannichfaltigkeit bieten bei genauerer Kenntniß diese Kurorte nach allen Rücksichten, besonders auch nach den daselbst herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen dar! Hier in einer abgelegenen Alpengegend ein stilles Bad, dessen Besucher den höchsten und einzigen Genuß in dem Anschauen und Durchwandeln dieser neuen großartigen Welt neben der Hoffnung der Wiederbefestigung ihrer wankenden Gesundheit finden; — dort ein Kurort, der das Treiben der größten Hauptstädte in einem verkleinerten Bilde wiedergibt, wo die Benützung der wirksamsten Heilquellen fast als eine unbedeutende Nebensache erscheint, die Schönheiten der Natur von vielen Gästen kaum beachtet werden, neben den Tändeleien der eleganten Welt, neben den Lockungen des Spieles, neben den Concerten, Bällen, Reunionen u. s. w. Und doch! so schroff auch die Extreme sich gegenüber stehen, so verbindet sie doch eine ganz unmerkliche Stufenleiter!

Die Literatur geht immer mit dem Leben Hand in Hand, wenn nicht äußere Hemmnisse ihrer Entwicklung störend entgegentreten. Daher hat auch mit dem zunehmenden Besuch der Bäder und mit der Blüthe so vieler neu emporgekommener die Literatur der Heilquellen einen außerordentlichen Zuwachs erhalten. Fast jede Heilquelle hat ihren Monographen oder Panegyristen gefunden und durch diesen zu ihrem Besuche freundlichst eingeladen; wer diese Schriften alle liest, der muß sich nur wundern, daß noch irgend eine Krankheit unheilbar seyn kann!

Die Frage, ob der Gehalt dieser Literatur im Verhältnisse zu ihrem Umfange stehe, muß unbedingt negirt werden. Unläugbar besitzen wir klassische Werke, die dahin einschlagen, und mit Stolz dürfen wir Namen wie **Hufeland**, **Osann**, **Kreysig**, **Sachse**, **Wetzler**, **Heyfelder** u. A. nennen. Wie traurig nehmen sich dagegen so viele Monographien über Brunnenorte aus, die auf eine unverzeihliche Weise mit Dingen, die man hundert Mal gehört und gelesen hat, die Geduld des Lesers auf die Folter spannen und durch ihre salbaderische Weitschweifigkeit an den guten **Martorelli**, der über ein antikes Dintenfaß zwei Quartbände schrieb, und an **Ulmus** erinnern, der mit der Physiologia barbae humanae einen Folianten zu füllen wußte. Diesen Uebelstand, der das Studium eines großen Theiles der Brunnenschriften, selbst auch besserer, sehr penibel macht, verdankt man größtentheils dem Bestreben der Autoren, zugleich für Aerzte und für Laien zu schreiben, eine

Aufgabe, der nie vollkommen Genüge zu leisten ist. Jenen bietet man Dinge, die sie schon auf der Hochschule inne haben sollten, diesen Dinge, die sie nicht verstehen, nicht benützen, sondern nur mißverstehen und mißbrauchen können. Freilich ist es bequemer und erfordert weniger Denkens, solche Zwitter zu produciren, als Schriften, die den Anforderungen der Wissenschaft genügen und diese bereichern. Aus Rücksicht für das nichtmedicinische Publikum vermeidet man alle auf den Grund der Sache eingehenden Untersuchungen, behilft sich mit möglichst allgemeinen Ausdrücken, die eben so unklaren Begriffen entsprechen, und verwirrt statt aufzuklären, langweilt statt zu unterrichten, radotirt statt zu untersuchen; man lobt die Tugenden der Quellen in den Tag hinein, statt anzugeben, bei welchen Krankheiten und unter welchen Umständen sie sich an den Tag legen können. Dessen ungeachtet aber haben die Kenntnisse von den Heilbrunnen und Mineralbädern große Fortschritte gemacht und einen Standpunkt eingenommen, den man noch vor einem halben Jahrhundert sich kaum träumen lassen konnte. Die Chemie hat eine große Reformation dieses Faches zu Stande gebracht und gerade hier ihre schönsten Triumphe gefeiert. Hat sie es doch selbst dahin gebracht, die berühmtesten Mineralwasser, deren Entstehungsart noch ein Gegenstand des Streites ist, auf eine solche Weise nachzubilden, daß nach dem Urtheile der anerkanntesten Beobachter kaum ein Unterschied in der Wirkung der natürlichen Mineralwasser und der künstlichen Nachahmungen derselben zu entdecken ist! Das Verdienst dieser Erfindung oder Entdeckung gebührt der deutschen Nation, die sich überhaupt rühmen darf, die Kenntnisse über die Mineralquellen und ihre Wirkungen zuerst von einem wissenschaftlicheren Standpunkte aufgefaßt zu haben.

1) A Guide to all the watering and sea bathing places. London. Ohne Jahrszahl.

Ein niedliches Taschenbuch, der unentbehrliche Begleiter jedes fashionablen englischen Badereisenden. Alle Jahre mit den nöthigen Verbesserungen neu aufgelegt, bleibt dieses Vademecum ewig jung und nimmt sich deßhalb die Freiheit, wie die nie alternden Volksbücher, „gedruckt in diesem Jahr", ohne Geburtsschein in die Welt hinauszutreten. Durch eine ausgebreitete Correspondenz hält es sich stets au niveau des englischen Badelebens, und keine Concurrenz wagt ihm die Zuneigung seines Publikums zu entreißen, welches Alles darin findet, was es nur verlangt; — und dies ist nicht wenig, denn dem reisenden Engländer von der gewöhnlichen Sorte ist mehr daran gelegen, die genaue Beschreibung einer schönen Gegend, eines interessanten Gebäudes und dergleichen an Ort und Stelle zu lesen, als diese selbst zu bewundern. Mit besonderer Rücksicht sind die Heilbrunnen und Seebäder in England und Wales behandelt, ganz vorzüglich aber Bristol, Brighton und Bath, während die schottischen sich mit wenigen Seiten begnügen müssen; und wer dem Titel zufolge noch weitere erwartet, wird vergebens darnach suchen. Das Buch ist mit den zierlichsten Stahlstichen von einer in Deutschland kaum erhörten Kleinheit geschmückt; denn ungeachtet des kleinen Formats gibt jede Tafel doch vier Ansichten, die zum Theil wirklich ausgezeichnet sind.

Um den Plan des Werkes und die Art der Ausführung zu zeigen, geben wir eine Inhaltsübersicht des Abschnittes von Bath, das vielleicht der besuchteste Kurort auf der ganzen Erde ist und jährlich mehr als 8000 Familien an seinen Quellen versammelt. „Bath, diese reizende Stadt, wo die Mode seit lange thront und Schönheit und Eleganz neben ihr walten, ist von der Natur und der Kunst gleich begünstigt und der Auszeichnung werth, die sie sich errungen hat. Sie liegt im nördlichen Theile von Sommersetshire, 107 (engl.) Meilen von London und 14 von Bristol. Um sie erhebt sich ein Amphitheater, gebildet durch Hügel von ansehnlicher Höhe, ausgenommen da, wo sie sich öffnen, um dem Avonflusse ein Bett zu lassen, der dicht an der Stadt seine langsamen Fluthen majestätisch vorbeiführt und durch seine Schiffbarkeit für Boote von hier bis Bristol den Verkehr mit dieser lebendigen Hafenstadt erleichtert. Das Thal, worin Bath liegt, ist zu enge, um alle die glänzenden Bauten zu fassen, die im Laufe eines Jahrhunderts entstanden sind; sie zogen sich nach und nach am Abhange des gegen Norden gelegenen Hügels hinauf und krönen jetzt dessen Gipfel. Nichts übertrifft die malerische Ansicht dieser Stadt, wo Häuser hinter Häusern stufenweise sich erheben, während die höchsten mit Stolz auf die unscheinbareren und niedrigeren herabzublicken scheinen. Aus den umliegenden Bergen entspringen herrliche Quellen des reinsten Wassers, und mittelst Röhren wird jedes Gebäude auf's reichlichste mit diesem Lebensbedürfnisse versehen." — Geschichte und Alterthümer von Bath. — Der Verfasser beginnt sie mit der Sage von Bladud, dem ältesten Sohne von Lud Hudibras, König von Britannien, der achte nach Brutus, dem Urenkel des Aeneas, für deren historische Treue noch viele Bather einzustehen den Muth haben. Bladud kehrte von Athen, wo er sich den schönen Künsten und Wissenschaften gewidmet hatte, aussätzig zurück, wurde deßhalb eingesperrt, entwischte aber aus seiner Haft und lebte unerkannt in einem Dörfchen in der Gegend des jetzigen Bath. Der Herr, in dessen Dienst er sich begab, verwendete ihn zum Schweinehüten. Als

er eines Tages zum Himmel betete, daß er seinen Zorn von ihm wenden möge, liefen einige seiner Schweine in ein Erlenmoor und kehrten mit schwarzem Schlamme bedeckt zu ihm zurück. Der Prinz suchte nach und fand einen warmen Bach, in dem er sich zu baden und damit auch seines Aussatzes zu entledigen anfing. Völlig wieder hergestellt kehrte er an den Hof zurück, wurde als des Königs Sohn erkannt, folgte diesem in der Regierung und baute diese Bäder. Später wollte er fliegen lernen und brach bei einem solchen Versuche das Genick. — Ohne Zweifel kannten schon die alten Briten die heißen Quellen, sie nannten den Ort Caer Badon (Badstadt), die Römer gaben ihm den Namen Aquae solis, die Sachsen Akemanus Ceaster. Es finden sich eine Menge römischer Alterthümer zu Bath, worüber Näheres berichtet wird. Nach der Römerzeit scheinen die Quellen in Verfall gekommen zu seyn, aber unter den Sachsen gewann der Ort wieder an Bedeutung. Er war stets ein Gegenstand der königlichen Gunst und wurde von den Beherrschern Englands fleißig besucht. Mit diplomatischer Genauigkeit berichtet der Verfasser, wer die lezten königlichen Gäste in Bath waren, und geht sodann unmittelbar zu der Dynastie der Badekönige über, die sich eben so hoch über ihre deutschen Brüder oder — wenn man der Majestät unbeschadet so sagen darf — Collegen erheben, als seine großbritannische Majestät über den lezten souverainen Fürsten in Deutschland. Die Geschichte des ersten Badekönigs wird umständlich erzählt; es war Richard Nash, geb. zu Swansea 1674, der wegen seiner Unterhaltungsgabe und Galanterie zum Arbiter elegantiarum erwählt wurde, nachdem er zuvor auf verschiedene andere Weisen vergebens sein Glück versucht hatte. Unter seinen Auspicien entwickelte sich die Blüthe von Bath. „Wer auch immer Bath gegründet haben mag, Nash gebührt das Verdienst, sein Wiederhersteller zu seyn, und die wohlthätigen Wirkungen seiner Anordnungen erstrecken sich noch auf die jetzige Zeit. Auch sind die von ihm promulgirten Gesetze noch nicht außer Kraft. Sein Coder vom Jahr 1742 beweist ebenso seine Laune wie seinen Geschmack und seine Menschenkenntniß.“ Hier einige Proben daraus: Art. 1. Ein Anstandsbesuch und ein Abschiedsbesuch (bei dem Badekönige) ist Alles, was man von Damen von Sitte und Lebensart erwartet oder wünscht. — Dispensirt sind unartige. — Art. 5. Die Gentlemen geben ihre Ballbillets nur an anständige Damen ab. NB. Es sey denn, daß sie keine solche kennen. — Art. 9. Die jüngeren Damen haben (bei Bällen) Acht zu geben, wie aller Augen auf sie gerichtet sind. — NB. Dieses bezieht sich nicht auf solche, die auf Alle Jagd machen (to have at alls). Am Schlusse ist das NB. beigefügt: Es gibt auf hiesigem Platze verschiedene Menschen ohne Charakter, alte Weiber und einige junge von zweifelhaftem Rufe, die allerhand Lügen verbreiten und zur Seite der Gerechtmacher gehören. — Gleichheit vor dem Gesetz war eine der ersten Regierungsmaximen in diesem goldenen Zeitalter des Bather Königthums. Die Herzogin von Queensbury mußte, als sie auf einem feierlichen Balle mit einer Spitzenschürze, die 500 Guineen werth war, erschien, diese auf Nash's Verlangen ablegen; und wenn die Prinzessin Amelie noch nach elf Uhr Abends einen Tanz verlangte, so versicherte er, die Gesetze von Bath seyen eben so unverletzlich wie die des Lykurgus. Seine Art aufzutreten war seinem Range entsprechend; er fuhr mit sechs Grauschimmeln, umgeben von einer Anzahl Dienern zu Fuß und zu Pferd, mit Waldhörnern und andern Instrumenten. Sein Glück dauerte lange; zulezt aber machte sich die Schwäche des Alters geltend; seine Bewunderer wurden dem Herrscher untreu, und er bekam Zeit, über die Nichtigkeit eines nur dem Vergnügen geweihten Lebens nachzudenken. Er starb 1761 und wurde mit großem Gepränge in der schönen Abbey-church beigesezt. — Alle diese Geschichten finden sich in dem Buche weitläufig erzählt, so wie auch in gedrängterer Darstellung die Historien der folgenden Regierungen; seit 1777 ist die Macht unter 2 Masters of the ceremonies getheilt, deren Amt ebenso ehrenvoll als einträglich ist. Einer nimmt jährlich 1100 Pfund ein. — Eigenschaften der Mineralquellen zu Bath; ihre Wirkungen, die Art ihres Gebrauches. Oeffentliche und Privatbäder, Badeordnung, Vergnügungen in Bath; die Assembley-rooms (Vergnügungshaus), zwischen 1769 bis 1771 mit einem Aufwand von 20,000 Pfund erbaut, — der Verfasser unterläßt nicht, seine Leser zu unterrichten, daß in diesem Gebäude Montags dress-balls stattfinden, wo bloß Contretänze getanzt werden, an den Donnerstagen aber fancy-balls, wo 2 Cotillons getanzt werden, einer vor dem Thee, der andere nach dem Thee; — Leseanstalt; der Pump-room (Kursaal); das Hospital; das Theater; das Subscription-house (ein vornehmes Lesecabinet, in das die Mitglieder durch Ballotage aufgenommen werden, und wo sie das Vergnügen haben, für das Jahr 6½ Guinee zu bezahlen, um einige Zeitungen in angemessener Gesellschaft lesen zu können); die Sydneygärten mit ihren Schattengängen, perspektivischen Aussichten, Rasenplätzen, Schlangenwegen, Lauben, Wasserfällen, Ruhbänken, bowling-greens, Schaukeln, Grotten und Irrgängen, mit ihren Frühstücken, Illuminationen, Galanächten u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 39. Freitag, 15. April **1836.**

Schriften über Gesundbrunnen und Mineralbäder.

1) A Guide to all the watering and sea bathing places. London. Ohne Jahrszahl.

(Schluß.)

Nun macht der Verfasser mit dem Leser noch einen flüchtigen Spaziergang durch die Stadt und zeigt ihm die Kirchen, Krankenhäuser, Schulen, Plätze, Straßen, Märkte, Miethhäuser, Gasthöfe, macht ihn mit den Sänften, die wegen der unebenen Wege häufig gebraucht werden, bekannt, mit der Taxe für dieselben, mit den Wegen, wo man sich ihrer gewöhnlich bedient, mit dem Abgang und der Ankunft der Posten, endlich mit der Umgegend, so daß man träumen könnte, man sey schon in Bath gewesen, wenn man auch noch nicht über den Kanal gekommen ist. Wir scheiden von diesem Buche mit der Bemerkung, daß es für England ganz charakteristisch ist, und daß die von Mosch versuchte Nachahmung desselben (die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz. Leipzig. Gleichfalls ohne Jahrszahl) für deutsche Badereisende lange das nicht ist, was dem Engländer sein unübertreffliches Guide to all the watering places!

2) Essay on the natural history, origin, composition and medical effects of mineral and thermal springs. By Meredith Gairdner, M. D. Edinburgh. 1832. 8.

Hier finden wir die Mineralquellen besonders in naturhistorischer Beziehung vortrefflich abgehandelt. Der Verfasser betrachtet sie nach ihrer Zusammensetzung, geographischen Vertheilung, Meereshöhe, geognostischen Verhältnissen, Ursprung und medicinischen Kräften, und gibt überall Beweise seines emsigen Fleißes, gründlicher Kenntnisse und einer genauen Vertrautheit mit der Literatur, besonders auch der deutschen, welcher eine Uebersetzung dieses Werkes zur Zierde gereichen würde.

3) A Treatise on the composition and medical properties of the mineral waters of Buxton, Matlock etc. By Scudamore, M. D. London, 1833. 8.

Eine der besseren praktischen Schriften der englischen Literatur über Heilquellen, neben welcher indessen viele deutsche mit Stolz auftreten können. Sie handelt nur von den wichtigern Mineralwassern Englands.

Digitized by Google

4) Balneographisches statistisch-historisches Hand- und Wörterbuch, oder die Heilquellen und Gesundbrunnen Deutschlands, der Schweiz, Ungarns, Croatiens, Slavoniens, Siebenbürgens, Frankreichs, der Niederlande und die Seebäder an den Küsten der Nord- und Ostsee; ihre Lage, Besitzer, Einrichtungen, Eigenthümlichkeiten, Wirkungen, Lebensart, Vergnügungsörter, Theurung oder Wohlfeilheit, ihre neueste Literatur und neuesten Analysen. Von L. Freiherrn von Zedlitz. Leipzig, 1834. 8.

Lange Titel sind in der Regel das Aushängeschild schlechter Bücher; nicht anders hier. Dem Titel zufolge erwartet man ein vollständiges Repertorium, das die Heilquellen und Seebäder nach allen Beziehungen betrachtet; wir wollen nun sehen, wie der Verfasser diese Aufgabe gelöst hat. Eine Vorrede hielt er für überflüssig, wahrscheinlich des langen Titels wegen, der statt ihrer Auskunft ertheilt, oder weil es ihm schwer fiel, die Fragen, die der Vorredner wie jeder öffentliche Redner sich vorzulegen hat,

Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?

zu beantworten. Nachdem wir das Buch durchgeblättert haben (vom Durchlesen möge man uns dispensiren), könnten wir zwar diese Fragen anstatt seiner beantworten, wollen es aber unterlassen, um dem Verfasser die Freude über die Vollendung seines Werks nicht zu sehr zu vergällen. Er beginnt es mit „historischen, literärischen und statistischen Notizen im Allgemeinen,“ die wir auf sich beruhen lassen wollen. Sodann folgt die erste Abtheilung „deutsche Bäder und Heilquellen“ (ungefähr 680 an der Zahl, in alphabetischer Ordnung); hierauf 2) „die Heilbäder, Gesundbrunnen und Mineralquellen der Schweiz“ — man bemerke die Sorgfalt des Verfassers, womit er sogar in den Ueberschriften nach Mannichfaltigkeit im Ausdrucke strebt! — (ungefähr 250); dann 3) die Heilbäder und Gesundbrunnen im Königreiche Ungarn, in Croatien, Slavonien und Siebenbürgen, (ungefähr 270 Artikel); 4) die vorzüglichsten in Frankreich (etwa 220); 5) einige vorzügliche Gesundbrunnen der Niederlande (4); 6) einige Seebäder der benachbarten Küsten außerhalb Deutschland;“ worunter Apenrade und Föhr unbezweifelt echt deutsche sind und deßhalb so gut als Dobberan, Curhaven und so viele andere in der ersten Abtheilung unterzubringen gewesen wären. Wenn hierdurch der Verfasser keine günstige Begriffe von seiner Logik erweckt, so entwickelt er im Anhang, wie auch sonst vielfältig, eine bei einem Brunnenschriftsteller unerhörte Ignoranz in medicinischen Dingen. Dieser handelt nämlich zuerst von den Reisen in die Bäder; dann „von den verschiedenen Arten von künstlichen Bädern, ihrem Gebrauch und ihren Wirkungen in alphabetischer Ordnung,“ und gibt endlich die Adressen von einigen der vorzüglichsten Gasthöfe von Deutschland. Im zweiten Theile des Anhangs kommen wieder sehr unlogisch dahin gestellte Artikel vor: als Badeausschlag, Badediät, Badekuren, Flußbäder, Seebäder. Um die Behandlungsweise des Verfassers zu zeigen, heben wir den nächsten besten Artikel, der uns aufstößt, aus:

„Animalische Bäder bestehen in dem äußeren Gebrauche eines frisch geschlachteten Thieres, in welches der leidende Theil des diese Kur brauchenden Patienten gelegt wird. Diese unbequeme, oft widerliche Anwendung läßt nur Wenige ihre Zuflucht dazu nehmen. Uebrigens hat die Ausdünstung lebender organischer Körper eine so belebende Wärme und so besondere außer dem Gebiete der Darstellung liegende Kräfte; daß diese Art Bäder bei Kontrakturen, Gicht, Lähmungen, Wunden, Schwinden der Glieder u. s. w. eine oft sehr sichtbare Hülfe leisten, welche kein anderes Mittel zu ersetzen im Stande ist.“

Von der dem Brunnenschriftsteller so nothwendigen Chemie versteht unser Freiherr von Zedlitz rein gar Nichts. Als Bestandtheile der Andersdorfer Heilquelle gibt er an: sauren Mineralgeist, aufgelösten Eisenstoff, rahmigte absorbirte Erde, Brunnensalz mit Alkali übersättigt (S. 53); nach ihm enthält das Karpinaer Wasser einen übelriechenden phlogistischen Geist, aufgelöstes Eisen, Koch- und Wunderholz (Koch- und Wundersalz), ein obskurer Heilbrunnen in Cleve flüchtigen Eisenvitriol (S. 89), das Ditzenbacher Wasser unzeitiges Eisenvitriol (S. 97), das Dobbelbad kalkeisenartige Erde (S. 101), und alkalische Bäder läßt er durch aufgelöste Pflanzen oder mineralisches Lungensalz (Laugensalz) bereiten!

Wie der Verfasser mit geographischen, geognostischen und andern Benennungen und Ausdrücken umgeht, zeigen folgende Proben: Wärmsee statt Würmsee, St. Canstatt wiederholt statt Canstatt, Autogast wiederholt statt Antogast, Wetzelar statt Wetzlar, Lias statt Lias, Nagelfläche statt Nagelfluhe, Kurstallkur statt Kuhstallkur u. s. w.

Was die Quellen betrifft, die der Verfasser benützt hat, so müssen wir ihm zugestehen, daß er mehr als irgend ein anderer Brunnenschriftsteller überall herumgestöbert hat; nicht allein aus einer Masse von Brunnenschriften und chemischen Journalen, sondern auch aus politischen Tageblättern und Unterhaltungsblättern hat er seine Materialien zusammengerafft; nur ist es Schade, daß er gerade die besten hierher gehörigen Schriften gar nicht zu kennen scheint.

5) Physikalisch-medicinische Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europa's. Von E. Osann, Prof. zu Berlin. Erster und zweiter Theil. Berlin, 1829 und 1832. 8.

Dieses Werk bedarf des vorhin besprochenen nicht als einer Folie, um als eine der ersten Zierden der deutschen Brunnenliteratur zu glänzen. Was der Freiherr von Zedlitz für Laien liefern wollte, das hat Osann für Aerzte wirklich zu Stande gebracht. Der erste Band bildet die Einleitung und handelt von den Mischungsverhältnissen der Heilquellen, von der Entstehung und Lage, von den Wirkungen und der Anwendung derselben und gibt eine allgemeine Uebersicht über die bedeutenderen Mineralwasser Deutschlands, der Schweiz, Frankreichs, Italiens und Englands. Mit dem zweiten Bande beginnt die specielle Abhandlung der Mineralwasser nach geographischen Abtheilungen; er umfaßt die von Deutschland, Ungarn, Holland und Belgien. Der dritte, der vermuthlich die englischen, französischen und italienischen enthalten wird, ist noch nicht erschienen. Daß auch die Unterabtheilungen nach geographischen Gesichtspunkten gebildet worden sind, können wir nicht billigen; das Werk hätte an praktischer Brauchbarkeit gewonnen, wenn die Heilquellen nach der vom Verfasser im ersten Bande aufgestellten, ganz guten wissenschaftlichen Eintheilung wären abgehandelt worden, indem sich dabei die abweichenden Wirkungen von verwandten Mineralwassern am zweckmäßigsten hätten darlegen lassen. Uebrigens läßt dieses Werk an Vollständigkeit alle andern bisher erschienenen, an gründlicher Bearbeitung und Brauchbarkeit für den Praktiker die meisten weit hinter sich und ist auch bereits so anerkannt, daß es unsers Lobes nicht mehr bedarf. Das sorgfältigste, so äußerst mühsame Quellenstudium hat sich der Verfasser nicht verdrießen lassen und ist des fast erdrückenden Materials vollkommen Herr geworden. Eine dem Gehalt und Umfange des Werkes entsprechende Analyse würde uns hier zu weit führen, weßwegen wir uns mit diesen allgemeinen Bemerkungen begnügen müssen. Daß einzelne Fehler und Mängel hier und da aufstoßen, wird Jeder, der die fast absolute Unvermeidlichkeit derselben bei einer Arbeit dieser Art kennt, gerne entschuldigen.

6) Praktische Uebersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands, nach eignen Erfahrungen von Dr. C. W. Hufeland rc. Dritte vermehrte Auflage. Berlin, 1831. 8.

Hufeland's Schriften haben stets beim medicinischen Publikum ihr Glück gemacht, die für das nicht medicinische bestimmten bei diesem eine noch günstigere Aufnahme gefunden. So hat es auch der vorliegenden an Anerkennung nicht gefehlt, die bei ihrer ersten Bekanntmachung im Jahr 1815 einem wirklichen Bedürfnisse Abhülfe leistete, aber auch jezt noch ein schätzbarer Rathgeber für den praktischen Arzt ist. Der Verfasser wollte ein lebendiges, aus dem Leben selbst geschöpftes Gemälde der medicinischen Eigenschaften und Kräfte der Mineralwasser, ihres Verhaltens zum Lebenden, und alles dessen liefern, was dem praktischen Arzte zu ihrer Benutzung zu wissen nöthig ist. Hiezu ist nun zwar die Schrift zu wenig umfassend, empfiehlt sich aber doch ebensowohl für ältere Aerzte, denen sie manche brauchbare Winke gibt, als für solche, die erst die praktische Laufbahn beginnen und in der Regel sehr dürftige Kenntnisse über diesen wichtigen Gegenstand von der Hochschule mitbringen, — um daran umfassendere Studien anknüpfen zu können. Der Verfasser beschreibt ungefähr 40 wichtigere Heilquellen Deutschlands. Vorausgeschickt sind allgemeine Bemerkungen über Mineralwasser und ihren Gebrauch. Vortrefflich ist besonders, was H. über die Diät bei Brunnenkuren bemerkt, in Betreff welcher so vielfach gesündigt wird:

„Der erste und wichtigste Gegenstand der Diät ist hier das Verdauungssystem, welches zunächst den Einwirkungen des Heilmittels ausgesetzt ist, am unmittelbarsten von ihm angegriffen und immer mehr oder weniger dadurch geschwächt wird. Jede Ueberladung des Magens in Quantität, oder jeder Genuß einer schädlichen Qualität muß sorgfältig vermieden werden u. s. w."

„Ein zweiter, nicht weniger wichtiger Punkt der Diät ist die Vermeidung der Erhitzung und Erkältung. Man darf nie vergessen, daß man bei Brunnen- und Badekuren überhaupt viel empfindlicher und so auch viel empfänglicher für Erkältung ist rc."

Wir übergehen hier auch die guten Bemerkungen über die Diät der Seele und nehmen daraus nur die über das Spiel in Bädern hier auf: „Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne einen Blick auf die Farobank zu werfen, den Inbegriff alles Verderblichen, was sich bei einer Brunnenkur nur denken läßt, eine wahre Kunstschöpfung der neuen Zeit, um das Gegenstück der Hölle zunächst neben den Himmel zu setzen, den die reine göttliche Natur in ihrem Heilquell aufthut. — Muß denn bei jedem Tempel der Natur ein Tempel der menschlichen Verderbniß stehen, damit auch der lauterste Quell bald vernichtet werde! Man glaube doch nicht, daß ich zu viel sage! Eine kurze medicinische Analyse der Farobank wird uns davon überzeugen. Zuerst ist die Leidenschaft, das größte Gift für alle Brunnenkuren, unaufhörlich an diesen Platz gebannt. Und zwar welche

Leidenschaften? Die gehässigsten, widerwärtigsten, angreifendsten, Furcht, Neid, Schrecken, Kränkung, fehlgeschlagene Hoffnung, peinliche Spannung und ängstliche Erwartung, Wuth, Verzweiflung, ein unaufhörlicher Kampf der Seele. Aber nicht genug an dieser Seelenvergiftung. Mit ihr vereinigt sich auch die schlimmste körperliche, die Luftvergiftung, durch die Menge Menschen, die auf einen Punkt zusammengedrängt, oft drei, vier Mann hoch über einander liegen, und deren Ausdünstungen noch durch die Leidenschaft erhöht und geschärft sind. Dazu das bei Brunnenkuren so schädliche, fünf, sechs Stunden lange Sitzen auf einem Flecke, das Ausbleiben des Nachts, und der Verlust des so nothwendigen Schlafs, das noch daneben dadurch veranlaßte Uebermaaß im Genusse hitziger Getränke — und ich frage, ob ich etwas zu viel gesagt habe, und ob sich wohl eine größere Concentration alles Schädlichen, etwas so recht absichtlich dazu Eingerichtetes, denken läßt, um das, was der Morgen Gutes bewirkt hat, Abends wieder zu zerstören?"

Dies zur Beherzigung für Brunnendirektionen und Regierungen, die das Spiel als Haupthebel zur Emporbringung der Kurorte betrachten, die neben dem reinen Tempel der Hygiea die Pandorabüchse des Spieles setzen, indem sie mehr die nationalökonomische Bedeutung der Mineralquellen als ihre erste und hauptsächlichste Bedeutung, als Heilanstalten im Auge haben! Die antoninischen Bäder hatten eine Inschrift, die man über den Eingang jedes Kurorts setzen sollte: Curae vacuus hunc adeas locum, ut morborum vacuus abire queas, non enim hic curatur, qui curat. Wie harmonirt mit dieser goldenen Badregel das Schnarren der Rouletkugel und das monotone Rouge gagne — Rouge perd des Banquiers!

7) Eigenthümliche Heilkraft verschiedener Mineralwasser. Aus ärztlichen Erfahrungen dargestellt von Jos. Ritter von Vering, Dr. ꝛc. Wien, 1833. 8.

Wie die vorige Schrift vorzugsweise auf eigene Erfahrungen basirt, gibt auch die gegenwärtige treffliche Bemerkungen über die Wirkungen und die Anwendung einer Reihe von Heilquellen, namentlich der österreichischen Monarchie, die besonders in Ungarn und Böhmen einen großen Reichthum an diesen edlen Gaben der Natur besizt. Der schon durch andere Schriften rühmlich bekannte Verfasser scheint vorzüglich den Zweck im Auge gehabt zu haben, ersichtlich zu machen, daß dieser Staat so reich mit Mineralwassern aller Art gesegnet sey, daß die dortigen Aerzte nur selten in den Fall kommen können, für ihre Kranke andere als vaterländische Kurorte wählen zu müssen. Uebrigens macht ihn dies nicht blind gegen den Werth der ausländischen Heilquellen, wovon er gleichfalls mehrere an der Hand seiner eigenen Erfahrungen abhandelt. So angenehm im Allgemeinen der Eindruck ist, den die gedrängte Darstellung des Verfassers macht, so möchte man doch oft wünschen, daß Einzelnes weiter ausgeführt wäre.

8) Der ärztliche Wegweiser nach den vorzüglichsten Heilquellen und Gesundbrunnen des österreichischen Kaiserstaates. Monographische Skizzen für Aerzte, Heilbedürftige und Freunde der Vaterlandskunde. Von L. Fleckles, Dr. ꝛc. Wien, 1834. 8.

Das Werk von Crantz über die Gesundbrunnen der österreichischen Monarchie, seiner Zeit nicht ohne Verdienst, ist längst veraltet und kann den Anforderungen der gegenwärtigen Generation unmöglich entsprechen. Insofern ist das Unternehmen des Verfassers ganz zeitgemäß, der hier ungefähr 60 wichtigere Mineralwasser des österreichischen Erbstaates in alphabetischer Ordnung abhandelt; indessen sind wir überzeugt, daß es demselben besser gelungen wäre, hätte er nicht Aerzte und Laien zugleich als Leser vor Augen gehabt. Sein aus Rücksicht auf die leztern hervorgegangenes Streben nach einer blühenden Schreibart ist nicht immer glücklich, wie z. B. die folgende Stelle zeigen wird: „Gewohnheit ist seit jeher die unzertrennliche Schwester der Lebensart, selbst in ihren Launen und Unarten für uns noch liebenswürdig, meistentheils eine treue Gefährtin bis zum Grabe. Sie ließe sich fast mit einem wunderbaren Baume vergleichen, den wir schon in der Jugend vor unser Wohnhaus gepflanzt haben, der mit uns aufwuchs und altert, und unter dessen Schatten wir uns seit jeher gemächlich und gütlich thun, hinter dessen Stamme wir Versteck spielen mit der ganzen Welt, und unter dessen Zweigen uns allein wohl wird, unbekümmert, daß diese durch ihn veranlaßte bequeme Behaglichkeit uns ernsteren Dingen entzieht, unbekümmert, daß es sein Schatten, der das heilige Licht der Sonne von unserer Stube abwehrt, daß seine nächtliche Atmosphäre unserem Schlafe Unfrieden und böse Träume einimpft, und nicht erwägend, daß wenn ein Feind herkäme, den Stamm absägete oder den Flammen preis gäbe, wir jahrelang sehnsuchtskrank umherwanken müßten, bis wir einen neuen Schmollwinkel für die vielen leeren Stunden unsers Lebens fänden." — Etwas wunderlich nehmen sich die eingestreuten Gedichte von Körner u. A. mitten unter den chemischen Analysen und den Registern von Krankheiten, gegen welche diese oder jene Quelle empfohlen wird, aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 40. Montag, 18. April 1836.

Schriften über Gesundbrunnen und Mineralbäder.

(Fortsetzung.)

9) Ueber Bäder und Brunnenkuren, besonders an den Mineralquellen des Taunusgebirges, namentlich Ems, Schlangenbad, Wiesbaden und Schwalbach. Von Dr. Heyfelder, Leibarzt in Sigmaringen ꝛc. Stuttgart, 1834. 8.

Wird es Einem bei dem Durchlesen mancher salbungsreichen Brunnenschriften recht flau zu Muthe, so fühlt man sich dagegen durch die vorliegende sehr wohlthätig erfrischt. Der sowohl in der Literatur als in seinem praktischen Wirkungskreise rastlos thätige Verfasser legt darin seine Ansichten und Erfahrungen über Brunnen- und Badekuren im Allgemeinen und über solche in den auf dem Titel genannten Kurorten insbesondere nieder, deren genauere an Ort und Stelle erworbene Kenntniß ihm dabei besonders zu Statten kommt. Ein entschiedener Feind alles Schlendrians, rügt er freimüthig die vielfachen Mißbräuche und Abgeschmacktheiten der Badepraxis, und von den einzelnen Kurorten sprechend, versäumt er bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge doch auch nicht ihre Mängel in das gehörige Licht zu setzen, die von vielen Brunnenschriftstellern so gerne mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckt werden. Hier und da läßt der Verfasser seiner Ironie freien Lauf, wohl in der Ueberzeugung, daß damit oft mehr auszurichten sey als mit trockenen Rügen und Klagen; so z. B. theilweise in folgender Stelle:

„Leider ist es nur wenigen Patienten vergönnt, unter der Aegide ihres Arztes eine Brunnenkur zu beginnen und zu beschließen. Die meisten werden mit einer Skizze ihrer Leidensgeschichte an einen Brunnenarzt gewiesen, welcher gleich Figaro hundertfach in Anspruch genommen ist.“

„Man kann von keinem Brunnenarzte während der Badsaison fordern, daß er die Hunderte von Patienten mit ihren wirklichen und imaginären Uebeln stets im Gedächtniß trage, und daß er auf die von allen Seiten an ihn gerichteten Fragen die passende Antwort bereit habe. Aber die Brunnenärzte sollten es auch unter ihrer Würde halten, gleich Lohnbedienten an den Quellen zu stehen und durch Blicke und Geberden ihren Heißhunger nach den Gästen und ihre kleinliche Eifersucht an den Tag zu legen, wobei sie Blößen entwickeln, die ihnen und ihrem Heißhunger wirkliche Nachtheile bringen.“

„Auf Promenaden, am Brunnen, an der Tafel, und besonders unter dem Knall der Champagnerpropfen sollten sie mit ihren Rathschlägen und Ausweisen zurückhalten

Digitized by Google

und die Fragenden auf eine andere Zeit bescheiden, wo es ihnen möglich ist, gehörig gesammelt den an sie gerichteten Bitten zu genügen."

„Das Treiben einer großen Menge unserer Badärzte muß Mißtrauen und Widerwillen dem Kranken wie dem unparteiischen Kunstgenossen einflößen; der bald zur Ueberzeugung gelangt, daß die Worte und die Schriften dieser Herren immer nur Wahrheit und Dichtung in sich schließen, indem sie immer wie Cicero pro domo und wie jeder Mönch für seine Kutte und seinen Orden sprechen. Man nehme die Schriften unserer ersten Brunnenärzte zur Hand, und man wird nicht eine Krankheitssippe auffinden, gegen welche die Mineralquelle nicht schon die sicherste Hülfe geleistet haben soll. In allen herrscht dieselbe Sprache, dieselbe Verheißung, und für denkende Aerzte dieselbe unbefriedigende, hinter Floskeln versteckte Leere. Die besten, gründlichsten und zuverläßigsten Badeschriften verdanken wir nicht Brunnenärzten, sondern Männern wie Kreysig, Siebold, Hufeland, Vering und Osann, die, fern von den Quellen wohnend, aber, aus Autopsie sie kennend, mit vorurtheilsfreien Augen ihre Heilkräfte zu würdigen verstanden."

Wenn Heyfelder hier von der poetischen Licenz, das Totum pro parte zu setzen, etwas zu viel Gebrauch macht, so muß man dies seiner guten Absicht zu gut halten. Unläugbar besitzen wir unter unsern Badärzten treffliche und gediegene Männer, die keiner der angeführten Vorwürfe berührt, während das Treiben mancher anderen der Art ist, daß es difficile est satyram non scribere. Daß der Verfasser die lezteren verdientermaßen gegeißelt hat, werden die ersteren eher billigen als tadeln müssen; denn es ist eine gerechte Strafe für diese ihren erhabenen Beruf herabwürdigenden Kollegen, daß ihr Signalement dem Publikum preisgegeben wird; und wenn der Verfasser dies rücksichtslos zu thun den Muth gehabt hat, so gereicht ihm dies nur zur Ehre.

10) Imnau und seine Heilquellen, von Demselben. Daselbst, 1834. 16.

Durch dieses Schriftchen suchte derselbe Verf. die Aufmerksamkeit seiner süddeutschen Kollegen auf die nicht genugsam beachteten Imnauer Quellen, die zu den eisenhaltigen Säuerlingen gehören und die schon früher von dem trefflichen Metzler warm empfohlen worden sind, von Neuem zu leiten, was ihm auch — nach dem Besuche dieses Kurortes im verflossenen Sommer zu urtheilen — bereits gelungen zu seyn scheint. Ueberhaupt ist zu vermuthen, daß bei dem gegenwärtigen Charakter der Krankheiten, der sich mehr und mehr ausprägt, die Stahlquellen wieder mehr in Aufnahme kommen werden, während sie seit einer Reihe von Jahren ziemlich in den Hintergrund getreten waren.

11) Ueber die Wirkungen und den Gebrauch der Bäder, besonders der Seebäder zu Dobberan. Von J. D. W. Sachse, großherzogl. Mecklenburg-Schwerinischem Leibarzte rc. Berlin, 1835. 8.

Ein wichtiger Beitrag zur Lehre von den Bädern, den wir einem eben so vielerfahrnen als belesenen Arzte verdanken. Wie sehr ihm diese Prädikate gebühren, beweist auch das gegenwärtige Buch, worin er eine Reihe von Streitfragen durchgeht, die verschiedenen darüber aufgestellten Ansichten mittheilt und sein auf eigene Erfahrungen gegründetes Urtheil abgibt. Es trägt das Gepräge einer langen Vorbereitung an sich, und jeder Arzt wird darin sehr beachtenswerthe Bemerkungen, die zu weiteren Beobachtungen und Untersuchungen anregen, in Fülle finden. Nur ein kleiner Theil des Werkes betrifft Dobberan, das erste deutsche Seebad, von dem noch regierenden Großherzoge von Mecklenburg, Friedrich Franz, im Jahr 1793 errichtet, der dazu vorzüglich durch Vogel angeregt wurde.

12) Die Seebäder auf Norderney, Wangeroog und Helgoland, nebst topographischen und geognostischen Bemerkungen über diese Inseln der Nordsee. Von Dr. A. L. Richter rc. Berlin, 1833. 8.

Ueber den Zweck seiner Schrift spricht sich der Verf. folgendermaaßen aus: „Als ich im Sommer des vergangenen Jahres die Seebäder auf den Nordseeinseln Norderney, Wangeroog und Helgoland besuchte, um die daselbst befindlichen Badeanstalten und die Wirkung des Seewassers an mir selbst kennen zu lernen, überzeugte ich mich, daß die über dieselben bestehenden Schriften jezt nicht mehr genügten. — Um das Vorurtheil und die sonderbaren Meinungen zu beseitigen, welche man in der Entfernung über jene Bäder hegt, und wodurch Mancher aus Unkenntniß abgehalten wird, das eine oder andere derselben zu besuchen, und der heilsamen Wirkung des Badens in offener See theilhaftig zu werden, schrieb ich während der Mußestunden an Ort und Stelle alles nieder, was für den Badelustigen in der Entfernung und während des Aufenthalts an dem einen oder andern dieser Badörter von Wichtigkeit seyn kann, und fügte allgemeine Bemerkungen über die Wirkung, Anwendung und die beim Baden zu beobachtenden Regeln hinzu, wobei ich jedoch im Augenmerk behielt, daß diese kleine Schrift eine größere Aufnahme bei Laien als Aerzten finden könnte." Hiermit bezeichnet der Verfasser ganz treffend den Inhalt und Charakter seiner Schrift.

Da die auf dem Titel genannten Seebäder manchem Binnenbewohner kaum mehr als dem Namen nach bekannt

sind, so ist es wohl nicht unpassend, wenn wir hier ein gedrängtes Bild von einem derselben geben.

Die ostfriesische Insel Norderney, zu Hannover gehörend, hat einen Umfang von drei Stunden und einen Flächeninhalt von ⅕ Quadratmeile. Im Südwesten dieser Insel liegt das Fischerdorf gleiches Namens, das 175 größtentheils einstockige Häuser und gegen 700 Einwohner zählt. Den allergrößten Theil des Bodens bilden Dünen, die an der Nordseite zur Schutzwehr gegen den starken Andrang der See eine vierfache Reihe bilden. Zum Badeorte ist Norderney im Jahr 1797 unmittelbar nach Dobberan bestimmt worden und diese Anstalt also als die älteste der Nordsee zu betrachten. Die Badegäste wohnen bei den Bewohnern des Dorfes; der jährlich zunehmende Besuch der erstern macht eine immerwährende Vergrößerung desselben nothwendig. Eleganz und Luxus trifft man in diesen Wohnungen freilich nicht an, jedoch zeichnen sich dieselben, selbst bei den ärmsten Leuten, durch die größte Reinlichkeit aus. Ein Tisch, drei Stühle, ein Bett, ein Spiegel und ein Schrank bilden den ganzen Inhalt dieser Wohnungen. Reicher ausgestattet, bequemer sind die Wohnungen des königl. Logierhauses und in den paar Gasthöfen. Zum Gebrauche der Seebäder ist der dem Dorfe ganz nahe gelegene Weststrand bestimmt, dessen Boden sehr fest ist und sich ganz allmählich vertieft. Man badet zur Zeit der größten Fluth, deren Eintritt öffentlich bekannt gemacht und an den Badeplätzen durch Aufziehen von Flaggen angezeigt wird. Da die täglich zweimal wiederkehrende Fluth jeden Tag ungefähr 50 Minuten später als am vorhergehenden Tage eintritt, so müssen sich ganz natürlich die Badezeit und das Mittagsessen darnach richten. Als Vereinigungspunkt für die Badegäste dient das Conversationshaus, von Anlagen umgeben, die so weit gediehen sind, als das Klima es hier zuläßt.

Eine besondere Aufmerksamkeit widmet den aus den verschiedensten Weltgegenden hier zusammentreffenden Gästen der Badedirektor, Graf von Wedell, insofern er, so wie auch seine Gemahlin, jede Gelegenheit ergreift, sie mit einander bekannt zu machen und einander näher zu bringen.

13) Karlsbad und seine Mineralquellen, in ihren wichtigsten Beziehungen, besonders in Hinsicht der zweckmäßigsten Anwendung ihres Wassers als Heilmittel, zunächst für Kurgäste dargestellt von Dr. J. E. Ryba, Physikus zu Prag. Zweite verb. und verm. Aufl. Mit einer geognostischen Karte. Prag, 1836. 8.

Die jüngste unter den vielen Schriften, die von Karlsbad, dem bedeutendsten aller deutschen Kurorte, handeln, der jährlich über 10,000 eigentliche Kurgäste zählt. Bei der außerordentlichen Wirksamkeit seiner Mineralwasser ist die größte Umsicht und die gewissenhafteste Sorgfalt nöthig, wenn nicht die daraus zu ziehenden Vortheile für die Gesundheit in Schaden sich verkehren sollen; daher bedürfen Kurgäste unerläßlich eines ärztlichen Rathgebers, wozu die vorliegende Schrift vollkommen geeignet ist, die sie auch sonst noch mit allem, was sie in andern Beziehungen wissen müssen, bekannt macht. Ryba hat das Buch ausdrücklich für Kurgäste bestimmt, die den Erfolg ihrer Kur in Karlsbad, so weit dieser von ihrer eigenen Mitwirkung abhängt, nicht dem Zufalle überlassen, sondern durch ein einsichtsvolles und zweckmäßiges Verhalten sichern wollen, und ist sich hinsichtlich seiner Aufgabe ganz klar gewesen. Er bemerkt sehr richtig: „Es kam mir nicht in den Sinn, mit einem und demselben Buche zugleich allen Anforderungen sowohl der Aerzte als der Nichtärzte entsprechen zu wollen, ein Ziel, welches sich nur Jemand setzen kann, der entweder den Umfang und die Mannichfaltigkeit solcher Anforderungen gar nicht kennt oder sich leicht darüber zu trösten weiß, wenn sein Werk dem angekündigten Zwecke widerspricht und am Ende keiner Klasse von Lesern genügt." In der Vorrede erfahren wir, daß vor Kurzem die wichtige Entdeckung gemacht worden ist, daß die Karlsbader Quellen auch Jod enthalten. Wir möchten gerne Einiges aus des Verfassers Schilderung des interessantesten Kurortes und seiner theilweise herrlichen Umgebungen, die in uns die angenehmsten Erinnerungen erweckt hat, ausheben, unterlassen es aber aus Rücksicht auf den beschränkten Raum dieser Blätter; doch können wir uns von Karlsbad nicht wenden, ohne die daselbst eingeführte strenge Diät rühmend zu erwähnen, die so vielen andern Brunnen- und Badeorten als Muster vorleuchten dürfte.

14) Die Bäder zu Gastein. Ein monographischer Versuch von Burkard Eble, Dr. ꝛc. Wien, 1834. 8.

15) Das Thal und Warmbad Gastein nach allen Beziehungen und Merkwürdigkeiten nach eigener Anschauung und aus den zuverläßigsten Quellen dargestellt für Aerzte, Körperkranke, Geschichtsforscher, Mineralogen, Metallurgen, Botaniker und für Freunde der hochländischen Alpennatur. Von Dr. A. v. Muchar. Grätz, 1834. 8.

Die Bäder der Gastein — das Wildbad und Hofgastein — gehören zu den wenigen deutschen, die der eigentlichen Alpenwelt angehören. Auch hinsichtlich ihrer Bestandtheile gehören die dortigen Mineralquellen zu einer Abtheilung von Heilbrunnen, aus der Deutschland

nur wenige zählt, nämlich zu den öfters sogenannten indifferenten Thermen, die sich mehr durch ihre auffallenden Wirkungen als durch starken Gehalt an mineralischen Bestandtheilen auszeichnen und wozu auch Wildbad in Würtemberg und Pfäfers in der Schweiz gehören.

Der Verfasser der ersten Schrift hat schon früher eine kleinere über Gastein geschrieben, die im Allgemeinen nicht ungünstig aufgenommen wurde, jedoch wegen freimüthiger Aufdeckung der Mängel der Badeanstalten und wegen Bestreitung der Vorurtheile in Beziehung auf Hofgastein, dem man stets einen niederern Rang anweisen wollte, als dem Wildbade Gastein, ihm manche Widerwärtigkeiten zuzog. Troß der vielfachen, mitunter höchst kleinlichen und groben Umtriebe, die der Verbreitung des Büchleins im Wege standen, wie der Verfasser sagt, war es doch schon nach 2 Jahren vergriffen, was ihn zu dieser neuen umfassenderen Bearbeitung desselben Gegenstandes ermunterte, der wir unsern Beifall nicht versagen können, indem sie uns manches Interesse gewährte und mit wissenschaftlichem Geiste geschrieben ist. Freilich ist für Laien manches darin nicht genießbar.

Herr v. Muchar scheint auf dem Titel seines zu gleicher Zeit mit dem Eble'schen erschienenen Werkes den Mund ziemlich voll zu nehmen (auch nennt er es in der Vorrede eine umfassende Physiographie des Thales und Wildbades Gastein); allein doch müssen wir nach genauerer Bekanntschaft damit gestehen, daß die vielerlei auf dem Titel bezeichneten Klassen von Lesern dasselbe sämmtlich nicht ohne Befriedigung durchlesen werden, was ebenso das vielseitige Interesse des Gegenstandes als der Fleiß, mit dem er vom Verfasser behandelt worden ist, erwarten lassen. Dem Badegaste dient das Buch zu einer sehr belehrenden Unterhaltung, wie sie für das Stillleben eines Alpenkurortes ganz geeignet ist, wo man so sehr sich gedrungen fühlt, sich mit der neuen herrlichen Welt, in die man versezt ist, bekannt zu machen, in Beziehung auf welche Westenrieder in seinen Briefen über und aus Gastein richtig bemerkt: „Alle Gesichter sind hier heiter, offen, freundlich, zutraulich. Die gesunde, mit dem Dufte von tausend balsamischen Kräutern erfüllte Luft, der blaue, hellglänzende Himmel, die romantischen Umgebungen erfüllen Alle mit einer gewissen Behaglichkeit und versetzen sie in eine gewisse Munterkeit. Man ist hier, ich weiß nicht wie, nur von sich selbst erfüllt und vergißt, ohne es zu wissen oder zu wollen, Alles, was in der Entfernung vorgehen mag. Man vermißt und wünscht nichts, fürchtet und beneidet nichts, belauert und tadelt nichts, und ist gleichsam ein ganz anderer, ist ein ruhiger, mit aller Welt versöhnter, wohlwollender, erzguter Mensch." Diese für eine Bade- oder Brunnenkur unübertreffliche Stimmung findet sich nirgends in dem Maaße, wie in Alpenkurorten, und trägt gewiß Vieles zu den außerordentlich günstigen Wirkungen des dortigen Aufenthaltes bei; auch läßt sie die wohl hier und da schroff hervortretenden Schattenseiten des Alpenklimas mit mehr Gleichmuth, als es sonst der Fall seyn möchte, ertragen, die Blumauer in seiner launigen Manier geschildert hat:

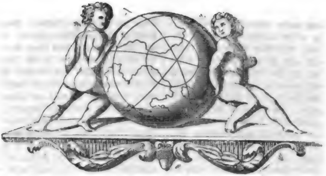
Und o das Klima, Freund, ist wie in Wien
Die Schönen, launenhaft und voller Eigensinn,
Und recht gemacht, dich in der Geduld zu üben;
Denn bald hüllt sich in seinen trüben
Und dichten Schleier der ganze Himmel ein,
Um ganze Wochen zu boudiren;
Bald macht ein bißchen Sonnenschein
Dich schwitzen, bald ein Regen frieren.
Bald heizt man hier im Julius noch ein,
Und um die Scene noch mehr zu variiren,
Sieh! so geriethen neulich gar
Der Sommer und der Winter sich ins Haar
Und gaben uns von bösen Ehen
Ein recht erbaulich Bild zu sehen.
Frau Sommer fing mit heißen Thränen an;
Allein ihr kalter, trotz'ger Mann
Ward toll und schüttelte die eisige Perrücke;
Und hauchte sie so grimmig an,
Daß ach! in einem Augenblicke
Die arme Frau, vom Scheitel bis zur Zeh,
Ganz überschneit sich sah. Darob ereiferte
Sich denn Madame und fing zum Gegenstück
Auf ihren alten Grobian
Zu donnern und zu blitzen an.
Und so, Freund, sahen wir, wie mitten
Im Junius der Schnee mit Blüthen,
Die Sommerlüftchen mit Decembereis,
Der Blätter frisches Grün mit Weiß,
Und Blitze, die den Schnee versengten,
Recht kunterbunt sich durch einander mengten!

16) Wiesbaden und seine Heilquellen, dargestellt von Dr. A. H. Peez 2c. Zweite verb. Auflage. Gießen, (1831). 8.

Unstreitig unter die besseren Erzeugnisse der Brunnenliteratur zu rechnen. Das Buch ist ganz wissenschaftlich gehalten, und je weniger es Laien befriedigen wird, um so mehr empfiehlt es sich den Aerzten zu einem gründlichen Studium, das die berühmten Wiesbadener Heilquellen so sehr verdienen.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 41. Mittwoch, 20. April 1836.

Philosophie.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir die Geschichte der Philosophie und die neuen Ausgaben älterer philosophischer Werke und die Commentare dazu betrachtet haben, werfen wir den Blick auch auf einige neueste Systeme. Es versteht sich von selbst, daß wir hier den Leser nicht mit einer sogenannten wissenschaftlichen Kritik langweilen wollen. Genug, wenn wir ihm nur einen allgemeinen Begriff von dem beibringen, was gegenwärtig in der Philosophie vorgeht.

Nachdem sich die Hauptgegensätze in der Philosophie in ihrer ganzen Schärfe ausgesprochen haben, und auch die Vermittelungsversuche, die am nächsten lagen, längst erschöpft sind, bleibt den neuern Philosophen freilich nicht viel Gelegenheit übrig, sich auszuzeichnen. Sie schlagen immer neue Vermittelungen vor, die aber nur als Symptome der sinkenden Bewegung in der Philosophie angesehen werden und die Gleichgültigkeit gegen diese Wissenschaft vermehren.

In dem

Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie von

J. F. Herbart,

(Dritte Auflage. Königsberg, Bornträger, 1834) wird ein Weg zur Vermittelung vorgeschlagen, der allerdings sehr zu empfehlen ist. Wenn die Philosophie überhaupt, wie schon der Name sagt, nur eine Liebe zur Weisheit, nur ein Streben darnach seyn kann, so ist es auch gerathen, Schritt vor Schritt und mit rechter Umsicht vorwärts zu gehen, und nicht gleich in blinder und toller Einbildung am Ziele stehn zu wollen. Herbart erklärt: „Um ruhig auf diesem Wege fortwandeln zu können, muß die Philosophie anfänglich die Frage, ob wir die Dinge an sich oder nur Erscheinungen erkennen können, unentschieden bei Seite setzen.“ Aber man müsse auch nicht bloß, wie Kant, das Erkenntnißvermögen, sondern das Erkennbare selbst untersuchen. Er verlangt, daß man erst die Erfahrungsbegriffe gehörig bearbeiten und versuchen soll, ihre Widersprüche zu lösen, bevor man sich in die Frage einlasse, ob die Erscheinung für uns auch das Wirkliche an sich sey. Die Vorarbeit sey aber immer über der Parforcejagd nach dem höchsten Resultat vernachläßigt worden.

Herbart hat auf diesem Wege zwar nicht das Ziel gewonnen, doch sicher von Irrwegen abgeführt. Er sagt vortrefflich S. 169: „Viele glauben eben in der Ungereimtheit die wahre, hoch erhabene Weisheit zu erblicken, und freuen sich ihrer fortgeschrittenen Einsicht um so mehr, je weiter aller Sinn und Verstand von ihnen weicht. Wer die Geschichte der Philosophie noch nicht

Digitized by Google

kennt, wird sich nimmermehr vorstellen, wie viele hochberühmte Denker der verschiedensten Zeiten, von solchem verkehrten Erstaunen, bald über diesen, bald über jenen Begriff, sind gefaßt und gleichsam starr und blind gemacht worden, so daß sie über einen gewissen Punkt nicht mehr hinwegkommen konnten. — Einmal ergriffen, wollen die Meisten nicht mehr geheilt seyn. Die aber deßhalb Philosophie studiren, um einen so hartnäckigen, und wie sie meinen, angenehmen Rausch sich zuzuziehn, — diese werden zwischen mancherlei philosophischen Systemen die Wahl haben." Gewiß ist, zumal für die Jugend, nichts gefährlicher, als dieser Rausch, die Einbildung, man habe nun die Wahrheit gefunden, man sey allwissend wie Gott. Und gewiß ist nichts heilsamer für die Jugend, als sie an die Nothwendigkeit des Arbeitens zu mahnen.

Etwas Aehnliches lehrt auch die

Darstellung der Metaphysik von Ernst Reinhold.

(Gotha und Erfurt, Hennings, 1835). Der Verfasser geht zwar etwas weit, wenn er behauptet, das was wir erkennen, müsse auch wirklich seyn, sofern wir es nur recht und frei von jedem täuschenden Schein erkennen. Indem er aber ermahnt, alle Aufmerksamkeit auf die Täuschungen unserer Erkenntnisse zu richten, und diese Täuschungen sogar in ein consequentes System bringt, wie die Symptome einer Krankheit, darf er auch die Würde eines Geistesarztes ansprechen.

In den

Forschungen der Vernunft von F. C. Pfnor,

(Mannheim, Schwan und Götz), haben wir umsonst etwas Neues gesucht. Sie enthalten eine reine Identitätslehre, d. h. sie führen Alles auf den Gegensatz vom Realen und Idealen zurück, die aber eins sind im sogenannten Immanenten. Das ist alles von Valentin Weigel (den man sonderbarer Weise nicht nennt, obgleich er der erste Identitätsphilosoph in Deutschland war), Spinoza und Schelling schon viel schärfer gesagt.

Die Wissenschaft der Metaphysik im Grundrisse, von Dr. K. Ph. Fischer,

(Stuttgart, Schweizerbart, 1834), enthält ebenfalls eine Identitätslehre. Der Verfasser nimmt „eine gediegene Einheit des Erkennens an, in welcher weder das Denken über das Seyn, noch dieses über jenes hinausreiche." Diese Erkenntniß dem Denken zugewendet, sey Logik, dem Seyn zugewendet Metaphysik. Er gibt aber dem Denken das Uebergewicht, und sagt, wie Hegel, das Seyn sey eben das Denken. Hegel hat viele arrogante Schüler, die seine Livrée tragen, um sich ein ungemeines Air zu geben. Aber einen treuern Schüler, der ihm mit so redlichem Eifer in alle Irrgänge seines Denkens gefolgt wäre und mit so viel Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit ihn corrigirt hätte, wie Herr Fischer, einen solchen hat er wohl nie gefunden.

Die beste seiner Correcturen ist, daß er den Hegel'schen Satz, „Gott werde sich seiner selbst auf keine andere Weise bewußt, als im allmählich sich weiter aufklärenden Bewußtseyn der Menschen," in den vernünftigern verwandelt „Gott sey in Bezug auf sich selbst ewig und allwissend, wisse also auch alles voraus, und nur in Bezug auf die Welt sey er erst dann vollständig offenbart, wenn die Welt vollendet sey." Er erklärt sich ausdrücklich gegen den Pantheismus der Hegel'schen Lehre, sofern derselbe einen persönlichen Gott ausschließt; er hält es aber für sehr leicht, beides zu verbinden, und Gott als persönlich zu denken in Bezug auf sich, pantheistisch aber in Bezug auf die Welt.

Könnte man den erhabenen Glauben der Christen an den persönlichen Gott, in dem eine ewige Liebe sich offenbart, mit dem schönen heidnischen Pantheismus, mit dem Glauben an die vergötterte Natur verbinden, so wäre das freilich sehr poetisch. Referent hat sich in jüngeren Jahren mit diesem Problem nicht wenig beschäftigt. Aber er gesteht, über einen Stein des Anstoßes niemals weggekommen zu seyn. Herr Fischer hat ihn eigentlich umgangen und wie Schelling, dessen spätere noch nicht im Druck bekannt gemachte Lehre hiefür von besonderer Wichtigkeit seyn dürfte, ihn hinweggeräumt hat, sind wir neugierig genug zu erfahren. Wir meinen die Frage nach dem Ursprung und nach der Bedeutung des Bösen in der Welt. Wenn die nicht wäre, so wäre auch überhaupt das Philosophiren keine Kunst mehr.

In seiner früher erschienenen Schrift

Die Freiheit des menschlichen Willens,

(Tübingen, Osiander, 1833), hätte Herr Fischer Gelegenheit gehabt, die schwere Frage nach dem Bösen zu beantworten, allein er hat sich mit der geistreichen Phrase begnügt, daß der Wille das Streben des Geistes sey, seine Innerlichkeit zu offenbaren, oder in seiner etwas dunkleren Sprache: „Der Geist wird die Freiheit, welche er an sich ist, für sich, indem er die innere Einheit seiner Substanz zur Totalität einer Wirklichkeit vollendet, welche die von ihm durch die Vollendung seiner Zeit hervorgebrachte Wahrheit seiner ewigen Idee ist."

Möchte doch Herr Fischer, wenn er der Sache nach seinen Geist aus den Banden des Hegelianismus zu

befreien strebt, es auch der Form nach thun. Eine Sprache, wie in der eben citirten Stelle, ist schlechterdings zu verwerfen. Die Philosophie muß klar seyn. Wir können bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, hier einen Schwank zu erzählen, der die unzweifelhafte Bestimmtheit der Hegel'schen Ausdrucksweise, wie sie in den Seelen seiner besten Schüler niedergelegt seyn mag, charakterisirt. Ein Name, dem als tüchtiger Schüler Hegels, wenn er genannt würde, jeder Glaubensgenosse seine Achtung bezeugen würde, oder besser die Person, die diesen Namen trägt, befand sich einst mit uns in einer Gesellschaft von jungen Gelehrten. Man conservirt über Hegel. Ref. spricht seine Ansicht aus, die nicht von einer, sondern vielen Seiten leidenschaftlich widersprochen wird. — „Nun, N. N., sagt er, wenn Sie so sehr die, ich will nur sagen Hegels, Erklärbarkeit verfechten, so erklären Sie mir folgenden Satz: Er ist aus einer „Philosophie der Familie", wie sie einst Hegel in kurzen Umrissen, auf besondern Wunsch seiner Frau, niederschrieb und worin er so toll war, sogar Tische und Bänke ꝛc. spekulativ darzustellen." — Man lacht auf der einen Seite. N. N. versichert die Möglichkeit eines solchen Verfahrens eifrigst, und fragt nur nach des Ref. Quelle, die auch bis zur Hebung jeden Zweifels ernsthaft angegeben wird. — „Erklären Sie ihn, ich verstehe ihn nicht" und Ref. zieht sein Taschenbuch und liest: „Die Negativität, die sich als Punkt auf den Raum bezieht und in ihm ihre Bestimmungen als Linie und Fläche entwickelt, ist aber in der Sphäre des Außersichseyns eben sowohl für sich und ihre Bestimmungen darin aber zugleich als in der Sphäre des Außersichseyns setzend, dabei als gleichgültig gegen das ruhige Nebeneinander erscheinend. So für sich gesezt ist sie der Tisch." — Die eine Seite lacht wieder heftig. N. N. erklärt geistreichst die Stelle, und beruhigt sogar die Lacher. Ref. läßt sich Alles gefallen, die Hegelianer triumphiren und „der Tisch" findet die beste Auslegung von der Welt. Ref. geht beschämt und begnügt sich am andern Morgen Hrn. N. N. die dritte Ausgabe der Hegel'schen Encyklopädie zuzusenden, aufgeschlagen die 238ste Seite §. 257, wo sich die oben angeführte Definition auf die Zeit bezieht.

Die Frage nach dem Bösen ist ausführlicher erörtert in der kleinen Schrift:

Von der Freiheit des Willens, von J. C. Passavant.

(Frankfurt a. M., Brönner, 1835). Hier wird das Böse als eine nothwendige Consequenz der Freiheit erklärt, und diese Erklärung, die hier obwohl nicht zum ersten Mal gegeben, doch mit besonderm Scharfsinn ausgeführt wird, muß uns auf unserm beschränkten irdischen Standpunkt genügen. Allerdings können wir uns das Böse entweder gar nicht, oder nur als Strafe für den Mißbrauch unseres freien Willens erklären, so daß selbst das scheinbar zufällige und ungerechte Unglück, das uns trifft, als die Wirkung einer moralischen Ursache erscheint, deren Zusammenhang uns nur verhüllt ist. Aber warum leide ich mit Bewußtseyn für einen in Frage gestellten Fehler, von dem ich kein Bewußtseyn habe? fragt der Unschuldige. Und warum sezte man mich in den Fall, sündigen zu wollen? fragt der Sünder. Der Tiger ist ein grausames Thier, aber er kann fragen, warum wurde ich als ein Tiger geboren? Die Inder sagen: du hast schon in einem frühern Leben gesündigt, und daß du Tiger bist, ist schon eine Strafe. Aber damit dreht man sich in einem ewigen Kreise, und die lezte Ursache des Bösen wird uns immer dunkel bleiben, ja es scheint als ob die Moralgesetze, die für den Einzelnen gelten, nicht ausreichten, um das tragische Schicksal der Völker und der ganzen Menschheit zu erklären.

Wissenschaft, Kunst und Religion im innigen und ewigen Bunde. Ideen von einem Vater, seinem Sohne mitgetheilt, von W. Schröter. Altona, Hammerich, 1834.

Gutgemeint, aber etwas breit und salbungsvoll. An dem Ausdruck „im innigen Bunde" erkennt man sogleich, daß der Verf. ein Geistlicher und zwar ein Rationalist ist, denn bei diesen ist das Geklingel mit an einander gefügten Prädikaten und der von Tautologien aufgebauschte Styl charakteristisch. Solche Bücher können troz ihres edlen Zweckes schwerlich etwas anders, als langweilen. Sie sagen den studirenden Jünglingen nur auf die anmaßendste und breiteste Weise, was die Jünglinge selber schon wissen; denn wer zweifelt denn auch nur entfernt daran, daß Religion, Kunst und Wissenschaft in einem innigen und ewigen Bunde stehen? Und was ist damit gewonnen, wenn uns ein so hohler Wortschwall entgegenrauscht, wie hier Seite 117: „Die nothwendigen Bedingungen zu einem tüchtigen, den Verstand erleuchtenden, das Herz veredelnden, das ganze Gemüth zu einer immer höheren sittlichen Kraft erhebenden und wahre Lebensklugheit und Weisheit mittheilenden Studium der Geschichte, ist demnach ein bis zu einem gewissen Grade in Einheit durchgebildeter Geist und ein religiöses Gefühl. Ausgerüstet mit diesen wirst Du ꝛc."

Schriften über Gesundbrunnen und Mineralbäder.

(Schluß.)

17) Aachens heiße Quellen. Ein Handbuch für Aerzte, so wie ein unentbehrlicher Rathgeber für Brunnengäste, von Dr. Zitterland. Aachen und Leipzig, 1836. 8.

Die Schrift gehört zu den gewöhnlichen Badeschriften, deren Mängel der Verfasser nicht zu umgehen wußte. Der zweite, vorzugsweise medicinische, Abschnitt über die Krankheiten, gegen welche die Aachener Quellen mit Nutzen anzuwenden sind, läßt dem Arzte Manches zu wünschen übrig, da der Verfasser dabei zu viel Rücksicht auf Laien genommen und darum Manches gründlich zu besprechen versäumt hat. Die theilweise höchst unbedeutenden, im Uebermaaß mitgetheilten Krankheitsgeschichten, die größtentheils nicht vom Verfasser selbst herrühren, schwellen unnöthigerweise den Umfang der Schrift bedeutend an. Die andern Abtheilungen derselben sind gut.

18) Mittheilungen über die Wirkungen und Anwendung der Sohlbäder, insbesondere zu Salzhausen. Eine Anleitung zum zweckmäßigen Gebrauche derselben für Kurgäste und angehende Aerzte, von Dr. C. Ph. Möller. Darmstadt, 1835. 8.

Die Sohlbäder sind erst in neuerer Zeit recht in Aufnahme gekommen und rücksichtlich ihrer vorzüglichen Heilwirkungen gewürdigt worden; eine Menge dergleichen Badanstalten sind in Deutschland seit einer kurzen Reihe von Jahren entstanden und ziehen alljährlich eine Menge Gäste an. Die vorliegende Schrift gibt dankenswerthe Beiträge zur näheren Kenntniß der Wirkung und Anwendung dieser Abtheilung von Heilquellen.

19) Die Heilquellen am Unterharze. Stuttgart, 1829. 8.

Der Herausgeber dieser Schrift, F. Hoffmann, bezeichnet als Zweck derselben, die Aufmerksamkeit, besonders des ärztlichen Publikums, auf das ungemein gehaltvolle Wasser des Beringerbades hinzulenken, mehrere unbestimmte und zum Theil unwahre Angaben über das Alexisbad zu entkräften und zugleich eine kurze Beschreibung des zu den salinischen Stahlwassern gehörenden, durch einen schwachen Kupfergehalt ausgezeichneten Ernabrunnens zu liefern. Sie verdient, insofern diese Heilquellen weniger gekannt, aber nicht unwichtiger sind, Beachtung.

20) Beschreibung des Gesundbrunnens zu Teinach. Von Dr. C. Fr. Müller. Stuttgart, 1834. 8.

Dieser sowohl durch die Wirksamkeit seiner Quellen als durch die Reize seiner Lage und Umgebungen anziehende, im Schwarzwalde gelegene Kurort verdiente wohl eine eigene Schilderung, die ihm durch die vorliegende, lobenswerthe Schrift in gedrängter Darstellung zu Theil geworden ist.

21) Canstatts Mineralquellen und Bäder. Von Dr. Tritschler. Zweite Aufl. Stuttgart, 1834. 8.

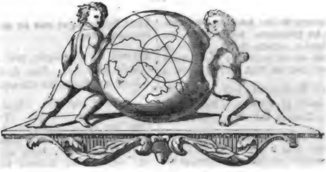
In einer der schönsten Gegenden Deutschlands gelegen, durch seine Alterthümer und Naturmerkwürdigkeiten interessant, eines außerordentlichen Reichthums an kräftigen Heilquellen sich erfreuend, hat Canstatt doch noch nicht die ihm gebührende Stelle unter den deutschen Kurorten eingenommen. Die Stadtbehörden benüzten die im Jahr 1834 sich darbietende Gelegenheit, ihre Schätze den deutschen Aerzten zu empfehlen. Sie beauftragten den Verfasser vorliegender Schrift, einen gediegenen und vielerfahrenen Arzt, die veraltete erste Auflage derselben umzuarbeiten, und übergaben sie, auf diese Weise vielfach verbessert und mit den mannichfachen in neuerer Zeit vorgekommenen Umwandelungen in Uebereinstimmung gebracht, der Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte, die durch diesen Wegführer in Stand gesezt wurden, ohne Mühe sich an Ort und Stelle zu orientiren, welche Gelegenheit auch in reichem Maaße benüzt wurde.

22) Brunnendiätetik, oder Anweisung zum zweckmäßigen Gebrauche der Gesundbrunnen und Mineralbäder. Von Dr. Fr. A. v. Ammon. Zweite Auflage. Dresden, 1834. 8.

Der um mehrere Zweige der Medicin hochverdiente Verfasser nimmt unter den populär-medicinischen Schriftstellern eine der ersten Stellen ein. Auch die vorliegende Schrift, die der unzertrennliche Begleiter jedes Kurgastes seyn sollte, berechtigt zu diesem Urtheile. — Wenn wir nicht irren, existirt bereits eine dritte Auflage derselben.

R.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 42. Freitag, 22. April 1836.

Philosophie.

(Fortsetzung.)

Philosophische Schriften und Aufsätze von Franz Baader. Zwei Bände. 1831 und 1832. Beilage dazu, 1833. Münster, Theissing.

Vorhalle zur speculativen Lehre Franz Baaders von Dr. Franz Hoffmann. Aschaffenburg, Pergay, 1836.

Die Philosophie des Herrn Franz Baader gehört auch zu den unverstandenen, von denen das Sprichwort gilt: man hört es wohl läuten, aber nicht zusammenschlagen. Das Publikum meint im Allgemeinen, Herr Franz Baader sey der ultrakatholisch-mystischen Partei ergeben, und das reicht schon hin, ihn in den Winkel zu stellen. Man hat einmal gehört, er habe sich für den Exorcismus in München interessirt. Man hat vollends gar erfahren, er gebe sich mit dem Jakob Böhme ab und das gibt ihm in den Augen des großen Publikums den Rest.

Doch wäre Herr Franz Baader ein Mann, der eine wichtigere Rolle spielen könnte, wenn seine Formen nicht allzu unpopulär wären. Er ist nicht wie Görres oder Friedrich Schlegel ein Ultramontaner von der stricten Observanz, sondern einer von den in unserer Zeit so beliebten und insgemein (ihn ausgenommen) glücklichen Vermittlern. Er will sich gar nicht stolz und hochmüthig mit seinem Glauben vom Wissen, mit seinem Katholicismus vom Protestantismus zurückziehen, sondern diese für jene gewinnen, eins mit dem andern, doch zu Gunsten des erstern, vermitteln. Darum hat er sich auch unter den Protestanten den Jakob Böhme herausgewählt, in dessen Lehren er mit Recht einen Anhaltspunkt für diese Vermittlung findet, und den er zu modernisiren, dem heutigen Standpunkt der Philosophie und Theologie anzupassen strebt. Allein er behandelt Böhme doch nicht ganz richtig. Böhme nahm vier Kirchen an, die innerliche unsichtbare, die er für die beste hielt, die muhamedanische, die er, weil sie wenigstens nur an Einen Gott glaubte, für die zweit beste erklärte, die steinerne oder katholische und die papierene oder die Kirche der Zänker, nämlich die protestantische. Herr Franz Baader schweift nun noch zu viel zwischen der dritten und vierten herum, und ruht noch keineswegs in der ersten aus. Uebrigens muß ihm die Wissenschaft dafür dankbar seyn, daß er den Geist des ehrwürdigen deutschen Theosophen heraufbeschwört, von dem er die schlagenden Worte sagt: „Jakob Böhme war nicht, wie man ihm oft verächtlich nachsagt, ein Schuhflicker in Görlitz, sondern ein

ehrbarer und ausgelernter Meister sowohl in der Schuhmacherkunst als in der Philosophia, wogegen viele, die gegen ihn als Philosophen vornehm thuend, Meister zu seyn sich dünken, doch nur hinter ihm als Flicker zurückbleiben." Womit wir Wort für Wort übereinstimmen.

Andeutungen über Mathematik und Philosophie und ihr Verhältniß zu einander. Von Georg Malty. Grätz, Damian und Sorge, 1834.

Wer die geniale Naturphilosophie von Oken kennt, wird überrascht werden, wenn er hier den Versuch findet, die seltsame mathematische Introduktion derselben zu bestätigen. Der Verf. ist aber nicht weniger leicht über die eigentliche Schwierigkeit hinweggehüpft, wie Oken. Beide gehn mathematisch vom Zero, vom Nichts, von der Null aus. Sofern man sich die Null einmal denkt, sagen sie, wird eine Eins daraus, man denkt sie noch einmal und unendliche Mal und somit ist die Realität der Welt gegeben. Man denkt sich aber, sagen sie, die Nullen nicht bloß nach einander in der Zeit, sondern auch neben einander im Raume, jede Null, jedes Nichts, sofern man es denkt, wird ein Punkt, ein Punkt reiht sich an den andern zur Linie, die Linie zu Flächen, zu Körpern und da stehen wir denn glücklich mitten in der Materie; die Welt, die anfangs null und nichts war, ist nicht bloß real, sondern auch materiell geworden.

Das ist alles sehr schön und klar, wenn man einmal die Voraussetzungen gelten läßt. Aber es bleibt immerhin ein ganz gewaltiger Sprung aus dem bloßen Denken des Nichts heraus in die Materie. Erste Voraussetzung: es muß einer da seyn, der da denkt. Einwurf: es ist aber nichts da, als das Nichts. Folgerung: das Nichts denkt sich selbst. Einwurf: denkt das Nichts, so ist es nicht mehr nichts, sondern ein denkendes Urwesen oder Gott. Folgerung: dagegen ist nichts einzuwenden. — Zweite Voraussetzung: es muß ein Raum entstehen, um die ungeheure Menge der als Einheiten gedachten Nullen aufzunehmen. Einwurf: Nichts, unendlich mal gedacht, bleibt doch nichts und hat im kleinsten Gehirn des lezten Wesens, das überhaupt zu denken vermag, Platz genug. Wir können bereits alles gedacht haben, und es wird noch nicht das geringste wirklich geworden seyn. Uebrigens ist es noch sehr die Frage, ob das Denken nicht erst hinter dem Seyn hinterdrein folgt, ob nicht alles Denken bloß ein Nachdenken ist, wenigstens müssen wir bei der Schöpfung der Welt wohl von unserm armseligen Kreuz- und Querdenken und Speculiren abstrahiren, und von Gott nicht glauben, er habe erst lange bei sich selber nachgedacht, wie er die Welt wohl machen würde. Ich halte es hier mit Goethe: im Anfang war nicht der Gedanke, sondern die That! Folgerung: es wird sich schwerlich etwas dagegen einwenden lassen.

Organon der Philosophie vom menschlichen Geiste. Erste Abtheilung. Von F. Ch. Weise. Heidelberg, auf Kosten des Verfassers, 1835.

Es wird hinreichen, folgende Selbstcharakteristik des Verfassers mitzutheilen: „Bei den Wechselfällen, welche bald das Erbeben, bald das Sinken der Philosophie manchmal im grellsten Lichte wiesen, ward auch ich in meinem fünfzigjährigen wissenschaftlichen Bestreben, mehr als ein Anderer, bald hingeworfen, bald mächtiger als zuvor wieder aufgerichtet, wo mich der trostvolle Gedanke belebte, daß eine höhere Macht alle unsere Bestrebungen leite, die Alles, was mit Liebe und Redlichkeit unternommen und fortgeführt wird, zu unserm Besten zu verwenden weiß. Wahrlich mit Uneigennützigkeit habe ich mein Leben und Güter der Wissenschaft geopfert, und doch wurde Keiner mehr verkannt. Wie Alles gegen mich zu seyn schien, auch das lezte Mittel, als Schriftsteller fortzuwirken in der weitläufigen, schmachvollen Recension der Religionsphilosophie in der Jenaer Zeitung, (worauf ich zugleich als Kunstwerk die größte Hoffnung sezte), mir geraubt wurde. Jedoch mit der durch Tiefe schwersten Erfindung der Theorie des philosophischen Geistes erstieg ich den höchsten Gipfel der Wissenschaft, das Zenith der metaphysischen Psychologie, eine Höhe, die kein Selbstdenker bisher erreichte, worauf Philosophie und Poesie zum höchsten Menschenziele sich einen. Hier mußte ich aber die unendliche Macht einer die Schranken durchbrechenden, ausbrausenden Phantasie schon im 62sten Jahre noch fühlen lernen. Durch größtmögliche Anstrengung hart niedergeworfen, physisch und geistig angegriffen, so durch wochenlanges Kuriren mit Blasenpflastern auf dem Nacken auf's äußerste gereizt, erschien mir im Traume die Liebesgöttin, und reichte mir den Lorbeerkranz. Gehe hin, Geweihter, sprach sie, als Dichter wirst du dein hohes Ziel erreichen. Wie mit Pinselstrichen waren mir Bangen, tiefer Kummer weggewischt, als ich gleich darauf, ohne je zuvor Dichter gelesen zu haben, das erste gelungene Gedicht ganz leicht machte, ich hatte damit den Wendepunkt meines Lebens betreten. Desto schwerer hielt es, die ausgetretene Phantasie ins ordentliche Geleis zu bringen. Wie groß dieselbe war, läßt sich daraus abnehmen, daß im ersten Dichterjahre sechs und dreißig tausend ganze Reimen von ihr aufflogen, die im Manuscripte vorliegen. — Von Scheindingen träumte ich hier, deren Gelingen dem unfehlbaren Verderben mich nächst zugeführt hätte, vor welchem die gütige Vorsehung nicht nur schüzte, sondern auch durch

die Dichtergaben, wozu ich durch Natur und Mühen befähigt war, höchst möglich stellte, daß ich durch vereinte Philosophie und Poesie dem verkehrten Zeitgeiste in höhern Dingen entgegen, zum bessern Gedeihen der Mit- und Nachwelt segensreich mitwirken zu können, hoffen darf. Gott hat ja nach tausendjährigen Erfahrungen die Geringgeachteten vorzüglich zu seinen Werkzeugen im Dienste der Menschheit auserſehen!"

Die Verklärung des Weltalls oder die Bestimmung des Menschen. Von Dr. Rauch. Büdingen, Heller.

Mit Recht weist der Verfasser die Ansicht zurück, daß wir nur auf unsre jenseitige Bestimmung sehen sollen. Mit Recht sagt er, wir sollen unsre irdische Bestimmung zu erfüllen nicht vernachlässigen über dem krankhaften Nachgrübeln des Ewigen. Handeln wir hier schon recht, schön, edel, so ist das auch schon Seligkeit. Doch muß man sich in unserer Zeit, wo so Viele an der Zerstörung des Glaubens arbeiten, nach beiden Seiten hin verwahren. Es sind zwei Klippen zu vermeiden. Wer nur ans Jenseits denkt, vergißt darüber nicht selten die nächste Pflicht. Wer gar nicht ans Jenseits denkt, erniedrigt sich leicht zum Thiere.

Die Lehre von den lezten Dingen. Eine wissenschaftliche Kritik von Dr. Fr. Richter. Breslau, Korn d. ält.

Was wir zuvörderst an dieser Schrift loben müssen, ist die Schärfe, mit welcher die Irreligiösität des Hegelianismus nachgewiesen wird. Hegel suchte seinen ganzen Stolz darin, von der Religion verächtlich zu sprechen, indem er die Miene annahm, etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen. Ihm zufolge steht die Philosophie und zwar die seinige über aller Religion, denn nur die Philosophie sey im vollen Besitz des Wissens; die Religion soll es nur zum Glauben und Vorstellen bringen. (Encyklop. 2te Aufl., §. 554, vergl. mit den Anm. zu den §§. 563 u. 573. Grundlinien der christl. Dogmatik als Wissensch. 2te Aufl., §§. 5 u. 6.) — Nur die Form der Vorstellung, nicht die des Begriffs kommt dem Glauben zu (Encyklop. §. 565), es ist nur unmittelbares Wissen, nicht absolutes (§. 63) und also keineswegs von gleichem Range mit der wissenschaftlichen Erkenntniß (Vorrede S. XVIII u. XIX). — „Der Geist der offenbaren Religion," heißt es in der Phänomenologie (S. 712), „hat sein Bewußtseyn als solches noch nicht überwunden, oder, was dasselbe ist, seyn wirkliches Selbstbewußtseyn ist nicht der Gegenstand seines Bewußtseyns." — „Der Inhalt des Vorstellens ist der absolute Geist, und es ist allein noch um das Aufheben dieser bloßen Form (der Vorstellung) zu thun." So kündigt das Wissen der Religion den Dienst auf, erhebt sich über sie, will an und für sich seyn, statt an und für Religion zu seyn. Die Religion ist nur noch halb wahr; um der ganzen Wahrheit theilhaftig zu werden, muß man Philosoph seyn. Dieser Sonderung gemäß wird nun aus Religion und Kirche nicht viel mehr gemacht. Es treten Wissenschaft und Schule als ein Höheres auf. Glücklich genug, wenn der Hierarch um seinen Glauben weiß, die Gemeinde und das Volk der Gelehrten braucht dieses Wissen nicht; es hat an der Vorstellung genug; so kann es auch leichter regiert und beherrscht werden.

Den Christen, die etwa aufsehen und murren, wird ein Brocken hingeworfen. Hegel sagt lächelnd (Encyklop. 3te Auflage in der Vorrede) der Standpunkt Christi sey allerdings auch die Wahrheit gewesen, aber nur die Wahrheit an sich (in der Vorstellung), noch nicht die Wahrheit an und für sich (im Wissen), Christus habe sein Möglichstes gethan, aber es habe ihm (nach Joh. VII, 38 und 39) noch der h. Geist gefehlt, und dieser h. Geist ist natürlich Niemand anders als Hegel, wie er selbst auf's Deutlichste zu verstehen gibt und seine Schüler es offen behauptet haben.

Nachdem der Verfasser sich gegen diese Hegel'schen Abgeschmacktheiten, (die leider nicht bloß abgeschmackt, sondern, von der irreligiösen Partei benuzt, auch verderblich sind), sehr entschieden erklärt hat, stellt er selber eine Lehre auf, in der etwas sehr Ehrenhaftes ist, und die gleichwohl auch mißbraucht werden könnte. Er erklärt es nämlich für Egoismus und Eitelkeit, daß die Menschen als Individuum gerade mit ihrer bestimmten Persönlichkeit in alle Ewigkeit fortdauern wollen, und glaubt, es sey wohl genug, wenn das ewig dauere, was der Ewigkeit auch wirklich würdig sey, nämlich Gott, in dessen Wesen ja ohnehin alles übergehe, was etwa auch an uns würdig sey. Er sucht ferner zu beweisen, daß uns das Beharren in unserm Ich gerade von der Ewigkeit und von dem Undversenken in Gott entferne, weil wir eben, so lange wir nur wir selbst wären, auch nichts Anderes, nichts Besseres und Höheres seyn könnten.

Ehrenrettung des schändlich ermordeten und verläumdeten Naturforschers Schweigger.

In einem im Literaturblatte des Morgenblatts Nr. 33 d. J. citirten Auszuge aus den Wanderungen durch Sicilien und die Levante, Berlin, Nicolai, 1834, ist der Charakter und die Persönlichkeit des am 28. Juni 1821 in der Gegend von Camerata ermordeten Naturforschers Schweigger dergestalt verunglimpft worden,

daß es der Einsender dieses für eine unerläßliche Pflicht hält, zur Rettung der Ehre des so schändlich Ermordeten und nun 15 Jahre nach seinem Tode noch Verläumdeten durch diese Zeilen beizutragen.

Schweigger war der Sohn des im Jahre 1802 in Erlangen verstorbenen Professors und Archidiacons Schweigger, eines Mannes, der hinsichtlich seiner Frömmigkeit, seines musterhaften Lebenswandels, seiner Herzensgüte und seiner Sanftmuth wenige seines Gleichen finden dürfte. Der Ermordete glich hinsichtlich seines Gemüths und seiner Persönlichkeit dem Vater vollkommen, nur daß er bedeutend kleiner war, als dieser. Wer ihn je gesehen und gekannt hat, muß bezeugen, daß Bosheit, Schmähsucht und die Absicht zu beleidigen mit seinem Charakter durchaus nicht vereinbar waren, und daß er zwar von Person klein, aber keineswegs, wie es in dem Auszuge heißt, ausgezeichnet häßlich, mürrisch und noch weniger ein abschreckender Zwerg war.

Der Tag des Mordes war der Jahrstag des Begräbnisses seines Vaters, ein Tag, welchen der Ermordete stets in ernsten Betrachtungen feierte, die nothwendig sein Gemüth noch in eine besonders wehmüthige und sanfte Stimmung versezt haben mußten, welche durch den Besuch der Kapelle bei der Einsiedelei von Quisquina, der unmittelbar vor dem Morde erfolgt war, erhöht worden seyn dürfte.

Schweigger gab daher zuverläßig keine Veranlassung zu Zank. Dagegen hat der Mörder Alessi selbst zugestanden, daß Habsucht die Triebfeder seiner Handlung war, und der Umstand, daß er den Ermordeten beraubte und den Raub vergrub, bestätigt die Richtigkeit seiner Angabe, welcher er noch beifügte, daß er nicht geglaubt habe, daß die Wegschaffung eines Ungläubigen etwas schade.

Wohl mag die schwächliche und kleine Körperbeschaffenheit des Ermordeten, den der von dem Verfasser vermißte Stock gewiß nicht gerettet haben würde, zur Vollführung der That etwas beigetragen haben, weil es dem Raubmörder leichter erscheinen mochte, mit einem solchen Manne fertig zu werden, als mit einem großen starken. Um so schändlicher erscheint aber der Mord.

Wenn es allerdings unvorsichtig war, durch Alessi Geld wechseln zu lassen, so zeigt doch auch dieses selbst für die Gutmüthigkeit des Ermordeten, da man gewöhnlich nach seinem eigenen Charakter auch andere beurtheilt. Uebrigens weiß ohnehin Jedermann, daß man ohne Geld nicht reisen kann.

Wenn der schwächliche nordische Gelehrte die sicilianische Hitze zu ertragen vermochte, so konnte sie auch dem Eingebornen Vetturino nicht unerträglich seyn, und war derselbe zu den übernommenen Geschäften, wie der ungenannte Verfasser glaubt, zu faul, so durfte er ja seine Dienste nur ablehnen, statt einen Raubmord zu begehen.

Der Ermordete war der vertrauteste Freund des Bruders des Unterzeichneten, des königl. Oberappellationsgerichtsraths Brates in München, und gab demselben noch auf seiner Reise dadurch den größten Beweis seines innigsten Vertrauens, daß er ihn zum Vollziehen seines im Vorgefühl eines nahen Todes errichteten lezten Willens ernannte, dessen Bestimmungen ebenfalls wieder den Charakter des Verewigten, so wie die Erfüllung den seines Bruders in Halle, der wegen mangelnder Förmlichkeiten rechtlich dazu nicht verbunden gewesen wäre, hoch ehrten.

Leider kann der Freund die Vertheidigung des Ermordeten nicht mehr übernehmen, weil auch ihn der unerbittliche Tod raubte.

Der Unterzeichnete, in der Sache selbst durchaus nicht mehr betheiligt, als daß um beide Familien seit langer Zeit das Band der Freundschaft geknüpft war, und dieses Band noch jezt Schweigger in Halle und ihn verbindet, hält sich daher im Geiste seines verewigten Bruders zu dieser *Ehrenrettung des Ermordeten*, dessen Schmähung den *hinterbliebenen Bruder begreiflich* tief verwunden muß, verpflichtet, und fügt die Bemerkung bei, daß er erst vorgestern das treffende Blatt zu Gesicht bekam, und daher mit dem Bruder darüber keine Rücksprache nahm. Wer die Richtigkeit dieser Behauptungen bezweifelt, erkundige sich in Erlangen, Königsberg, Berlin, Halle und bei Allen, welche den Ermordeten kannten, und er wird erfahren, welchen Klang der Name Schweigger durchaus hat. Er urtheile dann, ob diese Angaben, oder diejenigen eines ungenannten Reisenden mehr Vertrauen verdienen, der nach seinen eigenen Worten:

„Die ewig wiederholte Geschichte“

nun auf eine Art selbst wieder zur Sprache bringt, daß er der Ehre des Verewigten auf den Grund angeblich in Sicilien eingezogener Erkundigungen zu nahe tritt, ohne zu bedenken, daß man natürlicher Weise dort die schreckliche That zu beschönigen suchen mußte.

Wie aber der Verfasser selbst die That zu entschuldigen versuchen mochte, ist unbegreiflich, und kann wohl von Niemand gebilligt werden.

Ruhe und Friede der Asche des braven ehrenwerthen Ermordeten.

Hof, den 11. April 1836.

Georg Carl Brates,
Königl. Rentbeamter.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 43. Montag, 25. April 1836.

Philosophie.

(Fortsetzung.)

Die Naturlehre der Seele, für Gebildete dargestellt von Dr. Fr. Fischer. Basel, Schweighauser, 1834.

Der Verfasser, Professor der Philosophie in Basel, erklärt in der Einleitung, er sey dem allgemeinen Zuge der Zeit gefolgt, welche die Wissenschaft aus dem Staube rauchigter Studierstuben hervorzieht und sie in die freieren, dankbarren Kreise des Lebens und der Gesellschaft einführt. Er schreibt daher populär. Er entfaltet die Seelenkräfte vor den Augen der Leser mit Deutlichkeit.

Zum Beweise, daß allerdings gar mancher Leser hier interessante Belehrungen auf eine klare Weise erhalten wird, heben wir die Widerlegung des Materialismus heraus, um so mehr, da sie zugleich eine zeitgemäße Beziehung zuläßt.

„Der Materialismus sezt alle Substantialität bloß in die körperliche Materie, er läugnet die selbstständige Wirklichkeit des Geistigen; er betrachtet das Geistige als eine bloße, continuirlich entstehende Wirkung, somit als ein bloßes Accidens des sichtbaren Körpers, namentlich des Nervensystems. Der Materialismus ist eine religiös und sittlich verwerfliche Ansicht; seine Gefährlichkeit besteht darin, daß für ihn am Ende nur die körperliche, sinnliche Lust ein reales Motiv des Handelns ist, alle höhern Motive dagegen sich in Wahn verwandeln. Die Forderung der Pflicht muß er als thörichte Selbstquälerei, die sittlichen Ideale als phantastische Träume und Chimären, die Begeisterung für das Gute und Edle als gutmüthige Schwärmerei betrachten. Der Materialismus zerfällt in eine *gedoppelte Grundansicht*; einentheils nämlich wird eine feinere, unsichtbare, in und aus dem Körper, namentlich aus dem Nervensysteme, ausgeschiedene Materie angenommen und als die Seele oder die Ursache der thierischen und vernünftigen Verrichtungen betrachtet, wir können dies den *materialistischen Begriff von der Seele im engern Sinne* nennen; anderntheils aber wird das Nervensystem selbst, namentlich das Gehirn, zur Seele gemacht, oder, richtiger zu reden, die Seele, wenn von ihr besonders die Rede ist, in eine Harmonie, in ein beständiges Resultat der Nervenbewegungen gesezt; wir können dies insbesondere den *mechanischen Begriff von der Seele* nennen. Jene Vorstellung, welche wir den *materialistischen Begriff der Seele im engern Sinne* nennen, wurde, so viel wir wissen, von *Demokrit*, einem der ältesten griechischen Philosophen, aufgebracht; von *Epicur* weiter gebildet, welcher die praktische Anwendung davon gemacht haben soll: Iß,

trink und spiele, denn nach dem Tode ist's mit dem Vergnügen aus; sie spukt noch immer unter verschiedenen Gestalten bei Physikern und Physiologen. Wenn die Ansicht bei Demokrit grasser und unvernünftiger erscheint, als bei Neuern, so liegt dies vielleicht weniger in der Sache, als darin, daß unsere Physiologen denselben Gedanken nur unbestimmt und oberflächlich hinwerfen und sich die grassen Consequenzen ersparen, indem sie ihren Begriff gar nicht vollziehen; während Demokrit, als Philosoph, seinen Begriff nun auch vollenden, namentlich ihn nun auch zur Erklärung des Seelenlebens verwenden wollte. In der Sache selbst können wir bei Neuern nicht mehr Vernunft entdecken, sondern bloß größere Oberflächlichkeit und größern Leichtsinn.

Insbesondere wurde die Entdeckung Galvanis, — daß die Elektricität in thierischen Körpern und Gliedern nach dem Tode noch Zuckungen und Bewegungen, wie in der willkürlichen Bewegung hervorruft — eine reiche Quelle materialistischer Hypothesen über das Wesen der Seele. Denn es schien den Physikern nun keinem Zweifel mehr unterworfen: daß die Seele eine elektrische oder eine ähnliche imponderable Flüssigkeit seyn müsse, daß das Nervensystem und namentlich das Rückenmark gleichsam eine Voltasche Säule darstelle, worin das Seelenfluidum ausgeschieden werde und dergleichen. Um einen solchen Schluß plausibel zu finden, dazu gehörte eine große, geheime materialistische Neigung; denn er beruht auf der leichten Annahme: daß dieselben Wirkungen dieselbe Ursache voraussetzen, was sich bei einigem Nachdenken in hundert Fällen als falsch erweist. Die Elektricität wirkt in unserm Falle bloß als Reiz; der thierische Anschein der Bewegungen ist Nachwirkung der Lebenskraft in der Cohäsion und Gewöhnung der Organe; daher dauert die Erscheinung auch nur kurze Zeit nach dem Tode fort. Die andere materialistische Ansicht von dem Wesen der Seele, wonach sie in einer Harmonie, einem bloßen continuirlichen Resultate der körperlichen Bewegungen, namentlich der Verrichtungen des Nervensystems, bestehen soll, was wir den mechanischen Begriff der Seele nennen wollen, ist gleichfalls eine uralte Ansicht und wird u. a. von Aristoteles, in dem ersten seiner Bücher von der Seele, Kap. 4, aufgeführt, auch im Platon'schen Phädon berücksichtigt. In neuern Zeiten haben die bekannten französischen Materialistiker diese mechanische Erklärungsweise der Seelenerscheinungen auf's Grellste ausgebildet, namentlich das berüchtigte Système de la nature, erschienen 1770. Es nimmt keine von dem Körper und namentlich dem Nervensysteme verschiedene, feinere substantielle Grundlage der Seele an, sondern das Nervensystem und sein Mittelpunkt, das Gehirn, ist ihm die Seele selbst; oder richtiger zu reden, wenn und so weit es die Seele irgend für sich betrachtet und beschreibt, ist sie ihm der Inbegriff der Nervenbewegungen, gleichsam eine Musik durch die Einwirkungen der Außenwelt auf dem Instrumente des Nervensystems gespielt. „Der Begriff eines Geistes sey eine bloße Negation, ein Wesen, dem kein Merkmal zukomme, von dem wir keinen Begriff haben.“ Der Verfasser wußte also von der Seele nichts, als daß sie unkörperlich, unsichtbar, untastbar, nicht ausgedehnt, ohne Figur sey und dergl.; ihre positiven Eigenschaften, Bewußtseyn und Wille und deren reiche Gestaltung, waren ihm gänzlich verborgen, was aber nur seine Schuld war. In dieser Unwissenheit von dem Wesen der Seele fährt er fort: Um eine reelle Vorstellung von der Seele zu gewinnen, müsse man nothwendig zu materiellen Merkmalen seine Zuflucht nehmen. Wer Seele und Körper scheide, thue nichts, als daß er das Gehirn von sich selbst unterscheide. Das Gehirn sey die Seele, als der Mittelpunkt des Nervensystems, von welchem alle Seelenbewegungen ausgehen. Das Nervensystem sey aber keine träge, todte Materie, sondern eine empfindliche Maschine, d. h. der Eindrücke der Außenwelt und selbst periodischen Bewußtseyns fähig. Alle geistigen Verrichtungen des Menschen seyen somit verschiedene Bewegungen des Gehirns, welche aus den verschiedenen Einwirkungen der Außenwelt entspringen. Von den Thieren unterscheide sich der Mensch bloß durch größere Beweglichkeit des Nervensystems.“ Der Materialismus, um zur Kritik desselben überzugehen, fließt aus verbundener Vorliebe für die Anschaulichkeit und Handgreiflichkeit der Sinnenwelt, wenn nicht gar aus sinnlicher Gesinnung; so wie aus der Unfähigkeit, die geistige Wahrheit und Wirklichkeit zu beobachten und festzuhalten. Denn das ist am Ende der allgemeine Fehler der Materialisten, den das Système de la nature auch offen gesteht, daß sie von dem Geiste nichts wissen und verstehen, daß sie nie oder nur oberflächlich in ihr Inneres geblickt, daß das Auge ihres Geistes gänzlich erfüllt ist von groben körperlichen Gestalten und dadurch abgestumpft für die feinern Erscheinungen des Geistigen. Sie klagen, daß sie sich von dem Geistigen nichts denken können; diese Klage verdient eine nähere Untersuchung, indem etwas Wahres daran ist. Unter Denken verstehen sie, nach der Weise der Verstandesmenschen, das Vorstellen, das Denken oder innerliche Vergegenwärtigen in natürlichen Abbildern. Auf diese objective, abbildliche Weise lassen sich freilich nur Körper denken, das Geistige nicht, so wenig als es gegenständlich wahrgenommen werden kann; denn was gegenständlich soll vorgestellt werden, muß erst gegenständlich wahrgenommen seyn. Das Geistige läßt sich überhaupt nicht eigentlich oder auf natürliche Weise vorstellen; die einzige Vorstellung, welche davon möglich ist, ist die künstliche und willkürliche Vergegenwärtigung durch das Wort oder durch die bildliche, tropische

Vorstellung; freilich ein leerer Schall, ein inhaltsloses Zeichen, wenn es nicht durch innerliche Erfahrung und Erlebung ergänzt wird. Diese ist aber in jedem Augenblicke möglich, indem jede geistige Erscheinung, an die wir uns durch das Wort oder das Bild erinnern, sich in einem Nachklange, in einer Nachthätigkeit oder Nachempfindung, wiederholt. Die einzig mögliche Weise, die geistige Wirklichkeit zu denken und sich zu vergegenwärtigen, ist also, sich durch das Wort oder ein Bild die innerliche Erfahrung zurückzurufen; wozu aber Fertigkeit und Kunst der Selbstbeobachtung gehört, um welche der Materialisten unterlassen sich zu bemühen. Da sollten sie aber, ehe sie überhaupt über das Geistige urtheilen, erst in die Schule der innern Beobachtung gehen. Der Materialismus ist somit im Grunde ein geistiger Mangel, dem nicht durch Vernunftgründe, sondern nur durch psychologische Zucht abzuhelfen ist. Die Vernunftgründe gegen den Materialismus sind übrigens, wo eine bloße Denkweise und keine Gesinnung zu bekämpfen ist, entscheidend. Seine Unmöglichkeit sollte er schon daran abnehmen, daß er keine, auch nicht die niederste Seelenverrichtung zu erklären vermag; so läßt er gleich von der Sinnwahrnehmung und willkürlichen Bewegung die Hauptsache unerklärt, nämlich das damit verbundene Bewußtseyn und die darein eingreifende Willkür; denn ohne Bewußtseyn bleibt der Sinneindruck unvernommen, wie das bloße Motiv in Ermangelung der Willkür ohne Folge bliebe. Zur Erklärung der vernünftigen Verrichtungen, z. B. des Denkens, der höheren Gefühle, namentlich des ästhetischen, sittlichen, religiösen, der Freiheit des Willens, ist es ihm ohnedies nicht gelungen, auch nur ein verständliches Wort vorzubringen. Seine Rathlosigkeit ist hier um so größer, da er die körperliche Materie viel tiefer herabsezt, als sie verdient, ihr alle Lebensthätigkeit abspricht, und sie auf Atome und ihre Stoßbewegung reducirt."

„Was das Système de la nature mit der Empfindlichkeit der Gehirnmaschine gemeint, besonders aber, wie es sich die periodische Bewußtseynsfähigkeit der Materie gedacht haben mag, ist schwer zu sagen; sollte es sich vielleicht das Gehirn als eine dynamische Masse, d. h. als eine Masse lebendiger Kräfte gedacht haben? Abgesehen davon, daß das Système de la nature wohl gar nichts bei jener Phrase gedacht, würde immer noch eine Abhängigkeit der Seele von dem Körper behauptet, wobei sie zu einem bloßen Accidens desselben herunter sänke; wogegen folgende entscheidende Gründe sprechen:

1) Der von uns aufgezeigte Unterschied der organischen und der unorganischen Natur. Eine Masse nebeneinander bestehender Theile kann sich wohl zu einem Krystalle zusammenschicken, nie aber einen lebenden Organismus bilden; sie ist und bleibt eine Demokratie. Eine Monarchie, wie der organische Körper, die Einheit seines bildenden Gesetzes, die Wesenhaftigkeit und Beharrlichkeit des Ganzen, bei der Veränderung und Wechslung der Theile sezt die Einheit des herrschenden Princips voraus.

2) Die Bestandtheile unseres Körpers, namentlich auch des Nervensystems und Gehirns, sind, wie wir gesehen haben, in einem beständigen Flusse, sie werden gewechselt, neue aufgenommen und alte, verlebte Elemente dafür ausgestoßen; dagegen ist unsere Seele, so lange wir uns erinnern, wenigstens ihrer Substanz nach, dieselbe geblieben, und unser Ich reicht bis zum Anfange unseres Bewußtseyns zurück.

3) Ganze Glieder können durch Amputation verloren gehen; wenn nun unsere Seele eine im Nervensysteme verbreitete feine Materie wäre, so müßten wesentliche Theile derselben, wenn sie eine Harmonie der Nervenbewegungen wäre, so müßten wesentliche Töne des Accordes verloren gehen; während sie sich doch bei solchen Verstümmelungen ihres Organs ganz unverlezt benimmt.

Allein sprechen wir nicht ins Unbestimmte und Allgemeine von der Materie und ihrem Vermögen und Unvermögen, sondern fassen wir die bestimmte Materie, von der es sich handelt, ins Auge, nämlich

4) Die Materie des menschlichen Körpers und namentlich des Gehirns. Von ihr können nur Männer, die von Chemie und Physik nichts wissen oder nichts gelernt haben, etwas der Art, wie die thierischen und vernünftigen, oder auch nur wie die vegetativen Verrichtungen erwarten. Wer sich nur an die chemischen Bestandtheile des menschlichen Körpers erinnert, muß einsehen, daß die körperlichen Elemente: Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, nebst einigen andern, für sich allein nie etwas der Art, wie das menschliche Seelenleben, sondern Wasser, Kohlensäure und dergl. hervorbringen würden.

Die Seele ist also ein von dem körperlichen Stoffe verschiedenes Wesen."

Jedoch zieht der Verfasser auch gegen den einseitigen Idealismus zu Felde, und wählt ein Juste-Milieu zwischen ihm und dem Materialismus. Er trennt die Seele nicht vom Körper, macht sie aber zum gestaltenden und belebenden Princip des Körpers, wie schon längst der ehrwürdige Stahl behauptet hat. Er läßt sie als ein freies Princip mit der Lebenskraft im Nervensystem sich verbinden, in welcher Verbindung sie freilich in vieler Beziehung unfrei werden muß. Wie kann nun, wirft er sich selber ein, das bewußte und freie Princip der Seele seine Natur so ganz aufgeben und ganz unbewußt und unfrei wirken? „Einen Aufschluß und eine Erklärung dieses Räthsels finden wir in folgender Analogie:

Es ist aus der Chemie bekannt, daß zwei Stoffe, die sich innig und zu einem neuen Ganzen miteinander vereinigen, ihre beiderseitigen specifischen Eigenschaften ganz verlieren und verläugnen, und daß der neugebildete Körper Eigenschaften zeigt, die von denen seiner Bestandtheile specifisch abweichen. So verlieren ja die Säuren und Basen in ihrer Vereinigung zu neutralen Salzen ihre auszeichnenden Eigenschaften gänzlich; die Säure hört auf sauer zu seyn, das Alcali laugenhaft zu schmecken, und es wird ein Salz daraus, ein ganz neuer Körper, der mit seinen Bestandtheilen fast gar keine Aehnlichkeit mehr hat. Wer würde z. B. in dem Gyps die Schwefelsäure wieder erkennen? Auf eine ähnliche Weise nun verliert die Seele, indem sie sich mit dem körperlichen Stoffe auf's Innigste und gleichsam chemisch zu dem belebten Körper vereinigt, ihre auszeichnenden Eigenschaften, die Bewußtheit und Freiheit und wirkt auf eine ganz neue Weise, nämlich mit unbewußter und nothwendiger Gesetzmäßigkeit; die Seele wird, in ihrer organischen Vereinigung mit dem körperlichen Stoffe zu dem lebenden Körper, gleichsam gebunden. Außer dieser Gebundenheit existirt die Seele in dem Körper noch mit einem ungebundenen Ueberschuß von Kraft, der sich ihrer reinen Natur gemäß, also frei und bewußt, äußert, aber sich periodisch erschöpft, so daß die Seele in gänzliche Gebundenheit versinkt, nämlich im Schlafe. Vergleichen wir das geistige Princip mit der Säure, den körperlichen Stoff dagegen mit der Basis, so ist der Mensch, wie überhaupt das Thier, ein saures Salz; die Pflanze dagegen ein neutrales und zum Theil sogar ein basisches Salz. Denn wie im Thiere das geistige Princip mit einem freien Ueberschuß vorhanden ist, der sich seiner Natur nach bewußt und willkürlich äußert, und als solcher die thierischen und geistigen Funktionen hervorbringt; so ist in der Pflanze der Geist oder das organisirende Princip durch den körperlichen Stoff gänzlich gesättigt und gebunden, zum Theil ist der körperliche Stoff selbst im Ueberschusse vorhanden und krystallisirt, weil ungebunden durch den Geist, seiner anorganischen Natur folgend. Daß ein Ueberschuß körperlichen Stoffes den Geist binden und in Unfreiheit und Bewußtlosigkeit versenken kann, springt aus der allgemeinen Erfahrung entgegen, daß das Uebermaaß von Speisen und Getränken den Geist niederdrückt und beschwert.

Daß die Lösung der Seele von dem Körper ihr eine freiere und bewußtere Aeußerung gestattet, erweist sich nun auch in den Somnambülen; denn ihr Hellsehen innerhalb der vegetativen Organe ist wohl immer Folge einer einem halben Tode ähnlichen Lösung der Lebenskraft, wodurch dieselbe zur Seele, die vegetativen Organe dagegen zu einer Art von Nerven werden."

Bücherkunde.

1) Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Von J. Fr. Edlen von Mosel. Wien, Beck, 1835.

2) Essai statistique sur les bibliothèques de Vienne, par A. Balbi. Vienne, Volke, 1835.

Die erste dieser Schriften enthält eine sehr ausführliche Geschichte der Entstehung und Fortbildung der Wiener Hofbibliothek, woraus wir ersehen, wie troß der Jesuitencensur fleißig literarische Schätze zusammengetragen wurden, und wie die Erwerbungen und Protektorate Oesterreichs im Auslande auch immer für die Bibliothek neue Bereicherungen abwarfen. Die wichtigsten Cimelien (unschätzbare Seltenheiten) dieser Sammlung stammen aus Italien und sind Weihgeschenke der kleinen italienischen Fürsten, oder Erbstücke. In den Beilagen findet man ein Verzeichniß des Kostbarsten, was die Bibliothek enthält.

Die kleine Schrift von Balbi umfaßt auch die übrigen Wiener Bibliotheken und gibt überhaupt eine vergleichende Statistik aller Bibliotheken. Es ist ziemlich auffallend, daß die Angaben der verschiedenen Schriftsteller über die Bücherzahl so sehr von einander abweichen. Ebert findet in der königl. Bibliothek in Paris nur 350,000, Schnabel 900,000 Bücher; Malchus nur 50,000, Villenave 100,000 Manuscripte. Villenave findet in Madrid 100,000 Bücher, Bailly gerade das Doppelte; Rampoldi im Vatican nur 90,000, d'Haussey 800,000 und Eustace gar eine Million; Hassel in Neapel nur 80,000, Umili 180,000; Valery in Mailand 100,000, Rampoldi noch einmal so viel; Schnabel in der königl. Bibliothek zu Berlin 140,000, Zedlitz 3—400,000; Stein in Breslau 100,000, Wachler das Doppelte. Schubert in Wolfenbüttel 100,000, die Ephemeriden 280,000; Ebert in Stuttgart nur 130,000, Streit 200,000; Ebert in München 300,000, Wachler das Doppelte; Schnabel in Kopenhagen 130,000, die Ephemeriden 500,000; Bisinger in Oxford 130,000, Schnabel 700,000; Hassel in Edinbourgh 130,000, Nagy 150,000 ꝛc. Nur bei Göttingen (2—300,000), Petersburg (240,000—300,000) und Dresden (240—260,000) schwankt die Zahl weniger.

Ueber die Bibliotheken in Wien breitet sich Herr Balbi insbesondere aus und gibt bei dieser Gelegenheit überhaupt statistische Notizen über Oesterreich, ja er schweift sogar einigemal in den Memoirenton ab und theilt Anekdoten von Kaiser Franz mit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 44. Freitag, 29. April 1836.

Philosophie.

(Fortsetzung.)

Der Dichter ein Seher, oder über die innige Verbindung der Poesie und der Sprache mit dem Hellsehen, von Dr. A. Steinbeck. Nebst einer einleitenden Abhandlung „der organische Leib und die Sprache" von G. H. von Schubert. Leipzig, Göschen, 1836.

Nachdem Swedenborg den Schlüssel zu einer in unserer Bildersprache verborgenen höhern Weisheit zuerst entdeckt, G. H. Schubert in seiner Symbolik des Traums diesen Gewinn auch für die Naturwissenschaften auszubeuten und Windischmann sogar die historische Beweisführung versucht hat, daß die ganze alte Weisheit der Inder auf dem Hellsehen beruhe, nach solchen Vorgängen war es natürlich, daß man auch die Beziehung der Poesie zum Hellsehen untersuchte. Daß die Dichter dämonisch, besessen, von einem Gott erfüllt seyen, ist schon eine sehr alte Ansicht, und daß nicht weniger thierische Geister und Teufel in sie fahren können, beweist die neuere Poesie.

Der Verfasser hat sich die Untersuchung übrigens viel zu leicht gemacht. Anstatt in langer Rede die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenhangs zwischen Hellsehen und Dichten nachzuweisen, hätte er wie Swedenborg und Schubert gleich das Objekt festhalten und die Grundzüge eines Lexikons der höhern Geistersprache ausführen sollen. Denn was liegt uns daran, zu wissen, daß die Dichter zuweilen verzückt sind, wenn wir nicht erfahren, was der Inhalt ihrer höhern Anschauungen ist. Aus ganz moderner ordinären Poesie aber eine tiefere Weisheit herausklügeln wollen, ist sehr überflüssig und erweckt beim Leser nur Mißtrauen in den wissenschaftlichen Gehalt der Untersuchung.

Der Verfasser sagt: „Apollo war nicht ohne tiefere Bedeutung der Gott der Dichter und der Seher zugleich, weßhalb auch der Tempel des Apollo zu Delphi durch seine dichterischen Prophetieen so berühmt wurde. Daher sind wahre Dichter auch zugleich Seher und das Alterthum liefert hierzu den besten Beweis, indem alle jene berühmten Männer des Alterthums, in denen eine allbewegende, Seelen beherrschende Macht des Wissens sich offenbart, zugleich Dichter waren, wie Orpheus und sein Lehrer Linos aus Chalkis, ferner die begeisterten Sänger von Hymnen und Göttersprüchen: Pamphus, Olen, Eumolpus Philammon und Musäus, von welchem leztern schon ähnliche Orakel und prophetische Weissagungen auf die Nachwelt kamen, als die später unter dem Namen der sibyllinischen Weissagungen waren. Alle diese Dichterheroen des grauen Alterthums sind Herolde und

Digitized by Google

Verkündiger einer Erfüllung des Geistigen, welches kommen soll, gewesen. Mitten in den Mühen und den Kämpfen des vergänglichen Tages, sagt Schubert, haben sie den unvergänglichen Frieden verkündigt, der einst aus dem Streit geboren wird, einen künftigen Trost der Völker. Sie haben gezeugt von einem Leben, das nicht mit dem Leibe vergeht; was sie sprachen, das hatte sie nach ihrem Maaße der Geist gelehrt, welcher zur Stimme der athmenden Menschen das Wort der Rede gibt, zum Erkennen das Licht. Daher finden sich in den Dichtungen des Alterthums so viele prophetische Andeutungen, da es die wahre, aus echter Begeisterung erzeugte Dichtkunst auf wahrhaft nationeller Grundlage war; das Neuerthum, wo die Dichtkunst in der Mehrzahl der Fälle zu einer Kunstfertigkeit, zur dichtendklügelnden Verstandesthätigkeit mit dem Charakter der strengsten Objektivität, Universalität und Antinationalität herabsank und in Goethe den höchsten Kulminationspunkt dieser Art Poesie erreichte, kann nur bei seinen wenigen wahren, echt begeisterten Dichtern die Wahrheit des Satzes: „Dichter sind Seher" nachweisen, zu denen unter andern besonders Klopstock, Jean Paul, Schiller und trotz dem eben Gesagten, wie aus dem Folgenden erhellen wird, gewissermaßen auch Goethe gehören; denn in Goethe's sämmtlichen Schriften tritt eine Doppelnatur unverkennbar hervor; der echte, wahre, im Geist lebende und begeisterte Dichter, dem seine höheren Gedanken und Ideen durch Eingebungen des Geistes zukommen, vermischt sich überall mit dem „gegenständlichen Denker," mit dem Vernunft- und Verstandesmenschen, der in seiner bequem-ironisch-sarkastischen Manier mühsam danach ringt, seine ganze höhere poetische Kraft des Geistes als die Frucht seiner Sinnesanschauungen und des von diesen sich anspinnenden Denkens und Fühlens darzustellen; er will den freier, selbstthätiger leuchtenden göttlichen Funken mit Gewalt in die Region des selbstthätigen menschlichen Vernunft-Willens herabziehen und wird doch von der unsichtbaren, höheren Kraft gezwungen, an vielen Stellen seiner Werke die Ohnmacht des Verstandes (also auch der Verstandes-Dichtung) und das Unterworfenseyn desselben unter einen höheren Einfluß anzuerkennen."

Das heißt doch die Sache bei den Haaren herbeiziehen. Goethe war durchaus nicht zwieträchtig in sich, er dichtete immer aus ein und demselben Ich heraus, seine Werke sind, trotz der verschiedenen, von ihm selbst willkürlich gewählten Formen, aus einem Geiste, und dieser Geist war der seinige. Da ist von einer höhern Eingebung auch nie und nirgends nur die leiseste Spur und der Verfasser hütet sich auch wohl, eine Stelle aus Goethe's Werken zu nennen, in der eine solche höhere Eingebung zu erkennen wäre.

Es ist durchaus unstatthaft, das Sentimentale in der Poesie aus einer höhern Quelle ableiten zu wollen, während man das Verständige, Witzige aus einer niedern ableitet. In jener Sentimentalität steckt oft so viel Niedriges, als oft in einem Witz etwas sehr Hohes verborgen ist. Ueberdies ist bekanntlich Niemand sentimentaler, als der Teufel. Es gibt sentimentale Dichter, die immer nur hohe Empfindungen heuchelten, und die durchaus nichtswürdig waren, und es gibt witzige Verstandesdichter, die sehr edel waren.

Am Ende beruhen aber die Dichtungen des Verstandes wie die des Gemüths alle auf Einfällen, die Gott weiß woher kommen. Dem Einen fällt ein Gedanke, dem Andern ein Bild, dem Dritten ein Ton &c. ein, jeder befindet sich auf eine ihm selbst unerklärbare Weise in eine Stimmung und Neigung zu diesem oder jenem versezt. Entweder kommen diese geheimnißvollen Antriebe alle aus einer höhern Welt, oder sie sind alle gleich sehr natürlich.

Will der Verfasser nun aber doch bei großen und guten Handlungen oder Dichtungen eine höhere Eingebung statuiren, so sollte er auch die Kehrseite nicht vergessen, und umgekehrt auch alles recht Niedrige und Schlechte aus thierischen oder diabolischen Anregungen erklären.

Er kommt auch auf die großen Helden und Fürsten zu sprechen und sieht in diesen auch etwas Prophetisches. Er nimmt an, die Könige und Fürsten seyen Gesalbte des Herrn, und er sieht sogar in dem Geist Friedrichs des Großen, trotz seiner Spötterei und Skepsis, etwas Göttliches, bloß weil er ein König war. Aber wo bleibt denn neben der überirdischen Einwirkung des göttlichen Geistes die unterirdische des höllischen Lügengeistes? Wo bleiben neben den göttlichen Dichtern und Königen die diabolischen?

Der Verfasser muß einen zweiten Theil schreiben, worin die Dichter und die Könige vorkommen, die einem entgegengesezten Antrieb folgten. Es ist entweder alles nur natürlich, oder wenn das Natürliche von einem höhern Guten geschieden werden soll, muß es auch von einem tiefern Bösen geschieden werden. Man kann die Menschen nicht idealisiren, ohne sie auch zu karrikiren. Man kann die Menschen nicht vergöttern, ohne sie auch verteufeln zu müssen.

Indeß unsere Philosophie wird immer schmeichelhafter. Hegel hat das Vergöttern in sie eingeführt und obgleich Hegel todt ist, bleibt doch das Vergöttern in der Mode. Hegel vergötterte sich selbst und alle seine Schüler, denn nur in ihnen denkt der liebe Gott sich fort. Heine macht von dieser Göttlichkeit den zweckmäßigsten Gebrauch, indem er folgerecht den Unterschied zwischen

gut und bös aufhebt und die neuen Götter im Fleisch so lustig als möglich leben läßt.

Der Verfasser des vorliegenden Buchs schafft eine ungeheure Menge neuer Heilige und Propheten und sieht überall nur den h. Geist, aber nirgends den bösen Geist. So wäre denn dies die verheißene goldene Zeit, das tausendjährige Reich, das neue Jerusalem. Und es wäre wirklich, wie der selige Bengel immer behauptet hat, im Jahr 1836 erschienen!

Wo sich doch das Ungöttliche, das Böse, der alte Herr Satan mag hin verkrochen haben, daß er in dieser allervortrefflichsten Welt gar nicht mehr zu finden ist?

Doch das ist eben der Teufel. Wenn er nirgends zu seyn scheint, ist er gerade am nächsten. Was ist wohl gottloser, als diese Schmeichelei der Vornehmen, die Vergötterung einzelner Familien. Damit leistet man den Fürsten auch keinen Dienst. Bringt man sie nicht dahin, daß sie selber glauben, sie seyen mehr als Menschen, so ist die Schmeichelei plump und beleidigend, und bringt man sie dahin, so verführt man sie nur zum Bösen. Als man dem König Alfred schmeichelte, es sey etwas Göttliches in ihm, ließ er sich einen Stuhl ans Ufer des Meeres tragen kurz vor der Fluth und gebot dem Meere, stille zu stehen, und da es dennoch heranwogte und bald seine Füße bespülte, machte er den Schmeichler lächerlich. Es dachten aber nicht alle Fürsten so groß; viele haben sich wirklich die plumpen Schmeicheleien gefallen lassen und für Götter gehalten und in dieser Verrücktheit Unheil aller Art angestiftet.

Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens, mitgetheilt von dem Herausgeber der Seherin von Prevorst. 7te Sammlung. Karlsruhe, Braun, 1835.

Wir wollen nicht noch einmal auf die Frage, ob es Gespenster gebe, zurückkommen. Es ist uns im Grunde sehr gleichgültig, denn da Teufel und boshafte, dumme und thierische Geister, und unheimliche gespenstische Wesen als lebendige Menschen mit Fleisch und Blut leibhaftig auf jeder Straße am hellen lichten Tage zu sehen sind, so liegt wohl wenig daran, ob auch noch welche in Nebelbildern und Schemen herumlaufen, oder nicht. Der Teufel ist nicht das pferdefüßige Phantom, sondern alles, was im wirklichen lebendigen Menschen, der vielleicht ein ganz schönes Gesicht hat und ganz artig spricht, teuflisch ist. Gespenster sind nicht graue Gestalten, sondern das, was in wirklich lebendigen Menschen unheimlich, widerlich, grauenhaft ist. Die Existenz von teuflischen und gespenstischen Dingen müssen wir freilich zugeben, aber wir suchen sie nicht jenseits in der nächtlichen Kühle, sondern diesseits im warmen Leben und Lärmen des Tages.

Neben vielen neuen und alten „Thatsachen“, welche das „Hineinragen der Geisterwelt“ in die unsere beweisen sollen, was man ehemals simpel Gespenstergeschichten nannte, finden wir im lezten Hefte auch einige für die Geschichte des Glaubens und Wissens interessante Bemerkungen, z. B. über Swedenborg, der gleichzeitig mit Voltaire lehrte. „Hatte Voltaire den Grundstein zur Vergötterung der sinnlichen Vernunft gelegt, so brach ihm gegenüber in Swedenborg ein ganz anderartiges Licht herein, wodurch die Welt auf etwas Besseres aufmerksam werden sollte. Dem Götzen des Tags, dem frivolen Philosophismus, diametral entgegengesezt, auch den erstarrten Begriffen der kirchlichen Orthodoxie häufig widersprechend, mußte Swedenborgs Lehre nothwendig verlacht und verworfen werden. Aber sie war ja auch nicht — und das ist bis jezt der Mißgriff, den seine zahlreich gewordenen Anhänger machten — sie war nicht die Wahrheit, die da kommen sollte, denn diese war sogar längst gekommen und mitten unter uns; sondern sie war nur ein Zeugniß für die gekommene und für die kommende Wahrheit, je wunderlicher, um so aufregender, je weniger vollkommen, um so geeigneter auf das Vollkommene zu weisen. Das Aehnliche trat hernach in Frankreich selber (und zwar zu Voltaire's großem Aergerniß) durch die Martinisten (nach Martinez Pasqualis so genannt), und sehr gemildert, geist- und gemüthvoll, in deren vornehmstem Mitschüler, dem erleuchteten St. Martin auf; anderer frommen und weisen Zeitgenossen nicht zu gedenken, die mit Swedenborgs Besonderheiten wenig oder nichts gemein hatten. Gleichwie nun Voltaire, mancher gefährlicher Aeußerungen darüber ungeachtet, selbst nicht errathen konnte, wo sein schädlicher Weg zulezt hinauslief, und sich der eiteln Hoffnung hingab, der Bote einer schönern Zukunft, eines Reichs des Lichts und der Gerechtigkeit zu seyn: so vermaß an seiner Stelle sich auch Swedenborg zum Theil offenbar eines Mehrern als ihm gegeben war, aber mit dem unschuldigsten Willen, und mit geringerem Erfolg, der sonst das Gute sehr zum Schlimmen hätte umgestalten können. Nicht als ob er keine Geister gesehen und nicht noch Unerhörtes von ihnen gelernt hätte, sondern daß er einzelnen Geistern, daß er seiner Einsicht und Unterscheidungsgabe öfters zu gutmüthig traute, daher eine neue Theologie gründen wollte, worauf nachher seine Anhänger eine neue Kirche bauten, die er aber nur verkündigt hatte als „das Neue Jerusalem, welches der Herr gründen wird auf Erden.“ Das allein ist gegen ihn und seine Schriften zu erinnern, aus denen der Mündige am Geist allerdings viel Nutzen schöpfen kann.“

In dem nunmehr folgenden Streit, ob die Seele nach dem Tode einstweilen bloß Nervengeist bleibe und herumschwebe, bis sie das neue leichte Auferstehungskleid

am jüngsten Gericht anziehe, oder ob sie schon unmittelbar nach dem Tode verklärt werde, wollen wir uns nicht mischen.

Zu den vielen, seltsamen und einander immer widersprechenden Behauptungen der Zuvielglaubigen gehört auch die, daß in der Geisterwelt ein altes zerstörtes Schloß noch vollkommen erhalten fortexistire (S. 59). Mit was für Dingen müßte da die Geisterwelt nicht vollgepfropft seyn. Man denke sich einmal Rom in der Geisterwelt, eine dreitausendjährige Stadt, die solche Wechsel erlebt hat! Wenn da alle Häuser, die hier jemals niedergerissen wurden, noch auf und in einander fortexistirten! Die gute Geisterwelt ist eben das durch ein Vergrößerungsglas betrachtete Vorstellungs- und Gedächtnißvermögen. Einmal funktionirt sie als Erinnerung, ein andermal als Einbildung. Sie muß sich alles gefallen lassen.

Poetisch ist die Sage vom alten Oetinger, von dem hier erzählt wird, er habe einst des Nachts allein in der Kirche gepredigt. Wem? — den Todten.

Eine neue Seherin hat den alten ehrwürdigen Bengel corrigirt und gesagt, nicht 1836, sondern erst 1839 werde die Welt untergehen. Der Prophet sah die Zahlen aus der höhern Welt von oben, und also die 9 für eine 6 an, wie nach einer bekannten Anekdote einmal Gott selbst die 6 für eine 9 ansah.

Die tollen und widersprechenden Phantasien von den Bewohnern fremder Sterne, die unsere Somnambulen gesehen haben wollen, werden nicht ohne Feinheit entschuldigt. Es heißt Seite 143, sie könnten ihre höheren Anschauungen ja doch nur in menschlichen Worten und Bildern wiedergeben, und da lief freilich manches Menschliche mit unter. Aus demselben Grunde könnte man auch den Eulenspiegel als eine nur etwas stark ins Menschliche übersezte höhere Anschauung rechtfertigen.

Mit einem Wort, wir glauben an keine Gespenster und Geisterseherei, wir wollen nicht daran glauben, wir wehren uns dagegen mit Händen und Füßen als gegen eine Gewalt, die der Vernunft angethan werden soll.

Aber zu unserm Schrecken werden wir inne, daß wir am Ende doch werden Chamade schlagen müssen. Eine neuere Seherin ist in Weinsperg aufgestanden und mehr als fünfzig glaubwürdige Zeugen aus allen Ständen bürgen für die Wahrheit aller der Wunder, die sich dabei haben sehen, hören, fühlen und riechen lassen. Wir haben die Acten gelesen, und wir müssen demnach zugeben, daß es zwar immer noch keine Geister, aber doch einen animalischen Elektro-Magnetismus gibt, welcher Schläge mitzutheilen vermag, die selbst den härtesten Verstand stark frappiren. Auf diese neuen Entdeckungen im dunkelsten Gebiet der Psychologie darf das Publikum mit Recht gespannt seyn.

Dichtkunst.

Schweizerischer Merkur. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von mehreren schweizerischen Schriftstellern. Erstes bis achtes Heft. Burgdorf bei Langlois und Leipzig bei C. F. Köhler. 1835, 1836.

Seit mehreren Jahren hörte man aus der Schweiz fast nichts, als politische Händel oder sogenannte Wirren, oder was die alten Schweizer Spähne nannten. Seitdem nämlich der große deutsche Volksstamm in verschiedene Scheite und diese wieder in Späne, und diese in der Schweiz wenigstens (wie Basel-Stadt und Basel-Landschaft) in die kleinsten Splitter zersplittert sind, setzen sich alle diese Splitter, Späne und Scheite einander entgegen und jeder will ein Baum für sich seyn. Consequenterweise sollte zulezt jedes Dorf ein Staat für sich seyn wollen und aus den Splittern vollends ein bloßes Sägmehl werden. An Würmern fehlt es nicht, die alle geheimsten Bande der Einheit zernagen.

Daß mitten aus diesen Wirren heraus auch wieder ein Blümchen der Poesie wächst, ist erfreulich. Die vorliegende Monatschrift widmet sich ausschließlich einem romantischen Interesse und gibt kleine historische und sagenhafte Erzählungen, Romanzen, Lieder in schweizerischer Mundart, Curiosa aus alten Chroniken und Sagen, Volkssitten, Volkswitze, Aberglauben ꝛc. Am Schluß jedes Hefts sind kurze Recensionen über schweizerische Werke angebracht. Kurz diese Zeitschrift ist ein recht achtbares Organ für die Romantik in den deutschen Alpenlanden. Es klingt darin noch der alte Ton aus den Zeiten Tiecks und Arnims vor, aus der Sagenwelt, ein Ton, der unserer mit tausend neuen Modeartikeln auf dem großen literarischen Markt überschwemmten Welt beinahe wieder fremd geworden ist. Auch einige Gedichte in schweizerischer Mundart kommen vor. Was mag aber wohl die Ursache seyn, daß es den Schweizern bisher noch nicht gelungen ist, in ihrer Mundart etwas so Ausgezeichnetes und allgemein Anerkanntes zu leisten, wie Hebel? Irren wir nicht, so wird es noch künftig einmal geschehen, denn die erhabene Natur der Alpen, die edle Sitteneinfalt und Freiheit, Kraft und Schönheit des Volks und die liebliche Mundart selbst müssen endlich einmal auch einen rechten Dichter finden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 45. Montag, 2. Mai 1836.

Philosophie.

(Schluß.)

Zu den interessantesten Erscheinungen der philosophischen Literatur dürfte folgendes kleine Buch gehören:

Die höchsten Angelegenheiten der Seele, nach dem Gesetze des Fortschritts betrachtet von F. A. Ritgen. Darmstadt, Heil, 1835.

Der Verfasser hat auf eine sinnige Weise die alte Lehre von der Seelenwanderung mit dem Christenthum zu vereinbaren gesucht, ohne dem leztern etwas von seiner heiligen Würde zu vergeben. Er erinnert hierin an Swedenborg. Er kann sich die Seelen nur in einem allmähligen Fortschritt zur Gottheit denken, diesen Fortschritt nur in Stufen, und auf jeder Stufe eine andere Form und Hülle der Seele; die Seele gebe sich aber selbst diese Hülle, die Gestalt sey nur der Ausdruck, die wahre Physiognomie der Seele, keine wider Willen gleichsam angezauberte Form. „Es ist zu erwarten, daß auf jedem Weltkörper die bewohnenden Seelen so lange niedere Formen durchbilden, bis sie zu einer nie endenden und die Aeußerung vernünftiger Freiheit gestattenden Form gelangen: diese Form ist dann die höchste des betreffenden Weltkörpers Mit der Erlangung dieser Form steht die Seele selbstständig und der eigenen Beherrschung fähig da. Wenn diese Seele auf einem Weltkörper die unsterbliche Lebensform erreicht hat, so kann sie dieselbe nicht mehr ablegen: sie ist für immer daran gebunden. Ehe und bevor sie diese Form erreichte, wechselte sie eine endliche Form nach der andern. Dieses Wechseln der Lebensformen nennt man gemeinlich Seelenwanderung, wobei man irrig die Formen, welche die Seele wechselt, für selbstständig und nicht für ein Werk der Seele hält. Es versteht sich von selbst, daß die Metempsychose sich nur auf die niedern, nämlich auf die endenden Lebensformen beziehen könne, und daß die Seelenwanderung aufhöre, sobald eine unsterbliche Form erreicht ist. Das Fortbestehen einer unsterblichen Lebensform hindert indessen die unerläßlich fortschreitende Vervollkommnung dieser Form nicht.“

„Um sich eine Vorstellung über die fortschreitende Vervollkommnung einer unsterblichen Lebensform zu machen, ist es am zweckmäßigsten, sich die Frage zu stellen, wie wohl die vollkommenste Lebensform seyn müsse. Hier liegt folgende Antwort nahe. In Bezug auf Verkörperung muß erstlich die Möglichkeit gegeben seyn, ohne allen Verzug aus jedem beliebigen Stoffe, also aus verdichtetem oder aus unverdichtetem Aether, den Leib zu gestalten. Zweitens muß dieser Stoff ganz subigirt werden können, so daß er der sich verkörpernden

Seele ganz angehört und nicht zugleich andern Seelen als Leib dient, wie dies z. B. beim Blute der Fall ist, in welchem Tausende von Seelen sich zu Blutkügelchen verkörpern. Drittens muß die Dichtigkeit dieses Leibes völlig von dem Willen der Seele abhängen, so daß die Condensation bloß auf Lichtbildung beschränkt und auch bis zur Luftdichte, Wasserdichte, und selbst zum festen durchsichtigen und undurchsichtigen Bestande, ja zur härtesten Härte und dichtesten Dichtigkeit fortgesezt werden kann, und zwar ohne allen Verzug. Viertens muß es der Seele frei stehen, die Gestalt ihres Leibes sofort unbedingt zu bestimmen und zugleich in der Art zweckmäßig einzurichten und zu verändern, daß sie zum fernsten Ortswechsel, sowie zu jeder andern Absicht geeignet ist. Fünftens muß die Seele auch fremde Bestände beherrschend umgestalten können, ohne sie eben zu ihrem Leibe zunächst zu verwenden. In Bezug auf das Erkennen, muß die vollkommenste Lebensform erstlich den Aether zum Bildbilden unmittelbar benutzen und jeden andern Stoff alsbald in Aether verwandeln können. Zweitens muß das Erkennen in Bezug auf den Gegenstand unbeschränkt seyn, so daß nicht bloß Leiber, Bilder, Aether, sondern auch Seelen und Gott selbst erkannt werden. Drittens muß diese Erkenntniß eine unmittelbare, stets fortbestehende und bis zur höchsten Klarheit gesteigerte seyn. Viertens muß die Erkenntniß in Bezug auf Beherrschung des Eigenen und Fremden zugleich mit der unmittelbaren Intuition des hierfür Zweckmäßigen verbunden seyn. Fünftens das Erkennen muß nicht nothwendig an die Verkörperung gebunden seyn, so daß die bloße Benutzung von Aether zur Bildbildung hinreicht und die Verkörperung nach Belieben unterbleiben kann. Dieses Ideal einer vollkommenen Lebensform kann nie erreicht werden, aber eine Annäherung an dasselbe ist zugleich möglich und nothwendig. Schon in sofern die Gestalt der unsterblichen Lebensform jedes bewohnten Weltkörpers ununterbrochen beibehalten werden muß, ist die Seele gehindert, jene unbedingte Vollkommenheit der Form zu erreichen. Dies hindert aber nicht, daß die Beziehung zu dem ursprünglich bewohnten Weltkörper sich ändern, und daß die verklärte unsterbliche Lebensform fern von eben dem ursprünglich bewohnten Weltkörper, also z. B. der verklärte Menschenleib fern von der Erde, leben könne. Es drängt sich hier die Frage auf, ob bei diesem Vorwärtsschreiten in der Vervollkommnung der Lebensformen nicht ein Rückschritt möglich ist? und ob dieser nicht namentlich auf der Stufe statt haben kann, wo die unsterbliche Lebensform zuerst erreicht wird? An der Möglichkeit eines Rückschritts ist wohl nicht und zwar eben da nicht zu zweifeln, wo die Seele gerade zugleich mit der Erlangung dieser Lebensform frei selbstständig wird und selbst den Voranschritt oder Rückschritt im Gestalten wählen kann. In sofern ist also ein Verderben der verklärten Lebensform möglich und zwar so, daß sie aufhört eine unsterbliche und überhaupt eine durchaus verklärte zu seyn. Es kann sonach ursprünglich unsterbliche Lebensformen geben, welche durch Rückschritt sterblich werden und ihre Verklärtheit überhaupt weniger oder mehr verlieren."

Man mag über die Beantwortung solcher Fragen denken, wie man will, so ist es doch gut, daß sie aufgeworfen werden, daß man die Beantwortung versucht. Diese Dinge interessiren den Menschen am meisten und doch gibt es ganze philosophische Systeme, worin gerade über das, was uns am meisten interessirt, kein Aufschluß auch nur versucht ist.

Herr Ritgen denkt sich die Seelen nicht als Theile Gottes, sondern als etwas von jeher Gott Fremdes, von ihm erst aus dem Nichts, aber mit vollkommenster Freiheit Geschaffenes. Diese Ansicht ist die allein würdige. Abstrahirt man von ihr, so fällt auch die tiefste Poesie des Weltalls, die „Gottesminne" weg, die nur dann einen Sinn hat, wenn wir Gott als ein von ihm absolut verschiedenes Geschlecht lieben. Im Pantheismus wird alle Gottesliebe nur Eigenliebe. Der Monotheismus allein läßt jene romantische Liebe des Fremdesten zu, ohne welche die ganze Welt etwas sehr Abgeschmacktes wäre.

Ich kann die Räthsel alle dir der Schöpfung sagen.
Denn aller Räthsel Lösung ist allein die Liebe.

Herr Ritgen sagt: „Da die Gottheit als unbedingt vollkommenes Wesen nichts ohne vernünftigen Grund zu thun vermag, so muß ihr auch ein solcher bei der Erschaffung des Fremden unterlegt werden. Da Gott als vollkommenes Wesen wegen seiner selbst keiner fremden Wesen bedarf, so kann der Zweck, weßhalb Gott fremde Wesen erschafft, nur zu Gunsten dieser Wesen gedacht werden: fremde Wesen werden geschaffen, damit sie da seyen und ihres Daseyns genießen. Aus diesem Weltzwecke folgt:

1) daß jedes geschaffene Wesen unvergänglich ist;

2) daß die Existenz jedes geschaffenen Wesens auf Fortschritt berechnet ist.

Es ist sonach unthunlich, zu behaupten, Menschen, Thiere, Pflanzen, Krystalle, Weltkörper, Keimgeschöpfe, Grundgeschöpfe, seyen als Wesen vergänglich. Der Fortschritt jedes Wesens in der Vollkommenheit ist dem Weltzwecke nach nothwendig, weil einerseits die höchste Vollkommenheit, deren Erreichung das Geschöpf dem Schöpfer gleich machen würde, nicht erlangt werden kann; und weil anderseits das Stehenbleiben auf irgend einer Stufe der Unvollkommenheit eine unverminderbare relative Werthlosigkeit und bei dem Erkennen dieser Werthlosigkeit ein nicht zu ertragendes Unglück bedingen würde.

durchläuft jedes Wesen alle oder wenigstens unendlich viele Stufen der Unvollkommenheit in abnehmender Reihenfolge, wobei momentane Rückschritte nicht nothwendig ausgeschlossen sind; so kann jedes einzelne Wesen nicht über eine Bevorzugung anderer Wesen sich beklagen. Auf der Stufe der Selbsterkenntniß angelangt, wird das vervollkommnungsfähige Wesen zwar nie vollkommen glücklich werden, allein der Schmerz über das Geschick, nicht unbedingt vollkommen werden zu können, wird durch die Möglichkeit des Fortschritts in Sehnsucht umgewandelt. Diese Sehnsucht kann zwar nie gestillt werden, allein der Wechsel unter augenblicklicher bedingter Befriedigung des Sehnens und dessen stets neuem Erwachen für neue Beruhigung bedingt dennoch ein Glück, welches sich zu unnennbarem Entzücken steigern kann."

Es ist überhaupt ein merkwürdiger Widerspruch, daß die Menschen immer glauben, das Glück bestehe in dem Besitz. Im Gegentheil, es stirbt mit dem Besitz und lebt nur in der Sehnsucht nach dem Besitz. Ein Leben ohne Sehnsucht, ohne Trachten nach etwas noch Unerreichtem, ist kein Glück, ist nichts, als tödtliche Langeweile.

Wir stimmen auf's innigste mit den Gefühlen überein, welche allen Gedanken der vorliegenden Schrift zu Grunde liegen. Jedoch bescheiden wir uns mit diesen Gefühlen und wagen nicht, irgend ein System darauf zu bauen. Wir wissen von den jenseitigen Dingen nur etwas gewiß, nämlich daß wir nichts davon wissen, und je stärker zuweilen das innerlich in uns verborgene Wissen, das Ahnen, das Vorgefühl zu uns spricht, um so mehr müssen wir uns hüten, dessen dunkle Orakelsprüche in die Sprache der Schulphilosophie zu übersetzen. In diesem Falle können wir nur dichten. Nur die freie Form der Poesie entspricht der Ahnung.

Ueber das Wesen und die Entstehung des Erkennens und über das hemmende Naturprincip. Von demselben. Stuttgart, Scheible, 1835.

Hier wird die obige Lehre im Naturgebiet durchgeführt. Das Leben erscheint als ein Kampf der Seele, die sich ihre eigene, von jeder andern absolut verschiedene Form schaffen will, mit dem Stoff, der jederzeit nach Gleichheit und Allgemeinheit tendirt. „Ein ununterbrochener Fortschritt zu stets höherer Vollkommenheit sezt als Series einen Anfang mit dem Charakter der äußersten Unvollkommenheit v raus. Das erste geschaffene Wesen muß daher das unvollkommenste seyn, an ihm müssen also alle Kriterien der Vollkommenheit sich verneint finden. Wir halten dasjenige Wesen für das vollkommenste, welches erstlich unbedingt sich selbst sezt, so daß es von keinem andern Wesen abhängig ist; welches zweitens in jeder verschiedenen Setzungsweise sich zu setzen vermag; und welches drittens die unbedingte Verschiedenheit der Setzungsweisen in unbedingten Einklang bringt. Damit also ein Wesen das allerunvollkommenste sey, muß es erstlich durchaus nicht sich selbst setzen, also vom Schöpfer gänzlich, somit sowohl Actu als Potentia, geschaffen werden; zweitens muß es durchaus ohne Verschiedenheit, also einzig und ungetheilt seyn, und aller begrenzten äußern Gestalt, sowie aller innern Mischungsdifferenz entbehren, daher unverändert, gestaltlos, mischungslos und bewegungslos ruhen; drittens muß es jedes einigenden Mittelpunktes entbehren, was bei einer Unbegrenztheit der Gestalt sich von selbst versteht. Man sieht, daß hier wiederum von demjenigen Wesen die Rede ist, welches wir Stoff oder Materie nennen. — Das erstgeschaffene Wesen ist also der Stoff und es trägt als solches den Namen bald des Urstoffs, bald des Chaos, bald des Aethers. Der Stoff ist also zugleich das erstgeschaffene und das allgemeine Wesen, im Gegensatz der geschaffenen besondern Wesen. Nachdem das unvollkommenste aller endlichen Wesen geschaffen worden ist, müssen, dem Gesetze des Fortschreitens zufolge, Wesen von geringerer Unvollkommenheit geschaffen werden. Diese Wesen der spätern Schöpfung dürfen daher nicht durchaus, wie das erstgeschaffene Wesen, aller Selbstsetzung entbehren, sondern sie müssen sich selbstsetzen, wenn gleich anfangs nur auf höchst unvollkommene Weise. Um sich selbst setzen zu können, müssen sie von Gott bloß der der Möglichkeit nach, also bloß Potentia, nicht aber zugleich der Wirklichkeit nach, also nicht Actu, geschaffen seyn. Alle später geschaffenen Wesen sind daher bloße Tendenzen und Befähigungen zur Wirklichkeit, mithin bloße Kraftwesen, bloße Seelen. Die Verwirklichung der bloßen Verwirklichungs-Tendenzen kann durch sie allein nicht zu Stande kommen, da sie Nichts als Tendenzen sind, somit der Wirklichkeit gänzlich entbehren. Hier tritt das erste geschaffene Wesen, der Stoff, ins Mittel. Derselbe ist nämlich im Besitze von Wirklichkeit, er kann daher den bloßen Kraftwesen davon mittheilen. Die Kraftwesen als Tendenzen nach Verwirklichung werden deßhalb den Stoff als das allgemeine Realitätswesen angehen, um von ihm sich das Mittel zur besonderen Realität anzueignen. Da aber die Natur des Stoffs ungetheilte Einfachheit ist, da mithin derselbe sich jedem Angriffe, welche seine Theilung bezweckt, widersezt: so entsteht nothwendig ein Kampf unter dem einen erstgeschaffenen allgemeinen Wesen und den vielen später geschaffenen besondern Wesen. Dieser Streit wird um so lebhafter, als jedes besondere Wesen nicht bloß den allgemeinen Stoff zu theilen versucht, um sich das Abgetrennte anzueignen, sondern weil jedes besondere Wesen eine Eigenthümlichkeit zu verwirklichen strebt, daher bemüht ist, dem abgetrennten Betrage

des differenzlosen Stoffes eine bestimmte Differenz einzuprägen, wogegen dieser Betrag sich sträubt, weil er seiner Natur nach das zu bleiben sucht, was er ist, nämlich allgemeiner und nicht besonderer Stoff. Haben die ursprünglichen Kraftwesen einmal angefangen Leib zu gewinnen, so sind diese besondern Leiber in beständigem Widerstreite mit dem außer ihnen gelegenen allgemeinen Stoffe, sodann mit der Tendenz desselben, welche von ihm jedem besondern Stoffe mehr oder weniger so anklebend bleibt, daß jeder Leib in sich selbst einen steten, nach Aufhebung aller Verschiedenheit hinstrebenden Gegner hat.“ Diese lebendige Ansicht dürfte für die Wissenschaft der Anthropologie fruchtbarer seyn, als die todte, die den Menschen willenlos der Naturmechanik unterwirft.

Die geistige Natur des Menschen. Bruchstücke zu einer Anthropologie. Von Dr. Fr. Groos. Mannheim, Hoff, 1834.

Wenn man bei den Schriften des Herrn Ritgen, der die Seele im Kampf mit dem Leibe darstellt, den Arzt nicht verkennen kann, so tritt uns aus den Ansichten der vorliegenden Schrift ziemlich deutlich der Irrenarzt entgegen. Herr Ritgen sieht die gesunde, nur gehemmte Seele im Körper; Herr Groos umgekehrt die kranke Seele im gesunden Körper, der sie nicht hemmt. Doch kommen Beide darin überein, daß der menschliche Zustand ein bloß transitorischer sey, und zwar ein Kampf. Nur stellt uns Hr. Groos nicht wie Hr. Ritgen die Seele überhaupt mit dem Stoff, sondern nur den der Seele eingepflanzten göttlichen Trieb zum Guten mit den bösen, die Seele verfinsternden Trieben im Kampf dar. Nur wo der erste vorherrsche, sagt er, sey der Mensch wirklich frei, wo nicht, sey er unfrei und insofern auch nicht zurechnungsfähig, kein Verbrecher, kein Teufel, sondern nur ein Kranker, Irrer. Doch wir haben schon früher in diesen Blättern Gelegenheit gehabt, die menschenfreundliche Theorie des Herrn Groos auseinanderzusetzen (Literaturblatt 1830, Nr. 62). Wir bemerken hier nur, daß seine neueste Schrift ihn selbst in einem liebenswürdigen Licht darstellt, sofern er uns offenherzig und naiv erzählt, wie er allmählich dahin gekommen sey, den Materialismus, dem er früher ergeben gewesen, fahren zu lassen und eine edlere Ansicht von Gott und der Welt zu gewinnen. Wie sollte auch der Menschenfreund, der seine Mitbrüder in der tiefsten Erniedrigung des Wahnsinns genauer kennen lernte, nicht hingewiesen werden auf ein höheres Gebiet ewiger Freiheit?

Musik-Literatur.

XII deutsche Volkslieder mit Melodien, gesammelt und für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre gesezt von F. Silcher. 1stes Heft. Op. 22. Tübingen, Fues.

Dieselben Vorzüge, welche Hrn. Silchers vierstimmigen Volksliedern in allen Theilen des deutschen Vaterlandes so zahlreiche Freunde erwarben, und früher schon auch in diesen Blättern gewürdigt wurden, zeichnen auch die vorliegende Sammlung aus. Wie dort, so ist auch hier überall die höhere Idee des Volksliedes streng festgehalten; alles Gemeine ausgewiesen, und Geschmacklosigkeiten ausgemerzt worden, ohne daß der wahre Charakter des Volksliedes getrübt wurde.

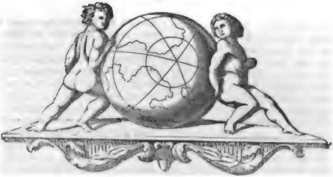
Dieselbe Gewandtheit hat nun auch Hr. S. in der Behandlung des 2stimmigen Satzes und der Begleitung des Pianoforte und der Guitarre an den Tag gelegt, welche, die Mittelstimmen ersetzend, sich in der 4stimmigen Bearbeitung möglichst genau anschließt und den Geist derselben wiedergibt. Dabei Einfachheit und Popularität, die auch dem Mindergeübten die Ausführung leicht macht, gründliche Theorie und reiner Tonsatz, endlich Eleganz, Zartheit und Innigkeit des Gefühls.

Ein besonderes Verdienst hat sich Hr. S. durch eine zweite Sammlung:

Ausländische Volksmelodien, mit deutschem, zum Theil aus dem Englischen ꝛc. übertragenen Text, gesammelt und für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre,

erworben, da diese dem bei weitem größeren Theil der deutschen Musikfreunde bis jezt unbekannt waren, und noch lange bleiben mußten, da die meisten derselben dem umfassenden, seltenen und kostspieligen Werke der beiden Engländer Thomas Moore und Stevenson entnommen sind. In neun glücklich ausgewählten Nummern bietet Hr. S. reichen Stoff nicht nur zu angenehmer, musikalischer Unterhaltung, sondern auch zu äußerst interessanten Beobachtungen über den eigenthümlichen Charakter der Sangweise verschiedener Nationen. Besonders angesprochen haben uns Nr. 2, das in seiner gehaltenen Manier den ernsten Charakter des Britten ausdrückt; Nr. 3, worin sich die rasche, eben so schnell aufflackernde als abbrechende Empfindung des Italieners recht lebhaft ausspricht; Nr. 4, ein savoyardisches Volkslied, das durch wohlgelungenen Text eben so sehr, als durch weiche, Sehnsucht und Liebe athmende, Melodie anzieht; Nr. 5 ist ein treues Bild des heitern, witzigen und leichten französischen Charakters mit entsprechendem Text, während Nr. 9 das Gepräge nordischen Ursprungs, vermöge seiner wehmüthigen, tiefe Trauer ausdrückenden, fast düsteren Mollmelodie, an sich trägt, und durch den gediegensten, echt dichterischen Text vor allen andern sich auszeichnet. Der falsche Reim in V. 3 faß — Grab ist wohl nur Druckfehler, wie in Nr. 3. S. 5, L. 8, Tact 2 für die Baßnote cis, D stehen muß. Auch die übrigen Melodien (Nr. 1 schottisch, 6 portugiesisch, 7 sicilisch, 8 venetianisch) sind charakteristisch; der 2stimmige Satz und die Begleitung theilen die Vorzüge der ersteren Sammlung. Besonders willkommen dürfte Manchem seyn, im Fall diese Melodien nicht nur von Sopran und Alt, sondern auch von Sopran und Tenor gesungen werden wollten, die Tenorstimme beigefügt zu finden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 46. Freitag, 6. Mai 1836.

Englische See- und Kriegsschilderungen.

1) Tom Cringle's Schiffstagebuch oder Abenteuer eines Offiziers der engl. Marine, von Wilson. Aus dem Englischen übersezt von A. Schäfer. 3 Theile. Heidelberg, Groos, 1834.

2) Der Seeoffizier. Roman von Captain Marryat. Aus dem Englischen von C. Richard. 3 Theile. Aachen und Leipzig, Mayer, 1835.

3) Das Leben eines Seemanns, von Capt. Fr. Chamier. Nach der 2ten Aufl. des Englischen von K. H. Jürgens. 3 Theile. Braunschweig, Vieweg, 1835.

Alle drei Werke gehören Talenten an; aber Nr. 1 einem vom ersten Rang. Wilson ist ein großer Poet und weit berechtigter als Capt. Marryat, seine Schilderungen in regelrechter Romanform zu geben. Er hat sich indessen mit der prosaischen Form eines Tagebuchs begnügt und dadurch wahrscheinlich eine unverhältnißmäßig reichere Fülle von Anschauungen und Schilderungen gebracht, als es in den Schranken einer bestimmten Kunstform hätte geschehen können. Wilsons Schilderungskraft übersteigt die Walter Scotts und Coopers. Ja wir behaupten sogar, daß sie jede andere, so weit diese sich auf dem festen Boden der Wirklichkeit hält, den die Engländer so selten und im seltnen Falle so ungeschickt verlassen, zu besiegen vermag. Ihr Zauber wird durch eine überschwängliche Fülle von Gemüth und Humor dem Herzen des Lesers so nahe gerückt, daß jenes innige Freundschafts-Verhältniß zwischen ihm und dem Buche nicht lange ausbleiben kann, welches das höchste und feinste literarische Vergnügen bietet. Das Buch enthält wie Nr. 2 und 3 die Lebensgeschichte eines Seeoffiziers bis zu der Erlangung des Capitaingrades. Wie Nr. 2 ist es mehr Gedicht als Wirklichkeit, so viele der eingeflochtenen Scenen in Bildern wahr und buchstäblich wahr seyn mögen. — Nr. 3 ist dagegen eine einfache Biographie und entbehrt daher des romanhaften Elements ganz und gar, die gefährlichen Abenteuer ausgenommen; die gefährlichen Abenteuer sind immer romanhaft. So wenig ist der Mensch bestimmt, vom Sturme des Glücks und Unglücks geschüttelt zu werden; er muß sich begnügen, von einer Windstille elend oder von einem guten Blasen vergnüglich oder endlich im höchsten Falle durch einen guten Fischzug reich zu werden. Das Andere fällt der Kathegorie der Ausnahmen anheim. — Tom Cringle, die handelnde Person von Nr. 1 (die Bemerkung dabei, daß durch alle diese Bücher die handelnde selbst erzählt) ist der liebenswürdigste Engländer, den die Sonne beschienen hat.

Digitized by Google

Jeder Zoll aber ein Engländer. Ehrenvest, gütig, humoristisch, von großem praktischen Verstand, religiös, wenigstens, wenn ihn eine Anwandlung befällt und so weit es ein Seemann seyn darf; endlich der hübscheste Bursche von der Welt; dabei von einem Zauber der Seelenreinheit und Unschuld umflossen, wie er nur wenigen Günstlingen der Natur zugemessen ist. — Eine zweite köstliche Figur ist Herr Aaron Bang, ein edler Falstaff und so unerschöpflich an Liebenswürdigkeit als an Humor.

Einer großen Anzahl anderer, zum Theil hochergötzlich, zum Theil äußerst edel gehaltener Charaktere können wir hier nicht gedenken. — In keinem andern Werke ist wie in diesem das Leben der tropischen Länder geschildert; der Glanz, welcher über Naturerscheinungen, Menschen und Thiere jener Zone leuchtet, ist überwältigend. Der Verfasser besizt neben seiner außerordentlichen Phantasie ein reiches Maaß von malerischem Anschauungsvermögen und das macht seine Schilderungen so hinreißend lebendig. Für Maler, besonders aber für Genremaler, bietet das Buch darum auch eine Fülle von Stoff. — Um unsere Leser einigermaßen mit der Darstellungsweise Wilsons bekannt zu machen, lassen wir ein interessantes Bild folgen, obwohl ein Verständniß des Tons eigentlich nur nach genauer Bekanntschaft möglich ist, von dem schönsten können wir Nichts geben, weil der Raum uns Fesseln anlegt. — Wir bemerken noch, daß die Uebersetzung von der Hand des Herrn August Schäfer vortrefflich ist, und daß er nicht erst nöthig gehabt hätte, im 2ten Band durch sechs eng und kleingedruckte Seiten die Angriffe eines Recensenten abzuweisen, der den ersten leichtsinnig übersezt ꝛc. nannte. Wenn man sich gegen jede üble Recension wahren wollte, würden bald drei Viertheile unsrer Literatur aus Kritiken, Antikritiken und Anti-Antikritiken bestehen.

Folgendes ist die Schilderung des Seelebens bei heiterm Wetter in der Nähe von Jamaica: „Der Ankerplatz war Ein glatter Spiegel, der nur da unterbrochen wurde, wo seine glasähnliche Oberfläche in funkelnde Wirbel durch die Sprünge eines Pinguins oder das schimmernde Niederschießen seines Feindes, des Pelikans, sich zersplitterte; und der Widerschein des Schiffs war so hell und beständig, daß man in der Entfernung einer Taulänge die Wasserlinie nicht unterscheiden, noch sagen konnte, wo die Substanz endete und wo der Schatten begann, bis das zufällige Ausschütten eines Wassereimers über Bord auf wenige Augenblicke das Phantomschiff auseinanderrieß; allein die schwankenden Bruchstücke vereinigten sich bald wieder, und von Neuem schwamm das Schiff doppelt dahin, wie der Schwan des Dichters. Die Hitze war so groß, daß die eisernen Stützen des Sonnenzeltes mit der Hand nicht berührt werden konnten, und da, wo die Verdecke durch lezteres nicht geschüzt waren, sprudelte das Pech aus den Fugen hervor. Die Deining rollte von der hohen See in langen schimmernden Wallungen herein, gleich einer See von Quecksilber, während jeden Augenblick ein fliegender Fisch aus dem ungekräuselten Busen des aufwogenden Wassers funkelnd hervorhüpfte und wie ein silberner Pfeil dahin schoß, bis er blitzend wieder in die See tauchte. Kein Wölkchen trübte den Himmel, allein ein fliegender, blauer Nebel hing über dem Lande, durch welchen die weißen Zuckersiedereien und die Häuser der Aufseher auf den fernen Landgütern hervorblickten, wie durch einen dünnen Rauch gesehene Gegenstände, während die schlanken Stämme der Cacao-Nußbäume an dem Ufer, fest in das Auge gefaßt, sich in leichter schneckenförmiger Bewegung zu drehen schienen, wie eben so viele endlose Schrauben. Es lag eine träumerische Unbestimmtheit in den Umrissen der Hügel, selbst in unserer unmittelbaren Nähe, welche sich in dem Maaße vergrößerte wie sie zurückwichen, bis die blauen Berge an dem Horizonte mit dem Himmel sich vermischten. Das Schiffsvolk flocht verdrossen Schiffswerg und besserte Segel aus, unter dem Schatten des Sonnenzeltes; die einzigen Ausnahmen von der allgemeinen Ermattung waren John Crow der Schwarze und Jackoo der Affe. Der erstere (der ein Improvisator vom gemeinen Schlage war) saß aus bloßer Liebhaberei auf dem Bugspriet, außerhalb des Schattens des Segeltuchs, ohne Hut oder Hemd, einer bronzenen Büste gleich, mit seiner Arbeit beschäftigt, singend und pfeifend, und zuweilen mit seinem zottigen Genossen plaudernd, als ob er sein Tisch- oder Bettgenosse gewesen wäre. Der Affe hing an dem Schwanze von dem Delphinstreicher herab, „sein eigen verdammt, häßlich Gesicht in dem Wasser bewundern,“ wie John Crow sich ausdrückte.“

Und Folgendes einer Landscene: „Die Spanier mögen tapfere Soldaten bei einem Angriffe seyn, obschon ich auch dies bezweifeln möchte, wenn sie gut angeführt werden, allein keine Krieger irgend eines Volks sind bei einem Bivouak malerischer als sie. Ein riesenhafter wilder Baumwollenbaum, gegen welchen unsere größesten englischen Eichen nur Zwerge gewesen wären, erhob sich auf der einen Seite und überschattete den ganzen ebenen Raum. Die hellen Strahlen des Vollmonds spielten schimmernd in dem obern Laubwerke und versilberten die höhern Zweige, was sonderbar abstach gegen die Scene unter dem Baume, wo ein großes Wachtfeuer einen starken düsterrothen Glanz auf die nahen Gegenstände warf, und dichte Dampfwolken emportrieb, die in braungelben Säulen unter dem Laubwerke wirbelten, und in der stillen Nachtluft wie ein Traghimmel hingen, ungefähr 10 Fuß von der Erde entfernt, den Raum unten vergleichungsweise hell lassend. Ein Wachthaus, mit einer rothen Veranda von Bambus und Palmblättern,

war zwischen zwei der ungeheuren Knorren des gewaltigen Baums, die viele Ellen von dem Mutterstamme gleich hölzernen Strebepfeilern vorsprangen, erbaut, während oberhalb derselben eine Art Gerüst sich befand, aus quer über die untern Zweige gelegten Planken gemacht, auf welchem eine mit Theertüchern bedeckte Quantität von Mundvorräthen lag. Man sah in dem Hintergrunde die Schildwachen mit ihren schimmernden Waffen auf ihrer Nachtwache hin- und herschreiten; einige von der Wache schliefen auf hölzernen Bänken, und auf dem Gerüste zwischen den Zweigen, wo ein kleiner alter Mann, mit einem Paviansgesichte, in der Kleidung eines Trommelschlägers, sich postirt hatte, und eine biscaische Melodie auf einer Art Dudelsack aufspielte; andere hatten sich um das Feuer gesammelt, ihre Speisen kochend oder ihre Waffen reinigend. Hell beschien das Feuer die lange Linie spanischer Transportschiffe, die unten, das Vordertheil dem Ufer zugekehrt, vor Anker lagen, so wie die weißen Segel der bewaffneten Barken, die noch auf der hohen See segelten und die, wie die Nacht vorrückte, nach einander, gleich Gespenstern des Oceans, herbeischlichen, ihre Anker mit lautem Plätschern und hohlem Gerassel in die See fallen ließen, und dann still und schweigend verblieben, wie die andern. Weiter weg fiel ein hochrother Lichtstrom auf die Oberfläche der beschirmten Bucht herein, mit dem Lichte des sanften Monds kämpfend, und mit Blut die kleinen Wellen färbend, die in Selenens silbernem Striche blinkten, und durch die man zuweilen ein Wachtboot, auf welchem die Waffen der Leute das rothe Licht zurückstrahlten, gleich einer Fee vorübergleiten sah. Außerhalb des Kreises der heißen, rauchigen Flamme behauptete der glorreiche Planet seine Herrschaft, in der Mitte der ihn begleitenden Sterne, wieder, und das befreite Auge blickte hinaus in die liebliche Nacht, wo die geräuschlose Lichtscheibe glänzte, und zuweilen, einige Minuten lang, eine phantastische Gestalt in den wolligen Wolken, gleich einem schrecklichen Vorboten der Vernichtung der Feste, über welcher sie hing, beleuchtete; während unten der hohe Rücken des mit einem Kloster gekrönten Popa, die von Kanonen starrende Citadelle von San Felipe, die weißen Batterien und vielen Thürme der unglücklichen Stadt Carthagena, und das vor derselben vor Anker liegende spanische Blokadegeschwader in dem Mondlichte schlummerten.“

Wenn auch Wilson sich zuweilen und mit Vorliebe der neufranzösischen Manier, dem Ausmalen des Grausamen, nur Schmerz und Ekel Verursachenden, hingibt, so kann dies doch bei einem Genremaler, besonders wo es sich von treuer Auffassung des Seelebens, der seemännischen Rohheit, Wildheit und gefahrvoller Abenteuer handelt, nicht anders seyn, und wenn man hier zu viel mildern und sentimentalisiren wollte, würde es kein geringerer Fehler seyn, als wenn umgekehrt die neufranzösischen Romantiker mitten in das heiterste Leben der continentalen Societät hinein alle Schrecken der Barbarei, alle nur erdenklichen Greuel hereinbrechen lassen. Zu den schauerlichen Schilderungen Wilsons gehört z. B. folgende Hungerscene: „Drei elende Tage lang war ich, halb nackt und ohne Kopfbedeckung, in einem offenen Boote, ohne Wasser, Nahrung und Schatten gelegen; der dritte heiße wolkenlose westindische Mittag war längst vorüber, und wiederum sank die trockene brennende Sonne, wie ein glühend rother eiserner Schild, im Westen hinab. In meiner schrecklichen Lage rief ich die Wuth des Himmels auf mein schutzloses Haupt herab, und meine geballten Fäuste nach dem ehernen Himmel ausstreckend, rief ich laut zu dem Allmächtigen, „o laß mich sie nie wieder aufgehen sehen!“ Ich starrte den edlen Hund an, wie er sterbend im Kiele des Boots lag; Wahnsinn packte mich, ich riß seine Kehle mit den Zähnen auf, nicht um Nahrung zu erhalten, sondern um sein heißes Blut zu trinken; es floß und, wie ein Vampyr, würde ich mich gesättigt haben; allein als er sein trübes, graues, gläsernes Auge auf mich richtete, stockten die Pulse meines Herzens, und ich sank empfindungslos nieder. Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich auf einigen frischen Pisangblättern hingestreckt, in einer niedrigen räucherigen Hütte. Mein treuer Hund lag winselnd, meine Hände und mein Gesicht beleckend, neben mir.“ Doch finden sich unter den Seeabenteuern, die in diesem Buch erzählt werden, noch viele grausenhaftere, z. B. von dem Morden rc. auf einem durch Seeräuber erstürmten Schiff, Schlacht- und Leichenscenen aller Art. Hier nur eine, die Eroberung eines Sklavenschiffs: „Der Rauchqualm, der wie eine Wolkensäule aus der Vorderlucke aufstieg, war jezt mit züngelnden rothen Flammen gestreift, welche die Masten und Spieren beleckten, und bis zu den Segeln und dem Takelwerk emporschossen. In einem Augenblicke verbreitete sich die Flamme über das ganze Segel- und Takelwerk in der Höhe, während das andere Element, die See, um die Oberhand bei der Vernichtung des unglücklichen Schiffs wetteiferte; denn unser Schuß, oder der Fall der Kartaune in den Kielraum, hatte einige von den Planken des Kiels weggerissen, und das Schiff sank mit dem Vordertheile schnell unter. Wir konnten das Wasser gleich einem Mühlstrome hinein rauschen hören. Die Flamme erstarkte, die Kanonen des Schiffs wurden heiß und gingen los — es hielte plötzlich und während fünfhundert menschliche Wesen, in den erstickenden Kielraum eingezwängt, das Gewölbe des Himmels mit ihrem Mark und Bein durchbohrenden Todesgeschrei fast bersten machten, sank das Schiff, nach einem schweren jähen Umlegen, unter, und zwar mit dem Vordertheile zuerst, gerade in dem Striche der

untergehenden Sonne, deren flache Strahlen die Dampfsäulen, welche dem schwindelnden Riesenbau entwallten, von der Farbe des Amethysts erglühen machten. Die wirbelnden Wolken, vergoldet von dem scheidenden Glanzmeere der Sonne, wogten in kreisenden Massen nach dem blauen Himmel empor, und wurden dünner und dünner, bis sie endlich gänzlich verschwanden, gleich dem Wrack, welchem sie entstiegen, — und die durch das Untersinken des Schiffs erregten, kreisförmigen Wasserwirbel flammten und blitzten nicht mehr in dem rothen Lichte, — und die beruhigten Wasser, da wo die Brigg untergesunken war, lagen, als ob Oel auf sie gegossen worden wäre, ausgebreitet wie polirtes Silber, und glänzten wie ein Spiegel, während die See ringsumher voll dunkelblauer Kräuselwellen war, — da tauchte plötzlich ein Qualm schwarzen, ungemein dichten Rauchs, mit lautem gurgelnden Getöse, aus dem tiefen Schooße der ruhigen See auf, und stieg empor wie ein Luftballen, langsam aufwärts rollend, bis er die Spitzen unserer Maste ein wenig überflogen hatte; dann zerfloß er, und breitete sich in ein schwarzes ungeheures Leichentuch aus, welches über der Mord- und Gräuelscene hing, als ob der Weihrauch eines so gräßlichen und unreinen Opfers nicht nach dem reinen Himmel hätte aufsteigen können, sondern wieder auf unsere verfluchten Häupter herabgestoßen worden wäre, als eine handgreifliche Aeußerung des Zorns jenes Wesens, welches gesagt hat — „du sollst nicht tödten.“ Eine Weile lang war alles still wie das Grab, und es war mir, als wäre die Luft zu dick zum Athmen geworden, während ich wie ein zweiter Kain aufblickte. Plötzlich wogten ungefähr 150 von den Sklaven, Männer, Weiber und Kinder, welche der Strudel hinabgezogen hatte, mitten unter zahllosen rauchenden Schiffstrümmern, die stärksten schrieen wie Teufel in ihrer Verzweiflung, während die schwächern, die Weiber und die hülflosen, nach Athem schnappenden Kleinen ringsumher gurgelten und erstickt untersanken. Ja, man hörte hier das schwache, ersterbende Geschrei des unschuldigen Säuglings, der von der Brust seiner untersinkenden Mutter gerissen worden, und von ihr noch einen kurzen Augenblick über das Wasser emporgehalten wurde, das sich bereits auf immer über ihr selbst geschlossen hatte. Allein wir konnten kein einziges Individuum der weißen Schiffsmannschaft bemerken; wie verzweifelte Männer waren sie alle mit der Brigg versunken. Wir fischten ungefähr die Hälfte der unglücklichen Afrikaner auf, und — meine Feder zittert, während ich es niederschreibe — die grausame Nothwendigkeit zwang uns, auf die übrigen zu feuern, da es für uns eine reine Unmöglichkeit war, sie an Bord zu nehmen. O daß ich diese Scene auf immer aus meinem Gedächtnisse auslöschen könnte! Einen Zwischenfall kann ich nicht umhin, zu berichten. Wir hatten eine Frau gerettet, ein hübsches, zartes Mädchen von ungefähr 18 Jahren. Sie war sehr schwach, als wir sie an Bord brachten, und lag eben mit ihrem Kopfe auf einem Pfortdrempel, als ein starker athletischer Neger nach dem Theile des Schooners, wo sie sich befand, schwamm. Sie reichte ihm die Hand hinab; er wollte diese eben ergreifen, als er von oben herab durch das Herz geschossen wurde. Die Jungfrau sprang plötzlich über Bord, schloß den Verwundeten in ihre Arme, und Beide versanken mit einander. „O, Weib, welches auch die Farbe deiner Haut seyn mag, dein Herz hat nur eine!“ sagte Aaron.“

Die gelegentlich eingestreuten Bemerkungen über die politische Lage Amerikas, über Jamaika, über die spanischen Freistaaten ꝛc. erhöhen das Interesse der Darstellung. Wir citiren hier nur eine bemerkenswerthe Stelle, welche die seemännische Eifersucht zwischen Engländern und Nordamerikanern betrifft: „Ich liebe die Amerikaner nicht, ich liebte sie nie, und werde sie nie lieben; ich habe nie einen amerikanischen Gentleman in der vollen Bedeutung des Worts getroffen. Ich trage kein Verlangen, mit ihnen zu essen und zu trinken, oder auf irgend eine Art zu verkehren; noch auch, wenn ich die ganze Wahrheit sagen soll, mit ihnen zu fechten, wären nicht Lorbeeren zu sammeln bei der Ueberwindung eines so tapfern, so entschlossenen, so flinken Feindes. Man war gewohnt, mit einem Franzosen, so zu sagen, des Spasses wegen, den es machte, zu kämpfen, und ließ sich nie die Möglichkeit träumen, daß Johnny Crapaud (Franzose) uns schlagen werde, wenn je einige Gleichheit zwischen den beiderseitigen numerischen Kräften statt fand; allein mögen wir noch so viel von größern Schiffen und mehr Leuten sagen, und ewig die Menge von Entschuldigungen wiederkäuen, welche der stolze John Bull, sicherlich nicht selten mit einiger Wahrheit, hartnäckig vorgebracht und verfochten hatte, um seine Verluste während des kurzen Kriegs zu bemänteln, immerhin zwingen mich Wahrheitsliebe und Biederkeit, die, hoffe ich, keine seltenen Eigenschaften unter den brittischen Seeleuten sind, die Meinung auszusprechen, daß, obschon ich mein Leben und meine Ehre lieber mit einem englischen Schiffsvolke wagen wollte, doch eine Feder das Zünglein der Wage zwischen den beiden Ländern, was Muth und seemännische Geschicklichkeit betrifft, geneigt hätte; und obschon wir unsere Ueberlegenheit in dieser Beziehung wieder erlangt haben, so wurden wir doch in der Geschützkunst und in der Handhabung der kleinen Gewehre von den Amerikanern während des Kriegs eben so sehr übertroffen, als wir ihnen durch den Bullenbeißer-Muth, mit welchem unsere Enterer den Hirschfänger und die Pike, diese echten englischen Waffen handhabten, überlegen waren.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Schiller.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 47. Montag, 9. Mai 1836.

Schiller's Album.

Pränumeration.

Den neuesten Nachrichten aus Rom zufolge ist das Modell zu der kolossalen Statue Schillers der Vollendung nahe; der Moment, wo der unterzeichnete Verein seine Aufgabe glücklich gelöst haben wird, ist nicht mehr fern, und es ist nun auch an der Zeit, ernstlich Hand an die Herausgabe eines Werkes zu legen, dessen Ertrag dazu bestimmt ist, die Kosten des dem großen Dichter geweihten Denkmals tragen zu helfen. In Kurzem wird mit dem Drucke des Albums begonnen werden, das die jetzt lebende Generation, besonders deutscher Schriftsteller und Künstler, in der Erinnerung an Schiller, für die Mit- und Nachwelt stiftet. Die allgemeine Theilnahme, welche die Aufforderungen des Vereins hervorgerufen, wird dieses Werk zu einem in historischer und literarischer Hinsicht höchst interessanten machen; durch die Liberalität der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist aber auch die Aussicht eröffnet, daß es für die Sache des Denkmals ansehnliche Früchte tragen wird: die genannte Buchhandlung hat sich erboten, die typographische Ausstattung und die Expedition des Werks auf ihre Kosten zu übernehmen, und liefert dadurch einen neuen bedeutenden Beitrag zum Denkmal. Das Album selbst bleibt aber einzig Eigenthum des Vereins, und der Ertrag gehört allein dem Denkmal.

Wir bringen hinsichtlich der bevorstehenden Erscheinung des Albums Folgendes zur allgemeinen Kenntniß:

Schillers Album erscheint noch im Laufe des Jahres 1836, in Groß-Octav, auf schönem Velinpapier; demselben wird eine unter Thorwaldsen's Augen verfertigte Zeichnung der Statue Schillers in Stahlstich beigegeben. Die Beiträge werden, so weit die für das Auge gefällige Anordnung des Drucks es möglich machen wird, nach der Zeitfolge, in der sie beim Verein eingekommen, abgedruckt. Wer das Album zu erhalten wünscht, pränumerirt bei der ihm zunächst liegenden soliden Buchhandlung drei Gulden oder 1⅔ Thlr. Preuß., später tritt ein höherer Preis ein. Diejenigen Schriftsteller und Künstler, welche — außer dem etwaigen Beitrag für's Denkmal selbst — die Pränumeration auf das Album mit ihrem Blatte zu demselben bereits baar eingesendet haben, werden ersucht, eine Buchhandlung zu ermächtigen, das Album für sie von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung seiner Zeit einzufordern, damit jeder Irrung vorgebeugt werde.

Die Liste der Pränumeranten wird am 30. September dieses Jahrs geschlossen und dem Album beigedruckt.

Stuttgart, im April 1836.

Der Verein für Schiller's Denkmal.

Englische See- und Kriegsschilderungen.

1) Tom Cringle's Schiffstagebuch oder Abenteuer eines Offiziers der engl. Marine, von Wilson. Aus dem Englischen übersezt von A. Schäfer. 3 Theile. Heidelberg, Groos, 1834.

2) Der Seeoffizier. Roman von Captain Marryat. Aus dem Englischen von C. Richard. 3 Theile. Aachen und Leipzig, Mayer, 1835.

3) Das Leben eines Seemanns, von Capt. Fr. Chamier. Nach der 2ten Aufl. des Englischen von K. H. Jürgens. 3 Theile. Braunschweig, Vieweg, 1835.

(Schluß.)

Herr Peter Mangrove, von dem hier die Rede ist, gehört nebst Timotheus Schwanztakel, einer Shakespearischen Figur, zu den köstlichsten Personen, welche die Feder eines Poeten geschildert hat. Man wird unwillkürlich von dem lebhaften Wunsch ergriffen, alle die Wesen, deren Worte und Handlungen uns so wunderbar interessiren, dramatisch auftreten zu sehen und wir möchten fast glauben, daß Wilson ein großer Dramatiker seyn könnte, wenn er die große Fülle seiner Bilder beschränken würde.

Schließlich können wir uns einiger Reflexion über die Verschiedenheit der deutschen und der englischen Schilderung nicht enthalten. Die Engländer sind strenge Realitäts-Menschen, indeß die Deutschen, wo sie irgend können, ein Ideal aufpflanzen, das sich möglichst weit von der Natur im Guten wie im Bösen entfernt halten muß. Das zeigt sich seit zwei Jahrhunderten durch die Literatur dieser verwandten Nationen. Man denke an die ältern englischen Romanschreiber, deren innerstes Verdienst eben in jenem Copietalent der Wirklichkeit liegt und vergleiche die ältern deutschen Romane, welche so viele Ideale in ihrem Zeitgeschmack mit sich schleppen, als unsere neuesten. Worin findet diese Erscheinung ihren Grund? — Sollte der lezte in der deutschen Sentimentalität ruhen, der die Befriedigung der Wirklichkeit niemals genügt hat? Oder in der eigenthümlichen Stellung der Phantasie zum Verstand, wie sie sich bei jeder Nation organisch anders bildet? Diese Verschiedenheiten in dem Literaturtalent der Völker, wenn wir uns so ausdrücken dürften, sind der schärfsten Beobachtung wohl würdig und werden jenen seltsamen Gedanken einer Weltliteratur (selbst wenn er sich klarer ausprägt, als dies durch Goethe geschehen ist) schnell zu einem non sens machen, falls man einen Versuch zur Realisirung einer solchen erheben könnte, ein Versuch, der jedoch leider an und für sich schon ein non sens ist. — Jede Nation hat ihre eigenthümliche, aus ihrem innersten Wesen organisch hervorgegangene Literatur; alle diese Literaturen zusammen bilden die wahre Weltliteratur. — Diese einfache Thatsache genügt dem, der weiß, wie sehr jedes organische Verhältniß sich einer Nivellirung mit andern widersezt, um die ganze Inhaltsleere jenes schönklingenden Wortes ins hellste Licht zu setzen.

Nr. 2, ein Roman von einem auch in Deutschland sehr bekannt werdenden Verfasser ist überall lobenswürdig, wo keine Romanverwicklung stattfindet und überhaupt die Sphäre bloßer Schilderung festgehalten ist. In der Zeichnung der Charaktere bekundet Capt. Marryat nicht gewöhnlichen Scharfblick. Aber so freudig Wilson jede Gelegenheit ergreift, die liebenswürdigen Seiten der menschlichen Natur zu schildern und so sehr er, wenn er an Hassenswerthe kommt, mild urtheilt und alles bloß Gehässige durch seinen rein menschlichen Humor aufhebt, so breitwillig zeigt sich Marryat in der Darstellung roher, schlechter und sündhafter Charaktere. — Die handelnde und erzählende Person selbst wird als sündhaft vorgeführt und am Schlusse findet Marryat sogar nothwendig, den vielgereisten und vielerfahrnen jungen Mann durch einen ungemein frommen, englisch-protestantischen Bischof bekehren, ja ihm sogar den Genuß des heiligen Abendmahls zu Theil werden zu lassen, ehe er, der neuernannte Commandeur, seine Braut heirathen darf. Das ist ein Ende, wie es wenigen Romanhelden zu Theil wird und in andern als englischen Romanen sicher gar keinem. Die Religiosität, welcher die Noblesse des englischen Volks sich bis heute eben so wenig entschlagen hat, als die Masse desselben, bekundet sich nicht allein hier, sondern auch in den beiden andern angeführten Werken, sehr liebenswürdig und frei von aller Affektation, besonders in Tom Cringle's Schiffstagebuch. Man mag übrigens Ansichten haben, welche man wolle, so wird ein solcher Schluß jedem unverdorbenen Leser lieber seyn, als die eben so wahnsinnige als lästerliche Art, in welcher die Seeromane des Herrn Eugen Sue und die Landkrabben aller Neufranzosen und franzöelnden Deutschen schließen.

Marryat wagt es nur, nach der strengsten Buße, einen Mann glücklich zu machen, der von Natur edel,

wenn auch etwas rachsüchtig construirt, durch das Herumtummeln des Geschickes manche unlobenswürdige Streiche begangen hat. Herr Eugen Sue kehrt mit der größten Anstrengung und mit einem Erfolg, der die Nervenschwäche von 100,000 Pariser Scenen erklärt, den Schillerischen Vers:

Wenn sich das Laster erbricht, sezt sich die Tugend zu Tisch.

gänzlich um, und übt die aristokratische Poetengerechtigkeit dadurch aus, daß er höchst regelmäßig Seelenadel und Schönheit mit allen den Martern, welche die Raffinerie eines ausgelebten Pariser Lüstlings erfinden kann, untergehen läßt, Schlechtigkeit aber und Gemeinheit in den neunten Himmel versezt. Wie wenn dieses unnennbare „Gericht gerichtet“ ist, erlaubt er sich noch mit seinen Lesern einen kleinen Spaß, indem er ihnen ungemeine Angst durch die Versicherung einzublasen weiß, daß es so und nicht anders in der Welt zugehe. — Wenn wir Deutsche mit Gewalt Fremde nachahmen müssen, weil wir unter uns eben keine Originale finden, so wollen wir doch lieber die gesunden Engländer nachahmen, als jenes raffinirte, leichtfüßige Volk, das sich von jeher einen Spaß daraus gemacht hat, uns durch seine Lüderlichkeit im Leben wie in der Literatur zu verderben. — Um aber wieder auf Marryat zu kommen, der Schluß des Romans ist matt im höchsten Grad. Ohne irgend einen poetischen oder psychologischen Grund veranlaßt der sehr ehrenwerthe Capitain seinen Helden, dessen intimstem Freunde und zukünftigen Schwager eine Kugel durch den Leib zu jagen, um ihn nachher wieder davon in süßem Jubel genesen und heirathen zu lassen, muß ferner die eine Geliebte Franks (so heißt unser Held) auf eine gar erbärmliche Art sterben, nachdem sie ihren und seinen Sohn in einem Forellenbach verloren hat, und es ist kein anderer Grund abzusehen, als daß diese dann der zweiten, standesmäßigeren Geliebten Franks immer sehr im Weg war, wahrscheinlich besonders darum, weil sie um dreißig Procente liebenswürdiger erschien, als die Lady. Das macht auch eine so verletzende Wirkung, daß sie durch die rührende Bekehrungsgeschichte des Helden, von dessen dogmatischen Nachweisungen wir jedoch nichts erfahren, eine lobenswerthe englische Moderation, deren ein religiöser Deutscher entbehrt haben würde, nicht aufzuheben ist.

In Nr. 3 gibt Capitain Chamier sonder alle romanhafte Zuthat die Biographie eines englischen Seeoffiziers, ohne Zweifel seine eigene. Capt. Chamier ist ein liebenswürdiger Mann. Er besizt so viel, wenn nicht mehr Phantasie als Marryat und schlägt sich lieber auf die heitere Seite des Lebens als dieser. — Er hat ein sehr bewegtes Daseyn beschrieben, wie er denn sagt, daß er bisher auf keinem Schiffe gedient und kein Schiff befehligt habe, ohne Schiffbruch mit demselben zu leiden. — Im ersten Theile sind von literarischem Interesse seine Mittheilungen über Lord Byron, mit dem er noch als Midshipman und ehe Lord Byron selbst jener romantischen Berühmtheit sich erfreute, zu welcher er, beiläufig gesagt, seiner Lordschaft und seiner Kapricen nicht hätte entbehren können, zur See und zu Lande manchen Tag herumgezogen ist. Er geht aber nicht in den Charakter Mylords ein, und das ist der Jugend, welcher Herr Chamier damals noch sich erfreute, gar nicht zu verdenken; aber er erzählt uns merkwürdige Züge von seiner Halsstarrigkeit, seiner Unerschrockenheit und dem Enthusiasmus, welchen er auf den trojanischen Gefilden zeigte, als er, auf dem Grabmal des Patrocles sitzend, den Homer las, indeß Chamier einer beträchtlichen Anzahl von Vögeln, vielleicht so vielen als Griechen in einem Vierteljahre vor Troja den Tod fanden, was aber nicht allzuviel sagen will, den Garaus machte. — Auch die abenteuerliche Historie von dem Schwimmen des Lords über den Hellespont berichtet er als Augenzeuge, nachdem er vorher des ersten verunglückten Versuch Byrons gedacht hat, des lezteren so: „Gleich beim Hineinspringen klagte er über die Kälte des Wassers und der durch einen Strudel an der Stelle, von welcher wir abstießen, verursachte Wellenschlag gefiel ihm durchaus nicht, er schwamm gut, sehr gut. — — Als er aber etwa zur Hälfte hindurchgeschwommen war, gab er den Versuch auf, stieg in das Boot und kleidete sich wieder an. Er schien nicht im Mindesten ermüdet, war aber so kalt, als heut zu Tage die Menschenliebe und sah so weiß aus, wie Schnee. Die Fehlschlagung verdroß ihn entsetzlich und er sprach kein Wort, bis wir an das Land kamen. Seine Mienen waren die eines erzürnten Mädchens, das seinen Willen nicht gehabt hat und seine Oberlippe warf er auf, wie ein erbostes Weib.“ Nicht wenig unterhaltend ist die Audienz beim Padischah, der Chamier im Gefolge von Sir R. Adair beiwohnte, namentlich die Schilderung der Speisung, welche ihnen vorher gereicht wurde, und bei welcher der „damals unhöfliche, jezt kopflose“ Kapudan Paschah sich höchst amüsant benahm. — Im Verlaufe des Buchs erlebt Cap. Chamier, wie Tom Cringle, das gelbe Fieber. Hier ist die Schilderung Tom Cringle's freilich weit lebendiger und, man darf sagen, großartiger. — Chamier scheint, beiläufig gesagt, der Meinung zu seyn, daß das Poetische des Seedienstes durch den Dampf größtentheils zu Grunde gehen, so wie die seemännische Geschicklichkeit der Engländer ihren bisherigen Werth zur Hälfte verlieren dürfte. Viele Stellen zeugen dahin. Doch glaubt er auch, daß weniger Menschenleben zu Grunde gehen werden.

Indem wir hier von unsern drei Seeoffizieren Abschied nehmen, müssen wir ihnen, vor allen aber dem herrlichen Tom Cringle, dem liebenswürdigsten „Fellow" in Großbritannien, das Zeugniß geben, daß uns ihre Bekanntschaft wahre Freude gemacht hat. Trifft man doch in dieser verworrenen Zeit so wenig gesundes und kräftiges Leben, daß es, wo man es findet, als ein Schatz festzuhalten ist. —

4) Bilder aus dem Kriegsleben, von Moyle Sherer. Aus dem Englischen von Rudolf Lindau. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1832.

Diese Bilder haben, wie es uns scheint, mehr militärischen und historischen als belletristischen Werth. Dem Verfasser fehlt es nicht an Verstand, auch zeigt er sich als eine durchaus ehrenwerthe Persönlichkeit, aber eine größere Gabe Phantasie könnte ihm für solche „Bilder" von Nutzen seyn. Die Uebersetzung von einem vor der Herausgabe schon verstorbenen jungen Literator ist tadellos. R.

Vermischte Schriften.

J. G. Seume's sämmtliche Werke. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Dr. Adolf Wagner. Einzig rechtmäßige Gesammt-Ausgabe in Einem Bande. Mit dem Bildniß des Verfassers und einem Fac-Simile. Leipzig, Hartknoch, 1835.

Nur mit Wehmuth kann man sich an die unglücklichen Genies des vorigen Jahrhunderts erinnern, die mit dem bittersten Elend, mit der ganzen Härte des Schicksals kämpfen mußten, bis sie eine nur erträgliche Existenz und einen mittelmäßigen Ruhm fanden. — Jene Märtyrer der Gesinnung, die in einem ihnen fremden Element, in der Erschlaffung der Zeit verschmachteten, Schubart, Moritz, Hölty, Claudius, Bürger, welche arme Leute! Wie mußten Voß, wie mußte selbst noch Schiller und Jean Paul sich durchkämpfen! Seume's Schicksale sind vielleicht unter allen die interessantesten. Geboren mit zartem dichterischen Gefühl, mit der ganzen Seelenfülle eines echten deutschen Jünglings, mit starkem und scharfem Geist, um sich auf des Lebens Höhen zu orientiren, ergriff ihn schon in der ersten Jugend eine fühllose Welle und warf ihn in den Colonien aus, als einen jener deutschen Sklaven, die zur ewigen Schmach unserer Geschichte fremden Herren aus deutschen Ländern verkauft wurden. Die gemeinste Rohheit, in welcher der Kamaschengeist des alten Europa und der Geist amerikanischer Sklavenhändler sich wechselseitig überboten, umgrinsten den edeln Geist Tag und Nacht, wie Fratzen der Hölle. Dann kam er nach Rußland und Polen, wo die Knute nicht lieblichere Melodien sauste, als in Virginien. Dann fand er sein theures Vaterland in der tiefsten Schmach und Entehrung unter Napoleons eiserner Ruthe und dem Muthwillen seiner Horden. Seine Freiheit und Patriotismus athmenden Schriften sind voll von Ingrimm über die damaligen Zustände, über den Geist, wie er war vor der Schlacht bei Jena. Aber einsam mit seinem gekränkten Herzen und knirschenden Unmuth mußte er umherirren im Vaterlande. Er konnte es nicht aushalten. Da machte er einen Spaziergang nach Syrakus, um die Gegenwart zu vergessen und sich ins klassische Alterthum zu träumen. Bald aber schlief er zu einem schönern Traum ein und starb, um die Deutschen ewig daran zu erinnern, wie unglücklich man trotz allem Geist als ein Deutscher seyn kann, und um wie viel unglücklicher, je mehr man Deutschland liebt.

Er starb in der schlimmsten Zeit, ohne eine Hoffnung, ohne eine Ahnung, daß es jemals in Deutschland besser werden könne. Er sah die Tage der Erhebung nicht mehr. Er sah kein Licht dämmern in der Nacht. Daher herrscht in seinen Schriften ein finsterer Charakter. Doch erfreut uns mitten in diesen düstern Schriften eine gewisse männliche Härte und Standhaftigkeit, eine feste Resignation, eine entschiedene Abneigung vor allen Rührungen und Erweichungen, Beschönigungen und Versöhnungen. Er sah seinem Schmerz männlich ins Gesicht. Dadurch unterscheidet er sich auffallend von den meisten seiner Zeitgenossen, die gerade damals in der Epoche Lafontaines, Kotzebues, Matthissons 2c. in sentimentalen Thränen und wollüstiger Weichlichkeit zerflossen. Man kann daher auf ihn anwenden, was einmal Schiller sagte: ein Mann ist viel werth in so theurer Zeit. Aus diesem historischen Gesichtspunkt muß man ihn beurtheilen, wenn man seine ganze literarische Erscheinung, den wahren Charakter seiner prosaischen und poetischen Schriften würdigen will. Ein solcher, erst durch das Schicksal der Nation determinirter Geist gehört auch nicht bloß der Literatur, sondern der Geschichte selbst an.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Jean Paul.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 48. Mittwoch, 11. Mai **1836.**

Jean Pauliana.

Wahrheit aus Jean Pauls Leben. 7tes und 8tes Heft. Breslau, Max, 1833.

Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul. Herausgegeben von Abraham Voß. Mit H. Voß's Bildniß. Heidelberg, Winter, 1833.

Jean Pauls Biographie, von R. O. Spazier, Neffen des Dichters. Fünf Bände. Neue Ausgabe. Berlin, List, 1835.

So sehr es immer zu beklagen seyn wird, daß es Jean Paul nicht vergönnt war, die von ihm begonnene Autobiographie zu vollenden; so können wir uns doch noch Glück dazu wünschen, daß sein Nachlaß es möglich gemacht hat, sie in eine so reichhaltige Materialiensammlung zu verwandeln, als die mit vorliegendem 7ten und 8ten Heft geschlossene Fortsetzung derselben ist. Diese beiden Hefte gehören unstreitig zu den interessantesten der ganzen Sammlung. Sie umfassen die Glanzperiode des Dichters, in welcher er die allgemeinste Liebe und Verehrung in reichstem Maaße erfuhr, die ihm früher immer nur von Wenigen zu Theil geworden war. Was aber noch wichtiger ist, — diese Periode fällt zusammen mit der merkwürdigen Periode der tiefsten Erniedrigung und eines herrlichen, wenn auch kurzen Aufschwunges des deutschen Volkes und Vaterlandes. In solchen Perioden haben die Männer von wahrhaft ausgezeichnetem Geist, der sich nicht allein mit edler Gesinnung, mit echtem Charakter verträgt, vielmehr erst vollendet, Gelegenheit, sich zu bewähren. Und daß Jean Paul sich auch in dieser Periode bewährt habe, ist zwar aus vielen während derselben erschienenen Schriften und Aufsätzen längst bekannt, findet aber in vorliegenden Mittheilungen neue Bestätigung. Es wird aus ihnen z. B. klar, daß sein oft über deutsche Thorheiten, Erbärmlichkeiten und Fadheiten ausgegossener Spott seine wahre Quelle in aufrichtiger Liebe zu den Tugenden und Trefflichkeiten der deutschen Nation und ihrer Eigenthümlichkeit hatte, wobei er, als echter Deutscher, gleichwohl Kosmopolit war. Wie jedoch sein Patriotismus kein blinder und kein andere Nationen wegwerfender war, so war sein Kosmopolitismus auch kein unbedingter, die eigene Nation aufopfernder, oder gar verrathender; welcher leztere in jener Zeit leider herrschte und auch jezt wieder gepredigt wird. Sollen wir die Tiefe, in welcher er von der Erniedrigung des Vaterlandes ergriffen war, bezeichnen; so können wir es nicht besser,

Digitized by Google

als mit einer S. 116 des 7ten Hefts vorkommenden brieflichen Aeußerung, mit welcher er seine Unaufgelegtheit zu neuen, größeren Compositionen erklären will: „Mein Inneres ist jezt starr, trocken, kalt; der Frühling und alle seine Sternenhimmel haben mir nichts an; ich bleibe starrkalt, bis das große Welt- (Europa-) Spiel gewonnen ist. Dies hält mich indeß nicht ab — denn es spornt mich an — zum All-Besten mit Einzelkräften feurig mitzuwirken." Diese Aeußerung spricht aber zugleich die Zuversicht aus, daß jenes Spiel werde gewonnen werden, und die männliche Gesinnung, nicht bloß, wie Herr von Knebel, ein Busenfreund Goethe's, ihm schrieb, sich ruhig zu halten, bis die Wolken am politischen Himmel Deutschlands sich verzögen. Fragt man aber, was denn nun J. P. gethan habe, daß es zum „Aufgange einer deutschen Sonne, wenn auch hinter Morgengewittern" (H. 7, S. 198) wirklich komme, so antworten wir, daß er, obgleich er die Größe Napoleons nicht verkannte, weder Lobgedichte noch Lobreden auf Napoleon verfaßte, vielmehr jene Aufsäze in Journalen und jene Schriften, welche Hoffnung, Muth, geistige und moralische Erhebung aussprachen und einflößten, und das ist es, das Thun, wozu ein Schriftsteller als solcher berufen ist. — Die Klarstellung dieser Seite in Jean Pauls öffentlichem Charakter ist unseres Dafürhaltens das Wesentlichste der in Nr. VII und VIII gegebenen Mittheilungen, dasjenige, wodurch er einen nationalgeschichtlichen Charakter erhält. Zur Vervollständigung seines Charakterbildes trägt gleichwohl viel bei, ja ist unentbehrlich Alles, was über sein Familienleben, sein Benehmen gegen Frau und Kinder, Freunde und Dienstboten ꝛc. erwähnt wird; und wir freuen uns, ihn überall als denselben, als den zu erblicken, der sich selber treu ist. Außerdem bieten diese Hefte noch eine große Fülle von Notizen, Bemerkungen, Urtheile dar, welche dazu dienen können, Leben und Streben, Menschen und Dinge jener Zeit gehörig zu würdigen. Das 7te Bändchen enthält noch unter andern Nachrichten über junge Männer, die theils poetischen, theils gemüthlichen Trost bei Jean Paul suchten, die höchst tragische Geschichte eines jungen Mädchens, welches Jean Paul nur aus seinen Werken und aus seinem Bildniß kannte, nichts desto weniger aber in so leidenschaftlicher Liebe zu ihm entbrannte, daß sie, gerade weil es ihr zugleich gewiß war, nie die Seinige werden zu können, ja weil sie sich zulezt bittere Vorwürfe darüber machte, daß ihre Liebe zu ihm, die ihr anfangs eine himmlische schien, nicht rein von irdischem Verlangen blieb — sich endlich das Leben nahm. Sie stürzte sich in einen Fluß, ward scheintodt wieder herausgezogen, starb aber dennoch, weil sie, fest im Entschluß zu sterben, jeder ärztlichen Hülfe sich widersezte, nachdem sie auf kurze Zeit wieder zum Leben erweckt worden war.

Lesenswerth sind die Mittheilungen über Jean Pauls Sohn Max. Sie enthalten eine durch Thatsachen beredte Warnung gegen zu früh, zu einseitig und zu weit getriebene philologische Studien. Sie hatten den gesunden, kräftigen Jüngling, der sich ihnen mit beispiellosem Eifer ergab, nicht allein körperlich geschwächt, sondern ihn auch gehindert, die Gemüths- und Vernunftkräfte gleichmäßig zu entwickeln und ins rechte Verhältniß zu den dienenden Brüdern Phantasie, Gedächtniß und Verstand zu setzen. Dadurch war das eigentlich Innere, das Wesentliche seines Geistes nicht zur gebildeten Gestalt, zum kräftigen Bewußtseyn gelangt; und so warf er sich zuerst dem Pietismus und endlich gar der Hegelschen Mystifikationsphilosophie in die Arme, und wurde die Beute beider. Jean Paul schreibt in einem Warnungsbrief folgendes: „Mein guter Max (so hatte er ihm schon im December 1820 geschrieben), Deine Briefe haben mich sehr erfreut und gerührt. Aber die theologische Kanne-Gießerei, die Du bei F. einsaugst, beängstigt mich für Deine Jugend, eine unwiederbringliche Zeit, die Du heiter, ohne Mönchgrillen zubringen mußt, wenn nicht meine Erwartungen von Dir untergehen sollen. O könnt ich doch bald an mein Werk gegen das Ueberchristenthum! — Mit dem neuern Mönchthum wirst Du Dir Freuden und Kräfte und Feuer abtödten und am Ende — nichts werden. Was mich einigermaaßen über Deinen ultrachristlichen Trübsinn beruhigen könnte, wäre etwa, daß er eine körperliche Quelle in Deinem übertriebenen Sitzen und Studiren hätte; freilich ein schwacher Trost. Einige Jahre hält es die Jugendkraft aus und Du überflügelst Manche um einige Jahre in Kenntnissen, aber dann kommst Du als Scheinlebendiger, nicht als Scheintodter, zu mir zurück, und gerade in den Jahren der Vollreife, wo das Höchste errungen werden muß, im 25sten, 30sten sitzest Du bleich vor Arzneigläsern. Gott verschone mich mit diesem Anblick!" Ueber Hegel heißt es: „Hegel ist der scharfsinnigste unter den jetzigen Philosophen; bleibt aber doch ein dialektischer Vampyr des innern Menschen."

Der Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul darf zum Theil als willkommene Ergänzung zu den lezten Heften von der „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" betrachtet werden; doch hat er für sich noch einen eigenthümlichen Werth. Wir lernen nämlich durch ihn den für die Wissenschaft und Literatur zu früh verstorbenen Heinrich Voß und in ihm einen sehr achtungswürdigen, ja liebenswerthen Mann kennen, der unstreitig noch weit Schätzbarreres geleistet haben würde, wenn die Pietät

gegen den Vater ihn nicht verhindert hätte, sich von der väterlichen Autorität in wissenschaftlichen, ästhetischen und literarischen Dingen zu emancipiren, in denen ohne vollkommene Freiheit kein gesundes, fröhliches Gedeihen möglich ist. Außerdem bietet aber dieser Briefwechsel mehrere sehr interessante Urtheile über diejenigen Zweige der Literatur dar, welche den korrespondirenden Freunden, besonders dem Heinrich Voß, nahe lagen.

Ueber Shakespeare sind viele, durchweg treffende Bemerkungen in mehreren Briefen mitgetheilt, welche zum Theil in die Vorrede zur Shakespeare-Uebersetzung übergegangen sind. Wir heben nur die eine Aeußerung über Macbeth aus: „Es war mir schon als Knaben schaudervoll, daß Macbeth so sicher sagt: „Morgen will ich zu den Zauberschwestern.“ — „Wo willst du sie finden? fragt man, und die Antwort ist gleich da: „er findet sie gewiß.“ — Von den seligen Hyperboreern sagt Pindar, es führe kein Pfad zu ihnen, weder zu Schiff noch zu Lande. Aber ein Perseus kam hin auf geflügelten Sohlen, so wie dem Unschuldigen und dem Kinde das Paradies zu jeder Stunde geöffnet steht. Daß Macbeth den Weg zur Hölle ohne Wegweiser weiß, traut man ihm zu; er hat ja im Herzen die Hölle. Wie prächtig hält Shakespeare diese Zusammenkunft mit den Hexen. Sie stehn allerdings um ihn, leibhaft, gräßlich anzusehn (nicht holde Jungfrauen, wie Schiller will, sondern Weiber mit häut'gen Lippen und Fingerstummeln). Gleichwohl löst sich alles als inneres Gedankenspiel des Macbeth. Alles verschwindet auf einmal, und Macbeth steht, ohne sich von der Stelle bewegt zu haben, mitten auf der Heide, und was er gesehn hat, hat keiner von denen gesehn, die noch um ihn stehn. Höll' und Himmel ist überall, sie durchdringen sich sogar in jedem Raum, aber ein Organ gehört dazu, dessen gewahr zu werden; und wem beide Organe fehlen, für Himmel und Hölle (mögen diese Organe im Kopfe sitzen oder im Herzen), für den ist eben gar nichts da als die sancta simplicitas. — So ist auch Banquo's Geist nichts als Produkt von Macbeths Geisteszerrüttung und Gewissensangst; der Dolch, der ihm vorschwebt, und der Weg weiset zu Duncans Kammer.“

Ueber Goethe kommt in einem Briefe Jean Pauls vom 22. März 1822 Folgendes vor: „Der Verfasser der falschen Wanderjahre hat — obwohl als Künstler nicht glänzend — doch über Goethe's moralisch-anbrüchige Charaktere vieles Recht, und trifft sehr mit Herders Tischreden zusammen. Welch ein ganz anderes Bethlehem von großen, reinen und doch wahren Charakteren ist nicht W. Scotts Gebärhaus, gegen Goethe's heidnischsinnliches Heroum! — Aber Scott ärgert mich wieder durch die in Brüche zerstückte Einheit des Interesse, wiewohl in Goethe's Wanderjahren auch Brüche genug vorkommen. Eine so späte Kritik kann und soll aber nicht dem alten, nun unschmelzbaren Meister helfen, sondern bloß der ganzen Welt, die Goethen nicht scharf genug nimmt. — Er und Byron theilen sich in die Titanische Natur, gegen welche mein „Titan“ kämpfen will. —

Das Werk des Herrn Spazier ist eine mit der wärmsten Liebe verfaßte Biographie seines großen Oheims, und nimmt beständig Rücksicht auf die Bedeutung Jean Pauls für sein Volk und für seine Zeit überhaupt, nicht bloß für die Poesie im engern Sinn. Je mehr wir aber an Jean Paul die rege Theilnahme an Unglück und Glück, Schmach und Ehre des deutschen Volks bewundern, je unbestrittener sein Patriotismus ist, um so auffallender muß es allerdings erscheinen, daß dieser herrliche deutsche Dichter buchstäblich hätte verhungern können, wenn er nicht fremde Pensionen genossen hätte. Die erste Pension erhielt er von Frankreich, die andere von Rußland her. Dalberg, der Vezier unsers auf der Insel St. Helena schlummernden weiland Protektors, war liberal gegen die Schriftsteller, um sie für die Sache seines großen Sultans geneigt zu machen, und als Sultan und Vezier über den Rhein gejagt wurden, hoffte Jean Paul selbst nur von der gleichen Liberalität Rußlands, was er von seinem Vaterlande nicht hoffen durfte. Herr Spazier theilt uns das echte Schreiben Jean Pauls an den Kaiser Alexander aus den Memoiren des General Michalewsky-Danilewsky mit, welches also lautet: „Mitten in der erhabenen Zeit, da Ew. kaiserl. Maj. der Schiedsrichter Europas sind, wie vorher der Befreier desselben, und Sie aus dem Schutzgeiste des Sieges der Schutzgeist des Friedens werden, tritt eine kleine Angelegenheit vor Ihren Thron. Doch wie dem Geiste nichts zu groß, so ist der Güte nichts zu klein. Ueber 25 Jahre hatte ich für die Musen und die Philologie gearbeitet, als mir ein einziger deutscher Fürst, der vormalige Großherzog von Frankfurt, im Jahr 1808 eine jährliche Pension von 1000 Gulden bewilligte, um den Armgebornen zu unterstützen, dessen Körper bloß von seinem Geiste lebte. Nach der siegreichen Besetzung des Großherzogthums wurde mir von 1814 die Fortsetzung der Pension vom General-Gouvernement verweigert bis auf höhere Entscheidung. Werden die hohen Verbündeten, welche für deutsche Freiheit und deutsche Wissenschaft zugleich gekämpft, die fürstliche Unterstützung eines Schriftstellers zurückzunehmen gebieten, welcher zu einer Zeit für europäische Freiheit geschrieben, wo er seine eigene einem Davoust blosstellte? Ich wende mich hier an das Herz Alexanders, da die wohlwollende Vorsehung gerade im Jahrhunderte des Egoismus die Menschenliebe auf den höchsten Thron Europas gesezt. Ich

wende mich hier an einen Geist, der Geister beschützt, und welcher, da er kein anderes großes Reich mehr zu vergrößern hat, als das größte grenzenlose, das der Wissenschaften, dem Norden auch geistlängste Tage zu den geographischen geben will. Möge der Herrscher, dessen Zepter dem Magnete ähnlich ist, welcher zugleich liebend anzieht und lehrend die Gegenden des Himmels zeigt, die Kühnheit der Hoffnungen verzeihen, zu welcher er Individuen wie Länder erhebt. Genießen Ew. Maj. lange die einzige dauerhafte Universalmonarchie, die der Liebe, nachdem Sie die hassende und gehaßte gestürzt, und lange weine die Freude vor Ihnen und erst spät die Trauer um Sie."

Doch erhielt Jean Paul nachher nicht von Rußland, sondern von Bayern die gewünschte Pension. Ein pensionirter Dichter ist schon an und für sich ein schrecklicher Gedanke, und nun vollends einer, der erst um die Pension betteln muß. O Zeit, o Sitten!

Derselbe Jean Paul hatte zuerst den Muth, dem großen Goethe vorzuwerfen, daß er in einer Zeit der öffentlichen Schmach, der Unterjochung unter Frankreich, statt zu Thaten zu begeistern, die Menschen nur spielen und tändeln lehre, daß er ein Properz und nicht ein Tyrtäus sey. „Richter konnte nicht lange seine Bitterkeit und feindliche Gesinnung gegen Goethe's poetisches Wirken unterdrücken und war unvorsichtig genug, in dem ersten nach seiner Rückkehr von Hof an Knebel geschriebenen Briefe in Bezug auf Goethe die Aeußerung fallen zu lassen: „daß man in so stürmischen Zeiten eher eines Tyrtäus als eines Properz bedürfe." — Bei der ungemeinen Theilnahme, die er durch seine Persönlichkeit, durch den so ganz neuen, rücksichtslos an den Tag gelegten Enthusiasmus und die, jede gewöhnliche Convenienz bei Seite setzende, freimüthige Würde, selbst durchlauchtigsten Personen gegenüber, für sich bei allen Freunden seiner Poesie, deren Erwartungen von seiner Persönlichkeit im hohen Grade übertreffend, erregte — bei dieser, sagen wir, durch seine Anwesenheit in Weimar gesteigerten Theilnahme ging die Nachricht von der Ankunft eines Briefes von Jean Paul an irgend einen Freund wie ein Lauffeuer durch die Stadt; — und somit konnte Knebel wohl nicht gut die Mittheilung des erhaltenen verhehlen. Es ist uns aus dem Goethe'schen Briefwechsel nur zu gut bekannt, mit welcher Begier man sich damals in Weimar auf dergleichen Funde warf; und so kam denn jene Aeußerung auch Goethe'n zu Ohren. Es wäre unbegreiflich, wie dieser so feine und sonst so vornehm schärfere und öffentliche Angriffe ignorirende Mann so empfindlich davon berührt worden wäre, und namentlich seine Empfindlichkeit laut werden zu lassen sich entschließen können: wenn er nicht die Gefahr, welche von der durch Jean Paul dem Volke gegebenen poetischen Richtung seinem Einflusse drohte, schon damals geahnet, alle Hoffnung, directen Einfluß auf dieselbe zu gewinnen, aufgegeben hätte, und nicht darum zu einer Bekämpfung derselben durch seine gewichtige Autorität den ersten Anstoß hätte geben mögen. Und er war damit so schnell, daß er schon am 10. Aug. Schiller'n eine Xenie über die (am 3. Aug. erst gethane) „arrogante Aeußerung des Herrn Richter" für seinen Almanach überschickte, und, während er doch sonst die Nennung seines Namens so viel wie möglich bei diesem literarischen Unternehmen zu vermeiden hat, ausdrücklich bemerkte: „wie er nichts dagegen habe, daß sein Name darunter stehe." * — Dieser Umstand war sowohl für Jean Paul von bedeutenden Folgen, als er gleichermaßen ein sehr helles Licht auf dasjenige, was Goethe durch seine Verbindung mit Schiller eigentlich gewollt, fallen läßt. Von diesem Augenblick an war Schiller, der bis zu seinem Tode durchaus in Goethe's Händen blieb, für Jean Paul vollkommen unzugänglich; wie Goethe denn überhaupt ihn sorgsam von aller Aufmerksamkeit auf das politische und Volksleben abzog, ja, ihm immer mehr Geringschätzung und Verachtung der Nation und der Gegenwart einzuflößen und mit denselben ihn zu entzweien suchte, ihm vorstellend: daß man nur für einen auserwählten Kreis zu dichten habe; — aber diesen auserwählten Kreis suchte er allein zu bestimmen, und es wurden nur solche als in ihn gehörig betrachtet, die Goethe vergötterten. — So sehr sich Schiller in Bezug auf die Xenien, welche die ihm dessen ungeachtet stets wohlwollende öffentliche Meinung beilegte, gegen die miserable Rolle eines Verführten sträubte: so beweist doch der Briefwechsel zu klar, daß der Tact jene Meinung richtig leitet; — so wie denn Schiller auch in Bezug auf Jean Paul der Verführte war. — Was aber den Angriff auf diesen Lezten betrifft, so gelang derselbe, so weit ein solcher in Bezug auf Dauer gelingen kann, vollständig."

(Der Schluß folgt.)

* Nachdem nämlich von Manso die Rede gewesen, fahren die Xenien also fort:

Jean Paul Richter.

Hieltest du deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie Jener
Seine Armuth: du wärst unsrer Bewunderung werth!

An einen Lobredner.

(Recensent des Hesperus in der Allg. Lit. Zeit.)

Meinst du, er werde größer, wenn du die Schultern ihm leihest?
Er bleibt klein wie zuvor, du hast den Höcker davon.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Jean Paul.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 49. Freitag, 13. Mai 1836.

Jean Pauliana.

Wahrheit aus Jean Pauls Leben. 7tes und 8tes Heft. Breslau, Max, 1833.

Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul. Herausgegeben von Abraham Voß. Mit H. Voß's Bildniß. Heidelberg, Winter, 1833.

Jean Pauls Biographie, von R. O. Spazier, Neffen des Dichters. Fünf Bände. Neue Ausgabe. Berlin, List, 1835.

(Schluß.)

„Von dem Augenblick an ergossen sich die Angriffe der Goethe'schen Schule, der Schlegel und Anderer, deren Treiben, selbst als es alle Schranken überstieg, Goethe nie öffentlich verläugnete — Angriffe, die alle ganz besonders gegen das Hochernste, gegen das Erhabene, gegen das Moralische und Gefühlsreine, gegen das philosophisch und gegen das politisch Bedeutsame, kurz! gegen die Saiten von Jean Pauls Harfe, gerichtet waren, — Jean Paul immer den Goethe'schen Productionen gegenüber stellend; und es ist nicht zu bezweifeln, daß diese von begabten, kräftigen und kecken Talenten geführten Befehdungen dem Einfluß Jean Pauls und der Begeisterung des Publikums für denselben nur zu bald ein Ziel steckten, und eine klare und richtige Anerkennung und Verständniß desselben auf lange Zeit hinausschoben. Denn sie waren gerichtet gegen einen stets isolirt dastehenden, in seinem fremdartigen Seyn, unter offenbarer Hemmung seiner Kunstmittel, vom Publikum nur mit dem Gefühl und einem unklaren Instinkt aufgefaßten, in seiner Totalität äußerst schwer zu construirenden, daher selbst von den glühendsten Freunden nie umfassend beurtheilten, und stets, selbst von Görres, entweder durch entzückte Stoßseufzer, oder wiederum durch einen Bilder- und Metaphernschwall ungeschickt vertheidigten Dichter."

Unter solchen Umständen wird es erklärlich, warum Jean Paul Pensionen betteln mußte. Die Kritik der herrschenden Goethe'schen Schule ließ ihn nicht aufkommen. Die kleinen Kläffer in Goethe's Vorhof wetteiferten im Gebell gegen den unglücklichen Jean Paul, der es gewagt hatte, Goethe an den Patriotismus zu erinnern. Bouterwek, der Aesthetiker, gab in einem Roman einer recht dummen Person den Namen Jean Pauls, um damit Goethe zu schmeicheln. „Einen ganz offnen Angriff von Friedrich Schlegel hatte sich Jean Paul durch seinen rücksichtlosen Freimuth zugezogen, als er bei einem Diner in Dresden mit der Frau Schlegels sehr heftig gegen die Theorien ihres Mannes gestritten. Schlegel machte

seinem Groll im Athenäum Luft, und füllte hier zuerst den seitdem so oft von dieser Schule wiederholten Ausspruch: Jean Paul sey zwar ein Dichter, aber ein komischer. * — Da Richter nun obendrein bei seiner lezten Anwesenheit in Jena den Redaktoren der dortigen Literaturzeitung, ebenfalls bei einem Mahle, erklärt: daß jene Zeitung keinen Künstler etwas nützen könne; da Friedrich Schlegel, mit großer Zufriedenheit Goethe's, die Redaktion des poetischen und philologischen Faches dieses Instituts übertragen war: so war auch diese frühere Stütze für ihn verloren. Diejenigen Kritiken, welche für ihn sprachen, wie die Allgemeine deutsche Bibliothek, die Göttinger und die Gotha'schen Zeitungen, ihm selbst „sanft und dumm" erscheinend, trugen nichts zur tieferen Verständniß seines Wesens bei. Er war in die schlimme Lage gerathen, diejenige kräftige zweite Generation in der Literatur, welche Goethe so geschickt in Beschlag genommen, gegen sich zu haben; und er spürte die nächsten Folgen davon unter andern auch darin, daß Wieland seinem Gehülfen an der Redaktion des Merkur, dem furchtsamen, sich nach allen Seiten hin schmiegenden Böttiger, mit Strenge die Aufnahme einer kurzen Vertheidigung des Dichters gegen Schlegel von Friedrich von Oertel anbefehlen mußte, und daß derselbe Redakteur den Jubelsenior, die Holzschnitte und das Campanerthal in eben dieser Zeitschrift nur in wenigen Zeilen und mit einem sehr allgemeinen, sauersüßen, ja fast zweideutigen Lobe anzuzeigen wagte."

Es wäre besser, wir erführen solche Erbärmlichkeiten nicht, denn sie gereichen unsrer Literatur wahrlich nicht zur Ehre. Allein die Wahrheit verlangt ihr Recht und die vornehm thuende Gemeinheit muß entlarvt werden.

Altnordische Literatur.

1) Snorri Sturlusons Weltkreis (Heimskringla) übersezt und erläutert von Dr. Ferd. Wachter. Erster Band. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1835.

2) Heimskringla oder Sagen der Könige Norwegens von Snorre, dem Sohne Sturlas. Aus dem Isländischen von Dr. G. Mohnike. Des ersten Bandes erste Hälfte. Stralsund, Löffler, 1835.

Jahrhunderte vergingen und Niemand dachte daran, das vorliegende herrliche Geschichtswerk des Isländers zu übersetzen. Snorri ist der Tacitus des Nordens. In seinem Werk schildert er die Sitten der deutschen Stämme jenseits der Ostsee, wie sie Tacitus diesseits der Ostsee geschildert hat. Nirgends wird uns die altdeutsche Freiheit so anschaulich gemacht. Wenn schon Tacitus ein ziemlich deutliches Bild von den altgermanischen Volksversammlungen entwarf, so gibt uns Snorri beinahe die förmlichen Protokolle.

Längst ist der hohe Werth der Heimskringlasaga anerkannt, aber selbst die Periode des Enthusiasmus für altdeutsche und nordische Literatur im zweiten Jahrzehent dieses Jahrhunderts ging vorüber, ohne daß Snorri übersezt wurde. Jezt endlich erscheinen zwei Uebersetzungen zugleich. Beide sind nicht nur durch ihren Gegenstand, sondern auch an sich merkwürdig, weil sich die Extreme deutscher Uebersetzungsweise darin begegnen.

Herr Wachter hat mit einer Treue und Genauigkeit übersezt, daß die leichte Eleganz freilich sehr darunter leidet. Herr Mohnike hat leichter, aber auch leichtsinnig übersezt. Da es nun bei diesem Werk nicht auf heitere Unterhaltung, sondern auf historische Belehrung ankommt, so versteht es sich von selbst, daß dem treuen Uebersetzer der Vorzug gebührt. Herr Wachter ist im Unwillen, daß ihm der Lohn seiner ungemein mühseligen Arbeit durch einen minder scrupulösen Nebenbuhler verkürzt werden soll, unbarmherzig über Herrn Mohnike hergefallen und hat ihm allerdings Verstöße gegen die Uebersetzertreue

---

* Athenäum I. 2. S. 131. Wir heben einige Stellen heraus: „Der große Haufe liebt Fr. Richters Romane vielleicht nur wegen der anscheinenden Abenteuerlichkeit. Während der gebildete Oeconom edle Thränen in Menge bei ihm weint, und der strenge Künstler ihn als das blutrothe Himmelszeichen der Unpoesie der Nation und des Zeitalters haßt, kann sich der Mensch von universeller Tendenz an den grotesken Porzellanfiguren seines wie Reichstruppen zusammengetrommelten Bilderwitzes ergötzen oder die Willkürlichkeit in ihm vergöttern. Wenn seine Werke auch nicht übermäßig viel Bildung enthalten, so sind sie doch gebildet; das Ganze ist wie das Einzelne und umgekehrt; kurz er ist fertig. — Seine Frauen haben rothe Augen und sind Exempel, Gliedermänner zu psychologisch-moralischen Reflexionen über die Weiblichkeit oder die Schwärmerei. Ueberhaupt läßt er sich fast nie herab, die Personen darzustellen, genug, daß er sie sich denkt und zuweilen eine treffende Bemerkung über sie sagt. — Sein Schmuck besteht in bleiernen Arabesken im Nürnberger Styl. Hier ist die an Armuth grenzende Monotonie seiner Phantasie und seines Geistes am auffallendsten. Seine Madonna ist eine empfindsame Küstersfrau und Christus erscheint wie ein aufgeklärter Candidat. Je moralischer seine poetischen Rembrandts sind, desto mittelmäßiger und gemeiner; je komischer, je näher dem Besseren; je dithyrambischer und je kleinstädtischer, desto göttlicher: denn seine Ansicht des Kleinstädtischen ist vorzüglich gottesstädtisch. Seine humoristische Poesie sondert sich immer mehr von seiner sentimentalen Prosa" u. s. w. — Schlegel ließ dies Urtheil gegen ein früheres gutes umdrucken, nachdem er Richters Tischreden in Dresden erfahren.

nachgewiesen. Wir können gleichwohl nicht umhin, ihm selbst seine allzu sklavische Treue ebenfalls in so weit zum Vorwurf zu machen, als die Uebersetzung dadurch nicht selten undeutlich, immer aber ungefällig geworden ist. Man lese Seite 70. „König Haki empfing so große Wunden, daß er sah, daß seine Lebtage würden nicht lange währen: da ließ er nehmen die Skeid, die er hatte, und beladen mit todten Männern und Waffen, ließ sie hinausfahren ins Meer, und legen das Steuer in Lage, und aufziehen die Segel, aber legen Feuer in Theer-Holz, und machen einen Scheiterhaufen auf dem Schiffe. Der Wind stand vom Lande. Haki war da gekommen zum Tode oder todt, als er gelegt ward auf den Scheiterhaufen. Das Schiff segelte brennend hinaus in das Meer, und war dieses allberühmt lange nachher.“ Das ist doch sehr steif übersezt, und über die Maßen frey.

Snorri lebte zu Anfang des 13ten Jahrhunderts als ein reicher Isländer aus altem Geschlecht. Viel fuhr er um nach der Sitte seiner Landsleute, lernte von Sämund, dem Sammler der Edda, sezte die Sammlungen und Bearbeitungen alter Geschichten fort und wurde der erste große Geschichtschreiber, der in deutscher Zunge schrieb. Sein isländischer Dialekt war freilich nur im Norden verständlich; doch ist es ewig zu bedauern, daß sein herrliches Beyspiel nicht befolgt wurde, und daß die süddeutschen Chronisten nicht ebenfalls, anstatt der lateinischen Sprache, sich des einheimischen Dialekts bedienten. Mit Recht hebt Hr. Wachter die Vorzüge Snorris, seine Meisterschaft in der Composition und Erzählung hervor, worin er durchaus originell ist.

Heimskringla heißt Weltkreis oder eigentlich Ring der Heimath, d. h. der Welt, in der wir daheim sind. Snorri stammte von den Sturlungen, einem altnorwegischen Geschlecht, die einst vor König Harald Schönhaar fliehend, um ihre alte Freiheit zu retten, nach Island ausgewandert waren, aber immer in den Erinnerungen ihrer Vorfahren und ihres Heimathlandes gelebt hatten. Snorri suchte nun diese Vorzeit genauer zu erforschen. „Hätte er aber auch eine Geschichte von Norwegen schreiben wollen, so hätte er doch immer aus der schwedischen Geschichte einflechten müssen, denn es wäre sonst das wichtigste Ereigniß der norwegischen Geschichte unerklärt geblieben. Durch wen ward die Unterwerfung Norwegens vollbracht? Durch Haralld den Haarschönen! Wer war dieser Haralld der Haarschöne, daß er diese Unterwerfung vollbringen konnte? Er war ein Ynglinge. Wie kam dieser Ynglinge nach Norwegen; dadurch, daß dessen Urältervater in Solevar bei seinem Mutterbruder erzogen ward und ein schwedisches Heer ihn in Solevar zum Könige machte? Wie kam ein schwedisches Heer dazu? Die Schweden wanderten aus Wermaland? Wie kamen sie nach Wermaland? Sie wanderten vor Iwar Vidfadmi dahin aus. Wie kam dieser dazu, sich das Schwedenreich zu unterwerfen? Er überzog Ingialld den Bösrathigen mit Krieg und Ingialld verbrannte sich selbst. Warum? Er hatte sich durch seine bösen Thaten viele Feinde gemacht. Seiner bösen Thaten wegen wollten die Schweden auch seinen Sohn nicht zum Könige haben, sondern vertrieben das Geschlecht der Ynglingen.“ Durch diese Fragen kam der Isländer zu seiner Geschichte, aber als ein Mann von Geist fing er nicht mit den späten Wirkungen, sondern mit den Ursachen, nicht mit einer Geschichte Islands, sondern mit einer Geschichte der Ynglinger in Schweden an. Dies ist die berühmte Ynglingasaga, mit welcher die Reihe der Sagen beginnt, die er in seinem Geschichtswerk zu einem Ganzen geordnet hat.

Die Ynglinger stammen von Odin, waren also ursprünglich Götter. Daß sie noch lange für heilig gehalten wurden, mag folgender höchst eigenthümliche Zug beweisen: „Domalldi nahm das Erbe nach seinem Vater Wisbur, und beherrschte die Lande. In seinen Tagen ward in Schweden großer Hunger und Elend. Da thaten die Schweden große Opfer zu Uppsalir; den ersten Herbst opferten sie mit Ochsen, und verbesserten dadurch den Gang der Fruchtbarkeit auch nicht. Aber den andern Herbst hatten sie Menschenopfer; doch der Gang der Fruchtbarkeit war derselbe oder schlimmer. Aber den dritten Herbst kamen die Schweden vielmännig nach Uppsalir, da, als die Opfer seyn sollten. Da hatten die Häuptlinge ihre Rathschläge gemacht, und kam das zusammen bei ihnen, daß die unfruchtbare Zeit würde stehen von ihrem Könige Damalldi, und dabei, daß sie sollten ihn opfern um fruchtbare Zeit für sich und einen Anfall auf ihn thun, und ihn tödten, und die Gestelle röthen mit seinem Blute; und so thaten sie.“ Später nimmt die Heilig-Achtung der Ynglinger immer mehr ab. Ein zweiter König, Olaf, wird ebenfalls bei einer Hungersnoth vom Volk geopfert, aber es geschieht nicht mehr, weil er heiliger ist, als andere Menschen oder Thiere, sondern weil man ihn haßt und glaubt, die Götter zürnen über Schweden wegen seiner Schlechtigkeit. Diese ersten Sagen haben noch einen sehr mythischen Charakter. Erst die folgenden werden reiner historisch und gehen tiefer in das eigenthümliche Volksleben ein, besonders die ausführlichen Sagen von Olaf Tryggvason und Olaf dem Heiligen in welchen wir die Volksfreiheit und das Heidenthum gegenüber dem Königthum und Christenthum im Kampf erblicken. Die erstern beiden erscheinen hier ganz in demselben Licht, wie bei Tacitus, so daß des leztern Germania in vielen Stücken erst völlig verständlich wird durch Snorri.

Französische Literatur.

Histoire de la littérature allemande etc., par Adolph Peschier. Paris et Genève, 1836. Second Vol.

In diesem zweiten Theil fand der Verfasser eine ungleich größere Masse Material zu verarbeiten, als im ersten, denn er mußte in einem nur wenig stärkeren Band die ganze reiche Zeit von Bodmer bis auf den heutigen Tag zusammenfassen, ein Umstand, der mehrere bedeutende Unterlassungen und unangenehm auffallende Lücken veranlaßt hat.

Zuerst ist es uns unbegreiflich, wie der Verfasser, der einen guten Theil seiner literarischen Bildung in Deutschland selbst empfing, den Umfang unserer neueren Literatur ganz nach französischer Elle messen kann. In Frankreich ist freilich die Philosophie von der Literatur ausgeschlossen, denn was könnte dort davon angeführt werden? Bei uns aber ist die Philosophie so innig mit Leben und Literatur verwachsen, daß man sie davon nicht losreißen kann, ohne eine peinliche, störende Lücke zu lassen. So kommen denn die Namen Leibnitz, Wolf, Kant, Fichte, Schelling u. s. w. mit charakteristischer Andeutung ihrer Bestrebungen und Grundsätze nicht in diesem Buch vor!

Verdient das Phänomen unserer reichen geistlichen Dichtkunst, diese Oase in der übrigens so elenden Literaturzeit des 17ten und Anfangs des 18ten Jahrhunderts in einer deutschen Literaturgeschichte keine Erwähnung und Hervorhebung?

Ebenso wird kein Wort von der Kanzelberedsamkeit gesagt, die von Tauler und Luther an bis Ammon und seine Zeitgenossen um so bedeutender in unserer Literatur dasteht, da sie lange der einzige Zweig deutscher Beredsamkeit war. Auch von der in Deutschland besonders einheimischen akademischen Beredsamkeit wird nicht gesprochen; wie kann man aber an solcher Stelle von Fichte's Reden an die deutsche Nation, wie von Jacobs und Schellings Reden schweigen?

Auch von der bildenden Kunst ist so wenig im 2ten als 1sten Theil die Rede.

Nach Klopstock, Wieland, Goethe und Schiller, von denen sehr ausführlich gesprochen und manches gar Gute in Lob und Tadel gesagt wird, kommen Bürger, Hölty, die Stolberge und Hebel. Matthisson wird unbegreiflicherweise an Gefühl über Horaz und Anacreon gesezt, dagegen der tieffühlende, zarte und wehmüthige Salis nur wegen seines leichten, geschmackvollen Rhythmus gerühmt. Nach Werner und seinen Werken folgt Grillparzer, dem 20 Seiten gewidmet werden. Hierauf kommt Müllner, H. v. Kleist, Houwald, Iffland und Kotzebue. Von Schröder wird bei dem Widerausleben des deutschen Lustspiels gar nicht gesprochen.

Hernach ist die Rede von dem Wiederaufleben der deutschen Geschichtschreibung, wo Schlözer, Spittler und J. v. Müller angeführt werden. Warum nicht auch der treffliche Möser?

Beim Roman und der Novelle wird L. Tieck, J. P. Richter, Hoffmann, Lamotte Fouqué, Musäus, Van der Velde gerühmt und mit Verstand besprochen.

Das lezte Kapitel ist der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts gewidmet, d. h. der neuesten Literatur. Hier sieht es nun sehr einseitig aus; keck absprechende Säze à la française kommen fast auf allen Seiten vor. So sagt der Verfasser unter andern: Aussi ne voit-on plus de ces écrivains d'une trempe forte et virile, qui poussent en avant la pensée humaine et font faire à la civilisation des pas de géant. Doch nimmt der Verf. gütig von diesem, cataclysme littéraire einige Männer aus, und wen z. B.? H. Zschokke!

In der neuesten Geschichte stellt er diesen auch zwischen Niebuhr und Raumer. Von Hammer, Hormayr, Heeren, Luden, Wilken und Andern ist dagegen gar nicht die Rede.

Beim Drama zeugt die Aeußerung von großer Unkenntniß: „Après avoir cité Immermann, Platen, Raupach, Brentano, il faut garder un silence prudent sur les autres auteurs dramatiques actuels. Le reste ne vaut pas la peine d'être nommé. C'est la mediocrité vaine et pédantesque sous toutes les formes, soit qu'elle brandisse gauchement le poignard de Melpomené, soit que, pour provoquer la grosse gaieté de la foule, elle gambade sur la scène en contrefaisant les gestes et le language d'un bouffon de la foire.“ Wahrscheinlich sind dem Verfasser bei seinen Studien über deutsche Literatur nie Uhlands, E. Schenks, Zedlitz und Anderer dramatische Arbeiten vorgekommen, wie so viele andere ausgezeichnete Namen unserer deutschen Literatur, von denen wir nur Collin, W. Müller, Rückert, Görres, Jacobs, Klinger, Pr. v. Muskau, Posgaru, M. v. Schenkendorf, M. Arndt nennen wollen, wie sie uns gerade in den Sinn kommen.

Wir müssen aber bei der großen Masse unserer Literatur billig gegen das Urtheil von Franzosen seyn, die sie jezt erst kennen zu lernen anfangen, und wir wissen, daß der bescheidene Verfasser einen großen Theil des über sein Buch ausgesprochenen Tadels als richtig anerkennt und bei einer zweiten Ausgabe seines verdienstlichen Werks berücksichtigen wird. Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Schiller.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 50. Mittwoch, 18. Mai 1836.

Dramatische Literatur.

Ueber den Verfall des Dramas ist schon so viel geklagt worden, daß wir nur uns und Andere zu wiederholen fürchten müßten, wollten wir uns noch ausführlich darüber aussprechen. Außer den neuen Auflagen älterer und Uebersetzungen einiger fremder Werke besteht die große Mehrzahl der neueren dramatischen Literatur aus Nachahmungen, die zwischen Shakespeare und Calderon, Goethe und Schiller schwanken, und zuweilen alle diese Originale in sich zu reproduciren trachten, wie dies insbesondere bei Raupach der Fall ist, der aber den Mangel eigener Originalität und gleichsam die Nähte seiner poetischen Flickerei mit vielem Geschick dadurch zuzudecken weiß, daß bei ihm das theatralische Arrangement durch seine Effekte den Dialog in den Hintergrund stellt. Einige poetischere Naturen, die wahrhaft schöne Stoffe geistvoll zu behandeln wissen, kommen von Zeit zu Zeit immer noch zum Vorschein, aber sie vermögen nicht durchzudringen, weil sie der Sucht nach Effekten, der Mode, oder auch wohl dem wirklichen praktischen Bühnenbedürfniß keine oder zu wenig Concessionen machen wollen. Daher die Erscheinung so vieler Schau- und Trauerspiele, die gleichwohl nicht auf die Bühne kommen.

1) Schillers sämmtliche Werke mit Stahlstichen. Zwölf Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

Diese neueste ist zugleich die schönste Ausgabe von Schillers Werken, in zwölf Octavbänden auf bestem weißen Papiere vortrefflich gedruckt und mit Stahlstichen, unter denen sich das Bild des Dichters selbst und seiner Gattin besonders auszeichnen.

Bei dem lebhaften Interesse, welches das in Stuttgart zu errichtende Denkmal Schillers erregt, wird es vielleicht manchen Lesern nicht unangenehm seyn, die kurze Geschichte dieses Denkmals zu lesen, wie sie in Wolfgang Menzels Reise nach Italien im Frühjahr 1835 (Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung) mitgetheilt wurde, aus Anlaß der Aufträge, die demselben von Seiten des Vereins nach Rom waren mitgegeben worden.

„Bald nach Schillers Tode schon hatte man Plane zu einem Denkmal entworfen, und auch Geld gesammelt, die Sache war aber ins Stocken gerathen und gänzlich vergessen. Erst im Jahre 1825 regte der als Patriot rühmlichst bekannte Dr. Schott in Stuttgart dieselbe auf's Neue an, und zwar in dem sogenannten Liederkranz, einer zum Zwecke des Gesangs vereinigten Gesellschaft. Diese nun beschloß jährlich an Schillers Todestag ein

Digitized by Google

Fest zu feiern, dessen Ertrag dem künftigen Denkmale Schillers gewidmet seyn sollte. Das erste Fest wurde am 9. Mai 1825 im sogenannten Königsbade bei Stuttgart im Freien gefeiert, und nachher alle Jahre auf der Höhe der Silberburg wiederholt. Der Liederkranz wählte einen Ausschuß, dem die Realisirung des Denkmals ausschließlich obliegen sollte, und dieser Ausschuß kaufte ein Feld an und bepflanzte es mit Linden. Hier sollte das Denkmal aufgestellt, hier sollte jährlich im Grünen das Schillerfest gefeiert werden. Es kamen inzwischen einige Geldbeiträge ein, und Thorwaldsen erbot sich auf das bereitwilligste, die Skizze des Denkmals aus seiner Meisterhand hervorgehen zu lassen, und zwar unentgeltlich, als ein Opfer, das er dem großen Dichter und der deutschen Nation darbringe. An die Ausführung war inzwischen immer noch nicht zu denken, da man außerhalb Würtemberg sich noch nicht allgemein genug für die Sache interessirte, und die einzelnen, mit großem Dank aufgenommenen Beiträge noch lange nicht zur Deckung der bedeutenden Kosten hinreichten. Nun kam die Juliusrevolution. Einige Jahre vergingen in Unruhe und Besorgnissen. Das Publikum beschäftigte sich mit der Politik, und konnte in diesem Zeitpunkt einem Werke des Friedens und der Kunst keine Aufmerksamkeit schenken. Ich war ungefähr im Jahre 1829 in den Ausschuß gewählt worden und hatte den Vorschlag zu dem Schillers-Album gemacht, welches mir eine würdige, von Seiten der deutschen Schriftsteller dem verewigten Schiller dargebrachte Huldigung und zugleich als ein Mittel erschien, dem Denkmal größere Theilnahme zuzuwenden. Der Ausschuß wählte sofort aus seiner Mitte ein kleines sogenanntes literarisches Comité, das insbesondere für das Album sorgen sollte. Da nun aber in Folge der Julius-Revolution wenig oder nichts mehr zu thun war, so trat die Gewohnheit ein, daß der Vorstand, der für das Denkmal stets eifrige Hofrath Reinbeck, mit dem kleinern Comité allein die geringern laufenden Geschäfte des Vereins besorgte. In dieser Stellung blieb auch der engere Ausschuß, als wir im Jahr 1831 bei wieder eingetretener politischer Ruhe dem Unternehmen einen neuen Schwung gaben. Der Antrag des Hofraths Reinbeck, die patriotischen Damen zu freiwilligen Beiträgen von je 24 Kreuzern aufzufordern, und mein jezt wieder aufgenommener Antrag, alle irgend ausgezeichneten Gelehrten und Künstler zur Einzeichnung in ein Album aufzufordern, das den Manen Schillers gewidmet, dessen Originale in den Grundstein des Denkmals gelegt und das gedruckt dem Publikum übergeben werden sollte, diese beiden Anträge erfreuten sich des gewünschten Erfolges. Unser kleines Kapital wuchs durch freundliche Gaben, besonders von Seite der Damen, allmählich an, und das Album füllte sich mit interessanten Beiträgen von berühmten Dichtern und Gelehrten, denen König Ludwig von Bayern voranging. In kurzer Zeit wird das Album gedruckt erscheinen. Ich darf hinzufügen, in kurzer Zeit wird das Denkmal selbst fertig seyn.

In dem Augenblicke, da unsere Bemühungen einen so guten Fortgang nahmen, im Sommer 1835, fiel es einigen Herren in Marbach plötzlich ein, daß das Denkmal, für welches sie nichts gethan, eigentlich doch ihnen gehöre, da Schiller in Marbach geboren sey. Sie mutheten uns also zunächst die Abtretung einer bedeutenden Summe zu, eine Art von Theilung des Schiller-Kapitals, und da wir darauf nicht eingingen, so forderten sie öffentlich das gesammte Publikum zu Beiträgen für ein zweites in Marbach zu errichtendes Denkmal auf. Dieses doppelte Collectiren von zwei benachbarten Orten in demselben kleinen Lande, und der begonnene Streit überhaupt ist fatal und hat auch, so viel ich weiß, die öffentliche Meinung wider sich gehabt. Schiller ist zwar in Marbach geboren, aber er hat diesen Ort in frühester Kindheit verlassen. Die Marbacher haben sich so wenig für ihren großen Mitbürger interessirt, daß sie sein Geburtshaus als einen Krämerladen anwenden ließen. Erst als sie die Erfolge unserer Bemühungen sahen, ahmten sie uns nach. Endlich eignet sich das von jeder Hauptstraße abgelegene, nur von Gewerbtreibenden und einigen Beamten bewohnte Marbach nicht für ein großes Nationaldenkmal. In Stuttgart ist nicht Schillers Leib, aber wohl sein Geist geboren. Hier ist er alles geworden, was er war. Hier hat er nicht etwa bloß seine Bildung, sondern auch die Gesinnung gewonnen, der er bis an seinen Tod treu blieb. Hier wuchs er auf in edlem Zorn über die verdorbene liederliche Zeit, in der jungfräulichen Begeisterung für das Ideale, das er dem Jahrhundert der Perrücken entgegensezte. Hier schuf er die Räuber und Kabale und Liebe, die ersten Werke, worin sich seine große Seele ankündete. Wer möchte läugnen, daß sein Aufenthalt in Stuttgart die interessanteste und die entscheidende Periode in seinem Leben war, und gerade daß er hier mißkannt wurde, daß er von hier fortging, macht die poetische Gerechtigkeit, die ihm nunmehr durch ein Denkmal in demselben Stuttgart wiederfährt, noch bedeutender und seinen Triumph noch größer. — Außerdem hat Stuttgart für das Denkmal alles, Marbach nichts gethan. Der Lebende, der Handelnde hat Recht, nicht der Todte und Träge. Wir in Stuttgart, und vorzugsweise das kleinere Comité, dem die Geschäfte zulezt durch stillschweigende Anerkennung überlassen blieben, wir haben in der That die Sache zu Stande gebracht, die sonst unendlich weit hinausgeschoben und am Ende wohl verschollen wäre. Durch Briefe und Verbindungen aller Art, durch praktische Anträge und deren zweckmäßige Ausführung haben wir die Sache in und außer Deutschland

mächtig angeregt, und unsern Eifer krönt endlich ein glücklicher Erfolg. Zudem ist Stuttgart eine Hauptstadt, vielbesucht von Fremden, allen zugänglich, für ein großes Nationaldenkmal vollkommen geeignet. In Stuttgart selbst hat sich die öffentliche Meinung und auch Thorwaldsen gegen das oben-erwähnte Feld erklärt, welches dagegen der Liederkranz zum Behuf des gesellschaftlichen Gesangs und des jährlichen Schillerfestes beibehalten, oder an dessen Stelle er ein anderes geräumiges und jenen geselligen Zwecken entsprechendes Lokal für das Denkmal wünscht. Der Verein würde es für thöricht halten, einer so natürlichen und die Feier Schillers nur erhöhenden Anknüpfung der Gesangfeste an das Denkmal zu widerstreben; aber er hält sich gegen ganz Deutschland, das ihn durch zahlreiche Beweise des Vertrauens geehrt hat, für verpflichtet, das Denkmal als ein National-Denkmal zu betrachten, dies vor allem bei der Wahl des Platzes im Auge zu behalten, und diesem höhern und allgemeinern Zwecke jedes andere bloße Lokalinteresse dienend unterzuordnen. An zugleich würdigen und schönen Plätzen mangelt es in Stuttgart nicht, die Behörden sind der Sache des Denkmals wohlgeneigt, und so darf das auswärtige Publikum vollkommen beruhigt seyn. — Schon ist die Statue selbst im Werden. Thorwaldsen, den ich in Rom für dieses Werk jugendlich begeistert sah, wird den Dichter stehend, männlich, feurig darstellen. Außer der berühmten Büste Danneckers, einer Todtenmaske, und den besten in Kupfer gestochenen Porträts Schillers, die wir ihm nach Rom sandten, benutzte Thorwaldsen noch ein bisher unbekanntes, ausgezeichnet schönes Miniaturbild, das Reinhard in seiner Jugend als Freund Schillers gemalt hat, und das derselbe mir zu Liebe unter einem Gebirg alter Bilder, Papiere ꝛc. nach tagelangem Suchen glücklich wieder hervorgrub. Auf diesem Bild erscheint Schiller munterer, lebhafter, jugendlicher als auf jedem andern.“

Thorwaldsen hat nun seitdem die Skizze des Standbilds entworfen und das Modell wird in diesem Augenblick wahrscheinlich schon vollendet seyn. Dem Schillers-Album wird eine Zeichnung desselben als Titelkupfer beigegeben werden.

So dürfen wir uns freuen, ein Denkmal erstehen zu sehen, welches dem würdigsten der neueren Dichter Deutschlands unmittelbar vom deutschen Volke selbst gesetzt wird, dessen Theilnahme sich von einer Grenze deutscher Zunge bis zur andern nirgends verläugnet hat.

2) Altdeutsche Schauspiele. Ihrer Schönheit wegen für die Bühne unserer Zeit bearbeitet von K. Halling. Erstes Bändchen. Floretto. Berlin, Nauck, 1834.

Solche alte gute Stücke zu erhalten ist ein Verdienst. Ein noch größeres wäre es, sie auch wirklich mit einigen zeitgemäßen Modifikationen wieder auf die Bühne zu bringen. Selten haben solche Stücke viel Handlung und Effekt, aber sie sind geist- und seelenvoll und verlangen nichts, als geistvolle und liebenswürdige Schauspielerinnen, um heute noch alle Zuschauer von Geschmack zu entzücken. Es ist noch etwas von Shakespeares Wärme in diesen alten Stücken, eine blühende heitere Sinnlichkeit, fern von den neufranzösischen Grimassen und fern von der neuenglischen Pruderie, eine kerngesunde Natur, die den anmuthigen Scherz und einen anspruchslosen Edelmuth auf der Stirn trägt, fern von der krankhaften Ironie und Frivolität oder Tugendprahlerei unserer Tage.

Betrachten wir gleich die erste Scene. Clarisse hat sich in den schönen Sklaven ihres bisherigen Geliebten verliebt.

Clarisse. Mein Floretto! so weißt du nicht, was Liebe ist?

Floretto. Gnädige Gebieterin! ein Sklave hat in seinem betrübten Zustande wenig Ursache an Liebe zu denken.

Clarisse. Wenn ich aber deinen Zustand glücklich machte, so würdest du es dann wissen?

Floretto. Meine Pflicht besteht in Gehorsam, sonst wird mir keine andere Zuneigung anstehen.

Clarisse. So willst du gehorsam seyn?

Floretto. Ein Sklave wird nicht um seinen Willen befragt.

Clarisse. Wenn ich nun sagte, du solltest verliebt seyn?

Floretto. So würde meine Unwissenheit den Ungehorsam entschuldigen.

Clarisse. Wenn ich nun sagte, du solltest meine Magd mit verliebten Augen ansehen?

Floretto. Die Augen, welche meiner Gebieterin zu Diensten gerichtet sind, lassen sich nicht auf eine Magd kehren.

Clarisse. Wenn ich aber sagte du solltest mich lieben?

Floretto. So würde ich bitten, einen armen Sklaven mit solchem Hohn zu verschonen.

Clarisse. Wenn ich dir aber zum Zeichen einer wirklichen Neigung die Hand drückte?

Floretto. So wollte ich mich für glücklich schätzen, daß meine Gebieterin mir gnädig sey.

Clarisse. Wenn ich dir aber meinen Mund zum Küssen darreichte?

Floretto. So wollte ich sagen, es stände mir nicht zu, die Rosen im Garten meines Herren zu brechen.

Clarisse. Wenn ich dich nun selbst küssen wollte?

Floretto. So müßte ich ungehorsam seyn, und davon gehen. (Geht ab.)

Clarisse. Elende Clarisse! ist das die Herrschaft, der du dich über deinen Diener zu rühmen hast? ist Floretto dein Sklave? — Ach nein! wer über mich gebietet, darf sich der Knechtschaft nicht zeihen! Ich bin seine Gefangene, mit allen Banden seiner Schönheit gefesselt! und mir sagt sein edles Wesen und eine innere Stimme, er war in seinem Vaterlande kein Gefangener, kein Sklave! — Wunderliches Glück, kannst du zugeben, daß so ein einfältig Gemüth solche Schönheit besitzen soll? Warum hast du nicht mit diesen Reizen den Rodoman ausgestattet, und verurtheilst mich, ihm nach den herzlosen, kalten Gesetzen des Standes mich zu verbinden? — O, warum muß Floretto nicht ebenbürtig und allezeit unverständig, die arme Clarisse allzeit unglücklich seyn!

* * *

Rodoman (kommt.) Geliebte Clarisse, wie so allein?

Clarisse. Wer von dem Geliebten verlassen ist, muß wohl allein seyn!

Rodoman. Meine Gedanken lassen dich nimmer ohne Gesellschaft.

Clarisse. Wer sich vor seinen eigenen Gedanken fürchtet, kann aus fremden schlechten Trost schöpfen.

Rodoman. Und warum fürchtest du dich, geliebte Clarisse?

Clarisse. Weil ich verliebt bin, lieber Flor.... Rodoman!

Rodoman. So sollte ich mich auch fürchten?

Clarisse. Das weiß ich nicht; meine Liebe ist furchtsam.

Rodoman. Hab' ich Ursache dazu gegeben?

Clarisse. Der mich lieben soll, liebt mich nicht.

Rodoman. Die Treu', die sie erkennen soll, erkennt sie nicht; (er küßt sie) hier hast du alles, was du begehren kannst, mein Ich.

Clarisse (schließt die Augen).

Rodoman. Wollt ihr mich mit geschlossenen Augen lieben, meine Clarisse?

Clarisse. Ich bin in meiner Blindheit scharfsichtig genug. Ach, mein Geliebter, an dem mein Leben hängt, nur so hab ich Freiheit, meine Träume auszuschütten!

Wie geistvoll, wie wahr sind diese Scenen. Shakespeare könnte sie nicht wahrer dichten. Da ist noch Leben und Natur, echte Leidenschaft. Aber eben das scheint es zu seyn, was man in unserm Zeitalter der Prätensionen und Affektationen nicht mehr verträgt. Es bedarf einer ganz neuen Zeit, in welcher die Geschmacklosigkeit der jezt herrschenden poetischen Auffassungsweise und Sprache allgemein erkannt wird. Man kann sich von den Phrasen jezt nicht losreißen. Man hält, wie auch in der Malerei, nichts für schön und echt künstlerisch, was nicht die natürliche, einfache Haltung verläßt, eine studirte annimmt, mehr seyn will, als es ist, und mit sich selbst kokettirt. Eine Sprache, so natürlich und warm, wie in den eben citirten Scenen, würde keinem unserer modernen Dichter genügen. Da würde nothwendig entweder eine steife Jambensprache mit den prudesten und delikatesten Phrasen, oder eine frivole und gemeine Casanovascene daraus werden.

Uebrigens ist es Schade, daß das vorliegende alte Stück, Floretto, so wenig Handlung hat. Der Sklave verschmäht Clarissens Liebe. Sie rächt sich wie Potiphars Weib an Joseph. Floretto kommt in den Kerker, wo ihn Belisse, seine wahre Geliebte, tröstet. Er wird gerettet, heirathet Belissen und verzeiht Clarissen. Das ist freilich etwas zu ordinär.

3) Drei Trauerspiele von S. Weise. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Die Wilden und die Ansiedler. Eine Scene aus dem gegen die Indianer in Nordamerika geführten Vernichtungs-Kampfe. Hier tapfere und unschuldige Wilde, dort grausame und habgierige Europäer, in der Mitte ein puritanischer Prediger, der vergebens die Menschenrechte der armen Wilden vertheidigt. Ergreifend ist der Schluß. Der Anführer der Wilden wird, nachdem ihm aus einem Versteck der Engländer aus der Ferne schon Kinder und Weib erschossen worden, endlich selbst von einer Kugel getroffen.

Die Märtyrer. Vor hundert Jahren war es noch Sitte, Märtyrergeschichten auf der Bühne zu sehen, z. B. Polyeuctes, Gabinia. In neuerer Zeit kennt man aber nur noch unterbrochene Opferfeste als Prachtscenen in Opern; an das Tragische des wirklichen Märtyrertodes aber hat kein Dichter mehr gedacht. Hier kommt nun auf einmal wieder eine heilige Alethe, die als Christin geopfert werden soll und mit welcher ihr Geliebter, der Sohn des römischen Proconsuls, freiwillig stirbt.

Clothar und Sulemith. Ein Graf verliebt sich in eine Jüdin. Ihr Bruder wird darüber so eifersüchtig, daß er sie umbringt. Ist das auch wahrscheinlich? Haben die Juden es dem Ahasverus übel genommen, als er, obgleich kein Jude, die schöne Esther liebte?

Alle diese Trauerspiele sind in Jamben geschrieben, ohne phantastischen Schmuck, ohne Metaphern, ohne viel Sentenzen und sogenannte schöne Stellen, aber bei dieser Einfachheit nicht ohne Wärme.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 51. Freitag, 20. Mai 1836.

Dramatische Literatur.

4) Des Aristophanes Werke, übersezt von J. G. Droysen. Erster Theil. Berlin, Veit u. Comp., 1835.

Dieser erste Theil enthält den Frieden, Plutus und die Vögel. Der Verfasser macht mit Recht auf die großen Schwierigkeiten einer Uebersetzung des Aristophanes aufmerksam: „Beim Uebersetzen einer Tragödie ist man glücklich genug, mit einigem Pathos im Allgemeinen den richtigen Ton zu treffen, und auch die Sprache der griechischen Prosaiker hat im Ganzen einen so gleichmäßigen und deutlichen Charakter, daß, wenn man erst eines Jeden Styl im Ganzen aufgefaßt hat, es möglich wird, auch das Einzelne in seinem Sinne zu schreiben. Sehr anders Aristophanes; er schweift von dem erhabensten Pathos zur alltäglichsten Gewöhnlichkeit, und wieder von der Travestie der verschiedensten poetischen Stylarten zu den bequemen und leichten Formen des feinsten Atticismus; ja oft mitten in poetisch reizende Wendungen tappt irgend eine grasse Gemeinheit hinein, oder in Mitten bäurischer und einfältiger Redensarten wird ein erhabener Ausdruck der Tragödie zur Lächerlichkeit. Dies und vieles Aehnliche, was die Interpreten selten beachten oder oberflächlich notiren, muß der Uebersetzer bis auf das Deutlichste zu erkennen wissen, um Entsprechendes in seiner Sprache zu erfinden; gerade in Sachen dieser Art muß er sich in solcher Weise frei und einsichtig verhalten, daß der Leser keinen Augenblick daran erinnert wird, Ueberseztes zu lesen; und wenn man gewisse Uebersetzungen darum gepriesen hat, daß sie dem Leser den Genuß gewährten, sie fortwährend gleichsam in das Original zurück zu übersetzen, so scheint mir das dem künstlerischen Werthe solcher Arbeiten geradezu den Stab zu brechen. — Gern glaube ich, in solchen Versuchen, den jedesmaligen Ton des einzelnen Wortes oder Verses zu erkennen, vielfach geirrt zu haben; nicht Lexicon noch Grammatik helfen da aus, und das eigene Gefühl durfte, wenn es irgend zu vermeiden war, nicht unmittelbar entscheiden; Vergleichungen mit ähnlichen Stellen der Comödie, Beobachtung des pathetischen Sprachgebrauchs in der Tragödie, des Atticismus im Xenophon und Plato, des leichten Lysias, des gemessenen Thucydides, des stylisirten Isokrates, und was sonst der Art, half am weitesten. Ich habe dies für den schwierigsten Theil meiner Arbeit gehalten, und ihm den meisten Fleiß zugewendet.“

Der Leser, der nicht griechisch versteht, und doch gern den genialen Aristophanes kennen möchte, hat bei diesem Verfahren, das wir als das allein praktische und

Digitized by Google

geschmackvolle anerkennen, ungemein gewonnen. Vergleichen wir z. B. die Vossische Uebersetzung, der es nur um metrische Treue zu thun war, mit der vorliegenden, so stellt es sich klar heraus, um wie viel natürlicher und lesbarer die leztere ist. Wir wählen gleich eine der ersten Scenen des Friedens. Trygáos will auf einem Mistkäfer reitend zu Zeus emporsteigen, um den Gott über das Schicksal des griechischen Volks zu fragen. Da er schon in der Luft schwebt, schreien ihm seine Kinderchen nach. Bei Voß:

Eine Tochter.

Väterchen, Väterchen, ist es denn Wahrheit,
Was in dem Hause der Ruf uns gemeldet:
Willst mit den Vögeln der Luft du, verlassend mich,
Gehn zu den Raben hinweg, ein Geschwundener?
Ist denn was Wahres daran? sprich, Väterchen, weil du mich lieb hast.

Trygáos.

Töchterchen, denkt, was ihr wollt! Doch in Wahrheit kränkt es um euch mich,
Wenn ihr einmal laut flehet um Brod, und Papachen mir zuruft,
Aber im Hause von Geld' auch nicht ein Tröpfchen sich findet.
Wenn ich nach gutem Geschäft heimkehr', in der Stunde bekommt ihr
Einen gewaltigen Weck, und die Faust noch drüber als Zukost.

Tochter.

Und welche Wegesförderung wird dir denn seyn?
Denn traun, ein Schiff nicht trägt dich fort auf diesem Weg.

Trygáos.

Ein Flügelrößlein trägt mich; Fährgeld zahl' ich nicht.

Tochter.

Was aber meinst du damit, daß den Käfer dort
Im Geschirr du lenkest hin zu den Göttern, o Papa?

Bei Droysen heißt es wohl um vieles natürlicher:

Töchterchen.

Vater, o Väterchen, sollen wir's glauben denn,
Was ein Gerücht bis in unsere Kammer trug,
Daß mit den Vögeln Du, daß Du verlassend uns
Willst ins verzauberte Land zu den Geiern gehn?
Ist denn was Wahres daran? sprich Väterchen, wenn Du mich lieb hast!

Trygáos.

„Denken, o Kind, läßt viel sich; doch wahr ist," * daß es um euch mich
Jammert, wenn hungrig um Brod ihr mich bittet und weinend Papa ruft.
Und kein Dreierchen Geld ich im Haus hab', nimmer und nirgend.
Doch glückt heut das Geschäft mir, so sollt ihr, wenn ich zurück bin,
Einen gehörigen Weck und als Muß drauf Stiepe bekommen!

Töchterchen.

Doch, Väterchen sag', mit welcher Gelegenheit reisest Du?
Denn dieses Weges fährt ja ein Schiff doch sicher nicht.

Trygáos.

Es trägt mich ein geflügeltes Roß; ich schiffe nicht!

Töchterchen.

Was aber meinst Du damit, daß Du den Käfer Dir
So aufgeschirrt zu den Göttern spornst? Papachen, sprich!

Herr Droysen hat einigemal das Metrum des Originals nicht ganz treu eingehalten, um desto besser den wahren und natürlichen Ton zu erreichen. So sagt er mit Recht: „Der Lockruf in den „Vögeln" (v. 229 u. s. w.) ist im Griechischen die schönste rhythmische Malerei, die man sich denken kann; die den verschiedenen Vogelarten eigenthümliche Bewegung, der schwärmende Flug der Feldvögel, das trippelnd unruhige Eilen der Hühner, das zierliche Spielen der Vögel im Gelaube, das wunderlich stelzenhafte Schreiten derer im Sumpf, das schwerfällige Auffliegen watschelnder Entvögel, das Alles malen die griechischen Verse auf das Leibhaftigste; denn ihre ganze Kraft ist in der Bewegung der metrischen Masse durch den Rhythmus. In unserer Sprache steht die Bewegung eine Stufe tiefer, wir hören schnell über sie hinweg, sie verschwindet gegen den Klang, nur mit dem Klange können wir malen. Darum ist jener Lockruf nicht genau der Metrik des Originals entsprechend übersezt worden." Er lautet nun:

Kikuk, kukuk, kukukukukuk!
Io, io, hiho, hiho,
Hievor, hierher, mein Mitgefieder allzumal!
Die ihr im saatgrünen Feld des Landmanns umher,
Ihr Gerstenäscher, schwärmt in unzähliger Zahl,
Ihr Saamenpicker, im Zug und im Fluge so geschwind,
Schwirrend, zwitschernd, helle Stimmchen!
Tio, tio, tio, tio, tio, tio!
Und die ihr die Furchen hinab,
Scholl' um Scholle niederduckend, trippeleilig, kichelkluckend,
Zirpenden Rufs irret!
Tio, tio, tio, tio, tio, tio, tio!
Die im Gärtlein ihr, in Epheus schwankenden Ranken
Naschend, haschend schlüpft und hüpfelt!
Ihr Vögel der Höh', Berberitzenschwelger, Schleedornspatzen,
O geschwinde, geschwinde hierher auf meinen Ruf!
Trioto, trioto, totobrix!

* Aus dem Aiolos des Euripides.

Die ihr im Moor, die ihr im Rohr, wo es spinnt und
summt und brätet,
Spinnen fangt, Fliegen schnappt!
Die ihr die thauige Wiese,
Marathons Seegrund, wo der Klee grünt, wo der Bach
rinnt, hütet!
Vogel du auch flügelbunt,
Rohrdommel, Rohrdommel!
Ihr, die im Wogengestade der Brandung
Schwärmet und lärmt mit den Lenzhalkyonen,
Kommet, o kommt zu vernehmen die Neuigkeit,
Denn es versammeln sich alle Geschlechte heut,
Halsausreckende, beinausstreckende,
Reiher, Kranich, Klapperstorch!
Denn ein Greis kam her voll Wiz, voll Geist,
Voll Staatseinsicht,
Staatseinsichtsvoll sein Rath, sein Plan!
Kommt zu Rath her, kommet alle!
Eilet, eilet, eilet, eilet!
Torotorotorotorotorotix!
Kikabau! Kikabau!
Torotorotorotorotorotix!

Auch diese Verse sind weit lebendiger, munterer, natürlicher, als die bei Voß.

Möge der Verfasser bald die beiden lezten Theile folgen lassen und möge sich das gebildete Publikum, dem der Geist der Alten nicht fremd bleiben sollte, wenn es auch nicht Griechisch lernen kann, für solche wohlgelungene Uebersetzungen interessiren.

5) Hannibal. Tragödie von Grabbe. Düsseldorf, Schreiner, 1835.

Herr Grabbe, der sich schon frühe durch seine Genialität auszeichnete, fährt immer noch fort, gleich kühne Werke zu schreiben, wie seine ersten waren. Doch wäre zu wünschen, daß er sein Feuer sänftigte, die Kraft endlich in Anmuth veredelte. Anstatt dramatischer zu werden, seinen Figuren immer mehr Natürlichkeit zu geben, wird er immer epischer, reiht nur ein geschichtliches Tableau ans andere und stellt sich nicht mitten in die Handlung hinein, sondern immer drüber. Anstatt daß die handelnden Personen ganz nur ihrem eignen Charakter gemäß sich ausdrücken sollten und Jeder in einer andern Ausdrucksweise, sind sie alle nur gleichsam größere und kleinere leere Gefäße, um alle brillante Gedanken, Witze, Metaphern und Sentenzen des Verf. ohne Unterschied aufzunehmen, und durch das Ganze geht ein Zug von Ironie, der nichts weniger als dramatisch ist. Die Römer und Karthager sprechen nicht so, als wären sie im Kampf auf Leben und Tod begriffen, sondern als säßen sie ruhig an Grabbes Tisch, zwei Jahrtausende später, und dächten über die alten Geschichten, wie über ein Bagatell, und machten Witze darüber, um die Langeweile zu vertreiben. Aber wo bleibt da die dramatische Illusion?

Grabbe hat seine Arbeit so leichtsinnig genommen, daß er sogar die im Stoff liegenden größten Schönheiten übersehn, und durch flüchtige Behandlung verdorben hat. Die Großmuth des jungen Scipio, die poetisch nur aus einer edeln Selbstbeherrschung erklärt werden kann und auch von der Geschichte selbst so aufgefaßt ist, wird hier vom Dichter zu einem ganz gemeinen politischen Coup und beinahe lächerlich gemacht.

Der Celtiberierfürst Allochlin
(kommt und stürzt Scipio dem Jüngeren zu Füßen).

Herr! Herr! Herr!

Scipio der Jüngere.

Dreimal dasselbe ist zuviel. Was willst Du?

Allochlin.

Herr, meine Braut! Ich bin der Fürst Allochlin, und sie und ich sind keine Numantiner, sind Ureinwohner, und keine phönicische oder karthagische Colonisten, — sie war nur zum Besuch in Numantia, als ihr sie mitfingt — Ihr Sterne! meine Braut!

Seine Begleiter (schreien mit).

Ihr Sterne, seine Braut, die blühende Braut!

Scipio der Aeltere.

Die hat viel Liebhaber. Ich möchte ihr Mann nicht seyn.

Allochlin.

Dort steht sie unter den Gefangenen.

Scipio der Jüngere.

Ein schönes Mädchen.

Allochlin.

Wie der Mond aufschimmernd über dem dunklen Gebirgswald!

Scipio der Jüngere.

Karthago ist euch mehr Urfeindin als uns Römern. Wenn Du mit mir gegen sie kämpfest, ist Deine Bitte gewährt.

Allochlin.

Gleich stell' ich Dir elftausend Krieger.

So ist auch die berühmte Kriegslist Hannibals falsch behandelt. Derselbe schickte die Ochsen mit brennenden Reisbündeln nach einer Seite hin, um dorthin alle Römer zu locken, und entfloh unterdeß ganz still im Dunkel der Nacht auf der andern Seite, und nicht etwa, wie Herr Grabbe es darstellt, hinter den Ochsen drein, und von allen Römern gesehn.

6) Aschenbrödel. Dramatisches Mährchen, von Grabbe. Düsseldorf, Schreiner, 1835.

Dieses Mährchen ist weit besser, weil es dem freien Witz weit mehr Spielraum läßt, als ein strenghistorischer Stoff. Ueberhaupt scheint uns Grabbe in vorzüglichem Grade Talent für das Komische zu besitzen und er könnte wohl unser erster Lustspieldichter werden, wenn er bühnengerecht würde, wenn er die phantastischen Ausschweifungen, die sich bloß gut lesen lassen, mit theatralischem Humor, der sich gut hören und sehen läßt, vertauschte.

Die Sage von der Aschenbrödel ist allbekannt. Hier erscheint das arme Mädchen als Tochter erster Ehe im Hause eines Barons, der unter den Pantoffeln der zweiten Frau steht, es nicht wagt, sich des armen Aschenbrödels anzunehmen und bei den Verschwendungen der Frau und der beiden Töchter zweiter Ehe phlegmatisch zusieht. Gläubiger, besonders ein zudringlicher Jude, bestürmen das Haus. Ein reicher Bürgerlicher wirbt um die Hand eines der Fräuleins, der Papa ermahnt, aber die Mama will höher hinaus, um so mehr, als man sich gerade zu einem königlichen Ball rüstet, zu welchem Aschenbrödel ihre Stiefschwestern herausputzen muß.

Die prosaische Partie des Stückes fährt auf den Ball. Aschenbrödel bleibt allein und nun steigt die Romantik zu ihr nieder, die poetische Gerechtigkeit zu üben. Eine Feenwelt umgibt sie und die Geister der Natur wetteifern, sie auszuschmücken.

Königin der Feen.

Seh't Ihr dort India voll Wonne
Im Glanze ruh'n von Südens Sonne?

Die Feen.

Es taucht aus dem Meere,
Wie ein Fisch aus der Tiefe,
Und sonnet den Rücken
Im Strahle des Phöbus:
Wie bläuliche Perlen,
Stets heiter und wolklos,
Umgürten die Tage
Das rollende Jahr ihm!
Es ruh'n in den Wäldern
Braminen und sinnen,
Und Palmen mit Blättern,
Breit und gewaltig,
Beschatten die Häupter,
Wie segnende Hände.

Königin der Feen.

Und könnt Ihr auf den gold'nen Auen
Die Blumen, hingesezt wie Kelche, schauen?

Die Feen.

Gleich unnennbarem Sehnen
Erhebt sich ihr Duft,
Berauschet den Aether
Und schwellet das Herz —
Der Schmetterling taumelt,
Der Tiger wird stiller,
Die Spange am Busen
Des Mädchens zerbricht!

Königin der Feen.

Dorthin geschwebt,
Olympiens Kleid aus diesem Duft gewebt!
(Die Feen außer der Königin verschwinden.)
Und, Gnom, Du kennst der Erde Schachten,
Und weißt, wie in dem Dunkeln
Die Diamanten und Rubinen
Mit glüh'nden Augen sie durchfunkeln.

Gnom.

Das Zeug hat oft zur Arbeit mir geschienen.

Königin der Feen.

Stürz' hin, wo sie am tiefsten nachten,
Und hol' Olympien das köstlichste Gestein!

Gnom.

Gleich werd' ich wieder bei Dir seyn!
(Er versinkt.)

Königin der Feen.

Nun reiß' ich aus der höchsten Ferne
Die zehn der allerschönsten Sterne,
Als Cavaliere leuchtend Dir zu dienen!

Zehn Cavaliere
(stehen da, in blendendem Schmuck).
Wir sind auf Deinen Wink erschienen.

Königin der Feen.

Die Wolke dort soll Dich als Wagen
Zum Fürstensitze schaukelnd tragen,
Mit meiner Hand halt' ich dort auf
Sechs Blitze im Zerstörungslauf,
Verwandle sie in Rosse,
Und banne sie vor die Carosse!
Horch, ihrer Hufe Schläge schmettern
Wie ihre Donner in den Wettern!

Olympia.

Ich bebe!

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 52. Montag, 23. Mai **1836.**

Dramatische Literatur.

6) Aschenbrödel. Dramatisches Mährchen, von Grabbe. Düsseldorf, Schreiner, 1835.

(Schluß.)

Königin der Feen.

Ohne Furcht!
Den Bächen gebiet' ich
Um Kiesel zu tönen,
Lautzünzig zu flüstern.
Die Lerche soll steigen,
Aus Höh'n Dich zu grüßen.
Die Nachtigall girren
Und Liebe Dir rufen:
Was lebt und sich reget,
Soll sich bewegen,
Eilst Du vorbei!

Die Feen (erscheinen wieder).

Hier duftet Indias Gewand!

Gnom (steigt wieder aus der Erde).

Hier brennt Rubin und Diamant!

Königin der Feen (zu Olympia).

Wir wollen Dich damit jezt schmücken,
Und Dein Geleit sey das Entzücken!

Olympia.

Zu schlecht bin ich für diese Pracht!

Königin der Feen.

So schöner als Du nie Dich schön gedacht!
— Da der Rubin schein' in der Locken Nacht —
Seht Ihr wie dunkelröthlich schimmernd?

Die Feen.

Wie der Arctur in Mitternächten flimmernd!

Königin der Feen.

Doch müssen wir bei all' den Feengaben
Zur Freude auch den Scherz noch haben.
Der Kutscher fehlt — 'ne Ratte naget dort —
„Ratte sey Kutscher,
Fahre Du wild,
Wild wie Du bist!“
Die Zofe fehlt — ei, will die Katz' da fort?
„Katze, werd' Zofe,
Sanft und doch beißig,
Katzennatur!“

(Der Kutscher, eine verwandelte Ratte, tritt ein, grau gekleidet, mit einem Zopf bis an die Fersen und einer großen Peitsche.)

Digitized by Google

Kutscher.

Rattengott! Welche Menge Leute! Weg von hier! Da ist ein Loch!

(Er will in das Loch kriechen.)

Weh' mir, ich ward zu groß!

(Die Zofe, eine verwandelte Katze, tritt ein, in seiner weißen Kleidung, und mit zierlich aufgeputztem Haar.)

Zofe

(sieht den Kutscher, für sich murmelnd).

Hä, die Ratte! Ich springe auf sie los! — Doch still — Ich habe keine Krallen mehr.

Kutscher.

Wie unbehaglich ist mir! Wie wohl war mir in meiner süßen Heimath — Wie schön war ich! Wie schändlich bin ich verwandelt! Welche Borsten hatt' ich am Maul, jeder Barbier hätte sich entsezt, sie anzurühren, jezt elende Strohwische! Welch weiches Fell hatt' ich, welch himmlischen Schweif! Ganz anders hinter mir als diese beiden seelenlosen Frackschwänze! — Ich aber — ich mochte mich sträuben wie ich wollte, sie machten mich zu dem Ding, was ich jezt bin!

Den Schwanz in Peitsch' und Zopf verwandelt,
Ihr Götter, ist das recht gehandelt?

Diese Humoresken führen wieder zur prosaischen Partie. Auf dem Balle erscheint des Königs Narr als König verkleidet und macht den Stiefschwestern der Aschenbrödel den Hof, während der wirkliche König die schöne Aschenbrödel, die eben auf ihrem phantastischen Wagen ankommt, in Empfang nimmt. Nun der bekannte Verlust des Schuhs, das Suchen nach der Besitzerin desselben, Entdeckung, Versöhnung, Hochzeit.

7) Sophokles Antigone. Metrisch übersezt von Karl Wex. Leipzig, Vogel, 1834. 4.

Bei allen metrischen Uebersetzungen griechischer Tragiker tritt der Mißstand ein, daß sie der in die altgriechische Literatur Eingeweihte nicht bedarf, weil er schon die Originale kennt, das größere Publikum aber von der unvermeidlichen metrischen Härte, von der Steifigkeit des Dialogs zurückgeschreckt wird. Es ist nicht möglich, den Fluß des Griechischen in demselben Metrum im Deutschen wieder zu geben. Deßhalb ist für das größere Publikum eine freiere Uebersetzung oder eine treue, aber bloß prosaische, immer vorzuziehen.

Herr Wex hat sich außerordentlich Mühe gegeben, Treue mit Wohllaut und Eleganz zu verbinden, wovon besonders der schöne Chor Zeugniß gibt:

Chor.

Strophe A.

Strahl des Helios, schönstes Licht,
Du das schönste, das je erschien
Thebe's siebenthoriger Stadt.
Endlich führst du den gold'nen Tag,
Strahlenwimper, herauf,
Ueber Dirce's Fluthen emporgestiegen.
Den weißschildigen Mann, der von
Argos nahte mit Heeresmacht,
Scheuchst du von hinnen; die Zügel verhängt,
Enteilt' er flüchtigen Laufes.
Den, gereizt durch Zwist um streitiges Recht,
Polyneikes ins Land zur Befehdung rief,
Daß er drohend auf uns sich herniederschwang,
Wie ein kreischender Aar uns umflatternd,
Mit der Fittige Schnee hellleuchtend umschirmt,
Stolz prangend mit Wehr
Und mähnenumwallten Helmen.

Gegenstrophe A.

Auf den Zinnen umlechzt' er schon
Oben mit blutgierigem Speer
Rings der sieben Thore Verschluß.
Doch er floh, noch ehe den Schlund
Er mit unserem Blut
Sich gesättigt, ehe der Thürm' Umkränzung
Die pechlodernde Flamm' ergriff.
So umtobte den Rücken ihm
Kriegesgetümmel gewaltigen Drangs
Vom gegenkämpfenden Drachen.
Der prahlenden Zung' hochfahrenden Stolz,
Ihn verabscheut Zeus. Drum als er sie sah,
Mit vermessenem Stolz auf des Goldes Geklirr,
In unendlichem Strome herannah'n:
Da schwang er den Blitz auf den Kühnen, der hoch
Von den Zinnen herab
Schon anhub Sieg zu frohlocken.

Strophe B.

Und zur erdröhnenden Erde geschleudert lag er,
Der mit der Fackel in Händen, in wildem Andrang
Wahnsinntrunkenen Muths
Uns anschnob mit grimmigem Hauch.
And're traf andres Loos,
Ihnen beschied dies der im Kampf waltende Gott, der, sie bedrängend,
Mächtig uns beistand.

Denn die sieben vom Heer, als Kämpfer gepaart
Zu sieben von uns, sie ließen als Preis
Des Sieges dem Zeus die gediegene Wehr.
Doch das schreckliche Paar, das vom selbigen Blut
Und aus Einem Schooß entsprossen, sich selbst
Mit den Speeren bekämpft, sie errangen das Loos
Gemeinsamen Sieges und Todes.

Gegenstrophe B.

Aber es kam ja die hohe gefei'rte Nike,
Gnädige Huld der gerüsteten Thebe spendend.
Auf denn! jezt, da der Kampf
Beigelegt, vergesset des Kriegs.
Lasset uns rings zu den
Tempeln der Gottheiten in nachtfeierndem Chor wallen; voranzieh'
Jauchzend Jakchos.

Doch konnte der Verfasser im Dialog einen gewissen Zwang nicht ganz vermeiden; was im Griechischen leicht und natürlich gesagt ist, nimmt sich im Deutschen immer etwas steif aus, auch bei der größten Kunst, es zu vermeiden. Z. B.:

Ismene.
Und wie soll ich noch leben, wenn ich dich verlor?
Antigone.
Das frage Kreon, war's doch er, den du vertratst.
Ismene.
Warum doch diese Kränkung, die dir ja nichts frommt.
Antigone.
Ja leider meinen Schmerz nur kann der Hohn erneu'n.
Ismene.
Doch könnt' ich dir nicht jezt noch irgend nützlich seyn?
Antigone.
Dich selber rette, gern gönn' ich die Rettung dir.
Ismene.
O weh, nicht soll ich Arme theilen dein Geschick?
Antigone.
Du zogst ja vor zu leben. Tod war meine Wahl.
Ismene.
Doch was ich dazu meinte, nicht verschwieg ich's dir.
Antigone.
Dir schien es so, mir aber so nur wohlgethan.

8) Senecas Tragödien. Metrisch übersezt und mit erklärenden Anmerkungen von Dr. E. Sommer. Dresden, Grimmer, 1834.

Der Herr Seneca hat als bloßer Nachahmer der griechischen Tragiker sich nie das Ansehen erwerben können, wie diese selbst; auch verräth er, daß er nicht ursprünglich aus eigner Quelle schöpfte, durch das gesuchte Pathos und durch den überreichen Schmuck der Ausmalung. Die Griechen haben eine viel edlere Einfachheit. Gleichwohl ist an Seneca viel zu bewundern. Je moderner er ist, um so mehr passen auch viele seiner Gedanken auf unsre Zeit und sehen oft so aus, als ob sie in einem Trauerspiel von Alfieri oder Collin stünden. So z. B. was in der Schilderung der Hölle im „rasenden Herkules" vorkommt:

Da leidet Jeder, was er selber that;
Der Frevel fällt auf Den, der ihn beging.
Das eigne Beispiel strafet den Verbrecher.
Blutgier'ge Fürsten sah' ich in den Kerker
Verschließen, sah' gemeiner Leute Hand
Den Rücken grimmiger Tyrannen geißeln.
Der Mächtige, der Sanftmuth übt und, Herr
Von and'rer Leben, schuldlos seine Hände
Erhält und mild regiert, und nie den Zepter
Mit Blut befleckt, und fremdes Leben schont:
Der kommt am späten Abend eines Lebens,
Das froh und glücklich war, zulezt entweder
In Himmel, oder in die Wohnungen
Der seligen elysischen Gefilde.
Dort werden sie der Schatten Richter seyn.
D'rum, ihr Regenten, haltet eure Hände
Von Menschenblute rein! Es werden eure
Verbrechen dort mit größerm Maaß gemessen!

Auch die Phantasie des Dichters ist überaus reich und malerisch, wenn gleich seine prächtigen und langen Schilderungen nicht gerade dramatisch sind. Man betrachte z. B. wie Theseus den Kampf des Herkules mit dem Höllenhund Cerberus ausmalt:

Es raget über einer trägen Flut
Ein mächt'ger Felsen grauenhaft hervor.
Da stockt die Welle und das Wasser steht.
Hier sizt als Hüter an dem Fluß ein Greis,
Von Ansehn wild, in rauher, schmuz'ger Tracht
Und ist der Fährmann für die bangen Schatten.
Sein Bart hängt ungekämmt; ein Knoten hält
Den mißgestalten Leib; in hohlen Wangen
Glüht seiner Augen Licht, und er, der Fährmann,
Lenkt selbst den Kahn mit langem Ruder.
So eben fährt er, von der Last entledigt,
Den Kahn an's Ufer, um dort neue Schatten
Zu holen: Da verlangte der Alcide
Die Ueberfahrt. Der Haufe weicht zurück;
Und Charon schreit ihm furchtbar zu: Wohin
Willst du, Verwegner? Hemme deinen Schritt.
Doch keinen Aufschub konnt' Alkmenens Sohn
Ertragen. Mit der Ruderstange zwang
Und bändigt' er den Fährmann und bestieg
Den Kahn, der, sonst geräumig für so Viele,
Ihn jezt allein kaum trug. Er sezte sich,
Und das jezt mehr als sonst beschwerte Fahrzeug
Trank bald mit diesem, bald mit jenem Rande
Des Lethe Flut. Da regten zitternd sich
Der Ungeheuer grausenvolle Schaaren,
Die grimmigen Centauren, die Lapithen,
Die vieler Wein zum blut'gen Kampf entzündet.
Des stygischen Gewässers fernsten Winkel

Sucht Lerna's Schlange und verbirgt daselbst
Ihr furchtbar Haupt. Hierauf erscheint die Burg
Des gier'gen Dis. Hier macht die Schatten zittern
Des Styxes wüth'ger Hund, des Reiches Hüter,
Der die drei Häupter furchtbar drohend schüttelt;
Des Hauptes Eiter lecken ihm die Schlangen;
Von Nattern starrt sein Haar: ein mächt'ger Drache
Zischt am gewund'nen Schweif. Und furchtbar ist,
Wie die Gestalt, sein Grimm. Wie er der Füße
Bewegung spürte, hob er seine Zotten
Am Schlangenhals empor und lauschte so
Mit hingestrecktem Ohr auf jenen Schall,
Gewöhnet, auch die Schatten selbst zu hören.
Wie nun des Zeus Erzeugter näher trat,
So schwankt auf seinem Sitz der Hund im Eingang,
Und Beiden ward es bang'. Und siehe, jener
Erhob ein furchtbares Gebell und schreckte
Damit des Schweigens Sitz. Es zischten drohend
Die Schlangen rings um auf der ganzen Schulter;
Und seiner Stimme Donnerschall, entströmend
Dreifachem Schlund, schreckt auch die sel'gen Schatten.
Da löset Zeus Erzeugter von der Linken
Des Wildes Rachen, hält das Haupt vom Löwen
Cleona's gegen ihn und decket sich
Mit diesem mächt'gen Schild. Dann schwinget er
Die mächt'ge Keule in der Sieger-Rechten
Und traf den Hund bald hierher und bald dorthin,
Und immer stärker fielen seine Schläge.
Gebändigt endlich ließ der Hund das Drohen;
Er ließ ermattet alle Häupter sinken
Und wich vom Eingang ganz zurück. Es zittert
Das Herrscherpaar, das auf dem Throne sitzt,
Und heißt, wohin er will, den Hund ihn führen.
Auch mich gab es dem bittenden Alciden
Noch zum Geschenk. Er streichelt nun den Hals
Des mächt'gen Ungeheuers mit der Hand,
Und fesselt ihn mit diamantnen Banden.
Und seiner selbst vergessend läßt der Hund
Des Schattenreichs beständiger Behüter,
Die Ohren muthlos hängen; läßt sich führen,
Erkennt als Herrn ihn an und folgend mit
Gesenktem Haupte schlägt er beide Seiten
Mit seinem Schlangenschweif. Doch als wir an
Die Grenzen Tänarum's gekommen waren
Und hier des ungewohnten Lichtes Glanz
Sein Auge traf, da sammlet der Gebund'ne
Sich neue Kraft und schüttelt voller Wuth
Die mächt'gen Ketten; fast riß er den Sieger
Mit sich; er zog ihn rückwärts, macht ihn weichen.
Da braucht auch meine Hände der Alcide.
Wir Beide zogen mit vereinter Kraft
Den grimmigen und wutherfüllten Hund,
Der sich umsonst dagegen sträubte, fort
Und brachten auf den Erdkreis ihn herauf.
Und wie er nun des Aethers Klarheit sah,
Und nun des Himmels reines Licht erblickte:
Da ward es Nacht; er heftet' auf die Erde
Die Blicke, schloß die Augen und bemühte
Sich, dem verhaßten Tage zu entflieh'n;
Er wand sein Antlitz rückwärts, strebte auf
Dem Boden hin mit jedem seiner Hälse;
Barg dann sein Haupt in des Alciden Schatten.

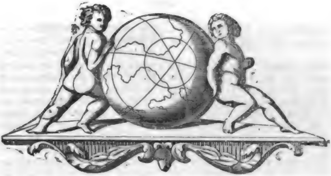
Niemand wird die Schönheiten dieser Schilderung verkennen. Meisterhaft sind besonders die Worte „und Beiden ward es bang," und der Schluß, da der Besiegte sich in des Siegers Schatten birgt.

So finden wir bei Seneca durchgängig ausgezeichnete poetische Stellen, die dem Besten der neuern Dichter wahrlich keine Schande machen würden. Man vergleiche z. B. den schönen Chor in den „Trojanerinnen."

Süß ist's Trauernden, wenn ein Haufe jammert,
Süß, wenn Klaggeschrei ringsum im Land ertönt.
Minder schmerzt das Leid und die Thränen, wenn auch
And're noch das ähnliche Leid beweinen.
Immer, immer freut sich der Hochbetrübte,
Hat sein Schicksal Mehrere noch betroffen,
Und wenn nicht allein er das Elend duldet.
Niemand weigert sich, ein Geschick, das alle
Dulden, zu tragen. —
Niemand wähnt sich elend, gesezt er wär's auch.
Laß die Glücklichen, die das viele Gold reich
Macht, nicht seyn, — nicht seyn, die mit hundert Ochsen
Fette Aecker pflügen, so wird dem Armen
Sich der tiefgesunkne Muth bald heben.
Niemand ist elend, wird er nicht verglichen.
O: wie süß ist dem, der auf weiten Trümmern
Liegt, wenn Niemand freudiges Antlitz träget.
Der beklagt, beweinet sein Schicksal, welcher
Einzeln mit dem Schiff die Flut durchschneidend,
Nackt in Hafen kam, wo er hin begehrte.
Leichter trägt sein Unglück und Stürme, welcher
Gleichfalls tausend Schiffe vom Meer verschlingen
Sah und das Gestade besä't mit Schiffbruchs-
Trümmern, wenn der Wind aus Nordwesten stürmend
Aufgethürmten Wogen verbeut die Rückkehr.

Von der Uebersetzung sind hier bereits hinreichende Proben gegeben. Sie ist von der Art, daß jeder Gebildete sie mit Vergnügen liest.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 53. Mittwoch, 25. Mai **1836.**

Neuestes Werk über Rusland.

Die kais. russ. Kriegsmacht im Jahr 1835 oder meine Reise nach St. Petersburg. Von dem General-Lieutenant Grafen von Bismark. Mit 3 Stahlstichen. Karlsruhe, Creuzbauer, 1836.

Der Verfasser, königl. würtembergischer Gesandter in Berlin und durch militärische Schriften, besonders über die Reiterei, rühmlichst bekannt, war vom Kaiser Nicolaus zu einem Besuch in Petersburg eingeladen worden und beschreibt nun diesen Besuch. Statt einer Kritik geben wir in diesem Falle lieber das Werk selbst, so weit es möglich ist, den eigentlichen Kern oder die Quintessenz desselben zusammenzufassen.

„Der Beobachter darf die Russen nicht nur in den Kriegen in eigenem Lande, sondern überallhin; nicht nur in dem Kriege gegen die Franzosen, sondern in alle Feldzüge, gleichviel gegen die Perser, gegen die Türken, oder gegen die Polen, gegen Asiaten oder gegen Europäer begleiten, und er wird überall dieselbe Ausdauer, taktische Standhaftigkeit, Unverdrossenheit, Tapferkeit und ruhige Ergebung finden, welche ihnen zulezt immer den Sieg geben, ohne je übermüthig zu werden, je zur Verachtung des Gegners sich verleiten zu lassen.“

„Der Feldherr an der Spitze einer russischen Armee befindet sich daher auch noch in der glücklichen Lage, nach der politischen Stimmung derselben nicht fragen zu dürfen. Ob ein Krieg populär ist, kommt nicht in Betracht, obgleich jeder Krieg, den Rußland führt, nur seinen Interessen gilt und daher die Nationalstimmung für sich hat. Das Wort populär aber ist als ein Fremdes unbekannt, und tritt also als keiner der Faktoren des Krieges, bei den Berechnungen, die der Feldherr zu nehmen hat, mit auf den Operationsraum. Wenn andere Armeen durch diesen politischen Faktor oft despotisch beherrscht werden, und des Generals beste Operationen hemmen, lähmen, ihm die besten Momente zum Losschlagen und zur Ausführung entziehen, ihn mithin seiner Freiheit berauben, so ist dagegen eines russischen Feldherrn Freiheit unbeengt und unbedingt. Sein Kriegsgenie kann sich ungebunden, ungelähmt entwickeln; er genießt eine wahre Freiheit, keine eingebildete. Die Fahne ist die Heimath des russischen Soldaten. Da wo die Fahne, ist sein Vaterland. Die Treue gegen die Fahne erweiset sich durch Pflicht, Ehre, durch Kriegszucht, durch Gehorsam, durch Tapferkeit. Eine russische Armee kennt nichts von den neuen Theorien, jenen revolutionären Doctrinen, welche das Erhabenste, was der menschliche Geist zu erfinden wußte, die taktische Einheit durch Disciplin verbundener Krieger, wieder zerstören. Die Armee ist die Stärke und der

Digitized by Google

Repräsentant der russischen Monarchie, die Ordnungssäule, auf welcher der Kaiserthron und seine legitime Macht sicher ruht.“

„Seit vielen, beinahe zwanzig Jahren des Anblicks alter Soldaten entwöhnt, da wir in Deutschland nur noch Soldaten von kurzer Dienstzeit haben, fühlte mein Kriegerherz Entzücken bei dem Anblicke so schöner Regimenter, die in ihrer ruhigen Haltung — Folge einer langen Dienstzeit — mit ihren männlich schönen, ernsten Gesichtern, und in ihrem aufmerksamen Auge, das sich durch Nichts zerstreuen läßt, das echte kriegerische Ansehen haben und jenes heilige Feuer verrathen, welches eine Bürgschaft ihrer Thaten ist. An die permanenten Armeen reihen sich große Gedanken und Folgerungen. Hat das barbarische Zeitalter nicht durch sie sein Ende gefunden? Ist die Civilisation nicht mit den stehenden Heeren nationalisirt worden? Und haben die Industrie, der freie Verkehr, die Wissenschaften, die Künste, ja die Freiheit selbst, nicht den Schutz einer imposanten bewaffneten Macht nöthig, um sich ungezwungen entwickeln zu können? Stehende Heere sind die Basis des socialen Lebens der Völker und die Garantie ihrer Ehre und National-Unabhängigkeit.“

„In Rußland kennt man den ungeheuern Aufwand des constitutionellen Regierungsprincips nicht. Die Regierung ist viel einfacher, und eben deßhalb viel wohlfeiler. Das Glück, die innere Zufriedenheit der Familien wird durch keine Parteifragen, durch keine Tribüne gestört. Jeder geht frei seinem Gewerbe und seinen Neigungen nach, und selbst Menschen, die noch in sogenannten Leibeigenschaftsverhältnissen (die sich nach und nach lösen), leben, erwerben großes Vermögen, ohne daß es ihnen einfällt, sich aus diesen Verhältnissen zu befreien, — was ihnen mittelst geringer Geldopfer leicht wäre. Die Freiheit ist in Rußland eine Wahrheit, keine Fiktion. Dies sichert den innern Frieden.“

„In demokratischen Staaten wird nach vollbrachter Revolutionsarbeit die Kriegsmacht nur geduldet, wird in die Richtung der Verbürgerung eng zusammengedrückt, hat aber keine auf einem Rechtsprincip ruhende Stellung. Die Demagogen, Agitatoren, Tyrannen des Staats und des Volks beschränken jedes Jahr dessen Existenz, aus Furcht, durch das Heer aus ihrer Usurpation getrieben zu werden; denn zwischen einer usurpirten Gewalt und einer legalen Militärmacht sind, wie die Geschichte bezeugt, keine dauernden Sympathien möglich. Die Militär-Chefs haben nur noch einen untergeordneten Rang im Staate: sie sind, wenn sie nicht andere Funktionen bekleiden, von keinem Einfluß und genießen einer geringen Achtung. Ein Volkstribun überragt jeden andern Einfluß; die militärische Laufbahn dagegen bleibt in dienstbarer Unterwürfigkeit und da, wo Alles frei zu seyn glaubt, wird der Soldat als in Sklaverei befindlich fortwährend angesehen. Hat nun irgend eine legitime Staatsregierung eingewilligt, daß ihre Kriegsmacht allmählig in die Richtung der Verbürgerung eng zusammengedrückt und deren Existenz beschränkt wurde, wie kann sie alsdann noch unter den gezeigten Verhältnissen und in außerordentlichen Umständen, wie namentlich Revolutionen — wo die schlechten Neigungen der menschlichen Natur den Zaum der Gesetze abstreifen — sie mit sich führen, auf den Beistand des Heeres rechnen? Kommt zu diesen Verhältnissen noch eine kurze Dienstzeit, in deren Folge der kleinste Theil bei den Fahnen, der größere abwesend ist, so kann sich auch kein Band zwischen den Soldaten und den Offizieren festmachen; denn um ein solches Band zu knüpfen, gehört Zeit und Gewohnheit, welche die kurze Dienstzeit nicht gewähren. Der kriegerische Geist kann sich dabei nicht entwickeln, die Disciplin nicht feststellen, so wie überhaupt die militärischen Institutionen hinter den politischen Institutionen zurückbleiben. Das Höchste, was der menschliche Geist zu erfinden vermochte, jene Disciplin, welche ein tausendgliedrig zusammengesetztes großes Heer wie ein großes Ganzes, wie eine große Einheit regiert und bewegt, fällt dabei in sich zusammen und hört auf zu seyn.“

Die russische Streitmacht wird zu folgender Uebersicht gebracht:

„Nach der neuen Organisation besteht eine aktive Operationsarmee aus 6 Infanterie- oder Armeecorps. Jedes Corps aus 3 Divisionen à 2 Brigaden, à 2 Regimentern, à 6 Bataillons à 1000 Köpfe bestehend — (von diesen 6 Bataillons rücken nur 4 ins Feld; 2 bleiben als Reserve zurück) — demnach Stärke

eines Regiments der aktiven Armee .	4000 Mann,
einer Brigade	8000 Mann,
einer Division	16,000 Mann,
eines Corps	48,000 Mann.

Jedes Infanteriecorps hat eine Division oder 3 Artillerie-Brigaden à 4 Batterien à 8 Piecen; 1 Reserve-Batterie, 1 Park-Colonne, 3 Sappeur-Bataillone nebst Pontonnier-, Train-, Arbeits-Compagnien ꝛc., circa 6000 Mann, worunter 3000 Combattanten. Ferner eine Division leichter Reiterei von 2 Brigaden, 1 Husaren-, 1 Ulanenbrigade, à 2 Regimentern, à 9 Schwadronen à 160 Pferden im Frieden, deren Vermehrung auf 180 Pferde mittelst der Depot-Schwadron vorgesehen ist. Davon rücken 8 Schwadronen ins Feld, 1 bleibt als Reserve zurück — demnach Stärke eines Feldregiments von 8 Schwadronen à 160 Pferde, 1280 Pferde, einer Brigade 2560 Pferde und einer Division 5120 Pferde mit einer reitenden Artillerie-Brigade von 2 Batterien. Ein Armee- oder sogenanntes Infanteriecorps erreicht mithin, die Nichtstreitbaren mitgerechnet, die Stärke

von 60,000 Mann, mit 120 Geschützen, wenn man gleich in runder Zahl bei 50,000 Combattanten für einen Tag der Schlacht stehen bleiben kann, insoferne man die zurückbleibenden: Kranke, Commandirte und den in den Rapporten sich docirenden nicht ausrückenden Stand ein für allemal abrechnet. Macht also für 6 Armeecorps 360,000 Mann und für die Schlacht 300,000 ausrückenden Stand an streitbarer Mannschaft mit 720 Feldgeschützen völlig bespannt und ausgerüstet. Dieser Theil der aktiven Armee liegt in den Cantonnirungs-Quartieren, ist immer auf dem ausrückenden oben angegebenen completen Feldetat, und zu jeder Operation marschfertig. Die active Armee hat alle Bedürfnisse bei sich, wodurch sie vollständig unabhängig wird. Die Arbeitscompagnien erzeugen alle Bedürfnisse an Material aller Art und haben ihre ambulanten Atteliers stets und überall bei sich. Zur aktiven Operations-Armee gehört noch ferner:

1) Das Gardecorps, wovon im nächsten Abschnitte ein besonderer Bericht folgen wird, — aus einem completen Infanterie- und einem Corps Reiterei bestehend;

2) Das Grenadiercorps, in gleicher Stärke eines Armeecorps;

3) Zwei Reserve-Cavalleriecorps, jedes 1 Curassier- und 1 Ulanen-Division à 2 Brigaden, à 2 Regimenter, die Curassier à 6 Feld-, die Ulanen à 8 Feld- und 1 Reserve-Schwadronen mit zwei Brigaden reitender Artillerie;

4) Ein Dragonercorps, ebenfalls à 2 Brigaden à 2 Regimenter, à 10 Feld- und 1 Reserve- oder Depot-Schwadronen.

Von den 10 Schwadronen sind 8 Dragoner und 2 Ulanen. Artillerie wie die übrigen Reitercorps. Diese 5 Cavalleriecorps geben über 30,000 Cavallerie-Pferde ausrückend. Es steigt mithin die active Operationsarmee im Frieden auf 500,000 Mann reguläre oder Linientruppen, — (selbst wenn man auch annimmt, daß von dem Gardecorps einzelne Abtheilungen außer ihren Depot-Bataillonen und Schwadronen bei einem Kriege nicht mitmarschiren sollten) — worunter 75,000 Cavallerie-Pferde und weit über 1000 bespannte Feldgeschütze; die Artillerie-Reserve nicht gerechnet. Die irreguläre Reiterei wurde bisher noch nicht in Calcul gezogen, da ihre Stärke von der Beschaffenheit des Kriegstheaters abhängt, und von dem Gebrauche, welchen man von derselben machen kann. 50,000 Pferde ist übrigens Minimum, womit sie im Felde erscheinen wird, und welche daher mit in Rechnung zu nehmen sind. Der Kaiser hat also, wie nachgewiesen wurde, durch die Organisation von 1833 eine Operations-Armee von 550,000 Mann, die irreguläre Reiterei mitgerechnet, zu freier Disposition. Es geht daraus hervor, daß es in Rußland gegenwärtig nur der Marschbefehle bedarf, um mit 3 oder 400,000 streitbarer Mannschaft auf irgend einem Kriegstheater zu erscheinen. Diese Operations-Armee hat ihre gesicherte Ergänzung in den Reserve-Bataillons (2 Bataillons per Regiment oder 24 Bataillons per Armeecorps), Schwadronen und Batterien, welche die Rekruten aufnehmen, ausbilden, und welche zugleich eine formidable Armee des Innern formiren, von circa 200,000 Mann. Die Militär-Colonien reihen sich hier an. Die Garnisons-Truppen und Invaliden-Abtheilungen, deren Stärke nicht unbedeutend ist, haben feste Bestimmungen und Garnisonen, meist in festen Plätzen. Die Regimenter der Seesoldaten, oder der Marine bestehen für sich. Was außer dem bis jezt Aufgeführten noch weiter in Anrechnung kommt, ist:

1) Die abgesonderte kaukasische Armee mit 80,000 Mann Linientruppen, 2 Dragoner Regimentern und 8 neuformirten uralischen Linien-Kosacken-Regimentern — — von denen Eines gegenwärtig in Warschau steht, wogegen ein neuntes Regiment in der Formation begriffen ist.

2) Das abgesonderte sibirische Corps.

Die russische Kriegsmacht ist mithin sehr stark, besonders wenn man die lange Dienstzeit der Soldaten betrachtet, und die Sorgfalt, womit dieselben gegenwärtig behandelt werden, was ihrer Erhaltung sehr günstig ist.“

„Eben so sind die politischen Mittel zum Vortheile der Russen. Denn die kritische Lage so vieler Staaten, welche in unserem Zeitalter innerer Zwiespalt theilt, und eine zersetzende Gährung durchdringt, ist Rußland fremd. Von dem unversöhnlichen Streite einer falschen Civilisation mit der ewigen Ordnung der Dinge, die ihre ungeregelten Ansprüche zurückweist, weiß das alte Rußland nichts. Es kann mithin seine ungetheilte Macht in die Wagschale legen, für die es den Ausschlag gibt. Das europäische Verhältniß der Staaten kann nicht ungestraft verschoben werden. Rußland, in enger Verbindung mit Oesterreich und Preußen, — stellt sich jedem Angriffe entgegen, welches Panier einem solchen Angriffe auch vorangetragen werden mag. Das Schwert des Brennus wird dem Besiegten schwer entscheidend fallen. Darum, und eben darum sind Aller Blicke voll Besorgniß oder Hoffnung auf Rußland, auf diese Macht gerichtet, der das Richteramt in dem großen Streite der menschlichen oder revolutionären Auflehnung gegen die göttliche oder monarchische Ordnung der Welt zufallen zu müssen scheint. Das Recht, die von Gott gesezte Ordnung der Dinge, zählt auf ihren Schutz; die Anarchie, welche nur durch revolutionäre Umwälzung ihr Ziel erreichen kann, betrachtet Rußland als ihren größten Feind. Ein ahnendes

Gefühl fliegt durch die Welt, daß diese Entscheidung zum Vortheil des monarchischen Rechts, d. h. der göttlichen Ordnung der Dinge fallen werde.“

„England, das die wachsende Größe und Macht dieses — in einem Boden von Granit stehenden Colosses mit der empfindlichsten Eifersucht bewacht, da es die Gefahr erkennt, die seiner Industrie, seinem Welthandel und besonders seinem ostindischen Reiche droht, ist immer geneigt für den Krieg, den seine Politik, um seine Monopole zu schützen, voraussieht, ein Bündniß mit dem revolutionären zu schließen. Es hofft, dessen Mitwirkung sich bereits gesichert zu haben, allein eine solche Allianz ist nicht ohne Opfer; das Bestehende, jene Constitution, auf welche Alt-England so stolz war, welche kaum einige paar Menschenalter Dauer gehabt, und die — selbst ein Irrthum — auch die Welt in Irrthum gesezt hat, — wurde bei diesem Bündniß erschüttert, und wankt, ohne Sicherheit, daß die bereits gebrachten Opfer vor Anarchie und völligem Umsturze retten. England, das nur die Interessen seines Welthandels vor Augen hat, nimmt nach Kaufmanns-Art es mit seinen Associés nicht so genau; wenn der Alliirte nur dem Rival Schaden zufügen und beitragen kann, seine Monopole zu schützen und zu vertheidigen. Welche Vortheile aber bringen diese Monopole der übrigen Welt? England ist das Land der Gegensätze: wo es nicht unterjochen kann, hängt es den Schild der illimitirten Freiheit aus. Schon Canning, der selbst eben kein Revolutionär war, rühmte sich, den großen Sack, in welchem Aeol die Stürme eingesperrt hält, in seiner Gewalt zu haben, und drohte, diese revolutionären Stürme zum Schutze der brittischen Monopole über die Erde zu senden. Allein die Aeolsketten fehlten damals, wie jezt, das zerstörende Princip, — welches nach Art des Bösen sich gerne gegen den eigenen Urheber wendet, — wieder anzulegen, und Neptun selbst hat über das entzügelte Gesindel keine Macht.“

„Bald steht Rußland, (den sich widersprechenden Autoren zufolge) einem Eisgebirge gleich, an den Nordpol gelehnt, von dem eine Lawine — sich ablösend — schon hinreicht, einen Welttheil zu zerschmettern; bald ist es nur ein eherner Coloß, unsicher auf Füßen von Thon einhergehend. Nur das Eine ist wahr, daß Rußland groß, mächtig, und um so furchtbarer ist, als es immer unter den Waffen sich befindet, und sich, vermöge seiner Größe und Ausdehnung auch immer unter den Waffen befinden muß.“

Vom Kaiser insbesondere schreibt der Verfasser: „Sobald der Kaiser angekommen und zu Pferde gestiegen war, übernahm er das Commando. Der erste Blick eines Generals mustert natürlich das militärische Ansehen der Reiter, ihren Anzug, Zustand der Pferde, Bewaffnung, Sitz, Zäumung, Stellung der Zügelhand, Bügelschnallung, Sattelung, Packung. Die Curassier-Regimenter haben deutsches Sattelzeug. Bei allen diesen Gegenständen, die ich mit einem Blick ins Auge faßte, fand ich nichts zu erinnern. Wer viel gesehen hat, sieht schnell. Die Haltung ist elegant, die Führung ruhig und gut, das Material vortrefflich. Die Gleichheit, welche das wahrhaft Schöne noch mehr hervorhebt, machte sich angenehm bemerkbar. Die Kniee der Reiter bildeten gleichsam nur eine Linie. Mit welchen Erwartungen und Forderungen ich auch nach St. Petersburg in Betreff der Reiterei gekommen war: meine Erwartungen und Forderungen wurden übertroffen.“

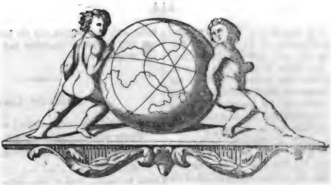
„Auf die Bildung und Entwickelung der Colonnen legt der Kaiser ein besonderes Gewicht, und er hat darin das Feste, Unwandelbare der Taktik, was sich stets erhalten wird, und über allen Wechsel erhaben ist, gefunden. Der Kaiser Nikolaus ist ein geborner Cavallerie-General, und hat das entscheidende Moment oder Princip der Taktik der Reiterei in seinem Genius gefunden.“

Folgt nun eine ausführliche Entwicklung des von der Colonne zu machenden Gebrauchs. Dann heißt es weiter:

„Der Kaiser manoeuvrirte in der bereits bezeichneten Weise beide Regimenter mit einer Leichtigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit, daß ich in Verlegenheit war, was ich höher stellen sollte, die Art, wie er den Befehl gab, d. h. mit der Stimme commandirte, oder die Art, wie die Regimenter den Befehl vollführten. Dabei hat der Kaiser ein wunderschönes und vollständiges Commandowort, und ein so seltenes Gedächtniß, daß er z. B. die Signale, welche der ihn begleitende Tompeter blasen soll, nicht z. E. Marsch, Trab, Gallopp befiehlt, sondern das Signal selbst vorsingt. Bedenkt man, daß ein Monarch von einem Reiche, größer als Europa, mit 56 Millionen Einwohnern, der dabei alle Kabinette im Auge behält, nicht nur die Reglements der Truppen sowohl der See- als Landmacht, sondern sogar die Signale derselben im Gedächtnisse hat, so grenzt dies an das Wunderbare. Ja selbst das preußische Reglement kennt der Kaiser, denn er commandirte 1834 in Berlin das sechste Curassier-Regiment, das seinen Namen trägt, selbst, und ebenfalls mit der Stimme.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 54. Freitag, 27. Mai 1836.

Neuestes Werk über Rusland.

Die kais. russ. Kriegsmacht im Jahr 1835 oder meine Reise nach St. Petersburg. Von dem General-Lieutenant Grafen von Bismark. Mit 3 Stahlstichen. Karlsruhe, Creuzbauer, 1836.

(Schluß.)

Bei Gelegenheit des kaiserlichen Geburtsfestes heißt es: „Als ich in meine Zimmer im Corps de logis des Schlosses trat, fand ich das große Band des St. Annen-Ordens, als eine feine Aufmerksamkeit, womit der Kaiser mich am Abend seines Geburtstages gnädig überraschte. Der Hof versammelte sich 8 Uhr zu einem kleinen Balle, wo der Kaiser die Glückwünsche für den morgenden Tag entgegennahm. Am 7ten, dem Geburtstage selbst, war Kirche und Wachtparade der Garde zu Pferd, in deren Uniform der Kaiser erschien, die ihm bei seiner auffallend schönen und brillanten Kriegergestalt ganz vorzüglich steht. Groß Diner in Galla, jedoch weder Toast noch Kanonendonner, oder sonst irgend ein äußeres Gepränge. Abends großer Ball in Monplaisir, einem Pavillon neben dem Hause Peter des Großen am Strande des Meerbusens. Dieser Ball war eine seltene Vereinigung schöner weiblicher Gestalten, mit eleganten Formen und graziöser Haltung. Ein Ball wirkt auf uns Männer, wie ein Strahl der Frühlingssonne, welche erwärmt, erheitert, und — trifft man dabei geistige Unterhaltung — auch stärkt, belebt und schöne Gedanken zum Aufblühen bringt. Sey es das Gefühl der schnell verschwindenden jugendlichen Blüthe, sey es angeborne Gabe, der sprühende Funke geistiger Jovialität leuchtet aus den glühenden Augen und erhebt die schöne, durchsichtige Haut. Die üppige Taille mit den feinsten Wendungen des schön geformten Körpers sezt der Contretanz und die Masourka in die vortheilhafteste Stellung. Perlen und Brillanten sind zwar eine schöne Zugabe, vermögen aber das positiv Schöne und dessen Zauber nicht zu verherrlichen. Auch an schönen Männern ist großer Reichthum. Die russischen Männer haben größtentheils einen zartgebauten Kopf mit angenehmen und feinen Gesichtern. Die Augen, wenn auch nicht immer vom reinsten Wasser, zeigen schlaue Klugheit und um den Mund liegt ein feiner beredter Zug der Kunst des Schweigens. Der Formenbau des Körpers, die schöne kräftige Haltung trägt die aufgemachte Uniform besonders hervor. Geist und Bildung vollenden.“

„Während Europa und Asien zum größten Theil in innern Kämpfen sich verzehren, Revolutionen die Staaten erschüttern und deren Kräfte theilen oder lähmen, steht der Kaiser Nikolaus, dessen Geist die angetretene

Digitized by Google

Erbschaft mit Genie und dem Genius des Guten aufgefaßt hat, mit seinem Adlerblicke aus sicherem Horste dem revolutionären Treiben zu, um, wenn es an der Zeit, oder nöthig ist, als ein treuer Alliirter seiner Freunde, sollte die Revolution und der Genius des Bösen den Krieg wagen, die monarchische Weltordnung aufrecht zu erhalten. Rußland entwickelt sich wunderbar auf der Bahn seiner großen Bestimmung, hat seine Aufgabe in dem Plane der Weltgeschichte richtig aufgefaßt, und wird diese Aufgabe lösen. Nicht Unterjochung, sondern Befreiung von dem bösen Princip, das die Völker wie der Alp drückt, und ihnen das Gesetz der Revolution auflegen möchte, welches alle Rechte umstürzt, ist diese Aufgabe. Die Revolution herrscht durch Willkür- und Ausnahmegesetze; die Monarchie ist ein Schutz des Rechtes, und herrscht nur durch solches. Das Recht ist höherer Abstammung und von älterem Tage als das Gesetz. „Das Recht ist der Ausdruck des Willens Gottes,“ — sagt Sir Robert Peel, — und muß über dem menschlichen Gesetze erhaben, die nothwendige Grundlage aller Staatseinrichtungen seyn.“ Das Recht ist selbstständig, ewig, unveränderlich — es dient nicht, es herrscht; — das Gesetz nimmt alle Formen an, ist feil, jedem dienstbar, daher auch jede Revolution damit anfängt, das Recht zu detronisiren, und sich durch ein Gesetz zu constituiren. Rußland steht in der Rangordnung der Nationen auf einer Stufe, worauf jede Besorgniß von Gefahr durch auswärtige Feinde verschwindet. Die Laufbahn seiner großen Bestimmung liegt frei vor ihm, und es kann, wenn es seine Streitkräfte beisammen hält, den Kampf für die Unabhängigkeit der Welt wagen, und sich in enger Freundschaft mit seinen westlichen Nachbarn, zum Schiedsrichter zwischen dem guten und bösen Princip erheben. — Dabei kann das Ganze nur gewinnen, Niemand aber verlieren. Dies fühlt selbst der Instinkt der Völker, die — wohin der Kaiser Nikolaus, der ohne Bedeckung und unangefochten durch die Länder reiset, — außerhalb seines Reiches bis jetzt auch noch gekommen ist, ihn mit Jubel begrüßen.“

„Den Gebrauch, den er von seiner Macht nimmt, heiligt sie; er betrachtet sich selbst im Dienste des guten, des conservativen Princips, des göttlichen Rechtes, und wird Rußland auf der Bahn seiner Entwicklung fortführen; zugleich — die Freiheit des Ganzen schützend — sich verpflichtet fühlen, die Welt gegen die Tyrannei der Revolutionäre, der Anarchie zu vertheidigen. Nie sah die Welt eine erhabenere Bestimmung, ein heiligeres Motiv zum Handeln. Der Kaiser, Haupt der Kirche, wie Haupt des Staates, wird als der Vater, der Patriarch seiner Unterthanen, mehr als kindlich verehrt; sie sind ihm ehrfurchtsvoll ergeben und aufrichtig zugethan. Gott und der Kaiser sind gleichbedeutend, und dieser wird auch wirklich wie ein höheres Wesen, wie ein von Gott Gesandter angesehen und angebetet. Dies ist ein Religionspunkt.“

Dramatische Literatur.

9) Zumala-Carregui oder der Tod des Helden. Trauerspiel in fünf Aufzügen von S. F. L. G. Stuttgart und Leipzig, Rieger u. Comp., 1836.

Ein Trauerspiel, das auf die Bühne zu kommen wohl verdiente, weil es ein echtpoetisches Interesse mit einem Interesse des Tages auf das geschickteste verbindet. Zumala-Carregui, der Held inmitten der Intrigue, der Thatenreiche inmitten des Notenwechsels, der groß handelte, rasch und schön endete inmitten des endlosen, zu keinem Resultate führenden Redens und Schreibens — dieser altspanische Charakter hat tiefen Eindruck auf Europa gemacht, ist allen Parteien, selbst seinen Gegnern, interessant und verehrungswürdig erschienen, und mußte bald seinen Dichter finden. Der ungenannte Verfasser des vorliegenden Trauerspiels war seines Stoffes vollkommen mächtig und hat in scharfen Zügen mit schlagender Wahrheit die Parteien um seinen Helden gruppirt.

Zumala-Carregui erscheint nicht nur gegenüber seinen Feinden, deren Tiraden er verachtet, sondern auch seinen Freunden, deren laue und unklare Handlungsweise ihn empört, als ein Mann der alten, eisernen, charaktervollen Zeit, der sich in das papierne Zeitalter der Schwäche und Lüge nicht mehr zu finden weiß.

Folgendes sagt er den Liberalen:

Ihr sprecht von Freiheit. Seyd ihr wirklich frei?
Wir sind es nach der Weise uns'rer Väter.
Ihr baut Systeme, die der Wind verweht,
Ihr hascht nach Freiheit, und wir haben sie,
Wie sie von Vater sich auf Sohn geerbt.
Wir sind die Söhne uns'rer Väter. Ihr
Die Affen eines fremden Volks. Was hat
Der Franken Volk gewonnen bei dem Wechsel?
Den Despotismus im Gewand der Freiheit.
Was die eine Hand gegeben, nimmt die and're.
Ein ew'ger Kampf der Freiheit und Gewalt,
Ein ewig Schwanken zwischen Willkür und Gesetz:
Und dieser Ludwig Philipp, dieser Bürgerkönig,
Ein Spielball und ein Werkzeug der Parteien!
Heut' klammert er an diese, morgen sich an jene an,
Er fröhnt dem Eigennutz, der Eitelkeit,
Auf seinem morschen Throne sich zu halten,
Dem auf der einen Seite angebornes Recht,
Der Haß des Volkes auf der andern droht.

Ein Usurpator ist euch König Carl,
Er lebt ein Vater in der Mitte seiner Kinder,
Allein und unbewacht geht er durch ihre Reihen,
In jeder Hütte findet er ein sich'res Obdach,
Und sichern Schlaf im Schooße jedes Unterthanen.
Doch jener Bürgerkönig, zittert er
Nicht täglich für sein Leben, fährt er nicht
In fest verschloß'ner Kutsche in sein Parlament,
Pomphafte Reden dort zu halten für die Freiheit,
Die er mit Füßen tritt? Und so ist es bei Euch
In Euerem Madrid, der Freiheit Wortgepränge
Statt wahrer Freiheit, ew'ger Wechsel, keine Stätigkeit.

Folgendes sagt er einem fremden Agenten:

Und diesen Krieg, wenn heute nicht,
Wird man ihn morgen wagen müssen, denn
Es können in Europa nicht
Die zwei Principien besteh'n zusammen,
Das eine ist des andern Untergang.
Und jeder Tag, das seht Ihr selbst,
Schwächt uns're Macht, vergrößert die des Feindes.
Erst Belgien riß der Umschwung mit sich, dann
Das ferne Polen, in den britt'schen Reichen
Gebar er die Reform, die täglich weiter greift.
Dann ging der Geist der Neuerung, des Schwindels,
Auf die Halbinsel über, sie in Flammen seyend,
Und so verlieren wir mit jedem Tag
Mehr Boden, den der Feind gewinnt,
Und mit der Macht steigt seine Zuversicht.

Fremder Agent.

Doch haben wir auf Frankreichs Boden selbst,
Aus dessen Schooß die Hyder der Umwälzung
Hervorging, ihr mit Ludwig Philipps Hülfe
Ein Haupt um's and're abgeschlagen, und
Der Bürgerkönig, den sie auf den Thron hob, ist
Der erste und gefährlichste der Feinde,
Die sie bekämpfen, seine Politik versteht
Der Einen Habgier und der Andern Angst,
Die Ehrfurcht Dieser und den Kleinmuth Jener
An sein System zu fesseln, und so wird
Das Feuer, wenn die Nahrung ihm gebricht,
In seiner eig'nen Asche selbst erlöschen.

Zumala-Carregui.

Bloß scheinbar, die Parteien schlafen nur,
Nur eines Hauchs bedarf es und die Flamme,
Die man erstickt geglaubt, schlägt aus der Asche auf.
Und was vermag denn gegen den, der es
Geschaffen, das Geschöpf, ist dieser Ludwig Philipp nicht
Des Aufruhrs Sohn, der König der Empörung?
Er mag sie dämpfen eine Zeit, in Schranken halten,
Doch sie bezwingen, das vermag er nicht.
Vom Volk stammt die Gewalt, die er besitzt,
Verschmitzt mag er durch Trennung der Parteien sie
Für sich ausbeuten und sein Haus, d'rum ist er doch
Des Volkes Diener, nicht sein Herr.

Fremder Agent.

Das ist wohl wahr, allein man muß
Sich in die Zeiten schicken, wie sie sind;
Und dieser Bürgerkönig ist
Ein trefflich Werkzeug uns'rer Hand,
Wir haben einen Köder, und an dem
Beißt jeder Usurpator an, wir zeigen ihm
Von fern' die Aussicht zur Aufnahme in
Die Reih'n der legitimen Dynastien
Wenn er durch Handlungen sich ihrer würdig macht;
An diesen Köder biß Napoleon an,
Und Ludwig Philipp ist kein Bonaparte.
Wir brauchen diese ephemeren Kaiser
Und Bürgerkönige; den Geist des Volks
Zu unterdrücken, zu entmuthigen,
Die Revolution zu bänd'gen, die sie hob,
Und dieser Geist ist ihres Thrones einz'ge Stütze,
Ist sie gewichen, fällt er selber ein,
So ging Napoleon unter, und so wird
Sich Ludwig Philipp selbst den Fall bereiten....

Zumala-Carregui
(ihn unterbrechend).

Und inzwischen geht Don Carlos Sache
In Spanien verloren, und die Sache Carls,
Täuscht Euch darüber nicht, ist Eure eigene.
Und ist in der polit'schen Welt bis jetzt
Nur ein Problem gelöst, nur eine Frage
Entschieden, hat nicht vielmehr sich . . .
Der Knoten nur noch mehr verwirrt?
Bloß mit dem Schwert ist er zu lösen.
(Nach einer Pause.)
Blickt in Europa um Euch, überall
Seht Ihr das Vorgefühl des nahen Kriegs,
Des unvermeidlichen, vom Frieden
Spricht man, und überall wird Krieg bereitet.
Warum im Frieden sich erschöpfen und
Die Mittel, die zum Kriege dienen, in
Nutzloser Demonstration verwenden?
Die Parteien sind scharf geschieden und getrennt,
Und überflüssig ist's, mit Namen
Sie zu bezeichnen, denn der Stand der Dinge
Stellt selber jede schon auf ihren Platz, und kleinliche
Rücksichten müssen schweigen, wo es sich
Um Daseyn handelt oder Untergang.
Ist dies nun festgestellt, so läßt
Mit wenig Worten sich ein Umriß geben:

Schließt die Dardanellen, schließt den Sund,
Ihr könnt es, Ihr seyd näher, als der Feind.
Ist dies gescheh'n, so seyd Ihr abgeschlossen,
Und Eure ganze Macht, streitfertig und
Im Rücken sicher, liegt in Eurer Hand,
Drückt vorwärts, unaufhaltsam, mit
Gesammter Kraft, durch kühnes Handeln
Stärkt man der Freunde Zuversicht, erschüttert
Des Feindes Muth, und wer ist Euer Gegner?
Sizt er so fest auf seinem Thron, daß er
Des Reiches ganze Macht nach außen
Verwenden kann, und thut er's, so erwachen
Im eig'nen Lande die Partien — Anarchie
Und Bürgerkrieg von innen, und der Feind von außen....

(Heftiges Gewehrfeuer in der Ferne. Er horcht einen Augenblick und fährt dann fort.)

.... Handelt, so lang es Zeit noch ist, so lang
Wir hier noch fest steh'n, und vor Allem
Erkennet Carl den Fünften an als König
Von Spanien und beider Indien!

So der Held der Tragödie. Unter den Negros findet sich ein Charakter, der das gleiche spanische Feuer in sich trägt und mit seinen Freunden eben so wenig zufrieden ist, wie Zumala-Carregui mit den seinigen.

Don Fernando.

Ist es denn nöthig, daß der Krieg mit so
Blutgier'ger Wuth geführt wird, menschlich ist es nicht.
Doch nicht von Menschlichkeit will ich hier reden, und
Ich frage bloß, ob es ersprießlich sey,
Und nüzlich für die Sache, der wir dienen?

Camillo.

Ich war in zartem Jugendalter noch, als sich
Der Strom der rohen Horden des Tyrannen, der
In Frankreich herrschte, über Spanien ergoß.
Er fand ein Volk, das ihm gewachsen war,
Des Spaniers Stolz verschmähte, unter die Gewalt
Des fremden Herrschers schmählich sich zu beugen.
Das ganze Volk erhob sich wie Ein Mann,
Des Greises schwache Hand, des Weibes zarter Arm
Griff zu den Waffen, so auch ich, fast noch ein Knabe.
Du weißt, wie glorreich dieser Kampf
Beendigt ward, mit Strömen span'schen Bluts
Erkauften wir auf's Neue seinen Thron
Dem König Ferdinand — was war der Lohn?
Verbannung, Tod und Kerker
Den Tapfersten des Heers, den Redlichsten
Des Volks, die am Geseze hielten.
Sechs lange Jahre habe ich
In Fesseln selbst geschmachtet, bis
Riegos Arm den Kerker mir geöffnet.
Ein neuer Stern ging über Spanien auf.
Bald waren wir der heim'schen Feinde Meister, als
Das charakterlose Volk der Franken, das,
Gleich einem Jagdhund, jedem Jäger folgt,
Auf's Neu' sich über Spanien ergoß,
Um Ferdinand die Krone, die es ihm
Unlängst geraubt, wieder auf's Haupt zu setzen.
Jezt war ich ein Verbannter, und
Im fremden Lande mußt' ich kümmerlich
Mein schmerzlich trübes Daseyn fristen...

Don Fernando

(ihn unterbrechend).

Bis Königin Christina, dieses Reichs
Regentin, Euch zurückgerufen hat.
Der edlen Herrscherin verdanket Ihr...

Camillo.

Nichts!
Nichts, nichts verdank' ich ihr, denn sie
Hat nur gethan, wozu die Noth sie zwang.
Haben wir ihr erst den Thron erbaut, und ihn
Mit unserm Blut verkittet, so wird sie,
Als ein verächtlich, unnüz Werkzeug uns
Wegwerfen und die ganze Macht des Staats
In ihrer feilen Schranzen Hände legen,
Uns aber, die wir unser edles Blut
Für sie verspritzt, wird man als lästige
Anmahner an die Pflicht der Dankbarkeit
Vom königlichen Angesicht entfernen.
Das ist der Dank der Könige, wir haben
Die bittere Erfahrung schon gemacht.

(Mit schmerzlicher Heftigkeit.)

Ich sah' Riego sterben, ich war in
Madrid, verkleidet, ihn zu retten;
Ich vermocht' es nicht, da schwur ich....

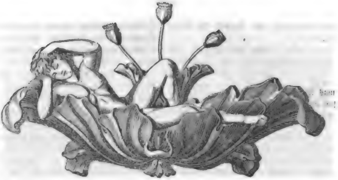
(Er hält, vom Schmerz überwältigt, inne, und fährt dann ingrimmig fort.)

Glaube nicht, daß ich für diese
Christina, noch für Isabellen, ihre Tochter,
Noch für irgend einen, der sich Bourbon nennt,
Der Name ist im tiefsten Herzen mir verhaßt,
Die Waffen führe, nein, dies gute Schwert....

(Er schlägt klirrend an seinen Säbel.)

Ganz anders heißt die Sache, der es dient,
Und wann die Zeit gekommen ist...
Doch wozu Worte, wo es Thaten gilt!
Durch Langmuth, Schonung, durch bedächtig Wesen
Durch jener Cortes Wortkram, denen es
An Kraft und Muth gebrach, ging uns're Sache
Schon einmal unter, nicht zum zweiten Mal,
Soll sie so feig verloren werden, auf
Der Feinde Leichen muß den blut'gen Thron
Die Freiheit gründen, dann erst steht er fest,
Die Todten nur kehren nicht wieder.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 55. Montag, 30. Mai 1836.

Kriminal-Justiz.

1) Medicinisch-psychologisches Gutachten über die Verurtheilung des Lieutenants Emil de la Roncière vor den Assisen in Paris im Juli 1835 von E. Chr. Matthäi, Medicinalrath in Verden. Hannover, Helwing, 1836.

2) Merkwürdiger Proceß des E. Cl. de la Roncière. Nach den authentischen gerichtlichen Verhandlungen und Beweisschriften. Zwei Bände. Quedlinburg, Basse, 1836.

Schade, daß die kleine Schrift des Herrn Matthäi für den Verurtheilten zu spät kommt. Unser berühmter Matthäi hat die Unschuld desselben bis zu einem Grade von Wahrscheinlichkeit erwiesen, daß ohne Zweifel die Geschwornen, wenn sie einen so scharfsinnigen Vertheidiger hätten hören können, troß des Bravour-Plaidoyer des Herrn Odillon-Barrot, wohl anders würden geurtheilt haben.

Der Verlauf des höchst interessanten Processes ist seiner Zeit in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht worden. Es ist kürzlich dieser. Der Lieutenant de la Roncière wurde beschuldigt, die Tochter eines edeln Hauses an ihrer Ehre und sogar am Leben angegriffen zu haben. Der Lieutenant war ein leichtsinniger junger Mann, Schuldenmacher, Bruder Lüderlich. Das Mädchen, die Tochter seines Generals, die Verwandte der ersten Häuser in Paris, deren Unschuld und Noblesse überdies mit Affektation zur Schau getragen wurde, schien ihm gegenüber ein heiliges Opferlamm. Er wurde vor Gericht geführt in Begleitung eines gemeinen Bedienten mit struppigtem Backenbart und einer verlegenen Magd. Sie dagegen war umgeben von einem zahlreichen Gefolge hochadeliger Damen, französischer Pairs und Marschälle. Er hatte Niemand zum Schutz, als einen alten Vater, einen einarmigen grauköpfigen Invaliden und einen ehrlichen Advokaten. Sie hatte einen ganzen Hofstaat bei sich und als Vertheidiger den berühmten Herrn Odillon-Barrot, den großen Redner, der besser als irgend Jemand in der Welt versteht, Thatsachen mit Worten zu ersetzen. Odillon-Barrot zeigte hier die Nacht des schwärzesten Verbrechens in der Demoralisation eines jungen Soldaten, dort das Licht der heiligsten Unschuld in der Tochter einer gesitteten edeln Familie. Er rief das ritterliche Frankreich zum Schutz gegen die beleidigte Ehre der Damen, das bürgerliche Frankreich zum Schutz gegen den gestörten Frieden der Familie auf. Er sagte, seht nicht auf dieses Individuum, auf diesen besondern Fall allein. Gebt ein großes Beispiel im Allgemeinen,

Digitized by Google

zeigt, daß Frankreich noch weiß, die Damen zu ehren, das Hausrecht zu schirmen!

Gegen solche theatralische Effekte und Phrasen hielt der Rechtssinn französischer Richter nicht aus. Deutscher Rechtssinn gehört dazu, der einfachen Wahrheit ein Gewicht zu geben, was leider dem armen Verurtheilten zwar nicht helfen, ihm aber doch eine moralische Genugthuung bei der Nachwelt seyn wird. Es ist hier ein Justizmord begangen worden.

Es ist deutschen Lesern kaum glaublich, bis zu welchem Grade alle Formen einer gewissenhaften Rechtsfindung in diesem Processe verlezt wurden.

Marie von Morell behauptet, von dem Lieutenant de la Ronciére des Nachts, durch Einsteigen in das zwei Stock hohe Fenster überfallen und mißhandelt worden zu seyn. Sie allein behauptet es. Der Lieutenant hat durch zwei Zeugen das Alibi nachgewiesen, d. h. daß er in derselben Nacht an einem ganz andern Orte war. Alle Nebenumstände, die Anwesenheit ihrer Gesellschafterin, der Miß Allen, im nächsten Zimmer, die nicht das geringste merkte, die Höhe des Fensters, das Nichtvorhandenseyn aller Spuren des Einsteigens ꝛc. sprechen gegen die Wahrheit der Aussagen Mariens. „Der Mörder, sagt sie zu Miß Allen und zu Herrn Becoeur, hat mich in meinem Bette ergriffen und hat mich zur Erde geworfen. In einer andern Erklärung sagt sie nicht mehr, der Mörder habe sie in ihrem Bette ergriffen, sie sagt, sie habe sich bei dem ersten, durch das Zerbrechen der Scheibe verursachten, Geräusche aus ihrem Bette gestürzt, sich eines Stuhles bemächtigt und sich dieses Stuhles als einer Vertheidigungswaffe bedient. — Aber unglaubliche Sache, unmögliche Sache! Bei dem Anblicke der Gefahr hat sie nicht gerufen! Es war Hülfe für sie in der Nähe; Miß Allen war ja so nahe, daß sie ihren Hauch hören konnte. Die Thür zwischen ihr blieb immer offen; Miß Allen hat es Ihnen gesagt. Der Mörder mußte also, nachdem er die Scheibe zerbrochen, nachdem er das Fenster geöffnet, die Thür verschließen. Darauf ist er wieder zu Fräulein v. Morell gekommen, und während dieser ganzen Zeit, während aller dieser Zurüstungen, hat Fräulein von Morell, sich eines Stuhles bemächtigend, sich so zum Kampfe anschickend, nicht einen Schrei ausgestoßen! — Und ich bitte Sie, fährt der Vertheidiger des Lieutenants fort, was thut während dieser ganzen Zeit Miß Allen, diese Gouvernante, diese treue Hüterin des angefallenen, jungen Mädchens? Miß Allen? Sie schläft! Wie, dieses plötzliche Zerbrechen der Scheibe, dieses Oeffnen des Fensters, diese Verschließung der offenen Thür, die Reden, die man hält, der Kampf, der sich entspinnt, und die von der einen und der andern Seite versuchten schrecklichen Anstrengungen — wie, nichts, nichts erweckt sie?!.... Wie, alle dies laute Geräusch, mitten in der tiefen Ruhe der Nacht, dieser Stuhl, den er gewaltsam entreißt und zurückwirft, diese Stimme des Zornes, der immer heftiger und stürmischer wird?.... Nein; sie hört nichts!“ Dahin gehört ferner: „Es war der hellste Mondschein. Das Hôtel des Herrn von Morell ist von weißem Tuffsteine aufgeführt, dem Hôtel gegenüber, auf der andern Seite der Brücke, stehet eine Hauptwache, und eine Schildwache wacht dort beständig. Ich weiß es wohl, daß man von da aus denjenigen, der die Mauer entlang geklettert wäre, nicht hätte sehen können; man würde auf dieser weißen Oberfläche einen Körper, der sich bewegte, einen Menschen, welcher emporstieg, der an ein Fenster kam, gesehen haben. — Wie ist er denn aber endlich hineingekommen? Er hat vermittelst einer großen Leiter von unten nach oben hineinkommen können? Aber Leute vom Fache sagen, es würden wenigstens drei Menschen nöthig gewesen seyn, um eine Leiter von wenigstens fünf-und-dreißig Fuß Länge durch die Straßen von Saumur zu tragen und zu handhaben. Und dann ist man ja auch in Saumur bei Allen gewesen, welche solche Leitern haben. Man hat sie gefragt, ob sie eine Leiter verliehen hätten, und auf ihre verneinenden Antworten, ist man gezwungen gewesen, diese Voraussetzung fahren zu lassen. Darauf hat man an eine Strickleiter gedacht und, siehe da, ein Zwischenfall in dieser Audienz hat uns belehrt, daß eine Strickleiter ein gewöhnliches Stück von dem Gepäcke eines jungen Officiers ist. Er wird, hat man gesagt, durch die Mansarde hinangekommen seyn; dann wird er, vermittelst der Strickleiter, von der Höhe des Fensterkreuzes hinabgestiegen seyn, um in das Zimmer zu dringen. Das war aber ein sehr gefährliches Stück Arbeit. Auch hat man, glaube ich, auf dieses Mittel verzichtet, um eine andere Muthmaßung auf's Spiel zu bringen. Die, oben an der Mansarde befestigte, Strickleiter, soll bis zur Erde hinabgereicht haben. Nimmt man dies an, so muß sie eine Länge von fünf-und-vierzig bis fünfzig Fuß gehabt haben, und vermittelst dieser Leiter soll er nun bis an das Fenster des Fräuleins von Morell gestiegen seyn. Das ist die lezte Muthmaßung, das ist die Muthmaßung, bei der man stehen bleibt. Aber er muß doch auf jeden Fall diese Leiter befestigt haben, und wo hat er sie denn befestigt? Man hat in allen Zimmern gesucht, man hat an alle Bretter geklopft, man hat alle Nägel befragt, man hat nichts gefunden. Ich täusche mich; am Plafond des Zimmers befinden sich zwei eiserne Bolzen, daran hat er ohne Zweifel die Strickleiter befestigt. Aber diese Bolzen sind mit einem weißen Anwurfe, den man Kalkmilch nennt, bedeckt. Dieser Anwurf blättert sich ab und vermischt sich bei der geringsten Reibung, ja, bei einem bloßen Drucke mit dem Finger. Man hat sie sorgfältig

untersucht, und man hat erwiesen, daß nicht die geringste Spur von Abschabung daran gewesen. Aber, sagt man, die Leiter wird an einer, über dem Fensterkreuze angebrachten Stange, oder vielleicht an einem Gurtenbette befestigt gewesen seyn. Dann aber wird diese Stange, da sie eine so beträchtliche Last tragen mußte, irgend einen Eindruck auf dem Holze oder auf dem Fensteranstriche haben zurücklassen müssen. Das hat Herr Giraud, der Baumeister vollkommen gefühlt, und er hat Alles mit einer ängstlichen Sorgfalt geprüft; er hat indeß nicht die leiseste Spur finden können."

Die einseitige, durch keine Beobachtung oder Erfahrung Anderer bekräftigte Behauptung des Mädchens wurde durch nichts unterstüzt, als durch eine Menge anonyme Briefe, die im Hause des General Morell gefunden wurden, und die im Namen des Lieutenants geschrieben waren. Aber kein einziger dieser Briefe hatte des Lieutenants Handschrift, vielmehr zeigten viele derselben eine auffallende Aehnlichkeit mit der Handschrift Mariens, wie durch Sachverständige beurkundet wurde. Ein noch weit stärkerer Beweis für die Schuld Mariens lag aber darin, daß der Inhalt dieser Briefe ganz der Situation und der muthmaßlichen Absicht Mariens entsprach, während er auf keine Weise zu der Situation und zu dem fälschlich vorausgesezten Plane des Lieutenants paßt.

Was zuerst die Situation anlangt, so wäre es völlig unbegreiflich, wie der Lieutenant hätte von Dingen wissen können, die nur Marie wissen konnte, und wie er die Briefe hätte in dem Hause, das er nur selten und ceremoniell besuchte, an die geheimsten Orte verstecken können. Sein Advokat sagt: „Wer hat denn nun aber diese närrischen Briefe (denn sie sind noch närrischer, als schrecklich) verbreitet? Er ist es nicht, er gehet nicht in das Haus; er gehet höchstens einmal in einem Monate dahin. Wer hat sie an die geheimsten Oerter gelegt? O, gewiß, das ist ein sehr vertrauter Agent; das ist Jemand, der beständig dort ist, der nicht durch seinen Dienst an dem oder jenem Orte des geräumigen Hôtels zurück gehalten wird; es ist Jemand, der sich der Frau und dem Fräulein von Morell nähert, der immer um sie ist: der höllische Geist, der beständig über dem Hause schwebt, die abscheuliche Macht, welche, obgleich unsichtbar, immer gegenwärtig ist; es gibt kein Geheimniß, das sie nicht durchdringt, keine Familienheimlichkeit, die sie nicht entdeckt? So sezt man also dem Fräulein von Morell Blutegel? Man verheimlicht es im Hause, und Niemand weiß davon; aber der Dämon weiß es, er schreibt es. Er weiß ferner die Namen der intimsten Freundinnen, derjenigen, die seit langer Zeit abwesend sind, derjenigen, von denen er nie hat reden hören. Er weiß den Namen des Fräuleins von B.... von Neufchatel, der Frau von M.... von Ancy-le-Franc, er weiß in welcher vertrauten Verbindung man mit einer Dame in Paris, der Kanonissin im Winkel der Straße Saint-Dominique, stehet. Er weiß dies Alles. Der Junker von Morell hat eine Schularbeit angefangen, er unterbricht sie einen Augenblick, um seiner Mutter einen guten Tag zu bieten, er kommt zurück, der Dämon ist in seinem Zimmer gewesen und hat auf seiner Arbeit einen Brief liegen lassen. Frau von Morell ziehet eines Tages ihren Gemahl in das heimlichste ihrer Zimmer und spricht mit ihm mit leiser Stimme, ich weiß nicht, von welcher Familienangelegenheit. Der Dämon ist da und horcht zu, er spricht: „Ich habe Ihr Geheimniß aufgefangen." Nach der Abreise des Herrn von la Roncière schreibt Herr von Morell an Herrn Gisquet. Der Dämon weiß es schon wieder und schreibt: „Ihr Gönner Gisquet wird Sie nicht retten!" Aber, mein Gott, wovon weiß er denn dies Alles? Alle Schritte, die gethan, alle Worte, die gesprochen werden, er zählt sie, er weiß sie, er wiederholt sie. Wie hat er sie erfahren können?"

Von der größten Wichtigkeit sind drei Umstände, einmal, daß die Briefe von Blutegeln sprechen, welche sich Marie heimlich sezte, wovon nicht einmal ihre Familie, geschweige der Lieutenant etwas wissen konnte; zweitens, daß in den frühern Briefen die Mißhandlung Mariens so dargestellt ist, als sey ihre Ehre verlezt worden, während dieses in den spätern Briefen mit auffallendem Eifer geläugnet wird; und drittens, daß schon in Paris, ehe die Familie Morell nach Seumur zog und ehe sie mit dem Lieutenant in die erste Berührung kam, bereits anonyme Briefe eingelaufen waren.

Herr Matthäi zieht aus allen diesen Indicien folgenden Schluß: Marie hat sich in Paris vergangen. Die Folgen ihres Fehltritts und die Strenge ihres Vaters fürchtend, sezt sie sich heimlich Blutegel, ein in Frankreich bekanntes und verbotenes Verfahren. Doch überhebt sie dies ihrer Sorgen nicht. Sie denkt auf ein sichereres Mittel, wenn die Sache an den Tag kommen sollte, als ganz unschuldig zu erscheinen. Sie sieht einen als lüderlich bekannten Lieutenant und einen artigen Capitain, d'Estouilly, in ihres Vaters Hause zu Seumur. Der erstere scheint ihr tauglich zum Sündenbock, der leztere zum Ersatzmann. Sie fingirt eine böse Absicht des ersteren und läßt in den von ihr in des Lieutenants Namen geschriebenen Briefen eine Liebe zu dem Capitain durchblicken. Sie gibt vor, des Nachts von dem Lieutenant überfallen zu seyn. Sie zeigt Spuren vor, unbedeutende blaue Flecken, einen Biß, der kaum die Haut gerizt hat, einige Stiche, die kaum sichtbare Narben zurücklassen. Sie tanzt am folgenden Tage auf

dem Balle, Niemand, die eigne Mutter nicht, hat sie genügend untersucht. Alles beruht auf ihrer eignen Aussage. Sie läßt in den im Namen des Lieutenants geschriebenen Briefen diesen sich rühmen, über ihre Tugend gesiegt zu haben. Aber in kurzer Zeit wird sie inne, daß die gefürchteten Folgen ihres Fehltritts ausbleiben. Sie sieht ein, daß sie den ganzen Betrug nicht nöthig gehabt hätte. Aber die Sache ist schon zu weit gediehen, sie hat den Capitain schon zu weit in die Sache verwickelt, der sich für ihre Ehre mit dem Lieutenant duellirt. Es bleibt ihr nichts übrig, als in den fortgesezten anonymen Briefen wenigstens auf's eifrigste die frühere Behauptung des Lieutenants zu widerrufen und sich selbst als einen Engel der Unschuld und Reinheit darzustellen.

Mit dieser Voraussetzung des Herrn Matthäi stimmen alle Indicien auf's genaueste überein, während sich auch nicht der mindeste Grund auffinden läßt, warum der Lieutenant, wenn er die Briefe geschrieben hätte, sie gerade so verfaßt haben sollte.

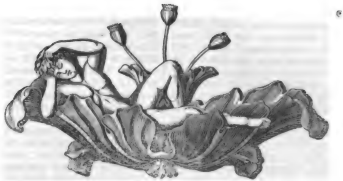
Aber der Lieutenant stürzte sich selbst erst in den Verdacht, indem er in Folge des Duells mit dem Capitain und den Drohungen des Generals und der übrigen Offiziere sich überreden ließ, es sey für ihn das beste, sich als Verfasser der Briefe zu bekennen. Er that es, aus gewohntem Leichtsinn, obgleich mit ausdrücklicher Verwahrung, daß er eine Unwahrheit bekenne. Diese, des Ehrenmanns immer unwürdige Handlungsweise ist der einzige Grund, weßhalb seine Verurtheilung weniger empörend scheinen dürfte. Sein Vertheidiger führt an: „Nach dem Duell, als Estoully, durch ihn verwundet, mit seinem Tuche verbunden, seine Hand in der seinigen hält, und ihm sagt: „Ich halte Sie für schuldig, bekennen Sie und Alles soll vergessen seyn," antwortet er: „Ich kann nicht bekennen, was ich nicht gethan habe; ich schwöre Ihnen, ich bin unschuldig." Aber in der Folge hat er einen Bekenntnißbrief geschrieben, hat sich für den Verfasser der anonymen Briefe, welche er von Estoully empfangen hatte, erkannt. Mein Gegner und ich begreifen diese Angabe von Seiten eines Mannes nicht, dessen Wort so bedeutsam ist — mein Gegner hat gesagt: „Er hat mit fester Hand unterzeichnet, er hat freiwillig unterzeichnet; er hat mit voller Freiheit seines Geistes unterzeichnet. Was sagen Sie! Sie haben also Alles vergessen, was vorgegangen ist, und welche moralische Gewaltthätigkeit ihn umgab? Er betheuerte seine Unschuld und man sagte ihm: Die Offiziere der Schule treten in ein Ehrengericht zusammen, Sie sind verloren, Sie werden vor einen Assisenhof geschickt, drei Schriftprüfer haben Ihre Handschrift erkannt, eine fünfjährige Kettenstrafe stehet Ihnen bevor. Also war die Gerechtigkeit bereit, ihn zu fassen; ein schrecklicher Lärm bereitete ihm den Untergang. Bei dem ersten Worte von der Verfolgung verließ und verfluchte ihn sein Vater unfehlbar und schon hatten drei Experten seine Verdammung ausgesprochen." Nur aus diesen Gründen willigte der leichtsinnige Mann in die Lüge, doch nur unter ausdrücklicher Verwahrung. Derselbe Estoully hat Marien geheirathet! Marie stand rein da, sobald der Lieutenant sich zu den Briefen bekannt hatte. Hatte also der Capitain, dem die Tochter eines so angesehenen Hauses sich gleichsam antrug, nicht Grund genug, sie rein wissen zu wollen?

Es ist, sagt Matthäi, nicht möglich, eine Hypothese auszudenken, wornach Roncière als der Schuldige erschiene. Der Inhalt der Briefe widerspricht vollkommen einem Plan, den der Lieutenant hätte haben können, und paßt lediglich für den schon angedeuteten Plan des Mädchens. Alle darin enthaltenen Widersprüche sind nur darauf berechnet, der Sache des Mädchens zu dienen, und passen durchaus nicht auf den Ideengang und Zweck des Lieutenants. „Und dann, frägt Matthäi, liegt eine Mystifikation, wie die vorliegende, nicht außer dem Charakter des Mannes? Wo und wann ist je ein Fall vorgekommen, daß ein Mann mit solcher Consequenz eine so kindische, so lächerliche Mystifikation durchführte, ohne Zweck, ohne Nutzen, ohne Aussicht des Gelingens. Nicht so ist es mit dem weiblichen Geschlecht. Erziehung, bürgerliche Stellung legt ihnen die Verbindlichkeit auf, im Stillen, im Geheimen ihre Pläne zu bilden, und meistens auch auszuführen. Die Zahl der Beispiele ist groß, jeder findet gewiß in der eignen Erfahrung Belege."

Zum Beweise, wie sich Mädchen zuweilen den größten Schmerzen unterzogen haben, um einen Betrug zu unterstützen, führt Matthäi folgende Beispiele an: „Der Professor Herholdt in Kopenhagen behandelte ein höchst gebildetes, selbst auffallend unterrichtetes junges Mädchen wohlhabender Eltern, das viele Jahre lang auf die listigste und consequenteste Art ihn und viele andere Aerzte und Beobachter täuschte. Sie peinigte sich selbst auf die schauderhafteste Art. Sie stach sich viele hundert Nadeln an verschiedenen Stellen des Körpers ins Fleisch, und wenn später Entzündung und Eiterung entstand, ließ sie dieselben herausschneiden. Sie blieb ein und ein halbes Jahr stumm, und noch länger lahm, entzog sich die Nahrung, ahmte Krämpfe, Ohnmachten täuschend nach u. s. w."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 56. Freitag, 3. Juni 1836.

Kriminal-Justiz.

1) Medicinisch-psychologisches Gutachten über die Verurtheilung des Lieutenants Emil de la Roncière vor den Assisen in Paris im Juli 1835 von E. Chr. Matthäi, Medicinalrath in Verden. Hannover, Helwing, 1836.

2) Merkwürdiger Proceß des E. Cl. de la Roncière. Nach den authentischen gerichtlichen Verhandlungen und Beweisschriften. Zwei Bände. Quedlinburg, Basse, 1836.

(Schluß.)

„Noch ehe ihre Betrügereien entdeckt wurden, hatten viele berühmte Aerzte und Reisende sie gesehen, und von dem tiefsten Mitleiden ergriffen, verlassen. Durch Journale und Zeitungen wurde die Geschichte dieser unglücklichen Kranken in der gebildeten Welt verbreitet. Niemand zweifelte an der Wahrheit. 1826 wurde erst der Betrug entdeckt. Sucht, der Gegenstand der Bewunderung, des Staunens der Menschen zu seyn, Vergnügen, die gelehrtesten, berühmtesten, scharfsinnigsten Männer zu mystificiren, waren die einzigen Bewegungsgründe dieser verschmizten Betrügerin. Die in psychologischer Hinsicht so höchst interessanten Berichte findet man in zwei kleinen Schriften des Professors Herholdt. Observatio de affectibus morbosis virginis Havniensis. Havniae 1822. 8. Und Auszüge aus den über die Krankheiten der Rachel Herz, während der Jahre 1807 — 1826 geführten Tagebüchern. Kopenhagen 1826. 8. — In Lüneburg verabredeten Mutter und Tochter einen Plan, um das Mitleiden ihrer Mitbürger thätiger auf sich zu lenken, den sie mit einer schauderhaften Consequenz zu Ende führten. Die Tochter klagte über unerträgliche Schmerzen in einer Brust, jammerte, schrie, suchte bei allen Aerzten Hülfe, unterzog sich allen Vorschriften. Vergeblich; der Schmerz ließ nicht nach. Man vermuthete einen verborgenen Krebs. Sie entschloß sich willig zur Abnahme der Brust. Man fand diese gesund. Nach einigen Jahren, wie das Mitleiden sich verlor, spielte sie noch einmal dieselbe Rolle. Auch die andere Brust wurde abgenommen, die gleichfalls gesund war. Wie auch die hierauf gegründete Quelle versiegte, klagte sie über Schmerzen in der Hand. Sie wollte sich auch die abnehmen lassen. Allein man hatte Verdacht eines Betruges geschöpft. Sie wurde in ein Hospital geschickt, hier überführt, und endigte nun in einem Zuchthause. Lentin erzählt dies nach eigener Erfahrung (Beiträge zur ausübenden Arzneiwissenschaft. Hannover 1797. I. S. 411). — Einem noch jungen Mädchen wurden während 10 Monaten nach und nach 104 Steine mittelst der

Digitized by Google

Zange nach vorhergegangener Operation des Blasenschnitts und Erweiterung des Blasenhalses, und fast jedesmal unter heftigen Schmerzen und Blutungen aus der Blase gezogen. Arzt und Wundarzt hatten sich täuschen lassen. Das Mädchen hatte die Steine im Bette oft unter Blutungen und bedeutenden Schmerzen in die Blase geschoben. Früher hatte sie an Erbrechen, Convulsionen und mancherlei andern Zufällen gelitten. Auch diese waren künstlich hervorgebracht gewesen (Kopp Jahrbücher der Staats-Arzneiwissenschaft. 1823. VIII. S. 382). Nach solchen Beispielen, die sich leicht vermehren lassen, wem kann es noch unglaublich scheinen, wenn ein junges Mädchen zur Erreichung bestimmter Zwecke sich Schmerzen selbst verursacht, wie sie nach den unbedeutenden Verwundungen Mariens entstehen mußten. (Conf. Henry Marschall in Edinburg. med. u. Surg. I. Oct. 1826. Uebersezt in Horns Archiv. 1827. I. S. 1—62)."

Gewiß ist der vorliegende Proceß einer der psychologisch interessantesten und verdient die genauere Prüfung wohl. Schließlich können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß in Frankreich selbst etwas für die Revision des Processes geschehen, und daß das grausame Loos des aller Wahrscheinlichkeit nach unschuldig Verurtheilten gemildert werden möge. Für ein so civilisirtes Volk, wie das französische, würde es immerhin ein Schimpf seyn, wenn es das Urtheil, das es in einer solchen Sache gesprochen hat, nicht entweder bereute, oder mit bessern Entscheidungsgründen, als es geschehen ist, vor den Augen Europas rechtfertigte.

3) Das Verbrechen an Unmündigen oder die Kinderverschleppungs-Geschichte der Michel'schen Eheleute in Rapperschwyl. St. Gallen und Bern, Huber u. Comp., 1835.

Ein ebenfalls durch die Zeitungen schon bekannter Proceß, dessen Verlauf hier vollständig und aktenmäßig mitgetheilt wird.

Das Michel'sche Ehepaar zu Rapperschwyl etablirte ein heimliches Klinikum in seinem Hause, und lieferte die neugebornen Kinder, d. h. die, welche nicht schnell genug an der Verwahrlosung starben, in das Findelhaus zu Mailand. Es war eine Geldspeculation. Auch Betrug, Taufe auf falschen Namen, lief mitunter. Wenn man die Kinder nicht ins Ausland verschleppt, wenn man nicht betrogen hätte und wenn die Pflege der armen Kinder besser gewesen wäre, so könnte eine solche Anstalt als Gegenmittel gegen die häufigen Kindermorde wohl entschuldigt werden. Das mag die Richter auch wohl bestimmt haben, eine so gelinde Strafe zu diktiren, drei Jahr Ketten dem Mann, drei Jahr Zuchthaus der Frau. Nachdem die Justiz fertig war, hätte sich die Verwaltung der Sache annehmen und für Errichtung eines Findelhauses in der Nähe sorgen sollen, dessen Bedürfniß wohl durch einen solchen Kriminal-Proceß erwiesen ist. Wo keine Anstalt zur Aufnahme ausgesezter Kinder ist, trifft die Verwaltung eines civilisirten, d. h. hier demoralisirten Staats immer einen Vorwurf. Ist die Civilisation, d. h. hier Demoralisation, so weit gediehen, daß die unehelichen Geburten bedeutend zunehmen, so ist es unvermeidlich, daß auch die Kindermorde und das heimliche Aussetzen der Kinder in demselben Verhältniß steigt und alsdann ist es Pflicht des Staats, diesem Uebel auf die schonendste und humanste Weise zu begegnen, auf die humanste Weise für die Mutter, daß sie nicht zum Morde des eignen Kindes getrieben werde, und für das Kind, daß es beim Leben erhalten werde. Das kann aber nur der Fall seyn, wenn überall, wo große Menschenmengen gehäuft sind, legitime Findelhäuser geöffnet werden. Allerdings droht dann dem Staat eine große Ausgabe, denn die Findelhäuser werden stark bevölkert werden. Allein diese vom Staat erzogenen Kinder werden dem Staat zulezt immer nüzlicher seyn, als die Vagabunden, die den lüderlichen Müttern überlassen bleiben, und der Kindermord, diese furchtbare Satire auf die Civilisation, wird abnehmen.

4) Ueber eine in St. Gallen vollzogene Zwangtaufe. St. Gallen, Wartmann, 1835.

Der Verfasser drückt sich mit Recht sehr entrüstet aus über die Barbarei der Behörden, die im freien Schweizerlande einem Vater sein Kind wegrissen und mit Gewalt tauften. Der Vater war ein Wiedertäufer. Es gibt deren auch an andern Orten, z. B. in Würtemberg, wo man sie als gute friedsame Bürger gern duldet und ihnen in religiösen Dingen keinerlei Zwang auflegt.

Unterrichtswesen.

1) Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen. Von Dr. C. J. Lorinser, k. Regierungs- und Medicinalrath in Oppeln. Berlin, Enslin, 1836.

2) Ueber das Verderben auf deutschen Universitäten von Dr. F. A. W. Diesterweg, Direktor des Stadtschullehrer-Seminars in Berlin. Essen, Bädecker, 1836.

Beide kleine Schriften sind von hohem Interesse.

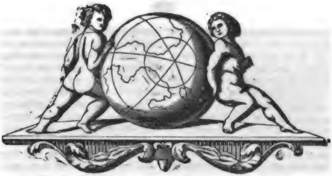
Herr Lorinser sagt: „Immer häufiger und lauter werden die Klagen, daß in den Gymnasien die Ausbildung des Geistes zu der des Körpers sich nicht im rechten Verhältnisse befindet, und daß daher oft dieser wie

jener an einem schleichenden Siechthume leidet, durch welches die Lebenskraft allmählig in ihrer Wurzel gebrochen und der Kern der Gesundheit angegriffen wird. Die solche Klage führen, besonders Aeltern und Vormünder, sind in der Regel geneigt, dieses Siechthum dem eingeführten Systeme des Unterrichts allein zur Last zu legen, ohne genau zu erwägen, daß auch die Generation selbst eine andere ist, der Keim des Uebels schon in die Schule mitgebracht wird, und hier nur, von gewissen Umständen begünstigt, Nahrung und Wachsthum erlangt. — Seit der Entdeckung von Amerika, mit welcher der oben erwähnte Aufschwung des menschlichen Geistes begonnen hat, und die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften zusammentrifft, hat nach und nach eine totale Veränderung in dem geistigen und physischen Leben der Menschheit stattgefunden. Die neu eröffneten Schätze der Erde, die Erfindung neuer Zerstörungsmittel, die Anwendung der Magnetnadel, die über alle Erwartung vervollkommneten Werkzeuge geistiger Mittheilung, die Befreiung von vielen alten Autoritäten und Institutionen, die neue Richtung aller Künste und Wissenschaften, die Industrie mit ihrem unübersehbaren, dem Luxus und der Bequemlichkeit dienenden Apparate, die allgemeine Einführung neuer Nahrungs- und Reizmittel (Branntwein, Thee, Kaffee, Tabak, Kartoffeln u. s. w.), die immer zunehmende Erleichterung des geistigen und materiellen Verkehrs, die wachsende Genuß- und Vergnügungssucht, das Revolutionsfieber und was damit zusammenhängt — Alles wirkte vereinigt, um dem Leben eine andere Richtung und Gestalt zu geben. Eine größere Unruhe und Beweglichkeit der Seele, ein Uebergewicht des Nervensystems im Körper, ein künstlicheres Daseyn überhaupt sind eben sowohl Folgen, als Ursachen dieses ganz veränderten Zustandes der Dinge, und Hufeland bemerkt mit Recht, daß der vorherrschende Nervencharakter nicht etwa bloß in den Städten und unter den höheren Ständen, sondern auch auf dem Lande bemerkbar sey. Was früher unerhört war, es gibt jezt Bauern, die hypochondrisch sind, und Bauerweiber, die an Zufällen leiden, welche man sonst nur bei feinfühlenden und nervenschwachen Damen zu finden glaubte. Die Thätigkeit des Geistes ist allerdings außerordentlich erregt und vervielfältigt; sie äußert sich aber viel mehr durch eine vorwaltende Empfänglichkeit und Reizbarkeit, als durch kräftige und dauernde Reaktion; der Leib ist bei der vielfach veränderten Lebensweise zarter, gebrechlicher und von Reizmitteln abhängig geworden, die den Vorfahren fremd gewesen sind. Die wesentliche Energie des Lebens ist gesunken, und in dem Maaße, wie die Sinne beweglicher und die Triebe begierlicher geworden, haben Geist und Körper an Festigkeit und Widerstand verloren. Die größere Kränklichkeit und Sterblichkeit der Kinder, die frühe Entwicklung der Seele und des Zeugungstriebes, die Ueberreizung und Schwäche des Nervensystems, die zunehmenden Krankheitsanlagen überhaupt sind Thatsachen, welche vor Augen liegen und nicht geläugnet werden können. An die Stelle der Pest und des Aussatzes ist ein Heer von neuen Uebeln gekommen, welche dem Alterthume unbekannt waren, namentlich die Pocken, die Masern, der Scharlach, der Keuchhusten, die Lustseuche, das gelbe Fieber u. s. w.; andere Uebel sind in neuerer Zeit viel häufiger und allgemeiner geworden, z. B. die Nervenkrankheiten aller Art, die sogenannten Erkältungen, die Scropheln, die englische Krankheit, die Lungensucht, die Hirnentzündung, der Wahnsinn, und die Wuth sich selbst zu tödten. Von den Gebrechen und Krankheiten der Organisation werden viele durch die Zeugung fortgepflanzt; die Reizbarkeit und Schwäche des Nervensystems, die krankhafte Anlage der Lungen und des Unterleibes gehen von den Aeltern auf die Kinder über; diese werden schon mit einem zarteren Körper überhaupt und insbesondere mit einer größeren Erregbarkeit zur Welt gebracht, folglich auch später mit denselben Eigenschaften in die Schule geschickt. Hier aber erwartet den Knaben ein Loos, welches die krankhaften, oft noch schlummernden Keime mit beschleunigter Gewalt zur Entwicklung treibt, und selbst nur eine Folge des allgemeinen Zeitübels ist. Um diese krankhaften Anlagen des Körpers wie des Geistes zu steigern und, wo sie noch nicht vorhanden sind, hervorzurufen, dazu gibt es in der That keine wirksameren Mittel, als diejenigen, welche man heut zu Tage auf den meisten deutschen Gymnasien in Anwendung bringt. Diese Mittel bestehen in der Vielheit der Unterrichtsgegenstände, in der Vielheit der Unterrichtsstunden und in der Vielheit der häuslichen Aufgaben. Das Erste ist vorzüglich zur Verwirrung und Abstumpfung des Geistes geneigt, das Zweite hält die naturgemäße Ausbildung des Körpers zurück, und durch das Dritte wird vorgebeugt, daß diese beiden Wirkungen nicht außer der Schule wieder aufgehoben werden. Nach den Programmen von fünfzig bis sechzig Gymnasien, welche Verfasser eingesehen hat, müssen die meisten Schüler wöchentlich 32 bis 42 Stunden auf den Bänken sitzen. Von diesen entlassen, hat der Fleißige kaum so viel Zeit, um den an ihn gemachten Forderungen in Hinsicht der häuslichen Aufgaben zu genügen, und öfters kann man bemerken, daß gerade die Fleißigsten auch die Kränklichsten sind. Zu einer wirksamen Erholung bleiben diesen kaum an Feiertagen einige Stunden übrig; der Schüler wird immer mehr der Natur, und selbst der Familie entfremdet, sein ganzes Leben geht in der Schule und in den Büchern auf. Die minder Thätigen, die Leichtsinnigen und die Nachlässigen sind häufig diejenigen, welche den Natursinn und den Lebensmuth am längsten bewahren.“

„Während die geistige Kultur auf die eben bezeichnete Weise übertrieben wird, und dadurch ihren Zweck verfehlt, ist auch der Körper einem unnatürlichen Zwange unterworfen, durch welchen die Entwicklung der physischen Kräfte verhindert, der Kreislauf und die Beschaffenheit der Säfte beeinträchtigt wird. Ein Organismus, zu dessen Ausbildung reine Luft und thätige Bewegung eben so unerläßlich sind, als zum Gedeihen einer Pflanze Regen und Sonnenschein gehören; ein junger Mensch, oder noch ein Knabe, dessen Lebensthätigkeit in solchem Alter viel mehr nach außen als nach innen strebt, mehr noch auf das Leibliche, als auf das Geistige gerichtet ist, und dessen Organe nur durch Uebung und freie Aeußerung ihrer Kraft sich entwickeln und erstarken können, ein solcher wird verurtheilt, täglich sechs bis acht Stunden in der Schule zu sitzen und dann noch einige Stunden sich zu Hause einzusperren! In der That, die künstlich gezogenen, verkümmerten Pflanzen in den Treibhäusern, oder die bleichen, zur *Flora subteranea* gehörigen Gewächse in den Schachten und Klüften, wohin weder Licht noch Wärme dringt, bilden auf einer niedrigeren Stufe die wahren Gegenstücke zu nicht wenigen Schülern der Gymnasien. Kräftige und blühende Knaben sogar welken oft nach einigen Jahren dahin, wie Gewächse, denen Licht und Nahrung entzogen worden; am deutlichsten erscheint das sieche Gepräge in den höheren Klassen, Bilder der Gesundheit werden immer seltener gefunden, ein bleiches Antlitz, ein mattes Auge, ein träges Wesen, Verstimmung und altkluge Mienen haben bei Vielen die Frische, das Feuer und die Unbefangenheit verdrängt. Das peinliche Gefühl, welches zu Anfang der sitzenden Lebensweise sich einstellt, wird freilich in der Folge durch Gewöhnung allmählich abgestumpft, in der Jugend aber um so nachtheiliger empfunden, weil hier der Trieb nach Bewegung ungleich stärker und lebhafter, und im Knabenalter jede Faser noch voll Regsamkeit ist. Indem die nach außen strebende organische Thätigkeit zurückgehalten und gehemmt wird, kann es nicht fehlen, daß sie, umschlagend, ihre Befriedigung auf einem anderen, aber unrechten Wege sucht, und innerhalb des Organimus sich in krankhaften Richtungen verirrt. Die erste Folge dieses lezteren ist der vermehrte Trieb des Blutes nach den Organen des Unterleibes, und die Anhäufung desselben in dem Systeme der Pfortader, besonders der Hämorrhoidalgefäße. Die Freiheit und das Gleichgewicht des Kreislaufes werden dadurch gestört; das Daseyn des Blutes wird als ein fühlbarer Reiz empfunden, die Wärme und Thätigkeit der untern Organe vermehrt, und hier ein vorzeitiger abnormer Entwicklungstrieb geweckt, welcher meistens zugleich in einer doppelter Richtung, nämlich in den Organen der Zeugung und der Ernährung hervorzubrechen pflegt. Die für Geist und Körper zerstörenden Folgen der ersten Richtung sind allen aufmerksamen Lehrern genugsam bekannt; sie wurden ehemals zu viel und zu offen besprochen, und werden heute zu sehr secretirt. Die zweite Richtung trifft die Organe der Verdauung und der Blutbereitung, vorzüglich den Darmkanal, die Milz, die Leber und die drüsigen Theile. Hier wird der Grund zu den sogenannten Stockungen im Unterleibe, zu den Verdauungs- und Hämorrhoidalbeschwerden, und überhaupt zu den zahlreichen und sehr zusammengesezten Uebeln gelegt, die aus solchen Zuständen sich herausbilden, und mit der Zeit den ganzen Organismus mitleidend machen können. Zuweilen sieht man sogar diese Uebel noch auf den Gymnasien ihre Ausbildung erlangen, denn es ist keine große Seltenheit mehr, fleißige Primaner und Secundaner zu finden, die schon vollendete Hypochondristen sind, und den traurigen Vorzug haben, an einer Krankheit zu leiden, welche sonst nur für eine Eigenheit des männlichen Alters gehalten wurde. Minder oder mehr muß auch die Brust am Leiden Antheil nehmen, vorzugsweise bei Jünglingen, deren Lungen schon von Hause aus nicht die vollkommensten sind. Die vorgebogene Stellung beim Lesen, Schreiben, Zeichnen u. dergl., die leisen, kurzen Athemzüge (*respiratio parva*), die allezeit eintreten, wenn die Aufmerksamkeit rege oder gespannt ist, lassen nicht zu, daß die Lungen vollständig ausgedehnt, die Luft in denselben gehörig erneuert und ausgeschieden, und die Muskeln der Brust in hinlänglicher Uebung und Thätigkeit erhalten werden. Der ganze Proceß der Respiration geschieht auf diese Weise nur halb und unvollkommen; ein Mangel, der oft lange Zeit ohne bemerkbaren Nachtheil ertragen wird, der aber, in einem jugendlichen, zumal mit schwacher Brust begabten Körper täglich viele Stunden fortdauernd, für die Bereitung und den Umlauf des Blutes sowohl, wie für die Lungen selbst, von den schädlichsten Folgen, und das wichtigste ursächliche Moment der so häufigen Lungensucht ist, wenn diese auch viel später, und öfters erst zwischen dem zwanzigsten und vierzigsten Jahre zum Ausbruche gelangt. Kommt hierbei noch in Erwägung, daß die Luft, die von den Schülern eingeathmet wird, gewöhnlich durch das Beisammenseyn Vieler in einem verhältnißmäßig engen Raume verdorben oder wenigstens nicht rein ist, und um so mehr die Eigenschaft eines *Pabulum vitae* verliert, je länger das Beisammenseyn dauert, so wird auch der hieraus für die Blutbereitung und Ernährung entspringende Nachtheil nicht zu niedrig anzuschlagen seyn. Das Singen, sehr geeignet zur Entwicklung und Stärkung einer sonst gesunden Brust, und deßhalb auch für diesen Zweck zu empfehlen, bringt in einer geschwächten oder der Anstrengung ungewohnten nur zu leicht die entgegengesezte Wirkung hervor.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 57. Montag, 6. Juni 1836.

Unterrichtswesen.

1) Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen. Von Dr. C. J. Lorinser.

2) Ueber das Verderben auf deutschen Universitäten von Dr. F. A. W. Diesterweg.

(Schluß.)

„Richten wir noch zulezt den Blick auf das Haupt, so fällt vor Allem auf, wie sehr bei vielen Jünglingen das edelste Gebilde des Menschen, das Auge, in seiner Sehkraft geschwächt und ohne Schonung mißhandelt wird. Noch nie, so lange es Schulen gibt, ist die Kurzsichtigkeit unter der Jugend so häufig gewesen, und mit jedem Jahre scheint die Zahl der Brillenträger in den oberen Klassen zuzunehmen. Man hat die Ursache dieses Fehlers in dem kleinen Drucke und schlechten Papiere der Schulbücher zu finden geglaubt, und wirklich ist nicht zu läugnen, daß oft Schriften solcher Art ein schlimmes Augenpulver sind, und in dieser Beziehung selbst die niedlichen und beliebten Schulausgaben der Klassiker von Tauchnitz und Teubner noch Manches zu wünschen übrig lassen; viel mehr jedoch und vorzugsweise muß die Augenschwäche dem zu anhaltenden, bei Sonnen- und bei Lampenlicht fortgesezten Lesen und Schreiben überhaupt, und außerdem der consensuellen Wirkung beigemessen werden, welche das Sehorgan bei sitzender Stellung des Körpers von Seiten des Unterleibes zu erdulden hat. Das Uebel wird durch schlechte Brillen verschlimmert, die in kleineren Städten gewöhnlich von Hausirern gekauft werden, denen verstattet ist, im Lande umherzuziehen und die Augen zu blenden.“

Diese durchaus der Wahrheit gemäßen Aeußerungen eines denkenden Arztes verdienen alle Beherzigung. Dieselbe Klage ist schon zu oft laut geworden, als daß Verwaltungen, die es mit dem Volk wohl meinen und die, besonders in monarchischen Staaten, die Vernunft im Staatskörper repräsentiren sollen, nicht endlich ernstlich derselben ihr Ohr leihen müßten.

Doch hat Herr Lorinser nur die Hälfte gesagt. Es ist nicht genug, die geistigen Anstrengungen der Jugend zu ermäßigen, es muß auch eine positive Kräftigung und Bildung des Körpers hinzukommen. Es wird so lange nicht geholfen werden, bis in den Schulen wieder körperliche Uebungen und zwar allgemein eingeführt werden.

Die Turnplätze sind in Preußen seit siebzehn Jahren aufgehoben. Binnen dieser Zeit dürfte verjährt seyn, was zur Aufhebung Veranlassung gab. Auch damals schon hätte alles, was die Regierung mißbilligte, leicht beseitigt werden können, wenn die gymnastischen Uebungen als ein allgemeines Staatsinstitut, als Vorschule zum Militärdienst behandelt und allgemein unter Leitung von politisch

unbedeutenden Halbmilitärs (gleich den Fecht- und Schwimm-meistern) eingeführt worden wären. Nur deßhalb, weil das Turnen Privatsache unter der Leitung einer etwas schwärmerischen Partei blieb, und sich in Tracht, Sprache, Manieren und Begriffen gänzlich von der gewöhnlichen Welt isolirte, schien es einerseits der Regierung gefährlich, anderseits dem Publikum lächerlich.

Jezt ist, wie man zu sagen pflegt, Gras darüber gewachsen. Es ist nicht die geringste Besorgniß mehr vorhanden, daß die gymnastischen Uebungen, wenn man sie allgemein auf die von uns angedeutete Weise einführte, in die alte langhaarige Seltsamkeit zurückfallen würden. Dagegen ist es sonnenklar, daß die Jugend mehr als je solcher Uebungen bedarf. Das Bedürfniß der Gymnastik ist nicht nur immer geblieben, sondern es hat sich auch gesteigert durch das von Herrn Lorinser so meisterhaft geschilderte Uebermaaß nervöser Aufreizungen.

Die Rückwirkung der Gymnastik auf die Moralität verdient einer besondern Erwägung. Predigten, Vorstellungen von der Heiligkeit des Körpers, von den üblen Folgen der Entnervung, vorsichtige Ermahnungen helfen nichts, wo der durch geistige Anstrengungen überreizte Körper, krankhafte Frühzeitigkeit der Begehrungstriebe und besonders die an stilles Brüten gewöhnte Phantasie alle Nerven der Jugend erhitzen. Dagegen hilft ganz sicher die tüchtige Regung der Knochen und Muskeln in der Gymnastik, die gesunde Bewegung, das dadurch bewirkte körperliche Wohlgefühl und der alsdann immer auch unbewußt sich ausbildende männliche Stolz, dem die weichlichen Laster schon von selbst und ohne daß es deßhalb einer Ermahnung bedarf, verächtlich erscheinen.

Wo die gesunde Körperkraft vorwaltet, da auch die Sittlichkeit. Das haben die ältern Heldenvölker bewiesen. Das beweisen noch jezt die kräftigen Alpensöhne überall, wo das Fabrikwesen noch nicht seine Entnervung hingebracht hat.

Die Schrift des Herrn Diesterweg betrifft vorzugsweise die Universitäten und enthält sehr beherzigenswerthe Wahrheiten, die man nicht deßwegen in den Wind schlagen darf, weil einige der daran geknüpften Vorschläge unausführbar sind.

Zuerst bedauert der Verfasser, daß die Universitätslehrer viel zu gelehrt seyen: „Der akademische Lehrer braucht als solcher kein Forscher, aber er muß ein Lehrer seyn. Vereinigt sich Beides in derselben Person, desto besser; aber es nicht nöthig, so wie es auch sehr selten ist. In den meisten Fällen schließen beide Richtungen einander aus. Der gelehrte Forscher liebt die Einsamkeit des Denkens, die stille Betrachtung, indem er die Grenzen des menschlichen Erkennens zu erweitern strebt. Er hat es mit der Sache, nicht mit der Form, nicht mit der Art der Entwicklung des Geistes zu thun, er denkt nicht an die Methode. Der Lehrer dagegen richtet sein Hauptaugenmerk auf die Geseze der Entfaltung des jugendlichen Geistes, auf die Art und Weise, wie derselbe erregt und gerichtet werden muß, damit er zur selbstständigen, freien Entwicklung gelange. Er liebt daher das laute Denken, und er sucht die Gemeinschaft mit strebenden Jünglingen, die das Bedürfniß der Entwicklung lebendig in sich empfinden. Die Umgebung, in welcher das Geschäft des Forschens allein gedeiht, ist die abgeschiedene Stille, ein einsames Landhaus oder eine Bücherburg; das Geschäft des Lehrens dagegen gedeiht nur in dem Lehr- und Hörsaale bei der lauten, möglichst lebendigen Rede und Gegenrede. Zur Erweiterung der Wissenschaften wird eine Sammlung des Geistes und eine Muße erfordert, wie sie dem in lebendigem Verkehr mit heiteren Jünglingen stehenden Lehrer nicht zu Theil wird. Darum ziehen sich alle eigentlichen gelehrten Forscher gern vom Lehren zurück, und darum sind die tüchtigsten akademischen Lehrer selten oder nie in demselben Maße, als sie Lehrer sind, zugleich wissenschaftliche Forscher. Offenbar hat man diese meist entgegesezten Bestimmungen nicht immer gehörig von einander geschieden. Man hat die Gelehrsamkeit mit der Lehrkunst verwechselt, und den Mann für den besten akademischen Lehrer gehalten, der der gelehrteste war. Ich wiederhole es, es gibt keinen guten Lehrer ohne gründliches Wissen; aber dieses allein stempelt keinen zum Lehrer. In der Regel führt es allein von der Lehrkunst ab. Denn sie ist ein Können, zu dem sich der Gelehrte bei seiner ausschließlich theoretischen, unpraktischen und abstrakten Richtung nicht gern herabläßt. Die größten Gelehrten sind darum meist unwillige, ungeschickte, ungewissenhafte, d. h. schlechte Lehrer, und die tüchtigsten Lehrer darum meist keine Forscher. Das Erforschen des Neuen erfordert Genie, das Lehren Talent. Der akademische Lehrer braucht daher kein Genie zu seyn, aber er darf des (Lehr-) Talents nicht entbehren. Zur Befestigung dieses höchst wichtigen Unterschiedes hat, wenn ich nicht irre, Jemand den Vorschlag gethan, die Akademien von den Universitäten zu scheiden, jenen die eigentlichen gelehrten Forscher, diesen die eigentlichen Lehrer der Wissenschaften zuzuweisen. Ein Vorschlag, welcher im höchsten Grade der weiteren Ueberlegung würdig ist. Vielen großen Uebeln der heutigen Universitäten würde dadurch vorgebeugt werden. Welche Marter ist es für die Studenten, tagtäglich zu den Füßen eines Mannes zu sitzen, der die Gabe des Lehrens nicht besizt, selbst wenn er der ausgezeichnetste, berühmteste Gelehrte seyn sollte. Sie sitzen da mit lernbegierigen Ohren, sie schreiben die Worte nach, die sie hören, aber sie verstehen den Mann nicht. Leider gilt dies in Deutschland noch für den Beweis der Meisterschaft, für einen untrüglichen Beweis der Gründlichkeit und der Tiefe. Von Hegel hat man gesagt, daß ihn Einer verstanden habe. Doch wir wollen hoffen, daß ihn in jedem Semester zehn verstanden haben. Aber stets hörten ihn

Hunderte! Was ist nun aus diesen geworden? Welchen Gewinn haben sie gezogen von den Stunden, die sie aufopferten, von der Geistesqual, die sie empfunden? Oder wird man etwa dadurch für die Wissenschaften, die Philosophie, oder für philosophische Behandlung gewonnen, wenn man nichts versteht? So viel ist gewiß, Hegel mag ein tiefer Forscher gewesen seyn, er war einer der schlechtesten Lehrer, die es jemals gegeben hat. Jenes kann ich nicht beurtheilen, denn ich gehöre auch zu denen, die ihn nicht verstanden haben, und ich verstehe auch die nicht, die ihn verstanden zu haben behaupten; aber dieses weiß ich aus Erfahrung. Im Jahr 1825 hospitirte ich bei ihm einige Stunden. Er quälte sich damit ab, den Unterschied des Discursiven und Intuitiven deutlich zu machen. Aber von ihm konnte man diesen Unterschied, den man einem Secundaner leicht deutlich machen kann, nicht lernen. Wer ihn vorher nicht kannte, lernte ihn gewiß durch ihn nicht kennen. Hegel gehörte daher in die Akademie, d. h. in die stille Kammer, nicht auf den Lehrstuhl. Denn die Deutlichkeit ist die erste Eigenschaft jedes Lehrers. Ohne sie gibt es keine Lehrergröße. Wer ein Lehrer Anderer seyn will und für Andere berufen ist, hat sich zu diesen hinabzulassen und sie von ihrem Standpunkte aus zu seiner Höhe hinaufzuziehen. Dieses ist seine Pflicht, und darin besteht sein Ruhm. Mag er sich für seine neuen Begriffe einen neuen Sprachgebrauch wählen, er hat diesen an die Begriffe und den allgemeinen Sprachgebrauch, die er ohne Unbilligkeit bei den ihm überwiesenen Schülern voraussetzen kann, anzuschließen. Kann er dieses nicht, so paßt er nicht zum Lehrer, und will er es nicht, so handelt er gewissenlos. Es gibt einen falschen und einen wahren Scharfsinn. Der wahre ist gerichtet auf die Erforschung des Wahren; dem falschen ist es nicht um die Wahrheit, sondern um die Aufspürung bisher übersehener Verhältnisse und Beziehungen und um den Schein der Consequenz zu thun. Nicht das (scheinbar) scharfsinnigste System verdient den Vorzug, sondern das wahrste. Der Scharfsinn, geübt und angewandt auf falsche Vordersätze, und im Besitz blendender Consequenzmacherei ist für Jünglinge, die nicht prüfen können, wahrhaft gefährlich. Dieser falsche Scharfsinn liebt das Gewand der Dunkelheit; er hüllt sich in Unverständlichkeit ein, dem Wahne huldigend, daß sie ein Merkmal der Tiefe der Forschung sey. Aber die wahre Tiefe ist klar und, weil sie klar ist, verständlich und dem aufmerksamen Bewußtseyn Gebildeter zugänglich. Die Unklarheit ist entweder ein Mangel tiefer Forschung, oder der Methode, oder der Verschrobenheit der Sprache, also jederzeit ein Fehler. Wohin ist nicht unsere Philosophie gerathen, die Philosophie, von der es bis zum heutigen Tage ungewiß ist, ob ein Mensch sie verstanden, ja die vielleicht der Erfinder selbst nicht ganz verstand! Gestand doch schon Fichte später in seiner Offenheit selbst, daß er manchen Satz seiner Wissenschaftslehre nicht mehr verstehe, und der mit der Sprachwissenschaft vertraute, wissenschaftliche Bernhardi, daß er, ungeachtet siebenmaligen Hörens und Studirens der Fichte'schen Wissenschaftslehre, sie nicht verstanden habe. Und diese Philosophie, der sogar ein Schelling, der Schöpfer der Naturphilosophie, dem man das Prädikat der durchsichtigen, lichten Verständlichkeit, wie Lessing und Kant sie besaßen, nicht beilegen kann, den Vorwurf der Unverständlichkeit macht, trägt man unsern unphilosophischen Jünglingen vor: Wohin sind wir in dieser Beziehung gerathen, wohin werden wir noch gerathen, wenn es so fortgeht in die Unklarheit, Unverständlichkeit, Mystik hinein! Es ist eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß man Dinge duldet, wie sie alle Tage auf unseren Universitäten passiren. Es sind Staatsanstalten unsere Universitäten, ihre Lehrer vom Staate berufen, reifenden Jünglingen die Wahrheit der Wissenschaft vorzutragen und ihren Geist durch die Erforschung dieser Wahrheit zu bilden. Was ist Wahrheit? fragen wir heute noch wie vor Jahrtausenden. Das ist ganz richtig. Aber daraus kann doch nur die höchste Sophistik oder die stumpfeste Gleichgültigkeit gegen das durch Jahrhunderte hindurch erbeutete Gemeingut der Wahrheit den Schluß ziehen, daß es recht und billig oder auch nur erlaubt oder wohl gar zweckmäßig sey, unsern akademischen Jünglingen, d. h. Leuten, denen man in der Regel die Gabe tieferer Prüfung nicht zutrauen kann, funkelnagelneue Wahrheiten, wie sie vielleicht in der vorhergehenden Nacht in einem, wenn auch noch so begeisterten Hirne entsprungen sind, vorzutragen und vorzulegen — als ewige Wahrheit."

Herr Diesterweg hätte noch hinzufügen dürfen, daß solche scholastische Collegia, namentlich aber die Hegelschen, die Pflanzschulen des geistigen Hochmuths sind, über die man jezt so laute Klagen führen hört. Während der größere Theil der studirenden Jugend in einem Collegium Hegels oder der Hegelianer sizt und schwizt, daß ihm dumm wird,

als ging ihm ein Mühlrad im Kopf herum,

glaubt wenigstens ein kleiner Theil die Sache capirt zu haben oder faßt davon auf, was der Eitelkeit der Jünglinge so sehr schmeichelt. Hegel sezt als das lezte Resultat der Forschung fest, daß Gott sich nur im Menschen selbst fortdenke, außer ihm aber nicht existire. So werden die Köpfe von tausend jungen Leuten verwirrt. Sie sind durch die Lehre ihres Meisters allwissend, sie befinden sich im Zustande der höchsten Vollkommenheit, sie setzen sich hochmüthig über alles hinweg. Sie brauchen nichts mehr zu lernen, keine Erfahrung zu sammeln. Sie sind auch über den Unterschied von gut und bös erhaben. Für sie gibt es kein Gewissen mehr, keine Achtung vor

irgend einer Pflicht, keine Berücksichtigung einer fremden Einsicht und Erfahrung.

Wie sehr aber Herr Diesterweg Recht hat, über die gelehrte Verstiegenheit so mancher Universitätslehrer zu klagen, so scheint doch das von Theremin und ihm vorgeschlagene Dialogisiren auf Universitäten (eine Art höherer wechselseitiger Unterricht) nicht zweckmäßig. Sollen bloße Facta und bestimmte Sätze dem Gedächtniß eingeprägt werden, so bedarf es dazu des Dialoges nicht. Soll aber der Geist geschärft werden durch den Dialog, so fürchte ich, der Unterricht auf Universitäten werde sich bald auflösen in Geschwätz und die Scholastik, die man vermeiden will, wird uns erst über den Kopf wachsen. Der Dialog soll nicht ganz ausgeschlossen, aber auch nicht zur Regel gemacht werden.

Lehrer im Gegensatz gegen Gelehrte, Meister in der Methode im Gegensatz gegen Meister in der Wissenschaft werden schwer, ja unmöglich aufzufinden seyn. Es liegt in der Natur der Dinge, daß der Lehrer selber forschen oder wenigstens den Schein davon haben will. Leute, die ein fremdes Wissen bloß für Dritte zuschneiden sollen, sind entweder bloße Maschinen, oder halten es nicht aus, wenn sie mehr als Maschinen sind.

Es wird wohl beim Alten bleiben müssen. Die Lehrer werden immer die Forscher selbst seyn. Doch könnten die Kultministerien allerdings bei der Wahl der Universitätslehrer besser unterscheiden, manchem schwülstigen Scholastiker lieber eine Sinecure als Mitglied einer gelehrten Akademie und dagegen den Lehrstuhl einem klareren und praktischeren Manne geben.

Mit Recht wünscht der Verfasser ferner, das Privatinteresse der Professoren möge nicht so gar ungebunden walten, weil das nothwendig demoralisirend wirke. Er versteht darunter besonders die gemeine Industrie derjenigen gelehrten Herren, die ihre Honorare hoch schrauben, sie andern beneiden und abjagen, sich zur niedrigsten Demagogie unter den Studenten herablassen, um Zuhörer zu angeln ꝛc. und nicht minder die damit oft sehr nahe verwandte gelehrte Polemik, in welcher sich die Herren vor den Augen der Jugend herumbalgen und oft auf die persönlichste Weise hämisch und boshaft wechselseitig um jede Achtung bringen.

Von den Egoisten, die mit ihrer Katheberberedsamkeit lediglich Handel treiben, sich Kunden erschmeicheln, den Concurrenten ruiniren, sich an den Meistbietenden versteigern, und gleich den Ballet-Tänzerinnen von einer Hauptstadt zur andern ziehen, wenn man ihnen einen immer höher gesteigerten Gehalt anbietet — von solchen Plusmachern, denen die Wissenschaft nur die Kuh ist, die sie mit Butter versorgt, kann freilich die Erweckung eines sittlichen und namentlich patriotischen Sinnes unter den jungen Leuten nicht erwartet werden.

Oder etwa von den diplomatischen Professoren, die sich in die Salons drängen, hohe Titel und Orden zu haschen trachten, sich nur im Lächeln der Großen glücklich fühlen?

Es gab eine Zeit, wo auf deutschen Universitäten alles, was von Patriotismus nur eine entfernte Witterung hatte, systematisch ecrasirt wurde, wo sich alle Professoren, die den sittlichen und vaterländischen Geist in der studirenden Jugend förderten, plötzlich außer Wirksamkeit gesezt sahen, und wo unter der Jugend selbst nichts so sicher Verdacht erregte, als sittlicher Wandel, nichts so schonend behandelt, sogar begünstigt und provozirt wurde, als die alte Lüderlichkeit der Landsmannschaften, und das von dem Herrn Verfasser erwähnte Abonnement auf die psychischen und physischen Verpestungsanstalten.

Man darf jezt wohl fragen: hat das Mittel angeschlagen? Ich fürchte, nur der gute Geist ist verschwunden, der böse ist geblieben und hat sich noch verschlimmert. Die Aufregung in der Jugend hat, seitdem die deutsche Gesinnung und keusche Gesittung in ihrer Mitte zum Verbrechen und lächerlich gemacht worden ist, einen in sittlich wie politischer Hinsicht französischen Charakter angenommen. Hat man etwas dabei gewonnen? Sind die Verhaftungen nicht um das Zwanzigfache gestiegen? Und hat sich nicht, abgesehen von den politischen Attentaten, eine junge Literatur voll Seelenschmutz aufgethan, von so tiefer sittlicher Verdorbenheit, daß man billig fragen muß: wohin wird dies noch weiter führen, wenn man der deutschen Gesinnung und Gesittung nicht wieder die Achtung verschafft, die man ihr genommen?

Unsern Universitäten fehlt allerdings bei einem Uebermaaß von Intelligenz das moralische Gewicht. Der Fleiß allein thut es nicht und hat es nie gethan. Von jeher forderte man daneben eine edle Begeisterung. Dieselbe ist aber jezt nicht mehr vorhanden, sondern hat sich zersezt in den loyalen Eigennutz, der jeder Gewalt schmeichelt und jede Wissenschaft für sie fälscht und neu zuschneidet, um sich zu poussiren, — in die leidige Ironie, die kraftlos an allen Wissenschaften herumspöttelt, die nichts mehr glaubt und der nichts mehr übrig bleibt, als der Spiegel ihrer eignen Eitelkeit, — und in die Tollheit cholerischer Naturen, die zwischen jenen beiden wild durchbrechen und nicht Ruhe noch Rast haben in dieser begeisterungslosen Zeit und die Begeisterung suchen und sie in Deutschland nicht mehr finden können und dann in französische Dienste gehen und im Ausland oder in Gefängnissen enden.

Gegen alle diese Uebel gibt es nur ein *einziges* Mittel. Belebt die Vaterlandsliebe!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Lenau.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 58. Mittwoch, 8. Juni 1836.

Dramatische Literatur.

10) Faust, ein Gedicht von Nicolaus Lenau. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

11) Faust, eine Tragödie von B. v. B. Leipzig. Brockhaus, 1835.

Die Sage von Faust ist schon gar oft poetisch behandelt worden, zuerst von Lessing in einem kleinen Fragment, dann von Goethe, Maler Müller, Klinger, Bechstein, J. D. Hoffmann, Grabbe, auch von Lord Byron im Manfred, und jezt wieder von zwei Dichtern. Unsere Ansicht, wie man die Sage nicht aufzufassen habe, ist ausführlich in Nr. 47 — 49 des Literaturblatts von 1833 dargelegt. Wir erklärten uns dort gegen die von Goethe beliebte und auch von Andern nachgeahmte poetische Weichlichkeit, die den Faust wie ein ungezogenes Schooßkind hätschelt und troß aller Unarten, ja troß der schändlichsten Frevel nicht zu strafen wagt. Wir vindicirten dem tiefen Ernst jener Sage, dem Schrecklichen, das in ihr liegt, ihr altes Recht. Wir glaubten, alles Großartige der Sage gehe verloren, wenn man, wie Goethe gethan, auf die willkürlichste und frivolste Weise den Unterschied von Gut und Böse aufhöbe, dem vornehmen Sünder alle und jede Treu- und Gewissenlosigkeit verzeihe, ihn auf eine lächerliche Weise ein wenig mit der Hölle kokettiren ließe und dann doch in den Himmel einführe, quasi re bene gesta. Wir sahen in Goethe's Faust einen genialen Schwächling, der von weibischen Gelüsten gepeinigt sich nie zur wahren Kraft des Mannes, nämlich zur Bekämpfung des Egoismus, zu aufopfernder Pflichterfüllung und vor allem zur Treue erheben kann. Wir sahen einen Selbstling in ihm, der unersättlich Rechte und ausschließliche Vorrechte begehrt und sich nicht der kleinsten Pflicht unterziehen will. Ein solcher Charakter muß scheitern am ewigen Gesetz der Welt. Wie lang er's treibe, endlich muß ihm einmal das Donnerwort: Bube! entgegenschallen.

So meint es die alte Sage, indem sie den Frevler zulezt der Hölle überantwortet. So verlangt es die Poesie, und es ist nicht bloß eine grobe Verletzung aller sittlichen Würde, sondern auch eine Geschmacklosigkeit, wenn der Frevler, statt gestraft zu werden, geliebkost und in alle Himmel erhoben wird. Die poetische Gerechtigkeit steht über der Willkür der Poeten.

Die grobe Verletzung dieser ewigen Regel in der Behandlung des Faust erklärt sich aus einem psychologischen Grunde. Der, oder respective die Dichter, welche den Faust verhimmelten, identificirten sich selbst mit ihm, machten ihn zu ihrem Spiegelbilde, dichteten ihm alle ihre eignen

Digitized by Google

Schwächen, Eitelkeiten, Täuschungen an und sophistisirten sich so die Furcht vor dem tiefen Ernst der Dinge hinweg. Bekanntlich hat unsere ganze moderne Poesie einen sehr subjektiven Charakter, d. h. die Dichter halten sich mehr an ihre zufälligen und willkürlichen Empfindungen und Gedanken, als an die objective Wahrheit, an das, was nothwendig im Gegenstande liegt, den sie behandeln. Daher war noch nie eine Zeit unklassischer und unpoetischer oder antipoetischer, als die unsere; nie wurden so viele schöne poetische Stoffe durch die willkürlichsten Entstellungen der Dichter so arg verdorben, als jezt. Durch eine affektirte und schwülstige Sprache verdarb man zwar im Zeitalter der ältern Gallomanie (wir haben leider auch eine jüngere) schon viel, aber dies war noch etwas sehr Unschuldiges im Vergleich mit der jezt herrschenden Entstellung der Charaktere und Situationen, mit der Unnatur, die jezt von der äußern Hülle der Sprache zur innern Construktion durchdrungen ist und oft da am widerlichsten auffällt, wo die Sprache als solche sehr schön ist.

Es ist übrigens sonderbar, daß die Dichter fast immer aus Faust einen sentimentalen Don Juan, einen weichen Wollüstling gemacht haben. Liegt das auch in der Sage? Vielleicht. Zwar ist das Motiv der Sage die echt deutsche speculative Tiefe, der Wissensdrang, die kühnste Neugier, die sich hinter Gott selber stellen will, um ihm zu helfen, die Welt abzusehn. Zwar paart sich damit jene dem spätern Mittelalter eigene Keckheit und Frechheit, die übermüthig den Teufel suchte, um mit ihm zu buhlen, der bewußte Frevel, die Lust am Bösen. Aber sollte es auf der andern Seite unwahr oder unpoetisch seyn, die weiche Wollust des Gemüthes einzumischen? Kann man beim bloßen Wissenwollen stehen bleiben? Hat Goethe nicht ganz recht, wenn er die That dem Gedanken vorzieht? Aber kann die That bloß in jenem rohen mittelalterlichen Frevel bestehen? Muß sie sich nicht den Genuß ästhetisch würzen? Darf die feinste Schwelgerei des Gefühls dabei vergessen werden? Oder kann, um die Sache noch anders zu fassen, der Teufel dem Menschen irgendwo besser beikommen, als in den sentimentalen und weichlichen Neigungen und Stimmungen?

Indeß hat Goethe diese Weichlichkeit offenbar übertrieben, und etwas mehr Energie des Verstandes, etwas mehr Frechheit des Willens und etwas weniger Rührungen des Gemüths in Faust würden dem wahren Geist der alten Sage angemessen gewesen seyn. Goethe wollte nur die Verhimmlung Fausts motiviren; er hätte dessen Höllenfahrt motiviren sollen.

Es ist daher nicht unerfreulich, wahrzunehmen, daß die beiden vorliegenden neuesten Bearbeitungen des Faust von jenen weichlichen Verirrungen zur kräftigen Wahrheit der alten Sage zurückkehren, daß sie den Faust nicht mehr sentimental verhimmeln, sondern der Hölle anheimfallen lassen.

Lenau's Faust hat so viele Schönheiten, daß man sich von dem anfangs wohl jeden Leser unwillkürlich beschleichenden Mißbehagen, welches nur eine Nachahmung des Goethe'schen Faust vor sich zu sehen glaubt, gern zu der Anerkennung des hier waltenden eignen, schönen und kräftigen Geistes belehrt. Es ist wahr, anfangs mißbehagt uns die Goethe'sche Manier, und je treuer die Sprache Goethe's copirt ist, um so mehr mißbehagt sie uns. Wir wollen jeden Dichter originell, in der Form, wie im Geiste. Das Nachgemachte ist immer unerquicklich. Aber Lenau führt uns bald auf einen andern Standpunkt und wenn wir sein Gedicht mit Aufmerksamkeit verfolgen, verlieren wir das, was er mit Goethe gemein hat, aus den Augen und er erscheint uns in den wesentlichsten Punkten originell. Er hat die alte Sage auf eigne Weise tief und wahr aufgefaßt.

Das einleitende Gedicht, der Schmetterling, ist sehr schön an sich, aber wohl zu leicht und heiter, als daß es das Schicksal Fausts uns vorbedeuten könnte. Hier hätten wir schwärzere Schatten und etwas mehr als einen Schmetterling erwartet. Das zweite Gedicht war daher als Ergänzung nothwendig. Gleichwohl sagen beide nicht genug, und das Werk würde weit schlagender mit „dem Besuch“ beginnen. Faust und sein Famulus sind mit dem Anatomiren einer Leiche beschäftigt:

Faust.

Wenn diese Leiche lachen könnte, traun,
Die würde plötzlich ein Gelächter schlagen,
Daß wir sie so zerschneiden und beschau'n,
Daß wir die Todten um das Leben fragen.
Mein Freund, das plumpe Messer tappt vergebens
Verlaßnen Spuren nach des flücht'gen Lebens.
Längst ist das scheue Wild auf und davon;
Es sezte flüchtig durch den Acheron.
Drin sich dem Jäger seine Spur verloren.
Ich will's nicht länger hier im Walde suchen.
Mir dünkt das Loos des blödgeäfften Thoren,
Das Loos des Forschers wahrlich zu verfluchen.

Mephistopheles kommt als fahrender Schüler dazu und fällt wohl zu sehr in jeder Beziehung mit der Thüre ins Haus. Sein Erscheinen ist bei Goethe viel kunstreicher angelegt. Er sagt hier:

Dein Schöpfer ist dein Feind, gesteh dir's keck,
Weil grausam er in diese Nacht dich schuf,
Und weil er deinen bangen Hülferuf
Verhöhnt in seinem heimlichen Versteck.

Du mußt, soll sich dein Feind dir offenbaren,
Einbrechen plötzlich als ein kühner Frager
In sein geheimnißvoll verschanztes Lager,
Mußt angriffsweise gegen ihn verfahren.
Willst du in deines Feinds Entwürfe dringen,
So mußt du ihn durch tapfern Angriff zwingen,
Daß er die stumme, starre Stellung bricht,
Und, aufgereizt, sich endlich rührt und spricht.
Du mußt entweder dieses Erdenleben
Vertaumeln dumpf in viehischer Geduld;
Wo nicht, dich als entschloßner Mann erheben
Und kühn zur Wahrheit dringen durch die Schuld.
Wer glaubt, gehorcht, des Fragers sich bescheidet,
Als frommes Rind sein Plätzchen Wiese weidet,
Dem wird wohl nimmer mit dem Futtergrase
Die Wahrheit freundlich wachsen vor die Nase.
Den Menschen gab der ewige Despot
Für ihr Geschick ein räthselhaft Gebot;
Nur dem Verbrecher, der es überschritten,
Wird's klar und lesbar in das Herz geschnitten.
Hast du den Muth, um diesen Preis zu wetten,
So kann dich dies mein Wort vom Zweifel retten.

Faust gibt ihm noch weiter Gehör und macht den Pakt mit ihm, wobei er die Bibel verbrennt:

Mephistopheles.

Daß du so dumm warst und geglaubt,
Die Wahrheit, scheu und ewig flüchtig,
Nach der dir heiß die Pulse pochen,
Sie habe, völlig zahm und züchtig,
In diesen Schweinsband sich verkrochen.
Schlag dir die Faust zur Stirne oft,
Daß du so dumm warst und gehofft,
Daß du geträumt hast, der Geschichte
Längst abgewelkte Judenblätter,
Sie dauern grün im Zeitenwetter,
Und daß sie dir noch bringen Früchte,
Die ewig frisch das Herz dir laben,
Weil einer aufstand, der begraben.
O, Freund, sey bis zum Tod betrübt,
Daß du so dumm warst und geliebt,
Wie diese Blätter dir geboten,
Den ungeheuren Urdespoten!

Mephistopheles bietet nun auch hier dem Faust nichts anderes dar, als was bei Goethe, nämlich lustigen derben Sinnengenuß. Ein Jugendfreund will den Verführten zurückhalten, doch umsonst. Der Teufel philosophirt sehr fein und richtig:

Am Menschen ist's ein mir beliebter Zug,
Daß, wenn's Geschick ihm eine Wunde schlug,
Wenn ein Verdruß die Seele ihm erweicht,
Der Sinnenreiz viel freier ihn beschleicht.

Sie kommen in eine Schenke. Faust verliebt sich in das erste hübsche Mädchen und der Teufel geigt ihm ein wollüstiges verführerisches Lied vor, an welches der Dichter besondere Kunst gewendet hat, daher wir es hier mittheilen wollen:

Bald wogen und schwinden die scherzenden Töne
Wie selig hinsterbendes Lustgestöhne,
Wie süßes Geplauder, so heimlich und sicher,
In schwülen Nächten verliebtes Gekicher.
Bald wieder ein Steigen und Fallen und Schwellen;
So schmiegen sich lüsterne Badeswellen
Um blühende nackte Mädchengestalt.
Jetzt gellend ein Schrei in's Gemurmel schallt:
Das Mädchen erschrickt, sie ruft nach Hilfe,
Der Bursche, der feurige, springt aus dem Schilfe.
Da hassen sich, fassen sich mächtig die Klänge,
Und kämpfen verschlungen im wirren Gedränge.
Die badende Jungfrau, die lange gerungen,
Wird endlich vom Mann zur Umarmung gezwungen.
Dort fleht ein Buhle, das Weib hat Erbarmen,
Man hört sie von seinen Küssen erwarmen.
Jetzt klingen im Dreigriff die lustigen Saiten,
Wie wenn um ein Mädel zwei Buben sich streiten;
Der eine, besiegte, verstummt allmählig,
Die liebenden Beiden umklammern sich selig.
Im Doppelgetön die verschmolzenen Stimmen
Aufrasend die Leiter der Lust erklimmen.
Und feuriger, brausender, stürmischer immer,
Wie Männergejauchze, Jungferngewimmer,
Erschallen der Geige verführende Weisen,
Und Alle verschlingt ein bacchantisches Kreisen.
Wie närrisch die Geiger des Dorfs sich geberden!
Sie werfen ja sämmtlich die Fidel zur Erden.
Der zauberergriffene Wirbel bewegt,
Was irgend die Schenke Lebendiges hegt.
Mit bleichem Neide die dröhnenden Mauern,
Daß sie nicht mittanzen können bedauern.
Vor allen aber der selige Faust
Mit seiner Brünette den Tanz hinbraust;
Er drückt ihr die Händchen, er stammelt Schwüre,
Und tanzt sie hinaus durch die offene Thüre.
Sie tanzen durch Flur und Gartengänge,
Und hinterher jagen die Geigenklänge;
Sie tanzen taumelnd hinaus zum Wald,
Und leiser und leiser die Geige verhallt.
Die schwindenden Töne durchsäuseln die Bäume,
Wie lüsterne, schmeichelnde Liebesträume.
Da hebt den flötenden Wonneschall
Aus duftigen Büschen die Nachtigall.

Die heißer die Lust der Trunkenen schwellt.
Als wäre der Sänger vom Teufel bestellt.
Da zieht sie nieder die Sehnsucht schwer.
Und brausend verschlingt sie das Wonnemeer.

Hieran reiht sich die komische Beschämung eines verliebten Pfaffen durch den Teufel.

Mephistopheles macht also aus Faust nichts anderes, als einen Don Juan, genau wie bei Goethe. Man könnte sagen, dazu hätte es des Teufels nicht erst bedurft. Allein Goethe hat, wie uns dünkt, mit tiefer Menschenkenntniß den Teufel sagen lassen: Du erwartest etwas überschwenglich Hohes und ich schleppe dich doch nur durch die gemeinste Alltäglichkeit. Faust würde das inne werden und sich daran schon im Voraus ekeln, wenn ihn nicht die dämonische Lust ergriffe, die in dem wüsten lüderlichen Treiben einen unwiderstehlichen Reiz für ihn hat, die Lust, an der Unschuld, an der Tugend, am Heiligen zu freveln. Fausts ganze Don-Juanerie wäre unwahrscheinlich und unerträglich, wenn es sich bloß von Sinnentaumel, von ordinärem Genußwechsel handelte, wenn nicht die geheimste Habgier des feinsten Egoismus hinzukäme, die Wollust mit Zerstörungswuth paarend sich die reinsten und edelsten Opfer sucht. Darum ist Goethe's Faust nur in dem Augenblick zum ersten Mal mit sich selbst zufrieden, in welchem er die kindlichste Unschuld mordet.

Lenau ist noch weiter gegangen. Er hat seinen Faust alle Stadien dieses grausamen Egoismus durchlaufen lassen. Wir können dabei seiner tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens, seinem feinen sittlichen Gefühl, seiner poetischen Zartheit und Kraft nur unsere Bewunderung zollen.

Wie Faust auch in der Fülle der Sinnlichkeit, berauscht von teuflischem Zauber schwelgen mag, seine Seele kann dadurch nicht gesättigt werden. Sie hungert nach etwas anderm. Aber sie kann sich von der sinnlichen Begier nicht mehr losreißen, sie vermischt ihre höhere Sehnsucht mit dieser wilden Lust. Mit großer Kunst zeigt uns der Dichter, wie Faust unwiderstehlich hingezogen wird zu reinen Frauen. Darin gibt sich noch ein alter Zug des Herzens zu erkennen, die Sympathie eines ursprünglich edlen und hohen Geistes, und man könnte es für die Wirkung eines guten Genius halten. Aber dieser Trieb ist in Faust für immer vergiftet und zur dunkelglühenden verzehrenden Flamme geworden. Er muß vernichten, was er liebt, und ihm selber noch unbewußt beschleicht ihn die freche Teufelsbegier je nach dem reinsten Engel.

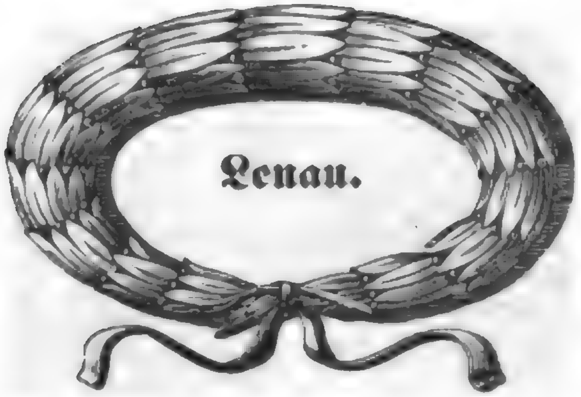
Der Dichter schiebt hier eine politische Zwischenscene ein. Mephistopheles und Faust kommen an einen Hof. Der erstere docirt ziemlich ausführlich, z. B.:

Ich rath' euch hier das beste Mittel:
Wie für die Thaten einst die Alten
Censoren hielten, sollt ihr halten
Censoren als Gedankenbüttel.
Ja, so ein Censor, so ein ächter,
Ein unerbittlich scharfer Wächter
Und tapferer Gedankenwürger,
Der leider! erst zum Heil der Bürger
In fernen, schönern Zeiten sproßt,
Das wäre so mein Augentrost!
Einst schlief ich unter grünen Bäumen,
Da ist sein Bild mir klar erschienen,
In meinen patriot'schen Träumen:
Wie er mit lieben Forschermienen
Gedanken greift auf ihrer Flucht,
Und ihre hüllenden Gewande,
Jed' Fältlein lüftend, streng durchsucht,
Ob sie nicht führen Contrebande
An allerlei verruchten Dingen,
Ob sie ein Liebesbriefelein
Der Freiheit wollen überbringen,
Und ein gefährlich Stelldichein. —
Mir ward in jenen Visionen
Beglückter Zukunft schönster Gruß:
Ich sah das Heer von Maulspionen,
Welch ein prophet'scher Hochgenuß!
Wie Jäger, einen Fuchs zu prellen,
An's Loch des Bau's ihm Schlingen stellen,
Drein sich der Lose muß verfangen,
Treibt ihn aus seiner dunklen Schluft
Hinaus vorwitziges Verlangen
Nach freier, frischer Waldesluft:
So schaut' ich damals mit Ergetzen
An Menschenmundes offner Pforte
Spione lauern und die Worte
Auffangen mit Verrathes-Netzen.
Hat es die Politik gebracht
In ihrer Kunst zu solchen Flügen,
Dann ist begründet eure Macht,
Dann ist Regieren ein Vergnügen.

Im Allgemeinen vermissen wir in dieser Scene die meisterhafte Kürze des Sarkasmus, wodurch bei Goethe die Scene zwischen Mephistopheles und dem jungen Schüler sich in so hohem Grade auszeichnet.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 59. Freitag, 10. Juni 1836.

Dramatische Literatur.

10) Faust, ein Gedicht von Nicolaus Lenau. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

11) Faust, eine Tragödie von B. v. B. Leipzig, Brockhaus, 1835.

(Schluß.)

Wir werden sogleich wieder auf das Feld der Liebe geführt. Faust wird unterwegs von einem ehrlichen Schmied gastfrei eingeladen und dessen anspruchslose Hausfrau übt gerade durch ihre Sittigkeit einen solchen Reiz auf das verdorbene Herz unseres Helden, daß er dem Gelüsten, sie zu verführen, nicht widerstehen kann. Aber die Tugend ist dem Laster um so unzugänglicher, je weniger sie ihrer selbst bewußt ist, und sie wird seinem Teufelsgriff entrückt, denn eine Bettlerin kommt mit einem elenden Kinde und schaudernd erkennt Faust in ihr die Dirne wieder, die er zuerst verführt hat.

Die Zurückweisung des Frevlers von der Schwelle des häuslichen Friedens macht dem Gefühl des Dichters Ehre. Wie würde hier die neufranzösische Schule in der Anatomie des Unleidlichen, in der Peinigung aller edlern Gefühle gewühlt haben!

Dem Klosterfrieden glaubte unser Dichter diese Gunst nicht gewähren zu müssen. Faust verführt eine Nonne.

Mit Fackellichtern wandelt Paar an Paar,
In weißen Kleidern, eine Kinderschaar,
Zur heilig nächtlichen Johannisfeier,
In zarten Händen Blumenkränze tragend;
Jungfrauen dann, im ernsten Nonnenschleier
Freudvoll dem süßen Erdenglück entsagend;
Mit Kreuzen dann, im dunkeln Ordensrocke,
Ziehn priesterliche Greise, streng gereiht,
Gesenkten Hauptes, und in Bart und Locke
Den weißen Morgenreif der Ewigkeit.
Sie schreiten singend fort die Waldesbahnen.
Horch! wie in hellen Kinderstimmen singt
Die Lebensahnung, und zusammenklingt
Mit greiser Stimmen tiefem Todesahnen!
Horch, Faust, wie ernster Tod und heitres Leben,
In Gott verloren, hier so schön verschweben!
Er starrt hervor aus dunklem Buschesgitter,
Die Frommen um ihr Glück beneidend bitter.
Als sie vorüber, und der lezte Ton
Des immer fernern, leisern Liebs entflohn,
Und als der fernen Fackeln lezter Schein
Den Wald noch einmal zauberhell verklärt,
Und nun dahin am Laube zitternd fährt,

Als Faust im Finstern wieder steht allein:
Da faßt er fest und wild sein treues Roß,
Und drückt das Antlitz tief in seine Mähnen
Und weint an seinem Halse heiße Thränen,
Wie er noch nie so bitter sie vergoß.

Dieser schönen Schilderung folgt eine desto widerlichere. Die Nonne ist verführt. Faust kehrt in diese Gegend zurück und Mephistopheles holt, um seine zärtlichen Erinnerungen zu verhöhnen, aus dem See neben dem Kloster — die Gebeine eines ersäuften Kindes hervor.

Vierte Verführungsscene. Es gilt eine zarte Königstochter.

Sie ist so schön, die schönste der Jungfrauen,
Daß man sie nicht kann ohne Schmerz betrachten,
Denn zitternd spricht das Herz mit bangem Grauen:
Nach dir muß selbst der Tod, der kalte, schmachten! —
O schwelge noch in ihrem Anblick, Welt,
Solange dieser flücht'ge Zauber hält!
Berauschet euch in ihrem Odem, Lüfte!
Verhaucht, beglückte Blumen, eure Düfte!
O eilet schneller aus den Himmelsfernen
Herüber, goldne Strahlen von den Sternen,
Und strömet eure Küsse auf sie nieder,
So holde Jungfrau findet ihr nicht wieder.

Dieses Bild hat der Dichter mit besonderer Liebe und Kunst ausgeführt. Faust tritt als Maler auf und malt die Prinzessin und prägt sich mit jedem Zuge tiefer dieses Bild der reinsten engelgleichen Schönheit ein, vor der die wilde Begier in seinem Herzen scheu zurückschreckt, während sie doch nicht von ihr weichen und lassen kann.

O Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
An dir, in ewig unerschöpften Weisen;
Das ist dein Schönstes: daß in deiner Nähe
Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,
Daß ein Gefühl sie faßt mit dunklem Wehe
Aus ihrer Unschuld längst verlornen Tagen.
Mag auch des Sünders Herz zur Lust entflammen,
Wenn er in deine Zauberfülle blickt,
Doch sieht er auch dein Ewiges und schrickt
An dir, du Himmelsabgrund! scheu zusammen.

Fausts wilde Leidenschaft macht sich aus Wuth, hier nicht zum Ziele zu kommen, auf einer andern Seite Luft. Er ersticht den glücklichen Nebenbuhler, einen Prinzen, und die zarte Jungfrau stirbt vor Schrecken.

Faust hat es nun erlebt und tief empfunden, daß das Heilige, was er einzig sucht, ihm unzugänglich ist. Nichts bleibt ihm, als die Reue. Er sucht die Einsamkeit, er kehrt zurück zum Grabe seiner Mutter, dort sich Trost zu holen. Aber nichts kann ihn von sich selbst befreien, nur ein ungeheurer Meersturm kann mit äußeren Schrecken den Sturm in seinem Innern eine Zeitlang übertäuben.

Goethe hat die Leere in Fausts späterem Leben ausgefüllt durch die wunderbaren antik-romantischen Träume von der Helena und hierin einer Andeutung, die in der alten Sage selber liegt, entsprochen. Allerdings liegt der Gedanke nahe und ist es sehr natürlich, daß Faust, nachdem er die Gegenwart in ihrer frischen Lebensfülle kennt und doch nicht befriedigt wird, kraft der ihm verliehenen Zaubergewalt die Vergangenheit heraufbeschwört und den Tod so glühend umarmt, wie das Leben. Doch wollen wir damit weder zugeben, daß Goethe die Andeutung der Frage befriedigend genug ausgeführt, noch Lenau den Vorwurf machen, daß er diese Partie der alten Sage, deren Behandlung unendlich schwierig ist, vorerst hat fallen lassen, wie sie auch Goethe im ersten Theil seines Faust nicht mit aufnahm.

Lenau füllt jene Leere mit Gedanken der Reue, des Zweifels, des wieder aufstrebenden und wieder sinkenden Muthes aus, und er hat auch hier große Kunst bewährt, obgleich diese Scenen bei wenig Handlung sich etwas zu sehr ausdehnen. Erst indem Faust immer mehr erkennt, was ihm fehlt, schwelgt er verzweifelnd in den Vorstellungen dessen, was er will. Großartig ist folgende Stelle:

Ein unermeßliches Verlangen
Ist meinem Innern aufgegangen;
Erst war's ein glühendes Entbrennen,
Die Welt zu fassen im Erkennen;
Nun würde mir, geschöpft in vollsten Zügen,
Erkenntniß nimmermehr genügen.
Wenn ich die Welt auch denken lerne,
So bleibt sie fremd doch meinem Kerne.
In Einzelwesen kalt zertrümmert,
Wo keines sich des andern kümmert.
Solang ein Kuß auf Erden glüht,
Der nicht durch meine Seele sprüht,
Solang ein Schmerz auf Erden klagt,
Der nicht an meinem Herzen nagt,
Solang ich nicht allwaltend bin,
Wär' ich viel lieber ganz dahin. —
Ha! wie das Meer tobt himmelwärts,
Und widerhallt in dir, o Herz!
Ich fühl's, es ist derselbe Drang,
Der hier in meinem Herzen lebt,
Und der die Flut zum Himmel hebt:
Die Sehnsucht nach dem Untergang;
Es ist das ungeduld'ge Zanken,
Hindurchzubrechen alle Schranken.

Im freudevollen Todesfalle
Zusammenstürzen Alle — Alle! —

O greife weiter, weiter, Sturm,
Und nimm auf deine starken Schwingen
Den höchsten Stern, den tiefsten Wurm,
Uns endlich Alle heimzubringen!

Dies erinnert aber so sehr an die altindische Philosophie, an den Pantheismus, an die kühnsten Phantasien des Zugleich- und Allebens, daß man sich nicht enthalten kann, zu wünschen, der Dichter möchte hier einen orientalisch-romantischen Traum ausgemalt haben, wie Goethe seinen antik-romantischen. Wer diese Stelle unseres Dichters begreift, der wird auch begreifen, was wir meinen.

Von großer psychologischer Wahrheit und ganz im Geiste des Gedichtes selbst scheint uns der Schluß. Faust, dem keine Wahrheit wahr genug gewesen, fällt zulezt in die Sophistik des Sichselbstbelügens, und wieder aus demselben Egoismus. Faust, dem keine Wirklichkeit wirklich genug gewesen, fällt endlich in eine ängstliche Sucht nach dem Nichts. Er fühlt, eins ist endlich wirklich geworden, seine Schuld, und sie wird ihm unleidlich. Zu stolz, sich ihrer zu schämen, will er sie nur auslöschen in der allgemeinen Vernichtung. Alles soll nur ein Schein, ein Traum gewesen seyn.

Doch — ist das Alles nicht ein trüber Schein?
Und daß ich abgeschnitten und allein?
So ist's: ich bin mit Gott festinniglich
Verbunden und seit immerdar
Mit ihm derselbe ganz und gar,
Und Faust ist nicht mein wahres Ich.
Der Faust, der sich mit Forschen trieb,
Und der dem Teufel sich verschrieb,
Und sein und alles Menschenleben,
Des Guten und des Bösen Uebung,
Der Teufel selbst, dem Jener sich ergeben,
Ist nur des Gottbewußtseyns Trübung,
Ein Traum von Gott, ein wirrer Traum,
Des tiefen Meers vergänglich bunter Schaum.
Und zeugt der Mensch, wie Faust, ein Kind,
Ein Traum dem andern sich entspinnt.
In jedem Kind, in jedem Morgenroth
Sich Gottes Phantasie erfrischt.
Und schlägt ein Mensch, wie Faust, den andern todt,
Ein Traum den andern nur verwischt.
Ergreift den Menschensohn mit Macht
Des Forschens Trieb und Ungeduld,
Daß er bei Tag und später Nacht
Um einen Blick der Wahrheit buhlt,
So ist's vielleicht, daß Gott im Traume spürt,
Er träume nur, und daß Erwachensdrang
Im Morgenschlaf an seinem Traume rührt?
Und schlummert er vielleicht nun nimmer lang? —
Du böser Geist, heran! ich spotte dein!
Du Lügengeist! ich lache unserm Bunde,
Den nur der Schein geschlossen mit dem Schein,
Hörst du? wir sind getrennt von dieser Stunde!
Zu schwarz und bang, als daß ich wesenhaft,
Bin ich ein Traum, entflattert deiner Haft!
Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz,
Und träume mir das Messer in das Herz!
(Er ersticht sich.)

Aber Mephistopheles sagt im Epilog, was wir immer gegen Goethe's Faust behauptet haben: Mit dem tiefen Ernst der Dinge läßt sich nicht scherzen, und wehe dem, der an das Böse nicht glauben wollte und doch das Böse that!

Mephistopheles.

Nicht Du und Ich und unsere Verkettung,
Nur deine Flucht ist Traum und deine Rettung!
Deß wirst du bald und schrecklich dich besinnen,
Laß nur des Herzens Wellen erst verrinnen.
Ist erst der Strom des Blutes abgeflossen,
Der brausend das Geheimniß übergossen,
Kannst du hinunterschauen auf den Grund,
Dann wird dein Wesen dir und meines kund.
Mich wird man nicht so leichten Kaufes los,
Du thöricht Kind, das sich gerettet glaubt,
Weil's nun mit einmal sein geängstet Haupt
Dem Alten meint zu stecken in den Schoos,
Und ihm den Knäul zu schieben in die Brust,
Den's frech geschürzt, zu lösen nicht gewußt.
Er wird nicht Mein und Dein mit dir vermischen,
Das todte Glück dir wieder aufzufrischen.
Du warst von der Versöhnung nie so weit,
Als da du wolltest mit der fieberheißen
Verzweiflungsglut vertilgen allen Streit,
Dich, Welt, und Gott in Eins zusammenschweißen.
Da bist du in die Arme mir gesprungen,
Nun hab' ich dich und halte dich umschlungen!

Die Bearbeitung des Faust von B. v. B. stimmt in der Tendenz ziemlich mit der vorigen überein, so wie auch die Sprache der Goethe'schen möglichst nachgebildet ist. Den Anfang macht eine Studentenscene. Dann Faust mit seinen Klagen, die hier nicht aus unersättlichem Wissensdrange, sondern aus einem beinahe entgegengesezten Gefühle fließen:

O wie fromm, wie gut,
Mit welchem kindlichen Gelüsten
Sog ich nicht an der Weisheit Brüsten!
Sie schien mir Mutter; ihrer Hut
Vertraut' ich mich so ganz und gar —!
Fluch ihr, der Metze Wissenschaft,
Die aus dem Jüngling Geist und Kraft
Gezogen, daß der Thor ich war; —
So zieht den Bräut'gam nicht zur Braut
Das erste brünstigste Verlangen,
Wie ich an einem Wissenslaut,
An einem Buchstaben gehangen!
Mein ganzes Ich gehörte ihr,
Mein ganzes Daseyn war ein Buch;
Gelogen hat sie Treue mir,
Drum Fluch ihr ewig, ewig Fluch!
Indessen meine Wange blich
In unerhörter Leidenschaft
Und mit der Rose sank die Kraft,
Sah sie nach Andern lieberlich,
Die sie, gleich mir, belog, betrog,
Wie mir die süße Kraft entsog,
Wie mir den starken Nacken bog,
Wie mich zur Lebensqual erzog!
Verflucht darum die feile Dirne;
Erkenntniß gibt's nicht, will ich nicht:
Die Tugend trägt sie an der Stirne,
Doch Lastergift im Angesicht,
Anwachsend täglich ekelhaft;
Fluch aller, aller Wissenschaft!

Dafür weiß der Teufel Rath. Er führt den lebenslustigen Faust zu der schönen Bianca, die ihn in seiner Lebensweisheit mächtig bestärkt:

Mehr als Liebe zu geben
Vermag kein Geschick:
Ohne Liebe kein Leben,
Ohne Liebe kein Glück!
Das fühlte einst im Mondesschein,
Ach, Laura, denn sie saß allein.

In dem Schoße der Rose
Schläft der Schmetterling ein,
Es zog ihn die Lose
Durch Honig hinein.
Das fühlte Laura süß und warm,
Ihr Trauter lag ihr ja im Arm!

Der Schmetterling gaukelt
Am Morgen dahin;
Und Röslein? — es schaukelt
Einen andern wie ihn.
Dies Laura sich zu Herzen nahm;
Ihr Trauter starb, ein And'rer kam.

Wiederkommen die Falter,
Wieder blühet die Ros';
Nur dem Menschen, im Alter,
Lacht nimmer dies Loos!
So dachte Laura und — mit ihr?
Wir Alle, Alle, Alle hier!

Denn mehr als Minne zu geben
Vermag kein Geschick:
Ohne Liebe kein Leben,
Ohne Liebe kein Glück!

Damit ließe sich das Stück eigentlich zu einem Lustspiel an, wenn nicht der Teufel dabei wäre und ein Nebenbuhler todtgestochen werden müßte. Der Teufel leidet nicht, daß Faust sich in der Liebe einnistet, er scheucht ihn auf und führt ihn nach Paris in das lüderlichste Leben unter Spiel, Wollust, Händel. Aber bei einem Maskenzug sieht Faust die alten Gestalten wieder, den Vater, die Geliebte. Bianca hat ihm ein Kind geboren, aber der früher besiegte Nebenbuhler ist ihr gefolgt, um Rache zu üben und packt jezt das Kind und schleudert's von einem Felsen. Bianca stirbt. Faust macht dem Teufel grimmige Vorwürfe, daß er ihn so um sein Glück betrogen, und wendet sich wieder zu Gott und betet. Aber der Teufel ist seiner Sache gewiß.

Ich riß sein ganzes Glück ihm nieder;
Den jüngst an Kraft so überreichen Mann
Hab' ich vernichtet allen Lebensmuth;
In seinem armen Städtlein ist er wieder,
Wo er begann, wie er begann!
Daß er im Kreise um sich selbst gegangen,
Drob packt ihn der Verzweiflung Schwindel an,
Zum Herzen rückwärts strömt sein Blut
Und Sehnsucht nach dem Tod bleicht seine Wangen.
Da er im tiefen Lebensüberdruß
All seine Zauberkraft belegt mit Fluch,
Vernichtet Alles hat, sogar sein Buch,
Lossagend sich von meinen Mitteln allen;
So soll der Faust, — ich schwör' es, Satan, dir
Beim finstersten Geheimniß! — heut noch fallen;
Schon jauchzt die Hölle, fallen soll er mir!

Die Wendung, daß Faust sich bekehrt, dürfte nicht zu billigen seyn. Auch Don Juan bekehrt sich nicht. Der einzige poetische Werth, den solche zerissene Charaktere anzusprechen haben, ist ihr Muth, ihre Consequenz bis zum Untergange.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 60. Montag, 13. Juni 1836.

Dramatische Literatur.

12) Vier historische Schauspiele von Shakespeare. Uebersezt von L. Tieck. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

13) Shakespeare's dramatische Werke. Uebersezt von P. Kaufmann. Berlin und Stettin, Nicolai, 1836.

Die vier historischen Schauspiele, welche hier durch Ludwig Tieck uns andächtigen Shakespeare-Verehrern vorgelegt werden, sind wenig bekannt, auch von nicht durchaus erwiesener Authenticität, und jedenfalls zu den unbedeutenderen von Shakespeare's Produktionen zu rechnen. Eduard der Dritte allein scheint uns dem großen Dichter unbezweifelt anzugehören. Einzelne Stellen, welche nur von Shakespeare herrühren können, zeugen dafür. Wir machen vorzüglich auf die Liebesbewerbung Eduard des Dritten um die Gräfin von Salisbury, ihr edles Benehmen und die königliche Entschließung Eduards aufmerksam. Solche Blüthen können nur jenem großen Stamm entwachsen seyn. — Weit unbedeutender ist Leben und Tod des „Thomas Cromwell" und „Sir John Oldcastle". So auffallend aber wird in dem „Londoner verlornen Sohn" Shakespeare's durchdringende Menschenkenntniß vermißt, daß dieses Werk ihm moralisch abgeläugnet werden kann. Dieser verlorne Sohn zeigt sich durch das ganze Stück als ein unbedingt schlechter Mensch, der in Fällen, wo eine von Haus aus gutgeartete Seele sich als gut zeigen müßte, sich durchaus bös und gemein benimmt. Am Ende nun wird seine Natur total umgeändert und das ist eine Unmöglichkeit. Den Herren Iffland und Kotzebue sind solche Unnatürlichkeiten zu verzeihen, Shakespeare nicht, oder besser gesagt, das Stück gehört Shakespeare nicht an. — Wir sind übrigens dem ehrwürdigen Veteranen, der diese Stücke übersezt hat, den herzlichsten Dank schuldig. In einer Zeit der poetischen Wüste und Leerheit, wie unsere, mögen wir uns gar gerne auch an den geringeren Kindern eines englischen Riesen ergötzen oder, weil sie das doch wohl größtentheils sind, an Kindern seiner Schule. In der Kunst ist es von ungeheurer Bedeutung, eines großen Mannes Schüler zu seyn und die Erzeugnisse der Schüler haben in diesem Falle stets eine große Menge von den Vorzügen des Meisters, ohne dessen Vorbild sie durchaus mittelmäßig erscheinen würden. Am bedeutendsten tritt das in der Malerei hervor. Aber auch in der Poesie ist es sichtlich, wie überall, wo die Form eine bedeutende Stellung einnimmt. — Darum eben erscheinen uns vorliegende Poesien, seyen sie vernachläßigte Kinder des großen Autors oder sorglich erzogene seiner Schüler, von

Digitized by Google

gleicher Bedeutung und ihre Uebertragung dankenswerth. — Wir führen hier einige Stellen aus der oben berührten Scene an:

Gräfin.

Unrecht für Unrecht, ew'gen Haß für Haß.
Doch da also gestimmt Eu'r Majestät,
Daß mein Verweigern, meines Gatten Liebe,
Eu'r Stand und keine Rücksicht mehr berücksichtigt,
Mir frommt; vielmehr die Größe eurer Macht
Das Heiligste blind überschreiten will,
Bind' ich mein Mißvernügen an Vergnügen,
Zwing: Ich will nicht, zu sagen: Ja, ich will!
Voraus bedingt, ihr hebt die Hindernisse,
Die zwischen eurer Lieb' und meiner stehn.

Eduard.

Bei'm Himmel, Schönst'! ich will, wenn du sie nennst.

Gräfin.

Nun, deren Leben mögt ich weggeräumt,
Die jetzo zwischen unsrer Liebe steh'n.

Eduard.

Das Leben welcher?

Gräfin.

Hochgeliebter Fürst!
Die Kön'gin und mein angetrauter Mann,
Die unsre Liebe, lebend, fordern dürfen,
Daß nur ihr Tod erlaubt, sie zu vererben.

Eduard.

Es ist dein Vorschlag gegen das Gesetz.

Gräfin.

Und so auch euer Wunsch. Wenn das Gesetz
Euch hindern kann, das Eine zu vollbringen,
Verbiet' es euch, das Andre zu versuchen.
Ich glaub', ihr liebt mich nicht, so wie ihr sagt,
Wenn ihr nicht gut macht, was ihr habt beschworen.

Eduard.

Genug! dein Mann und meine Kön'gin sterben.
Du bist viel schöner, als je Hero war;
Nicht war der Knab' Leander stark wie ich:
Ich will durch einen Hellespont von Blut
Das Sestos schaun, wo meine Hero lebt.

Gräfin.

Ihr thut noch mehr, ihr schaffet auch den Fluß
Von deren Herzblut, die die Liebe hemmen!
Deren sind zwei, mein Mann und eure Gattin.

Eduard.

Es macht dein Reiz sie ihres Todes schuldig,
Er gibt den Richterspruch, sie sollen sterben,
Auf dies Gebot verdamm' ich sie, ihr Richter.

Gräfin.

Meineid'ger Reiz! mehr noch, bestoch'ner Richter!
Wenn aber uns, zur großen Sternenkammer,
Das Weltgericht zur Rechenschaft uns ruft,
Dann zittern Beide wir ob des Verraths.

Eduard.

Was sagt mein schönstes Lieb? Hast du's vollendet?

Gräfin.

Vollendet, um zu enden! Darum dies:
Halt nur dein Wort, o Herr! und ich bin dein.
Bleib steh'n zur Stell', ich weich' hieher ein wenig,
Und sieh nun, wie ich deiner Hand mich füge.
(Zeigt zwei Dolche.)
Hier trag' ich meine Hochzeitmesser noch.
Du nimm das Eine, deine Königin tödte,
Ich will dich finden lehren, wo sie liegt;
Und mit dem hier ermord' ich meine Treu,
Die jetzt so sicher schläft in meiner Brust.
Sind beide hin, dann geb' ich nach, und liebe.
Wag's nicht, verbuhlter Fürst, mich hier zu hemmen;
Denn schneller ist, gewandter mein Entschluß,
Als du mich rettend d'ran verhindern kannst,
Und rührst du dich, so treff' ich; darum steh,
Und hör' die Wahl, der ich dich unterwerfe.
Schwör' mir, dein höchst unheilig Thun zu lassen,
Und nimmermehr hinfort um mich zu werben;
Sonst soll, bei Gott! der scharfe Stahl dein Erdreich
Mit dem beflecken, was du wollt'st beflecken,
Mit meinem keuschen Blut. Schwör's, Eduard, schwöre!
Sonst treff' ich mich und sterbe hier zur Stelle.

Eduard.

Ja, bei der Macht beschwör' ich's, die mir jezt
Die Macht verleiht, mich meiner selbst zu schämen:
Hinfort soll meinen Lippen nimmermehr
Ein Wort entfliehn, das solche Werbung meint.
Steh auf, du wahrhaft englisch Weib; viel besser
Rühmt unser Land sich dein als jemals Römer
Der Schönheit, deren frech erstürmter Schatz
So mancher Kiele eitler Vorwurf ward.
Steh auf; mein Fehl sey deiner Ehre Ruhm,
Den dir entfernte Alter werden zollen.
Ich bin erwacht aus jenem müß'gen Traum.
Warwick, mein Sohn, Derby, Artois, Audley,
Ihr Tapfern all, wo säumet ihr so lange?

Nr. 2 enthält: „die beiden Verweser," „die lustigen Weiber von Windsor" und „viel Lärmen um Nichts." Die Uebersetzung ist vortrefflich. Ueber den Inhalt dürfen wir hier nicht sprechen. Und doch können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es gefährlich ist, diese köstlichen Früchte zu genießen. Oder wer in der Welt kann nach ihrem Genuß in irgend einem unserer Lustspiele sich amüsiren.

14) The school for scandal, by R. B. Sheridan. Accentuirt und mit grammatischen und erläuternden Anmerkungen von K. F. Ch. Wagner. Helmstädt, Fleckeisen, 1834.

Eine recht brauchbare Ausgabe zur Uebung im Englischen und zur angenehmen Lektüre.

15) Schauspiele von Eduard von Schenk. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

Schenk, der vor einigen Jahren so großes Aufsehen erregt hat, ist neuerdings, auf den Bühnen wenigstens, fast in Vergessenheit gerathen. Sein Belisar allein reussirt noch und weniger durch das Wohlgefallen des Publikums an dem Stück als durch die Wahl der Schauspieler, welche sich in der Rolle des Belisar sehr applausbewußt sind. Nur in München, der Metropole seines Vaterlandes und der Residenz seines königlichen Gönners werden fortwährend seine neuesten Erzeugnisse gegeben, welche darum auch besonders für den alten Eßlair und die, nun ebenfalls alte Schröder berechnet scheinen. — Wir gestehen aber, daß wir diese Vernachläßigung nicht billigen können, in einer Zeit wenigstens, der es an großen Talenten fehlt und in der poetischer Sinn und poetische Sprache schon viel zählen. Und darin ist Schenk sicher Raupach voraus, der doch über alle Bühnen wandert. — Der vorliegende Theil enthält: „Die Krone von Cypern," Schauspiel. „Alte und neue Kunst," Allegorisches Festspiel zu Goethe's Gedächtnißfeier. „Ahnen und Enkel," Festspiel und „die Griechen in Nürnberg," Lustspiel in drei Aufzügen. Das erste Drama, in dem das ausgezeichnete Sprachtalent Eduard von Schenks einen neuen Triumph feiert, ist für die Schröder geschrieben worden. „Die Löwin, der man ihre Jungen raubt," ist die Idee des Stücks und mit der Schröder wird es seinen Eindruck nicht verfehlen. Jene Lust der Schröder, in großartig-herzzerfleischenden und großartig-herzentzückenden Momenten ihre ganze Kraft auszustürmen ist hier in die Poesie übergetreten, bis auf den Moment, in dem die Königin ihren lang verlornen einzigen Sohn wieder erkennt, niedersinkt, sich auf den Knieen zu ihm schleppt und ruft „mein Sohn, du bist mein Sohn!" — Dennoch halten wir solche Darstellungen weder in der Poesie noch in der Mimik für künstlerisch. Das Krampfhafte muß stets aus der Kunst verbannt seyn, weil es peinlichen Eindruck macht, und wir erinnern uns wohl bei der ersten Aufführung des Dramas in München, bei jener Scene unter dem stürmischen Applaus des ganzen Hauses so unangenehm berührt worden zu seyn, wie etwa, um einen Vergleich zu machen, unsere Nerven durch irgend ein schneidendes und schrilles Begegnen von Metall auf einen widerstandleistenden Körper erregt werden. — Im Uebrigen enthält das Drama die Geschichte eines Kronräubers von Cypern, Amalrich von Lusignan, und des wahren Thronerben Hugo, der, sich selbst unbekannt, die Kunde seiner Herkunft, seine Mutter in Gestalt einer Magd und endlich seinen Thron in Cypern findet, nebst einer allerliebsten Braut, so daß man nicht mehr verlangen kann. — Charakteristik und was dazu gehört, ist nicht in diesem Drama zu suchen. Die Personen sind einfache Tyrannen, Schurken, Mütter, Großkomthure, Soldaten ꝛc., wie man sie überall findet, aber die Sprache ist, wie gesagt, sehr schön, und die Phantasie lebendig, wie die Weniger von unsern neuen Poeten. — Oder kann man schöner sprechen als so:

Adhemar.

Doch ist's nicht das allein! — Der düstre Ernst,
Den du in mir, dem Jüngling, kennen lernst,
Er ist Egyptens Bild, in dessen Schooße
Ich aufwuchs, wo der ewig wolkenlose
Tiefblaue Himmel wie ein Glutmeer brennt,
Und wo die Lippe nicht das Lächeln kennt.
Dort sind die schönsten Freuden Todesfeste
Und Gräber nur porphyrene Palläste.
Ein jeder Schritt berührt Ruinen dort
Und jeder Stein spricht ein geheimes Wort.
Die Obelisken, die in tiefen Bildern
Die heil'gen Sagen alter Götter schildern;
Die Säule Memnons, deren Erz erklang,
Wenn es der Morgensonne Strahl durchdrang;
Die Pyramiden, die dem düstern Schweigen
Der Wüste rings wie ein Gebirg entsteigen,
Der abgemessen flutend ernste Nil,
Und in dem Schilf versteckt das Krokodil,
Das meuchelmörderische Thränen weint,
All dies erfüllt uns mit geheimem Schauer,
Der uns zu warnen und zu sagen scheint;
Hier ist das Reich des Todes und der Trauer!

Amadea.

O wie ganz anders, Freund, ist dieses Land,
Das schöne Cypern, wo nach alter Mythe
Die Liebesgöttin ihre Wiege fand,
Als sie dem Schaum des heitern Meers entblühte.
Hier trägt noch alles ihres Daseyns Spur.
Kein wilder Strom durchwüthet hier die Flur,
Krystallne Bäche unter Rosenbüschen
Entsprudeln sanft den moosbedeckten Klüften;
Und winden, spiegelnd nur des Himmels Blau,
Wie Silber sich durch's weiche Grün der Au,
Oelbaum und Myrte, die dich rings umstehen
Und holde Kühlung auf dich niederwehen,

Die goldnen Trauben und ihr edles Blut,
In dem sich Milde paart mit Kraft und Glut,
Der ganzen Schöpfung fröhliches Getriebe,
All dies erfüllt mit Lust, ruft lockend dir:
Hier ist das Reich der Schönheit und der Liebe!

Gewiß gehört diese Stelle zu den schönsten der neuern Zeit und Schiller dürfte sich ihrer, namentlich der Schilderung von Egypten, nicht schämen. Die übrigen Dichtungen sind unbedeutender, zwei davon Festspiele, und den Gebrechen der Gattung unterworfen, das lezte ein Lustspiel aus der Zeit von Nürnbergs Glanze, wenn wir nicht irren, auch zu feierlicher Gelegenheit gedichtet, wenn auch nicht eigentliches Festspiel. Es verherrlicht die altdeutsche Kunst und Wissenschaft, jene von Peter Vischer, diese von Willibald Pirkheimer repräsentirt. Zwei Liebesgeschichten, des Hermann Vischers, des Peter Sohn, mit Euphania, der Enkelin eines griechischen Kaufherren, Basilios Notaras, der gleichfalls im Stück eine große Rolle spielt, und für Eßlair geschrieben ward, der ihn auch würdig darstellte, und die eines Pratricier, Konrad Groland mit Serena, Pirkheimers Tochter, bilden die Hauptinteressen. — Die Anspielung, welche durch Aufführung eines griechischen Kaufmanns sich ergibt, ist bei der nahen Verwandtschaft der bayrischen und griechischen Krone unschwer einzusehen. Dennoch hat das Lustspiel, welches fast alle Tugenden und alle Fehler des Dichters trägt, als unglückliche Zugabe einen Fehler, der dem Dichter nicht immer eigen ist, den, bei der Darstellung in etwas zu langweilen, so daß es in München selbst nahe daran war, gänzlich durchzufallen. — Wir schließen diesen Dramen, deren Erscheinung zu den erfreulichen gehört, andere an, welche eine nahe Verwandschaft mit ihnen beurkunden.

16) Sämmtliche Werke von Michael Beer. Herausgegeben von Ed. v. Schenk. Mit dem Bildniß des Dichters. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Hier tritt uns ein Dichter entgegen, dessen Verdienst weit eher in seiner Bemühung als seinem Talente besteht und dessen Ruf mehr seiner äußern Stellung als seinen Werken beigemessen werden muß. Aber wir können jener Bemühung eben so wenig unsere Anerkennung versagen als der edlen Weise, mit der sich die äußerlich so glücklich gestellte Persönlichkeit des Dichters allem höhern Leben hingegeben hat, eine Tugend, welche den Mitgliedern der hochgeehrten Familie Beer eigen und wofür sie durch den europäischen Ruf eines ihrer Glieder, Meyer-Beers, reich belohnt worden ist. Dieser Sammlung geht eine Biographie und Charakteristik Michael Beers von der Hand des Herrn von Schenk voraus, deren durchaus panegyrischer Ton der liebenswürdigen Bescheidenheit des Verfassers gern verziehen wird. In der That kann man kaum glauben, daß ein ehemaliger erster Minister, noch auf den höchsten Stufen des Staatsdienstes und der sich von der ersten mehr zurückgezogen hat, als entfernt worden ist, diese bürgerlichen Worte geschrieben hat. Herr von Schenk hat seiner Persönlichkeit eben so gut ein Denkmal dadurch gesezt als der Michael Beers. Was nun den Inhalt des Werkes betrifft, so müssen wir uns über die einzelnen Dichtungen ein motivirtes Urtheil versagen, da sie längst, wenigstens alle die von Bedeutung, überall und auch in unserm Blatt zur Genüge besprochen worden sind. Die Blüthe von Beers Poesie scheint uns der Paria. In edler Einfachheit ist hier der Kampf des heiligsten und schönsten Menschenrechts mit der Macht unvernünftiger Vorurtheile dargestellt. Uns dünkt, diese anspruchslose Einfachheit sey weit siegreicher, als die tollgewordene Prosa voll Gift und Galle, in der einige seiner Glaubensgenossen sich in Bekämpfung ähnlicher Vorurtheile ergossen haben. Die übrigen dramatischen Leistungen Beers haben nicht so viel Anklang gefunden, als der Paria. Sie verrathen zu viel Schule, zu wenig originelle lebendige Schöpferkraft; sie sind gefeilt und polirt, aber sie ergreifen zu wenig, sie reißen zu wenig hin. Ein edles Bestreben aber, eine durchaus reine und hohe Tendenz findet man überall in seinen Werken, und viele der schönsten Gefühle und Gedanken, wie sie dem wahren Dichter ziemen. So finden wir unter seinen lyrischen Gedichten ein Sonett, das man über die Pforten des Kunsttempels schreiben sollte.

Der Ruhm.

Wenn du nicht rein bist wie die Lilienflocken,
Die blendend aus dem Schooß des Himmels fließen,
So lasse nie zu thörichtem Umschließen
Dich in des Ruhmes Strahlenarme locken.

Berühr' sein Haupt nicht, das aus gold'nen Locken
Den Balsam träuft, dem ew'ge Blumen sprießen,
Kannst du dem Thau der Nacht dich nicht verschließen,
Wie stolz gesenkte Hyazinthenglocken.

Weh dir, wenn dich der falsche Gott verderblich
Zu seiner ew'gen Höh' emporgeladen,
Wo die Gestalten sich im Lichte baden!

Mit bitt'rem Hohne deinen Stolz zu rächen,
Taucht er in Sonnenströme deine Schwächen,
Und macht, wie deine Größe, sie unsterblich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 61. Freitag, 17. Juni 1836.

Alterthumskunde.

1) Die Alterthumswissenschaft. Ein Lehr- und Handbuch von Dr. S. F. W. Hoffmann. Mit sechzehn mythologischen und archäologischen Kupfertafeln. Leipzig, Hinrichs, 1835. XVIII und 1113 S. gr. 8.

Ewig, sagt Friedrich Jacobs, wird es der Ruhm des Alterthums seyn, daß es *viel mit Wenigem that*. Die Geschichte des ungleichen Kampfes bei Marathon und jener unsterblichen Dreihundert, deren Untergang ein Sieg war, wiederholt sich in unzähligen Erscheinungen der alten Welt. Die einfache Organisation ihrer Staaten, die so Großes ausführten, die anspruchlose Einrichtung ihrer Gedichte, die so mächtig wirken, die stille Ruhe ihrer Kunstwerke, die so laut zur Seele spricht: überall finden wir jene weise Sparsamkeit, die dem großen Genius der Natur abgelernt scheint, und eben darum das untrüglichste Kennzeichen der Genialität ist. Es freut uns, daß Herr Hoffmann seinen Gegenstand von einem hohen und dem einzig richtigen Standpunkte aus aufgefaßt hat. Nicht das Wissen des Gedächtnisses, sagt er, sondern das Wissen des lebendigsten Bewußtseyns, wornach die Erziehung der beiden klassischen Völker während der Blüthezeit ihrer Staaten mit Recht strebte, weil dadurch der Mensch in der Beziehung zum Leben erst zum Menschen wird, soll vorliegendes Werk befördern helfen. Es gilt hier Winckelmanns durch die Erfahrung gereiftes Wort. Es freut uns, daß der Verf. von einer so schönen Ansicht beseelt, an die Ausarbeitung seines Werkes ging, und dieselbe stets vor Augen hatte. Soll sie aber bei dem Publikum erzielt werden, so kann dies nur durch musterhafte Gründlichkeit und Gediegenheit der Darstellung geschehen. Daß Herr Hoffmann sich in den Quellen umsah, wollen und können wir durchaus nicht in Abrede stellen, daß er nicht bloß aus den Schriften der Neuern, sondern auch aus denen der Griechen und Römern schöpfte, sieht man auf jeder Seite seines Buches; daß er aber durch vieljährige Studien sich einen vollkommen klaren und richtigen Ueberblick von den vielen Theilen seines schönen, aber schwierigen Gegenstandes aus den Quellen erworben habe, müssen wir in mancher Beziehung in Abrede stellen. Hätte er den ganzen Gang der griechischen und römischen Geistesentwicklung stets mit Umsicht verfolgt, und sich durch lange fortgesetzte Lektüre der alten Klassiker eine klare Uebersicht seines Planes verschafft, so würde er namentlich bei der Literaturgeschichte, Mythologie und Archäologie gar viele Ansichten und Hypothesen der Neuern nicht für Wahrheit genommen, und überhaupt seinem

Werke ein solideres Gepräge gegeben haben. Ueberhaupt glauben wir in dem Werke des Verfassers die schon oft ausgesprochene Wahrheit bestätigt zu finden, daß bei dem gegenwärtigen Standpunkte der philologischen Wissenschaften nur ein mit den vielseitigsten Kenntnissen ausgerüsteter und im Studium ergrauter Mann das Gesammtgebiet zu umfassen vermöge. Um unser Urtheil, das Manchem zu ungünstig scheinen dürfte, tiefer zu begründen, wollen wir die einzelnen Abschnitte einer nähern Beachtung unterwerfen. Die Einleitung hat uns im Ganzen befriedigt. Das Werk selbst besteht aus zwei Theilen, von denen der erste die Grundwissenschaften, Grammatik, Hermeneutik und Kritik behandelt. Da diese Gegenstände nur für den Gelehrten vom Fache, für den eigentlichen Philologen näheres Interesse haben, so wollen wir uns in keine weitere Beleuchtung derselben einlassen, sondern gleich zum zweiten Theile, welcher die Realwissenschaften, alte Geographie, Chronologie, politische Geschichte, Antiquitäten, Mythologie, Literaturgeschichte und die Archäologie oder Kunstgeschichte umfaßt, übergehen, und auf manche Gebrechen aufmerksam machen. Mit der Behandlung der beiden ersten Zweige sind wir ziemlich einverstanden. Die politische Geschichte der Griechen und Römer aber könnte in so manchen Beziehungen besser und ungleich gediegener seyn. „Obgleich der Charakter der älteren Geschichte der Griechen, sagt der Verf. S. 371, mythisch ist, und die neuere Zeit mehrfache Erklärungen des aus dieser frühesten Zeit fabelhaft Berichteten versuchte, um den reinen historischen Stand daraus zu gewinnen, so sind doch alle jene Sagen zu innig mit dem ganzen Leben des Volkes verwachsen, als daß sie ohne Nachtheil unberücksichtigt bleiben könnten, oder einer Deutung unterworfen werden dürften. — Gewiß mit Unrecht (S. 372 Not.) würde man die sogenannten Einwanderungen aus Aegypten nach Griechenland in der Geschichte der Hellenen fallen lassen, weil sie nur der Fabel, nicht der Geschichte anzugehören scheinen.“ Würde der größere Theil der Geschichtschreiber so urtheilen, wie Herr Hoffmann, dann sähe es wahrlich um Förderung der ältesten oder Urgeschichte der Griechen nicht am besten aus, und das Publikum würde nie zu einer richtigen Einsicht in dieselbe gelangen. Freilich wird es keinem besonnenen Manne einfallen, die Ueberlieferung der Sage ganz zu verwerfen, und seine Vermuthungen an ihre Stelle zu setzen, die als Hypothesen immer nur einen relativen Werth haben. Dagegen wird sich ein Historiker von gesundem Urtheile bemühen, die griechische Sagengeschichte so genau als möglich nach der ältesten Ueberlieferung zu erzählen, und um das Publikum auf die Resultate seiner Forschungen aufmerksam zu machen und zu einer gehörigen Würdigung der Mythen anzuleiten, seine Kritik derselben in den Anmerkungen niederlegen, wo auch die Ansichten anderer bedeutender Männer die ihnen gebührende Berücksichtigung finden sollen. Daß Herr Hoffmann an den Mährchen von ägyptischen und phönicischen Colonisten fest halten will, ist uns unerklärbar. Wir sind der Ueberzeugung, daß jeder Unbefangene dem großen hellenischen Geschichtsforscher Müller in Göttingen Dank wissen wird, daß er auf diese Ungereimtheit hinwies, und dieselbe in ihrer Nichtigkeit darlegte. Ueber die ältesten Bewohner Griechenlands ist er sich auch nicht ganz klar geworden, indem er sagt: „Die ältesten ursprünglichen stamm- und sprachverwandten Völkerstämme Griechenlands waren die Pelasger, der früher herrschende, und die Hellenen, der anfangs schwächere. Die Hauptsitze der Pelasger, von Thracien ausgegangen, mögen Argos, Achaia, Peloponnes, Attika, Thessalien, Epirus, die Küsten Kleinasiens und Inseln gewesen seyn, bis sie, von den Achäern und Dorern gedrängt, sich auf Attika beschränkten.“ Die Pelasger gingen, um nur an diese große Ungereimtheit zu erinnern, nicht von Thracien, sondern von Thessalien aus, und waren kein von den Hellenen verschiedenes Volk, sondern derjenige Zweig von ihnen, der sich am frühesten entwickelt zu haben scheint. „Die älteste Geschichte Italiens, sagt der Verf. an einer andern Stelle (S. 401), wo die Urvölker die Umbrer, Ausoner, Sabiner, und die ältesten Eingewanderten die Oenotrer und Tyrrhener gewesen zu seyn scheinen, so wie die älteste Geschichte Roms ist durch die Mischung von Wahrheit und Dichtung ungewiß. Jedoch kann die Sage nicht übergangen werden, weil die Geschichte damit vieles verknüpft, und der Nationalglaube sie als historisch gelten läßt. Dazu liegt der Mythe auch Wahrheit zu Grunde, nur läßt sich diese von dem mythischen Beisatz durchaus nicht scheiden, so oft es auch die Wissenschaft versucht hat. Für die Geschichte werden diese Versuche stets (?) erfolglos bleiben, da die Ergebnisse nur Ansichten seyn können, keineswegs aber historische Wahrheit, weil die historische Beglaubigung fehlt, so daß man durch Annahme derselben nur das Neue Ungewisse an die Stelle des alten setzen würde. So viel ist indessen gewiß, daß das aus der dunkeln Sagenzeit heraufsteigende Rom schon früh seinen herrsch- und eroberungssüchtigen Charakter beurkundete, durch den es, vom Kriegsglück begünstigt, beinahe die damals bekannte Welt verschlingt, damit den Gesetzen der Weltentwicklung gemäß die ehedem vereinzelten Völker und Reiche zu einem Ganzen verbunden würden.“ Daß mit solchen Declamationen, deren sich aber nicht wenige finden, dem Publikum und der Wissenschaft nicht gedient sey, die nur durch die sorgfältigste Ermittlung des Thatbestandes wahrhaft gefördert werden kann, sehen unsere Leser von selbst ein.

Gerne bekennen wir, daß uns die Behandlung der

griechischen und römischen Antiquitäten, die sich an die Geschichte anschließt, ungleich mehr befriedigt habe, und daß der Verf. hier die so vortrefflichen Resultate der neuesten Forschungen mit Umsicht benützt hat. Desto weniger können wir aber mit seinen Darstellungen der Mythologie zufrieden seyn. Hätte der Verf. die einzelnen Bemerkungen, welche Welcker an verschiedenen Orten niederlegte, und die Untersuchungen von Buttmann mehr beachtet, und auf die verschiedenen Symbole, welche den einzelnen Göttern beigelegt wurden, mehr Rücksicht genommen, so würde er zu richtigern Resultaten gekommen seyn. Da die Erklärung der schönsten griechischen Mythen für jeden Gebildeten Interesse hat, so wollen wir des Verf. Ansichten über Juno, Pallas und Mercurius anführen, um durch eine Beleuchtung derselben die oben ausgesprochene Behauptung zu rechtfertigen. „Here, sagt er S. 600, ist Schwester und Gattin des Zeus, die Königin des Götterstaates, und die Mächtigste der Göttinnen. Die Mythe charakterisirt sie als eifersüchtig und rachsüchtig, besonders gegen ihre Nebenbuhlerinnen, wie sie auch überhaupt feindselig gegen andere Götter und Helden erscheint.“ Aus dieser Darstellung wird wohl schwerlich Jemand das Wesen dieser Göttin zu erfassen vermögen; wir glauben, daß sich dasselbe einfach also bezeichnen lasse: Here ist, was schon ihr Name sagt, Symbol der Erde, dieselbe Göttin, welche bei den alten Deutschen Hertha hieß. Ihre Vermählung mit Zeus kann demnach nichts anderes bedeuten, als das innige Verhältniß, in welchem Himmel und Erde zu einander stehen, indem diese die zum Blühen und Gedeihen aller Gewächse nöthige Fruchtbarkeit vom Himmel erhält. Daher wachsen auch, wie eine alte Sage bei Homeros meldet, bei der Verbindung des Zeus mit der Here Kräuter und Blumen aller Art empor. Nach den alten Erzählungen erscheint Here deßhalb als eigensinnige und neidische Frau, weil die Erde, als ein fester Körper, neuen Formen und Bildungen unzugänglich ist, während im Wasser und in der Luft viele neue Gestalten erscheinen, und weil sie denjenigen, die sie bebauen, nur im Schweiße ihres Angesichts Früchte bringt. Sobald man sich die Göttin als ein Wesen von menschlicher Gestalt dachte, und ihr Verhältniß zu Zeus nicht mehr erkannte, so mußte sie natürlich als eine feindselige, zanksüchtige und neidische Frau erscheinen. Dieser Charakter wurde in der spätern Zeit, wo man überhaupt alle menschlichen Verhältnisse auf die Götter übertrug, weiter ausgebildet, und auf diese Weise erhielt Here die Rolle, welche sie in der alten Mythologie spielt. Die Sage, daß Oceanus und Tethys sie erzogen, bezieht sich auf die Fruchtbarkeit, welche das Wasser der Erde verleiht.

Bei der Erklärung der Pallas schließt sich der Verf. ganz an C. O. Müller an, und sagt S. 605: „Diese Göttin wurde dem Zeus aus dem Haupte geboren mittelst eines Hammerschlags des Hephästus. Hierauf sich beziehend, urtheilt Müller: Das schwer zu ergründende Wesen der Pallas Athene scheint besonders darin seinen Mittelpunkt zu haben, daß sie als eine geliebte Tochter des Himmelsgottes, als eine Jungfrau aus ätherischer Höhe gedacht wird, welche in diese Welt bald Licht und Wärme und gedeihliches Leben spendend eintritt, bald aber auch feindliche Wesen vernichtet. Wenn in der ältesten Anschauungsweise Physisches und Geistiges eng verbunden, und diese ätherische Jungfrau zugleich als Zeus Verstand, als die in Zeus aufgenommene und wieder geborne Metis gedacht wurde: so überwog, dem allgemeinen Entwicklungsgesetz des griechischen Lebens gemäß, in Homerischer Zeit schon lange die lezte Vorstellung, und Athene war die kräftig abwehrende und freundlich rathende, immer aber das Vorliegende mit klarem Verstande und ruhigem Urtheil erwägende und ausführende Göttin, eine Freundin jedes Standes und jedes Menschen, der Tüchtiges mit gesunden Sinnen angreift und vollbringt.“ Wir betrachten die Sagen über Pallas von einem andern Standpunkte. Pallas ist, wie schon ihr Name (die Schwingerin) andeutet, der sich auf die Vibration des Aethers bezieht, Symbol des Aethers, der sich am Himmel befindet. Aus diesem Grunde heißt sie eine Tochter des Himmelsgottes. Als man sich nun diesen als einen gewaltigen Mann vorstellte, entstand die Fabel, daß sie aus seinem Haupte entsprungen sey. Deßhalb ward sie Göttin der Weisheit, weil man den Kopf als den Sitz derselben betrachtete, und in soferne im Kriege Einsicht mehr vermag, als rohe Kraft, ward sie auch Göttin des Kriegs. An den Gebrauch des Feuers knüpften die Alten die Erfindung und Vervollkommnung der Künste. Daher wurde Pallas, als Symbol des Aetherfeuers, auch als Vorsteherin der Künste verehrt. Wegen der Reinheit des Aethers stellte man sie als Jungfrau dar. Erst später, als man sie als ein weibliches Wesen betrachtete, legte man ihr vorzugsweise die höchste Fertigkeit in allen weiblichen Arbeiten bei. Unter den Thieren waren ihr die Eule und der Hahn heilig, jene wegen ihrer feurigen Augen, die deutlich auf die Natur der Pallas hinweisen, diesen aber wegen seiner Wachsamkeit und Streitlust. Wir können nicht umhin, des Verf. Ansicht über Mercurius (S. 609) mitzutheilen. „Mercurius war der Sohn des Zeus und der Nymphe Maja, einer Tochter des Atlas. Geboren wurde er auf dem arkadischen Gebirge Kyllene. Wie ihn Mythe und Kunst als Wesen vielfacher Kräfte gezeichnet hat, bezeichnet Müller: Hermes stand in der Religion der Urbewohner Griechenlands in dem Kreise der chthonischen (Erd-) Götter, der aus der Tiefe Früchte und Segen heraussendenden Gewalten; diesen Heilsgott sezte das alte Griechenland

als den Geber alles Guten auf alle Straßen und Wege, auf Aecker und Gärten, in der Form eines mit einem bärtigen Kopfe und einem Phallos versehenen Pfahles. Allmählig ward aber der tellurische Segensgott immer mehr zu einem ökonomischen und merkantilischen Gotte des Gewinns und Verkehrs; vor allen verehrten ihn nun die den Verkehr der Vorwelt vermittelnden und in manichfachen Lebensgeschäften gewandten Herolde." Wir werden schwerlich irren, wenn wir behaupten, daß Mercurius, der den Thraciern angehörte, dasselbe Wesen war, das die Griechen Zeus nannten, d. h. Gott des Himmels. Deßhalb führt er die Sonne herauf und hinab. Am Morgen verschwinden vor dem Glanze der Sonne die Gestirne. Dies drückte die kindliche Sprache jener Zeiten durch ein Bild aus; sie sagte, Mercurius habe die dem Sonnengotte heiligen Rinder, wie man die Menge Sterne sinnbildlich nannte, geraubt. Als man sich den Mercurius in menschlicher Gestalt vorstellte, wurde diese Erzählung buchstäblich genommen, und Mercurius wurde Gott der Schlauheit und der Diebe. Das Licht, welches Mercurius bringt, gebrauchte der bilderreiche Orient als Symbol der Wissenschaft. Aus diesem Grunde ward er als Gründer und Vorsteher der geistigen Kultur verehrt. Diese aber war bei den Alten eine Doppelte, eine streng-wissenschaftliche und eine poetisch-musikalische. Deßhalb heißt Mercurius Erfinder der Leyer. Die Griechen sorgten nicht bloß für geistige, sondern auch für körperliche Bildung, weil sie mit Recht körperliche Gesundheit und Schönheit zu den höchsten Gütern dieses Lebens rechneten. Darum ward er auch für den Vorsteher der Ringschule gehalten. Von den wohlthätigen Wirkungen des Sonnenlichtes, das er am Himmel emporführt, hängt das Gedeihen aller Früchte ab; mithin ist er Spender der Fruchtbarkeit der Fluren und des Reichthums überhaupt. Da er das Licht am Himmel nicht bloß empor-, sondern auch wieder hinabführt, so betrachtete man ihn auch als Boten der Unterwelt, also als denjenigen, welcher die Seelen der Abgeschiedenen in den Orcus geleitete. Aus dieser Vorstellung ging das Amt eines Dieners der Götter und eines Vermittlers zwischen ihnen und den Menschen hervor, so daß es uns nicht befremden darf, wenn ihn auch die Herolde verehrten.

Auch die Behandlung der Literaturgeschichte der Griechen dürfte manchen Kenner derselben nicht ganz befriedigen. Um dies anzudeuten, führen wir einige Stellen an, die wahrlich selbst ein billiger Richter als höchst seicht und unbefriedigend finden muß. „So sehr auch Einige (S. 649) an der Einheit der beiden Gesänge des Homerus unter sich, als auch jedes Einzelnen festzuhalten streben, so sprechen doch die offenbar fremdartige Einmischung einzelner Verse, als auch der verschiedene Ton ganzer Stücke, so wie der beiden Gesänge unter sich zu kräftig dagegen. — Die cyclischen Dichter (S. 651) waren diejenigen, die alles, was Homer nur kurz und beiläufig erwähnte, in besonderen Gedichten ausführlich besangen. — Hesiodos (S. 653), von ungewissem Zeitalter, scheint, gleich wie Homer, ein weitschichtiger Name zu seyn, dem man vieles beilegte, was ihm einige auch wieder absprechen. Man will ihn sogar in die Zeit vor Homer setzen."

Durch solche Bemerkungen dürfte wohl die richtigere Auffassung der Entwicklung der griechischen Literatur nicht sehr gefördert werden. Auch die Einleitung in die griechische Lyrik könnte bündiger seyn (S. 663): „Die eigentlich lyrische Poesie bildete sich bei den Griechen in der reichsten Mannichfaltigkeit der Formen, als das Leben eine durchgebildetere Selbstständigkeit gewann, und das Kraftgefühl, ein Erbtheil früherer Zeit, die Betrachtung der Außenwelt (?), die aber alles auf Vaterland, Götter und Ruhm bezog, hervorrief. Mit ihr mußte auch die poetische Form sich dem Charakter der Poesie gemäß mannichfaltiger bilden, besonders ward die Musik, die stete Begleiterin der lyrischen Poesie, umfangreicher im geeigneten Wechsel der Melodien. Sogar auch orchestrischer Tanz war damit verbunden."

Bei der Kunstgeschichte hat sich der Verfasser so ziemlich an die Schriften von Thiersch, Müller, Hirt und Jacobs gehalten, was auch das Klügste war. Darüber, ob die griechische Kunst eine Tochter der ägyptischen sey (S. 899), oder ob sie auf heimathlichem Boden erwuchs, scheint er zu keiner bestimmten Ansicht gekommen zu seyn. Nach unserm Dafürhalten hing sie in der Urzeit mit der indischen zusammen.

Da wir auf die Mängel des angezeigten Werkes aufmerksam machten, so wäre es im höchsten Grade unbillig, wenn wir nicht ausdrücklich versicherten, daß dasselbe, so viele Schwächen es hat, doch ungleich mehr Gutes enthält, und die Probe mit den bisher über diesen Gegenstand erschienenen Schriften wohl aushalten könne. Wir zweifeln nicht, daß der Verfasser, wenn er nicht zu frühe damit hervorgetreten wäre, und noch einige Jahre die verbessernde Hand angelegt hätte, etwas Vortreffliches, ja Ausgezeichnetes würde geleistet haben. Daß wir die Mängel so stark rügten, wird er uns nicht verargen, wenn er bedenkt, daß Gründlichkeit in jeder Beziehung in unserer Zeit, namentlich in einem solchen Werke, unerläßlich nothwendig sey. Die äußere Ausstattung ist musterhaft zu nennen, und der Preis bei der großen Bogenzahl und dem engen Drucke billig.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 62. Montag, 20. Juni 1836.

Dramatische Literatur.

17) Auserlesene Schriften von Martinez de la Rosa. Frei nach dem Spanischen von A. Schäfer. 1ster und 2ter Band. Heidelberg, Groos, 1835.

Spanien ist ein schönes glühendes Land, voll Phantasie und Leidenschaft, und hat vor Jahrhunderten große Dichter erzeugt. Wer sollte sich nicht freuen, wenn nun, nach langem Schweigen, wieder ein spanischer Poet auftritt, und seiner Phantasie und Leidenschaft freudig entgegeneilen? — Aber wenn man das thut, hat man die fatalste Täuschung zu dulden. Weder von Phantasie noch Leidenschaft, noch Gluth, noch Glanz ist in diesen Poesien eine Spur zu finden — die Worte schleppen sich hin, als seyen sie herzlich froh, wenn sie zu Ende gebracht seyn werden; eine Erschlaffung liegt in diesen Dramen, die uns mehr als alle Zeitungsberichte von der Ausgesogenheit des spanischen Geistes überzeugt. Denn wie in der großen Zeit eines Volkes das geringste Talent das Gepräge derselben trägt, so muß in der kleinen und sinkenden das verhältnißmäßig größte ihre Schwachheit auf sich nehmen. — Diese beiden Bände enthalten die „Wittwe von Padilla," Trauerspiel; „Maryme," Trauerspiel; „die Verschwörung von Venedig im Jahr 1310;" „Aben Humeya oder die Empörung der Mauren unter Philipp II.," Historisches Drama; „das Mädchen zu Hause und die Mutter auf dem Maskenball," Lustspiel in 3 Aufzügen, „Oedip," Trauerspiel. Wir begnügen uns von alle dem ein Trauerspiel und ein Lustspiel näher zu besprechen. Das Trauerspiel „Aben Humeya", weil es ein Stoff ist, hinreichend zu einer glühenden Dichtung begeistern zu können; das Lustspiel „das Mädchen zu Hause ꝛc.", weil es das Einzige in der Sammlung ist. Aben Humeya, der lezte Sprößling eines großen maurischen Königsstammes ist Christ geworden und lebt zu Cadiar unter dem neuen Namen Don Ferdinand von Valor. Die Mißhandlungen der Spanier aber bringen ihn zur Empörung, durch welche er selbst zu Grunde geht, weil er zum König ausgerufen und dadurch die Eifersucht Aben Abo's, eines andern Häuptlings, erregt wird, der ihn ermorden und sich selbst zum König erheben läßt. Hier endet das Stück. Ueber den Verlauf der Empörung erfahren wir nichts; Martinez hat also den großen Stoff schon dadurch gemein gemacht, daß er an das Schicksal eines an und für sich unbedeutenden Mannes seine Tragödie knüpfte und für das Loos jenes einst so großen, nun mit dem Tode ringenden Volks nicht das entfernteste Interesse zeigt, in sofern es sich nicht mit dem des Aben Humeya vereinigt. Und dieser Aben Humeya ist ein so ganz gewöhnlicher Schlag von Menschen, daß man am Ende gar nicht eben besonders

Digitized by Google

bekümmert um seinen Fall ist, sondern nur fragt: „Wie ist denn nun die Sache weiter gegangen?“ Wir belegen dies mit einem Monolog Aben Humeya's im Augenblick der höchsten Aufregung, nachdem er von seinen Feinden, Aben Abo und Aben Farar, erfahren hat, daß sein eigner Schwiegervater, Muley Carime, in Verbindung mit den Spaniern stünde.

„Was hast du gethan, Unglücklicher, was hast du gethan? Du hast mich wehrlos in die Hände meiner Feinde geliefert!... Allein du sollst es nicht ungestraft gethan haben! Nein, nein.... Ich werde dein blutiges Haupt jenen Frechen in das Gesicht schleudern!... Und warum sollte ich auch nur einen einzigen Augenblick zweifeln? Er hat uns verrathen; er soll sterben! Gibt es etwas Gerechteres? Dieses strenge Beispiel wird andern frevelhaften Versuchen vorbeugen, wird meinen Nebenbuhlern Stillschweigen gebieten, wird meinen Thron befestigen.... Allein weißt du auch gewiß, daß es ihn befestigen wird?... In meiner Familie, an meinem eigenen Heerde, wird sich den Augen des zürnenden Volks der erste Vaterlandsverräther zeigen; von der Höhe des Blutgerüstes herab wird er meine Söhne seine Kinder nennen!.. Dies ist vielleicht der heißeste Wunsch jener Treulosen. Es schmerzt sie, daß sie mich in den Augen des Volks noch nicht gedemüthigt sehen, um meine neue Gewalt vor der Hand durch Verachtung untergraben, und später gänzlich vernichten zu können. Sie wünschen mich schamroth zu sehen, wenn ich den Namen des Schuldigen nennen muß; sie wünschen, daß ich voll Schmerz und Demüthigung an meinen Heerd zurückkehren möge, um als einzigen Trost die Klagen und Vorwürfe einer verzweifelnden Gattin zu hören... Nein! er soll leben, er soll leben... Der Vater meiner Gattin muß gerettet werden; die Freude und der Uebermuth meiner Feinde dürfen nicht so hoch steigen! Allein welche Mittel stehen mir zur Erreichung dieses Zwecks zu Gebot?“

Nun überreicht er Muley Carime nach vielem hin- und herreden Gift, damit er ehrenvoll sterben soll. Die Scene ist dabei diese:

Muley Carime.

Bist du der einzige Verwahrer dieses Geheimnisses.

Aben Humeya.

Es gibt deren noch andere.

Muley Carime.

Wer sind sie?

Aben Humeya.

Aben Abo und Farar.

Muley Carime.

Ich kenne das Schicksal, das mich erwartet.

Aben Humeya.

Ihr kennt es?

Muley Carime.

Und ich erwarte es mit Ruhe.

Aben Humeya.

(Er blickt in dem Zimmer umher, zieht ein kleines goldenes Fläschchen aus seinem Busen, öffnet es, und reicht es ihm dar).

Nehmt und rettet euch! (Er kehrt das Gesicht ab, und wirft sich in der größten Niedergeschlagenheit auf die Kissen.)

Muley Carime.

(Er nimmt das Fläschchen, trinkt das Gift, und heftet die Augen starr auf Aben Humeya; hierauf nähert er sich ihm und sagt):

Du wirst herrschen!

(Beide bleiben einige Augenblicke in derselben Stellung).

Höre mich, Aben Humeya, höre mich! Du lernst mich spät kennen... allzuspät! Du hattest dir falsche Begriffe von mir gebildet, du hattest mich schlecht beurtheilt; allein in diesem feierlichen Augenblicke läßt mir dein Herz volle Gerechtigkeit widerfahren; es rächt mich und demüthigt dich vor mir... Deine Hand zitterte stärker, als die meinige, während sie dieses tödtliche Gift hielt! Ich war weit entfernt, unsere Unterdrücker zu lieben... ich verabscheute sie von ganzer Seele, ich haßte sie so stark als du selbst, ja vielleicht noch stärker... denn sie haben mich länger unglücklich gemacht! Allein ich war Vater! Aben Humeya, ich war Vater, und sah meine Kinder in Gefahr.... Unglücklicher, für deine Gattin und deine Tochter zitterte ich, als du mich der Schwäche beschuldigtest! (Seine Rührung unterdrückend.) Die Liebe zu meinen Kindern kostet mich das Leben: du siehst es, Aben Humeya; ich sterbe, um sie zu retten... Allein ich möchte nicht den traurigen Gedanken, daß ich ein so großes Opfer umsonst gebracht habe, mit mir in das Grab nehmen!... willst du es mir versprechen?

Aben Humeya (aufstehend).

Und ich?... was kann ich dabei thun?

So farblos und schaal ist aber Alles und der Beifall, den Martinez de la Rosa fand, kann lediglich in der Eleganz der Redensarten bestehen, welche wir aus Uebersetzungen nicht zu beurtheilen vermögen, so gut sie auch seyen, wie wir von der vorliegenden versichern können. — Wie in de la Rosas Tragödie das Großartige fehlt, so in seinem Lustspiel das Witzige, die geistreiche Entwicklung, das Ueberraschende, kurz Alles, was außer einer feinen Sprache zum Lustspiel gehört. In dem „Mädchen zu Hause“ ist, wie der Dichter im Vorwort selbst sagt, der Uebelstand geschildert, der aus dem schlechten Beispiele und der Nachläßigkeit der Mütter entspringt. Ein Avanturier ist die Hauptperson darin, der Mutter und Tochter zugleich die Cour macht, von der Mutter Geld, von der Tochter ein Heirathsversprechen empfängt, endlich aber abgeführt wird und einem andern Liebhaber der Tochter, dem Don Ludwig, einem ehrbareren aber höchst langweiligen Mann, gebührend Platz macht. Die

nähern Verwicklungen des Stücks zu vernehmen, können wir der deutschen Lesewelt nicht zumuthen. — Man kann sich eines sehr bittern Gefühls nicht erwehren, wenn man Martinez de la Rosa liest. Ein verlebtes Volk blickt uns mit stärren, glanzlosen Augen an, das nicht nach dem Gesetz der Nothwendigkeit alt geworden ist und nachdem es sein Knaben-, Jünglings- und Mannesalter vollkommen verlebt hat, etwa wie das römische, sondern durch den eisernen Scepter von Despoten und Pfaffen, in dem Moment, in dem es sich am schönsten entwickelt hatte. — Ach, ein Hektiker, der im schönsten Alter dem Grabe entgegengeht, kann sich mit dem Schicksale von Völkern trösten; so verwandt ist die Geschichte der Familien und der Völker.

Wir würden aber unbillig seyn, wollten wir den Spaniern nicht zutrauen, daß sie sich wieder verjüngen werden. Sie sind jezt, nach furchtbaren innern Kämpfen ungefähr da angelangt, wo wir Deutsche uns nach dem dreißigjährigen Kriege befanden. Verwildert, ohne Unterricht und Bildung, geben sich nur wenige ihrer Geister mit Kunst und Wissenschaft ab und die wenigen halten sich an antike oder französische Muster. Geht es doch auch den heutigen Italienern nicht besser, außer daß diese leztern angefangen haben, neben den Franzosen auch die Engländer, wenigstens Walter Scott zu copiren. So wenig aber, als man von der undeutschen, copirten, mattherzigen deutschen Literatur des 17ten Jahrhunderts einen Schluß zu ziehen berechtigt war auf die Reproduktionskraft des deutschen Volks, so wenig darf man einen solchen Schluß jezt ziehen, wenn von der matten Literatur der Spanier und Italiener die Rede ist. Auch hier dürfte die Reproduktionskraft nur schlummern, aber keineswegs eingeschlafen seyn.

18) Manfred. (Die Finsterniß. Der Traum.) Aus dem Englischen des Lord Byron übersezt von E. Köpke. Berlin, Schröder.

Manfred ist, deucht uns, schon besser übersezt worden. — Dieser Manfred ist eine von jenen Byronschen Dichtungen, welche einen gewissen Moderang in der modernen Literatur eingenommen haben; und gerade die sind es, welche den Genius des Dichters am wenigsten erschöpfen. Wir können nicht begreifen, wie Manfred nach Goethe's Faust so enthusiastisch aufgenommen werden konnte. Manfred ist eine durchaus offenbare Nachahmung Fausts und eine schwache. Das speculative Talent der Deutschen, welches seit Jahrhunderten sich abgearbeitet hatte, war allein im Stande, einen solchen Stoff würdig zu bearbeiten. Der Engländer ist dafür viel zu praktisch. Jenes Sichvertiefen und Schwelgen im Geist, jenes Sichverlieren an eine andere Welt, das gänzliche Entfremden der Gegenwart durch Grübelei und phantastische Ueberschwenglichkeit, jener romantische Zug, der die Seele fortzieht zum geheimnißvollen Mittelpunkt des Alls, jener wunderbare Ehrgeiz, der das lezte Räthsel aller Dinge lösen, der Gott gleich seyn will — das alles sind Eigenschaften des Deutschen, aber nicht des Engländers. Nur hierin hat unser Faust seine Bedeutung, obgleich sie unsre Dichter nicht ganz erfaßt und aus dem Faust immer mehr oder weniger nur einen sentimentalen Don Juan gemacht haben. In Manfred ist etwas von englischer Charakterstärke dazugekommen, die sentimentale Weichheit ist glücklich vermieden; aber der Mann ist zur Grimasse geworden. Seine Zerrissenheit, seine Zweifel sind nicht natürlich motivirt. Sie wären es nur, wenn sie aus dem deutschen Tiefsinn, aus dem theosophischen Triebe hervorgingen.

Alterthumskunde.

2) Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie, von Christian August Brandis. Erster Theil. Berlin, Reimer, 1835. VIII und 548 S. gr. 8.

Eine rühmliche Bahn historisch-philosophischer Forschung hat Schleiermacher durch seine Grundlinien zu einer Kritik der Sittenlehre, durch seine Monographien und durch seinen Plato eröffnet. Mehrere ausgezeichnete Forscher sind ihm auf dieser Bahn gefolgt, unter ihnen mit unzweifelhaftem Erfolge Heinrich Ritter. An sein vortreffliches Werk reiht sich das in Frage stehende rühmlichst an, das sowohl rücksichtlich der Unbefangenheit und Gründlichkeit der Forschung, als auch des Scharfsinns, die sich überall offenbart, zu den herrlichsten Erscheinungen auf diesem Gebiete der Geschichte gehört. Ohne Anspruch auf künstlerisch-historische Darstellung zu machen, erörtert der Verf. die Entwicklungen dieses merkwürdigen Zeitraums mit sorgfältiger Benützung der Quellen und Hülfsmittel in einer für den Unterricht und das gebildete Publikum geeigneten Form. Vorzugsweise hat er — und dies kann ihm nur zum Verdienste angerechnet werden — nach genauer und unbefangener Erforschung und Auffassung des Thatbestandes, so wie nach Ausmittelung der inneren Beziehungen und der dadurch bedingten Zusammengehörigkeit der einzelnen philosophischen Versuche, Theorien und Systeme gestrebt. In ersterer Rücksicht schien es passend, die vorzüglicheren Belegstellen aus den zum Theil entlegenen alten Schriftstellern zusammengestellt, unter dem Texte abdrucken zu lassen, um zu gleicher Zeit die sich Unterrichtenden zum Studium und zu richtiger Benützung der Quellen anzuleiten, den auf gleichem Gebiete der Forschung begriffenen Gelehrten aber die in's Einzelne eingehende Prüfung zu erleichtern. Dadurch hat er sein Werk zu einer ewig werthvollen Urkunde

erhoben, und sich nicht bloß vor jedem Vorwurfe von Befangenheit geschirmt, sondern auch besonders für angehende Philosophen das Studium der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie im höchsten Grade fruchtbar gemacht. Eben so sind wir auch mit der zweckmäßigen Abtheilung in Paragraphen vollkommen einverstanden. Denn wenn diese Form den höheren Forderungen der Darstellung auch nicht angemessen ist, so hat sie doch sicher das Gute, daß die leitenden Gedanken der einzelnen philosophischen Erscheinungen um so leichter und bestimmter aufgefaßt werden können.

Die Leitsterne, nach denen sich der Verf. bei der Ausarbeitung seines Werkes richtete, sollten allen Historikern in unsern Tagen zur Richtschnur dienen. Wäre dies der Fall, so würde das große Feld der Weltgeschichte in zehn Jahren besser angebaut, als es bei der vorherrschenden Neigung zu nichtssagenden Raisonnements in zwanzig und dreißig Jahren geschehen kann. Wir wollen Brandis hierüber selbst reden lassen: „Ungleich mehr vermag der Historiker zu leisten, wenn er Anweisung gibt, die Geschichte zu verstehen, als wenn er mit seinem Urtheile drein redet; und für höchst wichtig halte ich es, daß auch der Studirende sich früh gewöhne, aus der Geschichte selber, nicht aus den Betrachtungen über Geschichte, Belehrung zu schöpfen. Ich behalte mir vor, am Schluße des Werkes die Resultate des in der Geschichte selber bereits zum Spruche fertigen Urtheils zusammen zu stellen und hie und da durch formale Kritik zu ergänzen, um zu zeigen, wie die ältere Philosophie sich zu der neueren verhalte, und wie erstere für leztere zu benützen sey; denn freilich kann Endzweck einer Geschichte der Philosophie nur seyn, in die philosophische Forschung einzuführen und sie selber fortzuleiten."

Um unsere Leser mit der Reichhaltigkeit dieses Werkes bekannt zu machen, glauben wir eine kurze Uebersicht des Inhaltes geben zu müssen. In der Einleitung (S. 1—52) beschäftigt sich der Verf. mit allgemeinen Erörterungen 1) über den Begriff einer Geschichte der Philosophie im Allgemeinen, 2) über Umfang und die Eigenthümlichkeiten einer Geschichte der ältern oder der griechisch-römischen Philosophie, und handelt 3) von den Quellen, aus denen die Kenntniß derselben zu schöpfen ist, und 4) von ihren Anfängen und Entwicklungsperioden. Vollständigkeit und Gründlichkeit sind hier mit einer zweckmäßigen Kürze und Maaßhaltung auf das schönste vereinigt. Der übrige Theil des Buches (S. 53—548) enthält die erste Periode der griechisch-römischen Philosophie, und ist in fünf Abschnitte eingetheilt. Im ersten derselben spricht Herr Brandis von den theologisch-poetischen Anfängen der griechischen Philosophie, d. h. von dem Alter und der Glaubwürdigkeit der Orphischen Ueberlieferungen, von den Orphischen Kosmogonien, von Hesiods Theogonie, von den Kosmogonien der mittleren Theologen, des Pherekydes, des Epimenides und Anderer, von der Welt und Lebensansicht der Orphiker, des Homer und Anderer, von den religiösen Ueberzeugungen der Gnomiker, des Pindar und der gleichzeitigen Dichter, endlich von den Anfängen der Ethik bei den sogenannten sieben Weisen, in der Gesetzgebung und bei den Dichtern. Der zweite Abschnitt ist der Physiologie der Jonier gewidmet. Beide Abschnitte sind mit musterhafter Umsicht behandelt, und dürften selbst der strengsten Anforderung der Kritik genügen. Der dritte umfaßt die Speculation der Eleaten. Der Verf. zeigt uns zuerst ihr Verhältniß zu den jonischen Physiologen, und sezt sodann die Lehre des Xenophanes aus Kolophon, des Parmenides aus Elea, des Melissus aus Samos und des Zeno sehr treffend aus einander. Eben so gelehrt, aber ungleich anziehender ist der vierte Abschnitt, welcher der Zahlenlehre der Pythagoreer gewidmet ist. Wir wollen die Reichhaltigkeit desselben etwas näher zu bezeichnen suchen. Zuerst gibt der Verf. ihr Verhältniß zu den Eleaten und Joniern an, und nennt die Quellen, aus denen die Kenntniß der Pythagoreischen Philosophie zu schöpfen ist; dann erörtert er die verschiedenen Richtungen derselben, und zwar 1) die Grundrichtung, ihre obersten Principien, ihre Musik, die Entwicklung der Eigenschaften der Zahlen, Anwendung der Harmonik und Arithmetik, ihre Lehre von Gott, der Natur und der Seele, ihre Ethik, und geht dann 2) zu den abweichenden Richtungen der Pythagoreischen Philosophie über. Der fünfte und lezte Abschnitt untersucht die Bestrebungen der Sophisten. Nachdem der Verf. ihre Stellungen und Richtungen sehr treffend bezeichnet, macht er uns mit der Lehre des Protagoras aus Abdera, des Gorgias und der eristisch-rhetorischen, eristisch-ethischen und atheisten Sophistik bekannt. Wer die Reichhaltigkeit dieses ersten Bandes eines viel versprechenden Werkes betrachtet, und die Bescheidenheit des Verfassers, die sich in der Vorrede ausspricht, damit vergleicht, wird mit uns der Ueberzeugung seyn, daß sich das Publikum vom Herrn Professor Brandis ein Werk über Geschichte der griechisch-römischen Philosophie versprechen dürfe, das allen billigen Anforderungen entspricht, und jeden, der mit dem Alterthum nicht ganz unbekannt ist, in den Stand sezt, die Philosophie der klassischen Zeit genau in allen ihren Richtungen kennen zu lernen. Mit großen Erwartungen hat Referent den ersten Band zur Hand genommen, und er freut sich, versichern zu können, daß er sich am Ende nicht getäuscht, sondern sehr befriedigt sah, und nichts sehnlicher wünscht, als daß die Fortsetzung und Beendigung des Ganzen so bald erfolgen mögen, als es ohne Beeinträchtigung der Gründlichkeit geschehen kann.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 63. Mittwoch, 22. Juni 1836.

Alterthumskunde.

3) Geschichte der hellenischen Dichtkunst, von Dr. Hermann Ulrici. Zweiter Theil. Lyrik. Berlin, Duncker und Humblot, 1835. IV und 624 S. gr. 8.

Da wir den ersten Theil der Geschichte der hellenischen Poesie in diesen Blättern in Kürze besprochen haben, so glauben wir den Lesern auch eine gedrängte Uebersicht der zweiten schuldig zu seyn. Der Werth der lyrischen Poesie ist allgemein bekannt, und eben so die Schwierigkeit nach zerstreuten und zerrissenen Bruchstücken ein klares Bild derselben zu entwerfen; denn gerade die lyrische Dichtkunst der Hellenen hat fast am meisten unter dem Drucke späterer Barbarei gelitten, und von ihrem Reichthum sind troz der großen Anzahl einzelner geretteter Stücke (die Siegesgesänge Pindars ausgenommen) nur wenige Reste von Bedeutung für das Ganze auf uns gekommen. Dazu kommt noch, daß sich die griechische Lyrik nur dann klar begreifen läßt, wenn die Geschichte der alten Musik, Rhythmik und Metrik mit ihr verbunden wird. Wie schwer es aber sey, das Wesen der alten hellenischen Musik, ihre allmählige Entfaltung und Ausbildung, ihren Einfluß auf die lyrische Poesie richtig darzustellen, kann nur derjenige ganz begreifen, der sich schon mit diesem Versuche beschäftigt hat, und die Unzulänglichkeit der Quellen aus eigener Anschauung kennt. Daher dürfen wir uns wundern, daß dieser zweite Theil der hellenischen Dichtkunst von Ulrici, der die Lyrik umfaßt, in gar mancher Beziehung lückenhaft erscheint, so viele Vorzüge er auch hat. Der Verfasser hat allerdings den Einfluß der Musik und Metrik auf die Lyrik nicht unberücksichtigt gelassen. Allein derjenige, welcher über die Beschaffenheit der griechischen Musik vor Terpander, über das Wesen der einzelnen Namen, über die Vervollkommnung, welche sie durch den genannten Meister erhielt, sich vollständig unterrichten, und einsehen möchte, wie sich unter ihrem Einflusse die einfachen lyrischen Maaße allmählig zu der großen Mannichfaltigkeit entwickelten, in welcher sie bei Pindar und den Tragikern erscheinen, wird sich durch das, was er in vorliegendem Werke findet, nicht ganz befriedigt sehen. Ferner hat die Lyrik der Griechen unzählige Zweige und Knospen getrieben, was sich aus der Beschaffenheit ihrer Religion, ihrer politischen Verhältnisse und ihres Charakters erklärt. Die Religion der Griechen und ihre Feste hatten einen heitern Charakter; die Götter erscheinen schon in den ältesten Sagen als Freunde des Gesanges. Daher darf es uns nicht wundern, daß die Feste derselben durch Gesänge verschönert wurden, welche, je nachdem sie dieser oder jener Gottheit bestimmt waren, auch besondere Namen hatten. Die Opferung von

Digitized by Google

Weihgeschenken, die Aufnahme in die Mysterien, festliche Züge nach Delos und andern heiligen Orten boten den Sängern ebenfalls reichlichen Stoff. Die Siege in den feierlichen Kampfspielen konnten nach den Ansichten der Griechen nur durch Gesänge auf eine gebührende Weise verherrlicht werden. Alle wichtigen Ereignisse im Leben, Hochzeiten, Trauerfälle, selbst Beförderungen zu obrigkeitlichen Würden wurden Gegenstand des Gesanges. Zogen Heere in die Schlacht, so sang man kriegerische Lieder, um den Muth und die Tapferkeit zu erhöhen, und würzte auch das Vergnügen der Gastmähler durch scherzhafte Lieder. Selbst Schiffer, Schnitter, Hirten, Wasserschöpfer, Gräber, sogar Bettler hatten ihre Gesänge. Dazu kommen noch die Jamben, die voll Feuer und Bitterkeit waren, und die vielen und verschiedenartigen Epigramme. Diese Menge von Liedern kann bei einem Volke nicht auffallen, dessen Streben so vielseitig und dessen Charakter so sehr zur Heiterkeit und zum frohen Lebensgenusse gestimmt war. Sein ganzes Land glich zu der Zeit, von welcher wir sprechen, einem Garten der Musen, deren belebender Hauch Quellen, Ströme und Haine erfüllte. Die Sagen der Vorzeit, ehrwürdig durch das ferne Alterthum und ihr vielgestaltiges Gepräge und verschönert durch die Gunst der Huldgöttinnen, boten den Sängern eine Fülle des Stoffes, durch den sie ihre Gedanken und Empfindungen veranschaulichen konnten. Herr Ulrici hat allerdings auf den Einfluß, welchen der Cultus des Apollo und des Bacchus, so wie die öffentlichen Verhältnisse, auf die Entfaltung der griechischen Lyrik hatten, hingewiesen; allein jene Vollständigkeit und Umsicht, mit welcher dieser Gegenstand behandelt werden muß, wenn er in seiner ganzen Bedeutung erscheinen soll, vermissen wir. Ueberdies hat er sich auf eine kurze Aufzählung der verschiedenen Arten von Liedern beschränkt, ohne über den Umfang, Inhalt und Charakter derselben, über ihre Entstehung, allmählige Entwicklung und Vollendung Aufschluß zu geben. Die griechische Lyrik zeichnete sich auch noch durch einen andern Punkt wesentlich vor jener der neuern Zeit aus, nämlich dadurch, daß die Sprache dem Inhalt der einzelnen Gedichte stets vollkommen angemessen war. Die Dialekte der einzelnen Stämme des hellenischen Volkes haben sich bei der strengern Absonderung und Befestigung der Selbstständigkeit der verschiedenen Zweige schön entfaltet, und die einzelnen Formen haben sich allmählig zu einer solchen Vollendung erhoben, daß es den Sängern möglich war, nach Beschaffenheit des Stoffes, den sie behandelten, diesen oder jenen Dialekt zu wählen, und auf diese Weise Form und Inhalt in die schönste Uebereinstimmung zu bringen. Der dorische eignete sich bei seiner Würde und bei seinen vollen Vocalen für das Ernste und Feierliche, der äolische zu Liebesgedichten, um die Stürme der Leidenschaften auch durch die Sprache zu versinnlichen, der jonische wegen seiner Weichheit zu gemüthlichen und zarten Gegenständen. Da sich der ehrwürdige Friedrich Jacobs hierüber bereits ausführlich erklärt hat, so hätte Herr Ulrici diese Sache sehr genau ins Auge fassen sollen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir unsern Lesern eine kurze Uebersicht der neunzehn Vorlesungen geben, in welche dieser Theil zerfällt. In der dreizehnten Vorlesung handelt der Verfasser (er knüpft sie an die zwölfte des ersten Theiles an), von dem Wesen der lyrischen Kunst im Allgemeinen, dem Wesen der griechischen Lyrik in ihrer historischen, religiösen und künstlerischen Bedeutung, und geht dann in der vierzehnten und fünfzehnten auf die Entwicklung der griechischen Lyrik 1) aus dem Religionscultus und 2) aus der Individualität, dem besondern Leben und Wesen der verschiedenen griechischen Volksstämme über, und erörtert die drei Hauptmassen der griechischen Lyrik, die äolische, dorische und jonische. Die sechzehnte Vorlesung enthält die Entwicklung und Gliederung der verschiedenen Dichtgattungen und Style der lyrischen Kunst im Allgemeinen. „Die Lyrik, sagt Herr Ulrici (S. 115), theilt sich ihrer Natur nach in zwei große, *sich gegenseitig durchdringende und ergänzende Hälften, von denen die eine das innere* Leben des Gemüthes, des eigensten Ich des Menschen, sofern es ergriffen und gebildet, durchdrungen und gestaltet wird von den Einflüssen der es umgebenden Außenwelt, von den Gewalten der Natur und der großen, universellen Verhältnisse des Raums und der Zeit, die andere dasselbe innere Leben des Gemüthes darstellt, in soferne es aus sich selbst, aus dem innersten göttlichen Keime seiner selbst, eigenthümlich und concentrisch sich entwickelt und bildet. Diese beiden großen, wesentlich nothwendigen Hälften der lyrischen Poesie kann man mit griechischen Ausdrücken die elegische und die melische Lyrik nennen." Die siebzehnte Vorlesung beschäftigt sich mit der alten nomischen Poesie und ihren vorzüglichsten Meistern bis auf Terpander und Clonas. „Sie hing, nach des Verfassers Ansicht (S. 149), mit der religiösen Dichtung jener heiligen, in mythisches Dunkel gehüllten Seher und Sänger zusammen; sie war wesentlich nichts anderes, als der vermittelnde Uebergang von der ersten halblyrischen Naturpoesie zur eigentlich lyrischen Kunst. Die lange, mehrere Jahrhunderte umfassende Periode von der frühesten mythischen Vorzeit, da in den ersten Anfängen der hellenischen Poesie noch das epische und lyrische Gebiet unbestimmt und grenzenlos in einander flossen, und beide Ströme ihre Wogen chaotisch vermischten, bis zu dem Zeitalter, da die Lyrik in künstlerischer Reinheit und Selbstständigkeit sich erhob, kann unmöglich für die lyrische Dichtung ganz leer und inhaltslos vorübergegangen seyn, dem widerspricht das allgemeine Naturgesetz

organischen Wachsthums eines einmal vorhandenen Keimes. Die alte nomische Poesie war es, welche den Zwischenraum ausfüllte, in welcher die weitere Entwicklung der lyrischen Kunst ruhte.“ Diese Bemerkungen leiden eine große Beschränkung. Richtig ist es allerdings, daß die lyrische Poesie fast so alt, ja in gewisser Beziehung noch älter, als die epische ist. Daß sich aber die vollendete Lyrik der Hellenen einzig und allein aus der nomischen Poesie entwickelt habe, ist eine Hypothese des Verfassers. Wer den Gang der griechischen Kultur überhaupt kennt, und weiß, welchen Aufschwung die Verhältnisse der einzelnen griechischen Staaten von Lykurg bis zur Zeit des Pindar nahmen, wird die Grundlosigkeit einer solchen einseitigen Annahme vollkommen begreifen.

In der achtzehnten Vorlesung schildert Herr Dr. Ulrici den alten dorisch-chorischen Styl in seiner volksthümlichen Bildung und Bedeutung. „Der alte chorisch-dorische Styl (S. 189) der hellenischen Lyrik schließt sich eines Theils an die nomische Dichtart und die ältesten heiligen Gesänge, namentlich an die musischen Festgebräuche und Feierlichkeiten des Apollinischen Kultus an, andern Theils bildet er die Grundlage des späteren äolisch-dorischen Styls.“ In der neunzehnten spricht er von der spätern priesterlich-religiösen Poesie, den Reinigungs- und Sühngesängen, Weiheliedern und Sehersprüchen, welche er als eine Nebenlinie der alten dorischen Lyrik betrachtet, gewiß mit Unrecht. Wahr ist es, daß die Dorer stets sich als ein streng religiöses Volk zeigten, und die Weih- und Sühnlieder bei ihnen sich in größerer Anzahl fanden, als bei den übrigen einzelnen Stämmen. Daraus folgt noch nicht, daß sie ihnen allein eigenthümlich gewesen seyen, und daß man sie als eine Nebenlinie dorischer Poesie ansehen könne.

Die zwanzigste Vorlesung enthält die Entwicklung der jonischen Lyrik und des alten jonischen Styles der Elegie. „Gleich der dorischen Lyrik (S. 258 ff.), die zunächst im Gebiete der Religion und des Götterkultus wurzelte, doch aber ihrem innern Wesen und allgemeinen Elementen nach zugleich der epischen Dichtung des Hesiodus und seiner Schule verwandt erscheint, schloß sich auch diese neue Gestaltung der jonischen Poesie, nur um vieles deutlicher und bestimmter, zunächst an das homerische Epos an. Den Uebergangspunkt scheinen in mancher Beziehung die homerischen Hymnen und die Sängerschule der Homeriden, in der sich die homerische Dichtung forgesezt, gebildet zu haben, sofern in den Hymnen, im preisenden Anflehen der Götter, ein lyrisches Element, in den kleinern Gesängen aber, wie in dem Margites, welche, wenn nicht dem Homer, doch wohl zum Theil seiner Schule angehören möchten, ein Heraustreten aus dem echt epischen Gebiete der Heldengeschichte in das bürgerliche Leben späterer Zeit sich kundgibt. Es ist an sich natürlich, daß die Dichtung der homerischen Sänger sich nicht beständig in den Sphären des Mythus und der mythischen Vorzeit hielt, sondern auch dem wirklichen Leben der Gegenwart von manchen Seiten sich annäherte. Indem sie dadurch nothwendig die Persönlichkeit und das Leben des Dichters zugleich mitberührte, und jene äußere Objektivität, in welcher die Ferne des Zeitalters der behandelten Gegenstände wesentliches Element ist, gestört war, trat sie der lyrischen Kunst selbst um einen Schritt näher. Mehr und mehr mochte die fortschreitende politische und geistige Entwicklung des Volkes diese Richtung der Poesie begünstigen und fördern.“ Die lezte Bemerkung ist vollkommen richtig. Daß aber die homerischen Hymnen auf die Entfaltung der jonischen Elegie von erheblichem Einflusse gewesen seyen, ist unrichtig. Ueberhaupt schreibt Herr Ulrici der epischen Poesie einen viel zu großen Einfluß auf die jonische Lyrik zu. Betrachten wir die Zeitverhältnisse, so kann uns ihre Entwicklung nicht zweifelhaft seyn. Die politischen Verhältnisse der Hellenen, welche durch die Wanderung der Thessaler und Herakliden in ihrem innersten Wesen erschüttert wurden, konnten auf die Sänger nicht ohne Einfluß bleiben. Sie wurden nicht mehr an den Höfen der Fürsten bewirthet, so daß sie, von keiner Sorge gedrückt, alle Augenblicke der Verherrlichung der großen Thaten der Vorzeit widmen konnten, sondern sie wurden nach der Aufhebung der königlichen Würde, wie ihre Mitbürger, in die Ereignisse der Gegenwart hineingezogen. So schilderten sie ihren Gemüthszustand, wie sie von Trauer und Wehmuth, von Freude und Liebe ergriffen waren. Die einundzwanzigste Vorlesung enthält die Geschichte der epigrammatischen und jambisch-satyrischen Dichtung und der Parodie. Wie Hr. Ulrici die epigrammatische Poesie, die sich in ganz Hellas fand, eine Nebenlinie der elegisch-jonischen Lyrik nennen mochte, ist uns ein Räthsel. Die zweiundzwanzigste umfaßt eine allgemeine Einleitung und Charakteristik der griechischen Lyrik von der Mitte des 7ten bis gegen Ende des 6ten Jahrhunderts v. Chr. G. „Während die griechische Lyrik den Weg ihrer eigenen Ausbildung und organischen Gestaltung verfolgte, nahm sie mehr oder minder alle historischen und politischen, religiösen und philosophischen Richtungen und Ausflüsse des Zeitgeistes in sich auf, und vereinigte sie auf ihre Weise zu poetisch-künstlerischen Gebilden.“ Diese Worte können zu vielen Mißverständnissen Veranlassung geben. Einfacher und natürlicher wäre es gewesen, zu sagen, daß die lyrische Poesie durch den ungewöhnlichen Aufschwung, den alle Verhältnisse und Zweige der Kunst und Wissenschaft nahmen, ungemein gefördert und vervollkommnet wurde.

In der dreiundzwanzigsten Vorlesung spricht Hr. Ulrici von der Entwicklung und Fortbildung des lesbischen oder äolisch-melischen Styles der Lyrik und von den Skolien,

die hier wieder auf eine ungeschickte Weise als eine Nebenlinie erscheinen. Die Glanzpunkte dieses Abschnittes sind Terpander und Arion, Alcäus und Sappho. Ob Arion, wie Terpander, mehr Musiker, als Dichter war (S. 350), möchten wir bezweifeln, so auch die starke Behauptung, daß Sappho die heilige Stille schöner Weiblichkeit bisweilen verlezte. „Des Alcäus Poesie athmete wie sein Leben (S. 353) rüstige Thatkraft und muthige Kampfbegier, zugleich aber die Neigung zu sinnlicher Lust (?) und ausschweifendem Genusse, welche dem Charakter des äolischen Stammes eigen war. Der Wein galt ihm über alles, und mit scherzendem ergötzendem Scharfsinn weiß er für jede Jahreszeit einen triftigen Grund zum Trinken zu finden, doch versteht sich, daß er zu den verständigen Zechern gehörte.“ Er freut uns, daß der Verf. doch so viel zugibt. Wer wird, wenn ein Dichter vom Weine singt, und diese köstliche Gabe preist, den Schluß ziehen, er müsse ein besonderer Trinker gewesen seyn? Das lautete doch sonderbar. Die vierundzwanzigste Vorlesung ist der Entwicklung des äolisch-dorischen Styles der Lyrik gewidmet. Die Verdienste des Alkman und der Megalostrata, des Xenodamus, Stesichorus und Ibycus werden gehörig gewürdigt. „Die dorisch-chorische Lyrik lebte lange Zeit im Volke und der spartanischen Nationalität fort, wurde durch den Einfluß des kretischen Meisters Thaletas gehoben und bis zu einem gewissen Grade vervollkommnet, ehe ein spartanischer Meister auftrat, der gestüzt auf die künstlerische Thätigkeit großer, wenn auch fremder Vorgänger, die weithin verbreiteten Elemente der Volksdichtung zur freien Schöpfung echter Kunstwerke im engeren Sinne in sich vereinte. Dieser Meister war Alkman, einer von den wenigen Günstlingen des Schicksals, denen es verliehen ist, an der Stirnseite eines großartigen, unsterblichen Baues der Kunst oder Wissenschaft wie ein mächtiger Träger des Ganzen unsterblich zu glänzen. Wie der jonische Homerus an der Spitze der epischen Dichtung und der hellenischen Poesie überhaupt, so steht der dorische Alkman an der Spitze der ausgezeichnetsten lyrischen Sänger der Hellenen, und kann daher, wenn auch nicht mit gleich strengem Rechte, wie Homer in seinem Gebiete, doch in gewissem Sinne als Ahnherr der eigentlich lyrischen Kunst in der engern Bedeutung des Wortes bezeichnet werden.“ Neben ihm glänzt Stesichorus. Unrichtig ist Herrn Ulrici's Ansicht, daß die dichterische Thätigkeit dieses Sängers insbesondere auf die Ausbildung und Vollendung des Hymnus gerichtet gewesen sey. Die fünfundzwanzigste Vorlesung entwickelt die Ausbildung des jonisch-elegischen Styles zu größerem Reichthume lyrischer Elemente durch die Entwicklung der threnetisch-erotischen Elegie mit Mimnermus, der gnomischen mit Solon. Wie der Verf. die Aesopische Fabel mit diesem Capitel in Beziehung bringen konnte, ist uns dunkel, da sie gar nicht zur lyrischen Poesie gehört. In der sechsundzwanzigsten Vorlesung spricht er von der Entwicklung und Bedeutung des lokrischen Styles der lyrischen Kunst durch Xenocritus, Erasippus, Mnaseas und Theano. Der lokrische Styl ist ein verschwisterter Zweig der äolischen Lyrik, hervorgegangen aus den mannichfaltigen Wandelungen und Mischungen der hellenischen Volkscharaktere, Sitten und Eigenthümlichkeiten in Großgriechenland. „Darf man überhaupt, sagt Herr Ulrici, eine besondere Kunstform und innere Eigenthümlichkeit der lokrischen Lyrik, einen lokrischen Styl annehmen, so ist der äolische Styl des Melos als Grundlage, die besondere Eigenthümlichkeit aber in die Neigung zu jonischer Weichheit und Sinnlichkeit des Gefühls und zu jonisch-attischer Beweglichkeit der Form zu setzen.“ Wir wissen zu wenig von den Leistungen der genannten Schule, als daß sich dieselbe genau bezeichnen ließe. In der siebenundzwanzigsten Vorlesung handelt er von der ältern Bildung der dithyrambischen Dichtung und von den ersten Keimen des attischen Styles; in der achtundzwanzigsten von der höchsten Blüthe des äolisch-dorischen Styles mit Simonides und Pindar. *Diese beiden Vorlesungen haben uns vollkommen entsprochen, besonders die 28ste.* In der 29sten spricht er von der weitern Entwicklung und allmähligen Verbildung des äolischen Styles; in der 30sten von dem Ausgange des jonisch-elegischen, in der 31sten oder lezten von der Ausbildung und Herrschaft des attisch-dithyrambischen und von dem Verfall der lyrischen Kunst. Mit dem Hinsinken der hellenischen Selbstständigkeit zur Zeit Philipps von Macedonien verwelkte auch die lezte Blüthe der hellenischen Lyrik, die dithyrambische Dichtung. In ihr hatte sich die freie Beweglichkeit des Dramas mit dem Ernst der Tragödie wie mit der Ausgelassenheit der Comödie Bahn zum Gebiete der lyrischen Kunst gebrochen, welche, wie in das Epos von ihr, so wiederum selbst nach dem nothwendigen Gange menschlicher Geistes-Entwicklung von der dramatischen Poesie aufgenommen und aufgehoben wurde. Wir schließen diese Anzeige mit der Versicherung, daß wir, wenn wir auch nicht in allen Punkten mit Herrn Ulrici übereinstimmen, den Werth seiner Arbeit keineswegs verkennen, sondern sehr wohl einsehen, daß er zur Abfassung einer erschöpfenden Geschichte der hellenischen Lyrik ungemein vorgearbeitet und die Bahn gebrochen habe, daß sein Werk immer einen ehrenvollen Rang in der Geschichte der griechischen Poesie einnehmen werde, und wegen des sorgfältigen Quellenstudiums alle Beachtung und Anerkennung verdiene.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 64. Freitag, 24. Juni 1836.

Alterthumskunde.

4) Demosthenes Staatsreden nebst der Rede für die Krone. Uebersezt und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen begleitet von Friedrich Jacobs. Zweite vermehrte und durchaus umgearbeitete Auflage. Leipzig, 1835. 52 Seiten Einleitung und 646 S. Text. gr. 8.

Die eigenthümliche Kraft und Größe, welche den Demosthenes vor den übrigen Rednern Athens auszeichnen, haben den Herausgeber auf die lebhafteste Weise angezogen. Das Zeitalter, in welchem dieser Patriot auftrat, erheitert zwar das Gemüth nicht in dem Grade, wie Athens schönere Zeiten; aber auch in der welkenden Blüthe gibt sich noch das Wunder vormaliger Herrlichkeit kund. Als Demosthenes an das Ruder der Geschäfte trat, hatte sich das atheniensische Volk, vom Weine der Demokratie über Gebühr berauscht, auf den Weg bequemer Sorglosigkeit und eiteln Selbst-Vertrauens verirrt. Das Ansehen der alten Geseze war gesunken, die Sitten erschlafft, Mäßigkeit verspottet und die vormalige Rechtlichkeit so wenig geachtet, daß auch ein anerkannt schlechter Mann, wenn es ihm nur nicht an Anmuth und demagogischen Künsten gebrach, am Ruder des Staates und auf der Rednerbühne gewaltig seyn konnte. Jene Uneigennüzigkeit und Selbstentäußerung, welche Athen früher so mächtig gehoben, sank; an die Stelle der Tugenden drängte sich ungemessene Habsucht in die Verwaltung ein, und gebar den Verrath, an welchem Griechenlands Selbstständigkeit erstarb.

Aber auch in dieser Ausartung der Sitten, auch in der trüben Mischung mit Selbstsucht und Leichtsinn schwand der Geist der alten Republik keineswegs ganz dahin. Denn auch damals blieb der Bürger Athens mit einer schönen Liebe dem Lande zugethan, aus dessen Boden er seine Ahnherrn entsprossen glaubte, um dessen Besiz Götter gerechtet hatten. Noch immer erfreute sich das Volk des Andenkens an die alte Würde des Landes, aus dem es, wie Antäus, seine Kraft zog, wo es von den Tempeln seiner Schuzgötter und einheimischen Heroen, von den Gräbern seiner Väter und der begeisternden Geschichte seiner Vorfahren umgeben war. Dieser edle Stolz, den der Boden des Landes selbst zu nähren schien, ruhte in der Tiefe der Herzen, und trat oft auch bei leiser Berührung in voller Kraft hervor, und selten versäumten die Redner, den Strom der Leidenschaft aus dieser unversieglichen Quelle hervorzulocken. Der Uebersetzer, welcher einen großen Theil seines Lebens der Betrachtung der alten Welt gewidmet hat, und zu den größten Philologen und Gelehrten Deutschlands gehört,

Digitized by Google

hegt den Wunsch, seinerseits dazu beizutragen, die Blicke der Zeitgenossen auf jene Gegenden zu lenken, auf denen noch jezt der Zauber überschwenglicher Größe ruht, und die zu neuem und verjüngtem Glanze zu erstehen beginnen.

In der Geschichte einer abgearteten Zeit ist die Betrachtung der alten Heroen tröstlich und erhebend. Das waren sie dem Demosthenes. Vor seinem edlen Gemüthe stand das Bild des alten Athens. Beseelt von dem edlen Verlangen, der Ahnen schlummernden Ruhm wieder zu erwecken, muthet er den Zeitgenossen das Schwerste zu, wenn es das Edelste ist. Sein Unwillen entbrennt, wenn er sie, der alten Würde vergessend, das Angenehme dem Schönen vorziehen sieht. Während andere Redner um die Gunst des Volkes buhlten, indem sie ihm empfahlen, was seiner Bequemlichkeit und Genußsucht schmeichelte, stritt er gegen die liebsten Neigungen seiner Zuhörer, und mischte dabei Ernst und Milde auf eine wunderbare Weise. So wie sein Sinn in Vielem eine große Verwandtschaft mit dem des Perikles hatte, so war auch sein Vortrag ernst, und weniger der Anmuth, als den furchtbaren Grazien geweiht. Sein Vorbild war Thucydides, weniger dem Styl, als der Sinnesart nach, so daß in seinem Munde die gegenwärtigen Zustände eine Seele aus früherer Zeit zu leihen schienen, und in den Gedanken, im Ausdruck und Rhythmus seiner Reden eine alterthümliche Würde waltete. Er ist streng, ohne Härte (S. 15), feierlich ohne Gravität, mächtig ohne Uebertreibung, natürlich ohne Gemeinheit. Deßhalb kann man sich nicht wundern, den Dionysius von Halikarnassus sagen zu hören, wenn er eine Rede des Demosthenes lese, fühle er sich von den mannichfaltigsten Empfindungen ergriffen, und von einer Begeisterung hingerissen, die der Begeisterung der Corybanten gleiche. Dann habe er oft bei sich gedacht, wie wohl die Empfindungen der Menschen beschaffen gewesen seyn möchten, die ihn dies Alles selbst hätten sagen hören! Mit solchen Kräften, die ihre Nahrung aus der Tiefe seines Herzens sogen, gelang es dem großen Manne einige Male, selbst unter den nachtheiligsten Umständen, in den Gemüthern seiner Mitbürger würdige Entschließungen zu wecken, und der Verein Athens und Thebens auf dem Schlachtfelde von Chäronea war das Werk seiner siegreichen Beredsamkeit. Eine eben so feste und würdevolle Sinnesart zeigte Demosthenes in seinem Leben. Bis in den Tod blieb er der Sache des Vaterlandes zugethan, unveränderlich in seinen Grundsätzen und mit ungeschwächter Gluth, indem er, wie Plutarch sagt, die Verwaltung des Staates nach einer einzigen und unveränderten Tonart führte.

Daß die Reden eines solchen Mannes nicht bloß für Studirende, sondern für alle Menschen, welche auf Bildung Anspruch machen wollen, hohes Interesse haben, wird Niemand in Abrede stellen. Die erste Ausgabe dieser vortrefflichen Uebersetzung, welche vor zwanzig Jahren erschien, war für einen ausgedehnten Kreis von Lesern berechnet. Diese Rücksicht bestimmte ihn damals, ihren Ton freier zu halten, als wahrscheinlich geschehen wäre, wenn er sie bloß für Leser aus dem gelehrten Stande oder für die Jugend berechnet hätte. Jezt glaubte er bei veränderten äußern Umständen sich eine größere Strenge zur Pflicht machen zu müssen. Kaum ein Satz ist in seiner früheren Gestalt geblieben. Zugleich hat er aber auch auf der andern Seite Maaß in der Strenge gehalten. Wie groß immer die Vorzüge unsrer Sprache in den mannichfaltigsten Beziehungen sind (S. 35), so ist doch ihr ganzer Organismus von dem der griechischen Sprache so wesentlich verschieden, sie steht ihr vorzüglich in vollem Klange der einzelnen Elemente, in Reichthum der Formen, in der Freiheit der Wortstellung und periodischen Verknüpfung der Sätze, so wesentlich nach, daß das Bestreben der Gleichstellung leider in dem periodischen Bau der Rede beim Nachbilden griechischer Musterwerke gar leicht der Gefahr der Verunstaltung aussezt. Es gibt in unserer Sprache einige Beispiele sogenannter Uebersetzertreue, vor denen man, wie vor manchen allzutreuen Bildnissen, erschrickt, und die doch, mit ihren Originalen verglichen, um mit Wolf zu reden, umgekehrten Tapeten gleichen. Die erste Forderung an ein Buch scheint Lesbarkeit zu seyn. Daß Uebersetzungen hiervon keine Ausnahme machen sollen, scheinen die Arbeiten der Römer in dieser Gattung zu lehren, die bei den wesentlichen Vortheilen ihrer Sprache und dem ausgebildetsten Sinne für kunstgemäße Gestaltung der Prosa die Schranken der Treue viel weiter stecken durften, als wir uns erlauben würden. Sie gingen, sagt Fr. August Wolf, von dem Grundsatze aus, daß eine Uebersetzung Nationalwerk seyn, und daher Alles, was den Genius der Sprache und Nation beleidigen würde, wegbleiben müsse. Wer bei ihnen das Original ganz haben wollte, mußte es in der Ursprache lesen. Werken, wie die Demosthenischen Reden sind, nichts zu entziehen, ist in jeder der gangbaren Sprachen, die wir kennen, unmöglich; aber auch nichts Fremdartiges ihnen anzudichten, ist keineswegs leicht. Jene Einfachheit der Rede, die dem Unkundigen bisweilen als Nüchternheit erscheint, ist der attischen Beredsamkeit überhaupt eigenthümlich; die Demosthenische aber ist ihrer ganzen Natur nach von allem sophistischen Aufputze um desto weiter entfernt, je mehr sie im Vertrauen auf die überzeugende, aus der Tiefe des Herzens quellende Kraft die Künste der Schule und rhetorischen Schimmer verschmäht (S. 37). Wie nun ein gewisser Prunk der Rede und eine in austönenden Phrasen sich bewegende Beredsamkeit das Geschäft

des Uebersetzers wesentlich erleichtert, so wird es durch inhaltreiche Einfalt erschwert, indem ihm auf der einen Seite die Gefahr schlaffer Gemeinheit, auf der andern der gesuchten Verbildung droht. Herr Jacobs bestrebte sich, auf dem schmalen Pfade, welcher zwischen beiden hindurchführt, seine Uebersetzung zu halten; was ihm auch ganz gelungen ist. Jede Seite zeigt, daß diese Uebersetzung von einem Manne herrührt, der von dem Geiste des Alterthums ganz durchdrungen, und mit allen Schönheiten und Vorzügen hellenischer Kunst und Wissenschaft vertraut ist.

Zu den früher übersezten Staatsreden ist in dieser neuen Auflage in einem zweiten Abschnitte noch die Rede über die Krone hinzugekommen. Diese war auch wirklich eine nothwendige Ergänzung der übrigen, indem sie den Leser den ganzen Weg des politischen Lebens des großen Redners durchlaufen läßt, um in dem Siege über den Gegner zugleich den Triumph seiner standhaften Verwaltung mit ihm zu feiern.

Gleich ausgezeichnet sind die Anmerkungen. In dieser Beziehung war der Verf. mit trefflichen Subsidien ausgerüstet. Als er sich mit den Reden des Demosthenes zu beschäftigen anfing, standen ihm wenige, und fast bloß ausländische Hülfsmittel zu Gebot; jezt bietet das Vaterland einen Reichthum von Erleichterungsmitteln dar, mit denen die frühern kaum verglichen werden können. Herr Jacobs hat durch eine umsichtsvolle und genaue Benützung derselben seinen Commentar, den er einer gänzlichen Umarbeitung unterwarf, sehr bereichert.

d.

5) Geschichte Alexanders des Großen, von Joh. Gustav Droysen. Mit einer Karte. Berlin, Finke, 1833. 584 S. gr. 8.

Die Geschichte Alexanders des Großen hat für Feldherren, Staatsmänner und Fürsten so große Bedeutung, als irgend ein Theil der neuern Geschichte, und wir glauben, behaupten zu dürfen, daß derjenige, der sie genau kennt, viele Räthsel der neuern Geschichte sich leichter erklären dürfte. So anziehend aber der Gegenstand ist, so groß sind auch die Schwierigkeiten, mit denen der Geschichtschreiber hier zu kämpfen hat. Alexander der Große gehört zwar einer Zeit an, in welcher der Zauber der griechischen Sagenzeit längst verschwunden, und in eine prosaische Wirklichkeit übergegangen war, so daß man glauben möchte, seine Geschichte sey mit ruhiger Besonnenheit und kritischem Blicke von den Alten dargestellt worden. Wer sich zu dieser Ansicht bekennt, vergißt, daß der Orient mit allen seinen Wundern und ungewöhnlichen Erscheinungen, durch Philipps Sohn aufgeschlossen, der Sage ein neues Feld öffnete, und so viele andere Gestalten darbot, daß wir es den Geschichtschreibern des großen Mannes nicht verargen dürfen, wenn sie sich bisweilen in das Gebiet der Dichtung verloren. Es ist bekannt, welche Begeisterung Alexander für die vorzüglichsten Helden der Griechen, besonders für Achilleus und Herakles hatte, es ist bekannt, daß er selbst den Bacchus, der nach dem Glauben der Alten den größten Theil der Erde eroberte und cultivirte, zu erreichen oder wohl zu übertreffen suchte. Er wollte seinen Unternehmungen selbst einen wunderbaren Anstrich geben, und Mythisches und Wirkliches mit einander verbinden. Deßhalb darf es uns nicht befremden, wenn wir in den Quellen auf ungewöhnliche Ausschmückungen, auf Uebertreibungen stoßen, wenn wir den Helden an Orten antreffen, die er nicht berührte, und Dinge vollbringen sehen, die er nicht gethan hat. Es ist für einen Geschichtschreiber nicht leicht, alle Ereignisse des dichterischen Glanzes zu entkleiden, und in ihrem wahren Verhältnisse darzustellen; entweder geht man zu weit, und betrachtet selbst Geschichtliches, wenn es von ungewöhnlicher Art ist, als der Mythe angehörig, oder man nimmt viel Mythisches als geschichtliche Thatsachen an. Nur demjenigen, der sich, ehe er an die Ausarbeitung eines solchen Werkes geht, den anhaltendsten Studien unterzogen hat, wird es gelingen, die Mittelstraße einzuschlagen, und der Wahrheit nahe zu kommen. Herr Droysen hat in dieser Beziehung so ziemlich geleistet, was man billiger Weise verlangen kann.

Eine andere Schwierigkeit, die Herr Droysen nicht so glücklich überwunden hat, ist das Kriegswesen. Hätte er sich über das Kriegswesen der alten und neuern Zeit bessere Aufschlüsse verschafft, und über manchen Punkt mit gut unterrichteten Officieren besprochen, so würde er viele Irrthümer vermieden haben, in die er bei einer unvollständigen Kenntniß militärischer Vorkehrungen verfallen mußte. Dagegen bemerken wir mit Vergnügen, daß der Verfasser in Bezug auf Geographie mehr geleistet hat, als seine Vorgänger, daß er mit den alten Quellen überall die wichtigsten Werke der neuern sorgfältig verglich, um die Wahrheit zu ermitteln; daß er natürlich nicht alle Zweifel lösen konnte, versteht sich von selbst.

Auffallend ist es uns, daß Herr Droysen manche Stellen aus den griechischen Schriftstellern falsch übersezt, wodurch er zu vielen Unrichtigkeiten Anlaß gibt, und einfache Thatsachen entstellt. Es ist gewiß sonderbar, wenn ein Mann, der sich an ein solches Werk macht, derlei Blößen gibt.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen noch einiges über das Einzelne. Was der Verfasser (S. 40) über Philipps Wirksamkeit sagt, hat uns sehr wohlgefallen: So war Macedonien in die Hände eines Fürsten gekommen, der mit bewunderungswürdiger Planmäßigkeit

und Gewandtheit die Kräfte seines Reiches zu entwickeln, zu benützen, und bis zu dem Grade zu erhöhen wußte, daß sie dem großen Gedanken, an der Spitze des Griechenthums das Morgenland zu unterwerfen, gewachsen waren. Fast hat die Geschichte ob der staunenswürdigen Erfolge die Mittel, durch welche sie errungen wurden, aufzuzeichnen vergessen, und während sie die Hand, die einen Staat Griechenlands nach dem andern zu sich herüberzog, in jedem einzelnen ihrer schlauen Griffe auf das genaueste verfolgt, läßt sie uns über den Körper, dem diese Hand angehört, und dem sie ihre Kraft und Sicherheit dankt, fast ganz im Dunkeln; das verführerische Geld, das sie dieselbe Hand zeigen und zur rechten Zeit spenden läßt, erscheint fast als das einzige oder doch das größte Mittel, durch welches Philipp seine Erfolge errungen. Aber faßt man das innere Leben des Reiches näher ins Auge, so treten deutlich zwei Momente hervor, die schon früher angeregt, aber durch Philipp erst zur vollen Kraft entwickelt, die Basis seiner Macht wurden. Das macedonische Volk hatte allerdings schon früher Kriege mannichfacher Art zu bestehen gehabt, und nach dem alten Brauch war dann jeder wehrhafte Mann ausgezogen, um nach Beendigung des Kriegs wieder zu seinem Pfluge zurückzukehren. Die Gefahren, unter denen Philipp die Regierung übernahm, die Kämpfe, welche namentlich die ersten Jahre seines Königthums fast unablässig fortwährten, gaben die Veranlassung, jene Kriegspflichtigkeit der Macedonier zur Bildung eines stehenden National-Heeres zu benützen, das anfangs 10,000 Mann Fußvolk und 600 Ritter stark, bald genug auf das Doppelte gebracht wurde. Die Erfolge dieser Einrichtung mußten außerordentlich seyn; sie bewirkte, daß sich die verschiedenen Landschaften des Reiches als ein Ganzes, als eine Nation fühlen lernten; sie machte es möglich, daß die neuerworbenen thracischen, päonischen, agrianischen Völkerschaften, wenn sie auch ihre einheimischen Fürsten behielten, mit dem macedonischen Volke zu einem Ganzen verschmolzen; vor allem aber gab sie dem Volk mit der Einheit eine kriegerische Tendenz, die fortan vorherrschend wurde, deren höchstes Ziel der Ruhm war. Ein Heer dieser Art mußte den Söldnerschaaren der griechischen Staaten, eine Nationalität von dieser Jugendfrische und diesem Selbstgefühl dem überbildeten, durch geistige und körperliche Genüsse bis zur Fieberhaftigkeit oder Gleichgültigkeit überreizten Griechenthume überlegen seyn. Die Gunst des Schicksals hatte in Macedonien die Weise einer alten und urkräftigen Zeit so lange bestehen lassen, bis es mit ihr in das geschichtliche Leben eintreten sollte; sie hatte im Kampf des Königthums mit dem Adel nicht, wie ein halbes Jahrhundert früher, dem trotzigen Herrenstande, sondern dem Königthume den Sieg gegeben, und diese Monarchie gab jezt dem Volk die Einheit und Kraft, welche die Demokratien von Hellas wohl als wesentlich erkannt, aber vergebens erstrebt hatten. Dagegen mußte die hellenische Bildung, das schöne Resultat jenes vergeblichen Strebens, dem macedonischen Volksleben mitgetheilt werden. Schon Philipp sorgte, so scheint es, durch Einrichtung von Lehrvorträgen aller Art, die zunächst für Edelknaben in seiner Umgebung bestimmt waren, für die hellenische Bildung des jungen Adels, den er so viel als möglich an den Hof zu ziehen, an seine Person zu fesseln, und für den unmittelbaren Dienst des Königthums zu gewinnen suchte; als Edelknaben und bei reiferer Jugend in den Leibschaaren und als Leichwächter des Königs, als Commandirende bei den verschiedenen Abtheilungen des Heeres, in Gesandtschaften an hellenische Staaten, wie sie so häufig vorkamen, hatte der Adel Gelegenheit genug, sich auszuzeichnen oder den Lohn für ausgezeichnete Dienste zu empfangen; überall aber bedurfte er jener Bildung und feinen attischen Sitte, wie sie der König wünschte und selbst besaß. Sein eifrigster Gegner mußte gestehen, daß Athen kaum einen an seiner Geselligkeit ihm Aehnlichen aufzuweisen habe, und wenn der König im häuslichen Kreise macedonisch und einfach lebte, so waren die Hoffeste, der Empfang fremder Gesandten, die Feier der großen Spiele desto glänzender und Beweis genug, daß das macedonische Königthum in Bildung und Geschmack nicht mehr zurück war.

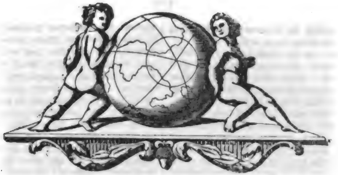
Gleichwohl erscheinen Alexanders Plane bei dem ersten Anblick in nicht geringem Mißverhältniß mit den Hülfsmitteln, die ihm zu Gebote standen. Der räumlichen Ausdehnung nach kam sein Reich, selbst Griechenland mit eingerechnet, kaum dem fünfzigsten Theil des Persischen gleich. Indeß ergibt eine genauere Betrachtung der Umstände, daß Alexanders Plane allerdings kühn, aber nicht unbesonnen waren. Schon Flathe hat mit bewundernswürdiger Klarheit die kunstreichen Berechnungen Alexanders auseinandergesezt.

Die nächsten Erfolge der macedonischen Waffen übertrafen alles, was man je möglich geglaubt hatte; man übersah, daß Alexander, so kühn im Felde, und so besonnen in seinen Planen, als Befreier der Völker, als Rächer ihrer Volksthümlichkeit, als Vorkämpfer einer neuen Zeit doppelt gewaltig war, und daß er die Völker durch den Zauber seiner Größe und durch ihre eigenen Hoffnungen an sich kettete. Man glaubte, sehr mit Unrecht, Alexanders Siege seyen das zufällige Glück eines Tollkühnen.

Die äußere Ausstattung des Werkes und die beigegebene Karte sind sehr schön.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 65. Montag, 27. Juni 1836.

Alterthumskunde.

6) Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von macedonischen Königen beherrscht wurden. Von Dr. Ludwig Flathe, außerordentlichem Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig. Zweiter Theil. Vom Untergang des persisch-macedonischen Reiches bis zum Ausgange des Reiches der Ptolemäer. Leipzig, Barth, 1834. VIII und 706 S. gr. 8.

Die Geschichte des macedonischen, syrischen und ptolemäischen Reiches in Aegypten, welche sich aus der fast unermeßlichen Monarchie Alexanders des Großen gebildet haben, ist von den Geschichtschreibern der neuern Zeit wenig beachtet worden. Wir wissen nicht, ob wir diese auffallende Hintansetzung eines höchst interessanten Gegenstandes der Schwierigkeit der Sache beimessen, oder sie in dem Vorurtheile suchen sollen, als sey die Geschichte dieser Reiche von keiner sonderlichen Bedeutung, und der Mühe und Anstrengung, welche ihre Behandlung erfordert, gar nicht werth. Dieser Meinung müssen wir durchaus widersprechen. Wenn man auch im Allgemeinen die Geschichte des großen persischen Reiches als ein Bild der morgenländischen Reiche im Alterthum betrachten kann, so ist es doch höchst verkehrt, daraus den Schluß ziehen zu wollen, daß alle spätern Reiche Asiens demselben im Großen wie im Kleinen ähnlich gewesen seyen. Diese irrige Ansicht ermangelt aller Wahrscheinlichkeit, und würde, wenn sie sich nur zum Theil begründen ließe, der Selbstständigkeit der einzelnen Völker großen Eintrag thun. Zudem darf man nicht vergessen, daß die Verhältnisse des Orients durch Alexander den Großen und die Ausbreitung griechischer Bildung eine wesentliche Umgestaltung erlitten. Ueberschauen wir die Geschichte der Ptolemäer in Aegypten; tritt hier nicht ein großer Unterschied zwischen ihr und jener der Pharaonen hervor? Die Grundlagen des großen syrischen Reiches sind nicht bloß aus morgenländischen, sondern auch und noch mehr aus griechischen Elementen zusammengesezt, so daß man es unmöglich für eine Auffrischung des persischen betrachten kann. Sollte es nicht ein besonderes Interesse gewähren, zu sehen, wie weit und in welcher Art sich griechische Sitten und Einrichtungen mit morgenländischen verschmolzen, und welche Zustände sie hervorriefen? Sollte es nicht belehrend seyn, die Ursachen zu verfolgen, welche zusammen wirkten, daß die drei genannten Reiche in einigen Jahrhunderten eine Beute der Römer wurden?

Aus dem Mangel an Wichtigkeit oder Interesse

Digitized by Google

dürfte sich also schwerlich die bisherige Vernachlässigung der Geschichte der genannten Reiche erklären lassen.

Wir vermuthen, daß die Beschaffenheit der Quellen die Ursache tragen möge. Wir besitzen kein einziges Werk aus dem Alterthume, welches eine zusammenhängende Erzählung ihrer Geschichte enthielte; die einzelnen Nachrichten, die sich erhielten, sind in verschiedenen Auctoren zerstreut, und überdies nicht selten fabelhaft oder entstellt. Die Inschriften und Münzen, gewähren allerdings einige Aufschlüsse; allein die Ausbeute ist keineswegs groß. Aus diesen wenigen Bemerkungen können unsere Leser abnehmen, welche Mühe dazu gehörte, ein Werk, wie das vorliegende ist, in einem so befriedigenden Zusammenhange zu schreiben. Ueber den ersten Theil, der die Geschichte Philipps und Alexanders enthält, ist in unsern Blättern von 1832 Nr. 91 ausführlich gesprochen. So trefflich wie der erste Band ist auch der zweite.

Langsam und bedächtig unter König Philipp, mit Adlersschnelle durch den Helden Alexander hatte Reich und Name von Macedonien sich ausgebreitet über eine halbe Welt. Aber die rasch gewonnene Größe ruhte nur auf schwankendem Grunde. Denn die gewaltsam vereinigten Völker waren durch die Natur zu weit auseinander gestellt, und in schroff sich entgegenstehende Eigenthümlichkeit gesondert. Nur durch große, sie zermalmende und niederdrückende Kräfte konnten sie zusammengehalten werden; aber das kleine Macedonien konnte diese nicht geben; daher hatte schon Alexander die geringe Kraft durch griechische Söldner und macedonisch gewaffnete und eingeübte Barbaren zu heben gesucht. Diese Hülfe aber blieb immer zweideutig und ungewiß. Zu der großen Kraft aber und zu einem gewaltigen Heere, das die bunte Völkermasse von den Südspitzen des Peloponneses bis zum Indus und bis zum Saume der Wüsten von Arabien, Libyen und Nubien in Gehorsam gehalten, mußte, sollte das Reich Dauer gewinnen, noch die Weisheit treten, welche die Mittel fand, es in anderer Weise zu verwalten und zu beherrschen, als es von den Persern geschehen war. Aber hier hatte schon Alexanders Kunst still gestanden, und eine andere, als die dürftige, unbeholfene und zweideutige Satrapen-Regierung, hatte er nicht aufzufinden vermocht. Daher dürfen wir es nicht beklagen, daß nach Alexanders Tode das kolossale Reich unter seinen Feldherren zerfiel. Zuerst stand das Reich des Königs Lysimachus da, welches Thracien und Kleinasien umfaßte. Dasselbe ist jedoch nur eine vorübergehende Erscheinung gewesen, die sich schnell in ihre naturgemäßeren Theile auflöste, indem Kleinasien an Syrien, Thracien an Macedonien fiel.

Groß, glänzend und dauernder stand, vom Indus bis zu den Küsten Phöniciens, dem Taurus, der Wüste Arabiens und der Grenze Aegyptens reichend, das Reich da, das sich Seleucus Nicater geschaffen hatte. Ein gutes Loos war ihm zugefallen, und wenn er und seine Nachfolger in der Regierung die Gunst des Geschickes begriffen und sie zu benützen verstanden hätten, so hätte der Seleuciden Herrschaft Stärke und Dauer gewinnen müssen. Es war für sie höchst vortheilhaft, daß die Verbindung mit Europa aufgehoben war, vortheilhaft, daß Aegypten, welches immer einen bösen Anhang des Perserreiches gebildet, von ihrem Besitze ausgeschieden worden war, vortheilhaft, daß die Verpflichtung, die so drückend auf dem König Alexander gelegen, für Asien ein Morgenländer, für Europa ein Abendländer zu seyn, nicht mehr auf ihnen lag. Sie mußten sich freuen, daß sie nichts mehr hinderte, in Sprache und Sitten zu Persern zu werden, und den Sitz der Herrschaft in Persien, Medien und Susa aufzuschlagen. Auf solchem Wege konnten die Morgenländer allein für die neue Regierung gewonnen werden. Zu denen, welche dem Morgenlande sich zu nähern verstanden, hatte die Stimmung der Völker sich immer geneigt, und mußte auch in Zukunft, der Natur der Dinge und des Menschen gemäß, sich immer zu ihnen neigen. Wurden die Seleuciden aber auch zu Persern, so konnten sie sich doch leicht in eine weit günstigere Lage und das Reich in eine weit bessere Verfassung bringen, als es unter den alten Perserkönigen gewesen war. Ungeheure Erfahrungen waren gemacht worden, und das Beispiel Alexanders des Großen schwebte ihnen vor Augen. Die Heer- und Kriegsweise der Perser mußte abgeschafft, und ein stehendes Heer aus Barbaren, in macedonischer Weise gewaffnet und eingeübt, errichtet werden. Die Perser, die Bactrer und Meder, viele andere Völker aus dem Osten des Reiches waren nichts weniger als Feiglinge; ihre persönliche Tapferkeit war nur in der unermeßlichen Verwirrung eines Perserheeres immer fruchtlos aufgewendet worden. An tüchtigen Heerführern aus Macedonien und Griechenland konnte es den reichen Seleuciden niemals fehlen, und mit beiden Ländern konnte überhaupt leicht eine Verbindung unterhalten werden, durch welche fortwährend Europas Wissen hätte nach Asien gezogen werden müssen.

Allein weder Seleucus noch seine Nachfolger erkannten ihre Stellung. Sie haben die Gunst der Verhältnisse, die sich ihnen darbot, nicht begriffen, und ihr Leben auf dem schönsten Throne des Morgenlandes ist immer ein durchaus Naturwidriges gewesen, und ihr Streben von verkehrten und falschen Begriffen ausgegangen. Sie fühlten es nicht, daß es eine Wohlthat des Geschickes für sie sey, daß Macedonien, Griechenland und Aegypten von dem Riesenkörper ihres Reiches getrennt wurden. Ihre Gedanken ersehnten die Herrschaft über

diese Lande zurück, und das glänzende Bild der Monarchie Alexanders des Großen schwebte lockend vor ihnen. Daher behielten sie Alexanders Formen bei. Macedonisch und griechisch blieb ihre Weise und Sitte, und die Pracht und Ueppigkeit des Morgenlandes mußte sich für die Seleuciden in griechische Formen kleiden. Macedonier und Griechen bildeten ihre Umgebungen, und den Barbaren ward höchstens gestattet, in dieselbe einzutreten, wenn sie sich ihrer nationellen Weise entäußerten. Macedonier und Griechen bildeten den Kern des Heeres, wurden als dessen Kraft und Stärke betrachtet, und die weit zahlreicheren Barbaren mußten sich tief unter sie gestellt sehen. Die Seleuciden suchten auf alle Weise Macedonier und Griechen nach Asien zu ziehen, bald um das Heer zu bilden, bald um neue Städte mit befreundeten Menschen anzufüllen. Asien konnte deßhalb doch nicht macedonisch-griechisch werden, und Macedonier und Griechen konnten diesen ungeheuren Raum nicht ausfüllen, wohl aber wurden durch dieses Betragen der Seleuciden die Völker des Morgenlandes von ihnen abgewendet, und die Macht ihres Reiches untergraben.

In eine günstigere Lage war das neue königliche Haus des Ptolemäus Lagi gestellt, zunächst deßhalb, weil es ein kleineres Reich zur Herrschaft erhielt. Die Ptolemäer hatten es nur mit einem barbarischen Volke, mit dem von Aegypten zu thun; die Seleuciden erblickten eine ganze, bunte Völkerwelt am Fuße ihres Thrones, und die Verlegenheit, in welche sie kamen, an welche von den verschiedenen, in ihrem Reiche herrschenden Weisen sie sich anschließen sollten, ob an die medisch-persische, ob an die syrische, oder ob an eine andere, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß sie Macedonier und Griechen blieben. Die Ptolemäer verdankten es ferner der mindern Ausdehnung ihres Reiches, daß sie keine Satrapen nöthig hatten, wie die Seleuciden und nachmals die griechischen Könige von Bactra und die barbarischen von Pontus. Der geringe Raum ließ sich von einem Punkte, von dem Königthume selbst aus übersehen und verwalten, und die Befehlshaber des Königs in Cyrene und Cypern ließen sich leichter in Gehorsam halten. Sodann fand für dieses Geschlecht die Nothwendigkeit, sich in dem Morgenlande ganz heimisch zu machen, nicht in dem Grade statt, wie für die Seleuciden: denn es war ohne Zweifel für sie nicht so gefahrvoll, Griechen zu bleiben. Das Volk von Aegypten war unter der langen und hier, wo selbst die religiösen Gefühle nicht selten beleidigt wurden, ungemein harten Herrschaft der Perser abgestumpft und die Nationalität also ertödtet worden, daß sie nur in sehr schwachen Regungen sich noch kund gab. Hier in Aegypten lebte nicht wie in Persien und Medien, die Erinnerung, daß man einst das über Asien gebietende Volk gewesen, und ein fremdes Königsgeschlecht mit fremden Umgebungen mußte somit auch nur minder bittere Gefühle aufregen. Es läßt sich nicht behaupten, daß die Ptolemäer allenthalben ihre Stellung besser gewürdigt haben, als die Seleuciden; in nicht unwichtigen Sachen jedoch haben sie, mag nun wahrhaft gründliche Erkenntniß der Dinge oder nur ein dunkles Gefühl sie geleitet haben, richtiger und der Lage der Umstände gemäßer, als jene gehandelt. Die härtesten Mißgriffe haben die Ptolemäer in ihren Verhältnissen zu den Seleuciden gethan. Der Besitz von Aegypten und Cyrene, zu denen bald noch die Insel Cypern kam, genügte ihnen nicht. Sie trachteten fortwährend nach dem Gewinn von Cölesyrien, Phönicien und Palästina. Nun hatte zwar der Besitz dieser Länder für Aegypten und für die Ptolemäer, die mächtig und reich durch Förderung des Handels zu werden gedachten, eine große Wichtigkeit, aber durchweg unentbehrlich war er nicht. Aegypten besaß sie nur kurze Zeit und dies obenein schwankend und ungewiß; dennoch blühte es. Diese Länder waren aber kaum ohne den Besitz von ganz Syrien, ohne die Ausdehnung des Reiches bis zum Euphrat zu behaupten, welche die Ptolemäer auch mehr als einmal zu gewinnen gedachten. Dieses Streben war aber aus zwei Gründen verkehrt und falsch. Zuerst mußte es nothwendiger Weise einen steten Kampf mit den Seleuciden herbeiführen, welche in dieser Richtung der Ptolemäer nichts anders sehen konnten, als die Zerstörung ihres Reiches. Es hat diese Richtung auch einen solchen Kampf herbeigeführt, einen Kampf, der verhängnißvoll für die Seleuciden ward, und den Untergang ihres Reiches zum Theil herbeiführte, der den Ausgang der Ptolemäer wie von selbst heranzog. Wäre den Ptolemäern aber ihr Streben gelungen, und hätten sie sich in der That bis zum Euphrat und über denselben auszudehnen vermocht, so würden sie den fernen Besitz nach der Regierungsweisheit damaliger Zeit nur durch Satrapen haben verwalten können, und sie hätten damit dieselbe Ungewißheit und denselben lockeren Zusammenhang ihres Reiches erhalten, welcher die alten Perserkönige und später die syrischen Könige gedrückt hat.

Die Umsicht, mit welcher der Verfasser alle diese Verhältnisse entwickelt, und auch die Geschichte der ersten Könige des Ptolemäischen Hauses im sechsten Kapitel behandelt hat, verdienst alle Anerkennung. Das siebente schildert den Untergang der Demetrier von Macedonien. Mit dem Ausgange des Krieges der Römer gegen König Antiochus den Großen von Syrien war die Verbindung zerrissen, welche bis dahin zwischen den Vorgängen in Macedonien und Syrien gewesen, und um derentwillen der Verfasser die Geschichte beider Reiche in einander

geschlungen hat. Es wandert fortan ein jedes für sich seine Straße dem Untergange zu. Länger als zehn Jahre überlebte König Philipp von Macedonien den Ausgang jenes Krieges. Es war eine furchtbare Zeit, diese zehn Jahre. Der wildeste Schmerz mußte in dem König seyn, er mochte auf die Vergangenheit blicken, auf die Gegenwart oder auf die Zukunft. Die Vergangenheit bot die Erinnerung an die großen begangenen Fehler; sie hielt dem König die im zweiten Kriege Karthagos gegen Rom verscherzte Gunst des Schicksals hin, sie hielt ihm allen Mangel an Kraft und Entschlossenheit, durch welchen der namenlose Jammer der Gegenwart gekommen und alle falschen Berechnungen entgegen. Die Gegenwart stellte sich nicht minder düster vor seine Seele. Die trügerische Hoffnung auf die neue Freundschaft der Römer, um derentwillen Antiochus von Syrien zurückgewiesen worden, löste sich von Tag zu Tag mehr in ein täuschendes Nichts auf. Der König sah sich, wie rings um ihn her die Völker und die Staaten, alle von den Römern mit einer goldenen Zaubermünze getäuscht, die nach kurzer Frist, und wenn sie noch einmal betrachtet werden sollte, verschwunden war. Er sah sich betrogen, schon seit Antiochus von Syrien nach Asien zurückgewiesen worden war. Die Zukunft bot keine andere Aussicht mehr, als einen Kampf der Verzweiflung mit Roms Uebermacht. Denn daß Rom, so weit sein Schwert nur reichen würde, entschlossen sey, alles zu zertrümmern, das konnte jezt wohl nur dem noch unenthüllt seyn, der durch unbequeme Gedanken sich aus einer behaglichen Ruhe nicht aufrütteln wollte.

Das achte und lezte Kapitel umfaßt die Geschichte der lezten Seleuciden und der lezten Ptolemäer. Nach dem Tode Antiochus des Großen traten die Schicksale der Seleuciden und der Ptolemäer in noch innigeren Zusammenhang, als er in den frühern Zeiten statt gefunden hatte. Ein Schicksal waltete über sie, eine Macht der Zustände und der Verhältnisse drückte sie nieder, und eine Kunst führte sie dem langsamen, aber sicheren Tode zu. Im Reich der Seleuciden hatte längst eine Reaktion des morgenländischen Geistes gegen den griechischen begonnen. Ueberdies fielen Macedonien und Griechenland unter die Botmäßigkeit der Römer. Dadurch ward die Säule gebrochen, auf welcher die Macht der Seleuciden in Asien ruhte; denn es war nun nicht mehr möglich, Werbungen in diesen Ländern zu veranstalten. Also ging der beste und treueste Theil des Heeres verloren. Der Fall der Ptolemäer in Aegypten erklärt sich hauptsächlich durch die Greuel und Verbrechen, welche in diesem Hause immer zahlreicher wurden. Doch mit einer Schilderung derselben wollen wir das Publikum nicht belästigen, sondern diejenigen, welche sich vollständig über die lezten Schicksale Aegyptens unterrichten wollen, auf das angezeigte Werk verweisen, in welchem sie mit größter Sorgfalt auseinander gesezt sind.

Referent schließt diese Anzeige mit dem Wunsche, daß der talentvolle Verfasser, der überall ein sorgfältiges und genaues Quellenstudium beurkundet, und für Geschichtschreibung mit den herrlichsten Talenten ausgestattet ist, sich bald an die Ausarbeitung seiner in der Vorrede zu diesem Theile versprochenen Geschichte der Kultur der Griechen wenden, und derselben seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit widmen möchte. Nur wünschen wir, daß er manche Künstelei in der Diktion, die er sich aus Vorliebe für poetische Ausdrucksweise angeeignet haben dürfte, vermeiden, und sich der ganz gewöhnlichen Wortstellung bedienen möge. In unsern Tagen, wo sich der einfache historische Styl so vielfache Verzerrungen gefallen lassen muß, darf diese scheinbare Kleinigkeit nicht ungerügt bleiben.

Druck und Papier stimmen mit der Vortrefflichkeit des Inhalts überein.

d.

Dramatische Literatur.

19) Zwei Trauerspiele von Carl Freiherr von Wechmar. Karl XII. (Karls XII.) Tod. Leonardo. Karlsruhe, Müller'sche Hofbuchhandlung, 1835.

Es sind uns schon mehrere Schau- und Trauerspiele vorgekommen, worin Karl XII. sich äußerst wortreich in langdahinfließenden Jamben vernehmen läßt. Wir bedauern, daß sich dies auch hier wiederholt. Karl XII. hat sich immer nur kurz, heftig, abgerissen ausgedrückt. Sein ganzes Charakterbild wird verändert, sobald man ihn in Jamben peroriren läßt.

Leonardo ist eine Art Clavigo, bringt die Eine auf's Todtenbett und wird vom Bräutigam der Andern erstochen. Auch dieses Stück ist in sehr gewöhnlichen Jamben geschrieben, sentimental pathetisch und ohne originell bilderreiche Phantasie.

20) Konradin von Schwaben. Historisch-romantisches Drama in drei Theilen von Karoline Leonhardt, in Musik gesezt von K. E. Hering.

Ein schon oft dramatisch behandelter Gegenstand. Hier hat sich ein weibliches Gemüth in lyrischen Klängen ergossen, die allerdings zu einem Singspiel passen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 66. Mittwoch, 29. Juni **1836.**

Ende des jungen Deutschland.

Die Partei, die sich so lärmend ankündigte, sich des Aergsten vermaß und sogar den alten Gott im Himmel nicht ruhig wollte sitzen lassen, hat auf einmal mit einer bleichen Erbärmlichkeit, mit einem schülerhaften pater peccavi geendigt. Der Eine, der noch unlängst den Himmel im Sturm nahm, Gott selbst „über die Klinge springen" ließ und nach gänzlicher Vertilgung des Christenthums einen neuen Venusdienst, die Religion des Fleisches einführen wollte, hat auf einmal die hohe deutsche Bundesversammlung seiner keuschen, überaus moralischen und gottseligen Gesinnungen versichert. Der Andere, der den Heiland und die Apostel mit den empörendsten Schimpfwörtern belegte, überhaupt alle Religion, Tugend und Scham, das Institut der Ehe ꝛc. verdammte, und die Menschheit bedauerte, daß sie je an einen Gott geglaubt habe, derselbe hat jezt, nachdem er die ihm dafür zuertheilte Gefängnißstrafe überstanden, auf einmal revocirt und das Christenthum wieder anerkannt.

Mit diesem Ausgang kann man sich beruhigen. Nur ein ausharrender Fanatismus hätte gefährlich werden können, nur ein Muth, wie er einst in Frankreich die Atheisten beseelte, die ihr Haupt lieber unter die Guillotine trugen, ehe sie ein peccavi anstimmten. Zum Glück wurde bei uns eine so schlechte Sache durch keinen Muth unterstüzt. Das erbärmliche Benehmen unsrer jungen Deutschen wird Niemand mehr zur Nachahmung reizen. Der so umfassend angelegte Plan, die ganze deutsche Jugend zu verführen, ist schon bei der ersten Probe an der Feigheit seiner Urheber gescheitert.

Wer sich auf einen Augenblick in die Lage dieser geschlagenen Menschen versetz n will, dem wird es nicht entgehen, daß ihr ganzes Dichten und Trachten von nun an darauf gerichtet seyn muß, ihren unmächtigen Ingrimm über das Mißlingen ihres Plans an mir auszulassen, dem sie hauptsächlich ihre Niederlage zuschreiben. Ich habe gleich anfangs erklärt, daß ich wohl wisse, mit was für tief demoralisirten Individuen ich es zu thun habe und welchen Beschmutzungen ich mich aussetze. Aber es schien mir Pflicht zu seyn, um der Sache willen den persönlichen Ekel zu überwinden. Das Publikum wird über die Motive der Schmähschriften, die man gegen mich zu schleudern fortfährt, hinlänglich im Klaren seyn und ich kann, unbeschadet meiner bürgerlichen Ehre, sie auf sich beruhen lassen.

Die Religion, die Sittlichkeit, die Ehe sind, wenigstens in der nächsten Zukunft, vor den ferneren Angriffen

Digitized by Google

dieser Partei sicher gestellt. Mehr habe ich nicht gewollt. Es ist kein Zweifel, daß die Lektion, die ich den jungen Leuten gegeben, stark genug war, diesen Zweck zu erreichen. Gleichwohl wird vielleicht eine spätere Zeit die Frage aufwerfen, warum die Geistlichkeit, die doch so viel spricht, in dieser Sache gänzlich geschwiegen, warum sie es einem Laien überlassen hat, die Religion zu vertheidigen? Wo sind die Mosheim, Gellert, Spalding, Semler, Seiler, Kleuker, Reinhart, wo ist Schleiermacher geblieben? Wo sind alle die Männer Gottes hingekommen, die einst so siegreich den älteren, aus Frankreich bei uns eingedrungenen Atheismus mit dem Schwerte, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes, mit dem Lichte, nicht der Ketzerfeuer, sondern der Vernunft zurückschreckten? Ist der jüngere Atheismus, der aus demselben Frankreich mit einem neuen verführerischen Gefolge von glänzenden und liebkosenden Lügen kommt, etwa weniger gefährlich? Der böse Feind ist von einem starken Arm ergriffen und zurückgeschleudert worden, aber er hat doch gemerkt, daß die eigentlichen Wächter geschlafen haben. Das wird er nicht vergessen und er wird darauf lauern, wiederzukommen. Möge unsere erleuchtete Theologie wohl bedenken, daß ihr Stillschweigen dem für diesmal noch geschlagenen Atheismus eine heimlich trostreiche Hoffnung geworden ist.

Menzel.

Alterthumskunde.

7) Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte, von Dr. Wilh. Fr. Volger, Rektor am Johanneum zu Lüneburg. Ersten Bandes erste Abtheilung. Alte Geschichte. Mit Tabellen und einer Karte. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung, 1835. IV und 307 S. gr. 8.

Bei der Abfassung dieses Werks bemühte sich der Verfasser von bloß populärer Einkleidung, wie von einem Vortrage, den der Gelehrte zu seinem Zwecke verlangt, sich gleich ferne zu halten, und mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen und Ansichten eine einfache Erzählung der wichtigern Weltbegebenheiten für Lehrer und besonders für Schüler, die nicht rein wissenschaftliche Zwecke verfolgen, zu liefern. Zugleich wollte er Geschichtsfreunden ein für ihre Zwecke hinreichend ausführliches, alle Trockenheit möglichst vermeidendes Lehrbuch darbieten. Der Plan ist gut, doch müssen wir bedauern, daß Herr Volger dieselben nicht consequent durchgeführt hat. Die allgemeine Geschichte kann und darf sich, wenn sie jenen Namen verdienen will, nicht auf eine einfache Darstellung der politischen Ereignisse beschränken, sondern muß uns auch mit den religiösen und häuslichen Verhältnissen der vornehmsten Völker, mit ihren Verfassungen, mit ihren Fortschritten in Kunst und Wissenschaft, im Gewerbfleiß und Handel bekannt machen. Die Bemerkungen über die Hülfswissenschaften der Geschichte sind ziemlich lückenhaft. Dagegen sind wir mit den folgenden Paragraphen, in denen er von den Quellen der Geschichte, von dem ältesten Zustande des Menschengeschlechtes und von der Entstehung der Staaten und der Staatsverfassungen handelt, einverstanden.

Nach dieser Einleitung beginnt er mit Indien, China und Assyrien die eigentliche Geschichte. Indiens und Chinas Geschichte ist aber kaum mit einigen Worten berührt. Wenn auch die politische Geschichte Indiens in ein großes Dunkel gehüllt ist, so haben wir doch über die Religion, die Sitten und Einrichtungen der Indier und Chinesen zuverläßigere Angaben. Hätte der Verfasser nur die interessantesten Stellen aus den Werken von A. W. v. Schlegel, Bohlen, Windischmann und Rhode zu einem Ganzen verbunden, so würde er sich den Dank seiner Leser erworben haben, die in seinem Werke vergeblich nach Aufschlüssen suchen. Auch die Geschichte des neuassyrischen und neubabylonischen oder chaldäischen Reiches ist so mangelhaft, als sie nur in einem dürftigen Lehrbuche seyn kann. Bei den assyrischen Königen ist nicht einmal eine Zeitangabe beigefügt. Auch die medische Geschichte ist oberflächlich. Dagegen hat er die Geschichte der Hebräer und jene der alten Aegyptier so ausführlich behandelt, daß sie mit jener der bisher genannten Völker und mit der persischen in gar keinem Verhältnisse steht. Es ist ganz richtig, daß wir über die Israeliten und die Ägyptier besser unterrichtet sind, daß sie für uns in gar vielen Beziehungen eine höhere Bedeutung haben: allein die Ungleichförmigkeit der Darstellung ist hier zu groß. Die Geschichte des Cyrus ist ganz nach Justin erzählt; dabei sind die Angaben des Ctesias, der doch nicht alles erdichtet haben kann, und in diesem Theile vielleicht mehr Berücksichtigung als Herodot verdient, nicht einmal in einer Anmerkung berührt. Wenn der Verfasser auch nicht gesonnen war, sich in kritische Untersuchungen über diesen schwierigen Gegenstand einzulassen, so hätte er doch die Abweichungen der einzelnen Schriftsteller andeuten sollen, um dadurch seine Leser in den Stand zu setzen, über den Werth derselben sich selbst ein Urtheil zu bilden. Auch der Erzählung, welcher Xenophon in seiner Cyropädie, diesem schönen geschichtlichen Romane folgt, hätte mit einigen Worten gedacht werden sollen. Von der Einrichtung des persischen Reiches durch Darius bemerkt der Verfasser

nur, daß dieser große König dasselbe in zwanzig Provinzen eintheilte, die von Satrapen verwaltet wurden, und daß er ein stehendes Heer unter besondern Befehlshabern durch das ganze Reich vertheilte. Das ist doch gewiß zu wenig. Von den Nachfolgern des Darius sind fast nur die Namen angegeben; die Chronologie ist nur zweimal berücksichtigt worden, nämlich bei dem Feldzuge, den der jüngere Cyrus gegen seinen Bruder unternahm, und bei der Eroberung des persischen Reiches durch Alexander den Großen. Die Ursachen des schnellen und unaufhaltsamen Verfalles der persischen Monarchie finden wir nirgends erwähnt. Die ältere Geschichte Syriens und der kleinasiatischen Reiche ist ebenfalls übergangen; nicht einmal Lydien und Troja sind einer nähern Betrachtung gewürdigt worden.

Wir gehen zur griechischen Geschichte über. Daß der Verfasser hier eine geographische Uebersicht vorausschickt, finden wir ganz in der Ordnung; nur wünschten wir, daß er nicht bloß ein Gerippe gegeben, sondern auch von der physischen Beschaffenheit des Landes, von dem Klima und von dem Einflusse desselben auf geistige und körperliche Eigenthümlichkeit der Einwohner einige Worte gesprochen hätte. Ueber die ältesten Einwohner wollen wir ihn selbst reden lassen: „Zwei Stämme sind es vor allen, die aus der dunklen Sagenzeit und unter den zahlreichen Völkerschaften als die mächtigsten hervortreten, und unter deren Namen alle übrigen nach und nach verschwinden: Pelasger und Hellenen, jene älter noch als diese; denn keine Spur deutet auf ihren Ursprung hin, wohl aber finden wir, daß sie, sey es von ältern Wohnsitzen, oder indem sie der Uebermacht der spätern Hellenen wichen, von Griechenland aus sich über andere Länder verbreiten.“ Die Pelasger sind von den Hellenen nicht verschieden, sondern nur ein Zweig derselben, der sich früher entwickelte, als die übrigen, und später, bei der Zunahme der Bevölkerung, nach den drei im Alterthume bekannten Erdtheilen Colonisten schickte. Daß der Verfasser die Mährchen von ägyptischen und phönizischen Colonien, die sich in Griechenland angesiedelt haben sollen, ganz gutmüthig erzählt, ohne auf die geistreichen Ansichten eines C. O. Müller nur die geringste Rücksicht zu nehmen, können wir nicht gutheißen. Die übrige Geschichte Griechenlands ist mit Ausnahme jener der Colonien vortrefflich. Wir können nicht einsehen, warum Herr Volger die griechischen Colonien, die sich viel früher entwickelten, als das Mutterland, und nicht bloß in Kunst und Wissenschaft, sondern auch für Gewerbsfleiß sehr viel gethan haben, so schnell abfertigte, und bei weitem nicht einmal halb so viel über ihre Verhältnisse mittheilte, als Heeren in seinem Handbuche der Geschichte der Staaten des Alterthums gegeben hat. Die Bemerkungen, welche am Schlusse der politischen Geschichte der Hellenen über Kunst und Wissenschaft beigefügt sind, werden billige Leser ansprechen.

Wie der Geschichte Griechenlands, so ist auch jener von Rom eine geographische Uebersicht vorausgeschickt. Was der Verfasser von den ältesten Bewohnern Italiens sagt, läßt sich aus Quellen durchaus nicht beweisen. „Wir bemerken, sagt er, unter den ältesten Stämmen, die wir, weil wir von ihrer Einwanderung gar nichts wissen, Urbewohner nennen, die Umbrer, Ausonier, Sabiner, die Marser, Samniter, Lucaner. Dagegen wissen wir, daß aus Gallien und den Alpen celtische Stämme, vielleicht aus Spanien die Ligurier und aus Illyrien die Veneter einwanderten; ganz ausgemacht ist es aber, daß aus Griechenland in uralter Zeit Pelasger und späterhin deren Stammgenossen, die Griechen, hierher kamen. Aus der Vermischung der Pelasger mit Ureinwohnern gingen zwei Völkerschaften hervor, deren Geschichte uns vorzugsweise bekannt ist, die Etrusker und die Römer.“ Daß die Ligurier, wie der Verfasser annimmt, aus Spanien abstammen, ist ganz ungegründet; sie waren ein celtisches Volk, das wir auch an den Küsten Galliens finden. Ob die Umbrer und die übrigen von Herrn Volger als Ureinwohner bezeichneten Völker nicht ebenfalls Celten waren, lassen wir dahin gestellt seyn. Wir glauben, daß die Samniter und Umbrer eben so gut, wie die Sabiner zu den Celten gehörten, und daß überhaupt der größte Theil Italiens in der Urzeit von ihnen besezt war. Es wäre sonderbar, wenn sie sich, da sie nicht bloß die pyrenäische Halbinsel, sondern auch Gallien besaßen, nicht auch nach Italien verbreitet hätten? Darin stimmen wir aber mit dem Verfasser vollkommen überein, daß die Veneter Illyrier waren. Die Sage nennt den Illyrios einen Sohn des Thrax, wodurch sie die Verwandtschaft der alten Illyrier mit den Thraciern, d. h. deren Abstammung von diesem weit verbreiteten Volke deutlich genug bezeichnet. Auch darin stimmen wir überein, daß die Lateiner aus der Verbindung der Aboriginer (celtischen Ureinwohner von Latium) mit Pelasgern zu einem Volke erwuchsen. Allein wie er die Etrusker oder Tusker als ein aus Ureinwohnern und Pelasgern entstandenes Volk ansehen konnte, vermögen wir nicht zu begreifen. Alle Angaben der Alten, alle Gründe der Wahrscheinlichkeit sprechen dagegen. Die Tusker waren der nämlichen Abkunft, wie die Veneter. Wenn sie einige aus Rhätien einwandern lassen, so steht diese Angabe mit unserer Ansicht keineswegs in Widerspruch; denn die Illyrier hatten sich nicht bloß in den rhätischen Gebirgsgegenden niedergelassen, sondern sich auch bis nach Vindelicien verzweigt.

Eben so auffallend war es uns, daß Herr Volger

die Fabel von Aeneas erzählt, so daß man am Ende nicht weiß, ob man die Albaner und Lateiner überhaupt für Trojaner, oder wie er selbst früher bemerkte, für eine Verbindung von Griechen und Aboriginern halten soll. Wir glauben, mit Recht verlangen zu können, daß er auf die Grundlosigkeit jener Sage und die Entstehung derselben, oder auf die Ansichten, welche C. O. Müller darüber aufgestellt hat, in einer Anmerkung hätte verweisen sollen. Die übrige Geschichte Roms ist mit Ausnahme der Kaisergeschichte, die etwas ausführlicher seyn dürfte, sehr gut behandelt. Nur wünschten wir, daß Herr Volger sich bei der Wichtigkeit des Gegenstandes über die innern Verhältnisse und die Literatur etwas umständlicher erklärt hätte. Wir schließen diese kurze Anzeige mit dem aufrichtigen Wunsche, daß Herr Volger besonders die neuere Geschichte etwas gleichförmiger behandeln, vorzüglich der Kultur eine noch größere Aufmerksamkeit schenken, und Amerika nicht, wie es gewöhnlich geschieht, mit Stillschweigen übergehen möge. Wir werden dann seinem Handbuche der Geschichte mit Vergnügen den großen Beifall schenken, den wir seinem Handbuche der Geographie immer gezollt haben. Die Ausstattung des Werkes von Seite des Verlegers entspricht allen Erwartungen.

d.

Dramatische Literatur.

21) Alboin. Maximilian in Flandern. Dramatische Dichtungen von Pannasch. Güns, Reichard, 1835.

Die Zeit, wo man noch die Köpfe der erschlagenen Feinde als Trinkgeschirr brauchte und die Töchter zwang, aus des Vaters Hirnschaale zu trinken — diese alte barbarische Zeit läßt sich gewiß nicht sentimental auffassen und in den pruden Anstand unsrer Tage übersetzen. Ein Alboin darf gewiß nicht in hochtrabenden Jamben zarte Sentimens deklamiren. Die Rohheit, mit der er, von Glück und Wein berauscht, Rosamunden den Todtenkopf ihres Vaters als Trinkschaale zum Bescheidthun hinreicht, darf gewiß nicht in eine mit vollem Bewußtseyn durchgeführte sentimentale Scene umgewandelt werden, wie hier geschieht, wo Alboin feierlich und mit gerührtem Sinne aus der Hirnschale ihrem ehemaligen Besitzer Frieden zutrinkt, und der Tochter nur darum die Schaale reicht, um auch sie in der besten Absicht und mit ganz nüchternem Verstande in diesen seltsamen Friedensbund aufzunehmen. Es ist unbegreiflich, von welcher Wuth unsere Dichter ergriffen sind, alte historische Stoffe bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen, die kräftige Wahrheit derselben in einer unnatürlichen und unmöglichen Beschönigung zu verfälschen, jeden eisernen Charakter in Brei aufzuweichen, besonders aber jeder Rohheit und jedem Laster ein Tugendmäntelchen umzuhängen. Wie verstand es der große Shakespeare, uns die Barbarei der Vorzeit mit schrecklicher Treue und doch so darzustellen, daß sie unser Gefühl nicht beleidigten, daß wir immer durch eine sittliche Erhebung wieder von den peinigenden Eindrücken befreit wurden. Aber unsere heutigen Dichter ahmen entweder die Franzosen nach und studiren auf nichts, als auf peinliche Eindrücke und überbieten sich in der Darstellung des Unleidlichsten, oder sie verwässern mit deutscher Sentimentalität alles, kochen alles in tugendhaften und edelmüthigen Jamben auf, daß der schrecklichste Tyrann ein leidender junger Werther und die wildeste Megäre eine weinende Clarisse wird.

Maximilian in Flandern hat dem Verfasser Gelegenheit gegeben, eine grenzenlose Verachtung gegen bürgerliche Freiheit zur Schau zu tragen. Freilich hat er hierin nur dem Beispiel Goethe's gefolgt, der in seinem Egmont dieselben niederländischen Bürger zu kleinstädtischen Karrikaturen, zu Gevatter Schneider und Handschuhmacher gemacht hat. Allein Goethe hat hierin nicht weniger gefehlt, wie Pannasch. Jene Bürger, die schon über ein Jahrhundert lang durch die Keuren der volksthümlichen Grafen von Flandern an Freiheit gewöhnt, durch Industrie und Handel zu großer Macht und in unsterblichen Heldenkämpfen gegen das übermüthige Frankreich zu hohem Kriegsruhm gelangt waren, jene Handwerker von Gent und Brügge, die Frankreichs ganze Macht bei Kortryk in der berühmten Sporenschlacht schlugen, die auch den großen Sieg bei Crecy wesentlich entschieden, die ohne des deutschen Reiches Hülfe doch des Reiches Grenze redlich schirmten, die sich endlich nach der Schlacht bei Rosebek der halbfranzösischen Herrschaft des Burgunder Philipp unterwerfen mußten, aber sobald man ihnen einen französischen Statthalter sezte, von Neuem aufstanden und vier Jahre lang gegen die ganze Macht Burgunds um ihre Freiheit stritten — diese Bürger waren kein solches Gesindel, wie es den Herren Goethe und Pannasch beliebt hat, sie darzustellen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064054800

Digitized by Google

Digitized by Google